699

Per. 27835 d. 29.
1858

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

tät des Poetenthums proclamirte, aber Andere hatten ihn und begründeten einen ſtattlichen Muſenhof, während Bürger, vom Volk und von den Großen verlaſſen, abſeits von der Heerſtraße traurig verkümmerte.

Den höchſten Preis errang Bürger in der Ballade. Seine „Lenore“ war ein großer Wurf, ſie war ein epochemachendes Gedicht. Vorher beſaßen wir dieſe Gattung gar nicht, außer in den halbverwehten Tönen der alten Volksballade, die aber häufig in bloße „Morithatenſängerei“ ausartete. Daß Bürger die berühmte Percy'ſche Sammlung altengliſcher und altſchottiſcher Balladen mächtig auf ſich wirken ließ, thut hierbei nichts zur Sache; die „Lenore“ und einige andere Bürger'ſche Balladen (während freilich andere nicht viel mehr als weiter ausgeführte Copien engliſcher Vorbilder ſind) ſtehen als Originaldichtungen da, die keinen Vergleich zulaſſen. Goethe hat zwar den reinen Balladenton im „König von Thule“, „Erlkönig“ u. ſ. w. beſſer getroffen; aber in der ihm eigenthümlichen Balladengattung, die Bürger ſchuf, iſt dieſer einzig und unerreicht geblieben. Gervinus ſagt von der „Lenore“, dieſer trotz des zopfigen Schluſſes wunderbaren Schöpfung:

> Die erſte Frucht ſeiner geſteigerten Stimmung war die „Lenore“, die berühmteſte der Balladen, die Bürger berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnſten, am übermüthigſten, am meiſten dem blinden Zug des Genius überlaſſen und jener Sh.-ſpeare'ſchen Natur und Urkraft nahe zu kommen ſcheint. Kein neuerer Dichter hat in dieſem Zweige ſo anſchaulich gemacht wie er, daß die Ballade die Anfänge der dramatiſchen Kunſt gleichſam in ſich ſchließt und in dem Wechſel der verſchiedenſten Leidenſchaften und Regungen ihren Geſetzen folgt u. ſ. w.

Dieſe Bemerkung mag vollkommen richtig ſein, bis auf den „blinden“ Zug des Genius, denn der Genius iſt nicht blind, ſondern hat immer offene Augen, ſelbſt wo er ſich in einen Abgrund ſtürzt. Nach Pröhle iſt Bürger ſelbſt von Goethe in der Ballade nicht übertroffen worden; denn nur Bürger, „wie er ſelbſt die Untiefen des Lebens ausgemeſſen hat und zuletzt ſelbſt von den dunkeln Leidenſchaften verſchlungen iſt“, ſei der Ballade recht auf den Grund gegangen. Was Schiller's Balladen betrifft, ſo verrathen ſie, obſchon einer ganz andern Ideenſphäre angehörend, in der Structur und den ausführlichen Detailſchilderungen ganz deutlich die Einwirkung des von Bürger erfundenen Balladengenre.

Bürger führt uns in Tiefen, in die uns bis dahin noch kein deutſcher Dichter geführt hatte; er erſchließt uns ein Reich dämoniſcher Gewalten, das doch wieder kein anderes iſt als das Reich der dämoniſchen Leidenſchaften, welche die Seele des Menſchen beherrſchen und zerreißen. Bürger kannte die Gefahren dieſer Leidenſchaften, und ſo haben ſeine Balladen meiſt auch eine lehrreiche Tendenz. In dieſer Hinſicht ſteht auch ſeine Ballade vom „Wilden Jäger“ ſehr hoch. Die Doppelnatur und Zweitheiligkeit des Menſchen, dem der gute Dämon der Vernunft warnend rechts und der böſe der Leidenſchaft hetzend links zur Seite gehen, iſt nie treffender und anſchaulicher allegoriſirt, nie eine populär-didaktiſche Tendenz ſo draſtiſch in Scene geſetzt worden. Mag auch die Vorſtellung von den guten und böſen Engeln, welche den Menſchen zur Seite ſtehen, weit verbreitet ſein und ſich auch im Morgenlande Anklänge daran vorfinden, ſo hat doch kein Dichter vor Bürger dieſe Vorſtellungen in ſo plaſtiſcher, farbenreicher, überzeugender und dramatiſcher Weiſe zu veranſchaulichen und zu verleiblichen gewußt. Man ſieht die beiden Reiter leibhaftig vor ſich, den einen auf ſilberweißem, den andern auf feuerfarbenem Roß, den einen mit „mildem Frühlingsangeſicht“, den andern „graß, dunkelgelb“. So iſt auch der geſpenſtiſche Reiter, welcher Lenore aus dem Bett holt, im Grunde nichts weiter als eine Allegorie, als die Verkörperung des innern Strafgerichts, welchem die vernunftlos ſich verzehrende, bis zur Verleugnung Gottes ſich ſteigernde menſchliche Leidenſchaft verfällt. Indeſſen, wer denkt bei dem Leſen des Gedichts an eine kalte Allegorie, wo ſich Alles ſo plaſtiſch, ſo dramatiſch, ſo ſtürmiſch lebendig vor uns entwickelt.

Wenn die romantiſche Schule, freilich mit Ausſchließung der bei Bürger vorwaltenden lehrhaften Tendenzen, von dieſem dämoniſchen, geſpenſtiſchen Zuge der Bürger'ſchen Balladenpoeſie ohne Zweifel nicht unberührt blieb, ſo iſt die Bürger'ſche Form andererſeits auf unſere vorzugsweiſe ſo genannten claſſiſchen Dichter nicht ohne Einfluß geblieben. Denn ſo wild, geſpenſtiſch, herzzerſprengend der Inhalt ſeiner Balladen, ſo leidenſchaftlich, oft bis zum Taumel ſinnlich die Empfindung in manchen ſeiner Gedichte auch ſein mag, ſo iſt die Form doch ſtets correct und aufs äußerſte gefeilt, und er gab damit ein Beiſpiel, das zu einer Zeit, wo die Sturm- und Drangdichter zum Theil die Form aufs heilloſeſte verwahrloſten und die Sprache in Roheit und Verwilderung zu ſtürzen drohten, ſehr nöthig und gewiß nicht ohne Folgen war. Allerdings war Bürger nicht der einzige correcte Dichter ſeiner Zeit, es gab deren ſogar ſehr viele, aber er war unter denen, welche den Reim ſtatt der antiken Versmaße anwandten, jedenfalls der bedeutendſte, derjenige, der mit der Form nicht zugleich auch den Inhalt abfeilte und ſelbſt einen oft ziemlich incorrecten Inhalt in correcte Verſe zu bringen wußte.

Hölty, den wir als Mitgenoſſen des Göttinger Dichterbundes neben ihn ſtellten, gehört ebenfalls zu den correcteſten Dichtern nicht blos ſeiner Zeit, ſondern überhaupt. Die Form iſt bei ihm faſt ohne Ausnahme ſo reinlich wie der Inhalt; aber ſeine Sphäre war auch eine ganz andere. Das dämoniſch Leidenſchaftliche des Bürger'ſchen Weſens war ihm gänzlich fremd, die Ballade gelang ihm nicht, die zarte Elegie, das ſanfte Lied um ſo beſſer. Weichheit, Melodie und Anmuth des Verſes bis zur Glätte ſcheinen überhaupt den beſſern niederdeutſchen Dichtern eigen zu ſein, man findet ſie ſo gut bei Hölty und Bürger, wie bei dem ſpätern Ernſt Schulze. Vielleicht ſind die weichern Klänge des Plattdeutſch, das in ihren Umgebungen geſprochen wird, hierauf nicht ohne Einfluß. Der Wohllaut in den Verſen mancher ſüddeutſchen Dichter mag voller, berauſchen-

der ſein, aber er iſt nicht ſo einſchmeichelnd. Hohen Schwung und Originalität der Gedanken wird man bei dieſen niederdeutſchen Dichtern weniger ſuchen dürfen, um ſo mehr aber geſunden Verſtand und Innigkeit und Einfachheit des Gefühls. Sie lieben daher auch nicht in pathetiſchen Bildern und Gleichniſſen zu ſprechen, ſie ziehen vielmehr das Schlichte und die Simplicität jedem auffallenden Luxus vor. Dabei haben ſie eine große Hinneigung zur Schalkhaftigkeit, die ſich ſogar bei Hölty nicht ſelten verräth, und ſelbſt zur Derbheit, die bei Bürger häufig in Plumpheit und Gemeinheit übergeht, bei Hölty aber gar nicht zu finden iſt, außer in den Parodien „Petrarchiſche Bettlerode" und „Bardengeſang", woran ihm wenigſtens ein weſentlicher Antheil ſelbſt ſchon von Voß zugeſchrieben wird.

Nach dieſen flüchtigen Bemerkungen gehen wir zu der Monographie Heinrich Pröhle's über Bürger über. Jene machen ebenſo wenig Anſpruch darauf, eine vollſtändige Charakteriſtik des Dichters der „Lenore" zu ſein, als die Pröhle'ſche Schrift darauf Anſpruch machen kann, eine vollſtändige Biographie des Dichters zu ſein. Aber wol liefert ſie ſchätzenswerthes Material zu einer ſolchen, vervollſtändigt viele empfindliche Lücken in den bisherigen Biographien, namentlich was des Dichters Jugend- und früheſte geiſtige Entwickelungsgeſchichte betrifft, und berichtigt manche jener traditionellen Unwahrheiten und Märchen, wie ſie über das Leben öffentlicher Perſonen und beſonders Dichter umzulaufen pflegen und auch, bei aller innern Unwahrſcheinlichkeit, auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dabei allerdings ſehr delicate Lebensverhältniſſe zur Sprache kommen, ſo ſind dieſe Enthüllungen doch nirgends ſo ſehr gerechtfertigt oder entſchuldigt als in einer Biographie Bürger's, der mit einer Offenheit ohne gleichen ſelbſt die intimſten Verhältniſſe wie das mit Molly, welches einfach eine Verſündigung gegen das ſechste Gebot war, vor der Welt bloßlegte. Sonſt pflegt man von ſolchen Dingen ſo wenig als möglich öffentlich zu ſprechen; Bürger aber trat dabei mit dem Anſpruch auf, daß ſich das Publicum dafür aufs lebhafteſte intereſſiren, ſeine Schmerzen und Freuden mit durchempfinden und ſeine Liebesgeſchichte einzig und allein von der poetiſchen Seite auffaſſen müſſe. Auch verrechnete er ſich nicht, und wenn etwas geeignet erſcheint, ſeine Schuld in unſern Augen zu verringern, ſo iſt es der Umſtand, daß das Publicum in der That für Bürger und Molly zu ſchwärmen begann wie für Abälard und Heloiſe, Petrarca und Laura. Wenn wir als Kritiker in dieſer Weiſe, und zwar in ziemlicher wenn auch nicht vollſtändiger Uebereinſtimmung mit Pröhle, über dieſes Verhältniß ſprechen, ſo verkennen wir doch das Verführeriſche nicht, welches für den Poeten behufs dichteriſcher Behandlung darin liegt, und wir begreifen vollkommen, daß Otto Müller die ganze Lebensgeſchichte Bürger's, welche dieſer ſelbſt ſo beredt in ein poetiſches Licht zu ſtellen wußte, in einem Roman behandelte, dem wir, was das rein poetiſche Element und die Innerlichkeit der Durchführung anlangt, immerhin einen der erſten Plätze in der neuern Romanliteratur anweiſen dürfen. In das Verwerfungsurtheil, welches Pröhle über Müller's Roman ausſpricht, können wir nicht einſtimmen, weil der ſittliche Standpunkt bei der Beurtheilung poetiſcher Werke wol in Betracht kommen, aber doch ſicherlich nicht der einzige ſein darf, womit man ſie mißt. Hierzu kommt, daß die Volksmeinung, die bis zu einem gewiſſen Grade doch immer reſpectirt werden muß, ſich noch immer auf Bürger's Seite befindet, und allerdings laſſen ſich entſchuldigende Motive für Bürger's Verhältniß mit Molly wohl auffinden, die noch ſpäter zur Sprache gebracht werden ſollen. Denn es iſt nicht unſers Amts, ſummariſch zu richten und zu verurtheilen.

Heinrich Pröhle hat ſeiner Schrift als Vorrede eine längere Widmung an Julian Schmidt vorangeſtellt, worin es unter Anderm heißt:

Während das Schriftchen noch lebhaft mich beſchäftigte, zeigten Sie mir Ihre bevorſtehende Verheirathung an mit einer jungen Dame aus der göttinger Gegend, in der Bürger ſeine Molly fand, und wohin Sie zogen, als ich Ihnen im vergangenen Jahre von hier aus nach Harzburg das Geleit gegeben hatte und mit Karoline nach Wernigerode zurückkehrte. So nehmen Sie denn dies Büchlein als ein kleines Hochzeitsgeſchenk an, oder da es dazu wegen der dem Leben und den Dichtungen Bürger's einmal eigenthümlichen Diſſonanzen, deren Hinwegnahme nicht in der Macht ſeines Biographen ſtand, weniger geeignet ſein dürfte, ſo laſſen Sie es wenigſtens in die bekannte gutgemeinte Muſik am Polterabende einklingen u. ſ. w.

Laſſen wir jedoch dieſe perſönlichen Anſpielungen, die ja auch wol in das Capitel vom „Cultus des Genius" ſo gut wie der Otto Müller'ſche Roman gehören, beiſeite, um uns zu den weitern Erörterungen Pröhle's zu wenden, durch die derſelbe ſeine Berechtigung zur Abfaſſung ſeiner Schrift, die Abſichten, die er damit verband, und ihre Stellung zu den frühern biographiſchen Arbeiten über Bürger nachzuweiſen ſucht. Namentlich hebt Pröhle hervor, wie ſeine landsmannſchaftlichen Beziehungen ihn zur Beſchäftigung mit des Dichters Leben geführt hätten und ein großer Theil der in ſeiner Schrift enthaltenen biographiſchen Nachrichten nur gerade an ihn allein gelangen konnte, indem ſowol ſein Vater H. A. Pröhle, als auch ſein verſtorbener Großvater Hobohm jeder ſeine pfarramtliche Thätigkeit damit begannen, daß ſie, wenngleich nicht die nächſten, Nachfolger von Gottfried Auguſt Bürger's Vater in Molmerſwende waren, wo ſie noch unter dem Strohdach wohnten, unter dem Bürger geboren ward. Der Verfaſſer fährt fort:

Meine noch lebende Großmutter Hobohm, eine geborene Günther aus Quedlinburg, hatte außerdem am letzten Orte auch noch eine öfters auf Beſuch gekommene Demoiſelle Kuzbach gekannt und ſich von ihr über Bürger's Jugend erzählen laſſen, was ihr dann Alles faſt plötzlich im hohen Alter wieder lebendig ward. Auch befand ſich, als hätte Alles ſich vereinigen ſollen, um ſchon ganz früh meine Aufmerkſamkeit auf Bürger's Leben zu lenken, bei ihr in ihrem einſamen Witwenhauſe zu Wippra im Harz, als Magd oder Geſellſchafterin, eine Johanna Bürger aus Pomsfelde, ein kluges, aber damals bereits nicht mehr junges Mädchen, von der man ſagt, daß ſie eine Naturdichterin ſei. Ich erinnere mich, daß ich als Schüler oder Student

von Wippra aus mit ihr, die es ſich nicht nehmen ließ, mein leichtes Ränzchen zu tragen, einſt in aller Frühe von Wippra über Molmerſwende, wo eben die von Bürger ſo gern beſungene Aurora das Ziegeldach des Pfarrhauſes röthete, dem damals ſchon das alte Strohdach hatte weichen müſſen, bis Pomsfelde ging. Sie wollte dort ihren Aeltern einen Beſuch abſtatten. Aus einem der Häuſer des Dorfs hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier trat Johanna Bürger ein und hier wohnten im Stammdorfe ſeiner Familie noch die Verwandten des unglücklichen Dichters.

Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir auch, daß ſeit Oſtern 1856 dem Verfaſſer die in Halberſtadt befindliche und für die ganze Literatur des vorigen Jahrhunderts wichtige Correſpondenz Gleim's zur Benutzung geöffnet iſt. Auf Grund dieſes Materials hofft Pröhle in einigen Jahren eine Monographie über Gleim in mehren ſtarken Bänden dem Publicum vorzulegen.

In der nun folgenden eigentlichen Einleitung zieht Pröhle eine Parallele zwiſchen dem in viel abſchreckenderer Weiſe als Bürger untergegangenen Dichter Günther und dem Dichter der „Lenore" und verbreitet ſich dann ausführlicher über Bürger's poetiſche Eigenſchaften und namentlich ſeine Bedeutung als volksthümlicher Dichter, als Balladenſänger und Wiederbeleber der alten Volksſage. Er kommt dabei auch auf Bürger als politiſchen Dichter zu ſprechen und meint, man dürfe ſich von der Reinheit der politiſchen Geſinnung Bürger's ebenſo wenig als von ſeinem ſonſtigen Charakter eine hohe Vorſtellung machen, „wie leicht zu erweiſen wäre". Indeſſen ſollte ein gewiſſenhafter Literarhiſtoriker und Biograph ſolche Behauptungen nicht in dieſer ebenſo wol vagen als aſſertoriſchen Form hinſtellen, ſondern ſie eben erweiſen, zumal wenn dieſes ſo „leicht" iſt. Soweit uns Bürger's Charakter und Temperament bekannt ſind, glauben wir, daß er es mit den Manifeſtationen ſeiner politiſchen Geſinnung ehrlich gemeint hat. Die Bardenpoeſie war unter den Dichtern des göttinger Kreiſes unter Klopſtock'ſchem Einfluß ſehr in Aufnahme gekommen und das vaterländiſche Gefühl und die patriotiſche Geſinnung waren bei ihnen viel entwickelter und hatten ſich zu feſtern Formen ausgeprägt als bei den Dichtern des ſpätern weimariſchen Muſenhofs, Herder etwa ausgenommen. Dieſem Impuls gehorchte auch Bürger, deſſen Blick außerdem ſchon infolge ſeiner innigen Sympathie für das Volk und alles Volksthümliche auf ſo manche das Volk bedrückende arge Schäden und Misbräuche hingeleitet wurde. Er war eine einigermaßen plebejiſche Natur im beſſern Sinne, wie der Dichter Schubart, ſein Geſinnungsverwandter; das Antichambriren bei den Großen und Vornehmen war ihm in der Seele zuwider, und ſo fühlte er ſich naturgemäß mehr zum Volke hingezogen. Dieſe Geſinnung hat er auch mit größtem Nachdruck in dem bekannten Gedicht „Die Todte" ausgeſprochen, und wir wüßten auch nicht, daß ſeine Handlungen dieſer Geſinnung widerſprochen hätten; denn den von Pröhle hier zuerſt mitgetheilten Bürger'ſchen Brief an Friedrich den Großen, auf den wir weiter unten zurückkommen, wird man nicht zu den Handlungen demüthiger Schmeichelei rechnen wollen, zu denen ſich nur gemeine Supplikanten erniedrigen. Wenn, wie Pröhle anführt, das (nebenbei geſagt von W. H. Riehl in ſeinen „Hausliedern" componirte) Bürger'ſche Gedicht „Der Bauer an ſeinen durchlauchtigſten Tyrannen" im Jahre 1848 mit andern „Königsmörderliedern" zuſammengedruckt und dieſes Titels wegen, „für den Bürger nichts konnte", Gegenſtand der Verfolgung wurde, ſo iſt der Inhalt des Gedichts vollkommen unſchuldig daran, wenn man es in dieſe Geſellſchaft verwies; denn das Gedicht richtet ſich bekanntlich nur gegen die Ausartungen und Misbräuche des Jagdrechts, und wie ſehr dieſe Oppoſition dem Dichter am Herzen lag, das beweiſt ja auch ſeine Ballade vom „Wilden Jäger", welcher daſſelbe Thema zu Grunde liegt. Und gewiß hat er mit dieſen Gedichten auf die Herzen der Großen ſehr heilſam gewirkt und weſentlich dazu beigetragen, daß der Jagdtyrannei, wie ſie noch zu ſeiner Zeit beſtand, nun ein Ende gemacht iſt. Gedichte, die eine ſo wohlthätige Wirkung haben, müßte man ſelbſt dann hoch ſchätzen und in Ehren halten, wenn ſie auch weniger gehaltvoll und poetiſch wären. Im Uebrigen ging es Bürger wie ſo vielen wackern Deutſchen, welche in der Franzöſiſchen Revolution das Morgenroth einer welterlöſenden Freiheit erblickten und ſpäter erkennen mußten, daß dies Morgenroth nur der Widerſchein einer Alles verzehrenden Feuersbrunſt ſei. Da dichtete er ſein „Straflied beim ſchlechten Kriegsanfange der Gallier", worin er, wie Klopſtock in ſeinen ſpätern Oden, ſeine Reue darüber ausſpricht, daß ſein „freies Herz" noch vor kurzem entbrannt war,

Getäuſcht durch Adelſchein,
Selbſt gegen Hermann's Vaterland
Tyrtäus euch zu ſein!

Nun wend' ich meines Liedes Pfeil,
Den Unmuth raſch beſchwingt;
Und rufe Jedem Sieg und Heil,
Der euch die Feſſeln bringt! u. ſ. w.

Das nächſte Capitel mit der Ueberſchrift „G. A. Bürger in Molmerſwende (1747—59)" behandelt des Dichters Kindheitsgeſchichte und berichtigt gleich anfangs einen Irrthum, der ſich in allen bisherigen Biographien Bürger's findet. Bürger war nicht, wie es faſt überall urſprünglich nach des Dichters Angabe heißt, am 1. Januar 1748, ſondern nach ſeines Vaters eigener Aufzeichnung im Kirchenbuche am letzten December 1747 geboren, freilich ganz am Ende des Jahres in der Sylveſternacht. Es war eine poetiſche Grille des Dichters, ſeine Geburt in die erſte Stunde des Jahres 1748 zu verlegen, um von ſich ſagen zu können, daß er unter den feierlichen Geſängen geboren ſei, womit man nach alter Sitte das neue Jahr vom Kirchenthurme herab zu begrüßen pflegte.

Sonderbar ging es auch mit dem Namen des Geburtsorts Bürger's. Wahrſcheinlich infolge eines Druckfehlers, der ſich dann weiter verpflanzte, hieß er früher faſt überall Wolmerſwende, ſo in der Biographie des Dichters von Althof, bei Jördens, in Pierer's „Univerſallexikon", in

den biographiſchen Notizen, welche den Sammlungen von Echtermeyer, Schwab und Wolff beigegeben ſind. Der Verfaſſer des Artikels „Bürger" in der Erſch-Gruber'ſchen „Encyklopädie" ſtellt daher, um einen Ausweg zu finden, die Vermuthung auf, der Ort werde Wolmerſwende geſchrieben, aber Molmerſwende geſprochen, und Heinrich Döring in ſeinem „Leben Bürger's" tadelt und berichtigt ſogar Diejenigen, welche ſich der richtigen Schreibweiſe Molmerſwende (oder Molmerſchwende) bedient hatten. Man findet ſogar den Namen in Molmirsword corrumpirt! Und auch ſelbſt jetzt noch, nachdem das vorliegende Pröhle'ſche Buch erſchienen iſt, haben neuere Literaturhiſtoriker, z. B. Findel in ſeinem ſoeben herausgekommenen Buche „Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert" und Friedrich Wernick in ſeiner „Geſchichtlichen Ueberſicht der deutſchen Nationalliteratur", noch nicht die richtige Schreibart. Jener wie dieſer läßt Bürger in „Wolmerswende" geboren ſein, und nach Findel liegt dieſer Ort genau „bei" Halberſtadt. So pflanzen ſich Irrthümer, die vielleicht urſprünglich blos ein Druckfehler waren, von Buch zu Buch fort, weil ein Compilator den andern ausſchreibt und die wenigſten ſich Mühe geben, in die eigentlichen Quellenſchriften zu blicken.

Neues und wenn man will Pikantes theilt Pröhle über Bürger's Mutter mit, eine geborene Gertrud Eliſabeth Bauer aus Aſchersleben. Sie war, wie man ſchon aus frühern Biographien Bürger's weiß, ſehr roh und ungebildet und konnte kaum leſerlich ſchreiben. Letzteres hat zwar weniger zu bedeuten; denn es iſt denkbar, daß Jemand ſehr leſerlich und ſogar eine vorzügliche Hand ſchreiben kann, ohne deshalb eigentlich gebildeten Geiſtes und Herzens zu ſein, und wenn Nichtſchreibenkönnen oder Schlechtſchreiben nothwendig mit Geiſtes- und Gemüthsroheit verbunden wäre, ſo würde man dies von der weitaus überwiegenden Mehrheit der Menſchen annehmen müſſen. Aber Bürger's Mutter war außerdem zänkiſch und boshaft, was bei einer Paſtorsfrau doppelt vom Uebel iſt. Pröhle erzählt:

> Mit ihrem Manne ſoll ſie oft in heftigen Wortwechſel gerathen ſein, und das Einzige, deſſen man ſich in Molmerswende noch jetzt von der Bürger'ſchen Familie erinnert, iſt folgende, wie es ſcheint, oft von der Mutter des Dichters wiederholte Aeußerung: die Hölle ſei mit Pfaffenköpfen gepflaſtert; nur eine Stelle ſei noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen.

Oft lief ſie ihrem Manne davon und nach Aſchersleben, worauf dieſer kurz darauf nachzureiſen und ſie wiederzuholen pflegte. Noch vor einem halben Jahrhunderte ſoll man ſich in Molmerswende von ihr erzählt haben, daß ſie bei der Verſetzung ihres Mannes nach Weſtorf bei Aſchersleben heimlich den Bäumen im Pfarrgarten einen Schaden angethan, weil ſie dem Nachfolger dieſelben nicht gegönnt habe. So erzählt Pröhle noch andere Züge von ihr, von denen manche vielleicht auf bloßer übler Nachrede beruhen, die aber doch in ihrer Geſammtheit beweiſen, daß ſie nicht zu jenen Frauen gehört habe, welche den Männern blos „himmliſche Roſen ins irdiſche Leben" flechten. Viel mag dazu freilich die beſchränkte Lage der beiden Eheleute beigetragen haben, denn die Pfarre zu Molmerswende trug in Gelde berechnet damals nur 160 Thaler ein. Dabei ſoll im Pfarrhauſe Zufriedenheit beſtehen und der Gemeinde ein Beiſpiel höherer Sittlichkeit und vollkommener Menſchenliebe gegeben werden! Wenn nun ſolche Mittheilungen inſofern wichtig ſind, als ſie ein trübes Licht auf die Kindheit des Dichters werfen und manche Flecken an ſeinem Charakter erklären und entſchuldigen, ſo läßt ſich doch fragen, ob es eines Literarhiſtorikers ganz würdig und ſeines Amtes ſei, ſolche Anekdoten, die vielleicht nur auf dem Klatſch gleich zänkiſcher und boshafter alter Weiber beruhen, aus allen Winkeln herauszukratzen und zur Oeffentlichkeit zu bringen. Es iſt ja wol bekannt, daß Paſtorsfrauen, und namentlich die auf dem Lande, die Zielſcheibe arger Verleumdungen zu ſein pflegen, weshalb man in der Aufnahme und Weiterverbreitung ſolcher Geſchichten wenigſtens ſehr vorſichtig ſein ſollte. Gewiß hätte es hingereicht, anzuführen, daß im Allgemeinen der Einfluß von Bürger's Mutter und das ganze Familienleben im Paſtorshauſe zu Molmerswende ſehr wenig geeignet geweſen ſeien, in das Herz des jungen Auguſt Bürger den Keim des Edeln und Sittlichen zu legen. Dabei hat Bürger's Mutter aber ohne Zweifel auch Eigenſchaften höherer Art beſeſſen, die dem Knaben zugute kamen, und wiewol Bürger ſelbſt über gewiſſe Züge ihres moraliſchen Charakters in ſpätern Jahren lebhaft ſeine Misbilligung äußerte, ſo ſcheint doch auch die etwas ſtarke Verſicherung ſeiner frühern Biographen, daß ſie ihren Anlagen nach eine der bedeutendſten Frauen ihrer Zeit geweſen, auf ſeiner eigenen Angabe zu beruhen. Gewiß hatte ſie ein leidenſchaftliches, überwiegend ſinnliches Temperament, das ſich auf den Dichter vererbte, und wie hart ihm dieſes Temperament im Leben auch zuſetzte, ſo war es doch ein Element, welches ihm als Dichter weſentlich zugute kam und ohne das wir den Dichter Bürger in ſeiner vollen Eigenthümlichkeit nicht beſitzen und unſer nennen würden. Wie nach alter Wahrnehmung die Dichter zu thun pflegen, wollte Bürger in der That ſeine Geiſtesgaben von ſeiner Mutter ererbt haben, während er den Einfluß ſeines Vaters, der einen höchſt ehrenhaften Charakter beſaß, ohne Zweifel zu gering anſchlug. Mit dieſem, meint Pröhle, ſei der wahre Schutzgeiſt des Dichters zur Ruhe gegangen.

Sehr anziehend iſt in der Pröhle'ſchen Schrift folgende Schilderung von Bürger's Geburtshaus:

> Bürger's Biographen ſagen, der Dichter habe als Knabe die Einſamkeit der Wälder geliebt; ich muß aber geſtehen, daß die umliegenden Wälder das Gefühl der Einſamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage ſeines Geburtshauſes, welches ſcheinbar wenigſtens von den übrigen Häuſern des Dörfchens völlig abgeſchloſſen iſt. Selbſt wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche verſteckt liegt. Auf dem Hofe wächſt jetzt hohes Wieſengras in ſolcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Graſe ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengeſetzten Ende

des Hofs, ist Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stocke, zur Rechten der Treppe, das niedrige Stübchen, wo der Dichter der „Lenore" das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stilleben kann man sich nicht denken, als das sich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenster gegenüber an der Wand ist die Stelle, wo Bürger geboren ist. Der Pfarrer Krumhaar zu Molmerswende klagte mir, daß zuweilen Reisende auf sein einsames Harzdorf kommen, welche Bürger's Geburtshaus als ein öffentliches Haus betrachten und sich nicht damit begnügen, blos in seiner Wohnung übernachten zu wollen, sondern ihm auch zumuthen, seine frischduftende Aepfelkammer zu räumen, damit sie auch auf der Stelle schlafen können, wo Bürger geboren ist.

Wer denkt hierbei nicht an das Geburtshaus Schiller's in Marbach, das allen Beschreibungen nach an Bescheidenheit dem Geburtshause Bürger's nichts nachgibt? Aus solchen beschränkten Verhältnissen und Räumen sind fast alle großen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts in Deutschland hervorgegangen. In Molmerswende selbst weiß man übrigens von dem Dichter nicht viel. Pröhle erzählt:

Von meinem Schwager Uhlenhut, welcher dort nach dem Geburtshause des Dichters Bürger forschte, hörte ich, daß er in ein schmuziges Bauerngehöft gewiesen wurde, dessen Besitzer ihm auf die Frage: ob dies das Geburtshaus des Dichters Bürger sei, die Antwort ertheilte: der bin ich selbst! Er hatte einen Naturdichter vor sich, welcher zu der Verwandtschaft Gottfried August Bürger's gehörte und es sehr übel zu nehmen schien, als er erfuhr, es sei von dem Geburtshause des verstorbenen Dichters Bürger die Rede.

Der folgende Abschnitt des Buchs behandelt Bürger's Schulzeit. Wir beschränken uns hier nur auf diejenigen Mittheilungen Pröhle's, welche zur Berichtigung der in den frühern Biographien des Dichters enthaltenen Angaben, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, dienen können. Nach ältern Angaben wäre Bürger erst 1760 nach Aschersleben gekommen und von dort 1762 infolge einer durch ein satirisches Gedicht auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners hervorgerufenen derben Züchtigung von seiten des Rectors Aurbach auf das hallesche Pädagogium gebracht worden. Die Wahrheit ist, nach Pröhle, daß Bürger bereits 1759 auf der Stadtschule zu Aschersleben recipirt wurde, aber auch schon am 25. August 1760 nach Halle aufbrach, wie ausdrücklich in dem „Album in schola Ascaniensi discentium" angemerkt ist, welches dem Verfasser handschriftlich vorlag. Daß freilich der Knabe für ein satirisches Gedicht in Aschersleben hart gezüchtigt worden, meint Pröhle, stehe fest, doch könne man es dahingestellt sein lassen, ob dieses Gedicht den Haarbeutel eines Primaners oder die ungeheuere Perücke des Rectors Aurbach selbst betraf. Das letztere, übrigens wol Wahrscheinlichere, sagte Aurbach's eigener Sohn in der westorfer Pfarrnachricht aus, doch sei dieser, fügt Pröhle hinzu, kein recht glaubhafter Zeuge. Zur Berichtigung mancher Angaben, die in den frühern Biographien enthalten sind, bemerkt Pröhle:

Die Vortrefflichkeit seiner Anlagen wurde alsbald erkannt, und wäre über Mangel an Fleiß zu klagen gewesen, so würden sich ganz gewiß darüber ebenso gut Mittheilungen in den Acten des Pädagogiums vorfinden als über die Trägheit anderer Scholaren. Bedürfte es aber noch weiterer Zeugnisse dafür, daß Bürger ein tüchtiger, fähiger Knabe gewesen, so würde nach Daniel's Meinung schon das öftere Auftreten bei den sogenannten Actus davon Kunde geben, daß man ihn unter die begabtern Schüler rechnete, mit denen man sich schon sehen lassen konnte.

So prangt z. B. zum 24. Juli 1761 ein carmen latinum von Bürger: „Non titulos, sed merita esse aestimanda", und hiermit vertheidigte der „kleine" Bürger (man hieß ihn auf dem Pädagogium immer den „Kleinen") einen Grundsatz, „von dessen Wahrheit", wie Pröhle mit Recht bemerkt, „die Lebensphilosophie des spätern Epigrammatisten und politischen Dichters aufs tiefste durchdrungen war". Bei der Schulfeier des Hubertusburger Friedens dankte „der kleine Bürger" in einer deutschen Ode dem Himmel für den herrlichen Frieden und sprach zugleich Wünsche für das Wohl des großen Königs aus, dem er immer seine Bewunderung zollte. Bekanntlich sagt Althof, daß sich Bürger zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen gelassen, welche ihm kleine Züchtigungen zuzogen, obschon dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken gewesen. In den Schulacten ist jedoch, wie Pröhle bemerkt, nie eines solchen Excesses gedacht. Wohl aber findet sich dort folgendes merkwürdige Urtheil Niemeyer's, des damaligen Inspectors des Pädagogiums, aus dem ersten Jahre nach Bürger's Aufnahme: „Bürger, des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz." Zufolge der Forschungen Pröhle's hielt sich Bürger, ehe er die Universität Halle bezog, das Wintersemester 1763—64 in Aschersleben auf, und zwar unter dem vornehmen Titel eines „der Künste und Wissenschaften Beflissenen", welchen Titel er sich in einem handschriftlich hinterlassenen Jugendgedichte über „Die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aschersleben" selbst beigelegt hatte.

Bürger's Universitätszeit ist von seinen frühern Biographen fast noch dürftiger bedacht als sein Aufenthalt im väterlichen Hause und auf der Schule. Aus der Biographie Althof's erfahren wir zwar, daß sein Großvater Bauer, der ihn studiren ließ, von dem burschikos-leichtsinnigen Leben seines Enkels vernommen und ihn im Zorn von Halle zurückberufen habe; daß es diesem aber gelang, den Großvater zu versöhnen und nun noch, gerade vier Jahre nach dem Bezug der Universität Halle, nach Göttingen zu gehen. Ueber die nächste Veranlassung seiner Rückberufung von Halle wußte man bisher jedoch nichts; Pröhle füllt diese Lücke aus. Er vermuthet, daß Bürger schon in der ersten Universitätszeit zu einer Verbindung der Niedersachsen gehört haben mag, die dann gezwungen oder freiwillig sich auflöste oder zerfiel. Pröhle weiß nun actenmäßig, daß diese Verbindung 1767 wieder zusammentreten wollte, wie ein Aufruf vom 19. Juli bezeugt, der mit den Worten beginnt: „Da denen Nie-

derſachſen und beſonders denen Herren Magdeburgern und Halberſtädtern gefallen, die vorige Fidelität wiederherzuſtellen, ſo haben ſie ſich deswegen entſchloſſen, eine Geſellſchaft zu errichten" u. ſ. w. Die Statuten dieſer Verbindung oder der „Hochgeehrten Magdeburgiſch-Halberſtädt. (niederſächſ.) Geſellſchaft", die in culturhiſtoriſcher Hinſicht und als Beitrag zur Geſchichte der Univerſitäten oder vielmehr des deutſchen Studentenlebens nicht unwichtig ſind, finden ſich bei Pröhle abgedruckt. Bürger war einer der vier Adjutanten, und unter den 44 Unterſchriften, welche die beſagte Auffoderung fand, nimmt er die neunte Stelle ein. Die Sache wurde aber verrathen, und zwar durch eine anonyme Denunciation, welche einer der Pedellen am 24. Juli Vormittags um 11 Uhr auf ſeinem Tiſche vorfand und worin angezeigt war, daß folgenden Tags in Fleiſcher's Garten wegen neu zu errichtender Landsmannſchaft eine Zuſammenkunft der Magdeburger und Halberſtädter unter dem Namen der Niederſachſen ſtattfinden ſolle, daß der „Billardeur" Wagner in der kleinen Ulrichsſtraße das Eſſen zu beſorgen übernommen habe und daß auf dem Rathskeller 40 Kannen Merſeburger und 20 Kannen Wettiner beſtellt ſeien u. ſ. w. Infolge dieſer Denunciation wurden nächſten Tags mehre der Chargirten vom Wagner'ſchen Billard zu Arreſt gebracht, und hierauf ſie und die andern Chargirten, darunter auch unſer Bürger, weitläufig verhört, Letzterer am 27. Juli 1767. In den Acten wird er als Stud. theol. bezeichnet, der jedoch „anitzo nur die Univerſalhiſtorie beim Herrn Profeſſor Hanſen" höre, während es in dem Urtheil heißt, daß er jura ſtudire. Bürger ſollte mit 6—8 Tagen Carcer beſtraft werden. Bürger depreeirte jedoch mit den beiden andern Adjutanten die Carcerſtrafe und jeder erbot ſich ſtatt ihrer zu 5 Thaler Geldbuße. Es wurde ihnen auferlegt, sub poena relegationis, vor Austrag der Sache nicht von Halle fortzugehen. Ob dem damals erſt zwanzigjährigen Bürger die Carcerſtrafe wirklich erlaſſen worden, darüber hat Pröhle nichts Sicheres erfahren können. Die Folge davon aber war, daß ſein Großvater ihn zu Michaelis 1767 von Halle abberief, worauf er wol wieder ein halbes Jahr in Aſchersleben privatiſirt haben mag, da er erſt Oſtern 1768 die göttinger Univerſität bezog.

Auch hier ſoll er, wie man ſchon aus den frühern Biographien weiß, anfangs in gefährliche Verbindungen, ungeregeltes Leben und natürlich auch in Schulden gerathen ſein, bis er mit Cramer, Hölty und andern talentvollen Dichtern und ſtrebſamen jungen Männern bekannt wurde. Namentlich wird dem wackern Boje der größte Antheil an Bürger's ſittlicher Beſſerung zugeſchrieben, und ſchon am 28. Januar konnte ihm Boje in einem Briefe an Gleim das Zeugniß ausſtellen, daß er jetzt auf eine tugendhafte Weiſe lebe, obwol ihm von ſeiner vorigen Lebensart noch einiges Rohe geblieben ſei. Indeſſen das Geniale, Hochſtrebende in Bürger machte ſich ſchon damals geltend, und kein gewöhnlicher Geiſt muß der geweſen ſein, der ſich ſchon in ſo jungen Jahren und noch als Student in weitern Kreiſen Ruf verſchaffte und Aufmerkſamkeit erregte. So ſchrieb Gleim am 15. Januar 1771 an Boje:

> Zu Göttingen, mein lieber Herr Boje, ſoll ein ganz vortrefflicher Kopf ſich aufhalten, Namens Bürger; er ſoll in Aſchersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hauſe ſein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er ſoll den Homer überſetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?

Großen Werth, und mit Recht, legt Pröhle unter Anderm auch auf den Umſtand, daß Bürger im Verein mit Bieſter zu Göttingen einen „Shakſpeare-Club" ſtiftete, in welchem die Werke des großen Briten in der Urſprache geleſen wurden. Leider ſah er ſich dieſem ſchönen Kreiſe, welcher ſo viel dazu beitragen konnte, einen idealiſtiſchen Sinn in unſerm Dichter zu erwecken und nachhaltig zu machen, durch die Umſtände entriſſen. Noch nicht 25 Jahre alt wurde er, durch Boje's Vermittelung, Juſtizamtmann der Herren von Uslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, und wurde ſo nur zu bald in Kreiſe verſetzt, in denen ein ganz anderer Geiſt als der des Idealismus zu walten pflegt. Hinneigung zu einiger Roheit und zu einem ſinnlichen Leben hatte er von Haus aus, und dieſer Neigung wurde in den Kreiſen, in denen er ſich fortan bewegen ſollte, in nur zu reichlichem Maße Vorſchub geleiſtet. Pröhle bemerkt mit Recht, daß die Ausbildung ſeines Talents zu keiner Zeit eben ſehr vom Schickſal begünſtigt wurde, und daß es hart geweſen, daß Bürger gerade in einem Augenblick Göttingen verlaſſen mußte, wo ſich dort der Dichterbund bildete, und fügt dann hinzu:

> Vielleicht hätte es für Bürger, zumal wenn er unmittelbar in dieſem Kreiſe geſtanden hätte, nur noch weniger Jahre der Ruhe und Stille bedurft, um ſich auf eine ſeiner würdige Höhe moraliſcher und intellectueller Entwickelung zu erheben.

Herder, der ſich in der Recenſion von Althof's Biographie zwar ſtreng aber nicht ohne Mitgefühl über Bürger ausſprach, ſtellt ihn dar als zu Grunde gegangen an den deutſchen Univerſitäten, und will, daß jeder ſtudirende Jüngling Bürger's Biographie als Warnung leſen ſolle. Das iſt aus ſolcher Feder für die deutſchen Hochſchulen allerdings ein harter Vorwurf. Wie man aber über dieſes Thema auch denken möge, ſo viel iſt ſicher, daß ein junger Menſch von dem Temperament, den ſinnlichen Neigungen und der Phantaſie Bürger's, der, als er die Univerſität bezog, halb noch Knabe war, auf einer kleinen Univerſität der Verſuchung und Verführung zehnfach mehr ausgeſetzt iſt als ein anderer von gereiftern Jahren, kaltblütigerm Naturell und nüchternem Verſtande. Und es ſind ſchwerlich die Schlimmſten, welche wie Bürger ihr feuriges Temperament in ſpätere Jahre mit hinübernehmen und ſich auch wol einen und den andern Exceß zu Schulden kommen laſſen; ſchlimmer und minder nützliche Mitglieder der Geſellſchaft ſind die, welchen alle Leidenſchaft unter den ſtudentiſchen Vergnügungen verzehrt und das Herz verkohlt iſt und die mit ausgebranntem Innern, ohne Liebe zur Menſchheit, auf die

überhaupt auf den Universitäten sehr wenig Pflege verwandt wird, und ohne Begeisterung für ihren Beruf, aber mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Studirten und der Ueberzeugung Alles besser zu wissen als Andere, ihr Amt antreten und sich nun dem herkömmlichen Schlendrian und der Routine ergeben, ohne im höhern Sinne und zu höhern Zwecken für die Menschheit oder auch nur den nächsten sie umgebenden Kreis thätig zu sein. Das sind eher verlorene Existenzen zu nennen als die Bürger's, der uns so viel Schönes hinterlassen hat, woran sich noch spätere Generationen erquicken und erbauen. Bürger war, wir geben es zu, eine sinnliche und etwas plebejische Natur, die es mit den Sittengesetzen etwas leicht nahm, wenn sie ihn genirten; aber er war dabei gutmüthig, ohne Falsch und ohne Neid, ohne Trug und ohne Bosheit. In dem Strudel sinnlicher Aufregungen und Vergnügungen hatte er sich doch ein Herz voll seltener Menschenliebe bewahrt, und die einfachste Handlung der Wohlthätigkeit, wie die der Erzählung „Die Kuh" zu Grunde liegende, konnte ihn zu einem Gedicht begeistern. Seinem Großvater, einem sonst unbedeutenden Manne, zollte er für bewiesene Wohlthaten in einem Liede öffentlich seinen Dank, und nie ist eine edle That der Menschenliebe in vollern Tönen gefeiert worden als von Bürger in seinem „Lied vom braven Manne", das vielleicht mehr gewirkt hat als tausend Predigten und Schriften über die christliche Liebe. Ein solches Gedicht ist selbst eine That! Und sollte sich nicht die Poesie auf einem Abwege befinden, seit sie unter dem Vorgeben, daß sie einzig und allein der Schönheit oder nach heutigen Begriffen gar blos dem kaufmännischen oder bäuerlichen Erwerbssinn zu dienen habe, solche Gegenstände principiell von sich weist? Setzt die Unfähigkeit, sich für solche Handlungen zu begeistern, nicht leider vielleicht auch die Unfähigkeit voraus, selbst in gleichem Sinne zu handeln? Von Bürger selbst haben seine Biographen einen schönen Zug aufbewahrt. Der Hofrath Liste, dem er sein Vertrauen geschenkt, hatte ihn um eine ansehnliche Summe betrogen, ja später sogar eine Anklage gegen ihn wegen Vernachlässigung seines Amtes veranlaßt und verfaßt. Wie rächte sich Bürger für diese niederträchtige Handlung? Pröhle berichtet darüber:

Gleichwol kannte dieser Mann Bürger's Charakter so gut, daß, als er ihm sein Amt bis zur freiwilligen Aufgabe verleidet hatte und er selbst ganz heruntergekommen war, er es wagte, Bürger um eine Unterstützung zu bitten, der ihm nun nicht allein selbst sein Scherflein gab, sondern auch sofort in Göttingen eine nicht unerhebliche Sammlung für ihn veranstaltete.

Ein solcher Zug gewiß seltener Großmuth ist in der That geeignet, uns mit so manchen Flecken in Bürger's Leben auszusöhnen.

Freilich erzählen uns die nächsten Abschnitte des Pröhle'schen Buchs „Bürger als Justizamtmann" und „Spätere Lebenszeit" über den Dichter gerade nicht viel Erfreuliches. Sein unerlaubtes, kurz gesagt, ehebrecherisches Verhältniß mit Molly bildet in seinem Leben ohne Zweifel einen dunkeln Fleck, den alle noch so glänzende Sophistik seiner glühenden Leidenschaft nicht tilgen kann. Seine dritte Heirath mit dem „Schwabenmädchen" war höchstens eine übereilte Handlung, ein Unglück, vielleicht auch das wohlverdiente Strafgericht für das Unrecht, welches er an seiner ersten Frau begangen hatte. Wenn aber ein Umstand sein Verhältniß mit Molly einigermaßen zu entschuldigen vermag, so finden wir ihn in seinem Geständniß, daß er sie bereits im Geheimen, ohne sich jedoch selbst darüber recht klar zu sein, geliebt habe, da er mit ihrer Schwester zum Altar trat. Seiner von da an stets wachsenden verzehrenden Leidenschaft für Molly scheint diese keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, außer etwa einige schwache kaum ernstlich gemeinte Versuche, sich zurückzuziehen, ein augenblickliches Schmollen, welches unter solchen Umständen nur geeignet ist, den Brand der Leidenschaft noch höher anzufachen. Hierzu kam vor allem noch die Haltung seiner ihm angetrauten Gattin selbst, die, wie es scheint, dem Liebesverhältniß Bürger's mit ihrer Schwester niemals mit einiger Energie entgegentrat, sondern es mit unglaublicher Indifferenz und Nachsicht duldete, vielleicht selbst begünstigte, sodaß ihre Ehe immerhin noch eine wenigstens äußerlich genommen leidlich glückliche blieb, selbst nachdem Molly 20 Meilen von Göttingen in Obersachsen, wol bei Adolf Müllner's Mutter, eines Söhnchens genesen war. Bürger selbst rühmt die unerhörte Großmuth seiner Frau, die freilich, wie er hinzufügt, von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen ihn unterstützt worden sei, und fügt dann hinzu: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen." Und als nun endlich durch den Tod seiner ersten Gattin das Hinderniß, welches seiner ehelichen Verbindung mit Molly entgegenstand, hinweggenommen war, entriß ihm der Tod auch diese nach kurzer Ehe. So verfolgte ihn das Unglück, vielleicht auch die Nemesis. Pröhle bemerkt:

Man ist der Ansicht, daß Alles gelungen sein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz musterhafte Hausfrau geworden war und außerdem selbst mit ihrem Witz in der göttinger Gesellschaft dem Dichter Bahn brechen half, schon 1786 (seine erste Frau starb bekanntlich im Juli 1784) gestorben wäre.

Seitdem scheint Bürger in jeder Beziehung allen Halt verloren zu haben: die überstürzte Verheirathung mit dem „Schwabenmädchen", bei der er sich ebenso wol durch eine poetische Illusion als durch ein ihm angeborenes Liebesbedürfniß leiten ließ, war die Folge dieser Rathlosigkeit. Die Ehe war eine höchst unglückliche und mußte gelöst werden. So unwürdig auch Elise Hahn, später als „Madame Bürger" bekannt, an ihm gehandelt haben mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Art, wie Bürger sich später über sie in gedruckt vorliegenden Documenten ausließ, eine unritterliche, kleinliche, plebejische und eines Mannes und Dichters durchaus nicht würdige war.

Daß Bürger's Natur, bei allen edeln Eigenschaften

seines Gemüths, mit plebejischen Elementen stark versetzt war, haben wir schon früher eingeräumt. Davon zeugen unter Anderm mehre in der Pröhle'schen Schrift zum ersten mal mitgetheilte Briefe des Dichters an den Amtmann Schrusler in Wittmarshof und besonders ein Bürger'sches Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1782, womit er Frau Luise Wilhelmine von Uslar am 14. September zu ihrem Geburtstage in seinem und seiner ersten Gattin Namen beglückwünschte. Namentlich die ersten beiden Strophen sind für seine Gattin aufs höchste verletzend und so abscheulich priapisch und zweideutig, daß wir auf ihre Wiederholung an dieser Stelle gern verzichten. Hier aber kommen wir wieder an einen Umstand, der die plebejischen Neigungen Bürger's vielfach erklärt und bis zu einem gewissen Grade entschuldigt, und wir müssen uns wundern, daß weder Pröhle noch unsers Wissens irgend sonst ein Literarhistoriker auf diese entschuldigenden Umstände Gewicht gelegt hat. Bürger war durch seinen Beruf als dörflicher Justizamtmann in schlechte ungebildete Gesellschaft gerathen. In den entsprechenden Kreisen herrschte bei gleichem Hang zu materiellen Genüssen und vulgären Vergnügungen damals gewiß ein bei weitem größeres Behagen an cynischen Späßen und rohen Ausdrücken als heutzutage. Bürger mußte schon aus blos geschäftlichen Rücksichten in der Sprache dieser Leute reden. Gerade die von Pröhle mitgetheilten Briefe an den Amtmann Schrusler, welche nach Pröhle's Versicherung zeigen, „wie oberflächlich Bürger damals lebte", beweisen dies. An seine literarischen Freunde pflegte Bürger in ganz anderm Tone zu schreiben. Noch mehr beweist dies das theils cynische theils platte Geburtstagsgedicht aus dem Jahre 1782. Wenn man bedenkt, daß dieses Gedicht an eine Dame von Adel gerichtet war, und daß diese so gut wie Bürger's Frau die darin enthaltenen unsaubern Späße und Anspielungen ohne Zweifel herzlich belacht und höchst geistreich gefunden haben mag, so hat man den Maßstab, den man anlegen muß, um Bürger billig zu beurtheilen und zu entschuldigen.

Freilich wird man sagen, daß ein Dichter von Bürger's hohen Anlagen sich nicht zu dem Niveau seiner Umgebungen erniedrigen solle. Wer aber wird leugnen wollen, daß der Dichter der „Lenore", der „Nachtfeier der Venus", des „Liedes vom braven Manne" u. s. w., der Menschenfreund, der so edel an dem Denuncianten Liste handelte, seine Umgebungen, wenn er sich auch ihrem Geschmack bis zu einem gewissen Grad bequemte, weit, weit überragt und alle jene Justizbeamten und Amtleute, alle jene adeligen Personen, mit denen er zu thun hatte, seine Frau und selbst die gefeierte Molly an wahrer Bildung des Gemüths und Geistes in unendlichem Abstande übertroffen habe? Es liegt hier nahe, einen Vergleich zwischen dem Entwickelungsgange Bürger's und Schiller's zu ziehen; denn beide waren aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, beide hatten mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen, beide zeigen, bei aller Verschiedenheit, doch auch etwas Verwandtes. Schlug Bürger häufig einen plebejischen cynischen Ton an, so begegnen wir demselben Ton auch in vielen Jugendgedichten Schiller's, von denen nur ein geringer Theil in seine Werke übergegangen ist. Mehre derselben, die an Cynismen gewissen Bürger'schen Gedichten nichts nachgeben, kann man bei Boas nachlesen. Auch bekanntere Jugendgedichte Schiller's, wie „Männerwürde", „Triumph der Liebe" u. s. w., zeigen ihn als einen mitunter ganz entschiedenen Nachahmer Bürger's, und Pröhle weist mit Recht darauf hin, daß gerade das drückende Gefühl, sich dem Bürger'schen Einfluß zu sehr hingegeben zu haben, ihn besonders gereizt haben möge, später diesen Einfluß zu verwerfen und in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Art und Weise den Krieg zu erklären. Auf der andern Seite fehlte es auch Bürger so wenig an rhetorischem Schwung wie Schiller, und wenn Schiller ihn bei weitem an Fülle hoher und edler Gedanken und an Vielseitigkeit des Schaffens übertraf, so übertraf ihn Bürger als Lyriker an Lebhaftigkeit der Phantasie und volksthümlichem Realismus. Auch Bürger rang, in seiner Weise, nach dem Höchsten, und nur die höchsten Muster hatte er vor Augen; er verehrte Homer, Ossian, Shakspeare, und wie in der Ballade, hat Bürger auch im Sonett, der zartesten Dichtungsform, in Deutschland zuerst Mustergültiges geschaffen. So lagen in beiden Dichtern — auch Schiller's Erstlingsdramen beweisen dies zur Genüge — Hohes und Niedriges, Vornehmes und Geringes, Zartes und Derbes, Reines und Unreines, Sinnliches und Uebersinnliches dicht beieinander. Aber Bürger kam aus einer traurigen Häuslichkeit nur zu jung in die Strömung des burschikosen, damals noch mehr als heutzutage rohen Studentenlebens. Wenn Schiller statt auf der Karlsschule in Halle und Göttingen studirt hätte, so kann man nicht dafür stehen, daß er bei seiner feurigen ungestümen Natur leicht denselben Excessen verfallen wäre wie Bürger. Aber die Karlsschüler wurden knapp gehalten; dabei verlieh der militärische Zuschnitt der Anstalt ihren Zöglingen ein Selbstbewußtsein, etwas Exclusives, wie sich dies auf allen militärisch eingerichteten Anstalten vorfindet. Schiller kam schon früh mit dem Herzog von Württemberg in Berührung und später in Conflict, er sah früh vornehme Gesellschaft vor sich, er schloß innige Freundschaft mit idealisch gestimmten Schulgenossen, mit Jünglingen von Adel, er fand einen Gönner in dem Freiherrn von Dalberg, an Goethe, an dem Herzog von Weimar, seine Verbindung mit der Familie von Wolzogen, seine Verheirathung mit dem noch dazu hochgebildeten Fräulein von Lengefeld hielten ihn stets auf aristokratischer Höhe. Bürger war Justizamtmann in Altengleichen, hatte schlechte Geschäfte abzuwickeln, und die adeligen Personen, mit denen ihn sein Geschäftsberuf zusammenführte, waren von einer der seinen weit untergeordneten Bildung. Nichts trug, nichts förderte, nichts hob ihn. Ueberall wandte ihm die Gemeinheit oder doch die Gewöhnlichkeit ihr alltägliches Gesicht zu.

Bürger fühlte den Druck, der auf ihm lastete, und

er wandte ſich an den König von Preußen, den ungeeignetſten Monarchen zu ſolchem Zweck, wenn man ſich auf nichts weiter als auf ſeine Verdienſte um die deutſche Literatur zu berufen hatte. Pröhle theilt den ihm abſchriftlich in die Hände gekommenen Brief Bürger's an Friedrich den Großen mit. Er lautet:

„Allergnädigſter Monarch!

Ew. Majeſtät erhebt das über alle Könige, daß kein Ceremoniell den Menſchen vor Menſchen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vortrefflichſte der Menſchen, tilgt meine Schüchternheit vor dem erhabenen preußiſchen Monarchen.

Ich bin Ew. Majeſtät geborener Unterthan aus dem Halberſtädtiſchen, wo ich auch noch einige ererbte Grundſtücke beſitze. Mein Schickſal hat mich ſchon vor zehn Jahren, als einen noch ſehr jungen Studenten, hierher in das Hannoverſche verſchlagen, wo ich ſeitdem ein Juſtizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit einen Wunſch nicht unterdrücken in irgendeines der glücklichen Länder unter Ew. Majeſtät Scepter zurückzukehren und dem beſten der Könige zu dienen. Ja, er iſt ſo lebhaft, ſo unruhig, daß er mich jetzt geradeswegs vor Höchſtdero Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienſte, ſoviel deren ich fähig bin, in demüthiger Erwartung allhier niederzulegen.

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adreſſe verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unſer Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es ſcheint, liebt und ſchätzt, kommt wol hier nicht mit in Anſchlag. Vielleicht aber mehr dieſes, daß ich mich einiger ältern und neuern Sprachen, der Philoſophie des Guten und Schönen und der edlern Geſchichte befliſſen habe. Wie glücklich, wenn mir Muße und Gelegenheit würde, in dieſer letzten Sphäre etwas Gutes zu wirken!

Was ich hier von mir ſelbſt ſagen mußte, kann keinen Verdacht eines unbeſonnenen Selbſtlobes erwecken. Denn ſelbſt dem edlern Genius ſinken die Flügel vor dem Blicke des großen ſcharfſinnigen Beurtheilers, dem ich mich darzuſtellen wage.

Man fällt vor Friedrich's Thron nicht, wie ein aſiatiſcher Sklav, auf das Antlitz zur Erde. Es opfert aber das Herz deſto freiwilliger und ungeheuchelter den höchſten und beſten Zoll, deſſen es fähig iſt. Daher erſterbe ich voll höchſter Bewunderung für den großen, und liebevollſter Verehrung für den guten König

Euer Majeſtät

Altengleichen unweit Göttingen, den 25. Juli 1782. allerunterthänigſter Gottfried Auguſt Bürger."

Man wird dieſe Supplik nicht für eine ſervile und bettelhafte halten, oder es müßte dies von der Bittſchrift Schiller's an den Herzog von Meiningen um Verleihung eines Titels, beziehungsweiſe des Hofrathstitels noch viel mehr gelten.

Die ebenfalls von Pröhle mitgetheilte Antwort des Großkanzlers von Carmer, obſchon in humanem Tone abgefaßt, gewährte Bürger wenig Hoffnung. Carmer hebt darin die Schwierigkeiten hervor, ihn in ſeinem Departement unterzubringen, Schwierigkeiten, die in dem ſteifzopfigen preußiſchen Reglement der Beamtencarrière begründet waren; bedauert, daß ſein bei dem Obercuratorio der Univerſität gemachter Verſuch, ihm eine akademiſche Stelle zu verſchaffen, wider ſein Erwarten fruchtlos geweſen, nachdem er bemerkt, daß Bürger in einem ſolchen Poſten nicht nur ſeinem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würde widmen, ſondern auch den ausgebreiteteſten Nutzen würde ſtiften können, und tröſtet ſchließlich den Supplikanten mit der Verſicherung: „Deſſen aber können Sie ſehr gewiß ſein, daß ich Alles anwenden werde, den hieſigen Landen einen Mitbürger wieder zu verſchaffen, der ihnen ſo viel Ehre macht, und dadurch zu zeigen, daß man auch bei uns die Verdienſte des wahren Gelehrten ebenſo gut zu ſchätzen weiß als des Soldaten und Financiers." Dieſes in mancher Hinſicht intereſſante Schreiben Carmer's iſt Berlin den 19. November 1789 datirt.

Eine ſehr inſtructive und dankenswerthe Partie der Pröhle'ſchen Schrift iſt diejenige, welche des Verfaſſers gelehrte Unterſuchungen über die Balladen Bürger's enthält, indem er an der Hand der vergleichenden Sagenkunde den Quellen nachforſcht, aus denen Bürger theils wirklich ſchöpfte, theils geſchöpft haben könnte. Von vorzüglichem Werth ſind darunter namentlich die Forſchungen über die Lenorenſage, und was Pröhle von Bürger's weltberühmter, in alle gebildeten Sprachen übergegangener „Lenore" ſagt: „Bürger that mit ſeiner «Lenore» einen meiſterhaften Griff in einen ungeheuern Sagencompler von ethiſcher Tiefe, der bis ins graueſte Alterthum reicht", das kann man im Grunde auch von dieſer Pröhle'ſchen Unterſuchung ſagen. In einem letzten Abſchnitt des Buchs bringt Pröhle eine Reihe von Gedichten Bürger's, namentlich Epigramme, die zum Theil mit den Unterſchriften: Anonymus, Krittelhold, Sansculotte, Schofelſchreck und Menſchenſchreck im „Göttingiſchen Muſenalmanach" erſchienen und in den Ausgaben ſeiner Gedichte nicht enthalten ſind, wieder zum Abdruck. Es iſt größtentheils werthlos roher Abhub, über den wir nicht zu Gericht ſitzen wollen, da Bürger ſelbſt ihn zu ewiger Vergeſſenheit verdammte, und es fragt ſich in der That, ob es ſich mit dem Reſpect vor den Manen eines Dichters verträgt, ſolche vom Dichter ſelbſt verworfene Nichtigkeiten durch den Druck zu erneuern und zu verewigen. Das große Publicum kann dadurch leicht über die eigentliche Bedeutung des Dichters irre geführt werden, während der Literarhiſtoriker, oder ſagen wir vielmehr der Liebhaber literariſcher Curioſitäten, dem es darum zu thun iſt ſie kennen zu lernen, die Quellen ſelbſt aufſuchen mag. Am intereſſanteſten war uns darunter das Gedicht „Klage um Karthon", weil es beweiſt, daß auch Bürger vorübergehend der damals umgehenden Oſſianomanie huldigte.

Die Verdienſte Bürger's als Dichter hat der Verfaſſer in den meiſten Stücken gerecht gewürdigt; bei der Beurtheilung ſeiner Sitten und Verirrungen macht ſich aber vielfach jener abſprechende Rigorismus geltend, welcher der kritiſchen Schule eigen iſt, der Pröhle anzugehören oder zuzuneigen ſcheint. Das ſelbſtſchmeichleriſche Gefühl ſittlicher Superiorität iſt freilich den meiſten Menſchen eigen, und die Neigung, über die Handlungen der Nebenmenſchen kurzweg den Stab zu brechen, ſehr verbreitet. Aber ſelbſt der Criminalrichter hält es für ſeine Pflicht, bei gerichtlichen Proceduren mildernde Umſtände in Rechnung zu bringen, während manche unſerer Kritiker und Literarhiſtoriker ſich das Recht angemaßt zu

haben ſcheinen, immer nur das Schlimmſte herauszukehren und Perſonen, die aus ihrem Grabe heraus ſich nicht mehr vertheidigen können, an den Pranger zu ſtellen. Man würde einen Geiſtlichen, der ſich ſolche Verdammungsurtheile gegen beſtimmte Individuen auf der Kanzel geſtattete, des Zelotismus beſchuldigen und Wehe über ihn rufen, und gewiß wirkt doch die Schrift auf weitere Kreiſe und in fernere Zeiten als das geſprochene Wort. Inwieweit freilich das Amt des Sittenrichters mit dem des Schriftrichters Hand in Hand zu gehen habe, muß jedem ſein eigenes Gewiſſen ſagen. Pröhle's Darſtellungsweiſe iſt einfach, klar, verſtändig, ohne Affectation, aber es fehlt ihr an Leben, Wärme und Anmuth; aus Abneigung gegen alle decorativen Hülfsmittel des Stils zieht es der Verfaſſer vor, lieber trocken bis zur Nüchternheit zu ſein, und hier und da verſinkt er ſogar ins Platte und Gemeine; er läßt z. B. den Dichter in dem „Kerle, der ihn bei der Berührung einer elenden Dirne (Elſe Hahn) beſudelte", verkommen, und bemerkt bald darauf: „Müller (der Verfaſſer des Romans «Bürger») iſt dabei als Dichter begegnet, was Bürger als Menſchen: nachdem das Abnorme in dem Verhältniſſe zu der reizenden Molly verdaut iſt, haben ſie etwas ſtarken Tobak nöthig und erkennen weder Tod noch Teufel mehr." Das ſind Ausdrücke, die man an einem ſonſt ſo verdienſtvollen Forſcher und Literarhiſtoriker nicht ſtark genug tadeln kann. Wir wünſchen nicht, daß ſich die ungehobelten Kraftausdrücke gewiſſer Dorfgeſchichtenſchreiber nun auch noch in die Literaturgeſchichte verpflanzen.

Ueber die neue Ausgabe der Gedichte Hölty's können wir uns wol kurz faſſen, da ſich an Hölty's dichteriſches und literariſches Wirken nicht dieſelben weiten literarhiſtoriſchen Perſpectiven knüpfen wie an dasjenige Bürger's, und über ſein einfaches Leben, das im eigentlichen Sinne des Worts ein Stilleben war, nicht viel neue Enthüllungen beigebracht werden konnten. Jedenfalls freuen wir uns dieſer neuen Ausgabe. Möge ſie jungen Leuten ein gleich treuer Freund und Begleiter ſein, als die alte Voß'ſche uns in jenen glücklichern Tagen, wo Hölty's Lied „Wer wollte ſich mit Grillen plagen!" noch ungetrübten Anklang im Herzen findet, auf unſern Spaziergängen war. Entſpricht doch die Hölty'ſche Poeſie ſo ſehr dem Charakter des norddeutſchen Flachlandes! Nirgends zwar haftet das Auge auf einem erhabenen Gegenſtand, einer großartigen Scenerie, einer gewaltigen hochſtrebenden Gebirgsmaſſe, einem Complex tiefer düſterer Abgründe, einem ſtürmiſch daherwirbelnden Sturzbach; heiter und offen liegt die Gegend da, und gern lenkt man ſeine Schritte nach jenem kaum merkbar von der Fläche ſich abhebenden, mit Heidekraut bewachſenen Hügel, nach jenem ſtillen mit einfachen Feldblumen geſtickten Wieſengrund, nach jenem freundlichen Erlenbuſch, den eine leiſe murmelnde Quelle durchrieſelt, nach jenem Rain zwiſchen zwei üppig wogenden Kornfeldern, aus denen Lerchen wirbelnd in das heitere Blau des ſommerlichen Himmels emporſteigen. Und zur Zeit, wenn die Sonne zu Rüſte geht und die blökenden Heerden nach dem ſtillen Dörfchen heimwärts ziehen, wenn alle Gegenſtände und des Wandernden eigener Körper lange rieſenhafte Schatten über die duftige thauige Wieſenfläche werfen, in welche neue Reize kleidet ſich dann die reinliche Gegend, über die das Abendroth, das hier ſo ſchön und farbig iſt als irgendwo, ſeinen Verklärungsſchimmer wirft! Oder man träumt in ſpäterer Abendzeit in der Laube „kühl und grün", während der Mond ſo hell, „wie er durch Adam's Bäume ſchien", die dichten Blätterkronen der Linden in Silberfarbe hüllt und aus dem nahen Hain die Nachtigall in langgezogenen Tönen ihre ſehnſüchtigen Melodien flötet. Liegt in dieſen einfachen Elementen nicht auch eine Fülle von Poeſie?

Wir freuen uns auch, daß dieſe neue Ausgabe in die rechten Hände gekommen iſt. Der ſie beſorgte, Friedrich Voigts, iſt ein Landsmann Hölty's und hat ſeinen Sympathien für den Dichter ſchon früher in ſeinem mit Beifall aufgenommenen Roman „Hölty" Ausdruck gegeben. Er hat in die fleißig zuſammengeſtellte biographiſche Einleitung, mit welcher er dieſe neueſte Ausgabe verſah, die Hauptmomente der frühern Biographie Hölty's von Voß, eine der liebenswürdigſten Biographien, die wir kennen, im Ganzen geſchickt verwebt; doch hätten wir faſt gewünſcht, er möchte darin umfangreichere Auszüge aus der Voß'ſchen Biographie, und zwar mit Voß' eigenen Worten, gegeben haben. Denn was an dieſer ältern Lebensbeſchreibung ſo reizend iſt, das iſt die Naivetät, womit ſie abgefaßt iſt, während in Voigts' Bemerkungen doch bisweilen Spuren jener kritiſchen Reflexion zu Tage kommen, wie ſie den Modernen eigen zu ſein pflegt. Gleich in den Eingangsworten lag für uns etwas Störendes in der Betrachtung, ob Hölty ein großer Dichter geweſen. Voigts kommt dabei zu dem Schluß, Hölty ſei zwar bei weitem kein mittelmäßiger Dichter, aber er ſei auch kein großer Dichter geweſen; dies zu werden ſei ihm durch das Geſchick nicht genug Zeit gelaſſen worden. Wie aber, wenn wir dreiſt genug ſind, zu behaupten, daß Hölty, wofür ihn ja ſelbſt Nikolaus Lenau erkannte, wirklich ein großer Dichter geweſen, d. h. in ſeinem Genre? Sein Genre war klein, aber in dieſem Genre war Hölty groß, vielleicht der größte Dichter für den unverkünſtelten und doch correcten Ausdruck der primitivſten Empfindungen, den wir Deutſche bis auf den heutigen Tag gehabt haben. Am Schluß freilich bemerkt Voigts:

> Möge dieſes Werkchen überall willkommen ſein! Es iſt wol eine andere Zeit als vor 80 Jahren; andere Namen ſind bekannt geworden und geachtet. Selbſt andere der Poeſie fern liegende Gegenſtände beſchäftigen die Geiſter angelegentlich. Dennoch ſehen wir von Jahr zu Jahr die Dichter mit den Gaben ihrer Muſe hervortreten, und wenn dieſe Erſcheinung als ein Zeichen angeſehen werden darf, daß überall in deutſchen Landen eine, faſt möchte man meinen, ſtille Gemeinde fortlebt, die den Gaben der Muſe huldigt, ſo werden die Glieder dieſer Gemeinde gewiß auch einen Dichter freundlich begrüßen, dem es nicht vergönnt ſein ſollte, ein großer Dichter zu werden, der aber bis zu ſeinem letzten Athemzuge Gedanken und Empfindungen in Liedern ausſtrömte, die Herz und Ge-

müth unſerer Vorältern erfüllten. Herz und Gemüth ſind in Deutſchland unverändert geblieben durch allen Wechſel der Zeit!

In der Annahme, daß dieſer neuen freundlich ausgeſtatteten Ausgabe der Hölty'ſchen Gedichte die warmen Sympathien jener „ſtillen Gemeinde" nicht fehlen werden, wird, wie wir hoffen, der Herausgeber ſich nicht getäuſcht haben. In einem Proſpect bezeichnet die Verlagshandlung als nächſte Veranlaſſung zu dieſer neuen Ausgabe „gerade die Theilnahme, welche Hölty in der jüngſten Zeit bei der Jugend Hannovers hervorrief, die dem vor 80 Jahren verſtorbenen Dichter in der Aula des neuen Schulgebäudes ein Denkmal der Erinnerung in einer Marmorbüſte ſtiftete, deren Koſten von Beiträgen der Zöglinge des Lyceums beſtritten wurden".

Unter die wenigen Beiträge, welche die neuere Zeit zu Hölty's Lebensgeſchichte geliefert hat, gehören die Briefe Hölty's an ſeinen Vater, welche Pruß' „Deutſches Muſeum" ſeinerzeit veröffentlichte. Auch Voigts bezieht ſich einigemal auf ſie und druckt unter Anderm folgende Stelle aus dem Briefe vom 6. Februar 1775 ab:

Ich halte Hamburg für den bequemſten Ort, mich daſelbſt ſo lange aufzuhalten, bis ſich eine Gelegenheit zur Beförderung darbietet. Der Gelehrte wird daſelbſt ſehr geehrt, und findet Zutritt zu angenehmen Geſellſchaften, wo er Menſchenkenntniß einſammeln kann.

Aus freien Stücken würde heutzutage wol kaum ein Dichter die Metropole des deutſchen Handels nicht des deutſchen Idealismus zum Aufenthalt wählen. Auch eine oder die andere mündliche Mittheilung, die ſich in der Hölty'ſchen Familie forterbte, konnte Voigts benutzen, darunter eine, welche ihm der Propſt Hölty in Uelzen berichtete. Hiernach habe eine vornehme Dame in Nordhauſen, welche früher mehre Hölty'ſche Gedichte, darunter das bekannte Lied „Wer wollte ſich mit Grillen plagen?" componirt hatte, an den damaligen Amtmann Meiſter in Marienſee eine anſehnliche Summe eingeſendet, um damit in geeigneter Weiſe den nothleidenden Dichter zu unterſtützen. Das Geld traf aber erſt ein, als Hölty ſchon einige Tage todt war, und wurde ſeinem Bruder geſchenkt. Später wird berichtet, und unſers Wiſſens findet ſich dieſe Mittheilung ſchon bei Voß, daß während der letzten Krankheit Hölty's Madame Büſch in Hamburg von Freunden der Hölty'ſchen Muſe 50 Thaler zuſammenbrachte und nach Hannover ſandte. Der Dichter aber war ſchon todt, und das Geld wurde nun für ſeinen Bruder Levin beſtimmt. Sollte die Hölty'ſche Familientradition von jener anonymen Dame in Nordhauſen nicht auf einer Verwechſelung mit dem factiſch beglaubigten Freundſchaftsact der Hamburgerin Büſch beruhen? Zu bemerken iſt, daß, wie Voigts ſelbſt bemerkt, der gewiſſenhafte Jördens nur die Reichardt'ſche Compoſition des obengenannten Liedes anführt, von einer zweiten Compoſition deſſelben aber nichts weiß.

Dankenswerth iſt ein Anhang älterer Lesarten und eine Nachleſe von Gedichten, welche in der frühern Voß'ſchen Ausgabe nicht enthalten ſind, darunter folgendes zarte:

An ein Johanniswürmchen.

Helle den Raſen, lieber Glühwurm, helle
Dieſe wankenden Blumen, wo mein Mädchen
Abendſchlummer ſchlummerte, wo ich ihre
Träume belauſchte.

Helle den Raſen, lieber Glühwurm, daß ich
Jede wankende Frühlingsblume küſſe,
Jedes Silberglöckchen des grünen Raſens
Fülle mit Thränen.

Welche Melodie und welcher Wohllaut der ſapphiſchen Ode auch im Deutſchen eigen ſein kann, wenn man ſie dem Genius und dem Tonfall der deutſchen Sprache anpaßt, beweiſt ſich an dieſer kleinen Ode, und gewiß würden die ſo glücklich bei uns eingeführten antiken Versmaße nicht ſo ſehr außer Brauch gekommen ſein, wenn nicht ſpäter philologiſche Dichter ſie durch den grillenhaften Zwang, den ſie ihnen auflegten, zuletzt dem deutſchen Ohre unerträglich gemacht hätten. Ob Voigts wohlgethan, auch die cyniſchen Parodien „Petrarchiſche Bettlerode" und „Bardengeſang" der Ausgabe einzuverleiben, könnte beſtritten werden, obſchon wir ihm zugeben, daß dieſe Producte auch ein „Spiegel der Zeit" ſein. Sie waren jedoch nur Einfälle des Augenblicks, Späße, welche der göttinger Freundeskreis wahrſcheinlich gemeinſam ausheckte, obwol Hölty ſie geformt oder doch gefeilt haben mag. Aber gerade in einer Ausgabe Hölty'ſcher Gedichte möchte man nur Reines beiſammenhaben und keinem ſtörenden häßlichen Mislaut begegnen.

Hermann Marggraff.

Die Natur der Erde im Großen und Ganzen betrachtet.

Es hat der Naturwiſſenſchaft zu keiner Zeit das Streben nach höherer allgemeiner Anſchauung gefehlt. Sie wußte ſich während des Vertiefens in das Einzelne und Kleine immer auch auf den Höhepunkt zu ſtellen, von wo aus eine Umſchau über einen großen Theil oder über das Ganze der erforſchten Schöpfung möglich war. Dieſe bald kosmiſche, bald philoſophiſche Begründung der Wiſſenſchaft hat ſich als ein Erfahrungsnaturgeſetz des menſchlichen Geiſtes herausgeſtellt, wir müſſen ſie als etwas Weſentliches, Nothwendiges anſehen und entgegennehmen. Auch unſere Gegenwart iſt wieder recht reich an dieſer generellen Betrachtung und Erforſchung der Natur. Und wir haben Glück gehabt, denn die ausgezeichnetſten Denker, die Männer von dem umfangreichſten, gediegenſten Wiſſen haben ſich mit ganzer Kraft und Hingebung an dieſe höchſte Aufgabe der Naturforſchung gemacht und Bewundernswürdiges geleiſtet. Dazu wollen wir uns Glück wünſchen, ohne uns dadurch verſtimmen zu laſſen, daß nicht Alles vortrefflich und gut iſt, daß nicht immer nur Fachmänner von innerm Beruf Hand angelegt haben, daß ſogar viele einſeitig und oberflächlich gebildete Schriftſteller das erhabene Thema leichtfertig beſchmuzt und unwürdig beſpöttelt haben. Wo ſchöne Blumen gezogen werden, muß man ſich auch auf Unkraut gefaßt machen. Die Welt des Menſchengeiſtes iſt überhaupt wie die Welt der materiellen Natur, eine großartige bunte Mannichfaltigkeit, in welcher der Maßſtab des Guten, Schönen und Nützlichen von ſehr hoher Bedeutung iſt, aber doch nie ausſchließlich allein regieren darf, weil ſonſt unſer Urtheil und Wiſſen, unſere ganze Weltanſchauung nie eine wahrhaft freie, nie eine wirklich humane ſein würde. Wie kann der Naturforſcher die große Fülle von ſcheinbar unnützen,

ſchädlichen und häßlichen Stoffen und Geſchöpfen mit Ruhe und Gründlichkeit zu ſeinem geiſtigen Eigenthume machen, wenn er nicht von der wahren Wiſſenſchaftlichkeit, das heißt von der unbedingteſten Geiſtesfreiheit beſeelt wäre, die Alles, was zur Natur gehört, für wichtig halten muß, weil es dem Geiſte Nahrung zum Denken gibt, weil es ein Theil des großen Schöpfungsganzen iſt! Kein Menſch, kein Naturforſcher kann das Ganze gehörig begreifen und würdigen, wenn er nicht dahin ſtrebt, Alles und Jedes zu beachten und mit freimüthiger Geiſtesſchärfe zu prüfen. Und dieſer Grundſatz der wiſſenſchaftlichen Unparteilichkeit muß erſt recht innegehalten werden, ſobald wir von dem Gebiete der Erforſchung der materiellen Natur in das der geiſtigen übergehen. Wir wollen uns daher auch bemühen, dieſen Grundſatz feſt vor Augen und im Herzen zu behalten, wenn wir jetzt an die Beſprechung und Beurtheilung von Schriften gehen, in denen manches Schöne, Gute und Nützliche anzutreffen iſt, aber auch Einiges, was ſich der Kritik gegenüber als nicht ſtichhaltig erweiſt.

---

1. Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit beſonderer Rückſicht auf die moderne Richtung in den Naturwiſſenſchaften. Publiciſtiſche Aphorismen für Gebildete von T. Wittmaack. Leipzig, Kollmann. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Buch hat Aehnlichkeit mit den Menſchen, die man erſt ſpäter nach längerm Verkehr richtig auffaßt und dann wahrhaft lieb gewinnt. Der Verfaſſer ſcheint ein ſehr unzufriedenes, Alles bekrittelndes Gemüth zu beſitzen, welches den Begriff der Duldſamkeit kaum dem Namen nach kennt. Dieſe rauhe, ſcharfe Seite zeigt er überall und verletzt und kränkt damit viel. Aber dennoch iſt ſein innerer Kern gut und ſein Wollen edel und tüchtig. Der Verfaſſer hat ſich auch ſchon einen Namen gemacht durch ſeine „Geſchichte der Seelengefühle“ und durch ſeine „Analyſe zu Gervinus' Einleitung in die Geſchichte des 19. Jahrhunderts“. Wir kennen ſeine Natur ſchon, er tritt gern recht zuverſichtlich auf. Er denkt nicht viel daran, daß auch er ſich irren könne, wenn er nachweiſt, wie unendlich viel Irrthum in den Wiſſenſchaften verbreitet iſt. Aus eben dieſem Grunde iſt ſein Standpunkt nichts weniger als frei. Er nimmt Partei. Nun das ſoll uns nicht beirren, wir nehmen Menſchen und Bücher wie ſie ſich geben, oder beſſer wie es ihre wahre Natur verdient genommen zu werden.

Zur Vorrede wählt der Verfaſſer folgendes Gedicht:

Es gibt wol keinen Himmelsſtrich
Wo nicht die Leute klagen,
Der Druck ſei jetzt ſo fürchterlich,
Man könn' ihn nicht mehr ertragen.

Wenn's wirklich ſo, ſeh' ich nicht ein,
Was euch dann könnt' paſſiren,
Wenn ihr die läß'gen Klagerein
Beſchließet zu caſſiren.

Doch rath' ich, denkt zuerſt noch nach,
Wo, wie und was euch drücke,
Damit der Wünſche raſcher Schlag
Nicht die Vernunft berücke.

Ein bischen Druck iſt von Natur
Für uns ſchon Grundbedingung,
Er corrigirt die Nerven nur,
Wenn ſie zu voller Schwingung.

Ein bischen, — aber mehr auch nicht,
Die Freiheit iſt empfindlich,
Und wenn ſie ihre Klammern bricht —
Weiß Gott! ſo thut ſie's gründlich.

Man ſieht, der Verfaſſer hat eine lebhafte Phantaſie. Er bildet ſich eine Welt voll unzufriedener Leute, um darauf losſchlagen zu können. Er ſcheint den erſten Theil des Werkchens überhaupt auch viel früher geſchrieben zu haben, als den zweiten, da jener ein politiſches Glaubensbekenntniß in ſich ſchließt, das gar nicht gut mehr für unſere Zeit paſſen will. Die abſolute monarchiſche Verfaſſung hält er für die unbedingt beſte. Nun, das iſt ſeine Sache, es gibt auch andere vernünftige Leute, welche hierin mit ihm übereinſtimmen. Wenn aber noch Andere ſeiner Meinung nicht ſein können, ſo muß er von ihnen nicht gleich behaupten, daß ſie die Königlichen aus dem Lande jagen wollen, daß ſie die Vernunft der erregten Maſſen zum Geſetz zu erheben und die blinde Volksjuſtiz zur ausübenden Gewalt einzuſetzen trachten. „Ich erwarte überhaupt von der Maſſe nichts Außerordentliches“, ſagt er, „weil ich von einem Werkzeug mir nur je nach der Qualität der Werkführer etwas verſprechen kann. Wenn man aber einen Theil dieſer nach ihrer heutigen Artung auch einmal von hinten betrachtet, ſo iſt man in der Lage, ſich eine enorm deutliche Idee davon zu machen, was Zopf ſei, wenn auch Frau Mimik die Simulation verſuchen ſollte, als wäre im Oberſtübchen ſoeben für den Generalſtab der Klugheit Quartier beſtellt.“ Der Verfaſſer mag recht herzlich gelacht haben, als er mit dieſem Witz zu Stande gekommen war. Wir und die meiſten ſeiner Leſer lachen jetzt ebenſo herzlich mit, weil die Zopfſtelle ſich auch umgekehrt anwenden läßt. Der Verfaſſer vertieft ſich auf dieſe Weiſe immer mehr und mehr in die politiſche Naturgeſchichte des menſchlichen Geiſtes, ſchafft ſich Zuſtände, Gegner und Feinde, die entweder nie da waren oder doch längſt aufgehört haben zu exiſtiren, und bekämpft ſie dann ritterlich, bald mit dem poetiſchen, bald mit dem philoſophiſchen Schwerte. Die Sachen haben jetzt nicht mehr das Intereſſe wie vor ſechs, acht Jahren, wir wollen deshalb auch nicht länger dabei verweilen. In viel höherm Grade feſſelt uns die zweite Hälfte des Buchs, die auch mehr dem Bereich der eigentlichen Naturwiſſenſchaft angehört.

Hier wird beſonders der platte Materialismus ins Auge gefaßt und recht tüchtig mitgenommen. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt auch hier weniger wie vorher parteiiſch, woher es denn kommt, daß man dieſen Theil des Buchs ſehr gern lieſt. Der Ausſpruch der Materialiſten, daß Das, was bisher Lebenskraft, Seele, Geiſt der Menſchen genannt ſei, nichts Anderes ſein ſolle als ein chemiſch-phyſikaliſches Reſultat aus dem Zuſammenwirken von Stoffen innerhalb des Raums einer organiſchen Körperlichkeit, will dem Verfaſſer gar nicht in den Sinn. Er führt mehre ſehr triftig ſcheinende Gründe dagegen an, und benutzt zuletzt Heinrich Heine als Beiſpiel einer geiſtigen Größe bei materieller Ohnmacht. „Seine körperliche Situation iſt bekannt“, ſagt er, „ſie war ſeit Jahren, beſonders aber in den letzten, der Art, daß der Dichter, man möchte ſagen, ſeeliſch fortlebte, während er leiblich abſtarb. Der chemiſch-phyſikaliſche Ernährungsproceß war kaum im Stande, den zerfallenen Bau des Organismus ſo weit zu ſtützen, daß er als nothwendiges Verbindungsmittel der darin vorhandenen Seele mit der Außenwelt zuſammenhielt: aber ungeachtet dieſer Schwäche der Behauſung, ungeachtet der zunehmenden Abnutzung der ſomatiſchen Hülle, wie friſch, wie belebt, wie groß der Inhalt, der Heine'ſche Geiſt! Er blieb, was er war und wozu er beſtimmt geweſen, ein Autokrat im Reiche des Lichts, zuſchauend der allmäligen Auflöſung der Leibesatome, aber unabhängig von dem materiellen Ruin, ſo lange unabhängig, bis mit dem endlichen Stillſtande der phyſiſchen Organik die Bedingung aufhörte, unter welcher überhaupt nur die Pſyche der Phyſis verbunden bleiben kann.“ An einer andern Stelle macht der Verfaſſer darauf aufmerkſam, daß in der belebten Schöpfung ein Etwas, ein unbegreifliches Etwas liege, das nothwendig höher ſtehe als die Materie. „Gehen wir hinab“, ſagt er, „bis zu dem niedrigſten Organismus, bis zu dem pflanzlichen ſogar, überall dieſelbe Scheide zwiſchen der Materie und einem höher darin Waltenden. Wir treffen in der Pflanze, wie niedrig ſie ſteht, ebenſo wol auf ein unfaßbares, weit über allen anorganiſchen Elementen ſtehendes Lebenselement, wie in den höhern und höchſten Organismen.“ Man ſieht, der Verfaſſer weiß ſeinen Gegenſtand in lebendiger Weiſe zur Anſchauung

zu bringen. Man denkt seinen Gedanken gern nach. Aber dennoch wird er wie viele Andere, die ähnliche aber unglückliche Versuche gegen den Materialismus gemacht haben, auf die Hoffnung verzichten müssen, seine Gegner andern Sinns zu machen. Sie werden ihre Ansicht, daß es nicht mehr nöthig und auch nicht wissenschaftlich sei, sich hinter den Begriff der Lebenskraft zu verstecken, um die Thätigkeit der organischen Schöpfung auf dem Wege der Erfahrung zu erklären und zu begreifen, nie wieder aufgeben. Darüber darf man ihnen aber auch keinen Vorwurf machen wollen, das ist eine That der wissenschaftlichen Freiheit; sie müssen nur eingedenk bleiben, daß ihre Ansicht vor der Hand nur eine wissenschaftliche Hypothese ist, der noch recht viel Feld der Wahrscheinlichkeit gewonnen werden muß; sie dürfen nicht vergessen, daß es der Würde der inductiven Naturforschung gar wenig entspricht, aus ihrer Ansicht schon jetzt Consequenzen zu ziehen, als sei sie eine unumstößliche Wahrheit; das ist ein Leichtsinn, welcher sich mit dem Ernst der wissenschaftlichen Freiheit nimmermehr verträgt.

---

2. Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie von Friedrich von Rougemont. Mit Zustimmung und Verbesserungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von Eduard Fabarius. Stuttgart, Besser. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Dieses beachtenswerthe Buch behandelt seinen Gegenstand mit Geist und Würde, nimmt nirgends engherzig Partei und ist ganz dazu geschaffen, die Theologie mit der Naturwissenschaft zu versöhnen. Wir halten es daher für Pflicht, die Schrift beiden Parteien zur Beherzigung zu empfehlen.

Rougemont hat sich auf dem Gebiete der Ritter'schen Erdkunde schon lange einen sehr geachteten Namen erworben. Er mit Berghaus, von Roon, Vogel u. A. hat das große Verdienst die Ideen des großen Ritter praktisch zu machen für Schule und Haus. Von ihm ließ sich in dem vorliegenden Werke nur Ausgezeichnetes erwarten. Er selbst sieht diese Geschichte der Erde als eine Fortsetzung seines früher erschienenen „Le peuple primitif, son histoire, sa religion et sa civilisation" an. Wie ernst und gründlich er sich an die Lösung seiner Aufgabe gemacht hat, geht schon daraus hervor, daß er die Mühe nicht gescheut hat, Hebräisch zu lernen, damit er das Wort der Bibel im Urterte selbständig studiren konnte; daß er mit seinem Freunde Agassiz jahrelang Geologie trieb, um auch als Naturforscher in der Ergründung der Geschichte der Erde selbständig dazustehen. „Es genügt zu sagen", bemerkt der Verfasser, „daß der Glaube, welcher nicht berufen ist, die Muscheln und die Knochen zu studiren, sich nicht in die Deductionen mischen darf, welche der Gelehrte logisch aus wohlangestellten Beobachtungen zieht. Aber auch die Geologen dürfen nicht, wie es jetzt gewisse deutsche Naturalisten machen, den Gott der Bibel leugnen, weil sie im Sandstein oder im Thon nicht die Fußtapfen oder den Schädel des ewigen Geistes gefunden haben."

Dem Uebersetzer Fabarius zu Saarlouis gebührt noch ganz besonders ein dankbares Wort der Anerkennung. Seine Uebersetzung ist vortrefflich. Das Buch liest sich wie eine durch und durch gut stilisirte deutsche Originalschrift.

Ein specielles Besprechen des Buchs ist hier nicht möglich und auch nicht nöthig. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß dasselbe mit Andreas Wagner's „Die Geschichte der Urwelt" und mit Quenstedt's „Sonst und Jetzt" auf einer Basis ruht. Um aber doch Einiges mitzutheilen, wonach man die Art und Weise erkennen kann, wie der Verfasser seinen Gegenstand erfaßt und behandelt, so wählen wir etwas aus dem fünften Capitel, welches die gegenwärtige Epoche der Erdgeschichte bespricht. „Andere Thatsachen deuten dagegen an, daß unser Planet noch nicht in seinen definitiven Zustand eingetreten ist, daß er jeden Augenblick seinen Continenten eine neue Form geben kann, und daß er sich für irgendeine ungeheuere Katastrophe bereit hält. Ein großer Theil der Erdoberfläche ist beständig in Bewegung, hier sich senkend, dort sich erhebend und dem Meere Gebiete abgewinnend oder verlierend. An der Küste von Puzzuoli ist der berühmte Tempel des Serapis bis fünf Meter unter das Wasser hinabgestiegen und hat sich später wieder über den Spiegel des Meeres erhoben. Mittelitalien, Sardinien, Schweden haben gewisse Stellen, die versanken, als sie schon von Menschen bewohnt waren und danach durch plutonische Gewalten, welche im Innern der Erde unaufhörlich thätig sind, emporgehoben wurden. Ich schrieb dies Wort „thätig sind" am 25. Juli gegen 12¾ Uhr, als mein Pult sich erhob durch einen verticalen Stoß, dem einige Secunden nachher eine Schwingung von Nordwest nach Südost folgte, die die Klingel des Hauses in Bewegung setzte. Ganz Schweden (Schonen ausgenommen) steigt langsam über das Baltische Meer, welches sich zurückzieht und seine ehemaligen Ufer trocken läßt. Die Westküste Arabiens bietet uns dieselbe Erscheinung. Die Küste Grönlands dagegen hat sich seit vier Jahrhunderten auf einer Länge von 200 französischen Meilen fortwährend gesenkt. Im Jahre 1819 ist der untere Lauf des Indus durch das plötzliche Erscheinen eines Erdrückens von 20 Meilen Länge und 6 Meilen Breite und durch das Einsinken eines parallelen Erdgürtels bedeutend verändert. In der Neuen Welt sinken, während heftige Erdbeben die Küste von Chile emporheben, die Chilee-Inseln im Süden allmälig unter den Spiegel des Oceans. Die erstaunten Eingeborenen finden ein tiefes Wasser, wo jüngst noch die Muschelbank war, die sie mit ihren Reichthümern ernährte, und der Wald, der ihnen das Holz lieferte, ist mit mehren Fuß Wasser bedeckt, oder ist von irgendeiner ungeheuern Welle mit fortgerissen, die vom Erdbeben in Bewegung gesetzt wurde, und den Boden sehr hoch mit Producten des Oceans bedeckt hat. Von Otaheiti bis Madagaskar sind, wenn man sich auf einige Beobachtungen verlassen kann, auf welche Darwin eine kühne Hypothese gegründet hat, alle Länder in Bewegung: die Gesellschafts- und die Niedrigen Inseln senken sich allmälig auf einen Raum von 500 Meilen Länge und 150 Meilen Breite. Die Neuen Hebriden, die Salomonsinseln und die Inseln von Neuirland haben sich dagegen gehoben, und in den weiten Seestrichen zwischen diesen Heerden entgegengesetzter Thätigkeit sieht man steigende und sinkende Inseln regellos untereinander zerstreut und durch die Erdbeben alle gleichmäßig in Bewegung gesetzt. Mehr nach Westen wiederholen sich diese Erscheinungen allesammt. Neuguinea, Timor, Java, Sumatra steigen empor, wie es ihre Ufer bezeugen, während an der Ostküste des australischen Continents infolge eines langsamen Sinkens der Kanal, der sie von ihrer ungeheuern Vormauer der Korallenbänke trennt, sich mehr und mehr erweitern soll. Im Südwesten der Sundastraße sinken die Keeling- und Kokosinseln, die in zehn Jahren durch drei Erdbeben erschüttert wurden, unbestreitbar." ... So durchwandert der Verfasser mit einer bewundernswürdigen Belesenheit alle Theile der Oberfläche unserer Erde und zeigt dann, wie diese lokalen Revolutionen die Vorläufer der Geiseln aller Art waren, die während der folgenden Jahrhunderte die Menschen decimirten. „Ich maße mir nicht an", sagt er dann am Schlusse dieser sehr interessanten Darstellung, „die wahren Ursachen der verschiedenen Geiseln entdeckt zu haben, von denen die heidnische Welt und das christliche Europa heimgesucht wurden. Aber mir scheint es unmöglich zu leugnen, daß zwischen der Geschichte dieser Geiseln und der der Menschheit eine Harmonie besteht, die von einem Gott der Gerechtigkeit und Heiligkeit vorher geordnet ist."

---

3. Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien. Aus dem Nachlaß von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. Gotha, Scheube. 1857. 8. 1 Thlr.

Diesem Buche wird es an einer freundlichen Aufnahme

gewiß nicht fehlen. Es iſt mit großem Fleiße zuſammengeſtellt und erfaßt ſeinen Gegenſtand mit ganzer Liebe und Hingebung, es iſt überall leicht verſtändlich und bleibt durchweg intereſſant. Der Verfaſſer war Volksſchulmann, aber einer von denen, welche ihre Aufgabe ganz erkannt haben und darin ihr höchſtes Lebensglück finden. Er iſt nicht mehr, iſt jung geſtorben und ein Opfer ſeines edeln Strebens geworden. Er war ein ſehr talentvoller Jugendlehrer, der in der eigenen Veredlung ſeines Geiſtes und ſeines Herzens als muſterhaftes Beiſpiel vorleuchtete. Ein ſolcher Mann verdient Anerkennung und Beachtung. Hat er dieſe nun auch ſchon in ſeinem Leben gefunden, ſo gebührt ſie ihm in noch höherm Maße im Tode und wir freuen uns ſehr, daß Roßmäßler in ſeinem Vorwort zu dieſer hinterlaſſenen Schrift mit aufrichtiger Herzenswärme darauf hingewieſen hat; er beklagt mit tiefem Schmerz den „Verluſt eines jüngern Kameraden auf dem Kampfplatze gegen die wieder hereinbrechenwollende Finſterniß, eines Kameraden, deſſen Tüchtigkeit und Thatkraft Großes erwarten ließ".

Nach dem Vorworte enthält das Buch eine kurze Biographie des Verſtorbenen von einem Ungenannten. Hieraus erſieht man, daß Reimann 1827 in Tentſchel bei Walſtatt geboren und 1855 in Berlin geſtorben iſt, daß er in Bunzlau ſeine ſeminariſche Bildung erlangt hat, und daß ihm der jetzige Stadtſchulrath Fürbringer ein Gönner und Freund für ſeine ganze Lehrerlaufbahn geweſen iſt. Dieſterweg und Wander waren ſeine Vorbilder, von ihrem edeln Streben durchdrungen legte er Hand an ſeine Ausbildung, ſuchte er ſich tüchtig zu machen in ſeinem Fache. Die Naturwiſſenſchaft hatte er unausſprechlich lieb gewonnen; er ſuchte ſie, wo er nur konnte, zu ſeinem Eigenthume zu machen. Als Oken einmal einen Preis für die genaueſte Kunde über den Neſtbau eines Vogels ausgeſchrieben hatte, beobachtete Reimann dieſen Vogel unermüdet wochenlang und gewann dann den Preis. In Berlin beſuchte er die Vorleſungen von Dove, Ritter und Grimm theils um ſein Wiſſen zu bereichern, theils aber auch, um ſich durch dieſe großen Geiſter anregen zu laſſen. Das vorliegende Buch liefert den Beweis davon, daß dieſer geiſtige Verkehr auf einen ſehr fruchtbaren Boden gefallen iſt.

Was nun das Buch ſelbſt betrifft, ſo zerfällt es außer dem Anhange in zwei Theile, wovon der erſte ein allgemeines Bild der Atmoſphäre gibt, der zweite dagegen die Wärmeverhältniſſe des Luftmeers beſpricht. Schon dieſe Art der Eintheilung deutet darauf hin, daß das Werk ein Bruchſtück von einem beabſichtigten größern Ganzen iſt, und wenn man ſich tiefer hineinlieſt, ſo überzeugt man ſich noch mehr davon, daß der Verfaſſer einen größern Plan vor Augen hatte, als die gedruckte Ausführung darlegt. Der Tod hatte ihn überraſcht. Mag dem aber auch ſein, wie ihm wolle, ſo iſt das Gegebene doch gut und verdient recht viel geleſen zu werden. Ohnehin iſt der Gegenſtand ſo umfangreich, daß man kaum daran denken kann, ein Buch zu erhalten, in dem Alles und Jedes beſprochen und mit gleicher Ausführlichkeit zur Darſtellung gebracht werden wird. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt ein populärer und ein ſolcher, der weniger auf der ſpecifiſch naturwiſſenſchaftlichen Seite als auf der erdkundlichen gelegen iſt. Daher kommt es denn auch, daß die Darſtellung mehr beſchreibend als begründend auftritt.

Doch nun wollen wir auch einen ſpeciellen Einblick in das Buch ſelbſt thun und da wählen wir uns zunächſt das fünfte Capitel des zweiten Theils aus, in welchem die klimatiſchen Verhältniſſe von Meer und Land der Erde beſprochen werden. „In dieſer Ueberſicht der Urſachen für die verſchiedene Geſtaltung des Klimas tritt uns zunächſt die Bemerkung entgegen, daß das verſchiedene Verhältniß von Waſſer und Land dabei die Hauptrolle ſpielt. Auf einer Erde, die nur vom Lande oder vom Meere bedeckt wäre, würden die Klimate ſich ſehr regelmäßig geſtalten, und wenn das Land überall aus gleichem Geſtein oder Boden beſtände und eine gleiche Höhe hätte, ſo würde man die Wärme einer Gegend wirklich nach ihrer Entfernung vom Aequator berechnen können. ... Mit einem Worte, eine mathematiſche Vertheilung der Wärme wie des Sonnenlichts könnte nur auf einer Erde ſtattfinden, die einen glatten Ball ohne Waſſer und Luft bildete. ... Die Vertheilung von Land und Waſſer auf der Erde erſcheint nicht blos ungleich, ſondern ganz regellos und räthſelhaft. Wir wiſſen noch keine Gründe dafür anzugeben; vielleicht aber wird man nach Jahrhunderten in dieſer ſcheinbaren Unordnung eine Harmonie erkennen, die wir erſt in einzelnen Andeutungen gewahren und ahnen. Das Hervorragen der Landmaſſen hängt von der Höhe der Meeresflächen ab. Nun hat man aus dem verſchiedenen Barometerſtande auf einzelnen Oceanen geſchloſſen, daß der Luftdruck die Urſache ſei und das eine Meer hinabdrücke, das andere höher ſtehen laſſe. Indeß dieſe Verſchiedenheiten ſind nur local und der Meeresſtand iſt auf den Hauptoceanen gleich. Wir bewegen uns hier durchaus noch auf einem dunkeln weiten Gebiete. Hat vielleicht die Verſchiedenheit der Dichtigkeit der innern Erdmaſſen in der einen Gegend eine ſtärkere Anziehung der Oberfläche bewirkt als in der andern, ſodaß die Erdrinde dort geſunken iſt und jetzt den Grund eines Meeres bildet? Oder ſind die Erdtheile große Gewölbe, durch vulkaniſche Kraft gehoben?" Man merkt hier der ganzen Darſtellung an, daß der Verfaſſer viel über den Gegenſtand geleſen und nachgedacht hat, daß das Ganze aber noch nicht die nöthige Reife zur Mittheilung beſitzt. Zuweilen wird aber auch das Eingehen in die Bewahrheitung einer Behauptung abſichtlich vermieden, welches auf den Leſer einen ſehr unbefriedigenden Eindruck macht. So wird z. B., als von dem Dove'ſchen Winddrehungsgeſetze die Rede iſt, ſehr hübſch berichtet, daß ſchon Baco daſſelbe gekannt, daß auch Lampadius daſſelbe 1806 aufgefunden und zur Anſchauung gebracht habe, daß aber unſer Dove das große Verdienſt habe, die Urſache des Ganzen aufgefunden zu haben. „Dieſe Urſache war es, nach welcher Dove ſuchte und die er in der Stauung, in dem Kampfe und dem Verdrängen der beiden Hauptwinde, des nördlichen und des ſüdlichen, fand." Damit iſt nun alles weitere Begründen abgethan. Später werden Dove's eigene Worte der Beſchreibung des Winddrehungsgeſetzes noch angeführt, aber an ein Nachweiſen der Urſache wird nicht weiter gedacht. Indeſſen dürfen wir dieſes Mangels wegen mit dem Verfaſſer nicht zu ſtreng rechten, weil der ganze Standpunkt deſſelben viel mehr auf eine Naturbeſchreibung als auf eine Naturerklärung gerichtet iſt. In einer populären Schrift, wie die vorliegende, ſieht man allerdings eine ſolche Sonderung nicht gern, indeſſen ſie iſt nun einmal gemacht und wir dürfen nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer nicht mehr gelebt hat bei der Herausgabe ſeiner Arbeiten, daß es ihm unmöglich war, die Sache zu vollenden.

---

4. Das Leben des Meeres. Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände von Georg Hartwig. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Gleich bei dem erſten Zuſammentreffen feſſelt dieſes vortreffliche Buch ſeine Leſer und hält ſie mit lebhaftem Intereſſe feſt bis ans Ende, und das Merkwürdige dabei iſt, daß es überall nur Gegenſtände beſpricht, die ziemlich allgemein bekannt ſind. Die ganze Kunſt beruht daher in der Darſtellung. Dieſe iſt nun elegant, fein und friſch, geht raſch über trockene Gelehrtenſpeculationen hinweg und verweilt da mit behaglicher Gemüthlichkeit, wo gebildete Denker gern zuhören. Das ganze Buch lehrt uns durch die That, wie man populär ſchreiben muß, wenn man den Gegenſtand gründlich kennt, ihn aufrichtig liebt und geſchickt iſt, auch in Andern dieſe Liebe zu erwecken.

Der Verfaſſer bewohnt ſchon ſeit zwölf Jahren das Ufer der Nordſee, hat täglich das Meer vor Augen gehabt und iſt ihm von ganzem Herzen zugethan geweſen. „Ich liebe das Meer ſo innig und warm", ruft er aus, „wie nur der Schweizer ſeine Alpen lieben kann, und ich möchte, daß auch Andere

meine Bewunderung theilten und die Myſterien kennen lernten, die ſich unter der ſchwankenden, ſtets beweglichen Oberfläche des Oceans bergen.“ Mit einem ſolchen Ausſpruche, der ganz gewiß auf der treueſten Wahrheit beruht, hat der Verfaſſer die Leſer ſogleich gewonnen. Er zerlegt dann ſein Thema in drei Abtheilungen. Die erſte beſpricht die phyſikaliſchen Verhältniſſe des Meeres, die zweite behandelt die organiſche Schöpfung des Oceans, und die dritte bringt die Beziehung des Menſchen zum Meere.

Um nun durch einige ſpecielle Mittheilungen aus dem Buche den Werth deſſelben zur Anſchauung zu bringen, ſo wählen wir zunächſt aus der erſten Abtheilung einen Gegenſtand, wofür man ſich gerade in unſern Tagen ſehr lebhaft intereſſirt, nämlich über die nachtheiligen Folgen der rückſichtsloſen Vertilgung der Wälder. „Während Griechenland und Kleinaſien ihre Fruchtbarkeit haben verſchwinden ſehen mit den Gehölzen, die einſt ihre Anhöhen bedeckten, hat die Ergiebigkeit anderer Länder zugenommen, ſowie die Art ihre allzu dichten Wälder lichtete. Zur Zeit der Römer war faſt ganz Deutſchland eine einzige ungeheuere Hylää und das Klima daher viel rauher und kälter als es gegenwärtig iſt. Alle Niederungen waren mit undurchdringlichen Moräſten bedeckt, und lateiniſche Hiſtoriker beſchreiben den deutſchen Winter mit Ausdrücken, wie wir ſie allenfalls zur Schilderung einer ſibiriſchen Kälte brauchen würden. Aber allmälig brachten die friedlichen Eroberungen des Landmanns eine bedeutende Veränderung in der Natur Germaniens hervor. Die übermäßige Feuchtigkeit des Bodens verminderte ſich, die Moräſte verſchwanden mit den ſie nährenden Wäldern, und die Hitze der Sonne, die nun frei in den Boden dringen konnte, weckte deſſen zeugende Kraft. Die Kaſtanie und die Rebe blühen und reifen an den Ufern der Donau und des Rhein, wo ſie vor 2000 Jahren nicht hätten beſtehen können oder jedenfalls keine Früchte hervorgebracht hätten. Aber auch Deutſchland würde eine Verminderung ſeiner Fruchtbarkeit eintreten ſehen, wenn die Ausrodung der Wälder, welche noch ſo viele ſeiner Anhöhen bedecken, in einem bedeutenden Maße zunehmen ſollte. Zahlreiche Bäche würden dann während der heißen Jahreszeit, infolge des ſchnellern Herabfließens des Frühlingsregens und des raſchern Schmelzens des Winterſchnees verſiegen und wahrſcheinlich würden erfriſchende Sommerregen nicht mehr ſo häufig ſein. Jetzt ſchon werden die Ueberſchwemmungen, welche faſt jährlich die Ufer der Elbe, der Oder, des Rhein und ſo vieler anderer Flüſſe verwüſten, der übermäßigen Vertilgung der Wälder auf den Gebirgen und Hügeln, in denen jene Ströme und ihre Zuflüſſe entſpringen, von allen Sachkundigen zugeſchrieben.“ So wird in vielfachen Beiſpielen nachgewieſen, daß der Menſch die Macht beſitzt, das Klima der Länder umzugeſtalten, und daß er auch in dieſer Hinſicht den Namen des Herrn der Erde verdient. Durch Anpflanzung und Ausroden von Wäldern kann der Menſch die Natur zu einer gleichmäßigen Vertheilung ihrer Gaben zwingen. Aber es wird auch darauf hingewieſen, daß der Menſch ſeine Herrſchaft weit öfter zu ſeinem eigenen Nachtheile mißbraucht als zur Förderung ſeines Wohlſtandes benutzt habe. „Solche Betrachtungen lehren uns“, ſagt der Verfaſſer, „daß wir noch weit davon entfernt ſind, den Gipfel der Cultur erreicht zu haben, und daß höchſt wahrſcheinlich unſere Nachkommen auf unſern jetzigen Zuſtand ebenſo herabſehen werden, wie wir auf den unſerer barbariſchen Vorfahren.“ Das iſt ein Wort, welches ſchon von vielen Seiten mit gleicher Freimüthigkeit ausgeſprochen worden iſt. Man fühlt, daß es die ſorgfältigſte Beherzigung verdient, aber es iſt auch nicht ungehört geblieben; von allen Seiten rühren ſich die Lenker der Staaten und Völker, um die Bodencultur wieder auf einen vernünftigen Naturzuſtand zurückzubringen.

In der zweiten Abtheilung lenken wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf die Schilderung der Natur des Hai. Das Thier iſt gefräßig und ſo unempfindlich gegen Schmerz, „daß daſſelbe, wenn man es beim Feſtſchmauſe eines todten Walfiſches mit einer Harpune durchbohrt und es ihm zu entkommen gelingt, nach kurzer Zeit an dieſelbe Stelle zurückkehrt, um ſeine unterbrochene Mahlzeit fortzuſetzen. Dabei iſt der Hai ſo lebenszähe, daß das ausgeſchnittene Herz noch einige Stunden nach dem Tode fortſchlägt und der in Stücke zerhauene Körper ebenſo lange Lebenszeichen von ſich gibt. Er iſt daher ſehr ſchwer zu tödten, und es ſoll ſogar gefährlich ſein, die Hand in den Rachen des vom Rumpf getrennten Kopfes zu ſtecken. Den Menſchen greift er merkwürdigerweiſe nicht an, denn obgleich Walfiſchjäger beim Fettabſchneiden häufig ins Waſſer fallen, wo er ſich in großer Menge aufhält, weiß Scoresby keinen einzigen Fall zu erzählen, daß er jemals einen von ihnen angegriffen und verwundet hätte.“ Damit fallen alſo unzählig viele gräßlich ſchöne Erzählungen in das Gebiet der maleriſchen Dichtungen, welche gar keinen Wahrheitsgrund beſitzen.

In der dritten Abtheilung wird gezeigt, wie der Menſch allmälig mit der Größe und den Grenzen des Oceans bekannt geworden iſt. Die allmälige Erweiterung des Horizonts in dem erdkundlichen Wiſſen der Menſchen geht von den Phöniziern aus und endigt zuletzt in den Forſchungen im arktiſchen Meere; wir bewundern Diaz und Vasco de Gama, Magellan und Cook, wie ſie, von Stürmen und Drangſalen unbeſiegt, die Schranken des Oceans durchbrachen. Dem edeln Streben, das Dunkel des Schickſals Franklin's aufzuklären, widmet das Buch auch eine menſchenfreundliche Aufmerkſamkeit. „Von Franklin wurde weiter nichts entdeckt, als die Stelle ſeines erſten Winterquartiers am Cap Riley, Trümmer von Hütten, drei Gräber und ſogar ein kleines Gärtchen, wo Moos, Flechten und Anemonen, die dürftigen Erzeugniſſe der arktiſchen Flora durch die Sorgfalt irgendeines Blumenfreundes in Beeten geordnet waren. Aber die Stille des Todes lag über der ganzen verödeten Stätte, und kein Zeichen deutete auf die ſpäter von Franklin durch die Wildniß genommene Richtung. Dem Capitän M'Clure iſt es endlich gelungen, die große Frage der nordweſtlichen Durchfahrt zu löſen, indem er unter tauſend Gefahren von der Behringsſtraße aus bis nach Mercybai (1851) vordrang und auf dieſem Wege ſich der Melvilleſtraße auf weniger als 60 engliſche Meilen näherte. Lieutenant Creßwell, der über das gefrorene Eis M'Clure's Dereſchen dem Capitän Ingleſield überbrachte und mit dieſem nach England zurückkehrte, während ſein Befehlshaber auf den Schiffen überwinterte, verdient bemerkt zu werden als der Erſte, der jemals die Reiſe um Nordamerika gemacht hat, indem er durch die Behringsſtraße in das Polarmeer einfuhr und durch die Baffinsbai daſſelbe verließ. Aber die Durchfahrt iſt nur gefunden worden, um ihre gänzliche Unbrauchbarkeit für die Schiffahrt darzuthun. Wenn auch die Macht der Strömungen oder der Winde dieſen oder jenen der vielfachen Kanäle des polariſchen Inſelarchipels während eines beſonders günſtigen Sommers vom Eiſe befreit, ſo findet ihn gewiß der folgende um ſo vollſtändiger verſperrt. Nie wird ein Handelsſchiff oder ein Walfiſchfänger auf dieſem Wege nach der Südſee ſteuern.“

Es wird uns ordentlich ſchwer, hiermit von dieſem Buche Abſchied zu nehmen; indeſſen halten wir uns überzeugt, daß das Mitgetheilte ſchon zur Genüge hinreichen wird, die Neigung zum Selbſtleſen des Buchs zu erwecken, und mehr wollten wir nicht erreichen. **Heinrich Birnbaum.**

Neuere Romanliteratur.

Romane und Novellen mögen ihr Daſein im Allgemeinen dem geſelligen Triebe verdanken, ein Erlebtes mündlich oder ſchriftlich mitzutheilen. Da mußte ſich denn auch gar bald die Nothwendigkeit geltend machen, dieſer Mittheilung eine möglichſt anſprechende Form zu geben. So ward das Erlebte Gegenſtand der Kunſt, die ſich eigene Geſetze bildet, um daſſelbe harmoniſch aufzulöſen in die innere Anſchauung des ewig Wahren und Schönen.

Der Zuhörer, der Leser wird damit selbst unwillkürlich in einen Ideenkreis versetzt, dem er sich, man könnte sagen, wie gebannt auch dann fügen muß, wenn er eigentlich nichts weiter will, als nur über eine müßige Stunde leidlich hinwegkommen; ja, selbst dann auch, wenn das Gehörte, das Gelesene im Widerspruch steht mit den eigenen Gewohnheiten, Grundsätzen, Anschauungen, die häufig genug auf etwas bestehen, welches sie „eine wahre Geschichte" nennen, also streng genommen auf einer Unmöglichkeit. Jedes Auge sieht, jedes Ohr hört anders, darum erzählt jeder Mund anders. Was ist nun wahr? Da tritt die Kunst als Vermittlerin auf, und selbst die Anzeige von Romanen und Novellen, welche zunächst dem vieldeutigen Begriff der „Unterhaltung" angehören, unterliegt ihren Gesetzen. Sie soll mindestens ansprechend sein. Wir haben hier vor uns eine Reihe von Unterhaltungsschriften: versuchen wir, wie wir damit fertig werden!

1. Die Sphinx. Roman von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Dichter aller Zeiten und Völker wissen von der Unergründlichkeit der Frauennatur zu singen; die ernste Geschichte bekräftigt das durch manche Beispiele, und die Kunst hat das Alles schon vor Jahrtausenden symbolisch zusammengefaßt in jener Gestalt, deren flüchtiger Anblick selbst das Nachdenken herausfodert zur Enträthselung des verkörperten Geheimnisses. Mag es nun damit sein wie es will, die Unergründlichkeit der Frauennatur ist zugleich, oder vielmehr eben deswegen mit Reizen bedacht, die den Mann fesseln, ihn sogar vermögen, durch jedes erreichbare Mittel ein Gut zu erlangen, von dem er in den wenigsten Fällen weiß, ob es ihm ein Heil gewähre, welches mit seinen Anstrengungen in irgend genügendem Verhältnisse stehe. Das hier Gesagte ist nichts weiter, als ein Hindeuten auf die äußersten Grenzen der Stellung zwischen Mann und Weib. Im Leben selbst macht sich diese Stellung schon meistens friedlich genug, und so behandelt auch der vorliegende Roman dieselbe, wir möchten sagen, als ein neckisches Spiel, sich verwickelnd und entwickelnd aus den gegebenen oder erzwungenen Verhältnissen unserer Gesellschaft. Der Legationssecretär Engelbert Wald will auf der Reise nach dem Orte seiner Mission einen Bruder, den Pfarrer Gustav Wald besuchen, trifft in der Klause einer Burgruine eine junge Dame, die sich den Fuß verrenkt hat, und führt die Schmerzgeplagte seinem Bruder zu. Neben der Sorge für ihre Wiederherstellung möchte der junge Mann nun aber auch gar gern das Woher und Wohin der Schönen erfahren und da macht sie seinen noch wenig durchgebildeten Diplomatenkünsten viel zu schaffen, denn sie ist ein Schalk und er muß doch möglichst discret sein. Er will bald herausgebracht haben, sie heiße Agathe und Kurz — endlich treffen Papiere ein, die das zu bestätigen scheinen. Unter diesen Papieren ist auch die Erklärung der Mutter, wonach sie — der Vater ist auf Reisen — in die Heirath der protestantischen Tochter mit dem katholischen Engelbert willigt. Dem Pfarrer genügen diese Papiere und das junge Paar ist glücklich. Aber bald genug glaubt Engelbert Zeichen zu entdecken, wonach die Frau nothwendig doch immer noch etwas verbergen muß. Verdacht ist nicht so leicht zu beschwichtigen: im Gegentheil weiß er immer weiter um sich zu greifen, und da findet er denn, daß Agathe eine abenteuernde Komödiantin gewesen, und, wie das bei solchen häufig der Fall, in bedenklichen und immer noch nicht abgerissenen Verbindungen gestanden haben müsse. Sie führen vielmehr zu der Geschichte von Agathe's Aeltern, die dann wunderlich genug ist. Aber dem Leser würde nur eine Freude verdorben, wenn davon auch nur Andeutungen hier gegeben würden. Das Räthsel wird erst auf den letzten Seiten des Buchs gelöst, wo sich dann findet, daß Engelbert gar nicht die Agathe, vielmehr deren jüngere Schwester Paula, unter deren Taufnamen allerdings auch Agathe vorkommt, geheirathet hat. Wäre diese Geschichte Aufgabe für einen jener Romanfabrikanten à la Clauren, der ja niemals stirbt, gewesen, so ist alles gegen nichts zu wetten, daß eine Lächerlichkeit mehr auf den Büchermarkt geschleudert wäre. Vielleicht aber hatte ebendeshalb das verfängliche Thema besondern Reiz für unsern Levin Schücking, um uns ein geistreich durchgeführtes Spiel zu bereiten, welches überall weitere Betrachtungen sinnvoll anregt, und so nehmen wir denn die „Sphinx" als einen schätzbaren Beitrag zur Unterhaltungsliteratur dankbar auf.

2. Jürgen Wullenweber. Historischer Roman in sieben Büchern von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 4 Thlr.

Nach der Vorrede will der Verfasser nicht Futter für ein gewöhnliches Romanpublicum liefern, sondern durch Aufstellung eines großen Geschichtsbildes dem denkenden Leser nach Kräften genügen. Daß Wullenweber, seit die Geschichte ihm endlich ein Ehrendenkmal gestiftet, auch dem Romanschriftsteller Stoff für seine Bestrebungen bietet, ist erklärlich; ebenso daß er noch keinen deutschen Walter Scott fand. Wenigstens ist es nicht so leicht, dem lesenden Publicum eine Zeit anschaulich und annehmlich vorzuführen, die ihm so durchaus fremd geworden ist, daß selbst der Verfasser sich nicht ohne Anstrengung in sie hineinleben muß, wenn er nicht etwa mit einigen nothdürftig aufgegriffenen und hingeworfenen geschichtlichen Daten verschiedene, eben unserer Zeit bequem zur Hand liegende Anschauungen lecker verknüpfen will, um in dem einem Welfenfürsten zur Last fallenden Justizmorde der Gegenwart etliche Lehren möglichst eindringlich zu insinuiren. Das war nun allerdings nicht eigentlich die Absicht des Verfassers: er wollte wirklich ein großes Geschichtsbild aufstellen, und hat in dieser Beziehung viel mehr geleistet, als A. Banner, welcher denselben Stoff vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Rebellen von Lübeck" als „historischen Seeroman", ohne jemals einen Tropfen Seewasser gesehen zu haben, ins Publicum einzuschwärzen versuchte. Ein großes Geschichtsbild dagegen ist von Köhler nicht aufgestellt: vielmehr sind sieben besonders eingerahmte Bilder aneinander gereiht, aus deren Betrachtung der Leser sich selbst ein Ganzes zu construiren hat. Wenn er daher nicht etwa nur eine müßige Stunde bequem ausfüllen will, so fehlt es ihm nicht an Anregungen für weitere Ausmalung, und damit mag er sich das Buch bestens empfohlen sein lassen.

3. Andreas Burns und seine Familie. Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848—50. Von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 6 Thlr.

Die unglückseligen Misverhältnisse, welche dänische Staatsmänner vorzugsweise in Schleswig hervorriefen und zu einem verderblichen Kriege ausschlagen ließen, mußten, wie überhaupt alle Ausweichungen geregelter Zustände, mehr oder weniger tief eingreifen in das Geschick einzelner Personen und ganzer Familien und vielfach wurden und werden dergleichen Ereignisse von Schriftstellern benutzt. So auch von Philipp Galen. Die kriegerischen Verkommenheiten dienen als Leitfaden für das Thun und Leiden der Familie Burns und einiger anderer Personen, unter denen Henrik Paulsen vorzugsweise hervortritt. Daß es dabei nicht an Liebesverhältnissen fehlt, versteht sich von selbst, und unter diesen ist das des ebengenannten Paulsen eigener Art. Helene, die Tochter eines reichen Handelsherrn in Altona, wird von diesem einem reichen, jungen Wüstling geopfert, der sich jedoch während des glänzenden Hochzeitmahls entfernt und seinem unnützen Leben ein Ende macht. Die bräutliche Witwe bringt nun, da auch ihr Vater gestorben ist, schon seit einigen Jahren die Sommerzeit in Schleswig in unmittelbarer Nähe vom Landsitze des Andreas Burns zu, und in ihrer kleinen Bibliothek ist vorzugsweise der erste Theil der „Stimmen der Völker" ihr Liebling. Henrik Paulsen, aus dem Gefängnisse zu Kopenhagen, worin er kein Däne

werden konnte, arm zurückgekehrt, weil ihm eine Erbschaft gerichtlich abgesprochen ist, liebt Helene, wagt jedoch der Reichen gegenüber keine Erklärung. Helene liebt den Verfasser der „Stimmen der Völker", weiß aber nicht, daß Henrik Paulsen dieser Verfasser ist. Ein anderes Liebesverhältniß hat auch Eigenthümliches. Erik, Burns' jüngerer Sohn, hat sich der Marine gewidmet, ist ein Stockdäne geworden und macht trotzig Anspruch auf die Liebe Agathe's, einer jungen Verwandten. Sie ist so ruhigen Gemüths, wie es vielfach unter nordischen Erdentöchtern gefunden wird. Dennoch ist kein Tropfen Dänenblut in ihren Adern, und ihr sanftes, aber bestimmtes „Kehre zurück!" vermag Erik's Trotz nicht zu brechen. Er ist es, der später im Hafen von Eckernförde den „Christian VIII." in die Luft sprengt und dabei seinen Tod findet. Friedrich dagegen, Erik's Bruder, liebt Agathe wirklich; weil er aber glaubt, ihr Herz sei dem Bruder zugewendet, so schweigt er und sie weiß nichts von seiner Neigung. Daß am Ende doch beide Paare gegenseitiges Verständniß gewinnen, darf kaum angemerkt werden. Die andere Seite des Buchs und im Umfange die bedeutendere ist der Kluft des Deutsch- und Dänenthums und jenem Kriege gewidmet, dessen Verlauf und Ausgang bekanntlich einen tiefen Schatten auf die Geschichte unserer Zeit wirft. Der Verfasser führt die kriegerischen Ereignisse der Reihe nach im Buche vor, und berichtet zugleich von den so unkriegerischen als unpolitischen Piraterien und Raub- und Mordzügen, namentlich der Jütländer. Da wir Mitlebende waren, ist es unnöthig, hier den Gang der Ereignisse, der überdem in mancherlei Relationen vorliegt, zu verfolgen. Es sei anzuführen genug, daß der Verfasser überall mit Entschiedenheit auf seiten der Unterdrückten und Verfolgten steht, von denen namentlich Henrik Paulsen als eine Art von Marquis Posa auftritt. Betrachten wir nun das vorliegende Buch als Roman, als Kunstwerk, so läßt sich dagegen Mancherlei sagen, namentlich, daß ungeachtet seines Umfangs doch nicht wenige Partien unausgeführt bleiben und sich zersplittern. Es hat das Ansehen, als sei das Ganze nach den Notizen eines Tagebuchs geschrieben, wenigstens finden wir oft genaue Angaben von Tagen, Stunden, Meilenzahlen und sonstigen Minutien, die in einem poetischen Kunstwerke höchst selten einmal Bedeutung haben können. Uebrigens mag das Buch doch wol eine gute Aufnahme finden, wenigstens bethätigt es überall deutsche Gesinnung, die sich nun einmal nicht anders kund geben kann, als im tragischen Festhalten an einem geographischen Namen, der, wie der Verfasser sagt, keine Großmacht aber eine große Macht ist, die sich doch mindestens in der Thatsache manifestiren konnte, daß sie die aus den Herzogthümern vertriebenen ehrenhaften Männer mit offenen Armen aufgenommen hat.

4. Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Von Otto Müller. Stuttgart, Cotta. 1856. 8. 1 Thlr.

Beim Anblick eines Buchtitels bildet sich wol in jedem Leser fast unwillkürlich sogleich eine Idee vom Inhalt desselben. So mag das vorliegende Buch, wenn auch als Familienroman bezeichnet, doch leicht vorzugsweise Politisches erwarten lassen, denn Frankfurt als Freie Stadt des weiland Heiligen römischen Reichs, als bedeutende Handelsstadt, als Schaubühne der Kaiserkrönungen hatte nach innen und außen eine nicht unbedeutende politische Stellung, in welcher es an Conflicten nicht fehlen konnte, die denn der ersten Magistratsperson manche schwere Aufgabe zur Lösung stellen und auch von wesentlichem Einfluß auf das Familienleben sein mochten. Davon findet sich denn auch in diesem Roman eins und anderes; hat man ihn jedoch gelesen, so muß man sich sagen: schade um den reichen und ergiebigen Stoff, den der begabte Verfasser so leichtweg, so ebenhin verbraucht hat! Es ist Nebenarbeit in der Feierstunde, und wie sie da vorliegt, soll eigentlich weiter nichts gesagt werden, als daß Johann Wolfgang Goethe, obgleich einige Hindernisse sich in den Weg stellten, doch zu Frankfurt a. M. zur Welt gekommen ist. Der Großvater Textor hat es freilich mit etlichen oppositionellen Bürgerköpfen zu thun, sogar mit dem Licentiaten Haderkatz, einem pasquillantischen Habenichts; er hat ferner zu sorgen, daß dem in Frankfurt residirenden Schattenkaiser Karl VII. das tägliche Brot nicht ganz und gar ausbleibt: das ist aber so ziemlich Alles, was vom politischen Grunde des ganzen Gemäldes in einigen flüchtigen Zügen gegeben wird. Der Leser begreift wenig oder nichts davon und sieht sich auch nicht sonderlich angeregt, ein volles Verständniß aus geschichtlichen Handbüchern herbeizuholen. Ueberhaupt soll ein Roman dergleichen nicht fordern. Die Familiengeschichte beschäftigt sich sodann mit der nachmaligen Frau Rath. Wie auch ihr Sohn erzählt, hat sich Elisabeth in den Kaiser verliebt, beim Nachschauen seines Abzugs in der Nacht sich am Knie verwundet, und demnächst mit einigem Widerstreben den Rath Goethe, einen durchweg ehrenhaften Charakter, geheirathet. Von seinen vorhergehenden Reisen erfahren wir nur, daß Holland eigentlich sein Eins und Alles, sein Kanon für Leben, Kunst und Wissen geworden; daß er dagegen in Italien nichts gesehen haben soll. Gleichwol muß er hier doch nicht so ganz umsonst gewesen sein, denn er öffnet bekanntlich seinem Sohne reiche Mappen, die er im Lande der Kunst gefüllt. Das Buch ist, mit einem Worte, nicht fertig. Der Verfasser scheint Vieles von den Personen und Verhältnissen jener Zeit zu wissen, doch von mancherlei Bedenken gehindert zu sein, sie vollständig zu entwickeln. So geht denn das Gegebene nicht eben über einen Grundriß hinaus, nur den Wenigen verständlich, welche sich außerdem schon hinreichende Kenntniß von dem hier in Frage kommenden Leben und Sein um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt, dann auch von der Familie Goethe und ihrer Umgebung angeeignet haben, und diese Wenigen möchten mit dem bereits Angeeigneten sich leicht schon reich genug halten. Andere Leser mögen sich mit manchen einzelnen Scenen freundlich begnügen.

5. 1813. Memoirenroman mit eigenmächtigen Interlocuten des Verfassers von Adolf Freiherrn von Kessel und Tscheutsch. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Was hat hier eigentlich dargestellt werden sollen? Das Jahr 1813, welches Napoleon's Macht zertrümmerte? Nein! Denn die Kriegsereignisse treten nur anekdotisch in Scene. Sollten Memoiren gegeben werden? Auch nicht! Denn das Buch wird auch Roman, im Text hin und wieder Novelle genannt. In einem Roman oder einer Novelle pflegt der Gang der Handlung an eine Persönlichkeit geknüpft zu sein: hier aber müssen wir eine Menge Menschen kommen, gehen und verschwinden sehen, ohne daß wir in den Stand gesetzt würden, uns für irgendeinen besonders zu interessiren. So müssen wir bis zu II, 256 fortlesen, um eine, wenn auch nur nothdürftige Grundidee endlich zu erhaschen. Da heißt es nämlich, nachdem eine Geistererscheinung erzählt ist: „Diese Novelle ist nichtsdestoweniger mit ihren frivolen, genußsüchtigen, kriegsgeschichtlichen, religiösen, poetischen und mystischen Erscheinungen dem wirklichen Leben entnommen, indem die Gegensätze der Moralität mit der Sinnlichkeit, des Kriegs mit dem Frieden, der Religion mit dem Atheismus, des Poetischen mit dem Prosaischen, des Uebernatürlichen mit dem Gewohnten eben den Kern des irdischen Lebens bilden." Das Alles kommt nun auch richtig in dem irdischen Leben dieses Memoirenromans von zwei kleinen Bänden vor und der Leser kann sich über Stoffarmuth nicht beklagen. Er kann sogar dem Verfasser hülfreich entgegenkommen; er kann sich nämlich aus dem Gegebenen privatim einen besondern Roman construiren, in welchem Sohn und Tochter des Commerzienraths Treuenfeld in Breslau die Träger sind, wie denn das auch wahrscheinlich die Absicht des Verfassers gewesen ist. Anstatt übrigens näher auf den Inhalt einzugehen, wofür hier der Raum fehlt, sei

nur angemerkt, daß vermuthlich der Verfasser seine eigenen Erlebnisse mitgetheilt und sich selbst unter dem Namen Lessek dem Publicum producirt hat; daß er ferner ein ähnliches Werk vom Jahre 1848 in Aussicht stellt. Möge er Wort halten! Denn wie Manches ein Recensent auch bei dem vorliegenden Buche als Kunstwerk auszusetzen haben muß, so ist doch die Frische der eigenen Anschauungen und Erlebnisse des Verfassers für den Leser anziehend, und er sieht gern über Kleinigkeiten hinweg, wie wenn z. B. der Buchhalter seine Feder nur hinter dem linken Ohre trägt, wenn 1813 schon Cigarren und noch dazu trotz der Continentalsperre Havañacigarren en vogue sind, die überhaupt auch gegenwärtig noch nur in dem Falle zuverlässig echt sind, wenn man sie selbst von Havaña holt.

6. Zwei Novellen von Hermann Schiff. Zwei Theile. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Die schriftstellerische Gewandtheit und das Vertrautsein mit den verschiedenartigsten Lebensverhältnissen, welche die bisherigen Arbeiten des Verfassers bezeugen, bewährt er auch in den vorliegenden beiden Novellen: „Ballkleid und Demantschmuck" und „Redlichkeit und Schwindel". Eben diese Gewandtheit aber mag ihn in frühern Jahren zu Sorglosigkeit verleitet und endlich gedrängt haben, das erste beste Thema rasch abzuwickeln. So auch hier. Hamburg ist der Grund und Boden beider Novellen, und es ist daher ganz in der Ordnung, daß es sich darin um Reichthum und Armuth handelt, daß es eigentlich keinen andern Lebensfactor gibt als Geld. Wir wollen die Novellen nicht im Einzelnen darlegen, sondern nur anmerken, daß in der ersten die Tochter eines französischen Emigranten die gewandteste Lebensphilosophie geltend macht, sie selbst die Prostitution benutzen läßt, um endlich auf den jüdischen Bankier, der sie unterhielt, mit dem nobelsten Stolz herabzusehen; daß in der zweiten Novelle ein junger Graf, der seinen Reichthum verschleuderte und sich in die Stricke eines Gauners warf, durch einen christlichen Bankier gerettet wird. Das Buch fesselt überall durch noble und anmuthige Darstellung, leicht herbeigeführte Situationen und überraschende Gedankenblitze, nur scheint dem Verfasser die Zeit gefehlt zu haben, an unsere künstlerische Befriedigung zu denken. Sein Leben ist, wie so manches Dichterleben, ein zertrümmertes, welches ihn sogar für eine Zeit dem hamburger Armenhause zuführte, in welchem auch diese Novellen geschrieben sind, die durch diesen Nebenumstand vielleicht ein erhöhtes Interesse erhalten.

7. Novellen und Erzählungen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von den sechs Erzählungen dieser beiden Bände gehören „Die gespenstische Auction" und „Das unheimliche Haus" im zweiten Bande dem Geisterreiche an. Der Gegenstand derselben wird als Factum gegeben, wovon unsere Philosophie zwischen Himmel und Erde sich nichts träumen läßt. Was soll man nun damit anfangen? Einer sogenannten natürlichen Erklärung bieten sich allerdings mancherlei Handhaben, aber so unsicher, daß jede Erklärung sich in den Sandweg der Vermuthungen verlaufen muß. Als Belege für die Existenz einer Thätigkeit, die außer dem Bereich unserer Erkenntniß liegt, muß diese sie abweisen. Als Gegenstand der Unterhaltung, wohin sie als Novelle oder Erzählung doch gehören sollen, sind sie ebenfalls nicht füglich anzunehmen, da sie für den ästhetischen Sinn in der Luft stehen, nicht künstlerisch aufgefaßt und fixirt sind. Die erste Erzählung des zweiten Bandes „Der odisch-magnetische Comptoirist" kann immerhin auch noch dem Geisterreiche zugewiesen werden. Der Verfasser verfährt mit dem odiösen System doch anders als mit jenen Gespenstergeschichten: er nimmt es humoristisch. Nur liegt sein Humor nicht sowol in der Behandlung des Stoffs, als in dem Ausgange der ganzen Geschichte: Nervenüberreizung, Seebad, Hochzeit. Da wir zufällig mit dem zweiten Bande begonnen haben, so mag auch noch der zweiten Erzählung desselben: „Der dunkle Punkt", gedacht werden. Ein Nachtfalter verirrt sich in das Lichthaus eines Leuchtthurms an der norwegischen Küste während eines Sturms. Er flattert am Glase hin und wieder, und durch den damit erzeugten „dunkeln Punkt" wird ein Schiff irre geleitet. Dieser Punkt muß Sachkundigen überlassen bleiben. Der erste Band gibt zwei Erzählungen, von denen die zweite, „Bruderherz", eine arge Gaunerei vorführt, um einem jungen Manne zu einigem Gelde und damit zu einer Frau zu verhelfen, ohne daß beide den Zusammenhang erfahren. So mag es auch vielleicht manchem Leser ergehen. Die erste Erzählung: „Ludmilla", ist an Umfang und Gehalt die bedeutendste der ganzen Sammlung. Sie behandelt einen Stoff, der schon seit einem guten Jahrhundert den Romanschriftstellern ergiebig war, und in unsern Tagen, wo die Politik der christlichen Kirchen in vielfacher Weise besondere Thätigkeit zu entwickeln strebt, von neuem einige Bedeutung gewonnen hat. Es ist nichts weiter, als daß ein junges Mädchen um Vermögen und Liebe betrogen wird, um ersteres für die Kirche zu gewinnen und letztere unter dem Klosterschleier zu ersticken. Ein Rettungs- und Fluchtversuch gibt dem Geliebten den Tod und wirft das Mädchen in ewiges Gefängniß.

8. Die Orthodoxen. Ein Roman aus der Gegenwart. Von F. Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1857. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn Orthodoxie nur möglich ist unter der Maske der Heuchelei, die vor keiner Schreckensthat zurückbebt, so hat der vorliegende Roman ein Bild aufgerollt, dem wir in den Hauptpartien Wahrheit zugestehen müssen. Das Christenthum ist eine Kirche und diese ein politisches Institut geworden. In unserer Zeit, wo die Naturwissenschaft den Orthodoxen als ein Popanz erscheint, treten sie, gestützt auf ihre politische Berechtigung, mit allen erreichbaren Waffen in die Schranken, um, wenn sonst keinen, mindestens die Frauen und das gewöhnliche Volk festzuhalten. Naturwissenschaft zu studiren haben sie nicht Zeit, sonst böte sich eben in ihr wol das sicherste Mittel zur Erhaltung des rechten, lebendigen Glaubens. In dem Romane, den wir da vor uns haben, ist die Naturwissenschaft freilich nicht geradezu als solche aufgestellt im Gegensatz zur Orthodoxie; allein die Kämpfe gegen letztere haben keine andere Quelle. Um was handelt es sich nun im Buche? Um nichts anderes als den niedrigsten Egoismus, der es nicht verschmäht, selbst das Heiligste zu benutzen für Macht, Ansehen, Reichthum. Da kann es nicht fehlen, daß der Egoismus sich immer tiefer verwickelt, um das Wort: „Gib dem Teufel den kleinen Finger und du bist ganz sein!" auch an ihm trotz Mantel und Bäffchen zur Wahrheit zu machen. So auch hier beim Pfarrer Otto, in welchem vorzugsweise der Verfasser nach seinem Vorwort nicht die Kirche, nicht die geschichtliche Berechtigung der Orthodoxie, sondern allein deren Auswüchse angegriffen hat. Indessen glaubt Referent nicht, daß mit diesem Angriff der Gegenstand erschöpft und irgendetwas gebessert werde: im Gegentheil! Das Buch wird wahrscheinlich viele Leser finden, deren Mehrzahl ein befriedigendes Urtheil nicht zu schöpfen vermag und daher aus dem Dargestellten leicht Motive bernimmt für ihren Haß nicht des Schlechten, der Auswüchse, sondern eines ganzen Standes, und dann ist es schlimmer als es war! Außerdem noch leidet das Buch an manchen Schwächen. Referent hebt nur aus dem zweiten Bande die Schwurgerichtsverhandlung hervor, die, wenn sie wirklich in dieser Form stattgefunden, wenn irgendein Präsident eine solche Rede gehalten hätte, wie sie hier, zu offenbarer Bestechung des Urtheils der Geschworenen, geboten wird, zu Aufhebung des ganzen Instituts führen könnte. Dann ist der Schluß des Buchs mindestens sehr wohlfeil. Der Verfasser hat die beiden Gegner Otto und Schröter auf ein Schiff gebracht; weil er aber nichts

weiter mit ihnen anzufangen wußte, läßt er einen Sturm kommen, das Schiff stranden und beide Gegner ihren Tod finden, indem der flüchtige Verbrecher Otto den ehrlichen Schröter gewaltsam in die Wogen hinabzieht. Da setzt sich denn freilich die Tugend nicht zu Tisch, wenn sich das Laster erbricht, allein es ist damit nichts gewonnen als das Ende des Buchs.

9. Sophie Charlotte, die philosophische Königin. Historischer Roman in drei Bänden von Julius Bacher. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wenn das Wesen eines historischen Romans etwa darin besteht, daß man die in seine Zeit fallenden Persönlichkeiten und Ereignisse, nothdürftig durch den Faden einer geheimnißvollen, übrigens jedoch sehr magern Liebesgeschichte zusammengehalten, an uns vorüberwandeln läßt, so ist ein solcher mit dem vorliegenden Buche dargeboten. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser eine glückliche Wahl getroffen. Berlin war eine Königsstadt geworden. Das ist im Grunde so ziemlich Alles, was sich von ihr sagen ließ, denn im Uebrigen stand sie mit den meisten andern Residenzen ihrer Zeit auf gleichem Niveau. Bildung, Kunst und Wissenschaft lagen noch in den Windeln, die dürrer Kirchenglaube, Aberglaube, Roheiten jeglicher Art straff zusammenschnürten; sogar die öffentliche Sicherheit von Personen und Eigenthum war noch ein Gedanke der Zukunft. Der Hof dagegen stand höher als viele andere in dem hofgesegneten Deutschland. Er war weniger vergiftet von der französischen Corruptionsseuche, und Extravaganzen, wie der Bund der rothen Teufel, mußten sich nach allen Seiten hin mit möglichst unübersteiglichen Mauern umgeben, und auch dann noch versteckten die Theilnehmer sich unter Masken. Eine Erscheinung wie die Königin Sophie Charlotte war ein Ereigniß von um so bedeutenderm Einfluß, als sie denselben mit dem Ernst einer Königin und der Milde einer Frau geltend machte. Sie steht in der Reihe jener mit einem Diadem geschmückten Frauen, welche die Geschichte der Cultur und Civilisation zu würdigen hat; denn es fragt sich, ob zunächst dem 18. Jahrhundert ohne solche Frauen eine so schnelle und glückliche Wendung zu dem ehrenvollen Standpunkte möglich geworden sein würde. Die Tochter der Kurfürstin Sophie war eine würdige Erbin ihrer intelligenten Mutter. Doch hier, wo es nur darauf ankommt, einen historischen Roman in möglichster Kürze anzuzeigen, kann ein Panegyrikus keine Stelle finden. Wie die erste Königin von Preußen zu dem Prädicat „philosophische Königin" kam, mag aus dem ziemlich genau an dem Geschichtlichen sich fortbewegenden Buche von Denen, welchen Zeit oder Neigung für historisches Studium fehlt, entnommen, hier übrigens auch nebenher angemerkt werden, daß dieses Prädicat wol auch dem Munde Solcher, die in mehr als einem Sinne tief unter ihr standen, den Zug des Spottes anheftete. Das ist ja so der Lauf der Welt! Uebrigens liest das Buch sich leicht weg wie viele andere. So mag es wol seine Leser finden, obschon wir wenigstens ihm kein besonderes Interesse abzugewinnen vermochten, am wenigsten da, wo beim Schlusse des dritten Bandes uns die Kosten des ganzen Leichenbegängnisses vorgerechnet werden.

10. Rheder und Matrose. Ein hamburger Roman. Von Ernst Willkomm. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
11. John Milton und seine Zeit. Historischer Roman von Max Ring. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese beiden Romane bilden zugleich den elften und zwölften Band der bekannten unter dem Titel „Deutsche Bibliothek" erscheinenden Sammlung auserlesener Romane solcher Schriftsteller, von denen mehre einen Ruf haben. Lesern, welche etwas schöne Literatur im Zimmer zur Hand haben wollen, ist gewiß ein solches Unternehmen ganz bequem, da es verhältnißmäßig billig die Tablette füllt. Auch Romanschriftstellern mag das Unternehmen willkommen sein als ein sonst manchmal lange Zeit vergebens gesuchter Hafen nach der Irrfahrt auf dem deutschen Buchhändlermeere. Inwiefern dagegen dasselbe geeignet sein mag, die deutsche Romanliteratur mit einem Meisterwerke zu bereichern, das ist ein Punkt, der hier nicht weiter erörtert werden kann. Es handelt sich überhaupt ja vorzugsweise um Unterhaltung, und eine solche gewährt gleich das erstgenannte Buch „Rheder und Matrose" in mancher Weise.

Es ist schon ein glücklicher Gedanke, Hamburg, die berühmte Hansestadt an der Elbe, zum Schauplatz eines Romans zu wählen. Das fortwährende Zu- und Abströmen von Menschen aus den verschiedensten Erdtheilen, ihr eifriges Verfolgen und Ausbeuten eigener und fremder Interessen, an sich schon ein reiches Leben in den mannichfaltigsten Verhältnissen gebärend, knüpft und trennt auch unter den Individuen so vielfache Bande, daß dem Romanschriftsteller die Wahl des Stoffs gewiß nicht eben leicht werden mag. Dazu kommt, daß in einer Hansestadt als Grundlage aller Thätigkeit, aller Lebensprincipien, aller Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten der Handel dient, also ein Etwas, dem die große Mehrheit so ziemlich alle poetische Berechtigung abspricht; denn wo nur von Maß und Gewicht und dem Preise materieller Bedürfnisse die Rede ist, wo es auf Rechenexempel ankommt, da hört die Poesie auf. Allein der Gegenstand hat doch auch eine andere Seite, und diese ist es, die der Verfasser in den Vorgrund stellt. Schiffe, wenn auch lediglich für wissenschaftliche Zwecke über die Wogen getrieben, waren und sind noch immer in dem Falle, sich mit Gegenständen, die irgendein Bedürfniß befriedigen können, zu versehen, um der Forschung möglichst sichern Boden zu gewinnen, um den Abgang eigener Bedürfnisse zu ersetzen. Sie tragen nicht unmittelbar dazu bei, europäischer Cultur Eingang zu verschaffen; sie bahnen ihr nur den Weg. Leider ist dieser Weg dann von Andern vielfältig benutzt worden, um allein der Habgier zu dienen, und diese scheut vor keinem, selbst dem empörendsten Mittel für ihren Zweck zurück. Sie hat jenen Völkern, die bis dahin noch keine Geschichte hatten, eine Geschichte gegeben, deren Blätter nur mit Schandthaten der Christen beschrieben sind. Jeder Fuß breit europäischer Cultur in den Tropenländern und noch weiter hin ist ein Blutfleck. Da ist die unbeugsame Anhänglichkeit an die ererbten Lebensgewohnheiten, das feindselige Mistrauen gegen die Europäer nicht weiter auffallend, sogar nicht einmal das Auffressen der Missionare. Sehen wir doch, daß selbst da, wo weniger geistige als materielle Gewalt jene Lebensgewohnheiten verdrängt oder aus den Heiden sogar Christen gemacht hat, die Menschen kaum glücklicher sind, als sie früher waren. Die alte Roheit hat nur ein anderes Kleid angezogen; sie ist mit den Füßen in die Hemdsärmel gefahren. Diese Seite kann es daher nicht sein, welcher das Prädicat „poetisch" in dem oben angedeuteten Sinne beizulegen wäre. Der Verfasser läßt einen jungen Mann für lange Zeit verschwinden, sodaß man ihn für todt hält. Indessen erscheint er wieder in einem nicht eben viel versprechenden Aeußern. Man glaubt sogar an eine fixe Idee. Allerdings! Es ist die, echt europäische Cultur unter der Friedenspalme des Handels da zu verbreiten, wo man diese Cultur höchstens durch die Branntweinflasche, durch Ein-, Aus- und Durchgangszölle, Sklavenhandel und Verbrauchsteuern, durch Alleinseligmachereien und sonstige Herrlichkeiten kennen gelernt. Seine Ansichten und Erfahrungen hier weiter darzulegen, gestattet der Raum nicht. Dieses interessante Stück Menschenleben wolle der Leser selbst im Buche verfolgen. Es erschöpft die wichtige Aufgabe wol nicht; allein es regt gar Vieles an zu weiterer Ausbeute. Auch mögen die Bilder aus dem hamburger Leben Denen nicht unwillkommen sein, welche das Leben einer Handelsstadt noch nicht aus eigener Anschauung kennen.

Zum Schluß „John Milton" von Max Ring. In jener Zeit des vorigen Jahrhunderts, als in Deutschland eine neue Morgenröthe der Poesie aufdämmerte und Dichter und Kriti-

ker das Epos als die höchste Aufgabe der poetiſchen Kunſt betrachteten, ward auch Milton zuerſt als Dichter des „Verlorenen Paradieſes“, und daß er blind war, bekannt. Schon dieſes Mißgeſchick nahm für den Sänger ein und neben Klopſtock's „Meſſias“ lag den Aeſthetikern auch das „Verlorene Paradies“ ſtets zur Hand. Im Allgemeinen wußte man wol, daß Milton noch Mehres geſchrieben hatte, doch war die damalige Zeit noch nicht danach angethan, dieſem nähere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Das Publicum, dem Autokratenſcepter der Kunſtrichter und Kenner vertrauend, nahm gläubig, was dieſe als das Rechte bezeichneten, und da das Erhabene des religiöſen Epos ſo leicht ein Echo fand in den durch ein ſpäteres Tauſenderlei noch nicht verwirrten Gemüthern, ſo gehörte es zur Tagesordnung, das „Verlorene Paradies“ des blinden Sängers als den werthvollſten Schätzen dieſes Lebens angehörend zu verehren. Hätte man geahnt, daß die kräftige Zeichnung der hölliſchen Partien eigentlich nur einem Geiſte möglich werden konnte, der dem in Staat und Kirche Beſtehenden als muthvoller Kämpfer gegenüberſtand, daß dieſer alſo nach heutigem Begriff ein Revolutionär war, wer weiß, ob dann dem Epos ſo große Ehre würde widerfahren ſein! Die Zeit des Epos iſt vorüber. Verſuche, demſelben unter neuen Formen wieder Eingang zu verſchaffen, ſind Verſuche geblieben. Seit 1789 hat man ſich dem Leben in Haus, Staat und Kirche zugewendet, und die Eiſenfauſt des erſten Napoleon hat dieſe Richtung nicht unterdrückt, vielmehr gekräftigt. So iſt es auch in England während des 17. Jahrhunderts ergangen. Die Kämpfe um den Begriff Deſſen, was allein ſelig machen ſoll; die Kämpfe um Königsgewalt und Volksrecht haben einen Ausgang genommen, der England faſt auf den Gipfelpunkt des Erreichbaren gehoben hat, und in jenen Kämpfen ſtand Milton ſtets kraftvoll auf der Seite des Rechten. Es hieße Unnützes thun, hier ſein Thun und Laſſen darlegen zu wollen: das ſteht ſchon überſichtlich im „Converſations-Lexikon“; auch darf dem Verfaſſer des vorliegenden Buchs nicht vorgegriffen werden. Er hat ſeinem Gegenſtande ſorgfältiges Studium gewidmet, welches ſich bis in die kleinſten Züge hinein verfolgen läßt. Eben das und die Sorge, ſelbſt dem Kleinſten eine Stelle zu geben, mag ihn beſtimmt haben, gleich dem Landſchaftsmaler Hackert jedes Hälmchen und Blättchen vollſtändig und ſauber auszumalen, ſodaß wir mehr eine in jedem Worte urkundlich beglaubigte Geſchichte als einen Roman vor uns ſehen. Laſſen wir uns jedoch nicht verleiten, das Buch deshalb aus der Hand zu legen; vergeſſen wir einmal, daß es Roman genannt iſt, ſo werden wir mit immer wachem Intereſſe vor einem Zeitgemälde verweilen, in welchem Milton als Menſch, Dichter, Philoſoph, Politiker doch immer eine erſte Stelle einnimmt. Dabei mag, um hier zu enden wie begonnen, das „Verlorene Paradies“, welches ihn als Dichter in Deutſchland einführte, uns vielleicht ganz in den Hintergrund gedrängt werden. Die Gegenwart hat überhaupt wol nur noch den Titel nicht vergeſſen; aber dennoch wird Milton und wol noch größer fortleben in jenen Gedichten, denen Macaulay bereits die Palme zuerkennt, in „Allegro“ und „Penſeroſo“. 1.

Zwei Briefe von Goethe.

„Omnis Aristippum decuit color et decuit res.“ Dieſes von Horaz über den cyrenäiſchen Weiſen geſprochene Wort läßt ſich auch auf unſern Goethe anwenden. Seine Selbſtbiographie, mehr noch ſeine Correſpondenzen, die in ſo großer Zahl auf uns gekommen ſind, zeigen uns ihn in den mannichfaltigſten Verhältniſſen und Lagen, im Umgang mit Fürſten und Menſchen der geringſten Claſſen, tretend zu Königen und Kaiſern, verkehrend mit Militär und Civil, mit Frommen und mit Solchen, die von dieſen verworfen wurden, mit Gelehrten, mit Philoſophen, mit Künſtlern, mit Schauſpielern, mit wem nicht? Und nicht in momentanen Begegnungen, nein, in dauernden, auf Leben und Thätigkeit einwirkenden; und er konnte getroſt ſagen: „So ſpalt' ich mich, ihr Lieben, und bin immerfort der Eine.“

Seine Verhältniſſe zu Frauen verſchiedener Art ſind bekannt genug; die beiden Briefe, die hier mitgetheilt werden, an die in Goethe's Briefen öfters erwähnte Marquiſe Branconi gerichtet ſind ein Zeugniß, wie galant er gegen ſchöne und ausgezeichnete Frauen ſein konnte. Dieſe Römerin wurde von dem Herzog Karl von Braunſchweig, da er, noch Erbprinz, von einer Reiſe nach Italien im Jahre 1766 zurückkehrte, mitgebracht, lebte mit ihm und ſoll auch den regierenden Herzog durch ihre Liebenswürdigkeit gewonnen haben. Er kaufte ihr die Herrſchaft Langenſtein am Harz. Karl gebar ſie einen Sohn, der Graf Forſtenburg genannt wurde. Er war des Vaters Liebling, ward aber ein Opfer des Feldzugs in der Champagne.

Von Goethe finden wir ihrer zuerſt gedacht in einem Lauſanne den 23. October 1779 datirten Briefe an Frau von Stein. „Abends“, heißt es in ihm, „ging ich zu Madame Branconi. Sie kommt mir ſo ſchön und angenehm vor, daß ich mich etliche mal in ihrer Gegenwart fragte, ob es auch wahr ſein möchte, daß ſie ſo ſchön ſei. Einen Geiſt! ein Leben! einen Offenmuth! daß man eben nicht weiß, woran man iſt.“ Worauf es dann ſechs Tage ſpäter in einem Briefe an Lavater heißt: „In Lauſanne habe ich die gar liebliche Branconi zwei mal geſehen. Sie war ſo artig, mich wenigſtens glauben zu machen, daß ich ſie intereſſire und ihr mein Weſen gefalle; und das glaubt man dieſen Sirenen gern. Mir iſt herzlich lieb, daß ich nicht in Matthäi's (des Hofmeiſters des Grafen Forſtenburg, deſſen auch in einem Briefe Goethe's an Schiller, [II, 121, erſte Ausgabe] gedacht wird) Platz bin; denn es iſt ein verfluchter Poſten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu ſtehen.“ Auch Lavater war von ihr hingeriſſen, wie ſie den die Herzen der Frauen ſo leicht gewinnenden Mann verehrte. „Ton mouchoir“, heißt es in einem Briefe der Schönen an Lavater (22. Februar 1781), „tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi.“ („Beiträge zur Kenntniß Lavater's“, von A. Hegner, S. 139, 255.)

Am 27. Auguſt 1780 war ſie bei Goethe in Weimar, der ſie anderthalb Tage bewirthete und herumführte. „Sie iſt liebenswürdig wie immer, und grüßt dich herzlich“, ſchreibt er an Lavater; wie er denn dieſes Beſuchs auch in einem Briefe an Frau von Stein gedenkt: „Sie iſt immer ſchön, ſehr ſchön; aber es iſt als wenn Sie, mein Liebſtes, entfernt ſein müßten, wenn mich ein anderes Weſen rühren ſoll.“ Am 6. September erhielt er darauf in Ilmenau einen Brief von der Schönen. „Ein Brief von ihr iſt gekommen“, ſchreibt er an Frau von Stein, „mich hier oben aus dem Schlafe zu wecken. Sie iſt lieblich wie man ſein kann. Ich wollte, Sie wären eiferſüchtig darauf, und ſchrieben mir deſto fleißiger.“

Eiferſüchtig zu ſein, hatte Frau von Stein nicht Urſache. Da Goethe die Branconi im Herbſt 1783 auf einer Harzreiſe in Langenſtein beſucht hatte, ſchreibt er an jene: „Ich werde die viel von der ſchönen Frau erzählen. Sie wußte nicht, woran ſie mit mir war, und gerne hätt' ich ihr geſagt, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal mehr Freundſchaft zu vergeben übrig“; und da er ſie im Auguſt des nächſten Jahres abermals beſuchte, lieſt die eigentliche Freundin und Geliebte (in einem Briefe vom 30. Auguſt): „J'irai voir la fée de Langenstein, dont tu ne seras pas jalouse.“

Als die Marquiſe im Jahre 1780 ihn verließ, ſchrieb Goethe den erſten der beiden folgenden Briefe an ſie, den ſie in Frankfurt aus den Händen ſeiner Mutter empfangen ſollte. Daß der zweite des Briefs gedenkt, den Goethe am 6. September in Ilmenau erhielt, ergibt ſich von ſelbſt. Wir bemerken nur, daß „der höchſte Berg im Lande“ der Gickelhahn iſt, auf dem Goethe eine Nacht zubrachte, um, wie er an Frau von Stein ſchreibt, „den Klagen, den Verlangen, der unverbeſſerlichen Verworrenheit der Menſchen auszuweichen“.

Weimar, den 28. Auguſt 1780.

In meiner Aeltern Haus komm' ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf den Schwellen, wo ich in meinem Leben mit ſo tauſendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seien Sie recht willkommen, und nehmen Sie den ſchönſten Dank für die paar Tage, die ſie uns gegönnt haben. Erſt jetzt ſpüre ich, daß Sie da waren; wie man erſt den Wein ſpürt, wenn er eine Weile hinunter iſt. In Ihrer Gegenwart wünſcht man ſich reicher an Augen, Ohren und Geiſt, um nur ſehen und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es dem Himmel, nach ſo viel verunglückten Verſuchen, auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihres gleichen zu machen. Ich müßte in dieſen anſcheinenden Hyperbeln, die doch nur pure platte Proſa ſind, fort und fort fahren, um Ihnen zu ſagen, was Sie zurückgelaſſen haben; und weil ſich doch auch das, wie man zu ſagen pflegt, nicht ſchickt, ſo muß ich darüber abbrechen und das Beſte für mich behalten.

Reiſen Sie glücklich, empfehlen Sie mich Ihrer ſanft augenbraunigen Reiſegefährtin und dem Herrn Dechant.

Meine Mutter ſchreibt mir gewiß gleich. Sagen Sie ihr etwas für mich. Sie wiſſen ja ſo Schönes, und das Schöne ſo ſchön zu ſagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man ſich's gleich nicht träumen läßt, daß ſie um unſertwillen ſcheint.

Das Verſprochene iſt beſtellt und zum Theil in der Arbeit.

Di Vossignoria ****issima
il servo ****issimo.
Goethe.

Ich überlaſſe Ihrer größern Kenntniß der italieniſchen Sprache ſtatt der Kreuze die ſchicklichen Epithets einzuſetzen; es paßt eine ganze Litanei hinein.

Weimar, den 16. October 1780.

Erſt heute finde ich Ruhe zu einer ſchriftlichen Unterhaltung mit Ihnen, und nehme ein kleines Blättchen, ein ſehr kleines gegen die Menge Sachen, die ich Ihnen zu ſagen habe. Hätte ich dieſe Zeit her ein halb Dutzend Geiſter zu Secretärs gehabt, denen man zu Pferde, bei Tafel, in dem Vorzimmer, und allenfalls auch träumend dictiren könnte, ſo würden Sie jetzt ein paar Ries Papier erhalten, vollgeſchrieben von tauſend Einfällen, Empfindungen, Bemerkungen, Geſchichten und Verfällen, daß Sie bei dem bloßen Anblick das Entſetzen befallen müßte.

Der Verlauf vom 27. September allein würde einen ſtarken Band machen. Dieſen ſchönen Tag, deſſen beſte Stunden ich, mit der Feder in der Hand, meine geſammelten Gedanken an Sie gerichtet, zuzubringen hoffte, habe ich im Gefolg unſerer Fürſten auf der Straße, bei Tiſch, beim Tanze u. ſ. w. hingebracht. Wo ſind Sie geweſen? Ich hoffe es bald zu erfahren, wo ſie gegenwärtig ſind, daß ich meine Verſprechen nach und nach erfüllen kann. Die Zeichnung des niedrigen Thals, die Sie verlangten, geht dieſe Woche an meine Mutter ab; ſie erhält den Auftrag, abzuwarten, bis ſie von Ihnen erfährt, wohin das Packet zu ſchicken iſt. Machen Sie dem bunten Blättchen ja ein freundliches Geſicht; es ſoll Sie, wie ihm befohlen iſt, mehr an die Bewohner als an Wieſen, Bäume und Hütten erinnern. Ihr Brief hätte nicht ſchöner und feierlicher bei mir eintreffen können. Er ſuchte mich auf dem höchſten Berge im ganzen Lande, wo ich in einem Jagdhäuschen, einſam und über alle Wälder erhaben und von ihnen umgeben, eine Nacht zubringen wollte. Es war ſchon dunkel, der volle Mond herauf, als ein Korb mit Proviant aus der Stadt kam, und Ihr Brief, wie ein Packetchen Gewürz, obenauf. Meine Mutter iſt recht glücklich geweſen, Sie bei ſich zu ſehen. Die gute Frau ſchreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntſchaft. So geht's den Aſtronomen, wenn an dem gewohnten und meiſt unbedeutenden Sternhimmel ſich, Gott ſei Dank, endlich einmal ein Komet ſehen läßt. Wir hoffen, daß ſie von der wohlthätigen Art ſind, und verſprechen uns alſo ein gutes Jahr.

Gewiß nehme ich den lebhafteſten Antheil an Allem, was Sie betrifft und verlange ſehr zu hören, wie es Ihnen bisher gegangen iſt. Der arme Lavater hat ſie verſäumt, hör' ich.

Goethe.

Bernhard Rudolf Abeken.

Notizen.

Deutſche Literatur in Frankreich.

Auch in Frankreich ſieht man ſich mehr und mehr veranlaßt, Anleihen bei den deutſchen Erzählern zu machen. Wie erſt vor einiger Zeit Gutzkow's Novelle „Die Curstauben", ſo iſt jetzt auch Otto Ludwig's Roman „Zwiſchen Himmel und Erde" unter dem entſprechenden Titel „Entre ciel et terre" ins Franzöſiſche überſetzt worden. Der franzöſiſche Bearbeiter des deutſchen Romans iſt A. Materne. Die „Revue de Paris" ſagt darüber in einem kurzen Bericht: „Was die Intrigue des Romans Altes und Simples hat, wird durch die naive Anmuth der Details, durch eine glückliche Schilderung des häuslichen Lebens und durch einen gewiſſen über das luftige Leben der Schieferdecker verbreiteten poetiſchen Hauch aufgewogen. Dieſer Roman iſt von A. Materne überſetzt worden, dem wir bereits die Uebertragung der Novellen Hauff's verdanken.*) In der gegenwärtigen Arbeit wird man dieſelbe Sorgfalt und dieſelbe Eleganz wiederfinden; die Treue des Ueberſetzers geht ſo weit, daß wir es für möglich halten, mitten durch die Ueberſetzung hindurch die Verſchiedenheiten der beiden Autoren zu erkennen." Dieſelbe Revue zeigt eine neue jüdiſche Dorfgeſchichte von Alexander Weill „Couronne, histoire juive" an, und nennt dabei Weill einen „romancier d'une grande originalité", um welchen die Franzoſen von Deutſchland beneidet würden. Wo hat ſich dieſer Neid wol bisher Luft gemacht? Das genannte Blatt deutet auch auf Anlaß des mit ſchönen Illuſtrationen verſehenen Buchs von Edmond Texier „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin" auf eine gewiſſe unter den Franzoſen zunehmende Sympathie für Deutſchland hin, wenn ſie bemerkt, der Rhein ſei die „rêve moderne", Italien ſei ein wenig aus der Mode gekommen und mit Vorliebe beſuche man die „contrée forte et puissante, où les idées philosophiques murissent". Indeſſen gerade am Rhein wachſen die philoſophiſchen Ideen wol nicht auf den Bäumen. Auch begegneten wir einer für die Deutſchen ſchmeichelhaften Bemerkung in einem Bericht über Band 4—6 der „Mélanges religieux, historiques, politiques et littéraires" des bekannten Veuillot, indem es in der Einleitung der Kritik heißt: „Auf den erſten Blick könnte es ſcheinen, als ob der ſpaßhafte Erfolg dieſes Mannes eine ſeltſame Anomalie ſei! Joſeph de Maiſtre von Crispin vertheidigt und fortgeſetzt! Das ſetzt in Erſtaunen, das ſcheint monſtros; aber in Frankreich, wo das Groteske ein Mittel des Erfolgs iſt, iſt gerade Das, was unlogiſch erſcheint, ſtets möglich. Die alte galliſche Ader iſt unzerſtörbar; man liebt Rabelais ſo ſehr, daß man ihn überall ſucht. Ein Vertheidiger der Kirche von dieſer Gemüthsart, von dieſer Plumpheit, von dieſer abſoluten Unwiſſenheit würde in Deutſchland, in den Ländern gründlichen Studiums und ernſter Discuſſion, keinen Tag, keine Stunde ein Auditorium haben; aber geſtehen wir es nur, auf dieſem claſſiſchen Boden der

*) Hauff ſcheint überhaupt, wie Hoffmann, ein Liebling des franzöſiſchen Publicums werden zu wollen. Eben erſt erſchien unter dem Titel „L'auberge du Spessart" die Ueberſetzung einer Hauff'ſchen Erzählung von Amédée Tallon, von der die „Revue des deux mondes" ſagt: „Ce volume sera lu avec empressement par les jeunes esprits qui aiment les histoires merveilleuses; la fantaisie allemande s'y donne une large carrière." In den ſchönen Illuſtrationen von Bertall bekundet ſich zum Theil eine glückliche Nachahmung alter deutſcher Meiſter.

Farce und der Caricatur iſt es ſelbſtverſtändlich, daß ſich die Poſſe in Alles mengt.“ Ein gewiſſes ſchneidendes und faſt impertinentes Etwas in dieſen Worten und die in Frankreich unerhört verwegene Behauptung, daß Frankreich das eigentliche Land der Farce ſei, ließ uns bei der Lectüre dieſer Worte ſofort zweifeln, daß ſie von einem Vollblutfranzoſen herrühren könnten, und richtig hat ſich als Verfaſſer L. Ulbach unterzeichnet, der bereits durch mehre geiſtreiche Schriften bekannt und wol entweder ein Elſaſſer oder doch ein Abkömmling germaniſcher Ahnen iſt. Leider müſſen wir nur zu unſerer Beſchämung geſtehen, daß auch Deutſchland ſeine Veuillots hat, die ihr Auditerium finden. Dieſelbe Revue ſucht in einem längern Artikel die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf einen der ſchärfſten und witzigſten Köpfe Deutſchlands, Lichtenberg, zu leiten. Der Artikel iſt von Ch. Dollfus. Ueberhaupt begegnen wir in der franzöſiſchen Journaliſtik immer häufiger Namen deutſchen Klangs und Urſprungs. Es iſt dies ein beachtenswerthes Moment, da mit dieſen Namen auch deutſche Ideen in immer größerer Menge in Frankreich einziehen und ſich in ſeiner geiſtigen Atmoſphäre feſtſetzen. Was etwa durch officielle Propaganda dem deutſchen Geiſt an Terrain im Elſaß verloren geht, wird ihm ſo im Mittelpunkt der franzöſiſchen Civiliſation, in Paris ſelbſt, drei- und zehnfach wiedererobert.

Die „Meditationen“ Marc Aurel's.

Wir glauben, daß es ein glücklicher und in mancher Hinſicht auch zeitgemäßer Gedanke war, die bekannten ſelbſtbeſchaulichen Betrachtungen des Kaiſers Marc Aurel in unſer „geliebtes Deutſch“ und zwar in ein ſehr gerundetes und correctes zu übertragen, wie dies in dem Buche „Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechiſchen von F. C. Schneider“ (Breslau, Trewendt, 1857) geſchehen iſt. Man liebt jetzt ſolche Selbſtbeſchaulichkeiten, und man hat auch manchen Grund dazu. Denn je größer die Zahl Derjenigen iſt, die rein nach außen leben, um ſo nöthiger wird es, daß die ernſtern Geiſter in ſich hineinleben, vorausgeſetzt, daß ſie darüber die Neigung und Fähigkeit zum praktiſchen Handeln und zur thätigen Betheiligung am Allgemeinwohl und an den eigentlich vaterländiſchen Intereſſen nicht verlieren. Einigermaßen verhielt es ſich zur Zeit der römiſchen Cäſaren ebenſo. Dabei ſteht die Moral des römiſchen Kaiſers auf einem ſo hohen Standpunkt, als ſie in einer rationaliſtiſchen Zeit nur immer ſtehen kann; ſie iſt weſentlich dieſelbe Moral und praktiſche Lebensweisheit, wie ſie bei den Aufklärungs- und Humanitätsverkündern des vorigen Jahrhunderts, am ausgeſprochenſten vielleicht bei Friedrich dem Großen, gäng und gebe war und auch jetzt noch zur Richtſchnur genommen wird. „Das Leben iſt kurz“, „was man Seele nennt, iſt nur ein Ausdampfen des Blutes“ (ſehr materialiſtiſch), „alles ſinnlich Wahrnehmbare iſt unbeſtändig“, „was im Leben am meiſten geſchätzt wird, iſt nichtig, faul“ — was ſoll man da thun? Marc Aurel gibt die Antwort: „Geduldig zu warten bis wir verlöſchen und unſere Stellen wechſeln, und bis das geſchieht, die Götter zu ehren und zu preiſen, den Menſchen wohlzuthun, ſie zu ertragen oder ſich ihnen zu entziehen.“ Marc Aurel ließ alſo noch, wahrſcheinlich aus derſelben Staatsraiſon, die ihn die Chriſten zu verfolgen befahl, die Pietät vor den Göttern und das von ihm in ſchönen Worten empfohlene Gebet beſtehen, war auch wol, wie dies ſelbſt den Aufgeklärteſten und Ungläubigſten und oft gerade dieſen am meiſten zu geſchehen pflegt, nicht wenig abergläubiſch, wiewol ſeine Anſicht von der Weltordnung eine rationaliſtiſche, ja ſtark materialiſtiſche war; man vergleiche nur VII, 16. Dabei predigte dieſer Heide ganz im chriſtlichen Sinne: „Es iſt ein dem Menſchen eigenthümlicher Vorzug, daß er auch Die liebt, die ihm wehe gethan haben. Und es gelingt ihm, wenn er bedenkt, daß Menſchen Brüder ſind, daß ſie aus Unverſtand und unfreiwillig fehlen.“ Die Hauptſache aber iſt, um ſeiner eigenen Ruhe willen, ſeine Pflicht gewiſſenhaft zu thun, denn „wem das Gewiſſen ausgegangen, der hat keine Urſache zu leben“. So erfreulich auch die Verſtellung iſt, daß gewiſſe Moralſätze als Grundſäulen der Geſellſchaft in den älteſten Zeiten beſtanden haben und in alle Ewigkeit beſtehen werden: Moralſätze, in denen die Anhänger der reſignirten Lehre der Stoa, der Chriſtuslehre und des Kant'ſchen kategoriſchen Imperativs übereinkommen, ſo niederſchlagend iſt der Gedanke, daß ſie doch die Auflöſung der zum Untergange reifen Staaten und Völker nicht aufzuhalten vermögen. In einer leſenswerthen Schlußbetrachtung weiſt der Ueberſetzer mit Recht darauf hin, daß die „Meditationen“ des Marc Aurel Vieles enthalten, was dem Leſer unſerer Tage ſeiner eigenen Lebensanſchauung entnommen zu ſein ſcheint, zeigt dann, wie jener unnatürliche Kampf, den Humanität und Bildung mit dem Chriſtenthum eingingen, nur das Ende dieſer Humanität und dieſer Bildung vorbereiten konnte, und wirft ſchließlich die verhängnißvolle Frage auf, ob man nicht vielleicht ſagen dürfte, daß ſo auch „die moderne Welt in ihrer Verleugnung des Chriſtenthums, durch welches ſie geworden, an ihrem eigenen Untergange arbeite“? Dieſe Lebensbetrachtungen Marc Aurel's geben allerdings viel zu denken, und wir wollen ſie deshalb auch allen Denkfähigen aufs angelegentlichſte empfehlen. Sie mahnen zugleich zur Beſcheidenheit, denn Vieles, was wir als ein Neuaufgefundenes preiſen, hat ſchon der heidniſche Kaiſer ebenſo gut gewußt und noch beſſer ausgedrückt als die Neuern. Unter Anderm iſt die Lehre vom Stoffwechſel und vom Aufgehen der Seele in das „allgemeine Schöpferweſen“ von ihm (z. B. IV, 21) ganz deutlich ausgeſprochen. H. M.

Bibliographie.

Bachmann, W., Schloß Krakau und das letzte Turnier. Hiſtoriſcher Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zwei Bände. Mit einem Bruſtbilde. Berlin, Decker. 3 Thlr. 15 Ngr.

Blaß, M., Jüdiſche Sprichwörter. Leipzig, Gerhard. 1857. Gr. 8. 6 Ngr.

Bodemeyer, H., Hannoverſche Rechtsalterthümer. Erſter Beitrag. Die Luxus- und Sitten-Geſetze. Göttingen, Dieterich. 1857. Gr. 8. 24 Ngr.

Bodenſtedt, F., Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und ihre Werke. In Charakteriſtiken und Ueberſetzungen. In 5 Bänden. 1ſter Band. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brader, H., Ben Saba's Melodieen. Oldenburg, Schmidt. 1857. 16. 20 Ngr.

Die Erhebung der Schweiz für Neuenburg. Eine geſchichtliche und rechtliche Darſtellung für das Volk. Mit Illuſtrationen und 1 Kärtchen des Kantons Neuenburg und der Rheingrenze. 1ſte bis 3te Lieferung. Freiburg i. d. Schweiz. 1857. Lex.-8. à 12 Ngr.

Hecker, L., geb. Paalzow, Gedichte. Berlin, Th. Enslin. 16. 1 Thlr.

Hoffmann, H., Allerſeelen-Büchlein. Eine humoriſtiſche Friedhofs-Anthologie. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Cassel, P., Die Engländer in Delhi. Eine weltgeſchichtliche Betrachtung. Erfurt, Villaret. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Henneberg. Ein fliegendes Blatt. Erfurt, Villaret. 1857. Lex.-8. 2 Ngr.

Ettingshausen, A. Ritter v., Die Principien der heutigen Phyſik. Bei der Feier der Uebernahme des ehemaligen Univerſitätsgebäudes von der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften am 29. October 1857. Wien. 1857. Hoch 4. 5 Ngr.

Die Gewißheit unſerer Annahme bei Gott. Bremen, Heyſe. 1857. 8. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Beilage
zur Berliner Allgemeinen Zeitung.

Ankündigungen werden angenommen in der Expedition der Berliner Allgemeinen Zeitung, Jerusalemerstraße 48, und in den Annoncen-Bureaux von Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, Daube & Co., G. L. Daube, Invalidendank, Berlin, Wien, Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Prag, Breslau, Stuttgart, Basel, Zürich, Genf, Paris, Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Stockholm, Christiania, Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa, Triest, Budapest, Bukarest, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Algier, Madrid, Barcelona, Lissabon, Porto, Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos-Ayres, Valparaiso, Lima, Mexiko, Havana, Newyork, Boston, Philadelphia, Chicago, St. Louis, San Francisco, Melbourne, Sydney, Adelaide, Auckland, Wellington, Capstadt, Port Elizabeth, Durban, Bombay, Calcutta, Madras, Colombo, Singapore, Hongkong, Shanghai, Yokohama.

Erscheint jeden Sonntag.
Berliner Allgemeine Zeitung.

Ankündigungen werden angenommen in der Expedition der Berliner Allgemeinen Zeitung, Jerusalemerstraße 48, und in den Annoncen-Bureaux von Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, Daube & Co., G. L. Daube, Invalidendank, Berlin, Wien, Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Prag, Breslau, Stuttgart, Basel, Zürich, Genf, Paris, Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Stockholm, Christiania, Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa, Triest, Budapest, Bukarest, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Algier, Madrid, Barcelona, Lissabon, Porto, Rio de Janeiro, Montevideo, Buenos-Ayres, Valparaiso, Lima, Mexiko, Havana, Newyork, Boston, Philadelphia, Chicago, St. Louis, San Francisco, Melbourne, Sydney, Adelaide, Auckland, Wellington, Capstadt, Port Elizabeth, Durban, Bombay, Calcutta, Madras, Colombo, Singapore, Hongkong, Shanghai, Yokohama.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 7. Januar 1858.

Inhalt: Revue der dramatischen Literatur. Von **Rudolf Gottschall.** Zweiter Artikel. — Kelten und Germanen. — Felix Bungener. Von **Ludwig Eckardt.** — Dingelstedt's Shakspeare-Studien. — Militärische Skizzen aus dem Feldzuge in der Krim. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der dramatischen Literatur.

Von **Rudolf Gottschall.**

Zweiter Artikel.*)

Trotz des Jammers der Intendanten und Directoren über den Mangel an Novitäten ist die Fruchtbarkeit der deutschen dramatischen Muse so groß, daß die Kritik sich in der Masse der Trauer-, Schau- und Lustspiele kaum orientiren kann. Sie sieht sich daher genöthigt, eine Selecta aus den Stücken namhafter Dichter, besonders aus solchen, welche bereits mit Erfolg über die Bretter gegangen, zu bilden, damit dieselben nicht vom nachdrängenden Strom der massenhaften Production mit verschlungen werden. Wir wollen also erst einige der Feldherren auf das Korn nehmen, ehe wir unsere kritischen Batterien auf die nachrückenden Truppen spielen lassen.

Den hervorragenden Platz unter den Novitäten der letzten Zeit behauptet:

1. Narciß. Ein Trauerspiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble. 1857. 16. 24 Ngr.

Das Stück, das in Berlin mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung gekommen, hat vor den Alexandreen, Klytämnestren, Sephonisben, der antik frisirten deutschen Melpomene, wie vor den überfeinen Lustspiel-Diableries der deutschen Duodez-Scribes einen großen Vorzug voraus: es ist interessant und nicht aus der Nachahmung unmoderner oder ausländischer Muster hervorgegangen. Daß die französische Schule des Bühneneffects und grellen Contrastes nicht ohne Einfluß auf „Narciß" geblieben, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber der Kern des Stücks ist durchweg originell und gehört einem Dichtergemüthe an, das mit Leib und Seele in seiner Dichtung aufging. Ebenso originell ist der Stil, der das, was ihm an Geschmack und Correctheit abgeht, durch eine Mischung glühender Ekstase, philosophischer Schulausdrücke und dramatisch-schlagkräftiger Wendungen ersetzt. Trotzdem daß uns der Held des Stücks das zerrüttete, der Revolution entgegengehende Frankreich symbolisirt und daß wir uns gleich im ersten Acte in der Gesellschaft der berühmtesten Encyklopädisten befinden, daß der eigentliche Faden der Handlung an einer Hofintrigue verläuft, wie sie anscheinend nur an dem seinem Untergang entgegengehenden Hofe der Bourbons gespielt werden konnte, sind alle Helden und Heldinnen des Stücks von einem so specifisch deutschen Charakter, daß die zahlreichen ironischen Brocken des Dialogs in einer Grundsuppe von Sentimentalität herumschwimmen, daß die Intrigue des Stücks selbst nur aus der Berechnung eines Effects auf das Gemüth hervorgeht, und daß man nicht weiß, wer sentimentaler ist, der Philosoph in Lumpen oder die Buhlerin auf dem Throne. Beide verirrte schöne Seelen!

Die Fabel des Stücks ist durch die zahlreichen Aufführungen und Besprechungen wol als bekannt anzunehmen. Ihre unhistorische Voraussetzung ist, daß die weltberüchtigte Maitresse des Königs Ludwig's XV., die Pompadour, vor ihrer geschichtlich begründeten Ehe mit dem Marquis d'Etiol schon einmal an einen armen Philosophen, den Helden des Stücks, verheirathet war, diesem aber entlaufen und von ihm nie wiedergesehen worden ist. Narciß Rameau weiß nicht, was aus seiner jungen Frau geworden und ahnt am wenigsten, daß sie jene Pompadour ist, die er als Philosoph und Mann des Volks haßt. Die Pompadour erblickt bei einer Spazierfahrt zufällig ihren Gatten, den sie auch gleich wiedererkennt und mit dem Ausrufe: Narciß! in Ohnmacht sinkt. An diese einseitige Erkennungsscene knüpft sich die Intrigue des Stücks. Es spielt in einer Zeit, in welcher die Pompadour, um ihr Glück zu krönen, die Königin selbst verdrängen und den König heirathen will. Am Ende des ersten Actes erfahren wir, daß der Dispens von Rom da ist. Für die Partei der Königin ist es die höchste Zeit zu handeln, wenn dieser europäische Skandal vermieden werden soll. Mit dem Abfall des Herzogs von Choiseul, des Hauptschützlings der Pompadour, von seiner stolzen Patronin, von der er sich geliebt glaubte, die ihm aber diese Illusion benimmt, wachsen die günstigen Auspicien der Königin, um so mehr, als jener Ausruf der kranken mächtigen Buhlerin die Aufmerksamkeit aller auf jenen Narciß hinlenkt. Die Schauspielerin Doris Quinault, die Vorleserin der Königin, hat sich des seltsamen Mannes wie einer Beute bemächtigt, die sie dem Herzog von Choiseul für seine Zwecke zur Disposition stellt. Der Herzog hat durch Enthüllungen der Pompadour selbst erfahren, daß dieser Narciß ihr erster Mann war. Er entwirft den Plan, die kranke Maitresse durch einen Schreck zu morden. Ein Schauspiel, in welchem Narciß die Rolle eines „ersten Mannes" spielt, vor dem Hofe aufgeführt, soll diesen psychologischen Mord ausführen. Narciß geht darauf ein, denn er fühlt sich, der verworfenen Pompadour gegenüber, als ein Organ des Weltgerichts. In der That glückt die Intrigue, die Katastrophe tritt in der gewünschten Weise ein, das Recept, das der Herzog verschrieben, hat einen tödlichen Erfolg. Die Pompadour stirbt, zwar nicht durch den Schreck des Wiedersehens, sondern durch den Fluch, den Narciß auf sie schleudert, nachdem er in dem Ideal seiner Jugend Frankreichs verruchte Herrscherin erkannt, und Narciß selbst stirbt mit gebrochenem Herzen dem Weibe seiner Jugend nach.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 33 d. Bl. f. 1857.

Wenn wir den innern Mechanismus des Stücks auseinander nehmen, so ſtoßen wir überall auf Triebräder einer überreizten Empfindung und bemerken gleichzeitig, daß dieſe Empfindung in Charaktere gelegt iſt, mit deren ſonſtigem Weſen ſie in einem ſchreienden Widerſpruche ſteht. Auf dieſem grellen Contraſt beruhen die Haupteffecte, aber auch die Grundfehler des Stücks. Alle ſeine Helden ſind ſentimentale Starkgeiſter und befinden ſich in einem Dilemma zwiſchen Kopf und Herz, das der Dichter unſerer Anſicht nach nicht hinlänglich motivirt hat.

Beginnen wir mit Narciß Rameau ſelbſt. Er iſt ein Cyniker, ein Nihiliſt, und erinnert weniger an Holbach, Diderot, Helvetius, als an die berliner Junghegelianer, deren bis auf die neueſte Zeit fortwirkenden, zerſetzenden Einfluß auf die berliner Atmoſphäre gerade der glänzende Erfolg dieſes Stücks dargethan. Narciß Rameau hat etwas vom philoſophiſchen Gaminthum, von umherflanirenden Cynismus, hinter dem ein verſtecktes revolutionäres Pathos lauſcht, Elemente, die bei unſerm Helden ſtark in den Vordergrund treten, bis eine ungeahnte Ueberſchwenglichkeit des Gefühls aus den Tiefen dieſes zerriſſenen Geiſtes hervorſtürmt. Wir wollen gern dem Dichter glauben, daß die Treuloſigkeit eines geliebten Weibes den Narciß auf die Bahn eines verwilderten, haltloſen Lebens und Denkens getrieben hat; aber wir können ihm nicht glauben, daß er bei dieſer jahrelangen Gewöhnung an eine Freigeiſterei des Denkens, die zugleich eine Freigeiſterei des Empfindens iſt, ſich noch ein ſo ſtarkes und inniges Gefühl bewahrt hat, wie es in andern Scenen zum Ausbruch kommt. Wir müßten denn ſeinen ſkeptiſchen Materialismus für eine leere Phraſenbuhlerei halten; aber dieſer Narciß, dieſer Philoſoph in Lumpen, kokettirt nicht mit dialektiſchen Phraſen. Die Bizarrerie, wodurch er uns von vornherein intereſſirt, iſt nicht äußerlich aufgeſchminkt; ſie iſt ſein innerſtes Weſen. Für den Skeptiker Narciß iſt Alles „Schall, Schaum, Rauch". Für ihn iſt die ganze Weltgeſchichte nur eine Selbſtausſaugung des Menſchengeſchlechts; er ſpricht es aus: „Das einzig wahre Glück des Lebens beſteht in der regelmäßigen Verdauung; der Conſum iſt die causa movens des Weltbaus"; und identificirt ſich mit der ganzen ichſüchtigen Geſellſchaft von Paris. Das iſt der Narciß des erſten Actes, der zwar über die Prämiſſe ſeines Lebens nicht hinwegkann und damit andeutet, daß ihn irgendein Etwas ins Verderben geſtürzt, der aber doch dies Etwas nur logiſch, ohne weitern Herzensantheil beſpricht! Sollen wir es dieſem Narciß glauben, wenn er im zweiten Acte bei Doris Quinault ſentimental wird, von ſeiner Frau ſpricht, die er „geſucht hat wie ein verſtreutes Kleinod, wie das weinende Kind ſeine Mutter, geſucht wie ein Verdammter ſein verlorenes Eden"! Sollen wir es ihm glauben, wenn er ſich energiſch erhebt: „Zeige mir die That, die ich dieſem Gezücht ins Antlitz ſchleudern kann, dieſer Rotte gezähmter Beſtien. Ich will ſie thun, ſo wahr ich dies treuloſe Weib noch liebe, liebe bis zur Narrheit!" wenn er ſpäter nach ſeinem ſkeptiſchen Monolog vor den Pagoden und den Sternen ausruft: „Welche Umwandlung geht mit mir vor? Wie zu Bergeshöh' bin ich gehoben, und ſchau' die Welt in einer neuen Sonne, an einem neuen Tage! Ja, dieſe That iſt göttlich ſchön, ſo ſchön, daß ich ſie mir ſelbſt kaum gönne!" und ſich nun mit fanatiſcher Begeiſterung zum Racheengel des geknechteten Frankreich an jener tyranniſchen Buhlerin aufwirft, bis er, gebrochen durch den grellen Widerſpruch, daß dieſe ſtolze Pompadour das treuloſe Ideal ſeiner Jugend iſt, an ihrer Leiche zuſammenſinkt?

Der dramatiſche Charakter darf die Spannung des Gegenſatzes in ſich tragen; aber dieſe Spannung darf nicht ſo groß ſein, daß ſie ſeine Einheit aufhebt. Es gibt unverträgliche Gegenſätze: dazu gehört cyniſche Frivolität und ſittliches Pathos. Nehmen wir an, Narciß bliebe der conſequente Cyniker und Materialiſt des erſten Actes, warum ſollte er ſich gegen die Pompadour ereifern? ſie paßt ja vortrefflich in ſeine Theorie von der „Selbſtausſaugung des Menſchengeſchlechts", und da ſich die Weltgeſchichte nach ſeiner Anſicht im Kreiſe dreht, ſo wird er durch die Vernichtung der Pompadour dieſen Kreis ſchwerlich in eine Hegel'ſche Fortſchrittslinie zu verwandeln glauben. Er wird höchſtens, wie das cyniſche Urbild Diogenes, die Pompadour gelegentlich bitten, ihm aus der Sonne zu gehen; er wird ihr mit ſeiner Laterne forſchend ins Geſicht leuchten; aber er wird ſich nicht dazu drängen, eine welthiſtoriſche Rolle zu ſpielen, welche dem Philoſophen der „abſoluten Verdauung" vollkommen gleichgültig iſt. Und wenn auch Doris Quinault eine reizende Miſſionarin iſt, ſo werden doch ihre Miſſionsverſuche auf die zerfreſſene Seele dieſes Narciß nicht einen ſolchen Einfluß ausüben, daß ſich daraus eine vollkommene Umwandelung ſeines Charakters ergäbe.

Mit einem Worte: Narciß iſt ein deutſcher Gemüthsmenſch mit ſentimentalen Reminiſcenzen und ſittlicher Entrüſtung. So nur begreifen wir ſeine Handlungsweiſe. Iſt denn aber die große Sünderin ſelbſt nicht in dem gleichen Borne des Gemüths untergetaucht? Leidet ſie nicht an denſelben Widerſprüchen? Oder ſollte die Herrſcherin Frankreichs dem Gatten, dem ſie einſt fortgelaufen, nach langen Jahren noch eine ſo glühende Erinnerung weihen, daß ſie bei ſeinem Anblick in Ohnmacht fällt? Deutet dies nicht auf eine außergewöhnliche Tiefe des Gemüths? Und iſt dieſe nicht ebenſo ſichtbar, wenn ſie den Herzog von Choiſeul in derſelben Scene, in der ſie ihm bekennt, daß ſie ihn nie geliebt, um eine Thräne, um eine heiße Menſchenthräne bittet, „ſo recht aus tiefſter Seele an meinem Sarge geweint"? Wie, dieſe Pompadour, der das Leben nur eine Maskerade iſt, dieſe „lächelnde Eris Frankreichs" ſollte noch ſo ſentimental fühlen, daß ſie bei dem Gedanken an ihren erſten Gatten erſchüttert, durch ſeinen Anblick zu Tode geſchreckt werden ſollte? Die lächelnde Eris Frankreichs hätte den armen Muſikus ohne Emotionen in die Baſtille geſchickt, wenn er ihren Weg gekreuzt; wir haben alſo hier nicht ſie vor uns, ſondern eine verirrte Sünderin mit einer „ſchönen Seele" und dem zarteſten Gemüth von der Welt! Welche Contraſte! Und nun gar der Herzog von Choiſeul, der eine Intrigue erſinnt, deren Raffinement man geradezu ſcheußlich nennen muß: was bewegt ihn, dieſe Intrigue anzuzetteln und von der Pompadour mit klingendem Spiel in das Lager der Königin überzugehen? Die Entdeckung, daß ſie ihn nicht geliebt, wie er glaubte, daß ſie nur ihren vorſündflutlichen Gatten geliebt! Alſo ebenfalls ein Motiv der Sentimentalität, wie es einem ſchwärmeriſchen deutſchen Ideologen aus der Seele kommen würde. Das Unglück, von einer Pompadour nicht geliebt worden zu ſein, die Eiferſucht auf den Geheimcultus der Maitreſſe vor einem idealen Schattenbild ihres Herzens beſtimmt dieſen Herzog von Choiſeul, dieſen Hofmann am Hofe Ludwig's XV., dieſen „Politiker", die Fäden jener Intrigue in die Hand zu nehmen, welche das Stück zuſammenhält, und „aus gekränkter Liebe" begeht Choiſeul jenen raffinirten Mordverſuch, der an die pſychologiſchen Attentate eines Franz Moor erinnert. Seltſame Geſtalten in dieſem „Narciß"! Wie bizarr dieſe Vereinigung kälteſter Blaſirtheit und exaltirteſter Empfindung; wie bizarr die Motivirung der gemüthloſeſten Handlung durch lauter Motive des Gemüths!

Doch wenn wir vom allgemein menſchlichen Standpunkte, den der Dichter vorzugsweiſe einnehmen ſoll, die Motivirung und Charakteriſtik nicht gerechtfertigt finden, ſo gibt es einen andern Standpunkt, welcher dem Dichter günſtiger iſt. Er ſchildert eine aus den Fugen gegangene Zeit, eine entartete Menſchheit; er ſchildert die Zeit einer tiefen geiſtigen Erkrankung, deren welthiſtoriſche Kriſe die Franzöſiſche Revolution war. In dieſer Revolution treten ähnliche Contraſte zu Tage, wie ſie der in unſerm Drama geſchilderte Vorabend derſelben zeigt: das höchſte ſittliche Pathos und die tiefſte ſittliche Verworfenheit, die größte Begeiſterung und die größte Blaſirtheit, ein Widerſpruch im Denken, Empfinden und Handeln, als wenn die Menſchheit zugleich an einer Herzkrankheit und Gehirnerweichung gelitten. Räumt man dem Dichter das Recht

…, seine Gestalten aus solcher Zeit als Repräsentanten einer …ankten und entarteten Menschheit zu nehmen, so fällt auch …f den „Narciß" ein anderes Licht. Es ist die Tragödie der …Geisteskrankheit, der gestörten Harmonie zwischen Geist und …erz, und der Dichter hat auch pathologisch genug motivirt …nd mußte es thun, um die Katastrophe des Schlusses begreif…lich zu machen. Sein Narciß ist auch körperlich ebenso krank …ie seine Pompadour, und wenn sie beide am Schlusse zu…sammenbrechen, so ist dieser doppelte Todesfall nur eine Folge …iner Fraktion, die vielleicht — der Dichter selbst verleitet zu …olchen medizinischen Folgerungen — mit organischen Fehlern …es Herz und Hirn zusammenhängt.

Was die Handlung betrifft, so liegt hier der eigenthüm…liche Fall vor, daß der Held einer Tragödie gar nicht handelt, …icht einmal eine Intrigue leitet, sondern ein blindes Werk…zeug in der Hand anderer ist und sich selbst mit vollem Recht …ls den Affen betrachtet, der für andere die Kastanien aus …em Feuer holt. Man hat den Narciß mit Hamlet ver…glichen, und in der That mag dem Dichter selbst der Dänenprinz …orgeschwebt haben. Darauf weist auch die Katastrophe durch …as Schauspiel hin. Aber Hamlet, der die große, auf seine …Seele gelegte That zu vollbringen zaudert, bleibt immer selbst …ie Höhe. Er weiß mit voller Klarheit, was er thun soll, und …ommt sich nur aus sich selbst. Narciß, dieser philosophische …Harpagon im Käfig einer Schauspielerin, den sie zur Großthat …iner Komödie dressirt, weiß nur zur Hälfte, um was es sich …andelt, und stürzt in eine Schlußkatastrophe, die nicht, wie …n „Hamlet", aus dem sichtbaren Fortgang der Handlung …rganisch herauswächst, sondern für den Helden selbst eine …remdhafte Ueberraschung in sich trägt.

Trotz aller dieser Ausstellungen haben wir das Stück „inter…essant" genannt, und es verdient den Vorzug vor fast allen Dra…men der letzten Saisen. Geben wir einmal die bizarren Prämissen …n, so sind die Situationen gut erfunden und mit außerordentlichem …Geschick zu einer Schlußkatastrophe gesteigert, welche die krank…hafte Spannung des ganzen Stücks auf eine consequente Spitze …reibt. Der scenische Fortgang ist einfach und doch effektvoll; …ie Sprache der Leidenschaft hat eine hinreißende Gewalt. Vor …llem aber ist Geist in diesem Stücke, ein seltsamer, oft aben…teuerlicher Geist, aber doch immer originell kräftig, immer be…deutend, himmelweit verschieden von der oberflächlichen Pointen…hascherei der französirenden und der nichtssagenden Phraseolo…gie der antikisirenden Dramen. Es ist ein Geist, der über …den Tiefen der Welt und des Lebens brütet und mehr dadurch …als durch den Plan des Stücks an den großen Briten erinnert. …Auch die organisirende Gewalt des Dichters, welche wagt, …so gewaltige Contraste in den Charakteren zu verbinden und …an das Große und Ungewöhnliche ausgeht, ist, wie man auch …über das Gelingen des Versuchs denken mag, nicht gering an…zuschlagen. Der Dialog ist durchweg von sprühender Leben…digkeit und unmittelbarer Frische. Selbst was uns unnatürlich …schaut bei tieferm Einblick, ist natürlich und einfach, ohne alles …künstlich Geschraubte vermittelt. Allen diesen Vorzügen zusammen …und einem ungewöhnlichen Instinct für das Bühnenwirksame …verdankt „Narciß" seinen glänzenden Erfolg, den wir, mit …Hinblick auf das bedeutende Talent, das sich in dieser Tragö…die ausspricht, einen verdienten nennen müssen.

2. Der Sonnwendhof. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von …S. H. Mosenthal. Leipzig, Weber. 1857. 16. 1 Thlr.

Wir haben unsere Ansicht über die Dorfgeschichten wie…derholt ausgesprochen und können dem Princip nach auch bei …dramatisirten Dorfgeschichten keine Ausnahme machen. Wir …glauben, daß der Ton immer zu hoch oder zu tief gegriffen …wird: zu hoch in Bezug auf die Angemessenheit zu den …Lebensverhältnissen, zu tief in Bezug auf den idealen Gehalt, …den wir in aller Poesie finden müssen. Der strengere Kunst…realismus des Dramas läßt indessen andere Gesichtspunkte …walten, von denen aus wir das obige Volksschauspiel be…trachten wollen. Das Stück ist an mehreren großen Bühnen mit Erfolg zur Aufführung gebracht worden und verdient die…sen Erfolg durch eine geschickte dramatische Anordnung und Steigerung. Mosenthal hat die Lyrik, die in seiner „Deborah" noch vorherrschend war, hier gleichsam auf die Decorationen beschränkt. Die hohe Alpenwiese, der Sonnenuntergang hinter den Firnen, das Kreuz über dem Abgrund rufen eine lyrische Stimmung hervor und geben außerdem dem Decorateur und Regisseur Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente. Schon in „Deborah", wie in „Bürger und Molly", liebte Mosenthal die Beleuchtungseffecte, das Tableau, die mehr malerische als dramatische Gruppirung. Diese Richtung finden wir im „Sonnwendhof" wiederz ebenso das zweite bezeichnende Mo…ment von Mosenthal's frühern Werken: die Vorliebe für eine genrebildliche Charakterisirung. Was aber dort nur Episode war, darf hier mit dem Anspruch auftreten, wesentlich zur Handlung mitzugehören. Die Helden einer Dorfgeschichte tre…ten aus dem Rahmen des Genrebildes nicht hinaus, und die Kunst, die der Dichter früher an Nebenfiguren gewendet, darf hier den Hauptheldeu des Stücks zugute kommen.

Die tüchtige Sonnwendbäuerin Manka begrüßen wir gleich anfangs auf ihrem Gehöft in ihrer frischen Wirksamkeit. Wir sehen ihr zur Seite den Knecht Valentin, der ihr in jeder Weise zur Hand geht, und dem sie später ihr Herz und ihren Besitz anträgt. In diesen abgeschlossenen Kreis treten zwei fremde Gestalten: eine heimatlose Magd Anna und der verkommene liederliche Schwager der Bäuerin, Mathias. Das Auftreten der Anna erinnert uns in gedämpften Tönen an das ähnliche Auftreten der Deborah; die Schablone dieses Stücks ist unserm Dichter nicht abhanden gekommen. Anna erfreut sich der Gastfreundschaft der Bäuerin, obgleich ihr Ge…sinde gegen die herzugelaufene Magd aufgebracht ist.*) Ebenso wird Schwager Mathias, der mit der Schwägerin um Hab und Gut processiren will, von ihr gastfrei aufgenommen. Va…lentin, dem die Bäuerin ihr Herz und ihren Hof zu schenken gedenkt, verliebt sich indessen in Anna, und macht dieser noch am Vorabend der Hochzeit einen unschuldigen Besuch auf der Alm. Dort erfährt er, was sich für ein Fluch an Anna's Fersen hängt: sie ist die Tochter eines vormaligen Brandstifters und hat überall, wo sie hinkam, Unsegen mit sich gebracht. Und im Bewußtsein dieses Makels weist sie die Liebe Valentin's auf der Alm zurück. Der Besuch wird indessen der Bäuerin vor der Hochzeit verrathen. Diese, tief gekränkt, hat eine lei…denschaftliche Scene mit Anna und gebietet Valentin, der mit Anna fortwill, als ihr Knecht im Dienste zu bleiben. Der fünfte Act löst alle diese Dissonanzen. Valentin bekennt der Bäuerin seine Liebe zu Anna und diese resignirt. Oben auf der Alm aber treffen Anna und Mathias zusammen, und aus einem Geständniß des Mathias geht hervor, daß er, nicht ihr Vater, der Brandstifter der Ilsengmühle war. Nach dieser Ent…deckung kann Anna, freigesprochen von dem Makel, der ihr eigenes Bewußtsein niederdrückte, mit voller Hingebung in Va…lentin's Arme stürzen, während Mathias, dessen Geständniß belauscht worden, dem Strafurtheil des Gerichts durch einen Sprung in den Abgrund entgeht.

In „Deborah" resignirt die verstoßene, mit dem Makel ihres Volks und Glaubens behaftete Jüdin, und Joseph, der hier in Valentin seine Auferstehung feiert, erhält die Hand der wohlhabenden Bäuerin. Im „Sonnwendhof" resignirt die wohlhabende Bäuerin und Valentin erhält die Hand der ver…stoßenen Magd. Wir sehen, es ist eine ähnliche Combination mit nur etwas veränderten dramatischen Schachzügen.

Frei von Episoden, die gar keinen Bezug auf die Idee

*) Dieses Motiv wie der ganze Charakter der Anna erinnert sehr lebhaft an Elsi in Jeremias Gotthelf's Erzählung „Elsi, die seltsame Magd". Ueber die falsche Bedeutung, welche Mosenthal der bernerischen Redensart „Je nun so dann!" unterlegt, hat sich Gottfried Keller schon früher in d. Bl. (in Nr. 9 f. 1855) ausgesprochen. D. Red.

des Ganzen haben, ist unser Drama ebenso wenig wie die „Deborah", wenn sich auch hier diese Episoden nicht zu einer ganzen Mosaik ausbreiten. Die Scene, in welcher der Pfarrer den communistischen Mathias von seiner verwerflichen Weltanschauung und ihrer liederlichen Praxis zu heilen sucht, hat überdies den unkünstlerischen Anschein, eine Moralpredigt an das Publicum bringen zu wollen, die für den Charakter des Mathias und den weitern Verlauf des Stücks sich als ganz überflüssig erweist. Bekehrungsscenen auf der Bühne machen immer einen kläglichen Eindruck, und die dramatische Muse erscheint am unvortheilhaftesten, wenn ihr die Missionstractätlein aus dem Munde flattern. Die Entwickelung der Handlung in unserm Dorfdrama geht einfach von statten und ohne daß der Zufall die störende Rolle spielt, die ihm der Dichter in seiner „Deborah" eingeräumt hat. Der Ausdruck des Gefühls ist oft mit Glück getroffen, und da die Charaktere etwas Ansprechendes haben und der landschaftliche Hintergrund, besonders bei einer Aufführung, angenehm mit in die Handlung hineinspielt, so ist der Totaleindruck, den wir von diesem Stücke mit fortnehmen, ein günstiger.

Freilich, im Dialog verleugnet sich der Grundfehler der Dorfgeschichten nicht. Es wechselt der angemessene Ausdruck des bäuerischen Realismus mit Wendungen und Reflexionen, die einmal über den Horizont des Kreises, in welchem wir uns bewegen, hinausliegen. Wir können nicht umhin, eine kleine Blütenlese solcher poetischen Blumen beizufügen, die weder auf der Stern-Alm, noch auf irgendeiner andern Alpenwiese wachsen.

Mathias sagt (Act 2, Sc. 1): „Pfui über das Bauernleben, das sich füttert, um zu arbeiten, und arbeitet, um sich füttern zu können; pfui über die Alltagskost, die das Begehren nicht zuckert und das Entbehren nicht salzt!" Welche gewagte Phrase im Munde des Vagabunden! Derselbe sagt (Act 2, Sc. 3): „Man möcht' die hohle Welt unter sich zusammentreten!" Bald darauf: „Muß das vergangene Leben wie eine Kette nachschleifen? Muß die Kluft immer gähnen?" u. s. w. — Anna (Act 3, Sc. 3): „Nicht wahr, die Hand, die so rasch vom Mond die Wolken zieht, sie zieht's vielleicht einmal urplötzlich von meiner Seele" u. s. w.

Auf der andern Seite hören wir wieder viel von Rahm, vom Buttern, von der Milchwirthschaft und Heuernte in höchst volksthümlichen Wendungen. Mit einem Wort, es fehlt die Einheit des Tons.

---

3. Der Prätendent von York. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1857. 8. 1 Thlr.

Durch den hinterlassenen Plan des Schiller'schen „Warbeck", welcher denselben Helden behandelt, ist Meißner ohne Zweifel auf diesen Stoff gekommen; doch er hat ihn mehr in der Art und Weise ausgeführt, wie Schiller seinen „Demetrius" entworfen. „Warbeck" nimmt bei Schiller keine größern historischen Dimensionen an. Der Stoff concentrirt sich hier in einer innern Gemüthswelt und wird am Schluß durch einige überraschende Erkennungsscenen illustrirt. Schiller's Warbeck handelt nicht bona fide, und die Art und Weise, wie der Dramatiker in der übrig gebliebenen Skizze den Betrüger zu entschuldigen und dramatisch interessant zu machen sucht, würde die Ausführung zu einer schwierigen Aufgabe gemacht haben. Warbeck spielt seine Rolle mit einem gesetzten Ernst, einer gewissen Gravität und mit eigenem Glauben. Solange er den Richard vorstellt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mitanstifter des Betrugs. Dieser Schein darf schlechterdings nichts Komödiantisches haben; es muß mehr ein Amt sein, das er bekleidet und mit dem er sich identificirt, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten fließen, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, und er stutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse poetische Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz, hilft seine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung. Wie anders der Schiller'sche Demetrius! Seine Begeisterung geht aus dem guten Glauben an sein legitimes Recht hervor; und die tragische Katastrophe, die ihn innerlich umwandelt, besteht eben darin, daß er diesen Glauben verliert, als ihn jener Mann in Tula über seine wahre Herkunft aufklärt. Demetrius ist kein Betrüger; daß er wider sein Wissen und Willen einer wird, als er zu weit vorgegangen, um zurückzutreten, das ist sein tragisches Geschick. Ohne Frage hat dieser Plan einen großen Vorzug vor dem des „Warbeck", und Meißner hat wohl daran gethan, beide Fragmente zusammenzuschweißen und in seinem „Prätendent von York" uns einen „Warbeck-Demetrius" zu geben. Die Geschichte kam ihm dabei zu statten. Der Dichter hat das Unternehmen nicht, wie Schiller im „Warbeck", auf einen gleichsam unerschlossenen Keim beschränkt, sondern seine historischen Dimensionen, das Landen in Schottland, die Eroberung von Exeter, die Gefangennehmung und Hinrichtung des Prätendenten mit in den Kreis seiner Tragödie gezogen. Dadurch erst gewinnt sie eine unleugbare Aehnlichkeit mit dem Demetrius. Hier wie dort ein Prätendent, der mit gutem Glauben für sein Recht auftritt. Demetrius wird vom Reichstage der Polen, Richard vom König der Schotten unterstützt; die Töchter mächtiger Großen bieten beiden ihre Hand; hier wie dort tritt die Katastrophe dadurch ein, daß der Prätendent durch eine Enthüllung aus der Vergangenheit in seinem guten Recht erschüttert und in einen betrügerischen Kronenräuber umgewandelt wird. Die Rolle, die im „Demetrius" der Mann aus Tula spielt, ist hier dem Juden Warbeck zuertheilt. Gegen den Schluß hin gewinnt der Meißner'sche Prätendent noch einen Vorsprung vor dem Schiller'schen Demetrius, indem er die Gnade, die König Heinrich ihm für den Fall anbietet, daß er seinen Betrug bekennt, zurückweist und sich so gleichsam über das Schicksal erhebt.

In der That wüßten wir gegen den Gang der Handlung und die Composition des „Prätendenten von York" keine kritischen Einwendungen zu machen. Dennoch steht die Thatsache fest, daß das Stück bei den Aufführungen, die es erlebte, im ganzen kalt gelassen hat und auch den Leser in keine rechte Wärme versetzt. Dies ist um so auffallender, als Meißner's schönes und reiches lyrisches Talent mit Recht anerkannt ist, und doch gewiß einzelnen Scenen das Feuer hinreißender Begeisterung hätte ertheilen können. Doch Meißner scheint den Satz: mulier taceat in ecclesia auf die Lyrik im Drama anwenden zu wollen, und indem er sich befleißigt, einen streng dramatischen Stil durchzuführen, geht ihm mit der Lyrik, die er von der Schwelle abweist, die dichterische Inspiration überhaupt verloren. Ueberhaupt bleibt die Frage über die Berechtigung der Lyrik im Drama noch für eine gründliche Beantwortung offen, welche weder die Chorgesänge der antiken Tragödie, noch die prachtvollen lyrischen Stellen in unsern größten Dramatikern, Shakspeare und Schiller, vergessen wird. Durch diese Verleugnung seiner lyrischen Muse ist nun Meißner aber zu einer nüchternen Correctheit, einer Angemessenheit des Ausdrucks gelangt, welcher die geniale Tiefe fehlt. Und wenn nicht zu leugnen ist, daß der vorliegende Stoff sowol im Charakter des Hauptheldens selbst als in dem des Juden Warbeck dämonisch bedeutsame Elemente bot, welche ebenso zu energischer Gestaltung, wie zu einer gedankenvollen, auf die Tiefen des Lebens zurückgehenden Ausführung herausforderte, so müssen wir um so mehr bedauern, daß es einem begabten Dichter nicht gelungen ist, in diese Tiefen hinabzusteigen und ewige Typen und Probleme der Menschheit zur Anschauung zu bringen. Statt dessen erhebt sich die Durchführung in Sprache und Gedanken kaum über das Niveau der bekannten schillern-

ten, aber nicht Schiller'ſchen Jambentragödie, nicht über eine glatte und geſchmeidige Ausdrucksweiſe, deren Strom aber meiſtens matt im Sande verläuft. Folgende Blumenleſe von Wendungen und Sentenzen mag zeigen, ob die Ausdrucksweiſe eines Dichters wie Alfred Meißner würdig iſt (S. 18):

Es iſt der Tage einer, wo Gewicht
Sich auf Gewicht an meine Seele hängt,
Und jeder Pendelſchlag der Uhr, die doch
Bewußtlos läuft, auf jeder Seite rechts
Und links empfindlich eine Wunde trifft.

Schiefes und mühſeliges Bild, der Anfang eine Schiller'ſche Reminiſcenz! S. 31:

Das ſchmerzt zu ſehr, wie doch an Kleinigkeiten
Ein Lebensſchickſal hängt!

S. 36:

Dies iſt ihr Jagdſchloß! Sie erzählte oft
Von einem Haus am Meer, zu deſſen Füßen
Die Wellen muſicirten!

S. 44:

Die Leiden? Ja, ich ahne, daß der Wechſel
Im Menſchenleben unerſchöpflich, wundervoll.

S. 51

Das Wunder bleibt ein Wunder, nicht weil es
An kein Geſetz ſich bindet, ſondern weil's
Im rechten Augenblicke kommt! Daß mich
Die Häſcher, die hier ſtehen, noch nicht haben,
Iſt wol ein glücklich Ungefähr, doch gleich
Der Rettung aus dem Tower wunderbar.

S. 52:

Ich ſelbſt bekenne den berückenden
Zuſammenklang der Dinge, der den Mann,
Der vor euch ſteht, den Trug behaupten läßt!
Doch leſt' dies Actenſtück, in dem die Wahrheit
Auf feſten Säulen der Beweiſe ruht.

Der König Heinrich ſagt, als er die Nachricht einer Niederlage hört:

Orford zurückgeworfen? Schrecklich, ſchrecklich!

Der Monolog Richard's nach der Enthüllung ſeiner Herkunft beginnt mit den Worten (S. 119):

O Gott, der du ſo räthſelhaft uns führſt,
Die Nationen, wie die Einzelnen,
Was hab' ich denn gethan, welch ein Verbrechen,
Daß du auf halbem Weg mich rückwärts triebſt?
Ich kann nicht mehr zurück, drum laß mich weiter!
Dann hab' ich ferner nichts mit dir zu thun.

Ueber dieſe verwäſſerte Jambenphraſeologie, die keinen feinen Gedanken und keine tiefere Charakteriſtik zuläßt, erhebt ſich die Diction nur an wenigen Stellen. Wir könnten die Sentenzenreihe mit Grazie in infinitum verlängern; denn wo man das Buch aufſchlägt, findet man irgendeine Stelle, die uns durch die Trivialität einer zu Tode gehetzten Wendung abſtößt! Wir bitten Meißner ſelbſt zu prüfen, ob wir nicht recht haben, ob ſich nicht die Eiskälte abgebrauchter und gehäufter Phraſen ſo um das ganze Stück legt, daß man nirgends den Schwung inniger Begeiſterung, den Odem einer ſchöpferiſchen Dichterkraft fühlt! Wir bitten ihn, in einem künftigen Drama ſeinem Talent keine derartigen Feſſeln anzulegen, nicht mit Rechenpfennigen zu klappern, während er ſein Geld in der Taſche behält.

---

1. Lorbeer und Myrte. Hiſtoriſches Charakterbild in drei Aufzügen. Von Karl Gutzkow. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 20 Ngr.

Ganz Paris iſt voll vom Ruhme des „Cid" von Corneille, der mit ſeltenem Erfolg über die Bühne gegangen. Der König ſelbſt erhebt den Dichter in den Adelſtand; der hohe Adel Frankreichs feiert ihn und macht aus dem Stücke eine Parteiſache, indem er in demſelben eine Verherrlichung des von Richelieu verbotenen Zweikampfes findet. Nur die Akademiker, neidiſch auf Corneille's aufblühenden Ruhm, verdammen ſein Stück. Da wird Richelieu, der ſich ſelbſt für einen geborenen Dichter hält und deſſen Eitelkeit keinen Erfolg neben ſich duldet, auf den Gedanken einer Mitarbeiterſchaft am „Cid" gebracht, ſchon um dadurch dem Adel eine gegen ihn ſelbſt gekehrte Waffe aus der Hand zu reißen, und er bildet dieſen Gedanken bis zum Ruhme einer alleinigen Autorſchaft aus. Der Einfall wird für Corneille von Wichtigkeit, weil der Cardinal über die Hand ſeiner Geliebten, Emérence von Lamperières, zu verfügen hat. Sie iſt das Taufkind ſeines Freundes, und er hat ſich bei dieſer ſeiner einzigen Taufe gerade dies Recht vorbehalten. Corneille wird vorausſichtlich die Einwilligung des Meiſters nicht erhalten, wenn er nicht ſeinen Ruhm, der Autor des „Cid" zu ſein, dieſem zum Opfer bringt. Lorber oder Myrte: das iſt der Conflict des Stücks. Corneille entſcheidet ſich für den Lorber, und Richelieu gibt ihm, als Corneille dem Staatsmann begeiſtert gehuldigt, in einer Anwandlung von Größe die Myrte mit dazu. Der Stoff iſt für ein einactiges oder dreiactiges Drama günſtig gewählt, die Behandlung geiſtreich, wie man es von Gutzkow erwarten darf, und von einem echt dichteriſchen Hauch durchdrungen, deſſen Arom ſich vom landesüblichen Jambenpathos weſentlich unterſcheidet. Dennoch macht das Stück nicht den Eindruck, den man bei einem ſolchen Stoff und bei einem ſolchen Dichter vorausſetzen durfte, und wir haben uns bemüht, die Gründe zu erforſchen, warum der Wurf nur halb gelang.

Erſtens hat Gutzkow den Schwerpunkt des Stoffs verrückt und ihn auf Richelieu verlegt, während er in Wahrheit bei Corneille zu ſuchen iſt. In Corneille liegt der Conflict und das dramatiſche Intereſſe, das Gutzkow nur in den letzten Scenen des Stücks zur Geltung bringt. Was bei Richelieu eine Laune und Grille, wird bei Corneille eine Lebensfrage. Bei der Neigung unſers Dichters, das Intereſſante herauszuſpüren und mit feinfühliger Motivirung zu behandeln, zog ihn aber die Grille Richelieu's mehr an als Corneille's Liebespathos, der, gleichſam ſelbſt in die Situation ſeines Cid verſetzt, zwiſchen Liebe und Ehre ſchwankt. Dieſe Grille Richelieu's zu motiviren, entrollt der Dichter ein aus den diſparateſten Zügen zuſammengeſetztes Charaktergemälde des großen Miniſters, das in den Vordergrund des Stücks tritt und dem er die Einfachheit der Handlung, das eigentliche Intereſſe des Conflicts opfert. Der große Aufwand von Farben, den der Dichter an ſeinen Richelieu verwendet, motivirt aber gleichzeitig zu viel und zu wenig: zu viel, denn er verwirrt durch die großen hiſtoriſchen Dimenſionen des Cardinals, den wir zugleich als Staatsmann, als Krieger, aber nur immer andeutungsweiſe kennen lernen, den Blick auf das Nächſtliegende; zu wenig, denn eine Grille, ein Einfall läßt ſich einmal nicht dramatiſch motiviren, und wir gewinnen, trotz der angewendeten Maſchinerie des Charakters, keinen klaren Einblick in ihn und ſeine Handlungsweiſe in dieſem beſtimmten Fall.

Zweitens hat Gutzkow das Drama zu ſehr mit allen möglichen hiſtoriſchen Arabesken überladen, ſodaß man ſich den klaren Faden der Motivirung mit Mühe aus dieſem überwuchernden Beiwerk hervorſuchen muß. Der Stoff, der zu Grunde liegt, iſt anekdotiſcher Art. Man kann aber nicht eine Anekdote in einen Rahmen von Anekdoten ſpannen, ohne daß ſie ſich darin verliert. Chataigny und die Marquiſe, die Vermittlerrollen, nehmen einen zu bedeutenden Platz ein, und indem man über ihr Verhältniß und über die Abſicht Richelieu's, ihre Hand dem Herzog von Aiguillon zu geben, Emérence aber nach Paris zu rufen, um Chataigny's Herz anderweitig zu feſſeln, unterrichtet wird, zerfaſert ſich die Motivirung und das Intereſſe. Dubois, die Akademiker, alle die Nebengeſtalten drängen ſich zu ſehr vor und rauben den Hauptgeſtalten, beſonders Corneille, das Licht, das auf ſie fallen muß.

Drittens fehlt dem Stile die Einheit des Tons; er iſt zu bunt durcheinander gewirkt, eine Moſaik von komiſchen Einfällen, charakteriſtiſchen Pointen, pathetiſchen und ſchwärme-

riſchen Ergüſſen, alles aber ineinander laufend. Eine unglückliche Neigung, dramatiſches Leben dadurch in den Stil zu bringen, daß ſelten eine Perſon die andere ausſprechen läßt, eine zerhackte Diction mit Parentheſen, Gedankenſtrichen, ineinander tönenden Exclamationen wirft uns die Perlen und Edelſteine des reichen Gutzkow'ſchen Geiſtes faſt ohne Faſſung entgegen. Dieſer Stil gibt unſerm Stücke eine Gepräge der Verworrenheit, das die verwickelte Motivirung noch ſchwieriger zu entziffern macht.

Bei dieſer Gelegenheit müſſen wir eine kleine Eigenthümlichkeit Gutzkow's tadeln, die in dieſem Stücke bis zur Störung auffällig wird. Es ſind die Vorſchriften, die der Autor nach Art Ziegler's und der Weißenthurn den darſtellenden Künſtlern für die Auffaſſung gibt: Winke, die dem Talent entbehrlich, dem Leſer hinderlich ſind, in der Art und Weiſe aber, wie ſie hier auftreten, oft einen komiſchen Eindruck machen, und den Verdacht erwecken, als wolle der Autor ſie nicht blos als Lehre für den Schauſpieler, ſondern auch als Wink für den Leſer, als ſtützendes Motiv des Stücks betrachten. Wir nennen nicht einmal ſolche Erläuterungen, wie: Chataigny (immer leicht und humoriſtiſch), Dubois (geheimnißvoll räuſpernd), Chataigny (mit komiſcher Verzweiflung, freudig überraſcht, geheimnißvoll, dringend, aber leiſe); aber folgende Perlſchriftwendungen überſchreiten doch das Maß, innerhalb deſſen der Dichter dem Schauſpieler Vorſchriften geben darf: Chataigny (erwacht wie aus einem Traume); Matthäus (blickt, um weitere Erörterungen abzubrechen, raſch nach links); Marquiſe (wendet ſich nach links und ſagt mit Beziehung auf Emérence's Willenloſigkeit); Richelieu (mit Anſpielung auf Scuderi's etwas burleskes Ausſehen); Richelieu (kommt auf Emérence's Vermählungsplan und ſeinen an Chataigny geſchriebenen Brief; ſpielt mit dieſem Cachiren ſeiner eigentlichen Andeutung); Chataigny (ablehnend und die Führerſchaft durch Paris als unnöthig darſtellend); Marquiſe (deutet auf die Akademiker, deren Neid ſie für die Urſache dieſer heftigen Erregung hält); Chataigny (beginnt ein abgekartetes Spiel); Marquiſe (triumphirend über ſein ſchon gewonnenes Eingehen auf den Ausweg) u. ſ. w.

Was in dieſen Noten ſteht, gehört in den Text. Wer es dort nicht herausliest, dem werden dieſe Erläuterungen nur überflüſſige Wegweiſer dünken!

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß das Stück trotz aller Ausſtellungen reich an Geiſt und dichteriſchen Schönheiten iſt, beſonders der letzte Act, in welchem Corneille verdientermaßen in den Vordergrund tritt. Als Probe einer gedankenvollen Diction, die an die nicht fließenden, aber auch nicht zerfließenden, gedankenhaltigen Jamben des „Uriel Acoſta" erinnert, theilen wir folgende Stelle mit:

Corneille.

O Einſamkeit, du ſüße Zeit, wo ſtill
Die Keime unſrer Schöpfungen ſich regen!
Ein Baum ſteht in der Blüte ſchon der Ahnung,
Ein früchteſchwerer ſchon in einer Nacht,
Ein kurzer Traum zeigt uns ein Werk vollendet
Doch langſam wächſt ihm nur die Arbeit nach,
Treibt aus dem ſpröden Boden Wirklichkeit,
Ein Wachſen, Gliedern, Formen und Geſtalten —
Wie wird ein Werk uns werth, wie ruht die Hand
In ſonnigen und trüben Tagen drauf!
Wie ſenkt das Schwierige in tiefſte Zweifel,
Erhebt zum Glauben das Gelungene uns!
Ein Kind der Seele, liebend groß gezogen
Mit Aelternluſt und heil'gem Aelternſchmerz
Iſt Dichterſchöpfung! — Endlich wandert ſie
Mit unſerm Segen in die Welt hinaus!
O wohl ihr, wenn beſchattet dann ein Plätzchen
Vom rauſchenden Gewühl des Tags zur Prüfung
Der Kennerſchaft ſie ſcheidet! Doch — die Bühne
Iſt dieſer ſtille Tempel nicht! Ihr Licht
Fällt aufgeſammelt vom gewölbten Dache
Der Kuppel nicht, nicht Marmorwände ſprechen
Des Tadelwortes leiſes Echo nach;
Sie ruft zum Kampf! Es ſchmettert die Drommete!
Der Vorhang rauſcht, wie Nebel vor der Schlacht!
Da Mann an Mann! Der ſprechend, dort die Menge
Aufhorchend nur! Und ſtimmbegabter lagert
Kein Schweigen auf dem weiten Plan der Wüſte,
Kein Schweigen auf dem weiten Plan des Meeres,
Als ſolch ein Schweigen dumpfe — Donner — rollt
Dem Ohr des Dichters, bis — er endlich fühlt:
Nun regt es ſich im Rieſen! Murmelnd künden
Die Zeichen des Verſtändniſſes ſich an!
Das Urtheil ſtockt, beginnt aufs neue, lauter
Erhebt ein Flüſtern ſich, wird Sprache, Urtheil,
Wird Widerklang des Herzens — hold'ſter Antheil!
Nun rauſcht's im Ohr des Glücklichſten der Erde,
Nicht wie Orkan, nicht wie im Sturm die Woge —!
Ob tauſend Händ' auch ineinander ſchlügen,
Den Beifall hört der Dichter nicht! Ihm tönt
Ein Klingen nur des Schalls von Einer Seite,
Doch iſt ſie ausgeſpannt wie durch die Himmel!
Sie zieht die Seele nach, die endlich
Vom namenloſen Druck der Furcht, der Hoffnung,
Des hingezognen Bangens frei geworden,
Ein ſel'ger Augenblick reißt dann ihn hin,
Führt ihn an einer unſichtbaren Hand
Zum Feſtaltar! Ein Kranz ruht ſchwer und golden
In ſeiner Hand — er weiß nicht, wem er mehr
Gebühret! Soll er dem Glück gehören? Darf er
Es wagen, ganz ſich ſo ihm hinzunehmen?
Noch ſteht er zögernd, ſinnt und ſchwankt und träumt —
Da ſtößt ihn eine Hand zurück vom Altar!
Zerriſſen liegt der Kranz, zerfetzt, in Stücken!
Ein Lachen durch das Haus, ein höhnendes:
„Du Stümper, haſt dein Werk ja nicht allein,
Mit fremder Hülfe haſt du dir's gedichtet!"
Und weſſen Hülfe? Wem biſt du verpfändet?
Du würdeſt deinen Kopf mit Freuden geben,
Doch kann durch ihn die nur die Seele leben!

---

5. Nimrod. Ein Trauerſpiel von Gottfried Kinkel. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Trauerſpiel iſt bisjetzt nicht zur Aufführung gekommen, da es nicht lange erſt die Preſſe verlaſſen hat, wird auch aus verſchiedenen Gründen bei den gegenwärtigen Verhältniſſen des deutſchen Theaters nicht zur Aufführung kommen. Dennoch verdient es Beachtung, da es den Namen eines begabten und durch ſeine Lebensſchickſale bekannten Dichters trägt.

„Nimrod" iſt ein mythiſcher Stoff; aber ſolche Stoffe ſind dem Dichter günſtig, wenn es ihm darauf ankommt, an einfachen Culturverhältniſſen die Entwickelung großer, die Menſchheit beherrſchender Ideen darzuthun. Kinkel's Intention war, die Geneſis des Tyrannenthums poetiſch darzuſtellen und der Held ſeiner Tragödie iſt der erſte Jäger, der zum Fürſten, der Fürſt, der durch die Macht der Verhältniſſe zum Despoten wird. Das Stück iſt ein menſchheitliches Culturgemälde aus grauer Vorzeit, reich an dichteriſchen Vorzügen, an einer gedankenvollen Lyrik, aber im dramatiſchen Gang, in der dramatiſchen Motivirung nicht markig genug. Ja, wir möchten ſagen, ihm fehlt jene große Simplicität, welche den Zuſtänden, die es ſchildert, angemeſſen wäre und Gedanken und Geſtalten wie bedeutſame Götterbilder in den Stein haut; ihm fehlt jene Naivetät, welche das Werk hinmeißelt um des Werkes willen, ſodaß es mit ſtiller Würde ſeine Deutung in ſich ſelbſt trägt. Der Dichter iſt ſelbſt zu ſehr ausführlicher Interpret; er weiß zu ſehr um alle Beziehungen, die er ſinnvoll hineingelegt; ja, es iſt gährender Moſt vom Jahre 1848, der in dieſe Schläuche

urweltlicher Cultur gefüllt wird! Es ist oft die Sprache der modernen Volkstribüne, und jene wildemancipirte Ada erinnert weniger an die Amazonen des Morgenlandes als an revolutionäre Heldinnen zu Pferde. Wir sehen den kräftigen Jäger bei dem Beginne des Stücks als Kampfrichter zwischen den streitenden assyrischen Ackerbauern und chaldäischen Hirten. Er erklärt sich zum Schutzherrn der ersten; die zweiten, an ihrer Spitze die Nomadenfürstin Ada, drohen mit einem rächerischen Einfall ins Land. Dieser Einfall findet statt, Nimrod aber besiegt sie im Kampfe und gründet so seine Macht noch fester. Zugleich schließt er einen Bund mit Obed Baal, dem sternsehenden Priester: ein Bund, den uns der Dichter nicht einfach genug, nicht ohne Diderot'sche und Bacon'sche, in den Text gewirkte Randglossen zu schildern vermochte. Von den gefangenen Sklaven läßt Nimrod nun das stolze, mauerumringte Ninive, Schlösser für seine Krieger, Tempel für seine Götter erbauen. Die gefangene Fürstin Ada hat das Herz Assur's, des Sohnes Nimrod's, gerührt; auf seine Bitten gibt sie der Vater frei, sie wird Assur's Gattin. Nimrod's wachsende Macht erregt indessen herrschsüchtige und eifersüchtige Gelüste in der Brust seiner Vasallen. Sein tapferster Degen, Assarek, strebt ihm seine Macht zu entreißen. Gleichzeitig aber conspirirt sein Sohn Assur gegen ihn, dem die Bedrückung des Volks zu Herzen geht und der die humanistischen Ideen mit dem Schwert in der Hand dem Vater gegenüber verficht. Seine Gattin Ada plaidirt für diese Ideen und gewinnt den Sohn für das kühne Rebellenthum. Wer erinnert sich dabei nicht unwillkürlich an die Biographie unsers Dichters von Strodtmann, in welcher Stellen vorkommen, die dieses Motiv als dem Dichter nahe liegend schildern? Ada flüchtet zu den freien Söhnen der Wüste; der Kampf zwischen Vater und Sohn bricht aus; der Sohn wird vom Vater gefangen. Nimrod spielt hier die Rolle eines sentimentalen Brutus: Assur stürzt sich in sein eigenes Schwert. Gegen Nimrod, der sich nun auch äußerlich mit allen Insignien der fürstlichen Macht schmückt, führt Ada die Nomadenstämme heran; es kommt zur Schlacht, in welcher Nimrod durch Ada's Hand fällt! Die Schlacht indessen geht für die Nomaden verloren, und vor dem sterbenden Nimrod stolzirt Assarek, der Mann, der sich rühmte, daß er zweimal 10000 durch Feuer und Schwert gewürgt, mit dem voreilig geraubten Purpur des Herrschers. Die Steigerung des Stücks und seines Gedankenganges ist klar: am Ende des ersten Acts erscheint der schiedsrichterliche Nimrod nur als Schirmherr; am Ende des zweiten Acts als priesterlich sanctionirter Herrscher; in dem dritten und vierten Act wird er zum Tyrannen, den aber sein Nachfolger im Reich, der in Purpur wandelnde Assarek, „überherodisirt".

Gegen diese Entwickelung der Idee tritt nun die eigentlich dramatische Spannung zurück, und zwar, weil die Charaktere nicht jene vorweltliche, ungebrochene Marmorgröße haben, welche ihren Kampf stark und fesselnd hinstellt. Diesem Kampf sind die Spitzen abgebrochen, Vater und Sohn treten sich mit schwankender Empfindung gegenüber; ein weichlicher Zug geht durch die Dichtung gerade an den Stellen, welche das Hervortreten einer dramatischen Energie zu fordern scheinen. Dagegen bilden die Naturgruppen der Jäger, Nomaden, Ackerbauer, Priester treffliche poetische Reliefs, ihre Strophen athmen in geschmackvoller Form einen gebildeten Geist.

Die Sprache des ganzen Stücks hat indessen mehr lyrische Weichheit, welche durch die gereimten Jamben noch zerflossener wird, als dramatische Kraft. Abgesehen davon, daß das Ganze von jenem Hauche des Geschmacks und künstlerischer Bildung durchwebt ist, der uns wohlthuend berührt, weil er uns alle Maßlosigkeiten des Ausdrucks und Gedankens fern hält, sind einzelne Stellen von großer dichterischer Schönheit. Gedanke und Form haben oft eine priesterliche Weihe. Dagegen neigt der Ausdruck zu jener lyrisch-epischen Malerei, welche statt der schlagkräftigen dramatischen Metapher eine breit ausgesponnene Allegorie wählt, z. B.:

Ada.

Der Völker Lieb' ist eine edle Rebe.
Sie sucht den Stamm, an dem sie sich erhebe;
Und findet sie im Herrn den starken Baum,
Rankt sie nach Licht und Luft im blauen Raum.
Von Schauern warm getränkt im Frühlingswetter,
Geschaukelt von dem Wellenschlag der Luft,
Durchsichtig wiegt sie die smaragdnen Blätter,
Und spendet herzerfreuenden Blütenduft;
Mit buntem Laub und blauen Wurzeltrauben
Baut sie in Herbstglut kühle Schattenlauben.
Doch fehlt die Stütze, die sie aufwärts lenkt,
Verwildert bald der edle Wuchs, und senkt
Sein Haupt und bringt mit kriechender Geberde
Den sauern Herling nur an feuchter Erde,
Bis tief im Mark ihm zehrt der edle Wurm u. s. w.

Die Allegorie und alles, was an sie anklingt, ist immer undramatisch. Die dramatische Metapher soll den Gedanken concentriren, aber nicht ins Breite malen.

Die Tragödie „Nimrod" ist ein Werk, das jedem sinnigen und geschmackvollen Leser willkommen sein wird, das mit künstlerischem Bewußtsein geschaffen und mit lyrischer Begabung ausgeführt ist. Doch ihre dramatische Form ist mehr zufällig; es fehlt ihr die Energie der Motivirung und des spannenden Fortgangs der Handlung.

---

6. Zur Ruhe setzen. Lustspiel in vier Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1857. 8. 1 Thlr.

Hackländer ist ein mit Recht beliebter Erzähler, der in seinen größern und kleinern Schriften stets einen frischen und gesunden Humor entwickelt. Daß sich ein solches Talent der Bühne zuwendet, ist gewiß erfreulich! Dennoch zeigt es sich hier wiederum, daß die Scene nicht blos ihre eigenthümliche Maschinerie, sondern auch ihre eigenthümlichen Tücken hat, die studirt sein wollen. Hackländer's Lustspielen fehlt jene dramatische Zuspitzung, die dem Humor erst auf der Bühne einen vollen Erfolg verbürgt. Der Autor ist gewohnt, seinem Humor eine breite und ungehemmte Entwickelung zu gönnen; doch auf der Bühne darf die humoristische Charakteristik nicht mit so vollen Segeln fahren, sie muß im Interesse des Fortgangs der Handlung wesentlich beschnitten werden. Es ist nicht genug, daß sie sprüht und blitzt, sie muß es auch an der rechten Stelle thun, sonst verpufft der Erfolg. Hackländer's Personen bewegen sich zu behaglich, gehen und kommen wieder, ohne daß ihr Gehen und Kommen jene Spannung hervorriefe, die für das Drama unentbehrlich ist. Der Humor des deutschen Philisterthums, wie er in diesem Lustspiele charakterisirt wird, ist überhaupt nicht reich und vielseitig. Die subalternen Beamten gehören zu Hackländer's Lieblingsgestalten, ebenso die betitelten Kaffeeschwestern; aber die Varietäten dieser Flora sind eben nicht allzu interessant. Ein Commerzienrath, der aufs Land geht, um sich der Ruhe mit Behagen zu erfreuen, fortwährend aber durch Lärmen jeder Art gestört wird, ist gewiß komisch; aber daß die Hauptstörung durch einen städtischen Besuch kommt, hebt die Pointe wieder auf. Es ist ebenfalls komisch, daß ein Vater von seinem Sohn incognito einen Fußtritt erhält, und zwar in einer Dunkelheit, welche beide zu Liebesabenteuern benutzen; aber dieser geheimnißvolle Fußtritt, der als Hauptmotiv auf der Bühne einen sehr derb gassenhaften Anstrich gewinnt, wird allzu verschwenderisch illustrirt, und wenn er dem Commerzienrath als Schreckensgespenst vorschwebt, so ist es jedenfalls ein Gespenst, das zu oft wiederkommt. Ebenso ist das Signalpapierchen, das die Hofräthin dem Romeo eines belauschten Rendezvous im Dunkeln anheftet, als kleiner Lustspielkobold nicht zu verwerfen; aber die weitere Ausführung dieses Motivs hat den Autor ebenfalls zu Wiederholungen verleitet, die seinen Effect abstumpfen. Kurz, der Stil dieses Lustspiels ist zu episch behaglich, um eine echt dramatische Wirkung

hervorzubringen. Der Dialog ſowol als auch die Scenenfolge bedarf einer ſchärfern Pointirung. Dagegen loben wir an allen Hackländer'ſchen Luſtſpielen den deutſchen, nicht franzöſirenden Geiſt, der ebenſo wol aus unſern Zuſtänden heraus dichtet, als auch Friſche, Ungenirtheit und Kernhaftigkeit athmet; Charaktere, die aus dem Volke gegriffen ſind und nicht blos Schatten im Schattenſpiele einer ſuperfeinen Intrigue! Ohne Frage läßt ſich auch mit ſolchen Geſtalten von Fleiſch und Blut jene ſchärfere Pointirung, von der wir ſprachen, erreichen, und wir zweifeln nicht, daß Hackländer's Talent, wenn es ſich von der Gewöhnung an den epiſchen Comfort freigemacht hat, der deutſchen Bühne mit lebensfriſchen Schöpfungen unter die Arme greifen wird.

---

7. Die Waiſe von Lowood. Schauſpiel in zwei Abtheilungen und vier Acten. Mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Marguerite oder die Macht des Zufalls. Schauſpiel mit Vorſpiel und fünf Acten. Mit theilweiſer Benutzung des Romans von Dr. C. Birch von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Roſe und Röschen. Originalſchauſpiel in vier Acten von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Aus: Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Fünfunddreißigſter bis ſiebenunddreißigſter Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1856—58. Gr. 12. Jeder Jahrgang 1 Thlr. 20 Ngr. *)

„Rien ne réussit que le succès", ſagt der weltmänniſche Véron in ſeinen Memoiren, der nicht blos als Director der pariſer Oper Meyerbeer's „Robert der Teufel" in Scene geſetzt hat, ſondern auch ein Freund des jetzigen Kaiſers der Franzoſen iſt. Vor den Erfolgen der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer muß die deutſche Kritik die Waffen ſtrecken, und hat ſie zum Theil geſtreckt. Wer wollte nicht galant ſein gegen eine Schriftſtellerin, von der die deutſchen Dramatiker lernen können, was ihnen meiſtens fehlt — Erfolg, glänzenden, klingenden Erfolg zu haben? Sie allein beſitzt den dramaturgiſchen Fortunatushut, ſie kennt alle Toilettengeheimniſſe der Thalia und Melpomene! Sie fährt auf einem Triumphwagen einher, umgeben von dankbaren Directoren und Schauſpielern, und befrachtet mit den Tantièmen von Berlin und Wien! Frau Birch-Pfeiffer benutzt Novellen und Romane; aber hat das Shakſpeare nicht auch gethan und iſt es nicht eine falſche Prüderie unſerer modernen Dramatiker, daß ſie original ſein wollen um jeden Preis und den günſtigſten Stoff verſchmähen, wenn er ihnen in novelliſtiſcher Behandlung vorliegt? Freilich, Shakſpeare hat dieſen Stoff, den er fand, nur als Stoff behandelt, und durch ſeinen Genius dramatiſch umgeſchaffen! Dafür war er ein echter Dichter, und wer von unſern neuern Dramatikern ein echter Dichter iſt, der mag einen Stoff aufgreifen, wo er ihn finde, in Novelle oder Roman, er wird doch ein originelles Werk daraus ſchaffen.

Frau Birch-Pfeiffer iſt aber keine Dichterin, ſie iſt eine Schauſpielerin, ſie arrangirt die Stoffe, die ſie findet, nur für die Bühne, und kümmert ſich um den ſtrengern Unterſchied epiſcher und dramatiſcher Dichtung ſo wenig wie das große Publicum. Iſt ſie nun glücklich in ihrem Fund, ſo iſt ſie des Erfolgs ſicher. Denn ſie verſteht die geſchickte, verſtändige Anordnung, die dem Publicum einleuchtet; ſie weiß die Abgänge und Abſchlüſſe wirkſam einzurichten und vor allen Dingen Rollen zu ſchreiben. Eine Rolle iſt aber mehr und weniger als ein dramatiſcher Charakter: mehr, denn es iſt ein dramatiſcher Charakter, der dankbar iſt für den Darſteller; weniger, denn der Charakter kann verlieren, was die Rolle gewinnt.

Welch eine dankbare Rolle iſt nun im erſten Stück die Currer Bell'ſche Jane Eyre, dies edle trotzköpfige Ding, dies Ideal aller Gouvernanten mit dem verkannten Menſchenrecht im Buſen? Wer hätte nicht die Entrüſtung der armen Waiſe am Schluſſe des erſten Acts getheilt? Wer nicht Thränen der Rührung vergoſſen, wenn der ebenſo ſpröde, ſtolze Lord Rowland Rocheſter ſie am Schluß des Stücks als ſeine Braut in ſeine Arme ſchließt? Wer hätte ſich nicht entſetzt vor dem unheimlichen Gelächter der Gratia Poole; wer wäre nicht erſchrocken vor dem Widerſchein der Feuersbrunſt, aus welcher die edle Jane ihren Gebieter rettet? Wer kennt überhaupt „Die Waiſe von Lowood" nicht, und welche Künſtlerin hätte damit nicht Triumphe gefeiert? Hierin liegt genug des Lobes, und wir wollen nicht unterſuchen, wie viel der Currer Bell, wie viel der Birch-Pfeiffer davon zukommt. In der That liegt in der Liebe der beiden Haupthelden, in dieſer innerlich gehaltenen Zuneigung, die ſpröde und ſchroff ſich äußerlich zeigt, ein wirkſamer Contraſt, eine glückliche Steigerung, ein echt dramatiſches Element. Auch neu iſt die Liebe zwiſchen einer prüden Gouvernante und einem mit einem Spleen behafteten Lord. Die Fehler des Stücks gehören vorzugsweiſe der Frau Birch-Pfeiffer an, die den Roman dramatiſch nicht neu geſchaffen und gegen alle Regel die Expoſition im letzten Acte gibt, die in den erſten gehört. Die Spannung, die auf unerklärten Vorgängen beruht, iſt im Roman an ihrem Platz, im Drama, das nur nach der Zukunft hin ſpannen ſoll, verwerflich. Die Spannung der Leihbibliothek darf nie die Spannung der Bühne werden. Räthſel darf es nur für die handelnden Perſonen, nicht für das Publicum im Drama geben.

Daß Frau Birch-Pfeiffer auch unglücklich in ihren Griffen ſein kann, beweiſt das zweite Stück: „Marguerite", in welchem ſie, einer Anwandelung ehelicher Liebe folgend, den Roman ihres Gatten, des Dr. Birch, dramatiſch behandelt und damit ein Schauergemälde geliefert hat, das an die unheſſähigen Zeiten des „Hinko" erinnert. Da der Stil der Frau Birch-Pfeiffer ſich nach dem Stil der Romane richtet, die ſie behandelt, ſo finden wir auch hier einen Rückfall in eine grell ſtoffartige Diction. Die Hauptrolle in dieſem Stücke ſpielt ein Erdbeben auf den Antillen, eine Naturerſcheinung, die ſich freilich von ſelbſt motivirt, und beſſer als die Handlung, die ſich daran knüpft. Frau Birch-Pfeiffer hat ſchon einmal in der „Roſe von Avignon" die Bühne unter Waſſer geſetzt; auch hier zeigt ſie ſich als eine Freundin großartiger ſceniſcher Naturpoeſie. Zwei Brautpaare, die gerade vor dem Maire erſcheinen, werden mitten in der Erklärung der Civilehe von den Erdſtößen überraſcht, und ein ſchurkiſcher Mairieſchreiber, Pirot, das Muſter eines carikirten dramatiſchen Charakters, benutzt dieſe Gelegenheit, ein chongez les dames auszuführen, indem er in der Beſtürzung die Unterſchriften verwechſeln läßt. Der Orkan und das Erdbeben führen dieſen Tanzact weiter aus, und da ſchon früher eine leiſe Neigung und ein lauter Verdacht, eine Art Wahlverwandtſchaft zwiſchen dieſen Paaren beſtand, ſo beruht das Drama auf der weitern, durch Eiferſucht, Edelmuth, depit amoureux fortgeführten Entwickelung jener, bei der Muſik von Himmel und Erde begonnenen Tanztour. Nun, bisweilen ſchläft Homer und bisweilen Frau Birch-Pfeiffer!

Das dritte Stück „Roſe und Röschen" iſt ein Originalſchauſpiel; doch bezieht ſich die Originalität mehr auf das Ganze, als auf das Einzelne. Das Stück iſt eine Moſaik von Charakteren und Situationen, die uns ſehr bekannt anmuthen, als hätten wir ſie ſchon einmal im Traume — oder auf der Bühne geſehen. Wir wollen beileibe der Frau Birch-Pfeiffer keine Plagiate nachweiſen; es iſt nur eine unbeſtimmte Empfindung, die uns anwandelt! Der Inhalt des Stücks iſt ſehr einfach. Ein junger Millionär, der Roſe heirathen ſoll, heirathet Röschen. Roſe iſt die Tochter eines vornehmen, aber dem Bankrott nahen Bankiers, Röschen die Tochter einer armen Tiſchlerswitwe, die der reiche Weſtindier kennen lernt, als er, einer Grille folgend, um das Leben der niedern Stände kennen zu lernen, eine Wohnung in einem Dachſtübchen bezieht. Später entwickeln ſich noch geheimnißvolle Familienbeziehungen zwiſchen der Tiſchlerswitwe

*) Die übrigen in den angegebenen Jahrgängen des „Jahrbuch" enthaltenen Dramen werden wir im dritten Artikel beſprechen.

und dem Bankier! Das ist alles sehr einfach, richtig motivirt, richtig scenirt; wir werden gerührt durch unvermuthete, reiche Erbschaften, die sich zuletzt als ein Geschenk des edeln Westindiers ausweisen; gerührt durch die Belohnung eines tugendhaften „ersten Commis", der die Hand seiner Bankierstochter erhält — alles schön, gut, wirksam, nur, wie der schreckliche Ben Akiba sagt: alles schon einmal dagewesen.

Rudolf Gottschall.

Kelten und Germanen.

Derselbe Gelehrte, welcher durch seine „Untersuchungen über das Nibelungenlied" die Frage über den Ursprung dieses Gedichts von neuem angeregt und eine große Bewegung unter den Germanisten hervorgebracht hat, eine Bewegung, welche immer noch fortdauert, obgleich die anfängliche Leidenschaft, mit der sie sich kund gab, sich nach und nach zur Ehre für die Philologen und zum Glück für die Wissenschaft abgekühlt zu haben scheint, der nämliche Gelehrte hat bald nach jenem Buch ein zweites veröffentlicht, in welchem er ebenfalls eine bis dahin allgemein angenommene Ansicht zu bekämpfen, und eine neue, ihr vollkommen entgegengesetzte zu begründen sucht. *) Die Schrift Holtzmann's über das Nibelungenlied hat sich sogleich bei ihrem Erscheinen eines ungemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, ob sie gleich, wie wir in einem frühern Artikel, in Nr. 14 d. Bl. f. 1857 dargethan zu haben glauben, in der That gar nicht beweist, was sie beweisen wollte. Sein Buch über die Kelten hat dagegen nicht nur das Verdienst, welches auch der ersten Schrift nicht abgesprochen werden kann, eine Frage wieder zur Besprechung zu bringen, die bisjetzt auf guten Glauben hin für abgethan angesehen wurde; Holtzmann hat in demselben auch einen weit methodischern Gang eingeschlagen als in den „Untersuchungen über das Nibelungenlied"; es sind die von ihm angeführten Gründe im ganzen auch einleuchtend und überzeugend, und doch hat dieses Buch beinahe allgemeine Misbilligung eingeerntet und ihm von mancher Seite nicht blos den herbsten Tadel, sondern auch bittern Spott und Verhöhnung zugezogen; man ist so weit gegangen, seine Gelehrsamkeit in Zweifel zu ziehen und ihm die Berechtigung zu wissenschaftlichen Erörterungen abzusprechen. Gerade diese Uebertreibung hat uns bedenklich gemacht. Denn, wenn wir auch Holtzmann keineswegs für einen Gelehrten ersten Ranges halten, wie etwa Grimm, Humboldt und Ritter, ihn auch trotz seiner mannichfaltigen Sprachkenntnisse nicht mit Bopp vergleichen wollen und überhaupt der Ansicht sind, daß er seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht zu beherrschen vermag, und es ihm insbesondere an jenem Scharfsinn fehlt, der nicht blos zergliedert, nicht blos Mängel zu entdecken, sondern auch aus gewonnenen Einzelheiten ein neues Gebäude zu errichten fähig ist; so sind wir doch weit entfernt, seine Gelehrsamkeit, wie seinen Geist und sein Talent für so unbedeutend zu halten, als seine Gegner uns gern wollten glauben machen.

Die jetzt allgemein in Deutschland wie in Frankreich und England herrschende Ansicht, daß die Kelten ein von den Germanen verschiedener Volksstamm seien, und daß die alten Gallier einerseits und andererseits die Gälen in Irland und Schottland, sowie die Kymren in Wales und in der Bretagne zu einem und demselben Volksstamm gehörten und die wahren Kelten seien, ist, wie Holtzmann darthut, noch nicht sehr alt; sie wurde zum ersten mal 1738 von Martin Bouquet in der Vorrede zu einer von den Benedictinern veranstalteten Sammlung („Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores") ausgesprochen, 1754 vom berühmten Schöpflin in einer besondern Schrift („Vindiciae Celticae") weiter ausgeführt. Nach und nach gewann diese Meinung immer größern Anhang und sie hat namentlich in der neuern Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Die Keltomanie hat es so weit gebracht, daß man kaum mehr weiß, wo man die Germanen, deren Dasein doch nicht bestritten werden kann, unterbringen soll, und daß sogar der deutschen Sprache ein Fetzen nach dem andern entrissen wird. Es ist allerdings schon oft getadelt worden, daß die Freunde des Keltenthums in ihrer blinden Vorliebe viel zu weit gingen, aber was man ihnen auch entgegensetzen mochte, solange man ihnen den Hauptpunkt zugab, den nämlich, daß Germanen und Kelten ein verschiedener Volksstamm seien, war es geradezu unmöglich, sie zurückzuschlagen. Gelang es auch, ihnen einzelne Fehler nachzuweisen, so kamen sie mit hundert neuen Behauptungen, die um so weniger mit Glück bekämpft werden konnten, als man ihren Standpunkt für wahr, ihre Stellung für unangreifbar hielt. Es ist klar, daß die Wissenschaft des deutschen Alterthums eine gänzliche Umgestaltung erhalten muß, wenn bewiesen werden kann, daß die Kelten Germanen sind, und insbesondere wird der alten Geschichte Deutschlands eine weitaus größere und bedeutsamere Grundlage gegeben. Diesen Beweis hat nun Holtzmann unternommen, und, wie wir überzeugt sind, der Hauptsache nach wirklich geliefert, ob er gleich im Einzelnen gar oft unglücklich ist.

Seine Schrift zerfällt in vier Theile. Der erste sucht nachzuweisen, daß die herrschende Ansicht schon deswegen Bedenken erregt, weil mit und in ihr nicht erklärt werden kann, woher plötzlich der neue und mächtige Volksstamm der Germanen kommt, da derselbe weder im thrakischen Volksstamm verborgen gewesen, noch aus Skandinavien eingewandert sein kann, wie man in neuerer Zeit anzunehmen geneigt war, um ihre Erscheinung erklären zu können. Mit Recht verspottet er bei dieser Gelegenheit die lächerlichen Etymologien, welche von den Keltomanen im ganzen Ernste aufgestellt worden sind.

„Daß der gallische Gott Teutates fett war, weil ein kymrisches Adjectiv tew fett bedeutet, woven tewdawd, pinguitudo, abgeleitet ist; daß die Deutschen fürchterlich schreien konnten, weil ein kymrisches Wort germau, Schreier, zwar nie existirt hat, aber doch von unsern neuen Kymrischgelehrten gebiet werden konnte; solche Kostbarkeiten, deren man eine reiche Blumenlese sammeln könnte, sind der einzige Gewinn, den seit hundert Jahren die herrschende Ansicht des Keltenthums gebracht hat."

Im zweiten Theile bespricht er die Ansichten der Alten, aus deren Zeugnissen er nachweist, daß sie die Germanen für Kelten hielten. Seine Gewährsmänner sind bei den Griechen Strabo, Dionys von Halikarnaß, Diodor von Sicilien, Dio Cassius, Polybius u. a. Bei den Römern ist vorzüglich eine Stelle des Julius Cäsar zum Beweise der herrschenden Ansicht benutzt worden. Allein es ist bisher allgemein anerkannt worden, daß diese Stelle verdorben ist, und da einige Handschriften eine abweichende, in Bezug auf Stil und Inhalt gleich passende Lesart darbieten, so erhält dieselbe, ob sie gleich nur in schlechten Handschriften erhalten ist, doch bedeutende Glaubwürdigkeit. Nach der gemeinen Lesart hätte nämlich Cäsar einen jungen Mann, den C. Valerius Procillus, zum Arioviſt geschickt, weil er der gallischen Sprache mächtig gewesen, in welcher der Deutsche wegen seines langen Aufenthalts in Gallien bedeutende Fertigkeit besessen habe. Ist diese Lesart richtig, so geht allerdings daraus hervor, daß die gallische Sprache von der germanischen verschieden gewesen; allein, wie gesagt, die Stelle ist offenbar verdorben, und andere Handschriften fassen sie so, daß daraus hervorgeht, Arioviſt habe als Germane schon gallisch verstanden. Wir können uns hier nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß Holtzmann seine besten Beweismittel oft durch unüberlegtes Raisonnement selbst vernichtet oder wenigstens wieder zweifelhaft macht. Er sagt nämlich, nachdem er die erwähnte Stelle nach der gemeinen Lesart besprochen: „Es ist schon höchst wunderlich, daß die Römer und die Germanen, Cäsar

*) Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart, Krabbe. 1855. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

und Arioviſt, ſich in ihren Unterhandlungen weder der römiſchen noch der deutſchen, ſondern einer dritten, ihnen beiden gleich fremden Sprache bedient haben ſollen.“ Uns kommt dabei nichts wunderlich vor als die Bemerkung Holtzmann's. Es ſteht nirgends geſchrieben, daß Cäſar deutſch oder Arioviſt lateiniſch geſprochen habe, und da der Verkehr der Römer mit den Germanen eben erſt zu jener Zeit begann, iſt es auch wol anzunehmen, daß ſie weder Gelegenheit noch Veranlaſſung gehabt hatten, die fremde Sprache zu erlernen. Dagegen ſtanden Römer und Germanen ſeit langer Zeit mit den Galliern in Verbindung, daher es natürlich war, daß Römer wie Germanen mit der galliſchen Sprache bekannt waren, und ebenſo natürlich war es, daß ſie ſich zu ihren Unterredungen derjenigen Sprache bedienten, in welcher ſie ſich gegenſeitig verſtändlich machen konnten. Der Einwurf Holtzmann's kann daher mit vollem Rechte gegen ihn gebraucht werden, und es wundert uns, daß es noch nicht geſchehen iſt. Solche ſchwache Stellen kommen, wie in den „Unterſuchungen über das Nibelungenlied“, ſo auch in dem Buche über die Kelten nur zu viele vor, und beweiſen, daß es dem Verfaſſer an Schärfe des Denkens und Beſonnenheit der Ueberlegung fehlt.

Aber auch die von ihm angeführte Lesart beweiſt in der That nicht, daß die galliſche Sprache die Mutterſprache des Arioviſt war, ſondern nur, daß ſie es ſein konnte. Denn die Stelle lautet nach derſelben einfach alſo: „Cäſar ſchickte den C. Valerius Procillus wegen ſeiner Kenntniß der galliſchen Sprache zum Arioviſt.“ Darin liegt blos, daß Arioviſt jene Sprache verſtand, nicht aber, daß ſie ſeine Mutterſprache war, obgleich dies nicht ausgeſchloſſen wird, wie es bei der gemeinen Lesart der Fall iſt. Holtzmann hätte ſich alſo mit dieſem Reſultat begnügen und hätte auf anderm Wege nachweiſen ſollen, daß Arioviſt als Germane das Galliſche ſprach. Und dies iſt ſchon aus Cäſar möglich, weil dieſer einerſeits die Belgen zu den Galliern zählt und andererſeits von jenen behauptet, daß ſie germaniſchen Urſprungs ſeien, woraus hervorgeht, daß er ſie ſämmtlich für Glieder eines und deſſelben Hauptſtamms hielt.

Wir können uns hier nicht in eine eindringliche Unterſuchung der betreffenden Stellen einlaſſen; es muß uns genügen, das Ergebniß auszuſprechen, daß nach Cäſar die Germanen wirklich Kelten ſind, daß Holtzmann es richtig erkannt, aber ungenügend bewieſen, ja den verſuchten Beweis entkräftet hat. Glücklicher iſt er in der Erklärung des Wortes Germanen, bei welcher er die gezwungenen Erklärungen Leo's und Grimm's vollſtändig widerlegt. In wenigen aber hinreichenden Zeilen beweiſt er ſodann, daß die Alten die Briten keineswegs zu den Kelten gerechnet haben.

Der dritte Theil iſt wiederum von großem Intereſſe. Es wird gezeigt, daß die Alten die Kelten gerade ſo beſchrieben haben, wie die Germanen nach der Schilderung der Alten und in der Wirklichkeit ſind, wo ſie ſich unvermiſcht erhalten haben, d. h. mit blonden Haaren, weißer Haut und hohem Wuchs, während die britiſchen Völker ſchwarzes Haar und eine dunkle Hautfarbe haben und von kleinerm Wuchſe ſind. Auch in Sitte und Lebensweiſe waren die Briten von den Galliern oder Kelten unterſchieden. Was die Religion betrifft, ſo finden wir, daß die Unterſuchung Holtzmann's im ganzen nicht überzeugend iſt, nicht etwa, weil er nicht recht hat, ſondern weil er ſeine Gründe oder Beweismittel nicht zu benutzen weiß.

Bei weitem der wichtigſte Theil des Buchs iſt derjenige, welcher von der Sprache handelt. Wir haben freilich nur eine ſehr geringe Kunde von der galliſchen Sprache; was uns die Alten von derſelben aufbewahrt haben, beſteht in einer ſehr kleinen Anzahl Wörter, von denen ſehr viele Eigennamen ſind. Es ſind dieſe aber an ſich immerhin ſchwieriger zu erklären als andere Wörter; es kommt noch dazu, daß ſie uns von den Alten ohne allen Zweifel in ſehr willkürlich veränderten Formen erhalten worden ſind; denn Griechen und Römer hatten die an ſich ſehr lobenswerthe Gewohnheit, ſich die fremden Wörter mund- und ſprachgerecht zu machen, wie jetzt noch die Franzoſen, die Engländer, überhaupt wol alle Völker mit Ausnahme der Deutſchen, welche ihre Ehrfurcht vor dem Fremden auch darin kund geben, daß ſie die aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und insbeſondere die Eigennamen wie ein überliefertes Eigenthum anſehen, das nicht angetaſtet werden dürfe. Es iſt natürlich, daß man bei der herrſchenden Anſicht, daß die Gallier und die Briten einer und derſelbe Volksſtamm ſeien, die Ueberreſte der galliſchen Sprache von vornherein für gäliſch oder kymriſch angeſehen und aus dieſen Idiomen zu erklären geſucht habe. Daß die Etymologen dabei nicht in Verlegenheit gekommen ſind, braucht kaum erwähnt zu werden; denn was könnte wol einen Etymologen in Verlegenheit bringen. Da wird ein Buchſtabe hinzugefügt, dort ein anderer weggeworfen, ein dritter wird vertauſcht, bei dem vierten und fünften wird die Stellung verändert, Alles nach beſtimmten ſelbſtgemachten Geſetzen *), und es müßte ſchlimm zugehen, wenn man nicht mit ſolchen Mitteln jedes mögliche Wort auf ein anderes beliebiges zurückführen könnte. So ſind denn alle altgalliſchen Wörter von den gäliſchen Lexikographen ohne alles Bedenken als gäliſch in ihre Wörterbücher aufgenommen worden, wobei ſie freilich immer die naive Bemerkung machen und mit der ehrenwertheſten Redlichkeit wiederholen, daß jene Wörter in den britiſchen Sprachen eigentlich gar nicht vorhanden, ſondern aus dem Galliſchen herübergenommen worden ſind, weil ja dies die nämliche Sprache ſei. Dann werden Erklärungsverſuche gemacht, welche dann auch zum guten Theil gar luſtig ausfallen. Uns ſcheint, daß ſchon die oberflächlichſte Vergleichung der äußern Geſtalt der gäliſchen Wörter mit den galliſchen den Glauben an eine Verwandtſchaft zurückdrängen müßte. Die gäliſche Sprache hat ein ſo wildes, abſchreckendes, ein ſo rohes, ungebildetes Ausſehen, von welchem die uns überlieferten galliſchen Wörter weit entfernt ſind, ſelbſt wenn man zugibt, daß ſie im Munde der Römer mächtig abgeſchliffen worden ſind. Doch iſt dies freilich blos Sache des Gefühls, das leicht irre gehen kann. Auch legen wir keinen Werth auf dieſe Bemerkung, dagegen einen großen auf die folgende, daß von den Wörtern, die ohne Zweifel galliſch ſind und deren Geſtalt durch verſchiedene Zeugniſſe geſichert iſt, viele ſehr leicht und mit der größtmöglichſten Sicherheit auf das Deutſche zurückgeführt werden können, einige ſich ſogar noch in einer deutſchen Mundart erhalten haben, beinahe keins aber ohne äußere oder innere Gewaltthätigkeit aus dem Britiſchen erklärt werden kann, und von manchen, die ſich in den britiſchen Sprachen wirklich vorfinden, mit Grund vermuthet werden darf, daß ſie erſt aus dem Angelſächſiſchen in dieſelben aufgenommen wurden. Wir müſſen wol, um das Verfahren der Keltologen ans Licht zu ſtellen, einige Beiſpiele anführen.

Es iſt kein galliſches Wort ſo ſicher als ambactus, welches ohne Zweifel Diener bedeutet; wir finden es in allen deutſchen Sprachen unter derſelben Bedeutung wieder: gothiſch andbahts, althochdeutſch ambaht, altſächſiſch ambahteo; dazu kommt das Neutrum: gothiſch andbahti, althochdeutſch ambahti, in der lex salica ambaxia, und im Neuhochdeutſchen Amt. Die Keltologen haben das galliſche ambactus dagegen auf kymriſch amaet, Ackersmann, oder auf das gäliſche anbhochd, ſehr arm, zurückführen wollen. Wenn aber auch die Form des letzten Wortes einigermaßen entſpräche, ſo ſtellt ſich doch die Bedeutung entgegen, da die ambacti das Gefolge der Vornehmen und Mächtigen bildeten, alſo auf keinen Fall aus den Aermſten genommen waren. Das höchſte Intereſſe bietet das Wort bardus; weil, wenn es deutſch iſt, dadurch nachzuweiſen wäre, daß die alten Deutſchen doch Barden hatten, was früher allgemein angenommen wurde, in der neuern Zeit aber mit der äußerſten Entſchie-

*) Daß wir hierbei die von Grimm entdeckten Geſetze der Lautwandelung nicht meinen, brauchen wir nicht erſt zu ſagen, denn bei dieſem iſt eben die Willkür in der Anwendung verbannt, welche ſonſt die Seele des Etymologiſirens iſt.

denheit bestritten worden ist. Das Wort kommt allerdings in allen britischen Sprachen vor, aber es sprechen viele Gründe dafür, daß es erst später auf gelehrtem Wege in dieselben eingeführt wurde. Daß es dagegen bestimmt ein deutsches Wort war, geht aus Tacitus hervor, welcher ausdrücklich besagt, daß der Vortrag der Gesänge bei den Deutschen barditus hieß, womit zu vergleichen ist, daß bei den spätern Meistersängern unter Bar eine bestimmte Art des Gesangs verstanden wurde. Becco, Schnabel, englisch beak, stammt wol vom deutschen picken. Daß nach Holtzmann betula, Birke, von einer Wurzel bed (daraus deutsch sitzen) abgeleitet ist und der Baum den Namen davon erhielt, daß man mit Birkenruthen aussteitschte, ist sehr unwahrscheinlich: es ist dies eine Etymologie, die zu denen gestellt werden kann, die er selbst lächerlich nennt. Von großer Beweiskraft ist das Wort braccae, Hosen. Man hat das Schottische brög herbeigezogen, allein dies bedeutet Schuh, und wenn auch Schuhe und Hosen den allgemeinen Begriff des Bedeckens in sich enthalten, so ist der besondere Begriff doch durchaus verschieden. Im Bretonischen findet sich zwar bragez, welches wirklich Hose bedeutet, allein es ist kein Zweifel, daß es erst aus dem Altfranzösischen aufgenommen worden ist, in welchem sich neben dem von Holtzmann angeführten braie auch brague und die diminutive brayette und braguette vorfinden. „Puis se déportoient en brague et jouoient à la balle" (Rabelais, Buch 1). „Autant d'ans je te souhaite Qu'on y joua de la braguette" („Cabinet Satirique"). Dazu kommt, daß die britischen Völker keine Hosen hatten, was sich noch bei den Schotten erhalten hat, wogegen die gallischen Völker, wie auch die Belgen und die meisten germanischen Stämme Hosen trugen. Das Wort kommt aber nicht blos im Altdeutschen vor, sondern hat sich auch in der Schweiz noch erhalten: bruoch (Grimm, Wörterbuch). Die Endung dūnum in Städtenamen wie Augustodūnum, Campodūnum, Lupodonum u. a. wird aus dūn, Lager, Burg erklärt; allein im Angelsächsischen findet sich tūn, althochdeutsch zūn, Zaun, daraus englisch town. Hier ist nun zugleich die Entstehung des Wortes erklärt, da eine Burg oder Stadt zunächst aus der Umzäunung eines Ortes entstand. Ebenso ist die Endung magus in den Städtenamen Augustomagus, Brocomagus, Ratumagus nicht auf irisch mag, kymrisch maes, Ebene, Feld, zurückzuführen, sondern auf ein altdeutsches mak, das sich noch in „Gemach" erhalten hat, welches Wort in Augsburg nicht nur Zimmer, sondern Wohnung überhaupt, also Haus bedeutet, sodaß das mak mit der Endung „heim" in Kehlheim, Rosenheim übereinstimmt und Augustomagus daher so viel bedeutet als Haus, Wohnung des Augustus, was jedenfalls wichtiger ist als Ebene oder Feld des Augustus.

Ergibt schon die Vergleichung der gallischen Wörter, die auf uns gekommen sind, daß man sie weit eher aus dem Deutschen als aus den britischen Sprachen erklären kann, so wird der Satz, daß diese mit der gallischen nichts gemein haben, auch dadurch bestärkt, daß die französische so wenig Wörter darbietet, die auf das Britische zurückgeführt werden können. Wenn aber die alten Gallier wirklich britisch gesprochen hätten, so würden sich gewiß weitaus mehr Ueberreste erhalten haben. Selbst Diez, der doch der Ueberzeugung ist, daß die kymrische Sprache in Gallien gesprochen wurde, gesteht in seinem „Wörterbuch der romanischen Sprachen", daß die „keltischen Reste" sehr unerheblich seien. Aber es sind diese Reste selbst noch weniger bedeutend, als Diez es annimmt, denn viele Wörter, die er aus den britischen Sprachen erklärt, sind ohne Zweifel deutschen Ursprungs.

Höchst wichtig und folgenreich sind die Untersuchungen über die Namen. Die keltischen Namen sind sehr häufig zusammengesetzt und ihr zweites Glied ist gemeiniglich marus, rix oder gnatus. Diese Endungen kommen auch in altdeutschen Namen vor und bedeuten „berühmt", „Herrscher" und „Sprößling". Zwar finden sich auch britische Wörter, aus denen man jene Endungen erklären könnte, allein für die Zurückführung auf das Deutsche spricht der Umstand, daß auch die ersten Glieder der Zusammensetzungen durch das Deutsche besser erklärt werden können als durch das Britische. So ist keltisch Segomarus deutsch Sigumar oder Segimer; keltisch Ambiorix deutsch Emmerich; Albiorix ist Alberich. Selbst bei den kleinasiatischen Gelehrten finden sich deutsche Namen; ein Führer derselben hieß nach Livius Luterius oder Lutarius, welchen Namen Krummacher in einer Predigt über die Epistel an die Galater geradezu durch „Luther" wiedergab. Die gallischen Namen Segemen und Austremon (so hieß der erste Apostel der Gallier) sind nichts anderes als Sigumund und Austremund, und aus dem letztern ließe sich erweisen, daß die Gallier wie die Germanen die Göttin Ostara anbeteten, der wir unser „Ostern" verdanken.

Als die deutschen Völker Gallien eroberten, unterwarfen sie sich die romanische Bevölkerung, die sie zu Sklaven und Leibeigenen machten. Nun ist es aber merkwürdig, daß gerade diese Sklaven und Leibeigenen deutsche Namen tragen, was sich aus vielfältigen Urkunden erweisen läßt. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß die deutschen Sieger den Unterjochten deutsche Namen gegeben haben, am wenigsten solche, die etwas Rühmliches bezeichnen, und deren finden sich viele; vielmehr darf man voraussetzen, daß diese Namen schon vorhanden waren, als die Franken, Burgunden u. s. w. Gallien eroberten. Es geht dies auch aus dem bedeutsamen Umstand hervor, daß die deutschen Namen der Romanen meist anderer Art sind, als die der eingewanderten Germanen; sie haben Endungen, die sich bei den übrigen germanischen Stämmen nicht oder nur selten vorfinden. Wenn aber eine ganze romanische Bevölkerung vorzugsweise deutsche Namen führt, so kann dies nicht anders als dadurch erklärt werden, daß sie diese Namen aus der vorrömischen Periode herübergebracht hatte, daß also die alten Gallier ein den Germanen stammverwandtes Volk waren, die Kelten somit nicht zu den Briten zu rechnen sind.

Lassen sich auch die Namen, von denen eben gesprochen wurde, nicht mehr sämmtlich erklären, so haben sie doch ohne Ausnahme deutschen Klang und unterscheiden sich durch diesen so auffallend von den echt britischen Namen, auch den frühesten, daß man kaum begreifen kann, wie man sie für britisch ausgeben möchte. Man vergleiche nur die gallischen Namen Bertolenus, Frotlina, Sigrisma, Leudrisma mit Mochoemoc, Caractac, Crunmhoel, Lachtean u. a. m. Selbst der Volksname „Kelten", von dem kein Zweifel, daß er einheimischen Ursprungs war, ist deutsch. Denn nach dem Gesetz der Lautverschiebung muß h statt k und th statt t eintreten; das gallische Kelt würde also deutsch helth und mit euphonischer Einschiebung helith lauten. Und dies Wort ist wirklich im Angelsächsischen vorhanden und bedeutet Mensch, Mann. Die Kelten nannten sich also das Volk der Männer, helitho folc, helitho cunni, wie im Heliand die Menschen heißen.

Holtzmann hat im vorliegenden Buche ohne Zweifel bestimmtere Resultate erzielt, als in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied", aber doch ist auch diese Schrift für die überzeugende Beweisführung noch nicht genügend. Es fehlt ihm die Gabe allzu sehr, die gewonnenen Ergebnisse so zusammenzustellen, daß die einzelnen Beweise einander unterstützen und insbesondere geht ihm die Geschicklichkeit ab, den Gegner auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Es wäre sehr zu wünschen, daß ein anderer Gelehrter, der diese Eigenschaften im höhern Grade besäße, die Frage nochmals einer eindringlichen Prüfung unterwürfe und auch die Alterthümer in den Kreis seiner Untersuchung zöge. Immerhin verdient Holtzmann Anerkennung dafür, daß er den Muth gehabt hat, auch in diesem Punkte einer allgemein verbreiteten Ansicht entgegenzutreten. Und sollte sich, was wir nicht glauben, infolge weiterer Prüfung ergeben, daß er Unrecht gehabt hat, so wird ihm doch immer das Verdienst bleiben, den Anstoß zur sichern Entscheidung einer wichtigen Frage gegeben zu haben. 2.

Felix Bungener.

König und Prediger. Von Felix Bungener. Deutsche Ueberſetzung des Werks: „Un sermon sous Louis XIV.“ Baſel, H. Georg. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Kritik iſt gegenwärtig ſo geneigt, Eintagsberühmtheiten zu ſchaffen, daß es wohl verzeihlich iſt, wenn man mistrauiſch wird und um ſo ſtrenger über eine Erſcheinung richtet, je lauter dieſelbe auf den Schild der Unſterblichkeit gehoben wird. Die franzöſiſche und engliſche Preſſe floß in Lob Bungener's über; möge ſich die deutſche einen unbefangenen Blick und ein ſelbſtändiges nüchternes Urtheil bewahren. Wir werden die Verdienſte dieſes Schriftſtellers offen anerkennen, aber auch mit dem ſcharfen Worte nicht zurückhalten.

Wir ſchicken eine gedrängte Biographie voraus; ſie kann nur zur Begründung unſerer Anſicht dienen.

Laurence Louis Felix Bungener wurde am 29. September 1814 in Marſeille geboren; ſeine Aeltern waren Proteſtanten. Sein Vater war ein Rheinpreuße, die Mutter eine Waadtländerin; von jenem ſoll er den contemplativen Zug, die Tiefe des Gefühls, die deutſche Ehrenfeſtigkeit, von dieſer eine gewiſſe Schlauheit (?) und Verachtung der conventionellen Formen (?) geerbt haben. Er wird als ein träumeriſcher, an der Natur mit Schwärmerei hängender Knabe geſchildert. Die Einweihung einer neuen proteſtantiſchen Kirche 1825 weckte den in ihm ſchlummernden Funken; er ſchrieb eine Predigt, welche ihm die Freundſchaft geachteter Männer und die Mittel verſchaffte, die theologiſche Laufbahn zu betreten. Dieſe führte ihn nach Genf, wo er 1839 ordinirt wurde und zuerſt mit öffentlichen Vorträgen auftrat. Der im Theologen ſteckende Belletriſt kündigte ſich in denſelben an; ſie wurden ſpäter als „Verſuche über moderne Poeſie“ gedruckt. Seine Braut wünſchte zwar, daß er ſich vorzugsweiſe den geiſtlichen Pflichten widmen möge, um ſich die Anwartſchaft auf eine Pfarrſtelle zu ſichern; aber er fühlte doch mehr literariſchen als geiſtlichen Beruf in ſich und übernahm daher 1843 die Stelle des Gymnaſialdirectors ſeiner neuen Heimatſtadt. Im Jahre 1848 wurde er ſeiner conſervativen Geſinnung wegen vom Amte entfernt und, was er ſpäter dankbar rühmte, ſo ſeinen literariſchen Studien zurückgegeben, welche den Vortheil vor jedem andern Studium voraushaben, daß ſie uns vor Einſeitigkeit, vor einer ausſchließlichen Richtung nach einem Punkte, vor einer, wir möchten ſagen, zu weit getriebenen Centripetalkraft unſerer Seele bewahren. Er wandte der Sprache die Hauptaufmerkſamkeit zu und vertiefte ſich zumal in die ſeinem Geiſte verwandten Werke des 17. Jahrhunderts. Sein redneriſches Talent konnte der Klarheit und dem Schwunge ſeines Stils nur zugute kommen. Wir glauben, daß ſich aus dem Stile eines Schriftſtellers entnehmen läßt, ob er redneriſche Anlage und Uebung habe oder nicht. Wer gut ſtiliſiren will, ſoll den Satz, den er niederſchreibt, laut vor ſich hinſprechen. Thäte man das allgemein, ſo bekämen wir nie ſeitenlange Perioden zu leſen, ſondern kurze, ſchlagende Sätze und gewandte Uebergänge. Ein ſolcher Stil zeigt freilich erſt dann ſeine Trefflichkeit, wenn er auch vom Leſer laut wiedergegeben wird.

Bungener ſoll als Prediger von denen hochgeachtet ſein, die es verziehen, überzeugt ſtatt überredet zu werden. Er ſuche die Beredſamkeit nicht, aber nicht ſelten begegne ſie ihm als Begleiterin auf dem Wege zur Wahrheit. Mit einer Predigt gegen den Socialismus (Sprichwörter 22, 2: „Reiche und Arme müſſen untereinander ſein, der Herr hat ſie alle gemacht“) errang er 1850 einen Preis. Seine Hauptthätigkeit begann im März 1853 mit den ſogenannten Conferenzen, die Sonntag und Mittwoch abends um 7 Uhr in der Magdalenenkirche zu Genf ſtattfanden.

Wir müſſen uns Genfs politiſche Lage vergegenwärtigen, um die Erſcheinung dieſer Conferenzen zu begreifen. Genf war als die Heimatſtätte Calvin's ein evangeliſches Rom; darin ſuchte und hatte es jederzeit eine eigenthümliche Bedeutung. James Fazy, unleugbar ein höchſt geiſtvoller Staatsmann, brach die Herrſchaft der Ariſtokraten, die gleichzeitig die Träger des ſtrengen Calvinismus waren. Genfs Katholiken ſahen dieſen Fall aus begreiflichen Gründen gern und ſchloſſen ſich an Fazy. Dieſe Fuſion des Ultramontanismus und Radicalismus beſteht noch jetzt und hat gegenwärtig nach einer kleinen Schwankung zu Gunſten einer entgegengeſetzten liberal-conſervativ-ariſtokratiſch-ſocialiſtiſchen Fuſion (welch ein Ungethüm!), welcher nur der Haß gegen Fazy und das proteſtantiſche Glaubensbekenntniß eine gewiſſe gemeinſame Färbung gab, wieder die Mehrheit. Die katholiſche Kirche erinnerte ſich, daß es einſt einen Biſchof in Genf, nicht blos einen in partibus infidelium von Genf gab, ſpannte die Segel in der Richtung des politiſchen Windes aus, brachte haufenweiſe ſavoyiſche, gut römiſchgeſinnte oder gar nicht geſinnte Murmelthiere nach Calvin's Heimat und freute ſich ſtill am Untergange der Sonne des proteſtantiſchen Rom. Da erwachte dieſes, rief zum Kampfe und begann Proſelyten zu werben. Dieſer religiöſe Kampf wird um ſo erbitterter geführt, da ihn auch die religiös meiſt indifferenten Politiker unterſtützen und anſchüren. Mit jedem Savoyarden, der ein Ohr für die evangeliſche Wahrheit oder das evangeliſche Gold hat, wie die böſe Welt erzählt, geht der Partei Fazy eine Stimme verloren; es iſt daher begreiflich, daß Rom ſein Uebriges thut und das verirrte Schaf gegen ein Billiges in den radicalen Stall zurückbringt.

So iſt mitten im modernen Genf, im ſchweizeriſchen Klein-Paris ein großes Stück Mittelalter, mit dem einzigen Unterſchied, daß hier die Päpſtlichgeſinnten auch kaiſerlich geſinnt, d. h. Fazyaner ſind.

Jetzt iſt es leicht, Bungener's Stellung und ſeine antirömiſchen Romane zu begreifen. Er begann dieſe Conferenzen mit einer hiſtoriſchen Rechtfertigung der Reformation (Geneſis 1, 3: „Gott ſprach, es werde Licht und es ward Licht“). Bei der Zuſammenkunft der ſchweizeriſchen Prediger 1854 predigte er gegen das Papſtthum. Dieſe Verſammlung ging, von genferiſcher Luft angeweht, ſo weit, die Proſelytenmacherei zu ſanctioniren und in eine Art Syſtem zu bringen!

Mathey, der gewandte Ueberſetzer Bungener's, ſchreibt die außergewöhnliche Entwickelung des Rednertalents dem heilbringenden Einfluß ſchweren Kummers, dem Tode der Gattin zu, deren Bild der Leſer in der Magdalena („Prieſter und Hugenot“) kennen lerne. Seine belletriſtiſchen Werke erſchienen in folgender Reihenfolge: „Un sermon sous Louis XIV.“ (1843; „König und Prediger“); „Le Concile de Trente“ (1846); Trois sermons sous Louis XV.“ (1848; „Prieſter und Hugenot“); „Voltaire et son temps“ (1850); „Julien ou la fin d'un siecle“ (1843). Dazu kommen Vorleſungen und Predigten. Gegenwärtig arbeitet er an „Rom und die Geſchichte“, welches Werk einen vollſtändigen Ueberblick aller geſchichtlichen Angriffe geben ſoll, „die gegen den Katholicismus eingeleitet werden dürften“. (?) Der Herausgeber, der zugibt, man könne ihn vielleicht eines furor biographicus anklagen, hebt hervor, daß ſich in ſeinem Helden der Geiſt und die Einbildungskraft des Provenzalen mit der Nationalität des Deutſchen und Schweizers verbinde; daß bei der Armuth der franzöſiſchen Literatur an Werken, deren Verdienſt in moraliſcher Reinheit beſtehe, die franzöſiſchen Proteſtanten ihm zu großem Danke verpflichtet ſeien; daß ſeine Werke auch bereits in Hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet ſeien; daß kein Franzoſe etwas geleiſtet habe, was mit ſeinen Werken in Betreff der ſeltenen Verbindung von ſchöpferiſcher Kraft, Wiſſen, Witz, Gefühl und Frömmigkeit verglichen werden könne.

Wir theilen, um unſere Unbefangenheit zu beweiſen, dieſes Lob gerade deshalb mit, weil wir es nicht unterſchreiben können. Daß Bungener den franzöſiſchen Romanſchriftſtellern an Wiſſen, Gefühl, Frömmigkeit überlegen ſei, wollen wir gern glauben; was den Witz betrifft, erlauben wir uns einen beſcheidenen Zweifel; was die ſchöpferiſche Kraft endlich anbelangt, müſſen wir dieſes Lob entſchieden verneinen. Wir wer-

den dies mit Schärfe vielleicht nachweisen, aber gewiß nicht deshalb, weil wir etwa einen modernen Widerwillen gegen religiöse Lectüre haben. Bungener kann überzeugt sein, daß uns dieses religiöse Element eher zu ihm hinzöge, wenn er es poetisch zu gestalten wüßte, wie es, um ein Beispiel zu nennen, Carriere in seiner trefflichen Dichtung: „Die letzte Nacht der Girondisten", gelungen ist.

Bungener's Buch ist ein Zwitterding; man weiß nicht, will es als Roman oder als historisches Werk beurtheilt werden. Gegen solche Zwitterdinge muß man sich aussprechen und frühzeitig ein Veto einlegen, damit diese Bastardliteratur bei der Neigung unserer Zeit zu Halbheiten und Fusionen von $^2/_3$ nicht noch weiter greifen. Bücher wie das von Bungener verderben nach der historischen Richtung hin den Sinn für die geschichtliche Darstellung und bringen einen falschen unterhaltenden Beisatz zum Belehrenden; man will dann alle Geschichte in witzige Gespräche und pikante Situationen zerfasert haben. Nach der poetischen Seite verwirren solche Bücher das ästhetische Urtheil des Lesers, für den die Grenzen des dichterischen und historischen Darstellers verwischt werden, und verderben daher seinen Geschmack. „König und Prediger" ist eine Art Tendenzroman mit allen Nachtheilen eines solchen Buchs; das Beiwerk überwuchert die Hauptsache, der Schriftsteller predigt. Und der Leser? Der streichelt sich das Kinn und glaubt für den Tag genug des Moralischen gethan zu haben, weil er ein sogenanntes frommes Buch gelesen hat. Der Schriftsteller soll sittlich sein, darstellen und wirken; aber er soll die Sittlichkeit nicht zur Schau tragen und nicht mit Fracturbuchstaben hinschreiben. Je mehr ihr in euern Büchern hervorhebt, was ihr eigentlich lehren wollt, desto weniger denkt der Leser über die ihm vorgeführten Situationen nach: ihr denkt ja für ihn und langweilt ihn zuletzt, wenn er noch eine frische jugendliche Natur ist.

Man ist Bungener gegenüber in der That in Verlegenheit, wie man ihn beurtheilen soll. Ist er ein Historiker? Die Historiker werden sich dagegen sträuben. Ist er ein Dichter? Eine kurze Inhaltsangabe des Buchs wird dies verneinen oder doch nachweisen, daß der poetische Schmetterling noch tief in einer Puppe von Theologie und Historie stecke. Mathey nennt das Buch ein historisches Bild. Etwa im Sinne einer Illustration zu einem populären Geschichtswerke könnte dies zugegeben werden, aber gewiß nicht im Sinne einer großen künstlerischen Schöpfung, eines wahrhaftigen Historiengemäldes.

Bungener's Ruhm rechtfertigt einen genauern Nachweis meines Tadels. Ich gebe den Inhalt der Kapitel. Erstes Kapitel: Marquis Fénélon und sein Neffe spazieren im Park zu Versailles, sprechen über den Hof, über die Frau von Montespan, des Königs Maitresse, über den Hofprediger Bourdaloue, hauptsächlich über das Predigen. Zweites Kapitel: Sie begegnen dem Bischof Bossuet und dessen Schülern; man spricht über das Predigen. Drittes Kapitel: Der Marquis und Bossuet gehen beiseite und sprechen über das Predigen. Ersterer erinnert den Bischof an die Pflicht, dem König die Wahrheit zu sagen. In diesem Augenblick wird Bossuet zu Ludwig XIV. gerufen. Viertes Kapitel: Der Verfasser entwickelt seine Ansicht über Bossuet. Fünftes Kapitel: Der Verfasser entwickelt seine Ansicht über Ludwig und den Hof. Wir sind auf Seite 78 angelangt fast ohne eine Spur von Handlung. Wie in der alten Komödie werden die Figuren vorgeführt und geschildert, ehe sie in Bewegung gerathen. Sechstes Kapitel: Ludwig zürnt, weil ein Priester der Montespan die Absolution verweigert. Siebentes Kapitel: Bossuet hat plötzlich Muth und wirft dem Könige Ehebruch vor. Dieser erröthet. Achtes Capitel: Bossuet sucht Frau von Montespan auf, die sich hinter den königlichen Willen flüchtet. Neuntes Kapitel: Bossuet schreibt an Ludwig und fordert ihn auf, die Montespan zu entfernen. Zehntes Kapitel: Bossuet kommt zu Bourdaloue, damit dieser seine Predigt der Sachlage gemäß einrichte. Elftes Kapitel: Der protestantische Prediger Claude besucht Bourdaloue. Man spricht über das Predigen. Claude tadelt die den König lobenden Schlüsse von Bourdaloue's Predigten. Derselbe zerreißt den Schluß seiner neuesten Predigt. Zwölftes Kapitel: Der Verfasser schildert die religiösen Zustände unter Ludwig. Dreizehntes Kapitel: Ein Brief Claude's über Ludwig und seine Hofprediger. Vierzehntes Kapitel: Bourdaloue liest Claude seine Predigt; der Schluß fehlt jetzt. Funfzehntes Kapitel: Der Beichtvater des Königs kommt dazu; man spricht über das Predigen. Sechzehntes Kapitel: Claude dictirt einen neuen Schluß. Siebzehntes Kapitel: Bourdaloue memorirt denselben, der dem Könige die Wahrheit sagen soll. Achtzehntes Kapitel: Frau von Montespan kommt allem zuvor und reist ab. Neunzehntes Kapitel: Bossuet und Bourdaloue sprechen über die katholischen und reformirten Prediger. Zwanzigstes Kapitel: Beide Fénélons sprechen über das improvisirte Predigen. Einundzwanzigstes Kapitel: Der Verfasser schildert Bourdaloue als Prediger. Zweiundzwanzigstes Kapitel: Claude spricht mit dem Kreise Bossuet's über die Bibel. Dreiundzwanzigstes Kapitel: Fortsetzung. Vierundzwanzigstes Kapitel: Der König will nicht in die Predigt kommen. Fünfundzwanzigstes Kapitel: Die Kapelle erwartet ihn. Sechsundzwanzigstes Kapitel: Der König zögert. Siebenundzwanzigstes Kapitel: Die Predigt findet statt mit Claude's Schluß. Achtundzwanzigstes Kapitel: Der König fordert den Predigtschluß, um ihn noch einmal zu lesen; Bourdaloue stellt Claude als Verfasser vor.

Und nun? Ja, nun ist das Buch zu Ende. Diese Predigt ist das Ziel des Ganzen. Welche Bedeutung hat aber die Predigt, um so hervorgehoben zu werden? Wird ihretwegen Frau von Montespan entfernt? Der Verfasser ließ sich diesen Schluß entgehen und die Dame schon früher abreisen. Die Predigt kommt also in dieser Beziehung post festum. Wie wirkt sie auf das zukünftige Benehmen Ludwig's? Wird er von nun an der Königin treu sein? Wir wissen es nicht, glauben es auch nicht. Also ist das Buch nur die Geschichte eines gewaltigen Anlaufs, einem Könige einmal die Wahrheit zu sagen? Welchen Erfolg hat sie aber? Wenn der König den Prediger verbannte, so würden wir wenigstens in negativer Weise eine mächtige Wirkung des freien Wortes verspüren. Der Wunsch dagegen, den Tadel noch einmal zu lesen, erhöht mehr den König als den Prediger, und die Wahrscheinlichkeit, daß der Tadel bald mit einem gnädigen majestätischen Lächeln beiseite gelegt wird, nimmt der Predigt vollends ihre Spitze und läßt fast ein komisches Licht auf die Anstrengungen, sie herbeizuführen, fallen. Dem Verfasser war es eine Genugthuung, und um ihretwillen schrieb er wol das Buch, zu zeigen, daß ein Protestant kommen mußte, um dem Könige die Wahrheit zu sagen. Dies ist aber dadurch geschwächt, daß Bossuet schon früher zum Könige spricht und er es doch eigentlich ist, der die Montespan entfernt. Hierbei könnte man auch fragen: „Haben etwa protestantische Prediger nie geschmeichelt?" Allen Schimmer um Claude's Haupt zerstört aber der Verfasser selbst, indem er hinter dem Schlußstriche noch diesen Satz folgen läßt: „Zehn Jahre später sandte Ludwig XIV. an Claude eine Börse von 100 Louisdor und einen seiner Kammerdiener, um ihm zu dienen ... Wir müssen hier noch hinzufügen, daß dies am Tag nach der Aufhebung des Edicts von Nantes geschah, und daß Claude Frankreich verließ, um es nie wieder zu sehen."

Wer ist hier größer; der König, der sich an den Mann erinnert, dem es einst wohl that, dem allmächtigen Ludwig die Wahrheit zu sagen, oder der Prediger, der eine Börse zu sich steckt, ein Trinkgeld desselben Mannes, der in diesem Augenblicke seine evangelischen Glaubensbrüder verbannt? Ein echter Mann hätte sich lieber aus Frankreich hinausgebettelt, als von einem Hoflakaien bedienen lassen. Das Demokratische, das wirklich Erhebende der Grundidee: ein schlichter Prediger tritt dem König gegenüber! wie verkümmert wird es nun in der Ausführung!

Hat nun schon ein Ueberblick des Ganzen, dem es vor allem an einem abgerundeten Schlusse fehlt, d. h. das aufhört, ohne künstlerisch zu schließen, gezeigt, daß es Bungener vorerst noch an poetischer Darstellungskraft gebreche, so zeigt sich dies auch im Einzelnen. Er würde sonst nicht biographische Nachrichten, Geburts- und Sterbejahr von im Texte genannten Personen unten in Anmerkungen anbringen; solches gehört hinauf oder ganz weg. Er würde nicht in Noten Parallelstellen berühmter Autoren seinen Worten anhängen, nicht eine Menge Personen nennen und einführen, um sie dann wieder beiseite zu lassen; der Roman ist keine Chronik, deren Verdienst mit der Menge der aufbehaltenen Namen und Einzelheiten wächst. Er würde dann nicht die indirecte Charakterschilderung vorziehen, historisches Material, Anekdoten unverarbeitet mitten in seine Darstellung einlaufen und so den Dichter über den Historiker oder Didaktiker oder Theologen stolpern lassen. Er würde nicht mit seiner eigenen Person so oft die epische Objectivität unterbrechen, noch weniger so weit sich vergessen, zu sagen, Ludwig XIV. sei nicht sein Mann; was geht das den Leser an? Er würde endlich nicht ein Kapitel so beginnen: „Ein Donnerschlag hätte keinen größern Schrecken hervorbringen können u. s. w." Wäre diese Phrase nicht schon ein wenig verbraucht?

Dieses „u. s. w.", dieses Verschmähen der poetischen Darstellung zerstört alle Illusion, die doch der Verfasser selbst vom Maler und Dichter, sogar vom Redner verlangt. Aehnlich wird der beigegebene Aufsatz: „Zwei Abende im Hotel Rambouillet" mit einer Note begonnen! Daß das Buch gleichwol so gefeiert werden konnte, läßt sich erklären. Voreist nahmen es schon die „Frommen" auf ihren Schild; hinterher kamen die Leser aus Mode, die bequemen, den Ernst der geschichtlichen Darstellung scheuenden Leser, die Gouvernanten, welche die Maitressengeschichte Ludwig's XIV. als ein gutes Buch empfahlen u. s. w. Und überdies hat das Buch auch seine Vorzüge. Der Verfasser ist ein Mann von Geist und vielem Wissen. Er schildert die Zeit und die Personen mit Geschick, nur Bossuet dürfte gegen S. 58 hinterher plötzlich zu muthig werden, und die Montespan ist zu wenig reizend geschildert, als daß man sich Ludwig's Kampf bei der Trennung als einen schweren vorstellen könnte; er bringt oft recht hübsche psychologische Bemerkungen, zuweilen selbst das, was man Ideen nennen könnte. Der Leser findet ferner in dem Buche eine vollständige Anleitung zur Kanzelberedsamkeit; an einem andern Orte ließe es sich recht hübsch lesen, hier ermüdet es. Die Bemerkungen gegen Rom sind nicht übertrieben, im Gegentheil, wir hätten sie sachlich viel schärfer erwartet. Ueber den Stil zu urtheilen unterlassen wir, da uns nur die Uebersetzung vorliegt; doch hat er gewiß vieles zu Bungener's Berühmtheit beigetragen. Er selbst verlangt, daß der Gedanke mehr als der Stil beachtet werde; es solle niemand berühmt werden und vivre par son style.

Bungener's Erscheinung mag in Frankreich mehr überraschen; deutsche Tiefe in französisch leichterer Form! In Deutschland wollen wir uns aber hüten, die Tagesberühmtheiten gleich wieder um eine zu vermehren, wollen selbst prüfen, ehe wir in jeden Krönungsruf an der Seine oder Themse einstimmen.

Und nun ein wohlgemeintes Wort an Bungener. Ein Mischwerk kann für den Augenblick gefeiert werden, weil der Tag die Begriffe „interessant" und „schön" oder „groß" verwechselt; aber die Unsterblichkeit wird nur einem runden, in sich einheitlichen Werke zu Theil. Will er etwas Großes, Dauerndes schaffen, so wähle er: entweder ganz Dichter oder ganz Historiker! Die Halbheiten, und wären sie Minotauren gewesen, haben noch immer der Zeit unterliegen müssen.

Ludwig Eckardt

Dingelstedt's Shakspeare-Studien.

Studien und Copien nach Shakspeare von Franz Dingelstedt. Pesth, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Es scheint uns von großem Werth und Interesse zu sein, daß ein Dichter, der zugleich kritische Schärfe und Umsicht und, was hier gar sehr ins Gewicht fällt, als Theaterintendant gründliche praktische Bühnenkenntniß besitzt, in der vorliegenden Schrift das Wort ergreift, um nachzuweisen, daß und unter welchen Bedingungen Shakspeare ein integrirender Bestandtheil des Repertoires deutscher Bühnen, ihnen und der dramatischen Poesie förderſam und fruchtbar, mit einem Worte „unser" Shakspeare werden könne. In der Einleitung, welche seine eigentlichen Studien über Shakspeare enthält, bemerkt Dingelstedt unter anderm: „Von ihr allein, von einer auf der Höhe unserer Zeit stehenden, durch alle ihre Kunstmittel getragenen Uebersetzung Shakspeare's hat unsere dramatische Originalpoesie die vermißte Anregung und Leitung, den echten Durchbruch und Aufschwung zu neuem und wahrem Leben zu erwarten. Ueberall wo ein solches in kritischen Zeitläufen unserer Literatur sich zu erkennen gegeben, geht es von Shakspeare aus: so Lessing's schöpferische Kritik; so die Production Goethe's und Schiller's; so der Anlauf der Stürmer und Dränger, die, völlig naturgemäß, gleich über Shakspeare hinaus stürmen und drängen; so die Erhebung der Romantiker, die, ebenso naturgemäß, ihn so hoch tragen, daß er fast den Boden verliert; so endlich die Anfänge der neuesten Epoche, die, noch unvollendet, nur mit und durch Shakspeare vollendet werden können. Umgekehrt verschwindet er immer, wenn Stockungen oder Verirrungen in dem poetischen Trieb unsers Volks eintreten: die Schicksalstragödie, Raupach's «Hohenstaufen», das jungdeutsche Tendenzdrama wissen nichts von Shakspeare."

Wir freuen uns, hier ganz dieselbe Ansicht, die wir immer und auch in d. Bl. vertreten haben, wenn auch in andern Worten ausgesprochen und in Schutz genommen zu finden, und zwar durch einen Dichter, dem hier und da wol selbst einige Hinneigung zu der durchweg antishakspeare'schen modernen Eleganz vorgeworfen worden ist, einem Theaterintendanten, der mit dieser Ansicht unter den deutschen Theaterintendanten jetzt wol ziemlich allein steht und allein zu stehen den Muth hat. Es gibt unter seinen Collegen gewiß manche, welche Shakspeare nur als ein nothwendiges Uebel, als eine erblich gewordene Krankheit betrachten, welche man nicht mehr loswerden kann, und denen folgendes Wort eines unserer geistreichsten Schriftsteller aus dem Herzen geschrieben ist: „Es ist oft eine Herzensqual, die Dramen Shakspeare's anzusehen, denn nicht im entferntesten entsprechen sie mehr unsern Kunstansichten. Ihre Regellosigkeit, ihr verworrener scenischer Aufbau betäuben und ermüden, ihre blutigen Effecte erschrecken u. s. w. Dingelstedt behauptet nun gerade das Gegentheil, wenn er von Shakspeare sagt: „Es gibt keinen Dichter, der im ganzen Wesen und in jedem Zuge so durch und durch dramatisch wäre wie er, auch keinen, der bestimmter als er für die Bühne geschrieben hätte." Dies ist in dem Grade der Fall, daß Shakspeare'sche Stücke, gut dargestellt, stets nicht blos den eigentlichen Kenner, sondern selbst den Ungebildeten, der für starke und mächtige Eindrücke empfänglich ist, hinreißen werden. Trotzdem sind die augenblicklichen Umstände Shakspeare wenig günstig, und wir fürchten, daß sowol Shakspeare als überhaupt das classische Drama sehr selten noch auf großen, und auf kleinern Bühnen gar nicht erscheinen würden, wenn sie nicht dankbare Rollen böten, ohne welche namentlich die auf Gastspiele reisenden Künstler sehr in Verlegenheit gerathen würden. Und wer in der That hat dankbarere Rollen geschrieben als Shakspeare? Wo gäbe es dankbarere als Hamlet, König Lear, Shylock, Othello, Richard III., Macbeth, Lady Macbeth, Romeo, Julia, Ophelia, Cordelia, Desdemona, Porzia u. s. w.? Das sind, möchte man sagen, Urtypen und Urcharaktere, oft rein elementarischer Art, und

welche Bühne könnte sie entbehren? Welcher neuere Dichter hätte dem Theater eine gleich zahlreiche Galerie wirksamer Rollen geliefert? Möge man es beklagen oder nicht, es ist Thatsache, daß sich dramatische Dichtungen nicht durch die verwickeltsten Intriguen, nicht durch die künstlichsten Ueberraschungen, auch leider nicht durch eine Last von Gedanken auf der Bühne erhalten, sondern einzig und allein durch dankbare Rollen, und trotz der glorreichsten Sentenzen und der herrlichen ihm zu Grunde liegenden Tendenz und Idee würde „Nathan der Weise" auf der Bühne nicht fortleben, wenn die Hauptperson des Stücks nicht in das Repertoire der sogenannten dankbaren Rollen aufgenommen wäre. Von dem Augenblicke an, wo für diese sich in Deutschland kein geeigneter Darsteller finden sollte, würde „Nathan der Weise" für die Bühne, wie sie ist, todt sein.

Aber damit Shakspeare uns gesichert bleibe und erst recht unser Eigenthum werde, dringt Dingelstedt auf eine Uebersetzung, welche uns den ganzen Shakspeare reproducirt. Die vorhandenen genügen ihm nicht, selbst nicht die berühmte Schlegel'sche, von der Voß'schen nur „König Lear", ja, er gesteht, daß er, mit dessen Einrichtung beschäftigt, ihn beinahe unverändert nach Voß, jedenfalls mehr aus ihm als aus Schlegel-Tieck aufzunehmen entschlossen gewesen. Gewisse Vorzüge der Schiller'schen Bearbeitung des „Macbeth" erkennt er an; im ganzen aber verwirft er sie. Auch besaß Schiller zu viel Neigung für declamatorisches Pathos und zu geringe Kenntniß des Englischen, um, bei allem genialen Instinct und aller Kenntniß des theatralisch Wirksamen, ein Shakspeare'sches Stück in befriedigender Weise zu verdolmetschen. Unsere Zeit ist nun, nach Dingelstedt's Meinung, besonders zu einer würdigen Verdeutschung Shakspeare's befähigt und berechtigt. Die Kenntniß der englischen Sprache habe sich verbreitet und vertieft; neu entdeckte, historische und kritische Hülfsquellen, welche für Schlegel und seine Mitarbeiter noch nicht flossen, hätten auf Shakspeare's Werke und manche dunkel gebliebene Stelle darin ein nicht selten überraschendes Licht geworfen. Auch die deutsche Sprachkunst und Kunstsprache sei seit dem Zeitalter der Romantiker doch nicht stehen geblieben. Platen, Rückert, Uhland, Heine hätten nicht umsonst gelebt; die Uebersetzungskunst sei auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht worden. Er macht ferner auf die chaotische Verwirrung aufmerksam, die dadurch herbeigeführt sei, daß Shakspeare auf deutschen Bühnen bald nach Schlegel, bald nach Voß, bald nach einer Verbindung beider gespielt werde; in außerordentlichen Fällen treffe es sich auch wol und nicht auf unbedeutenden Bühnen, daß die eine Rolle, etwa die eines Gastes, Voß, und alle übrigen Schlegel sprächen, und in der „Komödie der Irrungen" bringe man immer noch die veralteten Späße Holbein's statt des Shakspeare'schen ewig jungen Humors zu Markt.

Um diesem chaotischen Zustande ein Ende zu machen, verlangt er eine neue Uebersetzung und Bearbeitung Shakspeare's, „welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als ein mächtiges, unvergängliches Denkmal sich aufrichten und kommenden Geschlechtern zur Benutzung, zur Weiterbildung überliefern würde". Zu diesem Zwecke solle sich ein Shakspeare-Verein bilden, deren Vorstand kein anderer sein könne als Gervinus. Die Stücke sollen nach Gruppen an die Dichter gemäß der besondern Richtung eines jeden oder nach Schulen und Localitäten überwiesen werden. „Freiligrath, der Meister im Uebersetzen, Herwegh, Kinkel mögen durch die historischen Dramen stürmen, Wien und Berlin die Lustspiele, die dresdener und münchener Poeten die Tragödien übernehmen; für die sagenkundigen Rheinländer und Schwaben bleiben die Märchen, die epischen Dichtungen." Wenn wir auch diesem Plan, zu dem Dingelstedt durch Berthold Auerbach angeregt zu sein bekennt, im allgemeinen unsere Zustimmung nicht verweigern wollen, so scheint uns doch die beantragte Vertheilung der verschiedenen Stücke an gewisse Individuen und Localitäten nach dem oben angegebenen Schema mindestens sehr willkürlich. Berlin soll nur Lustspiele übernehmen und sich der märchenhaften Stücke enthalten; und doch war Tieck, einer der größten Märchenkundigen, ein geborener Berliner, und noch leben in Berlin die beiden Grimm. Wien soll blos Lustspiele übernehmen, und doch leben in Wien Grillparzer, Hebbel, Heinrich Laube, Friedrich Halm, wie in Berlin Brachvogel u. a. Wie kommen nun gerade die münchener und dresdener Poeten zu den Tragödien? Schmeckt das nicht etwas nach Clique und Coterie? Wir geben zu, daß es ein hoher Genuß sein müßte, einen deutschen Shakspeare aus der Meisterhand Freiligrath's in Empfang zu nehmen, und da Freiligrath nicht gerade sehr productiv ist, so sollte er es sich allerdings zu einer Hauptaufgabe seines Lebens machen, Shakspeare in einer würdigen deutschen Bearbeitung herzustellen. Seine Kenntniß des Englischen, seine Meisterschaft im Uebersetzen lassen ihn dazu vor allen andern befähigt erscheinen. Auf welches Testimonium hin aber will Dingelstedt die historischen Stücke Kinkel oder Herwegh überweisen? Wodurch hat Herwegh seine Qualification zur Auffassung des Historischen dargethan? Durch seine Gedichte? Gewiß nicht! Durch seine öffentliche politische Thätigkeit? Noch weniger! Ja, durch die historischen Stücke Shakspeare's „stürmen", wie Dingelstedt will, würde er wol, aber mit dem „Stürmen" allein ist es hier nicht gethan. Und was Kinkel betrifft, so dürfte sich dieser eher zu einer Uebertragung von „Romeo und Julia" als der beiden Richard eignen. Sonderbar finden wir auch Dingelstedt's Behauptung: „Gegenwärtig ziehen die geschichtlichen Stücke am meisten an, nicht allein «Richard III.», sondern auch «Richard II.», «König Johann», die Heinriche." Mit unsern Wahrnehmungen steht diese Behauptung im entschiedensten Widerspruch. Wir meinen nämlich, und jeder unbefangene Beobachter, glauben wir, wird uns hierin recht geben, daß der Sinn für das historische Drama, insofern es die Historie nicht in bloße Genrebildchen auflöst, leider nie so abgeschwächt gewesen ist, wie gerade jetzt. Im übrigen enthalten die „Studien" in dieser Einleitung viele schätzbare Bemerkungen und Beobachtungen und zeigen Dingelstedt als einen Mann, der, obgleich Theaterintendant, der handwerksmäßigen Routine der Directionen und Regien Krieg zu machen und den Declamationsschlendrian und das Bühnenkauderwelsch der Schauspieler aufs schärfste zu geißeln wagt.

Diesen „Studien" folgen die „Copien" nach Shakspeare von Dingelstedt's eigener Hand. Zuvörderst eine Bearbeitung des „Macbeth", die 1855 zuerst in München, dann in Wien, Dresden, Weimar und Frankfurt gegeben wurde, während 1856 in Berlin die Tieck'sche Bearbeitung einstudirt wurde und „auf dem Repertoire zu Karlsruhe sich gegenwärtig wahrscheinlich eine wiederum andere Bearbeitung von Eduard Devrient befindet". Er hat dabei die Uebersetzungen von Schiller, Tieck und Kaufmann benutzt (die von Voß erschien ihm gänzlich unbrauchbar) und aus allen dreien eine vierte, stellenweise eigene gemacht. Mit dem fünften Act ist er am willkürlichsten umgesprungen. Viele Reden, darunter die schöne Grabschrift auf den jungen Seyton und Malcolm's Ehrenrede sind weggeblieben; aus sieben Scenen drei geworden u. s. w. So drängt alles hastiger zum Ziele und die Störungen durch häufigen Decorationswechsel sind vermieden. Aber auch die Tradition hat ihr Recht, und zwar gerade auf der Bühne, und wir wissen nicht, ob es gutzuheißen ist, daß Dingelstedt diesen Act mit dem Anzuge des britischen Heeres statt mit dem Nachtstück der schlafwandelnden Lady beginnen läßt. Da nun aber Dingelstedt einmal Shakspeare so sehr ins Fleisch schneidet, so hätte er vielleicht die Unterredung zwischen Malcolm und Macduff am Schluß des vierten Acts wenigstens beschneiden können. Wir müssen gestehen, daß diese Scene, so trefflich sie sich lesen läßt, doch auf der Bühne nach den vorhergegangenen stürmischen Scenen für uns stets etwas Störendes hatte und uns den Gang des so gewaltigen Stücks unnöthig zu verschleppen schien. Und so sinnreich, lehrreich und genia

ſie auch gearbeitet iſt, haben wir gegen ſie auch ein pſychologiſches Bedenken. Macduff muß als ein verſtändiger Menſch doch alsbald einſehen, daß ein Mann, der wie hier Malcolm ſich ſelbſt eines ſo fürchterlichen Charakters und ſo grauenvoller Handlungen zeiht, dies nur zum Schein thut; denn es widerſpräche ganz der Natur eines ſolchen Charakters, wie ihn Malcolm ſich hier beilegt, ſich ſo offen zu ſeinen böſen Gelüſten zu bekennen, beſonders wenn es ein Ziel zu gewinnen gilt, welches einem Manne von den hier fingirten Leidenſchaften als das wünſchenswertheſte und höchſte erſcheinen muß. Außerdem hat ja auch Macduff niemals von ihm etwas Böſes gehört, während bei großen Herren und namentlich Prinzen „Ueberfluß an jeglichem Verbrechen, frei ausgeübt" gewiß niemals verborgen bleibt. Wir glauben, daß der Eindruck dieſer Scene auf das Publicum ſtets derſelbe ſein wird, wie er immer auf uns geweſen iſt.*) Zugleich zeigt aber dieſe Scene gerade Tieck's capriciöſe Behauptung, daß Macbeth „ein jugendlich ſchöner Held" und „liebenswürdig", daß auch Lady Macbeth „jung, ſchön, liebenswerth" ſein, und „daß ihre Liebe zu Macbeth immer deutlich werden müſſe", im vollen Lichte der Abſurdität. Macbeth wird darin geſchildert als

— — — blutdürſtig, grauſam, geizig, falſch,
Wollüſtig, jedes Laſter ſchändet ihn,
Das einen Namen hat.

Und dabei ſoll nach Tieck ein ſolcher Abſchaum von Menſchen noch liebenswürdig ſein und von der Lady, ſeiner Verderberin und Hetzerin und womöglich ſchlimmer als er, wirklich geliebt werden! Aber Tieck wollte, wie ihm nach eigenem Geſtändniß ſchon ſeine Lehrer auf dem Gymnaſium vorwarfen, „immer etwas Apartes haben".

Die zweite Dingelſtedt'ſche Copie nach Shakſpeare (und Schlegel) iſt „Der Sturm", welcher in dieſer Bearbeitung mit der Muſik von dem Hofkapellmeiſter Wilhelm Taubert zuerſt in München am 28. November 1855 mit einem ſo glänzenden Erfolge zur Aufführung kam, daß das Stück oft und bald wiederholt wurde und als Repertoireſtück betrachtet werden konnte. Außerdem kam Dingelſtedt's Bearbeitung des „Sturm", in welcher die fünf Acte des Originals in drei zuſammengezogen ſind, in Weimar zur Aufführung, ſonſt nirgends. „Gut Ding will Weile haben überall, in Deutſchland — lange Weile", ſind Dingelſtedt's Worte, mit denen er ſich ſelbſt Troſt einredet. Die Anmerkungen zu „Macbeth" und dem „Sturm" enthalten dankenswerthe Studien über die betreffenden Stücke und ihre bisherigen Bearbeitungen, nicht blos die deutſchen, und beweiſen, wie gründlich vertraut ſich der Verfaſſer mit ſeinem Gegenſtande gemacht hat. Shakſpeare-Forſcher wie Theaterverwalter werden daraus manche ihnen nützliche Aufſchlüſſe und Hinweiſungen ſchöpfen können. H. M.

Militäriſche Skizzen aus dem Feldzuge in der Krim.

Harmloſe Erzählungen aus dem letzten ruſſiſchen Feldzuge in der Krim. Mitgetheilt von einem Augenzeugen. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer hat einen beſcheidenen Titel gewählt, was ihm zwar Ehre macht, aber dem Buche doch eine unſcheinbare Hülle gibt, unter welcher man den werthvollen Kern nicht vermuthet. Harmlos ſind die Schilderungen allerdings, denn ſie werden trotz der in dem Vorwort ausgeſprochenen unbegrenzten Verehrung des Verfaſſers für das ruſſiſche Kaiſerhaus und ſeiner Hochachtung für die Haltung der ruſſiſchen Nation in einer Zeit ſchwerer Prüfung auch die Gegenpartei nicht verletzen. Aber nicht Erzählungen allein von ſelbſterlebten Scenen leſen wir, ſondern auch ethnographiſche Schilderungen von großem Werthe. Wir theilen den Wunſch des Verfaſſers, daß dieſe einfachen Darſtellungen dazu beitragen möchten, der öffentlichen Meinung zu richtigern Anſichten über ruſſiſche Einrichtungen und Zuſtände zu verhelfen. Den wohlfeilen Vorwurf der „Ruſſenfreundlichkeit" kann man ſich als Mann von unabhängiger Geſinnung ſchon gefallen laſſen, wenn man nur die Feſtſtellung objectiver Wahrheit im Auge hatte.

Daß wir neugierig waren, über den Verfaſſer des vorliegenden Werks etwas Näheres zu erfahren, iſt uns nicht zu verdenken. Doch hat der Verleger die ihm gebotene Discretion ſtreng bewahrt und wir glauben nur aus dem Buche ſelbſt zu entnehmen, daß der Verfaſſer Soldat iſt und zwar Cavallerieoffizier. Er hat zwar mit der ihm eigenen Beſcheidenheit ſich nirgends mit Oſtentation in den Vordergrund geſtellt, auch die Stellung, welche er ſelbſt im Heere bekleidete, nicht einmal angedeutet, aber verleugnen kann er ſie nicht. Folgen wir ihm denn auf ſeinem Wege von Petersburg auf der vortrefflich eingerichteten Eiſenbahn nach Moskau (96 Meilen in 22 Stunden) und dann mit Poſtpferden in der eigenen Telega nach dem Süden. Wir lernen dabei die ruſſiſchen Poſteinrichtungen kennen, zugleich aber auch die beſte Manier, mit ſpitzbübiſchen Judenpoſtmeiſtern umzugehen, und werden nebenbei über die myſtiſche Tatarenpoſt aufgeklärt, welche gar nicht exiſtirt. Dagegen verweilen wir mit Vergnügen bei der Schilderung der deutſchen Colonien in Beſſarabien und dem Norden der Krim, welche ſich im blühendſten Zuſtande befinden und einen höchſt wohlthuenden Contraſt gegen die wüſte Wirthſchaft der Tataren bilden. In der Beſtellung der Felder iſt eine Sorgfalt zu bemerken, welche an Koketterie grenzt, um jenen Contraſt recht auffällig zu machen. Dann geht es in die Steppe mit dem hohen Graswuchs, unter dem ſich Crocus, Hyacinthen, Tazetten Bahn brechen, mit den niedrigen Tatarenhügeln, frühern Begräbnißplätzen, den einzigen Ruhepunkten für das Auge; mit ihrer Thierwelt: den wilden Truthühnern, den Steppenpferden, deren Heerden das Kopfpferd, 15—20 Schritt voraus, die Richtung gibt, den Steppenratten und dem zahlreichen Geflügel. Am funfzehnten Tage nach der Abreiſe von Moskau ſind wir in Perekop, überſchreiten die verhängnißvolle Brücke in der Mitte der Vertheidigungslinien und ſind in der Krim. In Simferopol, der Hauptſtadt, erhielt nun der Verfaſſer ſeine Beſtimmung, er wurde zu dem Corps beordert, das vor Eupatoria ſtand. Ehe er abreiſte, fand er Gelegenheit, noch mit Gefangenen zu verkehren, einer wahren Muſterkarte der Alliirten. Auch Deſerteure ſah er; ein gefangener Chaſſeur d'Afrique, mit dem er ſich unterhielt, nannte ſie einfach: ces cochons, einen Herrn K. aber, früher preußiſcher Fähnrich, dann Unteroffizier in der Fremdenlegion, und doch deſertirt: double cochon! Nach ſeinem Quartier Tſchebatori gelangt, wohnte der Verfaſſer bald einem Cavaleriegefecht vor Eupatoria bei, das ungemein lebendig beſchrieben iſt und uns, neben der ſpäter folgenden Beſchreibung der Koſacken und ihrer Kriegsmanier, die Ueberzeugung gegeben hat, daß hier kein bloßer Touriſt, auch kein in ruſſiſchen Dienſt getretener Arzt, ſondern der Soldat von Fach ſpricht. Gleiches Verdienſt haben die übrigen Kriegsſcenen: vorzüglich die Schilderung der großen Recognoſcirung Krulow's, bei der er die ruſſiſche Infanterie und Artillerie zum erſten male im Feuer geſehen und bewundert hat. Mit Recht ſagt er: „Man muß den ruſſiſchen Soldaten, überhaupt dies ganze gutmüthige Volk kennen, um die Hingebung und Standhaftigkeit im Feuer nicht für Gefühlloſigkeit zu halten." Das iſt freilich nichts Neues oder nur neu für

*) Wenn Rudolf Gottſchall in der „Revue der dramatiſchen Literatur" in der heutigen Nummer den Satz aufſtellt, daß es im Drama nur für die handelnden Perſonen, nicht für das Publikum Räthſel geben dürfe — ein Satz, der überhaupt viel mehr auf das Luſtſpiel als auf die Tragödie Anwendung findet —, ſo haben wir hier ein Beiſpiel, das mit dieſem Gottſchall'ſchen Satze ein wenig im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Abgeſehen von der pſychologiſchen Unwahrſcheinlichkeit ſchwächt der Umſtand, daß hier das Publikum etwas beſſer weiß als eine der agirenden Perſonen, den Eindruck dieſer Scene zwiſchen Malcolm und Macduff.

die Generation, welche ſich bei den Erzählungen aus unſern großen Freiheitskriegen, wo die Ruſſen mit den Deutſchen geſtritten, zu langweilen beginnt! Bei jener Recognoſcirung hat das Leibdragonerregiment zu Fuß gefochten, wie vom Kaiſer Nikolaus das ganze Dragonercorps die Beſtimmung hatte, zu Fuß und zu Pferd zu kämpfen, um mit reitender Artillerie und reitenden Pionnieren verſehen als eine ſchnell überall hinzuwerfende Reſerve aller Waffen zu dienen. Gewiß eine geniale Idee, welche aber in der praktiſchen Ausführung ſo viel Schwierigkeiten fand, daß ſie jetzt durch eine Auflöſung dieſes Corps aufgegeben iſt.

Der dritte Abſchnitt des Werks: „Die Tataren", iſt, abgeſehen von der intereſſanten Lectüre, welche andere Theile deſſelben gewähren, an Gediegenheit des Inhalts der werthvollſte. Der Verfaſſer hat die geraume Zeit, welche er im unmittelbarſten Verkehr mit den Tataren verlebt, wohl benutzt, um ihre geiſtige Bildung zu erforſchen, ihr häusliches Leben kennen zu lernen, und gibt uns davon ein höchſt gelungenes Bild. Unſern Leſerinnen — denn hoffen wir, daß dies anziehende Werk in geeigneten Stellen von den Leſern auch Damen mitgetheilt wird — empfehlen wir beſonders die Blätter, welche über Erziehung, Bildung und Ehebündniſſe des ſchönen Geſchlechts handeln. Des ſchönen Geſchlechts ſagen wir vermuthungsweiſe, da es dem Verfaſſer, obgleich er lange in einem tatariſchen Hauſe gelebt hat, nie gelungen iſt, eine junge Tatarin ohne Schleier zu ſehen. Dieſe zeigt von ihren Reizen nichts, als die rothgefärbten Zöpfe, herabhängend bis zur Taille, den Zeigefinger der linken Hand, mit denen ſie das dunkle ſchwarze Auge freimacht und einen kleinen Fuß. Vom zehnten Jahre an ſieht ſelbſt der Vater ſein Kind nicht mehr unverſchleiert, dagegen wird ſchon vor erreichtem dreißigſten Jahre, weil die Blumen des Orients ſchnell verblühen, der Schleier ganz abgelegt: Gefahr iſt damit nicht mehr verbunden. Von der einſt ſo berühmten tatariſchen Reitkunſt hat der Verfaſſer nichts mehr bemerkt; er verſichert, daß ſelbſt einem Laien das Mittelmäßige ihrer Leiſtungen auffallen müſſe. Wir leſen ferner von den Jagden, von Handel und Wandel der Tataren, von ihren Barbierſtuben mit dem unvermeidlichen Erzähler, von den Badeſtuben und Rauchzimmern; alles friſch und lebendig erzählt. Die Schilderung des alterthümlichen Schloſſes der Khane, deſſen Hauptgebäude mit ſeinen Galerien, Zimmern und Treppen im reinen mauriſchen Stil angelegt iſt, gewinnt durch die Reminiſcenzen an die ſchöne Marie Potocka noch ein beſonderes Intereſſe. Für diejenigen unſerer Leſer, denen ihre tragiſche Geſchichte unbekannt iſt, bemerken wir nur, daß der letzte Khan der Krim dieſes polniſche Grafenkind, als der Ruf ihrer wunderbaren Schönheit zu ihm gedrungen, 1776 heimlich von ihres Vaters Schloß in Beſſarabien rauben ließ, ſich aber vergebens bemühte, ihre Gegenliebe zu gewinnen, und dadurch in Schwermuth verfiel, nach ihrem frühen Tode aber, von Lebensüberdruß bewogen, die Abdankungsurkunde um ſo leichter unterſchrieb. Der Garten mit der Thränenquelle, die beiden Sammetbügel oberhalb ihres Sitzes, welche ihre Arme haltend ihm allein einen Kuß möglich gemacht, ohne ſeine Augen zu gefährden, ſind noch vorhanden.

In den folgenden Abſchnitten begleiten wir den Verfaſſer noch auf manchem Wege durch die tauriſchen Gefilde, und durchleben mit ihm die Scenen bei ſeinen tatariſchen Wirthsleuten, wo mancherlei Plagen ihn beläſtigten, und die anziehendern Kriegsſcenen, in die er uns vor Sewaſtopol führt. Der bekannte Sturm vom 18. Juni iſt, ſoweit der Verfaſſer davon berichten konnte, lebhaft geſchildert; er hebt hervor, daß die Abſicht des Feindes zu früh verrathen worden und die ruſſiſchen Unterſtützungscolonnen daher mit Ruhe herangezogen werden konnten: ein bedeutender Gewinn; auch daß längere Pauſen eingetreten, ehe der Sturm ein allgemeiner wurde. Den Aufenthalt des commandirenden Generals habe man deutlich erkannt, indem ein wahrer Ameiſenſchwarm von Ordonnanzen dort hin- und zurückgejagt. Mit der ebenſo treuen als intereſſanten Skizze über die Koſacken, ihre Erſcheinung, Eigenthümlichkeit und Fechtweiſe hat ſich der Verfaſſer ein beſonderes Verdienſt erworben; ſie klärt alle die fabelhaften Irrthümer auf, welche über dieſe originellen Krieger, die Lieblinge des ganzen ruſſiſchen Volks, noch immer herrſchen, und theilweiſe durch die irregulären Horden, welche 1813 auch unter dem allgemeinen Namen Koſacken erſchienen, entſtanden ſind. Bezeichnender wurden dieſelben aber ſchon damals, wie ich mich erinnere, von den Deutſchen „Bauerkoſacken" genannt; bewaffnete Bauern waren es wol, aber keine Koſacken, ebenſo wenig die Reiter der Grenzwacht, die auch gewöhnlich nach ihrer Uniform für Koſacken gehalten werden. Im ſechsten Abſchnitt werden die Schlacht von Traktir und der Verluſt von Sewaſtopol, im ſiebenten die Gefechte vor Eupatoria im September 1855 und ein Weihnachtsabend in Simferopol, von Deutſchen gefeiert, im achten endlich die Friedenseindrücke und ein Beſuch bei den Zigeunern und in Eupatoria geſchildert. Damit ſchließt das Werk. Es ſollte uns freuen, wenn wir dazu beigetragen hätten, die Aufmerkſamkeit auch in weitern Leſerkreiſen auf daſſelbe zu lenken, da es eine ebenſo unterhaltende als belehrende Lectüre bietet.

Karl Guſtav von Bernech.

Notizen.

Nasr-eddin, der türkiſche Eulenſpiegel.

Auch die Türken haben ihren Eulenſpiegel. Es iſt dies Meiſter Nasr-eddin, deſſen Wirken als Volksnarr in das 14. Jahrhundert fällt und deſſen Ruhm als eines derbwitzigen Schalks im Orient ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Seine Eulenſpiegeleien erſchienen jüngſt in deutſcher Ueberſetzung unter dem Titel „Meiſter Nasr-eddin's Schwänke und Räuber und Richter. Aus dem türkiſchen Urtext wortgetreu überſetzt von W. von Camerloher und reſp. W. Prelog, Mitgliedern der morgenländiſchen Geſellſchaft in Konſtantinopel" (Trieſt 1857). Der Ueberſetzer der erſten Abtheilung, der „Schwänke", Camerloher in Konſtantinopel, bemerkt im Vorwort: daß kein Buch in türkiſchen Landen ſo verbreitet ſei als dieſes, und er verſichert, in den öffentlichen Cafés von Stambul wie in der kloſterlichen Häuslichkeit des Selamlik, in den Zwiſchenpauſen ernſthafter türkiſcher Gerichtsverhandlungen wie in den Abendcirkeln und auf den Bällen ſelbſt jüdiſcher und armeniſcher Levantiner, ja nicht ſelten von Kindern ſeine derben Späße zum allgemeinen Jubel gehört zu haben. „Mir war das Buch von Werth", bemerkt er weiter, „weil ich es, wie alle Volksliteratur, für eine charakteriſtiſche Quelle der Kenntniß und Erkenntniß türkiſchen Weſens und damit für eine ungleich beſſere gehalten, als ſie in den veracteerdirten Dutzendartikeln der europäiſchen Preſſe gerade jetzt über Türken und Türkiſches dem Publikum geöffnet iſt." Dies iſt im ganzen ſehr richtig, und wenn begreiflicherweiſe Volksſchwänke von dieſer Popularität in den kritiſchen Literaturgeſchichten, wie ſie jetzt noch geſchrieben werden, eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen oder auch mit Unrecht gänzlich übergangen und ignorirt werden, ſo würden ſie in Literaturgeſchichten, die auf eigentlich culturhiſtoriſcher Grundlage ruhen, dagegen ſehr in den Vordergrund treten und einen höhern Rang einnehmen als manche gefeierte Dichtung, die mit dem Volkselement in keinem Zuſammenhange oder mit ihm gar im Widerſpruche ſteht. Die erſte Abtheilung enthält 125 Schwänke des türkiſchen Eulenſpiegel, der mit dem deutſchen manche Verwandtſchaft zeigt. Sie ſind nicht alle nach unſern Begriffen ſehr witzig, aber doch zum großen Theil wirklich ſinn- und lehrreich und von oft grotesk komiſcher Wirkung. Manche Schnurren ſind wol, wie ſo viele morgenländiſche Märchen, unvermerkt zu uns Abendländern herübergekommen, wie die von dem Monde, der in den Brunnen gefallen u. ſ. w. An anſtößigen und obſcönen Geſchichten fehlt es freilich nicht; der Verfaſſer hat aber alles

so wie er es fand mitgetheilt, damit man sich unterrichten könne, „was bei den Türken und in der Türkei für witzig, lächerlich und für unschuldig gilt". Die zweite Abtheilung des Buchs enthält die Geschichte von dem Räuber und Richter, „eine der witzigern und züchtigsten Geschichten, die in den Kaffeehäusern des Orients in den Nächten des Fastenmondes (Ramasan) zum Entzücken der Zuhörer aus allen Altersklassen erzählt werden". Der Eingang ist aus einer persischen Handschrift, das Uebrige ist aus dem Türkischen, wie dieses seit Jahren der Steindruckausgabe von Meister Nasr-eddin's Schwänken als Saum für jede Seite beigeschrieben zu werden pflegt, übersetzt, und zwar von dem Doctor W. Prelog, der am 9. Mai 1855 im französischen Offizierspital zu Pera am Typhus starb. Der Inhalt der Erzählung ist kurz dieser: Ein Richter zu Bagdad wird auf freiem Feld von einem Räuber überfallen; der Richter sucht ihm aus dem Koran das Verbrecherische seines Handwerks zu beweisen, der Räuber weiß aber dessen Behauptungen mit Stellen aus demselben Koran aufs schlagendste zu widerlegen. Der Richter gibt sich überwunden, und läßt sich nun ohne Sträuben bis auf die Haut ausziehen. Folgenden Tags erscheint der Räuber vor des Richters Wohnung mit dessen Pferd und in seinen Kleidern, ladet sich bei ihm selbst zu Gaste und entzückt ihn durch seinen Witz und Scharfsinn so, daß er gar noch des Richters Schwiegersohn wird. Jedenfalls liefert diese Geschichte und der Beifall, den sie findet, den Beweis, in wie hohem Ansehen im Orient Geistesgegenwart, Mutterwitz und Scharfsinn stehen.

Gedichtsammlungen.

Nikolaus Hocker gab heraus: „Vom deutschen Geiste. Eine Culturgeschichte in Liedern und Sagen deutscher Dichter" (Köln, Greven, 1858), ein Werk, welches sich seinem früher erschienenen „Deutschen Volksglauben in Sang und Sage" anschließt. War er mit diesem bemüht, die germanische Mythologie, wie sie in den Balladen deutscher Dichter behandelt ist, der Nation zu vermitteln, so zeigt das vorliegende Buch ihre ganze Entwickelungsgeschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart. An Sammlungen historischer Stoffe in poetischer Bearbeitung ist, wie der sehr belesene Verfasser im Vorwort bemerkt, kein Mangel; aber die Culturgeschichte war noch von niemand ausschließlich zum Gegenstande einer solchen Sammlung gewählt worden, wie dies hier von Hocker geschehen. Außer der Mustergültigkeit der einzelnen Dichtungen stand ihm in erster Reihe der Gedanke, dadurch die Selbstachtung, das Selbstvertrauen beim deutschen Volke zu wecken und durch Vorführung der wichtigsten Erscheinungen seines geistigen Lebens ihm feste Zuversicht und den Glauben an eine schönere Zukunft beizubringen. Die in culturhistorischer wie poetischer Hinsicht sehr interessante und ihrer Tendenz vollkommen entsprechende Sammlung ist außerdem von großer Reichhaltigkeit, denn sie enthält mehr als 600 Gedichte. Zu bedauern ist, daß so manche Schreibfehler des Copisten, wie es scheint, sich in der Sammlung zu Druckfehlern fixirt haben, die hier und da selbst die Reime zu einer Illusion machen. Für eine etwaige zweite Auflage wäre daher eine genaue Correctur und Revision zu empfehlen. — Das schnell beliebt gewordene „Album der neuern deutschen Lyrik" ist jetzt in dritter Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1858) erschienen, und man kann sagen, daß aus dem reichen Blumengarten der neuern deutschen Lyrik hier die schönsten Blüten zu einem duftigen Strauße vereinigt sind. Möglich, daß für ein oder das andere Gedicht besser ein noch entsprechenderes hätte Aufnahme finden können, indeß wer fragt danach, wenn sich in einen vollen üppigen Strauß auch ein oder das andere minder duft- und farbenreiche Blümchen verloren hat? Schwerlich dürfte aber die Sammlung irgendein Gedicht enthalten, welches nirgends ein Herz fände, um darin wiederzuklingen. Für die nothwendig gewordenen Ergänzungen ist in dieser mit größter Sorgfalt revidirten dritten Auflage dadurch Raum geschafft worden, daß aus dem vielen Guten der beiden ersten Auflagen wieder das Beste ausgewählt und vieles Neue hinzugefügt wurde, sodaß in dieser neuen Auflage Proben von 108 Dichtern vorliegen, während die frühern Auflagen nur 66 Dichternamen enthielten. Auch fand, wie in der Vorbemerkung erwähnt ist, die Auswahl nicht nach flüchtiger und zufälliger Lectüre statt, sondern die Sammlungen der einzelnen Dichter selbst wurden einer planmäßigen und selbständigen Prüfung und Benutzung unterworfen. Es wurde dabei noch besonders darauf gesehen, von jedem Dichter möglichst solche Proben zu geben, welche, bei gleicher Reinlichkeit in Form wie Inhalt, zugleich sinnschwer und für die poetische und geistige Eigenthümlichkeit eines jeden bald durch tiefen Ernst, bald durch trostreiche Didaktik, bald durch anmuthigen Scherz und Humor charakteristisch sind. Bei der Auswahl der Balladen und Erzählungen wurde endlich darauf Bedacht genommen, daß sie zugleich eine symbolische Bedeutung haben oder irgendwie Beziehung auf ein der Gegenwart näher liegendes Moment zulassen. — Ein wahres Prachtwerk und typographisches Kleinod ist das ebenfalls in dritter Auflage bei E. F. Amelang (F. Volckmar) in Leipzig erschienene und für das weibliche Geschlecht bestimmte „Album für Deutschlands Töchter", welches mit schönen Illustrationen und arabeskenartig ausgeführten Initialen von E. Götze, W. Georgi und R. Kretschmer geschmückt und dem innern Sinne wie dem Auge gleich gefällig ist. — Eine Gedichtsammlung besonderer Art ist Moriz Carriere's soeben erschienenes „Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten" (Frankfurt a. M., Hermann, 1857). Die Gedichte beginnen mit der Darstellung der Gottesidee, ihnen folgen Bilder aus der Natur, Schilderungen des Menschen und seines Loses, Darstellungen aus dem Leben weltgeschichtlicher Heroen u. s. w. Die Aussprüche und Schilderungen sind theils aus deutschen, theils aus altindischen, hellenischen, hebräischen, arabischen, persischen und italienischen Dichtungen geschöpft. Unter den neuern deutschen Dichtern sind die münchener in etwas auffallender Weise bevorzugt, obschon einem so erhabenen Gegenstand gegenüber solche lokale Rücksichten nicht so in den Vordergrund hätten treten sollen. Sonst aber kann man die Sammlung allen denen, welche sich in ein göttliches Leben vertiefen und darin befestigen wollen, mit Recht empfehlen.

H. M.

Bibliographie.

Aksakoff, S. T., Russische Familienchronik. Aus dem Russischen übersetzt von S. Raczynski. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thr.

Bahn, A., Bühnenspiele für das deutsche Theater bearbeitet und herausgegeben. 4ter Band. Enttäuschung, oder: Die Kur zu Ferney, Lustspiel in zwei Aufzügen. — Appel contra Schwiegersohn, oder: Eine Ehe mit Hindernissen, Posse in drei Aufzügen mit Gesang. Berlin, Verlags-Magazin. 8. 1 Thr.

Bell, Currer, Der Professor. Aus dem Englischen von Büchele. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr.

Berlins Spelunken und Verbrecherkneipen. Beiträge zur Sittengeschichte der Residenz aus der Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, Verlags-Magazin. 1857. 8. 7½ Ngr.

Bredow-Goerne, Adele Gräfin v., Ein flüchtiger Traum. Berlin, A. Duncker. 16. 27 Ngr.

Bulwer Lytton's, E., sämmtliche Romane. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 3 Ngr.

Burow, Julie, Gedichte. Prag, Kober. 16. 27 Ngr.

Donquixotiaden und Münchhausiana oder Bomben und Granaten, geschleudert gegen Murrköpfe, Hypochondristen und sonst auf irgend eine Art vom Teufel geplagte Einwohner aller Festungen, das ist Sammlung der interessantesten Fahrten, Schnurren, Ränke, Schwänke ꝛc. Gesammelt und heraus-

gegeben zum Nutzen, Frommen und Ergötzen Aller von dem bekannten semper Fidelenkeel. Schwäbisch Hall, Fischhaber. 1857. 32. 10 Ngr.

Friedlieb, J. H., Erinnerungen und Kritiken. Ein Sendschreiben an Prof. Dr. Joh. Nep. Sepp. Breslau, Aderholz. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Gebhard, A., Roland und Hildegunde. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

Gedichte der Baronin Emily G.... Weimar, Böhlau. 1857. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Gesellschafterin. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder. Leipzig, H. Schultze. 8. 1 Thlr.

Goebel, M., Aus dem Leben von Carl Reinhardt, Pfarrer in Puderbach. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens unserer Zeit. Neuwied, van der Beeck. 1857. 12. 7½ Ngr.

Hare's Abhandlung über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Frei nach dem Englischen bearbeitet von W. Nast. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 12½ Ngr.

Blühende Hoffnungen und verwelkte Freuden. Aus dem Englischen übersetzt. Cincinnati. 1857. Gr. 16. 12½ Ngr.

Unser Jahrhundert. Gallerie politischer und literarischer Persönlichkeiten. Biographien und Characteristiken. 1ster Band. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen. Drei Bände. Gotha, Scheube. 1857. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Irving, W., Oliver Goldsmith. Eine Lebensbeschreibung. Aus dem Englischen. Berlin, Mertens. 8. 1 Thlr.

Die deutsch-evangelische Kirche in Australien. Berlin, W. Schultze. 1857. 8. 9 Ngr.

Kopstadt, H., Geschichte der früheren lateinischen Schule in Crefeld. Crefeld. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreyßig, F., Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. In drei Bänden. 1ster Band. Berlin, Nicolai. 8. 2 Thlr.

Kurz, H., Erzählungen. 1ster Band. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 1 Thlr.

Lavater, J. C., Worte väterlicher Liebe an Anna Louise Lavater, auf das heilige Osterfest 1796, als sie das erste Mal zum Tische des Herrn ging. Zusammengeschrieben in der Charwoche 1796. Gotha, F. A. Perthes. 8. 20 Ngr.

Lever, C., Glencore's Schicksale. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mayhew, H., Aus der Pension. Frei nach dem Englischen von Sophie Verena. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.

Montalembert, Graf v., Ueber die politische Zukunft Englands. Nach der fünften Original-Ausgabe mit spezieller Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von L. Sontag. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte des englischen Reiches in Asien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 7 Thlr.

Roellner, F., Die deutschen Einheitsbestrebungen im Sinne nationaler Gesetzgebung und Rechtspflege. Mit Benutzung amtlicher Urkunden. Leipzig, Voigt u. Günther. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfeiffer, G. W., Frankfurter Novellen. Culturgeschichtliche Bilder aus der Vergangenheit einer Reichsstadt. Frankfurt a. M., Hermann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pistorius, A., Jacopo Foscari. Dichtung. Cöthen. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Polack, C., Die Schauenburg. Das Ahnenschloß der Landgrafen von Thüringen und Fürsten von Sachsen bei Friedrichroda in Thüringen. Gotha, Müller. 8. 6 Ngr.

Pröhle, H., Gleim auf der Schule. Berlin, Gebauer. 1857. 4. 7½ Ngr.

Reck, Christiane von der, Golgatha. Eine Sammlung religiöser Gedichte. Berlin, Mylius. 12. 10 Ngr.

Roux, F. A. W. L., Deutsches Faukbuch. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Jena, Mauke. 1857. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strodtmann, A., Ein Hohelied der Liebe. Hamburg, Verlags-Comptoir. 16. 22½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 9ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. Herausgegeben von Jegór v. Sivers. Riga, Kymmel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weihnachtsbüchlein. Herausgegeben von F. J. Holzwarth. Mainz, Kirchheim. 1857. 12. 22½ Ngr.

Wise, D., Der Weg des Lebens oder ein Wegweiser zum Himmel. Aus dem Englischen übersetzt. Bremen, Heyse. 1857. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Manöver-Geschichten. Dem Leben nacherzählt. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 12 Ngr.

Zell, K., Ferienschriften. Neue Folge. 1ster Band. Heidelberg, K. Winter. 1857. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Zielinski, G. v., Die Steppen. — Der Kirgise. Gedichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von A. Weiß. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Zumbrook, F., Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.

— — Neue Zimmermannssprüche. (4 plattdeutsche und 4 hochdeutsche.) Münster, Aschendorff. 1857. 8. 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bülau, F., Die Rittergüter und ihre Stellung zu Staat und Gemeinde. Mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Leipzig, L. O. Weigel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Kapff, Predigt zur Eröffnung des deutschen evangelischen Kirchentages in Stuttgart, den 22. September 1857. Mit einem Anhang. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. 8. 2 Ngr.

Karajan, T. G. v., Festrede bei der feierlichen Uebernahme des ehemaligen Universitätsgebäudes durch die kaiserl. Akademie der Wissenschaften gehalten am 29. October 1857. Wien. 1857. Hoch 4. 10 Ngr.

Liebetrut, F., Dr. J. T. Beck, ordentlicher Professor der Theologie in Tübingen und seine Stellung zur Kirche, insonderheit zu derjenigen seines Bekenntnisses. Nro. 1. Aus Veranlassung von dessen jüngster Reformationspredigt beleuchtet. Berlin, Schlawitz. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Mathieur, J. P., Schilderung der Pulverexplosion zu Mainz am 18. November 1857 und die Verpflichtung Deutschlands diesem Unglücke gegenüber. Köln, Mathieur. 1857. 8. 3 Ngr.

Mühler, v., Vortrag über die Ehescheidung gehalten in der deutschen evangelischen Kirchen-Conferenz zu Eisenach den 15. Juni 1857. Stuttgart, Cotta. 1857. Lex.-8. 3 Ngr.

Oesterreich auf dem statistischen Congresse. Ein Rückblick auf die dritte Versammlung des internationalen Congresses für Statistik zu Wien im September 1857. Prag, Bellmann. Lex.-8. 12 Ngr.

Roth, E., Prolog und Epilog zur Schiller-Goethe-Feier auf der Oldenburger Bühne am 10. November 1857. Oldenburg, Schulze. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Sünderfreund. Bremen, Heyse. 8. 1 Ngr.

Zhishman, J., Die Unionsverhandlungen zwischen der orientalischen und römischen Kirche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts bis zum Concil von Ferrara. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thr. 24 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesemusceen, Journalcirkeln ꝛc. kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten

Das **Deutsche Museum** beginnt jetzt seinen achten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Symbolik der menschlichen Gestalt.

Ein Handbuch zur Menschenkenntniß.

Von

Carl Gustav Carus.

Zweite, vielfach vermehrte Auflage.

Mit 161 Holzschnitten.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publikum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben. Die vorliegende, rasch nöthig gewordene **zweite Auflage** des Werks ist sowol im Text als in den Abbildungen vielfach vermehrt und verbessert.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst folgende Schriften:

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der reiche und interessante Inhalt dieser Schrift des berühmten Verfassers über die Erscheinungen der schon seit allen Zeiten sogenannten magischen Region erhellt am besten aus folgender kurzen Aufzählung der besprochenen Themata: I. Lebensmagnetismus; II. Sympathie (die sympathischen Wirkungen der Gestirne, des Bodens, der Pflanzen, der Thiere; endlich die sympathischen Wirkungen von Menschen auf Menschen, als: Sympathie und Antipathie, Ansteckung in distans, das Versehen der Schwangern, der Böse Blick, Verwünschungen und Segnungen, Zauberbinder, magische Heilmittel und Amulete, Besprechen und Verschreiben, die religiösen Heilungen); III. Magische Bewegungen (die magischen Pendelschwingungen und die Wünschelruthe, Tischrücken und Geisterklopfen); IV. Magisches Empfinden und Erkennen (ahnende Träume, Schlafwachen und Hellsehen, Ahnen im Wachen, Zweites Gesicht und Verzückung); V. Magie des Geistes in Leben, Wissenschaft und Kunst. Ueber alle diese meist in der Gegenwart besonders lebhaft verhandelten Fragen die Ansichten des Verfassers in klarer und anziehender Weise kennen zu lernen wird gewiß vielen erwünscht sein.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden. Der Verfasser zählt sich zu denen, welche zu einem „klaren Schauen" über die Erkenntniß der Natur und des Geistes gekommen sind und „denen es gelungen ist, mit unerschütterlicher Gewißheit es erkennen zu lernen, daß hinter der wechselnden Phantasmagorie der Sinne ein Ewiges, ein Geistiges, ein Göttliches existirt, an dem wir selbst Theil haben und das unsere bessere Hälfte ist".

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Follo. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Seit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt hat dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern viele neue Freunde gewonnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten fünf Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (I.—III. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.; IV. und V. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 20 Ngr., elegant gebunden 3 Thlr. 2 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 14. Januar 1858.

Inhalt: Lyrische und epische Dichtungen. — Friedrich von Gagern's letzte Lebensperiode. — Eine Caricatur Luther's vom katholischen Tendenzstandpunkt. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und epische Dichtungen.

Mit erschreckender Geschwindigkeit wächst dieser Zweig unserer Literatur, fast in derselben Progression, in welcher das Interesse für diese Art der Poesie nach und nach im Publikum abzunehmen scheint. Jeder Dichter, und hätte seine Harfe auch nur eine Saite, fühlt sich berufen, seine Producte auf den Büchermarkt zu bringen, und wo ja einmal die seltene Blume Bescheidenheit blüht, da finden sich Freunde, die das Interesse an der Person des Dichters mit dem Werthe der Gedichte verwechseln und so auch ihren Zoll beitragen zu der immer wachsenden Ueberschwemmung. Wollte man doch endlich einsehen, daß der, welcher ein fehlerloses Gedicht machen kann, noch immer kein Dichter ist, und möchte man doch über das „Singe, wem Gesang gegeben" nicht den wichtigen Nachsatz vergessen: „Gebt eure Blätter den flüchtigen Winden."

Die bedenkliche Seite der Eitelkeit, sich um jeden Preis gedruckt sehen zu wollen, liegt sehr nahe, die Masse der werthlosen Bücher wächst so an, daß es den bessern kaum möglich ist, sich bemerkbar zu machen; die gute Waare behält zwar ihren frühern innern Werth trotz der Concurrenz, aber die Nachfrage fehlt und ihr Ansehen schwindet. Die Menge des Materials hat den Geschmack daran überhaupt verdorben und Phrasen stehend gemacht wie „die Herbstzeit unserer poetischen Literatur", „unsere Zeit könne nichts Poetisches produciren" u. s. w. Um sich bemerkbar zu machen, d. h. dem größern Publikum, muß der Dichter etwas Außergewöhnliches wählen und wäre es der Blödsinn selbst. In unserer Zeit wird überhaupt der Schriftsteller selten groß durch das, was er schafft, sondern meist nur durch zufälliges Glück, durch äußere Lebensverhältnisse und durch den Beifall, mit dem ihn eine literarische Clique aufnimmt und begrüßt. Wir sehen überall Poeten, welche ihre Laune an die Stelle der absoluten Wahrheiten setzen und doch so wenig Individualität und Charakter haben, daß sie vollständig verschwinden würden ohne diese oder jene Gesellschaft.

Eine Hauptschuld trägt hieran neben der Menge des Producirten die geistige Trägheit und Gedankenlosigkeit unsers Publikums, das vom Dichter wie vom Maler nicht ihre Werke, sondern durch dieselben ihre Namen und ihre begründete Anerkennung haben will. Das Werk besteht für das Publikum meist nicht, weil es überhaupt existirt, sondern weil es von diesem oder jenem ist. Ueberall Blasirtheit und der fühlbare Mangel an poetischer Weltanschauung und poetischer Stimmung.

Es ist oft in uns die Frage entstanden, ob die Kritik nicht besser thäte, über den zum größten Theile werthlosen Wust ganz zu schweigen und demnach nur das zu besprechen, was wirklich der Besprechung werth erscheint. Denn daß die Kritik in unsern Tagen keinen Einfluß auf die Dichter selbst ausübt, davon ist sie in ihrer Bescheidenheit ebenso überzeugt, wie es die meisten Poeten in ihrer Arroganz aussprechen; um mit Lessing zu reden, sie „ist niemals die Krücke gewesen, die den Lahmen zum Läufer macht; jetzt hilft sie ihm sogar nicht mehr, um sich von einem Orte zum andern zu bewegen".

Aber die Kritik hat wol neben dem Zwecke zu orientiren den höhern, die gesammten Erscheinungen der Poesie als Aeußerungen und Ausdruck einer bestimmten Richtung zu betrachten und somit auch die betrübenden Zeichen der Zeit zu erwähnen und zu verfolgen, wo sie sich zeigen. Daß es schwer ist, sich sano corpore et sana mente durch das Unbedeutende durchzuarbeiten, wird jeder gern glauben, aber auch die Freude verstehen, die wir empfinden, wenn wir unter der Spreu hier und da etwas Ausgezeichnetes entdecken.

Ein halbes Schock lyrischer und epischer Erzeugnisse haben wir heute zu beurtheilen; wir sprechen unsere Ansichten darüber ohne weitere Anordnung in der Reihenfolge aus, wie wir sie selbst gelesen und durchgearbeitet haben.

1. Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzenkranz von W. Constant. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist immer eine Freude zu einer Zeit, die in Credit- und Bankactien ihren Lebensnerv gefunden hat, einer frischen und freien Begeisterung und einer natürlichen Bewunderung

einer untergegangenen Größe zu begegnen. Beides finden wir in dem vorliegenden Romanzenkranze: Gedichte eines Mannes, der mit offenen Augen und warmem Herzen an die altehrwürdigen Denkmäler Krakaus herantrat und aus ihnen die Erinnerung einer großen verschollenen Zeit herauslas. Daß in solchem Anschauen poetische Gedanken in dem Herzen eines Dichters entstehen müssen, ist natürlich. Constant hat aber auch das Geheimniß verstanden, das in dem wogenden Rhythmus liegt und die Form mit Fleiß berücksichtigt, welche näher mit dem Gedanken verschwistert ist, als unsere modernen Poeten uns glauben machen wollen. Beherrschung der Form und Reimtalent kommen Constant zugute, um seine oft brillanten Gedanken und Bilder wie seine glücklichen Beobachtungen im rechten Lichte glänzen zu lassen.

Die Erinnerung an die alte Zeit, da Polen noch ein Reich und von Königen regiert wurde, von denen „manche schwach, doch keiner schlecht gewesen", tritt ihm entgegen, wohin er in Krakau sieht, im Schlosse, in der Kathedrale, in der Judenschenke, auf der Weichselfahrt. Daran schließen sich Bilder der Gegenwart, oft so glücklich gezeichnet, daß alles zu leben und zu streben scheint. Die Charakteristik der einzelnen Völkerschaften in den beiden letzten genannten Abtheilungen bedarf keiner weitern Illustrationen; wir sehen wieder Menschen, die schaffen, hoffen und lieben, jubeln und trauern, und über die doch der ganze Zauber des Idealen ausgegossen ist. Ebenso anschaulich ist die Schilderung des Polenheeres in der „Heerschau." In das Ganze eingeflochten sind prächtige Volkslieder, gerundete und vortreffliche Balladen und schöne lyrische Blüten. Ueber die Gedichte weht endlich ein Geist der Versöhnung, der warm anheimelt, keine Bitterkeit, kein unreiner Makel der Leidenschaft entstellt das Gedicht; es liegt in ihm nur die Klage um das untergegangene Große und um die Unbedeutendheit der Gegenwart. Wir wählen aus den vielen Stellen, die diesen Gedanken enthalten, eine, wo er von den Königsdenkmälern also spricht:

Wie grimmig auch das Marmorantlitz droht,
Die Lippe, Stein, will zürnen, doch — vergebens;
Die Wange, Stein, färbt nicht mehr flammenroth,
Der starre Blick entbehrt des geist'gen Lebens.
Bei Gott, es sind nur marmorne Skelete.
Scheint's auch im Dunkel, daß sie sich bewegen,
Daß sich die riesenhaften Glieder regen:
Stein sind sie, Stein; sonst eine Heldenkette,
Schon wären ihren Särgen sie entstiegen,
Und hätten, als des Untergangs Gefahr
Ihr Land bedroht, wie jene Spartanerschar
Es schützend, nimmer lassen unterliegen.
Ha! solch ein Zug von Kön'gen für ihr Reich,
Welch einem Heldenzuge käm' es gleich?
Es wären Tiger nicht, die Rothwild fassen,
Nicht Geier, welche Lämmer dreist entführen,
Nicht Leun, die ihre Brut nicht rauben lassen,
An ihrem Vließ auch nicht ein Haar berühren:
Giganten, rhodische Kolosse, lebend,
Der Griechenmythe riesigste Gestalten,
Die ganze Kette der Karpaten hebend,
Um die bedrängte Heimat zu erhalten!

Nach all dem Lobe müssen wir wünschen, daß einige unschöne und unechte Reime bei einer spätern Ausgabe verbessert würden. Dahin gehören: geahnt — Vaterland (S. 13), List — verschließt (S. 14), Hand — ahnt (S. 76), Phönix — König (S. 77). Außerdem könnten einige zu kühne und zu künstliche Bilder wie „Geschichte mit bleiernem Gefieder" u. s. w. wegfallen. Gesucht und fast unverständlich sind Verse wie:

Des Aethermeeres unsichtbare Kühne,
Den Hafen fanden sie, ein Menschenherz;
Die in der Luft gebornen Silberschwäne,
Sie fanden einen See, des Jünglings Herz.

Oder:

Ein endlos Meer ist die Vergangenheit,
Woraus als Wellen Thaten sich erheben;
Der mächt'ge Flügelschlag der ew'gen Zeit,
Er ebnet diese Wellen —

Das Gedicht ist in seiner ursprünglichen Fassung schon 1838 vollendet. Die Widmung, wie es scheint in neuerer Zeit entstanden, hat etwas Forcirtes und zeigt von nicht sehr ästhetischem Humor. Dem Buche sind Anmerkungen beigegeben, die kurz und frisch geschrieben sind. In der Mitte ist ein Intermezzo in Prosa, eine Beschreibung der Bilder von Stachowitz in der krakauer Universitätsbibliothek enthaltend.

---

2. Die Dorfgroßmutter. Idylle von **Moritz Horn**. Leipzig, Matthes. 1856. 16. 20 Ngr.

Es besteht seit einiger Zeit ein neuer Dichterbund mit einem eigenen Organ, die „Abendzeitung".*) Die Mitglieder zeichnen sich durch einen großen Fleiß, durch die jugendliche Eile, mit der sie produciren und durch die Unbefangenheit aus, mit der sie sich gegenseitig loben. Bei fast allen sind gute Anlagen nicht zu verkennen, sie haben ein großes Talent in Schilderungen (so Solitaire und Horn); aber plötzlich bieten sie etwas so Außergewöhnliches und Unerwartetes, etwas was so durchaus nicht paßt in den Charakter ihres Products, daß man unwillkürlich erinnert wird an das Romantische auf den Landschaftsbildern der Düsseldorfer, in größter Uebertreibung.

Auch die vorliegende Idylle zeigt diese Fehler, während doch die genannten Vorzüge nicht zu verkennen sind. Der Dichter kommt nach Lilienfeld und findet dort ein Kind von einer Greisin geleitet, auf deren Antlitz die Spuren des Jammers ausgedrückt sind. Neugierig, wie Dichter sich nun einmal schildern müssen, erkundigt er sich nach ihren Verhältnissen und erfährt, daß sie im Dorfe die Dorfgroßmutter genannt wird und daß der alte Hirte Näheres über sie berichten kann. Dieser, ein übrigens sehr gelehrter Mann, der vom Staatenbunde, von Profil u. dgl. zu reden versteht, gibt Auskunft. Er hat vor Zeiten die Dorfgroßmutter belauscht, als sie noch jung und schön dem Cantor in Wüsterode ewige Liebe geschworen hat; später brach sie die Treue und heirathete den reichen Gutsbesitzer Reinhard, dessen Lehngut, nebenbei gesagt, nach der Beschreibung mit orientalischer Pracht eingerichtet war. Der Begünstigte war ein wilder Patron, der verlassene Cantor mild und gut, natürlich auch unglücklich. Da fährt ein Blitzstrahl vom Himmel, das Schulhaus steht in Flammen, man glaubt, der Cantor ist mit verbrannt. Aber der Hirte entdeckt bald, daß er nicht todt sein kann, denn er hat — etwas, was man nicht dringend genug vielen Dichtern empfehlen kann — seine Gedichte in einen hohlen Baumstamm niedergelegt; sie sind adressirt „An Hanna" und der Hirte überschickt sie. Die Geliebte gibt einen Beweis von einer antediluvianischen Discretion, sie läßt die Gedichte nicht drucken, sondern eilt, Reue im Herzen, mit dem Manuscripte nach dem hohlen Baume. Der Ehemann kommt dahinter, befiehlt den unschuldigen Baum niederzuschlagen, aber

Da wirft der strenge Richter unsrer Tage
Des Mannes Schuld (?) in die Vergeltungswage,
Ihn trifft ein Ast, und starr liegt er von Sinnen.

Uebrigens stirbt er zur rechten Zeit, denn einige Wochen nachher muß Hanna mit ihrer Tochter, gänzlich verarmt, das Gut verlassen. Letztere heirathet einen Gärtner, stirbt in Kindesnöthen und eine dritte Generation tritt mit ihrem hinterlassenen Mädchen auf. Zehn Jahre sind seitdem verflossen; da wird der Dichter von dem Pastor nach Lilienfeld eingeladen, das er ihm sehr anmuthig schildert; ob er aber doch nicht die Grenzen des Poetischen überschreitet, wenn er verspricht, „er

*) Diese so bejahrte belletristische Zeitschrift hat mit dem Anfang dieses Jahres zu erscheinen aufgehört. D. Red.

könne in dem Schatten ſeines alten Baumes die vielbewegte Bruſt geſund baden"? Den Dichter intereſſirt natürlich das fernere Schickſal der Greiſin; an der Thüre des Hirten findet er ein junges blühendes Weib, es iſt das herangewachſene Kind, die Frau des Hirtenſohns; der Alte iſt todt, auch die Großmutter iſt geſtorben, verſöhnt mit dem Cantor, der ſeine Leiden in Gedichte niedergelegt hat. Die Frau gibt ſie dem Dichter zu leſen und der natürlich veröffentlicht ſie. Wir erfahren, daß der Cantor zunächſt Selbſtmordgedanken hatte, dann aber geflohen iſt, irgendwo gaſtliche Aufnahme fand und auch von dort ſich entfernte und — man mag es nun glauben oder nicht — unter die Schauſpieler ging. Das ſiebente Blatt erzählt, wie glücklich er ſich als Regiſſeur dieſer wandernden Truppe fühlte. Die Liebe zu ſeiner Hanna aber ſtirbt nicht, ſelbſt nicht unter dem Einfluſſe ſeiner veränderten Verhältniſſe; denn 24 Jahre ſind verfloſſen (was geſchah alles in dieſen 24 Jahren?) und er iſt ein reicher und gefeierter Künſtler geworden. Da ergreift ihn die Sehnſucht, ſie wiederzuſehen; die Freude iſt zu groß, Hanna ſtirbt unter ihrem Einfluſſe; im Sommer darauf folgt ihr der Geliebte, und auch der Hirte überlebt ſie nur kurze Zeit.

Nur ſtieß des Hirten Sohn die einfach ſchlichte Rede,
Die keine Kunſt ihm in den Mund gelegt,
So dankte ihm von Herzen, tief bewegt;
Und als ich kam zum Grabe derer, die da heimgegangen,
Sah ich im Blumenkranz drei grüne Hügel prangen,
In dem die ſanfte Luft des Abends ſäuſelnd wehte.

Möchte doch der Dichter ſein nicht unbedeutendes Talent bewahren vor allen Uebertreibungen und ſeine jugendliche Phantaſie maßvoll begrenzen.

---

3. **Lascia passare!** Von Robert Waldmüller. Hamburg, O. Meißner. 1857. 16. 1 Thlr.
4. **Gedichte** von Robert Waldmüller. Hamburg, O. Meißner. 1857. 16. 1 Thlr.

Zu gleicher Zeit zwei Bände Gedichte von Robert Waldmüller, beide in ihrer Art bedeutend und vorzüglich und doch innerlich ſo verſchieden, daß wir verſucht wären, ſie zwei verſchiedenen Perſonen gleichen Namens zuzuſchreiben. Wir wünſchen im Intereſſe des Dichters, daß „Lascia passare" ein ſpäteres Geſchenk ſeiner Muſe ſei als ſeine Gedichte und daß er ſich von dem Schmerzbehagen, die aus den letztern ſpricht, freigemacht hat in der Villegiatur von Sorrent und durch den Einfluß der italieniſchen Kunſt, für welche er ſo warmes Gefühl und ſo feines Verſtändniß zeigt. Nicht „gehen laſſen" wollen wir das Buch, ſondern es dringend empfehlen und dem Dichter um der Dichtung willen gern verzeihen, daß er Kritiker und Zöllner in Verbindung bringt, wie man ſonſt von Zöllnern und Sündern ſpricht.

„Lascia passare" ſind Dichtungen aus Italien, nicht gemachte, ſondern entſtandene, aus dem tiefinnerſten Herzen herausgeſungene und mit der ſympathetiſchen Tinte wahrer Begeiſterung niedergeſchriebene Natureindrücke und Kunſturtheile, die, ſich ſelbſt unbewußt, die poetiſche Form angenommen haben und zum Naturlaut geworden ſind, da wo Geſang Gemeingut iſt. Wer hätte mit geſundem Herzen je in Sorrent gelebt, wer die Kunſtwerke von Florenz und Rom geſehen und nicht alles das empfunden, was hier wie Gedankenblitze hingeworfen iſt! So iſt das Buch denen zunächſt zu empfehlen, die ſich jene unmittelbaren Eindrücke vergegenwärtigen wollen, die ſie nicht ſelbſt empfanden. Für alles Große und Schöne findet der Dichter ein paſſendes Wort, einen kunſtvollen Gedanken, in den Sonetten ſowol wie in den Epigrammen „das maßvoll Abgegrenzte im Ueberfluß gebend". Von den erſtern mögen hier zwei folgen, die daneben Zeugniß ablegen von der Ausbildung des Kunſt- und Naturſinns des Dichters.

Apollo von Belvedere.

Wer kennt dich nicht, du göttlich Bild von Stein?
Und doch — wer kennt dich, der dich ſelbſt nicht ſchaute?
Der eines Abbilds mattem Widerſchein,
Sei es aus Thon, aus Gips, aus Erz, vertraute?

Und mag der Guß noch ſo vollkommen ſein,
An deſſen Anblick ſich das Herz erbaute,
Die Arbeit kunſtgerecht, die Maſſe rein —
Es fehlt ihm anderes doch als Wort' und Laute.

Denn hier iſt alles Geiſt! Wie feſtgebannt
Weilt auf der heil'gen Schwelle der Beſchauer,
Von dem gewalt'gen Eindruck übermannt.

Nicht wünſcht dem Bild er Leben; keine Trauer
Beſchleicht ihn, daß es nur ein Werk der Hand —
So ſehr iſt alles Geiſt — und Geiſt von Dauer.

Am Golf Neapels.

Du wirſt nicht müde, heitres Himmelsblau,
Auf dieſes holde Land herabzublicken,
Und nachts, wie eine blumenreiche Au,
Dein Kleid mit goldnen Sternen zu beſticken.

Du wirſt nicht müde, mit ergieb'gem Thau,
Des Bodens grünen Teppich zu erquicken,
Und was an kaltem, düſtern Wolkengrau
Sich zeiget, andern Zonen zuzuſchicken.

Drum, wie der Sänger, der die Fürſtengruft
Gedichtet, ſehnend rief: „O Land der Briten,
Nur einen Hut voll deiner Freiheitsluft!"

So möcht' ich, daß ſie folgten meinen Tritten,
Nur einen Hut voll Himmelsblau und Duft
Von dir, du ſtrahlendes Sorrent, erbitten!

An dieſe Kunſt- und Naturgeſänge reihen ſich zunächſt Ghaſelen, dann Gedichte, abermals Sonette, italieniſche Kirchenſtudien und endlich eine feſſelnde und bewegende poetiſche Erzählung „Die Nonne":

Zwar nicht als Cicerone; ungebunden,
Obſchon gebundnen Worts bald hier, bald da,
Erzählt das Büchlein, was der Wandrer ſah
Und wie er ſich mit allem abgefunden.

Der zweite Band, die Gedichte, erinnern in vielfacher Hinſicht an die von Nikolaus Lenau, dem der Dichter, nach den ihm gewidmeten Liedern, ſehr nahe ſtand; ſie zeigen von einem Schmerzbehagen, das in ſeiner Conſequenz die Leſer unangenehm berühren muß. Da iſt in der ganzen Sammlung kaum ein Ruhepunkt, ſelbſt nicht ein einziger klar ausgeſprochener und beſtimmter Schmerz. Freilich hat auch dieſes Weh, das wir nicht gern mit dem von den Neuern profanirten Begriff Weltſchmerz bezeichnen möchten, Anſpruch auf unſere größte Theilnahme, wenn es als Reſultat der Philoſophie eines fein geiſtigen Menſchen erſcheint und eben nicht eine Mode- und Narrenkrankheit iſt. Bei der letztern gähnt man, aber auch das letztere Weh muß man als eine geiſtige Verirrung tief beklagen. Der wahre Dichter kann und muß geiſtigen Schmerz des Lebens in ſich ſo lange verarbeiten, bis er fähig iſt, objectiv darüber zu urtheilen; dann iſt es ihm möglich, wie Goethe es that, ihn jedesmal abzuſchließen durch ein großes Werk. Der Schmerz fordert, daß man ihn faſſe; er verlangt ein innerliches Ergreifen, ein Verbeißen, aber nicht ein Wühlen, Sorgen und Grübeln in Gedanken, damit man nicht ende, wie Lenau endete.

---

5. **Lyriſche Blätter** von Philipp Scherl. Zweite Auflage. Würzburg, Goldſtein. 1857. Br. 8. 9 Ngr.

Die neueſte Kritik über die Zukunftsmuſik hat für dieſe eine Bezeichnung, die akuſtiſche Muſik, gefunden, um damit die

Kunſt des angenehmen Geräuſches und das Schwimmen in Tönen zu bezeichnen. Ohne weitern Vergleich möchten wir die Scherl'ſchen Dichtungen, deren Widmung Franz von Kobell angenommen hat, auch akuſtiſche nennen, um hinter einem unklaren Begriff unſer Geheimniß zu verhüllen, daß wir nur Worte und leidlichen Klingklang, aber keinen einzigen Gedanken gefunden haben, der der Erwähnung werth wäre. In einem Vorworte hofft Scherl, der in uns eine unglückliche Ideenverbindung mit Bacherl erweckte, bald mehreres und vielleicht Beſſeres zu liefern; aber wie wäre das möglich nach dem folgenden Erguſſe ſeiner Muſe:

Da ſchifft du fröhlich, o Pilot,
Hinüber an Waſhington's Strand,
Und lächelſt aus dem Morgenroth
Noch einmal auf dein Nebelland.

Dein Glauben, eine Welle jetzt,
Doch dieſe Welle, lenzesgrün,
Hat deine Hoffnung ausgeſetzt,
Und muthig ſteuerſt du dahin.

Der Himmel, die entrollte See
Entheben dich der alten Zeit,
Und daß dir's drüben wohl ergeh',
Weihn ſie dich mit Unendlichkeit;

Und malen, falls ein trüber Ton
Dir ſollt' noch durch die Seele gehn,
Palmen, des Ueberwinders Lohn,
Drin golden deine Hütten ſtehn.

---

6. Blätter vom Stamm Napoleon. Gedichte von Otto Weber. Leipzig, Engelmann. 1856. Gr. 8. 25 Ngr.

Daß das Leben Napoleon's I. ein poetiſcher Vorwurf iſt, der ſich durch eine befähigte Hand zu einem abgerundeten Ganzen geſtalten läßt, wird niemand bezweifeln; es iſt auch ſchon an der Zeit, ein objectiveres Urtheil über ihn zu fällen, obgleich noch ſo viele unter uns leben, die durch ihn gelitten und gegen ihn gekämpft haben. Die junge Generation hat ihre Anſichten zum größten Theile mit denen der alten vermittelt. So weit geht aber der verſöhnliche Geiſt nicht, daß man mit Hintanſetzung des Nationalſtolzes einem Manne eben deswegen Lobhymnen ſingen darf, weil er unſer Vaterland geknechtet hat, weil durch ſeine Schuld unſere Väter auf dem Schlachtfelde verblutet ſind. Solches undeutſche Weſen verdient die allgemeinſte Misachtung und wir können nur wünſchen, daß das Publikum dieſe „Blätter vom Stamme Napoleon", die auf jeder Seite directe und indirecte Ausfälle gegen Deutſchland enthalten, dieſer Geſinnung wegen wie auch zu Ehren ihrer Form- und Gedankenloſigkeit gänzlich ignoriren möge. Ein Beiſpiel unter vielen aus dem Gedichte „Wer hat ihn beſiegt?":

Nicht du mit deinen Waffen allein,
Haus Oeſtreich, auf dem Kaiſerſitz,
Von ſeinem Arm biſt du gefallen,
Denk' an Marengo — Auſterlitz.

Vergißt du, Zollern, ſeine Mähnen,
Des Löwen, der des Sprungs gewiß,
Dich knirſchend mit den Eiſenzähnen
Erfaßte und in Stücken riß?

Daran ſchließen ſich Lieder auf Napoleon II. (alſo ganz legitim-imperialiſtiſch). Der Vers auf deſſen Ruheſtätte in der Kaiſergruft zu Wien:

Der Bettlerbube darf kränzen,
Das Grab, d'rin des Vaters Gebein;
Er nicht. An einſamer Stätte
Liegt der todte Cäſar allein.

iſt gar zu komiſch, als daß wir uns verſagen könnten, ihn hierherzuſetzen. Die Gedichte endlich auf Napoleon III. befähigen den Verfaſſer vollkommen, unter die Zahl der geſinnungstüchtigen Dichter des kaiſerlichen Hofs aufgenommen zu werden. Bedauern können wir nur, daß der Verfaſſer ein Deutſcher iſt.

---

7. Gedichte von Karl Auguſt Moritz Art. Kreuznach, Pütz. 1856.

Die Gedichte ſind gelegentlich entſtanden, wie der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede erzählt; meiſt ſind es ſelbſt Gelegenheitsgedichte, die unter den Freunden des Verfaſſers Anerkennung gefunden haben mögen, ohne für das größere Publikum auch nur das geringſte Intereſſe zu haben. Wie bekanntlich nicht jede Fürſtenreiſe eine Odyſſee iſt, ſo darf auch nicht jeder gelegentlich entſtandene Vers die Prätenſion haben, als Gedicht aufzutreten. Den größten Theil des 310 Seiten ſtarken Buchs füllen Epigramme oder gereimte Anekdoten aus, die wol nicht alle — Hand aufs Herz, Herr Dr. Art! — „auf dem natürlichen Boden der individuellen Lebensanregung gewachſen ſein mögen", ſondern eher als Zeitvertreib gereimt zu ſein ſcheinen, während die Schüler des Verfaſſers ſich mit ihnen in der Proſa des Meidinger herumquälten. Eine ſtarke Naivetät zeigen einige Balladen, wie „Leonore" und „Der Taucher", frei nach Bürger und Schiller verballhornt. In dem letztern haben wir zwei Leichen für eine, denn:

Und zum Abhang wankt die Jungfrau,
Starrt hinab von ſchroffer Höh',
Und der Todesſprung vereinet
Beid' im grauſen Grab der See.

In den Epigrammen war es ihm darum zu thun, gleichwie es Goethe nach dem Hegel'ſchen Ausſpruche that, „raſch etwas im Leben ſich von der Seele loszuſchreiben". Aber die Freuden und Leiden, ſowie die geiſtigen Kämpfe, die Goethe abthat, und ſein Sieg über ſeine Subjectivität ſind ſo vollendet, daß dadurch ſeine Werke für alle Zeit geſchrieben ſind, während Dr. Art nur für ſeine kreuznacher Freunde ſchrieb, die der Empfehlung ſeiner Gedichte um ſo weniger bedürfen, da ſie ihn zu der Herausgabe veranlaßt haben. Daß wie bei allen unbedeutenden Dichtern die Kritik einen Seitenhieb erhält, verſteht ſich von ſelbſt.

O ihr Tags- und Splitterrichter
Splittert nur nicht alles klein!
Denn fürwahr! der ſchlechteſte Dichter
Wird noch euer Meiſter ſein,

ruft er uns zu mit Goethe. Viel hatten wir übrigens nicht klein zu machen, und gern erkennen wir auch den Verfaſſer für unſern Meiſter an — wenn es ihm Vergnügen macht uns zu meiſtern —, obgleich wir ihm die in der dritten Strophe enthaltene Cenſur ſchon deswegen nicht geben mögen, weil unter der Spreu einige gelungene einfache Lieder ſind.

---

8. Athenienſiſche Nächte. Gedichte von Demeter Dudumi. Zweite Auflage. München, Palm. 1857. 16. 1 Thlr.

Wäre der Verfaſſer bequem in ſeiner Stube geblieben und hätte er nie Athen nach Sonnenuntergang geſehen: er hätte auch ſolche „Nächte" ſchreiben können; denn im Erechtheion, wie nach dem Thurme des Andronikos, nach Marathon u. ſ. w., überall hin ſchleppt er ſeine kleine Perſönlichkeit und ſieht nur ſich und ſeine unbedeutenden Intereſſen. Wer im Theater des Herodes Atticus nichts empfindet als eine übrigens ſchwache Klage über unſere deutſchen Theaterzuſtände und unſere Intendanten, hat das Geld für ſeine Reiſe gewiß umſonſt ausgegeben. Auch die Gefühlsäußerungen ſind unendlich oft da geweſen und jedenfalls in beſſerer und nicht ſo eintöniger Form. Das Einzige, wodurch ſich dieſes Buch auszeichnet, iſt ein gewiſſes Intereſſe für Griechenland, das in unſerer Zeit ſo ſchnell erkaltet iſt. Der prächtige Einband und ein etwas geſuchter Vergleich zwiſchen der Königin von Griechenland und der Pal-

las Athene sind wol allein Ursache, daß die „Rächte" zum zweiten male an das Tageslicht kamen.

---

9. Die Rose von Seeland. Ein romantisches Gedicht von Reginald Volkmar. Dresden, Adler und Dietze. 1856. 16. 12 Ngr.

Die Rose von Seeland ist die Tochter eines Fischers, der Segen der ganzen Insel. Ralph, der sonst ein gesunder Bursche ist bis auf seine Lieder frei nach Redwitz, liebt das Mädchen; er sucht die Waldeinsamkeit auf, die der Dichter also schildert:

Du bist von deinem Lieb so weit,
Und bist von ihr so weit und ferne,
Tief mitten in Waldeinsamkeit,
Und wärst bei ihr von Herzen gerne.

Aus dem Walde heraus sieht er die Seelandsrose; der Himmel trübt sich, ein Unwetter bricht los, das Mädchen ist in Gefahr, er rettet es. Freude der Aeltern. Die Aufregung läßt den jungen Ralph nicht schlafen; er bringt eine Serenade und singt dabei, nach Art der Ständchen, drei Lieder. Die Rose erwidert seine Liebe und es ist bis zwei Drittel des Buchs auch noch kein einziger Grund angegeben, warum die jungen Leute sich anfingen und sich nicht lieber heirathen. Da endlich auf S. 45 ist ein Wettrudern beschrieben; Ralph fährt die Rose und ist mit ihr weit voraus. Auf offener See macht er ihr eine Liebeserklärung, sie weicht aus und plötzlich steigt der Meerkönig hervor, macht seine alten Rechte geltend und die Rose gesteht nun, daß sie seit ihrer Geburt den Wassergeistern angehöre. Kein freier Wille, kein übereiltes Versprechen in vielleicht hoher Gefahr verbindet sie mit dem Beherrscher des Wasserreichs, sondern es war so bestimmt von Kindheit an und

O nenne den, der's wenden kann.

Ralph fängt an zu singen, Meerkönig gleichfalls; der erstere spricht von seiner Kraft, der letztere droht mit Gewalt. Die See empört sich, ein Wirbelstrudel faßt das Schiff, das Steuer bricht und

Die Liebenden im Tod verschlungen
Nimmt eine weiße Woge auf.

Wenn die Erfindung auch nicht neu ist, so scheint uns das Sujet doch ganz passend für ein Ballet. Es gibt da prächtige Gelegenheiten zu Decorationen und Gruppirungen, und die getanzte Liebe und Verzweiflung möchte sich vielleicht vom Standpunkte der Aesthetik besser ausnehmen, als hier im Gesange mit den verbrauchten Betrachtungen und Gefühlsäußerungen.

---

10. Balder's Tod. Episches Gedicht in drei Gesängen von A. Schütt. Karlsruhe, Braun. 1857. 8. 12 Ngr.

Die nordische Mythologie ist so reich an Poesie, daß es wahrlich Zeit wäre, aus unsern Hainen und Fluren die römischen und griechischen Götter zu verjagen und die entthronten in ihre alten Rechte wieder einzusetzen; aber so äußerlich ist unser Zusammenhang mit unserm Vaterlande, daß wir in Ueberschätzung des Fremden nicht blos das eigene Gute unterschätzen, sondern es sogar vielfach ganz ignoriren. Wer kennt denn von den Tausenden, die Ansprüche auf höhere Bildung machen, die sinnreiche Götterlehre unserer Vorfahren; wie viele würden, wenn wir statt der römischen und griechischen mythologischen Namen deutsche für Begriffe setzten, diese verstehen? Wäre Balder kein germanischer Name, es bedürfte wahrlich nicht der Anmerkungen und der Erklärung der Götternamen. Das Gedicht, das sich durch eine lobenswerthe Einfachheit und durch eine edle Sprache auszeichnet, schildert die Feindschaft des Locke und der Asen, welche Odin und Freyja den Sohn Baldur raubt. Nach der Prophezeiung der Nornen unterliegt er der Hinterlist des Feindes, des Bruders Flehen kann ihn nicht zurückrufen aus dem Reiche der Hela, wo er mit seiner Nanna weilt:

Bis dereinst die Midgardsschlange
Erde, Luft und Meer umschlingt,
Bis der Ruf vom Untergange
Asgard's zu den Todten dringt;
Dann schmückt frisches Grün die Matten,
Und zum Leben schnell erwacht
Steigt mit ihrem schönen Gatten
Nanna aus der Grabesnacht.

---

11. Gedichte von Wilhelm Opel. Darmstadt, Leske. 1857. 8. 18 Ngr.

Diese Gedichte lesen sich leicht, sind gefällig in der Form, aber können durchaus keinen Anspruch auf Aufmerksamkeit machen. Am gelungensten sind die „Hessischen Balladen", dann „Der Mohrenkönig", der durch einige kleine Feilungen zu dem besten Beitrage der Sammlung gemacht werden konnte. Den angereihten Sprüchen fehlt zum größten Theile ein scharf ausgesprochener Gedanke, der ihnen doch allein Werth geben könnte; es sind meistens oft dagewesene Aussprüche, in neue Reime gebracht. Von den vermischten Gedichten sind die drei ersten Nachahmungen der Freiligrath'schen Manier; die andern, unter denen höchstens „Das Bild der Geliebten" zu nennen wäre, sind sehr unbedeutend, z. B.:

Droben an der Titicaca
Steilem, grüngeschmücktem Strande
Weidet einsam das Alpaka,
Schaut hinab auf Meer und Lande.

---

12. Wahrheit und Dichtung von Eduard Löwenthal. Tübingen, Riecker. 1856. 16. 7½ Ngr.

Die lyrischen Gedichte (60 Seiten) sind als Anhang zu einer Metaphysik (24 Seiten) und nur deswegen veröffentlicht, „weil das philosophische System seines geringen Umfangs wegen nicht allein dem Drucke übergeben werden konnte". Der Verfasser gesteht selbst, „daß er von der Mangelhaftigkeit seiner Gedichte überzeugt sei" und entbindet uns, da wir zu bescheiden sind, um zu widersprechen, von einem Urtheile. Entschuldigen wird uns der Verfasser, wenn wir seine synthetisch-scholastische Methode und den Nonsens seines Uragens und seiner Einzelagentien mit Stillschweigen übergehen.

---

13. Der große Kurfürst. Ein vaterländisches Gedicht von Eugen Hermann. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherenberg verdanken wir eine ganz neue Art der Dichtung, die taktische. Während Hackländer im Roman die humoristische Behandlung militärischer Zustände mit Glück eingeführt und darin zahlreiche Nachahmer gefunden hat, haben andere Dichter versucht, eine Kriegsgeschichte in Versen zu schreiben. Solange blos eine vaterländische Huldigung darin dargebracht werden soll, heißen wir auch diese Gattung der Dichtung willkommen, wenn wir auch die Grenze des Schönen überschritten fühlen. Eine ordre de bataille in Reime gebracht, die Beschreibung einer Schlacht in gebundener Rede mit ihrer taktischen Ausführlichkeit erweckt in uns das Gefühl des Zuviel. Die Poesie hat mehr das Geistige in den Thatsachen als diese selbst in ihrer Breite zu geben. Eugen Hermann gibt in Versen eine vollständige Geschichte des Großen Kurfürsten; er zählt die einzelnen bedeutenden Lebensmomente des Helden auf, und verfährt demnach mehr wie ein Geschichtschreiber als wie ein Dichter; als solcher mußte er die innern Triebfedern entdecken und klar darlegen, die Conflicte wie ihre poetische Lösung darstellen. Der Große Kurfürst bietet einen viel zu wenig ausgebeuteten Stoff, so-

daß es wol die Mühe lohnen würde, ihn in der angedeuteten Weise dichterisch zu verwerthen. Das vorliegende Gedicht zerfällt nächst der Einleitung in fünf Abschnitte: „Die Jugend", „Osnabrück und Warschau", „Ruhe und Noth", „Fehrbellin", „Die letzten Jahre und der Tod". Im dritten Abschnitte spricht sich eine politische Parteilichkeit aus in der Beurtheilung von Rhode und Kalkstein. Die Ideen, die Hermann sich hat entgehen lassen, gibt er zum Schlusse des Gedichts in den Versen:

Lorber auf seinem Sarge aus blut'gem Türkenkrieg,
Folgt hinterm Trauerzuge still seines Heeres Sieg,
Ruft seinen großen Namen noch im Tedeum laut,
Und jede seiner Thaten weit übers Grab aus schaut.

Auf Freie seines Glaubens und hohe geist'ge Kraft,
Auf die Idee des Strebens in Kunst und Wissenschaft
Hatt' er ein Reich gegründet in fehdelust'ger Zeit,
Den Traum durch einzige Größe gebracht zur Wirklichkeit.

Drum ward auch nicht verstanden, was er gewollt und that,
Bis prangt in duft'ger Blüte die lebenskräft'ge Saat,
Und kaum nach hundert Jahren ein zweiter Friedrich kam,
Der von der großen Schöpfung den dichten Schleier nahm:

Da unter allen Mächten stand eine große Macht,
Größer noch geworden, als er sie groß gedacht,
Ringend nach des Daseins reichstem Blütenkranz —
Strahlend in ihrem Glücke und stolzem Waffenglanz!

---

14. Feldblumen. Gedichte von Hermann Fillié. Dessau, Gebrüder Katz. 1856. 16. 18 Ngr.

Gedichte ohne Geist und Duft, dabei ohne jede Einfachheit und Natürlichkeit, halbvertrocknete Feldblumen und halbverderbene Treibhauspflanzen. Wo der Verfasser einmal einen glücklichen Gedanken hat und einen ansprechenden Ton anschlägt, wie z. B. in dem Gedichte „Als sie krank war", gleich treibt er seinen Pegasus auf Höhen, die ihn und uns schwindelig machen. Aufrichtig bedauern wir, daß sein Wunsch:

Hätt' ich doch nie den süßen Klang der holden Poesie gehört,
Hätt' Liebe, Hoffnung, Sehnsuchtsweh nie des Berufes Pflicht gestört,

ihm nicht in Erfüllung gegangen ist.

---

15. Feldblumen. Gedichte von Karl Ebersberger. Nürnberg, v. Ebner. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieser Strauß ist fast noch geschmackloser als der vorstehende. Er bietet uns „Thymian", „Klatschrosen", „Veilchen" u. s. w., aber keine einzige Abtheilung, die in richtiger Selbstkritik „Unkraut" überschrieben wäre. Einige Beiträge, wie z. B. „Das Kränzchen", sind niedrig-komisch. In Betreff des antiquirten Bachert-Halm'schen Streites erzählt ein Gedicht, „Der Fechter von Ravenna": ein Bächlein habe ein Lied gesungen, das habe eine blühende Laube gehört und diese es einem Halme wieder erzählt. Der habe es weiter gesungen in seiner Weise und der Zauber seines Gesangs sei durch die Lande mächtig gedrungen.

---

16. Assad der Hirt. Romantisches Gedicht von Karl Schütze. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1857. 16. 1 Thlr.

Behram, der Beherrscher Georgiens, ist kinderlos; ein Kaufmann bringt ihm einen Apfel, durch dessen Kraft er eine Tochter erzeugt; zur Belohnung verlangt er diese für seinen Sohn nach Ablauf von 16 Jahren zur Frau. Auf Behram's Weigerung stößt er erschreckende Drohungen aus und verschwindet als riesige Fledermaus. Die Tochter Zaide wächst auf, ausgestattet mit reichen Gaben der Schönheit und des Verstandes; die Fürsten kommen ihr zu huldigen, aber sie weist sie zurück, besonders weil Männer „Gehorsam fordern bei jeder Laun". Unter den Bewerbern erscheint auch der Kaufmann mit seinem Sohne; er gibt sich zu erkennen als Gaim, das personificirte Walten des Schicksals. Dieselbe Sprödigkeit von seiten Zaidens, darüber Verzweiflung des Sohnes, der endlich sich das Leben nimmt. Gaim legt den Fluch auf sie, daß sie in Stein sich verwandeln sollte, wenn je die Liebe ihr Herz berühren würde. Der schöne Hirt Assad wird ausgewählt, ihr dies Gefühl einzuflößen; ihm erscheint sie im Traume und er eilt in die Welt hinein, sie zu suchen; ehe er sie erreicht, vergnügt er sich einige Tage in einem Zauberreiche, ähnlich dem Venusberge. Endlich findet Assad die Gesuchte, aber so plötzlich wie in beider Herzen die Liebe erwacht, so schnell ist auch Zaide in Marmor verwandelt, wenn des Geliebten Arm sie umschlingen will. Während der Zeit wirbt der stolze Mahmud um sie; von ihr verschmäht, schwört er Rache, tödtet den Vater, zerstört das Schloß und Zaide muß fliehen. Krank und elend wird sie gastlich in einer Hütte aufgenommen: sie erholt sich, aber die Liebe zu Assad ist nicht mehr zu besiegen. Da auf einem ländlichen Feste finden sie sich wieder und Gaim verbindet sie mit einer Rede voll Moral, die in dem Munde eines Ungeheuers sehr komisch klingt.

Der Hauptfehler dieses Gedichts besteht in dem Mangel des Charakteristischen. Da handeln keine Bewohner von Georgien, sondern Menschen mit allen Anschauungen unserer verfeinerten Welt; Zaide ist nicht die Tochter des Behram, sondern eine moderne Dame, die sehr klug über Männer zu sprechen versteht und schließlich doch mit einem schönen Hirten durchgeht. Die Fürsten des Orients werben um sie wie Kaufmannssöhne einer Handelsstadt um eine reiche Erbin. Nirgends eine That, nichts als Gefühl. Das Gedicht bietet uns Veranlassung, gegen ein an das Schlüpfrige streifendes Ausmalen des Sinnlichen aufzutreten, das seit einiger Zeit, im engsten Zusammenhange mit unsern Cultur- und Kunstzuständen, wieder Mode zu werden scheint. Auch Schütze verweilt mit besonderm Vergnügen bei solchen Schilderungen, er hat, selbst ohne jeden Grund, seinen Helden in Verwickelungen gebracht, die mitunter sehr zart mit denen des Tanhäuser im Venusberge zu vergleichen. Der Dichter sollte bedenken, daß nur das sittlich begrenzte Sinnliche schön ist und daß eine Schilderung wie die detaillirte Erzählung von der Unfruchtbarkeit des Behram zum wenigsten in ein Buch gehört, das seiner Ausstattung nach für den Büchertisch unserer Damen bestimmt ist. Nicht in Bezug auf den vorliegenden Fall, sondern in Rücksicht auf die ganze Richtung erinnern wir an das ernste Wort von Alberdingk Thijm in seiner niederländischen Literaturgeschichte: „Les peuples et les littératures ne se sont perdus que par le libertinage, soit de l'esprit, soit des sens."

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß einzelne Schilderungen, z. B. die der Verwandlung der Zaide in Marmor und der Verzweiflung Assad's, von nicht gewöhnlicher dichterischer Begabung zeigen.

---

17. Haus und Herz. Einfache Dichtungen verschiedenen Inhalts von C. J. St. Czilsky. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1857. 8. 16 Ngr.

Dichtungen für große und kleine Kinder, schon deshalb erquicklich, weil sie nicht die Prätension haben, etwas scheinen zu wollen; es sind niedliche und harmlose Reimereien, im Anfange für Kinder von sechs bis zwölf Jahren, dann folgen Sprüche und Erzählungen für die reifere Jugend. Die Moral der Fabeln ist wohlmeinend und gesund. Der letzte Abschnitt „Hoffen und Schmerz" hätte besser wegbleiben sollen.

---

18. Lieder aus Westfalen von Eduard Michelis. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen und mit einer Biographie desselben eingeleitet von F. Michelis. Luxemburg, Gebrüder Heintze. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

„Der Werth dieser Gedichte besteht darin, daß sie der wahre Ausdruck eines tiefen und reinen und für alles mensch-

lich Hohe und Gute, aber in der concretesten kirchlich-katholischen Form begeisterten Gemüths sind, und zu einem Leben, welches im Glauben sich bewährt hat, in der innigsten Beziehung stehen." Mit diesen Worten hat der Herausgeber dieser Gedichte den Vorzug ausgesprochen, den sie für alle streng katholischen Gläubigen haben mögen, die den Verfasser in die Waldeinsamkeit begleiten, dort fernem Glockengeläute lauschen und sich begeistern wollen im Anblicke des Kreuzes, nicht des Symbols oder des Kreuzes von Golgatha, sondern des von Menschenhand hierhin und dorthin verpflanzten, fort und fort Wunder wirkenden Zeichens. Da haben wir wieder die ganze alte katholische Romantik mit dem Zauber ihrer hohen Dome, der Bedeutung ihrer Processionen, ihrer Heiligenbilder und ihrer helden Mittlerin, der Jungfrau Maria. Dazu kommt die unsere Herzen bestechende Vorspiegelung eines deutschen Reichs.

Ein Heldenkaiser wird des Reiches Fahne heben,
Zu gründen neu (der Kirche und) des Reiches Glück.

Aber nur einen Schritt hinein in diese Weihrauchsnebel gethan, nur einen Punkt Wirklichkeit in diesen weiten Träumen gewonnen, und wir sehen nur den Ehrgeiz der katholischen Kirche,

die das Reich
Einst geschaffen frei und groß. (!)

wir hören nur die Mahnung an Ignaz von Loyola:

Tapferer, deine Siegesfahnen,
Laß sie wieder herrlich wehn,
Laß sie alle Völker mahnen,
Kühn des Glaubens Bahn zu gehn.
Und dein Geist versammle alle
Um den heiligen Altar,
Um des Kreuzes Fahne walle
Siegestrunken Schar an Schar.

Sollte ja noch ein jugendliches Herz sich blenden lassen durch den bestechenden Glanz jener Romantik, es müßte zum Bewußtsein kommen durch die Keckheit, mit der hier die Geschichte verdreht wird. Wenn endlich der Dichter in Bezug auf das Verhältniß der protestantischen Fürsten zur katholischen Kirche sagt:

Die am Reich geübt Verrath,
Ueben auch an ihr die That,

so werden jene es dem Todten zugute halten, der durch seine mit Clemens August von Droste zu Vischering ausgestandene Haft etwas aufgeregt sein konnte; aber wenn der Herausgeber sich gemüßigt sieht, einen Brief seiner Mutter abdrucken zu lassen, worin diese von „dem schwankenden Systeme Luther's" und von seinen „gemeinen Tischreden" spricht, so halten wir das nicht für Zeichen eines „christlichen Starkmuthes", sondern für das verblendete Urtheil einer schwachen Frau, durch deren Uebertritt die katholische Kirche wenig gewonnen haben dürfte.

---

19. Haideröschen. Nachgelassene Gedichte von Franz Beyschlag. Berlin, Rauh. 1857. 16. 1 Thlr.

Wir lassen diese Dichtungen den verstehenden unmittelbar folgen, nicht allein, weil wir es hier auch mit nachgelassenen Gedichten zu thun haben, sondern besonders weil sie sich gleichen in dem Zurückführen aller menschlichen Empfindungen auf den religiösen Ursprung. Michelis findet ihn in der römisch-katholischen Kirche, Beyschlag in dem Christenthume überhaupt. In dem „Haideröschen" erscheint alles natürlich nur als der Ausdruck einer vollständigen Befriedigung. Sind die Gedanken und Empfindungen auch eben nicht neu, so erkennt man doch eine, vielleicht unbewußte, glückliche Nachahmung unserer ersten Dichter. Die Sprache ist correct und durchsichtig, die Form leicht und gefällig. Der Verstorbene hat sich verwahrt gegen die Meinung, „als wollten diese Gedichte einen Rang im Reiche der deutschen Dichtkunst gewinnen"; aber jedenfalls haben sie Vorzüge vor vielen Erscheinungen der Neuzeit und sind zu gut, um in dem täglich wachsenden Meere der literarischen Erscheinungen unbemerkt zu verschwinden.

---

20. Erinnerungen. Auszüge aus einem Tagebuche von S. v. D. Wien, Helf. 1857. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Tagebuch einer Dame, die sich nicht darauf beschränkt, äußere Vorkommnisse zu verzeichnen, sondern welche darin ihre Herzensstimmungen niederlegt, hat schon in der prosaischen Form etwas Gefährliches; so sicher und aufrichtig sie auch auf den ersten Seiten reflectirt, so sehr wächst mit jedem Tage das Hineinleben in nutzlose Träumereien; um diese mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, wird sie sich selbst zur Lüge. Sie gibt zunächst für Thatsachen Empfundenes und im weitern Verlaufe dafür Empfindsames, wo sie nicht gar in das Extrem der Unweiblichkeit fällt. Mit dieser Gefühlskoketterie betrügt sie sich so lange, bis sie sich selbst zum Mittelpunkte einer Welt gemacht, die nur in ihrer Einbildung besteht, und sie wird dadurch eitel genug, die kleinsten Gedanken und Stimmungen für mittheilungswerthe Begebenheiten zu halten. Die geschilderte Gefahr wächst, wenn die Empfindungen in Versen ausgedrückt sind und der Reim die Gedanken beeinflußt. Solcher Art sind die vorliegenden Erinnerungen, die weder für das größere Publikum einen Werth haben, noch für die Dichterin ein Gewinn gewesen sind; ein folgerichtiges Denken und ein inneres Verarbeiten ihrer Herzensstimmungen wären ihr viel zuträglicher gewesen, als sich mit matten Reimereien selbstgefällig abzufinden.

Welchen Werth aber die einfach ausgesprochenen Empfindungen eines weiblichen Gemüths haben können, zeigen:

21. Gedichte von Marie Förster. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hier ist in dem im eigenen Leben Empfundenen zugleich die Stimmung edler Frauennaturen ausgesprochen; das wahrhaft Weibliche erscheint geweiht durch das dichterische Talent, künstlerisch ausgedrückt und durch den Zauber der Liebe und der Poesie verherrlicht. Wie in dem einfachen Lebensgange der Dahingeschiedenen, nach dem Urtheile ihrer Biographen, sich seltene Gaben des Geistes, Seelenadel und innige Bescheidenheit vereinigten, so finden wir auch diese Eigenschaften ausgedrückt in jedem Gedichte und auf jeder Seite des Buchs. Da ist kein Abirren in fremde Sphären, kein Liebäugeln mit erlogenen Schmerzen, kein Nachahmen und keine Speculation auf den augenblicklichen Geschmack. Die Gedichte haben in unsern Augen noch dadurch einen besondern Werth, daß sie das Bild eines ganzen abgeschlossenen Lebens geben, so sehr wir auf der andern Seite den Tod dieser reichbegabten Jungfrau beklagen. Wir empfehlen diese Dichtungen mit vollstem Rechte ihres gehaltvollen, herzerhebenden Inhalts, sowie ihrer Einfachheit und Natürlichkeit wegen. Jedes edle Frauenherz namentlich wird in ihnen reiche und befriedigende Anklänge finden. Aus der Menge der mittheilungswerthen Gedichte nehmen wir eins heraus, das bei seinem Erscheinen im „Deutschen Museum" zuerst die begründete Aufmerksamkeit auf die Dichterin zog:

Du weißt es nicht, wie du mir wohlgethan.

Du sangst im grün umrankten Haus
Und ich war nah' bei dir,
Die Töne zogen froh hinaus
Und flogen bis zu mir

Doch hat kein Laut, kein Seufzerhauch
Den Lauscher dir entdeckt;
Stumm lag ich unterm Rosenstrauch
Vom Buchenzaun versteckt.

Du machtest mir mein Herz so leicht,
Dein Lied griff lind daran;
Du weißt es nicht, du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan!

Dein Augenpaar weiß nichts von mir,
Meins hat dich nie erblickt.
Du glaubst es nimmer, sagt' ich dir,
Daß du mir Trost geschickt.

Dir war es gleich, wohin der Ton,
Der Laut des Herzens, flog,
Und nimmer ahnst du, daß er schon
In eine Heimat zog.

Du gabst dein Lied den Winden preis,
Es fand ein bessres Ziel,
Und suchte, was dein Herz nicht weiß,
In meinem ein Asyl.

Es zog hinein und klinget drin
Und hob mich himmelan.
Du wurdest mir zur Trösterin,
Weißt nicht, was du gethan.

O selig, hätt' ich unbewußt
Auch einst ein Herz erfreut,
Und goldne Perlen aus der Brust
Unwissend ausgestreut!

Mit freudehellem Angesicht
Säh' ich den Tod mir nahn,
Spräch' einer nur: du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan.

---

22. Johannes. Leipzig, Wienbrack. 1856. 8. 1 Thlr.

Wenn wir das Buch überhaupt richtig verstanden haben, so soll durch dasselbe zunächst das Kreuz, als Zeichen göttlicher Liebe und im Geiste des Johannes unter uns aufgerichtet werden. Der Widerspruch unsers Wesens mit der geoffenbarten Religion soll aufgehoben, dunkle Räthsel sollen gelöst und die Trägheit und Opposition unsers Herzens gegen die Offenbarung vernichtet werden. Wir glauben, daß andere Leser ganz andere Dinge aus diesem „Johannes" herauslesen und oft selbst da eine Ironie wittern werden, wo wir zu Ehren des Verfassers volle Ueberzeugung vermuthen.

Vielleicht, daß ihr mich nicht versteht,
Auch die ihr mich sonst wohl verstanden;

beginnt das Motto zu den Sprüchen, und allerdings ist es schwer, dem Dichter zu folgen in dem schnellen Wechsel von einfachem Glauben zu dem gesuchtesten Symbolisiren.

Das Vieh, das rechts und links an seiner Krippe steht,
Das ist mein eigen Fleisch;

oder:

Sein Kreuz, das Marterholz,
Ist meine Sündenlast,

mögen als zwei Beispiele unter den hundert ähnlichen dienen. Am unbedeutendsten ist der Sonettenkranz mit dem durchgeführten Gedanken: „Sei Geist und Leib und sei nicht eins von beiden": jedenfalls das bequemste Mittel, um sich nicht mehr wegen Auflösung des Dualismus in sich zu quälen. Originell und entgegengesetzt den sonstigen Ansprüchen fordert die letzte Strophe:

Fühl' klar in dir den Gott zum Menschen werden,

womit wir allerdings wenig gewinnen würden. Hier und da zerstreut, namentlich am Ende, finden sich einige Bibelverse in Reime gebracht: die Bibel in ihrer herrlichen Einfachheit kann durch keine Versificirung verbessert, noch sollte sie dadurch irgendwem mundgerecht gemacht werden.

---

23. Liederbuch ohne Goldschnitt von Märzroth. Dresden, R. Schaefer. 1856. 16. 15 Ngr.

Eine frische kecke Zuversichtlichkeit, eine deutsche Herzlichkeit, eine aufrichtige Feindschaft gegen Mittelmäßigkeit und Egoismus, wie gegen die Form ohne Geist spricht aus diesem Liederbuche. Hier eine kleine Probe:

Man tritt an jedes Haus heran,
Und klopft an jedes Thürchen an,
Und wird uns wo nicht aufgethan,
So geht die Fahrt von neuem an.
Und werden wir auch angemurrt,
Von bösem Knecht grob angeknurrt,
Wir finden doch
Am Ende noch
In Freuden und in Schmerzen
Den Weg zu einem Herzen.

Durch sein frisches, freies, lachendes Gesicht wird das Buch auch ohne Goldschnitt gewiß den Weg zum Herzen finden.

---

24. Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern von Elfried von Taura. Zum Besten der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge. Freiberg, Wolf. 1857. 16. 15 Ngr.

Das Gedicht ist zum Besten der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge bestimmt. Es soll ein Scherflein beitragen zur Unterstützung der Nachkommen der Männer, bei denen Friedrich der Freudige einst Hülfe und Schutz gefunden hatte, als sein Besitzthum durch Adolf von Nassau und durch seinen eigenen Vater Albrecht II. angegriffen wurde. Liegt schon in dem wohlthätigen Zwecke die beste Empfehlung, so haben wir hier noch ein Gedicht vor uns, das auch ohnedies Beachtung verdient. Der Dichter betont besonders die rein menschlichen Züge Friedrich's des Freudigen, seine Stellung zu seiner Gemahlin, seinen Kindern und seinen Unterthanen, und läßt selbst die schweren Opfer, zu denen er sich nach seinen Niederlagen verstehen mußte, als den Ausfluß seiner edeln Seele erscheinen. Wir haben demnach hier weniger ein Heldenbild als die poetische Geschichte eines Mannes, dem Gerechtigkeit höher stand als Ehrgeiz und der in der Unterordnung seiner Vortheile einen seltenen Beweis von Nächstenliebe gegeben hat. In ihm dominirt das Handeln nach Empfindungen, und wie darin ein episches und lyrisches Element liegt, so hat der Dichter auch nach beiden Seiten hin seinen Stoff behandelt und ihn so anschaulich und klar ausgearbeitet, daß es ihm gelang, daraus ein abgeschlossenes Charakterbild zu gestalten.

---

25. Rosen und Dornen. Gedichte von C. J. Diepenbrock. Leipzig, O. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man merkt es dem Dichter an, daß es ihm darum zu thun war, originell zu erscheinen; aber wir finden auch, daß er es nie auf Kosten des Takts und des Geschmacks wird; darin liegt die Anerkennung des wahren Talents, das aus diesen Gedichten spricht. Bei dem Vielen, was hier gegeben wird, zeigt sich eine Mannichfaltigkeit des Stoffs, des Ausdrucks und der Gedanken, daß es uns scheint, als habe Diepenbrock der Leserwelt Proben von seinem reichen Vorrathe geben wollen. In vielen Gedichten, namentlich aber in dem größern: „Launen der Erinnerung", finden wir Anklänge, die an ein genaues Studium der Byron'schen Poesie erinnern: wir erkennen dieses Anschließen an den großen Briten in dem Streben, das Wirkliche so ideal zu begrenzen und darin so abzuwechseln, daß nicht eins das andere beeinträchtigt. Ein entschiedenes Talent hat der Dichter für das Humoristische und für die poetische Erzählung; wir hoffen ihm auf diesem Gebiete bald wieder zu begegnen und rathen ihm dabei, den Launen seines „heftigen Humors" dann und wann einen Zügel anzulegen und öfters weniger zu geben, als er geben kann. Eine Fortsetzung der eingestreuten „Plattdütschen Geschiedenüssen und Döhnkes", die Diepenbrock in der herzigen Sprache seines Heimatlandes verspricht, würde, wenn sie dem Mitgetheilten

entſpräche, gewiß freundlich aufgenommen werden. Wir können uns nicht verſagen, dem Leſer aus der Geſchichte „Dahr dansat Bornholm hen!“ den Schluß hier folgen zu laſſen, als Probe von des Dichters Weiſe zu reden und zu denken, ohne leider die etwaigen Fehler und Abweichungen von der plattdeutſchen Mundart beurtheilen zu können:

Dütscher, nem di dat to ewige Lehre
Un bewaar in alle Tyden dyn Land un dyne Ehre!
Up dat du net eenmohl nog hüren kannst:
So as Bornholm, is ook Sleeswyk-Holsteen verdannst!
Du Prusse, du Sachse, du Bayer, Brunswyker,
Du Hansemann, Bade, du Schwab un Oestriker,
Laht uns toch alle tosammen stohn,
Un de vyandlyke (feindliche) Kärels to Lieve gohn!
So mögget nus jo alltemohle neet liden,
Um dat wi Dütsch wilt blyven in ewige Tiden,
Den Mann, den dusse Rieme geschreven,
Is met Hart un met Seele Dutscher gebleven,
In alle Welt so good als to Huus in Westfalen,
(Wan't neet wohr is, mag hem den Duvel halen!)
Un blif ook Dutsch bis an sinn sälligen Dood!
Dohr to helpe uns alle, du allmächtige God!

---

26. Paracelſus. Ein Kranz von Dichtungen von C. A. Bruhin. Glarus. 1857. 16. 10 Ngr.

„Nur ein erſter Kranz zu Ehren des großen Naturforſchers, Arztes und Lehrers.“ Hätte Bruhin eine Idee von der Form und erhöben ſich ſeine Verſe etwas über das Schülerhafte, ſo würden ſie vielleicht einigen Anſpruch auf Anerkennung haben, da ſich hin und wieder Gedanken und Schilderungen finden, die nicht unwerth erſcheinen, beſſer ausgeſprochen zu werden.

---

27. Harmloſe Lieder von Theophil Bittkow. Berlin, Bittkow. 1857. 16. 24 Ngr.

Jeder Reim, den ich jemals in müßiger Stunde niedergeſchrieben habe, iſt werth gedruckt zu werden, es wäre ein unberechenbares Unglück, wenn meine geiſtreichen Gedanken der Gegenwart und der Nachwelt vorenthalten würden — dieſer Gedanke allein kann den Verfaſſer zur Herausgabe ſeiner Gedichte veranlaßt haben, die wirklich alles Mögliche, aber auch alles unbedeutend geben. Da gibt es Kinder- und Liebeslieder, Reiſeklänge, Romanzen, Ueberſetzungen, botaniſche Studien und Thierlaute, Ernſtes und Scherzhaftes. Am intereſſanteſten ſind noch die Lieder der Wilden, während die politiſchen Gedichte wahrhaft komiſch wirken; es macht z. B. einen höchſt ſeltſamen Eindruck, wenn wir plötzlich auf ein Lied ſtoßen: „An Waldeck im Kerker den 31. Juli 1849“ oder wenn wir ein Loblied auf Görgey leſen, mit der naiven Anmerkung, „es hätte ſich ſpäter herausgeſtellt, daß dieſer eigentlich ein Verräther geweſen ſei“. Wenn doch Bittkow wirklich harmlos bleiben und ferner für die Jugend Volksweiſen und Räthſel ſchreiben wollte, womit er früher eine günſtige Aufnahme gefunden hat. Nur nicht ſein wollen, was man entſchieden nicht iſt!

---

28. Gedichte von Karl Ludwig Reh. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Ich wurde nie müde, meine geworfenen Bären zu lecken und ſie dem guten Geſchmacke ſo annehmlich zu machen, als es mir irgend möglich war.“ Dieſer Ausſpruch Wieland's fiel uns bei den vorliegenden Gedichten eines Mannes ein, „deß Scheitel glänzt von einem Silberſtreif“. Wir wollen damit das fleißige Feilen und das ſtille Ausharren des Dichters anerkennen, der ein ſpätes Lebensalter abwartete, ehe er das veröffentlichte, was ihm „Tage und Nächte in verſchiedenen Räumen“ brachten. Vielleicht liegt aber gerade hierin die Schuld, daß unter dem Einfluſſe der Ruhe dieſe Gedichte etwas Kühles bekommen haben, was um ſo mehr auffällt zu einer Zeit, in der die Einbildungskraft unſerer Dichter übermäßig erhitzt und überſpannt iſt. Dieſe Gedichte erſcheinen uns demnach wie eine Reaction gegen die Uebertreibung; aber es iſt nicht die plaſtiſche Ruhe, wie wir ſie in der höchſten Ausbildung bei Goethe finden, ſondern mehr eine künſtliche, weniger durch die Gedanken als durch die Form hervorgebrachte, die hier nicht immer in natürlichem Einklange ſtehen. Wenn Reh in einem Diſtichen behauptet, daß „aus manchem Gedichte Goethe's die Polſter herausblickten“, ſo glauben wir das verführeriſche Lager auch bei ihm entdeckt zu haben, aber allerdings nicht die Geſchicklichkeit, ſich ſo behaglich zu betten, wie Goethe es that. Nach dem Geſagten ſind wir um ſo mehr verpflichtet, mannichfache Schönheiten zu erwähnen, die in den Gedichten ſich finden; einige kleinere namentlich (z. B. „Das Bild im Auge“, „Wandernder Frühling“ u. ſ. w.) zeigen von entſchiedener dichteriſcher Begabung, andere von tüchtiger männlicher Geſinnung.

---

29. Philipp der Großmüthige. Von Georg Engelbach. Gießen, Ferber. 1856. Gr. 16. 15 Ngr.

Philipp von Heſſen, der eifrige Beförderer der Reformation, iſt von neuern Dichtern ſo gut wie nicht beſungen worden! In ſeinem Walten ſpricht ſich „der Poſitivismus des Glaubens und der Unionsgeiſt der Verſöhnung aus“. Der Dichter hat es unternommen, die vielen hervorragenden Züge aus dem Leben des Helden in Balladenform zu beſingen, während es ihm leicht geweſen wäre, durch eine Verbindung des Gegebenen ein ganzes Heldenbild darzuſtellen. Wie es ſcheint, hat er eben nur Geſchichtsbilder geben wollen, zunächſt für die Jugend, die aus denſelben Begeiſterung für die großen Männer unſers Vaterlandes ſchöpfen ſollen. Schon dieſer Abſicht wegen empfehlen wir dieſe Sammlung, aus der jeder Lehrer freilich eine verſtändige Auswahl für ſeine Schüler machen müßte, da einige, wie z. B. der Anfang des Gedichts „Kuſtodie“, gegen die andere Kirche ſcharfe Ausſprüche enthalten, die man der Jugend nicht lehren ſollte, ehe ſie nicht reif genug iſt, mit ihrem Verſtande die Wahrheit derſelben zu erkennen. Unter den theilweiſe vortrefflichen Gedichten nennen wir beſonders „Hans Ludder in Ziegenhain“, das mit andern dieſer Sammlung zu den beſſern deutſchen Balladen zu rechnen iſt.

---

30. Todtentänze von Franz Graf Pocci. Stuttgart, Gebrüder Scheitlin. 1857. Br. 8. 7½ Ngr.

Wie oft ſchon, ſeitdem Holbein ſeine „Basler Todtentänze“ malte, iſt von Poeten und Malern derſelbe Stoff behandelt worden; es liegt ja auch in dem Herantreten eines plötzlichen „Bis hierher und nicht weiter!“ ein ergreifender Moment, erſchreckend für jene, „ſo die arme Welt gebannt“, wer aber „zum Himmel aufſehen und den Tod Freund nennen kann“, der wird die poetiſche Geſtaltung dieſer letzten Entſcheidung nicht mit Grauen, ſondern mit Intereſſe verfolgen. Der Dichter hat nur die von Holbein gegebene Idee in Worte zu kleiden, wie dieſer, dem perſonificirten Realismus, dem Tod, eine ideale Hülle zu geben, ohne aus dem Knochenmanne mit der Sanduhr einen Knaben mit umgekehrter Fackel zu machen. Zur Milderung und Begrenzung des Schrecklichen gehört ein äſthetiſcher und moraliſcher Humor, den wir in den Holbein'ſchen „Todtentänzen“ erkennen und den wir in denen von Pocci in Worte gekleidet finden. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht geſtattet, einen dieſer Tänze mitzutheilen. Wir geben dem zweiten Geſange, wo der Tod um ein junges Mädchen wirbt, den Vorzug, obgleich wir gern anerkennen, daß jeder in ſeiner Art ſchön und ergreifend iſt. Möchte doch der Tod und das geiſtige Hinſterben immer vermittelt werden mit dem Leben durch die Macht der Poeſie. 3.

Friedrich von Gagern's letzte Lebensperiode.

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Zweiter Band. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Winter. 1857. Gr. 8. 4 Thlr.

Wir haben dem ersten und dem nur nachgelassene Aufsätze enthaltenden früher erschienenen dritten Bande dieser interessanten Biographie in Nr. 25 d. Bl. f. 1856 und Nr. 18 f. 1857 so ausführliche Artikel gewidmet und hoffen darin das geistige Wesen, den Charakter, die Handlungsweise und die politische Gesinnung des in geistiger wie moralischer Hinsicht ohne Zweifel höchst tüchtigen und achtungswürdigen Mannes durch zahl- und umfangreiche Auszüge so ausführlich und zweifellos geschildert und ans Licht gestellt zu haben, daß wir uns über diesen zweiten aber letzterschienenen Band wol kürzer fassen dürfen, besonders da das politische Element darin bei weitem überwiegt.

Das erste Kapitel dieses vorliegenden Bandes oder das sechste des Ganzen enthält zuvörderst Gagerns „Erinnerungen aus der belgischen Revolution" (1830—31), die um so dankenswerther sind und um so tiefere Blicke in das ganze Getriebe thun lassen, als Gagern durch seine militärische Stellung in niederländischen Diensten in den Stand gesetzt war, die Intriguen, die auf der einen Seite gesponnen, und die Fehler, die auf der andern Seite begangen wurden, genau kennen zu lernen. Ueberall zeigt sich der scharfe politische Blick und die präcise Auffassung Gagern's, und in den Porträts, welche er von den Hauptpersonen des Dramas, namentlich von den Mitgliedern des niederländischen Königshauses entwirft, zeigt sich seine Kunst, mit wenigen Strichen viel zu zeichnen, im vortheilhaftesten Licht. Freilich kommt dabei mancher angebliche Held um seinen Nimbus; so wird uns der alte General Chassé als eine Art Falstaff, wie ihn auch Oberst Gumoëns unter vier Augen zu nennen pflegte, geschildert, und Gagern bemerkt, er habe wenig daran gedacht, daß er in ihm und de Beer „dereinst unsterbliche Helden, die Dioskuren der Niederlande, zu erblicken haben würde. Habent sua fata!" Dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar dagegen spendet er wegen seiner Energie und Tapferkeit ausgezeichnetes Lob. Auch dem König der Belgier gesteht er zu, daß er im Treffen von Löwen das Beispiel der tapfersten Geistesgegenwart gegeben, daß er sich bei einer Recognoscirung der größten Gefahr bloßgestellt habe und ohne die Ermüdung der holländischen Cavalerie gefangen genommen sein würde. Doch müssen wir über alles dieses auf das Buch selbst verweisen.

Einer Begegnung mit dem französischen General Belliard, welcher der Armee des Marschalls Gérard vorausgesandt werden, müssen wir jedoch hier gedenken. Die Holländer waren in den Treffen bei Hasselt und Löwen über die schlechtgeführten Belgier siegreich gewesen. Belliard strebte das belgische Hauptquartier in Löwen zu erreichen, improvisirte aber sofort einen Auftrag an den Herzog Bernhard, wonach König Wilhelm bereits dem Prinzen von Oranien befohlen haben sollte, die Feindseligkeiten einzustellen. Gagern erzählt weiter: „Zum Beweis seiner Behauptung zeigte er allerdings eine Depesche des französischen Gesandten im Haag vor und machte den Herzog durch die Erklärung verantwortlich, daß der erste Kanonenschuß von uns gegen Frankreich gerichtet sein werde; eine Armee von 50000 Mann folge ihm unmittelbar und sei mit der Spitze bereits in Wavre. Der Herzog empfing den General Belliard mit der größten Höflichkeit, überließ es seiner eigenen Beurtheilung, ob ein General, der nicht en chef commandire, die erhaltenen Befehle unausgeführt lassen dürfe? Und als General Belliard seinen Weg nach Löwen fortzusetzen begehrte, entschuldigte sich der Herzog, daß er unmöglich ihn, den General einer neutralen Macht, seinem Feuer, das sogleich beginnen würde, aussetzen dürfe; er bat daher den General, sich mit seinem Wagen unsern Colonnen anzuschließen, und ließ alle Befehle ruhig weiter ausführen. In der That hatte der Herzog mit meinem Bruder (Max) erwogen, daß General Belliard von allen unsern Dispositionen ins belgische Hauptquartier Nachricht hätte bringen können. Es wurde ihm nun ein Ordonnanzoffizier in meiner Person zur Verfügung gestellt, und er musterte die ganze Division, wie sie an seinem Wagen vorübermarschirte. Er bat mich, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen und sprach mich mehrmals vertraulich an: «Mais dites moi donc, — ce sont là des Prussiens? convenez-en!» Die Artillerie gefiel ihm besonders; den Major Scharnhorst sah er glücklicherweise nicht; als aber hinter dem 12. Infanterieregiment, in welchem eine ziemliche Anzahl amsterdamer Juden, kleine schwarze Gestalten, figurirten, unmittelbar unser prächtiges Bataillon geldernscher Schuttery unter Schimmelpenninck aufmarschirte, kräftige blonde Männer, dazu von höherer Altersklasse und gekleidet in dunkleres Blau, fuhr der General mit Lebhaftigkeit auf: «Ah, pour le coup, voilà des Prussiens, je les connois bien, — vous ne me ferez jamais croire que c'est là la même troupe!» Ich weiß noch heute nicht, ob ich ihn überzeugt habe." Trotz der Zwischensprache des französischen Generals rückten die Holländer vor, als plötzlich in Begleitung eines Adjutanten des Prinzen Friedrich als Parlamentär Lord Wilhelm Russell (Bruder des berühmtern Lord John) erschien und dem Herzog von Sachsen-Weimar die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes brachte, zugleich mit dem Befehl des Prinzen von Oranien, holländischerseits das Feuer einzustellen. Der Herzog, eben im besten Thun, gerieth durch diese Mittheilung in heftigen Unwillen und es entfuhr ihm im Zug der Erwiderung das Wort: „I am ashamed that your king is my brother-in-law!" Während nun der Lord, kalt verbissen, sich vor- und rückwärts auf dem Pferde wiegend, die Beleidigung schweigend verdaute, ritt ein origineller englischer Cavalerieoffizier, der die holländische Campagne als Amateur und Sympathizer mitmachte, auf seinem Schimmelchen an das hochbeinige Thier des Lords heran und rief: „Yes, and I am ashamed too!" worauf der erstaunte Lord nichts weiter zu sagen wußte als: „Who the devil are you?" Von dem Herzog Bernhard erzählt Gagern noch einen eigenthümlichen Zug militärischer Beredsamkeit. Bei dem Anmarsche gegen die Belgier hielt der Herzog eine kurze Anrede an die Truppen, die er mit den Worten schloß: „Bei längerm Marsch ist Ermüdung und Entbehrung; vorwärts rauchen die Schornsteine von Maestricht! Soldaten, faßt eure Wahl!" Gagern bemerkt: „Dies ist ein Stück Beredsamkeit, von welchem ich im Leben die größte augenblickliche Wirkung gesehen habe. Ein Sturm von Zustimmung und Begeisterung erschallte in der Antwort: Vorwärts! Hurrah! Sachsen-Weimar hoch!" Dergleichen höchst charakteristische Züge enthalten diese Erinnerungen eine große Zahl.

Die beiden folgenden Kapitel betreffen Gagern's Aufenthalt in den Standorten von Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien, seinen Dienst bei der niederländischen Cavalerie, seine Versetzung in Nichtactivität bis zur Sendung und Abreise nach Ostindien und seinen Verkehr mit Deutschland während dieser Zeit (1831—44). Beide Kapitel enthalten sehr viele Briefe, die er im Laufe dieser Jahre an Mitglieder seiner Familie daheim richtete, auf deren Inhalt wir hier jedoch nicht ausführlicher eingehen wollen, um uns nicht zu sehr in politische Discussionen zu verwickeln. Nur einige mehr literarische Urtheile Friedrich von Gagern's mögen hier angeführt sein. In Betreff der „Hallischen Jahrbücher" schreibt er aus Bertel unterm 29. April 1838 an seinen Bruder Max: „Auf dem Umschlag der «Hallischen Jahrbücher» habe ich deinen Namen unter den Mitarbeitern verzeichnet gesehen. Ist das bloßer Luxus oder hast du die Absicht? In den ersten Blättern erscheint viel Hegel'sche Philosophie; wird das der durchgehende Charakter der Zeitschrift werden?" Friedrich von Gagern hatte nämlich eine entschiedene Abneigung gegen die Hegel'sche Philosophie, wie sich unter anderm aus folgen-

der Stelle in einem Briefe aus Nimwegen vom 2. December 1835 ergibt: „Wenn du dich bei deinen Vorbereitungen auch an die neuere Philoſophie und an Hegel machen mußt, ſo rufe ich dir ein bergmänniſches Glück auf zu. Denn die Arbeit hat viel von dem Befahren eines Bergwerks mit einem trüben Grubenlicht. Nach meiner Kenntnißnahme aus Reinhold's «Geſchichte der Philoſophie» habe ich natürlich kein Urtheil; wohl aber iſt mir aus den Univerſitätsjahren das Vorurtheil geblieben, dieſe Hegel'ſche Philoſophie ſei hohl und leer, eine bloße Conſtruction aus willkürlichen Definitionen und Abſtractionen." Folgendes paradoxe und eigenthümliche Urtheil, welches vielleicht auf manche ſeltſame Menſchen paßt, fällte Fritz über ſeinen Bruder Max: „Das muß man dem Max laſſen, ſo oft er Inſpirationen folgt und Dummheiten macht, zeigt er große Weisheit; nur wenn er die Vernunft zwingt ihm zu helfen, dann wird mir die Sache bedenklich." Wie offen er gegen ſeinen Vater herausging, mag nachſtehende Stelle aus einem Briefe an dieſen, Bertel den 25. December 1836, beweiſen: „Ich hoffe, Sie ſchicken mir bald den vierten Theil der «Reſultate» — den Schlußſtein. Sie ſtimmen mit Dahlmann ſehr überein, und ich begreife, daß Sie mit dieſem zufrieden ſind. Doch wollen Ihre noch ſeine Arbeit*) ſind geeignet, in der literariſchen und politiſchen Welt Aufſehen und lebendigen Antheil zu erregen. Sie beide geben Reſultate, das Gediegene, Bewährte, Erreichte — in treffenden Worten. Aber den lebendigen Antheil kann nur die Discuſſion des Neuen, noch Beſtrittenen, in Gährung Begriffenen bringen. Ich ſage das nicht als Tadel, ſondern um zu erklären, warum das Erſcheinen Ihrer «Reſultate» die literariſchen Blätter wenig beſchäftigen wird. Max ſagt darüber ganz richtig, Sie ſeien nicht zunftmäßig." Später, 1837, klagt er die deutſche Pedanterie an, daß das Werk ſeines Vaters in den öffentlichen Blättern ſo wenig beſprochen werde, tadelt übrigens daran die zu häufige Wiederholung gewiſſer Formen und rhetoriſcher Wendungen, die bei ſeinem Vater zur Manier geworden ſeien. Ein andermal ſchreibt er über ſeinen Vater, den er gelegentlich unter den „liebenswürdigen Philoſophen" den „größten" nennt, an Max: „So lange er lebt, wird er ſchreiben und öffentlich reden wollen. Aber unbegreiflich und mehr als empfindlich iſt es mir, wie der Mann, der in ſo vielen Beziehungen die volle Kraft des Geiſtes und ein ſo richtiges Urtheil hat, durch zu vieles Complimentiren nach rechts und links ſeinem ſo wohlverdienten Anſehen ſchaden mag." In einem Briefe an ſeinen Vater vom 9. April 1837 heißt es: „Um auf die künftige Herzogin von Orleans zurückzukommen, ſo ſoll aus ihren Briefen hervorgehen — die ein bischen voll Allemanderie, d. h. Miſchung von Sentimentalität und Philoſophie ſind —, daß ſie mit freudiger Zuverſicht ihrer Zukunft entgegengeht." Intereſſant iſt folgendes über Steffens: „Neulich habe ich mit Mühe und kaum bis zu Ende den Roman von Steffens «Die Revolution» geleſen. Er iſt ſehr langweilig; die Erfindung der Fabel iſt plump und unwahrſcheinlich, die Charaktere verſchroben, das Ganze iſt eine Welt durch die gefärbte Brille eines ſpeculativen und pietiſtiſchen Profeſſors geſehen! Die blaſſen Engel und die ſchwarzen Teufel gehören in eine Laterna-magica, aber weder in die Geſchichte, noch in den Roman." Auch als Dichter lernen wir hier Friedrich von Gagern kennen, indem Heinrich ein ihm gewidmetes Gedicht deſſelben mittheilt, welches die einfache Ueberſchrift „Dem Bruder" trägt und 1837 im Lager von Reyen entſtand. Es iſt eine Art philoſophiſch-didaktiſches Gedicht über die Zeitverhältniſſe, voll männlicher Geſinnung und von correctem, präciſem und kräftigem Ausdruck. Hier nur kleine Probe. Nachdem Fritz beklagt, daß das deutſche Volk an die gehofften und ihm zur Zeit der Noth verheißenen Früchte ſeiner Erhebung gegen die franzöſiſche Fremdherrſchaft hintergangen worden, mahnt er:

Indem ihr Ketten ſchmiedet, Kerker bauet,
Und euer Wort bald heuchelt und bald bricht,
Rüſtet der Franke ſich, und lüſtern ſchauet
Er nach dem Rhein! — Als wärs ſein gutes Recht,
Erbaut der Ruſſe ſeine Feſten
Dort an der Donaumündung Strand;
Hier in der Weichſel blut'gem Sand;
Es dreht der Feind von Oſt und Weſten!
Blickt auf in euerm Saal! Seht ihr die Hand,
Die ſich bewegt? — Sie ſchreibet an die Wand
Mit Feuerſchrift: Gezählt ſind eure Stunden,
Ihr ſeid gewogen und zu leicht befunden!

Er ſchildert ſodann das dumpfe, blos vegetative Leben der Maſſen und fährt dann fort:

Am ſtillen Herd kann Schönheit ſich entfalten; —
Des Lebens Glück blüht in des Friedens Schoß; —
Erhaben iſt des Sturmes wildes Walten,
Der Krieg allein zieht Männertugend groß u. ſ. w.

Wir erfahren auch weiterhin, daß Friedrich von Gagern ſich früher an einer dramatiſchen Skizze „Der Tod des Stilicho" verſucht habe, von der jedoch außer der Anlage nur wenige Bruchſtücke ſich vorfanden, darunter ein langer in Jamben verfaßter Monolog des Stilicho, welcher ebenfalls mitgetheilt wird. Bei dieſen poetiſchen Ergüſſen, die als Reliquien eines bedeutenden Mannes immerhin beachtenswerth ſind, kam es ihm immer nur auf die Darlegung ſeiner Geſinnung an, und er ſelbſt pflegte, wol mit Unrecht, ſeine frühern poetiſchen Anwandelungen mit ſeinem Spotte zu geißeln.

Das neunte Kapitel enthält Gagern's intereſſantes Tagebuch ſeiner Reiſe nach Oſtindien (1844 bis Ende Juni 1847). Seine Sendung dorthin hatte, außer den geheimen Inſtructionen, officiell eine directe Inſpection zum Gegenſtande, vor allem was auf den ſowol perſonellen als materiellen militäriſchen Dienſt in den Colonien Bezug hatte; inbegriffen alle Vertheidigungsmittel und das Vertheidigungsſyſtem für den etwaigen Fall eines Kriegs. Jedenfalls gab dieſe Miſſion, wie mit Recht bemerkt wird, „den Maßſtab zu dem unbegrenzten Vertrauen, welches der König und die Regierung in ihn ſetzten". Es läßt ſich denken, daß Gagern in den Stand geſetzt war, manches zu ſehen und zu beobachten, was Reiſenden, die zu andern Zwecken und als bloße Privatperſonen Oſtindien beſuchen, zu ſehen und zu beobachten verſagt iſt, und man muß nur bedauern, daß ſein Tagebuch, anfangs recht ausführlich, gerade in der Partie am dürftigſten iſt und nur noch die nothwendigſten, zu Anhaltepunkten für ſein eigenes Gedächtniß dienenden Notizen bringt, welche ſeine Reiſe durch diejenigen Landſtriche Oſtindiens betrifft, die das jetzige Kriegstheater bilden. Nach Europa zurückgekehrt, wurde ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die politiſche Lage Europas und beſonders Deutſchlands abgelenkt, als daß er ſich hätte Zeit nehmen können, ſein Tagebuch, das für die Veröffentlichung ohnehin nicht beſtimmt war, aus der Erinnerung zu vervollſtändigen. Aber auch ſo enthält es einige intereſſante Andeutungen über mancherlei bedenkliche Symptome, deren Bedeutung und Tragweite in London unterſchätzt worden zu ſein ſcheint. Nur daraus, wie aus einem gewiſſen ſtolzen Phlegma und der Schwerfälligkeit der ganzen Staatsmaſchine und beſonders des Militärweſens erklärt es ſich, daß die Briten dem gegenwärtig in Oſtindien tobenden allgemeinen Aufſtand anfangs in der traurigſten Verfaſſung gegenüberſtanden. Seine Reiſe führt Gagern zuerſt von Falmouth nach Madeira, wo er der Hauptſtadt Funchal einen Beſuch abſtattet. Er erwähnt, wie allgemein von den Portugieſen die Engländer gehaßt ſeien, fügt aber hinzu: „Doch weiß man den Engländern keinen andern Vorwurf zu machen als ihre Uebermacht und ihren überwiegenden Einfluß, ihre egoiſtiſche Politik (tout comme chez nous). Aber wer darf ſich ihnen gleichſtellen? Welche andere große Nation würde von ſolcher Uebermacht einen ſo mäßigen Gebrauch machen?" Die religiöſe Bildung des Volks ſcheint ihm

*) Dahlmann's Schrift „Die Politik", die aber doch 1847 eine neue Auflage erlebte.

auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen; „aber", fügt er als humaner Mann hinzu, „diese Religion gibt ihm Trost in seinem Leiden, und welcher Wohlwollende möchte ihm diesen rauben?" Ein mehrtägiger Aufenthalt in Rio-de-Janeiro gibt ihm Gelegenheit, den Kaiser zu sprechen, von dem er, wie gewöhnlich, mit wenigen Strichen ein höchst drastisches Porträt entwirft. Von hier macht er einen Ausflug nach der Colonie Neufreiburg und bemerkt, daß die Deutschen unter den Colonisten am besten prosperirten, während sich unter den Franzosen viele „liederliche Fittiche" befänden; nur seien die Deutschen etwas streitsüchtig, „aber sie streiten und prügeln sich meist untereinander". Ein Bild im Kleinen von dem Treiben der Deutschen im Großen! Eine Negerin, die einen Sohn von vier Jahren hatte, antwortete ihm auf die Frage, wo ihr Mann sei? „Nous n'avons pas de maris", wie alt sie sei? „Nous ne savons pas compter."

Die folgenden Tagebuchblätter behandeln Gagern's Aufenthalt in Batavia, seine Reise ins Innere von Java, nach Samarang, Sourabaya, Madura u. s. w., dann mit dem Kriegsdampfschiff Vesuvius nach Sumatra. Von den Chinesen behauptet er, daß sie sich im Indischen Archipelagus in einer den Europäern nicht ungefährlichen Weise vermehrten; sie seien hier was die Juden bei uns, ebenso listig, aber nicht blos Handelsleute, vielmehr würden fast alle Handwerke durch sie betrieben. Dabei richtet er aber immer wieder, aus so weiter Entfernung, die Blicke auf Europa, auf Deutschland, nennt die deutschen religiösen Wirren eine „politische Bewegung im Sonntagsrock", meint, daß aus Ronge's deutsch-katholischer Kirche nichts werden könne, was Bestand habe, und findet die deutsche Politik, die er aus der „Allgemeinen Zeitung" erfährt, „täglich erbärmlicher". Weiter schildert er seinen Aufenthalt auf Sumatra und Ceylon, und überall bietet sich ihm Gelegenheit, in gedrängten flüchtigen Skizzen Neues und Interessantes über Land und Volk mitzutheilen. Auch über seinen Aufenthalt in Kalkutta, wo er unter anderm eine Mistreß Mackenzie kennen lernte, „die lange in Dresden gewohnt hat und sehr gut deutsch spricht", verbreitet sich sein Tagebuch recht ausführlich. Ein im Museum der Asiatic society angestellter Hindu sagte ihm: die Brahmanen seien gar nicht entgegen, daß englische Sprache und Wissenschaft verbreitet würden; so hätten sie sich dem Medical college und den Sectionen nicht widersetzt; aber sie seien aufgebracht über die Bekehrungsversuche (conversions), die freilich bei den Hindus eher Eingang fänden als bei den aufgeklärtern Mohammedanern. Gagern fährt fort: „Anders verhält es sich mit den Mohammedanern, die Haß gegen Christen nähren. Während des letzten Kriegs mit den Sikhs war die Furcht und die Spannung zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Religionsbekennern sehr groß und erstreckte sich bis nach Kalkutta. Auch von anderer Seite habe ich gehört, daß Hindus und Mohammedaner damals schon die Köpfe erhoben und es nicht an bedrohlichen Aeußerungen fehlen ließen, z. B. den Europäern auf der Straße und in den Kaufläden schon weniger ehrerbietig begegneten." Ein Engländer, Hr. Clerk, sagte ihm: „Große Gefahren und auswärtige Kriege haben wir für Indien nicht mehr zu fürchten; die einzige Gefahr, welche die stete Aufmerksamkeit des Gouvernements erheischt, kommt von den Mohammedanern, bei welchen viel mehr Fanatismus herrscht und besonders größerer Zusammenhang besteht als bei den Hindus." Derselbe Hr. Clerk hatte die Ueberzeugung, daß unter den Mohammedanern über den ganzen Orient eine schleichende Conspiration gegen die Christen oder Europäer bestehe, und daß sie ihr Heil von der in Europa überhandnehmenden Demagogie erwarteten, wodurch die europäischen Regierungen geschwächt werden würden. Gagern besuchte weiter Benares, Allahabad, Lucknow, Agra, Delhi u. s. w., also Städte, welche während der jetzigen Insurrection eine hervorragende Rolle spielen, über die aber seine Notizen, wie schon bemerkt, nur dürftig, doch auch in dieser Form dankenswerth sind; dann das Schlachtfeld Ferozeschah, die Städte Lahore, Umritsir u. s. w. im Pendschab, zuletzt Bombay, von wo er über Aden und Kairo nach seinem Adoptivvaterlande zurückkehrte. In Betreff des Suezkanals bemerkt Gagern, die Engländer seien nur deshalb gegen das Project eines Suezkanals, weil dieser Kanal, abgesehen von dem unverhältnißmäßig großen Kostenaufwande, für große Segelschiffe von wenig Nutzen sein werde, „wegen der langen und gefährlichen Fahrt durch das Rothe Meer und wegen der hier vorherrschenden heftigen Winde". Wiederholt spricht übrigens Gagern seine ungeheuchelte Bewunderung für die Briten aus, so wenn er in seinen Tagebuchblättern aus Kalkutta schreibt: „Meine Vorliebe für die Engländer als Nation und als Individuen wächst mit jedem Tage; man wird zur Anerkenntniß genöthigt, daß großartige Verhältnisse die Seele und den Geist erweitern."

Ende Juni 1847 war er wieder im Haag, und schon das folgende Jahr sollte ihm den Tod bringen. Das zehnte und letzte Kapitel behandelt dieses verhängnißvolle Jahr, das Jahr 1848. Wir vermeiden absichtlich, auf diese Partie tiefer einzugehen, um nicht an dieser Stelle zum politischen Raisenneur zu werden. Nur ein Urtheil Friedrich von Gagern's über die „Deutsche Zeitung", der wir selbst während ihres Bestehens innig verbunden gewesen sind, möge hier mitgetheilt sein: „Die «Deutsche heidelberger Zeitung»", schreibt er unterm 14. Mai aus dem Haag, „lese ich mit großer Aufmerksamkeit und bewundere ihre Haltung und Consequenz. Sie ist ganz dazu geeignet, den ernsten und denkenden Theil der Nation, die Gebildeten im doctrinären Sinne, zu leiten. Ihrem Urtheil über unsere auswärtigen Verhältnisse stimme ich in allem bei. Was ihr fehlt, ist die Wärme und der Schwung, die Massen zu begeistern." Am 2. April schreibt Gagern der Vater aus Frankfurt an Fritz: „Heinrich, sich waschend, sehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung ungefähr: «Welche Zeiten, welche Armuth, daß ein so mittelmäßiger Kopf wie ich zu solcher Rolle kommt!»" Was des Generals Gagern vorzeitiges bedauernswerthes Ende im Gefecht von Kandern betrifft, so kommt sein brüderlicher Biograph zu dem Schluß, daß die Insurgenten ihn zwar nicht in der Action des Parlamentirens, „aber in einer infolge dieser Action ihm persönlich und in tückischer Absicht aufgenöthigten exponirten Stellung" getödtet hätten, daß seine Tödtung „ein als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter, feiger Mord" gewesen. Man kann diesen zu frühen Fall des Generals nur bedauern, denn er besaß selten so vereinte Eigenschaften: scharfen Verstand, mächtige Vaterlandsliebe, Geradherzigkeit, Consequenz und Festigkeit des Charakters, der auf sittlicher Grundlage ruhte, Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, persönliche Unerschrockenheit, reichste staatsmännische wie militärische Erfahrung und praktische Weltkenntniß. Vielleicht hätten ihm bei längerm Wirken gewisse zu doctrinistische Anschauungen, denen er sich trotz seines constitutionellen Liberalismus zuneigte, seine Störrigkeit im Festhalten gewisser politischer Voraussetzungen, sein kriegerischer Sinn und sein persönlicher Ehrgeiz gefährlich werden können. Aber wie Cavaignac*) scheint auch er jene Gabe der Selbstbeherrschung besessen zu haben, welche fähig macht, auch die stärksten Leidenschaften zu zügeln und sie höhern Zwecken unterzuordnen. Er bewies dies selbst im Gefecht von Kandern, wo er, um Frieden zu stiften und Bürgerblut zu schonen, sich zu sehr exponirte und sich dadurch den Tod zuzog. H. M.

*) Marquis Normanby erzählt in dem jetzt erschienenen ersten Bande seiner Schrift: „A Year of Revolution from a Journal kept in Paris 1848", Cavaignac sei vollkommen davon überzeugt gewesen, daß er sich nur dann halten könne, wenn er einen auswärtigen Krieg beginne. Cavaignac hielt Frieden und unterschrieb damit seine Abdankung. Aber man vergesse in Deutschland nicht, daß nicht jeder in gleicher Machtstellung und Alternative die Selbstverleugnung Cavaignac's besitzen möchte.

Eine Caricatur Luther's vom katholiſchen Tendenzſtandpunkt.

Eine Brautfahrt. Hiſtoriſcher Roman aus dem 16. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. Regensburg, Puſtet. 1857. 8. 27 Ngr.

Der ſchlimme Riß, den die Kirchenreform in das politiſche Gemeinweſen Deutſchlands gebracht hat, iſt nach vierthalb Jahrhunderten noch nicht überwunden und wird auch wol ſchwerlich ſobald überwunden werden. Allein ſo weit ſollten wir nach 340 Jahren am Ende doch gekommen ſein, daß von einer feindſeligen Stellung der Parteien, wenigſtens im Gebiet der Wiſſenſchaft und der Kunſt, von der Schadenfreude am Verderben der andern und von der Luſt, ſich gegenſeitig zu beſchädigen, nicht mehr die Rede wäre. Doch umſonſt! Wie redliche und ausgezeichnete Geiſter auch im Laufe der Zeit an dieſem Reſultate wenigſtens ernſt gearbeitet haben, es iſt bei dem im vermeintlichen Recht rückſichtslos verſeſſenen deutſchen Geiſte vergebliche Mühe geweſen; die beſten Männer predigten tauben Ohren und die verſtändige Partei, welche wenigſtens eine Fuſion der Geſinnung empfiehlt, wenn die der Ueberzeugungen nicht zu erlangen iſt, findet heute nirgends Anklang oder Zuſtimmung. Die Sache iſt ſchlimmer als je; wir haben ſeit Herder, Jacobi und Mendelsſohn in dieſem Punkt ſelbſt weſentliche Rückſchritte gemacht, denn die von den Kanzeln verdrängten Schmähreden ſind in die Literatur übergetreten, welche im 18. Jahrhundert wenigſtens für ein neutrales Gebiet galt, und die Politik, die Kunſt, die Geſchichte ſelbſt ſtreiten um den Vorrang darin, welche von ihnen dem confeſſionellen Widerſacher den meiſten Schaden zuzufügen vermag. Es iſt dahin gekommen, daß man zweifeln kann, ob es überhaupt eine deutſche Geſchichte gebe, wenn die Männer, welche die eine Hälfte Deutſchlands als den Stolz und die Koryphäen deutſchen Geiſtes verehrt, von der andern Hälfte deutſcher Nation für nichtswürdige Betrüger und Verderber der deutſchen Nationalität erklärt werden können. Hier verſagt uns ſelbſt die Hoffnung des Beſſerwerdens ihre Hülfe und dumpfe Verzweiflung am deutſchen Geiſte faßt uns an! Das Recht der Ueberzeugungen wird hier zu dem Rechte der Selbſtzerſtörung, und die Verachtung der übrigen Welt muß die Frucht eines ſolchen und ſo mißbrauchten Rechts ſein!

Ein Beweis von dem, was wir hier ausſprechen, findet ſich in dem vor uns liegenden merkwürdigen und beiſpielloſen Buche: einem Buche, das von Haß und Verleumdung gegen die großen Geiſter der Reformation, von der giftigſten Läſterung gegen den Stifter derſelben und von Verachtung gegen ſeine Anhänger in einer Weiſe überfließt, die glücklicherweiſe ſelten genannt werden kann. Wir überlaſſen es natürlich der katholiſchen Preſſe, ſolche Extreme des kirchlichen Parteigeiſtes zu analyſiren, und wenn ſie es vermag, ſie zu rechtfertigen; allein Proteſt müſſen wir erheben gegen die Verleugnung aller Gerechtigkeit und alles hiſtoriſchen Sinnes, von der dies Buch ein ſo merkwürdiges Zeugniß gibt. Wäre der Stifter der Kirchenreform in der That dies Urbild aller geiſtigen Beſchränktheit, aller Sinnenluſt, alles Unverſtandes, alles Schmuzes und aller Laſter, wie ihn der Verfaſſer darzuſtellen den Muth hat, ſo wäre die eine Hälfte deutſcher Nation, die ſich zu ſeiner Lehre bekennt, ein Haufen Sinnloſer, ſchlimmer als die Mormonen, die dem deutſchen Boden zur Schande gereichten und je eher je lieber von ihm vertrieben werden müßten! Wie iſt es nun möglich, daß der Autor zu ſolchem Reſultate ſeiner Studien kommen, ein ſolches Bild, das die Hälfte ſeiner Sprachgenoſſen aufs blutigſte verletzen muß, öffentlich auszuſtellen wagen konnte? Oder iſt auch dies zur Signatur der Zeit zu rechnen, gleich den „Salzburger Concilien" des nun verfloſſenen Jahres? Wir vermögen uns dieſe Frage nicht zu beantworten, ſind aber leider in der Pflicht, einige Züge aus dieſem Bilde, wenn auch mit widerwilliger Hand, unſern Leſern mitzutheilen, damit ſie an das Unglaubliche glauben.

Dr. Martin Luther wird uns alſo mit ſeinem Freunde Melanchthon auf der Brautfahrt von Wittenberg nach Schloß Arnſtein, um ſeine Braut heimzuführen, geſchildert. Er geräth hierbei mitten in das Lager der empörten Bauern, die unter Hilchen von Rothenecк's Anführung Klöſter und Stifte zerſtören, Mönche hängen und Nonnen entehren, heimlich von dem Reformator dazu aufgeſtachelt und in ihren Scheußlichkeiten von ihm vertheidigt. Gleich die erſten Worte Luther's ſind charakteriſtiſch: „Vermaledeite Beſtie", ruft er aus. „Alle Teufel ſind dieſer Schindmähre in den Bauch gefahren — hab' des Reitens ſatt"; worauf Melanchthon den Doctor zu beruhigen ſucht, dafür aber mit einem: „Du biſt ein Narr, Junge", belohnt wird. Wir bemerken, daß dies Verhältniß beider Männer ſich das ganze Buch hindurch gleichbleibt. Luther flucht immer, und Melanchthon, der ſeinen Zorn oder ſeine Furcht — denn der Doctor iſt zugleich der furchtſamſte der Menſchen — zu beſchwichtigen ſucht, wird ſtets von ihm mishandelt, obwol er wiederum geiſtig ganz von ihm abhängig iſt. Hierauf beginnt nun der Reformator ſein Lehramt unter den Bauern, über das Thema der Prieſterehe und des Glaubens, der zur Seligkeit genügt. Meiſter Philipp mahnt zur Nachgiebigkeit. „Was Nachgiebigkeit", fällt der Doctor ein, „wie dumm Ihr ſeid. Nachgeben? Gott bewahre mich vor ſolchen Eſelsohren, die auf des Teufels Nachgeben horchen! Wie oft muß ich es Euch in das Ohr ſchreien: der Papſt iſt des Teufels Gehülfe, der leibhafte Antichriſt, und Ihr muthet mir zu, dieſes Schurken Mund zu trauen? Wofür haltet Ihr mich?" Dann heißt es weiter: „«Gebt an», rief Knopf, «wie weit der Papſt voller Teufel iſt»? «Wie weit», lachte Luther? «Wollt Ihr ſie etwa austreiben? Der Papſt iſt ſo voller Teufel, daß er Teufel ſpeit, Teufel ſchneuzt und Teufel ſchweißt! Daher kommt, daß er behauptet, nicht jeder könne die Bibel verſtehen, während doch kein klarer Buch auf Erden iſt als die Bibel. Wer da lehret, nicht jeder Chriſtenmenſch könne ſie deuten, der gehört zur Heerde der Papſteſel, welchen der römiſche Antichriſt auftiſcht was er will, Diſteln, Dornen, Dr.., nur keine Wahrheit.» Damit trank Luther ſeinen Humpen aus u. ſ. w. Inzwiſchen erſcheint ihm ſelbſt der Teufel. Plötzlich ſprang er auf, ballte die Fauſt gegen die Zeltwand und rief wild aus: «Still, verfluchte Beſtie! Willſt du mir das Blut der Mönche aufbürden, Satan? Merk auf, Höllenhund, wie ich dich ſtracks mit der Bibel heimſchicke! Steh und antworte! Warum hat Gott ſeinem Volke befohlen, die Moabiter auszurotten und ihr Hausgeräth zu verbrennen? Antwort! Damit keine Spur des alten Götzendienſtes übrig bleibe. Sind aber die römiſchen Bräuche nicht ärger und heidniſcher als die der Moabiter? Hat Rom nicht teufliſchere Baalsdiener und werkheiligere Heuchler? Rede, ſprich, halte Stand, Beelzebub! Ja, du nimmſt reißaus und läßt»" .... u. ſ. w. Doch alle dieſe Roheiten werden noch bei weitem überboten, die Läſterungen und die beſtändige Teufelsfurcht, das Fluchen und Trinken des Doctors ſind noch nichts gegen die ſcheußlichen Lehren in Kirchenſachen, die ihm in den Mund gelegt werden. Hier heißt es denn z. B. von der Ehe: „Das verſteht ihr nicht! Die Ehe iſt ein äußerlich leiblich Ding, wie jede andere Hantierung. Wie ich mag mit einem Juden, Türken, Heiden eſſen, trinken, ſchlafen; alſo mag ich auch mit ihm ehelich werden. So ein Mann ſein Weib verläßt, hat er Gewalt eine andere zu nehmen: Abraham hatte mehrere Weiber; David hatte ein Dutzend und war ein frommer Chriſt; Salomo beſaß hundert. Willſt du frömmer und weiſer ſein als dieſer?" Ferner: „Der Glaube allein macht ſelig ohne die Werke", ruft der Doctor, worauf ihm Dominicus das „ἐὰν μὴ διὰ πίστεως" als irrig ausgelegt entgegenhält und der Doctor ruft: „Was, mit griechiſchen Brocken wollt Ihr mir kommen? Damit bleibt daheim: ich verſtehe weder Griechiſch noch Hebräiſch, will Euch aber doch begegnen. Wollt Ihr mit ſolchen Fuchsſchwänzen mich narren? Soll ich Eures Jacobus Strafepiſtel anhören? Sogar verpflichtet iſt der Chriſt, das Gute zu un-

terlaſſen; denn gut Werk aufs beſte gethan, iſt eine tägliche Sünde nach dem ſtrengen Gericht Gottes! Aufs Rathhaus mit den Zehn Geboten! An den Galgen mit dem Moſes!" u. ſ. w. Doch wir fürchten, den Ekel unſerer Leſer zu erregen und enden mit den Citaten aus dieſem „unerhörten" Buche. Uns allen iſt bekannt, daß der Eifer des Streits den großen Reformator in ſchriftlichen und mündlichen Aeußerungen oft weiter führte als er ſelbſt gehen wollte, daß er in ruhigern Stunden manche dieſer Aeußerungen milderte, ja offenkundig zurücknahm. Dergleichen Stellen aus ſeinen Schriften nun aus ihrem Zuſammenhang herauszureißen, zu verdrehen und grell auszumalen, wie der Verfaſſer fortwährend thut, und die Unthaten der Empörer ihm zur Laſt zu ſchreiben, iſt ein Verfahren von ſo bodenloſer Unredlichkeit, daß wir darüber kein Wort verlieren dürfen. Es zeigt eben die völlige Abweſenheit alles Rechtsgefühls wie alles wahren Verſtändniſſes der Zeit und ihrer Ausdrucksweiſe. Der Verfaſſer aber benutzt eine eifrig aufgeſuchte Sammlung ſolcher Stellen, um uns den Reformator als einen ſtets fluchenden, von Teufelsfurcht geplagten und zum Unmaß Wein vertilgenden Tollhäusler darzuſtellen, an deſſen Unzurechnungsfähigkeit niemand zweifeln kann, und malt uns in den Greueln, welche ſeine Anhänger verüben, aus, was er von denen hält, die des Doctors Lehre bekennen. Daß dies im Jahre des Heils 1857 in Deutſchland öffentlich geſchehen kann, dies wahrlich iſt ein Gegenſtand, aller Bewunderung würdig! Fürwahr, es werden Bücher in Deutſchland gedruckt, die es einen Patrioten beklagen laſſen möchten, daß wir die Zeiten der Cenſur überwunden haben.*) Der Roman endet damit, daß Luther, der durch ſeine Läſterungen bei einem Gelage ſeiner Anhänger ſelbſt dieſe rohen Geſellen aufs äußerſte empört, der Lebensgefahr nur durch die ſchleunigſte Flucht entgeht und mit ſeiner Verlobten glücklich nach Wittenberg entrinnt.

Die Epiſoden und die Nebenperſonen der Erzählung gewinnen uns wenig Intereſſe ab. Melanchthon iſt nichts als ein geiſtiger Knecht des Doctors, dem er aber doch zu rechter Zeit mit ſeinem Wiſſen aushilft, ſtets zur Milde geneigt und deshalb ſtets von Luther mishandelt. Katharina von Bora ſelbſt iſt eine ſchwankende und geiſtesarme Perſon, die zwiſchen Kloſtergelübde und Ehefreuden nicht zu wählen weiß. Der Feldhauptmann der Bauern, Hilchen von Rotheneck, Giſela's Liebhaber, wird ſeiner eigenen Sache zuletzt untreu und dafür von einem wilden Bauernführer erſchoſſen; Giſela von Hohenfels ſelbſt geht in ein Kloſter und wird Aebtiſſin, ihr Vater fällt im Kampfe gegen die Bauern. Bei ſo großer Verirrung des Wiſſens und des Geſchmacks, wie ſie den Charakter dieſes Buchs bildet, iſt es nur zu bedauern, daß der Verfaſſer ſich hier und da zu lebendiger Zeichnung von Perſonen und Situationen befähigt zeigt und die Anſicht erweckt, er würde, wenn er einem geſchichtlichen Stoff vorurtheilsfreie und ernſte Studien zuwendete, etwas Befriedigendes zu leiſten im Stande ſein. Als ein trauriges Opfer ſeiner confeſſionellen Vorurtheile können wir ihn mithin nur beklagen.

Er verheißt weitere Zeitgemälde dieſer Art und bezeichnet die „Brautfahrt" als den erſten Theil derſelben. Der Geiſt der Wahrheit und der Schönheit, von dem die Dichtung ein Abglanz ſein ſoll, bewahre uns und ihn vor fernern Verirrungen dieſer Art. Wunderbar! Derſelbe Mann, dem wir dies zurufen müſſen, verſichert uns in einer wohldurchdachten Vorrede ſeiner ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit bei Erforſchung der Thatſachen, auf welchen ſeine Erzählung beruht, und iſt überzeugt, die ſtrengſte Kritik in aller Ruhe erwarten zu können! So macht Gewöhnung Thoren aus uns allen und unſere eigene Vertiefung trägt die Schuld an unſern Irrthümern! Wir aber fragen, ob der Autor denn keinen Freund fand, der auch nur einen Zweifel in ſeiner Seele wach rief, und ob er ſich niemals die Frage vorlegte, wie es wol heute mit der deutſchen Bildung, auf die wir ſo ſtolz ſind, ſtehen würde, wenn Klopſtock und Herder, Goethe und Schiller, Leſſing und Tieck in ſeinem Sinne katholiſch geſchrieben hätten.

Doch genug! Wir entlaſſen dies Buch in ſehr ernſter Stimmung, vielleicht ernſter als nöthig iſt. Allein bei Betrachtung des tiefen Schadens in unſerm Volksthum, auf den dies Buch uns wieder einmal aufmerkſam gemacht hat, iſt es doch eigentlich ſchwer, einen hinreichenden und wirkſamen Troſt zu finden, um ſo ſchwerer, als wir auch von der Hoffnung Abſchied nehmen müſſen, die von den beſten Geiſtern angeſtrebte Fuſion der kirchlichen Geſinnung werde dereinſt die Stelle jener Einheit der kirchlichen Ueberzeugungen zu vertreten im Stande ſein, die in Deutſchland wol für immer ein frommer Wunſch bleiben muß. Allerdings fließen die Quellen der Wahrheit im Streite friſcher und reichlicher, als in der Ruhe und Selbſtbeſchauung; allein wenn im Volke dieſer Streit die Fahnen und Farben des grimmigſten Haſſes, der vollſtändigſten Verblendung und der Verleugnung alles Rechtsgefühls annimmt, wie in dem vorliegenden Buche der Fall iſt; dann iſt es erlaubt, für den Bildungszuſtand und das ſittliche Gleichgewicht eines ſolchen Volks ernſten Beſorgniſſen den Zugang zu öffnen, wenn wir nicht vorziehen, den Trägern dieſer Fahnen und Farben die Pforten des literariſchen Marktes für immer zu verſchließen. L.

*) Jetzt iſt gar eine zweite Auflage des Buchs erſchienen, wie wir ſoeben leſen. D. Red

Notizen.

Martin F. Tupper's „Proverbial Philosophy".

Unter den Völkern aller Zeiten fanden und finden ſich Einzelne angeregt das Ergebniß ihrer Betrachtungen des Lebens in ſeiner mannichfaltigen Thätigkeit zuſammenzufaſſen in kurzen Sprüchen, und ſie als eine Gedächtnißtafel, als Kanon, den Mitlebenden und Nachkommenden zu Nutz und Frommen, zu Förderung der irdiſchen Wohlfahrt zu übergeben. So bewahrt die Bibel den Prediger und die Weisheit Salomonis, das Buch Sirach u. a., wie denn überhaupt die Dichter und Weiſen des Orients uns manches Buch der Betrachtungen hinterlaſſen haben, von denen Friedrich Rückert uns einen Theil, z. B. „Die Weisheit des Brahmanen", zugänglich gemacht hat. Die Engländer in ihrem durchweg praktiſchen Sinne, aus der Erfahrung, dem Erlebten das Princip nothwendiger Bedingung für echtes und rechtes Sein zu conſtruiren, ſind jener weitalten Richtung des denkenden Menſchengeiſtes treu geblieben, und was ſie Philoſophie nennen, liegt ziemlich weit ab von der deutſchen Abſtraction, die emſig ſelbſt nach dem Unfindbaren ſucht. Dennoch hat auch der Deutſche ſeine Lebensweisheit. Seine alten Dichter entwickelten ſie aus den Fabeln einer ältern Zeit, und möge „Reineke Fuchs" angehören, welchem Volk er wolle, der Deutſche hat ein Recht, ihn ſein Eigenthum zu nennen. Für unſere Zeit hat Goethe ihn dazu gemacht, und Goethe, der mit beiden Füßen feſt im Leben ſtand, iſt mit den Tauſenden ſeiner Sprüche der Lebensweisheit dem Engländer am nächſten verwandt. Leopold Schefer's „Laienbreviер", ein Buch der innern Beſchaulichkeit, gehört der deutſchen Sentimentalität an, wie ſie als einſeitige Richtung im allgemeinen wol als überwunden angenommen werden kann, denn die Zeiten ſind nicht danach angethan, der Sentimentalität das Scepter in die Hand zu geben. Des Briten Tupper „Proverbial Philosophy", die jetzt unter dem Titel „Sprüche der Lebensweisheit von Martin F. Tupper. Nach der dreiundzwanzigſten Auflage des engliſchen Originals frei bearbeitet" (Hannover, Meyer, 1858) auch deutſch erſchienen ſind, machen weniger Anſpruch auf innere Beſchaulichkeit. Dieſe iſt vielmehr durchweg Folge der äußern Anſchauung, aber ſo edel, ſo großartig, oft ſo erhaben, wie wir das bei den Dichtern und Propheten des Orients zu finden gewohnt ſind, und da das Buch in England bereits die dreiundzwanzigſte Auflage erlebte, ſo iſt das ſchon Zeugniß genug für deſſen Gediegenheit, denn der Eng-

länder haßt den Schein. Die Sprüche ſind in zwei Abtheilungen zerlegt, von denen mit Einſchluß der beiden Einleitungen die erſte einundvierzig, die andere vierundzwanzig Gegenſtände behandelt. Der Raum verſtattet hier nicht, dieſelben nachzuweiſen; ſchwer iſt es auch, Einzelnes herauszuheben, weil damit das Uebrige zurückgeſetzt erſcheinen könnte. Nur im allgemeinen ſoll hier geſagt werden, daß mit dem Buche die unerſchöpflichſte Quelle zu weiterer Entwickelung jedes einzelnen Spruchs geboten iſt. Die Menſchen, ſagt man, jagen gegenwärtig andern Gütern als denen der Weisheit nach. Nun ja! Aber den Jagenden ſteht vollzählig die Schar jener gegenüber, die da weiß, daß die irdiſchen Güter nur ſolchen wahrhaft zugute kommen, welche in ihnen das rechte Lebenstheil zu ſuchen und zu finden verſtehen. Mögen alle dieſe das Buch ſich empfohlen ſein laſſen! *) 1.

The man's house is his castle.

Von der Strenge, mit der man in England dieſen echt engliſchen Rechtsſatz aufzufaſſen und aufrecht zu erhalten pflegt, erzählt F. Hirt, fürſtlicher Criminalrath in Gera, in ſeiner Schrift „Der Hausfrieden, deſſen Störung und das Hausrecht" (Leipzig, Wengler, 1858) folgenden, ſchon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgekommenen Fall, welcher J. L. Delolme's Werk: „Constitution de l'Angleterre" (Amſterdam 1771), entnommen iſt: Ein Gerichtsbeamter kommt, um einen Mann wegen irgendeines Vergehens zu verhaften. Der Verhaftbefehl hatte jedoch den kleinen Formfehler, daß er den Titel des zu Verhaftenden nicht ganz richtig angab, indem derſelbe als Esquire bezeichnet war, während er den Titel Knight führte. Dieſer wies deshalb den Befehl zurück. Der Gerichtsbeamte aber, da ſonſt der Name richtig bezeichnet und ein wirklicher Irrthum in der Perſon nicht vorhanden war, wollte der unbedeutenden Kleinigkeit wegen ſeine Beute nicht fahren laſſen und drohte mit gewaltſamer Arreſtation. Der zu Verhaftende und ein Nachbar deſſelben, welcher von dem Hergange der Sache unterrichtet war, bedeuteten ihn, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Der Nachbar drohte, den Angegriffenen nöthigenfalls zu vertheidigen. Der Gerichtsbeamte ſtand nicht ab, und der Nachbar des Knight that, was er verheißen hatte, und ſchoß endlich den Beamten todt. Das Schwurgericht ſprach den Thäter frei. Der präſidirende Staatsrichter benutzte eine Förmlichkeit des Proceſſes, um die Sache zur Entſcheidung des oberſten Gerichtshofs von England zu bringen. Aber auch der oberſte Gerichtshof, alle Oberrichter von England — Männer, deren ſeltene praktiſche Tüchtigkeit, Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe wol niemand bezweifelt — ſprachen jenen Nachbar vollſtändig frei, und zwar mit der lobenden Motivirung, „daß er auf löbliche Weiſe die gemeine Freiheit und die perſönliche Sicherheit ſeiner Mitbürger gegen rechtswidrige Gewalt geſchützt und ſich um dieſelbe wohl verdient gemacht habe". Daß man auch in Frankreich einer ähnlichen Anſicht huldigt, beweiſt wol die Freiſprechung der Angeklagten im Joſſieu'ſchen Proceß, über welche manche deutſche Criminalrichter bedenklich den Kopf geſchüttelt haben mögen. Im übrigen empfehlen wir die genannte Hirt'ſche Schrift, welche das zweite Buch ſeiner „Erfahrungen eines Criminalbeamten" bildet, als eine lehrreiche Lectüre, wie wir dies ſchon früher mit dem erſten Buche „Der Diebſtahl" gethan haben. Es iſt höchſt wünſchenswerth, daß die Rechtswiſſenſchaft, „deren Aufgabe es iſt, die wichtigſten Güter des Menſchen, Leben, Ehre, Freiheit, Hab und Gut zu ſchützen", durch ſolche populäre Schriften im Volke weiter verbreitet werde, denn wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, die Zeit iſt vorbei, „in welcher nicht nur jede Wiſſenſchaft ſich ſtreng von der andern abſchloß, ſondern ſich auch jedem Laien gegenüber mit dem Nimbus des Geheimniſſes umgab". Der Verfaſſer, der, nebenbei geſagt, auch in Deutſchland gegen jeden Hausfriedensbruch im äußerſten Falle auch die Anwendung der äußerſten Mittel für gerechtfertigt hält, beſitzt die Gabe klarer populärer Darſtellung in hohem Grade und weiß ſeine Behauptungen ſtets durch die ſchlagendſten Beiſpiele zu ſtützen und zu verdeutlichen. H. M.

*) Uebrigens dürfte der orakelhaft prophetiſche Ton, womit Tupper oft die einfachſten Gedanken in das etwas fremdartige Gewand einer rhythmiſchen, parallelliſirenden, verſöhnlich abgetheilten Proſa hüllt, bei den Deutſchen, die Aehnliches wol ſchon öfters erlebt haben, weniger Anklang finden als bei den Engländern, denen dieſer Ton etwas Neues zu ſein ſcheint. Dem Propheten Jeſaias ſtand dieſer rhythmiſche Parallelismus ganz vortrefflich; für unſere Zeit hat er aber doch etwas Künſtliches, Anachroniſtiſches und Manierirtes. Doch was könnte in unſerer eklektiſchen und blaſirten Zeit nicht Glück machen? Die 23 Auflagen, die das Buch in England erlebte, beweiſen es. Mit dieſer Bemerkung ſoll dem ſittlich und geiſtig anregenden und oft erhebenden Inhalt des Buchs durchaus nicht zu nahe getreten ſein; ſie bezieht ſich nur auf die exceptionelle Form, die ſchwerlich in einer der europäiſchen Literaturen Bürgerrecht erwerben dürfte. D. Red.

Bibliographie.

Gottſchall, R., Neue Gedichte. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Grohmann, A. F., Das Schwurgericht. Abhandlung. Schwerin, Stiller. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Henſel, Luiſe und Wilhelmine, Gedichte. Herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Rauh. 1857. 16. 20 Ngr.

Heſſemer, F. M., Neckiſche Tanzgeſpräche. Ein poetiſches Frag- und Antwortſpiel. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 32. 10 Ngr.

Horn, M., Erzählungen und Humoresken. Zwei Bände. Zittau, Pahl. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jäger, A., Der Pfarrer und ſein Sohn. Ein Bild aus dem 30jährigen Krieg im Elſaß. Heidelberg, C. Mohr. 1857. 8. 8 Ngr.

Jahrbuch deutſcher Dichtung herausgegeben von K. Weller. 1857. In zwei Theilen. 1ſter Theil. Gedichte. Leipzig, Hübner. 8. 15 Ngr.

Katzenberger, M., Wiſſenſchaft vom logiſchen Denken. 1ſter Theil. — A. u. d. T.: Die Grundfragen der Logik. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kuh, E., Gedichte. Braunſchweig, Weſtermann. 16. 20 Ngr.

La Rochère, Gräfin Eugenia de, Rom. Erinnerungen aus dem Gebiete der Religion, Geſchichte und Kunſt während des franzöſiſchen Feldzuges in den Jahren 1849 und 1850. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Baron von S. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lewald, Fanny, Die Reiſegefährten. Roman. In zwei Bänden. Berlin, Guttentag. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Lloyd's illustrirte Reisebibliothek. Der Orient. I. — A. u. d. T.: Aegypten. Reisehandbuch für Aegypten und die angränzenden dem Pascha unterworfenen Länder von M. Busch. Mit 14 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plane von Kairo. Triest, Direction des oesterreichischen Lloyd. Br. 8. 2 Thlr.

Meyer-Merian, T., Johanna oder Himmel und Erde aus dem Leben eines Weibes. Eine Erzählung. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Entgegnung auf des Herrn Dr. A. Geiger, Rabbiner der Synagogengemeinde zu Breslau, aufgefundenen Briefwechsel über den Austritt aus dem Judenthume. Von einem Laien. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Gutachten der theologiſchen Facultät an einen hochwürdigen Kirchenrath von Baſel betreffend die Stillſtellung des Herrn Candidat W. Rumpf jünger. Baſel, Bahnmaier. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Dieses Blatt hat den Zweck, als vermittelndes Organ zu dienen zwischen dem deutschen Buchhandel, von dessen Thätigkeit es Zeugniß ablegen soll, und dem bücherkaufenden Publicum, dem es über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur eine Uebersicht geben will, die es Jedem leicht macht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben. Das Blatt will außerdem die literarische Anzeige, welche bisher in vielen, oft wenig zugänglichen oder ungenügend verbreiteten Organen zerstreut, und in diesen natürlich auch nur als Nebensache behandelt war, concentriren, und dadurch für den Literaturfreund leichter zugänglich und besser übersichtlich machen. Das Ganze wird in einen redactionellen Theil: die Rubriken „Literarische Notizen" und „Neue literarische Erscheinungen", und in einen Inseratentheil: die Rubrik „Literarische Anzeigen", zerfallen. Während sich für die letztere die Art der Auffassung aus dem Charakter der literarischen Ankündigung von selbst ergibt, wird der „Central-Anzeiger" in der Behandlung seines Stoffes im redactionellen Theile die Mitte halten zwischen der bibliographischen Uebersicht, welche nur die Titel verzeichnet, und der kritischen Beurtheilung, welche den innern Werth abschätzt, indem er durch sachlich erläuternde Bemerkungen auf das Wichtige unter den neuen Literaturerscheinungen aufmerksam machen, und die Gesichtspunkte, aus welchen die Bücher zu betrachten sind, näher erörtern soll.

Das Blatt erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Die soeben erschienene erste Nummer ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch.

Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersetzt von **Georg Rosen.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 16 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Diese aus Indien stammende Märchensammlung bildet ein ebenbürtiges Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" und verdient deshalb von allen gelesen zu werden, die sich an jener ergötzt haben. Bisher in Deutschland nur in dürftigem Auszuge veröffentlicht, ist das „Papagaienbuch" jetzt von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen (gegenwärtig königl. preußischem Consul in Jerusalem) nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male vollständig ins Deutsche übersetzt worden. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht darin, daß dem Leser in demselben keine verwässerte und durch moderne Anschauungen entstellte Bearbeitung, sondern eine das Original möglichst getreu nachbildende, die orientalische Färbung nicht verwischende Uebertragung dargeboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Halbleinwand 23 Thlr. 15 Ngr., in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.

Prachtausgabe roh 45 Thlr.

Diese zehnte Auflage des **Conversations-Lexikon**, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem **Nationalwerk der Deutschen** geworden ist und vor allen directen und indirecten Nachbildungen stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann **in allen beliebigen Terminen** folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;
in einer neuen Ausgabe in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein **Ergänzungswerk** von zugleich **selbständigem Werthe** gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1857 in **monatlichen Heften** zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boutigny (M. G. H.), Studien über die Körper im sphäroidalen Zustande. Neuer Zweig der Physik. Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt von L. Arndt. Mit 27 Holzschnitten. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses rasch in **drei Auflagen** erschienene Werk behandelt die unter dem Namen des **Leidenfrost'schen Phänomens** bekannte Erscheinung, und bietet eine systematische Darstellung aller der Versuche, welche der Verfasser seit zwanzig Jahren über dieselbe angestellt hat, nebst andern in Deutschland, England, Frankreich ꝛc. ausgeführten. Die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Ausgabe nach neuen Zeichnungen hergestellt und mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem jetzigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 21. Januar 1858.

Inhalt: Johann Gottlob Regis Lebens- und Charakterskizze. Von Karl Eitner. — Zur Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit — Brehm's afrikanische Reiseskizzen. Von K. O. Brandes. — Aeltere Satiren gegen die Geistlichkeit. — Rosenwalles. Von Karl Gustav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Johann Gottlob Regis.

Lebens- und Charakterskizze.

Es sind bereits über drei Jahre verflossen, daß eine der letzten geistigen Notabilitäten Breslaus, deren Grundrichtung noch dem großen Zuge der Goethe-Schiller'schen Literaturepoche angehörte, dahingeschieden ist. Das Schicksal, während seines Lebens von nur sehr wenigen wahrhaft gekannt zu sein, scheint Regis auch nach seinem Tode getreu zu bleiben. Denn obgleich seine Leistungen als Uebersetzer, soweit sie der Oeffentlichkeit vorliegen, anerkannten Rufes genießen, und noch einige seiner ältesten Jugendfreunde, zumal in seinem Vaterlande Sachsen, leben, die am besten Auskunft über sein früheres Leben und Wesen zu geben vermöchten, so hat sich doch unsers Wissens bisher noch keine Stimme ausführlicher über seine Gesammterscheinung als Mensch vernehmen lassen. Und doch würde nur dies im Stande sein, sein Andenken auch dem größern Kreise der Gebildeten zu empfehlen. Denn so hoch man auch seine Verdienste als Uebersetzer anschlagen mag, so sind diese allein doch nicht hinreichend, ihm eine allgemeinere Theilnahme und Würdigung zu verschaffen, theils weil Stoff, Geist oder Form der von ihm gewählten fremden Autoren unserer heutigen Lebens- und Bildungssphäre ziemlich fern liegen, theils weil seine urthümlich energische Sprach-, besonders Versbehandlung dem jetzigen Geschmacke nicht zusagte. So eigengeartet aber war er auch in seinem ganzen persönlichen Wesen. Wie alles, was er sprach, selbst das Unbedeutendste, unter allen Umständen das vollste, gediegenste Gepräge seines augenblicklich erregten Innern an sich trug, so geschah auch alles, was er that, nur auf eigenen innern Antrieb, nie durch fremden äußern Einfluß oder weil die Zeit und das Herkommen es geboten. Kurz, er war, was Goethe mehrmals mit dem Ausdrucke „eine Natur" im Gegensatze zu bedingter erscheinenden Persönlichkeiten bezeichnet.

Referent hat während einer Reihe von 18 Jahren mit Regis in engerm freundschaftlichen Verkehr und vertrauter Mittheilung über die beiderseitigen Lebens- und Geistesinteressen gestanden und war Zeuge von dessen letzten Lebenstagen. Er glaubt sich also nicht ganz unberufen, wenn er, in Ermangelung des competentern Wortes irgendeines der ältern Freunde des Dahingeschiedenen, dem er bisher nicht vorgreifen wollte, es unternimmt, eine Skizze von dem Leben und dem Charakter des seltenen Mannes, soweit die persönliche Kenntnißnahme zureicht, zu entwerfen. Er hofft durch diesen Versuch, so unvollkommen er auch aus Mangel an Raum wie an biographischem Material ausfallen mag, einen kleinen historischen Beitrag zur Kenntniß eines bedeutenden Individuums zu liefern.

Johann Gottlob Regis wurde 1791 am 23. April (einem Tage, der mehreren vielgefeierten Menschen, wenigstens der Sage nach, das Leben oder den Tod gegeben, z. B. Rafael, Shakspeare, Cervantes u. a.) zu Leipzig geboren, wo sein Vater ein sehr geschätzter Prediger an der Nikolaikirche war. Letzterer, dessen Regis stets mit großer Liebe und Verehrung gedachte, wie selbst schriftliche Aeußerungen bezeugen, scheint ihm nächst einer der leipziger Stadtschulen den ersten Unterricht ertheilt zu haben. Die höhere Schulbildung erhielt er in der Klosterschule zu Roßleben, wo er mehrere Freundschaftsbündnisse mit Studiengenossen knüpfte, die zum Theil bis an das Ende seines Lebens fortdauerten, und woselbst er auch Herder sah, der seinen dort befindlichen Sohn besuchte, und dessen Erscheinung bleibenden Eindruck auf ihn machte. Von 1809—12 besuchte er die Universität in Leipzig, um die Rechte zu studiren, erlangte darin auch am Ende dieses Zeitraums die Magisterwürde, scheint sich aber schon währenddessen, wenigstens nach seinen Collectaneen zu urtheilen, der Lectüre der classischen Autoren in ihrem Nationalidiom, sowie vorzugsweise der unserer großen Literaturepoche, die gerade damals eben noch in lebhafter Strömung begriffen war, mit Vorliebe zugewandt zu haben. Dieses und daß er sich bis nach den Kriegsjahren noch in seiner Vaterstadt aufgehalten, geht hervor aus einer beiläufigen mündlichen Aeußerung, daß er während der Kanonade der Schlacht bei Leipzig, auf dem Sopha hingestreckt, den Petrarca gelesen. Nach dieser Zeit muß er bis wenigstens zum Jahre 1820 Halle zu seinem Aufenthaltsorte

erwähnt haben; denn das im Beſitz des Referenten befindliche Manuſcript „Zweiundſechzig Tage vom Sommer 1819. Schweizerreiſe, aufgezeichnet 1819 von Johann Faber" zeigt, daß dieſe Fußreiſe von dort ausgeht und nach dahin als einer lieben Heimat („wo mein eigener Herd iſt, wo ich ſagen kann, daß ich bleiben und ausruhen darf und Herr ſein!") zurückgeht. Laut Mündlichem hat er dort unter anderm auch eine Zeit lang die alten Claſſiker in der Waiſenhausausgabe corrigirt, wahrſcheinlich hat er auch hier noch die Ueberſetzung des Shakſpeare'ſchen Stücks „Timon" ausgearbeitet, welche 1821 als achtes Bändchen der zwickauer „Taſchenbibliothek der ausländiſchen Claſſiker" im Druck erſchien. Mit dieſem erſten öffentlichen Auftreten ſcheint alſo ſeine Selbſtbeſtimmung zum Ueberſetzer entſchieden zu ſein, wie ſeine Hinneigung dazu ſich ſchon in obenerwähnten Collectaneen in häufigen Copien fremdſprachlicher Originalſtücke nebſt deren in parallelen Columnen beigefügten beſten Ueberſetzungen ausſpricht. Den „Aphorismen" — einem Quaſi-Gedenktagebuch, in welchem den meiſten der einzelnen Abſätze das Datum des Niederſchreibens beigefügt iſt, und das vom Herbſt 1809 bis zum 27. Januar 1854 reicht, alſo ſieben Monate vor des Verfaſſers Tode, und zwar mit dem kurzen, tragiſchen Gedanken: „Eine Nacht ohne Schlaf iſt wie ein Winter ohne Schnee", abſchließt — und ſeinen Shakſpeare- und Griechengedanken zufolge haben ihn in den Jahren 1820 und 1821 die Werke Homer's, Shakſpeare's, Cervantes' und Arioſto's „Raſender Roland" (letzterer als Wiederholung ſchon frühern Leſens deſſelben) beſchäftigt. Außerdem ſcheint ſich während ſeines Verbleibens in Halle durch mehrfache Ausflüge in die Umgegend, beſonders ins Thüringiſche, ſein angeborener Natur- und Wanderſinn bis zu jener Schweizerreiſe erweitert zu haben. Am Schluſſe derſelben erwähnt er bei Weimar, daß er nun zum ſiebenten male daſelbſt angelangt ſei; während die „Aphorismen" der Zeit nach (dem Raume, d. h. der Seitenfolge nach iſt es umgekehrt, da die Daten von 1850 an rückwärts geſtellt ſind) mit einer Reflexion über den „Erſten Spaziergang nach Weimar, Herbſt 1809", beginnen. Die Schweizerreiſe mochte, wie ſie überhaupt ſein ganzes Weſen ausgeweitet hatte, wol auch manches in ihm zur Reife gebracht haben, was bis dahin nur erſt als Streben und Wollen in ihm gährte. Auf erſteres deutet er wol ſelbſt hin, wenn er gegen den Schluß derſelben in ſeiner ihm ſchon damals eigenen, einfach ruhigen Weiſe ſagt: „Bring' ich doch ſo manches mit, das erſt fertig werden ſoll, was nicht in Worte geht, was ich weiß und keiner mir anſieht von außen. Ich hoffe, es ſoll widerhalten und nachwärmen in dunkeln Stunden, wenn mich frieren wird." In Rückſicht des andern Punktes könnte wol der „Timon" die Frucht eines durch das Anſchauen der Alpenwelt zur Ausführung erſtarkten Vorſatzes ſein. Die Darſtellung der Reiſe ſelbſt iſt das Product einer von innen ſtämmenden Reife, die, wenn ihr auch im Betreff des Stils ein Muſter zu Grunde liegt, doch rückſichtlich der Denk- und Anſchauungsweiſe von einem ureigenen Lebensquell zeugt. Hier in Halle mag auch nach den großen Anſchauungen der Reiſe die Idee, Meiſter Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" nachzubilden, zum Entſchluß gereift und vielleicht zum Beginn der Ausführung gediehen ſein, da er dies Werk gegen Ende der dreißiger Jahre eine zwanzigjährige Arbeit nannte, und einmal erwähnte, daß ihm das franzöſiſche Original noch in Leipzig als zufälliger Fund bei einem Antiquar in die Hände gekommen ſei.

Regis ſagt einmal in den „Aphorismen": „Für das größte Pathengeſchenk, das die Vorſehung dem geboren werdenden höhern Menſchen machen kann, muß ich es erkennen, wenn ſie ihm gleich die rechten congenialen Lehrmeiſter in den Hauptzweigen als Jugendfreunde zur Seite ſtellt." Als ſolche Hauptzweige nennt er „die Griechen" und die „Naturwiſſenſchaft". „Im Uebrigen", fährt er fort, „mir ſelbſt Bahn zu brechen, war ich ſchon von Natur angelegt." Als ſolche Jugendfreund-Lehrmeiſter waren in dieſer Epoche für letztere Wiſſenſchaft K. G. Carus, der rühmlichſt bekannte Pſycholog und Phyſiolog, der Miteingeborene Leipzigs und alſo wahrſcheinlich der älteſte wiſſenſchaftliche Jugendfreund von Regis, die Kenntniß der Griechen anbetreffend, wol Schneider, ſpäter Profeſſor an der Univerſität zu Breslau, zu nennen. Der „Schweizerreiſe" nach blieb es dieſer auch in Halle, wo jedoch, nach mündlicher Mittheilung, Regis in den Geiſt der Griechen, beſonders des Ariſtophanes, von dem in der gelehrten Welt durch ſeine Schrift „Ueber die dochmiſchen Verſe der Tragiker" bekannten Profeſſor A. Seidler eingeführt wurde, welcher Wohlthat er immer mit beſonderer Anerkennung und Dankbarkeit gedachte. Von anderm, nicht minder anerkanntem Einfluſſe auf ihn ſcheint in Halle der Umgang mit Dieh geweſen zu ſein, einem Landſchaftsmaler, der, ohne als ſolcher Ruf zu erlangen, ſich wol mehr nur durch eine allgemeinere geiſtige Bildung vor Menſchen ſeines Fachs ausgezeichnet hat. Denn Regis erwähnte ſeiner oft und mit Liebe (auch in der „Schweizerreiſe") und theilte den Freunden gern ein Manuſcript von demſelben mit, das einen geiſtreichen Commentar von Goethe's „Weiſſagungen des Bakis" in damaliger naturphiloſophiſcher Anſchauungsweiſe enthielt. Was die obige Schlußbemerkung: „Im Uebrigen" u. ſ. w. anbetrifft, ſo bezieht ſich dieſe wol dem Gegenſtande nach auf ſein Studium, hauptſächlich der Dichterwerke in neuern Sprachen, der Art nach aber auf die Selbſtändigkeit, mit der er dergleichen Studien betrieb, was eine Briefſtelle kurz ausdrückt: „Gott ehr' mir die Autodidakten", ſowie eine Stelle in den „Aphorismen": „Ueber das Glück, Autochthon (hier wol: urſprünglicher, nicht auf andere fußender Selbſtdenker) und Autodidakt zu ſein, geht doch nichts!"

Zwiſchen den Jahren 1821—25 haben wir Regis in Dresden und Berlin zu ſuchen, wo er ſich als privatiſirender Gelehrter aufhielt. Am dauerndſten verweilte er wol an erſterm Orte, wegen der Schätze der dortigen Bibliothek, wahrſcheinlich um die Hauptſtudien zu ſeiner Rabelais-Ueberſetzung zu machen. Dort war

es wol auch, daß er zum Zwecke einer Preisbewerbung den zweiten Geſang des Byron'ſchen „Childe Harold" in der Form des Originals übertrug, natürlich aber ohne den Preis zu erhalten, da bei aller ſonſtigen gediegenen Uebertragungsweiſe ſeine Naivetät in Behandlung der Form ſich durchaus nicht mit den Anforderungen bei einer Preisbewerbung vertrug. Von Berlin aus ſcheint er, wie auch wol ſchon von Dresden aus nach Hamburg (im Jahre 1822), einen Ausflug nach Greifswalde gemacht zu haben, wie aus einer Reflexion über den Eindruck des Anblicks der See hervorgeht. Aus dieſen Jahren ſchreiben ſich wahrſcheinlich eine Anzahl poetiſcher Kleinigkeiten her, meiſt rhapſodiſch-lyriſcher Natur, die in K. Kraukling's „Dresdener Morgenzeitung" unter angenommenem Namen erſchienen. Denn bei allem ſonſt von ihm Hervorgebrachten, was nicht directe Nachbildung eines fremden großen Originals war, ſetzte ſeine Beſcheidenheit ſolchen Zweifel in ſeine productive Kraft oder in die Gültigkeit ſeines Urtheils, daß er ſogar ſeine nur ſelten in die Commentare oder Gloſſarien zu ſeinen Ueberſetzungen eingeſchobenen eigenen Bemerkungen entweder gar nicht oder nur durch eine ſcherzhafte Unterſchrift, wie „Anmerkung des heftigen Freundes" oder dergleichen, bezeichnete. Vor ſeine übrigen ſtets zum Drucke bereit gehaltenen Manuſcripte ſetzte er den Pſeudonamen Johann Faber; vor ſeine Ueberſetzungen jedoch immer ſeinen wahren Namen, den er ſelbſt bei dem Erſtlinge derſelben, dem „Timon", nicht verleugnete. Ja, bei den ſpätern hegte er ein ſolches Selbſtgefühl, daß er ſie, ſogar wo dies nicht nöthig war, qua Original citirte.

Vom Jahre 1825 datirt ſeine Ueberſiedelung nach Breslau, das er bis zu ſeinem Tode 1854 zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt erwählte und nur wenige male und auf ſehr kurze Zeit verlaſſen hat. Eine Tour ins Schleſiſche Gebirge, ein Beſuch Berlins und ein zweimaliger Aufenthalt beim Fürſten von Carolath wären allein als Veranlaſſungen größerer und längerer Entfernung zu nennen. Seine Vaterſtadt hat er, ſoviel bekannt, ſeitdem niemals wiedergeſehen. Hier war nun ſeine Welt; in Breslaus Weichbild und ſeinen nächſten Umgebungen war von nun an, mit den genannten wenigen Ausnahmen, der Kreis ſeiner äußern Anſchauungen eingeſchloſſen. Hier ſah man ihn aus ſeiner letzten Wohnung zu ebener Erde, die er ein Vierteljahrhundert behauptete und worin er drei oder vier Beſitzer des Hauſes überdauerte, Tag für Tag, jahraus jahrein, wenn ihn nicht etwa ein Beſuch verzögerte, regelmäßig zur geſetzten Zeit ſeine ſtundenlangen Gänge im Freien antreten, wovon er ſich bei ſeiner kernfeſten Conſtitution nur in den ſchlimmſten Witterungsfällen abhalten ließ und auch dann wenigſtens ſich in irgendein Leſelokal begab, um die gewohnte Zeitungslectüre zu abſolviren. So ſah man ihn alle Nachmittage, eine ſtattliche, ſehr wohlproportionirte Geſtalt, ſtets in demſelben Anzuge, einem langen dunkelgrünen Surtout — der, wenn er abgetragen war, jedesmal durch einen ganz ähnlichen neuen erſetzt wurde —, die Hände mit dem ſtarken Bambusſtabe, dem, ſo oft es nur die Jahreszeit oder das Wetter geſtattete, ſich ſein Hut beigeſellte, hinter dem Rücken, in würdevoller Haltung und gemächlichen Schrittes zu irgendeinem Thore hinauswandeln. Faſt alle Welt kannte den Mann, der trotz des ganz kahlen Scheitels meiſt unbedeckten Hauptes, ſo einſam bedächtig und doch ſo frei und unbefangen umherblickend, durch die Menge dahinſchritt: aber es wußte niemand ihn zu nennen, nicht wer er war, noch was er trieb. Genug, er gewährte eine Erſcheinung von ganz eigener Iſolirtheit und Selbſtändigkeit. Diejenigen aber, welche erfuhren, daß er dieſe einſamen Gänge durch Feld und Wald, oft auf den ungebahnteſten Pfaden, je nach der Jahreszeit bis tief in die Nacht fortſetzte, daß er, endlich heimgekehrt, noch bis 3 Uhr arbeitete und nach einem reichlichen Schlafe, wie er ihn liebte, erſt um 12 oder 1 Uhr mittags aufſtand, die mußten freilich irre an ihm werden und nur den gelehrten Sonderling in ihm erkennen, für den er im Munde der Leute galt. Wer aber in den Nachmittagsſtunden an ſeinen Fenſtern vorüberging, der ſah oft an einem derſelben einen kahlen, glänzenden Scheitel, von nur ſpärlichen weißen Locken umkränzt (was ſchon in ſeinem fünfundvierzigſten Jahre, in welchem ihn Referent kennen lernte, der Fall war), über irgendein Buch gebückt, bisweilen unterſtützt von einer Hand, die eine Feder zum Notiren oder Schreiben in Bereitſchaft hielt. Dann fuhr wol das Haupt unerwartet in die Höhe und blitzte den Vorübergehenden faſt gebieteriſch aus zwei geiſtvollen Augen an. Unbeſchreiblich aber iſt der gewinnende Ausdruck, den die charaktervoll ſchöne Phyſiognomie des Antlitzes annahm, wenn ſein Blick in dem Vorübergehenden einem Befreundeten begegnete. Denn dann zerfloß die Strenge des Sinnens in die verklärende Heiterkeit des Wohlwollens, und das Zunicken war voll liebenswürdiger Anmuth wie die edle Freundlichkeit der Lippen. Trat man aber bei ihm ein, ſo gab ſich bald ſeine Gemüthsinnerlichkeit in ungeſuchten Worten kund, und man empfand ſogleich, daß es keine Phraſe ſei, wenn man ſich wegen etwaiger Störung entſchuldigend zur Antwort erhielt: eines Menſchen Antlitz und lebendige Rede habe in ſeiner Schätzung unendlich mehr Werth als ein erſt zu beſchreibendes Blatt. Der vermeinte Stubengelehrte verſchwand in kurzem und an deſſen Stelle trat der Mann von rein menſchlichem Intereſſe, genug eine volle, vollblütige Menſchenexiſtenz. Ein eben zum erſten male ihm Vorgeſtellter äußerte im Weggehen: „Nein, dieſer Blick, mit dem er mich durch und durch zu ſchauen ſchien; es war, als wollte er mich auf das Gewiſſen fragen: biſt du auch dem Geiſte, von dem du Zeugniß zu geben verſuchſt, wirklich treu?" Und ein anderer meinte, er möge von Regis nicht mehr Abſchied nehmen, weil dies von ſeiten deſſelben immer ſo energiſch geſchehe, als gelte es auf Leben und Tod.

So war er, und die beiden Aeußerungen ſind höchſt bezeichnend für ſein Weſen, wie ſich dies, nicht abgekältet durch Herkömmlichkeitsformen, ſondern nur modificirt durch die perſönliche Würde ſeiner Erſcheinung, ſo urſprünglich als möglich kund gab. Dies urſprüngliche Ge-

bahren, dieſe aus einer tiefern Lebensidee quellende Entſchiedenheit ſcheint ihm von ſeinem Vater angeſtammt geweſen zu ſein, nach einem Zuge, den er von dieſem mittheilt, als beide („in meiner Jugend") von dem Begräbniſſe der Mutter kamen:

Ich war untröſtlich und weinte heftig, daß nun die Mutter da unten lag! Was that der Vater? Wir gingen eben über den Jahrmarkt, wo die Töpfer ihre Waaren ausgeſtellt hatten. Er kaufte mir eine Kugel von Thon und ſprach: „Die Sparbüchſe gebe ich dir"; that einen Louisdor hinein und warf ſie dann auf die Pflaſterſteine, daß ſie in tauſend Scherben zerſprang. Nun wies er auf das Gold am Boden und ſagte: „Nimm's auf, und bewahre dir's ſo! Was liegt an der Büchſe?"

Und in ſeinen „Aphorismen" macht er einmal ſeiner ſatiriſchen Galle Luft gegen die „Secundärmenſchen", die von allem oberflächlich, aber mit Geſchick zu ſchwatzen wiſſen, im Gegenſatze zu denen von „primärem Lebensgefühl". Für dieſe, meint er, röche die Sphäre jener ſchon von weitem nach Stroh; ſie aber ſeien immer froh, weil es Stroh immer und überall gebe, und ſchließt mit den Worten: „In der intellectuellen Sphäre ſtehen ſolche bisweilen ſehr hoch." Regis war demgemäß nicht gerade karg mit Worten, aber er war ſparſam damit im Geſpräch wie in der Schrift. Er gehörte nicht zu den verſchloſſenen Naturen, zu den ſtummen Theilnehmern im Umgange, denn dazu war ſein Weſen zu wahr, frei und offen. Weil aber die beiden Pole, um die ſich ſein ganzes Denken und Empfinden bewegte, nur Natur und Geiſt, und dieſe nur den entſprechenden Polen der Außenwelt zugewandt waren, ſo blieb ihm die dazwiſchenliegende Welt des Conventionellen beinahe ganz unbekannt und alſo gleichgültig. Wenn ihn daher nicht beſondere Achtung bewog, bei einem Geſpräch aus dieſer Sphäre ſich den Schein einer Theilnahme abzunöthigen, ſo war dieſe ſicher bei ihm eine mehr ſtumme, oft durch Abſeitgedanken unterbrochene; oder wurde ſie ſich zu äußern hervorgerufen, ſo war er in ſeiner Gereiztheit doch gewandt genug, um durch ein Wort des Witzes, das ihm trotz alles humanen wohlwollenden Weſens doch ſtets zu Gebote ſtand, den gewöhnlichen Ernſt der Trivialität zu kreuzen oder zu brechen. Dieſe ſeine Eigenthümlichkeit, geiſt- und markloſes Geſpräch nicht ertragen zu können, verleidete ihm die ſogenannte gute Geſellſchaft dermaßen, daß er unter anderm mit wohlwollendem Zwange gleichſam in den Kreis einer Familie gezogen, deren Haupt ein hochgeſtellter Beamter und damals renommirter Schriftſteller war, der aber in der Unterhaltung das Licht ſeiner allerdings in jeder andern Art ausgezeichneten Bildung etwas ſtark und mit einer faſt unglaublichen Volubilität geltend machte, den dringendſten Einladungen nur zweimal nachgab, alle fernern jedoch ein für allemal entſchieden und ſtandhaft ablehnte. Solcherlei zog ihm natürlich den Tadel des Mangels an Lebensart und unverbeſſerlicher Sonderlingslaunen zu. Selbſt gelehrte Geſellſchaften, wie z. B. die vom Profeſſor L. Wachler gegründete „Philomathie", von welcher auch Regis, nebſt den ihm mehr oder minder befreundeten Profeſſoren Paſſow, Schneider, David Schulz, Daniel von Cölln, Rohowsky u. a., Mitglied war, konnten ihm keine dauernde und regelmäßige Theilnahme abgewinnen, theils weil die Mittheilungen und Beſprechungen daſelbſt für ihn zu ſehr ins gelehrte Syſtematiſche fielen, und dies nannte er „unbelebend, inſipid", theils weil der Beſuch ihn in ſeiner Tagesordnung ſtörte, die ſich nach den Jahreszeiten richtete, und alſo von ſeinem geliebten Verkehr mit der Natur, von ſeinen Wanderungen abhielt.

Im Freien noch mehr als in ſeiner Behauſung zeigte ſich ſeine Erſcheinung, ſein Geiſt liebenswürdig, weil er ſich hier ganz zwangsfrei fühlte. Man kann ſagen, er hielt ſich mehr in der Natur auf als in ſeinem Zimmer, ſolange nur irgend die Jahreszeit kein Veto einlegte. Das Zimmer war gleichſam nur ſein Aſyl für den Schlaf und wenn er es mit Quartanten und dickleibigen Lexicis, mit Feder und Tinte zu thun hatte. Solange er beides nicht nöthig hatte, verließ er gern ſeine vier Wände, und nie ſah man ſein Antlitz frohgemuther erglänzen, als wenn er die Schäfer'ſche Ausgabe des Homer, die Fleiſcher'ſche des „Don Quixote" oder dergleichen in die weiten Rocktaſchen hinabgleiten ließ, das Portefeuille zu ſich ſteckte und den Hut und den ihm ſeit 20—30 Jahren treu gebliebenen, ſehr ſtarken Bambusſtock zum Ausgehen ergriff. Mit einem tiefen Athemzuge ſchien er dann gewöhnlich beim Heraustreten aus dem Hauſe das allgemeine Element zu begrüßen, indem ſich die Augen aufwärts umherwandten, obgleich ſein Hinterzimmer die Ausſicht auf die baumreiche Stadtpromenade und den breiten Strom nach der ſchönen Dominſel gewährte, und er all deſſen Fenſter am Tage faſt immer offen hielt. Doch wir wollen, ehe wir ſein Treiben im Freien anſchauen, noch einige Augenblicke bei der Einrichtung ſeines Heimweſens verweilen.

Ein bekannter Touriſt und Schriftſteller, der auch Regis beſucht hatte, wollte es dem Referenten nicht glauben, als dieſer ihm ſpäter beiläufig mittheilte, daß jener bei ſeinen Arbeiten außer Kaffee und Waſſer nur Wein getrunken habe. Er hatte dem Manne, da weder ſein kräftiger Körper noch die Art ſeiner Arbeiten eines beſondern Stärkungs- oder Reizmittels zu bedürfen ſchienen, nicht ſolchen excluſiven Geſchmack zugetraut, vielmehr dem Eindrucke ſeiner häuslichen Erſcheinung gemäß, in ihm einen Gelehrten altväteriſchen Andenkens, der aus Grille oder Noth in ſaloper Entſagung verkommen ſei, zu finden gewöhnt, und nicht einen, den ein Fürſt von Carolath ſeines freundlichſten Verkehrs würdigte und ihn aufſuchte, ſobald er in Breslau einkehrte. Und allerdings bedurfte es eines von ſeiner Umgebung abſtrahirenden, das rein Perſönliche und Geiſtige der Erſcheinung mehr berückſichtigenden Eingehens, als ein einmaliger, conventioneller, nur auf den allgemeinen Befund gerichteter Beſuch geſtattet. Denn das Zimmer, in das man zunächſt eintrat, da es zu ebener Erde lag und ſeine Fenſter auf eine ſehr ſchmale Straße gingen, hatte nur zu Zeiten volles Licht und war ſtets mit einer ſichtbaren oder wenigſtens ſtark riechbaren Tabacks-

atmoſphäre erfüllt; die nur eben nöthigen ſchlichten Möbel aber zeugten von altem Herkommen und unausgeſetztem Gebrauch, wie beſonders Form und Zuſtand des Sofas bekundeten. Nur die Wände waren mit vielen Büdern, meiſt Bildniſſen bedeutender oder befreundeter Menſchen in Kupferſtich, Steindruck und Zeichnung verziert. Da ſah man Rafael und Michel Angelo, Dante und Shakſpeare u. ſ. w. in verſchiedenen Darſtellungen, zum Theil von berühmten Künſtlern; in der letzten Zeit auch die Componiſten Mozart, Bach, Haydn und Beethoven. Goethe aber war in dieſem und dem hintern Bibliothek- und zugleich Schlafzimmer in faſt allen vorhandenen plaſtiſchen und maleriſchen Abbildungen zu ſchauen: im Vordergemach auf dem Secretär in Rauch's großer Büſte, die von dem jahrelangen Tabacksdampf ganz bronzefarbig, faſt mumienbraun geworden war, und in dem hintern, luftig gehaltenen, je nach Umſtänden bald auf einem Spiegeltiſchchen, bald auf dem großen Arbeitspult die bekannte Statuette von demſelben Meiſter in ihrem nur vom Alter modificirten urſprünglichen Tone. Sogar Medaillen fehlten nicht: genug, man nahm einen förmlichen Goethe-Cultus wahr, ſelbſt wenn man in der dunkeln Region über dem Secretär den längſt vertrockneten Kranz nicht von der Stirn der Goethe-Büſte unterſchieden hätte. Unterhalb dieſer, auf dem Sims des Secretärs, ſtand ein von Regis liebevoll gearbeitetes, zierlich modellirtes Wachsbildniß ſeines frommen zarten Landsmannes Gellert, in einen käſtchenartigen Rahmen unter Glas gebracht. Unter den Wandbildern befanden ſich auch Schiller's Schädel im Kupferſtich, ein paar kleine Oellandſchaften von ſeinem Freunde Dietz und in letzter Zeit die ſchönen Stiche nach den Giebelfeldern des neuen dresdener Theaters von Rietſchel, dem Schwiegerſohne ſeines Freundes Carus. So hatte der einſam Lebende ſich mit allem, was ihm lieb und werth war, umgeben und ſeine „Einſiedlerklauſe", oder wie er ſie bisweilen auch ſcherzhaft nannte, ſeine „Bärenhöhle" ausgeſchmückt, vorzüglich auch die zu ſinnlichem Anſchauen um ſich verſammelnd, deren Werke ſeine Hauptgeſellſchaft ausmachten, die ihm nächſt der Natur höchſten Genuß gewährten und ihm ſtets als Quelle des Nachdenkens und geiſtiger Selbſtthätigkeit gedient hatten. Sein Secretär, das nahe Fenſterbret, auf welchem, wie ſchon berührt, die Vorübergehenden ihn oft ſchreiben ſahen, das anſtoßende Spiegeltiſchchen waren mit Scripturen und Büchern, beſonders Lexicis bedeckt; die beiden Tiſche vor dem Sopha und an der Wand außer mit der Kaffeemaſchine, unter welcher das Lämpchen brannte bis er ausging, mit verſchiedenem Trinkgeſchirr und gewöhnlich mit einer Flaſche Wein beſetzt. Denn beliebig trank er während des Arbeitens Kaffee, Waſſer oder Wein ſchluckweiſe durcheinander; ſelten traf man ihn beim Verzehren einer trockenen Semmel an. In Bezug hierauf ſagt er in den „Aphorismen": „Muſik iſt mir lieber als recitirendes Schauſpiel. So überwiegt auch ſchon phyſiſch mein Trinktrieb bei weitem den des Eſſens!" Das Merkwürdige aber iſt — und deshalb iſt ausführlicher davon die Rede geweſen —, daß an dieſer Vernachläſſigung des Aeußern weder cyniſches Gelehrten-Philiſterthum, noch zu heftige, alles Aeußere überſpringende Gedanken-Präoccupation ſchuld war. Denn ſobald du auf ſein kräftiges „Herein!" eingetreten warſt und er ſich zu deinem Empfange vom Schreibtiſche erhoben hatte, war er mit ſo voller Seele bei dir, als habe er nur auf dein Kommen gewartet. Ebenſo leicht wie die Feder, legte er den Gedanken beiſeite und nahm ihn, ſobald du den Rücken kehrteſt, ebenſo gelaſſen wieder auf, als ſei unterdeſſen nichts vorgefallen. Nur intime Bekannte bat er wol einmal, die begonnenen Perioden beenden zu dürfen. Und von dem Moment an, daß dies geſchehen, keine Spur weiter von Pedanterie, von Geiſteseingenommenheit. Sein Arbeiten nannte er nur ſein „Sichentlangweilen".

Führte nicht blos ein eiliges Geſchäft einen Beſucher zu ihm, ſo war das Nächſte nach den erſten gegenſeitigen Erkundigungen, daß er die Thür zu dem zweiten Zimmer öffnete und ihn einlud, wenn er nicht zu ſitzen vorzog, mit ihm zu beſſerer Unterhaltung durch beide Zimmer auf und ab zu wandeln; „denn der Menſch ſei zum Wandeln gemacht, dabei ſtocke Blut und Nervenäther am wenigſten". Und nun erging er ſich mit dem Beſucher in Ernſt und Scherz, und ſeine intenſive geiſtvolle Lebensanſchauungsweiſe wußte dem von dieſem matter Geſchauten durch hinzugefügte Licht- und Schattenſtriche, durch eigenthümliche Drucker nachzuhelfen. Antheil nehmend, wohlwollend folgte er dem Geſpräch ſeines Gaſtes in das Gewirre des Lebens, in ſeine Familienleiden und -Freuden; nur durfte man ihn nicht mit Syſtematiſchem, Dogmatiſchem oder Ideologiſchem behelligen, worüber er in Verzweiflung gerathen konnte. So geſchah es einſt, als zwei ſeiner Freunde bei ihm ganz zufällig auf ein grammatiſches Thema verfallen waren und dies mit Eifer etwas ſtrenger durchfochten, daß, indem der eine ſich entfernte, er mit dem eben angezogenen Stiefel heftig auf den Boden ſtampfte und nach einem tiefen Athemzug ausrief: „Nun, Gott ſei Dank, daß endlich dieſe Tortur ein Ende hat!" Ebenſo war er den Philoſophen von Fach, ſelbſt den griechiſchen, abhold, wie aus ſeiner ſehr ironiſchen Tagebuchbemerkung bei Gelegenheit der Vorleſung einer Ueberſetzung des ſechsten Buchs der „Republik" des Plato, von ſeinem Freunde Profeſſor Schneider, hervorgeht. Desgleichen goutirte er auch die feinen philologiſchen Unterſcheidungen im Gebrauch der Partikeln nicht, und nannte ſich deshalb geradezu einen Nichtphilologen. Denn überhaupt beruhte ſeine Sprachkenntniß mehr auf einer angeborenen ſchnellen Auffaſſungskraft des Idiomatiſchen und einer durch eine gewaltige Ausdauer in der Lectüre erlangten Routine, als auf einem ſyſtematiſchen Sprachſtudium, und war wol urſprünglich veranlaßt durch den tiefen Drang, ſich in dem großen Gebiete der Gedanken- und Anſchauungswelt der vorzugsweiſe das Schöne darſtellenden Geiſter der alten und neuern Zeit vollkommen einheimiſch zu machen. In dieſem Sinne heißt es in ſeinen „Aphorismen":

Ich kann wohl sagen, daß ich einmal als Mumie, durchspritzt mit den feinsten Aromen der edelsten Classiker dieser Erde, in mein Grab werde gelegt werden, denn mein Fleisch ist ganz durchdrungen davon, weil ich mein ganzes Leben mit nichts anderm genährt habe. Und da mögen denn die Eisenkärrner über dieser Mumie in Gottes Namen hinpusten.

Der Seitenblick am Ende ist deshalb mitgegeben, weil er die erhabene, kräftig humoristische Weltanschauung und Ausdrucksweise Regis' besser charakterisirt, als es viele Worte vermöchten. Bei Dichtern war es der Wohllaut, der Ton, die Euthythmie, was ihn nächst der Originalität ihrer Anschauungswelt und Gedanken besonders anzog. Er sagt daher a. a. O.:

Homer, Bojardo, Ariosto und überhaupt wahre Klangdichter kann ich unmöglich anders lesen und genießen als laut und am liebsten im Freien. Zeitungen liest man wol still; aber das hat ja viel zu viel Glieder, zu viel Leben, es will die Flügel dehnen (ἔπεα πτερόεντα) wie der Schmetterling an der Sonne. Nur auf der Wärme lebendiger Menschenzunge entbindet sich ganz diese Weinblume.

Beide angeführten Stellen geben zugleich die bezeichnendsten Proben von seinem pathetisch-witzigen Bilderstile. Aus dieser Vorliebe für die „Klangdichter" erhellt, warum er nie dazu zu bewegen war, die herrliche deutsche Epenwelt des Nibelungenliedes u. s. w. zu lesen, die doch innerlich so viel organisch feiner angelegt ist als selbst Ariosto, geschweige die fast maschinenartig rohe Welt des Bojardo. Aber von jenem stieß ihn das ihm ungebildet Scheinende der Sprache ab, sowie das Unausgeführte. Wenn man sich wundert, wie sich mit jener Vorliebe der Geschmack für Rabelais und Bojardo vertrage (denn das Urtheil über dessen Wohllaut scheint eine Verwechselung mit dem der italienischen Sprache überhaupt), so ist darauf zu antworten, daß Regis als kritisch und literarhistorisch nicht geschulter Kraftgeist nur die Extreme zu schätzen wußte: einerseits das höchste Kunstvollendete, andererseits das Naturderbe, Naive in seiner unmittelbaren Ausdrucksweise, und je humoristisch-burlesker diese war, desto mehr.

Aus den angeführten Gründen gab er den Griechen und unter diesen dem Homer vor allen den Vorzug, weil sich in ihm Kunst und Natur zu größter Harmonie verbinden. Zu Aristophanes verhielt sich wie zu Rabelais Regis, eigenes geistiges Wesen am homogensten. Dann folgten die italienischen Epiker. Dante liebte er wegen dessen Geistesadel und der Stärke seiner Gedanken und Anschauungen; doch beklagte er sich oft über das mittelalterlich-scholastische Element in ihm. Die Lyriker der Italiener und Spanier (wie im allgemeinen auch die der andern Nationen mit Ausnahme der deutschen) liebte er nicht, weil sie ihm entweder zu zerflossen, oder zu spielend, oder zu gekünstelt, im ganzen also zu leer waren. Die Sonette Michel Angelo's und Shakspeare's haben ihn offenbar zum Uebersetzen angezogen, weil bei beiden der Ausdruck ihres tiefsten Innern das Forminteresse überwiegt. Calderon erwähnte er kaum, dahingegen „Don Quixote" sein häufiger Begleiter war. Zu verwundern war, daß er den Wohllaut in Camoëns' „Lusiaden" übersah und sie nur eine gereimte Reisebeschreibung nannte. In der englischen schönen Literatur fand, von Shakspeare gar nicht zu reden, mit Ausnahme der Lyriker und Didaktiker (die er überhaupt nur in der griechischen Poesie als Dichter gelten ließ), so ziemlich alles Bedeutende seinen Beifall, sogar die Essayisten. Von den Römern las er in den spätern Jahren nur Virgil's „Georgica" wieder. Von ältern deutschen Werken kannte er nur den „Reineke Voß", den er wegen seiner objectiven Ironie sehr hoch schätzte und gern citirte. Daneben galt ihm noch Liscow etwas als der Geistesverwandte Swift's und seiner selbst, wie er in dem „Swift-Büchlein" der Uebersetzung einer Auswahl aus Swift's sämmtlichen Werken, so meisterhaft dargethan hat. War ihm doch schon in der Unterhaltung die Ironie eine Waffe, deren er sich gern und oft zur Abwehr des Ungebührlichen oder Geistlosen bediente, und er hatte über ihre Form („Stiletpolirtheit") so tief und fein gedacht als nur Jean Paul. Von neuern deutschen Classikern las und besaß er nur weniges außer Schiller und Goethe; von diesem letztern dafür aber auch nicht nur die kleinern ersten Gesammtausgaben von 55 Bänden in Octav und in zwei Bänden Großoctav, sondern auch einzelne der Werke in den Originalausgaben, wie er sie sich bei ihrem Erscheinen angeschafft, eine Separatausgabe der Gedichte, als Portefeuille mit Schloß und hinten angehefteten Schreibblättern gebunden, und sämmtliche bis zu der Mitte der dreißiger Jahre erschienene, als Beiträge zur Kenntniß des Lebens Goethe's dienende Schriften und Briefwechsel, die als Collection eine lange Reihe ausmachten und mit zu Regis' Goethe-Cultus gehörten.

Wir haben deshalb bei Regis' literarischen Zu- und Abneigungen so umständlich verweilt, weil der Leser, mit uns das Hintergemach betreten hatte, und dort die Gegenstände desselben in ihren besten Documenten, d. h. den werthvollsten Ausgaben, nebst den zu ihrem Verständniß erforderlichen besten Hülfsmitteln in zu paartausend Bänden die Repositorien erfüllen. Dann besonders deswegen, weil allerdings in diesem Interesse das Hauptlebensinteresse des Mannes enthalten ist. Denn wer, wie er, ohne alle verwandtschaftlichen Bande in der Welt dasteht, wer, begabt mit einem in jedem Sinne allzu reizbaren Gefühl und mit einer von Jugend auf nur auf Geistiges gerichteten energischen Innerlichkeit, verbunden mit einem Unabhängigkeitssinn, der keinerlei Zwang seines Wesens duldet, vor aller gewöhnlichen praktischen Berührung mit der Welt zurückscheut, der kann und will das Leben auf seiner Höhe und in seiner Tiefe nur durch den Concentrirspiegel auffassen, worin es die höchststehenden Geister der gebildetsten Zeiten und Völker reflectirt haben. Seine Zu- und Abneigungen hier und in der Außenwelt haben dieselbe Grundlage: jenes rasche Sichabwenden von allem Rohen, Gemeinen, Seichten und Erkünstelten, wie jene Liebe zu allem harmlos Naiven, Urkräftigen, human Gebildeten, in sich Harmonischen, von geistiger Freiheit und einem edlern Aufschwung Zeugenden.

Wir befinden uns also hier in keiner Bibliothek von

solchem Schlage, wie sie antiquarische Liebhaberei, leere Sammlersucht oder professioneller Bedarf aufstapeln, sondern in einer Versammlung von Geistern, die zu dem, der sie zu seiner Gesellschaft eingeladen, eine bis in ihre leisesten Laute lebendig vernommene Sprache reden. Regis lockte aus ihnen alles heraus, was herauszulocken war, und ließ sie dann, je nach Befund, entweder für immer ruhig stehen, oder wählte sie zu dauerndem Umgang, ganz so wie er es im Leben mit den Menschen machte. Er sagte einst: „Bücher betrachte ich wie Orangen. Hat man ihren Saft ganz ausgesaugt, so legt man von nur wenigen die Schale wegen des Nachduftes beiseite, von den übrigen wirft man sie fort.“ Und so that er in den letzten Lebensjahren. Mit Zurücklegung nur sehr weniger, ihm unentbehrlicher Werke in den schlichtesten Ausgaben und der Schriften von Freunden verkaufte er die gesammte Bibliothek um — eines Kindes willen, das, weil ihn sein Anblick bisher erfreut und es nun den Vater verloren hatte, er mit dessen Mutter zu sich nahm. Seine Freunde misbilligten den Schritt; er aber konnte nicht anders. Denn wie er selbst, von höchster Geistesreife, doch nur wie ein harmloses Kind, unkundig des Weltgetriebes um ihn, daß man oft staunte, wenn er unter der Menge einsam dahinwandelte, so zog es ihn zu der Unschuld der Kinderwelt, wie viele Tagebuchsbemerkungen bezeugen, und vorzugsweise hatte dieses Kind zuletzt seine ganze Seele gewonnen.

Ehe dieses specielle Verhältniß zu dem Nachbarkinde sich bildete, befriedigte er seine Kinderliebe auf seinen Spaziergängen. Da sah man den, der nie dem Gefühle Vater zu sein Gehör gegeben hatte, oft schon hinter seinem Hause, aus dessen Gärtchen ein Pförtchen auf die Stadtpromenade führte, stehen bleiben, um sich von einem rothwangigen Kinde das Händchen geben zu lassen, oder eine Gruppe spielender Kinder mit der Miene des innigsten Wohlgefallens lange unverwandt zu betrachten. Schon die „Schweizerreise“, dies früheste übrig gebliebene Document schriftlicher Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Gedanken (in seinem achtundzwanzigsten Jahre), enthält mehrere auf seine Kinderliebe bezügliche Stellen. Hatte er nun hinreichend seiner Neigung genügt, dann wandelte er ruhigen gravitätischen Schrittes weiter und weiter nach einem der etwa sich auf ein Dutzend belaufenden, von den Breslauern besuchten Lustörter, jeden Tag nach einem andern und nie auf demselben Wege zurück, auf dem er hingegangen war. Gern verweilte er unterwegs vor einer im Freien beschäftigten Menge, wie z. B. beim Ein- und Ausladen der großen Oderkähne, beim Sägen des Eises u. s. w., vor einem seltsam geformten Baum oder einer andern ungewöhnlichen Naturbildung oder in Betrachtung eines Luftphänomens vertieft. Regis' Naturſinn entsprang nicht, wie meist bei den Modernen, aus dem Gefühl des Gegensatzes seines Wesens zur Natur, sondern vielmehr aus dem der Zusammengehörigkeit, der Uebereinstimmung beider. Nicht eine unbestimmte Sehnsucht zog ihn, sondern ein unmittelbares Bedürfniß, wie Hunger und Durst, trieb ihn gleichsam zu ihr hin. Sein Naturgenuß bestand in dem befriedigten Einheitsgefühl seines Gesammt-Ichs mit dessen allgemeinem Träger. Auch darin wie in vielem andern zeigte sich sein Naturell als ein antikes, daß er, auch wenn ihn die Natur durch besondere Schönheit oder durch einen besondern Stimmungsmoment dazu aufforderte, doch nie sein Gefühl ganz darin aufgehen, sondern sogleich die objective Betrachtung eintreten ließ, indem er entweder Einzelheiten davon schärfer ins Auge faßte, oder ihr Verhältniß zueinander oder ihr Zusammenwirken zu dem bestimmten Totaleindruck erwog, oder diesen mit einer passenden Staffage belebte, oder endlich seine eigene dadurch erregte Empfindung zum Gegenstande des Nachdenkens machte. Daher vermeidet er es, sowol das Schöne der Natur als sein Gefühl dabei mit Worten zu schildern, die doch immer mehr oder minder ins Ueberschwengliche fallen. So sagt er, nachdem er des Rheinfalls bei Schaffhausen zum ersten mal ansichtig geworden, nur ganz lakonisch nach einer Reihe von Gedankenstrichen: „Nun war es gut!“ worauf er in noch einigen Reihen desgleichen sein Gefühl in sich fort- und ausklingen läßt. Sehr charakteristisch für Regis folgen im Verlaufe der weitern Lokalbeschreibung und daran geknüpfter Erwägungen die Worte: „Alles Herkömmliche wird hier mit einem male prächtig pulverisirt, und doch in äußerer Gesetzmäßigkeit, in einem Rahmen, der diese Stürme willig und blumig einfaßt.“ So nach dem Ueberblicken des Panoramas vom Rigi bei Sonnenaufgang: „Man fühlt hier oben mit einem male, daß man viel, sehr viel erworben hat, daß man gewaltig reich worden ist!“ Auf dem St.-Gotthard, in der Nähe der Teufelsbrücke, kommt ihm die Vorstellung: „Was es für ein Anblick gewesen sein muß, als sich die russische Armee unter Suwarow durch diese Klüfte schlug!“ und fährt dann fort:

Die Einbildungskraft wird zwischen diesen Massen vollkommen befriedigt. Es ist so wohlthätig, hier mit nichts mehr fürlieb nehmen zu dürfen, das Höchste leibhaft um und neben sich zu sehen! ... Hier sagt man sich: hier ist dein altes Erbe; das sind die Braven, die Unbezwinglichen. Hierher gehörst du!

Und bei Gelegenheit seiner letzten Tour ins Schlesische Gebirge (im Jahre 1837) bemerkt er:

Als ich jetzt nach mehrjährigem Darben in der Stadt und dem Einerlei ihrer flachen (!) Spaziergänge wieder zum ersten mal in die Gebirge trat, da durchwehte mich aus dieser Wald- und Wiesenwelt ein Athem, als wenn mein erhärtetes Schlackenerz wieder aufgeschmelzen würde, als wenn meine eigene Lebensquelle wieder jung hervorfließen wollte. („Man sehnt sich nach des Lebens Bächen“ u. s. w.) Aber mehr kann ich auch nicht darüber sagen, denn es ist unaussprechlich. Um es ganz zu genießen, hätte ich wol eigentlich ganz allein sein müssen. Ich glaube, ich hätte weinen können. Aber dann hätte sich auch bald meiner jene träumerische Erschlaffung bemächtigt, die in die Länge so lästig wird. Denn das ist immer die Wirkung der unbeseelten Natur, daß sie den Menschen nach und nach entnervt: indem er sich ihr ganz hingibt, muß er so lange sich aufgeben.

War nun unser Herkömmlichkeits-, Pedanten- und Philisterthumshasser an dem für heute vorgesetzten Orte

angelangt, ſo habilitirte er ſich an einem von dem Centralpunkt der Gäſte entlegenern Tiſchchen, rief nach Getränk, zog ſein Buch hervor, und vertiefte ſich bald in dieſes, bald ſchaute er naiv darüber hinweg in das Treiben der mit Taſſen, Gläſern und Zungen geräuſchigen Menge oder auf Kinder, die ſich durch Haſchen oder im Ringeltanz ergötzten. Wie oft ſchmolz ihm da Buch und Leben in Gedanken zuſammen, und man kann nach allem bisher über ihn Erwähnten ſchon im allgemeinen ſagen, daß er das Buch als Leben und das Leben wie ein Buch anſah.

Folgende Stelle aus dem „Homer-Journal" kann dafür zum Beleg dienen (den 16. Juni 1850):

Seltſames Zuſammentreffen. Ich ſitze da heute Vormittag (in ſeinen letzten Lebensjahren hatte ſich ſein ehemals ſo ſpätes Aufſtehen unerwartet in frühes, ja ſogar frühes Ausgehen verwandelt) auf einem Gartenſtuhl und leſe den Homer. Da kommt ein lahmer Gartenfeger mit ſeinem Beſen quer an mir vorbeigehinkt, und ſein bei jedem Schritt ſcharfſpreizig hinausſchiebender Poder iſt dabei in auffallend komiſcher Weiſe mit thätig. Kaum iſt er in einem Seitengange verſchwunden, ſo treffe ich im Weiterleſen auf die allernächſten Verſe, Ilias, I, 699—500 (nun wie gewöhnlich im Originale citirt und dahinter aus Voß' Ueberſetzung):

Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn wie Herhäſtos in emſiger Eil' umherging.

Man erſieht hieraus, wie recht Regis hatte, das Prädicat eines Philologen eifrig abzulehnen. Denn wenn ähnliche Aperçus auch unter die Ausnahmen gehören, ſo enthalten doch ſeine „Griechengedanken eines Deutſchen" auch nicht das Geringſte von echt philologiſchem Schrot und Korn. Auch dieſe Claſſiker lieſt er nur um ihres Geiſtes willen und ſpricht ſich über dieſen im allgemeinen oder bei einzelnen Stellen in ſeiner eigenthümlichen bilderreichen Weiſe aus, wie wenn er z. B. über Ariſtophanes ſagt:

Es iſt mehr eigentliche Erfindung in jeder ſeiner Komödien, als in allen Tragödien ſeiner Zeit zuſammengenommen. Sie ſind ein beißender Mauerpfeffer, der organiſch nur ſo an den Mauern der Stadt Athen wuchs und wachſen konnte. Hat es je größere Gelegenheitsgedichte gegeben? Wahre Naturproducte eines Staatslebens! Wie die Pholaden oder Bohrmuſcheln, die noch Goethe in den Tempelſäulen von Päſtum fand.

Wie er dergleichen nun in ſich zurechtlegte und verknüpfte, concipirte er auf ſeinen Wanderungen und notirte es wol auf den Stationen derſelben, um dann zu Hauſe dem Gedanken Form zu geben. Denn je nach der Dauer dieſer Gänge, die von vorausgegangenen Abhaltungen oder der Tageslänge abhing, beſuchte er oft mehrere ſolcher Orte, die unwegſamſten Pfade wählend, um ungeſtört laut leſen oder ſeinen Gedanken nachhängen zu können. An einem derſelben nahm er, oft ſehr ſpät, ſeine einzige Tagesmahlzeit ein. In vorgeſchrittener Jahreszeit verſchob er dieſe jedoch meiſt bis zu ſeiner Rückkehr in die Stadt, wenn nicht allzu lange Abhaltungen ihn nöthigten, ſie ſchon vor ſeinen Ausflügen abzuthun. Endlich in tiefſter Nacht zurückkehrend, beſuchte er noch irgendeinen Conditorladen, um bei einer Taſſe Thee oder einem Glaſe Grog die gewohnte tägliche Zeitungslectüre zu abſolviren. War das Wetter aber derart, daß es ihn durchaus verhinderte, ins Weite zu gehen, ſo ſetzte er ſich einen der Eiſenbahnhöfe zum Ziele ſeines Ausgehens, oder wie in den letzten Jahren, wo ſeine phyſiſche Kraft ſichtlich abnahm, irgendein entfernteres Reſtaurationslokal in der Stadt. Denn ohne „Luft gegeſſen" zu haben oder unter Menſchen geweſen zu ſein, durfte ihm ein Tag ebenſo wenig vergehen als „sine linea". Und ſo erhielt man nicht ſelten einen Brief, der aus dem und dem Bahnhofe oder von dem Fenſterbrett des und des Kellers datirt war. Und ebenſo wunderlich war es wol, ſeinen feurig blickenden Greiſenkopf in einem ſolchen Lokal dicht unter einer Glasflamme bei ſeinem Claſſiker ſitzen zu ſehen, ſein Glas vor ſich, Schreibtafel und Stift zur Hand, um aufzunotiren, als ſäße er daheim an ſeinem Schreibtiſche, unbeachtend den lauten Verkehr der Gäſte um ihn her, und unbeachtet von denen, die ſeine Gegenwart ſchon gewohnt waren, oder mit verwundertem, doch ehrfürchtigem Schweigen von den Uebrigen betrachtet.

War er nun endlich in ſeiner Zelle angelangt, ſo trug er erſt den Gewinn ſeiner Wanderungen zu Buche, d. h. mundirte die notirten geiſtigen „Ausdünſtungen", wie er früher die „Aphorismen" betitelt hatte, oder irgendeinen durch die Zeitungen veranlaßten Reimverſ (den er in ein Heft, „Jocoseria" benannt, niederlegte: „ich finge mir Holzſchnitte", ſagt er davon), oder führte ſie ſorgſamer aus. Dann brachte er die durchgefeilten Ueberſetzungen ins Reine (denn er copirte alle ſeine Arbeiten mit eigener Hand), oder ſchrieb Freundesbriefe, für die gar manche Notiz in die Schreibtafel gekommen war. Denn auch dieſe behandelte er nicht als blos nothwendige flüchtige Mittheilungen, ſondern als ihm Genuß gewährende Kunſtwerke, und in der That tragen ſie denſelben Witzlapidarſtil wie ſeine beſtelaborirten Aphorismen. Dies geſchah nun in ſeinem Hinter- oder Bibliothek- und Schlafzimmer am großen Pult, und oft hat ihn hier der wieder aufdämmernde Sommertag erſt ſchlafen gehen ſehen. Es war dies gleichſam ſein drittes Atelier, worin er dem, was er in dem Vorderzimmer, als erſtem, als ſein philologiſches Studium, als ſeine Berufsarbeit getrieben, oder in dem zweiten, der freien Natur nämlich oder irgendeinem öffentlichen Lokal, aus freiem Antriebe erſonnen, die letzte Politur gab. Sein ganzes Wachen war demnach, außer den wenigen Stunden des Freundesverkehrs, ein ſtetes Arbeiten, eine ſtete Geiſtesanſtrengung, die nur durch die Gelaſſenheit, mit der er alles betrieb — Queckſilbernaturen waren ihm daher durchaus zuwider —, gemildert wurde. Auf ihn war das Goethe'ſche „Ohne Raſt, doch ohne Haſt" anwendbar. Bei ſeiner Liebe zur Vollendung bis auf den Punkt überm i und weil er alles ſelbſt ins Reine ſchrieb (und er ſchrieb ſelbſt langſam, um niemals undeutlich zu ſein), war es auch ſo nur möglich, daß er ſo viel leiſtete, wozu noch kommt, daß er alles von ſich Gedruckte aufs genaueſte corrigirte. Und dieſes ſein hier dargeſtelltes tägliches Leben blieb ſich, nur modificirt durch die Jahres-

zeiten und Lebensaltersſtufen, im ganzen jahraus jahrein und an Feſt- wie an Werktagen gleich.

Hier iſt der Ort, uns ſeiner großen geiſtigen Thätigkeit durch Aufführung ſowol der veröffentlichten Werke in chronologiſcher Reihenfolge als auch der im Manuſcript hinterlaſſenen zu erinnern. Außer dem eingangs angeführten „Timon" von Shakſpeare und „Bemerkungen über Swift und ſeine Werke" (worin die Ueberſetzung einer ganzen ironiſchen Predigt enthalten iſt), in der von H. Wachler 1821 herausgegebenen „Philomathie von Freunden der Wiſſenſchaft und Kunſt" (III, 137 fg.), erſchien 1832 der erſte Theil der Ueberſetzung von Rabelais' „Gargantua und Pantagruel" (981 Seiten Text, in gr. 8.) und 1841 der zweite Theil dazu (Commentar, von nahezu 1800 Seiten in engem, nur halb ſo großem Druck als der erſte). Der Vollendung dieſes Werks hatte er — durch Vermittelung des damaligen Adjutanten Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelms IV., General von Below auf Ruzzau, einem der größten Kenner Rabelais' und der Rabelais-Literatur, der in einem Aufſatze dieſe Arbeit Regis' „einen neuen Triumph deutſcher Ueberſetzungskunſt" nannte — eine königliche Penſion von 300 Thalern, ſowie die Ernennung zum Doctor honoris causa von der Univerſität Breslau im Anfange der vierziger Jahre zu verdanken. Ohne jene Penſion aber hätte Regis, der zwar nur ſehr wenige Bedürfniſſe hatte, aber ſeiner Natur nach kein Oekonom im ſtrengſten Sinne ſein konnte, ſich bald der drückendſten Sorge preisgegeben geſehen, da über der ſo langjährigen Ausarbeitung dieſes Werks ſein väterliches Vermögen daraufgegangen war. Vor der Totalbeendung deſſelben kam mittlerweile 1836 der „Shakſpeare-Almanach" und 1840 die Ueberſetzung des „Verliebten Roland" nach der urſprünglichen Abfaſſung des Bojardo nebſt umfangreichem Gloſſar in einem ſtarken Quartbande heraus. Dieſer folgten 1841 die Sonette und Canzonen des Michel Angelo Buonarotti mit beigeſetztem Original. Im Jahre 1840 erſchienen gleichzeitig Macchiavelli's „Fürſt" und das „Liederbuch vom Cid" nach Keller's Ausgabe, 1847 aber obberührtes „Swift-Büchlein" und zwei Jahre nach ſeinem Tode (1856) die „Auswahl aus der griechiſchen Anthologie"; im ganzen alſo 10 verſchiedene Werke von äußerm ſowol als innerm Belang, die ſeinen Ruf als Ueberſetzer feſtgeſtellt haben.

Von ſeinen hinterlaſſenen, ſtets zum Druck bereit gehaltenen Manuſcripten befinden ſich laut letztwilliger Verfügung die hier ſo oft angeführten, nämlich die „Schweizerreiſe", die „Aphorismen" (204 enggeſchriebene Quartſeiten), die „Griechen" (69 Quartſeiten) und die „Shakſpeare-Gedanken eines Deutſchen" (105 Quartſeiten) in den Händen des Referenten; in die breslauer Univerſitätsbibliothek aber ſind nebſt den geſammten, mit Notizen und Verbeſſerungen verſehenen Handexemplaren der gedruckten Ueberſetzungen von Regis niederlegt: ein zierlich geſchriebener und gebundener Quartband, betitelt „Shakſpeare-Parallelen", enthaltend Sinnparallelen zu Gedanken aus Shakſpeare aus allen Autoren, welche Regis in den Sprachen, deren er kundig war, geleſen hatte; alle Stellen zuerſt im Original und dann in eigener oder fremder guter Ueberſetzung; ein ſtarker Foliband, welcher in höchſt ſauberer Schrift ein Gloſſar über alle im Rabelais vorkommenden Wörter enthält, und für deſſen Abdruck man ſich nicht nur in London, ſondern ſogar in Paris vergebens verwendet hat; ferner ein ziemlich ſtarkes Büchelchen in Octav, mit ſprachlichen und ſachlichen Notizen zu Dante's „Divina commedia"; ein Heft mit Bemerkungen zu Ariſtophanes, desgleichen zu Arioſto's „Raſendem Roland", Collectaneen über die Cid-Romanzen u. ſ. w. Unter Papieren von minderm Werthe, wie z. B. das Fragment einer unbeendeten Reiſebeſchreibung u. ſ. w., befindet ſich noch auf langen, bandartigen Zetteln ein mit mühſamſter Genauigkeit gemachtes Verzeichniß aller Varianten, Auslaſſungen und Druckfehler der poetiſchen Werke Schiller's in den verſchiedenen Ausgaben derſelben, mit Ausnahme der letzten. Rechnet man hierzu noch den von ſeiner Seite nie lange ſtocken gelaſſenen und deshalb ſo reichen als inhaltsreichen Briefwechſel, deſſen Form in keiner Zeile die Spur eines geſchäftseiligen Schematismus an ſich trug, ſo muß man geſtehen, daß er mit Zeit und Kräften in ſeiner Weiſe redlich gewuchert habe. Dies war aber auch in ſeiner Lage und bei ſeinen Eigenheiten nur möglich durch die ihm eigenthümliche, alle ſtörenden Eingriffe abwehrende Lebensart und Tagesordnung: er durfte abſolut von nichts abhängig ſein. Die natürliche Folge davon war, daß er unverheirathet blieb, und nie hat man darüber, wie wol ſonſt von alten Junggeſellen, ein Reuewort von ihm vernommen. Ja, er führt ſchon in der „Schweizerreiſe" beifällig die Worte eines alten Schulfreundes an, den er auf dem Rückwege aufſucht, womit dieſer dem herzlichen Zureden ſeiner Frau zu Ehe und häuslichem Leben Einhalt thut: „daß, wie er mich ſeit Jahren kenne, ich allem Urtheil und menſchlichem Anſehen nach unverheirathet aus dieſer Welt abtreten würde", und die bekannten Worte auf Regis anwendend ſchließt: „Voilà un original, qui ne se désoriginalisera jamais!" Ob Regis jemals in einem Neigungsverhältniß geſtanden, darüber ließ er ſich niemals verlauten. Er nannte ſich ſelbſt in dieſer Hinſicht „eine trockene Natur".

Deſto regſamer war dagegen und mußte von je ſein Freundſchaftsſinn geweſen ſein; denn welche innige Theilnahme widmete er ſelbſt den rein menſchlichen Intereſſen der lebenden Freunde, welches gefühlstiefe Andenken den längſt verſtorbenen. In jener Abneigung vor der Ehe, obgleich er keineswegs Miſogyn war, in dieſer Hinneigung zur Freundſchaft erkennt man, wie bei Winckelmann, abermals ein antikes Element ſeines Weſens, entſprechend ſeinem Verhältniß zu Natur und Kunſt. Denn auch in letzterer nahm er an dem Modernen nur gezwungenen Antheil, weil ihn das pſychologiſch-ſocialiſtiſch Haarſpaltende in Gefühl, Anſchauung und Urtheil, der Mangel an ſchöpferiſcher Vollkraft und Einfachheit bei ihnen ſtets zur Polemik reizte, aus welchem Grunde er ſich auch dem zweiten Theile von Goethe's „Fauſt"

geradezu abhold erwies. Freunden wußte Regis ein Freund zu ſein. Wie alles bei ihm aus dem Vollen und Ganzen kam, aus einem ungetheilten Intereſſe entſprang, ſo auch ſein Freundſchaftsgefühl, das ſich liebevoll über die Entfernten, erinnerungskräftig über mit ihnen Erlebtes, dankbar für erwieſene Dienſte, anerkennend über ihre Vorzüge äußerte, und mit unnachlaſſender Treue das Band auch mit den älteſten und entfernteſten Freunden und Freundinnen feſtzuhalten ſuchte. Welcher freudige Eindruck ſeines ganzen Weſens beim Wiederſehen ſolcher! Aber auch die jüngern, neuerworbenen Freunde, einmal als ſolche von ihm anerkannt, hatten ſich der Werthſchätzung jeder ihrer guten Eigenſchaften oft über Gebühr zu erfreuen. Wie ſorgſam erkundigte er ſich perſönlich, wenn einem der im Orte lebenden etwas zugeſtoßen, trotz Treppen, die er ſonſt wegen ſeiner ſtets leidenden Füße ſo ſehr ſcheute. Ein rührender Beweis ſeiner Gutmüthigkeit und Naivetät, ganz entgegengeſetzt dem ſelbſtſüchtig hochmüthigen Dünkel der Unfehlbarkeit, war gewiß der, daß wenn er einen Freund durch zu große Heftigkeit im Widerſpruch verletzt zu haben glaubte, er ſicher der erſte war, der baldigſt eine friedliche Verſtändigung veranlaßte. Und ſolcher Züge von augenblicklichem Drang des Wiedergutmachens und von Selbſttadel wegen Heftigkeit finden ſich ſogar in der „Schweizerreiſe" und den „Aphorismen" verzeichnet. Nur anmaßende, abſprechende Rechthaberei konnte ihn ſelbſt mit ältern Freunden für immer brechen laſſen: gemüthloſen Eigendünkel ertrug er nicht. Stets war das rein Menſchliche das bei ihm Vorwiegende.

Dies iſt beſonders bei ſeinem politiſchen, religiöſen und Geſchmacksſtandpunkte in Betrachtung zu ziehen. Denn wie er z. B. in der Muſik, deren großer Liebhaber er war, Beethoven, deſſen Großes er nicht verkennt, doch unter Mozart und Cherubini rangirt, weil jener ihm „ein ewiges Rennen mit Hinderniſſen, ein Katarakt, während Mozart ein himmelblauer See von Nemi, ein Diamenſpiegel" iſt, ſo war er auch in der religiöſen und politiſchen Sphäre conſervativ geſinnt, weil er nur in der ruhigen, geſetzmäßigen Fortentwickelung, die er wünſchte und hoffte, und die er in der allmählichen Aufklärung ſah, eine wahrhaft gedeihliche und wohlthätige erkannte. In religiöſer Beziehung war er, ohne beſtimmte confeſſionelle Richtung, wie ſich von ſeinem aus der Humanitätsepoche hervorgebildeten vorurtheilsfreien Geiſte erwarten ließ, doch feſter Providenzgläubiger, Chriſt und Proteſtant. Seine ſchon von der Natur zur wahren Geiſtesfreiheit und reinſten Humanität geſchaffene Seele mußte gewiſſen Formen, Aeußerungs- und Verfahrungsweiſen abhold ſein, deren ſich ſelbſt viele Bekenner und Lehrer von Chriſti Wort bedienen, um unter dieſem Schilde, und zwar oft zu ſehr weltlichen Zwecken, Verfolgungsſucht, Glaubenszwang und Geiſtesbeſchränkung zu verbreiten. Und um ſo aufgebrachter konnte er darüber ſein, wenn er ſichtlich zu gewahren glaubte, daß dadurch nur Aberglauben und Unglauben gefördert wurde. In dem letzten Lebensjahre, da ein ſchleichendes Zehrfieber ihn ergriffen hatte, ſeine Kräfte täglich mehr ermatteten und er ungern ſo von der Welt ſchied, ſchien er ſich der Bibel mehr als eines Troſt-, denn als eines Geiſtbildungs- und Charakterſtärkungsmittels zu bedienen, zu welchem Zwecke ſie in früherer Zeit oftmals der Gegenſtand ſeiner tiefern Betrachtung geweſen war. In den letzten Leidenswochen erfaßte ihn oft herber Mismuth über ſein ſo ſieches Daſein, das er bis dahin nie ſo an ſich erfahren; doch wehrte ſich ſeine Geiſtesſtärke gegen eine völlige Niederlage bis zu den letzten acht Tagen, wo er zu Bett bleiben mußte, doch bis zum letzten Tage zu arbeiten fortfuhr, als ihn plötzlich der Schlag von noch längerm Leiden befreite. Der ihm ſehr befreundete Profeſſor Haaſe übernahm die Veranſtaltung zu einem einfachen doch würdigen Leichenbegängniß, und ſo wurde der Dahingeſchiedene unter dem zwar nicht zahlreichen, doch von ſeinem Verluſte deſto durchdrungenern Geleite ſolcher, die ſeinen Werth als Geiſt wie als Menſch zu würdigen wußten, am 1. September 1854 auf dem Friedhofe der Reformirten, wie er es ausdrücklich gewünſcht hatte, zur Ruhe beſtattet.

Nicht lange nach ſeinem Hinſcheiden erſchien ein lithographirtes Porträt Regis' von einem Herrn Schramm. Es iſt eins der vielen, von denen man ſagen muß, daß der Zeichner nicht durch die äußern Formen bis zur Seele hindurchgedrungen iſt. Auch iſt die Stirn im Verhältniß zum Unterantlitz zu breit. Sie erhält über dieſen durch ſie zuſammengedrängten Geſichtszügen von blos apathiſch-conjecturirendem Ausdruck, mit Regis zu reden, mehr die Bedeutung eines Gedächtnißſcheffels als eines Dampfcylinders, der in fortwährender activer Arbeit iſt. Wer denkt ſich bei dieſer Phyſiognomie, daß ſie die eines Mannes iſt, der, ſchon im funfzigſten Lebensjahre ohne alle Zähne und mit beibehaltenem ſächſiſchen Accent, dramatiſche Charaktere, wie z. B. den eines Marquis Poſa, mit hinreißendem, unvergeßlichem, ſchwungvollem und dabei doch naturwahren Ausdrucke vortrug. Wer erkennt darin nicht blos den ſinn-, wort- und formengetreuen Ueberſetzer, ſondern den geiſt- und charaktergetreuen Nachbildner des Originals, wie ſich Regis gern nannte, zumal eines ſolchen wie Rabelais, zu deſſen Wiedergabe nicht blos die kühnſte Handhabung des geſammten Sprachſchatzes dreier Jahrhunderte, ſondern noch mehr die verwegenſte, vor keinerlei Vorſtellung, ſelbſt der abſchreckendſten Bilder, Handlungs- und Denkweiſen zurückſcheuende Einbildungskraft erforderlich iſt, um jenes bis zum Uebermuth geſteigerte dramatiſche Leben des Originals nicht zu verfehlen?

Zur Vervollſtändigung des innern Porträts mögen hier zum Schluß noch Regis' eigene Worte über ſich aus den „Selbſtbetrachtungen eines Einſiedlers" ſtehen:

Wenn unter einer Brut junger Enten eine einzige wäre, die nicht ſchwimmen könnte, ſo müßte ihr, glaube ich, ungefähr ſo zu Muthe ſein wie mir im Gefühl meiner Unfähigkeit, das Leben ſelbſt praktiſch auszubeuten, anzugreifen, zu verdienen, wie doch Millionen Menſchen um mich gegeben iſt.... Warum, frage ich mich oft, muß eben mein Horizont von Natur ein ſo gar enger ſein, daß ich an tauſend Dingen, woran andere

Interesse finden, so ganz und gar nicht theilnehmen kann, ja daß sie mich anekeln, sei es in Spiel oder Wissenschaft; ich habe sie nie beachten noch studiren mögen, und bin darum höchst dumm geblieben. Selten kann ich in Gesellschaft den Gesprächen folgen, denn ich verstehe von so vielem nicht einmal die Prämissen, die stillschweigend vorausgesetzt werden, muß mich daher meist stumm oder fragend verhalten. ... Egoistisch kann ich nur an der mir congenialen Sache mit Hoffnung auf Gelingen arbeiten, und überlasse es dem Zufalle, ob auch andere, wenn sie fertig ist, danach greifen mögen.

Karl Eitner.

Zur Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit.

Musologie. Systematische Uebersicht des Entwickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranstalten, Literaturen, Wissenschaften und Künste, der Bibliographie und des literarhistorischen Studiums. Von F. F. Merleker. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unterwirft man die wissenschaftliche Literatur der verschiedenen Nationen in Bezug auf Form und Art der Darstellung und Behandlung des Stoffs einer vergleichenden Betrachtung, so wird sich sehr bald herausstellen, daß die Deutschen, einschließlich der unter dem Einfluß der deutschen Wissenschaft stehenden Völker des nördlichen und östlichen Europa, eine Gattung von wissenschaftlichen Werken besitzen, die ihnen eigenthümlich angehört. Wir meinen hiermit die große Klasse von Hand- und Lehrbüchern, Grundrissen, Compendien der verschiedensten Disciplinen, welche in gedrängter Kürze, sehr häufig selbst in kaum genießbarer Form, die Ergebnisse der Einzelforschung vereinigen und einen systematischen Ueberblick über den Stand der Wissenschaft gewähren. Meist für den höhern Unterricht, besonders auf Universitäten, oder zum Nachschlagebuch für den Fachmann bestimmt, zeigen diese Werke gewöhnlich das Bestreben, soviel als möglich Details zu berühren und, weil ein näheres Eingehen auf dieselben der compendiarischen Natur des ganzen Buchs widerstreben würde, angemessene literarische Nachweise, oft in großer Fülle, beizufügen. Keine Monographie, mag sie in Deutschland oder Frankreich, in Europa oder Amerika das Licht der Welt erblickt und dem Fortschreiten der Wissenschaft einen Dienst geleistet haben, wird unbenutzt oder wenigstens unerwähnt gelassen. Dieses den deutschen Gelehrten zierende eigenthümliche Streben nach Universalität, welches auch das Kleinste und Entlegenste mit gleicher Liebe in das Bereich der Forschung und Darstellung zieht, hat auch mehrere Werke über die sogenannte allgemeine Literaturgeschichte möglich gemacht, wie sie deren andere Völker nicht besitzen, noch überhaupt wol besitzen kennten. Die umfassenden Arbeiten von Eichhorn („Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten", 12 Bde., Göttingen 1818), Wachler („Handbuch der Geschichte der Literatur", dritte Auflage, 4 Bde., Leipzig 1833) und Gräße („Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit", 3 Bde. in verschiedenen Abtheilungen, Leipzig 1837—57) bleiben trotz der Mängel, die ihnen anhaften, Denkmäler deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit, welchen keine Nation etwas Aehnliches zur Seite stellen kann.

Den unübersehbaren Reichthum an Stoff, welcher in den genannten Werken sowie zahlreichen speciellen literarhistorischen Arbeiten aufgehäuft ist, suchte nun Professor Merleker zu Königsberg, bereits durch einige geographische und historische Leistungen vortheilhaft bekannt, in dem zu Eingang dieser Anzeige angeführten Buche übersichtlich in Form eines Grundrisses, der bei Vorträgen zur Grundlage dienen soll, zusammenzufassen, und wir müssen hier gleich im voraus bemerken, daß ihm dies im allgemeinen auch vollständig gelungen ist. Die „Musologie" wird nicht nur auf dem Arbeitstische der Studirenden und Gelehrten anzutreffen sein, sondern auch in den Händen aller derer, welche aus Neigung oder Beruf literarhistorischen Studien obliegen, sich als ein zweckmäßiges Hülfsmittel zur Orientirung erweisen. Obgleich der Verfasser bei der Herausgabe seines Werks zunächst nur den pädagogischen Zweck im Auge gehabt hat, so glauben wir doch demselben auch einen gewissen Werth für die Wissenschaft der Literaturgeschichte selbst beilegen zu müssen. Namentlich sind es zwei Punkte, in denen sich Merleker's Grundriß vor den übrigen Lehrbüchern der allgemeinen Literaturgeschichte, namentlich vor denen Wachler's und Gräße's, auszeichnet. Für das erste nämlich scheidet Merleker zwischen Literatur und Gelehrsamkeit und behandelt daher seinen Stoff in zwei Hauptabschnitten, von denen der erstere den Nationalliteraturen der einzelnen Völker, der zweite der scientifischen Literatur gewidmet ist. Ein dritter Abschnitt, welcher als Einleitung dem Ganzen vorausgeschickt wird, bildet den allgemeinen Theil und handelt in fünf Kapiteln von der Sprache, der Schrift, dem Druck, den Büchern und Büchersammlungen und von den Bildungsanstalten. Den Kern des Werks bildet der zweite Hauptabschnitt, die Geschichte der Nationalliteraturen. In der Art und Weise, wie er hier den Stoff anordnet und behandelt, liegt hauptsächlich der Fortschritt, welchen Merleker gegen seine Vorgänger gemacht hat. Während letztere die gesammte Geschichte der Literatur, gleich der politischen Geschichte, nach gewissen Perioden vorführen, folgt der Verfasser dem ethnographischen Princip. In drei Unterabtheilungen handelt er von den Literaturen der Orientalen, der classischen Völker und der Occidentalen und bespricht letztere wiederum nach den drei großen Sprachkreisen des romanischen, germanischen und slawischen Terrains.

Das Lob, welches wir bisher der „Musologie" Merleker's spendeten, soll uns jedoch nicht verhindern, auch die mangelhafte Seite derselben zu berühren. Bei der eigenthümlichen und künstlichen Terminologie, die sich der Verfasser geschaffen hat, wollen wir uns nicht weiter aufhalten, wie sie wahrscheinlich auch von keinem, der das Buch gebraucht, beachtet werden wird; wohl aber müssen wir darauf aufmerksam machen, daß bei einer zweiten Auflage des Werks bei der Bearbeitung des Einzelnen zuverlässigere Hülfsmittel zu Grunde gelegt werden sollten. Namentlich gilt dies von den Literaturen der asiatischen und weniger bekannten europäischen Völker, über welche nur sehr fragmentarische Notizen und viel Veraltetes, ja selbst geradezu Unrichtiges mitgetheilt wird. Gibt es auch noch nicht Geschichtswerke im eigentlichen Sinne des Worts über die verschiedenen nationalen Literaturen der Völker des Orients, so sind doch schon verschiedene sehr brauchbare und leicht zugängliche Hülfsmittel vorhanden. Der Verfasser beginnt mit den Chinesen, dem ältesten Culturvolke des östlichen Asien. Die chinesische Literatur ist unermeßlich und in Bezug auf Geschichte, Geographie und Ethnographie zugleich die wichtigste des ganzen Morgenlandes. Eine Geschichte derselben hat bisjetzt noch niemand versucht, doch haben Schott in seinem „Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Literatur" (Berlin 1854), Bazin in „Le siècle des Youen" (2 Bde., Paris 1851) und Wassiljew in verschiedenen Aufsätzen im „Bulletin" der petersburger Akademie sowie in seinem Werke über den Buddhismus (Petersburg 1857) viel zur Kenntniß derselben beigetragen. Zu dem chinesischen oder ostasiatischen Culturkreis gehören zunächst die Japaner, welche vor der Bekanntschaft mit den Chinesen (285 n. Chr.) keine Schrift, noch weniger eine Literatur besaßen. Noch gegenwärtig werden alle Werke der strengern Wissenschaft in chinesischer Sprache verfaßt; die Schriften in japanischer Sprache sind selten rein japanisch, sondern in einer mit vielen chinesischen Worten und Phrasen vermischten Sprache geschrieben. Die sehr reiche japanische Literatur war trotz des mehr als dreihundertjährigen Verkehrs der Europäer mit jenem Inselstaate des äußersten Ostens im Abendlande fast gänzlich unbekannt geblieben, bis etwa seit zwei Jahrzehnden besonders durch Siebold etwas für dieselbe

geſchah. Des letztern „Bibliotheca Japonica" (6 Thle., Leyden 1833—41) nebſt dem „Catalogus librorum Japonicorum" (Leyden 1845) bilden bisjetzt die Hauptquellen für den Literarhiſtoriker. Die Bewohner der volkreichen Halbinſel Korea beſitzen ebenfalls eine Literatur, welche von der chineſiſchen beherrſcht wird; doch iſt von derſelben bisjetzt in Europa noch weniger bekannt als von dem Lande und Volke ſelbſt. Auch in Anam oder Tonking und Cochinchina in Hinterindien bildet ſeit Jahrhunderten das Chineſiſche die Sprache aller, die auf höhere Bildung Anſpruch machen. Ebendeshalb werden faſt alle Bücher chineſiſch geſchrieben, während in der anamaſiſchen Sprache nicht viel mehr als eine dürftige Ueberſetzungsliteratur exiſtirt. Auch hier hat der zukünftige Forſcher noch alles zu thun. Etwas mehr Gunſt haben von Franzoſen, Deutſchen und Ruſſen die Mandſchu erfahren, welche erſt ſeit der Thronbeſteigung der jetztregierenden chineſiſchen Dynaſtie ihre Cultur von China aus erhielten. Die Literatur derſelben beſteht faſt nur in Ueberſetzungen chineſiſcher Werke.

Von einer größern welthiſtoriſchen Bedeutung iſt die Literatur der Indier geworden. Den vereinigten Beſtrebungen beſonders engliſcher und deutſcher Gelehrten iſt es ſeit dem Anfang unſers Jahrhunderts bereits gelungen, eine ziemliche Anzahl der wichtigſten Werke aus dem überreichen Schatze der alten Sanskritliteratur an das Licht zu ziehen, die hinreichend die hohe Stellung documentiren, welche die altindiſche Nationalliteratur in der allgemeinen Entwickelungsgeſchichte der intellectuellen Cultur der Menſchheit eingenommen hat. Bei den Indiern allein, wie bei keinem andern Volke der Erde (ſelbſt den Chineſen nicht), läßt ſich die geiſtige Entwickelung in authentiſchen ſchriftlichen Denkmälern von mindeſtens 1500 v. Chr. an durch alle ihre Phaſen bis auf die unmittelbare Gegenwart herab verfolgen. Man unterſcheidet zwiſchen altindiſcher und neuindiſcher Literatur. Die Denkmäler der erſtern ſind in Sanskrit abgefaßt, die der letztern in den verſchiedenen neuindiſchen Sprachen, welche aus dem Sanskrit hervorgegangen ſind. Den erſten Verſuch einer Geſchichte der altindiſchen Literatur gab Weber in den „Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte" (Berlin 1852). Aus dem Sanskrit entwickelten ſich zunächſt die Prakritmundarten, deren im 3. Jahrhundert v. Chr. wenigſtens drei verhanden waren. Da das Sanskrit noch immer die Sprache der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſowie überhaupt der höhern Bildung blieb, ſo wurden auch nur wenige Schriften in den Prakritmundarten, den Sprachen des gewöhnlichen Lebens, abgefaßt. Doch bemächtigten ſich die buddhiſtiſchen Lehrer der Sprache des Volks, um auf dieſes zu wirken, woher es geſchah, daß eine Prakritmundart, das Pali, zur heiligen Schriftſprache der Buddhiſten wurde und als ſolche ſich mit dem Buddhismus über das eigentliche Indien hinaus nach Ceylon und Hinterindien verbreitete. Erſt in neueſter Zeit wird die Paliliteratur auch in Europa ſtudirt, doch liegt nur erſt weniges in Druck vor. Noch weniger iſt von der Literatur der Dſchainas bekannt, deren heilige Bücher auch in einem Dialekt des Prakrit abgefaßt ſind. Auf den Trümmern des Prakrit erhoben ſich die verſchiedenen neuindiſchen Sprachen, von denen jedoch nur das Hindi und das Hinduſtani, höchſtens noch das Bengali, eine eigene Literatur aufzuweiſen haben. Es ſind zwar auch in andern neuindiſchen Sprachen, wie dem Oriya, Mahratti, Guzerati u. ſ. w. Bücher vorhanden, doch datiren nur wenige aus der Zeit vor Begründung des Angloindiſchen Reichs; meiſt ſind dieſelben erſt durch europäiſchen Einfluß hervorgerufen. Sehr ſchätzbare Hülfsmittel für die Kenntniß der Hindi- und Hinduſtaniliteratur hat Garcin de Taſſy in der „Histoire de la littérature hindoui et hindoustani" (Bd. 1 u. 2, Paris 1839—47) ſowie in „Les auteurs hindoustanis et leurs ouvrages" (Paris 1855) geliefert. Zweimal haben die ariſchen Indier ihre Cultur weit über das eigentliche Hindoſtan hinausgetragen, erſt durch den Brahmanismus, ſpäter durch den Buddhismus. Durch den Brahmanismus wurden die Völker des Dekan der indiſchen Cultur unterworfen, ihre Sprachen reichlich mit Sanskritwerten erfüllt und Literaturen nach dem Vorbilde der altindiſchen hervorgerufen. Es gehört dahin vor allem die Literatur der Tamulen, die älteſte und reichſte der ſüdindiſchen, um deren Kenntniß ſich beſonders Graul verdient macht; ferner die ebenfalls alten Literaturen der Telugu und Canareſen, ſowie die minder bedeutende der Malabaren. Die Literatur des Kavi auf Java und Hinterindien entlehnt ihre Stoffe faſt durchgängig den Indiern, wie denn die jetzt ausgeſtorbene Sprache ſelbſt ihren Wörterſchatz meiſt dem Sanskrit entnommen hat. Noch weitere Verbreitung und weitern Einfluß erlangte die indiſche Literatur durch den Buddhismus. Viele größere Nationen haben ihre Literaturen allein der Einführung des Buddhismus zu verdanken. Wir erwähnten bereits, daß ſich in Begleitung deſſelben das Pali nach Ceylon und dem größten Theil von Hinterindien verbreitete. Wenn das Pali auch bei den Singhaleſen wie bei den Birmanen, Siameſen und Laos, gleich dem Latein im Mittelalter, als Schriftſprache gilt, ſo wurden doch auch zahlreiche Schriften in den Landesſprachen verfaßt. Dieſe Schriften fallen zwar zum großen Theile dem buddhiſtiſchen Kreiſe zu, doch fand man auch Veranlaſſung zur Aufzeichnung weltlicher Erzeugniſſe, von Geſchichtswerken, Poeſien und wiſſenſchaftlichen Büchern. Von den Literaturen der vier genannten Völker iſt jedoch bisher in Europa nur erſt ſehr wenig bekannt geworden. Genügender ſind wir namentlich durch ruſſiſche Gelehrte über die Literaturen der buddhiſtiſchen Völker des innern Aſien unterrichtet worden. Obenan ſteht die Literatur der Tibetaner, zwar vorzugsweiſe geiſtlich, doch auch nicht arm an weltlichen Schriften. Unmittelbar an die tibetaniſche Literatur ſchließt ſich die mongoliſche und weiter die kalmückiſche an. Mit der letztern reicht indiſcher Einfluß bis nach Europa herein. Selbſt China nebſt den Völkern ſeines Culturkreiſes hat ſich den nachhaltigſten Einwirkungen der indiſchen Literatur nicht entziehen können, wie denn gerade der Buddhismus in China eine äußerſt lebendige Literaturbewegung hervorgerufen hat. Nahe verwandt mit der älteſten ariſch-indiſchen Literatur iſt die ſogenannte Zendliteratur der öſtlichen Perſer; erhalten aus ihr haben ſich nur Bruchſtücke der einſt umfaſſendern heiligen Literatur der Parſen; eine jüngere Epoche derſelben bildet die Pehlewi-, die jüngſte, die ſogenannte Parſiliteratur. Von einer Literatur der alten Perſer iſt nichts auf uns gekommen; daß ſie nicht ganz ohne eine ſolche waren, beweiſt ſchon, daß ſie eine wenn auch für den Gebrauch ſchwerfällige Buchſtabenſchrift (die achämenidiſche Keilſchrift) beſaßen.

Reichlicher fließen die Hülfsmittel für die Literaturgeſchichte der Vorderaſiaten, zunächſt der ſemitiſchen Völker. In frühem Alterthum hatten nur die Babylonier, Phönizier und die Hebräer nationale Literaturen; von denen der beiden erſten Völker zeugen nur In- und Aufſchriften, von der Literatur der Hebräer aber beſitzen wir einen koſtbaren Reſt in dem Alten Teſtamente. Auf letzterer wurzelt die jüdiſche Literatur, erſt in chaldäiſcher, dann meiſt in hebräiſcher Sprache, die bis in die Gegenwart hereinreicht. Während durch das Chriſtenthum orientaliſche Anſchauungen und orientaliſche Werke bis zu den äußerſten Grenzen Europas verbreitet wurden, erſtand im Orient, unter den Arabern, eine neue Religion, der Islam, der binnen weniger Jahrhunderte über ganz Vorderaſien, das nördliche Afrika und das ſüdliche Europa die Herrſchaft gewann und ſich allmählich auch einen Theil des innern Aſiens, Vorderindien und den Indiſchen Archipelagus unterwarf. Ueberall, wohin der Islam ſich mit dem Schwerte den Weg bahnte und feſten Fuß faßte, bemeiſterte er ſich der ganzen Volksthümlichkeit und wirkte belebend oder umgeſtaltend auf die ſittliche und intellectuelle Anſchauungsweiſe ſowie auf die literariſche Thätigkeit der Völker ein. Die Literaturen ſämmtlicher moslemiſcher Völker haben etwas Gemeinſchaftliches in Form und Inhalt und hängen gegenſeitig in ihrer Entwickelung und Ausbildung eng miteinander zuſammen, ſodaß auch der Literarhiſtoriker genöthigt wird, dieſelben in Gemeinſchaft zu behan-

deln. An der Spitze dieses moslemischen Literaturkreises stehen die Araber mit ihrer Literatur, deren unendlichen Reichthum Hammer-Purgstall in seiner „Literaturgeschichte der Araber" (Bd. 1—7, Wien 1852—57) zu umfassen versuchte, aber nicht zu umfassen vermochte. Wenig ärmer ist die neupersische Literatur, welche, außer Zusammenhang mit der ältern persischen Literatur, einen rein moslemischen Charakter trägt. Hammer-Purgstall schrieb „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Tübingen 1818); Flügel lieferte in der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber eine gedrängte Uebersicht des Entwickelungsganges der gesammten persischen Literatur. Nur einen unbedeutenden Zweig derselben bildet die Literatur der Afghanen. Weit reicher dagegen ist die schon erwähnte Hindustaniliteratur (Urdu und Dakhni) oder die Literatur der mohammedanischen Indier, welche zum großen Theil arabischen, zunächst aber persischen Mustern folgt. Dasselbe gilt auch von der noch jungen aber sehr umfänglichen Literatur der Osmanen (vgl. Hammer-Purgstall's „Geschichte der osmanischen Dichtkunst", 4 Bde., Pesth 1834—36) und der Literatur der Osttürken im Dschagatai. Von letzterer ist bisjetzt nur erst Einzelnes näher bekannt geworden. Unter directem Einfluß der arabischen Literatur entwickelten sich im ostindischen Archipel die Literaturen der verschiedenen Völker malayischen Stammes, unter denen die der Malayen, Javanen und Bugis am bedeutendsten sind. Zur Kenntniß derselben haben namentlich holländische Gelehrte Beiträge geliefert.

Im zweiten Hauptabschnitte behandelt Merleker die Literaturen der Griechen und Römer, für welche die Arbeiten von Bernhardi und andern Neuern in Zukunft entschiedener zu Grunde zu legen sein dürften. Das classische Alterthum findet seinen Abschluß mit der Christianisirung des römischen Weltreichs. Daher schließt sich passend an die Darstellung der griechischen und römischen Literatur zunächst die griechische christliche Literatur der ersten drei Jahrhunderte. Diesem Kapitel jedoch würden wir zunächst in einer besondern Gruppe die Literaturen der christlichen Völker des Orients folgen lassen und dann erst die Darstellung der christlichen Literatur des abendländischen Mittelalters wieder aufnehmen. Zur erstern gehören die Syrer, Armenier, Georgier, Aethiopier, Kopten; die letztere hingegen ist theils griechisch in Byzanz, theils lateinisch in dem gesammten übrigen Europa.

In den romanisirten Ländern des südlichen und westlichen Europa erblühten um den Anfang der zweiten Hälfte des Mittelalters die Literaturen der romanischen Völker. Untergegangen ist die der Provenzalen; noch in voller Blüte stehen die der Franzosen, Italiener, Spanier (mit dem Nebenzweig in Catalonien) und Portugiesen. Sprößlinge der beiden letztern sind die spanisch-amerikanische und die brasilianische Literatur. Einen zweiten Kreis bilden die Literaturen der germanischen Völker, an deren Spitze die der Gothen steht. Dieser würde die Darstellung der deutschen Literatur folgen. Die weitern Kapitel hätten die Literaturen der Niederländer (Holländer und Blämen), der Engländer (einschließlich der angloamerikanischen), endlich der vier skandinavischen Völker (Norweger, Isländer, Schweden, Dänen) zu umfassen. Nicht zu übergehen sind die für die Erkenntniß des romanischen und germanischen Mittelalters nicht unwichtigen Literaturen der celtischen Stämme, welche einen eigenen, zwischen den romanischen und germanischen einzufügenden Kreis bilden und in neuester Zeit durch mehrere französische und englische Werke näher bekannt geworden sind. In einem Anhange dürfte vielleicht der Basken zu gedenken sein, über deren Literatur Fr. Michel vor kurzem im „Athenaeum français" und in dem Werke „Sur les Basques" (Paris 1857) interessante Mittheilungen gemacht hat. Ein weiterer Abschnitt ist dem slawischen Kreise gewidmet. Es kommt hier zuerst in Betracht die sogenannte kirchenslawische oder altbulgarische Literatur, dann die russische Literatur (mit der kleinrussischen und weißrussischen, ruthenischen), die serbische (einschließlich der ragusanischen), die kroatische und slowenische Literatur, die Literatur der Polen, der Böhmen (mit der slowakischen), der lausitzer Wenden, endlich die erst im Entstehen begriffene neubulgarische Literatur. Ein besonderes Kapitel ist den Litauern und Letten zu widmen. Der letzte Kreis endlich der occidentalischen Literaturen umfaßt die der finnischen Völker, soweit sie eine nationale Literatur entwickelt haben, der Finnen (und Esthen) und der Magyaren. Den Schluß des Ganzen würden die noch jungen Literaturen der Walachen und Neugriechen zu bilden haben.

Wir haben hier nicht die Anordnung ausführlicher analysirt, welche der Verfasser in der „Musologie" wirklich befolgt, sondern diejenige, welche wir in einer zweiten Bearbeitung vom Verfasser befolgt wünschen. Wir gehen nicht weiter auf die zweite Hauptabtheilung des Buchs, die Geschichte der Gelehrsamkeit ein, da wir überzeugt sind, daß der Verfasser auch hier unter Benutzung der vielen trefflichen Hülfsmittel für die Geschichte der Wissenschaft sorgfältig revidiren, ausbessern und nachfüllen wird, um sein nützliches Buch in einer neuen Auflage, die wir demselben aufrichtig wünschen, noch brauchbarer und werthvoller zu machen. 5.

Brehm's afrikanische Reiseskizzen.

Reiseskizzen aus Nordostafrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Aegypten, Nubien, Sennaar, Nosseres und Kordofan, gesammelt auf seinen in den Jahren 1847—52 unternommenen Reisen von Alfred Edmund Brehm. Drei Theile. Jena, Mauke. 1855. Gr. 8. 4 Thlr.

Von allen Seiten sehen wir die Früchte der lebensvollen Thätigkeit aufsprießen, welche in den letzten Jahren auf die Erkundung der ausgedehnten Landschaften des Welttheils Afrika verwendet worden sind. Eine Reihe anziehender Reisebeschreibungen und Darstellungen verschiedener Art führt uns in die weit auseinanderliegenden Gebiete des räthselvollen Continents ein und begründet die Hoffnung auf ein endliches Gelingen der Versuche, die bisher noch in tiefem Dunkel liegenden Centraltheile in ihrer Oberflächenbildung und in ihren ethnographischen Beziehungen aufzuhellen und sie dem Verkehr und der Civilisation zugänglich zu machen. In der That läßt sich kein Gebiet der äußern Umfangslinien dieses massenhaften, durch Wüsten und lange Strecken hafenloser Küsten isolirten Erdkörpers nennen, welchem nicht auch in der Literatur der letzten Jahre Aufhellung und Beachtung zu Theil geworden wäre. Abgesehen von den Küstenländern des Mittelländischen Meers, deren genauere Kenntniß durch die französische Besitznahme Algiers angebahnt worden ist, und von den neuesten französischen Werken über Senegambien (besonders Raffenel) treten uns aus dem großen nordwestlichen Drittheil von Afrika die Berichte der letzten großen Expeditionen unter Richardson, Barth, Overweg und Vogel entgegen, und wir freuen uns bereits des Anfangs der umfangreichen Darstellungen des noch überlebenden deutschen Mitgliedes dieser riesenhaften Unternehmung. Ueber die Strecke von Sierra Leone bis Yoruba und bis zum Meerbusen von Benin hat soeben der südcarolinische Baptistenmissionar Bowen seine Reise- und Missionserkundungen in einer immerhin sehr lehrreichen Schrift veröffentlicht („Adventures and Missionary Labours in several Countries in the Interior of Africa", Charleston 1857). Ueber die untern Gebiete des Quorra und seines westlichen Hauptzuflusses Binue bieten die Reisebeschreibungen des Capitäns Baikie, als Commandeurs der englischen Expedition im Jahre 1854, und das Tagebuch eines Mitgliedes, des Missionars Crowther, die ersten sehr merkwürdigen und erheblichen Aufhellungen, welche hoffentlich bald durch fortgesetztes Beschreiten der so glücklich eröffneten natürlichen Verkehrsstraße mit dem Innern uns noch näher gerückt sein werden. Das gesammte Küstengebiet des westlichen Afrika im engern Sinne des Worts von Senegambien bis zu den portugiesischen Besitzungen in Angola hinab

ist durch die historisch-ethnographische Uebersicht des amerikanischen Missionars J. Leighton Wilson in einer belebten, großentheils auf persönliche Anschauung begründeten Weise geschildert: „Western Africa: its History, Condition, and Prospects" (Newyork 1856). Weiter südlich hinab haben die beiden Reisenden Galton und Andersson vom Swakopflusse aus den Weg zu einem bis dahin nie gekannten ackerbautreibenden Negervolke der Owampo gefunden und ihre Erkundigungen in ausführlichen Reisebeschreibungen veröffentlicht; Andersen hat im Jahre 1853, nachdem Galton 1852 nach England zurückgekehrt war, den freilich schon in den vorhergehenden Jahren vom Missionar Livingstone wiederholt erreichten Ngamisee besucht und ungleich vollständiger, als es letzterm möglich geworden war, erkundet. Livingstone ist jetzt, nachdem er den Welttheil von Loanda aus in südöstlicher Richtung quer durchschritten, damit beschäftigt, die Ergebnisse und Erfahrungen seines Unternehmens zu veröffentlichen. Ueber die Erd- und Naturkunde, sowie besonders über die ethnographischen Verhältnisse des Caplandes bietet das neue Buch von Francis Fleming einige nicht unerhebliche Aufschlüsse.*) Die afrikanische Ostküste vom Kanal von Mozambique an bis zur Straße von Bab-el-Mandeb hinauf ist Gegenstand einer ausführlichen, zur Zeit noch im Erscheinen begriffenen historisch-geographischen Arbeit des französischen Kapitäns Guillain, der an der Spitze der französischen Expedition mit der Brigg Ducouëdic in den Jahren 1846—48 gestanden und die Küstengegend mit den ihm von der französischen Regierung zu Gebote gestellten Mitteln aufgenommen und vielfach erforscht hatte. Das Somaliland im Südosten von Abyssinien ist Zielpunkt einer von der Geographischen Gesellschaft zu London bei dem Directorium der Ostindischen Compagnie angeregten aber verunglückten Expedition gewesen. Gleichwol ist es einem durch Kühnheit und Erfahrung ausgezeichneten, für die Auskundschaftung jener Gebiete durch seine Kenntniß und Geschicklichkeit in besonderm Maße geeigneten Reisenden, dem Lieutenant Burton, gelungen, in der Stadt Harar — dem Timbuktu des nordöstlichen Afrika — einen lange vergebens erstrebten, bis dahin nur aus unzuverlässigen und zum Theil abenteuerlichen Nachrichten der Eingeborenen bekannten Punkt im Innern jenes Gebiets zu liefern, und er hat uns mit einer die mannichfaltigsten Aufschlüsse über Bevölkerung, Leben, Verkehr und Beschaffenheit jener Landstriche darbietenden Reisebeschreibung beschenkt. Und dieser mit seltenem Maße von Tüchtigkeit, Thatkraft, Einsicht und Bildung ausgerüstete Reisende ist jetzt von neuem unterwegs, von Zanzibar aus die Quelle des Weißen Nil aufzusuchen, über die angeblichen Schneeberge in der ostafrikanischen Aequatorialgegend und im besondern auch über den Nyassisee, der in unsern Tagen der Gegenstand so fabelhafter Angaben geworden ist, authentische Kunde zu erlangen.

Angesichts dieses raschen und gedeihlichen Aufschwungs der Literatur über den geheimnißvollen Erdtheil Afrika freuen wir uns des vorliegenden Werks um so lebhafter, als dasselbe für die letzten zwei Jahre einem deutschen Unternehmen**) und dem deutschen Namen einen Ehrenplatz unter den neuesten Reisebeschreibungen des innern Afrika sichert. Und wenn der Verfasser, infolge einer unglücklichen Wendung der erforderlichen Mittel beraubt, auch nicht so glücklich gewesen ist, die gehegte Hoffnung auf geographische Entdeckungen in ganz unbekannten, von keinem Europäer noch betretenen Ländern verwirklicht zu sehen, so bleibt ihm doch um so unbestreitbarer das Verdienst, die äußersten Grenzen der bisherigen Erkundung von Nordostafrika nicht nur unter großen Beschwerden beschritten, sondern auch über das Natur- und Culturleben derselben äußerst anziehende und unverkennbar auch wahrheitstreue, lehrreiche Schilderungen geliefert zu haben.

Alfred Edmund Brehm, Sohn des bekannten Ornithologen, war von dem würtembergischen Baron Johann Wilhelm von Müller zur Theilnahme an einer naturwissenschaftlichen Jagdreise über Griechenland nach Aegypten und Kleinasien gewonnen. Die beiden Reisenden traten am 6. Juli 1847 von Triest aus die Ueberfahrt an und erreichten, nachdem sie unterwegs Korfu und Athen besucht hatten, am 24. Juli den Hafen von Alexandrien, am 5. August Kairo. Hier entzündete sich plötzlich ihre Reiselust für einen größern Maßstab, als sie von den „weitausgreifenden" Planen der österreichischen katholischen Mission hörten, die eben im Begriff stand, auf dem Weg über Chartum tief in die innerafrikanischen Landschaften einzudringen. An der Spitze der Mission stand der Jesuit Ryllo; unter seinen fünf von der Propaganda zu Rom bestellten Geistlichen befand sich der bekannte Ignaz Knoblecher (aus dem Laibachschen, später Generalvicar der sogenannten katholischen Mission in Centralafrika). Diese Männer kamen dem Wunsche des Barons von Müller, der mit seinem Gefährten für die Reise nach Innerafrika sich anzuschließen wünschte, aufs freundlichste entgegen. Die Reisegesellschaft bestieg am 28. September im Hafen von Bulak eine große bequeme Nilbarke und hielt sich trotz mancherverdrießlicher Zerwürfnisse, die aus confessionellem Hader entsprungen zu sein schienen, bis Dongela zusammen. Von hier aus gelangten unsere beiden deutschen Reisenden durch die Wüste Bahiuda (Beyooda) am 7. Januar 1848 nach Chartum, jener seit 1821 schnell entstandenen Hauptstadt der innerafrikanischen Königreiche unter türkisch-ägyptischer Herrschaft. An diesem höchst merkwürdigen Punkte verweilten sie zunächst etwa sieben Wochen, brachen dann am 15. Februar nach Kordofan auf und kamen gerade einen Monat später in Obeid (so schreibt auch unser Verfasser statt der ehemaligen Schreibart „Lobeid"), der Hauptstadt dieser Provinz, an. Der kühne Plan, weiter südlich nach dem unbekannten Berglande Takhale zu gehen, wurde durch die Unmöglichkeit, Kameele von den Einwohnern zu erhalten, vereitelt. Indessen gewährte der Aufenthalt in jenen wenig besuchten Landschaften Kordofans doch eine immerhin erhebliche Ausbeute an naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten und namentlich für die ornithologische Sammlung des Unternehmers. Erst am 28. Juni kamen die Reisenden wieder in Chartum an und traten zwei Monate später auf einer von dem damaligen Generalgouverneur Chalid-Pascha für Aegypten bestimmten Barke die Rückreise nach Kairo an, auf welcher sie mehrere der gefährlichsten Nilkatarakte glücklich befuhren und über acht Wochen verbrachten. Sie verweilten in Kairo bis zum 28. November 1848 und wählten dann den Menzahlehsee auf einen Monat zum Mittelpunkte ferneret Forschungen und Sammlungen, bis sie Ende December ihren Aufenthalt nach Damiat verlegten. Am 11. Februar 1849 reiste der Baron von Müller nach Deutschland zurück. Brehm dagegen, den er als seinen Secretär betrachtete, blieb vorläufig im Pharaonenlande. Der letztere freute sich der Zusicherung, demnächst eine zweite ausgedehntere Entdeckungsreise nach Centralafrika mit den dazu nöthigen Begleitern und Gehülfen auf Rechnung seines „Principals" auszuführen.

Die Aussichten auf dieses Unternehmen waren allerdings eine Zeit lang glänzend genug. Zufolge der Ankündigungen des Barons Johann Wilhelm von Müller (vgl. unter anderm das

*) „Southern Africa, a geography and natural History of the Country Colonies and Inhabitants from the Cape of Good Hope to Angola" (London 1856). Auch über die Capcolonien sind einige ganz bemerkenswerthe Werke zu dieser Literatur erschienen. Uns liegen unter Anderm vor: Henry Cloete, „Five Lectures on the Emigration of the Dutch Farmers and their Settlement in the District of Natal" (Capstadt 1856) und Henry Tindall, „Two Lectures on the Great Namaqualand and its Inhabitants" (ebendaselbst 1856).

**) Das größere Unternehmen von Barth und seinen Genossen kann bekanntlich nicht als ein ausschließlich deutsches gerühmt werden. Barth selbst hat gelegentlich öffentlich erklärt, daß dasselbe in England seine Wurzel und daß er englischen Entwürfen seine Kräfte geliehen habe. Sowol auf dem Titel der englischen Ausgabe seiner Reisebeschreibung, als auf dem der deutschen Ausgabe ist dies ausdrücklich bemerkt.

Heft 1849 der Sitzungsberichte der k. k. Akademie zu Wien) hatte diese seine dritte wissenschaftliche Expedition zunächst unter Leitung Brehm's dem Lauf des Atbara und dem Weißen Nil gelten. Dort wollte er selbst im Lande der Barineger, an der Stromschnelle unterm 4° nördl. Br. sich mit der Expedition vereinigen, in Person die Versuche zur Erkundung der Quellen des Weißen Nil leiten und sich dann nach der afrikanischen Westküste bei Fernando da Po wenden. Dieser letztere Theil der Expedition werde, so verkündete er, mit Abrechnung der localen Schwierigkeiten, blos 40 Tagereisen betragen. Brehm ging zwar mit der innigsten Freude auf dieses weitaussehende Unternehmen ein, fühlte sich aber doch veranlaßt, dem Baron von Müller zunächst die Schwierigkeiten und Kosten, welchen dasselbe unterlag, offen darzulegen. Er übersandte ihm einen Kostenanschlag, welcher sich für die ersten 18 Monate auf nicht weniger als 84,000 Piaster (oder ungefähr 6400 Thaler) belief. Mit der lebhaftesten Freude begrüßte Brehm am 24. November in Alexandrien die Ankunft seines Bruders Otto Brehm und des Dr. Vierthaler aus Köthen, obgleich der erste Fünftel der verlangten Summe blos 30,000 Piaster betrug, von welcher nach Abzug der Ausgaben für die nöthigsten Provisionen nur eine so geringe Summe übrig blieb, daß die Reise verschoben und eine neue Geldsendung erwartet werden mußte. Als der Baron von Müller hierauf, mit dem festen Versprechen, am nächsten 1. Juli in Chartum eintreffen zu wollen, noch eine Summe von 500 Thalern übersandt hatte, bedachte sich unser Reisender nicht länger, gegen Ende des Monats Februar 1850 seine zweite Reise nach dem Sudan in Begleitung der neuangekommenen Landsleute anzutreten. Unterwegs hatte er das tiefergreifende Misgeschick, seinen Bruder begraben zu müssen, der in der Nähe von Dongola beim Baden einem Schlagflusse erlegen war. Bald nach der am 13. Juni erfolgten Ankunft in Chartum traf er in seiner trüben Stimmung noch der Kummer, Briefe von seinem „Principal" zu erhalten, in welchen unter schweren Beleidigungen die Aussicht für jede weitere Geldsendung aufs bestimmteste zurückgewiesen wurde. Dieses Zerwürfniß und der empfindliche Geldmangel nöthigten ihn, die unter den eingetretenen Umständen beabsichtigte Jagdreise auf den Blauen Nil vermittelst einer von dem türkischen Oberst Hussein-Arha erborgten Geldsumme zu bestreiten. Natürlich konnte dieses Unternehmen nur in beschränktem Maße ausgeführt werden. Der Reisende ging am 9. September auf einer Nilbarke unter Segel, kam nur bis Woled-Medina, wo er unter den Anfällen eines heftigen klimatischen Fiebers sich zur Rückreise genöthigt sah, und traf am 26. October wieder in Chartum ein. Inzwischen hatten die Aussichten sich noch mehr verdunkelt. Unter den europäischen Freunden in Chartum war niemand, der den Reisenden hätte helfen mögen; Brehm war bereits in die schärfsten Bedrängnisse gekommen, als ihm zuletzt der neue Generalgouverneur des türkischen Sudan, Latief Pascha, in der freundschaftlichsten Weise die Mittel, nicht allein zur Heimkehr, sondern sogar zu einem neuen größern Ausfluge vorstreckte. Jetzt sah er sich in Stand gesetzt, am 23. November mit einer Reisegesellschaft von 13 Personen (darunter Dr. Vierthaler) in einer wohlausgerüsteten Barke nach den tropischen Wäldern am Blauen Nil auszufahren, und diesmal bis Rosseres, in das äußerste Grenzgebiet des türkischen Ostsudan vorzudringen. Diese neue Jagdreise ging den Umständen nach glücklich von statten. Am 6. März 1851 nach Chartum zurückgekehrt, trat der Verfasser, nachdem fast ein halbes Jahr seit diesem letzten Aufenthalt in Chartum verflossen war, am 15. August die Rückreise nach Aegypten an und erreichte am 5. October Kairo. Von hier aus unternahm er (in Begleitung des Dr. Heuglin und eines petersburger Kaufmanns Kunstreff) noch einen Ausflug nach dem Rothen Meere und dem Berge Sinai (9. November bis 7. December 1851). Die ersten drei Monate des Jahres 1852 wurden in Begleitung des Grafen Schäsberg zu einer Jagdreise nach Oberägypten und zu einem nochmaligen Besuch des Mörisees verwendet; hierauf aber die Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr (im Mai) getroffen, sodaß der Verfasser nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit seine Heimatlandschaft im Juli 1852 wiedererreichte.

Nachdem wir hiermit die Unternehmungen und Schicksale des Verfassers überblickt haben, wenden wir uns zu den vorliegenden drei Bänden seiner Mittheilungen über dieselben.

In dem Vorwort gibt er die ausdrückliche Versicherung, daß es nicht seine Absicht gewesen ist, etwas über seine Reise zu veröffentlichen. Er nennt sein Buch lediglich „Reiseskizzen". Der Inhalt gibt sich als eine in chronologischer Ordnung aneinander gereihte Sammlung seiner Erinnerungen und Aufzeichnungen, soweit diese für die größern Kreise gebildeter Leser Interesse haben. Diesen können sie als eine durchaus angenehme, anregende und belehrende Erscheinung empfohlen werden. Der erste Theil enthält die Reise nach dem Sudan in den Jahren 1847 und 1848. Der Eindruck von Aegypten, die Anschauungen der Pyramiden, die Fahrt auf dem Nil, die Reise durch die Wüste Bahiuda von Ambukol nach Chartum, die Reise auf dem Weißen Nil von Chartum nach Kordofan hinauf, die Schilderungen des Aufenthalts in Chartum, des eigenthümlichen Lebens daselbst und die Bilder der Rückfahrt auf den gefahrvollen Nilkatarakten gestalten sich zu einer höchst lebensvollen Erzählung. Unter den eingewebten Digressionen werden die Darstellungen der Wüste und Wüstenreise, des Fremdenlebens in Chartum, der Steppe und ihres Thierlebens, vor allem aber der Abschnitt „Sklaven und Sklavenjagd" gespannte Aufmerksamkeit und tiefe Theilnahme erregen. Weniger glücklich erschien uns die Anlage und Anordnung des zweiten Theils. Die Abschnitte über Aegypten und sein Volk einerseits, über Kairo und über Alexandrien andererseits sind nicht durchgängig richtig auseinander gehalten, die gegebenen Mittheilungen erscheinen bisweilen zu fragmentarisch, zu zerstückelt und zu wenig gegliedert; sie bieten nicht den Genuß und gewiß nicht die wohlthuende Befriedigung, welche das gegebene lehrreiche und oft sehr ergötzliche Material bei richtigerer und planmäßigerer Bearbeitung gewährt hätte. Sehr schätzbar ist es, daß der Verfasser in der ungezwungensten Weise, dabei aber durchaus ohne Frivolität, mit tiefem Sinn für Sittlichkeit ob auch in bitterer Stimmung über entartete Christen, den verschiedensten Dingen des häuslichen Lebens sich zuwendet, da er durch seine Kenntniß der Sprache, Sitte und Lebensweise das bürgerliche und häusliche Leben in allen seinen Gestaltungen würdigen gelernt hat, und daß er in dieser Hinsicht dem empfänglichen Leser auf eine leichte und anziehende Weise in die ägyptisch-orientalische Welt versetzt. Wenn er in seiner Freude am Mohammedanismus zu weit geht, können wir dies seinen persönlichen Erfahrungen zugute halten. Der Blick in das Thierleben Aegyptens macht zu sehr den Eindruck einer flüchtigen Skizze. Am Schlusse des Bandes ist ein Ueberblick der Reisen in Unterägypten (Ausflüge und Aufenthalt in Alexandrien, Damiat, am Mörissee u. s. w.), sowie auch die persönlichen Erfahrungen des Verfassers, seine Verhandlungen und Conflicte mit dem Baron von Müller hinzugefügt. Der dritte Theil entspricht wiederum mehr dem Inhalt des ersten. Den Hauptinhalt bilden die zweite Reise nach dem Sudan, die zwei Jagdausflüge am Blauen Nil, neue Bilder der sehr mannichfachen Erfahrungen, des Lebens und der Tagesgeschichten von Chartum, unter welchen letztern ein Besuch der Prinzessin Soakim aus dem geheimnißvollen Darfuhrlande ein hervortretendes Ereigniß war. Dabei gibt dieser Theil in reichlicherm Maße als der erste und in einer mehr gegliederten Reihe Ansichten der tropischen Wälder und ihrer Fauna. Mit merklicher Vorliebe behandelt er die Klasse der Vögel als „der lieblichsten Waldbewohner und der schönsten Erscheinungen aus der interessanten Fauna der afrikanischen Tropen, die durch ihre heitere Lebenslust das Leben der Wälder erwecken", indem er wiederholt erinnert, wie ohne diese „lebensfrohen, muntern und stimmbegabten Segler der

Lüfte jene Wälder, ungeachtet ihrer übrigen großen Thierwelt, todt sein würden". Aber die Bilder aus dem Thierleben bewegen sich keineswegs einseitig auf dem Gebiete der Ornithologie; auch über die Insekten, Amphibien und Vierfüßler enthalten sie manche merkwürdige Beobachtungen und Berichtigungen irrthümlicher Ansichten. An Einzelschilderungen gibt er folgende zehn: die Termite, der Skorpion, das Krokodil, der heilige Ibis, die Kraniche in Sudan, der Marabu, der Geier, der Strauß, die Ratte der Pharaonen, der Affe. Eine eigenthümliche Wärme und Innigkeit der Empfindung, ja selbst eine von Sentimentalität nicht freie Gefühlsergießung durchzieht den Abschnitt „Vogelzug und Vogelleben in der Fremde". Niemand wird ohne rege Theilnahme diesen Betrachtungen und den auch durch ihre Neuheit ansprechenden Beobachtungen folgen. In ihnen zeigt sich vorzugsweise jene Liebe zur Natur, die dem Verfasser die Herzen der Leser gewinnt und die ihn zu so manchen schönen Entdeckungen auf diesem Gebiete befähigt hat.

Referent kann nachträglich nicht unbemerkt lassen, daß seit der Abfassung dieses Aufsatzes einige weitere Beiträge zur Literatur über die Erkundung Afrikas erschienen sind, z. B. die Reisebeschreibung des Missionars David Livingstone („Missionary Travels and Researches in South Africa", mit Karte von Arrowsmith und vielen Illustrationen geziert), der letzte Band (II, Thl. 2) der Guillain'schen Reisebeschreibung („Documents sur l'histoire, la géographie etc. de l'Afrique orientale, recueillis et rédigés par *M. Guillain*) und andere. **K. H. Brandes.**

Aeltere Satiren gegen die Geistlichkeit.

Wenn man sich in unsern Tagen über maßlose Angriffe auf Christenthum und Kirchenthum beklagt und dazu auch Grund und Ursache genug hat, so mag man sich damit trösten, daß das Kirchenthum in frühern Zeiten noch viel heftigere und zum Theil burleskere auszuhalten hatte. Namentlich ist hier an den Magister der Philosophie und gekrönten Poeten Johann Gottfried Zeidler, einen Anhänger von Thomasius, zu erinnern, der eine Zeit lang Privatlehrer der Mathematik in Leipzig, dann 21 Jahre lang in einer kleinen Ortschaft Pfarrer war, sein Amt niederlegte und Auctionator zu Halle wurde, wo er 1712 starb. Seine satirischen Schriften: „Das verdeckte und entdeckte Carneval", „Sendschreiben von Jammer, Elend, Noth und Qual der armen Dorfpfarrer", „Sieben böse Geister" u. s. w. sind meist ohne Angabe des Druckorts erschienen. Seine Satiren gegen die Geistlichkeit tragen zum Theil einen höchst possenhaften Charakter; so schlägt er, wol nur zum Spotte vor, daß die Prediger in einem blauen Kleide und mit dem Degen an der Seite auf der Kanzel erscheinen sollten. Er bekennt, daß er die „religion de la canaille" durchzuhecheln beabsichtige, spottet über das „lutherische Papstthum", nennt die Orthodoxie, welche die Lutheraner nur am Narrenseile führe, die „große Diana", macht sich über die Pathenpfennige, Verlöbnisse u. s. w. lustig, erkennt im Priesterstand überhaupt nur eine verwerfliche alttestamentarische Institution, und schlägt als Radicalmittel vor, daß die Geistlichen, wie überhaupt der ganze Gottesdienst, abgeschafft und daß sie zur Handarbeit angehalten werden sollten. Trotz dieser Angriffe, die an Impertinenz alles übertrafen, was in unsern Tagen in dieser Richtung geschrieben worden ist, lebte er unangefochten in Halle, und man ließ ihn ruhig außer alten Büchern auch die Geistlichen unter den Hammer bringen. Seine Polemik spinnt sich dann in Bahrdt's Schriften und weiter bis auf die neueste Zeit fort, und in diesem Zusammenhange verdienen seine Satiren auch heutzutage noch Beachtung.

Hier ist auch des Graubündtners Simen Lemnius zu gedenken, der ebenfalls Magister war, in Wittenberg über griechische Sprache und Literatur las und durch seine lateinischen Epigramme Luther selbst so in Harnisch brachte, daß dieser gegen ihn seine „Ernst zornige Schrift wieder N. Simen Lemnius Epigrammata" schleuderte. In seiner „Apologia Simonis Lemnii, Poetae Witebergensis" drohte Lemnius nun: er wolle alle Laster des „wollüstigen Wittenberg" der ganzen Welt vor Augen legen; er kenne dort alle .... und Ehebrecherinnen, und er beruft sich dabei auf eine ohne Zweifel höchst verlaßliche Quelle, die keine andere war, als das Geklatsch wüster Studenten bei ihren Zechgelagen. Als nun seine Schriften in Wittenberg öffentlich verbrannt wurden, erfüllte er seine Drohung in der Satire „Julii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia", in welcher die skandalösesten Dinge über das Verhältniß Luther's, Jonas' und Spalatin's zu deren Frauen erzählt werden und von der Gottsched sagt: „Die garstige Schandschrift ist ärger und üppiger geschrieben als alles, was ein Aretin und andere geile Schriftsteller jemals ausgeheckt haben." So wandte sich, und zwar am Sitze der Reformation selbst, gegen die Reformatoren dieselbe unfeine Plumpheit, womit z. B. Crotus in Erfurt gegen das Papstthum zu Felde zog, wenn er die Messe eine „Komödie", den Horagesang ein „Hundegeheul", die Reliquien „Knochen vom Rabenstein" u. s. w. nannte. Wenn nun auch jene verlegenen Schriften von Lemnius an sich keinerlei Bedeutung haben, so sind sie doch in culturhistorischer Hinsicht von Interesse, documentiren die auch jetzt noch nicht ganz ausgestorbene deutsche Gelehrten- und Schriftstellergehässigkeit, machen aber freilich auch alle idealen Ansichten über das Leben und Treiben in Wittenberg oder wenigstens über das Verhältniß vieler Studenten und Magister zu den Reformatoren zu schanden. Welcher Klatsch durch ganz Deutschland über Wittenberg verbreitet war, beweist auch ein Schreiben des berühmten freiburger Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, eines Mannes, der in so vielen Stücken mit Luther übereinstimmte, an Thomas Blarer, worin er diesem schreibt: „Deine Wittenberger communiciren täglich und dann betrinken sie sich dermaßen in Ehren, daß sie einander nicht mehr erkennen; so sagt man wenigstens."

Es liegt hier nahe, eine Erinnerung an die letzte Carneval Luther's und seiner Mitstreiter in dem Roman „Eine Seefahrt", welcher jüngst von einem unserer Mitarbeiter (in Nr. d. Bl.) gebührend beleuchtet worden ist, hier einzuschalten. Verfasser des Romans ist der katholische Pfarrer Bischoff in Bingen, der sich aber Konrad von Bolanden nennt. Es scheint uns ein wunderliches Zeichen der Zeit zu sein, daß die bisher von theologischer Seite als frivol ausgegebene Form des Romans in Männern im Priesterrock dazu dienen muß, um ihre gehässigen polemischen Tendenzen in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die Belletristik wird so trotz aller Einreden und Warnungen immer mehr die herrschende Macht der Zeit. Uebrigens soll sie laut der darmstädter „Allgemeinen Kirchenzeitung", der Verleger einen solchen Erfolg davon versprochen haben, daß dem Verfasser ein Honorar von 3000 Fl. zahlte. Auch scheint er sich darin, weil der Skandal immer sein Publikum fand, nicht getäuscht zu haben.

Schließlich möge noch erwähnt sein, daß das Streben den Cultus der Schönheit und Poesie an Stelle des religiösen zu setzen, nicht von neuestem Datum ist. Schon ein excentrische und üppige Humanist Locher, genannt Philomusus, that dies in seinem cynischen Pamphlet gegen die „Maulesel theologen". Wenn wir so die geistigen Bewegungen nur ein wenig rückwärts verfolgen, kommt so manche Erscheinung unserer Zeit selbst um das Verdienst, neu und originell zu sein. Der eine oder andere Lichtfreund ist vielleicht nur ein erwärmter Zeidler, der Pfarrer Bischoff nur eine blasse Copie des Magisters Lemnius und dieser oder jener moderne Anbeter des Schönen als des absolut göttlichen Princips nur ein Nachtreter des ausschweifenden Locher Philomusus. **H. M.**

Roncesvalles.

Der spanische Generallieutenant Graf Clonard läßt eine Geschichte („Historia orgánica") der spanischen Infanterie und Cavalerie erscheinen: das Resultat gediegener Forschungen in den noch wenig ausgebeuteten Schätzen der Bibliotheken und Baudenkmäler Spaniens. Das Werk ist mit vielen Illustrationen und colorirten Kupferstichen geschmückt, welche berühmte Fürsten und Helden, Siegel, Waffen und Soldatentrachten von der ältesten bis in die neueste Zeit, Städteansichten u. s. w. darstellen und eine ebenso interessante als wichtige Beigabe zu dem reichhaltigen Texte sind. Auf letztern, so viel Neues und Bedeutendes er bringt, wollen wir hier nicht eingehen. Wir erlauben uns nur, daraus eine Mittheilung zu geben, welche auch für den allgemeinen Leserkreis d. Bl. interessant sein dürfte. Graf Clonard versichert, daß die Erinnerung an die Niederlage der Franken im Thale von Roncesvalles, wo Karl's des Großen berühmter Held Roland seinen Tod fand, noch heute unter den Basken lebe und daß er oft im Gebirge unter ihnen ein altes Lied habe singen hören, welches er im Original, mit wörtlicher spanischer Uebersetzung, in seinem Werke hat abdrucken lassen. Wir erinnern uns nicht, dasselbe schon anderswo gefunden zu haben und glauben daher, daß unsern Lesern die Mittheilung dieses Liedes nicht unwillkommen sein wird. Die deutsche Uebersetzung hat sich der spanischen angeschlossen. Es wäre bei dem Stoff und der eigenthümlichen Poesie nicht schwer gewesen, dem Sange eine rhythmische deutsche Form zu geben; wir fürchteten aber, dabei Ursprüngliches opfern und Fremdes hineintragen zu müssen und gaben es lieber wortgetreu. Was spätere Zeiten dem ältesten Text hinzugefügt, läßt sich erkennen: jedenfalls aber ist von diesem viel mehr geblieben als in manchem andern durch Volksmund erhaltenen Liede der Vorzeit. Urtheilen unsere Leser selbst.

Ein Geschrei ist erklungen
Inmitten der Berge der Escualzunac (Vasconen),
Und der Hausherr, vor seiner Thüre stehend,
Hat das Ohr angestrengt und gesagt: Was ist das? Was wollen sie?
Und der Hund, der zu seinen Füßen geschlafen,
Ist aufgestanden und hat mit seinem Gebell erschreckt Altobizcar in der Runde.

Aus Ibañetes Schlucht dringt ein Getöse;
Es naht im Widerhall der Felsen zur Rechten und Linken:
Das ist das dumpfe Gedröhn eines Heeres, kommend von fern.
Die Unsern haben es erspäht von den Gipfeln der Berge;
Sie haben ihre Ochsenhörner ergriffen —
Und der Hausherr schärft seine Wurfspieße.

Da sind sie! Da sind sie! Ha! Welcher Wald von Lanzen!
Wie wallen dazwischen Banner von allen Farben!
Welch ein Geblitz von ihren Waffen!
Wie viel sind's! Knabe, zähle sie wohl!
Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf,
Dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig.

Zwanzig! Und Tausende bleiben noch!
Sie zu zählen wäre verlorene Zeit.
Vereinen wir unsere starken Arme, raffen wir auf vom Grund diese Felsstücke,
Stürzen wir sie vom Hange hinab
Auf ihre Köpfe.
Zerschmettern, tödten wir sie!

Was suchen in unsern Bergen diese Männer des Nordens?
Warum kommen sie unsern Frieden zu stören?
Als der Herr die Berge gemacht, hat er gewollt, daß diese Männer sie nicht überschreiten.
Inzwischen stürzen die Felsen kreisend hinab, zerschmettern die Scharen.
Das Blut fließt in Strömen, das Fleisch zuckt zerrissen,
O, wie viel Knochen zerstückt! Welch ein Meer von Blut.

Flieht! Flieht! Die ihr noch Kräfte und Roß bewahrt!
Flieh' auch, König Karl der Große mit deinen schwarzen Federn und deinem rothen Mantel.
Dein Neffe, dein geliebter Roland, ist erlegen, ist todt.
(Hier fehlt eine Zeile der Uebersetzung.)
Und nun, Escualzunac, lassen wir diese Felsen,
Laufen wir, schnellen unsere Wurfspieße auf die Flüchtigen.

Sie fliehen! Sie fliehen! Wo ist jener Wald von Lanzen?
Wo jene Banner von allen Farben, welche dazwischen wallten?
Nicht mehr funkeln ihre Waffen, sie sind bedeckt mit Blut.
Wie viel sind es? Knabe, zähle sie wohl!
Zwanzig, neunzehn, achtzehn, siebzehn, sechzehn, funfzehn, vierzehn, dreizehn,
Zwölf, elf, zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei, einer!
Einer! Auch nicht einer soll bleiben!
Sie sind abgethan. Hausherr, nun kannst du heimkehren mit deinem Hunde,
Zu umarmen dein Weib und deine Kinder,
Zu reinigen deine Wurfspieße und sie zu verwahren in deinem Ochsenhorn. Und dann strecke dich hin und schlaf.
Zur Nacht werden die Aeler kommen, das zerrissene Fleisch zu fressen,
Und bleichen werden all diese Knochen in Ewigkeit.

Die spanische Uebersetzung scheint sich leider dem Original nicht überall ganz treu angeschlossen zu haben. Kenner der formenreichen baskischen Sprache mögen darüber entscheiden und den Wortlaut, wenn sie es für werth erachten, richtiger herstellen.

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Englische Urtheile über Gustav Freytag's „Soll und Haben".

Aufmerksame Leser d. Bl. werden sich vielleicht erinnern, daß wir gerade keinen besonders anziehenden Grund haben, von Gustav Freytag's Roman „Soll und Haben" weitere Notiz zu nehmen. Wir sind jedoch in literarischen Dingen nicht kleinlich, und da es uns immer darum zu thun war, die Stimmen englischer Journale über deutsche Literaturerscheinungen möglichst vollständig zu registriren, so viele uns deren zu Gesicht kamen, so wollen wir auch ein Urtheil nicht übergehen, welches das „Athenaeum" (vom 7. October 1857) über Freytag's Roman fällt, und zwar auf Anlaß zweier gleichzeitig erschienenen Uebersetzungen: „Debit and credit. Translated from the German of *Gustav Freytag*. By *L. C. C.* With a Preface by *C. C. J. Bunsen*" und „Debit and credit. A Novel. From the Original, with the Sanction of the Author. By Mrs. *Malcolm*." Der Berichterstatter in dem genannten englischen Blatte bemerkt: „Wenn die Leser sich durch diesen Roman enttäuscht finden sollten, so mögen sie diese Enttäuschung der Vorrede des Ritters Bunsen auf Rechnung schreiben. Das Portal steht in keinem Verhältniß zu dem übrigen Bauwerke. Es ist ein ägyptisches Eingangsthor zu einem deutschen Wohnhaus. In welchem Grade wir auch geneigt sein möchten, Hrn. Gustav Freytag in einem englischen Gewande willkommen zu heißen, so bleibt ein Puff doch immer ein Puff, «whether from a royal court or a grub street alley», und wir sind nicht geneigt, den leipziger Romanschreiber als vollkommenen Künstler und Dichter auf den Thron zu setzen oder uns überreden zu lassen, daß «Soll und Haben» eine neue Aera in der Romanliteratur verkündet. Selten versteigt sich wol die Feder eines Autors, der als Autor sich zu irgendeiner öffentlichen Verantwortlichkeit bekennt, bis zu einer solchen Extravaganz als die des Ritters Bunsen in seiner Introduction zu Freytag's Erzählung, welche, nach seiner Versicherung, in Deutschland die volksthümlichste des Jahrhunderts ist." Folgen einige Lebensangaben über den Verfasser, die der Berichterstatter aus Bun-

sen's Vorrede in Erfahrung gebracht zu haben bekennt, darunter die, daß Freytag ein Mann von gegen 50 Jahren sei, während er doch erst 1816 geboren ist. Der Berichterstatter fährt fort: „Es sieht wie ein Versuch aus, die Kritik durch Trommellärm zu übertäuben, wenn die Vorrede zu einer Erzählung eines dem englischen Publikum unbekannten Autors sie als «national» und «classic» anpreist, als melodisch in der Sprache, von außerordentlichem Verdienst in der Composition, durchweg künstlerisch in ihrer Conception und lebenswahr in den Schilderungen." Weiter macht sich der Berichterstatter darüber lustig, daß Cervantes, Swift, Rabelais, Fielding und Goethe herbeigezogen würden, um einen imposanten Hintergrund der Vergleichung mit Freytag zu bilden, worauf er fortfährt: „Etwas von der durch den Ritter Bunsen verheißenen Unsterblichkeit wird vermuthlich so lange dauern als die politische Unsterblichkeit Friedrich Wilhelm's III. und seiner Verfassung von 1808—12" (welcher), „und wir vermuthen fast, daß an Dr. Bunsen's Bewunderung höfische Einflüsse Antheil haben und daß er Gustav Freytag so hoch erhebt, um Propaganda zu machen für gewisse in diesen Bänden enthaltene Ansichten betreffs der Weisheit, allen revolutionären Versuchungen zu widerstehen und auf eine «perfect constitutional monarchy» loszuarbeiten. Es könnte wenig wunder nehmen, wenn die Doctrin vom patriarchalischen Patronat günstige Aufnahme fände bei den wohlhabenden Klassen in Preußen, wo «Soll und Haben» zwar großen Erfolg, aber doch keine eigentliche Popularität erlangt hat, da der Roman nur von denen gekauft wird, welche 15 Sh. für das Exemplar bezahlen können. Er ist kein «village» oder «cottage book» in Deutschland. Auch in England wird er das nicht sein. Wir wollen keine Zeit verlieren, diese Bemerkung zu begründen. Der Roman ist geschickt gearbeitet und amusant, und besitzt gewisse nicht gewöhnliche Schönheiten. Aber er ist zu lang, zu minutiös, zu delicat ausgesponnen, um im weitesten Umfang populär zu werden. Der Verfasser scheint fortwährend in der Furcht zu schweben, daß er seinen Plan nicht genügend entwickelt habe, und besteht mit ermüdender Hartnäckigkeit auf seine Charakter- und Lebenscontraste." Im übrigen gesteht der Berichterstatter, daß ein „cordial, generous, deeply-human feeling" (welches freilich schwarz auf weiß geduldig ist) das Buch durchdringe und daß die Schilderungen häufig „admirable" seien. Die „Literary Gazette", wie wir im „Magazin für die Literatur des Auslandes" lasen, findet „Soll und Haben" zwar weniger langweilig als deutsche Romane in der Regel zu sein pflegten, aber doch immer noch langweilig genug, als daß man die Concurrenz von drei Uebersetzungen (es ist auch noch eine dritte wohlfeilere Uebertragung erschienen) für gerechtfertigt halten könnte; sie erblickt in „Soll und Haben" darin sogar nur eine Nachbildung der Dickens'schen Romanbiographien, die aber in Betreff des Humors hinter diesen weit zurückstehe.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Zu den wissenschaftlichen Disciplinen, welche gegenwärtig am eifrigsten gepflegt werden, nachdem man sie nur zu lange vernachlässigt und dadurch höchst schätzenswerthes Material ungenutzt hat zu Grunde gehen lassen, gehört die Culturgeschichte, welche gewiß berufen ist, künftig auch in der Staats-, Kirchen-, Kunst- und Literaturgeschichte eine größere Rolle zu spielen als bisher. Schätzbares Material speichert fortdauernd die in Nürnberg in monatlichen Lieferungen erscheinende „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" auf. Blicken wir nur z. B. auf den Inhalt der vier letzten Monatshefte des vorigen Jahrgangs, so treffen wir da z. B. auf eine fast das Interesse einer Novelle bietende, von A. Beckmann verfaßte Darstellung der Lebensschicksale des Alchemisten Theorcylus (Philipp Sommerring), der am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig und Lüneburg sein Wesen trieb. Was man ihm und seinen Helfershelfern und Helfershelferinnen Todeswürdiges zur Last legte, daß sie nämlich der Fürstin und jungen Herrschaft, ja dem ganzen weiblichen Hofstaat nach Leib und Leben getrachtet, scheint nicht erwiesen und beruht wol nur auf einer gegen sie gesponnenen Intrigue; dennoch wurden sie nach der Gewohnheit jener Zeit aufs grausamste bestraft: Theorcylus erst mit glühenden Zangen gezwickt, dann geviertheilt, Heinrich Schembach geköpft und geviertheilt, sein Weib Anna Maria verbrannt, und zwar auf einem eisernen Stuhl, der später noch im Schloß zu Wolfenbüttel gezeigt wurde, Doctor Kummer geköpft, Kattwig und Schulfermann von unten auf gerädert und dann geviertheilt. So pflegten damals die Fürsten zu strafen, nachdem sie thöricht genug gewesen waren, jedem hergelaufenen Gaukler und Abenteurer ihr blindes Vertrauen zu schenken. Wir machen ferner auf folgende Aufsätze und Mittheilungen: „Der deutsche Handel im Mittelalter", von Johannes Falke, „Ueber Trinkstuben", von J. Müller, auf die von A. Stöber mitgetheilten beiden Verordnungen von 1685 und 1793: „Die Ablegung der deutschen und die Annahme der französischen Trachten in Strasburg betreffend" u. s. w., aufmerksam. In einer den „Jahrbüchern von Koburg" entlehnten Notiz treffen wir auf folgende Mittheilung: „Den 2. Aprilis 1658 wurde Hans Wirth, ein Fuhrknecht aus Thüringen, weil er eine Dirne geschwächt und ihr die Ehe versprochen hatte, überdies noch eine andere geschwächt und ihr ebenfalls die Ehe versprochen hatte, als man die Kirche ausläutete und zusammenschlug, auf den Stein am Kirchthurm an das Halseisen geschlossen, allwo er und die beiden Dirnen mit Strohkränzen der Predigt über stehen mußten. Nach geendigtem Gottesdienst wurde er in die Kirche geführt und mit der einen, Namens Barbara Hollfelder von Unterlauter, öffentlich copulirt." Ein wunderliches Auskunftsmittel! Um vollkommen gerecht zu sein, hätte man eigentlich doch den Burschen mit beiden Frauenzimmern copuliren sollen, was freilich nicht anging. Und welch ein christliches Familienleben muß eine mit so naivem Zwang zusammengeschweißte Ehe gegeben haben! Zu wünschen wäre es, wenn die genannte Zeitschrift mehr als bisher auch Kunst und Literatur in den Kreis culturgeschichtlicher Beleuchtung ziehen und dadurch der Behandlung der Kunst- und Literaturgeschichte vom culturgeschichtlichen Standpunkt überhaupt vorarbeiten möchte. Ein Bericht über die Thätigkeit des Vereins für deutsche Culturgeschichte, um den sich namentlich Professor Biedermann die dankenswerthesten Verdienste erworben hat, ist auch als Separatabdruck ausgegeben werden, und auf ihn wollen wir alle, welche sich für die Sache interessiren, hiermit verwiesen haben. Uebrigens stimmen wir einer im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 7) jüngst veröffentlichten Mittheilung aus Weimar bei, wenn darin gesagt wird, daß der Verein eine recht fruchtbare und weitverzweigte Wirksamkeit erst dann gewinnen werde, wenn nicht blos Gelehrte von Fach, sondern auch Laien, Personen verschiedenster Berufsstände, sich thatkräftig daran betheiligen. Inzwischen wollen wir den schönen Bestrebungen des Vereins das beste Gedeihen wünschen. **H. M.**

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. 13ter Jahrgang. 1ster Band. Der Flatbootmann. Amerikanische Erzählung von F. Gerstäcker. Prag, Kober. 16. 10 Ngr.

Ellner, B., Der Höhenrauch und dessen Geburtsstätte. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. Gr. 8. 7 Ngr.

Ernesti, Louise, Die Heimath im Vaterhause. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Fiammina oder Vater und Sohn. Schauspiel in vier Aufzügen. Frei nach dem Französischen von Wollheim. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 12 Ngr.

Goltdammer, T., Petrarca und Laura. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Decker. 16. 24 Ngr.

Grande, C., Das Welt-Gebäude vom christlichen Stand-

Lieutenant, 30. Juli 1900 zum Hauptmann befördert.

Schmidt, Ernst, Hauptmann, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier. Ältester Offizier.

Schröder, E., Oberstlieutenant, 30. Juli 1900 à la suite des Regiments gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Hannover ernannt, mit dem Tragen der Uniform des Regiments mit den vorschriftsmäßigen Abzeichen für Offiziere à la suite der Armee bewilligt. Patent vom 18. Juni 1898. Ältester Major der Armee. Ältester Major der Kavallerie. Ältester Major des Regiments. Ältester Stabsoffizier. Ältester Offizier. Ältester Lieutenant. Ältester Hauptmann. Ältester Rittmeister. Ältester Premierlieutenant. Ältester Sekondlieutenant. Ältester Offizier

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das zwölfte Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks (Schluß des ersten Bandes) ist soeben erschienen und nebst den frühern Heften sowie einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Dasselbe enthält Folgendes:

Die russischen Eisenbahnen. — Die Drainage. — Frère-Orban. — Sir John Bowring. — Kleinere Mittheilungen: Carey (Henry C.). — Comonfort (Ignazio). — Credner (Karl August). — Eichendorff (Joseph Karl Benedict, Freiherr von). — Fria (Eduard). Forbes (Edward). — Gröben (Karl, Graf von der). — Hohenhausen (Elise Philippine Amalie, Freifrau von). — Petzholdt (Georg Paul Alexander). — Rauch (Christian). — Rapie

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gesetze der Angelsachsen.

In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar herausgegeben

von Dr. **Reinhold Schmid.**

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

In diesem seit vielen Jahren vorbereiteten Werke bietet der als sprachkundiger Rechtshistoriker allgemein geachtete Verfasser eine neue, vervollständigte kritische Bearbeitung der für den Rechtshistoriker wie für den Sprachforscher hochwichtigen Gesetze der Angelsachsen. Dieselbe enthält nach einer historisch-kritischen Einleitung sämmtliche angelsächsische Texte mit Varianten, die alten lateinischen Versionen, eine wortgetreue deutsche Uebersetzung nebst erklärenden Anmerkungen und ein umfassendes antiquarisches Glossar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Dritte Auflage. Zwei Theile. **Miniatur-Ausgabe.**

Geh. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen dritte Auflage bald nach dem Erscheinen der beiden ersten nöthig wurde, ist in dieser ganz umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage.

Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wilhelm Müller ist unstreitig einer der trefflichsten und lieblichsten deutschen Liederdichter, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache. Viele seiner Gedichte sind bekanntlich mehrfach componirt und ganz ins Volk eingedrungen, während die übrigen Gedichte lange nicht nach Verdienst gewürdigt werden.

Diese Miniatur-Ausgabe von Wilhelm Müllers Gedichten sollte in keiner Sammlung der deutschen Dichterwerke fehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heilige Zeiten.

Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der Verfasser, Diakonus in Dresden, feiert in diesen Dichtungen die heiligen Zeiten im Jahre: Weihnachten, Ostern, Pfingsten ꝛc., sowie die speciell für die protestantische Kirche denkwürdigen Tage in gedankenreicher, begeisterter und doch erhebender Weise. Die Dichtungen bieten Treffliches für jeden ernsten Lebensmoment und eignen sich in jeder Weise vorzüglich zu Weihnachts-, Geburtstags- und Confirmations-geschenken.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

La Souveraineté du Monténégro

et le droit des gens moderne de l'Europe.

Par **JEAN VACLIK.**

In-8. Broché 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1858.

Inhalt: Zur Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert. Von Moriz Carriere. — Der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius und seine Zeit. — Zur Romanliteratur. — Die Baiern im Feldzuge gegen Rußland 1812. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der Kunst im 19. Jahrhundert.

1. Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert. Von Anton Springer. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. Eine Reihe von Vorlesungen mit erläuternden Beischriften von A. Hagen. Zwei Theile. Berlin, Schindler. 1857. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir müssen uns gewöhnen, die Thätigkeit der Phantasie in ihren verschiedenen Offenbarungsweisen, die Wechselwirkung der Künste aufeinander und ihre nacheinander folgenden Höhenpunkte bei den einzelnen Völkern wie in der Menschheit als ein großes Ganzes zu betrachten. Es war dies freilich nicht möglich, ehe das Besondere durch besondere Forschungen aufgehellt war, ehe der eine die bildende, der andere die redende Kunst, der eine das Alterthum, der andere das Mittelalter zum Gegenstande seines Studiums und seiner Darstellung gemacht hatte; aber erst im Organismus des Ganzen empfängt das Einzelne seine rechte Stelle und sein rechtes Licht. Da erscheint uns das Architektonische als der Grundcharakter der orientalischen Kunst; die Plastik gibt nicht blos der Malerei und Baukunst, sondern auch der Poesie der Griechen ihr Gepräge; die Malerei wird die tonangebende Kunst des christlichen Mittelalters und feiert an dessen Ende ihre Blüte; zur Zeit des Verfalls der andern Künste erhebt sich die Musik zu vollendeter Selbständigkeit durch Händel und Bach, und wenn der Gedanke an die Spitze des Lebens tritt, so hat die Kunst des Worts, der Ausdruck des selbstbewußten Geistes, in der Poesie das Uebergewicht und knüpft sich wieder ihr ursprüngliches Band mit der Wissenschaft. Da erscheint es nicht mehr zufällig, daß Cornelius nicht blos für Auge und Gemüth, sondern auch für den Geist malt, daß Kaulbach eine dichterische Philosophie der Geschichte in seinen Bildern darstellt: es ist die Poesie, die zu allen Zeiten zwar ihre Stimme ertönen ließ, fortan aber den Musenreigen führen wird. Doch neben ihr bestehen die einzelnen Künste zu Recht, ohne sich in einem Kunstwerk der Zukunft aufzulösen, ja, wir können nicht leugnen, daß die Dichtkunst seit Schiller's Tod bei uns bisjetzt nicht solche productive Kräfte entwickelt hat, die wir den Meistern auf andern Gebieten vorziehen dürften; die romantische Schule hat keinen Dichter wie Beethoven, Cornelius und Overbeck, Kaulbach ist mehr als Heine, Immermann und Platen zusammen auf ihren Gebieten, und was sind unsere Märchendichter gegen Schwind? Die Phantasie ist nicht erloschen mit einem Nachlassen der dichterischen Kraft, vielmehr haben die dichterischen Ideen nach neuen Ausdrucksmitteln gegriffen. Welchem sinnigen Hörer und Beschauer aber könnte es verborgen bleiben, daß bei den genannten Musikern und Malern gerade der denkende Geist nach Gestalt und Ausdruck ringt?

Die vorliegenden Bücher haben sich nicht auf diesen weltgeschichtlichen Standpunkt gestellt und konnten es nicht wohl, da es vor allem nöthig war, einmal das Material zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, einmal die verschiedenen Richtungen der gegenwärtigen Kunst und deren Träger in ihrer Individualität scharf zu zeichnen und dem Publikum einen Faden in die Hand zu geben, der es in der Masse der Werke orientiren kann. Der neue Vasari muß noch kommen, der das frisch erwachte Künstlerleben unsers Jahrhunderts lebendig schildert; Schadow's Buch war nur ein schwacher Vorläufer; für Düsseldorf selbst brachte der musterhafte Dialog Immermann's „Düsseldorfer Anfänge", brachten Wolfgang Müller's Briefe über die dortige Malerschule viel Dankenswerthes; in Bezug auf München hätte wol Ernst Förster den Beruf, da er alles mit durchlebt hat, und in solchem Buch der Ton der Memoiren an seiner Stelle ist. Noch leben viele der künstlerischen Koryphäen, noch fließt der Quell mündlicher Ueberlieferung: möge er nicht verschwinden, ehe er einen dauernden Niederschlag zurückgelassen hat! Hagen stand dem eigentlichen Künstlertreiben zu fern, Springer hatte es seiner Jugend nach nicht mit durchlebt. Ihre Bücher tragen darum ein anderes Gepräge. Springer gibt uns eigentlich eine Charakteristik der Kunst in der Gegenwart, wie sie auf der Gesammtausstellung in Paris erschien, ergänzt durch die Kunde und anschauliche Schilderung der monumentalen Werke in Deutschland; sein Buch ist die rasche und einheitliche Ausführung eines glücklichen und zeitgemäßen Gedankens, und hat in dieser Hinsicht

bereits wohlverdienten Beifall gefunden. Hagen dagegen hat in vielen Jahren vielerlei gesammelt; die eigenen und fremden Urtheile, die er namentlich in den „Beischriften" mittheilt, geben uns ein Bild der verschiedenen Stimmungen, des werdenden Verständnisses im Verlauf mehrerer Jahrzehnde. Springer hat auf engerm Raum ein viel weiteres Gebiet, die ganze europäische Kunst, umspannt, während Hagen mit größerer Weitläufigkeit aber geringerer Schärfe des Urtheils, doch mit liebenswürdiger Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle, den Gang unserer vaterländischen Kunst uns vorführt. Trotz einer principiellen Verschiedenheit und mancher einzelnen Einwendungen gebe ich der Schrift Springer's den Vorzug.

Die principielle Verschiedenheit beider Werke betrifft Aufgabe und Ziel der modernen Kunst. Nach Springer ist es der Realismus; er findet ihn am besten bei französischen und belgischen Malern, bei der berliner Bildhauerschule. Idealisten wie Schinkel und Cornelius haben ihm wol das Recht einer particularen Existenz, aber nicht des tonangebenden Einflusses auf unsere Zeit, in der sie einsam stehen. Seltsamerweise verkennt Springer, daß die Genies nicht heerdenweise wachsen, aber daß doch die Nachwelt nach diesen vereinzelten Gipfeln eine Periode benamt. Schon in der Einleitung weiß Springer sich nicht recht zu entscheiden, ob wir seit Lessing und Winckelmann eine neue Kunstepoche annehmen dürfen oder ob wir nur die Anfänge des 18. Jahrhunderts fortsetzen. Nimmt man alles zusammen, so wird man die erstere Ansicht behaupten können. Ich erinnere an den Ruf nach Natur und Lebenserneuerung, der durch Rousseau erscholl, die Rückkehr zu dem Ursprünglichen, zu den reinen und ersten Quellen in der Poesie, zur Bibel, zum Homer, zum Volkslied, wie sie in Deutschland geschah, an die Revolution in Frankreich und den sie begleitenden Sittenumschwung, wie an Kant und die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur; ich erinnere daran, daß jetzt zum ersten mal in der Weltgeschichte die Theorie der Praxis im Leben und in der Kunst nicht nachfolgt, sondern vorausgeht, in der Staatslehre wie in der ästhetischen Kritik, um zu belegen, daß wir in das Weltalter des Geistes eingetreten, wo der selbstbewußte Gedanke Meister wird. Die mittelalterliche Kunst trägt einen mythisch-kirchlichen, damit idealistischen und symbolischen Charakter; darauf folgt eine Periode der Weltwirklichkeit, der Naturwahrheit, des Genre; Lessing, Goethe, Schiller aber stellen das deutsche Drama in die Mitte zwischen Shakspeare und die Alten, und die ganze neue Kunst zeichnet sich einmal dadurch aus, daß sie mit Bewußtsein die Erbschaft des Griechenthums wie des christlichen Mittelalters antritt und als Bildungs- und Lebenselement bewahrt, dann aber dadurch, daß sie Idealität und Realität zu verschmelzen, das allgemeine Wesenhafte in naturwahre Formen zu kleiden, das Individuelle zu typischer Bedeutung zu erheben trachtet. In der Philosophie haben wir diese Richtung Idealrealismus genannt; ihr gemäß erscheint das Ewige und Göttliche nicht blos in der kirchlichen Gestalt der heiligen Geschichte, sondern in der Natur und im Leben des Geistes überhaupt; ihr gemäß wird darum aber auch das Wirkliche im Zusammenhang mit seinem göttlichen Lebensgrund oder im Lichte der Ewigkeit betrachtet, und so entsteht für die bildende wie für die redende Kunst eine historische Idealität, eine gottinnige Humanität als Ziel und Aufgabe. Damit bleibt sie ihrem Zwecke getreu, daß sie nicht etwa die Außenwelt als solche copire und wiederholt, sondern Schönes um der Schönheit willen bildet. Es ist schade, daß Springer sich diese Idee nicht recht klar gemacht hat; seine scharfe und geistreiche Kritik macht dem Zeitgeschmack der Menge, der auf das Aeußerliche sieht, zu viel Concessionen, statt daß sie das Publikum bildend und erziehend stets auf das Höchste hinweise. Er sagt einmal, daß die historische Malerei doch nicht immer und überall den Weltgeist unmittelbar darstellen und mit dem tiefinnersten Wesen der Geschichte sich beschäftigen könne; aber dies klingt bei ihm fast mehr als Aufforderung wie als Entschuldigung. Die echte Kunst muß immer und überall, auch im Genre, vom wahren Gehalt des Lebens ausgehen und das innerlich Bedeutende gerade auch im scheinbar Kleinen erkennen lassen.

Indessen kann man bei der Lectüre Springer's hiervon absehen und hier und da das Urtheil etwas nach diesem Standpunkte modificiren; er selbst bemüht sich der unparteilichen Würdigung, er feiert die großen Idealisten mit wohlthuender Wärme, seine eigene Darstellung zeigt, daß sie doch die Gipfel unserer Kunst ausmachen; nur gegen Kaulbach wird er, wie es jetzt Mode zu sein scheint, ungerecht. Springer führt uns wie billig zuerst nach Deutschland. Er beginnt mit Overbeck und der religiösen Schule, und gleich dieses Kapitel ist ein recht treffliches. Er scheidet Overbeck's Werke in zwei Gruppen; während er in der einen tiefsinnigen Empfindungen einen lautern Ausdruck verleiht und eine einfache lyrische Stimmung, eine religiöse Hebung des Gemüths im Beschauer hervorruft, sucht er in der andern durch die Entfaltung eines reichen symbolischen Gedankengehalts zu wirken, und legt auf die ideelle Bedeutung der Composition, auf das Poetische derselben, den kräftigsten Nachdruck. Sehr eindringlich weist Springer das Reflectirte im großen frankfurter Bilde nach, und hebt den Unterschied zwischen ihm und ähnlichen Werken Rafael's klar hervor; sehr richtig bespricht er die anspruchslosen Zeichnungen Overbeck's zu den Evangelien, an denen sich spätere Jahrhunderte ähnlich erfreuen werden wie an Fiesole's heiliger Einfalt.

Hierauf schildert Springer die Führer des Idealismus, Schinkel und Cornelius. Von der Architektur spricht er dann auch wieder bei der Betrachtung der münchener Schule und später noch einmal; es wäre wol geeigneter gewesen, ihr ein besonderes Kapitel zu widmen. Es erscheint auf den ersten Blick abnorm, daß diese Kunst, die überall sonst den andern den Weg bahnt,

in der ſonſt zuerſt der Stil gefunden wird, bei uns bisjetzt den eklektiſchen Charakter trägt. Was ſie gewonnen hat, iſt ein gründliches Verſtändniß der frühern Formen und damit auch die Möglichkeit, dieſelben zweckmäßig zu verwerthen; das neue München ſteht wie ein großes architektoniſches Album da, in welchem man die Bauſtile Griechenlands und Roms, des Mittelalters und der Renaiſſance ſtudiren kann; in dieſer Allempfänglichkeit und dieſer trefflichen Wiedergabe oder dieſer ſinnigen Aneignung des Fremden ſteht die Architektur etwa auf der Stufe, welche Herder und A. W. von Schlegel in der Literatur bezeichnen. Die Goethe und Schiller haben ſich noch nicht gezeigt. Es liegt dies aber im Weſen dieſer Kunſt und unſerer Zeit. Der Geiſt dieſer letztern iſt die perſönliche Freiheit, die Bethätigung individueller Eigenthümlichkeit; die frühere Herrſchaft der Autorität iſt aufgegeben, eine gemeinſame Wahrheit als das neue Band der Menſchen aber noch nicht zu allgemeiner Anerkennung gebracht; wir ringen nach dieſer Verſöhnung, aber erſt wenn ſie erreicht iſt, kann und wird auch ein gemeinſames Formengefühl ſich architektoniſch in einem Bauſtile ausſprechen. Ein ſolcher wird ſowenig wie ein Volksepos von Einzelnen erfunden, ſondern er geht ohne Reflexion aus der Stimmung und dem Bedürfniß des ganzen Volks und Jahrhunderts hervor und der einzelne Meiſter führt nur die Elemente, welche jene ihm entgegenbringen, zu künſtleriſcher Harmonie. Schinkel's Verdienſte werden genügend gewürdigt. Springer zeigt, wie derſelbe für das chriſtlich Kirchliche minder befähigt war, aber das Helleniſche nicht blos nachgebildet, ſondern fortgebildet hat, indem er dem antiken Stile mit Beibehaltung ſeines organiſchen Weſens für die Löſung neuer Bedürfniſſe auch neue Ausdrucksmittel abgewonnen hat. An einer andern Stelle heißt es:

Daß die Decoration und Formengebung aus der Natur des verwendeten Materials ſich entwickeln und das Aeußere des Baues das Innere vorbereiten und klar andeuten ſoll, ſind Geſetze, von welchen wir trotz ihrer Wichtigkeit nur wie von fernen Mythen wiſſen: Schinkel hat ſie wieder zu Ehren gebracht.

Auch Klenze in München huldigt der Antike, und es iſt ganz in ſeinem Sinne, wenn Springer ſagt:

Man muß erwägen, daß der griechiſche Bauſtil nicht allein eine beſtimmte geſchichtlich abgeſchloſſene Culturſtufe vertritt, ſondern auch ein allgemein gültiges äſthetiſches Gepräge beſitzt; die Ruhe, die klare Harmonie der Verhältniſſe, das reine Ebenmaß der Formen erweckt eine eigenthümliche Befriedigung und erinnert an das ſelbſtgenügſame, ewig junge Weſen der alten Götter.

Ebenſo haben die Griechen es gleich der Natur verſtanden, Sinn und Leiſtung eines baulichen Gliedes durch ſeine Form und ſeinen Schmuck plaſtiſch auszudrücken. Wir überlaſſen es dem Leſer, an der Hand Springer's die weitern Bauwerke mittelalterlichen oder neuen Stils zu muſtern, und machen nur noch die eine Bemerkung, die an unſere obige Erörterung anknüpft. Die Architektur iſt der Stimmungsausdruck der Zeit und des Volks; das individuelle Gefühl findet ſeine unmittelbare und allgemeine Darſtellung in der Muſik; ſie iſt eine vorzugsweiſe ſubjective Kunſt, die dennoch nicht zum Ausdruck beſtimmter Gedanken voranſchreitet, und gleich der Architektur kein Vorbild in der Natur hat. So war ſie die Kunſt der ſubjectiven und individualiſtiſchen Gegenwart und ſo ſchuf dieſe in den großen Tongebäuden der Inſtrumentalmuſik Haydn's und Mozart's, namentlich in Beethoven's Symphonien etwas Neues und Originales, das ſie der monumentalen Architektur früherer Jahrhunderte kühn an die Seite ſetzen darf.

Nach einer gründlichen Würdigung von Cornelius, bei welchem Springer treffend die Tiefe der Idee, die Auffaſſung der Sache, den Gedankenzuſammenhang der cykliſchen Compoſitionen betont, folgt die Darſtellung der münchener Schule. Heß und Schraudolph erfüllen auch nach ihm mit ihren Wandgemälden den kirchlichen Zweck, ſie ſind einfach und lebendig, unbefangener als die Overbeck nachahmenden Kunſtpietiſten, in Form und Farbe frei von aller Scheu vor der Natur. Er ſtellt das productive Talent Julius Schnorr's höher, gibt aber den Werken von Heinrich Heß den Vorrang, und macht dabei eine Bemerkung, die trotz des angenommenen realiſtiſchen Standpunktes die eigene unparteiliche Unbefangenheit des Kritikers bekundet.

Bei der Vergleichung des weltlich hiſtoriſchen mit dem religiöſen Bilderkreiſe zeigt ſich recht deutlich, welche Lebenskraft der religiöſen Kunſt innewohnt, und wie der religiöſe Maler bei halber Tüchtigkeit doch ungleich größere Wirkungen erzielt als der ſogenannte hiſtoriſche Maler auch mit dem Einſatz der doppelten Kraft. Für jenen ſind die Lehren der Kunſtgeſchichte, die Regeln der Tradition nicht verloren gegangen, er kennt die brauchbaren Seiten der meiſten Motive, weiß wie ſie zu wenden ſind, um maleriſch zu wirken, hat die paſſendſten Typen und die ausdrucksvollſten Formen gleichſam in der Hand, und iſt im Stile gleichſam zu Hauſe. Der Hiſtorienmaler muß ſich dagegen erſt durch eigenen Schaden über den künſtleriſchen Werth oder Unwerth ſeiner Aufgabe belehren laſſen, für ihn hat die Tradition keine Regeln bereit, und die Frage, wie er ſich mit dem Stile zurecht finden ſoll, bringt ihn in Verlegenheiten. Er darf doch nicht religiöſe Hoheit und kirchlichen Ernſt auf die Gegenſtände des weltlichen Lebens übertragen, und betont er wieder das Leidenſchaftliche zu ſtark, verliert er ſich in ſinnliche Schilderungen, dann muß er den Vorwurf einer Herabwürdigung der Geſchichte fürchten.

Gewiß bedarf es nur des Talents, um in einer einmal gefundenen Weiſe weiter zu arbeiten, aber des Genius, um neue, muſtergültige Formen zu finden; aber dann muß man ſich des Kitzels oder Pipſes der Originalitätſucht und des Andersmachenwollens entſchlagen, und das einmal Gutgemachte nicht verſchlechtern. Die kirchliche Malerei wie die griechiſche Plaſtik ſind dadurch ſo groß geworden und haben eine ſo lange Blütendauer, weil die Nachfolgenden das Gewonnene bewahren und den Typus der Geſtalten wie der Compoſitionsweiſe der großen Meiſter beibehalten. Bei uns hat Kaulbach den entſcheidenden Schritt zur maleriſchen Darſtellung der Weltgeſchichte gethan. Im Anſchluß an die Kunſt der Vorzeit gibt er vor allem keine bloßen repräſentativen Schauſtücke und keine blos genrehaften Scenen, ſondern wählt ein Ereigniß, in welchem eine hiſtoriſche Idee ſich ausprägt, und die Bedeutung der Sache macht er zum

Ausgangspunkte der Compoſition, wie die religiöſe Malerei ihrerſeits auch thut; die Schönheit bleibt ihm das Ziel der Kunſt, die Offenbarung des innern Lebens, die Darſtellung des Geiſtes ihre Aufgabe. Im Anſchluß an den Volksglauben und an die Meiſter Griechenlands und Italiens weiß er durch perſonificirende Idealbildung die höhere Mitte zwiſchen Symbol und Allegorie zu finden und die innewaltende Seele der Dinge und Ereigniſſe zu veranſchaulichen. Auch ihm gelingt das eine mehr, das andere weniger, aber ſtatt blos an den Mängeln zu mäkeln, hat die Kritik die Pflicht, daß ſie das wirklich Errungene erklärt und den Künſtlern wie dem Publikum zum Bewußtſein bringt.

Den Mangel der Düſſeldorfer Schule findet Springer gewiß richtig darin, daß dort die Malerei einſeitig ohne die Grundlage der Architektur und den Wettſtreit mit der Sculptur gepflegt worden; er charakteriſirt ihr Anlehnen an lyriſche Dichter, namentlich an Uhland's Balladen, ihren Zuſammenhang mit den Kunſtvereinen, und wird ihrem Verdienſte für das Colorit, für Anmuth und Schönheit der äußern Erſcheinung gerecht. Leſſing und Schrödter werden mit Vorliebe charakteriſirt.

Nachdem der „humoriſtiſche Idealismus" und der „Realismus in der Sculptur" betrachtet worden, behandelt Springer unter der Ueberſchrift „Die Einkehr der Malerei in das Volksthum" die Hinwendung zum Holzſchnitt, der nicht blos ein Vervielfältigungsmittel für andere Werke, ſondern ein eigenthümliches Darſtellungsmittel für diejenigen Künſtler iſt, bei denen, wie bei den altdeutſchen Meiſtern, die Erfindungskraft und der Reichthum der Phantaſie den plaſtiſchen Formentrieb und die maleriſche Vollendung überwiegen. Er nennt Richter den Mann nach dem Herzen des deutſchen Volks und geſellt ihm Schwind und Genelli. Sodann ſpricht er von den Genre- und Landſchaftsmalern und von der Kriſis, welche in die Hiſtorienmalerei durch einen realiſtiſchen Zug, durch die Belgier, gekommen ſei, um ſich zu dieſen und zu den Franzoſen zu wenden. Hier ſind Gallait und Paul Delaroche ſeine Helden, ohne daß er indeſſen die trefflichen religiöſen Darſtellungen von Hippolyte Flandrin oder die idealiſirende Genremalerei Leopold Robert's in Schatten ſtellte; vielmehr hat er auch für ſie geiſtreiche Worte des Preiſes.

Bei den Engländern würde ich Flaxmann's Größe entſchiedener hervorgehoben und bei Wilkie, Landſeer u. ſ. w. ſtärker betont haben, daß ſie gleich den ausgezeichneten Romanſchriftſtellern, wie Boz und Thackeray, vortreffliche Charakteriſtiker ſind, und mehr durch pſychologiſche Gründlichkeit im Einzelnen als durch den erſten ſchlagenden Eindruck des Ganzen wirken; das verſtehen die Franzoſen, denen iſt die intereſſante Situation und die Stimmung Hauptſache, ſie erreichen den augenblicklichen Effect, während die Engländer zu wiederholter nachhaltiger Betrachtung einladen.

Endlich gedenkt Springer der Kunſtmächte zweiten Ranges, und gibt damit eine vollſtändige Ueberſicht der artiſtiſchen Leiſtungen und Beſtrebungen unſerer Zeit, die als erſter und nicht unglücklicher Wurf ſtets ihr Verdienſt behaupten und gewiß vielen ein willkommener Führer durch das reiche Kunſtgebiet der Gegenwart ſein und werden wird.

Wenigſtens doppelt ſo vielen Raum als Springer der europäiſchen Kunſt gewidmet hat, verwendet Hagen zu einer Schilderung der deutſchen. Sein Buch trägt mehr den Charakter der Geſchichte, iſt aber doch nicht ſo durchgearbeitet, wie wir es verlangen müſſen, wenn ein Werk vor die Oeffentlichkeit tritt. Der Verfaſſer hat viele Jahre lang die Entwickelung unſerer Kunſt begleitet, er hat ſelbſt über vieles Einzelne geſchrieben oder zeitgenöſſiſche Urtheile anderer geſammelt, und namentlich in den „Beiſchriften" niedergelegt; dies gibt dem Buche ein eigenthümliches Intereſſe, zu ſehen, wie hervorragende Leiſtungen bei ihrem Erſcheinen verſtanden oder nicht verſtanden worden ſind, hat aber den Nachtheil, daß auch in den Text Urtheile übergegangen ſind, welche die Probe der Zeit nicht beſtanden haben. Hagen's Kritik erſcheint wie die Milde des Alters neben der jugendlichen Unerſchrockenheit Springer's; er wird nicht aus Härte, eher aus Gunſt ungerecht, wenn er z. B. Wach den größten Meiſtern anreiht.

Leider begegnen wir einer großen Reihe von Ungenauigkeiten, die in ſolch einem Werke, das wieder als Quelle dienen ſoll, nicht vorkommen dürfen. Gleich am Anfang wird das Bild von Kaulbach: die Bekämpfung des Zopfs, ganz unzuverläſſig und fehlerhaft beſchrieben, und ſolche Nachläſſigkeit bei der Einleitung erregt einigen Verdacht gegen den Fortgang. Konrad Eberhard, der noch lebt, wird als 1840 im Herrn geſtorben angeführt. Schiller iſt nicht aus der Karlsſchule, ſondern als Regimentsarzt aus Stuttgart geflohen; Koch verließ die Karlsſchule, wie Hagen erzählt, und ſandte von Strasburg aus dem Herzog ſeinen Zopf. Jupiter gilt nirgends für eine Perſonification der Luft, Cornelius bringt ihn nicht mit dieſer, ſondern als den urſprünglichen Lichtgott in den Glyptothekbildern mit dem Element des himmliſchen Feuers in Verbindung. Dort wird auf dem Bilde von Trojas Zerſtörung auch nicht um Achilleus' Waffen gewürfelt, ſondern die Griechen loſen um Siegesbeute, wie es richtig an einer andern Stelle heißt. Schwerlich darf man vom Kölner Dombau ſagen: „Gegen das, was zu thun iſt, verſchwindet das Geſchehene ganz und gar." Gärtner in München erneute den romaniſchen Stil; wie kann Hagen ihn mit dem antikiſirenden Palladio zuſammenſtellen? Von Heinrich Heß heißt es (S. 272), er habe die Bilder für die Glasgemälde der münchener Aukirche entworfen, S. 284 in den „Beiſchriften" werden Ruben und Schraudolph richtig als die Verfertiger der Cartons dafür genannt. Von Leſſing, von Genelli werden längſt vollendete Werke als beabſichtigte und zu erwartende aufgeführt. Jakob Becker, der bekannte vortreffliche Maler oberheſſiſcher Bauern, ſoll „keine beſondere Gegend" im Auge haben. Schwanthaler hat nicht einſam in Schwaneck gelebt,

Thäter ist nicht in Dresden, sondern in München, wo er die von Hagen vermißte deutsche Kupferstecherschule leitet. Kaulbach hat die Donau und Isar nicht „als Flußgötter" gemalt, sondern neben den männlichen Gestalten des Rhein und Main sie weiblich gebildet und zwar sehr vortrefflich. Das mögen Kleinigkeiten sein, was sich mir gerade zur Probe bot, aber sie sind ungehörige Flecken und verwerfliche Zeugnisse fahrlässiger Arbeit. Dagegen gehört es in die Kategorie der schiefen Urtheile, wenn Hagen behauptet, man werde die Kirchen künftig im antiken Stile bauen, oder wenn er findet, daß Th. Hildebrandt in seinen Söhnen Eduard's wahrer als Shakspeare sei.

Dagegen machen die Mittheilungen aus zeitgenössischen Briefen oft einen recht guten Eindruck und sind sehr dankenswerth. So heißt es in einem solchen an Carstens über dessen Werke:

Weißt du, was mir in deinen Bildern am meisten gefällt? Es ist bei der Ruhe der Scenen selbst die individuelle, im Stillen thätige Seelenkraft charakteristisch überall im Gott, im Helden wie in der Volkscaricatur wirken zu sehen. Jeder ist so unbekümmert über sich, so ganz einig mit sich, daß man fühlt, dies sind wahre Menschen.

Vortrefflich ist die Aeußerung Schinkel's:

Nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen, eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte, ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Kunstfertigkeit verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formenschönheit auszukramen, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Rücksicht über anderer Meister Werke sein mögen, sind doch sein nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt etwas Höheres hätte erringen können.

Den in der katholischen Kirche geborenen Cornelius nennt Hagen einen protestantischen Geist innerhalb des Kreises Overbeck, Schadow u. s. w., die damals in Rom katholisch wurden, und findet ein Verdienst darin, daß jener stets das Vernunftgemäße vertreten und eine ausschließliche und einseitige Kirchlichkeit der Münchener Schule verhindert habe. Aus Briefen Niebuhr's wird mitgetheilt, Cornelius sei und bleibe ein eifriger Verehrer Goethe's und wahrhaft inspirirt von ihm. Bezeichnend sind folgende Stellen:

Bunsen wohnt oben im Palast Caffarelli und über dem Palatin. Als wir nach Mitternacht auf der Loggia standen, sahen wir Jupiter funkeln, als schaue er auf seinen Tarpejischen Fels. Es waren Gesundheiten getrunken. Ich sagte zu Thorwaldsen: „Laß uns die Gesundheit des alten Jupiter trinken!" „Von ganzem Herzen gern", antwortete er. Einige stutzten. Cornelius stieß an und erwiderte uns. . . . Cornelius ist so wenig ein Zelot, daß er, da wir mit ihm über seine Lieblingsidee, ein Jüngstes Gericht zu malen, redeten, uns zwar abschlug, Luther in die Himmelsglorie zu versetzen, weil er das ja nicht dürfe; aber er solle dem Teufel die Bibel entgegenhalten und dieser davor zurückweichen.

Nach glaubwürdiger Erzählung soll Cornelius damals in Rom über das Convertiren seiner Freunde gar nicht erfreut gewesen sein und eines Abends zornig erklärt haben: „Wird jetzt noch einer katholisch, so werde ich Protestant!"

Wollen wir weiter auf gelungene Partien in Hagen's Buch unser Augenmerk richten, so erwähne ich die Schilderung des Einflusses der Romantiker auf die Wiederbelebung des deutschen Volksthums, die Schilderung des neuerwachten Verständnisses mittelalterlicher Kunst, der Bedeutung, welche die Sammlung altdeutscher Bilder durch die Brüder Boisserée hatte, oder die Charakteristik von Rauch's Feldherrnstatuen: „Bei Scharnhorst ist das Innerliche dargestellt; er sinnt nach über die Möglichkeit der Befreiung von der Fremdherrschaft, er denkt an die zu stellenden Schlachtordnungen. Bülow stützt sich auf das Schwert, und blickt als der Schlagfertige vor sich hin. Blücher kämpft und erobert." Auch die Parallele von Julius Schnorr und Ludwig Schwanthaler ist gelungen, seltsam aber die von Genelli und Hübner.

Wenn der Verfasser am Schlusse des ersten Theils sagt: „Alle Strahlen der Kunst mit geringer Ausnahme gehen jetzt von Berlin aus", so ist doch das etwas zu weit getriebener preußischer Patriotismus, und wir erinnern uns verwundert an das, was früher aus Goethe's Mund über die berliner Kunst mitgetheilt war: da werde Poesie durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Porträt verdrängt, da sei der prosaische Zeitgeist, der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause.

Nachdem Hagen seine Geschichte der deutschen Kunst zu Ende geführt, gibt er uns zum Schlusse noch fünf Einzelbilder großer Männer: Goethe, Thorwaldsen, Cornelius, Rauch, Schwanthaler. Warum hat er diese in ihrer Ausführlichkeit nicht an geeigneter Stelle eingeschoben? Er hätte gar manche Wiederholung sparen können. Sie sind übrigens das Beste im Buche. Sie sind mit hingebender Wärme verfaßt und lassen es bedauern, daß Hagen es nicht vorzog, auf ähnliche Art ihnen noch einige hervorragende Meister oder einige Künstlergruppen anzureihen, da er selbst als Schriftsteller ein viel besserer Porträtbildner als Historienmaler ist. Wir möchten vor allem diese Charakteristiken unsern Lesern empfehlen, und betrachten das Uebrige im Buch mehr als Commentar zu dem hier gebotenen Vortrefflichen. **Moriz Carriere.**

Der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius und seine Zeit.

Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation von R. Stintzing. Mit urkundlichen Beilagen. Basel, Schweighauser. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn das Wirken des merkwürdigen Mannes, dessen Leben in vorliegendem Werke durch R. Stintzing, ordentlichen Professer der Rechte an der Universität Basel, beschrieben ist, sich nur einseitig auf die Rechtswissenschaft beschränkt hätte, so würde es kaum Anspruch darauf haben, in d. Bl. ausführlicher gewürdigt zu werden. Aber Zasius Beziehungen waren sehr vielseitiger und weitgreifender Art, und wie uns sein Schulleben bereits in die Streitigkeiten der Realisten und Nominalisten einführt, so eröffnet uns sein späteres Leben und Wirken die lehrreichsten Blicke in das Thun und Treiben der Humanisten, über seine und ihre Stellung zu der Luther'schen Reformation, in das Universitätswesen, wie überhaupt in das

Culturleben seiner Zeit. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß damals schon jene Verknöcherung und fachwissenschaftliche Ausschließlichkeit der Gelehrten, welche erst einer spätern Periode angehört, stattgefunden habe; vielmehr waren damals die Rechtsgelehrten, wie überhaupt alle Männer von wissenschaftlicher Bildung, noch Träger und Förderer der allgemeinen Cultur, und es wäre leicht nachzuweisen, daß mancher berühmte Rechtsgelehrte selbst der Gegenwart viel weniger in der Allgemeinbewegung der Geister mitschwimmt als z. B. unser Zasius in der geistigen Strömung seiner Zeit. Was seine Verdienste um die Ausbildung der Rechtswissenschafft betrifft, so können wir uns hier, zumal als Nichtjurist, nur auf wenige Andeutungen beschränken. Die Männer des Rechts erkennen in ihm, neben dem Franzosen Budäus (Budé) und dem allerdings noch genialern Italiener Alciat, einen der Reorganisatoren ihrer Wissenschaft. Er half der haarspaltenden Scholastik, die auch in der Rechtswissenschaft ihr Wesen trieb, ein Ende machen oder ihrem Ende entgegenführen, und das Studium der Rechte von dem überwuchernden Beiwerk der Glosse auf die Quellen zurückleiten. Was den Stil betrifft, so hielt er auf größere Reinheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, und als Mann der Praxis suchte er zwar römische Grundsätze auf deutsche Institute anzuwenden, ohne jedoch dabei deutschen Gewohnheitsrechten zu nahe zu treten; er erkannte vielmehr diese als das Entscheidende an. Ganz besonders wirkte er durch seine zahlreichen Schüler, die er durch seine Beredsamkeit fesselte. Erasmus selbst drückte seine Bewunderung vor dem „reichen und vollen Strom der Rede", wie sie Zasius zu Gebote stand, aus und ein andermal rühmt er von ihm: „Seine Rede sprudelt aus dem Stegreif so von schönen Worten und Gedanken, mit solcher Anmuth, wie ich es noch bei keinem Italiener gefunden habe."

Ulrich Zasius (eigentlich Züsi) war zu Konstanz im Jahre 1461 geboren und besuchte die dortige Domschule, die er erst im einundzwanzigsten Jahre verließ. Zum Theil mag diese langsame Entwickelung in der damaligen Unterrichtsmethode gelegen haben, die so verwickelt und umständlich war, daß, wie Wimpheling und Luther klagten, ein Schüler über der Erlernung der Declinationen und Conjugationen ohne Erfolg 10 Jahre verbringen könne. Ward doch der Titel des gebräuchlichen Lehrbuchs „Incipit dyalogus Donati de partibus octo feliciter" nach den vier Aristotelischen Gründen, zu denen noch ein fünfter gefügt ist, analysirt und daran noch eine Reihe von neun Syllogismen in abgeschmacktester Breite und Spitzfindigkeit geknüpft, bis endlich der Uebergang zum Texte selbst gestattet war. Mehr aber scheint diese etwas verspätete Schulreife, die aber gewiß auch ihre sehr großen Vortheile hat, äußern Umständen oder der Individualität des Zasius zugeschrieben werden zu müssen, denn diese gehörte, nach des Verfassers Bemerkung, „nicht zu jener Gattung, deren physisches Dasein kaum zur Grundlage ihres geistigen Daseins zu genügen scheint". Beispiele von überraschender Frühreife waren sonst zu jener Zeit wie in allen Perioden großer geistiger Erregung und Bewegung trotz der langweiligen scholastischen Unterrichtsmethode überaus häufig.

Zasius besuchte nun die erst 1477 gestiftete Hochschule zu Tübingen, wo gerade das geistige Leben durch den Streit der Nominalisten und Realisten in so heftige Bewegung gesetzt war, daß die beiden Burse, in welche die Anhänger der kämpfenden Parteien mit besondern Fahnen und Sinnbildern vertheilt waren, täglich hintereinander geriethen und sich nicht selten, wenn die Gründe ausgingen, in die Haare griffen. Bekannt ist ja auch die Thatsache, daß an der Sorbonne ein Katheder von dem Platze des Opponenten durch eine Bretterwand geschieden war, damit die Disputirenden nicht handgemein werden konnten. Es ist dies bezeichnend für den Geist jener Zeit, deren gewaltthätiger Charakter sich auch in diesen Zügen abspiegelt. Noch eine bemerkenswerthe Erscheinung begegnet uns im damaligen Universitätsleben, wir meinen die Rolle, welche zu jener Zeit italienische Doctoren auf den deutschen Hochschulen spielten. Sie scheinen, wie Stintzing bemerkt, durch die neuen Lehrstühle angelockt, vielfach als fahrende Scholasten herübergekommen, zuweilen auch berufen zu sein. Ihre Namen figuriren vorzüglich bei Eröffnung der Hochschulen, vermuthlich um diesen einen besondern Glanz zu geben. Selten aber hatten sie lange auf ihren Posten aus. Ueberhaupt wird man die Hauptquelle des wissenschaftlichen Lebens damaliger Zeit in Italien suchen müssen, und es ist undankbar, daß, wenn man jetzt von Völkern spricht, welche die Civilisation repräsentiren, fast immer nur die Franzosen, Engländer und Deutschen genannt werden. Kaum hat irgendein Volk in späterer Zeit eine so glänzende Reihe von gleichzeitig auftretenden genialen Gesetzgebern, Künstlern, Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern, Juristen, Aerzten, Tonsetzern u. s. w. aufzuweisen, als Italien in jenen Tagen seines höchsten Glanzes, und die Gelehrten des übrigen Europa holten sich meist ihre Bildung auf den italienischen Hochschulen. Allerdings fand schon zu Zasius' Zeit auch in Deutschland eine geistige Emancipation vom welschen Einfluß statt, und Zasius selbst gehört zu denen, welche ihre Bildung nur in Deutschland erworben hatten. Auch fehlte es schon damals nicht an Spott über diejenigen, welche nur aus Welschland ihre Weisheit holen zu können glaubten, und Brant geißelt in seinem „Narrenschiff" diejenigen aufs schärfste, die nur in Bologna, Pavia und Paris die Quelle aller Gelehrsamkeit zu finden meinten, „als ob nit auch in tütscher art noch wer vernunfft". Durch Luther's Protest gegen Rom wurde dann dieser Emancipationsact zur vollendeten Thatsache und die geistige Initiative seitdem nach dem Norden verlegt. Es darf ferner nicht übersehen werden, daß deutsche Gelehrte auch in Avignon und auf den italienischen Hochschulen lehrten und das dort entlehnte Kapital mit reichlichen Zinsen zurückzahlten. Hierzu trug freilich der Gebrauch der lateinischen Sprache als der gemeinsamen Gelehrtensprache wesentlich bei, und diesem Allgemeingebrauch des Lateinischen, so viel Nachtheile er andererseits auch haben mochte, hat man es zuzuschreiben, wenn damals im eigentlichen Sinne eine einige und untheilbare europäische Gelehrtenrepublik bestand.

Nach dem Abgange von der Universität bekleidete Zasius eine Zeit lang ein Amt in seiner Vaterstadt und wurde dann als Stadtschreiber nach Freiburg berufen, in welcher Stellung er genöthigt war, zur Erwirkung von Gutachten zwischen Freiburg, Tübingen und Konstanz hin- und herzureiten. Auch erwarb er sich bald so großen Ruf, daß selbst die Eidgenossen seine Rechtshülfe in Anspruch nahmen. Dabei versäumte er nicht, obschon bereits 31 Jahre alt, bei den freiburger Juristen eifrig zu lernen, namentlich bei Paulus Cittadinus oder de Cittadinis aus Mailand, welcher als Legum ordinarius von Pavia nach Freiburg berufen worden war. Auch trat er in jenen Kreis der Humanisten ein, als deren damaliges Haupt Konrad Celtes, der Stifter literarischer Gesellschaften an der Donau und am Rhein, zu betrachten ist. Als Hauptaufgabe galt es diesen Humanisten nach den Worten des Verfassers vor allem, „gegenüber der Scholastik den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte einzusetzen, in der Wissenschaft von den Abstractionen zu den concreten Dingen, in der Kirchenlehre von abstracter Dogmatik auf das Gebiet des Willens, also der Moral, zurückzuführen". Dieses Bestreben fand seine kräftigste Stütze im Studium des classischen Alterthums. Insofern nennt man die deutschen Humanisten dieser Periode nicht mit Unrecht die Vorläufer der Reformation. Aber nur die Minderzahl vermochte mit dem rapiden Gange derselben Schritt zu halten. Die Humanisten beabsichtigten zwar eine Heilung sittlicher Gebrechen bei Laien und Priestern, die Abstellung kirchlicher Misbräuche, die Rückkehr zu verlorener Einfachheit und Ehrbarkeit, die Hebung des Kirchenregiments durch eine höher gebildete und veredelte Priesterschaft; aber die Autorität der Kirche mit ihrem Oberhaupt stand unbezweifelt in ihrer Ueberzeugung fest. Stintzing weist unter anderm darauf hin, daß, als in diesen Jahren der Streit über die unbefleckte Empfängniß wieder angeregt wurde, Wimpheling und Sebastian

sprang sich in poetischen Ergüssen über die Reinheit der Maria homerologisch ergingen. Dies alles darf man nicht vergessen, wenn man das spätere Verhalten des Zasius zur Reformation gerecht und billig beurtheilen will. Uebrigens macht Stintzing auch auf das deutsche Element in den Bestrebungen dieser Humanisten aufmerksam. Er bemerkt z. B.: „Von seiten Frankreichs waren schon im Laufe dieses Jahrhunderts Ansprüche auf das Elsaß erhoben worden, als sei es eine Pertinenz der gallischen Krone: eine Prätension, die bei der gegenwärtigen Stellung Frankreichs nur um so bedenklicher schien. Wimpheling wies jetzt historisch nach, daß das Elsaß niemals zu Gallien gehört habe, ebenso wenig wie die sonst am Rhein gelegenen Städte, und folglich die französischen Behauptungen grundlos seien. Er gab durch diese Schrift («Epitome rer. Germanicar.», 1502) den Anstoß zum ernstern Studium des deutschen Alterthums und fand bald an Konrad Peutinger einen bedeutenden Nachfolger."

Nachdem Zasius aus unbekannten Gründen sein Stadtschreiberamt aufgegeben und eine Zeit lang als lateinischer Schulmeister (er war ein guter Latinist, während er Griechisch nicht getrieben) gewirkt hatte, ließ er sich, beinahe schon ein Vierziger, 1489 als akademischer Bürger Freiburgs aufnehmen, um von nun an in dieser Körperschaft für immer anzugehören. Nur kurze Zeit war er Scholaris; aber schon im Jahre 1500 wurden ihm die Vorträge über Rhetorik und Poesie mit einem Jahresgehalt von 32 Fl. übertragen, und nachdem er Doctor geworden, auch interimistisch die Lectura der Institutionen mit einer Zulage von 12 Fl. jährlich. Nach des Cittadinus Rückkehr kam er, nun 46 Jahre alt, an dessen Stelle als Ordinarius legum, mit einem Gehalt von 100 Fl., eine für jene Zeiten nicht unansehnliche Professorenbesoldung. Außerdem wurde er vom freiburger Rath als Actuar des Stadtgerichts angestellt. Es war dies ein Amt, welches allein schon die Kraft eines ganzen Mannes in Anspruch nehmen konnte und bei den mancherlei zwischen Bürgerschaft und Rath sich ereignenden Conflicten auch sein Unangenehmes hatte. Es wird berichtet, daß die Sorgen des Tags, mit welchen ihn die verwickelten Rechtsfragen überluden, ihn oft des Nachts nicht ruhen ließen, und daß er dann sein Schlafzimmer zu verlassen und umherzuwandeln pflegte, um die Zeit hinzubringen und die Glieder zu ermüden. Dann traf er wol auf seinen später berühmt gewordenen Schüler Urbanus Rhegius, der bei der nächtlichen Durchmusterung der Zasius'schen Bibliothek über den Büchern, zu denen Zasius treffliche Randbemerkungen beigefügt hatte, in Schlaf versunken war. Scherzend zupfte dann Zasius seinen wissenseifrigen Schüler, den er wie einen Sohn liebte, am Ohr oder packte dem Schlafenden schwere Folianten auf die Schultern und machte sich dann davon; dem erwachenden Urbanus aber verrieth das Gepolter der herabstürzenden Bücher, wer seinen Schlummer belauscht hatte. Wie wir gleich hier einhalten wollen, gehörte damals auch Johann Eck, des berüchtigten Andenkens, zu seinen Zöglingen und Tischgenossen.

Trotz häuslicher Sorgen und gehäufter Arbeiten huldigte Zasius dabei doch gern dem geselligen Vergnügen und pflegte bei Gastereien dem Weine tapfer zuzusprechen. Ueberhaupt sprudelte in ihm eine gewaltige Lebenslust, und in Tübingen hatte er als Student ein so lockeres Leben geführt, daß er in reifern Jahren die dort verbrachte Zeit als eine verlorene zu beklagen pflegte. Junge Leute von zarter Körperconstitution sind leicht der Gefahr ausgesetzt, sich durch solche Excesse leiblich und moralisch zu Grunde zu richten; aber Zasius hatte etwas zuzusetzen und erreichte ein hohes Alter, obschon er auch als Mann dem Bacchus gern und oft opferte. Sein Schüler Pichard bemerkt, mancher habe sich gewundert, wie Zasius neben seiner Unmäßigkeit so viel Arbeiten und nächtliche Studien ertragen könnte; aber das sei die Trefflichkeit seiner überaus kräftigen Natur gewesen. Diese sinnlichen Freuden waren ihm, nach Stintzing's Worten, „nur eine erquickliche Basis für die geistigen Genüsse, welche er in der Geselligkeit suchte". Gab es die Gesellschaft, so pflegte er auch wol im Geiste jener nicht sehr prüden Zeit etwas frei und derb zu reden und wie er selbst gesteht „nicht immer ganz schickliche" Späße zu machen, besonders bei seinem „Gevatter" Ambrosius Kempf, dessen Frau dann des Erasmus Buch „Ueber den Gebrauch und Misbrauch der Sprache" hervorzuziehen und ihm damit den Mund zu stopfen pflegte, wie er scherzend selbst erzählt. Ueberhaupt denke man sich das Leben in den Häusern der damaligen Professoren nicht als ein dumpfes und trübes; ihre Schüler waren zugleich ihre Freunde und meist auch Tischgenossen und brachten Lust und Fröhlichkeit ins Haus: Elemente, die sich mit der damals noch überall und auch im Zasius'schen Kreise herrschenden Frömmigkeit und Christlichkeit sehr wohl vertragen zu haben scheinen. Sein späterer Lieblingsschüler, Bonifacius Amerbach, an dem er in seinem höhern Alter mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hing, Sohn des Druckers Hans Amerbach, welcher wie fast alle damaligen Buchdrucker und Verleger zugleich Gelehrter war und seine Magisterwürde in Paris erworben hatte, besaß die glänzendsten geselligen Talente und bildete dadurch den Mittelpunkt der fröhlichen Wirthschaft im Zasius'schen Hause. „Gern hörte man ihm zu", erzählte Amerbach's späterer Biograph Fechter, „wenn er etwa einen neuen Tanz, den er bei dem Organisten Hans Kutter in Freiburg im Uechtlande bestellt, auf der Laute spielte oder ein von ihm gedichtetes Lied nach der Melodie: «Adieu mes amors» zum Klange der Saiten sang." Erst die Leiden der Reformationskriege und besonders des Dreißigjährigen und die zwangvolle Unnatur, die später Sitte wurde, machten diesem lustigen Altdeutschland ein Ende, wie das Puritanerthum dem „old merry England".

Auch über das Universitätswesen der damaligen Zeit erfährt man aus dem Buche manches Interessante. „Wir haben uns die Collegienbänke jener Zeit", erzählt Stintzing, „durchschnittlich von einer reifern und unter sich verschiedenartigern Jugend bevölkert zu denken als heutzutage, wie dies einerseits die langsamere Schulbildung, andererseits die schärfern Gegensätze der Stände mit sich brachten. Es war nicht ungewöhnlich, daß dieselben Männer in einem Fache als Lehrer auftraten, in einem andern unter den Zuhörern saßen. Weltgeistliche der verschiedensten Stufen, Baccalaureen und Magister finden wir neben den ungraduirten Scholaren aus dem Fürsten-, Ritter- und Bürgerstande." An wüsten Auftritten, die oft gerade in den Bursen ihren Anfang nahmen, fehlte es natürlich nicht, und sie verliefen um so gefährlicher, da die Studirenden durchgehends Waffen trugen. Begreiflicherweise waren dabei die Ritterbürtigen immer voran. Manche Professoren betheiligten sich an diesen Zügellosigkeiten und förderten sie. Der excentrische, sinnlichen Ausschweifungen ergebene Locher, genannt Philomusus, Nachfolger des Konrad Celtes in der Professur der Poesie zu Ingolstadt, zog z. B. einmal am hellen Sonntag mit einer Schar Studenten, als Lanzknechte verkleidet, durch die Stadt und ließ zur Eröffnung seiner Vorlesungen mit den Glocken läuten, wofür er in eine Disciplinarstrafe von 2 Fl. verfiel.

Interessant sind auch die Mittheilungen über die Honorarverhandlungen des Zasius mit seinen Verlegern. So bot er sein Werk „Intellectus juris singulares" unter Vermittelung seines jungen Freundes Bonifacius Amerbach dem Drucker Cratander in Basel an in einem ausnahmsweise deutsch geschriebenen Briefe, worin es heißt: „Ich fordere für min Vercerung 50 Gulden, denn ich hab übermenschlich übel Zit in dieser Materie gehept; doch setz ichs genzlich an Herr Doctor Bonifacio, wie ers macht, ist mir lieb; allein daß es truckt und nit lenger verhalten werd" u. s. w. Cratander bewilligte jedoch nur 20 Fl., womit Zasius sich ohne lange Weiterungen einverstanden erklärte, sofern die Zahlung nur rechtzeitig geschehen würde. Dennoch zeigte sich Cratander, trotz des kleinen Honorars, in der Auszahlung desselben säumig; Zasius muß mehrmals mahnen, wobei er sich selbst damit entschuldigt, „daß magere Mäuse am ungeduldigsten nagen", und als end-

lich im April des folgenden Jahres die Zahlung erfolgt ist, klagt Zasius noch, daß er bei Berechnung der Münzsorten nicht ganz honnet behandelt worden sei.

Daß damals das Doctorat etwas ganz anderes war als heutzutage, erfährt man, wenn man in Stinzing's Buche liest, daß der Doctorandus nach beendigter Prüfung in feierlichem Aufzuge an der Spitze der Professoren und Studenten in die Kirche zu reiten pflegte, und hier der Act der Promotion durch Ertheilung der Insignien: Buch, Ring und Hut, vollzogen wurde. Der Candidat hatte für diesen Aufzug seine Begleitung zum Theil mit Baretten und Handschuhen zu versehen, und unterwegs wurde auf seine Kosten Zuckerwerk vertheilt, weshalb man einmal in einem von Zasius aufgesetzten Kostenverzeichniß „quattuor capsulas zaccari" und „pro octo bircetis, chirothecas pro 2 fl. vel circiter" angeführt findet. Den Beschluß bildete der Doctorschmaus, der mit dem Doctorritt und allem Uebrigen in Freiburg die Kosten für die Promotion bis auf 70 Fl. trieb, eine für damalige Zeit sehr hohe Summe.

Ulrich Zasius war inzwischen in das höhere Alter getreten, und auch für ihn wie wol für die meisten Menschen hatte das Schicksal die trübsten Erlebnisse, besonders Todesfälle geliebter Personen, Zerfall alter Freundschaften, überhaupt Beweise für die Hinfälligkeit alles Irdischen, gerade für seine letzte Lebensperiode aufgespart. Zwar jene Gebrechlichkeiten, mit denen das höhere Alter gepaart zu sein pflegt, kannte er weniger, obschon sie natürlich nicht ganz ausblieben und mit den Jahren zunahmen. Aber selbst noch in seinen letzten Lebensjahren war sein Geist, wie Erasmus von ihm rühmt, merkwürdig kräftig, sein Gedächtniß und seine Urtheilskraft ungeschwächt und seine Beredsamkeit feurig wie ehemals. Im Jahre 1519 hatte er seine Gattin an der Pest verloren, und er heirathete nun und zwar gleich nach Ablauf des Trauerjahres seine Dienstmagd Barbara, mit der er bis 1528 noch sieben Kinder zeugte, die dem Greise viele Freude machten und von denen mehrere bald starben, andere ihn aber überlebten und zu ansehnlichen Stellen gelangten. Auch seine mancherlei gelehrten Zwiste, wie mit Thomas Murner, mit dem pariser Juristen Budäus u. s. w. prallten an seiner kräftigen Constitution ab und wurden durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit vielen der bedeutendsten Männer seiner Zeit überreichlich aufgewogen. Die Jugend zollte ihm noch immer ihre Verehrung, und wie seine frühern pflegten auch seine spätern Schüler ihn auf seinem Kirchgange hin- und zurückzubegleiten und seinen weisen Reden zuzuhören. Es war damals überhaupt noch größere Ehre bei dem Alter als in unserer weniger pietätvollen Zeit. Eine mehr windige, eitle und geckenhafte Generation wie die heutige mag freilich auch wol nicht so viele Greise hervorbringen, welche durch ihre imposante Erscheinung unwillkürlich Achtung abnöthigen, und wer in der Jugend, wie dies in unsern Tagen zu geschehen pflegt, dem senatorischen Alter den schuldigen Respect versagt, vergibt sich dadurch von selbst das Recht, im Alter auf die Pietät der inzwischen herangewachsenen Jugend Anspruch machen zu dürfen. Damals verhielt es sich anders und so konnte Zasius auch als Greis mit seinem Lose wohl zufrieden sein.

Eine tiefe und nie vernarbende Wunde scheint ihm dagegen die Entfernung seines zärtlich geliebten jüngern Freundes, des schon genannten Bonifacius Amerbach, nach Avignon und später Basel, geschlagen zu haben. Hierzu kamen die religiösen Wirren und seine Mittelstellung zwischen den Anhängern des Papstthums und der Reformation. In keinem Augenblicke verkannte er die Gebrechen der katholischen Geistlichkeit, er begrüßte mit unendlicher Freude Luther's Thesen; „was ich von Luther in die Hände bekomme", schreibt er 1519, „das nehme ich auf als ob es von einem Engel käme"; aber er wollte nur eine Regeneration der Kirche von innen heraus, nicht einen Abfall von der Kirche, nicht ein Auflehnen gegen die oberste kirchliche Gewalt. Luther's Behauptung von der Sündlichkeit der guten Werke nannte er „unerhört". Er gibt zu, daß der, welcher Gutes thut, trotzdem sündigt, seiner Unvollkommenheit wegen; „aber", schreibt er, „ich sehe, daß die Wittenberger weiter gehen und sagen wollen, daß, wer Gutes thut, sündige, indem er Gutes thue. Das kann ich nicht verstehen, das scheint mir geradezu abgeschmackt." Er nennt dies „Sophistik" und richtete auch 1520 an Luther selbst einen Brief, worin er ihn warnt, in seiner Opposition gegen die Autorität der bestehenden Kirche nicht zu weit zu gehen. Der Bauernkrieg, welcher 1525 auch Freiburg eine Belagerung zuzog, war nur geeignet, ihn gegen das Werk der Kirchenreformation noch ungünstiger zu stimmen. Ebenso wenig war er aber auch mit den Mitteln einverstanden, die man zu ihrer Niederkämpfung ergriff, z. B. wenn auf dem Münsterplatze einmal 200 Bücher durch den Scharfrichter verbrannt wurden. Er war der Ansicht, daß man eine neue Lehre gewähren lassen müsse, da sie ja doch bald zusammenfalle, wenn sie nicht von Gott stamme. Blickte er dann wieder auf das Treiben der katholischen Geistlichkeit auch nur in seiner nächsten Nähe, so fühlte er sich davon aufs tiefste angewidert. „Dieser Klerus", schreibt er an Pirkheimer, „ist nicht gerade nach dem Muster der Ehrbarkeit zusammengesetzt." Kurz, er befand sich in einer conservativ-liberalen Mittelstellung, in der er es keinem recht machte. Ueberall waren Gegensätze und Risse, in der Studentenschaft, wie unter den Professoren, unter denen die jüngern begreiflicherweise der Reformation zugethan waren, namentlich die Privatgelehrten. Wie die Jugend vorwärts stürmt, so hemmt das Alter; beides aber ist nothwendig.

Zasius aber ergriff tiefe Verstimmung; er dachte, obschon hoch betagt, ernstlich an Uebersiedelung nach Nürnberg und schrieb deshalb an seinen ehemaligen Schüler Frosch. „Haß und Rache", schreibt er, „sind hier so entbrannt, daß viele redliche Männer daran denken, fortzugehen. Wenn ich mich aus diesen Fluten nicht rette, so gehe ich zu Grunde, obgleich mich die Sache keiner Partei angeht." Mit stolzem Selbstgefühl führt er fort: „Sollte die Stadt Nürnberg, so reich an Schätzen und Macht, nicht einen alten Gelehrten, der ihr Nutzen und Ruhm bringen würde, einige Jahre ernähren wollen? Denn entweder lebe ich noch lange, dann würde sie noch viel Nutzen von mir haben; oder ich sterbe bald, was ich wünsche, nun, dann würde es den fernsten Zeiten überliefert werden, daß Zasius zu Nürnberg gestorben ist." Er schließt: „Solches zu schreiben, treibt mich der Wahnsinn der Parteien; ich wäre sonst mit meiner Lage völlig zufrieden, wenn mir nur vergönnt wäre, in Ruhe und mit Leuten, die in den edeln Wissenschaften bewandert sind, zu leben." Pirkheimer betrieb auch wirklich die Berufung des alten Mannes nach Nürnberg; starb aber 1530, und Zasius klagt: „Bilibalde ist gestorben; ich wandle jetzt nur noch wie ein Schatten unter den Lebenden umher." Fünf Jahre später verschied auch Zasius, 74 Jahre alt, am 24. November 1535. Stinzing führt dies kurz an, wobei er dem Leser jene peinlich detaillirten Krankheitsgeschichten erspart, denen man jetzt in biographischen Schriften so häufig begegnet. Erasmus stiftete dem Zasius ein Ehrendenkmal, wenn er über den Greis schreibt: „Er ist ein seltenes Beispiel alter Sitte und antiker Tugend. Dazu ist sein Wandel von echt christlicher Reinheit: niemand scheidet von ihm, ohne durch sein Gespräch zu größerer Frömmigkeit erwärmt zu sein. Ich habe in Deutschland niemand gesehen, der edler und reiner wäre. Er ist ein großer Mann, wie Deutschland wol keinen zweiten hat: wenn einer, so ist er der Unsterblichkeit werth."

Aufrichtig ist dem Verfasser für diese Lebensbeschreibung eines merkwürdigen Mannes, für diesen werthvollen Beitrag nicht blos zur „Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation", sondern der Geschichte des Zeitalters selbst, Dank zu sagen. Die Biographie beruht auf gründlichen Studien der Quellen, die dem Verfasser gerade in Basel, wo sich auf der Universitätsbibliothek der größte Theil von Zasius' handschriftlichem Nachlaß befindet, aufs reichhaltigste flossen;

: ist von klarer Anerdnung, gut geschrieben, gibt nach keiner eite hin zu viel oder zu wenig und erfüllt die wesentlichste ufgabe einer Biographie, die Einflüsse der Zeit auf den Dar:stellten und seine Rückwirkungen auf die Zeit zu erklären, ithin das biographische Bauwerk auf culturhistorischer Grund:ge aufzuführen, in aller Weise. Das Buch ist so reichhaltig nd vielseitig, daß wir seinen Inhalt nicht haben erschöpfen, ondern nur andeuten können. H. M.

Zur Romanliteratur.

. Die Hand des Fremden. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

. Sein oder nicht sein. Von H. C. Andersen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Wiedemann. 1857. 8. 1 Thlr.

. Dred. Eine Erzählung aus dem großen Wüstenmoore. Von Harriet Beecher-Stowe. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Drei Bände. Rechtmäßige Originalausgabe. Leipzig, Kollmann. 1856—57. 8. 2 Thlr.

Man wirft den Deutschen Mangel an Thatkraft vor. Wenn in diesem Vorwurf Wahrheit ist, so hat die unersättliche Lesesucht der Deutschen gewiß ihr Theil daran. Wer das hohe Meer von Dramen, Romanen und lyrischen Erzeugnissen überblickt, das Jahr für Jahr unsern Büchermarkt unter Wasser setzt, wo die Welle die Welle verdrängt, sodaß nichts übrig bleibt, als ein wüster und glatter Wasserspiegel, der kann nicht umhin der Meinung zu sein, daß in dieser kraft- und zeitvertilgenden Flut sich eben die Kraft und die Zeit zu Thaten verlieren müsse, die von Dauer wären. Denn nicht genug, daß die deutsche Leselust alle diese einheimischen Productionen mit unbegreiflicher Genußfähigkeit wie im Spiele verschlingt; sie zieht auch noch aus der Fremde herbei, was irgend verzehrbar ist und verbraucht selbst die chaotische Masse von Uebersetzungen aus allen Sprachen und Idiomen, die sich in wahrhaft kolossalen Massen auf unserm Büchermarkt aufschichten. Wir erleben hier das Unbegreifliche, z. B. daß deutsche Frauen und Mädchen die Arbeiten von Boz mit Vergnügen lesen, die meistens eigentlich doch nur dem Engländer, der wem die socialen und politischen Beziehungen Englands genau bekannt sind, vollkommen verständlich sein können; oder daß sie an Mrs. Beecher-Stowe's zugleich kindischen und häßlichen Sklavenromanen Gefallen finden, und sie, zwar gedankenlos, aber doch mit Entzücken verzehren! Wie ist einem solchen widrigen Zustande der Dinge abzuhelfen? Die Kritik vermag wenig dagegen; indeß soll sie doch nicht müde werden, dies Wenige in Thätigkeit zu setzen, bis etwa eine Zeit kommt, wo die eigene Einsicht der Leser sie von ihrem trostlosen Geschäft ablöst. Sie soll diese Zeit einleiten, vorbereiten und aus diesem Gesichtspunkte an dem Grundsatz festhalten, das Löbliche ernst und fest zu charakterisiren und das Verwerfliche aus dem Raum zu verdrängen, auf dem es sich breit macht, um diesen für das ehrwürdige, das Geschmackvolle wiederzugewinnen. Diesen Act der Kritik mit oder ohne Erfolg wollen wir an den vorstehenden Romanen vollziehen.

Die Hand des Fremden hat allerdings seit einem halben Jahrtausend schwer auf uns geruht. Es ist eine traurige Geschichte, so „tragisch", daß es fraglich bleibt, ob sie zum Stoff einer leichtblütigen Novelle, die zu heiterer Unterhaltung dienen soll, überhaupt tauglich ist, ja ob mit diesem Stoff dieser Zweck erreicht werden kann. Rom, Schweden, Frankreich und Rußland haben sich in der Aufgabe abgelöst, unsere nationalen Prüfungen zu vollenden und uns den schweren Arm des Fremden fühlen zu lassen, den die providentielle Zerrissenheit und der nie rastende Stammesneid der Deutschen zu einer so furchtbaren Last machen konnten. Am böswilligsten aber hat Frankreich von jeher diese Rolle ausgebeutet, und am frechsten und schonungslosesten zur Zeit Ludwig's XIV. und seines Ministers Louvois. Dieser traurigen Epoche nun hat Bernd von Guseck den Stoff seines Romans „Die Hand des Fremden" entlehnt und er hat in seinem Bilde die Züge dieser Zeit höchster nationaler Ohnmacht allerdings treu zurückgespiegelt. Turenne's Feldzüge am Oberrhein, die unerhörte Verwüstung der Pfalz, die Reunionskammern zu Strasburg, der ohnmächtige Widerstand des Pfalzgrafen, Brandenburgs schwache Hülfe und Deutschlands politische Lethargie bilden den historischen Hintergrund zu einer glücklich erfundenen Erzählung, in der die sittlichen Zustände der Zeit mit einer fesselnden Familiengeschichte zu einem reizenden und anziehenden Ganzen verbunden sind, das in Darstellung, Vortrag und Stil sicher zu des Verfassers gelungensten Arbeiten zu zählen ist. Der Autor verfährt dabei vollkommen nach den Regeln der erzählenden Kunst, ja er verfällt selbst in den Fehler allzu großer Regelmäßigkeit. Der Vorwurf kann seltsam erscheinen; er ist darum aber nicht minder begründet. Die Kunst des Romans ist nämlich allmählich zu gewissen, festen Proportionen, zu einem bestimmten Schematismus, einem Typus bei uns ausgearbeitet, der, wenn man ihn kennt, uns in den Stand setzt, die Entwickelung jedes Charakters und jeder Verwickelung gleich bei ihrem Eintritt vorauszusehen und durch alle Schleier sofort das Ende der Ereignisse zu erkennen. Liegt aber die Sache so, so lassen Theilnahme und Interesse natürlich nach und es sind eigentlich nur noch die Episoden oder sonst etwas Nebensächliches, was uns den Faden der Erzählung zu verfolgen reizen kann. So aber steht es in der That mit dieser „Hand des Fremden", die sich als ein so wohlberechnetes, regelrecht-typisches Kunstwerk zeigt, daß wir beim ersten Auftreten jeder einzelnen Persönlichkeit sofort über ihre Theilnahme, ihren Einfluß auf den Gang der Ereignisse, ihre schließliche Entwickelung im Klaren sind und ihr im Rahmen des Ganzen ihre rechte Stelle anzuweisen vermögen. Weniger Regelmäßigkeit wäre hier mehr Kunst, oder um es anders auszudrücken: es fehlt dem Roman der geniale Wurf, der, das Herkömmliche durchbrechend, mit poetischem Schwung unsere Voraussicht verwirrt, unsere Stimmung durchkreuzt und erheben hätte. Zu viel Berechnung schadet dem Künstler wie dem Kunstwerk: etwas darin muß als in sich frei und selbstbestimmend hervortreten, etwas der Berechnung spotten! Ob dieser Satz von der Kritik im Großen anerkannt wird, wissen wir nicht zu sagen; allein, daß er seine Berechtigung habe, fühlen wir bei der Lectüre dieses Romans deutlich. Muß einmal zugegeben werden, daß ein spannendes Interesse eines der ersten Erfordernisse des Romans ist, so ist unser Satz wahr, und wir müssen Schiller's „Geisterseher" in dieser Hinsicht für einen bessern Roman halten als „Wilhelm Meister", wobei sich denn nun freilich zeigt, daß noch ein Anderes ins Gewicht fällt, nämlich die Art und die Gattung des aufgerufenen Interesses, ob ein äußerliches oder innerliches, ein historisches oder ein psychologisches, und wobei wir dann dem letztern den Vorrang zuzuerkennen nicht verfehlen werden.

Die Fabel des Romans ist gut durchgeführt, wenngleich etwas Außerordentliches nicht geleistet ist; denn immerhin hat es etwas Natur und Gefühl Verletzendes, daß jemand in der Weise liebt wie in diesem Roman Graf Kreuth, indem er sein Ziel durch Gewaltsamkeiten aller Art, Kinderraub, Ueberfall und dergleichen mehr verfolgt, nachdem er den Gatten der Geliebten, zwar im kriegerischen Kampf, jedoch nicht ohne Hinterlist getödtet hat. Frau von Marbach nämlich, seine junge Witwe, sehen wir im Eingang der Erzählung von zwei Freiern umworben, ihrem stillen Vetter Ulrich und dem wilden Grafen Kreuth, der, in Ludwig's XIV. Heer dienend, jetzt in der Pfalz den Herrn spielt. An den Kampf der beiden Bewerber knüpft sich das Gemälde des sittlichen und politischen Zustandes des Landes, dessen Adel zum Theil für französische Interessen gewonnen und, wie der Onkel und Pfleger der jungen Witwe selbst, jeder Spur deutschen Bewußtseins ledig ist, und endlich

das Bild des geängstigten Hofes zu Heidelberg und der kriegerischen Unternehmungen beider Heere, unter dem Prinzen von Baden und Turenne, den wir kennen und schätzen lernen. Alles dies führt zu dem Resultate, daß Frau von Marbach, die eine deutsche Frau, ja eine deutsche Heldin ist, den Vetter mit ihrer Hand beglückt, nachdem Graf Kreuth als Mörder ihres Gatten enthüllt, die Schliche seiner Helfershelfer, unter welchen der Trödler Schleifmann eine sehr gelungene Romanfigur ist, entdeckt, der französirte Oheim, welcher dem Tode als Spion mit Noth entgeht, von seiner Franzosensucht geheilt und der unglückliche Krieg durch des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Intervention zu einem bessern Ausgange gebracht ist. Graf Kreuth aber geht in halbem Wahnsinn elend unter. Gut und lobwürdig, wie diese Erfindung ist, wird sie auch wirkungsvoll und tadellos, nur nicht gerade besonders neu und genial vorgetragen und das damit verknüpfte Zeit- und Sittengemälde durch Ton und Farbe unserm Verständniß nahe gebracht und unserer Theilnahme empfohlen, dergestalt, daß dies ziemlich treue Gemälde aus der schlimmsten Zeit der deutschen Ohnmacht und Zerrissenheit als solches rühmende Anerkennung verdient. Wir bewundern dabei nur, wie die Verfasser deutscher historischer Romane ihre Stoffe mit so entschiedener Vorliebe aus der Passionsgeschichte Deutschlands wählen, während die glorreichen Epochen eben dieser Geschichte verhältnißmäßig so selten einen Dichter, einen Verherrlicher ihrer Größe finden. Oder gibt es dergleichen Epochen etwa nicht? Und lag z. B. unserm Autor die Vertreibung der Schweden aus Norddeutschland durch eben jenen großen Fürsten, dem er eine so geringe Rolle in diesem pfälzer Verwüstungsdrama zutheilt, nicht etwa viel näher als die theilweise Rechtfertigung des durch Hofbefehle gebundenen Marschalls Turenne? Indem wir dies seinem eigenen Nachdenken anheimgeben, haben wir ihm jedoch unsere volle Würdigung seiner unterhaltenden und, wie sie nun einmal ist, auch lehrreichen, stoffhaltigen und ideenreichen Erzählung auszudrücken, der es denn auch an befriedigten Lesern nicht fehlen wird. Was Stil und gewandten Ausdruck betrifft, so gehört der Verfasser dermalen durch leichten, gebildeten und natürlichen Gebrauch der Sprache zu unsern besten Erzählern.

„Sein oder nicht sein"? Wir müssen zuvörderst hervorheben, daß der Titel dieses trefflichen psychologischen Romans H. C. Anderſen's uns nicht ganz richtig und zutreffend gewählt zu sein scheint, woran wahrscheinlich das so vielfach misverstandene Wort Shakspeare's schuld sein mag. Klarer, bezeichnender und zutreffender würde die Erzählung „Durch Wissen zum Glauben" heißen können; denn in der That, dies ist das Ziel und das thema probandum, das letzte Wort dieses mit allem Reiz Anderſen'scher Erfindung, mit Ernst und nordischer Tiefe ausgestatteten Romans, der vielen Seelen eine willkommene Labung, vielen von trostloser Fadheit erdrückten Gemüthern eine Stärkung und Erquickung sein wird! Wie der ursprüngliche und natürliche Gedanke, aus der menschlichen Empfindung auftauchend, durch Studium in einer grübelnden Seele allmählich verwirrt, zur Ueberschätzung seiner Selbst, zur Lossagung von dem Gegebenen, zu isolirter Existenz verleckt, verleidet, verführt wird, dann aber nach langer Irrfal durch die Erkenntniß der Nichtigkeit alles menschlichen Wissens wieder in die Bahn des ursprünglichen, unmittelbaren Naturgefühls, des Glaubens, zurückgeführt und darin befestigt wird: dies soll uns die vorliegende Erzählung deutlich machen. Eine treffliche Aufgabe, des dichtenden Weisen vollkommen würdig, alt zwar und seit Seneca oft versucht, aber doch ewig jung und immer aufs neue zu lösen!

Der thatsächliche Inhalt der Erzählung ist in wenigen Zeilen wiederzugeben. Ein armer Waisenknabe, Nils Bryde, wird von einem frommen Landgeistlichen, den seine ebenso fromme Hausfrau mit dem Auftrag nach der Hauptstadt gesandt hat, ihr einen schlimmen Knaben mitzubringen, um daraus einen guten Christen zu machen, mit nach Jüland genommen und erzogen. In dieser Pflege erwächst Nils zum gefühlvollen Jüngling, offenen Sinns für die Natur, in ganz natürlichen aber dichterisch angehauchten Verhältnissen, gut, fromm, eigene Fehler leicht erkennend. Bodil, die ältere Tochter des Hauses, gewinnt den größten Einfluß über ihn. Die Abenteuer der Jugend übergehen wir; Nils geht als Student der Theologie nach Kopenhagen, geräth hier in frivole Gesellschaft, die ihn zuerst zu Zweifeln, dann durch Scham zum Unglauben treibt. Zum tiefsten Schmerz seiner Pfleger entsagt er der Theologie; er kann nicht Geistlicher werden, wird Arzt, macht den Feldzug an der Eider mit, entrinnt dem nahen Tode und tritt in den Familienkreis eines jüdischen Hauses, dessen Tochter Esther, eine heimliche Christin, seine Umbildung zum Christen unternimmt. Diese Esther ist ein verklärter Seraph in Menschenform; sie zergliedert ihm den „Faust" auch im zweiten Theile mittels einer trefflichen Episode des Romans, und bringt, als sie stirbt, den Gedanken der Unsterblichkeit bei Nils zuerst zum Durchbruch, worauf Bodil, als Nils zur diamantnen Hochzeit seiner Pfleger in den Pfarrhof zurückkehrt, seine Bekehrung durch den Glauben an den persönlichen Gott vollendet, dergestalt, daß ihm das Wissen nur erhalten bleibt, als eine Verherrlichung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Was an diesem Inhalt faßlich und wahr ist, wird jeder Leser leicht für sich herauslesen; auf Frauengemüther kann dies Buch eines großen und bildenden Eindruckes nicht verfehlen; es ist ein zweites „Eritis sicut Deus" und ins Leichtverständliche übersetzt. *)

Anderſen ist überhaupt ein Autor für Frauenbildung; er ist ein sanftes, glaubenvolles, durch und durch poetisches Gemüth. Seine ganze Natur hat etwas Träumerisches, Märchenhaftes; doch gibt er den praktischen Lebensboden nie ganz auf, selbst wo er hoch darüber hinzufliegen scheint. Wenige wissen, wie er, die sanften, wehmüthig nachklingenden Saiten in unserer Seele anzuschlagen und sanft aber doch voll ausklingen zu lassen. Wenige vereinigen, wie er, das Ewig-Weibliche des Gefühls so mit der Macht und der Kraft des Gedankens; Wenige bieten in ein und demselben Gemälde zugleich dem Nachdenken und der Empfindung so reichen Stoff. Es ist eine etwas abgeschwächte Vereinigung von Goethe und Jean Paul, oder wenn man lieber will, von Tieck und Novalis.

Der vorliegende Roman ist eine Arbeit, die, indem sie sich an die höchsten Fragen des menschlichen Daseins und seines Zusammenhangs mit dem ewigen Princip heranwagt, unendlich viel zu denken und zu sagen gibt. Hierzu ist nun zwar hier nicht der Ort, indeß sind wir eine Skizze des Gedankengangs dem Leser zu geben und einige unserer Bedenken dagegen vorzutragen doch ohne Frage verbunden. Nils Bryde unterliegt, wie schon erwähnt, der Versuchung, seine Verstandesresultate über die Autorität des religiösen Bekenntnisses zu setzen. Was ihn dazu antreibt, ist besonders die Forderung der Seinigen, Geistlicher zu werden; ohne dies Verlangen, scheint es, wäre der Conflict zwischen Wissen und Glauben gar nicht hervorgetreten. Dies erscheint nun ein wenig willkürlich und unmotivirt; es wäre besser gewesen, dünkt uns, diesen Conflict überhaupt als etwas Nothwendiges, für eine gewisse Stufe unserer Bildung Unvermeidliches und Forderndes, kurz als etwas zu setzen, dem sich kein denkender Geist entzieht. Die Moral der Erzählung hätte damit unstreitig an Umfang und Bedeutung gewonnen. Ein anderes Bedenken ist dies: dem Verfasser zufolge concentrirt sich der Glaube überhaupt in zwei Vorstellungen, nämlich in der Idee der Unsterblichkeit und der Persönlichkeit der Gottheit. Hierbei scheint uns mindestens ein Drittes, das Verhältniß des Menschen zur Gottheit, die menschliche Freiheit, als nothwendiges Mittelglied zu fehlen. Endlich aber vermögen wir das Compliment, das der Autor dem Meisis

*) Durch diesen Vergleich mit „Eritis sicut Deus", wenn er überhaupt zutreffend ist, möchte der Anderſen'sche Roman bei einem großen Theile des Publikums nicht sehr empfohlen sein. D. Red.

... dadurch macht, daß er Esther, die siebzehnjährige Jüdin, zur Lehrerin des Irrenden macht und ihr, nicht aber einem ...nen das Werk der Bekehrung anvertraut, nicht recht zu ...stehen; denn wenn er ihr auch an Bodil eine christliche Ge...fin in diesem Geschäfte zutheilt, so ist es doch Esther, welche ...e Umkehr in Nils' Seele einleitet und in der Hauptsache voll...et. Diese Bedenken rauben dem Buche jedoch nichts von ...inem Werthe, sie deuten höchstens auf einige Lücken, auf die ...i bei einem Roman, der keine wissenschaftliche Beweisführung ...ntet, überall nicht ankommt, zumal wenn in demselben eine ...che Fülle eigenthümlicher und fesselnder Gestalten wie hier ...geben ist. Eine der köstlichsten Figuren unter diesen ist un...treitig der schwärmerische Nihilist Schwane, eine Gestalt voll ...rheit und Geist. Dieser kostbare Mensch, der, wie er meint, ...n Cannibali, um nicht zu sagen an Darmverschlingung, ...det, ist nichtsdestoweniger ein Humorist von reinstem Was..., ein Poet wider Willen und ein Menschenfreund, voll Grimm ...d Verachtung gegen das ganze Geschlecht. „Hochmuth ist ...ein Theil", sagt er einmal, „ihr nennt euch Herren der ...chöpfung und das erste beste Pferd geht mit euch durch und ...richt euch allen den Hals! Der Verstand ist euer Dalai...ma, ihr verdaut unterthänigst alles, was ihr für einen ...heil halten haltet. Ihr wollt Dichter sein und wißt nicht, ...ß einem Dichter das ganze Leben eine Empfindung ist, wie ...r sie im Aal hat, dem man das Fell über die Ohren gezogen ...d dann wieder in den Mühlteich geworfen hat, und wo die ...deren Schuppenfische ihm zurufen: «Wie, kann der das nicht ...mal vertragen? Wie empfindlich der doch ist!» Ihr amu...irt euch köstlich bei einer Komödie, lacht von Anfang bis zu ...nde; dann aber werdet ihr plötzlich kritisch, findet es unwür...ig, gelacht zu haben und dann pfeift ihr. Mein Satz ist: ...laube niemandem, nicht einmal dir selbst; alles ist nichts ...s ein Irrlicht; jedes Urtheil ist an sich selbst falsch." So ...el zur Kennzeichnung dieses seltsamsten Geistes; nur ein Dich..., wie Andersen ist, vermag eine Figur wie diesen Schwane ...s Glück durchzuführen. Nicht minder fesselnde Gestalten sind ...r des frommen Dorfpfarrers, seiner Frau, seiner Tochter ...dvid, sowie die der Zigeunerin mit ihrem Kobold von Sohn, ...e Verkörperung der Mutterliebe im Menschenthiere. Ganz ...genthümlich und nur einem Dichter wie Andersen möglich ...t die Figur des armen Flickschneiders, der aus Furcht, es ...nne ihm ein nicht begangenes Verbrechen zur Last gelegt wer...n, völlig zu Grunde geht.

Daß der Verfasser ein Däne sei, im vollen Wortsinne, ...kennen wir an seiner Darstellung des Kampfes in Schleswig: ...ne auf aber seine Bildung von deutschem Geiste imprägnirt ..., zeigt uns die treffliche Analyse des „Faust" in seinem zwei...n Theil, welche Esther uns gibt. Es wird zugegeben, daß ...n der erste Theil des „Faust" eine künstlerische Einheit biete, ...d daß der nachfolgende Theil, dem Schweife eines Kometen ...gleichen, hierher und dorthin wehe; allein ein ganzes ...enschenleben werde doch erst durch beide Theile zusammen ...gestellt, worauf sodann eine so vorzügliche Analyse dieses ...rrlichen Kometenschweifs folgt, daß jeder von uns sie sich ...r Ehre anrechnen könnte. Mit diesen Elementen gehört der ...ebenswürdige Poet denn gleich Oehlenschläger und Baggesen ...ter Nationalitäten an und ist in der That zu den „Unseri...en" zu rechnen. Das Uebergewicht des Sentimentalen, das ...e Kritik wol an ihm zu rügen gefunden, hat doch seine sicher ...zogene Grenze und hindert ihn nicht, in der Charakteristik ...n großer Macht zu sein, wie beispielsweise sein Philosoph Schwane beweist, sowie in der Frische und Kühnheit der Er...indung hinter niemand zurückzubleiben, wie seine Zigeunerin ...d ihr Sohn zeigen. Nur in der Ausmalung peinlicher und ...ängender Situationen des Gemüths thut er mitunter etwas ...viel, wie denn hier die Figur des armen Flickschneiders, ...m das Gefühl seiner Unschuld tödtet, als er in den Verdacht ...nes Verbrechens geräth, dem Leser etwas peinlich werden ...ag. Dagegen verkünden dann wieder andere Gestalten, z. B. die der Musikanten-Grethe, den ganz von Poesie erfüllten Geist des im Dichten und Denken gleich bedeutenden Autors.

Alles zusammengenommen haben wir somit in diesem Roman eine der hervorragendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete anzuerkennen: eine Erscheinung, in gleichem Maße stoffhaltig, gedankenreich, durch ideelle Entwickelung, gut erfundene Situation und Gruppirung anziehend, durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnet. Möge daher der liebenswürdige Dichter dies Gebiet noch oft betreten: an dankbaren Lesern in der dano-germanischen Republik der Geister wird es ihm sicher nicht fehlen.

Wir haben schon im Eingang dieses Artikels unsere Verwunderung darüber bezeugt, wie es die deutsche Lesewelt anfängt, Schriften von der Art der Beecher-Stowe'schen Sklavenromane mit Befriedigung zu lesen. Ein Bild oder besser eine Reihe von Gemälden, welche Zustände schildern, die den unserigen nicht blos fremd, sondern, dem Himmel sei Dank, völlig entgegengesetzt sind, ja unserm Verständniß eigentlich unfaßbar gegenüberstehen, eine trostlose, dabei verschwommene und schleppende Handlung, drei starke Bände kindischer Gespräche — denn es ist bekannt, daß die Negerrasse auch bei äußerer Cultur in ihren Vorstellungen stets etwas Kindisches behält — und diese Gespräche obenein fortwährend in zerhacktem, gebrochenem Deutsch wiedergegeben: das genieße, ja, das ertrage wer es kann. Den ästhetischen Sinn befällt ein Ekel, ja diese Abstraction von aller Schönheit, formell und ideal, müßte unserer Meinung nach auch die resoluteste Leseluft abtödten. Nichtsdestoweniger werden auch solche Bücher übersetzt, verkauft und gelesen. Dies Räthsel ist uns, wir gestehen es, unverständlich.

„Dred", dieses neueste Product der Beecher-Stowe, dreht sich um die Sklavenfrage Amerikas. In dieser Beziehung haben wir seit Kürnberger und Frederike Bremer nichts mehr zu lernen. Die Sache ist uns vollständig klar gelegt: es ist dem einigermaßen bewanderten Leser nichts Neues mehr zu sagen. Die Humanität und die Politik, indem sie über diese Frage in Kampf treten, verkennen sich selbst in ihren getrennten Sphären. Die Sache ist die: daß die Politik gegen ein Urgesetz der Humanität gar kein Recht hat zu bestehen. Unsers Erachtens ist die Lösung der Frage einfach die, daß zuvörderst der Pflicht, d. h. dem humanen, kategorischen Imperativ des Sittengesetzes zu genügen sei, folge daraus was da wolle, und daß in zweiter Linie erst die Politik einzutreten habe mit ihrem Beruf, den daraus erwachsenden Uebelständen möglichst entgegenzutreten. Im ganzen genommen ist dies nun auch wol die Meinung aller denkenden Männer in Amerika, die Staatslenker an der Spitze; allein die Bläſſe des politischen Gedankens wird durch die Discussion der Sache selbst angekränkelt, anstatt daß man sich sagen sollte, es sei eine Discussion dieses Theils der Frage gar nicht zulässig, da es ein Gebot der Ethik ist, keinen Menschen als ein bloßes Mittel zu unsern Zwecken zu gebrauchen. Dabei übersieht man denn meistens gerade die schlimmste Seite der Frage, und auch Frau Beecher-Stowe thut dies trotz aller Ritterschaft für die Neger, nämlich die demoralisirende Wirkung, die das Sklavenwesen für den Freien selbst mit sich führt. Schon der Russe ist leidenschaftlicher als der heißblütige Neapolitaner, weil er gegen den Leibeigenen sich viel erlauben darf; einen Sklaven aber zu besitzen, gegen den so gut wie alles erlaubt ist, ist die schwerste Versuchung der Menschenseele, wenn es sich um die Bewältigung unserer Leidenschaften handelt. Das Kind, das kleine Mädchen in Amerika strauchelt schon über diese Versuchung; der Dämon des Jähzorns, der Rachgier, der Herrschsucht, der Grausamkeit wird mit ihm künstlich groß gezogen. Was soll erst dem Manne begegnen? Und was vermögen Kirchenthum und strenge Sonntagsfeier gegen diesen Dämon? Die Amerikaner, blos um ihr Seelenheil zu wahren, sollten schon dem Sklavenwesen entsagen und rufen: „Erst Sieg des ethischen Princips, dann Abhülfe der möglichen Uebel!" Das Unglück ist, daß die Gesetzgebung

beide Theile der Frage stets vermischt und betrachtend durcheinander wirft. Doch wir weichen ab. In dem Bilde, das uns die Verfasserin von den Zuständen der Sklaven entwirft, fällt nichts mehr auf, als der wunderbare Einfluß, den die Sklaven für gewöhnlich über ihre Herrschaften ausüben. Dieser Einfluß dauert gemeinhin so lange, bis er an einer plötzlichen aufwallenden Leidenschaft der Herren zusammenbricht, die sich dann mit einem Ausbruche ebenso wunderbarer Rohheit und Grausamkeit Luft macht. Nichts kann mehr als gerade dies die Entsittlichung beweisen, welche dem Verhältniß überhaupt entfließt. Erschlaffung aller Charakter- und Geisteskräfte für gewöhnliche Zustände, Halt- und Maßlosigkeit für ungewöhnliche zeigen sich hier auf unverkennbare Weise. Der Verwalter (Harry), der Kutscher, das Kammermädchen, die bisher ihre Herrschaft vollkommen beherrschten, sie unterliegen auf einmal der Peitsche, der blutigen Rohheit. Welch ein Zustand des Hauswesens! Und welche Lectüre für deutsche Mädchen! Mrs. Beecher-Stowe zeichnet Charaktere mit vieler Wirkung. Ihre Heldin Nina ist ein ungemein anziehendes weibliches Wesen, heiter, leichtsinnig, gutherzig, duftig, luftig, ein verwöhntes Kind des Glücks. Ebenso ist Clayton, ihr Ritter, durch ernstes Streben und Mannesgeist achtbar und wohlthuend; allein er verfolgt die Grille, dem Sklavenwesen durch Erziehung der Sklaven ein Ende zu machen, was natürlich ohne die Abolition des Princips eine Lächerlichkeit ist. Außer diesen zeichnet sie einige Bilder von rührender Anhänglichkeit und Aufopferungsfähigkeit in den Gestalten Tiff's, Melly's u. s. w. Damit ist ihr Verdienst erschöpft. Als Zweck des Romans gibt die Verfasserin selbst an, die Wirkung der Sklaverei auf die Gesellschaft zu zeigen, die staatsgefährlichen Richtungen der Sklavenstaaten, Verschwendung, Verschlechterung des Landes, Demoralisation aller Klassen darzuthun und endlich den Widerspruch gegen das Christenthum und das Verderben der Religion selbst in diesem Widerspruch klar zu machen: ein allerdings verdienstliches Streben, nur nicht eben ein künstlerisches.

Den Titel „Dred" hat dieser Roman von einem entflohenen Sklaven, der sich mitten im Wüstenmoor Südcarolinas eine unzugängliche Festung erbaut hat, hier nach und nach mehrere der unglücklichen Schlachtopfer der hier erzählten Begebenheiten um sich versammelt, und von religiösem Fanatismus ergriffen endlich mit ihnen aus seinem Versteck hervorbricht und ein fürchterliches Rachewerk an den nächsten Pflanzerfamilien ausübt, dann aber gefangen und verurtheilt wird. Die ihm zugeschriebenen Scheußlichkeiten sind historisch und im Jahre 1849 wirklich von einem fanatischen Neger Nat Turner begangen worden, sodaß denn der Roman eigentlich in einen Criminalproceß mit allerhand Actenstücken endet und ausgeht. Für den poetischen Geist und die Erfindungskraft der Verfasserin gibt dies eben kein glänzendes Zeugniß. Mag nun ihre Absicht auch mehr dahin gehen, zu belehren und zu beweisen, als zu erfreuen und poetisch anzuregen, so finden Geist und wirkliche Begabung doch leicht die Mittel, beide Zielpunkte gleichmäßig zu erreichen; allein an Geist eben fehlt es schließlich in einer Erzählung, die nichts als peinvolle und quälende Empfindungen hervorzubringen weiß und die, anstatt uns über die Mängel des Wirklichen zu erheben, nichts vermag, als uns darein zu versenken und unser Gefühl niederzudrücken oder abzustumpfen. Die Luft dergleichen zu lesen ist aber schon ein Zeichen der Abstumpfung aller edlern Gefühle. Von der Uebersetzung ist nur zu sagen, daß sie lesbar sei. 4.

Die Baiern im Feldzuge gegen Rußland 1812.

Geschichte der bairischen Heeresabtheilung im Feldzuge gegen Rußland 1812. Freunden der Geschichte erzählt von I. Krauß. Mit dem Bildnisse des Generals Grafen Deroy und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Augsburg, Kollmann. 1857. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Zweck des Werkchens, über welchen das Vorwort sich ausspricht, ist gewiß ein sehr löblicher. Für Freunde der Geschichte und zwar zunächst für bairische Leser bestimmt, soll dasselbe eine faßliche Schilderung jenes Riesenkampfes geben, in welchem die bairische Armee unverwelkliche Lorbern gepflückt, aber auch unsägliche Leiden und Verluste erlitten, von denen nur wenige Familien in Baiern nicht betroffen worden sind. „Es ist geschrieben, äußert der Verfasser, damit der betrachtende Blick des patriotischen Lesers an den Gemälden bairischer Ruhmesthaten mit Bewunderung verweile und sein Gemüth durch die erhabenen Vorbilder zur Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland, aber auch zu jener hohen Achtung angeleitet und begeistert werde, auf welche das bairische Heer um seine glänzenden Kriegstugenden gerechtesten Anspruch hat." Der Verfasser erklärt, daß seine Schrift keinen Anspruch mache ein gelehrtes Geschichtswerk zu sein und nur dem weitern Leserkreise die Thaten des bairischen Heeres, welche von den Franzosen nicht anerkannt worden, erzählen wolle, um vaterländische Gesinnung zu wecken, und wir erkennen mit aller Achtung an, daß das ganze Werk selbst von dieser Gesinnung getragen ist. „Ohne Vaterlandsgeschichte keine rechte Vaterlandsliebe!" Diesen Ausspruch des Kurfürsten Maximilian III. möchten wir gern mit goldenen Buchstaben in jedes Lehrzimmer schreiben von der kleinsten Dorfschulstube an bis zum größten akademischen Hörsaal. Die Vaterlandsgeschichte wird noch immer von unsern Lehranstalten auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt. Liegt sie auch im Pensum, so fällt sie in der Regel an den Schluß des Cursus, und viele Lehrer, die sich mit Behaglichkeit auf dem ihnen aus classischen Studien wohlbekannten Felde der alten Geschichte herumtummelt und ihren wehrlosen Schülern kein wenn auch noch so überflüssiges Detail erlassen, haben keine Zeit mehr, vaterländische Geschichte an der doch alles liegt, in ausreichender Weise zu behandeln.

Doch von dieser traurigen Erfahrung zu dem vorliegenden Werke zurück. Die Militärliteratur besitzt ein ausgezeichnetes Werk über die Kriegsgeschichte der Baiern von Völderndorf, dasselbe ist aber als rein militärisches Werk und für den gemeinlichen Leser nicht geeignet. Der Verfasser hat es mit Recht zu Grunde gelegt und was er von andern Werken, Monographien u. s. w. erlangen konnte, benutzt. Es war ihm vor allem um eine möglichst populäre Darstellung zu thun und diese hat er erreicht, ohne der edeln Sprache zu entsagen, die sich nicht selten zu einem wahren Schwunge erhebt. Wir sind vollkommen damit einverstanden und auch weniger gebildete Leser sind dafür empfänglich, und es ist jedenfalls eines Schriftstellers würdiger, wenn er sein Publikum zu sich emporzuziehen strebt, statt in trivialer Ausdrucksweise zu ihm herabzusteigen. Daß überall das engere Vaterland im Auge behalten, daß besonders Bairische vorzugsweise betont wird, wer wollte mit dem Verfasser darüber rechten? Andere verstehen das in andern Ländern auch, und wenn dabei das Herz für das gemeinsame große deutsche Vaterland nicht verschlossen wird, sondern schlägt für alles, was deutscher Nation allgemeines Eigen- und Heilthum ist, schlägt, so hat der eigene Stamm und Staat doch immer den nächsten Anspruch. Die andern dürfen ja deshalb nicht geschmäht und verkleinert werden. Das deutsche Volk hat in allen seinen Stämmen ein kriegerisches: die Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen, Sachsen, Würtemberger, die Truppen der kleinern Staaten wie der Großmächte haben auf den Schlachtfeldern der Erde, wohin sie berufen worden, ihre Pflicht getreu, Proben der glänzendsten Tapferkeit abgelegt. Wir wollen also gegenseitig auf deutschen Nationalruhm stolz

sein. Der Verfasser, wie sehr er auch die Thaten der Baiern verherrlicht, ist fern davon, die der andern zu misachten und seine deutsche wackere Gesinnung glauben wir nicht besser als durch seine eigenen Worte über den Rheinbund beweisen zu können. Nachdem er in seiner kurzen historischen Uebersicht geschildert, wie Baiern 1805 durch Zumuthungen, welche mit dem Wohle der Nation und der Ehre des Heeres unvereinbar geschienen, in die französische Allianz gedrängt worden sei, sagt er: „Es ist wahr, König Maximilian Joseph sah den Krieg gegen Rußland nicht gern; hatte er doch schon 1805 nur gezwungen der Verbindung mit Oesterreich entsagt und noch unlieber 1806 seine Truppen gegen Preußen marschiren lassen, das unter Friedrich dem Großen Baiern als ein Ganzes erhalten hatte. Aber die Pflichten, welche der König als Rheinbundsfürst auf sich genommen, forderten die Theilnahme am Kriege. Das war leider die böse Folge des Rheinbundes für Baiern, daß es, statt von Oesterreich das Gesetz zu nehmen, solches sich jetzt von Frankreich mußte vorschreiben lassen!" Wir fügen hinzu: nicht blos für Baiern! Wahrlich, es thäte noth, daß ein kurzer Abriß jener Zeit der tiefsten deutschen Erniedrigung alljährlich zu bestimmten Fristen, wie den Soldaten die Kriegsartikel, in allen deutschen Gemeinden vorgelesen würde — freilich nicht blos den untern Schichten!

Die Baiern bildeten im Feldzuge 1812 das sechste Corps der Invasionsarmee Napoleons und waren in zwei Divisionen unter Deroy und Wrede formirt. Ihre vortreffliche Cavalerie wurde aber bald von der Infanterie getrennt und der großen Armee zugewiesen. Bei Polock fanden die ersten Kämpfe des sechsten Corps statt, in welchen General Deroy, der schon als vierzehnjähriger Knabe bei Hastenbeck die Leibfahne seines Regiments getragen, den Tod fand. Napoleon ernannte den sterbenden alten Feldherrn noch zum Grafen des Kaiserreichs und verlieh ihm eine erbliche Dotation. Ueberhaupt hatte er bereits 1805 und 1809 die bairische Tapferkeit oftmals geehrt, wie nach der Schlacht von Eckmühl durch die ausgegebene Parole: „Bravoure de Bavière!" Der Verfasser theilt uns einige interessante Nachrichten über die bairischen Chevaurlegers mit, welche eben dem Kaiser der Franzosen jene Anerkennung abgenöthigt, und folgt in seiner Schilderung diesen mit der großen Armee, weil die Begebenheiten an der Düna zum Stillstand gekommen waren. Er zeigt, welchen rühmlichen Theil die braven Reiter an der Schlacht bei Borodino genommen haben und führt uns den Einzug in Moskau wie den Brand in lebendigen Bildern nochmals vor. Die Brigade, welche zu Murat gestoßen war, hatte bereits nach der Schlacht ein Regiment formirt, nach dem Ueberfall von Winkowo war dasselbe nur noch 33 Pferde stark. Die andern vier Regimenter, beim Vicekönig Eugen, standen zwischen Moskau und Mosaisk und litten mehr durch Mangel und Krankheit, als durch den Feind. Zurückkehrend zu den beiden unter Wrede vereinigten Divisionen bei Polock, sehen wir sie durch gleiche Ursachen, trotz momentaner Hülfe, in namenlosem Elend dahinschwinden, sodaß die Regimenter zu schwachen Stämmen wurden, unfähig, in offener Feldschlacht ihre Fahnen noch zu vertheidigen. Diese wurden, bei den Bagagen verpackt, für bessere Zeiten aufbewahrt. Kein bairisches Auge „hat sie wieder flattern gesehen"! Der Feind bot alles auf, die hungernden Krieger zur Desertion in seine Ueberfluß bietendes Lager zu verlocken und ein einziger — ein Ausländer! — hat sich dazu verführen lassen. Polock, „das große Baiern-Grab", ist zugleich das schönste Denkmal bairischer Treue. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten schlugen sich die tapfern Reste mit alter Hingebung für die fremde Sache und die patriotische Entrüstung des ehrwürdigen Verfassers schlägt in lichte Flammen aus, als er uns schildert, wie sie dabei von der französischen Cavalerie unter Corbineau im Stich gelassen worden sind. Auch andere Beispiele der rücksichtslosesten Behandlung durch die französischen Gewalthaber führt er an. Der Rückzug ist dann in aller Gräßlichkeit, mit Ausmalung vieler einzelner Scenen dargestellt; er wird seinen Eindruck auf die Leser nicht verfehlen. Auch hier noch, z. B. bei Wiasma, fand die bairische Reiterei Gelegenheit, sich auszuzeichnen, obgleich sie schon so geschwächt war, daß das fünfte Regiment nur noch einige Mann zählte. Vor Smolensk traf sie zum letzten male mit blanker Klinge mit dem Feinde zusammen, dann verschwand auch sie aus der Reihe geordneter Heerhaufen. Beim Seitencorps waren zu dieser Zeit die vorausgesandten Fahnen sammt einer Kriegscasse von 16000 Fl. eine Beute des Feindes geworden; Wrede hatte sich vom zweiten Corps getrennt, um Wilna zu decken, während jenes an die Bereszina rückte. Er legte seine furchtbar geschmolzenen Truppen (ein Bataillon zählte noch 38, ein ganzes Regiment 85 Feuergewehre) in weitläufige Cantonnirungen und erwartete fernere Befehle. Diese wurden ihm erst einige Zeit nach der schrecklichen Katastrophe, welche wiederum schauerlich ausgemalt ist, und Anfang December stießen die Baiern mit den Trümmern der aufgelösten großen Armee zusammen. Mit ihnen kamen auch die wenigen, noch übrig gebliebenen Reiter, deren Führer, Graf Preising, in Gefangenschaft gerathen war. Wrede's Truppen, noch in Waffen, nahmen die Landsleute freudig auf; sie wurden jetzt zur Nachhut bestimmt und schlugen sich noch rühmlich, bis die beiden sogenannten Divisionen getrennt wurden und nun dem allgemeinen Schicksale auch erlagen. Zwanzig bewaffnete Baiern mit ihrem Feldherrn waren die letzten der großen Armee, welche Kowno erreichten. Einige interessante Mittheilungen persönlicher Schicksale und ein Rückblick schließen das Werk, das wir mit Absicht nicht vom militärischen Standpunkte, den es auch nicht sucht, sondern nach seinem ausgesprochenen Zweck betrachtet haben. 6.

Notizen.

Noch einmal die „Fiammina".

Es ist keinesfalls ein sehr erfreuliches Symtom, daß über Mario Uchard's „Fiammina" — die doch ebenso gut eine pariser Eintagsfliege ist, wie seiner Zeit das vom vormärzlichen Standpunkt verfaßte gern gesehene Drama „Ein Weib aus dem Volke" war — bei uns, nachdem „Fiammina" in Paris vielleicht schon vergessen ist, noch fortdauernd hin- und hergestritten wird, als handle es sich dabei um eine Dichtung ersten Rangs. Manche Blätter — z. B. noch jüngst Feodor Wehl's „Jahreszeiten", Prutz' „Deutsches Museum" und die „Zeitung für die elegante Welt" — haben sich darüber mit gerechter Entrüstung ausgesprochen. Indeß da man einmal eine Principienfrage daran geknüpft hat, so erblicken wir hierin die Veranlassung, noch einmal auch unsererseits auf „Fiammina" zurückzukommen. Es handelt sich um die Frage: ob Fiammina „sittlich oder unsittlich", und weiterhin, was überhaupt im Drama sittlich oder unsittlich sei. In Robert Giseke's „Novellenzeitung" bemerkt ein Berichterstatter: „Indem so das bessere Gefühl sie (die Sängerin Fiammina) zu ihrer Pflicht zurückführt, und sie sich der schwersten Sühne freiwillig unterwirft, kann diese Handlung und die Tendenz des Stücks wol nur eine sittliche genannt werden; diese Sittlichkeit bewährt sich auch dadurch, daß die Gatten sich nicht, wie in dem vielfach getadelten Schauspiel: «Menschenhaß und Reue» wieder vereinigen, sondern getrennt bleiben, wenn auch der Mann ihr nach der Buße, die sie sich selbst auferlegt, völlige Vergebung, ja die wärmste Anerkennung schenkt. Man kann mit Recht sagen, daß das Drama «Fiammina» die Gewalt der mütterlichen und kindlichen Liebe feiert." Gleicher Ansicht ist Rötscher in Berlin, obschon er an dem Stücke tadelt, daß der Verfasser die Dissonanz nicht noch energischer angeschlagen, nicht durch reichere Gemüthskämpfe durchgeführt und so die Auflösung tragischer vermittelt habe. Die Ursache findet Rötscher hauptsächlich in dem Umstande, daß das Stück zu ausschließlich Situationsstück sei, daß die Charaktere (wie dies übrigens in so ziemlich allen neufranzösischen Dramen der Fall ist) nicht vor unsern Augen würden und sich entfalteten,

sondern von Anfang an fertig vor uns ständen. Dagegen meint ein berliner Correspondent des „Deutschen Museum", daß der moralische Werth dieser „rührsamen Farce" ganz derselbe sei, wie der von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue"*), und es sei unbegreiflich, wie um ein solches Stück, in dem „das Laster zur Tugend aufgeschminkt" sei, ein solches Aufsehen gemacht werden könne und zwar nicht blos in seinem Heimatlande Frankreich, sondern weit mehr noch bei uns in Deutschland. Die „ganze Lakaiennatur", die unserer Nation durch einige Schreiberseelen eingeimpft werde, trete bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu Tage. Mario Uchard habe seinen Kotzebue, oder wem er sonst diese blasse Nachahmung von „Menschenhaß und Reue" verdanke, in aller Stille benutzt, und nicht einmal ein „Schön Dank auch!" hinzugesetzt; die Deutschen aber veranstalteten um diesen Revenant des seligen Kotzebue ein wahres Steeplechaise u. s. w. Wir unsererseits meinen auch, daß „Fiammina" nur eine sehr zweifelhafte sittliche Tendenz habe, welche die Prüfung nicht besteht, wie wir dies bereits in Nr. 51 d. Bl. für 1857 andeuteten, und wenn Rötscher behauptet, daß die Sängerin durch ihre Resignation auf Ruhm und gesellschaftlichen Glanz „den Ernst ihrer Buße" zeige, so erkennen wir darin vielmehr nur eine augenblickliche Aufwallung, deren Bestand bei einem flachen Charakter wie Fiammina uns wenigstens sehr fraglich erscheint. Eine sonderbare Mutter, die sich etwa 20 Jahre lang um ihren Sohn gar nicht kümmert, und deren Muttergefühl erst dann erwacht, als die Verhältnisse sie mit ihm persönlich zusammenführen, und zwar darum erwacht, weil er schön und liebenswürdig ist und sich ritterlich benimmt. Wie aber, wenn er häßlich oder gebrechlich wäre? Rötscher meint: „Es ist für die Kritik ganz gleichgültig zu wissen, wie viel Selbsterlebtes der Dichter darin verarbeitet habe." Das ist im allgemeinen richtig. Wenn aber ein Autor stadtkundig gewordene persönliche Erfahrungen in einem Stücke verarbeitete, wenn man demnach nicht recht weiß, ob das neugierige, skandalsüchtige pariser Publikum mehr der sittlichen Tendenz oder mehr den persönlichen Beziehungen zujauchzte, so scheint uns dieses Verfahren eine unedle Indiscretion zu sein, welche der sittlichen Tendenz ihre Weihe und ihren Hauptwerth benimmt und sie in ein höchst zweideutiges Licht rückt. Wenn endlich ein dramatischer Dichter von der Bühne selbst herab gegen die Corruption der Bühnenverhältnisse eifert, als ob mit ihnen keine eigentliche Sittlichkeit verträglich sei, so ist dies nur mit dem halbkomischen Verfahren derjenigen Schriftsteller zu vergleichen, welche auch für Honorar schreiben und trotzdem ihre Collegen, die nur dasselbe thun, insgesammt der Unmoralität und Käuflichkeit zeihen.

Ausland und Inland in literarischen Unterstützungssachen.

Während es in Deutschland von vielen schon als etwas Außerordentliches angesehen wird, daß für die Schiller-Stiftung in Dresden aus allen Ecken Deutschlands einige tausend Thaler (bis jetzt ungefähr 20,000 Thaler) zusammengeflossen sind, erfährt man aus dem „Magazin für die Literatur des Auslandes", daß die Polen, die wir noch halbwegs als eine Art Barbaren zu betrachten gewohnt sind, für die Hinterlassenen des Dichters Mickiewicz auf dem Wege der Subscription eine Summe von 140000 Fr. aufgebracht haben. Ein noch glänzenderes Resultat ergab bekanntlich die magyarische Nationalsubscription für die Hinterbliebenen des Dichters Vörösmarty. Hier noch einige Proben uns beschämender Generosität im Auslande: Als jüngst der Mitarbeiter am „Journal des débats", Rigault, wegen dieser Mitarbeiterschaft seiner Lehrstellen am Collège de France und am Lyceum enthoben wurde, verbürgten ihm der Verleger und die Häupter seiner Partei für seine fernern Beiträge ein fortlaufendes, sehr ansehnliches jährliches Honorar, unsers Wissens im Betrag von 20000 Fr., gleichgültig ob seine Beiträge di diesem Honorar angemessene Bogenzahl erreichen sollten oder nicht. Aus Deutschland könnten wir dagegen einzelne Beispiele anführen, daß große und mächtige Parteien es nicht einmal der Ehre werth hielten, gegen die Mitarbeiter an ihren Organen nach deren Erlöschen auch nur ihre nothwendigsten Verpflichtungen zu erfüllen, ihren Redacteuren sogar noch zu muthen wollten, die durch Preßprocesse u. s. w. entstandenen Kosten auf sich zu nehmen. Feodor Wehl erwähnt in seinen „Jahreszeiten", die zum Besten der Hinterbliebenen des verstorbenen Schriftstellers Douglas Jerrold in England gesammelten Beiträge hätten so viel Kapital geliefert, daß man in den Stand gesetzt wurde, der Witwe und den unverheiratheten Töchtern des Heimgegangenen eine jährliche Rente von circa 900 Thalern auszusetzen, und er fragt dann: „Wenn man in Deutschland für die nachgelassene Familie eines untergeordneten Schriftstellers, denn ein solcher war Douglas Jerrold am Ende in England doch auch, eine Sammlung anstellen wollte, wie viel würde das literarisch gebildetste Volk der jetzigen Welt in Jahr und Tag wol zusammenbringen? Da ganz Wien wie bekannt zum Goethe-Schiller-Denkmal 5 volle Thaler hergab, so dürfte dieses Exempel wie uns dünkt nicht schwer, das Resultat aber ein solches sein, daß wir uns schämen es hier niederzuschreiben." Man hört in Deutschland solche Mahnungen nicht gern, aber es muß gesagt sein, daß in solchen Dingen unsere Leistungen mit den Phrasen, die darüber gemacht zu werden pflegen, im traurigsten Mißverhältniß stehen, und es hat etwas Beschämendes, wenn ein Volk sich herausnimmt, Ehrendenkmale, welche man hauptsächlich der Generosität fürstlicher Personen verdankt, als Nationaldenkmale schließlich für sich in Anspruch zu nehmen oder damit gar vor dem Auslande großzuthun. H. M.

---

*) Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht von Interesse zu erfahren, daß laut der „Theaterchronik" noch jetzt „Menschenhaß und Reue" in Amsterdam ein sehr beliebtes Stück und daselbst bisjetzt im ganzen hundertmal aufgeführt worden ist, und zwar in vier verschiedenen Sprachen: französisch, holländisch, deutsch und englisch.

Bibliographie.

Alexandra, königl. Prinzessin von Bayern, Weihnachtsrosen. Skizzen und Erzählungen. München. Gr. 16. 18 Ngr.

Aleris, W., Vaterländische Romane. 1ster bis 6ter Band. Berlin, Barthol. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arbeiten der kaiserl. russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse ꝛc. Aus dem Russischen nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original von C. Abel und F. A. Mecklenburg. Zwei Bände. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (1774—1813). Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Litteraturgeschichte. Herausgegeben von H. Düntzer. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Bernays, J., Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. Breslau, E. Trewendt. 1857. Gr. Lex.-8. 25 Ngr.

Berthet, E., Die Räuber von Ogères. Eine auf wahren Thatsachen beruhende und nach den Criminal-Akten aus der ersten französischen Revolution bearbeitete geschichtliche Novelle. Deutsch von F. Gries. 1ste Lieferung. Berlin, Berendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Bessell, W., Die Schlacht am Lokkumer Berge im Jahre 16 n. Chr. Geburt. Eine historische Untersuchung. Mit zwei Karten. Göttingen, Dieterich. 1857. 12. 8 Ngr.

Besser, L., Das Werden und Wachsen unserer Kinder. Ein Buch über Kindespflege. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 1 Thlr.

Ein Besuch am Hofe zu Stettin im Jahre 1617. Berlin, Decker. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolanden, E. v., Eine Brautfahrt. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. 2te Auflage. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 24 Ngr.

Bunyan, J., Der Pharisäer und der Zöllner. Zum ersten Male aus dem Englischen übersetzt von P. Geyser. Chur, Grubenmann. 8. 10 Ngr.

Castrén's, M. A., ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker nebst samojedischen Märchen und tartarischen Heldensagen. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von A. Schiefner. Petersburg. 1857. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. Henninger. 43ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Controlle. Politisch-belletristische Wochenschrift für Ernst und Scherz. Redacteur: Wollheim. Jahrgang 1858. 52 Nummern. Hamburg, Expedition. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

Cubasch, E., Bouquet. Original-Novelletten. Leipzig, Matthes. 8. 25 Ngr.

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen". (K. J. Weber.) 6te sorgfältig erläuterte Original-Ausgabe. In 40 Lieferungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 1857. Gr. 16. 4 Ngr.

Dieffenbach, P., Geschichte der Stadt und Burg Friedberg in der Wetterau. Nebst 4 lithographirten Skizzen. Darmstadt. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Durch Nacht zum Licht. Ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift „Ein Jahr in Chalonnes". Erfurt, Villaret. 8. 18 Ngr.

Dusenschön, H., Kökschen-Drievwark in Hamborg. En plattdütsch Kymels as'n lüttjen Spoß för plattdütsche Lüüd. Altona, Verlagsbureau. 1857. 8. 2 Ngr.

Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elfried von Taura, Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung nach Thatsachen. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Fecht, C. G., Der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet. Zustände von Land und Volk aus älterer und neuerer Zeit. Mit Karte und Originalansichten. 1ste Abtheilung. Allgemeine Geschichte. Lörrach, Gutsch. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Focke, C., Der Gang durchs Leben. Kurzgefaßte Selbstbiographie, im 85. Lebensjahre verfaßt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1857. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geffers, A., Das Alterthum und das Christenthum in den Gymnasien. Göttingen. 1857. Gr. 4. 12 Ngr.

Glaser, A., Familie Schaller. Roman in zwei Bänden. Prag, Kober. 1857. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Griesinger, T., Lebende Bilder aus Amerika. Stuttgart, Nitzschke. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hartmann, A., Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern. Zwei Bände. Solothurn, Zent u. Gaßmann. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Hocker, N., Die Chronik der Stadt Cöln. Mit Illustrationen. (Chroniken deutscher Städte Nr. 1.) Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 25 Ngr.

Berthold von Holle. Herausgegeben von K. Bartsch. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 3ter Theil. Mit Mozarts Bildniß nach Tischbein und drei Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbuch der Literatur und Kunst. Herausgegeben von C. Marbach u. G. Schmidt. 1ster Jahrgang. 1858. Zwölf Hefte. Leipzig, Expedition. Lex.-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Kurz, Auguste, Cora-Lynn. Dichtung nach dem Englischen. Berlin, Remak. 16. 20 Ngr.

Lampert, J., Der Mensch und sein Temperament. Würzburg, Stahel. 12. 12 Ngr.

Meßner, J., Waldgeschichten. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Mc. Sherry, J., Willitoft oder: Die Tage Jacobs I. Eine Erzählung. Mit Genehmigung des Verfassers deutsch von B. Börner. Frankfurt a. M., Hedler. 8. 25 Ngr.

Möllhausen, B., Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Eingeführt von A. v. Humboldt. Mit Illustrationen in Oelfarben- und Tondruck, mit Holzschnitten und einer Specialkarte. Zwei Hälften. Leipzig, Mendelssohn. Imp.-4. 18 Thlr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß H. Lingg's und einer Musikbeilage von L. Spohr. 8ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ost- und Westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von A. Lehmann. Königsberg, Nürmberger. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Olivenblätter. Feierabend-Unterhaltungen für das christliche Volk in Stadt und Land von P. Körber und Anderen. 1stes Blättchen. Nürnberg. Gr. 16. 7½ Ngr.

Pischon, F. A., Die Taufnamen. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, G. Reimer. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 25ster Theil. Dritte Folge. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Schauenburg, E., Die Reisen in Central-Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. In zwei Bänden oder zwölf Lieferungen. 1ste Lieferung. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bary, B., Aufruf an das deutsche Volk zur Erfüllung seiner Mission. Frankfurt a. M., Brönner. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Bemerkungen zu dem dänischen Memorandum in Betreff der finanziellen Beschwerden Holsteins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Büsch, J. G., Geschichtliche Beurtheilung der großen Handelsverwirrung im Jahre 1799. Nebst Anmerkungen mit besonderer Bezugnahme auf die Krisis von 1857 von H. S. Hertz. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 15 Ngr.

Dobreano, J., Die Rechte der Donaufürstenthümer und das politische Interesse Europas. Berlin, Stuhr. Gr. 8 7½ Ngr.

Oersted's, A. S., Lösung der dänisch-deutschen Frage. 1857. Kiel, Schwers. Gr. 8. 6 Ngr.

Otto, G. E., Beiträge zur modernen Geldwissenschaft. 2tes Heft. Die Banknotenfrage. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 4 Ngr.

Quid faciamus nos? Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Das gegenwärtige aggressive Verfahren der römisch-katholischen Kirche in ihrem Verhältnisse zum Protestantismus. Vortrag gehalten vor der Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern, den 15. September 1857. zu Berlin, mit einem Vorwort. Darmstadt, Leske. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Schrader, L., Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit. Zweites Sendschreiben, die Schleswigsche Kirchenfrage betreffend, an Dr. Pastor Hammerich in Kopenhagen. Kiel, Schwers. 1857. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zeitschriften aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für 1858 erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich in 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Preis jährlich 12 Thlr. Werden in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften ausgegeben.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis jährlich 12 Thlr. Wird in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen ausgegeben.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. Erscheinen in wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. Erscheint in vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Erscheint monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Wird **gratis** ausgegeben. Halbjährlich erscheint 1 Nummer.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Erscheint am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **neunzehnten Heftes:**

Bauernkriege. Der große deutsche Bauernkrieg. Von Welcker. — **Baumpflanzung.** Von R. v. Mohl. — **Bauwesen, Baukunst, Bauhütten, Baubehörden, Baurechte, Baupflichten, Baugnaden, Bauordnung, Baupolizei, Bau.** Von Rotteck und Welcker. — **Bayle** (Peter). Von J. Weitzel. — Beamte, s. Amt und Staatsdienst. — **Beaumarchais.** Von J. Weitzel. — **Beccaria** (Marchese Cäsare Bonesano de). Von Welcker. — **Bedingung, Zeitbestimmung** und **Zweckbestimmung.** Von Welcker. — Beerdigung, s. Begräbniß. — **Beeten, Beeden, Orbeden, Rothbeden** (Steuern). Von Welcker. — **Begnadigung, Abolition, Begnadigungsrecht.** Von Welcker. — **Begnadigung** (bedingte) und **Beurlaubung der Sträflinge.** Von L. Triest. — **Begräbniß.** Von R. v. Mohl. — Behörden, s. Amt. — **Behr** (Wilhelm Joseph). Von Welcker. — **Beil, Schwert, Strang** und **Fallbeil** (als Hinrichtungsinstrumente). Von L. Triest. — **Beineisen und Klotz der Lüstlinge.** Von L. Triest. — **Bekenntniß, Bekenntnißfreiheit, Geständniß.** Von Welcker. — **Belagerungsstand, Ausnahmsmaßregeln, -Gesetze, -Gerichte, Aufruhracte, Kriegs- und Standrecht.** (Der Ausnahmszustand in Deutschland.) Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten **Werks** hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 4. Februar 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Dörr. Erster Artikel. — Neuere Forschungen über Indien. — Neue Romane. Von Thaddäus Lau. — Macaulay's neuere biographische Skizzen. — Aus den Neujahrsbetrachtungen deutscher Journale. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Plattdeutsche Literatur.

Erster Artikel.

Es wird wol einmal Zeit, daß wir auch die plattdeutsche Literatur, welche seit langem unsern Büchertisch füllt, räumen. Nachdem Groth in seinem „Quickborn" die lange schlummernde Prinzessin wie mit einem Zauberstabe erweckt hat, häuft sich immer mehr die Zahl derer, welche die plattdeutsche Sprache zum Gewand ihrer poetischen Empfindung wählen, und wir haben vorläufig eine Anzahl theils werthvoller, theils auch werthloser Erscheinungen für unsere Besprechung ausersehen.

Es hat ein besonders günstiges Schicksal über der plattdeutschen Sprache gewaltet, sonst hätte sie bei der großen Nichtachtung und Geringschätzung, welche sie jahrhundertelang erfahren hat, zu Grunde gehen müssen. Aber sie lag nur im verzauberten Schlafe; all die feindseligen Stürme sind über sie hinweggegangen, ohne sie zu verletzen. Sie hat sich eine jugendliche Frische bewahrt, welche ihre nachgeborene Schwester, die hochdeutsche Sprache, längst zum großen Theile eingebüßt hat. Freilich viele hielten bereits ihren Schlaf für den des Todes; selbst der verdienstvolle Klaus Harms, der das „Vor- und Fürwort" zum „Quickborn" verfaßte, glaubte das, als er in seinem „Gnomon" sein „Min lewe Landessprak, gude Nacht!" niederlegte, in welchem er mit gerechtem Stolze und mit dem Humor des Schmerzes noch einmal alle Vorzüge der plattdeutschen Sprache hervorhebt und nach der Aufzählung einer Menge von anschaulichen Wörtern, für welche die hochdeutsche Sprache keinen Ausdruck hat, kühn dem Hochdeutschen zuruft: „Gesell, kumm opt Stück un segg mi 't oppen Prick, so schast du Meister warn."

Gottlob! sie ist wiedererwacht! Nicht Bornemann, nicht andere, die sich alle in ihr versuchten, ohne die Kraft zu besitzen, welche zu ihrer Wiederbelebung erforderlich war, die hochdeutsch dachten und sich selbst nur übersetzten: nein, Groth hat sie wiedererweckt, und wir werden dieses Verdienst anzuerkennen nie vergessen. Billigerweise stellen wir daher auch ihn hier an die Spitze.

1. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit einem Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Siebente Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1857. 8. 1 Thlr.
2. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1855. 4. 4 Thlr.
3. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von Klaus Groth. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser, unter Autorität des Verfassers herausgegeben. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Erste mit der Uebersetzung. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von Klaus Groth. Kiel, Schwerk. 1855. Gr. 16. 24 Ngr.
5. Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von Klaus Groth. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1854. 16. 1 Thlr.
6. Klaus Groth's Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Ins Hochdeutsche übertragen von F. A. Hoffmann. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Klaus Groth's Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. Aus dem Plattdeutschen übertragen von S. Z. Gotha, Scheube. 1856. 16. 1 Thlr.
8. Classiker des In- und Auslandes. Vierunddreißigster Band. — A. u. d. T.: Quickborn. Gedichte aus dem Volksleben. — Erzählungen. Von Klaus Groth. Aus ditmarscher Mundart übertragen von A. von Winterfeld. Berlin, Hofmann u. Comp. 1856. Gr. 16. 5 Ngr.
9. Klaus Groth's Vertelln. Ins Hochdeutsche übertragen von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1856. 16. 20 Ngr.

Wir beabsichtigen nicht, hier nochmals die Werke Groth's einer ausführlichen Besprechung zu unterwerfen, nachdem sie schon so vielfältig, „Quickborn" namentlich auch in Nr. 29 d. Bl. f. 1854 besprochen worden. Die weite Verbreitung, welche besonders der „Quickborn" gefunden hat, zeugt deutlich genug

von dem hohen dichterischen Werth dieses Erzeugnisses unsers talentvollen Dichters. Aber die Theilnahme ist auch keine vorübergehende gewesen und das vortreffliche Buch wird sich noch immer mehr und mehr neue Freunde erwerben; auch die elegante Ausgabe mit den Illustrationen von Speckter, der tief in den Geist und das Verständniß des Dichters eingedrungen ist und seine Bilder so ganz eigentlich aus der Anschauung des Lebens der Landleute entnommen hat, verdient die weiteste Verbreitung. Aus den Groth'schen Werken athmet uns ein so warmes, lebensvolles und gesundes Dichterherz entgegen, wie wir es nicht oft finden. Natürlichkeit und Wahrheit der Auffassung und Darstellung, und Innigkeit der Empfindung charakterisiren es besonders. Anzuerkennen ist aber auch, daß der Dichter ohne Selbstüberhebung und mit bewußter Beschränkung sich selbst die Grenzen abgesteckt, daß er selten über sein Talent hinausgegriffen hat. Dieses umfaßt aber einmal die Darstellung des gemüthlich-idyllischen Lebensbildes, dann auch das einfache, heitere oder wehmüthige Empfindungslied. Hier ist er Meister; wo er aber einen Augenblick diese Schranke vergessen hat, da fühlt man es deutlich; denn wenn er z. B. zur Ballade im höhern Stil greift, da fehlt es freilich, wie es bei einem Dichter von echter Weihe nicht anders möglich ist, nicht an vielen einzelnen Schönheiten, doch zu der Vollendung der übrigen Gedichte erheben sich diese bei weitem nicht. Aber in der einfachen idyllischen Dorfgeschichte, da ist er zu Hause! Mag indessen mancher mit Klaus Harms „Hanne ut Frankrik" voranstellen, wir geben unter den poetischen Erzählungen „Peter Kunrad" den Vorzug. Einmal ist der Stoff weit anziehender, enthält mehr Erfindung, dann aber ist auch die Behandlung nach unserm Gefühl weit wärmer und inniger, und endlich möchten wir doch für die plattdeutsche Sprache den Jambus immer noch dem Hexameter vorziehen, der, so bewunderungswürdig gewandt der Dichter auch selbst diese Form handhabt, doch in dieser Mundart immer etwas Fremdes und Gemachtes hat. Daß Groth nicht blos nationale, sondern auch griechische Formen anwendete, ist uns in der That unbegreiflich.

Eins scheint uns aber noch immer nicht genugsam anerkannt zu sein: das große Talent, mit welchem Groth die Sprachschwierigkeiten bewältigt, was in dem Maße wie ihm nicht einmal immer dem hochdeutschen, geschweige denn dem dialektischen Dichter wie Hebel u. a. gelingt, die immer sich diese oder jene von der Prosa abweichende Wortstellung u. dgl. erlauben, weil sonst Vers oder Reim ihnen nicht gelingen will. Groth thut das nirgends; in seinem ganzen „Quickborn" möchte man vergebens nach einer einzigen Stelle suchen, wo er zu Gunsten des Verses sich auch nur die geringste Abweichung vom Sprachgebrauch hätte zu Schulden kommen lassen. Und das verdient nicht nur Anerkennung, weil es die Gewalt des Dichters sowol als sein unausgesetztes ernstes Streben, etwas Vollendetes zu liefern, beweist, sondern auch weil so allein die Wahrheit und der Stempel der plattdeutschen Volksthümlichkeit bewahrt werden konnten. Denn nach seiner Sprache modificirt sich auch das Denken des Plattdeutschen. Die kleinste Abweichung in plattdeutscher Dichtung — und das Ganze erhält ein falsches Colorit. Wie aber Groth so die Gesetze der Sprache als etwas Heiliges, Unantastbares behandelte, so hat denn auch sie nicht unterlassen, ihm sich erkenntlich zu beweisen. Einen hohen Antheil an dem Werth des „Quickborn", an seiner Schönheit und an der Theilnahme, die man ihm zugewendet, hat der Dichter der Muttersprache zu danken, „die da schelten kann wie keine, und doch schmeicheln und weinen, nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thräne im Auge zerdrückt", und von der Götzinger (der kein Plattdeutscher war) in seiner großen Grammatik sagt, daß sie „ohne Widerrede weit gebildeter, geschmeidiger, wohlklingender und reicher als die oberdeutschen Mundarten, ja wohlklingender und angenehmer sei als das Hochdeutsche überhaupt". Den Einfluß der Sprache auf Groth's „Quickborn" beweisen ebenso die unter dem Titel „Hundert Blätter" erschienenen „Paralipomena zum Quickborn", Gedichte in hochdeutscher Sprache, die den plattdeutschen weit nachstehen. Sie sind auch, ohne nachhaltige Spur zurückzulassen, wieder vergessen, während der „Quickborn" und die vortrefflichen Dorfgeschichten in „Vertelln" bleibenden Werth und dauernde Anerkennung behaupten.

Wenn aber so die plattdeutsche Sprache ganz eigentlich das Element des Dichters ist, so kann man sich mit den Versuchen, ihn durch Uebersetzungen aus diesem Elemente in ein fremdes zu versetzen, um so weniger einverstanden erklären. An und für sich mag die Absicht der Uebersetzer eine gute gewesen sein, nämlich die herrlichen Gedichte auch einem größern Kreise zugänglich zu machen, aber dies auch zugegeben, so beweisen sie eben dadurch, daß sie den Antheil, welchen die Sprache selbst an den Schönheiten des „Quickborn" hatte, nicht zu würdigen wußten. Nur zwei von den Uebersetzern, Hoffmann und Otto, beweisen, daß sie die Gedichte wirklich verstanden haben. Wenn aber auch ein mit der Sprache ganz vertrauter, mit dem zum Uebersetzen erforderlichen Talent ausgerüsteter und in der Form gewandter Uebersetzer an das Werk gegangen wäre, so hätte doch kaum etwas Bedeutendes erreicht werden können. Die plattdeutsche Sprache und das Hochdeutsche sind zu sehr voneinander abweichend. Die plattdeutsche Sprache hat eine Menge von anschaulichen concreten Ausdrücken, welche der hochdeutschen fehlen, aber auch manches Wort, welches so recht, ohne sich um die leidige Etikette zu kümmern, den Nagel auf den Kopf trifft. Wenn oft auch etwas derb, bleibt es plattdeutsch doch immer harmlos; genau übertragen aber fällt es roh und ungeziemend aus, und die hochdeutsche Pruderie würde hundert Wörter nicht über die Zunge gehen lassen, die der Plattdeutsche ohne Scheu ausspricht, weil er überhaupt unumwundener redet, theils auch weil er angefangen hat, andere Begriffe mit ihnen zu verbinden. Der Uebersetzer muß also hier wie in so vielen Fällen, wenn seine Uebersetzung einigen selbständigen Werth haben soll, das platt-

deutsch Gefühlte in die hochdeutsche Sprache hinüberfühlen können. Nicht anders ist es mit dem Satzbau. Die lockere, oft elliptische Verknüpfung und Nebenreihung der einzelnen Gedanken muß hochdeutsch in die nach den stilistischen Gesetzen dieser Sprache geforderte Verbindung und Unterordnung gebracht werden; das Sichgehenlassen der plattdeutschen Rede ist, wenn der Eindruck nicht verwischt werden soll, hochdeutsch unstatthaft und schleppend. Aber abgesehen vom grammatischen Satzbau halten wir schon dem Inhalte und dem Geiste der Gedichte nach eine Uebertragung für unausführbar. Die Unmöglichkeit liegt schon darin, daß die plattdeutsche Sprache eine naive Volkssprache ist, aus der mit Erfolg höchstens wieder in eine Volkssprache übersetzt werden kann, wie uns denn umgekehrt mehrere sehr gelungene Uebertragungen Hebel'scher Gedichte ins Plattdeutsche von Johann Meyer, einem talentvollen jungen Dichter, bekannt geworden sind. Es war gewiß keine bloße Marotte des Dichters, gewiß nicht blos Liebe zu seiner Muttersprache, welche Groth veranlaßte, in ihr zu dichten, sondern ihn leitete das tiefgefühlte Bedürfniß und die Ueberzeugung, daß wenn das poetische Leben seiner Landsleute einmal einen Ausdruck finden sollte, nur die heimische Sprache dazu fähig sei. Eine hochdeutsche Uebersetzung aber hebt alles geradezu wieder auf. Setzen wir aber endlich wirklich auch, was nicht der Fall ist, die Möglichkeit voraus, daß jeder Gedanke unbeeinträchtigt auch hochdeutsch derselbe bliebe, so ist schon die Schwierigkeit, welche die Nachbildung des metrischen Gewandes mit sich bringt, indem sowol die Kürze des meist einsilbigen plattdeutschen Wortes dem Silbenreichthum des hochdeutschen nicht entspricht, als ganz besonders der Reimzwang oft eine bedeutende Abweichung vom Original erfordert, so groß, daß offenbar ein Talent wie das des Dichters selbst erforderlich wäre, alle Schwierigkeiten zu überwinden und eine entsprechende und ansprechende Uebersetzung zu Wege zu bringen.

Die Uebertragungen können also keineswegs auch nur annähernd das Original ersetzen. Sollen sie aber neben diesem nur zum leichtern Verständniß dienen, da wähle man lieber die vom Dichter mit wörtlich gegenüber gestellter Uebersetzung besorgte Ausgabe. Dann ist man wenigstens gegen falsche Erklärung gesichert. Denn Falsches enthalten die vorliegenden Uebersetzungen mehr oder weniger alle. Am besten sind noch die beiden genannten von Hoffmann und Otto. Besonders letzterer hat die Sprache mit einigen wenigen Ausnahmen (z. B. auf der vorletzten Seite des „Detelf", wo eine halbe Seite hindurch der Conjunctiv für den Indicativ gesetzt, dadurch die Worte des Dichters dem Kapitän in den Mund gelegt sind: „er habe wie viele Aeltern" u. s. w., und so der Gedanke verschoben ist) richtig verstanden, und da die meist ungebundene Form der „Vertelln" ihm keine Schwierigkeit machte, auch genau und fließend übersetzt. Wol ersteres, nicht aber letzteres kann man Hoffmann nachrühmen. Ihm scheint der Versbau oft recht schwer geworden zu sein; das beweisen die schwerfälligen Verse und Reime und die oft bedeutende Aenderung im Ausdruck. Dabei überträgt er zu derb und hilft sich oft durch einen unschönen und uncorrecten Ausdruck aus der metrischen Verlegenheit. So wenn er in „Hannchen aus Frankreich" Hermann im „Bierbaß" singen, oder das Pferd „schreien" läßt. Auch von ungrammatischen Wendungen finden sich nicht wenige, z. B.: „sie trug durchs Dorf mit den Büchern"; desgleichen läßt er oft plattdeutsche Wörter stehen, z. B. Wurzeln statt Mohrrüben, Knüll, kleien u. s. w. Zum Beweis aber, wie wenig ihm die Form gelungen ist, theilen wir eine Strophe aus dem „Brief" mit:

Das ist nun alles, was ich wissen thät,
Ein andermal mehr, wenn ich's vergessen hätt';
Plünn Antje ich noch etwas geben thät
Für Paulchens Mund.
Gott geb' euch, was ich immer wünsch' und bet':
Bleibt all' gesund.

Im Plattdeutschen ist freilich das Hülfszeitwort „dohn" ganz am Platze wie im Englischen to do, aber im Hochdeutschen ist es ungrammatisch und verwischt jeden Eindruck.

Daß es Hoffmann endlich auch an feinem Gefühl und Takt fehlt, beweist unter anderm eine Strophe aus dem schönen Eingangsgedichte an die Muttersprache. Da heißt die zweite Strophe:

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ern Arm,
Du fiechelst mi umt Angesicht
Un still is alle Larm.

Der Dichter will hier die sanft sich äußernde und dennoch so mächtige Allgewalt der Muttersprache schildern und bedient sich zu dem Ende des höchst bezeichnenden Bildes, „wie die Mutter mit ihrem Arm unsern Nacken beugt". Die Macht einer Mutter über ihr Kind ist aber so groß, daß sie ohne Gewaltmittel („so licht") nur dadurch, daß sie den Arm um unsern Nacken legt, den starren Sinn demüthigt. Dieses Bild der zarten geheimnißvollen Gewalt ist in Hoffmann's Uebersetzung nicht nur verwischt, sondern unwahr geworden, denn die Uebersetzung lautet:

Du beugst den Nacken und er bricht,
Als bög ihn Mutterarm.

S. Z. bildet den Gegensatz zu Hoffmann. In der Form sehr gewandt und fließend, übertreibt er die Zartheit und verfällt in eine süßliche Manier. Dabei laufen aber auch große Versehen mit unter, da der Uebersetzer offenbar der plattdeutschen Sprache nicht kundig war. Einige Beispiele lehren es; er übersetzt: fiecheln (liebkosen) fächeln, Mellersche (Muhme) Müllerin, wat (ob) was. Letzteres in dem Vers, der dadurch einen ganz andern Sinn bekommt:

Ich weiß nicht, was (ob) sie soll auf dem (das) Theater.

In „Hannchen ut Frankrik" erzählt die alte Gertrud, daß an dem Abend, wo das Unglück passirte, von dem eben die Rede ist, sie mit „Peter Wilhelm, der später ihr seliger Mann war", allein in der Werkstatt des Tischlers zurückgeblieben sei. In Holstein ist es nun ganz

gebräuchlich, Leute nur bei ihrem Vornamen zu nennen, und da viele denſelben Namen führen, ſo pflegt man zur Unterſcheidung noch einen zweiten Vornamen herzuziehen. Das iſt auch hier der Fall. Wilhelm iſt nicht Stammname, ſondern wie Peter Vorname. Nun könnte man es dem Ueberſetzer wol noch zugute halten, daß er aus Unkenntniß Wilhelm für den Namen des Vaters hält, aber dann mußte er doch auch wenigſtens in dieſer Vorſtellung verharren. S. 53 der Ueberſetzung heißt es nun:

> Wilhelm's Peter und ich, der ſpäter mein ſeliger Mann war, Saßen noch ruhig und ſchwatzten, die anderen gingen zuvor ſchon.

Alſo wohl gemerkt, Wilhelm nicht, ſondern Wilhelm's Peter iſt Gertrudens Verlobter, mit dem allein ſie jetzt noch im Zimmer iſt. Zehn Zeilen weiter iſt plötzlich Wilhelm ſelbſt da, man weiß nicht wie, und S. 60 heirathet nicht Peter, ſondern deſſen Vater (oder Herr) Wilhelm ſelbſt die Gertrud, obgleich ſie vorher geſagt hat, daß Peter ihr ſeliger Mann geweſen ſei. Wer nicht zugibt, daß hier, gelinde geſagt, die größte Gedankenloſigkeit vorliegt, der möge uns den Schlüſſel geben zu dieſen Dorfgeheimniſſen. Wir bemühen uns vergeblich, das myſteriöſe Dunkel dieſer Heirathsgeſchichte zu beſeitigen.

Wir könnten aus dem Buche noch manches andere Intereſſante auftiſchen, z. B. wie die Ente „ſingt" und ein Vogelbauer ein Gleiches thut. Doch wird es Zeit, daß wir zu der Winterfeld'ſchen Ueberſetzung kommen. Winterfeld hat ſchon Verſchiedenes aus nordiſchen Sprachen übertragen; verſteht er von dieſen nicht mehr als vom Plattdeutſchen und iſt er da ebenſo leichtfertig zu Werke gegangen, ſo bedauern wir die Dichter, die ſeine Schlachtopfer wurden.

Waren die andern Ueberſetzer im ganzen gewiß redlich bemüht, ihr Mögliches zu leiſten, ſo iſt dagegen Winterfeld mit unverzeihlichem Leichtſinn zu Werke gegangen. So erlaubt er ſich gegen das Ende ſeines Buchs in den Dorfgeſchichten der „Vertelln", ſei es um das Buch nicht zu dick werden zu laſſen, ſei es, weil er das mühevolle Nachſchlagen des Wörterverzeichniſſes bei jedem Worte ſcheuen mochte, ſehr oft ganze Sätze auszulaſſen, ohne etwas einzuſchieben, ſodaß der ärgſte Wirrwarr bisweilen zu Tage gekommen iſt. Dies iſt mit einer Virtuoſität geſchehen, die einer beſſern Sache würdig wäre, indem Winterfeld einigemal ſogar den Vordertheil des einen Satzes, von dem der hintere, und den hintern Theil des folgenden Satzes, von dem der vordere fehlt, zuſammengezogen hat, ſodaß der Sinn natürlich völlig entſtellt wird. Dann verſteht er nicht einmal das Plattdeutſche; alles iſt einzig nach dem Gloſſar gearbeitet. Zu den „Vertelln" fehlte dem Ueberſetzer leider das ausführliche Wörterbuch, und ſo iſt in dieſen auch faſt keine Seite, wo nicht die ärgſten und zum Theil poſſirlichſten Böcke geſchoſſen werden. Einige Beiſpiele mögen beweiſen, daß wir eher zu wenig als zu viel geſagt haben. Winterfeld überſetzt: Schummertid (Dämmerungszeit) Schlummerzeit; vuntjahr (dieſes Jahr, heuer) vorm Jahre; wis (gewahr) weiß (albus); wokeen denn? (wer denn?) wie kam das? wenn! (wende!) weint; dar keek he herin (dahinein ſah er) und kam herein; Wiſpal (Wegweiſer) Wieſenſtrecke (zweimal in „Vertelln"!); him (keuchte) ſtockte; Krut (Gemüſe) Krabben; de Voß brut (der Nebel liegt auf den Wieſen) der Fuchs ſitzt ſtill! In „Detelf" wird erzählt, wie eines Mittags als der Burſche bei ſeinen Großältern ſich aufhält, ein Mann ins Zimmer tritt, der einen Kaſten auf dem Nacken hat. Den ſetzt er auf den Tiſch und öffnet ihn; darin ſind viele Raritäten. Nun heißt die folgende Stelle genau überſetzt: „Die Großmutter wiſchte die Hände an der Schürze ab, kniff mit den Lippen und faßte allerlei mit den Fingern an. Großvater war nicht zu Hauſe." Dieſes „zu Hauſe" heißt plattdeutſch „binn", ein Wort, das — aber dafür konnte Winterfeld ja nicht — zwei Bedeutungen hat, von denen Winterfeld nur eine, und leider! die hier nicht richtige, bekannt war. Es heißt nämlich auch „drinnen", und ſo überſetzt es denn Winterfeld friſch darauf los, unbekümmert, ob auch Unſinn zu Tage komme. Seine Ueberſetzung nämlich lautet: „Großvater war nicht drin" (im Kaſten?)

Dieſes Kapitel von misverſtandenen Stellen könnten wir um das Zehn- und Hundertfache vermehren; Winterfeld hat kaum eine Seite aufzuweiſen, die nicht mehrere eclatante Beiſpiele abgäbe. Das kann auch gar nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß der Ueberſetzer faſt immer Singular und Plural, Präſens und Imperfectum, Indicativ und Conjunctiv nicht unterſcheiden kann und immer eins für das andere ſetzt, ſodaß z. B. aus „Detelf" in „Vertelln" eine ganz neue, natürlich ſchlechte Geſchichte geworden iſt.

Bisweilen möchten wir zweifeln, daß der Ueberſetzer überhaupt etwas gedacht habe, und ſelbſt wiſſe, was er geſchrieben hat. So wenn er ſagt: „Der Storch geht wie ein Teufelsbanner durchs Geſtein", oder „laß uns Bratäpfelein ſchlaraffen". Auch an logiſchen und grammatiſchen Fehlern iſt Hülle und Fülle! Franz Moor fährt in die Hölle hinauf; man hätte herauf- und herabſteigen können wie mit einem Schemel; er lernt Klempner; er hätte ihn gern allen mitgenommen; er hatte den Kaſten mit zwei Riemen über die Schultern; ſie mochten (ſtatt konnten) ſich wol ſchämen u. ſ. w. Ferner nimmt er aus Nachläſſigkeit (oder iſt das ſeine Taktik, wenn er ein Wort nicht kennt? Keine üble Erfindung für Ueberſetzer!) oft das plattdeutſche Wort herüber, ſo Brotſchab, wannehr, längelangs, trundeln, puhlen, Schummern; beſonders gefällt ihm das Wort „ſchnacken", mit dem er nicht nur daſſelbe plattdeutſche Wort (ſnacken), ſondern auch ſiecheln, pappeln und alles Mögliche wiedergibt.

Um Geographie, Geſchichte und Cultur des Landes hat Winterfeld ſich keine Mühe gegeben. Was ſchadet es, daß Heide bei ihm eine Stadt iſt und daß die Schlacht bei Hemmingſtedt nach Grimſlit verlegt

wird? Vom Springstock, dem nothwendigsten Geräthe der Marschbewohner, scheint er eine curiose Vorstellung zu haben; nach ihm steckt man denselben beim Gebrauch ins „Ufergras". Möge er sich belehren lassen, daß man einmal beim Graben nicht vom Ufer, sondern vom Rande redet, und dann, daß wenn die Leute den Springstock wirklich ins Gras des Randes stäken, sie alle mit der Nase mitten in den Graben gerathen würden.

Doch genug und übergenug! Wir wollen nur noch rasch einen Blick auf die Form werfen. Man sollte fast glauben, daß Winterfeld in einer ganz rohen und ungefügen Sprache gearbeitet hätte. Dafür liefern Beweise nicht nur Reimereien wie:

War eine kleine Bauerdirn',
Die mußte melken gehn,
Trug einen breiten Strohhut,
Doch keine Töffelchen;

sondern ganz vorzüglich die Hexameter in „Hannchen aus Frankreich", die wir Sammlern von Raritäten und Curiositäten angelegentlichst empfehlen und die wirklich königlichen Ruhmes würdig sind. Schwerlich möchte sich aus der Zeit Fischart's viel Aergeres auffinden lassen, als was uns hier aufgetischt wird. Der soll noch geboren werden, welcher im Stande wäre, diese Verse gleich wegzulesen, denn Winterfeld kümmert sich nicht um die allereinfachsten Gesetze der Sprache, und Voß' und Platen's Bemühungen haben ihm nichts eingetragen. Bei ihm wechseln Verse mit und ohne Auftakt, den er nicht wie Kleist aus rationellen Gründen, sondern aus Bequemlichkeit aufgenommen zu haben scheint, ohne alle Regel ab, sodaß man bei seiner Manier, Länge und Kürze der Silben nicht zu unterscheiden, erst am Ende des Verses, wenn nämlich eine Silbe übrig bleibt, inne wird oder auch nicht, wie der Vers zu lesen sei. Von der Art seiner Silbenmessung geben wir hier ein paar Proben und versichern, nicht die ärgsten gewählt zu haben:

Dort war des jungen Volks Club, der Anwachs lernte dort rauchen.
Unter dem Kopftuch hervor sahn die Spitzen fast schneeweißer Haare.
Und der Lehrer wird bös, wenn so ein groß Schulmädchen schwenzt noch.

Vor solchen Versen muß selbst der Kind'sche Holzklotzpflockdaktylus bescheiden zurücktreten. Schließlich erwähnen wir noch, daß mitten zwischen all den Hexametern auch ein Pentameter:

Und bei dem Schmiede im Ort übt er sich ein den Beschlag,

und ein siebenfüßiger Vers vorkommt:

Wie das Bräutchen weinet daheim und der andre sie schändlich belüget.

Wir haben somit, zu Ehren des Dichters, rücksichtslos die Schäden der Uebersetzungen der Groth'schen Werke aufgedeckt; man wird es uns hoffentlich im Publikum Dank wissen, da es sonst von keiner Seite bisher geschehen ist und die Unkenntniß der plattdeutschen Sprache die Lesewelt unfähig macht, selbst zu urtheilen.

---

10. Döntjes un Vertellses in Brookmerlander Taal, de verbreedste Ostfreeske Mundart. Von Fooke Hoissen Müller. Berlin, Springer. 1857. 8. 20 Ngr.
11. Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart von Fritz Reuter. Dritte durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anklam, Dietze. 1856. Gr. 12. 1 Thlr.
12. Dei Reis' nah Belligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart von Fritz Reuter. Treptow. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Thlr.

Die unlängst erschienenen „Döntjes und Vertellses" von Müller sind unstreitig das Vorzüglichste, was die plattdeutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Müller ist ein Dichter voll poetischer Weihe, voll Tiefe des Gedankens und unbedingt ein weit umfassenderes Talent als Groth. Mit gleicher Vollendung, Fülle, Klarheit und Gewandtheit schlägt er die Töne des erhabenen Ernstes und der Wehmuth als die des heiter und einfach Idyllischen an, und wahrhaft staunenerregend ist die Mannichfaltigkeit der poetischen Bilder und Anschauungen, welche der nicht starke Band bietet. Jede Seite des Buchs ist voll Schönheit und Vollendung, nirgends Trivialität, nirgends Phrase, alles tief, neu und wahr empfunden, und nach Durchlesung des Ganzen trägt man einen Schatz von echter Poesie davon, so reich und kostbar wie sonst selten.

Die erste größere Hälfte nimmt ein Epos ein, betitelt „Tiark Allena". Wir erinnern uns eines Ausspruchs des Aesthetikers Vischer — ob wir ihn in seinen Werken gelesen oder aus seinen geistreichen Vorträgen von Tübingen her im Gedächtnisse haben, wissen wir nicht —, daß Voß, wenn er seiner „Luise" dieselbe Großartigkeit hätte verleihen wollen, welche Goethe's „Hermann und Dorothea" mit der französischen Revolution als Hintergrund darbietet, er zu dem hätte greifen müssen, was der Norddeutsche vor seinen Landsleuten voraushat, nämlich zur Zeichnung eines großartigen und bewegten, dem Leben am Meere entnommenen Hintergrundes. Dieser Gedanke hat auch unsern Dichter beseelt, und mit sehr glücklichem Griff erwählte er als Motiv seines Gedichts den Kampf des friesischen Bauern mit der Nordsee. Des Friesen Schanzen sind gewaltig, es sind die mächtigen Deiche, welche er dem Meere entgegenwirft. Aber das Meer ist ewig, und seine Deiche sind es nicht. Immer wieder reißt das feindliche Element die ungeheuern Bauten nieder und bricht verheerend in das Besitzthum des Bauern ein. Tiark Allena, der Held des Gedichts, ist ein Kämpfer, ein wackerer, stolzer, ausdauernder Kämpfer, der täglich dem Meere zuruft: „Ick will doch sehn, well Baas blivt, du oder ick!" Mit aller Kraft, mit dem Muthe des Stolzes, der gar nicht zu brechen ist, aber auch mit der berechnenden Klugheit des klaren Verstandes geht er in den Kampf. Seine Nachbarn betrachten ihn, den sie nicht verstehen, mit halb ängstlichem Blick und meiden ihn, und allerdings sind der düstere Trotz, mit dem er vorschreitet, und das wunderbare Glück, das er hat, geeignet, ihn in die Meinung zu

bringen, als gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Er führt auch oft genug den Namen des Teufels im Munde, geht nicht in die Kirche, aber seinen Sohn Okko, auf den er alle Hoffnung setzt, schickt er jeden Sonntag hinein. Dieser aber ist ein leichtsinniger Bursche, der lieber den Mädchen nachläuft, doch endlich, nach manchen Verhältnissen leichterer Art, ein Mädchen findet, das zwar arm und einfach ist, aber sein Herz und seinen wilden Muth bändigt. Vergebens aber bittet er um die Einwilligung des Vaters. Wie, der reiche, stolze Bauer, der nach langen Jahren des Kämpfens sich seinen Besitz vom Meere errungen hat, soll in die Misheirath willigen? Nimmermehr! „Gehe hin", sagt er, „und suche dir ein reiches Mädchen aus der Nachbarschaft." Aber die Väter dieser Mädchen? Hier zuerst tritt das Düstere hervor, welches die Nähe des feindlichen Meeres so großartig schön als Rahmen um das ganze Gemälde hüllt. Keiner weiß, wie lange Tiark Allena sein Hab und Gut sein nennt; er ist keinen Tag sicher und über Nacht kann die heranbrausende Flut alles vernichten. Die Nachbarn wollen mit einem Manne, der so unsicher sein Haus gebaut hat, keine Gemeinschaft. Da schickt er den Sohn in die Stadt, dort zu wählen, und nicht lange währt es, so führt dieser auch eine Dame aus der verdorbenen feinen Welt in das Haus seines Vaters. An demselben Tage, wo die lustige Hochzeit im Hause Tiark's stattfindet, trägt man in der Stille die vor Gram hingewelkte verlassene Geliebte zu Grabe, und während die Orgel in der Kirche braust bei der Trauung, fallen außen in die Gruft die Erdschollen auf den Sarg der Unglücklichen. Die Gegensätze sind ganz vortrefflich gezeichnet. Der Dichter ruft der Orgel zu, sie solle nur lauter und lauter brausen, damit keiner den dumpfen Ton der auf den Sarg fallenden Erde vernehme. „Das verstimmt!" Noch schärfer sind die Gegensätze gezeichnet, welche sich bei dem Hochzeitsgelage zwischen den Städtern und den Landleuten entwickeln. Wie durch das ganze Gedicht, so zieht sich auch durch dieses Gemälde ein düsterer Faden. Trotz der ausgelassenen Festfreuden wird einem im Hause doch nicht wohl. Auch Okko drückt etwas und dem Tiark, der sich indessen nichts merken läßt, ist das Treiben nicht recht geheuer. Nur die Städter lassen es sich wohl sein und tanzen und singen; da kommt plötzlich die Schreckensbotschaft, daß der Deich durchgebrochen sei und die Flut herantose. Alles kommt entsetzt in Bewegung, die Städter, mit Ausnahme der jungen Frau, fliehen in aller Hast der Stadt zu, Tiark aber, der immer gefaßt ist, fährt mit seinem Sohne hinaus mit mehreren Wagen, deren Ladung den Durchbruch stopfen soll. Der Sohn fährt nahe an den Strom, um seinen Wagen auszuschütten, aber er fährt einen Schritt zu weit und Wagen und Fuhrmann sind verschwunden! Das ist ein Donnerschlag für den Alten. Vergebens ruft er in das Tosen des Windes und des Meeres hinaus, er harrt bis zum Frühroth, aber — doch lassen wir den Dichter hier einmal selbst sprechen:

He hört dat Water blubbern,
He hört de Winde weihn,
He hört de Tüten piepen,
He hört de Mewen schrein,
He hört in dusend Stimmen,
Wat lewt und wewt wituut.
He hört sin egen Hartschlag,
Von Okko nich en Luut.

As Koppelhunde stoltern
Strandup ballstürge Seen!
He mug hör gruuf befehlen,
Hör bidden up sin Kneen:
Bringt mi min Kind! — Se targen
Hum man mit Brüh un Turt.
Elk smit hüm vör sien Footen
En Drachtje Schill un Murt!

Un mit Gelachter flüchten
Se in hör seker Rick:
„Vast holl wi unse Fangsten.
Baas Tiark! Wahr du dien Diek
Süttst du! Daar buten riden
Wittkoppde Jungens Wacht!
Kumm mit! — Daar's Okkos Bruutbedd!"
Dat was de Hochtiednacht.

Mit schwerem Herzen wendet sich der Vater vom Meere ab, aber nur einen Augenblick ist sein Herz gedrückt, sein Gang schwer, dann erwacht der alte Trotz, und er geht mit festem Schritt nach Hause. Seinem umsichtigen, sichern Auftreten gelingt es, das Wasser abermals zurückzudrängen und die Deiche werden wieder aufgerichtet. Aber im Hause findet Tiark keine Ruhe mehr. Die junge Frau ist in die Stadt zurückgekehrt, er will sich die Ruhe auf Reisen wieder holen. Es würde zu weit führen, wollten wir ihn immer verfolgen, genug, er zieht von dannen, nachdem er sein Haus und Gut der Hut treuer Untergebenen anvertraut hat; er reist nach dem Süden, nach Neapel, nach der Schweiz, nirgends aber findet er die Heimat, und der Stolz der Schweizer, die in ganz vorzüglicher charakteristischer Zeichnung den friesischen Bauern gegenübergestellt werden, verleidet ihm die Reise vollends. Da denkt er an die Rückkehr. Jahre sind verflossen, aber sein Stolz ist ungebrochen, er zieht mit dem alten Friesentrotz im Herzen der Heimat zu. Da, als er vor seinem Hause steht, staunt er über die Veränderung, er kennt es kaum wieder. Er tritt näher: alles fremd, auch die Gesichter, die aus dem Fenster gucken, und an der Thür steht ein Soldat. Die Hannoveraner haben das Land inne und durch Machtspruch ist sein Haus einem Offizier gegeben. Nur ein Stübchen oben im Hause hat man ihm gelassen. Erst braust sein Zorn empor, als man ihm aber einen Brief gibt, der ihn über alles in Kenntniß setzt, da begibt er sich, finster und mit bitterer Miene sich der Macht fügend, in sein Zimmer. Nur eine Magd, die lange Jahre im Hause gelebt und ihm treu geblieben ist, mit der er auch vor Zeiten in einem intimern Verhältniß gestanden, ist noch im Hause geduldet; mit ihr, der einzigen Freundin, vereinigt er sich, und sie erzählt ihm den ganzen Hergang.

Als es Abend wird, geht Tiark hinaus an den

Deich. Er nimmt zuvor Abschied von Maree und sagt ihr düster, er trete eine große Reise an. Sie scheint es wol so zu verstehen, als ob er seinen Tod suchen wolle, und der Leser wird es auch glauben. Da ruft sie, als er schon fort ist, dann solle er sie mitnehmen, und sie folgt ihm in die Nacht und das Unwetter hinaus zur Verwunderung der übrigen Hausbewohner. Noch stehen die Deiche, aber der Wind bläst aus Norden und ist fest; wer weiß, was über Nacht geschieht! Im Hause indessen ist alles munter und froh. Der Dichter führt uns in das Zimmer des Gesindes, das sich eifrig und ausgelassen unterhält und Pläne für die Zukunft macht. Ja, die Zukunft! Allmählich schlafen alle ein. Da plötzlich pocht es ans Fenster und der dumpfe Schreckensruf tönt: die Flut hat die Deiche durchbrochen! Die Verwirrung und Angst ist entsetzlich, die feste sichere Hand Tiark's fehlt, dem Meere entgegenzukämpfen; der reiche Besitz, Haus und Feld, wird Beute der Wogen, von ihnen verschlungen. Von Tiark und Maree nirgends eine Spur; man hält sie für ertrunken. Da kommt wiederum nach Jahren ein junger Matrose. Das T. A. auf seinem Pfeifenkopf macht ein Mädchen aufmerksam, sie fragt ihn aus, und er erzählt, daß er drüben in der Neuen Welt einen Mann und dessen Frau gefunden habe, beide aus Ostfriesland. Er habe einen reichen Besitz und es gehe ihm wohl. Von dem habe er die Pfeife; seinen Namen habe er nicht erfahren. So hat Tiark das Meer dennoch bezwungen! Es hat ihn auf seinem Rücken hinübertragen müssen in das ferne Land, wo Tiark endlich Ruhe und Glück gefunden hat.

Das eine dürftige Skizze des warmen, großartigen Gedichts. Und nun die Form so lebendig, der Ausdruck so prägnant und schön, die ganze Darstellung so plastisch und anschaulich, alles dabei einfach, klar und volksthümlich, das Ganze so vollendet, wie es nur aus Meisterhand hervorgehen kann.

Nach Geist und Inhalt verwandt schließen sich diesem Gedichte aus der folgenden Sammlung kleinere Sachen, zunächst zwei gleichfalls treffliche Schöpfungen an. Das eine ist eine Ballade, „Könk Helgo's Dog", wol nach einer uns unbekannten schönen Sage von Helgoland gearbeitet. Des alten König Helgo's Auge hat die Kraft, das Schiff, welches es ansieht, in den Grund zu bohren. Alles hat er durch das Meer verloren, Frau und Kinder, nur seine Nichte ist ihm geblieben als Trost seines Alters. Da kommt ein fahrender Ritter und Sänger auf das Schloß, den innige Liebe mit der Nichte verbunden hat. In der Nacht entführt er sie in einem Boot. Aber Helgo, durch den Gesang des Ritters von des Königs eigenen Schicksalen aufgeregt, findet auf dem Lager keine Ruhe. Er besteigt den Thurm und sieht hinab in die See. Da erblickt er seine Nichte im Boote mit dem Ritter, und sein Blick versenkt den Nachen und die Erschreckten ins Meer. Am andern Morgen treiben die Leichen ans Ufer. Die Zeichnung dieses düstern Gemäldes ist abermals vorzüglich und meisterhaft und hinterläßt einen tiefen Eindruck in der Seele des Lesers. Fast mehr aber noch das Gedicht an die „Fro Herrenburger-Tuczeck", auf Norderney 1855 geschrieben. Wir entsinnen uns kaum, außer bei Goethe je ein so herrliches Gelegenheitsgedicht gelesen zu haben, so großartig sind die Bilder, so tief die Gedanken, so vollendet Ausdruck und Form!

Wir theilen noch von diesem Gedichte den Gedankengang mit, damit sich unsere Leser einigermaßen einen Begriff von der Schönheit desselben machen können.

Hier auf unserer Insel, wenn der Nordwind saust und die Wellen brausen, sind das unsere Harfen und Violinen. Doch singt auch wol das Meermädchen so lieblich, aber ohne Herz, und zieht den lüsternen Fischer ins nasse Grab, daß Braut und Mutter um ihn weinen. Bist du das Meermädchen, die uns bezaubert, und unsere Söhne, ja die ganze Insel hinunterzieht? Und bleibst du auch so kalt wie jene? Du hast ja ein Lied für Hoch und Niedrig, aber hast du auch bei all dem Ruhm, Prunk und Schein dir ein warmes Herz bewahrt? Hast du für dich selbst ein Lied? Und wenn dein Gesang uns tief ins Herz dringt, kommt er dann auch bei dir tiefer her als aus der Kehle? Nein? Dann dauerst du mich! Komm her zu unsern Hütten und sieh, wie hier noch Herz und Leben ist, und komm zur See hinab, die spült alles rein, sie klärt auch dein Auge wieder und glättet dir die Wangen. Komm, löse das Haar, wirf Schminke und Puder beiseite, und laß dich von dem Silberschaum überperlen. Und singt dir dann die Strandluft um die Ohren und klingt dir deine eigene Musik wieder aus Herzensgrund, dann bist du gesund! Und wenn dir später im Binnenlande wieder Kränze auf deinen Pfad regnen, dann wirst du unser immer noch mit Liebe gedenken.

Welch liebliche, aus dem Herzen kommende, ins Herz dringende Gedanken, und wie schön zu einem Ganzen verbunden! Aber man muß selbst lesen!

Es bleiben uns noch die übrigen einfachen, meist heitern Gedichte übrig. Wir können hier kurz sein, da der Dichter in dieser Beziehung ganz Groth gleicht und ihm auch durchaus nicht nachsteht. Die Liederchen sind ebenso meisterhaft, ebenso herzlich, einfach, voll idyllischen Lebens, und alles von demselben tiefen poetischen Geiste getragen. Dahin gehört unter anderm „Wahlversammlung", wo der Dichter für die heirathslustige Meise unter den Vögeln den Prediger, Küster u. s. w. auswählen läßt. Jede Strophe hat einen Refrain, in dem wir alle die einzelnen berathenden Vogelstimmen, jede in ihrem Charakter, wiederzuerkennen glauben.

Ueberhaupt gelingt dem Dichter die Anwendung von wiederkehrenden Wörtern und Zeilen ganz vorzüglich, und immer ist sie angemessen und natürlich. So in „Upgeset't" und „Wat sück de Schwaalkes vertellen". Letzteres ist ein inniges, warmes, süßes Bild; jede Strophe beginnt mit den schönklingenden Worten:

Schwaalkes, lew Schwaalkes,
Seggt, wat vertellt ji jo?

Sollen wir zum Schluß auch einen Tadel aussprechen, so trifft er nicht den Dichter, sondern den Herausgeber und Verleger, daß sie nicht ein kurzgefaßtes Wörterverzeichniß beigegeben haben. Die Mundart enthält schon viel Holländisches, von den übrigen plattdeutschen Dialekten Abweichendes. Ließe sich ein kleines Verzeichniß nicht noch nachträglich anfertigen, das neben dem Buch

gekauft werden könnte? Wir geben es zu bedenken, wie sehr das Buch gewinnen und wie der Absatz gesteigert würde.

Wir verweilten länger bei der Besprechung dieses Buchs. Man verzeihe es uns! Nicht nur, daß die herrliche Schöpfung es verdient, wir haben auch zum ersten und letzten mal diesen Dichter hier besprochen. Müller ist nicht mehr! Das Buch ist von dem Bruder des trefflichen Dichters herausgegeben, der, wie uns das kurze Vorwort benachrichtigt, im October 1856 gestorben ist. Die Gedichte entstanden „aus angeborener, bis ans Ende treu bewahrter Anhänglichkeit an das liebe Heimatland". Ja, er blieb seiner Heimat treu in warmer Liebe ergeben! Das glauben wir nicht nur dem Bruder, das schließen wir nicht nur aus dem warmen Gedichte „En Ostfreese": das ganze Buch ist ein beredtes Zeugniß. Müller war ein Plattdeutscher, und ganz besonders ein Ostfriese von ganzer Seele; er hatte die wahre Schätzung seiner Heimat, den echten Stolz des Norddeutschen. Aber nicht nur ein guter Plattdeutscher starb mit ihm, sondern ein Mann erfüllt mit einem Dichterherzen, das mehr als ein anderes bisher berufen war, die Ehre der plattdeutschen Sprache zu schützen und das Vorurtheil zu Schanden zu machen als sei nur der Süden Deutschlands an echten warmbeseelten Dichtern reich. Wehmüthig freilich ist der Gedanke, das Erste und Letzte von dem Dichter vor uns zu haben, es zu genießen und es ihm nicht danken zu können. Wir wiederholen es hier nochmals, Müller's Gedichte sind das Schönste, was in plattdeutscher Sprache je geschrieben ist.

Zwar ist es wahr: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas; aber es wird uns doch schwer, aus der gehobenen ernsten Stimmung uns plötzlich in die heitere Laune zu versetzen, welche erforderlich ist, um die nächsten beiden Bücher von Fritz Reuter gehörig zu würdigen. Reuter's „Läuschen un Riemels" sind ganz eigentlich gemacht für eine aufgelegte Gesellschaft. Die Geschichten in der Sammlung sind alle ohne Ausnahme höchst ergötzlich, voll Leben und Bewegung und dabei so mannichfaltig, daß kaum ein Wunsch unbefriedigt bleiben möchte. Dazu ist auch die Darstellung sehr gelungen. Es sind manche alte bekannte Anekdoten darunter, die der Verfasser behandelt hat, vielleicht die wenigsten der Schnurren sind aus dem sonst erfindungsreichen Kopf des Verfassers entsprungen, aber ob wir auch den Inhalt schon kennen, der Ton und die Färbung des Ausdrucks, die einzeln eingeflochtenen und witzigen Ausschmückungen, die derbe und doch naive Entwickelung sind so ansprechend, daß wir immer neues Interesse an den Gedichten haben. Damit wollen wir nicht behaupten, daß es immer die höchste Poesie sei, die uns geboten wird: der Verfasser ist selbst bescheiden genug, im Vorwort nicht zu hohe Ansprüche zu machen, aber der Freund echten Humors wird vollen Vorrath finden. Besonders gelingt dem gewandten Verfasser die Messingsprache, das ist das wunderbare Gemisch von Hoch und Platt, was geborene, nicht sehr gebildete Plattdeutsche reden, wenn sie hochdeutsch sprechen wollen: eine Sprache, die höchstens in dem Hochdeutsch der Schwaben, freilich da auch unter Gebildeten, ein Seitenstück hat. Wir wünschen dem Buche, das bisher schon allgemein angesprochen — es erschien bereits in dritter Auflage —, von Herzen noch weitere Verbreitung und Theilnahme.

Aehnlich steht es mit der „Reis' nach Belligen" desselben Verfassers. Es ist ein höchst ergötzliches Buch, immer interessant, voll sprudelnden Humors. Die Reise nach Belgien ist keine Reise dahin, denn ebenso wie unsere Helden, ein paar mecklenburgische Bauern, die ihren Söhnen die Reise beabsichtigten, so gerathen sie just in entgegengesetzte Richtung, nach Berlin und auf die schlesische Bahn. Von den Abenteuern unterwegs wollen wir nichts verrathen, nur so viel, daß es Geschichten zum Lachen sind und voll Erfindung.

---

13. Bilder aus Hamburgs Volksleben von H. Schacht. Hamburg, J. F. Richter. 1855. 8. 15 Ngr.
14. De dree Jungfern un de dree Rathsherrn, eer de groote Karkthorn-Knopp-Schüürn to Altona. Ein plattdütsches Märchen. Neu erzählt und illustrirt von J. Lyser. Hamburg, Berendsohn. 1855. 8. 3 Ngr.
15. Reendörp. Plattdüütsche Rymels von J. Kreh. Hamburg, Berendsohn. 1856. 8. 6 Ngr.
16. Gedichte in plattdeutscher Mundart von Gustav Jung aus der Priegnitz. Berlin, Wohlgemuth. 1855. Gr. 12. 15 Ngr.

Schacht's „Bilder aus Hamburgs Volksleben" sind eine Sammlung der „besten" Beiträge des Verfassers für die hamburger „Reform", zum Theil in hochdeutscher zum Theil in plattdeutscher Sprache. Die ersteren sind ziemlich nüchterne, aber gutgemeinte Bilder aus dem Arbeiterstande, die plattdeutschen Gedichte etwas formlos. Aber wir machen auch keine Ansprüche und wollen den Verfasser nicht fragen, was er eigentlich unter Vers und Reim verstehe und ob er wirklich glaube, daß „Rand" und „Fahne", „gewandt" und „versank" miteinander reimen, denn der Verfasser ist ohne höhere Bildung, aus dem Handwerkerstande, wie er in der vorangeschickten Selbstbiographie sagt. Auch glauben wir gern, daß die Sachen, die nur in Hamburg verstanden werden können, dort Interesse gefunden haben und verdienen; weitere Verbreitung werden sie aber nicht finden, weil sie Nichthamburgern unverständlich sind. Uebrigens ist das Buch in demokratischem Sinne verfaßt, und möchten wir dem Verfasser doch zu bedenken geben, ob er wirklich von den Reformbewegungen auf politischem und religiösem Gebiete reife Begriffe habe. Wir haben alle Achtung vor dem Handwerkerstande, wollen gern anerkennen, wenn ein Handwerker einmal sein Handwerkzeug mit der Feder vertausche, aber er bleibe in seinen Schranken und wolle nicht über Dinge reden, deren Kenntniß ihm offenbar abgehen muß.

Von den „Dree Jungfern un den dree Rathsherrn" von J. Lyser wollen wir nicht reden. Die paar Bogen enthalten ein fades Märchen, ziemlich fade wiedererzählt. Die drei in den Text gedruckten Illustrationen sind ohne allen Werth, ebenso die Titelblattzeichnung, wo oben um den Kirchthurmsknopf drei alte fratzenhafte Jungfern stehen, mit deren Kleidern der Wind spielt.

J. Krohn's „Reendörp" und Gustav Jung's „Gedichte in plattdeutscher Mundart" sind Beweise dafür, wohin es kommt, wenn unbegabte, nicht einmal formgewandte Menschen zu dichten anfangen. Beide Verfasser haben sicherlich gedacht, die plattdeutsche Sprache dichte für sie, denn selbst haben sie nichts Gescheidtes hervorgebracht. Krohn gibt zunächst eine langweilige geographische Schilderung des Wegs von Hamburg nach dem nahegelegenen Niendorf. Dann folgen die trivialsten Schilderungen von häuslichen Festen, Kindtaufen u. s. w., und dabei in der Form so stümperhaft, daß wir das dünne Buch wol zehnmal haben weglegen müssen, ehe wir es zu Ende brachten. Denn auch das Geistarme wie das Geistreiche und Tiefe läßt sich nur mit Unterbrechungen zwingen.

Gustav Jung bringt uns auf fast 200 engbedruckten Seiten auch nichts, was zu loben wäre. Es sind lauter Faseleien in der allertraurigsten Prosa, langweiliges Geschwätz ohne Form, geistlose Ausfälle gerade im entgegengesetzten Sinne als bei Schacht, nämlich gegen die demokratische Bewegung von 1848. Der Verfasser ist Preuße und fühlt sich als solcher. Immerhin! Aber wenn er nichts Besseres zu sagen wußte, hätte er das Reden ganz sein lassen sollen. Seine Gedichte enthalten gereimte Genealogien des preußischen Fürstenhauses, eine Vergleichung Christi und Friedrich Wilhelm's IV., politische Beurtheilungen der Bundestagssitzungen ohne Urtheil u. s. w. Es genügt, einige Gedichttitel anzuführen: „Die Nationalversammlung", „Von Gottes Gnaden", „Die Verfassung vom 5. December 1848", „Säbelregiment oder Pöbelregiment", „Die Steuerzahlung", „Das Zündnadelgewehr", „Die Sprengung des Rumpfparlaments" u. s. w. Und das alles in unserer lieben unschuldigen einfachen plattdeutschen Sprache. Wer die kennt, weiß, wie sehr sie geradebrecht werden mußte, um solche moderne Fragen zu besprechen. Wir glauben es dem Verfasser auch ohne seine Versicherung, daß er es herzlich gern sähe, wenn die Gedichte recht gefielen, ein Wunsch, den er in drei (!) Einleitungsgedichten und in seinem Abschied immer mit denselben Gedanken oder vielmehr ohne Gedanken ausspricht; aber wenn er hofft, daß der Leser noch nach mehr „Hunger" bekommen möchte, so ist das doch verzweifelt naiv. Wir wenigstens danken für jedes etwa in Aussicht stehende Gericht, und hoffentlich jeder gesunde Leser mit uns.

Die Besprechung der letzten Bücher war unerquicklich. Wir hoffen in einem zweiten Artikel den Leser zu entschädigen.

Friedrich Dörr.

Neuere Forschungen über Indien.

Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle, von Philipp van Mökern. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1857. Gr. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Ein Werk über Ostindien, welches in der That das leistete, was der vorstehende Titel verspricht, wäre unter allen Verhältnissen, ganz besonders aber unter den gegenwärtigen, eine schätzbare Bereicherung der Literatur. Das britische Colonialreich in Ostindien ist von seinem ersten Entstehen an eine so eigenthümliche weltgeschichtliche Erscheinung gewesen, daß seine Gesammtentwickelung auch ohne die furchtbare Krisis, in welche es jetzt eingetreten und deren endliche Entscheidung dermalen noch gar nicht vorauszusehen ist, die gewissenhafteste Beachtung und das eingehendste Studium von seiten des theoretischen Politikers verdiente. Zu allem Unglücke war aber dieses wichtige Land bisher in jeder Beziehung von den Engländern monopolisirt und unter diesen Umständen der Natur der Sache nach für alle Nichtbriten auch wissenschaftlich beinahe unzugänglich. Für die Engländer waltete ein derartiges Hinderniß freilich nicht ob; allein diejenigen von ihnen, welche handgreiflich praktisch an den indischen Zuständen betheiligt waren, die ganze Schar der Civilbeamten, Militärs und Kaufleute, fanden einzig und allein in ihren Standes- oder Parteiinteressen den Standpunkt für die Auffassung, den Maßstab für die Beurtheilung und den leitenden Beweggrund für die Darstellung der indischen Verhältnisse, während die große Mehrzahl aller Uebrigen, die englische Regierung voran, für den eigentlichen Grund und die tiefere Bedeutung ihrer Entwickelung ohne Verständniß blieb. Bei dieser Lage der Dinge kann daher auch ihre Ueberraschung und Rathlosigkeit beim Ausbruche und der Verbreitung der gegenwärtigen Revolution nicht wunder nehmen. Auf die praktisch politische Wichtigkeit dieses Ereignisses einzugehen ist hier nicht der Ort; wohl aber darf im voraus auf den entscheidenden Einfluß hingewiesen werden, den dasselbe auf die Bearbeitung des einschlägigen Zweigs der Literatur ausüben wird. Ueber die Größe dieser Einwirkung in England selbst wagen wir keine Vermuthung aufzustellen; daß im Reiche Indien gar vieles faul gewesen ist, und daß man die dortigen Zustände bisher zum großen Theile gar nicht oder ganz falsch verstanden hat, wird wol für den Augenblick auch dem dickköpfigen John Bull einleuchten; wie lange aber dieser Eindruck vorhalten wird, das ist eine ganz andere Frage, auf die wir von der Zukunft kaum eine befriedigende Antwort erwarten, wenn wir bedenken, wie gründlich vorerwähnter John die im russischen Kriege so theuer erkauften Lehren bereits wieder in den Wind geschlagen hat. Dagegen läßt sich mit um so größerer Bestimmtheit voraussetzen, daß ein so wichtiges und trotz der bedauerlichen Erscheinungen, womit es verknüpft gewesen ist, so großartiges historisches Phänomen wie die gegenwärtige Rebellion sowol um seiner selbst willen als auch wegen des überraschenden Lichtes, das es auf seine eigenen Voraussetzungen wirft, außerhalb Englands und insbesondere in Deutschland, anregend und aufklärend auf die Bearbeitung dieser interessanten Partie der Specialgeschichte einwirken wird. Namentlich gilt dies von dem auf diesen Gegenstand bezüglichen großen historischen Werke unsers berühmten Orientalisten Neumann, das ohne allen Zweifel alles bisher auf gleichem Gebiete Geleistete weit hinter sich zurücklässt.*) Natürlich wird sich neben den wenigen Berufenen auch ein ganzer Schwarm Unberufener zu dieser Arbeit drängen; allein über dieses unvermeidliche Uebel tröstet die Erwägung, daß von nun an wenigstens die wahrhaft Berufenen nicht zurückbleiben werden.

Zu diesen Berufenen gehört nun aber der Verfasser des oben angezeigten Werks sicherlich nicht. Allerdings würde es eine ganz unbillige Zumuthung an ihn sein, daß gerade er das hätte vorauswissen sollen, was weisere Leute als er nicht geahnt haben. Das Vorwort des Buchs ist nämlich aus M. in Ostindien vom Jahre 1855 datirt, mithin das Buch selbst zu einer Zeit vollendet worden, wo die Festigkeit der britischen

*) Dieses inzwischen erschienene Werk: „Geschichte des englischen Reiches in Asien. Von Karl Friedrich Neumann", wird demnächst eine besondere Besprechung finden. D. Red.

Herrschaft in Ostindien bei fast allen und die Weisheit der Engländer bei der Erwerbung und Behauptung derselben bei der großen Masse derjenigen, welchen die englische Verfassung und Staatspraxis als das Urbild aller politischen Vollkommenheit erscheint, Gegenstand der Bewunderung war. Allein das Werk läßt dessenungeachtet in der Form, wie es uns vorliegt, unzweifelhaft erkennen, weß Geistes Kind der Verfasser ist. Derselbe hat augenscheinlich nicht die entfernteste Ahnung über die wissenschaftliche, politische und culturhistorische Bedeutung seines Gegenstandes, welchen allseitig zu umfassen und richtig zu behandeln ihm außerdem jede Fähigkeit abgeht. Er hat sich offenbar trotz seiner gegentheiligen Versicherung wenig oder gar nicht mit der hier einschlagenden Literatur beschäftigt, und dieser Umstand, welcher ihm die größte Vorsicht und Zurückhaltung hätte einschärfen sollen, hat ihn gerade mit einem Selbstvertrauen und einer Zuversichtlichkeit erfüllt, welche in der That ganz unverzeihlich wären, wenn ihn nicht seine ebenso gutmüthige wie unerklärliche Naivetät einigermaßen entschuldigte. Trotz seines hohen Alters hat er von den Anforderungen, welche das Publikum an den Schriftsteller überhaupt und namentlich an den wissenschaftlichen Schriftsteller mit Recht stellt, ebenso wenig einen Begriff wie eine sechzehnjährige englische Touristin, und demgemäß wird auch unser Urtheil ausfallen müssen. Es wäre einem gewissenhaften Recensenten, welcher zwei ziemlich umfangreiche Bände hindurch eitel leeres Stroh gedroschen hat, ohne ein einziges Körnlein zu finden, dessen Sonderung von Unkraut und Spreu nicht mindestens zehnmal so viel Mühe kostete, als es selbst werth ist, wahrlich nicht zu verargen, wenn ihm bei dieser Arbeit endlich die Geduld ausgegangen wäre; wer vermöchte aber in allem Ernste einem hohen Siebziger zu zürnen, der in diesem Alter sein Jugendwerk mit wahrhaft jungfräulicher Unschuld und Unbekanntschaft mit den einfachsten Anforderungen seines späterwählten Berufs veröffentlicht? Da indeß der Verfasser selbst, welcher über den Werth des von ihm Geleisteten in der ehrlichsten, aber auch wunderlichsten Selbsttäuschung befangen ist, jedenfalls eine nähere Begründung unsers so durchaus absprechenden Urtheils verlangen würde, so müssen wir wol, auf die Gefahr hin die Nachsicht unserer Leser, denen wir diesmal gar kein positives Resultat bieten können, auf eine ziemlich harte Probe zu stellen, einige Beweise für unsere Behauptungen beibringen. Glücklicherweise — oder unglücklicherweise — brauchen wir nicht lange danach zu suchen; sie sind zur Hand, wo wir immer die beiden Bände aufschlagen mögen.

Der Verfasser mit dem unhochdeutschen Namen hat, wie er in der Einleitung und an einigen Stellen im Zusammenhange des Werks versichert, die „Materialien" zu seiner Arbeit während eines mehr als funfzigjährigen Aufenthalts in Indien gesammelt. Er kam, wie es scheint, im Jahre 1802 als Militär unter das Commando und in die unmittelbare Nähe des Generals Wellesley, des nachherigen Herzogs von Wellington, der nach der Eroberung von Seringapatam im Kriege mit Tippo Saib vier Jahre lang Commandant dieser Festung und des ganzen Reichs Mysore war, von dem er aber aus eigener Erfahrung weiter nichts zu berichten weiß, als daß er einmal die Ehre gehabt habe, dem Lieblingsvergnügen desselben, der Jagd mit den von Tippo auf ihn übergegangenen Chetas, einer Art dazu abgerichteter Tiger oder vielmehr Panther auf Gazellen und Antilopen, beizuwohnen. Wie lange er Soldat gewesen, ist aus dem Buche weiter nicht zu ersehen; wir erfahren daraus nur, daß er später Kaufmann geworden ist und als solcher noch in Ostindien weilt. Er beabsichtigt darin „eine weniger gelehrte als anschauliche Darstellung, sowie eine unterhaltende Beschreibung dieses Landes und seiner Ereignisse, und hat es versucht, nicht wie die Herren Gelehrten Geschichte über entfernte Gegenden nach «literarischen» Quellen zu schreiben, oder in Büchern nach historischen Daten zu suchen, sondern an den Plätzen der Begebenheiten selbst, aus handschriftlichen Nachrichten und Traditionen der ältesten Europäer und Eingeborenen die Thatsachen und Materien zu sammeln" [illegible] unbekümmert um das, was vielleicht in Europa über Ostindien in gelehrten Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen niedergeschrieben wurde, so zu berichten, wie er es am Orte selbst erfahren und schriftlich oder mündlich bestätigt gefunden" habe. Die letztere Versicherung wird an mehr als einer Stelle wiederholt, obwol das Buch, sowie es uns vorliegt, nirgends das Gepräge unmittelbarer Anschauungen und Erlebnisse an sich trägt und in dieser Beziehung füglich ebenso gut an einem londoner oder berliner Studierzimmer geschrieben sein könnte, wie am Ganges oder Nerbadda.

Von dem Vorwurfe der Gelehrsamkeit wird jeder [illegible] den Verfasser auf den ersten Blick freisprechen. Von seinen philosophischen Grundbegriffen können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir z. B. von „Kunstproductionen der ästhetischen Wissenschaften" lesen. Seine Unbekanntschaft mit der Universalgeschichte, deren Kenntniß doch die erste und unerlässliche Bedingung für den Specialhistoriker ist, grenzt an das Unglaubliche. So stirbt z. B., um nur einige der gröbsten Schnitzer zu erwähnen, Alexander der Große im Jahre 330, Nebukadnezar ist König von Assyrien, im Jahre 639 herrscht in Aegypten der Calyph (sic) Amren (sic), im Jahre 1104 werden die griechischen Staaten durch die Anführer des vierten Kreuzzugs vertheilt, Philipp II. von Spanien lebt noch im 17. Jahrhundert, und Hyder-Ali soll 1718 geboren und bei seinem Tode 1782 80 Jahre alt gewesen sein! In einzelnen Fällen gleicht die Darstellung einer Reihe aus der allgemeinen Weltgeschichte als bekannt vorauszusetzender Ereignisse geradezu einer Travestie, die einem mittelalterlichen Weltchronisten alle Ehre machen würde. Aus den nationalökonomischen Ansichten des Verfassers haben wir beim besten Willen nicht klug zu werden vermocht, und was seine geographischen, ethnographischen und politischen Kenntnisse auf seinem selbsterwählten, speciell von ihm behandelten Gebiete betrifft, so dürfte es genügen, wenn wir beispielsweise erwähnen, daß er die Breite der Insel Ceylon durch eine Linie von Colombo nach Trincomali bestimmt, daß die Meerenge an der Südwestspitze Arabiens bei ihm hartnäckig „Babelmandal" heißt (wofern dies nicht der Corrector auf dem Gewissen hat), daß seiner Behauptung zufolge die Mundart der Eingalesen keine Aehnlichkeit mit irgendeiner der auf dem Festlande von Indien gesprochenen Sprachen hat und daß die oberste Behörde der ostindischen Angelegenheiten, das Controlamt (Board of Control), durchgängig den Namen „Centralbureau" erhält. Seine religionsgeschichtlichen Notizen, namentlich über das Verhältniß zwischen Brahmanismus und Buddhismus, sind jedenfalls mehr originell als richtig, und um (wir wollen, um dem seelenguten Manne kein Unrecht zu thun, nicht sagen seine sittlichen Grundsätze) seine Fähigkeit des Generalisirens und Charakterisirens zu kennzeichnen, erlauben wir uns folgende Stelle aus seiner Lebensbeschreibung des Generals Benoit de Boigne anzuführen, worin es unter anderm heißt: „Der Ehrgeiz ist die Triebfeder aller ungewöhnlichen Carrièren talentvoller Menschen und de Boigne besaß denselben in einem hohen Grade; sein ganzes Leben war eine Reihe ehrgeiziger Pläne gewesen, sein Geist strebte immer nach den glänzenden Höhen des Glücks, und jede Stufe, die er erklimmte, war ein Sporn, um mit kühner Beharrlichkeit auf seiner Bahn fortzuschreiten. Das aber gehört dazu, um es etwas Außergewöhnlichem zu bringen, diesen Ehrgeiz begreift das engherzige deutsche Philisterthum nicht, der Orientale, der Südländer weiß ihn richtiger zu würdigen." Wir deutschen Philister wollen uns das gesagt sein lassen; wo so viel Diplomaten und Philosophen sich um die Einbürgerung indischer Begriffe unter uns bemühen, kann es ja gar nichts schaden, wenn auch der Verfasser sein Scherflein aus dem fernen Osten zu diesem Werke mit beiträgt, zumal da seine Theorie diejenige seiner Mitarbeiter heilsam zu neutralisiren geeignet sein dürfte.

Daß der Verfasser sich mit dem Gedanken schmeichelt, [illegible] ständig nachgeforscht, neue Thatsachen entdeckt und etwas [illegible]

nelles geleistet zu haben, muß zwar jedem Leser, welcher mit r auf seinen Gegenstand bezüglichen Literatur nicht ganz unrtraut ist, wunderlich genug erscheinen, erklärt sich aber chtsdestoweniger aus den Umständen zur Genüge. Er meint offenbar mit dieser Einbildung ganz ehrlich. Wer 53 Jahre ng in Indien gelebt hat und „auf dessen Festlande wie Inln überall gewesen" ist, der glaubt das Land und seine Bewohner natürlich aus dem Grunde zu kennen, ist sich einer ebendigen Anschauung aller Verhältnisse desselben bewußt und ermißt sehr leicht in den Schilderungen oder historischen Darellungen anderer die frische lokale Färbung, welche seine eigene hantasie aus dem Schatze des selbst Erfahrenen und Erlebten inzuthut. Wie unter solchen Umständen gerade eine verhältißmäßig große Unbekanntschaft mit den Fortschritten und dem jeeiligen Standpunkte der Wissenschaft dazu verführen kann, sich ber die Zulänglichkeit seiner eigenen Fähigkeiten und den Werth einer eigenen Leistungen zu täuschen, liegt auf der Hand; der ute Wille gilt für den Erfolg, die Größe der vielleicht ganz utzlosen Bemühungen läßt die Unbedeutendheit der erzielten Resultate völlig übersehen und der vielleicht nicht unbeträchtiche Reichthum an mehr oder minder klaren Anschauungen über den Gegenstand ersetzt und ergänzt im eigenen Urtheile des unerfahrenen Schriftstellers den gänzlichen Mangel an Kritik, wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffs und Darellungsgabe. Daß der Verfasser wirklich seiner Behauptung ufolge überall an Ort und Stelle Nachforschungen angestellt nd Erkundigungen eingezogen hat, wollen wir ihm also recht ern glauben; auf der andern Seite steht aber auch so viel fest, aß dieser lobenswerthe Eifer in dem ganzen Buche so gut ie gar keine Spuren hinterlassen hat. Die Ungenauigkeit, arblosigkeit und Zerfahrenheit übersteigt alle Begriffe; kein ompendium könnte trockener, keine Skizzensammlung eines touristen discursiver sein. Und wo wir es ihm im Gegentheil Dank wissen würden, wenn er lokalen Angewohnheiten entsagt nd den wenigstens von der deutschen Wissenschaft eröffneten chtigern Weg betreten hätte, thut er sich gerade darauf etas zugute, dem bisherigen Schlendrian treu geblieben zu sein. Dies gilt namentlich von der Orthographie der indischen Namen, o ein deutscher Schriftsteller unter allen Umständen die durch ie Reinheit der Laute in seiner Muttersprache so glücklich ermöglichte vollkommenere Darstellung der indischen Idiome an Stelle der unsinnigen englischen Schreibweise hätte in Anwenung bringen (wie dies z. B. Petermann auf seiner neuesten Karte von Vorderindien gethan hat), am allerwenigsten aber ie durch die neuere indische Philologie ein für allemal als richig festgestellten Formen einem unberechtigten Usus aufopfern ollen. Freilich scheint Hr. van Mökern von Männern wie Bopp, Burnouf und Lassen niemals ein Wort gehört zu haben.

Das Buch verspricht auf dem Titel weit mehr, als es eistet. Vor allen Dingen ist zu bemerken, daß unter Ostindien ier im Grunde genommen nur Vorderindien mit Ceylon u verstehen ist; die Geschichte des Archipels wird nur gelegentich mit herbeigezogen, und was die Zustände von Hinterindien etrifft, so werden diese lediglich in einem kurzen Kapitel über ie Birmanen behandelt. Geographische, topographische und hnographische Schilderungen, die man nach der eigenen Ankündiung des Verfassers zu erwarten berechtigt wäre, bietet das Berk nicht einmal in dem Umfange, in welchem sie zum Verändniß der geschichtlichen Thatsachen erforderlich wären. Somit dasselbe einen einheitlichen Charakter hat, ist es eine geschichtliche Darstellung Vorderindiens nach seiner politischen und ommerciellen Beziehung bis zur Beendigung des Maharattenriegs im Jahre 1803. Als solche betrachtet, erfüllt es, ganz bgesehen von allen höhern Gesichtspunkten, nicht nur nicht ie einfachsten Anforderungen an eine klare und zusammenängende pragmatische Geschichtserzählung, sondern es beobachtet nicht einmal das Elementargesetz der zeitlichen Aufeinanderolge. Im ersten Bande mag es in dieser Beziehung noch gehen; bis zur Erwerbung von Bombay und Gründung von Madras kommen wir, wenn auch nicht gerade auf ergötzliche, so doch auf stetige Weise vorwärts, sodann aber folgen vier den historischen Fortschritt unterbrechende Kapitel über den Hindu und sein Leben, die Maharattenregierung in Hindostan, die Muselmanen in Hindostan, die Seiks und im Anfange des zweiten Bandes noch zwei Kapitel über die Birmanen und die Malayen und Bewohner der Maldivischen Inseln: trotz des scheinbaren Zusammenhangs lauter vereinzelte, oberflächliche, uninteressante Skizzen ohne Ausbeute für die Völkerkunde. Hierauf folgt eine Charakterschilderung Hyder-Ali's und seines Sohnes Tippo Saib, obgleich die Geschichte des Reichs Mysore seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts erst im nächsten Kapitel abgehandelt wird. Um dem Grundsatz der bunten Reihe nicht untreu zu werden, folgt nun eine Skizze von Ceylon, worauf die Franzosen in Ostindien erscheinen, Hyder-Ali und Tippo Saib sich zum zweiten male einstellen, und zuletzt, um der Confusion die Krone aufzusetzen, die Geschichte der Maharatten wegen der vielen in der ersten Darstellung gelassenen Lücken aufs neue von vorn begonnen wird, um das Ganze mit der Besiegung Holkar's und Scindiah's im Jahre 1803 zu einem Abschluß bringen zu können. Und was wir von der System- und Zusammenhangslosigkeit des Ganzen gesagt haben, das gilt nicht minder vom Einzelnen: überall dieselbe Unordnung, Unklarheit und Zerfahrenheit. In den letzten acht Kapiteln ist auch nicht mehr die entfernteste Andeutung von einem Plane ersichtlich; hier löst sich alles in Wohlgefallen auf. Zuerst erhalten wir eine gedrängte Lebensschilderung zweier militärischer Abenteurer in Indien, Bilder aus dem ostindischen Jagdleben, eine Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten bei der Vermählung des Sohnes eines Nabob von Oude (die wir uns vor längerer Zeit schon anderswo, wenn wir nicht irren im „Ausland", gelesen zu haben erinnern), eine Darstellung des Verfahrens der englisch-ostindischen Regierung beim Tode des Nabob von Carnatik im Jahre 1801 und die Geschichte eines andern europäischen Glücksritters in Ostindien, Namens George Thomas. Hier ist Ostindien wenigstens der Schauplatz der geschilderten Thatsachen, obgleich dieselben augenscheinlich nur deshalb erzählt sind, um den Band anzuschwellen; allein bei den letzten drei Kapiteln: „Der Kaiser von China im Jahre 1799 und die chinesische Rechtspflege", „Eine Prinzessin von Neuseeland in Indien" und „Ein Schiffbrüchiger", fehlt uns selbst dieser ärmliche Trost. Hier ist eitel Buchmacherei! Freilich tritt in diesem ganzen Buche die Plan- und Zwecklosigkeit um so deutlicher zu Tage, je bedauerlicher, abgesehen von den übrigen Formfehlern, unsere liebe deutsche Sprache darin mishandelt wird. Daß jemand, der vielleicht zu keiner Zeit recht im Hochdeutschen zu Hause gewesen ist, nach einem dreiundfunfzigjährigen Aufenthalte in Ostindien mit unserer Grammatik nicht ganz mehr auf du und du steht, ist am Ende erklärlich; räthselhaft aber ist es, wie der Herausgeber das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt hat veröffentlichen können.

Der Verfasser sagt am Schlusse seines Vorworts: „Uebrigens habe ich aus eigener Beobachtung noch eine Schilderung der Ereignisse neuester Zeiten niedergeschrieben, und um der Freimüthigkeit des Urtheils meine persönliche Ruhe als Greis nicht zu opfern, werde ich diese Fortsetzung einst der Lesewelt übergeben, wenn meine vorliegende Schrift nicht zu ungünstig aufgenommen werden und ich entweder meine vielleicht mögliche Rückkehr nach der europäischen Heimat ausführen oder durch mein Ableben das Manuscript den Händen eines Freundes überlassen sollte." Wir werden dem Verfasser für die Mittheilung wirklicher eigener Lebenserfahrungen jedenfalls dankbar sein, wenn sie nur von irgendeinem allgemeinen Interesse sind; aber ein Vergleich zwischen den in gegenwärtigem Werke angeregten und erfüllten Erwartungen gestattet uns kaum, epochemachende Enthüllungen von ihm zu

hoffen, und da bei etwaigen Enthüllungen dieser Art schwerlich viel auf seine persönliche Autorität ankommen würde, so ist nicht recht abzusehen, weshalb er dieselben nur unter seinem Namen veröffentlichen zu dürfen glaubt. 7.

Neue Romane.

1. Politische Irrgänge des Aloisius Schnapp. Von H. K. E. Zwei Theile. Berlin, O. Janke. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Schloß Krakau und das letzte Turnier. Historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von W. Bachmann, Verfasser des Romans: Der Fürst „Mein Liebchen" u. s. w. Zwei Bände. Mit einem Brustbilde. Berlin, Decker. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen. Drei Bände. Gotha, Scheube. 1857. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Entwickelungsgang der socialen Cultur, ist in einer illustren Rede von neuerm Datum gesagt worden, gleicht dem Marsche einer Armee. Die Siege eines Heeres wie diejenigen der Civilisation werden nicht ohne Geld- und Menschenopfer gewonnen. Die schnellen Wege, welche die Verbindung erleichtern und dem Handel neue Straßen öffnen, haben die pariser Senateurs und Deputirten gehört, verändern den Stand der Interessen und werfen die Gegenden zurück, die deren noch entbehren; die nützlichen Maschinen, welche die menschliche Arbeit vervielfältigen, ersetzen sie zunächst und lassen momentan viele Arme unbeschäftigt; die unerschöpfliche Quelle des Reichthums, welche man Credit nennt, zeugt Wunder und dennoch zieht das Uebermaß der Speculation gar manchen Ruin des Einzelnen nach sich. Wenn man will, läßt sich eine ganz analoge Erscheinung in dem genetischen Entwickelungsproceß der Kunst und Wissenschaft beobachten und verfolgen. Auch hier werden die Schlachten geschlagen und die Fortschritte gemacht nicht ohne Verluste und Opfer. Damit das Gute und Tüchtige, das Bessere und Gediegenere sich Bahn breche, muß es des Eiteln und Halben, des Richtigen und Flunkernden geben, gleichwie zu dem Lichte der Schatten gehört. Diese halben und flunkernden Eintagsproducte sind die Opfer und der Einsatz, um welchen der Fortschritt erkauft wird. Eben deshalb sollte man des Aufhebens nicht so viel machen, sollte man weniger enthusiastisch, weniger lebhaft in der Declamation wider die Zunft der handwerksmäßigen Bücherschmiede sein, als dies insgemein der Fall zu sein pflegt. Der Beruf eines Bücherschmieds ist in dem Entwickelungsstadium, in dem sich heute die Gesellschaft befindet, ein ebenso nothwendiger als der eines Huf- oder Zeugschmieds, und es läßt sich nicht absehen, weshalb er in der allgemeinen Achtung tiefer stehen sollte, als diese seine Collegen, ausgenommen vielleicht aus dem einen Grunde, daß die letztern, welche für Thiere oder todte Gegenstände in Eisen arbeiten, ein vollständig zweckentsprechendes Werk liefern, während der erstere, der für die Bedürfnisse des menschlichen Geistes und der Seele in Gedanken und Gefühlen arbeitet, ein Werk liefert, welches seinem Zwecke nur unvollständig entspricht.

Noch ein zweiter Grund wäre zu erwähnen, der heute den Kritiker bestimmen kann, maßvoll und zurückhaltend in dem Tadel der inferioren Mediocrität zu sein. Ein Kritiker, dem sein Ruf werth, muß auch den Anschein vermeiden, als gehöre er zu jener morosen Sekte von Recensenten, welche systematisch und principiell an der Negation ihre Freude haben, deren souveräne Willkür sich mit der Prätension der Infallibilität auf die kritischen Hochmeisterstühle inthronisirt hat und die über die geistige Production herfallen wie der Indianer mit dem Scalpirmesser über den Schädel des erlegten Gegners. Dieses Verfahren, welches, jeder höflichen Courtoisie des Herzens bar und ledig, für Bestrebungen, die an sich ganz achtungswerth, obwol ihnen vorerst noch die Reife der Vollendung abgeht, nichts hat als ätzenden Hohn und niederschlagende Mittel, fordert den ernsten Tadel aller ernsten Männer heraus; diese Kritik, deren Bekenner leider zahlreich genug geworden, erreicht durch ihre Methode nichts, als einem Herzen, welches froh und naiv dem Ideal entgegenschwellt, seine Freude und Zuversicht, vielleicht aber auch der Zukunft eine bedeutsame Kraft und eine wirklich reife Frucht zu rauben. Als vor einem Jahrhundert die kritische Gottesgeisel von Leipzig ihr Scepter schwang, damals schrieb Pyra seine Abhandlung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten; es wäre ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen und gleichzeitig ein Werk, das vor Gott und Menschen wohlgefällig, wenn uns heute jemand mit einer Abhandlung von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der impudenten und pietätlosen Recensenten beschenkte.

Damit ist nicht gesagt, als wollten wir der Kritik das Recht verkümmern, das Schlechte schlecht nennen zu dürfen, nicht gefordert, die Kritik solle sich zur Reclame erniedrigen und verseichtigen. Ihr Richteramt übe die Kritik immerhin mit Strenge, aber die Sentenz werde gefällt im steten Hinblick auf das Bild der Themis, der Tadel und die Strafe mit blinder Hand verhängt, die Kritik sei nicht Prügelbank.

Die eben vorgetragenen Erwägungen und Anschauungen kommen dem ersten der drei Romane, die wir genannt haben, zugute. Die „Politischen Irrgänge" rangiren entschieden in die Kategorie der literarischen Fortschrittsopfer, um den einmal gewählten Ausdruck beizubehalten; wenn wir uns bescheiden, das Buch als ein sehr alltägliches Leihbibliothekenfutter zu bezeichnen, wenn wir den summarischen Tadel nicht schärfer formuliren, so geschieht dies lediglich aus dem angedeuteten Beweggrunde. Wir halten den anonymen Verfasser für einen der Commis oder Gymnasiasten, denen Buchführung und Correspondenz oder lateinisches Exercitium und griechische Grammatik ein abschreckender Greuel, die aber dafür beim trüben Schimmer der Sparöllampe von literarischem Lorber und dichterischer Unsterblichkeit träumen. Die Träume wären schon zugestatten, nur traurig, wenn man verurtheilt ist, mehrere Stunden zu vertrödeln, um die Bekanntschaft mit dem Verwirklichungsversuch der Illusionen zu machen. Und vertrödelt das läßt sich nicht leugnen, haben wir die Zeit mit der Lectüre dieses anonymen Romans. Er genügt ebenso wenig nach seinem Inhalt, wie nach seiner Form. Jener bekundet das absolute Fernsein dichterischer Erfindungs- und Gestaltungskraft; die Composition entbehrt der Ineinanderarbeitung und Verschmelzung; nicht einmal die Sprache ist glatt und rein.

Nach der ursprünglichen Anlage sollte der Roman die autobiographische Memoire eines Mannes sein, den in die Stellung als Offizier, dann als Schriftsteller, als Diplomat, als Hofbeamten und schließlich als Allerweltsbummler eine Reihe bunter und wechselvoller Schicksalsfügungen traf. Die Einkleidung ist nicht übel; die ersten paar Seiten haben einen humoristischen Anstrich, der etwas verspricht. Aber wie sehr wird man gleich im Nächsten enttäuscht! Nicht ohne Geschick und Laune hebt die Schilderung mit der Skizzirung der Leiden eines Redacteurs an, wie ihn jeden Augenblick zudringliche und überlästige Besuche stören und in der Arbeit unterbrechen, wie er es niemand zu Gunst und Gefallen machen kann, er mag die Dinge angreifen und einrichten wie er wolle, wenn man ihn mit Zuschriften, Anfragen, Rathschlägen, Anerbietungen, Forderungen und Bitten bestürmt. Bei einem solchen vielfach beanspruchten Redacteur erscheint eines Tags ein Individuum in mehr als verdächtigem Aufzuge und von mehr als verdächtigen Manieren, Aloisius Schnapp, der Held des Romans. Ich glaube, dieser Figur hat Narciß Rameau als Porträt gesessen; schade, daß die Copie nichts als Verzerrung und Fratze. Die sittliche Verkommenheit in ihrer eigenthümlichen Verbindung mit geistiger Gewandtheit und Schärfe, die Mischung von ethischer Depravation und satirischem Humor, wie sie Brachvogel mit glücklichem Instinct getroffen, bietet in

ihrer Zeichnung nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten; ein Strich zu viel und das Bild wird plump und gemein. Man lese die Art und Weise, wie Aloisius Schnapp sich bei dem Redacteur Jonathan Freihold vorstellt; man wird dieser Zeichnung, eben weil sie zu grell colorirt, kein Interesse abgewinnen können. Die weitere Entwickelung des Romans wird in der Weise bewirkt, daß der Redacteur an dem verhauften Gesellen ein theilweises Gefallen findet, ihm, wie Quinault dem Narciß, Quartier in der eigenen Wohnung anweist, und die Geschichte seiner Vergangenheit aus ihm herauslockt. Aloisius zeichnet seine Abenteuer auf. Das Memoire ist ein wirres, buntes, unkünstlerisches Gemengsel, das in keiner Weise Theilnahme für den Helden oder Achtung vor dem schriftstellerischen Talent des Autors zu erregen vermag. Nirgends werden uns wirkliche Menschen und wirkliche Scenen vorgeführt, nur Schemen und Situationen, die unmöglich und unnatürlich. Ein forcirtes Echauffement der Declamation, ein rhetorisches Stelzengerüst soll vermuthlich für die Mängel entschädigen. Die Armseligkeit der Erfindung springt mit Evidenz in das Auge. Meistens wird mit fremdem Kalbe gepflügt; Sue's Angriffsapparat aus dem „Ewigen Juden" wider den Jesuitenorden ist unter anderm mit seltenem Ungeschick noch einmal in Thätigkeit gesetzt.

In der Mitte des zweiten Theils endet die Autobiographie des Aloisius. Die folgenden Bogen füllt der Verfasser, indem er selbst den fernern Lebenslauf seines Helden mittheilt. Aloisius wird nach Amerika spedirt, um dort Farmer zu werden. Er hört auf, Mittelpunkt der Erzählung zu sein, wir verlieren ihn so ziemlich aus dem Gesicht, wir machen die Bekanntschaft mit Indianern, welche die Naivetät und Ursprünglichkeit ihrer Anschauung und Lebensart dadurch bethätigen, daß sie nach schlechtverdauten Grundsätzen Hegel'scher Philosophie reflectiren, ein neues Liebespaar drängt sich mit seinem Schicksal in den Vordergrund, wir wohnen dem Berathungsfeuer der Söhne des Waldes bei, ein schwarzer Bösewicht, wie er in den Ritter- und Räuberdramen einer abgelaufenen Culturperiode umherzuspuken pflegt, treibt sein Unwesen, stellt seine Entführungs- und Mordversuche an; jach und plötzlich, jäh und unvermittelt schließt der Roman mit dem Bericht, der Pfeil eines fliehenden Indianers habe dem Leben des Aloisius ein Ende gemacht. Uns dünkt, die Species der dürren, schalen und widerwärtigen Romanprosa, welche sich in einer ideenlosen, materialistischen Stofflichkeit gefällt, ist in unsern Leihbibliotheken sattsam vertreten, sattsam und genug; es bedarf keiner weitern Zufuhr in diesem Genre. Mit welchem Rechte übrigens der Verfasser seine Arbeit „politische" Irrgänge überschreibt, sind wir außer Stande zu ergründen; der Titel soll wol kaum etwas anderes sein, als das Aushängeschild und der schreiende Arlequin vor einer Seiltänzer-Gaukerbude.

Von durchaus anderer Beschaffenheit ist der zweite der Romane, die uns zur Besprechung zugefallen sind. Was uns sympathetisch zu dieser Dichtung hinzieht, ist vor allem der Takt und weltmännische Blick, die Feinheit und Freiheit einer aristokratischen Weltanschauung, ferner der scharfe, lebendige Sinn für historische Größe, die Innerlichkeit und Tiefe des Gefühls, die Gesundheit endlich des sittlichen Urtheils: Eigenschaften und Vorzüge, von denen jedes Kapitel beweist, in wie hohem Grade sie dem Autor zu eigen sind. Der Roman entbehrt seinen Vorwurf der polnischen Geschichte; er baut sich auf Ereignisse auf, welche in die Regierungsgeschichte von Heinrich Valois und Stephan Báthory fallen. Den Kern der Fabel bildet das Leben von Samuel Zborowski, einem jüngern Sohne aus diesem edeln und mächtigen Magnatengeschlechte. Sein Vater will ihn mit einer Prinzessin vermählen, die nicht nur jung und morgenschön, die auch die reichste Erbin des Königreichs. Samuel verschmäht ein Glück, nach dem tausend andere lüstern; er liebt die Prinzessin nicht und einer Conventionsheirath widerstrebt sein unabhängiger Sinn. Als der Vater ihn zwingen will, flieht er zu den Zaporogern, den wilden Kosacken der Ukraine. Der jugendliche Abenteurer tritt als gemeiner Soldat in die Genossenschaft der wild verwegenen Reiterscharen, um nach kurzer Frist zu deren Attaman gewählt zu werden. Der chevalereske Adel der Gesinnung und die unvergleichliche Tapferkeit, welche den Söhnen der Wüste imponirt, tragen Samuel die Würde ein. Die Steppe hallt wider von seinen Thaten. Sein Geleit suchen alle Reisenden, seinen Schutz gegen streifende Wegelagerer und Buschklepper sucht auch die Fürstin von Rhätien, eine nahe Anverwandte des Fürsten Stephan Báthory, welche in Gesellschaft der Nichte des letztern, der Prinzessin Griseldis, ein Gelübde erfüllt hat und nach Schloß Kumiswar, der Residenz des Herrschers von Siebenbürgen, zurückkehren will. Samuel selbst geleitet die Damen; mannichfache Abenteuer bezeichnen die Reise. Der Ritter verliert auf derselben sein Herz an Griseldis. Eine seltene, vollendete Kunst ist von dem Verfasser bei der Schilderung von dem Erwachen und Anwachsen der Leidenschaft entwickelt worden. Man erhält ein ebenbürtiges Seitenstück zu Scott's Erzählung von dem Geleit, welches Quentin Durward der Prinzessin Isabella von Croy gibt. Unser Roman ist reich an vielem Schönen und Gelungenen; für das Gelungenste unter dem Schönen halte ich diese Partie. Der Zauber einer echten Poesie nimmt uns hier gefangen; wir werden fortgerissen, getragen, entzückt durch den zarten Duft, der über diese Schilderung ausgegossen. Das Ziel der Reise ist erreicht; Samuel begibt sich zum Turnier, das König Heinrich nach Krakau ausgeschrieben. Die Darstellung des letztern ruft uns wiederum W. Scott in das Gedächtniß, das Turnier im „Schönen Mädchen von Perth". Samuel ist Sieger, aber der Tag ihm sonst nicht günstig. Er geräth in Streit und tödtet einen andern Magnaten. Die Strafe der Verbannung trifft ihn. Stephan Báthory gewährt ihm ein gastlich Asyl. Mittlerweile verhaucht Karl IX. und König Heinrich flieht nach Paris. Der Thron der Republik Polen steht erledigt. Wahlstreitigkeiten zerrütten den Staat. Die Partei der Zborowski gibt den Ausschlag; die Brüder des Verbannten entscheiden sich für Stephan Báthory, in der Hoffnung, der Fürst von Siebenbürgen werde alsdann in die Verbindung Samuel's mit Griseldis willigen, der er bis dahin abgeneigt gewesen. Ihre Hoffnung täuscht sie. Stephan wird König, aber Samuel nicht der Gatte der Griseldis, ja nicht einmal aus der Verbannung zurückgerufen. Der Günstling des Königs, sein Kanzler Zamojski, erhält die Hand der Prinzessin. Die Zborowski stiften eine Verschwörung; Samuel ist in dieselbe verwickelt; ein falscher Freund verräth ihn; die Sentenz wird an ihm vollzogen; sein Haupt fällt auf dem Henkerblock.

Die dürftige Inhaltsrelation soll nicht die Lectüre des interessanten Buchs ersetzen, soll vielmehr zu derselben anregen. Wir haben lebhafte Anerkennung und lebhaften Dank für die Gabe des talentvollen Dichters. Nicht eine Reihenfolge von Abenteuern und Ereignissen führt er uns im bunten Wechsel vor; durch alle diese Bilder, welche vor unserm Blick aufgerollt werden, zieht sich der sittliche Grundgedanke, wie Nachdenken, Erfahrung und der Glaube lehren, daß der bitterste Leidensbecher nur der ist, welchen sich der Mensch selbst reicht, und daß alle Uebel, welche die Natur über ihn verhängt, auch den lindernden Balsam in sich haben, der sie tragen hilft und uns mit dem aussöhnt, der sie gesendet. Dabei drängt sich die Reflexion, fern von jeder prosaischen Didaktik, niemals störend oder gewaltsam in den Vordergrund; sie gibt sich an geeigneter Stelle natürlich und ungezwungen. Unter diesen geistvollen Digressionen dürfte namentlich die Skizze im vierten Kapitel des zweiten Bandes zur Physiognomie der modernen Gesellschaft beachtungswerth sein; sie enthält Anklänge an Carlyle, dem auch die Erwähnung Gurt's, des Leibeigenen Cedric's, mit dem messingenen Halsbande entnommen worden. Eine besondere Kunst ist auf die anschauliche Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse verwandt. Sowol der Ton der Zeit als die Lokalfarben sind gut getroffen. Mitunter verleiht ein gewisser humoristischer Zug den Schilderungen erhöhten Reiz.

Man nehme z. B. den Monolog Ezechiel's im dritten Kapitel des ersten Bandes. Die Zaporoger haben aus Schloß Kalnik ihren Tribut geholt. Der Sohn des Schloßherrn beschließt, ihnen das Geld mit den Waffen in der Hand auf offener Landstraße wieder abzunehmen. Zu dem Raube, der ihm als eine ganz ritterliche That erscheint und den er in der Form eines Duells bewirkt, bestimmt er sich durch das folgende Selbstgespräch:

„Es ist doch eine wunderbare Einrichtung dieser Welt, daß so viele so wenig haben und doch auskommen müssen, und so wenige so viel haben und doch nicht auskommen können. Mein Vater geht offenbar zu weit, wenn er nur des Herrn Vortheil im Auge hat und nicht auch an sich denkt. Auf diese Weise verkümmern wir beide, und was nutzt mir endlich sogar eine Erbschaft aus Sparpfennigen? Wir werden uns daher schon selbst helfen müssen. Und dazu bietet sich mir die beste Gelegenheit, wenn ich den Zaporogern das wieder abnehme, was sie sich auf so schmachvolle Weise von hier geholt haben. Es thut mir leid, daß der Vater und vielleicht sein Herr, wenn sie es erfahren, mit mir nicht einverstanden sein werden. Aber ich weiß keinen andern Rath. Finde ich einen Ausweg, auf dem ich auch ihr Interesse dabei wahre, so will ich ihn nicht außer Acht lassen. Wir wollen sehen, vor allem aber keine Zeit verlieren."

Wo Licht leuchtet, fällt nach einfachem Naturgesetz auch Schatten. „Schloß Krakau" ist kein fehlerfreier Roman; wir müssen gegen manches als verfehlt und mislungen Bedenken erheben. Männercharaktere versteht der Dichter darzustellen und zwar die verschiedensten; für die Leidenschaften, welche die Seele des Mannes in Bewegung setzen, hat er ein feines und tiefes psychologisches Verständniß. Stephan Báthory, Samuel, Ezechiel, der alte Cavaleriegeneral, der Kanzler, der Kronmarschall, der Baron Winrich, alle treten als lebenswahre Originale aus ihrem Rahmen greifbar vor uns hin; da fehlt kein Strich, da ist kein innerer Widerspruch, man hat stets ein harmonisches Ganzes vor sich. Anders verhält es sich mit den Frauencharakteren. Vielleicht in dem Bewußtsein, daß hier seine Kraft nicht die gleiche, hat der Dichter Frauengestalten überhaupt sehr sparsam auftreten lassen. An keiner empfinden wir volles Genüge. Es sind meistens nur Contouren zu einem Bilde gegeben. Am fühlbarsten wird der Mangel bei der Prinzessin Griseldis. Das ist eine sehr unerquickliche Figur. Die Episode, welche uns den Fürsten Stephan im Gespräche mit Meister Gropius vorführt, ist wol ein Anachronismus; die Unterhaltung anticipirt im Großen und Ganzen die Anschauungen unserer culturgetränkten Gegenwart. Die kurze Stelle hat uns überdies als die einzige in dem Buche misfallen, die sich steif und schwerfällig hinschleppt. Als ein entschiedener Fehler der Composition muß es gerügt werden, daß in den zweiten Band zu viel Chronik hineingearbeitet worden; auch den politischen Auseinandersetzungen ist zu viel Raum gewährt. Die Excurse über Nationalökonomie und Finanzwirthschaft mögen in einer Biographie Báthory's am Orte sein; in den Roman gehören sie, zumal in dieser Ausdehnung, sicher nicht. Ein Misgriff ist weiter darin begangen, daß im zweiten Band die Persönlichkeit Samuel's bis tief in die Schlußkapitel gegen den Kanzler zurücktritt, fast verschwindet, ein Misgriff um so mehr, als man an dem letztern zwar ein geschichtliches, aber nicht das mindeste poetische Interesse gewinnen kann. Samuel Zborowski und der Kanzler Zamojski nehmen, was den angedeuteten Punkt anlangt, in dem Roman ungefähr die Stellung ein, wie in Schiller's „Don Carlos" der Prinz und der Marquis.

Die einzelnen Ausstellungen, die wir gegen ihn erhoben, mögen dem Verfasser ein Beweis sein, mit welchem aufmerksamen Interesse wir seiner Erzählung gefolgt sind; es soll durch die einzelnen Ausstellungen in keiner Weise die Anerkennung geschmälert werden, die jenem gebührt. „Schloß Krakau" rechtfertigt vollkommen und durchaus die bedeutenden Erwartungen, die sich nach des Dichters Erstlingswerk an seine fernere Production knüpften.

Sehr enttäuscht hat uns der letzte Roman. An Talent hat es dem „Jahrhundert der Umkehr" nicht gemangelt; eine ehrliche Kritik wird das Buch als das bezeichnen, was dasselbe ist: als eine einfache Speculation, die ihrem innern Werthe nach nicht auf die mindeste Beachtung Anspruch erheben darf. Jedes Parteiprincip bietet, auf eine extreme Spitze getrieben, in seinen letzten Consequenzen Verirrung und erzeugt Schäden, welche nicht sowol einem dürftigen, sondern vollen Spott, als einer ernsten und männlichen Satire Vorwurf und Stoff sein können. Das gilt im gleichen Grade von allen Erscheinungen, von allen Gebieten, von der Politik, der Religion, der Kunst. Wenn der Geist des Ernstes und der Wahrhaftigkeit eine solche Satire trägt und durchweht, wenn derjenige, welcher die Schwäche tadelt, selbst frei von der Schwäche ist, der Leidenschaftlichkeit, wenn er hinreichendes Geschick besitzt, die Fäden in seinem Gewebe zu schlingen und die Knoten zu schürzen: man wird eine Satire erhalten, welche nicht allein als literarisches Product ihren Werth hat, sondern die auch von praktischer Wirksamkeit sein kann. Von dem „Jahrhundert der Umkehr" wird niemand etwas Aehnliches behaupten wollen oder behaupten können. Das Buch ist von dem ersten bis zu dem letzten Kapitel caricaturartiges Extrem. Diese Schilderungen treffen niemand. Est modus in rebus! Wir wünschen von Herzen, daß man endlich die schlechte Gewohnheit aufgebe und sich daran gewöhne, auch in den Edelleuten, die in ihren Schlössern angesessen, Wesen zu sehen, die ihre fünf Sinne und ihren Antheil an der Zeit und dem Geiste der Zeit haben. Mit der Composition hat es sich der unbekannte Verfasser so bequem als möglich gemacht. Er fährt hierher und dorthin, wie es ihm gerade paßt. Unsers Bedünkens ist der Autor alles andere, nur nicht ein Geistlicher. Wir thun den Schluß, weil wir nirgends ein Raisonnement über speciell kirchliche Fragen in dem Buche antreffen, man müßte denn dafür das Gerede des Knechtes Popp halten, der bei jeder Gelegenheit Bibelsprüche und Volkssprichwörter zusammenwürfelt. Ein Theolog hätte es doch wenigstens verstanden, einen Professor der Theologie zu zeichnen, zumal einen Professor von so bestimmter Farbe, wie es der Professor Harnisch sein soll. Man wird es kaum glauben, die streng kirchliche Richtung dieses Professors, der doch mit zu den Hauptfiguren des Romans gehört, wird uns nicht etwa dadurch angedeutet, daß derselbe nach dieser Seite hin seine Anschauungen entwickelt und zu begründen versucht, der Verfasser berichtet schlechtweg, der Professor sei orthodox gewesen und — die Bücher in seiner Bibliothek hätten schwarzweiße Deckel gehabt. Dergleichen nennen wir Plattitüden.

Thaddäus Lau.

Macaulay's neuere biographische Skizzen.

Ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von J. Steger und A. Schmidt. Neunter Band. — A. u. d. T.: Friedrich der Große, Johann Bunyan, Oliver Goldsmith, Samuel Johnson, Bertrand Barère. Braunschweig, Westermann. 1857—58. Gr. 8. 25 Ngr.

Anschließend an unsere Besprechung der Macaulay'schen kritisch-biographischen Skizze „Friedrich der Große" in Nr. 5 d. Bl. f. 1857, bedauern wir, die uns heute vorliegende Uebersetzung nicht schon zur Hand gehabt zu haben, als wir zu zeigen versuchten, daß die von Macaulay mit Meisterhand entworfene Porträtskizze „des größten aller Könige neuerer Zeit" einen Anspruch auf „sprechende" Aehnlichkeit mit dem Original nicht machen könne: wir hätten dann Gelegenheit gefunden, unser Urtheil über Macaulay'sche Malerei zu vervollständigen, indem wir seine übrigen skizzirten Arbeiten mit der zuerst gezeigten verglichen hätten. Zwar kannten wir

„Samuel Johnson", auch „Oliver Goldsmith" schon, doch nicht neben dem kritischen Auszuge „Friedrich der Große", und das scheint uns ein wesentliches Erforderniß zur allseitigen Beurtheilung, denn Macaulay ist sich in seiner Auffassungsweise großer Charaktere durchaus nicht gleich; er ist es nur in seiner überaus geschickten Art der Darstellung. In diesem letztern Punkte können seine kritischen wie biographischen Arbeiten als beste Muster gelten, nur darf sich eben niemand in Nacheiferung seiner großen Vorzüge auch auf die Gerechtigkeit seines Urtheils verlassen.

Macaulay verlangt einen aufmerksamen, mit dem von ihm behandelten Gegenstande vertrauten Leser; seine Worte wollen abgewogen sein, und, je decisiver sein Ausspruch, desto verzeihlicher das Mistrauen in die Rechtlichkeit desselben. In Betreff politischer Charaktere, wie der Friedrich's des Großen z. B., ist Macaulay durchaus Parteimann, und das ist, was der Geschichtschreiber ebenso wenig wie der Kritiker sein darf; der Advocat, das Parlamentsmitglied, der Engländer müssen in den Hintergrund treten, und der freie, von Lebensrücksichten ungezwängte Geist des Menschen, auf der Höhe der Idee stehend, allein eine Rolle spielen — weder Engel, noch Teufel, sondern unbestechlicher Richter — um auf die lauschenden Geister rund um ihn einen wandellosen Einfluß auszuüben. Oder hat Macaulay nur darum so tiefe Schatten in sein Gemälde Friedrich's des Großen gelegt, weil die hellen Lichter solchen natürlichen Gegensatzes bedürfen, um in der prüfenden Seele des Lesers desto glänzender zu reflectiren? Des Lesers Urtheilskraft wird keck herausgefordert, der Kampf mit Waffen aller Art, selbst mit den gröbsten und unhändigsten, geführt. Macaulay imponirt dem zaghaften Streiter durch sein sieghaftes Benehmen von vornherein, und ist nie um einen scheinbaren Beweis verlegen. Er zeichnet Friedrich als einen wortbrüchigen Abenteurer, und Maria Theresia als ein in ihren edelsten Rechten gekränktes Weib, dessen Thränen der Sieger noch spottet. Von den politischen Verbrechen Oesterreichs gegen Brandenburg-Preußen spricht er nicht, nur die Rechte des preußischen Königs nennt er „verjährte". Wer die Geschichte nicht besser kennte! Zuletzt hat einer immer unrecht, und die Vertheidigung eines Weibes nimmt schon vorweg für den Vertheidiger wie für dieses ein. Wir fürchten, Macaulay habe auf Kosten der Gerechtigkeit zu viel Galanterie aufgewendet. Er ist in dieser Beziehung ein unbehülflicher Vertheidiger geworden, der mit Keulen dreinschlägt, und sein Eifer ist zuletzt nichts anderes als eine Frucht seiner Parteianschauung. Doch genug hiervon.

Weil wir in Macaulay ein großes Talent, einen hellen Geist und einen wahrhaften Menschen verehren, der anderer Ehren würdig ist, als einer durch politische Rücksichten neugeschaffenen „Lordschaft", wollen wir gern schnell den nächsten Schritt thun, und in seinem „Bunyan" den bewährten Meister auf einem freiern und dem ihm eigenthümlichen Standpunkte suchen. Es ist nicht leicht, in so flüchtigen Umrissen den Charakter eines Menschen, wie des irischen Kesselflickers Sohn, zu zeichnen. Bis in die tiefsten Falten seines Herzens und seiner Seele läßt uns Macaulay schauen, und zugleich entrollt er mit sicherer Hand ein Blatt aus der Geschichte Englands, sodaß man wünschen möchte, er hätte diese ganz in solcher Weise durchgeführt und eine systematisch fortgesetzte Folge von Biographien geschrieben. Man hat oft geäußert, daß man aus Shakspeare'schen Dramen englische Geschichte lernen könnte, wie viel mehr aus Macaulay's biographischen Arbeiten.

„Die Kinderjahre Bunyan's, des volksthümlichsten Schriftstellers über Gegenstände des Glaubens, fielen in die Zeit, wo der puritanische Geist in ganz England seine höchste Kraft erlangt hatte, und nirgends besaß dieser Geist mehr Einfluß als in Bedfordshire." Nachdem er uns gesagt, wodurch dieser Bunyan sich das Vorrecht erworben hat, noch heute nach mehr denn 200 Jahren genannt zu werden, weiß der Leser nun genau, welcher Art das geistige Leben desselben gewesen ist. Er war ein wüster Schwärmer auf dem Felde des Glaubens, mit mächtiger Einbildungskraft und krankhafter Empfindlichkeit begabt. Schon seine Knabenspiele wurden durch „Gewissensbisse und Anfälle von Verzweiflung" unterbrochen, und, älter geworden, fühlte er seine Reizbarkeit aufs höchste gesteigert. Indem er mit starken Worten seine Sündhaftigkeit beklagt und erklärt, daß er seine Lüste nicht mehr zügeln gekonnt, verurtheilten ihn seine Biographen als einen lasterhaften Menschen. Macaulay zeigt uns die wahre Natur dieses Schwärmers und entwirft uns das Bild eines Verirrten. Soldat in der Armee des Parlaments, sieht er sich durch besonderes Einschreiten der Vorsehung vom Tode errettet, und das Lesen einiger frommen Bücher, des einzigen Brautschatzes seiner Frau, brachte den reizbaren Geist Bunyan's in die entsetzlichste Unordnung. Er schwur jedes Vergnügen, jede Belustigung ab, um in den Himmel eingehen zu dürfen, und gerieth, durch furchtbare Einbildungen gequält, in Gefahr, wahnsinnig zu werden. So hatte er sich in den Kopf gesetzt, daß alle Personen israelitischen Blutes selig werden würden, und nun suchte er zu ermitteln, wie er dieses Blutes theilhaftig werden könnte. Er predigte den Bäumen, einem Ginsterbusche und dem Gemeindeochsen; sein Weg führte durch Gestank und Feuer bis dicht zu der Mündung des bodenlosen Schlundes; die Neugier trieb ihn hinunterzusteigen, die schlimmsten Sünden kennen zu lernen und zu begehen. Und doch war nichts von dem in und an ihm, was einer Affectation ähnlich wäre. Mit merkwürdiger Kraft, Einfachheit und Beredsamkeit hat er seine Leiden beschrieben. „Endlich zertheilten sich die Wolken, das Licht wurde heller, und der Schwärmer erfreute sich des Friedens und einer heitern Zuversicht auf Gottes Gnade." Macaulay führt uns Bunyan in allen Gestalten vorüber, und in jeder erkennen wir denselben unglücklichen Menschen. Mit ihm gehen wir theilnahmvoll durch die Schule des Leidens, hören seine baptistischen Predigten und sind manchmal sogar versucht, ihn zu bewundern. Die Restauration gab seinen Feinden die Macht ihn einzukerkern und 12 Jahre lang gefangen zu halten. Doch selbst im Kerker predigte er fort und fort und sorgte durch Handarbeiten für den Unterhalt seiner Familie, die er zärtlich liebte.

Seine Schriften waren roh, verriethen aber scharfen Mutterwitz und Sprachgewandtheit. Der Corrector säuberte sie von grammatikalischen und orthographischen Fehlern. Er schrieb gegen die Quäker, gegen die Liturgie der englischen Hochkirche, doch die „Pilgerreise" hat seinen Namen unsterblich gemacht. Infolge einer guten That starb er 1688, 60 Jahre alt, und vorwurfsfrei ist sein Andenken. Seine Fehler und Schwächen lagen außer ihm selbst, da der Schwärmer Bunyan etwas Ausschließliches war. Macaulay's biographische Skizze bereichert unsere Seelenkenntniß um vieles.

Mit wärmerm Herzen ist die kurze Biographie Oliver Goldsmith's geschrieben. Macaulay begeistert sich gern für literarische Größen und literarische Meisterschaft, und dies Feld ist das ihm eigenthümlichste. Das rein Menschliche, das rein Geistige im Menschen, das findet an ihm einen vorurtheilsfreien Richter, dessen Stimme aller Härten und Mistöne entbehrt. Selbst sein Stil, immer rein und fließend, erhebt sich über das allgemeine Niveau, und bewundernd folgen wir seiner überzeugenden Rede durch alle Räume bis zum dunkelsten und letzten, dem Grabe. Und hätten wir keine der Goldsmith'schen Schriften kennen gelernt, wir wären mit dem Geist derselben durch Macaulay bekannt genug geworden, um mit ihm den Dichter des „Vicars von Wakefield" und des „Reisenden" zu schätzen und zu loben.

Geistreich und mit einem Stil, der uns fesselt, ist die Biographie Samuel Johnson's geschrieben; es fesselt uns jeder Gedanke, jede Wendung, und zumal, weil wir in jedem und in jeder so unendlich viel Anregung finden, die Skizze, welche vor uns liegt, auszumalen. Wir würden unsere Aufgabe überschreiten, wollten wir Einzelnes hier wiedergeben;

jedes Einzelne iſt werth in ſeinem Zuſammenhange mit dem Ganzen betrachtet zu werden, und der Leſer darf nicht fürchten, daß wir die Farben des Lobes zu ſtark aufgetragen haben. Um den Verfaſſer dieſer Art literariſcher Arbeiten iſt England zu beneiden.

Ganz anders erſcheint uns Macaulay wieder in der Kritik der Barère'ſchen Memoiren, welche Hippolyt Carnot herausgegeben hat. Es ſoll kein Tadel darin liegen, wenn wir ſagen, daß an dieſer Arbeit der Advocat ſeinen Antheil hat. Barère, der Verbrecher, der Königsmörder, tritt vor die Schranken des Gerichts der öffentlichen Meinung, „von zwei Zeugen begleitet, die hochgeachtete Stellungen einnehmen. Dieſe führen ihn in die Schranken und behaupten, Barère ſei, wenn auch nicht fehlerlos, doch ein verdienter und verkannter Mann geweſen.“ Macaulay rüſtet ſich mit ſeinem ganzen Stolze und ſeiner ganzen Kraft, um dieſe Zeugenausſage zu verneinen, und das mit einer ſo feſſelnden Darſtellungsweiſe, mit einer ſolchen Beherrſchung der durch die Leidenſchaft bedrohten Formen, daß wir mit größter Spannung der öffentlichen Verhandlung folgen, in welcher Macaulay das Recht der Menſchheit vertritt. Eine höhere Aufgabe hat ein Vertheidiger nie erhalten, mit ſichererm Erfolge nie einer durchgeführt. Nicht zur Strenge geneigt, lieſt er doch in der Phyſiognomie des Angeklagten (oder Vertheidigten) das fluchwürdigſte Verbrechen, die Schändung der Menſchheit. „Mit ſolchen Gefühlen laſen wir das Buch und verglichen es mit andern Berichten der Ereigniſſe, an denen Barère theilgenommen hat. Jetzt iſt es unſere Pflicht, die Meinung auszuſprechen, zu der dieſe Nachforſchung uns geführt hat. Dieſe Meinung iſt nun dieſe, daß Barère der Idee vollkommener und allgemeiner Schlechtigkeit näher kam als irgendjemand, Mann oder Teufel, deſſen die Geſchichte oder der Roman gedenkt. In ihm ſtehen die Eigenſchaften, die man recht eigentlich haßt, und die Eigenſchaften, die man recht eigentlich verachtet, in einem ausgeſuchten und vollkommenen Einklange. Faſt in jeder einzelnen Art von Schlechtigkeit hat er Nebenbuhler gehabt. Seine Sinnlichkeit war maßlos: doch das iſt ein Fehler, den er mit vielen großen und liebenswürdigen Männern gemein hat. Viele Männer ſind ebenſo feig geweſen wie er, manche ebenſo grauſam, einige ebenſo gemein, einige ebenſo unverſchämt. Es hat vielleicht auch ebenſo große Lügner gegeben, obgleich wir ihnen im Leben und in Büchern nie begegnet ſind. Wenn wir aber alles: Sinnlichkeit, Feigheit, Gemeinheit, Schamloſigkeit, Lügenhaftigkeit, Barbarei, zuſammennehmen, dann iſt das Reſultat etwas, das man in einem Roman als Zerrbild verwerfen würde und für das man in der Geſchichte keine Parallele finden wird.“

Wir haben hiermit den Revolutionsmann Barère mit Macaulay's Worten vorgeführt; wir möchten aber den Leſer bitten, von der Durchführung ſolcher ſchweren Anklage in Macaulay's kritiſch-biographiſcher Skizze ſelbſt Kenntniß zu nehmen, um die Schwierigkeit zu begreifen, mit welcher ſolche Arbeit verbunden iſt. Schritt für Schritt geht Macaulay ſiegreich vor, kalten Muthes, hellen Kopfes, ehrlichen Herzens. Schlag auf Schlag wettert aus ſeiner Hand, die ſich für Menſchen von Barère'ſcher Art drohend ballt, und mit jedem Schritte und jedem Schlage mehrt ſich die Kraft des Angriffs, dem ſich jeder der Leſer anſchließen wird. Das iſt ein rieſiger Erfolg, ein literariſches Meiſterſtück.

„Der ſchwächſte und kriechendſte aller Menſchen wurde plötzlich in einer Revolution, welche die ganze gebildete Welt in Zuckungen verſetzte, zu einer handelnden Perſon.“ Und wie handelte Barère! Anfänglich auf der Seite der unglücklichen Girondiſten, deren Sprache der Mäßigung und Menſchlichkeit er redete, ward er durch ſeine Feigheit ein Sklave des Berges, der ihm mistraute, ihn aber benutzte, wo es galt, ein fluchenswerthes Beiſpiel zu geben. Die Mitglieder des Jakobinerclubs, in den er einzukehren verſuchte, ſtellten ſeine Unmenſchlichkeit überall auf die Probe. Und überall beſtand Barère dieſe Prüfungen. Seine Natur entartete derart, „daß er wenige Monate nach der Zeit, in der er für einen gutmüthigen Mann gegolten, dahin gelangte, die Verzweiflung und das Elend ſeiner Mitmenſchen mit einer Freude zu betrachten, gleich jenen der Teufel, welche Dante in Malebolge den ſiedenden Pechſud bewachen ſah“. Er war es, der, urſprünglich Royaliſt und ſich als ſolcher bekennend, ſich vor allen mit dem Blute des unglücklichen Königs befleckte, der Maria Antoinette, „die Oeſterreicherin“, auf das Blutgerüſt führte, der ſeine Freunde, die Girondiſten, dem Henkerbeil überlieferte, der Robespierre auf die Guillotine ſchickte, der die Grenadiere der Republik zu Henkern ſtempeln, über den Boden Lyons den Pflug gehen laſſen wollte, und nach allen dieſen Scheußlichkeiten — aus Feigheit — noch die Frechheit hatte, von Mäßigung zu predigen, als das Fallbeil der Guillotine, deren Arbeit er jauchzend umtanzt hatte, auch über ſeinem Nacken ſchwebte.

Mit juridiſcher Schärfe unterſucht Macaulay alle Beweis- und Gegenbeweiſe, doch mit einer Wärme, die mit der Trockenheit ſonſtiger gerichtlicher Acte im geraden Gegenſatze ſteht. Der Dichter Macaulay iſt Richter. Doch, nachdem Barère von Napoleon, dem Kaiſer, und ſchon von Bonaparte, dem erſten Conſul, in eine demüthigende Stellung gedrängt worden, mindert ſich die Steigerung der Flut, und ungern ſehen wir die Wogen der Rede dem Geſetze der Natur folgen. Die Ebbe iſt uns unlieb, doch ſie iſt natürlich, und wenige Schriftſteller hätten es vermocht, in die Reaction des Temperaments noch ſolche Kraft zu legen wie Macaulay.

Barère blieb bis zum letzten Augenblick Barère; doch die Umſtände, denen er diente wie ein Sklave, hatten ſich am Abend ſeines Lebens weſentlich verändert. Er war als handelnde Perſon eine Null, in ſeiner Individualität aber noch immer derſelbe. „Was es Falſches, Unehrliches, Ungerechtes, Unreines, Gehäſſiges, Uebelklingendes, Laſterhaftes und Ehrloſes geben kann, das iſt alles, wie wir wiſſen, in Barère vereinigt“, ſagt Macaulay und ſchließt hiermit ſeine Rede, in der er geiſtreich ein Bild der ganzen Franzöſiſchen Revolution gegeben hat. Indem wir unſere Beſprechung ſchließen, empfehlen wir den Leſern dieſen neuen Band der „Ausgewählten Schriften“ Macaulay's, der nicht minder reichen Inhalts iſt als die vorangegangenen. 8.

Aus den Neujahrsbetrachtungen deutſcher Journale.

Mehrere ältere deutſche Journale rückten zu Anfang des neuen Jahres mit einer Neujahrsbetrachtung ins Feld, darunter Wolfgang Menzel's „Literaturblatt“, das, von Tiſch und Bett des „Morgenblatts“ geſchieden, ſeit Jahren ſeine Junggeſellenwirthſchaft in Menzel'ſcher Weiſe fortführt. Wie und wo man auch von Menzel denken mag, ſo wird doch niemand leugnen können, daß er die Sprache der Ehrlichkeit redet, die nicht gewöhnliche Schlagkraft des Geiſtes beſitzt und in der populären Behandlung allgemeiner Zeitfragen Meiſter iſt. Zu ſeit er auf die kritiſche Methode der Neuern nicht ohne Einfluß geweſen; hat er ſchon einem gewiſſen rückſichtsloſen oft ſarkaſtiſchen Ton mehr als wünſchenswerth Vorſchub geleiſtet, ſo hat er doch auch weſentlich dazu beigetragen, die Kritik von der bloßen gelehrten Silbenſtecherei zu befreien, ihr den Charakter leichterer Bewegung zu ertheilen und dadurch größere volksthümliche Wirkung zu ſichern und ſie mit den brennenden allgemeinen Tagesfragen in lebendigen Rapport zu ſetzen. Freilich leidet ſeine Kritik an tendenziöſer Einſeitigkeit und Störrigkeit, und wenn man ſchon die Conſequenz anerkennen muß, womit er die Sittlichkeit auf eine religiöſe Baſis zu ſtellen wiſſen will, ohne die ſie immer ein unzuverläſſiges wetterwendiſches Ding ſein wird, ſo iſt ſein Blatt in kirchlichen Dingen, bei Licht beſehen, doch nur ein kryptokatholiſches Filiale der „hiſtoriſch-politiſchen Blätter“, ſofern er dies wird Wort haben wollen. Gänzlich aber kann Menzel um ſeine Beſinnung, wenn ihm ſein bekannter

…ie wäre, Goethe, in die Feder geräth, und es las sich fast komisch, wenn Menzel jüngst in Werther, Tasso, Wilhelm Meister, Faust u. s. w. nur ins Sentimentale übersetzte „halbchinesische" Don Juans erblickte, „bocksfüßige Satyrn", welche den Dichter „empfindsame Thränen vergießen und mit ihrer schönen Seele kokettiren ließ". Unbegreiflich sind dann auch manche hallucinationen, die er sich selbst verspiegelt, z. B. wenn er neulich behauptete: „Nie wird es in Frankreich wieder möglich werden, dem Volke den Glauben zu nehmen; Frankreich ist in dieser Beziehung schon viel weiter gediehen als wir." Und zwar fällt diese Behauptung um so mehr auf, da Menzel gleich darauf so recht mit Behagen den Bodensatz des teuflischen Sündenpfuhl der modernen französischen Literatur von unterst zu oberst wühlt. Seine Neujahrsbetrachtungen enthalten dagegen sehr viel Wahres. Was die Börse als „natürliche Lenkerin" alles Geldverkehrs in ihrem gesunden Zustande sein sollte und sein könnte, und was sie in ihrem jetzigen unnatürlichen Zustande leider ist, das hat wol nicht leicht jemand schlagender und allgemein faßlicher dargestellt als hier Menzel. Die Dämon dieser langen Friedenszeit, meint er, habe dem Volke mit der einen Hand das Brot, mit der andern den Glauben genommen; die großartigen Erfindungen unserer Zeit, bemerkt er, „greifen mit ihren allgewaltigen Dampfschaufeln und blitzschnellen Fernwirkungen in die allgemeine Hatz der Börse ein, und lassen den Galopschlag, den die wilde Jagd nach dem Glück bisher eingeschlagen, weit hinter sich zurück". Was Deutschland speciell betrifft, so meint er, „die höchste geistige und sittliche Autorität muß nothwendig einer Nation abgehen, die sich in unversöhnlichen Gegensätzen des Staats und der Kirche bewegt". Mit treffenden Worten geißelt er, daß die früher exclusive Börse in letzter Zeit sich „scheinbar demokratisirt" und die Tagelöhner, die Dienstboten zur Theilnahme an Actien, zu Zeichnungen angereizt habe, jedem Menschen weismachend, er könne in kurzer Frist durch glückliche Speculationen ein Millionär werden, ungefähr wie Napoleon seinen gemeinen Soldaten weisgemacht habe, jeder von ihnen trage den Marschallstab im Tornister. Er beschuldigt die Presse, daß sie zum Theil im Solde der Börse stehe, die unsolidesten, zweideutigsten Unternehmungen anpreise, Unerfahrene zu ködern suche und die wenigen redlichen Männer, die zu warnen wagen, mit Beschimpfungen überschütte. Es ist namentlich eine gewisse nationalökonomische Schule, welche diesen Ton angibt, unter dem Zulächeln selbst von Regierungen, die auf der einen Seite durch äußeres Maschinenwerk das kirchliche Leben zu stützen sich anstellen, auf der andern aber jeden idealen Aufschwung niederhalten und den Cultus des Materialismus in der Weise als den alleinseligmachenden fördern. „Man lese an der Donau so gut wie an der Seine", bemerkten die „österreichisch-politischen Blätter" in einer ähnlichen Neujahrsbetrachtung, „das Thema der Freiheit zurück, um ausschließlich das Thema des «Wohlstandes» zu behandeln." Dahin gehört auch, nach Menzel, die Verachtung, womit wir von der Höhe unserer Bildung auf frühere Jahrhunderte herabzusehen pflegen. Wir sind keine einseitigen Bewunderer des Mittelalters, am wenigsten des spätern verkommenen, und wir meinen, daß wir an den moralischen Nachwirkungen der herzverstörenden faustrechtlichen Zustände noch schwer zu tragen haben; aber das Mittelalter hat, wenigstens in seiner frühern Zeit, auch viele herrliche Impulse und glänzende Erscheinungen aufzuweisen, und wenn von unsern Culturgeschichtschreibern und Nationalökonomen manche die Tendenz verfolgen, es nur ins Schwarze zu malen und an unserer Gegenwart nur Licht und Glanz zu erblicken, so machen sie sich dadurch mitschuldig an der Consolidirung von Zuständen, die uns schon in die verderblichsten Krisen verwickelt haben und in noch verderblichere zu verwickeln drohen.

Es ist hierbei auf einen längern Artikel zu verweisen, welchen jüngst die augsburger „Allgemeine Zeitung" unter dem Titel „Der Staat und die Handelskrisis" mittheilte. Der Verfasser weist darin nach, daß, so oft in der Geschichte die reine Geldwirthschaft und Geldherrschaft vorwalte, der Zustand der Dinge in gesellschaftlicher, staatlicher und sittlicher Hinsicht ein ruinirter sei; er spricht die Encyklopädisten davon frei, daß sie die Französische Revolution veranlaßt hätten, vielmehr sei deren Grundursache auf die durch Law eingeführte Plusmacherei und Papierschwindelei zurückzuführen; er wirft den Staaten vor, daß sie durch ihr Schuldenwesen dem Börsenspiel Thor und Thür geöffnet hätten, und stellt den Grundsatz auf, daß der Handel vom Staat nichts als eine gesunde Handelspolitik zu beanspruchen habe, wogegen der Kaufmannsstand die Folgen seiner tollkühnen Unternehmungen selbst tragen müsse. Sicherlich geht man zu weit, wenn man aus bloßer Furcht vor den Bestrebungen einer gewissen Partei, die doch niemals im Stande sein wird uns in die Finsternisse des Mittelalters zurückzuwerfen, absichtlich verkennen wollte, auf wie abschüssigem Wege man sich befindet, solange auf der officiellen Scala Reichthum und Kapital höher im Werthe stehen sollten als alle sittlichen und rein geistigen Factoren.

Eine Neujahrsbetrachtung über das ihnen zunächstliegende Thema, das musikalische, brachten die „Signale für die musikalische Welt". Man ersieht daraus, wie trostlos es auch auf diesem Gebiete bestellt ist; denn gewiß liegt die musikalische Production im allgemeinen noch viel tiefer danieder als die poetische. Man hat diesen Zustand voraussehen können und auch wol vorausgesagt; aber Warnungen helfen da nichts, wo der Sinn für das große Allgemeine aufgehört hat, wo jeder nur seine kleinlichen Zwecke, sei es des Eigennutzes, oder des bloßen Zeitvertreibs und Genusses verfolgt. Die „Signale" knüpfen hieran folgende Bemerkung:

„Eine Besserung der angedeuteten Uebel könnte nur eintreten, wenn wir in Deutschland endlich dahin kämen, wo sich die Kunst bei andern gebildeten Völkern längst befindet, daß sich das nur reproducirende Talent nicht in maßlosem Dünkel über das eigentlich producirende erhebt. Solange es noch möglich ist, daß jeder Sänger oder Instrumentalist in der Ausübung seiner Kunst einen hinlänglichen, oft reichlichen und glänzenden Lebensunterhalt findet, der Componist aber seine Werke nur zu Stande bringen kann, wenn er nebenbei noch ein anderes nährenderes Geschäft treibt, kann die deutsche Kunst nicht auf einen grünen Zweig kommen und mit den Activis wird es nach wie vor schlecht bestellt bleiben. Es ist ein ungeheuerer Unsinn in der Praxis des Lebens, daß der Schöpfer des Gedankens, ohne den die Reproductien gar nicht zur Existenz gelangen könnte, wie jener unglückliche Lortzing, um nur eines der letzten Opfer auf dem Baalsaltar der Gegenwart anzuführen, geradezu Hungers sterben muß, während seine Werke viele Tausende eingebracht und Hunderten Gelegenheit gegeben haben, ihre Fähigkeiten leuchten zu lassen." Das ist eine alte Klage, aber sie kann nicht oft genug gehört und nicht oft genug wiederholt werden, zumal da der dramatische Dichter dem Schauspieler gegenüber ganz unter derselben Ungerechtigkeit leidet. Vielleicht kommt eine Zeit — insofern es nicht mit aller Kunstentwickelung überhaupt ein Ende nehmen sollte — wo man mit bedauerndem Achselzucken auf unsere Gegenwart herabsehen wird, die ein so schreiendes Misverhältniß nicht blos duldet, sondern auch fördert und ganz in der Ordnung findet, während es doch der ordnungs- und rechtloseste Zustand von der Welt ist.

Der Verfasser des Aufsatzes in den „Signalen" hätte übrigens außer Lortzing auch Schubert und Kreutzer, ja selbst so geniale Meister wie Mozart, Beethoven und Weber nennen können, deren Schöpfungen der Nation zur Lust und zum Stolze, deren Lebenszustände ihr aber nicht gerade zur Ehre gereichen. Die Schicksale Beethoven's gaben bekanntlich dem Franzosen Escudier zu dem herben Vorwurf Anlaß, die deutsche Nation sei kalt wie ihr Himmel. Diesen Vorwurf muß man allerdings übertrieben nennen, denn Beethoven war eine sehr eigensinnige, schroffe, stolze Natur, der auch die generöseste Nation nicht zu

eigentlichem Wohlsein hätte verhelfen können; aber auch Mozart und Weber, weiche, wenn auch wie alle Künstler und Dichter reizbare Gemüthsmenschen, hatten mit Sorgen, Bedrängnissen und neidischen Intriguen zu kämpfen. Weber schrieb über die Kabalen, die ihm seine Stellung als Dirigent der dresdener Oper verbitterten, noch in seinem letzten Lebensjahre an seine Gattin: „Ich habe all das Kunstgetreibe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbekannt, als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heitern ruhigen Sinn." In diesem Geständniß liegt eine schwere Anklage gegen diejenigen, welche einen Meister von seinem Talent wie ein Kleinod hätten hüten und alles hätten thun sollen, um sein Leben und Wirken zu erleichtern, zu erheitern und zu verlängern, und die vielleicht daran mitschuldig sind, wenn wir von Weber nicht noch ein oder einige Meisterwerke mehr besitzen.

Eben erst brachten die Zeitungen die Nachricht von dem Tode des trefflichen Kirchencomponisten Kühnstedt in Eisenach, dem ebenfalls der Klageruf mit ins Grab gegeben wird, daß er „das Schicksal mancher deutschen Künstler getheilt und zeitlebens mit seiner äußern Existenz gerungen habe". Gleichzeitig weist Adolf Stern im letzten Hefte der Brendel-Pohl'schen „Anregungen" auf das Schicksal Robert Schumann's hin, der seiner „unbedeutenden" Stellung als Dirigent in Düsseldorf in „kränkender" Weise enthoben wurde, und findet es empörend, ja erkennt darin ein Zeichen jener „deutschen Jämmerlichkeit, von der es Beispiele gibt", daß nicht so viel Achtung für seinen Genius vorhanden war, um einige seiner Mängel zu übersehen. H. M.

Notizen.

Lichtenberg in Frankreich.

Von poetischen Erzeugnissen wurden bisher aus dem Deutschen ins Französische namentlich lyrische übersetzt. Es bestehen davon ganze Sammlungen, wie die von Gérard de Nerval, Floten und Paul Delacour („Bouquet de Lieder"), und immer häufiger trifft man auch unter den Sammlungen von Originaldichtungen auf Uebersetzungen oder Nachahmungen deutscher Lieder und Balladen, z. B. in den von der Kritik sehr gerühmten „Solitudes" von Frau E. Mannoury-Laceur auf die Nachbildungen folgender deutschen Gedichte: „Die Theilung der Erde", „Der König von Thule", „Der Wirthin Töchterlein" u. s. w., die in der jetzt durch unerforschlichen Rathschluß unterdrückten „Revue de Paris" „des traductions parfaites" genannt werden. Mindere Berücksichtigung hat sich unsere dramatische Literatur zu erfreuen, die großen Werke unserer classischen Dichter und etwa noch Kotzebue ausgenommen. In letzterer Zeit hat auch unsere Roman- und Erzählungsliteratur immer mehr Gnade und Uebersetzer gefunden, obschon die Wahl vielleicht nicht immer eine sehr glückliche zu nennen sein möchte. Von unsern witzigen und humoristischen Schriftstellern wußte man dagegen bisher nicht viel in Frankreich, obschon Philarète Chasles so kühn war, sogar Jean Paul's „Titan" ins Französische zu übertragen. Außerdem galt etwa noch Heine als ein Repräsentant des deutschen Witzes. Vor kurzem hat jedoch, wie schon in Nr. 1 d. Bl. bemerkt worden, Charles Dollfus in der „Revue de Paris" die Aufmerksamkeit auf den vielleicht witzigsten Kopf, den Deutschland hervorgebracht, auf Lichtenberg zu lenken gesucht, und zwar zufällig fast genau um dieselbe Zeit, als wir in d. Bl. eine „Erinnerung an Lichtenberg" brachten; wir nämlich in der Nummer vom 8. October und Dollfus in der Lieferung der „Revue de Paris" vom 1. October. Unter den zahlreichen von Dollfus vortrefflich übersetzten Gedanken Lichtenberg's befindet sich auch nicht einer, den wir in unserer „Erinnerung" hervorgehoben hatten, und so könnten noch sechs andere eine Blütenlese aus Lichtenberg's Schriften veranstalten und doch keiner die nämlichen, immer aber originelle und anregende Sentenzen mittheilen. So unerschöpflich ist der Schatz Lichtenberg'scher Gedanken und Einfälle! Dollfus wirft im Eingange den jetzigen Franzosen vor: „Einst hatte man Geist in Frankreich; jetzt macht man ihn. Aber was macht man nicht in diesem Lande der Wunder? Weder Tugend? Man wird sie euch unverzüglich machen. Ehre und Talent, oder selbst Genie? Auch dies wird man machen, gerade wie man Hausse und Baisse macht, ohne Anlaß zu haben zu haben: Republikaner ohne Gerechtigkeit und Freiheit, Poeten ohne Poesie, Musik ohne Melodie, Religion ohne Glauben, Leidenschaft ohne Liebe, und Frauen voll von Reizen — ohne Reize." Der Verfasser verbreitet sich dann über den Humor, meint aber, daß der Humor ebenso undefinirbar als die Schönheit sei, und daß man immer noch nicht viel von ihm wisse, wenn man auch mit Jean Paul sage, der Humor sei das „umgekehrte Erhabene" oder die „romantische Komik". Dann betrachtet er das Leben und das schriftstellerische Wirken Lichtenberg's und sagt von diesem: „Vermählt den philosophischen Kopf Kant's mit dem skeptischen Geiste und dem poetischen gesunden Verstande Voltaire's, hüllt diese köstliche Organisation in die ein wenig krankhafte Empfindlichkeit Rousseau's, und über diese verschiedenen, oft selbst einander feindseligen Thätigkeiten laßt, wie ein elektrisches Leuchten auf bewegten Wolken, die leichte Sylphidengestalt der Ironie dahinhüpfen." Wir zweifeln nicht, daß sich französische Leser durch die von Dollfus gegebenen Auszüge aus Lichtenberg's Schriften sehr angesprochen fühlen werden. Lichtenberg hat das Kecke und Kühne und zugleich das Präcise und Logische, was der Franzose liebt; seine pensées sind wie scharfbehauene, glattpolirte Granitblöcke, die man von allen Seiten umgehen kann; und niemand versteht sich so wie er auf die wirksamste Art der Ironie, die darin besteht, Sinn in der Form von Unsinn, Tadel in der Form des Lobes und überhaupt das Umgekehrte von dem zu sagen, was man zu sagen scheint.

Aus England.

Wir haben jüngst die Urtheile des „Athenaeum" und der „Literary Gazette" über Freytag's „Soll und Haben" mit denen wir noch nachstehendes, uns schriftlich zugekommenes englischen literarischen Notabilität nachfolgen lassen wollen, und zwar vornehmlich der letzten Zeilen wegen, welche im Allgemeinen einen Fingerzeig für deutsche Romanschriftsteller enthalten. „Ich habe", wird uns geschrieben, „«Soll und Haben» im Original gelesen. Der große Erfolg dieses Productes ließ mich nichts anderes erwarten, als daß ich darüber gar sehr in Erstaunen gesetzt werden würde. Nachdem ich indeß die drei Bände durchgelesen hatte, konnte ich ihm nur so viel zugestehen, daß es ein sehr hübsches Buch sei, und hätte ich nicht gewußt, daß es von Herrn Freytag herrühre, so würde ich geglaubt haben, es sei die Uebersetzung einer englischen Erzählung, so sehr entspricht es im Stil diesem Genre englischer Productionen. Einer der interessantesten Züge des Werks ist die Rolle, welche darin jüdische Leute spielen, und es ist dies allerdings ein ziemlich neues Feld, das nach meiner Ansicht dem Romanschriftsteller, welcher hinreichend befähigt ist, die Manieren dieses außerordentlichen Volks zu erforschen, eine weite Sphäre bietet. Kurz, das Werk ist geschmackvoll geschrieben, es entfaltet eine gründliche Weltkenntniß und die allgemeine Tendenz ist von so sittlichem Charakter, daß es ohne Anstand auch von den ängstlichsten Aeltern ihren Kindern, welche Deutsch studiren, in die Hand gegeben werden kann, und dies, meine ich, ist auch der Grund, weshalb es in England eine so günstige Aufnahme gefunden hat. Denn man macht in England häufig die Erfahrung, daß anstößige Ausdrücke und Empfindungen (unguarded expressions and sentiments), wie man sie in vielen deutschen Romanen trifft, diese ungeachtet ihrer Verdienste für eines «Englishman fire-side» zu verbotenen Büchern machen. Man muß allerdings zugeben, daß der moderne englische Ro-

am im allgemeinen viel reiner und sauberer gehalten ist als der deutsche oder gar der französische, obschon man in frühern Zeiten auch in England nicht so ängstlich und prude war, wie Shakspeare und später noch die englischen Humoristen genugsam beweisen. Ob auf die moderne Commismoral und die Prüderie verbildeter Pensionärinnen sehr viel zu geben sei, und ob die letzte Handelskrisis ohne Freytag's Roman eine noch schreckenerregendere Gestalt angenommen haben würde, mögen wir übrigens dem Urtheil gewiegterer Kenner überlassen.

Der „Bristol Mercury" vom 14. November vorigen Jahres enthielt einen Auszug aus einem Dickens'schen Schreiben an Mary Anne Burt, welche dem berühmten englischen Romanschriftsteller ein Exemplar ihrer schon mehrfach in d. Bl. erwähnten Uebersetzungen aus deutschen Dichtern, die unter den Titel „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets" erschienen sind, überschickt hatte. Der Dickens'sche Brief, der ja wie alles, was von Dickens kommt, auch für das deutsche Publikum Interesse haben dürfte, ist Tavistockhouse, London den 8. Juli 1857 datirt und beginnt mit den Worten: „Abwesenheit in den Provinzen und hierauf eine Last von Geschäften in London waren die Ursache, daß ich Ihren kurzen Brief erst jetzt durch gegenwärtigen kurzen Brief beantworte, da es mir moralisch und physisch unmöglich ist, nur etwas ausführlicher dem funfzigsten Theil der Correspondenten zu antworten, welche mir die Ehre erweisen, mir zu schreiben." Nachdem er von den Schwierigkeiten gesprochen, die mit der „edeln" Aufgabe, die deutsche Poesie in England in weitern Kreisen populär zu machen, verbunden seien, schließt er: „Was Sie jedoch geleistet haben, scheinen Sie mir außerordentlich gut (exceedingly well) gethan zu haben, und wenn sich Ihr Ehrgeiz auf die Herausgabe eines Buchs beschränkt, welches den «English students of German» nützlich und trefflich geeignet ist, sie in dem Studium dieser Sprache zu fördern, bis sie fähig sind, den Genius der großen deutschen Autoren in seiner ursprünglichen Kraft und Gestalt zu genießen, so darf ich sagen, daß Sie es in der allerlobenswürdigsten Weise ausgeführt haben." H. M.

Bibliographie.

Album. Eine Unterhaltungs-Bibliothek für das deutsche Volk. 1ster Band. 12 Lieferungen. Berlin, Röhring. 4. à Lieferung 5 Ngr.

Baldino, J., Mimosen. Novellen und Erzählungen aus dem Bündner'schen Natur- und Volksleben. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Brodtmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 18 Ngr.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Band. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 1ster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. (1740.) Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Friedrich. 22ster Jahrgang. 1858. Mit dem Porträt des Schauspielers Herrn Louis Schneider. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerke, C., Die Volksschulgesetzgebung des Fürstenthums Waldeck. Arolsen, Speyer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Galster, A., Gedichte. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1857. 16. 3 Ngr.

Hammerstein, Louise v., Erzählungen und Novellen. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Schaffhauser Richtebrief. Die aeltesten Satzungen der Stadt aus dem Jahre 1291. Herausgegeben von J. Meyer. Schaffhausen, Brodtmann. 1857. 8. 10 Ngr.

Richter, O. V., Wallenstein und sein letzter Tag in Eger. Mit 3 artistischen Beilagen und 1 Grundrisse. Wunsiedel, Baumann. 16. 20 Ngr.

Die Ritter der Industrie. Ein anonymer Roman in sechs Bänden. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Schlosser, J. F. H., Aus (seinem) Nachlasse. Herausgegeben von Sophie Schlosser. 2ter und 3ter Band. Mainz, Kirchheim. 1857. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, E., Maler Wahn. Eine Erzählung. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Schröer, K. J., Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern geschildert und mitgetheilt. Wien. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Landparthieen des alten Weichgemuth. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 16 Ngr.

Schulze, G. W., Geistliche Lieder. Halle, Mühlmann. 16. 1 Thlr.

Schuster, R., Richard. Ein Seelengemälde. Epischlyrisches Gedicht in fünf Büchern. Leipzig, Hennings. 8. 12 Ngr.

Simon, J. P., Russisches Leben in geschichtlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher, staatlicher und commercieller Beziehung: in lauter interessanten Begebenheiten, Anekdoten und Reisebildern dargestellt, nebst einer Einleitung in die Streitigkeiten der Griechischen Kirche mit der Römisch-katholischen. 2te, völlig umgearbeitete, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Martens. 8. 2 Thlr.

Solitaire, M., Erzählungen bei Nacht. Novellen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Stägemann, Elisabeth v., Erinnerungen für edle Frauen. 2te Auflage. Mit einer Einleitung von Dr. F. G. Kühne. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stern, M. E., Einer Lüge Folgen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Stöckl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt. 1ster Band. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 2 Thlr.

Trinklieder eines Wiener Poeten. (Ludwig Gottfried Neumann.) Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 12. 12 Ngr.

Mabel Vaughan. Eine Erzählung von der Verfasserin des Lampenputzer (Maria S. Cummins). Deutsch von Treumund Whelp. 1ste bis 4te Lieferung. Berlin, Expedition von Steffen's Volks-Kalender. 1857. 8. à 5 Ngr.

Vernaleken, T., Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Wien, Seidel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wichern, Der Dienst der Frauen in der Kirche. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bethmann-Hollweg, M. v., Christenthum und bildende Kunst. Vortrag in der Special-Conferenz für religiöse Kunst auf dem Kirchentage zu Stuttgart im September 1857. Gotha, J. Perthes. 1857. Lex.-8. 5 Ngr.

Hamburgs Krisis und die Verwalter seiner Handels-Interessen. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 Ngr.

Krummacher, H., Ueber die Bileamsgeschichte. 4 Mose 22—24. Vortrag zu Potsdam am 10. November 1857 gehalten. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Holsteinische Sache im Jahre 1857. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Seiler, F., 95 Thesen wider die falsche Union. Zur Nachfeier des Reformationsfestes allem Lutherischen Volke unseres Vaterlandes dargeboten. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studien über die Körper im sphäroidalen Zustande.

Neuer Zweig der Physik.

Von

M. G. J. Boutigny.

Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt von R. Arendt.

Mit 27 Holzschnitten.

8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk, von dem bereits die **dritte Auflage** vorliegt, behandelt das merkwürdige Phänomen des **Nichthaftens von Flüssigkeiten an glühenden Flächen**, des sogenannten **Leidenfrost'schen Tropfens**. Der Verfasser hat sich seit länger als zwanzig Jahren fast ausschließlich mit der Erforschung aller dahin gehörigen Erscheinungen beschäftigt und legt nun dem Publikum die Resultate seiner Forschungen vor. Der Leser findet eine reichhaltige Zusammenstellung von Versuchen in systematischer Ordnung behufs der Erörterung der dahin einschlagenden Hauptfragen, sowie theoretische Betrachtungen über die Natur der Erscheinung. Jeder, der sich über diesen äußerst interessanten Untersuchungsgegenstand speciell zu unterrichten, und einen vollständigen Ueberblick alles dessen, was über denselben bisjetzt geleistet worden ist, zu erlangen wünscht, wird in dem Werke sicher volle Befriedigung finden. Es kann mit Recht als eine schätzenswerthe Bereicherung der physikalischen Literatur bezeichnet werden, und wird ohne Zweifel dazu beitragen, das Interesse der Naturforscher einem Gegenstande zuzuwenden, dessen vollständige Erforschung sehr zu wünschen wäre. Die Darstellung ist klar und faßlich und macht das Werk auch für den Laien empfehlenswerth.

Auf die Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden; die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Bearbeitung nach neuen Zeichnungen mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem heutigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Buchenhof.

Ein Roman von **Ludwig Rosen.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser schildert in diesem zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielenden Romane das Leben eines jungen Mannes, der nach den verschiedensten Schicksalen endlich zu einem hohen Rang in der kurbrandenburgischen Armee gelangt. Das Leben auf dem westfälischen Bauerhofe ist vortrefflich gezeichnet, ebenso die mannichfachen Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege. Besondern Reiz gewinnt der Roman noch durch das mehrfache Auftreten des Generals Sporck, dessen Jugend und spätern Schicksale der Verfasser in anziehender Weise in die Handlung verwebt.

Bei Wilhelm Hertz in Berlin ist soeben erschienen:

Henriette Herz.

Ihr Leben und ihre Erinnerungen.

Herausgegeben von J. Fürst.

Zweite durchgesehene und um 6 Bogen vermehrte Auflage.

8. 22 Bogen. Eleg. geheftet mit Porträt. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Einleitendes, Biographie, Vorwort zu den Erinnerungen.

Erinnerungen: Aus den Kinderjahren, Marcus Herz und das Haus, Lesegesellschaften, **Dorothea von Schlegel**, Zur Geschichte der Gesellschaft in **Berlin**, **Karl Philipp Moritz**, **Mirabeau**, **Friedrich von Gentz**, Frau von Grotthuis, Der Tugendbund, **Wilhelm von Humboldt**, Schleiermacher, Frau **von Genlis**, **Jean Paul Friedrich Richter**, Ludwig **Börne**, Die Herzogin **Dorothea von Kurland** und ihre Tochter **Elisa von der Recke**, Frau **von Stael**, **August Wilhelm Schlegel**, **Schiller**, **Goethe**, Aus der Zeit der französischen Occupation, Aus Rom, Ein Erlebniß bei **Ernst Moritz Arndt**, **Zeitgeschichtliches.**

Heft 2 des

Jahrbuch der Literatur und Kunst

von **Marbach** und **Schmiedt**

ward heute ausgegeben.

(Humboldt's Kosmos. Die gesammten Naturwissenschaften von Masius, Röggerath, Kolbe ꝛc. Jerusalem, Epos von Ad. Stern. Geschichte Indiens. Marbach's Medeia. Das französische Schauspiel.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Dritter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe in diesen „Erinnerungsblättern", an seine eigenen Lebensschicksale lose anknüpfend, den Lesern Schilderungen der Gegenwart und Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Mit großem Freimuth, vieler Gewandtheit und doch ohne zu verletzen, schildert er in diesem dritten Theile die berliner Gesellschaft vor dem Jahre 1848, und gewiß wird niemand diese treffenden und bis in die höchsten Kreise versteigenden Schilderungen unbefriedigt aus der Hand legen.

Der erste und zweite Theil (jeder 24 Ngr.) erschienen 1855 und 1856 im Verlag von Heinrich Schindler in Berlin und sind jetzt in meinen Verlag übergegangen. Ein vierter Theil wird binnen kurzem folgen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 11. Februar 1858.

Inhalt: David Friedrich Strauß als Biograph. — Neuere Romane und Erzählungen. — Reiseliteratur. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. — Wohlthätigkeitsliteratur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

David Friedrich Strauß als Biograph.

Die Schriften von Strauß haben ihre Schicksale gewissenhaft erfüllt; sie sind so viel besprochen und in ihrer eigenthümlichen Geiste so wenig verstanden worden, als Bedeutung und Werth derselben rechtfertigt. Es ist in der gewohnten Ordnung, daß ein hervorragender Schriftsteller die Welt von sich reden macht, aber nur in den seltensten Fällen gerecht, d. h. richtig beurtheilt wird. Die richtigen Urtheile beiseite gesetzt, so bleibt nichts übrig als eine unmündige Bewunderung oder eine unverständige und ebenso unmündige Kritik. Von diesen sehr begreiflichen Schicksalen der Strauß'schen Schriften würde ich kaum reden, wenn mir nicht eins dabei seltsam genug auffiele.

Man darf Strauß' schriftstellerische Thätigkeit in zwei Perioden, seine Schriften in zwei Klassen unterscheiden: die erste umfaßt seine historisch-kritischen Werke theologischen Geschlechts und berühmten Andenkens, die andere dagegen rein historische und näher biographische Darstellungen. Die theologischen Werke, umfassend wie sie sind, haben das Gewicht einer so gründlichen, als abgelegenen Gelehrsamkeit, die als solche dem populären Verstande entrückt ist; sie tragen das Gepräge einer kritischen Urtheilskraft, der aus sehr natürlichen Gründen nur die wenigsten folgen können; sie sind mit einem Worte Erzeugnisse untersuchender Wissenschaft, die ihre Stelle in der gelehrten Welt allein hat und außerhalb derselben keine sucht, am wenigsten wenn sie von einem Strauß ausgeht. Dagegen sind biographische Darstellungen Werke erzählender Kunst, die sich als solche dem Verständniß und Interesse nicht blos der gelehrten, sondern der gebildeten und ästhetisch empfänglichen Leser darbieten. Woher kommt es, fragen wir uns mit einigem Erstaunen, daß gerade in diesen Schriften exoterischer Art Strauß weniger erkannt wird, daß man gerade hierüber so sehr verfehlte und einsichtslose Urtheile hört? Woher kommt es, daß seinen verständlichsten und populärsten Schriften gegenüber die gewöhnlichen Urtheile so ganz in der Luft sind, daß unsere Tageskritikaster den Biographen Strauß weit unrichtiger beurtheilen, überhaupt weit weniger zu finden wissen, als vordem den theologischen Schriftsteller? In der That will das viel heißen, denn der letztere hat nicht Ursache, die Weisheit seiner Kritiker zu rühmen. Aber was seine Biographien betrifft, so sind die uns bekannt gewordenen Urtheile ganz im Dunkeln sowol über den Ursprung, als die Gegenstände, als die Form dieser Schriften. Daß Strauß als Biograph auftritt, und zwar als Biograph solcher Objecte, sind zwei gleich unerklärliche Erscheinungen; und da man nicht sieht, was für ein Biograph Strauß ist, da die Form und den ästhetischen Charakter seiner Biographien zu beachten den Leuten der Sinn fehlt, so fehlt ihnen der einzige Schlüssel, der das Räthsel lösen könnte. Wir selbst haben in diesen Zeilen keine andere Absicht, als unsere Leser über den Biographen Strauß zu orientiren, den sich die Tageskritik so wenig klar gemacht hat.

Strauß ein Biograph? Was hat den Verfasser des „Leben Jesu" und der „Dogmatik" in einen Geschichtschreiber verwandelt, den Philosophen in einen Biographen, den Kritiker in einen Historiker? Man weiß, in welchen Aufruhr Strauß durch sein „Leben Jesu" und seine „Dogmatik" unsere theologische Welt versetzt hat, und daß er selbst freiwillig eben diese theologische Welt verließ, nachdem er den Feuerregen seiner Kritik über sie ausgeschüttet. Er ist ausgewandert wie Lot, ohne sich umzusehen. Einige haben gehofft, die meisten gefürchtet, daß er auf den verlassenen Schauplatz noch einmal zurückkehren werde, aber beide haben sich getäuscht, und es scheint, daß sich die aufgeschreckten Wächter wieder ruhig niederlegen können: Strauß wird sie nicht mehr wecken. Er ist nicht als Kritiker in die theologische, sondern als Biograph in die literarische Welt zurückgekehrt. Diese Verwandlung des Kritikers in den Historiker hätte keinen befremden sollen, der mit aufmerksamem Verstande und mit einem gewissen Sinn für die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers Strauß' theologische Werke gelesen hatte. Denn es mußte jedem einleuchten, daß dieser Kritiker ein historischer Denker war, daß er die Objecte, welche er kritisch beleuchtete, zugleich geschichtlich zu erklären die Absicht hatte, daß die Summe seiner Kritik nichts anderes sein

wollte als die Summe und das Facit einer rein historischen Forschung. Daß man in dem heutigen Biographen den frühern Kritiker nicht mehr erkennt, beweist, wie wenig man in dem Kritiker den Historiker erkannt hatte. Gerade der Geschichtssinn und die geschichtliche Denkweise waren die Simsonsstärke der Strauß'schen Kritik, welche zu entkräften die Geschlechter seiner Gegner so viele Anstrengungen gemacht haben. Nicht das kritische Verfahren gegenüber den Evangelien und Dogmen, noch weniger die negativen Resultate dieser Kritik, sondern ihr geschichtskundiger und geschichtsmäßiger Geist machte Strauß' theologische Werke zu den gewaltigen Erscheinungen, die sie sind. Wäre Strauß ein Freidenker gewesen im Stile des 18. Jahrhunderts, so hätte er keinen überrascht und er wäre wirkungslos, vielleicht sogar spurlos vorübergegangen. Seine Kritik war ein Ausdruck seines geschichtlichen Verstandes. Darin unterscheidet sich Strauß ganz eigenthümlich von der Philosophenschule ältern und jüngern Geschlechts, zu der man ihn zählte; eben dieser geschichtliche Verstand unterscheidet seine Kritik von dem wolfenbütteler Fragmentisten, dessen Scharfsinn und Festigkeit im übrigen nicht unwerth sind, mit Strauß verglichen zu werden. Nichts war im Grunde weniger gerechtfertigt als die sprichwörtliche Zusammenstellung von Strauß, Feuerbach und Bauer. Die Strauß'sche Kritik nahm die Geschichte zu ihrer Richtschnur und wollte ebenso geschichtsmäßig sein, als die Feuerbach'sche Kritik, die sich die Natur zum Leitstern wählte, geschichtswidrig werden mußte.

Ich sage, in dem Kritiker Strauß bewährte sich der Historiker, und in dem letztern finden sich schon die Züge, welche den Biographen vorbereiten und verkünden. Das „Leben Jesu" freilich war die Verwandlung einer Biographie in eine Dichtung; es war die Kritik einer Biographie. Aber um eine Biographie beurtheilen und das Echte vom Unechten unterscheiden zu können, muß man wissen, was eine Biographie ist: was individuelle, wirkliche Lebenserscheinung sein kann oder nicht. Man muß das getroffene Abbild eines Individuums von dem idealisirten zu unterscheiden nicht blos den Sinn, sondern auch das Interesse haben. Wir untersuchen gar nicht die Richtigkeit der Strauß'schen Kritik und die Haltbarkeit ihrer Resultate, da wir es hier nicht im mindesten mit einer theologischen Streitfrage zu thun haben. Wir bemerken nur, was keinem entgehen sollte: daß schon in dem Verfasser des „Leben Jesu" ein natürlicher Sinn und ein geheimes Interesse für individuelle Lebenserscheinungen unter die leitenden Gesichtspunkte seiner Kritik zählt. Wo sich dieser Sinn und dieses Interesse positiv äußern, was im „Leben Jesu" der Fall nicht war, wo Strauß wirkliche Individuen vor sich hat, die er uns abzeichnet, da entwickelt er das Talent eines geistigen Porträtmalers in ergreifender Weise. Ihn interessirt alles wahrhaft Eigenthümliche in der Menschennatur. Je individueller die Züge werden, um so mehr fesseln sie seine Aufmerksamkeit, um so sicherer gibt er sie wieder. Was ihn anzieht, sind die ausgesprochenen charakteristischen Individualitäten, in denen eigenthümliches Leben auf eigenthümliche Weise sich äußert: solche Menschen, die Goethe „Naturen" nannte. Nur die zwiebelartigen Menschen sind ihm zuwider, die eigentlich nur aus Schalen bestehen, ohne Kern und Mittelpunkt, die schal sind und bleiben. Er hat einen sinnigen Instinct für alles echt Originelle, einen unwillkürlichen Widerwillen gegen alle Scheinoriginalität, eine unempfindliche Gleichgültigkeit für die verwischten accent- und ausdruckslosen Individualitäten, die eigentlich nicht von der Natur, sondern von der Mode gemacht sind, und zu ihrer Dimension nur die Fläche haben.

Es war also kein plötzlicher Sprung, sondern ein ruhiger und wohlbegründeter Uebergang, der den Theologen Strauß in einen Biographen verwandelt hat. Will man dem Gange seiner Schriften folgen, so muß man selbst die Vermittelungsglieder finden, welche die beiden Perioden verknüpfen. Noch innerhalb der theologischen schreibt er sein „Friedliches Blatt" über Justinus Kerner, die Charakteristik von Schleiermacher und Daub, und er beschließt sie mit „Julian, dem Romantiker auf dem Throne der Cäsaren". Welche sinnigen, reichen, lebensvollen Gemälde! Nichts konnte einem Strauß fremder sein als der Geisterseher von Weinsberg! Und wie hat er ihn getroffen, wie hat er die disparaten Züge des Mannes, den gesunden, einfachen Natursinn und den schwimmenden Geisterglauben, die schlichte und die von der Romantik verdorbene Frömmigkeit, in eine Gestalt zu verweben gewußt, die leibhaftig vor uns dasteht. Und nicht blos er, der gemüthliche schwäbische Dichter, der Patron der Seherin von Prevost, auch sein Haus, sein Garten mit dem romantischen Geisterthurm! Selbst der Markt von Weinsberg spiegelt sich in dem idyllischen Gemälde. Die Charakteristik von Schleiermacher und Daub zeigt uns Strauß in seinem Element: sie verhält sich zu dem Idyll von Kerner, wie die Historie zum Genre. Schon die Wahl dieser beiden Individuen und ihre Zusammenstellung beweist, welches Interesse Strauß hatte, sie darzustellen. Nicht daß es große Theologen, sehr gelehrte und bedeutende Männer waren, hätte ihn zur Feder in Bewegung gesetzt, sondern daß beide prägnante Persönlichkeiten, jeder in seiner Weise eine lebenswarme und mächtige Natur war, das reizte Strauß, sie zu porträtiren, und belebte sein Charakterbild bis in die kleinsten und verborgensten Züge. Es waren zwei Männer, deren wissenschaftliche Standpunkte ganz conform waren ihrer Individualität. Auf diese Uebereinstimmung richtet Strauß sein Interesse. Von hier aus entsteht und entfaltet sich sein anziehendes und treffendes Gemälde. Indem er ihre Standpunkte auseinandersetzt, schildert er ihre Charaktere. Alles bezieht er auf den eigenthümlichen Kern ihrer Naturen. Auch der theologische Standpunkt wird unter seinen Händen zu einer individuellen und echten Lebenserscheinung, die bei jedem das Gepräge seines natürlichen Genius trägt. Mit wahrer Sinnigkeit sind die kleinen ausdrucksvollen Züge gewählt und hervorgehoben, in denen jeder seine Welt

ausspricht und seine unwillkürliche Eigenthümlichkeit gleichsam auf frischer That ertappen läßt; mit welcher Meisterschaft sind sie ausgeprägt, wie sicher und wie lebendig! Es sind Menschen aus einem Guß. Diesem Guß folgt Strauß mit dem sichersten Auge. Er modellirt seine Figuren nach der Natur mit der sichersten Hand. Er beleuchtet beide Charaktere so hell als möglich, indem er sie bald vergleicht, bald entgegensetzt. Er trifft jedesmal die richtige Parallele, er trifft jedesmal den richtigen Contrast. Sein Talent beiseite gesetzt, so erklären sich aus ihm selbst die Vorwürfe, die Strauß wählen wird. Er wird nie etwas wählen gegen seine Neigung. Ein Sinn für Geschichte, verbunden mit seinem Interesse für echte Naturen, für prägnante Individualitäten werden ihn mit unwillkürlicher Liebe solche Menschen betrachten lassen, die einen geschichtlichen Werth mit einer bedeutenden Eigenthümlichkeit vereinigen: reiche und lebensvolle Naturen, die in einem gewissen Sinn geschichtliche Typen sind; geschichtliche Typen, die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpern. So ist z. B. der Romantiker oder der von einer untergehenden Welt erfüllte Charakter ein geschichtlicher Typus. Ein solcher geschichtlicher Typus individualisirt in einer ganz prägnanten und ausdrucksvollen Figur, war „Julian, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren"! Der Begriff des Romantikers dient gleichsam als Schlüssel zum Charakter Julian's, und das getroffene Charakterbild wird unwillkürlich zur überraschenden Analogie und zur feinsinnigsten Satire.

Die Freude über das getroffene Abbild ist in der Seele des Darstellenden zugleich die Freude des Findens und Treffens; er hat den Humor der Darstellung, er entdeckt mit dem ästhetischen Genuß, den er uns mittheilt, zugleich den höhern Genuß des künstlerischen Handelns. Und damit ich es gleich heraussage: diese Neigung zum künstlerischen Darstellen ist in Strauß die regierende; sie beherrscht und leitet alle seine übrigen Neigungen, die sie sich unterordnet und conform macht. Seiner Neigung entspricht die Kraft. Hat Strauß einmal eine mächtige Neigung, die Kraft sie zu befriedigen hat er gewiß. Alle seine Gemüthskräfte vereinigen sich, dieser Neigung zu dienen, sie wirken zusammen in der gestaltenden, ausprägenden, künstlerischen Thätigkeit. Ich getraue mir aus dieser Gemüthsverfassung, wenn ich die Eigenthümlichkeit seines Naturells dazunehme, den ganzen Mann zu erklären: den gelehrten und vornehmen Kritiker so gut als „den Volksmann vom Jahre 1848", um mit dem „Schwarzen Buche" zu reden, oder um die Wahrheit zu sagen, den Gegner aller wilden und zerstörenden Leidenschaften, jeder ungeschichtlichen tumultuarischen Bewegung. Vor der Hand erkläre ich durchaus nur den Biographen. Was Strauß zum Biographen gemacht hat, ist nichts anderes als der ihm eingeborene Kunsttrieb. Er ist jetzt geworden, was er stets sein wollte: ein historischer Künstler. Wo er seine künstlerische Kraft am wenigsten entfalten konnte, weil ihm der Stoff nicht entgegenkam, da hat sie Strauß in einem Grade bewiesen, daß niemand war, der sie verkannte. Seine gelehrten theologischen Schriften sind wissenschaftliche Kunstwerke, die nur eine solche außerordentliche Kraft hervorzubringen und aufzubauen wußte aus einem so wenig kunstfähigen Material. Sie sind durchgängig formirt, gestaltet und ausgeprägt bis ins einzelne, geordnet in allen ihren Theilen. Was er zusammenstellt gruppirt sich, was er gruppirt wird übersichtlich und perspectivisch, was er bezeichnet ist nicht blos klar, sondern anschaulich. Nie hat eine so scharfe und unerbittliche Kritik mit so vieler Anmuth geredet, nie war die Anmuth der wissenschaftlichen Rede so einfach. Das macht den ästhetischen Zauber, den Strauß unwillkürlich und ungesucht seinen kritischen Untersuchungen mitgegeben hat, und der nicht der geringste Grund ist, warum sie zauberhaft wirkten. Er war ein Künstler, der unerwartet mitten unter Gelehrten erschien, welche die Gegenerde der Kunst bewohnen, und der in allen Stücken, welche den Werth der Gelehrsamkeit ausmachen, eine so imposante Ueberlegenheit zeigte.

Wenn nun Strauß' eigenthümlicher Neigung und Kraft am meisten die historische Kunstform entspricht, die er jeder Materie, die ihn innerlich bewegt und beschäftigt, unwillkürlich aufprägt, auch der widerstrebenden, so gibt es auf der andern Seite keinen Stoff, der leichter und zwangloser in die historische Kunstform aufgeht als der biographische. Je mehr sich der geschichtliche Stoff ausbreitet und verallgemeinert, um so mehr entzieht er sich der künstlerischen Darstellung, denn um so mehr erbleichen die farbenlebendigen Gestalten. Künstlerisch darstellen heißt seinen Stoff erschöpfen und anschaulich machen. Nur das Lebensvolle kann anschaulich gemacht werden. Und das Individuelle ist das Lebendigste. Man darf das ästhetische Gesetz aufstellen: Je mehr sich eine historische Materie dem individuellen Leben nähert, um so mehr nähert sie sich der historischen Kunstform; je weiter sie sich von dem individuellen Leben entfernt, um so schwieriger zugänglich wird sie für die künstlerische Darstellung. Offenbar ist die Geschichte der Menschheit weit weniger fähig, künstlerisch geschrieben zu werden, als die Lebensgeschichte eines Individuums. Denn dort bleibt immer ein großer Rest zurück, der gar nicht in die Darstellung eintreten kann; dort kann der Stoff nur zum geringsten Theile in Form aufgelöst werden, und von dem Dargestellten läßt sich nur das wenigste anschaulich ausprägen. Dagegen an biographischen Materien läßt sich die historische Kunstform ohne Rest vollziehen, vorausgesetzt, daß sich das Talent findet, welches diese Aufgabe zu lösen die gestaltende Kraft hat. Strauß ist ein solches Talent. Es ist die natürlichste Sache von der Welt, daß er seiner Neigung und Kraft gemäß die biographischen Materien sich zur Darstellung gewählt hat. Diese Wahl ist ein kunstverständiges Urtheil; er will einen Stoff haben, den er ganz in seine Gewalt nehmen, vollkommen bemeistern, materiell ganz erschöpfen, formell ganz anschaulich machen und ausprägen kann. Strauß hat sich nicht in das Gebiet der Biographien geflüchtet wie in einen Schlupfwinkel, ich weiß nicht

vor welchem Gespenst, sondern er ist seiner Neigung und seinem Talente nachgegangen und hat dessen volle und gesteigerte Kraft auf das Gebiet der historischen Kunst übertragen.

Daß Biographien Kunstwerke sein können und darum sollen, diese ästhetische Einsicht fehlt, wie es scheint, unter den Gesichtspunkten unserer landläufigen Tageskritiker; sonst würden diese Leute die Strauß'schen Biographien nicht blos mit dem gemeinen stofflichen Interesse betrachten. Es ist übrigens kein Wunder, daß sich der Geschmack für die biographische Kunstform in unsern Lesern und Kritikern so wenig angesiedelt hat, er ist hier ebenso spärlich vorhanden als in unserer Literatur die biographischen Kunstwerke. Wir sind in diesem Fache nicht ästhetisch verwöhnt. Die guten Biographien, welche wir haben, sind größtentheils gelehrte und fleißige Monographien, bei denen nur die Grazien ausgeblieben. Ueberhaupt hat die Historiographie in Deutschland kaum eine Muse. Denn die gelehrte Geschichtsforschung ist noch nicht die künstlerische Geschichtschreibung. Zum Theil fehlen uns selbst die literarischen Bedingungen (um anderes nicht zu gedenken), welche die individualisirende Geschichtschreibung, die wahrhafte epische Erzählungskunst begünstigen: der specialgeschichtliche Stoff, Memoiren, Biographien. Das ist das nothwendige Material, woraus allein historische Kunstwerke gebildet werden können. Und an solchem Material sind wir arm, noch ärmer an den gestaltenden Kräften, die es bemeistern und künstlerisch ausprägen. Ein Memoirist und Biograph wie Varnhagen von Ense ist in unserer Literatur eine seltene und beinahe einzige Erscheinung. Die ergiebigsten Quellen des biographischen Materials sind noch immer die Denkmäler, welche die literarhistorischen Größen unserer jüngsten Vergangenheit hinterlassen haben: ihre Tagebücher, Briefwechsel u. s. w. Wären diese Erbschaften nur immer an die richtigen Leute gekommen. Aber wir haben von den werthvollsten Memoiren aus dem Leben unserer Dichter und Philosophen kaum sorgfältige und genaue Ausgaben. Darin ist Schöll gar nicht genug zu rühmen, der vortreffliche Herausgeber der Briefe Goethe's an die Frau von Stein. Eine solche Ausgabe ist geradezu mustergültig; sie macht das Leben Goethe's vollkommen durchsichtig innerhalb der Grenzen, welche sein Briefwechsel mit der Frau von Stein bezeichnet. Unsere großen Denker haben ihre Biographen gefunden, aber was für welche! Der Sohn hat das Leben seines Vaters, der Schüler das seines Meisters beschrieben. Und so verhalten sich diese Biographien zu ihren Originalen, wie dieser Sohn zu diesem Vater oder dieser Schüler zu diesem Meister. Was sie sein sollten, ist keine: ein getroffenes, sprechendes, vollständiges Lebensbild.

Wir haben daher alle Ursache, um so dankbarer die wenigen edeln Früchte zu genießen, welche bei uns die biographische Literatur erzeugt. Es ist geradezu ein günstiges Schicksal für die deutsche Literatur, daß eine künstlerische Kraft wie David Friedrich Strauß das biographische Gebiet bebauen will, wo so viele Pfuscher herumstümpern. Daß hiervon die Tageskritik gar ni redet, beweist, wie wenig ihr das Gemeinwohl der Li ratur am Herzen liegt. Die Literatur hat wie ein gro Staat ihre Provinzen; einige derselben sind übervölke andere liegen vernachlässigt. Dafür sollte die Kritik waches Auge haben. Die übervölkerten Plätze in Literatur erzeugen dieselben Uebel als die übervölker Städte: ansteckende Krankheiten und eine verpestete mosphäre. Ich kann ganz bestimmt versichern, daß den Hauptstädten unserer poetischen Literatur seit raumer Zeit die Cholera wüthet und Opfer über Opf hinwegrafft. Die Kritiker sollten die vorsichtigen Aer sein, welche die kranken Orte absperren und jedem, sich darin ansiedeln will, den Zugang wehren, so an ihnen ist; oder sie sollten die Todtengräber se welche die gefallenen Opfer schnell und tief unter Erde bringen. Statt dessen sind sie die harmlosen Qua salber, die mit allen möglichen Mitteln die Pest näh und großziehen; oder sie sind die fröhlichen Gevatter leute, die jeden neuen Poeten in die Gemeinschaft d Heiligen aufnehmen und eher bereit sind, einen wirklich Poeten vom alten Schlage auszustoßen, als einem Stür per von heute den Eintritt zu untersagen. So wachs die Parasiten groß und immer neue Parasiten wachs nach an den wassersüchtigen Theilen unserer Literatu und die Kritiker wissen nicht zu unterscheiden zwisch den Misgeburten an dem veralteten Leibe und einer g sunden neuen Generation.

Seit einem Jahrzehnd finden wir Strauß auf de biographischen Gebiete thätig. Er hat wenig geschriebe Was er geschrieben hat, ist jedes in seiner Weise voller det. Es ist eben für ihn nicht gleichgültig, welche Stoff er behandelt, denn er ist nicht blos der gelehrte, sonder der künstlerische Biograph, der auch in der Wahl seine Gegenstände poetisch handelt. Er will für seinen Ge genstand, ehe er ihn zur Darstellung ergreift, von de menschlichen Seite aus gewonnen, ich möchte sagen in spirirt sein, wie es der Künstler bedarf. Seine eigene Seelenstimmungen, wie sie der Gang der Lebensschick sale mit sich führt, und auch die Stimmungen der Zeit, sowenig Strauß mit den letztern lebt, sind in der Wahl seiner Stoffe unmerklich mitwirkende Factoren Im Augenblick, wo die moderne Romantik dem Unter gange zueilt und den letzten Schimmer des Idealen für immer verlieren soll, schreibt Strauß seinen „Julian“. Unter den Stürmen einer politischen Bewegung, die wo den befreienden Drang, aber nicht die gestaltende und formgebende Kraft hatte, schildert er uns in „Dani Schubart“ einen jener aufbrausenden, gährenden ab halt- und formlosen Stürmer, die der großen Epoch unserer Poesie im vorigen Jahrhundert vorangehen. E schildert ihn, indem er den unglücklichen Dichter selbst in seinen Briefen vor uns auftreten läßt. Das „Leben von Christian Märklin“ war ein Denkmal, welches di Freundeshand dem Abgeschiedenen setzte. In diesem Bilde malte sich in seinen reinen und liebenswürdigen Zügen das gehaltvolle, von ernsten Kämpfen bewegte

Stilleben eines vortrefflichen Mannes, der es vermocht hatte, sich ungebrochen aus dem Streite der Theologie und Wissenschaft zu retten. In diesem Sinne war Märklin's Leben und Charakter von historischer Wichtigkeit, die Strauß in seiner Biographie enthüllte, die er, wie kein anderer, zu schätzen und darzuthun berufen war. Zugleich war diese Darstellung seine erste eigentliche Biographie, ein wirkliches, umfassendes Lebensbild, nicht blos eine Charakteristik. Nach einem langen Schweigen folgen dicht nacheinander zwei umfassende, auf historische Forschung gegründete biographische Arbeiten: „Das Leben des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin" und „Ulrich von Hutten", der vor wenigen Monaten erschienen. Soll der historische Künstler erst dann die Probe bestanden haben, wenn er einen großen historischen Gegenstand bemeistert und dargestellt, so hat in seinem „Ulrich von Hutten" Strauß diese Probe auf eine Weise bestanden, die in der deutschen Literatur für immer denkwürdig bleiben wird. Von dem unglücklichen, wenig gekannten Dichter eines ausgelebten und verkommenen Zeitalters ist unser Biograph auf den ritterlichen Poeten einer mächtig aufstrebenden Zeit, auf den heldenmüthigen Kämpfer der deutschen Reformation zugegangen. Möge die Zeit, in der er schreibt, ihn begleitet haben, und wenn sie zurückgeblieben ist, möge sie ihm nachfolgen! „Eines solchen Mannes Bild", sagt Strauß in der Vorrede zu seinem „Ulrich von Hutten", „kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren übeln Zeichen nur eins zu nennen) wie gerufen. Des päpstlichen Rom Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge; er wußte und wird es uns sagen, warum er es war. Freilich wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als einem protestantischen Consistorium finden." „Seine Pfeile sind unsterblich, und wo immer in deutschen Landen gegen Verfinsterung und Geistesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da ist Hutten's Geschoß dabei gewesen."

Es liegt nicht in unserer hier gestellten Aufgabe, das zuletzt erwähnte biographische Werk jetzt eingehend zu behandeln. Ihm gehört eine ausschließliche Betrachtung.*) Was wir unsern Lesern jetzt bieten wollten, war gleichsam eine clavis straussiana: der Schlüssel zum Verständniß, der zutreffende Gesichtspunkt für die Auffassung und Schätzung dieses Biographen und seiner Werke.

9.

*) Diese wird in kurzer Zeit erfolgen und ebenso eine Besprechung des „Frischlin", die durch Zufälligkeiten bisher unterblieb.

D. Red.

Neuere Romane und Erzählungen.

1. Narren-Album. Roman in sechs Büchern von F. Binnewerck. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Prinz Rosa-Stramin. Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Zweite Auflage. Göttingen, Wigand. 1857. 16. 20 Ngr.
3. Die Irrlichter. Ein Märchen von der Verfasserin der Prinzessin Ilse. Berlin, A. Duncker. 1856. 16. 15 Ngr.
4. Bewegtes Leben. Geschichte von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1856. Br. 8. 1 Thlr.
5. Aurelie. Theaternovelle von K. Cotta. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1857. 8. 1 Thlr.
6. Die Seelenverkäufer. Historischer Roman von Karl von Kessel. Wien, Hartleben. 1857. 8. 24 Ngr.
7. Camellien. Novellettenkranz von L. Meyer. Erster Band. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Judith, oder die Franzosen in Worms. Eine historische Novelle von Luitpold Baumblatt. Worms, Schmidt. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Die Traubencur. Ein romantisches Gemälde von Wilhelmine Johannsen. Hamburg, Würger. 1857. 8. 22½ Ngr.
10. Novellen von Golo Raimund. Erster und zweiter Band: Zwei Bräute. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 2 Thlr.
11. Der Augenblick des Glücks. Von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1857. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
12. Ausgewählte Novellen von Ferdinand Kürnberger. Prag, Bellmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
13. Graf d'Anethan d'Entraguès. Roman von George Hesekiel. Berlin, Heinicke. 1856. Ler.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist erfreulich, wenn man unter der großen Zahl der Erzählungsschriftsteller einmal einen trifft, der seine eigene Sprache spricht. Die meisten haben zu ihren Darstellungen nichts anderes nöthig, als die einmal gangbaren Phrasen und banalen Redensarten des alltäglichen Lebens; in dieser couranten Münze theilen sie alles mit, was sie geben können. Und doch haben alle Autoren zu allen Zeiten, sobald sie wahrhaft schöpferischen Geist hatten, ihre eigene Sprache geredet und dadurch auf die Bildung und Bereicherung unsers Idioms gewirkt. Man kann nicht behaupten, daß unsere deutsche Sprache seit den Tagen unserer classischen Literaturperiode keiner Weiterbildung und keiner Bereicherung mehr bedürftig sei; die Grenzen der Perfectibilität einer Sprache abmarken wollen, hieße so viel, als die Grenzen des schöpferischen Geistes selbst abstecken wollen; beides ist unmöglich. Unter den obengenannten Autoren sind einige, welche zu eigenthümlichen Gedanken auch die entsprechende eigene Ausdrucksweise gefunden haben; wir bezeichnen als solche namentlich den Verfasser von „Prinz Rosa-Stramin", Eduard Helmer (Ernst Koch); ferner F. Binnewerck, Verfasser des „Narren-Album"; dann Ferdinand Kürnberger in seinen „Ausgewählten Novellen"; endlich die Verfasserin des Märchens „Die Irrlichter". An diese Bemerkung reiht Referent eine zweite. Einst kam ein Autor, welcher einen Band Novellen geschrieben und auf Subscription herausgegeben hatte, zu mir und fragte: welchen deutschen Prosaiker ich ihm als den besten vorschlage, daß er denselben nachahmen könne. Ich entgegnete dem Fragenden, daß nach meiner Ansicht derjenige, welcher das Bedürfniß des Nachahmens in sich verspüre, das Schriftstellern solchen überlassen möge, welchen dieses Bedürfniß unbekannt sei und welche der Unabweisbarkeit einer innern Eingebung folgten. Schon Horaz charakterisirt den Nachahmenden mit jenem scharfen Wort: imitatorum servile pecus, ein Ausspruch, worin das Ungeistige, das Unselbständige in kräftigster Weise bezeichnet ist. Der Nachahmende wird stets

das untergeordnete Element der Kunst für die Kunst selbst halten; der Nachahmende wird stets nur Mittelmäßiges produciren; aber das Mittelmäßige sollte auf allen Gebieten energisch zurückgedrängt werden, weil es dem wahrhaft Vortrefflichen den Weg versperrt. Nun gibt es aber in der Kunst außer der bewußten und absichtsvollen Nachahmung auch eine nur uneigentlich so genannte Nachahmung. Diese unbewußte, nur uneigentlich so genannte Nachahmung hat ihren letzten Grund in der innern Verwandtschaft zweier geistiger Individualitäten; die eine Individualität kann eine höher, die andere eine niedriger potenzirte sein, und es kann doch ein wahres verwandtschaftliches Verhältniß zwischen beiden stattfinden. Dabei ist es leicht begreiflich, daß eine niedriger potenzirte Individualität, wo sie mit einer höher potenzirten in Berührung kommt, sich durch dieselbe angezogen, ernährt, gekräftigt fühlt, oftmals ohne es nur bestimmt zu wissen, und daß infolge davon zum Beispiel bei einem Schriftsteller die Productionen des einen denen des andern ähnlich werden, bisweilen nur in einer, bisweilen auch in mehreren Beziehungen. Von einer Nachahmung im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann in einem solchen Falle die Rede nicht sein; wollte man dennoch das Wort Nachahmung in dieser Beziehung gebrauchen, so wäre der Gebrauch ein uneigentlicher; auf dieser unbewußten, uneigentlich so genannten Nachahmung beruht eigentlich der Fortbau jedes idealen Ganzen; auch die Bildung einer Schule beruht darauf; auch die Bildung eines Kunststils leitet sich daraus ab, wenn man unter einem solchen das geistig Gemeinsame in großen Contouren angelegt versteht: ein Gemeinsames, welches eben vermöge seiner Geistigkeit und Größe die reichste Freiheit der Bewegung für den Einzelnen und für die Einzelheit gestattet.

Einige der obengenannten Bücher nöthigen uns, insonderheit ein Wort über die absichtliche Nachahmung Jean Paul's zu sagen. In den Werken dieses Dichters findet sich mancherlei, was ein guter Stilist durch einige Uebung leicht sich aneignen könnte; ich spreche nämlich von jener Jean Paul'schen bis zur scheinbaren Nachlässigkeit sich herablassenden Natürlichkeit der Wortstellung, von seiner eigenthümlichen Behandlung des Periodenbaues, von der Häufung der Prädicate, Concentrirung der Bilder, Abnormität der Wortbildung u. s. w. Das alles ließe sich nachahmen; aber woher will ein Autor, welcher den Jean Paul nachahmen möchte, den Gedankenreichthum nehmen? Ich meine, wenn die absichtliche Nachahmung irgendeines deutschen Schriftstellers incommensurable Schwierigkeiten hat, so ist das bei Jean Paul der Fall. Ueberfülle, ich will nur sagen Reichthum der Gedanken ist etwas Ursprüngliches, das liegt über erwerben und nachahmen unerreichbar weit hinaus.

Man hat dem Verfasser des „Narren-Album", F. Binnewerck, den Vorwurf gemacht, er habe Jean Paul nachahmen wollen. Diejenigen, welche das behaupten, mögen dem Verfasser es beweisen; Referent darf bezeugen, daß in dem „Narren-Album" Gedanken sind, auf einem Bogen manchmal mehr, als in ganzen Bänden moderner Novellen und Erzählungen, wie sie so alljährlich in Masse geschrieben und gelesen werden. Uebrigens fehlt dem „Narren-Album" eines der Jean Paul'schen Hauptelemente fast ganz: die Sentimentalität. Die Satire dagegen legt sich stark ins Breite und ist scharfschneidig zugleich. Was die Erzählung selbst betrifft, so ist dieselbe nicht in allen ihren Theilen polizeilich möglich und kann nicht durchweg als materiell wirklich angenommen werden; indeß selbst in denjenigen Momenten, wo man die Erzählung nicht mehr als „wahre Geschichte" ansehen kann, lockt sie dem Leser doch ein Zustimmungslächeln ab, zustimmend der phantasiereichen Laune des Autors; manchmal auch mag ein Leser ein scharfes „Hui!" ausstoßen, um den Schwung der satirischen Geisel Binnewerck's nachzuahmen. Alle diejenigen, welchen die ganze tiefe Lüge unserer modernen großen Existenzen nicht blos als ein Gegenstand der Lamentation, sondern auch als ein Gegenstand der Satire erscheint, werden das Buch mit Befriedigung lesen und in den Satz des Autors einstimmen, wenn derselbe sagt: „Wir sind Narren mit unsern Wünschen, Planen und Aussichten; die harmonisch ordnende Hand, die unsere Narrheiten aufräumt und ebnet, unsichtbar ins Menschenleben greift, damit die Freiheit unsers Willens nicht irre werde — sie geht dem einzigen Weisen und Widerspruchslosen im Universum."

Die vorstehenden Bemerkungen führen mich auf ein anderes Buch, nämlich „Prinz Rosa-Stramin" von Eduard Helmer (Ernst Koch). Der Verfasser hat die Kunst nicht verstanden, oder vielmehr er hat all die tausend kleinen und großen Kunstgriffe, Manipulationen, Speculationen u. s. w. verschmäht, durch welche viele Schriftsteller sich Ruhm fabriziren oder fabriziren lassen; dafür aber hat sein Büchelchen einen Erfolg gehabt, dessen nicht alle mit Posaunenbegleitung in die Literaturblätter eingeführten Bücher sogenannter berühmter und vielgelesener Schriftsteller sich rühmen können; nämlich ist dem Referenten bekannt, daß schon vor acht oder zehn Jahren die erste Auflage des „Prinz Rosa-Stramin" erschien, von gestimmte Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen einander auf dies Werkchen aufmerksam machten, trotzdem daß Literaturblätter Gründe zu haben meinten, über dasselbe schweigen zu müssen; Referent könnte sogar in den Dichtungen von Autoren, welche erst nach der Veröffentlichung des „Prinz Rosa-Stramin" erschienen sind, Spuren nachweisen, welche auf das besprochene Buch zurückführen. Der Verfasser des „Prinz Rosa-Stramin" ist mit einem anerkennenswerthen Talente begabt; aber er übersieht dies Talent noch nicht vollkommen, als er dies Buch schrieb. Dasselbe ist reich an Bildern, worin bald Seelen-, bald Gemüthszustände geschildert werden; es ist reich an Naturschilderungen, an geistreichen Apercus, an schwungvollen Strophen, an artigen Scherzen und angenehmen Witzen; aber ein Ganzes ist das Buch nicht: es ist ein Conglomerat von willkürlich hingeworfenen Skizzen, aus denen die Persönlichkeit des Autors wieder und immer wieder hervorguckt, eine Unart, die Strafe den Autor allezeit ereilt. Diese desultorische Art des Schreibens würde, wenn der Verfasser sich selbst vielleicht ihr gefallen sollte, ein großes Hinderniß künftiger Erfolge werden. Helmer veröffentlichte, ich weiß nicht ob vor dem „Prinz Rosa-Stramin" oder nach demselben, ein paar Novellen, welche auf spanischem Boden spielen; Referent ist der Ansicht, daß das kleine Bilder von wahrhaft poetischer Schönheit sind; da ist alles in jenem schönen Maß gehalten, welches die Hand des echten Kunstjüngers ahnen läßt. Wenn ich diese schönen Dichtungen — ich weiß nicht in welchem Blatte vielleicht zu Grunde gegangenen Blatte veröffentlicht — gegenwärtige, so drängt sich mir der Gedanke auf, [illegible] habe mit dem Wiederabdruck des „Prinz Rosa-Stramin" die Schriftstellerlaufbahn von neuem eröffnen wollen, und es möge jetzt alsobald der Reihe nach gedruckt werden, was der Verfasser nach „Prinz Rosa-Stramin" und nach jenen schönen Novellen schrieb und dichtete. Schon in den spanischen Novellen ragt Helmer über die kleinbürgerliche Welt von Göttingen, Kassel, Marburg hinaus, welche ihm in „Prinz Rosa-Stramin" noch an einem Flügel wenigstens, gefangen hält; denn des Verfassers eigentliches Ich greift weit über provinzielles Philisterthum hinaus. Wie ich schon oben andeutete, so sage ich zum Schluß, daß poetisch gestimmte Naturen in „Prinz Rosa-Stramin" vieles finden was ihnen zu Herzen geht, vieles was sie weiter ausdeuten und ausmalen werden; manches Gedankengewebe ist in dieses Büchelchen aufgenommen, woran der angeregte Gedanke des Gleichgesinnten weiter spinnen wird; manche Idee ist angeregt, welche der poetisch Fühlende zu einem Ideale gestalten mag. Ich meine nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Erscheinung dieses Buchs ein Triumph über viele gemachte Bücher und gemachte Berühmtheiten. Den Vorwurf der Nachahmung Jean Paul's hat man Helmer mit Unrechtmäßigerweise gemacht. Jean Paul's Subjectivität drängt oftmals in seine Erzählungen mit Reflexionen und Raisonnements

ents hinein; dieser Unart macht sich allerdings auch Helmer nicht selten schuldig. In den spanischen Novellen aber kommt dieser Fehler schon nicht mehr vor.

Von dem Vorwurf der Nachahmung müssen wir auch die nonyme Verfasserin des Märchens „Die Irrlichter" freisprechen. Was sich der Wald erzählt", ferner „Was ich den Vöglein bgelauscht" u. s. w. sind Bücher, welche der Zeit nach vor den Irrlichtern" erschienen sind; aber die Verfasserin der letzern hat jene nicht nachgeahmt. „Die Irrlichter" sind war, was das Material betrifft, nicht ohne Verwandtschaft mit Werkchen wie die ebengenannten; aber unsere Verfasserin rscheint als durchaus selbständig in ihren Gedanken, in ihrer Symbolik, in ihrer Weltanschauung; ihr Buch macht durchus weder den Eindruck des Gemachten, noch den Eindruck rederner Blasirtheit und Schwächlichkeit; vielmehr das Ganze uthet uns mit jener Frische und Kräftigkeit an, welcher ertischen Producten eignet.

Referent kommt jetzt zu Edmund Hoefer's Buch: „Bewegtes Leben" betitelt. In Nr. 13 d. Bl. f. 1857 haben wir „Schwanwiek" von demselben Verfasser angezeigt; wir lobten an dem Buche die Ruhe und Ausdauer, mit welcher Hoefer sich in der Detailmalerei ergeht, und erwähnten, daß diese Ruhe und Stetigkeit vollkommen gut zu dem Gegenstande paßt, welchen der Autor darstellt. In dem oben angezeigten Buche hat das Talent des Verfassers eine andere Aufgabe glücklich gelöst. Nicht, daß diese Erzählungen das Detail vermissen ließen; der Verfasser malt das Leben, wie der Titel sagt, mehr in der Bewegung als in der Ruhe; und er thut es mit Sicherheit, mit Kraft. Schon dadurch, daß der Verfasser bewegtes Leben darstellt, hat sein Buch für das größere Lesepublikum einige Anziehungskraft; aber auch für den Kenner sind diese Darstellungen von Werth; der Werth derselben liegt aber nicht blos etwa darin, daß die Gegenden, in denen diese Geschichten spielen, noch nicht gar zu oft geschildert sind, oder daß Charaktere, deren Typen nicht allzu gewöhnlich sind, uns vorgeführt werden, sondern es liegt der Werth dieser Erzählungen darin, daß wir von jeder und über jede derselben sagen dürfen: hier ist Natur, hier ist echte Natürlichkeit. Das diesen Erzählungen gespendete Lob erhält erst dann seine volle Bedeutung, wenn man die Unzahl von Erzählungen, Novellen und Romanen zu sehen Gelegenheit hat, welche, durch innere Unwahrheit verhunzt, nichts als elende Schemengebäude sind, vor jedem gesunden Auge in ihr ursprüngliches Nichts zusammenfallend, weil sie nicht auf Natur und Wahrheit gegründet sind. Hoefer nennt sein Buch ganz anspruchslos „Geschichten"; er weiß sehr gut, daß gesunde Weltanschauung, treffendes Urtheil, angenehmer Vortrag ein Buch noch nicht in das Gebiet der Poesie hinaufheben; der Verfasser will das seinige auch gar nicht dahin forciren und das gereicht seiner Selbstkritik zu großem Lob.

Die Theaternovelle „Aurelie" von Konstantin Cotta gehört zu denjenigen Erzählungen, welche entweder zum Hintergrunde oder zum Mittelpunkte das deutsche Theaterleben haben, und deren Zahl jährlich größer wird. Wer eine Zeit lang beim Theater gelebt hat, für den mag es leicht sein, seine Erlebnisse auf diesem Gebiete zu erzählen; die meisten dieser Erzählungen — einzelne Ausnahmen kenne ich wol — bewegen sich auf dem Boden einer Wirklichkeit, welche des Schönen sehr wenig bietet, ein Umstand, der um so unerfreulicher wirken muß, als der Beruf des Schauspielers eine schöne Kunst ist. Wahrhaft abstoßend ist es aber, wenn in solchen Theaternovellen vorherrschend äußerlich oder innerlich Unmoralisches, Lizenziöses, Poesiewidriges dargestellt wird; während doch alle, welche Schauspieler gekannt haben oder kennen, darin übereinstimmen, daß es doch auch Tugenden gibt, welche gerade unter den Schauspielern nicht selten gefunden werden; selbst die aus diesen Tugenden hervorgehenden Motive haben die meisten Schreiber von Theatergeschichten sich für ihre Darstellungen entgehen lassen. Darum sind dergleichen Bücher größtentheils eine unerquickliche Lectüre; weder der Psycholog, noch der Criminalist, noch der Kunstkenner, noch der Menschenfreund findet darin Momente, die für ihn wichtig wären; nicht einmal Spaßhaftes — von Komik gar nicht zu reden — findet man in den meisten der genannten Art, und man würde gern zufrieden sein, wenn nur noch jetzt solche heitere Sachen in diesem Genre geschrieben würden, wie Oettinger sie gab in seinen Episoden aus dem Leben Rossini's. Was die obengenannte „Aurelie" betrifft, so ist es eben eine Theatergeschichte, wie viele andere auch. Der Verfasser, welcher sein Buch einer Dame widmet, scheint der Ansicht zu sein, daß sein Werk eine höchst moralische Tendenz habe, weil die Tugend am Ende belohnt wird und weil das Laster nicht weiter kommt, als daß es in seinem Sumpfe fortvegetirt; auch muß man dem Verfasser bezeugen, daß er sich zur Darstellung von obscönen und lasciven Scenen nicht verirrt. Aber von einem festen ethischen Grundgedanken ist in dem Buche auch nicht eine Spur zu finden; denn daß der ethische Grundgedanke nicht dadurch repräsentirt werden kann, daß keine obscönen Stellen in dem Buche vorkommen, bedarf wol keines weitern Beweises. Der Verfasser erbittet am Schluß seines Buchs von seinen Lesern schon im voraus Milde und Nachsicht für ein zweites Werkchen ähnlichen Inhalts, welches er bald veröffentlichen werde. Referent ist der Ansicht, daß kein Autor um Nachsicht bitten soll; fühlt einer, daß er das müßte, so soll er, was er geschrieben, lieber verbrennen; ein Buch, welches eine gerechte Würdigung nicht ertragen kann, ist nicht werth zu existiren.

Der Verfasser des Buchs: „Die Seelenverkäufer", Karl von Kessel, nennt seine Erzählung einen historischen Roman. Was Referent betrifft, so ist derselbe in der chronique scandaleuse deutscher Höfe nicht bewandert genug, um zu wissen, ob in dem Roman noch etwas anderes historisch ist, als die darin vorkommenden Personen: der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dessen General von Bischofswerder, dessen Minister von Haugwitz, sammt der Madame Ritz, der nachherigen Gräfin Lichtenau. Man muß anerkennen, daß der Verfasser Talent hat, Personen zu zeichnen und Situationen darzustellen; er weiß das Interesse des Lesers stets auf den Hauptpunkt zu concentriren; auch Episoden behandelt er mit Geschick, wie z. B. eine Abendgesellschaft bei Madame Ritz, wo Alois Hirt, der berühmte Alterthumskenner, Ramler, Haugwitz und andere auftreten. Wir wünschten, der Verfasser hätte an einen andern Stoff seinen Fleiß gewendet; es ist in der That etwas ganz Widernatürliches, daß ein Vater, nur um sein Stammschloß und die dampfende Punschbowle sich gesichert zu sehen, zwei nahen Verwandten, einem Baron und einer Baronin, seine eigene Tochter überliefert, um dieselbe der Cupidität eines Fürsten zu opfern. Soll etwa das rein Menschliche in dieser Erzählung dadurch repräsentirt werden, daß ein Gardelieutenant, jung, Bonvivant, comme il faut, dies arme Fräulein sieht, liebt, rettet und heirathet? Die Art und Weise, wie der Herr Lieutenant seine Dame rettet, ist dem Wachtstubenleben damaliger Zeit angemessen. Wir schließen mit dem Wunsch, der Verfasser möge sich für eine neue Erzählung einen mehr humanen Stoff wählen; sein Talent dürfte bei denen, welche um sich unterhalten zu lassen lesen, Anerkennung finden.

Der Verfasser der „Camellien", Ludwig Meyer, hat sein Buch einer Dame gewidmet und sagt in dem Vorwort, dieselbe habe ihn mit einer so hohen Verehrung erfüllt, daß er auf ihre Nachsicht und Milde vertraue und Verzeihung für seine Kühnheit erbitte. Die in diesem Bande mitgetheilten Novelletten sind leicht skizzirte in Form von Anekdoten vorgetragene kleine Geschichten; ausgemalte Bilder sind es nicht. Damit ist der schriftstellerische Werth dieser Sächelchen gekennzeichnet. Aus manchem sehr dankbarem Stoff, wie z. B. Maria de las Mercedes, Pauline Fourès, würde ein Dichter kleine Kunstwerke geschaffen haben. In einem Anhange seines Buchs theilt der Verfasser einiges Versificirte mit; ein sogenanntes Gedicht auf Ludwig Napoleon, den

derzeitigen Kaiser in Frankreich, hat mich interessirt, weil die Ernsthaftigkeit darin wie Hohn klingt, wenn nämlich von Ludwig Napoleon gesagt wird:

Es beugen sich heute die Franken
Vor Weisheit, gepaaret mit Kraft,
Die Zwietracht bannt er in Schranken,
Sein Genius Herrliches schafft.
So steht er gar mächtig auf steiler Höh',
Verkündend es laut: „L'empire c'est la paix!"

Die Künste von neuem sich heben,
Die Wissenschaft blüht neu empor,
Man sieht frisches Schaffen und Streben,
Der Handel kommt wieder in Flor.
Sein Frankreich wird stark — zu Lande, zur See,
Denn er spricht ja: „L'empire c'est la paix!"

Hiernächst kommt der Verfasser auf den Krieg in der Krim zu sprechen und sagt:

Und muthvoll erkämpfen die Braven,
Das Land sich — stets Zoll nur für Zoll.
Die Artill'rie, Jäger, Zuaven
Erstürmten dann Sewastopol.
Nun jubelte laut der Held Pélissier:
„Jetzt ziehen wir heim — l'empire c'est la paix!"

„Judith oder die Franzosen in Worms. Novelle von Luitpold Baumblatt" spielt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in welchem, wie der Verfasser es ausdrückt, Ludwig XIV., König von Frankreich, sich als Attila hervorthat, den er, mindestens an den Ufern des Rheinstroms, zu erreichen strebte und in der That erreichte. Die Stadt Speier mit ihrem herrlichen Kaiserdom war gefallen und nun wurde der Schwesterstadt Worms dasselbe Schicksal bereitet. Im October 1688 kamen die Franzosen unter Oberst Boisenell nach Worms und richteten sich als Herren des Platzes ein. Die nun folgende Zerstörung der Stadt Worms gibt den Hintergrund zu der Geschichte, wie ein französischer Offizier ein schönes Mädchen sieht und liebt. Obwol der Offizier Franzose ist und das Mädchen dem jüdischen Stamme angehört, so ist die Geschichte dieser Liebe doch eine echt deutsche, voll Qual, Zweifel, Zwiespalt und Treue, endend mit Entsagung. Der Verfasser hat, alle falsche ungehörige Zuthat, alle Uebertreibung verschmähend, eine Erzählung geliefert, welche man in bürgerlichen Kreisen des südlichen Deutschland vielleicht nicht ohne Interesse lesen wird.

Wilhelmine Johannsen, die Verfasserin der „Traubencur" hat bereits einige Kinderschriften veröffentlicht. Wie Referent von mehreren Seiten hört, wird die Verfasserin von einem richtigen Takt geleitet, indem sie sich an das Gemüthsleben der Kinder wendet; sie strebt danach, eine forcirte Kindlichkeit ebenso wol wie einen trockenen Lehrerton zu vermeiden: beides Fehler, durch welche den Kindern das ihnen Dargebotene ungenießbar gemacht wird. Mit dem oben angezeigten Buche geht die Verfasserin auf ein höherliegendes Gebiet; sie widmet nämlich ihr Gemälde, wie sie es nennt, „deutschen Frauen und Jungfrauen". Das ist ein kühnes Wort, nicht ohne Selbstgefühl gesprochen. Die Verfasserin wird es begreifen, wenn wir behaupten, daß die pädagogische Kraft der Erzählung nicht durch Negationen herzustellen sei; eine Erzählung, in welcher es von Anfang bis zum Ende höchst polizeimäßig, höchst loyal zugeht, ist deswegen noch nicht von pädagogischer Wirkung; ein Roman für deutsche Jungfrauen und Frauen ist deshalb noch nicht von pädagogischer Wirkung, weil alle Heirathsangelegenheiten mit Zustimmung der Aeltern und Verwandten, alle Hochzeiten nach dem recipirten Ritus gehalten werden, weil die Tugend der kindlichen Liebe, der Wohlthätigkeit, der Dankbarkeit, der allgemeinen Menschenliebe durch passende Beispiele empfohlen und das Ganze mit allerlei wissenswürdigen Notizen über Städte, Kirchen, Herrscherfamilien u. s. w. durchwebt ist; daß darin die pädagogische Kraft des Romans nicht liegt, welche der Autor doch beherrschen mußte, wenn er für „deutsche Frauen und Jungfrauen" zu schreiben sich rühmt, das scheint uns unwidersprechlich gewiß zu sein. Dies Streben nach Tugend wird in der Brust der Frau und der Jungfrau nicht durch Bücher wie Marmontel's „Contes moraux", nicht durch Exempel des Vortrefflichen geweckt und gekräftigt; die Vorschriften der Moral und der Polizei haben noch niemals einen Mann oder ein Weib zu derjenigen Höhe der Tugend geführt, welche allein den Menschen adelt; der Sinn für echte Tugend kann nur in demjenigen Menschen entbunden werden, dessen geistiges Leben frei wird, frei vom Wust ererbter Vorurtheile, nachgebeteter Halbwahrheiten und verschleierter Irrthümer, frei von der Macht der Gewohnheit, vom Einfluß des Alltäglichen, frei vom Urtheil der dummen, sich allein für geschickt haltenden Menge; diese Freiheit wirkt echte Begeisterung für tugendhaftes Leben, ohne diese Begeisterung ist Tugend undenkbar; ein Pädagog, welcher diesen Schwung in seinem Zöglinge nicht zu wecken versteht, ist niemals ein rechter. Die Verfasserin der „Traubencur" eröffnet deutschen Frauen und Jungfrauen, für die sie schreibt, keine tiefern Perspective, keine neuen Gesichtspunkte, keine höhern Aussichten, keinen neuen Einblick in das Leben und keinen großartigen Ueberblick über dasselbe, sie versucht nicht eine Verbindungslinie zu bezeichnen zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen jetzt und künftig, zwischen Erde und Himmel. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, wie sich doch in der That nur die allergewöhnlichste Ansicht, welche unsere Verfasserin eine junge Witwe aussprechen läßt, die im Begriff ist, sich zum zweiten male zu verheirathen, wenn sie in dieser Beziehung heißt: „Kein Schmerz dauert ewig, wenn man ihn nicht mit Eigensinn festhalten will, und ein aus reines Herz, wenn es auch noch so tief betrübt gewesen ist, kann für Freude wieder empfänglich werden." Ferner, wenn die Verfasserin eine Menge historischer Notizen über Städte, Burgen, Kirchen u. s. w. in ihr Buch flicht, so meinen wir, sie kennt das jungfräuliche Geschlecht unserer Tage sehr wenig, wenn sie annimmt, dergleichen Anmerkungen sollen den Fräulein angenehm sein: man überschlägt dergleichen und liest weiter, wo die Geschichte des Buchs sich wieder zu spinnt. Es scheint mir eine Art von schriftstellerischer Ironie zu sein, ein Buch mit Notizen zu füllen, welche in den Reisehandbüchern von Bädeker und Murray nicht vergebens gesucht werden. Trotz der gemachten Ausstellungen scheint die Verfasserin nicht ohne Talent für Jugendschriftstellerei zu sein; wenn ihr Ziel „für deutsche Frauen und Jungfrauen" zu hoch gegriffen ist, so ist die „Traubencur" doch für manche Leserin eine nicht schädliche und von der Verfasserin gewiß mit Wohlwollen dargespendete Gabe.

Die „Novellen" von Golo Raimund sind gut geschriebene Sachen, in welchen sich alle Anforderungen realisiren, die ein Leser, der sich unterhalten lassen will, an eine Erzählung macht. Der Verfasser stellt an seine Leser nicht den Anspruch einer besondern Vorbildung für seine Lectüre; er verlangt nicht eine intensive Aufmerksamkeit, um feinverwebten Fäden der Erzählung folgen zu können; er fordert nicht, daß der Leser dies und jenes Moment combinire und ahnend vervollständige, es ist alles fix und fertig, rund und nett gesagt und erzählt, was der Verfasser zu sagen und zu erzählen hatte. Und das alles ist in einer Sprache vorgetragen, welche einfach, natürlich, ganz den Gegenständen und Situationen angemessen ist. Wenn man in diesen Erzählungen niemals etwas überraschend Geistreiches findet, so findet man auch niemals etwas gegen das moralisch-bürgerlich-polizeiliche Gewissen darin, und das ist in einem Decennium, wo so viele innerlichst doch eigentlich sehr unmoralische Erzählungen geschrieben werden, ein charakterisirendes Zeichen. Referent meint, der Verfasser der obengenannten Novellen schreibe mehr für Frauen als für Männer, und die Novellen werden gewiß bei Frauen, welche zur Zerstreuung Romane lesen, ein Publikum finden.

„Der Augenblick des Glücks. Von F. W. Hackländer"

ietet eine unterhaltende Lectüre, besonders für diejenigen, welche sich für das Leben an Höfen interessiren. Es geht ein feiner satirischer Zug durch das ganze Buch und manche glückliche Combinationen erinnern an die neuern französischen Lustspieldichter, wie denn dies ganze Hackländer'sche Werkchen von dramatischer Bewegung ist. Leser, welche über diesem Lesen sich auch ihr Urtheil frei halten, werden die Bemerkung machen, daß man in dieser Erzählung auch einige Unwahrscheinlichkeiten gläubig hinzunehmen vom Verfasser eingeladen werde; z. B. wenn ein Hoffräulein ganz gegen seine Neigung sich, nur auf die Laune einer Prinzessin hin (nicht einmal einer regierenden Fürstin), einem ältern, von ihr gar nicht geliebten Cavalier als Verlobte öffentlich überliefern läßt, während ihr Herz einem andern Herrn gehört, so darf man das wol unwahrscheinlich oder, wenn man will, nicht ganz glücklich erfunden nennen. Ein sittliches Princip ist in diesem Buche nicht ausgesprochen, darum bringt es auch keine Erhebung hervor. Aber Hackländer kennt sein Publikum; verlangt ein unterhaltungsbedürftiger Leser Erhebung? „Der Augenblick des Glücks" ist der Kaiserin von Oesterreich gewidmet.

Die „Ausgewählten Novellen" von Ferdinand Kürnberger bewegen sich auf dem Gebiet der Wirklichkeit, aber das Gebiet der Poesie leuchtet in viele derselben hinüber. Diese Erzählungen machen den Eindruck reiner Ursprünglichkeit; Nachgeahmtes findet sich nicht darin. Es liegt denselben das Leben der Gegenwart zu Grunde; aber nirgends wird die banale Mittelmäßigkeit, nirgend die maßlose Absurdität, nirgends die bodenlose Verkehrtheit unserer Zustände auch nur entschuldigt; energisch und scharf weist der Verfasser auf das unwandelbar Wahre, auf das untastbar Gute in der Menschenbrust hin. Es ist eine durch und durch kräftige Speise, die Kürnberger seinen Gästen bietet, selbst die leichtern Sachen kommen mir vor, als spürte man darin die spielende Kraft. Derjenige, welcher dieser Ansicht beistimmt, wird gewiß nicht meinen, daß in der Erzählung „Ein Brautpaar in Polen" die Farben zu stark aufgetragen seien. Nach meiner Ansicht haben überall nur wenige Menschen eine Vorstellung von solchen exceptionellen Ereignissen wie das, daß eine Braut von ihrem Bräutigam als betrogen sich wähnt; es ist deshalb für den Autor etwas ganz Bedeutungsloses, wenn ein Leser etwa meint, diese Schilderung sei doch wol übertrieben. Ein Autor, namentlich wenn er Dichter ist, schreibt nicht, um von Hinz und Kunz gelobt zu werden; und in unserer blutarmen, weichlichen Zeit kann es leicht geschehen, daß das Kräftige mit dem Uebertriebenen verwechselt wird. Die Charaktere, welche Kürnberger uns vorführt, sind wirklich kernhafte Naturen; „Die Versuchungen der Armen", „Das große und das kleine Los", „Der Windfall", „Das Brautpaar in Polen", das sind Erzählungen, die, vermöge ihrer trefflichen Charakteristik nicht blos dem gewöhnlichen Leser, sondern auch dem Aesthetiker Interesse einflößen.

In „Graf d'Anethan d'Entragues" von George Hesekiel haben wir einen Roman vor uns, welcher in die Gattung der historischen gehört. Diese Art von Romanen findet seit Jahren besonders in Frankreich ein großes Publikum; die unglaublich detaillirte und umfangreiche Memoirenliteratur der Franzosen bietet den französischen Autoren noch für lange Zeit eine ergiebige Quelle. Die Franzosen behandeln ihre historischen Romane mit großer Freiheit: das eigentlich Historische ist hier meistens Nebensache, den Verfassern und dem Publikum ist die romanhafte Einkleidung und Zusammenstellung das Wichtigste, die eigentlich historische Charaktermalerei gilt ihnen erst in zweiter Linie; von einer ethisch motivirten Darstellung meinen sie fast nichts wissen zu wollen. Anders ist es bei andern Nationen. Ich erwähne namentlich die Schweden. Auch in der schwedischen Literatur gibt es historische Romane; die gediegensten sind geschrieben von dem Hauptmann Crusenstolpe und behandeln die Zeit der Königin Ulrike, das Leben König Gustav's III., die Schicksale und Thaten König Karl Johann's XIV. Diesem schwedischen Romanschriftsteller kam es vorherrschend auf Ermittelung und Feststellung von Thatsachen an, daher wurden seine Schriften von dem letztverstorbenen König von Schweden theils als regierungsfeindlich, theils als königsfeindlich angesehen und der Verfasser mußte durch lange und schwere Haft sein Unternehmen büßen. Auch in Deutschland werden historische Romane jetzt viel geschrieben und gelesen; der Büchermarkt bietet in dieser Richtung Bücher von verschiedenem Werth. Einige Autoren machen eine historische Persönlichkeit zum Mittelpunkt ihrer Erzählung; andere stellen eine fingirte Persönlichkeit auf, um welche sich die historischen Personen rangiren; die werthvollste Gattung des historischen Romans scheint mir diejenige zu sein, wo ein fester ethischer Grundgedanke das Centrum bildet, zu welchem alle Einzelheiten wie Radien in Beziehung stehen. „Graf d'Anethan d'Entragues" gehört zu derjenigen Gattung, wo eine fingirte Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet oder bilden soll; in diesem vorliegenden Roman ist diese Persönlichkeit ein geheimer Agent Fouché's und Talleyrand's und die Erzählung beginnt mit Bonaparte's Consulat und endet mit den Vorbereitungen zum russischen Feldzuge. Man dürfte nach dieser Angabe vermuthen, daß das Werk etwa sechs bis acht Bände umfassen müsse; und wenn der Verfasser sich einen größern Raum genommen hätte, so wäre es ohne Zweifel zum Vortheil seines Werks geschehen. Er hat aber die gedrängteste Darstellung vorgezogen und dadurch seine Aufgabe sich schwieriger gemacht. Es hat ihm nämlich nicht gelingen können, sein ungeheueres Material zu einem Ganzen zu concentriren; manches ist vereinzelt, manches unausgeführt geblieben, vieles nur andeutungsweise mitgetheilt; nicht jedes einzelne Moment ist in Zusammenhang mit dem Mittelpunkt gebracht. Dennoch ist das Werk eine angenehme Lectüre; nachdem man einige Kapitel gelesen hat, läßt man sich den oben bezeichneten Mangel gefallen und gibt sich den kräftigen Zügen der Erzählung willig hin. Man muß es anerkennen, daß der Verfasser gegebene historische Personen und Zustände mit voller Wahrheit darzustellen versteht; die innern Verhältnisse der Familie Bonaparte's, das Verhältniß der Brüder und Schwestern Bonaparte's zu einander; das Verhältniß dieser Familie zu den Mitgliedern der Familie Beauharnais, Josephine, Hortense und Eugène Beauharnais ist klar und scharf gefaßt; der Charakter des Cardinals Maury, die Visite der Könige bei Napoleon in Erfurt, die Intriguen Fouché's und Talleyrand's, der Charakter Schill's: das alles sind höchst gelungene Momente. Auch diejenigen Partien des Buchs, welche des Verfassers eigene Erfindung sind, müssen als gelungen bezeichnet werden. „Si non è vero, ben trovato" darf man bei jeder Scene sagen; das kleine Kapitel, betitelt: „Der Junker und sein Haus", worin eine altpreußische Offiziersfamilie aus dem Jahre 1809 geschildert wird, ist ein kleines Meisterstück.

Wenn wir oben von dem schwedischen Hauptmann Crusenstolpe erzählten, daß seine historischen Romane Tendenzschriften waren, oder vielmehr daß sie dafür angesehen wurden, so ist das Buch Hesekiel's nicht in dem gleichen Fall. Eine Tendenzschrift ist das Werk unsers Verfassers nicht; aber seine Ansicht spricht er aus, wo es am Platz ist. So ist einmal von dem Haß der Engländer gegen die Franzosen die Rede, und Hesekiel nennt diesen Haß einen Rassehaß, einen Haß des Instincts, einen Bulldoggenhaß. Auf diesen Bulldoggenhaß", sagt unser Verfasser, „basirte Pitt sein System, an diesem Haß scheiterten die liberalen Versuche der Fox und Sheridan, an diesem Haß stumpfte sich das Schwert Napoleon's. Jetzt scheint er todt zu sein, aber es gibt Scheintodte, die plötzlich auferstehen und dann erst recht gesund und kräftig weiter leben."

Ferner schreibt Hesekiel über das Unglück Preußens im Jahre 1806: „Es ist empörend, daß diejenigen, die damals nichts thaten, das Gericht, das über ein ganzes Volk gekommen war, als die Verschuldung eines Theils des Volks dar-

ſtellten, und zwar des Theils, der mit dem Schwert in der Hand unter Hunger und Kummer, Froſt und Elend ſelbſt da noch ſeine Pflicht that, als die Nichtsthuer meiſt ſchon überzeugt waren, daß Preußen aufhören werde zu exiſtiren. Das iſt empörend; aber das Empörendſte iſt es nicht: das iſt erſt das, daß dieſe Leute die Geſchichte gefälſcht haben bis auf unſere Zeit, daß noch heute die Feigheit und der Verrath der Junker von 1806 als Kampfruf gegen den Adel dienen muß, jetzt, wo man es lange weit beſſer weiß, was damals Preußen ſtürzte. Die Feldherren und Führer der preußiſchen Armee, welche die Fahnen zweimal ſiegreich bis Paris führten, es waren lauter Junker von 1806. Was von einzelnen Individuen von adelicher Geburt in jener furchtbaren Zeit gefehlt und geſündigt, man möge es tadeln ſo ſcharf und ſo derb, wie man es verantworten zu können meint, aber es iſt ſchändlich und verächtlich, damit noch immer — und es geſchieht faſt täglich noch — einen ganzen Stand verunglimpfen zu wollen. Bürgerliche, von muſikaliſchen Maurermeiſtern in Berlin an bis zu königlichen Cabinetsräthen hinauf, alle Dikaſterien der Beamtenwelt hindurch, könnte man genug anführen, um eine gewaltige Schar von Verräthern und Feiglingen daraus zu bilden; dem Adel iſt es nie eingefallen aus dieſen Individuen dem ganzen Bürgerſtande ein Verbrechen zu machen."

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß der Roman „Graf d'Anethan d'Entragues" Separatabdruck iſt aus der in Berlin erſcheinenden von Clemens Graf Pinto redigirten ſocialpolitiſchen Wochenſchrift „Berliner Revue". 10.

Reiſeliteratur.

1. Aus dem Weichſeldelta. Reiſeſkizzen von Louis Paſſarge. Mit einer Karte. Berlin, Decker. 1857. 8. 1 Thlr.

Je mehr man ſelbſt gereiſt iſt und der Reiſeliteratur deshalb auch ein ſpecielles Intereſſe abgewinnt, um ſo mehr wird man den Werth derartiger Bücher bemeſſen können. Gibt der Reiſende uns ſeine individuellen Eindrücke zum beſten, ſo verlangen wir, daß dieſelben mit dem Erlebten in Beziehung ſtehen und theils durch Witz, theils durch geiſtreiche Aperçus Anſpruch auf ein allgemeines Intereſſe haben. Sind die Schilderungen rein objectiv gehalten, ſo iſt es vor allen Dingen Klarheit der Darſtellung und Kunſt des Gruppirens, was derartigen Werken Werth verleiht und ſie auf eine höhere Stufe ſtellt, als auf die ordinärer Fabrikarbeiten.

Louis Paſſarge hat uns ein muſterhaftes Buch objectiver Darſtellung gegeben. Der Verfaſſer iſt eine liebenswürdige Natur, geiſtreich, ſehr gebildet, ein wenig zaghaft manchmal mit ſeiner Meinung, aber mit tüchtigen Kenntniſſen im Gebiet der Architektur und der Kunſtgeſchichte ausgerüſtet; er ſieht klar und erzählt friſch, lebendig und mit vieler Liebe; der Ernſt überwiegt den harmloſen, heitern Scherz; ein poetiſches Gemüth ſteht ihm immer zur Seite und erhöht das Intereſſe an den werthvollen Studien, die theils hiſtoriſch, theils kunſtgeſchichtlich, theils culturhiſtoriſch ſind. Das Einfachſte iſt intereſſant geſchildert und das Verwickeltſte klar zergliedert. Demjenigen, den die Weichſelgegend am wenigſten intereſſiren würde, flößt der Verfaſſer Vorliebe und Sympathie für ſein Vaterland ein: ſo gediegen iſt der Inhalt den er bietet, ſo belehrend iſt das was er ſchreibt, ſo intereſſant iſt das was er erzählt. Ich meinte den braven Gregorovius an der Weichſel zu ſehen, und dachte immer daran, wie dieſer liebenswürdige Schriftſteller von den Weiden und Steppen der Romagna, von den Eigenthümlichkeiten des Meeres, von den Banditen, den Städten und Inſeln Italiens gar nicht anders erzählen könnte, als Paſſarge von den Dünen und Deichen, von der Weichſel und ihrer Bosheit, von den Niederungen, den Küſten, Städten und Bauten in jenem proſaiſchen Norden. Alles lebt vor unſern Blicken auf, wenn man dieſe Seiten lieſt, und kein Danziger noch Dirſchauer kann ſein Land beſſer kennen, ſeine Eigenthümlichkeiten lebhafter empfinden, als der Leſer nach dem Leſen dieſes Buches es zu thun im Stande ſein wird. Das ſind einerſeits des Verfaſſers weite und gründliche Kenntniſſe, die ihm ſein Material vollſtändig beherrſchen laſſen, andererſeits ſein reiches und ſo kräftiges Erzählertalent, welches ſpielend und angenehm bildet.

Der erſte Abſchnitt dieſes vortrefflichen Buchs behandelt Dirſchau. Der Verfaſſer macht von dieſem trautigen Neſt eine herrliche Schilderung, denn es iſt heute einer der wichtigſten Punkte für Preußen, das Centrum des ganzen öſtlichen Eiſenbahnnetzes. Die dämoniſche Gewalt der Weichſel, die man dort ſeit Jahrhunderten zu überbrücken liebte, iſt meiſterhaft geſchildert, und der nun vollendete Bau der großen, impoſanten Eiſenbahnbrücke erſteht förmlich vor unſern Augen; man ſieht die koloſſalen Werkſtätten längs des Fluſſes, die Tauſende von rührigen Arbeitern, den prüfenden Ingenieur, die rieſigen Bogen der großartigen Brücke, welche ein ewiges Joch für die wilden Fluten bilden wird, die Schienen und Schwellen, die durchbrochenen Balkenlagen: ein plaſtiſches Bild ſteht vor uns da, würdig der Bewunderung ſeines Stoffs und ſeines Malers.

Danzig iſt der zweite Abſchnitt des Werks zugetheilt und zu einer intereſſanten, oft mit den ſinnigſten Abwechſelungen reichen Wanderung durch die alte Architektur der einſtigen Hanſeſtadt, die noch heute ihren zähen, trotzigen, niederländiſchen Charakter bewahrt hat, durch die Kirchen und ſonſtigen Bauwerke, macht uns Paſſarge mit dem Wichtigſten und der Geſchichte Danzigs bekannt. Die dazwiſchen eingeflochtenen Beſchreibungen der ſtädtiſchen Sitten und Eigenthümlichkeiten, auch das Porträt des genius loci, Rudolf Freitag's, welcher das alte Baudenkmal des Franciscanerkloſters den profanen Händen unſerer modernen Barbaren durch die ſtarrköpfigſte Manier entriß, die Darſtellung von der Dünenbildung und den Waſſerſenkungen, beleben gewiſſermaßen das ſtarre impoſante Architekturbild dieſer Stadt, einer der intereſſanteſten des ganzen deutſchen Nordens.

Die Kunſt der Malerei im dritten Abſchnitt, „Die Niederung", findet im Charakter der Niederunger ihre reichſte, natürlichſte Entfaltung. Der Verfaſſer entwirft ein Bild à la van Dyck; die Figuren ſind lebendig, ihr ganzer Charakter ſchillert förmlich aus den Farben heraus. Die Niederunger ſind aber auch ein Volk, welches zu beſchreiben einem Künſtler Vergnügen machen muß: zäh, ſtämmig und mit einer ſtarren Trotzigkeit an den alten Sitten feſthaltend, „Plattköpfe", wie der Verfaſſer ſagt, nordiſche Lazzaroni, die nicht zu arbeiten nöthig haben; Grundbeſitzer, die ihre Knechte wie die alten Slawen behandeln, rauh und ſtolz; Ehemänner, die ihre Frau im Hauſe ſind und in der Vollkraft ihrer Würde ihr „Geſinde" hüten und regieren, keinen Deut von den ſeit hundertjährigen Grundſätzen ablaſſen und die Reinheit ihrer Sitten bis zwiſchen die „Nichtenſchaft" hinein aufrechterhalten. Ein intereſſantes Bild entwirft der Verfaſſer von den Vorceremonien einer Hochzeit dieſes kräftigen ſtarren Volks.

„Wenn das «Schinkenſchneiden» zu einer ernſtlichen Werbung geführt hat, von dem Hauſe des Bräutigams auch eine leiſe Andeutung zu dem Hauſe der Braut gekommen und ſie nicht zurückgewieſen iſt, ſo ſattelt er an einem — nicht ſchönen Morgen, ſondern an einem — Dienstag oder Donnerstag (was mit euphemiſtiſch gleich das ganze künftige Schickſal des Bräutigams angedeutet zu ſein ſcheint) der Knecht einen Hengſt. Der Herr in ſeinem beſten Rocke beſteigt denſelben und reitet zu dem Hauſe der Braut. Dort empfängt ihn niemand. Er bindet ſelbſt das Pferd an, tritt hinein und wird weder, wenn er ſich entfernen will, zum längern Verweilen genöthigt, noch erhält er — was ſonſt ſofort geſchehen würde — Speiſe und Trank. Nach kurzem Zwiegeſpräch empfiehlt er ſich; niemand begleitet ihn über die Schwelle. Acht Tage ſpäter reitet er nochmals vor Liebchens Haus, nun wird er empfangen, ſein Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er ſelbſt tritt

bis zum Abend und wird trefflich bewirthet. Hiermit ist er in den Schoß der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung statt, zu welcher der Bräutigam erst mit dem schönsten Wagen, den prächtigsten Pferden, neuem Geschirr und in den besten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben diesem Wagen ihre Visiten. Bald folgt auch die Hochzeit."

Der letzte Abschnitt behandelt die Marienburg, dieses herrlichste Denkmal der deutschen Ordensritterzeit und schließt in einer würdigen Weise ein Werk ab, für welches dem Verfasser ebenso viel Lob als Dank gebührt.

---

2. Die Reise nach Juliusthal. Von T. Wittmaack, Verfasser der „Geschichte der Seelengefühle". Leipzig, Kollmann. 1857. 16. 1 Thlr.

Der Verfasser, wie er uns im Eingange mittheilt, ein Arzt aus Altona, ist nicht ohne Humor, aber er scheint vielfach gelernt zu sein und sucht häufig den von Heinrich Heine zu copiren. Die kleine Reise von Hamburg nach Harzburg und Juliusthal ist weiter nicht bedeutungsvoll für den Jünger Aesculaps gewesen, als daß sie ihm Gelegenheit zu einigen harmlosen Gedichten gab und zu einer Anzahl von metaphysischen und moralisirenden Reflexionen, die vorher vielleicht schon die Seele des sonst ganz interessanten Touristen gedrückt haben. Den ganzen Reisebeschreibung ist wenig da; es ist, als sei sie nur Mittel zum Zweck gewesen, um einige gute und viele schlechte Witze, einige artige und viele forcirte Gedanken loszulassen. Was der Verfasser Gutes sagt, geht nicht besonders tief, noch hoch, noch weit; nur daß er eine unserer Dichternaturen de providentiis ist, das ist das Tiefste, Höchste und Weiteste in seinem Büchelchen; auch beweist er dies durch allerlei Verslein, die er sogar im Eisenbahncoupé einer holden Schönheit, die seine Gefährtin der Reise war, irgendeiner Gräfin B . . . ., zu Ehren dichtet. Das Dichten geht flink, wie es de providentia immer geht, z. B.:

> Der Smaragd der grünen Tannen
> Hätt' gepasset gar zu gut
> Zu den blauen Liebesaugen u. s. w.

Wir schlagen vielleicht zwei Fliegen mit einem Schlage, wenn wir einen Satz citiren, um die Reflexionswuth, die Breite und die vernünftigen Gedanken des dichtenden Aesculap gegenüber unsern Lyrikern zu beweisen, wobei wir noch bemerken, daß Wittmaack keinen Commis leiden kann und ein Gespött darüber gemacht hat, daß sich einer dieser armen Leute auf dem Dampfboot langweilte: „Ueberhaupt ist Toleranz (er meinte eben, daß man gegen Commis auch tolerant sein müsse) eine der vorzüglichsten Seelenstützen, um gewisse Partien im Leben erträglich zu finden, so z. B. heutigen Tags da, wo die Stecklinge der lyrischen Poesie aufschießen. Die Juden sind fruchtbar, aber gegen unsere jetzigen Lyriker müssen sie zurückstehen. Ich möchte wissen, wodurch diese Minnesänger in Verlegenheit zu bringen wären; das dürfte selbst der Arzt nicht vermögen, wenn er mit vollem Angesicht über Schüttenfett leuchtet. Ach! wenn von dieser Geldschnittsangst nur nicht die Folge wäre, daß jetzt die kleinen Nachtigallen so traurig verstummten! . . . . Die Zeiten sind dahin, man will absolut keine Privilegien mehr, auch die des Genies nicht, die Stimmen sind für «Gewerbe»-Freiheit und die Nachtigallenaccorde sind von der gepreßten Zierde eleganter Einbände zum Schweigen gebracht. Also Toleranz! schalte sie dir, liebe Seele . . ." Also — Toleranz! Wittmaack ist auch ein Dichter!

---

3. Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. Von August Corrodi. Luzern, Kaiser. 1857. 8. 1 Thlr.

Schon nach der Lectüre der ersten Seiten ist man mit dem Verfasser vertraut und macht mit ihm gern die wildklüftige Tour von Appenzell über den Rigi, die Gotthardstraße, Lugano nach dem stolzen Mailand. Corrodi macht diesen Ausflug eben nicht als einer jener Touristen, die sich von vornherein vornehmen, alles was sie sehen und hören und alles was sie nicht sehen zu einem Buche zusammenzuschreiben, um damit die Welt zu beglücken; sondern er macht so wie jemand, der sich so recht auslabt zwischen dem Steingeklüft, der so recht gottvergnügt mit seinem Humor fortwandert und mit einer vollen, frischerquickten Seele sich dann hinsetzt, um von den Alpenfirnen an die bangende Gattin, Mutter oder wen sonst Liebes in der Heimat zu schreiben. Aus diesen Briefen, die wol ohne Absicht auf Druck und Veröffentlichung verfaßt sein mögen, spricht eine so üppige Seelenlust, ein so frischer Humor heraus, wie man selten heute in den Büchern und gar in Reisebeschreibungen findet. Nichts Gesuchtes, Manierirtes und forcirt Geistreiches, aber ein unverwüstlicher, freier Lebenssinn, eine Heiterkeit, die dem Leser frisch wie Alpenluft, oder, wie Corrodi sagen würde, „alpin" entgegenweht. Was er sieht und hört und denkt, was er erlebt und erräth, plaudert er mit einer Herzenslust heraus, daß einem ordentlich „heimelich" wird und nicht selten sind die Stellen, wo ein geistreicher Witz wie eine Petarde von Humor losplatzt. Diese sprudelnde lebenskräftige Heiterkeit, die süße Luft, welche so selten im Terminster deutscher Wandersmänner eingepackt ist, erstreckt sich bis auf die Wortbildungen, in denen Corrodi eine ganz bedeutende Ferce besitzt. Es klingt gar zu drollig, wenn man ihn sagen hört: ich benitt statt ich beneidete; trinkabel für trinkbar; Schumannite für Verehrer von Schumann'scher Musik. Man denkt dabei den Teufel an Meidinger und sündigt am liebsten mit; denn solche humoristische Arabesken, die lebhaft an Heinrich Heine's Bezeichnung seines Empfangs bei Rothschild mahnen, der sehr „familionairement" war, verfehlen ihre heitere Wirkung nicht, besonders wenn sie entfernt von der Absicht sind, damit das Ganze humoristisch zu spicken. Es scheinen vielmehr jene humoristischen Points zu sein, die wie Knoten dem Gewebe Festigkeit geben. Dieser Scherz und frohe Uebermuth des Verfassers ist um so wohlthuender, als sich darunter ein deutsches, biederes Herz verbirgt, und es gibt Stellen genug, wie z. B. die Sehnsucht nach den deutschen Tannen, die in Italien verschwinden, oder bei Gelegenheit der Wanderung durch den mailänder Dom, wo das am deutschen Vaterlande wie an einer kranken Geliebten hangende Herz sich in beredten Worten Luft macht.

4. Reiseskizzen. Von Ida von Düringsfeld. Dritter Band. — A. u. d. T.: Aus Dalmatien, nebst einem Prologe: Aus Kärnten. Mit Anmerkungen von Otto Freih. von Reinsberg-Düringsfeld. Prag, Bellmann. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Vor allem fällt bei diesem neuesten Buche der Frau von Düringsfeld auf, daß es gewissermaßen eine eheliche Compagniearbeit ist. Baronin Ida wußte nicht, wie sie uns selbst sagt, ob sie ein zehnbändiges Werk von interessanten Erlebnissen in Dalmatien, oder ob sie ein streng wissenschaftliches Buch über jenes Land schreiben sollte, bis ihr „Otto" sagte, sie möge erzählen und er wolle die Wissenschaft hintenanbinden, was denn auch in „Anmerkungen" aus des Herrn Barons Feder geschieht.

Es kann unsereinem, der kein Destillateur von Profession ist, wol sauer werden, das eigentlich Objective, Thatsächliche, Vernünftige möchte ich sagen, aus dem Werke herauszuziehen. Nicht als wäre so vieles darin unvernünftig, Gott bewahre! Es ist im Gegentheil alles so interessant, so geistvoll, so ausnehmend liebenswürdig, daß man gar nicht dazu kommen kann, sich einen Gedanken von dem Buche festzunehmen. Es ist ein Malheur, wenn man zu liebenswürdig ist, das sagte schon Frau von Staël. Wie die Baronin in Breslau gewohnt hat, wie sie ihre Möbel verauctionirte, um ohne Hindernisse

ins Land der Citronen zu gehen; wie sie „so verblüfft" war, als ein junger Mensch sich ein altes Schreibzeug „zum Andenken an sie" kaufte; wie sie angezogen war, welche Kleider sie besaß; wer alles ihr als berühmte Schriftstellerin die Cour machte, wen ihr Gemahl in jeder fremden Stadt „heranschleppte" von literarischen Geistern, um mit ihr genußreiche Stunden zu verleben; was sie mit dem Grafen Puh gesprochen und was der Graf von Puh von ihr gesagt; wie sie logirt, gegessen, getrunken, gesprochen und sich gelangweilt hat: genug, mit solchen nüchternen Geschichten einen großen Theil des Werks höchst interessant auszufüllen, das ist eine ganz außerordentliche Kunst. Aber die Verfasserin ist auch eine Schriftstellerin von Profession; alles was sie thut, hat literarisches Gewicht; alles was sie denkt, ist ein literarisches Memorial; alles was sie träumt, hat literarischen Zweck und immer wenn sie reist, ist es der Literatur wegen. „Ich hätte", schreibt sie, „auch gern nach Neapel gewollt; doch sogleich wieder ein Buch von Italien schreiben, nachdem ich deren schon drei geschrieben; es ging nicht gut." Um Gottes willen, dachte ich, wenn die Verfasserin noch das vierte Buch über Italien schreibt, dann bleibt für andere gar nichts übrig. Die Reise ging aber zum Glück, des Buchs wegen, nach Dalmatien; denn, schreibt sie wieder, „eine Reise machen, ohne eine Reise zu schreiben, das ging doch ganz und gar nicht".

In der oben schon angedeuteten, geistvollen und für jeden Leser anziehenden Weise verließ die fleißige Schriftstellerin Breslau, ging nach Wien, fand dies sehr interessant, weil sie einige literarische Geister fand, die ihre Freundschaft begehrten, blieb einige Zeit in Klagenfurt, und kam dann nach Triest, wo sie nichts gesehen hat und sehen wollte. Ende des ersten Theils. Fügen wir noch hinzu, daß sie ihre Mission, slawische und kärntensche Sagen, Volkslieder und Märchen zu sammeln, mit einer wahren literarischen Wuth hier auszurichten begann, und deren in Menge nebst Gedichten eigener Fabrik zum Erbauen der Kenner und zum Hochgenuß ihrer Verehrer niedergelegt hat. Der Eifer für diese Mission beseelt förmlich die edle Baronesse, besonders in Dalmatien. So steht sie einmal im fürchterlichsten Regen, als sie einen von Wasser triefenden Morlaken singen hört; sogleich wittert sie Volkslied, nimmt Blei und Papier und läßt von einer Magd unbemerkt niederschreiben, was der Morlake ohne Ahnung seiner literarischen Bedeutsamkeit vor sich hinbrummt. Im zweiten Theile oder vielmehr im ersten „Aus Dalmatien" verwebt die Verfasserin aufs Liebenswürdigste die Kenntnissen von jenem halbbarbarischen Lande mit den Ereignissen ihres dortigen Aufenthalts, wie das Essen schlecht war, wie ihr Gemahl Feuer machte, wie die Schriftsteller Dalmatiens ihr die Cour machen, wie die Morlaken leben, dichten und stehlen, wie der Scirocco und die Bora weht, wie .... wie interessant und geistreich dies alles geschrieben ist, das zu verrathen wäre unsererseits Indiscretion. Und wie die Verfasserin erzählt, o, das ist schon reizend! Man höre z. B. die Schilderung von Luigia's Kopf: „Ihr Kopf; ja, was that er denn, ihr Kopf? Ja, wenn ich es wüßte! Aber ich weiß es nicht. Ich habe mir meinen Kopf darüber zerbrochen, was Luigia's Kopf arbeitete, während ihre Finger Hüte machten; denn Luigia war eine kleine Modistin, machte Hüte für sich und für die Mutter und für alle Schwestern auch. Ebenso Kleider. Aber was that ihr Kopf? Nichts? Schwerlich! Es war nicht nur ein hübscher, sondern auch ein gescheidter Kopf" u. s. w. Vergessen wir nicht als eine der interessantesten Seiten die Kehrseite des Titels zu bezeichnen, wo sich die Verfasserin das Recht der Uebersetzung vorbehält. Frau von Reinsberg-Düringsfeld, die fast den letzten Roman in dem nun eingegangenen „Mousquetaire" von Alexandre Dumas geschrieben hatte, würde unserer Meinung nach auch sicherlich niemand finden, der die Schätze dieses Buchs zu würdigen verstände, oder der im Französischen so geistvoll und liebenswürdig wiedergeben könnte, was ihre Feder deutsch niedergeschrieben hat. Keine Schriftstellerin versteht wie die Verfasserin von „Schloß Gozzo von „Clotilde" u. s. w. so viel zu plaudern, ohne eigentlich etwas zu sagen; keine zählt so ehrlich ihre neuen Bekanntschaften her; keine entwirft schalkhaft ein so interessantes Bild von ihrem Gemahl und dessen Bemühungen, Schriftsteller und Verleger einzuladen; keine weiß aus einem harmlosen Gartengespräch bei Rührei und Schinken acht bis zehn Druckseiten niederzuschreiben und keine endlich ist so wenig gebildet von sich, so bescheiden, gemüthlich und weiblich, wie die unermüdliche Reisende, die der Himmel noch lange in Kräften erhalten möge.*)

---

5. Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Sage der. Von Julius Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegendes Buch hat im Grunde zwei verschiedene Grundtöne, einen literarhistorischen und einen erzählenden, ein Umstand der unserer Meinung nach dem Werke nicht zum Vortheil gereicht. Für jemand, der lebhafte Schilderungen erwartet, besonders wenn er sich an Rodenberg's „Pariser Bilderbuch" erinnert, würde dies Buch nur Enttäuschungen bieten, mindestens würde dergleichen erst nach vielem Suchen finden. Das erzählende Element ist so gering, das Erzählte so trocken, daß wir das auch Literar- und Culturhistorische des Buchs für das Hauptinteresse desselben halten. Der kleine Abriß der Geschichte von Wales und seiner Bewohner, die sich als Abkömmlinge der Trojaner und des Enkels von Aeneas betrachten, die Tradition, die vielfach aus ihren Namen leuchtet; die Skizze über die walisische Poesie und die alte privilegirte Barden daselbst, die Notenbeilagen zu walisischen Liedern, die Lieder selbst und einzelne Sittenschilderungen bieten manchem Interesse dar, ohne jedoch für vieles Uninteressante zu entschädigen. Auch rechnen wir zu diesem literarhistorischen Theil eine Sammlung von Märchen, sogenannten kymrischen Mabinogis; die gerade diese verpfuscht den ganzen Charakter des Buchs, weil eine lose Sammlung nüchterner, ganz gewöhnlicher Märchen, die mehr als ein Drittheil des ganzen Werks einnimmt. Die Vollständigkeit mag in einem dazu bestimmten Sammelwerk werthvoll sein, aber nicht in einem solchen Buche, in dem sie niemand suchen wird. Fünf bis sechs von ihnen hätten vollkommen genügt; aber Rodenberg bringt über hundert von diesen kleinen Feen- und Elfenmärchen, die schwerlich ein Leser für sehr interessant halten wird.

Ueberhaupt erkennen wir Julius Rodenberg in diesem Buche gar nicht wieder. Nichts von jener Frische, jener Lebendigkeit, witzigen Darstellung ist darin, die gerade seinem „Pariser Bilderbuch" Reize verlieh! Es ist von allem das Gegentheil da und man weiß nicht weshalb. Er macht doch, wie auch sein Buch lehrte, noch immer Gedichte und schmunzelte nicht schlecht, als der Schulmeister von Clanfairfechan in ihm einen „wandernden Barden" begrüßte. Wenn man nicht hier und da läse, daß er noch jung sei, daß er ganz liebliche Reime mache und daß er als Dichter reise, man würde den Verfasser dieses Buchs nie für einen Poeten halten, sondern für [illegible]

*) Unser Berichterstatter hat sich bei der Beurtheilung dieses Buchs sofort auf den Standpunkt ironischer Auffassung gestellt, und nicht schwerer, als aus der Ironie zu einer objectiv ernsten, trotz jeder Betrachtung den Weg wieder zurückzufinden. Es konnte uns nicht gefallen, seine Recension in eine andere Tonart umzuschreiben, aber der Gerechtigkeit wegen wollen wir doch bemerken, daß das Buch trotz von Düringsfeld so manche dankenswerthe Mittheilungen über die gegenwärtigen socialen, materiellen und geistigen Zustände des vom Touristen noch nicht sehr ausgebeuteten dalmatinischen Landes enthält. Die zahlreichen Anmerkungen des durch mehrere schätzbare Beiträge zur slawischen Literatur bekannten Freiherrn von Reinsberg sagt der Verfasser, gezia für die Literatur des Auslandes", sie seien „recht reichhaltige wissenschaftliche Excursionen zur Erläuterung und Belehrung". D. Red.

gravitätischen Touristen. Rodenberg erscheint darin wie ein alter Mann, der sich so leidlich noch über die liebe Jugend freut; fast gnädig herablassend läßt er manch frisches Stück Leben an sich vorübergehen und begrüßt es mit der Würde eines englischen Kapitäns der horse-guards. Ragt auch hin und wieder ein malerisches Landschaftsbild hinein in diese trockene Darstellung, so wird sie gleich todt und steril, wie alles was sie umgibt; kommt ja einmal der alte Rodenberg wieder hervor, wie er leicht und lebenswarm schreibt, so zieht er bald wieder sein Gesicht in wohlwollend-herablassende Mienen und spricht von dem Land und von den Leuten, als habe er nicht darinnen gelebt. Wir gestehen, daß solche Nüchternheit von uns gar nicht erwartet wurde und daß das Buch zehnmal, hundertmal mehr werth sein würde, wenn es lebhafter, frischer und weniger ceremoniös geschrieben wäre. Nur einmal gehorcht Rodenberg seinem Naturell mehr wie jener angenommenen „Gesetztheit", das ist bei Schilderung von „Sarah's Hochzeit". Dieses Leben und Rennen darin, dieses ganze Frauerobern ist so bunt und lebhaft geschildert, wie es Rodenberg durchgehends hätte thun sollen; alle seine ausführlichen Sittenschilderungen gehen nicht so weit und tief als jene von den absenderlichen Hochzeitsgebräuchen in dieser kleinen Skizze. Sie ist daher auch das einzige Kapitel, dem wir ein unbedingtes Lob ertheilen können, weil es uns das einzige zu sein scheint, welches der Verfasser mit Liebe und in lebhaftem Tone geschrieben hat. Denn in welcher Stimmung ein Autor sein Buch schreibt, das merkt der Leser sehr bald; es erwärmt ihn, wenn es mit Liebe, es verursacht ihm Frösteln, wenn es mit Unlust oder Anstrengung geschrieben ist.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Wohlthätigkeitsliteratur.

Drei Albums liegen uns vor, deren Ertrag zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist, von denen wir zuvörderst folgendes nennen:

1. Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte von einhundertsechsundzwanzig deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern diesem Zwecke gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.

Dieses Album ist bekanntlich durch die Bemühungen des gegenwärtig in Graz wohnhaften Karl von Holtei zu Stande gebracht worden, dessen persönlichen Beziehungen zu Meyerbeer man es auch verdankt, daß der Sammlung ein von letzterm eigens für diesen Zweck componirter Kanon beigegeben ist. Der Titel deutet den Zweck des Buchs an; sein Ertrag soll zu der Instandsetzung eines Gottesackers für die evangelische Gemeinde in Graz verwandt werden. Leider erfuhr man aus einem jüngst in Umlauf gesetzten und von dem Vorstand der evangelischen grazer Gemeinde unterzeichneten Rundschreiben, daß der bisher erzielte Absatz zwar die Kosten gedeckt, aber noch keinen irgend nennenswerthen Ueberschuß gewährt habe, daß, während in Steiermark nahe an 500 Exemplare verkauft wurden, in vielen deutschen Städten nicht einmal ein einziges Buch nur verlangt worden sei. Möchten die evangelischen Christen in Deutschland doch bedenken, daß es sich hierbei um die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen in Graz handelt, deren Gemeinde zu mittellos ist, um selbst nur die Kosten für den Ankauf eines Platzes zu einem eigenen Friedhof zu erschwingen! In reicher bunter Mischung enthält die Sammlung Beiträge von 126 Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern, deren Namen zum Theil zu den ersten und glänzendsten Deutschlands gehören. Unter den Beiträgen in Prosa machen wir namentlich auf die hier mitgetheilte, auf der Universität zu Berlin am 15. October 1856 gehaltene Festrede August Böckh's aufmerksam, vorzüglich aber auf die Mahnung, daß die deutschen Universitäten nur dann ihren innern Werth bewahren könnten, „indem sie die höhere Einheit des Wissens nicht gegen das enge Fachstudium und die Rücksicht auf den einzelnen Beruf, die freilich nicht fehlen darf, zurücktreten lassen, und das Ideale nicht gegen das Reale und Materielle". Luise Wächter erzählt in ihrer sehr anziehenden Mittheilung: „Ein Winter in Hyères", folgendes Curiosum: ein Directeur de Douanes aus einer nordfranzösischen Hafenstadt habe sie, als von Berlin die Rede war, gefragt: „N'est-ce pas, c'est du côté de Venise?" Der Lehrer von der besten Schule in Hyères habe geglaubt, daß der Sund mit dem Adriatischen Meere durch eine Straße verbunden sei und la mer baltique und la mer arctique seien immer für gleichbedeutend gehalten worden. Rennenswerth ist ferner der Aufsatz von Heinrich Zeise: „Die „Gräber zu Ottensen", wegen der darin enthaltenen Erinnerungen an Klopstock und seine Meta, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Bräunschweig, Schmidt von Lübeck, den Obersten Keller, an die Tausende von Hamburgern, welche Davoust im härtesten Winter erbarmungslos hinaustrieb und von denen 1183, Opfer ihrer Verzweiflung und ansteckender Seuchen, unter einer gemeinsamen Erdscholle ruhen. Unter den Beiträgen in Prosa erwähnen wir ferner noch die auf einem praktischen Moralsatz hinauslaufende Reiseerinnerung von W. Grimm: „Der Segen des Vaters und der Mutter", Kahlert's Mittheilung: „Die Lebensrettung", die einen eigenthümlichen Vorfall aus K. M. von Weber's Leben betrifft, Karl Scherzer's Skizzen aus seinem Aufenthalt in Mittelamerika, Feodor Wehl's „Flatternde Gedanken" und einen Besuch von Steinbüchel-Rheinwall auf dem Friedhofe bei Aspern. Unter den in dieser Sammlung vertretenen Dichtern nennen wir Eduard von Bauernfeld, Castelli, E. Geibel, Anastasius Grün, F. Hebbel, August Kahlert, C. G. von Leitner, Betty Paoli, Tschabuschnigg, J. N. Vogl und Holtei selbst als die bekanntesten; auch G. Kühne, M. J. Schleiden, der berühmte Naturforscher, Fr. Gerstäcker, letzterer mit einem sehr gläubigen Gedichte: „Für den Friedhof", und Karl Rosenkranz haben ihr Scherflein diesmal in Versen beigesteuert. Vorzugsweise Beachtung verdient wol der Beitrag des verstorbenen Joseph von Eichendorff, weil er ohne Zweifel zu den letzten poetischen Arbeiten des Dichters gehört. Er läßt darin in recht lustiger Weise einen deutschen Auswanderer seine Schicksale erzählen und mit dem Ausrufe beginnen:

> Europa, du falsche Creatur!
> Man quält sich ab mit der Cultur,
> Spannt vorn die Locomotive an,
> Gleich hängen sie hinten eine andere dran,
> Die eine schiebt vorwärts, die andre retour,
> So bleibt man stecken mit der ganzen Cultur u. s. w.

Gleich nach seiner Landung geräth er in die Gesellschaft einer deutschen Komödiantenbande; und er schließt:

> Und der Director thut alsbald
> Als Staberl mich engagiren,
> Um bei den Yankees im Urwald
> Die Bildung einzuführen.

Im übrigen verzichten wir auf die Detailkritik der poetischen Beiträge, weil wir der Meinung sind, daß einem wohlthätigen Zweck gegenüber der Kupferdreier des Aermsten mit dem Goldstück des Reichsten den gleichen Werth hat.

---

2. Johannes-Album. Dichtung und Prosa in Originalbeiträgen verschiedener Verfasser herausgegeben von Friedrich Müller. Chemnitz, Starke. 1857. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieses dem regierenden König von Sachsen Johann gewidmeten Albums, der Bürgermeister zu Chemnitz, Friedrich Müller, erklärt im Vorworte den Zweck, den er mit der Herausgabe verband. Am 26. August 1855 habe ein in Chemnitz in stiller Bescheidenheit lebender Privatmann „in einem Augenblicke, wo die Verehrung gegen den geliebten, um das Wohl seines Volkes so besorgten Königs sich besonders kund

zu geben Veranlassung fand, „eine Rettungsanstalt für verwahrloste oder der Gefahr der Verwahrlosung preisgegebene Kinder gegründet. Es sei beabsichtigt, auf einem eigenen geschlossenen Grundstückscomplexe nach und nach eine Anzahl kleiner Familienwohnungen zu erbauen, in diese zur Kindererziehung geeignete Familien aufzunehmen und diesen die verwahrlosten Kinder zur Bildung und Besserung zu übergeben, das Ganze aber durch eigene Aufsicht überwachen zu lassen. Es ist nun der Wunsch des Bürgermeisters Friedrich Müller, welchen der Gründer an die Spitze der mit der Verwaltung betrauten Männer gestellt hat, für diese Anstalt oder das Johanneum im Laufe der Zeit ein eigenes Kirchlein oder wenigstens eine Kapelle zu schaffen. Zur Erreichung dieses Wunsches hat er den „von andern mehrmals mit Erfolg betretenen" Weg der Herausgabe eines Albums gewählt, und die Worte einer auswärtigen Zeitschrift: „Es gibt keine Kunst, die immer gleich bereit und fertig stände, der leidenden Menschheit mit Rath und That unter allen nur möglichen Verhältnissen und Umständen zu Hülfe zu kommen als die Literatur", hätten sich herrlich bewährt, indem ihm von allen Seiten, von nah und fern, Beiträge zugeflossen seien. In der That ist der Inhalt des Buchs ein sehr reichhaltiger und mannichfaltiger. Poetische Beiträge lieferten, um nur die bekannteren Namen zu nennen (und durch eine möglichst lange Reihe glänzender Namen glauben die Herausgeber solcher Albums den Erfolg ihres Unternehmens am besten gesichert), unter anderm E. M. Arndt (dieser ein Gedicht „An den König von Sachsen"), Theodor Apel, Anastasius Grün, Adolf Böttger, Adolf Bube, J. F. Castelli, Deinhardstein, Ida von Düringsfeld, L. A. Frankl, E. Geibel, Amara George, Friedrich Halm, Julius Hammer, Moritz Heydrich, Moritz Horn, E. Kauffer, A. Kaufmann, J. Kerner, Hermann Lingg, Elfriede von Mühlenfels, Julius Rodenberg, O. Roquette, L. Schefer, F. Stolle, J. Sturm, J. N. Vogl, F. Wehl u. s. w. Unter den Beitragenden in Prosa befinden sich Amalie Alexandra, Prinzessin und Herzogin in Baiern, Amalie, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, C. Bursian, K. G. Carus, L. Choulant, Staatsminister von Falkenstein, K. Fortlage, Jakob Grimm, Heinrich Koenig, Geheimrath von Langenn, von Martius, F. von Raumer, L. Reichenbach, Karl Ritter, von Schubert, J. Sturm, Konstantin Tischendorf, Varnhagen von Ense und andere, deren Namen ebenfalls einen guten Klang haben und deren Mittheilungen schätzbar sind. So theilt Johannes Gustav Klemm, Sohn des Hofraths und Culturhistorikers Gustav Klemm, interessante Reiseberichte unter der Ueberschrift: „Aus Venezuela", A. Ziegler Erinnerungen aus einer Reise in Schweden, der Director des historischen Museums in Dresden, K. C. Kraukling, allerlei Reliquien, meist freilich Kleinigkeiten von berühmten Männern und Frauen, darunter von Goethe, Herder, Gleim, Pestalozzi, Jean Paul, dem Dichter Schubart mit und gedenkt dabei auch der „inhaltreichen und sehr interessanten" Selbstbiographie der Dichterin Helmine von Chézy, „welche nach einer vorhergegangenen Durchsicht und anerkennenden Prüfung Varnhagen's von Ense ihre Nichte Bertha Bornträger zur Herausgabe vorbereitet", und deren Druck, wie wir hinzufügen können, bereits in vollem Gange ist. Von besonderm Interesse unter den von Kraukling mitgetheilten Reliquien sind die von dem Naturforscher Grafen J. C. von Hoffmannsegg, in dessen literarischem Nachlaß, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, sich auch eine von Kennern als trefflich gepriesene noch ungedruckte italienische Uebersetzung von Schiller's „Braut von Messina" befindet. Von seinen hier mitgetheilten nachgelassenen Xenien führen wir folgende zwei an:

Eine einzige Handlung beraubt dich des Zutrauns der Menschen,
Viele reichen kaum hin, daß du es wiedergewinnst.

Und:

Einige Opfer der menschlichen Thorheit verlangt unerbittlich
Nemesis stets. Sieh zu, deren nicht eines zu sein!

Manche beherzigenswerthe Winke gibt der ehemalige dresdener Geheime Archivrath Tittmann in seinem Aufsatz: „Gellert und Klopstock", und Emil Müller eine dankenswerthe literarhistorische Skizze über Rabener. Doch scheint uns Müller die Verdienste Rabener's fast zu gering anzuschlagen. Er bemerkt zwar mit Recht, daß Rabener nur das Unverfänglichste angegriffen habe, daß sich bei ihm nirgends ein Zug jener tiefen Melancholie finde, „wie er allen großen wahren Humoristen und Satirikern eigen sein muß, die aus innerster Ueberzeugung die Mängel und Gebrechen der Gesellschaft angreifen". Indeß hat Rabener auch sehr viel dazu beigetragen, gewissen höchst lächerlichen Formen deutscher Pedanterie ein Ende zu machen, und daß er das Richtige, wenn auch in beschränkter Sphäre, getroffen, beweist das für unsere Generation freilich auffällige Aufsehen, welche seine Satiren machten. Man muß ihn eben vom Standpunkt seiner Zeit, nicht von dem der unsern auffassen und beurtheilen. Von Saphir, dem es wol ähnlich wie Rabener gehen wird, befindet sich in diesem Album eine humoristische Vorlesung: „Einige Zukunftsfragen an die Naturforscher im Paradiese", worin man auf folgenden, gewiß drolligen Gedanken stößt: „Wenn Sie sich überzeugen wollen, ob die Mehrzahl der Menschen gescheidt oder dumm ist, belieben Sie gefälligst folgenden Versuch zu machen: Gehen Sie hinter einem Haufen Menschen her, und rufen Sie vor sich hin: «Sie gescheidter Mann!» Es wird sich kein Mensch umsehen; rufen Sie aber aus: «Sie dummer Kerl!» Da werden Sie sehen, wie viele sich umschauen werden."

---

3. Album lyrischer Originalien. Aus Deutschland, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz. Zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein-Tunnel Verunglückten herausgegeben von Friedrich Oser. Mit einem Titelbilde nach Julius Schnorr von Karolsfeld und einer Musikbeilage von Wilhelm Speyer. Basel, Schweighauser. 1858. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Herausgeber dieses Albums, Friedrich Oser, ist Pfarrer in Waldenburg, Canton Basellandschaft, und glaubte für die Hinterlassenen der durch die bekannte Katastrophe im Hauenstein-Tunnel Verunglückten etwas thun zu müssen. Auch er griff zu dem in einzelnen, wenn auch gewiß nur sehr seltenen Fällen mit gutem Erfolg gekrönten Mittel, ein Album zu veranstalten. Niemand kann prompter und bereitwilliger sein, als unsere lyrischen Mannschaften, die sich auf den Trommelruf jedes neuen Führers alsbald in Colonnen formiren. Auch dem Pfarrer Oser flossen Beiträge von allen Ecken und Enden zu. Außer Deutschland und Oesterreich leisteten ihm auch die Schweiz und das Elsaß zahlreiche Contingente, und dieser Umstand ist es, welcher sein Album von den beiden andern oben angezeigten besonders unterscheidet. Es sind nicht blos Nationalschweizer in ihm repräsentirt, wie die beiden Fröhlich, Hagenbach, Konrad Meyer, Balthasar Reber, J. J. Reithard, F. Oser u. s. w., sondern auch aus dem Auslande Zugezogene wie Ludwig Eckardt, German Männer u. a., ja wir begegnen unter ihnen einem geborenen Franzosen, dem Pariser Louis Constantin Lieutaud, welcher gegenwärtig als Privatlehrer der französischen Sprache in Bern lebt und die Bearbeitung einer Sage aus den Pyrenäen: „Die gelbgelbe Fliege", in gewandten deutschen Versen beigesteuert hat. Unter den elsässischen Dichtern begegnet man den beiden Brüdern Parmentier, von denen der jüngere, seit dem April 1857 mit der berühmten Violinvirtuosin Therese Milanollo vermählt, als Adjutant des Generals Niel den Feldzug von Bomarsund und mit seinem ältern Bruder auch die Belagerung von Sewastopol mitmachte. Mehrere einer Gedichte, z. B. das „An eine Blume auf dem Schlachtfelde von Malachoff", erinnern an den Krimfeldzug. Unter den Dichtern aus Deutschland und Oesterreich begegnen wir manchem sehr geachteten Namen. Dankenswerth sind auch die beigegebenen biographischen Notizen, aus denen wir z. B. erfahren, daß der pseudonyme

Dichter Robert Waldmüller, dessen Talent Beachtung gefunden hat und verdient, Charles Edouard Duboc heißt, von väterlicher Seite normannischen Ursprungs und 1822 zu Hamburg geboren ist. Auf eine Detailkritik des Buchs können wir uns auch hier nicht einlassen. Es scheint — um ein schon weiter oben gebrauchtes Gleichniß zu variiren — nicht schicklich, das Scherflein, welches eine arme Witwe in die Armenbüchse warf, wegen seines geringen Metallgehalts zu bespötteln, oder die Perlenschnur, welche eine vornehme Person vom Halse löste und einer Schar Bedürftiger zuwarf, wegen ihrer Façon loben zu preisen, und wir müssen annehmen, daß es allen Dichtern, welche zu einem Wohlthätigkeitsalbum beitragen, nur um den edeln Zweck, nicht um Ehre und Lob zu thun ist.

H. M.

Notiz.

Oehlenschläger's „Aladdin" in englischer Uebersetzung.

Eine englische Uebersetzung von Oehlenschläger's „Aladdin", die unter dem Titel erschien: „Aladdin; or the wonderful Lamp. A dramatic Poem in two Parts. By *Adam Oehlenschläger*. Translated by *Theodore Martin*" gibt der „Literary Gazette" zu folgender Bemerkung Anlaß: „Bei uns in England spricht man so viel von Shakspeare, aber es scheint, als ob es unsern deutschen Vettern besser gelungen ist, wenigstens ein großes Geheimniß seiner Kunst sich anzueignen, das Geheimniß, Humor und Pathos, Tragödie und Posse zu verweben und so die Wirkungen beider zu steigern." Doch kennt diese Mischung von tragischen und komischen Contrasten, die man übrigens nirgends in so greller Gegeneinanderstellung findet als bei manchen neuern englischen Romanschriftstellern, besonders bei Dickens, bei uns nur literarischer Hautgout zu sein; das gebildete Publikum besitzt, wie es scheint, gegenwärtig für diese allerdings echt humoristische Mischung von Gegensätzen gerade nicht viel Empfänglichkeit, obschon die burlesken Hanswurst- und Kasperleintermezzos, wie sie früher auch in den ernsthaftesten Stücken gebräuchlich waren, und auf Puppentheatern noch sind, ein ursprünglich im deutschen Volke vorhandenes symbolisches Verhältniß zu dieser den Contrasten im wirklichen Leben so sehr entsprechenden Mischgattung deutlich genug bezeugen. Der englische Berichterstatter der „Literary Gazette" ist überhaupt ein großer Verehrer der deutschen Romantik; er sagt z. B.: „Der Uebersetzer ist ganz und gar durchtränkt mit jener wunderlichen und launigen Phantasie, welche sowol einen tiefen Einblick in die mysteriösen Abgründe des Gemüths der Männer — und auch der Frauen — verbunden ist als daraus entspringt und die Schriften der großen deutschen Romantiker beseelt." Er führt dann fort: „Kunst ist für alle, und die ist die höchste, welche den Cultivirten und Uncultivirten der deutschen Schule eigen ist. Sie appellirt an die Gefühle der allgemeinen Menschheit; und deshalb halten wir sie für ein heilsames Gegenmittel gegen den zu verfeinerten, sowol sensualen als aristokratischen Geschmack, um so zu sagen, welcher allein bei uns in Gunst steht." Die Uebersetzung wird sehr gerühmt. „Es ist kein Zweifel", sagt der Berichterstatter, daß Martin's edle Uebertragung des frühesten und glücklichsten Erzeugnisses Oehlenschläger's in weiten Kreisen gelesen und bewundert werden wird. Seine vollständige Meisterschaft über unser der Sprache des Originals so nahe verwandtes, gutes halbsächsisches Angelsächsisches und die glückliche Furchtlosigkeit, womit er in den Geschmack seines Autors eindringt und das Erhabene mit dem Grotesken mischt, befähigen ihn in hohem Grade zu seiner Aufgabe." Oehlenschläger's „Aladdin" ist ein dramatisirtes Märchen, und so möge hier noch folgende Bemerkung angeführt sein, welche wir bei anderer Gelegenheit in derselben Zeitschrift lasen: „Die Länge der deutschen Dichtungen steht mit ihrem Verdienst gewöhnlich in umgekehrtem Verhältniß. Unsere Nation kommt den Deutschen gleich oder nähert sich ihnen auch nur in ihren Märchen oder kurzen Erzählungen von übernatürlichem Gepräge. Man verdoppele die Länge der Märchen, fülle sie mit menschlichen Personen und menschlichen Angelegenheiten, nenne sie nun Novellen, und man wird Compositionen haben, die in ihrer Art immer noch alles übertreffen, was Frankreich und England aufzuweisen haben. Aber man dehne diese Gattung noch weiter zu einem Roman oder einer Erzählung aus, und ach, welcher traurige Ocean unendlicher Plattheiten; welcher Mangel an Handlung, Charakteristik und allem erdenklichen Interesse!"

H. M.

Bibliographie.

Carion, F., Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Catull's Gedichte übersetzt von L. Stromberg. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Dusenschön, H., Huusknechten-Drievwark. En Rymels to'n Pläseer. Altena, Verlags-Bureau. 1857. 8. 2 Ngr.

Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung von einem katholischen Geistlichen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fürst, J., Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. 2te, durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. Br. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Geyer, H., Die christlichen Dienstboten und Dienstleute, ihre Stellung und Dienstpflichten, dargestellt im Lichte der zehn Gebote Gottes. Berlin, Heinicke. 8. 10 Ngr.

Geyser, G. W., Geschichte der Malerei in Leipzig von frühester Zeit bis zu dem Jahre 1813. Nebst alphabetischem Künstlerverzeichniss. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 25 Ngr.

Heyse, P., Neue Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Müller, F., Siebenbürgische Sagen, gesammelt und mitgetheilt. Kronstadt. 1857. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Ngr.

Ring, M., Der Geheimrath. Ein Lebensbild. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.

Schalk. Illustrirte Wochenschrift. 1ster Jahrgang. 1858. 52 Nummern. Berlin, Behrend. Hoch 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Schuster, L., Herbstblüten. Gedichte. Leipzig, Wengler. 16. 12 Ngr.

Waldau, A., Blätter und Blüten im Winde. Dichtungen. Brür, Friede. 1857. 16. 16 Ngr.

Wessely, F., Berlins historische Erinnerungen, Merkwürdigkeiten und Volkssagen. Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen. Berlin, Litfaß. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Hartmann, A., Ueber die kirchlichen Zustände in Indien. Augsburg, Schmid. 8. 2 Ngr.

Der Kredit des ländlichen Grundbesitzes in den östlichen Provinzen. Vom praktischen Standpunkte. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Ngr.

Petersen, F., Sind Aufruhr und Meineid im Dänischen oder im Schleswig-Holsteinischen Feldlager zu suchen? Sendschreiben an den Bischof Thomander zu Lund in Schweden, veranlaßt durch dessen Vota auf dem skandinavischen Kirchentage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Waitz, T., Zur Frage über die Vereinfachung des Gymnasialunterrichtes, zunächst in Kurhessen. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Gebührende Zurückweisung der ungebührlichen Misdeutungen des Herrn Dr. Hermann Alexander Müller in seinen Irrlehren über plastische Denkmale in Bremen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1857. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1857 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Vierundsechzigster bis sechsundsechzigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter anderm nachstehende wichtige Artikel:

Gesenius, Gesner von *Eckstein;* Gesetz, Gesetzbücher, Geständniss, Gewährleistung, Gewalt, Gewissheit (juristisch) von *Heimbach;* Gesetzrolle von *Harbrücker;* Gesicht oder Gesichtssinn (physiologisch), Gesicht (facies), Gesichtserscheinung, Gicht von *Theile;* Gesicht und Gesichtssinn (psychologisch und physiognomisch), Gesinnung, Gespenst, Gespräch, Gewalt (sprachlich), Gewohnheit von *Scheidler;* Gesinde, Gespilde und Gespilderecht, Gewissensehe, Gewissensvertretung von *Emminghaus;* Gespinnstpflanzen, Gewerbspflanzen, Gewürzpflanzen von *Garcke;* Gesser-Khân von *Schott;* Conrad Gessner, Salomon Gessner, Geyler von Kaisersberg von *Escher;* Gesta, Gesta Romanorum von *Zacher,* Gestüt, Gestütkunde, Gestütwissenschaft von *Dieterichs;* Geten von *Müllenhoff;* Getreide, Getreidehandel, Getreidepolitik etc. von *Garcke, Hasemann* und *Löbe;* Geusen von *Brandes;* Gevatter, Gewerbe, Gewissen von *Hasemann;* Gewächshaus von *Löbe;* Gewehr, Gewehrfabrik, Gibraltar von *Bær;* Gewere von *Stobbe;* Gewicht, Gewitter von *Weiske;* Gewissener, Gichtel und Gichtelianer von *Lipsius;* Gewissheit (philosophisch) von *Weisse;* Gewölbe (in der Baukunst) von *Stabel;* Gewohnheitsrecht von *Wirk;* Ghaznewiden von *Nöldeke;* Ghazzali von *Schmölders;* Ghika von *Strambery;* Ghisi von *Hopf;* Gibbon von *Röse;* Gibellinen von *Brandes.*

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Bürgschaft.

Eine germanistische Abhandlung

von **Dr. Victor Platner.**

8. Geh. 24 Ngr.

Diese durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Monographie behandelt die wichtige und echt germanische Rechtsinstitution der Bürgschaft. Sie ist einerseits ein schätzenswerther Beitrag zur germanistischen Forschung und Rechtswissenschaft, hat aber auch andererseits durch die fortwährende Bezugnahme auf das römische Recht und dessen spätere Gestaltung das Verdienst, daß sie den schwierigen Gegenstand für das praktisch-juristische Bedürfniß wesentlich erläutert. Die Schrift wird daher nicht nur den Freunden der deutschen Rechtswissenschaft, sondern auch den praktischen Juristen und denen, welche diesen Gegenstand auf dem Gebiete unserer neuesten Gesetzgebung zu fördern haben, willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von **Karl Maria Kertbeny.**

Mit einem Vorwort von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste vollständige Uebersetzung des ungarischen Nationaldichters, der in seinem Vaterlande bereits einen großen und wohlverdienten Ruhm genoß, bevor man in Deutschland seinen Werth einigermaßen schätzte. Das deutsche Publikum hat hier Gelegenheit, die höchst bedeutenden und originellen Dichtungen Petöfi's kennen zu lernen, und das der Uebersetzung beigefügte „Lebensbild" Petöfi's befördert sowol die Kenntniß der ungarischen Literatur überhaupt als speciell die des Dichters. Als besondere Empfehlung für diese Uebertragung ist noch zu erwähnen, daß Friedrich Bodenstedt, ohne den Eigenthümlichkeiten des Dichters irgendwie nahe zu treten, die Uebersetzung revidirt und mit einem, den Werth Petöfi's sehr anerkennenden Vorwort bei dem deutschen Publikum eingeführt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Seit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt hat dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern viele neue Freunde gewonnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten fünf Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (I.—III. Band geheftet jeder 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.; IV. und V. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 20 Ngr., elegant gebunden 3 Thlr. 2 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 18. Februar 1858.

Inhalt: Dorfgeschichte und Weltgeschichte in novellistischer Einkleidung. Von Hermann Marggraff. — Der österreichische Feldmarschallieutenant Bianchi. Von Karl Gustav von Berneck. — Aus den Bergen, aus den Wäldern. Von Emanuel Raulf. — Zur Faust-Literatur. — Brandrupp, Der räthselhafte Gast. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Dorfgeschichte und Weltgeschichte in novellistischer Einkleidung.

1. Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erster Band. — A. u. d. T.: Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Zwei Erzählungen. Erster Theil. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. 8. 2 Thlr.
2. Graf Mirabeau. Von Theodor Mundt. Vier Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Ein stiller Winkel in Thüringen und das gewaltige Frankreich, das Städtchen Luckenbach und das gigantische Paris, der Holders-Fritz und der Graf Mirabeau, ein gemüthliches Liebesgeschichtchen und eine welterschütternde Revolution, eine Versammlung klatschhafter Basen, welche den guten Ruf einer Nachbarin zu Grunde richten, und eine französische Nationalversammlung, welche über die Geschicke Frankreichs abstimmt, eine wüste Wirthshausschlägerei und ein Sturm auf die Bastille — kann es grellere Contraste geben? Diese Gegensätze aber werden in Otto Ludwig's „Heiterethei" und in Theodor Mundt's „Graf Mirabeau" repräsentirt, und nicht ohne Absicht haben wir beide Producte, wie der Leser auch gleich vermuthet haben wird, hier nebeneinander gestellt, um so den qualitativen Unterschied zwischen Dorfgeschichte und historischem Roman (obschon das Mundt'sche Werk, wie wir gleich hier vorläufig bemerken wollen, nur bedingt den historischen Romanen zugezählt werden kann) und das specifische Gewicht einer jeden der beiden Gattungen am besten bestimmen und an schlagenden Beispielen nachweisen zu können.

Zuerst die Dorfgeschichte! Schon der alte Rabener machte in der Vorrede zu seinen „Satiren" die richtige Bemerkung:

> Es ist vielen unter unsern Deutschen sehr gewöhnlich, daß ihr Witz langsam und spät erwacht; erwacht er aber auch einmal, so sind sie bis zum Ekel witzig. Der Beifall, den einige anakreontische Oden verdienten, machte das halbe Land anakreontisch. Man sang von Wein und Liebe, man tändelte bei Wein und Liebe, und die Leser gähnten bei Wein und Liebe.

So kann man heutzutage sagen, daß der Beifall, den einige Dorfgeschichten verdienten, das halbe Land dorfgeschichtlich gemacht habe. Man schreibt Dorfgeschichten, man tändelt mit Dorfgeschichten, und die Leser gähnen bei Dorfgeschichten. Wenigstens fangen sie bereits an zu gähnen, seit der Reiz des Neuen vorüber ist. Das Publikum steht mit etwas verdrossenen Mienen vor dem dorfgeschichtlichen Guckkasten und ruft nach einem „andern Bild". Dieses neu sich kund gebende Bedürfniß begriffen auch diejenigen, welche in neuester Zeit den Commis- und Kaufmannsroman mit Erfolg cultivirten, die Poesie aus der Atmosphäre der Kuh- und Schafställe in die Atmosphäre der Herings- und Talgfässer verlegten und damit nur neue Gerüche einführten.

Im ganzen ist es nur ein Wechsel der Odeurs, nachdem das Publikum der parfümirten Boudoir- und Salonnovellistik ein und für allemal überdrüßig geworden war. Einige sagen, die Dorfgeschichte sei aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Romanliteratur von dem steifen Zwange der Salongesetze zu befreien und sie wieder auf den Boden ungebundener Natur und Leidenschaft zu stellen. Dagegen sagen die andern, die Sitte sei nirgends so ungebunden als unter den höhern Ständen, und nirgends so gebunden als unter dem Landvolke. Beides ist richtig. Das Landvolk hängt viel mehr an Traditionen und Althergebrachtem als die höhern und gebildeten Stände, deren Lebensgewohnheiten dem ewigen Wechsel unterworfen sind. Auf der andern Seite muß aber unter den höhern Ständen die jeweilige äußere Façon aufs pünktlichste und mit möglichster Verleugnung des Individuellen beobachtet und jede leidenschaftliche Regung im geselligen Verkehr zurückgehalten und unterdrückt werden. Die Heuchelei, die Lüge ist gestattet, aber kein Verstoß gegen die conventionelle Umgangsregel. Man kann gegen das höchste Moralgesetz sündigen, wenn dabei nur der äußere Anstand beobachtet wird, ja, die Sünde in graziöser Form kann hier für interessant gelten; aber ein Verbrechen ist es, sich lächerlich zu machen und Unkenntniß des vorgeschriebenen Gesellschaftsceremoniells darzulegen. Die Sitten des Landvolks bewegen sich viel mehr im ausgefahrenen Gleise des Hergebrachten, aber zu diesem Hergebrachten gehört auch die Aeußerung

von Kraft und Leidenschaft. Man muß ein richtiger Kerl sein, um sein Ansehen zu behaupten; man darf im Falle eines Conflicts kein Blatt vor den Mund nehmen, man muß nöthigenfalls den Gegner die Kraft und Schwere seines Arms fühlen lassen. So geht auch die Liebe, wie die Feindschaft, direct auf ihr Ziel los. Zartere Gefühle sind diesem Geschlecht fremd, oder sie nehmen einen kräftig leidenschaftlichen, sinnlichen Ausdruck an. Sentimentale Motive, wie sie ihnen von so manchen Dorfnovellisten untergelegt werden, kennen sie nicht. Ein richtiger Bauer wird leider über ein gefallenes Stück Vieh meist einen herbern Schmerz empfinden als über den Tod einer ihm nahestehenden Person. Versinkt er in Liederlichkeit und dadurch in Noth, so bleibt an ihm vom Menschen nicht viel mehr übrig. Mit äußerstem Trotz hält der Bauer auf sein wirkliches oder vermeintliches Recht; er ist streit- und proceßsüchtig, und er wird bei dem Vorkommen eines Streitfalls kein Mittel für unerlaubt halten, seinem Gegner zu schaden. Er ist hart gegen seinen Nächsten und wird ihn mitleidslos verkommen sehen; dagegen mag bei großen elementarischen Unglücksfällen wol seine Menschenliebe augenblicklich erwachen, er wird seinen Arm bei dem Rettungswerke aufs äußerste anspannen, vielleicht sein Leben mit keckem Muth einsetzen. Aber mit der Gefahr wird auch die leidenschaftliche Aufwallung meist vorüber sein; hat er mit der Kraft seines Arms das Seinige gethan, so wird er in seinen alten Egoismus wieder zurücksinken, doch auch auf Dankbarkeit weiter keinen Anspruch machen. Vom Geben und Spenden aus seinem Beutel ist der Bauer im allgemeinen kein Freund; er wird aber auch nicht leicht verlangen, daß man ihm ohne Gegenleistung gebe und spende; er ist zu stolz zum feinen wie zum groben Betteln. Von abstracten Freiheitstheorien und höherm Patriotismus weiß der Bauer nichts, nur sein Eigenthum, sein altväterliches Recht will er respectirt wissen und dies wird er vorkommendenfalls mit Blut und Leben vertheidigen. Daher kümmert ihn auch der auswärtige Feind wenig, solange er außerhalb seiner Hufe tobt; wenn er sich aber bei ihm in Einquartierung legt und seine Hühner und Gänse stiehlt, so wird er den Tag segnen, wo er auf den Vaterlandsfeind, der ihm nun ein persönlicher geworden ist, mit der Kolbe dreinschlagen kann. Wie exclusiv der Adel auch sein mag, so ist der Bauer noch exclusiver; er verachtet meist alle andern Stände und hält sich von ihnen fern. Besonders haßt er den Städter und alles fahrende Volk. Wissen, Kunst und Gelehrsamkeit sind ihm verächtliche Dinge. Der reiche Bauer heirathet nur in aristokratische Bauernfamilien. Die Gemeinde, der er angehört, ist ihm eine abgeschlossene Welt; daher auch die vielen Grenzstreitigkeiten. Wir dürfen uns Glück dazu wünschen, in Deutschland keine Bauernrepubliken zu haben, wie sie die Schweiz hat; denn der bäuerliche Gemeindedespotismus ist die schlimmste aller Arten des Despotismus und stempelt jeden zu einem Heimatlosen, der nicht Gemeindemitglied ist und dann oft von Gemeinde zu Gemeinde hin- und hergeschoben wird wie ein gehetztes Thier. Dieser Sondergeist, diese egoistische Hartnäckigkeit zeigen in einzelnen Landstrichen eine gemäßigtere Form an, nehmen, im ganzen aber sind sie dem Landvolke überhaupt mehr oder weniger eigen, wie dies auch durch die Geschichte eines wirklichen Mannes aus dem Bauernstande, des Schweizers Ulrich Bräker, dessen Schriften E. von Bülow 1852 unter dem Titel „Der arme Mann im Tockenburg" herausgab, vollständig bestätigt wird. Da hier Urboden für charaktervolle Darstellung ist, wer will es leugnen? Und daß man ihn weidlich beackert hat, wer wollte dies nicht erklärlich finden? Nur gegen die einfachen Entstellungen des bäuerlichen Charakters und die eingetretene Ueberproduction auf diesem Gebiete muß man Protest einlegen.

Zu der Vorliebe für Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben kommt bei denen, welche es nur von der vortheilhaften Seite auffassen, noch ein von ihnen kaum eingestandenes Motiv, welches mit einer Lieblingsneigung unserer Zeit zusammenhängt. Der rechte Bauer weiß trefflich zu erwerben, seine Producte zu den höchsten Preisen loszuschlagen, jeden sich ihm bietenden Handelsvortheil aufs klügste wahrzunehmen und das Erworbene und Ersparte trefflich zusammenzuhalten. Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit gehören zu den Tugenden des deutschen Bauern. Vor diesem Erwerbsinn und Egoismus hat man nun in unsern Tagen einen gewaltigen Respect, und da ersterer sich häufig in den verwerflichsten Ausartungen und Schwindeleien zeigt, so hat einer Anzahl von Schriftstellern scheinen wollen, als sei es ihre Pflicht, der Welt an Musterbeispielen zu zeigen, wie man erwerben solle ohne zu schwindeln. Der Bauer, der es sich sauer werden läßt, der Kaufmann, der mit Producten handelt und nicht mit Scheinkäufen und Papieren schwindelt, mußten zu diesem Zwecke Modelle stehen. Das alte goldene Sprüchlein: „Ora et labora" wird dabei nur auf das „Labora!" eingeschränkt. Das Beten wäre ja auch wol nur unnütze Zeitverschwendung. Von einer idealern Weihe, von einer Verwendung des Gewinnstes zur Erreichung höherer geistiger Zwecke ist dabei überall nicht viel die Rede; im Gegensatz Philanthropie im höhern Sinne, Vaterland, Freiheit, Kunst, Literatur, Wissen und Wissenschaft spielen in dieser Gattung der Literatur meist eine sehr klägliche Rolle oder werden gänzlich ignorirt, oft sogar lächerlich gemacht. Insofern gehen die Erzählungen dieses Genre ganz Hand in Hand mit der materiell-reactionären Strömung unserer Tage. Wir wollen damit nicht einen directen Vorwurf aussprechen, wir führen dies nur als ein charakteristisches Kennzeichen der ganzen Gattung an. Die Bauern, Schulzen, Landwirthe und Handelsherren erwerben ausschließlich für sich, ihre Familien, ihre Kinder, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Sie sind die solidesten Staatsbürger, die es geben kann; sie sparen zusammen, sie machen keine Schulden, sie bezahlen pünktlich ihre Rechnungen und Abgaben; sie begehen keine Excesse; sie murren nicht; sie sind weder kalt noch warm

ußer wo es ihr eigenes specielles Interesse betrifft; sie stehen uf der höchsten Höhe des Indifferentismus in politischen ie in religiösen Angelegenheiten. Staat und Kirche nd für sie gleichgültige Dinge, insofern sie durch sie ur nicht genirt und für besondere Opfer in Anspruch enommen werden. Sie sind moralisch, weil sie nicht geradezu unmoralisch sind. Kunstwerke, gesellige Zuammenkünfte höherer Art, Zeitschriften und Bücher xistiren für sie nicht, unter den letztern selbst die nicht, n denen sie als die Idealtypen unserer Zeit gefeiert werden. Alle jene hohen geistigen Güter und Gesichtspunkte, womit der Fleiß und das Genie unserer großen Denker nd Dichter die Nation ausgerüstet haben, sind abgethaner Firlefanz. Und warum nicht? Schreit doch alle Welt nach Realismus. „Schrei bis du berstest, Schurke!" möchte man mit Deveroux in „Wallenstein's Tod" ausrufen. Und es ist möglich, daß dieses Bersten noch früher eintritt, als wir selbst jetzt ahnen.

Auch in den beiden Erzählungen „Die Heiterethei" und „Aus dem Regen in die Traufe", welche Otto Ludwig in dem vorliegenden ersten Bande seiner „Thüringer Naturen" zusammengestellt hat, stößt man nirgends auf einen die Seele erhebenden und erweiternden Durchblick auf höhere und allgemeinere Verhältnisse. Kirche, Schule, Vaterland, Gesellschaft, Geschichte, Wissenschaft, Fortbewegung des Menschengeistes — alle diese Dinge fallen auch nicht an einem einzigen Punkte in den Kreis dieser Erzählungen. Alle tiefern und räthselhaften Fragen, worüber der menschliche Geist seit Jahrtausenden gebrütet hat, stören den Verfasser nicht. Der Inhalt der ersten Erzählung ist einfach der, daß der Holders-Fritz sich aus einem etwas wilden Leben durch sich selbst rettet und ein ordentlicher arbeitsamer Büttner wird, und daß es ihm hierauf gelingt, einer eigensinnigen, übermüthigen Dirne, der Tagelöhnerin Heiterethei, das unwirsche Köpfchen zurecht zu setzen, sodaß wir am Schlusse die gegründete Hoffnung haben, daß beide ein gutes Ehepaar abgeben und durch Fleiß und Sparsamkeit etwas vor sich bringen werden. Ohne Zweifel eine sehr löbliche, aber nicht gerade sehr erhabene und poetische Tendenz, und dazu zu einer übermäßig gedehnten Erzählung im Umfange von nicht weniger als 400 Seiten ausgesponnen! Shakspeare brauchte nicht mehr als etwa ein Drittel desselben Raums, um in diesem Umfange seine gewaltigen Tragödien, einen „Lear", einen „Macbeth", einen „Hamlet", einen „Richard III." mit ihren menschheitbewegenden Fragen und Katastrophen zum Abschluß zu bringen.

Die Erzählung „Die Heiterethei" spielt in einem thüringischen Landstädtchen, dessen Einwohner halb Handwerker, halb Gärtner und Landleute sind, während die Frauen sich fast ganz der Acker- und Gartenwirthschaft widmen. Bis S. 44 handelt es sich im Grunde nur um die Fortbewegung eines Karrens. Die Heiterethei, so von ihrem heitern, eigentlich aber doch mehr übermüthig trotzigem und etwas melancholisch gefärbten Charakter so genannt, obschon sie eigentlich Annedorle heißt, schiebt den Karren vor sich her, als er plötzlich in einer „Pfütze" sitzen bleibt. Der Weber „spuckte in die Hände" (S. 26), nochmals „spuckt' er in die Hände" (S. 28), auch der Schmied „spuckte in die Hände", aber nur so „beiläufig, als wär's nur um den Gebrauch nicht zu umgehen" (S. 29), wie auch später einmal der Adamslieb „wichtig ausspuckt". Die Männer, selbst der Schmied, bemühen sich vergebens, den Karren aus der Pfütze zu heben; sie ernten nur Schande ein, während es der Heiterethei, wenn auch mit Anstrengung gelingt, den Karren aus dem Schmuz zu bringen. Später begegnet sie mit ihrem Karren dem wilden Holders-Fritz in Gesellschaft gleich wüster Burschen. Der Holders-Fritz macht sich den Spaß, sich vor den Karren zu stellen und ihn aufzuhalten. Sie gerathen in Wortwechsel und die Heiterethei hält ihm eine lange moralische Vorlesung, die er ruhig mit anhört: „Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hättest, du könntest vielleicht noch einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eierschalen am Schnabel hängen hat." Und weiter: „Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Kappen, so gibst du sie; bezahl' mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz, so machst du größere Sprünge wie der Spitz, wenn's heißt, das ist ein geschickter Hund!" Man erkennt bald, daß sich die beiden im Herzen zugethan sind, sowenig sie selbst es noch wissen, und daß der Verfasser sie dazu ausersehen hat, ein Paar zu werden, trotz der Grobheiten, die sie sich zuschleudern. Zugleich ist der ökonomische Sinn der Heiterethei in dieser Strafrede genugsam angedeutet, denn was sie an dem Holders-Fritz besonders auszusetzen hat, ist seine Gewohnheit, für seine lustigen Zechbrüder das Bier zu bezahlen. Zuletzt ruft sie: „Mach' du nur Augen wie du willst, ich fürcht' mich schon lange nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun laßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!" Damit hebt sie den Schiebkarren, „und vorwärts ging's durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseite sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf". Noch aus der Ferne hört man aber die Heiterethei rufen: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!" Sehr zart und liebenswürdig ist, wie man sieht, diese Heiterethei gerade nicht, und man muß sich alle Mühe geben, um ein Goethe'sches Clärchen oder Gretchen zu vergessen, wenn man an dieser überderben Person Geschmack finden soll.

Natürlich wird der Holders-Fritz von seinen Kumpanen verhöhnt, daß er sich von einem Mädchen so übel mitspielen lassen mußte, und so kommt es später zu einer Wirthshausschlägerei, die uns in folgender etwas wunderlichen Weise geschildert wird:

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabacksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen,

die nur möglich. Welches ſterbliche Auge hätte beſtimmen mögen, was zuſammengehörte? Mit überraſchender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwiſchen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeſcheuchte Vögel (!) darüber hin. Wunderbar war die gegenſeitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäuſten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüſchel ſich um fremde Finger ſchlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend unterſuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da doch eine hohle Stelle ſich finde, oder was eine menſchliche Naſe auszuhalten im Stande ſei.

Der Holders-Fritz bleibt Sieger in der wüſten Nacht. Zugleich aber fühlt er Reue über ſein Treiben, Abſcheu vor ſich ſelbſt. „In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie ſein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, ſtatt Staubes und Tabacksrauchs, Ekel, wüſter, öder, grenzenloſer Ekel.“ Damit wir es kurz machen: der Holders-Fritz geht in ſich und beſſert ſich; er wird ein fleißiger und geſchickter Arbeiter; ja, er wird ſo ſtolz auf ſein Handwerk, die Büttnerei, daß er folgendergeſtalt darüber reflectirt:

Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding das ſteht auf ſich ſelber da, ſo rund, ſo glatt und ſo feſt, und man kann ſeine Freud' daran ſehen, wie's gefügt iſt, daß man keine Fuge ſieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuſter das Schönſt', was ſie machen? Der Kerl, der hernachen darin ſteckt, iſt er häßlich, ſo verſchimpfirt er das Werk, iſt er ſchön, ſo denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wiſſen, wie ein Schreiber an ſeiner Arbeit könnt' ſeine Freud' haben, oder ein Kaufmann; denn die Thaler, die er erwirbt, die hat er nicht ſelber gemacht. Dem Muſikanten ſeine Sach', die iſt vollends in die Luft geblaſen.

Das klingt ſo verlockend, daß man gleich Büttner werden möchte, ſelbſt wenn man zufällig Schreiber oder gar Dorfgeſchichtenſchreiber wäre.

Der Holders-Fritz iſt nun geläutert und reif genug, um die Heiterethei ehelichen zu können; er wird fortan für ſeine Zechbrüder gewiß keinen Krug Bier mehr bezahlen und durch ſeine Freigebigkeit der Heiterethei kein Aergerniß mehr geben. Leider iſt dieſe ein trotziges Ding, und da man ihr eingeredet hat, der Holders-Fritz lauere ihr wegen des frühern Vorfalls auf, und ſie ihn einmal in der Finſterniß auf dem Ulrichsſteg trifft, drängt ſie den auf eine ſolche Begegnung nicht Gefaßten, der in ganz anderer als gewaltthätiger Abſicht auf ſie wartet, mit ihrem verhängnißvollen Schiebkarren in raſchem Anlauf in den Zehntbach, daß die Wellen über ihm zuſammenſchlagen: „Um ſeine Bruſt ringelt ſich preſſend eine ungeheuere grüne Schlange; über ſeine Augen legt ſich ein dunkelrothes Tuch. Er ſchnappt nach Luft und zieht ein kaltes, ſchweres, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefſte Bruſt, das er nicht wieder herauszuſtoßen vermag“ u. ſ. w. Er wäre auch wirklich ertrunken, wenn nicht Inſtinct und Todesangſt ihm Kraft gegeben, ſich aus der Flut emporzuarbeiten. Dieſe Heiterethei iſt, wie man ſieht, eine ganz verteufelte Perſon, und es gehört gewiß einiger Muth und Entſchluß von ſeiten des Holders-Fritz dazu, ſie zu ehelichen, wozu es am Ende doch kommt. Freilich erſt, nachdem er ihr den vertrackten Kopf einmal durch eine ordentliche Moralpredigt zurechtgeſetzt hat. Er ſpricht zu ihr:

Ich will dir ſagen, was du biſt: ein albernes Ding biſt du, das ſelber nicht weiß, was es will. Das da meinſt nu iſt's was Rechts, wenn du nur immer was anders biſt als andere Leut'. Armuth iſt keine Schand', wenn man ſie nicht ſelber hat verſchuld't, aber ſie iſt auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machſt. ... Das iſt Vernunft, da einer ſucht die Welt zu verſtehn und was er darin ſelber und ſoll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. ... Das was die Vernünftigern von uns meinen, das ſollen wir nicht achten. Aber wir ſollen's auch nicht zu ſehr achten, denn die Vernünftigen ſind noch nicht die Vernunft ſelber. Man muß nix darauf geben, was ſie überhaupt ſagen, ſondern darauf was ſie ſagen thäten, wenn ſie unſere Sach' ſo könnten, wie ſie ſelber. Darum müſſen wir eben ſelbſt vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Beſſeres anſehen, er mag ſich gebärden und ſagen was er will. Du meinſt, das iſt was Rechts, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackſt, aber an dir ſelbſt hackſt du nicht und wenn du in deinem Unkraut thät'ſt erſticken u. ſ. w.

Das ſind zum Theil ganz treffliche Gedanken, natürlich in dem etwas abſonderlichen Dorfgeſchichtenſtil ausgedrückt und im Grunde doch nur die eigenen Reflexionen des Verfaſſers, nicht aber Reflexionen, wie man ſie bei dieſes Standes anzutreffen gewohnt iſt. Indeß müſſen wir doch zugeben, daß dieſer überhaupt ſtark reflectirende Büttner uns im ganzen menſchlich wahrer aufgefaßt zu ſein ſcheint als die unwirſche, auch auf ihre Körperlichkeit trotzende, allzu ſehr ins realiſtiſche Gewicht fallende Heiterethei, die uns daher eine wirkliche Theilnahme kaum abgewinnt.

An einzelnen Tiefblicken in das menſchliche Herz fehlt es der Erzählung nicht, auch nicht an einzelnen ſchönen Schilderungen, zu denen wir die eigenthümlich eine nahe Kataſtrophe ahnungsvoll vorbereitende Beſchreibung des nächtlichen Waldgangs der Heiterethei nach ihrem Attentat auf den Holders-Fritz und die erſte Liebesbegegnung und Liebeserklärung zwiſchen beiden rechnen. Sie ſtehen jedes auf einer andern Seite eines Zaunes, Fritz, kaum von einem Wundfieber wiederhergeſtellt, hält das Kind ihrer Schweſter, das die Heiterethei vertreten auf dem Arme:

Sie will ihm das Kind vom Arme reißen. Da ſieht des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umfinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefſtes Herz ſchlägt in Mitleid auf und Liebe, aber der Gedanke: wenn es jemand ſähe! beherrſcht ihr Aeußeres. Es war gut, daß der Zaun zwiſchen ihnen ſtand, ſonſt wäre ſie mit umgeſunken. In einem Arm hat ſie das Kind, den andern ſtützt ſie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von deſſen wilden Reschen ſchaut wie ein Symbol ihrer Neigung zwiſchen beiden und zittert mit Athem beider.

Die hier und da hervortretende Energie in den Schilderungen darf uns jedoch nicht darüber täuſchen, daß an ihnen mehr der Verſtand, ja ein raffinirter, und der Scharfſinn, als das urſprüngliche Anſchauungsvermögen und die Phantaſie gearbeitet haben. Von jener einfachen unreflectirten Naturwahrheit wie von jener ungeſuchten Anmuth ſelbſt in der Schilderung mächtiger Leidenſchaft

ten und Naturereignisse, wodurch Goethe's „Werther" — um nicht bis auf den unsterblichen Homer zurückzugehen — noch bis auf den heutigen Tag in der deutschen Literatur unübertroffen dasteht, ist in der „Heiterethei" keine Rede. Manches ist schrecklich gesucht und gekünstelt; so die Beschreibung der Heiterethei selbst:

Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um Kinn und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichts gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, sowie der Druck aufhörte, einer rothen dunklern Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und Erröthen der Kraft.

Wir wollen mit dem Verfasser über seinen Geschmack nicht rechten; wenn er eine „goldbraune" Gesichtsfarbe für schön hält, so ist das seine Sache. Die „weißen Druckflecken" spielen überhaupt in dieser Erzählung eine bedeutende Rolle. Einmal jagt auf den Backen der Heiterethei „ein weißer Druckflecken den andern", ein andermal ablaßt sogar der Heiterethei der ganze Arm, während die Menschen im Augenblicke des Zorns oder Schreckens sonst doch nur im Gesicht blaß zu werden pflegen. Dann heißt es wieder: „So strotzte jede Fiber an ihr von Kraft", und der kleine Schneider fühlt einmal „die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihm zugewandten Seite". Es liegt in solchen Beschreibungen ein sinnliches Raffinement, an dem Geschmack zu finden nur Zeiten eigen ist, welche sich von der gesunden Natur verirrt und in die künstlichen Gelüste einer krankhaften Hypercivilisation verloren haben. An den verdorbensten Höfen führte man im vorigen Jahrhundert unschuldige Schäferspiele auf, heutzutage schreibt und liest man Dorfgeschichten. Der Unterschied ist, dünkt uns, kein irgend nennenswerther.

Wie gesucht ist folgende Schilderung einer lauen Sommernacht:

Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Leben treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im schnellen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Specht, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt; die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Damen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln abstummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange u. s. w.

Welch ein Vergleich: „schwarze Ohren" der Nacht, welche von dem „spitzigen Gesange" der Grillen „durchstochen" werden! Was würden wir sagen, wenn wir solchen bei Lohenstein oder Hoffmann von Hoffmannswaldau anträfen? Ueberhaupt leistet der Verfasser Unglaubliches in falschen und gesuchten Gleichnissen, auch in komischen. So sagt einmal die Heiterethei: „Wenn's nur ein drei Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, da sollt' der Schloßthurm gekocht werden und man brauchte einen Topf dazu." Die würdige „Morzenschmidin" wird mit einer „rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr" verglichen, „an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte". Damit wäre es schon mehr als genug, aber der Vergleich wird noch weiter ausgeführt: „Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten." Die „kleine Baderin aus der Weidengasse", heißt es S. 115, „besteht blos aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen eingewickelt", und als die geistige Wiedergeburt in der Heiterethei beginnt, sagt der Verfasser: „Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit schwächern Linien die beabsichtigten Umgestaltungen angedeutet sind." Wer, der natürlich fühlt, geräth bei der Schilderung geistiger Vorgänge auf den Vergleich mit „topographischen Plänen"? Von dem provinziellen Jargon, in welchem sich die Personen unterhalten, wollen wir gar nicht sprechen, aber das Publikum wird sich gewöhnen müssen, für „Arbeit" fortan „Aerbet" zu sagen, Spitznamen wie „Schlenkerlesjörg" sehr komisch zu finden und für Ausdrücke wie „Stubenehren", „Meste", „duchsich", „getült" u. s. w. ein Idiotikon zu Rathe zu ziehen. Wozu hat der Aesthetiker Vischer vor dem „fühlbaren Erdgeschmack" und dem „schweren Bodensatz des Stoffartigen" in Romanen gewarnt? Wozu gibt es überhaupt so unbequeme Gesellen wie Aesthetiker und Kritiker? Die Musikanten blasen „ihre Sach'" in die Luft und die Aesthetiker auch!

Aber trotz der dürftigen Verhältnisse, in denen sie sich bewegt, und trotz der durch Kunst und Raffinement erzielten Roheit in der Ausführung ist die Erzählung von der Heiterethei und dem Holders-Fritz doch wenigstens in der Anlage bedeutend zu nennen. Das darin vorgehende Drama gewährt jedenfalls ein nicht gewöhnliches Interesse: ein Drama zwischen zwei von Kraft und Feuer sprudelnden Personen, die sich in eigenartiger Weise bald abstoßen, bald anziehen und erst zur Vereinigung gelangen, nachdem sie einander alles mögliche Leid zugefügt und sich gerade dadurch zur Selbsterkenntniß und Reinigung durchgerungen haben. Minder bedeutend angelegt, aber gerundeter in der Ausführung ist die zweite kleinere Erzählung: „Aus dem Regen in die Traufe", die jenes Hauchs von Humoristik nicht entbehrt, wodurch allein solche Genrebilder aus dem Kleinleben des Volks erträglich und genießbar werden. Der kleine zwerghafte Schneider, der sich einbildet, ein rechter Held zu sein und alle Mädels in sich verliebt oder vor sich zittern zu machen und der nach einer Frau von gehörigem Körpervolumen speculirt; die Frau Bügel, seine Mutter, die ihn unter der Fuchtel hält; die „Schwarze", die er als sein Ideal von corpulentem Frauenzimmer zu seiner Braut erhebt und die durch ihr martialisches, alles von oberst zu unterst kehrendes Auftreten selbst die Frau Bügel in Schrecken setzt, bis diese durch das Anschauen einer solchen Uebertreibung ihres eigenen Wesens sich zur Sanftmuth bekehrt; die herzige schüchterne Sannel, die den

kleinen Mann im Stillen lieb hat und zum Schluſſe ſeine glückliche Frau wird: das ſind ſämmtlich trefflich erfundene und gezeichnete Figuren und dabei von echt deutſchem Gepräge. An Wirkung würde freilich auch dieſe Erzählung gewonnen haben, wenn ſie weniger in die Breite ausgeſponnen wäre. Auch vermißt man an ihr jenen bedeutſamen Hintergrund, jenes Durchleuchten einer höhern idealen Welt, jene Werthſteigerung des Rohmaterials durch eingeflochtene gewichtige oder lyriſch-ſchwunghafte Gedanken, wodurch die Kleinmalereien Jean Paul's für die Dürftigkeit der darin behandelten Lebensverhältniſſe Erſatz bieten.

Wenn nun die künſtleriſche Bedeutung dieſer wie der meiſten Dorfgeſchichten im ganzen nur eine ſehr geringe iſt, ſo ſind ſie doch als Beiträge zur „Naturgeſchichte des Volks" und als Schilderungen provinzieller Eigenthümlichkeiten von einigem Werth. Dieſer aber würde noch unbeſtrittener ſein, wenn ſie von Männern aus dem Volke ſelbſt und nicht von Schriftſtellern verfaßt wären, die von je oder doch ſeit Decennien in ganz andern Kreiſen als in eigentlichen Volkskreiſen leben, ſich zum Volk nur wie vornehme Herren herablaſſen und ſich nur auf künſtlichem Wege in ſeine Begriffsſphäre zu verſetzen vermögend ſind. Entweder idealiſiren unſere Dorfnoveliſten das Volk, wodurch zwar die Kunſt gewinnt, der Wahrheit aber empfindlicher Abbruch gethan wird, oder ſie ſtellen es in allen ſeinen Roheiten dar, wodurch der Majeſtät der Kunſt Schaden zugefügt und den Geſetzen der Schönheit wie den Errungenſchaften der höhern Bildung offener Krieg erklärt wird. Beide Klippen ſind in Erzählungen dieſer Gattung ſchwer zu umgehen. Aber ſelbſt die Naturwahrheit, die hier und da erreicht zu ſein ſcheint, iſt zweifelhaften Werthes, da an ihr mehr das Raffinement als die Unmittelbarkeit naiver Auffaſſung Antheil hat, und wir beſorgen ſehr, daß wenn die Luckenbacher ſelbſt die Ludwig'ſchen Erzählungen leſen ſollten, ſie ſich ſchwerlich in dieſem Bilde wiedererkennen und die Tendenzen des Verfaſſers kaum verſtehen würden, namentlich die jedes eigentlich erheiternde und erhebende poetiſche Element abweiſende allzubeſchränkte Hausmoral. Das Volk hält es freilich ganz in der Ordnung, daß man zwar arbeite und zuſammenſcharre, ſich aber auch von Zeit zu Zeit zur nothwendigen Erholung einen guten Tag mache und etwas daraufgehen laſſe. Es liebt Geſelligkeit, Munterkeit und muntere Burſchen, und hält die für ſeine Feinde und für pietiſtiſche Schleicher, welche es in ſeinen Vergnügungen beſchränken wollen.

Im ganzen kann man es nur bedauern, daß Otto Ludwig aus dem Lager der dramatiſchen Production zur Fahne der Dorfnoveliſtik übergelaufen iſt. Dorfnovellen haben wir im Ueberfluß, aber wir haben Mangel an guten und wirkſamen dramatiſchen Productionen, und man muß die Jämmerlichkeit des einheimiſchen Bühnenweſens nur bedauern, wenn es nicht im Stande war, ein dramatiſches Talent wie Ludwig feſtzuhalten und Nutzen von ihm zu ziehen. Auch ſein „Erbförſter" leidet wol an einer zu raffinirten Berechnung, die ſelbſt den blinden täppiſchen Zufall zu einem dramatiſchen Factor erhebt, und an zu advocatiſcher und dialektiſcher Durchführung, aber die Charaktere im „Erbförſter" (die weiblichen ausgenommen) ſind energiſch und wahr gezeichnet, die Sprache voll dramatiſcher Schlagkraft, der Gang der Handlung lebendig, die Situationen, um einen Chamiſſo'ſchen Lieblingsausdruck zu brauchen, „packend". Wir glauben dieſes dramatiſche Talent auch in den vorliegenden Erzählungen durch das Grau des breiten epiſchen Vortrags oft blitzartig hindurchleuchten zu ſehen.

In welche ganz andere Verhältniſſe verſetzt uns Theodor Mundt's „Graf Mirabeau". Hier handelt es ſich nicht mehr darum, ob und wie ein Schiebkarren aus einer Pfütze, ſondern ob und wie Frankreich aus einem Blutſtrom emporgehoben wird; nicht mehr darum, ob ſich ein Burſche wie der Holders-Fritz aus dem Schlamm bach, ſondern ob ſich der König von Frankreich aus den Wogen der Revolution rettet; nicht mehr darum, ob Holders-Fritz und die Heiterethei verſtändigen, heirathen und Kinder zeugen, ſondern ob ſich der Graf Mirabeau und die Königin verſtändigen; nicht mehr darum, ob „die Schmuck" oder Frau Bügel im Hauſe das Regiment, ſondern ob die Nationalverſammlung oder der abſolute Monarch im Staate das Heft behalten. Die Schmiede, Weber und Schneider haben hier etwas anderes zu thun als blos „in die Hände zu ſpucken". Wenigſtens ſo viel wird auch der eingefleiſchteſte Liebhaber der Dorfnovelliſtik zugeben, daß er ſich hier größern Verhältniſſen und bedeutendern Perſonen gegenübergeſtellt ſieht und daß man aus den Reflexionen, welche dieſen Perſonen in den Mund gelegt ſind, mehr lernen kann als aus den Reflexionen des Holders-Fritz über die Unübertrefflichkeit des Bürgerhandwerks.

Theodor Mundt hat zu ſeiner Darſtellung den Mittelweg zwiſchen Geſchichtſchreibung und hiſtoriſchem Roman gewählt. Es iſt kein hiſtoriſcher Roman, denn es fehlt eine durchgehende Romanintrigue, es fehlt überhaupt die Erdichtung von Ereigniſſen und Perſonen, welche nur darauf berechnet wären, den Leſer zu ſpannen und geſchähe es ſelbſt auf Koſten der hiſtoriſchen Wahrheit. Aber die Behandlung nähert ſich dadurch dem hiſtoriſchen Roman, daß über die Perſonen und ihre Handlungen nicht in dem referirenden Tone des Geſchichtſchreibers berichtet wird, ſondern daß die Perſonen leibhaft vor uns auf- und abwandeln, handeln und reden wie in einem Drama, und daß ein Stück des Autors ſelbſt in ihnen ſteckt, wie ein Stück des Dichters in ſeiner Dichtung. Dieſe romanartige Behandlung bedingt denn auch, daß große Sorgfalt auf die genrehafte Ausmalung, auf die genaue Beſchreibung der Perſonen, ihrer Coſtüme und ihres äußern Betragens, auf Hervorhebung kleiner familiärer Vorgänge und anekdotenhafter Züge verwandt iſt, was alles den ſtrengen Hiſtoriker weniger kümmert. An den Roman erinnert auch die oft etwas überraſchende Weiſe, womit der Verfaſſer ſeine Perſonen zum Zweck der Action oder Converſation

uſammenzubringen weiß. Andererſeits iſt der Vorwurf, en man wol öfters dem hiſtoriſchen Roman gemacht, aß nämlich Wahrheit und Dichtung darin zu willkürlich emengt ſeien und der Leſer niemals wiſſe, was hiſtoriſch ahr ſei und was nicht, auf vorliegendes Werk weniger utreffend. Es findet ſich darin keine Perſon, welche icht gelebt hätte, kein Ereigniß, welches nicht geſchehen, aum ein Ausſpruch, der nicht gethan worden wäre. Die Perſonen ſind nach dem Leben porträtirt, höchſtens nit einiger ſubjectiven Färbung, wie ſie ſich auch in den neiſten Geſchichtswerken findet. Wohl aber hat ſich Mundt rlaubt, charakteriſtiſche Anſichten, Behauptungen und Grundſätze, die in Briefen oder Denkſchriften angetroffen erden, dadurch flüſſig zu machen, daß er ſie in unmittelarer Converſation der handelnden Perſonen ausſprechen äßt, oder doch zuweilen bei anderer Gelegenheit, als bei der ie geäußert wurden. Auch hat er dieſe Anſichten wol öfters weiter ausgeſponnen und ausgeführt, um dies oder enes zu motiviren und zu beleuchten, vielleicht auch einen erſtohlenen Seitenblick auf analoge Zuſtände der Gegenart zu werfen. Doch ſind dieſe weitern Ausführungen, ie ſich ja ſelbſt die Geſchichtſchreiber der Alten, Thucyides, Livius, Polybius u. ſ. w., erlaubten, nie im Widerpruch mit dem Charakter der Zeit und der betreffenden erſonen gehalten. Die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution war immer ein Lieblingsſtudium unſers Verfaſſers und im vorliegenden Werke haben wir eine ausetragene Frucht dieſes Verſenkens in den bevorzugten egenſtand ſeiner Studien.

Es ließe ſich nun allerdings fragen, ob der Verfaſſer icht beſſer daran gethan hätte, das Kapital ſeines Fleißes einer vielleicht ſicherern und dauerhaftern Hypothek, imlich in der Ausarbeitung eines ſtreng regelmäßigen eſchichtsbuchs zu verwenden; indeß hat auch dieſe allerngs mehr belletriſtiſche Form ihre mancherlei Vorzüge, nd wenngleich das Werk den Zunftgelehrten nicht imponiren ſollte, obſchon auch ſie manches daraus lernen könnten, ſo iſt es um ſo mehr geeignet, das große ublikum derer, welche Geſchichte lieben aber nicht ubiren, zu befriedigen und in zugleich inſtructivſter wie nſprechendſter Weiſe mit den großen Ereigniſſen und erſönlichkeiten der Franzöſiſchen Revolution genauer ertraut zu machen. Die handelnden Individuen treten s hier viel perſönlicher entgegen, als dies in irgendem Geſchichtswerk ſtrengern Stils der Fall ſein könnte, d manche culturhiſtoriſch wichtigen Züge, welche das ntſtehen und Wachſen des großen Ereigniſſes, ja überupt die Möglichkeit deſſelben erklären helfen, ſind hier Buch gebracht, die der methodiſche Hiſtoriker mit echt zu ignoriren pflegt.

Der Verfaſſer führt uns im Beginn des erſten Banes nach Auteuil in den geſellſchaftlichen Cirkel der Maame Helvetius, deren Salon der bedeutendſte und geiſtchſte war ſeit dem Salon der Madame Geoffrin in ris, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch alle einmiſchen und fremden Größen in ſich geſammelt und pflegt hatte. Bei Madame Helvetius lernen wir Benjamin Franklin, welcher ſich in der Mundt'ſchen Zeichnung vielleicht etwas anders, wir möchten ſagen etwas weniger würdig darſtellt, als man ſich ihn gewöhnlich denkt, Chamfort, Cabanis, Condorcet und Mirabeau ſelbſt kennen. Außer ihnen auch den Erfinder des Luftballons, Etienne Montgolfier; denn dieſer ſoll gerade eine neue Aufſteigung ſeines Ballons dem geſammten Hofe vorführen, und zwar will der berüchtigte Herzog von Chartres ihm bei ſeiner kühnen Luftfahrt Geſellſchaft leiſten. So machen wir auch aufs ſchnellſte und ungezwungenſte die Bekanntſchaft des Hofes und ſeiner einzelnen Mitglieder. Als Franklin an der Brüſtung der Tribüne erſcheint, wird er von allen Seiten mit ſtürmiſchen Lebehochs empfangen, wie ſpäter Lafayette, der zum Dank dafür den ihm vom Congreß der Vereinigten Staaten geſchenkten goldenen Degen mit einer bedeutſamen Handbewegung aus dem Gefäße zog und ihn, auf beiden Händen in die Höhe hebend, nach allen Seiten hin dem Publikum entgegenſtreckte. Dieſer vielleicht etwas theatraliſche Geſtus rief donnernden Beifall hervor, welcher von allen Seiten her die Luft erſchütterte. Die ſchöne Königin, die bei der Begrüßung Franklin's nur ſpöttiſche und verächtliche Blicke dem Publikum zugeworfen hatte, ſchien in dieſem Augenblicke kaum noch ihre Haltung bewahren zu können, während der König mehr betroffen als erzürnt dreinſchaute. So fühlt man ſich gleich anfangs in jene unheilſchwangere königs- und noch mehr königinfeindliche Atmoſphäre verſetzt, welche den Hof bereits von allen Seiten umgab und ihn vom Volke iſolirte. Zugleich zeigt ſich aber Mirabeau ſchon jetzt als ritterlicher Verehrer der Königin, wogegen er ſich über Lafayette ſpöttiſch äußert und ſeine Geſinnung in Zweifel zieht, da derſelbe ſich nicht geſcheut habe, bei den Mummereien und Carnevalsſpäßen mitzuwirken, welche ſich der Hof erlaubte, um dadurch die alten Parlamente zu parodiren und zu verſpotten. Was die Luftfahrt des hier in all ſeiner moraliſchen Widerwärtigkeit gezeichneten Herzogs von Chartres betrifft, ſo endet dieſe tragikomiſch. Furcht und Unwohlſein befallen ihn, kaum nachdem der Ballon aufgeſtiegen; Montgolfier muß ihn aufs ſchleunigſte herablaſſen, und als die Flugmaſchine den Erdboden erreichte, befand ſich der Prinz ſo leidend, daß Montgolfier ihn aus dem Ballon heben und hinter den Vorhang ziehen mußte, während das Publikum rückſichtslos pfiff und ziſchte. Die ganze Verſammlung löſte ſich in einen allgemeinen Tumult auf, nachdem ſich die Logen des Hofs ſchon früher geleert hatten, ſobald der König und die Königin wahrnahmen, daß es zu einem Skandal kommen werde.

Die folgenden Abſchnitte machen uns mit dem Verhältniß Mirabeau's mit Henriette van Haren bekannt, der natürlichen Tochter des holländiſchen Dichters Onno Zwier van Haren, die in einem unfern der Kirche Saint-Germain-des-Près in Paris gelegenen Kloſter erzogen und von hier durch Mirabeau entführt wurde, was nach Mundt's Darſtellung etwas ſchnell vor ſich ging. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir in einem Rückblick auch

das Nothwendigste über das frühere bekannte Verhältniß Mirabeau's zu Sophie von Monnier, zur Prinzessin Lamballe, zu seiner eigenen Gemahlin und zu seinem Vater, dem Marquis Victor Riquetti von Mirabeau, welcher trotz der humanen Ansichten, die er in seinen Schriften ausgesprochen, sich doch der berüchtigten Lettres de cachet bedient und deren 24 gegen seinen Sohn ausgewirkt hatte, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die unbändige Sinnlichkeit und Verschwendungssucht des letztern der Familie viel zu schaffen machte und ein ärgerliches Beispiel gab. Henriette van Haren, um auf diese wieder zurückzukommen, folgt ihrem Entführer wie ein Schlachtopfer in dessen Wohnung, und der Bund ist, ohne alles Widerstreben von ihrer Seite, zwischen beiden nun geschlossen. Redensarten werden darüber keine gemacht. Sie nimmt den Namen Mirabeau natürlich nicht an, legt aber den ihrigen ab oder vielmehr kehrt ihn nur um und nennt sich jetzt Frau von Nehra. Indessen hat der Verfasser verstanden, uns wegen dieses Fehltritts mit Henriette zu versöhnen, indem er sie als einen Engel von Liebenswürdigkeit erscheinen läßt. Sie steht dem leidenschaftlichen Liebhaber wie sein guter Genius zur Seite, dient ihm mit aller jener Aufopferung, deren nur das liebende Weib fähig ist, folgt ihm, wohin er sie haben will, nach London, nach Berlin, in die Provinzen, nach Paris wieder zurück, bringt ihm eine Erbschaft zum Opfer, um die derangirten Verhältnisse des Grafen auszubessern, wirkt für ihn, tröstet ihn im Unglück, glättet seine sorgenvolle Stirn, bewahrt ihn vor zu heftigen Ausbrüchen seiner vulkanischen Leidenschaften. Mirabeau schrieb über sie an Chamfort:

Durch ihre Schönheit allein müßte sie sich einen Platz auf einem Königsthron haben gewinnen können, wenn sie es nicht vorziehen wollte, das unberechenbare Los des unsteten Mirabeau zu theilen. Henriette ist aber auch die Güte, die Milde, die Sanftmuth selbst, sie ist eine jener hohen rechtschaffenen Seelen, bei denen man sich wohl behütet und wie in der Heimat fühlt, und ich schwöre es dir, daß ich sie nicht verdiene, aber mich ihres Besitzes werth zu machen gedenke.

Ein interessantes Kapitel des ersten Bandes betrifft die Aufführung des Lustspiels von Beaumarchais „Die Hochzeit des Figaro" im Hotel des Marquis von Vaudreuil, wobei der Verfasser Gelegenheit nimmt, dieses Beaumarchais'sche Sittenbild der damaligen frivolen Gesellschaft Scene für Scene zu zergliedern und es durch die Randbemerkungen hervorragender Personen, welche der Aufführung beiwohnten, in allen Schlupfwinkeln und versteckten Beziehungen beleuchten zu lassen. Besonders wurden, wie der Verfasser erzählt, die Stellen, welche gegen die Aristokratie gerichtet waren, gerade von den vornehmsten Personen der Gesellschaft mit einem wahrhaft stürmischen Händeklatschen ausgezeichnet. Die Aristokratie hatte schon den Glauben an sich verloren und raste gegen sich selbst. Wir lernen bei diesem Anlaß auch den durch Krankheit schon schwer mitgenommenen Diderot kennen, der unter anderm erklärt:

Glaubt mir, einem alten Wahrsager, der bald sein letztes Wort ausgespielt haben wird, die Politik wird bald nur eine gleichgültige Nebensache bei den neuen Ideen sein, welche sich jetzt durch die Welt hervordrängen. Es kommt bei allem einzig und allein auf das sociale Wesen der Menschheit an, und das höchste Gut, wonach die Menschen streben, wird in seiner blos politischen Verwirklichung immer nur zweideutig und trügerisch erscheinen. Die Frage der Könige wird an die Reihe kommen, aber sie wird vielleicht nicht eher entschieden werden als bis die Frage über die Gemeinschaft der Güter, die viel wichtiger ist, gelöst sein wird.

Diderot hörte sich selbst sehr gern sprechen, und Mundt läßt Chamfort folgende Anekdote erzählen:

Ich erinnere mich noch, wie dies einst den Abbé Raynal in einer Gesellschaft bei Madame Geoffrin zur Verzweiflung brachte. Der Abbé hatte auch den Kitzel, fortwährend zu sprechen, und als er den unaufhörlich wogenden Redestrom Diderot's nicht mehr aushalten konnte, sagte er, mich beiseite ziehend, mit pfiffiger Wehmuth: „Wenn er nur ein einzig mal speien, husten oder schnauben muß, dann ist er verloren denn dann ergreife ich das Wort."

Am Schlusse des ersten Bandes erblicken wir Mirabeau in London, wohin er in Begleitung der Frau von Nehra gegangen war, um dort sein Glück zu versuchen.

Hier ist mehr wie pariser Boulevards, äußert Mirabeau zu seiner Begleiterin, hier sieht man Volk, hier sieht man eine Nation, die in frischen sichern Zügen einen gewaltigen Lebensaufwand bestreitet und sich in ihrer Masse dahinwälzt wie ein Strom, der nur seinen eigenen Gesetzen der Bewegung gehorcht. In Paris gibt es noch kein Volk, und es wird erst darauf ankommen, daß wir aus der trüben physiognomielosen Masse, die sich dort tief unten an den Stufen des absoluten Thrones zusammengeklumpt hat, erst ein Volk machen, ein Volk, das seine Rechte kennt und durch diese Erkenntniß erst ein lebendiges und lebensfähiges Wesen geworden ist. Was du auf den Boulevards siehst, ist kein Volk, sondern nur die bunt blitzende Haut der Schlange, die auf der Lauer liegt, um Paris einst mit einer einzigen Bewegung ihres Schweifes umzuwerfen. Was treibt sich freilich nicht alles auf den pariser Boulevards umher, aber anstatt der Nation siehst du Intriguants und Prostituirte und uns misvergnügte vornehme Herumtreiber, die wir in unsern Gedanken schon darauf spekuliren, daß Frankreich einmal ein Volk haben wird, und wie mein Freund Chamfort einmal die „philosophischen Marquis" der Epoche genannt hat.

Mundt bringt Mirabeau auch mit William Pitt zusammen, wenn auch in etwas wunderlicher Weise. Seine Begleiterin ist wegen ihrer französischen Tracht und namentlich wegen ihres ungeheuern Federhuts nach pariser Muster von einem trunkenen Haufen londoner Pöbel und einem ihn anführenden Spaßmacher, Lord Trumpet genannt (welchen Vorfall übrigens Mirabeau selbst in seinen Briefen an Chamfort erzählt), verspottet worden. Gleich darauf kommt Pitt gefahren, erblickt Mirabeau und läßt nicht eher nach, bis dieser und seine Begleiterin die Ehrenplätze ihm gegenüber im Wagen einnehmen. Später erfahren wir noch, daß William Pitt der Geliebten Mirabeau's in einem Magazine einen kleidsam Hut nach englischer Façon ausgesucht habe. Wir wissen nicht, ob dieses Factum ein historisches ist, zweifeln jedoch daran, daß je ein britischer Premierminister sich zu solchen Dienstleistungen namentlich gegen eine Dame von der zweifelhaften Stellung der Frau von Nehra herbeilassen würde. Indeß thut diese Episode auch nichts zur Sache, und wichtiger sind uns jedenfalls die politischen

Gespräche zwischen Pitt und Mirabeau. Pitt äußert unter anderm:

Wir sind Engländer, und die Freiheit soll unserer Nation nicht blos die Köpfe, sondern auch die Taschen füllen. Wir müssen durchaus reich werden, das ist unsere Bestimmung, und davon hängt alles Uebrige bei uns ab. Diese echte und ausschließliche Grundlage unserer Politik müssen wir hier festhalten, wenn überhaupt etwas aus uns werden soll. Der Geist ist es nicht allein, der die Blüte der Nationen ausmacht. Der Reichthum ist die andere und solidere Seite der Volkskraft. Die Politik Pitt wird dem Reichthum auf dieser grünen Insel Altäre bauen, und unser Kampf mit den übrigen Völkern soll dann fortan nur ein Wettkampf sein.

Ob dies urkundliche Worte Pitt's sind, wissen wir nicht; aber die eine Tendenz der englischen Politik und zwar vielleicht ihre Haupttendenz drückt sich allerdings darin aus. Dieses einseitige Trachten nach Reichthum hat freilich bei Völkern wie bei Individuen auch seine sehr bedenkliche Seite, nur daß sich die traurigen Folgen davon nicht sofort in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen pflegen und im vollen Maße erst bei spätern Generationen zur Erscheinung kommen. Der praktische Pitt warnt weiter Mirabeau vor der in Frankreich umgehenden Sucht, für die politische Freiheit ein Universalmittel finden zu wollen u. s. w. Mirabeau seinerseits kommt auf den Grafen Chatam, den Vater von William Pitt, zu sprechen, und bemerkt, daß dessen Haß gegen Frankreich ein fast physischer gewesen, denn es sei wie ein elektrisches Zucken durch seine Glieder gefahren, wenn er nur den Namen Franzose aussprechen gehört habe. Aehnlich ging es Coleridge, der Gott auf den Knien dafür zu danken pflegte, daß er ihn nicht als einen Franzosen habe geboren werden lassen. Obschon Mirabeau diese nationalen Antipathien sehr wohl kannte, war es doch sein oberster politischer Grundsatz, daß Frankreich dahin streben müsse, die engste und innigste Verbindung mit England zu knüpfen; in dieser Allianz erblickte er, wie auch Mundt anführt, „die einzige Gewährleistung für die Freiheit und Civilisation der heutigen Völker". Aber jene moralische und in gewissem Sinne auch physische Antipathie besteht gewiß auch noch heutzutage, trotz der schon von Ludwig Philipp angestrebten und jetzt von einem Glücklichern ins Werk gerichteten politischen Allianz, die aber ohne Zweifel auf schwachen Füßen steht und um so sicherer ihrer Auflösung entgegengeht, je mehr Frankreich sich in die Abgründe des Absolutismus, Prätorianismus und Ultramontanismus verliert. Die jüngste heftige Journalpolemik in England scheint ein deutliches Symptom dieser drohenden Auflösung des Bündnisses zu sein. Frankreich in seiner jetzigen Gestalt und England sind polare Gegensätze, und es scheint allen natürlichen Gesetzen der Geschichtsphysik zu widersprechen, daß zwei so verschieden organisirte und constituirte Staaten und Völker auf die Dauer Arm in Arm gehen könnten. Und daß Frankreich je fähig sein werde, ein freies Gemeinwesen wie England zu werden, möchte nach so vielen mislungenen Versuchen fraglich sein, obschon man freilich an nichts verzweifeln soll.

Im zweiten Bande sind die hervortretenden Partien die Darstellung der berüchtigten Halsbandgeschichte; die sehr pikante Schilderung eines Geisterdiners bei Cagliostro, die den Leser unwillkürlich an ähnliche Charlatanerien und Klopfgeistergeschichten in unsern Tagen erinnern wird, obschon letztere dem Charakter unserer Zeit gemäß weniger amusant erscheinen; Mittheilungen über das Leben der Königin in St.-Cloud und namentlich das Referat über eine Sitzung des amerikanischen Clubs, der uns unter anderm auch den Baron Holbach kennen lehrt, welcher bei dieser Gelegenheit seine materialistische Philosophie ziemlich im Sinne der heutigen Stoffwechseldoctrin vorträgt. Er behauptet unter anderm, daß die sich selbst denkende Materie, und das sei der Mensch, nur durch einen Verdauungsfehler auf den von „arglistigen Theologen erfundenen" Begriff Gottes kommen könne, weshalb man sich vor dem ersten Verdauungsfehler sorglichst zu hüten habe. Hier werden wir auch in die finanziellen Krankheiten des damaligen Frankreich eingeführt, und es hört sich fast possirlich an, wenn Clavière, der später, im Jahre 1792, wirklich durch die Partei Brissot Finanzminister wurde, die Deficits vertheidigt und die Finanzverwaltung die „Kunst des Deficits" nennt. Dagegen thut Mirabeau einmal folgenden beziehungsreichen Ausspruch:

Das Rennen nach Geld und Gewinn, das jetzt alle Stände gleichmäßig fortreißt, wird zuletzt ein Rennen nach der Freiheit werden müssen. Denn wenn alles Eigenthum in die Kanäle der Speculation hineingejagt worden, und darin seine Verflüchtigung erhalten hat, so wird sich die Nation ein neues Eigenthum erschaffen müssen, und das wird nur auf dem Boden der politischen und gesellschaftlichen Freiheit möglich sein. Die Agiotage ist immer nur der sichere Vorbote eines gefährlichen Sturms.

Inzwischen hatte sich Mirabeau mit der Gattin des Finanzministers Calonne, über dessen Spielwuth hier eine pikante Anekdote mitgetheilt wird, in ein Verhältniß eingelassen, sodaß Calonne es für zweckmäßig erachtet, ihn aus Paris zu entfernen. Er bewirkt, daß Mirabeau eine Sendung nach Berlin erhält, um von hier authentische Berichte über Preußen, seinen Hof und seine Landes- und Volksverhältnisse einzusenden. Der dritte Band spielt zur Hälfte in der preußischen Hauptstadt und ist für deutsche Leser von besonderm Interesse, namentlich die Audienz Mirabeau's bei dem seiner Auflösung entgegengehenden großen Friedrich, dem in dieser Unterredung auch die berühmten Worte in den Mund gelegt werden, daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen. Wir müssen den Leser auf die Lectüre des Buchs verweisen, können uns jedoch nicht versagen, einiges über das Aussehen des alten Königs daraus mitzutheilen:

Durch diesen bizarr und schmuzig gekleideten, engbrüstig athmenden, mit seinen letzten Kräften ängstlich haushaltenden Körper grüßte ihn der Feuerstrahl der großen Seele, die darin noch keineswegs matter zu glühen schien. Mirabeau sah, daß der König, dessen schmerzlich hallender Husten sich seinem Ende zuzuneigen begann, jetzt wieder seinen wunderbar herausfordernden und stechenden Blick zu ihm herübersandte. Dieser durchdringende Blick des blauen Königsauges, der alles in den andern

ergründen zu können schien, vereinigte in seinem scharfen Lichte so viel Güte und Bosheit, so viel wohlwollende Milde und beißende Ironie zu gleicher Zeit, daß seiner bezaubernden und beherrschenden Macht Mirabeau sich auf eine unwiderstehliche Weise hingegeben fühlte.

Diese sehr charakteristische Unterredung mußte jedoch abgebrochen werden, da der altersschwache König, wie ihm dies in der letzten Zeit sehr häufig während des Tags und bei allen Gelegenheiten begegnete, plötzlich in seinem Lehnsessel einschlummerte. Der Verfasser erzählt:

Das Haupt war ihm tief auf die Brust herabgesunken und sein Athem ging in schweren, tiefen Zügen, die ihm auch während des Schlummers Schmerz zu bereiten schienen, in ihm auf und ab. Mirabeau schlich sich leise und mit der größten Behutsamkeit aus dem Cabinet, um den kranken König nicht zu erwecken. Indem er die Thür hinter sich anlehnen wollte, trieb es ihn, sein Auge noch einmal auf die machtlos zusammengesunkene Gestalt des großen Monarchen zurückzuwenden. Es erschütterte ihn, daß der kleine Klumpen, der dort im Sessel ineinander gekauert lag und so peinlich und schmerzlich athmete, Friedrich der Große hieß.

Ergreifend sind dann auch der bald darauf erfolgende Tod des großen Königs und die Vorgänge dabei geschildert, von vielem Interesse die Mittheilungen über die Eidesleistung, womit unter dem Commando des in Thränen zerfließenden Generals Möllendorf die Truppen dem neuen Könige huldigten und ganz besonders die Unterredung Mirabeau's mit dem General von Bischofswerder, der, obschon ein sehr corpulenter, doch auch ein sehr pietistischer Herr war und allerlei Gaukeleien mit Verjüngungselixiren, Geistersoiréen u. s. w. trieb. Der Verfasser erzählt:

Das Uebermaß der Beleibtheit, das er (Mirabeau) sich gegenüber wahrnahm, und welches der Gestalt des Generals zuerst den Anblick eines räthselhaften und unheimlichen Klumpens gab, erregte im höchsten Grade das Erstaunen Mirabeau's. Bald erheiterte ihn aber auch wieder dieses Bild eines dicken Leibes, wie er ihn noch nie gesehen zu haben sich erinnerte, und er sagte sich zu seinem Troste, daß jede Situation sich erleichtere, in der man es mit einem ungeheuerlich wohlbeleibten Manne zu thun habe, weil in diesem Behagen des Fettes leicht jede bösartige Absicht verschwimmen müsse. Der General that aber jetzt einige Schritte ihm entgegen und entfaltete dabei eine Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegung, die mit seinem starken Körper in dem überraschendsten Contrast stand und Mirabeau erinnerte, wie er oft gehört habe, daß Herr von Bischofswerder nicht blos ein frommer und mit Geistern verkehrender Mann, sondern auch ein gewandter Jäger und einer der kühnsten Reiter und Pferdebändiger sei.

Bischofswerder's Anrede geschah in französischer Sprache und Mirabeau stutzte, „als dieser Accent sein Ohr berührte. Er erinnerte sich jedoch zugleich daran, daß Herr von Bischofswerder von Geburt ein Sachse war, und man hatte ihm oft gesagt, daß es gerade diesem Volksstamme der Deutschen am schwersten werde, das Französische rein und verständlich zu sprechen." So viel über das Aeußere Bischofswerder's; was seine merkwürdigen Geständnisse über die künftig einzuhaltende Politik Preußens betrifft, so wollen wir auch hier auf das Werk selbst verweisen, dessen Lectüre für deutsche Leser sich schon wegen dieser Schilderungen aus Mirabeau's Aufenthalt in Berlin verlohnen würde. Mundt hat dabei auch Mirabeau's Denkschrift „Lettre remise à Frédér Guillaume II. roi régnant de Prusse le jour même d son avénement au trône" mit großem Vortheil benut Folgende an eine Aeußerung Mirabeau's (in dessen Schr „Sur Mosès Mendelssohn") angeknüpfte Bemerkung i ohne Zweifel Mundt'sche Zuthat:

Die Hauptstadt Preußens hat an dieser jüdischen Colon ein so bedeutendes und unwiderstehliches Element der Bevölk rung in sich aufgenommen, daß ich prophezeie, Berlin wi nicht als Königsstadt, sondern als Judenstadt dereinst sei höchste Bestimmung erreichen, und jeder anständige Men wird hier noch zuletzt Jude werden müssen, wenn er seine tü tige Stelle in der Gesellschaft einnehmen will.

Die zweite Hälfte des dritten Bandes versetzt de Leser bereits in die qualmige Atmosphäre des Jahr 1789. Dem allgemeinen Revolutionsausbruch ging wie unheimliche Detonationen die Brotunruhen in A und Marseille vorher, bei denen Mirabeau beschwich gend wirkte, wozu ihm seine unbegrenzte Popularit und seine wunderbare moralische Gewalt über die G müther des Volks behülflich waren. Er allein unte allen Adelichen wird zum Abgeordneten des dritten Stan des gewählt und wir sehen ihn bei der Processionen de drei Stände in Versailles am 4. Mai 1789 mitten un ter den schwarzröckigen Deputirten des sogenannten drit ten Standes in seinem gewöhnlichen Cavalierecostüm d herschreiten. Ganze Scharen Volks waren aus Par nach Versailles herübergekommen, und schon sah ma auf den Straßen bereits viele jener unheimlichen un wilden Gestalten, „die seit der Bewegung der Wahle plötzlich auf den Straßen von Paris erschienen ware und deren Hervortreten dort so überrascht hatte, als wen sie aus verborgenen Höhlen und Abgründen, in denen s früher jahrhundertelang gehaust, heraufgestiegen wären".

Doch wir müssen zum Schluß eilen, obschon d vierte Band wegen der Mächtigkeit und zum Theil Furch barkeit der darin geschilderten Ereignisse der inhaltreichst und interessanteste ist. Der Verfasser schildert uns dari in den lebhaftesten Farben und mit großer Energie de Darstellung die Eröffnung der Nationalversammlung den Tod und das Begräbniß Mirabeau's des Vaters mit dem sich der jüngere Mirabeau vorher versöhnt hatte die mörderische Attake der freilich dazu herausgeforderte deutschen Regimenter auf das Volk, den Kampf um d Bastille u. s. w. Wir machen nacheinander die Bekann schaft Barnave's, Camille Desmoulin's, Marat's, Gou chon's, des „Mirabeau des Faubourg" u. s. w. W erblicken den ersten Sansculotten:

Er war ein riesenhaft großer, fast nackter Mann, de niemand kannte und von dem niemand zu sagen wußte, woh er plötzlich gekommen sei. Er war nur mit einem Hemd b kleidet, die Beine waren vollständig nackt, keine Schuhe a den Füßen. Aber über seiner Schulter trug er ein Gewe mit dem er in feierlicher und würdiger Haltung auf- und ni derging und den Wachtdienst vor dem Stadthause versah.

Mundt stützt sich bei dieser Schilderung auf de „Procès-verbal de l'assemblée nationale". Dann sitzen wir mit Mirabeau bei dem Grafen de Lamarck zu Tisch

ıb lernen hier mehrere Aristokraten vom reinsten Wollut und ihre Ansichten kennen. Der Graf d'Escars ißert unter anderm:

Nein, meine Herren, ein Rassenkampf ist es, der unter uns uszubrechen droht, es sind zwei verschiedene Völkerschaften, ie sich aufeinander stürzen wollen, um sich die Herrschaft streiig zu machen. Sind wir denn nicht eine ganz andere Menchenrasse wie die Leute des Volks? Wir haben andere Gehter, andere Riechwerkzeuge, andere Hände, andere Füße. Der Schnitt unserer ganzen Gestalt ist ein anderer, und wir ollten nicht andere Ansprüche, andere Rechte haben?

Mundt schildert uns sodann den Zug der Poissarde, der Damen der Halle, nach Versailles:

Die Zahl dieser Damen, von deren Lippen Schreie und erwünschungen aller Art ertönten, mochte sich auf mehr als ausend belaufen, doch zwischen ihren Reihen und unmittelbar nter ihnen erblickte man noch eine bedeutende Menge seltamer und nie gesehener Männergestalten, die das vollständige ussehen von wilden Männern hatten und mit hohen spitzen Mützen, lang herabrollenden Haarlocken und Bärten, Piken nd eisenbeschlagene Stöcke in der Hand, oder auch mit andern bizarren Waffen, die man kaum zu nennen wußte, verehen, einherzogen. Diese Männer schleppten zugleich fünf Stück Kanonen in ihrer Mitte fort, durch deren leichte Forthaffung sie zugleich spielende Proben ihrer ungeheuern Körperraft an den Tag legen zu wollen schienen.

Aber „am tollsten und unheimlichsten klang das Geschrei der Weiber nach Brot, das sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlich heulenden Klage- und Wuthtönen, die oft wie eine einzige vibrirende Saite vom Anfang bis zum Ende des Zugs nachschwirrten, vermischten". Mirabeau hatte wol recht, bei dem Erblicken dieser „Generatio aequivoca der Revolution" entsetzt auszurufen: Die Lieder des Hungers tönen schauerlich!" Es half dem König nichts, daß er die Deputation mit der ihm gewöhnlichen einfachen und rührenden, fast mehr als menschlichen Güte empfing: die Haufen stürmten gegen Morgen das Schloß, drangen in das Schlafzimmer der Königin, sodaß sie kaum Zeit hatte, im Nachthemd durch die Seitenthür nach den Zimmern ihres Gemahls zu flüchten, und nun warfen sich die Pikenmänner über das Bett hin, rissen die Kissen herunter und durchbohrten sie mit ihren Waffen. Pétion, Robespierre, der elende Herzog von Orleans, Marat, Danton, diese zum Theil noch Masken, hetzten das Volk, während sich Lafayette als Führer der Nationalgarde höchst zweideutig oder mindestens fahrlässig benahm. Der Hof erkennt nun, daß nur noch einer die Monarchie zu retten im Stande sei, jener unerschrockene und einflußreiche, zwar constitutionell aber treu monarchisch gesinnte Graf Mirabeau, dessen tolle Schwärmerei für die Königin wol kein Geheimniß war. Auch waren Mirabeau's Finanzen wie immer in Unordnung; seine Schulden beliefen sich auf 208000 Fr. Diese sollten aus der Chatoulle des Königs getilgt und dem Grafen monatlich die Summe von 6000 Fr. ausgezahlt werden. Außerdem übergab der König dem Grafen Lamarck vier von seiner eigenen Hand ausgestellte Wechsel, deren jeder sich auf 250000 Fr. belief, und die er in seinem Portefeuille bis zum Schluß der Sitzungen der Nationalversammlung aufzubewahren hatte. Da rief Mirabeau: „Nun, meinetwegen! Der Hof hat stets so viel Geld für seine Verräther gezahlt, er kann nun auch einmal seine Mittel an einen wahren Freund der Monarchie ausschütten!" Auch Marie Antoinette überwand ihre Furcht und Abneigung gegen Mirabeau und gewährte ihm im Pavillon des Parks von St.-Cloud die sehnlichst gewünschte Audienz, die mit dem berühmten Handkuß und dem Rufe Mirabeau's: „Dieser Kuß rettet die Monarchie!" ihr dramatisches Ende hatte. Mirabeau muß sich wegen seiner zuletzt offenbarten Gesinnungen vor dem Club der Jakobiner verantworten, thut dies aber mit solcher Geschicklichkeit, daß er mit großer Mehrheit zu seinem Präsidenten gewählt wird. Die beiden letzten Kapitel schildern in rührender und ergreifender Weise Mirabeau's nun plötzlich eintretendes Siechthum und seinen Tod. Vier von acht Aerzten erklärten nach der Oeffnung der Leiche Mirabeau's, daß er Gift empfangen habe. Auch machte Mirabeau's Schreiber, der junge Camps, auf dem Boden des Hauses den Versuch, sich zu erhängen, nachdem er vorher schon in größter Aufregung unaufhörlich gerufen hatte: „Gift! Gift! welch eine Schandthat!" Zum Leben zurückgebracht, stellte er sich irrsinnig. Camps hatte mit den Jakobinern und besonders mit Alexandre Lambeth heimlichen Umgang gepflogen. So viel als Andeutung über den Inhalt dieses biographischen Romans, der an politischen Ideen und Gesichtspunkten überaus reich ist.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf einige der Hauptcharaktere, namentlich Ludwig XVI., Marie Antoinette und Mirabeau selbst. Was die beiden ersten betrifft, so sind sie mit derselben Klarheit und Schärfe gezeichnet, mit welcher der Verfasser fast alle handelnden Personen hingestellt hat. Es ist ihm gelungen, die innigste Sympathie für das unglückliche Königspaar zu erwecken, ohne deshalb ihre Schwächen und Fehler zu bemänteln. Gegen beide verschworen sich selbst ihre persönlichen Vorzüge, gegen den König seine Gutmüthigkeit und wohlwollende Gesinnung, mit der er es allen zu Dank machen wollte; gegen die Königin ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit und jene echt deutsche Naivetät, womit sie sich fast wie ein Kind gehen ließ. Die Franzosen, die sich so gern das chevalereskeste Volk nennen, haben sich gegen ihn ebenso undankbar, wie gegen seine Gemahlin unritterlich bewiesen. Ueberhaupt lieferte die Französische Revolution nur zu viele Belege zu der alten Wahrnehmung, daß die höchste Civilisation in ihrer Exuberanz mit der Barbarei zusammenfällt. Die Franzosen, die gebildeten selbst, schonten weder die weibliche Würde, noch die Gefühle der Mutter, die selbst der Kannibale achtet. Der König spendete Zugeständnisse mit vollen Händen; höchstens kann man ihm vorwerfen, daß er nicht im rechten Augenblick die aufrichtigen Constitutionellen um seinen Thron scharte und durch eine festverbriefte und unzweideutige Charte diesen sicherte, daß er Freiheiten und Volksgerechtsame, die er aus Menschenfreundlichkeit und um Bürgerblut zu scho-

nen gewährte, aus Schwäche zu gewähren schien. Es macht einen schmerzlichen Eindruck, zu sehen, wie übel der Thron von seinen wenigen wirklichen Freunden berathen war und durch welche infame Mittel er von seinen zahlreichen Feinden untergraben wurde. Jede unbehütete Aeußerung oder Miene wurde der Königin zum Verbrechen ausgelegt, und über den König verbreitete man die ungegründetsten Gerüchte, er sei ein Trunkenbold (während er der mäßigste Mensch von der Welt war), er habe das Parlament unterminiren lassen u. s. w. Je unglaublicher solche Gerüchte waren, um so mehr wurden sie geglaubt. Auch für Mirabeau, der doch, ehrlich gestanden, bei aller glänzenden Begabung namentlich im Anfang seiner öffentlichen Laufbahn etwas von einem genußsüchtigen Don Juan und politischen Abenteurer hatte, welcher Fortune zu machen sucht, weiß der Verfasser allmählich die lebhaftesten Sympathien des Lesers zu gewinnen. Tadeln möchten wir, was den Stil betrifft, hier und da eine gewisse Bequemlichkeit und Vulgarität des Ausdrucks, die gerade im Gegensatz zu der stilistischen Eleganz des Ganzen um so mehr auffällt und vielleicht durch die überwiegende Gesprächsform hervorgerufen ist. Wir sind dem geachteten Verfasser schuldig, unsern Tadel durch einige Belegstellen zu begründen. Chamfort sagt (II, 75): „Wer die Luft von Versailles zu riechen gewohnt ist, muß es hier schon auf den Schloßhöfen herausschnoppern können" u. s. w.; Henriette sagt zu Mirabeau (III, 14): „Ich für mein Theil beklage mich nicht, denn ich kann einen guten Puff vertragen"; Mirabeau sagt zu Henriette (III, 84): „Nein, Yet-Lie, in kurzer Zeit ist ein großes Thier aus mir geworden, und dann faulenzen wir wieder zusammen um die Wette in unserm köstlichen Beieinandersein Tag und Nacht. Schon jetzt bin ich im Begriff, ein reicher Mann zu werden; ich verdiene ja Geld wie Heu"; derselbe sagt zu Abbé Sieyès (IV, 9): „Das Gouvernement wünscht, daß wir uns erst die Köpfe einrennen oder die Zähne wackelig stoßen", und so noch an manchen andern Stellen. Indeß werden dieser salopen Redensarten im Fortgange der Erzählung immer weniger und verschwinden fast ganz im letzten Bande, in welchem, wie schon im dritten, die Darstellung überhaupt einen immer höhern Aufschwung nimmt und mit den Ereignissen selbst zu wachsen scheint.

Hermann Marggraff.

Der österreichische Feldmarschallieutenant Bianchi.

Friedrich Freiherr von Bianchi, Duca di Casalanza, k. k. österreichischer Feldmarschallieutenant. Wien, Sommer. 1857. Lex.-8. 4 Thlr. 10 Ngr.

„Das Leben und die Thaten großer Männer sind ein Eigenthum der Geschichte." Mit diesen Worten eines alten Classikers leitet der ungenannte Verfasser der vorliegenden Biographie eines der ausgezeichnetsten Generale der österreichischen Armee sein Vorwort ein, in welchem er den Anlaß und die Materialien zu seiner schwierigen Arbeit darstellt. Wir heißen sie, wie jedes Lebensbild aus der großen Zeit, deren Theilnehmer unter uns allmählich aussterben, willkommen. Eigene Memoiren in geordneter Reihenfolge hat Bianchi leider nicht hinterlassen, sondern nur einzelne Blätter und Blättchen mit Notizen. Diese, sowie die mündlichen Mittheilungen des Verstorbenen gegen den Verfasser, der zu seiner Widua in seinem Hause freien Zutritt hatte, sind gewissenhaft benutzt und durch Beiträge aus den Familienschriften und dem ausgebreiteten Briefwechsel Bianchi's ergänzt worden, so daß nun ein Werk vor uns liegt, welches das Motto gewählt hat: „L'histoire doit tout dire, parcequ'elle a pour principe but l'experience et la leçon des peuples." Bianchi's eigener Wahlspruch: „Wahrheit und Freimüthigkeit!" im Auge, hat der Verfasser nichts übersehen, nichts bemänteln oder gar verschweigen wollen.

Das Lebensbild berichtet zuerst die Abstammung Bianchi's aus einer savoyischen Patricierfamilie, die sich später in der Lombardei niedergelassen hatte, von wo der Vater unseres Helden, ein ausgezeichneter Mathematiker und Physiker, nach Deutschland ausgewandert war. Dieser besaß eine für Wissenschaft thätigkeit, die ihn trieb, sich in den verschiedensten Richtungen zu versuchen, die auch das Glück seiner Ehe mit dem schönen und geistreichen Fräulein von Mayer störte. Er verließ dieselbe endlich mit vier Kindern, die fünfte Aussicht erwartend, zu Wien und ging nach Paris, wo er als Professor der Physik und Chemie angestellt wurde und 1[illegible] starb. Friedrich von Bianchi, geboren am 1. Februar 1[illegible] der älteste Sohn aus dieser Ehe, verlor seine Mutter [illegible] 1779 und wurde durch einen wackern Bürger, Namens [illegible] dolf, welcher, zum Vormund ernannt, wahrhaft [illegible] an seinen Mündeln vertrat, anfangs zum Handelsstande bestimmt, bis die Vorliebe für den Militärstand bei dem [illegible] wachsenden Knaben so mächtig hervortrat, daß der Vormund den Beruf dazu in ihm erkennend, ihm eine Stelle in der Ingenieurakademie verschaffte. Der redliche Mann hatte das Glück gehabt, seinen Pflegesohn als Feldmarschallieutenant zu erblicken, und dieser ehrte ihn stets durch Dankbarkeit und Anhänglichkeit.

Im Jahre 1787 trat Bianchi als Ingenieurcorps-Cadet in die Armee, und wurde beim Ausbruch des Kriegs gegen die Pforte 1788 zum Unterlieutenant ernannt. Er nahm rühmlichen Antheil an der Belagerung von Novi und Chotzim, deren Details für Leser von Fach sehr interessant erzählt sind, wie denn auch das ganze Werk den Schriftsteller von Fach verkündet. Der Verfasser bemerkt, Bianchi habe hier als Ingenieur eine Schule durchgemacht, wie sie dem Offizier dieser Waffe eben nur in einem Türkenkriege möglich sei. Im zweiten Buche begleiten wir den jungen Helden in die Feldzüge von 1792—95 gegen die Franzosen, wo er den Krieg auf einem größern Rahmen zu erfassen begann. Wir lesen mit der Geschichte dieser Feldzüge ganz zweckmäßig hier nur was Bianchi selbst beobachten konnte, auch ist sie bekanntlich genug. Die Uebelstände der Coalition, die wir überall in der Kriegführung wiederfinden, und die auch in andern Werken berührt sind, z. B. in der Biographie Hetze's (vgl. Nr. 40 d. Bl. f. 1854), veranlassen den Verfasser zu der treffenden Bemerkung: „Sonderinteressen haben zu allen Zeiten den Verbündeten mehr geschadet als Niederlagen." Für den Feldzug von 1794 hatte der Prinz von Koburg seiner Armee in gediegener Weise die Taktik die Hand gegeben, wie sie sich in Zukunft gegen die republikanischen Heere, deren neue Taktik man erkannte, zu bewähren habe. Wir sehen hier schon die Aufstellung entsprechender Reserven befehlen, schon bei der Infanterie und Cavalerie auf dem dritten Gliede eigene Compagnien und Escadrons formiren (die österreichische Cavalerie rangirte damals noch in drei Gliedern, während die preußische schon seit der Schlacht von Rossbach 1757 nur zwei hatte), und finden auch für das Verhalten der Artillerie bestimmte Regeln: alles so praktisch und tüchtig, daß es in die spätern reglementarischen Vorschriften der k. k. Armee übergegangen ist. Bianchi wurde nach den [illegible] glänzenden Erfolgen des Feldzugs, als er, ohne specielle Beschäftigung, dem Herkommen gemäß zur Reserve [illegible]

erden sollte, durch Mack's Verwendung dem Generalquartier-
eisterstab zugetheilt, wo sich ihm eine Bahn zu neuen Er-
hrungen und einem erweiterten Wirkungskreise eröffnete. Die
rfahrungen waren aber keine erfreulichen. Die schlechten Er-
lge der mit bewundernswürdiger Tapferkeit geschlagenen und
rgreichen Sambreschlachten geben dem Verfasser wieder Gele-
enheit zu wichtigen Bemerkungen über das moralische Ele-
ent, jenen mächtigsten Factor bei allen Kriegsunternehmungen,
elcher bei den Franzosen herrschte, ihren Gegnern aber schon
urch einen halben Sieg entrissen wurde. Dazu kam, daß sich
un „der große Riß in der ohnehin nie überschwenglichen
egenseitigen Einigkeit bis zur breiten Kluft erweiterte". Bianchi wurde im folgenden Feldzuge zu der Armee an den Oberrhein versetzt, wo er die ruhmvollen Ereignisse von Mannheim sah. Dann zog er mit Wurmser nach Italien. Von dem denkwürdigen Feldzuge lesen wir manches interessante Ereigniß, manche Persönlichkeit tritt uns entgegen, die später bedeutend geworden ist. Der tapfere Sandwirth Hofer commandirte schon 1796 eine der 34 Compagnien Landesschützen, welche in Tirol aufgeboten wurden. Murat, damals Oberst, lag krank in Brescia, als es die Oesterreicher überrumpelten. Bianchi nahm hier persönlich den Mann gefangen, den er 19 Jahre später bei Tolentino aufs Haupt schlug und der Krone von Neapel beraubte! Die auf diesen ersten Glücksanfang folgenden Unglücksfälle bespricht der Verfasser seinem Motto gemäß mit Freimuth. „Das Geschick hatte der tapfern österreichischen Armee in Italien zum Theil solche Anführer gegeben, welche nichts von alledem besaßen, was den Sieg anzubahnen vermag." Er hebt besonders den Mangel an militärischen Kenntnissen hervor, und wahrlich, es kann in unserer Zeit, welche bei den kolossalen Fortschritten neuer Kriegselemente noch weit größere Ansprüche an die Truppenführer macht, nicht oft genug wiederholt werden, daß es mit einem bloßen beherzten Draufgehen nicht mehr abgethan ist. Wir verweisen unsern Leser auf das Werk selbst, wo er vortreffliche Belege dazu finden wird. Die Charakteristik der handelnden Personen ist scharf und nicht ohne einen bittern Humor, die Schilderung der Gefechtsverhältnisse und der innern Zustände der Truppen von einer Naturwahrheit, wie sie eben nur ein Soldat so treu und lebendig geben kann. Das Werk ist somit ein werthvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte, wenn auch zum Theil nur eine Sammlung Dessen, was anderwärts zerstreut und darum nicht leicht zu finden ist. Neu und lesenswerth sind Bianchi's eigene Worte über die erste Unternehmung Wurmser's in Tirol und die entsetzliche Zerrüttung des moralischen Elements in der Armee durch die Schuld seiner Führer, „welche aber sicher nicht durften, deshalb bei der nächsten Beförderung doch nicht übergangen zu werden". Interessant ist ferner seine Bemerkung über den Misgriff, die Kroaten geschlossen wie Linientruppen fechten zu lassen, wodurch bald ein Mangel an leichten Truppen und kühnen Parteigängern fühlbar wurde. Wir erfahren auch von ihm einen Fall, der vielleicht einzig dasteht. Der österreichische Commandant in Mantua, Graf Canto Irles, verweigerte im August, als der Platz infolge der Wurmser'schen Operationen nicht blokirt war, einigen venetianischen Schiffen, die mit Lebensmitteln befrachtet aus dem Po in den Mincio kamen, die Einfuhr in Mantua ohne vorhergegangene Entrichtung des Zolles. Die Eigenthümer, augenblicklich nicht mit Geld versehen, hatten sich feierlich anheischig gemacht, gleich nach erfolgter Löschung die Abgabe zu entrichten. Vergebens! Sie wurden mit ihren Lebensmitteln abgewiesen!!

Bianchi, nach der Schlacht von Rivoli gefangen, bald aber ausgewechselt, wurde nun wegen seiner ausgezeichneten Dienste in den Generalquartiermeisterstab versetzt, und dann kurz vor dem Ausbruch des neuen Kriegs nach Wien zum Kaiser beordert, der ihn zum Major und militärischen Begleiter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este ernannte, welcher dem Feldzuge in Deutschland unter den Augen des Erzherzogs Karl beiwohnen sollte. Im Verkehr mit den ersten der handelnden Personen erfaßte Bianchi das Wesen des Kriegs hier im Großen und erwarb sich bald ein gereiftes Urtheil. Der Erzherzog Karl schenkte ihm ein seltenes Vertrauen und hörte zuweilen selbst auf seinen Rath. Er rückte zum Oberstlieutenant und bald zum Obersten auf, als welcher er nach dem Frieden auf seinen Wunsch der Dienststellung bei dem Erzherzog Ferdinand entheben und zum Commandanten des Regiments Vukassowich Infanterie ernannt wurde, das in Treviso garnisonirte. Hier gefiel es ihm so wohl, daß er schon damals mehrmals geäußert hat, sich in dieser Gegend niederlassen zu wollen, wie er es später nach seinem ruhmvollen Kriegsleben auch gethan. Sein Wirken als Regimentscommandant wurde ihm so lieb, daß er schmerzlich durch seine Ernennung zum Generaladjutanten des Erzherzogs Ferdinand beim Ausbruch des Kriegs von 1805 überrascht wurde. Wir erhalten in dem Abschnitte des Werks, das diesen unglücklichen Krieg behandelt, neue Aufschlüsse über das Verhältniß im Hauptquartier, wo die abnorme Stellung Mack's zu dem nominellen Oberbefehlshaber, der laut kaiserlichen Handbillets ohne Mack's Beistimmung nichts verfügen durfte, alle Operationen lähmte. Die Beiträge, welche hier zu den bekannten Thatsachen, besonders zur Charakteristik Mack's geliefert werden, sind höchst interessant, vor allem der Bericht des Erzherzogs vom 12. October an den Kaiser, in welchem die Lage der Armee und die Fehler Mack's in so überzeugender und doch rücksichtsvoller Weise dargestellt sind, daß dies Actenstück ein sehr wichtiges genannt werden muß. Mack's rastlose Thätigkeit, bewundernswerth an sich, vermehrte die Unsicherheit. In einem Tage, wie der Bericht sagt, entwarf er drei verschiedene Dispositionen und gab sie zur Ausführung hin. Die Schilderung des Kriegsraths, in welchem Bianchi den Vorschlag zum Durchbrechen machte, ist höchst charakteristisch; im ganzen wurde der Gedanke durch Mack bekanntlich verworfen und nur der Erzherzog selbst mit 10 Escadrons, zu welchen noch etwa 1200 Mann Infanterie und 800 Pferde stießen, führte ihn aus und schlug sich glücklich nach Böhmen durch. Bianchi begleitete ihn und wurde nach Wien an den Kaiser mit der Meldung davon gesendet; er erhielt dann, schon früher Generalmajor, das Commando einer leichten Brigade, mit welcher er nach der Schlacht von Austerlitz die Verbindung zwischen Olmütz und der Armee bis zum Frieden erhielt. Im Jahre 1806 trat er wieder an die Spitze seines Regiments, das nun in Kornneuburg stand. Hier verlobte er sich mit Hetula von Liebetrau, die ihm 1807 nach Oberungarn als seine Gemahlin folgte. Zum Brigadier ernannt, kehrte er 1808 mit seinem ungarischen Regimente nach Unterösterreich zurück, wo er in Mistelbach cantonnirte. Die Unterkunft war hier so schlecht, daß sich der General mit einem einzigen Zimmer begnügen mußte, von welchem ein Theil durch eine spanische Wand für seine Gemahlin abgesondert war. Wenn man damit den Luxus und Comfort der häuslichen Einrichtung selbst unserer Subalternoffiziere vergleicht!

Den Feldzug von 1809 machte Bianchi mit seiner Brigade bei dem 5. Armeecorps des Erzherzogs Ludwig mit und zeichnete sich bei vielen Gelegenheiten aus, namentlich bei Vertheidigung des Défilé von Kirchdorf in den Arrièregardegefechten bei Schwabbruck und Aicha, welche Bianchi, nicht der Divisionär Fürst Reuß, wie in Stutterheim's Werke angegeben ist, leitete; ferner bei Neumarkt, wo ein französisches reitendes Jägerregiment, allerdings im ungünstigen Terrain, von österreichischer Infanterie mit dem Bajonnet angegriffen und fast vernichtet wurde, bei Aspern in dem Kampfe um dieses Dorf, und zum ersten male in einem selbständigen Commando als Vertheidiger des Brückenkopfes von Presburg mit 10 Bataillonen, 7 Escadrons, 22 Geschützen, wofür er den Maria-Theresia-Orden und von der Stadt Presburg das Ehrenbürgerrecht erhielt. Nach dem Frieden wurde er zum Feldmarschallieutenant ernannt, und bekleidete während der folgenden Jahre den Posten eines Inspectors der Infanterie und einiger Cavalerieregimenter in Ungarn, Slawonien und im Banat, erhielt auch

1811 als Inhaber das Regiment Nr. 63. Im Feldzuge von 1812 führte er bei dem Hülfscorps des Fürsten Schwarzenberg die Reservedivision aus sechs ungarischen Infanterieregimentern und zwei Grenadierbataillonen bestehend; er selbst bezeichnet ihn als den beschwerlichsten aller von ihm mitgemachten Feldzüge. Was die Flügelcorps gethan, pflegt bei dem allgemeinen Interesse, mit welchem der Weg der großen Armee verfolgt worden ist, weniger beachtet zu werden, wir empfehlen daher unsern Lesern diesen Abschnitt, in welchem sie manche schöne Waffenthat finden werden, die den braven österreichischen und sächsischen Truppen zur hohen Ehre gereicht.

Wir betreten jetzt Kriegsschauplätze, die wir auch bei der jüngern Generation als wohlbekannte voraussetzen dürfen und können uns daher mit kürzern Andeutungen begnügen, so reichhaltig auch das Material ist, welches uns in dem Werke gerade hier geboten wird. Als Oesterreich sich den Verbündeten angeschlossen hatte, war Bianchi's Division zur zweiten Armeedivision der Armee bestimmt worden. Sie kämpfte ruhmvoll bei Dresden und Kulm. Der Antheil Bianchi's an dem letztern Siege wird hier mit Recht in Anspruch genommen, da die erschienenen Schriften darüber, wie über das Verdienst des Herzogs Eugen von Würtemberg geschwiegen haben. Was Bianchi bei Leipzig in einem der wichtigsten Momente der Schlacht geleistet, ist in den meisten andern Darstellungen hervorgehoben worden. Er wohnte dann in besonderer Auszeichnung für ihn dem Kriegsrathe bei, der am 17. October gehalten wurde; wir erfahren durch ihn den wahren Hergang. Wie ruhmvoll Bianchi's Divisien gekämpft, beweist ihr Verlust von 100 Offizieren und 3600 Mann, und die Verleihung des Maria-Theresia-Ordens an ihre sämmtlichen Obersten, was in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte weder früher noch später jemals vorgekommen ist. Auch in Frankreich 1814 zeichnete sie sich bei Montereau aus; dann erhielt Bianchi das Commando der bedeutenden Streitmacht, welche nach dem südlichen Frankreich gegen Augereau entsendet wurde, 45 Bataillone, 40 Escadrons, 120 Geschütze; er erkämpfte den Sieg bei Macon, mußte aber dann den Oberbefehl an den im Range ältern Erbprinzen von Hessen-Homburg abtreten. Nach Einstellung der Feindseligkeiten erhielt Bianchi Befehl, von Savoyen, Piemont und Nizza militärisch Besitz zu nehmen und wurde hierauf zum Hofkriegsrath ernannt, sehr gegen seine Wünsche, da er voraussah, daß im Frieden doch wieder die reinsten und höchsten Bestrebungen durch tausend Hemmnisse, kleinliche Rücksichten, Böswilligkeit und Eifersucht vereitelt würden. Es lag in Bianchi's Charakter, mehr offenherzig als klug seine Ansichten auszusprechen, oft ließ er dabei auch kaustische Schärfe, deren er genug besaß, vorwalten. Dennoch blieb er, den kurzen Feldzug nach Neapel abgerechnet, sieben Jahre auf dem Posten, der ihn anwiderte, und wo er, wie der Verfasser sagt, gar nichts für das Wohl der Armee in seinem Sinne zu wirken vermochte. Ob das in solchem Maße der Fall gewesen, lassen wir, da wir darüber kein Urtheil haben, dahingestellt; ebenso ob diese Periode auch den Keim zu der schweren Krankheit gelegt hat, welche später seine Kräfte aufrieb. Gewiß ist aber, daß dieser ausgezeichnete Mann, wenn er an die Spitze eines Generalcommandos gestellt worden wäre, seinem Monarchen und dem Staate noch lange Zeit die wichtigsten Dienste hätte leisten können, während ihm die Erfahrungen einer Periode, die er freimüthig die widrigste seines Lebens nannte, den sonst so eisernen Willen brachen und ihm alle Lust zu fernern Dienstleistungen raubten.

Noch hatte er diese Erfahrungen nicht gemacht, nur die erwähnte Krankheit hatte ihn während des Wiener Congresses überfallen, wo die Souveräne von Rußland und Preußen ihn persönlich besuchten, als er, kaum genesen, durch die Ereignisse von 1815 wieder zu kriegerischer Thätigkeit berufen wurde. Bianchi erhielt den Oberbefehl in Italien gegen Murat, nachdem er anfangs den Weisungen des commandirenden Generals Frimont untergeben gewesen. Er hatte wieder gut zu machen, was im Kriegsrathe verdorben war. Der Feldzug, welchen Bianchi nun als Feldherr glänzend führte, ist, wie sich von selbst versteht, ausführlich dargestellt, namentlich die Schlacht von Tolentine, in welcher der Verfasser auch den Neapolitanern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Im Hauptquartier, das Bianchi in der Casa Lazzi (dieser Familie gehörig) aufgeschlagen, wurde die Capitulation abgeschlossen, durch welche dem König Ferdinand IV. (I.) sein Königreich Neapel wieder übergeben wurde. Von Murat war in der Verhandlung keine Rede mehr; Lord Burghersh (jetzt Lord Westmorland, Gesandter zu Berlin und Wien), der im österreichischen Hauptquartier den ganzen Feldzug mitgemacht hatte in allen seinen officiellen Schriftstücken den König Joachim nur Marschall Murat genannt. Das Schicksal des Entthronten ist bekannt. Seine Gemahlin mit ihren Kindern schiffte sich auf einem britischen Fahrzeuge ein und begegnete in den sicilischen Gewässern der Fregatte, welche den heimkehrenden Bourbonen nach Neapel trug. Beide Schiffe salutirten sich.

Für den schnellen und glänzend beendigten Feldzug wurde Bianchi die höchste Anerkennung und viele Belohnungen zu Theil. Er war der erste, welcher den neugestifteten Orden der eisernen Krone und zwar das Großkreuz erhielt, außerdem eine Personalzulage von 10000 Fl.; König Ferdinand, der ihm die Wiederherstellung seines Thrones verdankte, machte ihn zum erblichen Duca di Casalanza und verlieh ihm eine Dotation von 15000 Fl. Einkünften, anderer Decorationen und Auszeichnungen zu geschweigen. Im Juni 1815 erhielt er Befehl, mit einem neugebildeten Armeecorps aus Italien nach Südfrankreich zu marschiren und das Land zwischen den Seealpen und der Rhone zu besetzen. Der Friede rief ihn dann wieder nach Wien in sein Amt als Hofkriegsrath zurück, von wo er im 1816, als Baiern die Herausgabe von Salzburg verzögerte, an die Spitze eines Corps berufen wurde, das an den Grenzen aufgestellt, die Erfüllung der Tractate unterstützen sollte. Die Anstände waren aber bald beseitigt. Bianchi, nun in den Freiherrnstand der Monarchie erhoben, worüber das seine Waffenthaten ehrende Diplom mitgetheilt ist, widmete sich fortan mit Eifer seinen Pflichten im Hofkriegsrath. Den angestrengten Arbeiten bei ungewohnter Lebensweise zerrütteten aber seine Gesundheit und er kam endlich zu dem Entschlusse, seine Versetzung in Pensionsstand nachzusuchen. Diese wurde ihm gewährt, jedoch nicht mit der Charakterserhöhung, die er wol beanspruchen konnte. In einigen Biographien Bianchi's ist zu lesen, daß er wegen Zurücksetzung den Abschied genommen habe, welcher Irrthum wahrscheinlich aus der nachträglichen Verweigerung des Feldzeugmeister-Charakters entstanden ist.

Das Lebensbild schließt mit einer Schilderung von Bianchi's Privatleben in der dreißigjährigen Ruhe, die er nach seiner Entlassung noch genossen hat. Er wohnte auf dem Landgute Megliano bei Treviso, den er gekauft hatte, brachte aber den Winter gewöhnlich in Padua zu. Statt der Kriegsscenen lernen wir nun Familienscenen von rein menschlichem Interesse kennen. Daran nahm der alte Soldat aber noch gern theil an allem, was auf eine Verbesserung des Heerwesens und erhöhte Schlagfertigkeit zielte, so an den schwunghaft betriebenen großen Truppenübungen 1832 unter Radetzky und dessen genialem Generalstabschef Hess. Seine Gesundheit besserte sich wieder und es wurde ihm 1834 ein Generalcommando zugedacht, das er jedoch, weil er seine Kräfte nicht mehr dazu fähig fühlte, ablehnte. Im Jahre 1835 verlor er seine Gemahlin. Die Schilderung seines Schmerzes ist ergreifend und der Brief, den er an seinen Sohn schrieb, ein rührendes Zeugniß seiner innigen Liebe. Zehn Jahre später, als die Revolution in Italien ausbrach, sprach sich der Greis so rückhaltlos aus, daß er den Mitgliedern der provisorischen Regierung gefährlich schien und von einer Horde von 400 Mann auf seinem Gute im Bette überfallen und nach Treviso geschleppt wurde, wo er, mit dem Tode bedroht, von Straßenpöbel verhöhnt, gefangen blieb, bis Welden's Angriff

ihn befreite. Mehrere Bomben hatten dabei das Haus getroffen, in welchem man ihn festhielt. Die Siege der kaiserlichen Heere begleitete er, auf sein stilles Landgut zurückgezogen, mit regem Interesse, unternahm noch 1852 und 1855 Reisen nach Ungarn zu seinem jüngern Sohne und starb am 21. August 1855 an der Cholera. Auf die an ihn gestellte Frage wegen geistlichen Zuspruchs antwortete der alte Soldat, dem er, der Sprache nicht mehr mächtig, auf ein dargereichtes Papier ein einziges Wort schrieb, den Inbegriff seines Denkens und Wirkens, seines ganzen Lebens, das einzige Wort: „Pflicht!"

Karl Gustav von Berneck.

Aus den Bergen, aus den Wäldern.

Wenn wir in der Bücherbarrikade, die fast fortwährend unsern Tisch verschanzt, nach langem Suchen endlich ein paar Poeten entdecken, welche noch nicht den Sinn für die Natur und ihre Wechselbeziehungen verloren haben, da überkommt uns, wenigstens für Stunden, ein versöhnendes Gefühl, das sich in Gedanken auflöst: es gibt doch noch in unserer durch Lust entnervten schriftstellernden Gesellschaft einzelne, die einen gesunden Kern in sich tragen, die zu einer tiefer gehenden Intuition des Naturlebens befähigt sind, weil sie noch nicht verlernt, sich als einen integrirenden Theil des Schöpfungsganzen zu betrachten. Was sollte, was könnte auch einem echten Dichter näher stehen, als die Natur? Sie ist eben die Wiege seiner Lieder. Das ihn feierlich umrauschende All ist der unsterbliche Bude, dem er ein kleines Liedchen ablauscht, dem er nachdichtend eine Grundidee abborgt, um sie auf dem Bildsaiten des Zeitgeistes seinem Volke zu reflectiren. Wie wahr ist Novalis' Ausspruch: „Naturforscher und Dichter haben durch eine Sprache sich immer wie ein Volk gezeigt. Indem der Mensch zu sich selbst kam, kam er nothwendig von der Natter ab, wie das entwöhnte Kind." Die Schöpfung ist das Leihhaus der Gedanken! Schlimm steht es mit einem Poeten, der sich dieses Geliehen-Werdens nicht bewußt wird, der sich im Dämondünkel des Ichstolzes aufbläht, der da meint, er sei der Menschheit gegenüber das Leihhaus! Eine Dichterlyre hat zarte Saiten; sie klingen mit bei den Jubelchören des im Frühling auferstehenden Planetenlebens; sie klingen mit bei den herbstlichen Grabchorälen der sturmdurchbrausten Eichenwälder! Und was da kommt, und was da geht, wiegt sich in Freude und Wehmuth, in Liebe und Haß, in Licht und Dunkel, im eigenlebenden Alleben! An den größten Künstlern und Dichtern sieht man die Natürlichkeit am klarsten. Die Verkünstlungen und Abnormitäten der Cultur berühren sie wenig oder gar nicht; sie folgen instinctartig jenem mächtigen Triebe, den der Allgeist in ihr Inneres pflanzte. Die nicht in Unzulänglichkeit so reichen Individuen sollten mit heiliger Scheu zu ihnen emporblicken, sich demüthig beugen, wie man in alten Zeiten sich vor Propheten beugte.

Betrachten wir einige der Neuern:

1. Aus den Bergen. Lieder von Friedrich Baltzer. Zürich, Orell, Füßli u. Comp.. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Neue Gedichte. Epigrammatisches und Sprüchliches. Von Johann Nepomuk Vogl. Leipzig, Kollmann. 1856. 16. 25 Ngr.
3. Poissiere. Ein Sagencyklus von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Sommer. 1854. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Hymnen von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1855. 16. 5 Ngr.
5. Gedichte von Friedrich Grimm. Leipzig, Serig. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ein kühner Flug der Phantasie, ein offener Blick in die Hallen des Universums zeigt sich in Baltzer's Gedichten „Aus den Bergen". Daß auch die Lyrik noch zur Stunde die hohe Würde der Poesie zu repräsentiren im Stande sei, wurde uns Neuerdings an diesem gehaltreichen Buche klar. Wir begrüßen mit Freuden den Dichter, der von sich selbst sagt, daß „er weder Lieder singe wie die Nachtigall, noch wie das Spätzchen, doch gern eine Lerche sein wollte", und wenn es erlaubt ist im Vergleiche fortzufahren, so nennen wir ihn eine frühlingstrunkene, frei aus voller Brust schmetternde Lerche, die hoch über Alpenfirnen in den Himmel klettert. Gleich zu Anfang begegnen wir zwei frischen Frühlingsliedern: „Der Lenz" und „Der Baum". Ein anderes, „Das Licht", zeichnet sich durch erhabene Stimmung aus, die der Sänger glücklich bis zum Schlusse festzuhalten wußte. „Bobelina, die Griechenmutter" gewönne noch unstreitig durch Abkürzung, weil dann der einfach-schöne Schluß mehr imponirte. Im „Wanderlied" spricht sich, wenn auch die Idee nicht neu ist, die Lust des Wanderns trefflich aus. „Vollmondnacht am Rhein" ist unsers Erachtens eins der besten Gedichte der Sammlung; wir wollen diese echt poetischen Strophen citiren:

Schöne Hügel, lichtumflossen
Von des Mondes Silberpracht,
Der sein Strahlenmeer ergossen
Durch die sternenreiche Nacht;
O, wie lieb' ich euer Schweigen,
O, wie leckt es Herz und Sinn
In den stummen Geisterreigen,
Der die Nacht durchschwebt, dahin.

Wie die Braut im Blütenkranze
Zagend dem Geliebten naht,
Tritt die Nacht im Sternenglanze
In des Sonnengottes Pfad.
Da entquillt dem Silberschleier
Ihrer Locken dunkle Pracht,
Ihre Krone trägt sie freier,
Königin ist jetzt die Nacht.

Heil'ge Nacht, ein süßer Friede
Waltet durch dein weites Reich:
Jeder Arme, jeder Müde
Ist durch dich dem König gleich.
Froher noch erwacht er wieder,
Weil er keine Krone trägt,
Wenn auf seine matten Glieder
Schlummerbalsam du gelegt.

Heil'ge Nacht, mit weichem Flügel
Deckst du rings das weite Land!
Ruhig schwimmt der Mond am Hügel,
Glänzt dort um die Felsenwand.
Dunkle Berge stehn und träumen,
Und die Thäler schliefen ein,
Und der Wogen fernes Schäumen
Scheint ihr Schlummerlied zu sein.

Und der Wanderer kann nicht scheiden
Von der stillen, heil'gen Pracht;
Nach des Tages Glanz und Freuden
Dünkt ihm schöner noch die Nacht.
Auf dem Söller steht und schauet
Er dem Scheidenden noch nach,
Und von fernen Hügeln grauet
Rosig schon der junge Tag.

Der sich stets im Menschen schaukelnde Gegensatz von Makro-Mikrokosmos wird dem Leser in dem sinnigen Gedichte: „Das Weltall", lebendig ins Bewußtsein gerufen. Eine männlich-freie Gesinnung offenbart sich, um viele mit Stillschweigen zu übergehen, in den Gedichten: „Der Verbannte", „Die Alpenrose", in der kräftigen Apostrophe: „Zittre Sewastopol!" (16. October 1854) und „Am Vierwaldstädtersee". In dem ebenfalls gelungenen „Der Alpenknabe" störte uns der überschwengliche Vergleich „das Herze der Berge". Unter den erotischen Gesängen hat uns am meisten angesprochen: „Der

Brief." In dem Gedichte: „Am Meer bei Ostende", nehmen die zwei letzten Strophen einen episch-großartigen Aufschwung. Unter den „Reiseditichen" zeichnen sich vortheilhaft aus: „Die Statue des Columbus", „Carrara", „Rom". Wir empfehlen das Buch dem Publikum auf das wärmste.

J. N. Vogl ist einer jener mit natürlicher Anlage begabten Dichter, die zu viel schreiben und keinen Anstand nehmen, alles wenn auch nur flüchtig Hingeworfene zu publiciren. Es fehlt ihm an Ernst und Beharrlichkeit, das Material zu sichten; entweder traut er sich nicht so viel Selbstkenntniß zu, die eigenen Productionen gehörig abzuschätzen, in welchem Falle ihm doch Freunde an die Hand gehen könnten; oder, was um so schlimmer wäre, er gibt, von Selbstliebe geblendet, jede Zeile seines Pultes dem Publikum in die Hand. Eine zweite Schwäche an ihm ist, daß dem sich im Schaffungsdrang Ueberstürzenden, wenn er sich nicht an einen interessanten Balladenstoff anhält, Gedankentiefe und aller höhere dichterische Schwung mangelt. Vogl hat nie sich selbst gesammelt, nur seine Werke; käme er nur einmal aus dieser fortwährenden Unruhe, in die ihn Almanache, Volkskalender, Journale und die Herausgabe seiner eigenen Dichtungen versetzen, zu einer klaren Selbstschau, er müßte sich eingestehen, daß er zuweilen mit seinem schönen Talente leichtsinnig verfahren sei. Wir erkennen trotz der angedeuteten Schwäche auf der andern Seite sehr gern seine Vorzüge an; vor allem andern seine volksthümliche Sangesweise, worin es ihm unter den Dichtern der Neuzeit wenige gleich oder zuvorthun dürften. Dies allein ist in unsern Tagen, wo der Volksgeist rege geworden, viel, sehr viel werth. Dann weiß er sich in die Stimmung einer Wald- oder Gebirgsscene einzuleben und sie in melodischem Rhythmus poetisch abzuspiegeln. Solche glücklich erfaßte Naturbilder sind in seinen „Neuen Gedichten" z. B.: „Auf ein Grashälmchen", „Im Regen" und „Genug", in denen sich manchmal eine Unschuld, eine wohlthuende Einfachheit offenbart, wie sie heutzutage nur noch selten in der Poetenwelt zu finden ist. Läßt er sich jedoch bei solchen idyllenartigen Ergüssen zu Uebertreibungen hinreißen, so springt dem Leser augenblicklich die Ironie entgegen, von der sich der Dichter selbst nichts träumen ließ; so in folgender Strophe aus dem kurzen Gedichte „Der Tannenbaum":

Ihr Tannen seid die schwarze (?) Garde,
Die nie auf Gnade sich ergibt (?),
Und, aufgepflanzt die Hellebarde,
Die Pflicht des treuen Wächters übt.

Die „schwarze Garde" ergibt sich augenblicklich, wenn die Holzfäller in den Wald kommen, und die Tannen niederhauen. Lächerlich sogar wird diese Waldsympathie in dem Gedichte „Schließliche Besorgniß". An österreichischen Provinzialismen fehlt es auch nicht.

Auf dem Distelfelde der Epigramme kann sich Vogl nicht mit Saphir und Bauernfeld messen; Epigramme müssen stechen, sonst verleugnen sie ihre Wespennatur, die schlankleibig und stachelig auftritt. Dagegen finden sich im Buche einige recht hübsche Waldlieder, wie: „Das letzte Blatt", „Der sterbende Wald" und

Waldlied im Winter.

Der Mond steht überm Walde
In seiner vollsten Pracht,
Wie Silber glänzt die Halde
Aus des Gehölzes Nacht.

Und rings im weiten Kreise
Vom Leben keine Spur,
Es ist, als hör' man leise
Den Athem Gottes nur.

Als wie verzaubert stehen,
In Glanz und Mondenschein,
Die Bäume rings und sehen
Ins lichte Thal hinein.

So stehen sie und träumen
Von künft'ger Frühlingszeit,
Von grünen Bachessäumen
Und Blumenherrlichkeit.

Sie schütteln ihre Locken
Mit heimlichem Erfreun,
Und wähnen statt der Flocken
Schon Blüten zu verstreun.

Besondere Erwähnung verdient auch noch ein ungemein sinniges Gedicht „Serbisches Hochzeitlied". Wir nehmen keinen Anstand, das Buch allen Freunden der Natur zu empfehlen.

Leider dürfen wir uns dies mit dem Sagencyklus „Edelflore", einem schwachen Producte desselben Dichters, nicht erlauben. Wie sich ein Poet, der wenigstens in Oesterreich sich weit und breit seines Rufs erfreut, zu solchen dem Leser ins Gesicht schlagenden Verseleien hergeben kann, ist uns ein Räthsel. Es bleibt uns nichts übrig, als zu bedauern, daß die schönen Illustrationen, die wol die Mängel des Buches in ihren Arabeskenfalten verstecken sollen, nicht einem gediegenen Werke zu Theil wurden.

Adolf Pichler, der Dichter der „Hymnen" nimmt unter den Musensöhnen des herrlichen Tirolerlandes einen ehrenwerthen Platz ein. Man erkennt aus seinen neuen Dichtungen, daß die heimatlichen Alpen auf seine Phantasie keinen geringen Einfluß ausüben. Andererseits beweisen diese Hymnen ein tiefes Studium altgriechischer Muster. Eine den erhabenen Ideen angemessene Sprache, eine würdevolle, zuweilen imponirende Ruhe, ein sich in das große Naturleben poetisch versenkender Seelengeist tritt uns hier wohlthuend entgegen. Wir nehmen hier etwas aus dem innersten Gemüthe des Dichters Hervorgehendes in uns auf, und wettert auch einmal plötzlich eine Dissonanz von einer Gletscherpyramide lawinenartig herab, und zeigen sich dennoch die Wolkenschatten der Melancholie, so schließt der Dichter doch stets einen versöhnenden Schlußaccord an. So höre:

Ich hör' deine Stimme
Du Geist der Alpen! Mit grellem Schrei
Klagst du im Gebirge, zerreißest wild
Dein Nebelgewand an zackiger Klippe
Aus Schmerz, daß er schon starb
Der herrliche Frühling.

Und gern horch' ich dir zu
Im Herzen Trauer. Vergebens irrt,
Aehnlich dem ermattenden Pilgersmann,
Mein Aug' durch das Dunkel; Trümmer des Tempels
Nur findet es, fern mich
Die rettende Gottheit.

Ich will mich dir vereinen! Du singst
Brausend deine Lieder und ich will stehen
Mit stolzem Leib, wo am Abgrund
Im Gise des Winters der rauschende Bach steht.
Kommt der Frühling, so reichst auch du mir wieder
Den Kranz aus duftigen Alpenblumen
Und lächelst im Morgenthau freundlich mich an.

Aehnliche Schwermuth äußert sich zu oft und verstimmend dadurch, daß doch noch eine gewisse moderne Krankhaftigkeit der Seele des Dichters Wurzel geschlagen; wer diese nicht seligen Höhen der noch unentweihten, jungfräulichen Gletscherwelt erklimmt, der lasse den Gedanken an die Menschen und ihr Misère tief drunten in den Thälern. Ruft sich der Dichter doch selbst trefflich zu:

Was ich verloren, mag es ruhen
Wie die Perle tief im Meeresgrund,
Hier ziemt nicht Seufzer der Wehmuth!
Wo uralt in unentweihtem Glanz
Die Diademe der Alpen leuchten und der Fels
Die rauhe Brust mit goldenen Dolden schmückt.
Da sei die Seele klar, ruhig und still!

der noch schöner:

Entsagung lehrt das Leben, den ehernen Zwang
Schwerlich zerreißt ihn die mächtigste Faust!
Ihr aber, erhabene Griechen,
Habt ruhigen Muth gelegt in das Herz mir:
Stolz und neidlos fahr ihr auf Land und Meer,
Noch einmal auf zur Feste des Himmels,
Und schiedet hinab zu Acherons Fluten!

In einem trefflichen Schlußgedichte feiert der Sänger sein höchstes Vorbild, den unsterblichen Pindar. Gewiß, diese Hymnen werden alle tiefer denkenden Köpfe ansprechen, und es wird kein unverdienstliches Unternehmen des Verfassers gewesen sein, in dieser Art und Weise, die nur von pedantischen Krikern misbilligt werden dürfte, auf die altgriechische Humanität hingewiesen zu haben.*)

Friedrich Grimm, zweifelsohne noch ein sehr junges Blut, scheint sich doch schon zu fühlen. Es spricht sich z. B. in dem Gedichte auf S. 21, worin er seine Persönlichkeit etwas sonderbar zudringlich der Natur gegenüberstellt, kein unbedeutender Eigendünkel aus; wir unsererseits glauben, daß weder der „See" noch die „Bäume" den Verfasser vermissen werden, daß weder die „Vöglein" um ihn „Trauerlieder" singen und im allerwenigsten die „Schwäne" ihm nachrufen werden: „O Knabe, bleib zurück!" Der große Erdorganismus vermißt den Menschen nicht — eitler Dichterwahn! — er hat Millionen Jahre ohne Menschen bestanden, und wer maßte sich an zu entscheiden, ob er sich in seinen ungestörten Wäldern und Bergen nicht wohler befunden habe als jetzt? Der Verfasser gibt sich Blößen, die kein Aesthetiker ungerügt ließe, so singt er z. B.:

Ich wollt', ich wär' das Röschen,
An das sie sinnend riecht.

In den erotischen Liedern wimmelt es von Gemeinplätzen. Zu den bessern Producten zählen wir das „Bundeslied", worin sich ein jugendlich-kühner Burschengeist in heiterm Zechertone Luft macht, und das ganz gut klingende Lied:

Der Rheingott.

Es hat in seinen Fluten
Ein Schloß der Vater Rhein,
Ein Schloß mit hoher Kuppel
Aus grün-smaragdnem Stein.

Es halten schlanke Nymphen
Am gold'nen Thore Wacht,
Und eine Demantsonne
Erhellt die Wassernacht.

Das ist ein Haus der Hoheit,
Das ist ein Götterhaus,
Denn hier geht Vater Bacchus
Seit Jahren ein und aus.

Das ist der einz'ge Tempel,
Der ihm jetzt noch geweiht;
Der wird geweiht ihm bleiben
In alle Ewigkeit.

Er schützt von hier die Reben
Und segnet rings den Gau,
Macht, daß die Sonne freundlich,
Und daß der Himmel blau.

Und folgt ein kühler Abend
Dem heißen Sommertag,
So steigt er auf die Berge
Mit seinem Lustgelag.

Dann ringsum Lärm und Lachen,
Die Rebe wird zum Tisch,
Das Blatt rollt sich zum Becher,
Der Wein ist klar und frisch.

Und trank der Bacchus dreimal
Im Jahre Rebenblut
Da oben auf den Bergen,
So wird der Wein erst gut.

Drum, hoher Gott, wir flehen
Beim Weine just dich an:
„Steig' dreimal auf die Berge
In jedem Jahr hinan!"

So haben wir denn heute aus den Bergen und aus den Wäldern so manches schöne Lied heimgebracht. Möchten doch alle Dichter wieder die Blicke von den verdorrten und staubigen Verhältnissen unsers verkünstelten Culturlebens auf das frische Grün, das ins Freie lockt, hinlenken! Da gibt es immer Neues zu lesen, wenn man lesen kann; da stehen auf tausend und tausend Blättern wundervolle Geschichten, nur mögen die Musensöhne dabei Baco's von Verulam geniales Wort nicht vergessen: „Die Natur ist ein gewaltiger Foliant; um ihn zu lesen, muß man jedoch mit dem A-B-C anfangen."

Emanuel Kaulf.

*) Von Pichler's „Hymnen" erschien im vorigen Jahre eine zweite vermehrte Auflage. D. Red.

Zur Faust-Literatur.

Faust und kein Ende! Neuerdings erschien, als besonderer Abdruck aus der „Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich", eine kleine Schrift von F. Vischer unter dem Titel: „Kritische Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel" (Zürich, Meyer u. Zeller, 1857). Der berühmte Aesthetiker zergliedert darin die noch berühmtere Dichtung und weist mit dem unerbittlichen Scharfsinn, der ihm eigen, die mancherlei innern Widersprüche, die Heterogenität zwischen den aus dem Volksbuche herübergenommenen Motiven und den modernen philosophisch-skeptischen Zuthaten des Dichters, die Abweichungen von der Grundidee und der ursprünglichen Conception nach, an denen der erste Theil des „Faust" allerdings leidet. Er hebt unter anderm das Verdienst Weiße's hervor, der zuerst entdeckt habe, daß Goethe früher die Absicht gehabt haben müsse, den Mephistopheles als Diener und Werkzeug des Erdgeistes einzuführen, und „entschieden" greift er das Motiv an, daß Faust durch den Kirchengesang von seinem Selbstmordplan abgehalten und ins Leben zurückgerufen wird. Gewiß hat aber Goethe auch hier eine an sich selbst gemachte Erfahrung ähnlicher Art als Motiv benutzt, und so gewinnt die ganze Situation die Ueberzeugungskraft innerer Wahrheit, die jeden ergreifen wird, welcher überhaupt dem Dichter nachzuempfinden fähig ist. Wo gäbe es auch ein poetisches Gemüth, das, so skeptisch es sei, nicht doch ein Bedürfniß nach der Sättigung durch positiven Glauben empfinden sollte! Und welcher zugleich fühlende Zweifler möchte sich der Mahnung, die ihm in stiller Nacht durch feierliches Ostergeläut zugerufen wird, und der dadurch erweckten Erinnerung an den Paradiesesglauben der Jugend verschließen? Ueberhaupt mag ein Kritiker in allem recht haben, aber der Dichter, wohlverstanden der wahre Dichter, bleibt gegen ihn doch meist im Vortheil; und an allen jenen schönen Stellen, welche das Publikum aus dem ersten Theile des „Faust" im Gedächtniß hat, möchte wol niemand auch nur ein Wort anders wünschen, selbst wenn er sie in Bezug auf das Ganze als zu isolirt erkennen sollte. Ausgenommen freilich den Walpurgisnachtstraum und das Intermezzo, jenes Embroglio von Xenien meist ephemeren satirischen Inhalts, von denen Vischer mit Recht sagt, daß sie „ihren Ort überall besser als in dieser ernsten tiefen Tragödie gefunden hätten". Vischer fügt hinzu: „Hier kann uns keine Verehrung Goethe's abhalten, einen strengen Tadel auszusprechen;

diese Willkür ist es am meisten, welche das Vorspiel auf dem Theater mit larem Humor der Selbstabsolution zu entschuldigen sucht." Wir stimmen Vischer vollkommen bei, wenn er am Schluß seiner Betrachtung bemerkt: „Daß wahre Pietät die Kritik nicht ausschließt, bedarf für Verständige keines Beweises." Schon Hippel bemerkt in seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie": „Große Köpfe stiften viel Gutes; allein auch wahrlich viel Unheil: denn sie werden verehrt, und niemand untersteht sich weiter zu gehen"; und wir setzen hinzu: niemand untersteht sich so leicht, ihre Fehler als das anzuerkennen, was sie sind. Und doch sollten gerade die Fehler und Verirrungen großer Dichter aufs rücksichtsloseste aufgedeckt werden, damit sie nicht durch ihr verführerisches Beispiel sanctionirt werden, und sich wie eine ewige Krankheit forterben. In diesem Sinne und dieser Absicht übt auch Vischer gegen Goethe's „Faust" eine strenge Kritik, ohne deshalb die „unendliche Genialität" dieser von Goethe selbst „barbarisch" genannten Dichtung irgend zu verkennen. „Kein Dichter", bemerkt er gegen den Schluß, „hat noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit gezeigt, in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber zu schweben."

Wenn wir nicht alle wüßten, welch ein unerschöpflicher Vorrath von vortrefflichen Gedanken und Lebensmaximen im Goethe'schen „Faust" und zwar in beiden Theilen aufgespeichert ist, so würde uns dies ein zierliches Bändchen von neuem ins Gedächtniß rufen, welches unter dem Titel erschien: „Beautés tirées de Faust par Goethe. Pensées traduites par les meilleurs auteurs et publiées par *J. J. Morin*" (Grimma, Verl, 1857). Der Herausgeber sagt in der französisch geschriebenen Vorrede: „Der Unterzeichnete, seit langen Jahren ein großer Bewunderer des «Faust», bietet hier eine Auswahl von Gedanken dar, um diejenigen seiner Landsleute, welche sich für deutsche Sprache und Literatur interessiren, mit dieser Dichtung bekannt zu machen. Die ausgezogenen Stellen sind aus den besten französischen Uebersetzungen entnommen oder von dem Herausgeber selbst übertragen." Die Sentenzen sind unter bezeichnende Ueberschriften gebracht, welche allein schon erkennen lassen, daß es kaum eine Lebens- und Herzensfrage gibt, über die Goethe nicht in eigenthümlicher Weise nachgedacht und sich darüber im „Faust" ausgesprochen hätte. Auch deutschen Verehrern des „Faust" wird das Büchlein eine werthe und interessante Gabe sein. **H. M.**

Der räthselhafte Gast. Historischer Roman von A. H. Brandrupp. Zwei Bände. Berlin, Fernbach jun. 1857. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Es gehört allerdings weder viel Bildung noch viel Kunst dazu, eine Erzählung, wie die vorliegende, zu schreiben, die nach dem Uebergewicht kriegerischer Scenen zu schließen für den speciellen Leserkreis invalider Militärs berechnet ist, und die zu dem Gedankenvorrath im deutschen Publikum eben wenig oder nichts beiträgt. Die Kritik hat mit solchen, das „dringende" Bedürfniß der Leihbibliotheken ins Auge fassenden Arbeiten nichts zu thun, und die literarische Besprechung hat mehr als das Ihrige gethan, wenn sie vom Dasein und von dem Inhalte solcher Bücher eine kurze Notiz gibt. Dies möge hiermit geschehen.

Ein rüstiger Fußwanderer kehrt bei einem jovialen Pfarrer ein, der unendlich viel Pfeifen raucht und Cigarren verbraucht. Er gewinnt das Herz seiner schönen Tochter, und da er die Familie malt, sich mit dem Gutsherrn duellirt, zu einer Bauernhochzeit die Baßgeige spielt, den verwundeten Gegner ärztlich behandelt, in Holz drechselt und viel Geld zu haben scheint, so zerbricht man sich den Kopf darüber, was und wer der räthselhafte Gast eigentlich sei, ohne ihn jedoch selbst ernsthaft danach zu fragen. Natürlich, denn geschähe dies, so existirte der Roman gar nicht! Allmählich zeigt sich jedoch, daß er ein tapferer Soldat sein müsse, der in Spanien und Polen [illegible] in Rußland die Schlacht von Borodino mitgekämpft [illegible] muß, und da uns diese Kampfscenen speciell ausgemalt [illegible] so nimmt die Arbeit hiervon den Namen eines historischen [illegible] mans an, mit welchem Recht oder Unrecht sieht jeder [illegible] ein. Jene Kriegsscenen aber zeichnen sich durch Unklarheiten und Unmöglichkeiten aller Art höchlich aus, sodaß die sachverständige Hand gänzlich vermißt wird; ja, es gibt Auftritte darunter, die an den berühmten Schlachtbericht Falstaff's erinnern, wo der Held allein ganze Massen von Feinden umzingelt und sie zu Paaren treibt. Nichtsdestoweniger gelangen wir im zweiten Bande nach Moskau, dessen Brand uns aus bekannten Quellen umständlich geschildert wird und wo die so bekannte Figur mit dem kleinen dreieckigen Hut sehr komisch im Vordergrund des Romans tritt. Auch der Uebergang über die Beresina wird uns keineswegs geschenkt, denn hier geschehen Wunderdinge, von welchen sich der ehrliche Ségur nichts träumen läßt. Endlich erfahren wir denn nun, daß der räthselhafte Gast, der Retter so vieler Menschen, der reiche Graf von Steinau ist, der sein Linchen von dem verhaßten Ehebund mit seinem Gegner Eichholz zu rechter Zeit erlöst, um sie selbst auf seine Güter heimzuführen, wo denn auch der joviale Pfarrer und der alte Invalide Krusch eine behagliche Versorgung finden.

Dies ist der kurze Inhalt einer eben lesbar geschriebenen Geschichte, die keine andere Aufgabe verfolgt, als einige Stunden mäßig langweilig hinwegzuplaudern, hierbei mitunter in Geschmacklosigkeiten verfällt, im ganzen aber ihren bescheidenen Zweck erfüllen würde, wenn nur dergleichen Bücher nicht den Raum auf dem Markte beengten und so der eigentlichen Literatur Nachtheil brächten. Neues, Durchdachtes, Anregendes enthalten diese Blätter nicht; die einzige wirklich originelle Figur des Romans ist eben der neunzigjährige Invalide Krusch, der noch immer von dem Gedanken beunruhigt wird, daß er vierundzwanzigstündigen Arrest nicht abgebüßt zu haben, seitdem er im Siebenjährigen Kriege verurtheilt worden war und daß er nicht ruhen kann, bis dies geschehen ist. Da aber sonst weder die Phantasie noch die Wirklichkeit ihre Rechnung dabei finden, wenn die Fabel und die Geschichte in diesem Roman behandelt sind, so thut die Kritik ihr Bestes, wenn sie über das Verdienst des Verfassers das strengste Schweigen beobachtet und ihn [illegible] läßt, seine Empfehlung bei dem Leser selbst anzubringen.

Notizen.

Das Plattdeutsche.

Während unser Berichterstatter über plattdeutsche [illegible] in Nr. 6 d. Bl. der plattdeutschen Mundart ein Loblied gesungen und ihr in sehr wesentlichen Punkten den Vorrang vor dem Hochdeutschen eingeräumt hat, macht sich in einer Correspondenz aus Holstein in Nr. 5 des „Morgenblatt" eine ganz entgegengesetzte Ansicht geltend. Wir erkennen es als Pflicht, auch dieser Gegenansicht Notiz zu nehmen, da in einer noch nicht zum Abschluß gekommenen Streitfrage beide Parteien gehört werden müssen. Der Verfasser klagt zuvörderst über das plötzliche Hereinbrechen einer Sündflut von plattdeutschen Schriften und meint dann ironisch: „Ist es so leicht, auf plattdeutsch unsterblich zu werden, so wäre man ein Thor, wollte man sich auf dem schwierigen Wege des Hochdeutschen versuchen. Sucht irgendeine Phrase einzig und allein schon deshalb Beifall klatscht, weil sie auf plattdeutsch gesprochen wird, während sie auf hochdeutsch ungehört verhallen würde, so müßte man ein sehr unpraktischer Mensch sein, wollte man sie dennoch auf hochdeutsch sagen." Der Verfasser bemerkt dann weiter, daß zwar Klaus Groth's Schriften höchst populäre Schriften für wollten, welche die Volkssprache treu und unverfälscht wiedergäben, daß sie aber in Wirklichkeit dies durchaus nicht [illegible] Auch Groth habe sich große sprachliche Willkürlichkeiten erlaubt. Plattdeutsch und Niederdeutsch seien nicht einerlei, [illegible]

Niederdeutsche (Sächsische) sei ausgestorben, und wollte man vom Hochdeutschen nichts mehr wissen, so bliebe in Wahrheit nichts anderes übrig, als das Holländische als eine bereits ausgebildete und für Wissenschaft und Literatur befähigte Mundart anzunehmen. Das Plattdeutsche eigne sich seiner Naivetät, Kürzigkeit und Derbheit wegen wol zu burlesken und komischen Dichtungen, zu kleinen aus Scherz geschriebenen Reimereien, aber nicht zu Dingen, die einer höhern Sphäre der Literatur angehören; es sei für eigentliche literarische Zwecke durchaus ungeeignet. Der Verfasser behauptet weiterhin, daß das eigentlich plattdeutsch redende Volk von all diesen poetischen Ergüssen in plattdeutscher Mundart gar keine Notiz nähme, da sie nichts anderes seien als künstlerische Erzeugnisse der Literatur und Treibhausgewächse; der ganze durch sie hervorgerufene Enthusiasmus sei nichts weiter als eine „neue Art von Plattheit, worin sich gewisse gebildete Kreise der Gesellschaft gefallen". Es wird dann noch aufmerksam gemacht auf einen eigentlichen Volksdichter, Franz Bokel, früher Schmied, dann Essensieder, später Wirth; dieser sei seiner theils in hochdeutscher theils plattdeutscher Sprache geschriebenen Gedichte wegen so bekannt im Lande, daß es fast kein Dorf im Holsteinischen gäbe, wo sein Name nicht genannt worden wäre. Seine Gedichte pflege er in Lokalblättern zu veröffentlichen. Klaus Ann, der viel Humor aber gar keine Poesie besitze, sei der wahre Volksdichter, nicht aber Klaus Groth.

Castil Blaze.

Unter den jüngst in Frankreich verstorbenen Notabilitäten verdient in d. Bl. besonders Castil Blaze (eigentlich Henri François Joseph Blaze, denn Castil Blaze war, wie die Franzosen dies nennen, nur sein nom de guerre oder nom de plume, übrigens nicht mit Henri Blaze de Bury, dem Uebersetzer des Goethe'schen Faust", zu verwechseln) genannt zu werden, weil er ein Bewunderer der deutschen Musik und der erste war, welcher Weber's „Freischütz" für die französische Bühne einrichtete, freilich auch ein wenig verballhornte. Sein Arrangement kam 1822 oder 1828 unter dem Titel „Robin des bois" in Paris mit Beifall zur Aufführung, während seine Arrangements des „Oberon", der im nächsten Jahre in Paris so viel Enthusiasmus erregte, und der „Euryanthe" damals keinen Erfolg hatten oder nur auf Probebühnen zur Aufführung kamen. Auch mit „Fidelio" und „Don Juan" machte er dasselbe Experiment, erlaubte sich aber namentlich am letztern die willkürlichsten und ärgsten Verstümmelungen und Zusätze. In der letztern Zeit war er namentlich als musikalischer Tagesreferent bekannt. Die „Allgemeine Zeitung" brachte über ihn einen Nekrolog, aus dem wir hier folgende bemerkenswerthe Stelle mittheilen: „Castil Blaze stand als Literat und Künstler ungemein Verwandtes mit deutschen Naturen, wie wir sie auf diesem Gebiete antreffen: Schärflichkeit bis zum Eigensinn, Ungeschick bei anzuerkennenden Mitteln, übertriebene Reizbarkeit auf der einen, Gleichgültigkeit auf der andern Seite, Fleiß und Unverdrossenheit, Liebe zum Wechsel der äußern Stellung, kurz alles dasjenige, was manchem reichbegabten Manne in Deutschland zum Fluch wird, der ihn an jeder Lage verfolgt und seine besten Plane zum Scheitern bringt. Eine unglückselige Mischung von Vorzügen und Mängeln, wie sie selbst bei den Franzosen flatterhaften Gelichters höchst selten, bei den ausgezeichnetsten Charakteren dort nicht wie anzutreffen sind." Castil Blaze war sein eigener Verleger, hielt keinen Commis, verfaßte, arrangirte, ließ den Druck und Druck unter seiner eigenen Aufsicht besorgen, wählte das Papier selbst, führte seine Bücher, seine ausgebreitete Correspondenz, las Correcturen. Durch diese concentrirte Thätigkeit erwarb sich Castil Blaze ein ansehnliches Vermögen, von dem er jedoch in seinen letzten Lebensjahren beträchtliche Einbuße litt, und trachtete fortan, obschon hochbetagt und leidend, nach nichts weiter, als den Schaden auszubessern und seine Verluste einzubringen. Er bezog ein enges niederes Zimmer, dessen drückende Atmosphäre er fast nie verließ, obschon ihm der Arzt Bewegung in freier Luft anrieth, und schrieb und schrieb, bis ihn ein plötzlicher Tod ereilte. Er brachte es zwar bis auf 73 Jahre, hätte aber bei anderer Lebensart noch länger leben können. Dieser Industrialismus bei einem Künstler und Schriftsteller ist nun freilich gar nicht deutsch; auch würde es ein blos mittleres Talent, wie Castil Blaze eins war, in Deutschland niemals durch bloße Federarbeit zu einem ansehnlichen Vermögen bringen, zumal da sich der Selbstverlag in Deutschland von selbst verbietet oder doch nur sehr schlecht lohnen würde. H. M.

Bibliographie.

Arnobius, Sieben Bücher gegen die Heiden, ins Deutsche übersetzt von J. Alleker. Trier, Braun. 8. 1 Thlr.

Bensen, H. W., Das Verhängniß Magdeburgs. Eine Geschichte aus dem großen Zwiespalt der teutschen Nation im 16. und 17. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Chowanetz, J., Das Landhaus. Oder vertrauliche Gespräche über den päpstlichen Primat, und Beantwortung der gegen denselben vorgebrachten Einwürfe. Aachen, Hensen u. Comp. 1857. 12. 15 Ngr.

Chrysander, F., G. F. Händel. 1ster Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dorer, E., Roswitha, die Nonne von Gandersheim. Aarau, Sauerländer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Hiemer, K., Die Einführung des Christenthums in den deutschen Landen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr.

Merz, Karl S. v., Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach. Historisches Drama in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythologische Naturgeschichte. Iserlohn, Bädeker. 4. 22½ Ngr.

Psalmen Davids allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von C. Koller. Mit Parallelstellen aus dem neuen Testamente. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 12 Ngr.

Rieß, F., Die württembergische Convention. Eine Studie. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Steudel, Elise, Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter. Aarau, Sauerländer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tautphoeus, Baronin J., geb. Montgomery, Quitt. Eine Novelle. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, Festspiel zur Vermählungsfeier Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Princeß Royal Victoria von England. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Emsmann, H., Wo kommt der Wind her? und Wo geht er hin? Ein populärer Vortrag. Leipzig, O. Wigand. 8. 4 Ngr.

Engeln, E., Was soll das Gotteshaus für uns sein? Predigt zum Kirchweihfest gehalten im October 1857. Langensalza, Klinghammer. 8. 2½ Ngr.

Widerlegung der Vorwürfe, welche das königl. Dänische Ministerium der Holsteinischen Ständeversammlung gemacht hat. Von einem Sachkundigen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gisecke (R.), Die beiden Cagliostro.
Drama in fünf Acten. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. 16 Ngr.

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Gisecke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein zweiter Roman Robert Gisecke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Gisecke's „Pfarr-Röschen" ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und hat sich in der vorliegenden zweiten Auflage in Miniaturformat noch zahlreiche neue Freunde erworben.

Zum Besten der Schiller-Stiftung!

Von der Schiller-Nummer des im Verlage von **Hugo Scheube** in Gotha erscheinenden Volks- und Familienblattes **„Feierabend"** ist als **„Gruß zum 11. November!"** eine Separatausgabe in elegantem illustrirtem Umschlage zum Preise von **2½ Ngr.** vom Verleger veranstaltet worden, und soll der Ertrag derselben, ohne Kostenabzug, der dresdener Schiller-Stiftung zufallen.

Die Nummer enthält Friedrich Schiller. — Ein Besuch in Schiller's Geburtsort von J. Gibr. — Zur Geschichte des Schillerhauses in Weimar von J. Eberwein. — Schiller und Herzog Karl von Würtemberg. — Schiller und Lotte. — Schiller und Karl August von Sachsen-Weimar. — Schiller's Freundinnen in Sachsen. — Schiller und Körner. — Schiller und Goethe — Ferner 14 vorzügliche Illustrationen: Die Porträts von Schiller, Lotte von Lengefeld und Karl August, sämmtliche Schillerhäuser, Körner's Weinberg, Schiller's Arbeitszimmer, Schiller's Garten in Jena, Schiller's Wappen und die Fürstengruft in Weimar.

Es bedarf wol keiner weitern Empfehlung dieser Erinnerungsblätter. Sie bieten auch dem Unbemitteltsten Gelegenheit, sich durch eine äußerst geringe Ausgabe in anständiger Weise an einer nationalen Stiftung zu betheiligen, welche berufen ist, dem edelsten deutschen Dichter ein unvergängliches Denkmal aus lebendigen Geistern und Herzen zu errichten.

(Gegen baare Zahlung zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Formeln und deren Anwendung [illegible] **die Bau-Praxis** nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen von **F. Müller.** Nebst einem Anhang: **Verhältniß nach welchen die Materialien bei Landbauten** [illegible] **net werden.** Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 1[illegible]

Müller's „Geometrische Formeln" entsprechen [illegible] schiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere [illegible] handwerker, indem sie ein Mittel bieten, die in der [illegible] vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und [illegible] Weise zu ermitteln; die Brauchbarkeit und Faßlichkeit [illegible] Formeln wird dadurch noch wesentlich erhöht, daß [illegible] meist praktische Beispiele beigefügt sind. In Betreff [illegible] keit der Materialien, dieses wichtigen Factors der [illegible] hat der Verfasser alles gegeben, was das gewöhnliche [illegible] niß erfordert; der dem Werke angefügte Anhang, welcher [illegible] Verhältnisse angibt, nach denen die Materialien zu [illegible] zu berechnen sind, wird den Baupraktikern eine sehr [illegible] und nützliche Beigabe sein.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist erschienen [illegible] durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes [illegible] beziehen:

Döderlein, L., Homerisches Glossarium. III. Band. 1858. Gr. 8. [illegible] 12 Sgr., oder 4 Fl.

Mit diesem dritten Bande ist das Werk nun [illegible] und kosten alle drei Bände zusammen 6 Thlr. 2 Sgr. [illegible] 10 Fl. 22 Kr.

Zucker-Rüben-Samen ꝛc.

Ich offerire echtesten veritablen **Zucker-Rüben-Samen** Prima-Qualität 1857er eigener Cultur und von anerkannt [illegible] reichsten Rüben gewonnen unter vollster Garantie für [illegible] und Keimfähigkeit bei **billigster** Preisnotirung.

Ebenso empfehle ich mich zu werthen Aufträgen auf [illegible] **Gemüse-, Oekonomie-, Gras-, Holz-, Blumen-Sämereien** ꝛc. eigener Cultur, wovon ich das reichhaltige [illegible] verzeichniß auf Verlangen gratis verabreiche.

Heinrich Mette,
Samen-Cultivateur en gros in Quedlinburg im Königreich Preußen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 9. — 25. Februar 1858.

Inhalt: Die claſſiſche Periode der deutſchen Literatur. Von Hermann Marggraff. — Moritz Hartmann. — Die Grabmäler der römiſchen Päpſte. — Eine Gruppe von Schriften münchener Gelehrten. — Eine Verherrlichung der Börſe. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die claſſiſche Periode der deutſchen Literatur.

Haben wir die eigentliche claſſiſche Periode unſerer Literatur bereits hinter uns? Sind wir Epigonen derſelben, oder Vorläufer einer künftigen? War es vielleicht nur eine gelehrte deutſche Grille, welche die Elite der deutſchen Nation bewog, ein halbes Dutzend von Schriftſtellern und Dichtern, die unter ſich ſehr verſchiedener Art und Gattung ſind, von der Geſammtheit der Autoren auszuſcheiden und aus ihnen eine Selecta von Muſterſchriftſtellern zu bilden? Können wir jetzt ſchon mit demſelben Recht von deutſchen Claſſikern ſprechen, wie wir von griechiſchen und lateiniſchen Claſſikern ſprechen? Darf ſich überhaupt ein Volk herausnehmen, eine Anzahl von Autoren noch zu ihren Lebzeiten oder ſofort nach ihrem Ableben zu ſeinen permanenten Claſſikern zu erklären?

Wollen wir ehrlich ſein, ſo wird dieſe Frage verneint werden müſſen; allermindeſtens iſt ſie eine Streitfrage, für welche und gegen welche ſich Argumente aufbringen laſſen. Im 17. Jahrhundert galt Opitz für einen Claſſiker, und künftige Jahrhunderte werden vielleicht andere Claſſiker haben, als die gegenwärtig dafür halten. Wir nehmen ſchon jetzt die Erſcheinung wahr, daß Klopſtock, Wieland und Herder, obſchon ſie zu den Claſſikern geſchlagen ſind, wenig mehr geleſen werden, einige ihrer Hauptwerke, wie der „Meſſias", „Agathon" u. ſ. w., ſogar höchſtens nur als Muſter aller Langenweile angeſehen werden. Ob mit Recht oder Unrecht, das zu unterſuchen iſt hier nicht der Ort; wir bezeichnen nur ein allbekanntes Factum. Sonderbare Erſcheinung, daß man Dichter, die man der Nation als claſſiſch octroyirt hat, trotzdem nicht lieſt! Da iſt es ja viel wünſchenswerther, nicht zu den Claſſikern zu gehören und doch geleſen zu werden. Auch J. G. Findel bemerkt in einer Schrift*), auf die wir uns noch weiter unten einige Worte erlauben werden: „Wenn wir die Linie der Claſſicität ſcharf ziehen wollten, ſo verdiente vielleicht neben Schiller und Goethe weiter kein Name genannt zu werden, als der Name Leſſing." Es iſt nun ganz richtig, daß Leſſing wirklich eine claſſiſche Proſa ſchrieb, an der wir alle noch zu ſtudiren und zu lernen haben, aber von ſeinen dichteriſchen Werken möchten ſich doch nur ſehr wenige jetzt noch als durchaus claſſiſch behaupten können. Und wenn wir an unſere Leſer die Aufforderung richten wollten, uns von Goethe und Schiller diejenigen Werke zu nennen, die ſie für alle Zeiten claſſiſch halten, ſo würden ſie ohne Zweifel ſehr in Verlegenheit kommen. „Wallenſtein", „Wilhem Tell", ein großer Theil der Gedichte Schiller's — nun ja! aber auch die „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe"? Oder die „Jungfrau von Orleans", die trotz der claſſiſchen Sprache auf der Bühne die heutige Generation doch etwas geſpenſtiſch oder doch fremdartig anmuthet? Oder die allerdings hochtragiſch wirkende, mit den herrlichſten Chören ausgeſtattete „Braut von Meſſina", die aber in ihren deſperaten chriſtlich-heidniſchen, fataliſtiſch-philoſophiſchen, antik-mittelalterlich-modernen Elementen doch im Grunde ein Gemenge darſtellt, welches dem Begriff der auf Einheit hinzielenden Claſſicität ſchnurſtracks widerſpricht? Vieles, ſehr vieles von Goethe trägt den Stempel der Claſſicität, aber auch ſehr vieles nicht. Nannte er doch ſelbſt, um nicht von „Clavigo", „Stella" u. ſ. w. zu ſprechen, ſeinen „Fauſt" ein „barbariſches Product", und auch „Götz von Berlichingen" iſt ein wenig barbariſch. Beide, wie „Werther", ſind eben eigenartige Producte, nur mit dem Maßſtab ihrer eigenen Größe und Originalität zu meſſen, aber in dem Sinne claſſiſch, daß ſie zur Nachahmung empfohlen werden könnten, ſind ſie nicht.

Unſere Leſer kennen uns, wie wir hoffen, zu genau, um uns in Verdacht zu haben, daß wir die unermeßlichen Verdienſte und die hohe Bedeutung dieſer Männer irgend unterſchätzten. Sie haben mit einer Ausdauer, einem heiligen Ernſt, einem Eifer ſondergleichen an ihrer Vervollkommnung wie an der der Literatur gearbeitet, ſie opferten (freilich mit Ausnahmen) alles Gemeine und

*) Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert, in einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt von J. G. Findel. Leipzig. Graul. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Niedrige an dem Altar eines faſt nur zu ſublimen Idealismus, der alles unter das Geſetz einer heitern Schönheit beugen wollte, für die im Leben der modernen Völker und unter unſerm nordiſchen Himmel faſt jede Grundbedingung fehlt; ſie haben im Bunde mit andern Denkern den deutſchen Geiſt auf eine Höhe gehoben, auf der ihn nur zu erhalten den Nachkommen ſchon ſchwer fällt; ſie haben ihre Nation wie die Menſchheit mit Ideen befruchtet, von denen beide noch lange Zeit zu zehren haben werden; und während Klopſtock das Gefäß der Poeſie wieder mit dem Inhalt erhabener Freiheits- und Vaterlandsgefühle und dem Stolz des Nationalbewußtſeins füllte, haben die andern die Fahne der höchſten und reinſten Humanität und einer die ganze Menſchheit umfaſſenden geiſtigen Freiheit und univerſalen Bildung entfaltet. Niemals hat ſich eine ſo große Zahl von Dichtern und Denkern gleichzeitig zuſammengefunden, die mit gleicher Energie und gleichem Erfolge einem ſo hohen Ziele entgegengeſtrebt und dabei eine ſo außerordentliche Productivität und Vielſeitigkeit des Schaffens offenbart hätten. Freilich kam ihnen die ganze Stimmung der Zeit, die gewonnene Maſſe von Bildungsſtoffen, das Trachten aller civiliſirten Völker nach Humanität und geiſtiger Freiheit und die Vorurtheilsloſigkeit und liberale Geſinnung der Fürſten und Regierenden ſelbſt dabei zu Hülfe, und mit Recht war jüngſt in einem im „Morgenblatt“ mitgetheilten Aufſatze: „Ueber das Verhältniß der modernen zur claſſiſchen Poeſie“, bemerkt: „Die Zeit der claſſiſchen Literatur iſt bei jedem Volke nicht eine zufällige, literariſche Erſcheinung; ſie hängt nicht davon ab, daß in einer beſtimmten Zeit eine beſonders große Zahl poetiſcher Talente geboren wird, ſondern die Claſſicität iſt eine gewiſſe Periode in der Entwickelung im ganzen geiſtigen Leben der Völker.“ Und ebenſo wahr bemerkt der Verfaſſer weiter, daß die Gegenwart kein Recht habe, ihre Poeten zu ſchelten und ihnen Impotenz vorzuwerfen; ſie habe ſich vielmehr ſelbſt anzuklagen, denn jede Zeit bringe ihre Dichter hervor, wie ſie es könne.

Aber bei dieſem hohen Trachten, bei dieſem Herausarbeiten des deutſchen Geiſtes aus dem Rohen haben unſere claſſiſchen Dichter begreiflicherweiſe auch vielfach geirrt und fehlgegriffen, und dieſe Irrthümer, Fehlgriffe, ſchwächern Jugendverſuche und mislungenen Experimente wollen wir uns nicht mit ihren vollendeten Dichtungen zugleich als claſſiſch octroyiren laſſen. Wir wollen nicht, daß, weil Wieland ſeinen claſſiſchen „Oberon“ dichtete und die in ihrer Art ausgezeichneten „Abderiten“ ſchrieb, auch ſeine leichtfertigen Dichtungen wie „Sixt und Clärchen“, „Die Waſſerkufe“ u. ſ. w. ebenfalls als claſſiſch gelten müßten. Wie mancher Gymnaſiaſt hat bei der Lectüre von Wieland's ſogenanntem Epos, „Der geprüfte Abraham“, ſeines langweiligen Lehrgedichts „Von der Natur der Dinge“ und ſeines traurigen Trauerſpiels „Johanna Grey“ ſeine Zeit verloren und ſeinen Geſchmack verdorben; aber er glaubte ſie doch leſen zu ſollen, weil man eben von einem „Claſſiker“ möglichſt alles geleſen haben müſſe.

Es hat allerdings auch gewiſſe, vielleicht ſogar große Vortheile, wenn eine Nation aus ihren Autoren und Dichtern eine Anzahl als muſtergültige ausſcheidet, aber die Nachtheile möchten, dünkt uns, noch viel bedeutender ſein, inſofern die Nation noch eine geiſtig nicht erſtarrte noch rüſtig vorwärts ſtrebende iſt. Auf den ſpätern Lenken liegt eine ſolche Selecta von Claſſikern wie ſchwerer Druck. Mögen ſie auch das Beſte und Stärkſte in ihrer Art leiſten, ſie ſind doch immer keine „Claſſiker“. Gewiß haben auch andere eine claſſiſche Proſa geſchrieben: Möſer, Lichtenberg, Heinſe, Georg Forſter, die beiden Humboldt, A. W. von Schlegel, Schelling u. ſ. w., mancher Neuern nicht zu gedenken auch ſind noch nach und neben Schiller und Goethe wiß Dichtungen von reinſtem Inhalt und reinſter oder wenigſtens in ihrer Art charakteriſtiſche und originelle geſchrieben worden; aber es ſpricht gegen ſie das urtheil, welches den Epigonen anzuhaften pflegt, eine Nation ſich verleiten ließ, ſich ſelbſt die und das Joch eines claſſiſchen Ausſchuſſes von und Schriftſtellern aufzulegen. Eine Fülle barſten Ideen dringt vielleicht deshalb wenig Volk, weil ſie nicht von Männern herrühren, Werke als claſſiſche wieder und immer wieder werden. Wenn man ferner einerſeits den Begriff Claſſicität nicht eng genug faſſen kann, ſo ihn auch andererſeits nicht weit genug faſſen; kann vorkommen, daß irgendein humoriſtiſches seiner Art ebenſo claſſiſch iſt als ein hochpathetiſches Gedicht. Abraham a Sancta Clara, Jean Paul, berg, Heine u. ſ. w. ſind zum Theil in ihrem Genre claſſiſch. Auch hat keine andere moderne Nation Grille gehabt, „Claſſiker“ im Sinne der creiren und ſich dadurch das Armuthszeugniß daß ſie ihre Entwickelung für abgeſchloſſen, ihre Höhe für erreicht hielte. Die praktiſchen verſtehen unter ihren Standard authors etwas anderes; jedes Jahr kann bei ihnen einen oder Standard authors hervorbringen; jedes Jahr auch einen oder den andern von ihnen vergeſſen

Solange eine Nation lebt und ſich fortentwickelt hat ſie auch gar kein Recht zu befehlen: dieſe Dichter ſind für alle Zeiten claſſiſch. Welche altgriechiſchen und lateiniſchen Autoren claſſiſch können wir allerdings wiſſen; denn die Sprachen, denen ſie dachten, dichteten und ſchrieben, haben längſt ihren Kreislauf vollendet. Aber wir können wiſſen, ob der deutſche Gedanke und die deutſche nicht noch einer weitern unendlichen Fortentwickelung fähig ſind und ob demnach der Stern unſerer Claſſiker nicht vor dem Stern der Claſſiker der erbleichen wird. Schiller ſelbſt bemerkt einmal in Briefe an Goethe: „Wenn man überlegt, daß Schickſal dichteriſcher Werke an das Schickſal der gebunden iſt, die ſchwerlich auf dem jetzigen ſtehen bleibt, ſo iſt ein unſterblicher Name in der ſchaft etwas ſehr Wünſchenswerthes.“ Und

…t unſere Sprache ſeit Leſſing, Schiller und Goethe …ermeßlich ausgedehnt und weiter entwickelt? Nicht …vol in Bezug auf Grammatik und Syntax, aber um …mehr in begrifflicher Hinſicht, in der Aneignung und …euſchaffung von Ausdrücken und Wendungen für die …nkleidung neuer Begriffe und Vorſtellungen, die uns …ldem zugefloſſen ſind. Sie haben ſich durch unſere …itern geiſtigen und materiellen Entwickelungen, durch …zahlreichen Erfindungen und Entdeckungen auf allen …bieten, durch unſere innern und äußern Schickſale von …bſt erzeugt. Wir mußten dieſe neuen Bereicherungen …ſerer Sprache haben, weil ſie uns nothwendig waren. …ie Philoſophie, die Geſchichtſchreibung, die Natur…ſſenſchaften, die Chemie, die Phyſiologie, die politiſche …urnaliſtik, die theologiſche und ſprachliche Forſchung, …Handels- und Finanzwiſſenſchaft, die Geſellſchafts…iſſenſchaft u. ſ. w. haben ſich mit einer Fülle neuer …hatſachen, Begriffe und Anſchauungen bereichert, zu …nen die Sprache wohl oder übel neue Ausdrücke und …Wendungen liefern mußte. Auch die poetiſche Sprache …t an dieſer allgemeinen Gährung und Fortentwickelung …cht wenig theilgenommen und größere Dehnbarkeit …d Beweglichkeit gewonnen. Mit wie vielen, zum …eil reizenden neuen Nuancen iſt ſie nicht z. B. durch …ſere romantiſchen Dichter, durch die zahlreichen Ueber…er von Dichterwerken des Orients und Occidents be…chert worden!

Zu dieſen Bemerkungen veranlaßte uns J. G. Fin…'s obenerwähnte Schrift, in welcher der Verfaſſer …ſich ſo recht zur Aufgabe gemacht hat, die Autoren …Herrlichen, welche man unſere claſſiſchen zu nennen …wohnt iſt, obſchon er, wie bemerkt, im Grunde nur …i derſelben, Leſſing, Goethe und Schiller, als ſolche …ten läßt, denen er auch, „um nun auch den Abend …genießen, nachdem wir der Sonne vom Aufgang bis …n Hochmittage gefolgt ſind", Jean Paul als einen …ner erklärten Lieblinge anſchließt. Träte das Buch …t literariſchen Prätenſionen auf, ſo würde es kaum …er ernſten Erwähnung würdig ſein und in mancher …nſicht ſtrengen Tadel verdienen; aber der Verfaſſer, …lcher ſich auf dem Titel als Herausgeber von K. Bar…l's „Nationalliteratur im Mittelalter" und im Vor…rte auch als Bearbeiter dieſes Werks bezeichnet, hat …bei nur einen populären Zweck vor Augen, wie er dies …ſelbſt in der Vorrede in folgenden beſcheidenen Worten …rmt: „Ich wollte nicht Gefahr laufen, originell zu …auf Koſten der Wahrheit und ich bin vollkommen …rieden, wenn ich den populären Zweck, den ich ver…ge, durch überſichtliche Gruppirung des Stoffs, durch …volles Herausgreifen des Charakteriſtiſchen, durch …tiges Hervorheben des Bedeutenden und durch eine …n Gegenſtande anpaſſende, den Leſer nicht abſtoßende …rſtellung nur einigermaßen erreicht habe." Die Schrift …gt ſowol in der Lebendigkeit der Darſtellung, die …eswegs „abſtoßend", vielmehr recht anziehend iſt, wie …der ſtellenweiſe ſtark hervortretenden Flüchtigkeit und …gleichmäßigkeit der Behandlung und ganz beſonders in der Hervorhebung perſönlicher Momente den Stempel ihres Urſprungs. Sie beſteht nämlich aus Vorleſungen, die der Verfaſſer vor vier Jahren in Heidelberg vor einem kleinen Kreiſe von Freunden und deren Bekannten gehalten hat und zu deren weiterer Ausführung er ſich durch den Beifall, den ſie fanden, aufgemuntert fühlte. In ſeiner Schrift bekundet ſich eine wohlthuende Liebe und Wärme, eine lautere Geſinnung, eine jetzt ſelten noch zu findende Begeiſterung für alles Ideale, Wahre, Edle und Schöne wie für die von ihm geſchilderten Heroen, deren Werke für uns, um mit ſeinen Worten zu ſprechen, eine „Vorrathskammer der höchſten Ideen, der reinſten und erhebendſten Gefühle, der fruchtbarſten Keime zu großen Thaten, der ſegensreichſten Anregungen ſind", und ſo dürfte ſeine Schrift gerade der Jugend, der weiblichen und männlichen, wie namentlich bildungseifrigen jungen Leuten aus dem Handelsſtande und verwandten Ständen als geiſtiges Anregungsmittel, wie als wirkſames Schutzmittel gegen die Gefahren materieller Genußſucht, blaſirter Suffiſance und geiſtiger Stumpfheit und Roheit wohl zu empfehlen ſein, zumal der Verfaſſer verſtanden hat, manche der beredteſten und geiſtreichſten Ausſprüche von Wachler, Vilmar, W. Menzel, Gervinus u. ſ. w. geeigneten Orts gehörig zu verwerthen. Von letzterm hat er auch die Neigung zu Parallelen, die zur Zeit, als Gervinus ſeine berühmte Literaturgeſchichte ſchrieb, überhaupt beliebt waren, und um ſo beliebter je gewagter und kunſtvoller ſie waren. Sie ſind jedoch meiſt nur ein raffinirtes wenn auch intereſſantes Spiel des Eſprit und Scharfſinns auf Koſten der Wahrheit und Objectivität.

Indeß wenn wir auch Findel's Schrift trotz des darin hervortretenden Mangels an gründlicher Kritik und tieferer Kenntniß des Gegenſtandes als eine populäre im allgemeinen gutheißen und empfehlen können, ſo enthält ſie doch in großer Zahl blos hingeworfene Phraſen, die man, weil ſie entweder zu viel oder zu wenig ſagen, ſelbſt in einem populären Werke nicht billigen kann. Es würde zu weit führen, ſie alle hier hervorzuheben; wir wollen nur auf ein paar der auffallendern hinweiſen. Findel nennt z. B. „Emilia Galotti" trotz „Nathan dem Weiſen" Leſſing's „großartigſtes" dramatiſches Werk, während er aus deſſen mislungenſtem Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon" eine Probeſtelle mittheilt; „Antigöze" hat nach ihm für uns Deutſche dieſelbe Bedeutung, welche die berühmten Juniusbriefe für England hatten; den Beifall, welchen Gellert's Fabeln fanden, führt er zum größten Theil auf die edle und milde Perſönlichkeit ihres Verfaſſers zurück; Heinſe, der ſeine Hauptwerke erſt in den achtziger Jahren ſchrieb, gilt ihm als ein „Vorläufer der Sturm- und Drangperiode" u. ſ. w.; auch wird die alte ſchon an ſich unglaubliche und, irren wir nicht, ſchon von Goethe in Abrede geſtellte Anekdote wieder aufgewärmt, daß der Herzog und Goethe ſich auf den Markt von Weimar geſtellt und ſtundenlang mit großen Hetzpeitſchen geknallt hätten. Von der Flüchtigkeit der Ausarbeitung zeugt z. B. folgende Stelle: „Von den übrigen Män-

nern, welche die treffliche Fürstin an sich zu ziehen wußte, nennen wir von Einsiedel, den Erfinder und Ausführer der Festlichkeiten; Corona Schröter, die erste Darstellerin der Iphigenia" — wo wir also Corona, die allerdings vielleicht eine und die andere „Hosenrolle" gegeben haben mag, zu den Männern gezählt finden. Ueber Gottsched, von dem die wenigsten, die ihn jetzt ohne weiteres verwerfen, etwas gelesen haben, hören wir auch hier nur die gewöhnlichen Phrasen; Findel nennt ihn kurzweg einen „literarischen Gaukler" und seine poetischen Versuche „elende dürre Reimereien". Wir fragen einfach, ob z. B. folgende Strophen aus Gottsched's „Jubelode" bloße „elende dürre Reimereien" sind:

Seht! Babel wankt, und sinkt, und fällt,
Daß Grund und Katakomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreies Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze schmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha, stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsterniß!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten riß.
Man hört die Jubelstimmen schallen.
Sie fällt! Sie fällt! Sie ist gefallen!
Gefallen ist die große Wunderstadt.
Die durch den Wein der Schwelgereien,
Bei List und Zwang und Schmeicheleien
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat u. s. w.

Man wird diesen Strophen, so veraltet ihr Prunk auch sein mag, einen gewissen oratorischen Schwung und altprotestantischen Trotz nicht absprechen können; jedenfalls hat die deutsche Lyrik, auch die neuere, Reimereien aufzuweisen, die noch elender und dürrer sind. Von Matthias Claudius, dem wandsbecker Boten, weiß der Verfasser nichts weiter zu sagen, als daß er ein „liebenswürdiger, biederer und frommer" Mann gewesen und noch heute durch sein Rheinweinlied im Munde aller „Heitern" lebe. Lichtenberg finden wir nur gelegentlich citirt. Aber Lichtenberg, obwol von dem verstorbenen Feuchtersleben mit Recht in seine Sammlung „Geist deutscher Classiker" aufgenommen, gehört nicht zu den officiell sogenannten Classikern; seine Werke gehen nicht in der Form von Taschenausgaben von Hand zu Hand; er schrieb auch keine Bühnenstücke wie Schiller, Goethe und Lessing, die man schon bei wiederholtem Theaterbesuch bequem kennen lernen kann; und so muß er es sich schon gefallen lassen, in gelehrten und ungelehrten Literaturgeschichten eine nur secundäre Rolle zu spielen, obschon er durch Geist und Charakter eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur bildet und in Bezug auf gewisse hochwichtige Lebens- und Culturfragen mehr anregt und zu denken gibt als mancher Classiker. Ueberhaupt geräth unsere allermodernste Literaturgeschichtschreibung immer mehr auf den ganz unliterarischen Abweg, daß in ihr die Geliebten, Bräute und Gattinen unserer berühmtesten Dichter: eine Molly, eine Anna Sch[ö]nkopf, eine Friederike von Sesenheim, das weimarische Lottchen, Elisabeth Schönemann, Christiane Vulpius, eine Frau von Stein, Frau von Kalb u. s. w. größere Beachtung finden und ein ausgedehnteres Terrain in Beschlag nehmen, als so manche bedeutende Dichter und Schriftsteller, die, wenn sie auch nur Dii minorum gentium sind, sich doch um den Haushalt der deutschen Literatur große Verdienste erworben und zuweilen einzelne von classischem Werth hervorgebracht haben.

Hermann Marggraf.

Moritz Hartmann.

Erzählungen eines Unsteten. Von Moritz Hartmann. Drei Bände. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

Ordnung und Zusammenhang sind dem Menschen ein so unabweisbares Bedürfniß, daß er sie gern auch zwischen Dingen herzustellen sucht, die ursprünglich Gelegenheit und Zufall zusammengewürfelt haben. Ordnet sich auf unserm Tisch von da und dort ein bunter Allerlei von Tändeleien und Nippsächelchen zusammengefunden, wir werden nicht eher ruhen, als bis wir sie so zusammengestellt haben, daß es scheint, als seien sie wirklich von vornherein nach einem gewissen Plan für einander bestimmt worden. Ebenso verfahren wir bei der Aufhängung von Gemälden, Kupferstichen u. s. w. Wissen wir gleich, daß gar keine Beziehung zwischen ihnen besteht, wir versuchen doch, ob wir nicht zu Stück ein Seitenstück finden, ob sich nicht ein anderes zum Mittelstück eigne, ob ein drittes passend darunter, ein viertes besser darunter gehängt werden könne, und sind nicht eher zufrieden, als bis ein wenn auch noch lockerer Zusammenhang hergestellt ist. Dasselbe Bedürfniß regt sich nicht selten auch in Dichtern derjenigen ihrer Productionen gegenüber, welche zu klein sind, um allein ein Buch zu füllen, die also in Gesellschaft anderer in die Welt geschickt werden müssen. Mögen dieselben auch in weit auseinander liegenden Zeiten und unter den verschiedenartigsten Anregungen entstanden sein und der Dichter bei der Schöpfung des einen Buches mit keinem Gedanken an das andere gedacht haben, in dem Augenblicke, wo er darangeht, sie zu sammeln und in Gemeinschaft der Oeffentlichkeit zu überliefern, mag gar leicht der Wunsch in ihm auftauchen, sie nicht durch den Heftfaden des Buchbinders, sondern durch den Faden einer leitenden Idee miteinander zu verknüpfen, und er wird sich angeregt fühlen, das ursprünglich Getrennte durch Einfassung in einen zusammenfassenden Rahmen noch nachträglich in irgendeine Beziehung zu setzen, welche ihm geeignet scheint, die Wirkung des Einzelbildes zu erhöhen. In solcher Weise sind Goethe's „Erzählungen deutscher Ausgewanderter", Hoffmann's „Serapionsbrüder", Tieck's „Phantasus" und andere der Art entstanden, und einem ähnlichen Bedürfniß verdankt jedenfalls auch die Einkleidung der uns hier vorliegenden Erzählungen ihren Ursprung.

Daß es unter Umständen zweckmäßig sein kann, solchem Verlangen nachzugeben, gestehen wir gern zu. Trotzdem möchten wir die Dichter warnen, sich früher darauf einzulassen, als sie sich auch über Fortsetzung und Ende einen ganz bestimmten Plan gemacht haben: denn wenn leicht der Anfang derartiger Compositionen ist, so schwer und lästig ist in der Regel die Durchführung. Man kommt nur allzu bald zu dem Gefühl, daß die Erfindungen im Grunde doch nur künstlich erfundene, vielleicht gesuchte sind; man vermag ihnen nicht den Werth und die Bedeutung beizulegen, die man anfangs von ihnen erwartete; man setzt sie mit Widerwillen fort, behandelt sie immer nachlässiger und läßt sie zuletzt auch wol ganz fallen. Dies ist fast regelmäßig das Geschick derartiger Collectiverzählungen, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch Moritz Hartmann nicht Stetigkeit genug besessen hat, die seinigen vor diesem Geschick zu bewahren, zumal er vom Geschick nicht blos als Dichter, sondern auch als Mensch zum Los eines Unstäten verurtheilt ist. Er ist sich dieser Inconsequenz recht bewußt geworden und schreibt daher in der Vorrede: „Der geneigte Leser wird schon nach Durchlesung der beiden ersten Bücher dieser Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derselben unter verschiedenen Absichten begonnen, weiter geführt und beschlossen worden, daß der Verfasser mit einem Worte im Verlauf der Arbeit den ursprünglichen Plan geändert hat." Für dieses Aus-der-Rolle-Fallen glaubt er dem Publikum Rechenschaft schuldig zu sein, was er aber in dieser Hinsicht anführt, bezieht sich weniger auf die Aenderung der Gesammtform, als auf den Wechsel in der Einkleidung der einzelnen Erzählungen; er zeigt nur, wie es gekommen, daß die ersten Erzählungen mehr subjectiv gehaltene „Reisememoiren", die letztern dagegen objectiv behandelte „Novellen" sind, aber er gibt keinen Grund dafür an, warum er seine Erzählungen anfangs als aufgereihte, verkäufte, zuletzt als isolirte, unzusammenhängende Perlen gibt. Mochte er immerhin, um nicht irgendjemand zu compromittiren, seine und seiner Freunde Persönlichkeiten als historisch mitbetheiligt aus den Geschichten streichen, dabei ließ sich die einmal angenommene Grundform dennoch festhalten. Dadurch daß er dies nicht gethan, hat er jedenfalls dem Totaleindruck seines Buchs etwas geschadet, denn er hat ein Bedürfniß nach Zusammenhang angeregt, ohne es zu befriedigen.

Was die einzelnen Erzählungen als solche betrifft, so dürfen sie mit wenigen Ausnahmen nicht blos als stofflich anziehend und unterhaltend, sondern auch als mehr oder minder gut vorgetragen und von einem poetischen Geiste durchhaucht bezeichnet werden. Man fühlt sofort aus allen heraus, daß der Verfasser einerseits ein Mann ist, der vielfach erlebt und erlitten, noch mehr beobachtet und „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat", andererseits ein Auge besitzt, in welchem sich auch die gewöhnlichen Erscheinungen der Welt und des Lebens in eigenthümlichem Lichte widerspiegeln. Im ganzen ist seine Auffassung mehr den trüben als den heitern Seiten des Daseins zugewandt; es regen ihn mehr die Leiden als die Freuden des Lebens zur poetischen Nachbildung an. Die Art und Weise aber, wie er sie anschaut und zeichnet, ist frei von jener Bitterkeit und Zerrissenheit, die nicht selten die Folge solcher Erfahrungen, wie er sie gemacht hat, zu sein pflegen; wenigstens zeigen sich nur hie und da einzelne Spuren davon. Im ganzen neigt er mehr zu einer elegischen oder humoristischen Auffassung, ähnlich jener, wie wir sie in Yorick's „Empfindsamen Reisen" finden, nur daß er dabei objectiver verfährt, seine Empfindungen mehr in die Gegenstände selbst hineinverarbeitet. Der elegische Ton scheint mehr seiner Neigung, dagegen der humoristische mehr seinem Talent zu entsprechen. Dort läßt er sich mehr gehen, hier nimmt er sich mehr zusammen. Daher verfällt er in den sentimentalen Partien zuweilen ins Breite, Zerflossene, während er in den launig oder pikant gehaltenen Partien stets knapp und maßhaltend bleibt. Die von ihm geschilderten Conflicte sind mehr dem Seelen- als dem äußern Leben entnommen. Die Herzensgeschichten spielen die hervorragendste Rolle; daneben haben aber auch die Kämpfe des Gewissens, des Glaubens, der Heimats- und Vaterlandsliebe, des Kunstenthusiasmus, der Rang- und Vermögensunterschiede die Stoffe zu seinen Bildern liefern müssen. Von der Politik hat er sich möglichst fern gehalten. In seinen Charakterzeichnungen ist er glücklicher, wenn er Personen der gebildeten Stände als wenn er volksthümliche Naturen schildert. Für eine ausreichend treue Zeichnung der letztern fehlt ihm die Fähigkeit, sich mit möglichster Verleugnung der eigenen Vorstellungsweise ganz in die Denk- und Sprachweise der zu Schildernden zu versenken. Einige seiner Gestalten, z. B. die von Prosper und Miß Ellen, tragen noch das Gepräge einer sehr jugendlichen, idealistisch-schwärmerischen Weltanschauung; andere dagegen, z. B. Ottilie, die Gebrüder Trippi u. s. w., zeugen von einer unmittelbaren Naturbeobachtung.

Nun noch eine kurze Uebersicht des Inhalt. Eröffnet wird das Buch durch eine längere Vorrede oder richtiger Vorerzählung („Le mie prigioni"), worin der Autor nicht ohne einige Koketterie, sonst aber sehr interessant erzählt, zuerst, wie er zu Paris durch das Polizeiministerium Maupas ohne Grund und Ursache verhaftet und einige Wochen im Zellengefängniß von Mazas eingekerkert gewesen ist, sodann wie er einem ähnlichen Lose, das ihm infolge eines Befehls von Omer-Pascha in Bukarest zugedacht war, glücklich entrann, aber unmittelbar darauf in eine schwere Krankheit verfiel, die er unter den widerwärtigsten Verhältnissen zu bestehen hatte. Seine Lage zu Giurgewo schildert er in der That mit Hoffmann'schem Humor. Er schreibt:

So lag ich da in großen Schmerzen und in Einsamkeit den Tod erwartend. Mit den türkischen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäische Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gastfreund (Grach, der tapfere Vertheidiger Silistrias) führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber sie waren nur auf dem Durchmarsch, und ich sah so eine Reihe nutzloser Qualen über mich dahingehen, da doch jeder seinen guten Willen be-

zeugen wollte. Der eine hüllte mich in eiskalte, nasse Tücher, goß mehrere Eimer Wasser über mich, ließ mich liegen und marschirte weiter; der zweite bestrich mich mit Magneten und marschirte weiter; der dritte reckte und streckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marschirte weiter; der vierte brannte mich mit Sublimat und marschirte weiter; der fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Restchen Blut ab und marschirte weiter.

In dieser Vorerzählung theilt er auch einige Uebersetzungen bulgarischer Volkslieder mit, für die man ihm dankbar sein wird. So z. B. das folgende aus dem bulgarischen Räuberleben:

Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen,
Und im Dorf mit Fäusten ihn erschlagen;
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawassen, der mich vor den Kadi
Schleppen sollte, hab' ich mit dem kleinen
Messerchen die Gurgel abgeschnitten.
Zwei Pistolen trug er in dem Gürtel,
Und ein Schwert und einen Dolch daneben;
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten schlechten Flinte
Hab' ich einen Aga aus der Mitte
Seiner funfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Ast geschossen,
Daß noch heut' drob die Haiducken jubeln
Und die Blinden heut noch davon singen.
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Aber dieses ist mein größter Ruhm,
Daß ich meiner schönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich sie auf ewig meiden sollte,
Daß ich ihr mein Messer, dieses Messer,
Ohne Zucken in die schöne Brust stieß,
Ob sie gleich dabei so traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawassen ich erschlagen,
Als da ich den Aga niederstreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht schreckte,
Dieses ist mein allergrößter Ruhm.

Die in vier Bücher und einen Anhang vertheilten Erzählungen sind der Reihe nach folgende:

1) „Die Samaritanerin und die Patrioten": ein Reisebild aus dem vom Verfasser auf einer Jugendreise besuchten Engadin von wohlthuender Frische und Gesundheit, in welchem uns der Dichter mit zwei wackern Schweizerpatrioten, den Signori Trippi, von denen der eine seinem Vaterlande Graubündten als Landammann, der andere als Kapitän unvergeßliche Dienste geleistet, bekannt macht und sie uns in ihrem schlichten patriarchalischen Leben schildert.

2) „Das goldene Haar und die Geschichte zweier Küsse": eigentlich zwei Erzählungen, die erste eine humoristische Ausmalung eines heiter anklingenden und wehmüthig ausklingenden Reiseerlebnisses aus der guten alten Zeit, wo man zu einer Reise von Leipzig nach Dresden noch zwei Tage nöthig hatte, also Zeit genug für einen Studiosus und ein „ungezogenes Ottilchen", um sich für das ganze Leben wenn auch nicht unentbehrlich, doch unvergeßlich zu werden; die zweite eine elegische Erinnerung aus den Schreckenstagen von Wien im October 1848, jedoch nicht politischen, sondern privaten Charakters.

3) „Miß Ellen": eine allzu weit ausgesponnene Novellengeschichte zwischen Prosper, einem jungen Schweizer, mit dem der Autor am Comersee ein Freundschaftsbündniß geschlossen, und Miß Ellen, einer krankhaft schwärmerischen Engländerin aus Hindostan, die sich in die Erinnerung Lord Byron's verliebt hat; eine dem geläuterten Geschmack und einer reifern Lebensanschauung nicht mehr zusagende Gabe.

4) „Eine indo-germanische Geschichte": entschieden werthvoller als die vorige, das rührende Lebensbild eines geborenen Indiers, der aus Anhänglichkeit einem Professor der Botanik nach Europa folgt, auf der Reise das Unglück hat, diesen seinen Schützer durch den Tod zu verlieren, hierauf, weil er treu seinem Glauben mit Beharrlichkeit den Bekehrungsversuchen eines Missionärs widersteht, zu London in die traurigste Lage geräth, sich entschließen muß, als Gassenkehrer sein Leben zu fristen, als solcher ein junges deutsches Mädchen dem Elend entreißt, später sie zu seinem Weibe macht, und aus Liebe zu ihr, die sich von Europa nicht trennen mag, das Anerbieten eines indischen Fürsten, ihn als einen seiner Würdenträger wieder nach Hindostan zurückzuführen, mit zwar schwerem aber entsagungsmuthigem Herzen zurückweist, um auch fernerhin in London als armer Gassenkehrer zu leben.

5) „Gloria und eine Sage von Johannes Parricida": die Geschichte einer gefallenen, aber nach Jahren durch Reue und Buße doch noch zu Glück und Achtung gelangenden Schönheit von Arles; nicht ohne wirklich ergreifende Momente, aber auch nicht frei von einer etwas manierirten Empfindsamkeit.

6) „Der blinde Wilhelm": eine gleichfalls im südlichen Frankreich spielende Geschichte, recht frisch beginnend, aber sehr bald in eine ermüdende Breite übergehend; für den Verfasser, weil sie die Sehnsucht nach aus seinem Vaterlande gebannten böhmischen Melodien schildert, jedenfalls interessanter als für den Leser.

7) „Der Verbannte": Schilderung einer Einkehr im Hause eines Neschtjasny oder Unglücklichen, d. h. eines wegen einer im Zorn verübten Mordthat nach Sibirien Verbannten; kurz, eigenthümlich und von guter Wirkung.

8) „Das Nessuskleid": eine trefflich gelungene, mit glücklichem Humor durchgeführte Ausmalung der Leiden, qualen, die ein junger Mann unter den von einem alten polnischen Grafen ihm auf das Haupt geschütteten feurigen Kohlen auszustehen hat, nachdem er die Geliebte desselben, eine schöne Venetianerin, zu einer Pflichtvergessenheit verleitet. Die Rolle des Nessuskleides ist hier einem Paletot zugetheilt.

9) „Das Wort einer Frau": ein mißlungenes Gegenstück zu der vorigen Geschichte; wenn wahr, traurig genug, aber so, wie sie hier gegeben, ohne jeden poetischen Eindruck.

10) „Ein frommer Betrug"; ein Bild aus den Ta-

ionen der Geldaristokratie, die hier einmal von der Liebe urch kluge Benutzung eines von der Natur gebotenen Vortheils überlistet wird; wie die vorige Erzählung von ronischem Beigeschmack, doch minder verletzend.

11) „Contraste": charakteristische Zeichnung einer rischen Bettlerin aus dem Königsgeschlecht der O'Neil and eines in Eleganz und Fülle lebenden schottischen Großen.

12) „Dur und Moll": Geschichte der Leiden und Freuden eines musikalischen Künstlerpaars, hier und da twas hyperbolisch ausgemalt, aber im ganzen reich an heils ergötzlichen, theils Theilnahme erweckenden Situaionen und neuen Wendungen, zugleich ein interessanter Ausschnitt aus dem wiener und österreichischen Musik- and Musikantenleben.

13) „Die Frau Consulin": die erste der den Anfang bildenden „West-östlichen Geschichten", mehr als alle vorangegangenen rein objectiv und novellistisch gehalten, auf eigenthümlichen, etwas unwahrscheinlichen Voraussetzungen beruhend, übrigens aber von spannenden Conflicten, die eine überraschende und im wesentlichen auch befriedigende Lösung finden. Der Schauplatz der Handlung ist eine Stadt der asiatischen Türkei in der Nähe der Wüste.

14) „Der Pantoffel": eine scherzhafte Nachbildung des Schiller'schen „Handschuh", worin ein junger Deutscher von seiner Geliebten, einer nach Romantik lüsternen Engländerin, in den Garten eines türkischen Harem geschickt wird, um ihr einen Pantoffel der darin lustwandelnden Frauen zu holen, er aber nach glücklicher Ausführung des Wagstücks sie dadurch zu strafen sucht, daß er ihr gegenüber den Ritter Delorges ein Veilchen wenigstens spielt.

15) „Abdallah": Episoden aus dem Leben eines heldenhaften Kurdenhäuptlings und zugleich ein Bild von dem Räuberleben der Baschi-Bozuks an der Donau und im Balkan; eine Geschichte der Gegenwart, die an die Sagen der Vergangenheit erinnert.

Man sieht hieraus, daß es den Gaben, durch die sich der in die Fremde geschleuderte Dichter seinem Vaterlande in Erinnerung zu bringen sucht, an Fülle und Mannichfaltigkeit nicht fehlt und daß gar manches darunter ist, wofür wir ihm von Herzen Dank wissen müssen. Mögen sich dieselben auch in denjenigen Regionen Freunde erwerben, in denen man die Macht besitzt, ihm einen ähnlichen Dienst zu leisten, wie er dem „blinden Wilhelm" geleistet hat, damit die Worte, die er diesem jüngst gesagt: „Ich könnte dir gar viele und junge nennen, die sich in dieser Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erst mit grauen Haaren oder gar die wieder zu sehen!" bei ihm sich nicht erfüllen mögen.

11.

Die Grabmäler der römischen Päpste.

Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die theils geschmackvollen, theils ernsten und tiefgehenden Studien, mit welchen der Verfasser einen vieljährigen Aufenthalt in Italien ausfüllt, verdienen als willkommene Früchte von Geist und Fleiß eine mehr als gewöhnliche Anerkennung von unserer Seite. Nachdem er in seiner Monographie über Corsica ein seltenes Talent der Ergründung und der Veranschaulichung des Erforschten kund gegeben, dann in seinen „Figuren" eine Reihe von Lücken in unserer Kenntniß der Geschichte, des Lebens und der Scenerie Italiens ausgefüllt, endlich mit seiner Uebersetzung der Lieder des Sicilianers Meli, welche diesen „süßesten" aller Volksdichter bei uns einbürgert, von Geschmack und Grazie ein sprechendes Zeugniß gegeben hat, vertieft er sich in den vor uns liegenden „Grabmälern der römischen Päpste" in historische Studien so eigenthümlicher Art, daß er selbst den ersten Kennern der Geschichte Italiens zu ihrer Ueberraschung ein neues und vielfach nutzbares Material der politischen wie der Culturgeschichte des Landes zuführen muß. Angeregt von der bekannten gewaltigen Erscheinung des Papstes Paul III. auf seinem Grabmal in St.-Peter, hat er diesen Denkmalen des Todes, von der ältesten bis auf die jüngste Zeit herab, viele Stunden ernstester Arbeit gewidmet, den Spuren der Geschichte nachgehend und ihre Nemesis enthüllend, um sich selbst, wie er sagt, von diesen Todten zu befreien, uns aber einen abermaligen Beweis dafür zu geben, wie unerschöpflich diese ewige Roma ist an anregenden Schätzen der Völker- und der Kunstgeschichte, auch dann noch, wenn man mit ihnen schon zum Abschluß gekommen zu sein glaubt.

„Es lebt in der Menschheit", sagt der Verfasser, „eine tiefe und ursprüngliche, ich möchte sagen, elementarische Sehnsucht nach der Einheit. Wenn man auf die Geschichte Acht gibt, vernimmt man die unablässigen Strömungen dieser Sehnsucht, ihre Harmonie, ihre Disharmonie. Diese ideelle Einheit des Menschengeschlechts hat der römische Papst dargestellt: dies war der Zauberschlüssel seiner Gewalt. Er hat die Weltgemeinde auf sich bezogen, wie Leib und Glieder auf eine lenkende Seele. Die Harmonie des Lebens, welche er in der Kirche zusammenfaßte und regierte, hat er auf das Universum ausgedehnt, Erde und Himmel damit umschlossen und so jene Einheit in die Ewigkeit selbst fortgesetzt." So wird ein in der Regel schwacher Greis das Abbild Gottes! Wunderbare Wesen, diese Alten vom St.-Peter, in deren zitternden Händen die Blitze des Himmels lagen! Es reicht nicht aus, daß sie, schwach und wehrlos wie sie waren, kriegerische Fürsten unterwarfen, Könige absetzten und die Steigbügel ihres Zelters von ihren Händen halten ließen; daß sie in Armuth und Niedrigkeit geboren, noch gestern unbekannt, heute den Völkerschicksalen geboten, in der Kutte des Bettlers der Welt Gesetze gaben und über ganze Länder die Oede des Kirchhofs verbreiteten, Reiche stifteten, Krieg und Frieden verkündeten, Länder und Meere verschenkten, Küsten vertheilten, die noch nicht entdeckt waren — sie, die nichts besaßen! Nein, sie thaten mehr als dies! Auf ihr Gebot stand der menschliche Gedanke still oder bewegte sich nach dem Maß der Freiheit, das sie ihm gestatteten. Durch Hoffnung und Furcht machten sie sich zu Herren des Gemüths der Welt, hatten Gewalt über die Zeit und beherrschten die fernste Zukunft durch ihren Ausspruch, als Richter über Lebende und Todte. So war das mythische Wesen der Päpste eine Himmel und Erde vermählende Dichtung!

Wie verwundert wird ein fernes Menschengeschlecht einst diese große Erscheinung betrachten! Denn diese Päpste sind todt, ihre Denkmale aber rufen uns jene merkwürdige Epoche einer beispiellosen Macht ins Gedächtniß zurück. Betrachten wir diese Reste mit nachdenkender Muße.

Von 264 Päpsten, welche gezählt werden, sind in Rom

kaum 60, im übrigen Italien kaum 20 Denkmale vorhanden. Frankreich besitzt mehrere, Deutschland nur eins, in Bamberg. Bis zur Rückkehr der Päpste aus Avignon, mit Anfang des 14. Jahrhunderts, fanden diese meistens in der Vorhalle der alten Basilika Konstantin's ihre Ruhestätte; hier sollen deren allein 150 bestattet worden sein, die durch den Umbau des St.-Peter und des Lateran, wohin sie theilweise gebracht waren, zu Grunde gingen. Vom 14. Jahrhundert ab beginnt erst die fast ununterbrochene Reihe päpstlicher Grabmonumente, die der Verfasser betrachtet. Die ältesten Päpste bestattete man in den Katakomben oder längs der appischen, aurelischen und sabarischen Landstraße. Kaiser Honorius erhielt das erste Grab im Atrium der Basilika Konstantin's und fortan wurde dieser Ort die Ruhestätte der römischen Bischöfe, wo sie, mit Laien vermischt, das 4. und 5. Jahrhundert hindurch versammelt wurden. In den Kirchen selbst widersprechen Grabstätten noch dem Sinne der Zeit, auch hätte die Idee der persönlichen Darstellung der Todten noch keinen Raum gewonnen. Inschriften in schlichter Prosa, Sarkophage mit heidnischer Bildnerei oder ganz einfache Grabsteine genügten bis ins 7. Jahrhundert hinein. Die Reihe der poetischen Grabschriften beginnt mit Pelagius I. 560, wenigstens entbehren die ältern Inschriften (z. B. Cölestin's I.) der historischen Beglaubigung. Kein Denkmal erinnert an die Zeiten der Gothen, des Belisar und der byzantinischen Kaiser, welche Rom seinem Elende und der Herrschaft der Päpste überließen, bis auf Gregor den Großen, dem eine Kirche erbaut wurde, S.-Gregorio am Clivus Scauri, wo ihm die spätere Zeit ein Denkmal errichtete. Sein Leib selbst ruhte in der Vorhalle von St.-Peter, unter einer noch ganz in antiken Vorstellungen befangenen Grabschrift, die Beda überliefert hat, und neben drei Königen von Wessex, Ostsachsen und dem König Coenred. Vom 7. Jahrhundert ab fing man an, besonders verehrte Päpste im Schiff der Basilika im St.-Peter zu bestatten. Der erste Todte, der so in das Heiligthum selbst eindrang, war Leo der Heilige (688), für den später Algardi sein berühmtes Relief in der Capella Colonna arbeitete. Neben ihm ruhte Hadrian I., der Freund Karl's des Großen, der ihm durch Alcuin jene bewegte Grabschrift setzen ließ, die jetzt auf einer Marmorplatte in der heutigen Vorhalle von St.-Peter zu lesen ist, und aus der wir folgende Verse anführen wollen:

Hic pater ecclesiae, Romae decus, inclytus auctor
Hadrianus requiem, Papa beatus habet:
Vir cui vita Deus, pietas lex, gloria Christus,
Pastor apostolicus, promptus ad omne bonum. ...
Post patrem lacrymans Carolus haec carmina scripsi,
Tu mihi dulcis amor, te modo plango Pater. ...

Worte, welche in der That von einem warmen Freundschaftsgefühl Zeugniß geben mögen und den religiösen Sinn des Glaubenshelden Karl, der ja mit Konstantin und Mathilde von Tuscien der wahre Stifter der päpstlichen Macht wurde, bekunden. Von Leo III., welcher Karl krönte, ist kein Denkmal vorhanden als die alte Inschrift:

Beate Petrus Dona
Vita Leoni PPe. Victo
Ria Carulo Regi Dona.

in einer Kapelle im Lateran. Ein unzweifelhaft echtes Porträt Paschalis' I. (gest. 824) ist dagegen dreifach vorhanden in den von diesem Papst erbauten Kirchen Sta.-Prassede, Sta.-Cecilia und Sta.-Maria in Dominica. Das Atrium des St.-Peter, Paradies der Päpste genannt, füllte sich nun mit Denkmalen, bis Pius II. diese sämmtlich an der rechten Seitenmauer der Kirche selbst aufstellen ließ, von wo sie bei dem Umbau der Kirche in die unterirdischen Grüfte der Basilika gelangten, wo sie sich nur in Bruchstücken bis auf uns erhalten haben; meist schmucklose viereckige Kisten, mit rohen Grabfiguren, die Tiara auf dem Haupte, Stola, Planeta und Handschuhen, alles Proben des tiefsten Verfalls der Kunst. Ja, in der furchtbaren Zerrüttung des 10. Jahrhunderts verschwand selbst diese letzten Spuren der Kunst in der allgemeinen Barbarei, und man nahm antike Sarkophage, Urnen und Badewannen zu Grabmälern der Statthalter Christi, wie man fand. Einen solchen Sarg erhielt auch Kaiser Otto II., der jugendliche Held, dessen Gebeine man 1609 unversehrt, schön und zierlich, vorfand, und dessen Sargdeckel vom schönen Porphyr jetzt als Taufbecken in St.-Peter dient, nachdem einst die Thränen der schönen und geistvollen Theophania von Byzanz, Otto's Gemahlin, benetzt hatten. Ihm zur Seite ruhte Gregor V., den Otto III. jung auf den päpstlichen Stuhl erhob und der 27 Jahre alt starb: der erste deutsche Papst, mit dem das barbarische Mittelalter schließt und die Zeit der Reformen im Geiste Gregor VII., die „majestätische Epoche" der Päpste, beginnt. Seine Grabschrift leiten folgende Verse ein:

Den hier hüllet die Erde, von Antlitz schön und von Augen,
War Gregorius einst, Fünfter des Namens genannt:
Bruno hieß er zuvor, von dem fürstlichen Stamme der Franken,
Welchen sich Otto erzeugt, Judith die Mutter gebar.
Deutscher von Sprache, in Vangias (Worms) Stadt in den Gauen gebildet,
Saß er, ein Jüngling, schon auf apostolischem Thron u. s. w.

Auch der als Zauberer und Vorgänger des Faust in der Sage umgehende Sylvester II. Gerbert, ein Franzose von Geburt, ward hier bestattet, und die Sage erzählt, daß seine Gebeine durch Rasseln den jedesmaligen Tod eines Papstes verkünden sollen. Seine Grabschrift ist uns im Lateran erhalten, vom Papst Sergius bestellt, und vom Verfasser unterzeichnet. Von nun an war der Lateran die gewöhnliche Grabstätte der Päpste aus keinem andern Grunde, als weil sich der St.-Peter während des 11. und 12. Jahrhunderts in der Regel in den Händen der Gegenpäpste und der republikanischen Partei befand.

Aber auch im Lateran übte die Verwüstung ihre Schrecken. Sergius' Tempel ward 1308 vom Feuer zerstört und Clemens V.'s Neubau im Jahre 1360 verwüstet, sodaß der heutige Lateran von Urban V. hergestellt, nur dürftige Bruchstücke alter Denkmale aufzuweisen hat. Clemens II., der erste der von deutschen Päpsten, mit denen Heinrich III. den päpstlichen Stuhl besetzte, ist in Bamberg begraben, Damasus II. in S. Lorenzo, Leo IX., kräftig wie alle seine Namensträger, hat eine kurze und treffliche Grabschrift im Vatican:

Victrix Roma dolet nono viduata Leone,
Ex multis talem non habitura Patrem.

Der „Papst der Päpste" aber, der Gründer ihrer Weltherrschaft, der größte Geist seiner Zeit, Gregor VII. Hildebrand, liegt in dem Dom zu Salerno, wo er bei seinem Beschützer Robert Guiscard am 25. Mai 1085 starb. Eine unscheinbare Marmorfigur aus späterer Zeit verrathen das Grab des größten der Päpste, der einen Wendepunkt der Geschichte der menschlichen Cultur bezeichnete während manchem seiner bedeutenden Machtnachfolger ein prahlendes Denkmal errichtet wurde. Keine Inschrift bezeichnete die Grabstätte eines Mannes, der, obwol er sein eigenes Rom nie bezwingen konnte, doch wie ein läuterndes Gewitter durch die Welt zog. Seine sterblichen Reste fand man 1573 noch ziemlich wohl erhalten. Merkwürdig sind die Schicksale seines Nachfolgers Victor III., der, wider seinen Willen erwählt, immer wieder in sein Kloster Monte Casino zurückkehrte, von Rom entfloh und sein Amt ihm starb. Eine Grabschrift im besten Latein ward ihm von den Mönchen des Klosters gesetzt. Die folgenden Päpste bis zum 12. Jahrhundert nahm der Lateran auf, auch den unstäten Wanderer Innocenz I., der die Zeiten des Arnold von Brescia und der römischen Republik erlebte, um endlich in einem Theile der Porphyrurne Kaiser Hadrian's seine Ruhe zu finden. Aus dieser blutigen Zeit ist nur Hadrian's IV. Sarkophag verschont geblieben, des einzigen Engländers auf dem Stuhle Petri. Er verbrannte den Arnold von Brescia

d krönte den Kaiser Friedrich Barbarossa, „seine Grabinschrift er gibt blos den Namen: Hadrianus Papa". Barbarossa's bitterer Feind, Alexander III., war im Lateran bestattet; n Grab ist zerstört, aber ein geschmackloses Ehrendenkmal, n Alexander VII. gesetzt, und ein Gemälde von Vasari in r Scala regia des Vatican erhalten sein Andenken. Seinen achfolger Lucius III. verjagten die Römer; in Dom zu Ve- na hat er eine kurze poetische Grabschrift:

Luci Luca tibi dedit ortum, Pontificatum
Ostia, Papatum Roma, Verona mori.
Immò Verona dedit verum tibi vivere, Roma
Exilium, curas Ostia, Luca mori.

In Rom selbst erinnert kein Monument an den großen ampf der Hohenstaufen mit dem Papstthum, die alte Bild- ule Karl's von Anjou im Capitol ausgenommen, die ihm s Senator von Rom gesetzt wurde; denn von Urban III. is Martin IV. (1216) starb kein Papst in Rom selbst. Ho- orius III. wurde in Sta.-Maria maggiore und der Todfeind riedrich's II., Gregor IX. (1241), im Vatican bestattet; Inno- enz IV. aber, der den Kaiser entsetzte, hat zu S.-Gennaro in Neapel ein pomphaftes Denkmal mit zwiefacher Grabschrift, in Versen und Prosa. Den folgenden Päpsten diente Viterbo zur Residenz, dann folgte die französische Vasallenschaft, welche, nach Beendigung des tragischen Kampfes der Hohenstaufen, Clemens IV. einleitete. Diese flüchtigen Erscheinungen schloß Honorius IV. (gest. 1287), dessen altes Grabmal in Ara- eli uns erhalten ist, das älteste ganz erhaltene Papstdenk- al in Rom, die volle Gestalt des Todten darstellend. Nach Nikolaus' IV. Tode, der zu Aquila ruht, blieb der Stuhl Pe- i zwei Jahre drei Monate lang unbesetzt. Nachdem alle Wah- n mißglückt, schlug der Cardinalprälat von Ostia einen in er apulischen Wildniß verschollenen Einsiedler, Pietro, eines Bauern Sohn aus Molisi, zum Papst vor. Als die Abge- andten in der Wildniß von Majella erschienen, ihm seine Er- ebung zu verkünden, erschrak Pietro und unter Seufzern und Thränen gab er erst nach, als zwei Könige, Karl II. und An- reas III. von Ungarn, erschienen und ihre Knie vor ihm eugten. Zu Esel, die Könige neben sich zu Fuß, hielt er sei- en Einzug zu Aquila; dies war 1294 und Pietro nannte sich Cölestin V. „Die verwilderte Taube, von nächtlichen Stimmen geängstigt, dankte noch in demselben Jahre ab und verschwand wieder in der Wüste von Majella; verfolgt und eingeholt, starb r 1296 als Gefangener in Aquila und ward heilig gesprochen. Welch ein Geschick!" Fast gleiche Theilnahme erweckt Boni- acius VIII., der im Vatican als Gefangener der Orsini (1303) n einem Anfalle von Raserei über die erlittene Schmach starb, er letzte im Geiste Gregor's VII. gewaltige mittelalterliche Cha- akter unter den Päpsten. Ein prachtvolles Denkmal wurde hm in St.-Peter errichtet, dessen Reste noch in den Grotten uns erhalten sind; aber keine Grabschrift spricht von ihm; nur seine schöne und riesige Gestalt ist voll dargestellt, mit zwie- acher Krone geziert, die er zuerst annahm und der Urban V. ine dritte hinzufügte. Mit ihm wurden die „weltherrschenden" Ideen des Papstthums für immer begraben.

Hiermit schließt der Verfasser die erste Reihe der Grab- mäler der Päpste. Das Papstthum, zunächst in die Vasallen- schaft Frankreichs verfallen, hatte seine größte Zeit hinter sich: ie Staatspolitik überwucherte von nun an die Kirchen- olitik; Rom war während des avignonischen Exils sich selbst berlassen; Gregor XI. erst kehrte 1377 in die unkenntlich ge- ordene Residenz, in deren Sumpf etwa noch 20,000 Men- chen vegetirten, zurück. Mit Urban VI. begannen die eiden des Schisma, aus welchem eine völlig veränderte Stellung des Papstthums: der innere Kampf gegen die Ketzerei, hervorging. Urban starb 1389 und erhielt in St.-Peter ein Epitaph, das Platina „rusticum et ineptum" nennt, und das diese Bezeichnung in der That verdient. Am Schluß iner Epoche starb Johann XXIII. Cossa, Huß' und Savona- ola's Verfolger, zu Florenz, und war der letzte der Päpste, die außerhalb Roms ein Denkmal erhielten. Von Martin V. ab — felicitas temporum suorum —, der vor dem Hauptaltar vom Lateran von Filarete ein Bronzedenkmal erhielt, sind alle Päpste in Rom bestattet. Eugen IV., der, „im Kriege unverdrossen", die Römer endlich bändigte, liegt in St.-Peter begraben; eine edle und kurze Inschrift in S.-Salvatore erin- nert an ihn:

In pace gravis, in bellis pro Christi Ecclesia
Impiger ... in eruditos viros munificus.

und gedenkt, daß der Kaiser Johannes Paläologus sich ihm anerkennend zu Füßen warf. In der folgenden Zeit waren Künstler wie Mino da Fiesole, P. Romano, Filarete, Pallajuolo an Grabdenkmalen thätig, welche Nikolaus V., Calixtus III., Pius II. gesetzt wurden, wie wir an ihren Bruchstücken in den Grotten erkennen. Nikolaus V., der Beschützer der flüchtigen Griechen und der deutschen Buchdrucker Schweinheim und Pannarz in Rom, der Freund Bessarion's, leitete die neue Richtung des Papstthums auf Kunst, humane Bildung und Philosophie ein, welche fortan herrschend wurde. Vegio's Epi- taph auf ihn ist das letzte bekannte in Versen. Pius' II. Aeneas Sylvius hochgethürmtes Marmordenkmal ist wohl erhalten in S.-Andrea della Valle, ein architektonisches Ungeheuer, mit einer langen und nüchternen Inschrift, wie sie von jetzt an Mode wurde. Paul's II. Grabmal von Mino stellt sich in sei- nen Fragmenten anmuthig dar: er führte zuerst die dreifache Krone, triregnum. Sixtus IV., der zuerst seine Nepoten zu Fürsten zu erheben wagte, hat eine Grabplatte aus Bronze von Pallajuolo in der Kapelle del Sacramento, eine merkwür- dige, doch etwas manierirte Arbeit. Innocenz VIII., der die neuentdeckte Welt vertheilte, erhielt in der Chorkapelle des St.- Peter von demselben Künstler ein Denkmal. Ein leerer Sar- kophag von roher Arbeit ist alles, was von Alexander VI. Bor- gia übrig ist: ein schöner bedeutender Kopf mit starren Zügen, ohne Inschrift auf diesen Repräsentanten einer entsittlichten Zeit, den Roscoe umsonst zu rechtfertigen trachtet. Dem männlichen Geiste Papst Julius' II., der im siebzigsten Jahre Mirandola erstürmte, konnte nur Michel Angelo ein würdiges Denkmal setzen. In diesem größten Meisterwerke der Sculptur seit den Griechen ist alles bewunderungswürdig: der Gedanke, die Alle- gorie, die Ausführung; 18 Fuß hoch und 12 Fuß breit, stellt das Denkmal nicht weniger als 30 Gestalten dar, und doch ist das Ganze nur ein Torso des ersten Entwurfs.

Doch wir kommen nun zu den Denkmalen, die uns meist vollständig erhalten sind und von jedem geprüft werden kön- nen. Der historische und antiquarische Theil der Arbeit des Verfassers ist beendet und wir erwähnen daher nur noch ein- zelne Züge aus seiner Leistung, die uns bis hierher wichtig genug schien, um sie im kurzen Auszuge wiederzugeben, hoffent- lich unter Zustimmung unserer Leser. Die Zeit Leo's X. Medici ist genugsam charakterisirt; um das Niedersteigen des Papst- thums in das Weltliche, welches auch durch sein Denkmal in Maria sopra Minerva ausgedrückt wird, zu begreifen; seine Grabfigur ist ein mittelmäßiges Werk Montelupo's, das Ganze von S.-Gallo entworfen, von Bandinelli ausgeführt. Der letzte Ausländer auf dem Stuhle Petri, Hadrian VI., ein Verächter aller Kunst, erhielt von Peruzzi ein überaus kunst- volles Denkmal voll heidnischer Ideen, die er im Leben haßte. Clemens VII. ruht Leo X. gegenüber unter einem schwachen Grabmal von S.-Gallo, sehr ungleich dem schönen Monument Paul's III. (gest. 1549) von Porta in St.-Peter, das groß- artigste Papstdenkmal in Rom, das mit 24000 Scudi bezahlt wurde. Mit diesem Papste schließt die classische Periode der Päpste. Von dem neuen Geiste, der fortan über das Papst- thum kam, die dritte Reihe der Päpste, sagt der Verfasser: „Das Papstthum hatte seine Beziehung auf die allgemeine Sphäre des Geistigen durch den großen Riß, den die Refor- mation durch die Menschheit zog, verloren. Es war nun nur noch ein Theil des Ganzen, nicht das Ganze selbst, und seine Kirche eine Sekte. Auf diesem Punkte zog es sich innerlich

zusammen, stieß Feindliches aus, kämpfte, krystallisirte sich in der Disciplin, reformirte sich und griff in neuer Schlachtordnung und mit neuen Waffen an (Bluthochzeit und Jesuiten). Paul IV. Caraffa beginnt diese neue Reihe der Päpste: P. Ligorio fertigte ihm ein werthloses Denkmal mit prahlerischer Inschrift. Pius IV., weltlich und lebensfroh, schloß das Tridentinum und ruht in Sta.-Maria maggiore, wo auch Pius V., lang und hager, schattenhaft, ein prunkendes Monument hat. Gregor XIII., der Reformator des Kalenders, erhielt von Rustoni ein Denkmal im nach-Bernini'schen Stil; Sixtus V. aber, der einst seines Vaters Schweine hütete, hat ein wunderliches Denkmal in Sta.-Maria maggiore mit seltsamen historischen Reliefs, welche sich schon weit von dem feinen Geiste Leo's X. und Julius' II. entfernen. Die nächsten Denkmale Clemens' VIII. und Paul's V. versinnlichen noch mehr die prosaische Nüchternheit der Epoche. Unter Paul V. wurde das letzte große römische Werk vollendet, der St.-Peter; sein Neffe erbaute die Villa Borghese. Algardi's Denkmal Leo's XI. und Gros' Monument Gregor's XV. bei den Jesuiten gehören dem verfallenden Stile an, der in Bernini (Monument Urban's VIII.) seinen Meister fand. Merkwürdig ist das Schicksal Innocenz' X. Pamfili, der, nach dem er seine Nepoten maßlos bereichert hatte, niemand fand, der ihn bestatten wollte. Seine Schwägerin Donna Olympia Maldachini entschuldigte sich als Witwe mit ihrer Armuth und von den andern Verwandten rührte sich keiner. So stand die Leiche des Papstes drei Tage lang in einer Rumpelkammer, ein einziges brennendes Talglicht zu Häupten, von einem Wächter gegen die Mäuse gehütet, bis endlich ein Kanonikus von St.-Peter fünf Thaler hergab, um den Papst zu bestatten! Sic transit gloria! Das Vollmaß von Unnatur erreichte Bernini im Grabmal Alexander's VII. an der Sakristei von St.-Peter; den letzten Papst mit dem Barte zeigt Innocenz' XII. Denkmal von F. Valle in St.-Peter. Das folgende 18. Jahrhundert zeigt uns nur glatte Papstgesichter: es war eine Zeit der lyrischen Stimmung, des schwächlichen Humanismus, der philosophischen Halbweisheit. Clemens XI. Albani, mit einfacher Inschrift im Chor, erinnert uns an Winckelmann; Innocenz XIII. hat gar kein Denkmal; Benedict XIII. ein barockes Monument von Bracci in Maria sopra Minerva. Clemens XII. ist der letzte im Lateran bestattete Papst, wo eine köstliche antike Porphyrwanne ihn aufnahm. Benedict XIV. empfing von Bracci ein höchst manierirtes Grabmonument in St.-Peter; Clemens' XIII. Denkmal ist schon von Canova, in dem zuerst die Natur wieder den Sieg über die Manier errang. Als Abbate verkleidet stand der Meister und Schöpfer eines neuen Kunststils selbst neben dem enthüllten Monument und sammelte die Urtheile der Beschauer über dies wahrhaft epochemachende Denkmal der Zeit. In dem Monumente Clemens' XIV., des Feindes der Jesuiten (gest. 1774), das in der S.-Apostoli steht, huldigte Canova wieder mehr den Traditionen: die Gestalt des Papstes erscheint angestrengt und etwas schauspielerhaft. Der unglückliche Pius VI. hat kein Monument in Rom, die Revolution verschlug ihn nach Valence. Pius VII., der den neuen Cäsar krönte, richtete das gefallene Papstthum zwar endlich wieder auf und starb, nachdem er die Jesuiten wiederhergestellt, ruhig im Quirinal; die weltbeherrschende Majestät des Stuhles Petri konnte er jedoch nicht wiederherstellen. Sein Denkmal von Thorwaldsen in St.-Peter gehört zu den feinsten und sinnigsten Monumenten, einfach und stiller Grazie voll, allein fast protestantisch und zu den Umgebungen wenig passend. Leo XII. (1829) ward von Fabris in ganzer Figur, doch sehr modern, dargestellt; Pius VIII. erwartet sein Denkmal noch; Gregor XVI. erhielt ein solches von Amici nach Canova's Vorbild in St.-Peter.

Wir sind zu Ende, wenn wir noch des „Memento mori" jedes Papstes gedacht haben, das in Gestalt eines weißen Marmorsarges an der Chorkapelle von St.-Peter steht, leer und bestimmt, den lebenden Papst zunächst aufzunehmen. Welche Zeit, so möchte man am Schlusse fragen, wird einst den letzten Papst sehen? Macaulay meint, daß Paris und London vorher zu Grunde gegangen sein würden. Eine alte Prophezeiung aus dem 12. Jahrhundert rückt diesen Zeitpunkt uns näher. Sie führt die Reihe der Päpste auf und gelangt zu Peregrinus Apostolicus, was auf Pius VI. paßt; dann fährt sie fort:

Aquila rapax — Pius VII.
Canis et coluber — Leo XII.
Vir religiosus — Pius VIII.
De balucis Hetruriae — Gregor XVI.
Crux de cruce — Pius IX.
Lumen in coelo —
Ignis ardens —
Religio depopulata —
Fides intrepida —
Pastor angelicus —
Pastor et nauta —
Flos florum —
De medietate Lunae —
De labore Solis —
Gloria olivae!

worauf der Judex tremendus Rom und sein Volk richten wird, während der Römer Petrus II. auf dem Papststuhle sitzen wird. Zu bemerken ist, daß den Namen Petri kein Papst mehr angenommen hat.

Indem wir hiermit von der vortrefflichen Arbeit des Verfassers Abschied nehmen, kann ihm der Dank nicht vorenthalten werden, zu dem diese neue Frucht seiner italienischen Studien alle Freunde derselben verpflichtet. Der innige Zusammenhang, in welchem hier die Geschichte des Papstthums mit der Geschichte der Kunst und der Cultur überhaupt uns entgegentritt wird, ist neu und überraschend; eine reiche Ausbeute bisher verborgenen Materials ist leicht und faßlich überall ausgestreut und tiefe Gedanken über Kern und Wesen der Menschengeschichte und ernste Betrachtung findet sich überall mit dem künstlerischen der Aufgabe naturgemäß verknüpft. So ist unter der Hand des Verfassers ein ebenso ernstes und bedeutendes als elegantes und anziehendes Werk entstanden, das von seiner vielseitigen Begabung neues Zeugniß gibt. Stil und Darstellungsweise des Verfassers sind bekannt und schließlich bedarf es wol kaum der Versicherung, daß die poetische Uebersetzung der lateinischen Grabschriften, 21 an der Zahl, gelungen und gelungen ist. Und so mag denn auch diese neue Leistung des trefflichen Autors unsern Lesern aufs beste empfohlen sein.

Eine Gruppe von Schriften münchener Gelehrter

Vielfach und nicht mit Unrecht beklagen sich die Gelehrten Münchens, daß sie von der Presse und namentlich der deutschen nicht genugsam berücksichtigt würden. Um diesen Vorwurf wenigstens von den „Blättern für literarische Unterhaltung" abzuwenden, möge es einem ihrer Mitarbeiter gestattet sein, auf einige der bedeutendern neuern Publicationen, welche der Feder münchener Gelehrten und Universitätslehrer ihre Entstehung verdanken, durch folgende meist kurze Anmerkungen aufmerksam zu machen.

Unter den streng wissenschaftlichen Werken, die Artikel des Akademischen Verlags mit inbegriffen, dürfte folgendes Werk

Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum in ihrem geschichtlichen Verlauf quellenmäßig geschildert von Konrad Maurer. Zwei Bände. München, Lit. 1855—56. Gr. 8. 7 Thlr. 18 Ngr.

leicht die erste Stelle verdienen. Der Verfasser, Professor des deutschen Rechts in München, ehrenvoll bekannt durch mehre Arbeiten über das angelsächsische Recht und durch seinen trefflichen Nekrolog über Wilhelm Eduard Wilda, den „Strafrecht der Germanen" für die vergleichende Rechtsgeschichte

echemachend geworden ist, und überhaupt gründlich vertraut
t alt- und neunordischer Sprache und Literatur, hat in dem
rliegenden Werke einen wichtigen Beitrag zur Kirchengeschichte
n Norwegen, Island, Grönland, Schottland und den nor-
egischen Niederlassungen in Frankreich und England geliefert.
er erste Theil enthält die Geschichte der Bekehrung des heid-
ischen Volks von der ersten Berührung mit dem christlichen
Glauben auf seinen Plünderungs- und Handelszügen bis zu
er Zeit, wo die Kirche in der nordischen Heimat ihre blei-
ende Begründung fand, was in der ersten Hälfte des 11. Jahr-
underts geschah. Die Prüfung des innern Hergangs bei
er Bekehrung und der hierbei obwaltenden Motive bringt der
weite Band, in welchem dann auch die Feldzüge der deutschen
ittonen in Dänemark und die Reisen der Bischöfe zur Sprache
ebracht sind.

Ein mit Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn geschrie-
enes Buch ist folgendes:

Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. Von Johann Joseph Ignaz Döllinger. Regensburg, Manz. 1857. Lex.-8. 4 Thlr.

worin vom katholischen Standpunkt aus ein Thema behandelt
ist, das in den letzten Jahren auch von seiten protestantischer
Gelehrten schon mehrfach gründliche Bearbeitung gefunden hat,
und es ist somit hier eine in psychologischer und historischer
Hinsicht anziehende Gelegenheit geboten, zu vergleichen, wie
sie dem Christenthum vorangegangenen Religionsformen sich
heutzutage im Geiste der beiden christlichen Confessionen spiegeln.

Unter dem Titel:

Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen
gegründeten Philosophie der Geschichte von Ernst von
Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1856.
Lex.-8. 1 Thlr.

erschien ein Büchlein, das wir als einen sehr willkommenen
und erheblichen Beitrag zu der wol schon mehrfach auch von
andern besprochenen Frage begrüßen, was wir von der näch-
sten Zukunft der europäischen Menschheit zu erwarten haben.
Lasaulx' Prophezeiungen lauten ziemlich düster, aber wir sind
keine melancholischen Anschauungen über das Endziel des ge-
schichtlichen Lebens der Menschheit schon von seinem akademischen
Vortrage „Ueber den Entwickelungsgang des griechischen und rö-
mischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens"
(München 1847) her gewohnt. Lasaulx dogmatisirt und, was eine
Folge davon ist, schematisirt und analogisirt gern, nach Art des ver-
storbenen Joseph von Görres, aber nicht so wortreich wie dieser,
aber karg und streng. Leben und Geschichte sind jedoch zu be-
weglich und mannichfaltig, um sich in allen Fällen unter be-
stimmte Formeln neigen und beugen zu lassen. Der Titel des
Buchs setzt voraus, daß die bisherigen Versuche, Philosophien
der Geschichte zu schreiben, nicht auf der „Wahrheit der That-
sachen" beruhten, ein Ausdruck, der eigentlich einen Pleonasmus
in sich schließt. Es wäre indessen ein Leichtes, darzuthun, daß es
auch der vorliegende nicht ist. Der Verfasser geht von einer Menge
nicht kritisch gewonnener, sondern mit dogmatischer Entschieden-
heit aufgestellter Annahmen aus, deren Richtigkeit aber noch
erst zu beweisen wäre, und schöpft seine Ueberzeugungen sehr
häufig nicht sowol aus der eigenen unmittelbaren Anschauung
der geschichtlichen Thatsachen selbst als vielmehr aus den Aus-
sprüchen von Philosophen, Dichtern und Geschichtschreibern
früher, die er als Autoritäten verehrt. Es liegt nicht in der
geistigen Beschaffenheit eines Mannes wie Lasaulx, kritisch zu
sichten, zu gruppiren, zusammenzufassen und zu schließen; er
ist zu sehr Gefühlsmensch und dabei zu sehr Charakter, als
daß er Ueberzeugungen, die sich durch das Gefühl mit Hülfe
combinirender Phantasie in seiner Seele bildeten, nicht als un-
umstößliche annehmen und ihnen, was etwa sonst noch über
Menschen und Dinge zu denken wäre, unterordnen sollte.
Man wird daher auch nur den wenigsten seiner Resultate unbe-
dingt beistimmen können. Es mag in der Ordnung sein, daß
er das Leben der Völker in der Zeit, ihr Entstehen, Aufstreben
und Untergehen nach dem Maßstabe seiner religiösen Ansicht
von der Bestimmung der Menschheit und ihrer Glieder, der
Völker, mißt; aber das Ergebniß wird dadurch ein bedenk-
liches, daß er diesen Maßstab wesentlich nur von zwei Völkern,
und zwar heidnischen, entlehnt, von den Griechen und Römern,
deren Geschicke allerdings vollständig sich abgeschlossen haben,
aber unter andern Bedingungen als die sind, unter welchen
die neuern christlichen Völker ihre Lebensentfaltung zu voll-
enden bestimmt sind. Die Religion ist mehr als man glaubt
innerster Quell und Kern des Lebens der Völker. Die Natur-
religionen haben nur bis zu einem gewissen Grade unendliche
Dauer; sie sind überwindbar und darauf angelegt, überwun-
den zu werden. Mit ihnen gehen früher oder später die Völ-
ker unter, die ihnen anhingen, um zuletzt zu einem erneuerten
und dann ewig sich verjüngenden Leben im Christenthum wie-
der zu erstehen, das als die Religion der Wahrheit und des ech-
ten Menschthums die Kraft unvergänglicher Dauer in ewiger
Selbstverjüngung in sich trägt und diese dem Leben der Völker
mittheilt, die sich zu ihm bekennen. Die Wellenbewegung des
geschichtlichen Lebens der Völker aber bildet keine Spirale,
wie behauptet wird; sie strebt, solange das gegenwärtige Ge-
schlecht besteht, aufwärts zu unberechenbar vielen äußersten
Höhenpunkten mit progressiv wachsender Erhebung der einzel-
nen auf- und niedersteigenden Wellen. Entweder ist das ge-
genwärtige Menschengeschlecht bestimmt, das letzte auf dieser
Erde zu sein — was aber nicht das Wahrscheinlichere —: dann
müssen wir annehmen, daß es veraltet und absterbt, oder in
der blühenden Fülle seiner Entwickelung dereinst mit der Erde
vertilgt wird; oder es soll noch eine große Erdrevolution fol-
gen, dann wird aus den Trümmern eine höher organisirte
Erde und demgemäß ein geistig wie physisch höher organisirtes
Menschengeschlecht hervorgehen, das so weit von dem gegen-
wärtigen absteht als dieses von den Thiergeschlechtern der Ur-
welt. Dies ist unsere Ueberzeugung. Beachtenswerth bleibt
es jedenfalls, daß gerade unter den Völkern, welche die Civi-
lisation repräsentiren, eine zunehmende physische Verkümmerung
wahrnehmbar ist, wie die Aushebungslisten ausweisen, daß
z. B. in Sachsen im Laufe von etwa zwei Decennien die Zahl
der für den Kriegsdienst Tüchtigen von 40 auf 22 Procent
gefallen ist, daß man in gewissen preußischen Provinzen die-
selbe Thatsache zu beklagen hat, daß nach der Versicherung
des Arztes Verdé-Delisle in seiner Schrift „De la dégéné-
rence physique et morale de l'espèce humaine" es in Frank-
reich jetzt unmöglich ist, wie früher Compagnien aus lauter
Leuten von 5 Fuß 6 Zoll zu bilden. Man möge uns diese
statistische Einschaltung hier zugute halten. Uebrigens wird
man sich aus der vorliegenden Schrift noch mehr wie aus der Ab-
handlung des nämlichen Verfassers über den Untergang des
Hellenismus überzeugen können, daß derselbe kein Ultramontaner
ist, wozu man ihn so gern stempeln möchte. Er stellt Christus
mit Moses, Orpheus, Zoroaster, Buddha und Mohammed in
eine und dieselbe Reihe großer Persönlichkeiten, durch welche
die göttlichen Ideen menschwerden, und nimmt somit keine
specifische, keine qualitative Verschiedenheit in der göttlichen
Offenbarung an, sondern nur eine quantitative, was dem katho-
lischen Dogma schnurstracks zuwiderläuft und Lasaulx' Lehre
in die nämliche Kategorie mit derjenigen stellt, die Cartiere in
seinem Gedicht „Allen Heiligen" bekennt.

Freunden der Mystik und mystischer Lectüre ist folgende
Schrift zu empfehlen:

Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. Für Freunde des innern Lebens und der tiefern Erkenntniß der göttlichen Dinge gesammelt und herausgegeben von Julius Hamberger. Zwei Theile. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Julius Hamberger, bekannt durch seine geistvolle Schrift
„Gott und seine Offenbarungen in Natur und Geschichte"

(München 1839), noch mehr durch seine Darstellung der Lehre Jakob Böhme's (München 1846) und der Theologie des würtembergischen Prälaten und tiefsinnigen Philosophen Oetinger (Stuttgart 1854), sowie als Mitherausgeber der Baader'schen Schriften, hat in dem vorliegenden Buche aus 85 oft wenig bekannten und fast vergessenen Autoren, Männer und Frauen, größere und kleinere Auszüge aus sieben Sprachen mitgetheilt. Funfzehnhundert Jahre umfassend, beginnen sie mit Tertullian und schließen mit einem Fragment aus Beck's „Theophanie". Der Verfasser verzichtet selbst auf den Ruhm, ein vollständiges Urkundenbuch zu einer Geschichte der Mystik geliefert zu haben, und Kenner haben bereits manche Namen nachgetragen, die darin nicht vertreten sind. Doch wird ihm niemand das Verdienst streitig machen, die Belegstellen mit großer Umsicht und Kenntniß gewählt und, wo es nöthig, durch erläuternde Bemerkungen dem Verständniß näher gebracht zu haben.

Bei dem großen Interesse, das in unsern Tagen die Fragen über kirchliche Disciplin und Lebensordnung erlangt haben, verdient nachstehende Schrift:

Die Geschichte der Lehre vom geistlichen Amte auf Grund der Rechtfertigungslehre. Von W. Prager. Nördlingen, Beck. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

kurz erwähnt zu werden. W. Prager, Professor der protestantischen Religionslehre und der Geschichte zu München, behandelt darin die Geschichte und Lehre vom geistlichen Amte und behauptet das allgemeine Priester- und Königthum der Gemeinde. Von dem jetzt auch protestantischerseits geforderten sakramentalen Charakter des geistlichen Amtes will der Verfasser nichts wissen, ebenso wenig von der unbedingten göttlichen Berechtigung der Kirchenordnung, die man zwischen die Kirche und das Laienthum zu stellen versucht hat. Der kirchlichen Disciplin legt er nur einen bedingten Werth als Heilsmittel bei, doch verlangt er festbestimmte Schranken und Normen kirchlicher Disciplin und Ordnung, denen das gläubige Leben sich zu unterwerfen habe. Die Herausgabe dieser Schrift fiel in die Zeit, wo lebhaft darüber gestritten wurde, wie die protestantische Generalsynode in Baiern zusammengesetzt sein solle, ob aus einer bestimmten gleichen Anzahl Laien und Geistlichen, oder ob es dem Ermessen der Wähler überlassen werden solle, nur Laien und keine Geistlichen zu wählen, wie die Radicalen verlangten, denen die an sich wohlbegründete und unverwerfliche Lehre von dem absoluten Priester- und Königthum der Gemeinde und die Verwerfung des sakramentalen Charakters des geistlichen Amtes sehr zu statten kommen mußte.

Am füglichsten läßt sich hier die Erwähnung zweier Schriften anreihen, die, wie alles, was aus der Feder des mittheilsamen, kenntnißreichen und gemüthvollen Verfassers kommt, sowol in Wahl wie Auffassung der Personen und Dinge von dem milden Geist einer gottinnigen Welt- und Lebensanschauung tief durchdrungen sind; wir meinen:

Die Landpartien des alten Weichgemuth. Von G. H. von Schubert. Ludwigslust, Riehm. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.

Vermischte Schriften von G. H. von Schubert. Mit Nachträgen zu des Verfassers Selbstbiographie. Erster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Erlangen, Palm und Enke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die „Landpartien des alten Weichgemuth", die der greise Verfasser in Ludwigslust zum Besten der dortigen Kleinkinderbewahranstalt für 1858 erscheinen ließ, machen auf literarische Bedeutung keinen Anspruch; doch gewähren sie eine anziehende und in mehrfacher Hinsicht geistig anregende Lectüre. Wichtiger für uns ist der etwas früher erschienene erste Band seiner „Vermischten Schriften", welcher theils Ergänzungen, theils Fortsetzungen und weitere Ausführungen zu einzelnen Stellen seiner Selbstbiographie, namentlich zu dem achtundvierzigsten Kapitel enthält, das von den im Text der Biographie angedeuteten „Erwartungen von einem zukünftigen Leben" handelt. In sechs Kapiteln verbreitet sich hier der Verfasser über Fragen, die das Leben des Diesseits und Jenseits betreffen, und in deren Beantwortung er einen großen Reichthum tiefsinniger, durch Thatsachen aus dem Leben der Natur und einzelner frommgläubiger Menschen in ihrer Weise nachgewiesener Ideen über die Welt des Unsichtbaren und des künftigen vor uns entfaltet, indem er sie an die weit mehr Theil fictive Krankheitsgeschichte eines vom Glauben und Schauen hindurchgedrungenen Mädchens knüpft, was dem lebendigen Interesse daran zugute kommt. Schön ist die geisterungsvolle Wärme, mit der Schubert in der Betrachtung über den Vorhof der Heiden und Israels Tempel die Herrlichkeit der „aus dem verstäubenden Glanz des untergehenden Heidenthums zum Gefäß eines neuen unvergänglichen Lebens geschaffenen Basilika" feiert, aber nicht zu billigen die Anordnung, die er davon auf das Leben eines Mannes macht, der immerhin in seinen Augen ein „Gerechter" vor dem Herrn, ein Muster männlicher Vollkommenheit sein mag, über dessen Wirkungsweise im Einzelnen jedoch auch noch andere Urtheile gestattet sein müssen: wir meinen den 1852 verstorbenen Präsidenten des protestantischen Oberconsistoriums in Berlin Dr. Johann Friedrich von Roth, dem er (von S. 204–307) anziehende „Erinnerungen" widmet, die den Anfang zu der in der Selbstbiographie angekündigten biographischen Schilderung verstorbener Freunde bilden. Daß Roth ein ausgezeichneter Gelehrter, Rechtskundiger und Geschäftsmann, daß er ein treuer Bekenner und Anhänger seiner Kirche war, in ihr bibelgläubige Tüchtigkeit in Amt und Leben gelten lieh, daß er auch reich war an häuslichen und allgemein menschlichen Tugenden und seine äußere Erscheinung ehrfurchteinflößend, werden selbst seine Feinde zugestehen; aber das vorliegende Lebensbild der verehrende Freundeshand doch wol zu unbedingt und allzu selbst da ins Helle gezeichnet, wo eine einseitige Gemüths- und Willensrichtung zu einem Verhalten besonders im Amte führte, in welchem auch Gutgesinnte eine zu weit gehende Nachgiebigkeit gegen Maßregeln der höhern Verwaltung erblickten, das weder vom principiellen noch praktischen Standpunkte mit der „staatsmännischen" Weisheit des Mannes entschuldigt werden darf, die stets gewußt, was „unter gewissen Umständen" zu erreichen möglich war. Im Gegentheil hegt selbst ein Theil seiner Freunde die Ueberzeugung, daß unter diesen Umständen bei weniger Nachgiebigkeit nach oben und geringerer Furcht vor den Gefahren der Volksaufklärung, deren Ideal er lediglich in einer gewissen Vollkommenheit des Lesens, Schreibens und Rechnens fand, jedenfalls mehr für das äußere und innere Wohl der protestantischen Kirche Baierns geschehen sich hätte gewinnen lassen, und wenn letztere noch an einer gewissen Zaghaftigkeit nach außen leidet, so hat dies unzweifelhaft als eine Frucht und Erbschaft des Roth'schen Kirchenregiments anzusehen. Aber diese Seite seines Lebens und Wirkens entwindet sich der unparteiischen Auffassung so liebevollen und begeisterten Verehrers, wie Schubert sie gehört der Geschichte, einer höhern objectiven Wahrheit und diese wird früher oder später ihr Licht darüber zeigen, wie sehr Roth nur das Organ seiner Zeit war, er den Supranaturalismus in Lehre und Leben führen suchte. Wenn Schubert bemerkt, daß die womit Roth seine „unzeitgemäßen" Ansichten in der Reichsräthe auszusprechen pflegte, ihm viele Verdächtigungen zugezogen, so rechnet er dazu vor Aeußerungen über die deutsche Bewegung vom Jahre Dabei erfahren wir zugleich, wie Schubert selbst hierüber denn er faßt seine Ansicht kurz und bündig genug zusammen, wenn er sie einfach „den großen deutschen Zusammenlauf Frankfurt a. M." nennt. Ob dies ihrer entsprechend würdig, ob dies überhaupt nur patriotisch gedacht sei, hingestellt; wenn aber Roth's unstreitig gleichlautende

ugun gen darüber als sich von selbst verstehend auf einen frü-
rn Ausspruch von ihm in seiner akademischen Rede über den
ation alcharakter der Deutschen zurückgeführt werden, welche
ielstämmig und jedem Stamme sein Recht und Wesen gön-
nd, aller unnatürlichen Einheit abhold, einheimischer, uralter
ürstenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan waren", so
unte, wer die altdeutsche Geschichte nur einigermaßen mit
nparteiischem Auge zu betrachten gelernt hat, versucht sein,
ßt so viele Fragezeichen zu diesem Ausspruch zu stellen, als
Worte darin sind. Uns wenigstens erscheint nicht die gewünschte
inheit der verschiedenen deutschen Stämme, sondern der von
Roth gepriesene Haß der Stämme gegen diese Einheit un-
atürlich, da die natürliche Verschiedenheit doch keinenfalls
ine höhere Einheit in politischer Einigung und Einigkeit, wie
e das allgemeine und gegenseitige Interesse verwandter und
ekal wie geschichtlich zusammengehöriger Stämme fordert, von
ch ausschließt. Lehren dieser Art, noch heutzutage wiederholt,
ind so recht geeignet, jenen noch immerfort bestehenden un-
atürlichen und daher verabscheuungswürdigen Haß der deut-
chen Stämme untereinander zu nähren. Wie jedoch Schubert
berichtet, zweifelte Roth nicht an der Möglichkeit der Einheit
des deutschen Volks in einem höhern Sinne, „wenn einst seine
Gesammtmasse von dem echten deutschen Geiste, dem Inbegriffe
aller deutschen Tugenden, durchdrungen und beherrscht sein
werde", und in dieser Hinsicht theilte er Westenrieder's Ansicht,
aß „jede andere Einheit als eine solche eine bloße Erdichtung
ei, wie das vorgebliche Hochdeutsch, das gar nicht existire, und
n Widerspruch mit Deutschlands und insbesondere Baierns
rsprünglicher (?!) Verfassung, die eine angeborene (!), auf
em Boden selbst geborene sei". Aber alles dies sind nichts
ls unverstandene, es sind der von Natur und Vernunft gefor-
erten national-politischen Einheit des deutschen Volks gegen-
ber gefährliche Worte, um so gefährlicher, als ein so glaub-
after, unparteiischer und einsichtsvoller Mann wie Schubert
n ihnen offenbar zugleich sein eigenes Bekenntniß ausgespro-
en hat. Beschränkte provinzielle Gesinnungen dieser Art stan-
en noch allezeit in der Gefahr, zum Verrath des gemeinsamen
roßen Vaterlandes an die Fremden misbraucht zu werden,
ie es vor 50 Jahren geschah und in den nächsten 50 Jahren
ebenmals geschehen kann. Das Erfreulichste in den vorliegen-
en „Erinnerungen" an Roth sind offenbar die Schilderun-
en seines häuslichen Glücks, das auf dem sichern Fundament
ltväterlicher Sitte und Frömmigkeit ruhte, und seiner bis
um letzten Athemzuge nicht verlöschenden Liebe zu den Mei-
erwerken des classischen Alterthums, die er zum Theil mit
ärtlicher Treue in seinem Gedächtniß bewahrte. Schubert
ennt ihn deshalb etwas emphatisch „eine geistige Basilika alt-
lassischer Gelehrsamkeit". Als zweiundzwanzigjähriger Jüng-
ing, im Mai 1801, promovirte er in Tübingen mit einer von
Heeren, Johannes von Müller, Eichstedt und andern als vor-
üglich anerkannten Abhandlung: „De re Romanorum muni-
ipali". In München, wohin er 1810 aus Nürnberg als
berfinanzrath versetzt worden war, schrieb er in vollendeter,
elbewunderter Latinität: „De bello borussico" und als
kademiemitglied außerdem eine Anzahl geschichtlicher, literar-
storischer und biographischer Abhandlungen, die unter dem
itel „Sammlung der akademischen Vorträge des Präsidenten
on Roth" im Jahre 1851 zu Erlangen erschienen sind. Schu-
ert erwähnt davon insbesondere die über die fortdauernde
bhängigkeit unserer Bildung von der classischen Gelehrsam-
eit: ein Gegenstand, der auch in andern von Roth's akade-
ischen Reden, namentlich in der über den Sinn und Gebrauch
es Wortes Barbar, sowie in der über Heinrich Schenk mehr
der weniger ausführlich besprochen ist. Als Zeuge für die
Wahrheit der protestantischen Kirche trat Roth im Jahre 1816
elegentlich des Reformationsjubiläums in einer anonymen und
on seinem Freunde Niethammer bevorworteten Schrift auf,
ie unter dem Titel „Die Weisheit Dr. Martin Luther's" den
ern der Lehren des großen Reformators zusammenfaßt. Eine
„Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in
der ersten Kammer der bairischen Ständeversammlung von
1828—47" erschien später bei Franz in München. Höchst
verdient machte sich aber Roth durch die Herausgabe des letz-
ten Bandes von Fr. H. Jacobi's Werken (1824), zweier
Bände von dessen Briefwechsel (1825—27) und der J. G. Ha-
mann'schen Schriften in sieben Bänden (1821—25). Für die
vielen schriftlichen Aeußerungen, die namentlich seit seiner Quie-
scirung im Jahre 1848 aus seiner Feder flossen, untersagte er
auf immer die Veröffentlichung; ebenso befahl er, ein schon in
den dreißiger Jahren vollständig ausgearbeitetes Manuscript
über die Geschichte der Deutschen von der Völkerwanderung
bis Karl dem Großen der Vernichtung zu übergeben. Roth
war ein die Oeffentlichkeit, zumal in der Literatur, scheuen-
der Mann; die Bitterkeiten, die er im Leben gekostet, gingen
hauptsächlich von ihr aus, und die Censur fand daher an ihm
einen warmen Vertheidiger. Rechnen wir zu den oben ange-
führten Publicationen Roth'scher Reden und Schriften den
vorliegenden Aufsatz Schubert's und die „Erinnerungen", die
früher sein Bruder Karl Friedrich Roth über ihn veröffent-
licht, und vergleichen wir damit, was der Oberconsistorialrath
D. G. von Grupen in einer vor längerer Zeit bei Franz in
München erschienenen Schrift über sein Verhalten und Thun
als Präsident des protestantischen Oberconsistoriums zur Mit-
theilung gebracht hat, so gibt dies zusammen ein Material,
aus welchem sich ein ziemlich vollständiges und in manchen
Stücken wol auch richtigeres Bild von diesem merkwürdigen
Manne würde herstellen lassen, als es Schubert's Freundeshand
hier vor uns von ihm entworfen hat. 12.

Eine Verherrlichung der Börse.

Einer in Paris erschienenen wunderlichen Schrift „L'argent, par un homme de lettres devenu homme de bourse" halten wir für Pflicht als eines sprechenden Zeichens der Zeit auch in d. Bl. zu gedenken. Dem Inhalt nach im Grunde unbedeutend, der Form nach roh und outrirt, dem paraderen und phrasenhaften Charakter nach specifisch französisch, ist doch ihre Tendenz eine wirklich schreckhafte, eine um so schreckhaftere, da sie in allen Ländern zahlreiche Anhänger zählt. Der Verfasser bezweckt nämlich mit seiner Schrift eine Verherrlichung des Reichthums und der Geldwirthschaft, der „ère de l'egoisme civilisé", die nach seiner Meinung bereits begonnen habe. Schon auf dem Umschlag des Buchs kündigt sich diese Tendenz durch das Abbild eines Fünffrankenstücks mit folgender Umschrift an: „J'en vaux *cinq* au contrôle et *cent* dans la coulisse." Hier einige bezeichnende Stellen aus dieser merkwürdigen Schrift: „So viel ist gewiß, Tugend, Liebenswürdigkeit und Distinction kann man nur bei reichen Leuten finden. Ich möchte bersten vor Langeweile in diesen Haushaltungen eines ehrbaren Beamten, eines Professors mit jährlich 1500 Francs Besoldung, eines Buchhalters, wo der Brei in der Pfanne schmert. Die Armuth ist es, welche die Kräftigen erschöpft und die Schwachen verdirbt. Hat man nicht zu Mittag gespeist, so ist man bestialisch und grausam. Ist man schlecht gekleidet, so ist man linkisch, gemein, lächerlich. Die Armuth ist es, welche undankbare Söhne, boshafte Schriftsteller, verbissene Dichter erzeugt; sie ist es, welche die schmuzigen Kellerlöcher, die Freudenhäuser, die Morgue und den Bagno bevölkert. Es lebe das Geld! Wo kann es eine völligere und heiligere Unabhängigkeit geben als bei dem Mann der Börse?" Die Welt, meint der Verfasser, müsse erneuert werden, jedermann müsse einsehen, daß „tout rentre dans le commerce" und er fährt dann fort: „Die Börse ist das Hôtel-de-Ville der neuen Republik! Hier ist es, wo wir uns mit dem heiligen Werkzeug der Unabhängigkeit, dem Glück, versorgen können! Hier ist es, wo fern von Volkstribünen und Soldaten fortan das Genie Frankreichs

leuchtet! Hier ist es, wo eine entmuthigte Generation, mürrisch in der Ruhe, begierig nach Aufregung, ihr Herz erquicken kann. In diesem Kriege der Interessen erblicke ich eine ergreifende, ernste und tiefe Poesie, die ich, Gott verdamme mich, die «poésie sacrée» des 19. Jahrhunderts nennen möchte." Der Verfasser zweifelt durchaus nicht an dem Triumph der Börse: „On défait pour elles les vieilles lois, on en fait de nouvelles, le législateur s'incline: comme l'athlète antique, elle fait craquer les cordes qui ceignent son front; il faut bien qu'elle soit maîtresse en France." Man könnte diese Phrasen für Ironie halten, so auch wenn der Verfasser über die „poëtes finis" und „philosophes tombés" spottet, wenn er weiter versichert, daß der „homme de notre temps" gegen den Ruhm des Vaterlandes gleichgültig sei, daß er auf die beredte Stimme der „maîtres de parole" nur ein Lächeln zur Antwort habe u. s. w.; aber ironisch scheint die Schrift, die ohnehin auch manches nur zu Wahre enthält („Mater criminum necessitas" sagt schon Cassiodorus), doch durchaus nicht gemeint zu sein, wie dies auch die Ansicht der „Revue de l'instruction publique" ist, welche Auszüge daraus bringt. In solchen Dingen geht man in Frankreich eben ungescheuter heraus als anderwärts; haben Balzac und andere Schriftsteller die moralischen Vorzüge der Maitressenwirthschaft vor der Ehe offen vertheidigt, warum sollte sich nicht auch jemand finden, der für die Segnungen der Börse das Wort ergreift? Die Börse ist ja das Pandämonium der modernen Völker und, Hand aufs Herz, Millionen denken im Stillen gerade wie dieser homme de lettres devenu homme de bourse. Nicht der weise sondern der reiche Jude hat in unsern Tagen überall den Vortritt; die „pauvreté" ist heutzutage kein Unglück mehr, sondern ein Verbrechen; aus allen Waarenlagern und Schaufenstern liebäugelt die Ueppigkeit mit der Menge; alle officiellen und nichtofficiellen Feste sind Schaustellungen des Luxus, des „innern Fressers und Bürgerkriegers", wie ihn schon Hippel nannte. Man muß dem Verfasser für seine Offenheit sogar noch dankbar sein, denn wenn noch etwas, so kann allein diese impertinente Offenheit helfen und uns den Abgrund zeigen, vor dem wir stehen. Seine Schrift ist daher auch viel weniger bedenklich als so manche Romane, in denen unter der Maske bürgerlicher Sittlichkeit mit gefährlicher blendender Sophistik Erwerb und Kapital als die alleinigen Zielpunkte bürgerlicher Arbeit und bürgerlichen Fleißes empfohlen werden.

H. M.

Notizen.

Der Schriftstellerstand.

F. Süpke in Braunschweig hat sich durch unsere Bemerkungen über das Wort „Schriftsteller" (vgl. Nr. 20, 24 und 38 d. Bl. f. 1857) veranlaßt gefühlt, auch seinerseits mit Bemerkungen und Vorschlägen hervorzutreten, und zwar in Nr. 3 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter", nachdem er sich mit diesem Gegenstande noch früher als wir, schon seit Jahren im Stillen beschäftigt hatte. Bekanntlich war auch F. L. Jahn mit dem in Frage stehenden Worte nicht zufrieden und suchte dafür das Wort „Schriftner" in Umlauf zu bringen. Auch Süpke ist der Ansicht, es müsse für eine rein geistige Arbeit ein weniger materielles Wort gefunden werden; er nimmt daher ein Zeitwort „schriften" (für „schriftstellern") an und leitet davon „Schrifter", wie „Rechner" von „rechnen", „Stifter" von „stiften" u. s. w. und „Schrifterei" (für „Schriftstellerei"), wie „Försterei" von „forsten" ab. Man hat also die Wahl zwischen dem von uns vorgeschlagenen „Schriftverfasser", dem „Schriftkünstler" Glaßbrenner's, dem „Schriftner" Jahn's und dem „Schrifter" Süpke's. Wir glauben nun zwar nicht, daß eins dieser Wörter sofort von der literarischen Welt adoptirt werden wird, sind aber überzeugt, daß das Wort „Schriftsteller" in einiger Frist so gut veraltet sein wird wie das nur noch selten gebrauchte Wort „Briefsteller". Man „schreibt" ja auch nicht einen Brief, sondern man schreibt oder verfaßt ihn, wie man ja auch eine Schrift oder ein Buch nicht „schreibt", sondern schreibt oder verfaßt. Außer dem Umstande, daß Schriftsteller von der Menge leicht mit dem Schriftsetzer eins zusammengeworfen wird, spricht gegen das Wort „Schriftsteller" auch sein durch Häufung harter Consonanten bedingter Mißklang, der es Ausländern schwer machen möchte, das Wort geläufig von der Zunge gleiten zu lassen. Immer noch lieber würden wir mit Glaßbrenner, wenn man keinen genügenden Ersatz dafür fände, in Fällen, wo es ein Standesinteresse betrifft, das Wort „Autor" als gewissermaßen officiellen Titel adoptirt sehen, z. B. „Autorenverein", „Autorenversammlung" u. s. w. „Autor" ist zwar ein importirtes Wort, aber man kann sich nicht einsehen, warum wir nicht auch „Autoren" haben sollten, solange wir noch im größten Ueberfluß Diaconen, Rectoren, Conrectoren, Docteren, Correcteren, Registratoren, Auscultatoren, Procuratoren u. s. w. haben. Außerordentlich gefreut hat uns die ehrenvolle Anerkennung, welche Schrift in dieser Gelegenheit für die Schriftstellerklasse ausspricht, wenn er sagt: „Die Zahl der Schriftsteller Deutschlands vermehrt sich nicht nur — und sicher nicht zum Nachtheile der Kirche und des Wissens — beträchtlich, sondern unter den mißachteten Ständen kennte eine wachsende Klasse, die der sogenannten «Literaten», stets mehr anerkannt werden. Sie wirkt und nützt durch Schriften, strebt nach ehrenvollen Zielen, wer würde behaupten können, daß sie im allgemeinen nicht einer ehrenwerthen Klasse sich hervorgehoben und unter den Berufenen die Zahl der Auserwählten sich nicht ansehnlich vermehrt habe?" u. s. w. Diese Anerkennung kommt um so gelegener, da jetzt sogar in Prospecten, wo diese Paria am wenigsten hingehört, von Buchhändlern, die hierzu wohl am wenigsten die Befugniß haben, gegen den Stand der Schriftsteller losgezogen wird, als ob er mit wenigen Ausnahmen aus nichtsnutzigen, unwürdigen und ignorenten Subjecten, die es ja unter allen Ständen gibt, zusammengesetzt sei. Und doch besteht er gewiß zur überwiegend großen Mehrheit aus Leuten, die wenigstens ihre Gymnasial- und Universitätsstudien absolvirt, zum großen Theil auch Doctor- und Oberlehrerexamina und andere Prüfungen mit Ehren bestanden haben, und auch manche auf mehr autodidaktischem Wege gebildete Mitglieder desselben haben dargethan, daß sie nicht nur Talent und Geist, sondern auch einen schätzbaren Vorrath von Kenntnissen besitzen, den sie sich durch ehrlichen Schulfleiß erworben haben. Die Schriftsteller oder „Literaten" sind ohnehin in sehr maßgebenden Regionen nicht eben gut angeschrieben, als daß es besonders nothig wäre, sie sogar von liberaler Seite aus noch mehr herabzuwürdigen. Noch befremdender erscheint es freilich, wenn einflußreiche Schriftsteller, die selbst recht eigentlich aus dem Literatenstande hervorgegangen sind und ihm zur Ehre gereichen, wie z. B. Auerbach, in so großer Vorliebe von „nichtsnutzigen Literaten" sprechen und ihnen unter den Proletariern des Geistes neben den „verbauerten Dorfschulmeistern" eine der niedrigsten Stellen anweisen, und zwar in einem Augenblicke, wo auf der andern Seite das Dankbarkeitsgefühl der Nation in Anspruch genommen wird, der Schiller-Stiftung zu Hülfe zu kommen. Was will man mit solchen Herabsetzungen erreichen? Solange die Gesellschafts- und Bildungszustände bleiben, wie sie sind, solange das Bedürfniß zu lesen und damit die Zahl der Journalunternehmer und Buchhändler wächst, solange wird sich auch die Zahl der Schriftsteller eher vermehren als vermindern. Höchstens sie, wenn man ihr Standesansehen und ihr bürgerliches zu discreditiren fortfährt wie bisher, einen Titel, einen Orden, eine zwitterhafte officiöse Stellung u. s. w. zu erlangen suchten, wodurch das Uebel in moralischer Hinsicht wahrlich nicht besser wird.

Englische Ueberſetzungen aus dem Deutſchen.

Die reizende und ſinnvolle Erzählung „Deutſche Liebe“,
Rhapſodie oder lyriſcher Dithyrambus, bald theoſophiſche
rachtung, bald Roman, iſt jetzt, nachdem ſie ſich ſchon
per der lebhafteſten Zuſtimmung von ſeiten der engliſchen
rnale zu erfreuen hatte, von Suſanna Winkworth unter
Titel „German Love. From the Papers of an Alien“
Engliſche überſetzt worden und in dieſer Bearbeitung bei
apman und Hall in London erſchienen, „with the sanction
the author“. In beſſere Hände konnte die Ueberſetzung der
ählung ſchwerlich gerathen. Suſanna Winkworth hat ihre
fähigung hierzu bereits durch mehrfache vortreffliche Ueber-
ungen aus dem Deutſchen, durch ihr Werk „Niebuhr's
and letters“ und namentlich durch ihre ganz ausgezeich-
e Bearbeitung deutſcher Kirchenlieder, die unter dem Titel
yra Germanica“ erſchien, aufs glänzendſte documentirt.
„Leader“ in ſeiner Nummer vom 30. Januar bemerkt:
Dieſes wunderbar reizende Bruchſtück iſt von einer unſerer
ten Ueberſetzerinnen in geiſtesverwandtes Engliſch überſetzt
rden. Dem engliſchen Publikum iſt dieſe Erzählung ſchon
kannt, und wir finden es für überflüſſig zu verſichern, daß
ſe «Papers of an alien», die auf jeder Seite die keuſche
rtheit eines feinfühlenden Herzens und den discurſiven Ge-
nkenreichthum eines ausgebildeten Verſtandes verrathen, ſich
m im Original beſſer leſen laſſen als in der Miß Wink-
rth Ueberſetzung.“ Bei dem Durchfliegen dieſer engliſchen
rbeitung ſtießen wir noch auf eine Stelle, die uns anzog
die wir im Engliſchen hier citiren wollen: „I, too, love
rdsworth as a poet, I replied, and still more as a
; I often feel with his poetry as we do with a little
that one climber without effort, yet from which we
ain a more lovely, complete, living view, than if we
made a toilsome and painful ascent of Mont Blanc.“
eſe ſinnige Bemerkung mögen ſich auch diejenigen Literatur-
chtſchreiber geſagt ſein laſſen, die immer nur den höchſten
pfeln der Poeſie ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, und darüber
anſpruchsloſern Höhen vernachläſſigen, die, weil ſie nicht
ade in der ariſtokratiſchen Mode ſind, aufgeſucht werden
ſſen, die aber, wenn auch in beſchränkterm Umkreiſe, oft
deutlichere, anziehendere und belohnendere Umſchau über
iſſe Partien menſchlichen Empfindens und Denkens gewäh-
als die allerdings mehr in die Augen fallenden Hochgipfel.
„Deutſche Liebe“ iſt eine anſpruchsloſe Höhe und Hegel's
hiloſophie der Geſchichte“ eine hervorragende Hochalpe, und
wird die engliſche Ueberſetzung der erſtern ohne Zweifel
ßeres Glück in England machen, als die von J. Sibree verfaßte
liſche Ueberſetzung des Hegel'ſchen Werks, die einen Beſtand-
l von Bohn's bekannter Collection bildet. Der „Spectator“
nt das Werk Hegel's „dreadfully out of date“, und
nt, ein Dritteljahrhundert lang hätten die Deutſchen nichts
ſſen, nichts getrunken und nichts gedacht als Hegel, nach
hätten ſie ihre Ideen geſtaltet, ihre Gedanken gefärbt,
Hegel ſei es, der ſie in dem Zuſtande von „obfuscation“
lte, welcher ſie vom übrigen Europa unterſcheide und daran
ere, ein großes Volk zu ſein, was ſie doch ſein könnten;
el namentlich ſei ſchuld an der „politiſchen Imbecillität“ der
tſchen. Es iſt daran trotz der Uebertreibung vielleicht etwas
ches; aber die Frage iſt immer noch die, ob die Hegel'ſche
oſophie unſere „politiſche Imbecillität“ oder dieſe die
el'ſche Philoſophie verſchuldet hat. L. M.

Bibliographie.

Hartmann, v., Der königl. hannoverſche General Sir Julius von Hartmann. Eine Lebensſkizze mit beſonderer Berückſichtigung der von ihm nachgelaſſenen Erinnerungen aus den Feldzügen auf der pyrenäiſchen Halbinſel u. ſ. w. 1808 bis 1815. Mit einer Ueberſichtskarte. Hannover, Helwing. Lex.-8. 25 Ngr.

Heſſe, W., Ländliche Erzählungen. Wetzlar, Rathgeber. 1857. 16. 10 Ngr.

Preußiſche Jahrbücher. Herausgegeben von R. Haym. 1ſtes Heft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. à Band 3 Thlr.

Koenig, H., Geſammelte Schriften. 10ter und 11ter Band. — A. u. d. T.: Georg Forſter's Leben in Haus und Welt. Zwei Theile. 2te, ſehr verbeſſerte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Des Sokrates Leben, Lehre und Tod. Nach den Zeugniſſen der Alten dargeſtellt. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1857. Lex.-8. 22 Ngr.

Laura. Ein erzählendes Gedicht. Berlin, Jonas. Gr. 8. 1 Thlr.

Kurzer Lebensabriß des k. k. öſterreichiſchen Feldmarſchalls Joſeph Grafen von Radetzky. Nach authentiſchen Quellen. Wien, Sommer. Lex.-8. 20 Ngr.

Martens, Eliſabeth, Was iſt das Leben? Eine Erzählung frei nach dem Däniſchen von Adele M.... Hamburg, Harder. Gr. 16. 1 Thlr.

Morier, D. R., Photo, der Suliot. Aus dem Engliſchen überſetzt. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pſyche. Populär-wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für die Kenntniß des menſchlichen Seelen- und Geiſteslebens. Herausgegeben von L. Noack. 1ſtes Heft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die drei Reiche der Natur. In drei Abtheilungen. Mit 8000 Abbildungen in Holzſchnitt. 1ſte Abtheilung. 1ſtes Heft: Die Naturgeſchichte des Thierreichs. Von C. G. Giebel. 1ſtes Heft. Leipzig, O. Wigand. Hoch 4. 10 Ngr.

Wittmaack, L., Licht und Geiſt oder die Lehre von den belebenden Prinzipien in der organiſchen Natur. Nebſt einem Anhange. Den Freunden der Naturwiſſenſchaften und Philoſophie im Intereſſe einer vernunftgemäßen Aufklärung gewidmet. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wiener Wochenblatt. Herausgegeben und redigirt von O. B. Friedmann. Wien, von Waldheim's xylographiſche Anſtalt. Gr. 4. Vierteljährlich 25 Ngr.

Zur Reform des deutſchen Buchhandels. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Offene Briefe über den heutigen Zuſtand der Philoſophie und Theologie, folgeweiſe der geſammten Bildung unſeres Zeitalters. 1ſter bis 3ter Brief. Wismar. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerhard, A., Victoria regia. Feſtſpiel zur Feier der Vermählung Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit Ihrer königl. Hoheit der Prinzeß Victoria von Großbritannien. Mit dem Preiſe gekrönt. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 7½ Ngr.

Maaß, M., Zwei Geſpräche über den Austritt aus dem Judenthume. Veranlaßt durch den über dieſe Frage herausgegebenen Briefwechſel des Dr. Abraham Geiger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zachariä, H. A., Der Coburger Unterſuchungsproceß wider Dr. Laurenz Hannibal Fiſcher Fürſtlich Lippe'ſchen Geh. Rath a. D. wegen Majeſtätsbeleidigung mit Actenſtücken, insbeſondere den beiden in der Sache ergangenen gerichtlichen Erkenntniſſen. Göttingen, Dieterich. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene dreizehnte Heft (Bogen 1—4 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Marinen Englands und Frankreichs. — **Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55.** Zweiter Artikel. — **Don Leopoldo O'Donnell.** — **August Wentzel.** — Kleinere Mittheilungen: Auffenberg (Joseph, Freiherr von). — Barthold (Friedrich Wilhelm). — Havelock (Sir Henry). — Perim. — Perthes (Bernhard Wilhelm). — Reden (Friedrich Wilhelm Otto Ludwig, Freiherr von). — Schomburgk (Otto). — Spencer (Frederick, Graf). — Windham (Charles Ashe). — Wright (Joseph Albert).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.

Von **Washington Irving.**

Aus dem Englischen. Vier Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen vierten Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreich Leser finden. Die Biographie umfaßt das ganze militärische Leben Washington's und seine öffentliche Wirksamkeit bis zu seiner Wahl zum Präsidenten. Der Verfasser verspricht zwar, vielleicht später in einem weitern Bande noch die Präsidentenlaufbahn und das Lebensende Washington's schildern zu wollen, erklärt aber vorläufig das Werk für abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's Leben

in Haus und Welt.

Von **Heinrich Koenig.**

Zweite, sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese geschichtsgetreue Biographie Georg Forster's aus der Feder Heinrich Koenig's, eines unserer beliebtesten Schriftsteller, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als „eine Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in Einem Ton, aus Einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, übersichtliches mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Dieses Werk bildet zugleich den 10. und 11. Band der **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's**, deren frühere Bände Folgendes enthalten:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 10. — 4. März 1858.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Neuere Werke über deutſche Literatur und deren Geſchichte. Von Heinrich Kurz. Erſter Artikel. — Stimmen aus dem Judenthum. Von David Aſher. — Adolf Böttger's „Buch der Sachſen". — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutſche Literatur und deren Geſchichte.

Erſter Artikel.

Jakob Grimm iſt auf dem Gebiete der deutſchen Sprache und Literatur ein wahrer Columbus, er hat eine neue Welt erſchloſſen, von der man früher kaum eine Ahnung hatte; was von ihr bekannt geworden, das waren, um das Bild fortzuführen, nur einzelne Inſeln, die kaum des Anbaues fähig und werth erſchienen. Als er aber einmal die Richtung gezeigt hatte, in welcher neue Entdeckungen zu machen waren, da erfanden, wie einſt nach dem Vorgange des Columbus, unzählige Nachfolger, die das bis dahin unbekannte Meer nach allen Richtungen durchſtreiften und bald mehr bald weniger reiche und glückliche Ausbeute zurückbrachten. Und wie erſt ſeit der Entdeckung von Amerika die Geographie größere Entwickelung gewann und ſich wiſſenſchaftlich geſtalten konnte, ſo konnte auch die Geſchichte der heimatlichen Literatur erſt ſeit Grimm zur lebendigen Entfaltung gelangen, weil erſt durch ihn und ſeine Nachfolger der Stoff in ſolcher Fülle und ſolchem Zuſammenhang gewonnen worden war, daß eine hiſtoriſche Auffaſſung deſſelben möglich wurde. Der ſeit einigen Jahrzehnden gegebene Anſtoß hat noch nichts von ſeiner Kraft verloren, vielmehr nimmt derſelbe von Tag zu Tag mehr zu, weil jede auch noch ſo geringfügige Entdeckung die Ausſicht auf bedeutendere eröffnet und einen neuen Standpunkt der wiſſenſchaftlichen Betrachtung gewährt. So ſind auch die letzten Jahre in dieſer Beziehung fruchtbar geweſen und wir freuen uns, es ausſprechen zu können, nicht blos fruchtbar an Stoff, ſondern auch an Gehalt. Es liegt uns eine große Zahl von größern und kleinern Schriften vor, über welche wir zu berichten haben. Wir wollen ſie in der nachfolgenden Betrachtung nach ihrem Inhalt ordnen, und zuerſt diejenigen Schriften beſprechen, welche die Geſchichte der Literatur betreffen, und ſodann auf diejenigen übergehen, in welchen die Werke der Schriftſteller ſelbſt mitgetheilt werden. Und ſo wollen wir auch bei Betrachtung der hiſtoriſchen Werke verfahren: wir werden in erſter Linie die Schriften vorführen, welche die Geſchichte der Literatur, ſei es in ihrer Geſammtheit, ſei es nach einzelnen Perioden oder nach einzelnen Gattungen behandeln, und an dieſe die Werke anreihen, welche ſich mit der hiſtoriſchen und kritiſchen Betrachtung einzelner Erſcheinungen beſchäftigen.

1. Grundriß der Geſchichte der deutſchen Dichtung von Karl Goedeke. Erſte Hälfte und zweite Hälfte, erſte bis dritte Lieferung. Hannover, L. Ehlermann. 1856—57. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir freuen uns, unſern Bericht mit einem Werke beginnen zu können, das nicht nur in Anlage und Ausführung meiſt gleich vortrefflich iſt, ſondern auch als ein ſolches bezeichnet werden kann, das einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abhilft, ein Ausdruck, der hier keineswegs bloße Redensart iſt, wie es ſich ſogleich ergeben wird. Der Verfaſſer des vorliegenden Werks, der ſich ſchon durch eine größere Anzahl literar-hiſtoriſcher Werke rühmlichſt bekannt gemacht hat, will nämlich nicht eine eigentliche Geſchichte der deutſchen Dichtung geben, ſondern einfach einen Grundriß zu einer ſolchen entwerfen. Er bietet in demſelben das unter einfache Geſichtspunkte geordnete Material, auf dem eine geſchichtliche Darſtellung fußen kann. Vom allgemeinen Charakter ausgehend will der Verfaſſer in ſeinem Werke die einzelnen Entwickelungsmomente vor Augen ſtellen, in dieſen wieder die einzelnen Richtungen unterſcheiden, die Erſcheinungen derſelben, die Dichtungen und Dichter nachweiſen, und die Hülfsmittel anzeigen, aus denen genauere Kunde zu ſchöpfen iſt. Es ſoll durch den Grundriß ſomit ein vollſtändiger Apparat zum Studium der Geſchichte der deutſchen Dichtung gegeben und ein Werk her-

gestellt werden, welches für unsere Zeit das leisten soll, was vor ungefähr 70 Jahren der fleißige E. J. Koch in seinem „Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod" (zweite Auflage, 2 Bde., Berlin 1795—98) geleistet hat. Wenn wir das Werk einen vollständigen Apparat genannt haben, so haben wir ihm eine Eigenschaft beigelegt, auf die es nicht in dem Umfang Anspruch macht, den wir nach obigem Ausdrucke erwarten könnten. Der Verfasser sagt ausdrücklich, daß Vollständigkeit nur so weit in seinem Plane liege, als sie erforderlich sei, um die Richtungen der einzelnen Entwickelungsmomente des Gesammtcharakters kennen zu lehren; er habe, fügt er hinzu, eine vollständige Nachweisung der Dichter und Dichtungen, oder gar eine vollständige Anzeige der Hülfsmittel nicht beabsichtigt, noch halte er dies überhaupt für möglich.

Ob letztere Behauptung richtig sei, wollen wir nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß wenn der Verfasser die größtmöglichste Vollständigkeit hätte erreichen wollen, er ohne Zweifel noch einen weit reichern Stoff hätte darbieten können. Nun fragt es sich aber, ob er Recht gehabt hat, sich selbst zu beschränken, und wir müssen bekennen, daß er es nach unserer Ansicht nicht hätte thun sollen. Die Gründe, welche er angibt, um den von ihm eingeschlagenen Weg zu rechtfertigen, erscheinen uns als ungenügend. Er meint, daß das allgemeiner in die Kenntniß der Mitlebenden Uebergegangene nur erwähnende Behandlung bedürfe, indem hierfür Verweisung auf verbreitete Vorarbeiten genügten. Wir theilen diese Ansicht deshalb nicht, weil hier schon der Willkür Raum gegeben wird, da der Verfasser unmöglich bei jedem einzelnen Punkte mit Sicherheit bestimmen kann, ob er zum wirklichen Gemeingut der Mitwelt geworden ist oder nicht, und er hier sicher oft genug seinen eigenen Maßstab anlegt, der für eine große Zahl Studirender und Strebender nicht paßt. Noch schlimmer aber ist die Erscheinung, die übrigens schon an den frühern Büchern Goedeke's hat bemerkt werden können, daß derselbe sich nicht selten von Vorliebe und Abneigung zu einzelnen Schriftstellern leiten läßt, und seine Abneigung geht so weit, daß er selbst Belehrung von diesen nicht annimmt oder wenigstens nicht anzunehmen scheint: eine Erscheinung, welche mit einer andern eng zusammenhängt, nämlich der, daß Goedeke mit einem sehr großen Selbstbewußtsein auftritt, welches sich nur zu häufig vordrängt, selbst da, wo er eine bescheidene Miene annimmt, die jedoch nie lange anhält. Oder zeugt nicht folgende Stelle deutlich genug von der Wahrheit unserer Behauptung?

Daß dieser Grundriß Verbesserungen aus den Quellen und Berichtigungen aus ähnlichen Arbeiten erfahren kann und wird, ist von selbst verständlich. Für jede werde ich dankbar sein, auch für die, welche ich vielleicht schon selbst vorgenommen, wenn das Buch in die Hände der Leser kommt.

Es ist von selbst verständlich, um die Redeweise des Verfassers zu wiederholen, daß er sich durch den unterstrichenen Zusatz die Möglichkeit sichern will, fremde Belehrung abzuweisen. Wir bedauern, daß Goedeke diese Schwäche offenbart, wir bedauern es um so mehr, da er so reich ist, daß sein Reichthum durch diesen oder jenen Zufluß von außen in keiner Weise beeinträchtigt würde. Auch würden wir dies nicht hervorgehoben haben, wenn es nicht von schädlichem Einflusse auf sein Buch und dessen Bearbeitung wäre, wie jedem Unparteiischen ohne weitere Auseinandersetzung einleuchten muß.

Um die Willkür zu rechtfertigen, in die der Verfasser nothwendig verfallen mußte, sagt er, es hätten ungleichlich vernachlässigte Abschnitte klarer vorgeführt werden müssen. Wir sind ihm von Herzen dankbar, daß er dies gethan, und wir heben unter diesen Abschnitten besonders einige hervor, in welchen er das Schauspiel, das Volkslied und die prosaische Volksliteratur behandelt, und die nichts oder nur wenig zu wünschen übrig lassen; gerade eben diese treffliche Bearbeitung läßt uns um so mehr bedauern, daß er andern nicht auch die nämliche Ausführlichkeit gewidmet hat. Ebenso müssen wir bedauern, daß er die Geschichte der Form nicht in das Bereich seiner Darstellung gezogen hat; es ist irrig, wenn behauptet wird, daß sie der Geschichte der Dichtung untergeordnet ist, sie hängt vielmehr mit derselben auf das innigste zusammen und darf um so weniger übersehen werden, da die Form gerade oft das Wesentlichste einer dichterischen Erscheinung ist, ja ganze Perioden unserer Poesie nur zugsweise formellen Werth haben.

Das vorliegende Werk hat einen hohen bibliographischen Werth, aber es läßt auch in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig. Goedeke hat vortreffliche und reiche Bibliotheken zur Verfügung, und er hat, wie aus seinen frühern Schriften erhellt, nicht blos öffentliche Sammlungen, wie die zu Wolfenbüttel, Hannover, Berlin u. s. w., sondern auch reiche Privatsammlungen, wie die von Heyse benutzt. Er hat somit eine große Anzahl von den seltensten Werken in Händen gehabt, und es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, daß er uns genauere bibliographische Beschreibungen derselben gegeben hätte, wie z. B. Ph. Wackernagel in der seine besprechenden Bibliographie des Kirchenliedes gethan hat. Vielleicht wird man einwenden, daß Goedeke eben keine Bibliographie geben wollte; allein es ist doch nicht zu leugnen, daß sein Werk ganz hauptsächlich aus Büchertiteln besteht und bestehen muß. Wenn er diese nun durch Einleitungen verband, welche sich auf den Gang der Poesie und ihrer Entwickelung beziehen, so können diese doch den Charakter des Werks nicht verändern, sie erscheinen nur als eine Zugabe, und zwar als eine jedenfalls erfreuliche, denn sie sind meist sehr wohl gerathen und sprechen bei all ihrer Präcision den Charakter der jedesmaligen Erscheinungen klar und vollständig aus. Ebenso könnte man einwenden, daß das Buch bei dieser Ausführlichkeit einen viel zu großen Umfang gewonnen haben würde. Allerdings würde es handlicher, größer geworden sein, allein es wäre dies kein Unglück, es hätte dessenungeachtet ebenso viele Käufer

gefunden als jetzt. Nun ist aber wohl zu beachten, daß ein Buch in dem angedeuteten Umfang doch mit der Zeit erscheinen muß: möchte Goedeke selbst es bald unternehmen, er hat wie wenige die Kenntnisse und den dazu gehörigen ausdauernden Fleiß! Dann wird das vorliegendes rein überflüssig, und dies könnte eher ein Unglück genannt werden.

Wir könnten noch eine oder die andere Aussetzung machen, aber auch diese würden wie die vorhergehenden dahin ausgehen, daß Goedeke sein Buch nicht so vollständig und nicht so brauchbar gemacht hat, als er es hätte machen können, wenn er gewollt hätte, und hierin unterscheidet er sich freilich von vielen andern Schriftstellern, deren Werke nicht so vollständig und so brauchbar ausfallen als es wünschenswerth wäre, weil sie es nicht besser machen können.

Die letzterschienene dritte Lieferung der zweiten Hälfte des Goedeke'schen Werks bestätigt das in vollem Maße, was wir eben gesagt haben, dadurch nämlich, daß es recht deutlich macht, was der Verfasser leisten kann, wenn er will. Das hat er in dem Abschnitte über Goethe gethan, der mit einer seltenen Sachkenntniß und erfreulicher Kritik geschrieben ist. Man muß die außerordentliche Belesenheit des Verfassers bewundern, noch mehr die Sicherheit, mit welcher er dieselbe verarbeitet. Hohes Interesse gewährt die ausführliche Biographie Goethe's, in welcher mancherlei Angaben berichtigt werden, die auf den Grund von „Dichtung und Wahrheit", der „Tages- und Jahreshefte" u. s. w. sich allgemein verbreitet und festgesetzt haben. Aus Goedeke's Darstellung wird es klar, daß Goethe sich in der Chronologie seiner Werke und selbst in den Berichten über Veranlassung und Beziehungen derselben oft getäuscht hat, was natürlich dahin führen muß, seine Angaben so lange für zweifelhaft zu halten, als sie nicht durch anderweitige Quellen bestätigt werden, und diese, wenn sie gleichzeitig und sonst glaubwürdig sind, im allgemeinen den Angaben Goethe's vorzuziehen, wenn sie ihnen widersprechen. Daß übrigens den von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und andern Schriften gegebenen Mittheilungen nicht unbedingt zu glauben sei, haben auch andere vor Goedeke bemerkt, hier erwähnen wir nur Düntzer und Koberstein. Ohne Zweifel ist dies ein großer Uebelstand, der den bezeichneten Schriften viel von ihrem äußern, historischen Werthe raubt; trotzdem wird „Dichtung und Wahrheit" nichts von seiner sonstigen hohen Bedeutung verlieren; und niemand wird dem großen Manne diese kleinen Mängel hoch anrechnen. Doch ist es gut, daß man sie kennt und dem trefflichen Buch einen Werth nicht beilegt, den es nicht hat, und wie der Titel ja schon besagt, auch nicht haben will. Es scheint, daß Goethe „Dichtung und Wahrheit", sowie die „Tages- und Jahreshefte" entweder aus dem Gedächtniß oder nach ganz unzulänglichen Notizen ausgearbeitet hat und daß er oft von seinem Gedächtniß getäuscht worden ist.

So große Anerkennung Goedeke's Werk verdient, so können wir uns doch eines weitern Bedenkens nicht erwehren. Der Verfasser hat durch die Biographie Goethe's dargethan, wie nothwendig in Betreff mancher Schriftsteller die genauere Kenntniß ihres Lebens zum Verständniß ihrer Werke, wie unentbehrlich insbesondere diese Kenntniß sei, um den Entwickelungsgang derselben richtig aufzufassen. Aber nun fragen wir, warum hat er nur Goethe's Leben so sorgfältig und ausführlich bearbeitet? Warum nicht auch Klopstock, Lessing, Herder u. s. w. Er hätte auch bei diesen und andern gar manches aufklären oder richtiger darstellen können, als es bisjetzt geschehen ist. Wir wollen übrigens nicht davon reden, daß es immer einen übeln Eindruck macht, wenn der Verfasser eines Buchs einen, wenn auch noch so bedeutenden, doch mit Rücksicht auf das Ganze immerhin untergeordneten Theil desselben mit so auffallender Vorliebe bearbeitet, und ihm einen übermäßigen Umfang gibt. Es drückt ein solches Verfahren die andern Abschnitte allzu sehr herab und läßt sie beinahe ganz verschwinden.

Unsere Bemerkung, daß der Verfasser seinem Werke noch weit größere Brauchbarkeit hätte geben, und daß er namentlich noch viel mehr Stoff hätte mittheilen können, hat eine andere seitdem erschienene Beurtheilung in Pfeiffer's „Germania" ebenfalls ausgesprochen. Der Verfasser derselben (es ist der Herausgeber selbst) macht auf eine nicht geringe Zahl von Verstößen, Auslassungen und andern Mängeln aufmerksam, die sich in den ersten Lieferungen vorfinden, und denen sich wol manche anreihen ließen, wenn d. Bl. den Zweck haben könnten, so in das Detail einzugehen wie jene Zeitschrift. Uebrigens ist auch diese dritte Lieferung, ob sie gleich weit vollständiger durchgearbeitet ist als die ersten, auch nicht von solchen Mängeln frei. Wir vermissen z. B. bei Lessing die Anführung der neuen Gesammtausgabe von Maltzahn, die wol hätte erwähnt werden sollen, wenn sie auch, soviel wir wissen, noch nicht vollständig erschienen ist; ebenso fehlt „Lessing's Dramen, erklärt von Rodnagel". Wichtiger ist, daß bei Schubart die neueste Biographie von David Friedrich Strauß, bei Lenz die interessante Schrift von Dorer-Egloff nicht erwähnt ist. Selbst die Goethe-Literatur ist keineswegs vollständig. Es fehlt unter anderm der Nachtrag zum „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek" von S. Hirzel, sowie die von demselben herausgegebenen „Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins". Selbst die Erklärungsschriften über die einzelnen Werke Goethe's sind nicht vollständig angeführt; wir vermissen des geschmackvollen Weber Schrift über die „Iphigenia", Viehoff's Commentar und Prem's Abhandlung über „Hermann und Dorothea", sowie Timm's Ausgabe des nämlichen Gedichts mit der beachtenswerthen Einleitung und dem freilich ungenügenden fortlaufenden Commentar, während manche andere weit bedeutungslosere Schriften angeführt sind.

Wir wiederholen daher den Wunsch, es möchte Goedeke vergönnt sein, uns recht bald eine neue, seinen Kräften und Kenntnissen wirklich entsprechende Ausgabe seines „Grundrisses" zu geben.

---

2. Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von Karl Barthel. Bearbeitet und herausgegeben von J. G. Findel. Mit dem Porträt des Verfassers nach einer Zeichnung seines Bruders G. A. Barthel, in Holz geschnitten von G. Mezger. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Der jung verstorbene Karl Barthel ist durch seine „Geschichte der deutschen Literatur der Neuzeit" allgemein bekannt; hat dieselbe doch schon vier Auflagen erlebt, ein Erfolg, der, wenn wir nicht irren, nur Vilmar's noch öfter aufgelegten „Geschichte der deutschen Literatur" zu Theil geworden ist, mit der sie auch äußerlich darin ähnlich ist, daß sie aus öffentlichen Vorträgen vor einem gemischten Publikum erwachsen ist. Aber auch innerlich haben beide Bücher eine große Familienähnlichkeit, indem beide eine gewisse religiöse und politische Färbung zur Schau tragen. Dagegen sind sich beide Werke in allen übrigen und den wesentlichsten Stücken vollkommen unähnlich; das von Vilmar beruht auf den gründlichsten Studien und ist äußerst geistvoll behandelt; von Barthel's „Geschichte der Literatur der Neuzeit" läßt sich weder das eine noch das andere behaupten. Die große Theilnahme, die es gefunden, kann daher nur aus jener erwähnten Färbung und der süßlichen, oft mädchenhaften Haltung erklärt werden, die allerdings ein großes Publikum um sich zu scharen fähig ist. Das vorliegende Werk theilt nun diese Eigenschaften in vollem Grade und es darf ihm daher ebenfalls eine freundliche Aufnahme prophezeit werden.

Karl Barthel gehörte zu den retrogradesten Naturen unserer Zeit; ihm war es nur in der Erinnerung an die Vergangenheit wohl, die er sich denn auch gar schön ausmalte. Ob diese Phantasiegebilde mit der Wahrheit übereinstimmten, daran lag ihm wenig; es ließ sich gar zu angenehm träumen und schwärmen, und er ließ sich in dieser behaglichen Stimmung nicht leicht stören. Wie herrlich war es nicht im Mittelalter, da das Papstthum noch „seine volle Mission in der sittlichen Zucht der Völker hatte! Da wurde vom Lateran aus die ganze große christliche Volksmasse beherrscht, und während das Papstthum, das die Herrschaft Gottes auf Erden versinnbildlichen sollte, der Sonne glich, glich das Königthum dem Monde, der von ihr sein Licht trägt." Zwar erwacht das protestantische Gewissen des Verfassers, das ihm überhaupt oft lästig fällt, und er fügt hinzu, daß die kolossale Festigkeit der Hierarchie in anderer Beziehung von „unserm evangelischen Standpunkte aus zu beklagen sei"; aber er weiß es doch bald zu beruhigen, denn, fährt er fort, es war doch ein Hauptmittel, „die Kirche auch äußerlich zu dem ihr gebührenden Ansehen zu bringen und alle mit ihr in Zwiespalt Gerathene machtvoll mit ihr zu vereinigen, sodaß die Völker alle, durch die Ehrfurcht mit dem Heiligen verbunden, eine große Familie Gottes ausmachten". Hat der Verfasser, indem er diese Kraft der Hierarchie lobte und nachdem er kurz vorher den Papst Innocenz III. gepriesen, daran gedacht, daß dieser hab- und herrschsüchtige Priester das Kreuz gegen die Albigenser predigen ließ? Hat er an die Greuel gedacht, die damals zur größ[ten] Ehre Gottes verübt wurden, und die man auch [in] unserer Zeit so gern wiederholen möchte? Wi[e] Papstthum, so ist ihm auch das Ritterthum, so [auch] das Mönchsthum etwas Herrliches; aber wenn [er] über diese Institutionen noch so phrasenreich ergieß[t], [so] er doch keinen Sehenden überzeugen. Selbst die Li[te]ratur, die er darstellt, hätte ihn eines Bessern belehren sollen; sie zeigt deutlich genug, wie frech und sittenlos [die] und Mönche jener Zeit waren, wie die christliche Religi[on] zum heidnischen Aberglauben entartet war. Es ist [na]türlich unbegreiflich, wie derselbe Mann, der nachfolgen[de] Zeilen geschrieben hat, sich in der angegebenen We[ise] über das Papstthum und dessen Herrlichkeit aussprec[hen] konnte. Indem er nämlich die politisch-religiösen Ge[dan]ken Walther's von der Vogelweide charakterisirt, und nachher zwei Sprüche des großen Dichters angeführt hat, fä[hrt] er fort:

So und in ähnlicher Weise tritt er mit freimüthi[gem] den Lastern des päpstlichen Stuhls und der Welt[lichkeit] Pfaffen entgegen, ohne doch, wie wir wissen, von seinem [Glau]ben abgefallen zu sein. Mit großer Entrüstung hält er [ihnen] vor, daß sie, die andere bekehren sollten, selbst aller Tugend [bar] und ganz in Sünde und Genußsucht versunken seien.

Und welchen Papst kann Walther verstanden [haben] als Innocenz III., den der Verfasser so überaus hoch stellt. So kommt Barthel mit seinen einmal ausgesprochenen Ansichten nicht selten in Verlegenheit; aber wie mag [es] ihm erst zu Muthe geworden, wenn er die lüsternen Erzählungen von Rittern und Pfaffen erwähnt hat, die H. von der Hagen in seinen „Gesammtabenteuern" zusammengestellt hat? Aber das hat er wohlweislich unterlassen, wie denn das Buch überhaupt sich nur mit den hervorragenden dichterischen Erscheinungen der Zeit beschäftigt. Wir wollen ihm dies in keiner Weise zum Vorwurf machen; er hatte bei seinem Zwecke, die Hauptgestalten der poetischen Literatur des Mittelalters einem gemischten Publikum vorzuführen (denn auch dieses Buch ist aus Vorlesungen entstanden), das vollste Recht, sich auf diese zu beschränken. Aber wenn er in der allgemeinen Charakteristik der Zeit alles unberücksichtigt lässt, was er nicht speciell behandelt, wenn er sogar auch Erscheinungen, wie Walther, Reinmar, Gottfried von Straßburg, die er doch ausführlicher behandelt, kein Gewicht legt, so darf man tröstlich behaupten, daß diese allgemeine Charakteristik nicht aus der Betrachtung der Literatur selbst hervorgegangen ist, sondern ein willkürliches, den persönlichen Ansichten des Verfassers entsprechendes Gemälde ist. Ist das aber ehrlich? Sollte man [das] einem Manne erwarten, der auf jeder Zeile mit Religion und Moral um sich wirft?

So widrig uns die Einleitung und die ihr [ent]sprechenden Stellen im Buche selbst erscheinen, so [gern] wir doch gern zu, daß die Ausführung desselben [nicht] ohne Verdienst ist. Das Verdienstliche liegt aber [nicht] in den Urtheilen, die zum Theil verfehlt, zum [Theil] nicht eigenthümlich und zum Theil sehr gewöhnlich [sind], sondern in der klaren Entwickelung der größern [Epo]che

B. des Parcival, des Triſtan, des Nibelungenliedes, Gudrun u. ſ. w.; dieſe Entwickelungen ſind ganz gut genet, dem Leſer ein hinreichendes Bild dieſer trefflichen ichtungen zu geben. Eine erfreuliche Zugabe bilden die triſchen Ueberſetzungen einzelner Lieder der bedeutendſten riker und ausgewählter Stellen aus den größern epiſchen edichten: Uebertragungen, welche zum Theil vom Verſſer ſelbſt herrühren, theils aus andern Ueberſetzungen, mentlich denen von Simrock entnommen ſind.

Urkundlicher Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Sprachgeſellſchaften im 17. Jahrhundert. Von G. Krauſe. — A. u. d. T.: Der Fruchtbringenden Geſellſchaft älteſter Erzſchrein. Briefe, Deviſen und anderweitige Schriftſtücke von den Fürſten Ludwig, Chriſtian, Auguſt, Johann Kaſimir und Ernſt Gottlieb zu Anhalt; Friedrich Wilhelm, Kurfürſt zu Brandenburg; den Herzögen Auguſt, Chriſtian Ludwig und Friedrich Ulrich zu Braunſchweig; Wilhelm, Landgraf zu Heſſen; Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg; Pfalzgraf Ludwig Philipp; den Herzogen Wilhelm, Friedrich, Ernſt, Auguſt zu Sachſen-Weimar und Franz Albrecht zu Sachſen-Lauenburg; Friedrich, Herzog zu Schleswig-Holſtein; den Grafen zur Lippe, zu Naſſau, Reuß, Schwarzburg, Solms, Starhemberg, Waldeck, Wied; Andreä; von Bodenhauſen; von Borſtell; Buchner; von Bülow; von Dißkau; von Dietrichſtein; von Einſiedell; von Glaſenapp; Gueintius; Harsdörffer; von Hille; Hortleder; von Kalchheim (Lehauſen); von der Knſebeck; von Kospoth; von Krosigk; von Langken; von Logau; Milagius; Moſcherosch; von Noſtitz; Opitz; von Pappenheim; Riſt; von Rochow; Schnauber; Schottelius; von Stubenberg; von Trotha; von dem Werder; von Werthern; von Zeſen u. a. Herausgegeben nach den Originalien der herzoglichen Bibliothek zu Köthen. Mit Facſimiles. Leipzig, Dyck. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

So unerquicklich die Geſchichte der deutſchen Litera: zur Zeit des unglücklichen Religionskriegs iſt, ſo iſt Aufhellung derſelben doch immerhin äußerſt danswerth, weil ſich ohne eine genaue Kenntniß dieſer it der Entwickelungsgang der deutſchen Poeſie nicht t Sicherheit verfolgen läßt. Bekanntlich haben die ſogenten Sprachgeſellſchaften damals eine große Rolle gelt, und wenn ihr Einfluß auch vorzüglich nur formeller ntur war, wenn er auch ſelbſt in dieſer Richtung oft r zu beſchränkt blieb, ſo bilden ſie doch den Mittelnkt der literariſchen und poetiſchen Thätigkeit, und alle Perſönlichkeiten, welche die neue Geſtaltung der tſchen Poeſie vornehmlich beſtimmten, ſtanden mit en Geſellſchaften in mehr oder weniger enger Verdung und waren Mitglieder einer oder mehrerer deren. Der erſte Verein dieſer Art war die Fruchtgende Geſellſchaft oder der Palmenorden, der 17 (24. Auguſt) auf dem Schloß Hornſtein von dem ſten Ludwig zu Anhalt-Köthen und einigen andern ſten und Edelleuten unter dem Vorſitz Kaſpar's Teutleben geſtiftet wurde. Die Fruchtbringende Geſchaft war jedoch nicht blos der erſte, ſondern auch ohne gleich der bedeutendſte Verein dieſer Art und diente ſpätern beinahe in allen Punkten zum Vorbild. wurde daher auch häufig zum Gegenſtand hiſtoriſcher kritiſcher Forſchungen, aber weder der „Teutſche Palmbaum" von G. Neumark (Nürnberg 1668), noch die letzte ausführliche Schrift über dieſen Gegenſtand: „Die Fruchtbringende Geſellſchaft" von Barthold (Berlin 1848), reichen hin, eine klare und vollſtändige Anſchauung derſelben zu geben, da Neumark's Schrift „minder ein treues Bild von der Geſellſchaft ernſtem Streben in ihrer beſſern Periode, als vielmehr das ſpäter allmählich in leere Formen zerfließende Weſen derſelben zurückſpiegelt", und Barthold mehr die politiſchen und überhaupt die äußern Verhältniſſe der Mitglieder und beſonders der Vorſteher des Vereins darſtellt, als die literariſchen Elemente berückſichtigt, wie er denn von der poetiſchen Thätigkeit der Geſellſchaft wenig zu ſagen weiß.

In dem vorliegenden Buche wird uns nun eine bisher noch unbekannte und zwar die älteſte Urkundenquelle eröffnet, durch welche weſentliche Lücken in der Geſchichte des Vereins ausgefüllt werden. Sie beſteht nämlich in einer reichen Zahl von Geſchäftsbriefen, Vollmachten, Erlaſſen, Gutachten, poetiſchen und andern Arbeiten, aus denen ſich ergibt, „daß Fürſt Ludwig zu Anhalt der weſentlichſte Träger der dem Verein zum Grunde liegenden Idee und der eifrigſte wie der glücklichſte Beförderer des Werks war, daß er, mitten in einer ruheloſen und gewaltthätigen Zeit beharrlich und im Stillen fortwirkend, den Zweck des Vereins fortwährend im Auge behielt, und ihm mit den geiſtig bedeutendſten und einflußreichſten Mitgliedern zu genügen ſtrebte". Der Zweck der Geſellſchaft ſchloß ritterliche Thaten mit ein, war jedoch vorzugsweiſe auf Erhaltung, Ausbildung und Verbreitung der hochdeutſchen Sprache und Literatur gegenüber dem frech um ſich greifenden Einfluß fremder Sitte und Sprache, ſowie auf Förderung löblicher Sitte und Tugend gerichtet. Es iſt kein Zweifel, daß die Fruchtbringende Geſellſchaft ſich die italieniſche Akademie della Crusca in vielen Punkten zum Vorbilde nahm; Fürſt Ludwig hatte ſie nicht blos bei ſeinem längern Aufenthalt in Italien kennen gelernt, er war ſogar im Jahre 1600 Mitglied derſelben geworden. Allein manche, wenn auch nicht äußere, doch bedeutſame innere Gründe laſſen vermuthen, daß den Stiftern des Vereins nicht blos die italieniſchen Akademien vorſchwebten, als ſie ihre neue Geſellſchaft gründeten, daß ſie vielmehr durch dieſelbe die alten Meiſterſängerſchulen in zeitgemäßer und dem Stande der Mitglieder entſprechender Form wiederzugeben ſuchten. Iſt dieſe Anſicht richtig, ſo müßten ſich in den Briefen der Geſellſchaftsmitglieder und andern Urkunden wol auch beſtimmte Andeutungen hierüber finden, allein es hat über dem ſchriftlichen Nachlaß der Geſellſchaft leider ein Unſtern gewaltet: außer zwei Briefen vom Jahre 1622 und 1629 ſind erſt die mit dem Jahre 1637 beginnenden Zeugniſſe ihrer Thätigkeit zu ermitteln geweſen.

Dieſe Urkunden werden nun in dem vorliegenden Buche in chronologiſcher Ordnung mitgetheilt, doch ſo, daß die umfangreichern Briefwechſel der einzelnen Mitglieder nicht aufgelöſt und zerſtreut wurden. So werden uns in der erſten Abtheilung die Correſpondenzen der

Fürsten Ludwig, Christian II., dann die von Opitz, Dietrich, von dem Werder, Karl Gustav von Hille, August Buchner, Christian Gueindtius, Justus Georg Schottelius, Georg Philipp Harsdörfer, Johann Rist und Philipp von Zesen mitgetheilt, worauf in einer zweiten Abtheilung zuerst die „Reimgesetze" und dann die „Sinnsprüche" einer großen Anzahl Mitglieder gegeben werden. Bei der Anordnung der ersten Abtheilung konnte nicht übersichtlich erscheinen, was gleichzeitig auf dem Felde der deutschen Sprache von der Gesellschaft geleistet wurde; um diesem Mangel abzuhelfen, hat der Herausgeber in der Einleitung eine sehr dankenswerthe chronologische Uebersicht der Thätigkeit der Vereinsmitglieder gegeben, wie sie sich aus den abgedruckten Urkunden ergibt; diese Uebersicht umfaßt daher die Jahre von 1637—49. Ebenso dankenswerth ist es, daß von den Mitgliedern, deren Briefwechsel mitgetheilt wird, eine zwar kurze aber genügende und hier das Bekannte ergänzende Biographie und ein wohlgelungenes Facsimile beigelegt wird.

Es ist nun freilich keine geringe und keine sehr ergötzliche Aufgabe, sich durch die 320 Briefe u. s. w., die hier geboten werden, durchzuarbeiten, zumal die meisten in einer überaus widerlichen Sprache geschrieben sind, aus welcher der unbeholfene Pedantismus der Zeit hervorleuchtet, eine Sprache, deren angeborene Unbeholfenheit durch das Streben, alle fremden Wörter zu vermeiden, noch außerordentlich gesteigert wird; denn man sieht es den fürstlichen, adelichen und bürgerlichen Briefschreibern an, daß ihnen die fremden Ausdrücke doch eigentlich zur Natur geworden sind, daß sie ihnen fortwährend auf den Lippen schweben, daß sie nur mit der höchsten Anstrengung dieselben los werden und sie mit deutschen vertauschen können, die nun freilich oft merkwürdig genug ausfallen. Und wir müssen gestehen, daß die Frucht der mühseligen Arbeit nicht gar sehr groß ist, daß das wichtigste Resultat derselben von dem Herausgeber der Urkunden in der obenerwähnten Uebersicht schon zusammengestellt ist. Die bisher geltende Ansicht, daß auch die Fruchtbringende Gesellschaft selbst „in ihrer bessern Periode" sich in zwecklose Spielerei verlor, wird durch den Briefwechsel keineswegs entkräftet, vielmehr bestätigt. Ein solches Zeugniß ist z. B. die vom Fürsten Ludwig gegebene „Anleitung und nachricht wie der geselschaft gemählde und wappen pflegen gestickt Zu werden", was, wie wir erfahren, zehn Reichsthaler kostete, den Atlas ungerechnet, den der „Erzschrein" unentgeltlich lieferte.

Unter den mitgetheilten Arbeiten der Mitglieder (es sind meist Gelegenheitsgedichte) ist wol die interessanteste die gereimte „Anleitung Zu der deutschen Reimkunst" vom „Nährenden", d. h. vom Fürsten Ludwig. Sie besteht aus zwölf sechszeiligen Strophen und es sind ihr elf Proben oder Musterbeispiele zur Erklärung beigegeben. Freilich ist die „Anleitung" weder in Bezug auf den Inhalt, noch rücksichtlich der Darstellung im geringsten genügend, und es wird einem etwas übel zu Muthe, wenn man dabei an den nicht viel spätern Boileau und dessen „Art poétique" denkt, dieses in Deutschland sehr verlästerte Gedicht. Wir geben die Schilderung eines Sonnets zur Probe; sie bildet die achte Strophe der „Anleitung":

Die Klinggedichte sind von Vierzehn vollen Zeilen,
Die man dermassen soll ausbutzen und befeilen,
Wie auch ist vorgesagt: Im Anfang findet man
Gesetze, deren Zwey gleich folgen in acht reyen,
Darauf sich können wohl die sechse so vereinen,
Wie man bloß nach der Lust sie nur will setzen an.

Ferner ist „Des Schottelius Gutachten über den [illegible]nenden (Christian Gueindtius) deutsche Sprachlehre" die „Entgegnung von Gueindtius" nicht ohne Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Philologie, und in dieser Beziehung ist der ganze Briefwechsel des „Suchenden" (Schottelius, der auf jeden Fall zu jener Zeit einer der gründlichsten Kenner der deutschen Sprache war) von nicht geringem Interesse. Merkwürdig ist es auffallend, daß Schottel's Auseinandersetzungen [illegible] in lateinischer Sprache abgefaßt sind; er mußte [illegible] fühlen, daß die deutsche damals noch viel zu unbeholfen und unentwickelt war, um grammatische und [illegible] Untersuchungen klar und bündig darstellen zu können, und in der That, obgleich des „Suchenden" lateinischer Stil eben nicht viel von Cicero hat, so erscheint er [illegible] Vergleich zu den deutschen Briefen und andern [illegible] wirklich fein und anmuthig.

Wenn auch, wie gesagt, die Ausbeute, die [illegible] die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur [illegible] dargebotenen Briefen und Urkunden erhält, nicht [illegible] groß sein kann, so wird eine genauere Betrachtung [illegible] selben doch wol noch manches interessante Resultat [illegible] entnehmen können, und so ist die Mittheilung [illegible] immerhin dankenswerth.

---

4. Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. Zweiundzwanzigster Band. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. In [illegible] lichen Umrissen und biographischen Schilderungen von Johann Wilhelm Schaefer. Drei Bände. [illegible] T. O. Weigel. 1855—57. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schaefer in Bremen hat sich auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte schon sehr vortheilhaft bekannt gemacht; sein „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur" hat bereits sieben Auflagen, sein „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" eine [illegible] erlebt. Beide zeichnen sich namentlich durch Klarheit der Darstellung und richtige, dabei milde Beurtheilung aus, eine Eigenschaft, die an Büchern, [illegible] zunächst der Jugend in die Hände gegeben werden [illegible] nicht genug geschätzt werden kann. Beide Eigenschaften vereinigt auch das vorliegende Werk, welches [illegible] zunächst für das größere gebildete Publikum bestimmt. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, die Geschichte [illegible] Literatur während des 18. Jahrhunderts zu [illegible] Zweck zu bearbeiten, und es muß ein solches Unternehmen, wenn es glücklich ausgeführt wird, weit besser [illegible] als die in unserm so häufig auftauchenden Ge[illegible]

romantiſchen Poeſie des 19. Jahrhunderts oder gar neueſten Zeit. Denn das 18. Jahrhundert iſt nicht die Periode des neuen Aufſchwungs unſerer Litera- es iſt auch die Zeit ihrer höchſten Blüte, ſo zwar, die ſpätern Erſcheinungen entweder nur als Aus- er oder, was noch ſchlimmer iſt, als Entartung derſel- angeſehen werden können. Klopſtock, Leſſing, Wieland, der, Goethe, Schiller werden doch inſofern immer die nzpunkte bleiben, auf welche wir ſtets zurückſchauen müſ- weil ſie die unwiderſprechlichen Grundlagen der poeti- n Bildung in Deutſchland ſind. Wir halten es zwar für z gut, wenn das größere Publikum mit den großen alten und Dichtungen des Mittelalters, der Refor- ionszeit und ſelbſt des Dreißigjährigen Kriegs bekannt acht wird, und wir erkennen gern, daß die Literatur r Zeiten auch nicht wenig bildende Elemente hat; in es ſtehen uns dieſe Elemente zu entfernt, als daß von großer Wirkung ſein könnten, während unſere ge äſthetiſche, ja ſelbſt ſittliche und politiſche Bildung nittelbar aus der Literatur des 18. Jahrhunderts orgegangen iſt, und daher nichts geeigneter ſein kann, lbe zu kräftigen und fortzuentwickeln, als der fort- gte Rückblick auf dieſe große Zeit.

Wie der Gedanke, der den Verfaſſer zur Abfaſſung s Buchs geleitet hat, ſo verdient auch die Ausführung re vollſte Anerkennung; er hat darin ein neues Zeug- ſeines gebildeten Geſchmacks, ſeiner gründlichen Kennt- der vaterländiſchen Literatur und zugleich ſeines un- ſſigen Strebens und Forſchens gegeben; denn wenn Werk auch, wie es deſſen Zweck mit ſich brachte, Citate, Nachweiſungen und dergleichen enthält, ſo t der Kundige doch bald, daß der Verfaſſer die llen, die jetzt ſo reichlich fließen, getreu und gewiſſen- benutzt hat. Die meiſten Literaturen bekümmern ſich ig oder nichts um die Perſönlichkeit der von ihnen eführten Schriftſteller, ſie haben es lediglich mit n Werken zu thun. Schaefer hat dagegen die önlichkeiten in den Vordergrund geſtellt, und zwar ſeinem Zweck mit vollem Recht. Hören wir ſeine e Begründung:

Es iſt nicht zu beſtreiten, daß die Theilnahme der Gebildeten der Geſchichte unſerer neuen Literatur ſich lebhaft der derung des Lebens unſerer ausgezeichnetſten Dichter zu- et, und nicht allein das Verhältniß ihrer Werke zu dem en der nationalen Geiſtesbildung, ſondern auch das Ent- derſelben aus der geiſtigen Individualität ſich zu ver- ulichen ſucht. Das Verlangen nach biographiſchen Dar- gen iſt in dem Weſen der poetiſchen Literatur, die in ſo Maße durch die Subjectivität ihrer Factoren bedingt iſt, ndet; es iſt vor allem berechtigt in der Literatur des vo- Jahrhunderts, in welchem der Perſönlichkeit der Autoren eiter Spielraum vergönnt war und die geiſtige Richtung ation weit mehr durch die Schriftſteller beſtimmt und rt ward, als dieſe zu ſich heranzog und beherrſchte.

So hat uns denn der Verfaſſer in ſeinem Buche Reihe von biographiſchen Schilderungen gegeben edorn, Haller, die vorzüglichſten Dichter der leipziger le, Klopſtock, die bedeutendſten Dichter der Vereine halle, Halberſtadt und Berlin, Leſſing, Wieland, die einflußreichſten Dichter des Göttinger Dichterbundes, Herder, Goethe, Schiller); um aber die Stellung dieſer Perſönlichkeiten zur Geſammtentwickelung der Literatur und ihren Einfluß auf dieſelbe hervortreten zu laſſen, hat er die zwei Hauptabſchnitte des Werks mit Einleitungen eröffnet, welche in kurzen, aber klaren und vollkommen genügenden Zügen den Entwickelungsgang der Literatur darſtellen, worauf bauend er dann zu den Biographien übergeht.

Was dieſe nun betrifft, ſo verdienen ſie alle Beachtung, indem der Verfaſſer mit feinem Takt aus ſeinen Quellen alles ausgewählt hat, was wirklich bedeutend war und zugleich ein richtiges Bild von den Perſönlichkeiten zu geben vermochte. So hat er z. B. im Leben Gellert's die ganze Unterredung deſſelben mit Friedrich II. mit wenigen unbedeutenden Auslaſſungen mitgetheilt: eine Unterredung, die ſo bezeichnend und nach ſo vielen Seiten hin ſo wichtig iſt, daß wir ſie gern hier wiederholen würden, wenn der Raum es erlaubte. Doch können wir nicht umhin, wenigſtens zwei Stellen daraus mitzutheilen, die uns für Friedrich's Beurtheilung höchſt wichtig erſcheinen:

Gellert. Ueberhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen noch nicht in aller Art guter Schriften ſich hervorgethan haben. Da die Künſte und Wiſſenſchaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säculum der Deutſchen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Auguſten und Ludwigs XIV. gefehlt.

König. Sachſen hat ja zween Auguſte gehabt.

Gellert. Ja, Sire, und Wir haben auch ſchon einen guten Anfang in der ſchönen Literatur gemacht.

König. Will Er denn Einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?

Gellert. Nicht eben das. Ich wünſchte nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die guten Genies ermuntere.

Wir möchten gern wiſſen, was Leſſing auf die letzte Frage des Königs geantwortet hätte, noch lieber aber, was Friedrich wol geſagt haben möchte, wenn der gute Gellert ſeine Frage verſtanden hätte. Denn dieſe Frage, die von ihm ohne allen äußern Grund plötzlich in das Geſpräch geworfen wurde, läßt wol vermuthen, daß der König daran gedacht haben mag, es würde beſſer für Deutſchland ſein, wenn ſtatt der 1200 Herrſcher — ſo hoch mag ſich damals die Zahl der deutſchen Souveräne und Souveränlein belaufen haben — ein einziger das Heilige römiſche Reich deutſcher Nation regiere.

Die andere Stelle läßt erkennen, warum der König einen ſolchen Widerwillen gegen alle deutſche Schriftſtellerei hatte. Nachdem er erfahren, daß Gellert auch über den deutſchen Briefſtil geſchrieben habe, frug er ihn:

Hat Er denn auch wider den Stilum curiae geſchrieben?

Gellert. Ach ja, Ihro Majeſtät.

König. Und warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen und ich verſtehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majeſtät nicht ändern kann, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

König. Kann Er keine von ſeinen Fabeln auswendig?

Nachdem Gellert die Fabel „Ein kluger Maler in Athen" vorgetragen, sagte der König:

Das ist recht schön, kurz und leicht; das habe ich nicht gedacht. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der „Iphigenia" vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

---

5. Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In kritisch-biographischen Umrissen. Ein vervollständigender Beitrag zur Nationalliteratur von J. A. M. Brühl. Erster Band. Leipzig, Hübner. 1852—54. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wüßte jemand nicht, daß unsere Zeit krank sei, so dürfte man ihm noch das vorliegende Buch geben, um ihn davon zu überzeugen, und er würde auch bald kennen lernen, worin diese Krankheit bestehe. Sie besteht in der Unwahrheit und Heuchelei und in dem damit verbundenen religiösen und politischen Servilismus, der eine leider nur allzu große Zahl von jüngern und ältern Personen ergriffen hat. Nur in einer solchen Zeit konnte der Gedanke entstehen, eine „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands" zu schreiben. Was ist denn „katholische Literatur"? Jeder Vernünftige wird darunter einfach alle die religiösen und pädagogischen Schriften verstehen, welche mit Rücksicht auf die katholische Kirche geschrieben sind; Brühl versteht es aber anders: er meint darunter alles, was von Katholiken geschrieben worden ist. Aber hat denn alles, was von Katholiken herrührt, einen ausschließlich kirchlichen Charakter? Spricht sich darin das katholische Element im Gegensatz zum Protestantismus aus? Nur wenn die schöne Literatur, die von Katholiken herrührt, diesen ausschließlichen Charakter hätte, wenn sie wenigstens vorzugsweise religiöser Natur wäre, dann könnte man von einer katholischen Literatur reden. Wenn wir die Musterstücke überblicken, welche der Verfasser mittheilt, so könnte man allerdings glauben, daß die Schriftsteller, die er behandelt, eine ausgesprochene katholische oder doch wenigstens religiöse Richtung hätten. Aber da zeigt sich eben jener Geist der Verfälschung, jener Grundzug des Jesuitismus in seiner nacktesten Gestalt. Der Verfasser wählt aus allen Schriften der Dichter nur solche aus, welche seine Ansicht unterstützen, und wenn ein Dichter unter tausend Dichtungen neunhundertneunundneunzig verfaßt hat, aus denen eine specifisch katholische Richtung ebenso wenig zu erkennen ist als aus Klopstock's Oden oder Wieland's Epopöen, aber wenn er ein einziges Lied gedichtet hat, das an diese Richtung streift oder zu streifen scheint, so wird natürlich dieses Gedicht ausgewählt, um dadurch das katholische Element im Wesen des Dichters zu beweisen.

Der Verfasser beklagt sich in seiner Vorrede darüber, daß die meisten Literaturgeschichten, weil sie von Protestanten verfaßt seien, die Leistungen der Katholiken nicht würdigten; auch dies ist eine Unwahrheit. Er nenne uns eine Literaturgeschichte, in welcher nicht Fr. von Spee, Balde und Angelus Silesius, Denis und Mastalier, die Apostaten Leopold von Stolberg, Zacharias Werner, Fr. Schlegel und Wilhelm von Schütz, oder Clemens Brentano, Eichendorff, der Erzbischof Pyrker, die beiden Colin und sofern sie sich über die neueste Zeit verbreiten, ex Seidl, Vogl, Zedlitz, Schenk, Oskar von Redwitz, die Gräfin Hahn-Hahn, die Freiin von Droste-Hülshoff und natürlich auch Nikolaus Lenau und Anastasius Grün genannt würden, die er mit zwei Zeilen abfertigt, wo sie nicht in seinen Kram passen und die er gern ganz ignorirt hätte, wenn es nur menschenmöglich gewesen wäre. Wenn die Literaturgeschichten dagegen gar manche obscure katholische Dichter nicht nennen, so geschieht es nicht deshalb, weil sie katholisch sind, sondern weil ihre Erzeugnisse keinen Werth haben. Brühl schenkt ihnen dagegen keinen, der nur ein paar Verse gedudelt hat und besonders, wenn diese Verse recht litaneimäßig klingen.

Die Art und Weise, wie der Verfasser einen Nikolaus Lenau und Anastasius Grün abfertigt, beweist jedoch, daß er noch nicht auf der Höhe des Jesuitismus steht; wir wollen ihm an einem Beispiele zeigen, wie er eigentlich hätte verfahren sollen. Als Napoleon I. gestürzt war und die Bourbonen den Thron ihrer Ahnen wieder bestiegen hatten, da ließen die Jesuiten eine Geschichte drucken, in welcher zu lesen war, daß Ludwig XVIII. unter seinen Generalen den Marquis Bonaparte vorzüglich begünstigte, daß dieser auf Befehl Sr. allerchristlichsten Majestät die sämmtlichen Länder Europas dem Scepter des allergnädigsten Königs unterwarf, daß aber endlich aus verbrecherischem Ehrgeiz Rußland, der getreuen Verbündeten Sr. Majestät, gegen allerhöchstdero Willen angriff, aber zur wohlverdienten Strafe von den Russen besiegt wurde, daß sich auch die Preußen und Oesterreicher aus Auftrag Ludwig's XVIII. gegen den Verbrecher erhoben, der sogar nach der Krone strebte und daß er endlich von seinem König nach St.-Helena verbannt wurde. Hätte Brühl nicht ebenso gut Lessing und Herder, Goethe und Schiller zu Katholiken erklären können? Hat Lessing nicht gegen Götze, den Repräsentanten des Lutherthums gekämpft? Ist nicht schon mancher protestantische Geistliche katholisch geworden, ohne seine fette Pfründe aufzugeben? Hätte ein Protestant die schöne Scene im Dom beim „Faust" dichten können? Hat Schiller in der „Maria Stuart", im „Gang nach dem Eisenhammer" nicht deutlich genug seine Neigung für den Katholicismus beurkundet? Sind nicht sogar „Die Götter Griechenlands" der lebendigste überzeugendste Beweis, daß er die glühendste Sehnsucht hatte, in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren? Denn was hat er unter den Göttern Griechenlands anders verstanden, als die römisch-katholischen Heiligen? Nun durfte er seine Sehnsucht dieselben anzubeten im ketzerischen Thüringen nicht laut werden lassen, und daher hat er, weil er doch seinem innern Drang nicht widerstehen konnte, seine Sehnsucht nach der Andacht der Heiligen in allegorische Form gekleidet.

Wenn Brühl auch noch kein vollendeter Jesuit ist

hat er doch gute Anlagen dazu. Denn auch ihm ist s Papstthum die einzig wahre Form des Christen-ums; er ist nicht katholisch, sondern römisch. Daher den auch diejenigen Katholiken keine Gnade vor seinen gen, die des Glaubens sind, daß das Christenthum eine unendliche Tiefe, einen so mächtigen Umfang hat, daß sselbe nicht an eine Form gebunden sein kann, daß se vielmehr wechseln muß, sobald man sein Wesen fer ergründet. Daher wird namentlich dem ehrwürdigen essenberg, dessen Name allen echten Deutschen, zu elcher Confession sie sich auch bekennen, theuer ist, ahres Christenthum abgesprochen. Es wird ihm unter derm vorgeworfen, daß manche seiner Lieder „mit eicher Auferbauung von Juden und Heiden benutzt rden können". Also das ist eine unverzeihliche Sünde, ne solche Sprache zu reden, daß selbst Juden und eiden sich davon erbaut, zu Gott erhoben fühlen?

Haben wir den Geist bezeichnet, in welchem das vor-egende Buch geschrieben ist, so erscheint es beinahe unnöthig, ch die Ausführung zu beleuchten, denn es geht aus dem bigen deutlich genug hervor, wie das Einzelne beschaffen n mag. Doch wird es nicht überflüssig sein, auch fen Punkt durch einige Bemerkungen zu beleuchten. as Buch zerfällt in zwei Hauptheile: Dichtung und ssenschaftliche, zunächst geschichtliche Literatur. Der rfasser hat nämlich die Absicht, das ganze Gebiet der eratur auf die nämliche Weise zu bearbeiten, und so rfen wir der angenehmen Hoffnung leben, daß uns nftige Bände eine Geschichte der katholischen Philosophie, katholischen Naturwissenschaften, der katholischen Ma-matik, der katholischen Kriegskunst u. s. w. bringen rden. Im vorliegenden Band beschränkt er sich auf geschichtliche Literatur, die er in zwei Abschnitten, Welt- und Culturgeschichte im Allgemeinen und Be-dern" und „Literatur- und Kunstgeschichte" behan-t. Wir lernen da auch gar manche bedeutende Histo-r kennen, einen J. Sporschil, Krebs, Scharold, einen astiaux, Scherer u. s. w., suchen unter den Literatur-lorikern aber vergeblich nach den Namen Gervinus d Schmeller.

Der wichtigste Theil ist aber derjenige, welcher die atholische Dichtung" behandelt; er beträgt fünf Sechs-des Ganzen. Und doch, wie hat sich der Verfasser chränkt! Statt mit den Anfängen der Literatur zu innen, mit jener herrlichen Zeit, wo alles katholisch r, fängt er erst mit dem 17. Jahrhundert an. Aber lich damals gab es auch gewaltige Ketzer; schon althet von der Vogelweide war ein geheimer An-ger Luther's, denn nur ein Lutheraner konnte solche ttes-, oder was das nämliche ist Papsteslästerungen stoßen wie folgende:

uchhei! Wie christlich mag der Papst nun lachen,
Wenn er seinen Welschen sagt: „Ei, seht, so kann ich's machen!"
Was er da sagt, er hätt' es besser nicht gedacht,
Er prahlt: „Ich hab' zwei Schwaben unter eine Kron' gebracht,
Damit das Reich sie stören und belasten,
Und mittlerweile füllen wir die Kasten;
Hab' sie zum Opferstock gedrängt, ihr Gut ist alles mein:
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein,
Und laßt die Deutschen — — — fasten!"

Mit den zwei Jahrhunderten unmittelbar vor der Reformation stand es noch schlimmer, da hätte Brühl keinen Schritt gehen können, ohne sich über die entsetzlichsten Ketzereien der katholischen Schriftsteller ärgern zu müssen; es war daher ganz klug von ihm, ihnen selbst aus dem Wege zu gehen, vorausgesetzt, daß er sie kennt, was wir billig bezweifeln möchten. Die Reformationszeit ist natürlich ganz untröstlich; denn welche Schriftsteller hätte man einem Luther, Zwingli, Matthesius, Hutten, Hans Sachs, Fischart, Waldis, Agricola, F. Arnd, Sebastian Frank entgegensetzen können? Etwa einen Eck, Johann Naß, G. Mötzel, Jakob Feuchth, Johann Wild u. s. w. Freilich wäre der große Aventinus zu nennen, aber man weiß, daß die bairische Geistlichkeit nicht eben gut auf ihn zu sprechen war, und so ist auch Tschudi nicht besonders zu rühmen, denn er war zwar katholisch, aber doch abscheulich tolerant, und das Wort Toleranz ist schon hinreichend, unsere heutigen Jesuitler mit Fieberschauer zu erfüllen.

Brühl beginnt, wie gesagt, mit dem 17. Jahrhundert, dieser herrlichen Zeit des Religions- und Bürgerkriegs, in welcher der Jesuitismus eine so großartige Rolle spielt und Deutschland nicht blos an den Rand des Verderbens brachte, sondern vollständig vernichtete. Aber es ist ihm auch da nicht ganz behaglich, denn außer dem Jesuiten Fr. von Spee, der so ganz aus der Art geschlagen war, daß er gegen die Hexenprocesse eiferte, Johann Scheffler, der doch gar zu pantheistisch ist, dem Jesuiten Balde, der zwar vortreffliche lateinische Gedichte schrieb, aber die erbärmlichsten deutschen Verse verfertigte, sodaß er in einer Geschichte der deutschen Literatur, und wäre sie noch so erzkatholisch, keinen Platz finden kann, weiß Brühl niemand zu nennen. Des Spaßmachers Abraham a Sancta Clara, der doch noch heutigen Tags weitverbreiteten Ruhms unter den Katholiken sich erfreut, und dessen Possen bald in Passau, bald in Regensburg immer wieder aufgelegt werden, scheint sich der Verfasser zu schämen, und doch war derselbe ein Katholik, wie man sie jetzt gern hat. Wahrscheinlich wußte Brühl nicht, daß der treffliche Samuel von Butschky aus Breslau zum Katholicismus übergetreten war, oder noch wahrscheinlicher ist es, daß er ihn gar nicht kannte, denn sonst würde er bei seiner großen Vorliebe für die Convertiten die Gelegenheit nicht haben vorübergehen lassen, einen so bedeutenden Mann zu nennen.

Auch das 18. Jahrhundert behagt dem Verfasser nicht. Von dieser herrlichsten Zeit in der deutschen Literatur waren ja nur Michael Denis und Mastalier und der sonst wol niemand bekannte Mönch J. Anton Sulzer als katholische Dichter zu nennen, und noch dazu waren die beiden ersten — Gott sei ihrer Seele gnädig! — Nach-

ahmer und, was noch schlimmer ist, Bewunderer des Erzprotestanten Klopstock; ja, sie haben es auf ihrem Gewissen, daß die lutherische Literatur und lutherisch-hochdeutsche Sprache nach Oesterreich und Baiern drang, wo man bis dahin echt katholisch-abrahamisch sprach und schrieb. Der Jesuit Blumauer, der sich in seiner „Travestirten Aeneis" in so abscheulicher Weise über das Papstthum lustig gemacht hat, wird natürlich ignorirt. Armer Blumauer! Oder sollten wir nicht lieber sagen glücklicher Blumauer! Das rechte Feuer beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert, mit dem Aufflackern des Romantismus. Leopold von Stolberg wird natürlich in das 19. Jahrhundert versetzt, weil er im 18. ja noch ein Ketzer war und arge Ketzereien schrieb und erst mit dem Jahre 1800 in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrte. Jetzt geht die rechte Freude für Brühl an, die Zeit der Heiligen ist angebrochen. Zwar war Zacharias Werner ein arger Wüstling, aber er wurde katholisch; zwar hat Friedrich Schlegel eine „Lucinde" geschrieben, aber er wurde katholisch: Grund genug, beide unter die Heiligen zu zählen; hat ja doch selbst der Heilige Vater Pius II. einen „Euriolus und Lucretia" geschrieben. Doch wir wollen uns nicht weiter in das papistische Labyrinth verlieren, das Brühl vor unsern Augen eröffnet; es genügt zu sagen, daß das Buch sich durch breite Geschwätzigkeit auszeichnet, die es schon an sich ungenießbar machen würde, wenn es nicht schon durch den Inhalt widerlich wäre, und daß er in allen seinen Urtheilen kein anderes Maß anlegt als das beschränkt römisch-katholische. Um die historische Wahrheit bekümmert sich der Verfasser begreiflicherweise wenig, und so ist auch sein Buch durch mancherlei Irrthümer verunstaltet. Wir bemerken nur als Probe des Leichtsinns, mit dem Brühl verfährt, daß er auf S. 187 erzählt, daß Fr. Schlegel 1803 zur katholischen Kirche übergetreten sei, und zwei Seiten weiter von ihm Folgendes sagt: „Das Wesen des Protestantismus hatte er schon früher umzeichnet. Im Jahre 1804, noch selbst dieser Confession zugethan, schreibt er" u. s. w.*)

*) Moritz Brühl, gegenwärtig Redacteur des „Westfälischen Mercur", hat sich infolge unserer Notiz „Schiller's Jungfrau von Orleans vom Standpunkt katholischer Auffassung" in Nr. 45 d. Bl. f. 1857 veranlaßt gesehen, an uns ein Schreiben zu richten, aus dem wir folgende Stelle entnehmen: „Wenn es aus der Fassung der betreffenden Stelle den Anschein gewinnt, als faßten sie dieses Buch («Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands») als eine vom katholischen Standpunkt aus geschriebene Literaturgeschichte auf, so ist dies ein Mißverständniß. Ich verfaßte eine Monographie, worin in einer gewissen systematischen Verbindung die literarischen Leistungen deutscher Katholiken charakterisirt werden sollen. Es werden hier nur Katholiken besprochen und das Buch ist keine allgemeine Geschichte der Literatur, folglich paßt auch jene Auffassung nicht entfernt. Mein schwacher Versuch — den ich übrigens demnächst in einem zweiten Band für Philosophie und Geschichte fortzusetzen gedenke — wäre lediglich als Supplement, vielleicht auch als Vervollständigung der vorhandenen allgemeinen Darstellungen der deutschen Literatur zu betrachten. Das ergibt übrigens schon der Titel, sowie ich auch in der Vorrede erklärt, daß ich mit diesem Buche nur literargeschichtlichen, nicht religiösen Zwecken zu dienen vermeine. Die letztern wären allerdings in der Literaturgeschichte wie in jeder Wissenschaft nur insofern zu toleriren, als überall

6. Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhu... bis auf unsere Zeit. Von F. A. Cunz. Zwei Th... Leipzig, Löschke. 1855. Br. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs geht von d... Satze aus, daß das Kirchenlied anfänglich ein Volk... im eigentlichsten Sinne des Wortes, daß es das Eigen... des Volkes war, daß es aufgehört hat, ein solches ... sein, und daß es die Aufgabe der neuern Zeit ist, ... doch sein sollte, es wieder zu seinem ursprüngli... Charakter zurückzuführen. Wir theilen diese A... ebenfalls, aber wir gestehen, daß es uns kaum m... scheint, diesen schönen Zweck, wir wollen nicht s... in der nächsten Zeit, sondern in einem halben Jahr... dert zu erreichen. Jedenfalls muß erst die zersetz... und auflösende Bewegung wieder verschwinden, die ... der protestantischen Kirche bemächtigt hat, es müss... herrschsüchtigen Absichten, die sich hier und da kund... ben, zurückgedrängt, es müssen die katholisirenden ... andern krampfhaften Richtungen, die immer grell ... treten, vollkommen besiegt werden, damit statt der pie... Schwärmerei und ähnlicher Auswüchse wieder ... christliches Bewußtsein das Volk durchdringe. Und ... immer an der Zeit, diesem schönen Zwecke entg... wenn es auch erst nach langen Jahren erreicht w... sollte, und dies kann allerdings zunächst dadurch ge... hen, daß das Volk mit der geschichtlichen Entwick... des Kirchenliedes bekannt gemacht werde. Dies ist ... die Absicht des vorliegenden Werks; sie ist vollkom... berechtigt und gut; aber wir zweifeln, daß es dem V... fasser gelingen wird, seinem Buche Eingang bei ... größern Publikum zu verschaffen. Es ist dazu nic... viel mit Einzelheiten überladen, die wol für den ... scher, für den Theologen von Interesse und mann... faltigem Nutzen sein mögen, dagegen aber für ... größere Publikum ohne allen Werth sind und ihm ... Buch verleiden müssen. Auch hat das Buch eine ... zu stark ausgesprochene polemische Richtung gegen ... Rationalismus. Wir stimmen zwar mit dem V... vollständig darin überein, daß die alten herrlichen K... lieder, die im vorigen und diesem Jahrhundert ... Gesangbüchern oft bis zur Unkenntlichkeit verä... worden sind, wieder auf ihre alte, naive und gl... tiefe Gestalt zurückgeführt werden müssen: insofern ... nämlich möglich ist; denn es ist bei manchen nicht ... ohne sich der Gefahr auszusetzen, die Andacht ... genden Gemeinde zu stören, weil die darin gebr... Ausdrücke nicht blos veraltet sind, sondern auch ... ganz andere, oft entgegengesetzte Bedeutung angen... haben u. dgl.; aber wenn wir hierin auch ... Verfassers Ansicht theilen, so glauben wir, daß ... hinlänglich ist, sie einmal zu begründen und ... allen möglichen Beweismitteln zu unterstützen, daß

irreligiöse Tendenzen entschieden bekämpft und zurückgewiesen ... sollen." Wir müssen dem Urtheil oder Instinct unserer Le... lassen zu entscheiden, ob durch diese Erklärung irgendwie ... vorstehenden Urtheil unsers Berichterstatters alterirt werde.

D. Red.

er zuletzt ermüdet, sie bei jedem einzelnen Dichter, bei
em einzelnen Liede wieder vorbringen zu sehen.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser fleißig,
wissenhaft und auch glücklich geforscht hat, und so
thält das Buch manche literarisch oder historisch wich-
ge Thatsache; allein er führt viele an, die wir, warum
llen wir es nicht offen aussprechen, gern vermissen
ürden. Es ist nämlich gewiß schön und gut, daß auch,
o es möglich ist, die Geschichte der Entstehung eines
edes, ja selbst Sagen mitgetheilt werden, die sich an
e Entstehung geknüpft haben; es sind diese ein Zeichen,
aß das Lied mit dem Volke verwachsen, ihm sozusa-
n zur Persönlichkeit geworden ist. Allein der Verfasser
immt keinen Anstand, Erzählungen wie folgende in sein
uch aufzunehmen. Es handelt sich um Paul Flem-
ing's berühmtes Reiselied „In allen meinen Thaten".

Eine arme Witwe zu Schmalkalden, die keinen Groschen
ehr hatte, war einem Kaufmann 32 Thaler schuldig. Eben
atte sie ihren Mann begraben, als der Gläubiger unter An-
rohung harter Strafe zu der Bezahlung sie aufforderte. Dar-
ber gerieth sie in große Angst und Bangigkeit. Sie ging
it ihren Kindern zu Bette, nachdem sie mit ihnen andächtig
ebet hatte. Nach langem Sorgen, Grämen, Bekümmern,
oher sie Geld nähme in der Wüste, war sie endlich einge-
lummert. Da war es ihr, als ob ein Jüngling im weißen
änzenden Kleide vor ihrem Bette stünde. Mit lieblicher
timme sang er die letzte Strophe des Liedes „In allen
einen Thaten":

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich erschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Weiß allen Sachen Rath.

Früh des Morgens, als sie kaum noch den wunderbaren
raum ihren Kindern erzählt hatte, klopfte Jemand an die
tubenthür. Ein Bote brachte ihr die Nachricht, daß ihr
chuldherr diese Nacht gestorben sei. Vor seinem Ende habe
ihr noch die ganze Schuldsumme erlassen. Darüber fing sie
r Freuden zu weinen an und sang mit den Kindern den
chlußvers: „So sei nun, Seele, deine" u. s. w.

Nun fragen wir, was soll diese Anekdote in einer
eschichte des Kirchenliedes? In welchem Bezug steht
: zu dem Liede, um das es sich handelt? Die Ge-
ichte kann wahr sein, dergleichen Träume sind eben
ine Seltenheit; aber wenn sie auch wahr ist, so gehört
in eine Anekdotensammlung, aber in kein historisches
erk. Es ist uns aber vorzüglich daran anstößig, daß
rch solche Erzählungen eine protestantische Legenden-
mmlung angebahnt wird, die mit der Zeit höchst ver-
blich wirken könnte. Uebrigens ist Cunz nicht der
te, der solche Legenden sammelt, auch hat er in der
ittheilung einige Mäßigung bewahrt, während andere
schichtschreiber des Kirchenliedes, z. B. Koch, ihre
cher vorzüglich mit solchen Geschichtchen anfüllen, von
nen die allerwenigsten historischen, moralischen oder auch
etischen Werth haben. Uns scheint solches Treiben ge-
e nicht sehr christlich und dem Wesen des Protestan-
mus widerstrebend, da solche Anekdoten doch keinen
dern Zweck haben können, als den Dichtern oder so-
gar den Liedern einen Heiligenschein zu geben. Wenn
die Kapuziner kleine Gebetlein drucken lassen und dabei
die Versicherung geben, daß, wer sie betet, Ablaß er-
halte, treiben sie in der That keinen ärgern Götzendienst,
als die protestantischen Erzähler solcher Geschichten.

Heinrich Kurz.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Stimmen aus dem Judenthum.

1. Die Geheimnisse der Juden von Herrmann Reckendorf. Fünf Theile. Leipzig, Gerhard. 1856—57. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart, nebst einer einleitenden Ueberschau der ältern Religions- und Culturgeschichte von S. Stern. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
3. Jüdische Literaturbriefe von B. Beer. Leipzig, Hunger. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie man auch das Judenthum auffassen mag, ob mit Lessing als die Religion der Kindheit des Menschengeschlechts und somit als Vorbereitungsstufe zum Christenthum, ob mit Hegel als Religion der Erhabenheit, ob mit Formstecher als die Religion des Geistes, oder mit Hirsch, dem Hegelianer, als die Religion der Freiheit, gleichviel, es bleibt eine der bedeutendsten Erscheinungen für die gesammte Menschheit. Ins höchste Alterthum hinaufragend hat es im Laufe der Jahrhunderte zwar verschiedene Phasen angenommen, dennoch aber bis auf den heutigen Tag in seiner ganzen Lebensfülle und Frische sich erhalten, und mit Recht darf man von ihm sagen, es habe nichts vom Alter als dessen Würde. Bei seinem Entstehen auf einen sehr begrenzten Raum beschränkt, hat es über alle vier Enden der Erde sich verbreitet, war Zeuge aller aufeinander folgenden Epochen der Geschichte, hat Nationen und Reiche entstehen und untergehen sehen, hat allerlei Umwälzungen in den Staaten und Kirchen erlebt, hat die heftigsten Stürme und Ungewitter über sich ergehen sehen, nichts aber vermochte seinen Lebenskeim zu zerstören, keiner Macht gelang es, es völlig zu unterdrücken oder gar zu vertilgen. Je gewaltiger die Stürme, desto fester schlossen sich seine Bekenner ihm an, desto höher stieg der Glaubensmuth und die Opferbereitwilligkeit, mit der sie sich um das gemeinsame Panier scharten; doch selbst in günstigern Momenten, wenn die Sonne der Humanität sie erwärmte und die Fackel der Civilisation ihre leuchtenden Strahlen auf sie fallen ließ, erkalteten sie nur selten in ihrer Anhänglichkeit an den angestammten Glauben, an das überkommene Erbtheil, die Lehre Moses', und war der Abfall immer nur vereinzelt. Wohl durfte daher der geistreiche Salvador diesen Moses sagen lassen: „Je veux former un peuple durable qui, loin d'être anéanti par les nations, agisse puissamment sur leur propre existence. De même que je construis au milieu de ce peuple une arche précieuse où je dépose mes principes sacrés, je les constituerai comme un vaisseau jeté au milieu des peuples; je me servirai du bois le plus dur, j'en resserrerai avec force tous les points, les vents et les tempêtes pourront l'agiter, le réduire à l'état le plus misérable, mais ils ne l'engloutiront jamais, et il survivra pour porter à leur destination les richesses que j'aurai confiées à ses flancs." Mag Moses, wie Schiller es will, diesen Reichthum — die Lehre von einem Gotte — den Aegyptern entlehnt haben, oder mag sie ihm im Dornbusch geoffenbart werden sein, auf welchen von beiden Standpunkten man auch sich stelle, man wird nicht umhin können, die kühne That, einem Sklavenvolke mitten unter ihren Bedrückern und unter den Augen ihrer

Zuchtmeister jene Lehre zu verkünden, zu bewundern; man wird ihm die höchste Anerkennung dafür nicht versagen können, daß er es gewagt, jenem verschleierten Bilde zu Sais sein Geheimniß zu entreißen und es seinen im Joche schwer seufzenden Brüdern zu ihrem Trost und Heile mitzutheilen. Kommt auch nach Jahrtausenden ein deutscher Philosoph und versucht es, um seine Hypothese zu stützen und ein System zu erbauen, uns vorzudemonstriren, daß der mosaische Menotheismus nur ein relativer war, so lassen wir uns dadurch nicht beirren; wir betrachten vielmehr einen solchen Versuch als bloße Spielerei, als müßiges Hirngespinst und gehen lächelnd darüber hinweg. Es ist übrigens zu bedauern, daß Schelling — denn von ihm reden wir — in seinen jedenfalls sehr anregenden Untersuchungen über die Mythologie, da, wo er von der Sprachverwirrung handelt, nicht tiefer in die Sache eingegangen ist und, von der neuern Sprachwissenschaft geleitet, seine Forschungen nicht nach dieser Richtung hin angestellt hat. Es liegt nicht in meiner Absicht, hier die Frage näher erörtern oder auch nur ihre Erledigung anbahnen zu wollen. Ein bloßer Fingerzeig möge genügen, dem Leser anzudeuten, was ich eigentlich sagen will. Es ist allbekannt, daß die civilisirten Sprachen Europas und Asiens in die zwei großen Hauptfamilien, die indoteutonische und semitische, zerfallen. Ich könnte darauf hinweisen, wie die Wurzeln jener mehrsilbig, dieser hingegen (wenigstens nach der Ansicht einiger Philologen) einsilbig sind und diesen Unterschied zu Gunsten meiner Hypothese geltend machen. Dies dürfte jedoch, wie aus dem eben Gesagten erhellt, ein streitiger Punkt sein. Mit mehr Sicherheit aber läßt sich die Behauptung aufstellen, daß jene Eintheilung auch auf das Gebiet der Religionsgeschichte anzuwenden sei und die Verschiedenheit auch hier scharf hervortritt. Bei den indischen Völkerschaften nämlich, und ich zähle zu diesen die europäischen, welche sprachverwandt mit ihnen sind, sehen wir den Polytheismus, bei den semitischen hingegen den Monotheismus vorwalten. Ich glaube, eine Berücksichtigung dieses auch dem oberflächlichsten Blicke sich darbietenden und nicht wegzuleugnenden Phänomens müßte hinreichen, die Ansicht einer gewissen Schule, welche das Judenthum als der Zendreligion entsprungen erklärt, siegreich zu widerlegen.

Es leuchtet zugleich ein, wie viel näher die Beziehung zu Aegypten liegt, freilich nur zur dortigen esoterischen Lehre. Unmittelbar von ihr herstammend oder doch verwandt mit dieser, denn man hat in neuerer Zeit viel über diesen Punkt gestritten, sind auch die griechischen Mysterien, und so sehen wir in Plato, der in dieselbe Schule gegangen wie Moses, griechische und orientalische Anschauung verbunden, so nämlich, daß beide, der Pantheismus (im Volksglauben Polytheismus) und der Monotheismus zu gleicher Zeit in seinen Schriften vertreten sind. Bekanntlich will das Christenthum schon in ihm einen Anhaltepunkt für die Trinitätslehre finden; wir wollen auch auf diese Frage hier nicht näher eingehen, so viel aber steht fest, daß die Lehre von *einem* Gotte bei keinem Philosophen deutlicher hervortritt und schärfer ausgeprägt ist als gerade bei Plato. Um jedoch auf das Judenthum zurückzukommen; welches auch sein Ursprung, seine hohe Bedeutung für die gesammte Menschheit muß stets anerkannt werden. Hat auch das Christenthum die große Aufgabe übernommen, das Licht, welches vom Sinai ausging, über die Welt zu verbreiten, so hat es doch die Fackel der Aufklärung, die es in die fernen Regionen trägt, um sie zu erleuchten, an jener „Lampe" angezündet, welche beständig im Tempel Israels erhalten und von „lauterm, ausgepreßten Olivenöl" genährt wird. Das Licht, welches von dieser Lampe strahlt, mag, der hellern Flamme gegenüber, mit welcher die Fackel lodert, unscheinbar geworden sein; sie mag jetzt nur düster brennen, wie sie zu Zeiten schwer umwölkt war, doch erlöschen konnte sie nicht und wird sie nicht, denn seitdem der Tempel in Asche daniederliegt, strömt ihr stets neue Nahrung aus den Herzen der Bekenner zu; ihnen hat sie auch in den dunkelsten Zeiten zur Erleuchtung und Erwärmung gedient. Und so sehen wir das uralte Judenthum, einer kräftigen lebensvollen Eiche gleich, in immer wiederkehrender Jugend sich erneuen und frische Lebenszeichen von sich geben. Die Stürme, welche über ihr Haupt gezogen, haben nicht vermocht, sie zu entwurzeln; der Stamm ist, wenn auch äußerlich entstellt und vielfache Spuren des Alters an sich tragend, im Innern kernhaft und gesund, und selbst die Zweige strotzen von Leben.

Zu diesen Betrachtungen bin ich durch vorliegende Bücher veranlaßt worden, die nun einzeln etwas näher zu besprechen sind. Ich fange mit den „Geheimnissen" von Hermann Reckendorf an. „Geheimnisse der Juden", welcher verlockende Titel! Haben wir hier ein „aufgedecktes Judenthum" von einem Juden? Werden wir hier in die geheimen Verbindungen eingeweiht, welche, nach einer volksthümlichen Sage, die über den ganzen Erdball zerstreuten Juden miteinander unterhalten sollen? Erfahren wir endlich, was sie für Plane gegen Staat und Kirche schmieden? Belehrt uns der Verfasser endlich doch darüber, wie sie zu Ostern Christenkinder schlachten, um deren Blut als Sühnopfer zu verspritzen? Wie sie die Christen verwünschen und ihren Heiland lästern? Nichts von alledem, und kaufst du, Leser, das Werk in dieser Hoffnung, so würdest du arg enttäuscht werden; denn du wirst weiter nichts finden als die Geschichte der Juden von der babylonischen Gefangenschaft bis auf das Zeitalter Mendelssohn's, wie solche ausführlicher in größern Geschichtswerken von Christen und Juden zu finden, nur daß die Darstellung bei Reckendorf in novellistischer Form gehalten ist. Er erzählt uns am Schlusse, daß er durch die Lectüre der „Mystère du peuple" von Eugène Sue zu einer ähnlichen Bearbeitung der Geschichte seines Volks angeregt worden, und versucht es, den Titel „Geheimnisse" dadurch zu rechtfertigen, daß er „das innere und religiöse Leben seiner Nation, deren Licht- und Schattenseiten, ihre Kämpfe und Verirrungen" dem Auge des andersgläubigen Publikums vorgeführt habe. Ich kann diese Entschuldigung, selbst nach der hinzugefügten Erklärung, daß der Inhalt des Werks „theils historisch, theils romantisch" ist, nicht gelten lassen, und muß dem Autor vielmehr sagen, qui s'excuse, s'accuse. Hätte er übrigens das Urtheil gekannt, welches ein neuer deutscher Kritiker über jenes von ihm bewunderte Werk gefällt hat, er würde wol Anstand genommen haben, seine Leistung beim Publikum unter einem solchen Aushängeschild einzuführen. Ob diese Art der Darstellung überhaupt eine berechtigte ist, will ich dahingestellt sein lassen, auch will ich dem Debutanten (denn das Werk ist wie er erklärt „die Erstlingsfrucht seiner belletristischen Thätigkeit") gern das Zugeständniß machen, daß er das Material im ganzen recht hübsch verarbeitet hat und ein ziemlich gutes Quellenstudium gemacht zu haben scheint. Allein abgesehen davon, daß z. B. fast der ganze dritte Theil von Dingen handelt, die nicht in die Geschichte der Juden gehören oder nur sehr entfernte Beziehungen zu ihr haben, möchte ich fragen, was für Leser der Autor eigentlich bei der Verfassung des Werks im Auge gehabt. Im „Schlußwort" beantwortet er zwar diese Frage selbst, indem er sich sowol ans jüdische als auch ans christliche Publikum wendet. „Hier hast du, lieber Jude und Glaubensgenosse", heißt es dort, „einen Auszug der Geschiche deiner Nation" und „Hier hast du, lieber Christ und Nebenmensch, die Geschichte eines Volks" u. s. w.; ich glaube jedoch, daß der Christ, der sich speciell über die Geschichte der Juden belehren will, sich kaum mit einer Bearbeitung derselben begnügen könne, wo er erst Dichtung von Wahrheit zu sichten hat, was trotz der durch Quellenangabe bezweckten letzterer hervorgehobenen Unterscheidung nicht immer deutlich ist; der Jude aber wird, nach meinem Dafürhalten, wenn er das Werk auch mehr zur Unterhaltung als Belehrung benutzt, mit den Ansichten des Verfassers nicht immer zufrieden sein können, ja oft von ihnen irre geleitet werden. Für das

bliche. Geschlecht und die Jugend dürfte eine novellistische
rstellung der Geschichte ihres Volkes, wenigstens um zu-
hst ein Interesse für dieselbe bei ihnen wach zu rufen, ganz
ignet sein; aber wie soll der Vater seinem Sohne ein Buch
die Hand geben, wo solche verwerfliche Grundsätze ausge-
ochen werden, wie die, welche der Verfasser am Ende des
en Theils in den Mund des Hohepriesters Kaiphas legt?
ar es nöthig, in einem Werke, wo dem Plane nach so vie-
nur oberflächlich berührt werden konnte und so vieles weg-
assen werden mußte, bei einem Heuchler und Betrüger gerade
lange zu verweilen und ihn gleichsam mit einem gewissen
ohlgefallen zu charakterisiren? Diese Mühe hätte der Ver-
fer sich ersparen können, und durchaus nicht zum Nachtheil
s Werks. Ebenso bedenklich, wenn auch von einem ganz
dern Gesichtspunkte aus, scheint mir die Fortsetzung des
fünften Sabbats" (denn so sind die verschiedenen Stücke
rschrieben) am Anfange des zweiten Theils, wo gleichsam
Gegensatz zum Kaiphas die Lebensgeschichte und Charakte-
rung des Stifters des Christenthums gegeben wird. Es
rden dabei viele Citate aus dem Neuen Testament ange-
acht, was leicht zur Vermuthung Anlaß gibt, daß der Ver-
fer damit nur seine Vertrautheit mit den Urkunden der
ristlichen Religionslehre documentiren wollte. Wenn ein
alvador ein „Leben Jesu Christi" schreibt, um vom jüdisch-
setzlichen Standpunkte aus dessen Verurtheilung in Schutz
nehmen, oder ein Jost in neuester Zeit demselben Gegen-
nde in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten"
hrere Kapitel widmet, um seinerseits das Synedrium von
er Schuld an der Kreuzigung freizusprechen, so finden wir
s ganz in der Ordnung und vollständig gerechtfertigt, wenn
ch die Auffassung Jost's von vielen Seiten gemißbilligt und
ne Darstellung der Thatsachen vor einer strengern Kritik
ht stichhaltig befunden werden dürfte. Wenn aber Recken-
rf in des letztern Fußtapfen tritt, und am Schlusse seines
richts den Erzähler Tobias (beiläufig ein ungeschickt gewählter
me) sagen läßt: „Dies war das Ende eines der edelsten und vor-
fflichsten Männer, die je auf dem Erdboden gewandelt haben.
kannte die Gebrechen seiner Nation und wollte ihnen abhelfen,
ne Zeitgenossen aber verstanden ihn nicht; die Nachwelt wird
zu würdigen wissen", so hat es den Anschein, als wollte
Verfasser mit dem Christenthum liebäugeln, und, wir
ssen es offen aussprechen, selbst auf die Gefahr hin der
gherzigkeit bezichtigt zu werden, hat er sich als Jude com-
mittirt. Denn, um consequent zu sein, hätte er die ganze
gende Geschichte der Juden, ihre unsaglichen Leiden, die
ern Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, als Folge
s hartnäckigen Unglaubens, und ihre Bemühungen, das
Erbtheil durch allerlei Umzäunungen aufrecht zu erhalten,
die Starrheit, mit welcher sie demselben zugethan blieben,
unglückselige Verirrung darstellen müssen. So sagt er ja
st (I, 110): „Die spätern Weisen aber kanonisirten diese
gäunung als göttliche Lehre, umgaben diese wieder mit
r Umzäunung, und so ging es fort. Ein altes Erdgeschoß
rreißen oder durch Aufführung neuer Stockwerke zum
rge bringen, läuft beinahe auf eins hinaus." Ist dem
r wirklich so? Wir werden später sehen, daß der conse-
ntere Stern die Sache ganz anders auffaßt.

Ebenso auffallend ist es, daß Reckendorf, der, nach andern
llen zu urtheilen, im Talmud kein Fremdling ist (II, 79),
mit einem Juden verheirathete Christin „das schöne,
dem Nazarener Jesus verfaßte Gebet" mit „Bekreuzung
Stirn und Brust" beten läßt, ohne auf dessen Quelle
zuweisen. War es ihm unbekannt, was der verdienst-
e B. Beer in seinem „Sendschreiben an Johannes Ronge"
Die freie christliche Kirche und das Judenthum", Leipzig
8) über das Vaterunser gesagt? Wußte er nicht, was
nachgewiesen wird, daß der Inhalt dieses Gebets sich
in ähnlichen, zum Theil gemüthvollern Ausdrücken
eits als Gebetsformel im Talmud Berachot (I, 6 fg.)
vorfindet? Der Verfasser geht aber noch weiter in seinen
Zugeständnissen. Er läßt aus dieser fingirten Mischehe Söhne
und Töchter hervorgehen, und als der Vater darüber befragt
worden, wie er es „mit der Erziehung seiner Kinder in Hin-
sicht des Glaubensbekenntnisses" gehalten, antwortet er: „Hierin
verfuhr ich auf folgende Art: ich brachte meinen Kindern bis
zu ihrem dreizehnten Jahre die Bücher des Alten und Neuen Bun-
des bei; nachdem sie dieses Alter überschritten hatten, sagte ich zu
ihnen: «Meine Lieben! Ihr habt nun schon den nöthigen
Verstand, das Gute zu wählen; hier habt ihr zwei gute, von
Gott geoffenbarte Religionen; wählt, welche euch beliebig ist!»
Die Söhne folgten mir nach; die Mädchen, welche von Natur
der Mutter mehr anhängen, zogen es vor, Nazarenerinnen zu
sein." Muß man nicht nach dieser Erzählung an dem Stand-
punkte des Verfassers selbst irre werden? Wohl wissen wir,
daß er als Berichterstatter der Vergangenheit nicht seine eigenen
Ansichten vorträgt, sondern vielmehr den Geist der verschiedenen
Zeitalter schildern will; allein bei dem didaktischen Gewande,
in welches er seine Erzählungen eingekleidet, hätten solche Klip-
pen vermieden und jede Zweideutigkeit fern gehalten werden
sollen. Oder könnte es Reckendorf selbst seinem jungen Glau-
bensgenossen verargen, wenn er bei jener Stelle über Jesus
stutzig würde und sich sagte: „Wahrlich, meine Vorfahren waren
mit Blindheit geschlagen, sie wußten nicht, was sie thaten. Ich
will es besser machen und weiser sein als sie, ich will der zwei-
ten Offenbarung Gehör schenken und zu dem Glauben der bei
weitem größern Zahl meiner Nebenmenschen übertreten. Der
Verkünder desselben ist von meinen Glaubensbrüdern nur zu
lange misachtet worden; sie fangen endlich an, seine hohe Be-
deutung zu erkennen; die Augen sind ihnen endlich geöffnet;
wohlan denn, so will ich der erste sein, diese Anerkennung in
die That zu übertragen und Christ werden. Es spricht ja
alles zu Gunsten eines solchen Entschlusses, auch meine zeitlichen
Interessen werden ja dadurch aufs beste gefördert, warum also
zögern?" Freilich käme dann die Frage, „aber welchem Zweig
des Christenthums soll ich mich anschließen"? Doch diese wäre
bald erledigt; der Fragende würde wahrscheinlich zu der zu-
fällig in seinem Vaterlande herrschenden Kirche übergehen. Daß
ich selbst keinen engherzigen Standpunkt einnehme, wird aus
den vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen deutlich ge-
nug hervorgegangen sein; und ich bin fern davon zu behaup-
ten, daß eine feste Ueberzeugung als Jude sich nicht mit An-
erkennung des Christenthums vertrage; bei einem Werke aber,
das zunächst an das Volk, namentlich an die Jugend gerichtet
ist, verlangt man strengere Grundsätze, wenigstens sollen die
Begriffe nicht verwirrt und durcheinander gewürfelt, sondern
ihnen eine bestimmte Richtung gegeben werden, ohne daß man
deshalb dem Geiste Vorurtheile einzuflößen braucht, oder ihn
mit Fanatismus erfülle. Gesinnungstüchtigkeit wird auch in
religiösen Dingen stets Achtung gebieten, während Halbheit
und Unentschiedenheit vom Gegentheil getroffen wird und nur
Unheil stiftet.

Sehr unklar ist übrigens des Verfassers Anschauung über
Religion im allgemeinen, wenn er (II, 82) Abner sagen läßt:
„Was ist euere Religion anders als die Art und Weise, wie
man dem allerhöchsten Wesen seine Liebe und Ehrfurcht be-
zeigt?" Ich meine vielmehr, es bestehe die Religion in die-
ser Liebe und Ehrfurcht selbst, nicht in der Art und Weise,
wie man sie bezeigt. Welche Misbräuche könnten sich sonst
mit dem Namen Religion verherrlichen; ja, welche Greuel hat
man nicht unter ihrer Aegide verübt und durch das bekannte
in majorem Dei gloriam bemäntelt? Gerade die Geschichte
der Juden, d. h. ihrer Leiden und Verfolgungen, bietet ja den
schlagendsten Beleg dafür, zu welchen Verirrungen eine solche
Auffassung zu führen vermag. Indessen wollen wir hier dem
Erguß unsers Unwillens Einhalt thun, denn die Vermuthung lieg
nahe, daß hier nicht sowol eine falsche Definition und Ansicht
als vielmehr ein stilistischer Fehler, eine unglückliche Ausdrucks-
weise und Wendung zu rügen ist. In dieser Beziehung läßt

das Werk überhaupt noch manches zu wünschen übrig, und möchte ich dem Verfasser rathen, bei einer etwaigen zweiten Auflage die Feile, bei seiner Prosa nicht minder als bei den metrischen Versuchen, mit denen das Werk reichlich ausgestattet ist und wovon, ich räume es gern ein, einige recht niedlich und nicht ohne Schwung sind, etwas häufiger anzulegen. Auch dürfte eine gleichmäßigere Raumvertheilung bei den verschiedenen Erzählungen zu beobachten sein, namentlich könnte das Extrane und mit der Geschichte der Juden nur im entferntern Zusammenhange Stehende, wie die Episode von der Zenobia im zweiten Theil und fast der ganze Inhalt des dritten Theils um ein Bedeutendes abgekürzt werden. Die nämliche Procedur wäre auch bei der sehr ausführlichen aber unerquicklichen Schilderung der Chassidim im fünften Theil — einer im ganzen sehr unbedeutenden, wenn auch ziemlich zahlreichen Sekte — nur vortheilhaft für die Abrundung des Werks. Schließlich kann ich die beiläufige Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wäre der Verfasser von einem richtigern Takte geleitet worden, er gewiß eingesehen hätte, wie anstößig es für seine jüdischen Leser sein muß und wie unpassend es ist, in einem solchen Buche, das noch obendrein nach Sabbaten eingetheilt ist, die verschiedenen Stücke mit den Worten „Im Jahre — nach Christus" überschrieben zu sehen. Mancher streng Orthodoxe könnte leicht einen verkappten Missionar in unserm Verfasser wittern; ich selbst bin weit davon entfernt, einer solchen Verdächtigung Raum zu geben, im Gegentheil glaube ich, daß ein edler Patriotismus ihn bei seiner Arbeit beseelt hat; um so mehr aber halte ich es für eine Pflicht, ihn auf die Gefahren, die ihn bedrohen, aufmerksam zu machen und ihn auf den rechten Weg zu leiten. Er verspricht eine Fortsetzung des Werks, um uns auch die Geschichte der Juden seit Mendelssohn's Tode vorzuführen.

In S. Stern, dem Verfasser der „Geschichte des Judenthums", tritt uns ein kampfgeübter Schriftsteller entgegen, der sich dem deutschen Publikum bereits durch andere historische und sprachwissenschaftliche Leistungen vortheilhaft bekannt gemacht hat, und welcher bei der Bewegung im Judenthum, die im vorliegenden Werke den Grundzug bildet und uns in größerer Ausführlichkeit vor Augen geführt wird, selbst eine bedeutende Rolle gespielt hat. Er war demnach zu der Aufgabe, die er sich gestellt, wenigstens nach dieser Richtung hin, ganz besonders befähigt; wie er sie gelöst, will ich jetzt näher prüfen. Vor allem muß ich die warme und schwungvolle Darstellung rühmen, welche diese Schrift auszeichnet, und die ihr gewiß ebenso viel Beifall von ihren Lesern erringen wird, wie die Vorlesungen, von denen sie ein Abdruck ist, ihn bei den Zuhörern (im Wintersemester 1856/57 in Frankfurt a. M.) sich erworben haben. Weit mehr Gewicht aber als auf die Darstellung lege ich auf die Gesinnungstüchtigkeit, die der Verfasser bekundet und die man, auch bei abweichender Meinung, wird anerkennen müssen. Er verhehlt nicht, daß er einen Parteistandpunkt einnimmt, doch wird mich das nicht abhalten, seine Schrift von allgemeinen Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Dazu berechtigt er die Kritiker selbst, wenn er am Schlusse sagt: „Wahrlich, ich bin mit diesen Vorlesungen nicht aufgetreten, um für meine Ueberzeugungen oder gar für meine Bestrebungen in weitern oder engern Kreisen Propaganda zu machen. Ich habe nicht die Absicht und nicht den Wunsch gehabt, mir in meinen Zuhörern oder Lesern Anhänger für meine Ansichten zu gewinnen. Ja, es würde mich schmerzen, wenn ich glauben müßte, daß sie diese meine Ansichten ohne weiteres zu den ihrigen machen." Er kann sich also nicht beklagen, daß ihm Unrecht geschehe, wenn der Beurtheiler seinen eigenen Maßstab anlegt und den Parteistandpunkt des Verfassers aus den Augen läßt. Daß dieser dem ganzen Buche eine entsprechende Färbung gibt und daß die in demselben ausgesprochenen Auffassungen eine einseitige Richtung annehmen mußten, sodaß es trotz des eben angeführten Protestes den Charakter eines Plaidoyer, einer oratio pro domo, an sich trägt, wird nicht befremden, aber gerade aus [illegible] Grunde erhebe ich mein Bedenken gegen den Titel: „[illegible] schichte des Judenthums" u. s. w., der jedenfalls eine [illegible] kung hätte erleiden müssen. Der Verfasser hat das selbst gefühlt, wenn er in der Vorrede sagt: „Ich nenne diese Vorlesungen «Geschichte des Judenthums», nicht als ob ich eine Geschichte der religiösen Entwickelung zu geben beabsichtigte, sondern weil ich glaube, daß der gerade in dieser Zeit [illegible] den Bekennern des Judenthums allgemein und allmählich [illegible] tretende Umschwung der gesammten Lebensgestaltung [illegible] sehr auf äußern Ursachen als auf einer innern Entwickelung [illegible] Judenthums selbst beruht" u. s. w.; allein damit hat er [illegible] das Rechte getroffen und kann ich diese Entschuldigung [illegible] gelten lassen. Es handelt sich gar nicht darum, daß [illegible] Worte „des Judenthums" statt „der Juden" gebraucht [illegible] das ändert an der Sache nichts, denn in beiden Fällen [illegible] den wir zu andern Erwartungen berechtigt. Das „Judenthum" erstreckt sich nämlich ebenso wie die „Juden" über alle [illegible] die Bewegung aber, von welcher uns hier berichtet wird, doch vorzugsweise und fast ausschließlich ihren Ausgang [illegible] in Deutschland gehabt, während die angrenzenden Länder [illegible] schwach davon berührt worden sind, entferntere gar nicht, [illegible] selbst im Vaterlande die eigentliche Reform, wie Stern [illegible] Gleichgesinnte sie angestrebt, nur in sporadischen Erscheinungen [illegible] zum Durchbruch gekommen und aufgetreten ist. Die Bewegung im Judenthum Frankreichs z. B. beruhte nach des Verfassers eigener Darstellung nicht auf innerer Entwickelung, [illegible] dern kam von außen; in England, wo das deutsche Element so stark vertreten ist, ging die segensreiche Wirkung Mendelssohn's und seiner Nachfolger spurlos vorüber, und den [illegible] Reform, der jedoch auch dort nur eine vereinzelte Gemeinde [illegible] ben rief, kam von ganz anderer Seite her. Ja, [illegible] Verfasser selbst (S. 298): „So hatte diese jüngste [illegible] Bewegung an dem Orte ihres Ursprungs ihre gemeinschaftliche Kraft (es ist dabei die zu Berlin von Stern 1845 gestiftete Genossenschaft für Reform im Judenthume, die seit 1847 [illegible] der geistlichen Leitung des Rabbiners Holdheim steht, gemeint) in vollem Maße bekundet. Aber ihre nach auf eine allgemeine Neugestaltung des Judenthums gerichteten Bestrebungen müssen als gescheitert angesehen werden. In Verbindung mit sogenannten auswärtigen Genossenschaften führte nur in Pesth zur Einführung des berliner Gottesdienstes, sonst aber nirgends zu ähnlichen Schöpfungen. Wäre es daher nicht viel angemessener gewesen, den Titel „Geschichte der Reformbestrebungen unter den Juden (statt Judenthum) Deutschlands" zu wählen? Es ist leicht möglich, daß es im Grunde nicht auf den Titel ankommt, das hieße um des Kaisers Bart streiten, sondern darauf, ob er dem Inhalte entspricht und umgekehrt. Da man nicht den Kopf geschüttelt, wenn z. B., um ein [illegible] Werk zu nennen, K. Schwarz seine verdientermaßen [illegible] Schrift „Zur Geschichte der neuesten Theologie" dem [illegible] als „Geschichte des Christenthums" geboten hätte? Das hat wohlweislich unterlassen, weil er wußte, daß ein solcher [illegible] ganz andern Erwartungen berechtigt, und daß man [illegible] eine unverantwortliche Anmaßung gehalten haben würde, Christenthum in so enge Grenzen zu fassen und [illegible] schichte auf die kirchlichen Bewegungen in Deutschland, [illegible] auf die reactionären oder liberalen Bestrebungen der [illegible] denen namhaft gemachten Theologen, zu beschränken. [illegible] hat, geflissentlich oder nicht, den umfassendern Titel für [illegible] Schrift vorgezogen; ich meinerseits lehne es jedoch ab, [illegible] als eine Geschichte des Judenthums gelten zu lassen. [illegible] harre der Fortsetzung des Jost'schen Werks als eines, [illegible] soweit es uns vorliegt und nach den frühern Leistungen des berühmten Historikers zu urtheilen, den Anforderungen die man an ein solches Unternehmen stellt, weit mehr zu genügen verspricht. Ist so die richtige Perspective für [illegible] Schrift gefunden, so kann ich ihm um so bereitwilliger

hiverdiente Lob zuerkennen, daß er die Thatsachen selbst
rheitsgetreu dargestellt und die verschiedenen hervorragen-
Männer, die nach- und nebeneinander den Schauplatz der
dlung betreten haben, als da sind: die Rabbiner Abraham
ger, Samson Hirsch, L. Philippsohn, J. Frankel, Holdheim,
chs u. a., mit Scharfblick und Gewandtheit charakterisirt
. Daß die Darstellung immer eine mehr oder minder starke
rteifärbung hat, ist bereits erwähnt worden, dennoch wird
n ihn nicht beschuldigen können, die segensreiche Thätigkeit
es Mendelssohn, Wessely, Israel Jacobsohn und Gabriel
ßer, sei es als Reformatoren des Cultus oder als Vor-
pfer für die politische Gleichstellung der Juden — in wel-
r letztern Sphäre besonders Rießer als helleuchtender Stern
ngt und vom Verfasser mit hingebender Wärme und Bewun-
ung geschildert ist —, nicht nach Verdienst gewürdigt zu haben.
e schwächste und mangelhafteste Partie des Buchs ist wol
, wo er die Wissenschaft des Judenthums, als deren
uptvertreter Rapoport, Zunz (diese beiden sind mit Recht
die Begründer der neuern wissenschaftlichen Schule bezeich-
), Jost, Reggio, Luzzato, Salvador, Steinheim, Frankel,
kes, Sachs, Fürst, Lebrecht u. a. genannt werden, behandelt.
dessen hat er hier jedem Tadel durch die liebenswürdige Be-
idenheit, mit der er in der Vorrede sagt: „Wer mir Gelehr-
nkeit abspricht, mag meiner Zustimmung im voraus gewiß
a", vorgebeugt. Freilich, erwägt man, daß gerade diese
este wissenschaftliche Regsamkeit im Judenthum eins der
htigsten Momente in dessen jüngster Geschichte bildet, so
fte gerade dieses offene Geständniß seine Befähigung
der Aufgabe, die er sich gestellt, fraglich erscheinen und Zwei-
auftauchen lassen. Allein, ich will ebenso offen gestehen,
dem weitverbreiteten Indifferentismus gegenüber ein
nn, der seine „Liebe und Treue zum Judenthum" durch
rt und Schrift und That zu erkennen gegeben hat, immer-
zu einer Stimme berechtigt ist und daß ich für meinen
eil ihm gern ein aufmerksames Ohr leihe. Nun wird er
aber auch erlauben, meine Einwendungen vorzubringen.
Zuvörderst denn muß ich bemerken, daß seine Auffassung
Judenthums als „eine geschichtliche Erscheinung" eine zwar
gäng und gebe, der Ausdruck selbst aber ein sehr vager
Ich vermisse bei einem Werke, dessen Autor solche we-
liche Eingriffe ins Judenthum gewagt — denn die Ge-
nde, die vorzugsweise seine Schöpfung ist, hat die Grenzen
r bloßen Reform des Gottesdienstes weit überschritten und
erlaubt, selbst den Sabbat und die Beschneidung bei-
zu setzen —, die Darlegung des eigentlichen religiösen
ndpunktes des Verfassers. Mit einem Worte, es liegt hier
petitio principii vor. Dieses Gebrechen kann allerdings
t befremden, wenn man folgende Stelle liest (S. 291): „Am
Februar 1845 waren die (von Stern gehaltenen) Vor-
ngen über «Die Aufgabe des Judenthums und des Juden
der Gegenwart» geschlossen worden, und in den ersten Ta-
des März begannen bereits in engerm Kreise die Bera-
gen über die Mittel und Wege, die zu einer Vereinigung
em Sinne derselben führen könnten. Man gelangte schon
iesem engern Kreise zu der Ueberzeugung, daß die Vereini-
g Gleichgesinnter nicht zu einem gemeinsamen Bekenntniß,
ern zu einem gemeinsamen Thun führen solle, und daß
daher nicht mit der Kundgebung von Ansichten über
- und Glaubenssätze im Judenthum, sondern mit der Dar-
ng des religiösen Bedürfnisses hervortreten müsse, deren
fedigung man im Judenthum suche und vom Judenthum
ere." Gleichwol heißt es in dem darauffolgenden Auszug
dem von Rebenstein verfaßten „Aufruf an unsere deut-
Glaubensbrüder", welches in der Anmerkung ein „be-
ungsvolles Actenstück" genannt wird: „Wir wollen Glau-
wir wollen positive Religion, wir wollen Judenthum.
halten fest an dem Geiste der Heiligen Schrift, die wir
ein Zeugniß der göttlichen Offenbarung anerkennen, von
her der Geist unserer Väter erleuchtet wurde." Den Com-
mentar hierzu muß man in der Vorrede zum Gebetbuche der Genossenschaft für Reform suchen, wo es heißt: „Sie (die Offenbarung) wird als der lebendige Ausdruck eines subjectiven Glaubensgefühls, welches unsere Väter mit der vollen Kraft der Ueberzeugung beseelte, betrachtet (ich citire nach einer englischen Uebersetzung); ihr Dasein jedoch als eine objective Thatsache müssen wir leugnen." Man sieht deutlich, daß diese widerspruchsvollen Glaubensbekenntnisse zu dem, was wir Stern haben eben aussprechen hören, nicht stimmen. Der Hegelianismus, der sich augenscheinlich in die Vorstellungen der Verfasser jener Stücke eingeschlichen, hat eine arge Begriffsverwirrung erzeugt. Oder wie soll man sich eine positive Religion erklären, die auf bloßer Subjectivität, und noch dazu nicht der eigenen, sondern der längst verblichener Vorahnen, beruht? Das heißt den Worten einen beliebigen Sinn unterschieben, ein Verfahren, das zu allerlei Willkür führen muß und dieser Thür und Thor öffnet. Doch ich habe es mit Stern allein zu thun, und, ich sage es ohne irgendwelche böse Absicht, er hat sich, in der vorliegenden Schrift wenigstens, weislich aus der Schlinge gezogen und ist der Klippe geschickt ausgewichen. Wo aber die feste Basis fehlt, da droht der Umsturz, und wo von unrichtigen Prämissen ausgegangen wird, da kann auch in den Consequenzen nur Verwirrung sein. Das Fehlerhafte, das im Princip liegt, hat sich daran erwiesen, daß es unfruchtbar geblieben und keinen neuen Sprößling zu Tage gefördert hat. Auch die Logik hat ihre Nemesis, die nicht dulden will, daß man ihrem Schützling eine Ohrfeige gibt. Und nun einige Einzelheiten.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Pharisäismus bei Stern besser wegkommt als bei Reckendorf. „Die Pharisäer aber", sagt er (S. 28), „haben offenbar als ein zweites, ebenfalls nicht zurückzuweisendes Princip den jedesmaligen Geist und das jedesmalige Bedürfniß der Zeit erkannt, und waren darauf bedacht, auch diesem Geltung zu verschaffen, ohne darum jenes (das Princip der Unwandelbarkeit und Unumstößlichkeit der göttlichen Lehre) umzustoßen." Köstliche Sophistik! Arme Rabbiner! Werdet ihr euch nicht in euern Gräbern umwälzen ob solcher Misdeutung? Doch der Teufel, sagt man, kann die Heilige Schrift citiren, und — verzeihen Sie, Herr Stern daß ich Sie in so schlechte Gesellschaft bringe — unser Verfasser brauchte ein Argument zur Stütze seiner Theorie, und so mußten die Rabbiner herhalten. Wenn er ferner (S. 169) von „einer freien Vereinigung von Gleichgesinnten" redet, die der „Gesammtheit ein neues Gesetz vorzuschreiben weder das Recht noch den Willen hatten", so muß ich ihn fragen, wie er es denn mit der heranwachsenden Generation halte, die bei dieser freien Vereinigung nicht betheiligt war? Wenn die „Genossenschaft für Reform" der Jugend ihre religiösen Grundsätze beibringt, erhebt sie sich da nicht wieder ihrerseits zur Autorität und maßt sich an Norm zu sein? Und bei dieser Gelegenheit will ich eine spätere Stelle anführen, um, wie mir scheint, eine sehr wichtige Bemerkung daran zu knüpfen. Nachdem der Verfasser das Wirken Abraham Geiger's, als Repräsentanten des „reformatorischen", und Samson Hirsch's, als des Hauptvertreters des „orthodoxen Neurabbinenthums", specieller gewürdigt, wobei er nicht unterläßt, uns darauf aufmerksam zu machen, wie selbst dieser „entschiedenste Gegner der Reform ausdrücklich die Thatsache anerkennt, daß das Judenthum eine geschichtliche Erscheinung ist (S. 244) und als solche erkannt und begriffen werden muß" (haben wir hier nicht, was man in der Logik als eine ignoratio elenchii zu bezeichnen pflegt?), schließt er in folgenden Worten: „Ihre (der jungorthodoxen Partei, an deren Spitze eben ihr Gründer Samson Hirsch, Rabbiner zu Frankfurt a. M., steht) Anhänger und Vertreter sind zum Theil geistvolle und gewiß an sich selbst ehrliche Männer, die mit Begeisterung und Hingebung für ihre Ansicht zu wirken bemüht sind." (Durch diese Anerkennung hat sich Stern selbst geehrt, und ohne Bedenken kann man dieselben Worte auf ihn anwenden.) „Aber

eben diese", fährt er fort, „können wir meist auf den ersten Blick als schwärmerische Romantiker erkennen, die es für löblich und für möglich halten, das Wesen oder doch die Form einer in der Erinnerung lieblichen Kindheit auch in der Wirklichkeit des selbstbewußten Mannesalters festzuhalten oder wiederherzustellen; denen nur das Außerordentliche Achtung, das Alterthümliche Ehrfurcht, die Selbstverleugnung Begeisterung einflößt, und die sich dagegen der faßbaren alltäglichen Wirklichkeit mit eigensinniger Beharrlichkeit verschließen." Wahrlich, ein schöneres und beneidenswertheres Denkmal hätte er diesen Männern nicht errichten können. Sie werden es ihm sicher Dank wissen und mit dem alten Dichter werden sie sich sagen:

— — — usque ego postera
Crescam laude recens; dum capitolium
Scandet cum tacita virgine pontifex!

Stern und seine Anhänger scheinen eben vergessen zu haben, um was es sich bei der Religion eigentlich handelt. Sie haben eben die Jugend aus den Augen gelassen; sie haben übersehen, daß neben dem reifen, selbstbewußten Manne die unreife glaubensbedürftige Kindheit einhergeht, der man etwas Festes und Positives bieten muß, wenn auch der denkende Mann sich seine eigenen Ansichten bildet und seine Religion sich gestaltet. Verbessert wie ihr wollt, es wird euch doch nicht gelingen, die verschiedenen Bildungsstufen der im reifen Alter Stehenden gleichmäßig zu befriedigen. Ist es schon schwierig, die vom Verfasser zugestandene Autonomie des Einzelnen mit der nothwendigen Autorität der Gemeinde, der er sich anschließt, in Einklang zu bringen, so wird das Problem, der Jugend gegenüber, noch schwerer zu lösen sein. Es ist überhaupt eine eigene Sache um diese reformatorischen Bestrebungen. Wer soll die Grenzlinie ziehen, wie weit sie sich erstrecken dürfen? Eine Religion, die sich der Zeit accomodiren soll, scheint mir ein sehr unhaltbares Ding. Ebenso wenig wie eine Musik der Zukunft, gibt es eine Religion der Zukunft. Es ist ganz richtig, wenn Madame Staël sagt: „Il y a dans l'esprit humain deux forces très distinctes, l'une inspire le besoin de croire, l'autre celui d'examiner. Le protestantisme et le catholicisme existent dans le coeur humain, ce sont des puissances morales qui se developpent dans les nations, parcequ'elles existent dans chaque homme." Ja wohl, jeder denkende Mensch hat seine Periode des Skepticismus; ist es ihm Ernst um die Wahrheit, so wird er auf dem einen oder dem andern Wege mit sich selbst ins Reine zu kommen suchen; aber während der gereifte Mann philosophirt und sich sein System zurecht legt, der Reformator sich bemüht, seine Religion zu läutern und ihre Formen umzugestalten, ja selbst während man den alten Gott vom Altar stürzt und „die neue Göttin Vernunft" an seine Stelle setzt — ein Verfahren, das auch außerhalb Frankreich Nachahmung gefunden hat —, wird die Mutter ihrem Kinde den Namen Gottes nennen, wird sie, auf den Himmel deutend, ihm dessen Wohnung zeigen, und zu ihm beten lehren, wird sie ihm das heilige Buch als die Offenbarung seines Willens darreichen, wird die echte Religion im Herzen der Kleinen ihren Thron errichten und befestigen. „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir den Sieg gegründet", ruft der Psalmist aus. Hier wird man das wahre und wärmste religiöse Bedürfniß finden. Wie aber bei so schwankenden Grundsätzen es befriedigen? Die echte Religion ist wie die echte Kunst, zu allen Zeiten eine und dieselbe; nebenbei aber gibt es ein religiöses Institut, einen Cultus. Sollte dieser, wie Stern verlangt, jederzeit dem Leben und seinen Forderungen angepaßt werden müssen, nun dann freilich würden alle Scheidewände fallen, dann hörte alle Religionsverschiedenheit auf, und würde eine in die andere verschwimmen, oder vielmehr die, deren Bekenner die geringere Zahl bildet, der herrschenden sich fügen und ihr unterliegen müssen. Eine „Genossenschaft für Reform im Judenthum" in der Türkei z. B. würde dann ihren Sabbat nicht Sonntag, wie in Berlin, sondern Freitag zu feiern haben; hingegen würde sie freilich sich bequemen müssen, die Beschneidung, die man dort abzuschaffen sich erlaubt, wieder aufzunehmen. Wahrlich, ein hübsches Dilemma! Freilich, könnte man es dahin bringen, daß es auf der ganzen Erde nur eine Religion, d. h. ein Cultus gäbe, es wäre „ein Ziel aufs innigste zu wünschen". Daß dies aber je zu erreichen, wird wol kein Vernünftiger erwarten. Einstweilen überlasse ich es dem Verfasser, sich aus dem Dilemma, in welches ich ihn versetzt, sich zu entwinden. Er kann es mit Muße versuchen.

Ich habe noch eine Unzahl von Stellen notirt, die Bemerkungen bei mir erregt, doch der Raum gestattet mir nicht, länger bei zu verweilen.

Den Verfasser der „Jüdischen Literaturbriefe", S. Kohn, haben wir bereits eben rühmend zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Dieses neueste Erzeugniß seiner Feder ist zwar von geringem Umfange (es ist ein Abdruck aus Frankel's Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums), aber dennoch reich an Inhalt. Allseitig bewandert in dem weiten Gebiete der jüdischen Wissenschaft, zu deren Förderung er so eifrig mitwirkt, will er hier dem Leser den richtigen Standpunkt anweisen, von dem aus sie zu beurtheilen ist, und ihm das Verständniß erleichtern. In den ersten vier Briefen führt er uns in raschen aber kräftigen Zügen die Entwickelung der Literatur des Judenthums vom talmudischen Zeitalter herab auf die bereits genannten Begründer der neuen jüdischen Wissenschaft, Rapoport und Zunz. Er bemüht sich, uns den Zusammenhang dieser Wissenschaft mit der allgemeinen Culturgeschichte nachzuweisen, und dringt auf die Nothwendigkeit ihrer Pflege seitens seiner Glaubensgenossen, denn auf ihr beruht das Judenthum lediglich auf Wissen und Erkenntniß. Diesen Grundsatz findet er ebenso deutlich in der heiligen Schrift selbst, wie im Maimonides, auf dessen Standpunkt, wie aus allem hervorgeht, was aus der Feder des Verfassers uns vorliegen, er selbst steht, ausgesprochen. Aber eben wegen jenes Zusammenhangs der jüdischen mit der allgemeinen Wissenschaft fordert er, dürfe auch der Andersgläubige sie nicht außer Acht lassen. Diese Forderung kann jedoch, nach meinem Dafürhalten, nur in sehr beschränkter Ausdehnung gestellt werden; denn unter den nur sehr wenigen und nicht ins Gewicht fallenden Ausnahmen sind doch alle Schriften, die vorzugsweise die jüdische Wissenschaft bilden, wie das aus dieser Bezeichnung selbst sich ergibt, theologischen Inhalts. In den drei folgenden Briefen handelt der Verfasser von dem jüdischen Bildungswesen des talmudischen Zeitalters. Um zu den Bestrebungen der jüdischen Literatur nach Rapoport und Zunz zu gelangen, mußte über den Geist des Unterrichts bei den Juden, der hier neue Gestalt gewonnen, gesprochen werden. Hierdurch ward er als Prolegomen der Abriß der Geschichte des Jugendunterrichts bei den alten Juden veranlaßt. Bei seiner Vertrautheit mit den Quellen ist es ihm gelungen, trotz aller Kürze ein ziemlich vollständiges Bild von dem Schulunterricht jener Zeit zu liefern, und gewiß wird sich wenigstens diese Seite seiner rabbinischen Thätigkeit der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen haben und manchen ihrer Verhöhner Achtung abnöthigen. Ich sehe gespannt der Fortsetzung dieser sehr interessirenden Briefe entgegen und wünsche ihnen einen recht zahlreichen Leserkreis.

David Kaufmann.

Adolf Böttger's „Buch der Sachsen".

Buch der Sachsen. Originaldichtungen aus der sächsischen Geschichte von Adolf Böttger. Mit einem Titelbilde von Kretschmer gestochen von Lämmel. Leipzig, Gieseke und Devrient. 1858. Gr. 8. 5 Thlr.

Leipziger Lerchen und Kritiker sind berühmt, [illegible] Dichter weniger, wiewol unsere großen Dichter fast

dem „kleinen Paris" einmal vorübergehend Station gemacht
en: Klopstock, Goethe, Lessing, Schiller, Jean Paul u. s. w.
s Eigentliche von der Sache ist aber, daß weder die leip-
r Lerchen noch die leipziger Kritiker von der leipziger Feld-
k stammen; Gottsched z. B. war ein Ostpreuße, und auch
spätern leipziger Gottschede waren meist von weit her, ob-
n sie nicht immer weither sein mochten. Nun sind zwar
ge frühere Dichter in Leipzig geboren worden: J. A. Apel,
edrich Kind, August Mahlmann, andere waren in Leipzig
gebürgert und wenigstens geborene Sachsen, wie Gellert
Christian Felix Weiße; aber sie waren, außer Gellert,
t von der Bedeutung, daß sich die Stadt Leipzig dazu an-
egt gefühlt hätte, ihr Andenken durch ein öffentliches Denk-
l zu verherrlichen und zu verewigen. Dabei wollen wir
Verdienste der genannten Dichter keineswegs unter ih-
n Werthe anschlagen. Gellert's Fabeln haben europäischen
f, seine Kirchenlieder sind von entschiedenem Werth; Weiße,
glücklich als Tragödiendichter, hat doch allerliebste und lehr-
che Lieder für die Kinderwelt gedichtet, die wir erst jüngst
dem holländischen Blatte „Allgemeene Konst- en Letter-
de" als Vorbilder der bekannten van Alphen'schen Kinder-
der genannt fanden, und da die zarte Jugend ein für alle-
l nicht an Goethe's oder gar Nikolaus Lenau's „Faust"
ßen Geschmack finden dürfte, so ist es gewiß preiswürdig,
n sich von Zeit zu Zeit verständige und kinderfreundliche
nner finden, welche mit dem bestimmten Zweck dichten, auf
Herzen der Jugend in erbauendem und bildendem Sinne
wirken. Das „Gespensterbuch" von J. A. Apel, Vater des
hters Theodor Apel, Kind's Text zum „Freischütz" und
ge seiner poetischen Erzählungen und Balladen sind nicht
erachten, und Mahlmann hat einzelne schöne Lieder voll
nuner oder fröhlicher Stimmung gedichtet, die sich in das
z des Volks eingelebt und eingesungen haben, während seine
nnte Parodie „Herodes vor Bethlehem" partienweise einen
ig ergötzlichen Humor entwickelt.

Aber das deutsche Volk ist verwöhnt, und da sich unter
aus der Bevölkerung Leipzigs unmittelbar hervorgegange-
Dichtern gerade kein Lessing, Goethe oder Schiller befin-
die Kritik dagegen hier immer in Flor gestanden hat, so
tet sich, glaube ich, eine Art Vorurtheil gegen alle aus
zig gebürtigen Poeten. Auch Adolf Böttger scheint unter
em Vorurtheil zu leiden und, obschon er sich Ruf zu ver-
ffen gewußt hat, doch gegenwärtig schon nicht mehr nach Ver-
ft gewürdigt zu werden. Die Norddeutschen halten überhaupt
t so zusammen wie die Süddeutschen. Die Schwaben, Schle-
Oesterreicher, Baiern stehen wie ein Mann da, wenn es gilt,
n der Ihrigen in die Höhe zu bringen. Das landsmann-
stliche Bewußtsein ist bei ihnen in viel höherm Grade aus-
ldet als in Norddeutschland, wo sich das poetische Talent
mehr oder weniger isolirt und mit der kritischen Allgemein-
osphäre im Widerspruch befinden wird. Hierzu kommt,
Leipzig speciell betrifft, der Mangel an täglicher poetischer
rung. Man wird nicht behaupten wollen, daß der archi-
nische Charakter der Stadt, so freundlich und zum Theil
lich er ist, und der landschaftliche der Umgegend, so blut-
nkt diese von weltgeschichtlichen Schlachten auch sein mag,
die Phantasie sehr belebend wirke, und so liebenswürdige
en der Charakter der leipziger Bevölkerung auch bietet,
ruhen sie doch vorzugsweise auf den gefälligen Formen
äußern Gesellschaftsverkehrs; denn das Volksleben hat
s oder wenig Eigenthümliches und Frisches; das ur-
ngliche Colorit ist verblaßt und verwischt und kaum noch
lich, wie dies freilich in den meisten Städten von vor-
end commerciellem Charakter der Fall ist.

Daher auch wol die Erscheinung, daß Adolf Böttger bis-
seine Phantasie meist in ferne Länder und Zeiten spazie-
führte, bald nach Sparta, wo eine seiner besten Dichtun-
„Pausanias", spielt, bald nach Palästina, oder nach Ba-
, nach Havana, nach Schottland, Holland u. s. w. Wo
er directer auf die Kämpfe seiner Zeit Bezug nahm, wie in dem reizenden Frühlingsmärchen „Hyacinth und Lilialide", mußten ihm meist Nixen, Kobolde und allerlei wunderliche Geister und Geisterchen zu Trägern seiner Ideen dienen, die Gnomen

Wolfram, Asphalt,
Ehrem, Unke, Mergel und Storax,
Gebrüder Zinnober, Titan, Kobalt,
Sardonix, Nickel und Borax;

ferner die Elfchen Hielde, Viola, Similde, Terzette, Kameliabell, Blandilde, oder der komische Fürst von Berberitz und der Graf Rauprich von Raupenherz. Diese Dichtung ist, beiläufig gesagt, eins der schönsten Erzeugnisse der Böttger'schen Muse, durchweg in der glücklichsten poetischen Stimmung geschrieben, was man vielleicht nicht von allen seinen Dichtungen in gleichem Maße sagen kann, und ein Beweis, daß sich auch politische und soziale Tendenzen in die reinste Poesie auflösen lassen; denn man kann sich alle Bezugnahmen auf die Zeit fortdenken und man wird die Dichtung als eine rein auf sich selbst gestellte Schöpfung mit gleichem Vergnügen lesen. Wenn hier der Ort wäre, Böttger's frühere Erzeugnisse zu beleuchten, so würden wir in diesem Zusammenhange noch besonders seine in keck construirten achtzeiligen Stanzen verfaßte satirische Dichtung „Eulenspiegel" zu nennen haben, in welcher die Polemik allerdings directer auftritt und selbst manche persönliche und lokale Reminiscenzen zu verarbeiten scheint. Sie ist zugleich ein Beweis, wie sehr die Satire unsern Poeten im Blute liegt. Im übrigen sind Böttger's frühere Dichtungen gleich nach ihrem Erscheinen schon in d. Bl. charakterisirt worden, und namentlich hat Emanuel Raulf in Nr. 40 für 1852 eine Charakteristik Böttger's gegeben, wie sie sich ein Dichter nur wünschen kann. Auf diese wollen wir hiermit verwiesen haben, die Bemerkung hinzufügend, daß erst jüngst Jegór von Sivers, wie wir in den „Jahreszeiten" lasen, unsern Dichter in einem ausführlichen Aufsatz der „Rigaschen Zeitung" aufs anerkennendste gewürdigt hat.

In der vorliegenden, in typographischer Hinsicht vortrefflich ausgestatteten Sammlung hat sich Böttger endlich ganz auf vaterländischen Boden gestellt. In Balladen und Erzählungen, denen er noch eine gedrängte geschichtliche Uebersicht mit Hinweis auf die bezüglichen Gedichte und erläuternde Anmerkungen folgen läßt, feiert er hier die Hauptmomente aus der Geschichte Sachsens, seiner Fürsten und berühmten Männer, unter denen freilich z. B. Leibniz fehlt, dessen Leben ihm wahrscheinlich kein für poetische Behandlung geeignetes Ereigniß bot. Dem Patriotismus, aus dem diese Dichtungen hervorgegangen sind, wollen auch wir mit Freuden unsere Anerkennung zollen, obschon wir gestehen, daß wir principiell gerade kein großer Verehrer solcher poetischen Ergüsse sind, durch welche einseitig ein einzelner deutscher Stamm verherrlicht wird. Selten wird dies geschehen können, ohne daß das auf den einen Stamm und das eine Land geworfene Licht gewisse Schattenpartien der deutschen Geschichte in um so grellerm Schwarz hervortreten läßt. Die berühmte „deutsche Treue" erscheint nur zu leicht als ein Märchen, wenn wir in jenes Chaos innerer Fehden blicken, durch welches Deutschland in lauter atomistische Theile zerspalten und der Reichsverband gelöst wurde. Man müßte in der That eine ganz neue Definition des Begriffs Treue versuchen, um zu erklären, wie trotz der vielgefeierten deutschen Treue ein solcher Reichthum innerer Fehden, ein solcher Wechsel der Territorien, ein solcher Zerfall möglich war. Mit Recht rühmt man die Genialität des Kurfürsten Moritz, doch kann man sich auch für seinen Charakter nicht so erwärmen, wie man gern möchte, wenn man sich erinnert, in welcher Weise er erst im Bunde mit dem Kaiser gegen seinen Vetter Johann Friedrich und dann plötzlich wieder gegen den Kaiser auftrat. Wenn uns Böttger in seiner Ballade „Die Jagd bei Weißenburg" erzählt, wie Ludwig, genannt der Springer, den Pfalzgrafen Friedrich meuchelmörderisch umbrachte und dann mit „heißem Mund" der Witwe „lüsterne Lippen" küßte,

[illegible] [illegible] [illegible] [

Die Maske fällt — nicht lettet
Die Seele mehr der Schmerz, —
Kranzlos, doch süß gebettet
Ruht ihr gepriftes Herz.

Aus einem ganz andern Tone geht die Schilderung der lacht bei Merseburg:

Heuschreckenwolken gleich,
Furchtbar gewaltig
Nahte die Heerflut
Blutlechzender Hunnen
Deutschen Gefilden.
Von schnaubenden Hengsten
Schwirrten sie Pfeile;
Hui! hui! erbrauste
Dämonisch ihr Schlachtruf.
In Moor und Gellüfte
Flüchtete Hermann's
Bedrängtes Geschlecht sich. —
Auf Leichen Erschlagner
Lagerte grinsend
Der ungrische Vampyr!
Wild kreiste der Becher
Rothschäumenden Bluts u. s. w.

Das Gedicht „Gellert vor Friedrich dem Großen" erwähn wir noch schließlich, weil man davon Veranlassung genommen hat, zwischen der Schilderung, wie sie Auerbach's Schilderung „Gellert's letzte Weihnacht" in Auerbach's „Deutschen Volkskalender" von Gellert enthält, und der Böttger'schen Auffassung einen Vergleich zu ziehen, welcher der letzteren nicht günstig ausgefallen ist. Indessen läßt sich hierüber streiten. Auerbach läßt Gellert allerdings in den schönsten Wendungen viel zarter, idealer und philosophischer, aber schwerlich nicht im Tone seiner Zeit sprechen; Böttger hält ihn vor Friedrich den Großen den Mittheilungen völlig getreu, die uns über beider Gespräch überliefert worden sind, und er hat, wie uns, einen glücklichen Griff gethan, daß er ihre Unterredung (auf deren eigenthümliche Bedeutung weiter oben in der Nummer selbst durch Heinrich Kurz hingewiesen worden) in die damals beliebte und dem Charakter der Zeit angemessene Form des Alexandriners gekleidet hat. Daß der „Rhabarber" dabei nicht fehlt, vermögen wir nicht zu tadeln, da er einen charakteristischen Züge in ihrer Unterhaltung bildet. Bemerkenswerth bleibt es immerhin, daß der Dorfnovellist seinen Gellert in eine ideale Sphäre gehoben, der lyrische Dichter Böttger aus Respect vor der Geschichte realistisch, aber historisch gehalten hat. H. M.

Notiz.

Novalis und Fouqué.

Man hat es den Romantikern häufig vorgeworfen, daß sie zur Schau getragene und mit ihren übrigen Tendenzen beinahe oft in wunderlichem Gegensatz stehende Hinneigung zur religiösen Mystik nur Koketterie, sinnliches Raffinement und poetischer Aufputz gewesen. Aber wenigstens zwei, wenn man außer ihnen noch Joseph von Eichendorff, wird man von dem Vorwurf ausnehmen müssen: Friedrich von Hardenberg (Novalis) und Friedrich de la Motte Fouqué. Was den ersteren betrifft, so bildete die christliche Mystik und Symbolik entlich das Grundwesen sowol seiner Poesie als seiner Philosophie, und man wird es nur gutheißen können, daß die Behandlung von Georg Reimer jetzt in einem zierlichen, mit dem Bildniß des tiefsinnigen Dichters geschmückten Bändchen in Separatausgabe seiner geistlichen und nichtgeistlichen Gedichte unter dem einfachen Titel „Gedichte von Novalis" (Berlin 1857) veranstaltet hat. Dieses Bändchen umfaßt seine „Geistlichen Lieder", die „Hymnen der Nacht", „Vermischte Gedichte" und die lyrischen Stücke aus „Heinrich von Ofterdingen". So manche dieser Gedichte, wie die mit den Anfängen: „Was wär' ich ohne dich gewesen?" „Wenn ich ihn nur habe", „Wenn alle untreu werden", „Was paßt, das muß sich fünden", „Es färbte sich die Wiese grün", „Der Sänger geht auf rauhen Pfaden", „Das Grab steht unter wilden Heiden", „Der ist der Herr der Erde", „Auf grünen Bergen wird geboren" u. s. w., gehören zu den schönsten, duftigsten Blüten deutscher Lyrik. Man kann sie sicherlich den Gedichten Goethe's oder Schiller's nicht unterordnen; sie sprechen eben ganz andere Gemüthszustände aus und gehören einer ganz andern Region des Anschauens und Empfindens an. Ein Vergleich ist hier nicht zulässig; wer aber möchte sagen, welche Welt die höhere sei? — Weniger dichterisch, aber vielleicht noch ehrlicher christlich sind Fouqué's „Geistliche Gedichte", die, mit einem Vorwort von H. Kletke versehen, kürzlich in zweiter vermehrter Auflage (Berlin, Adolf und Comp., 1858) erschienen sind. Wie H. Kletke im Vorwort bemerkt, ist die vorliegende Sammlung aus einem Manuscript mehrerer tausend Gedichte entstanden, sodaß in diesem Falle nicht, wie wol zuweilen anderwärts, die Armuth, sondern der Reichthum es war, der die Auswahl schwierig machte. Der Umstand, daß Fouqué's „Geistliche Gedichte" eine zweite vermehrte Auflage erlebten, scheint einer der Beweise zu sein, daß dem großen Heerbund der weltlich Gesinnten selbst noch in unsern Tagen ein ansehnlicher Heerbund geistlich Gesinnter gegenübersteht. Wir treffen hier auch Fouqué's letzte Worte:

Heil, ich fühl' es: der Herr ist mir nah, zwar nah auch der Tod mir;
Doch noch weit näher der Herr: Heil mir der seligen Nah'!

Fouqué schrieb oder dichtete diese Worte am 21. Januar 1843; am 23. starb er. Man heuchelt nicht mehr in der Nähe einer solchen Stunde, wenn man nicht Heuchler von Profession ist.

H. M.

Bibliographie.

Bechstein, R., Die Aussprache des Mittelhochdeutschen. Halle, Pfeffer. 8. 16 Ngr.

Duttenhofer, Die acht Sinne des Menschen, nach ihren körperlichen und geistigen Beziehungen für denkende Leser jeder Art in Briefen dargestellt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Gistel, J., Literatur-Historisches. Straubing, Schorner. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Harleß, A. v., Das Buch von den ägyptischen Mysterien. Zur Geschichte der Selbstauflösung des heidnischen Hellenenthums. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 22 Ngr.

Herbst, Paula, Die Speculanten. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Das Schöppmännichen bi Nordhusen. Ån Lobbgedichte in Nordhüschter Mundort zu sinnen 300jährigen Jubeleum. Allen d'r Nordhüschen Schproche Kunnigen åbberkånn von án Nordhüschen Börger. 2. Uflage. Nordhausen, Förstemann. 8. 1½ Ngr.

Tagesliteratur.

Begrüßung der Victoria auf dem Brandenburger Thore an die Victoria von England am 8. Februar 1858. Berlin, Lassar. Fol. 2½ Ngr.

Gass, W., Die Theologie als Pflegerin der Wissenschaften. Rede gehalten zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. Greifswald. Gr. 8. 6 Ngr.

Rechte Holsteins in Schleswig. Nach der Königlichen Allerhöchsten Bekanntmachung vom 28. Januar 1852. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Salingré, H., Abenteuer des Herrn Friedrich Gottlieb Knickebein aus Beeskow bei der Einholung am 8. Februar 1858. Berlin, Lassar. Br. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

THE ROYAL SOCIETY CONVERSAZIONE.

THE Conversazione held by the President and Council of the Royal Society at Burlington House on Wednesday evening last was largely attended, and the collection of objects exhibited was of unusual interest. Many of the exhibits were of a character which could not be described in a brief notice, and we must therefore confine ourselves to a few of the more striking.

Prof. Dewar showed a number of experiments with liquid air, and exhibited a vessel which he has found to be a most convenient receptacle for the liquid. It consists of a double-walled glass vessel, the space between the walls being exhausted of air. The vessel is supported in a wooden frame, and is provided with a cork which can be removed when it is desired to pour out the liquid. Prof. Dewar has found that this vessel will keep liquid air for a week, and that the loss by evaporation is not more than 10 per cent. in twenty-four hours.

Prof. Ramsay exhibited a number of the gases which he has recently discovered in the atmosphere, and Prof. Crum Brown a model illustrating the theory of the rotation of the plane of polarisation of light by chemical compounds.

Prof. Perry exhibited a model of a new form of steam-engine, which he has designed with the object of obtaining the greatest possible economy of steam. The engine has a single cylinder, and the steam is used expansively in a manner which is described as follows by the inventor:—"The steam is admitted to the cylinder at the beginning of the stroke, and is cut off at about one-fifth of the stroke. The piston then moves through the remaining four-fifths of the stroke, and the steam expands. At the end of the stroke the exhaust valve opens, and the steam is exhausted into the condenser. The piston then returns, and the steam is compressed into the clearance space. The exhaust valve closes when the piston has moved through about one-fifth of the return stroke, and the steam is then compressed into the remaining four-fifths of the clearance space. The steam is thus compressed to one-fifth of its original volume, and its pressure is raised to about five times the pressure at which it was admitted to the cylinder. The steam is then admitted to the cylinder, and the cycle of operations is repeated."

Prof. Perry also exhibited a model of a new form of dynamometer, which he has designed for measuring the power transmitted by a shaft. The dynamometer consists of a pair of discs, which are mounted on the shaft, and are pressed against each other by a spring. The power transmitted by the shaft is measured by the amount of slip between the discs.

Prof. Ayrton exhibited a number of instruments which he has designed for measuring electrical quantities. One of these is a voltmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the square of the voltage. Another is a wattmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the power in watts.

Prof. Fleming exhibited a number of instruments which he has designed for measuring electrical quantities. One of these is a voltmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the square of the voltage. Another is a wattmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the power in watts.

Prof. Fleming also exhibited a number of instruments which he has designed for measuring electrical quantities. One of these is a voltmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the square of the voltage. Another is a wattmeter, which is provided with a scale that is graduated in such a manner that the readings are proportional to the power in watts.

Literarische Buchwerbung.

des Titels in verschiedener Farbe gedruckt, oder wenn Verzierungen u. s. w. auf demselben angebracht sind. Hierauf folgt die Angabe des Formats und der Bogenzahl, der Signaturen, der Blatt- oder Seitenzahlen; ferner die Beschreibung der Vorrede, der Dedication, der Holzschnitte, überhaupt alles dessen, was dem eigentlichen Text des Buchs vorangeht, wobei genau angegeben wird, auf welcher Seite und in welcher Linie und mit welchen Worten diese oder jene Einzelheit beginnt oder aufhört. Wenn das Buch in mehrere Theile zerfällt, so werden auch diese mit der nämlichen Genauigkeit angegeben, worauf die Beschreibung des Schlusses folgt. Endlich wird die weitere Notiz beigefügt, wo sich das beschriebene Buch findet, und wir müssen wirklich über die Menge von Bibliotheken oder andern Sammlungen erstaunen, welche der Verfasser benutzt hat. Uebrigens haben wir mit obiger Darstellung nur die allgemeine Haltung der Beschreibungen angegeben; beinahe jedes Buch aus jener Zeit hat seine besondern Merkmale, die denn auch mit nicht genug zu preisender Sorgfalt beschrieben werden, sodaß wir eine vollständige Anschauung des jedesmaligen Drucks erhalten.

Ueber die gewissenhaften Bemühungen des Verfassers spricht sich derselbe in einer Weise aus, die es uns zur Pflicht macht, seine sehr zu beherzigenden Worte mitzutheilen:

Zum Schluß thut es mir wohl, noch einen Blick auf die Mühseligkeiten dieser Arbeiten zurückzuwerfen. Wie vieler Reisen nach großen und kleinen Bibliotheken, nach berühmten und nach verborgenen, hat es bedurft, wie manchen oft langen Aufenthaltes bald hier und da, der mir seit 1841 alle meine Ferien gekostet, und wie vieler Correspondenzen, um den Büchern und Blättern auf die Spur zu kommen, deren Beschreibung sich nun so einfach liest und deren Fundort so ehrlich angegeben steht. Und war nun endlich gefunden, was ich gesucht, oft nach Jahren erst gefunden, wie viel alter Fleiß mußte rückwärts gehend umgearbeitet werden, wie viel Zeit erforderte die Ausarbeitung der Beschreibungen; du liesest wol manche in wenigen Minuten, die mir Tage und Wochen gekostet. Was ist der Gewinn? An Gelde habe ich keinen. Erst müßte ich die Kosten, welche mir meine Reisen, der Aufenthalt an so vielen Orten, die Abschriften und Correspondenzen gemacht, gedeckt sehen. Und was wird der Gewinn des Herrn Verlegers sein? Auch er hat frisch gewagt; ob er auch halb gewonnen? Man wird das Buch loben, vielleicht meinen Fleiß, vielleicht nicht mehr; aber man sollte es vor allen Dingen kaufen. Das ist ein sehr ordinärer Wunsch und eine sehr ordinäre Bitte, aber eine sehr dringende, mit welcher ich mich und mein mühseliges Werk dem Leser empfehle.

Leider werden derartige Bücher nur von denen gekauft, die sich speciell mit dem darin behandelten Gegenstande beschäftigen, und deren sind wenige. Freilich sollte man glauben, daß alle wissenschaftlich gebildeten Theologen für ein solches Werk nicht blos vorübergehendes Interesse haben sollten; aber es lehrt die Erfahrung, erstens, daß nicht alle Theologen wissenschaftlich gebildet sind, und zweitens, daß sich die, welche es sind, theils mit fremdartigen Dingen beschäftigen, theils sich auf ein ganz specielles Fach werfen, über das sie den allgemeinen Ueberblick vergessen und verlieren und ein Werk wie das vorliegende kaum eines flüchtigen Blickes würdigen. Außer den Theologen sollten es aber auch alle die a schaffen, welche sich mit deutscher Sprache und Litera beschäftigen, und deren Zahl ist bekanntlich jetzt w Sand am Meer; das Buch wird ihnen viele und ka geahnte Ausbeute gewähren. Einen Punkt hat der Ve fasser selbst in der Vorrede berührt: es wird das Wer buch nämlich einen nicht geringen Beitrag aus den m getheilten Vorreden und Dedicationen gewinnen kön die an sich schon ein solches Buch bilden, daß sie 172 zw spaltige enggedruckte Seiten in Großoctav einnehmen

Alles im vorliegenden Buche macht den besten Ei druck, von der selbstbewußten und doch keineswegs eitle Ueberschätzung ausartenden Vorrede an bis zu d letzten Seiten, auf welchen die Druckfehler verzeich werden, und zwar sowol die Druckfehler der Origin texte, welche der Herausgeber billigerweise in seiner R production nicht verbessert hat, als auch der wirklich Druckfehler des Werks, die bei einem so schwierig Drucke in merkwürdig geringer Anzahl vorkommen, u wiederum von dem eisernen Fleiß des Herausgebers ze gen: alles, sagen wir, macht den günstigsten Eindruc Nur der Schluß der Vorrede hat uns unangenehm b rührt, und wir müssen offen gestehen, daß wir ihn z Ehre des Verfassers entfernt wünschten. Er lautet:

Ich schließe diese Vorrede an dem Tage, da vor 41 Jah ren Friede gemacht ward mit der verbrecherischen Nation, d ren Ränke jetzt wieder Meister zu sein scheinen.

Es scheint uns, daß, abgesehen von der beschränkt politischen Anschauungsweise, die in den Jahren vor u bis 1815 vollkommen gerechtfertigt war, aber jetzt kau noch gerechtfertigt werden kann, ein solches Urtheil sch deswegen vermieden werden müßte, weil es zugleich d härteste Anklage gegen das eigene Volk enthält. Den wie wäre das Volk wol zu bezeichnen, das sich mit vo lem Bewußtsein von den Ränken einer verbrecherisch Nation leiten läßt?

---

8. Die deutsche Heldensage und ihre Heimat von Aug Raszmann. Erster Band. — A. u. d. T.: Die Sa von den Wölsungen und Niflungen in der Edda un Wölsungasaga. Hannover, Rümpler. 1857. Gr. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die älteste Gestalt der deutschen Heldensage ist u in nordischen Ueberlieferungen aufbewahrt und die Sa selbst beruht auf wirklichen Thatsachen: dies zu beweis ist der Zweck der klaren, flüssigen und geschickten Unt suchung des Verfassers. Es ist freilich nicht zu leugnen, da er, daß die Sage in diesen Ueberlieferungen mit mythologischen Anschauungen verschmolz; aber es ist eben sicher, daß die Ansicht derer, welche dieselbe aus die Anschauungen erwachsen lassen, falsch ist. Ebenso wen darf geleugnet werden, daß einzelne Züge aus verwand ten Erinnerungen, welche die Germanen aus der asia schen Heimat mitgebracht haben, sich an die Sage an setzten; ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß al mählich einzelne Theile unter diesem Einfluß umgebild sind und dadurch ein märchenhaftes Gepräge erhalt

s, wie z. B. die Erzählung des Nibelungenliedes der Erwerbung des Hortes; allein man darf daraus o wenig auf ihren Ursprung zurückschließen wie bei ben erwähnten Ansicht. Der Verfasser ist der wohlindeten Meinung, daß die nordischen Ueberlieferunder Sage von den Wölsungen und Niflungen urglich ein einziges großes Ganzes, ja sogar ein volliges Epos gebildet haben, das sich mit Leichtigkeit r zusammenfügen lasse, was er auf dem Wege Uebersetzung versucht hat. Ist dies aber richtig, so auch daraus am sichersten hervor, daß der Ursprung ordischen Epos auf deutschem Boden zu suchen ist, es sich auch ferner ergibt, daß ganze Theile der e, welche man bisher als spätere Anwüchse zu benm pflegte, wie z. B. die Helgilieder, ursprünglich gehört haben.

Die Uebersetzung der eddischen Lieder ist in Prosa gefaßt, und auch hierin können wir dem Verfasser nur stimmen. Er konnte auf diese Weise dem Urtexte näher men, als wenn er die Alliteration beibehalten hätte, e schwer einzuhalten ist, ohne dem Text Gewalt anun. Da er sich jedoch möglichst streng an das Orihalten hat, so hat die tief poetische Sprache auch dieser Form wenig oder nichts verloren. Bei den inischen Heldenliedern und den faröischen Sigurdsn suchte er dagegen das Versmaß des Originals behalten, sah jedoch von dem Reim ab, wo sich der nicht von selbst ergab, da ihm diese Einbuße geer erschien als der dadurch herbeigeführte Verlust der erstechenden Eigenthümlichkeiten dieser Lieder. Darin nn wir aber dem Uebersetzer nicht beipflichten; er entweder den Reim durchführen sollen, weil er unegt nothwendig ist, um die Form lebendig hervorzu lassen, oder er hätte auch diese Lieder in Prosa geben sollen, was nach unserer Ansicht aus den Uebersetzer selbst für die Edda geltend gemachten nden und außerdem wegen der gleichförmigen Halg des Ganzen nöthig gewesen wäre. An die einzelAbschnitte der Uebersetzungen schließen sich Bemerngen an, welche vorzüglich den Zweck haben, den deutsprung der Sage zu beweisen, indem sie aus der rache oder den in Deutschland selbst verbreiteten oder auch vorhandenen Sagen, Märchen oder andern erlieferungen Einzelheiten der nordischen Dichtungen ären, die nur auf diesem Wege aufgehellt werden nen. Sehr bedeutend ist in dieser Beziehung der weis, daß die nordischen Dichtungen stets die nämn Lokalitäten angeben, welche sich im Nibelungene finden. Es wäre aber gewiß unmöglich, daß altdische Gedichte die besungenen Begebenheiten an den ein u. s. w. versetzten, wenn sie nicht ursprünglich sche Ueberlieferung behandelten.

Dieser also mit einem fortlaufenden Commentar beeiten Uebersetzung der nordischen Texte hat der Verfasser e Einleitung vorausgeschickt, welche sich durch den ichthum ihres Inhalts, durch die gelehrte und geistle Ausführung, sowie durch eine im ganzen erfreuliche Klarheit auszeichnet. Er berichtet zuvörderst, unter welchen Umständen die alten germanischen Ueberlieferungen sich in Island erhalten haben, wobei er darstellt, wie die christlichen Geistlichen dieser Insel sich um die Erhaltung und Pflege der Nationalüberlieferungen verdient gemacht haben. Diese Erscheinung erklärt er ganz richtig aus dem Umstande, daß die isländische Geistlichkeit meist aus Eingeborenen bestand, während in den übrigen germanischen Ländern fremde Priester das Christenthum verkündigten, die für die nationale Entwickelung des Volks keinen Sinn hatten und „mit einem von allzu glücklichem Erfolg gekrönten Glaubenseifer alles heidnische Leben vernichteten". Hierauf geht der Verfasser zur Betrachtung der Edda und Wölsungasaga über, in denen sich die ursprüngliche, wenigstens rein heidnische Gestalt der deutschen nach Island gewanderten Wölsungen- und Nibelungensage erhalten hat. So höchst interessant diese Auseinandersetzung ist, weil sie den deutschen Ursprung dieser Dichtungen auf das überzeugendste nachweist, so dürfen wie ihr doch nicht folgen, weil es nur in längerer Darstellung geschehen könnte. Ebenso wenig ist es uns gestattet, über das ausführlich zu berichten, was er von den altdänischen Heldenliedern mittheilt; dagegen können wir der Versuchung nicht widerstehen, eine Stelle aus dem Abschnitt über die faröischen Sigurdslieder auszuschreiben, und wir hoffen, daß unsere Leser es uns danken werden:

Je länger die dänischen Lieder im Munde des Volks erloschen sind, eine desto wunderbarere, und gleichsam die uralte dem Sigurd gegebene Verheißung: „Solange Menschen leben, wird, Schlachtgebieter, dein Name in Ehren sein!" erfüllende Erscheinung ist es, daß auf den einsamen faröischen Inseln die Lieder von Sigurd, wie einst in der gesammten germanischen Welt, noch bis auf diesen Tag erschallen, und zugleich die von Dietrich von Bern und Wittich, sammt den gefeiertsten Helden des Nordens. ..... Die Jugend lernt sie unter Wollarbeiten an den langen Winterabenden durch Hörensagen auswendig. Wenn aber die allgemeine, zwischen Weihnachten und Fastnacht fallende Tanzzeit kommt, versammelt sich jung und alt, man stimmt die alten Heldenlieder an und schlingt den Reigen, wie es der Väter Sitte war. Vor allen erschallt das Lied von Sigurd, und auf fast allen Hochzeiten tönt es wieder. Ja, die Lieder leben noch so tief im Volke, daß man einem ungetreuen Arbeiter zuruft: „Du bist nicht besser als Regin", den jungen Mädchen die Worte, welche Gudrun zu ihrer Mutter spricht: „Es frommt selten, den Mann einer andern zu lieben", ans Herz legt, und zur sorgsamen Pflege der Thiere dadurch ermuntert, daß man an Gudrun's Pflege für Gerni erinnert. Nach einer Sage sollen die Lieder in einem oder zwei großen Büchern von Island auf die Insel gekommen sein.

Wie diese dänischen und faröischen Lieder das Fortleben der deutschen Heldensage im Norden beweisen, so kann ihr Fortleben und ihre Fortentwickelung in Deutschland ebenfalls dargethan werden, wenn diese Entwickelung auch nur eine immer weiter gehende Abschwächung ist. Die ältesten deutschen Lieder und Sagen, welche der Edda und der Wölsungasaga entsprächen, sind schon früh gänzlich verschollen. Einzelne Züge davon haben sich, wie Raßmann nachweist, in unser Nibelungenlied gerettet. Die sicherste Freistätte aber fanden sie in den Volksüberlieferungen und zwar im „hörnen Siegfriedslied" und

insbesondere in den Märchen, „in denen sich das Volk noch heute mit dem innigsten Behagen die großen Thaten Siegfried's erzählt, wenn auch sein Name darin nicht mehr genannt wird". Die älteste Gestalt unserer Sage, wie sie die nordischen Dichtungen aufbewahrt haben, ist auf einem mythischen Grundgedanken aufgebaut; in den epischen Gedichten des Mittelalters hat die Sage ihr mythisches Gewand abgelegt und sich mit welthistorischen Völkern und Personen zu verschmelzen gesucht. Im Munde des Volks dagegen wurde nicht nur der mythische Grundgedanke bewahrt, es wurden noch manche andere mythische Anschauungen in die Sage verflochten; „denn das mit dem Sturze der Götter nicht auf einmal vernichtete heidnische Leben übte noch lange seine Macht aus, und lebt noch bis auf den heutigen Tag hundertfältig im Volke fort". Die Siegfriedmärchen sind von den Brüdern Grimm in den „Kinder- und Hausmärchen" gesammelt und erläutert worden; sie betreffen Siegfried's Heldennatur, seinen Aufenthalt bei dem Schmied, die Befreiung der Chriemhild vom Drachenstein, die Erlösung der Brunhild aus dem Zauberschlaf und die Theilung und Erwerbung des Hortes. Der Verfasser theilt diese Märchen, wie billig, mit, da sie für die Vollständigkeit seines Werks unerlaßlich sind; den Erläuterungen der Brüder Grimm fügt er die seinigen bei, welche die Sache nicht wenig aufhellen. Diesen der Grimm'schen Sammlung entnommenen Märchen schickt er eins voraus, „Ferdinand der Drachentödter", das ihm in Wehrshausen bei Marburg von einem Zimmermann erzählt worden. Da sich in demselben die Beziehungen auf Siegfried zum Theil weit bestimmter und reiner erhalten haben als in den von den Brüdern Grimm gesammelten Märchen, so bedauern wir sehr, es des zu großen Umfangs wegen nicht mittheilen zu können. Wir dürfen die Mittheilung aber um so eher unterlassen, als wir hoffen, daß unsere Leser sich mit dem trefflichen Buche selbst bekannt machen werden, welches noch auf seinen letzten Blättern die aus Panzer entlehnte interessante Mittheilung macht, daß man zu Fürth in der Oberpfalz alljährlich am Sonntage nach dem Fronleichnamsfest ein Volksfest, der Drachentisch genannt, feiert, das höchst wahrscheinlich zum Andenken an die Befreiung Chriemhildens vom Drachen durch den Helden Siegfried begangen wird. Die ausführliche Beschreibung dieses Festes enthält Züge, die eine solche Annahme allerdings unterstützen. Zum Schluß unsers Berichts theilen wir noch das folgende kleine Märchen (S. 410) mit, aus dem recht sichtbar wird, erstens wie lange die alten Sagen sich im Volke erhalten, zweitens aber auch, wie weit die allmähliche Umgestaltung gehen kann, wenn das rechte Verständniß verloren geht:

Der hörnen Säufritz.

Ein Schweinhirtenbube, mit Vornamen Fritz, fand einst beim Schwemmen seiner Heerde etwas in der Saale. Er rieb sich damit und wurde fest gegen Hieb und Schuß. Nachdem er unter die Soldaten gegangen war, erwarb er sich im Kriege durch seine Tapferkeit Reichthum und Adel, und erhielt die Erlaubniß, sich ein Schloß zu bauen, wo er wolle. Da erwählte er seine Heimat und ließ unterhalb seines Geburtsorts auf demselben Berg eine stattliche Burg erbauen. Das Schloß wurde nebst dem Dorfe „Säufritzburg" benannt, wo er in seiner Jugend „Säufritz" geheißen worden. — Bis Jahre hatte die Burg gestanden, als einmal in der Heuer ein schweres Gewitter kam. Fast alle die Leute, welche d der an das Schloß grenzenden Wiese beschäftigt waren, wo ten nach Hause; eine Magd aber rief: „Es mag donnern o blitzen, so muß ich meinen Heuhaufen spitzen!" Kaum a dies gesagt, so fuhr ein gewaltiger Blitz herab und zerst das Schloß, und erschlug die Magd, und riß Heu und Bi ins Thal hinunter. — Seit dieser Zeit liegt die Burg in Trü mern; das Dorf Seyfriedsburg aber steht noch heute.

Mone, aus dessen Anzeiger dieses Märchen entno men ist, bemerkt hierzu:

Da ist nun der hörnen Siegfried in seiner letzten V wandlung als Sauhirtenbube — quantum diversus ab illo! und doch noch erkenntlich durch seinen geringen Stand (Schmie junge und Hirtenbube, gleichviel), durch seinen Bau, seine U verwundbarkeit, seine hohe Stellung (Adel) und seinen R (Reichthum), ja sogar durch seinen Namen, den das V nicht in Wahnwitz durch die Säue erklärt, sondern aus ei dunkeln, aber festen Erinnerung, daß er in seiner Jugend n dere Arbeit verrichtet hat. Auch die Zerstörung der Bu durch ein Ungewitter und Feuer, sowie der Tod der Magd verirrte Erinnerung an die Nibelungennot.

Wir möchten einen andern Punkt anders erklär als Mone. Wir glauben nämlich nicht, daß in d Namen und Beruf des Hirtenbuben eine Erinneru daran liegt, daß Siegfried in seiner Jugend eine nied Arbeit verrichtet habe. Dieser Zug ist an sich sehr u wesentlich, und zudem war das Schmieden auch im Sie der Sage keine niedere Arbeit und ist es auch jetzt der Anschauungsweise des Landvolks noch keineswe Vielmehr ist der Name „Säufritz" offenbar aus d nicht mehr verstandenen „Seyfried" entstanden, wie Sie fried schon in dem oben erwähnten Liede aus d 15. Jahrhundert heißt. Das ist recht ersichtlich aus d Zusatz „hörnen", der dem Namen in dem Titel d Märchens beigefügt ist, obgleich in der Erzählung sel keine Spur von dieser Eigenschaft vorkommt. Da daß Säufritz fest gegen Hieb und Schuß war, setzt keiner Weise eine Hornhaut voraus, wie denn dieser Zu tausendfach vorkommt, ohne daß dabei von einer Horn haut die Rede wäre. Da der Name sich aber einm festgesetzt hatte (Seyfried, Sayfritz, Säufritz), so mu die Sage mit demselben in Uebereinstimmung gebra und aus dem Schmied wurde ein Hirtenbube. Die Ei wirkung des unverstandenen Namens auf die Gestaltu der Sagen (sind ja sogar Sagen auf diesem Wege e standen) ist zu bekannt, als daß wir weiter einzugeh brauchten.

---

9. Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide. E Anton Daffis. Berlin, Hertz. 1854. Gr. 12. 12 N

Diese recht erfreuliche kleine Schrift, in welcher d Verfasser eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit en wickelt, welche er sehr verständig zu benutzen weiß, b handelt einzelne Lebensverhältnisse des größten lyrisch Dichters aus der Zeit der ersten Blüte der deutsch Poesie. Diejenigen Lebensjahre Walther's, für die Lachmann's Bemerkungen nichts beizufügen hat, da

führt eine andere die Erzählung bis zum Jahre 1395 fort, sodaß zwischen dem Ende der ersten und letzten ein Zeitraum von 167 Jahren liegt, und zudem keine einzige einen eigentlichen Schluß darbietet. Der Umstand, daß keine der niederdeutschen Handschriften über das Jahr 1260 hinausgeht, möchte zunächst dafür sprechen, daß die niederdeutsche Abfassung die ursprüngliche sei, das Werk daher im 13. Jahrhundert entstanden sein müßte, welche Ansicht noch dadurch unterstützt wird, daß der Verfasser des „Lohengrin", der die Chronik benutzt hat, um 1300 lebte. Aus einigen Stellen gelangt Pfeiffer zu dem Schluß, daß die Abfassung des Buchs um die Jahre 1229—30 fällt.

Sehr interessant und belehrend ist der vierte Abschnitt der vorliegenden Untersuchung, in dem der Verfasser die Quellen der Chronik bespricht, als welche die Bibel, Gregorius, Hieronymus, Ekkehard von Urach, der Annalist Saxo, Helmold u. s. w. bezeichnet und gründlich nachgewiesen werden. Noch wichtiger ist der folgende Abschnitt über den historischen und stilistischen Werth der Chronik. Der Verfasser derselben behandelt die Geschichte seines Volks mit großer Ausführlichkeit und Theilnahme, während die Zeit bis zu Karl dem Großen sehr dürr und knapp dargestellt ist. Er strebt offenbar nach Wahrheit, und dieses Streben geht so weit, daß sogar die Darstellung oft darunter leidet. Doch gibt es auch vortreffliche Stellen genug, in denen der Verfasser lebendig und warm wird. Sehr schön ist z. B. die schon erwähnte Betrachtung über den Sittenverfall der Geistlichen, das Leben Heinrich's IV. u. a. m. In Bezug auf den Inhalt macht Pfeiffer noch darauf aufmerksam, daß die Völkerwanderung mit einer gewissen Vorliebe behandelt ist, daß der Verfasser die deutsche Heldensage kannte, aus derselben jedoch nichts Wunderbares aufnahm, daß er sich zwar von unglaublichen und fabelhaften Erzählungen nicht frei gehalten, aber nur wenige Legenden mitgetheilt hat und sogar an der einen zweifelt, an der nämlich, daß wenn das Grab Sylvester's II. schwitzt, der Tod des lebenden Papstes bevorsteht (wande it is manighes stenes sede, dat he nat werd — es ist manchen Steines Sitte, daß er naß wird). Sowie der Verfasser der Chronik endlich in Hinsicht auf Zuverlässigkeit den besten Chronisten jener Zeit an die Seite zu setzen ist, so zeigt er auch überall eine ehrenhafte und parteilose Gesinnung, welche Pfeiffer an einer interessanten Stelle nachweist. Bei Gelegenheit des Berichts, daß die Fürsten, welche die Herrschaft Heinrich's IV. nicht ertragen wollten und daher dessen Sohn als Gegenkaiser aufstellten, sagt nämlich der Chronist (wir übersetzen die Stelle):

Also ward der Sohn gegen den Vater gewählt. Als der Papst diese Märe vernahm, entband er die Fürsten alle und auch den jungen König des Eides vor Gott. Diese Wahl gereichte dem Reiche nimmermehr zum Heil. Es war offenbar gegen Gott; Gott gebot selbst und schrieb mit seinen Händen: Ehre deinen Vater, auf daß du lange lebest auf Erden! Es war ein böses Beispiel den Kindern gegen den Vater.

Der Verfasser wagt, ob er gleich selbst ein Geistlicher war, also hier den Papst zu tadeln. Noch bezeichnender ist folgende Stelle aus der Betrachtung über den Sittenverfall der Geistlichen, die man heutzutage besonders beherzigen sollte:

Wir geistlichen Leute, die zeitlich leben sollten, wir haben unter ihren Namen (der Heiligen) große Güter und viele Höfe Burgen und Länder und viele Dienstmannen und unermeßlich Schätze und viele Leibeigene. In ihrem Namen haben wir reichen Tisch an Meth und an Wein, an dickem Bier und an manchem Gericht; wir haben der schönen Kleider viele und stolzer Pferde genug. Zudem wollen wir weltlichen Ruhm haben und Lob von falschen Lorbern. Wir entziehen auch die Witwen und Waisen, damit wir es den Rittern geben können. ... Die Märtyrer haben mehr gefördert mit ihrer großen Geduld als wir mit großer Unduldsamkeit. ... Als Constantinus Christ ward, gewann die heilige Kirche große Sicherheit und tiefen Frieden. Da geschah es auch, wie man in der „Ecclesiastica historia" liest, daß die große Sicherheit große Ausgelassenheit erzeugt. Die weisen Pfaffen trübten sie durch ihren Hochmuth, sie verfielen in manche Irrthümer, und was sie zuerst mit Furcht gethan hatten, das thaten sie seitdem offen.

Die vortreffliche Abhandlung schließt mit der Uebersicht derjenigen Werke, welche aus der Chronik geschöpft haben.

---

12. Ueber Heinrich den Teichner von Th. G. von Karajan. Wien, Braumüller. 1855. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Was die Literarhistoriker seit Gottsched über Heinrich den Teichner sagen, behauptet der Verfasser nicht mit Unrecht, ist weder zuverlässig genug noch zureichend. Es fehlt ihnen an genügender Kenntniß des umfangreichen zudem meist ungedruckten Stoffs. Diesem Uebelstand sucht er nun durch vorliegende Schrift abzuhelfen.

Er bespricht zuerst den Namen, ohne jedoch zu einem bestimmten Schluß über dessen Bedeutung zu gelangen. Dann untersucht er, wann der Dichter gelebt haben möge, eine Untersuchung, die allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist, da des Teichners Gedichte, obwohl der bei weitem überwiegende Theil derselben nur weltliche Verhältnisse und Zustände schildert und beurtheilt, dennoch selten Anhaltepunkte gewähren, aus denen man auf die Zeit der Abfassung schließen könnte. Denn er liebte es nicht, wie er es selbst bestimmt ausspricht, die Namen derjenigen zu nennen, über welche er sprach; und so findet sich, daß in den mehr als 700 Gedichten und 70000 Versen, die sich von ihm erhalten haben, kaum zwei oder drei Eigennamen von Personen vorkommen. Er ist darin ganz das Gegentheil seines Zeitgenossen und Landsmanns Suchenwirt, und beide unterscheiden sich auch darin, daß während dieser überall zu preisen und zu jubeln findet, der Teichner sich überall veranlaßt sieht zu rügen und zu tadeln. Aus zehn Gedichten, die allein bestimmte Andeutungen gewähren, weist nun der Verfasser nach, daß die dichterische Thätigkeit des Teichners in die Jahre 1328 oder 1330 bis ungefähr 137. falle, wodurch die Angabe der Literaturgeschichten wesentlich verbessert wird, nach denen der Teichner in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt haben soll.

seite her oft so arg verläſtert wird, und gegen die jeder redliche Katholik dankbar sein sollte, weil sie seine Kirche von so mancher Unsauberkeit gereinigt hat.

So ungern wir uns von der trefflichen Abhandlung Karajan's trennen, so zwingt uns doch der beschränkte Raum, von ihr zu scheiden, und wir müssen unsern Lesern überlassen, in ihr selbst nachzulesen, was der Teichner noch über die Mönchs- und Nonnenklöster, über die Fürsten und Großen, die mittlern und untern Stände, über das Ritterwesen und über seine Zeit im allgemeinen sagt. Die Mittheilungen Karajan's sind so trefflich ausgewählt, daß man ein reiches und klares Bild von den Zuständen jenes Jahrhunderts erhält und zugleich den Dichter lieb gewinnt, der so scharf beobachtete und selbst das edelste Gemüth offenbarte. Möchte uns Karajan noch oft ältere deutsche Dichter in ähnlicher Weise vorführen!

---

13. Sebastian Frank und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Hermann Bischof. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen, Riecker. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Diese Erstlingsschrift eines jungen Mannes, der sie in den ersten Jahren seines Universitätslebens und Studiums bearbeitete, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen in der wissenschaftlichen Literatur, erfreulich sowol wegen des höchst anziehenden und bedeutenden Stoffs als wegen der gründlichen und geschmackvollen Ausführung desselben.*) Wir erinnern, daß ein anderer großer Geschichtschreiber der nämlichen Zeit, Aegidius Tschudi, in neuerer Zeit ebenfalls von einem jungen Manne, H. Vogel, in gleich erfreulicher Weise behandelt wurde. Bischof's Schrift beginnt mit der Darstellung von Frank's Lebensgeschichte, was um so dankenswerther ist, als die Literaturgeschichten im ganzen nur sehr Unzusammenhängendes und Dürftiges von dem merkwürdigen Manne zu erzählen wußten und dieses nicht einmal beglaubigt war. Bischof hat nun alles, was sich irgend gewinnen ließ, zusammengestellt und zum ersten male ein ausführliches Bild von dem Leben Sebastian Frank's gegeben, das zwar hier und da noch der Vollständigkeit und Sicherheit ermangelt, weil die nothwendigsten Quellen fehlten, aber doch genügt, um den Zusammenhang der Lebensschicksale des großartigen Schriftstellers mit seinen Werken zu begreifen. Und so ist es dem Verfasser auch gelungen, zum klaren Bewußtsein zu bringen, daß Sebastian Frank der eigentliche wahre Geschichtschreiber der Reformation ist, was freilich nicht so zu verstehen ist, als ob er eine Geschichte dieser welthistorischen Begebenheit geschrieben hätte, sondern daß er die Geschichte im Sinne der Reformation vorgetragen hat und seine Bücher von dem Geiste derselben durchdrungen sind.

*) Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich der neumodischen Phraseologie mehr enthalten hätte, die allerdings oft der Darstellung einen vornehmen oder philosophischen Schein gibt, aber der Klarheit und einfachen Schönheit derselben wesentlich schadet.

Sebastian Frank faßte die Geschichtschreibung in g anderer und viel tieferer Weise auf als alle seine V gänger; ihm lag nicht zunächst daran, mit den Begeb heiten bekannt zu machen, er hatte unverkennbar höhern Zweck, die Geschichte als eine Offenbarung göttlichen Willens darzustellen und eben dadurch den ser zu höherer Anschauung des Lebens zu führen. D ein wesentlicher Grundzug der geschichtlichen Werke Fra ist, daß er durch sie auf sein Volk zu wirken suchte überhaupt wie die innigste Liebe zu demselben, so a volksthümliche und echt vaterländische Gesinnung wickelte. Man hat ihm häufig den Vorwurf gem er sei ein bloßer Compilator gewesen; der Verfasser l dies nicht in Abrede, zeigt aber auch zugleich, wie den gesammelten Stoff selbständig und mit steter R sicht auf seine bildenden und reformatorischen Zwecke handelte, sodaß allerdings zwischen ihm und den früh Chronisten des Mittelalters ein wesentlicher Unters besteht und er, wenn er auch mit einem Fuße noch der Bildungsstufe des Mittelalters steht, mit dem dern die Bahn eröffnet, auf welcher sich die neue G schichtschreibung fortentwickelte. Ferner, wenn auch Fra Kritik in der Benutzung seiner Quellen vorzugsweise s jectiv ist, so übte er sie doch, während dies von meh seiner Vorgänger gesagt werden kann. Da ihm Mittel und wol auch die Gelehrsamkeit fehlten, seine Q len in mehr objectiver Weise kritisch zu prüfen, so m er sich zunächst auf sein Gefühl verlassen, das übrig so rein und sicher war, als man es unter den damal Umständen nur wünschen konnte. Der Verfasser bem

Mit höchstem Ruhme ist Frank's psychologische Kri beurtheilen; durch sein eigenes Herz hindurch fand er Weg in fremde Herzen: Selbstkenntniß erweiterte sich ihm Menschenkenntniß, und wir schauern oft zurück vor der er mungslosen Ironie, womit er menschliche Verkehrtheit z tigt und bis in die geheimsten Falten des eigenen S verfolgt.

Eine der höchsten Tugenden eines Geschichtschrei ist die Wahrheitsliebe und Treue; der Verfasser wid dem Beweis, daß Frank diese Eigenschaften in hoh Maße besessen, mit Recht ein eigenes Kapitel. Er zei daß Frank durch die äußere Unabhängigkeit, in welcher lebte (er besaß nie ein öffentliches Amt, er war durch V mögensverhältnisse nicht genöthigt, um fremde Gunst buhlen und zudem zeichnete er sich durch eine wirk staunenswerthe Genügsamkeit aus), vorzüglich geeig war, mit unparteiischer Feder Geschichte zu schreiben. dem beweisen die Verfolgungen, denen er ausgesetzt daß er für seine Ueberzeugung einzustehen wußte. welcher Unparteilichkeit er seine Quellen benutzte, den folgende schöne Stelle aus der Vorrede zu seiner Chro deren Anführung Bischof nicht hätte unterlassen sollen

Ich kan, Gott hab lob, als ein unparteiischer, ungefang ein jeden lesen, und bin keiner Sect oder menschen auf a also gefangen, daß mir nit zugleich alle frumme zu herzen fallen, ob sie schon in vil unnötigen stucken ein fälgriff th und bin in keines menschen wort geschworen, denn Christi, nes Gotts und mittlers, in des gehorsam ich mein verna allein gefangen nimm. Ja, ich würff auch kein ketzer also

Opitz' ist die gewaltsame Nachahmung des Alterthums; da dieselbe nur äußerlich war, veranlaßte sie ihn, das Wesen der Poesie vorzugsweise in poetischem Schmucke, in Nachbildung eigenthümlicher Wendungen u. s. w. zu suchen, was denn von seinen Nachahmern bis zum Uebermaß gesteigert wurde. Dazu kommt, daß Opitz gänzlich ohne Phantasie war, und der reflectirende Verstand überall nicht blos durchbricht, sondern allen seinen Dichtungen beinahe ohne Ausnahme zum Grunde liegt. Andere Fehler sind Schwäche in der Composition, Unterdrückung seiner Originalität durch die Alten, Geschmacklosigkeit im Einzelnen. Aus alledem würde sich ergeben, daß Opitz kein Dichter gewesen ist; aber die Berücksichtigung der Zeit, in der er lebte, und die eigenthümliche Richtung, die er einschlug, muß dieses Urtheil modificiren.

Während manche seiner ältern Gedichte in der That aus dichterischer Erregung ihren Ursprung genommen haben, wurde er später dadurch, daß er die Holländer zu Mustern nahm und seinen Geist mit antikem Stoff anfüllte, wenn auch nicht auf einen an sich falschen Weg geführt, so doch in seiner freien Ausbildung als Dichter gehemmt. ... Dasjenige, was auf der einen Seite seinen Ruhm begründet hatte, hinderte seine Entwickelung nach der andern hin.

Alles dies ist vollkommen richtig und charakterisirt in wenigen Worten das ganze Verhältniß sehr treffend. Nicht so können wir dem Verfasser beistimmen, wenn er hinzufügt:

Daß Opitz aber nicht die Voraussetzungen und Bedingungen vermieden hat, die ihn als Dichter klein machten, läßt sich nur als ein Glück betrachten. Mit der Ansicht, als wenn in rein nationaler Gestaltung die deutsche Poesie eine größere Höhe erreicht hätte, können wir uns nicht befreunden, einfach aus dem Grunde, weil sie unwahr ist. Eine einseitig volksthümliche Entwickelung konnte nie zu der Höhe führen, wie es durch die Aufnahme der Bildungselemente der ganzen Vergangenheit möglich war, und die Kunst und Wissenschaft aller Culturvölker beruht auf dem Alterthum, und wird dieses Fundament nie entbehren können.

Die Geschichte unserer Literatur zeigt, wie falsch die Folgerung aus dem letzten an sich wahren Satze ist. Die deutsche Poesie ist nur dann groß gewesen, wenn sie sich auf nationaler Grundlage entwickelt, sie ist immer versunken, wenn sie diese verloren hat. Die Bestrebungen im 18. Jahrhundert gingen sämmtlich dahin, diese Grundlage zu gewinnen; selbst von Gottsched läßt es sich behaupten, wie viel mehr noch von Lessing und Goethe! Und erst als diese errungen war, konnte sich die hohe Blüte entfalten, auf die wir mit Recht stolz sind. Ohne den „Götz von Berlichingen", dieser durch und durch nationalen Dichtung, ist „Iphigenia" nicht denkbar, und sollte diese etwa nicht deutsch sein, nicht auf der nationalsten Grundlage beruhen?

Heinrich Kurz.

Deutsche Musenalmanache.

1. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Mit dem Bildniß Hermann Lingg's und einer Musikbeilage von Ludwig Spohr. Achter Jahrgang. Bamberg, Stahel. 1858. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1857. Im Namen des Altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Königsberg, Nürmberger. 18[5]8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Norddeutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Emil Weber. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Hübner. 18[5]8. 16. 24 Ngr.
4. Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildniß Karl Gutzkow's in Stahlstich. Prag, Bellmann. 18[5]8. 1 Thlr.

Da uns einige neuere Gedichtsammlungen von besonderm Werth oder eigenthümlichem Gepräge Gelegenheit geben werden, das, was wir etwa in Bezug auf die neueste deutsche Lyrik auf dem Herzen haben, demnächst in d. Bl. auszusprechen, so ziehen es wir vor, uns sofort in medias res zu stürzen, d. h. mitten in das lyrische Blütengewimmel, wenn Christian Schad im achten Jahrgange des „Deutschen Musenalmanach" den Leser überschüttet, ähnlich jenem römischen Kaiser, der auf seine Gäste einen förmlichen Sturzregen von Blumen und Blumenkränzen herabschütten ließ, bis ihnen unter diesem überreichen Blumensegen der Athem verging.

Der diesmalige Jahrgang des Schad'schen „Musenalmanach" liegt uns in einem schönen Prachtbande mit Goldschnitt vor, sodaß er sich zu Fest- und Liebesschenken aller Art aufs beste empfiehlt. Aber obschon der Musenalmanach von dem allgemeinen Charakter des Schad'schen als eine Paradeaufstellung der zur Zeit verfügbaren lyrischen Hauptkräfte und der verschiedenen sich gerade geltend machenden Richtungen unter allen Umständen seinen Werth und sein Interesse behaupten wird, so scheint uns doch die schöne Seele, die in dem schönen Einbande des achten Jahrgangs verborgen ist, offen gestanden, nicht ganz so schön zu sein, als diejenige war, welche unter der meist bescheidenen Hülle früherer Jahrgänge verborgen war. Den Herausgeber kann deshalb begreiflicherweise kein Vorwurf treffen. Er bezieht von seinen Lieferanten ab, und es ist sicher anzunehmen, daß er unter dem reichen Vorrath von Beiträgen, welche ihm zuflossen, das Beste ausgewählt habe. Der Wein geräth nicht jedes Jahr gleich gut, und die Winzer können keinen bessern vom Fasse verkaufen, als er auf dem Stock wuchs. Ebenso kann man sagen, daß der letzte lyrische Jahrgang nicht ganz gut gerathen sei, wenigstens nicht zu den Jahrgängen ersten und bester Qualität gehöre, obschon er an Quantität nichts zu wünschen übrig läßt. Dabei enthält der vorliegende Jahrgang doch auch sehr viel Schönes und Beachtenswerthes, und was man von der neuern Lyrik auch denken mag, so wird man doch zugeben müssen, daß auch der „Deutsche Musenalmanach" für 1858 immer noch ein feurigeres Gewächs ist als irgendeiner der alten Voß-Boye'schen Musenalmanache. Damals gab es einzelnes Vorzügliche unter sehr vielem Schlechten und Geschmacklosen, heutzutage gibt es vielleicht des Vorzüglichen noch mehr, aber auch des wirklich Schlechten und Geschmacklosen weniger. Die Virtuosität und der Geschmack sind, wenigstens unter den Heerscharen der Lyriker, allgemeiner geworden, so allgemein, daß es um so mehr auffällt, wenn man trotzdem auf einzelnes doch wirklich in eminentem Grade Schlechtes und Geschmackloses stößt. In einem jedoch hat man gegen die Zeit selbst des Hainbundes Rückschritte gemacht. Die Poesie hat im allgemeinen ihren Zusammenhang mit dem Volksbedürfniß und dem Volkselement verloren; gesunde Moral, die man fürs Leben brauchen kann, ist im allgemeinen wenig anzutreffen; die Gefühle und Anschauungen sind meist zu sublim-

e deshalb immer sehr idealistisch zu sein, der Ausdruck raffinirt, selbst wo er salop ist. Im ganzen hat der stgefällige Cultus des Ichs in neuerer Zeit wol einen zu en Grad erreicht; er scheint unter den verschiedensten Formen in eine epidemische Krankheit ausgeartet zu sein. Wir sen dies als Warnung aussprechen, so geneigt und bereitig man uns auch immer finden wird, das Schöne, was neuern Lyrik eigenthümlich ist, von Herzen anzuerkennen.

Dafür verdient Schad besonders Anerkennung, daß er in tem „Deutschen Musenalmanach" einen Mittelpunkt für die hter des deutschen Norden und Süden, Westen und Osten haffen hat, keinen Gau bevorzugt und keinen vernachlässigt. Oesterreicher, ein Baier, ein Schwabe, ein Sachse, ein ker, ein Niederdeutscher würden als Herausgeber eines smalmanachs ohne Zweifel ihre Landsleute besonders berücsigen; aber Schad ist ein Franke, und der Franke bildet Mittelglied zwischen den nördlichen und südlichen, westn und östlichen Stämmen des deutschen Volks. Durch eine liche Unparteilichkeit zeichnet sich auch seines Landsmanns az Hub Balladensammlung aus, die beste, die wir bisher gen. So finden wir in diesem neuesten Jahrgang des ad'schen „Musenalmanach" Preußen durch 10, Oesterreich ch 5 (worunter ein Verstorbener, Hammer-Purgstall), das inland durch 6 (worunter ein Verstorbener, August Schnez-Niedersachsen und Thüringen durch je 4, Baiern, Hessen, waben, Tirol durch je 3, Böhmen, Franken, Nordalbingien, lfalen, Schweiz durch je 2, Elsaß, Esthland, Galizien, land, Kärnten, Siebenbürgen, Ungarn, Schleswig durch Dichter vertreten. Doch möchten wir fragen, warum der ausgeber z. B. Kärnten von Oesterreich und Schleswig Nordalbingien abgesondert hat? Es ist doch gewiß nicht nehmen, daß der Herausgeber zu der Partei der Eidern gehört. Endlich finden wir sogar noch die Lombardei h den Mailänder Cajetan Cerri repräsentirt, der in einem Hebbel gerichteten Sonett den wunderbaren Gedanken ausht, daß er, seit er Hebbel gesehen, wieder geglaubt

An einen Gott, der einfaches Mensch geworden.

Das Buch ist mit dem Bildniß Hermann Lingg's geziert, auch Bodenstedt in einem Sonett besungen hat, worin es anderm heißt:

Man klagt, als ob die Könige des Gesanges
Gestorben wären und ihr Reich zunichte,
Derweil ein Urquell ewiger Gedichte
Aus deinem Busen quillt gewalt'gen Dranges u. s. w.

Aber die hier mitgetheilten Gedichte Lingg's dürften schwerewige" sein, und wenn Lingg nichts Besseres, nichts ganz mmenes zu geben hatte, so würde er besser gethan haben, gar beizusteuern. Wir wissen recht gut, daß man Gedichte wie schwarze Tod", „Remadenzug" u. s. w. nicht alle Tage dichnn und daß gerade die namhaftesten Dichter in Musenalmaoft schlechter vertreten sind, als minder genannte und selbst Novizen, welche in der Regel einen großen Vorrath ungeSachen haben, aus denen sie das Beste auswählen können; en einem Dichter wie Lingg haben wir in einem Musenalmain dessen Eingang sein Bildniß prangt, nur Beiträge zu erwelche ihn dieser Auszeichnung würdig erscheinen lassen. kann man nun von seinen Beiträgen zu dem gegenwärJahrgang nicht sagen. Die Gedichte „Testament der maus" und „Die beiden Hechte" entwickeln einen vergeschmacklosen Humor, wie denn überhaupt die Komik Sache nicht zu sein scheint. In dem letztgenannten te räth der alte Hecht seinem Sohn, zur Forelle zu men; Hecht, der Sohn, bemerkt dagegen, sie sei lachend chlüpft und lebe nun verborgen, worauf das Gedicht :

Ach! rief der Alte schaudrirt,
Sie hält sich zu den Felchen,
Es scheint, sie ist mit uns brouillirt,
Sie liebt, ich weiß schon welchen.

Gegen solche und andere im „Deutschen Musenalmanach" befindliche Proben modernen deutschen Humors verhalten sich die jetzt so gering geschätzten Fabeln Gellert's, Lichtwer's, Michaelis', Göckingk's und Pfeffel's in der That als wahre Meisterwerke an Geschmack, treffendem Witz und gesundem Menschenverstand. Auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete erblicken wir Lingg dagegen in dem ansprechenden Gedicht „Alpenglühen an der Jungfrau" und besonders in „Besseres Los". Sehr schön ist in letzterm z. B. folgende Strophe:

O glücklich, wer inmitten
Von hundert Kämpfen steht
Und, wenn es ausgestritten,
Im Kampf nicht untergeht,
Wer nicht die eignen Wunden
Im Kinde wiedersieht,
Die Narben jener Stunden,
An die uns festgebunden
Der Gram hinunterzieht!

Aber leider wird dieses tief und wahr gefühlte Gedicht durch einige harte und disphonische Satzfügungen entstellt, vor denen Lingg überhaupt zu warnen ist, z. B.:

Es sucht auf Bergesfernen
Mein Herz ein in den Sternen
Verlornes Paradies.

Oder noch schlimmer:

Doch nie konnt' ich's ertragen,
Wenn mein auch stumm nur klagen
Ein Herz, das mich liebt, schmerzt.

Zwei preußische Veteranen, Phänomene in ihrer Art, ziehen besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich: Ernst Moritz Arndt und Leopold Schefer. Ersterer, der nun bereits die Geschicke von drei Menschenaltern als Augenzeuge erzählen kann, dichtet noch immer mit jünglinghaftem Feuer, so in dem Gedicht „Auf Karl Vollertsen's Grab", mit dem in den drei letzten Strophen wiederkehrenden Refrain:

Streut Blumen, vergießt nicht Thränen,
Und auch: vergesset nicht die Dänen! —

in „Des alten Nachtwächters Gegenruf" und in „Muth und Trost", worin er sich gegen die neueste materialistische Naturauffassung richtet:

Weg mit dem Elementensturm,
Wodurch der Seraph und der Wurm
Aus gleicher Sündflut Qualm entsteht,
In gleicher Sündflut untergeht!

In dem in etwas losen Distichen verfaßten Gedichte „Die Lenzlockung" stellt Arndt in sinnreicher Weise die Poesie, die ihm aus seinen alten Folianten entgegenhaucht, der Poesie der Natur gegenüber, zu der man ihn verlocken will, und in der That muß man sagen, daß mit dieser ewigen Lenzpoesie zuweilen auch viel duselige und gedankenlose Gefühlsschwelgerei verbunden ist. Auch bei Leopold Schefer verspürt man noch keine große Ermattung; denn das Lehrreiche war ihm stets eigen, und auch früher ging seine Originalität häufig in Bizarrerie über. Schefer ist diesmal durch zahlreiche Proben vertreten, die nicht von gleichem Werth, oft blos sonderbar, oft aber auch originell und sinnig sind. In der didaktischen Erzählung „Diogenes und Dionysius" bringt Schefer mit glücklicher Erfindung den landflüchtigen Dionys, der nun statt Unterthanen arme Schulkinder tyrannisirt, mit dem cynischen Menschenfreund Diogenes zusammen. Ein dritter schon betagter Dichter, Karl von Holtei, lehrt:

Werde, wenn auch spät, im Alter weise,
Rein von Seele, Herzen und Gemüth;
Hoffen darfst du dann, daß noch dem Greise
Eine Jugend sanfter Träume blüht

Adolf Böttger erinnert in seinem „Proleg zu Fiesco" daran, daß es zwar schön sei, „ein schon bekränztes Haupt neu zu bekränzen", aber noch verdienstlicher:

aus des Tags erbarmungsloser Noth
Das stille, keimende Talent zu retten.

Karl Beck, der seit langem nichts von sich hören ließ, bringt sich seinen Freunden durch ein zart gefühltes Gedicht „Tröstende Stimmen" in Erinnerung, in welchem wir unter anderm folgender schönen und wahr empfundenen Strophe begegnen:

Der Strom hat keinen letzten Tropfen,
Das Herz hat keine letzte Liebe,
Kein Herz, das bis zum letzten Klopfen
Der Liebe nicht berürstig bliebe.

Indeß wir gebieten in d. Bl. nicht über den unendlichen Raum Kant's und wir können unmöglich in dieser Weise fortfahren, auch nur alle die Dichter, selbst sehr angesehene, zu nennen, welche Sachen rein lyrischer Art beisteuerten; wir können namentlich nicht zu viel Raum auf eine wenn auch noch so interessante literarische Erscheinung verwenden, welche alljährlich wiederkehrt und alljährlich Anspruch auf erneute Berücksichtigung macht. Wir wollen aber noch diejenigen nennen, welche Balladen, Bearbeitungen von Sagen und Geschichtsbilder aus älterer und neuester Zeit beisteuerten: Justinus Kerner („Kornilew's Tod"), Friedrich Beck, J. N. Vogl, Balthasar Reber, unter den schweizer Dichtern im historischen Genre wol der beachtenswertheste, der hier in kerniger, wenn auch etwas breiter Weise Erinnerungen aus den Kriegen der Eidgenossen mit Burgund behandelt, A. Bube, der unter anderm auch den berühmten Reisenden Heinrich Barth feiert, Julius Sturm, Rudolf Gottschall, der jüngst verstorbene talentvolle Günther Nicol, Julius Rodenberg, der in dem Gedicht „Die Brautnacht" ein tragisches Ereigniß mit vielem Feuer behandelt, Heinrich Zeise, welcher eine Episode aus der Schlacht von Bornhövede schildert und in dem eigenthümlichen Gedicht „Das Schiff der Wüste" das Lieblingskameel Abd-el-Kader's in einen Gegenstand der Poesie verwandelt, Chr. Schad, Bernhard Endrulat, der in seinem Gedicht „Des Kaisers Grenzscheide" in kräftiger Darstellung an Otto's I. Siegeszug gegen die Dänen erinnert. Wir sind hiermit auf jenes vaterländische Element gerathen, durch dessen Pflege die neuere Lyrik ohne Zweifel gegen die Lyrik einiger der großen Dichter, die wir vorzugsweise unsere Classiker nennen, einen erheblichen Fortschritt gemacht hat. Wenn irgendwo geäußert wurde, die Sammlung enthalte, einige Rothrufe für Schleswig-Holstein ausgenommen, wenig politische Anklänge, mit dem Hinzufügen „und das ist gut", so würden wir unsererseits in diesem Mangel ein trauriges Symptom der Erschlaffung erkennen, wenn dem wirklich so wäre; aber es fehlt keineswegs an patriotischen Klängen und Anklängen aus Vergangenheit und Gegenwart, und die deutsche Gesinnung des Herausgebers läßt uns nicht zu Schanden werden.

Auch dem Humor geschieht sein Recht, obschon der verstorbene Schnezler, aus dessen Nachlaß Ignaz Hub einiges mittheilt, in dem Gedichte „Flehruf" aus dem Jahre 1853 klagt:

O gesunder Humor, o gefügelter Witz,
Wie seid ihr so selten geworden!
Wie selten noch nehmt ihr geselligen Sitz
In unserm vernüchterten Norden!

Außer Lingg haben Ignaz Hub, Graf Rehbinder, Heinrich Pröhle, Julius Große, der freilich nicht immer blos komisch ist und in seinen Genrebildern zum Theil einen originellen Realismus offenbart, J. V. Scheffel, G. Keller und der Herausgeber einiges Humoristische beigetragen. Freilich ist nicht alles in diesem Genre Gebotene stichhaltig oder sehr geschmackvoll. Noch schlimmer verhält es sich mit der unwillkürlichen Komik, in die z. B. Adelheid von Stolterfoth verfällt, wenn sie ihr Gedicht „Bekenntniß" mit der Strophe beginnt:

Kein Kochbuch hab' ich geschrieben,
Auch ein Gebetbuch nicht,
Und viele Dutzend Strümpfe
Hab' ich gestrickt auch nicht.

Hätte sich die Dichterin statt für Versfüße lieber für nackten Füße armer Leute angestrengt, sie würde ein weit lichteres Werk gethan haben. Auch eine Probe transc Poesie enthält dieser Musenalmanach: „Kain", eine Trag drei Scenen von Otto Roquette. An Mannichfaltigkeit es, wie man sieht, dem Jahrgang 1858 ebenso wenig, achtbaren Namen und achtbaren Beiträgen.

Wir fürchten, daß wir es den meisten Dichtern serm Bericht schwerlich zu Dank gemacht haben. habe Nachsicht mit uns und bedenke, daß es eine beschwerliche Arbeit ist, Sammlungen dieser Art sprechen. Mögen es die Dichter, welche beisteuerten, Reihe nach versuchen und einen Bericht über diesen manach abfassen, und sie werden sehen, daß sie Collegen ebenso wenig recht machen werden als wir.

Ueber den „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" ziehen wir vor, einen Bericht mitzutheilen, jenen Ostmarken deutscher Zunge eingesandt worden folgender: „Die beifällige Aufnahme, welche diesem Musenalmanach bei seinem ersten Erscheinen (1856) zu Theil hat nicht nur die Fortsetzung desselben, sondern auch dung eines Altpreußischen Dichtervereins hervorgerufen es nun, wie der Almanach beweist, in der Provinz nicht an Dichtern mangelt und da der Verein zweckmäßig organisirt ist, so steht dessen Wirksamkeit für weitere Jahre erwarten, vorausgesetzt, daß die Theilnahme des Publikums sich für das Unternehmen warm erhält. Wir glauben, diese Voraussetzung zutreffen wird, da der Inhalt beider gänge großentheils den Anforderungen entspricht, die an gute Dichtungen zu machen berechtigt ist. Zwar stehen altpreußischen Dichterhaine nur wenige Riesenbäume, die gewaltige Form in Staunen setzen und deren Häupter sich in unabsehbare Höhe verlieren; doch ist er reich an men, die uns durch anmuthige Farben und liebliche Düfte freuen. An dem Kranze, der hier aus diesen Blumen ten ist, haben zarte Hände mitgeholfen; wir zählen zweiten Jahrgange nicht weniger als 16 Dichterinnen müssen anerkennen, daß dieselben an Tiefe des Gefühls heit der Sprache, kunstgerechter und gewandter Behinter den besten männlichen Mitgliedern des Vereins rückstehen.

„Wie es bei solchen Musenalmanachen fast immer so ist auch hier die Lyrik räumlich am stärksten vertreten zwar am häufigsten in den Klagen, Seufzern und eines unbefriedigten Verlangens. Wir begegnen Variationen von

Ich hab' dich lieb, und darf's nicht sagen:
Wem sollt' ich auch mein Leid wol klagen?
Den Sternen in der lichten Höh',
Dem tief verschwiegnen dunkeln See?

Oder:

Immer höher, immer weiter
Möchte meine Seele ziehn,
Zu den Sternen, die so heiter
An der Himmelsdecke glühn.

„Mögen auch dergleichen Sehnsuchtsklänge durch Harmonie dem Ohre schmeicheln, so gerathen sie doch in matte oder hundertmal verbrauchte Melodien und jedenfalls ermüden, wenn sie zu massenhaft auftreten. bietet der Almanach auch manches lyrische Produkt tigerm Ton und festerm Gepräge; wir finden mehrere Gedichte, in welchen die ideale Empfindung einen umschließt und statt des ziellosen Schwebens zwischen

) Erde von einem festen Punkt ausgeht, an einem bestimm- Gedanken haftet und unsere Sympathie für einen des Interesse :digen Gegenstand erweckt. Wir rechnen hierher die «Ark- jen Bilder» von A. Lehmann, «Sommerfaden — Herbst- :n» von Heinel, «Der sterbende Müller» von Emanuel, ie Greisin» von Franziska Gräfin Schwerin.

„Von den auch in weitern Kreisen bekannten Namen be- nen wir Rudolf Gottschall und O. F. Gruppe, beide nicht der Provinz Preußen lebend, aber daselbst geboren. Der ere hat den Untergang John Franklin's besungen; in ergreifender Weise schildert er die Bedrängnisse und das derben des furchtlosen Entdeckers und seiner Begleiter; geheimnißvolle Dunkel ihres Schicksals liefert dem Dichter n reichen Stoff zu glühenden Phantasiegebilden und er- tternden Scenen. Gruppe vergegenwärtigt mit lebendigen en und in knapper markiger Sprache ein Heldenstück des rlichen Kaisers Maximilian. Auch andere, z. B. Bröde, we, A. Müller, Auguste Peetsch, haben ansprechende träge im Fache der erzählenden Poesie gespendet. R. Reusch A. Lehmann ergötzen die Freunde des Plattdeutschen wie- um mit einigen naturkräftigen Gaben in dieser Mundart.

„Somit bringt das Buch vieles von vielen und darunter nicht unbeträchtliche Anzahl recht guter Sachen. Wir ifeln daher nicht, daß bei dem Zusammenwirken so achtbarer ente und unter so tüchtiger Leitung auch die fernern Jahr- ge dieses Musenalmanachs eine willkommene Erscheinung er poetischen Literatur sein werden."

Wir für unsern Theil haben gegen solche Provinzialmusen- nache manches einzuwenden, wie gegen alle zu partikula- chen Tendenzen, an denen wir in Deutschland ohnehin genug iden haben. Wozu diese itio in partes auch in lyrischen Ange- lheiten? Ohne Zweifel taucht in solchen Districtsalmanachen und da ein frisches verheißendes Talent auf, der Mehrzahl werden sie aber aus lyrischen Producten bestehen, denen das Zeugniß der Reife nicht ausstellen kann. Dies gilt auch lgemeinen von dem „Norddeutschen Musenalmanach", zweiter Jahrgang uns zur Besprechung vorliegt. Der usgeber erklärt in der Vorrede, daß er den Almanach ge- det habe, „um den Sinn für deutsche Poesie zu wecken und zu beleben und dem schriftstellerischen Talente, das in r Fehde mit Engherzigkeiten und Vorurtheilen aller Art Gelegenheit zu geben, sich dem Publikum bekannt zu n". Nun an solchen Gelegenheiten fehlt es doch in Deutsch- nicht. Der Herausgeber klagt zugleich über die „Ge- keit verschiedener literarischer Coterien". Wenn wir unsere Person Bedenken gegen Erscheinungen dieser haben, so geschieht dies eben im Interesse der Allge- eit und aus Abneigung gegen alle provinziellen Co- Die Beiträge, unter denen sich auch novellistische en, sind unter die Rubriken Poesie, Natur, Leben, Liebe Religion geordnet, wozu noch ein Nachtrag kommt. Dich- d Dichterinnen von allgemeiner bekannten Namen gibt runter nur wenige: Heinrich Zeise, dem wir als einen llen Erfordernissen echt lyrischen Talents Begabten immer begegnen, F. Brunold, Pauline Schanz, Dr. Eggers. den Beiträgen unbekannter Dichter hat uns besonders Gedicht „Ein Abend in Amerika" von G. Dörrien wegen bendigen Auffassung und Darstellung nordamerikanischer lebhafter interessirt. Zartgefühltes und Gutgemeintes außerdem manches, Reifes begreiflicherweise nur we- W. Buchholz nimmt in einem Sonett an seinen Freund ar Kühns den Mund etwas voll. Nachdem er beklagt, er „Schönheit Tempelhallen" zertrümmert seien und der Dichtung fürstlichen Vasallen" vergebens gefragt werde, r aus:

Rächt diese That mit scharfen Schwertesstreichen!
Und er schließt:

Mein Freund, du denkst wie ich und ich wie du,
Drum laß uns beide nach dem Ziele ringen!
Und freudig jauchzt mein Herz dem deinen zu;
Wenn's auch im Tode erst den Sieg vernehmen —
Wird auf die Nachwelt doch der Segen kommen.

Ein das Merkwürdigste verheißender Prospect! Die Erfüllung der Zusage müssen wir — oder die Nachwelt abwarten.

Das von Siegfried Kapper herausgegebene „Jahrbuch deutscher Belletristik", mit einem schön ausgeführten Bildniß Karl Gutzkow's geschmückt, besteht zum größern Theile aus novellistischen Beiträgen: „Blanche", von Hieronymus Lorm, „Der Spieltisch Peter's des Großen", von Alfred Meißner, „Rino", georgische Sage von Friedrich Bodenstedt, „Zwei Nächte bei einem Seher", von A. v. Sternberg, und „Durch Schein zum Sein", von Theodor Herzog. Diese liegen uns hier außer dem Wege; doch denken wir auf die Sternberg'sche Novelle bei anderer Gelegenheit mit einigen Worten zurückzukommen. Sodann folgen die lyrischen Beiträge, fast sämmtlich von Dichtern geachteten Namens, wie G. F. Daumer, Hermann Lingg, Emanuel Geibel (der eine Scene aus der Tragödie „Die Albigenser" mittheilt, aus welcher sich jedoch auf das Ganze nicht schließen läßt), Otto Roquette, Leopold Schefer, Moriz Hartmann, J. G. Fischer, Moriz Horn, F. Loewe, L. Pfau, K. Seeger, A. von Tschabuschnigg u. s. w. Der Herausgeber selbst hat „Erzgebirgische Lieder" beigesteuert. Hermann Lingg ist hier besser vertreten als im Schad'schen Musenalmanach. Zwar ist „Traumbild" selbst für ein Traumbild zu nebelig und räthselhaft, „Greisenalter" etwas trist, „Herbst" schließt mit dem ein wenig sonderbaren Gedanken, daß der Dichter dem Himmel alles freudig verzeihen wolle, weil er im Herbste die Rebe blühen lasse; dagegen entwickelt das Gedicht „Elephantenwanderung" große Macht in der Schilderung, obschon es zu sehr dem blos descriptiven Genre angehört und der Palmzweig, den die Elefanten als „theures Angedenken des zu Grund gegangenen Eden" im Rüssel mit forttragen, störend ist. Sehr schön ist das von tiefer und sinniger Naturanschauung durchhauchte Gedicht „An die Stechpalme" mit dem Schluß:

In die Fluten, Lichtgott, milder,
Taucht dein hold Gestirn den Lauf;
Leuchtende Gemälde, Bilder
Aus der Jugend dämmern auf.

Und ein heilig Schweigen dunkelt
Um der Berge stille Pracht,
Und der Stern der Liebe funkelt
Auf der Welle dunkler Nacht.

In dem Ausdruck melancholischer Stimmungen, tiefsten Seelenschmerzes ist Lingg fast immer eigenthümlich, wie in folgendem kleinen Gedicht:

Verlust.

Je dunkler, je schattiger ein Baum,
Um so lieber singt ein Vogel drauf;
Je schwermüthiger, je düstrer ein Traum,
Um so lieber wacht man auf.

Je härter, um so edler der Stein;
Je müder, je mehr gebrochen
Ein edles Herz von Pein,
Um so tiefer und stiller sein Pochen

Wem ein großes Leid geschehen,
Der wird ewig elend sein.
Blumen kann man wieder säen;
Herzen bringt man nicht mehr ein,
Herzen, die uns recht verstehen.

Schefer feiert unter anderm in trefflichen Worten das Vaterland:

Wohl dem, der in dem Land der Väter blieb!
Heil, wer in das zum Unglück nur verlassne
Zurückkehrt, wär' es lieber selbst als Bettler,
Als draußen in der todten Fremd' ein König
Wo über Todte, ewig sehnsuchtsbang!
Denn in der Heimat stirbt er nicht — er schläft
Nur wie ein Kind in seiner Wiege ein.

Wer nicht ein Vaterland im Herzen fühlt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben.

Auch das Gedicht „Graue Haare" ist bei aller düstern Färbung schön und eigenthümlich; doch bleibt es eine auffallende Erscheinung, daß unsere modernen Dichter, von Chamisso an bis auf Lingg und Schefer, vor dem Altwerden und Altsein ein so großes Grauen empfinden. Mögen sie sich aus des alten Heiden Cicero „De senectute" Rath und Trost und vielleicht auch einige Beschämung holen. H. M.

Die „Revue germanique".

Der erste Napoleon war den Ideen nicht hold, er haßte und verpönte ihre freie Bewegung. Das werden selbst die Inhaber der Helenamedaille zugestehen; ja, sie werden es ganz in der Ordnung finden, daß der Kleine Corporal die Ideologen und Federfuchser nicht leiden konnte. Wir vereinigen uns mit den tapfern Veteranen in derselben Ansicht, wenn auch aus andern Gründen. Denn der Feind einer gedankenvollen Literatur ward zum Beförderer derselben. Den Schriftstellern fehlten die hohen Mäcene, die für das schlechteste Werk durch eine geschickte Vorrede zu gewinnen sind; sie mußten sich unter den Leuten Freunde suchen, die für ein Buch nicht mehr bezahlen als den Buchhändlerpreis. Das Publikum, das, wie viel Schlimmes man ihm nachsagen mag, doch weit schwerer zu befriedigen ist als große Herren, ward alleiniger Richter in literarischen Dingen. Dazu kam, daß am Kaiserhofe, wo man doch anstandshalber nicht ganz ohne alle Schöngeisterei sein konnte, die äußerste akademische Langweiligkeit besoldet und betitelt wurde; so ward man über den alten Geschmack durch die Frage desselben gründlich aufgeklärt; man warf das dürre armselige Formelwesen beiseite, das man bis dahin Poesie genannt, und rang nach lebendigem Inhalt; man entsagte der nationalen Selbstgenügsamkeit, welche vier Menschenalter hindurch in beständiger Nachahmung zweifelhafter Vorbilder vom Mittelmäßigen zum Schlechten herabgestiegen war; fremden Mustern, die der französische Dünkel sonst gering schätzte und verspottete, wandte man sich zu, um sie mit dem eigenen, verjüngten Geiste zu durchdringen. Eine neue Richtung der Literatur kündigte sich an, deren Erstlinge, was die Kritik dagegen einwende, doch höchst vortheilhaft abstachen gegen die dürftigen blutlosen Spätlinge der alten Schule.

Das zweite Kaiserreich ist allerdings von dem ersten in vielen Beziehungen sehr verschieden (wir könnten uns hier, wenn es nöthig wäre, ebenfalls auf vortreffliche Autoritäten, auf die Verehrer der „Times", auf die „liberalen Katholiken" des Rheinlandes u. s. w. berufen). In der Stellung zur Literatur ist aber der Neffe dem Beispiel seines Oheims ganz getreu. Die vorzüglichste „idée napoléonienne" ist und bleibt — die Ueberwachung der Idee, namentlich sofern sie in die Fragen des Tages sich zu mischen, in Zeitungen und gesetzgebenden Körpern aufzutreten versucht (vgl. die letzte Thronrede). Die ähnliche Ursache scheint eine ähnliche Wirkung äußern zu wollen. Der Geist, dem es untersagt ist, mit schnell fertigem Wort aus sich herauszugehen, zieht sich in sich selbst zurück, um eine Form der Offenbarung zu suchen, welche der Ueberwachung zu hoch liegt; sind ihm die Angelegenheiten der Stunde entzogen, so bleiben ihm ja die der Ewigkeit; das ist eine Ironie, aber keine traurige. Wenn der politischen Zeitungspresse nichts übrig gelassen ist als Stilübungen, der politischen Beredsamkeit nichts als ein bedeutsames Kopfnicken (es kommt [illegible] Regel Millionen), so werden die Freunde des französischen [illegible] stes durch eine glänzende Reihe jüngerer Denker [illegible] schichtsforscher entschädigt, die an Tiefe und Fleiß [illegible] gleich mit den Fremden aushalten. Nie studirten [illegible] Gelehrte eifriger als jetzt, nie strebten sie mit größerm [illegible] nach dem überrheinischen Ruhme der Gründlichkeit. [illegible] des ersten Kaiserreichs schrieb Frau von Staël ihr [illegible] Deutschland; zur Zeit des zweiten unternehmen [illegible] Dolffus und Reffitzer ihre „Revue germanique". *)

Die Herausgeber eröffnen ihre empfehlungswürdige [illegible] schrift mit einer Abhandlung über den deutschen und [illegible] fischen Geist. Die Parallele wird in der Weise [illegible] welche zuerst und am schärfsten Hegel (in seiner „Geschichte der Philosophie") festgestellt hat. „Deutschland ist [illegible] weise die Heimat der wissenschaftlichen Freiheit." Darauf [illegible] sich zunächst das aufrichtige Geständniß: „Der französische [illegible] sucht die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen." Sodann [illegible] Herausgeber, nach Hegel'scher Art, hinzusetzen: „Die [illegible] ordnung herrscht bei uns", und „die unruhige Bewegung [illegible] des französischen Volks" sei nichts anderes als „die Lust des Fortschritts", so klingt das freilich jetzt beinahe wie [illegible] verhöhnung. Es ist aber bei allen solchen Unterscheidungen [illegible] vorzuheben, daß eine Nation sich nicht mit ihren einseitigen [illegible] diensten und Tugenden begnügen soll, denen ebenso [illegible] seitige Fehler und Verschuldungen gegenüberstehen. Über [illegible] eigenthümliche Aufgabe hinaus, welche der Geschichtsforscher [illegible] ergründet, soll ihr Streben gehen, ein Ganzes menschlicher [illegible] kommenheit darzustellen; sie soll deshalb eifersüchtig [illegible] jeden wahren Ruhm des Auslandes und es den [illegible] gleichzuthun suchen auf allen Gebieten des Guten und [illegible] Diese Arbeit der Ausgleichung, welche sich bei allen [illegible] völkern kund gibt, erscheint uns als der wichtigste [illegible] ben der Gegenwart, als die einzige Entschädigung [illegible] was wie Stillstand, Verkümmerung, Verfall aussieht. [illegible] solche tröstliche Auffassung der Zeit ist auch den Heraus[illegible] der „Revue germanique" eigen. Sie betrachten [illegible] Wendung, welche die deutsche Bildung in den letzten [illegible] genommen und deren Stichwort der Materialismus [illegible] als einen Rückschritt zur Rohheit, sondern als eine [illegible] tung des Geistes zu neuen Siegen und Eroberungen. [illegible] Deutschen unterwerfen sich der Zucht strengster Methode [illegible] und sie thun wohl daran; aber der Tag wird kommen, [illegible] die Thatsachen, welche die sorgfältigste Forschung zu [illegible] der Vernunft die Möglichkeit bieten werden zu einer [illegible] stolzern Erhebung in das Allgemeine. Einstweilen mögen [illegible] der Bewegung folgen, die das Bedürfniß und den [illegible] Tages ausspricht, und wenn sie in Uebertreibungen [illegible] so wollen wir uns erinnern, daß der Widerspruch [illegible] Geltende niemals Maß zu halten pflegt." Diese Sätze [illegible] zeichnet den wohlwollenden Sinn der Herausgeber, [illegible] ihrem Versprechen ernstlich meinen, keine andere Partei [illegible] zu wollen als die der Unparteilichkeit.

An die Einleitung schließt sich ein Brief des [illegible] Ernst Renan über die philosophischen Studien, über [illegible] also, wo die deutsche Gelehrsamkeit der ausländischen [illegible] Unvergleichlichen überlegen ist. Das wird von [illegible] schöner Wärme anerkannt, und er kommt bei dieser [illegible] heit auf das deutsche Erziehungswesen zu sprechen, [illegible] begeistertes Lob zollt. „Sie werden", schreibt er, [illegible] sel Berichterstatter auf den verschiedenen deutschen [illegible] zu gewinnen suchen. Dort fließt die Quelle der [illegible] Entwickelung des Gedankens, die den Deutschen im [illegible] reinen Vernunft die unbestreitbare Herrschaft [illegible] Unterricht ist in Deutschland nicht, wie in andern [illegible] eine beschränkte Schulmeisterei, welche neidisch auf die [illegible]

*) Revue germanique fondée par M. Dolffus et [illegible] Erstes Heft. Paris 1858.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung. Die zahlreichen Freunde, die sich Ferdinand Gregorovius durch seine frühern Schriften erworben, werden durch diese neue poetische Gabe, die er aus Italien, seiner zweiten Heimat, nach Deutschland gesendet, gewiß in hohem Grade befriedigt werden.

Wolfgang Menzel sagt darüber: „Ein kleines, aber meisterhaftes Epos in schönem antikem Versmaß auf antikem Boden entsprungen. Der Dichter athmet griechische Luft und den Zauber des plastisch Schönen. Die classische marmorweiße Reinlichkeit dieser Dichtung thut dem Auge und Gefühl wohl."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zwei mal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß ebenso diese italienischen Schilderungen desselben auf die freundlichste Theilnahme rechnen konnten, die ihnen auch bereits in vollem Maße zutheil wurde. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) ist in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift bietet nicht blos den Historikern, sondern allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die „Ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig ist und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Nun complet!

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen

der Völker,

mit besonderer Beziehung auf

Cultur und Sitten.

Ein Handbuch

für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Lektüre

von

Friedrich Körner,

Professor an der Handelsakademie in Pest.

Drei Bände. 50 Bogen. Complet 2 Thlr. 20 Ngr.

Dies Werk wird die Weltgeschichte in wesentlicher Methode der Darstellung behandeln, deren Grundsätze durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlich bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung anschaulichen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert.

Von Anton Springer.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser hat auf vielseitig geäußerten Wunsch im zwölften Bande der „Gegenwart" befindlichen Artikel die bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert in der wesentlich ergänzt und verbessert. Es soll dasselbe die den Kunstbestrebungen und Leistungen in den verschiedenen dern leicht vertraut machen und eine Anschauung künstlerischen Richtungen und Strömungen der Gegenwart Das am Schluß befindliche „Künstlerverzeichniß" eine werthvolle Beigabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rig-Veda

oder die heiligen Lieder der Brahmanen

Herausgegeben von **Max Müller.**

Mit einer Einleitung, Text und Uebersetzung Prâtisâkhya oder der ältesten Phonetik und matik enthaltend. Dritte Lieferung.

4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit dieser dritten Lieferung ist der erste Theil für alle Orientalisten sehr wichtigen Werkes und kostet derselbe 10 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 18. März 1858.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Von Karl Forklage. Vierter Artikel. — Zur Jagd und ihrer Literatur. — Volksthümliches. Emanuel Rauls. — Künstlernovellen. — Zur musikalischen Literatur. — Ein Album des berner literarischen Vereins. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

Vierter Artikel.*)

Der Kampf um die Seele vom Standpunkt der Wissenschaft. Sendschreiben an Herrn Leibarzt Dr. Beneke in Oldenburg von Rudolf Wagner. Göttingen, Dieterich. 1857. 8. 1 Thlr.

Naturwissenschaft ohne Philosophie gleicht einem feuchten und dumpfen Anger, welcher zwar wohl bewässert aber so in Thalschluchten versenkt liegt, daß das Himmelslicht nur kurze Zeit des Tags und spärlich zu ihm dringen kann. Er treibt zwar eine Grasfülle von saftreichen Säften, aber der Genuß des Grases ist der weidenden Heerde ungesund. Seine Bäume und Sträucher tragen saftreiche Früchte, aber es mangelt ihnen der Reiz des Duftes und das Feuer des Geschmacks. Es soll den Naturforschern nicht zugemuthet werden, sich in die Gluten der reinen Speculation hinaufzuwagen, wo die Julisonne des sich selbst denkenden Geistes jeden keimenden Halm verdorrt. Sondern es giebt zwischen beiden Extremen eine große Menge von Mittelstellungen. Und in ihnen eben liegt die Gesundheit und das fröhliche Gedeihen.

Der berühmte und in der Wissenschaft der Physiologie eine Autorität ersten Ranges darstellende Urheber des sich schon lange fortspinnenden Kampfes um die Seele Rudolf Wagner, geht in obiger Schrift zum ersten male mit gutem Beispiele voran, die Unentbehrlichkeit der philosophischen Studien für den Naturforscher laut, offen und ohne Rückhalt auszusprechen. Diese Erklärung hat um so mehr die Aufmerksamkeit und das Interesse der Philosophen in Anspruch, als sie gegen frühere Aeußerungen desselben Mannes gehalten einen bedeutenden Fortschritt bekundet, von welchem zu wünschen ist, daß er unter den Physiologen recht bald ein allgemeiner und einstimmender werden möge. Denn lange genug hat der prude Abscheu vor dem Schreckbilde der Naturphilosophie zum Deckmantel gedient für jede Denkträgheit, jedes rohe und principienlose Umhertappen im Chaos unverstandener Thatsachen. Und wenn auch eine auserlesene Schar von Großmeistern in der Physiologie, unter denen die Namen eines Johannes Müller und Huschke glänzen, nie mit einstimmte in das gegen alle Speculation gerichtete Verdammungsurtheil, so war es doch in der letzten Zeit dahin gekommen, daß beinahe die ganze jüngere Generation und alles, was mit zu ihr gerechnet sein wollte, die Verbindung irgendeines philosophischen Standpunktes mit der Physiologie für etwas ansah, das man, wenn es sich bei einem sonst verdienstvollen Manne fand, demselben als eine ihm noch aus der bereits überwundenen Bildungsperiode anklebende Schwäche oder Idiosynkrasie mit Billigkeit und Schonung nachzusehen habe. Rudolf Wagner erklärt mit Recht, daß diese Stellung der Physiologie, worin sie in Gefahr gerieth, sich an zwei bloße untergeordnete Hülfswissenschaften, nämlich an Physik und Chemie, wie auf Gnade und Ungnade zu ergeben, eine falsche und unwürdige gewesen sei. Er erklärt mit ebenso großem Recht, daß der Offenbarungsglaube, in welchem er in früherer Zeit einen hinreichenden Schutz vor den Widerwärtigkeiten des auf diesem Wege uns bedrohenden Materialismus zu finden glaubte, diesen Schutz nur scheinbar verleihe, solange der Regulator der Philosophie fehlt, welcher jeden Conflict zwischen Glauben und Wissen von vornherein unmöglich macht. Er schreibt in dieser Beziehung (S. 211):

> So bedenklich es sein mag, für den zukünftigen Gang der Wissenschaft etwas voraussagen zu wollen, so dürfte doch mit großer Wahrscheinlichkeit demnächst für die gesammte Naturwissenschaft, insbesondere aber die Physiologie, eine neue philosophische Epoche nicht nur zu wünschen, sondern als voraussichtlich sich wieder entwickelnd zu erwarten sein. Der rohe Materialismus der Gegenwart ist nur der Gegenpol des chaotischen Zustandes am Ende der naturphilosophischen Periode, wo zuletzt die Phrase über die Thatsache siegte, während jetzt die Massen der bloßen Thatsachen die Begriffe verwirren und die einseitige Cultur der Specialfächer von seiten der Naturforscher dieselben jeder allgemeinen Bildung entfremdet und sie unfähig macht zu jeder universellen Betrachtung.

Zwar ist es sicher nicht die Schelling'sche Naturphilosophie, von welcher die Physiologie in Zukunft ihr Heil zu erwarten hat. Dennoch ist es gewiß eine wohl geziemende und den Naturforscher ehrende Achtungs-

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 30 und 49 d. Bl. f. J. den dritten in Nr. 19 f. 1857. D. Red.

bezeigung gegen einen großen Mann, wenn der Verfasser schreibt (S. 106):

> Was diese Naturphilosophie leisten konnte, hat sie geleistet. Sie hat in ihrer Entwickelung die wahre Naturwissenschaft vielfach gehemmt; sie hat geschadet, aber auch genutzt. Die leichtfertige Mode, auf sie zu schelten, wird bald vorüber sein. Gewisse allgemeine Anschauungen, die sie geschaffen hat, werden nicht zu Grunde gehen.

Interessant ist es dabei zu vernehmen, daß der Verfasser selbst zu Schelling's Zuhörern gehörte, als er kaum das sechzehnte Jahr überschritten hatte, und daß er dessen mächtige Persönlichkeit nur mit der eines von ihm ganz verschiedenen Geistes, mit Gauß (dem berühmten Mathematiker und Astronomen) zu vergleichen weiß. Er führt dabei, als seinen eigenen Empfindungen verwandt, ein Sinngedicht an, welches vor 17 Jahren ein anderer, ebenfalls später gegen die Naturphilosophie scharf auftretender Mann als zweiundzwanzigjähriger Jüngling auf Schelling verfaßte, nämlich Lotze, der Philosoph und Naturforscher, und welches seiner innern Wahrheit wegen auch hier wol einen Platz verdient. Es lautet:

> Wie der Vogel besessen von himmlischen Melodien
> Singend sich selbst überfliegt, so überflog ich auch mich.
> Nicht ich besaß den Gesang; er besaß mich, führte mich unauf-
> Haltsam über die Nacht, auf in die farbige Welt.
> Und so schweb' ich da droben und werde wol ewiglich schweben;
> Ewig werden der Welt lauten verworrenen Lärm
> Meines Gesangs langathmige Wellen klingend durchbrechen,
> Lauschen und deuten wird jegliches sinnende Herz.

Rudolf Wagner nimmt keinen Anstand, Schelling neben Plato einen Platz in der Nähe der großen Dichter anzuweisen, welche das Dichten und Trachten der Menschheit in seinen tiefsten Tiefen, dann zugleich im Spiegel der großen Weltepochen, in denen sie lebten, poetisch darstellten, und dadurch seinen Namen der Kategorie der Phantasten, in welche ihn die Naturforscher eine Reihe von Jahren hindurch einzureihen liebten, zu entreißen. Denn der Dichter unterscheidet sich vom Phantasten eben dadurch, daß, während der letztere blos leere Phantasiespiele erzeugt, der erstere auf unmittelbare und instinctartige Weise Anschauungen hervorbringt, welche dasjenige vorläufig aus blindem Drange der Begeisterung herstellen, in welchem hinterher der kritische Verstand vollkommen begründbare Begriffe wiedererkennt. In diesem Sinne erklärt Wagner, daß gewisse allgemeine Anschauungen, welche die Naturphilosophie geschaffen hat, nicht zu Grunde gehen werden, und der neueste Zustand der philosophischen Bestrebungen in Deutschland bietet recht vielen Stoff, um diesen Ausspruch zu beglaubigen. Ein einziges Beispiel diene hier zur nähern Verdeutlichung. Die Schelling'sche Naturphilosophie behauptete eine sogenannte Identität zwischen Vernunft und animalischem Instinct oder Naturtrieb, womit gemeint war, daß dieselben Grundthätigkeiten oder Kräfte, welche im Lichte des Bewußtseins die Urtheile und Schlüsse zu Stande bringen, außerhalb des Bewußtseins in einem zwar blinden aber dennoch zweckmäßigen Wirken als Inst thätig seien, sodaß einerseits der Instinct in seinem schränkten Kreise bereits auf blinde und unbewußte denke, urtheile und schließe, sowie andererseits die nunft in ihrem erweiterten und erleuchteten Kreise auch noch immer untergeordneterweise die Gesetze Instinctlebens in sich selbst befolge. Je weiter sich neuere psychologische Forschungen in die Zergliede der hierher gehörigen Thatsachen vorurtheilslos ver haben, desto mehr haben sie die völlige Wahrheit naturphilosophischen Anschauung oder Poesie (im hö Sinne des Worts) auf dem Wege der einfach zu dernden Beobachtung bestätigt gefunden, also auf e Wege, welcher dem Schelling'schen diametral entg gesetzt ist. Der Schelling'sche oder poetische Weg also durch einen genialen Instinct in diesem Falle d ganz das Richtige, ohne daß er jedoch im Stande war, richtigen Funde diejenige Präcision und Schärfe zu ben, welche sich nicht mehr aus Genialität, sondern aus mühsamer Zergliederung schöpfen läßt, und n allein den Fund für die empirische Naturwissen brauchbar machen kann. Brauchbar wird er nämlich e dadurch, daß diejenigen Anziehungs- und Absto kräfte, welche auf ähnliche Art und nach gleichen setzen einerseits in dem zweckmäßigen Thun blinde stincte, andererseits in den Schlüssen der Vernun Spiel haben, genau beschrieben und in dem Ineina greifen ihrer innern Mechanik dargestellt und verg werden. Solange man nicht mit derselben De keit einen Einblick in dieses Getriebe gewinnt, wie das Getriebe einer von Menschenhand construirten oder Spinnmaschine begreift, ist nicht daran zu d von der Schelling'schen Grundanschauung eine irge fruchtbare Anwendung auf die Physiologie zu m Denn es ist unmöglich, die an sich selbst deutl aber beschränkten und mangelhaften Begriffe einer fahrungswissenschaft zu erweitern oder zu ergänzen hinzugebrachte undeutliche Begriffe, solange nich Weg zur nähern Verdeutlichung der letztern gefu ist. Hierin ganz allein bestand der der empirischen turforschung von seiten der Naturphilosophie zugefü Nachtheil, daß die erstere gar zu oft von der l verleitet wurde, sich bei unpräcisen Begriffen ein allemal zu beruhigen, anstatt nach einem Wege zu schen, auf welchem dieselben zu größerer Deutlich bringen seien. Hierin, und nicht in der Annahme sich von Tage zu Tage mehr bewahrheitenden Id von Vernunft und Natur, lag die wirkliche Gefahr mit das naturwissenschaftliche Studium eine Zeit durch die Schelling'sche Naturphilosophie bedroht Diese Gefahr schwindet aber von Tage zu Tage in selben Grade, in welchem neue Wege gefunden n zur erfahrungsmäßigen Verdeutlichung derjenigen welche, obgleich sie an sich richtig waren, die Natur sophie doch nur erst wie durch einen Nebelschleier Ebendaher erscheint nun auch Wagner's Aufford mit aller Anstrengung nach solchen Wegen natur

ischer Aufklärung zu suchen, als wohlberechtigt und
m der dringendsten geistigen Bedürfnisse der Gegenwart
prechend. Sie ist nichts weiter als die Aufforderung,
as quellenreiche, aber durch Absperrung verdumpfte
versumpfte Thal der Physiologie aufs neue erwär-
de Sonnenstrahlen zu leiten und die Naturwissen-
ft an der in den Ideen der Philosophie enthaltenen
em Aufklärung theilnehmen zu lassen.

Aber Rudolf Wagner bleibt hier nicht bei bloßen
len Aufforderungen stehen, was wenig wäre, sondern
gibt sofort selbst Fingerzeige zur Ausführung des
en Werks, welche als ein wohlwollendes Geschenk
kbar von seiten der philosophischen Forschung in Em-
ig zu nehmen sind. Er bestimmt nämlich vier ver-
dene Gruppen von Phänomenen, innerhalb deren sich
organische Leben bewegt, und von denen eine jede
chiedene Entwickelungsprocesse und Entwickelungs-
ze zu erkennen gibt, und von denen daher eine jede
h nach eigenthümlicher, nur ihr allein zukommender
senschaftlicher Methode behandelt sein will. Diese
die morphologische, die chemische, die physikalische
die psychologische Gruppe der Phänomene. Die
phologische bezieht sich auf die organische Gestaltung,
e auch auf die Zeugung und Entwickelung der Pflan-
, Thier- und Menschenformen nach ihren Verhält-
n als Individuen und Arten. Die Gesetze und
men, nach denen die Morphologie verfährt, können
der physikalischen und chemischen Atomistik durchaus
t erklärt werden. In die chemische Gruppe gehören
die Erscheinungen, welche bei den zeitlich ablaufen-
aus der äußern Stoffwelt sich regenerirenden Pro-
i der Pflanzen-, Thier- und Menschenleiber in Be-
t kommen, und welche von den chemischen Grund-
n als einfachen Elementen und ihren Verbindungen
ingen. Die physikalische Gruppe enthält die Ein-
ungen der allgemeinen, der Materie inhärirenden
eularkräfte, wie Schwerkraft, Elektricität u. s. w.
psychologische Gruppe enthält Erscheinungen, welche
rem allgemeinsten Ausdrucke als klare oder unklare
stellungen, und vielleicht auch als entweder dunkle
helle Bewußtseinsphänomene bezeichnet werden dür-

Ob und inwieweit nun die seelischen Phänomene
inem solchen Causalitätsverhältnisse zu den morpho-
chen stehen, daß beide, als zusammengehörige, von
gemeinsamen Ursache abzuleitende zu betrachten
kann zur Zeit noch nicht entschieden werden. Die
genannten Gruppen von Phänomenen sind über-
t nicht so zu denken, als wenn jede für sich ein
hängiges Ganzes bildete, sondern vielmehr so, daß
physikalischen und chemischen Processe in die mor-
gischen und seelischen eingreifen, diese aber auch
zu besondern Wirkungen anregen. Immer aber sind
morphologische und die psychologische Gruppe, weil
der sorgfältigsten Zergliederung derselben ein Rest
, welcher nicht in den uns bekannten Aeußerungen
hemischen und physikalischen Ursachen aufgeht, als
derte Reihen von Erscheinungen, welche den letztern
Ursachen gegenüber auch von besondern Ursachen abhängen, aufzufassen (vgl. S. 211—213).

Wenn daher ein geachteter physiologischer Chemiker vor einigen Jahren die Hoffnung äußerte (nämlich Lehmann in seinem „Handbuch der physiologischen Chemie", 1854, S. 8): es werde die Zeit kommen, und sie sei nicht mehr fern, wo die gesammte Physiologie des Thierlebens in physiologische Physik und physiologische Chemie aufgehen werde, so spricht Wagner im völligen Gegensatze die Hoffnung aus, es werde eine Zeit kommen, und sie sei nicht mehr fern, wo man die Frage nach den seelischen Kräften und der Seelensubstanz neu aufnehmen und zur Ueberzeugung kommen werde, daß die Phänomene des Lebens der organischen Körper ohne dieses dritte, mit den chemischen und physikalischen Kräften zusammenwirkende Moment nicht werden verstanden werden. Er gründet aber diese Hoffnung auf folgende Beweisführung. Ist die Seele ein Ens, eine wesenhafte Substanz besonderer Art, verschieden von den uns bekannten chemischen und physikalischen Kräften, so wird sie im Körper mit den chemischen und physikalischen Agentien in Wechselwirkung treten. Thut sie dies, so ist sie ein für physiologische und pathologische Erscheinungen mitwirkendes Moment; dann kann sie in der Lehre von den Lebenserscheinungen (Physiologie) nicht ausgeschlossen werden. Schon jetzt nehmen wir an, daß rein seelische Actionen, wie z. B. Gemüthsbewegungen, angestrengtes Denken, Kummer, Gram, Sorgen, ohne alle directen Erregungen der Sinne, ohne alle Muskelanstrengung die nachtheiligsten Folgen auf den Körper haben können. Sind dieses rein seelische Processe, so ist ein causales Wechselverhältniß mit dem Leibe die nothwendige Folge. Es ist daher jedenfalls die Aufgabe des Naturforschers, des Arztes, diesen seelischen Erscheinungen nachzugehen und sich deshalb auch für die Seelenfrage zu interessiren. Denn so viel wird jedermann zugeben, daß die psychischen Phänomene eine so eigenthümliche Gruppe von Erscheinungen bilden, daß wir sie so gut als elektrische, chemische u. s. w. abgesondert betrachten und für sich zusammenstellen können (vgl. S. 100—102). Auf dieser klaren Einsicht in die einfache Natur der Sache gründet sich bei Wagner die Ueberzeugung, daß die Abneigung der Naturforscher, welche dieselben der vielen erfahrenen Täuschungen wegen seit drei Decennien vor aller und jeder Philosophie, insbesondere der Naturphilosophie, gefaßt hatten, bereits ihren Höhepunkt erreicht habe, und allmählich einem erneuerten Bedürfniß nach philosophischen Forschungen weichen werde.

Besonders wichtig und reich an Aufschlüssen bei weiterer Verfolgung ist die Bemerkung Wagner's, daß es zwei ganz verschiedene Abschnitte der Physiologie sind, welche bei der Seelenfrage als gleich wichtig und gleich berechtigt zu Rathe gezogen sein wollen: nämlich die Lehre vom Nervensystem und die von der Zeugung. Mehr als billig habe man in unsern Zeiten den Schwerpunkt der Untersuchung in die Lehre vom Nervensystem gelegt, weil die Seelenthätigkeiten hier zur Erscheinung

kommen. Für eine philosophische Anknüpfung sei aber die Zeugungslehre viel wichtiger. Denn in Samen und Ei ruhe potentia das Seelenvermögen ganzer Geschlechter, welches im Nervensystem der Individuen actu auftrete. Jeder Philosoph, welcher die Schwierigkeit dieses Gegenstandes kennt, muß hier dem Physiologen beistimmen, und anerkennen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn nur allein in der Lehre von der Zeugung und an keinem andern Orte in der Physiologie bekommt der Philosoph Anhaltepunkte zur Beantwortung der Frage, welche ihm die wichtigste sein muß: ob die Seele eine Monade sei, von welcher nichts hinweggenommen und zu welcher nichts hinzugefügt werden könnte, oder ob eine gewisse Mittheilbarkeit der Seelenkräfte vom erzeugenden Individuum ans erzeugte zuzulassen sei. Die gewöhnliche Meinung der Menschen oder der sogenannte gesunde Menschenverstand hegt in diesem Betreff mit gleicher Vorliebe zwei Vorurtheile, welche sich schlechterdings nicht miteinander vertragen, nämlich einerseits das Vorurtheil, daß aus der Seele der Aeltern gewisse Neigungen, Fähigkeiten und Triebe in die Seele der Kinder sich überpflanzen, und andererseits das Vorurtheil, daß die menschliche Seele eine schlechthin untheilbare Substanz sei. Ist die Seele schlechthin untheilbar, so kann sie keine Bestandtheile an eine andere Seele abgeben oder gar eine andere Seele aus sich selbst erzeugen. Denn was man an einen andern abgibt, um das wird man selbst ärmer. Theilt aber die Seele etwas von sich selbst an eine andere Seele mit, so muß man Theile in der Seele zulassen, wenn auch nicht als Theile eines Aggregats, was die Seele jedenfalls nicht ist, doch um so sicherer als bewegliche und untergeordnete Elemente niedern Ranges, welche von einem aus höherer Wesenordnung stammenden Organismus als Mittel seiner Selbstbethätigung in sich hineingenommen und wieder aus sich entlassen werden können. Man muß ganz besonders an diesem wichtigsten Punkte genau zu unterscheiden wissen zwischen dem, wodurch wirkliche religiöse Gefühle verletzt werden, und dem, was blos auf wohlthätige Weise alte Vorurtheile aus ihrem trägen Schlummer stört. Was wirklich religiöse Gefühle verletzt, enthält auch sicher wissenschaftliche Fehler. Und daher hat Wagner gewiß recht in seiner Behauptung, daß die Seelenfrage niemals von einem Philosophen, möge dessen physiologisches Wissen noch so groß sein, in ihrer wahren Tiefe erschöpfend gefaßt werden könne, der es verschmähe, sich der Religionsphilosophie zu bemächtigen. Aber mit der Angabe dessen, was die religiösen Gefühle verletzen soll, verfährt man in der Regel ebenso leichtsinnig als mit der Angabe dessen, was gegen Christenthum und Heilige Schrift anstoßen soll, und auch in dieser Beziehung haben wir uns innig gefreut, bei Wagner folgender Erklärung zu begegnen (S. 217):

Die Lehren der Offenbarung sind im wesentlichen bei der Entscheidung dieser letztern Frage, ob die Seele ein materielles oder immaterielles Ens sei, ganz unbetheiligt. Die Heilige Schrift geht nur von dem Begriff einer creatürlichen und unsterblichen, d. h. von Gott geschaffenen und dann nicht mehr untergehenden menschlichen Seele aus, welche verschieden von dem irdischen phänomenalen Leibe ist, mit diesem aber im innigsten Zusammenhange steht. Nur der strenge Dualismus ist schriftmäßig, jedoch unbeschadet einer möglichen höhern monistischen Auffassung vom speculativen oder theosophischen Standpunkt, wonach die Seele in ihrem keimhaften Zustand vor ihrer Entfaltung im Leiblichen, oder mit Rücksicht auf eine spätere höhere Leiblichkeit, den verklärten Leib, noch in einer andern als dem Dualismus unterworfenen Weise betrachtet werden kann.

Ihrer nächsten Veranlassung nach ist übrigens die Wagner'sche Schrift eine Gelegenheitsschrift, nämlich ein ins Große gewachsene Beurtheilung der „Physiologischen Vorträge" von F. W. Beneke, Medicinalrath und Leibarzt des Großherzogs von Oldenburg (1856), welchen er im weitern Sinne des Worts ebenfalls den Materialisten zuzählt, weil er die Bildung der organischen Körper, Pflanzen, Thiere und Menschen aus einer bloßen Steigerung der vorhandenen Kräfte, Licht, Wärme, Electricität in ihrer Wechselwirkung mit den früher vorhandenen Grundstoffen erklärt. Denn die Nichtexistenz der Seelen sei die nothwendige Folgerung aus diesen Prämissen des Verfassers, und die von ihm doch angenommenen Seelen seien nur ein Postulat seines Glaubens, welches in directem Gegensatze mit dem Resultate seines naturhistorischen Wissens stehe. Obgleich Wagner ehemals selbst zu denen gehörte, welche diesen Standpunkt begünstigten, lehnt er ihn doch nun, und gewiß aus richtigerer Einsicht, ausdrücklich von sich ab und gibt nicht mehr zu bedenken, ob es nicht jenen Experimentatoren, welche durch Oel- und Eiweißschüttelungen organischer Zellensubstanz hervorzubringen suchten, solche auch in den Haptogenmembranen Ascherson's bereits erzeugt zu haben glaubten, ergangen sei wie jenem Bauer vom Dorfe Kräutles bei Nürnberg, von dem der edle Schubert erzähle. Dieser Bauer dachte nach den Erfahrungen, daß Hennen aus Eiern Hühner ausbrüten, an die Möglichkeit, aus Kuhkäsen Kälber zu bekommen, machte sich ein Nest auf dem Heuboden, setzte sich über die Käse und freute sich, als er Würmer in den Käsen entdeckte, die er für junge Kälber hielt. Dies gibt dem Verfasser sodann weitere Veranlassung, sich über die Materialisten vom reinsten Wasser näher auszusprechen, was hier zwar mit großer Entschiedenheit, jedoch nicht ohne Anerkennung ihrer wirklichen Vorzüge geschieht. So z. B. heißt es hier unter anderm (S. 62):

Es ist schade, daß Moleschott in seinem Werke, welches so sehr viel Gutes enthält und schwierige Gegenstände mit reicher Detailkenntniß in klarer und präciser Darstellung behandelt, seine Ansicht über das Zustandekommen der Seelenerscheinungen vorzugsweise oratorisch und nicht eigentlich physiologisch behandelt hat. Seine ganze Darstellung ist mehr eine fortwährende Paraphrase eines Lieblingssatzes: „Der Gedanke ist eine Bewegung des Stoffs." Die strenge Nachweisung, wie es der Stoff anfängt, durch Bewegung sich in Gedanken zu transformiren, ist nirgends zu finden. Die schwierigste Frage, die Entstehung des Selbstbewußtseins, ist ganz umgangen. Bei dem Versuche, diese allgemein anerkannte Hauptthatsache aus chemischen Principien zu erklären, würde er vielleicht zu einem ebenso naiven als ehrenwerthen Selbstbekenntniß gekommen

iſt mehrentheils ſehr glücklich durchgeführt und erinnert zuweilen an die geiſtvolle Dialektik, mit welcher Kant dergleichen behandelt hat. Aber aller dieſer Scharfſinn im kleinen ſchlägt dadurch in einen deſto größern Stumpfſinn um, daß uns zugemuthet wird, aus der Unſtatthaftigkeit ſolcher hölzernen Maximen auf die Unhaltbarkeit des lebendigen Idealismus ſelbſt zu ſchließen, welcher von jener Caſuiſtik ganz unberührt bleibt, weil er nicht in einzelnen Regeln und Maximen, ſondern in einem einzigen Sittenprincip beſteht. Es iſt das Princip des Sichfreiwiſſens des Willens von allen den Motiven, welche nicht in reiner Vernunft gewurzelt ſind, des Sichgebundenwiſſens an alle Motive der Vernunft und was ihnen entſpricht und entgegenkommt. Eſſen oder Hungern, Tödten oder Beleben, Lügen oder die Wahrheit reden ſind Handlungen, welche ihren moraliſchen Werth niemals aus ſich ſelbſt, ſondern immer allein nur aus ihrer Beziehung auf das Princip bekommen. Wie ſoll ſich nun für irgendeine dieſer Handlungen eine ausnahmsloſe Regel beſtimmen laſſen, wonach ſie zu geſchehen habe? Iſt doch die Anzahl aller möglichen Fälle unendlich und unüberſehbar. Es iſt ähnlich, wie wenn ich beim Schachſpiel allgemeine Regeln forderte für die Züge, welche ich thun müßte, abgeſehen von den Zügen des Gegners. Als Gegner gegen das idealiſtiſche Sittenprincip kann die in den animaliſchen Trieben enthaltene Gewalt der Trägheit oder des Sichgehenlaſſens betrachtet werden. Wie der Menſch in einem einzelnen Falle handeln ſoll, hängt davon ab, wieweit die beiden Gegner in ihrem Spiele vorgerückt ſind. Genüſſe z. B., denen ſich das eine Individuum ohne alle Gefahr überlaſſen darf, können dem andern moraliſch verderblich werden; eine kühne Art des Handelns, welche ſich der eine nach dem Maße ſeiner Geiſteskräfte ohne Gefahr zutrauen darf, kann bei dem ſchwächer Ausgerüſteten als eine Unſittlichkeit erſcheinen, durch welche er ſich die geſunde Wirkſamkeit und den thatkräftigen Einfluß, welchen er auf ſeine Mitwelt ausüben könnte, trübt und ſtört. So kann man denn in Beziehung auf ſolche Fälle immer nur Durchſchnittsregeln geben, welche mehr oder weniger Ausnahmen leiden, wie Kant, Fichte und die übrigen großen Lehrer des Idealismus gethan haben. Eine caſuiſtiſche Polemik gegen ſolche aus einem Bedürfniſſe der Veranſchaulichung aufgeſtellte Regeln zu führen, iſt nicht gerade ſchwer; nichtsdeſtoweniger iſt vom Verfaſſer zu rühmen, daß er eine ſolche geiſtvoll und gewandt durchgeführt hat, und daß ſein Buch von dieſer Seite her eine ſehr zum Denken anregende Lectüre bietet. Wenn er aber meint, daß dadurch das Princip des Idealismus angetaſtet werde, ſo iſt er aufmerkſam zu machen, daß dieſes Princip eben, in ſeiner ganzen Strenge genommen, alle materiellen Sittenvorſchriften als unmöglich ausſchließt, und dadurch ein für allemal den ſelbſtgewiſſen Geiſt über jenes unruhige und troſtloſe Suchen nach materiellen Sittenvorſchriften emporhebt in ein freieres Element, wo er in die Lage geſetzt wird, in jedem Augenblicke aufs neue, nach dem ſicherſten Grundſatze urtheilend, ſein eigener Geſetzgeber und Vollſtrecker ſei eigenen Geſetzes zu ſein. Weil dieſer Freiheitsathem aufgehobenen Geſetzes dem Verfaſſer verborgen war er verurtheilt, in den dumpfen Niederungen ſich ſo vielen unnützen Chimären herumzuſchlagen, wod ſeine Wanderungen gar zu häufig in Irrfahrten Zweck und Ziel, ohne Licht und Hoffnung ausgeartet

Und ſo regt das Buch zwar überall angenehm bringt aber zu nichts Beſtimmtem vor, wenn man die zuletzt aufgeſtellten drei Hauptgeſichtspunkte des liſchen Strebens, nämlich das Brot, die Liebe und Frieden für wirkliche Reſultate will gelten laſſen. kann dieſes aber darum nicht, weil ſie blos die Grundkategorien des animaliſchen Trieborganismus wi geben, welche natürlich immer dort zur Sprache kom müſſen, wo es ſich um Regulirung dieſes Organis durch höhere Principien handelt, nämlich die Kateg des Hungers, der Geſelligkeitstriebe und der Fu Denn Brot ſuchen die animaliſchen Weſen aus Hu der Liebe pflegen ſie aus Luſt, und Frieden halte mit ihren Feinden aus Furcht. Wären dieſe Geſi punkte die Principien der Moral, ſo wäre das Leben Thiere ebenſo wol mit in das Gebiet der Moral zu hen als das der Menſchen, wodurch alle Moral Grund aus aufgehoben würde. Sind ſie aber Geſichtspunkte zur Orientirung in dem durch merk Principien zu verarbeitenden Material, ſo können auf den Zweck, welchen mit ihnen auszuführen die ral im Sinne hat, ebenſo wenig maßgebend einwi als die Farben der gelben, rothen und ſchwarzen einen Einfluß haben auf die Figur des Stickmuſters, ches durch ſie zur Ausführung gelangen ſoll. Wenn nun ein Mann wie Rée überall mit lobenswerther heit geſteht, daß er mit ſeiner Anſchauungsweiſe nirg über das bloße Rangiren der Wollenfäden nach mannichfachen Farbennuancen hinausgelangt und gends zu einer Erklärung der Figur des Stickmu vordringt, welchen Begriff gibt er uns da von der Fä keit ſenſualiſtiſcher Principien zur Erklärung der m liſchen Erſcheinungen im Menſchenleben?

Unterdeſſen fährt Büchner fort, mit einer gewi Unermüdlichkeit das Evangelium von Kraft und zu predigen. Und zwar diesmal in Geſprächsform. Form des Dialogs iſt bei philoſophiſchen Gegenſtä in den Fällen trefflich anwendbar, wo der Gegen ſo abſtract und ſchwierig iſt, daß durch die Lebendi welche jedem Geſpräche als ſolchem beiwohnt, die merkſamkeit eine künſtliche Hülfe bekommt für die ſe ren Anſtrengungen, welche ihr zugemuthet werden. dieſer Weiſe tritt die philoſophiſche Geſprächsform Plato auf. In ähnlicher Art und zu ähnlichem iſt dieſelbe von Schelling und Solger mit Glück handhabt worden. Jedoch für die Einprägung Grundanſchauung des Materialismus, daß Kraft Stoff thatſächlich immer beieinander gefunden wer und daß der Menſch im Kreiſe ſeiner engen Erfah ebenſo wenig eine Kraft ohne Stoff als einen

Kraft antrifft, scheint jene Form weniger passend. Anstrengung des Denkens, welche zur präcisen Auf- ig jener Grundanschauung erfordert wird, ist offen- nicht so groß, daß das Denken, um in der Schwie- t seiner Operationen unterstützt zu werden, nach solchen Hülfe verlangte. Dadurch bekommt hier Gesprächsform einen wesentlich andern Charakter, ich den einer humanen Herablassung von seiten ist's, um dem noch in den Vorstellungen des Kate- usglaubens befangenen Wilhelm mit möglichster nung seiner Vorurtheile die Grundsätze der Stoff- hre so weit anzunähern, daß er nicht allein ohne grimmen sie anhören lernt, sondern auch ihnen in den Gebieten, welche nicht unmittelbar mit seinen rtheilen zusammenhängen, eine ganz unumschränkte igkeit zugesteht. Dies Verfahren ist offenbar viel r, als wenn August darauf bestände, dem Wilhelm Vorurtheile mit Stumpf und Stiel zu entreißen. n während hierdurch Wilhelm's Denkkräfte zu einer veifelten Gegenwehr aufgefordert würden, dient jenes re Verfahren vielmehr dazu, dieselben einzuschläfern. st der gelehrigste Schüler, die Grundsätze des Mate- mus überall mit der größten Folgerichtigkeit zuzu- jen, nur allein, und zwar inconsequenterweise, dort , wo es der Katechismus geradezu verwehrt. Und ist, anstatt darüber aus der Haut zu fahren, übt dieser liebenswürdige Herzensschwäche Wilhelm's umanste Nachsicht, in Erwägung, daß das conse- e Denken nicht jedermanns Sache und daß eine viertelszustimmung immer besser ist als gar keine.

So z. B. sagt Wilhelm im vierten Gespräch, wel- von der Bewegung handelt (S. 104):

Aber du wirst es doch dem Glauben nicht verbieten wol- in einer Welt, in der er sich überall von Räthseln und Wissenschaft unlöslichen Problemen umgeben sieht und den schen selbst als ein schwaches, den Naturkräften unterwor- Wesen erblickt, an höhere übernatürliche Ursachen aller e zu denken und sein menschliches Geschick vertrauensvoll ren Hände zu legen! Wie wenige gibt es, welchen die nschaft eine solche innere Befriedigung zu gewähren im de ist, daß sie darüber jenes Bedürfniß nach dem Ueber- lichen und Unmittelbaren verlieren.

Und August erwidert hierauf:

Du beurtheilst mich falsch, wenn du glaubst, ich finde nügen daran, einen Kreuzzug gegen Andersdenkende oder esfühlende zu machen. Ein gläubiges Gemüth ist mir inde lieber als theologischer oder philosophischer Hochmuth, ie echte Wissenschaft befreit sich zwar auf ihrem eigenen te durchaus von allen unklaren oder unlautern Vorstel- n, überläßt es aber einem jeden, sein philosophisches oder gisches Gewissen mit ihr in Einklang zu bringen oder nicht.

So zeigt sich denn Büchner in diesen Gesprächen immen bereitwillig, auch dem Glauben seine Gel- und Berechtigung im Leben zuzugestehen unter der ngung, daß er sich bescheide, nichts weiter sein zu n als ein harmloses Spiel der Phantasie, ein nichts- der Traum, mit welchem sich schwache Gemüther beschwichtigen mögen, welche die Wahrheit zu er- n noch nicht gereift sind. Ein solcher sentimentaler und schmelzender Glaube läßt sich sogar benutzen als ein zauberhafter Duft, mit welchem verbrämt und geändert sich das Gemälde der ernsten Wissenschaft noch vortheilhafter ausnimmt. So erreicht man mit den religiösen Unarten, da sie dem Menschengeschlechte einmal nicht völlig abzugewöhnen sind, doch immer noch einen ästhetischen Zweck.

Es kann Büchner in unsern Tagen unmöglich die Erfahrung entgangen sein, daß das scharfe Vorgehen des Materialismus immer den Idealismus zu einem noch schärfern Vorgehen verlockt, welches dem Materialismus darum nicht willkommen sein kann, weil er sich zum consequenten Idealismus überall verhält wie die auf halbem Wege stehen bleibende Speculation zu der zu Ende dringenden. Der Materialismus läßt den Begriff der Materie unzergliedert, während der Idealismus in seine Bestandtheile eindringt. Der Materialismus läßt die Anschauungen des Raums, der Zeit und des Weltalls in ihrer rohen Unmittelbarkeit stehen, während der Idealismus dieselben näher untersucht und ihre Ursprünge nachweist. Der Materialismus begnügt sich in Beziehung auf die Natur der Seele mit bloßen Redensarten, während der Idealismus sich die Gesetze derselben zu einem sorgfältigen Studium macht und auf diesem Wege Schritt vor Schritt zu soliden Erkenntnissen gelangt. Kurz, der Materialismus bricht in allen diesen Gebieten die Untersuchungen kurz und voreilig übers Knie, wo der Idealismus mit kunstgerechter Präcision seine wissenschaftlichen Methoden handhabt. Gegen einen solchen Idealismus zieht der Materialismus nothwendig bald den kürzern, und es ist daher nicht gerathen, ihn zu sehr herauszufordern. Man hat dies auch nicht nöthig. Da er seiner Natur nach immer eine esoterische Lehre bleiben muß gleich der Theorie des Kreises oder der Kegelschnitte, so läßt er sich allenfalls ignoriren. Man bezeichnet ihn flüchtig als philosophischen Hochmuth und eilt vorüber. Es ist nicht recht geheuer an der Stelle. August spricht daher ein sehr inhaltschweres Wort aus, wenn er dem philosophischen Hochmuth ein gläubiges Gemüth vorzieht, besonders wenn es ein Gemüth ist von jenem sentimentalen, skeptischen und matten Gefühlsglauben voll, welcher sich seine Gefühle niemals zu verdeutlichen sucht und gleichsam die Katze im Sack anbetet. Gegen ein solches nebuloses Herzweh hat der Materialismus gegründete Ursache großmüthig zu sein. Ihm gegenüber kann er sich als eine männliche, unerschrockene und consequent zu Ende dringende Theorie empfinden, ein Gefühl, welches ihm überall, wo der philosophische Idealismus hindringt, nur gar zu schnell verbittert wird.

Um dieses bestechende Gefühl unerschrockener Consequenz und männlicher Wissenschaftlichkeit, welches den Materialismus beseelt, zu stärken, ist mit guter Berechnung der Gegensatz von Glauben und Unglauben hier einfach gefaßt als Gegensatz von wissenschaftlicher Inconsequenz und wissenschaftlicher Consequenz. Daß es auch consequente Glaubenssysteme gegeben hat und gibt, wird

mit Geschick ignorirt. Und so zieht sich denn der an Inhalt unfruchtbare, aber in seiner dramatischen Wirkung wohlberechnete Disput in erhabener Einförmigkeit durch die Gebiete des Stoffs, der Kraft, der Atome, der Bewegung, der Form, des Raums und der Zeit, der Naturgesetze, der Schöpfung und des Zwecks wie eine Karavane durch ebenso viele Stationen einer Sandsteppe. Jedes Gespräch beginnt mit einem trockenen und abstracten Widerstreit, jedes endigt damit, daß die Parteien Frieden schließen auf dem Boden der Unwissenheit, in welcher alle Katzen grau sind. Und wie es im ersten Bande in Beziehung auf den Makrokosmus angefangen, so soll es im zweiten auf dem Gebiete des Mikrokosmus fortgehen. Der Inhalt ist überall der allbekannte, unveränderliche. Kein Grashalm irgendeines neuen Gedankens wächst in dieser Steppe, und die Gravität des Ernstes, womit das oftmals Gesagte zur bessern Einprägung immer von neuem gesagt wird, ist groß.

Das Schriftchen von Moritz Müller, von welchem binnen sechs Wochen eine zweite und wieder innerhalb drei Monaten eine dritte Auflage nöthig wurde, zeigt durch seinen Inhalt, daß es solche Gläubige, wie Büchner einen in seinem Wilhelm zeichnet, wirklich gibt, und durch seine schnelle Verbreitung, daß es sogar sehr viele Leute geben mag, zu deren Bildungszustand eine solche Gläubigkeit nicht übel zu passen scheint. Dadurch werden Büchner's Gespräche allerdings noch um einen hohen Grad wichtiger und interessanter. Moritz Müller tritt uns in seinen „Betrachtungen und Gedanken" als ein Mann entgegen, welcher in seiner Art gläubig, sogar starkgläubig, vielgläubig ist, an Gott und Unsterblichkeit. Aber dies ist ein Glaube von eigenthümlicher Art. An Offenbarung glaubt er nicht; diese besteht in Pfaffenbetrug. An angeborene Ideen der Vernunft glaubt er auch nicht; diese sind durch die Geschichte widerlegt. Auf Vernunft gründet sich sein Glaube überhaupt nicht; denn die Vernunft kann in dieser Hinsicht weder etwas leugnen noch beweisen. Aber auch nicht auf einem moralischen Postulat beruht sein Glaube; denn ob man etwas glaubt, oder gar nichts glaubt, oder was man glaubt, das hat nach seiner Meinung mit den ethischen Principien nichts zu thun. Er glaubt also als gutmüthiger Mensch schlechtweg an Gott und Unsterblichkeit, obgleich keines dieser Dinge irgendeinen raisonnabeln Grund in der Natur des Menschen habe. Will man nicht annehmen, daß hier eine Hinterlist walte, unter dem Namen des Glaubens den Unglauben zu verbreiten — und eine solche anzunehmen finden wir doch nicht hinlängliche Berechtigung —, so sehen wir hier in der That den Gipfel der Inconsequenz in Lebensgröße, erzeugt, wie es scheint, durch einen Widerwillen gegen alles strenge und wissenschaftliche Denken und genährt durch die davon unzertrennliche Unklarheit. Man wird in diesem Urtheil besonders bestärkt, wenn man sieht, wie dem Verfasser (S. 43) in seiner Polemik gegen den geistvollen „Froschmäusekrieg" von Schulz-Bodmer, gegen den er mit einem nicht völlig begreiflichen Zorn losbrennt, den Gedanken, welchen er bestreitet, richtig aufzufassen durchaus nicht gelungen ist, offenbar nicht aus bösem Willen, sondern aus Ungeübtheit im wissenschaftlichen Denken. Gegen einen solchen Wilhelm erscheint der materialistische August immer als eine vornehme und edle Gestalt.

Die übrigen Schriften enthalten Entgegnungen.

Die „Kurze populäre Widerlegung" ist verunglückt. Es wird überall von Vernunftgründen des Glaubens ausgegangen, es wird aber überall eine Kleinigkeit mehr aus ihnen gefolgert, als in ihnen liegt. Die Vernunft intonirt, der Katechismus singt nach. Die Art, wie das Christenthum herbeigezogen wird, erweckt kein Vertrauen. Will man wirklich Demonstrationen aus reiner Vernunft, so schwächt eine ausdrückliche Berufung auf Christenthum solche nur, indem sie nun nicht mehr allein ständig erscheinen, sowie wir auch kein Zutrauen gewinnen zur Festigkeit einer Leiter, sobald der andere, während wir dieselbe besteigen, es für gerathen findet, dieselbe noch außerdem mit beiden Händen festzudrücken. Für eine Demonstration aus der Vernunft ist hier zu viel, für eine erbauliche Glaubenspredigt zu wenig gegeben.

Um viele Grade besser steht es mit der „Entscheidenden Frage im Streit über Leib und Seele" von Th. Jacob. Diese Schrift, welche dem Geheimen Regierungsrath Böckh zu seinem Jubiläum gewidmet ist, enthält eine gründliche Untersuchung darüber, ob der Ausspruch, daß das Gehirn denke, einen vernünftigen Sinn einschließe. Die Frage wird an der Hand physiologischer Thatsachen entschieden verneint. Vorstellungen, Begriffe und Gedanken werden als ortlose innere Erscheinungen aufgewiesen, durch welche der menschliche Geist in seinem unräumlichen Dasein sich selbst offenbar wird; dem Materialismus aber wird Blindheit für die Thatsachen des innern Lebens schuld gegeben. So heißt es unter anderm auf S. 74 vortrefflich:

Wie es aussieht, wenn die nicht aufgehobene letzte Wirkung einer Wahrnehmung eine Zeit lang unbeachtet bleibt, das kann man weder malen, noch sagen, noch vernünftigerweise fragen. Denn es sieht gar nicht aus. Eine sinnliche Vorstellung vom Nichtsinnlichen ist an sich unmöglich. Die erste Forderung muß überall die sein, das Daß festzustellen. Das Wie und Warum wird sich dann vielleicht bestimmen lassen, obgleich nie so, wie es mitunter von materialistischer Seite gefordert wird. Sind also die Thatsachen des geistigen Lebens dem materialistischen, unter die gewöhnliche Höhe etwas zurückgesunkenen Denken unbequem, so läßt sich doch das nicht zu ihrem Vortheil ändern, außer wenn sie sich bemühen wollen, ihr Denken über Geistiges den geistigen Thatsachen anzupassen, nicht umgekehrt. Ob sie die Wahrheit in ihrem Sinn begreiflich finden oder nicht, das ist gar nicht die Hauptsache, wenn sie nur zunächst einsehen und eingestehen, daß sie zu leugbar sei.

Der Verfasser wendet die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Thätigkeiten des Bewußtseins, des Erinnerns, der Wahrnehmung durch die Sinne, wobei besonders dem Gesichtssinn eine große Sorgfalt in der Ausführung gewidmet ist, und weist hier überall nach, daß die wahrnehmenden, auffassenden, beobachtenden und denken-

in Thätigkeiten mit dem, was bei physikalischen Raumbewegungen vorkommt, nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Daß Denken eine Thätigkeit des Geistes sei, hält daher der Verfasser für eine Wahrheit, welche sich unmittelbar und ungesucht als die richtige Ueberzeugung dem Bewußtsein aufdränge, wo nicht ausnahmsweise eine mehr oder minder künstliche Begriffsverwirrung abweichende Erscheinungen hervorrufe. Dieser Ueberzeugung fast aller Völker zu allen Zeiten, die überall die erste Thatsache in der Geschichte der Menschheit sei, stehe der Materialismus wie ein schwächlicher Knabe gegenüber, der einen Mann befehden möchte. Daher solle man auch nicht einen folgenschweren Irrthum wie einen bloßen, bedeutungslosen Rechenfehler behandeln und den Tadel des gewissenlos oberflächlichen Verfahrens seiner Fürsprecher so ausdrücken, daß diese gar nicht dadurch mitgetroffen würden. Aber ein Verdienst um die gute Sache des Geistes sei selbst den entarteten Söhnen der Naturwissenschaft, sei sogar dem Dr. Büchner nicht abzusprechen. Sie seien alle vortreffliche Wecker und als solche willkommen. Sie müßten die Philosophie aufrütteln aus ihrem Todesschlaf, aus ihrer besinnungslosen Ohnmacht.

Demonstrationen, wie die hier gegebenen, bringen immer gute Frucht, ja sie sind viel bedeutender und wirksamer, als sie dem mit den Zuständen der heutigen Psychologie weniger Vertrauten auf den ersten Blick erscheinen dürften. Ihre Festigkeit und Sicherheit wächst fortwährend in demselben Grade, als die Genauigkeit in der Beobachtung der Gesetze zunimmt, welche die Processe des Vorstellungslebens beherrschen. Diese Gesetze, wie z. B. das Gesetz der völligen Verschmelzung gleichgearteter Vorstellungsbestandtheile, das Gesetz des Auseinanderretens gleicher Vorstellungselemente, während sie in anderer Beziehung geeinigt bleiben, das Gesetz der Frage, wonach zwei widerstrebende Kräfte, anstatt wie in der Physik eine Durchschnittswirkung hervorzubringen, einander so lange in ihrer Wirksamkeit hemmen, bis durch einen Reiz von außen die eine zur vollen Wirksamkeit entlassen, die andere aber völlig in die Latenz versenkt wird: diese und ähnliche Gesetze widersprechen so sehr den Thatbeständen der Physik, daß, könnte man sie ins Reich der Natur einführen, dieses durch sie sofort würde in ein Reich der unerhörtesten und fabelhaftesten Zusammenhänge verwandelt, sogar in seinen Grundfesten aufgelöst werden. Nimmermehr wird der Physiker, welcher die Integrität seiner Wissenschaft liebt, es zugeben, daß man ihm mit solchem Spuk ins Gehege fahre, wie man zu thun genöthigt ist, sobald man ernsthaft die Absicht hat, die Gesetze der Seele für Gesetze der Materie zu erklären, und dabei wirklich einsieht, was dieses bedeutet.

Mit der zunehmenden Genauigkeit in Ergründung der Gesetze des Vorstellungsorganismus nehmen folglich die sich um den Materialismus thürmenden wissenschaftlichen Schwierigkeiten zu. Jene zunehmende Genauigkeit ist aber darum sicher zu erwarten, weil es zu ihr nicht genialer Erfindungen, speculativer Ideen oder solcher Combinationen bedarf, deren wenige Menschen fähig sind, und auf deren Eintritt daher niemals sicherer Verlaß ist, sondern nur eines einfachen gesunden Zusehens, dessen jeder Mensch fähig ist, und zu welchem daher, da der Weg längst angebahnt ist, auch immer mehr unbefangene Menschen ihre natürliche und löbliche Wißbegierde treiben wird.

Was zuletzt die Schriften über den modernen Materialismus von Woysch und Hansen betrifft, so stehen diese auf dem specifisch-kirchlichen Standpunkte eines sich für wissenschaftliche Bestrebungen nur sehr mittelbar interessirenden Bekenntnisses. Ihnen ist es nicht um ein Eingehen auf die Probleme der materialistischen Denkweise, sondern ganz allein um praktische, sittliche, dann auch politische, vor allem aber kirchliche Interessen zu thun. Sie verbrauchen den Materialismus blos als Folie, als einen willkommenen Hintergrund, um auf ihm den Frieden der Kirche und ihrer Segnungen desto höher strahlen zu lassen. Ihnen thut es nicht leid, daß die Wissenschaft unserer Zeit in so vielen jugendlich strebenden Geistern sich in eine Sackgasse verrannt hat, wodurch nicht zu verachtende Bäche und Ströme derselben für den Augenblick dem allgemeinen Nutzen verloren gehen, sondern eben die großen Verkehrtheiten, worin die menschliche Wissenschaft sich verwickeln kann, nicht nur wenn sie sich der Autorität des Uebervernünftigen unterwirft, sondern auch wenn sie sich von derselben emancipiren möchte, sind es, welche ihre unverhohlene Freude erregen, indem sie darin nichts vernehmen als einen ernsten Mahnruf an die Wächter Zions: Seid wach und steht gerüstet, denn euere Zeit ist nahe herbeigekommen.

Die starre kirchliche Orthodoxie als eine Art von Grobfühligkeit in der Religion hat mit dem Materialismus als einer Grobfühligkeit in der Wissenschaft gewisse Berührungspunkte. Beide haben eine derbe und über die Bedenken eines allzu feinen Gewissens hinweggehobene Natur. Beide haben das lebhafte Gefühl davon, daß sie dem gröbern und rohern Getreibe des Lebens, wie es eine wachsende Noth der Zeit unausweichlich mit sich führt, besser entsprechen, als die dem Getreibe der Leidenschaften entgegengesetzte philosophische Selbstbesinnung, welche nicht jedermanns Sache ist. Wer dieser fähig ist, mag zu ihr gelangen; die Mittel dazu sind reichlich geboten. Dies reicht vollkommen hin. Wer ihrer nicht fähig ist, für den sind jene beiden derbern Gewalten, welche besser verstehen theils durch Lockungen, theils durch blinde Schrecken in die schwerer beweglichen Gemüther sich einzunisten mit klammernden Organen. Sie gleichen den beiden Platonischen Rossen am Wagen der Vernunft. Sie sind beide unentbehrlich durch ihre Muskelkräfte, nur darf keins Alleinherrscher sein wollen, was auch von selbst nicht möglich ist. Denn herrschen kann zuletzt doch niemand als nur allein die Vernunft, man mag sich nun stellen wie man will.

Dabei muß man jedoch, um billig zu sein, eins nicht vergessen. Der Theolog, welcher gegen den Materialis-

mus predigt, denkt dabei seiner Stellung nach fast nothwendig zuerst an den praktischen Materialismus, nämlich an die Wurzel alles Uebels, den Geiz, den krampfhaft gesteigerten Erwerbshunger, diese schmuzige, gegen alle bessern Freuden und Genüsse abstumpfende Seelenqual, welche die Feigheit gebiert und die Todesfurcht und den Kleinmuth und die Selbstverachtung. Der Theolog, von edelm Eifer glühend, gegen diese Pest der Seelen heilende Arznei zu reichen, sieht jeden, der ihm dabei unversehens in den Arm greift, gar zu leicht für einen Verbündeten des Geizes, einen Pfleger und Beförderer der Krankheit an, auf welche sein Heilverfahren geht. Dieses fast unvermeidliche blinde Urtheil trifft theils den wissenschaftlichen Materialisten, theils den idealistischen Philosophen, den erstern mit mehr äußerlicher Derbheit, den letztern mit mehr innerlicher Verbitterung. Beides freilich ist ungerecht. Denn die wissenschaftlichen Materialisten sind mit den praktischen in den wenigsten Fällen einverstanden, die Philosophen aber niemals. Indessen ist ein ungerechtes Urtheil, wenn es eine moralische Indignation von edler Natur zur Unterlage hat, immer nach einem andern Maßstabe zu messen als in andern Fällen.

Das Gesagte findet zunächst auf Otto Woysch seine reichliche Anwendung. In seiner Schrift, welche mit einem Vorwort von W. Hoffmann begleitet ist, wird der Materialismus nicht als eine vereinzelte Erscheinung aufgefaßt, sondern als eine historische Wirkung aus dem Idealismus der Philosophie, welcher in einen Pantheismus umschlug, aus dem wegen seiner Unfaßlichkeit für das große Publikum der faßlichere Materialismus hervorging. Eine solche Entwickelung hat stattgefunden, aber freilich nicht, wie es der Verfasser zu verstehen gibt, durch Consequenz der idealistischen Principien, sondern durch das Abweichen der schwachsinnigern Schüler von der Strenge der Meister, welches leider in der Geschichte unserer Philosophie ein unauslöschlicher Schandfleck bleiben wird. Schadenfreude aber verräth es, wenn ein Leiden und eine Schmach geflissentlich noch größer geschildert werden, als sie in Wirklichkeit sind, und es gehört wirklich eine eigenthümliche Dreistigkeit dazu, einen Satz wie den folgenden niederzuschreiben (S. 16 fg.):

> Gewiß wird man es niemand verargen, vor einem Gotte, der nichts als Proceß ist, nicht sonderlichen Respect zu haben, zumal wenn es als eine Haupterrungenschaft philosophischer Erkenntniß verkündet wird, daß dieser Gott des Processes durch den Proceß der Geschichte erst zu seiner Existenz kommt, wie Schelling wollte, oder allein im Menschen zum Bewußtsein persönlichen Lebens erwacht, wie die Hegel'sche Philosophie lehrt.

Hat Schelling jenes gewollt, und lehrt dieses die wirkliche Hegel'sche Philosophie? Sicherlich nicht. Sondern es befindet sich in Schelling's System des transscendentalen Idealismus (von 1799) eine Stelle, welche von einem der wahren Zusammenhänge dieses Systems nicht Mächtigen wol leicht so misverstanden werden kann, und es hat eine unechte, gegenwärtig immer mehr in den Materialismus auswandernde Schicht der Hegel'schen Schule gegeben, welche ihren Lehrer so misverstanden hat. Mit welchem Rechte darf nun jenes für den echten Willen Schelling's, dieses für die echte Lehre Hegel's ausgegeben werden? Mit welchem Rechte darf neben einer falsch gedeuteten Stelle ignorirt werden, was Schelling 50 Jahre hindurch im Widerspruch mit jener Beschuldigung vor aller Welt bekannt hat, was die eigentlichen Vertreter der Hegel'schen Philosophie, Erdmann und Rosenkranz an der Spitze, im Widerspruch gegen jene abgefallenen Jünger fortwährend vor aller Welt lehren und bekennen? Sieht dieses nicht weit mehr einer kecken Herausforderung gegen alle Philosophie gleich, als einer unbefangenen historischen Relation? Würde Woysch es wagen, die beiden im Grab ruhenden Löwen so an der Mähne zu zupfen, wenn er sich nicht auf die schlechte Gesinnung der Gegenwart verließe, ihre Lehrer zu verleugnen um des eigenen Glanzes willen? Und sollten bei solcher Gelegenheit unter den Philosophen nicht alle Unterschiede vergessen sein, damit die verhöhnten Grabstätten ihrer großen Lehrer vor Entweihung geschützt werden möchten?

Doch wir wollen uns hierüber nicht weiter entrüsten, sondern uns lieber daran erinnern, daß auch der Idealismus der Philosophie nicht die Geistesrichtung ist, welche zuletzt und eigentlich für das Auftreten des modernen Materialismus von Woysch verantwortlich gemacht wird, sondern vielmehr — der Pietismus. Dieses geht so: Der Idealismus der Philosophie war nichts weiter als die höchste Blüte eines genialen Aufschwungs, welchen der deutsche Geist nahm sowol in Poesie als in Philosophie gegen die Beschränktheit und das Philisterthum eines trockenen und bürgerlichen, gewissenhaften aber engherzigen Deismus, und wiederum war dieser aufgehöhte rationalistische Deismus eine Folge von dem Miscredit, worin bei der Masse des Volks die alte kirchliche Orthodoxie gebracht wurde durch die die Religiosität ins Subject verlegenden Pietisten. Da es nun die Pietisten sind, welche den ganzen Proceß anfingen, so folgt, daß ein einfaches Zurückgehen auf den dürren Buchstaben der kirchlichen Orthodoxie das sicherste Mittel wäre, um radical vom Materialismus und nebenbei auch zugleich mit vom Idealismus, von Kant und Hegel, Schiller und Goethe zu befreien. Denn wenn der Pietismus nicht den Philister von der altlutherischen Orthodoxie abwendig gemacht hätte, so hätte der Philister sich keinen gewissenhaften und penibeln Rationalismus angeeignet, er hätte keine Genialität der Sturm- und Drangperiode Gelegenheit gehabt, gegen den moralischen Formalismus des Philisters anzukämpfen, so wäre kein Idealismus und keine Romantik entstanden, so hätten die Materialisten nicht Gelegenheit bekommen, unter dem Beifalljauchzen einer brutalen Menge den Idealismus todt zu schlagen. Der Pietismus trägt also am Ende die Gesammtschuld, und die Religion darf nicht weiter den Gemüthern der Menschen als Privateigenthum anvertraut, sondern muß durch das Monopol einer die Wahrheit vorschreibenden Kirche als Schiedsrichterin der Gewissen streng verwaltet werden.

In dieſem Raiſonnement iſt Methode. Nur finden
ü, daß der Kettenſchluß zu früh und ganz willkürlich
bricht. Offenbar waren noch weit mehr als die Pie-
ſten die Reformatoren ſelbſt ſchuld am heutigen Mate-
lismus. Denn wären dieſe beim Papſte geblieben,
hätte kein proteſtantiſcher Buchſtabenglaube und folg-
h auch kein Pietismus entſtehen können. Das ſchädliche
ibelleſen wäre gar nicht ins Volk gedrungen, man hätte
ch mit dem Studium des Griechiſchen und Hebräiſchen
ht nur alle ſchädlichen Zweifel an der Echtheit der Evan-
ien, ſondern auch allen ſchädlichen Glauben an die
ttlichkeit des Homer und Plato erſpart, und Woyſch
nnte ſich die Freude gönnen, alle ſeine Kettenſchlüſſe
nſequent bis zur Quelle auszudehnen, anſtatt daß er
ht genöthigt iſt, einen derſelben auf eine höchſt ge-
nnte und rückſichtsvolle Weiſe bei einem wenig hervor-
ringenden Mittelgliede, nämlich bei den Pietiſten, ab-
zubrechen.

Was nun aber den praktiſchen Materialismus der
Volksmaſſen betrifft als das eigentlich theologiſche Thema,
finden wir dieſes in der Schrift „Ueber den moder-
n Materialismus und die evangeliſche Volksſchule“
n D. H. Hanſen am kräftigſten behandelt. Woyſch
ht ſeine Wurzel in der Genußſucht, in den äſthetiſchen
ndenzen unſerer Zeit, ihre ſuperfeine Geſelligkeit und
n geiſtigen Luxus mit inbegriffen. Das ſind theils
mptome, theils Nebendinge. Hanſen geht hier viel
fer und derber auf den Grund. Es iſt das Geld,
s Haben und Erwerbenwollen, das Drängen und
ßen, der Krieg aller gegen alle, welcher in einer ſo
chſenden Progreſſion zunimmt, daß ein Nachdenkender
l darüber erſtaunen darf, beſonders aber dann darüber
ſchrecken muß, wenn er ſich gewöhnt hat, das Walten
tes auf Erden nur innerhalb gewiſſer einmal feſt-
ſtellter kirchlicher und ſtaatlicher Formen zu erblicken,
d ſich nicht zu der philoſophiſchen Idee erheben kann,
ß ſich unter allen Formen und Bildungsſtufen der
eltgeſchichte ohne Ausnahme der Proceß des Univerſal-
ſtes als des göttlichen Willens vollzieht. Zu der
öhe dieſes einzig wahren und richtigen Standpunktes
rhebt ſich freilich auch hier die Betrachtungsweiſe nicht,
ſondern wir ſehen auch hier dieſes immer weiter um
ſich freſſende, unbarmherzige und reſpective beſtiale Trei-
n mit Unrecht immer ganz allein dem böſen Willen
r Menſchen und ſeiner Aufſtachelung durch den böſen
ſt zugeſchrieben, während man doch bei nüchterner
terſuchung entdeckt, daß das Uebel in nichts anderm
gt, als der mit einer gewiſſen Schleunigkeit zunehmen-
n Theuerung aller Lebensmittel und Lebensbedürfniſſe,
d folglich beinahe ganz außerhalb des guten Willens
r Menſchen geſtellt iſt, indem ein jeder ohne Ausnahme
twährend einen ſtärkern Druck der Noth und der
ncurrenz auf ſich eindringen und eben dadurch ſich
ſt verpflichtet fühlt, mit der äußerſten Anſpannung
n Kräfte ſich dagegen zu wehren, ſolange er kann.
ier entſtehen denn im Ganzen und Großen (einzelne
ßwüchſe, worauf hier wenig ankommen kann, abge-
rechnet) dieſe unausgeglichenen Uebelſtände der Gegen-
wart nicht allein auf natürlichem, ſondern ſogar dem
größten Theile nach auf pflichtmäßigem Wege. Sieht
der Theolog in dieſem ſteigenden Kriege aller gegen alle
etwas Sataniſches (worin wir ihm, das Wort im figür-
lichen Sinne gefaßt, mit ganzer Ueberzeugung beiſtim-
men), ſo wird er, wenn er ein Mann von Entſchluß
und Charakter iſt, auf Mittel ſinnen, wie man, durch
eine Vermehrung von Brüdergemeinden oder ähnlichen
Zufluchtsanſtalten für bedrängte Seelen, die im Unter-
gange Begriffenen vom Untergange erretten, den vergeb-
lich Arbeitſuchenden Beſchäftigung geben, hauptſächlich
und vor allem aber die von Ueberhetzung und Wahnſinn
bedrohten Gemüther zur Ruhe und Selbſtbeſinnung zu-
rückführen kann. Denn wie ein verſtimmtes Inſtrument
keine Muſik tönt, ſo preiſt ein in Nahrungsangſt
verquollenes Herz nicht ſeinen Schöpfer. Erſt dann,
wenn ein Menſch der ſcharfen Brothetze entnommen und
zu Athem gebracht iſt, läßt ſich in ihm überhaupt der
Sinn für höhere Intereſſen entwickeln. Dagegen behält
ein Predigen und Schelten gegen die mit den Wellen
Kämpfenden und Ringenden, daß ſie ſich nicht zu er-
bittert wehren, nicht etwa unverſehens dabei ihrem Neben-
mann mit den Fäuſten ins Antlitz gerathen mögen, im-
mer etwas Unzweckmäßiges an ſich, weil es unbeſehens
ſogleich dort Geiz, Bosheit und Leidenſchaft unterlegt,
wo doch in den meiſten Fällen das, was ſo ungeberdig
die Arme bewegt, nichts iſt, als ein natürliches und un-
vermeidliches, häufig ſogar ein gutes, tapferes und loben-
swerthes Streben.

Man iſt bisher allerdings von philoſophiſcher Seite
her zu ſehr gewohnt geweſen, dieſes kriegeriſche, von
lauter Erwerbsluſt wie außer ſich geſetzte und um alle
ruhige Beſinnung gebrachte Streben der Gegenwart nur
allein von ſeiner moraliſchen und erfreulichen Seite her
zu betrachten, wie es unter dem Geſichtspunkte einer
erhöhten Anſpannung der moraliſchen Arbeitskräfte er-
ſcheint. Dieſe Anſicht iſt richtig, aber einſeitig. Man
wird nicht einzig bei ihr ſtehen bleiben dürfen. Man
wird auf Mittel ſinnen müſſen, die ſchädlichen Folgen
ſolcher Zuſtände zu verhüten, nicht blos durch Straf-
predigten, welche gegen die Symptome entbrennen, aber
die Wurzel des Uebels unberührt laſſen, auch nicht blos
durch Schulunterricht, welcher die Menſchen für beſſere
Zuſtände erzieht, ohne ſie in ſolche zu verſetzen, ſondern
durch das Beiſpiel eines vernunftgemäßern Lebens, von
einzelnen gegeben, von andern befolgt. Denn das or-
ganiſche Leben auf Erden kommt nie mit öffentlichem
Getöſe wie im Sturmesbrauſen, ſondern pflanzt ſich im-
mer in unſcheinbaren aber lebensfähigen Keimen ganz
in der Stille fort.

Karl Fortlage.

Zur Jagd und ihrer Literatur.

1. Jägerbrevier, Jagdalterthümer, Waidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender, Jägerkünste und Jägeraberglauben, Jägersagen. Dresden, Schönfeld. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber von G. F. D. aus dem Winckell. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. In zwei Bänden oder zwölf Lieferungen. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. Jede Lieferung 15 Ngr.
3. Hubertusbilder. Ein Album für Jäger und Jagdfreunde, gezeichnet und erzählt von Guido Hammer. Mit 65 Holzschnitten ausgeführt von H. Bürkner. Glogau, Flemming. 1856. Gr. 4. 2 Thlr.
4. Eine Gemsjagd in Tirol von Friedrich Gerstäcker. Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von C. Trost. Leipzig, Keil. 1857. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Als einen der frischesten und gesundesten Züge unserer Zeit müssen wir es betrachten, daß das edle Weidwerk, zu dessen Ruhm auch unser Dichterwald so manches schöne Lied vernommen hat, nach den vernichtenden Angriffen des Jahres 1848 auf dasselbe, wie mit neugewonnener Jugendkraft wieder zu Ehren und Ansehen emporgehoben, sich in frischer Lebensfülle und Freudigkeit geltend machen darf. Wer wollte dazu scheel sehen oder die jugendliche Kraft des Geschlechts mürrisch in neidische Grenzen einschließen? Wer sollte an den wenn auch zuweilen übermüthigen Tönen, in welche die junge Jagdlust aufjauchzt, nicht Vergnügen finden oder ihnen mit Theilnahme zuhören? Auch die rechte Jagd ist eine Kunst und auch von ihr wird der alte Spruch: „Artem non odit, nisi qui ignorat", wol gelten müssen, um so mehr, als wer sie recht üben will, ihre launigen und complicirten Gesetze wohl kennen muß. Seit langer Zeit aber sind diese Gesetze nicht erneut und geschmackvoll vorgetragen worden und wir können daher eine Reihe von Schriften, wie die, welche gesammelt soeben vor uns liegt, mit dem alten Ruf „Auf Weidmannsheil!" nur freudig begrüßen.

Zierlich und geschmackvoll ausgestattet überliefert uns diese Reihe von Schriften jene eigenthümlichen Gesetze und Töne der Jagd, erzählt uns ihre Geschichte, lehrt ihre Bedeutung und weiht uns in ihre Geheimnisse, indem sie die Sagen und Historien berichtet, die Reimsprüche, Mottos und Mythen, welche auf diese Bedeutung Bezug haben, erläutert und von ergötzlichen Dingen erzählt, wie sie das edle Weidwerk mit sich bringt. Wohlan denn, überblicken wir kurz, fröhlich und flüchtig diese bunte Schriftenreihe; ja, wäre selbst die goldene Zeit der Jagd für immer vorüber, freuen wir uns der Erinnerung an sie, die ja wie frischer Waldesduft die Sinne wie die Seele anmuthet! Den Preis unter den vorliegenden Schriften möchten wir, was Frische und Fülle der Ausführung betrifft, den „Hubertusbildern", was Mittheilung des Wissenswürdigsten und Belehrung angeht, dem „Handbuch für Jäger" von Winckell und Tschudi zuerkennen.

Das „Jägerbrevier" ist zunächst der Geschichte der Jagd und ihrer Sitten, Gebräuche und Ceremonien gewidmet. Das alte Jagdceremoniell und die alten Weidsprüche sind aus Dobel's und Flemming's bekannten Werken, aus Feyerabend's „Jagdbuch" und Lenfidel's „Hausbuch", auf welche erst Pröhle und Schade in neuester Zeit wieder aufmerksam gemacht haben, entnommen, zusammengedrängt und vielfach vervollständigt. Eine zweite Abtheilung gibt einen unterhaltenden Jagdkalender und eine dritte enthält die im Mittelalter geltenden Jagdkünste, Schießrecepte und spaßhaften Träumereien und Jagdstücklein unserer Vorfahren aller Form und Art. Den Schluß bilden Sagen und Mythen, auf den wilden Jäger, das Freischießen und anderes Bezug nehmend, und eine musikalische Beilage, die Jagdsignale des 16. Jahrhunderts enthaltend, aus Feyerabend's „Neuem Jagd- und Waydt Buch" (Frankfurt 1582) entlehnt. Aus diesem Buche für unsern Zweck manches kernige Witzwort anzuführen, wir den Platz dafür hätten. Damit indeß der alte Spruch:

Ein Kriegsmann ohne Schwert,
Ein Reiter ohne Pferd,
Ein Jäger ohne Hund,
Sind schuldig schwere Pfund —

nicht auch auf unsere Recension passe, sei wenigstens angewie die Alten die Fische geschimpft haben:

Ein Stichling ist ein König,
Ein Salm ist ein Herr,
Der Karpf ist ein Schelm,
Der Hecht ist ein Räuber,
Der Barb ist ein Schneider,
Ein Aal ist ein Gaukler,
Ein Naß ist ein Schreiber,
Ein Neunaug ist ein Kind,
Ein Lampret ist ein Pfeifer,
Ein Forell ist ein Forster,
Ein Steinbiß ist ein Wächter,
Ein Rufelk (?) ist ein Dieb,
Ein Luck ist ein Wäscher u. s. w.

Doch: „Es ist alleweg Jagetag, aber nicht alleweg tag!" und so geht auch manches gute Werk dieser Sammlung uns verloren. Unter der großen Anzahl von Schießregeln und künsten klingen uns viele doch so, daß sie selbst zu ihrer Zeit ernstlich gemeint gewesen sein mögen. Z. B.: Einen zu schießen, daß er nicht stirbt: „Lade Bleiasche statt der Kugel, so schießt du ihn gar blau, daß er eine ganze Stunde nichts weiß, schadet ihm aber nichts am Leben." Oder: Schußrüstung zu durchschießen: „Geuß Kugeln und lösche sie in Jungfrauenwachs vom ersten Honig." Probatum est. Ebenso lauten die alten Regeln: Hunde und Falken zu fesseln, oder sein Rohr vor Verderben zu schützen, höchst verwunderlich. Die alte Sage von nie fehlenden Pfeilen sind — selbst den Griechen nicht unbekannt — in nordischen Mythologie, bei germanischen und finnischen Stämmen sehr verbreitet, im Mittelalter zu einem förmlichen Cyklus ausgebildet, der von Freischützen, Freikugeln, Freijägern endlich viel zu erzählen weiß. Ihnen zur Seite steht in vielen Gauen Deutschlands mit geringen Abweichungen die mäßig verbreitete Sage vom ewigen oder wilden Jäger, welche die dritte Abtheilung dieses Buchs ausführlich bringt. Der Rehberger, der Junker Kuenz (Konradle) in Schwaben, der ewige Jäger von Freudenstadt gehören alle zu demselben Geschlechte. Der Schwertsegen, der schon im Parcival vorkommt, fand die vielfachste Anwendung auf das Freischießen und der Verfasser theilt eine solche Beschwörungsformel einer breslauer Handschrift aus Hoffmann's von Fallersleben „Altdeutschen Blättern" wörtlich mit. So erfüllt dieses elegant ausgestattete Buch seinen wesentlichen Zweck, uns die Ueberalterthümer vor ihrem nahen und gänzlichen Verschwinden noch einmal gesammelt vorzuführen, in würdiger und lebendigender Weise.

Das „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Winckell, von Tschudi neu bearbeitet, verfolgt einen ganz andern Zweck. Hier kommt es darauf an, Jägern und Jagdliebhabern über alle wissenswerthen Gegenstände des edeln Weidwerks Aufschluß zu geben. Hier ist eine neue Bearbeitung von Winckell's „Handbuch für Jäger", bereichert durch umfassende Zusätze aus den besten Werken von Bechstein, Hartig, Hildebrandt, Laurop, Behlin, Wildungen und vielen andern, dergestalt, daß

wenn sie sich den stattlichen Fürsten vorstellen, wie er bei 10 Grad Kälte (bei 11 Grad wurde nicht mehr gejagt) mit glänzendem Gefolge, die Prinzen zur Seite, zwischen brennenden Holzhaufen von Dresden oder Pillnitz aus auf die Sauhatz nach dem Hallhause ausritt, vor ihm her die auf dem alten Jägerhofe gehegten und verpflegten Meuten auserlesener Hunde, meist dänischer Race, unter welchen die schwarze Meute für unbesieglich galt, und von der der König jeden Namen kannte; mit massenhafter Bedienung, Reihen von Hofküchenwagen, Piqueurs, Jägern, Hundedoctoren und Jungen, zahlreich wie ein Kriegszug; wenn er dann, nachdem die Unüberwindlichen ihr Werk gethan, vom Pferde stieg, aus der Hand eines Pagen den Hirschfänger empfing, das umgeworfene Wildschwein selbst abfing, worauf der Page in weißem Glacéhandschuh die schweißtriefende Waffe durch die Hand gleiten ließ und nun das „Hallali!" aus hundert Hörnern in die Luft schallte; wenn zuletzt der königliche Jagdherr die vor dem Schlosse auf der Strecke liegenden Keiler musterte, gnädig lächelte und hierbei manche Bittschrift, die sonst nicht an ihn zu kommen wußte, entgegennahm und sich dann mit dem Hofe zur Tafel niedersetzte: wie alles dies der Verfasser von Nr. 3 uns ausführlich und lebendig vorzustellen weiß. Ja, es war dies der letzte Abglanz der altfürstlichen Jagdlust, bei deren Erinnerung dem verstimmten Veteranen der goldenen Weidmannszeit der Ausruf entfährt: „Auch dies gehört nun zu den Jagdalterthümern, zu den Antiquitäten einer sorglosern Zeit!"

Doch es ist an der Zeit, dies Referat zu schließen, denn den dargebotenen Werken werden zweifelsohne alle Jagdfreunde auch ohne unsere Empfehlung ein lebhaftes Interesse nicht versagen, wenn auch der Geist der Zeit sich darin geltend macht, der es beispielsweise nicht erlaubt, dem Vergnügen der Parforcejagd das Wort zu reden. 4.

Volksthümliches.

Unter allen jenen deutschen Gauen, wo sich das volksthümliche Element noch reiner erhalten hat, als dies bei dem fortwährenden Ueberhandnehmen unserer modernen Culturverhältnisse zu erwarten wäre, indem diese selbst den Bauer von heute Bedürfnisse kennen lehren, von denen die vorige Generation in ledernen Hosen sich nichts träumen ließ, unter allen diesen deutschen Gauen nimmt wol der Thüringerwald einen Ehrenplatz ein. Hier begegnet man noch Menschen von echtem Schrot und Korn, unbenagt von dem Wurm alles civilisirten Unsinns, naturwüchsig gleich den Pflanzenkindern ihres Waldes. Es gewährt dies noch einigen Trost. Es liefert den schlagenden Beweis, daß in der Kerntiefe des unverdorbenen Naturmenschen etwas stecke, das den Versuchungen, einer falschen Richtung zu folgen, den Verlockungen, dem eigenen Selbst ungetreu zu werden, kräftigen Widerstand zu leisten vermag. Solche Menschen treffend zu zeichnen, ist nicht so leicht als es sich gewöhnlich Autoren vorstellen. Jedes menschliche Wesen hat seinen Privatgenius, sein Eigenthümlichstes. Dies zu erkennen und sinnbildlich für den Leser hervorzuheben, ist Aufgabe des Schriftstellers, der sich leider heutzutage nur zu oft dem Glauben hingibt, er habe den ganzen Kerl silhouettirt, wenn er uns den Fall seines Scheitelhaars und den Vorsprung der großen Zehe unter dem Stiefelleder gewissenhaft andeutet. So mancher Schriftsteller hätte lieber Friseur oder Schuster werden sollen, vielleicht hätte er zum Verschwinden der Zopfzeit mehr beigetragen, als — durch seine „sämmtlichen Werke". Dieses Porträtiren, dieses Malen mit Worten ist so allgemein Mode geworden, daß es die Lesewelt nun ein für allemal geduldig hinzunehmen sich gewöhnt hat. Wir sind jedoch der Meinung, es handle sich vorzüglich bei volksthümlichen Producten mehr um eine plastische, concentrirte Vorführung der Gestalten, die ihr Charakteristisches im Laufe der Handlung selbst zeigen; das ist das Wahre, das ist auch schon bei Homer zu finden, von dem selbst Prosaiker noch nug lernen können. Seitdem jedoch die Bandwurmrei Mode geworden, glauben die Novellisten diesem edeln Beis folgen zu müssen. Was hat nicht Goethe in seiner berüh „Novelle" auf einigen dreißig Seiten alles ausgesprochen! heutzutage? Wie viel unnützes Schwatzwerk! Was ma Heinrich von Kleist's Zeiten auf zwei Druckseiten sagte, reichen jetzt kaum zwei Druckbogen hin. Es hat sich i deutschen Literatur eine phrasenhafte Geschwätzigkeit eing gert, die jenen bekannten capitolinischen Thierchen alle machen würde. Die deutsche Sprache eignet sich sehr n zu Causerien; derartigen Zeitvertreib müssen wir den Au an der Seine überlassen. Ein Buch mit ausgefeilter Pro fast eine Seltenheit geworden. Die Mehrzahl belletrist Werke sind keine Bücher, sondern blos Conglomerate von soden. Es scheint uns diese Sucht zu individualisiren und Parcelle zu huldigen um so bemerkenswerther, als auf großen Gebiete des Völkerlebens die Frage von der Ve kraft an der Tagesordnung ist. Bekanntlich werden in land alle freisinnigen Artikel westeuropäischer Zeitungen Druckerschwärze überzogen, ehe man sie dem Publikum i Hand gibt; wir bedauern innig, daß dieses Mittel nich der deutschen Roman- und Novellenliteratur aus rein tischen Rücksichten angewendet werde. Bei allen R Manches dieser Bücher könnte dann in gute, reelle B verwandelt werden.

Wir haben es diesmal vorzugsweise mit Gotthardt fred Luther, der dem Publikum bereits durch seine Erzä „Kaiserglück" bekannt ist, zu thun. Jüngst erschienen von

Geschichten aus dem jetzigen Volksleben. Drei Bände. — d. Titeln: Der Grobian und der Weingeb. — Der bauer und der tolle Hannes. — Die alte Linde und Fr Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Der Verfasser scheint, wenn uns nicht alles täusch Thüringen geboren zu sein; denn er kennt die dortigen hältnisse ganz genau. Keineswegs ist ihm Talent abzuspre er besitzt einen offenen Blick für das Volksleben und se es mit realistischer Treue zu schildern. Wenn seine Erfind gabe auch keine große ist und seine Erzählungen in der S das nicht an sich haben, was man mit dem Worte „i essant" bezeichnet, so weiß er doch, wie gewöhnlich jem aus dem Leben schöpfen, mit einer gewissen derben G oder niederschlagenden Dreschflegel-Ironie, wenn wir dieses Ausdrucks bedienen dürfen, seine thüringer Bauer zuführen. Im „Grobian" hat er sich die just nicht dank Aufgabe gestellt, den personificirten Egoismus in einer samen Bettlergestalt dem Leser vorzumalen. Man wird annäherungsweise einen Begriff machen von der schmu Gesinnung dieses Individuums, wenn wir die Worte Kaufmanns citiren, der ihm nicht ferner borgen will: „ denkst du denn? Du meinst wol, du würdest nach dem begraben, Dicker? In Spiritus wirst du gesetzt und den Kin in der Schule gezeigt!" Der Umstand, daß der Mann be fortwährend um Eßwaaren bettelt, stempelt ihn zum gem Vielfraß und macht die Geschichte eintönig und widerlich. zelne Momente aus dem Leben dieses Erzschmarotzers sind ginell vom Verfasser mit Geschick erzählt. „Der Wein hat zum Grundthema die Vorliebe für Singvögel, insbeso für Finken, welche sich bei den Bewohnern des Thür waldes in dem Maße steigert, daß sie an Narrheit gr Es gelang dem Verfasser, diese dort volksthümlich gewo Passion selbst von ihren ersten Regungen im Knabenalte bis hinauf zur ausgearteten Leidenschaft des Mannes ei kühnen Pinselstrichen darzustellen. Es dürften überhaupt nur jene, die sich in ihrer Jugend mit Leimruthen und K abgegeben, sondern auch jene, die in ihrer Stube einen narienvogel oder Finken beherbergen, dieser Geschichte Gesch

sinnen. Es zeigt sich eine gewisse Steigerung der Pointe, m Ganzen sehr wohl thut. Die Scene S. 209—214 ist rschütternder Wahrheit wiedergegeben; auch hat die Er- ng das Gute an sich, daß sie gegen die Mitte und gegen Schluß hin immer besser wird. Außer jener in der Ein- g allgemein hingeworfenen Rüge, woran die heute von esprochenen Producte des Verfassers mehr oder weniger , hat uns bei diesem „Weingeh" blos noch dies eine ge- daß sich in allen Situationen, in welchen Kaufmann mann und sein Sohn figuriren, das städtische Element bemerkbar macht, wodurch natürlich stellenweise die Ge- e ihre volksthümliche Haltung einbüßt. Dem wäre doch abzuhelfen; denn es handelt sich ja bei jener andern blos um Reichthum. Könnte sich der Verfasser nicht ließen, diesen Herrn Engelmann in einen reichen Bauer wandeln? Um dem Autor einen Beweis zu geben, daß eine Befähigung in dieser Richtung anerkennen, wollen über die bessern Erzählungen der folgenden Bände ein Wörtle fallen lassen und die schwächern mit Stillschweigen hen. Für den tollen Hannes, der „mit einer unge- n Heuladung im schärfsten Galop vierspännig angefah- kommt", weiß der Verfasser sogleich durch diese geniale duction den Leser zu gewinnen. Wir gestehen zwar un- nden, daß uns für die consequente Durchführung eines centrischen Charakters ein bischen bange wurde, jedoch rfasser hat die Klippen glücklich umschifft. Aber bedün- ll uns, der Satz: „Noch war er weit entfernt zu wissen, ie Schulzenchristel ihn liebe, er ahnte es nicht einmal", te eine psychologische Unrichtigkeit; denn nicht nur die der Dirne, die kurz vorher ihren Lippen entschlüpfen, ch mehr das Benehmen, das sie dabei entfaltet, sind iner Art, daß ein Bauerbursche blind sein müßte, wenn ht merken sollte, das Mädchen sei in ihn verliebt. Der sser wende uns nicht ein, daß derartige Scenen unter gsvölkern häufig vorkommen, ohne ernsthafte Folgen nach ziehen, daß sie blos den Anstrich einer halbkindischen neckerei haben. Wir behaupten im Gegentheil nach hriger Erfahrung, die wir auf Berg und Feld gesam- es ahnen und verstehen diese gesunden Söhne und Töch- s Waldes die leiseste Regung des mächtigsten Natur- weit schneller als verfeinerte Culturwesen. Außer der figur ist noch der Polizeidiener Häßler eine ergötzliche inung.

us dem letzten Bande heben wir „Frieder" hervor. Die dieser Novelle ist die Darstellung des Reizes, den eine schöne Frau auf den Fleischergesellen Frieder, der ein Verhältniß mit einer Bauerdirne hat, nach und nach hohem Maße ausübt, daß er endlich sich entscheidet, die zu heirathen. Der Fall ist schon zu oft vorgekommen erschiedenartig behandelt worden, als daß er Anspruch euheit machen könnte. Schöne Mädchen sind nicht im mit schönen Frauen in die Schranken zu treten. Die des Weibes ist größer als der Heiligenschein der Jung- keit. Der Verfasser hat sich die Sache bequem gemacht. t den jungen Mann nie das Kreuzfeuer der beiden n zugleich aushalten; sie bewohnen nicht denselben Ort. er sie auch einmal zusammenführt, so geschieht dies zu eit, in der sich Frieder für die Frau noch sehr wenig irt. Man ersieht hieraus zur Genüge, daß der Witwe g sehr erleichtert wird, weil die Opposition fehlt. Der er wußte wol recht gut, daß die Frau, ein ehrliches s Wesen, das Verhältniß gewiß nicht so weit getrieben wenn ihr bekannt gewesen wäre, mit welcher Herzinnig- s „Gretle" an ihrem Frieder hänge. Spielen die hinter Coulissen, da ist das „sie kriegen sich" ganz entlich leicht; und wenn sich der große Haufe auch ufrieden gibt, so kann es doch die Kritik nicht. Das n diesem Producte sind die Nebenscenen aus dem Sol- ien. Der Feldwebel Legel macht der Feder des Verfassers alle Ehre. Auch ist der Schweinetreiber Schuhmann eine wie uns scheint gut aus dem Leben gegriffene Figur. Viehhandel und Metzgerhandwerk füllen so manche Seite in diesem Buche.

Noch finden wir heute auf unserm Büchertische:

Der Mädchensohn. Eine Volksgeschichte vom Verfasser des „Schulzen von Ettingrode". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857. Gr. 16. 25 Ngr.

Wir machen vornweg das offenherzige Geständniß, daß wir aus der Vorrede nicht recht klug geworden sind. Was der Verfasser, der wahrscheinlich dem geistlichen Stande angehört, damit will und meint, das wissen die Götter! Jedenfalls ist er ein sonderlicher Kauz. Der Leser wird uns wol beistimmen, wenn er folgende Probe überblickt (I, 106):

„Nachdem Lotte Säuerlich vor dem Potsdamer Thore alle geworden und in das Innere der Stadt verzogen war, hatte sie in dem neuen Viertel auch einen neuen Menschen angezogen. Und es war ihr damit ein gewaltiger Ernst. Denn alle Frauenzimmer suchen vor allen Dingen ein paar Hosen, vielleicht sehr grob, sehr geflickt oder abgetragen, aber doch ein paar Hosen; vielleicht kommen sie nie dahin, sie wirklich anzuziehen; indeß es handelt sich ja nur um den Besitz. Allein dieser Besitztitel muß auch noch vor dem fünfundzwanzigsten Jahre erworben sein; denn junge Mädchen werden einmal alte Jungfern und man will wissen, daß diese »heimliche Runzel« mit jenem Jahre sich einfinde und keine will selbst hinter ihrem Rücken — wo man doch keine Ohren hat — sich nachsagen lassen, daß sie schon eine Sprosse weiter geklettert sei. Wenn nun unter der weiblichen Jugend ein so augenscheinliches Wettrennen nach dem Haubenstock stattfindet: so liegt das einfach in der gräßlichen Wahrheit, daß die Jugend kein Stadtviertel ist, sondern ein Mondviertel. Und nun müssen sie rennen und doch soll niemand sagen können, ein Mädchen soll ja warten, bis es ein Jüngling zum Tanz auffordert; nun müssen sie eilen und doch soll es nicht so scheinen; sie müssen sich um den Ring — ihr goldenes Gefängniß — bemühen und doch den Schein annehmen, ihn zu fliehen. Haben sie aber endlich den rechten Finger eines Mannes erhascht, so werden ihnen gerade die süßesten Freuden der Ehe nur um die einschneidendsten Schmerzen verkauft ... ach, wenn ich all diese Plage um Plage betrachte, so gönne ich dem viel verleumdeten Geschlecht ihr bischen Schönheitsduft auf den Wangen, alle echten oder Bronzespangen, Pommaden, Schminken und Schönheitserzeuger und Flicken im Nu und den ganzen Trau und Nuglisch dazu!"

Das ganze Buch ist eine Verbrechergeschichte, in der alles Mögliche passirt, was nur immerhin eine gewisse Sorte Leser wünschen kann. Der berliner Dialekt und das dort gewöhnliche Jagen nach Witzen spielt darin keine kleine Rolle. Grobe Verstöße gegen allen ästhetischen Geschmack sind häufig, ja man stößt hier und da auf Schilderungen, von denen man nicht begreift, wie man dergleichen zu Papier bringen kann. Der Roman schließt mit dem Knalleffect, daß der Vater, der Henkersdienste versieht, unwissend den eigenen Sohn köpft. Dies alles beweist dem Leser wol, daß es der Verfasser liebt, recht stark aufzutragen. Auf der andern Seite ist der Verfasser oft sentenziös und salbungsvoll und läßt es an Bibelsprüchen nicht fehlen.

Emanuel Kaulf.

Künſtlernovellen.

1. Die dresdener Galerie. Geſchichten und Bilder. Von A. von Sternberg. Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus der Künſtlerwelt. Von Eliſe Polko. I. Mit Illuſtrationen in Holzſchnitt. Leipzig, Barth. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

In den Geſchichten der Künſtler älterer Zeit liegt ein eigenthümlicher Reiz. Man fühlt ſich mit über die proſaiſche Wirklichkeit emporgehoben durch Schilderungen aus dem Treiben und Schaffen dieſes Künſtlervölkchens, welches nur im Reich idealer Geſtalten, ſchöner Formen und reizender Farben lebte oder doch die Wirklichkeit in charakteriſtiſchen und humoriſtiſchen Gruppen auf der Leinwand feſtbannte. Hierzu kommt das oft geniale, mit zahlreichen romantiſchen Abenteuern durchflochtene Leben dieſer Künſtler und der Charakter ihrer Zeit, die wenigſtens lebhaftern Ausdrucks und von glühenderm Colorit war als die unſrige, und in der die Leidenſchaften, die gemeinern wie die edlern, noch nicht ſo nivellirt und eingezwängt und nicht ſo einſeitig auf den bloßen und doch oft nur kärglichen täglichen Erwerb gerichtet waren wie jetzt. Damals war es noch eine Ehre Künſtler zu ſein, wenigſtens in den Ländern und Städten, wo die Kunſt am ſchönſten blühte, in Italien, den Niederlanden, Nürnberg, und ſo gewann auch das Künſtlerthum einen höhern Schwung, weil es ſich durch die allgemeine und naive Theilnahme des Volks gehoben und geſtützt fühlte. Daß die Novelliſten künftiger Jahrhunderte aus dem mehr nüchternen Leben der Künſtler unſerer Zeit gleich reichhaltigen Stoff ſchöpfen werden, als die unſern aus dem Leben der Künſtler früherer Zeiten, iſt ſchwer zu glauben.

Ueber das erſte Bändchen des Novellenwerks von A. von Sternberg haben wir ſchon früher in Nr. 21 d. Bl. f. 1857 geſprochen, und was wir damals geſagt, paßt mehr oder weniger auch auf dieſes zweite. Wir finden hier dieſelbe oft bezaubernde Grazie der Darſtellung, die elegante und ungekünſtelte Leichtigkeit des Stils, die feine oft ſchalkhafte Ironie, die tiefe Kenntniß des Weſens menſchlicher Leidenſchaften. Selbſt dem Gewöhnlichſten weiß Sternberg einen pikanten Beigeſchmack zu ertheilen und ſelbſt das Unheimlichſte in graziöſe Formen zu kleiden. Die in dieſem Bändchen enthaltenen Novellen ſind nicht von gleichem Werth und Intereſſe, manche derſelben etwas zu flüchtig ſkizzirt; aber ſie beweiſen von neuem, daß Sternberg in der anſcheinend ſo leichten und doch ſo ſchwierigen Kunſt, Novellen der echten Art zu componiren, Meiſter und in alle ihre zarten und niedlichen Toilettengeheimniſſe eingeweiht iſt. Nach Tieck kann man ihn ſicherlich unſern vorzüglichſten Novelliſten nennen und, bis auf weiteres, vielleicht auch unſern letzten. Wir führen die Novellen des zweiten Bändchens mit ihren Titeln an: „Die Marquiſe von Pescara" (Tizian), „Die Nacht" (Correggio), „Die Freunde" (Lukas von Leyden), „Die Dame im Schleier" (van Dyck), „Die grüne Spinne" (van Breughel der Jüngere), „Die Kuh des Potter" (Paul Potter), „Die büßende Magdalena" (Ribera), „Die dicke Frau zu Mecheln" (Jordaens), „Der Traum der Aebtiſſin" (Holbein) und „Der alte Schulmeiſter" (Gerhard Douw).

In dieſen Novellen hat der Verfaſſer wie im erſten Bändchen den betreffenden Künſtler ſtets in unmittelbare Verbindung mit ſeinem Bilde gebracht und dann die Geſchichte des Urſprungs deſſelben erzählt; nur in der Novelle „Die Kuh des Potter" (übrigens ein Bild, das ſich nicht in der Galerie zu Dresden, ſondern in der Eremitage zu Petersburg befindet, wie auch der Verfaſſer erwähnt) iſt Sternberg von dieſem Plane abgewichen, da ja, wie er bemerkt, „über die Motive, die den Künſtler veranlaßten ein ſolches Bild zu malen, ſich nichts ſagen läßt". Hier als eine kurze Probe folgende Bemerkung über Correggio: „Alles, was es Süßes gibt in dem Schwunge einer ſchönen Linie, in dem Anſchwellen einer lieblichen Form, in dem Glanze eines Auges, das ſich halb unter Entzü und Lächeln ſchließt, wußte er aus dem Vorrath aufgehä Schätze der Schöpfung herauszufinden. Und der Himmel w wer ihm dieſes Colorit lehrte, das unter unſern Augen zu röthen, zu erbleichen ſcheint! Wer lehrte es ihm? Sagt ihr, die ihr täglich auf euerer ſtillen Kammer um Farbe bi die ihr das Klopfen des Pulſes unter dem Alabaſter der Haut dergebt, die ihr die zeugende Kraft anfleht, euch nur ein Theil jener Gabe zu ſchenken, warme Schatten über die lichte F hinzuhauchen, ſo hinzuhauchen, daß es ſcheint, als wür der nächſte Moment wieder fort, ſagt mir, worin beſtand ſes Mannes Geheimniß? Ihr wißt es nicht." Dennoch ſcheinen dem Verfaſſer, während er Ribera's aſcetiſche Ma lena aegyptiaca höchlichſt rühmt, Correggio's Maden Heilige und Magdalenen zu weltlich und lächelnd: ihm, Weltkinde! Sternberg hat aber ein feines Gefühl für was ſich paßt und wohin und wozu es ſich paßt: die A zu Gegenſtänden aſcetiſcher Natur, die lächelnde Weltluſ Gegenſtänden weltlicher Art. Aus dieſem Grunde ſteht Correggio in ſeiner Jo oder Leda höher als in ſeiner B und Büßenden Magdalena, trotz des auch von ihm empfund Zaubers dieſer Gemälde. Des finſtern Ribera obengen Magdalena gibt dem Verfaſſer Gelegenheit zu einem a ſenden Nachtſtück und zugleich zu einer Darſtellung der triguen und Kabalen, die in der Künſtler- wie in der Fe welt einzutreten pflegen, ſobald die eigentlich claſſiſche Pe vorüber iſt und die Eklektiker und Epigonen, einem ſchon ſchöpften und abgeſtumpften Publikum gegenüber, etw den Rang abzugewinnen glauben, indem ſie durch hei geſponnene Intriguen und boshaften Klatſch einer des an Handwerk und Ruf untergraben. Sternberg erhebt ſi dieſer Novelle zuweilen zu einem ergreifenden Pathos, bei dem nächtlichen Zuſammentreffen des neidiſchen, eiteln, p liebenden, nun ſo ſchwer geſtraften Ribera mit ſeiner e ten ſchönen Tochter: „O der Wandlung! Habt Erba ihr Geiſter der Nacht, legt auf thränenleere heiße Augen kühlenden Schatten, mildert den Feuerſtrahl in den Vaterbl gießt Troſt nieder von den ewig heitern Geſtirnen auf bange Stunde, wo Vater und Tochter ſich wiederſehen! I irgend in euerm Schoſe, Geiſter der Nacht, Quellen der ſtung vorhanden ſind, laßt ſie niederfließen hin auf ein lig Menſchenpaar, das, in innigſter Liebesglut zueinander gewachſen, durch eine grauſame That ſich auf ewig geſch ſieht" u. ſ. w. Ein Gegenſtück voll Luſt und Laune iſt „dicke Frau von Mecheln", das uns auch in lebendigſter in das heitere Treiben des Rubens'ſchen Ateliers ein Eine Gegenbemerkung möchten wir uns gegen des Verf Behauptung erlauben, daß Dürer ſich nicht glücklich im P nißmalen gezeigt habe. Allerdings ſind ſeine Porträ immer von einer gewiſſen Trockenheit und Lebloſigkeit ſp ſprechen, dieſer Vorwurf gilt aber nicht von dem berüh Porträt in der Holzſchuer'ſchen Familie zu Nürnberg und ſeinem eigenen in der münchener Galerie, welche zu den Meiſterwerken in dieſer Gattung der Kunſt gerechnet w müſſen.

Im Vorwort verheißt Sternberg, dieſem zweiten B chen, „wenn die Theilnahme des Publikums dieſelbe und nicht anderweitige Umſtände hindernd dazwiſchentr im Laufe dieſes Jahres noch ein drittes und viertes Bän folgen zu laſſen. Wir werden ſie mit Freuden begrüßen; Darſtellungen wie die Sternberg'ſchen tragen ohne Zweif vergleichlich mehr als hundert gelehrte Schriften dazu be großen Publikum Sinn und Empfänglichkeit für die Kun verbreiten.

Eliſe Polko, deren jüngſt erſchienenen Roman „Sab feier" wir demnächſt noch beſonders beſprechen werden, h delt in ihren Erzählungen „Aus der Künſtlerwelt" H momente aus dem Leben der beiden van Eyck, Hans

s, Rubens', Daniel Seghers', Jan Mabuse's, David Te-
', van Dyck's, Holbein's, Cranach's und Dürer's. Diese
Hlungen verhalten sich zu den Sternberg'schen wie weib-
zu männlicher Arbeit. Die geschlechtliche Liebe spielt darin
Hauptmotiv, und zwar in allen Erzählungen, so sehr,
selbst der ernste Dürer in ein zartes sympathisches Ver-
iß zu Pirkheimer's Töchterlein gebracht wird, damit er
Schutz gegen sein Hauskreuz und eine Quelle künstlerischer
bung finde. Die Verfasserin spricht dies Princip offen in
Worten aus: „Der allerschönste Trost, den der liebe Gott
wackern, schwerbedrängten Künstlerherzen auf den Weg
ben vermag, sind die Strahlen aus schönen Frauenaugen.
Schein gibt erst das echte und rechte Licht zum Schaffen:
Meister Dürer mußte wol solcher Trost fehlen; seine
verriethen es nicht, wol aber seine Bilder; ihnen fehlte
heilige Sonnenglanz, den nichts anderes über eine Schöpfung
gießen vermag als die Liebe. Denn je inbrünstiger ein
Herz liebt, desto herrlicher werden ja die Gestalten, die
Pinsel schafft; je wärmer die Seele, desto wärmer die
n. Das ist zu allen Zeiten so gewesen, und wird zu allen
so sein, solange es noch echte und rechte Maler gibt
rden — und edle Frauenherzen." Der weibliche Stolz will
so nicht dulden, daß ein Künstler das Höchste erreiche
den Zutritt des Weibes. Mag dem so sein; aber nicht
r ist es die Liebe, wie die Verfasserin sie versteht, welche
Künstler begeisterte und entflammte. Die Durchführung
en der Verfasserin aufgestellten Schemas durch alle Er-
igen verleiht ihnen allerdings etwas Monotones, beson-
da die Verfasserin mit anzuerkennender weiblicher Scheu
then hat, die dämonischen Ausschreitungen sinnlicher Lei-
aft als Hebel künstlerischer Inspiration oder besser In-
tation in Bewegung zu setzen. Sonst aber sind die hier
igten Erzählungen sehr ansprechend; die Darstellung ist
und lebendig, der Zeit- und Lokalton gut getroffen, die
Charakteristik meist gelungen, und wenn der Verfasserin aller-
die künstlerische Beherrschung des Stoffs, wie sie Stern-
eigen ist, seine feine und zugleich scharfe Ironie, die un-
hmliche Grazie seines Stils und andere Eigenschaften ab-
so ersetzt sie diesen Mangel bis zu einem gewissen Grade
eine größere Fülle von Gemüth, Schwärmerei und glän-
Naivetät. Bei einem auf Bilderschmuck berechneten Buche
diesem müssen die Illustrationen wenigstens erwähnt wer-
Sie sind der Mehrzahl nach recht hübsch, und manche
ereichere sind fast im Geiste historischer Compositionen
faßt, voll Leben und Bewegung. Manche der in den
eingedruckten Illustrationen scheinen uns jedoch zu geleckt
modern elegant zu sein. Wenn uns Cranach's Gattin in
Novelle selbst als ein zwar grundgutes, aber häßliches
von Blattern entstelltes Geschöpf geschildert wird, während
ist der Illustration als ein äußerst zierliches, hübsches,
ernhaft blickendes Weibchen erscheint, so bedünkt uns die-
Widerspruch zwischen Text und Bild doch gar zu grell.
die Welt will es einmal nicht anders — „vult decipi".

H. M.

Zur musikalischen Literatur.

nicht Drama. Von E. Sobolewski. Bremen, Strack.
l. 8. 6 Ngr.

Diese kleine Flugschrift sendet der Verfasser einer großen
igen Tondichtung voraus, die unter dem Namen „Comala",
schönen Figur Ossian's (oder Macpherson's) die übrigens
neuerer Zeit schon musikalisch behandelt werden ist, mit
storischen Tendenzen die Bretter besteigen wird. R. Wagner
„Oper nicht, Drama." E. Sobolewski, sonst ein An-
der Wagner'schen Richtung, setzt nur das Komma an-
nd meint: „Oper, nicht Drama." Die Broschüre, in
). 12.

Briefform an „Herrn Hofkapellmeister Dr. Liszt" gerichtet, dem die „Comala" zur Aufführung übergeben werden, bezweckt, die Principien anzudeuten, nach denen die Oper überhaupt und durch „Comala" insbesondere umzugestalten sei. Statt dieser Principien aber, nach denen ein so schweres Geschäft zu unternehmen wäre, finden wir anfänglich nur satirische Ausfälle gegen den noch immer herrschenden Zopf in der Musik, resp. Oper, will sagen Ausfälle gegen das Festhalten an Formen in der Musik, die doch — so meint Referent wenigstens — nie und nimmer nur Erfindungen eines Einzelnen gewesen sind, sondern für Erscheinungen, und zwar mit einiger Pietät, angesehen werden sollten, die sich unwillkürlich aus gegebenen Culturzuständen allmählich entwickelt haben. Anlangend dieses moderne Renommiren gegen den Zopf sei bemerkt, daß der Kometenschweif unserer nur der Zukunft zugekehrten Künstler nichts anderes als ein aufgedröselter Zopf ist, an Bestandtheilen dem alten ganz gleich. Uebrigens gilt uns die Haartracht ganz gleich, wenn es nur ein tüchtiger Kopf ist, der seinen kräftigen Haarwuchs trägt. Also nicht allzu sehr gestürmt; in diesen Musikzöpfen liegt etwas, das wir heutzutage noch nicht umfrisiren werden, aus dem einfachen Grunde, weil es der Friseur gar nicht gemacht hat. Man wird mich verstehen. Der echte Künstler bleibt ein Janushaupt, sonst geht es ihm, wie jenem Idealisten, der in seine Nachtmütze hineinsah und meinte, er sähe über die ganze Welt hinaus. Reflexion und Phantasie sind geschworene Feinde. Form ist zur Offenbarung des Phantasiegehalts einmal nöthig und dennoch tritt die Form gar zu leicht feindselig und widerspenstig gegen das flüssige Wesen der Phantasie auf. Es bleibt aber dennoch keine andere Hülfe, wenn wir uns verständlich machen wollen, als uns der Muttersprache zu bedienen und nicht irgendwelcher willkürlichen Consonanten und Vocalreihen.

Nach den satirischen Ausfällen folgt auf den noch übrigen Seiten ein Auszug aus Macphersen's Abhandlung über Ossian, ab ovo beginnend, ohne bis auf „Comala" selbst zu kommen; diesen Zeilen werden dann einige Worte Liszt's aus einer Zeitschrift über die Tugenden Ossianischer Poesie beigegeben. Da auch Goethe's bei dieser Gelegenheit als Autorität für Ossian erwähnt wird, so bitte ich zu bedenken, in welcher Periode seines Lebens Goethe für Ossian eingenommen war. Es war dies eine Zeit der Gährung, subjectiver Willkürlichkeit, die geistvoll genug, aber dennoch unreif war.

Endlich gibt uns der Verfasser das Wichtigste auf den letzten vier Seiten, nämlich Nachricht von seiner „Comala" selbst, aber auch nur Andeutungen, aus denen wir auf ein interessantes, effectvolles Ganzes schließen dürfen, indem der zweite und vierte Act seiner „nordischen Einfachheit" und „des römischen und orientalischen Luxus" wegen, gegen die andern drei Acte contrastiren wird. Gute Musik begrüßen wir jederzeit mit wahrer Freude und so möge sich denn an diesem Werke, das wünschen wir aufrichtig, bestätigen, was so oft schon in Erfahrung gebracht wurde, der Satz nämlich, daß ein mit künstlerischer Vollendung geschaffenes Werk jedes Commentars, vor allem aus der Feder seines Schöpfers, entbehren kann. Der Verfasser hat auch in seiner kurzen Notiz über seine „Comala" mehr das Gefühl für die uns fernliegende Zeit Ossian's stimmen, als seine Schöpfung erklären wollen. Ob aber die Flugschrift der „Fliege der Engländer" d. i. der Biene gleichen wird, die das baldige Nachkommen der culturbringenden Weißen bekanntlich andeutet, erlauben wir uns vorläufig noch unentschieden zu lassen.

14.

Ein Album des berner literarischen Vereins.

In Nr. 7 d. Bl. ist eine Anzahl von Albums, die zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben worden, zur Anzeige gekommen. Einem wohlthätigen Zwecke huldigt auch das „Album des literarischen Vereins in Bern" (Bern, Blom, 1858), dessen Ertrag für die Blinden- und Mädchentaubstummenanstalt in Bern bestimmt ist. Was den berner literarischen Verein betrifft, um den sich namentlich Ludwig Eckardt große Verdienste erworben hat, so verfolgt derselbe die Aufgabe, ein tieferes Verständniß der Kunst und Poesie als Mittel und Spiegel nationaler Bildung in seiner Mitte anzubahnen und Theilnahme an geistigen Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen. Er tritt wöchentlich zu Vorträgen und ernster Besprechung zusammen, steht mit dem literarischen Verein in Nürnberg und dem Schillerverein in Leipzig in lebhaftem Verkehr (die Vereinsvorstände sind wechselseitig Ehrenmitglieder), veranstaltet jährlich auch eine Schillerfeier „an den südwestlichen Grenzmarken deutscher Zunge — ein vorgeschobener Posten derselben", wie es im Vorwort zu seinem Album heißt. Auch gibt er eine Monatschrift, „Die Schweiz", heraus. Im Jahre 1852 gestiftet, zählt er gegenwärtig 38 Mitglieder, von denen 10 außerhalb der Schweiz leben. Sämmtliche Mitarbeiter des genannten Albums sind Mitglieder des Vereins. Von den Beiträgen erwähnen wir hier nur einige, die uns besonders interessirten. Von Heinrich Wuttke in Leipzig finden wir einen instructiven Aufsatz „Die Ansichten der Völker von der Seele"; Varnhagen von Ense in Berlin steuerte unter der Ueberschrift „Kritische Stimmen" einige jedoch nur flüchtige Bemerkungen über die in Jena erscheinenden „Erläuterungen zu den deutschen Classikern", über G. Keller's Roman „Der grüne Heinrich" und Herder's Nachlaß bei; Düntzer in Köln einen Aufsatz über Goethe's „Wilhelm Tell", der bekanntlich nur Project, aber auf den Schiller'schen „Wilhelm Tell" nicht ohne Einfluß geblieben ist; Heinrich Kurz in Aarau eine biographische Skizze „Janus Cäcilius Frey" u. s. w. Als interessanter Nachtrag zu der Manuel'schen Schrift über Bitzius ist ein Brief des letztern zu betrachten, welchen er an L. Eckardt auf dessen Bitte, ihm für seine literaturgeschichtlichen Vorträge einige biographische Notizen mitzutheilen, aus Lützelflüh unterm 26. Februar 1851 richtete. Bitzius macht in seinem Briefe sozusagen mit sich selbst sehr wenig Umstände und versichert darin unter anderm: „Beifügen hätte ich noch können, daß ich keinem Menschen geglaubt hätte, der mir Schriftstellerei vorausgesagt, denn das Sitzleder ging mir vollständig ab, das Leben im Freien war mein Glück und Jagen meine Liebhaberei." Auch die nachfolgenden Bemerkungen des Berners Johann Wirth über Albert Bitzius und dessen Erzählung „Geld und Geist" sind von Interesse, indem sie zur nähern Kenntniß des Mannes dienen. Ganz unähnlich so manchen andern Dorfgeschichtenschreibern und, sagen wir es leider, auch den meisten seiner Pfarrgenossen, lebte Bitzius unmittelbar mit dem Volke, theilte seine Leiden und Freuden, ja verschmähte es nicht, mit den Bauern bei einem Glase am gleichen Wirthshaustisch zu sitzen und mit ihnen zu plaudern oder ihren Gesprächen zu lauschen. Zum Schluß weist Wirth auf die löbliche Tendenz der von ihm besprochenen Bitzius'schen Erzählung hin; denn in einer Zeit des crassen Materialismus, wo man in allen Schichten laut als höchste Lebensweisheit predigen höre, daß man nach nichts weiter als nach irdischem Gut und äußerm Lebensgenuß zu trachten habe, thue es noth, laut und immer lauter zu verkünden: „Der Geist des Friedens, der Genügsamkeit, der Geist Christi ist die höchste Gabe, die Gott dem Menschen werden läßt!" Unter den novellistischen Beiträgen nennen wir besonders Ludwig Eckardt's „Vater und Tochter", worin der tragische Lebensausgang des Grafen Mailáth und seiner Tochter ergreifend geschildert ist. Uns war die Erzählung noch von der hannoverschen Preisnovellenausschreibung her bekannt. Wir erkannten ihr damals eine Auszeichnung zu, konnten ihr aber den ersten Preis, der bekanntlich der G lung Elfried's von Taura, „Die stille Mühle", zufiel, nic theilen aus Gründen, die in dem nicht programmgemäß düstern Stoff und nicht in der Behandlung lagen. Jedenfall man dieses Eckardt'sche Nachtgemälde aus dem modernen mit tiefstem Interesse und Mitgefühl lesen. Unter den üb Beiträgen nennen wir besonders das Gedicht „Das Bunde haus" von Reithard, da der Dichter, der zu den besten Di der jetzigen Schweiz gehörte, inzwischen leider verstorben is seinem Nachlasse befindet sich, wie man aus einer beige Note erfährt, ein neuer Band seiner Schweizersagen, ein spiel „Pfeife und Schelle" und eine Novelle aus der Zei Eidgenossenkriegs. H.

Notizen.

Polterabendspoesien.

Von dem beliebten Erzähler Edmund Hoefer erschien kü „Zur Feier des Polterabends" (Stuttgart, Krabbe, 1858). Vorwort spricht der Verfasser die Besorgniß aus, daß m ihm vielleicht verdenken möchte, mit einem solchen Buch vorgetreten zu sein. Was uns betrifft, so gehören wir zu denjenigen, welche den Schriftstellern ihr saueres Br durch noch sauerer machen möchten, daß sie von ihnen ex ductionen höherer Art erwarten und verlangen. Polterab gedichte sind ehrliche Arbeit, und da selbst Goethe eine Menge von Gelegenheitsgedichten verfertigt hat und sie drucken zu lassen nicht unter seiner Würde hielt, so br sich ein Erzähler unserer Tage solcher Arbeit wahrlich zu schämen, vielmehr diejenigen mit stillschweigender V tung zu strafen, die mit bekannter Suffisance und dem wußtsein literarischer Majestät spöttisch darüber die Nas pfen wollten. Ist es doch im Gegentheil ein Verdienst, jemand, wie hier Edmund Hoefer, es unternimmt, d noch sehr triviale Polterabendspoesie auf eine höhere lere Stufe zu bringen. Dabei haben die hier mitgeth Gelegenheitsstücke das Verdienst, daß, wie der Verfasse sichert, jedes von ihnen seine eigene und bestimmte Ver sung gehabt hat, dargestellt worden und bei der dam Gelegenheit von Erfolg gewesen ist. Das Buch enthä vörderst Bemerkungen über die Bedeutung und die Fei Polterabends im allgemeinen, dann Andeutungen üb Einrichtung von Zimmerbühnen, sodann fünf längere S worunter namentlich das Festspiel „Des Hauses Grün recht sinnreich durchgeführt ist; weiter Bemerkungen lebende Bilder und einige Schemata dazu, sodann eine kürzerer Gedichte für einzelne Personen und schließlich Cyklus „Kranzgedichte", von denen der Verfasser mit einen immer ernsten Inhalt fordert. Nur in Betreff der theilung „Lebende Bilder" möchten wir bemerken, daß einige zu Grunde gelegte Gedichte, wie namentlich für H „Begegnung", sich ohne Zweifel im Gebiete der deutschen eine große Zahl Gedichte hätte finden lassen, die für Zweck noch geeigneter und ergiebiger gewesen wäre. S mag übrigens sehen, wie er sich mit dem sogenannten garter Kirchentage auseinandersetzt. Denn dieser erklärte wir hier beiläufig bemerken, der Polterabend sei eine un liche Sitte, da durch ihn keine Sammlung und Verbess gewonnen werde; der Brauttanz vor der Trauung sei falls Unsitte; Geistliche sollten nur solche Hochzeiten bes auf denen nicht getanzt und gekartet werde; beim Essen ten keine „schlechten Witze" vorkommen; die Trauung u barer Paare sollte von der der ehrbaren Personen immer terschieden werden; das Nothwendigste sei, daß man ihnen Gewissen rede; auch sollte man die Orgel nicht spielen Glocken nicht ziehen und höchstens nur ein Bußlied singen schon das Aufgebot sei mit einem Bußgebet zu schließen u. Entweder sind aber Paare dieser Art für den Eindruck so

nachanstalten vollkommen abgehärtet, und dann sind diese
los und geben vielleicht nur zu Spöttereien und Skanda-
Anlaß, oder sie heften der Ehe einen schwarzen Fleck an,
ihren Frieden von vornherein untergräbt. Um aber die
nschaft, die nicht nach morgen fragt, abzuschrecken, dazu
diese Maßregeln wieder nicht energisch genug. Man wird
wol wieder zu der burlesk-diabolischen Erfindung des
dalters, der öffentlichen Ausstellung mit dem Strohkrän-
seine Zuflucht nehmen müssen. Inzwischen dürften die
ner des stuttgarter Kirchentags schon genug zu thun be-
en, wenn sie auch nur versuchen wollten, die jetzt unter
Gebildeten so veredelte gemüthvolle Feier des Polterabends
dem Interdict zu belegen. Hat er doch nicht verhindern
n, daß an dem Orte, wo er, und in der Zeit, in welcher
gte, Hoefer's Buch ins Leben trat! H. M.

Ein ungedruckter Brief Goethe's.

Bei der im Jahre 1821 erfolgenden Reorganisation der
ibliothek zu Kamenz wandte sich der damalige Raths-
ethekar Dr. Gräve mit der Bitte an Goethe, der Biblio-
ens seiner Werke zukommen zu lassen. Goethe kam die-
Bitte mit ebenso großer Bereitwilligkeit als Freigebigkeit
und sandte seine sämmtlichen Werke mittels nachstehen-
eigenhändigen Briefs, dessen Original noch jetzt im Besitz
amenzer Rathsbibliothek ist, an den Bibliothekar:

„Ew. Wohlgeboren
ihen wenn ich Ihr zutrauliches Schreiben vom 8. Novem-
nst jetzt erwiedere, wo ich den ersten Monat des Jahrs
Abtrag alter Schulden verwende.
„Das Gewünschte geht eben auch heute mit der fahrenden
ab und ich darf Ihr Verlangen nach dem Besitz des
ialts wohl zu den erfreulichen Belohnungen zählen, die mir
meine vieljährigen Bemühungen geworden sind.
„Möge das Gesendete immer gerade recht an Ort und
e wirken, immer zu rechter Zeit, auf die wahrhaft Empfäng-
. Dies ist eigentlich der einzige Segen, den der Schrift-
seinen vieldeutigen Arbeiten mitgeben darf wenn er sie
idet. Das Wenige, was Sie von Sinn und Zweck Ihrer
it sagen, giebt mir deshalb die beste Zusicherung, weshalb
nn auch sehr gern den eröffneten Wunsch erfülle. Alles
: und Gedeihen im Einzelnen und Ganzen wünschend, zu
gtem Andenken mich Ihnen und Ihren werthen Mit-
en angelegentlich empfehlend ergebenst
imar, den 8. Januar 1821. J. W. Goethe."

15.

Bibliographie.

Adrien, E. G., Blüthen und Früchte. 212 Erzählun-
Beschreibungen und Gedichte, gesammelt und herausge-
. Mit 8 colorirten Stahlstichen. Genf, Keßmann.
. 1 Thlr. 6 Ngr.

aus Ludwig Richter's Skizzenbuch. Landschaftliche
en und Staffagen nach den Originalen auf Stein über-
n von W. Rau. 1ste Lieferung. Dresden, Gaber
chter. Qu. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Banck, O., Gedichte. Leipzig, C. F. Fleischer. 8.
r.

Bastiat, F., Der classische Unterricht und der Socialis-
Nach dem Französischen bearbeitet. Hannover, Meyer.
. 15 Ngr.

Dittrich, A., Erinnerung an Mainz. Nach den besten
n bearbeitet. Wien, Seidel. Lex.-8. 15 Ngr.

Fröhlich, A. E., Die Verschüttung im Hauenstein. Eine
ung. Zürich, Schulthess. 8. 12 Ngr.

Hagen, K., Die Politik der Kaiser Rudolf von Habs-
und Albrecht I. und die Entstehung der schweizerischen
Eidgenossenschaft. Rede bei der Stiftungsfeier der Hochschule in Bern gehalten. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.

Hiecke, Ueber die Einheit des ersten Gesanges der Ilias. Greifswald. Gr. 4. 6 Ngr.

Kamla, F., Gedichte. Kiel. 8. 24 Ngr.

Baslerische Kinder- und Volksreime aus der mündlichen Ueberlieferung gesammelt. Basel, Schweighauser. 1857. 16. 12 Ngr.

Kohl, J. G., Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. St.-Louis, Mo., Witter. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kohn's, A., nachgelassene Schriften, mit einer Biographie desselben verfaßt von J. Kohn. Herausgegeben von J. Kobak. 1stes Heft. 1ste und 2te Lieferung. Lemberg. 1856, 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Lessing, T., Die Hoffnung des Christen gemäß der biblischen Hoffnungslehre dargestellt. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 12 Ngr.

Lohmann, P., Der Schmied in Ruhla. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Menzel, A., Forscherleben eines Gehörlosen. Zürich. 1857. Gr. 4. 18 Ngr.

Mousson, A., Die Physik auf Grundlage der Erfahrung. 1ste Abtheilung: Physik der Materie. Mit vielen gravirten Abbildungen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Pabst, C. E., Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Ehstlands, Livlands, Kurlands und der Nachbarlande. 1stes und 2tes Heft. Reval. 1856. 12. à 15 Ngr.

Nordhüsche Rieme un Biller. 5tes Heft d'r Verzietssagen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 4. 2½ Ngr.

St. John, J. A., Louis Napoleon Kaiser der Franzosen. Eine Biographie. Einzig rechtmäßig deutsche Ausgabe. Leipzig, Ahnau. 8. 1 Thlr.

Schäfer, W., Deutsche Städtewahrzeichen. Ihre Entstehung, Geschichte und Deutung. 1ster Band. Mit 15 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Schmidt, K., Ueber die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier, Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon. Ein Vortrag. Bonn, Marcus. 8. 4 Ngr.

Schuegraf, J. M., Der Wäldler. Gedichte in der Mundart des bayerischen Waldes. Würzburg, Kellner. Gr. 16. 15 Ngr.

Magdeburger Theater-Zeitung. Zeitung für Kunst, Musik und Literatur. Redacteur: W. A. Geißler. 1ster Jahrgang 1858. 52 Nummern. Mit Beilagen. Magdeburg, Quednow. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr.

Tkalac, K. I. v., Das Staatsrecht des Fürstenthums Serbien. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Actenstücke, die Amtsentlassung des Professor der Theologie Dr. Baumgarten in Rostock betreffend. I. Entlassungsdecret. II. Erfordertes Erachten des Großherzoglich Mecklenburgischen Consistoriums, betreffend Lehrabweichungen des Professor Dr. Baumgarten. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr.

Geiger, A., Ueber den Austritt aus dem Judenthume. Ein aufgefundener Briefwechsel. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Holsteins Rechte in Schleswig. Mit einem Vorwort von E. M. Arndt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Quistorp, W., Ein Besuch im Zellengefängniß zu Moabit nebst einem Blick auf die gegenwärtige Lage der Gefangenenfrage in Pommern. Ein Vortrag. Stettin, Müller. 1857. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lewes (G. H.), The Life and Works of Goethe.

With Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources. Second edition, revised by the Author. Copyright edition.

In zwei Bänden. Erster Band.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Werk des Engländers Lewes über Goethe hat in England wie in Deutschland solches Aufsehen erregt, dass jeder Verehrer Goethe's dasselbe lesen sollte. Es ist nach allgemeinem Urtheile die beste Biographie und Charakteristik Goethe's. Gewiss aber werden alle des Englischen Kundigen vorziehen, das Werk im Original zu lesen, und die vorliegende, mit Zustimmung des Verfassers veranstaltete *Originalausgabe* darf desshalb wol auf rege Theilnahme rechnen. Sie ist viel billiger als die in England erschienene Ausgabe (die 10 Thlr. kostet) und zugleich eine zweite mannichfach berichtigte und verbesserte Auflage derselben. Der zweite Band ist bereits unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

In demselben Verlage erschienen folgende

Beiträge zur Goethe-Literatur:

Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe", in fast alle europäische Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innerm Leben.

Falk (J.), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Dritte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zum dritten male erscheint diese kleine Schrift: gewiß das beste Zeichen ihres Werthes und anziehenden Inhalts. Besonders interessant ist auch der Anhang „Ueber Goethe's «Faust»".

Prutz (R.), Goethe. Eine biographische Schilderung. 12. 5 Ngr.

Bildet das 27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung" und ein Seitenstück zu dem 15. Bändchen derselben Sammlung: **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schäfer (5 Ngr.).

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. (1774—1832.) Zwei Theile. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von G. E. Guhrauer herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" zeichnet sich nicht allein durch die ungewöhnliche, über ein halbes Jahrhundert umfassende Dauer aus, sondern auch durch die darin herrschende Vertraulichkeit zwischen dem großen Meister und seinem alten weimarischen „Urfreunde", wie Goethe Knebel einmal nennt, welchem er die erste so erfolgreiche Bekanntschaft mit dem sachsen-weimarischen Fürstenhause verdankte. Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der stürmischen Werther-Epoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplation des Greises, rollt hier stufenmäßig vor unserm Blick sich auf: ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Eindrücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine neue reiche Quelle nicht blos für literarische Ausbeute, sondern ebenso sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten in Deutschland und aller Orten, wohin Goethe's Name gedrungen ist, kurz eine neue überaus wichtige Bereicherung der Goethe-Literatur. Aber auch Knebel gibt hier in seinen vertraulichen Ergüssen sein Bestes, und insofern bildet diese Briefsammlung auch ein unentbehrliches Supplement zu Knebel's schon früher von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt herausgegebenem „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel".

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abhandlungen

der historisch-philosophischen Gesellschaft in Breslau

Erster Band. Gr. Lex.-Format. (21 Bog.) Eleg. brosch. 3 Thlr.

Hieraus einzeln:

Bernays, Jac., Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie. (4½ Bog.) Eleg. brosch. 25 Sgr.

Braniss, C. J., Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. (1⅝ Bog.) Eleg. brosch. 10 Sgr.

Hause, F., Die Athenische Stammverfassung. (4½ Bog.) Eleg. brosch. 25 Sgr.

Mommsen, Th., Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat. (3¾ Bog.) Eleg. brosch. 20 Sgr.

Roepell, Rich., Ueber die Verbreitung des Magdeburger Stadtrechts im Gebiete des alten Polnischen Reichs ostwärts der Weichsel. (4 Bog.) Eleg. brosch. 20 Sgr.

Wattenbach, W., Die slawische Liturgie in Böhmen und die altrussische Legende vom heiligen Wenzel. (2½ Bog.) Eleg. brosch. 15 Sgr.

Breslau, Februar 1858.

Eduard Trewendt, Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen und Erzählungen aus Irland.

Von

A. Helfferich.

21 Bogen. Broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Skizzen aus Irland. Von Glasgow nach Belfast. — Von Belfast nach Londonderry. — Von Londonderry nach Sligo. — Von Sligo nach Westport. — Von Westport nach Galway. — Von Galway nach Limerick. — Von Limerick nach Killarney. — Von Killarney nach Glendalough. — Dublin. — Irische Erzählungen. Paddy, der Sackpfeifer. — Der arme Student. — Der Schiffscapitain. — Die Mitternachtsmesse.

Herz und Haupt.

Ein dramatisches Gedicht von C. Schwebemeyer.

31½ Bogen. Broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin 1858. Verlag von J. Springer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 25. März 1858.

Inhalt: Moderne Lyrik. Von Hermann Marggraff. — Ueber das Leben der Seele. Von Adolf Leising. — Ein Sittenbild aus den letzten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Moderne Lyrik.

1. Gedichte von Otto Banck. Leipzig, C. F. Fleischer. 1858. 8. 2 Thlr.
2. Neue Gedichte von Rudolf Gottschall. Breslau, Trewendt. 1857. 1 Thlr. 22½ Ngr.
3. Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Lohse. 1857. Gr. 12. 2 Thlr.

In letzter Zeit ist es immer mehr Brauch geworden, unsere armen Lyriker nicht mehr den zehnten Mann um den zehnten Mann zu decimiren, sondern sie gleich ballenweise mit den Batterien der Kritik zu Boden zu schmettern und einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen sie zu führen. Nun ist es allerdings richtig, daß auf dem Felde der Lyrik eine sehr bedenkliche Ueberproduction stattfindet, sodaß selbst manches wirklich Gute unter dieser mehr als tropischen Vegetation von Schlingkraut und Schmarotzergewächsen erstickt wird und unbeachtet bleibt. Wir selbst als Herausgeber d. Bl. wissen am besten, welche Verlegenheit uns diese Ueberfülle bereitet und wie viel vielleicht besser zu verwendenden Raum wir opfern müssen, um über sie Buch zu führen. Aber findet dieselbe Ueberproduction nicht auch auf fast allen übrigen Gebieten statt? nicht auf dem der Roman- und Erzählungsliteratur, auf welchem sogar jährlich Hunderte von Pilzen und Fliegenschwämmen, theils ausländischen theils einheimischen Ursprungs emporschießen, die wir als durchaus unliterarisch gänzlich beiseite lassen müssen? nicht auf dem der Dorfgeschichte und Dialektpoesie? nicht auf dem der dramatischen Poesie? nicht auf dem der populär-wissenschaftlichen, der gemeinnützigen, der pädagogischen, der erbaulichen Literatur und andern Gebieten? Man weiß dies auch wohl, aber auf keine Gattung literarischer Producenten entladet sich der Zorn der Kritik in so fanatischer Weise als auf das gehetzte Volk der Lyriker.

An diesem Zorneifer hat allerdings die nicht unbegründete Besorgniß, daß zu viel nationale Säfte in das taube Kraut schießen und ernsterer Arbeit entzogen werden, aber auch die minder ehrenwerthe und aus rohen materialistischen Impulsen hervorgehende Abneigung gegen alle Poesie und alles Talent überhaupt einen großen Antheil. In der Lyrik pflanzt sich doch wenigstens das deutsche Gemüthsleben fort, dessen Ausdruck sie ist, und es wäre immerhin ein bedenkliches Zeichen, wenn auf diesem Gebiete statt der bisherigen Ueberfülle plötzliche Oede und gänzliches Schweigen eintreten sollte. Ohnehin schreckt man durch diese mörderische Kritik und Polemik höchstens ein oder das andere zartfühlende wirkliche Talent zurück, und wir wissen von einem Dichter, der schon manche Proben eines echten lyrischen Talents abgelegt hat, daß er deshalb Anstand nimmt, seine besten lyrischen Erzeugnisse in Form eines Bandes zu sammeln und zu veröffentlichen, weil ja jetzt „ein allgemeines förmliches Treibjagen auf die Lyriker an der Tagesordnung sei". Keineswegs aber wird dadurch die arrogante Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit zurückgeschreckt; denn diese kennt keine Scham und nimmt keine Rücksichten. Wenn man übrigens behauptet hat, daß in unserer Zeit jeder Quartaner und Tertianer ein Dichter sei, weil sich jeder einmal im Versemachen versucht habe, so ist dies ebenso richtig als wenn man behaupten wollte, jeder Quartaner und Tertianer sei ein Maler, weil jeder einmal Versuche im Zeichnen gemacht hat.

Um aber doch vielleicht manchen von einer unbesonnenen und zu frühzeitigen Veröffentlichung seiner lyrischen Producte abzuhalten, wollen wir die Sache praktisch fassen und angehenden Lyrikern folgende Winke ertheilen: die Hoffnung, sich jetzt unter der Uebermasse der lyrischen Production Bahn zu brechen und nur zu einiger Geltung zu gelangen, ist ebenso zweifelhaft und ebenso riskirt, wie die Hoffnung auf das große Los, und ebenso gut, wie sich viele durch die Besorgniß, eine Niete zu ziehen oder doch nur einen kärglichen Gewinn zu machen, abhalten lassen, in die Lotterie zu setzen, ebenso gut sollte man sich zehnmal bedenken, ehe man einen Einsatz in der gleich unsichern Lotterie der Lyrik wagt; denn auch hier gibt es eine Unmasse Nieten und eine Menge nur kleiner Gewinne, die sich des Einsatzes kaum verlohnen. In wie viel Exemplaren wird wol die Gedichtsammlung eines bisher unbekannten Dich-

ters vertrieben, wenn sie sich, was heutzutage sehr schwer ist, nicht durch hervorstechende Originalität auszeichnet und ihr nicht besondere Glücksumstände zu Hülfe kommen? Die Antwort ist eine sehr entmuthigende. Zwar wenn unter jeder Million Deutscher, diese zu 40 Millionen angeschlagen, nur 10 eine solche Gedichtsammlung kauften, so würde dies schon einen ganz leidlichen Absatz von 400 Exemplaren geben. Aber diese Annahme ist im Durchschnitt bei weitem zu hoch, und mancher Dichter würde sich gewiß glücklich schätzen, wenn die Schlußabrechnung nur die Hälfte, ja nur ein Drittel oder Viertel dieses Absatzes herausstellte. Uns selbst ist ein Fall bekannt, daß von einer noch dazu in den Blättern meist sehr günstig beurtheilten Gedichtsammlung, außer den auf dem Subscriptionswege vertriebenen, in Jahresfrist in ganz Deutschland nur acht Exemplare abgesetzt wurden, von denen die Hälfte vielleicht nicht einmal bestellt war, sondern durch Zufall irgendwo hängen blieb! Und dabei vielleicht noch die Aussicht, in den Blättern scharf mitgenommen und an den Pranger gestellt zu werden, und für dieses Vergnügen schließlich noch die Druck- und andern Kosten zu tragen! Gibt es etwas Abschreckenderes? Aber selbst wenn die Gedichte eines jungen Autors hier und da in den Journalen gelobt und empfohlen werden, so ist dieses Lob vom Publikum schon in den nächsten acht Tagen, vielleicht schon am andern Tage vergessen, sammt der Gedichtsammlung und selbst dem Namen des Autors. Was bedeutet überhaupt Dichterruhm in unsern Tagen? Die einzige Genugthuung für einen Dichter, der einigen Erfolg hatte, ist außer der innern Befriedigung während des Schaffens höchstens das Bewußtsein, sich sagen zu können, daß er hier und da ein Herz erbaut, erfreut, getröstet habe. Aber sonst ist der Ruhm eines Autors ein sehr unkörperliches, luftiges, unsichtbares Ding. Auf seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft hat dieses Phantom keinerlei Einfluß. Vielleicht wird er hier und da im Stillen ein Mann von Geist und Talent genannt, aber selten wird man ihm dies persönlich merken lassen, viel öfter insgeheim über ihn als eine wunderliche Specialität die Achseln zucken. Wer heißt ihn auch in unsern Tagen eine brotlose Kunst treiben? Ist er ein armer Schlucker, so creditirt ihm niemand einen Sechser auf sein Talent. Die Poesie ist nicht wechselfähig, und die Menge zieht eher zehnmal vor dem Kapital den Hut als vor dem Genie, das nichts Reelles vor sich gebracht hat. In der Jugend, der Zeit der Illusionen, empfindet man dies Misverhältniß weniger, aber es kommen bei jedem die Jahre, wo alle Luft- und Wahngebilde zur Befriedigung des innern Menschen nicht ausreichen und selbst die Aussicht, nach dem Tode noch eine Zeit lang in Litteraturgeschichten und Anthologien fortzuleben, kaum noch etwas Verführerisches hat.

Dies ist unser Zuruf, an diejenigen gerichtet, die sich noch in den Illusionen der Jugend wiegen, nicht um sie, wenn sie Talent haben, vom Dichten zurückzuschrecken, sondern damit sie wissen, was sie bei zu unbedachtem und frühzeitigem Auftreten zu befürchten im günstigsten Falle zu hoffen haben. Andernfalls [illegible] ren wir als Kritiker sehr gern den Zuruf des [illegible] Heinrich Zeise, wenn er in seinem jüngst in der „[illegible] burger literarischen und kritischen Blättern" erschienenen Gedicht „Den Splitterrichtern der Lyrik" sagt:

O, raubt uns Sang und Lieder nicht,
Denn wir sind reich durch sie,
Geht nicht beständig ins Gericht
Mit unsrer Poesie!

Und zum Schluß:

Ein Lied verhallt, ein Lied verklingt,
Was hat's denn für Gewicht?
Sticht, wenn ein Fink im Hage singt,
Nicht streng ihn der Gericht!

Wir für unsern Theil ziehen zwar den [illegible] Gesang der Nachtigall vor, gestehen aber, auch [illegible] des Finken, dieses munitern Frühlingsverkündigers, gern zu hören, ja selbst das unschuldige Gezwitscher Sperlinge macht uns nicht ärgerlich, wenn [illegible] nur nicht den Anspruch erheben, daß man ihr [illegible] für Finkenschlag und Nachtigallengesang halten [illegible]

Zu diesen Vorbemerkungen veranlaßten uns [illegible] die oben aufgeführten drei Gedichtsammlungen, [illegible] wir ohne weitere Rücksicht nur zu dem Zweck, [illegible] auch einmal von unserm Standpunkt aus [illegible] die deutsche Lyrik auszulassen, herausgegriffen [illegible] gegenwärtigen Aufsatz zu Grunde gelegt hatten. [illegible] formelle Beweglichkeit, Sinn für Melodie der [illegible] tiefe oder energische Empfindung und ergiebige [illegible] dungen sind weder Bauck, der damit noch [illegible] scharf ironischer Auffassung verbindet, noch [illegible] abzusprechen, während Ritter von Leitner [illegible] betretenem Wege, aber in ehrenwerther Weise [illegible] schreitet und durch seine einfachen Weisen [illegible] der aufregenden, für viele Gemüther vielleicht [illegible] sprechendern Eindruck hervorbringt.

Im allgemeinen müssen wir freilich, so [illegible] auch sind, die Vorzüge der neuern Lyrik anzuerkennen, doch hier noch einmal auf unsere jüngst auf [illegible] rerer Musenalmanache ausgesprochene Klage [illegible] men, daß nämlich die Lyrik in unsern Tagen [illegible] und geistreich, zu raffinirt geworden und ihren [illegible] menhang mit dem Volke und dadurch auch [illegible] fluß auf dasselbe verloren hat. Den Anstoß zu [illegible] Richtung hin haben freilich schon unsere classischen [illegible] ter der deutschen Lyrik gegeben. Der common [illegible] durch unsern „gesunden Menschenverstand" [illegible] schöpfend wiederzugeben, kommt bei unsern neuern [illegible] tern meist schlecht weg. Es fehlt an Naivetät, [illegible] Unmittelbarkeit, oft auch an Klarheit und Einfachheit, [illegible] ja manchen neuern Dichtern scheint alle Unterscheidungs- [illegible] kraft für das eigentlich Gute und Böse abhanden gekommen zu sein. Wenn ein nicht studirter und [illegible] sehr belesener Mann eine Gedichtsammlung der [illegible] Zeit aufschlägt, so tritt ihm daraus eine ihm ganz [illegible]

von Begriffen, Empfindungen und Vorstellungen
gen, die er ohne Commentar nicht versteht; es ist
h, was er liest, aber es ist nicht sein Deutsch;
ein Deutsch, für das er um Erklärung bitten

Er sucht etwas Praktisches fürs Leben, auch
Gedanken, die ihn erheben und im Leide, d. h. in sei-
Leide trösten können, und was findet er? Viel
verzweiflung und Liebesdrang, viel künstliches
ffement, viel kokette Nachklänge Byron'scher Zerrissen-
viel Selbst- und Naturvergötterung, Pantheismus,
isungen auf Literatur- und Kunstinteressen. Aber
Interessen füllen selbst das Leben der Höchstgebildeten
vollkommen aus, und wenn man sich ihnen einseitig
t, so geräth man leicht in ein Zerwürfniß mit der
und infolge davon mit sich selbst. Denn das
re Leben, meist Geschäftsleben, meist ein Ringen
der bloßen Existenz, hat seine verzweifelt prosaischen
n, und auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl
Menschen, mit denen man in Berührung kommt,
verzweifelt prosaische Naturen, sodaß man sich oft
ndert fragt, wohin denn eigentlich die vielen Auf-
unserer Dichter und großen Schriftsteller ihren
nehmen. Man besuche in unsern großen Städten
und nach hundert öffentliche Orte und jeden hun-
al, und man wird vielleicht nicht ein einziges mal
Lage kommen, von Kunst und Literatur, um so
aber von den allergewöhnlichsten Dingen sprechen
ren. Wenn aber das Wunder einmal geschieht,
das Gespräch von diesen gewöhnlichen Dingen oder
ens von einer Concert- und Theatercelebrität auf Kunst
Poesie und höhere Interessen überhaupt abschweift,
zehn gegen eins zu wetten, daß unter den Spre-
n nicht einmal wie wol früher Studenten, sondern
ein Schriftsteller oder Künstler von Fach sich be-
, der das Gespräch hervorrief. Man muß sich hier-
klar machen, um zu wissen, wie es steht und wo
woran es fehlt. Einzelne Tieferdenkende wird man
n, und in Deutschland vielleicht sogar häufiger als
swo, Denker eigener Art, Grübler originellen Ge-
ts, wenn auch nicht eben mit gleichem Sinn für
ft und Schönheit begabt; aber die Masse im Gan-
ist gegen höhere Interessen verschlossen und lebt
pf und stumpf in den Tag hinein. Diese Kluft
hen Literatur und Volk ist sehr zu beklagen; aber
Seitenwände dieser Kluft nähern sich nicht, treten
ehr immer weiter auseinander, je mehr die Literatur
speciell die Poesie eine sublim-exclusive Richtung
t. In unsern Dorfgeschichten spielt das Volk frei-
ine Rolle, aber eine, in der es sich sicherlich nicht
erkennt, und das, was es zu seinen Zwecken in
rn sucht, findet es darin nicht. Man muß fast
uf den Wandsbecker Boten zurückgehen, um ein
ches Muster populärer Schreibart zu haben; denn
hias Claudius besaß im vollsten Maße die hierzu
ge Naivetät und wußte in allgemein verständlicher
, in jener ansprechenden Mischung von common
, Empfindung und Humor, von Thorheit und
Weisheit, wie sie das Volk gern hat, aus seinem reichen Vorrath von Kenntnissen sehr viel des Besten dem Volke unvermerkt beizubringen. Unsere neuern Volksschriftsteller sind meist zu tendenziös und nach der einen Seite zu polemisch; auch Albert Bitzius war es in hohem Grade.

Doch wir können unsern obengenannten Dichtern ihre mehr exclusive Dichtungsweise nicht zum Vorwurf machen, zumal da dieser Vorwurf zuletzt auch auf uns selbst vielleicht ebenso gut passen würde als auf sie; wir alle leben und athmen ja in einer und derselben Atmosphäre. Offenbart sich doch bei Otto Banck, dem wir auch dieses Zusammenhangs mit unsern obigen Bemerkungen wegen den Vortritt gönnen, in manchen Gedichten eine entschiedene Hinneigung zu der alten deutschen Volksweise. Nur ist diese eine für das Volk selbst fast schon abgestorbene Form; es gilt vielmehr neue Formen zu schaffen, wie Béranger dies that, der ein wirklicher Volksdichter für seine Landsleute war, während sich die Deutschen in neuerer Zeit eines solchen Volksdichters nicht rühmen können. Dazu gehört freilich auch, daß man mit allen Organen eines echten Volksmannes begabt ist und im Volke selbst die zu populären Liedern nöthigen Elemente und ein entschiedenes einheitliches Nationalgefühl vorfindet. Aber an diesen Vorbedingungen fehlt es in Deutschland, und so werden wir auf einen deutschen, allgemein genießbaren und allgemein sangbaren Béranger noch lange, vielleicht für immer verzichten müssen.

Wir kommen mit Banck in einige Verlegenheit, denn wir sollen ihn recensiren, und er wirft seinen Recensenten, ehe er noch weiß, wie sie ihn beurtheilen möchten, die feine Artigkeit an den Kopf:

> Recensenten und Schweineschneider —
> Geschwisterkinder sind sie meistens leider.

Indeß wenn es auch nicht gerade sehr angenehm ist, den „Schweineschneidern" zugezünftet zu werden, so fällt hier die injuriöse Pointe doch nicht eigentlich auf den Recensenten zurück, welcher die „Schweine" beschneidet, sondern auf die „Schweine", die er leider beschneiden muß. In Deutschland, dem Lande der innern geistigen Fehden, hat es zwar stets zwischen den Poeten und Recensenten einen harten Kampf gesetzt, so oft auch die Poeten zugleich Recensenten waren und heute als Recensent Poeten abschlachteten, um morgen als Poet von Recensenten abgeschlachtet zu werden. Man kann selten in eine Gedichtsammlung blicken, ohne einem mehr oder weniger hausbackenen Ausfall auf Recensenten zu begegnen, und wir verbürgen uns, wenn sich ein Verleger dazu fände, eine Anthologie von Epigrammen gegen das garstige Volk der Recensenten herauszugeben, welche ein ganz stattliches Bändchen bilden würde. Höchst ansehnliche Namen wie Kästner, Schubart („Froschkritik"), Bürger („Der Hund aus der Pfennigsschenke"), Goethe („Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent") u. s. w. würden darin als Recensentenabschlächter figuriren, neben einer Unzahl anderer Namen, die nur noch in dieser Anthologie fortleben würden. Bewundernswerth ist nur die Keckheit und die

Inconsequenz, womit unsere Dichter dieselben Sammlungen, in denen sie ihren Recensenten die plumpsten Grobheiten sagen, zur Recension einzuschicken sich erdreisten. In der That, diese Inconsequenz ist unbegreiflich. Niemals möchte ich von jemand recensirt werden und ihn sogar auffordern, mich zu recensiren, wenn ich ihn so tief verachtete, wie unsere Dichter ihre Recensenten zu verachten sich anstellen.

Indeß Banck gehört zu dieser Sorte nicht; er hat selbst viel recensirt und er kennt alle Recensentenleiden so gut wie wir. Daher ruft er auch den „ergrimmten Autörchen" zu:

Ihr klafft und bellt mich an zu wiederholten malen,
Weil euch mein Urtheil nicht gefällt.
Wenn ihr noch lange bellt,
So werd' ich für euch Hundesteuer zahlen.

Hier haben wir also einen Recensenten contra Autoren, denen er das Ihrige mit gleicher Münze zurückzahlt. Und ein andermal eifert er gegen die Halbtalente:

Wenn solche Kerle je geschont du hast,
Sie werden's dir aus Dünkel nie vergessen:
Drum wirf des Tadels ganze Last
Auch auf die Halben ungemessen.
Ja, diese Pagen nimm besonders wahr,
Und grüße sie bei jedem jungen Jahr
Mit einem Fußtritt schön und wunderbar!

Oder:

So, Kritiker, du allgemeiner Rather,
Lichtputzer und Kastanienbrater
Des Publikums, erklärt sich allzumal
Dein von dem Dank so reich verschöntes Leben:
Denn weil du vielen guten Rath mußt geben,
Wirst du den meisten angenehm fatal.

Ja wol, von dem durch „Dank verschönten Leben" eines Kritikers läßt sich manches Lied singen, und der Verfasser hatte gerade nicht nöthig, als Autor wieder gegen die Recensenten boshaft zu sein wie in folgendem übrigens pikanten Epigramm:

Sie reiten wie Ritter so stolz und fein,
Und jagen über Berg und Hain,
Sag' an, wer sind die Genossen?
— Poeten auf Flügelrossen.

Da zockeln noch andere hinterdrein,
Wer mögen die grauen Gestalten sein
Mit ängstlichen Experimenten?
— Sind Esel mit Recensenten.

Ueberhaupt enthält die Abtheilung Epigramme, welche der Dichter hier in den Kapiteln „Aus Lebens Mitte. Schlaglichter" und „Epigrammatisch" vereinigt hat, vieles sehr Treffende, Wahre und zum Theil Beißende. Wir führen daraus Folgendes an:

Allberechtigung.

Kannst du im brennenden Busche nicht
Die Flammen der Gottheit erblicken,
So laß dich der Rose süßes Licht
Voll Glanz und Duft entzücken:
Es redet Natur in jeglichen Schranken,
Zu dir mit Offenbarungsgedanken;
Drum, was du als Künstler im Kleinsten gesehn,
Verkünd' es nur! denn es ist groß und ist schön.

Einem Bücherfreunde.

Geliehene Bücher wiedergeben,
Wird oft versäumt von Jungen und Alten,
Denn leichter ist's, die Bücher selber
Als was darin steht zu behalten.

Schurkenwirthschaft.

Ein Mensch thut über die Straße wandern,
Da sieht er wie von vielen andern
Mit Knitteln einer wird geschlagen,
Und ohne nach dem Recht zu fragen,
Schlägt er ihn gleichfalls ins Gesicht,
Statt ihn zu schützen nach Ehrenpflicht.
Was sagst du von diesem Menschen nun?
„Nur eine Canaille kann also thun!"

Du aber hörst so oft die frechen
Verleumder von manchem Böses sprechen,
Und ohne nach der Wahrheit zu fragen,
Bestrebst du dich, es weiter zu tragen,
Statt zu bekämpfen die Klatscherein:
Und du glaubst keine Canaille zu sein?

Tröstliche Beobachtung.

Wie wenig Werth der Himmel legt auf Güter dieser Welt,
Kannst du an manchem Lumpen sehn, dem er sie zugestellt.

Mageres Opfer.

Wer erst im Alter tugendhaft, enthaltsam wird und wahr,
Was ihm der Teufel übrig ließ, bringt er dem Himmel dar.

Genius.

Gedanken aussprechen ist nicht so schwer,
Sie stehen ja alle schon ringsumher
Auf jeder Erfahrung des Lebens geschrieben;
Gib auf die tausend Lettern nur Acht:
Kannst die Ideen du lesen nach Belieben,
So denken die Menschen, du hast sie gemacht.

Humane Gesinnung.

Nur wenige Menschen sah ich ruhig scheinen
Beim eignen Misgeschick, doch niemals sah ich einen,
Der nicht mit christlicher Ergebenheit
Ertragen hätte seines Nächsten Leid.

Blinder Passagier.

Der treue Diener vom berühmten Herrn
Wird auch etwas unsterblich, wenigstens von fern.

Beneidenswerth.

Den Literaten ist ringsum
Das beste Erdenlos beschieden:
Mit guten ist das Publikum,
Die schlechten sind mit sich zufrieden.

Manch alten Freunden.

Mittelmäßig seid ihr, doch bieder und ehrlich!
Was helfen an vielen mir Witz und Genie
Bei ihrem hohen doch selbstischen Streben?
Sie glänzen, und ich bewundere sie,
Aber man kann nicht mit ihnen leben.
Ein edler Kern ist unentbehrlich,
Er ist die Stütze in jeder Noth:
Man kann sich nähren ohne Wein,
Doch ohne Brot,
Da würde man bald verhungert sein.

Es will uns überhaupt öfters bedünken, als ob [illegible] der moderne Mensch erst recht in seinem Elemente [illegible] finde und ganz er selbst sei, wenn er den Boden [illegible] Pathos, der Begeisterung und der gemüthlichen [illegible]

lung verlaſſend ſich auf den Boden des Hohns, der nie, Negation und Satire ſtellt, ſein ſtacheliges We- herauskehrt und Aetz- ſtatt Roſenwaſſer von ſich gibt. iſt dann nicht wie der Shakſpeare'ſche Narr, der alten Lear liebevoll in ſeinen Mantel hüllt, ſondern eckt, wie Noah's Brut, ſchonungslos ſeines Vaters ße auf. Man kann dieſe Lieblingsrichtung ebenſo gut gewöhnlichen Leben, wie in der Literatur und ſelbſt der Wiſſenſchaft verfolgen, und Goethe's Mephiſto- es iſt darum eine ſo wunderwürdige Figur, weil the vorahnend in ihm den Prototyp dieſes vorzugs- e modernen Weſens im ſchärfſten Umriß hingeſtellt wobei es doch immer merkwürdig bleibt, daß dieſe r eine Ausgährung desjenigen Volks iſt, welches ſich allen andern Völkern ſeiner Gemüthlichkeit rühmt. haben wir auch auf dem Theater jetzt nur wenige igende Darſteller für das Heidenthum und für edle tive Charaktere, aber um ſo mehr tüchtige Darſteller höhniſche, boshafte und ſkeptiſche. Bei den Lyri- und auch bei Otto Banck, der in ſeinen Epigram- nach dem Muſter Goethe's zuweilen ſogar derb und ch ſein kann, während er in ſeinen eigentlich lyriſchen en oft von äußerſter Weichheit iſt, läßt ſich dieſe einung übrigens ſehr wohl daraus erklären, daß lyriſchen und enthuſiaſtiſchen Natur die Welt meiſt lt abweiſender, oft höhniſcher Haltung entgegentritt, ſie erkennen müſſen, wie viel Heuchelei unter dem ten Firniß der Geſellſchaft verborgen iſt und wie bloßer Munddienſt mit Poeſie und Kunſt getrieben und daß ſich infolge dieſes Conflicts und dieſer ntniß eine tiefe Verbitterung in ihrer Seele feſtſetzt.

ebrigens finden wir in Banck's Epigrammen, die ikanteſten Beſtandtheil ſeiner Gedichtſammlung bil- neben dem rein ironiſchen Element auch ein ſehr es, welches auf dem Geiſt der Liebe und einer geſetzten Lebenscontemplation beruht; wir begegnen m einzelnen Sprüchen, die den Stempel echter Le- isheit tragen, wie z. B. folgende:

Haſchen und Träumen
Läßt vieles verſäumen;
Fürchten und Zagen
Hat manchen geſchlagen,
Stürmiſches Ringen, —
Stürme wird's bringen;
Ruhiges Regen, —
Dein iſt der Segen!

Der Kluge kämpft voll Takt und Ruh',
Verzweiflung ſchickt ſich nur für Thoren,
Haſt du im Sturm den Hut verloren,
Verliere nicht den Kopf dazu!

Nach einem Schatze willſt du ſtreben?
Auf jeder Stätte iſt der rechte Platz:
Such' aus dem Dunkel deinen Geiſt zu heben,
Und ſicher hebſt du einen Schatz!

:n finden wir ein bedenkliches Princip in folgen- pigramm ausgeſprochen:

„Aufs eigne Beſte wenig geben,
Und blos für andre wirken und ſtreben" —
An dieſem Spruche hat der Teufel Theil.
Nur wer's vermag, zum eignen Wohl zu leben,
Vermag zu leben auch zu andrer Heil!

Es bedarf wahrlich nicht, daß dieſe anſcheinend ſehr praktiſche Lehre auch von einem Dichtermunde ausgeſpro- chen wird, denn darüber, daß jeder nur zum eigenen Wohl leben müſſe, ſcheint in unſerer Zeit ſo ziemlich alle Welt und nicht blos der „Teufel" einverſtanden zu ſein. Aber iſt dieſer Satz denn wirklich ſo praktiſch? Würde nicht jedermann geholfen ſein, wenn ſich alle zur Pflicht mach- ten, für das Wohl ihrer Nebenmenſchen zu wirken und zu ſtreben? Und rührt nicht das Unheil meiſt davon her, daß jeder nur für ſein eigenes Wohl wirkt und ſtrebt? Freilich, ſolange dieſer Zuſtand dauert, wird der Egoismus zwar nicht zur Pflicht, aber gewiſſermaßen zu einer Art Nothwehr, die Selbſtſucht zu einer Bedin- gung der Selbſterhaltung.

In den eigentlich lyriſchen Erzeugniſſen Banck's offen- bart ſich ein reizbares, oft glühendes Gefühl, manche originelle Anſicht von Welt, Leben und Kunſt und große Empfänglichkeit für das Schöne jeder Art, wie beſonders auch für die Reize der Natur, der er mit zarter Hand den Gürtel zu löſen weiß, und für den künſtleriſchen Idealismus. Der ſprachliche Ausdruck iſt gewählt, dabei aber natürlich und einfach. Für wohllautende Rhyth- men hat Banck ein ſehr feines Gehör, und es finden ſich bei ihm Stellen, welche ſelbſt einem Meiſter wie Goethe, nach welchem er ſich vorzüglich gebildet zu ha- ben ſcheint, nicht zur Unehre gereichen würden. Hier einige Proben. Die erſte entnehmen wir dem Gedichte „Sonnenſegen":

Wie mir der Hain
Lockende Dämmrung verleiht!
Friſch gedehnt
Die heiße Bruſt
Mit der harzigen Fichte
Strömendem Lebenshauch,
Laß ich mich nieder
In ſchattige Kühlung.
Alles ſchweiget nun um Mittag,
Selbſt die Vögel in den Zweigen;
Schmetterlinge flattern müde,
Und mit ausgedehnten Flügeln
Ruhen ſie.
Ich auch ſchweige,
Und ich wiege die Gedanken,
Ruhig, wie die Wipfel droben!

Reizende Schilderungen und Weiſen enthält beſon- ders auch die Abtheilung „Aus Italien", z. B.:

Nach Sorrent!

Jenſeit dem Appenin
Möcht' ich noch einmal ſtehn,
Einmal noch ſchauen,
Wie in dem blauen
Meere die Wellen ziehn,
Und wie die Segel gehn
Dort bei Sorrent!

Hin zu der klaren Bucht
Winken die Reben,
Leuchtet die goldne Frucht
Glühendes Leben, —
Ach, bei Sorrent!

Unter dem Schattenduft
Tief im Orangenhain
Weilt noch der kranke
Sehnsuchtsgedanke,
Der mich zurückeruft
Zum Paradieses Schein,
Ach, nach Sorrent!

Oder in dem Gedicht „Der Landschaftsmaler“:

Zur linken den Hügel hinab
Pranget der Orangengarten,
Und hinter Eichen und mark'gen Cypressen
Schweben vom klaren Albanergebirg'
Die reizenden Linien hinunter;
In dem Mittelgrund immergrünes Gebüsch,
Das im Bache sich spiegelt,
An crocusduftiger Wiese,
Wo des Dichters
Farbenwandelnde Anemone blüht,
Näher heran zur rechten
Engt eine sanfte
Höhe den Blick,
Und unter der wölbenden Pinie Dach
Sich blau der Ferne Licht erschließt,
Und die reine, schöne Ebne
Ausgegossen daliegt.
Trink, o trink, entzücktes Auge,
Bilde nun, du geübte Hand!
— Und was zögerst du noch
Halb beklommen, nordisches Herz?

Uebrigens läßt sich dem Dichter ein zu üppiges Schwelgen in der Subjectivität und in der Neigung, sich alle Gegenstände zum Genuß zurecht zu legen, in den hymnologischen Schilderungen der Liebe aber besonders eine etwas sublimirte, zuweilen an Ueppigkeit grenzende Sinnlichkeit zum Vorwurf machen. Sehr wahrscheinlich wird Banck diesen Vorwurf verachten, wie er vielleicht auch die Welt verachtet, die sich zu seiner freien Ansicht über das Privilegium der Liebe sich selbst höchstes Gesetz zu sein, nicht zu erheben vermag. Die Welt ist eben sehr curios, und die Dichter sind es auch. Diese überwiegende Subjectivität, wo er nicht der Ironie und Satire den Zügel schießen läßt, hindert ihn, in der Ballade so glücklich zu sein wie im rein Lyrischen. Seine Balladen sind zart und melodiös, aber es fehlt ihnen an Plastik und scharfer Charakteristik, und das ihnen allen fast ausschließlich zu Grunde liegende Liebesthema läßt sie in ihrer Gesammtheit, trotz aller sinnreichen Variationen, doch monoton erscheinen. Schön ist z. B. der Anfang der Ballade „Gesang von der traurigen Nacht“:

Der Schmerzen auf der Erden
Ist eine große Zahl,
Nach Freuden kommen Leiden,
Nach Lieben kommt das Scheiden,
Nach Wonnen kommt die Qual —
Der Schmerzen auf der Erden
Ist eine große Zahl —

aber es ist kein Balladenanfang. Der Dichter hat sich in Ton und Haltung meist der Weise der alten [illegible] schen Volksballade angeschlossen, so in der Ballade [illegible] Liebe“ mit dem Anfang:

Dort drüben auf dem Berge
Da wehet der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind.

Eine Romanze von Tiedge, die sich auch in [illegible] Balladensammlung befindet, beginnt fast wörtlich [illegible]

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzet Mariechen und wieget ihr Kind.

Beide Dichter haben ebendenselben Anfang [illegible] alten Volksgesangs benutzt, doch hat, was wir [illegible] stehen, Banck etwas viel Schöneres daraus gemacht [illegible] sein Vorgänger. Auch vertheidigt er sein Verfahren [illegible] dem Epigramm „Herkömmliche Kritik“ mit den [illegible]

. . . Nahmst du aus Liedern des Volkes gar
Einzelne Strophen, um innig und wahr,
Vielleicht einen schönen verlorenen Ton
Aus matter Umgebung zu retten,
So kannst du sicher wetten,
Nachahmer oder Dieb nennt dich der stumpfe Hohn.

Das Buch enthält außer den Epigrammen, [illegible] und Balladen noch eine größere dramatisch-lyrische [illegible] tasie unter dem Titel „Symphonie“, einen [illegible] „Scherz und Laune“, worin das aus bemerkenswerthem Welt- und Lebenskenntniß hervorgehende scharfe [illegible] der Ironie und Satire den leicht spielenden Humor [illegible] wiegt, einen Cyklus Umdichtungen nach fremden [illegible] und eine Gruppe geselliger Lieder, worin auch [illegible] wir uns recht erinnern, der einzige patriotische [illegible] im Buche zu finden ist, und zwar in den Worten:

Und thut es noth, in Sturmeszeiten
Für Vaterland und Recht zu streiten,
Dann stehn wir all' für einen da! —
Gott schütze dich, Germania!

Man muß jetzt schon auch für solche blos [illegible] liche Aeußerungen des Patriotismus dankbar [illegible] Gedicht „Umschwung“, an jene gerichtet, welche [illegible] zogener Umwandelung jetzt mit Gier nach Orden [illegible] chen und Titeln, also nach Gegenständen trachten [illegible] derentwillen Dingelstedt früher in seinem Gedicht [illegible] scher Patriotismus“ die Deutschen geiselte, ist [illegible] der Natur, daß es unter „ungeselligen Liedern“ [illegible] als unter „geselligen“ seinen Platz verdient hätte. [illegible] falls ist Banck's Gedichtsammlung, der wir jedoch [illegible] geringern Umfang gewünscht hätten, unter den [illegible] schienenen Sammlungen dieser Art als eine der [illegible] santesten und beachtenswerthesten mit Recht anzusehen.

Einer ganz andern Species gehört das lyrische [illegible] lent Rudolf Gottschall's an. Gottschall ist [illegible] sentlich pathetischer Dichter, der nach hohen Ideen [illegible] habenen Vorstellungen und großen reichen Formen [illegible] Die Grandiloquenz ist bei ihm vorwaltend, [illegible] Rhythmen, sonore Reime schlagen an unser Ohr [illegible] monische Sätze, die mehr den Spontini'schen oder [illegible] len auch Beethoven'schen als den Mozart'schen oder [illegible]

ſchen verwandt ſind. Ebenſo hat er mehr geiſtige
ſandtſchaft mit Schiller, Byron, Freiligrath als mit
ge, Uhland oder Rückert. Wir wollen nicht ſagen,
ihm die dichteriſche Naivetät gänzlich verſagt ſei,
ſie tritt bei ihm in den Hintergrund. Erſatz leiſtet
ſein ſittliches Pathos, womit er ſich gegen die
chtigkeiten der Welt, gegen die ſchnöde Selbſtſucht
beſonders den Mammonsdienſt der Zeit empört.
beißender Satire, feiner Ironie oder jenem Humor,
eit demokritiſch-heraklitiſcher Miſchlaune die Unvoll-
enheiten und Thorheiten der Menſchheit zugleich be-
t und beweint, findet ſich in dieſen ſeinen „Neuen
hten" kaum eine Spur. Ueberhaupt walten die
-prachtvollen vor den heiter-einfachen Farben in
Gemälden vor. Gottſchall liebt das deſcriptive
t, und zwar ſo ſehr, daß er ſich zuweilen, einem
ten Leſſing'ſchen Grundſatze entgegen, wie Freilig-
nd ſchon früher Mathiſſon und noch früher Brockes
inem „Irdiſchen Vergnügen in Gott" und Albrecht
Haller in ſeinen „Alpen", zu ſtarke Uebergriffe in
Gebiet der Malerei geſtattet. Er malt aber glühen-
nd energiſcher als ſie, wenn auch minder klar und
ichtig. Im ganzen kann dieſe Sammlung die Ach-
die wir vor dem Talent und der Geſinnung Gott-
s von jeher hegten, nur erhöhen. Es iſt etwas
s und Chevalereskes in ihm; er haßt alles Niedrige,
meine Motive liegen ihm fern; als Kritiker und
rhiſtoriker kümmern ihn nur Sachen und Ideen,
Perſonen; er wird keinem boshafterweiſe und in
bſicht zu ſchaden und zu demüthigen wehe thun,
iederum gehört er zu denen, welche das Recht der
reſpectiren und unbeirrt ihres Wegs gehen. Lite-
e Charaktere dieſer Gattung waren in der deut-
Literatur von jeher ſeltene Erſcheinungen und heut-
ſeltener als je.

eine „Neuen Gedichte", denen eine poetiſche Wid-
an den Herzog von Koburg-Gotha vorangeſtellt
ie aber ungleich taktvoller abgefaßt iſt als Brach-
Widmung zu ſeinem „Friedemann Bach") ent-
zuvörderſt einen Cyklus „Lieder und Bilder". Auch
altet die Neigung des Dichters zu Malereien und
haftlichen Schilderungen vor. Bald beſchreibt uns
Dichter eine Rheinfahrt, oder einen Spaziergang
den Taunus, oder Strandgegenden von der Oſtſee
em Kuriſchen Haff, oder Eindrücke aus dem
ſchen Gebirge. Doch tritt auch bisweilen ein
ſinniger Gedanke aus dem Landſchaftsgemälde
z. B. in dem Gedichte „Die Felsſchlucht":

O tiefe, ſchwarze Schlucht!
Darin ein Silberfaden!
Ein kleiner Bach verſucht
Dein nackt Geſtein zu baden.

O ſeltſam Menſchenlos!
So öd' iſt keine Stätte,
Die nicht in ihrem Schoß
Ein kleines Labſal hätte.

er den nicht deſcriptiven Gedichten ſprachen uns
weiſe folgende kleine an:

Das Räthſel.

Du fragſt mich unter heißen Küſſen,
Warum wir leben, lieben müſſen,
Warum ſo früh die Locke bleicht?
O ahn' es jetzt in ſüßem Beben:
Ein ſchweres Räthſel iſt das Leben,
Allein die Liebe löſt es leicht!

Den Kindern.

Roſ'ge Wolken ſpielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die ſich breit hinausgeſchoben
In des Abendhimmels Pracht.

Und ſo treibt ihr unter Lachen,
Roſ'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte ſteigt der Drachen
Und das Blasrohr trifft das Ziel.

Doch mir iſt's aufs Herz gefallen,
Was euch einſtens quält und drängt,
Da das Leben über allen
Wie ein ſchweres Wetter hängt.

Zugleich haben wir an dieſen beiden kleinen Gedichten den Beweis, daß unſerm Dichter keineswegs die Gabe verſagt iſt, ſehr einfache Empfindungen in einfach anſprechenden Worten auszudrücken.

Das nun folgende längere beſchreibende Gedicht „John Franklin" hat manche ſchöne Stellen von maleriſcher oder ergreifender Wirkung, wie dies ſchon auf Anlaß des „Oſt- und weſtpreußiſchen Muſenalmanach" in Nr. 11 d. Bl. hervorgehoben wurde. Hieran ſchließt ſich ein Cyklus wohlconſtruirter „Theaterſonette", in denen der Dichter ſeine Anſichten über Theater und Theaterdichtung in poetiſcher Form ausſpricht. Das Theater kommt ihm in einer Anwandlung trüber Stimmung als ein hohles Schauwerk vor:

Wie geiſterhaft die Männer und die Frauen
Mir lächeln mit geſchminktem Angeſicht!
Wie zugeflüſtert, was ein jeder ſpricht,
Wie ſeltſam ihr Beginnen anzuſchauen!

In der Jugend ſah er das alles mit ganz andern Augen an; aber jetzt:

Den alten Himmel ſchau' ich nimmer wieder,
Soffiten hängen als Gewölk hernieder,
Und ſeine Donner rollt der Maſchiniſt;
Und jenes wunderbare Käthchen iſt
Nicht mehr ein träumend Engelsbild im Flieder,
Und rabenſchwarz des „Täubchens" weiß Gefieder.

Aber mit dem Apparat und den Schauſpielern der Weltgeſchichte geht es ihm nicht beſſer:

Die Alexander, die Napoleone,
Sie ziehn mit ungeheuerm Pomp vorbei;
Mit Kriegeslärm, Trompeten, Siegsgeſchrei
Erſchreckt ihr Heereszug die fernſte Zone.
Mir glänzt's wie Goldpapier von ihrem Throne,
Ich ſeh' Statiſten, Feuerwerkerei u. ſ. w.

Indeß kommen ihm auch wieder Augenblicke, wo ihm der „Bühne Hallen zum Tempel wachſen", aber damit ſie dauernd ein Tempel werde, fügt er die Mahnung hinzu:

Du, deutſche Bühne, ſpiegle die Geſchichte!
Denn nur ein groß Geſchick bewegt die Herzen,
Daß ſie das Kleine gern und leicht verſchmerzen —
Troſt weht aus dem begeiſterten Gedichte.
— — — — — — — —

In seines Hungers Qual
Frißt er Waldberge kahl,
Wühlt nach Fraß er hinab
Selbst in der Urwelt Grab,
Schlingt er gierig hinein
Jahrtausendaltes Gestein —
Du ehernes Ungeheuer!

Der Dichter fragt weiter:

Doch, unheimliches Wesen du!
Das mit Tausend und Tausenden
Rasch Vorbeisausenden
Hinfliegt im Gedankennu,
Steh' Rede! Halt' an! halt' an!
Wen fährt dein Zaubergespann?
Ist's Lieb' und Versöhnung?
Oder Haß und Verhöhnung?
Ist's Völkerbeglückung?
Oder Noth und Bedrückung?
Ist's Frieden oder Krieg?
Ist's Schmach oder Sieg?
Ist's Segen oder Aechtung?
Ist's Freiheit oder Knechtung?
Lös', o löse die Zweifel!
Sind's Engel oder Teufel?
Wen bringst du in zahllosen Scharen
Von Pol zu Pol gefahren? u. s. w.

Aber es wird ihm keine Antwort:

Doch meinen Fragen taub,
Mit stolzem Geschnaub
Stobst du schon
Im Sturm davon;
Und ich steh' in der Nacht allein,
Nachstaunend der Kraft,
Die die Welt umschafft,
Die Menschheit auf Leben und Tod hinein
Ins Dunkel der Zukunft rafft.

„Und ein Narr wartet auf Antwort!" sagte schon Heine.

Die Präcision, welcher man in diesen Gedichten und namentlich in den Sonetten fast durchweg begegnet, findet man nicht immer in Leitner's eigentlich lyrischen Stücken und in seinen Balladen und Romanzen. Zwar hat er den Grundton der Ballade glücklicher getroffen als die Dichter, die wir vor ihm besprachen, namentlich in seinen Balladen nach schottischem und altskandinavischem Muster; auch sind die Stoffe, was für seinen dichterischen Instinct zeugt, meist glücklich gewählt, doch vermissen wir in der Mehrzahl derselben, bei allem glücklichen und energischen Detail, Geschmack und künstlerische Durchbildung. Manches ist wahrhaft abstoßend, z. B.:

Er reibt sich heftig die Stirne,
Und krümmt sich, der arme Tropf!
Und hat er Krämpf' im Gedärme,
Wie, oder Fraißen im Kopf?

Auch in der Ballade „Ritter Weißeneck" stoßen wir zu unserm Schrecken auf „kalt Gedärme" und gleich darauf auf folgende Stelle:

Laß ab! Daß dies Gekröse
Der Böse
Nicht wärm' im Höllenbrand!

Andere gelungene, wie „Jung Ehrich und schön Else" mit dem Kehrreim: „Hier unter den grünen Kirchhofslinden", „König Hackon's letzte Meerfahrt", „Der Freiherr und der Schreiner" u. s. w. würden wir gern mittheilen, wenn uns nicht unbequeme Raumrücksichten geböten, diesem Vergnügen zu entsagen. Mit der neuen Balladenpoesie überhaupt theilt übrigens der Verfasser das Verdienst, manche bisher unbekannten interessanten Sagen, die in irgendeinem Winkel vergessen schlummerten, aufgefunden und gerettet zu haben. Im ganzen können wir auch diesen Dichter wegen seines liebenswürdigen Gemüths und seiner soliden Lebensanschauungen den intimern Freunden deutscher Lyrik empfehlen.

Hermann Marggraff.

Ueber das Leben der Seele.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von M. Lazarus. Zweiter Band. Berlin, Schindler. 1857. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem ersten Band dieses in Form und Inhalt gleich empfehlenswerthen Werks haben wir bereits in Nr. 43 d. Bl. 1856 unsere Anerkennung gezollt; der vorliegende zweite Band hat darauf in nicht geringerm Maße Anspruch. Er enthält drei verschiedene Monographien, nämlich 1) „Geist und Sprache", 2) „Der Takt" und 3) „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste". Die erste bewegt sich also vorzugsweise im intellectuellen, die zweite im praktischen, die dritte im ästhetischen Gebiet des Seelenlebens. Alle drei Abhandlungen zeichnen sich durch eine feine und tief eingehende Erfassung der darin erörterten Objects aus und geben über die zur Sprache gebrachten Fragen eine Fülle theils befriedigender Aufschlüsse, theils anregender Ansichten; für die bedeutendste, nicht nur dem Umfange, sondern auch dem Inhalte nach, müssen wir doch die erste derselben erklären, und auf diese wollen wir daher auch zunächst und vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken suchen. Die Aufgabe derselben besteht, wie schon die Ueberschrift andeutet, in einer Darlegung der zwischen Geist und Sprache bestehenden gegenseitigen Beziehung, d. h. es soll darin einerseits die Entwickelung des Geistes zur Sprache hin, sein Verhalten in derselben und seine eigene Fortbildung durch sie, andererseits der Ursprung, die Existenz und die Wirkung der Sprache im Geiste zur Erkenntniß gebracht werden. Nach einer Reihe einleitender und vorbereitender Gedanken behandelt der Autor sein Thema in fünf verschiedenen Kapiteln und bespricht demnach zuerst die „Wechselwirkung zwischen Seele und Leib", sodann den „Ursprung der Sprache", hierauf die „Erlernung und Fortbildung der Sprache", dann den „Einfluß der Sprache auf den Geist", und endlich die „Congruenz von Geist und Sprache und das Verständniß".

Im ersten dieser Kapitel kommt, wie man sieht, die brennendste der heutigen Tagesfragen zur Erörterung, zwar nicht in ihrer Allgemeinheit, aber doch in einer ihrer wichtigsten und dunkelsten Partien. Der Autor ist nach seinem eigenen Bekenntniß im ersten Bande seines Werks eher Gegner als Anhänger des Materialismus; die Seele ist ihm daher nicht blos ein Product, das Denken, Fühlen und Wollen nicht blos eine Eigenschaft oder Thätigkeit der Materie, sondern ein Wesen von ursprünglich selbständiger, obwol im lebendigen Organismus mit dem Leib in engster Wechselbeziehung stehender Existenz. Trotzdem besteht nicht der geringste Vorzug seiner Untersuchung gerade darin, daß er bei der Betrachtung des in der Sprache zwischen Leib und Seele stattfindenden Wechselverhältnisses mit vollständiger Unbefangenheit und Sorgfalt auch die Resultate der bisher vorzugsweise vom Materialismus ausgebeuteten physiologischen Untersuchungen berücksichtigt und sie nicht minder als die Ergebnisse der eigentlich psychol

gen Beobachtungen als Grundlagen für seine Entwickelun-
benutzt. So ist ihm in Anerkennung des Gegensatzes von
beln und motorischen Nerven alle Verbindung der geisti-
Thätigkeit mit der leiblichen zwiefacher Art, nämlich ent-
er receptiv oder productiv, denn es werde entweder vermit-
der Sinnesorgane etwas von außen aufgefaßt, oder es
de vermittelst der Bewegungsorgane nach außen gewirkt
gehandelt. In Betreff der receptiven Geistesthätigkeit
ant er an, daß für sie der Anfang in den meisten Fällen
den Sinnesorganen liege, ja er spricht es aus, daß alle
lenthätigkeit durch das Medium der Sinnlichkeit hindurch-
, von dem ersten Aufnehmen des Objectiven bis zur höch-
Erscheinung und Manifestirung des Innern, des Subjec-
. Dabei ist er aber weit entfernt, den Antheil der Seele
der Auffassung der durch Reizung der Sinnesorgane in
n erzeugten und ihr dargebotenen Bilder im alten sensua-
chen Sinne als eine durchaus passive Receptivität anzusehen.
Seele ist ihm ebenso wenig eine „bloße, theoretische Spie-
liche, auf welcher die von außen gegebenen Bilder wider-
hlen", als eine „freie moleriſche Kraft, welche Bilder von
Dingen entwirft". Vielmehr besteht nach ihm auch die
ächste innere Anschauung eines äußern Dinges aus einem
fachen Proceß der Seele; der erste ist ihm „jener ursprüng-
Eindruck, welchen die Seele von der durch die Sinnes-
findung vermittelten Berührung mit der Außenwelt em-
gt", der zweite „die innere Anschauung dieses empfangenen
rucks oder die Erhebung desselben ins Bewußtsein". So
ch sei aber der geistige Proceß bei der Auffassung höchst
; oder niemals; in der Regel werde vielmehr jede Per-
en von einer Apperception begleitet und ergänzt, d. h. es
e das von außen kommende Bild nicht blos in das Be-
sein überhaupt, sondern zugleich in die Reihe der bereits
ndenen und in der Seele befindlichen Vorstellungen auf-
mmen, und indem diese durch die neu eintretende Vor-
ng nach dem Gesetze der Reproduction mit in das Bewußt-
gerufen würden, dienten sie dazu, die neu eintretende selbst
rvollständigen und zu berichtigen. Der Bedeutung, welche
pperceptien innerhalb der geistigen Thätigkeit besitzt, widmet
Verfasser mit Recht eine näher eingehende Erörterung,
es gelingt ihm, aus ihr und durch sie über eine Masse
ologischer Erscheinungen helleres Licht zu verbreiten.
Bei Erörterung der productiven Geistesthätigkeit hebt der
asser damit an, zu zeigen, daß die Bewegungen des Kör-
ursprünglich nicht der Erfolg einer freien, bewußten und
plichen Einwirkung des Geistes sind, sondern theils die
Organismus einwohnenden Erregungs- und Bewegungs-
e selbst, theils die unbewußte und unwillkürliche Ein-
ung der Seele zur Ursache haben. Er charakterisirt somit
Reihe nach die verschiedenen Arten der Reflexbewegungen,
. die rein natürlichen, wie Athmen, Schlingen, Husten,
chen, Niesen u. s. w.; die begleitenden, d. i. durch Seelen-
de vermittelten, wie Lachen, Weinen, Erröthen u. s. w.;
endlich die nachahmenden, wie Gähnen, unwillkürliches
ruliren u. s. w.; bespricht sodann die sogenannten Mitbewe-
n (wie die unwillkürliche Schließung oder Verengerung
rechten Auges, wenn wir auch nur das linke schließen
n), und verweilt endlich länger bei den Associationsbe-
ngen, die aus der Neigung hervorgehen, zwei Bewegun-
die einmal oder mehrmals rein zufällig in Verbindung mit-
der auftraten, auch in der Folge miteinander zu ver-
n.
Nach diesen Erörterungen über die receptive und produc-
Thätigkeit des Menschen überhaupt wendet sich dann der
sser zu seinem eigentlichen Thema. Hier macht er es sich
bst zur Aufgabe, mit aller Klarheit und Evidenz die Ueber-
ng zu begründen, wie sehr alle Sprachthätigkeit und um
iel mehr die ursprüngliche Sprachschöpfung auf unwill-
hen organisch-psychischen Thätigkeiten beruht und wie eng
Grenzen des Absichtlichen und Willkürlichen sind. Dies
werde leicht verkannt. Für den schon bis zum Selbstbewußt-
sein entwickelten, mit Bewußtsein beobachtenden und mit Ab-
sicht handelnden Geist sei gleichsam das Auge ein Teleskop,
das Ohr ein akustischer Apparat, die Hand ein Instrument,
ein Hebel u. s. w., dergestalt, daß wir sie unsern Zwecken gemäß
stellen und bewegen könnten. Ebenso scheine beim Sprechen
eines erwachsenen Menschen auf den ersten Blick alles rein
willkürlich herzugehen. Der Mensch habe einen bestimmten
Gedanken, er wolle ihn aussprechen, er wähle nach Belieben
die angemessenen Worte und bringe sie willkürlich hervor; es
scheine also, als ob Absicht und Willkür die Organe bewege.
Dem sei jedoch nicht ganz so. Ursprünglich sei der Zusammen-
hang zwischen Leib und Seele ein rein unbewußter; der Leib
sei ein psychisch-organischer Mechanismus, der sich blos nach
eigenen Gesetzen und durch eigene Kräfte in Bewegung setze.
Und selbst in den höhern Entwickelungsstadien sei die Mitthä-
tigkeit des Bewußtseins und Willens weit geringer und be-
schränkter, als man gewöhnlich annehme. So namentlich beim
Sprechen. Von sämmtlichen redenden Menschen wisse kaum
eine unendlich geringe Minderzahl, mit welchen Sprachorganen
sie diese oder jene Sprachlaute hervorbringe; wer dies aber
wisse, wisse wenigstens nicht, auf welche Weise und durch
welche motorische Nerven er diese Organe in Bewegung
setze; und selbst der kenntnißreichste Physiolog wisse noch nicht
genau, in welcher Weise er die Stimmbänder einstelle, die
Stimmritze öffne und schließe, wenn er diesen oder jenen Laut
hervorbringe.

„Wie aber", fragt nun der Verfasser, „ist es einem Men-
schen möglich zu sprechen, seine Sprachorgane in Thätigkeit
zu versetzen, wenn er nicht weiß, welche Organe und auf
welche Weise er sie in Bewegung bringen soll? Gesetzt man
führt einen, der die musikalischen Noten kennt, aber nur von
ihrer Anwendung bei Streichinstrumenten her, an das Klavier,
das er nie gesehen und dessen Einrichtung er, wie alle Tastatur
überhaupt, nicht kennt; man legt ihm die Noten hin und sagt:
spiele! wird er es im Stande sein? Wie und woher ist nun
der Mensch im Stande, da er nur die Noten, d. h. die Wort-
laute, welche er hervorbringen will, kennt, aber nicht die Ein-
richtung seines Organismus, diesem die entsprechenden Töne
zu entlocken?" Die Antwort des Verfassers lautet: „Dadurch,
daß er sie denkt!" Denn zwischen der Vorstellung des Wortes,
d. i. dem innern Bilde von der bestimmten Lautmasse, und den
Organen, welche diese hervorzubringen vermögen, finde eine
solche Verbindung statt, daß das Wort, wenn es in der Seele
gedacht, von dem Organismus auch hervorgebracht werde. Die
Willkür beim Aussprechen eines Gedankens beschränke sich also
darauf, daß man die Wörter, in die er zu fassen sei, in der
Absicht, sie auszusprechen, denke; der Proceß dagegen, vermöge
dessen sich an dies Denken der Wörter auch ihre Lautwerdung
anschließe, sei das Werk nicht unserer Willkür, sondern der
zwischen Lautvorstellung und Lauterzeugung stattfindenden, ohne
unser Zuthun gegebenen, unwillkürlichen und nothwendigen
Verbindung. Das Denken der Lautvorstellung sei sonach mit
dem Berühren der Tasten beim Klavierspiel zu vergleichen; so-
bald dies geschehen, erfolge lediglich infolge des mechanischen
Zusammenhangs der Taste mit den Seiten der beabsichtigte
Ton, und ebenso nach dem Denken der Wortvorstellung rein
vermöge des organisch-mechanischen Zusammenhangs dieser
Vorstellung mit den motorischen Nerven und Sprachorganen
der beabsichtigte Sprachlaut.

Hiernach wendet sich der Verfasser zur Frage über den
„Ursprung der Sprache". Natürlich ist dem Verfasser die
Sprache nicht etwas dem Menschen von Gott fertig Anerschaf-
fenes, sondern etwas aus und an dem Menschen sich Ent-
wickelndes. Er sucht also hier zu ergründen, wie man sich
ihre Entstehung aus dem Urmenschen, ihr Hervorgehen aus
einem vorsprachlichen Zustande zu denken habe. Als diesen
vorsprachlichen Zustand betrachtet er diejenige Culturstufe, in
welcher der Mensch noch keine andern Laute hervorbringt als

die bewußt- und willenlos, lediglich durch Reflexbewegungen hervorgebrachten Gefühlsausdrücke oder Interjectionen. Sie sind ihm die ersten und nothwendigen Wirkungen, welche aus dem Wechselverkehr des menschlichen Organismus mit der Außenwelt hervorgehen. Als die unterste Form der Auffassung der Außenwelt sieht er das Gefühl an, durch welches man noch keiner bestimmten, gegenständlichen Affectionen, sondern nur der im Organismus dadurch erzeugten Zustände und zwar in unbestimmter oder wenig ausgeprägter Form inne wird. Erst wenn man sich in und mit dem subjectiven Zustande auch des ihn erweckenden äußern Reizes und seiner Einwirkung auf einen bestimmten Sinn (Gesicht, Gehör u. s. w.) bewußt wird, gestaltet sich das Gefühl zur Empfindung, und erst wenn zusammengehörige Reize und Empfindungen als zusammengehörig aufgefaßt, zu einem Complex von Reizen und Empfindungen vereinigt werden, erhebt sich die Empfindung zur Anschauung, deren Object nicht mehr ein einzelner Reiz, sondern ein Ding, ein Gegenstand ist. Alle diese Stufen der geistigen Entwickelung sind nach dem Verfasser nur Thätigkeitsäußerungen der Perception und als solche schon im vorsprachlichen Zustande möglich. Bis hierher gelangt auch das Thier, und wäre der Mensch hier stehen geblieben, so würde auch er sich mit bloßen Gefühlsausdrücken, rein reflectorischen Lauten begnügt haben. Wie gelangt nun aber der Mensch weiter? Wie gelangt er namentlich von den bloßen Sprachelementen zur Sprache? Es geschieht nach dem Verfasser dadurch, daß die Seele gleichzeitig mit einem Gefühl, einer Empfindung, einer Anschauung auch den in nothwendiger und entsprechender Form darauf antwortenden reflectorischen Laut wahrnimmt und daß für sie demnach die Sachanschauung und die Lautanschauung, der Eindruck und der Ausdruck der Bedeutung nach eins, zu zwei correspondirenden, füreinander zu setzenden Erscheinungen werden. So erhalten die ursprünglich nur subjectiven Interjectionen eine objective Bedeutung, sie werden zu Trägern und Vertretern der Anschauungen und der sie bewirkenden Gegenstände, und eben hierdurch werden sie zur Sprache. Das vollständige Bild der Verbindung von Seele und Leib in der Sprachschöpfung ist also nach dem Verfasser kurz dieses: „Die Seele empfängt durch die Sinnesorgane einen Eindruck und bildet eine Anschauung von einem Dinge; diese Anschauung der Seele reflectirt in einer Bewegung des Organismus, welche einen Laut bildet; dieser Laut macht wiederum einen Eindruck auf die Seele und sie bildet eine Anschauung von diesem Laut; mit dieser Anschauung associirt sich die Dinganschauung und die reflectirte Bewegung, sodaß auf die innere Anschauung in der Seele auch die äußere Lauterzeugung im Organismus erfolgt."

Schon aus dieser skizzenhaften Mittheilung wird man erkennen, mit welcher psychologischen Feinheit und mit wie sorgfältiger Benutzung der physiologischen Forschungen der Verfasser die Frage über den Ursprung der Sprache behandelt und weiter gefördert hat. Nur über zweierlei scheint er uns noch zu flüchtig hinweggegangen zu sein; einmal über den speciellern Nachweis des natürlichen nothwendigen Causalzusammenhangs der einzelnen bestimmten Laute (Interjectionen) mit den sie erzeugenden verschiedenen Anschauungen; sodann über die Bedeutung, welche nicht blos die dem Ohr vernehmbaren Laute, sondern auch die sie erzeugenden Bewegungen der Sprachwerkzeuge für die Sprachschöpfung haben. In erster Beziehung sagt er zwar, es sei als eine allgemeine Thatsache anzunehmen, „daß jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein werde", und er erkennt hiermit einen nothwendigen natürlichen Causalnexus, eine unmittelbare Analogie und Correspondenz der verschiedenen Laute mit den verschiedenen Empfindungen an; aber er thut es doch blos im allgemeinen und dringt nicht bis zu der Ansicht vor, daß die einzelnen Laute und die ursprünglichern Lautcombinationen schon als solche eine bestimmte Bedeutung, d. h. ein ideales und reales Etwas in sich haben müssen, was bewirkt, daß gerade sie und keine andern als Reflexe und Antworten auf diese oder jene Eindrücke hervorquellen, daß ihnen also ihre Bedeutung von der Seele nicht beigelegt, sondern vielmehr aus ihnen nur vernommen, nur erkannt wird, daß sonach die Laute die wirklichen Widerhalle, die auf ihrem Durchgange durch die Seele erst vergeistigten und dann in akustischer Form wieder versinnlichten Abbilder der Erscheinungen selbst sind. Im Folgenden bringt der Verfasser allerdings mehreres vor, was beweist, daß auch er diese Ansicht hegt; aber im ganzen geht er auch hier mehr auf die allerdings dabei mitwirkenden Zufälligkeiten, als auf die inmitten dieser Zufälligkeiten sich ewig recht erhaltenden Gesetze ein. Was den zweiten Punkt, die Bedeutung der Sprachorgansbewegungen als solcher betrifft, so scheint mir hierauf die psychologische und physiologische Sprachwissenschaft überhaupt noch viel zu wenig ihr Augenmerk gerichtet zu haben. Gerade in den Sprachwerkzeugen, namentlich in der Zunge und den Lippen, treten diejenigen Reflexbewegungen, welche der Verfasser nachahmende genannt hat, besonders lebhaft hervor, zumal bei dem im Naturzustande befindlichen Menschen. Unwillkürlich begleitet er seine Gefühle und Anschauungen mit einem Zungen- und Lippenspiel, welches dieselben so gut als möglich mimisch nachzubilden sucht. Dieser Bewegungen wird sich aber die Seele nach und nach nicht minder bewußt wie der damit verbundenen akustischen Laute, es wird daher auch sie mit den Anschauungen der Bedeutung nach identificiren, und es wird mithin die Entstehung der Sprache nicht blos aus einer Deutung und Auslegung der Laute, sondern auch aus einer Interpretation der Sprachorgansbewegungen selbst zu erklären sein. So drückt sich z. B. der deiktische, demonstrative Charakter, der im d, t und ihren nächstverwandten Lauten liegt, weit merklicher in der zur Bildung dieser Laute nothwendigen, die Zungenspitze nach einem bestimmten Punkt vorstreckenden Zungenbewegung, als in dem akustischen Klange dieses Lautes aus, und hieraus erklärt es sich auf das einfachste, daß fast sämmtliche Pronomina und Verba von demonstrativer Bedeutung in ihren ursprünglichen Formen einen derartigen Laut zum Anlaut haben.

In der weitern Verfolgung der Sprachentwickelung unterscheidet der Verfasser drei verschiedene Stufen: 1) Die pathognomische (Interjection als Ausdruck des Gefühls, sofern sie zu sprachlicher Bedeutung erhoben ist); 2) die nematopoetische Stufe (Lautnachahmung, allegorische Nachbildung u. s. w.); 3) die charakterisirende Stufe (übertragende und ableitende Wortschöpfung, Vollendung des Sprachschatzes, Bildung der Grammatik u. s. w.). Auch hier — wie in den folgenden Abschnitten worin er das Erlernen der Sprache durch die Kinder und die Fortbildung der Sprache in historischer Zeit, sodann den Einfluß der Sprache auf den Geist, ihren Einfluß auf die Fixirung, Consolidirung und Bereicherung des Denkinhalts, auf ihre Mitwirkung bei der Bildung von Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, Schlüssen u. s. w. und endlich die Congruenz von Geist und Sprache, sowie andererseits auch die zwischen ihnen bestehenden Differenzen, ihre Incommensurabilität u. s. w. bespricht — hat der Verfasser einen nicht minder reichen und wohlgeordneten Schatz trefflicher, tief eindringender Beobachtungen über alles, was die psychologische Bedeutung der Sprache betrifft, niedergelegt, jedoch können wir ihm hier ins Einzelne nicht weiter folgen und bemerken nur noch bezüglich der Darstellung, daß sich dieselbe bei aller Feinheit, mit welcher der Verfasser Seelenzustände und Begriffe zergliedert, doch nirgends ins Abstruse verliert, sondern immer frisch, concret, anschaulich bleibt. In der Heranziehung und Ausbeutung von Beispielen hätte er wol hier und da noch glücklicher sein können; man merkt ihm hier an, daß ihm das Material der Sprachforschung nicht in seiner vollen Weite und Breite zu Gebote steht; aber hierdurch wird der Werth seiner psychologischen Beobachtungen durchaus nicht beeinträchtigt und es würde eine alberne Suffisance der Sprachgelehrten sein Fach sein, wenn sie um einzelner, hier nur nebensächlicher Irr-

…willen die Bedeutung der vorliegenden Schrift für die …phische Erfassung der Sprache verkennen oder unter… wollten.

…icht ganz so hoch vermögen wir den Werth — wir mei… …s wissenschaftliche Endergebniß — der beiden folgenden …e anzuschlagen, so reichhaltige und anerkennungswerthe …ge sie auch zur Lösung der in ihnen behandelten Fragen …Im ersten derselben, welcher eine Untersuchung über den …" enthält, erörtert der Autor zunächst die Bedeutung, …ie thatsächlichen Bestandtheile des Taktes, sodann aber …tstehung, d. i. die psychologischen Ursachen und Bedingun… …sselben. Als die Bestandtheile des Taktes bezeichnet er …allseitige Aufmerksamkeit auf das ganze jedesmalige Ge… …er Betheiligung; eine gewisse Berücksichtigung allgemei… …ttlicher und ästhetischer Ideen, und die Fähigkeit, mit …gkeit die Mittel zur Anwendung dieser Ideen zu finden. …e psychologische Grundbedingung des taktvollen Betragens …m eine unbewußte, gleichsam dämonische Seelenthätigkeit, …jene drei Elemente des Taktes (die allseitige Aufmerk… …t, die Berücksichtigung der Ideen und die leichte Anwen… …derselben) zur Erscheinung bringt, auch ohne sich im …nte des Handelns der bestimmenden Gründe bewußt zu …Sofern es sich blos um eine nähere Darlegung dessen …t, was man unter Takt versteht, ist die Arbeit des Ver… …vortrefflich, besonders da, wo er nach der Herbart'schen …e über die gleichzeitige Anwesenheit verschiedener, sich ge… …g hemmender und darum mehr oder weniger unklarer …dungen in der Seele handelt. Als eine befriedigende …ung des Taktes können wir jedoch diese Auseinander… …nicht betrachten. Was er als Erklärung, als Bedingung …rsache des Taktes bezeichnet, ist eben auch nur ein Ele… …ein Bestandtheil desselben, welcher gerade am meisten …Erklärung bedarf. Sobald man irgendeine Erscheinung …as Unbewußtes zurückführt, tritt sogleich das Bedürfniß …ner physikalischen Erklärung ein oder auch nach einer me… …schen. Auf beide läßt sich aber der Verfasser nicht ein; …uns also nur so weit gebracht, daß wir deutlicher als …erkennen, daß der Takt in einem für uns noch uner… …en Grunde wurzelt.

…n dritten Aufsatz, welcher die „Vermischung und Zusam… …kung der Künste" behandelt, ist die erste Abtheilung, …zeigt, daß Leistungen der Malerei und Musik nicht …itig genossen werden können, von ungemeiner Schärfe …twickelung und schlagender Ueberzeugung. In den fol… …Abschnitten ist der Verfasser zu aphoristisch, zu sehr im …legentlichen Raisonnements verfahren, als daß seine An… …die volle wissenschaftliche Schwere hätten. Nichtsdesto… …r treffen sie in der Regel das Rechte, und verdienen …ten derer, die mit der Kunst und namentlich der Be… …der verschiedenen Künste zu gemeinsamen Zwecken in …her Weise zu thun haben, gar sehr der Beachtung.

Adolf Zeising.

Sittenbild aus den letzten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs.

…uchenhof. Ein Roman von Ludwig Rosen. Leipzig, …thaus. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

…einfach und anspruchslos geschriebene Bücher, wie das …nde, fangen an in Deutschland zu den Seltenheiten zu …. Zwar bemühen sich zahlreiche und namhafte Federn, …genannten Salonromanen gegenüber, deren wir etwas …eworden sind, den populären Erzählungston in Dorfge… …und Handwerkernovellen zu Ehren zu bringen, und …emias Gotthelf, Auerbach, Ring, Riehl und Holtei haben …st Männer wie Freytag und Mügge in dieser Richtung …offen; aber da dies mit der Prätention geschieht, eine …unstgattung zu begründen und einen neuen Stil zu …, so schlägt die Sache meistens, wider ihren Willen, gerade in eine Künstlichkeit um, die nur ausnahmsweise befriedigt, im allgemeinen aber — indem sie den eigenen innern Widerspruch nur oberflächlich verkleidet — entschiedenes Mißbehagen und Opposition hervorruft. Der wahrhaft populäre Erzählungston und die Sprache unserer romantischen Dorfbewohner und Handwerker haben durchaus nichts miteinander gemein, wie dies bei dem Mangel sprachlicher Ausbildung in den niedern Volksschichten und den Forderungen der Kunst in unserer Literatur gar nicht anders sein kann. Eher ließe sich eine französische Dorfgeschichte denken als eine deutsche, wie denn George Sand in dieser Hinsicht vortreffliche Muster, unter welchen wir nur „La mare du diable" nennen wollen, aufgestellt hat. Der populäre Erzählungston bedingt die größte Einfachheit des Gedankens und denjenigen Ausdruck, der diesen Gedanken am unmittelbarsten wiedergibt; er bedingt aber außerdem auch die Einfachheit und Natürlichkeit der Begebenheit, und in beiden Beziehungen gehen unsere Dorfgeschichten und Handwerkernovellen vollkommen fehl. Dagegen fehlt es an Mustern wirklich populären Erzählungsstils keineswegs und beispielsweise mögen Holtei's „Vagabunden" und theilweise auch sein „Christian Lammfell" eben hierin ihren wahren Werth und ihre eigentliche Bedeutung haben. Den Unterschied aber zwischen diesen Erzählungen und Auerbach's Dorfgeschichten wird jeder, der für das Naive und für die ihrer selbst unbewußte Grazie offenen Sinn hat, leicht erkennen.

Es würde uns zu weit führen, diesen Unterschied hier zu zergliedern oder im einzelnen nachzuweisen; es genügt, daß der unmittelbare und sprachlich ganz natürliche Ausdruck einfacher Empfindung und einfacher Ereignisse nur als das Charakteristische des populären Erzählungstons zu gelten hat. In diesem Tone ist nun der vorliegende Roman „Der Buchenhof" mit ungemeinem Glück und vollem Erfolge durchgeführt. Die Geschichte Max Stern's, der als entwichener Klosterschüler vor uns auftritt und als kurbrandenburgischer Generallieutenant von uns Abschied nimmt, hat viel vom Idyll an sich, einem Idyll, mitten unter der wüsten Scenerie des Dreißigjährigen Kriegs. Diese schwere Aufgabe ist dem Verfasser vor allen Dingen leicht geworden, und dies eben gewährt dem Leser die ungewöhnliche Befriedigung, die er empfindet. In der allereinfachsten Weise führen die Ereignisse, die selbst wieder ganz natürlich und ungesucht sich zu diesem Zweck verbinden, zu den Umschwüngen im Leben des Helden und der neben ihm auftretenden Personen. Es kann eben gar nicht anders sein, als so, wie uns der Verfasser mittheilt; denn diese Ursachen müssen diese Wirkungen haben. Dabei muß es den Leser gewinnen, daß in den Verwickelungen dieser Erzählung jede gute That ihren Lohn, der böse Wille aber stets auch seine Strafe und zwar unmittelbar und in allernächster und nothwendiger Folge empfängt: eine poetische Gerechtigkeit, die, weil sie vollkommen faßlich ist, sich wesentlich populär erweist und von dem Kinde und dem Volke vor allem geliebt und gefordert wird, wie uns seine Vorliebe für das Märchen bekundet. Die poetische Gerechtigkeit unserer Kunstromane nämlich ist dem Volke meistens zu verwickelt, zu hoch für seine Fassung; That und Folge fallen zu sehr auseinander; ja, dieser Umstand zumeist ist es, was die Jünger der dorfgeschichtlichen Schule nicht populär werden läßt. Im „Buchenhof" nun bilden That und Folge gleichsam eine untrennbare Einheit, und wenn der Buchenmeier z. B. den bezwungenen Sünder Kattenfriedken pardonnirt, weil er meint, der Keim des Guten könne doch noch in dem bösen Menschen stecken, so sind wir sicher, daß ihm dies zum Heil gereichen muß. Vielleicht zeigt diese Bemerkung deutlicher als alles andere, was wir unter wahrhaft populärem Stil verstehen.

Die Erzählung spielt in Westfalen und ist recht eigentlich ein westfälischer Lokalroman aus der letzten Epoche des Dreißigjährigen Kriegs. Die Landschaft Westfalen rühmt sich mehr als andere, eine rein deutsche zu sein, von Slawen, Hunnen, Wenden, Serben und andern Nachbarstämmen we-

niger berührt als ein großer Theil unſers ſonſtigen Vaterlandes. Die urgermaniſchen Verhältniſſe, wie ſie ja ſchon Tacitus ſchildert, die zerſtreuten Höfe und das Freiſaſſenthum der Sachſen haben ſich hier bis in die jüngſte Zeit hin reiner und kenntlicher erhalten als irgendwo ſonſt; es ſind nun dieſe Landverhältniſſe, die der Verfaſſer wie ein feſſelndes Idyll mit großer Vorliebe in dem erſten Theile ſeiner Erzählung uns ausmalt. Er ſchildert uns den Hofhalt des freien Erbſaſſen, der ohne andern gebräuchlichen Namen von ſeinem Hofe nur der Buchenmeier heißt: eine friedliche, aber derbe und tüchtige Natur, ein echter Freibauer, der trotz ſeiner Friedliebe doch ſeinen Stolz hat. Dieſe Schilderung gleicht in ihrer Farbenwärme und Innigkeit einem Ruisdael'ſchen Gemälde. Bei dem Buchenmeier nun findet Max Stern, der elternloſe Flüchtling aus der Kloſterſchule zu Paderborn, wo er zum römiſchen Kaplan erzogen werden ſoll, eine Zuflucht, nachdem er zuvor von einem kriegeriſchen Bauerburſchen, Sporck mit Namen, eine Zeit lang in deſſen von Sandhügeln erbauter kleiner Feſtung vor den Verfolgern ſicher geſtellt war. Hier ſchüttelt er nun den dichten Schulſtaub ab, wird ein Sohn der Natur, der das römiſche Weſen verabſcheut, erlangt des alten Hofherrn und ſeines Töchterchens Marie volle Gunſt und rettet beide bei einem räuberiſchen Ueberfall liguiſtiſcher Söldner, welche endlich von den Schwediſchen beſiegt und verjagt werden. Dieſer Vorgang, mit feſſelnder Zeichnung dargeſtellt, entſcheidet über den Helden. Vergeblich ſucht ihn der treffliche Meier zurückzuhalten, indem er ihm ſelbſt die Hand des theuern Kindes gelobt: Max wird ein Streiter für die proteſtantiſche Sache. Die Kriegsereigniſſe fördern den jungen Verbandt'ſchen Dragoner raſch zum Offizier; bei einem Kampfe in der Nähe des Buchenhofs ſchwer verwundet, nimmt er als Major ſeinen Abſchied aus ſchwediſchem Dienſt und lebt nun wieder als Landmann auf dem Hofe, verheirathet ſich mit der Tochter des Meiers und beerbt ihn bei ſeinem Tode. Dies zweite Idyll ſeines Lebens unterbricht der Beſuch eines Fremden, der das nahe Schlachtfeld zu ſehen kommt und in dem wir ſchließlich den Großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg erkennen, welcher von den dreiſten und verſtändigen Antworten des ſeltſamen Bauern angezogen ihn für ſeinen Dienſt wirbt und den Major Breitenbach — denn es hat ſich inzwiſchen ergeben, daß Max Stern dieſer Familie angehört — zum Regimentschef und Droſten von Sparrenberg erhebt; Max aber hat dieſen Ruf angenommen, weil er erkennt, daß in dieſem Herrn die „rechte Natur zum Fürſten" ſteckt und zwar zu einem deutſchen Fürſten. Der Krieg iſt nun beendet. Nach der Schlacht von Fehrbellin aber, als Brandenburg und Oeſterreich ſich zu gemeinſamen Zwecken verbanden, fand im Schloſſe zu Berlin zwiſchen den beiderſeitigen Heerführern eine Zuſammenkunft ſtatt. Der greiſe Feldmarſchall Derfflinger führte den kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen Sporck einem General zu, der allein ſtand; er ſagte: „Es iſt mir eine Freude, Herr Graf, Euch den Generallieutenant Stern von Breitenbach vorzuſtellen. Wir drei gleichen einander in unſern Schickſalen. Ihr, Herr Graf, ſeid unter dem Strohdach eines weſtfäliſchen Bauernhauſes geboren; ich habe lange die Schneiderelle geführt, eh' ich zum Degen griff und dieſer unſer wohlverdienter, im beſondern Anſehen ſtehender General iſt, obwol von adelicher Geburt, doch lange Zeit hinter dem Pfluge hergegangen." „Erinnert Ihr Euch, Herr Graf", ſprach Max, „wie Ihr den entlaufenen Kloſterſchüler in Euere Citadelle von Sand aufnahmt?" So finden der delbrückiſche Bauernburſche und der flüchtige Kloſterſchüler, nachdem ſie einander unbekannt lange in Waffen gegeneinander geſtanden, ſich im kurfürſtlichen Schloß zu Berlin als Freunde wieder. „Dumme Streiche macht jeder", ſchließt Max, „es iſt noch am beſten, wenn ſie aus gutem Herzen kommen."

So endet dies Buch, das, wenn auch mehr als ein Volksbuch, doch ein echtes Buch für das Volk in ſeiner höhern Bedeutung iſt, dem es ſich durch ſeinen geſchichtlichen Inhalt, durch Plan, Darſtellung und Sprache als eine treffliche Lectüre empf Selbſt nach den Geſetzen der Kunſt und unter den Ge punkten des geläuterten Geſchmacks iſt wenig darin a oder hinweg zu wünſchen, und wir rechnen zu dieſem we die Räuberparaphraſe der Zehn Gebote, obwol ſie charakter genug iſt, und die etwas zu ſehr ausgeſponnene Diſc zwiſchen dem Kurfürſten und unſerm Helden über Bo waffnung. Bringen wir jedoch ſolchen und ähnlichen An lungen gegenüber die treffliche Zeichnung von Sitten, G chen und Geſinnung in den idylliſchen Partien und die belebte Darſtellung der Kriegsereigniſſe, welche dieſe S reizenden Stilliebens mit ſcharfem Contraſt unterbrech Anſchlag, ſo bleibt uns ein Gemälde von ebenſo tief wechſelvoller Farbengebung übrig, das von dem Verdienſt Malers volles Zeugniß gibt, und das nichts von der l ſtürzung einer Erſtlingsarbeit, aber viel von dem Werthe lang erwogenen und ſorgfältig ausgeführten Leiſtung an ſi

Hiernach können wir nur wünſchen, dem Verfaſſer wieder auf einem Gebiete zu begegnen, für das er eben Liebe als Befähigung bekundet.

Notizen.

Literariſche Reliquien.

Die von R. Haym redigirten „Preußiſchen Jahrbü enthielten gleich in ihrer erſten Lieferung einige Mittheil auf die verwieſen zu werden unſern Leſern von Intereſſ dürfte. Wir begegnen darin z. B. einer Notiz über ein ſchriftlich hinterlaſſenes Werk Kant's, über deſſen unverm Wiederauffindung ſchon vor länger als einem halben J mehreren Blättern die Rede geweſen. Bis dahin ſchien e einziges Zeugniß ſeiner Exiſtenz überhaupt vorhanden. der letzten Hausfreunde Kant's, Johann Gottfried Haſ richtete darüber in einem ſelten gewordenen, 1804 in K berg erſchienenen Schriftchen: „Merkwürdige Aeußer Kant's von einem ſeiner Tiſchgenoſſen." Er verſichert mehr als 100 Foliobogen umfaſſende Manuſcript mehr mit Zuſtimmung des Philoſophen an- und eingeſehe durchblättert zu haben. Dieſes Werk, welches ſich haup lich mit dem Uebergange der Phyſik zur Metaphyſik b tige, habe Kant in vertraulichem Geſpräch ſein Hauptw nennen gepflegt und davon geſagt, daß es ein abſolutes Syſtem vollendendes Ganze, völlig bearbeitet und nur zu redigiren ſei. Gleichwol werde ſich der Herausgeber ben in Acht nehmen müſſen, weil Kant in den letzten J oft das ausſtrich, was beſſer war als das, was er überſ und auch viele Allotria dazwiſchenſetzte. Dieſem Zeugniß ſpricht das nun wieder aufgefundene Manuſcript redlich Das Ganze beſteht aus 12 Convoluten ungehefteter Folio von feſtem grauen Conceptpapier. Ganze Kapitel ſind in ſchriften vorhanden, und zwar mehrmals von einer j Hand, mit hin und wieder übergeſchriebenen eigenhä Emendationen. Dazwiſchen aber findet ſich ein Chao blos zufälligen Notizen, Leſefrüchten, Herzenserleichterung gen ſeinen Diener Lampe, Einladungen oder Namens niſſe von Tiſchgäſten, nebſt Angabe der zu wählenden ſein, kleine Geldangelegenheiten, milde Spenden u. ſ. w Theil auf Briefcouverts, Papierſtreifen und Papierſch Die „Preußiſchen Jahrbücher" theilen einige Proben au Werke mit, in welchem es ſich, wie der Berichterſtatt merkt, um die Vermittelung der Begriffe Gott und W dem Innern des menſchlichen Bewußtſeins handelt. Fern öffentlichen die „Preußiſchen Jahrbücher" einige höch ziehende Mittheilungen über den originellen „Kremita ſiensis", den Grafen Schlabrendorf, aus Briefen entno die im Jahre 1824, gleich nach des Grafen Tode, üb nach Deutſchland geſchrieben wurden, ſowie aus Abſch der Berichte, welche der Legationsrath Oelsner in ar Eigenſchaft an den preußiſchen Geſandten von Werthe

An Schlabrendorf erinnert auch ein hier zuerst abgeer, sich gegenwärtig im Besitz Ranke's befindender Brief en Humboldt's an Henriette Herz aus Madrid vom ovember 1799, indem es darin an einer Stelle über heißt: „Eigentlich reich und durch einen langen Aufentefriedigend kann ich freilich eine Stadt nicht nennen, in doch keinen Menschen gefunden habe, dessen Umgang dem Verstand wichtig geworden wäre, wie es mir in hland so mancher gewesen ist. Ich rede natürlich hier en Franzosen, sonst müßte ich Graf Schlabrendorf ausn, der wirklich ein außerordentlicher Mensch ist, den Sie r auch selbst kennen." In der That scheint es richtig , daß an eigenthümlich gearteten, in tiefem Sinne inten Menschen Deutschland reicher ist als irgendein anLand, und oft begegnet man, und zwar in allen Schichs Volks, in Deutschland unter nicht selten unscheinbaroder selbst auf den ersten Blick abstoßendem Aeußern nach er Bekanntschaft unerwarteten Offenbarungen eines origiGeisteslebens, die den Beobachter ebenso wol überraschen, ssen und belehren.

Zur Berichtigung über Paul Flemming.

In allen von uns verglichenen biographischen Notizen über Flemming wurde dieser ausgezeichnetste lyrische Dichter des hrhunderts der Sohn eines Predigers genannt, und als der an welchem er das Licht der Welt erblickte, der 17., zuauch der 15. oder richtiger der 5. October 1609 an-n. In Julius Hennig's Anthologie „Ehrentempel deutDichter" fanden wir wenigstens die Notiz: „Geboren . October (nach andern den 5. October) 1609 zu Har. im Schönburg-Voigtländischen." Es war uns verdas einem Hartensteiner zugehörige Exemplar der Auser Gedichte Paul Flemming's, welche unter dem Titel: Flemming's deutsche Poemata" 1642 zu Lübeck erschien ahrscheinlich ein Nachdruck der ersten naumburger Aus-n 1641 ist, einzusehen und fanden darin auf der inßen Seite des Einbandes folgende Notiz eingeschrieben: dem hartensteiner Kirchenbuche 1609 von der Hand des jen Pastors Zechendörfer: den 5. October mane circiter IV. ward geboren Abraham Flemmings, ludimode-Söhnlein und den 6. getaufet nom. Paulus." Hiernach t der 15. oder 17. October 1609, sondern der 5., den Hennig noch durch ein Fragezeichen in Zweifel stellen en glaubt, der Tag, an welchem Paul Flemming das er Welt erblickte. Sein Vater war nicht, wie bisjetzt angegeben wurde, Prediger, sondern „Ludimoderator", l Cantor. Auch seine Pathen fanden wir in jener in emplar der Flemming'schen Gedichte eingeschriebenen jenannt; es waren die Gräfin Katharina von Schön-Hans Wolf, der ältere Herr von Schönburgk und s Jacob, Amtsschöffe. Weiter befindet sich im hartenKirchenbuche unter jenem Certificat noch folgender Nachn späterer Hand, der wahrscheinlich vom Hofprediger er (1645—69) herrührt: „Paulus Flemming obiit gi d. 2. Aprilis Ao. 1640. De obitu ejus et natios composuit versus M. Matheus Lunguitzig (Lungenior pastor in Rochlitz:

ertenstein me genuit, Mitweid docuitque, Magistrum
Lipsia limavit, carmen Apollo dedit.
rsas et Persas vidi, Doctoris honores
Lugdunumque dedit, coelica regna Deus."

zu übersetzen:

Rein gebar, Mitweid' erzog mich, Magister
o ich in Leipzig, Apoll gab mir die Kunst des Gesangs.
eiter *) und Perser besucht' ich, die Ehren als Doctor
mir Leyden verliehn, himmlische Wonne der Herr.

H. M.

*) die Russen, und nicht die in der alten Geographie vorn Moschier scheinen hier gemeint zu sein.

Bibliographie.

Althaus, A., Die letzten Dinge. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Böttger, M. G., Briefwechsel mit den Irvingianern. Geführt und herausgegeben. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 20 Ngr.

Braniss, C. J., Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Ein Votum. Breslau, E. Trewendt. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Brückner, G., Amerikas wichtigste Charakteristik nach Land und Leuten. Mit zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 36 Stahlstichen. 1stes Heft. St.-Louis, Mo., Witter. Gr. 8. 7 Ngr.

Ernst, K., Bilder aus der Beamtenwelt. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Heber, P., Waldo, Kaiser Karl's des Großen geistlicher Rath, und die älteren Waldenser. Eine geschichtliche Studie. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 6 Ngr.

Krug, F. W., Zehn Jahre aus meinem Leben oder meine Bemühungen und Erfahrungen im Studenten-, Candidaten- und Hauslehrerstande. 1ster Theil, umfassend mein 5jähriges akademisches Leben. Elberfeld. 1857. 8. 1 Thlr.

Ling, E., Aus der Edda. Deutsche Nachklänge in neuen Liedern. Nordhausen, Förstemann. 16. 27½ Ngr.

Mosenthal, S. H., Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Oliphant, Das stille Herz. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Zaide. Aus dem Englischen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weck, F. M., Das wahre Wesen der Union. Ein Missions- und Neujahrs-Gruß fürs Jahr 1858 an die christliche Geistlichkeit und an das christliche Volk gerichtet. Zeitz, Streiber. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Back, F., Gedächtnißrede auf Friedrich den Frommen von der Pfalz, gehalten in der Kirche zu Simmern am 15. Juli 1857, bei der Feier des 300jährigen Reformations-Jubiläums. Kreuznach, Voigtländer. 1857. 8. 2½ Ngr.

Kammerer, P., Ueber Schwurgerichte in Bayern. Vorzüge und Mängel derselben. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Richter, H., Grundzüge religionsphilosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. Gr. 8. 5 Ngr.

Rückert, L. J., Die Aufgabe der jenaischen Theologie im 4. Jahrhundert der Hochschule. Prorectoratsrede. Jena, Bran. Gr. 8. 5 Ngr.

Stände. Von W. S. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Strantz, M. v., La belle Alliance. Dichtung Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeß Royal von Groß-Britannien und Irland am 25. Januar 1858 dargebracht. Berlin, F. Schulze. Lex.-8. 7½ Ngr.

Walter, F., Erklärung zu den Preußischen Jahrbüchern. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was wir wollen, oder ein Wort über Mission im Allgemeinen und unter Israel im Besondern, mit Beziehung auf die Schlußentwickelung des Reiches Gottes. Christen und Juden zur Beherzigung vorgelegt von einem Freunde der Mission. Breslau, Dülfer. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Ludwig Rellstab.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rellstab (Ludwig), Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. In fünf Bänden. Erster und zweiter Halbband. 12. Geh. Jeder Halbband 1 Thlr.

Ludwig Rellstab, dessen Roman „1812" zu den gelesensten deutschen Romanen gehört und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat nach langer Pause wieder ein größeres Werk geschaffen, das hiermit dem deutschen Publikum vorgelegt wird: einen historischen Roman, welchem er über sechs Jahre hindurch seine angestrengtesten Kräfte gewidmet hat. „Drei Jahre von Dreißigen" lautet der Titel desselben, da sich das Werk mit dem sogenannten Böhmischen Kriege beschäftigt, der die ersten drei Jahre des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt.

Der Roman erscheint in 5 Bänden von je zwei Abtheilungen, die in 10 Halbbänden zu dem Preise von 1 Thlr. in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden. Der erste und zweite Halbband sind nebst einem ausführlichen Prospect über das Werk in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Bestellungen angenommen.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland.

Dieses Werk bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zielinski (G. v.), Die Steppen. — Der Kirgise.

Gedichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Miniatur-Ausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Die beiden hier vorliegenden Dichtungen Zielinski's, zwei anerkannte Meisterwerke der polnischen Literatur, enthalten die sinnigsten, duftigsten und zugleich großartigsten Natur- und Sittenschilderungen der kirgisischen Steppen und verdienen beim deutschen Publikum ebenso heimisch zu werden wie manche andere Erzeugnisse fremder Literaturen. Die Uebersetzung ist nach dem Urtheil des Dichters selbst ganz getreu, fließend und in jeder Weise wohlgelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene vierzehnte Heft (Bogen 5—9 d zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Frage nach Entstehung und Gliederung der Mens heit vom Standpunkte gegenwärtiger Forschung. (V Geh. Medicinalrath Dr. C. G. Carus.) — **Bulgarien,** sei **Weltstellung, seine Natur- und Culturverhältnisse.** — **Conservirung der Nahrungsmittel.** — **Pierre Dedek** — **Graf Ostermann-Tolstoi.** — Kleinere Mittheilunge Bassewitz (Magnus Friedrich von). — Devonshire (William Spen Cavendish, Herzog von). — Gwalior. — Häberlin (Karl Ludwig). Inglis (Sir John Eardley Wilmot). — Kruseman (Cornelis). — berg (Jakob Christian). — Rachel Felix. — Soult (Nazelier). Wilson (Sir Archdale).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehn Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Co versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durch **selbständigen Werth,** indem es bestimmt ist, **das Zeitleb in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literat** zu schildern und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. s die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit selte Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet **heftet** 2 Thlr., **gebunden** (in denselben Einbänden wie Conversations-Lexiken) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an, sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der 1. Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kos der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausg geben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cutub Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

werden sind. Ebenso wird ferner das Zustimmende aus Brauch, Glauben und mundartlicher Formel des Volks mit zu den Quellenstellen ausgehoben, und erst wie zum Abschlusse dann tritt eine Vergleichung mit der allgemeinen deutschen Sage ein.

Wenn wir aber auch darauf verzichten, eine eigentliche Erklärung der Sage zu erhalten, indem wir das Wort des Verfassers zugeben:

Endresultate können wir nicht geben, solange wir noch im Lernen begriffen sind; die Sage ist zudem, wie alles Religiöse, in ihrer Wurzel Geheimniß. Nur kindische Neugier und lernscheue Trägheit will das Unerforschliche an den Fingern hergezählt sehen. Das Erforschliche wird sich finden, wenn wir erst des ganzen noch erreichbaren Sagenstoffs einmal Herr geworden sind, erst alsdann kann die Mythendeutung ihr Geschäft beginnen —

dennoch ist wenigstens der Wunsch gerechtfertigt, daß in möglichst klarer Weise der Zusammenhang der hier gebotenen Sagen mit den ursprünglichen Mythen nachgewiesen sein möchte; aber das eben ist es, was fehlt: Klarheit. Die Anmerkungen bieten ein buntes Conglomerat von überall her zusammengetragenen Notizen und Citaten, wir ziehen erstaunt den Hut ab vor einer solchen Belesenheit, aber wir lesen und lesen und wissen schließlich oft nicht, was eigentlich nachgewiesen werden soll, zumal der Inhalt der Notizen oft nur kurz angedeutet ist und wir der Mühe nicht überhoben sind, die Citate an Ort und Stelle nachzuschlagen, weil man häufig gar nicht einsieht, in welchem Zusammenhange sie untereinander stehen sollen und welchen Bezug sie auf die Sage haben. Mit dem allen soll aber durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß die Anmerkungen zum großen Theile großes Interesse haben und daß viele von ihnen ein Licht über die ganze Sage verbreiten; wir wünschten nur das alles durch Einfachheit besser in das Licht gestellt und auch allzu kühnes Herbeiziehen des gewiß nicht in Beziehung Stehenden vermieden. Je mehr der Stoff gehäuft ist, desto mehr wird die klare Uebersicht und Einsicht erschwert, und wenn man dem Leser zu viel Glauben zumuthet, so wird er nur desto ungläubiger. Hans Sachs erzählt vom Schlaraffenland unter anderm, daß dort die Schweine gebraten umherliefen und jedes ein Messer im Rücken hat, damit man sich ohne Mühe abschneiden kann. Da heißt es nun hier (II, 187):

Weil der Eber der Wilden Jagd gebraten umgeht und ein Vorlegmesser in der Schwarte stecken hat, wie Hans Sachs (Goedeke, „Deutsche Dichter", I, 80) erzählt:

Jetz ein Messer hat im Rück,
Damit ein jeder schneid ein stück
Und steckt das messer wider drein —

so läßt sich einsehen, warum man dem Wirbelwind, in welchem diese Sau verborgen ist, ein Sackmesser nachschleudert.

Solche kühne Zusammenstellungen von Dingen, deren Zusammengehörigkeit theils fraglich, theils sogar unglaublich ist, findet man hundertfach in den Anmerkungen. Zur Probe nur eine kleine Auswahl.

Nr. 119. Ein Bauerbursche jagt seinen Hahn in eine Höhle, um zu erfahren, wie tief diese sei. Der Hahn kommt nicht wieder, der Bursche hört ihn aber, als er nach Hause zurückgekehrt ist, unter sein[em] im Erdboden krähen; dazu heißt es: „Der in [die] hinabgejagte und unter dem Herde heraufkräht, bezieht sich auf den Hahn der Hel."

Nr. 146. Ein Bauerknabe ruft dem Wind[e] zum Fenster hinaus (I, 181):

Du rittist i der Nacht,
De Tufel het di g'macht!
Du rittist wie ne Schnider,
De Tüfel holt di wieder!

Auf diese Worte schellt es aus den Lüften herab:

Witt du mit mer stritte,
So chumt au mit mer rite!

Kaum hatte man diese Worte vernommen, so fuhr [er] zum Fenster hinaus. Am nächsten Morgen fand man [ihn] fern im Walde völlig zerschmettert.

Dazu lautet die Anmerkung:

Der Anruf gegen den Geist, du rittist wie [ein] gilt dem Gotte Donar, der im Donnerwagen zwei [Böcke] gespannt hat, den Zahnknisternden und den Zahnknir[schenden]. Der Höhnende wird zerschmettert gefunden, [wie] von Donar's alles in Staub zermalmenden Hammer [mit] dem Blitze.

Nr. 250 erzählt von einem gespenstigen Fuhr[mann], der riesengroß emporwuchs, als es ein Mann mit aufnehmen wollte, und ihn, als er floh, verfolgte, [bis er] vor Schreck starb. In den Anmerkungen ist [von] dem Todesrosse, dem Pferdefuße des Teufels, [dem] Gebrauche, die Leiche auf ein Pferd gebunden [zum] Grabniß zu bringen, von Kaiser Rudolf's [Tod] u. s. w. die Rede, und endlich heißt es:

Der jenaer Professor Froriep erzählt im „Schiller[-Almanach] als Augenzeuge und Leichenbegleiter bei Fr. Schiller's [feierlicher] Beerdigung, plötzlich habe sich ein fremder [Mann] eingestellt, sei abgestiegen und sei dem Zuge von [der] die Kirchhofsmauer gefolgt. Wer er gewesen, [ist] cherlei Vermuthungen, bis heute nicht bekannt. [...] (A. Stahr, „Jena und Weimar", 1852, I, 85.) Auch [...]sche Charon wird reitend dargestellt, vgl. Goethe's [...] Lied „Charon"; und Platon's Phädrus vergleicht [...]schen Seele einem Zweigespann, von dem das [eine] Leben, das andere in entgegengesetzter Wendung [...] zustrebe. Der Homerische Aelteste ist Nester und [...] der Rossebändiger genannt.

Wenn jener Leichenbegleiter Schiller's sich [...] mit Charon zusammengestellt sähe!

Nr. 288. Ein Jäger schießt einem Hase[n] lange genarrt, mit Pulver, unter welches [...] mischt ist, ein Bein entzwei. In dem Gebüsch, welches der verwundete Hase geflüchtet, findet [er] eine als Hexe bekannte alte Frau, die sich [das] dem Sacktuche verbindet. In der Anmerkung, [...] parallele Sagen anführt, heißt es am Schlusse:

Müllenhoff („Schleswig-holsteinsche Sagen", [...] Nr. 316 u. 317) erwähnt des Wolfriemen, mittels [...] Hexe sich in Hase, Fuchs und Wolf verwandelt; [...] es, daß oben das Weib aus Muri ihr Bein mit [dem] tuch umwickelt.

Nr. 320. Einer Frau setzt sich eine Fremde [auf] den Rücken und läßt sich bis an ihr Haus tragen. [...] lautet der Anfang der Anmerkung, welcher [...]

er Verfaſſer ſich ſelbſt zuzuſchreiben, daß die Frucht-
r werthvoller Sagen wie in einem großen Spreu-
ſen verborgen ſcheinen. Wie viele Sagen gibt es
der Art wie Nr. 70: „Bei Hütterode iſt es mit den
afen nicht richtig"; Nr. 80: „Im Mönchsmühlenteiche
ein Nickelmann"; Nr. 139: „Auf den Bäumen der
urg ſaßen zwei Zwerge und ſangen"; Nr. 284:
paar Bären ſah der Köhler im Ilſenſteine liegen";
385: „Einem alten Cantor huckte auf dem Kappel-
ein Geiſt auf"; Nr. 435: „Räderſee iſt grundlos";
141: „Ein Waldkopf bei Stolberg heißt der Antonius-
Mancher iſt dort irre geführt" u. ſ. w.

Unter den gedruckten Quellen des Verfaſſers hat
ntlich Kaspar Abel's „Sammlung etlicher noch nicht
ckten alten Chroniken" (1732) eine ziemliche Aus-
gegeben. Aus ihr ſtammt auch die naturhiſtoriſch
eſſante Notiz von einem Steinregen in Quedlinburg
Jahre 1249 (Nr. 51). In eine Sagenſammlung
rt wol dieſe und mehrere andere Auszüge aus Chro-
nicht, da ſie gar nichts Sagenhaftes an ſich ha-
So die Gründung der Nikolaikirche und die Ge-
te des Marienkloſters in Quedlinburg aus Kettner's
erſchienener „Kirchen- und Reformationshiſtorie
Quedlinburg", wo übrigens bei der Einweihung
Kaiſer Heinrich III. ſtatt Heinrich II. anweſend
nt iſt.

ußer der Zerſplitterung des Sagenſtoffes erſchwert
leſen des Buchs auch der Umſtand, daß die An-
ngen von S. 212 an in einem Anhange gegeben
ſtatt unter dem Texte zu ſtehen. Doch war es
eſe Weiſe möglich, in den Anmerkungen eine Menge
nachzutragen, welche dem Verfaſſer bei dem Drucke
ſten Theils des Buchs wahrſcheinlich noch nicht
bote ſtanden. In dieſen Anmerkungen ſind nun
ummern vieler Sagen, welche nur in ihrer Zu-
nſtellung Bedeutung gewinnen, nebeneinander ge-
Aber welche Mühe wird hier dem Leſer zuge-
! Der Verfaſſer hätte ſelbſt das Zuſammengehö-
uſammenſtellen und daran ſeine Erläuterungen
n ſollen. Daß er auch hier ſo oft auf ſeine frü-
Harzſagen verweiſen muß, hätte ſich bei einem
lern Zuwerkegehen von Anfang an vermeiden laſſen.
re ſehr zu wünſchen, das vorliegende Buch ſowie
hern Harzſagen fänden recht viele Käufer, damit
rfaſſer Gelegenheit erhielte, in einer neuen Auf-
ſe Bücher und die Sagen des Oſtharzes zu einem
rbeiten, aber auch wirklich zu verarbeiten und
m Sagenforſcher nur eine chaotiſche Maſſe von
u bieten. Je gewaltiger die Zahl der Sagen-
ngen anſchwillt, deſto ſchwerer wird es für den
der Zukunft, von dem wir das rechte Licht über
Sagen erwarten, dieſen ungeheuern Stoff zu be-
. Solche Bücher wie das vorliegende machen
genforſcher ungeheuere Mühe, um vielleicht einen
i brauchbare Bauſteine zum Ausbau der deutſchen
gie in ſolchen Maſſen unbrauchbaren Gerölles
n. Daß übrigens der Verfaſſer ſelbſt fühlt, daß
durch ſyſtematiſches Zuſammenſtellen allein in manche Partien der Sage Licht zu bringen iſt, beweiſen die „Abhandlungen und Zuſammenſtellungen", welche wir von S. 174—208 im Buche finden. An ihrer Spitze ſteht „Eine Pfingſtbetrachtung", welche 1853 im „Magdeburger Correſpondenten" abgedruckt war, über den Werth der alten Ueberlieferungen in literarhiſtoriſcher, ethiſcher und mythologiſcher Hinſicht handelt und den Zweck, bei dem Volke ſelbſt Intereſſe dafür zu erwecken, vielleicht zu erreichen geeignet iſt. Daran ſchließen ſich die Abhandlungen: „B. Ueber die Zwerge in den Familienſagen", „C. Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirſch", „D. Stellen am Harze, die von Venedigern beſucht ſein ſollen", „E. Der wilde Jäger und Frau Holle" und „F. Frû Frêen, Frû Frien, Frû Frêtchen." Die bedeutendſte und ausführlichſte iſt die unter C, von der der Verfaſſer in der Vorrede des Buchs ſelbſt ſagt, daß ſie die Unterſuchungen über den Hirſch um ein Bedeutendes weiter führen werde. Es ſind da eine große Anzahl Sagen von den vier Hirſchen der Eſche Yggdraſil an zuſammengeſtellt und namentlich das Vorkommen des goldenen Hirſches in den Sagen von den Venedigern betont. „In allen dieſen Faſſungen der Sage", heißt es dann weiter, „iſt offenbar von «Bergentrübung» und von einer Fahrt in die Unterwelt die Rede." Was heißt das? Von „Entrückungen" iſt in allen dieſen Sagen die Rede, da Leute durch die Venediger im Schlafe nach Venedig verſetzt werden. Später geht die Unterſuchung auf den ſchwarzen Hirſch im ſtolbergiſchen Wappen über, um deſſen heidniſchen Urſprung nachzuweiſen, obgleich er erſt um 1347 in Urkunden vorkommt, während früher das ſtolbergiſche Wappen eine umgekehrte Hand, bisweilen auch ein getheilter Schild war. Der Verfaſſer meint, der Hirſch ſei, wenn auch erſt ſpät, doch jedenfalls auf Grund der vorhandenen Sagen in das Wappen aufgenommen, während es allerdings wahrſcheinlicher iſt, daß alle dieſe ſtolbergiſchen Sagen vom ſchwarzen Wappenhirſch, von denen keine mit der andern übereinſtimmt, erſt durch den Hirſch im Wappen veranlaßt ſind, alſo mit den übrigen mythiſchen Hirſchſagen in keiner Verbindung ſtehen. Der Hirſch und eine in den ſtolberger Hirſchſagen vorkommende Jungfrau leiten auf Genoveva, und auf eine Aeußerung in Erſch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie" fußend und kühn weiter vermuthend findet der Verfaſſer in dieſer ohne weiteres die Frouwa, welche nun ſofort wieder mit der ſtolbergiſchen Jungfrau identificirt wird. Ueber die Säule in demſelben ſtolbergiſchen Wappen wird ferner geſagt, daß dies keine andere als die ſächſiſche Irminſäule ſei; leider aber hat in der Vorrede berichtigt werden müſſen, daß nach einer neuern Mittheilung dieſe Säule erſt im Anfange des 17. Jahrhunderts in das Wappen gekommen iſt, und zwar durch Beziehungen zu den Grafen von Henneberg. Solche Zeichen von Uebereilung finden ſich mehrere im Buche.

Unter D theilt der Verfaſſer aus einem Manuſcripte Nachrichten über Gold- und Silberlager am Harze mit,

die ganz werthlos sind, weil sie entschieden von einem Betrüger, der auf die Leichtgläubigkeit der Menge speculirte, zusammengefabelt sind. Unter E sind die Harzsagen über den Wilden Jäger und Frau Holle auf vier Seiten zusammengestellt, bei denen der Verfasser diese Form der Mittheilung statt der sonst gewählten nach Ortschaften vorgezogen hat. Ebenso ist unter F mit den Sagen von Frû Frien (Frêen, Frêtchen) verfahren, welche aber nur durch ihre Zusammenstellung uns über diese noch sehr räthselhafte Sagengestalt einiges Licht geben können. Wäre doch das mit den Sagen, die nicht entschieden eine nur lokale Bedeutung haben, immer geschehen.

---

3. Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. ***. Leipzig, Voigt und Günther. 1855. 8. 15 Ngr.

Den vorigen mehr für gelehrte Sagenforscher bestimmten Werken stellen wir diese populäre Schrift eines Dilettanten gegenüber. Der Verfasser hat es sich gar nicht sauer gemacht: es ist eine ganz einfache, aber sehr lebendig geschriebene Darstellung der Hauptresultate, welche durch die deutsche Sagenforschung geliefert worden sind, und fügt seinerseits kein neues Resultat zu den vorhandenen hinzu. So ein Büchlein bedarf freilich keines Studiums von vielen Jahren, es bedarf nur der Lust und Liebe zur Sache und einiger Belesenheit nebst Darstellungsgabe. Dennoch sind solche Werkchen recht nutzbar; sie machen die Forschungen der Gelehrten auch denen zugänglich, welche nicht Zeit haben, die größern Werke zu studiren, und nicht Geld, um sie zu kaufen. Sie befördern auch die Liebe zur Sache, die dem Leser hier in leichter und anmuthiger Form erscheint, ohne ihm zuzumuthen, den ganzen mühsamen Weg der Forschung mit durchzumachen, den Gelehrsamkeit ohne Klarheit oft außerordentlich schwer macht. Betrachten wir also kurz, was das Büchlein bringt.

Der Eingang enthält eine begeisterte Schilderung des heutigen Deutschland und seiner Vorgänge und stellt das Deutschland im Anfange seiner Geschichte dagegen. Als Probe der ältesten deutschen Dichtkunst werden zwei Stellen aus dem Beowulf und das älteste deutsche Räthsel in Uebersetzung mitgetheilt. Von der Darstellung der Verfassung der alten Deutschen und Anführung der deutschen Stämme wendet sich die Betrachtung zur Religion derselben. Nachdem das erschöpft ist, was wir aus deutschen Quellen wissen — wobei aber die Quellen nirgends angegeben sind —, geht der Verfasser auf die Edda über und theilt aus ihr die wichtigsten Sagen in klarer Darstellung mit von der Entstehung der Welt bis zur Götterdämmerung. Von S. 69 an wird die Fortdauer der heidnischen Götter in der christlichen Zeit nachgewiesen, und zwar werden zunächst die hauptsächlichsten Sagen angeführt, welche von Odin handeln, die Erscheinung Odin's im Saale des norwegischen Königs Wolsung und bei dem schleswigschen Schmied, der seinem Pferde ein Hufeisen aufnagelt, dann die wichtigsten der unzähligen Sagen von der Wilden Jagd aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Wie hier im Wi… den Jäger wird dann Wuotan in dem Carle Quint… im niederhessischen Odenberge, Friedrich dem Rothbart in Kyffhäuser, Karl dem Großen im Unterberge und in eine… Anzahl anderer Sagen nachgewiesen, ja sogar die Fort… dauer von Opfern für den Wuotan. Ebenso werden d… Mythen von Wuotan's Gemahlin in den Sagen von der Berchta, von der Holle, von der Frick, von d… „Fru Guden" und von den weißen Frauen, wie d… Urschel im Urschelberge in Schwaben, als noch fortlebend gezeigt. Nach der Bemerkung, daß von den übrigen Göttern und Göttinnen sich nur dürftige Spuren in d… deutschen Sage erhalten haben, werden einige der schön… sten und bezeichnendsten Sagen von Riesen, Zwerg… und Nixen, darauf 12 Märchen erzählt, in welchen sich noch einigermaßen deutliche Anklänge an die alte Götter… sage erhalten haben. Bei diesen sind die mythologische… Andeutungen in wenig Zeilen gefaßt und unter den Te… gesetzt. Alle diese Sagen und Märchen sind natürlich aus den verschiedenen Sammlungen genommen; die Aus… wahl ist aber eine glückliche, indem ziemlich alle Schön… heit mit Bedeutsamkeit vereinigen.

In einem Anhange von S. 170—219 werden d… zwei hehrsten christlichen Feste, Weihnachten und Ost… und das Fest der Sommersonnenwende (Johannisfe… als ursprünglich heidnische Feste ausführlich nachgewie… und die noch heute in den verschiedensten germanisch… Landen an diesen Festen gebräuchlichen heidnischen G… bräuche geschildert. Seine Quellen führt der Verfas… nur ein paarmal an, so bei der Darstellung des Wei… nachtsfestes das Buch des Professors Weinhold in Gra… „Weihnachtsspiele in Süddeutschland und Schlesien", u… auch der Name Grimm wird etwa zweimal erwähnt. E… sich nicht als Forscher mit der deutschen Sage beschäf… gen will und keine gelehrten Ansprüche macht, sondern nur eine für den Laien genügende Kenntniß von unse… einheimischen Mythologie und ihrer Fortdauer in d… Sage und in den Festgebräuchen sucht, dem mag d… Büchlein empfohlen sein.

---

4. Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Sieb… bürgen, gesammelt von Joseph Haltrich. Berlin, Sp… ger. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Der Verfasser bekennt im Vorworte selbst, daß sein B… durch die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Gri… veranlaßt ist, welche der Verfasser, jetzt Professor … evangelischen Gymnasium zu Schäßburg, als Schü… derselben Anstalt im Jahre 1842 zuerst in die Hä… bekam. Da schildert der Verfasser seine Freude und … Erstaunen, als er hier die Erzählungen seiner Kind… wiederfand. Als er später, 1845, die Universität Leip… bezog und dort gleichgesinnte Landsleute traf, wur… die germanistischen Studien eifrig betrieben, und n… der Rückkehr in ihr Vaterland Siebenbürgen und seit W… derherstellung der Ruhe nach den damaligen Sturmjah… begannen die fünf Freunde alles zu sammeln, was … diese Studien einschlägt, und zwar sollte jeder sein Ha…

mit einem Deckel verschlossen und dieser mit Lehm
ebt werden; dieser verschlossene Urin wird nun ge-
bis Tagesanbruch, „fällt jedoch nur ein kleines
Lchen vom Lehm ab, oder dringt gar ein Qualm
dem Hafen, dann ist alles vergebens". Man sieht,
de von der Natur und Kraft des Dampfes ist noch
zu diesen Gläubigen gedrungen. Nach einer Nach-
von den Hosemännlein, dem wilden Geiäg und den
zerbrunnen gibt es wieder Geschichten von Truden
Beschwörungen. Hier haben wir eine saubere Frucht
schönen, unschuldigen Aberglaubens. Theilen wir
ein Pröbchen ganz mit, zumal auch ein wirklich
er Gebrauch darin erwähnt ist.

Noch eine Beschwörung.

Gegen die Mitte der vierziger Jahre starb in Utting am
erfee eine Sechswöchnerin in ihrem ersten Kindbett. Blie-
Kind und Mutter beisammen. Einer Frau aber, die mit
Kind im ersten Kindbett stirbt, der wird das Kind in
rme gelegt und steht solcher der Himmel offen, auch wird
ich einer Jungfrau von Jungfrauen zu Grabe getragen
in Jungfrauenkrönlein auf ihr Grab gestellt. Dies ist
alter Glaube, allüberall im Brauch. Darauf hin
n sich fünf Männer in Utting zusammen zu einer Be-
ung der abgeleibten Seele. Nach einer weiß Gott wo-
nommenen Ueberlieferung begannen sie ihr Werk folgen-
t. Mit dem zwölften Glockenschlag um Mitternacht be-
sie faselnackt den Freithof, gruben das Grab der Ver-
en auf, hoben sie mit ihrem Sarg heraus und legten
on ihnen, nackt wie er war, in das leere Grab. Näh-
e nun im höchsten Stillschweigen den Sarg dreimal um
rithof herumtrugen, ging die Beschwörung dahin, die
dte Seele zu vermögen, die fünf Nummern, so in der
chsten Ziehung in der Lotterie gezogen würden, anzu-
Darum hatte man der im Grabe Liegenden alle 90
rn der Lotterie, deutlich auf einen Zettel geschrieben, in
und gelegt; die fünf Nummern, so gezogen würden,
dann erlöschen. Alles geschah so wie angegeben glück-
ne Widergang. Fünf Nummern waren wirklich er-
und eifrig und hoch gesetzt. In der dritten Ziehung
wahrhaftig auch die Nummern, aber leider kein Geld,
viel in die Tausende belaufen hätte. Die ganze Ge-
war ruchbar geworden, die Beschwörer gefänglich ein-
und ihr Einsatz für ungültig erklärt. So war denn
räumte Glück schnell dahin, und der böse Feind hatte
mal wieder sein hölisch Fözeln getrieben.

dieser Weise gehen nun die Geschichten fort. Nur
Iweise noch einiges. Ein Mann macht einen
b fest, vergißt aber die Zeit, auf welche die Stel-
macht war, und der Dieb wird vom Teufel ge-
Ein Jäger zwingt durch Zauberkunst aus Rache
iner Schimpfrede ein Mädchen, in der Nacht im
neben ihm herzulaufen, bis sie bei einer Schin-
durch einen Anruf erwacht. Ueber den „Brannt-
l" wird Folgendes berichtet: es ist ein Käfer seltsa-
tssehens, der in einem Gläschen mit Spiritus
hrt wird. Ein Krämer hatte einen solchen Geist,
: ihm alle Morgen einen Groschen unter das
Er that gar nicht geheim damit, „haben es viele
sehen; ist eine sichere Kunde". Ich denke, zu
ieheimnißvollen Wesen haben wir den Schlüssel
ständnisses. Wer die Zungen von neun „Ar-
ei sich trägt, „kann viel anheben", vor allem
siegt er in allen Raufhändeln; aber „ohne die zehn Fin-
ger eines ungebornen Kindes oder auch eines Wetter-
steins (!) kann es keiner zu den neun Zungen bringen",
weil stets der Böse sein Spiel dabei hat. Von den
Katzen weiß man nicht recht, sind es Thiere oder ver-
wunschene Geister. Vom Ohrenklingen besagt der Volks-
glaube Folgendes:

Ohrenklingen.

Jeder Mensch hat drei Tropfen Blut im Gehirn. Wenn
einer herunterfällt, dann trifft den Menschen ein Schlag. Da
nun gerne ein solcher Tropfen herunterfällt, wenn dem Men-
schen es in den Ohren klingt oder saust, so soll man der na-
hen Todesgefahr halber da ein Vaterunser beten, was auch
mehrentheils geschieht. Zum mindesten wird eine kurze Reu
und Leid erweckt.

Im Jahre 1846 oder 1847 nimmt eine eitle Bauers-
tochter in Hofstetten einen Spiegel mit in die Kirche
und beschaut da ihre neue Haube; da sieht sie den Teu-
fel auf ihrer Schulter sitzen, fängt an zu schreien und
zu strampeln und ist vom Bösen besessen. Der Pfarrer
des Ortes hat einen schlechten Glauben und kann des-
halb nicht helfen, ein benachbarter Geistlicher aber macht
sie „wieder richtig". Abscheulich ist das Recept,
wie man durch die Nadeln des Lärbaums (pinus laria)
und durch den Säbling (juniperus sabina) die Leibes-
frucht abtreiben kann. Wenn sich einer erhängt, so er-
hebt sich ein Sturmwind, und über die Gemeinde, in
deren „Freithof" ein Gehängter begraben wird, kommt
„ein Schauer". Deshalb werden Selbstmörder trotz aller
„gesetzlichen Verordnungen" aus dem Grabe wieder heraus-
gerissen und in ein ungeheueres Holz oder einen
Wasserstrudel geworfen. Davon werden erbauliche
Beispiele erzählt. Bei Seiserstetten ist ein Strudel
im Lech, dahinein wirft man die Selbstmörder der gan-
zen Umgegend. Da heißt es (S. 106): „Wer wird da
nicht erinnert an die so schöne Stelle im Homer, wo
Achilleus den Lykaon in den Skomandras schleudert, des
Patroklos Mord zu büßen!" Welche Folgen der „un-
schuldige" Aberglauben hat, das zeigt die Geschichte vom
Pfarrer Rainer (S. 123), der an einem gespenstigen Orte
von einem Stege fällt und den Fuß bricht, aber trotz
Schreiens und Rufens keine Hülfe erhält, weil die Leute
meinen, daß die Holzweibeln so weinten, sodaß er den
Verstand verliert und sich später ertränkt. Das aber
war nur Strafe dafür, daß er am Samstage zu lang
in Landsberg bei den Herrenleuten blieb und darob den
Rosenkranz versäumte, sodaß ihn die Bauern allein beten
mußten, „und das thut kein gut".

Wenn der Verfasser von dem Volksglauben sagt,
daß er oft von höchster dichterischer Schönheit sei, so
geben ihm allerdings einige Züge Recht. Unter dem
Aberglauben von Thieren gehört dahin folgende Sage
von der Nachtigall:

Bald jemand im Sterben liegt und recht Schmerzen lei-
det, kann man öfters hören: wenn nur die Nachtigall käm'
und thät' uns auflösen! Da kommt denn diemalen ein Vogel
geflogen und singt so lieblich und fein, daß die Schmerzen
aufhören, und man entweder besser wird oder stirbt. Auch

ruft man gerne die Muttergottes darum an, die Nachtigall zu schicken und den Kranken zu zeichnen zum Leben oder Tod.

Einzelnes gehört auch gar nicht dem vulgären Aberglauben an; so ist die Feidlnanndl eine sogenannte Somnambule und die Geschichte kann buchstäblich wahr sein. Aehnliche Begebenheiten, so unbegreiflich sie scheinen, sind tausendfach durch Thatsachen beglaubigt, und deshalb wird sie kein Vorurtheilsfreier oberflächlich verwerfen. Die beiden folgenden Erzählungen sind gewöhnliche Räubergeschichten und schließen den ersten Theil des Buchs, die „Erzählungen aus dem Volke".

Mit viel größerm Vergnügen liest sich der zweite Theil, welcher „Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen" dem Gange des Kalenders nach darstellt. In einer Einleitung, welche der Aufzählung der einzelnen Monate vorangeht, spricht der Verfasser von der treuen Anhänglichkeit des Bauers an die alten Ueberlieferungen und der Wichtigkeit dieses Umstandes für die deutsche Alterthumskunde, von der Ohnmacht der Schreibstubenherrschaft und ihrer Verbote dem Volksleben gegenüber, von der Abgeschlossenheit des Bauers vor dem Städter und seiner Lectüre, ferner wie der Bauer nur nach den hohen Festtagen, Lostagen und Märkten, nicht nach dem Monatsdatum die Zeit angibt, von den guten und den schlechten Himmelszeichen und unter welchen Zeichen man dies und jenes thut, von den Namen der Winde und der Wochentage und ihrer Bedeutung, von den ganzen und halben Feiertagen. Daran schließen sich die allgemeinen Witterungsregeln. Am Schlusse steht eine kleine Geschichte von einem Bauer, der die Macht bekommen hatte, sich ein Jahr lang das Wetter nach Gutdünken zu machen, und dennoch nur taubes Stroh erntete, weil er den Wind vergessen hatte, und der seitdem keine Witterung mehr tadelte.

Von den einzelnen Monaten werden dann alle wichtigen Tage und Feste mit ihren Gebräuchen recht anschaulich geschildert. Manche von diesen Gebräuchen sind allerdings etwas derb, so z. B. das Begraben der Fastnacht, wo religiöse Gebräuche entschieden verspottet werden. Am 24. April (Georg), am Weißen Sonntag und am 1. Mai haben die Ledigen ihre drei Freinächte.

Diese Nächte gehören ihnen, was sie weidlich benutzen. Es wird da unglaublich viel Unfug getrieben und es ist ein absonderliches Herkommen, alles Ackergeräthe, das man habhaft werden kann, weit hinaus ins Gefild zu schleifen und dort hoch aufzuthürmen, und zwar gerne an einem wilden Birnbaum. Niedern Häusern, die auf einer Seite an Bergleiten anlehnen, werden wol ganze Wagen auf den First des Daches gesetzt, Mühlbäche abgelassen u. dgl.

Sehr anziehend ist die Schilderung der Johannisfeuer (Simmetsfuir, Sonnenwendsfeuer) und der am Lechrain dabei stattfindenden Gebräuche. Spaßhaft ist, wie St.-Simon (28. October) durch seinen Namen der Patron der Simannlbrüderschaft geworden ist, der Ehemänner nämlich, welche unter dem Regimente ihrer Weiber stehen (Sie-Mann). Recht prosaisch werden die beiden Bauernregeln erklärt: „St.-Martin kommt auf ein Schimmel geritten" (weil es um diese Zeit schon mal schneit), und: „St.-Martin muß noch ein Heu sein Rößl finden" (der sogenannte Nachsommer). Ge hat man aber diese Regeln, deren praktische Bedeut die angegebene sein mag, in Erinnerung an Martin den Erben Wuotan's und seines weißen Rosses so eig thümlich gefaßt, und das Heu, das er noch finden m könnte ein Anklang an die Feldfrüchte sein, die a auch in andern Gegenden gleichsam als Opfer für W tan stehen läßt.

Bei dem Weihnachtsfeste wird ein sehr schönes L mitgetheilt: „Es kam die gnadenvolle Nacht", zu w chem leider in dem musikalischen Anhang die Mel fehlt. Schön ist der Gebrauch des Johannessegens 27. December, doch ist der wol auch in andern tholischen Landen üblich. Wenn wir nun mit d Bauernjahr zu Ende sind, begegnet uns noch auf letzten Zeilen ein recht abscheulicher Aberglaube. S werden die drei unglücklichen Tage im Jahre aufgefü und gesagt: „Wer in diesen unglücklichen Tagen gebo ist, der stirbt eines bösen Todes, wird auch selten a Wie muß den Armen, die das trifft, durch solchen Al glauben das ganze Leben vergällt werden!

Der dritte Abschnitt des Buchs heißt „Das Hau So nennt nämlich der Lechrainer das Vaterhaus mit nem Zubehör an Feld, Wiese und Holz. Hier spricht Verfasser mit Wärme von der Liebe des Lechrainers seinem Vaterhause und dem jahrhundertelangen Fortv in der Familie, und schildert darauf ausführlich ein solc Haus mit allem, was daranhängt. Darauf beschreibt er Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, und wir den hier vieles Eigenthümliche, z. B. den Gebrauch, bei allen Kindern einer Familie immer derselbe Gevatt mann und dieselbe Gevattersfrau bleibt. In der R des Abdankers beim Hochzeitmahl wird aus der Hoch zu Kana eine zu Kanaan gemacht, ein Schnitzer, spaßhaft oft in Büchern wiederkehrt.

Zum Schluß endlich werden eine Anzahl Volk lieder, theilweise im Dialekt mitgetheilt, wie sie Lechrain gesungen werden. Die Melodien stehen in ein Anhange. An die Lieder reihen sich eine Anzahl Sprü wörter und Redensarten. Daß die bairischen Ausdrü welche so häufig im Buche vorkommen, nicht erkl sind, ist ein Mangel, da nicht jedem Leser Schmell „Bairisches Wörterbuch" zur Hand ist.

Gustav Mosen

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

geworden, und sie hat sich beeilt, dieser Aufforderung durch vorliegendes zugleich als zweite Prämie zu Kober's „Album" für 1857 angekündigtes Schriftchen zu entsprechen. „Sie wünschen meine Biographie für die Leser Ihres Albums", sagt sie in dem ihrer Selbstbiographie vorgedruckten Schreiben, „und weil Sie es wünschen, Sie, dem ich so viele frohe Stunden verdanke, den ich so herzlich schätze und gegen den ich so mannichfache Verpflichtungen habe, will ich versuchen, das Unmögliche möglich zu machen." Die Verfasserin ist nämlich der Ansicht, daß es für eine Frau, wie dies selbst die Autobiographie von George Sand beweise, fast unmöglich sei, ihre Biographie zu schreiben, wenn sie sich nicht in Memoirenform der Zeitgeschichte anschließe, sondern die eigene Geistesentwickelung dem Leser vorführe. Die Geschichte der geistigen Entwickelung einer Frau sei die Geschichte ihres Herzens, das sich aber beim Weibe „bei jeder Berührung von außen wie die Schale der Perlmuschel mit krampfhafter Festigkeit verschließe". Das scheint sehr richtig zu sein, aber die nun folgende Phrase: „Die Perlen des Genies in einer weiblichen Seele sind wie die in der Muschel Früchte des Leidens. Es sind nach innen geweinte Thränen", hätten wir der Verfasserin gern geschenkt, da mit solchen Phrasen in der deutschen Literatur leider größerer Luxus getrieben wird, als in jeder andern Literatur europäischer Völker. Wir wollen der Verfasserin nur kurz bemerken, daß der Mann, wenn er überhaupt zartfühlend ist, was freilich nicht immer der Fall, mehr „nach innen" weinen muß als das Weib, weil die Thräne beim Mann nach alter Tradition eben für unmännlich gilt. Das Weinen wie das Leben nach außen (Putzsucht, Koketterie, Scheinbildung u. s. w. beweisen das) findet sich beim weiblichen Geschlecht wahrscheinlich viel häufiger als beim männlichen. Um so mehr sind wir mit Julie Burow einverstanden, wenn sie bemerkt: „Die innerliche Ausbildung jedes Menschenherzens ist wichtig und interessant." Auch wollen wir ihr gern zugestehen, daß sie nur erzählt, „was eine Frau von dem eigenen Leben erzählen kann", und wir hoffen und wünschen mit ihr, daß „ein oder das andere junge Herz sein eigenes Ich in dem Spiegel dieser Erinnerungen wiederfindet". Sehr beherzigenswerth ist auch folgende Stelle: „Eine nun funfzigjährige eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man genau diejenige Summe echten innern Glücks besitzt, die man durch echtes aufrichtiges Streben nach dem Guten und Wahren erwirbt; denn Glück ist nicht Befriedigung unserer Wünsche — in tausend Fällen wäre diese sogar unser höchstes Unglück —, Glück ist die Gesundheit der Seele, die uns wie die Gesundheit des Leibes fähig macht, alles, was das Geschick über uns verhängt, in uns selbst so zu verarbeiten, daß es zur Erkräftigung, Verschönerung, mit einem Worte zur Ausbildung unsers Ichs beitrage."

Auf wenigen Bogen entwickelt sich hier vor uns ein wenigstens an innern Erlebnissen reiches Mädchen- und Frauenleben. Auch an äußern von Bedeutung fehlt es nicht, insofern man nur nicht unter bedeutungsvollen Erlebnissen nur solche versteht, die auf der großen Schaubühne der Welt vor sich gehen und die öffentliche Aufmerksamkeit von selbst oder durch künstlich berechnete Ostentation auf sich ziehen. Jede Familie bildet eine Welt für sich, die ihren eigenen geschichtlichen Verlauf, ihre dramatische Entwickelung hat und um so bedeutsamer wird, je häufiger die an dem Einzelleben einer Familie hervortretenden Symptome und charakteristischen Eigenschaften in dem Leben der Familien gleichen Berufs und Standes wiederkehren. Auch in dem Leben unserer Verfasserin trifft man, wie wol in dem Leben der meisten, welche auf dieser unvollkommenen Erde zu wirken und zu leiden verurtheilt sind, im ganzen auf mehr Trübes als Erfreuliches, und es ist sicherlich nur ein kärglicher nothgedrungener Trost, wenn man versichert, daß diese Drangsale dazu bestimmt sind, uns geistig und sittlich zu reinigen und zu reifen, insofern der Mensch nicht etwa früher darüber zu Grunde geht, wie die junge Baumblüte durch unzeitigen Frost. Zuvörderst waren die häuslichen Verhältnisse, unter denen Julie heranwuchs, zerrüttet. Sie spricht mit großer Schwärmerei von ihrem Vater, und wie b Söhne sich als Erben der Eigenschaften ihrer Mütter, kehrt begabte Töchter sich als Erben der Eigenschaften Väter anzusehen pflegen, so behauptet auch Julie: „ sagt, ich gleiche ihm im Aeußern sehr; meine Gemüths- Geistesanlagen sind unzweifelhaft die seinigen" u. s. w. leider „hatte Gott es nicht gewollt, daß verzeihende neben ihm stehen und ihn an ihrer sanften Hand durc Irrwege seines Daseins zu den heiligen Höhen der Men führen sollte". Denn Juliens Mutter war zwar ein schönes und gutes Wesen", sie hatte nur den einzigen „daß sie Gatten und Kind nicht liebte, es wenigstens zeigte". Aus gewissen Andeutungen erräth man, welch denschaft sich ihr Vater hinzugeben begann; es scheint d gewesen zu sein, an der die Verfasserin in ihrem Roman Armuth Leid und Glück", worin sie überhaupt manche Re reminiscenzen, unter anderm auch ihr inniges Verhältniß zu Bruder verarbeitet zu haben scheint, den Musikus Bergm Grunde gehen läßt. „Mein älterliches Haus war zu jener Z Aufenthalt des Elends und die bittere Noth lastete auf dems sagt die Verfasserin. Es fand zwischen beiden Eheleuten zeitweilige Trennung statt, indem sich die Mutter mit noch nicht 13 Jahre alten Tochter nach Tilsit zu Verw bezab, während der Bruder (jetzt Professor und Oberst Königsberg) bei dem Vater zurückgelassen wurde. Julie nun für sich selbst sorgen, und kam unter anderm nach Dorfe Pobiebels in der Gegend von Rastenburg als H schafterin für die Kinder einer Witwe, der sie abends z mußte. So auf sich selbst gestellt, lernte sie selbständig und empfinden, und die kleine Hausbibliothek, die unter auch Romane von Walter Scott enthielt, schloß ihr ei Welt auf und half ihren Gesichtskreis erweitern. Später Mutter und Tochter wieder zu ihrem Vater, der inzwisch Danzig als expedirender Regierungssecretär angestellt war, wie die Verfasserin erzählt „mit einem Gehalt 800 Thalern, was zu jener Zeit, wo alle Lebensbedürfnisse halb so theuer waren als heutzutage, für eine so kleine Familie gut hätte ausreichen können". Indeß man machte, wie es ein größeres Haus, als dies Einkommen erlaubte, oder noch wahrscheinlicher, das Hauswesen litt noch an den den, welche ihm die frühern Jahre des Mangels und der geschlagen hatten; kurz, noch war die Familie kein halbes in Danzig, als „die Noth, die eiserne grimmige Noth Hause eingekehrt war. Die Verfasserin mußte nun fleißig für Geld arbeiten und sich, was sie brauchte, verdienen, aber ihr Gottvertrauen, über das sie sich auf und 25 in schönen Worten und in antimaterialistischen tung ausspricht, ließ sie nicht zu Schanden werden. Ihr gesellschaftlichen Stellung der Familie bemerkt sie: „ Stellung meiner Aeltern und ihr beiderseitiger Bildungs war von der Art, daß sie uns und ihnen den Eintritt bessere Gesellschaft öffneten. Mein Vater galt neben allbekannten Schwächen für einen höchst geistreichen Mann war es auch wirklich; hätte er Maß und Selbstbeherrsch gehabt, ihm wäre eine glänzende Carrière gewiß gewesen." scheint fast, als ob Autobiographien solche indiscrete Mi lungen oder Andeutungen unerläßlich machten; aber man es künftig auch Aeltern nicht verdenken können, wenn sie Himmel flehen: segne uns mit Kindern, aber verschone mit solchen, welche etwa Schriftsteller werden sollten. müssen wir der Verfasserin doch zugestehen, daß sie den usurpirten Recht der Autobiographen, indiscret zu sein, so weitgehenden Gebrauch macht, wie manche ihrer gängerinnen, z. B. George Sand, und daß unter ihren theilungen diejenigen, die den Charakter indiscreten Ge tragen, doch immer mit einer genügenden Zuthat mit Pietät vergoldet sind, sodaß die Schatten ihrer Aeltern deshalb schwerlich zürnen werden.

Privatarchiven und fanden dort Actenstücke, die weit über die Persönlichkeit Wallenstein's und sein tragisches Geschick hinausführten; von Oesterreich, Baiern, Darmstadt, Hannover, Preußen, Sachsen und neuerdings auch von Würtemberg aus ist zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs mehr oder minder reiches Material dargeboten worden. Zu denen, welche das sächsische Staatsarchiv zu diesem Zwecke mit Eifer auszubeuten gesucht haben, gehört auch Helbig, der Verfasser der vorliegenden Monographie. Sie führt uns auf den Prager Frieden, von dem die Gemahlin Johann Georg's I. sagte: „Die werden einstens in der Hölle brennen, die diesen gottlosen Frieden gemacht haben." Und etwas Wahres in diesem inhaltschweren Urtheile muß selbst für ihren fürstlichen Gemahl gefunden werden: er war seiner Aufgabe nicht gewachsen, dachte lediglich an seinen Vortheil, stieß unpolitisch alles zurück, was calvinistischen Ursprungs war, bewies unklugerweise ebenso viel Eifersucht gegen den Schwedenkönig, dem allein er seine Rettung verdankte, als Fürstenstolz gegen den schwedischen Edelmann Oxenstjerna. Wahr, doch ziemlich glimpflich spricht sich der Verfasser aus: „Es ist ein großes Unglück für eine lebenskräftige Partei, wenn in der Zeit der Bedrängniß derselben ein tüchtiges Haupt fehlt. Dieses Unglück hatten die deutschen Protestanten in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Kriegs den Katholiken gegenüber, welche durch zwei kluge Fürsten und zwei bedeutende Feldherren übermächtig geworden waren. Denn der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der durch seine Stellung im Reiche zum Führer der Evangelischen berufen war, hatte wol den guten Willen, aber nicht die Kraft, dieselben vor dem Verderben zu bewahren. So erschien als Retter, leider ein Fremder, der edle Gustav Adolf, und solange er lebte, stand es gut mit den Protestanten. Nach seinem Tode kamen die Protestanten, welche der Kurfürst zu vertreten unfähig war, bald wieder in solche Noth, daß derselbe von dem klugen Kaiser zu dem Prager Frieden gedrängt wurde. Dieser den 20. bis 30. Mai 1635 abgeschlossene Friede, den die nachfolgenden Ereignisse gerichtet haben, ist bekannt. Nicht bekannt dagegen sind die Unterhandlungen, durch die er zum Abschlusse kam." Und wir müssen es dem Verfasser der Monographien über Gustav Adolf, Arnim und Wallenstein nachrühmen, daß er seine Quelle mit Fleiß und zur Förderung der Wissenschaft benutzt hat; nicht blos die sächsische, sondern auch die deutsche Geschichte ist durch seine Arbeit bereichert worden, auf mehr als eine Thatsache sind neue Lichtstreifen gefallen, die beigegebenen Anmerkungen sind zum größten Theile von besonderm Werth. Nur zweierlei möge am Schlusse noch zur Sprache kommen. Des Verfassers Urtheil über Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs" finden wir bezüglich der Zusammenstellung des Materials zu wenig begründet, so sehr es uns auch sonst freut in dem Urtheile, das wir über dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen öffentlich abgegeben haben, mit dem Verfasser übereinzustimmen. Endlich, ist es dem Verfasser bekannt, daß die hinterlassenen Papiere des bekannten Hoë von Hoënegg, wie wir vor einiger Zeit in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" lasen, sich auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen eingepackt und unbenutzt befinden? Sollten diese Papiere für die historischen Bestrebungen des Verfassers nicht von besonderm Interesse sein?

Karl Zimmer.

Notizen.

Landsberg an der Warthe.

Bei Fr. Schäffer und Comp. zu Landsberg erschien in vorigem Jahre eine „Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe" (mit einer lithographirten Ansicht der Stadt vom Jahre 1650), von A. Englien und Fr. Henning, die auch einige interessante Notizen über Schriftsteller und Dichter, welche dort lebten oder noch leben, enthält. Den meisten Ruf unter ihnen hatte der am 6. Februar 1848 als Oberpostdirector und Geheimer Hofrath verstorbene Dr. Emil Joseph Nürnberger. Dieser war im Jahre 1779 zu Magdeburg geboren, wo sein Vater als Kriegs- und Domänenrath lebte, und gerieth durch besondere Umstände in die Carrière eines Postbeamten. Während des Kriegs mit Frankreich kam Nürnberger nach Landsberg a. d. Warthe, „wo ihn (wie es im Buche heißt) seine Stellung und seine Kenntniß der französischen Sprache fast mit allen Koryphäen jener Zeit in Berührung brachte, und wo er obgleich vielfach durch die übermüthigen Eroberer belästigt, ja sogar mehr als einmal mit der Füsillade bedroht, dennoch Muße gewann, um seine tiefsinnige «Theorie des Infinitesimal-Calculs», in welcher er auf selbständigem entgegengesetzten Wege zu den Resultaten der «Theorie der Functionen» von Lagrange gelangte, zu verfassen". Im November 1813 ging er als Commissarius der Posten im Königreiche Sachsen nach Leipzig und Halle, und erwarb an letzterm Orte für seine ausgezeichnete Inauguraldissertation „Untersuchungen und Entdeckungen in der höhern Analysis" die philosophische Doctorwürde. Nürnberger lebte hierauf als Postmeister in Soran, wo er sich namentlich mit der Uebersetzung der Dichtungen Virgil's, Horaz', der Metamorphosen Ovid's und der Elegien Tibull's beschäftigte, bis er sich 1829 in sein landsberger Tusculum zurückzog, um fortan ausschließlich den Wissenschaften und dem stillen Wohlthun zu leben. Hier schrieb er unter anderm seinen philosophischen Roman: „Stilleben, Briefe an eine Freundin über die Unsterblichkeit der Seele" und sein großes „Astronomisches Wörterbuch", das er bis zum Buchstaben S vollendete. In Anerkennung seiner Verdienste wurden ihm nach und nach eine Menge Diplome und Ehrenmedaillen verliehen. Ein inniges Freundschaftsverhältniß verknüpfte ihn namentlich mit Theodor Hell (Hofrath Winkler), wie unter anderm ein schöner Krystallpokal mit der Inschrift „Seinem Nürnberger Theodor Hell" beweist, welcher sich jetzt als theures Andenken im Besitze des Herausgebers d. Bl. befindet. Das vorliegende Buch bringt gelegentlich auch einige interessante Mittheilungen Nürnberger's über seine Berührungen mit französischen Kriegsobersten nach der Schlacht von Jena, die das alte Wort Vae victis! durch schlagende Beispiele von neuem bestätigen, und über die denkwürdigen Tage, als die kläglichen Reste des einst so stolzen und übermüthigen Napoleon'schen Heers aus Rußland durch Landsberg zogen. Nürnberger's Sohn, Dr. Woldemar Nürnberger, praktischer Arzt in Landsberg, ist unter dem nom de plume M. Solitaire als talentvoller und origineller Novellist bekannt und als solcher auch in d. Bl. gewürdigt worden. Gutzkow verglich ihn, wie wir aus diesem Buche erfahren, in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" wegen des schwarzdunkeln Colorits seiner Novellen mit Salvator Rosa. Ein Landsberger war auch Eduard Boas, geboren 1815, gestorben 1853, der sich außer durch manche belletristische Arbeiten, besonders durch seine Schrift „Schiller und Goethe im Xenienkampf" und durch sein von W. von Maltzahn herausgegebenes posthumes Werk „Schiller's Jugendjahre" in weitern Kreisen bekannt gemacht hat. Dagegen erinnern wir uns nicht in dieser Chronik dem Namen des liebenswürdigen Lyrikers und Novellisten Eduard Ferrand (Schulze), ebenfalls eines geborenen Landsbergers, irgendwo begegnet zu sein.

Zur österreichischen Journalistik.

Nr. 8 der bisher unter Mitwirkung von Eduard Schmidt-Weißenfels von dem prager Buchhändler Kober herausgegebenen und redigirten „Kritischen Blätter für Literatur und Kunst" enthält zum Schlusse folgende, Prag den 24. Februar datirte Erklärung des Herrn Schmidt-Weißenfels: „Da es dem Verleger und Herausgeber der «Kritischen Blätter für Literatur und Kunst» ersprießlich scheint, dieselben fernerhin auf eine von meinen Ansichten allzu sehr abweichende Weise dem vorgesetzten Ziele entgegenzuführen, so lege ich mit dieser Nummer die bisher von mir ausgefüllte beeinflussende Stellung nieder und stehe mit der Redaction der «Kritischen Blätter» fernan

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges

Bibelwerk für die Gemeinde.

In drei Abtheilungen.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erste Abtheilung.

Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung.

Erster Theil: **Das Gesetz.**

Erster Halbband. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses seit langem mit Spannung erwartete Werk bietet dem deutschen Volke eine **vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel.** Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Nation das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren bildet daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner geistigen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine treue gehaltene Wiedergabe des Bibeltextes, in der allgemein verständlichen Muttersprache Luther's, aber mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung bildet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht blos für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks: es soll eine Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde".

Das Werk zerfällt in **drei Abtheilungen,** die in **8 Bänden** oder **16 Halbbänden** erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) Forschungen über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Der soeben erschienene **erste Halbband** (27 Bogen stark) enthält außer dem Anfang der Bibelübersetzung und -Erklärung ein „Vorwort an die Gemeinde" und eine ausführliche und wichtige und interessante „Einleitung".

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, sodaß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der **Subscriptionspreis** ist in der Ordnung auf weitere Verbreitung auf **nur 1½ Ngr. per Bogen** festgesetzt worden.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch der erste Halbband und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des deutschen Studentenlebens

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Studententhum bietet in seiner geschichtlichen Entwickelung höchst interessante Erscheinungen dar und war einen wesentlichen Bestandtheil unsers Nationallebens aus. Bis zahlreicher Quellenschriften darüber und vorteilhafter Bücher über einzelne Gegenstände aus der Sittengeschichte des deutschen Studententhums hat es bisjetzt gänzlich an einem Werke gefehlt, welches wie das vorliegende diese Erscheinungen zusammen-

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung,** die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichen Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch unabhängige, **freisinnige Haltung,** gediegene **Leitartikel,** zuverlässige **Originalcorrespondenzen,** zahlreiche **telegraphische Depeschen,** reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie.** In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine lieberschrift darüber zu gewähren. Als führendes Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Mädchen an den Meistbietenden zu versteigern, der dann das Recht erhält, während des Sommers ausschließlich mit der Ersteigerten zu tanzen, ist hier ebenfalls beschrieben. Bedeutsam sind namentlich die hier am 11. November üblichen Martinsfeuer, wenn man sich an die mythische Bedeutung St.-Martin's erinnert. Nach der Schilderung des Begrabens der Kirmes werden die Gebräuche bei der Verlobung, dort Hillig oder Handstreich genannt, die Weise der Einladung zur Hochzeit, der Brautschmuck und die bei der Hochzeit vorkommenden Gebräuche und Lieder mitgetheilt, alles, wie es vordem üblich war. Eigenthümlich ist der Gebrauch des „Thiersagens“:

Lebte ein Ehepaar in fortwährendem Unfrieden und Zank, so wurde dem Manne das „Thier gejagt“. Am Abende versammelten sich die Burſche unter der Dorflinde mit verschiedenen Instrumenten: Pritschen, Kuchenpfannen, Kuhhörnern, Ketten, Topfdeckeln u. s. w. und ihr Schultheiß fragte:

„Wat maad ihr Jungen, hek“

Die Burſche: „Mir jagen dem ..... et Dihr!“

Der Schultheiß: „Wat hät hä dahn gedohn?“

Die Burſche: „Hä hät ſing Frau gekratz, gebeſſen on geſchlohn.“

Hierauf eilte die ganze Verſammlung vor die Wohnung des Beſchuldigten, wo die Katzenmuſik begann.

Ferner werden dann die Kindtaufen, Leichenfeierlichkeiten und das häusliche Leben geſchildert. Daran ſchließt ſich eine Anzahl Wiegenlieder, Kinderſprüche und Kindergebete, letztere alle frommkatholiſch. Nun folgt eine reiche Sammlung von Kinderſpielen (36), bei denen die Gleichheit mancher der Spiele nebſt den dabei gebräuchlichen Sprüchen mit denen auffällt, die auch bei uns in Sachſen üblich ſind. Darauf folgen die Gebräuche in Beziehung auf Landwirthſchaft, bei Käufen und bei Neubauten und die Schilderung des ehemaligen Gemeindelebens. Unter anderm wird da erzählt, wie man am 1. Mai um die Gemarkung ging, wobei man namentlich Kinder mitnahm, damit ſie die Banngrenze kennen lernten. Auf die Markſteine machte man ſie dadurch aufmerkſam, daß man ſie unſanft auf dieſelben niederſtieß. Auch über das Schulweſen und Rechtsalterthümer finden ſich mehrere Notizen, und zwei über die Freihöfe. Unter dem Titel „Sprünge und Streiche“ ſind dann eine Anzahl Geſchichten mitgetheilt, die theils ganz die gleichen, theils ſehr ähnlich denen ſind, die man anderwärts von Schildburg und Krähwinkel erzählt, ja eine dieſer Geſchichten ſteht ſogar in den hernach zu beſprechenden frieſiſchen Sagen unter den Streichen des Pua Modders. Die beiden Orte, denen der Volkswitz der Eifel dieſe Streiche zuſchreibt, ſind nicht genannt.

Von S. 111 an ſind 21 geiſtliche und 20 weltliche Lieder abgedruckt, die nach der Verſicherung des Verfaſſers in der Vorrede unmittelbar aus dem Volksmunde geſammelt ſind und ſich in den ihm bekannten Sammlungen theils nicht, theils in anderer Lesart vorfanden. Außerdem iſt noch eine größere Anzahl von ſolchen, die ſich bei Simrock finden und in der Eifel gebräuchlich ſind, nur mit den Anfängen verzeichnet. Es iſt manches der Erwähnung werthe Lied darunter, [illegible] es uns aber verſagen, näher darauf einzugehen. [illegible] ſchließen ſich von S. 167 an 431 Sprüchen, dem Hauptinhalte geordnet. Unter den religiöſen [illegible] wir den Wahlſpruch Luther's: „Das Chriſtus Roſen geht, ſelbſt wenn es unterm Kreuze [illegible] Vergnügen. Unter den „Lebenserfahrungen“ [illegible] der Spruch: „Die ſich meinen, werfen ſich [illegible] nen“, etwas Aehnliches ausdrücken, wie unſer [illegible] ſich neckt, liebt ſich.“ Unſer: „Was ein Hä[illegible] den will, krümmt ſich bei Zeiten“, lautet hier [illegible] ein Dörnchen werden will, ſpitzt ſich in der Ju[illegible] Unſer Sprichwort vom Fiſchefangen und Vergleich im weſentlichen in dem Reime enthalten:

Drei Jäger, drei Fiſcher und drei Begeiſterte
Vermögen nicht zu ernähren einen Müſſiggänger.

„Dorn und Diſteln ſtechen ſehr, falſche [illegible] noch viel mehr“ iſt ein Bruchſtück aus einem [illegible] ebenſo das folgende:

Setzt man das Licht zu hoch, ſo löſcht es der Sturm;
Setzt man es zu nieder, ſo bläſt es aus der Katz,

welches ſich im Volksliede von Anneli bei [illegible] (I, 33) findet.

Nun folgen noch 184 Räthſel mit ihren Auflöſungen wie: „Welches Thier iſt am ſtärkſten? Die Ei[illegible] denn ſie trägt ihr Haus“, und daran ſchließen ſich S. 221—234 auf zweiſpaltigen Seiten das [illegible] welches an 900 Wörter aus der Volksſprache mit ihrer hochdeutſchen Erklärung enthält. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede, daß dieſe Wörter ſich wohl um das vier- bis fünf-, ja [illegible] mehrfache vergrößern ließe, da bei dem [illegible] Volksmundarten der Eifel noch ſehr viele eigene Ausdrücke vorhanden ſeien, welche keine Aufnahme gefunden. Der Herausgeber iſt nicht abgeneigt, [illegible] vollſtändigung in einer beſondern Schrift noch beizubringen.

Unter den Quellen, die der Verfaſſer benutzt — obgleich nach ſeiner Verſicherung das Meiſte unmittelbar aus dem Volksmunde entnommen iſt — [illegible] Darſtellung der Sitten und Gebräuche öfters [illegible] ſcript in 11 Bänden von J. Buchel: „Beſchreibung der Ortſchaften des Maifeldes“, angeführt.

---

7. Frieſiſche Sagen und Erzählungen. Von C. J. [illegible] Altona, Wendeborn. 1858. Gr. 12. 22½ Bg.

Der Verfaſſer wohnt auf der von Frieſen bewohnten aber zu Schleswig gehörigen kleinen Inſel Sylt, iſt ſelbſt ein patriotiſcher Frieſe, der vor kurzem eine „Chronik der frieſiſchen Uthlande“ (Inſeln) herausgegeben, die wir leider nicht kennen. Infolge deſſen iſt er in der Vorrede aufgefordert worden, die ſyltiſchen Sagen zu ſammeln. Seine Aufgabe faßt er aber ganz richtig von dem patriotiſchen Standpunkte eines echten Frieſen. Ein Volk, das eine Geſchichte hat, [illegible] bedarf der Sagen nicht.

Wenn aber ein kleines, zerſplittertes, einem [illegible]

ntergange entgegengehendes Volk ohne eine selbständige
g und Geschichte lebt, so darf es nach meinem Dafür-
kein Mittel zu seiner geistigen und gemüthlichen Erhe-
nd Vereinigung, und wäre es ein noch so geringes,
ihm zu Gebote steht, verschmähen. Wir Friesen und
ich wir Inselfriesen sind aber, wie mir scheint, eben in
lchen Lage. In Ermangelung einer wirklich eigenen
rthum hineinreichenden Geschichte kann und muß die
ie Geheimnisse, die Heiligthümer unserer Heimat und
Verfahren aufbewahren und uns aufschließen; sie muß
wußtsein unserer Abkunft und Nationalität erhalten
rken helfen; sie hilft die Getrennten mindestens geistig
n und sie erfrischt und erheitert so oft die Gemüther
klich Verbundenen in den sonst so langweiligen Winter-
; sie bringt uns reichen Stoff zu weisen Gedanken,
vielleicht zu edeln Versätzen und Thaten uns an oder
ans mit poetischen und religiösen Bildern. Solchen
hat die Sage — ich meine natürlich die heimatliche —
en Gedanken.

s hat er denn seine Aufgabe darin gesucht, „eine
lung der besten, einigermaßen historisch begründeten
" seiner Heimat zu veranstalten und durch diese na-
h der Halbinsel Hörnum eine Erinnerungstafel zu
a Hörnum, welches eine schmale, 2½ Meilen lange
age der Insel Sylt bildet, immer mehr und mehr von
ten der Nordsee theils weggespült, theils mit Sand
't wird, sodaß auf der ganzen Halbinsel, auf der
ele Dörfer waren, nur noch die sechs Hütten von
tum bewohnt werden. Bei dem Gedanken an
mähliche Zerbröckeln aller friesischen Inseln wird
wehmüthig. Er sagt:

bin vielleicht zu befangen, zu kurzsichtig, zu engherzig
Gedanken, daß mein theueres Friesenland, sowie dessen
e Name, dessen Güter, Rechte und Eigenschaften fort-
müssen, wenn ich (als patriotischer Friese) in dem
noch Ordnung, noch die Weisheit und Güte des Welt-
erkennen und verehren soll.

h sieht er ein, daß er eine höhere Weltanschauung
n sollte, wie schwer das auch ihm, als einem
ten Inselfriesen, fallen möge; er sieht auch ein,
der Erde nichts dauernd ist, daß er also auch
kleinen schwachen Land- und Volkstrümmer sei-
nat mitten in dem gewaltigen sturmreichen Nord-
einen Bestand erwarten dürfe, und so tröstet er
ich auch in dem Gedanken, daß es so der Plan
opfers sei, damit nichts veralte und hindere, da-
Welt sich stets verjünge und verschönere, daß
Wahre und Gute nie untergehe, sondern in der
en Verwüstung in immer neuen Formen auf-
Und so gelangt er schließlich zu einer Weltan-
, die seinem Christenthum alle Ehre macht.
s friesische Volk oder sein inselfriesischer Stamm,
einst vom Schauplatze der Welt abtreten müßte,
er wol den Keim des Verderbens schon lange
etragen, und die Hörnumer, deren letzte er noch
habe, wären trotz ihrer guten Eigenschaften seit
m Untergange reif gewesen, sie wären verstei-
esen in alten, zum Theil rohen Sitten, hätten
es Stranddiebstahls sich schuldig gemacht und
er tiefer in Aberglauben, Trägheit, Dummheit und
versunken, und so hätte es der Weltenlenker gut
gemacht, daß er die Alten von der Erde nahm und den Kindern andere und bessere Wege und Wohnstätten wies. Die Reste seines Inselfriesenstamms ermahnt er, die Tüchtigkeit und Treue, den Fleiß und die Sparsamkeit, durch die so viele Friesen sich ausgezeichnet, auch ferner zu bewahren und als Seefahrer durch Geschicklichkeit und Sittlichkeit ein Muster der andern seefahrenden Völker zu bleiben, dann hätten die Inselfriesen noch eine hohe Bestimmung. Die Sagen, Thaten und Schicksale der Hörnumer aber sollen den andern Friesen im Andenken bleiben, zur Warnung vor ihren Fehlern, zur Erhebung, Vereinigung und Befestigung im Guten.

Wo ist heute noch ein Sagensammler, der eine so hohe Tendenz verfolgt? Ein Geschichtschreiber, wenn er seinen Beruf vom hohen, sittlichen Standpunkte aus erfaßt, kann wol so sprechen, und in der That ist auch der Hauptheil des vorliegenden kleinen Buchs, der den besondern Titel führt: „Die Hörnumer. Sagen und Erzählungen der Strand- und Dünenbewohner, sowie der Heidebewohner auf Sylt", mehr sagenhafte Geschichte, als das, was wir unter Sagen verstehen. Auf einem so kleinen Eilande aber wie Sylt gibt es keine andere Geschichte als Familiengeschichte. Wir geben eine ganz kurze Skizze des Sageninhalts.

Wahrscheinlich um 1362 ging das Dorf List an der Nordecke von Sylt mit allen Bewohnern in einer Sturmflut unter, nur die Kirche und Jens Lüng's Haus blieb verschont nebst Jens Lüng und einer Jungfrau Marret, die seine Frau wurde. Als später die Dänischen das Listland haben wollten und Fremde sich anbauten, brach Jens Lüng sein Haus ab, nahm den Altar der Kirche mit, welche schon fast ganz im Sande begraben war, und siedelte sich nach mehreren Abenteuern während der Küstenfahrt auf der Halbinsel Hörnum an. Hier gebar ihm seine Frau einen Sohn Jakob und eine Tochter Ellen. Nun hörte der Papst, wie arg das Christenthum auf Sylt daniederliege, da gar keine Prediger im Lande waren, veranlaßte den König von Dänemark zur Ordnung des Kirchenwesens auf Sylt und sendete für jeden vorhandenen Altar einen Prediger. Da schenkte Jens Lüng seinen Altar der Kirche in Eidum, damit man nicht sein Haus für eine Kirche halten und ihm nehmen sollte. Als er aber nun nach Eidum in die Kirche kam und sah, daß das Volk angehalten wurde, die Heiligen anzubeten, während sie früher nur Gott und Jesum verehrt hatten, stieß er sich ein Messer in die Brust, indem er ausrief: „Lieber todt, als Sklave der Priester!"

Seine Witwe erzog ihre beiden Kinder zur Gottesfurcht, aber Jakob war träg und nichtsnutzig, während Ellen ein treffliches Mädchen wurde. Jakob — Leiert oder Lungsem zubenannt — trieb sich, als er erwachsen war, gedankenlos am Strande umher, und zwar gewöhnlich des Nachts, begleitet von einer kleinen weißen Katze, die sich im Hause eingefunden hatte. Einst blieb er ganz aus, seine Schwester Ellen will ihn suchen, wird von schwedischen Seeräubern gesehen und verfolgt und weiß sich endlich nicht anders zu retten, als daß sie sich

in das Meer stürzt. Die arme Witwe wird in ihrer Verlassenheit von der weißen Katze verpflegt. Diese Katze war nämlich ein schönes Mädchen aus Rantum, das schon früh die Hexerei gelernt hatte; die Rolle der Katze spielte sie nur am Tage, in der Nacht war sie Jakob's Braut. Aber auch sehr viele andere sylter Mädchen waren Hexen, die in der Nacht umherschweiften, und entdeckten das Verhältniß Jakob's mit Kressen bald. Deshalb ging nun Jakob manchmal in der Nacht ohne seine Katze aus und entbehrte also des Schutzes dieser „liebenden und warnenden Fee". Einmal nahm ihm ein schönes Herlein Hut und Stock, warf sie in das Meer und verspottete ihn dermaßen, daß er sich schämte zurückzukehren und Gehülfe eines helgoländer Fischers wurde. Als später die Sylter erfahren, daß bei Helgoland der Heringsfang so ergiebig sei, nahmen auch sie „mit Allemann" daran Theil, und da finden sie Jakob Leiert wieder. Während nun einmal die sylter Männer auf den Heringsfang ausgesegelt sind, durchbricht eine Sturmflut die Deiche und zerstört die meisten Häuser von Rantum und Eidum, sodaß viele hundert Weiber, Kinder und alte Leute ertrinken (wahrscheinlich 1436). Dieses Unglück schrieb man dem erzkatholischen Priester Einerlei und seiner Zauberkunst zu. Zum Unglück finden sich auch noch die Likendahler, schwedische Seeräuber, ein und plündern die Insel; als sie aber mit der Beute zu ihren Schiffen zurückkehren, finden sie diese von den sylter Fischern besetzt, die unterdeß vom Heringsfange zurückgekommen sind. Deshalb treten sie eilig zu Land den Rückzug nach dem Norden der Insel an und werden von den Syltern verfolgt, von dem Priester Einerlei aber in den Ruinen der Rathsburg verborgen, nachdem sie das Haus der blinden Witwe Marret Lüng angezündet, um ihre Verfolger aufzuhalten. Vorher hatten sie aus diesem Hause, da sie nichts weiter fanden, die weiße Katze mitgenommen, den Sack aber auf der Flucht weggeworfen, und den findet der mit den Syltern heimkehrende Jakob Leiert, der auf diese Weise seine noch immer schöne Braut wiederfindet, die nun seine Frau wird, denn er ist unterdeß ein reicher Mann geworden.

Der Priester Einerlei, welcher die Likendahler gebannt hielt und nie wieder losließ, wollte die Rantumer, deren Prediger infolge der Ueberschwemmung gestorben war, für seine Kirche gewinnen; die aber haßten ihn so, daß sie lieber weit nach Süden auf die Halbinsel Hörnum zogen und sich dort im Kressen-Jakobsthale ansiedelten, wie sie es nach Jakob und seiner Frau nannten; sie trieben aber auf der ganzen Insel viel Muthwillen, dennoch waren sie bei den Mädchen sehr beliebt. Nur Jakob Lüng hatte ein ordentliches Haus und war ein Mann von großem Ansehen. Seine Frau gebar ihm einen Sohn, Peter genannt, der durch seine Länge sich auszeichnete. Von der Kirche hielten sich die Hörnumer ganz fern, und als es Einerlei erzwingen wollte, daß sie ihm Gebühren zahlen sollten, schickten sie ihm einen Sack voll Stacheln der Giftrochen. Da verklagt der Priester die Hörnumer bei dem Amtmann Henning Pogwisch in Tondern, welcher einen seiner grausamen und hochmüthigen Söhne mit Fußknechten und dem Henker sendet, um die Hörnumer zum Gehorsam zu bringen. Der junge Pogwisch spuckt in den Kohl, den Jakob Lüng eben mit den Seinen verzehrt, da drückt der junge Peter (Pidder Lüng) ihn mit dem Gesichte in den Kohl, daß er erstickt; es entsteht ein Aufruhr, der Priester wird mit Rochenschwänzen geschlagen, daß er stirbt. Pidder Lüng mit den Hauptschuldigen begab sich auf das Meer und wurde Seeräuber, trat aber auch als mächtiger Kämpfer für die friesische Freiheit auf, endete jedoch zuletzt am Galgen. Von den übrigen Flüchtlingen kehrten viele im Laufe der Jahre zurück, brachten aber viele fremde Schiffer und Seeräuber mit, welche im Winter lustig aber heillos auf Sylt hausten. Eines Sonnabends hielten sie einen Tanz mit den sylter Mädchen. Da erscheinen auf einmal die föhringer und amringer Hexen auf einem Berge, dem Buder, und singen und tanzen so schön, daß die Hörnumer ihre Tänzerinnen verlassen und mit den fremden Hexen tanzen. Die gekränkten Sylterinnen wissen sich zu rächen, denn sie sind ebenfalls Hexen. Sie prakticiren ein Faß mit 74 hamburger Nägeln, über die vorher der Hexensegen gesprochen, in das Schiff, in welchem die Hörnumer im Frühjahr ausfuhren, 74 an der Zahl. Sie werden von Hamburger Kriegsschiffen gefangen, die Nägel gefunden und sie als Seeräuber verurtheilt und 1488 auf dem Grasbrook bei Hamburg hingerichtet. Der Scharfrichter Klaus Flughe nahm sechs auf einmal vor und war in einer Stunde fertig.

Die schon kurz angedeutete Geschichte des Seeräubers Pidder Lüng und seiner Kämpfe, in denen er eine bedeutende politische Rolle spielte, übergehen wir, ebenso die Geschichte des Pua Modders, den ein Zigeuner mit einer Sylterin erzeugt hatte, und seiner muthwilligen und bösen Streiche. Mit Ausnahme dieser letzten Geschichte bildet das Ganze nur eine zusammenhängende Erzählung von einer Rundung und Plastik, die wirklich wunderbar ist. Es wird alles mit so viel Specialität erzählt, daß wir uns wundern müßten, wie alle die Einzelheiten von Namen und Zunamen und Esse u. s. w. im Gedächtniß der Sylter Jahrhunderte hindurch so fest haften konnten, wenn wir nicht einestheils die Kleinheit der Insel und ihre geringe Verbindung mit der äußern Welt dächten und anderntheils eine Chronik von Hans Kielholt vorhanden wäre, dem Sohne jenes Predigers, der an den Folgen der Ueberschwemmung von 1436 starb. Auch wird ein ähnliches Werk von Heimreich genannt, aber nicht näher bezeichnet. Diese Chroniken mochten dem Gedächtniß doch einigen Anhalt geben. Eine Menge unter den Text gesetzte historische Notizen über die Personen, welche in den Sagen genannt werden, vermehren den Eindruck des historischen Wahren, den die Erzählungen machen, und die schlichte keusche Weise, in welcher der Verfasser erzählt, würde unübertrefflich sein, wenn er es nicht für nöthig

halten hätte, die Erzählungen denselben Personen, alten Nantumern, in den Mund zu legen, von denen er sie als Knabe gehört, immer mit ganz genauer Schilderung der Personen, ihrer Verhältnisse und der Gelegenheiten, bei welchen sie erzählt worden sind. Die ganze ehrliche Weise des Verfassers erlaubt uns nicht daran zu zweifeln, daß er sie im ganzen so von ihnen gehört hat oder wenigstens mit lebhafter Phantasie gerade so gehört zu haben glaubt; doch klingt vieles im Munde dieser alten Söller und Sylterinnen zu gelehrt und zu speciell, und die Zwischenreden zuhörender Personen stören nur und verringern die Glaubwürdigkeit keineswegs. Freilich hat diese plastische Schilderung der erzählenden Personen für sich wieder ein besonderes Interesse; wir schauen so tief in des Sylter Leben hinein, die alten Erzähler und Erzählerinnen werden uns so lebendig; kurz, das Buch hat einen eigenthümlichen, kaum zu schildernden Reiz.

Auch Sagen, die eine Ausbeute für die deutsche Mythologie versprechen, sind dies nicht; doch nur Gehalt, wir finden dennoch, was wir suchen, wenn wir uns im voraus sagen müssen, daß Hansen eigentlich gar nicht begriffen hat, um was es sich handelt, wenn man ihn aufforderte, die Sagen von Sylt zu schreiben. Schon in der Vorrede begegnen wir einer Menge mythologischer Andeutungen. „Die Mythen der altsylter Heiden", heißt es da einmal, „erzählen, wie die Elementargötter oder Geister auf dem wüsten Hörnum besonders ihre Herrschaft hätten." Diese Stelle ist bemerkenswerth, denn der Verfasser scheint also doch Mythen der altsylter Heiden zu kennen. Wahrscheinlich meint er damit eben das, was wir am meisten zu kennen wünschen, nämlich die noch jetzt auf Sylt fortdauernde Tradition aus dem ehemaligen Heidenthum. „Sowie die Menschen weichen oder aussterben in einer Gegend, so wird das Land, wie man spricht, ein Wohnplatz der Feen und Unholde der Nacht." Diese Bemerkung ist mehr eine psychologische als eine mythologische; einsame Gegenden bevölkert die Phantasie mit ihren Gestalten. „In Hörnum wimmelt es daher von Hexen und Wiedergängern, spukenden Lichtern und gespenstigen Thieren, auch können die Wassergeister die Oberherrschaft zu haben." Die unterirdischen Erdgeister veranlassen die Quellen und Sümpfe; der Mann im Monde gießt alle zwölf Stunden Wasser vom Himmel herab und veranlaßt die Fluten. „Die Meeresgöttin Ran, die gebärende Gattin des Eigir oder Ekke (Oegir) verursacht Stürme, Ueberschwemmungen und Schiffbrüche, zieht die Schiffbrüchigen in ihre Netze und wirft die Schiffstrümmer, die sie selbst verschmäht, bei Hörnum an den Strand." Manches aus dieser Bemerkung stammt wol aus einem Buche, doch ist kein Zweifel, daß der Ekke Nekkepenn der Sylter Sage, von dem wir später noch mehr hören, der Meergott Oegir und das Meerweib Oegir's Gattin Ran ist. Sein sylter Name Ekke ist deshalb bedeutungsvoll, weil schon Jakob Grimm („Deutsche Mythologie", S. 218) in dem Ecke der deutschen Heldensage einen Niederschlag des Gottes Oegir erblickt. Alle diese Bemerkungen, die für uns so wichtig sind, macht Hansen nur gelegentlich; ihn interessirt namentlich die historische Vorzeit seiner Insel, und weil es an einer eigentlichen Geschichte derselben fehlt, betrachtet er die Geschichtssage als ein nothdürftiges Surrogat. Daß das, was er Aberglauben nennt, für den Mythologen so wichtig ist, scheint er kaum zu ahnen. So entschuldigt er sich in einer Anmerkung, daß er nicht umhin könne, mitzutheilen, was die Alten, die unter dem Einflusse des Aberglaubens standen, von Hexen dachten und erzählten, obgleich er den Glauben an die Mächte der Finsterniß nicht predigen oder erneuern wolle. „In der Macht und Wirkung des Aberglaubens auf die Gemüther der Vorfahren", sagt er, „ist für den Geschichtschreiber noch ein reiches Feld der Forschung, ein Schlüssel vieler Erscheinungen", und damit glaubt er wol die Bedeutung dieses Aberglaubens erschöpfend bezeichnet zu haben. Und gerade die Hexengeschichten von Sylt sind so merkwürdig, weil hier die Hexen als liebenswürdige, schöne, sogar wohlthätige Wesen erscheinen, also aus Feen und Walkyrien noch nicht in die Unholdinnen der spätern Zeit verkehrt sind. Die Zauberin Anna Truels, die um 1566 auf Nordstrand verbrannt worden sein soll, und Maren Wullis, welche S. 22 erwähnt wird, sind Erscheinungen ganz anderer Art, sind auch gar nicht Hexen genannt.

Wenn also der Verfasser für diese Art der Sagen ursprünglich keinen Sinn hatte, so sind wir demjenigen zu großem Danke verpflichtet, der ihn aufforderte, in friesischer Sprache Sagen zu schreiben. Dadurch wurde Hansen veranlaßt, in den Norddörfern von Sylt noch eine nachträgliche Sagenlese zu veranstalten, und fand dort noch eine ziemlich reiche Ausbeute von Sagen, die in friesischer Sprache unter dem Titel „Uald Söldring Tialen" im Druck erscheinen sollen. Die vier ersten derselben läßt aber der Verfasser unter der Ueberschrift: „Sagen und Erzählungen der Heidebewohner auf Sylt" in deutscher Uebersetzung auf die hörnumer Sagen folgen, und wenigstens drei davon sind gerade solche Sagen, wie wir sie wünschen, sind bei weitem das Werthvollste an diesem Buche, jedenfalls werthvoller als die kurze Darstellung der neuern Geschichte Hörnums, welche er anfangs als Anhang zu diesem Werkchen zu geben gedachte. Die erste dieser Sagen handelt von dem Meermann Ekke Nekkepenn. Dieser hält ein Schiff auf und verlangt, daß des Kapitäns Weib seiner kreisenden Frau zu Hülfe kommen soll. Dies geschieht, die Frau kommt mit einer Schürze voll Gold nach glücklich erfolgter Geburt eines Seekalbes wieder aus dem Meere hervor. Dennoch ließ später der Kapitän seine Frau lieber in Nantum zurück. Nach vielen Jahren gefiel dem Meermann sein altgewordenes Weib nicht mehr, er beschließt sie zu verlassen, den Kapitän zu ersäufen und sein schönes und mitleidiges Weib zu freien. Er läßt bei dem Herannahen des Schiffs seine Frau Salz mahlen, in dem dadurch entstandenen Mahlstrom geht das Schiff unter, der Meermann schwimmt nach Sylt und findet die Tochter des Schiffskapitains, die er für

ist, haben keine allgemeine, sondern nur eine lokale Bedeutung und sind zumeist in der Volksphantasie entstanden. Selbst die Sagen, die eine Lücke in der historischen Darstellung ausfüllen würden, weil keine zuverlässige schriftliche Nachricht vorhanden ist, kann der Geschichtschreiber selten, und dann nur mit der Angabe, daß es eine Sage ist, benutzen, weil für die Geschichte objective Wahrheit die erste Pflicht, die Geschichtssage aber in hohem Grade unzuverlässig ist. Wichtig für die Wissenschaft aber ist die Sage dann, wenn nachweisbar mythische Züge in sie übergegangen sind, wie dies so häufig der Fall ist, wenn z. B. von Karl dem Großen, Otto I., Friedrich Barbarossa Geschichten erzählt werden, die früher von Wuotan erzählt wurden, wichtig freilich nicht für die Geschichte, aber für die Mythologie. Von dieser Bedeutung der Sage aber scheint der Verfasser gar nichts zu ahnen. Betrachten wir sein Buch näher.

Im Anfange stehen die Wekingssagen aus Westfalen, und die sind sehr dankenswerth, wenn auch meist nur von lokaler Bedeutung. Es sind ihrer zwanzig. Unter Nr. 21 steht eine ausführliche Nachricht von dem Denksteine, welcher am 18. October 1829 Wittekind auf dem Wedigenstein, wo vermuthlich sein steinernes Waldhaus gestanden, errichtet wurde, nebst Beschreibung der Feierlichkeit und Mittheilung der dabei gehaltenen Weiherede. Darauf spricht Nr. 22 von Herstelle, der Grenze zwischen Ost- und Westfalen, vergleicht Ost- und Westfalen miteinander, erwähnt Karl's des Großen Aufenthalt in Herstelle, schildert den Glanz, den er dort entfaltete, und zählt die spätern Besitzer des Ortes auf. Darauf sind einige altniedersächsische Schriftstücke aus der wolfenbütteler Bibliothek abgedruckt, nämlich eine Warnung vor Aufruhr in den Städten und Ermahnung der Obrigkeiten, eine Thierfabel und Beschreibungen des Wappens der sächsischen Edelinge, des alten Sachsenwappens und des Wappens der Markgrafen zu Brandenburg. Dann folgen „Allgemeine Sagen und Traditionen", eigentlich nichts als eine Sammlung von historischen Notizen und Anekdoten, theils mit Angabe der gedruckten Quellen, theils ohne allen Nachweis ihres Ursprungs. Da finden wir von den Grenzen Thüringens, vom kurfürstlich sächsischen Wappen, vom thüringischen Wappen, von dem letzten Thüringerkönig Childeric II., von heidnischen Gottheiten, von einzelnen Lokalitäten und Familien, namentlich aber von sächsischen Fürsten gehandelt, von denen Anekdoten, Aussprüche u. dgl. mitgetheilt werden, die zum Theil bekannt, theils unbedeutend sind. Mitunter finden wir auch wirkliche Sagen, wie die von der Weißen Frau auf dem Schlosse zu Kreuzburg, von der Entstehung des Geschlechts derer von Hunden u. a. Nr. 61 schildert die Fahnenweihe vor der Schlacht bei Breitenfeld, wo Johann Georg 23 neuen Bataillonen Fahnen ertheilt, deren Bilder und Inschriften alle beschrieben werden. Darauf folgt Nr. 62 die leipziger Kleider- und Luxusverordnung von 1640 abgedruckt, Nr. 63 handelt von Kurfürst August's Mandat wider die Pluderhosen der wittenberger Studenten, Nr. 64 bringt eine Verordnung von 1595 über Verlöbnisse, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnisse, dann folgt ein poetisch werthloses Gedicht Deutschlands Klage, von 1546 und ein langes dergleichen über die Belagerung von Leipzig 1477, zuletzt noch eine Anekdote und einige Bemerkungen über Kurfürst Moritz. Eine bestimmte Anordnung des Stoffs, überhaupt ein Plan ist nicht wahrnehmbar. Anziehendes und Bedeutendes ist wenig zu finden, und dieses meiste steht, soweit es historischen Werth hat, längst in den Werken über sächsische Geschichte, sogar in den Schullesebüchern, wie die Flucht Margarethens, der Gemahlin Albrecht's des Unartigen, von der Wartburg und der Wangenbiß, die hier ganz kurz angedeutete Geschichte von Ludwig dem Eisernen und dem Schmid in der Ruhl u. a.

Daß der Verfasser, der so sehr eifert über das Verkommen des Volksthums, die für das deutsche Volksthum wichtigsten Erscheinungen nicht kennt, daß es für ihn noch keine „Deutsche Mythologie" gibt, zeigt unter Nr. 1 dieses Abschnitts die Aufzählung der heidnischen Gottheiten, die in Sachsen und Thüringen verehrt wurden. Da sieht Hertha, Flins, Zernebok, Schwantewitz, Crodo oder Saturnus, Siba, der Waldteufel Zittiber, Radegast, Wodan und Thor bunt durcheinander. „Der Götze Jomensеul hat seinen Ursprung aus der Schlacht genommen, die Armin über den Varo gewonnen." Satis superque. Daß der Verfasser demgemäß noch keinen Begriff von der Würde der Sage und ihrer Bedeutung hat, wird schon die obenerwähnte Zusammenstellung des Mufs mit Grimm u. s. w. hätte zeigen können, das lehrt der letzte Abschnitt des Buchs, die „Sagen aus dem Werrathal". Er verfährt da so mit den Sagen, wie jener Steinmetz, der ein steinernes Götzenbild fand und es, da es seinem Kunstgeschmack nicht entsprach, mit dem Meisel bearbeitete, bis es einer nach seiner Meinung schönen Dame mit dem gehörigen Modekleid und eleganter Frisur glich. Gerade die schönen und bedeutungsvollen Sagen hat er derart novellistisch aufgeputzt, daß man nur selten einen echten Sagenzug herausfindet. Nach dem allen können wir dem Verfasser nicht das Recht zugestehen, über Abnahme des deutschen Volksthums zu jammern; er gleicht da einem Manne, welcher behauptet, es sei Nacht, weil er die Fensterladen nicht aufgemacht hat, während draußen ein heller sonniger Morgen strahlt. *)

9. Frankfurter Sagenbuch. Sagen und sagenhafte Geschichten aus Frankfurt a. M. Von Karl Enslin. Frankfurt a. M., Brönner. 1856. 8. 25 Ngr.

Sagenbuch? Nein, das ist es nicht, wenn auch einige Sagen unter vielem andern mit darinstehen

*) Jedenfalls aber läßt sich fragen, ob mit der wachsenden Vorliebe für älteres Volksthum irgendeine Zunahme des volksthümlichen Elements im Volke selbst Hand in Hand geht? Und nicht vielmehr der höchst anerkennenswerthe Eifer, womit man heutzutage Volkssagen, Volkstraditionen u. s. w. sammelt, dem deutlichen Bewußtsein entspringt, daß man wenigstens für die Wissenschaft retten müsse, was im Leben unwiederbringlich mehr und mehr verloren geht.
D. Red.

Kleidertausch mit seinem Herrn diesem das Leben
aber selbst getödtet wird, eher eine Kapelle ver-
Dem Roman hätte diese Motivirung aber so
gelegen, da der Bäckerknabe einmal zu Bachs'
esohn gemacht ist, wenn dieser, statt selbst zum
rmeister zu gehen und dem Ofen zu beichten, un-
t und unvereidet geblieben wäre und seinem Pflege-
Bachs sein Erlebniß mitgetheilt, wenn also dieser
Bürgermeister die rettende Anzeige gemacht hätte.
ist es ganz unglaublich, daß die Verschworenen
telbar vor dem Ausbruch das Gelingen ihres Plans
amit ihr Leben so ganz der Gewissenhaftigkeit eines
n anvertraut haben sollten, den sie ja einstweilen
einsperren können, und das Ofenbeichten ist nichts
n nur etwas bemäntelter Eidbruch, den der Ver-
dem guten Jungen hätte ersparen können.

Wir haben nun noch einige Worte über das zweite
chen der „Volksgeschichten", die „Geschichte des glück-
Schiffs" zu sagen. Es erzählt, wie eine Anzahl
er am 20. Juni 1576 an einem Tage nach Stras-
zum Schützenfest fuhren und einen in Zürich ge-
Hirsebrei trotz der Entfernung von 30 Meilen
otz der die Fahrt aufhaltenden Rheinschnelle in Laufen-
noch heiß nach Strasburg brachten. Diese doch im
mehr schwankartige, aber seinerzeit sogar von Dichtern
ene und viel erzählte und heute noch in lebendiger
rung fortlebende Begebenheit hat der Verfasser
mständlich in ihrem ganzen Verlaufe geschildert
r dadurch höhere Bedeutung zu geben gesucht, daß
einen politischen Hintergrund nahe rückte, den sie
atte, der aber doch diesen lustigen Gesellen in nebel-
Ferne lag. Was werden die viel an die Räth-
einer Verbündung der reformirten Städte in
sicht eines bevorstehenden Religionskriegs gedacht
Der Excurs auf die politische Lage, welche der
er von S. 9—33 gibt, bewährt seinen histo-
Blick vollständig und ist sehr schätzbar; in dieser
ung aber und um einen Schwank zu illustriren
störend, und das Publikum, welches ein Interesse
richer Breitopf hat, wird diese etwas schwer zu
e Exposition schwerlich unterhaltend finden. Die
usstellung aber, welche wir machen möchten, ist
e Zuthat an Ausschmückung, ohne welche freilich
ache Geschichte nicht hundert Seiten gefüllt hätte;
die Beschreibung der Merkwürdigkeiten, welche
richer in Strasburg und anderwärts sehen oder
erweise gesehen haben könnten, wie das Relief,
e von Thieren gehaltene Messe — wol eine Ver-
g des Katholicismus — darstellt, recht interessant,
uch die Quellen nichts davon sagen. Der Ver-
ertheidigt sich zwar in der Vorrede wider die
esehenen Einwendungen gegen solche Behandlungen
chichte, welche die Strenge der Thatsachen durch
shülfe einer erfindenden Phantasie glätten, um
ein unterhaltungssüchtiges Publikum schmackhaft
hen, aber die Frage ist doch, ob das stolze Wort
rfassers auf dieses Schriftchen Anwendung leidet:

Die Hauptsache ist nur, ob derjenige, welcher solche Darstellungen unternimmt, jene strenge, nur durch mühevolle Studien zu erwerbende Zucht über sich ergehen ließ, welche den wildwachsenden Eigendünkel des menschlichen Geistes unterdrückt und nicht duldet, daß persönliche Einbildungen mit geistreich thuenden phantastischen Schnörkeln dem Wesen der Dinge und Thatsachen aufgedrückt werden, die mit ihrer marmornen Stirne überall höher stehen als des Menschen willkürliche Ideen.

Die welthistorische Auffassung einer lustigen Geschichte scheint uns leider auch etwas auf persönlicher Einbildung zu beruhen und ein geistreich thuender phantastischer Schnörkel zu sein. Und trotz aller Rechtfertigung müssen wir doch dabei bleiben: wir verlangen eins von beiden, entweder Poesie oder treue Geschichte. Diese Geschichte ist ein Zwitterding und steht dem ersten Bändchen weit nach. Die Quellen, die von Zeitgenossen, wie von Dr. Jörg Keller, der die Fahrt mitgemacht, und „Das glückhafte Schiff" von Fischart, der wenigstens in Strasburg zugegen war, sowie auch die spätern sind in der Vorrede angeführt; aus Fischart's Dichtung sind außerdem alle Mottos der Kapitel und viele einzelne Stellen im Texte entnommen. Bei der Entdeckung, daß „Das glückhafte Schiff" Fischart's eine auf Tag und Stunde genaue historische Urkunde ist, fügt der Verfasser die Worte hinzu:

Zur Lehre für unsere weichlichen und verweichlichenden romantischen Schwindelbirne, daß die geschichtliche Wirklichkeit für denjenigen, der sie anzufassen versteht, eine ganz andere Fülle und Tiefe der Poesie enthält, als die struppige Willkür der Erfindungen eines dünkelhaften Geistes.

Sollte der Verfasser sich von seinen eigenen Worten nicht doch ein wenig selbst getroffen fühlen? Etwas romantischen Schwindel könnte man in dem Roman von der züricher Mordnacht vielleicht doch auch finden, und ob er das „anzufassen Verstehen" an diesem züricher Breitopf bewährt hat, dürfte wol noch die Frage sein.

Doch schließen wir hier unsere Besprechung, nachdem wir aus der Nacht des Heidenthums bis zum 16. Jahrhundert, aus dem Dunkel der Sage in das Licht der Geschichte gelangt sind.

Gustav Mosen.

Die Tage von Kollin und Leuthen.

Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte. Von J. Kutzen. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Der Tag von Kollin. Zweite Abtheilung: Der Tag von Leuthen. Breslau, Hirt. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Jahr 1757 war im Laufe des Siebenjährigen Kriegs nicht allein an Ereignissen der wechselvollsten und überraschendsten Art das reichste, sondern es stellt auch, wie der Verfasser des vorliegenden Werks treffend bemerkt, die ganze Eigenthümlichkeit des gesammten langen Kampfes wenigstens in den Grundstrichen unverkennbar dar. Bei dem Säculargedächtniß dieses verhängnißvollen Jahres übergibt der Verfasser, welcher sich bereits durch ähnliche Werke die volle Anerkennung auch der Militärs von Fach erworben hat, zwei umfassende geographisch-historische Bilder der Oeffentlichkeit, über deren Wahl er sich in der Vorrede rechtfertigt. Er hat sich vorher die ernste Frage gestellt, ob es auch wohlgethan sei, Verhältnisse und Begebenheiten in lebendige Erinnerung zu bringen, bei denen hauptsächlich deutsche Kräfte im erbitterten Kampfe

Digitized by Google

gegeneinander gesehen worden? Ob denn die Gereiztheit jener Stämme, die damals sich vorzugsweise befehdet, ganz und gar geschwunden sei und es etwa einer besondern Anstrengung bedürfe, den Funken deutscher Zwietracht immer aufs neue anzufachen? Aber er hegt das Vertrauen, daß jene Leidenschaften schweigen werden, wo es sich um Lösung von Aufgaben handelt, die über den Parteien erhaben sind, daß gerade jene erschütternden Beispiele aus der Zeit der Entzweiung dazu beitragen müssen, den Wunsch und das Streben nach friedfertigem Entgegenkommen anzufachen und das Gefühl der gemeinsamen Nationalität zu stärken, um im Augenblicke der Gefahr der Welt zu offenbaren, was deutsche Kraft in vereinter Anstrengung zu leisten im Stande sei.

Wir heißen aus eigener voller Ueberzeugung, die wir oft ausgesprochen haben, alles willkommen, was zu diesem hohen Zweck wirken hilft, und der Verfasser hat wenigstens die Genugthuung gehabt, daß seinem Werke das Lob ertheilt worden ist, nach beiden Seiten hin mit Unparteilichkeit gerecht zu sein. Bei der Stiftungsfeier des Maria-Theresien-Ordens ist das auch in Oesterreich vollkommen anerkannt worden.

Daß die Tage von Kollin und Leuthen aus der Fülle der Ereignisse von 1757 herausgehoben worden sind, erklärt der Verfasser aus ihrem Zusammenhange. Durch die Niederlage von Kollin begann das Unglück aller Art für den König, dem er zu erliegen schien, bis er sich durch den Sieg von Leuthen rettete. Abgesehen von diesen Thatsachen ist aber der Schlag von Kollin für den König von größtem Einflusse geworden, indem er ihn aus dem gefährlichen Wahn der Unüberwindlichkeit weckte und seinen Genius der Kriegskunst läuterte und stärkte. Diesem Tage ist die erste Abtheilung gewidmet.

Jeder kriegsgeschichtlichen Darstellung muß die Beschreibung des Terrains, auf welchem sie sich zugetragen hat, vorausgehen. So wird auch hier der Kriegsschauplatz Böhmen zuerst geschildert. Der Verfasser nennt es ein wundersames Land, wundersam auch darin, daß es in seiner Bodengestaltung bis auf den heutigen Tag von der Mehrzahl der gebildeten Deutschen unrichtig aufgefaßt wird. Er beleuchtet die falschen Vorstellungen von einem angeblichen Kesselande und berichtigt sie, indem er das Innere von Böhmen als ein von Nordosten nach Südwesten ansteigendes Stufen- oder Terrassenland in seiner Eigenthümlichkeit charakterisirt. Dann gedenkt er der naturgemäßen Verbindung Böhmens mit Süddeutschland, bezeichnet ihre Verkehrswege und hebt die Osthälfte des Landes als die wichtigere für Krieg und Frieden hervor. Eine kurze Uebersicht der Kriegslage für das Jahr 1757, der Anstalten und Absichten beider kriegführenden Mächte für den kommenden Feldzug eröffnet die Darstellung der Begebenheiten, welche schnell auf den eigentlichen Gegenstand geführt wird. Der Kriegsplan des Königs, der oft irrig als das Werk eines genialen Augenblicks in voller Fertigkeit dargestellt wird, ist hier in seiner Entstehung und allmählichen Wandelung betrachtet. Wir wollen hier gleich das große Verdienst des Werks hervorheben, daß der Verfasser unbeirrt von herkömmlichen Anschauungen überall in selbständiger Forschung zu den Quellen zurückgegangen ist und daraus, mit ernster und sicherer Kritik, den wahren Hergang und, was noch wichtiger ist, den Zusammenhang der Begebenheiten geschöpft hat. Dadurch wirft er nicht selten ganz abweichend von der bisherigen Darstellung ein neues und klares Licht auf die Thatsachen. Die Kriegsgeschichte kann ihm dafür nur dankbar sein, da er nicht leichtsinnig dem Neuen etwa nachjagt, sondern seine gewonnenen Resultate stets durch Gründe und Stellen aus den wichtigsten Quellen der Zeit belegt. Er beruft sich immer auf das unmittelbare Zeugniß mithandelnder Personen sowol auf österreichischer als preußischer Seite und hat das reiche handschriftliche Material des königlichen geheimen Staatsarchivs, wie des Archivs des Generalstabes benutzen dürfen. Wie trefflich er es zu benutzen verstanden, davon gibt das Werk die beste Kunde.

Der Eindruck der Schlacht von Prag, durch welche größte Theil der Armee mit dem Prinzen Karl und fast Generalen eingeschlossen war, wird uns lebendig geschi wie man zu Wien schon an die Sicherung der Archive ge welche bedenkliche Gährung sich im Deutschen Reiche, u Stimmung sich in Frankreich geregt. Der Gedanke Friedr den selbst Napoleon einen der ungeheuersten und kühnst nannt, nämlich die ganze an 50000 Mann starke österrei Armee in Prag zu zwingen, die Waffen zu strecken und das Schauspiel von Pirna in noch weit größerm Maßst wiederholen, sollte aber durch die noch im Felde stehende E macht, an deren Spitze eben erst der Feldmarschall L Graf Daun gestellt war, vereitelt worden. Wie dessen fahren, daß er anfangs vor dem ihm entgegengeschickten achtungscorps zurückwich und jede Offensive vermied, König über seine Stärke täuschte, und derselbe in ge Stimmung gerieth, wenn seine Generale die Ansicht d nicht theilten, und wie er endlich in Person sich an die jenes Corps stellte, ist bekannt. Der König war auch d so verblendet, daß Ziethen, der sonst so still gelassene, z haltende Mann, mit nassen Augen bei der Parole gegen äußerte: er sehe des Königs Unglück vor sich, weil Nachrichten vom Feinde, die gewiß wahr seien, so gar glauben wolle. Endlich am 17. Juni überzeugte er sich eigenen Augen von der Wahrheit und beschloß nun den griff, den er wegen der starken feindlichen Stellung eine Umgehung auf die rechte Flanke zu richten sich m Diese Bewegung, am hellen Tage ausgeführt, veranlaßt Veränderung der Stellung Daun's, welche der Verfass dem er wiederum ein sehr anschauliches Bild der von ihm bereisten Gegend gegeben, genau darstellt. Der be Eichbusch, der eine so große Wichtigkeit für den Gan Schlacht erlangte, obgleich er nach Gaudi's Zeugniß nur und licht war, ist seit 1837 ganz verschwunden; doch ha net noch ein Rain seine Stelle. Ueberhaupt hat der Ver an Ort und Stelle eine Menge von Irrthümern in den herigen Schilderungen des Schlachtfeldes erkannt. Da man aber bei Besichtigung von Schlachtfeldern mit minder überall finden, denn wie oberflächlich werden ersten Skizzen derselben entworfen, wie selten durch genü Aufnahmen berichtigt, und dann auch, wie sehr verände die Physiognomie einer Gegend mit all ihren Bodenverhält im Laufe der Zeit durch die Cultur? Das Straßenwirths Staté Stunze (Goldene Sonne), aus dessen hohen Fenstern König die feindliche Stellung recognoscirte, liegt jetzt n statt links der Kaiserstraße und hat kein oberes Stockwerk Der leitende Hauptgedanke Friedrich's bei seiner Disposit sehr klar aufgefaßt, und zwar nach der besten Quelle, der gabe des Königs selbst. Der Verfasser weist nach, mit au beachtenswerthesten Darstellungen der Schlacht, z. B. die Tempelhoff, Gaudi, Retzow, die Geschichte von den Offi des großen Generalstabes und die „Oesterreichische militä Zeitschrift", manches in die Disposition gemischt, das er Folgerung hingestellt werden mußte, und wieder anderes, sich erst im Verlaufe der Ausführung ergab. Ebenso wei Verfasser den Tadel Lloyd's, der offenbar das Terrain gekannt, und Napoleon's zurück. Des Königs Dispo war in der That meisterhaft. Oesterreichischerseits war zweifelhaft über die Absicht, weil die preußische Armee lange Rast hielt, und Daun, der sich bei dem gehaltenen K rath auch zu der Meinung neigte, der Feind werde gar angreifen, fragte noch einen Offizier, den er wegen s Scharfsinns und seines sichern militärischen Blicks verh schätzte, um seine Ansicht. Dieser, ein Major, Freiher Wettesz, lehnte zwar anfangs bescheiden die Ehre ab, s aber dann offen seine Meinung aus, daß der König angr werde und zwar das Corps Nadasdy's, welches daher s nigst verstärkt werden müsse. Dann ließ demnach die K menter der Reserve jene Flankenstellung nehmen, welch

zugeführt, und die Thätigkeit, wodurch er das Heer zu ermuthigen strebte. Seine eigene Stimmung, die Energie, zu welcher ihn die Unglücksfälle des Sommers geweckt und die Zuversicht, die ihm der Sieg von Roßbach gegeben, lernen wir aus mehreren mitgetheilten Stellen jener Tage kennen. Dann folgt die berühmte Rede des Königs an die Generale und Stabsoffiziere, sein Marsch und die Einnahme von Neumarkt. Was unterdessen beim österreichischen Heere vorgegangen, wird uns dann anschaulich berichtet nach Cogniazo's „Geständnissen", wie der Anmarsch des Königs dasselbe aus dem sichern und süßen Traume geweckt und dann der Kriegsrath gehalten werden, in welchem gegen Daun's und des sonst löwenbraven Serbelloni Meinung, im festen Lager hinter der Lohe den Angriff abzuwarten, die Ansicht siegte, dem Könige zur offenen Feldschlacht entgegenzuziehen. Hierbei erhalten wir sehr gelungene Charakterbilder der hervorragendsten Persönlichkeiten im kaiserlichen Heere, unter welchen wir besonders auf das des Prinzen von Lothringen aufmerksam machen, von dem, weil er gegen Friedrich stets unglücklich gekämpft, ein ganz falsches Bild entstanden zu sein scheint. Er war ein Mann von raschem, heiterm, ritterlichen Wesen, in der Mitte der vierziger Jahre, der sich die Liebe der Soldaten früher in hohem Grade erworben und auch im Oesterreichischen Erbfolgekriege rühmliche Proben von Feldherrngeschicklichkeit abgelegt hatte, sodaß selbst der König sich stets mit Anerkennung über ihn aussprach. Zum Beweise diene, daß in den letzten Jahren ganz ernsthaft davon die Rede war, Daun, dessen Kriegführung nicht zu dem erhofften Resultate führte, wieder durch den Prinzen von Lothringen zu ersetzen. Wir erfahren das aus der Correspondenz Brühl's mit dem sächsischen General von Riedesel, für deren Herausgabe wir Hrn. von Eelking ebenso verpflichtet sind, wie für die Lebensbeschreibung des berühmten Generals von Riedesel. Der Vormarsch gegen die Preußen am 1. December mit einer „Avantgarde von Bäckerei", wie sie im Heere selbst verspottet wurde, geschah in vollkommenem Sicherheitsgefühl. Der Entschluß ist nach dem Erfolge beurtheilt worden; zu tadeln ist aber dabei wol nur, daß die Offensive nicht bis auf den Grund durchgeführt wurde, sondern wieder in eine schwankende Defensive umschlug, als der Aufschwung durch die unerwarteten und imponirenden Schritte des Königs gelähmt wurde. Der Verfasser gibt uns nun zuerst ein Bild von dem Schlachtfelde und dann von der Aufstellung des österreichischen Heeres, über welche er zusammengefaßt, was von gleichzeitigen und spätern Schriftstellern geurtheilt worden ist. Das Gefecht bei Borna, in welchem der tapfere Nostiz tödlich verwundet gefangen wurde und jenes sächsische Regiment, das bei Kollin die Katastrophe herbeigeführt (wofür es jetzt, 1857, noch ausgezeichnet worden), am meisten litt; der berühmte Anmarsch des Königs, welcher den Feind über seine Absichten täuschte, sodaß der Prinz auf Lucchesi's Andringen das Reservecorps und einen großen Theil der Cavalerie linken Flügels (über eine halbe Meile im Trabe) nach dem rechten abrücken ließ, obgleich ihn Nadasdy durch wenigstens 10 Offiziere auf die wirkliche Gefahr aufmerksam machte; hierauf die Recognoscirung des Königs, von einem Hügel bei Heidau, wo seit 1854 ein edles und einfaches Denkmal in Form einer römischen Säule mit einer 11 Fuß hohen vergoldeten Victoria steht, diese Recognoscirung in klarer Beleuchtung so genau, wie der König selbst sagt, „daß man sie hätte zählen können, Mann für Mann"; infolge dessen der Entschluß, seine ganze Truppenmasse auf den linken Flügel des Feindes zu bringen, den Angriff mit seinem rechten zu machen und den linken so zurückzuhalten, daß er unmöglich, wie in Kollin sich ohne Befehl in das Gefecht werfen könne, endlich die Ausführung durch das mit seltener Präcision ausgeführte taktische Manöver, den Flügelabmarsch in den Treffenabmarsch zu verwandeln, um dadurch der feindlichen Fronte parallel zum eigentlichen Angriffspunkt, der linken Flanke, zu gelangen: das alles ist in klarer Auffassung trefflich dargestellt.

Ueber die Ansichten der österreichischen Gener[äle], die den Marsch nicht erklären konnten, lesen wir noch Ä[ußerungen] aus jener Zeit. So fragte der Feldmarschalllieutenant [Graf] Puebla, der zu einer Gruppe von Offizieren bei d[er] Windmühle geritten kam: „Was dünkt Ihnen, M[eine Herren], dürfte wol die Hauptattake der Preußen geschehen, [wenn] ja noch, woran ich doch sehr zweifle, es heute [zu] nehmen wollen?" Ein alter Grenadierlieutenant [Namens] zige, der sich einer Antwort getraute: „Herr Gen[eral], fürchte sehr, wir lassen uns heut den Hund in die K[üche] sen. Der Angriff der Preußen auf unsern linken Flügel Geheimniß sein; denn jedes Kind, das Sie an d[ie] stellen, wird Ihnen sagen, daß jene Leute dort um [zu] ziehen." „Bo! bo!", erwiderte Puebla unwillig, „[wo] stehen Sie nicht!", wandte seinen Neapelitaner [ab] hinweg. Selbst Daun, heißt es, nahm den [Marsch] Preußen für einen Rückzug und sagte zu dem [Prinzen] Lothringen, vielleicht um ihn von einer übereilten [Schlacht] abzuhalten: „Die guten Leute paschen ab, lassen [sie] in Frieden ziehen."

Wir versagen uns ungern, der Darstellung bis in [die] zelnen Momente der nun beginnenden Schlacht zu folg[en], ist um so gelungener zu nennen, als der Verfasser nic[ht] ist und dies doch nirgends vermissen läßt. Ueber die Dau[er] der Schlacht sagt er selbst: „Dieses bei ruhigem Blu[te] auch im Verlaufe der Kampfesanstrengung mäßige Ineinandergreifen der einzelnen Truppentheile selbst bis zur größten Zufriedenheit des strengen [Be]lungene Ausführung seiner Schlachtidee, deren gro[ße] fachheit wol für jeden einleuchtend ist, kurz die [Leitung] des Feldherrn durch die Armee ebenso wie [die] durch den Feldherrn war es auch, welche mit [zu] nigsten dazu beitrug, der schiefen Schlachtordnung [der] Schlacht von Leuthen einen so allgemeinen Ruf [zu] schaffen, der dann, gleichwie manches Kunstwerk [der] eine Menge geistlose Nachahmer und seltsame Fehlg[riffe] Folge hatte." Die letzte entscheidende Attake Driesen's [der] Cavalerie des linken Flügels wird mit Recht den [ge]Heldenstücken von Ziethen und Seydlitz an die Seite [zu] Der Verfasser begleitet sie mit folgenden Worten, [die] Mann von Fach als charakteristisch anerkennen wird: [„]an die Reiterei die Forderung gethan wird, daß sie [wie] Waldstrom urplötzlich herverbreche und alles, was [ihr] findet, niederstürze, zertrümmere und sich weithin [in] Ebene ergieße, bis Berg und Thal ihr Schranken [setzen]", daß es ihres Führers Sache sei, den Moment dafür [zu] zu wählen und zu benutzen, so genügte wahrlich [diese] Forderung damals der linke Reiterflügel unter Dri[esen]. Schilderung der bekannten Scene im Schlosse zu [Pa]ren wir noch zur Ergänzung, was ein Castellan [Mu]welcher dort 60 Jahre gedient und erst vor etwa [drei] im hohen Alter gestorben, erzählt hat. Der König [hatte] er das Schloß betreten, den Besitzer, Baron Mudrach, lassen und ihn gefragt: „Ist bei Ihm alles [wohl]" dieser, außer Fassung, zerstreut bejaht habe. Als [er] darauf so viele feindliche Offiziere getroffen, habe er [zum] Baron geäußert, er verdiene, daß ihm der Kopf [zu] Füße gelegt werde, doch sei er bald besänftigt [worden]. Mudrach sonst immer ein treuer Anhänger gewesen [sei]. Als er ihm bei der frugalen Mahlzeit aufgewartet, habe [er] plötzlich gefragt: „Kann er Faro spielen?" Mudrach stockend angefangen: „In meiner Jugend —", [worauf] König ihn unterbrochen: „Nun dann weiß Er, was es [zu] heißt, das habe ich heut gespielt!" Das Werk [schließt] Betrachtungen über den Eindruck und die Folgen [des] Siegs, welche gleichwol nicht den verhofften Frieden [herbei] führten. „Und was brachte endlich der Friede von [Hubertusburg]? der Hauptsache für beide Theile keine andere Entsch[eidung] allein diejenige, welche der König am Ende des [Krieges]

und augenblicklich vielgenannteste Dichter, wenn er zehn Jahre, ja nur fünf Jahre hintereinander nichts von sich hören läßt, wie vergessen und begraben sein wird; selbst seine früher intimsten Freunde kümmern sich nicht um ihn, und wenn er als Revenant nach längerer Zeit wieder einmal emportauchen sollte, so findet er die Stelle, die er in der Gunst des wetterwendischen Publikums einnahm, meist von einem halben Dutzend anderer besetzt oder in wildem Hader darum begriffen.

Dann kam das junge Deutschland, und in erster Reihe Gutzkow, gegen den Taillandier bekanntlich neuerdings fortwährend polemisirt; dann Griepenkerl, der sich selbst als Poeten der Zukunft proclamirt habe; neben ihm Friedrich Hebbel, „vrai poète, imagination puissante, mais absolument dépourvu de ce sentiment de la realité sans lequel le théâtre est impossible". Hebbel's „Agnes Bernauer", meint Taillandier, habe eine Accomodation an die Realität der Bühne erwarten lassen, aber in seiner neuesten Tragödie sei er wieder mehr als je in sein altes Unwesen des Mythischen und Symbolischen zurückgefallen; „Der Ring des Gyges" bedürfe eines Schlüssels von der Art, welchen die Gelehrten einen commentarius perpetuus nennen.

Taillandier versichert, hier nur diejenigen dramatischen Dichter genannt zu haben, „qui ont affiché l'ambition de restaurer la scène allemande"; er erblickt darin, daß alle diese Poeten sich nach und nach in Subtilitäten und Träumereien verloren hätten, ein Zeichen, das nichts Gutes bedeute, und um ein Bild von dem chaotischen Eklekticismus der deutschen dramatischen Poesie zu geben, analysirt er hierauf vier Dramen, welche in den letzten Jahren das meiste Aufsehen in Deutschland erregten: Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", Brachvogel's „Narciß", Tempeltey's „Klytämnestra" und Gutzkow's „Lorber und Myrte". Wir wundern uns, daß er diesen Stücken wenigstens nicht noch Laube's „Graf Essex" beigesellt und daß er Laube, der ja auch wol zu der Gattung der „dramatischen Messias" zu rechnen ist, überhaupt nur beiläufig genannt hat. „Graf Essex" ist vielleicht Laube's bestgearbeitetes Stück, eins der am tüchtigsten durchgeführten der letzten Zeit, einige Einzelheiten und den ganzen sehr schwächlichen fünften Act ausgenommen. Wir würden dieses Stück, bei dem Laube übrigens brauchbare theatralische Vorlagen hatte, gern in der immer pikanten Beleuchtung der Taillandier'schen Kritik erblickt haben.

Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", dessen Inhalt mit Anführung ganzer Stellen erzählt wird, hat Taillandier's vollkommenen Beifall; nur tadelt er, daß die Tragödie nicht unmittelbar mit Thusneldens Tode schließt. Er nennt dies Product ein „oeuvre d'un ordre élevé", dessen Interesse durch eine „haute inspiration morale" aufrecht erhalten werde, und bei dessen Aufführung sich Deutschland in die schönen Tage des „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" zurückversetzt geglaubt habe. Das ist freilich viel gesagt. Denn wenn wir auch zugeben, daß sich diese Dichtung durch nicht gemeine Schönheiten und Vorzüge nicht blos vor den übrigen Halm'schen, sondern überhaupt vor den meisten neuern Bühnenstücken auszeichnet, so kann es sich doch weder an Gedankentiefe, noch an großartiger geschichtlicher Anschauung, noch an lebendiger Wahrheit, noch an psychischer Gesundheit und sittlicher Reinheit mit „Wallenstein" oder „Wilhelm Tell" vergleichen. Es zeigt das Halm'sche Talent im Zustand der höchsten Reife, aber gewissermaßen auch der Ueberreife, es ist mit einem Worte trop mûr und zeigt nur zu viele Spuren jener Fäulniß, die nur aus den verderbenen Säften unserer Zeit entspringt und sich namentlich in den Figuren des Thumelicus und der Lycisca verräth. Der erstere ist ein zu jämmerlicher Patron, zu sehr geistiger Cretin, als daß wir uns für sein tragisches Schicksal, vielmehr seine Abschlachtung durch Thusnelda, irgend interessiren könnten. Er ist der deutsche Michel in traurigster Gestalt, und wenn wir es sehr begreiflich finden, wie ein Franzose an diesem deutschen Michel seine Freude haben kann, so begreifen wir doch nicht den Beifall (wenn überhaupt bei uns etwas unbegreiflich wäre), mit welchem das deutsche Publikum diesen mehr komischen als tragischen Tölpel begrüßt hat. Publikum von wirklichem nationalen Ehrgefühl würde Caricatur mit Indignation aufgenommen, eine wirkliche Gesellschaft sie vor die Thür gesetzt haben. Es thut weh, eine so vortreffliche Idee, wie sie dem „Fechter von Ravenna" Grunde liegt, in der Ausführung wenigstens theilweise verben zu sehen, wie im ganzen die so fruchtbare und große Idee, die dem „Adept" zu Grunde liegt, in der Ausführung dorben ist. Wir glauben, dem Dichter in unserer früheren sprechung seiner gesammten Werke passende Andeutungen geben zu haben, wie er durch gewisse Aenderungen, die nur in den dritten und vierten Act fallen würden, sein melicus in eine höhere Charaktersphäre erheben, ihn als Rüpel wenn auch nicht in einen Helden, doch wenigstens einen Menschen umschaffen könnte, dessen edle Natur ner gemeinen in einen gewaltsamen tragischen Conflict was ja hier so nahe lag. Nun könnte man uns wenden, daß wir besser thäten, zuvörderst selbst eine arbeitung unsers von Taillandier gelegentlich genannten spiels „Das Täubchen von Amsterdam", dessen innere jetzt nach 20 Jahren niemand so gut einsieht als er anzulegen, statt andern eine solche Radicalcur thun zuzumuthen. Aber uns fehlt es dazu an Muße und haben wir auf die Bühne längst resignirt, glauben praktischern Leuten gern oder ungern ihre Erfolge gönnen aber doch vielleicht nicht so beneidenswerth sind als Aber Friedrich Halm kann Entschuldigungen dieser für sich geltend machen; er hat sein Ein und Alles dramatische Poesie gesetzt und seine äußere Stellung ihm Muße genug, um seine frühern Stücke zu prüfen hat sie aber alle gelassen, wie sie waren, trotz der begründeten Einreden der Kritik. Möge er es thun wie er will; die Kritik verliert durch diese Nichtachtung nichts, nur er selbst leidet dabei Schaden, im Fall auch um den Beifall der Nachwelt, nicht blos um augenliche Bühnenerfolge zu thun sein sollte.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu erwähnen, daß dier einer Aufführung der Tragödie in Wien beigedem „poète brillant" zu seinem Erfolge persönlich wünscht hat, worauf Friedrich Halm ihm bemerkte, verdanke ich den Dichtern Frankreichs, Racine und Corneille; von ihnen lernte ich die Einheit des Planes Entwickelung der Leidenschaften."

Der Erfolg des „Fechter von Ravenna", mag dier, habe den Deutschen Ehre gemacht, um so mehr er aber begreifen, wie dasselbe Publikum an „Narciß" Geschmack zu finden vermochte. Taillandier die Macht der sogenannten „dankbaren Rollen" des spiels in Deutschland nicht zu kennen. „Narciß" sehr dankbare Rollen, und man besucht das Stück um seiner selbst willen, als um Herrn Darwisen, Herrn Hase u. s. w. als Narciß und diese etwa als Marquise Pempadour zu sehen, ähnlich wie „Fechter von Ravenna" weniger wegen seines Inhalts als um Frau Rettig oder Fräulein Janauschek Thusnelda zu sehen. Taillandier erzählt den Stücks und bemerkt dann: „Man wird ganz gewarten, daß ich ein solches Werk einer ernsten unterwerfe. Es würde mir gar nicht eingefallen zu sprechen, wenn es nicht bei unsern Nachbarn gehäuft Erfolg gehabt hätte. Dieser Erfolg ist ein Skandal. Wozu würde es auch nützen, Brachvogel striren, daß sein Stück gegen die Logik ebenso wie gegen die Geschichte, daß die Fabel grotesk, möglich, der Stil lächerlich zerhackt ist, daß die ricaturen sind, und daß diese Mischung von raffinirt und sentimentalen Ergüssen, statt ein Gemälde 18. Jahrhundert zu sein, unter seiner ungeschickten grobes germanisches Melodrama geworden ist."

vom Studenten auf einmal ein großer Taktiker geworden zu sein meint, verfehlt denn auch nicht, die Fehler und Irrthümer seiner Generale gehörig in das Licht zu stellen und freigebig mit allerhand empfindlichen Beiworten auszuschmücken.

So viel von diesem Bestandtheile, in dem man sieht, was dem Genie in unsern Tagen alles möglich ist, und der bestimmt ist, dem Dänenhaß des Autors vollen Ausdruck zu gewähren. Auf das einzelne dieser Darstellungen können wir natürlich sowenig, wie auf eine thatsächliche Berichtigung seiner Urtheile eingehen; müssen ihm aber kurzweg die Befugniß absprechen, sich über die politischen Verhältnisse der Zeit und die Intentionen seiner Führer in seiner Weise zu äußern, an das Sprichwort „No autor" erinnernd.

Der zweite Bestandtheil des Buchs ist von dem ersten ganz verschieden und besteht aus zwei historisch-novellistischen Darstellungen, die nicht ohne Werth sind. Die erste derselben behandelt die Geschichte Herzog Knud Lawards von Südjütland, wie Schleswig im Mittelalter hieß, des Vaters König Waldemar's des Großen, der von König Magnus und seinem Sohn Nils im Jahre 1151 meuchlings erschlagen wurde, und die Nemesis, welche diesen Mord an seinen Thätern rächte. Ein innerer Zusammenhang zwischen dieser gut erzählten Geschichte und der Hauptaufgabe des Verfassers ist nur etwa darin zu finden, daß Knud Lawards vor allen Dingen die Deutschen liebt und dieser Vorliebe wegen von den Dänen erschlagen wurde. Hiervon abgesehen ist das Ereigniß so voll von echt dramatischen Motiven und seiner dramatischen Wirkung so sicher, daß Shakspeare und seine Zeitgenossen, wenn sie dasselbe so gekannt hätten, wie Saxo Grammaticus es berichtet, schwerlich verfehlt haben würden, den Hergang dramatisch zu gestalten. Ja, noch jetzt empfehlen wir die Geschichte Herzog Knud's als einen Stoff, in dem die Geschichte selbst alle Scenen eines ergreifenden Dramas im voraus zurecht gelegt hat, allen stoffsuchenden Dramaturgen, und fordern den Verfasser selbst auf, an ihm zu zeigen, was er als Poet vermag. Die zweite Mittheilung ist eine aus Hansen und Wolff's Chronik des Landes Dithmarschen mehr oder minder entlehnte Darstellung des fast vierhundertjährigen Freiheitskampfes der Dithmarsen gegen die dänischen Gewalthaber, mit vieler Farbenfrische gut und verständig vorgetragen. Dieser endlose und wechselvolle Kampf ist zwar nur etwas gezwungen als ein Kampf des germanischen Volkselementes gegen das Dänenthum zu betrachten, erinnert aber lebhaft an die Kämpfe der Schweiz für ihre Selbständigkeit und zeigt uns mit dem Kampf der Niederlande vereint, daß es doch nicht gerade der Berge in einem Lande bedarf, um das Vaterland zu lieben und gegen ungerechten Angriff zu vertheidigen! Am 20. Juni 1559 beugten endlich die letzten 4000 wehrhaften Dithmarsen in der Nähe des Dorfes Lohe, ihr Knie vor den drei verbundenen Fürsten, König Friedrich II. von Dänemark, Adolf von Gottorp und Johann von Hadersleben, und hiermit hatte ihre durch so viele Siege befestigte und so viele Eide versicherte selbständige Freiheit ihre Endschaft erreicht. In diesen Erzählungen bewegt sich der Verfasser auf einem seinen Anlagen ganz entsprechenden Gebiet, wir folgen ihm gern und würden ihn auch künftig wol auf demselben Gebiete willkommen heißen: mit seinen persönlichen Schicksalen aber mag er uns verschonen. 4.

Notizen.

German Mäurer.

Schon früher haben wir gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Landflucht, zu der sich so viele talentvolle und geistbegabte Deutsche infolge des 1848 und 1849 begangenen allgemeinen politischen Rechnungsfehlers genöthigt sahen, doch insofern dem deutschen Vaterlande wieder zugute kommt, daß dadurch der Same deutschen Wissens und deutscher Literatur weithin über alle Lande und Völker ausgestreut wird. Diese Erscheinung erinnert einigermaßen an jene griechischen Gelehrten, welche vor den Türken aus Konstantinopel flüchteten und die Kenntniß griechischer Sprache, Literatur und Philosophie im Abendlande ausbreiten halfen. In England war oder sind Kinkel und Ruge durch Vorlesungen, Freiligrath durch seine persönlichen Beziehungen als Vermittler zwischen England und Deutschland thätig; andere haben begonnen, in Nordamerika die deutsche Presse auf einen anständigern Fuß zu setzen; in Nantes wirkt Hermann Semmig zu literarischen Vermittelungszwecken, und jetzt erfahren wir zu unserer großen Freude, daß auch German Maurer (geb. 1815 im Schlosse Bensberg am Rhein), der sich jahrelang in Zürich aufhielt, als Professor am kaiserlichen Lyceum in Napoleon-Vendée eine Unterkunft gefunden hat. Freilich klagt er, daß er sich dort wie ein „Lebendig-Begrabener" vorkomme; in Paris sei es in dieser Hinsicht doch jedenfalls besser bestellt, wenn auch noch armselig genug. „Ich bin, du weißt (schreibt er uns), kein Freund von göttlicher Verehrung der Menschen, und würde dennoch demjenigen auf den Knien danken, der mich auf ehrenvolle Weise wieder auf den heimatlichen Boden verpflanzte, wo, wie Schiller sagt, die starken Wurzeln unserer Kraft sind. Weil dir selbst das Vaterland etwas ist, weißt du auch besser als manche andere, was es heißt, von demselben losgelöst zu sein." Inzwischen dient Mäurer der Literatur seines Vaterlandes, indem er für die Firmin Didot'sche „Nouvelle biographie générale", ein Werk, welches nach seiner Vollendung wenigstens 44 Bände in Gr.-8 octav umfassen wird, von Zeit zu Zeit Artikel liefert. So lasen wir jüngst darin einen von ihm unterzeichneten Artikel über Heine, der, ohne die geniale Begabung des Dichters irgend zu verkennen, doch auch dessen mancherlei Schwächen und Verirrungen nachdrücklich hervorhebt und in einer besonders für die Franzosen berechneten pikanten Form geschrieben ist, gelegentlich auch einige weniger bekannte Scherzworte Heine's mittheilt. Auch begegneten wir unlängst in der „Neuen freien Zeitung" einem Gedichte von German Mäurer: „Auf dem Schlachtfelde bei Sempach", welches in einem einfach kräftigen Volkston gehalten ist. H. M.

Auswüchse des Materialismus.

Zu welchen nur in Deutschland möglichen Abstrusitäten die materialistische Richtung in ihren äußersten Consequenzen führen kann, beweist z. B. Ludwig Knapp's „System der Rechtsphilosophie" (Erlangen 1857), worin es unter anderm heißt: „Die sittlich zwingenden Affecte bilden das Gewissen, die sittlich zwingenden Handlungen bilden den Rechtszwang, der gattungsmäßig gegliedert, als Staatsgewalt erscheint. Ansich also das Gewissen als unsichtbares Klopfgespenst, und den Staat unter irgendeinem Ideal anzuschauen, fassen wir beide Begriffe an den wirkenden leiblichen Gebilden ihrer concreten Träger und Producenten an, und suchen das Gewissen und den Leistungen der unbewußten, und den Staat unter den der bewußten Muskelerregungen auf. Ja, da es erlaubt sein muß einen spiritualistisch-phantastisch so viel beleckten Gegenstand in den schroffsten Ausdrücken der sinnlichen Erkenntniß zu überscheln, so dürfen wir sagen, daß die glatten, blassen, weichen, unstructurlosen Fasern zusammengesetzten, und die das Herz bildenden Muskeln des vegetativen Systems, indem sie vorherrschend den Affecten dienen, vorherrschend die Moral — und daß die quergestreiften rothen, in Primitivbündel gefaßten Muskeln des animalen Systems, indem nur sie die Handlungen vermitteln, und auch, im Gegensatz der ersten, allein Gerichtsfolge, Landsturm u. dgl. verknüpfbar sind, das Recht vollziehen." Wenn sich eine Richtung erst in solche sinnige Uebertreibungen und Subtilitäten verliert, so pflegt sie dann auch in der Regel an einem Wendepunkte angekommen zu sein, indem sie vor sich selbst erschrickt und erröthet. Jüngst fanden wir irgendwo die Behauptung: „Wahrhaft große geistige und seelische Eigenschaften verlangen immer einen großen, starken, strotzenden, lebenausströmenden Körper von edelm Ebenmaß" u. s. w. Hiernach müßten Napoleon seine großen geistigen

Eigenschaften erst mit seiner zunehmenden Corpulenz zugewachsen sein, denn während der italienischen Feldzüge besaß er noch keinen „strotzenden" Körper, er wird uns vielmehr allgemein als äußerst hager, schmächtig und eckig geschildert. Dennoch hat sein Genie niemals glänzender gestrahlt als während seiner Feldzüge in Italien. Die meisten großen Staatsmänner, Feldherren, Dichter und Denker besaßen im Gegentheil keinen „strotzenden, lebenausströmenden" Körper, viele waren sogar verwachsen oder Krüppel wie Aesop, Agesilaus, Eugen von Savoyen, Pope, Lichtenberg u. s. w., Byron war lahm, Schiller fortdauernd kränklich, und selbst von manchen der unerschrockensten, das Härteste aushaltenden Reisenden weiß man, daß sie von Haus aus schwächlicher Natur waren, z. B. Seetzen, Burchardt, Overweg u. s. w. An diesem Sieg des menschlichen Geistes über die Materie sollte man doch eigentlich seine Freude haben, und speciell den Materialisten wäre, weil sie eben Materialisten sind, anzurathen, nichts zu behaupten, was der Wahrheit der erlebten Fälle zuwiderläuft. 13.

Bibliographie.

Albrecht, F., Das Hohelied in der Bibel. Eine Sammlung hebräischer Liebeslieder in deutsche Reime übersetzt und erläutert. Ulm, Gebr. Rübling. 16. 18 Ngr.

Benitzky, L. v., König Koloman und Kaiser Josef. Nach dem ungarischen Manuskripte von S. Prély. Pest. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Capper, J., Geschichte des britischen Indien von seinen ältesten Urkunden bis zur Gegenwart. Beschreibung seiner Natur, Regierung, Religion, Sitten u. s. w. Ins Deutsche übertragen von J. S. Lowe. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dietz, C. A., Ueber Verwaltung und Einrichtung der Irrenanstalten mit Einzelhaft und die Verbesserungen deren diese Haftart bedürftig und fähig ist. Mit 8 Blättern Zeichnungen. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. 1857. Gr. 8. 27 Ngr.

Dörr, F., Griechischer Liederschatz. In deutscher Nachdichtung. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 1 Thlr.

Eberle, C. G., Luther's Glaubensrichtung. Seine Bedeutung und Stellung in der Kirche. Eine Stimme aus Wittemberg. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 6 Ngr.

Ennemoser, F. J., Eine Reise vom Mittelrhein (Mainz) über Köln, Paris und Havre nach den nordamerikanischen Freistaaten beziehungsweise nach New-Orleans, Erinnerungen an diese Stadt und Rückreise über Bremen, gemacht und beschrieben. Kaiserslautern, Tascher. 1857. 8. 7 Ngr.

Giese, W. M., Trostbüchlein für Kranke. Münster, Aschendorff. 8. 15 Ngr.

Glenbrecht, O., Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Helfferich, A., Skizzen und Erzählungen aus Irland. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klopp, O., Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Regierung bis zur Abtretung an Hannover. Von 1744—1815. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Lepsius, G., Die Wartburg als Schauplatz denkwürdiger Ereignisse. Aus Nürnbergs Vorzeit. Zwei Vorträge. Königsberg, Bon. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Lohmann, P., Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Meyer, M., Ulrich von Starkenberg. Ein Drama in 5 Akten. Innsbruck. 8. 1 Thlr.

Mittheilungen aus der Werkstätte der Natur. Herausgegeben von L. Besser, L. Brehm, A. u. R. Brehm, Büchner ꝛc. 1ster Band. Vier Hefte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 4. 2 Thlr.

Kritische Monatshefte zur Förderung der Wahrheit bei literarischen Besprechungen. Herausgegeben von einem Vereine deutscher Gelehrten. 1ster Band. Sechs Hefte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr.

Olga und Wladimir. Skizzen aus der Urgeschichte Rußlands. Nach Nestors Annalen herausgegeben von G. Kuttler. Stuttgart, F. Köhler. 1857. Gr. 8. 18 Ngr.

Peschel, O., Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky. Eine biographische Skizze nach den eigenen Dictaten und der Correspondenz des Feldmarschalls von einem österreichischen Veteranen. Mit einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab, L., Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. In fünf Bänden. 1ster und 2ter Halbband. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. à 1 Thlr.

Ritter, J. H., Geschichte der jüdischen Reformation. In drei Theilen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Mendelssohn und Lessing als Begründer der Reformation im Judenthum dargestellt. Berlin, Jonas. Gr. 8. 16 Ngr.

Roth von Schreckenstein, Freih., Die Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa (von den Russen Schlacht bei Borodino genannt) am 7. September 1812. Nebst einigen ausführlichen Nachrichten über die Leistungen des 4ten Kavallerie-Corps unter der Anführung des Generals Latour-Maubourg. Mit einem Plane. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

Des weil. wohledlen und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach Leben und Thaten, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Nach der eigenen Handschrift des Ritters urkundlich treu herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. Nebst dem Bildnisse Schertlin's. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 25 Ngr.

Dänische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Svend Grundtvig. Im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. Mit einer Einleitung vom Herausgeber des Originals. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von der Emme. Gedichte eines Ungenannten. Langnau. 1857. 24. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Greef, W., Preußens Volksharfe. Essen, Bädeker. 16. 3 Ngr.

Harms, C., Das Real-Schulwesen des Großherzogthums und die Erhebung der höhern Bürgerschule in Oldenburg zur Staatsanstalt. Ein Vortrag, gehalten im literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg. Oldenburg, Stalling. 8. 4 Ngr.

Moltke, M., Huldigungs-Gruss aus dem Herzen des Volkes. Gedicht zur Feier des Einzuges der Erlauchten Neuvermählten, Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preussen in die Hauptstadt Berlin. Am 8. Februar 1858. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 3 Ngr.

Schmidt, Ueber die eigenthümliche Herrlichkeit der lutherischen Abendmahlsfeier. Vortrag auf der Wittenberger Conferenz der lutherischen Vereine Preußens gehalten. Berlin, W. Schultze. 1857. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Königl. Prinzessin Victoria von England. Zwei Nummern. Leipzig, Weber. Fol. 10 Ngr.

Wiesmann, J. H. F., Lebensumriß des Ministers Freih. vom Stein. Zur Gedächtnißfeier seines 100sten Geburtsjahres. Münster, Aschendorff. 1857. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Harmonie
der
Ergebnisse der Naturforschung
mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes
oder
die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur.

Von

Maximilian Droßbach.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift gibt in einer klaren und belebten Darstellung einen höchst interessanten und originellen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Welterklärung. Sie zeigt, wie eine besonnene und genaue physikalische Denkweise dem Materialismus von Grund aus zuwiderläuft. Ihrem Geiste nach ist sie eine Fortbildung der von Leibniz begründeten Anschauungsweise. Dabei ist der Verfasser ein von philosophischen Schuleinflüssen durchaus unabhängiger Selbstdenker, sodaß die Schrift sich in jeder Weise dem großen gebildeten Publikum empfiehlt.

In demselben Verlage erschienen folgende Schriften von
Julius Frauenstädt:

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Unbefriedigt von der bisherigen Kampfesweise gegen den Materialismus, liefert der Verfasser eine unparteiische Kritik desselben, in der er, in Erwiderung auf Büchner's in mehreren Auflagen erschienenes Werk „Kraft und Stoff", ebenso das Für wie das Wider des Materialismus ruhig und leidenschaftslos erwägt, und dadurch beiden Parteien gerecht wird. Zugleich enthält die Schrift eine klare und präcise Darstellung des ganzen materialistischen Streites und nimmt Rücksicht auf die bisherige Literatur desselben.

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Diese nicht blos für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publikum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das Verhältniß von Glauben und Wissen. Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen beide Fronte: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben" huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfniß der Menschheit sei, mit den sultaten und Forderungen der echten Naturwissenschaft im E Einklang stehe.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 N

Dieses neue Werk des beliebten Schriftstellers will fü religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, Erdm psychologische, Moleschott's physiologische Briefe auf ihren bieten sind. Er wendet sich wie diese an das große geb Publikum Deutschlands und sucht gegenüber „den mode Hierarchen, den absolutistischen Autoritätseiferern, den die « kehr der Wissenschaft» verlangenden vernunftfeindlichen P visten und Objectivisten, welche die Menschheit in einem Kö glauben zu erhalten oder vielmehr in einen Köhlerglauben zu zuversetzen wünschen", die Berechtigung und Wahrheit natürlichen Religion nachzuweisen: „einer den Fortsch der Wissenschaft und der durch sie gewonnenen philosophi Weltanschauung entsprechenden Religion, die nicht ferner und Herz miteinander in Zwiespalt bringt, sondern beide söhnt". Besonders verdient die Schrift auch von den B der in drei Auflagen erschienenen Schrift „Kritik des Gr begriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" beachtet zu we da sie sich ausführlich mit dieser beschäftigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Aufl

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des zwanzigsten Heftes:

Belagerungsstand, Ausnahms-Maßregeln, -Gesetze, -Gen Aufruhracte, Kriegs- und Standrecht. (Der Ausnahmezust in Deutschland.) (Schluß.) Von Welcker. — Belehn s. Lehnswesen. — **Belehrung, Volksbelehrung.** Von Beld — Beleidigung, s. Injurie. — **Belgien.** Von W. A. Arer — **Belgien seit 1840.** Von H. Ahrens.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebh Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Na der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer a führlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu ben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Ko der Deutschen morgenländischen Gesellschaft heraus geben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cat Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Terr 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terariſche Unterhaltung.

ſcheint wöchentlich. — Nr. 16. — 15. April 1858.

k: Neue deutſche Lyrik. Von Rudolf Gottſchall. — Zur Geſchichte des deutſchen Ritterordens. Von Karl Zimmer. — Schutz- ngriffspamphlet eines ultramontanen Carikaturiſten. — Kant von einem ſeiner Jugendfreunde geſchildert — Notizen. — Biblio- graphie. — Anzeigen.

Neue deutſche Lyrik und Epik.

Die deutſche Muſe ſchläft nicht, trotz aller griesgen Recenſenten! Mag man doch ihren freien gewähren laſſen! Zu allen Zeiten hat die Lyrik iche Blüten getrieben, und Hegel vergleicht mit die Liederpoeſie einer ſich ſtets erneuenden Blumen- Das Zeitalter der Trouvères und Troubadours, Minne- und Meiſterſänger beweiſt dies zur Genüge. ch iſt raſche Vergänglichkeit das Los dieſer Maſſenngen. Nur wo ſich in der Lyrik eine tiefe und lle Lebensauffaſſung austrägt, eine originale Phyie ſpiegelt, eine neue Formen ſchaffende und beende Gewalt des Ausdrucks, das zauberiſche Arom genialen Eigenthümlichkeit, da iſt die Bürgſchaft r Dauer gegeben, die Ausſicht auf jene etwas preinſterblichkeit der Poeten, die noch von den Launen Geſchicks abhängt, wie ſie jener bekannte Vers aus: „Habent sua fata libelli!“ Daß ſich indeß unter neuen Lyrik ebenſo viel und mehr Bedeutendes findet, ter den lyriſchen Verſuchen früherer Epochen, das uns zweifellos, und wenn es auch für den Auck unter der Maſſe verſchüttet wird, ſo bricht es ch allmählich Bahn zu allgemeiner Geltung. Gehen aber ohne Mismuth, ohne Klagen über die Inat des Publikums, über die Ueberſchwemmung des rktes an die Prüfung einiger der neueſten lyri- Gaben.

ichte von Friedrich Hebbel. Geſammtausgabe, ſtark nehrt und verbeſſert. Stuttgart, Cotta. 1857. 8. Thlr. 15 Ngr.

ie Mehrzahl dieſer Gedichte iſt uns aus den frühern ausgaben „Gedichte“ und „Neue Gedichte“ bekannt. ch macht dieſe Sammlung durch die Anordnung, Verngen und das neu Hinzugekommene einen weſentlich ndern Totaleindruck. Hebbel's gedankenreiche, ernſte iefe Muſe kennen wir von ſeinen Dramen her, nur durch die Paradoxie der Stoffe und der Bengsweiſe die Wirkung einer großartigen und ener- giſch-geſchloſſenen Compoſition beeinträchtigen. Wir begrüßen dieſe Muſe daher mit Freuden auf dem Gebiete der Lyrik; denn hier kann ſelbſt das Paradoxon, wenn es der Feder entſchlüpft, als geiſtiges Ferment verwerthet werden; eine etwas ſtarre und ſchroffe Behandlungsweiſe wird mit ihrem geiſtig-monumentalen Charakter willkommen ſein als Gegengewicht gegen ſüßliche Verflachung und phyſiognomieloſe Verblümelung, wie ſie allerdings ſeit 1850 in den Productionen der Maſſe zu Tage kommt. Eine von geiſtiger Wucht ſchwere Lyrik, die ſich nur mit Mühe in Fluß bringen läßt, iſt rühmenswerth in einer Zeit, in welcher gefällig fließende Nichtigkeiten überall aus einem breitgetretenen Gedankenboden hervorquellen, loſe Blätter mit Blumenarabesken graziös aus den Studienmappen unſerer lyriſchen Akademiker herausflattern, und ſich von Modernen für ihre Albums haſchen laſſen. Die Leichtigkeit der Form wird hier zu einer Gefahr für den Inhalt; denn dieſe Form gleicht einer glatten Rutſcheisbahn, auf welcher die lyriſchen Klingelſchlitten mit gleichmäßiger Virtuoſität heruntergleiten. Gegenüber der Blumenflur der Liederpoeſie iſt dieſe Hebbel'ſche Lyrik ein geiſtiges Bergland, von friſchrauher, geſunder Luft durchweht, mit hohen, ſchroffen, oft aber von ſanftem Abendroth der Phantaſie überflogenen Gedankengipfeln. Gelingt es dieſer erhabenen Muſe, ihre Herbheit zu beſiegen und in Grazie hinzuſchmelzen, dann erhalten wir ein vollendetes Gedicht, deſſen Arom noch würziger iſt, als wo dieſe Vollendung auf dem entgegengeſetzten Wege erreicht wird, indem eine von Haus aus graziöſe Muſe ſich eines ernſtern Gedankeninhalts bemächtigt. Aus dieſem Charakter der Hebbel'ſchen Lyrik geht hervor, daß ihre Lorbern nicht auf dem Gebiete des muſikaliſchen, ſangbaren Liedes blühen, das einen leicht faßlichen Gang und den Schmelz einfacher Empfindung erfordert, ſondern in den Regionen der höhern Gedankenpoeſie und des lyriſchen Charakterbildes. Zum Schwung der Ode hat ſich Hebbel nur ſelten erhoben, obgleich die hierher zu rechnenden Gedichte ſeine hohe Befähigung für dieſe nicht genug gewürdigte Gattung der Lyrik beweiſen; dagegen hat er in „Sonetten“ und „Epigrammen“

eine Reflexion von seltener Tiefe und Schlagkraft an den Tag gelegt, während sein dramatisches Talent sich in der scharfen Auffassung der Lebensbilder, in ernster Situations- und humoristischer Genremalerei bewährt.

Die Hebbel'schen „Lieder" sind meistens mit einem Gedanken beschwert, der ihrem freien Flug hinderlich ist. Der Gedanke des Liedes muß den Boden der Empfindung nicht verlassen; er muß nur aus ihrer Blume herausschauen, wie die Gestalt der fleurs animées. Wo er aber selbständig wird und das Bild, das die Empfindung erweckt, nur zu seinem Symbol herabdrückt, da geht der Duft des Liedes verloren, und das Lied wird zum Epigramm. Hebbel ist in der That, wie wir später sehen werden, der größte Epigrammendichter der Neuzeit; aber die Schärfe seines Denkens beeinträchtigt die milde Grazie des Liedes. Das Gedicht: „Zu Pferd, zu Pferd" z. B. beginnt mit der lyrischen Stimmung und Situation:

Zu Pferd, zu Pferd! Es saust der Wind!
Schneewolken, büst're, jagen!
Die schicken nun den Winter aus!
Zu Pferd, zu Pferd! Durch Saus und Braus
Die heiße Brust zu tragen.

Diese Stimmung und die unbedingte Hingabe an sie ist lyrisch. Der letzte Vers des Gedichts setzt aber das Ganze blos zum Bild eines Gedankens herab, der eine didaktische Wendung nimmt:

In meinem Mantel wühlt der Wind,
Er raubt mir fast die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An seiner Wuth erprob' ich's nur,
Wie fest ich oben sitze.

Auch die Form der meisten Lieder ist epigrammatisch herb, ohne Duft und Schmelz, z. B. der Refrain in „Das letzte Glas":

Stoß an! Du stießest gar zu heftig!
In tausend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir schon geschäftig
Der Kellner — nochmals füll' ich das!

wo der auf einem bedeutungslosen Worte ruhende Schlußreim matt austönt. Nur das „Nachtlied" vereint Gedanken- und Empfindungstiefe mit einer melodischen Form, und das „Frühlingslied" hat einen zum Gesang herausfordernden Tonfall.

Im Abschnitte „Balladen und Verwandtes" überwiegen Situationsbilder, in denen theils das Paradoxe der Hebbel'schen Muse in den etwas schroffen und hyperbolischen Contouren der Zeichnung zu Tage kommt, theils der dramatische Stil über den lyrisch-epischen überwiegt. In der Regel liegt der Situation ein ethischer Gedanke zu Grunde. Gleich im ersten Gedicht „Liebeszauber" geht ein wunderbar tiefes Naturempfinden Hand in Hand mit einer schroff abgerissenen, zerhackten Schilderung, die allerdings ein dramatisches Leben athmet, das aber die Einheit des lyrischen Gedichts zerreißt. Wie schön sind die ersten Verse:

Schwül wird diese Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter sich zusammen,
Breit begrenzt von Wetterleuchtens Flammen,
Und von rothen Blitzen scharf durchzogen.

Alles Leben ist in sich verschlossen,
Kaum nur, daß ich mühsam Athem hole;
Selbst im Beete dort die Nachtviole
Hat den süßen Duft noch nicht ergossen.
Jedes Auge wär' schon zugefallen,
Doch die Herzen sind voll Angst und zittern
Vor den zwei sich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erschallen.

Wie ungünstig sticht dagegen die dramatisch [illegible] hafte Gedankenstrichmalerei in den folgenden Zeil[en]

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt sich in der Muhme alten Mantel?
Ist sie — oder stach mich die Tarantel?
Wird sie — die Besinnung will mir stocken!
Ja, schon knarrt die Thür! Da kommt sie. [illegible]
Würd' ich selbst sie, so vermummt, erkennen —
Hätt' ich nicht — die Lampe läßt man brennen,
Daß es scheint, man sei im frommen Zimmer.

Diese zerrissene Form ist um so störender, [illegible] poetischen Reiz das Gedicht durch die seelenvolle [illegible] zauberung des Natur- und des Lebensbildes, [illegible] mäßige Steigerung und Auflösung beider gewinnt. [illegible] talisch pikant, farbensatt, originell in Anlage und [illegible] rung ist „Die Odeliske". „Das Korn auf dem [illegible] wiederum eine epigrammatische Wendung; „[illegible] ist eine grellbeleuchtete Banditenscene; „Ein [illegible] Bauer" dagegen ein tüchtiges Charakterbild [illegible] Schrot und Korn und jener Kunst der Steigerung, welcher der Dramatiker vertraut ist.

In den „Vermischten Gedichten" finden sich [illegible] liebliche Naturbilder aus einem Guß: „[illegible] „Sommerbild", „Herbstgefühl", „Spaziergang am [illegible] abend", in denen allen die Empfindung sich nicht [illegible] ausgefahrenen Gleisen bewegt, sondern neue Töne schlägt und eine große Prägnanz des Ausdrucks [illegible] bart. Das Gedicht „Abendgefühl" ist liederartig gehaucht bis zum Schluß, den der Daktylus „Sänger[illegible] lied" entstellt und hinkend macht. Ueberhaupt [illegible] bel nicht einen durchweg feinen Takt für die Ideale lyrischen Form. Es begegnet ihm oft, daß er [illegible] gen gebraucht, die jedes poetischen Schimmers [illegible] und die man gern ausmerzen möchte, um einigen prächtigen Gedichten makellose Schönheit zu [illegible] In den „Waldbildern" z. B. ist die Eigenart der Naturwildniß in schlagenden Zügen ausgeprägt, wie störend sind einzelne prosaische Verse, wie [illegible]

Seid ihr's wieder, finstre Wälder,
Voll an Mord und Tod und Gift,
Wo man keine Grenzenwächter,
Doch zuweilen Räuber trifft!

Wie matt die zweite Zeile, in welcher den „[illegible] hinter dem „Mord" einherlahmt, das „wo man [illegible] und gar das unglückliche „zuweilen"! Nachher [illegible] wildschöne Bilder, die man nach dieser Ouverture erwartet. Der Cyklus: „Ein frühes Liebesleben" hält neben einzelnem Trivialen, wie „Glück", „Nachklang", ergreifende elegische Klänge. Es [illegible] „Offenbarung", der Traum des Dichters am Grabe Geliebten:

Bridgeport Hospital 1
Bridgeport Public Library 1
Bridgeport Rescue Mission 1
Bridgeport Rescue Mission Thrift Shop 1
Bridgeport Rescue Mission Thrift Shop 1
Bridgeport Rescue Mission Thrift Shop

Beziehung Hebbel's Glaubensbekenntniß. Die Terzinen des ersten Gedichts sind wol gedankenvoll, aber schleppend und verworren, zu metaphysisch in ihren Wendungen; das zweite, der „Prolog zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier", gibt uns das ästhetische; das dritte: „Die Erde und der Mensch" das sociale; das vierte: „An des Kaisers von Oesterreich Majestät", das politische Credo des Dichters. Der Grundgedanke des dritten erinnert, zu Ungunsten des poetischen Schwungs, zu direct an nationalökonomische Theorien. Die Erde erklärt, daß keine Uebervölkerung zu fürchten, daß sie für alle ihre Kinder Nahrung biete. Der Dichter knüpft daran eine dichterische Feier der Auswanderung, und schließt mit dem Aufruf ans Vaterland:

Laß aber du, o Vaterland, dich mahnen:
Vergiß sie nicht, die Kinder in der Ferne,
Sie werden segeln unter deinen Fahnen,
Drum sorge du, daß man sie achten lerne.
Und ziehn sie auch von Pol zu Pol die Bahnen,
Sei du mit ihnen, wie die treuen Sterne,
Und halte jedes, voll erhab'nen Trutzes,
Je ferner dir, je würd'ger deines Schutzes.

Das politische Credo des Dichters im vierten Gedicht können wir norddeutschen Poeten unmöglich unterschreiben, und müssen das Vaticinium des Dichters, seine Prophezeiung der ihm hellgewordenen Zukunft, den magnetischen Einwirkungen seiner jetzigen Umgebung zuschreiben; denn unter der dithmarsischen Buche oder Eiche, die über seiner Wiege rauschte, hätte er diesen Traum wol nicht geträumt.

Indem wir nun zu den „Sonetten" und „Epigrammen" übergehen, treten wir in die reichsten Gedankenschatzkammern der Sammlung. Die Sonette geben einen meistens bedeutenden Inhalt in einer fast immer musterhaften Form; Satz, Gegensatz und Schlußsatz prägen sich in den anmuthigsten Strophen mit vollkommener Klarheit aus; und dabei ist es nicht blos ein hin- und herwogendes Plätschern der Gedankenwellen, sie werfen auch schöne und kostbare Perlen an den Strand. Ein pantheistisches Versenken in das Naturleben, ethische und ästhetische Reflexionen, in harmonische Bilder gekleidet, bilden den Hauptinhalt der Sonette, von denen einzelne zu den besten Mustern gehören, z. B.:

Der Wein.

Du blinkst so hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir zerronnen,
Woraus du einst die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegenschäumt dem Becher.

Ich aber säume, reizender Versprecher
Des Süßesten, und zähle all die Sonnen,
Die dich mit ihrem Netz von Licht umsponnen,
Bevor die Traube reif erschien dem Brecher.

Ich sehe ihn von Nächten und von Tagen
Den reichen Zug, die, längst hinabgesunken,
Dir scheidend all ihr Köstlichstes gegeben.

Da möcht' ich fast im Geist vor dir verzagen,
Kaum an den Lippen, bist du ausgetrunken,
Wie zahle ich den Preis für so viel Leben?

Oder:

Unsere Zeit.

Es ist die Zeit des stummen Weltgerichts;
In Wasserfluten nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in sich selbst zusammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenroth verschwammen,
Doch wird er nicht beschwören, nicht verdammen,
Der keusche Priester am Altar des Lichts.

Er soll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erste Blüte
Ein Auge hat, und sie mit Liebe bricht:

So darf er auch des Herbstes letzten Segen,
Nicht übersehn, und die zu spät erglühte
Nicht kalt verschmähen, wenn den Kranz er flicht.

Die Klippe, an welcher Hebbel's Gedankenlyrik bisweilen und auch in einzelnen Sonetten scheitert, ist die abstracte Form mit ganz directen Wendungen der Metaphysik, welche wie Verknöcherungen den freien Herzschlag der Dichtung lähmen.

Und könntest du, im Edelsten erglommen,
Auch deines Wesens Form vor ihm vernichten,
Die Elemente bleiben, die sie waren.

Oder:

Viel trage ich, doch schlägt mir die Entehrung
Der Weltidee, auf deren Leib ich hoffe,
Durch Puppenlarven leicht die Todeswunde.

Was thut's? Die echte Zeugung ist Entleerung
Des Einzelwesens von dem Weltenstoffe
Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

Oder:

Die Weltgeschichte sucht aus spröden Stoffen
Ein reines Bild der Menschheit zu gestalten,
Vor dem, die jetzt sich schrankenlos entfalten,
Die Individuen vergehn, die schroffen.

Oder:

Dann ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbstzersplittrungsdrange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerstoben.

Hier an allen diesen Stellen ist der metaphysische Denker nicht im Dichter aufgegangen. Diese exotischen Gedankenblöcke aus den Höhen der Speculation nehmen sich seltsam aus in den lachenden Gefilden der Dichtung. Der Poet soll auch die tiefsten Gedanken in ein graziöses Bild kleiden; er soll uns nicht seine Schüsseln voll dampfend aus der metaphysischen Garküche auftragen.

Die Epigramme Hebbel's stehen den Xenien Goethe's und Schiller's vollkommen ebenbürtig zur Seite. Hebbel ist ein Meister im Lapidarstil des Gedankens; dem überraschenden Bilde weiß er die schlagendste Unterschrift zu geben. Manche dieser Epigramme sind Blitze aus der Tiefe seiner Weltanschauung, andere sind goldene Sprüche aus dem Koran der Lebensweisheit, noch andere fein geprägte Gemmen oder Charakterköpfe. Die harmonische Bilderepigrammatik führt uns besonders nach Italien, das sie mit geistvollen Zügen malt. Die „Gnomen" enthalten viel Tiefes in straffester Form, z. B.:

Das Höchste und Tiefste.

Kein Gewissen zu haben bezeichnet das Höchste und Tiefste:
Denn es erlischt nur im Gott, doch es verstummt auch im Thier.

Das größte Hinderniß.

Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurückhält?
Daß er auf Bänken sich gern ewige Wohnungen baut.

Die ästhetischen Epigramme in dem Abschnitt „Kunst" sind von großer Tragweite. Was Hebbel über das Genie und die Talente, Idee und Gestalt, Vers und Prosa, die deutsche Sprache sagt, das ist alles ebenso treffend wie in durchgreifender Weise ausgesprochen. In den meisten Punkten stimmen wir vollkommen mit ihm überein, und diese Uebereinstimmung unter den Strebenden der Jetztzeit bürgt dafür, daß sich ein neuer Kanon lebensvoller Poesie entwickeln wird. Daß die Weltpoesie den Dilettantismus im Gefolge hat, spricht Hebbel in kaum Weise aus, wie wir es oft ausgesprochen. Er geißelt den Dilettantismus überhaupt treffend:

Die Poesie der Formen.

Daß in den Formen schon liegt, das setze nicht dir auf die Rechnung:
Ist das Klavier erst gebaut, wecken auch Kinder den Ton.

Der Dilettant.

Nimmer zum Kunstwerk wirst du's bringen, aber zur Einsicht in das Wesen der Kunst, wenn du dein Nichts erst verstehst.

Gegen eine eunuchenhafte Kritik, die es liebt, das Genie und die Talente zu hofmeistern und herabzusetzen und dagegen Mittelmäßigkeiten zu creiren, ist das folgende Epigramm gerichtet:

Der Kritiker als Demiurg.

Jeder möchte doch schaffen, und da du nun einmal Gedichte Nicht zu schaffen vermagst, schaffst du uns Dichter dafür.

Gegen die überwuchernde realistische Richtung sind folgende Xenien geschleudert:

Das Princip der Naturnachahmung.

Freunde, ihr wollt die Natur nachahmend erreichen? O Thorheit!
Kommt ihr nicht über sie weg, bleibt ihr auch unter ihr stehn.

An die Realisten.

Wahrheit wollt ihr, ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Einzusaugen, indeß Box ihr den Schnupfen gesellt.
Jenen löst es sich nicht, er folgt ihr im Leben beständig,
Doch ein gebildeter Sinn schaudert vor solcher Natur.

Mit goldenen Lettern aber möchte man das folgende Epigramm in den Bureaux der deutschen Theaterintendanten und Directionen anschlagen:

Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen.

Eure Romane und Dramen sind nichts als leere Charaden,
Kennt man das Wort, das sie löst, wirft man sie auch an die Wand.

Die ganze Poetik in nuce, die Hebbel hier gibt, ist vortrefflich. Unter dem übrigen Epigrammenschatz möge der Leser selbst wählen. Und zahlreiche Leser wünschen wir dieser hervorragenden Sammlung, damit das deutsche Gemüth sich wieder an Tieferes gewöhne und zwischen den Zeilen lesen lerne, durchdenkend und nachempfindend, während die jüngste Blumenlyrik nicht nur zwischen den Zeilen, sondern auch in denselben stil- und gedankenlose Arabesken bietet.

---

2. Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 24 Ngr.

Dieses Dichtwerk reiht sich den Hebbel'schen Gedichten würdig an. Der Verfasser, ein talentvoller Ostpreuße, debutirte zuerst mit humoristischen Romanen, in denen eine Jean Paulisirende Ader nicht zu verkennen war. In der Lyrik versuchte er sich mit magyarischen Gesängen, im Drama mit einer großartigen Tragödie, einem welthistorischen Charaktergemälde: „Der Tod des Tiberius." Allgemeines Aufsehen erregte sein Werk über Corsica, es verrieth vielseitige und gründliche Bildung, poetischen Sinn, eine seltene Gabe der Darstellung, die er schon früher auf historischem Gebiete als Biograph des Kaisers Hadrian bewährt, die aber noch mehr in der Schilderung der Naturbilder und Volkszustände hervortritt. Aehnliche kleinere Schriften über Italien reihten sich jenem Hauptwerke an. Jetzt bietet uns der Dichter eine poetische Erzählung in streng epischer Form und von echt classischem Hauche durchweht, getragen von seinen antiken Kunst- und Lebensstudien. Einheit der Handlung, plastische Darstellungsweise und Sinnigkeit im Plan des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen zeichnen diese Dichtung aus. Der Held derselben, Euphorion, ist ein griechischer Sklave in Pompeji, im Hause des Arrius Diomedes, ein Meister der bildenden Kunst, der jenen prächtigen, in diesem Hause ausgegrabenen Candelaber schuf, welcher sich jetzt im Museum der Bronzen Neapels befindet und dort auf den Dichter einen solchen Eindruck machte, daß er auf ihm gleichsam die Lampen seiner Dichtung aufstellte. Er nimmt an, daß Euphorion diesen Candelaber in seiner Werkstatt verfertigte, um die Feier der Wiederkehr seiner geliebten Jone, der Tochter seines Herrn, die sich in Rom aufgehalten, damit zu verherrlichen. Die Lampen sind Erfindung des Dichters; er hat sie sinnig ausgewählt und zugleich den Inhalt seiner vier Gesänge damit bezeichnet. Die Beschreibung des Candelabers mag auch zugleich als Probe dienen für den dichterischen Stil des Ganzen:

Aber es stand vollendet die Leuchte, ein himmlisches Kunstwerk!
Sieh, auf Klauen des Leun, wie erglänzte die funkelnde Basis,
Mächtig und glatt; drin konnte sich wol abspiegeln ein Mädchen.
Sieh, um den zahnigen Rand, wie so fein doch rankte des Weinstocks
Silbergezweige, wie hob sich daneben der flammende Altar
Sauber und schön, doch ihm genüber das reizendste Bildwerk.
Denn dort tanzte geschmeidig mit muntern Gliedern ein Panther
Kühnlich und stolz, weil über dem Rücken der seligste Reiter
Rebenumkränzt ihm saß, Dionysos mit strahlendem Trinkhorn.
Also schmückten den Grund schön diese Figurengebilde.
Jetzo der Basis entstieg voll Kraft der gewaltige Erzschaft,
Anmuthreich mit dem Knauf und den Armen und schwebenden Lampen,

Der bis über die Bruſt dem erhabenſten Manne hinanſtieg.
Aber es war ein Pilaſter korinthiſchen Stils, und die Maske
Ziert' an dem Knauf ihn vorn, doch hinten ein mächtiges
Stierhaupt.
Und man ſah es erſtaunt, wie über dem Knaufe die Arme
Schön ſich bogen, die vier ausgreifenden Träger der Lampen.
So war lieblich zu ſehn ihr Spiel und die ringelnde Blatt-
form,
Prachtvoll, glänzend und kraus, wie die Blätter der Blume
Akanthos.
Aber von jeglichem Arm hing ſchwebend an ſchimmernden
Ketten
Nieder ein Lämpchen, und köſtlich von goldfarb ſtrahlendem
Erze
Funkelten ſie, wie am ſchattigen Aſte die rothen Orangen,
Kunſtvoll prangte ein jedes, verſchieden an ſinniger Bildung.
Dann gleich über dem erſten erhob ſich ein ehern Gebilde
Sanft mit der blinkenden Fackel: Oneiros war es, der Traum-
gott,
So wie ein Falter zu ſehn in der dämmernden Bläue des
Abends.
Ganz war anders der zweite; da ſaßen, ein himmliſcher
Anblick,
Plaudernd und küſſend zumal zween junge verliebte Fi-
gürlein,
Amor und Pſyche gepaart. Wie im Wald ſanft ſchnäbelnde
Tauben
Koſten ſie ſchön, und die Reizende hob in der Rechten die
Fackel,
Doch mit den Armen umſchlang ſie der Gott, und er küßte
ſie herzlich.
Ferner die dritte der Lampen, ſie war ganz anders gebildet.
Siehe, die Flügel geſenkt auf wölbendem Deckel, wie ernſthaft
Saß, und wie klug mit den Augen, ein Vogel: der Pallas
Athene
Nächtliche Eule; ſie hielt in den Krallen die größeſte Fackel
Still verſchauend und ernſt und erweckte den ſinnenden
Ernſt auch.
Rührung aber erregte die letzte der Lampen und Wehmuth.
Thanatos ſtand auf ihr, und er löſchte die Fackel in Nacht
aus;
Doch ihm ſchwebte zur Seite die freundliche Hore Eirene,
Schleierumwallt, in der Hand die gebogene zögernde Palme.

Der erſte Geſang: „Oneiros", zeigt uns die Träume des Meiſters in ſeiner Werkſtatt, Träume der Liebe und Freiheit. Zwar nicht dem Aegypter, deſſen Schiff im Hafen von Pompeji ankert, will er fliehend gegen den Willen ſeines Herrn in die Ferne folgen, aber doch fühlt er tief die Niedrigkeit ſeines Standes, je höher ihn die künſtleriſchen Träume erheben, die ihn beſeelen. Inzwiſchen iſt Jone, die Tochter des Arrius, zurückgekehrt, und der zweite Geſang: „Amor und Pſyche", zeigt uns Begegnung, Begrüßung und ſtummes Geſtändniß der Liebenden, unterbrochen zuerſt vom Donner der bereits fiebernden und zuckenden Erde und dann vom Zorne des Vaters. Im dritten Geſang: „Pallas Athene", ſind die Freunde des Arrius zum feſtlichen Mahle verſammelt, um die Heimkehr der Tochter zu feiern. Sklaven bringen die Werke ihrer Kunſt; auch Euphorion enthüllt ſeinen Candelaber, der allgemeine Bewunderung erregt. Zenno, der buckelige Menandros, will eine Künſtlerſchaft nicht gelten laſſen, die nur ſchafft, was dem Gebrauche des Tags dient; doch Euphorion vertheidigt in ſchöner Rede auch die Kunſt:

Die in dem wohnlichen Hauſe ſo hold als Schaffende
Alles berühret ſie da mit den ſchön umbildenden
Weſſen das Leben bedarf zum Genuß und zur
Labe.
Selbſt Alltägliches machet ſie ſelten und köſtlich
Sinnig die Noth, und es wird die Gewohnheit
Dichtung.

Ebenſo ſchön iſt die Rede des Sängers
welcher das kunſtvolle Werk des Euphorion
gen und begeiſterten Worten deutet. Dann
Jone den Euphorion von der Knechtſchaft frei
und als der Freigelaſſene gerührt dem Meiſter

finſtere Nacht, urplötzlich, unſagliche
Gleich als börſte die Welt, vom Veſuv auf krachte
wind,
Und das Gefäß mit Geklirr, mit Geklang
Becher,
Und mit Geſumm, tieftönig, erſcholl der Pilaſter
auch,
Raſſelnd hinab in den Saal, rings flog der
Marmor.
Weithin rollten die Lampen, den reißenden
ſprungen,
Schütteten Oel ſie daher, und es ziſchten die
Nacht aus.
Aber Geſchrei in der Halle, ein gellendes, gräßliches
Wild wie das Haupt der Meduſe, ſo ſtarrte der
drein.
Krachend zerplatzte der Berg, und ein Feuergeiſt
Schlund ihm
Stieg, wie des Meers Windhoſe, und leckte mit
den Aether.
Pinie war's an Geſtalt, ſo wölbt' es von Gluten
Rieſig, und wuchs, bis plötzlich ein Feuerorkan
Raſend, und donnernd verſank's in die Tiefen
Kraters.
Und jetzt finſterte Qualm, dumpf brüllend
Gegehre
Kochte, und jach nun wieder entſtieg's, und
Feuer unendlich, es flogen die Klumpen wie
Monde
Schwarmweis brennende auf, wie ein donnernd
Kometen,
Die mit dem ſprühenden Schweif durchpeitſchten
ſelnden Luftraum,
Bis ſie hinabwärts ſanken, ein feuriger, grauſiger
Blutroth ſchäumte der Berg von dem wogenden
in Strömen
Rollten die Feuercascaden und Glutkatarakte

Der vierte Geſang: „Thanatos und Eir
uns in eine Grotte der Inſel Capri, wohin
und Euphorion gerettet, und gibt uns in flüchtig
ein Bild der Verwüſtung. Arrius iſt in ſeinem
verſchüttet, die glücklich vereinten Liebenden
auf dem Schiffe Serapion's nach Aegypten.

Der Gang der Handlung iſt einfach und
Der Dichter hat es ſelbſt vermieden, den nahe
Weg einer pikantern Entwickelung einzuſchlagen
hätte die Freilaſſung des Euphorion verweigert
und dieſe Freilaſſung wäre dann erſt durch
baren Ausbruch des Veſuvs, welcher den Vater
nem Veto verſchüttete, durch die große Naturkraft
factiſch, wenn auch nicht rechtlich bewirkt worden
Liebe Jone's hätte dann den Flüchtling nach

ütet. Doch Gregorovius vermeidet mit epischem
e dramatische Conflicte, Katastrophen, Entscheidun-
Die Hexameter, welche für diese von einheitlichem,
em Geiste durchdrungene Dichtung passend sind, so-
wir sie sonst in der modernen Epik am Platze
, haben einen fast durchweg regelrechten Bau, wel-
die Trochäen von seiner Schwelle verweist. Nur
schiebt sich ein Flickwort als Kitt in seine Archi-
ik ein. Die schöne, plastische Haltung der Sprache,
svoll in der Schilderung, bedeutsam in der sinnigen
ung, bedarf nach den mitgetheilten Proben keiner
n Würdigung.

---

edichte von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. —
. u. d. T.: Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte.
erlin, Decker. 1857. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begegnen der Muse dieses Dichters am liebsten,
sie entweder in orientalischer Weise Perlen sinniger
nsweisheit zum Kranze reiht oder in meisterhaften
ichtungen als Vermittlerin der Weltliteratur auf-
So sind uns auch in dieser Sammlung, die einen
gelegentlichen Eindruck macht und des charakteristi-
Gepräges entbehrt, die didaktischen Gedichtchen, die
n geflügelten Gnomen und die Mittheilungen aus
remde am willkommensten. In den „Balladen und
n" ist weder ein neuer Ton angeschlagen, noch
ische Energie erkennbar. Die Holzschnittmanier, in
ltfränkische Stoffe behandelt sind, ist ziemlich un-
bar. Auch die Bibelbilder „Jephta's Tochter",
fson" sind ohne plastische Kraft und glänzendes
t. Daß Bodenstedt den deutschen Liederton nicht
zu treffen weiß, zeigen seine „Lieder aus dem
nde". Sie sind zwar einfach, aber von einer auf-
en Trivialität, z. B.:

Abschied von den Bergen.

Lebt wohl, ihr lieben Leute,
Lebt wohl, Gebirg und See!
Ich bin so traurig heute,
Da ich von dannen geh'.

Der blaue Himmel oben,
Unten der blaue See —
Rings Berge duftumwoben,
Fern weißer Gletscher Schnee.

Lebt wohl, ihr lieben Leute,
Lebt wohl, Gebirg und See!
Ich bin so traurig heute,
Da ich von dannen geh'!

s „Traumgesicht" in Terzinen schlägt allein einen
Ton an; doch ist die Verherrlichung von „Liebe
Wahrheit" etwas abstract gehalten. „Herbstlied"
Rondfahrt" im nächstfolgenden Abschnitt sind reifere
e. Von den Sonetten ist das: „An mein Söhn-
wol am tiefsten empfunden. „Am Grabe Hein-
ine's" ist in jeder Beziehung matt und verfehlt.
ledt stellt den Tod des Lyrikers und den des russi-
Kaisers Nikolaus gegenüber, und ruft dabei aus:
Wer von euch hat das bessre Theil erworben?
Geräuschvoll ging der Zar zur ewigen Ruhe,
Was er gewesen — ist mit ihm gestorben.

Das ist doch eine unleugbare Unterschätzung einer bedeutenden historischen Erscheinung, wie sie der Zar Nikolaus gewesen. Natürlich wird der Dichter Heine in gleichem Maße überschätzt. Wer aber würde überhaupt sein Bild in den folgenden Zeilen erkennen:

Du, der in Liedern ewigen Zaubers voll,
Zu Lust und Leid so manches Herz erregte,
Der eine Welt von Schönheit in sich hegte,
Deß Brust von Wohllaut und von Liebe schwoll.

Das ist das Bild eines beliebigen Duodezpoeten; wie sollen aber diese Prädicate des Wohllauts und der Liebe auf einen Dichter der keckſten Dissonanz, wie Heinrich Heine, passen?

Die Muse Bodenstedt's ist eine Orchidee, welche auf fremden Stämmen ihre schönsten Blüten treibt. Die berühmte Ode Derzawin's „An Gott" hat sie mit all ihrer imposanten Würde bei uns eingebürgert; Kolzow's leichtfüßige Liederchen, die selbst dem ernstesten Inhalt nur kurze, rasche Verse geben, einige Gedichte aus Byron's „Hebrew melodies", Shakspeare's „Verliebter Pilger" und sechs von seinen Sonetten sind von Bodenstedt mit gewohnter Sicherheit und Leichtigkeit übersetzt. Er hat den richtigen Takt für das Wesentliche, für das, was er nicht ändern darf und wiederum für das, was er ändern darf oder muß. Wir werden im sechsten Lied des „Verliebten Pilger" Dowland und Spencer nicht vermissen, wenn Bodenstedt die Shakspeare'schen Verse:

Dowland to thee is dear, whose heavenly touch
Upon the late doth ravish human sense,
Spencer to me, whose deep conceit is such,
As passing all conceit, needs no defense —

übersetzt:

Du liebst der Lyra Himmelston zu lauschen,
Der dein Gemüth mit sel'gem Schauen füllt,
Ich lieb' es, mich an Liedern zu berauschen,
Drin sich der Geist der Schöpfung mir enthüllt.

Wir werden es billigen, wenn er im vierzehnten Lied den „Englishman" in einen „Ritter" verwandelt, und im siebenten „the thigh" mit „Wade" übersetzt und anderes unübersetzt läßt. Hier bewährt sich nur der gute Geschmack, der neben einer bedeutenden Formgewandtheit dem künstlerischen Uebersetzer unentbehrlich ist.

---

4. Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Würger. 1857. 16. 18 Ngr.
5. Ein Hohelied der Liebe. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1858. 16. 22½ Ngr.

Enthusiastische Wärme, wohlthuend in einer nüchternen Zeit, hat schon die frühern Versuche dieses Dichters charakterisirt. Jetzt hat er sie kunstvoller ermäßigt, seine Form hat mehr Fluß und Klarheit, seine Gedanken haben größere Reife gewonnen. Doch ist noch oft ein Ueberschuß des pathetischen Ausdrucks über den Gedanken sichtbar; das Leidenschaftliche überwiegt und erstickt die Plastik, und der Fehler der meisten neuern poetischen Erzählungen, der Mangel an einer klaren und einleuchtenden Motivirung, aus welcher das epische Interesse hervor-

geht, ist auch hier nicht zu verkennen. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß erst aus dem Herausbilden des epischen Elements der poetischen Erzählung eine vollendetere Kunstform erwachsen wird. Jetzt wuchert und schäumt in ihr eine Lyrik über und aus, die es noch bunter treibt als in ihren eigenen Formen, in Lied, Ode und Elegie.

„Rohana" verdient von den beiden Gedichten den Vorzug. Der Stoff ist nicht neu und erinnert besonders an Böttger's „Habana". Doch ist der Ausdruck der Empfindung bei Strodtmann noch machtvoller und inniger. Auch ist der Vertreter der europäischen Cultur in der „Rohana" ein Lovelace, der weder die weißen, noch die farbigen Schönheiten respectirt. Er ist ein gewaltsamer Entführer, der seine Beute aufs Schiff lockt.

Er sprach: „Vergebens ist dein Wort,
Vergiß des Vaters graue Haare!
Sieh, lustig trägt das Schiff uns fort,
Und lustig tanzt die Flut, die klare.
Wenn ich den weiten See befahre,
Ergötzt mich solch ein Zeitvertreib.
Mich dünkt, kaum zählst du siebzehn Jahre,
O Kind, mich reizt dein junger Leib,
Und eh' der nächste Tag vergeht, wirst du mein Weib."

Ich sah den ruchlos falschen Mann,
Verzweifelnd an mit Fiebergrauen.
Doch er mit frechem Hohn begann
Mir alte Kunde zu vertrauen:
Wie er im Schifferkleid, dem rauhen,
Ein Indianerweib belog,
Das er vor Jahren aus des blauen
Erregten Sees Fluten zog,
Und dann mit Liebeswort um all ihr Glück betrog.

Die Liebe zwischen dem Culturmenschen und einem wilden Naturkinde hat Dingelstedt im „Roman" in einer Weise geschildert, in welcher Cultur und Natur beide zu ihrem vollen Rechte kommen. Der Culturmensch der „Rohana" ist im Grunde ein sehr naturwüchsiger Pirat, sodaß sich der Gegensatz in diesem Gedichte nur auf die Farben- und Racenunterschiede beschränkt. Die wilde Rache der verrathenen Taube vom Eriesee an ihrem Verführer, die Liebe ihres Sohnes zum weißen Mädchen sind wirksame novellistische Pointen. Die Handlungsweise Wachuset's, der das Mädchen, das in seine Hände gefallen, das er liebt, wieder nach Fort Detroit zum Vater zurückgeleitet, bildet nicht nur einen schönen Contrast mit dem verrätherischen Benehmen des weißen Don Juan, sondern gibt auch dem ganzen Gedicht einen harmonischen Abschluß.

Die Rhythmen der Dichtung sind meistens von einer stürmischen und doch gefälligen Beweglichkeit. Ungesucht folgen auf leichtfüßige Verse mehrfache Reime. Immer ist der Gang der Rhythmen dem Inhalt mit vielem Takt angepaßt. Das einfach erzählende und motivirende Element wird durch den fünffüßigen Jambus ausgedrückt:

Fern aus den Wäldern ist er hergekommen,
Ein greiser Krieger vom Miamistamm.

Stürmisch bewegte anapästische Strophen erzählen dagegen den Sturm auf der See:

Laut heulte der Sturm, und mit wilder Macht
Die Wasser tollten und grollten.
Zackige Blitze durchflammten die Nacht
Und um Bergesgipfel und Felsenschacht
Die zürnenden Donner rollten.
Zu des Aethers wolkenverhangenem Flor
Sah bang und zitternd der Greis empor:
O führe du
Uns Rettung zu
Aus finsterem Todesgrauen,
Manito, dir will ich vertrauen!

Aehnliche Strophen schildern den zweiten Sturm, die Katastrophe im Eriesee:

Sie spricht es, und wirft sich mit toller Hast,
Hinein in die schäumenden Wellen,
Ein Sprung — nun hält sie den Schwimmer umfaßt,
Seinem Arm entreißt sie die liebliche Last,
Und die Wogen brausen und schwellen.
Kurz währet der Kampf,
Mit eisigem Krampf
Umschließt sie des Bräutigams Glieder.
Gellend ertönt sein Schrei —
Mächtig und schwer wie Blei
In die Fluten reißt sie ihn nieder.
Und Liebesrache und Liebesweh
Begräbt in den Wellen der Eriesee.

Vierfüßige Trochäen prägen das Weh der Verlassenen in elegischem Tonfall aus:

Immer noch an jedem Morgen
Stieg zum Felsen sie hinan,
Spähend voller Qual und Sorgen
Nach dem heißgeliebten Mann.
Tausend Seufzer mag sie schicken,
Tausend stumme Grüße blicken
In des Abendrothes Glut.
Bei dem Licht der bleichen Sterne
Schaut sie täglich in die Ferne,
Auf die leis bewegte Flut.

Haß und Rache aber wühlen in den kurzen Strophen mit schwerem Auftakt und verschlungenem Reim:

Haß, Haß, Haß,
Wo einst die Liebe gethront!
In Wahnsinn lodert ihr Aug',
Von keiner Thräne naß.
Wie der Herbstwind wol am Strauch
Ein einziges Blatt verschont,
Blieb nichts, wo einst die Liebe gethront,
Als bitterer, tiefster Haß.

Diese durchgängige rhythmische Abgemessenheit für die lyrische Begabung des Dichters, die freilich einzelne sehr duftige Blüten treibt:

All ihr blauen Glocken,
Die im Walde stehn,
All' ihr Blütenflocken,
Die im Winde wehn;
Mit den Purpursäumen,
Kelche licht und bunt,
Die auf Strauch und Bäumen
Duften, blühn und träumen:
Schmückt den Erlengrund!

Bächlein, die da rauschen
Ueber Felsgestein,
Stellt in sanftem Lauschen
Euer Murmeln ein!

Vöglein, eure Schwingen
Laßt im Laube ruhn;
Luſt und Leid zu ſingen,
Sollen ſchmetternd klingen
Eure Weiſen nun!

Strahl der Morgenſonne,
Lichte Tagesfee,
Blicke heut' voll Wonne
Auf den ſtillen See!
Senke fromm dich nieder
Auf den Uferpfad!
Hallt und hallet wieder,
Wellenklang und Lieder,
Denn Rohana naht!

Dagegen müſſen wir hervorheben, daß dieſe Lyrik das epiſche Element ganz erſtickt. Eine Handlungsweiſe, wie die des weißen Mannes, deutet doch auf einen perſönlichen oder dämoniſchen Charakter, in deſſen Tiefen uns der Dichter mindeſtens einigen Einblick verſtatten muß. Und wenn wir auch vorzugsweiſe von Naturbild zu Naturbild, von einer Kataſtrophe zur andern eilen, ſo muß der Held doch wenigſtens, wo er ſpricht, in einer ſeinem Charakter angemeſſenen Weiſe ſprechen. Unſere poetiſchen Erzählungen aber überzuckern alles mit einem gleichmäßig ſüßen lyriſchen Guß, daß das Charakteriſtiſche gar nicht zum Vorſchein kommen kann. Der „Frauenräuber vom Erie-ſee" aber ergeht ſich in den Klängen einer ſo aus voller Seele kommenden Frömmigkeit, daß wir, indem uns alle Andeutungen des Dichters fehlen, gar kein Recht haben, an ihrer aufrichtigen Innigkeit zu zweifeln:

Wenn vom Thurm die eh'rnen Glocken ſchallen,
Ladet Gott uns in ſein Tempelhaus.
Weihrauch duftet, fromme Beter wallen,
Pſalmen ſingend, fröhlich ein und aus.
Lieben, in dem Haus der Liebe beten
Mann und Weib; im Haus der Liebe treten
Sie geſchmückt zum heiligen Altar.
Denn ob all dem hohen Feſtgetriebe
Thront ein Gott der Liebe,
Weltbeherrſchend, groß und wunderbar.

Dabei iſt durchaus keine Ironie! Im Gegentheil, der Dichter verſetzt ſich mit der ganzen Wucht ſeiner Kraft in die allgemeine Situation, die dieſem Abſchnitte ſeines Gedichts zu Grunde liegt und ſchildert dem wilden Naturkinde die Reize der Cultur, vergißt aber dabei, daß er ſeine von warmer Begeiſterung getragenen Worte ſeinem Helden in den Mund legt, deſſen ganzer Charakter dadurch ſchief und unverſtändlich wird! Dieſer Mangel an Charakteriſtik und an innerer Motivirung gehört zu den Hauptgefahren, denen größere lyriſch-epiſche Gedichte ausgeſetzt ſind: eine Miſchgattung, bei welcher der Ton auf dem zweiten Momente ruhen muß.

Strodtmann's „Hohes Lied der Liebe" macht als Ganzes nicht den günſtigen Eindruck wie ſeine „Rohana", wenn es auch ſchöne Einzelheiten enthält. Die Situation iſt nicht ſcharf und beſtimmt genug ausgeprägt. Das Gedicht bewegt ſich in einem Wechſel von Empfindungen, der zu keinem rechten Abſchluß führt und dem der Dichter auch nicht ein beſtimmtes Arom zu geben wußte. Dies Hin- und Herwogen überſchwenglicher Gefühle macht zuletzt einen ermüdenden Eindruck. Aus dem Gedichte „Die Jüdin" und aus der Vignette vermuthen wir, daß das Lied einer Sulamith geſungen iſt. Wir vermuthen es nur, denn der Refrain:

Ihr helles Auge ſchwamm in Thränen,
Weil für die Liebe Haß ihr lohnt,
Solang des Glaubens finſtres Wähnen,
Ein Alp im Kreis der Menſchheit thront —

tönt keineswegs durch das Ganze wieder. Unſere Lyriker beſitzen die Kunſt, alles Beſtimmte ſo glücklich zu vermeiden, daß man ihre Gedichte wie Charaden errathen muß. Das einzig Thatſächliche iſt der fehlende Conſens der Aeltern, ein etwas alltägliches Geſchick, ein Motiv, das für ein einbändiges Liebesweh nicht ausreicht. Wir glauben, der Dichter hat ein ganz friſches Erlebniß in ſein Gedicht eingerahmt und ſo mit einer Hand geſchrieben, die noch vom Fieber zittert. Darum iſt auch die Dichtung theils innig und leidenſchaftlich, theils ebenſo matt, weil die Empfindung des Poeten zu mächtig war für ſeine Geſtaltungskraft. Ohne Frage beherrſcht der Dichter die Form; doch ebenſo oft beherrſcht die Form ihn, und klingt und ſingt ſelbſtändig aus, nachdem der Gedanke, der ihre Saiten angeſchlagen, längſt wieder ſchlafen gegangen. Gleich die erſte Strophe:

Nahſt du noch einmal, holde Liebe,
Mit deines Auges ſanftem Strahl,
Und lockſt hinab mich ins Getriebe
Von Sehnſucht, Zweifel, Luſt und Qual?
Haſt du nicht oft genug gewieſen
Dein Trugbild mir in blauer Luft,
Den Trank der Wonne ſchon verhießen (!)
Und dann aus allen Paradieſen
Geſchmettert mich in tiefſte Kluft!

zeigt uns dieſe Dichtweiſe, die bei allem Fluß der Verſe uns etwas trivial gemahnt. Ein Lieblingsreim des Dichters, „Liebe" und „Getriebe", der auch in der „Rohana" oft wiederkehrt, gehört nicht zu den claſſiſchen, indem das Wort „Getriebe" einen etwas maſchinenmäßigen Beigeſchmack hat. Einzelne Gedichte ſind indeß in Form und Inhalt ſchön durchgeführt, z. B.:

In dieſer Tage wildem Reigen,
Wo Scherz und Jubel uns umſchallt,
Und jedes tiefe Wort in Schweigen
Erſtickt, im bunten Lärm verhallt:
Iſt mir, als ob die tauſend Seelen,
Die ſich im Sturm der Welt geſucht,
Mit ihrem Wünſchen, Leiden, Fehlen
Vorüberziehn in raſcher Flucht u. ſ. w.

Die echte Energie entſchloſſener Liebe durchweht das folgende Gedicht:

So ſei denn Krieg der Welt entboten,
Die unſers Friedens Traum zerreißt,
Und in das Schattenreich der Todten,
Lebend'ge Flammen kühl verweiſt!
Krieg allem Schlechten, Halben, Feigen,
Das unſrer Liebe Glück bedroht —
Ein ſtarkes Herz nur gilt's zu zeigen
Im Kampf auf Leben und auf Tod.

O Jammer, daß mit grauen Haaren
Ruhmloſer Streit uns ward verhängt,
Und in der Freude Wein, dem klaren,
Die Tropfen bittrer Galle ſprengt.

Daß auf des Vaters heil'gem Haupte
Die Lohe des Verderbens flammt,
Und selbst das ewig treugeglaubte,
Das Mutterherz sein Kind verdammt.

Ich seh' der Zweifel Flut sich thürmen,
Wer sagt der Rettung Pfad uns an?
Eins nur ist klar in diesen Stürmen,
Daß ich von dir nicht lassen kann!
Müßt' ich mit Erd' und Himmel rechten,
Zum Kampf verbündet wider mich:
Ich raubte selbst aus Kerkersnächten,
Und aus der Hölle Flammen dich!

So wappne dich zur ernsten Fehde,
Vertrau' den Sieg der Götter Huld!
Ein feurig Schwert für Blick und Rede,
Dein Panzer Hoffnung und Geduld!
Wo ist ein Wahn, der standhaft bliebe,
Durch nichts aus seinem Traum geschreckt,
Wenn ihn der Flammenstrahl der Liebe
Aus seines Dunkels Oede weckt?

---

6. Studien. Von Heinrich von Treitschke. Leipzig, Hirzel. 1857. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits durch seine warmen, kräftigen „Vaterländischen Gedichte" bekannt gemacht. Mit ihnen gemeinsam ist diesen Studien die Lebhaftigkeit der Schilderung, die hier durch das bunte wechselnde Colorit aus den verschiedensten Epochen der Geschichte und den verschiedensten Zonen erhöht wird, die Sicherheit in Versbau und Reim, eine wohlthuende Klarheit und Energie der Darstellung. Die meisten dieser Studien sind lyrisch-epische Erzählungen, nur in wenigen ist eine vom Begebniß unabhängige Empfindung und Reflexion vorherrschend. Bunt in der That ist die Welt, die uns hier entrollt wird. Hier sehen wir die Rose im Beichtstuhle von Korvei; den Mönch, der auf der Jagd stirbt, nachdem er einen Tag der Freiheit und Liebe genossen; dort den puritanischen Lootsen, der die holländische Flotte zu ihrem Untergang in die Meeresklippen führt und sich dann selbst in die Flut stürzt. Hier begegnet uns der helgoländer Legionär, der Pole, der, nachdem er in der ganzen Welt gegen den Weißen Zaren gekämpft, auf Schleswig-Holsteins Gefilden verblutet; dort der hanseatische Admiral, der vor Cadix, als in seinem von den Granden Spaniens besuchten Schiffe Feuer ausbrach, pflichtgetreu auf seinem Schiffe den Flammentod erlitt. Hier sehen wir die Morlachin, welche den Mönch in St.-Andreas-Klosterzelle liebt, als ein Opfer der ihre Liebe strafenden Brüder fallen; dort erhebt sich mit blutigem Dolch das Römerbild jener zweiten Lucretia, die wol den Dolch, aber nicht die Keuschheit von der ersten geerbt. Der Dichter liebt pikante Situationen, mag er uns in „Peterhof" den russischen Kaiser schildern, welchem der Lärm der Britenflotte ins Ohr tönt, oder das Liebespaar, das in einer verborgenen Grotte des Meeres von der wachsenden Flut begraben wird. Am grellsten ist die Situation in „Wiedersehen", welches an ein ähnliches Gedicht von Gustav Freytag erinnert. Was der Verfasser aus der Geschichte und aus der Gesellschaft mit Vorliebe herausgreift, das sind eben magisch und grell beleuchtete Bilder des S denmuths, der Thatkraft und Opferlust, der element schen Mächte und ihres Siegs, der Flamme, des Stu und Meeres, der Pest, Conflicte des socialen Lebens, französisch, extrem, an Alfred de Musset erinnernd. treu unserm Princip, die Poesie auch ihren Stoff f aus dem Leben der Gegenwart herausgreifen zu la geben wir Gedichten wie „Peterhof", „Der Legion „Eine Soldatengeschichte", die an ein von Wickede erzä Erlebniß erinnert, dem „Wiedersehen", der „Rettung" den Vorzug vor den übrigen. Einzelnen Erzählungen, z. B. „Die Rose von Korvei", wünschten wir gr Klarheit der epischen Motivirung. Die Sache, die gebenheit selbst soll interessiren, nicht blos die S mung, welche der Dichter an sie knüpft. „Kra träume" und das Gedicht „In der Weinlaube" h einen mehr sinnig reflectirenden Charakter. Die w vollen Sechsfüßler des letztern, die man hier nicht wartet, die aber durch den Gedankengang des Ge motivirt sind, mögen für die sprachliche Gewandthei Dichters, welche sich gewiß noch zu schärfer bestim Originalität ausbilden wird, ein Zeugniß ablegen:

Herniedersinkt die stille Mondnacht duftig heiß,
Wie wenn erhitzt die Schnitterin vom Felde kehrt,
Und ihrem warmen fliegenden Athem mischen sich,
Des Kranzes Düfte, den sie wand ins goldne Haar.
Schon schläft die Erde schweigend ihren tiefen Schlaf,
Ein lauer Luftstrom steigt aus ihrem Schos empor,
Der Sonne Gluthauch, den sie durstig sog am Tag.
O Freund! In solchen Nächten neigt der Himmel sich
Der Erde näher. Sieh, wenn strahlend durchs Gebüsch
Die raschen Käfer ihre lichten Wege ziehn:
Mir ist, als ob ein kleiner Stern aus seiner Bahn
Neugierig wiche, dieses Thales Glück zu sehn. —
Wie karg gemessen, ach, ist unserm rauhen Land
So süße Lust! Sie flieht wie eines Träumers Traum,
Wie einer scheuen Dirne leis verschämter Kuß.
Laß sie uns nützen! Komm, die Rebenlaube winkt,
Die grünen Römer prangen auf dem Tische schon.
Dort laß uns lauschen auf den sagenreichen Mund
Der mächt'gen Göttin, wie sie spricht von alter Zeit:
Gleichwie ein muntrer Alter seinem lieben Sohn,
Dem horchenden, von seiner Jugend Glück erzählt.
Ja, einer fernen Jugend gilt der Göttin Wort.
Sie spricht von heitern Landen, wo der Sonnengott
Der Feuerpfeile ganze Macht herniederschießt:
Wie auch die Nachtzeit ihres Reizes Fülle zeigt,
Den uns der neidischen Nebel grauer Schleier birgt.
Und wie sie spricht und wie des Rheines Wogensang,
Dem Wort ein traulicher Begleiter, leise rauscht:
Da werf' ich von mir aller Sorgen träge Last
Und bade mir die Seele, wie der Siechе sich
In Hygieia's Quellen sein Gebreste heilt.

---

7. Gedichte von Sigmund Schott. Stuttgart, E. berger. 1857. 16. 22½ Ngr.

Lieder und kleine Romanzen, knapp in der F nicht ohne naive Lakonismen des Inhalts. Doch im ganzen der einheitliche Reiz der Empfindung gegen sind viele dieser Gedichtchen Gnomen, welche was sie sagen wollen, anmuthig und präcis ausdrü z. B. „Wandlung":

Warum doch schlägt im Buchenlaub
So hell der Drossel Ruf empor?
Des Waldes Gründe bleiben taub,
Wie selten lauscht ein dankbar Ohr.

Wozu, wozu die Beere hier,
Die ungenossen doch vergeht?
Wozu die Pflanze und das Thier,
Der Hauch, der durch die Wipfel weht?

So frug von je, wie heute noch,
Das Leben, das nicht sterben will;
Die ewige Natur jedoch
Zerbricht und formt das Neue still.

Unsterblich ist das Schaffen nur;
Drum weich', Geschaff'ner, neuem Bild,
Geh' willig auf in der Natur:
Für den Zufriednen bleibt sie mild.

uch in den nicht humoristischen Liedern verfällt der
sser bisweilen in etwas barocke Wendungen, welche
inheit der Stimmung stören und in das Prosai-
bergehen, z. B. in dem sonst edel gehaltenen Ge-
„Sonnige Höhe":

O Licht und Luft und Zauberklänge,
Wie habt die Seele ihr erweicht!
Hinab dann wieder in das enge,
Nach Brot elbogende Gedränge,
Das nur die Götter nicht erreicht.

Rudolf Gottschall.

Geschichte des Deutschen Ritterordens.

chichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Bal-
n in Deutschland. Von Johannes Voigt. Erster
d. Berlin, Reimer. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
Gründung des Deutschen Ordensstaates in Preußen.
n J. M. Watterich. Mit einer Karte von Preußen
13. Jahrhundert und einer lithographirten Tafel. Leip-
Engelmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

er Ausbau der allgemeinen Geschichte unsers Vater-
durch Specialgeschichtswerke nimmt einen raschen und
chen Fortgang. Unter die verdientesten und ehrwürdig-
umeister auf diesem Gebiete gehört nach dem allgemei-
heil der Verfasser von Nr. 1. Dieses Werk, welches sein
r dem Erzherzog Maximilian Joseph als Hoch- und
meister des Deutschen Ordens im Kaiserthum Oesterreich
et hat, steht mit dem größern Werke über die Geschichte
ns während der Herrschaft des Deutschen Ordens in engster
dung. Es erschien dem ehrwürdigen Verfasser, dem Grund-
ebenso am Herzen liegt als ihm Halbheit zuwider ist,
maßen als eine wissenschaftliche Pflicht, dem Hauptwerke
ites theils erweiterndes theils ergänzendes zur Seite zu
welches eine Geschichte des Deutschen Ordens in seinen
alleien in Deutschland umfaßte. Und diese Verpflich-
g dem Verfasser um so näher, je tiefer seine Einsicht
Wesen und in die Aufgabe der Geschichte ist. Denn
n tritt ein vollendetes Bild des genannten Ordens vor
ge des Denkenden, wenn man sieht, was er in seiner
schichtlichen Bedeutung wie für Preußen so für ganz
and war. Und mit vollem Rechte wird an die neuere
tschreibung die Forderung gestellt, außer den sogenann-
pt- und Staatsactionen, in denen die deutschen Balleien
t des Mittelalters ohnehin keine hervorragende Rolle
auch den innern Entwickelungsgang des gesellschaft-
ebens und der in ihm erscheinenden corporativen Ge-
en ans Licht zu stellen. Was nun die Schwierigkeit
gabe betrifft, so kann die Größe derselben niemand ver-
kennen, der auch nur einen oberflächlichen Einblick in dieselbe zu thun im Stande ist, und der Verfasser war sich ihrer vollkommen bewußt, „als er an diese Arbeit so mancher Jahre ging". Die Besitzungen des Ordens erstreckten sich nämlich bezüglich Deutschlands von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meerbusen und von der Oder bis über die Maas hinaus. Diese Ausdehnung hat natürlich auch die Zerstreutheit des historischen Materials zur Folge gehabt. Aber nicht genug: ein bedeutender Theil jenes Materials ist zu Grunde gegangen, sodaß in manchen Balleien nur noch geringfügige Notizen von der einstigen Existenz des Ordens Zeugniß ablegen, während in nicht wenigen Orten die geschichtliche Kunde von ihrer ehemaligen Ordensunterthänigkeit völlig verloren zu sein scheint. Mergentheim — seit 1809 durch Napoleons Machtspruch ein Besitzthum Würtembergs —, einst die Centralstelle des Ordens (seit 1525), hat seine archivalischen Schätze nach Wien, München und Stuttgart wandern sehen. Der Ritter de Wal, der in seiner „Histoire de l'Ordre teutonique" noch aus der vollen Quelle schöpfte, hat sich vorzugsweise für das preußische Ordensland derselben bedient. Die nicht sehr zahlreichen Monographien hat der Verfasser nach Möglichkeit sich zugänglich gemacht und auch an den betreffenden Stellen angeführt. Die Besitzungen des Ordens im Auslande mußten wegen Unzulänglichkeit der historischen Quellen unberücksichtigt bleiben; selbst die Ballei in Böhmen konnte keine Ausnahme machen, weil nur Millauer's Abhandlung zu Gebote stand. Aber trotz dieser Beschränkung auf Deutschland blieb der mühevollen Arbeit noch genug übrig; es würde aber die schöne und werthvolle Vollendung, in der sie jetzt vorliegt, nicht möglich geworden sein, wenn nicht der Minister von Manteuffel dem Verfasser nach allen Richtungen hin die unterstützende Hand in höchst dankenswerther Weise geboten hätte. Geben wir jetzt unsern Lesern einen allgemeinen Ueberblick über das gehaltvolle Werk.

Der Verfasser hat dasselbe in neun Kapitel getheilt. Erstes Kapitel: „Ansiedelung und Verzweigung des Ordens in Deutschland in seinen zwölf Balleien."*) Weil vielfach nur elf angegeben werden, wollen wir die zwölf hier namhaft machen: Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Botzen oder an der Etsch, Utrecht, Alten-Biesen (bei Mastricht), Lothringen, Sachsen, Westfalen. Zweites Kapitel: „Die Verwaltungsbeamten": ein Abschnitt des Werks, der einen recht gründlichen Beitrag zur Geschichte der Verfassungs- und Regierungsformen des Mittelalters liefert. Drittes Kapitel: „Die Ordensverfassung." Viertes Kapitel: „Die Bewirthschaftung der Ordensgüter." Beide Kapitel veranschaulichen, möchte man sagen, mehr als man in den meisten Geschichtswerken lesen kann die Finanzwirthschaft und das häusliche Wesen des Mittelalters; jedenfalls hat ein Culturhistoriker dieser Fächer jene beiden Kapitel zu Rathe zu ziehen. Fünftes Kapitel: „Das innere Leben im Ordenshause": ein höchst interessantes Spiegelbild der Zeit. Sechstes Kapitel: „Freiheiten und Begünstigungen des Ordens." Siebentes Kapitel: „Aeußere Verhältnisse des Ordens." Diesen Abschnitt empfehlen wir besonders dringend denen, welche deutsche Geschichte studiren und schreiben wollen: das Verhältniß des Ordens zu Kaiser und Reich ward unaufhaltsam mit in den Auflösungsproceß der

*) Ballei, französisch bailli, vom lateinischen Worte des Mittelalters Bajulus oder Ballivus, bedeutet territorial genommen bei den Ritterorden des Mittelalters entweder eine einzelne Provinz ihrer Gebietsbesitzungen oder auch eine größere Unterabtheilung einer Provinz selbst. Da an ihrer Spitze ein Chef stand, der unter dem Namen Landcomthur bekannt ist, so hießen sie auch Landcommthureien. Die zahlreichsten Balleien besaß der Tempelherrenorden. Daß in Frankreich der Baillif, d. h. der Commenthur oder der Ballei, zu einem gewöhnlichen Unterrichter im Laufe der Zeit herabsank, lehrt die Rechtsgeschichte Frankreichs; ihre endliche Beseitigung fällt in die Jahre 1770 und 1789.

deutschen Kaisermacht verwickelt. Dieses deutsche Geschichtsbild ist mit den Farben, wie sie Quellen und Hülfsschriften darboten, trefflich gezeichnet; es umfaßt beinahe 100 Seiten. Achtes Kapitel: „Finanzzustände der deutschen Balleien"; die auch hier hervortretenden Finanznöthen zeigen uns eine allbekannte Schattenseite des Deutschen Reichs, die selbst in die neuere Zeit hereinreicht, die Principlosigkeit des Finanzwesens im Staate: die principielle Finanzwirthschaft ist italienischen Ursprungs. Daraus erklärt sich, was wir endlich im neunten Kapitel lesen: „Verschulden und Verarmen des Ordens." Werthvolle Beilagen sind: „Reihenfolge der Deutschmeister bis 1526" und „Die Landcomthure der zwölf deutschen Balleien"; in der Reihe der letztern konnten einige Lücken nicht ausgefüllt werden. Hören wir noch den Schluß des trefflichen Werks: „Werfen wir nun den Blick noch einmal zurück auf den innern Zustand des Ordens im Verlauf des 15. Jahrhunderts, so ist es überall das düstere Bild der Armuth und der Verschuldung, welches uns in allen Balleien entgegentritt, überall das Bild eines hinschwindenden Lebens in einem erkrankten, kaum noch rettungsfähigen Körper. Von allen Seiten nur Klagen auf Klagen über immer mehr zunehmende drückende Verarmung und Verschuldung der Ordenshäuser, über Steuerzwang und Erpressungen von Geistlichen und Weltlichen, über Bedrückungen und Zwangsleistungen von Fürsten, selbst über Entbehrung der nothwendigsten Bedürfnisse. «Wir sind alle», schrieben die im Kapitel zu Frankfurt im Jahre 1479 versammelten Landcomthure, «und wir werden alle von den Fürsten und Herren, unter denen die Balleien ihre Armuth haben, mit Nachreisen und auch sonst so merklich beschwert, daß wir nicht mehr wissen, wie wir zur Erhaltung unserer Ordensbrüder unter den hochbeschwerten Schulden auskommen sollen.» Und endlich fast nirgends mehr Achtung und Scheu vor des Ordens alten Privilegien und Freiheiten. Erdreistete sich doch der mit seinem Feldzuge nach Preußen unzufriedene Ritter von Ussigheim nebst einer Rotte anderer 1521 in einer Fehde gegen den Orden um Mergentheim und in den Ordensgütern weit umher in räuberischer Art zu sengen und zu brennen, und der Kaiser, des Ordens oberster Schutz- und Schirmherr, schwieg!" Ist es nicht als ob man die gemeinsame Mutter selbst, die Germania, mit ihren Klagen aus jenem Jahrhunderte hörte?

Der Verfasser des zweiten obengenannten Buchs beabsichtigte theils eine Vervollständigung des Voigt'schen Werks über den Deutschen Ritterorden theils eine Kritik desselben zu liefern. „Denn", sagt er, „der Ordensstaat ist vielfach Gegenstand historischer Forschung gewesen, sei es, daß man die überaus anziehende Kriegsgeschichte oder das aufblühende Städte- und Handelsleben oder die Kunsterscheinungen vorzugsweise ins Auge faßte, sei es, daß man, wie Voigt in seinem großen begeisterungsvollen Werke, die Ordensgeschichte in der ganzen Fülle und Großartigkeit ihrer Entwickelung darstellte. Nur ein Zeitraum, auch nach Voigt's Arbeit in seiner wesentlichsten Beziehung, in der politischen nämlich, entbehrt noch immer der befriedigenden Klarheit: es ist die wichtigste von allen, die Gründung des Ordensstaates. Voigt hatte sich die Schwierigkeiten, welche der räthselhafte Zustand der Quellen darbietet, nicht verhehlt. Aber die Lösung, welche er gegeben und wonach sich der ganze Standpunkt bestimmt hat, den er in den ersten Bänden seines Werks einnimmt, schien uns wenig geeignet den Widerspruch, in welchem die Quellen sich befinden, zu versöhnen. Wir konnten der Nöthigung, sie einer neuen, strengen Prüfung zu unterwerfen, nicht widerstehen, und wir glauben zu einem glücklichen Ziele gelangt zu sein. Die Chroniken, die des Ordens sowol wie auch andere, sind es gewesen, welche Voigt gehindert haben, das Richtige zu sehen. Wir nahmen auf sie, zumal alle spätern Zeiten angehören, keine Rücksicht und folgten den Urkunden allein. Die wichtigsten und seltensten, einige noch ungedruckte sind am Schlusse beigefügt." Somit ist der Standpunkt bezeichnet, den der Verfasser Voigt's Werke gegenüber einnehmen zu müssen geglaubt hat, sowie der kritische Stab, der von ihm an die Quellen gelegt worden ist. Be wir nun den Verfasser recht, so erscheint ihm die Erl und unumschränkte Besitznahme Preußens durch den De Ritterorden eine Usurpation gegenüber der bischöflichen G denn der Cistercienser Christian, in Oliva lebend, ersch der erste Missionar und Ordner des kulmer Landes, n er sich 1209 vom Papste Innocenz III. selbst die Weihe nem heiligen Berufe hatte ertheilen lassen. Allein sch den Briefen Honorius' III. geht hervor, daß die päpstlich das größte Vertrauen in den Deutschen Orden setzte, i Fortdauer dieses Vertrauens hat ihm zu der merkwürdig welthistorischen Ausnahmestellung in Preußen verholfe bischöfliche Gewalt unterlag. Wir müssen es dem V zum Lobe nachsagen, daß er seine Sache mit großer K kenntniß und gewandter Kritik geführt hat. Und jet kann er das Verdienst in Anspruch nehmen, sich eine ge Stimme in der ältesten Geschichte des preußischen L landes erworben zu haben. Zugleich muß anerkannt w daß er sine ira et studio seine Sache geführt hat. De fasser hat den Entwickelungsgang dargestellt, in welche ohne heiße Kämpfe*) die Form des Deutschen Ordens sich gebildet, wie er anfangs unter dem zweideutigen Sc des Polenherzogs sich vergeblich bemühte, in Preußen zu fassen, dann seiner bescheidenen Stellung in Palästin lich sich unter der Lehnshoheit des Bischofs im Kulm festsetzte, plötzlich aber nach des obenerwähnten C Gefangennehmung die Schranken der bischöflichen He durchbrach und unter dem Namen eines päpstlichen staates über ganz Preußen sich frei erhob, zwar von d rückkehrenden Bischof Christian und darauf von dem und Erzbischof Albert heftig bestritten, aber durch den des Papstes zuletzt sicher gestellt und siegreich. Niemar verkennen, daß, nachdem das Werk so vollbracht war, kein des Mittelalters in so fester, geschlossener Ordnung wie Preußen unter den Deutschen Rittern. Fast muß m wundern, daß solch ein Fürstenthum nur drei Jahrh gedauert hat. Allein die Kraft der Staaten ruht ja a Grunde ihrer geistigen, ihrer sittlichen Eigenthümlichkeit. man daher auf die unnatürliche Vertheilung und Be gung der Gewalten und Interessen in dem Deutschen L staate achtet, wenn man sieht, wie in ihm der Episcop Orden, die Kirche dem Staate unterthan, und wie der es war, der dies so gewollt und aufrecht erhalten, dan man begreifen, daß sobald die höhere Einheit des Mit dahinschwand, sich auch des Ordensstaates feste Bande und die alte Form zerfallen mußte. Die Regesten, welc Verfasser seinem Buche beigegeben hat, reichen von 12 und beziehen sich lediglich auf den Gegenstand der ge geführten Untersuchung; der Urkunden sind 33 vom Jahr —61 reichend. Karl Zim

---

Schutz- und Angriffspamphlet eines ultr tanen Caricaturisten.

Der sogenannte historische Roman „Eine Brautfahr Konrad von Bolanden (Pfarrer Bischoff in Börrstadt) der letzten Zeit viel Redens von sich gemacht, und wir annehmen zu dürfen, daß der Bericht in Nr. 3 d. L Seinige dazu beigetragen haben mag, da mehrere Z ihn citirt und, wie es scheint, erst durch ihn von der E des Romans Kenntniß erhalten haben. Unserm Bl statter lag die erste Auflage des Buchs vor; nun ist wie wir bereits seiner Besprechung in einer Note be eine zweite Auflage des Romans erschienen, mit einer nischten Vorrede, die so eigenthümlicher Art ist, daß

*) Diese Kämpfe hat der Verfasser ebenso ausführlich als unter Anleitung seiner Quellenschriften geschildert.

nd halten, mit einigen Worten noch besonders auf sie zu-
ukommen. Wir erfahren daraus zu unserer Genugthuung,
selbst katholische Blätter, wie die wiener „Katholische
aturzeitung", an der hämischen Caricatur, zu welcher der
rer Bischoff in seinem Roman das historische Bild Luther's
nt hat, Anstoß genommen haben, und daß ein anderes
r Blatt, die „Oesterreichische Zeitung", für dieses unbe-
ne Urtheil der „Katholischen Literaturzeitung" seinen Bei-
gezollt hat. Letztere hatte nämlich die Befürchtung aus-
chen, „daß dergleichen Schriften die Gegner zu ähnlichen
nehmungen herausfordern und die beiderseitige Gereizt-
ohne Noth erhöhen müßten". Der Pfarrer Bischoff fin-
ese Besorgniß „tragikomisch", polemisirt auch in seiner
er gegen den Recensenten im „Schlesischen Kirchenblatte"
uch gegen den „preußischen Doctor Julius Grosse, seines
ns (!) nunmehr Kritiker und Feuilletonist des «Abend-
der Neuen Münchner Zeitung»", welcher dem Verfasser
Brautfahrt" sehr mit Recht vorgeworfen hatte, sein Luther
ht der Luther der Geschichte, es müßte wenigstens merk-
ig zugegangen sein, „wenn viele Millionen Menschen seit
Jahrhunderten am Narrenseil eines Mannes gegangen wären,
ns der Verfasser von Anfang an halb als grotesken, ge-
n Spaßmacher, halb als perfiden Schurken bezeichnet".
Dies in einem officiösen münchener Blatte lesen zu müssen,
begreiflicherweise dem Verfasser der „Brautfahrt" aufs
le unangenehm und wol auch unerwartet sein, und der
in welchen der Caricaturist Luther's darüber ausbricht,
folge der Stellung jenes Blattes seinen sehr natürlichen
. Im übrigen muß man gestehen, daß der Verfasser
eschickte Feder zu führen weiß, nicht unberedt, nicht ohne
und in jesuitischen Wendungen sehr erfahren ist, so wenn
auptet, daß „Christus, unser Herr, vogelfrei jedem Feder-
zur straflosen Misshandlung preisgegeben stehe", während
ch auf Schriften gefahndet und sofort die Acht darauf
werde, „wenn Luther beleidigt erscheint, sei es auch nur
h, daß man sein Thun und Wollen anders erzählt, als
n mythisirende, d. h. ihn zum «Gottesmann» und Pro-
hinaufschraubende hergebrachte Reformationsgeschichte
". Gewiß, Luther hatte neben seinen großen Eigenschaf-
en Eigenschaften eines echten Kriegsfürsten auf geistigem
e, auch Fehler, die aber gerade zumeist seiner mönchischen
ung zur Last fallen, mithin katholischen Ursprungs sind,
n seinen Gegnern, wie sich dies aus ihren Schriften und
ungen leicht nachweisen ließe, oft in noch viel stärkerm
hervortraten. Kein Vernünftiger wird dagegen etwas
den, wenn diese Fehler und Schwächen Luther's mit
er historischer Kritik dargelegt werden, aber es ist ein
mindestens an der Geschichte, wenn diese menschlichen
chen und einzelne im Zusammenhange anders zu ver-
e Aussprüche herausgerissen und zu einem Porträt ver-
werden, in welchem absichtlich jeder edlere, tief mensch-
nd eigentlich heldische Zug beiseite gelassen ist. Luther
ie man weiß, mit allen häuslichen Tugenden geschmückt,
ter Gatte, ein liebender Vater, ein uneigennütziger Men-
und, der den großen Einfluß, welchen er besaß, niemals
stischen herrschsüchtigen Zwecken misbrauchte. Seinen
heiten und Derbheiten, die zugleich ein Erbtheil seiner
ren, gesellten sich Züge des tiefsten, fast kindlichen Ge-
und es ist in dieser Hinsicht nur an seinen bekannten,
n und gemüthvollen Brief an sein „liebes Sönlin Hen-
vom Jahre 1530 und an seine rührende Vorliebe für
Musika zu erinnern. Von alledem findet man in dem
Konrad's von Bolanden nichts; dagegen wird seine
für heitere Geselligkeit, für Scherzreden und einen
runk Wein (wiewol Luther hierin mehr Maß zu halten
als manche seiner Gegner) aufs burleskeste und abscheu-
arikirt und dazu benutzt, aus Einzelheiten ein wahr-
Fratzenbild zusammenzusetzen.
m Verfasser zufolge bildeten und bilden, wie er in die-
ser Vorrede versichert, außer Fürsten und Adel, Humanisten und Literaten, besonders „die reichen und üppigen Patricier der Städte, verliederlichte Mönche, Pfaffen und Nonnen, und im gemeinen Volke alles, was unversöhnt den Stachel des seit Jahrhunderten aufgehäuften Neides, der Rache an seinen Bedrückern und der Lust nach Genuß und Weltbesitz in sich trägt", das Heergefolge der Reformation. Bis dahin waren dem Verfasser zufolge die Zustände noch paradiesisch, „das Leben noch still, die Sitte an den meisten Fürstenhöfen noch rein." (!) Wäre dies wirklich der Fall gewesen, woher kam dann plötzlich jenes, wie der Verfasser es bezeichnet, verliederlichte, rachbegierige, nach Genuß und Weltbesitz gierige Heergefolge der Reformation? Hatte sich dies nicht — die Anklage des Verfassers zugegeben — im Schoße der katholischen Kirche selbst, wie sie vor der Reformation bestand, erzeugt und durch sie erzeugt? Man sieht, wie weit Konrad von Bolanden mit seiner jesuitischen Casuistik kommt. Indem er die Reformation und die Reformatoren anklagt, klagt er die katholische Christenheit und die päpstliche Kirche selbst an, deren Reinigung ja eben durch die Reformation bezweckt wurde. H. M.

Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert.

Von Dr. Reiske in Königsberg erhielt die Redaction d. Bl. folgenden bisher ungedruckten Brief des frühern Kriegs- und Domänenraths Heilsberg an den Consistorialrath Professor Dr. Samuel Gottlieb Wald mit interessanten Nachrichten über des erstern Jugendfreund Kant zum Zweck der Veröffentlichung mitgetheilt:

Ew. Wohlgebohren können mit gutem Recht, nach dem, viele Zeiten hindurch mit dem seeligen Professor Kant gehabten Umgange, von mir, über die Umstände seiner frühern und spätern Lebensjahre, Auskunft fordern, wenn mein, durch Alter und Abwechselungen sehr geschwächtes Gedächtniß es zuließe, mir die Vorgänge jener Zeiten vollständig in Erinnerung zu bringen.

Ich kam ein Jahr später auf die Academie als Kant, ins Hauß des D. Kowalewski, in welchem ich sechs Jahre hindurch seinen Unterricht genoß, aber auch bey andern academischen Lehrern collegia zu hören, die Erlaubniß hatte.

Mein erster Bekannter auf der Academie war Studiosus Wloemer, mein Landsmann und Verwandter, welcher vor einigen Jahren als Geheimer Finanzrath und Justitiarius beym General-Directorio starb.

Dieser war ein vertrauter Freund von Kant, wohnte mit ihm viele Zeiten in einer Stube, und empfal mich demselben dermaaßen, daß Kant mir seinen Beystand versprach, mir Bücher gab, die die neuere Philosophie betrafen, und alle collegia, die ich bei denen Professoren Ammen, Knutzen und Teske hörte, wenigstens die schwersten Stellen, mit mir wiederholte; Alles geschah aus Freundschaft. Indessen unterrichtete er mehrere Studenten für eine billige Belohnung, die ein jeder aus freiem Willen gab.

Unter andern befand sich mein Verwandter, der Studiosus Laudien, der einzige sehr bemittelte Sohn des Kaplans Laudien aus Tilsit, der ihn nicht nur in Nothfällen unterstützte, sondern auch bei Zusammenkünften zum Unterricht von den Erfrischungen, so stets in Kaffee und weiß Brodt bestanden, die Kosten trug. Der jetzige Kriegs-Rath Kallenberg in Ragnit, gab ihm, da Wloemer nach Berlin ging, eine freie Wohnung und ansehnliche Unterstützung. Vom seeligen Dr. Trummer, den er auch unterrichtete, hatte er viele Beyhülfe, noch mehr von dem ihm verwandten Fabrikanten Richter, der die Kosten der Magisterwürde trug. Kant behalf sich sehr sparsam, ganzer Mangel traf ihn nie, obgleich bisweilen, wenn er nothwendig auszugehen hatte, seine Kleidungsstücke bei denen Handwerkern sich zur reparatur befanden; alsdann blieb einer der Schüler den Tag über in seinem Quartier und Kant ging

mit einem gelehnten Rocke, Beinkleidern oder Stiefeln aus. Hatte ein Kleidungsstück ganz ausgedient, so mußte die Gesellschaft zusammenlegen, ohne daß solches berechnet, oder jemals wiedergegeben wurde.

Kant liebte keine Belustigungen, noch weniger Schwärmereien, gewöhnte auch seine Zuhörer unmerklich zu gleicher Gesinnung. Das Billiard-Spiel war seine einzige Erholung, Wloemer und ich waren dabey stets seine Begleiter; wir hatten die Geschicklichkeit in diesem Spiel beynahe aufs höchste gebracht, giengen selten ohne Gewinn nach Hause; ich habe den französischen Sprachmeister ganz von dieser Einnahme bezalt; weil aber in der Folge Niemand mehr mit uns spielen wollte; so gaben wir diesen Erwerbs-Artickel ganz auf, und wählten das l'hombre Spiel, welches Kant gut spielte.

Er hat bey dem reformirten Prediger in Jutschen; bey dem Grafen von Hülsen, ingleichen bey denen Grafen von Keiserling, wovon einer noch in Curland lebt, dem die Grafschaft Rautenberg gehört, conditionirt, wie lange bey einem oder andern, weiß ich nicht. Die Mutter dieser Grafen war seine grosse Gönnerin, von welcher er in der feinern Lebensart manches annahm, obgleich er sonst, in allen Stücken, die Rechtschaffenheit und Biederkeit im Umgange, jenem Gepränge vorzog, und das complimentiren haßte.

Sein liebster Umgang war mit einem Englischen Kaufmannshause, dem er in den letzten Jahren sein ganzes Vermögen zur Disposition gab.

Kant hatte eine merkliche Vorliebe gegen die Litthauer, weil er nach seiner Erfarung bemerkt, daß sie wenig oder gar nicht lachten, und zur Satyre Neigung besäßen. Solche Menschen wären zum praktischen Handeln sehr gut, müßten sich aber nicht mit tiefer Gelahrtheit abgeben, weil diese jene natürliche gute Talente unterdrückte. Auf den ihm gemachten Vorwurf, daß er selbst wenig oder gar nicht lachte, gestand er diesen Fehler, und fügte hinzu, wie kein Metarhysiker so viel Gutes in der Welt stiften würde, als Erasmus von Rotterdam, und der berühmte Montaigne in Frankreich gestiftet hätten; empfal uns auch die Versuche des letztern zur beständigen lecture zu wählen; Er selbst kennte viele Stellen darinn auswendig hersagen.

Daß Kant eine Schul-Lehrer Stelle in Königsberg gesucht und nicht erhalten; will mir nicht recht beyfallen, es kann in meiner Abwesenheit geschehen sein.

Kant ist nie vorgesetzter Studiosus theologiae gewesen. Daß man ihn dafür hielt, kam daher. Er führte dem Wloemer und mir, unter andern Lehren zum gemeinen Leben und Umgange zu Gemüthe: man müsse suchen von allen Wissenschaften Kenntnisse zu nehmen, Keine auszuschließen, auch von der Theologie, wenn man dabei auch nicht sein Brodt suchte. Wir, Wloemer, Kant und ich entschlossen daher im nächsten halben Jahr, die öffentliche Lese-Stunden, des noch im besten Andenken stehenden Consistorial-Rath Dr. Schultz und Rect. Pfarrer der Altstadt zu besuchen. Es geschah; wir versäumten keine Stunde, schrieben fleißig nach, wiederholten die Vorträge zu Hause, und bestanden beym Examen, welches der würdige Mann oft anstellte unter der Menge von Zuhörern, so gut, daß er beym Schluß der letzten Lesestunde, uns dreien befahl noch zurückzubleiben, frug uns nach unsern Nahmen, Sprachen-Kenntnissen, Collegien, Lehrern und Absichten beym studiren, Kant sagte, ein Medicus werden zu wollen.

Wloemer versicherte ein Jurist zu werden, und ich gestand, noch keine völlige Bestimmung zu haben, ich müßte Glück und Gelegenheit abwarten, und wenn alles fehlschlüge, blieb mir ein schwarzer Husaren-Pelz noch übrig. Der würdige Mann erwiederte mir: Mein Freund! Das sind die Blüthen welche bald abfallen; warten sie das Ansetzen zur Frucht ab, vielleicht entschließen Sie anders. Warum hören Sie denn Theologica (es war wo ich nicht irre Dogmatik) frug er allen dreien? Kant antwortete: aus Wißbegierde. Das resultat des großen Mannes war: Wenn dem also ist, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber, solten Sie bis zu ihrer Beförderung an andere Gedanken gerathen, und den geistlichen Stand wählen, so melden Sie sich mit Zutrauen bey mir; Sie sollen die Wahl der Stellen, auf dem Lande und in den Städten haben. Ich kann ihnen das versprechen, und werde, wenn ich lebe, mein Wort halten. Hier haben sie meine Hand und gehn in Frieden.

Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß Kant jemals krank gewesen wäre. Er war kein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, behauptete auch, daß sie nirgends, als in ihrem Hause, durch häußliche Tugenden, Achtung verdienten; sonst selten von ihrer guten und schlechten Seite. Demohngeachtet hielt er den Ehestand für Bedürfniß und nothwendig. Ihm selbst waren die Aufmunterungen zum Heyrathen sehr zuwider. Er ging mit Unwillen aus einer Gesellschaft, in welcher ihm auch nur im Scherz dazu Vorschläge geschahen. Indessen rieth er, soviel ich weiß, zweymal in seinem Leben eine ernsthafte Absicht zum Heyrathen; einmal traf der Gedanke eine gut gezogene sanfte und schöne auswärtige Wittwe, die bey Anverwandte besuchte. Er leugnete nicht, daß es eine Frau wäre, mit der er gerne leben würde; berechnete Einnahme und Ausgabe, und scheb die Entschließung einen Tag nach dem andern auf. Die schöne Wittwe besuchte auch Freunde im Oberlande und ward daselbst anderweitig verheyrathet. Das zweyte mahl, rührte ihn ein hübsches Westphaelisches Mädchen welche von einer adlichen Dame, die Besitzungen in Preußen hatte, als Reise-Gesellschafterin mitgebracht war; Kant sprach mit dieser artigen, zugleich häußlich erzogenen Person gern in Gesellschaft und ließ sichs oft merken, säumte aber nachher so sehr mit seinen Anträgen, daß er sich vornahm eine Frau auch bei ihr abzustatten, da sie mit ihrer Gebieterin sich schon an der Westphälischen Grenze befand. Von der Zeit an wurde nicht mehr ans Heyrathen gedacht. Loben mag ich meinen Freund nicht, er war ein außerordentlicher über alles Lob erhabener Mann.

Mehr will mir nicht beyfallen; und versichere stets mit vollkommenster Hochachtung zu verharren Ew. Wohlgeboh gehorsamster treuer Diener

Königsberg, den 17. April 1804. Heilsberg

16

Notizen.

„Little things."

Ein kleines und nicht mehr ganz neues, aber in seiner Art vortreffliches Buch „Little things" verdient wegen des fortdauernden Beifalls, welchen es in England findet, und wegen seines innern Werths auch jetzt noch in d. Bl. nachträglich erwähnt und empfohlen zu werden. Schon im vorigen Jahre erschien davon in Edinburgh eine dreizehnte Auflage (die Auflage zu 5000 Exemplaren) und ohne Zweifel mag seitdem wieder von neuem aufgelegt worden sein; und daß das Büchlein auch bei uns seine Freunde und Verehrer gefunden hat, beweist wol die Concurrenz von drei uns vorliegenden Uebersetzungen: „Kleinigkeiten. Aus dem Englischen der 6ten Auflage des Originals" (Bremen, Heyse); „Kleine Dinge. In treuer Uebersetzung aus dem Englischen" (Gütersloh. Bertelsmann) und „Kleine Dinge. Aus dem Englischen" (Gotha. Beckers), von denen die erste 1856 die dritte, und die letzte bis die vierte Auflage erlebte. Das Büchlein gehört selbst zu den „little things", aber daß die „little things" eine beachtenswerthe Rolle im gewöhnlichen Leben spielen, ist schon von Chalmers' in England und Nordamerika fast sprichwörtlich gewordenen Ausdruck „the power of littles" hervorgehoben worden, und dieser Gedanke liegt auch diesem Büchlein zu Grunde, ja verdankt ihm vielleicht sogar seine Entstehung und doch Anregung. Uebrigens findet sich ein ähnlicher Gedanke schon bei Goethe ausgesprochen, wenn dieser eine bekannte Fabrel mit den Worten schließt:

Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

er vorliegenden Schrift selbst wird unter anderm an eine ssante Berechnung Southey's erinnert, wie viel man eine regelmäßige Anwendung von täglich 10 Minuten könne, nämlich in 50 Jahren sieben Sprachen, wenig- um sie mit Leichtigkeit und Vergnügen lesen zu lernen. Schrift ist zwar, von weiblicher Hand geschrieben, vorzugs- für das weibliche Geschlecht bestimmt, aber gewiß wer- auch männliche Personen aus ihrer Lectüre ersprießlichen n ziehen können. Die Verfasserin zeigt in sechs Ab- ten „Little duties", Little kindnesses", „Little efforts", le cares", „Little pleasures" und „Little sins", wie durch Ausübung von lauter kleinen Pflichten, kleinen igkeiten, kleinen Bemühungen, durch kleine Freuden die haben kann, und durch Vermeidung von lauter kleinen n und Sünden sich und andern das Leben verschönern versüßen und durch weise ökonomische Zeitbenutzung für nd andere Zeit gewinnen könne, ohne daß damit irgend- beträchtliche Opfer verbunden wären, als das kleine ber reich verlohnende Opfer der Selbst- und Bequemlich- iebe. Es ist gar nicht zu leugnen, daß man in Eng- solche Bücher, deren Tendenz und Inhalt in praktischer, auch sehr auf den bloßen Comfort hinauslaufender smoral besteht, besser zu schreiben weiß als in andern m: ohne pathetisches Raisonnement, ohne Aufwendung r Mittel, ohne geistreiche Effecthascherei, dagegen über- d, immer bei der Sache bleibend, klar, praktisch-volks- ich, sodaß das Facit des Exempels immer in runden Zah- f der Hand liegt und keinen Bruch übrig läßt. Die chen fallen bei der Behandlung solcher Gegenstände zu in einen sentimentalen oder salbungsvollen pietistischen gerton, während die Franzosen und überhaupt die roma- Völker kaum daran denken, sich mit solchen für die Praxis doch so überaus wichtigen little things literatisch schäftigen. Allerdings ist das Schriftchen mehr für die bende Klasse geschrieben, die ihr Leben eben mit Be- keit arrangiren kann. Es ist ganz schön, wenn die Ver- räth, niemals die Bezahlung einer Rechnung aufzuschie- nnier fertig zu sein, wenn es Zeit zum Ausgehen ist, eine gsarbeit lieber zu unterbrechen, als zum Essen oder zu erabredeten gesellschaftlichen Zusammenkunft eine Viertel- zu spät zu kommen u. s. w. Aber zur Bezahlung einer ung gehört eben, daß man dies zu thun im Stande sei; ler, der vielleicht nur noch ein paar Pinselstriche an ei- emälde zu machen hat, ein Gelehrter, der vielleicht gerade r Arbeitsstimmung und an einem wichtigen Punkt ange- ft, in dessen Erledigung er sich nicht gern unterbrechen , werden doch vielleicht zu entschuldigen sein, wenn sie, r sie Wichtigere dem Unwichtigern vorziehend, sich ein- rch Verspätung einer kleinen Gesellschaftssünde schuldig Fälle analoger Art mag es noch manche geben. höhere Stufe auf der Gesellschaftsleiter ein Individuum t und je mehr es in der Lage ist, andere für sich zu lassen, um so mehr wird es auch in der Lage sein, h sein zu können; daher hat man auch gut sagen, daß chkeit die Artigkeit der Könige sei.

---

fes Mendelssohn, Lasaulx und Sokrates.

unserer vielfach verworrenen und zerklüfteten Zeit ich bei den ernstern Gemüthern das Bedürfniß wieder r geltend, zu den ewigen Grundpfeilern allgemein cher, über allen Zwiespalt der Confessionen und politi- arteien erhabenen Sittlichkeit seine Zuflucht zu nehmen. Bedürfniß verdankt man auch wol einen Wiederabdruck ihmten Schrift von Moses Mendelssohn: „Phädon oder Unsterblichkeit der Seele", die als siebente Auflage Nicolai'schen Buchhandlung zu Berlin herauskam, in ge- zierlicher Ausstattung, wie unsere Zeit sie gern hat. Vor- gedruckt ist die Vorrede von David Friedländer vom Jahre 1814. In einer Note wird als zur Geschichte des Werks gehörig angeführt, daß der „Phädon" bereits 1772 in französischer Uebersetzung von Professor Burja (nach der dritten Auflage) in Berlin und 1784 eine lateinische von Joseph Grossinger: „Mosis Mendelssohn opera philosophica" (zweiter Theil) erschien, und daß laut Meusel davon auch Uebersetzungen ins Holländische, Italienische, Russische, Ungarische, Dänische und Englische bestehen. Erst 1854 erschien, wie wir hier hinzufügen, in den äußersten Ostmarken europäischer Civilisation, in dem fernen Tiflis, eine neue, mit Details über Mendelssohn's Leben verfaßte russische Uebersetzung von Mysnikow, und in demselben Jahre zu Padua eine Schrift: „Mose Mendelssohn, orazione" u. s. w., der Abdruck einer Rede des israelitischen Schriftstellers und Professors Lelio della Torre, die er bei der Wiedereröffnung des Collegio Rabbinico in Padua am 18. November 1854 gehalten hatte, um seine italienischen Glaubensgenossen mit dem Einfluß bekannt zu machen, welchen Moses Mendelssohn im allgemeinen und durch seinen „Phädon" insbesondere im vorigen Jahrhundert auf die Bildungszustände der deutschen Juden ausübte. Es scheint bei dieser Gelegenheit passend zu erwähnen, daß des Sokrates Leben und Lehre jüngst einen neuen Darsteller erhalten hat, und zwar an dem münchener Professor E. von Lasaulx, der eine Schrift: „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt", veröffentlicht hat. Das „Frankfurter Museum" bemerkt über diese Schrift: Die Parallele zwischen Sokrates und Christus sei noch nie so sinnreich durchgeführt worden; der Grundgedanke derselben bestehe in dem Nachweis, daß das Beste der christlichen Legende dem Hellenismus ungleich näher stehe als dem Judaismus und daß unter den vorbedeutsamen Erscheinungen des Alterthums für Christus und das Christenthum die des Sokrates die hervorragendste sei. Den Anhängern einer humanitären Richtung werde diese Auseinandersetzung willkommen sein, den positiven Theologen jeder Confession jedoch werde der Verfasser leicht als Paganist erscheinen. Hiernach befand man sich sehr im Irrthum, wenn man früher in Lasaulx einen eifrigen Vorkämpfer des Ultramontanismus zu erkennen glaubte. Schon sein „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", worin Christus mit Moses, Zoroaster, Orpheus, Buddha und Mohammed verglichen wird (s. Nr. 9 d. Bl.), enthielt den Beweis, daß Lasaulx als Philosoph mit dem eigentlich sogenannten Ultramontanismus wenig oder nichts gemein hat. H. M.

Bibliographie.

Kugler, F. H., Magelone's Brautfahrt. Eine provençalische Hochzeits-Legende. Stettin, Cartellieri. Gr. 12. 6 Ngr.

Lette, A., Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zusammenhange mit der Geschichte, der Gesetzgebung und den Volkszuständen. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lewes, G. H., The life and works of Goethe: with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. 2. Edition, revised by the author. In two volumes. Vol. 1. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Lewis, Baronet Sir G. C., Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte. Deutsche, vom Verfasser vielfach vermehrte und verbesserte, so wie mit einem Nachtrag versehene Ausgabe, besorgt durch F. Liebrecht. In zwei Bänden. 1ster Band. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.

Mundt, T., Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8 3 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Erster bis elfter Band. 8. Geh. 15 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei dem ihm so gewogenen deutschen Publikum bereits die lebendigste Theilnahme gefunden hat, soeben durch die zweite sehr vermehrte Auflage seiner Biographie Georg Forster's bereichert. Diese geschichtsgetreue Biographie führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als vorbedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als eine „Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in Einem Ton, aus einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, überschauliches, mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Die **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's** enthalten bisjetzt Folgendes:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Briefe über natürliche Religion.

Von **Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des beliebten Schriftstellers will in religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, [illegible] psychologische, Moleschott's physiologische Briefe existiren bieten sind. Er wendet sich wie diese an das große Publikum Deutschlands und sucht gegenüber „den [illegible] Hierarchen, den absolutistischen Autoritätseiferern, den [illegible] lehr der Wissenschaft» verlangenden vernunftfeindlichen [illegible] visten und Objectivisten, welche die Menschheit in einen [illegible] glauben zu erhalten oder vielmehr in einen Köhlerglauben [illegible] zuversetzen wünschen", die Berechtigung und Wahrheit natürlichen Religion nachzuweisen: „einer der Forderungen der Wissenschaft und der durch sie gewonnenen [illegible] Weltanschauung entsprechenden Religion, die nicht [illegible] und Herz miteinander in Zwiespalt bringt, sondern [illegible] söhnt". Besonders verdient die Schrift auch [illegible] der in drei Auflagen erschienenen Schrift „Kritik [illegible] begriffe in den gegenwärtigen Weltansichten" beachtet [illegible] da sie sich ausführlich mit dieser beschäftigt.

In demselben Verlage erschien:

Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung [illegible] dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von **Dr. Gustav Volkmar.** 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk ist gewissermaßen als eine Ergänzung zu der bekannten, rasch in zwei Auflagen erschienenen [illegible] von Karl Schwarz: „Zur Geschichte der neuesten Theologie" zu betrachten. Denn während letztere den innern Fortschritten die Theologie in der neuesten Zeit genommen, [illegible] zu machen strebt, erscheint hier eine populäre positive Darstellung des geschichtlichen Christenthums [illegible] den Ergebnissen der neuern Kritik, und [illegible] durch gründliche, aber positive Aufklärung verfolgt, [illegible] nicht nur den Theologen eine erwünschte Erscheinung, [illegible] dern auch nach vielen andern Seiten hin eine reiche [illegible] gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Winckell, (C. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von **J. J. von Tschudi.** Mit Holzschnitten und [illegible] lithographirten Tafel. Zwei Bände. Erste bis [illegible] Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten [illegible] mer unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagd[illegible] die in ungefähr 12 Lieferungen (à 8 Bogen) zu 15 Ngr. [illegible] scheint und somit höchstens 6 Thlr. kosten wird, [illegible] Preis der frühern Auflagen 11 Thlr. war. Auch die [illegible] Ausstattung ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 22. April 1858.

Inhalt: Goethe und die neueste Literatur über ihn. Von Hermann Marggraff. Erster Artikel — Belehrende Unterhaltungsschriften aus dem Gesammtgebiete der Naturkunde. Von Heinrich Birnbaum. — Ussing, Griechische Reisen und Studien. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Goethe und die neueste Literatur über ihn.

1. The life and works of Goethe, with sketches of his age and contemporaries, from published and unpublished sources. By G. H. Lewes. Copyright edition. Second edition, revised by the author. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Goethe's Leben und Schriften. Von G. H. Lewes. Uebersetzt von Julius Frese. Zweiter Band. Berlin, Besser. 1857. 8. 2 Thlr.
3. An G. H. Lewes eine Epistel von Heinrich Siegfried. Berlin, G. Reimer. 1856. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. Zweite Hälfte, dritte Abtheilung. Siebentes Kapitel: J. W. Goethe. Hannover, Ehlermann. 1857.
5. Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers; zusammengestellt von Karl Jügel. Mit Hölty's Porträt. Frankfurt a. M., Jügel. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Goethe-Schiller-Museum. Herausgegeben von August Diezmann. Anhang: Ein Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe. Leipzig, Gumprecht. 1858. Gr. 8. 24 Ngr.
7. Weimarer Sonntagsblatt. Dritter Jahrgang, Heft 4—9, Weimar, Böhlau. 1857.
8. Acht Lieder von Goethe. Zum ersten male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Bergk. Ein Supplement zu Goethe's Werken. Wetzlar, Rathgeber. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Grundlinien zur Pädagogik Goethe's. Von A. Oldenberg. Lemgo, Pahl. 1857. 8. 20 Ngr.
10. Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Dargestellt in zwei Abschnitten nebst Zusätzen und Anhängen von Julius Emil Kneschke. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
11. Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtet von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. 8. 5 Ngr.
12. Goethe und Schiller. Poetische Lebensbilder von Heinrich Doering. Ein Beitrag zur Feier der Errichtung des Dichterdenkmals in Weimar. Jena, Neuenhahn. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.
13. Geist deutscher Classiker. Herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Erster Theil: Goethe. Pesth, Hartleben. 1857. 16. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Obschon unter dieser langen Reihe von Schriften sich einige befinden, in denen auch über Schiller gehandelt wird, so spielt doch auch in diesen Goethe entweder die hervortretende Rolle oder Schiller kommt in ihnen nur so weit in Betracht, als seine Beziehungen und sein Verhältniß zu Goethe reichten. Wenigstens ist Schiller in keiner derselben Gegenstand von Specialstudien, deren Resultate ihn in einem wesentlich neuen Lichte zeigten und die Literatur über ihn mit neuen Thatsachen bereicherten. Wir werden daher in dieser Betrachtung fast fortdauernd nur von Goethe zu sprechen haben.

Goethe's Werke sind für uns Deutsche eine poetische Bibel, ja sie sind es bereits für die gesammte cultivirte Welt geworden. Schon Herder, der noch nicht einmal das Ende seiner Entwickelung erlebte, nannte ihn einen „allumfassenden Geist", und Schiller sagt über ihn in einem Briefe vom 23. November 1800, der aus dem Nachlaß einer deutschen Gräfin (Gräfin Schimmelmann?) vor kurzem zuerst im „Altonaer Merkur" veröffentlicht wurde, und dessen Authenticität sich zwar aus gewissen äußern wie innern Gründen vielleicht in Zweifel ziehen ließe, der aber, soweit er von Goethe handelt, fast nur Richtiges enthält:

Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgendeinen, der nach Shakspeare aufgestanden ist. Und außer diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben als irgendein anderer. Er hat es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren, und ist in die Tiefen dieser Wissenschaften gedrungen. Ueber die Physik des Menschen hat er die wichtigsten Resultate gesammelt und ist auf seinem ruhigen einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt, womit jetzt in diesen Wissenschaften soviel Parade gemacht wird. In der Optik werden seine Entdeckungen erst in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falsche der Newton'schen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonstrirt, und wenn er alt genug wird, um sein Werk darüber zu vollenden, so wird diese Streitfrage unwiderleglich entschieden sein. Auch über den Magnet und die Elektricität hat er sehr neue und schöne Ansichten. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus und bildende Künstler könnten vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch

nur von ferne bei, und doch hat er einen großen Theil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogthum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind.

So bemerkt auch Herder, daß Goethe als Geschäftsmann die gleiche Bewunderung verdiene wie als Schriftsteller. Und während wir in Deutschland gewohnt sind, in ihm unsern ersten Dichter zu erkennen, schätzt man ihn im Auslande, namentlich aber in Nordamerika besonders wegen des Stroms von tiefer Weisheit, der durch seine Schriften ausgegossen ist. Dies beweist der schon früher in d. Bl. besprochene Essay Emerson's über Goethe, dies der Aufsatz eines Nordamerikaners, welcher zuerst in „Putnam's Monthly" (September 1856) veröffentlicht wurde und von August Diezmann in seiner oben verzeichneten Schrift „Goethe-Schiller-Museum" mitgetheilt ist. Dieser Nordamerikaner studirte in Göttingen, machte 1825 von hier aus eine Ferienreise und kam auf dieser auch nach Weimar, wo er das Glück hatte, bei Goethe vorgelassen zu werden. Der seitdem um mehr als drei Decennien älter gewordene Nordamerikaner schreibt:

Wie glücklich war ich in jenem Augenblicke, als ich neben dem saß, der weiser war als der weiseste der sieben Weisen Griechenlands, in dessen Einem Haupte mehr Wissen aufgespeichert lag, als in den Köpfen jener Sieben zusammen; neben ihm, der der weiseste war von allen, die damals lebten, ja, mit Ausnahme von zweien oder dreien, der weiseste von allen, die jemals gelebt haben.

Man kann gewiß behaupten, daß es überhaupt kaum eine die Menschheit interessirende Frage gibt, über die man nicht bei Goethe einen treffenden Ausspruch fände und sehr oft Aufschluß und endgültigen Bescheid erhielte. Es ist keine Form, die er nicht angebaut hätte; es ist kaum eine Gattung der Poesie, in der er nicht ein Muster, oft ein epochemachendes hinterlassen hätte. Die Farben aller Zeiten und Nationen brechen sich in ihm. Homer und Hafis, Anakreon und Pindar, Theokrit und Sophokles, Martial und Tibull, Hans Sachs und Shakspeare, Beaumarchais und Racine, Voltaire und Zinzendorf, Rousseau und Ossian, Lavater und Diderot, der Dichter des „Reineke Fuchs" und der Dichter des Buchs Hiob vereinigen sich in ihm, und doch ist und bleibt er immer Goethe. In der Strömung seines Geistes kann man diese Zuflüsse an der Färbung wol auf eine Strecke unterscheiden, aber auch nur auf eine Strecke; der Strom selbst ist immer der in der Tiefe leidenschaftlich bewegte, auf der Oberfläche still ruhige, alles in sich aufnehmende und alles in sich verarbeitende große breite Strom des Goethe'schen Geistes. Mit Recht nannte ihn daher der Schwede Atterbom eine „persönliche Encyklopädie alles dessen, was Gutes in der Cultur der Gegenwart zerstreut liegt". Insofern kann man sagen, daß er uns bis zu einem gewissen Grade alle übrigen Dichter und Denker entbehrlich mache; wir sagen mit Bedacht „bis zu einem gewissen Grade", denn es ist auch von andern so viel Schönes, Treffendes, Großes und Eigenthümliches gedacht, gefühlt, ausgesprochen worden — über viele Gegenstände, die Goethe nur flüchtig oder dilettantisch berührte, sogar gründlicher, rei[f] und erschöpfender —, daß wir uns selbst einen Ei[n]zufügen würden, wenn wir davon nicht Kenntniß n[e]wollten. Man stößt sogar bei Goethe auf gewi[s]führerische oder bedenkliche Ansichten und Maxi[m]wir nicht ohne weitere Prüfung annehmen dürf[en], über die wir uns bei andern Denkern Rath[s] e[r]müssen. Nur das meinen wir, daß wenn wir unt[er] Dichtern einen zu wählen hätten als Begleiter [d]ganze Leben und nicht blos durch einen Abschni[tt] ben, dies doch eben nur Goethe sein könnte, [d]wegen der Vielseitigkeit, ja Unermeßlichkeit, [a]wegen der Tiefe und doch zugleich praktischen [R]seines Geistes. Zugleich soll er, der in vielen [B]„Incommensurable" (um einen Goethe'schen [A]ausdruck zu gebrauchen), dem Denkenden auch [G]genstand des Studiums sein, denn bei aller [K]und Objectivität sind doch in ihm auch viele [R]verborgen, die gelöst sein wollen, und so steigt [d]wenigen andern Dichtern der Genuß an seinen [R]gen mit ihrer psychologischen Ergründung und [D]legung ihrer geheimen Beziehungen. Wir wi[s]bei Goethe nichts bloße Phrase, nichts blos [p]war, auch wo er irrte, und so werden sich diese [R]wenn wir den Schlüssel zu ihnen finden, in [e]klare Vorstellung verwandeln lassen. Darin [l]Goethe unter allen großen neuern Dichtern [i]da, daß, wie er selbst von sich rühmen durfte, [k]Buchstabe in seinen Schöpfungen findet, „der [n]lebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht [w]insofern fällt, wie bei wenigen Dichtern, bei [G]Studium seiner Werke mit dem Studium seines [L]sehr innig zusammen, obschon man freilich [d]muß, zu viel aus den blos äußern Ereignis[s]Lebens in seine Werke hineinzutragen, worüber [d]falls ergiebigere Hinaustragen nur zu oft ver[l]Denn wie Goethe die Dichter und Denker, [d]sich wirken ließ, so mit sich verschmolz, daß [e]ganz neues Metall entstand, so verarbeitete [e]Eindrücke seiner Lebensbegegnisse in einer [R]das innerlich Erlebte hinter das blos äußerlich E[r]Individuelle hinter das Allgemeine meist voll[s]rücktrat. Es ist schwerlich zu leugnen, daß [d]möglichst bei jeder Zeile des Dichters den [m]Anlässen und persönlichen Beziehungen nach[s]dem sehr unliterarischen Extrem geführt hat, [d]Hauptsache unter dem Vielen oft sehr [u]Beiwerk leidet und die Aufmerksamkeit von [d]schen oder culturhistorischen Fragen auf einzelne [P]abgeleitet wird, für die wir uns zuletzt in [e]interessiren sollen, als hätten sie dadurch, [d]einem großen Manne in Berührung kamen, [d]als Gegenstand der Beobachtung oder auch [n]nusses und des Zeitvertreibs dienten, eine [f]weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen.

Des Engländers G. H. Lewes mit so allgem[einem]

ſowol von ſeiten des Publikums als der Kritik auf-
mmenes biographiſches Werk über Goethe haben
was den erſten Band betrifft, bereits nach Freſe's
cher Ueberſetzung in Nr. 29 d. Bl. f. 1857 ausführ-
beſprochen, und es wird ſich hier nur noch darum
eln, auch auf den nun erſchienenen zweiten Band der
ſetzung einen Blick zu werfen. Zuvörderſt möchten
aber alle des Engliſchen kundigen Landsleute dar-
aufmerkſam machen, daß inzwiſchen eine vom Ver-
ſelbſt revidirte engliſche Ausgabe unter dem oben
eigten Titel in Deutſchland erſchienen iſt (und zwar
nem bei weitem wohlfeilern Preiſe als die engliſche).
möchten ſie, abgeſehen von dem Genuß und der
rung, welche ſie gewährt, auch denjenigen beſon-
empfehlen, welche ſich im Leſen und Verſtehen des
iſchen zu vervollkommnen wünſchen. Denn wenige
ſche Werke eignen ſich wol zu einem ſolchen Zwecke
ie dieſes, theils wegen des dem deutſchen Geiſte con-
alen Inhalts und der bei Deutſchen vorauszuſetzenden
nntſchaft mit den darin abgehandelten Gegenſtän-
theils wegen der ungemeinen Klarheit und Einfach-
des Stils, worin wir einen Hauptvorzug des Lewes'-
Buchs nicht blos vor deutſchen Schriften dieſer
ſondern ſelbſt vor manchen engliſchen erblicken.
der Lectüre dieſes Werks drängte ſich uns wieder
die bedauerliche Wahrnehmung auf, daß die deut-
Proſa doch immer noch nicht recht zu einer eben-
en Ausbildung gelangt iſt, während dieſes Werk
beweiſt, daß man keineswegs ſchwerfällig zu ſein
t, um zugleich gründlich und geiſtreich zu ſein.
ir haben, was Präciſion, Natur und Einfachheit
Stils betrifft, ſeit Leſſing und Goethe eher Rück-
ortſchritte gemacht. Zugleich hat Lewes dieſe deut-
Ausgabe eigenhändig revidirt, und wenn die von
vorgenommenen Aenderungen und Hinzufügungen
nicht gerade ſehr zahlreich ſind und meiſt nur Kleinig-
betreffen, ſo beweiſen ſie doch, daß der Verfaſſer
unterlaſſen hat, ſich mit den Beiträgen zur Kennt-
Goethe's, die ſeit der Veröffentlichung der erſten
ge in Deutſchland erſchienen ſind, oder die früher
Aufmerkſamkeit entgangen waren, gewiſſenhaft be-
zu machen. So hat er für die vorliegende Aus-
Stöber's Schrift über den Actuar Salzmann,
on Düntzer herausgegebenen Herder'ſchen Brief-
ß, Heinrich Schmidt's „Erinnerungen eines wei-
gen Veteranen", die „Freundſchaftlichen Briefe von
und ſeiner Frau von Nikolaus Meyer" u. ſ. w.
ch benutzt. Dagegen hat er eine Stelle in der
rung von Goethe's Verkehr mit der Friederike
Seſenheim weggelaſſen; ſie beginnt in der erſten
be mit den Worten: „Without accepting the
wild talk about genius and its mission", und
llerdings etwas in ſittlicher Hinſicht Bedenkliches,
darin für geniale Männer ein exceptionelles Moral-
aufgeſtellt war. Entweder iſt Lewes inzwiſchen
von dieſer Anſicht zurückgekommen, oder er hat
bei ſeinen Landsleuten Anſtoß erregt, die im all-
gemeinen in Fragen dieſer Art etwas empfindlich ſind
und die emancipirten Anſichten, wie ſie in Frankreich
und Deutſchland umlaufen, nicht gern in ihr Land im-
portirt ſehen möchten. Auf dieſe Weglaſſung iſt vielleicht
ein auch von uns (Nr. 35 u. 43 d. Bl. f. 1857) no-
tirter Aufſatz der „Edinburgh review" über das Le-
wes'ſche Werk nicht ohne Einfluß geblieben. Wie ſich
vielleicht noch manche Leſer erinnern werden, war darin
Goethe, bei aller Anerkennung ſeiner geiſtigen Größe,
zum Vorwurf gemacht worden, daß er mit Frauenherzen
ein zu leichtfertiges und bewußt egoiſtiſches Spiel getrie-
ben und namentlich Friederike, nachdem er ſie ſeinen
poetiſchen Gelüſten zum Opfer gebracht und gewiſſer-
maßen aufgebraucht, in unverantwortlicher Weiſe preis-
gegeben habe. „Es war die erſte nicht!" ſagt Mephi-
ſtopheles im Namen Goethe's. Indeß ſollte man mit
einer bloßen Gemüthsſpielerei und Jugendleichtfertigkeit,
für die Goethe ſpäter gebüßt, nicht allzu ſtreng ins Ge-
richt gehen. Mit größerm Recht tadelt die „Edinburgh
review", daß Goethe im höhern Alter mit großer
Selbſtgefälligkeit ſein Verhältniß zu Friederike als poeti-
ſches Ornament ſeines Lebens ſelbſt zur Oeffentlichkeit
gebracht habe, ſtatt das beſcheidene Kind, das ſich ſeit-
dem mancher übeln Nachrede ausgeſetzt ſah, in der Dunkel-
heit zu laſſen, in der er es fand.

Lewes' Werk iſt bei allen Vorzügen allerdings noch
immer keine erſchöpfende Darſtellung Goethe's und
kann es nicht ſein. Der Gegenſtand iſt zu umfaſſend
und allſeitig. Sagt der Verfaſſer doch ſelbſt, daß er,
nur um die lyriſchen Gedichte Goethe's zu analyſiren,
ein neues Werk ſo lang wie dieſe Biographie und
darüber ſchreiben könnte, ohne das reiche Thema zu er-
ſchöpfen. Aber man vermißt doch auch nichts Weſentliches.
Die Biographie Goethe's von Goedeke, die nur einen
Beſtandtheil ſeines „Grundriſſes zur Geſchichte der deut-
ſchen Dichtung" bildet, iſt zwar an factiſchen Anführun-
gen unendlich reicher; aber dieſer Detailreichthum verträgt
ſich nicht mit einer Biographie, die wie die Lewes'-
ſche zugleich eine Kunſtform anſtrebt und Anſpruch dar-
auf machen will, allgemein lesbar und genießbar zu ſein.
Das Bild Goethe's erhebt ſich bei Lewes voll, rund
und fertig in allen rein menſchlichen Beziehungen, und
dieſe hervorzuheben war beſonders des Briten Abſicht.
Von den Perſonen, welche auf Goethe Einfluß äußer-
ten, hat er dabei einen ſehr ökonomiſchen weiſen Ge-
brauch gemacht, und er wird über ſie nur dann aus-
führlicher, wenn dieſe Perſonen einen nachweisbar dauern-
den ſubſtantiellen Einfluß auf Goethe's Leben und
Dichten übten, oder wenn es gilt, ihn gegen dieſe oder
jene unbegründeten Anklagen zu rechtfertigen. Unbedeu-
tendere Perſönlichkeiten, welche bei Goethe nur flüchtig
vorüberglitten, wenn ſie ihn auch zu einer momentanen
lyriſchen Aeußerung anregten, werden mit Recht über-
gangen. Was die kritiſchen Erörterungen betrifft, ſo
ſind dieſe nicht im deutſchen Sinne gründlich, hier und
da ſogar lückenhaft, aber was das Buch dadurch viel-
leicht an philoſophiſcher Tiefe verloren, hat es auf der

andern Seite wieder an Lesbarkeit, Allgemeinverständlichkeit und Durchsichtigkeit gewonnen. Das Werk ennuyirt und ermüdet nirgends, und das wahrlich ist auch etwas werth, namentlich für uns Deutsche, denen es die Literarhistoriker von Fach oft so schwer machen, sich durch die umständlichen und labyrinthischen Gänge ihrer weitschichtigen, Motive wieder motivirenden Raisonnements und Subtilitäten hindurchzuwinden.

Lewes übt die Kritik im praktischen englischen Sinne, und auch diese hat ihre sehr großen Vorzüge, indem sie sehr häufig den Nagel auf den Kopf trifft, wo wir mit aller Kunst den kritischen Hammer zu führen, immer nur nebenbei schlagen. Ueber die Art seiner Kritik spricht sich Lewes selbst in folgenden Worten aus:

Ich habe wenig Sinn für diejenige Philosophie der Kunst, welche es sich zum Geschäft macht, die Kunst in Philosophie zu übersetzen, und halte weder mich noch meine Leser mit Betrachtungen über die Ideen eines Kunstwerks auf; ich weiß aus Erfahrung, daß es dem Künstler bei seinem Schaffen auf etwas ganz anderes ankommt, als eine Idee zu entwickeln, und aus dergleichen Erfahrung weiß ich auch, daß das Publikum des Künstlers sich zunächst gar nicht um die Idee bekümmert, sondern den Kritikern überläßt, sich darum zu streiten. Ich studire ein Kunstwerk nicht anders wie ein Werk der Natur; ich freue mich an seiner Wirkung und suche dann die Mittel zu erkennen, durch welche die Wirkung hervorgebracht wird, keineswegs aber die Idee, welche den Mitteln zu Grunde liegt. Wenn ich bei der Section eines Thiers einen klaren Einblick in den Mechanismus erhalte, wie gewisse Functionen sich vollziehen, so gibt mir die Belehrung, die Functionen seien die Endursachen dieses Mechanismus, einen Zuwachs von wirklicher Kenntniß, während ich mich umgekehrt, wenn ein vorgefaßter Zweckbegriff statt der sinnlichen Anschauung entscheiden soll, in einem wahren Sumpfe von naturphilosophischen Vermuthungen befinde, wo ich nirgends festen Fuß fassen kann.... Ich habe ein Gedicht vor mir, ich zerlege es, nehme ein Glied des Organismus nach dem andern, zeige die Stellung auf, die es einnimmt, und suche seine Function nachzuweisen.

Wir glauben, daß mit dieser Art der Kritik Goethe selbst ziemlich einverstanden gewesen sein würde. Zur Vervollständigung dieses kritischen Glaubensbekenntnisses diene noch folgende polemischer auftretende Stelle:

In Deutschland ist eine Art von philosophischer Kunstkritik sehr beliebt — und auch in England zählt sie Anhänger —, die sich an „Wilhelm Meister" fast so erbarmungslos als an „Faust" versucht hat und sich bei der Erklärung Shakspeare's auf den Gipfel des Unsinns steigert. Gewiß gibt es in Deutschland viele vortreffliche Kritiker, und es sollte mir leid thun, wenn mein Spott gegen Pedanten und hochmüthige Thoren auf wirklich philosophische Köpfe gemünzt zu sein schiene; aber im Namen der Kunst und des gesunden Menschenverstandes muß ich gegen den Grundirrthum und die Uebertreibungen einer Schule Verwahrung einlegen, die höchst tiefsinnig zu sein beansprucht und doch nichts ist als höchst abgeschmackt. Der Grundirrthum ist der, daß man die Kunst in Philosophie auflöst und dies dann Philosophie der Kunst nennt. Dem Kritiker liegt ein Kunstwerk vor; statt es an sich zu beurtheilen, sucht er dahinterzukommen, sich darunterzuschleichen, dem Schöpfer des Werks in die Tiefen der Seele zu dringen; nicht zufrieden mit dem, was der Künstler gegeben, verlangt er auch zu wissen, was er gewollt hat; räth danach herum, und je weiter diese Absicht des Künstlers entfernt liegt auf seiner Gedankenwanderung, desto mehr ist er von seiner Entdeckung erbaut und verwirft zu ihrem Gunsten jede einfache und natürliche Erklärung. So lagern sich kunstphilosophische Grillen wie ein Nebel um die Kunst und entziehen uns ihren [illegible] Anblick. Zwar hat von dieser angeblichen Absicht des K[ünst]lers niemand vorher etwas gewußt, aber das ist eben der [Vorzug] des Kritikers; er kann sich rühmen, in die Tiefen der Kün[stler]seele eingedrungen zu sein.

Mit diesen kritischen Grundsätzen, die wenigstens [einige] gewissen Ausschreitungen, Dunkelheiten und Schwerfä[lligkeiten] keiten der deutschen Kritik, namentlich aber vor zu [subjectiver] jectiver Auffassung eines Dicht- und Kunstwerks [zu] stellen, verbindet sich bei Lewes eine humane Gesinn[ung] und ein Billigkeitsgefühl, die ihn vor allen herb ab[sprech]chenden Urtheilen bewahren, und dabei eine gewisse gleichbleibende Heiterkeit der Stimmung, welche ihn [vor] jenem grämlichen oder beißenden Tone schützt, w[elchen] bei uns deutschen Kritikern, ich gestehe dies offen, [leider] nur zu oft angetroffen wird, aber auch aus der g[anzen] geistigen, socialen und politischen Gesammtatmosp[häre] Deutschlands nothwendig entspringt. Als Ausländer namentlich als Brite empfindet er begreiflicherweise mancherlei Aermlichkeiten und Gebrechen, an denen in Deutschland kranken, nicht als Mitleidender, und ist daher in der Lage, eher über sie zu lachen und komisch zu finden, als sich über sie zu ärgern und sich Stimmung durch sie verderben und trüben zu l[assen]. Er wurzelt nicht in jenen deutschen Zuständen, u[nd] den im ganzen doch auch zur Heiterkeit und Mil[de] geneigten Goethe einmal zu der bittern Klage veran[lassten], „daß man fast keinen Menschen nennen könne, in seinem Zustande behaglich wäre". Die Lewes'sche [Bio]graphie Goethe's ist ein Werk voll reiner Luft und [Son]nenscheins. Zu der wohlthuenden Wirkung, [welche] das Buch auf den Leser hervorbringt, trägt dann [auch] noch der Umstand bei, daß wir bei ihm niemals jene phrasenhaften Superlativausdrücke stoßen, wie ihnen so häufig bei deutschen Kritikern und Biogra[phen] begegnen und die uns berauschen, statt zu überz[eugen]. Im Tadel wie im Lob kennt Lewes genau die G[renze] des Wohlanständigen; er weiß, daß übertriebenes wie auch meist übertriebener Tadel bei dem Leser in Regel Zweifel an der Gerechtigkeit oder Unparteil[ichkeit] des Urtheils hervorruft. Ueberhaupt vermeidet er [das] hochfahrende dictatorische Wesen, womit deutsche Kr[itiker] ihr Urtheil ihren Lesern aufnöthigen möchten.

Für uns Deutsche hat es etwas Beschämendes, ein Engländer die Advocatur für Goethe gegen so ungerechtfertigte Anklagen, welche von Goethe's L[and]leuten selbst erhoben worden sind, zu übernehmen veranlaßt gesehen hat. Und er hat mit der Zurück[weisung] solcher Anklagen alle Hände voll zu thun. S[chon] im ersten Bande vertheidigte er Goethe aufs wär[mste] gegen den Vorwurf, daß er ein lieb- und herz[loser] Mensch gewesen, und führte als Beweise vom Gegentheil eine Menge schlagender Beispiele seltener Uneig[en]nützigkeit an. Hierher gehört ein Urtheil Schiller's, we[lches] in dem schon oben erwähnten neuveröffentlichten Br[iefe] Schiller's enthalten ist und, wenn derselbe echt sein [sollte], ihm wie seinem großen Freunde zu gleicher Ehre gere[ichen] würde. Es lautet:

lber dieſe hohen Vorzüge ſeines Geiſtes ſind es nicht, die an ihn binden. Wenn er nicht als Menſch für mich den n Werth von allen hätte, die ich perſönlich je habe ken- rnen, ſo würde ich ſein Genie nur in der Ferne bewun- Ich darf wol ſagen, daß ich in den ſechs Jahren, die ihm zuſammen lebte, auch nicht einen Augenblick an Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahr- nd Biederkeit in ſeiner Natur, und den höchſten Ernſt s Rechte und Gute; darum haben ſich Schwätzer und er und Sophiſten in ſeiner Nähe immer übel befunden. haſſen ihn, weil ſie ihn fürchten, und weil er das Fal- nd Seichte im Leben und in der Wiſſenſchaft herzlich et und den falſchen Schein verabſcheut, ſo muß er in igen bürgerlichen und literariſchen Welt nothwendig es len verderben.

an hat Goethe des Stolzes beſchuldigt. Nun, den n gegenüber mag ſich ein wenig Stolz wol ge- . Sonſt aber war er der Anſicht: „Wenn Selbſt- ſich in Verachtung anderer, auch der Geringſten ft, ſo muß es widrig ausfallen.“ Man hat Goe- ich wol eines zu diplomatiſchen höfiſchen Verfah- geziehen; aber wenigſtens hat er ſich, wie Herder gt, von allem Intriguengeiſt rein gehalten, niemand t und keines andern Glück wiſſentlich untergraben. er Treue Goethe fähig war, bewies er durch unerſchütterliche Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten, erzog von Weimar. In ſeinen ſpätern Jahren er ſich allerdings in die weimariſchen Verhältniſſe gelebt haben, daß es für ihn das Allerſchmerzlichſte n ſein würde, dieſen Kreis, deſſen belebender punkt er war, zu verlaſſen; aber in der Zeit ſei- hern Mannesalters fühlte er ſich, trotz aller künſt- Selbſtbetäubung durch Zerſtreuungen aller Art erade wegen derſelben, in manchen Augenblicken m weimariſchen Hofleben aufs äußerſte angewidert ſeinem innerſten Weſen geſtört und gelähmt. Er e mit ſich oft einen harten Kampf, namentlich bei Aufenthalt in Italien, ob er ſich ganz von Wei- reißen oder dahin zurückkehren ſolle; und es läßt nigſtens fragen, ob wir nicht, wenn er ſich für Jahre in Italien niedergelaſſen hätte, eine ganz Reihe poetiſcher und kunſtkritiſcher Meiſterwerke oethe haben würden ſtatt der vielen Fragmente t ſehr matten kleinen Dichtungen, in denen er ſich n Weimar zerſplitterte, weil ihm das Hof- und tsleben nicht erlaubte, ſich zu concentriren. Sein rief ihn mit mächtiger Mahnung von Weimar er er gehorchte dieſem Gebot nicht, wir glauben en zu dürfen, einzig um ſeinem fürſtlichen Freunde u halten, denn was konnte ihn ſonſt an Weimar

ſelbe Treue bewahrte er auch Schiller, trotz ſo Differenzen in ihren Anſichten, ja ſogar auch Chriſtiane. Schiller ſelbſt geſteht in ſeinem mehr- en Schreiben, daß er leider Goethe in Rückſicht e häuslichen Verhältniſſe nicht ebenſo gut recht- könne, als er es in Rückſicht auf ſeine literari- nd bürgerlichen mit Zuverſicht könne; aber er zu: „Dies iſt ſeine einzige Blöße, die aber nie- mand verletzt als ihn ſelbſt, und auch dieſe hängt mit einem ſehr edeln Theil ſeines Charakters zuſammen.“ Goethe ſei zu ſchwach und weichherzig, ſagt Schiller, und Lewes beantwortet die Frage: warum Goethe ſich nicht von Chriſtiane getrennt habe, mit den Worten:

Die Trennung war nicht leicht. War ſie doch die Geliebte ſeines Herzens geweſen, war ſie doch die Mutter ſeines Kindes und ihm immer noch theuer! Die Trennung würde ihrer unglücklichen Neigung keinen Eintrag gethan, ſie vielmehr beſtärkt haben. Zu ſchwach, das Verhältniß zu ändern, war er ſtark genug, es zu tragen.

Wenn wir uns recht erinnern, äußerte ſich Goethe ſelbſt einmal in dem Sinne, daß ſeine Erziehung und frühere Lebenslage ihn nicht dazu gereift hätten, ſich ſchnell zu ſtarken Entſchlüſſen aufzurichten. Mit Bezug auf dieſe Charaktereigenſchaft macht Lewes die feine pſychologiſche Bemerkung:

Es iſt das eine Schwäche phantaſievoller Naturen. So ſtark auch ihr Wollen iſt, wenn es einmal in Zug gekommen: gerade bei Männern von lebhafter Empfindung und ſtarker Einbildungskraft ſchwanken die Erwägungen vor dem Entſchluſſe hin und her und laſſen das Wollen nicht aufkommen — eine Unentſchiedenheit, die zwar thatſächlich der Schwäche gleichkommt, aber ſich durch die Stärke des Wollens, ſobald es frei geworden, von der Schwäche unterſcheidet.

Vortrefflich iſt hierbei auch folgende Bemerkung des Briten: „Der Zuſchauer ſieht nur gewiſſe handgreifliche Thatſachen und weiß ſie ſich nur deshalb nicht zu erklären, weil er die vielen feinen Mittelglieder nicht ſieht, welche die Thatſachen miteinander verknüpfen.“ Ja, um dieſe feinern Mittelglieder und Motive bekümmert ſich die oberflächlich urtheilende und zum Abſprechen geneigte Welt freilich nicht. Man tolerirte das Verhältniß, ſolange Chriſtiane Goethe's Geliebte war, man ſchrie Ach und Weh, als er ſie zu ſeiner Frau machte; daſſelbe Weimar brach den Stab, von dem Schiller behauptete, daß es darin keine Frau aus der höhern Klaſſe gäbe, die nicht ihre Liaiſon habe. Mit lüſternen Lippen citirte man die ſchöne Ballade vom Gott und der Bajadere, als aber der Gott die Idee ſeines Gedichts in Wahrheit verwandelte und die Bajadere, die ſich ihm geopfert, zu ſich erhob, da hatte die verlogene Welt nicht Worte genug, um den Gott zu läſtern. Man beachtete nicht, daß wenn eine Verbindung dieſer Art erſt Frucht getragen, es ſich nicht mehr einfach um das Verhältniß zwiſchen dem Liebenden und der Geliebten, ſondern um ſchwere heilige Verpflichtungen gegen ein drittes Weſen handelt, dem man jedes Opfer zu bringen ſchuldig und verbunden iſt. So handelte Goethe, und nun urtheile man, wer ſich eine größere Unſittlichkeit zu Schulden kommen ließ — Goethe, der einen Act ausgleichender Sittlichkeit beging, oder die Welt (die Weiber und Frau von Stein natürlich voran), welche ihn gerade um dieſes Acts willen verläſterte und wol noch verläſtert!

Im übrigen hat Lewes zwar auch von manchen Unarten, aber auch von vielen recht löblichen und gerade einem Mann wie Goethe zuſagenden Eigenſchaften Chriſtianens zu erzählen; doch denken wir hierauf noch bei

Besprechung der Schrift von Kneschke über Goethe's und Schiller's Beziehungen zur Frauenwelt mit einigen Worten zurückzukommen.

Was den nicht blos gegen Goethe als Menschen, sondern auch gegen seine Schriften oft erhobenen Vorwurf frivoler und unsittlicher Tendenzen betrifft, so bemerkt Lewes sehr schön:

Es würde ein Leichtes sein, aus seinen Werken eine Reihe von Sätzen zusammenzustellen, in denen sich die edelste Sittlichkeit ausspricht; aber seine Werke sind durchweg mit einer Sittlichkeit gesättigt, die zu jedem unbefangenen Herzen spricht, und zeichnen sich mehr noch durch die Freiheit von allen gemeinen, niedrigen, selbstsüchtigen und engherzigen Gedanken aus, als daß sie unmittelbar Moral lehrten. Das Gerede von Unsittlichkeit, welches sich bisweilen gegen sie erhoben hat, stammt von jener Liebelosigkeit, die jeden Andersdenkenden verklagt. Wer Goethe's Werke lesen kann und nicht fühlt, daß der, der sie geschrieben, von den edelsten Empfindungen beseelt und von der reinsten Liebe für die Menschheit durchglüht war, dem habe ich nichts zu sagen als das Wort im „Faust": „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!"

Lewes erzählt hierbei eine hübsche Anekdote von seinem Landsmann Carlyle, die ihm in Berlin durch einen Künstler berichtet wurde. Bei einer Tischgesellschaft bedauerten gewisse frommthuende Leute mit vielen Stoßseufzern, daß ein so großer Geist, ein so göttliches Genie wie Goethe sich nicht dem Dienste der christlichen Wahrheit gewidmet habe u. dgl. m. Carlyle schwieg eine Zeit lang und zerrte ingrimmig an seiner Serviette; die ihn kannten, sahen, daß etwas kommen würde; endlich sagte er langsam und nachdrücklich: „Meine Herren, kennen Sie die Geschichte von dem Manne, der die Sonne heruntermachte, weil er sich nicht die Cigarre daran anstecken konnte?" Diese Bombe, fügt Lewes hinzu, brachte das feindliche Feuer vollständig zum Schweigen.

Erst noch in letzter Zeit hat J. F. van Oosterzen aus Amsterdam in einem an der Akademie zu Utrecht gehaltenen und im November- und Decemberheft der Gelzer'schen „Protestantischen Monatsblätter" deutsch mitgetheilten Vortrage „Goethe's Stellung zum Christenthum" dem deutschen Dichter zum Vorwurf gemacht, daß er sich unwillig abgewandt, wenn die höchste Wahrheit, Reinheit und Schönheit ihm in Christo und im Christenthum entgegengestrahlt habe. Oosterzen fragt: ob seine Dichtungen wol Begeisterung für das entzündeten, was der Mensch werden und wirken müsse; ob sie das Ideal der Lebensbestimmung des Menschen ebenso treu und klar vor die Augen stellten als die oft nichtige Realität mit all ihrem Licht und Schatten? Das „Ewig-Weibliche" Goethe's gilt dem Holländer dann wieder für katholische Mystik. Im übrigen meint Oosterzen, Goethe habe in seiner Zeit kein wahrer Christ werden können; als ob wir seitdem in allen wesentlichen Postulaten des Christenthums etwa so ungeheuere Fortschritte gemacht hätten und als ob die Atmosphäre, in der wir leben, weben und sind, nun wirklich nach allen Richtungen vom Geiste des Christenthums, d. h. des unverfälschten Christenthums durchdrungen sei! Doch gibt Oosterzen zu, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele" uns „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in [illegible] Zügen" kennen lehren, und daß Goethe nicht im [illegible] gewesen sein würde, „den traurigen Zwiespalt im [illegible] lichen Herzen, den wir im «Faust» erblicken, mit [illegible] render Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das [illegible] gelium die Fackel der Selbsterkenntniß vorgehalten [illegible] Gewiß, Goethe, der die Worte niederschrieb: „Die [illegible] liche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, [illegible] die gesunkene Menschheit sich immer wieder [illegible] beitet hat; und indem man ihr diese Wirkung [illegible] ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf [illegible] keiner Stütze"; Goethe, der die Evangelien alle [illegible] durchaus echt hielt, weil in ihnen der „Abglanz [illegible] Hoheit" wirksam sei, „die von der Person Christi [illegible] ging und die göttlicher Art war, wie nur je auf [illegible] das Göttliche erschienen ist"; Goethe, der mit [illegible] von Klettenberg, mit der Fürstin von Galyzin, [illegible] vater und Jung-Stilling verkehrte, der den [illegible] Hymnus der Erzengel und den Ostergesang [illegible] seinen Faust mit unverstellter Wehmuth ausrief: „Die Mahnung hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube!" dieser Goethe stand sicherlich den Eingebungen und [illegible] nungen christlich-religiösen Lebens nicht so fern, [illegible] den Orthodoxen scheinen mag. Gerd Eilers [illegible] sogar im dritten Theile seiner „Wanderung [illegible] ben", daß Goethe, auf den er bei dieser Gelegenheit [illegible] einige Worte des hochbejahrten Kephalos bei Plato [illegible] wendet, in seinen letzten Lebensjahren sich in einer [illegible] bußfertiger Stimmung befunden und unter anderm [illegible] vieljährigen Freund zur Buße ermahnt und [illegible] habe, seine Ehe in eine christlich eingesegnete [illegible] wandeln.*) Doch hören wir auch über diesen [illegible] unsern Briten. Lewes sagt:

Wer Goethe's Werke lesen kann, ohne darin [illegible] religiösen Sinn zu gewahren, der gönnt die Be[illegible] ligion gewiß nur seinen eigenen Ansichten, und [illegible] Entdeckung macht, daß Goethe nicht rechtgläubig [illegible] deckt — die Sonne am hellen Mittag. Nie hat er [illegible] spruch gemacht, rechtgläubig zu sein.... In den [illegible] Zeiten seines langen Lebens äußerte er sich so [illegible] ein Pietist und ein Voltairianer ihn beide als [illegible] trachten könnten, und beide mit demselben Schein [illegible] Das Geheimniß des Widerspruchs löst sich einfach: [illegible] ein tiefes religiöses Gefühl, und zugleich hegte er [illegible] sten Zweifel gegen die meisten positiven Glaubens[illegible] kam es, daß er gegen die Angriffe der Encyklopädisten [illegible] Christenthum immer vertheidigte; aber wenn ihm [illegible]

*) Eine persönliche Erinnerung Gerd Eilers' an Goethe [illegible] wir hier ein, weil sich zu ihrer Mittheilung im Verlauf [illegible] satzes keine geeignete Stelle finden möchte. Gerd Eilers [illegible] er Goethe einmal auf einige Augenblicke auf dem Bahnhof [illegible] furt gesehen habe und sagt dann: „Was er sprach, habe [illegible] wird also wol von keiner Bedeutung gewesen sein; seine [illegible] liche Erscheinung machte mir den Eindruck eines [illegible] drießlich schweigsamen Weltmanns. So oft ich später [illegible]

Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Grinnert mich durch neid'sche Laune,
Mein Hochbesitz er ist nicht rein —

stand Goethe leibhaftig vor mir. Das war der [illegible] Gesichts."

Christen ihren Glauben aufdringen wollten, so verletzte ihn das, und er wies sie mit einer „nicht-christlichen" Erwiderung ab.

Vielleicht ging Goethe nur darin fehl, daß er sich selbst mit einiger Koketterie einen „alten Heiden" nannte und daß er, wie Schiller, auf sein antik-modernes „Heidenthum" als etwas Besonderes sich zu viel zugute that, während dasselbe doch bei Licht besehen bereits eine sehr populäre und triviale Sache war. Niemals würde sich aber Goethe eines so rohen Ausdrucks bedient haben, wie nach einer Mittheilung Bethmann-Hollweg's in „Christenthum und bildende Kunst" einer unserer ersten Künstler, indem dieser von dem Gekreuzigten geäußert habe: „Noch können wir den Kerl nicht entbehren!" Und dennoch wagt Oosterzen, die Christlichkeit unserer, wie wir fürchten, im Grunde viel glaubens- und pietätloseren Zeit gegen die der Goethe'schen herauszustreichen.

Daß die Vorwürfe von Irreligiosität und Unsittlichkeit lassen sich noch begreifen, denn sie sind zum Theil Parteiausflüsse und es finden sich dazu in Goethe's Schrift einige Handhaben. Unbegreiflich ist es aber, wenn man Goethe vorgeworfen hat, er habe ein blos genußsüchtiges, gewissermaßen müßiges Leben geführt, er habe es sich, unbekümmert um die ernstern Fragen der Zeit, vom Standpunkt eines Künstlers zu einem blos angenehmen Schauspiel eingerichtet, in dem er gewissermaßen Spieler und Zuschauer in derselben Person gewesen. Lewes nennt dieselbe Anklage einfach eine Verleumdung. Goethe habe vielmehr, „während er ein Leben des Genusses und der behaglichen Muße hätte führen können, ein ernstes und arbeitsames Leben geführt", er habe seine Aufgabe im ernstesten Sinne genommen; „Genuß verachten und der Arbeit leben" sei sein Grundsatz, seiner Natur eine Nothwendigkeit gewesen. Niemand in der Welt hat so viel gearbeitet als Goethe; davon zeugen schon seine Werke, deren Ausarbeitung doch vielleicht nur den kleinsten Theil seiner Gesammtthätigkeit bildete. Biedermann in seiner Schrift „Das lustige Weimar" weist nach, wie riesenhaft seine Arbeitskraft und Thätigkeit auch auf dem Gebiete des Amts- und Staatslebens war. Der Bevölkerung des Landes Weimar hat er vielleicht in Stillen mehr genutzt, als man je erfahren wird. Lewes bemerkt gelegentlich: „Daß Goethe alles aufbot, um die Lage des Volks verbessern zu helfen und kleinere Uebel im einzelnen aus eigenen Mitteln zu lindern suchte, ist nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller derer, die von seinem Thun und Treiben wußten, unbestreitbar." Bei den Feuersbrünsten in Apolda und Ettersburg setzte er sich persönlich so aus, daß ihm „die Augenbrauen versengt wurden und das Wasser ihm die Zehen brühte", und gleich darauf brachte er es beim Herzog dahin, daß im ganzen Lande die Löschanstalten verbessert wurden. Indeß es ist im Grunde unnütz, solche lächerliche Vorwürfe auch nur widerlegen zu wollen. Hatte man doch, wie Lewes umständlicher erzählt, in Jena und Weimar das Gerede aufgebracht, daß er eine Platinastange entwendet habe! Goethe hatte nämlich den Chemiker Döbereiner auf eine vom Kaiser von Rußland gesandte Platinastange, mit der Goethe zuvor einige Versuche anstellen sollte, so lange warten lassen, bis sich Döbereiner an Karl August mit einer Beschwerde wandte. Da rief dieser aus: „Laßt den alten Esel in Ruhe! Ihr bekommt's doch nie von ihm. Ich will den Kaiser um eine andere Platinastange bitten." Wenn auch über Goethe's angebliche Titel- und Ordenssucht gespottet worden ist, so müssen wir Deutsche zur Abwehr dieses Vorwurfs uns Folgendes von Lewes sagen lassen: „Einstweilen will mich bedünken, daß über seinen Titel zu spotten und über seine Orden zu lachen einer Nation sehr schlecht ansteht, die so oft und so verdient wegen ihrer übertriebenen Titelsucht ausgelacht wird."

Doch wir wollen uns fortan nur auf wenige mehr sporadische Bemerkungen beschränken, da wir ja doch darauf verzichten müssen, den Biographen durch diesen ganzen zweiten Band stetig zu begleiten. Lewes ist nicht der Ansicht deutscher Kritiker, welche die Abklärung des Goethe'schen Wesens in der Regel der italienischen Reise zugute schreiben. Er sagt:

> Goethe trat jetzt (1779) in sein dreißigstes Jahr. Sein Leben erhob sich nun aus den träumerischen Nebeln, die es bisher umhüllten; an die Stelle jugendlicher Zerfahrenheit trat der feierliche Mannesernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Er faßte den Entschluß,
>
> Sich vom Halben zu entwöhnen,
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Die Ursache dieser Aenderung wird gewöhnlich in seinem Aufenthalt in Italien gesucht, aber der wahre Grund lag in der nothwendigen Entwickelung seines Geistes. Daß er diesen Fortschritt lange vor seiner italienischen Reise gemacht hatte; das zu beweisen genügt die oberflächlichste Bekanntschaft mit der Zeit, mit der wir uns jetzt beschäftigen.

Bei Gelegenheit der italienischen Reise selbst spottet Lewes mit vollständigem Recht über den kleinstädtischen Klatsch der Weimaraner, welche ihrem großen Mitbürger den Aufenthalt in Italien nicht gönnten und Goethe tadelten, daß er unter lauter Statuen und Ruinen seine amtlichen Pflichten in der Heimat versäume. Das Geschlecht der Abderiten ist groß in Deutschland! Lewes bedauert, daß diese Misstimmung sogar in Schiller's Briefen an Körner ein Echo gefunden habe, indem derselbe sich darüber aufhielt, daß „die Voigts und Schmidts für ihn (Goethe) wie Lastthiere schwitzen" müßten, während Goethe in Italien „für Nichtsthun" (!) eine Besoldung von 1800 Thalern verzehre, sie aber „für die Hälfte des Geldes die doppelte Last tragen müßten". Lewes drückt mit Recht sein Befremden und seinen Schmerz darüber aus, Schiller hier auf der Seite der klatschhaften neidischen Kleinstädter zu finden; große Männer indeß pflegen in der Regel auch große Schwächen zu haben, und man sollte dabei immer an Lichtenberg's paradox erscheinenden Ausspruch denken: „Man kann die Fehler eines großen Mannes tadeln, aber man muß nur nicht den Mann deswegen tadeln."

Auf S. 89—91 finden wir einige beachtenswerthe Bemerkungen des deutschen Uebersetzers in Form einer

Note über die Doppelstellung Goethe's zwischen Charlotte von Stein und Christiane Vulpius, wozu wir unsererseits nur die Bemerkung fügen möchten, daß Goethe sich unzweifelhaft an der Seite der „Demoiselle" viel besser befunden hat, als er sich auf die Dauer zur Seite der Frau von Stein befunden haben würde. Goethe hatte mit seiner eigenen geistigen Gährung genug zu thun, und noch ein neues Element der Gährung, wie es sich in der höchst reizbaren excentrischen Frau von Stein darstellte, fortwährend verarbeiten zu müssen, würde ihn zuletzt aufgerieben und verzehrt haben. Frese rügt einige Ausdrücke, deren sich Goethe in einigen Briefen an Charlotte von Stein über Christiane bediente, als wegwerfend; aber wenn Goethe diese einmal ein „armes Geschöpf" nannte, der man die Empfindungen, die er für sie hege, wohl „gönnen" dürfe, so hat er das gewiß nicht böse gemeint; es sind dies Ausdrücke, wie sie gerade auf die Lage Christianens wohl paßten. Goethe hat später gegen Bettina und andere Personen bewiesen, daß er nicht gemeint sei, diejenige beleidigen zu lassen, die er gewürdigt hatte, seine Gattin zu sein. Sehr treffend bemerkt übrigens Frese bei dieser Gelegenheit:

Um indeß so billig zu sein wie gerecht, übersehen wir einen wichtigen Umstand nicht: briefliche Aeußerungen haben den Vortheil, die Menschennatur in ihrer unverstellten Unbefangenheit zu zeigen, aber sie verewigen auch die flüchtigsten Erregungen des Augenblicks und bringen die Gefahr mit sich, über den Wechsel der Stimmungen, die sie wiederspiegeln, die bleibenden Züge zu vergessen. Briefe haben für die Kenntniß des Innern eines Menschen denselben Werth wie Daguerreotypen für sein Aeußeres: ob sie ein richtiges Bild geben, hängt von der Atmosphäre und der Stimmung ab, in der sie entstanden sind — auch wol davon, für wen sie bestimmt sind.

Wer weiß dies nicht aus eigener Erfahrung!

Ein längeres und interessanteres Kapitel widmet Lewes den wissenschaftlichen Forschungen Goethe's, und es geht daraus hervor, daß der Brite mit der Gewissenhaftigkeit, welche den Engländern eigen ist (denn sie schreiben nicht leicht über einen Gegenstand, ohne sich über ihn mehr oder weniger gründlich unterrichtet zu haben), nicht eher daran gegangen ist, als bis er durch eigene Forschungen und Experimente auf denselben wissenschaftlichen Gebieten sich in Stand gesetzt sah, Goethe's Verdienste oder Nichtverdienste als wissenschaftlicher Forscher zu würdigen, während deutsche Literaturhistoriker auch über diesen Gegenstand nur von der Studirstube zu schreiben und die Bestrebungen Goethe's auf diesem Felde nach Hörensagen und ohne praktisch erworbene Kenntniß des Gegenstandes als bloße dilettantische Versuche abzuthun pflegen. Zwar verwirft Lewes Goethe's Farbenlehre in ihren Resultaten, gibt aber doch zu, daß Goethe auf dem Wege von falschen Vordersätzen zu falschen Schlüssen manches Interessante entdeckt habe, und daß seine „Farbenlehre", von so zweifelhaftem Werth sie auch als ein Beitrag zur Optik sei, doch sehr werthvoll sei für die Kenntniß der Farben, deren die Künstler bedürfen. Schon oft hätten Maler anerkannt, wie nützlich sie ihnen gewesen, und der berühmte Kunstkenner Sir Charles Eastlake habe sie so werthvoll [illegible] deutenden Winken reich gefunden, daß er den [illegible] Theil übersetzt und mit vorzüglichen Anmerkungen [illegible] gleitet habe. In Deutschland ist von Sachverständigen in letzter Zeit die Streitfrage zwischen Goethe und Newton lebhaft wiederaufgenommen worden, und [illegible] müssen wir es, da wir uns in Sachen, die wir [illegible] hinlänglich verstehen, kein Urtheil anmaßen, die Austragung des Streits überlassen. Der Brite [illegible] gegen in Goethe den eigentlichen Entdecker der [illegible] lischen Grundform der Pflanze und den Begründer der Wissenschaft der Morphologie, vertheidigt zugleich Goethe, was die Prioritätsfrage in Betreff der Entdeckung der Schädelbildung aus Wirbelknochen anlangt, wo es geht gegen Oken's Ansprüche und bemerkt zum Schluß des Kapitels:

Was Buffon dem Plinius nachrühmt, er habe [illegible] tigkeit im großen zu denken, welche das Wissen [illegible] (cette facilité de penser en grand qui multiplie la [illegible] das läßt sich mit Wahrheit auch von Goethe sagen, [illegible] als Denker auf diesem großen Gebiete nehme ich für [illegible] hohen Platz in Anspruch.

Es ist sehr natürlich, wenn der Biograph [illegible] Mannes von der geistigen und persönlichen Größe Goethe's sich zuletzt in diesen so verliebt, daß er [illegible] der Stimmung ist, den Personen, die neben [illegible] den und auf ihn wirkten, vollkommene Gerechtigkeit [illegible] fahren zu lassen. Selbst Schiller und sein Einfluß Goethe scheint uns von Lewes nicht in seiner [illegible] Bedeutung erfaßt zu sein. Noch weniger [illegible] er schon im ersten Bande nicht ganz gerecht. Auch Bürger wird einmal ziemlich wegwerfend [illegible] und wenn schon die angeblichen Worte, mit denen [illegible] bei Goethe eingeführt haben soll („Sie sind [illegible] bin Bürger!") allerdings „abgeschmackt" erscheinen, hätte Goethe doch gerade wegen seiner Ueberlegenheit [illegible] so vielen Dingen sich gegen den unglücklichen [illegible] großmüthiger zeigen können, als dies in dem [illegible] Fall war. Er konnte Bürger durch irgendeine [illegible] merkung immerhin in seine Schranken zurückweisen, [illegible] schön finden wir es nicht, daß Goethe den [illegible] Balladendichter so von oben herab behandelte, [illegible] über Gegenstände der Poesie und Literatur mit [illegible] sprechen, sich darauf beschränkte, ihn über den [illegible] der Universität Göttingen und die Zahl der [illegible] auszufragen. Goethe wurde hier seinem Grundsatz, allen zu lernen, vollkommen untreu, und daß [illegible] Bürger selbst für Goethe, z. B. in Bezug auf [illegible] denpoesie und volksthümliche Dichtung, etwas [illegible] etwas Brauchbares hervorlocken ließ, ist gewiß [illegible] Frage. Daß der Dichter der „Lenore", welcher in [illegible] land seinerzeit sogar einer größern Popularität [illegible] selbst Schiller und Goethe genoß, daß er, der [illegible] Schöpfer der deutschen Ballade, der er mit [illegible] nialen Griffe sofort Ton und Richtung [illegible] selbst einem Goethe gegenüber in seinem eigenen [illegible] Werthe fühlte, wird man ihm schwerlich [illegible] können. Gute Gesellschaft hatte Bürger [illegible]

en; um so mehr aber verdiente er Nachsicht. Ein
ener Aristokrat würde sich wahrscheinlich gegen Bür-
iebenswürdiger benommen haben, ohne seiner Würde
s zu vergeben. Auch können wir nicht billigen, daß
es die romantische Schule (der wir es ja zumeist ver-
en, daß, wie J. Fr. Kruger jüngst in den „Nordischen
tern" bemerkte, fortan „die Geschichtschreibung und
ie in das Zeitalter unserer wahren Größe zurück-
n") ohne eben sehr tief auf ihr Wesen einzugehen,
einigen Stichworten des Tages abfertigt und seine
ht sogar mit einer sehr oberflächlichen Bemerkung
Italieners über die 1809 in Rom auftauchenden
chen Maler oder die sogenannten Nazarener zu unter-
n sucht. Wenn Lewes es sehr wunderlich findet,
die Romantiker den größten Mangel aller neuern
ie darin erblickten, „daß sie keine Mythologie habe",
ar es ja gerade dasselbe Gefühl dieses Mangels,
es Goethe und Schiller veranlaßte, zu den mythi-
Personen, Göttern und Halbgöttern Griechenlands
Zuflucht zu nehmen und sie zu Symbolen einiger
tiefsten Anschauungen zu machen. Und ohne Zweifel
es noch heutzutage sehr viele in Deutschland, welche
u der Phantastik des Mittelalters mehr hingezogen
n als zur griechischen Mythologie, und der Ansicht
daß jene wenigstens mehr unserm eigensten Wesen
ndtes nationales Element enthalte als diese. Inso-
hatte die romantische Schule wohl ihre Berechti-
; ihre Ausschreitungen, Verirrungen und Mis-
ungen wollen wir damit nicht in Schutz nehmen.
gerügten Kleinigkeiten, die wir für Mängel halten,
uns störend; andere mögen vollkommen damit
standen sein; auch beeinträchtigen sie den Werth
ewes'schen Werks im ganzen sehr wenig.

Ein interessanter Beitrag zu dem Buche ist ein hier
ersten mal veröffentlichter Brief Thackeray's über
Besuch, den dieser renommirte Romanschriftsteller
ahre 1830 dem greisen Goethe abstattete. Das
igste aus diesem Briefe haben wir jedoch schon
. 2 d. Bl. f. 1856 mitgetheilt nach den Auszügen
cher Blätter, ehe noch das Werk selbst im Original
n Uebersetzung zu unserer Kenntniß gelangt war.

Wenn im großen und ganzen und wegen der rein
lichen Auffassung wie wegen der lichtvollen An-
ng und Gruppirung das Lewes'sche Werk niemals zu
u schätzen sein wird und mit Recht zu erwarten ist,
eine Auffassung schon als die eines Ausländers,
Urtheil uns ja stets mehr imponirt als das eines
manns, für die gerechtere Beurtheilung Goethe's
n weitern Kreisen des Publikums wie in den
der eigentlichen Literaturkenner und Literatur-
r die günstigsten Folgen haben wird, so muß man
och allerdings hüten, die kritischen Partien des
zu überschätzen. Die Stärken und Schwächen,
rzüge und Mängel der Lewes'schen Methode liegen
en oben mitgetheilten Bekenntnissen über das We-
d den Zweck der Kritik ausgesprochen. Jedenfalls
seine Analysen der Goethe'schen Schöpfungen das
Verdienst, daß er nichts vom subjectiven Standpunkt hineindeutet, nichts mehr hineinlegt als darin ist und sie niemals als Folie benutzt, um seinen eigenen Geist über dem des Dichters und seiner Schöpfungen leuchten zu lassen. Diese Selbstverleugnung ist allerdings sehr selten bei unsern einheimischen Kritikern und Literaturgeschichtschreibern; denn die Deutschen lieben im allgemeinen das subjective Raisonniren, und sind überhaupt etwas rechthaberischer Natur. Lewes übt eine rein sachliche, unpersönliche Kritik, und wo diese ausreicht, da sind seine Analysen ganz vortrefflich. Dies gilt namentlich von der Analyse oder besser Reproduction von „Hermann und Dorothea", die in ihrer Art wirklich ganz meisterhaft ist. Für Dichtungen dagegen, bei denen es namentlich darauf ankommt, die Idee zu extrahiren und das Verhältniß der einzelnen Theile zum Kern- und Mittelpunkt des Ganzen wie ihre geistige Verbindung untereinander nachzuweisen, da genügt seine Methode allerdings weniger. Seine Kritik des zweiten Theils von „Faust" z. B. erreicht an Gehalt und Tiefe nicht die bloßen Andeutungen, die Gerd Eilers am Schluß des dritten Theiles seiner „Wanderung durchs Leben" davon gegeben hat. Wenn Lewes mehr aus der Tiefe schöpfte, würde er, der entschiedene Antiromantiker, Calderon schwerlich so unbillig beurtheilt und zu einem bloßen Theaterdichter degradirt haben, als dies in seiner Kritik des bei Gelegenheit des Goethe'schen „Faust" herbeigezogenen „Wunderthätigen Magus" geschieht. Um jedoch gegen Lewes selbst nicht ungerecht zu sein, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß er sein Werk in erster Position für seine Landsleute geschrieben hat, denen natürlich vieles neu sein wird, was wir Deutsche zum Theil schon auf der Primanerbank abgesessen haben, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß seine kritischen Analysen nicht auch für uns Deutsche sehr viel Lehrreiches und manche neue und beherzigenswerthe Fingerzeige enthalten.

Einigermaßen auffallend war es uns, daß Lewes die Gefängnißscene in „Egmont" kurzweg „sehr lang und dramatisch schwach" nennt, während vielleicht in Deutschland keine Scene bis auf Michel Beer's „Struensee" und Laube's „Graf Esser" herab so oft copirt worden ist. Diese Warnung kommt uns übrigens ganz gelegen; denn allerdings pflegen diese weitschweifigen Kerkerscenen, die wie wir wissen zuletzt doch mit der Abführung des Helden zum Blutgericht nothwendig schließen müssen, ebenso weichlich und sentimental als ermüdend und langweilig zu sein. Nur möchten wir die Kerkerscene in „Egmont" schon um des herrlichen Monologs des Egmont willen nicht missen. Kein Dichter in älterer und neuerer Zeit wußte die Schrecken des Todes und den Graus der Vernichtung so in die Formen der Anmuth zu kleiden als Goethe; in dieser Hinsicht lassen sich ihm nur Rafael und Mozart vergleichen, beide verwandte Geister, nur auf andern Kunstgebieten.

Unter den Bemerkungen über den ersten Theil des „Faust" war uns folgende besonders interessant:

Ich erinnere mich, daß ich die Sculpturen vom Parthenon

anfangs mit einer Gleichgültigkeit ansah, die ich mich schämte zu gestehen, und seitdem haben sie mir fast Thränen der Entzückung ins Auge gelockt. Mit dem „Faust" ging es mir ähnlich; zuerst fühlte ich mich sehr getäuscht. Da ich die wahre Natur des Werks nicht begriff, so glaubte ich, Goethe habe sein Ziel verfehlt, weil er meine mitgebrachten Vorstellungen nicht befriedigte. So anmaßend sind wir in unserer Kritik: ein Künstler, der nie an uns gedacht hat, soll sich bei seinem Schaffen in der Richtung unserer Gedanken bewegen! Später, als ich den „Faust" im Original zu lesen anfing, ging seine Herrlichkeit allmählich meinem Geiste auf, und jetzt kann ich den Zauber, den er auf mich ausübt, nur jener auch das Kleinste umfassenden und nie zu erschöpfenden Liebe für die vergleichen, welche uns seit lange theuer sind, an denen uns jeder Zug in einer eigenthümlichen und durch stille Beziehungen wahrhaft geheimnißvollen Weise berührt. Wenn ich das Gedicht durchblättere oder auf eine Stelle daraus stoße, so weht mich aus den Versen ein unendlich süßer Hauch an, und mein Geist fühlt ein Entzücken, als wenn mir die Lüfte einen Klang von einer lieben Melodie aus der Ferne zutragen.

Doch hat auch Lewes seine Grillen und Voreingenommenheiten. Zuvörderst ist er der Ansicht, und sucht dies bei fast allen Goethe'schen Dramen nachzuweisen, daß Goethe doch eigentlich kein dramatischer Dichter sei. Lewes hätte wol besser gesagt, kein Dichter für das Theater, wie es ist. Wo Goethe für dieses dichtete, war er ziemlich mittelmäßig, wo er seinem Genius und seinen Ideen folgte, sprengte er die Seitenwände des Theaters auseinander. Dennoch besaß er alle Eigenschaften, die den wahren dramatischen Dichter machen: tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Leidenschaften, die er mitfühlte, Gewalt und Beweglichkeit der Sprache, um alle Nuancen dieser Leidenschaften auszudrücken, die Gabe plastisch zu gestalten und neue Charaktere zu erfinden, welche Fleisch und Blut und nicht bloße Schemen sind, und endlich eine natürliche und simple Naivetät, durch die er sich vor allen neuern dramatischen Dichtern auszeichnet. Mit diesen Gaben hätte Goethe, wenn er nur gewollt hätte, auch ein glücklicher Theaterdichter werden können, und einzelne Scenen in „Götz von Berlichingen", im „Faust", im „Egmont" und selbst im „Clavigo" sind auch auf dem Theater in der That von hinreißendster Wirkung. Aber für seine Tendenzen war der Horizont des modernen Theaters allerdings zu eng; er verschmähte es, Theaterdichter zu werden, um seinen Beruf zu erfüllen, Culturdichter im großen Stil zu sein. Fast könnte die Vermuthung nahe liegen, daß Lewes, wie bei der Farbenlehre Newton, so in diesem Punkte Shakspeare in ihren Privilegien gegen die gefährliche Rivalität Goethe's zu schützen beabsichtige, träfen wir nicht in dem Buche selbst auf vollgültige Beweise dafür, daß Lewes keineswegs im blinden Autoritätsglauben an Shakspeare befangen ist. So nennt Lewes einmal „Romeo und Julia" trotz der auch von ihm anerkannten bewundernswerthen Schönheiten dieser Tragödie „eins der am schlechtesten geschriebenen Stücke Shakspeare's", und behauptet, daß es stark an künstlicher Rhetorik leide (in welchen Fehler unser Goethe niemals versinkt) und „fast in jeder Scene die Spuren der Jugendlichkeit trägt".

Eine andere Grille ist die, daß „Goethe's [illegible] endlich hinter seiner Poesie zurückstehe", während der Verfasser des genannten Artikels in der „Edinburgh [illegible]", der sonst manches Ungünstige über Goethe zu [illegible] hat, die Goethe'sche Prosa wegen ihrer Feinheit [illegible] eine solche rühmt, „die nicht ihresgleichen hat". [illegible] Prosa ist die klarste und phrasenloseste, die wir im [illegible] haben, nicht von so epigrammatisch scharfem Stil [illegible] die Lessing'sche, aber graziöser, freilich wechselnd [illegible] verschiedenen Lebensaltern, erst jugendlich feurig, [illegible] männlich ruhig, endlich senil behaglich. Goethe [illegible] eben sehr viel und ließ sich manchmal gehen. [illegible] Dichtungen sind verschiedenen Werths, und es [illegible] sich unter ihnen manche, denen man kaum das [illegible] der Mittelmäßigkeit zugestehen darf. Dagegen [illegible] uns gefreut, daß, während Lewes im ersten [illegible] Goethe gelegentlich so ziemlich allen Humor [illegible] im zweiten Bande in Betreff des „Wilhelm [illegible] gesagt ist: „Eine interessante Eigenthümlichkeit [illegible] Romans sind die reichen Anklänge von Humor, [illegible] denen Goethe Anlage genug zu einem humoristischen Schriftsteller hatte, nur daß sie durch andere [illegible] zurückgedrängt wurde." Die größte Bewunderung [illegible] Lewes für Goethe's Balladen und lyrische Gedichte, [illegible] und wie sehr er sich in ihren Geist, ihre Melodie, [illegible] Tonart eingelebt hat, beweisen die Uebersetzungen [illegible] zelnen, welche er seiner Biographie eingeflochten [illegible]

Doch wir müssen hier schließen. Es sind [illegible] nahe ein Dutzend Schriften und Piècen, Goethe [illegible] übrig, und wir müssen sehen, wie wir in einem [illegible] Artikel, den wir demnächst folgen lassen [illegible] ihnen fertig werden. Jedenfalls ist das Werk [illegible] zu reichhaltig, vielseitig und umfassend, als [illegible] wohlfeilen Kaufs von ihm loskommen konnten. [illegible] Lectüre dieses Buchs erstaunt man von neuem über [illegible] ermeßliche Welt von Ideen, Empfindungen, Anschauungen, Richtungen und Functionen, welche der Kopf in sich schloß, und nicht blos sein Kopf, sondern minder sein Herz.

Wir können jedoch für heute noch nicht schließen, uns wenigstens noch kurz mit Heinrich Stieglitz' Epistel „An G. H. Lewes" beschäftigt zu haben, [illegible] Verfasser derselben eine zwar schon früher [illegible] angeregte, aber von Lewes wieder aufgegriffene, [illegible] stimmter formulirte, gegen Bettina, „das [illegible] tete Anklage wegen fälschlicher Sichaneignung [illegible] kannten Goethe'schen Liebessonette in Verbindung [illegible] andern literarischen Mystificationen zurückzuweisen. Gehen wir etwas näher auf die Sache ein.

Lewes hat gegen Bettina die Beschuldigung [illegible] hoben, daß sie mit ihrem bekannten Buche, „[illegible] Briefwechsel mit einem Kinde" die deutsche [illegible] mystificirt und auch die Sonette Goethe's [illegible] sein fälschlich auf sich bezogen habe. Diese Beschuldigung ist freilich nicht neu. Schon Riemer erklärte, daß von einigen Briefen Bettina's dreist sagen [illegible]

nur das in Prosa aufgedröselte meta- und para-
irte Poem Goethe's; denn man höre noch das
enmaß hindurch mit Wort- und Satzfolge. Lewes
rkt hierzu:

Statt daß Goethe ihre Briefe zu Gedichten verwendet
, beschuldigt sie Riemer demnach, sie habe seine Gedichte
eits in Briefe verwandelt. Auf eine so öffentliche und
amte Beschuldigung mußte gleich die Erwiderung folgen,
sie durfte als bewiesen gelten; aber seit fast zwei Jahr-
en ist die Anschuldigung vor aller Welt, und eine Er-
ung fehlt noch immer.

Die Sonette waren, wie man jetzt weiß und von
ssen Seiten ohne Erfolg neuerdings in Abrede ge-
worden ist, an die junge Minna Herzlieb, Pflege-
r des Buchhändlers Frommann in Jena und Urbild
Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" gerichtet. Goe-
hat in seiner obengenannten, seinem „Grundriß der
schen Dichtung" einverleibten, höchst dankenswerthen
eit über Goethe sich die Mühe gegeben, an dem
n Sonett zu zeigen, in welcher „leichtfertigen" Weise
ina die Goethe'schen Sonette „aufdröselte" und was
n Phrasen und Reimen stehen ließ:

Wie Bettina die Sonette verarbeitete, zeigt der Brief, aus
as achte gemacht sein soll: „Ein Blick von deinen
n in die meinen, ein Kuß von dir auf meinen Mund,
mich über alles; was könnte dem auch wol noch er-
ö scheinen zu lernen, der wie ich hiervon Erfahrung
Ich bin entfernt von dir, die Meinen sind mir fremd
en, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunden
ehren, wo du mich in den sanften Schlingen deiner
hieltest; da fang' ich an zu weinen, aber die Thränen
n unversehens wieder. Er liebt ja herüber in diese ver-
e Stille, denke ich und sollte ich in meinem ewigen
llten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach
m es doch, was dir mein Herz zu sagen hat, es fließt
on leisen Seufzern, alle flüstern dir zu: mein einzig
auf Erden sei dein freundlicher Wille zu mir. O lie-
reund, gib mir doch ein Zeichen, du seist meiner ge-
!" Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina genau wie
die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „Was
dem wol erfreulich scheinen, der wie ich u. s. w.":
Verwechselung der Personen, die ganz natürlich ist,
Gedanken eines weiblichen Wesens von den Lippen
Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein
n unmittelbar spricht.

oedeke fügt dann noch hinzu:

ie diese Probe von Bettina's Verfahren würden die übri-
nette ein gleiches zeigen, und dieser Erweis der Erdichtung
nen heraus ist sicherer als die äußere Beweisführung
eugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt.

is Schlagendste ist ohne Zweifel folgende Verszeile
nten Sonetts: „Lieb Kind! Mein einzig Herz!
rtig Wesen!" worin Goethe die Anspielung ver-
„Mein artig Kind Herzlieb!" und zugleich die
ng der spätern Charade enthalten ist. Lewes
its schließt seine Mittheilung über diese Mystifi-
mit der Bemerkung:

der That, wenn man nur etwas nachdenkt, so er-
ie Annahme, Goethe habe ihre Briefe zu dichterischem
enutzt, als die tollste Erdichtung; denn nicht nur war
igener Erfindung verschwenderisch und an Stoff uner-
schöpflich; er zeichnete sich auch besonders dadurch aus, daß er immer seinen eigenen Gefühlen und Erlebnissen Ausdruck gab, niemals den Gefühlen und Erlebnissen anderer.

Es wäre nun freilich zu wünschen gewesen, daß auf diese in so bestimmter Form hervortretenden Anklagen die Beschuldigte in Person sich dem literarischen Gericht gestellt, ihre Ansprüche in ebenso bestimmter Form begründet und namentlich die Behauptung, daß die Sonette nicht an sie, sondern an Minna Herzlieb gerichtet gewesen, mit geziemender Indignation für nichtig erklärt hätte, falls sie dies eben vermochte. Bettina hat aus Gründen, die nur ihr bekannt sind, bisher geschwiegen, und es lieber geschehen lassen, daß ein berufener oder unberufener Kämpe für sie in die Schranken getreten ist.

Heinrich Siegfried, der seine Broschüre „Königsberg 9.—15. Januar 1858" datirt hat, beginnt mit der Apostrophe an Lewes:

Sie haben durch Ihr schönes Werk über Goethe's Leben und Schriften die mühseligen Arbeiten deutscher Professoren und Doctoren zu einem Ballast gemacht, der bei der ersten besten Gelegenheit, wenn wir Erleichterung brauchen, über Bord geworfen werden kann. Ihr Buch selbst ist durch Frese's gewandte Uebersetzung unserer Literatur eingereiht und Deutschland weiß den hohen Werth dieser Erwerbung zu schätzen.

Die Behauptung, das Lewes'sche Werk habe die gewiß oft höchst schätzbaren Werke deutscher Gelehrten über Goethe überflüssig gemacht, ist ein so gewaltiges Lob, daß man es fast für Ironie zu halten versucht ist, wenn man damit den durchgehend höhnischen und verächtlich sarkastischen Ton der vorliegenden Flugschrift vergleicht. Aber der Hohn scheint uns ein sehr schlechtes Vertheidigungsmittel zu sein, wo es sich einfach um die Feststellung des objectiven Thatbestandes handelt. Nur auf Beweise und Gegenbeweise kam es hier an, und hatte man die, auf einen würdigen Ton, der in solchen Streitfragen am überzeugendsten wirkt, während der Hohn in den meisten Fällen eine schwache Sache verräth und ohne die Würze treffenden Witzes auf die Dauer widrig und unausstehlich wird. Witz können wir wenigstens in folgenden Stellen nicht finden: „Ha! Edler «Canadier!» Wenn Sie auch «Europas übertünchte Höflichkeit» nicht kennen" u. s. w., oder: „Sie zucken mit den Achseln. Ja, die Sache hat doch ihre ernste Seite. Ich wünschte von Herzen, daß Ihr Bedienter eine treue Seele sein möge, der Ihre Kleider gut bürstet und mit Ihnen nicht dieselbe Sorte raucht", oder zum Schluß: „Genießen Sie dies Gericht mit Gesundheit. Es ist besser als Ihr Pudding schon durch die Zuthat, die ich von Varnhagen entnommen habe. Möge es Ihnen wohlschmecken, am Abend nach der Schlacht", und so noch an vielen andern, vielleicht den meisten Stellen.

Die Hauptsache der Schrift bleibt natürlich immer die von dem Verfasser aufrecht erhaltene Behauptung, daß Bettina mit ihrem bekannten Briefwechsel nicht, wie Lewes behauptet, einen „Roman" geschrieben und daß die Sonette, die sie sich angeeignet, wirklich an sie gerichtet waren, und zwar besonders das zweite, dritte, siebente und achte, die sie ausdrücklich für sich in An-

ſpruch genommen, ohne ſich über die andern in gleich beſtimmter Weiſe zu erklären. Die Sonette bilden aber einen in ſich geſchloſſenen Cyklus, und wenn dieſe vier an Bettina gerichtet waren, ſo müſſen auch die übrigen an ſie gerichtet ſein, wenn aber die übrigen einer andern, alſo Minna Herzlieb galten, ſo müſſen dieſer auch jene vier gegolten haben. Der Verfaſſer kann ſich bei ſeinen Behauptungen immer nur auf die ältern Verſicherungen Bettina's berufen, die ja wie ſchon früher von dem in dieſer Sache gewiß competenten Riemer ſo jetzt beſonders von Lewes und Goedeke in Zweifel gezogen oder für unhaltbar erklärt worden ſind. Es wird daher von ſeiten Bettina's ganz neuer evidenter Beweiſe bedürfen, um ihre Anſprüche vor dem Publikum durchzuſetzen. Daß einmal Frau Rath an Bettina geſchrieben habe: „Da hat mein Sohn ein paar Zeilen geſchrieben, die ſchenke ich dir, ſie gehören dem Inhalt nach dein", iſt ein ſehr zweifelhaftes Zeugniß, denn die Worte, „ſie gehören dem Inhalt nach dein", ſind äußerſt vag gefaßt, beruhen vielleicht blos auf einer ſubjectiven und irrthümlichen Annahme der Frau Rath und laſſen auch eine ganz andere Deutung zu. Denn „dem Inhalt nach" kann ein Brief oder ein Gedicht wol auf die Verhältniſſe eines Individuums paſſen, ohne daß ſie von dem Verfaſſer urſprünglich an dieſes Individuum gerichtet waren. Intereſſanter und wichtiger erſcheint die Mittheilung des Verfaſſers, daß er ſelbſt ein Sonett, von Goethe's Hand geſchrieben, geleſen habe, welches im Beſitze der Frau von Arnim und noch nirgends gedruckt ſei. Es wird freilich nicht geſagt, ob dieſes Sonett auch an Bettina gerichtet ſei; aber unter gewiſſen Umſtänden kann dieſes Sonett wol eine Art Beweisſtück ſein und unter allen Umſtänden hat es als eine Goethe'ſche Reliquie ſein Intereſſe. Warum hat man es aber bisher nicht veröffentlicht, oder was ſteht ſeiner Veröffentlichung im Wege?

Die von Lewes und erinnern wir uns recht ſchon vor ihm von Schaefer gemachte Enthüllung, daß die beſagten Sonette an Minna Herzlieb gerichtet ſeien, wird übrigens von dem Verfaſſer faſt gänzlich ignorirt, wenigſtens kein Verſuch gemacht, die Unhaltbarkeit dieſer Behauptung nachzuweiſen, was doch geſchehen mußte, um Bettina's Anſprüche mit Erfolg zu verfechten und aufrecht zu erhalten. Auch die Behauptung Riemer's, daß einige ihrer Briefe nur das „aufgedröſelte Poem" Goethe's ſeien, wird ganz leichthin genommen und mit der Phraſe abgefertigt: „Was das Aufdröſeln betrifft, ſo ſind Riemer und Comp. doch wol nicht das competente Tribunal, um Frau von Arnim ſolche Strafarbeit (!) zuzumuthen." Dieſer Ton iſt wol der ungeeignetſte, um ſolche Fragen zur Erledigung zu bringen. Man darf übrigens einigermaßen begierig ſein, wie man den von Goedeke vor Augen gebrachten Nachweis, daß in den Briefen des „Kindes" ſelbſt noch die Goethe'ſchen Reime ſtehen geblieben ſind, abſchlagen und erklären wird. Oder hat Bettina dieſe Reime in ihrer Proſa angebracht, um Goethe die Transponirung derſelben in Verſe leichter zu machen?

Einen Punkt bringt Heinrich Siegfried zur Sprache, der nicht unberührt bleiben darf. Freſe's Uebersetzung lieſt ſich zwar vortrefflich, ganz ſo gut wie ein deutſches Originalwerk, aber er hat ſich einzelne Freiheiten und Auslaſſungen erlaubt, worauf auch er ſelbſt in der Vorrede hindeutet. Der Verfaſſer vorliegender Schrift hat es daher zweckmäßig gehalten, allen von ihm angefochtenen Stellen der Ueberſetzung die entſprechenden Stellen des Originals gegenüberzuſtellen. Wir leſen z. B. bei Freſe:

Nimmt man's ernſt mit ihr, ſo zucken die Leute die Achſeln; „ſie iſt eine Brentano" — damit iſt alles geſagt. Brentanos gelten in Deutſchland nicht eben für tragbar.

Bei Lewes lautet die Stelle:

If you are grave with her, people shrug their shoulders, and saying „she is a Brentano", consider all explained. „At the point where the folly of others ceases the folly of the Brentanos begins", runs the proverb in Germany.

Heinrich Siegfried wundert ſich mit Recht, wie Freſe dazu kam, „people" mit „Kenner" zu überſetzen. Eine weitere Auslaſſung entſprang wol dem Wunſche, den Leſern die Verwunderung über eine Vermehrung des deutſchen Sprichwörtervorraths um ein neues „proverb" zu erſparen, von dem man höchſtens in einem oder dem andern Geſellſchaftscirkel etwas weiß. Aenderungen und Auslaſſungen dieſer Art kann man aber in Ueberſetzungen ſchwerlich heißen; beſſer erſcheint es noch immer, wo es überhaupt nöthig ſein ſollte, in einer Note eine Verwahrung oder Berichtigung hinzuzufügen.

Hermann Marggraff.

Belehrende Unterhaltungsſchriften aus dem Geſammtgebiete der Naturkunde.

Die Fachmänner aller Wiſſenſchaften ſind ſchon ſeit Jahren mit immer ſteigenderm Eifer bemüht, das denkende große Publikum in ihr Intereſſe zu ziehen. Es iſt ihnen herrlich geglückt, ſie haben ihren Zweck vollkommen erreicht. Ganz vorzugsweiſe waren es aber die Gelehrten der Naturwiſſenſchaften, welche ſchon ſeit einem Jahrzehend erkannt haben, es ſei die Hauptaufgabe ihres Strebens, die erforſchten Reſultate zum fruchtbaren Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Das von ihnen erreichte Ziel iſt unſtreitig einer der höchſten Glanzpunkte unſerer wiſſenſchaftlichen Gegenwart. Durch ſie iſt der Geiſt des Menſchen geführt in das Nachdenken über das Daſein und die Schöpfung. Mit ihrer Hülfe hat jetzt jeder Gebildete die daß er als vornehmſtes Geſchöpf unter den Geſchöpfen der Natur ſeine eigentliche Heimat finden kann, daß ſeiner Lebenszweck ein verfehlter wäre, ſobald die Benutzung und Würdigung der Natur nicht als das Ziel der Menſchen im Auge behalten wird. Sie iſt es, welche alles Menſchenwerk erſt möglich macht, dasſelbe regiert, verändert und wieder vernichtet; ſie wird unſer Geiſt gekräftigt, unſer Herz veredelt, zum Schöpfer zugeführt. Auf dieſem Felde der geiſtigen iſt Großes gethan und Großes erſtrebt, und es freut an der hoffnungsvollen Zuverſicht, daß man nicht wird im Geben und im Empfangen. Steigert ſich die Zahl der Werke auf dem Gebiete der populären auch immer mehr und mehr, ſo dürfen wir das nicht ſondern wir müſſen es ganz natürlich finden und anſehen, daß der Sinn der Menſchen für ihre

immer kräftiger erweckt und wach erhalten wird. Die
sterung der Männer hat schon einen hohen Grad erreicht,
noch lange nicht den höchsten. Die Theilnahme und An-
rung für dies Streben ist unter den Gebildeten aller
n schon sehr lebendig geworden, sie kann aber noch un-
h viel weiter gesteigert werden. Daher begrüßen wir
Schriften, welche den Zweck haben, den Menschen dahin
hren, daß er die Natur begreifen, schätzen und lieben und
upt seine Naturheimat auf Erden kennen, würdigen
nutzen lernt, mit tiefgefühlter herzlicher Freude. Und
s einleitende Wort vielleicht mit etwas ungewöhnlicher
e ausgesprochen, so liegt die Veranlassung in den nach-
den Schriften, welche heute den Grund zu unserer litera-
n Unterhaltung abgeben sollen, und unter denen sich in
hat mehrere sehr ausgezeichnete befinden.

---

te und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde
l kreisender Entwickelungsgang im Gegensatz zur natur-
drigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen.
n G. H. O. Volger. Frankfurt a. M., Meidinger
Sohn u. Comp. 1857. 8. 2 Thlr.

Es ist ein Buch voll Geist und Anregung, dem es an
ung nicht fehlen wird. Mit edler Sprache entwickelt
e eine reiche Fülle des Wissens. Es ist klar, kurz,
f und freimüthig wie ein ganzer Mann, der sich seines
n Werthes vollkommen bewußt ist. Die Sache, welche
spricht, ist meistens schon von vielen andern sehr gut
stellt, aber dennoch weiß es dafür zu interessiren, als wäre
ch und durch neu. Eine gediegene Selbständigkeit ist
Grundton des ganzen Werks. Hader und Streit liebt
Buch gar nicht und dennoch bekämpft es mit schlagenden
den viele Ansichten und Lehren, welche die Macht der
ständen in unsere Lehrbücher eingedrängt hat. Was aber
Buche ganz vorzugsweise zur Ehre gereicht, das ist seine
feste Liebe für die Leistungen unserer deutschen großen
nten. Ueberall, wo es sich nur thun läßt, zeigt es mit
Stolze auf das hin, was unsere deutsche Gründlichkeit
ht, wo unser deutscher Scharfsinn, unser deutscher Ver-
, unsere deutsche Gemüthlichkeit sich ausgezeichnet haben.
solche ehrliche treue Vaterlandsliebe thut unaussprechlich
, besonders in unsern Tagen, wo wieder so viele Stimmen
mit machen, wenn es gilt unsere deutschen Ansichten und
inste zu verdunkeln.
Was den Inhalt und die Behandlung des Stoffs betrifft,
innert das Buch lebhaft an Quenstedt's mit großem Bei-
ufgenommenes „Sonst und Jetzt". Es ist eine geologische
ckelungsgeschichte unserer Erde. Der Verfasser weist fort-
end darauf hin, daß wir weder über den Anfang noch
das Ende dieser Geschichte ein bestimmtes Wissen haben,
aber Wechsel darin an Gesetze gebunden sei, die unver-
lich dieselben blieben, daß gerade hierin die Ewigkeit der
und der ganzen Schöpfung bestehe. Der Verfasser ge-
also zu denen, welche das Götterwort der Isis: „Ich
die, die ich war, und die ich werde sein", zu ihrem
ispruch machen.
Nach dem Vorwort zerfällt das Werk in vier Hauptab-
te. Der erste entfaltet das „menschliche Streben" im Er-
en der Natur unserer Erde als Theil des Schöpfungs-
es; er ist ein Friedensgruß an alle, welche eintreten oder
bergehen wollen; der zweite bespricht die „Endlichkeit
Ewigkeit" des Himmels und der Erde; der dritte gibt
„Urkunden zur Geschichte der Erde" und ist eine Umschau
Heiligthume der Wissenschaft; der vierte hat die Ueber-
ft „Nachgedanken und Scheidegruß"; hier faßt der Ver-
r das Ergebniß alles Forschens der Menschen noch einmal
mmen, woraus hervorgeht, daß die Welt dem Raume, der
und der Zahl nach unendlich sei. „Unerschöpflich", ruft
us, „sind die Stellungen ihrer Sterne, ewig neu ist sie
in ewiger Wiederkehr. Und wenn einst unser Gestirn von
neuem wiederkehrt, so glänzt es unter einem neuen Himmel!"

Der gewöhnlichen Ansicht, daß jedes Ding seinen Anfang und sein Ende habe, läßt der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren, indeß zeigt er auch die Gründe für seine Ansicht, daß kein Ding einen Anfang und keins ein Ende habe. „So schwanken wir im Widerspruch. Es gibt für uns keine Wahrheit, als durch den Glauben, welcher innerhalb des Gebiets der Wissenschaft, wie jenseit desselben, das Ergebniß der Lehre für den reinen Abglanz der Wirklichkeit nimmt. Wir stellen uns hier auf den Boden der Wissenschaft und streben die Wahrheit anzuschauen, wie sie im Spiegel der Welt, der Erscheinungen sich darstellt. Wir kennen von der Erde nur die Oberfläche und was ihr nahe liegt; nur das äußerste Häutchen des Apfels, vom Innern nichts. Die Forschung entziffert aus den Erscheinungen dieser Oberfläche eine lange Geschichte, deren Verlauf unermeßliche Zeiträume füllte, Ewigkeiten für unsere Begriffe. Den Denkstein eines Anfangs, den Aussichtspunkt, von welchem ein Ende dieser Geschichte sich erspähen ließe, finden wir nicht. Keins der unserer Beobachtung zugänglichen Verhältnisse gestattet uns auch anzunehmen, daß die Kette der Erscheinungen, welche die Oberfläche der Erde uns darbietet, je einen Anfang gehabt habe, je ein Ende haben werde." Daß die Gelehrten es dennoch gewagt haben, eine Entstehungsgeschichte des Erdganzen auszudenken, ist ein Beweis ihrer dichterischen Erhebung durch die Wissenschaft. Der Verfasser sieht diese dichterische Begeisterung der Naturforscher als einen würdigen Schmuck der Wissenschaft an, worauf unser Nachdenken gern verweilt. Er führt dann auch die am meisten mit Beifall aufgenommenen Grundzüge dieser Geschichte an, ist aber nicht damit zufrieden, daß dabei dem Laplace mehr als unserm Kant das Verdienst der ersten Erfindung zugeschrieben wird. „Laplace schrieb seine Werke («Système du monde» und «Mécanique céleste») auf der Grenzscheide des vorigen und dieses Jahrhunderts. Immanuel Kant, dieser ewige Stolz des deutschen Volks, dieser Leuchtstern des vorigen Jahrhunderts, war kaum aus dem Kreise der Lebenden geschieden. Wohl nenne ich's eine glückliche Eigenschaft unsers Stammes, das Treffliche ohne Vorurtheil aufzunehmen auch von fremden Völkern, die Früchte des Geistes zu sammeln von allen Feldern, alles zu prüfen und endlich — wenn auch oft erst nach langer Ungerechtigkeit gegen die eigenen Söhne — das Beste zu behalten. Wohl bin ich weit entfernt, Frankreichs Kindern die großen Leistungen ihres Laplace zu misgönnen. Aber Unwissenheit nur oder Verrath am Vaterlande kann den Namen unsers Kant verschweigen, wo für den Erdenker der Geschichte des Weltenbaus der Name des Laplace genannt wird. Ganz die nämliche Anschauungsweise über die Entstehung der Sternengruppen unserer Sonne, welche Laplace entwickelte, legte Kant bereits vor hundert Jahren (1755) in einem eigenen Werke dar und gründete dieselbe ganz auf die nämlichen Verhältnisse; aber noch weit mehr als dies, Kant zeigt auch, daß dieselbe Anschauung, auf ganz denselben Grundlagen fußend, sich nicht blos auf die kleine Sterngruppe unserer Sonne, sondern auf alle Sterngruppen und Sonnengruppen und auf alle Sternenwelten und das ganze Weltall anwenden lasse, und gab er seine «Allgemeine Naturgeschichte des Himmels», wie er sein Werk nannte, auch selbst nur für eine Vermuthung und Unterstellung aus, so hob er doch hervor, daß diese Unterstellung so vollkommen und allseitig mit allen Beobachtungen und Berechnungen über das Weltgebäude im Einklang sei, daß man ihr fast den Werth eines wissenschaftlichen Ergebnisses zugestehen müsse."

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nun auf den dritten Abschnitt des Buchs, wo der Verfasser eine Rundschau im Heiligthume der Wissenschaft hält. Hier treffen wir die eigentliche Geschichte unsers Erdkörpers, wobei die Grundzüge: ewige Zerstörung, ewiges Abwägen und Ausgleichen, ewiges Verjüngen. Zugleich wird darin eine Geschichte des Stein-,

Pflanzen- und Thierreichs gegeben. Von dem für unsere Unterhaltung passenden Stoff wählen wir das Kapitel über die Zunahme der Wärme in den tiefern Erdschichten. Der Verfasser gehört nicht zu denen, welche so ohne weiteres sich zu der Schußfolge verstehen, daß unser Erdkern in einem feurig flüssigen Zustande sich befinden müsse, und er hat dazu um so mehr recht in unsern Tagen, wo man nachgewiesen hat, daß zum Entstehen der Bergkrystalle gar nicht die furchtbare Glühhitze nöthig ist, welche früher für unbedingt erforderlich gehalten wurde. „Nichts berechtigt aber zu der Annahme, welche man so gern als gesichertes Ergebniß wissenschaftlicher Forschungen hat erscheinen lassen wollen, daß die Wärme des Erdbodens mit der Tiefe fortwährend zunehme, bis zu solchem Grade, daß infolge derselben das ganze Innere des Erdkörpers sich im glutflüssigen Zustande befinde, und daß die Wärme der geschichteten Decke überhaupt durch diesen grundlos behaupteten innern Glutzustand bedingt und nur ein Ueberrest eines frühern glutflüssigen Zustandes auch dieses Theils der Erde sei. Ueber das Innere der Erde bietet uns die Wissenschaft keine Erfahrung dar, und welche Schlüsse auf dasselbe könnte uns auch unsere noch unvollkommene Kunde des Bodens, auf dem wir leben, dieses Oberhäutchens nur vom Apfel der Erde, gestatten? Nach den Erfahrungen über die Verhältnisse der Bodenwärme läßt sich nur das mit wahrem Grunde behaupten, daß diese Verhältnisse gegenwärtig weder auf eine erwärmende, noch auf eine abkühlende Wirkung des Erdinnern schließen lassen, sondern daß sie durchaus selbständig sind und sich gerade so verhalten müssen, möge nun das Innere der Erde ein Gluttropfen oder eine Eisscholle sein. Daher geben sie auch nicht die mindeste Unterlage für Schlüsse, welche einen von dem jetzigen Zustande verschiedenen Urzustand der Erde zu erschließen vermöchten, oder welche eine Veränderung des jetzigen Zustandes für die Zukunft in Aussicht stellen könnten. Fortwährend wird dem Erdboden Wärme entzogen, indem durch die Zerstörung der Oberfläche die Höhe der Ueberlagerung der Bodenschichten vermindert und durch Quellwasser eine Auskühlung der tiefern Lagen bewirkt wird. Aber fortwährend und im gleichen Maße wird durch eine Schichtenbildung und unaufhörliche Aufspeicherung umfassähiger Stoffe die Erzeugung einer Wärme gesichert.“ In Hinsicht der Theorie über das Vorrücken der Gletscher stimmt der Verfasser auch nicht mit den Ansichten Forbes', Agassiz' u. a. zusammen, sondern er neigt sich sehr zu der von Hugi aufgestellten Hypothese. Auch hat er Babinet's Wort: „C'était une grande erreur physique“, bei Gelegenheit der Untersuchung der 1855 in Wallis vorgekommenen Erdbeben sehr beherzigt und ist nicht mehr geneigt, dieses Naturereigniß von unterirdischen Wasserdämpfen, herzuleiten. Er bleibt dabei nur auf dem kritischen Standpunkte stehen, weist nach, daß die Dampftheorie nicht haltbar ist, und gesteht, daß wir die eigentliche Ursache dieses Phänomens noch gar nicht wissen. „Vor allen Dingen könnte, wenn der Sitz der Erdbeben in so großer Tiefe zu suchen wäre, wie man bei ihrer Erklärung durch Dämpfe nothwendig annehmen müßte, das Erdbeben des Grundes sich nie auf so enge Bezirke beschränken, wie es so oft, ja weitaus in den meisten Fällen sich findet. Zu Eglisau, einem Städtchen am Rhein, geschehen Hunderte von Erdbeben, jährlich mehrere, welche meistens nur in einem Theile des Städtchens gefühlt, noch häufiger blos gehört werden. Eine Hebung eines Theils des Schichtengebäudes der Erde von unten her müßte mit Nothwendigkeit ein Zerbersten der anschwellenden Oberfläche und das Entstehen weitklaffender Spalten herbeiführen, in ähnlicher Weise wie eine Mauer, wenn sie an einem Punkte mit einem Hebel unterfahren und gehoben wird, einen Riß bekommen muß, welcher von unten nach oben an Breite zunimmt. Nie ist Aehnliches bei einem Erdbeben beobachtet, nie eine Spur von Spalten, es sei denn, daß man unbedeutende Risse in dem sich niedersetzenden, gleichsam zusammengerüttelten Erdreiche misbräuchlich mit diesem Ausdrucke bezeichnet hätte, aber niemals wahre Spalten, welche das Felsgebäude der Schichten durchsetzte!“ Verfasser hat die Wirkungen der Erdbeben im Visperthale selbst sehr sorgfältig untersucht und ist entrüstet über die nerischen Berichte über „Spalten“ und das „Oeffnen der E wovon auch keine Spur zu finden war. Dieser Zweif vollkommen gerechtfertigt und wird gewiß dazu beitragen, man die Sache aufs neue untersucht, sodaß wir auch nung haben, Aufschluß darüber zu bekommen, warum de Erdbeben auch in der Luft orkanartige Stöße und Bewegu vorkommen können.

---

2. P. Harting's Skizzen aus der Natur. II. Aus dem H dischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem worte von M. J. Schleiden. Mit 16 Holzschnitten einer lithographischen Tafel. Leipzig, W. Engel 1856. Gr. 8. 24 Ngr.

Das erste Bändchen der Harting'schen Skizzen, welc Nr. 16 d. Bl. f. 1854 ausführlich besprochen wurde, ist sehr großem Beifall aufgenommen und diese neue Folg dient eine ganz gleiche günstige Aufnahme. Es waltet dieselbe verständige Liebe zur Natur, die Auswahl des ruht auf demselben glücklichen Takte und die Behandlun selben ist ebenso anmuthig und sinnig wie dort. We Buch zur Hand nimmt, wird davon angezogen und festge bis ans Ende. Ueberall Stoff zum Denken und zum E den für jedermann, der Sinn und Herz hat für die N Solche Werke sollten in keiner Familie fehlen, wo m geistige Bildung naturgetreu erwärmen und beleben will. dem Ganzen herrscht eine gemüthliche Stille, eine frisch innere Glückseligkeit, die unaussprechlich wohl thut, bes in unsern Tagen, wo so viel Uneinigkeit und Rechthab den Büchern vorkommt, die eigentlich dazu berufen sin Geist des Friedens zu athmen. Schleiden macht in Vorworte gerade auf den von uns soeben gerühmten B der Skizzen aufmerksam, und wir sind ganz mit ihm e standen, wenn er sagt: „Gott und Natur bedingen zw trennte Gebiete, wenn wir sie als Gegenstände der mensc Forschung auffassen, aber nur, wer in beiden Gebieten misch ist, ist ein ganzer Mensch. Und ganzen Menschen ich die Harting'schen Skizzen aus vollem Herzen empfeh

Der vorliegende Band enthält sechs Abhandlungen. erste trägt die Ueberschrift: „Die fernste Vergangenheit u fernste Zukunft“, es ist dies ein Blick in die Scherfun Weltalls; die zweite führt den Titel „Mineralien“; die bespricht „Das schlummernde Leben“; die vierte handelt „Wassertropfen“, oder richtiger von dem Leben im W tropfen; „Kork und Korkbildung“ ist der Name der f Abhandlung; „Der Wunderbaum im Harlemerholze“ Titel der letzten. Der Verfasser hat diese Gegenstände m schon einmal besprochen in der „Tijdschrift voor Nat schiedenis en Physiologie“, einige auch in den „Mikr pische voorwerpen uit beide organische rijken“, alle in dem „Album der Natur“ (Jahr 1853—55).

Da wir uns hier mit dieser durchweg gleich interes Schrift kurz zu fassen haben, so beschränken wir das nur auf den besonders anziehenden Theil des Wer welcher „Das schlummernde Leben“ bespricht. Der fasser beginnt damit, die Gegensätze Leben und Tod gei ander abzuwägen und auf den rechten Begriff zurückzubr Leben ist Thätigkeit. Es gibt nun eine oft so vermi Thätigkeit in der belebten Natur, daß der Abstand vom auf ein wunderbares Minimum zurückgebracht ist. Dies stand tritt schon auf bei dem Winter- und Sommerschlaf Thiere, bei dem Uebergehen in Larve oder Puppe der In u. s. w. Aber dies alles ist doch noch gar nichts im Ver mit den Kröten, von denen erzählt wird, daß man sie in Si lebend gefunden habe, welche Tausende von Jahren al wesen sind. Für diesen Punkt des schlummernden Lebens

ch der Verfasser sehr lebhaft, und es werden von ihm
ünde, welche für oder gegen diese Volkssage sprechen,
ssenschaftlicher Ruhe und Unparteilichkeit abgewogen.
n Bohren eines Brunnens in der Nähe von Blois wurde
Tiefe von 20 Meter ein Kieselstein gefunden, der, von
Arbeiter in zwei Stücke geschlagen, eine lebende Kröte
. Als die Akademie hiervon Kunde erhielt, so sandte
leich eine aus Elie de Beaumont, Flourens, Milne Ed-
und Dumeril bestehende Commission an Ort und Stelle.
den in dem Stein eine dem Thiere entsprechende Höhlung.
öte lebte noch und war eine in Frankreich sehr häufig vor-
nde, sie gehörte zu Rufo viridis. Eine Spalte, durch welche
ier vielleicht in den Stein gekommen, war nirgends zu fin-
Die innere Höhlung war mit Kalkstein überzogen, auch
sich an der Stelle, wo das Thier mit Wahrscheinlichkeit
opf gehabt hatte, ein entsprechender Eindruck im Steine.
Möglichkeit, daß auch hier, wie in so manchen ähnlichen
ein vorsätzlicher Betrug vorgekommen sein könne, stellt
erfasser nicht in Abrede, obgleich der Bericht der Com-
sich für die Wahrheit des ganzen Factums ausspricht.
gt nun", sagt der Verfasser, „daß wirklich solche Fälle
men, so entsteht die Frage, wie lange kann ein solches
in diesem eingeschlossenen Zustande existirt haben. Wo
Bäumen gefunden werden, kann die Zahl der Jahres-
um die Stelle herum, an welcher das Thier sich aufhält,
age beantworten. Der berühmte Astronom Bradley ist
Augenzeuge gewesen, daß man eine Kröte in der Mitte oder
sogenannten Herz eines dicken Eichbaums fand. Seigne
t von einer, die nach der Dicke der umgebenden Holz-
zu urtheilen 80 — 100 Jahre darin gefangen ge-
war. Daß nun Kröten in offene Spalten oder Höh-
von Bäumen kriechen, um dort ihren gewöhnlichen Win-
zu halten, ist nichts Fremdes." Der Verfasser be-
für diese Fälle dann noch die Möglichkeiten und sieht das
als eine gezwungene Verlängerung des Winterschlafs
ie es aber möglich sein könne, daß die Kröte in dem
dessen Alter nach Jahrtausenden zu messen ist, habe
nnen, vermag er nicht zu begreifen. Aber dennoch
Verfasser der festen Ueberzeugung, daß den meisten
und Sagen eine Wahrheit zu Grunde liegt, und er
shalb die Beantwortung der Frage nicht von der Hand:
ge können Kröten in einer festen Steinmasse ihr schlum-
Leben fortsetzen. „Im Jahre 1770 ward bei dem
m einer Mauer zu Rainey eine lebende Kröte im Gips
alk) gefunden, die gegen 40 Jahre darin enthalten ge-
in soll. Hérissant, Mitglied der französischen Akademie,
dies Thier vom Herzoge von Orleans und verschloß
ine Anzahl Kröten in Gips, von denen verschiedene
als 18 Monate gelebt haben. Aehnliche Versuche
ter mit gleichem Erfolge von W. Edwards wiederholt
Buckland verschloß ebenfalls eine Anzahl dieser Thiere
stein und in einen porösen Kalkstein und vergrub sie
seinem Garten. Nach Verlauf eines Jahres wurden
:graben, und es zeigte sich, daß die im Sandstein ver-
n todt und verwest, die im Kalkstein noch lebend, aber
emagert waren, woraus er schließt, daß sie nicht lange
ebt haben würden." Dann wird auch noch der Be-
:ch wirkliche Erfahrung geführt, daß es möglich sei,
uf mehrere Jahre in einem solchen Verschlusse am Le-
halten. „Bei Gelegenheit des vorhin erwähnten Fundes
ite in einem Kieselsteine zu Blois theilte der Professor
Correspondent der französischen Akademie, derselben
er einige Jahre früher eine Anzahl Kröten in Gips
ssen habe. Nach einem Zeitraume, dessen Dauer er
hr genau anzugeben vermochte, der aber mindestens
r sechs, möglicherweise sogar zehn Jahre betragen
nd er noch eins dieser Thiere lebendig. Sobald der
brochen war, sprang die Kröte aus ihrem engen Ge-
and nahm ihre gewöhnlichen Bewegungen wieder an,
als ob nichts geschehen wäre." („Comptes rendus", XXXIII, 300.) Hierdurch veranlaßt hat der Verfasser nun auch selbst Versuche angestellt. Im Beisein von einigen Freunden schloß er am 10. August und 4. October des Jahres 1852 40 Kröten theils in Gips theils in Holzschachteln, theils in Thon und Glasgefäße, überzog alle Ritzen und Zugänge sorgfältig mit Wachs, um so viel als möglich jeden Zutritt der atmosphärischen Luft zu dem Innern abzusperren. „Die zur letztgenannten Zeit vergrabenen Kröten, neun an der Zahl, befanden sich im Zustande des Winterschlafs; die früher vergrabenen natürlich nicht. Alle diese Schachteln, Töpfe und Gläser sind mit den Siegeln zweier gegenwärtig gewesenen Personen versehen und dann in einer verschlossenen Kiste in einen Keller gestellt worden, wo die Temperatur der Luft Sommer und Winter ziemlich gleichbleibt. Am 27. Januar 1854 wurden drei geöffnet und die Thiere todt gefunden. Es wurde nun beschlossen, auch die übrigen zu öffnen, wie denn auch am 9. März des genannten Jahres in Gegenwart derselben Herren, welche dem Begräbniß beigewohnt hatten, geschehen ist. Dabei hat sich gezeigt, daß alle Kröten todt waren, und es trugen selbst die Ueberreste von fast allen die Zeichen an sich, daß sie schon vor sehr langer Zeit todt gewesen waren. Das Ergebniß dieses Versuchs stimmt also nicht mit dem überein, was die Obengenannten bei gleichartigen Versuchen gefunden haben. Doch würde es gewiß höchst unrichtig sein, aus diesem hier erlangten verneinenden Ergebniß den positiven Schluß abzuleiten, daß Kröten in einem solchen verschlossenen Zustande niemals lange leben können. Es versteht sich nämlich von selbst, daß dazu gewisse günstige, zum Theil vielleicht noch unbekannte Bedingungen erforderlich sind, von deren Erfüllung das Gelingen des Versuchs nothwendig abhängt."

---

3. Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten, von A. Helfferich. Triest, Literarisch-artistische Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Dies Buch nimmt einen merklich höhern Standpunkt ein, als die beiden vorhergehenden. Es setzt bei seinen Lesern schon ein ziemlich umfassendes Wissen unserer heutigen Naturkunde voraus und greift dann mehr in die Systeme, Theorien und Hypothesen, um darin mit der geistigen Wage der Philosophie abzuwägen. Dabei bleibt es aber sehr interessant und ermüdet nirgends durch Weitschweifigkeit oder übertriebene Spitzfindigkeit. Der Verfasser entwickelt ein umfangreiches Wissen und eine bewundernswürdige große Belesenheit. Er ist ein eminenter Kopf mit einer sprudelnden Fülle von geistreichen Worten. Kampfgerüstet steht er allen streitlustigen Parteien der Gegenwart gegenüber und schlägt, wo es noth thut, kräftig darein. Er zeigt den übermüthigen Männern des Materialismus, daß sie eigentlich noch gar nicht weiter gekommen sind als zu der Behauptung, als ließen sich die geistigen Vorgänge durch die Functionen des Gehirns und des von diesem abhängigen Nervensystems möglicherweise auch erklären; weist aber zugleich auch die Gegenpartei darauf hin, daß sie bisher nichts weiter gethan habe, als einleuchtend zu machen, wie der Materialismus in letzter Instanz und für die endgültige Entscheidung der Streitfrage gar nichts bewiesen habe. „Unter diesen Umständen", ruft der Verfasser aus, „mußte es rathsam erscheinen, einmal einen höhern Standpunkt zu wählen, und die Frage zur Beantwortung zu bringen, zu welchen Ergebnissen die heutige Naturwissenschaft im großen und ganzen geführt hat." Der Verfasser bemerkt zugleich noch, daß die vorliegende Schrift eine abschließende Ergänzung zu seinem „Organismus der Wissenschaft" (Leipzig 1856) bildet, in welchem eine besondere Behandlung der Naturwissenschaft keine schickliche Stellung finden konnte. Die Physik wird nicht in den Kreis der Untersuchung gezogen, weil der Verfasser glaubt, daß sie eben jetzt in einer Uebergangsperiode begriffen sei. Der Satz, daß jegliche Kraftäußerung weiter nichts als eine bestimmte Art

Arbeit sei, scheint ihm der Grundhebel zur Umgestaltung der ganzen Wissenschaft zu sein. Er blickt hierauf mit hoffnungsvoller Zuversicht und hält nur dadurch eine feste Begründung der Dynamik für möglich.

Von den sechs Abhandlungen, welche das Buch enthält, führt die erste den Titel: „Ein moderner französischer Goldmacher und die alten Alchemisten"; die zweite: „Atomistiker und Dynamiker"; die dritte: „Die Morphologie und der Artbegriff"; die vierte: „Die Zellentheorie und die Physiologie der Atome"; die fünfte: „Der Organismus und die Teleologie"; die sechste: „Endergebniß."

In der ersten Abhandlung untersucht der Verfasser zunächst die wichtige Vorfrage, ob die Chemiker auch wirklich haltbare Gründe für ihre Behauptung besitzen, daß die Metalle einfache Stoffe sind. Sei dies der Fall, so wäre das Streben der Menschen, Gold zu machen, ein Unsinn. Nun stehe aber fest, daß viele noch vor kurzem für einfach gehaltene Stoffe als zusammengesetzte erkannt worden seien, und daß von manchen jetzt für einfach gehaltenen Stoffen vermuthet wird, daß man sie noch werde zerlegen können. „Unsere Kenntniß von der Natur der Gase und der gasförmigen Gestalt der Materie überhaupt ist im Grunde nicht älter als Lavoisier's Entdeckung des Sauerstoffs in der Luft und seiner Wirkungen; die zuerst durch Davy vermittelst der galvanischen Säule dargestellten Metalle der Alkalien und Erden begründen den jetzt üblichen Begriff des einfachen Körpers: was steht im Wege, daß einerseits die Materie eine noch feinere als die gasförmige Erscheinungsweise annehmen kann, wofür der in der Physik so vielfach zu Hülfe gerufene, aber nirgends nachgewiesene Aether zu sprechen scheint, und daß andererseits mehr oder weniger alles, was bisjetzt als einfacher Körper angesehen wird, durch fortgesetzte, von neuen Hülfsmitteln unterstützte Analysen sich abermals in mehrere Stoffe zerlegen läßt?" Dies vorausgesetzt macht sich der Verfasser nun an die unlängst in Frankreich erschienene Schrift: „Les métaux sont des corps composés. La production artificielle des métaux précieux est possible et un fait avéré par *C. Théodore Tiffereau.*" Hierin wird behauptet, daß die Festmachung des Sauerstoffs seine mehr oder weniger dauernde Vereinigung mit dem Grundstoff, unter Mitwirkung einer Stickstoffverbindung den Schlüssel zur Umwandlung der Metalle abgäbe. Tiffereau war nach Californien gereist, um das Gold am Orte seines Entstehens beobachten zu können. Er gibt vor, das Goldmachen wirklich erforscht zu haben. „Im Besitz dieses kostbaren Geheimnisses hatte der Entdecker desselben nichts Eiligeres zu thun, als nach Frankreich zurückzukehren, wo er im Mai 1848 anlangte, und ein Stück seines künstlich erzeugten Goldbarrens der Akademie zur Prüfung vorlegte. Diese setzte zwar eine aus Thénard, Dumas, Chevreul bestehende Commission nieder, die aber immer vergebens auf einen Bericht warten ließ, bis Tiffereau, nachdem er mehrere Denkschriften eingereicht hatte, sich zuletzt entschloß, sein Geheimniß bekannt zu machen. Indem er, wie es sogenannten miskannten Genies in der Regel zu gehen pflegt, zuerst Klage darüber führt, daß er nirgends vorurtheilsfreie und freigebige Männer gefunden habe, die ihn bei der Fortsetzung seiner Arbeit unterstützten und den Gewinn einer so vielversprechenden Entdeckung ungetheilt für Frankreich erhielten, kommt er auf den Hergang selbst, der ziemlich einfach ist." Wir müssen indeß doch auf das Buch selbst verweisen, da die Sache für unsern Zweck zu weit führt, und erwähnen nur noch, daß der Entdecker das Unglück hatte, nicht glücklich zu sein bei den Versuchen, welche er in der pariser Münze anzustellen ermächtigt wurde. Der Münzwart hat darauf erklärt, daß, da keine wahrnehmbaren Goldtheilchen sich aufweisen ließen, darüber auch kein Bericht erstattet werden könne, ein Minimum von Gold könne in dem geläuterten Silber noch zurückgeblieben sein. Der Verfasser redet der Sache aber dennoch das Wort und führt noch einige Geschichtchen aus dem 17. und 18. Jahrhunderte an, nach denen es wirklich Goldmacher gegeben haben soll.

Wir wollen jetzt nur noch etwas aus dem fünften Abschnitte zur Mittheilung bringen. „Das Omne vivum ex ovo Harvey's ist bereits nicht mehr stichhaltig. Im Thierreich wie im Pflanzenreich gibt es eine Fortpflanzung durch Keimkörner oder Keimzellen und durch Wachsthumsproducte, durch Knospen und Theilstücke. Wohl aber ist die Fähigkeit geschlechtlicher Zeugung Eigenthum aller Thierarten. Unter solchen Umständen konnte es kaum ausbleiben, daß zwischen Botanik und Zoologie Grenzstreitigkeiten entstanden, die bis zur Stunde noch nicht geschlichtet, jedoch um ein Erhebliches dem Entscheid näher gerückt sind. In der Generationslehre haben die Samenthierchen eine große, fast übergroße Rolle gespielt. Man knüpfte an sie für den Hergang der Zeugung die abenteuerlichsten Conjecturen, bis Koelliker ein für allemal die merkwürdigen beweglichen Gebilde im Samen für bloße hydrodynamische Formelemente erklärte, die er Samenfäden nannte und in ihre Entwickelung aus Zellen durch die ganze Thierreihe verfolgte. Da mit einem male entdeckte man die beweglichen Sporen (Schwärmsporen) der Algen, was lag daher näher, als die Schwärmsporen mit den Samenfäden zu identificiren und, wie Unger that, die Pflanze über dem Moment der Befruchtung zu ertappen! Damit noch nicht zufrieden, machte Meyer (Supplemente zur Lehre von dem Kreislauf) im Hinblick auf die wahrgenommene Molecularbewegung der Pflanzen, aus den kleinsten Körnchen des Zelleninhalts thierische belebte Individuen, welche die Pflanze als ihre Wohnung erbauen, wie die Polypen die Koralleninseln. Der heftige Streit entbrannte um den winzigen Haematococcus pluvialis, dessen zweifelhafte Thier- oder Pflanzennatur eine Menge verwandter Erscheinungen herausgehoben zu werden verdient. Die glänzend rothen Bläschen des wunderlichen Geschöpfes verrathen anfangs eine bloße pflanzliche Natur, verwandeln sich jedoch unter geeigneten Umständen scheinbar in eine Art Infusionsthierchen mit rüsselförmigem Fühler und allen Zeichen freiwilliger Bewegung. . . ."

---

4. Tagesfragen aus der Naturgeschichte. Zur Belehrung und Unterhaltung für jedermann vorurtheilsfrei beleuchtet von C. G. Giebel. Berlin, Vosselmann. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine sehr gediegene Arbeit, welche jedem Freunde einer gründlichen Naturkunde zur sorgfältigsten Beherzigung empfohlen werden kann. Der Verfasser hat durch seine „Systematische Darstellung der Säugethiere" sich bereits einen sehr geachteten Namen unter den Fachgelehrten der Naturgeschichte erworben. Er kennt sein Fach und versteht es, dasselbe fruchtbar zu machen für den großen Kreis der Gebildeten überhaupt. Das Werk entsprang aus einer Reihe von Vorträgen, welche der Verfasser vor einem gemischten Zuhörerkreise ohne vorhergehende schriftliche Ausarbeitung gehalten hat. Sein Inhalt behandelt Fragen, welche in neuester Zeit theils in der Wissenschaft selbst ernstlich erörtert werden, theils aber auch das Interesse des gebildeten Publikums überhaupt lebhaft in Anspruch nehmen. Es nimmt Partei in dem Kampfe gegen den überhandnehmenden Materialismus und weist die Einseitigkeit und Unhaltbarkeit der Ansichten der Gegner so recht handgreiflich nach.

Der Inhalt des Buchs besteht aus sechs Vorträgen: 1) „Ueber den Werth der zoologischen Unterschiede der Menschenrassen"; 2) „Die Abstammung von einem Paare"; 3) „Die Wunderthiere der Vorwelt"; 4) „Das Klima der frühern Schöpfungsperioden"; 5) „Die Fortpflanzungsarten im Thierreiche"; 6) „Der Materialismus vom zoologischen Standpunkte beleuchtet".

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser nur auf den letzten Vortrag, weil in ihm der Geist und der Werth des Buchs am entschiedensten hervortritt. Um von der Ohn-

Stoffwechsels, von der Bedeutungslosigkeit des Chemismus hierischen Individualität zu überzeugen, deutet der Ver- einfach auf folgendes Experiment. „Man nehme einen geborenen Windhund und Pudel beide von ihrer Mutter Die specifischen Eigenthümlichkeiten solcher Säuglinge n diesem frühesten Jugendzustande noch so äußerst gering, wir sie gleich Null setzen konnen. Es wird auch nicht ge- , durch eine genaue mikroskopische und chemische Unter- ig im Darmkanale, in den Drüsen, in der Lunge, im n einen Structur- oder stofflichen Unterschied von irgend- r Bedeutung nachzuweisen. Nun ziehe man beide Thiere leichen Quantitäten stets derselben Milch und Kost auf dem- Lager unter ganz derselben Behandlung groß, und siehe, d derselbe Stoff, dieselben chemischen und physikalischen ie in zwei gleichen Apparaten haben uns zwei total ver- ne Hunde geliefert. ... Die specifischen Eigenthümlich- der Typus der Art hat eine solche Energie, daß er den smus sich entweder unterthänig macht oder im Kampfe mselben untergeht, umgestalten läßt er sich auf diesem schlechterdings nicht." Der Verfasser erwähnt bei dieser enheit auch, daß es sehr voreilig sei, den Werth des hen blos nach Essen und Trinken abschätzen zu wollen, an allen naturgerechten Haltpunkten fehle, die Menschen- materialistisch aus einer unbekannten Urrasse herleiten zu Wenn die Materialisten die Lebenskraft leugnen und ividualisirung der Materie, wie sie uns in den verschie- Typen der Thiere entgegentreten, auf den chemischen zurückzuführen vermeinen, so setzt ihnen der Verfasser olgendes entgegen. „Bisjetzt hat der Materialismus r keine einzige Thiergestalt aus der ganzen Reihe vom n Infusorium bis zum vollendetsten Säugethiere die e Formel aufstellen, noch für keine einzige die specifi- physikalischen Eigenthümlichkeiten nachweisen können. inzellen der Vorticellen sind stofflich, chemisch und phy- , wie auch morphologisch nach dem heutigen Stande ersuchungen schlechterdings dieselben, die ängstlichste itzfindigste wissenschaftliche Genauigkeit vermag keinen Unterschied nachzuweisen; er existirt also nicht, und wickeln sich aus ihnen unter ganz gleichen äußern Be- en nicht nach Laune und Zufall, sondern nach constan- bänderlichen Gesetzen die verschiedensten, specifisch ei- lichen Vorticellengestalten. Es gibt Schnecken und gattungen, deren Arten wir nach Hunderten zählen, die materialistische Analyse in ihren Keimstoffen, Be- gs- und Entwickelungsprocessen noch nicht einen ein- terschied nachgewiesen hat und vielleicht kaum jemals eisen im Stande sein wird. Man untersuche doch und physikalisch die Eier der Lacerta agilis und Lacerta die Eier von Sorex fodiens und Sorex vulgaris, von nd Tiger, und sollte es gelingen, hier materielle und lische Differenzen zu entdecken, dann bringe man diese thwendige und gesetzliche Beziehung zu der specifischen milchkeit der vollendeten Gestalt. Bevor das nicht kann die Zoologie aus den materialistischen Forschungen utzen ziehen. Es ist leicht zu behaupten, daß in den fliche Unterschiede vorhanden sind, aber zu beweisen ir."

---

irzeit der Erde. Ein Gedicht von Franz von Ko- München, Literarisch-artistische Anstalt. 1856. 8. gr.

Verfasser ist vorzugsweise durch Unger's „Flora der und durch Alexander von Humboldt's geologisches im zweiten Bande des „Kosmos" zu einer poetischen sgeschichte begeistert worden. Vom religiösen Stand- s ist eine solche Begeisterung schon wiederholt dagewesen, ndpunkte der Wissenschaft ist sie dagegen ganz neu raschend. Hat man sich indeß erst etwas an diese bisher wol noch kaum vorgekommene Form gewöhnt, so verliert sie das Befremdende ganz und man kann ihr den Beifall nicht versagen. Daß unsere Schöpfungsgeschichte im tiefsten Grunde nichts weiter ist als ein Lehrgedicht, kann wol kaum geleugnet werden, und wenn sich dies so verhält, so paßt in der That das poetisch gehobene Wort am besten dazu.

Außer der Einleitung besteht der Inhalt des Büchelchens noch aus sechs Hauptgesängen, nämlich aus der Zeit der Inseln, der Berghebung, des Hochlandes, der Riesenthiere, des Eises und aus dem Schlußgesange. Das Ende machen noch einige prosaische Erläuterungen des Ganzen.

Wir geben gern eine Probe von dem sehr sinnig durchgeführten Werke und wählen dazu einige Strophen aus dem ersten Gesange:

Da schwankten tief in einer Bucht die Schilfe,
Und auf der Binsen Büschel nach dem Meer
Kroch ein entsetzlich Ungeheuer her,
Daß mir ein Schauer durch die Glieder rann,
Dem Schreckensthier des Nil wol mocht' es gleichen,
Doch gräulicher, wie's nie ein Traum ersann,
Als käm' es aus der Hölle finstern Reichen.

Ein schwarzer Panzer wob sich um die Masse
Und grause Zähne schloß der Rachen ein,
Das Auge starr wie Eis und ohne Schein,
Am Rücken hin ein Zackengrat verlief,
Wie ihn der Kaiman trägt, und rauhe Flossen;
Nun lauschte es und stand, als ob es schlief,
Zu schauen wie aus schwerem Erz gegossen.

Und drauf ein Schwirren zog sich durch die Lüfte,
Und breit geschwingt ein zischender Vampyr
Sich niederließ im Schilf vor jenem Thier,
Und nun nach ihm den matten Blick gewandt
Ins Wasser sank's, und gleich dem Hai an Schnelle,
Mit seinem Elemente wohl bekannt,
Den Fang erwürgend war es an der Stelle.

Man sieht, es fehlt dem Verfasser nicht an der erforderlichen Phantasie, auch besitzt die Sprache meistens eine poetische Abrundung und einen ansprechenden Schwung. Ob übrigens nicht hier und da gegen die Gesetze der Metrik gesündigt ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Dies zu untersuchen, ist nicht unsers Amtes. Das Ganze ist mit dichterischem Schmuck und Sachkenntniß so durchgeführt, daß man es mit Vergnügen liest.

---

6. Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern von C. Mayer. Bonn, Marcus. 1855. Gr. 12. 20 Ngr.

Dies Buch können wir nicht gut anders als mit einem schelmischen Lächeln besprechen. Es liegt uns schon lange zur Seite und mahnte fortwährend zur Einführung in die literarische Welt. Aus Rücksicht auf seinen Verfasser haben wir gezögert, ihm den Wunsch zu erfüllen. Jetzt geht dies nicht länger; aber nun mag es auch ganz allein sprechen und sich so gut empfehlen wie es kann. Der Anfang des vierten Kapitels im ersten Buche lautet:

Achthundert Muskeln sind im Leibe aufgeschichtet,
Erschrecke Tiro nicht, es ist die Zahl zwar groß,
Doch hat es die Natur sehr weise eingerichtet,
Zu merken brauchest du die eine Hälfte blos.

Zwei gleiche Hälften sind im Leib des Thiers verbunden,
Es ruht links das Gehirn, das rechte aber denkt,
Das eine Auge hat der Scheibe Ziel gefunden,
Der Rumpf sich wechselsweis' auf beiden Füßen senkt.

Das eine Ohr man neigt dem Redenden entgegen,
Und zu dem Eide hebt die Rechte sich allein,
Es wechselt selbst das Herz mit seiner Höhlen Schlägen,
Und tiefer athmen wir mit rechter Lunge ein.

So iſt ein Doppelmenſch in unſerm Leib gegründet,
Der oft das Rechte hier und dort das Linke ſchafft.
Doch daß ihm nicht zu ſchwer, das erſte aufzufinden,
Hat die Natur vermehrt ihm rechts der Glieder Kraft.

Du lächelſt, geliebter Leſer! Das Buch nimmt das für Beifall und wünſcht, ſich noch mit einer Probe zu empfehlen. Wir wählen dazu den Schluß des fünften Buches, einer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes:

Es treibt der Dampf mit Macht das Rieſenrad der Mühle,
Stößt tauſend Schiffchen ſchnell durch ſeidner Fäden Plan,
Und was ermüdet einſt der Menſchenhände viele,
Ein ſchwaches Kind allein als Spiel vollbringen kann.

Er nimmt dem Sklaven ab die Laſt, dem Lebensmüden,
Das freie Pferd ſich froh mit ſeinem Reiter bäumt;
Die blinde Kraft ſie wirkt, der Menſch ruht aus im Frieden,
Von dem der Philoſoph ſo lange hat geträumt.

Meine Feder iſt voll großer Luſt, noch einige Verſe hinzuzudichten, indeß hüte ich mich wohl, ihr den Willen zu thun. Ich kenne ſie ſchon, ſie kann bei ſolchen Gelegenheiten leicht bitter und ſcharf werden, und ſie wäre im Stande mir und dem Leſer die gemüthliche ruhige Stimmung zu nehmen, welche die vorher beſprochenen Schriften in uns erzeugt haben. Darum ohne weiteres das Buch zu. **Heinrich Birnbaum.**

Griechiſche Reiſen und Studien von F. L. Uſſing. Mit 3 Tafeln. Kopenhagen, Gyldendal. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

So ſehr in einer nicht ſo gar weit hinter der Gegenwart liegenden, aber auch keineswegs ſo wie dieſe von materiellen Intereſſen und von der berechnenden Klugheit des Augenblicks beherrſchten, vielmehr an einer gewiſſen Romantik überreichen Zeit Schriften über das neue Griechenland und namentlich griechiſche Reiſen einer beſtimmten Gattung faſt bis zum Ueberdruß in Deutſchland an der Tagesordnung waren, ſo ſehr iſt jetzt das diesfallſige Verhältniß nahezu in das Gegentheil umgeſchlagen. Und doch iſt es gerade jetzt an der Zeit, über Griechenland, welches nach der einen Seite hin gleichſam das Land der alten Hellenen reflectirt, dagegen auf der andern mit dem Zauber ſeiner verſchiedenen zum Theil vielfach zerſtörten und verkümmerten Traditionen, oder auch trotz dieſes nicht ungefährlichen, immer aber miſslichen Zaubers, zu einer beſſern Zukunft ſich hindurcharbeitet, ſich zu unterrichten und zu belehren und beſonders über manche Verhältniſſe in dem Leben des Volks und über manche Zuſtände ſich aufzuklären und alte Irrthümer zu berichtigen. Aber gerade auf dieſen Zweig der deutſchen Literatur drückt, wie nun einmal die Sachen ſtehen, der Alp der Politik, nämlich der Uebelſtand einer gewiſſen Gleichgültigkeit und Ungnade von oben herab, und da iſt denn, wie die Art der Menſchen beſchaffen iſt, auch in den untern Regionen, auch von ſeiten des Publikums die vorhandene Gleichgültigkeit gegen alles, was das neue Griechenland und die Griechen der Gegenwart betrifft, leicht zu erklären. Haben doch manche vor dergleichen geradezu eine Art Grauen und Ekel! Nur ſelten wagt ſich jetzt ein Buch über Griechenland heraus an das Tageslicht, beſonders wenn es dabei mehr der einen Seite deſſelben gilt, wo eben jene Gleichgültigkeit in einer Weiſe ſich breit und geltend macht, daß ſie in der That nur von der Unkenntniß übertroffen werden kann, welche noch immer über das alte und neue Griechenland ſelbſt bei Männern von Fach herrſcht.

Um ſo mehr muß daher ein jeder wiſſenſchaftliche Beitrag dieſer Art, der jener Unkenntniß irgendwie entgegentritt, ſchon von vornherein Anerkennung und Beachtung verdienen, vorzüglich aber dann, wenn der Inhalt des Buchs und nicht blos der Gegenſtand, ſondern auch deſſen Behandlungsweiſe und die ganze Darſtellung einen Anſpruch auf Beachtung haben, und das Buch ebenſo ein beſonderes Intereſſe ſpricht, als weniger bekannte Gegenſtände behandelt und verſchiedenen Seiten hin aufklärt und unterrichtet. Dies nun auch, was die vorliegenden „Griechiſchen Reiſen Studien" anlangt, von der erſten der beiden Abtheilu aus denen das Buch beſteht, von den „Griechiſchen Reiſ welche jedenfalls einem größern Publikum ſich empfehlen, die „Griechiſchen Studien". Denn jene Reiſen haben die zur Türkei gehörige Provinz Theſſalien zum Gegenſtande, der Verfaſſer, welcher Profeſſor (wahrſcheinlich der Archäole an der Univerſität in Kopenhagen iſt, bereits 1846 zu arc logiſchen Zwecken ziemlich nach allen Richtungen hin d wandert hatte, und er gibt nun hier die Beſchreibung d Reiſe in einer ziemlich ausführlichen, zunächſt den Inter des Alterthums und der Vergangenheit überhaupt gewidm dabei aber auch die Zuſtände und Beziehungen der Gegen verſtändig und unbefangen berückſichtigenden Darſtellung. S 1847 hatte der Verfaſſer dieſe Beſchreibung in däniſcher Spr veröffentlicht, von ſeiner Abſicht aber, ſie gleich damals Deutſche zu überſetzen, hatte er abſehen müſſen. Er gib hier nun, nach der Bemerkung in der Vorrede, in einer „ und durch revidirten und in manchem Einzelnen verbeſſer deutſchen Ueberſetzung, und noch immer erſcheint ſie zur re Zeit. Denn noch iſt Theſſalien wenig bekannt, da es a halb des griechiſchen Königreichs gelegen, von wiſſenſcha gebildeten Reiſenden zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ſeltener gar nicht beſucht wird, und jedenfalls kennt man es wen als dieſer in archäologiſcher und hiſtoriſcher, ſowie in ge phiſcher und ſtatiſtiſcher, namentlich auch in culturgeſchicht Hinſicht wichtige Theil des alten Griechenland es verdie

Die intereſſanten und in den bemerkten Beziehungen zu erſchöpfenden Beiträge, die wir hier zur Kenntniß des t liſchen Landes erhalten, ziehen zwar zunächſt den Archäol an, aber ſie kommen auch allgemeinen Intereſſen entg und die gefällige und lebendige Darſtellung ſpricht den g deten Leſer an, welcher Sinn und Verſtändniß hat für Poeſie des griechiſchen Alterthums, deren Gepräge noch die Natur des Landes und die Trümmer einer untergeg nen Herrlichkeit an ſich tragen. Freilich weht auch hier, den belebenden und erfriſchenden Lüften von den Höhen ſchneebedeckten Olympos, des „Götterbergs", ſowie aus pes romantiſchem Thale und von den waldbewachſenen birgszügen, welche die fruchtbare theſſaliſche Ebene einſchl der Peſthauch des dahinſinkenden Türkenthums den Leſer und wenn W. Viſcher in ſeinen „Erinnerungen und Eindr aus Griechenland" (Baſel 1857), da er von dem Othrys an der Nordgrenze des griechiſchen Königreichs nur einen in das durch Natur, Sage und Geſchichte mit Griechenl eng verbundene, noch unter der Herrſchaft des Halbmonds hende Land Theſſalien werfen konnte, den Wunſch und Hoffnung ausſprach, daß „das Zuſammengehörige, aber kürzlich Zerriſſene wieder zuſammenkomme, und daß Theſſ (ebenſo wie Epirus) griechiſch werden müſſe", ſo findet d Wunſch und dieſe Hoffnung in der Beſchreibung des T Uſſing mannichfache Nahrung und Beſtätigung. Denn deſſen Mittheilungen gibt es „wenige Länder, wo die C ſo ſchnell aufblühen und wieder abnehmen als in der Tü und „in ganz Theſſalien iſt die türkiſche Bevölkerung im nehmen, und manche Dörfer ſind jetzt verſchwunden", man mag ſich dies geſagt ſein laſſen und als eine nackte ſache hinnehmen, auch wenn der Verfaſſer der „Frag aus dem Orient" (1845) die Sache nach der einen Sei anders darſtellt. Im übrigen iſt das Land nicht ohne thümer in Architektur, Sculptur und Epigraphik aus der des alten Griechenland, auch wenn begreiflicherweiſe die beute gerade hier weniger ergiebig iſt, die der Verfaſſe wonnen hat und zu Tage fördert, indem Theſſalien in f rer Zeit „das große Schlachtfeld war, wo die Kämpfe ge wurden, die das Schickſal der Welt entſcheiden ſollten"

:n Jahrhunderten aber, als die wilden Horden der Bar-
über diese reichen Länder sich ergossen, mußte Thessalien
›ellas' Vorhof die ersten und härtesten Stöße aushalten,
nachdem es den heidnischen Barbaren wieder entrissen und
en christlichen Glauben wiedergewonnen worden war,
es von neuem der Tummelplatz für fränkische und grie-
Kriegsheere, bis es dann dem Halbmonde zur Beute
nd auch da wieder der Schauplatz war für die Kämpfe
heerzüge bis in die neueste Zeit. Die Spuren aller die-
eschichtlichen Thatsachen treten in der Beschreibung des
sters und in den Erinnerungen der Gegenwart bald
bald weniger hervor, und auch hier gewinnt die Sorg-
nd das lebendige Interesse, womit letzterer diese Spuren
rinnerungen aufsucht, die Theilnahme und das Interesse
ser, während wir außerdem die Vortheile, welche diese
graphie über Thessalien für die neuere Geographie und
rgeschichte des Landes in reichem Maße darbietet, beson-
joch anschlagen. Die zur Erläuterung beigegebene Karte
Thessalien, welche, nach Leake und Kiepert entworfen,
Verfasser nur in wenigen Fällen nach eigener Anschauung
tigt werden ist, ist eine schätzbare Zugabe.
Der zweite Theil des Buchs, „Die attischen Studien",
t wieder zwei Abhandlungen: „Ueber den Hermes Pro-
und die Chariten des Sokrates", mit einer dazu gehö-
Abbildung eines bisher unedirten antiken Reliefs, und
r Plan und Einrichtung des Parthenon", mit einem
riffe desselben. Beide Abhandlungen interessiren zunächst
rchäologen; indeß mag hier in Ansehung der erstern be-
werden, daß sie von der in den alten Schriftstellern be-
ten Voraussetzung ausgeht, daß der Philosoph Sokrates
ein ausgezeichneter Bildhauer gewesen sei, und daß
überraschende und unerwartete Entdeckung zu Grunde
daß in einem in Athen beim Ausgraben des südöstlich
n Propyläen liegenden Raumes gefundenen Bruchstücke
iem Basrelief eine Bildhauerarbeit des Sokrates erhal-
die schon die alten Schriftsteller erwähnen und worüber
handlung des Weitern sich verbreitet. Mit der zweiten
lung beabsichtigt der Verfasser ein besseres Verständniß
r die bauliche Einrichtung des Parthenon bisher Be-
und die Beseitigung eingewurzelter Irrthümer. Er
dabei mit den Archäologen von Fach zu thun, und
hne Empfindlichkeit, weniger in persönlichem Interesse
dem der Sache selbst, bekämpft er die abweichenden
:n einiger deutschen Gelehrten über jenen Gegenstand.
17.

Literarische Notizen.

m liest in der „Literary gazette": „Das in Eng-
glich wachsende Interesse an der Literatur des Aus-
ist eins der erfreulichsten Zeichen unserer Zeit. Wir
hoffen, daß wir infolge davon manches unserer insula-
Vorurtheile ablegen und daß unsere Ideen von ihrer
abstoßenden Gestalt etwas verlieren werden. Mit
jen begrüßen wir daher das unter dem Titel «The
ıtal review» angekündigte Magazin für ausländische
, in welchem sowol die Politik als die Literatur des
es besprochen werden soll. Frankreich ist uns in dieser
ig bereits mit einer «Revue germanique» vorange-
und wir hoffen, daß auch in der neuen «Continental
die deutsche Literatur eine hervortretende Rolle spielen
Wir wollen hoffen, daß diese Versuche bei dem jetzt
ichlich mehr entwickelten Interesse für deutsche Litera-
ere Erfolge haben mögen als frühere. Jedenfalls
n sich vor allem wenigstens vor Cliqueneinflüssen hü-
en diese neuen Unternehmungen wahrscheinlich in sehr
Grade ausgesetzt sein werden. Dies ist namentlich für
vue germanique" zu fürchten; denn die Engländer
lassen sich nicht so leicht dupiren und von einzelnen der nöthi-
gen Taktik kundigen speculativen Literaten und literarischen
Speculanten etwas vorspiegeln, haben auch mehr Instinct für
das Echte und Solide, als im allgemeinen die Franzosen.
Sonst freilich leisten die geachteten Namen der Redacteure,
noch dazu Namen deutschen Klangs, wol Bürgschaft für die
Gediegenheit der „Revue germanique".

In Brüssel und Ostende ist eine Uebersetzung der bekannten
Gervinus'schen „Einleitung" unter dem Titel „Introduction à
l'histoire du dix-neuvième siècle" erschienen. Begreiflicher-
weise hätte diese Uebersetzung in gegenwärtigem Augenblick
schwerlich wagen dürfen, in Frankreich selbst ans Licht zu treten.
E. Lataye sagt davon in der „Revue des deux mondes" in einer
sehr kurzen und unschuldigen Anzeige: „Diese erste Partie
des Werks von Gervinus darf man gleich angelegentlich der
Aufmerksamkeit des Philosophen wie des Staatsmannes em-
pfehlen; wenn man sie liest, fühlt man sich in dem Luftkreis
einer festbegründeten Ueberzeugung" u. s. w. Nur das will
dem Berichterstatter nicht zu Sinn, daß Gervinus auch die
Französische Revolution auf das germanische Princip als ihre
erste Quelle zurückführt und versichert daher in Betreff der
Gervinus'schen halb zwischen Geschichtschreibung, halb zwischen
Geschichtsphilosophie schwankenden Methode: „Elle est ce-
pendant un peu exclusive par la manière dont elle diminue
les points de vue."
H. M.

Bibliographie.

Arneth, A., Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserl. Archive. 1ster Band. 1663 — 1707. Mit Portrait und Schlachtplänen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bunsen, C. C. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen (in acht Bänden). 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gull-Thoris Saga oder Thorskfirdhinga Saga. Herausgegeben von K. Maurer. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 25 Ngr.

Jörg, J. E., Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung. Zwei Bände. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Geschichten aus aller Welt. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp. Leipzig, Holtze. 8. 24 Ngr.

Lochner, G. W. K., Die Urkunden der Monumenta Zollerana fränkischer Linie nach den wichtigsten Beziehungen zusammengestellt. Nürnberg, J. L. Schmid. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Leipzig, Wienbrack. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Kirche, Duell, Freimaurerei nebst einem Anhange: Ueber Wohlthätigkeit. Ein wahres Wort auf die Angriffe gegen Duell und Freimaurerei. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Kruger, F. J., Preußen am Wendepunkt seiner Politik. Hamburg, F. Schuberth. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und England. Aus dem Französischen. Leipzig, Friedlein. 8. 6 Ngr.

Die centrale Sonnenfinsterniß am 15. März 1858, eine der interessantesten dieses Jahrhunderts, und die höchst merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen, welche dabei zu beobachten sind. Mit besonderer Rücksicht auf Wien und die österreichische Monarchie. Wien, Wenedikt. 16. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene funfzehnte Heft (Bogen 10—13 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Neuenburger Frage und ihre Lösung. — Mustafa-Reschid-Pascha, osmanischer Staatsmann. — **Das Aluminium. — Erasmus Robert Freiherr von Patow. — Das Holzgas. — Camille Roqueplan. — Amylen.** — Kleinere Mittheilungen: Argout (Antoine Maurice Appollinaire Graf d'). — Creuzer (Georg Friedrich). — David (Pierre Jean). — Delfosse (August). — Gagarin (Fürst Alexander Iwanowitsch). — Gall (Heinrich Ludwig Lambert). — Kanton. — Michaud (Louis Gabriel). — Nees von Esenbeck (Christian Gottfried). — Saugor- und Nerbuddaterritorium. — Schröter (Johann Henrik). — Weber (Bera).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon
sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Gebote der Diätetik,
aufgestellt von Dr. Johann Christian Gottfried Jörg.
Zweite Ausgabe. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Streben des berühmten kürzlich verstorbenen Verfassers geht dahin, die Vorschriften der natürlichen Triebe als Verordnungen der Moral, die Befolgung derselben als Gebote hinzustellen und Jedermann anzuweisen, wie er die „zehn Gebote der Diätetik" zu erfüllen und die Fehler gegen die natürliche Diätetik zu vermeiden habe, um das Leben stets im gesunden Zustande zu erhalten. Die kleine in allgemein verständlichem Ton abgefaßte Schrift verdient die allgemeinste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Wolfram von Eschenbach, Parcival
Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erst übersetzt von **San-Marte** (Albert Schulz). 3 verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 1
Geb. 4 Thlr. 20 Ngr

„Parcival", das herrliche Epos Wolfram's von E das schönste und feinste Erzeugniß der mittelhochdeutsch poesie, ist dem deutschen Publikum zuerst durch San hochdeutscher Uebersetzung zugänglich gemacht worden Uebersetzung erscheint jetzt in zweiter verbesserter Auflage wunderung ersieht man aus diesem Gedicht, wie Wolfram stalten Leben und Seele einzuhauchen versucht, wie er alle allen gleichzeitigen Kunstgenossen gewagt und vermocht einen Grundgedanken von gleicher Tiefe als der des „Faust" Ordnung und bewußten Fortschritt in die der Abenteuer zu bringen, indem er sich die hohe Aufgab den Heldenkampf der Seele im Bildungs- und Entw gange eines höherbegabten Menschen zu schildern.

Diese gegenwärtige Uebersetzung San-Marte's steht licher Treue und richtigem Verständniß des Textes nach tem Urtheile der Simrock'schen Uebersetzung in nichts nach trifft dieselbe aber jedenfalls in Bezug auf Wohllaut u rische Reproduction, worauf Simrock weniger Werth leg eine ausführliche Einleitung und Anmerkungen wird ständniß der Dichtung und ihrer Zeit wesentlich gefö

In demselben Verlage erschien:

Tristan und Isolde. Von **Gottfried von Straß** Uebersetzt von Karl Simrock. Zwei Th Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos von Straßburg, eine der reichsten und lebensvo rischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in weitesten Kreise des deutschen Publikums bestimmt ausgestatteten) Uebersetzung von Karl Simrock, lichen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deu tungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Dichtung sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihrer Ge 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

cheint wöchentlich. — Nr. 18. — 29. April 1858.

l: Zur Reformationsgeschichte. Von Thaddäus Lau. — Dichtungen religiöser und verwandter Gattung. — In schriftstellerischen Angelegenheiten. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Reformationsgeschichte.

Paulus Vergerius, päpstlicher Nuntius, katholischer Bi- und Vorkämpfer des Evangeliums. Eine reformationsichtliche Monographie von Christian Heinrich Sirt. Vergerius' Brustbild und 44 Originalbriefen aus dem imen Archive zu Königsberg in Preußen. Braunschweig, ertschke und Sohn. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

or etwa einem Decennium wurde von Vilmar der h geäußert, daß endlich das unserm Jahrhundert fachen und wesentlichen Beziehungen so verwandte ahrhundert seinen Culturhistoriker finden möge. Wunsch ist immer noch ein pium desiderium ge-, der seiner Erfüllung harrt. Das moderne Prinheilung der Arbeit, hat indessen die Realisirung rderung näher gerückt; wir haben im Laufe der erschiedene Werke erhalten, welche einem Culturer des 16. Jahrhunderts das brauchbarste und swertheste Material gewähren. Die Literatur-te von Wackernagel behandelt mit seltener Obit und in meisterhafter Darstellung die genannte als die Scheide zweier Zeitalter, als das Jahrder absterbenden Volksbildung und der neuerden Kunstbildung; in Frischlin's Biographie wird eg der Gelehrsamkeit über die Volksdichtung dar- der lateinischen Dichtung über den deutschen Gells Nachzügler der Vergangenheit, der untergehenra mit ihren Richtungen und Strömungen erder Mystiker Sebastian Frank mit seiner tiefen ungsweise nicht blos des religiösen, sondern auch ialen Lebens; in seinem Ulrich von Hutten aulicht David Friedrich Strauß das geistige Leeiden ersten Jahrzehnde des 16. Jahrhunderts; Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im der Reformation lieferte R. Stintzing in Lebensbeschreibung des Rechtsgelehrten Ulrich

Kategorie dieser meistens höchst verdienstvollen Moien und Werke haben wir die angezeigte Arbeit des s Sirt in Nürnberg beizuzählen. Der Held des verdient wie jemand die Erneuerung seines An-; Vergerius nimmt unter denjenigen Männern, welche berufen waren, die verbesserte Kirchenlehre zu verkünden und zu verbreiten, eine der ehrenvollsten Stellen ein; auch er gehört zu denjenigen, von welchen das, was die Reformatoren gepflanzt, begossen worden ist. Die Biographie kommt um so gelegener, als der Lebensgang und die Geistesentwickelung dieses außerordentlichen Mannes bisher keineswegs so aufgehellt waren, als es wünschenswerth gewesen; eine unparteiische und gründliche Untersuchung über ihn ist mit um so mehr Dank aufzunehmen, als das Urtheil über den Charakter des Mannes sich in demselben Grade verwirrt und getrübt hat, als man sich der Zeit nach weiter von ihm entfernte. Es ist Vergerius nicht besser vor dem Forum der sogenannten öffentlichen Meinung ergangen wie so vielen andern bedeutsam angelegten Naturen. Die gemeine Mittelmäßigkeit, welche sich durch nichts bemerklich macht und niemand aus seiner Ruhe, aus gewohnten Geschirren und Garnituren aufstört, kann unangefochten ihres Wegs ziehen, denn man hält sie ebenso wenig des Hasses als der Liebe werth; nur den bedeutenden Menschen, welche das vielzüngige Urtheil der Welt kühn herausgefordert haben, wird die Auszeichnung zu Theil, daß sie durch Ehre und Schande, gute und böse Gerüchte, Anerkennung und Schmähung gehen, daß sie von den einen bis zu den Sternen erhoben, von den andern in den Staub getreten werden. Die große Masse der Justemilieu-Engel, die weder treu noch rebellisch sind, ganz gemäßigte, ganz plausible Menschen, makellose Pharisäer und Respectabilitäten, die fortwährend ihr Augenmerk auf den guten Ruf und den Buchstaben des Gesetzes gerichtet haben, die sich vor dem Rufe eines Mirabeau als vor einem Frevel schaudernd entsetzen: que mon nom soit flétri, möge mein Name gebrandmarkt werden, wenn nur die Sache siegreich ist und den Sieg erringt! — sie vor allem werfen die Steine auf das Talent und die Kraft. Was Mirabeau für die politische Revolution Frankreichs, das ungefähr ist für die religiöse Deutschlands Vergerius; wie jenem gegenüber haben sich auch diesem gegenüber die Justemilieu-Menschen in ihrer Lieblingssünde des Anklagens und Steinewerfens reichlich gefallen.

Ueber des Vergerius Jugendgeſchichte ſowol als über ſeine Familienverhältniſſe iſt die Geſchichte mangelhaft und unzureichend unterrichtet. Auch Sixt gibt über dieſe Punkte wenig neue Aufklärung. Wir treffen jenen nach ſeinem Abgange von der Univerſität Padua, wo er die juriſtiſche Doctorpromotion ehrenvoll überſtanden, in verſchiedenen Städten Italiens, meiſtens in Verona und Venedig als Conſulent und Rechtsanwalt, bis er, durch ſeinen Bruder Aurelio veranlaßt, der Secretär bei Clemens VII. war, ſich nach Rom wendet, um in die Dienſte der Curie zu treten. Die Gönnerſchaft des einflußreichen Gasparo Contarini, dem die humaniſtiſch-äſthetiſche Bildung des jungen Juriſten gefiel, zumal deſſen im eleganten Latein geſchriebenen Verſe und Epiſteln, hob ihn ſchnell; er wird für den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 als päpſtlicher Nuntius an König Ferdinand abgeordnet. Der gewandte Italiener entwickelt eine erfolgreiche diplomatiſche Thätigkeit; nicht allein, daß ſeine Dienſte Clemens befriedigen, er weiß ſich auch bei dem Könige dermaßen in Gunſt zu ſetzen, daß dieſer, als Vergerius nach dem Tode des Papſtes von deſſen Nachfolger Paul III. zurückgerufen, in Rom darauf bringt, den nämlichen Nuntius nach Deutſchland zu ſchicken. Die Fürſprache hatte den gewünſchten Erfolg; Vergerius erhielt ſeine zweite Miſſion nach Deutſchland. Seine officielle Inſtruction lautete dahin, auf das Zuſtandekommen eines Concils in Mantua zu wirken, auf dem ſich Luther perſönlich zu ſtellen hätte; insgeheim war er bedeutet, den Zuſammentritt jedes Concils unmöglich zu machen. Auch dieſes Auftrags entledigte er ſich mit großer Gewandtheit. Auf ſeiner Rundreiſe traf er auf dem Schloſſe zu Wittenberg mit Luther zuſammen; die Details der Unterredung, im allgemeinen wenig bekannt, werden von Sixt ſehr ausführlich und genau wiedergegeben. Da die mitgetheilten Züge ſowol für Luther als für Vergerius bezeichnend und charakteriſtiſch ſind, wird es nicht unwillkommen ſein, wenn wir einige Augenblicke bei dem Colloquium verweilen.

Am feſtgeſetzten Tage ließ ſich Luther in der Frühe ſeinen Barbier rufen. Von dieſem befragt, wie es käme, daß er ſich ſchon ſo frühe wollte barbieren laſſen, antwortete er: „Ich ſoll zu des heiligſten Vaters, des Papſtes, Botſchaft kommen; ſo muß ich mich laſſen ſchmücken, daß ich jung ſcheine; ſo wird der Legat denken: ei der Teufel, iſt der Luther noch ſo jung und hat ſo viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun?“ Nachdem der Meiſter ſein Geſchäft beendigt, drückte er ſeine Verwunderung aus, als er Luther ſich die beſten Kleider anlegen ſah. „Sie ſollen ſich ärgern“, meinte Luther, „darum thue ich es. Sie haben uns mehr denn genug geärgert: man muß mit den Schlangen und Füchſen alſo handeln und umgehen.“ Und als der Barbier fortfuhr: „Nun, Herr Doctor, gehet hin in Gottes Friede, und der Herr ſei mit Euch, daß Ihr ſie bekehrt“, entgegnete Luther: „Das will ich nicht thun; aber das kann wol geſchehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel leſen werde und laſſe ſie fahren.“ Die Unterredung wurde von dem Nuntius mit römiſcher Urbanität eröffnet. Er be damit, daß er Luther der ausgezeichnetſten Hochachtun Papſtes und der Cardinäle verſicherte. Seine Heili tadele entſchieden die Härte, die Cajetan gegen ihn zeigt; das ſchroffe Verfahren Leo's habe dem ga römiſchen Hofe misfallen. Luther möge nach Ma kommen und ſich ſelbſt von dem gegen ihn vorherr den Wohlwollen perſönlich überzeugen. Er werde dadurch dem Papſte, der ein äußerſt freigebiger ſei und gegen verdiente Männer ſich erkenntlich zu gen wiſſe, auf das höchſte verpflichten. Schließlich er ihn auf das Beiſpiel des Aeneas Sylvius hin ſei uns geſtattet, bei dieſer Gelegenheit an das tref Buch von Georg Voigt über den letztern erinnern dürfen; hoffentlich läßt der zweite Band der gedieg Studie nicht mehr lange auf ſich warten), der allen ſeinen Mühen und Anſtrengungen es nicht n als bis zum Kanonikus von Trient habe bringen nen, ſolange er ſeinen eigenen Meinungen folgte; bald er ſich aber geändert, ſei er Biſchof, Cardinal endlich ſogar Papſt geworden. Er erinnerte ihn f an Beſſarion von Nicäa, welcher ſich von einem lichen trapezuntiſchen Mönche bis zum Cardinal e gearbeitet habe und zu ſolchem Anſehen gelangt ſei, wenig gefehlt hätte, auch er wäre noch Papſt gewo

Luther blieb ſeinem Vorſatze, „ein Kapitel leſen wollen“, durchaus treu; ſeine Antwort war durch durch deutſch. Was man am römiſchen Hofe von denke, erklärte er, daran liege ihm blutwenig; den des Papſtes fürchte er nicht, ſeine Gunſt begeh nicht. Er ſehe nicht ein, welche Gemeinſchaft die S des Papſtthums mit der Sache Gottes habe; zwi beiden ſei ein ebenſo großer Unterſchied wie zwi Licht und Finſterniß. Daß der Nuntius nichts von T logie verſtehe, könne man aus den Gründen entnehm welche er vorgebracht. Die Beiſpiele des Aeneas vius und Beſſarion's machten keinen Eindruck auf er achte die eiteln Ehren der Finſterniß für gar nic wenn er ſich ſelbſt erhöhen wolle, ſo könnte er mit R entgegnen, was Erasmus artig geſagt habe, daß arme, niedrige Luther durch ſeine Lehre viele reich groß mache.

Luther war immer lebendiger geworden. „Es iſt euer Ernſt“, ſagte er geradezu, indem er auf Mantua ſprechen kam, „daß ihr ein Concilium halten wollt; es iſt euer Spott und wenn ihr gleich ein Concilium haltet, ſo det ihr doch nichts handeln, denn von Kappen, Platten, E Trinken u. dgl. anderm Narrenwerk und um unnützer unnöthiger Dinge halben, da wir verhin wohl wiſſen und gewiß ſind, daß nichts iſt. Aber von dem Glauben und R fertigkeit, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wi Gläubigen möchten im einträchtigen Geiſt und Glauben ſt da gedenket ihr nicht eines zu handeln; denn es wäre für euch. Wir ſind durch den Heiligen Geiſt der Dinge gewiß und dürfen gar keines Conciliums, ſondern andere Leute, ſo durch eure Tyrannei unterdrückt werden; denn wiſſet nicht, was ihr glaubet. Nun wohlan, habt ihr dazu, ſo machet eines; ich will, ob Gott will, kommen, wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen ſolltet!“ — die Frage des Legaten: „Wo, in welcher Stadt wollt

ancilium haben?" erwiderte Luther: „Wo es euch ge-
s sei zu Mantua, Padua oder Florenz, wo ihr wollet."
ius fuhr fort: „Wollet Ihr auch gen Bononien?"
warf die Gegenfrage dazwischen: „Weß ist Bononien?"
s der Nuntius zur Antwort gab: „Des Papstes", rief
aus: „Allmächtiger Gott, hat der Papst diese Stadt
n sich gerissen? Ja, ich will dahin kommen." Auf die
kung des Nuntius, der Papst würde sich auch nicht
a, hierher zu euch gen Wittenberg zu kommen, entgegnete
: „Nun wohlan, so komme er hierher, wir wollen ihn
sehen." Der Nuntius: „Wie wollet ihr ihn sehen, mit
Kriegsheer oder ohne Heer?" worauf Luther: „Wie es
liebet, wir wollen beides gewarten." Vergerius fragte
„Weihet ihr auch Priester?" worauf Luther erwiderte:
h thun wir es, denn der Papst will uns keine weihen;
uf seinen Begleiter Dr. Pommer deutend), da sitzet ein
den wir geweiht haben." Als der Legat schon auf
erde saß und wegreiten wollte, rief er Luther noch ein-
: „Sehet zu, daß Ihr auf ein Concilium gefaßt seid!"
s letztes Wort war: „Ja, Herr, ich will kommen mit
meinen Hals."

ie mächtige Reaction, welche sich mit der Stiftung
chmalkaldischen Bundes in erster Linie gegen die
istischen Tendenzen Karl's V., in zweiter gegen
holische Kirche manifestirte, bestimmte Vergerius
gen Rückkehr nach Rom, um dort mündlich über
ihrliche Wendung zu berichten, welche die Situa-
genommen. Paul's Ohr gehörte ihm ganz; der
s ward mit einer geheimen Sendung an Karl V.
er führte die Verhandlungen des Papstes mit
tern so gut, daß das Bisthum von Modrusch,
n Capo d'Istria sein Lohn ward. Seine diplo-
Gewandtheit stand so fest, der Ruf derselben
groß, daß er nach kurzer Frist abermals zu einer
chen Mission nach Frankreich gebraucht, und kaum
ser heimgekehrt, zu dem wormser Colloquium
wurde. Dort hielt er eine Rede, welche, da sie
reisinnige Stellen enthielt, seinen zahlreichen Nei-
d Feinden bei der Curie erwünschten Anlaß zur
ation bot. Vergerius sah sich zum ersten mal im
frostig empfangen. Er begreift den Zusammen-
r beschließt, zu seiner Rechtfertigung gegen die
Apostaten zu schreiben. Zu dem Ende vertieft
n die Schriften der Lutheraner. Für den Diplo-
r Curie ward das Studium ein verhängnißvolles.
ie Lehre gewinnt an dem Bischof von Capo
einen Anhänger. Seine Sinnesänderung ist
tsache, vorerst zwar noch nicht laut und offen
aber doch ausgesprochen in dem Briefwechsel
Königin Margarethe von Navarra. Er steht
in da; es fehlte damals in ganz Italien und
Istrien nicht an protestantischen Regungen; es
Richtung, die sich mit großer Entschiedenheit
matorischen Ideen zuneigte und zu Zeiten sogar
rgewicht zu haben schien. Einer der Repräsen-
nd Führer dieser Partei war Vergerius' alter
der Cardinal Contarini; er hatte einen Tractat
Lehre von der Rechtfertigung geschrieben, den
das Glaubensbekenntniß aller ihm gleichgestimm-
n Gemüther betrachten darf und der binnen sechs Jahren in 40000 Exemplaren verbreitet und sowol ins Spanische als ins Französische übersetzt wurde. Auch mit ihm trat Vergerius in Verbindung. Wir begreifen vollkommen die eiserne Härte und Strenge, mit der man von Rom aus diese Bewegung niederzudrücken eifrigst bemüht war; wenn die Reformation in Italien Wurzel schlug, war es mit dem Papstthum unrettbar verloren. Ohne Schonung und Rücksicht wurde von der Curie gegen die Vertreter der Richtung eingeschritten. Vergerius wird vor die Inquisition gestellt. Er entflieht nach Mantua zu dem Cardinal Gonzaga, dessen Gastfreundschaft der Verfolgte jedoch nur kurze Zeit genießen kann. Der Versuch, auf der trienter Kirchenversammlung sich Gehör und Recht zu verschaffen, scheitert; man gestattet ihm nicht den Zutritt. Er wandert unstet und immer verfolgt von der Inquisition nach Riva, Venedig, Padua. Von dem letztern Orte aus erläßt er seinen offenen Scheidebrief an den Suffraganbischof Rotta; Italien hat aufgehört, für ihn Vaterland zu sein. Von dem Bannstrahl der Excommunicationssentenz begleitet, wendet er sich nach Graubündten, dem allgemeinen Asyl für die Geistlichen und Gelehrten Italiens, welche wegen der Hinneigung zum Protestantismus der Heimat hatten den Rücken wenden müssen.

Für die Ausbreitung der Reformation in der bündtner Alpenthälern ward der Aufenthalt der Italiener, welche vor der Inquisition flüchteten, was einst für die Restauration der classischen Studien in Italien die Ankunft der byzantiner Gelehrten gewesen war. Sehr wider ihren Willen mußte so die Inquisition mithelfen, die Nachbarländer zu evangelisiren. Die Flüchtlinge zogen von Ort zu Ort, Enthüllungen über die Tendenzen des Papstthums gebend. Die bedeutendsten waren Agostino Mainardi, Giulio Milanese, Scipione Lentulo, Alirio Martinengo. Allen aber an Eifer that es Vergerius zuvor. Wir begreifen das Erfolgreiche seiner Thätigkeit; er war zu dem Missionswerke geschickt wie nicht leicht ein zweiter. Ein Mann von glänzendem Talent und vielseitiger Bildung, Jurist und Staatsmann, aber auch zugleich Theolog, Dichter, Redner, Schriftsteller, eine feurige, leicht auflodernde Natur, bei aller seiner italienischen Glut auch klug und berechnend, wo die Vorsicht es gebot, heftig in seinem Hasse, aber auch einer großen Liebe fähig, ungestüm im Anlauf, aber bald wieder zu neuen Unternehmungen forteilend und überall, wo es etwas für ihn zu thun gab, im Augenblick zur Stelle, dabei fröhlich und humoristisch, voll Geist und Mutterwitz: so zeigt sich Vergerius dem, der ihn aufmerksam beobachtet. Sixt gibt S. 190 eine Schilderung von seinen Rundreisen durch die Schweiz, von der Art und Weise seiner Missionsarbeiten:

Es ist im November 1549. Vergerius hat eben vom Veltlin aus, wo er sich seit seiner Ankunft aufgehalten, eine Reise nach der Schweiz angetreten, den Berg Bernina überstiegen und das am nördlichen Fuße desselben liegende katholische Dorf Pontresina, wo er zu übernachten gedenkt, erreicht. Bald darauf füllt sich die Schenke; denn im Laufe des Tags ist der Pfarrer des Orts gestorben, und die Gemeindeglieder kommen,

um ſich mit dem Gaſtwirthe, der zugleich das Amt des Dorfrichters bekleidet, über die Wahl ſeines Nachfolgers zu berathen. Vergerius, das Entſcheidende des Moments ſchnell auffaſſend, knüpft ein Geſpräch mit dem Wirthe über religiöſe Fragen an, und da dieſer großes Gefallen daran findet, erbietet er ſich, eine Predigt zu halten. Die Mehrzahl iſt dagegen, etliche laſſen ſogar Drohungen hören; aber der Richter weiß durch das Wort: „Kommt und laßt uns hören, was uns dieſer neu angekommene Italiener ſagen wird!“ den Widerſpruch der feindlichen Majorität zu beſiegen. Vergerius beginnt nun mit aller Freudigkeit der erſten Liebe, ſpricht über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, und alle hören ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ja voll Bewunderung zu. Ehe man auseinander geht, fragt der Richter die Dorfbewohner, wie ihnen dieſer neue Italiener gefallen habe? „Wir wünſchen“, antwortete, denn die Uebrigen ſchwiegen, einer der Aeltern, „daß er uns morgen noch eine Predigt halte“, was von allen beſtätigt wurde. Vergerius willigt ſofort ein und ſprach tags darauf vor einer zahlreichen Verſammlung mit ſolcher Eindringlichkeit über die Wirkungen des Todes Chriſti, daß die Gemeinde, während ſie die Kirche verließ, ſich zu der Anweſenheit eines ſo bedeutenden Mannes Glück wünſchte, bald darauf einmüthig die Meſſe abſchaffte und die Gegenſtände des Bilderdienſtes von der Höhe der Brücke herab in das vorüberfließende Waſſer warf.

Wie man ſich leicht vorſtellen kann, war von den Römiſchgeſinnten unter allen Exulanten keiner mehr gehaßt und gefürchtet als Vergerius; er hatte ſich nach Kräften bemüht, dieſe Auszeichnung zu verdienen. Unabläſſig griff er das Papſtthum an, nicht allein in ſeinen Controverspredigten, ſondern auch in den heftigſten Streitſchriften. Auf die blutigen Anſchläge, welche deshalb gegen ihn gemacht wurden, kommen wir an ſpäterer Stelle zurück. Ohne ſeiner reformatoriſchen Thätigkeit auf Rundreiſen zu entſagen, war er in einem abgelegenen Winkel, zu Vico ſoprano, Pfarrer geworden. Das Zuſammenwirken verſchiedener Verhältniſſe verleidete ihm die Stellung, wie den Aufenthalt in der Schweiz überhaupt. Ein Mann, der eine Vergangenheit hinter ſich hatte wie Vergerius, der Biſchof und einer der vertrauteſten Diplomaten der Curie geweſen, der in die Politik eingegriffen und Geſchichte gemacht, dem überdies ein raſtloſer Thätigkeitstrieb von Natur innewohnte, konnte ſich in der beſcheidenen, vielfach beengenden Stellung eines Pfarrers in einem von dem Weltverkehr abgeſchloſſenen Hirtendorfe nicht genügen. Dazu kamen die Lehrgegenſätze im Lande, die Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern, Zwinglianern, Calviniſten u. ſ. w., die politiſche Anarchie ferner, welche in vielen Cantonen durch die religiöſe Bewegung erzeugt war. Deshalb nahm er gern die Einladung des Herzogs Chriſtoph von Würtemberg an; zum herzoglichen Rathe ernannt, ſiedelt er nach Tübingen über. Dort hat Vergerius, hoch geehrt von ſeinem Fürſten, bis zum 4. October des Jahres 1565 verweilt, an welchem Tage er ſein erfahrungsreiches und bewegtes Leben beſchloß.

Eine umfaſſende und fruchtbare literariſche Thätigkeit bezeichnet Vergerius' Aufenthalt in Tübingen. Wenn irgendein Menſch die ganze Fülle ſeiner ſprudelnden Individualität in ſeine Schriften ausgeſchüttet hat, ſo iſt es derjenige, aus deſſen Leben wir hier einzelne Züge herausheben. Ohne Zweifel war Vergerius einer der r ſten Schriftſteller, welche die Reformationsepoche h gebracht hat. Sein lebendiger und feuriger Geiſt alles raſch auf, was ihm der Augenblick darbot unverſehens war eine Anzahl Bogen fertig. Da len war nicht ſeine Sache; ſeine Erzeugniſſe ſind ducte des Moments; dafür waren ſie aber auch in Stimmung gearbeitet und aus einem Guß. Das thum nicht zu Athem kommen zu laſſen, betrach als ſeinen eigentlichen Beruf, und demgemäß ſin Schriften faſt ausſchließlich polemiſchen Inhalts. ſeine Enthüllungen — und wenn man erwägt, n dieſer Autor in die Myſterien der Curie durch ſi plomatiſche Vergangenheit eingeweiht war, wird m meſſen, von welcher Art ſeine Enthüllungen wa der antirömiſchen Richtung des Zeitalters willk Nahrung gaben, wurde alles, was von ihm her von den Zeitgenoſſen wahrhaft verſchlungen. „ ſür“, ſagt Bayle, „qu'en ce temps-là il se peu de livres, qui fussent lus avec plus d'avidi les écrits de Vergerio.“

Dazu kam, daß ihm die Gabe des energiſchen und gelten Worts im hohen Grade verliehen war, und daß ſonders für die Satire ein unvergleichliches Talent beſaß ner als er hat wol nur Luther mit Rom geſprochen, n niemand. War er in ernſter Stimmung, dann führ Feder, wie wenn ſie ein Kolben wäre, und ſtürmte, ſi durch häufige Ausrufungen unterbrechend, ſchonungslo das „antichriſtliche“ Papſtthum an; bisweilen hat d Sprache etwas Impoſantes und Grandioſes, ohne deß ihr eigene populäre Natürlichkeit zu verlieren. Wahrſch lich iſt aber die Waffe ſeines Witzes; denn dieſer iſt widerſtehlicher Wirkung. In der munterſten Laune hat Hierarchie die bitterſten und ſtärkſten Arzneien gereicht indem er ſie nur zu necken ſchien, ſie mit einer geiſtigen legenheit behandelt, welche ihn in ſeinem Humor noch barer machte als in ſeinem an Ingrimm ſtreifenden Witz

Es gereicht Vergerius ſehr zum Vortheil u Empfehlung, daß der erſte, gegen den er öffen ſeinen Schriften auftrat, er ſelbſt war. Er gedem Leid an ſeine Vergangenheit und kein Ausdruck ſtark genug für das, was er geweſen. Er ſchr Hippolyt von Eſte:

Ich bezeuge bei Gott, daß ich dazumal ein rechter ſeer und Gleisner war, dann ich hette ſonſt nit kö Rhom ſein, und hett nit mögen ſehen das ich teglich mir daz liecht der warheit alſo wer offenbart geweſe ichs dann jez durch die gnad gotts verſtehe.

Und gegen ſeine vormaligen Diöceſanen erklär

Ich will mein gleißnerey, Abgötterei und Irrthum, die 16 jahr, weil ich den Biſchofhut und das malzeic Antichriſten bey euch getragen, geübt und getriben h alſo dies mein ſchuld willig und frey vor euch und kennen, wie ich die vor Gott meinem Herrn bekannt h

Er erinnert ſich der Prieſter, die er geweih Meſſen, die er celebrirt, und erhebt die ſchwere gegen ſich ſelbſt:

Auch ein geiſtlicher Räuber und Kelchdieb war ich ich habe den Laien den Kelch verſagt, ja ein Wolf, habe die Heerde durch meine Abgötterei verſtört und in der falſchen Bäbſtlichen Religion beſtätiget und

fürt. Darumb so bit ich solliche gantz ernstlich, fleißig und herzlich, sie wöllen mir diese mein sind, so ich an Gott und ihnen begangen, um Gottes willen verzeihen, und ermane, warne und bit sie auch hieneben, das sie nit auf das sehen, das ich in der zeit meiner blindheit und Unglaubens, in der zeit da mir der himmlische Vatter weder das Hertz beschnitten, noch die Augen meines verstandes geöfnet hatte, gethon und gehandelt hab, sondern mit mir solliches alles, als des lugenhaften Teufels Spiegelfechten und Teuscherey verwerffen und fahren lassen, und die rechte Warheit, die uns weiset zu Christo dem einigen Heilland, ergreyffen, annemen und behalten.

Die einzelnen Schriften des Vergerius, nachdem wir seine allgemeine Charakteristik angedeutet, hier aufzureihen, dürfte nicht der Ort sein; wir geben noch einige Notizen aus dem Verlaufe seiner äußern Lebensverhältnisse. Das Wissenskreisen war ihm allgemach Bedürfniß geworden; er besuchte verschiedenemal Wilna, war mehrmals in Warschau, Wien, in der Schweiz. Mit Fürsten und Königen, mit hervorragenden Gelehrten stand er in einem ausgedehnten Briefwechsel; die Correspondenz mit dem Herzoge Albrecht von Preußen, dem Verfasser aus dem Königsberger Archive von Professor Voigt mitgetheilt, findet sich vollständig in dem Anhange des Buchs. Die Curie machte zu verschiedenen Zeiten angestrengte Versuche, ihren furchtbaren Gegner zu versöhnen, der rothe Hut sollte ihn locken; Vergerius wies alle Anträge mit Entrüstung und Entschiedenheit von der Hand. Daß er hier und dort anstieß, daß er nicht blos im Lager der Römlinge erklärte und heftige Feinde hatte, sondern noch kaum minder herbe Gegner unter den Lutheranern wie unter den Reformirten, kann denjenigen nicht befremden, der mit der Reformationsgeschichte einigermaßen vertraut, ebenso wenig als die häufigen Unannehmlichkeiten, die zahlreichen Angriffe, die ihm oft von dieser Seite kamen und die zum Theil auf eine spätere Zeit übergegangen sind.

Das Zeugniß des Sammler- und Forscherfleißes kann Sixt keinen Augenblick vorenthalten werden. Mit tiefer und sichtbarer Neigung hat er sich in seinen Stoff versenkt, ihn mit Liebe durchdrungen. Ein weiteres Lob kann ihm jedoch die historische Kritik nicht ertheilen. Der strengen Wissenschaft genügt seine Arbeit nicht. Sixt urtheilt von dem Standpunkt eines Theologen, und zwar eines Theologen, der mit starrer Atrocität an dem Dissens confessioneller Unterschiede festhält, nicht von dem Standpunkt eines Historiographen. Eine Menge einzelner Ausstellungen, die gegen ihn zu erheben wären, wird in jenem Umstande ihre Erklärung finden. Die ganze Komposition sowol als die Gesichtspunkte, von denen Sixt seine Betrachtungen anstellt, die Art und Weise seiner Auffassung und seiner Schlußfolgerungen, die Maßstäbe, die er anlegt, seine Darstellung und sein Stil beweisen hinreichend, wie ihm der eigentliche historische Instinct durchaus fehlt, wie er sich über die höhern Anforderungen keineswegs klar geworden, die man an ein Geschichtswerk stellt. Der Historiker soll weder nach links, noch nach rechts schauen: das Rechte allein sei für ihn Kompaß und Magnet! Damit ist freilich beileibe nicht gesagt, daß die Darstellung und Beurtheilung geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten sich farb- und unterschiedlos abblassen soll; ein durchweg aschgrauer Bogen wird kein Bild, nicht einmal eine Caricatur, und was wäre eine Rede oder eine Abhandlung, in der die Sonne der Langeweile gleichmäßig scheint über Gerechte und Ungerechte, über das Große und das Kleine; aber die Forderung stellen wir an jeden, der die Curie oder das Forum betritt, daß er weder um den Beifall der Senatoren buhlt, noch sich gefangen gibt dem Geschrei und Lärm der Turba, d. h. ohne Metapher, wer sich mit Politik und Geschichte beschäftigt, der besitze den Muth, den Dingen und Menschen fest in das Auge zu schauen, ihn kümmern nicht Stirnrunzeln und finstere Brauen; er besitze den Muth, Irrthümer, die er vielleicht lange gehegt und großgezogen, über Bord zu werfen; er halte Einkehr und Umschau bei sich selbst und erhebe sich damit zu der Freiheit, welche, indem sie sich losringt von Vorurtheilen und Rücksichten, indem sie Lieblingsneigungen und vorgefaßte Meinungen siegreich niederkämpft, zur Gerechtigkeit führt und zur ewigen Wahrheit. Wir können Sixt von dem Vorwurfe nicht freisprechen, daß er die großartigen Bewegungen und Vorgänge des Reformationszeitalters nicht mit dem Blick des Historikers betrachtet. Er hat sich auf den immerhin achtungswerthen, aber doch sehr einseitigen Standpunkt des lutherischen Geistlichen gestellt; die welthistorische Mission und Bedeutsamkeit des römischen Papstthums vermag er nicht zu begreifen; der innige und intime Conner, die Wahlverwandtschaft und Wechselbeziehung zwischen der Reformation und der Politik Karl's V. ist ihm unbekannt; für die Schwächen und Misgriffe, welche in dem Lager begangen wurden, in dem er sein Zelt aufgeschlagen, hat er kein Wort des Tadels. Solange der Protestantismus mit der römischen Kirche um seine Existenz rang, solange der Kampf selbst währte, wird man es verstehen und entschuldigen, wenn die gereizte Leidenschaftlichkeit der Gemüther sich im Anklagen, Schmähen und Verdächtigen mitunter bis zur Ungerechtigkeit fortreißen ließ; der Historiker, der heute die Geschichte jener Tage schreibt, wird es nicht in Abrede stellen, daß auf beiden Seiten die Polemik durch Maßlosigkeiten und Ausschreitungen bezeichnet war; er wird nicht das Wohlgefallen an dieser Polemik finden, das Sixt unter anderm S. 234 an derselben zeigt; er wird am allerwenigsten, wie es Sixt thut, die Ausschreitungen und Maßlosigkeiten der protestantischen Polemik einseitig in Schutz nehmen. Gewiß ist die Auffassung eine ebenso trostlose als verwerfliche, welche in der Geschichte nichts sieht als einen Faden von ungeheuerer Länge, der sich von einem sausenden Rade abwickelt, ein buntes und wirres Aneinander von Thatsachen, bei deren Anschauen wir verzweifeln; gewiß überwacht und lenkt den Gang der Weltgeschichte, greift die mächtige Hand gestaltend und bestimmend in die Probleme und Processe jener ein, welche das Universum geschaffen hat und erhält: die historische Forschung mag des Satzes eingedenk sein, aber sie hat auch eingedenk zu sein der Selbständigkeit der einzelnen That und der einzelnen

Persönlichkeit, die in sich eine unendliche Kraft und Freiheit des Willens trägt. Die Blätter Klio's sind nicht wie die Kanzel der Ort, in allem und jedem das unmittbare Eingreifen und Vorwalten der göttlichen Fügung zu demonstriren; das übersieht Sixt. Es ist eine stereotyp bei ihm wiederkehrende Lieblingsmanier, geschichtliche Begebenheiten als Entscheidungen darzustellen, „welche ein helles Licht auf den Zusammenhang der göttlichen Führungen werfen".

Aus dem Gesagten wird erhellen, daß die Kritik, welche Sixt ausübt, im wissenschaftlichen Sinne keine besonders scharfe ist. Wir erwähnten vorhin der persönlichen Nachstellungen, denen Vergerius ausgesetzt gewesen. Sixt trägt kein Bedenken, zu behaupten, Papst Paul IV. habe Meuchelmörder gegen den ehemaligen Bischof gedungen und abgeschickt. Eine solche Behauptung, als unumstößliche Wahrheit und feste Thatsache vorgetragen, sollte denn doch, dünkt uns, nur auf die sichersten und unzweifelhaftesten Quellen hin erhoben werden. Die einzige Quelle, auf die sich Sixt stützt, ist ein Brief Vergerius' an Francesco Betti. Es heißt darin:

Als ich mich in Rürtingen aufhielt, wo die durchlauchtigste Herzogin Mutter residirte, schickte mir Paul IV. drei Banditen, die ich mit drei wüthenden Schafhunden vergleichen möchte, auf den Leib; sie wurden aber entdeckt, ehe sie eine passende Gelegenheit gefunden hatten, mich zu tödten. Zwei von ihnen entflohen nach Frankreich, wo sie auf dem Schlachtfelde blieben; der dritte wurde auf dem Gebiete des Herrn Grafen von Zollern ergriffen, und als er sah, daß sein Leben doch verwirkt sei, gestand er freiwillig und ohne gefragt worden zu sein, daß er mir viele Tage mit den beiden Vorgenannten aufgelauert habe, um mir entweder den Garaus zu machen oder, wenn es ihnen gelungen wäre, mich lebendig in ihre Hände zu bekommen, mich nach Rom zu liefern, und daß ihnen dieser Auftrag von Sr. Heiligkeit ertheilt worden sei. Das sind die Artigkeiten, das die Vertheidigungsgründe der Päpste. O ihr Elenden!

Sixt zeigt sich doch sonst, wenn es gilt, Urtheile zu entkräftigen, welche Vergerius' Gegner gegen diesen geäußert, so bereit, die Urtheile anzuzweifeln, weil die sittliche Charakterintegrität dieser Gegner ihm nicht immer ganz lauter und rein erscheint; bei der Aussage des Banditen steigt ihm ein solcher Zweifel nicht auf.

Aus der mangelnden Kritik entspringt endlich die unbedingte Parteinahme, welche Sixt für seinen Helden zeigt und die entschieden getadelt werden muß. Er geht in diesem Punkte über die Schranken des dem Biographen irgend Erlaubten weit hinaus; Vergerius' Bild ist bei Sixt durchaus zu günstig gezeichnet und deshalb durchaus verzeichnet. Sicher hat Vergerius sich aus ganzer und aufrichtiger Ueberzeugung der Reformation angeschlossen, aber ein glühender Ehrgeiz, der Durst nach persönlichem Ruhm und nach persönlicher Auszeichnung waren ihm bis auf die letzten Tage seines Lebens eigen, der Ehrgeiz sowol als die diplomatische Schlauheit, in Rom sowol als in Tübingen. Es sind nicht blos helle Lichtseiten in seinem Charakter, auch manche dunkle Flecken; das Reinwaschen und Schönfärben der schmuzigen Wäsche hätte Sixt besser unterlassen. Die Packetgeschichte z. B. bei dem Colloquium zu Poissy: wer kann es streiten trotz der Entschuldigungen, welche der Biogra vorbringt, daß Vergerius, gelinde ausgedrückt, bei d Handel eine wenig ehrenhafte Rolle spielt?

Durch Vorzüge der Darstellung will unser B nicht glänzen. Die Anordnung und Vertheilung Stoffs ist keine geschickte, die ganze Anlage sowol die Verarbeitung der einzelnen Theile breit und sch fällig.

Thaddäus Le

Dichtungen religiöser und verwandter Gattu

1. Deutsche Sionsharfe. Von Karl Simrock. Eber Friderichs. 1857. 16. 1 Thlr.
2. Die Glorie des Christenthums. Dichtungen von Sr phine von Fulda. Tübingen, Riecker. 1857. 7½ Ngr.
3. Gedichte von Gedeon von der Heide. Schaffha Hurter. 1857. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
4. Neue fromme Lieder und Gedichte von Julius Str Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Frauenweihe. Gedichte von Friedrich von Rein Dresden, R. Schäfer. 1858. 16. 24 Ngr.
6. Traum und Wirklichkeit. Gedichte von Octavie Bra Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr.

Wir beginnen unter den uns diesmal zur Beisch vorliegenden Werken mit einem Bändchen alter Lyrik, di im freundlichsten neuen Gwande auftritt: der „Deutschen Sionharfe". Es sind geistliche und gottesdienstliche Lieder und Ged des Mittelalters, welche der unermüdliche Forscher und Sam altdeutscher Sage und Poesie, Karl Simrock, als bisher un Schatz gehoben und in trefflicher Bearbeitung dem allgem Gebrauche übergeben hat. Seine Absicht ging, wie er in der V rede bemerkt, auf Zusammenstellung und Erneuerung der bes Lieder der gedachten Kategorie, und es lag in seinem Pl die in den katholischen Gesangbüchern von Veh, Leisentrit Cornor enthaltenen deutschen Lieder alten Ursprungs vom 9 des Alters wie vom modernen Firniß zu reinigen und Gebrauch der Kirche in ursprünglicher Schönheit zurückzug Da aber nicht alle der Herstellung sich fähig gezeigt, h er uns neben den eigentlichen gottesdienstlichen eine Nac folge geistlicher Lieder, welche theils niemals zum gottesdie lichen Gebrauche bestimmt waren, theils einen mehr we mäßigen Ursprung haben. Die erstere der beiden letztgedach Kategorien beginnt mit dem Wessobrunner Gebet aus 9. Jahrhundert und enthält unter anderm Gedichte von Wal von der Vogelweide, Gottfried von Strasburg und Kon von Würzburg. Auch findet sich darin „Die Tochter S oder die minnende Seele", ein deutsches Hohelied, mit seinen echt deutschen Charakter durch große Innigkeit und K heit beurkundet, und ein psychologisch merkwürdiges Ged „Das Beginchen von Paris." Der Herausgeber führt es den Worten ein: „Eine kleine Krone der Mystik ist das Beginchen von Paris», das in seiner störrigen Wunderlic wol anfangs befremdet, ja stutzig macht, zuletzt aber d herzliche und wenngleich schmerzliche, doch von Entzückung süßte Hingebung gewinnt und versöhnt." Zu einer so Seelenstimmung sind wir allerdings weder bei der ersten, bei wiederholter Lectüre des Gedichts gelangt. Der mys Quietismus ist darin mit so naiver Wahrheit geschildert, man eine völlig klare Anschauung desselben gewinnt; wird überzeugt, daß dergleichen geistige Zustände in ern dener Aufrichtigkeit und Treue vorgekommen sind. Aber damit gewinnt man in die unerforschlichen Tiefen des men lichen Herzens und in die Verirrungen, deren es selbst in

egeisterung fähig ist, einen Einblick, der mit unheimlichem
:n erfüllt. Durch diese Bemerkung wird natürlich der
) des Gedichts in keiner Weise beeinträchtigt; im Gegen-
wir erkennen damit an, daß es jene Phase des mensch-
Gemüthslebens, die ein so umfangreiches Kapitel in der
hte der Entwickelung des Christenthums ausfüllt, in
reflicher und vollendeter Weise darstellt.
ie schönsten Stücke der Sammlung finden sich in dem
Abschnitte, welcher die Lieder mehr volksmäßigen Ur-
s enthält. Besonders hervorzuheben sind „Die beiden
che Christi mit der Seele", „Der Ackersmann", „Der
lschlag", „Von der Ewigkeit", „Sieben Fragen"
Vom Jüngsten Tage". Wir lassen die beiden letztern
gen:

Sieben Fragen.

Wer weiß, wo noch das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden?

Wer weiß, wo noch das Körnlein wächst,
Das uns zur Nahrung dienet?

Wer weiß, wo noch das Schäflein geht,
Das uns mit Wolle kleidet?

Wer weiß, wer uns den Tisch noch deckt,
Der uns den Körper weidet?

Wer weiß, wer uns den Weg noch zeigt,
Darauf wir wandern müssen?

Wer weiß, wo noch das Bettlein steht,
Wo Gott mich schlafen leget?

Wer weiß, wie bald der Tod schon kommt,
Der uns zum Richter führet?

Ach, treuer Vater, das weißt du,
Dir ist ja nichts verborgen.

Und wenn es heute nicht geschieht,
Geschieht es doch wol morgen.

Ihr Sorgen weicht, laßt uns in Ruh',
Denn Gott wird für uns sorgen.

Vom Jüngsten Tage.

Wenn der Jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Wo die lieben Waldvöglein sitzen.

Kommt der liebe Gott gezogen
Auf dem schönen Regenbogen,
Und spricht: „Ihr Todten sollt erstehn
Und sollt vor Gottes Gerichte gehn.

„Ihr sollt treten auf die Höhn,
Wo die lieben Englein gehn,
Ihr sollt treten auf die Bahn
Und euer Urtheil all' empfahn."

Jesu, Jesu rosenroth,
Wie leid't der Mensch so große Noth,
Wie leid't der Mensch so große Pein:
Laß mich in deinen Himmel ein.

Ich kam auf einen breiten Weg,
Nun bin ich auf dem schmalen Steg.
Ein Engel kam und wies mich fort:
O nein, ich muß an diesen Ort.

Ich bin von Gott, ich will zu Gott:
Ihr Engel, weiset mich nicht fort.
Gott hat mir ein Licht gegeben,
Das soll mir leuchten ins ewige Leben.

esen Proben erhellt es zugleich, wie sehr es dem
geglückt ist, die alten Lieder so umzudichten, daß
sie im neuen Gewande an ihrer vollen ursprünglichen Schönheit nicht das mindeste verloren haben. Dies ist durchgehends der Fall. Ueberall ist der eigenthümliche Reiz, durch den sich unsere guten altdeutschen Gedichte auszeichnen, jene schlichte Einfalt und Kindlichkeit des Ausdrucks, die bei aller Naivetät nie in das Läppische, Süßliche und Kraftlose hinüberstreift, auf das schönste gewahrt.

Diesen lyrischen Klängen aus dem Schoße der noch ungetrennten abendländischen Christenheit lassen wir zwei Sammlungen folgen, in deren Dichtern wir die römisch-katholische Kirche vertreten finden.

Die Dichterin der „Glorie des Christenthums", Seraphine von Fulda, bemerkt unter anderm in der Vorrede: „Die Minderzahl unserer Poeten hat sich dem Credo einer bestimmten religiösen Weltanschauung angeschlossen, sondern ließ sich fortreißen durch den Tagesschwindel des Indifferentismus, der Gott dienen will, ohne Belial zu hassen" (ein Satz, in dessen erstem Abschnitte, wie beiläufig erwähnt wird, die Negation so angebracht ist, daß der zweite das Gegentheil von dem ausdrückt, was ausgedrückt werden soll), und fährt dann fort: „Das Geheimniß aller Weltanschauung ist mir klar geworden in Lehre und Leben der christlichen Kirche. Nur auf ihrem Altare kann deshalb nach meiner Ueberzeugung eine heilige Flamme der Poesie angefacht werden. Ich habe den Versuch gemacht, in dem engen Rahmen dieser Blätter die Hauptwunder des christlichen Bewußtseins abzuspiegeln." Die Dichterin setzt sich demnach hohe Ziele. Ueber das Geheimniß aller Weltanschauung sich klar geworden, will sie es der Mehrzahl der Poeten zuvorthun und das Höchste in ihren Dichtungen abspiegeln. Wird dies eine Abspiegelung sein, wie sie den Anforderungen der echten Poesie entspricht, eine Abspiegelung der Wunder des christlichen Bewußtseins in der That und im Leben, als wodurch das subjective Bewußtsein allein zur vollen objectiven Erscheinung gelangt? Wir müssen diese Frage verneinen und gestehen, daß wir auch vor der Lectüre kaum das Entgegengesetzte hofften, denn die Dichterin hat sich, indem sie das Axiom „Extra ecclesiam nulla salus" auch auf die Aesthetik anwendet, auf einen so beschränkten Standpunkt gestellt, daß wir uns nicht dazu ermuthigt fühlten. Wenn sie nur auf dem Altar der christlichen Kirche die heilige Flamme der Poesie für möglich hält, so hat sie für die ganze classische Poesie des Alterthums und für alle nichtchristliche und alle weltliche Poesie der nachchristlichen Jahrhunderte keinen Sinn. Ob sie auch in den alttestamentlichen Hymnen, in den Psalmen oder in Hiob keine Poesie finde, weil diese Werke entstanden, ehe es eine christliche Kirche gab, wollen wir nicht fragen. Doch genug, möge sie sich aller Consequenzen ihrer Behauptung bewußt gewesen sein oder nicht, so viel ist gewiß, daß die „Glorie des Christenthums" sich streng innerhalb der gezogenen Grenzlinien hält, und es wäre dies für das christlich-religiöse Gedicht, wennschon dasselbe eben als solches sich von jedem confessionellen oder specifisch-kirchlichen Standpunkte so fern als möglich halten sollte, nicht zu tadeln, wenn nur die Dichterin dem praktisch-christlichen und, da es sich um Dichtungen handelt, namentlich dem poetischen Moment ebenso gerecht geworden wäre wie dem dogmatischen. Dies vermögen wir jedoch nicht zu behaupten. Ein großer Theil des Dargebotenen ist genau genommen nichts anderes, als ein in poetischen Formen ausgearbeiteter Katechismus. Nur da, wo weder dieser Katechismuston, noch der auch hier und da angeschlagene polemische vorherrscht, namentlich in einigen parabelartigen Gedichten und in einigen gegen das letzte Drittheil der Sammlung hin kann man der Dichterin mit Vergnügen folgen. In diesen zeigen sich die Vorzüge, die wir schon bei Besprechung eines andern Werks der Dichterin („Glaube, Liebe, Hoffnung") hervorgehoben haben, während die Flüchtigkeiten der Form, die wir dort rügten, in den gegenwärtigen Dichtungen vermieden sind.

Die „Gedichte" Gedeon's von der Heide, eine äußerst reichhaltige Sammlung, beginnen mit einer poetischen Vorrede in 19 Abschnitten, darauf folgen von S. 25—133 religiöse, von S. 137—232 Marienlieder und von S. 237—595 weltliche Lieder aller Formen und Arten, einfache lyrische, Balladen, poetische Erzählungen, Oden in antiker Form, Cancionen, Gesänge aus der alten nordischen Mythologie und Gelegenheitsgedichte. Nach dem Grundsatze „A potiori fit denominatio" nehmen wir keinen Anstand, die Sammlung als eine werthvolle zu bezeichnen. Die religiösen Gedichte sind warm, kräftig, innig, und können zum größten Theile für alle Confessionen zur Erbauung dienen, so entschieden auch in einigen Liedern, die wir hier nicht meinen, der römisch-katholische Standpunkt des Dichters festgehalten ist. Mit Vergnügen hört man in den Gedichten „Die Bibel", „In eine Bibel", „In das Neue Testament", „Das Lesen der heiligen Schriften" den allgemeinen Gebrauch der Bibel aus eines katholischen Priesters Munde auf das wärmste empfohlen; und man würde ein Gleiches von seiner Begeisterung für Aufklärung und Licht sagen müssen, wenn nicht die Auffassung dieser Begriffe eine so verschiedenartige wäre, so verschiedenartig die geistigen Individualitäten sind, in denen sie Gestalt gewinnen. Wer wollte behaupten, daß die seinige die allein wahre sei? Und können wir dies nicht, so dürfen wir einer andern auf innige Ueberzeugung begründeten Auffassung unsere Achtung nicht versagen. Solche Toleranz suchen wir bei Gedeon von der Heide vergebens. In dem Gedichte „Aufklärung" unterscheidet er zwischen wahrer und falscher Weisheit, schildert die erstere und fährt dann fort:

Ihr müßt den Namen nicht verwechseln,
Mit jener, dran die Menschen drechseln,
Nicht mit dem Götzen aufgestutzt,
Dran jeder neue Moden putzt.

— — — — — — —

Nicht mit dem systemat'schen Bettel,
Der seines Unsinns langen Zettel
Im Hörsaal kaut und wiederkaut,
Bis ihn das liebe Vieh verdaut.

Heißt das nicht der Wissenschaft den Krieg erklären in einer Weise, die nicht allein die Achtung, sondern selbst den Anstand außer Augen setzt? Wir würden dem Dichter rathen, dergleichen Dinge, die sich in der Mitte so mancher trefflichen wahrhaft erhebenden Lieder gar nicht an ihrem Platze befinden und leicht mehr einreißen, als zuvor aufgebaut worden war, in einer spätern Ausgabe zu beseitigen; allein wir hüten uns, einen solchen Rath zu ertheilen, denn der Dichter ist, wie wir später sehen werden, über jeden Rath erhaben. Die Marienlieder ermüden durch zu große Monotonie. Es sind 63 Hymnen, die sich darauf beschränken, die Eigenschaften der Heiligen Mutter nach katholischem Lehrbegriff zu beschreiben und zu feiern; Wiederholungen waren daher unvermeidlich, und es ist dem Dichter bei aller sonstigen Formengewandtheit auch durch die Einkleidung und Darstellung nicht gelungen, das Störende dieser Wiederholungen minder fühlbar zu machen. Die weltlichen Lieder sind unter der Hauptüberschrift „Die todte Harfe" eingeführt und theilen sich in die drei Abschnitte „Sängerleben", „Bilder" und „Zeitlieder". Unter den letztern sind eine Partie Gelegenheitsgedichte, denen wir ein allgemeines Interesse und bleibenden Werth nicht zugestehen können. Dagegen findet sich unter den beiden andern Abschnitten viel Schönes und Treffliches. Beziehungsvoll und nicht ohne Berechtigung ist die für dieselben gewählte Bezeichnung „Die todte Harfe". Es sind die weltlichen Lieder eines katholischen Priesters, und es zieht sich durch die meisten derselben die Trauer um eine zu Grabe gegangene Liebe. Hier haben wir es mit einem Schmerze zu thun, der wahr, tief, edel, männlich und von so echt poetischem Hauche durchweht ist, daß das unerschöpfliche alte Thema in all den zahlreichen Variationen, zu denen es in des Dichters kräftig markirter und charakteristischer Individualität sich belebt, uns immer wieder neue Theilnahme abgewinnt. Die Balladen und Erzählungen zeugen von bedeutendem epischen Talent; die Gestalten sind plastisch entwickelt, die Situationen glücklich gewählt; die Darstellung ist kernig, gedrungen und wohl abgerundet. Diese halten sich auch frei von einem Fehler, der in den rein lyrischen Gedichten häufiger hervortritt, nämlich von einem gewissen Clairobscur, an dem der Dichter großen Gefallen zu haben scheint, der aber durch Verwahrungen, wie z. B.:

O athme leise, leiser,
O athme hörbar kaum;
Mein Lied steht auf der Heide
In wunderbarem Traum.
Du kannst ihn nicht verstehen,
Du weißt nicht, was er will u. s. w.

oder dadurch, daß der Dichter „das Geheimniß seiner dunklen Lieder" nur einem einzigen Herzen, welches ganz allein an den Geist seiner Harfe gewöhnt sei, und vor dem all die Bilder sich allein entschleiern sollen, gesungen haben will, keineswegs entschuldigt wird; denn um zu diesem einzigen Herzen zu sprechen, hatte er es nicht nöthig, sich der Presse zu bedienen, und was dem allgemeinen gesunden Menschenverstande unverständlich ist, das muß man nicht drucken lassen. Die meisten Dunkelheiten finden sich in den 71 Cancionen, mit denen der Abschnitt „Bilder" beginnt, die aber trotz der erstern einen reichen Schatz von Poesie enthalten, wobei es sich von selbst versteht, daß denjenigen, die sich daneben durch Klarheit und Einfachheit auszeichnen, der Vorzug gebührt. Wir geben eine von diesen zur Probe:

Die Winzer ziehn mit Klang und Sang nach Haus;
Und sie stand bei den schönen Winzerinnen
Am Kelter, wo die süßen Tropfen rinnen,
Mit einem Becher, und ich trank daraus.
Ich trank ihn leer, — kein Tropfen ist geblieben;
Wohl süß der Most, doch süßer ist's, sie lieben!
Von Lieb' und Wein erscholl der Winzer Lied;
Ich mag des besten Weins Begeist'rung nicht!
Mein Lied im Weine nicht die Liebe sieht,
Und meine Liebe nie vom Weine spricht!
Komm, süße Maid, laß' mich der Liebe leben
Und der Begeist'rung, die mir du gegeben! —
Die Winzer ziehn mit Klang und Sang nach Haus;
Und sie stand bei den schönen Winzerinnen
Am Kelter, wo die süßen Tropfen rinnen,
Mit einem Becher, und ich trank daraus!

Der gute Eindruck, den die Vorzüge des Dichters in dieser hervorrufen, wird leider oft durch eine Untugend getrübt, die sich in tadelnswerther Weise breit macht. Es ist das Eigendünkel; denn so und nicht anders müssen wir die Selbstverherrlichung, in welche das Selbstgefühl des Dichters auf so vielen Blättern dieser Sammlung ausartet, bezeichnen. Sie tritt schon in der poetischen Vorrede „Mein Lied" auf, wo der Dichter unter wiederholten Ausfällen gegen die Kritik uns oft genug versichern kann, daß ihm Lob und Tadel gleichgültig seien. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß sich durch die Kritik Betroffene gelegentlich einmal durch einen Kernspruch gegen dieselbe das Herz erleichtert; man wird am Ende dem, der sich verletzt fühlt, ein wenig Gereiztheit verdenken und wird dergleichen Dinge in der Regel mit Stillschweigen übergehen. Allein wenn dasselbe Thema durch eine lange zusammenhängende Reihe von Liedern und sodann durch die ganze Sammlung hindurch periodisch immer wieder, so ermüdet es, und das um so mehr, je mehr es der Dichter, dem er sich von diesen Gedanken nicht losmachen kann, wie sehr er von ihnen beherrscht wird, und wie sehr dabei angebliche Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil eine pura petitio facto contraria ist. Hierbei aber läßt er es nicht bewenden. Er allein ist der Dichter ohne gleichen, ringsum nur Dichterlinge und Versler. So S. 291:

Hab' keine Zeit
Unnütz zum Streit!
Kurz, wahr und frei; drum wenig!
Es bleibt dabei:
Die Verslerei
Der Dichterlinge höhn' ich!

Mein Volk! nur dir
Gehören wir,
Der Sänger und die Lieder;
Und allen Ruhm
Als Eigenthum
Bring' ich dir freudig wieder!

. 279, wo er mit den stolzen Worten:

An mein Volk am Rhein.

Frei tritt der Sänger vor dir auf,
Mein Volk! Willst du ihn hören?
Laß seinem Lied dann seinen Lauf:
Du sollst dich selber ehren! —

if die eine und die „Dichterlinge schaarenweis'", „der feilen Schwarm", „die faden Versler", „die Stümper" andere Seite stellt. Selbst bei Gelegenheitsgedichten rührt : unsterbliche Harfe" und gibt uns endlich den Schlüssel er Kritik, indem er ausruft:

Ich mag sie nicht, ich mag sie nicht,
Ihr mögt sie loben und preisen,
Die Lieder der Ketzer — das Afterlicht
Kann ich nie Sonne heißen!

— — — — — — —

Nennt, was ihr wollet, Poesie;
Es paart sich, die ich meine,
Mit einer Ketzerseele nie,
Die himmelgeborne, reine! —

eilich, da werden die Reihen der Dichter so gewaltig und die Riesen des Waldes so mit einem Schlage ge- aß die Dii minorum gentium ins volle Licht hervor- Dessenungeachtet verschmäht es Gedeon von der Heide em Ketzerdichterling Goethe das „Kennst du ihn wol n, dahin" nachzudichten. Wir haben uns über eine Theorie von der allein möglichen Poesie, die aber ige nicht so enge Grenzen zog und in weit mildern auftrat, bereits oben ausgesprochen. Auf Anatheme, hier vorliegenden, sich irgend weiter einzulassen, würde rflüssige Sache sein. Es ist zu beklagen, daß ein poe- begabter Mann wie Gedeon von der Heide an einer en und objectiven ästhetischen Monomanie leidet, die esien entstellt.

: ganz anders der Sänger der „Neuen frommen Lie- ulius Sturm! Auch seine Begeisterung ist von selbst- : Kraft getragen, aber er drängt seine Persönlichkeit den Vordergrund, macht kein Idol aus dem Ich und inen Werth durch Bescheidenheit.

— — — — — — —

Bin ich der Schwächste noch
Unter der Kämpfer Zahl,
Traf aus der Höhe doch
Mich auch des Geistes Strahl.

Leben, ich liebe dich,
Solang' die Kraft mir bleibt,
Die für das Heil'ge mich
Muthig zum Kampfe treibt.

en letzten vier Zeilen ist zugleich das Princip ausge- das den Dichtungen Sturm's zu Grunde liegt, und it herrlicher Consequenz festhält, nämlich die innige ung des Irdischen und Himmlischen und die Forde- es thatkräftigen, den Ansprüchen der Erde an den gerecht werdenden Erdenlebens als Vorbedingung ilischen. Neben den andern aus seinen frühern Dich- tungen hinlänglich bekannten Vorzügen des Dichters scheint uns gerade darin, daß jene Idee überall harmonisch durchklingt, ohne durch einen innern Widerspruch getrübt zu werden, ein Hauptgrund zu liegen, warum man sich bei der Lectüre dieser Gedichte so durchaus befriedigt fühlt. Alle die geistlichen Lie- derdichter, welche von ihrem unnatürlichen Himmelsstandpunkt aus die Erde mit Verachtung behandeln, sind durch ihr eigenes Princip nothwendig zu zahllosen Widersprüchen verdammt. Wenn sie die Größe Gottes vollaus schildern wollen, dürfen sie seine Schöpferherrlichkeit nicht verschweigen und müssen die auf der ersten Seite geschmähte Erde auf der zweiten preisen; und selbst dann, wenn sie von der Offenbarung Gottes in sei- ner Schöpfung völlig absehen und ihren Cultus nur dem im Wort geoffenbarten Gott zuwenden, kommen sie bei der Aus- schmückung der himmlischen Seligkeit abermals in Verlegen- heit, denn sie müssen die Züge, Bilder und Farben, die sie dazu gebrauchen, doch immer wieder unterhalb des Horizonts, der nun einmal alles menschliche Schauen unerbittlich begrenzt, also auf der armen mishandelten Erde suchen. Bei solchen Widersprüchen ist weder eine religiöse noch poetische Erbauung möglich. In beider Beziehung ist Wahrheit das oberste Gesetz, und jeder Verstoß gegen dieselbe verstimmt, und zwar um so mehr, je schroffer er uns entgegentritt. Das letztere geschieht in der unleidlichsten Weise im Widerspruche, weil hier der Sprechende sofort den Beweis gegen sich selbst führt, daß er hier oder dort unwahr gewesen. In den Sturm'schen Gedich- ten ist Einheit und Harmonie, und dadurch üben sie mächtigen Reiz. Uebrigens sind es Gedichte im vollen Sinne des Worts: Gedanke, Bild und Form zusammenstimmend, wohl ineinan- der gefügt und zum anmuthigen Ganzen abgerundet. Die Anschauungsweise des Dichters eröffnet ihm auch bei dem reli- giösen Liede ein weites Gebiet und bringt Mannichfaltigkeit und Wechsel in seine Gaben. Daß er innig an die Natur anknüpft, versteht sich nach dem Bisherigen von selbst. Allein auch dem classischen Alterthum wird sein Recht gewahrt.

Doch wußt' er (Jehovah) auch die Heiden zu behüten,
Und ließ aus ihrer Mitte sich entfalten
Der Wissenschaft und Kunst duftreiche Blüten;
Daß sie dem Heil, wenn es dereinst erschienen,
Das ganze Leben herrlich zu gestalten,
Mit ihren reichen Gaben möchten dienen.

In dem Gedichte „Aus Aegypten" finden wir die profane Mythe mit dem christlichen Moment glücklich verknüpft:

Hell klang die Memnonssäule durch die Nacht,
Als grüßte sie der Morgensonne Strahl,
Und leis erbebte von dem Schlaf erwacht,
Das Räthselhaupt der Sphinx zum ersten mal.

Das war zur Zeit, als durch den Wüstensand
Maria floh vor des Tyrannen Drohn,
Um fern der Heimat in Aegyptenland
Zu bergen Gottes eingebornen Sohn.

Da klang der Memnon seinen Gruß dem Licht,
Das mit dem Kindlein seinen Anfang nahm,
Und auf der Sphinx ergrautem Angesicht
Erlosch das Räthsel, weil die Lösung kam.

Das Symbolisiren ist auch anderwärts dem Dichter recht gut gelungen, wie in dem Liede:

In der Nacht.

Das Lied, das einst in heil'ger Nacht
Der Engel Mund gesungen,
Hat heut' im Kämmerlein mit Macht
Mich wunderbar umklungen.

Ich blickte nach der Sterne Heer,
Da klang es hoch von oben:
„Gott in der Höh' sei Lob und Ehr!"
Da mußt' ich still ihn loben.

Nur ſtill, damit mein liebes Kind
Im Bett nicht munter werde;
Es ſchlief, und um mich klang es lind:
„Und Frieden auf der Erde!“

Da ſah ich hell des Mondes Strahl
Das goldne Kreuz umwallen,
Und in mir klang es tauſendmal:
„Der Welt ein Wohlgefallen!“

Manche wunde Stellen der religiöſen Gegenwart werden mit kräftiger Hand berührt; ſo unter anderm in dem Gedichte:

Für die Liebe.

Ein finſtrer Geiſt erhebt ſein Haupt jetzt wieder,
Der lange Zeit im Schos der Nacht geruht,
Unheimlich blitzt im Strahl verhaltner Wuth
Durch die noch halb geſchloſſnen Augenlider.

Noch ſchleicht er nur verſtohlen auf und nieder
Und flüſtert leiſe nur von Ketzerbrut,
Von ſünd'ger Lauheit und von heil'ger Glut
Und dehnt zum Kampf die blutbeſpritzten Glieder.

Noch iſt es Zeit, noch könnt' ich ihn beſiegen,
Doch ſammelt er ſich täglich neue Horden,
Und der Lavine gleich wächſt ſeine Macht.

Auf denn, zum heiligſten von allen Kriegen!
Der Liebe gilt es; denn um ſie zu morden,
Entſtieg der finſtre Geiſt dem Schos der Nacht.

Der Dichter ſteht auf ſtreng evangeliſch-confeſſionellem Standpunkte, zollt aber dem proteſtantiſchen Princip der freien Forſchung, wie z. B. in dem Gedichte „Jedem das Seine“ volle Anerkennung. Als beſonders gelungen heben wir hervor die Legenden: „Die wandernde Traube“, „Frau Elſe“; dann „Ein Lutherwort“, „Zu Dritt“, „Aus der Kinderſtube“, „Die Quelle der Reue“, „Freundesbeſuch“, „Mein Kirchlein“, „Vaterunſer“, „Auge und Seele“, „Myſterium“, „Die Blinde“, „Die Rebe und der Gärtner“, „Eitler Ruhm“; wir müſſen uns aber begnügen, nur das letzte noch mitzutheilen, was zugleich zeigt, wie der Dichter auch durch einfache Mittel erfolgreich zu wirken verſteht:

Eitler Ruhm.

Du rühmſt dich, daß du ohne Klagen
Des Kreuzes ſchwere Laſt getragen?

O ſieh doch jenen kleinen Knaben
Mit ſeinem Bündel luſtig traben.

Der treue Vater folgt geſchwinde
Dicht hinter ſeinem lieben Kinde.

Er hält die Laſt, daß ſie den Rücken
Des Kindes nicht zu ſchwer ſoll drücken.

Da ſpricht der Kleine mit Behagen:
„Die Laſt iſt federleicht zu tragen!“

Der Vater lächelt, zieht behende
Vom Bundel ab die ſtarken Hände.

Da ſinkt mit ängſtlicher Geberde
Das ſchwache Kindlein auf die Erde.

Rühmſt du dich noch, daß du getragen
Die Laſt des Kreuzes ohne Klagen?

Die beiden letzten oben aufgeführten Werke, „Frauenweihe“ von Friedrich von Reinöhl und „Traum und Wirklichkeit“ von Octavie Branth, gehören der weltlichen Dichtung an. Das erſtere iſt ein Bändchen Lieder zur Verherrlichung der Frauen, voll warmen und reinen Gefühls für all den Segen, mit welchem dieſe Bewohnerinnen und Pflegerinnen der höchſt Erdengüter die Herzen beglücken, und voll des beſten Wille dieſem Gefühle Ausdruck zu geben; mit welchem Erfolge, mi der Leſer aus einigen Proben ſelbſt beurtheilen. Wir ſtel eines der beſten voran, das wir vollſtändig geben, und den ken, daß die Wiederholungen von Reimen und Gedanken, ſie ſich hier finden, zur Manier des Dichters gehören und ähnlicher Weiſe häufig vorkommen:

Dein Anblick.

Was hält mich in dem engen Raum
Mit Zaubers Macht gefangen,
Und wie in einem ſüßen Traum
Die Seele mir umfangen?

Was iſt in meinem wachen Traum
Mein Hoffen und mein Sehnen?
Was macht's, daß ich vor Wehmuth kaum
Erſticke oft die Thränen?

Das biſt du, ſüßes, theures Kind,
Mit deinem Blick voll Wonne,
So gut und rein, wie Engel ſind,
Mein Licht und meine Wonne!

Du biſt ſo licht- und unſchuldsvoll
Von roſ'gem Hauch umfangen;
Dein Herz, es iſt ſo liebevoll
In ſeinem ſüßen Bangen.

Du biſt mit deinem ſüßen Wehn,
Den Roſen auf den Wangen,
Die junge Roſe, voll und ſchön,
Von zartem Hauch umfangen.

Du biſt mit deinem Blütenhauch
So lieblich, ſchön und offen,
Und läßt mich trüben Wandrer auch
Das Allerbeſte hoffen!

Die „Frauenweihe“ enthält unter anderm „Sapphi Oden“, aber in einem Metrum, zu dem man den Schl bei Sappho oder Horaz umſonſt ſuchen würde:

Weiſeſte Lehrerin der zarten Mädchen,
Edle Jungfrau von wahrem Seelenadel,
Fromm und gut! Ich hab' dich geſehen — ich werd' di
Ewig verehren!

Wohl kann die Schweiz, als Stammland der Erziehung,
Auch ſolch' Frauen beſitzen! Mög' ſie nicht, wie's
Einſt bei Peſtalozzi geſchehn, auch dich zu
Spät erſt erkennen!

Zwar kenne ich ſo manche edle Frauen,
Die gleich dir ſich der ſchönen Jugend weihen;
Doch dir gleicht an Stärke des Willens dennoch
Keine von allen!

Drum habe ich dich auch ſo ſehr bewundert,
Als ich dich erſt ein einzig mal geſehen;
Und noch jetzt erfüllt's mich mit Stolz, daß ich dos
Gleich dich erkannte u. ſ. w.

Das Scandiren dieſer Strophen könnte man den Sl legen als Preisaufgabe ſtellen. Der Dichter wollte auch „den Stand der Gattin“ beſingen, bemerkt aber in dem treffenden Gedicht, daß er darauf verzichten müſſe, da nicht ſo glücklich ſei, eine Gattin zu beſitzen, und ſchließ den Zeilen:

Drum, ſoll ich nicht meinen Schmerz beſingen,
Kann mein Lied der Gattin nicht erklingen.
Mögen edle Frauen ſich erheben
An Chamiſſo's „Frauenlieb' und Leben!“

Wenn hier unglücklich, so war er, wie wir aus dem Abschnitt „Der Dichter als Lehrer" ersehen, in dieser Eigenschaft um so glücklicher. Denn die von ihm besungenen Schülerinnen sind Ideale, rein und frei von aller Leidenschaft, realisirte Jungfrauen und Hausfrauen, wie sie sein sollen. Die Lehre mögen hierbei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Wir lesen in einem Gedichte an Bertha:

Ich habe dich in jenen Stunden,
Die wir im Zwiegespräch verbracht,
Zu der Begeisterung entzunden,
Die hohes Streben möglich macht.

Das Participium „entzunden" liebt der Dichter, denn es kommt S. 139 noch einmal vor. Schließlich können wir es uns nicht versagen, aus dem Gedichte „Die zwei Rosen" seine Beschreibung der Centifolie mitzutheilen:

Lieblich ist der Centifolie Walten,
Süß ihr Duft, schön ihrer Formen Sinn,
Zart ihr Roth und züchtig ihr Entfalten;
Kurz sie ist der Blumen Königin.
Selbst ihr Wasser gibt noch Lebenskraft,
Die im Schmerze Linderung verschafft.

Sieht der Leser aus den gegebenen Proben den Schluß, daß in dem Dichter kein übergroßer Reichthum an poetischen Bildern anzutreffen sein möge, so sind wir nach der Lectüre des Ganzen nicht in der Lage, zu widersprechen.

Die Dichterin von „Traum und Wirklichkeit" wendet sich S. 94 an Apollo und singt:

Bilder such' ich, nicht nur Worte,
Doch Apoll hört mich nicht an;
Und der Dichtung goldne Pforte
Oeffnet mir kein Talisman.

Heut' ist mir der Gott nicht günstig,
Und der Funke zündet nicht,
Trotz des Flehens, tiefinbrünstig,
Kommt doch nichts ans Tageslicht.

Was soll ich auch wieder sagen,
Von der Sonne Frühlingsgruß?
Von des Herzens stillen Klagen?
Von der Liebe erstem Kuß?

Sonnenschein ist alle Tage,
Und die Liebe kenn' ich nicht;
Lange quält mich schon die Frage:
„Was besingt mein nächst Gedicht?"

Ist das Ironie und Persiflage, oder ist es Ernst? Nach dem Charakter, der sich in der ganzen Sammlung ausspricht, das letztere. Auch merkt man in der That bei unserer Dichterin hier und da die Qual des Suchens nach einem Thema und des Dichtens à tout prix, gerade als ob äußere Nöthigung, eine kategorische Aufgabe, binnen einer bestimmten Frist soviel Gedichte anzufertigen, sie zum Dichten gezwungen hätte, wobei denn freilich in der Erfindung und Ausführung manches mit unterläuft, was auf poetische Geltung keinen Anspruch hat. Hohe Begeisterung für alles Edle, Gute und Schöne ist durchgehends sichtbar; eine tiefere Durchdringung und recht sichere Beherrschung der Ideen, ebenso wie die Weihe der Poesie nicht überall. Wir können den Eindruck, den die Dichterin hervorzurufen geeignet ist, in der Kürze nicht besser zeichnen, als durch die Uhland'schen Zeilen:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich, nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.

Nun vergleicht die Dichterwerke mit Gärten, dann haben wir hier einen Orangegarten vor uns, gezeitigte Frucht und ungezeitigte nebeneinander. Auch in der Form begegnen wir derselben eigenthümlichen Mischung. Die Diction ist edel, die Verse sind im ganzen glatt und fließend. Aber im Metrum herrscht ein buntes Durcheinander. Sehr häufig sind die sechsfüßigen Jamben angewendet. Es scheint dies ein Modemetrum werden zu wollen; der Rococogeschmack sucht die altväterischen Alexandriner wieder hervor, verputzt sie durch Weglassung der Cäsur und belehnt sie mit neuem Namen. Wir können uns mit diesem Modeartikel nicht befreunden; er umkleidet das moderne Lied ebenso schwerfällig wie die Crinoline die moderne Dame. Unsere Dichterin geht indeß noch weiter; nicht nur, daß in einem und demselben Gedichte fünf- und sechsfüßige Jamben ganz willkürlich miteinander wechseln, selbst die siebenfüßige Jambe gesellt sich zu ihnen; in dem Gedichte „Marcus Curtius" finden wir alle drei Arten einträchtig nebeneinander. Noch auffallender tönen in dem Gedicht „Amerika" durch die ohnedies schon nicht enden wollenden fünfundeinhalbfüßigen Trochäen sechs- und sogar sechsundeinhalbfüßige dergleichen hindurch. In den sonoren Rhythmus endlich, der die erfreuliche Regel bildet, drängen sich einzelne Verstöße, die in der That alle poetische Licenz überschreiten, z. B. „Fluten" als Jambus in der Mitte eines trochäischen Verses, „hinweg" (noch dazu in einem öfters wiederkehrenden Refrain) als Trochäus, „welkenden" als Amphibrachys, „todtbringenden" als Ditrochäus; der Elisionen „strafend'" statt „strafenden", „begeisternd'" statt „begeisternde", „tödtlich'" statt „tödtlichem" nicht zu gedenken. Bei alledem sind diese Dichtungen eine nicht uninteressante Erscheinung; kräftige Gedanken, tiefes Gefühl und glücklich gewählte Bilder, die sich stellenweise geltend machen, legen für das Talent der Dichterin Zeugniß ab; und wenn die Schule reicherer Lebenserfahrungen und durchgreifender ästhetischer Studien ihre Wirkung gethan haben wird, darf man der Metamorphose der bald aufgeschlagenen, bald verhüllten Blume in eine werthvolle gezeitigte Frucht entgegensehen. 18.

In schriftstellerischen Angelegenheiten.

Da wir wol selbst viel dazu beigetragen haben mögen, die jetzt mehr und mehr in den Journalen hervortretende Discussion der mit der Lage und den Verhältnissen der Schriftstellerwelt zusammenhängenden Fragen angeregt zu haben, so sind wir auch wol moralisch genöthigt, der einmal in Gang gebrachten Discussion über diesen Gegenstand zu folgen. Wir halten dies für unsere Pflicht; denn Vergnügen und Dank hat man davon leider wenig, eher das Gegentheil.

Freilich, wir wissen jetzt kaum noch, ob wir überhaupt von „Schriftstellern" sprechen dürfen. Und auch hieran sind wir mitschuldig, wie wir offen bekennen. Der Leser kennt unsere Gründe, die uns veranlaßten, die Verbannung des Wortes „Schriftsteller" und seine Ersetzung durch ein geeigneteres, dem geistigen Charakter der schriftstellerischen Arbeit mehr entsprechendes zu beantragen. Wir schlugen „Schriftverfasser" vor als dasjenige, welches zugleich an „Schriftsteller" und „Verfasser" erinnert und daher das geläufigste sein dürfte. Sofort kam Glaßbrenner mit seinem „Schriftkünstler" und Süpke in Braunschweig mit seinem „Schrifter", während zu gleicher Zeit an Jahn's „Schriftner" erinnert wurde, welches Wort übrigens unsers Wissens auch schon von Luther gebraucht worden ist. Schade, daß man es später aufgegeben hat! Denn an ein außer Gebrauch gekommenes Wort gewöhnt man sich in der Regel ebenso schwer als an ein neues. Nun lesen wir in Nr. 5 der hamburger Wochenschrift „Nordische Blätter" eine Notiz, worin das von uns vorgeschlagene „Schriftverfasser" als „übelklingend und schwerfällig" verworfen wird. Aber in der That, wenn „Schriftverfasser" übelklingend ist, so mögen wir immerhin die Hälfte aller deutschen Wörter als übelklingend verwerfen und aus-

merzen. „Schriftſteller" iſt ein Bacchius und „Schriftverfaſſer" ein Doppeltrochäus, und Doppeltrochäen pflegen in der Regel wohllautender und geſchmeidiger zu ſein als Bacchien, die ſich ohnehin gegen die Verwendung in trochäiſchen und iambiſchen Gedichten äußerſt ſpröde verhalten und in unſerer Sprache in nur zu großer Zahl vorhanden ſind. Der Verfaſſer der Notiz in den „Nordiſchen Blättern" findet Süpke's „Schrifter" (nebſt „ſchriften" und „Schrifterei") viel geeigneter, ſchlägt aber ſeinerſeits als beſtes und wohlklingendſtes Erſatzwort „Schriftmann" (Mehrzahl „Schriftmänner") vor. Für „Schriftſtellerſtand" würde man dann vielleicht gut oder übel „Schriftmannſchaft" (wie „Spritzenmannſchaft") ſagen können. Aber wo bleibt der Erſatz für „ſchriftſtellern", „Schriftſtellerei?" Soll man etwa „ſchriftmännern" und „Schriftmännerei" ſagen? Der Verfaſſer der citirten Notiz will außerdem die „Philologen" in „Sprachmänner" oder mit höherer Bedeutung „Sprachgelehrte" umgetauft wiſſen und ſchlägt für Linguiſtik „Sprachenforſchung", für Linguiſt „Sprachenforſcher" vor. Wäre in letzterer Hinſicht nicht das ganz übliche „Sprachforſchung" und „Sprachforſcher" vorzuziehen?

Intereſſant war es uns, in einer uns zugegangenen und durch unſere Vorſchläge hervorgerufenen Zuſchrift eines uns perſönlich und auch ſonſt gänzlich unbekannten würtembergiſchen Herrn von Adel ebenfalls das Wort „Schriftmann" für „Schriftſteller", in Vorſchlag gebracht zu ſehen, wie wir glauben, ohne daß der Einſender von der oben citirten Notiz in den „Nordiſchen Blättern" Kenntniß gehabt hat. Doch wir laſſen am beſten dieſe Tübingen den 13. März datirte Zuſchrift hier folgen, da ſie manche beachtenswerthe Bemerkungen enthält. Sie lautet:

„Die nationale Richtung, welche erfreulicherweiſe unſere neueſte Literatur kennzeichnet, hat das Bedürfniß hervorgerufen, auch hinſichtlich der literariſchen Terminologie nationaler zu werden. Man hat ſich vielfältig die Aufgabe geſtellt, für eine Reihe von fremdländiſchen Wörtern, welche lange für beinahe unerſetzbar galten und für ſolche, die dem Geiſt der Zeit nicht mehr angemeſſen ſchienen, genügende Erſatzmittel aus dem Schatze der deutſchen Sprache ans Licht zu fördern. Aber trotz des Eifers und des guten Willens von ſeiten der zunächſt Betheiligten, trotz der anerkennungswerthen Aufmerkſamkeit, welche ihre Beſtrebungen in den regſamſten Organen der deutſchen literariſchen Welt fanden, ſcheint es bisjetzt in dieſer Frage zu keiner endgültigen und allgemeinen Annahme eines oder des andern Vorſchlags gekommen zu ſein. Möge es mir daher geſtattet ſein, ſolange die Acten noch nicht geſchloſſen ſind, einige Reſultate meines Nachdenkens über jenes Problem an dieſer Stelle vorzubringen und es den competenten Richtern anheimzugeben, ſo viel daraus zu entnehmen, als zur Förderung der endlichen Beſchlußfaſſung etwa dienlich ſein mag.

„Der wichtigſte und am ſtraffſten geſchürzte Knoten in dem zu löſenden Gewebe von fremden Begriffsbezeichnungen ſchien mir das Wort «Literatur» zu ſein. Ich ging alſo zuerſt daran für dieſes bedeutſame Wort einen heimiſchen Erſatz zu ſuchen, welcher nicht gerade als nothdürftiger Lückenbüßer ſeinen Platz einnähme. Es ſollte vielmehr ein Ausdruck ſein, welcher ein gutes Recht hätte, den bereits halb und halb eingebürgerten Fremdling aus dem Hauſe zu weiſen, etwa wie ein verſchollener, todt geglaubter Sohn, welcher in ſein väterliches Erbe zurückkehrt und ſein rechtmäßiges Eigenthum von einem Eindringling in Beſchlag genommen ſieht, bei den entſcheidenden Behörden die Unterſtützung ſeiner Anſprüche erſtrebte. Ich wagte es alſo über den urſprünglichen Gedanken hinauszugehen, welcher dem Gebrauch des Wortes «Literatur» zu Grunde liegt. Nach dieſem nämlich wäre etwa die Verdeutſchung «Schrifterei» die entſprechende geweſen; aber ſie ſchien mir mehr das Handwerksmäßige, den leidigen Schweiß anzudeuten, welcher dem literariſchen Beruf anklebt. Die hohe göttliche Sendung, welche die Literatur im Entwickelungsgang der Menſchheit zu erfüllen hat, ſchien mir einer würdigern Benennung werth zu ſein. Ich über «Literatur» mit «Schriftſchöpfung». Dieſe Auffaſſung gl ich begründen zu können; denn gewiß iſt die Aehnlichkeit der klein noch ohne tiefe Bedeutung, welche zwiſchen Schaffen Gottes in der Natur und dem des Menſchen in der Literatur herrſcht. Hier wie dort können wir «Schöpfung» das bereits Geſchaffene wie das im Werden griffene und den Geſammtvorgang des Schaffens bezeich abgeſehen davon aber gibt es noch unendliche Vergleich punkte zwiſchen den Phänomenen der Natur und jenen Literatur hinſichtlich ihrer Schönheit und Erhabenheit, des Grades von Widerſtandsfähigkeit gegen das allge Geſetz des Wechſels. Nun heißt aber der Urheber der g Weltſchöpfung — der «Schöpfer», warum ſollten wir nicht gerichtig den Urhebern und Erhaltern unſerer Schriftſch den erhabenen Namen von «Schriftſchöpfern» zuerkennen ſtatt ſie mit der kahlen Bezeichnung «Cloſſiker» abzuf Freilich wären es dann vorzüglich die Vorkämpfer und I unſerer Schriftenwelt: ein Luther, Leſſing, Goethe, Sc Uhland, Humboldt, welche das deutſche Volk durch Ehrennamen auszuzeichnen Grund hätte; die öffentliche nung und ihr Anwalt, die Kritik, hätten Urſache ihn allzu freigebig zu verleihen.

„Nichtsdeſtoweniger hat die reiche deutſche Sprache k wegs nöthig in Verlegenheit zu gerathen, wie ſie alle diej benennen will, welche, ohne im ſtrengſten Sinne «Dichter ſein, ſich um die vaterländiſche Schriftſchöpfung verdient m Iſt es nicht ein echt deutſcher Brauch mit dem einfach digen Prädicat «Mann» das beſondere Merkmal des bem den Standes und Berufs zu verknüpfen, wie in Kaufm Bergmann, Wehrmann, Weidmann u. ſ. w.? Warum ſ gen wir nicht kurzweg «Schriftmann», wenn uns das «Schriftſteller» nicht ſinnentſprechend erſcheint? Auch «S ter» iſt gewiß ſachgemäß und handlich, aber es klingt tonlos und das einfach Gute hat nicht immer das Glü beſten zu gefallen. Ebenſo dürfte das hiervon abge «ſchriftiſch» für «literariſch» ſehr brauchbar ſein und viele Fälle paſſender als etwa «ſchriftmänniſch», «ſ ſtelleriſch» oder «ſchriftſchöpferiſch». Endlich ſcheint mi Wort «Schriftler» die paſſendſte Bezeichnung für litera Dilettanten und Vielſchreiber abzugeben — für die Anf und Pfuſcher in der edeln Dichtkunſt und Schriftkunſt, auch für jene Proletarier des Schriftenthums, welche ſchlechten Erzeugniſſe fabrikmäßig nach einem beſtim Muſter zuſchneiden. Jedenfalls würde es von Werth wenn irgendeine ſchriftmänniſche Größe (eine «literariſche K ritüt» nach dem bisher beliebten Stil) ſich der Sach nähme und die Aufmerkſamkeit des deutſchen Volks auf d Theil ſeiner Sprachverjüngung hinlenken wollte. Möge bald und mit tröſtlichem Erfolge geſchehen und das Fr Schritt für Schritt vor dem Heimiſchen zurückweichen muß

Alſo man wähle: „Schriftverfaſſer", „Schrift „Schrifter", „Schriftkünſtler", „Schriftſchöpfer", „Sch mann". Aber gerade die Menge der vorgeſchlagenen W worte dürfte hinderlich ſein, daß eins derſelben wirklich öffentlichen dauernden Gebrauch überwieſen wird, ob andererſeits dadurch ganz deutlich bezeugt zu ſein ſcheint, das Wort „Schriftſteller" nicht blos von uns als ungem erkannt worden iſt. Jedenfalls wähle man eine möglichſt fache Bezeichnung, damit es uns nicht gehe wie den Sc ſpielern, die dadurch, daß ſie ſich ihres Namens zu ſch anfingen und ſich „Bühnenkünſtler" und „Mimen" nann um nichts beſſer geworden ſind.

Wenden wir uns von dieſem nun wol ſchon zur Ge behandelten Gegenſtande zu einigen Aufſätzen, welche die m Angelegenheiten und ſittlichen Zuſtände des Schriftverfa ſtandes betreffen. In den Kober'ſchen „Kritiſchen Blätt (Nr. 11) ſprach ſich Thaddäus Lau über „Modernes Sch

jum" und in der „Zeitung für die elegante Welt" ein D. G. über „Französisches und deutsches Schrift-jum" aus. Thaddäus Lau faßt den Schriftstellerstand ten seiner Nachtseite auf. Der Verfasser schildert die hn eines Schriftstellers. Als Gymnasiast mache er, er aus der Tanzstunde heimkehre, seinem Herzen in Versen Luft, und eine gute Tante nenne das „dich-Er komme nun auf die Universität, wo die „Couleur-e" die Dienste der Tante übernähmen. Bald mache hterling sein Debut in einem der Hellermagazine und njournale, „diesem unnützigen Schlinggewächs der listik"; dann werde die Theaterkritik die Domäne un-elden. Das akademische Triennium habe inzwischen ndschaft erreicht; ein Fachstudium sei nicht betrieben , überhaupt kein Studium. Ein Examen könne nicht werden, aber die Existenz wolle gesichert sein; und rbleibe nun, wohl oder übel, bei der Schriftstellerei. ehr unerquickliches Bild", meint Thaddäus Lau, und ann: „Wer aber will und kann etwas gegen die Echt-ter Farben einwenden?" Dennoch glauben wir eini-gegen einwenden und vielmehr dreist behaupten zu kön-iß wenigstens von den Schriftstellern, welche zu einer en Geltung gelangt sind, die meisten irgendeine Prü-ständen haben. Wer aber bald genug einsieht, daß er eruf gewählt hat, für den er keine Befähigung hat, . B. zum Schulmann, zum Juristen nicht geboren ist, ie Glaubenssätze, die er von der Kanzel vortragen soll, cht glaubt, handelt der in der That nicht besser und wenn er noch zur rechten Zeit darauf verzichtet, ein er Schulmann oder Jurist oder ein heuchlerischer Pre-sein, und sich dem allerdings höchst precären Schrift-af, diesem Handwerk ohne goldenen Boden widmet, setzt, daß er dazu Talent hat? Zur Ausübung des erischen Berufs, wenn er seinen Mann nähren soll, zum bloßen Handlanger und Sklaven herabsinken zu ehört ganz gewiß eine zähe Energie, eine ganz be-geistige Organisation und eine specifische Anlage. che Inconsequenz! Man findet es ganz in der Ord-ß jemand sein schauspielerisches oder bildnerisches Ta-unst- wie zu Erwerbszwecken ausbilde, ja man würde Ausübung ihrer Kunst den Betrieb irgendeines andern i für höchst unverträglich halten, nur dem schrift-n Talent will man verbieten, die Schriftstellerei zum lichen Lebensberuf zu wählen. Läuft dies nicht wieder inaus, daß die Welt leider nur zu sehr gewohnt ist, th eines Mannes einzig und allein nach dem mate-rfolge seine Thätigkeit abzuschätzen?

ist jüngst eine kleine Schrift, eine später von uns noch besprechende gar nicht uninteressante Sammlung von ten unter dem Titel „Lichtfunken und Pfefferkörner" elm Binder erschienen, in der es gleich zu Anfang Unpraktisch heißt in Deutschland und wird voraus-och lange heißen: alles, was ohne höhern Auftrag eines Nichtbesoldeten erdacht, oder was von einem npfunden wird, das nicht unter einer Staats- und iform, und nicht unter einem decorirten Civilfrack schlägt. ild hiervon liegt nicht an den Regierungen (denn gierung in der Welt kann eine Anschauungsweise ie kann blos die schon vorhandene benutzen), sondern angeborenen Respect vor Titeln und sogenannten Wir Deutschen vermögen uns einmal nicht zu dem zu erheben, daß ein Mann, der hinreichende Kennt-Bekleidung eines Amtes besitzt, ohne dabei sehr reich den Privatstand einer öffentlichen Stellung und ldung vorziehen könne. Der Amtsverstand hat eher mehr gegolten als der Menschenverstand. Ein Rousseau, Gibbon, Hume u. a., die kein Amt , hätten bei uns den Rang weit hinter einem Hof-erwiesen bekommen und wer weiß, ob unser Goethe, Schiller und Herder je den hohen Rang und Einfluß in der deutschen Literatur erlangt hätten, wenn nicht der erste Mi-nister, der zweite Universitätsprofessor und der dritte Consisto-rialpräsident gewesen wäre."

Freilich wird man einwenden, daß so viele Schriftsteller zu Grunde gehen, geistig und materiell, nicht blos solche, die keinen Beruf, sondern auch solche, die wirklich Beruf aber kein Glück haben. Aber auch Hunderte von Schauspielern und Malern verkümmern, Tausende von Kaufleuten machen elenden Bankrott, jährlich gehen auf der See so und so viele Seeleute unter: will man nun sagen, es solle sich keiner dem Schauspieler- oder Künstler- oder Kaufmannsstande widmen, oder es solle keiner ein Seemann werden, weil es so höchst gefährlich ist, zur See zu gehen?

Uebrigens gibt auch Thaddäus Lau wenigstens Ausnahmen zu, wenn er sagt: „Nicht alle Schriftsteller kommen auf die geschilderte Weise zu dem Martyrium des Literatenthums, aber doch ein guter Theil; nicht immer bedingen Eitelkeit und Illusion, Mangel an Studium und Mangel an Subsistenzmitteln die Wahl des Berufs, aber doch in sehr vielen Fällen. Keine Frage, daß auch hier edlere und bessere Kräfte von lautern und reinern Motiven geleitet, durchdrungen von der Bedeutsamkeit ihres hohenpriesterlichen Amtes den Anforderungen desselben durch fortgesetzte Arbeit und unter energischer Anstrengung zu genügen streben; aber was eine constatirte Thatsache und als solche zu bedauern bleibt: diese Minorität ist eben die Minorität, die Ausnahme und nicht die Regel. Eine Schwalbe, heißt es im Volksmunde, macht keinen Sommer."

Indeß die Schwalben machen überhaupt keinen Sommer, sie erscheinen nur in Masse, wenn es Sommer wird, und so sind auch die Schriftsteller in so großen Massen erschienen, weil die Lesebedürftigen lesen, die Drucker drucken, die Buchhändler verlegen wollen, und es dürfte selbst für vielfach verschlungene materielle Interessen ein empfindlicher Schlag sein, wenn der schriftstellerische Drang in der Nation plötzlich und gänzlich versiegte. Was sollte in diesem Falle z. B. aus unsern zahlreichen oder vielmehr zahllosen Zeitungen und Journalen werden? Wer sollte sie redigiren und ihnen die tägliche Füllung liefern? Etwa ein paar Beamte oder höchstens Professoren? Wie viel Zeit, Stimmung und guter Wille würde diesen für eine solche Arbeit, die sie doch nur als eine Nebensache betreiben würden, übrig bleiben? Eine Redaction, wenn sie tüchtig sein soll, erfordert die Thätigkeit und Hingabe des ganzen Menschen, obschon es freilich in Deutschland noch genug gebildete Töchter und Söhne gebildeter Aeltern geben mag, die von den Pflichten und Functionen eines Redacteurs nicht den entferntesten Begriff haben.

Im übrigen enthält der Aufsatz von Thaddäus Lau, der, wie wir glauben, manche nur zu beträchtlichen Kürzungen seitens der Redaction sich gefallen lassen mußte, auch sehr viele treffende und beherzigenswerthe Bemerkungen, und man kann es in mancher Hinsicht keineswegs misbilligen, daß er in so dunkeln Farben malt; denn bei dem enormen Zudrang zur schriftstellerischen Arbeit und bei der Zunahme besonders der kleinern Blättchen, welche, wie Thaddäus Lau ganz richtig einsieht, die wahren Stätten für das Ausbrüten angehender Schriftsteller sind, ist es allerdings mehr geboten, zu warnen und abzuschrecken als aufzumuntern. Einige Uebertreibung wird man sich zu jenem Zweck wol gefallen lassen können.

D. G. in der „Zeitung für die elegante Welt" faßt die Sache freilich anders auf und von seinem Standpunkt bemerkt er ganz mit Recht: „Ganz fälschlich wird so oft die Redensart im lieben Deutschland gebraucht: diese Literaten schreiben ja nur ums tägliche Brot. Damit will man sie verächtlich machen, aber ohne es zu wissen spricht der Unverstand hierin das größte Lob aus, ein Lob, das gerade dem deutschen Schriftsteller vor allen andern Ehre gibt. Denn wenn ein Mann durch die Thaten seines Kopfes und der Hand nicht mehr erschwingt, als sich nothdürftig satt zu essen, und doch

nicht den Muth verliert fortzuwirken, dann muß die Arbeit in sich selbst wol einen Lohn bieten, der ihn für materielle Glücksgüter entschädigt. Wer in Deutschland die Schriftstellerei zum Lebenszweck macht, der weiß von vornherein, daß er ein Dornenfeld betritt, daß er oft mit blutenden Füßen und wundem Herzen sich zu abgekürztem Nachtschlummer auf sein Bett werfen und daß dies Bett nicht von Seide sein werde."

Frankreich und Deutschland sind in dieser Hinsicht der directe Gegensatz; denn wenn es schon in Frankreich auch noch in letzter Zeit vorgekommen ist, daß Dichter und Autoren, welche sich eben den bestehenden Verhältnissen nicht fügen wollten, im Elend untergegangen sind, so ist es doch vollkommen wahr, daß ein französischer Schriftsteller, wenn er sich auf alle Handwerksknisse des Geschäfts versteht, vollkommen als Grandseigneur leben kann, und das thun sie auch, solange sie in der Mode sind, meist in nur zu großem Maße und zu eigenem Schaden; aber sie haben dann doch ihr Leben genossen und eine Reihe von Jahren in der Gesellschaft geglänzt. Zuletzt hilft dann vielleicht eine zwar nicht dem betreffenden Schriftsteller, aber den Franzosen als generösem Volk Ehre bringende Nationalsubscription wie die für Lamartine, der durch die Feder Millionen verdient, aber auch Millionen vergeudet hat. Diese französischen Schriftstellerverhältnisse wollen wir übrigens keineswegs zum Muster aufstellen und für Deutschland herbeiwünschen, denn sie erniedrigen die schriftstellerische Arbeit zu einer blos pecuniären Speculation und zur Anwendung selbst verwerflicher Operationen, wie die, zu welchen Dumas der Vater seine Zuflucht nahm, dessen Reputation übrigens in den Augen seiner Landsleute dadurch sehr wenig gelitten zu haben scheint. In Frankreich speculirt man nicht blos im Börsen- und Actiengeschäft, nicht blos in industriellen Unternehmungen, sondern auch in der Advocatur, in der Politik, in der Kunst, in der Literatur, in der Ausbeutung gesellschaftlicher Verhältnisse, und wer nur etwas vor sich bringt, durch welche Mittel es auch sei, ist ein kluger, geachteter, beneidens- und nachahmenswerther Mann.

Diese äußerlich glänzenden, innerlich faulen Zustände sind es nicht, die wir bei uns eingeführt sehen möchten, eher möge es für immer beim Alten bleiben. Wir waren stets sehr bescheiden in unsern Forderungen, wir wollten von jeher dem deutschen Schriftverfasserstande nur eine Lage herbeiführen helfen, in der keins seiner wirklich berufenen und fleißigen Mitglieder den niederdrückenden Demüthigungen des Proletariers ausgesetzt, sondern seinem Talent gemäß situirt sei; wir wollen, daß die schriftstellerische Arbeit im ganzen in einer Achtung stehe, welche sich auf den einzelnen, insofern er ein ehrlicher gewissenhafter Arbeiter und ordentlicher Mensch ist, überträgt; und wir wollen, daß endlich einmal das garstige Gerede von „geistigem" oder „literarischem Proletariat" ein Ende nähme. Bescheidenere Forderungen wahrlich kann man doch nicht machen.

Wenn Thaddäus Lau behauptet, daß die Geringschätzung der schriftstellerischen Arbeit jetzt in „voller Blüte" stehe und dahin wirke, „die wenigen bessern Bestrebungen, wo sie noch vorhanden, theils zu ignoriren, theils zu unterschätzen", so muß man leider sagen, daß das Verhalten der Schriftsteller selbst untereinander hierzu das Meiste beiträgt. Es herrscht in der Schriftstellerwelt viel Haß und Neid, und polemisiren heißt bei uns persönlich an den Pranger stellen, soweit möglich die Achtung vor dem Angegriffenen untergraben und ihm dadurch selbst in seinem Erwerb Schaden zufügen. Geschieht dies selbst einem sonst geachteten Schriftsteller, so ist große Freude unter seinen Collegen, und kaum ein und der andere denkt daran, daß von solchen Fußtritten die Gesammtheit mitbetroffen wird. In Frankreich ist man so brutal nicht und weiß wenigstens die formellen Anstandsgesetze aufrecht zu erhalten, und auch in England hat die gute Sache des literarischen Anstandes gesiegt, seit die Wilson (Christopher North) und Wilsongenossen, bei deren Gehässigkeiten und Verleumdungen es sich aber meist um politische Parteifragen handelte, ausgestorben sind. Glücklicherweise scheint sich in d Hinsicht selbst in Deutschland eine Wendung zum Bessern be bar zu machen, und sogar in Blättern, die früher durc hochfahrende Burschikosität und Lieblosigkeit ihrer Ausfälle b tigt waren, fanden wir das wahrscheinlich infolge eigene fahrungen herausgepreßte Geständniß, daß man dadurch sich und dem Stande der Journalisten schade.*) H.

Notizen.

Ueber die „Möglichkeit einer Wiedergeburt deutschen Literatur".

Die in Hamburg unter der Leitung von Fr. J. K dem Verfasser einer nicht unbeachtet aber auch nicht Widerspruch gebliebenen „Geschichte der Assyrier und nier", und Fr. Wilibald Wulff erscheinenden „Neu Blätter" enthielten jüngst einen durch mehrere Nummern fenden Aufsatz „Möglichkeit und Vorzeichen einer Wieder der deutschen Dichtung und Kunst" von Kruger, den zu sichtigen uns durch den Verfasser des Aufsatzes fast dieselbe lische Nöthigung auferlegt wird, die uns zu der obigen Betra über das Schriftverfasserthum veranlaßte. Der Verfasser sich nämlich in der Einleitung auf eine von uns frü d. Bl. geäußerte Klage, daß die deutschen Journale, sel gleichartigen, auch in Fragen gemeinsamen Interesses se Notiz voneinander nähmen und sich dadurch um einen Theil der Wirksamkeit brächten, die sie sonst wol könnten. Um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, da uns desselben Fehlers schuldig machen, den wir an Collegen gerügt haben, müssen wir also wol auf den Aufsatz Bezug nehmen. Aber er verdient es auch in facher Hinsicht, obschon es ihm an Widerspruch nicht wird, oder vielmehr nicht fehlen sollte, wenn eben d batte, außer wo es persönliche Interessen und pers Prätensionen betrifft, in der deutschen Journalistik let wäre als sie ist. Kruger behandelt zuvörderst ein be Thema, die wirkliche oder angebliche Verkommenheit de ratur und Kritik, und er sagt dabei viel Wahres, w meist der Fall zu sein pflegt, wo wir Modernen negati treten. Er tadelt an jener mit Recht, daß sie sich in tische Abhängigkeit von den Launen und dem zufälligen geschmack des Publikums begeben habe, und daß Ueberfü und Abspannung, wie sie eine jede Verfallszeit kennzeic die Poesie veranlaßt hätten, „von der Höhe der Geschic die wahre Dichtkunst allein ihrer würdige Stoffe zu hat, in das Alltagsleben herabzusteigen und die Kleid desselben durch falsche Idealisirung zu ersetzen". Z Wissenschaft vermißt Kruger wol mit gleichem Recht lebendige Zusammenwirken der einzelnen Zweige, welch sern Heroen von ehedem neben ihrer Specialwissenschaft auch einen Schatz allgemeiner Kenntnisse und Gesichts sicherte und vor Einseitigkeit wahrte". Insbesondere innerhalb der Sprachwissenschaft diejenige Form ihrer Ab welche man die „Stockphilologie" zu nennen pflege, ein bedenkliches Uebergewicht, und in gelehrten Werken wer sere Sprache ebenso durch Einmischung unnöthiger Fremd verunstaltet, wie zur Zopfzeit u. s. w. Man erwartet Umschwung durch irgendein ungewöhnliches Genie, einen L aber fügt Kruger sehr richtig hinzu: „Diese Hoffnung einen neuen Umschwung durch ein plötzlich auftauchendes wöhnliches Genie beruhen auf dem falschen Grundsatz blos die Männer die Zeit machen und nicht vielmehr kehrt." Freilich bewegt man sich dabei in einem

*) Auf einen vieles Beherzigenswerthe und nur zu Wahre en den Aufsatz „Die Lage der Schriftsteller" in dem uns eben gehenden zweiten Bande des „Jahrbuch deutscher Dichtung" v Weller gedenken wir bei der Besprechung dieses Buchs mit Worten zurückzukommen.

tanz, denn die Menschen machen doch auch wieder die
– wie soll man da herauskommen? Größern Widerspruch
finden, was Kruger von Shakspeare sagt, indem er die
erwirft, daß die Einflüsse des von ihm (angeblich) früher
enen „Fleischerhandwerks" sich in seinen Stücken nur
tlich wahrnehmen ließen, und er führt als Beweis dafür
luttriefende Stelle aus dem „Titus Andronicus" an.
solche vereinzelte Stellen beweisen nichts; auch wissen
ch gar nicht und werden wol nie sicher wissen, was
eare in manchen seiner Stücke aus ältern oder gleich
entnommen und nur für die Bühne bearbeitet hat. Hieran
sich eine Diatribe gegen die zu sehr hervortretende
antisirung unserer Literatur, die daher keine allgemein
, keine nationale sei. Aber wie, wenn sie keine pro
sche wäre, müßte sie dann nicht nothgedrungen eine ka
e sein? und wäre diese dann eine „nationale, allgemein
e"? Aber der Ausdruck „protestantische Literatur" ist
iefer; es kann hier nicht die Rede sein von einer pro
schen Literatur im confessionellen Sinne, sondern nur
ner alle confessionellen Einseitigkeiten verzehrenden und
lassenden allgemein menschlichen Literatur, um den
n Ausdruck zu wählen. Mit dem Verfasser sind wir
n darin einverstanden, daß wir auch den Romantikern
Dank zu sagen haben; denn trotz der Extreme und
ngen, welche die vergängliche und verwerfliche Seite
dirkens bildeten, waren ihre Verdienste doch auch sehr
de und bleibende, und die jetzt übliche Polemik gegen
t an, in ein ziemlich oberflächliches unliterarisches Ge
auszuarten. Zum Schluß des ersten Artikels findet
fasser in der orientalischen Literatur und namentlich
ß's „Schahname" alles was wir bedürfen, und er
ber die Behauptung auf, daß die Wiedergeburt der
Dichtung und Kunst durch den Orient als Ziel einer
turm- und Drangperiode zu erfolgen habe. Der ge
rfasser möge uns entschuldigen, wenn wir auf seine
hließenden Forschungen über die orientalische Literatur
ter eingehen. Es scheint uns aber so, als ob Deutsch
ima und Boden und der Geist, das Temperament, die
d Lebensart seiner Bewohner sehr wenig Orientalisches
deshalb auch bisher alle Dichtung hafisischen und „west
Charakters keine Speise fürs Volk geworden, sondern
bissen für ästhetische Feinschmecker geblieben sind.

Eine englische Stimme über „Soll und Haben".

der englischen Kritik scheint der Freytag'sche Roman
nd Haben" nicht ganz so gefeiert zu werden als von
hm. Zwar hat die „Westminster Review" ihn jüngst
freilich nicht tief eingehenden Notiz sehr gelobt und
gesagt: „We do not wonder at the popularity of
rable novel", und: „A German novel bears the
ng us for some of the best qualities in this class
sition", dagegen haben „Athenaeum" und „Literary
ihm nur ein sehr bedingtes Lob gezollt. Auch das im
eft von „Blackwood's Edinburgh Magazine" lautet
ühl: „Den Roman «Soll und Haben» können wir
englischen Lesern empfehlen, weil sie sich unter neue
ad Situationen versetzt sehen und in die socialen Zu
d socialen Bewegungen eines fremden Landes Ein
innen werden. Aber welchen Rang er auch in der
teratur Deutschlands einnehmen mag, unter den eng
manen kann ihm nur ein zweiter Platz zugestanden
Deutschland, so reich an Werken tiefer Gelehrsam
ischer Untersuchung und historischer Kritik (nicht auch
en Werken?), dürfte wol bereitwillig seine Inferio
er Gattung der Romandichtung eingestehen; einen
weis für diese Inferiorität kann es wenigstens nicht
en großen Erfolg, den «Soll und Haben» in seiner Hei
t hat. Verdienste hat das Buch ohne Zweifel, aber
sie sind eher die Verdienste eines geübten Schriftstellers, der gewissenhaft den Plan seines Werks ausführt, als eines Mannes von Genie, der aus der Fülle und unwiderstehlichen Unmittelbarkeit seines Denkens und Fühlens schöpft. Er ist oft langweilig und niemals sehr interessant." Der Berichterstatter meint, daß zwar in der Uebersetzung (derjenigen von L. C. C.) manches gekürzt sei, daß aber der Roman durch weitere Kürzungen noch mehr gewonnen haben würde. Wie übrigens aus den Bemerkungen des Berichterstatters hervorgeht, möchte er seinen Landsleuten den Roman gern als Monopol sichern, und er stellt sich an, mit Verachtung auf die Romanproduction eines Volks herabzusehen, welches der Welt einen „Werther" und einen „Wilhelm Meister" gegeben hat. Freilich kann dies bei einem Engländer nicht auffallen; es ist vielleicht nur das Echo der Urtheile deutscher Blätter, welche nicht oft genug wiederholen konnten, daß die deutsche Romanproduction sammt und sonders nichts tauge und nicht werth sei, der englischen auch nur die Schuhriemen zu lösen. H. M.

Bibliographie.

Bechstein, L., Thüringer Sagenbuch. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gladisch, A., Empedokles und die Aegypter. Eine historische Untersuchung. Mit Erläuterungen aus den aegyptischen Denkmälern von H. Brugsch und J. Passalacqua. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Maguire, J. F., Rom: Sein Regent und seine Institute. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Marbach, O., Hippolyt. Tragödie. Leipzig, Lorck. Br. 8. 20 Ngr.

— — Medeia. Tragödie. Leipzig, Lorck. Br. 8. 20 Ngr.

Marienminne. In Dichtungen von Werinher von Tegernsee, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg. Zum ersten Male in vollständigen neudeutschen Uebertragungen. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Meisterwerke hellenischer Dichtkunst in moderner Uebertragung. Von E. Buchholz. 1stes Bändchen. Marburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Menzel, W., Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pröhle, H., Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westphalen. Vorgelesen am 13. Februar 1858 im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Berlin. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Spatz, J. M., Kaiserdom und Retscher. Ein Sang in die Gegenwart. Speyer, Lang. Gr. 16. 7½ Ngr.

Steub, L., Deutsche Träume. Roman. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Stolz, A., Legende. Aerntemonat. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1858. Herausgegeben von G. M. v. Knonau und S. Vögelin. 1ster Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorpahl, K. L., Die Gesetze des menschlichen Wirkens. Halle, Lippert. 12. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Egler, L., Sonetten-Kranz zur Erinnerung an das Leben und den Tod Ihrer Durchlaucht, der höchstseligen Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen, geborenen Prinzessin von Leuchtenberg. Hechingen, Egersdorff. 1857. 8. 5 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und England. Berlin, Friedländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

MÉMOIRES DE M. GUIZOT.

Soeben erschien:

MÉMOIRES
POUR SERVIR
A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.
Par
M. GUIZOT.

Tome Ier. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's, seit lange mit Ungeduld erwartet, bilden unstreitig eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnts. Geistreich und anziehend geschrieben, geben sie uns das Bild einer an innern Kämpfen und Entwickelungen reichen Zeit, von einer Hand gezeichnet, die selbstthätig in die Ereignisse eingegriffen und Jahre hindurch die Bewegungen geleitet hat, welche der Geschichte unserer Zeit ihren Charakter aufgedrückt. Dass diese Memoiren gerade im jetzigen Augenblicke und bei Lebzeiten ihres Verfassers erscheinen, gibt ihnen noch eine ganz besondere Bedeutung.

☞ **Diese autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie noch besonders empfehlenswerth.**

Leipzig, 20. April 1858.

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die orientalischen Münzen
des akademischen Münzcabinets in Königsberg beschrieben von G. H. F. Nesselmann.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine für Numismatiker wie für Orientalisten wichtige Schrift, die zugleich als eine sehr vermehrte und verbesserte zweite Auflage der 1846 gedruckten (nicht in den Buchhandel gekommenen) Schrift des Verfassers: «Nummorum orientalium etc. definitio et explicatio» anzusehen ist.

In demselben Verlage erschien:

Stickel (J. G.), Handbuch der morgenländischen Münzkunde. — A. u. d. T.: Das grossherzogliche orientalische Münzcabinet zu Jena, erläutert und beschrieben. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasidenmünzen. Mit lithographirten Tafeln. 4. 2 Thlr.

Dieses wichtige Werk hat den Zweck, an dem Vorrath des reichen Cabinets zu Jena die gesammte morgenländische Münzwissenschaft darzustellen und in den noch dunkeln Partien weiter zu bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des einundzwanzigsten Heftes:

Beneficium als Kirchenpfründe, s. Kirchenamt. — Beruf (Jeremias). Von J. Weitzel und Welcker. — Berufsschule. Von H. Marquardsen. — Béranger (Pierre Jean). Von J. G. Deeg und Welcker. — Beredtsamkeit, s. Redekunst. — Berg, Bergpartei und Gironde. Von Rotteck. — Bergbau, Bergwerk, Bergwesen, Bergrecht, Bergpolizei, Bergwissenschaft, Bergzehnt. Von Rotteck und F. A. Walchner. — Bericht, Berichterstatter. Von Welcker. — Bern. Von H. Zschokke. — Bern seit 1846. Von Schulz-Bodmer. — Bernadotte (Johann Baptist Jules als Gründer der Dynastie Bernadotte in Schweden und Norwegen Karl XIV. Johann. Von J. Weitzel, K. Hagen und Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung der frühern bewährten Artikel und wird von den ersten Namen der deutschen Wissenschaft unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Basreliefs
am
Dom von Orvieto.
Marmor-Bildwerk
der
Schule der Pisaner.

Mit erläuterndem Texte von E. Braun.

Herausgegeben von L. Gruner.

Quer-Folio. In Carton.

Die Basreliefs am Dom von Orvieto schildern die Geschichte der Menschheit nach christlicher Weltanschauung. Sie gehören zu den erhabensten Erscheinungen, welche die Anhänger des verschiedenartigsten Kunstgeschmacks mit gleichem Staunen und gleicher Bewunderung erfüllen, und zu deren Betrachtung und Studium die grössten Künstler alter und neuer Zeit immer wieder zurückgekehrt sind. Bisher existirte von diesen Meisterwerken noch keine Nachahmung, die einen Begriff von der Trefflichkeit derselben zu geben im Stande gewesen wäre, das vorstehende Werk liefert somit zum ersten male vollständige, der herrlichen Bildwerke würdige Nachbildungen. Dieselben sind nach den Zeichnungen des Orvietaner Vincenzo Pontani von tüchtigen Künstlern in Kupfer gestochen und von Ludwig Gruner herausgegeben. Der erläuternde Text ist die letzte Arbeit des der Wissenschaft und seinen Freunden zu früh entrissenen Dr. Emil Braun.

Das Werk ist in zwei Ausgaben, die eine in Kupferstichdruck zu Preise von 30 Thlrn., die andere auf chinesischem Papier zum Preise von 40 Thlrn., erschienen. Jede dieser Ausgaben kann sowol mit deutschem als mit französischem Texte bezogen werden. Prospecte in deutscher, französischer oder englischer Sprache sind gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

heint wöchentlich. — Nr. 19. — 6. Mai 1858.

ätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. lbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

: Hegel und seine Zeit. — Zur Geschichte und Kriegsgeschichte Oldenburgs. Von Karl Gustav von Berneck. — Deutsche Humoristik. — Bacher, Die Brautschau Friedrich's des Großen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hegel und seine Zeit.

nd seine Zeit. Vorlesungen über Entstehung und Entung, Wesen und Werth der Hegel'schen Philosophie, von ym. Berlin, Gaertner. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

r Verfasser des uns zur Besprechung vorliegenden macht an einer Stelle desselben mit Recht auf enthümliche und wunderbare charakteristische Erg" aufmerksam, daß Hegel zur Zeit der ersten ung seines Systems genau gewußt habe, an Stelle im Entwickelungsgange des deutschen Geiiehe. Ganz dasselbe läßt sich von ihm selbst, ographen Hegel's, sagen. Am Schlusse seines da, wo er die Ergebnisse und Folgerungen aus n für die Gegenwart und Zukunft zieht, vindien nächsten Beruf, die Erbschaft der Hegel'schen hie anzutreten, der Geschichtswissenschaft. In it voll ungelöster Widersprüche und verwickelter r Aufgaben wie die gegenwärtige, so lautet seine gung, treibe die Dialektik unserer ganzen bis-Entwickelung aus dem absoluten Idealismus ideenreichen Erforschung und Behandlung der geschichte hinüber. Hierin realisire sich nicht Meinung des Hegel'schen Systems, sondern auch hafte Geist seiner Methode. In der Geschichte er Naturwissenschaft handele es sich schlechterı nichts anderes als um das „concrete Begrei- auf diesen Gebieten des realen Erkennens erst „Dialektik der Sache selbst" zu wirklich objectivem tischem, das concrete erst zu wahrhaft individuaErkennen werden. Obwol er daher nicht zweifle, nn auch die Philosophie aus dem Gedeihen gen Wissenschaften den höhern Ideenmuth zu en Zusammenfassung des gesammten Denkens ens ihrer Zeit schöpfen werde, so bleibe doch ur das eine zu wünschen, daß die Regsamkeit ischen Forschung weder durch übereilte metaTonstructionen unterbrochen, noch durch PrinGedankenlosigkeit, durch den Aberglauben des Materialismus irre geleitet werde. Ihn selbst aber weise der Glaube an das Recht der Ideen und an die Zukunft der Philosophie auf die Mitarbeit an demjenigen Theile der empirischen Forschung hin, der die Interessen des geistigen Lebens zu seinem unmittelbaren Vorwurf hat: auf die Mitarbeit an der Geschichtsforschung, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Philosophie und der geistigen Entwickelung der Nationen.

Wer auch nur das geringste Verständniß für die theoretischen und praktischen Bedingnisse und Anforderungen der Gegenwart hat, wird keinen Augenblick anstehen, dieses Glaubensbekenntniß buchstäblich zu unterschreiben. Etwas anderes ist es freilich, eine Aufgabe formuliren, und etwas anderes, ihre Lösung gedeihlich fördern. Wohl arbeiten heutzutage viele in gleicher Einsicht an dem Baue der Geschichtswissenschaft, und die tüchtigern und allseitigern Literarhistoriker und Kritiker der Gegenwart erkennen vielleicht nicht mit Unrecht ihren Leistungen im ganzen und großen die Palme auf dem Gesammtgebiete der Literatur zu; allein unter den vielen Berufenen sind doch nur wenige im vollen Sinne des Worts auserwählt. Die Mehrzahl von ihnen, um es kurz zu sagen, wird von der in unserer Zeit prädominirenden naturwissenschaftlichen Anschauung beherrscht; sie sucht mehr oder minder unbewußt den Bestrebungen nachzueifern, welchen die Naturwissenschaft so glänzende und weithin wirksame Resultate in der Nationalliteratur verdankt; Forschungsmethode, Darstellungsweise, Geist und Zweck der Behandlung ist im ganzen genommen auf beiden Seiten derselbe. Alles dies zusammen prägt ihren Leistungen denjenigen Charakter auf, welcher unter der Bezeichnung „Realismus" das Stichwort unserer Zeit und bei vielen unserer Kritiker der hauptsächliche Maßstab für den Werth oder Unwerth aller literarischen Erzeugnisse geworden ist. Nun sind wir weit entfernt, die Berechtigung dieser vom ganzen Geist unserer Zeit geforderten Tendenz leugnen oder die heilsamen Folgen derselben verkennen zu wollen; wir gestehen im Gegentheil bereitwillig zu, daß unser Volk

ohne sie jedenfalls jenes neuerdings erworbenen Schatzes historischer Productionen entbehren würde, welche den edelsten Schöpfungen des britischen Genius auf gleichem Gebiete nicht unwürdig zur Seite stehen. Allein uns damit begnügen, darin die höchste Aufgabe der Geschichtschreibung gelöst oder auch nur angestrebt sehen, das können wir nicht. Unsers Erachtens ist deren Mission eine viel ernstere und heiligere; die Geschichtswissenschaft ist für unsere Zeit mehr als eine bloße Parallele der Naturwissenschaft, sie hat außerdem noch den selbständigen Beruf, solange die Philosophie im Winterschlafe der Erstarrung liegt, deren reale Errungenschaften zu bergen, die letzte Heimat und Zuflucht des öffentlichen Gewissens, der Sammelpunkt aller nationalen sittlichen Bestrebungen, der letzte Schutzwall gegen das völlige Hereinbrechen des Materialismus und der letzte Rettungsanker des Idealismus zu sein. Dieser hohen Aufgabe ist sie sich aber bisjetzt nur in seltenern Fällen bewußt geworden; ja noch mehr: ihre Thätigkeit scheint seit einer Reihe von Jahren eigens darauf ausgegangen zu sein, ihrer Lösung entgegen und dem Materialismus und faulen Quietismus in die Hände zu arbeiten. Was wir meinen, ist die überwiegend literarhistorische Richtung dieser Thätigkeit, namentlich soweit sie sich auf die Person Goethe's, allenfalls mit Schiller im Schlepptau, concentrirt. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären, sie hat ihren Grund einfach in der Beschaffenheit unserer sittlichen Zustände. Die innere Zerrüttung und Trostlosigkeit derselben ist nahe daran, diejenige zu überbieten, aus welcher Goethe in die Welt hellenischer Ideale entfloh. Nun wäre es in der That schon traurig genug, wenn wir ihm blos dieses feige Entfliehen an Stelle des sittlichen Kampfes abgesehen hätten. Aber wir machen es noch viel schlimmer: Goethe brachte aus seiner Flucht in die Unwirklichkeit oder, wenn das jemand zu stark sein sollte, in die Vergangenheit wenigstens einen Erwerb zurück, dessen humaner Gehalt in den Geistesschatz des deutschen Volks übergegangen ist. Was aber bringen wir aus unserer Flucht zu Goethe zurück? Ein Ideal natürlich nicht; denn was an unserer classischen Literaturperiode Ideales ist, das haben wir schon theils verarbeitet, theils überwunden — und wer wäre wol kühn genug, behaupten zu wollen, daß die Gegenwart auch nur einen Ansatz zu einem Gesammtideal zeige? — wir bringen zurück, was wir eben blos zurückbringen können, den häßlichen Niederschlag, den faulen Bodensatz, bringen zurück eine demoralisirende Verwirrung ästhetischer und ethischer Begriffe, bringen zurück den ganzen Quietismus, Optimismus und Egoismus des Goethe'schen Wesens. Das heißt freilich Eulen nach Athen tragen, aber zum Glück ist der Magen unserer Zeit so gut wie der weiland der Kirche. Seinen vollendetsten Ausdruck, seinen eigentlichen Gipfelpunkt hat das gesammte historische Thun und Treiben dieser Gattung unlängst in dem Werke des Engländers Lewes gefunden. Den so wunderbar bezeichnenden Umstand, daß gerade ein Engländer ihm die Krone aufsetzen mußte, können wir hier füglich außer Augen lassen: genug, daß die ganze deutsche Kritik das Werk unisono adoptirt und canonisirt hat; denn demjenigen, was hier und da dawider gesetzt worden ist, war der warme sittliche Pulsschlag Herzens nicht anzufühlen. Allerdings ist nun ein Brite, der edinburgher Reviewer, gegen seinen Landsmann für das sittliche Interesse der Menschheit überhaupt, Deutschlands insbesondere in die Schranken getreten. Aber was verschlägt dies? Der Mann ist ein Whitehead, an dessen Hirnschädel das Schönheitsgefühl zur Entwickelung gekommen ist — Goethe sei es.

Unter diesen Umständen hätte uns zur Vervollständigung unsers moralischen Bankrotts weiter nichts gefehlt, als daß sich jemand bereit gefunden hätte, denselben vanischen Proceß auch am caput mortuum der Philosophie vorzunehmen. Diese ist zwar vor den Experimenten insofern etwas sicherer gestellt, als sie nicht allein der Fähigkeit zum Genießen, sondern der Fähigkeit zum Denken und geistigen Verarbeiten dürfen würde, auch schon der bloße Name „Hegel" als eine Art Vogelscheuche wirkt. Indeß bleibt immerhin eine Möglichkeit, daß irgendjemand auf den Gedanken gerieth zu versuchen, was bisjetzt weder den orthodoxen noch einem heterodoxen Hegelianer gelungen ist, nämlich dem gegenwärtig grassirenden Materialismus mit Haut und Haar, wie er leibt und lebt, das absoluten System Hegel's Hütten zu bauen. Es wäre weiter nichts gefehlt, sagen wir, als daß jemand Goethe der deutschen Philosophie in demselben biographisch behandelt hätte, in welchem Lewes ihn der deutschen Poesie behandelt hat. Ein Ei wäre das freilich gewesen, aber mit einem Spiritus an dem sublimirten Verstande einerseits und an der körnigsten Realität andererseits eine unerschöpfliche mühle besitzt und wo nicht allein in der Rechtsphilosophie sondern, wie Haym treffender als sonst jemand allerwärts und selbst in der Logik das Wirkliche vernünftige und das Vernünftige das Wirkliche, lich keine Unmöglichkeit. Dieser Besorgniß sind mehr Gott sei Dank ledig. Der Verfasser der gezeigten Biographie Hegel's hat dem Verfasser Materialismus in dieser Richtung einen Damm gengesetzt, und wir können nicht umhin, mit der versichtlichsten Hoffnung hinzugeben, daß dieses den Geist der deutschen Geschichtschreibung überhaupt auf den der Literaturgeschichtschreibung insbesondere heilsame Rückwirkung ausüben werde.

Eine gute Biographie Hegel's ist selbstverständlich maßen ein Werk von großer und eigenthümlicher rigkeit. „Hegel's Leben" von Rosenkranz, für die lichen Thatsachen noch jetzt Haym's Hauptwerk, wiß eine höchst anerkennenswerthe Leistung.

*) Wir bemerken zu obigen Aeußerungen über Lewes daß wir unsern Mitarbeitern gern das Recht gönnen, ihre Meinung unverkümmert auszusprechen, selbst wenn sie im vorliegenden Fall, mit unserer individuellen Meinung in Einklang stehen sollte.

aber dem Bedürfniß der Gegenwart nicht mehr ge-
darüber braucht man kein Wort mehr zu verlieren,
man daran erinnert hat, daß sie im Jahre 1844
nen ist. Während der seitdem verflossenen 13 Jahre
cht nur in der philosophischen, sondern in der ge-
ten geistigen Anschauungsweise unsers Volks ein
r Umschwung eingetreten, daß mindestens der jün-
Generation fast jeder Maßstab für das Verständniß
maligen Ideen abhanden gekommen ist. Wir glau-
ber auch außerdem nicht zu viel zu sagen, wenn
chaupten, daß kein Hegelianer, nähme er auch eine
tnißmäßig liberale Stellung in der Schule ein
losenkranz, seinen Meister der Jetztzeit so schildern
, wie es ihr frommt. Weder die unabstreifbare
ophische Grundanschauung, noch die an sich höchst
nnenswerthe Pietät würde dies erlauben. Wir
in dieser Beziehung sogar rücksichtlich Kuno Fi-
unsere Bedenken, obwol dieser am wenigsten rund-
ls ein Hegelianer zu bezeichnen ist. Seine philo-
h-geschichtliche Anschauung trägt im Grunde doch
ennbare Hegel'sche Züge an sich, und wir unserer-
nd die letzten, um in den hierauf gegründeten Ta-
er alles geschichtlichen Verständnisses baren Philo-
— Schule kann man nicht sagen — einzustimmen.
die Art, wie Fischer seinerzeit an Hegel heran-
n wird, ist eine ganz andere als die Haym's,
weifel eine viel originellere und selbständige als
ier Vorgänger, aber doch wol zum Theil eine in
vohnten Gleisen der Geschichte der Philosophie sich
nde. Indeß damit hat es fürs erste noch gute Weile,
ann — desto besser: wir werden dann im Stande
: Genesis des Hegel'schen Systems von zwei verschie-
Seiten her beizukommen, das eine mal in seinem
nenhange mit den unmittelbar vorhergehenden phi-
schen Systemen, und das andere mal im Zusam-
ge mit den äußern Lebensschicksalen und dem in-
len geistigen Entwickelungsgange seines Urhebers.
an die Wahl zwischen beiden Behandlungsweisen
a ist offenbar die letztere der geschichtlichen Ent-
tart des Systems am angemessensten; sie ist die-
welche bisher am meisten vernachlässigt und eben
am meisten Bedürfniß war; sie ist endlich die-
welche am ersten eine wahrhaft künstlerische Be-
g des Gegenstandes zuließ und eine größere Wirk-
versprach.

se Aufgabe hätte nicht leicht in glücklichere Hände
innen als in die Rudolf Haym's. Haym besitzt alle
n Biographen Hegel's erforderlichen geistigen und
hen Eigenschaften: eine intime Vertrautheit mit
Gegenstande und mit der Geschichte der Philo-
berhaupt; einen scharfen kritischen Verstand, aber
ich ein offenes Auge für alle individuellen und
ichen Erscheinungsformen des menschlichen Gei-
Gemüthslebens in seiner Totalität, für die be-
n nicht nur, sondern auch für die religiösen, die
en und praktischen, ganz besonders aber die sitt-
nd, was man leider heutzutage nicht stark genug
hervorheben kann, ein lauteres philosophisches Gewissen, für welches die Wahrheit und nur die Wahrheit, die unbedingte, rücksichtsloseste Wahrheit Ziel und Leitstern der Forschung ist; Freiheit von allem Autoritätsglauben und von allen Schulfesseln und darum eine seltene Unbefangenheit, Originalität, Unparteilichkeit und Ueberzeugungskraft des Urtheils; eine tiefe Einsicht in die theoretischen und praktischen Bedürfnisse und Anforderungen seiner Zeit; eine warme patriotische Begeisterung und ein energisches Rechtsgefühl; dazu echten psychologischen und historischen Sinn, die Gabe einer klaren und eleganten Darstellung, und trotz einzelner an den Katheder vortrag erinnernder kleiner Eigenheiten einen reinen und markigen Stil. Es war dies auch nach der bisherigen praktischen, publicistischen und wissenschaftlichen Thätigkeit des Verfassers nicht anders zu erwarten. Der Biograph Wilhelm von Humboldt's war ganz der rechte Mann zum Biographen Hegel's. Der Natur des Gegenstandes nach scheint freilich der letztere gegen den erstern in ganz entschiedenem Nachtheile zu sein. Wilhelm von Humboldt ist ein harmonisch schöner Charakter mit reicher Lebensfülle, Hegel ist das entschieden nicht; jener ist unter allen Umständen ein wohlthuender und befriedigender, dieser ein peinlicher und unbefriedigender Vorwurf geschichtlicher Darstellung. Das Lebensbild des klaren, gewissenhaften Denkers und Forschers im kritisch-ästhetischen Sinne und Geiste Kant's und Schiller's mit seinem offenen Auge für und seiner unbefangenen Dahingabe an die geschichtliche Erscheinung, des ersten Schöpfers einer Wissenschaft, die seitdem ungeheuere Dimensionen angenommen hat und bestimmt ist, in Zukunft auf dem Gebiete der Metaphysik und der Philosophie überhaupt eine gewaltige Revolution herbeizuführen, des Mannes mit dem eher zu kräftigen Bewußtsein individueller Freiheit und Berechtigung, des geschmackvollen Schriftstellers, des feingebildeten Weltmannes und des freisinnigen, patriotischen Staatsmannes, den Geburt, Beruf und Pflichtgefühl auf die Höhen des gesellschaftlichen Lebens und der öffentlichen Wirksamkeit führten, muß freilich ganz andere, schärfer zugleich und feiner geschnittene Züge, muß lebhaftere und mannichfaltiger nuancirte Farbentöne aufweisen als das Lebensbild des nur zu oft abstrusen, nur zu oft sophistischen, nur zu oft geschmacklosen Systematikers à tout prix, der trotz der weltumspannenden Tendenz seiner Philosophie doch eigentlich niemals den Schulstaub abgeschüttelt hat, der die subjective Freiheit, für welche er kein Verständniß besaß, rücksichtslos einem erborgten Ideale oder der allerschlechtesten Wirklichkeit zum Opfer brachte und für die heiligsten Interessen seines Vaterlandes kein Herz, für den erhabensten sittlichen Aufschwung seines Volks keinen Sinn hatte. Allein man würde sich dessenungeachtet gar sehr irren, wenn man um deswillen wähnen wollte, daß das Charakterbild Hegel's, welches uns Haym gegeben hat, grau in grau gemalt sei. Ganz im Gegentheil: wenn auch der genetische Proceß, dem wir zuschauen, weit mehr in der Tiefe des Geistes und Ge-

müths als auf der Oberfläche der äußern Erscheinungswelt vor sich geht, wenn auch die Umrisse und Linien etwas weniger markirt sind und das Colorit etwas blässer und monotoner ist, so sind doch alle Charakterzüge bis ins kleinste Detail hinein mit einer unvergleichlichen Sorgfalt und Zartheit ausgearbeitet; und wenn am Schlusse des Werks der Riesenbaum des Systems mit seinen weithin ragenden Aesten, seinen bald die Herrschaft eines wunderbaren Gesetzes der Symmetrie, bald und zumeist aber das Walten regelloser Willkür verrathenden Zweigmassen, seinem in allen Schattirungen vom tiefsten, gesundesten Grün bis zur Farbe völliger Abgestorbenheit wechselnden Laubwerk und seinen reifen und überreifen Früchten vor uns steht, dann erinnern wir uns mit der lebhaftesten Befriedigung, mit welch überraschender Klarheit und künstlerischer Gestaltungsgabe der Verfasser uns durch alle organischen Entwickelungsstufen vom ersten Keim an hindurchführte und, die unscheinbarsten so gut wie die auffallendsten Einflüsse und mitwirkenden Kräfte beachtend, Glied auf Glied des großen Ganzen vor unsern Augen entstehen ließ.

Das vorliegende Werk hat aber noch einen andern Vorzug: es beruht auf einer Anzahl bisher noch unbekannter oder wenigstens unbenutzter handschriftlicher Quellen. Die Söhne Hegel's stellten dem Verfasser, obgleich es ihnen wohlbekannt war, daß derselbe nicht eine panegyrische Darstellung des Lebens oder der Lehre ihres Vaters bezweckte, „mit dem rückhaltslosesten Vertrauen zu einem persönlich Unbekannten, mit einer unvergleichlichen Liberalität und in dem alleinigen Sinne, daß die Förderung der Interessen der Wissenschaft der Pietät gegen den Verstorbenen nichts vergebe", den ganzen umfangreichen Schatz von Hegel's nachgelassenen Manuscripten zur Verfügung, und auch von einigen andern Seiten wurde er gleich bereitwillig durch die erwünschtesten Mittheilungen unterstützt. Dieser Umstand hatte zur Folge, daß das Buch von dem ursprünglichen Charakter von „Vorlesungen" im Grunde weiter nichts als den Titel und hier und da eine einfache Anredeform behielt. Indeß begreifen wir unsererseits bei der außerordentlichen Klarheit und Verständlichkeit des ganzen Werks nicht, weshalb der Verfasser daran zweifeln zu müssen glaubt, ob ein so genaues Eingehen in das Detail der Lehre und der individuellen Entwickelung Hegel's der Aufmerksamkeit und Fassungskraft von Hörern zugemuthet werden dürfe. Wenn diese Besorgniß wirklich gegründet ist, dann müssen sich die Umstände seit einem Decennium in dieser Hinsicht ganz gewaltig geändert haben. Damals waren Vorlesungen von solcher Deutlichkeit ein sehr seltener Artikel; denn zu jener Zeit schienen Hegel'sche und halb-Hegel'sche Docenten noch treu an dem ehemaligen Grundsatze ihres Meisters zu hangen, daß den Zuhörern vor allem „das Hören und Sehen vergehen" müsse. Wie es sich aber auch hiermit verhalten möge, so viel ist gewiß, daß das Buch Haym's auch in isagogischer Beziehung eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. Die Zeit ist allerdings Gott sei Dank vorüber, wo die Studenten über Theologie und Juristerei, über Kn und Fechtboden in Hegel'schen Kategorien verhande und an manchen Universitäten, wie Halle und Be die ganze Atmosphäre mit den Nebeldünsten Hegel soi-disant Speculation geschwängert schien; seitdem man aber augenscheinlich in das entgegengesetzte Er verfallen, und wir können nicht umhin, die Hoffn auszusprechen, daß die vorliegende Biographie das losophische Studium in den bezeichneten Kreisen n lebhafter anregen möge. Was indessen das „so ga Eingehen auf das Detail der Lehre" betrifft, so h der Verfasser hierin manchem eher etwas zu wenig zu viel gethan haben. Genau genommen kann von e solchen Eingehen gar nicht die Rede sein; speciell tegorien greift derselbe nur dann aus den einzelnen S len des Systems heraus, wenn sie die allgemeine, Faden der historischen Entwickelung verlaufende S treffend erläutern. Man wird vielleicht manches, man in einer Darstellung des Hegel'schen Systems finden gewohnt ist, vergeblich suchen, aber man gewiß nichts zum Verständnisse desselben wesentlich N wendiges vermissen. So erinnern wir uns z. B ganzen Verlaufe der Darstellung nirgends auf das S wort der „immanenten Negativität" gestoßen zu wer aber das sonst über Princip, genetische Entw lung und Wesen der Hegel'schen Dialektik Gesagt der geringsten Aufmerksamkeit liest, kann über den S jenes Ausdrucks keinen Augenblick in Ungewißheit bl

Um nun unsern Lesern, wenn auch nur in gedr testem skizzenhaften Auszuge, eine Probe von der A stellungsweise des Verfassers zu geben, müssen wir aus Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum entw für eine Partie mit vorwiegend historischer oder für solche mit vorwiegend kritischer Färbung entscheiden. Natur der Sache nach waltet jene im frühern, dies spätern Theile des Werks vor. Dort sehen wir der all lichen wechselvollen Genesis des Princips zu; hier sich dasselbe in der ganzen Breite des Systems entg auseinander; das Urtheil wird daher dort ein mehr wartendes und zurückhaltendes, hier ein bestimmtes definitives, noch mehr, es wird dort, wo sich der P soph den wahrhaft realen Mächten der Wirklichkeit g über offener und unbefangener verhält, ein mehr gendes, hier, wo er die starren Fesseln des eigenen stems nicht mehr abzuschütteln vermag und mit erla Kraft in der schlechtesten Wirklichkeit Abschluß und Be gung sucht, ein mehr verwerfendes sein. Bei einem W von so echt historischem Charakter kann uns diese U nicht schwer fallen: das System kann nur aus s Anfängen vollkommen begriffen werden, und da üb die neu hinzugekommenen Urkunden gerade auf dies helleres Licht werfen, so können wir den Leser hin lich des Systems selbst in seiner fertigen Gestalt fü auf sein eigenes Urtheil und in letzter Instanz nam auf das Buch selbst verweisen. Wir bemerken noch, wir in nachfolgender Skizze dem Verfasser nirgends sere eigene Ansicht unterschieben.

Hegel wurde am 27. August 1770 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater herzoglicher Beamter war. Das eigenthümlich schwäbische Naturell bricht auch in Hegel's Wesen überall hervor, nicht nur in der Art, wie er eine universell nationale Vermittelung zwischen dem nord- und süddeutschen Geiste vollbrachte, wie er in seinem Systeme die poetisch-contemplative Anschauung des letztern mit dem Reflexionstriebe des erstern und die Schätzung des Substantiellen mit dem Rechte subjectiver Freiheit vereinigte, sowie in der Methode seiner Philosophie, deren Dialektik nicht die zersetzende des unbarmherzig analysirenden Verstandes, sondern eine das Geschiedene stets wieder gemüthlich zusammenbringende ist, sondern auch in der seltsamen Mischung von abstracter Hülflosigkeit und von sinnlicher und schlagender Anschaulichkeit, die seinem Stil eine so eigenthümliche Färbung verleiht. Der Einfluß schwäbischer Stammesart zeigt sich gleich auf den ersten Stufen seines Bildungsganges, zunächst in seinem Familienleben und sodann in seiner langsamen, mehr innerlichen wie unbeholfenen Selbstentwickelung. Seine Jugendarbeiten verrathen in nichts die künftige riesige Größe des Mannes, sondern tragen das Merkmal schlichter Hingebung an das Sachliche an sich. Dies befähigte ihn zum Verständniß aller Bildungsphasen seiner Zeit mit alleiniger Ausnahme der Sentimentalität der Sturm- und Drangperiode und ihres überspannten Subjectivismus. Seine Jugend hat wenig Jugendliches, sondern macht den Eindruck des Ungenialen und Philiströsen. Nur ein solcher Geist konnte eine Philosophie ersinnen, die nichts anderes als ein logischer, von historischen Motiven durchwachsener und gesättigter Encyklopädismus ist.

Hegel besuchte das stuttgarter Gymnasium, wo sich sein Verständniß des Alterthums und der Sinn für das Klassische fest in seinen Geist einsenkte. Das Alterthumsstudium war für ihn in der That „die wahrhafte Einleitung in die Philosophie" und sein ganzes späteres System ist, namentlich auf ethischem Gebiete, in Form, Anordnung und Gesinnung nach den großen Systemen des Alterthums modellirt und von antiker Denkweise durchdrungen. Daneben trat jedoch als zweites Bildungselement die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, welche an Hegel's nüchtern verständigem Wesen einen Anknüpfungspunkt fand. Auch auf der Universität Tübingen, die Hegel im October 1788 bezog, um Theologie zu studiren, trat ihm aus der philosophischen und fast mehr noch aus der theologischen Facultät im Grunde nur ein Stück Aufklärung entgegen. Doch waren die Philosophiestudien für ihn das Wichtigere. Er löste sich allmählich von der trivialen Aufklärung los, that die ersten Schritte zu den Gedanken Kant's und von diesen, vielleicht durch Jacobi's, Lessing's und Herder's Vermittelung, zu einer eigenthümlichen Gefühlsrichtung, und wurde zugleich von der Französischen Revolution enthusiasmirt und durch seinen Freund Hölderlin gleichsam in die Mysterien des Hellenenthums eingeweiht. In diesem fand er das schöne Gleichgewicht zwischen dürrer Abstraction und Gefühls- oder Phantasieexcentricität, und in der Sehnsucht danach fühlte er sich jetzt sogar zu dichterischen Versuchen fortgerissen.

Hegel beschloß seine theologischen Studien mit der Leistung des Candidatenexamens im Herbst 1793, und seine Lehrer gaben ihm das Zeugniß mit auf den Weg, daß er ein Mensch von guten Anlagen, aber mäßigem Fleiß und Wissen, ein schlechter Redner und ein Idiot in der Philosophie sei. Wenige Wochen darauf ging er nach Bern, wo er drei Jahre als Hauslehrer verweilte. In dem Vordergrunde seines Interesses standen noch immer theologisch-philosophische Fragen. Seinen theologischen Studien lag der gediegenere Rationalismus Lessing's und Kant's zu Grunde. Höchst anregend wirkte hierauf namentlich der Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Schelling ein, dessen erste Bekanntschaft er kurz nach dem Ausbruch der Revolution im tübinger politischen Club gemacht hatte. In diesem spricht sich nicht nur der ganze Gedankenkreis, sondern auch die ganze Gesinnung der Kant-Fichte'schen Philosophie aus. Noch strebt aber Hegel nicht hierüber hinaus; seine eigenen Untersuchungen bleiben an dem viel concretern Probleme haften, woher das Positive in der Religion und insbesondere der christlichen Religion komme. Die Lösung desselben enthält das im Frühjahr 1795 verfaßte Leben Jesu, nach seinen Grundlinien eine Darstellung der heiligen Geschichte im Geiste der gediegenen Aufklärung, worin er die positivistische Verfälschung des christlichen Inhalts einmal aus der jüdischen Auffassungsweise der Anhänger Jesu, und sodann aus der Verschmelzung der ursprünglich auf eine kleine Gesellschaft berechneten Religion mit dem Staate herleitet. Allein bei dem Bemühen, diese Ansicht tiefer zu begründen, gewinnt bald das Interesse an der Substanz der Geschichte die Oberhand, und hierbei läßt sich deutlich die Genesis der Ueberzeugungen Hegel's belauschen, dessen Denken trotz aller Unbehülflichkeit des Ausdrucks von künstlerisch producirendem Charakter ist. Der Gegensatz von Judenthum und Christenthum regt ihn zugleich zu noch tieferm Eindringen in die innermenschlichen Mächte des Gemüths an. Liebe und Lebensfülle sind die Begriffe, welche ihm das Räthsel der Erscheinung Christi und den Tiefsinn des christlichen Glaubens und Cultus erschließen: die wahre Synthese des Gesetzes in seiner Allgemeinheit und des Subjects in seiner Besonderheit. Und was objectiv das Wesen der Liebe, das erscheint persönlich in Christo mit seiner göttlichen und menschlichen Natur, deren Einheit zwar nicht einseitig mit dem Verstande, wol aber mit der Totalität des Gemüths begriffen werden kann. Um aber das Problem der positiven Religion vollständig lösen zu können, bedarf es für ihn auch noch der Vergleichung der griechisch-römischen mit der christlichen Religion. Er beweist die Nothwendigkeit eines Umschlags der alten Phantasiereligion in eine positive durch die im Stillen vorausgegangene Revolution im Geiste des Zeitalters, speciell durch den Untergang der Idee des freien Gemeinwesens. Die praktische Vernunft Kant's wird durch dieses Verfahren historisirt und ästhetisirt. Hierdurch ist

zugleich eine gewiſſe Möglichkeit gegeben, daß die Vertiefung in das echt und urſprünglich Chriſtliche friedlich mit der Vertiefung in das claſſiſch Heidniſche zuſammentrifft. Der Oedipus auf Kolonos wird zu dem am Kreuze zur Verſöhnung des Schickſals — in dieſem Mittelbegriff glaubt Hegel die ganze Bedeutung der chriſtlichen Sündenvergebung kraft der Liebe erſchöpfen zu können — ſterbenden Chriſtus umgedichtet und das Evangelium von der Liebe als die wahre Auflöſung des in der griechiſchen Tragödie waltenden Conflicts der ethiſchen Mächte begriffen. Wo aber chriſtliche und griechiſche Anſchauungen nicht ſo willig ineinander übergehen, da iſt Hegel's Humanismus für jetzt noch ſtärker als ſein Chriſtianismus.

Im Januar 1797 trat Hegel eine neue Hauslehrerſtelle in Frankfurt an, wo er mehr Muße zu eigenen Arbeiten hatte und literariſch wie geſellſchaftlich viel weniger iſolirt war. Damit erweiterte ſich auch ſein Geſichtskreis. Zwar hatten ihn ſchon in Bern Politik und Staatsgeſchichte, ja ſogar politiſche Detailſtudien beſchäftigt, jetzt aber ſteigerte und erweiterte ſich dieſes Intereſſe an politiſchen Dingen. Er wandte ſich dem Studium ſtaats- und privatrechtlicher und nationalökonomiſcher Fragen zu und kritiſirte die darauf bezüglichen Erſcheinungen vom Standpunkte einer lebendigern Auffaſſung des Lebens im Sinne der äſthetiſch-humaniſtiſchen Ideen der griechiſchen Welt. Die Lage und das Schickſal ſeines engern Vaterlandes veranlaßten ihn 1798 zu der kleinen (ungedruckt gebliebenen) Schrift: „Ueber die neueſten innern Verhältniſſe Würtembergs, beſonders über die Gebrechen der Magiſtratsverfaſſung", in der ſich zwar von helleniſchen Anſchauungen durchaus nichts vorfindet, vielmehr, wie bei den theologiſchen Unterſuchungen, von rationaliſtiſch-kritiſchen Motiven ausgegangen, die Misbräuche der würtembergiſchen Verfaſſung mit ihrem fehlerhaften Beamtenthum und Repräſentativſyſtem auseinandergeſetzt und auf das Seinſollende im Gegenſatz des Seienden hingewieſen wird, aber dennoch ſchließlich die Begriffe von allgemeinen Menſchenrechten, Fortſchritt und Vernunftrecht reſultatlos in der Anſchauung des Thatſächlichen und Hiſtoriſchen untergehen. Noch tiefer lebte er ſich mit ſeinen Gedanken wie mit ſeinem Gemüth in die Welt der Gegenwart ein, als er ſeinen Blick auf die Schickſale ſeines weitern Vaterlandes warf. Das Ergebniß dieſer Betrachtungen war eine ziemlich umfangreiche, großentheils jedoch nur im Entwurf vollendete Schrift, deren Abfaſſung (1801) etwas über die frankfurter Periode hinausreicht. Den Inhalt derſelben kann man in die Worte zuſammenfaſſen: Deutſchland iſt kein Staat mehr, weil es keine feſte oberſte Staatsgewalt und insbeſondere keine gemeinſame Wehr- und Finanzverfaſſung beſitzt. Dieſer Zuſtand wird nun in gewohnter Weiſe von ihm hiſtoriſch erklärt durch den hartnäckigen deutſchen Freiheitsſinn und die Wahrheit der deutſchen Freiheit in einer Repräſentativverfaſſung gefunden. Als den Punkt, von dem aus eine ſolche Entwickelung möglich ſei, bezeichnet er das „Kaiſerhaus, deſſen Erblande ſelbſt ein Staat ſind, der ſich auf präſentation gründet", geſteht jedoch offen ein, daß Erreichung dieſes Ziels nur die Frucht der Gewalt könne, die er zu wünſchen ſcheint, ohne ſie anrathen wollen. Er ſchreckt wieder vor dem „Soll" zurück begnügt ſich mit dem Verſtehen deſſen, was iſt. Goethe ſich mit ſeinen individuellen Erlebniſſen die Dichtung, ſo findet ſich Hegel mit dem Zuſtande Welt und ſeines Vaterlandes durch eine gedankenmä Charakteriſtik ab, deren kurze Summe in dem Nach daß Deutſchland ein „Gedankenſtaat" iſt, und in der malung dieſes Begriffsbildes beſteht. Auf welche er den hierin liegenden Widerſpruch mit ſeinem ei Ideal aufheben zu können vermeint, das ſagt uns erhaltenes Fragment aus jener Periode:

Ein beſſeres Leben hat dieſe Zeit angehaucht, ſein nährt ſich an dem Thun großer Charaktere einzelner Me an den Bewegungen ganzer Völker, an der Darſtellu Natur und des Schickſals durch Dichter; durch Metaphy halten die Beſchränkungen ihre Grenzen und ihre Nothw keit im Zuſammenhang des Ganzen.

Um dies aber zu ermöglichen, mußte ſein Ide vollerer Reife kommen. Dies geſchah durch eine Vertiefung in das Weſen der Religion. Hegel b in Frankfurt eine Ueberarbeitung des über den Ur des Poſitiven in der chriſtlichen Religion Niedergeſ benen und präciſirte in einer neuen Einleitung ſeine lung zur Verſtandeskritik durch den Ausſpruch, daß nur inſoweit berechtigt ſei, als das Poſitive in der ligion Prätenſion gegen den Verſtand und die Ver mache, während daſſelbe im übrigen nach dem Ide lebendigen menſchlichen Natur und wahrhaft beur beurtheilt werden müſſe. Dieſe Unterſuchung führt aber auf die tiefer zurückliegende Frage, was das e liche Weſen der Religion überhaupt ſei, und er f daſſelbe in der Selbſterhebung vom endlichen zum u lichen Leben, d. i. Gott, der Grenze der im Begriff Entgegenſetzung, in der Reflexion ſich bewegenden P ſophie, deren Aufgabe darin beſteht, daß ſie in allem lichen die Endlichkeit aufzeigt und durch Vernunft Vervollſtändigung deſſelben fordert.

Wir ſtehen hier an der Schwelle von Hegel's ſ ſophiſchem Syſtem, die jedoch nur durch einen Sp zu erreichen iſt. Sein im griechiſchen Alterthum zelndes Ideal läßt ihn das Unbefriedigende der G wart überſehen und das bloße Seinſollen, die Sehn das „Gedankending" als Wirklichkeit betrachten, wä andererſeits die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes die Gr der Reflexion verkennen läßt und zur begrifflichen ſtellung der Religion drängt. So wird ihm die P phyſik alles in allem und ſeine Aufgabe geht dahin, ſelbe ſo zu verdichten und zu vertiefen, daß ſie gleic für das Leben der Wirklichkeit wie für das der Re tragbar wird. Wie er ſelbſt am 2. November 180 Schelling ſchreibt, iſt er, ausgehend von untergeord Bedürfniſſen des Menſchen, zur Wiſſenſchaft vorgeſ worden, und das Ideal des Jünglingsalters hat zur Reflexionsform und damit zugleich in ein Sy

ıdeln müſſen. Daher der totale Unterſchied des ngs und Charakters dieſes Syſtems von dem der ıe Kant's und Fichte's, die zunächſt aus dem Be- ſſe wiſſenſchaftlicher Gewiſſenhaftigkeit und Wahr- eit hervorgegangen, und ſodann reine und natur- ge Producte der factiſchen Situation unſers Volks ; daher andererſeits die Aehnlichkeit ſeiner Stellung utſchen Geiſtesleben mit den poetiſchen Schöpfun- ıſerer beiden großen claſſiſchen Dichter. Das He- Syſtem iſt ein Kunſtwerk des Erkennens, eine llung des Univerſums als eines ſchönen lebendigen s. Um hierzu eine Grundvorſtellung zu gewinnen, der weſentlich religiöſe Begriff der Liebe tiefer iſtiger beſtimmt werden, und dies geſchah dadurch, egel, auf ähnliche Weiſe wie Plato die Sokrati- :eflexionsphiloſophie objectivirt hatte, die in ſeinem feſtſtehende Anſchauung von der geſchloſſenen To- des Univerſums mit dem von Fichte in der Wiſſen- lehre dargelegten abſtracten Schema des Selbſt- ſeins verſchmolz, das All als ſich denkend vor- und den Begriff der Liebe in den des Geiſtes te. „Das Abſolute iſt der Geiſt", damit iſt ein :mal der Grund und Kern der Hegel'ſchen Welt- ung ausgeſprochen.

s Weſen des Geiſtes beſtimmt nun auch den iß und die allgemeine Gliederung des Syſtems. nämlich conſtituirt ſich der abſolute Geiſt über- indem das noch nicht als Geiſt Erkannte zur es Geiſtes wird; dies geſchieht im erſten Theile ſtems, der Logik und Metaphyſik, aus der er für s ein reflexives Beiſichſelbſtbleiben hervorgeht. hr muß er aber auch für ſich ſelbſt dieſe Bewe- er Rückkehr in ſich darſtellen, er muß ſich ver- indlichen, ſein Sein realiſiren; dieſes Anders- ſeiner ſelbſt iſt die Natur, von welcher der zweite es Syſtems, die Naturphiloſophie, handelt. In- er endlich der Geiſt dieſe Gegenſtändlichkeit als jene erkennt, kehrt er aus der Natur als ſeinem zu ſich als Geiſt zurück; dies vollzieht ſich im Theile des Syſtems, der Geiſtesphiloſophie. Von reigliederigen Syſtem hatte Hegel bis zum Schluſſe ires 1800 die Logik und Metaphyſik und die lfte der Naturphiloſophie ausgearbeitet, aber in rm, die äußerlich und innerlich an Härte, Un- keit und Schwerverſtändlichkeit alles Aehnliche

Dem Schema des Ganzen entſpricht die jrung des Einzelnen. Dieſe wie jenes wird nur durch das Zuſammenwirken eines ſcharfen, ſogar chen Verſtandes und einer ſtark ausgeprägten religiöſen Anſchauung, welche die combinirende ngskraft abwechſelnd ins Spiel ſetzt, und wobei mehr die Thätigkeit des Reflectirens hervortritt, die eigentliche Ausmalung des Weltbildes der tthätigkeit des Gemüths anheimfällt. Der Kampf ſchen und des Lebendigen muß an jedem ein- unkte auf beiderſeitige Koſten durch ein Com- ausgeglichen werden; das Ganze iſt ein fort- während der Proceß des Vergeiſtigens und Verlebendigens, des Inbezugſetzens und Ergänzens, des Totaliſirens und Realiſirens der Einzelbegriffe, die dadurch als im ſtetigen Fortſchritte begriffen erſcheinen. Hierin liegt der zweite eigenthümliche Charakter des Syſtems, ausgedrückt durch die Formel: „Das Abſolute iſt unendlich dialektiſch." Dieſe Dialektik gab den Anſtoß zu einer durchgreifenden Revolution auf dem Erkenntnißgebiete, indem ſie einestheils die Denkgewandtheit erweiterte und belebte, anderntheils aber auch zu einer gewiſſen haltloſen Sophiſtik führte.

Halten wir einen Augenblick inne. Das große Verdienſt Haym's beſteht, wie erwähnt, darin, daß er durch eine ſcharfe geſchichtliche Analyſe das Hegel'ſche Syſtem in ſeinem Princip, ſeiner Methode und ſeiner Hauptanlage erklärt und kritiſirt. Was er für das Große und Ganze gethan hat, das haben nun andere, das haben insbeſondere ſolche Hegelianer, welche mit einer hingebenden Pietät gegen den Altmeiſter eine möglichſt freie Stellung in oder zu ſeinem Syſteme verbinden, für die einzelnen Theile deſſelben zu leiſten Pflicht und Beruf. Ganz beſonders iſt es die Logik, welche zu ihrer endlichen Erklärung und Kritik die gewiſſenhafte Aufſuchung aller bei ihrer Gliederung wirkſam geweſenen realen Motive bedarf. Das unentbehrlichſte Hülfsmittel bei dieſem Geſchäft iſt aber für alle Zukunft das von Haym benutzte, 98 Quartbogen ſtarke frankfurter Originalmanuſcript der „Logik", „Metaphyſik" und „Naturphiloſophie", deſſen Inhalt er uns im Grundriſſe mittheilt. Da eine noch engere Zuſammendrängung deſſelben ſeine Eigenthümlichkeit total verwiſchen würde, ſo begnügen wir uns, unter Hinweis auf die betreffende Partie des Buchs und in der Hoffnung, das Manuſcript ſelbſt bald gedruckt zu ſehen, mit der einfachen Bemerkung, daß trotz der in der gegenwärtigen Faſſung der erwähnten Theile des Syſtems ſcheinbar zu Tage tretenden größern Willkür des dialektiſchen Fortſchritts oder vielleicht gerade wegen derſelben die einzelnen Kategorien und ihre Verknüpfung im ganzen das Gepräge größerer Lebensfriſche und Natürlichkeit an ſich tragen als in der ſpätern nach einem ſelbſt auferlegten, beſtimmter formulirten Geſetz mit raffinirter Feinheit bis ins kleinſte Detail ausgeſponnenen „Wiſſenſchaft der Logik". Den Geiſt der gegenwärtigen unentwickelten Methode charakteriſirt der Biograph kurz folgendermaßen. Der Leitfaden, welcher der angeblichen Nothwendigkeit des Fortſchritts eine thatſächliche Berechtigung verleiht, iſt die Geſchichte der vorHegel'ſchen Philoſophie. Die Begriffe, hätte er ſagen können, ſind in Wahrheit ſo, wie ſie zu einer beſtimmten Zeit verſtanden wurden, und ſie werden in Wahrheit zu dem, was ſie beim geſchichtlichen Uebergange von Syſtem zu Syſtem wurden. Eine andere concrete Unterlage des fortſchreitenden Reflectirens iſt eine den Verſtand begleitende Ahnung für die in Anſchauung zurückreichenden Wurzeln der Begriffe und deren Verſchlingung. Oft aber iſt der Uebergang nur durch eine Vernichtung des concreten Inhalts der Begriffe möglich und blos

ſubjectiv durch das Spiel einer geiſtreichen Ideenaſſociation motivirt. Wir haben dem unſererſeits nur hinzuzufügen, daß außer den genannten beiden jedenfalls auch noch andere reale Motive thätig geweſen ſind, und zweifeln nicht, daß es mit der Zeit gelingen wird, dieſelben in den äußern und innern Lebens- und Denkensbedingungen Hegel's nachzuweiſen.

Um aber auf das allgemeine Bewußtſein nachhaltig einwirken zu können — ſo iſt der weitere Gedankengang des Verfaſſers — mußte ſich dieſes Hegel'ſche Syſtem einerſeits mit dem allgemeinen Gange der deutſchen Philoſophie auseinanderſetzen, und andererſeits glücklicher formiren und innerlich disciplíniren. Daß dies geſchah, verdanken wir der Ueberſiedelung Hegel's nach Jena im Januar 1801. Dieſer Schritt war für ihn epochemachend. Seine bisher ganz eigenthümliche Bildung mußte in die lebendige Strömung der geiſtigen Strebungen ſeiner Zeit eintreten, ſeine antike Weltanſchauung der modernen näher rücken und ſich daran läutern, und die tiefere Stammesverwandtſchaft derſelben mit dem Zeitgeiſte ſichtbar hindurchbrechen. Und da iſt denn zunächſt das Verhältniß ſeines Syſtems zu dem Schelling'ſchen entſcheidend. Zwar mußten, zumal für Hegel ſelbſt, gleich anfangs die Differenzen beider augenblicklich hervortreten; allein das Bedürfniß einer Formel zum Behuf des Verſtändlichwerdens bewog ihn, im Gegenſatze gegen die kritiſche Philoſophie zunächſt von jeder Differenz zu abſtrahiren und nur die Gemeinſamkeit der Grundanſchauung, den äſthetiſchen, objectiven, vollendet ſyſtematiſchen Standpunkt hervorzuheben und ſeine Philoſophie mit dem Schelling'ſchen Identitätsſyſtem zu identificiren. Er that dies zuerſt in der Mitte 1801 erſchienenen „Differenz des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Syſtems der Philoſophie". Auch ſeine dissertatio pro venia legendi („De orbitis planetarum") war ein Kapitel aus der „Naturphiloſophie". Unter ſolchen Umſtänden wuchſen die Intereſſen, das Philoſophiren, die Wirkſamkeit beider völlig in eins zuſammen. Hegel, der wegen ſeiner Schwerfälligkeit nicht viel auf dem Katheder wirken konnte, vereinigte ſich mit Schelling zur Herausgabe des „Kritiſchen Journal der Philoſophie", deſſen beide 1802 bei Cotta erſchienene Bände das ſprechendſte Denkmal der vollkommenen wiſſenſchaftlichen und perſönlichen Union beider Männer ſind. Drei Viertheile des ganzen Journals, und gerade die wahrhaft bedeutenden, rühren notoriſch von Hegel her. Schelling's philoſophiſche Kraft war bereits im Ermatten; aber Hegel ließ bisjetzt nicht nur nirgends das Gefühl ſeiner Präponderanz hervorblicken, ſondern geſtattete auch der Form des Schelling'ſchen Philoſophirens einen entſchiedenen Einfluß auf ſich ſelbſt. Dieſer zeigt ſich namentlich in dem 20 Bogen ſtarken Manuſcripte unter dem Titel „Syſtem der Sittlichkeit" (welches zur „Rechtsphiloſophie" in einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht wie das frankfurter Manuſcript zur „Logik", und auf das wir aus gleichem Grunde nicht näher eingehen können), wodurch er ſein Syſtem vervollſtändigte. Dieſe Ethik ruht auf dem Grund ſeiner ganzen Denkweiſe: ſie iſt ihrem Inhalt nach Beſchreibung, ihrer Form nach eine Abſolutirung privaten und öffentlichen, des ſocialen, künſtlerischen religiöſen Lebens der Griechen. Sie ſoll nicht ein Theil der im frankfurter Manuſcript vorgetragenen „Geiſtesphiloſophie" ſein, ſondern ſie iſt ſelbſt Geiſtesphiloſophie ſelbſt. Den „ſubjectiven Geiſt" hatte Hegel dort in der „Metaphyſik der Subjectivität" abgehandelt zu haben glauben; daß er aber nicht ſchon in Kunſt, Religion und Philoſophie eine noch höhere Manifeſtation des abſoluten Geiſtes erblickte — wie er ſich ſpäter infolge des Gegenſatzes zu den Bedingungen der modernen Zeit, welcher ihn zwang, die Philoſophie für eine noch wahrere Realiſirung des Geiſtes zu erklären, wenn auch ſtets noch hin- und herſchwankend, entſchied —, das ergibt ſich theils aus dem Motiv ſeiner Denkweiſe, theils aus dem Inhalt des Manuſcripts, worin die ſittliche Wirklichkeit des Gemeinlebens ausdrücklich als das abſolut Abſolute charakteriſirt und geſagt wird, daß die intellectuelle Anſchauung nur die Sittlichkeit und in ihr allein eine reale ſei. Insbeſondere geht ſein angeſtrengteſtes Bemühen darauf, die ſich ihm immer von neuem wieder aufdrängende Idee des Göttlichen in die Objectivität des ſittlichen Geiſtes zurückzubiegen. So namentlich in den an das Manuſcript ſich anſchließenden Vorleſungen (ſ. d. Winterſemeſter 1802), wo der Religion letzthin hiſtoriſche Berechtigung zuerkannt und ausgeführt, daß eine neue Religion erſt wieder auf dem Boden des real exiſtirenden Göttlichen, auf dem Boden einer bereiteten ſittlichen Politie erwachſen könne. Aber die ſpecielle Faſſung des „ſittlichen Geiſtes" hat ihre claſſiſcher Grundlage: die individuelle Sittlichkeit und Recht werden lediglich in der umſchließenden und übergreifenden Sittlichkeit des ſtaatlichen Geſammtlebens gewürdigt. Hegel's Idealſtaat iſt bis in die Einzelheiten faſt über die Schablone des Platoniſchen gezeichnet. Daß das Geiſtſein des Abſoluten über dem Abſoluten des Geiſtes ſo völlig vergeſſen worden iſt, darin iſt jedenfalls zum Theil den Einfluß der Schelling'ſchen Philoſophie zu erblicken; ganz unverkennbar tritt dieſer Einfluß in der Form hervor, einerſeits in dem Mangel aller, wenigſtens äußern Verknüpfung mit den beiden vorhergehenden Theilen des Syſtems, andererſeits in dem ſubjectiven Anſtrich der Dialektik und in ihr wie ihr formelles Weſen, das factiſche Alternieren und Wiederzuſammenbringen von Begriff und Anſchauung, hier zuerſt und nur hier ausdrücklich als die Methode bezeichnet wird, die Schelling'ſche Construktionsmanier ſich auf der Oberfläche ausbreitet, der Geiſt und deſſen Momente als abſolute Individuen und deren Potenzen erſcheinen, und wie dadurch alles übersichtlicher, einfacher, ſchematiſcher, aber zugleich lebendiger und äußerlicher wird. In etwas freierer und ſachlicher Gliederung brachte Hegel dieſen verworfenen Theil ſeines Syſtems in allgemeinen Umriſſen zuerſt vor die Oeffentlichkeit im letzten Aufſatz des

Journal": „Ueber die wissenschaftlichen Behandlungs-
des Naturrechts, seine Stelle in der praktischen
sophie und sein Verhältniß zu den positiven Rechts-
ischaften", worin auch zuerst der Geschichte als der
tät des „Weltgeistes" Erwähnung geschieht und
bergangspunkt aus der Naturphilosophie angedeutet

Von seiner polemischen Seite, wodurch der em-
en und rationalistischen Behandlungsart des Natur-
bei Kant und Fichte die speculativ philosophische,
eifend vermittelnde entgegengestellt wird, erscheint
Aufsatz als ein Glied einer ganzen Kette kritisch
scher Entwickelungen, durch welche sich Hegel mit
r-Schelling'schen sowie mit dem gleichzeitigen Phi-
iren anderer auseinandersetzte. Dies war schon
„Differenz" und in der Abhandlung „Glauben
Wissen oder die Reflexionsphilosophie der Sub-
ität" geschehen und geschah noch in einer Reihe
r Kritiken. Der principielle Standpunkt dieser
ist die Ueberzeugung, einmal, daß die Philosophie
ie Vernunft nur eine, und sodann, daß diese
Philosophie diejenige ist, welche von Anfang an
soluten feststeht, also das Identitätssystem. Die
ung eines Beweises für die Berechtigung dieses
unkts wird mit souveräner Vornehmheit als eine
inenz und Bornirtheit des gemeinen Verstandes
wiesen und alles Gegnerische schlechthin für gar
rklärt. Die Vertreter des „sogenannten gesunden
nverstandes", die Reinhold und Bardili, die Krug,
nd Rückert, tritt er mit schonungslosem Humor
nismus unter die Füße, aber auch gegen Kant,
Jacobi, Herder und Schleiermacher verfährt er
Ton und Manier etwas anders. Ueberhaupt
pt Hegel's Wesen aus der Berührung mit Schel-
Farbe des romantischen Genialitätsbewußtseins.
hetische Anschauungsweise tritt jetzt bei ihm in
nzen Einseitigkeit hervor, trübt sein Urtheil über
istorische Erscheinungen und geistige Richtungen,
anlaßt ihn sogar, den Katholicismus mit seinen
n Ordnungen und seiner künstlerischen Weihe über
testantismus zu erheben, dessen Wesen er irrthüm-
se in unbefriedigter Sehnsucht findet.

s war aber auch der Höhepunkt des Einflusses,
Schelling und die Romantik auf Hegel ausübten.
nze Natur des letztern war nicht darauf an-
den Verirrungen der erstern weiter zu folgen.
ipf gegen sie, welcher sich schon früher im Stil-
reitet hatte, kam nach Schelling's Weggange
n zum Ausbruch. Es ging in Hegel's Geiste
ße Reaction vor: die bisher zurückgedrängte
sseite trat wieder mit aller Kraft hervor und
daran, sich nunmehr auch mit der Philosophie
nantik auseinanderzusetzen. Vermittelt wurde
tscheidung durch Hegel's Vorlesungen, denen er
dem Winter 1803 mit größerm Erfolge wieder

Diese Thätigkeit nöthigte ihn zum ununter-
äußern und innern Ausbau seines Systems,
lljährlich als ein Ganzes vortrug, zwang zur
schärfsten Aufmerksamkeit auf das der Reflexion Ange-
hörige, insbesondere die Methode, und machte das Be-
dürfniß einer Erziehung zur Speculation, mithin einer
Beweisführung vor der Philosophie fühlbar. Der Nie-
derschlag nun der 1803—6 in seinem Geiste vor sich
gehenden Entwickelung liegt in der 1806 vollendeten
„Phänomenologie des Geistes" zu Tage. Gleich die
Vorrede derselben ist ein ausführliches und gründliches
Absageschreiben an die Romantik. Mit schonungsloser
Strenge und Bitterkeit wendet Hegel sich hier und in
seinen Vorlesungen gegen das Genialitätswesen überhaupt
und charakterisirt die Philosophie der Begeisterung nach
der ganzen Dürftigkeit ihres Inhalts und der ganzen
Armseligkeit ihrer Methode; er selbst dagegen tritt ein für
die Mächte der Bestimmung, des Maßes, der Form, des
Begriffs, der Reflexion, läßt dem gesunden Menschenver-
stande wieder sein Recht angedeihen und dringt auf All-
gemeinverständlichkeit der Philosophie. Auch hier er-
gänzt er die rein theoretische Angabe seines Standpunkts
durch die geschichtliche Construction von dessen Berechti-
gung. Aus ihr ergibt sich die nunmehrige Formel für
die Grundanschauung seines Systems: „Das Absolute
ist Geist, sofern es ebenso sehr Subject wie Substanz
ist", sowie der damit wesentlich identischen Methode,
durch welche für das Erkennen des Absoluten vom Stand-
punkt der intellectuellen Anschauung das antithetisch-syntha-
tische Verfahren der Wissenschaftslehre in Anwendung ge-
bracht, d. h. überall von dem Ansichseienden ausgegangen,
von da zum Andersein und Fürsichsein fortgeschritten und
somit das Geistige zuletzt als an und für sich seiend in
seiner Rückkehr zu sich begriffen wird. Die freilich als
mislungen zu betrachtende Ausführung der hiermit aus-
gesprochenen Intention versuchte Hegel in der „Phä-
nomenologie des Geistes".

Der Wunsch, den Leser an der Hand des Verfassers
bis an die eigentliche Schwelle des fertigen Systems zu
geleiten, hat uns leider, namentlich gegen das Ende hin,
zu einer solchen Eile und Kürze genöthigt, daß das
Charakteristische seiner Darstellungsweise fast gänzlich ver-
wischt wird. Indeß wird auch diese äußerst gedrängte
Skizze hinreichen, um den reichen Gehalt und die von
Grund aus selbständige, im vollen Sinne des Worts
echt historische Methode des vorliegenden Werks ahnen
zu lassen. Um dem Biographen Hegel's vollkommen
gerecht zu werden, bedürfte es eines genauern Eingehens
auf seine genetische Entwickelung und Kritik des Systems
selbst. Wir müssen aus äußern Gründen hierauf ver-
zichten und schließen mit einigen kurzen Bemerkungen
über seine Behandlung der Hegel'schen Rechts- und
Geistesphilosophie. Zwei Punkte sind es, die hier in
allen Theilen zunächst die Strenge der Kritik heraus-
fordern: einmal der einseitig logisch-spiritualistische Charakter
des Systems, welcher den ganzen lebendigen Inhalt des
individuellen und geschichtlichen Geistes zu abstracten Ge-
dankenbestimmungen verflüchtigt, und sodann die Kehr-
seite dieses Verfahrens, welche die Idee in der schlechtesten
Wirklichkeit der Gegenwart realisirt findet. In letzterer

Beziehung handelt es sich nicht sowol um einen wissenschaftlichen Irrthum als vielmehr um den schnödesten Misbrauch der höchsten Thätigkeit des menschlichen Geistes, und das rücksichtslose Verdammungsurtheil des Biographen trägt hier überall den einschneidenden Stempel einer edeln sittlichen Entrüstung, wie man sie nicht anders von einem Manne erwarten kann, welcher klar begriffen hat, daß es keineswegs darauf ankomme, ob man überhaupt ein System oder eine Philosophie habe, sondern allererst darauf, daß „einmal wieder die sittlich-ideelle Form der Wissenschaft, das reine Organ alles Philosophirens, der Wahrheitssinn und der unbedingte Muth der Wahrheit geschärft und zur Anerkennung gebracht werden". Wenn wir aber auch rücksichtlich des erstern Punktes dem Verfasser vollkommen darin beipflichten müssen, daß die Philosophie der Zukunft zuvörderst in Kant'scher Weise von einer Kritik nicht blos der Vernunft, sondern der Totalität des menschlichen Wesens in allen seinen Erscheinungsformen auszugehen habe, so bedanken wir uns doch füglich, den alten Hegel allzu scharf deshalb zur Verantwortung zu ziehen, weil er sich etwas gar zu kühn mit dem Begriffe an einen für den Verstand incommensurabeln Geistesinhalt herangewagt und diesen eliminirt hat. Im Princip ist dieser Tadel freilich vollkommen begründet; aber haben wir denn ein so entschiedenes Recht, den Spruch zu fällen? Um nur ein Beispiel zu erwähnen, sind wir etwa über eine blos formelle Anerkennung der specifisch-religiösen Gemüthsvorgänge hinaus? Ist denn trotz alles Geredes von innern religiösen Erfahrungsthatsachen, trotz der unleugbaren Fortschritte der Psychologie, dieser „Naturwissenschaft" unter den psychologischen Disciplinen, trotz der mannichfaltigen Bereicherung der allgemeinen Religionsgeschichte auch nur ein Ansatz zu einer wahren Religionsphilosophie bemerkbar? Haben sich die neuesten Versuche dieser Gattung etwa in irgend bedeutsamer Weise über das Hegel'sche Niveau erhoben? Das ist die eine Erwägung, die unsern Tadel ermäßigen muß. Hieran schließt sich aber noch eine andere: jene der absoluten Bewältigung durch die Begriffsform unzugänglichen organischen geistigen Gebilde sind nur zu oft von einem fremdartigen Unkraut durchwachsen und sogar überwuchert, welches wir einstweilen mit dem Namen „Autorität" bezeichnen wollen, und da ist es denn nicht selten ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft, wenn der ungeduldige Verstand einige gesunde, körnerreiche Aehren mit dem Unkraut zusammen in den feurigen Ofen der Kritik wirft. Endlich aber ist es bei dem organischen Zusammenhange aller Erscheinungsformen des Geistes nicht anders möglich, als daß auch in einzelnen Kategorien der realern Geistessphären das begriffliche Element besonders auffallend hervortritt. Wir vermögen daher z. B. den allerdings sehr milden Tadel nicht zu unterschreiben, welcher nach Haym den Philosophen deshalb treffen soll, weil er einmal die Kunst an sich selbst, das andere mal an ihrer Begrifflichkeit messe und vom ersten Gesichtspunkte aus die classische, vom letztern die romantische Kunstform als die höchste erscheinen lasse. Wenn irgendwo, so ist gerade hier unserer Ansicht nach Hegel mit der unbefangenen Hingebung an das Sachliche zu Werke gegangen, welche man sonst nur zu häufig bei ihm vermißt. Ja, wir bekennen uns sogar offen zu Hegel's Meinung, daß die romantische Kunstform den Begriff der Kunst bereits etwas überschreite, weil wir mit ihm dafür halten, daß es etwas Höheres gebe, als die schöne Erscheinung des Geistes in sinnlicher Gestalt, die Erscheinung dieses Geistes nämlich in begrifflicher und in bewußter sittlicher Gestalt. Um es rund herauszusagen, wir glauben, daß, recht verstanden der Form nach — denn der Inhalt ist den Menschen in jeder Gestalt von außen gegeben — die Wissenschaft eine höhere Sphäre der Geistesthätigkeit sei als die Kunst, und daß derjenige, welcher den gesammten Inhalt eines Kunstwerks begrifflich birgt, endlich reicher ist als der Künstler, welcher dasselbe producirt. *) Wir wollen mit dieser Ueberzeugung um so weniger zurückhalten, als gerade heutzutage viele Künstler und Kunstkritiker die Kunst als das letzte und sichere Asyl des bedrohten Idealismus betrachten, ohne zu bedenken, daß es vielleicht weniger die geistige und ideale als vielmehr die sinnliche und genießliche Seite dieser Geistessphäre ist, welcher sie noch ihre Gunst bei einem großen Theile der Zeitgenossen verdankt. Uns scheint ein unsterbliches Verdienst der Hegel'schen Philosophie zu sein, daß sie trotz der falschen Stellung des sogenannten „absoluten Geistes" im Gesammtsystem die gegenseitige Verhältniß von Religion, Kunst und Wissenschaft für alle Zukunft fixirt hat, und wir haben ungern die Anerkennung desselben bei Haym vermißt. Auch sonst noch hätten wir gern hier und da den Tadel durch eine kleine Anerkennung modificirt gesehen. Trotz alledem aber muß es dieser Biographie als ein ganz besonderer Vorzug nachgerühmt werden, daß sie den hohen Werth dessen, was Hegel für die Wissenschaft geleistet hat, überall bereitwillig anerkennt, und wenn der Verfasser am Schlusse „beim Anblick der Trümmer eines großen Gedankengebäudes ein niederschlagendes Gefühl beschleicht, ein Gefühl, welches sich hier noch „durch das unvermeidliche Eingeständniß steigert, angesichts eines übermüthigen und siegreich vordringenden Feindes die letzte Schanze geräumt zu haben, hinter welcher der Glaube an das Recht der Vernunft und der Freiheit eine lange Zuflucht vor ihren Verächtern und vor der gedankenlosen Repristinationstendenzen der Gegenwart gefunden hat, ohne eine neue an ihrer Stelle aufzuführen", so versteht er wenigstens in Bezug auf die Sache dieses niederschlagende Gefühl vollkommen zu bemeistern; was aber die Person Hegel's betrifft, so sei es uns erlaubt, mit der Versicherung zu schließen, daß dessen Recht auf einen der hervorragendsten Plätze im Pantheon des deutschen Volks durch die unparteiische Schilderung und rückhal-

*) Hiernach würde ja zuletzt wol jeder Interpret des Gedichts „Faust", der dessen gesammten Inhalt „begrifflich" birgt, sich rühmen dürfen, unendlich reicher zu sein als der Dichter des „Faust".
D. Red.

Kritik seines jüngsten Biographen unzweifelhafter
:stellt worden ist, als durch alle Panegyriken seiner
rn Vergötterer und Nachtreter.

Wir hoffen den Verfasser bald wieder auf gleichem
:te zu begegnen. Ist uns ein wohlgemeinter Vor-
j gestattet, so dürfte der Biograph Wilhelm von
boldt's und Hegel's dem deutschen Volke im gegen-
gen Augenblicke kein schöneres Geschenk bieten kön-
als ein Lebens- und Charakterbild Fichte's. Wir
en uns nicht zu täuschen, wenn wir behaupten, daß
Vorwurf seinen eigenen Neigungen ungleich congenialer
würde als der gegenwärtig behandelte.

---

lorstehendes war bereits niedergeschrieben, als uns
schrift:

gie Hegel's gegen Dr. R. Haym von Karl Rosen-
nz. Berlin, Duncker und Humblot. 1858. Gr. 8.
lgr.

nden kam. Diese Apologie ist freilich blos eine Kritik
ıym'schen Werks und jedenfalls ein neuer Beweis von
erkennenswerthen Pietät des Verfassers gegen seinen
Meister, aber auch ein neuer Beweis von der Leich-
mit welcher diese Pietät sich zu ungerechten Urthei-
er Andersdenkende fortreißen läßt. Ein unbefan-
Vergleich zwischen dem durchaus ruhigen und selbst-
n Tone, welcher in Haym's Biographie, und dem
n und erbitterten Tone, welcher in Rosenkranz'
gie herrscht, ist nicht geeignet, im voraus zu Gun-
r letztern einzunehmen. Insbesondere liegt in der
holten Versicherung, daß „Dr. Haym" oder „Herr
" jedenfalls bona fide gehandelt habe, eine ver-
Insinuation, welche sich der so ehrenwerthe Apo-
nur in der Hitze der ersten Aufwallung erlauben

ıtürlich heftet sich die Kritik Rosenkranz' hauptsächlich
von uns oben nur vorübergehend berührten zweiten
ıer Haym'schen Biographie. Daß wir selbst gegen
ıhalt dieses zweiten Theils manches einzuwenden
daß wir viele tadelnde Aussprüche in demselben
rf und zu unbedingt finden und daß wir in man-
eziehung das unsterbliche Verdienst Hegel's nach-
ıer hervorgehoben wünschten, das haben wir oben
ıänglich ausgesprochen. Wir können daher auch
anz in vielen einzelnen Bemerkungen, nachdem
:elben auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben,
gern beipflichten. Im ganzen und großen aber
es sich um einen diametralen Gegensatz der
unkte, und da können wir nicht umhin, ganz ent-
auf die Seite Haym's zu treten. Rosenkranz
sich nur zu denken, daß Haym's „ganzes Buch
lückseliger Irrthum, ein Product falsch sehender
mung ist. Nicht der Wissenschaft bedurfte Haym,
einer politischen That. Nach einer solchen lechzt
nem Pathos. Statt ihrer schrieb er dies Buch —
über Hegel, und so mußte es ein krankhaftes wer-
Hierin liegt in der That etwas Wahres; aber weit
entfernt, diese Verstimmung für unberechtigt zu erklären, erblicken wir darin nichts anderes als jenen gesunden sittlichen Drang, welcher von jeher das wirksamste Motiv zur Ueberschreitung einer faulen Stufe des religiösen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Zeitbewußtseins gewesen ist. Wir brauchen auf diese Frage nicht nochmals näher einzugehen, weil wir den Leser oben hinreichend über Haym's Ausgangs- und Zielpunkte aufgeklärt zu haben glauben. Wer freilich ein solches sittliches Bedürfniß nicht verspürt, wer sich durch die Hegel'sche Philosophie in der Totalität seines Gemüths befriedigt findet, und wer die unseligen Wirkungen ihrer Herrschaft über den deutschen Geist übersieht, der kann in jenem moralischen oder politischen Unbehagen nur etwas Fremdartiges und Ungehöriges erblicken und ermangelt des Verständnisses für den durch die Bedürfnisse einer neuen Zeit, durch die Bedürfnisse der nächsten Zukunft bedingten sittlichen Maßstab. In einer solchen Lage ist Rosenkranz, der strebsame und freisinnige, Haym gegenüber allerdings nur theilweise, aber theilweise ist er es unleugbar. Den Rest der Differenz erklärt sodann eine verschiedene Auffassungsweise des Systems. Es verhält sich ja überhaupt mit philosophischen Systemen gerade so wie mit religiösen Glaubensbekenntnissen: der Ungläubige, welcher sich auf sich selbst gestellt hat, ist zuweilen sogar da abgeneigt, eine Uebereinstimmung anzuerkennen, wo dieselbe vielleicht wirklich vorhanden ist, während umgekehrt der Gerngläubige diese Uebereinstimmung auch im Unvereinbaren nachzuweisen sucht. Bietet nun überdies eine Philosophie überall eine doppelte Seite dar wie die Hegel'sche, und macht sich darin trotz aller Formfesseln fortwährend die Natur der Dinge geltend, so ist ein derartiges gegenseitiges Misverständniß nur um so erklärlicher, wie es denn auch Rosenkranz bei ruhigerer Ueberlegung keineswegs so staunenswerth und verdammlich finden wird, daß Haym auf Hegel's Verirrungen und Beschränktheiten ein größeres Gewicht gelegt hat, als er selbst zu thun geneigt ist.

Daß „Haym die Hegel'sche Philosophie in die Geschichte des philosophirenden Individuums Hegel auflösen" will, dagegen hat natürlich Rosenkranz dieselbe Antipathie wie jeder Hegelianer gegen die wahrhaft geschichtliche Methode. Sein Vorwurf, daß jener deshalb auf das eigentlich Speculative wenig eingehe, hat nur den Sinn, daß der Biograph innerhalb der ihm gesteckten engen Grenzen sein richtiges genetisches Verfahren aus rein äußerlichen Gründen nicht weiter ins Einzelne verfolgen konnte, wie wir schon oben angedeutet haben. Dies gilt ganz besonders von der Logik, deren historische Analyse für sich allein ein ausführliches Werk erfordern würde. Rosenkranz hat aber keinen Grund, Haym Misverständniß des logischen Begriffs und seines Verhältnisses zum Absoluten vorzuwerfen. Die Anklage, im Dualismus befangen zu sein, wird der letztere fürs erste ruhig hinnehmen: welche ehrliche Philosophie wäre heutzutage nicht dualistisch? Auch tadelt Haym nicht den Dualismus am Hegel'schen Systeme, sondern vielmehr

die Zweideutigkeit, d. h. das unaufhörliche Beſtreben, den Dualismus zu bemänteln und zu verbergen. Daß „Natur und Geiſt, ohne das logiſche Element als ein ihrer Realität immanentes Moment zu beſitzen, vernünftig ſein können", ein ſolcher alles Denken überhaupt aufhebende Gedanke kommt natürlich auch Haym nicht bei, aber mit Recht leugnet derſelbe, daß man mit einem logiſchen oder metaphyſiſchen Syſtem dem ganzen reichen Inhalt der Wirklichkeit beikommen könne, und mit nicht geringerm Recht leugnet er die Fähigkeit gerade des Hegel'ſchen Syſtems der Logik zur Leiſtung dieſer Aufgabe. Wer das obreptoriſche und ſurreptoriſche Verfahren der Hegel'ſchen Dialektik kennt, und weiß, daß die Hegelianer zwar feſt auf jede Kategorie des Meiſters ſchwören, aber niemals genau auf demſelben Wege zu ihr gelangen und ſie genau in demſelben Sinne auffaſſen, der wird es vollkommen in der Ordnung finden, wenn Haym von Manövern, Capriolen, Taſchenſpielerkunſt u. ſ. w. ſpricht. Uebrigens iſt das Verdienſt, welches derſelbe dem Hegel um die Entwickelung der Logik zuſchreibt, groß genug; er rühmt ihm nach, die formelle Logik definitiv in ihre Schranken zurückgewieſen und zuerſt, wenn auch noch unvollkommen, die dialektiſche Natur des Geiſtes conſtruirt zu haben. Haym ſagt:

In der Schule der angeblich reinen Vernunft und der angeblich abſoluten Methode iſt vielen der Sinn und das Geſchick für diejenige Erkenntnißweiſe aufgegangen, die überall ein Lebendiges, Ganzes und Begeiſtertes erblickt und dies nicht anders als mit lebendigem und ganzem Geiſte glaubt bewältigen zu können. Der Urheber oder doch der erſte wirkſame Vermittler einer ſolchen Revolution geweſen zu ſein — durch welche Mittel und durch welche Irrthümer auch immer —, das, ſicherlich, iſt etwas Großes. ... Allein nicht nur, daß ſich Hegel an Abſtractionskraft, an Scharfſinn und Zähigkeit des Denkens ſehr wohl mit ſeinem Rivalen (Herbart) meſſen kann, ſo liegt ſeine Größe gerade in dem Muth, das Geſetz des Verſtandes zu brechen und zu biegen. Das macht: er allein hat den großen Inſtinct gehabt, die geiſtigen Mächte, welche durch unſere claſſiſche Poeſie in der Nation erwachten, zum Stehen zu bringen, ſie in den Dienſt der Philoſophie zu ziehen und ſie auf dieſe Weiſe in die wiſſenſchaftliche Denkart des Jahrhunderts zu weiterer Läuterung hineinzuſenken. Er war vielleicht nicht durchaus der größere Denker: er war gewiß der größere Philoſoph.

Mit einer ſolchen bedingten Anerkennung iſt aber Roſenkranz nicht zufrieden; ja, er benutzt dieſelbe, um den Biographen eines Widerſpruchs zu zeihen, der gar nicht vorhanden iſt, wie ſich aus einer gewiſſenhaften Vergleichung der angeführten Stellen ergibt. Aber auch im ganzen und großen waltet keineswegs der Widerſpruch, welchen Roſenkranz zu finden glaubt. Daß ein Mann in der wiſſenſchaftlichen Entwickelung von welthiſtoriſcher Bedeutung ſein und dennoch die gröbſten Irrthümer vertreten kann, lehrt unter anderm das Beiſpiel Rouſſeau's, der durch ſeinen „Emile" und „Contrat social" vielleicht mehr gewirkt hat als irgendein Schriftſteller vor ihm und nach ihm, und dem gleichwol jetzt jeder Schulknabe die Verkehrtheit ſeiner pädagogiſchen und politiſchen Principien nachzuweiſen im Stande iſt. Was ferner den angeblichen Widerſpruch in der ſonſtigen Charakterſchilderung betrifft, ſo gehen wir nicht darauf ein, weil Roſenkranz ſelbſt den einzig richtigen Erklärungsgrund deſſelben beigebracht hat.

Ebenſo wenig können wir uns auf die einzelnen Punkte der Roſenkranz'ſchen Kritik einlaſſen. Wären ſie auch richtig, ſie würden doch für das Ganze nichts beweiſen. Sie ſind aber zum großen Theil nicht einmal richtig. Wie man z. B. auch Hegel's Verhalten zu den nationalen und politiſchen Intereſſen ſeines Volks beurtheilen möge, gerechtfertigt kann daſſelbe nie werden, da im günſtigſten Falle noch der Eindruck einer ſchmählichen ſittlichen Indifferenz zurückbleibt, die einem Manne von der geiſtigen Größe Hegel's weniger als irgendeinem andern zu verzeihen iſt. Die Frage aber, ob in einem beſtimmten Falle ein wiſſenſchaftlicher Irrthum oder eine ſittliche Corruption anzunehmen ſei, iſt unter allen Umſtänden ſchwer zu beantworten und nur mit großer Vorſicht zu entſcheiden; dieſe Rückſicht hat der Biograph auch keineswegs außer Augen gelaſſen, da er Hegel nirgends eine unbedingten Unſittlichkeit, eines gefliſſentlichen Zuwiderhandelns gegen ſeine beſſere Ueberzeugung beſchuldigt, ſondern deſſen bedauerliche Wandlungen vielmehr aus der ſittlichen Haltloſigkeit ſeiner philoſophiſchen Weltanſchauung erklärt. Dieſen Vorwurf gegen das Syſtem zu mäßigen hatte der Biograph in gegenwärtiger Zeit weniger als jemals Beruf, und ſo bereitwillig wir dem Apologeten unſererſeits zugeſtehen, daß jener den unſterblichen Leiſtungen des Meiſters auf allen Gebieten der objectiven und abſoluten Geiſtesphiloſophie noch größere Gerechtigkeit hätte angedeihen laſſen ſollen, ſo finden wir doch die exorbitanten Behauptungen Roſenkranz' gegenüber nur die, daß Hegel in der Geſchichtsphiloſophie nie das Subjective und Individuelle misachtet habe, die entgegengeſetzte, wenn auch bei weitem nicht ſo grelle Einſeitigkeit Haym's faſt gerechtfertigt. Hegel ſoll nach Roſenkranz „an der Individualität großer Menſchen eine unendliche Freude gehabt" haben. Ja wohl, an der Individualität großer Menſchen, aber nie an der Individualität edler Menſchen, und auch an der Individualität großer Menſchen nur, wenn dieſe großen Menſchen zugleich glückliche Menſchen waren. Seine ganze Philoſophie der Geſchichte iſt eine Expoſition jenes berüchtigten Worts des Brennus: Vae victis! Und da nun das Vae victis, Gott ſei's geklagt, auch das Loſungswort unſerer Tage iſt, da die Wiſſenſchaft ſo gut wie das gemeine Leben der vollendeten Thatſache huldigt und nachdem uns Droyſen einen verhegelten Alexander gegeben hatte, nunmehr auch durch Mommſen einen verhegelten Cäſar erhalten haben und allem Anſchein nach ruhig zuwarten müſſen, ob uns vielleicht ein Engländer von dem letztern ebenſo gründlich wie Grote von dem erſtern befreien wird, ſo fühlen wir uns keineswegs zu einem herben Tadel Haym's berufen, weil derſelbe in gegenwärtigem Augenblicke bei ſeiner Beurtheilung Hegel's überhaupt und der Philoſophie der Geſchichte insbeſondere vor allem Freiheit und Recht der Subjectivität d. h. der wahren, reellen Subjectivität, betont hat.

So ungern wir gegen einen Mann von Rosenkranz' ...schaftlicher und sonstiger Bedeutung, die jedoch zum ...sten Theile auf seinem specifischen Hegelianismus ...t, in dieser Weise polemisiren, so können wir bei ...r Ueberzeugung von dem echt künstlerischen Werthe ...aym'schen Biographie doch nicht umhin, mit der ...rkung zu schließen, daß ein wahrer Künstler auch ...enig „Farbentöpfen" ein vollkommenes Gemälde ...stellen vermag, wenn er nur die Farben gehörig ...r Palette mischt, während ein anderer so viel Far...fe vor sich stehen haben kann, wie die Hegel'sche Kategorien zählt, und doch kein Gemälde zu Stande ..., weil er, wie viele Hegelianer, lediglich über die ...lone pinselt. Uebrigens empfehlen wir das Rosen...che Schriftchen allen Lesern der Haym'schen Bio...ie zu unbefangener Prüfung und Berichtigung ...er Einzelheiten; den hohen Werth der letztern wird ...im zu schmälern im Stande sein. 7.

Geschichte und Kriegsgeschichte Oldenburgs.

...sche Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geschichte ...denburgischen Contingents von Louis von Welzien. ...burg, Schulze. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

...r Herausgeber der Reiche'schen Memoiren übergibt ...ameraden und Landsleuten eine Geschichte des groß...hen Truppencorps und als deren Einleitung eine Skizze ...ptmomente aus Oldenburgs Vorzeit, die Frucht einer ...m Studien, zu welcher der Verfasser bei seinem Unter... nothwendig geführt wurde. In seinem bescheidenen ...e verzichtet er für das Werk ausdrücklich auf den ...einer Kriegsgeschichte, weil die kriegerischen Begeben...welche von dem großherzoglichen Contingente berichtet ...onnten, leider zu unbedeutend seien, doch meint er, sie ...n Ermangelung einer reichern Tradition und als Vor... Einleitung einer hoffentlich nicht zu lange ausbleiben...gsgeschichte in ihren Einzelheiten wol einiges Inter...nspruch nehmen. Wir haben das ganze Werk als ...nes ernstern Bestrebens mit Interesse gelesen.

...historischer Basis ist der Steff in sieben Zeitab...theilt. Im ersten werden die frühesten Jahrhunderte, ...nwesenheit der Römer bis zur Auflösung des fränkisch...chen Reichs 888 besprochen, besonders die Wehrver...es letztern; der zweite enthält die Zeit bis zur Zer...g des sächsischen Herzogthums 1180, in welcher zu ... des Löwen Zeit Graf Christian der Streitbare als ... erscheint, der sich und sein Besitzthum nach dem da... befestigten Oldenburg genannt hat. Die bremische ...ik Renner's sagt von ihm:

> Tho Oldenborch Graf Christian,
> De was ein löflich Kriegesmann,
> Em was Recht leef und Unrecht leidt,
> Dat is ein zierlik Ummekleidt.

...dritte Abschnitt schildert die Jahrhunderte bis zur ...ie des Stad- und Budjadingerlandes 1517. Wir ... die langen und furchtbaren Kämpfe gegen die Stämme ...n. Das gemeinsame Band der sieben Seelande hatte ...schon gelockert, die ehemaligen, aus freier Volkswahl ...ngenen Richter waren Häuptlinge geworden und ... frühern freien Gemeinden allmählich in „Herrlich...wandelt. Aber die Kraft des harten Seevolks war ...h nicht gebrochen und gewann noch manchen Sieg ... benachbarten Fürsten und Herren, bis sie erlag. ...hlen dies Kapitel ganz besonders. Im folgenden Abschnitt wird die neue Zeit bis 1667, bis zum Tode des Grafen Anton Günther dargestellt, welcher sein Land vor der Theilnahme am Dreißigjährigen Kriege und damit vor den Greueln desselben thunlichst bewahrte. Zuerst wird die damalige Reichskriegsverfassung dargestellt. In der ersten Matrikel von 1422 war Oldenburg zur Gestellung eines Mannes verpflichtet, was bis 1547 nach und nach auf 10 Mann zu Roß und 44 Mann zu Fuß erhöht wurde. Statt der Mannschaft konnte auch Geld verlangt werden, und zwar ein monatlicher Sold, 12 Gulden für den Reiter, 4 Gulden für den Fußknecht: dies hieß ein Römermonat, von den frühern Römerzügen. Die Grafen von Oldenburg hatten aber bis 1525 weder Truppen noch Geld hergegeben, ebenso wenig für das Reichskammergericht den sogenannten Kammerzieler gezahlt, bis sie durch die Reichsacht dazu gezwungen wurden. Im Lande bildeten sie ihre monarchische Gewalt immer weiter aus und suchten die Wehrhaftigkeit der Bürger und des Landvolks bei den „gefährlichen Zeitläufen" (Ende des 16. Jahrhunderts) zu erhöhen. Mannzahl, Harnisch- und Wehrbeschauung, Landfolge wurde geregelt. Im Anfang des Dreißigjährigen Kriegs, als dieser sich nach Niedersachsen gespielt, blieb allerdings Oldenburg nicht ganz verschont, Mansfeld's und Tilly's Truppen suchten es heim und erst 1631 gelang es, von beiden Seiten, Kaiserlichen und Schweden, die Neutralität anerkannt zu sehen. Zur Charakteristik damaliger Zustände erzählt der Verfasser, daß Oberst Karpezan seine Frau wegen angeblichen Ehebruchs vor das Kriegsgericht seines Regiments gestellt und durch dessen Freiknecht habe enthaupten lassen. Der fünfte Abschnitt hat es mit der dänischen Zeit zu thun: das Land fiel nämlich nach dem kinderlosen Tode des Grafen Anton Günther an den König Friedrich III. von Dänemark. Die neue Regierung ließ die Wehrkraft des Landes durch eine Commission untersuchen, verstärkte die Befestigungen von Oldenburg und Delmenhorst und muthete der erstern Stadt dänische Einquartierung zu.

Oldenburg hatte damals seine fünf Bürgercompagnien und sein eigenes Geschütz. Einige ergötzliche Züge von dieser weiland Bürgerwehr lesen wir. Die gesammte Wachtmannschaft wurde bald permanent, drei Stadtcorporale mit zwölf Mann, nebst zwei Reservemännern versahen den Dienst und wohnten gleich in den Wachthäusern, von wo sie nur durch den Tod abgelöst wurden. Die Wehrpflicht haftete nicht mehr an der Person, sondern auf dem Hause, also oft auf Witwen, die sich einen Stellvertreter schafften. War eine zu arm, so erschien sie auch wol selbst mit Gewehr und Patronentasche ihres Seligen beim Appell. Im Jahre 1704 wurde aber eine ordentliche Landmiliz errichtet von zwei Bataillonen zu vier Compagnien, deren Organisation der in andern Ländern ähnlich und ganz zweckmäßig war, aber nicht ebenso ausgeführt wurde. Die im Jahre 1681 veränderte Kriegsverfassung des Deutschen Reichs, welche dann bis zu dessen Auflösung bestand, hatte für das auf 40000 Mann normirte Simplum des Reichsheers das Contingent von Oldenburg auf 280 Mann zu Fuß und 137 Reiter erhöht. Dänemark wußte sich aber während des Siebenjährigen Kriegs neutral zu halten, was Oldenburg zugute kam. Als der bekannte Tractat die Grafschaften zur Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen Dänemark und dem Hause Holstein-Gottorp an die ältere Linie desselben brachte, welche mit Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, erwartete man allgemein in dem Fürstbischof von Lübeck von der jüngern Linie einen russischen Gouverneur zu erhalten: er überkam jedoch das Land als selbständiger Souverän. Seine und seines Nachfolgers Peter Friedrich Ludwig Regierung, 1774—1829, füllt den sechsten Abschnitt des Werks. Das Nationalregiment, zuletzt zwölf Compagnien stark, war schon 1763 bis auf ein Wachtcommando aufgelöst worden, und nur eine Invalidencompagnie ging an die neue Regierung über. Ihr Hauptmann und ältester Lieutenant zählten zusammen 160 Lebensjahre. Schon 1775 wurde daher die Errichtung eines neuen Infanteriecorps von einer Compagnie beschlossen, welche unter dem Commando eines Kapi-

täns von Knobel auch sofort organisirt wurde und zum Ehrenwachtdienst wie zur Unterstützung der Polizei, unter dem Namen ihres Chefs, auch wol scherzhaft „Knobelgarde" geheißen, bis 1809 bestand. Die Rheinbundsacte machte jetzt die Formation eines zu wirklich kriegerischer Verwendung geeigneten Corps nothwendig, das auf sechs Compagnien, nach französischem Muster eine Grenadier-, vier Füsilier-, eine Schützencompagnie, bestimmt war. Als Oldenburg 1811 dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde, nahm ein Theil des Officiercorps seine Entlassung, die übrigen traten mit der betreffenden Mannschaft unter französische Fahnen und formirten mit den Conscribirten des Departements der Wesermündungen das 129. Regiment. Der Verfasser gibt uns die Namen der Offiziere und Militärbeamten, welche von 1775—1809 im Knobel'schen Corps und dann bis 1811 im Rheinbundscontingent gedient haben.

Wir lesen nun die Schicksale des 129. Regiments. Der Verfasser schildert mit patriotischer Entrüstung die Gewaltmaßregeln der Napoleonischen Militärdespotie und die Drangsale des Landes infolge der Volksbewegungen Anfang 1813, als die drei hanseatischen Departements und also auch das Arrondissement Oldenburg, außer der Constitution und dem Schutz der Gesetze erklärt und der Willkür einer Militärregierung überlassen wurden, wobei niemand seines Eigenthums, seiner Freiheit und seines Lebens sicher war. Die Völkerschlacht von Leipzig setzte der Noth endlich ein Ziel und der Herzog kehrte am 27. November 1813 in seine Staaten zurück. Seine Sorge für die Landesbewaffnung, welche sofort auf allgemeine Wehrpflicht basirt wurde, fand jedoch einige Hemmnisse in der geringen Neigung der Oldenburger zum Militärstande, eine natürliche Folge der in allen frühern großen Kriegen bewahrten Neutralität, wodurch alle kriegerischen Traditionen im Volke fehlten, an welchen sich das Interesse für den Kriegerstand entzündet und belebt. Alles mußte überdem neu geschaffen werden, auch Waffen mangelten und so war 1814 das oldenburger Contingent das einzige sämmtlicher deutschen Staaten, das nicht mobil gemacht wurde. Die Organisation desselben wurde aber durch den neuen Chef, den Oberst Wardenburg, der, ein geborener Oldenburger, aus der russisch-deutschen Legion in den vaterländischen Dienst zurücktrat, wesentlich gefördert. Wir erfahren die Lebensschicksale dieses ausgezeichneten Offiziers, welcher hierauf fast 24 Jahre an der Spitze des Regiments Oldenburg stand. Dasselbe nahm endlich theil am Feldzuge von 1815, wenn auch erst nach der Schlacht von Waterloo, es gehörte zur anhalt-thüringenschen Brigade und wurde bei den Unternehmungen gegen Bouillon, Sedan und Mezieres verwendet, vor welcher letzterer Festung es Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Wir heißen alle solche Beiträge zur Kriegsgeschichte, die ins Detail gehen und zuverlässig wie die vorliegenden sind, willkommen. Daß die Operationen, nachdem Paris seit dem 7. Juli besetzt und ein Friedensschluß täglich zu erwarten war, von den Führern der kleinen Contingente nicht mehr mit besonderer Kriegslust unterstützt wurden, wird hier offen gesagt und ist wohl erklärlich. Oberst Wardenburg machte energische Vorstellungen gegen den seinem Regiment zugedachten Sturm auf Montmedy und dieser wurde in der That den Preußen und Waldeckern übertragen. Diese drangen allerdings bei Nacht in Medibas ein, das am Fuße der Felsenfeste liegt, wurden aber so beschossen, daß sie, gewiß ein seltsamer Fall, eine Capitulation abschlossen, um den erstürmten Platz wieder verlassen zu können. Der Friede brachte die Ordre zum Rückmarsch und auch bei dem oldenburgischen Contingente wurde die Erinnerung an den Feldzug durch Auszeichnungen mancher Art geehrt. Personalien und innere Organisationsverhältnisse füllen die nächsten Blätter. Die Bundeskriegsverfassung hatte das Contingent Oldenburgs auf 2178 Mann bestimmt, wobei 311 Mann Cavalerie und eine halbe Batterie; letztere wurde aufgestellt, die Cavalerie jedoch erst unter den folgenden Regierungen, deren Geschichte den siebenten Abschnitt des Werks füllt. Der Großherzog Paul Friedrich August, der im russischen Feldzug selbst mit Auszeichnung gedient hatte, widmete dem Truppencorps seine besondere Sorgfalt, indem er es, der neuen Zusammensetzung des zehnten Armeecorps entsprechend, in eine Brigade von zwei Infanterieregimentern und einer leichten Fußbatterie organisirte und möglichst schlagfertigen Zustand setzte, was freilich im Hinblick bei den vorwaltenden Ansichten über das Militärwesen nicht allgemeine Zustimmung fand. Auch dem Militärbildungswesen widmete er seine Fürsorge. Im Jahre 1835 wurde die Convention zwischen den drei Freien Städten wegen Vereinigung der Contingente zu einer gemeinschaftlichen Brigade unter einem Oberbefehl — auch im Frieden — das erste Beispiel in Deutschland! — geschlossen. Diese Brigade concentrirte sich zweimal 1839 und 1840; 1843 wurde das ganze zehnte Armeecorps zu gemeinschaftlichen Uebungen zusammengezogen, welche allgemeine Anerkennung fanden. Ihr günstiger Einfluß erstreckte sich bis in die Zukunft und erleichterte in hohem Maße 1848 die Verwendung der Corps im dänischen Kriege. Das oldenburgische Contingent war mittlerweile verstärkt worden und hatte 1834 ein neues Exercirreglement bekommen, wodurch die gliederige Stellung eingeführt und die Flügelzüge zum Schwenken bestimmt wurden. Die „Strömung" des Jahres 1848 brachte auch Oldenburg eine constitutionelle Staatsform, änderte durch diese, wie überall, die Stellung des Militärs. Von unserm Standpunkte aus, d. h. von dem eines deutschen Soldaten, können wir darin kein Heil für das Kriegswesen, namentlich der Kleinstaaten, erblicken, welches durch solche Beschränkung, wie der Verfasser sich ausdrückt, „politisch und moralisch darunter leidet.

Indessen brachte das Jahr 1848 den oldenburgischen Truppen auch etwas Gutes: einen frischen Feldzug, ehrliche Feinde, welcher auch für andere nach all den Leiden wie klare Himmelsluft erquickend wirkte. Wir sehen hier einen gewissenhaften und erfreulichen Beitrag zur Geschichte des dänischen Kriegs. Der Verfasser sagt über die Theilnahme seines Truppencorps: „Die Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 haben der Brigade zwar keine Gelegenheit zu besondere Lorbern einzuernten, die ja überall in diesem Kriege nicht zu gewinnen waren, doch haben sie zur Erhöhung der Kriegstüchtigkeit entschieden beigetragen." Die Vermuthung der Kriegsleitung macht, wollen wir unerörtert lassen, allenfalls wird der unparteiische Leser die besondern Verhältnisse rücksichtigen und sich, wenn er die verschiedenen Berichte, namentlich über die ersten Operationen, verglichen hat, ein ständiges Urtheil darüber bilden, was zu erreichen war und versäumt worden ist. Die Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs in den Beiheften des preußischen Militärwochenblatts harrt aus verschiedenen Gründen noch ihrer Vollendung. Verfasser wird auch in seiner neuen Stellung damit nicht vorgehen. Die taktischen Details, welche uns in dem vorliegenden Werke gegeben werden, nehmen wir dankbar auf, heben die Hingebung und Ausdauer hervor, mit welcher die braven Oldenburger in kleinern Gefechten oft große Uebermacht geschlagen haben. Besonders ist die schöne Waffenthat der dritten Compagnie unter Hauptmann Schlarbaum verdient in weitern militärischen Kreisen bekannt zu werden. Die Compagnie war abgeschnitten und schlug sich auf einem Marsche, vom Feinde hart bedrängt, die ihm gebotene ehrenvolle Capitulation ablehnend, glücklich durch. Wir erwähnen die Maßregeln, welche dazu getroffen wurden, besonders wiederholten retour offensif der vollen Beachtung in ähnlichen Lagen. Ein Parolebefehl sprach der Compagnie die Anerkennung ihres Kriegsherrn aus. Infolge der Beschlüsse in Frankfurt 1848 sollte das Contingent von Oldenburg auf 5600 Mann erhöht werden, wobei auch ein leichtes Bataillon, ein Infanterieregiment von 800 Mann und ein Artilleriecorps von 200 Schützen. Es mußte daher endlich mit der Organisation der Cavalerie vorgegangen werden, wozu beurlaubte etc.

ere und Unteroffiziere wirkten. Zu einem Stationspunkt ie junge deutsche Flotte empfahl die oldenburgische Regie- schon damals den Jahdebusen, der später bekanntlich von jen zur Anlegung eines Kriegshafens erworben worden ist. dem Frieden mit Dänemark führte die bekannte politische Deutschlands im Norden zunächst zu einer Auflösung der nähnten Brigadeconvention, dann aber, nachdem die Verfassung beseitigt war, zu einer Revision des Staats- gesetzes, wobei diejenigen Artikel, welche dem Militär fährlichsten waren, ausgeschieden wurden. Der Verfasser ht diese Verhältnisse mit ruhigem Urtheil und führt uns zum ffe noch die letzten organisatorischen Bestimmungen vor, infolge des Bundesbeschlusses vom 4. Januar 1855 über iegsverfassung und die erhöhte Kriegsbereitschaft, wegen ientalischen Kriegs, zur Ausführung gekommen sind, um roßherzogliche Contingent, „solange ihm das Glück ver- bleibt, dem Feinde entgegenzutreten, in segensreicher zu einer Schule für das Volk zu bilden, in welcher jähr- wa 700 junge Burschen physisch und moralisch zu Män- rzogen werden". Einige Anlagen enthalten Actenstücke em dänischen Kriege und die Organisation des Truppen- auch eine Rangliste desselben.

Karl Gustav von Bernech.

Deutsche Humoristik.

er Buchhändler E. Wengler in Leipzig beschäftigte sich eit Jahren mit dem Plane, eine alle Perioden, Rich- und Stilarten umfassende Sammlung von Proben aus biete der so ungemein reichhaltigen humoristischen, ko- und satirischen Literatur der Deutschen zu veranstalten. rlei Umstände trafen zusammen, um ihm den gegen- Zeitmoment für geeignet erscheinen zu lassen, zur ung und Herausgabe dieses Werks zu schreiten, von jetzt den Literaturfreunden wie speciell allen Liebhabern nors, des Witzes und der satirischen Laune die beiden ieferungen zur Prüfung vorliegen und welches den ein- itel „Hausschatz der deutschen Humoristik" trägt. Der forderte mich auf, ihm dazu eine literarhistorische ng zu schreiben, und ich entsprach diesem Ansuchen um , da es zufällig oder nicht zufällig in eine Zeit fiel, ch mich selbst mit diesem Gegenstande lebhaft zu be- angefangen hatte. Diese Einleitung, eine Umschau schen Humoristik seit den ältesten Zeiten bis jetzt, füllt erste Lieferung.

ie Arbeit oder Skizze hatte ihre eigenthümlichen Schwie- Die komische und satirische Literatur ist nächst der Jour- erjenige Literaturzweig, welcher in unsern Literaturge- am meisten vernachlässigt und zurückgesetzt zu werden Unsere Literaturhistoriker, von denen sich jeder fast ur an die allbekannten, in den Literaturgeschichten gewordenen Namen und Werke hält, bieten in Be- umoristischen Literatur ein sehr dürftiges, zersplittertes welches den Nachforschenden gerade bei den wichtigsten n im Stiche zu lassen pflegt. Nirgends ersieht man den literar- und culturgeschichtlichen Entwickelungs- komischen Literatur in ihrem Zusammenhange im nd großen, wenn es auch an einzelnen geistreichen nden Bemerkungen bei Gelegenheit einzelner hervor- Humoristen allerdings nicht fehlt. Im allgemeinen e Literaturhistoriker zu ernst, kritisch-doctrinär und h, um mit Lust und innerm Antheil sich mit der ko- teratur zu befassen, die doch in culturgeschichtlicher indestens ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger ernste und pathetische. Unsere humoristischen Talente aben meist zu wenig Sitzfleisch und zu wenig Theilnahme gemeinen Fragen der Literatur, als daß sich, selbst die gen Kenntnisse und kritischen Fähigkeiten bei ihnen vor- ie von einem unter ihnen so leicht eine zugleich unpar- teiische und gründliche literargeschichtliche Darstellung ihres speciellen Literaturzweigs erwarten ließe. Seit Flögel, diesem großen, vielleicht größten Kenner der komischen Literatur ist zwar für die Feststellung der in das Bereich des Komischen einschlagenden ästhetischen Begriffe durch Jean Paul, Vischer, Zeising u. s. w. viel, für die Geschichte der komischen Literatur aber fast gar nichts geschehen, während sich doch für den Literatur- und Culturhistoriker kaum eine belohnendere Aufgabe denken läßt als diese. Aber auch Flögel's Schriften enthalten nur sehr reichhaltige aber unverarbeitete Materialien, die eben nur bis in seine Zeit reichen, und sich nicht über alle Gattungen des Komischen verbreiten, da der Tod ihn mitten in seinem rast- losen Sammeln und Forschen von dieser Erde abrief. In un- sern Tagen hat sich Ignaz Hub durch seine umfangreichen Sammlungen von Proben deutschen Humors ein großes Ver- dienst erworben; aber was die Prosa betrifft, so umfaßt sein Sammelwerk nur das 16. Jahrhundert und von Proben der humoristischen Dichtung ist die zweite Hälfte des letzten Bandes noch immer nicht erschienen. Höchst dankenswerth sind auch die von Hub fleißig zusammengestellten biographischen und bibliographischen Notizen, aber sie sind doch immer nur Ma- terial, das zum Zweck einer geschichtlichen Uebersicht mit andern Quellen und den Schriften der betreffenden Autoren verglichen werden muß.

In der letzten Zeit hat sich vielfach die Ansicht geltend machen wollen, daß es mit der humoristischen Literatur in Deutschland sehr dürftig bestellt sei; ja man ist sogar so weit gegangen zu behaupten, daß wir eigentlich gar keine hätten. Als Antwort hierauf möge folgende kurze Bemerkung in meiner Einleitung zu dem Wengler'schen Werke dienen: „Der treffliche Thomas Carlyle, ein gründlicher Kenner des Deutschen, behauptete sogar, der insolenten Versicherung des Franzosen Bouhours gegenüber, in der «Edinburgh Review» von 1827, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur be- sessen, habe es Deutschland zu verdanken gehabt. Tyll Eulen- spiegel's Schwänke, «Reineke der Fuchs», Sebastian Brandt's «Narrenschiff», dieses freilich nach der lateinischen Bearbeitung, wurden fast in alle europäischen Hauptsprachen übersetzt. Die Eulenspiegelstreiche gingen als «espiègleries» in das franzö- sische Wörterbuch über, und sogar den französischen Ausdruck «Calembourg» leitet man wol am natürlichsten von den Späßen des Pfaffen vom Kalenberg ab. Der Baron Münch- hausen wird auf der ganzen Erde als der König und das Ur- bild aller Lügner und Aufschneider betrachtet und genannt, und auch den ehrlichen Candidaten Jobs kennt man im Aus- lande, von den vielausgebeuteten Kotzebue'schen Chargen gar nicht zu sprechen. Haben wir von unserm humoristischen Reichthum so viel an das Ausland abgegeben, so steht damit die in Deutschland selbst letzter Zeit laut gewordene Behaup- tung, daß wir auf diesem Felde arm seien, in einem auffallen- den und sonderbaren Widerspruch."

Aus älterer Zeit darf man nur den in seiner Art un- übertrefflichen niederdeutschen «Reineke Fuchs», der schon so manche ehemals gefeierte Dichtungen ernster Gattung über- dauert hat und andere jetzt noch gefeierte überdauern wird, die vielen ergötzlichen Volksschwänke, die Geschichte der sieben Schwaben, die oft sehr lustigen schildburger und lalenburger Streiche, die von Goethe so hoch geschätzten lehrreich drolligen Schwänke von Hans Sachs, so manches toll Humoristische von Johann Fischart u. s. w. nennen — der spätern Zeit gar nicht zu gedenken —, um die deutsche Anwartschaft auf den Besitz einer ganz eigenthümlichen humoristischen Literatur und damit unsere Gleichberechtigung mit andern Völkern auch auf diesem Gebiete darzuthun.

Andere gehen freilich noch weiter, und sehen die komische Literatur überhaupt als ein verächtliches Ding über die Achseln an. Diesen diene, um mich noch weiter abzuschreiben, Fol- gendes als Antwort: „In sittengeschichtlicher Hinsicht ist die

humoristische Literatur überhaupt von eigenthümlicher und großer Bedeutung. Die politischen, religiösen und sittlichen Zustände der betreffenden Perioden spiegeln sich nirgends sonst wo so scharf und lebendig, als in den komischen und satirischen Producten, deren Gegenstand sie sind. Selbst in unserer Zeit hat die Satire und die komische Literatur diese Bedeutung noch nicht ganz verloren. Man wird die ernsten Schöpfungen unserer classischen Dichter immerdar bewundern, aber wenn Spätere wissen wollen, wie es im Volke selbst aussah, wie es mit seinem Witz, seinen Sitten, seinem Geschmack, seinem Verstande und Unverstande, seinen gesellschaftlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten beschaffen war, so werden sie zu diesem Zwecke aus der Jobsiade und Kotzebue's Kleinstädtern, ja aus den «Fliegenden Blättern» und andern Witzblättern mehr lernen als aus allen Tragödien und pathetischen Gedichten unserer Zeit. Es läßt sich von der deutschen humoristischen Literatur wol auch mit Recht behaupten, daß sie nicht so wie die ernste in allen Richtungen der kosmopolitischen Windrose umhergesegelt, seltener blos nachahmend gewesen und dem deutschen Volkscharakter im ganzen treuer geblieben ist. Vergessen sollte man auch nicht, daß gerade die humoristischen und komischen Schriftsteller, welche schöpferischen Geistes waren, die deutsche Sprache mit sehr vielen neuen charakteristischen Wortbildungen bereichert haben. Noch eine besondere Heilkraft, die in der Komik und Satire und in ihren Unterarten, der Parodie und Travestie, liegt, ist hier zu erwähnen. Das komische Element in seiner Reinheit ist ein abgesagter Feind und der entschiedene Gegensatz des Pathos und der Sentimentalität und knüpft dafür an den gesunden Menschenverstand an, der von jeher in ihm einen Vertreter gefunden hat. Es findet zwischen beiden etwa derselbe Gegensatz statt, wie zwischen dem Bürgerthum und dem Ritterthum. Daher gibt es für das falsche Pathos und für die falsche Sentimentalität kein besseres Correctiv, als das sie persiflirende und zügelnde komische Element, das ihnen einen Spiegel vorhält, worin sie sich in carikirter Gestalt erblicken, um so zur Besinnung zu kommen. An die wahre Größe, die wahre Erhabenheit und das wahre Gefühl wird sich die Komik niemals wagen, weil sie ihr keine Blöße geben, an der sie sie fassen könnte. Thut sie es aber einmal, so gräbt sie sich selbst ihr Grab. Aber aller falschen Größe ist sie ein geschworener und zuletzt fast immer siegreicher Gegner."

Doch diese Geringschätzung der komischen Literatur hat sich eigentlich erst in unserer Zeit geltend gemacht, die, sonderbar genug, sehr wenig Pathos in sich selbst hat, während so manche literarische Wortführer und auch ein Theil des Publikums einseitig der pathetischen Phrase ihre Gunst zuwenden. Sebastian Frank sagte: „Thorheyt zu gelegener Zeit ist die gröst waißheit"; Hippel erklärte: „Der Pater von Sancta Clara hat mehr Gutes gestiftet als zehn Kopfhänger"; Kant, obschon er selbst wenig oder gar nicht lachte, gestand, „daß kein Metaphysiker so viel Gutes stiften würde als Erasmus von Rotterdam"; Carlyle betrachtete den Humor als die feinste Vollendung des dichterischen Geistes und behauptete, daß, wer ihn nicht besitze, wie reich er auch sonst begabt sein möge, nur die eine Halbscheid gestaltender Kraft besitze, ähnlich wie schon Aristoteles der Ansicht war, daß der größte Tragödiendichter zugleich auch der größte Komödiendichter sein müsse, wie sich dies auch an dem spätern Shakspeare bestätigte. Doch auch in unsern Tagen fehlt es nicht an Autoritäten, die von der Komik einen sehr hohen Begriff haben; Prutz z. B. erkennt in ihr eine Tochter jener „göttlichen Heiterkeit", welche als „die letzte, reifste Frucht der ganzen Bildung", als die „äußerste und höchste Entwickelung des menschlichen Geistes" zu betrachten sei.

Wie ausgedehnt und reich angebaut das Gebiet der deutschen komischen Literatur ist, davon gibt wol meine Einleitung ein deutliches Zeugniß, indem ich darin in einem Umfange von nur fünf Druckbogen nicht weniger als gegen 300, oder genau gerechnet zwischen 270 und 280 deutsche Humoristen und Satiriker (unter denen sich nur eine einzige Satirikerin, die übrigens als H moristin verunglückte pseudonyme Emma Emilie von Hallberg findet) genannt und zum größten Theil kurz charakterisirt h Und wenn darunter vielleicht die Hälfte dem Humor nur e und den andern Gelegenheitsbesuch abgestattet haben, so bl doch die Uebrigbleibenden, welche sich einzig und allein vorzugsweise im Gebiet des komischen Elements bewegten, immer noch eine höchst beträchtliche Heerschaar. Dabei ich mir keineswegs ein, absolute Vollständigkeit erreicht haben und ich weiß schon jetzt, daß ich z. B. aus älterer den Baseler Pamphilus Gengenbach, aus späterer den fasser des „Cancan eines österreichischen Edelmanns", Münchener Ludwig Aurbacher, Verfasser des „Volksbüch und der „Geschichte des Spiegelschwaben", und selbst Fri Gerstäcker, dessen „Mahlhuber's Reiseabenteuer" freilich e letzterer Zeit größere Bekanntschaft erlangt haben, und selbst Heine an Witz übertreffenden, wenn auch völlig u tischen Verfasser der „Hammelburger Reisen", Karl Heinrich ter von Lang vergessen habe. Diese Auslassungen erklären sehr leicht, wenn man bedenkt, daß dem Verfasser einer so Arbeit namentlich in Betreff der neuern Zeit in unsern De moristen nur geringe Beachtung schenkenden literargeschicht Werken und Monographien für sein Gedächtniß so wenig S haben geboten sind. Indeß wird der Herausgeber ja in den spätern Lieferungen bei Mittheilung der Proben au betreffenden Autoren Gelegenheit finden, diese Auslass zu ergänzen, auch einige wenige in den Jahreszahlen ve mende Druckfehler zu berichtigen und einzelne in der Einl nicht genau angegebene Büchertitel zu vervollständigen.

Was den anthologischen Theil der Sammlung an so ist damit, wie es im Vorwort heißt, beabsichtigt, große Publikum mit den Schätzen der in cultur- wie li geschichtlicher Hinsicht so wichtigen deutschen Humoristik be zu machen und daher nur das Charakteristischste und A gültigste und, was die ältern Perioden betrifft, nur das für uns Genießbare und Verständliche auszuwählen". Ue wo es sich thun ließ, ist dabei auf die Quellen selbst z gegangen. Mit den Hub'schen Sammelwerken, die ein anderes Publikum vor Augen haben, concurrirt das vorli weder der Tendenz, noch der Einrichtung nach. Um de zelnen Lieferungen den Reiz möglichster Mannichfaltigk ertheilen, hat der Herausgeber es vorgezogen, sich ni eine strenge Regel zu binden, sondern es sich zum Ge macht, in jeder Lieferung Proben möglichst aus jeder de in der literargeschichtlichen Einleitung bezeichneten Period zutheilen und dabei chronologisch vorzuschreiten. Die b erschienene zweite Lieferung enthält Proben von Seb Brandt, Geiler von Kaisersberg, Martin Luther, Erasm Rotterdam, Hans Sachs, Georg Rollenhagen, Andreas Gr („Die geliebte Dornrose"), Abraham a Sancta Clara, Sackmann, Wieland, von Hippel („Denkzettel einer M für ihren Sohn"), Matthias Claudius, Jean Paul, L Tieck („Eulenböck's Trinkrede", eine Perle poetisirende moristik), Saphir und Gedichte satirischen und humori Charakters von August Schnezler, Otto Banck u. darunter auch bisher Ungedrucktes. Interessant ist es, die drei humoristischen Kanzelredner Geiler von Kaiser Abraham a Sancta Clara und Jobst Sackmann zu verg Letzterer, der 1718 als Pfarrer in Limmer bei Hannover ist der literarischen Welt noch so gut wie gar nicht be obschon seine Predigten erst 1853 eine fünfte Auflage e Er pflegte sie in plattdeutschem mit hochdeutschen Phra mischtem Dialekt zu halten. In der Einleitung sind di sem sehr drolligen Kauz einige lustige Charakterzüge u der ersten Lieferung eine Probe aus seiner Leichenpred den Küster Wichmann mitgetheilt. Die dritte und vier ferung werden, soviel wir wissen, Stücke von Johann Fi Thomas Murner, dem alten „Reineke Fuchs" (nach Sc Bearbeitung) und dem „Neuen Reineke" von Glaßbr

Roscheresch, Lindenborn (dem „kölnischen Diogenes", der literarischen Welt noch nicht oder wenig bekannten en Philosophen und Humoristen, der 1750 in Köln ren Canitz, Liscow, Rabener, Thümmel, Knigge, Karl ch Ritter von Lang, dem Verfasser der „Hammelburger ", Heinrich Heine, Ludolf Wienbarg („Ueber Tyll Eulen") Joh. Em. Veith, dem wiener Domprediger, Wolf, Müller, Gerstäcker (aus „Mahlhuber's Reiseabenteuern"), Sternberg („Die dicke Frau von Mecheln"), Adolf r, Karl von Holtei, aus Immermann's „Münch" und der neuesten Münchhausiade „Fritz Beutel" w. enthalten. Für Kauflustige bemerken wir, daß Ganze in 10—12 Lieferungen, jede zum Preise von r. erscheint, mit der Zugabe der Bildnisse berühmmoristen (die beiden ersten Lieferungen bringen die Porten Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Hans und Abraham a Sancta Clara) und genauen Inhaltsn, wie auch alphabetisch geordneten Biographien der t am Schlusse des Werks. L. M.

Brautschau Friedrich's des Großen. Historische ählung von Julius Bacher. Berlin, Duncker. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

e Verfasser der „Philosophischen Königin" hat mit der ten Arbeit ohne Zweifel einen großen Rückschritt in Laufbahn, soweit sie dem historischen Roman geöffnet ist, Sowol was die Tiefe der Anlage, als was die Cha- und was die Ausbeute an neuen Gedanken oder Situation betrifft, ja selbst in Bezug auf Geschmack klichen Ausdruck, kann sich die gegenwärtige Erzähder frühern gar nicht messen und es bleibt von allen diensten nichts als die treffende „Zeichnung der Zeit" elche an den mit so vielem Recht gelobten Verfasser losophischen Königin" erinnert, von einigen unangeKanieren und stilistischen Unarten abgesehen, die sich Arbeiten wiederholen. Das ist schlimm und genug, ir, um den Verfasser zu ernster Selbstprüfung zu n. Will er diesen Rückschritt etwa damit rechtfertiges hier nur auf eine historische Skizze, auf eine geAnekdote abgesehen gewesen sei, während seiner leistung ein tieferer Plan, eine höhere Absicht zu gelegen habe, so machen wir ihn auf die Gefahr n, in welche der angehende Künstler sich jedesmal enn er zu früh dem Ernst und dem nachhaltigen agt, dessen die schwerere Aufgabe bedarf und die sie um sich der Laune flüchtiger Hervorbringung zu Der Meister kann von einer „Iphigenia" zum lt von Plundersweilern" übergehen, um neue Kraft ; wer jedoch kaum den Fuß im Bügel hat, von das Musenpferd nicht, daß er mit dem Zügel spiele; n ab. Genug, die vorliegende Arbeit verdient als entworfen und zu flüchtig ausgeführt und weder Rundung noch zu rechtem Schluß gebracht eine tere Rüge, als der Verfasser den Beweis geliefert r wol besser Angelegtes, Würdigeres und in Ton den Gesetzen des historischen Romans Entsprechenfern vermag.

Berichterstatter befindet sich zu dem Inhalt des Reiner eigenthümlichen Lage. Aus seiner Gefangenlich im Schlosse zu Küstrin, unternimmt der Kronich, damals 20 Jahre alt, eben jene heimliche Reise zur Brautschau, die den Stoff zu dieser Erzähgegen den Willen seines zürnenden Vaters, ssen seiner Hüter wird dieser kühne Schritt geben diesem Schlosse nun, ja in denselben Räumen, ngene Prinz bewohnte, hat der Referent den größeiner Kindheit verlebt und daran ein lebendiges Andenken bewahrt. Es findet sich darüber in seinen „Erinnerungen" Folgendes aufgezeichnet, das, da es sich hier um eine Lokalität handelt, in welcher Friedrich's Geist die gewaltige Umwandlung erfuhr, die ihn zum großen Mann machte, doch wol in weitern Kreisen einiges Interesse erwecken dürfte.

„Es ist", heißt es in jenen Memorabilien, „gewiß ein großes Glück für Kinder, in großen Räumen, Bauwerken voll Verstecken, alten Schlössern zu erwachsen. Wie viel mag durch eine solche Lokalität in Naturanlage und Charakter vorbestimmt werden, was in einer engen bürgerlichen Wohnung, wo die Augen der Aeltern immer über den Kindern wachen, gar nicht entstehen oder hervortreten kann! Das alte Schloß, von Markgraf Johann ausgebaut, in dem der große König Friedrich II. seine weltgeschichtliche Gefangenschaft bestanden hatte, war ein solcher alterthümlicher und geheimnißvoller Bau. Die Erinnerung daran ist unverwischt geblieben. Wie dieser Bau vom Dach bis zu den Kellern für die Knaben voller Geheimnisse steckte, so nehmen denn auch die Entdeckungsunternehmungen kein Ende und waren selbst nicht ohne die reizendsten Gefahren. In diesem alten Corridor stießen die Entdecker auf eine niegesehene Eisenthür, die mit aller Gewalt erfindungsvoll geöffnet werden mußte; in jenem alten Souterrain fand sich eine prächtige Lokalität für eine Kaninchenhecke, die sogleich benutzt wurde; an jener staubigen Wendeltreppe war eine Stufe los, die ausgehoben und deren Verborgenheit untersucht werden mußte, bis endlich ein Burgverließ wirklich zum Vorschein kam. In die großen Söllerstuben wurden Reiser und Bäume gebracht und eine Canarienvogelhecke, zum Entzücken schön, gegründet, um im Grünen unter dem Zwitschern von hundert gelben Sängern, spielend oder lesend, glückselige Stunden zu verleben. Unsere älterliche Wohnung aber befand sich unmittelbar unter den Räumen, welche dem Kronprinzen zum Gefängniß gedient hatten; ja, in einem Theil dieses Raumes selbst hatten die Knaben eben ihre kostbare Canarienvogelhecke angebracht. Es waren nur kahle Wände, hoch und vom Wind durchstrichen, ich meine aber, sie sollten jedem Deutschen theuer sein, und verdienten es, der Nachwelt erhalten und zugänglich gemacht zu werden. Besuchen wir nicht den Kerker des Jugurtha in Rom? Gehen wir nicht zu Ferrara in den Kerker, der den Sänger der „Gerusalemme liberata" umschloß? Was sind uns Jugurtha und Tasso im Vergleich zu dem großen König, der hier die Taufe des Unglücks empfing, gefangen, vom schmählichen Tode bedroht, gezwungen der Hinrichtung seines Jugendfreundes zuzusehen und von unnennbaren Seelenschmerzen zernagt! Das erwachte Nationalbewußtsein lehnt sich dagegen auf, daß ein solcher Ort gänzlich vergessen, dem Zufall preisgegeben, in ein Hospital oder in eine Kaserne verloren gehe für immer! Es sei erlaubt, hier eine geschichtliche Anmerkung einzuschalten. Fast alle Lebensbeschreiber des großen Königs berichten bei Erzählung seiner Gefangenschaft in Küstrin, daß der Prinz genöthigt worden sei, der Enthauptung seines Freundes Katt von seinem Gefängniß her zuzusehen. Die Stelle auf dem Festungswalle, wo Katt's Haupt fiel, liegt jedoch der örtlichen Tradition nach auf der gerade entgegengesetzten Stadtseite und konnte aus den Fenstern des Schlosses auf keine Weise gesehen werden. Unfern von jener Stelle steht jedoch eine Art von Sommerhaus, früherhin zur Verfügung des Commandanten gestellt, und die Tradition, deren wir eben gedachten, sagt in der That, daß der Prinz aus den Fenstern dieses Sommerhauses dem blutigen Ende seines Freundes habe zusehen müssen. So nur wird auch erklärlich, wie Katt auf dem Todeswege mit dem Prinzen ein letztes Lebewohl habe tauschen können, was von den Fenstern des Schlosses her gar nicht thunlich erscheint. Genug und wie dem auch sei, jener für Preußen erinnerungsreiche und historische Fleck wird der würdigen Bewahrung und Bezeichnung für die Nachwelt gewiß nicht mit Unrecht zu empfehlen sein."

Soweit die „Erinnerungen" des Referenten; kehren wir nun

zu unserm Verfasser zurück. Der Autor läßt sich zunächst die so günstig gebotene Gelegenheit ganz entgehen, den Prinzen in seiner Gefangenschaft und in der historischen Metamorphose darzustellen, welche hier mit ihm vorging, obwol er gerade hierdurch seiner Erzählung eine höhere psychologische Bedeutung hätte mittheilen können. Statt dessen zieht er es vor, uns den Vater im Schlosse zu Berlin in einer seiner barocken Malerlaunen vorzustellen, die, wenn auch historisch und komisch genug, doch mit der Erzählung selbst in keinem Zusammenhang steht. Diese verläuft denn auch einfach und rein äußerlich, was wir ihr eben zum Vorwurf machen müssen. Nur von einem Freunde begleitet, benutzt Friedrich die Freiheit einer Jagdpartie dazu, mit raschem Entschluß die zehn Meilen nach Berlin zu durchreiten, in der Absicht, die ihm vom Vater bestimmte, von der Königin aber nicht begünstigte Braut persönlich kennen zu lernen und mit den ihm zugekommenen verdächtigen Bildnissen derselben zu vergleichen. Spät am Abend im November erreicht er die Hauptstadt, tritt in einer kleinen Herberge am Haack'schen Markte ab, wendet aber, Entdeckung fürchtend, von hier nach dem Fürstenhause, von dessen Castellan er ein verborgenes Asyl erwartet. Eben hier wohnt aber seine Braut, die kleine bescheidene Prinzeß von Bevern. Die jungen Leute finden sich und die schüchterne Braut in ihrer Natürlichkeit gefällt dem Prinzen. Der König entdeckt durch einen launigen Zufall den Flüchtling, lobt ihn jedoch und krönt endlich, gegen den Willen der Königin, den Ehebund mit seinem Segen. Der mit diesem einfachen Hergang wohl oder übel verbundenen Episoden gedenken wir am liebsten gar nicht, da sie ohne Werth sind. Und da nun auch Stil und Ausdruck in dieser Erzählung ziemlich weit hinter dem zurückbleiben, was wir von dem Verfasser erwarten durften, so bleibt uns nur übrig, diese Leistung, der es selbst an einem irgend befriedigenden Abschluß fehlt, als eine mißrathene zu bezeichnen. Wir wiederholen daher unsere Warnung. Will der Verfasser sich der novellistischen Behandlung der Geschichte ergeben, für die ihm Fluß und Leichtigkeit fehlen, so mag er es thun: er wird dann immerhin lesbare Kalendernovellen liefern können; allein von der höhern Aufgabe, „historische Charaktere episch zu verklären" — eine Aufgabe, für welche er mit der „Philosophischen Königin" einen so achtenswerthen und Begabung bekundenden Anfang gemacht hat —, muß er in diesem Fall durchaus Abschied nehmen. Die Austiefung, die der historische Roman erfordert und bedingt, verträgt sich nicht mit der spielenden Oberflächlichkeit, die den Charakter dieser Arbeit bildet.

4.

Notizen.

Schiller's jüngst veröffentlichter Brief.

In unserm Aufsatz über die neueste Goethe-Literatur (Nr. 17 d. Bl.) haben wir auch gelegentlich einige Stellen aus einem angeblichen Briefe Schiller's an eine Gräfin mitgetheilt, welcher zuerst im „Altonaer Mercur" abgedruckt worden ist. Wir glaubten jedoch die Verwahrung hinzufügen zu müssen, daß die Authenticität desselben vielleicht aus gewissen äußern wie innern Gründen sich in Zweifel ziehen ließe. Diese Zweifel waren es auch, die uns abhielten, schon früher diesen, wenn er echt wäre, allerdings bemerkenswerthen Brief in d. Bl. zum Abdruck zu bringen; indeß ließ er sich in einer Charakteristik Goethe's um so weniger ganz übergehen, da bis dahin kein competenter Beurtheiler Widerspruch erhoben hatte. Nun begegneten wir aber jüngst in den „Jahreszeiten" einer wahrscheinlich von einem solchen Kenner eingesandten Notiz mit der Ueberschrift: „Bescheidene Bedenken gegen den jüngst in der Beilage zu Nr. 57 des «Altonaer Mercur» mitgetheilten Brief Schiller's", welche mit der Frage schloß: „Könnte der Brief nicht nachgemacht sein? Wie viele solche Täuschungen haben uns nicht schon der vermeintlich werthvollsten Nachrichten beraubt!" Dem Verfasser der Notiz den diese Bedenken erweckt im Hinblick auf das in diesem ausgesprochene auffällig beißende und wegwerfende Schiller's über die Schlegel, welches mit andern bekannt wordenen Urtheilen des Dichters über beide in zu Widerspruch stehe und den Verhältnissen nach fast zu sei. Wir unsererseits glaubten in dem Briefe eine im zwar geschickte Nachahmung der Schiller'schen Ausdrucks und eine ebenso geschickte Benutzung einiger späteren theile Schiller's über Goethe, aber auch manches Un ler'sche zu erkennen. Das fast demüthige Bekenntniß ler's, daß, was er Gutes haben möge, durch einige vortreffliche Menschen in ihn gepflanzt worden und seine Bekanntschaften auch die Geschichte seines Lebens schien uns mit dem im ganzen stolzen Selbstbewußtsein ler's, der wol am besten wissen mußte, wie viel er sich verdankte, nicht sehr in Uebereinstimmung zu stehen, Wendung, die der Brief von diesem Geständniß zu überwallenden Panegyrikus Goethe's nimmt, gezwung sein. Dem Gefühl der Inferiorität in Bezug auf un liches Schaffen begegnet man zwar auch in einem be Briefe Schiller's an Körner, hier aber gepaart mit ei wissen männlichen Bitterkeit über sein Schicksal. An Schiller gerade Goethe's Verdienste um die Natur schaften in solcher Weise, wie hier geschieht, hervorg haben sollte, hatte für uns etwas Auffälliges. Im stellt sich Schiller in diesem Briefe zu klein neben hin, feiert den Charakter Goethe's, über den er Jahre früher ein ganz anderes Urtheil hatte, in schwenglicher Weise, sagt über Goethe als Dichter zu Tiefes, als daß bei näherer Prüfung des Briefs nicht Zweifel an der Echtheit desselben entstehen sollten. endlich hat die Redaction, die, wenn der Brief nicht ec natürlich selbst zu den Getäuschten gehören würde, da an welche der Brief gerichtet ist und bei der man zuna die Gräfin Schimmelmann zu denken hat, nicht ge Aehnliche Mystificationen sind leider nur zu oft vo men; wir erwähnen nur den angeblichen, an einen n nannten Baron gerichteten Brief Mozart's, welcher zu Rochlitz veröffentlicht und vom Publikum viel bewundert dessen Unechtheit erst jetzt Otto Jahn in seinem Wer Mozart mit unwiderleglichen Beweisen dargethan hat müssen nun abwarten, was die Redaction des „A Mercur" auf die von den „Jahreszeiten" und gew von uns angeregten Zweifel erklären und mit welch weisen ihr die Echtheit des Briefs, der mit so überra Plötzlichkeit aus einem bisher verborgen gebliebenen Ver in die Oeffentlichkeit getreten, darzuthun gelingen wird

Zur Kennzeichnung der Parteikritik.

Die Schattenseiten der Parteikritik sind gewiß selte auffallender Weise zu Tage getreten als in den Urtheilen, bisher über Wolfgang Menzel's „Geschichte der letzten Jahre" gelesen haben, wiewol man zugeben muß, daß die lassung zu diesen einander gänzlich widersprechenden U in dem Buche selbst gegeben ist. In den von der Meidin Verlagshandlung begründeten „Kritischen Monatsheften" M. Heß seine Kritik mit den Worten: „Welche verderbli kung verletzte Eitelkeit, gepaart mit einer boshaften Ge auf einen Menschen üben können, davon sehen wir in den genden Werke ein eclatantes Beispiel. „Wir glauben ni irgendein Kritiker so weit gehen dürfe, die Tendenz Buchs, selbst zugegeben, daß sie eine verwerfliche sei, ser Weise auf den sittlichen Charakter des Schriftst zurückzuführen und ihm öffentlich Beschuldigungen ins zu werfen, gegen die man eigentlich den Schutz der in Anspruch zu nehmen hätte, insofern man nicht der Schlözer's ist: „Wenn mir einer mündlich sagt, ich w Dummkopf, so gebe ich ihm eine Ohrfeige; sagt mir ab

zu Gunsten aller drei Parteien, ab und zu Rede zu stehen, in jene und jener Gesellschaft sich sehen zu lassen, und so ist es denn gekommen, daß Bismarck, der Mann, der Deutschland geschaffen hat, der Mann, der Deutschland groß gemacht hat, der Mann, der Deutschland zu Ansehen und Macht emporgehoben hat, heute Deutschland verläßt, ohne daß ihm Deutschland dafür gedankt hätte. Ohne daß ihm Deutschland dafür gedankt hätte, daß er Deutschland zu Ansehen und Macht emporgehoben hat, ohne daß ihm Deutschland dafür gedankt hätte, daß er Deutschland groß gemacht hat, ohne daß ihm Deutschland dafür gedankt hätte, daß er Deutschland geschaffen hat, verläßt Bismarck heute Deutschland. Ich wiederhole, ohne daß ihm Deutschland dafür gedankt hätte, daß er Deutschland geschaffen hat, daß er Deutschland groß gemacht hat, daß er Deutschland zu Ansehen und Macht emporgehoben

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschildert von Wilhelm Schäfer.

M. von Dirneberg,

Zweiter Theil.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr. Mit 2 Stahlst. 16 Ngr.

Der erste Theil dieses Werkes, welcher die Geschichte der Dresdener Gallerie bis zum Jahre 1745 enthält, ist bereits in allen Buchhandlungen vorräthig und kostet 1 Thlr. 12 Ngr. Der zweite Theil, welcher die Geschichte der Gallerie bis zur Gegenwart fortführt, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Dieses ganz neue Unternehmen: die Memoiren des Grafen Bussy-Rabutin, welche bis jetzt nur in einer sehr unvollständigen Ausgabe existirten, in einer vollständigen Ausgabe zu liefern, ist mir übertragen worden. Ich habe mich dieser Arbeit mit Liebe unterzogen, und werde mich bemühen, dem Publicum eine Ausgabe zu liefern, welche ihm Vergnügen gewähren wird.

Auf meine Einladung haben sich mehrere Freunde und Bekannte mit mir vereinigt, um diese Memoiren zu übersetzen, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, eine Uebersetzung zu liefern, welche mit dem Originale wetteifern kann. Die Memoiren des Grafen Bussy-Rabutin, die vollständigen Briefe Ludwigs XIV. an seine Cousine, und die Briefe dieser an den König, werden in 6 Bänden erscheinen.

Um eine freundliche Abnahme ersuchend,

Leipzig, im Januar 1846. **Wilhelm Friedrich.**

Dieses Werk wird vollständig und complet, gegründet durch die Subscription, in 6 Bänden, in 12 Lieferungen, jede Lieferung zu 2 Bänden, erscheinen. Jede Lieferung kostet 1 Thlr. 12 Ngr. Subscription, unter Vorbehalt der Ermäßigung, wird in allen Buchhandlungen angenommen.

Soeben erschien in Leipzig bei Otto Wigand und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strafe oder Zucht?

Eine volksthümliche Abhandlung

von

Dr. Julius,

Ord. Prof. der Theol. zu Kiel.

Geheftet 5 Ngr. Diese Schrift ist ein Beitrag zu der Frage über die Einführung des Pennsylvanischen Systems in Deutschland.

Leipzig 1846. **Otto Wigand.**

Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage der F. A. Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die glücklichen Ehemänner.

Lustspiel

Braut von Messina.

Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte

von

Dr. Eduard Boas,

Privatdocent an der Universität zu Berlin.

Neue, umgearbeitete und vielfach vermehrte Ausgabe.

8. Geheftet. 1 Thlr. 12 Ngr. Mit 2 Stahlstichen.

Die beiden Bände von Schiller's Briefen an Körner, welche bis jetzt vergriffen waren, sind in einer neuen Auflage wieder erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Schiller's Briefe an Körner.

Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

Zweite Auflage.

Zwei Bände. 8. Geheftet. 3 Thlr. 12 Ngr.

Soeben erschien in Leipzig bei Otto Wigand und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchliche Reformen

gutachtlich dargelegt

von

Dr. Julius,

Ord. Prof. der Theol. zu Kiel.

Geheftet 5 Ngr. Diese Schrift ist ein Beitrag zu der Frage über die Einführung des Pennsylvanischen Systems in Deutschland.

Leipzig 1846. **Otto Wigand.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 13. Mai 1858.

Inhalt: Eine Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von G. Brückner. — Andersson's Reise in Afrika. — Bülau, Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Achter Band. — Heyse, Neue Novellen. Von Thaddäus Lau. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

[illegible] im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. [illegible] Band: Deutschlands politische, materielle und sociale [illegible] im 18. Jahrhundert. Zweiten Bandes erster Theil: [illegible]schlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. [illegible]ndert. Bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen [illegible]. Leipzig, Weber. 1854—58. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

[illegible] das Eindringen in die deutsche Geschichte [illegible] 18. Jahrhunderts einer Himmelfahrt oder einer [illegible] gleicht und danach mit Huldigungen oder [illegible]ungen begleitet wird, je nachdem die politische [illegible] beschaffen ist, welche man zum Eintauchen in [illegible] Schachten der Vergangenheit anlegt, und wenn [illegible] ebendieselbe Periode vor dem weniger be[illegible] historischen Auge in Absicht auf patriotisches [illegible] als Landkrankenhaus erscheint, so gilt dies [illegible], sobald man dies Jahrhundert culturhistorisch [illegible]. Zwar steht das culturhistorische Leben eines [illegible] mit seinem politischen in innigster Wechselwirkung, [illegible] ganz besonders auf das allseitigste und tast[illegible] in dem vorigen Jahrhundert zeigt; aber der Rück[illegible] und Uebergriff von der innern Welt auf die äußere [illegible] der des Realen auf das Ideale erfolgt [illegible] und im natürlichen Verlauf erst dann, wenn [illegible] Sphäre eine sattsam gespannte, überwindende [illegible]staltende Lebenskraft gewonnen hat. Es kann [illegible] in dem Geist und Gemüth der Völker, selbst [illegible] engern geselligen Verhältnissen, in Haus und [illegible], in Kirche und Schule, in Kunst und Wissen[illegible] eine fortschreitende Erhebung und Verbesserung [illegible]en, ohne daß ihre politische Lage sich zum Bessern [illegible]; es kann sogar in ihnen der sittliche Zorn über [illegible]erschobenheit und Ohnmacht der nationalen Zustände [illegible] werden, ohne daß hier gleichzeitig Stärke und Ehre [illegible]richen ist; es können dort große Mittel aufgebracht [illegible] Arbeiten vollbracht werden, und doch bleibt [illegible] dem starren Ausdruck und Widerstand ver[illegible] Weltconjuncturen vorläufig alles beim Alten.

[illegible] oder minder ist dies auch im vorigen Jahrhundert [illegible]. So stumpf der Gemeinsinn in Deutschland, [illegible] jedwede politische Einrichtung, so machtlos das Reich nach innen und nach außen, so unerquicklich, die Thaten der Preußen abgerechnet, die Physiognomie des gesammten öffentlichen Lebens war, ebenso bedeutend, erhebend und ehrenwerth waren die Arbeiten und Entwickelungen, welche auf dem culturhistorischen Gebiet des deutschen Volks geschahen. Wenn man die mittlere Temperatur der sittlichen Volksgesinnung und die mittlere Lichtstärke des Volksgeistes am Anfang des Jahrhunderts mit den bezüglichen Durchschnittszuständen am Ausgang desselben vergleicht, so wird und muß man finden, daß nach diesen Seiten hin wenig Jahrhunderte der deutschen Geschichte eine gleich große Arbeit überwunden und einen gleich starken Fortschritt gemacht haben. Denn als das 18. Jahrhundert auf die Weltbühne trat, lagen auf dem deutschen Volksleben außer der mittelalterlichen Feudallast drei nach Tiefe und Breite gewaltige Schutthaufen, welche in der letztern Zeit von verschiedenen aufeinander folgenden Fluten auf- und übereinander geschüttet waren und zum Theil noch aufgeschüttet wurden. Zu dem Schutt, den der Dreißigjährige Krieg über die deutschen Gauen gewälzt hatte, kam der fesselnde Autoritätszwang in Religion und Wissenschaft und die verderbliche Geisel des leichtfertigen romanisch-französischen Geistes. Vermochte schon jene erste Katastrophe allein die Kraft des deutschen Volks zu brechen, so mußten um so stärker und tiefer die zusammengreifenden verbündeten Wirkungen der drei tyrannisirenden Gewalten die geistige und leibliche Ohnmacht, Stumpfheit und Verbildung der Nation erzwingen und erzeugen. Kaum schien unter diesen traurigen Stockungen und allseitigen Lähmungen, welche den Charakter Deutschlands am Beginn des 18. Jahrhunderts bilden, irgendeine Garantie für die Wiedergeburt von Tagen edlerer Menschlichkeit denkbar, und doch ward, als dieselbe Periode ihren Abschluß hielt, der compacte dreifache Schutt vom deutschen Boden und Leben durch die deutsche Nation zum größten Theil abgeräumt und ein freierer Blick und Pulsschlag und eine energischere Gesinnung gewonnen.

Die Wege und Mittel, die Anstrengungen und Kämpfe nun nachzuweisen und der ganzen nationalen Entwickelung Schritt für Schritt nachzugehen, durch

welche im 18. Jahrhundert der zähe Widerstand der Gegengewalten bewältigt und das große Läuterungswerk vollzogen wurde, gehört sicher ebenso zu den schwierigsten als zu den verdienstvollsten Unternehmungen culturhistorischer Thätigkeit: zu den schwierigsten, weil im großen und ganzen keine Bahn gebrochen, überdies der Gegenstand selbst äußerst vielseitig ist und ebendarum außer einer erprobten Geschicklichkeit des historischen Sinnes, einen Fleiß von Stahldauer und Feuereifer erfordert; zu den verdienstvollsten aber vor allem nach zwei Beziehungen. Zuerst dadurch, daß ein scharf gezeichnetes culturhistorisches Gemälde des 18. Jahrhunderts eine Beleuchtung desjenigen Bodens ist, aus dem die modernen Zustände herausgewachsen sind, und daß es mithin den Blick der Gegenwart sowol auf ihre festen als auf ihre morschen Unterlagen richtet und zugleich ihr das nothwendig klare Verständniß über die wahren und erfolgreichen Mittel und Ziele eines gerechten Fortschritts bietet; zum andern, daß dasselbe an und für sich, was in dem Wesen der Culturgeschichte liegt, das regste Interesse an den werthesten Gütern der Menschheit erweckt. Denn dies vermag in solcher Intensität weder die politische Geschichte, welche mehr die äußern und obersten Verhältnisse, noch die Fachgeschichte, welche vorherrschend nur einzelne Lebensnerven des Volkslebens zur Anschauung bringt, sondern allein die Culturgeschichte. Da sie ihrer Natur nach zur Aufgabe hat, das ganze innere staatliche und sociale Leben oder alle Formen der staatlich bürgerlichen Entwickelung in deren concreten Entfaltung und Stetigkeit darzustellen, so greift sie tief und voll wie keine andere Historie in Leib und Seele des gesammten Volkslebens und wirkt ebendarum wärmer, ergreifender und fesselnder.

Hiermit sind wir bei der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts angelangt, welche Biedermann dem deutschen Volke und der Wissenschaft übergeben hat, denn was wir soeben gleichsam statutarisch ausgesprochen, hat in diesem trefflichen Werke seine schönste Erfüllung gefunden. Zwar ist dasselbe noch nicht ganz abgeschlossen, indem bisjetzt nur der erste Band und der erste Theil des zweiten Bandes gedruckt vorliegen, der andere Theil dagegen noch zurücksteht; indeß das bereits Gegebene bietet in sich selbst durch die Darstellung von Hauptseiten und Hauptgliedern des 18. Jahrhunderts Selbstverständlichkeit und Abrundung und besitzt darum volle und übervolle Auslänglichkeit, um die Mühen der Arbeit, die Anordnung und Ausführung des Stoffs, die Würdigung und Durchleuchtung des Jahrhunderts und den historischen Geist des Verfassers scharf zu erkennen. Auf Grund dieser Momente haben wir die Arbeit Biedermann's zunächst für sich selbst zu fassen, sie hat aber noch außerdem einerseits ein tiefliegendes Motiv und andererseits eine auf Weckung und Belebung culturhistorischen Strebens hindrängende Kraft. Nach jener Seite hin gehören unleugbar die praktischen Segnungen, welche das Buch durch seine Erhellung der Volkszustände im 18. Jahrhundert zu verbreiten im Stande ist, wie ein Willebrief oder Testament dem Geist der Gegenwart und der Zukunft. In die noch ungeklärten schroffen Gegensätze und noch ungelö Aufgaben des modernen bürgerlichen Lebens trage als höhere Einheit und Vermittelung die Heiligkeit scher Gesinnung und Nationallehre, in welcher das zelne und Getheilte sich zum Glied des Ganzen erh das Starre sich beleben, das Flüchtige sich festigen, Rückwärtsstrebende und das Vorwärtsdrängende sich ander in gegenseitiger Beschränkung anerkennen soll. der andern Seite hat bereits das Werk Biederma durch den Geist, der in ihm lebt, durch die Resu die es gewonnen, und durch die darin über den M an culturhistorischem Quellenmaterial ausgesprochene auf weiten Kreisen hin culturhistorische Forschungen selbst culturhistorische Vereine hervorgerufen und da seine Triebkraft an den Tag gelegt.

Doch wir lenken auf das Werk selbst nach Genesis und seinem Inhalt zurück. Die Schwierigk welche der Verfasser bei der Schöpfung desselben zu winden hatte, waren groß und lagen zunächst, d einige Gebiete massenhaftes Material, für andere zwar für die meisten, zudem die wichtigsten, fast ga urkundliches Material zu Gebote stand, dort in der arbeitung und Vergeistigung des massenhaften Stof einem einheitlichen, abgerundeten, lebensvollen und sichtigen Bilde, hier in der Beschaffung ausrei und sicherer Unterlagen zur Feststellung allgemein ger culturhistorischer Resultate. Um diese ausgeb von der bisherigen Forschung nicht gehobenen möglichst auszufüllen, mußte der Verfasser vielfach Geschichtsquellen erster Hand zurückgehen, zu we Ende er einerseits Chroniken, Lebensbeschreibungen, wechsel und Tagebücher, gedruckte und ungedruckte, studirte, andererseits andere Persönlichkeiten durch und öffentliche Aufforderungen zu einschlagenden theilungen veranlaßte.

Nicht geringer als in der Beschaffung des Ma zeigten sich die Schwierigkeiten in der Anordnung Ganzen und in der Darstellung des Einzelnen. diesen letztern Punkt vorauszunehmen, so gehört es zu den leichten Arbeiten, die Speculationen eines L und Wolf, die Gegensätze zwischen Pietismus und thodoxie, die literarischen Kämpfe Gottsched's und Schweizer und andere strengwissenschaftliche Dec nicht blos ihres gelehrten Anstrichs zu entkleiden den Laien zurückschreckt und ermüdet, sondern sie aus der Abgeschlossenheit, worin die fachwissenscha Behandlungsweise dergleichen Themata zu halten herauszulösen und unter den höhern und allgem culturhistorischen Gesichtspunkt zu bringen. Wa Anordnung betrifft, so stellte besonders der zweite Schwierigkeiten entgegen, mit denen die ganze Ge und Herzhaftigkeit des Mannes zu ringen hatte. im ersten Bande die einfache Gruppirung der versch nen Seiten des Culturlebens nach einzelnen Absch mit leichten Andeutungen ihres Zusammenhangs reichend und zweckmäßig erscheinen mochte, so konnt wol dort, wo die statistische Natur des Stoffs vorher

wegs aber hier genügen, wo das geistige Leben die
bildet. Hier galt es vielmehr, das Entwickelungs-
aufzufinden und anzuwenden, kraft dessen sich die-
ben als eine organische Einheit, als ein stetiger
arstellt. Und wenn dies, so mußte jedes chronologi-
acheinander und jedes bloße Nebeneinander von Cul-
ppen als der Wirklichkeit zuwider aufgegeben, da-
als die wahre Aufgabe der Culturgeschichtschreibung
sgeführt werden, daß sie die Mannichfaltigkeit der
innerhalb einer und derselben Zeit sich theils kreu-
, theils verbindenden Lebensrichtungen ebenso wol
m organischen Zusammenhange, wie nach der be-
Eigenthümlichkeit jeder einzelnen, ebenso wol nach
Hervortreten und Dominiren in einem bestimmten
nkte, wie in ihrem Fortwirken und Hinübertönen
folgenden Abschnitte der Periode klar erfaßt und
ulich schildert.

ls das oberste, das 18. Jahrhundert charakterisi-
Entwickelungsgesetz, welches wie eine mehr und
nschwellende Pulsader die ganze Reihenfolge culturl-
licher Gestaltungen hindurchzieht, wird vom Ver-
das Wiederaufstreben des deutschen Geistes aus
stande der Verknöcherung, Unselbständigkeit und
ung, in welche ihn der Dreißigjährige Krieg, das
e Kirchen- und Gelehrtenthum und die vom Aus-
bhängige entnervte Aristokratie verdrückt hatten,
nmen und ausgeführt, der allererste dreifach trieb-
Keim der Entwickelung aber in die Neubelebung
fenschaftlichen Geistes, in die Umgestaltung des
n und sittlichen Lebens und in die Anfänge einer
benswarmen Poesie gesetzt.

em hiermit der Verfasser dem der concreten Ent-
g des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert zu
liegenden Gesetz nachgeht, sichert er sich den
ltigen Maßstab historischer Darstellung und kenn-
schon dadurch sein culturhistorisches Arbeiten als
sonnigen Höhe der echten kritisch-historischen
haft stehend. Auch unterschreiben wir, was
lich des 18. Jahrhunderts als den Wecker und
der fortspinnenden Entwickelung annimmt, weil
ang und Fortgang aus den gegebenen Zeitlagen,
ch aus dem durch überspannte Gegensätze und
rsetzung verschiedener Kräfte gereizten und be-
olksgemüth mit Nothwendigkeit folgt und abzulei-
nur vermissen wir dabei das eine, daß dem pro-
en Geiste nicht genug Rechnung getragen wurde.
aß nicht das katholische, sondern das protestanti-
che Volk und wiederum hier nicht der aristo-
Stand, der dem Ausland und dem Katholicis-
eichelte, sondern der bürgerliche die ersten Zuckun-
Wiedererwachens that, mußte dem protestanti-
tschen Sinn größere Bedeutung beilegen; aber
nders ist für das Entwickelungsgesetz des 18.
erts von nicht geringer Schwere die Thatsache,
Idee und Zucht des Protestantismus, die durch
mation wie ein Ferment in das bürgerliche Le-
kt war, wenn auch vorübergehend gestört und
geschwächt, doch nicht vernichtet wurde und nicht ver-
nichtet werden konnte, ebenso wenig als sich das Volk
seine Bibel, seine Gesang- und Gebetbücher nehmen ließ,
vielmehr sich durch diese von neuem aufrichtete.

Dies bezüglich des Ganges und bezüglich des Ver-
hältnisses zur Wirklichkeit; wie nun aber bezüglich der
Durchdringung des Ganzen? Wenn der Verfasser dort
mit festem Griffe in die mannichfachen Erscheinungen
und Lebensbewegungen des 18. Jahrhunderts Zusammen-
hang und Wahrheit bringt und vor allem in das gei-
stige Regen und Streben das klare Gesetz der Entwicke-
lung einlegt, wodurch das Abspinnen der Periode zum
Werden und Entfalten eines Organismus wird, so haucht
er auf der andern Seite der ganzen Culturdarstellung
dadurch einen hohen sittlichen Ernst ein, daß er die höch-
sten Güter des nationalen und menschlichen Lebens als
Maße und Strebeziele an die Aeußerungen und Be-
strebungen des Jahrhunderts hält. Die ewigen Forde-
rungen, welche jedes Volk auf seinen nationalen und
socialen, seinen geistigen und realen Bahnen zu er-
füllen hat, stehen mit Recht auch am Himmel des 18.
Jahrhunderts mit Flammenschrift verzeichnet, um zu er-
kennen, wie weit die Gedanken und Gesinnungen, die
Thaten und Zustände in Vaterland, Staat, Gemeinde
und Haus von der Wahrheit, Gerechtigkeit und schönen
Menschlichkeit zurückgeblieben sind. Indeß diesen sitt-
lichen Geist offenbart das Werk nicht allein in den hö-
hern Anschauungen, unter die das Wesen des Staats
und das Streben eines jeden Gliedes gefaßt wird, son-
dern auch in dem, daß es gegen die Gewalt der strö-
menden Wirklichkeit Gerechtigkeit übt; darum entschuldigt
es Bestrebungen, welche von den Einflüssen der Zeit
beirrt und abgelenkt wurden; vertheidigt, was ohne Be-
ziehung zum Ganzen verurtheilt wird; setzt ins rechte
Licht, was von den Parteien getrübt; begründet, was
aus Unkenntniß der Ereignisse schwebend und unbestimmt
gelassen ist, und übt so auf das gerechteste und wohl-
thuendste die höchste historische Kritik im Einzelnen und
im Ganzen.

Durch dies alles, was hier angedeutet worden ist,
durch Fleiß und Kritik, durch höhere Lebensanschauung
und gerechte Gesinnung, überdies durch Benutzung von
seither unberücksichtigt gebliebenen Materialien hat der
Verfasser uns ein historisches Gemälde geliefert, welches
ein bisjetzt größtentheils dunkles Jahrhundert durchleuch-
tet und die Zustände und das Geistesleben desselben in
den lebendigen Zusammenhang mit der gesammten Cultur-
bewegung bringt: ein Gemälde, welches ebenso fern von
Neutralität als von Götzendienst und Illumination der
Motive die zum Sitzen gewählte Zeit in gerechter Wür-
digung darstellt, durch Galerien interessanter, überraschender
Details, durch Verknüpfung einzelner Thatsachen zu neuen
Gesichten und Resultaten und durch eröffnete Einsicht in
die Genesis des wiedererwachten geistigen Bewegens
und Erhebens belehrt und fesselt, ja selbst mit dem
wärmsten und edelsten Patriotismus erfüllt.

So gern wir nun das Werk auf der ganzen Länge

ſeiner Bahn durchſchreiten und dabei ſeine Hauptſtationen in ſcharfen Augenſchein nehmen möchten, um dadurch nicht minder deſſen Reichthum an Licht und Stoff als des Verfaſſers gediegenes culturhiſtoriſches Weben erkennen zu laſſen, ſo müſſen wir doch hiervon abſtehen, weil das detaillirte Beſprechen der ganzen Schrift ihres bedeutenden Umfangs wegen hier nicht thunlich iſt und ein Herausreißen von bloßen Einzelheiten bei wiſſenſchaftlichen Werken dieſer Art uns als großes Unrecht gegen dieſelben erſcheint. Deshalb müſſen wir uns ſchließlich auf eine kurze Inhaltsüberſicht der Schrift beſchränken.

So wie das Werk angelegt iſt, behandelt der erſte Band die politiſchen, materiellen und ſocialen, der zweite dagegen die ſittlichen, wiſſenſchaftlichen, religiöſen, künſtleriſchen und literariſchen Zuſtände, ſomit jener das äußere, dieſer das innere Leben oder jener mehr die Reichs- und Landeskunde, dieſer die Geiſteskunde Deutſchlands im 18. Jahrhundert.

Im erſten Band beginnt der Verfaſſer damit, die äußere Phyſiognomie des Deutſchen Reichs während der Zeit, welche deſſen Untergange unmittelbar vorherging, ſeinen Umfang, ſein Ländergebiet und ſeine politiſche Eintheilung zu ſchildern und darauf das Verhältniß des Reichs zu den Einzelſtaaten, der kaiſerlichen zu der landesherrlichen Gewalt, die Zuſtände des Reichstags und der Reichsgerichte, das Kriegs- und Finanzweſen des Reichs, die politiſchen Parteien unter den Ständen und im Volke zu charakteriſiren. Mit draſtiſcher Wirkung tritt uns hier die Zeichnung entgegen, wie ſich nach dem Dreißigjährigen Krieg das deutſche Reichsleben im Großen und Kleinen zerſetzt, wie des Kaiſers Macht in Schein und Ohnmacht, allmählich ſelbſt in die Stütze der üppig aufſchießenden Sonderintereſſen umſchlägt, gleichſam als der Fluch des urſprünglichen kaiſerlichen Strebens, ſeine Hausmacht durch den deutſchen Reichskörper zu ſpeiſen und zu kräftigen. Uebergehend ſodann zu den Einzelſtaaten macht der Verfaſſer den Geiſt der Regierenden wie der Regierten, die Stellung der Beamten, der Gerichte und der Landſtände, das Weſen und die Bedeutung der öffentlichen Meinung und ihres Organs, der Preſſe, die Verhältniſſe des Gemeindelebens in den Städten wie auf dem flachen Lande zu Gegenſtänden ſpeciell eingehender Darſtellungen. Doch nicht genug: um die eigentlichen Volkszuſtände recht offen zu legen, kam es dem Verfaſſer vor allem darauf an, die Rückwirkungen der politiſchen Zuſtände auf das materielle Leben des Volks und die Entwickelungen ſeiner ſchaffenden, gewerblichen Thätigkeit zu veranſchaulichen, zu welchem Ende er den Druck, welchen die Finanzpolitik, das Steuerweſen und das Militärſyſtem ſeinerzeit auf daſſelbe übten, die Erfolge einer trotz aller Hinderniſſe unermüdlich und kräftig emporſtrebenden Betriebſamkeit auf den Gebieten der Landwirthſchaft, des Handels und der Induſtrie, ſammt dem Antheil, welchen einzelne Regierungen an der Förderung und Entwickelung dieſer Betriebſamkeit hatten, das Wachsthum und die Vertheilung der Bevölkerung, das Maß des Wohlbefindens und die Beſitzverhältniſſe der verſchiedenen Schichten des Volks, ſowie die ſocialen Einrichtungen zur Verbeſſerung der Lage aller oder einzelner derſelben, ganz beſonders die Zuſtände der untern, arbeitenden Klaſſen, den Umfang der materiellen Noth und der Armuth, die Anſtalten zu deren Abhülfe, endlich die Anfänge jener Maſſenauswanderung, welche ſchon damals bei einer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung Deutſchlands fremde Länder mit deutſcher Gewerbskraft und deutſchem Kapital zu bereichern begann, in trefflichen belehrenden Schilderungen zur Anſchauung bringt.

Der erſte Theil des zweiten Bandes rollt die allgemeine Phyſiognomie des deutſchen Geſellſchaftskörpers am Anfang des 18. Jahrhunderts vor uns auf. Ihr charakteriſtiſcher Hauptzug iſt die ſchroffe Abſonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen, die ſich nicht äußerlich, ſo innerlich, wie im öffentlichen Leben, ſo auch Bildung und Geſinnung kund thut. In der obern Region der Geſellſchaft herrſcht Weltfirniß und Ueberma bei innerer Hohlheit und Verliederung, in der unte einerſeits beſchränkte Einfalt und leidende Demuth, andererſeits verlogene Kriecherei. Ebenſo ſcharf ſpalten ſich die Stände nach einer andern wichtigen Seite. Der geſunde Zuſtand eines Culturvolkslebens beſteht darin, daß in allen ſeinen Schichten ernſte Arbeit und heiterer Genuß als nothwendige Pulsſchläge des Daſeins in ruhigem Wechſel einander kräftigen. In dieſer Periode waren aber dieſelben unnatürlich auseinander geriſſen, indem die Arbeit ohne Genuß den Bürgerlichen, der Genuß ohne Arbeit den Vornehmen zugetheilt war. Ueberhaupt ſind Particularismus und Geſinnungsloſigkeit die Mächte der Zeit. Sie triumphiren nicht allein über nationalen Sinn, ſociales Gemeingefühl und bürgerlich ſittlichen Geiſt, ſondern ſie beſchränken und hemmen auch die freie und geſunde Bewegung der Gedanken.

Wenn der Verfaſſer nach der einen Seite die Wurzel dieſes geſellſchaftlichen Ausdrucks in den Einflüſſen der Reformation, des Dreißigjährigen Kriegs und des einſtrömenden franzöſiſchen Geiſtes und Sinnes nachweiſt, ſo zeigt er nach der andern Seite, wie ſich derſelbe von der Mitte des 18. Jahrhunderts an verändert, dies vor allem durch den Siebenjährigen Krieg und durch ſeinen königlichen Sieger. Aus der bürgerlichen Zucht am Berliner Hof war der Geiſt hervorgegangen, der getragen war von der weithin flammenden Begeiſterung, welche ſeine deutſch-proteſtantiſchen Thaten und Siege hervorriefen, nationales Gefühl, bürgerliche Selbſtachtung und elaſtiſches Denken erweckte. Dadurch gewinnt die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einen andern Ton und Hauch des geſellſchaftlichen Lebens, als ihn die erſte Hälfte aufweiſt, und ebendarin liegt der Grund, daß der Verfaſſer jeder verſchieden gearteten Hälfte des Jahrhunderts einen Sonderntheil widmet.

In dem Anfang des Jahrhunderts, wo ſich, wie die farbenreiche Schilderung der Höfe, des Adels und des bürgerlichen Standes darthut, die geiſtige und ſittliche

Verbildung und die scharfe Sonderung des Volks vollendete, beginnen aus der bürgerlichen Volksschicht neue, auf Rettung zielende Geisteskeime emporzuschießen. Die Elemente dieses wiedererwachenden bürgerlichen und nationalen Bewußtseins werden nun aufgesucht und dieselben in verschiedenen zusammenwirkenden Richtungen gefunden, zunächst in der Neubelebung des wissenschaftlichen Geistes, insbesondere auf den Gebieten der exacten Wissenschaften und der Philosophie, dann in der Umgestaltung des religiösen und sittlichen Lebens, ferner in der immer weitern Ausbreitung sowol der wissenschaftlichen und aufklärenden als auch der religiös-sittlichen Bewegung und endlich in den Anfängen einer neuen lebenswärmern Poesie und in den Bestrebungen für die Wiederherstellung einer nationalen Poesie. Jede dieser Hauptrichtungen wird um eine einzelne hervorragende Persönlichkeit als ihren centralen Träger und Vertreter gruppirt, und auf diese Weise bilden die Charakteristiken eines Leibniz, Thomasius, Wolf und Gottsched die Mittelpunkte der einzelnen Abschnitte des Werks. Die höchste Achtung und Anerkennung verdienen die Zeichnungen dieser geistigen Strömungen und der sie erregenden und fortleitenden Persönlichkeiten. Jene wie diese sind nach ihrer Entwickelung und Wirksamkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit und Beziehung zum Ganzen scharf und tief gefaßt und meisterhaft ausgeführt, weshalb sie auch über den dunkelsten Theil des vorigen Jahrhunderts, welcher die Zeit von 1700—1740 umfaßt, ein helles Licht verbreiten.

Indem zuletzt der Verfasser das gemeinsame Ergebniß aller dieser Culturbestrebungen zu einer Gesammtanschauung der Bildung und Gesittung des deutschen Volks, namentlich aber des häuslichen und geselligen Lebens der Mittelklassen als des von nun an wieder mehr tonangebender in den Vordergrund tretenden Theils der Nation zusammenfaßt, hat er ebenso den naturgemäßen Abschluß der Schilderungen der ersten Periode als auch die Brücke für die Schilderungen der zweiten Periode des geistigen Lebens im 18. Jahrhundert gewonnen.

Das der Inhalt des Werks. Nach dem bereits Angedeuteten genügt ein kurzes Schlußwort. Biedermann's Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist ein Buch von deutscher Gründlichkeit und deutscher Gesinnungstüchtigkeit. Es stellt die Dinge in ihrem innern Kern und in ihren Wirkungen nicht minder kritisch-historisch und in durchsichtiger, sicherer Fassung als mit Wärme und Begeisterung dar, weshalb es der Wissenschaft zur Ehre gereicht und dem deutschen Volke wie wir mit Zuversicht hoffen zum Nutzen gereichen wird. Auf Bücher von solcher Gediegenheit kann unsere Literatur stolz sein.

G. Brückner.

Andersson's Reise in Afrika.

Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—54 von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Hermann Lotze. Mit acht Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth, und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1858. Lex.-8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Mehr als in irgendeinem andern Erdtheile sind in Afrika geographische Forschungen und Entdeckungen durch die hydrographische Beschaffenheit des Landes bestimmt. Bei einem ungeheuern Continente, der mit wenigen Ausnahmen ringsum von völlig buchtenlosen Küsten eingeschlossen wird und dem Seefahrer nur an einzelnen Punkten einen erträglich sichern Hafen bietet, werden die meisten zu wissenschaftlichen und commerziellen Zwecken unternommenen Erforschungsreisen ihren Ausgangspunkt von den Mündungen der größten Ströme nehmen. Obwol sich diese Regel nun bei Afrika durch den eigenthümlichen Charakter der Nordküstenländer einigermaßen modificirt, so fällt doch nach allen bisher gemachten Entdeckungen dessenungeachtet die definitive Möglichkeit, das eigentliche Herz Afrikas, das noch immer räthselhafte Hochgebirgsland desselben, zu erforschen und auf diese Weise das Ziel jahrtausendlanger Bestrebungen zu erreichen, mit der Lösung des Problems der Auffindung der wahren Nil- und Nigerquellen zusammen. Während aber der Entdeckungseifer noch rastlos diese ersten, sichersten und großartigsten Bahnen verfolgte, ging nicht nur in den gewohnten Anschauungen von der natürlichen Beschaffenheit des innern Afrika eine große Revolution vor, sondern es wurden auch einzelne völlig unerwartete Eigenthümlichkeiten derselben, welche man zunächst aus dem Munde von Eingeborenen entfernter Landstriche vernahm und durch zureichende physikalische Gründe bis auf weiteres bestätigt fand, Zielpunkte neuer Unternehmungen. Die hervorstechendsten unter diesen eigenthümlichen und vorher völlig ungeahnten Zügen sind unstreitig die großen Süßwasserlandseen, von deren Existenz die staunenden europäischen Reisenden erst in neuerer und neuester Zeit die Kunde mit nach Hause brachten. Man kann füglich behaupten, daß die verschiedenen großartigen Entdeckungsreisen, welche uns im Verlaufe der letzten Decennien einen so großen Theil Afrikas erschlossen haben und aller Voraussicht nach in dem nächsten Decennium einen vielleicht kaum minder großen erschließen werden, sich um drei große Landseen gruppiren. Welche Rolle der Tsadsee in allen von der Nordküste sowol als von der Nigermündung ausgehenden Expeditionen gespielt hat, ist zu bekannt, als daß wir an diesem Orte näher darauf eingehen dürften; hat man doch sogar den großen südlichen Arm des Niger, den Benue, infolge eines vermutheten Zusammenhangs desselben mit jenem Binnensee irrthümlicherweise den „Tsadda" genannt. Kaum minder wichtig wird allem Anschein nach in nächster Zukunft für die Reisen im Osten der große Nyassi oder See von Uniamesi werden, und wenn es dem kühnen Burton gelingen sollte, bis dahin vorzudringen, so dürfte dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach die Frage nach den Nilquellen endlich beantwortet und der geographischen Wissenschaft ein neues ausgedehntes Terrain erobert werden. Und was dieser für die Erforschung des Ostens verspricht, das hat endlich der Ngami für die Erforschung des Südens bereits geleistet. Er ist es, der zu allen großen Entdeckungsreisen in das Innere von Südafrika, theils vom Caplande, theils von der Westküste, theils vom Kafferlande und der Küste Natal aus, den Anstoß gegeben, er ist es auch, der die in dem oben angezeigten Werke beschriebene Reise Andersson's veranlaßt hat.

Die erste Nachricht von der Existenz des Ngami erhielt die im Jahre 1834 von einer Gesellschaft in der Capstadt unter Dr. Andrew Smith ausgesandte Expedition, welche zwar das Land der Matabili durchreiste und den Oranjefluß überschritt, aber schon in der Gegend des heutigen Kuruman (ungefähr

28° 30') wieder umkehrte. Von den zahlreichen Reiseunternehmungen, welche diese Kunde hervorrief, war die in ihren Ergebnissen fruchtbarste die große Entdeckungsreise Cumming's (im Jahre 1844), welcher bis zum Limpopoflusse, also bis zum 23°, d. h. beträchtlich weiter als alle seine Vorgänger nach Norden vordrang, aber ebenso wie diese, durch die dazwischenliegende Kalahariwüste genöthigt, eine zu weit westliche Richtung eingeschlagen hatte, um den Ngami erreichen zu können. Der Ruhm, die Gestade dieses Sees zuerst betreten zu haben, war David Livingstone vorbehalten, dessen Reisebeschreibung im Laufe des vergangenen Jahres erschienen ist. Hier erwähnen wir des nothwendigen Zusammenhangs halber nur das auf die Entdeckung des Ngami Bezügliche. Livingstone brach am 1. Juni 1849 in Gesellschaft Oswell's und Murray's von Kolobeng, seiner Missionsstation, seit langer Zeit dem eigentlichen Vorposten der südafrikanischen Missionen (unter 25° südl. Br. und 26° östl. L. v. Gr.), in nördlicher Richtung auf. Nachdem er bis zum Ende des Monats unter großen Beschwerden und Entbehrungen 300 englische Meilen zurückgelegt hatte, gelangte er zu seiner größten und freudigsten Ueberraschung an die Ufer des Zouga, eines imposanten und außerordentlich schönen Flusses, der in südöstlicher Richtung strömte. Hier wurde die Gesellschaft von den Eingebornen, den Bayeye, herzlich und freundlich aufgenommen und erfuhr von ihnen, daß der Zouga ein Abfluß des 300 Meilen weit entfernten Ngamisees sei. Livingstone fuhr in einem von Eingeborenen geruderten Canot anfangs in nordwestlicher und später in westlicher Richtung den Fluß hinauf, welcher allmählich immer breiter und tiefer wurde. Endlich sah er seine Anstrengungen durch einen glücklichen Erfolg gekrönt: am 1. August erreichte er den langersehnten Ngamisee an seiner nordöstlichen Seite, welche den von ihm angestellten Beobachtungen zufolge unter 20° 19' südl. Br. und ungefähr 22—23° östl. L. in einer Höhe von 2825 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Kunde von dieser Entdeckung regte in Europa den Forschungseifer von neuem an, und so geschah es denn, daß sich ein wohlhabender englischer Privatmann, Mr. Francis Galton, entschloß, durch die Capcolonie vom Trans-Vaalflusse aus womöglich zum Ngami vorzudringen. Er war bereits im Begriff, diese Expedition anzutreten, als er durch Vermittelung eines Freundes die Bekanntschaft des Schweden Karl John Andersson machte, welcher kurze Zeit vorher nach vielfachen Reisen und Jagdexcursionen in seinem Vaterlande in England angekommen war und Island zu bereisen beabsichtigte. Galton erbot sich, die Reisekosten für Andersson zu bestreiten, wenn ihn derselbe auf seiner Expedition begleiten wolle, und da dieser Vorschlag ganz mit der eigenen Neigung des letztern übereinstimmte, so ging er mit Freuden darauf ein. Die gewöhnlichen Vorbereitungen zu einer südafrikanischen Landreise waren in der Capstadt bald beendigt; da ging die Nachricht ein, daß die Boers am Trans-Vaalflusse vor kurzem einige Handelsleute und Reisende, die nach dem Norden gingen, zurückgewiesen und außerdem gedroht hätten, jeden todt zu schlagen, welcher es versuchen sollte, ihren Bezirk zu passiren und bis zum Ngamisee vorzudringen. Unter solchen Umständen mußten sich die Reisenden zu einer Abänderung ihres Plans entschließen. Auf den Rath einiger einsichtsvoller Männer mietheten sie einen Schooner und schifften sich mit ihren Reisevorräthen und Dienern nach der Walfischbai ein, von wo sie in das Innere des Landes einzudringen gedachten. Für die Wissenschaft muß dies als ein glücklicher Zufall betrachtet werden: denn abgesehen von der kaum zu bejahenden Frage, ob die beiden Reisenden bei Einhaltung des ursprünglich entworfenen Plans ihr Ziel wirklich erreicht haben würden, läßt sich unbedenklich behaupten, daß sie aller Voraussicht nach zu einem guten Theile in die Spuren Livingstone's oder irgendeines andern von den vielen Reisenden im Betschuanenlande gerathen wären und auf dieser Seite nichts wesentlich Neues beigebracht, auf der andern Seite die ungeheuere Lücke in unsern geographischen Kenntnissen von Südwestafrika unausgefüllt gelassen hätten. Diese Lücke würde nach Livingstone's wunderbaren Entdeckungen um so auffälliger hervorgetreten sein. Livingstone nahm drang auf seiner zweiten, am 8. Juni 1852 von der Cap angetretenen Reise wieder über Kolobeng nördlich bis Linyanto, der am Tschobe, einem Nebenfluß des Zam unter dem 18° gelegenen Hauptortschaft der Makololo, und machte dieselbe zum Ausgangspunkt seiner fernern rationen, indem er von da aus zuvörderst die ganze Wes Afrikas bis Loando in nordwestlicher, und sodann nach Rückkehr auch die ganze Osthälfte bis zum Ausflusse des bese in ziemlich östlicher Richtung durchmaß. Nun waren die 20 Breitengrade, welche die Entfernung zwischen der dung des Oranjeflusses und dem Endpunkte von Livings Reise auf der Westküste, trotz der Reise des Capitän Alexander bis auf wenige Punkte in der Nähe des brit Gebiets völlig unbekanntes Land. Ueber einen sehr g und zwar gerade den von Galton und Andersson nic rührten nördlichsten Theil dieser ungeheuern Landstrecke unstreitig die Ergebnisse des Magyar Laszlo, deren Ver lichung Petermann vor zwei Jahren in Aussicht ein helles Licht werfen. Der genannte Ungar war n 1847 an die afrikanische Küste gekommen, um das Inne Erdtheils südlich vom Aequator zu erforschen. Um Zweck zu erreichen, lernte er mehrere afrikanische Sprach heirathete die Tochter des Königs von Bihe, östlich von guela. Anfang 1850 brach er an der Spitze von ma hundert bewaffneten eingeborenen Elefantenjägern von nach dem Innern auf und erforschte den beträchtlichen, z dem 4° und 22° südl. Br. und dem 12° und 34° östl. L. v Theil Afrikas. Die letzten Briefe, welche seine Verw und Freunde in Ungarn von ihm erhalten haben, sind „Ga in Centralohila, 16° südl. Br., 15° 20' östl. L." datirt. E damals von seinen Reisen im Innern zurückgekehrt und auf dem Wege nach seiner afrikanischen Adoptivheimat. Gesundheit hatte durch seine langen und fortwährenden empfindlich gelitten. Er hatte viele große und bevölkert der durchforscht, die von ihm besuchten Punkte mit „ast mischer Genauigkeit" bestimmt und die Landesprodukte die Sitten und Gebräuche der Einwohner beobachtet und gezeichnet. Einen Theil seines Journals schickte er nach beabsichtigte aber selbst nach Europa zurückzukehren, um ausführlichen Bericht über seine Reisen und Abenteuer z öffentlichen. Seit jener Zeit hat man jedoch nichts weite ihm gehört und es steht dahin, ob die Ergebnisse seine mühungen der Wissenschaft jemals zugute kommen w Auch das im Jahre 1856 zu London erschienene Werk: thern Africa: a Geography and Natural History of Country, Colonies and Inhabitants from the Cape of Hope to Angola", von Francis Fleming, enthält, soweit eigenen Forschungen und Beobachtungen ruht, gerade f Länder an der Westküste sehr wenig Neues, obwol es na lich für den Ornithologen und Entomologen einen eigen lichen Werth besitzt. Und so würde denn über allen der gedehnten Regionen südlich und westlich von Living Reiseroute fortwährend das frühere Dunkel schweben, nicht ein günstiger Zufall dieselben Galton und And zum Schauplatze der Bethätigung ihres Unternehmungs angewiesen hätte. Francis Galton kehrte im Januar wieder nach Europa zurück, ohne den Ngami erreicht zu h und beschrieb seine Reise in dem 1853 zu London erschie Buche: „The Narrative of an explorer in Tropical S Africa." Dasselbe ist, wenn wir uns recht entsinnen, einer französischen Uebersetzung ins Deutsche übertragen und in Nr. 46 d. Bl. f. 1857 besprochen worden. Man hatte Ar son den Rath gegeben, sich bei seiner Erzählung auf die zweit ihm nach Galton's Entfernung allein unternommene Reis welcher er den Ngami wirklich erreichte, zu beschränken; Andersson hat aus den im Vorwort angeführten Gründen

zwar nicht selbst erwähnt, was wir aber an seiner zu erwähnen für nöthig halten, namentlich deshalb, r. Galton in seiner Reisebeschreibung die Person seines en etwas ungebührlich in den Hintergrund zurücktreten ür gut befunden, den ganzen ersten Theil des vorlie- Werks jener gemeinschaftlichen Reise zu widmen. Die- rk erschien zuerst 1855 englisch zu London unter dem „Lake Ngami, or, Explorations and Discoveries four years wanderings in the wilds of South-Wes- frica. With a map and numerous illustrations" und ereits 1856 eine zweite Auflage. Der oben angezeigten, lungenen deutschen Uebersetzung liegt aber nicht das Original, sondern die 1856 in Stockholm herausge- e schwedische Uebersetzung von Gustav Thomée zu , da die letztere einige Veränderungen und Zusätze von nd des Verfassers erhalten hat. Bedeutend wird indeß erschied nicht sein.

r bereits erwähnte Ausgangspunkt der Landreise, die bai, liegt etwa unter 22° 48′ im Groß-Namaqualande r früher, als noch der Guanohandel auf der Westküste blühte, immer von Schiffen jeder Größe besucht. Einige oberhalb derselben mündet der von Westen herkommende , während sich in südwestlicher Richtung der Knisip in i selbst ergießt. Der erstgenannte Fluß bildet die zwischen den Damara im Norden und den Namaqua en. Die Groß-Namaqua, ein halbcivilisirter Hotten- mm, bewohnen den ganzen südlich vom Oranjefluß ich (etwa unter 19° östl. L.) von der Kalahariwüste be- Landstrich, der nach Andersson's Angabe eine Fläche 000 geographischen (soll wol heißen englischen) Qua- en und eine Bevölkerung von wahrscheinlich kaum Menschen hat. Die Wüste Sahara ausgenommen, fin- vielleicht auf der ganzen Erde kein so ausgedehntes nbevölkertes Land, das so arm an Wasser, so vernach- on der Natur, so überaus unfruchtbar und so wenig erbau geeignet wäre. Es besteht aus ungeheuern hen, die von Bergketten vulkanischen Ursprungs durch- d und eine äußerst spärliche Vegetation zeigen. Von reisküste aus erhebt sich das Land in drei deutlichen , welche eine große Masse Mineralien bergen und ten Theil ihrer Gewässer ostwärts nach dem Fisch- lfenden, der das ganze Land in südlicher Richtung mt und sich 3 bis 4 Tagereisen vom Meere in den ß ergießt. Die nördlichen Namaqua theilen sich in Stämme, deren jeder einen Häuptling hat. Die en unter ihnen sind: Jonker Afrikaner in dem ganzen kten Landstriche zwischen dem Swakop und Knisip, über 17° östl. L. hinaus; südöstlich davon Zwartbooïs, wellgegend des großen Fischflusses, und am weitesten fast zum 20° Amral; in der Richtung nach Süden sich an Zwartbooïs zunächst Jan Booïs, und sodann Fransman, Paul Goliath, David Christian, Blondel nd andere unbedeutendere. Die Namaqua wohnen runden Hütten, die mit Rohrmatten bedeckt sind n Fachwerk aus Zweigen sie auf ihren Ochsen mit ihren, so oft sie ihre Lagerplätze verändern. Von iern Wesen scheinen sie kaum eine Ahnung zu haben Bekehrungsversuche der christlichen Missionare unter bisjetzt erfolglos geblieben. Dagegen haben sie eine ergläubische Ehrfurcht vor den Todten und glauben i und Zauberei, die von Männern und Weibern, den n Kaiaobs, ausgeübt wird, welche Regen machen, ilen, die Ursache des Todes der Menschen auffinden re merkwürdige Dinge ausführen. Die Polygamie in; jeder Mann hat so viel Weiber, als er ernähren darf sie zu jeder Zeit ohne Umstände zu ihren Aeltern en. Früher ließ man Alte und Krüppel fern von chlichen Wohnungen umkommen. Von den vielen ischen Sitten, welche Andersson berichtet, wollen wir beispielsweise hier nur den sonderbaren Gebrauch anführen, daß die Töchter nach dem Vater und die Söhne nach der Mutter benannt werden, und daß sie einen Vater oder eine Mutter zu adoptiren pflegen. Sie schmücken sich gern mit kleinen Zierathen aus Messing, Eisen und Kupfer, am liebsten aber mit kleinen Perlen von verschiedenen Farben, die sie meist selbst verfertigen; sie tätowiren sich nicht blos, sondern überstreichen auch den ganzen Körper mit Fett und bestreuen das mit verschiedenartigem Pulver. Hinsichtlich ihres moralischen Charakters erklärt Andersson, daß sie alle Laster der Wilden ohne irgendeine gute Eigenschaft derselben an sich haben. Sie sind undankbar, lügnerisch und treulos, habgierig, räuberisch und grausam, und dazu außerordentlich faul und träge, aber der Musik, dem Tanz und dem Genusse selbstbereiteter geistiger Getränke und des kaum minder berauschenden Tabacks ergeben. Ihre Hausthiere bestehen aus Kühen, Schafen, Ziegen und Hunden und ihre Waffen aus Schießgewehren.

Nördlich vom Swakop erstreckt sich etwa bis zum 19. Breitengrade das Land der Damara, über welche Andersson's Reisewerk einige geschichtliche Andeutungen enthält. Danach steht fest, daß sie erst vor ungefähr 70 Jahren, wie es scheint von Norden oder Nordosten her, das Land überschwemmt haben, welches damals von Buschmännern und andern Eingeborenen, den heutigen Berg-Damara bewohnt war. Sie sind ohne Zweifel eine große Nation gewesen, haben sich aber allmählich in eine Unzahl kleinerer Stämme unter vielen Häuptlingen zersplittert. Anfangs breiteten sie sich ohne Widerstand fast bis an den Ngami und bis an den 24. Breitengrad aus. An diesen beiden Punkten wurden sie im Weiterdringen aufgehalten. Dort wurden sie von den Mathona angegriffen, mit denen sie wiederholt verzweifelte Kämpfe zu bestehen hatten, und obwol sie sich mit Muth geschlagen zu haben scheinen, so mußten sie sich doch endlich mit großem Verluste zurückziehen. Auf der andern Seite wandten sich die nördlichen Namaquastämme, die von den Damara viel zu leiden hatten, an Jonker Afrikaner, welcher, damals ein Häuptling von untergeordnetem Range, seine Zelte am Oranjeflusse aufgeschlagen hatte. Dieser kam, besiegte die Damara und ließ ihnen keine Ruhe mehr, bis er sie zuletzt völlig aufgerieben und vernichtet hatte. „Von meiner Ankunft an", erzählt Andersson, „bis zu dem Tage, wo ich dieses Land verließ, hatten die Namaqua den Damara gewiß die Hälfte ihrer Viehheerden geraubt, nachdem die andere Hälfte ihnen vor meinem Besuche im Lande schon abgenommen worden war. Mit ihrem Eigenthum gingen sie zugleich ihrer Freiheit verlustig." Ihr ausgedehntes Land ist zum großen Theile ebenso unfruchtbar wie das der Namaqua, weil es wie dieses Wassermangel leidet und außerdem mit undurchdringlichen Wäldern von stacheligen Bäumen besetzt ist. Eine ebenso große Aehnlichkeit verrathen ihre Glaubensansichten, Sitten, Einrichtungen und Beschäftigungen, obwol dieselben in anderer Beziehung vielfach an die Verwandtschaft mit den Betschuana erinnern. Die einzelnen Unterschiede muß man im Werk selbst nachlesen. Eigenthümlich ist diesem Volke die Eintheilung der Stämme in eine Art Kasten, das heilige Feuer, welches von einer Priesterin vor der Hütte des Häuptlings oder bei schlechtem Wetter in der eigenen Wohnung unterhalten und beim Wechsel des Lagerplatzes vor den Ochsen hergetragen wird, die Beschneidung aller Mannspersonen und die Todtengebräuche. Ihre Hauptnahrung ist Milch und ihr höchstes Vergnügen Musik und Tanz, welcher letztere meistentheils in mimischen Darstellungen der Bewegungen von Rindvieh und Schaafen besteht. Wunderbar ist ihre Unbeholfenheit im Zählen. Obwol nämlich ihre Zahlwerte bis hundert gehen, so fällt es ihnen doch außerordentlich schwer, diejenigen anzuwenden, bei welchen die zehn Finger nicht ausreichen. „Es ist ein sehr ergötzliches Schauspiel, wenn man eine Anzahl Damara sieht, die ein Dutzend Stück Vieh zusammenzählen wollen." Im allgemeinen sind die Damara ein schönes Volk, und es ist gar nicht ungewöhnlich unter ihnen Leute von sechs Fuß und einigen Zoll

Länge zu finden, die in jeder Hinsicht wohlproportionirt sind. Ihre Gesichter sind ebenfalls schön und regelmäßig, und manche können als wahre Muster menschlicher Schönheit gelten. Ihr Wesen und Benehmen ist angenehm und ausdrucksvoll. Aber obgleich sie äußerlich sehr kräftig aussehen, so können sie doch in dieser Beziehung keinen Vergleich selbst mit nur mäßig starken Europäern aushalten. Die Frauen sind meist fein und symmetrisch gebaut, mit vollen runden Formen und sehr kleinen Händen und Füßen, werden aber im vorgerückten Alter überaus häßlich. Schießgewehre sind unter den Damara selten; ihre gewöhnlichen Waffen sind Assegais, meist zum Schneiden benutzt, Kirris zum Werfen und Bogen und Pfeile, die sie jedoch nicht mit großer Wirksamkeit zu handhaben verstehen. „Die Damara sind in jeder Hinsicht ein Hirtenvolk und wissen nichts von festen Wohnplätzen. Das ganze Land wird als gemeinsames Eigenthum angesehen. Sobald das Gras einer Stelle abgeweidet oder das Wasser verbraucht ist, ziehen sie weiter. Trotzdem und obgleich sie keinen bestimmten Begriff von dem Mein und Dein haben, ist es doch Regel, den, der zuerst an einen Ort kommt, als Eigenthümer desselben anzusehen, solange es ihm gefällt denselben zu behaupten, und niemand wird sich einen Eingriff erlauben, ohne vorher seine Erlaubniß erlangt zu haben. Dieselbe Regel gilt auch in Rücksicht der Fremden. So hatte der früher mächtige Häuptling Kahitschene große Lust sich in Richterfeldt niederzulassen; aber in Befolgung des erwähnten Gebrauchs schickte er erst einige seiner Vornehmsten an Mr. Rath (den dortigen Missionar), um sich zu erkundigen, wie weit er etwas gegen seinen Plan einzuwenden habe. Rath antwortete, der Häuptling solle hierin nach seinem Gutdünken handeln, da er nur ein Fremdling sei und keine Ansprüche an ihr Land zu machen habe. Dabei beruhigten sich jedoch die Gesandten nicht, sondern erklärten ihm, es könne ihrem Häuptling nicht in den Sinn kommen, uns durch ihre Nähe zu belästigen, ohne besondere Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Zu jener Zeit galt Kahitschene als der reichste und mächtigste Häuptling im ganzen Lande. Sein Reichthum bestand natürlich nur in Ochsen und Schafen. Damit man sich eine Vorstellung von der großen Menge machen könne, die er besaß, will ich nur anführen, daß frühzeitig am Morgen des Tags, an dem die erwähnte Unterhandlung stattfand, die ersten Züge ankamen, und daß die Zuzüge unaufhörlich bis spät am Abend des folgenden Tags dauerten. Außerdem kamen die Thiere nicht eins oder zwei zusammen, sondern das ganze Bett und die Ufer des Swakop waren sozusagen mit einem lebenden Ochsenknäuel bedeckt. Und doch war dies immer nur ein geringer Theil von alledem, was er hatte. Nach einem Zeitraum von nur drei Wochen war mehrere Meilen weit an beiden Seiten von Richterfeldt nicht ein grünes Hälmchen mehr zu sehen."

Wir müssen aus äußern Gründen hier darauf verzichten, unsere Reisenden von Haltepunkt zu Haltepunkt durch die Districte der soeben kurz geschilderten Völkerschaften zu begleiten. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten einer Reise in Südafrika dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Ihr Grundzug ist der, daß der Reisende für die Dauer seiner Expedition ebenfalls ein Nomadenleben nach Art der Eingeborenen führt. Die Ochsen dienen ihm zugleich als Zug- und Reitthiere und zum Lebensunterhalt. Seine nothwendige Begleitung bilden europäische, halbwilde oder wilde Diener, oft letztere allein, und in seinem kleinen Lager werden oft acht bis zehn verschiedene Sprachen geredet oder geradebrecht. Die nationale oder individuelle Verschiedenheit der Charaktere verleiht dem Ganzen ein eigenthümlich buntes und anziehendes Aussehen. Als eine interessante Persönlichkeit von nicht gewöhnlichem Schlage verdient jedoch einer von den Begleitern Galton's und Andersson's besondere Erwähnung. Dies war ein gewisser Hans Larsen, ein durch Muth, Riesenstärke, Standhaftigkeit und Ausdauer höchst merkwürdiger Mann, der von Geburt ein Däne und von Profession ein Seemann war, aber einige Jahre zuvor sein Schiff verlassen hatte, um Viehhirt zu werden, aber von seiner eigenen Heerde und der Jagd lebte. „ war ein vortrefflicher und unermüdlicher Jäger, dabei so lich, daß, obwol die ganze Gegend, als er hierher kam, Rhinoceros, Löwen, Giraffen, Zebras, Gnus, Gem u. s. w. buchstäblich wimmelte, in kürzester Zeit alle tete. Damit der Leser sich einen Begriff machen kann ungeheuern Menge Wild, die sich damals in jenen Afrikas befand, will ich nur erwähnen, daß Hans einm eigener Hand nicht weniger als neun Rhinoceros an einem erschoß. Sein gewöhnlicher Jagdaufzug war höchst denn er trug keine Unterkleider, sondern nur ein dickes, blaues, um den Leib mit einem Gürtel zusammengeh Hemd, worin er Kugeln, Zündhölzchen, Vorladung aufbewahrte. Er nahm nur wenig animalische Kost z aber so oft er konnte, trank er Kaffee in wahrhaft er licher Menge. Seine Hauptnahrung war jedoch dic Milch, die er kannenweise genoß. Es ist wirklich wund daß Menschen davon leben können; übrigens ist di Hauptnahrungsmittel der Damara, welche, wie schon en ein sehr schönes Volk sind." Hans verkaufte seine Heerde um einen mäßigen Preis an Galton und trat e nem eigenen Burschen, einem Engländer Namens John in dessen Dienste, wo er sich so nützlich erwies, daß Ga zweifelt, ob sie sich ohne ihn hätten helfen können. N bilden kleinere und größere Jagdstücke einen wesentliche in dem mannichfaltigen Reisegemälde. Die Menschen werden allerdings von den wilden Thieren fast nie angeg wohl aber galt es bei Tag und noch mehr bei Nacht d beinigen Mitglieder der Karavane zu schützen, und wen den Weg alles Fleisches gewandert oder einer der verd artigen höchst verderblichen Landseuchen erlegen waren, man sich für den Lebensunterhalt lediglich auf die Be der weiten Ebene oder des Dickichts angewiesen. G oder Straußeneier waren in diesem Falle ein seltener bissen, und wenn es keine Gnus oder Antilopen, keine oder Giraffen mehr gab, alsdann wurde auch ein „Bee vom Rhinoceros oder Flußpferd oder Elefanten nicht ver am wenigsten von den Eingeborenen, deren Gefräßigk das Unglaubliche grenzt. Die Reise, welche unter solch ständen ohnehin langsam genug von statten ging, namentlich im Damaralande durch Unmassen von stac Bäumen und Sträuchern, den „Wachteen-bigte" (Wa bischen), wie sie der bekannte holländische Mutterwitz d lonisten treffend nennt, noch mehr verzögert, und die schaft pflegte aus diesen wie aus andern Gründen sow irgend möglich trockene Strombetten, die freilich oft du plötzlicher Ueberflutung ausgesetzt sind, als Heerstraße nutzen. Hierzu kam, abgesehen von den Unterhandlung argwöhnischen Häuptlingen, noch der Umstand, daß d Eingeborenen in der Regel weder über die Richtung, über die Entfernung des Wegs etwas Sicheres oder au Glaubliches zu erfahren war; alsdann mußte gewöhnlich e Recognoscirabtheilung, oft ganze Tagereisen weit, voraus werden und die ganze Karavane inzwischen halt machen. solche Art drangen die Reisenden langsam von der unw Walfischbai am Knisip gelegenen Missionsstation Schm dorff aus über die Naaripabena und durch den Usoppa des Swakop über die rheinischen Missionsstationen Rich und Barmen bis nach Schmelen's Hope, dem nördlichst einem Missionar damals noch bewohnten, aber bald verlassenen Punkte, von wo sie eine bald mehr bald mehr westlich abweichende, im ganzen aber ziemlich nördliche Richtung einschlugen, ein 6000 Fuß hohes Ta überschritten und einen rechts am Fuße des Omatakoge landeinwärts strömenden Fluß verfolgten, bis sie endl 5. April den langersehnten Landsee Omandobe erreichten, in aber nichts anderes als einen ausgetrockneten und mit bewachsenen Sumpf von etwas mehr als der Länge eine

Meile fanden. Um nicht mit diesem ärmlichen Resul-
rückzukehren, beschlossen Galton und Andersson ein
s Verdringen nach dem Lande der Ovambo, über welche
den Damara einige höchst unbestimmte und unbefrie-
Aufschlüsse erhalten hatten. Nachdem sie am 13. April
dgrenze der Fächerpalme (unter 20°) überschritten, tra-
am 2. Mai auf eine Handelskaravane von Ovambo,
eren gezwungenem Geleite sie bald die letzten Ausläufer
ber verfolgten Gebirgszugs zurückließen, eine ebene,
ßererordentlich öde Gegend durchzogen und am 29. Mai
nter 18° 12′) Omutjamatunda, den ersten Viehkraal
mbo, erreichten. Von hier schickten sie Boten ab, um
inig Nangoro von ihrer Ankunft zu benachrichtigen.
bst zogen langsam nach, passirten eine ungeheuere mit
stationen bedeckte und von waldigen, scharf abgegrenzten
umgebene Schlucht, einen sogenannten „Salzkessel",
Etoscha, und sodann eine ungeheuere baumlose Gras-
ie sich nach Westen bis ans Meer, also fünf Längengrade
erstrecken sollte, und sahen am 2. Juni zum ersten male
nen und fruchtbaren Flächen in Odonga, dem Lande
mbo. „Es würde ein vergeblicher Versuch sein", sagt
fasser, „unsere Freude und das Entzücken bei dieser
digen Gelegenheit zu beschreiben, oder eine Vorstellung
bezaubernden Panorama zu geben, das sich auf ein-
unsern Augen eröffnete. Nur so viel: statt des unauf-
dichten Gebüsches, wo wir jeden Augenblick erwarten
von den ungeheuer großen Dornen aus dem Sattel
zu werden, zeigte jetzt die Landschaft ein scheinbar un-
s Feld von goldenem Korn, das mit zahlreichen
Wohnungen abwechselte und von dem milden Lichte
ergehenden tropischen Sonne beleuchtet wurde. Hier
erhoben sich außerdem riesengroße, weit ausgebreitete
unkelm Laubschmuck prangende Nutzhölzer und Frucht-
ährend unzählige Fächerpalmen, entweder einzeln oder
en, das Bild vervollständigten. Mein Freund, der
breit gereist war, gestand, daß er nie etwas
abe, was sich hiermit vergleichen ließe." Am 5. Juni
Reisenden in der Hauptstadt des Königs Nangoro
sie einige Tage darauf besuchte. Der König war,
Privilegiums aller afrikanischen Souveräne, eine dicke
pe Falstaffigur, dabei grämlich, mistrauisch und gei-
ere Reisenden, welche den von einer französischen Fre-
chen dem 17 und 18° entdeckten Fluß Kourse, dessen
man später nicht wieder hatte auffinden können, zu
ünschten, da sie von den nordwärts handeltreibenden
nd namentlich von einem aus Benguela entlaufenen
örten, daß der Fluß in seinem obern Laufe Mukuru
a und in seinem untern Cunene heiße, aber trotz
eutenden Wassermasse nicht immer den Weg direct
Meere finde, versprach er nur unter der Bedingung
endige Hülfe, wenn sie Elefanten für ihn jagen
ein unmittelbares Hinderniß legte er ihnen nicht in den
wenn Andersson sich nicht etwa hier aus ander-
chsichten zu einer etwas unklaren Darstellung des
ltnisses hat bestimmen lassen, so verzichteten die
nur deshalb auf die Ausführung dieses wichtigen
ens, weil sie sich nicht noch einen vollen Monat von
dem 14 Tagereisen entfernten Okamabuti zurückge-
ger entfernen wollten. Wenn wir unsere Meinung
ssagen sollen, so scheint Galton durchaus nicht das
zu einem Entdecker in sich gehabt zu haben, wie
spätere Rückkehr auf halbem Wege nach dem Ngami-
er von Andersson beigebrachten Entschuldigungs-
weist. Kurz, die Reisenden kehrten auf demselben
ck und trafen am 4. August wieder in Barmen ein.
Charakterschilderung, welche uns Andersson von den
wirft, ist in mehr als einer Beziehung höchst
namentlich aber in einer Zeit, die allen ihren übri-
ndlichen und unmoralischen Tendenzen gemäß bereits
wieder ohne Scham und Scheu auf die rücksichtsloseste Wieder-
herstellung der Negersklaverei und des Negerhandels hinar-
beitet, von tiefster sittlicher Bedeutung. Wir lernen aus An-
dersson, was wir bereits aus Barth, aus Livingstone und
den ethnographischen Schilderungen aller ehrlichen afrikanischen
Reisenden gelernt haben, daß die Neger keineswegs von der
Natur dazu prädestinirt sind, willenlose Werkzeuge der Hab-
gier einer höher begabten Menschenrasse zu sein. Die Ovambo
nebst den ihnen sprach- und sittenverwandten Stämmen am
Cunene, den Ovapansari und Ovabundesa, diese nächsten Nach-
barn der Neger von Benguela und Congo, jenen Hauptempo-
rien des Menschenfleischhandels, stehen ohne alle Widerrede
auf einer viel höhern Culturstufe als die obenerwähnten
Hottentottenstämme und berechtigen für eine spätere Zukunft
sicherlich zu den schönsten Erwartungen. Sie haben nicht das
Geringste mehr von dem nomadischen Charakter ihrer südlichen
Nachbarn an sich; das Vieh ist sogar selten und theuer unter
ihnen, und Ackerbau, Metallindustrie und Handel bilden ihre
Haupterwerbszweige. Sie bauen Getreide, namentlich Kafferkorn und eine dem Canariensamen ähnliche sehr nahrhafte Korngattung, außerdem Kalabassen, Wassermelonen, Kürbisse, Bohnen, Erbsen u. s. w., auch Taback, wohnen jedoch nicht in Städten und Dörfern, sondern familienweise in hoch und stark umzäunten Wohnungen mitten auf den Feldern zusammen. Nach Andersson's Schätzung beträgt die Bevölkerungszahl mehr als 2000 auf die Quadratmeile. Die Männer sind meist riesig groß und stark gebaut, aber auffallend häßlich, und ihr ganzes Aeußere verräth Entschlossenheit und Selbständigkeit; die Züge der Frauen sind zwar grob, aber wenigstens in der Jugend nicht unangenehm; beide Geschlechter haben eine kohlschwarze Hautfarbe und kurzes, grobes, welliges Haar. In der Kleidung sind sie noch dürftiger ausgestattet, als die Damara. Ihren moralischen Charakter schildert der Verfasser folgendermaßen. Die Ovambo sind ein redliches und ehrliches Volk, das wirklichen Abscheu vor dem Diebstahl zu haben schien. „Ohne Erlaubniß rührten die Eingeborenen nichts an, und wir konnten unser Lager unbewacht lassen, ohne daß wir zu befürchten hatten, daß man uns etwas nahm. Als einen Beweis ihrer Ehrlichkeit will ich anführen, daß, als wir das Ovambeland verließen, unser Diener einige Kleinigkeiten zurück-ließen; aber diese Wilden waren so redlich, daß, obgleich wir schon eine ziemliche Strecke weit entfernt waren, Boten uns nachkamen und das Vergessene brachten.... In ihrem Lande gab es keinen Armen, und die Bejahrten und Kranken wurden mit Sorgfalt abgewartet und geschützt.... Die Ovambo sind außererdentlich gastfrei, und wir hatten oft Gelegenheit, ihre Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen. Ihr bestes Nahrungs-mittel ist eine Art dicker Brei, der stets warm mit zerlassener Butter oder saurer Milch genossen wird." Rühmenswerth ist auch ihr außerordentlicher Fleiß. „In diesem Lande geht niemand müßig, am allerwenigsten die Frauen. Die Arbeit beginnt mit Sonnenaufgang und endet erst mit Niedergang derselben. Die Ovambo lieben in hohem Grade ihr Vaterland und sind stolz darauf. Sie fühlen sich beleidigt, wenn man sie nach der Anzahl ihrer Häuptlinge fragt. Wir erkennen blos einen König, sagen sie, fügen aber mit einem verächtlichen Lächeln hinzu: wenn aber ein Damara ein paar Kühe hat, wird er sogleich als Häuptling angesehen." Nach alledem wollen wir es uns bis auf weiteres gern gefallen lassen, daß „die Sittlichkeit der Ovambo sehr tief steht", indem die Poly-gamie etwas Gewöhnliches ist und das Weib blos als Waare betrachtet wird. Es versteht sich wol von selbst, daß, je tiefer die Elemente einer wahren Civilisation eindringen, auch das Weib eine um so würdigere sociale Stellung einnehmen und die Monogamie zur Regel werden wird. Aber es heißt die ganze geistige Natur des Menschen und seinen geschichtlichen Entwickelungsgang verkennen, wenn man an ungebildete Völ-ker die Forderung stellt, sich sofort in einen von außen herge-brachten fertigen Glaubens- und Sittencodex zu fügen. Dies

ist aber hier wie überall die Art der bei aller Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit geistig oft sehr beschränkten Missionare, und da darf es denn nicht wunder nehmen, wenn sie keine erfreulichern Erfahrungen machen als z. B. der rheinische Missionar Hahn auf der Station Barmen unter den Damara, über dessen Erfolge Andersson unter anderm berichtet: „Als einen Beweis der geringen Ermuthigung, die der religiöse Eifer hier erwarten kann, muß ich anführen, daß Mr. Hahn, der doch von den Eingeborenen, wie er mir selbst sagte, geliebt und geachtet wird, nie so glücklich gewesen ist, jemand zu bekehren. In einem einzigen Falle glaubte er seinen Zweck erreicht zu haben; aber ehe der, wie es schien gewonnene Mann als Mitglied der christlichen Kirche aufgenommen werden konnte, mußte er noch auf einige Fragen befriedigende Antwort geben. Eine von diesen Fragen war, ob er nach christlicher Sitte sich nur mit Einer Frau begnügen würde. Hierauf antwortete der Mann, obgleich er Herrn Hahn und seinem Freunde persönlich gefällig sein und außerdem, soviel in seinem Vermögen stände, die Missionare unterstützen wollte, ließe doch sein Gewissen ein so großes Opfer nicht zu, als man hiermit von ihm begehrte." Rücksichtlich der sonstigen Glaubensansichten, Sitten und Gebräuche der Ovambo müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen.

Ebenso wenig können wir uns mit einer Beschreibung des ersten verunglückten Versuchs, den Ngami zu erreichen, aufhalten. Die Expedition gelangte von Eikhams, dem östlichsten Punkte in Zonker Afrikaner's Besitzungen und zugleich dessen Residenz, in ostnordöstlicher Richtung über Kurrikop nach Tunobis (unter 21° östl. L.), mußte aber wegen der großen Hitze und des Mangels an Weide unverrichteter Sache zurückkehren. Galton schiffte sich, wie bereits erwähnt, bald darauf nach England ein. Andersson dagegen beschloß den Versuch zu wiederholen, unternahm aber zuvor eine Reise nach der Capstadt, um sich dort mit den zur Ausrüstung nothwendigsten Gegenständen, als da sind Artikel für den Tauschhandel, Geschenke an die Häuptlinge, Instrumente zu wissenschaftlichen Beobachtungen, Mundvorrath u. s. w. zu versehen. Zu diesem Behufe associirte er sich mit Hans und tauschte für alle seine entbehrlichen Habseligkeiten Ochsen ein, welche er nach seiner Ankunft in der Capstadt verkaufte. Sein Weg führte ihn durch das Gebiet der Rothen Nation, des östlichsten und barbarischsten aller Hottentottenstämme im Groß-Namaqualande unter dem Häuptling Cornelius, deren Hauptsitze sich theils am Kubakop, einem Nebenflusse des Nakop, theils am großen Fischflusse befinden, und sodann über die Missionsstationen Rehoboth und Bethanien nach dem Caplande. In der Capstadt verlor Andersson seine beiden bisherigen treuen Begleiter Hans und John Allen, die nach Australien gingen. Nachdem er alle Anstalten zu seiner neuen Expedition getroffen hatte, ging er am 16. Januar wieder nach der Walfischbai unter Segel. Wir folgen dem Verfasser nicht wieder durch die frühern Reisestationen, sondern begleiten ihn sogleich vom Nosop an über ungeheuere Sandflächen, welche arm an Wasser, aber reich mit Gras und Buschwerk bedeckt sind, aus dem hier und da Gruppen von Kameeldornbäumen hervorschauen, nach Tunobis oder Otjiombinde, dem Endziel der vorigen Reise, welches am Rande der großen Kalahariwüste liegt und dessen Umgegend auf beiden Seiten wol zwei Längengrade weit wie diese von Buschmännern bewohnt wird. Wir eilen über Ghanje, eine, wie es scheint, schon seit langer Zeit den Betschuanen und Griqua bekannte, auch im Jahre 1852 von einem englischen Jagd- und Handelsreisenden, Namens Moyle, durch die Kalahariwüste erreichte Lagerstelle, durchziehen eine weite Sandstrecke mit Kalkgrund, welche dicht mit Wald bewachsen ist und schöne Weiden, aber wenig oder gar kein Wasser hat, lassen den gegen 3900 Fuß hohen Kobis mit seinen zahlreichen Elefanten und Rhinoceros zu unserer Rechten, machen die erste Bekanntschaft mit den riesigen Baobabbäumen und erblicken endlich am 25. Juli den langersehnten Ngami. Andersson fand sich einigermaßen in seinen Erwartungen getäuscht; er meint, die Reisenden [illegible] leicht die Größe des Sees und die Ueppigkeit der [illegible] benden Vegetation übertrieben. Er seinerseits [illegible] Umfang auf 60—70, die Breite durchschnittlich [illegible] Meilen und sagt, daß es kein unrichtiges Bild [illegible] wenn ihn die Eingeborenen der Form nach mit [illegible] verglichen. „Das nördliche Ufer ist niedrig und [illegible] auf eine halbe oder noch öfter ganze (englische) [illegible] vom Wasser ist kein Baum oder Strauch oder irgendwo von Vegetation zu entdecken. Jenseit dieser [illegible] Land rund um den See herum dicht mit Bäu[illegible] welcher verschiedene Arten der in Südafrika heimischen des «Stammbaums der Damara», und hier und [illegible] Baobabbäume aufweist, welche ihr riesiges Haupt [illegible] die übrigen Bäume des Waldes erheben. Die [illegible] Sees ist hoch und so dicht mit breiten Gürteln [illegible] Schilf umschlossen, daß das Wasser nur an wenigen [illegible] und zwar nur da zugänglich ist, wo das Vieh der Eingeborenen den natürlichen Damm durchbrochen hat. Auch das Ufer ist hoch, das Wasser jedoch hier seicht, indem [illegible] bedeutend tiefer als an der Ostküste." Der Ngami [illegible] zu verschiedenen Zeiten große Veränderungen [illegible] Sein Hauptzufluß ist der jedenfalls auf einem Plateau [illegible] nen Nordwesten entspringende Teoge, welcher, seinem [illegible] son seinen ungeheuer gewundenen Lauf verfolgt, [illegible] breiter als 60 Fuß, aber bedeutend tief war; [illegible] wie viele afrikanische Flüsse beträchtlich breiter [illegible] näher man seiner Quelle kommt. „Im Osten hat [illegible] nur einen einzigen Abfluß, nämlich den schönen [illegible] den Zouga. Nahe bei der Stadt Batoana, wo [illegible] verläßt, ist er etwa 150 Ellen breit und fließt [illegible] daß das Wasser still zu stehen scheint. Einige behaupten, das Wasser des Zouga zu unbestimmter Zeit des Jahres einen Arm des Teoge in den See zurückgedrängt und dieser letztere Fluß nicht nur am nordwestlichen Ufer des See mündet, sondern auch am östlichen. Die Flüsse in diesen Gegenden so unvollständig entwickelt, daß [illegible] nicht für ein Ding der Unmöglichkeit halte. Denn wenn man in östlicher Richtung vom See aus etwa [illegible] oder ungefähr 300 englische Meilen weit verfolgt, [illegible] alle Biegungen und Windungen mit einrechnet, dann schwindet er in einen ungeheuern Tümpel oder [illegible] Sandfläche, welche von einigen Great Reed Vlei (Rohrtümpel) genannt wird. Es ist dies ein [illegible] mit verschiedenen Ausgängen und der Aufenthalt [illegible] zähliger Büffelheerden." Wir übergehen die [illegible] bung des Zouga, den ja Andersson selbst nicht [illegible] indem wir auf Livingstone verweisen, der, wie [illegible] den Ngami dadurch erreichte, daß er den Zouga [illegible] nem ganzen Laufe bis zu seinem Ausflusse [illegible] gleichem Grunde enthalten wir uns eines genauern [illegible] auf die Schilderung, welche uns der Verfasser [illegible] bewohnern, den Batoana, gibt. Diese nennen [illegible] Bayeye, d. h. Menschen, und bilden einen Stamm [illegible] Betschuanenfamilie, welche die ganzen ungeheuern [illegible] ostwärts von der Kalahariwüste bis hinauf [illegible] innehat. Die Batoana sind erst unter dem Vater [illegible] wärtigen Häuptlings Letscholetebe an den Ngami [illegible] und haben die frühern Landeseinwohner [illegible] Andersson über ihren Charakter und ihre Sitten [illegible] hat er, den Hang zur Dieberei und Betrügerei [illegible] nicht aus eigener Erfahrung, sondern den Schilderungen [illegible] entnommen; das von ihm Gesagte bezieht sich auf die [illegible] im allgemeinen, und wer sich über diese genauer [illegible] will, der ist vor allem auf die Berichte Mossiu, [illegible] gervaters Livingstone's, welcher als Missionar [illegible] Kuruman seit nunmehr 30 Jahren unter den [illegible] lebt und gewirkt und auf mannichfaltigen [illegible] Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten kennen [illegible]

ere auf dessen „Missionary Labours and Scenes in ern Africa" und auf seine bis in die neueste Zeit fort- n und im Journal der britischen Geographischen Gesell- enthaltenen Missions- und Reiseberichte, sowie auf stone's eigene Schilderungen zu verweisen.

Die weitern persönlichen Erlebnisse Andersson's wollen wir in Worte zusammenfassen. Von Letscholetebe wurde er in der sidenz Batoanastadt, wenn nicht gerade feindselig, jedoch uisch und sicherlich nicht gastfreundlich aufgenommen. All-, nachdem er die Habsucht desselben nach Kräften befriedigt kam er mit ihm auf einen bessern Fuß; doch that der ing wenig, um ihn weiter zu befördern, ja er wußte hinterlistigem Wege so anzustellen, daß der nächste des Reisenden scheiterte. Andersson wünschte nämlich mlich weit nördlich oder nordwestlich vom See gelegenen rt der Bavicko, Namens Libebe, zu besuchen, um Er- ungen über die großen Wasserstraßen einzuziehen, von eine, der Teoge, in den Ngami mündet, und welche rzem erst in diesen entlegenen Gegenden entdeckt worden , und außerdem zu erforschen, ob eine Communication Wasserstraßen mit dem Meere bestehe. Dies war nur eine Fahrt den Teoge hinauf möglich. Letscholetebe, der iemand durch sein Gebiet hatte reisen lassen, versah son auf dessen Bitte zu seiner größten Freude und Ver- ung mit Mannschaft und Booten. Unser Reisender mitt den See in zwei Tagen von seiner südöstlichen r nordwestlichen Spitze, und fuhr sodann in den Teoge Während der ersten Tagereise war die Gegend ziemlich einförmig und stand oft mehrere Meilen weit unter wodurch das Land zu beiden Seiten des Flusses in ein hr bewachsenes Sumpfland verwandelt wurde, das nur d da durch eine angenehme Gruppe von Dattel- und almen belebt ward. Auch wo die Ufer sich einige Fuß Wasserfläche erhoben, waren sie doch ganz und gar rome unterwaschen, und wenn man mit einem Stock ich, sprudelte sogleich Wasser aus der so entstandenen g. Am vierten Tage gewann die Landschaft ein schö- usehen; die Flußufer wurden höher und waren mit Vegetation bekleidet. Da gab es Fächerpalmen, Dat- n, schwarzstämmige Mimosen, wilde Sykomoren mit sgebreiteten Zweigen, schöne, mit dunkelm Laubwerk e Moshamabäume, sowie viele andere, unter denen ganz neu für mich waren und wohlschmeckende Früchte ge trugen. Timbo, der mich begleitete, erkannte nicht als sechs bis sieben Arten Fruchtbäume, die an der Ostküste heimisch sind. Die Baumvegetation übertraf an man- ellen an Schönheit alles, was ich je gesehen. Ich nge Tage im Schatten dieser prachtvollen Bäume zu- mögen, die hier und da vom Zwitschern der Vögel lten, während man in der Ferne ganze Heerden der Antilopen erblickte. Aber die Vorsicht verbot dem r hier zu säumen. Wenn die jährliche Strömung ist und das Wasser zu fallen beginnt, entwickeln sich Dünste, die den Tod um sich verbreiten. Das Thier- t ebenso große Auswahl als die üppige Vegetation. os, Flußpferde, Büffel, Sassabys, Hartebrests, Pallahs, s. w. zeigten sich hier und da, und jeden Tag schossen der das andere Thier. So konnte ich unsere hungerige ast unterhalten, die jetzt aus 50—60 Individuen be- Bei einem Jagdausfluge an den Ufern des Flusses Verfasser auch zum ersten male die berüchtigte giftige ge. Nach einer ungefähr zwölftägigen Flußreise er- e Gesellschaft ein großes Dorf, in welchem der Haupt- dortigen Bayeye seinen Sitz hatte. An diesen war n durch Letscholetebe wegen seiner Weiterbeförderung worden; aber der letztere hatte es heimlich so zu ver- gewußt, daß der Häuptling am Morgen von Anders- kunft mit allen seinen Leuten auf die Flußpferdjagd en und unter einem Monat nicht zurückzuerwarten war. Dadurch war allen weitern Fortschritten nach Norden ein Ziel gesetzt und der Reisende mußte sich wohl oder übel zur Rückkehr entschließen, nachdem er etwa bis zum 19° 32′ südl. Br. vorgedrungen war. Obgleich nun Andersson auf diese Weise seinen eigentlichen Zweck verfehlt hatte, so konnte er doch von verschiedenen Landeseingeborenen Nachrichten über den gesuchten Lauf der nordwestlich vom Ngami befindlichen Flüsse einziehen, und er glaubt darauf hin annehmen zu können, daß der Teoge und der obenerwähnte Mukuru-Mukovenja in entgegengesetzten Richtungen, etwa zwei bis drei Tagereisen voneinander entfernt, parallel fließen und daß somit eine fast ununterbrochene Wasserstraße von mehreren hundert englischen Meilen existirt, auf der man mit verhältnißmäßig geringer Mühe die reichen Producte des Innern bis an die Meeresküste transportiren kann.

Es kam uns zunächst blos darauf an, die Hauptergebnisse der Andersson'schen Reise für Geographie und Ethnographie hervorzuheben. Die persönlichen Erlebnisse und Abenteuer, welche ihrer Darstellung ein ganz eigenthümliches Interesse verleihen, mußten wir übergehen. Die zahlreichen spannenden Jagdgeschichten voll Lebensgefahren und hairbreath escapes werden überall, namentlich aber einer sportlustigen Nation sehr willkommen sein. Das Ganze ist in anspruchsloser, aber anziehender Weise und in einem einfachen, gefälligen Tone erzählt. Man kann nicht von dem Verfasser scheiden, ohne ihn liebgewonnen zu haben.

Was nun den wissenschaftlichen und praktischen Werth der Andersson'schen Entdeckungen betrifft, so steht derselbe allerdings unzweifelhaft hinter dem der Livingstone'schen zurück. Darin liegt kein Vorwurf für den wackern Schweden, der bei seiner geringern Vertrautheit mit Land und Leuten und bei seiner größern Mittellosigkeit so ziemlich alles erreicht hat, was unter solchen Umständen überhaupt zu erreichen war. Seine mathematischen Beobachtungen sind wenig zuverlässig; aber wir unsererseits grämen uns nicht sonderlich darüber, daß ihm Uhr und Chronometer verdarben und dadurch die Aufnahme von auch nur annähernd richtigen Längenbestimmungen unmöglich wurde. Auch wird der „allgemeine Leser" schwerlich in dem vorliegenden Werke eine detaillirte Beschreibung der geologischen Beschaffenheit des Bodens oder der Flora und Fauna Südafrikas suchen. Doch ist die letztere insofern ziemlich umfänglich vertreten, als das Buch eine Reihe vortrefflicher Skizzen aus dem Reiche der höhern Thierwelt bietet; die Schilderungen des Straußes, des Rhinoceros, des Flußpferdes, der Kuduantilope u. a. würden jedem zoologischen Werke zur Ehre gereichen. Das gewonnene Terrain für die speciellen Fächer der Natur- und Culturwissenschaft auszubeuten ist die Aufgabe der Nachfolger Andersson's, an denen es ihm wol ebenso wenig fehlen wird, wie Livingstone, der bekanntlich eben jetzt in Begleitung einer Anzahl von Fachmännern auf den Schauplatz seiner friedlichen Eroberungen für die Wissenschaft und Humanität zurückgekehrt ist. Seine eigene Mission war eine bahnbrechende, und diese hat er vollkommen erfüllt; denn er war in seltener Weise zum Pionnier der Civilisation angethan. Körperkraft, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Energie und Abenteuerlust, dazu ein offenes Auge für die Menschen und Thierwelt und für die Natur überhaupt, Klugheit und Gewandtheit im Umgange mit Menschen von dem verschiedenartigsten Naturell, endlich Eifer und Aufopferungsfähigkeit im selbstgewählten Dienste der Wissenschaft und Menschheit waren die Eigenschaften, welche ihn zu einer der großartigsten Leistungen auf einem Gebiete befähigten, wo ja heutzutage so viele auserlesene Geister ihre edelste Thatkraft mit glänzendem Erfolge erproben. Es kann dem Verfasser des vorliegenden Werks kaum etwas Ruhmvolleres nachgesagt werden, als daß er in der Reihe der südafrikanischen Entdecker zwar den obwaltenden Bedingungen nach hinter Livingstone, aber auch nur hinter Livingstone zurückgeblieben ist. Wir glauben es ihm gern, wenn er uns versichert, daß die Mühen und Anstrengungen seine Gesundheit untergraben und den Grund zu einer Krankheit gelegt hätten, die er wol bis zu seinem Tode behalten werde. Nichts-

deſtoweniger fügt er hinzu, daß er gern wieder zu jenem Leben voll Entbehrungen und Beſchwerden zurückkehren würde, wenn die Umſtände es erlaubten. Sollte dies noch einmal der Fall ſein, ſo thäte Anderſſon wohl daran, das alte Sprichwort zu beherzigen: „Wer ſich in Gefahr begibt, der kommt darin um.“ Wir meinen damit natürlich nicht die mit dem großen Unternehmen ſelbſt unzertrennlich verbundenen Gefahren, denen zu trotzen oder zu erliegen einen gleich ſchönen Anſpruch auf den Dank der Mit- und Nachwelt begründet, ſondern nur diejenigen Gefahren, welche für ſeinen überſchwellenden animaliſchen Muth und namentlich für ſeine Jagdluſt etwas allzu Verlockendes haben, ohne daß ein höherer Zweck ſie zu beſtehen erheiſchte.

Die vorliegende Ueberſetzung des Werks iſt elegant ausgeſtattet; insbeſondere enthalten die ſchönen Stahlſtiche intereſſante Bilder aus dem ſüdafrikaniſchen Thier- und Menſchenleben. Nur wäre zu wünſchen geweſen, daß man ſich auf der dem zweiten Bande beigegebenen Karte der Anderſſon'ſchen und nicht der Galton'ſchen Orthographie bedient hätte. 7.

Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener und vergeſſener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Achter Band. Leipzig, Brockhaus. 1857. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ſcheint uns zweckmäßig, auf dieſe Sammlung der merkwürdigſten und intereſſanteſten Geſchichten (deren erſte Bände in Nr. 214 d. Bl. f. 1850, Nr. 89 f. 1851 und Nr. 37 f. 1852 beſprochen worden ſind) wieder einmal die Aufmerkſamkeit zu leiten. Indeß wollen wir uns dabei nur auf den letzterſchienenen achten Band beſchränken, weil deſſen Inhalt vorzugsweiſe geeignet iſt, den Leſer auch auf die Lectüre der vorangegangenen begierig zu machen.

Durch Klarheit der Anordnung und Darſtellung zeichnen ſich in dieſem Bande beſonders mehrere Beiträge von E. Köhler aus: „Marie, Herzogin von Chevreuſe“; „Jean André Venel. Leben eines Arztes“ und „Jean François Henri Venel. Leben eines Pädagogen“. Die beiden letztern erwähnen wir zuerſt, da ſie unſerer Zeit am nächſten liegen. Wie vielleicht einzelnen bekannt iſt, machten die Schweiz und Frankreich die Erfindung der Orthopädie Deutſchland, beziehungsweiſe dem Dr. Heine in Würzburg, ſtreitig, und zwar in der Perſon des ſchweizer Arztes Jean André Venel, deſſen hier gegebene Biographie der Verfaſſer nach franzöſiſchen Quellen und Mittheilungen der Venel'ſchen Familie ſelbſt bearbeitet hat, nicht ohne mancherlei Gedrucktes betreffend, die zur Zeit in Deutſchland beſtehenden orthopädiſchen Anſtalten, eingeſehen und zu Rathe gezogen zu haben. Jean André Venel, geboren 1740 in Morges und geſtorben 1791, war der erſte, der die neuern Grundſätze einführte, nach denen jetzt Verkrümmungen und Misbildungen menſchlicher Körpertheile geheilt werden. Er war es, der die Abbaye bei Orbe im vorigen Jahrhundert zu einer orthopädiſchen Anſtalt, der erſten dieſer Art, einrichtete, freilich hiermit erſt nach langen Vorarbeiten und Mühen im Jahre 1787, alſo wenige Jahre vor ſeinem Ableben, zu Stande kam; er war auch der erſte, welcher das berühmte mechaniſche oder Extenſionsbett in Anwendung brachte und dieſe Erfindung in ſeiner 1788 veröffentlichten „Description de plusieurs nouveaux moyens mécaniques propres à prévenir, borner et même corriger, dans certains cas, les courbures latérales et la torsion de l'épine du dos“ beſchrieb und an einer Abbildung erläuterte. Dieſe nur in wenigen Exemplaren abgezogene Schrift iſt freilich in der Gelehrtenwelt nicht ſehr bekannt geworden. Dieſes „lit mécanique à extension“ tauchte 30 Jahre ſpäter wieder als „Würzburger Bett“ auf, welches jedoch namentlich und zuerſt von dem pariſer Arzt Bricheteau in einer 1828 [illegible] Schrift als „Plagiat“ bezeichnet wurde. Gewiß [illegible] dem Zeitraum von 1817—20 Venel's verdienſtliche [illegible] in ſeiner Heimat ſo gut als in Vergeſſenheit [illegible] und daß um dieſe Zeit, wo nicht früher, die [illegible] burger Heilanſtalt unter der Leitung des Dr. [illegible] In dieſer Heilanſtalt wurde im Anfange der zwanziger [illegible] junger Kaufmann Namens Milli behandelt, [illegible] die Anſtalt verließ, ſchlau genug war, ein Modell [illegible] ſionsbettes mit ſich nach Paris zu nehmen, ein [illegible] nach anfertigen zu laſſen und nun ſelbſt eine [illegible] Anſtalt auf dem Quai de Billi unweit der Cham[illegible] zu errichten. Von dieſem Bett des Dr. Heine [illegible] Bricheteau, daß es ganz das nämliche ſei, welches [illegible] funden hatte. Möglich wäre es jedoch immer, daß [illegible] durch eigene Gedankencombinationen auf die Con[illegible] ſolchen Streckbettes gerathen ſei, vielleicht nachdem [illegible] gehört hatte, daß ſich ſein Vorgänger eines Bettes [illegible] und zu dieſem Zwecke bedient habe, ohne aber die [illegible] Schrift und die Abbildung zu Geſicht bekommen [illegible] Jedenfalls ſuchte aber Venel aus ſeiner Erfindung [illegible] heimniß, ſondern daſſelbe zu einem Gemeingut der [illegible] lichen Welt zu machen, während, wie es heißt, Heine [illegible] ſein Extenſionsbett in ein geheimnißvolles Dunkel [illegible] bemüht war. Was die Biographie ſelbſt betrifft, [illegible] auch dieſe vieles Intereſſe. Venel gehört zu den Beſten der Menſchheit und zugleich zu jenen Männern, [illegible] beugſamſten Willenskraft, Energie und Zähigkeit, [illegible] durch keine noch ſo großen Schwierigkeiten von der Ausführung ihrer Plane zurückſchrecken laſſen. Mit nur geringen [illegible] und unter den ſchwierigſten Umſtänden richtete er [illegible] pädiſche Anſtalt wie früher ſeine Entbindungsſchule [illegible] und da es ihm zu dem erſtern Zweck noch an einer [illegible] Kenntniß des menſchlichen Gerippes fehlte, verließ er [illegible] Kind und begab ſich nach Paris, um hier dieſen [illegible] anatomiſchen Studien zu ergänzen.

Die Biographie ſeines auch durch mehrere [illegible] Schriften bekannten Sohnes, Jean François [illegible] (1780—1855), der in dem reizend in der Nähe von [illegible] legenen Champel ein Erziehungsinſtitut gründete und [illegible] Leitung einen ausgezeichneten Mitarbeiter an [illegible] Eduard Sillig fand, gehört eigentlich nicht ſo [illegible] Sammlung „geheimer“ Geſchichten; dennoch ſind [illegible] Herausgeber der Sammlung unſern Dank dafür [illegible] er ihr in dem Buche eine Stätte eingeräumt hat, [illegible] wol anderswo nicht ſo leicht gefunden haben würde. [illegible] eignetern Biographen konnten aber beide Venel, [illegible] Sohn, nicht wol finden als E. Köhler, der mit [illegible] Venel im engern Verkehr ſtand, und außerdem jenes [illegible] Stück Erde, auf welchem beide Venel wirkten, [illegible] Anſchauung und jahrelangen Aufenthalt aufs genauſte [illegible] Folgende Landſchaftsſchilderung kann nur aus [illegible] Anſchauung geſchöpft ſein und möge zugleich als [illegible] dienen: „Unmittelbar unter der Abbaye und ihren [illegible] lend drängt ſich der Orbefluß, deſſen Lauf [illegible] zum Lac des Rouſſes nicht ſeinesgleichen an [illegible] im Jurathal hat, mit ſeinen klaren und eiskalten [illegible] aus den ſchroff ihn einſäumenden Bergen hervor, [illegible] läuft von jetzt an, als ſein letztes Stadium, eine [illegible] lange Ebene, bis er ſich unterhalb Yverdon in den [illegible] See ergießt. Im Oſten dieſer von den Sandſteinbergen Jorat begrenzten kornreichen Ebene ruht das Auge [illegible] fällig auf den dunkeln Geſtalten der Freiburger Alpen, [illegible] welchen der majeſtätiſche Moleſſon imponirend hervorragt, [illegible] noch öſtlicher auf den Bergrieſen des Berner Oberlandes [illegible] ihren Schneehäuptern, während gen Süden ſich die [illegible] anſtrebende Kette der Savoyer Alpen, die Dent [illegible] der Scheitel des Montblanc dahinzieht. So viele Natur[illegible] ſchaut der Fremdländer, der nach Orbe kommt; aber [illegible]

gnte Auge der Einwohnerschaft beachtet sie wenig, denn agtägliches Sinnen ist auf Ackerbau, Viehzucht und die gnisse ihrer von der Morgen- und Mittagsonne bestrahlten hügel gerichtet" u. s. w.

Einen bedeutenden Zeitabschnitt im Leben Venel's des es bildete sein Aufenthalt in Sachsen. Er unterrichtete im Jahre 1800 in Leipzig die beiden Söhne der verwit- Frau Schmidel, besuchte 1811 die Hörsäle der leipziger sität und hörte dann den berühmten Werner auf der Berg- nie in Freiberg. Aber obschon er einzelnen Menschen, die er chsen kennen lernte, immer eine hohe Verehrung bewahrte, : er sich doch an Land und Volk nicht recht gewöhnen, ie Sachsen, von denen manche die Einbildung hegen, eutschen Franzosen" zu sein, nannte er in seinen Briefen peuple pesant". E. Köhler fügt hinzu: „Die Sachsen freilich damals weniger glacirte Handschuhe getragen , als man ihnen in unserer Zeit nachsagt." Indeß fand späterhin in Freiberg und auf seinen Wanderungen das Erzgebirge einen Menschenschlag, welchem er sei- atürlichkeit, Genügsamkeit, Biederkeit, Gutherzigkeit und ischer Virtuosität halber nie aufhörte, volles Lob zu n: die Bergleute im sächsischen Erzgebirge, und er schreibt einmal: „Si je pouvais seulement donner un peu de à ce peuple et adoucir l'âpreté de son gosier, sous les rapports je le préférerais à nos Suisses (unter Venel wol zunächst seine Landsleute, die Vaudois verstand) t toujours la tête si près du bonnet." In der That unsere Dorfgeschichtenschreiber zu ihrem Zwecke unter escheidenen, tief gemüthlichen Klasse geeignetern Stoff als unter dem im ganzen selbstsüchtigen Landvolk, und uß sich fast wundern, daß noch kein Auerbach der Berg- eschichten aufgestanden ist, der dieses Geschäft systema- trieben hat. Auch ein Aufenthalt in Wien (1811) dem Schweizer Anlaß, von den „froids et lourds as du Nord" zu sprechen, wogegen ihm die Slawen er gefielen. Venel's Bildung war eine specifisch fran- er fühlte sich namentlich von dem pedantischen und aller Beschränktheit doch anmaßenden Wesen, wie es den von der Studentenbank sofort auf den Katheder deutschen Gelehrten früher anklebte und zum Theil anklebt, abgestoßen, hatte auch wol eine gewisse ge- urcht vor dem deutschen Geiste, der trotz so mancher der Eigenschaften durch seine Schärfe und Universalität t doch in immer weitern Kreisen durchdringt. Köhler in dieser Hinsicht sehr treffend: „Das germanische ist unwiderstehlich; schon Ludwig's XVI. Minister de es hat es gewußt und ausgesprochen; es durchdringt ewältigt Slawen- und Romanenthum, wo es nicht auf anr einer kraftvollen Nationalität stößt, geht aber in chen nicht unter, wie man am Elsaß wahrnimmt; auch nische Schweiz vermag sich seiner Impulse nicht zu erweh- ihre Antipathie gegen das Deutschthum noch so zähe sein."

hohem Interesse ist die von Köhler verfaßte Lebensge- er Marie von Rohan, Herzogin von Chevreuse, die fast s Leben damit zubrachte, Complote gegen Richelieu und zu spinnen und in dieses politische Dornengespinst die en galanter Abenteuer zu verflechten. In ihren letzten eilich, als es mit ihren Reizen aus war, versöhnte sie em Hofe, und schloß, wie dies so geht, ihren abenteuer- uhigen Lebenslauf als fromme Büßerin. Interessant Biographie auch als Beitrag zur Geschichte der „Im- der Vorläufer der Frondeurs, die ohne Aufhören das und Brutus im Munde führten, so gut wie die Girondisten, sich aber wie durch anderes namentlich on Brutus unterschieden, daß sie äußerst frivol waren nten Liebesabenteuern nachliefen.

andere Intriguantin, deren Leben hier beschrieben eine Deutsche, die Gräfin von Berlepsch, die als erste die zweite Gemahlin des Königs Karl II. nach Spa- nien begleitete, aber weniger romantisch und geistreich als die Herzogin von Chevreuse nur ihrer Habsucht fröhnte, den deutschen Namen in Spanien verhaßt machte und Ursache wurde, daß das Gerede von einer „deutschen Junta" aufkam. In sehr weitschichtiger Darstellung wird uns weiter, und zwar nach Familienpapieren, der Sturz des sächsischen Großkanzlers Beichling beschrieben. Wir blicken hier in einen wahren Abgrund politischer Demoralisation. Nicht daß er sich bereichert hatte, war Beichling's Sturz, sondern daß er andern im Wege stand, sich in ähnlicher Weise zu bereichern. Bei dem König gab allem Anschein nach die Vorspiegelung den Ausschlag: Beichling sei entbehrlich, weil sich auf anderm Wege viel mehr Geld beschaffen lasse, auch habe sich Beichling so unermeßlich bereichert, daß schon durch die Confiscirung seines Vermögens mehr zu gewinnen sein würde, als er in den nächsten Jahren zu beschaffen im Stande sein würde. Eine andere biographische Mittheilung betrifft Adam von Schlieffen, der wegen seiner Verbindung mit Wallenstein nahe daran war, in Wien der Tortur unterworfen und gerichtet zu werden, der jedoch nach einem abenteuerlichen Leben ruhig in Stettin als Schloßhauptmann seine Tage schloß, und einen Herrn Adam von Schlieben, der, von unwiderstehlicher Wanderlust getrieben, Spanien, Italien, Marokko, später die Länder des Orients bereiste und zweimal in Konstantinopel war. In Marokko verweilte er 13 Monate lang, und brachte von hier ein im vorliegenden Bande nach der im berliner Archive befindlichen Urschrift mitgetheiltes merkwürdiges Schreiben Muley Hamed's mit, gerichtet an „seinen Bruder, Johann Georg den Siebenherrn in der mitternächtlichen germanischen Mark, regierenden und gewaltigen Fürsten" u. s. w. Ein anderer Aufsatz erinnert an mehrere Mitglieder der von der italienischen Familie Linari abstammenden Grafen Lynar. Endlich wird uns noch das Leben des aus Thüringen stammenden russischen Generals Tottleben beschrieben, der im Jahre 1760 den Handstreich auf Berlin ausführte, dann abberufen und wie es heißt in Ketten nach Petersburg geschickt und hier in Haft gehalten wurde, schließlich aber zu Gnaden kam und sich im Feldzuge von 1770 in Georgien so auszeichnete, daß er den Alexander-Newski-Orden erhielt und zum Generallieutenant und Commandirenden in Lithauen ernannt wurde. Ueberhaupt waren das 17. und 18. Jahrhundert die Blütezeit der Abenteurer aller Art; namentlich lieferte auch der deutsche Adel eine Menge solcher Glücksritter, die von einer Fahne zur andern liefen und sich für jedes Interesse schlugen oder diplomatisch verwenden ließen, dabei aber begreiflicherweise nur ihre eigene Fortune, oft auch nur die Befriedigung einer fast epidemisch gewordenen unverwüstlichen Abenteuerlust vor Augen hatten. Den Schluß des Bandes bilden kleinere Miscellen und Zusätze zu frühern Bänden, z. B. zu den Mittheilungen über den Grafen Arel Fersen in dem 1856 erschienenen siebenten Bande. **H. M.**

Neue Novellen von Paul Heyse. Stuttgart, Cotta. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Leidenschaften sind nach Jean Paul die Rosse an dem Wagen des menschlichen Lebens. Je einfacher und ursprünglicher die Gesellschaftsformen, unter denen sich der Mensch bewegt, je weniger culturgetränkt und dampfvernebelt die Umgebung und die Natur, welche die seinige, um so reiner und wahrer, um so natürlicher und ergreifender äußern sich die Leidenschaften des Menschen in ihrer empirischen Erscheinung. Für die Poesie liegt, wenn sie die Darstellung der Leidenschaften unternimmt, in der ungekünstelten Reinheit und der intensiven Stärke der Leidenschaft das willkommenste, weil wirksamste Moment. Der Dichter sieht sich wirksam unterstützt, wenn er Figuren und Situationen zu seinem Vorwurf wählt, deren charakteristisches Kriterium die Ursprünglichkeit ist: die

Czikos und Zigeuner in Ungarns Puszten oder die Gauchos in den Savannen von Amerika, die Norlandsrecken auf den Eisfeldern von Tellemarken oder die Ritter des asiatischen Hochlandes im Kaukasus. Die Unterstützung ist um so wirksamer, als denjenigen, für welche diese poetischen Productionen bestimmt sind, gerade das fehlt und mangelt, was diesen Gebilden der dichterischen Phantasie das typische Gepräge verleiht. Wir Zeitgenossen der Dampfgeschwindigkeit und der Telegraphenschnelle, wir Kinder der Barbarei der Civilisation sind durch die Abundanz der Cultur und der Reflexion, hinter unsern Comptoirpulten und Schreibstühlen, vor den grünen Tischen und Actenschränken, in unsern Studirzimmern und an den Bücherbretern molluskenartig zusammengeschrumpft und verweichlicht und verseichtigt, derartig, daß wir zu jenen Söhnen der Natur mit ihrer mannhaften Kraft, mit ihrer Originalität und Charakternatürlichkeit wie zu Heroen emporschauen. Was wir selbst nicht besitzen, achten und schätzen wir an andern nach alter Erfahrung um so höher. Die Naturwüchsigkeit der Leidenschaft, nicht abgeschwächt und zersetzt durch Dialektik und Sophistik, nicht angekränkelt von des Gedankens Blässe, imponirt und zieht uns an, weil wir selbst mit dem dahinschwindenden Unterschiede von Raum und Zeit auch die Unterschiede in Sitte und Charakter verwischt haben, weil unser Denken und Empfinden und demgemäß auch unser Thun und Handeln durch Raisonnement und Raffinement ungesund geworden, weil wir, mehr oder minder nüchtern und altklug, nicht im Stande sind, uns zu der Energie der Leidenschaft zu erheben.

Wir können hier selbstverstanden nicht ausführen, nur andeuten. Die Betrachtung der modernen Culturverhältnisse, die Betrachtung der Menschen, die unter ihnen aufwachsen, sich im Ergreifen und Meiden jenen anpassen und dahinwandeln, ist für die Poesie nicht besonders ausgiebig oder von Vortheil. Entweder verhält sich der Dichter seinen Helden gegenüber kritisch; dadurch bekommt die Dichtung einen satirisch-polemischen Beigeschmack; das Hereinziehen und zumal das Vorwiegen der Tendenz beeinträchtigt die Reinheit des Kunstgenusses. Oder der Dichter nimmt Partei für seine modernen Helden, er sucht uns für die unverständlichen Probleme derselben, für ihre Blasirtheit, für ihr Raffinement und ihre Sophistik zu interessiren; die Romanliteratur von jüngstem Datum und vor allem die dramatischen Novitäten beweisen, was und wie viel in diesem Punkte zusammengesündigt ist, sittlich sowol als ästhetisch. Ein dritter Standpunkt, von welchem die Zeichnung der angedeuteten Zustände und Richtungen unternommen werden kann, ist der Standpunkt der abgekühlten Resignation. Auf diesem Standpunkte befindet sich der Dichter, dessen neueste Leistung wir hier zur Anzeige bringen. Die modernen Culturmenschen mit ihrem abgeblaßten Hamletthum, mit ihren sophistischen Problemen und ihren Leidenschaften, die keine Leidenschaften sind, weil sie die Reflexion entnüchtert und entschalt, sind die Helden dieser Novellen; ihr Gemüthsleben ist dem Dichter ein Schachbret, auf dem er mit todten Puppen Schachzüge hin- und herthut. Die psychologischen Vorgänge werden uns mit einer kühlen Objectivität, mit einer geistigen Kälte geschildert, die ein Erwarmen nicht zuläßt. Die Menschen bei Heyse sind gläserne Würfel, die wir von allen Seiten durchschauen; Theilnahme können wir für dieselben ebenso wenig empfinden, wie für ein solches Spielzeug.

Daß dieser Standpunkt seine Berechtigung hat, und wäre es auch nur die Berechtigung eines Experiments, wollen wir nicht leugnen. Populär können aber derartige Dichtungen schwerlich werden. Die echte dichterische Production entsteht nur und wird als solche begriffen und gewürdigt durch den innern intimen Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte, durch seine unmittelbare Neigung und Ueberzeugung von der Bedeutung der Sache. Die Dichtungen von Paul Heyse machen ungefähr den Eindruck wie die Rede eines Anwalts, der die Angelegenheit seines Clienten von vornherein verloren gibt, dessen Vortrag aber trotzdem von rhetorischer Vollendung ist. Denn was wir Heyse bereitwillig zuzuerkennen haben, [illegible] Composition zeichnet sich durch Geschmack und Rundung [illegible] die einzelnen Theile schließen und fügen sich wie Angeln, [illegible] Darstellung ist von aristokratischer Glätte und seltener Sch[illegible]heit der Form. Letztere erinnert an die besten classis[illegible] Vorbilder.

Die Sammlung besteht aus vier Erzählungen. Der erst[illegible] „Das Mädchen von Treppi", erkennen wir den Preis zu, [illegible] zwar aus dem Grunde, weil hier das Moment der Resigna[illegible] sich weniger gewaltsam in den Vordergrund drängt. Es [illegible] nicht wenige Stellen in dieser Novelle, welche Goethe geschr[illegible] haben könnte. Filippo Mannini hat sich als ein junger Ka[illegible] auf einer Streiferei durch den Apennin nach Treppi [illegible] ein einsames toscanisches Hirtendorf in oder, abgelegene[illegible] gend. Fenice, die Tochter seines Wirths, ist schön; er tan[illegible] des Nachts vor ihrer Thüre, die ihm jedoch verschlossen bl[illegible] Sieben Jahre später wirft der Zufall Filippo, der [illegible] Advocat geworden, nach demselben Orte. Er will über [illegible] Grenze nach Pistoja, um sich dort am nächsten Tage mit [illegible] politischen Gegner zu schlagen; da ihm als einem Verbann[illegible] der Opposition von der Regierung kein Paß ertheilt werden, [illegible] er sich durch Contrabbandieri über unwegsame Gebirgspfade leiten. In der Taberne Fenice's, deren Aeltern mittlerw[illegible] gestorben, rastet der Fremde. Er erkennt niemand wieder. Begleitung und die Hausgenossenschaft hat sich bereits [illegible] Ruhe begeben. Der Gast stützt müde und schläfrig das H[illegible] auf den Tisch. Vor ihm steht die junge Padrona:

„«Filippo», sagte sie, «kennt Ihr mich nicht mehr?» [illegible] sah eine Zeit lang forschend in das schöne Gesicht, das [illegible] Scheine der Lampe und mehr noch von der Angst zu [illegible] schien, welche Antwort ihrer Frage werden würde. Das [illegible] sicht war wol des Wiedererinnerns werth. Die weichen [illegible] Augenwimper sänftigten, wie sie langsam auf- und niederging, die Strenge der Stirn und der schmalgeformten Nase. Mund blühte in der röthesten Jugend; nur hatte er, wenn [illegible] schwieg, einen Zug von Entsagung, Schmerz und Bitt[illegible] dem die schwarzen Augen nicht widersprachen. Jetzt erst, [illegible] sie am Tische stand, zeigte sich auch der Reiz der [illegible] stalt, besonders die Schönheit des Nackens und Halses. [illegible] dennoch sprach Filippo nach einigem Besinnen: «Ich [illegible] Euch wahrlich nicht, Padrona!» «Es ist nicht möglich», [illegible] sie mit einem wunderbar tiefen Ton der Gewißheit, «Ihr [illegible] ja sieben Jahre Zeit gehabt, mich zu behalten. Das ist [illegible] da kann ein Bild sich schon einprägen.» Das seltsame [illegible] schien ihn jetzt erst völlig aus seinen besondern Gedanken [illegible] zumachen. «Ja Mädchen», sagte er, «wer sieben Jahre [illegible] nichts anderm braucht, als einem schönen Mädchenkopf [illegible] zudenken, der muß ihn wol zuletzt auswendig wissen.» «[illegible] sagte sie nachdenklich, «so ist es, so sagtet Ihr auch dam[illegible] daß Ihr an nichts anderes denken würdet.» «Vor sieben [illegible] ren? So war ich noch ein scherzhafter Mensch vor sieben [illegible] ren. Und du hast das im Ernste geglaubt?» Sie nickte [illegible] mal sehr ernsthaft. «Warum sollte ich nicht? Ich habe [illegible] an mir selbst erfahren, daß Ihr Recht hattet.» «Kind», [illegible] er mit einer gutmüthigen Miene, die seinen entschiedenen [illegible] gen wohl stand, «das thut mir leid. Vor sieben Jahren [illegible] ich wol noch, es wüßten es alle Weiber, daß zärtliche Ma[illegible] worte nicht viel mehr werth sind als Spielmarken, die [illegible] freilich gelegentlich gegen klingendes Geld umwechselt, [illegible] es ausdrücklich ausgemacht ist. Was dachte ich nicht alles [illegible] sieben Jahren von euch Weibern! Jetzt denke ich, ehrlich [illegible] sagt, selten an euch. Liebes Kind, man hat so viel Bess[illegible] res zu denken.»"

Das Resultat der Unterredung ist, daß Filippo die [illegible] des Mädchens entschieden, fast brutal zurückweist, als sie [illegible] schaftlicher in ihn dringt. Um für Liebe empfänglich zu [illegible] ist er zu blasirt; außerdem reflectirt er, daß er verheirathet [illegible] Volkspartei nicht so rücksichtslos Dienste leisten werden [illegible] als ohne Familie. Als er erwacht, ist der Tag [illegible]

weit vorgerückt, niemand im Hause als die Besitzerin. Sie selbst wollte den Gast geleiten. Die Nothwendigkeit zwingt ihn, ihre Begleitung anzunehmen, so widerwärtig sie ihm ist; vor dem Gange stärkt er sich durch einen Trunk Wein. Sie wandern stundenlang durch das Geklüft; da erkennt er, daß er in die Irre geführt worden. Fenice gesteht offen ihren Plan ein: in Pisteja wollten sie dich morden; du allein findest den Weg jetzt nimmer. Uebrigens müsse er ihr jetzt angehören trotz seines Scheltens und seiner Vorwürfe; er habe von dem Wein getrunken, in den sie einen Liebeszauber gethan, drei Tropfen von dem Herzblut eines Hundes. Der Advocat geräth in Wuth; er glaubt seine Ehre geschändet, weil er sich zu dem verabredeten Rendezvous nicht mehr einstellen kann; er mag nicht mehr leben, er stürzt sich einen Felsabhang hinunter. Das Mädchen schafft den Schwerverwundeten mit Hülfe herbeigeholter Freunde in ihre Hütte und pflegt ihn mit der aufopferndsten Hingabe. Sie schützt den Kranken mit Gefahr des eigenen Lebens gegen die Sbirren der Polizei, die abgesandt, ihn wegen des projectirten Duells zu verhaften. Der Kranke genesen; der Liebeszauber, wenn auch ein anderer als der ihr gemahnte, hat gewirkt. Filippo bittet Fenice um ihre Hand. Sie verweigert sie ihm. Die Situation ist mit wenigen Strichen zu einem ausdrucksvollen Gemälde gestaltet:

«Ihr sollt nicht denken, daß Ihr mich elend gemacht; ich lobe Gott, Ihr habt mich geheilt! Geht! und nehmt meinen Dank mit fort.» «Antworte mir vor Gott», rief er außer sich und trat ihr nahe, «habe ich dich auch geheilt von deiner Liebe?» «Nein!» sagte sie fest, «was fragt Ihr danach? Sie ist mein, Ihr habt kein Recht und keine Macht über sie. Geht!» Damit trat sie zurück und über die Schwelle. Im nächsten Augenblick lag er hingestürzt auf den Steinen zu ihren Füßen und umfaßte ihre Knie. «Wenn es wahr ist, was du sagst», rief er im höchsten Schmerz, so rette mich, so nimm mich an, nimm mich auf zu dir, oder dieser Kopf, den ein Wunder in seinen Fugen erhalten hat, wird in Scherben gehen sammt diesem Herzen, wenn du verstoßen willst. Meine Welt ist leer, mein Leben eine Beute des Hasses, meine alte und meine neue Heimat verstoßen mich, was soll ich noch leben, wenn ich auch dich verlieren muß!» Da sah er auf zu ihr und sah aus den geschlossenen Augen helle Ströme brechen. Noch war ihr Antlitz regungslos, dann athmete sie tief auf, ihre Augen öffneten sich, ihre Lippen bewegten sich, noch ohne Worte; das Leben blühte ihr auf einen Schlag in ihr auf. Sie beugte sich herab zu ihm, ihre kräftigen Arme hoben ihn auf: «Du bist mein!» sagte sie bebend, «so will ich dein sein!»"

Ungleich schwächer sind die drei andern Erzählungen; die Dissonanzen tönen in ihnen kaum zu einer äußerlich befriedigenden Harmonie zusammen. Die kühle Ruhe, welche Heyse in der ersten Novelle, sehr zu deren Vortheil, namentlich am Schlusse aufgegeben, drückt in den andern bleischwer. Am unerquicklichsten, auch in formeller Hinsicht, erscheint uns „Der Verrichter". Der Fundamentalfehler der Anlage dürfte in der gerechten Breite liegen, in der Weitschichtigkeit und der Ueberfülle des accidentiellen Beiwerks, das gleich geilen Ranken den eigentlichen Kern der Fabel überwuchert. Bis wir die Hauptsache erfahren, das Verhältniß einer schönen Schauspielerin zu einem häßlichen, aber geistvollen Studenten: wie lange währt es, welcher unendliche Vorbau! Straffer hält sich die Novelle unter der Aufschrift „Erkenne dich selbst"! Die allgemeine Charakteristik, die wir vorhin von Heyse's Standpunkt entworfen, paßt hier Zug für Zug. Der Held ist ein gläserner Würger, ist ein solcher geworden, weil er ewig reflectirt, ewig nach dem Grundsatz gelebt hat: erkenne dich selbst! Dem eigentlich novellistischen Theil der Erzählung wird man mit Recht Mangel an Originalität vorwerfen; ein Mädchen, das sich als Knabe verkleidet, und zu dem sich ungeachtet der Verkleidung ein anderer Mann sympathetisch hingezogen fühlt, ist ein nur zu oft behandelter Gegenstand. Das Schlußstück „Helene Morten" setzt uns die Bekanntschaft eines Kaufmanns machen, der sich von der Welt und ihrem Geräusch als Einsiedler zurückgezogen, aus Schmerz über den Verlust seiner Frau, jener Helene Morten. Es fehlt der Schilderung die Wärme, nur das Trostlose einer indifferenten Resignation, für die jetzt nichts mehr existirt, weder Freude noch Schmerz, liegt wie der ewige Sand der Wüste vor dem Auge des Lesers. **Thaddäus Lau.**

Notiz.

Zur englischen Journalistik.

Von der neubegründeten „Continental Review" war bereits für den 3. März eine erste Nummer angekündigt; wir haben bisher jedoch weder diese noch eine spätere zu Gesicht bekommen. Sie erscheint wöchentlich und soll, laut der buchhändlerischen Ankündigung, hauptsächlich Folgendes enthalten: „Besprechungen der wichtigern Gegenstände festländischer Politik, statistische Angaben über die Lage der Festlandsstaaten in finanzieller und nationalökonomischer Hinsicht, ein ausführliches Summarium von Neuigkeiten aus allen europäischen Staaten, Berichte über die Kammerberathungen in den constitutionellen Ländern, Notizen über die Tagesliteratur des Festlandes, besonders Frankreichs, Deutschlands und Italiens; Correspondenzen aus Paris und andern Städten und außerdem Vermischtes." Hiernach scheinen nicht wie bei der trefflichen, schon vor Jahren eingegangenen „Foreign Quarterly Review" Kunst und Literatur die Hauptgegenstände der „Continental Review" bilden zu sollen. 13.

Bibliographie.

Bacher, J., Der Brand von Köln oder: Der Fluch der Gemordeten. Historische Erzählung. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Becker, A., Die Pfalz und die Pfälzer. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und 1 Karte der Pfalz. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bürgeler, F., Geschichtliche Miscellen aus der Reformationszeit Luther's. Zur Belehrung für alle gebildeten Protestanten. Leipzig, Kollmann. 8. 22½ Ngr.

Geiler's von Kaisersperg ausgewählte Schriften. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der höllische Löwe, Predigten gehalten im Jahre 1507 im hohen Münster zu Straßburg. Neu herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzen, A., Gesammelte Erzählungen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Mittheilungen aus China. Herausgegeben vom Pommerschen Hauptverein für Evangelisirung Chinas. Redigirt von H. Graßmann. 1ster Jahrgang 1858. Zwölf Nummern. Stettin, Graßmann. 8. 7½ Ngr.

Monod's, A., Abschiedsworte an seine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Aus dem Französischen. Berlin, Hertz. 8. 21 Ngr.

Munch, A., Lord William Russell, historische Tragödie in fünf Acten. Aus dem Norwegischen übertragen von J. H. Burt. Kopenhagen, Lose u. Delbanco. 8. 20 Ngr.

Retolicka, E., Blicke in die Geheimnisse des Mondes. Eine populäre Darstellung seiner kosmischen Verhältnisse, physischen Beschaffenheit und seiner Wechselbeziehungen zur Erde. Mit 1 Mondkarte und mehreren Zeichnungen. Graz, Damian u. Sorge. 1857. Gr. 8. 16 Ngr.

Novellen-Album für Bojanowo. Herausgegeben von R. Gottschall, Pulvermacher und E. Trewendt. Mit Beiträgen von A. E. Brachvogel, R. Giseke, R. Gottschall, K. v. Holtei ꝛc. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plate, J. D., Dietrich un Meta oder: Wo de Weierbarg herkummt. En old plattdütsch Dönjen. Hannover. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch
für
Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.
Von
Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.
Dritte Auflage,
bearbeitet und herausgegeben
von
Johann Jakob von Tschudi.
Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.
Zwei Bände.
Erste bis vierte Lieferung.
8. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht das „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber" von Dietrich aus dem Winckell noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und ihm jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die Veranstaltung einer neuen dritten Auflage des Winckell'schen Werks war, da auch die zweite Auflage seit einiger Zeit fehlte, schon längst ein dringendes Bedürfniß; für dieselbe wurde in Herrn Dr. Johann Jakob von Tschudi ein zu dieser Aufgabe in vollem Grade befähigter Mann gewonnen, der die Bearbeitung mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erheischt, ausgeführt hat. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren; die Grundsätze, welche den Bearbeiter dabei geleitet haben, sind in seiner Vorrede ausführlich dargelegt.

Das Werk erscheint in 12 Lieferungen zu etwa 8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung beträgt 15 Ngr., des ganzen Werkes mithin 6 Thlr. Die Verlagshandlung glaubt durch den verminderten Umfang der dritten Auflage dieses Werkes, welches früher aus 3 Bänden zum Preise von 11 Thlr. bestand, sich den Dank aller Jäger und Freunde der Jagd erworben zu haben, indem sie ihnen so ein treffliches und unentbehrliches Handbuch in verbesserter Form zu einem weit mäßigern Preise bietet.

Auf die artistische und typographische Ausstattung ist dabei die größte Sorgfalt verwendet worden, sodaß den in dieser Beziehung zu stellenden Anforderungen vollkommen Genüge geschieht.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene sechzehnte Heft (Bogen 14—18 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Kaiser Nikolaus I. von Rußland in seinen letzten Regierungsjahren. — Oberstlieutenant Charras. — Lucian — Georg von Viebahn. — Kleinere Mittheilungen: Breckinridge (John Cabell). — Chelmsford (Frederick Thesiger, Lo — Dehn (Siegfried Wilhelm). — Fraas (Karl). — Kugler (Fra Theodor). — Lewschin (Alexei Iralliewitsch). — Neukomm (Sig mund, Ritter von). — Neville (Richard Griffen). — Nesow (Anna Sergejewitsch). — Nostitz und Jänckendorf (Eduard Gottlob von). Pakington (Sir John Somerset). — Senkowski (Joseph oder Os Iwanowitsch). — Symonds (Sir William). — Tooke (Thomas). Unzelmann (Bertha). — Wjasemsky (Fürst Peter Andrejewitsch). Zampelios (Joannis).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon
sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. s. die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit allgemeiner Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Lederm 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chroniken der Stadt Mekka gesammelt und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von F. Wüstenfeld. Dritter Band: Cutbo Din's Geschichte der Stadt Mekka und ihres Tempels. 1857. 8. Geh. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
terariſche Unterhaltung.

eint wöchentlich. — Nr. 21. — 20. Mai 1858.

Goethe und die neueſte Literatur über ihn. Von **Hermann Marggraff**. Zweiter Artikel. — Eine neue Gottheits- und Unſterblichkeitslehre. **imilian Perty**. — Alexander von Humboldt, Kosmos. Vierter Band. Von **Heinrich Birnbaum**. — Franz Carion's hiſtoriſche Von **Friedrich Voigts**. — Vorſchlag zu einer franzöſiſchen „Académie de littérature étrangère". — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

ethe und die neueſte Literatur über ihn.

Zweiter Artikel.*)

erſten Artikel hat uns ausſchließlich Lewes' bios hes Werk über Goethe mit Hinzuziehung der an richteten Epiſtel von Heinrich Siegfried beſchäf- Wir kommen nun zu einer Reihe von Schriften lications, welche nur dieſe oder jene Seite Goe- in Verhältniß zu Schiller, zu den Frauen, zur ik u. ſ. w. hervorheben oder einige neue Details em Leben enthalten.

genommen hiervon iſt jedoch eine ſehr fleißige fangreiche Arbeit von Karl Goedeke, die als nliche und vollſtändige Biographie Goethe's voll- befugt iſt, ſich den übrigen vorhandenen Lebens- ungen zur Seite zu ſtellen. Man findet ſie frei- inem Orte, wo man ſie ſchwerlich ſuchen wird, in dem von Heinrich Kurz bereits in Nr. 10 ſprochenen „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen ", in deſſen drittem Heft der zweiten Abthei- mit Einſchluß des bibliographiſchen Anhangs iger als 200 enggedruckte und breitzeilige Sei- 709—908) umfaßt. Wir bedauern, daß ſie ſelbſtändiges Buch veröffentlicht worden iſt, da did gedruckt, einen ganz anſehnlichen Band ge- en würde; denn in einem bloßen „Grundriß" h nur ein hors d'oeuvre. In demſelben Hefte B. die Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik Klop- ſt Bibliographie nur etwas über vier, die Leſſing's über ſieben, die Herder's und die Wieland's jede t fünf Seiten. Dieſes Misverhältniß zu den en über Goethe iſt offenbar zu enorm. In rundriß" ſucht und begehrt niemand die Auf- ller auch der kleinſten Details, aller Freund- nd Liebſchaften, aller Reiſen und kürzern Aus- bei Goedeke ſogar tagebuchähnlich von Datum t fortſchreiten, ebenſo wenig vollſtändige kriti- yſen und Charakteriſtiken der einzelnen Werke ungen, zahlreiche oft ſehr ausführliche Brief- auszüge, oder genaue Perſonalbeſchreibungen wie die der Chriſtiane Vulpius. Der Verfaſſer hatte ſeine eingehenden Studien über Goethe gemacht, und ſuchte nun das mit unendlichem Fleiß erzielte Reſultat zu verwerthen; aber es gehört, wie geſagt, nicht in einen „Grundriß" der deutſchen Dichtung, ebenſo wenig als z. B. eine vollſtändige Geſchichte und Lebensbeſchreibung Friedrich's des Großen oder Napoleon's in einen Leitfaden der Weltgeſchichte gehören würde.

Davon abgeſehen iſt die Goedeke'ſche Arbeit über Goethe ſehr preiswürdig und konnte in einem Aufſatz, der wie der unſerige über die neueſte Goethe betreffende Literatur handelt, nicht wohl übergangen werden. Sie iſt reicher an Details als manche Lebensbeſchreibung Goethe's, die ganze Bände umfaßt, und ihre Lectüre erfordert bei der Gedrängtheit, womit die Details aneinander geſtellt ſind, vielleicht mehr Zeit als ein ganzer Band des Lewes'ſchen Werks. Aber auf je größere Vollſtändigkeit (eine abſolute iſt ja überhaupt unmöglich) eine ſolche Arbeit Anſpruch macht, um ſo mehr fällt dann auf, was trotz dieſes Strebens nach möglichſter Vollſtändigkeit etwa daran vermißt wird. So fehlt bei Goedeke eine genügende Hervorhebung der ebenfalls erſtaunlichen Thätigkeit Goethe's und ſeiner Verdienſte als Staatsbeamter, praktiſcher Menſchenfreund und Förderer des allgemeinen Wohls, wozu er in Diezmann's Schrift „Goethe und die luſtige Zeit in Weimar" und bei Lewes genug Material finden konnte. Das würde uns wichtiger erſchienen ſein als Excerpte aus den Briefen der Frau von Stein, worin ſie Klage darüber führt, daß Goethe's Sohn Auguſt bereits gewohnt ſei, ſein Leiden zu vertrinken und daß er jüngſt in einem Club „von der Klaſſe ſeiner Mutter" 17 Gläſer Champagner hinuntergeſtürzt habe. Läppiſcher Klatſch dieſer Art gehört nicht in eine literarhiſtoriſche Darſtellung, ebenſo wenig eine Aufzählung aller Beſuche in Weimar wie folgende:

Der alte Eckhof war im Winter 1778 bei Goethe. ... Auch Behrisch, den er ſchon im December 1776 als Prinzenerzieher in Deſſau wiedergeſehen hatte, überraſchte ihn im Juli 1780. Am 14. Auguſt war Schröder (auf der Reiſe von Paris über Manheim und Gotha nach Hamburg) ſein Gaſt. Leiſewitz war gleichfalls im Sommer dort; Goethe gedenkt ſei-

—

en erſten Artikel in Nr. 17 d. Bl. D. Red.

ner ſo wenig als des einſt gern gehabten Gotter, der öfter dort war u. ſ. w.

Im Verlaufe ſeiner Arbeit ſcheint übrigens Goedeke ſelbſt gefühlt zu haben, daß er nicht fortfahren dürfe, in gleicher Weiſe ausführlich zu ſein; denn er bemerkt auf S. 846: „Die Nothwendigkeit, den Stoff auf die engſte Form einzuſchränken, damit die Skizze nicht zum Buche werde, gebietet die Wahl des kürzern Wegs.“ Ueber das letzte Lebensdrittel Goethe's faßt ſich dann auch Goedeke in der That bei weitem kürzer; es hat ſich aber dadurch wieder eine gewiſſe Ungleichmäßigkeit und Disproportion in die Arbeit eingeſchlichen.

Goedeke verſteht ſich ſehr gut darauf, die einzelnen Schöpfungen Goethe's mit wenigen gedrängten Worten zu charakteriſiren und die Art und Weiſe, wie ſie in Goethe's Geiſt organiſch entſtanden ſind und ſich von ihm wie Stücke ſeines eigenen Ich abgelöſt haben, deutlich zu machen. Man gewinnt dabei oft höchſt wunderbare Einblicke in Goethe's productive Thätigkeit, und während man in dem einen Augenblicke über die Schnelligkeit ſeines Producirens erſtaunt, wenn man z. B. lieſt, daß er an „Hermann und Dorothea“ neun Tage hintereinander täglich anderthalbhundert Hexameter niederſchrieb und ihn ein andermal die heterogenſten Geſchäfte, z. B. Straßenbeſichtigungen und Rekrutenaushebungen, in ſeiner Productionslaune und ſeinem Schaffen nicht zu ſtören vermochten, ſo erſtaunt man im andern über die Zähigkeit, womit er eine poetiſche Conception feſthielt, jahrelang die Ausführung unterbrach oder nur im Stillen je nach Gelegenheit und Stimmung darüber brütete, und dann plötzlich den Faden wieder aufnahm und weiter ſpann. Einige ſeiner Hauptwerke, wie „Fauſt“, deſſen Entſtehen und Werden eigentlich ſein ganzes Leben ausfüllte und an welchem ſich alle Phaſen ſeines Lebens und Denkens der Reihe nach abtaſten laſſen, und „Wilhelm Meiſter“ waren ſolche Geburten, die nur ſtoß- und ruckweiſe erfolgten; an letzterm brauchte er z. B. ſechs Jahre, um vier Kapitel auszuarbeiten. An „Egmont“ arbeitete er ſchon 1779; im Jahre 1781 kehrte er wieder zu ihm zurück; im December klagt er über den vierten Act, den er haſſe und nothwendig umſchreiben müſſe; im März des Jahres 1782 nahm er den Strada vor, um über den Charakter des Egmont ins Reine zu kommen, und erſt im September 1787 hatte er die Tragödie bis auf Titel und Perſonenverzeichniß wirklich vollendet. Mit welcher Sorgfalt Goethe die „Iphigenia“ u. ſ. w. umſchuf, iſt bekannt. Das nennt man die Kunſt doch noch ernſtlich nehmen!

Wir könnten unter den Bemerkungen Goedeke's manche ſehr beachtenswerthe hervorheben, wie folgende, die er an das Verhältniß Goethe's zu ſeinem Vater knüpft: „Väter ſind häufig in der Nothwendigkeit, die Söhne mit dem Zwang des Lebens bekannt zu machen, und die Söhne nur zu leicht in der Laune, den fühlbar werdenden Druck für einen willkürlich und grundlos geübten zu halten.“ Goedeke iſt nicht der Anſicht, daß dem Dichter der Aufenthalt in Weimar oder vielmehr ſeine nahe Verbindung mit dem Hofe ſehr förderlich geweſen ſei; er findet es augenfällig, „wie wenig Beſ digung und wahren Gewinn die weimariſchen Jahre geboten hätten und wie irrig die Anſicht ſei, als h er das Opfer, zu dem ihn jugendlicher Uebermuth Ehrgeiz führten, nicht zu theuer gebracht“, und Goe fügt hinzu: „Was er auch auf dem kleinen Weltthe gewonnen an Umblick und Einſicht, er würde es in j andern ſeiner Künſtlernatur gemäßen Lage, zu der er aus jedem Druck und durch alle Schranken hind gearbeitet hätte, auch gewonnen haben.“ In Bezug die Goethe'ſche Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ bem Goedeke, daß das alte Gedicht durch ſie nicht verdr worden ſei, und für die, welche die niederdeutſche B beitung des alten Gedichts zu genießen vermöch werthvoller bleibe. Bei Goethe ſei ſchon durch Sp und Vers bei aller ſonſtigen Treue der derbe Stoff ſ ſublimirt und nicht gerade zu ſeinem Vortheil verfei Wie ſehr Goethe, der ſich zu jener Zeit wol zu auf das Helleniſiren legte, durch die Einkleidung das epiſche Maß der Griechen das urſprüngliche Co und den geſunden Schalksernſt der Dichtung vermiſ erkennt man, wenn man ſeine Bearbeitung z. B. der ſpätern Knittelversbearbeitung Soltau's vergli Indeß hat auch Goethe's Umdichtung ihren Werth ihre große Bedeutung, und wie er ſchon früh wackern Hans Sachs wieder zu Ehren gebracht ha ſo verdankt man es ihm auch vorzüglich, daß „Rei Fuchs“ in die Kreiſe der Gebildeten wieder eingef wurde.

Mit andern Bemerkungen und Urtheilen Goed vermögen wir weniger übereinzuſtimmen, und namen ſcheint er uns den alten Goethe nicht immer ſehr h zu beurtheilen. Einmal hatten die gewaltſamen Erei der Franzöſiſchen Revolution, die plötzlich die ganze St mung und geiſtige Atmoſphäre der Zeit veränderten, t tiefen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht, von dem ſich nur nach und nach zu erholen und zu ſammeln mochte, und als er zu dieſer ruhigern Stimmung langt war und ſich wieder zu bedeutenden Leiſtun erhoben hatte, trat nach einem unverbrüchlichen Na geſetz zwar nicht eine Unfähigkeit des Schaffens ein, doch ein Nachlaſſen des Feuers und der Schnellk und dieſe zu erkünſteln, war nicht Goethe's Art. Recht ſagt Lichtenberg: „Der Menſch iſt der gröſ Werke alsdann fähig, wenn ſeine Geiſtesſtärke ſchon der abnimmt.“ Daß es ſo iſt, daß der Menſch ge in dem Stadium, wo er die möglichſt größte Sum von Lebenserfahrungen beherrſcht und einen möglich weiten Umkreis überſieht, mehr und mehr das Ver gen, zum Theil ſelbſt die Neigung verliert, dieſe ſe innere Welt in kräftigen Gebilden zur Anſchauung bringen, iſt freilich traurig, aber es läßt ſich dage nichts machen. Dennoch bleibt Goethe in ſeinem A eine in ihrer Art ebenſo bewundernswerthe Erſcheinu als er in ſeiner Jugend und in ſeinem Mannesalter immer geweſen war, und was der Dichter im Laufe Jahre verlor, gewann der Weiſe und Denker. Wir

s gewundert, bei Goedeke die Worte zu lesen: während der Arbeit von «Hermann und Dorothea» Dichter an, die Geduld zu verlieren und sich nach n Spiel umzuschauen. Für ihn ganz bezeichnend daß er, von der einfachen homerischen Welt in die halische des Alten Testaments übergehend, sich den auswählte", denen später die Worte folgen: „Nebielereien dieser Art" u. s. w. Wenn ein Goethe ses vornimmt, so scheint uns dies keineswegs eine Spielerei" zu sein, und während Goedeke zu n gibt, daß es Goethe zur Behandlung dieses an „tieferm Studium" gefehlt habe, bedauern wir eits aufrichtig, daß er seine beabsichtigte kritisch-h-poetische Arbeit über Moses nicht ausgeführt a sie bei dem instinctiven Blick Goethe's ohne eine in ihrer Art sehr bedeutende Arbeit geworn würde. Und woher wissen wir so bestimmt, oethe nicht die dazu gehörigen Studien gemacht er, ehe er zur Ausführung schritt, gemacht haben Für den Ausdruck „seniler Liebesdrang", den auf Goethe's Leidenschaft für Fräulein Lewezow et, hätte wol auch ein etwas weniger drastischer werden können. Ueber die Liebhaberei des alten gerade Mittelmäßigkeiten zu protegiren und sich pt von der vorwärts strebenden Welt abzuschließen, Goedeke einige Bemerkungen, die wir ihm auch lassen hätten. Allerdings übte Goethe auf die e einen Druck aus, der manches Gute in seiner elung hemmte, aber auch manches Schlechte um hädlichen Einwirkungen brachte, und angesichts in der Literatur herrschenden Anarchie fühlt man versucht, eine Autorität zurückzuwünschen, die unsere Zeit wäre, was Goethe für die seinige Goedeke bemerkt weiter: „Pfaff hatte ihm einen aftlichen Widerspruch gesandt; Goethe strafte artig zudringliche Verfahren der Deutschen» wie emeine Unart." Nun, wir glauben, daß Goethe m Vorwurf durchaus nicht so ganz unrecht ge-; denn Takt ist es gerade nicht, was die Deut-solchen Anlässen besonders auszuzeichnen pflegt. Goedeke einmal versichert, Schiller sei es nie um en zu thun gewesen, so mag dies richtig sein, setzt, daß Goedeke dies so versteht, es sei Schiller persönliche Rechthaberei zu thun gewesen; denn galt, ein Princip zu vertheidigen, so war Schilhartnäckig, womit wir ihm übrigens keinen Vorchen wollen. Im Gegentheil zeigte sich Goethe, ch dies nach dem Goethe-Schiller'schen Briefeurtheilen läßt, als der Nachgiebige, und ihm leicht zumeist zu danken, daß so manche Differe nicht bis zur der Schärfe discutirt wurden, möglicherweise einen Bruch des schönen Freundnisses hätte nach sich ziehen können. Wir uns eines Schiller'schen Briefs, worin Schiller, n in allgemeiner Haltung, aber doch mit einer Herbigkeit gegen das Goethe'sche Schönheitsifert: die griechische Tragödie sei für unsere Zeit nichts, die Schönheit sei nur für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches müsse man erhaben zu rühren suchen u. s. w. Wie aus dem ganzen Zusammenhange mit frühern Briefen hervorgeht, konnte und mußte Goethe diesen Ausfall direct auf sich beziehen, aber er war klug und vorsichtig genug, diesen streitigen Punkt fallen zu lassen und nicht weiter anzuregen. Daß übrigens der Cultus der Schönheit in den Umgebungen Goethe's etwas weit getrieben wurde, davon gibt die Schlußstelle der Goedeke'schen Arbeit selbst einen schlagenden Beweis. Goedeke citirt Eckermann's Bericht über Goethe's Tod, worin Eckermann erzählt, wie er gleich nach erfolgtem Ableben Goethe's Körper genau inspicirt habe; Eckermann beschreibt Brust, Arme, Schenkel, Füße u. s. w., und fährt dann fort: „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken (!), das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen."

Jene kleinen Mängel abgerechnet, die nicht einmal von allen als Mängel angesehen werden dürften, ist, wie gesagt, Goedeke's Arbeit eine sehr preiswürdige, mit bewundernswerthem Fleiß zusammengestellte, der sich ein gleich dankenswerther, mit gleichem Fleiß behandelter bibliographischer Theil anschließt, durchflochten mit einem „biographischen Schema", dem Abdruck eines Entwurfs von Goethe's Hand, der durch Eckermann an den Advocaten, spätern Reichsminister Detmold und nach dessen im März 1856 erfolgten Tode im Jahre 1857 an den Freiherrn von Cotta gelangte. Einige Notizen hatte Goedeke daraus, wie er in einer Note bemerkt, bereits am 28. August 1849, dem Säcularlage der Geburt Goethe's, in der „Zeitung für Norddeutschland" veröffentlicht.*)

Der frankfurter Buchhändler Karl Jügel (geboren 1783 in Düren bei Aachen), ein Mann von Bildung, reicher Erfahrung und verständiger Beobachtung, hat seine Schrift „Das Puppenhaus", deren vollständiger Titel im ersten Artikel angeführt worden, für sich als Manuscript drucken lassen, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß das Buch durch ein angemessenes Geschenk für die frankfurter Schiller-Stiftung, und nur unter dieser Bedingung erworben werden könne. Der Ertrag von 200 Exemplaren ist ohne allen Abzug für diese Stiftung bestimmt, und soviel wir wissen, hat der Verfasser damit ein gün-

*) Dem „Bremer Sonntagsblatt" zufolge wird Schaefer's bekanntes biographisches Werk über Goethe demnächst in einer zweiten erweiterten und verbesserten Auflage erscheinen. Da seit dem Erscheinen der ersten Auflage so manche wichtige Beiträge zur Goethe-Literatur veröffentlicht worden sind, es auch gewiß manches zu berichtigen geben wird, so darf man in der so nahe in Aussicht gestellten zweiten Auflage wol eine interessante Bereicherung der Goethe und seine Werke betreffenden Literatur begrüßen. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch die bei Hochhausen in Jena in kleinen Bändchen erscheinenden „Erläuterungen zu den deutschen Classikern". Die Werke Goethe's werden von Düntzer, die Schiller's von Ludwig Eckardt erläutert. Von den erstern liegen uns vor: „Hermann und Dorothea", „Werther's Leiden", „Wilhelm Meister's Lehrjahre", „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister's Wanderjahre".

ſtiges Reſultat erzielt und der frankfurter Schiller-Stiftung ein anſehnliches Geſchenk machen können. Auch hat Jügel ſeiner Schrift eine poetiſche Widmung an die Schiller-Stiftung vorangeſtellt, deren Schlußſtrophe lautet:

So gib denn, hoher Meiſter, deinen Namen
Dem Stiftungswerk, das ſinnig deiner denkt.
Sprich über dieſe Saat des Segens Amen!
Die hoffnungsvoll ſich in die Zukunft ſenkt.
Muß mühſam auch ſie ſich ins Leben ringen:
Der Liebe Hauch bringt doch ſie einſt zum Blühn;
Drum laß uns freudig unſre Opfer bringen;
Ein dankend Herz — lohnt reichlich unſer Mühn.

Die Wahl des Titels „Das Puppenhaus" ſchreibt ſich von einem alterthümlichen Puppenſchrank her, der ſich als ein Erbſtück in der Familie ſeiner ſeligen Frau mehr als ein Säculum erhalten hat und dem in dem Buche ein eigenes Kapitel (S. 239—277) gewidmet iſt. Hierher gehört die Schrift namentlich wegen der darin enthaltenen ſehr reichlichen Mittheilungen über Anna Eliſabeth, geborene Schönemann, ſpäter verehelichte von Türkheim, eine Zeit lang erklärte Geliebte und wirkliche Braut Goethe's, ſeine „Lilli", die er noch in ſeinem höhern Alter inniger als irgendeine andere geliebt zu haben erklärte. Das Verhältniß löſte ſich bekanntlich, oder vielmehr Goethe ließ es ſich verſchleppen und einſchlafen, vielleicht nicht zu ſeinem eigenen Glücke, vielleicht aber zum Glücke Lilli's — wer kann dies wiſſen? Vielleicht würde aber auch, was und ſoviel Goethe durch die Verbindung mit Lilli in perſönlicher Beziehung gewonnen hätte, die Literatur verloren haben; denn Goethe befand ſich damals noch in einem geiſtigen Gährungszuſtande, der durch eine übereilte Verheirathung mit einer ſo verſtändigen, im ganzen ruhigen und leidenſchaftsloſen Perſon zu raſch von außen her beſchwichtigt und in einen Zuſtand künſtlicher Ruhe eingewiegt worden ſein würde, ſtatt ſich in ſich und durch ſich ſelbſt abzuklären. Dieſem Inſtinct gehorchte auch wol Goethe, als er ſich ſtillſchweigend von Lilli ſchied. Jügel iſt der Anſicht, daß manche von Goethe's Conceptionen, wie z. B. die, welche ſich in den „Wahlverwandtſchaften", der „Braut von Korinth", dem „Gott und die Bajadere" durchgeführt finden, „vielleicht in gewiſſen Beziehungen einen der zartern Weiblichkeit mehr entſprechenden Ausdruck erhalten haben würden", wenn ihm nämlich in Weimar Lilli als Gattin zur Seite geſtanden hätte. Indeß ſind gerade jene Dichtungen, ſo wie ſie ſind, vollkommen gut, wie wir meinen, und überhaupt erſcheint es ziemlich müßig, Reflexionen darüber anzuſtellen, welche Modificationen Goethe als Dichter erlebt haben würde, wenn er dies oder jenes gethan oder unterlaſſen hätte. Jedenfalls hatte das Verhältniß zu Lilli wenigſtens den Erfolg, den Dichter einen neuen Zuſtand kennen zu lernen, den Bräutigamszuſtand, über den er in „Wahrheit und Dichtung" einige ſchöne Bemerkungen macht.

Im Goethe'ſchen Hauſe ſcheint Lilli keine persona grata geweſen zu ſein; Goethe's Vater nannte ſie eine „Staatsdame" und Goethe ſelbſt ſie einmal einen „ſchönen Grasaffen". Die Wünſche der Geliebten in Bezug auf ſeine Toilette ließen ihn Prätenſionen argwöhnen, ihn für die Zukunft beſorgt machten, und in der Z hebt Goethe als Grund ſeiner Trennung die ſehr p ſaiſche Anſicht hervor, „daß junge Gatten ſich keine Hon monate verſprechen dürften, wenn ſie nicht mit gem ſamen Mitteln verſehen ſeien". Bei einem jungen Ma von den Ausſichten und der Lage Goethe's war d jedenfalls nur ein Vorwand, womit er ſein Gemü beſchwichtigen wollte. Zwar war Lilli von zahlrei Verehrern umſchwärmt (vgl. Goethe's bekanntes Ged „Lilli's Park"), wie dies bei einem Mädchen von ih körperlichen und geiſtigen Reizen, ihrer Bildung u ihrer geſellſchaftlichen Stellung erklärlich iſt; aber mals hat ſie ihrem Geliebten einen wirklich begründ Anlaß zur Eiferſucht gegeben. Kurz, auf Lilli fällt n der Schatten einer Schuld, und Goethe hätte am be gethan, offen zu geſtehen, er habe durch eine Heirath jenem wichtigen Abſchnitt ſeines Lebens den freien E ſeines Genius zu unterbrechen und zu hemmen gefürc Das wäre zwar auch Egoismus, aber der Egoism eines Genies, nicht eines ängſtlich berechnenden Sp bürgers, welcher ſich der Furcht hingibt, ſeine Frau Familie nicht ſtandesgemäß ernähren zu können oder dies zu können, gewiſſen Bequemlichkeiten, Genüſſen u geſellſchaftlichen Anſprüchen entſagen zu müſſen.

Der Charakter Lilli's iſt uns von manchem Biog phen, und noch erſt jüngſt von Lewes, in ein wi uns ſcheint gänzlich falſches Licht geſtellt worden. W wir ſchon früher von ihrem ſpätern Leben wußten hier noch weiter durch Jügel erfahren, gibt uns Ueberzeugung, daß ſie ein ſehr verſtändiges, beſonne ja im guten Sinne nüchternes Geſchöpf geweſen Goethe ſelbſt nennt ſie einmal die „Mäßige, Liebe, V ſtändige, Schöne, Tüchtige, ſich immer Gleiche, Reizu volle und Leidenſchaftsloſe". Sie liebte in Goethe, wir glauben, nicht den Dichter, ſondern den Menſch ſie war fern von jeder Excentricität, jeder ſchwär ſchen Sentimentalität, jeder Ueberſpannung der Gefü wie ſie damals ſo häufig waren. Wir wollen uns p proſaiſch ausdrücken und ſagen, daß ſie danach trach eine gute Partie zu machen, wobei ſie von ihrer M unterſtützt wurde. Darum ſehen wir ſie auch bald Goethe's Losſagung ein zweites Verlöbniß mit d Herrn Bernard, und als dieſer wegen ruinirter mögensverhältniſſe in die weite Welt ging, ein dr mit Herrn von Türkheim, ihrem ſpätern Gatten, gehen, was doch gewiß beweiſt, daß die Auflöſung Verhältniſſes mit Goethe bei ihr nicht eben tief gegr habe. Sie gehörte zu den zahlreichen weiblichen ſchöpfen, welche von Natur den Beruf in ſich fü ihrem Manne eine brave Gattin und ihren Kindern tüchtige Mutter zu ſein. Und daß ſie beides war, ſie ſpäter in einer Zeit ſchwerer Prüfung bewieſen.

Jügel, der ſich mit einer Nichte Lilli's, mit F Schönemann, vermählte, hatte die beſte Gelegenheit, Familienpapiere einzuſehen, worin z. B. Goethe, „berühmte Goethe", wie es in der betreffenden

ein Mann „von großem Genie, einnehmender Lie-
irdigkeit und eigenthümlicher Originalität" sei, wei-
r noch die Notiz enthalten ist, daß die Mutter
ine praktische, in allem sich Rechenschaft gebende
ald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, un-
: seines Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaf-
icht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer
hätte begründen können". Diese Ansicht auf
mann'scher Seite erklärt vielleicht auch, daß Goe-
i einem ganz richtigen Instinct geleitet wurde, als
von Lilli zurückzog, und daß auch Mutter und
sehr bald über seine Treulosigkeit, wenn man
ennen will, getröstet waren.

i wurde, wie man weiß, später die Gattin eines
Mannes, des Herrn von Türkheim in Strasburg.
ierlebung fand bereits im Jahre 1778 statt und
zu einer Ehe, welche Jügel eine der „glücklichsten
nennt, „die jemals zwei so edle und einander so
Herzen vereinigt hat". Aber sie war auch reich
ten Prüfungen, welche der ehemaligen Geliebten
s Gelegenheit gaben, zu beweisen, daß sie nicht
e „Staatsdame" war, daß sie auch die schwer-
ntbehrungen zu erdulden und selbst Gefahren mit
i Muth und bewundernswürdiger Umsicht und
ssenheit zu bestehen wußte. Türkheim, durch das
ten seiner Mitbürger zum Maire von Strasburg
mußte zur Zeit der Schreckensregierung flüchtig
Lilli schlug, nachdem ihr Mann in Sicherheit
benfalls den Rettungsweg nach Deutschland ein,
ar mit fünf noch kleinen Kindern, von denen die
esten Knaben in eine ihre Herkunft nicht ver-
Kleidung gesteckt und ihrem ebenso verkleideten
ier übergeben wurden, der ihnen stets eine kleine
voraufging. Lilli selbst folgte, „als Bäuerin costumirt
jüngstes Kind, in ein Leinentuch gebunden, auf
cken tragend, während eine treue Wärterin, eben-
Bauerntracht, mit dem kleinen Töchterchen an
), ihr zur Seite ging". Die nicht uninteressanten
welche die Flucht Türkheim's und seiner Gattin
, mag man in Jügel's Buche selbst nachlesen.
darin auch mehrere anziehende Briefe Lilli's,
se Türkheim" unterzeichnet, mitgetheilt, aus denen
Jügel wahrheitsgetreu bemerkt, immer eine „klare
ige Beurtheilung der Verhältnisse" erkennen läßt.
iehendsten sind aus Erlangen datirt, wo das
zuerst seinen interimistischen Aufenthalt nahm.
: begegnen wir in diesen Briefauszügen excentri-
sbrüchen, sondern nur den Anschauungen eines
und gesetzten, aber entschlossenen Charakters. Be-
hatte sie Goethe einmal den Vorschlag gemacht,
nach Amerika auszuwandern, und wie wir sie
en, dürfen wir überzeugt sein, daß dies keine
antastische Aufwallung, sondern der Ausfluß
r sein Wollen klaren, thatkräftigen Charakters
obschon dieser Vorschlag andererseits beweist,
Goethe's eigenthümliches Wesen nicht erkannt
i was sollte Goethe, dieser echte Sohn der mo-
dernen europäischen Cultur, in Amerika anfangen? Mit folgender interessanten Briefstelle wollen wir diese Mittheilungen über „Luise Türkheim" ergänzen; sie ist einem Briefe aus Erlangen vom 12. October 1794 entlehnt:

Unbegreiflicher wird es mir mit jedem Tage, daß die Anhänglichkeit der Deutschen an Frankreich so groß und ihr Durst nach Neuerungen so unersättlich ist; denn mehr als jedes andere Publikum scheint das von Nürnberg dem Convent ergeben zu sein. Auch hier hat derselbe Anhänger und Verehrer, und Vorsicht ist daher ein Hauptingredienz der Gesellschaft. Doch ist man im allgemeinen ziemlich billig. Französische Emigranten mag man nicht; auch bei der Frau Markgräfin sind sie nicht aufgenommen. Ihr Ton und ihre Grundsätze misfallen durchgehends. Glücklicherweise setzt man uns nicht in eine Klasse mit ihnen; auch sehen wir keine derselben, weil sie wirklich mit zu vielen Prätensionen auftreten.

Ein Porträt Lilli's (im Profil) ist dem Buche beigegeben, und entspricht im ganzen der Schilderung, welche ihr Bruder von ihr in folgenden Worten gab:

Meine Schwester war von der Natur mit einer schönen, interessanten Gestalt begünstigt. Der Ausdruck eines lebhaften Geistes und talentvoller Befähigung, der aus ihren sprechenden Augen leuchtete, mischte sich mit den weichen Zügen einer edel geformten Gesichtsbildung und schuf eine Harmonie darin, die schon beim ersten Anblick auf ein gutes, allen wohlwollendes Herz schließen ließ.

Das Porträt gehört übrigens schwerlich der jugendlichern Periode Lilli's an und die Gesichtszüge treten daher etwas schärfer hervor, als daß man sie eigentlich „weich" nennen könnte.

Karl Jügel lernte Goethe auch persönlich kennen, und zwar bei einem Besuche, welchen derselbe seiner Vaterstadt im Jahre 1815 abstattete. Der Stadtbaumeister Heß feierte in diesem Jahre seine Vermählung mit Fräulein Neuburg, Tochter eines hochgefeierten Arztes und petite nièce von Goethe's Mutter. Die Hochzeitfeier fand im Forsthause statt, und Goethe, welcher gerade seine Badecur in Wiesbaden beendet hatte, nahm als Verwandter der Braut und dem Bräutigam näher befreundet an der Feier theil. Jügel erzählt:

Ich sah ihn hier zum ersten mal. Er war damals im sechsundsechzigsten Jahre, also bereits auf einer Lebensstufe, wo das gereifte Mannesalter jenen eigenthümlichen Ausdruck des sich selbst bewußten Verdienstes um so mehr und in einer Weise erhöht, die jedem Gebildeten Achtung einflößen muß. Seine Gegenwart wirkte übrigens nicht einschüchternd auf die Heiterkeit der Gesellschaft. Wir waren alle lebenslustige Gemüther und weder von den überschwenglichen Gefühlen der Bettina angesteckt, noch mit dem Ausbeutungstalente begabt, womit Professor Düntzer den geheimsten Neigungen des großen Dichters nachzuspüren versteht. Diese ungezwungene Heiterkeit wirkte auch sichtlich auf die Stimmung des hohen Gastes.

Jügel hatte ein längeres spaßiges Hochzeitsgedicht verfaßt, mit allerlei ungenirten Anspielungen durchwebt, wie sie bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegen. Er las es vor, und als er geendet, äußerte Goethe, sich freundlich zu ihm wendend: „Das Gedicht ist viel besser als Sie es uns vorgetragen; wir hätten uns noch weit länger daran erheitern können."

Da wir es in gegenwärtigem Artikel nur mit Goethe

und den mit ihm in Berührung gekommenen Perſonen zu thun haben, ſo müſſen wir des Verfaſſers weitere „Erinnerungen" wol beiſeite laſſen, obſchon ſie aus Berlin (namentlich aus dem verhängnißvollen Jahre 1806), aus Hamburg und aus Frankfurt (beſonders aus den Zeiten der franzöſiſchen Contributionsplage, die uns Deutſchen immer wieder in Erinnerung zu bringen gar nicht von Uebel iſt) und aus dem Jahre 1813 ſehr viel intereſſante Details enthalten. Die Vergleiche, die der Verfaſſer zwiſchen dem Damals und dem Heute anſtellt, fallen faſt nirgends zum Vortheil der Gegenwart aus; er vermißt ſchmerzlich die alte frankfurter Gemüthlichkeit und Solidität. Trotz der ſo außerordentlichen Vermehrung und kunſtvollern Organiſation aller polizeilichen Anſtalten, trotz der Armenhäuſer und wohlthätigen Inſtitute nähmen die Verbrechen nicht ab und das Proletariat in ſchreckenerregendem Grade zu u. ſ. w. Dieſe Klagen mögen ſehr gerecht ſein; aber vieles iſt auch beſſer geworden; der alte reichsſtädtiſche Zopf mußte beſchnitten werden und wird noch mehr beſchnitten werden müſſen. Eine freiere Bewegung der Kräfte mußte endlich eintreten, ſelbſt auf Koſten der Gemüthlichkeit, freilich leider auch der alten Solidität. Man wird dieſe „Erinnerungen" aber mit Vergnügen leſen; geben ſie doch ein Bild von dem Frankfurt, welches noch zum großen Theile daſſelbe war, unter deſſen Einflüſſen ſich Goethe's Anlagen entwickelten. In dem ſpätern Abſchnitt des Buchs, „Ein Gontard'ſcher Familienzweig", treten dann außer Lilli noch zwei Dichter und Schriftſteller auf, Hölderlin, über deſſen lauteres Verhältniß zu Frau Suſette Gontard, verwitweten Borkenſtein, einiges Neue mitgetheilt wird, und der durch mehrere gediegene Werke über die Schweiz u. ſ. w. bekannte Dr. Ebel aus Züllichau und ſein Verhältniß zu Margarethe Gontard, die leider durch die Blattern häßlich entſtellt, aber von Gemüth und Geiſt hochbegabt und auf der Harfe Meiſterin war. Die Erzählung ihrer Lebensſchickſale hat etwas ungemein Rührendes und wiegt an Werth und dichteriſchem Inhalt vielleicht ganze Bände künſtlich fabricirter Romantik auf.

Auguſt Diezmann, der von den Ergebniſſen, womit ſich ſeine in den weimariſchen Archiven angeſtellten Forſchungen belohnt haben, bereits in der dankenswerthen Schrift „Goethe und die luſtige Zeit in Weimar" niederlegte, hat ein Organ, das „Goethe-Schiller-Muſeum", ins Leben gerufen, in welchem die Reſultate der auf Goethe und Schiller bezüglichen Studien, Forſchungen und Entdeckungen vereinigt werden ſollen, „damit ſie ſich nicht wie bisher in den zahlloſen Zeitungsblättern zerſtreuen und mit denſelben für die Meiſten verloren gehen". Seinen Inhalt würden bilden: ungedruckte Reliquien Goethe's, Schiller's u. ſ. w.; Reviſion des Textes ihrer Schriften behufs der Herſtellung tadelloſer Ausgaben; vergeſſene Urtheile ihrer Zeitgenoſſen über ſie und ihre Werke; Stimmen des Auslandes aus früherer und jetziger Zeit; Biographiſches und Bibliographiſches, namentlich ein Verzeichniß der Artikel über Goethe- und Schiller-Literatur in den deutſchen wie wärtigen Zeitungen. Als Verſuch eines derartigen ſammtorgans tritt nun das vorliegende Heft auf, von Zeit zu Zeit andere folgen ſollen.

Das vorliegende Heft enthält zuvörderſt eine theilung mit der Ueberſchrift: „Goethe und die drei ſiker." Eberwein, Violiniſt bei der Kapelle, hatt der Hoftheatercommiſſion zu Weimar Urlaub erb um ſich in Berlin unter Zelter der Muſik zu wi der Concertmeiſter Destouches aber weigerte ſich, de laub anzuerkennen. In einem dem Herzog Karl A unterbreiteten Bericht vom 25. Februar 1809 Goethe über dieſe „heftigſte und unanſtändigſte ſich zu widerſetzen" ſeinen ganzen Unwillen aus, ſ ſich aber um die Entlaſſung Destouches' handelte, es doch wieder Goethe, der ihm beſſere Bedingung Bezug auf Penſion, Titel u. ſ. w. beim Herzoge wirkte, als dieſer anfangs zugeſtehen wollte. Unt hier abgedruckten Documenten befindet ſich auch dem Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel fehlender Or brief Zelter's vom 9. Mai 1809. Hierauf fol Brief von Goethe, wahrſcheinlich an von Voigt in mar gerichtet, ſodann eine nicht ohne Gewandtheit girte und ſtiliſirte komiſche Oper von Vulpius, de faſſer des „Rinaldo Rinaldini", unter dem Titel „ traliſche Abenteuer", die 1791 auf dem Theater in mar zur Aufführung kam. Goethe hatte bekanntlic ſeiner italieniſchen Reiſe eine große Vorliebe zur ſchen Oper mitgebracht und war nun eifrig bemüh das in jenem Jahre zur Hofbühne erhobene Thea reiches Repertoire auch nach jener Richtung zu ſt Es wurden zu dieſem Zwecke vielen franzöſiſchen u lieniſchen Opern deutſche Texte untergelegt, wobei V beſonders thätig war. Goethe ſelbſt verbeſſerte viele unter andern auch den der „Theatraliſchen Abe und legte ihm auch die beiden Lieder „An den F Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abe ein. Hieran reiht ſich ein ſehr detaillirtes Geſch Referat, betreffend die Regulirung des Plans zu beabſichtigten („vorſeienden") Schloßbau, das zugle Beweis gelten kann, zu wie viel Nebenarbeiten Ma the's Capacität verwendete; weiter eine ſehr fleiß ſammengeſtellte „Vergleichung der erſten Ausgab «Werther's Leiden» mit den neuern", aus der un derm hervorgeht, daß die Correctur auch vieles von d ſche und Urſprünglichkeit der erſten Ausgaben verwiſ ſodann der Abdruck eines Theaterzettels, betreffe am 9. Februar 1810 in Leipzig aufgeführtes pantomimiſches Ballet „Doctor Fauſt" in drei Au von L. Nuth, mit Muſik von dem königl. ſächſiſ. Ka muſikus Dunkel; der ſchon im erſten Artikel erwähn richt eines Nordamerikaners über ſeinen Beſuch bei im Jahre 1825; einige misgünſtige Recenſionen über, dine von Villa Bella" und das „Neueröffnete mo politiſche Puppenſpiel" aus der „Auserleſenen Bibliot neueſten deutſchen Literatur" (Band 10, 1776) un „Hamburger Correſpondenten" (1775 u. 1776); f

r's nicht unwichtige Briefe an den Buchhändler
in Leipzig aus den Jahren 1788, 1791, 1792,
und 1804; alsdann Beiträge zu einer „Schiller-
het", mit Hinweisung auf die mancherlei Irrthü-
aus Gruber's und Oemler's Fabrikaten über Schil-
spätere Biographien dieses Dichters übergegangen
im Schluß ein Briefwechsel zwischen Karl August
oethe, betreffend die regelmäßigen Geldbeiträge
Kasse Karl August's zur Erziehung der Söhne
. Diezmann bemerkt mit Recht:

e Briefe zeugen nicht nur von dem innig freundschaft-
rhältniß, in welchem Karl August und Goethe stan-
dern auch von des Herzogs wohlbekannter, nie ruhen-
erge und thätiger Unterstützung ihm bekannter und
ter Personen, wie von Goethe's trefflichem Herzen, an
manche noch immer zu zweifeln wagen.

letzterer Beziehung haben wir selbst noch in den
Tagen eine Mittheilung aus dem Munde eines
hätzten Veteranen der Literatur und Journalistik,
h eines besondern Kunstzweigs, in Erfahrung ge-
der als beiläufig sechzehnjähriger junger Mensch
e in Goethe's Hause weilte, von ihm aufs liebe-
ehandelt und in jeder Weise gefördert wurde,
r anderm auch das Glück erlebte, daß Goethe
der „Jenaischen Literaturzeitung" auf ihn die
amkeit des Publikums leitete. Folgende Stelle
n der hier in Rede stehenden Briefe Karl Au-
dient auch in d. Bl. mitgetheilt zu werden:

e's Brief oder Oration ist gewiß sehr merkwürdig;
e in einem Athem durchgelesen, und doppelt merk-
eil sie aus der Feder eines der würdigsten politischen
en dieses Jahrhunderts fließt; sie gewährt Aufschlüsse
Geist der englischen Nation, den man in der Entfer-
zu leicht nach fremdem Maßstabe und also falsch
d versinnlicht uns sehr den Kampf der Gemüther,
dem Staatskörper wie dem menschlichen das Athem-
Ausblasen belebet. Diese Lebendigkeit jenes orga-
rpers lässet hoffen, daß er aller Energie fähig ist,
edarf, um sich gegen Frankreich zu erhalten, wäh-
eutsche Atonie dieses zu Grabe schleichen und ver-
lässet.

nsern Tagen gilt leicht jeder für eine Art Revo-
der doch Brausekopf, welcher derselben Ansicht
land ist wie Karl August, der regierender Her-
ein Revolutionär war.

---

n rechtes Emporium zur Aufnahme von Reli-
Mittheilungen, welche die classische oder wei-
eriode unserer Literatur betreffen, durfte das
: Sonntagsblatt" angesehen werden, das nun
egangen ist. Mögen diejenigen, welche noch
heilungen in Reserve haben, damit nun das
ite zu diesem Zwecke speciell gestiftete „Goethe-
luseum" von Diezmann bedenken! Von dem
: Sonntagsblatt" liegt uns der größte Theil
s Jahrgangs (Nr. 14—39) vor, der manche
feld einschlägige dankenswerthe Mittheilungen
nter denen wieder die über Goethe an Zahl
deutung die hervorragendsten sind. Wir rech-
nen dahin namentlich den Aufsatz „Ein Besuch bei Goe-
the und Knebel" in Nr. 232, dem in Nr. 233 drei
bisher ungedruckte Briefe von Goethe folgen. Diese
Mittheilungen rühren von einem Ungenannten und sei-
ner Gattin her, welche 1820 auf einer Reise auch Wei-
mar und Jena besuchten, einen Gruß an Goethe von
dem Kammerherrn von Preen zu überbringen hatten
und an Knebel durch ein Schreiben des Fräuleins von
Bosen empfohlen waren. Bei Knebel wurden die Rei-
senden mit Goethe persönlich bekannt, der durch sein lie-
benswürdiges Benehmen sofort die Gerüchte Lügen strafte,
die ihnen über sein angeblich „kaltes und rückhaltendes"
Wesen zu Ohren gekommen waren. Die Frau verbreitet
sich nach Frauenart sehr ausführlich und insbesondere
über das äußere Aussehen Goethe's, der, obschon damals
bereits 71 Jahre alt, „noch eine so feste gerade Haltung
hatte, als wäre er noch ein junger Mann". Die Schrei-
berin fährt dann fort:

Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz in einem Journal
gelesen, worin der Engländer Thackarey Goethe's Augen furcht-
bare Glutaugen nennt; ich muß sagen, daß unter allen Be-
zeichnungen dieser Art diese die letzte gewesen wäre, die ich
hier anwenden möchte. Es lag in diesem Auge nach dem Ein-
drucke, den es mir gab, die Majestät eines großen erhabe-
nen Geistes, verbunden mit dem Blicke eines edeln reichen Her-
zens u. s. w.

Und nachdem sie einen Vergleich zwischen Napoleon's
und Goethe's Augen angestellt, fährt sie fort:

Mit welchem Vergnügen, ich möchte sagen, magnetisch
angezogen, kehrte der Blick immer zurück zu Goethe's herr-
lichen Augen, in denen bei allem ernsten Forschen doch so gar
nichts Stechendes und Unheimliches lag. Gewiß hatten Goe-
the's Augen auch etwas Bezwingendes, aber es war ein an-
derer Geist, der dies bewirkte. Er war der humane Geistes-
fürst, jener der irdische Despot.

Frau von Knebel, welche im Laufe des Gesprächs
mit kindlicher Naivetät gestand, daß sie unter allen die-
sen großen Geistern Weimars noch nicht einmal gelernt
habe, das „mir" und „mich" voneinander zu unterschei-
den, hatte ihr von Goethe gesagt: „Er ist außerordent-
lich liebenswürdig, wenn er in guter Laune ist; doch ist
er auch zuweilen verstimmt, und dann sehr einsilbig, wo
man dann etwas unbehaglich mit ihm ist; doch ist es
gerade nicht oft der Fall." Unsere Gewährsmännin hatte
das Glück, Goethe gerade in der besten Stimmung zu
treffen; er zeigte sich „so liebenswürdig als möglich";
Frau von Knebel gestand: „Heute ist er einmal in seiner
rosigsten Laune", und unsere Dame bemerkt: „Das
Bild, welches ich in meiner Erinnerung von ihm habe,
ist ein unendlich wohlthuendes." Ergänzt werden diese
Mittheilungen durch die eines andern Touristen in Nr. 38,
welcher Jena im Jahre 1809 besuchte und seine Bekannt-
schaft mit Goethe, welcher sich gerade zu der Zeit in
Jena befand, unter dem Titel schildert: „Ein Tag bei
Grießbachs in Jena mit Goethe, Wieland und Knebel."
Dieser Ungenannte versichert, er habe nie einen jungen
Mann gesehen, „der ein Gespräch, auch über unbedeu-
tende Dinge, mit solcher Leichtigkeit und Gewandtheit
geführt hätte als dieser nunmehr sechzigjährige Goethe";

ja Goethe gerieth bei Gelegenheit in einen solchen Humor, daß der greise Wieland nicht aus dem Lachen herauskam, und die Serviette sich über den Kopf zog und gegen den Mund drückte, um den Erguß seines Lachens zu hemmen oder seine Grimassen vor den Uebrigen zu verbergen. Außerdem beziehen sich noch folgende Mittheilungen auf Goethe: „Marmorglatt und marmorkalt" in Nr. 29, worin auch einer persönlichen Erinnerung der Schauspielerin Wolf an Goethe gedacht ist; „Goethe und das Blücherdenkmal zu Rostock" in Nr. 16 und 17; „Haus oder Schule? Erläutert durch Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's" in Nr. 29 fg.; eine Notiz in Nr. 26, worin das in Goethe's Werken befindliche Gedicht „Im Sommer" dem Dichter Jacobi vindicirt wird, in dessen „Iris" es schon 1776 erschienen sei (vgl. weiter unten); „Zwei unbekannte Scherzlieder Goethe's" (darunter „Brezellied für die Brezelfrau in Weimar", aus des Dichters letzten Lebensjahren, aber voll frischen Humors), mitgetheilt von H. Düntzer, und „Goethe's Räthsel" von demselben in Nr. 20. Hier verbreitet sich Düntzer auch über die jetzt so lebhaft in Gang gebrachte Frage, wem die bekannten Goethe'schen Sonette gelten, führt das Charadenräthsel mit dem Anfang: „Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen" vollständig an, und fährt dann fort:

Es ist eine der widerrechtlich Herrn Lewes erzeigten Ehren, wenn man diesem die erste Auflösung des Räthsels zugeschrieben: Schaefer hatte sie bereits nach Eckermann's Mittheilungen, Vieboff nach Varnhagen mitgetheilt und von mir war die urkundliche Bestätigung in Herrig's „Archiv für neuere Sprachen" (XV, 73) gegeben worden. Die Deutung Herzlieb war nicht schwierig, die Beziehung auf Minna Herzlieb, Frommann's Pflegetochter (soviel wir wissen eheleibliche Tochter des auch durch Predigten, welche Frommann verlegte, bekannt gewordenen Superintendenten Herzlieb in Züllichau), die spätere Professorin Walch, aber nur dem mit den Verhältnissen Bekannten möglich. Nach Goethe's Tagebüchern trug Zacharias Werner am 16. December (1807) sein Charadensonett auf Minna Herzlieb vor, dem Goethe am folgenden Tage mit dem seinigen folgte. Das Verhältniß zu jener Dame war durchaus kein leidenschaftliches, sondern beruhte nur auf einer galanten Huldigung im Sinne der italienischen Dichter, bei denen das Sonett seine glücklichste Ausbildung gefunden hat.

Man vergleiche hiermit die ausführliche, wol jeden Zweifel an seiner Behauptung niederschlagende Darlegung, welche Düntzer noch jüngst in der Beilage zu Nr. 116 der „Allgemeinen Zeitung" unter der Ueberschrift: „Die Echtheit des Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde", gegeben hat. **Hermann Marggraff.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Eine neue Gottheits- und Unsterblichkeitslehre.

Gott und seine Schöpfung. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten". Nördlingen, Beck. 1857. Lex.-8. 28 Ngr.

Durch die Fürsorge seiner Freunde haben wir von dem — wenigstens dem großern Publikum unbekannten — scharfsinnigen und tiefdenkenden Verfasser der „Kritik des Gottesbegriffs" vorliegendes nachgelassenes Werk erhalten, in welchem derselbe sein eigenes System entwickelt und dessen Erscheinen man um so mehr mit Ungeduld entgegensah, je bedeutender die durch die „Kritik" erregten Erwartungen waren. Der Verfasser, der Schwierigkeiten einer befriedigenden Lösung des Welträthsels sich wohl bewußt, theilt doch mit Leibniz die Hoffnung, daß es dem Menschengeiste gelingen werde, auf logischem Wege der höchsten Wahrheit so theilhaftig zu werden, wie das gläubige Gemüth es durch die religiöse Offenbarung geworden ist. Wir glauben den Lesern d. Bl. mit Besprechung dieses Werks nicht vorenthalten zu dürfen, da in geringem Umfange viel Neues und Eigenthümliches enthält, sollte auch die prüfende und fortschreitende Wissenschaft manche Positionen desselben als zu gewagt oder als unhaltbar anerkennen müssen.

Vorliegende Schrift — nach der Bezeichnung der Herausgeber — „das schwere Werk eines reichen und vielbewegten Lebens, welches alle Wahrheiten des Pantheismus und des Theismus ohne deren Mängel und Widersprüche in sich faßt" ist in drei Abtheilungen gesondert: logische Begründung, Sätze von Gott, Gottes Schöpfung und die Geschöpfe. In der ersten Abtheilung wird gezeigt, wie man durch die Abstraction von allem Seienden zum „Grunde" alles Seins gelange. Wird alles weggedacht, was weggedacht werden kann, so bleibt ein Unbegrenztes, welches der eine das Nichts, das Nichtseiende nennt, andere den Raum oder das Leere, die ewige Nacht, die Finsterniß, die Indifferenz, die Unterlage alles Seins, oder ungenaue Bezeichnungen des Urgrundes, weil Bestimmtheiten sind; der Urgrund hingegen das Unbestimmte, Unbestimmbare, Schrankenlose, zu dessen Bezeichnung der Verfasser nur negative Benennungen gebrauchen zu können glaubt. Für ihn ist jener Urgrund, jene ewige Ursache des Seins, die doch für sich nicht wirklich ist, das Nichtseiende, Unbegrenzte, die unbewegte Voraussetzung der Bewegung, die unräumliche Vorbedingung des Lichts, das Ununterschiedene, die unentwickelte und unwirkliche Anlage. Schwerlich möchte die Behauptung zu rechtfertigen sein, daß wir den Raum auch Materie nennen können, „insofern wir die noch ungestaltete, zu der Gestaltung fähige Ausdehnung als unwirklichen Urstoff betrachten, aus dem die wahrnehmbare Welt entstanden ist", und das Nichts auch Kraft oder Geist, „insofern die unsichtbare Ursache, welche erst in ihren Wirkungen wahrnehmbar wird, Kraft oder Geist heißt"; denn was eben nur die für sich nicht existirende Bedingung von Materie oder Geist ist, kann deren Namen nicht führen, auch unter den Restrictionen nicht, welche der Verfasser hierbei macht. Der Urgrund, die nothwendige Unterlage des Seins, aber für sich kein Sein, ein principe d'être, aber nicht être principe, ist nicht Gott, wenn Gott in dieser Bedeutung gleich nichts wäre, aber die wirkliche Unterlage auch Gottes. Das wirkliche Sein kommt zu Stande, wenn dessen nichtseiende Voraussetzung als erste Potenz mit der zukommenden Eigenschaft als zweite Potenz verbunden erfolgt, wobei schwer einzusehen ist, wie ein Nichtseiendes erste Potenz und die Eigenschaft als zweite Potenz zur Folge haben soll, wenn dann zu der ersten in Gegensatz tritt, womit das wirkliche Sein sich zeigt. Beide Gegensätze sind für sich nicht, sollen nur in ihrer Verbindung wirklich und es wird ausdrücklich gerügt, daß viele philosophische Systeme jeder dieser Potenzen für sich eine Wesenheit irrig zugeschrieben hätten, während sie doch nur wirklich in ihrer Verbindung zum Sein, zum Bestandtheile, Ur-Theile eines wirklichen Wesens seien. Der Verfasser sagt, daß im Augenblick, wo wir ein unendliches Nichtseiendes uns als absoluten Grund denken, wir in ihm ein unendliches daraus hervorgehendes Werden dazudenken als Folge durch den unendlichen Grund bedingt: die Verbindung beider sei das unendliche Sein. Vielleicht würde die ganze Fassung ansprechender und begreiflicher, wenn statt des „Nichtseienden" eine andere Bezeichnung gewählt worden wäre. Der Mensch kann diese Ur-Theile des Seins von verschiedenen Gesichtspunkten auffassen und sie demgemäß, je

ngenügend bezeichnen; er kann das Sein eine Verbin- von Unterlage und Eigenschaft, Substrat und Form, und Werden, Ursache und Wirkung, Gleichheit und erung, Ausdehnung und Zusammenziehung, Ruhe und ng, Raum und Zeit, Finsterniß und Licht, Grund und Indifferenz und Differenz, Nothwendigkeit und Freiheit, und Geist u. s. w. nennen.

il die Unterlage eine unendliche ist, so kann es nur nterlage geben und demnach auch nur eine unendliche aft, die mit Nothwendigkeit aus ihr hervorgeht, so h nur ein unbegrenztes und unendliches Sein, welches reinsten logischen Ausdruck gebracht aus Unterlage genschaft besteht. Der Verfasser macht hierbei auf ten folgenschweren Irrthum aufmerksam, diese logische g mit der grammatischen Satzbildung zu verwechseln, an Subject und Prädicat als die zwei Urbestandtheile jens selbst nahm, sodaß die Logik das Object, die reale als ein Subject betrachtete, welches aus vielen Prä- besteht, statt es als eine Verbindung von einem Sub- einem Object zu fassen. Die richtige Logik würde gezeigt daß der Mensch, wenn er von allem Endlichen abstra- f ein unendliches Wesen kommt, das aus einem unbe- Subject und unendlichen Prädicat bestehen muß und ge sich selbst aus dem Nichtseienden zum Sein erhebt, die falsche Auffassung eines Geschöpfes, z. B. des n, welche das Sein als Verbindung eines Subjects n Prädicaten nimmt, auch das unendliche Sein, das n selbst so zu nehmen getrieben wird, wodurch der n Pantheismus betreten ist, in welchem das Subject e Prädicate nichts bedeutet, ein neben den Geschöpfen estehender Gott daher unmöglich ist, und entweder nisationen nur als Modificationen der einen unend- bstanz mit den Eigenschaften der Ausdehnung und ens erscheinen, wie bei Spinoza, oder Gott, wie in istischen Philosophemen, absolut außer alles Sein ge- , nachdem die Vernunft unfähig erklärt ist, ihn zu if die Offenbarung verwiesen wird.

„nichtseiende Unterlage, das Nichts" vom Verfasser ls der Raum bestimmt, ist die nothwendige Anlage ens, der Zeit; aus der Verbindung beider entsteht

Der Raum ist ewig, grenzenlos; die Zeit, die aus ihrem ewigen Grunde hervorgeht und demnach mit ang gedacht werden kann, ihres Grundes wegen end- Raum ist die ewige Ruhe; die Zeit, seine Eigen- unaufhörliche Bewegung; die Verbindung beider, renzte Sein, ist unendliches Leben, ewige Selbst-

Durch die Bewegung wird der Raum offenbar, nd es treten die in ihm verschlossenen Differenzen zu r Raum ist zugleich die unbegrenzte Ausdehnung, e unaufhörliche Concentration; in der Ausdehnung sich die Ruhe, die Gleichheit; in der Concen- Bewegung und Veränderung. Die Zeit vermag enzten Raum nur theilweise, nie völlig zu bestim- Licht ihn nur theilweise zu erleuchten, die Differenz Unterlage, die ewige Indifferenz, nie vollkommen auf- n die Eigenschaft des unendlichen Seins ist unend- chritt, der nie zur Vollendung kommt. Das eine Vollkommenheit als unerschöpfliche Anlage, unend- lkommnung als Eigenschaft; in jener ruht die ewige in der Zeit als Geist, als Idee (im weitesten Sinn, ntheit der Geistesbewegungen) offenbar wird. Der qualificirt hierbei das eine Sein auch als Verbin- ruhendem Geist (Seele) und bewegtem, erscheinen- welcher letztere aus ersterm als seiner Anlage auf- dem Licht aus der Finsterniß, so seiner selbstbewußt m Selbstbewußtsein ewig fortschreitet. Das stufen- stbewußtwerden des Menschen von frühester Kind- geistigen Reife gestattet nach dem Verfasser unter dingungen einen Schluß auf die Entwickelung des unendlichen Geistes, in dessen Unterlage noch die Unbewußtheit zu setzen ist; wie die Bewegung aus der Ruhe, so müsse auch bei ihm, jedoch in unendlicher Weise, das Bewußtsein aus der ursprünglichen Unbewußtheit hervorgehen. Die unendliche Idee, die sich als die Zeit aus dem Raum erhebt ist auch die unendliche Qualität; der von ihr fortwährend bestimmte und erfüllte, aber nie ausgefüllte Raum die grenzenlose Quantität. Indem die Idee im dunkeln Raum erscheint und die Qualität die Quantität erfüllt, wirkt der Geist den Körper des unendlichen Seins, welcher dessen offenbar gewordene (secundäre) Unterlage ist. Versteht man unter Materie nur die gestaltlose, sinnlich unwahrnehmbare Anlage des ponderabeln Stoffs und unter Geist nur das Selbstbewegte, Thätige, so kann man jene Kategorien von Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung u. s. w. auch Materie und Geist nennen; die greifbare Materie hingegen ist kein Urbestandtheil des ewigen Seins — dessen Theile für sich betrachtet ja nicht wirklich sind —, sondern eine secundäre Bildung, aus der Verbindung von Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung, Indifferenz und Differenz, Quantität und Qualität im Raume geworden, der durch ihre Molecule nur zum Theil erfüllt ist. Daß die Materie als unzerstörbar erscheint, hat seinen Grund darin, daß sie, obschon eine secundäre Bildung, der von der unendlichen Zeit erfüllte Theil des ewigen Raums, also gleich Raum und Zeit, ein Theil des unendlichen Wesens ist. Die ponderable Materie ist sonach im unendlichen Wesen entstanden, in dessen Grund, dem unerfüllten Raume, und stellt so die unsern Sinnen wahrnehmbare Erscheinung des unendlichen Körpers (Sternhimmels) dar. Sie ist im unerfüllten Raume aus dem Nichts geworden durch die Wirksamkeit des schaffenden Geistes, „der seine eigene Unterlage mit seinen Gedanken erfüllt und die Theile der Quantität in ihrer Qualität fortschreitend offenbart". Daher gibt es keinen todten Stoff, weil alle wirklich erfüllten Raumtheile aus ewiger Materie und unendlichem Geist bestehen, weshalb auch das ganze Weltall sich bewegt, sowie andererseits alle Materie keine Wesenheit für sich, außer dem einen unendlichen Wesen, sondern nur als Theil desselben hat. Ebenso gibt es keine für sich bestehende unorganische Materie, da ja alle Materie zum Körper des einen unendlichen Seins gehört. Daß seit Jahrtausenden Materie und Geist als zwei getrennte in unaufhörlichem Kampf begriffene Ureristenzen angesehen wurden, muß der Verfasser nach der ganzen Construction seines Systems für falsch erklären; für ihn ist das eine unbegrenzte und unendliche Sein ursprüngliche Verbindung von Materie und Geist (welche Kategorien in diesem ersten Sinn gleich sind Raum und Zeit, Ruhe und Bewegung u. s. w.) und entwickelt sich durch fortgesetzte Gestaltung und Erfüllung seiner Unterlage zur Verbindung von Materie und Geist im zweiten Sinn, welche dann gleich Körper und Geist sind. Er meint, dieser welthistorische Irrthum der Annahme zweier Ureristenzen, Geist und Materie, habe unter den Menschen Unfrieden und Verwirrung gestiftet, während ihre Verbindung zu einer realen Existenz ihnen den Frieden bringe.

Ein Sein, welches aus Körper und Geist besteht, ist ein organisches, und die sogenannte organische Materie ist nur ein Theil eines Wesens dieser Art, sein Körper. Die unendlich vielen beschränkten und endlichen Organismen, Pflanzen, Thiere, Menschen, neben dem einen unbegrenzten und unendlichen Sein, deren wirkliche Existenz nicht bloßer Schein, wie etwa der Buddhismus lehrt, sondern unzweifelhaft ist, erklärt der Verfasser als begrenzte Abbilder der einen ewigen Existenz, welche gleich dieser aus Unterlage und Eigenschaft, Raum und Zeit u. s. w. bestehen. „Nicht also wir", sagt er, „sind die Eigenschaften, womit das unendliche Subject sich selbst bestimmt, sondern dieses Subject hat außer uns die ihm zukommende unendliche Eigenschaft, durch welche es sich selbst bestimmt. Es lebt also ein reales unendliches Sein vor und neben den endlichen Existenzen, die daher nur seine Geschöpfe sein können. Es gibt also eine unendliche Existenz und es

gibt viele abgeleitete endliche Existenzen, die von jener geschaffen sind." (Von der neuern Naturforschung wird gerügt, daß sie unsern mikrokosmischen Körper so behandele, als wenn er nur ein Theil des makrokosmischen oder der allgemeinen Natur wäre, während er doch in Wahrheit ein Theil unsers mikrokosmischen Wesens sei.) Die Organismen sind auch nicht Theile des makrokosmischen Organismus, denn dann müßten sie Antheil am Leben des unendlichen Seins haben, während sie doch aus beschränkter Unterlage erwachsen und in beschränkter Zeit absterben. Ferner ist das unendliche Sein nothwendig eines und erhebt sich zu einem Bewußtsein, während der Mikrokosmen viele mit verschiedenen Bewußtsein sind. Ihr beschränktes Dasein ist bedingt durch ein unbegrenztes und unendliches Wesen und sie haben in diesem, nicht in sich selbst die Ursache ihrer Existenz. So zerfällt demnach alles Seiende in den einen Makrokosmus und die vielen Mikrokosmen, und der Gegensatz zwischen beiden ist nicht etwa eine Kategorie wie Raum und Zeit, Unterlage und Entwickelung u. s. w., bezeichnet nicht Ur-Theile eines Seins, sondern verschiedenes Sein. Der Makrokosmus ist das eine organische Wesen, welches aus Körper und Geist bestehend, seinen unerschöpflichen Grund in sich hat, nämlich Gott, und die unzählbaren begrenzten Mikrokosmen haben als seine Geschöpfe ihren Grund in ihm. Der Verfasser führt an, daß die Ahnung der Identität von Makrokosmus und Gott in allen Urreligionen erscheine und daß auch große Seher und Dichter, so Dante, sie ausgesprochen haben. Aus einigen Briefen von Friedrich II. an d'Alembert darf man schließen, daß dieser geniale Fürst jene Wahrheit wenigstens in der Ferne geschaut habe, wenn er sie auch nicht wissenschaftlich begründet hat.

In der Abtheilung „Die Sätze von Gott" formulirt unser Verfasser seine Vorstellung von Gott und dessen Wirksamkeit in einer Reihe von Ariomen. Der dunkle, nicht wirkliche Urgrund ist nicht Gott, aber dessen nicht wegzudenkende Unterlage; Gott ist weder außer noch im Raume, sondern der unbegrenzte Raum ist in Gott, seine nothwendige Unterlage. Die Entwickelung Gottes geht hervor aus seinem ewigen Grunde, seiner nothwendigen Anlage, aus der, weil sie nur eine ist, auch nur eine unendliche Eigenschaft Gottes folgt. Der eine Gott hat den früher vielfach obwol nicht erschöpfend benannten Gegensatz in sich; ein einfacher gegensatzloser Geist, der in sich nichts unterscheiden, nichts beherrschen könnte, wäre ein bloßes Wort ohne Wirklichkeit. Daher ist Gott die Verbindung von Grund und Folge, Ruhe und Bewegung, Unterlage und Eigenschaft, Raum und Zeit: alles unter dem Exponenten der Unerschöpflichkeit und Unendlichkeit, weshalb Gott unendlich fortschreitet und nie sich vollendet. „Die Vollkommenheit ist in ihm als Nothwendigkeit, die Vervollkommnung als Freiheit." Er allein begreift seinen Grund und wie er aus demselben wird, obwol nie vollständig, weil sein Grund grenzenlos ist, worin eben die Unendlichkeit Gottes beruht. Indem Gott sich immer mehr selbst bestimmt, von Ewigkeit her an sich schafft, erhebt sich sein Selbstbewußtsein zu immer höherer Klarheit. Die Materie entsteht, indem Gottes Eigenschaft die Zeit, seine Unterlage den Raum theilweise bestimmt und erfüllt, das Licht sich dem Dunkel vermählt; die im Universum ausgebreitete Materie ist zu einem Körper verbunden und gestaltet, welcher eben Gottes Körper ist, den er aus dem Nichts, nämlich seinem nichtseienden Grunde gebildet hat. Alle Himmelskörper sind Theile des einen göttlichen Körpers und in ihrer Bewegung offenbart sich die Selbstbewegung Gottes; in der Sternenwelt, die ins Unendliche hineinwächst, und die wir nur zum Theil überblicken können, sehen wir einen Theil des göttlichen Körpers. Gott besteht aus der Natur, welche in ihm die Nothwendigkeit, und aus dem Geist, welcher in ihm die Freiheit ist. Die Bildung des göttlichen Körpers ist zwar relative Selbstbeschränkung Gottes, weil die Schwere der Materie auch seine körperliche Bewegung hemmt; absolut hingegen bleibt seine Freiheit unbeschränkt, weil der Makrokosmus nicht Gottes ewig nothwendiger Grund ist und Gott erstern stets verbessern oder ihn auch ganz in den Grund der auflösen kann. Die Fortbildung des göttlichen Kö wird durch die Mannichfaltigkeit der göttlichen Gedanken stimmt, sowie der erstere rückwirkend den göttlichen Geis zu neuen Gedanken anregt. Wahrhaft Böses gibt es i Natur nicht, denn die wilden Kämpfe der Elemente sin nothwendige Entwickelungsmomente, dazu dienend, „den des unendlich guten Wesens über die Macht der niedern auch in ihm selbst herrlicher zu offenbaren". (An einer St Stelle wird noch gesagt, daß wenn Gott auch dämonische gungen in sich verspüre, er sich die Dämonen seiner S immer wieder zu Dienern und Förderern seiner Selbstk kommnung mache, während der Mensch häufig den Dä seines Innern erliegt.) Ein ewig, ein unendlich böses welches Gott zu bekämpfen vermochte, gibt es nicht, den her hätte es Macht, wenn nicht aus Gott? „Das Leben tes ist auch Ueberwindung der relativ bösen Triebe, die seinem Körper, in der Materie regen, und der trüben G ken, die von Zeit zu Zeit als unwirkliche Dämonen in Geiste vorüberziehen"; alle Dissonanzen werden fortwäh höhere Harmonie aufgelöst.

Die nicht zur Selbständigkeit erhobenen Ideen Gott die Engel, seine Gedankenwelt ist der Himmel in ihm, d schauen der ewigen Vollkommenheit seines Grundes und unendlichen Fortschreitens seine Seligkeit. Gott kann sich genügen, hat aber auch die Macht, beschränkte Wesen sich zu erschaffen, indem er mit künstlerischer Freiheit s Theilen seines makrokosmischen Körpers bildet. Die a kosmische Natur ist nicht von Gott geschaffen, sondern i geworden, die Mikrokosmen hingegen sind durch seine Id schaffen. Die makrokosmische Natur hat eine unendliche die Geschöpfe sind endlich und sterblich; erstere ist ein Gottes, letztere sind zu besondern Wesen gemachte Theil tes. Es gibt unzählige geschaffene Geister und Körper, nur einen göttlichen Körper und Geist; bei der Zeugu Geschöpfe verhielt sich der Geist Gottes als das männlich makrokosmische Natur als das empfangende weibliche P wie Sonnenlicht und gebärende Erde. In allen Orga finden sich, wie im makrokosmischen Gott, alle die frü nannten Gegensätze oder Seiten seines Wesens, und zu verschiedenen Verhältnissen und Entwickelungsstufen, jedoch nur in begrenzter und endlicher Weise. Weil so rend umschlossen von dem unbegrenzten Wesen, weil nur fähig durch Kräfte, die ihnen aus der makrokosmischen zukommen, weil in ihrer Zeit getragen von der makr schen Zeit bleiben die Geschöpfe stets abhängig vom Sch dessen Allgegenwart eben Grundbedingung ihres Lebens

Im letzten Abschnitte mit der Ueberschrift „Gottes Sch und die Geschöpfe" werden diese „lebende Wörter" Got nannt und jedes Schöpfungswerk eine „besondere Aussp Gottes; die zu einem Schöpfungswerk gehörigen Geschö gen sich zusammengehörig wie die Wörter einer Sprach des frühere Schöpfungswerk ist zugleich Vorstufe und zum folgenden und infolge des Fortschreitens Gottes v mener als dieses, wie nach der Meinung des Verfass Geologie es nachgewiesen hat. Die Fortdauer eines Schöpfungswerks ist eine begrenzte, weil seine Unterla begrenzte ist; sowie es seine Zeit erfüllt hat, wird Gott wieder zerstört, wie dieses auch mit der gegenw Schöpfung, die Menschheit mit eingeschlossen, der Fa wird. Die Mineralien sind keine Geschöpfe, sondern nur der Erde, die ja selbst nur ein Theil des göttlichen K ist, daher ohne relative Existenz für sich, obschon sich in Krystallisation ein erster Ansatz zu mikrokosmischer Bildung Die Steine haben nur ein makrokosmisches Dasein, nicht krokosmisches, wie es Pflanzen und Thieren zukommt. A Wachsthum der Krystalle, sowie in ihrer mathematisch gere Gruppirungsart zeigt sich nur makrokosmische Theilbar

heilbildung. (Daß hier vom Verfasser die begriffliche Schei-
der Mineralien von den Organismen vollzogen wird, erfreut
m so mehr, als in unserer „Vorschule der Naturwissen-
' [Stuttgart 1853, S. 9, 120] aus fast denselben Grün-
ng das Gleiche geschehen ist. Daselbst werden die Mi-
n als Bestandtheile des Erdkörpers abgehandelt, sodaß
nem Mineralreich, im Gegensatz zu einem Pflanzen- und
ich nicht die Rede sein kann.) Die Pflanze hingegen
eits ein Geschöpf, weil sie Entwickelung und hiermit ein
leben hat, während sie allerdings noch durch ihre Un-
, durch ihr Gebundensein an die makrokosmische Natur
Theil derselben erscheint.' Die eigentliche Lostrennung
schöpfe vom Schöpfer nach der Meinung des Verfassers,
heit derselben beginnt mit der sich selbst bewegenden
elt. Wie die Krystalle an der Grenze der makro- und
smischen Schöpfung stehen, so gibt es auch zwischen
n und Thieren Mittelwesen; solche Uebergänge, die
lls bei den menschlichen Werken überall vorkommen, sind
Natur bedingt „durch die Lebenseinheit des Schöpfers
ch den Zusammenhang seiner Selbstentwickelung", und
gensätze der Geschöpfe, z. B. der Pflanzen und Thiere,
dingt „durch die wesentliche Neuheit der Ideen", die der
er stufenweise verwirklicht. Während derselbe in der
n- und Thierwelt sein Körperleben offenbarte, hat er
Menschenwelt sein eigenschaftliches Geistesleben mikro-
) dargestellt. Die Pflanzen sind noch an den makro-
en Körper gebunden, die Thiere zwar körperlich ge-
aber nicht geistig freigelassen von Gott, erst der Mensch
ihm sowol körperlich getrennt als geistig freigelassen,
: mit seiner menschlichen Sprache der göttlichen Natur-
sogar entgegentreten kann. Alle Geschöpfe sind nur
lte Lebensbilder Gottes, der Mensch allein ist sein
misches Ebenbild und vermag in begrenzter Weise
en, zu gestalten und sich zu erkennen, wie Gott in
zter. In der übrigen mikrokosmischen Welt finden
Sonderung und Individualität, blos beim Menschen
hkeit: wie Gott die makrokosmische Person, so ist der
die mikroskosmische. Die Pflanzen sind charakterisirt
n Trieb, durch die Ausbreitung ihres Körpers, durch
um; die Thiere durch Instinct, Concentration, Selbst-
g; der Mensch durch Charakter und Geist, Beherr-
ines Organismus, moralische und geistige That.

Menschen Gleichheit mit Gott beruht darin, daß er
ern Kräfte hat, als die auch in Gott sind, der uner-
Unterschied zwischen beiden, daß der Mensch alles nur
iteter und endlicher Weise hat, was Gott in ur-
ger und unendlicher. Durch die relative Gleichheit des
mit Gott gewinnt der Anthropomorphismus, d. h.
rtragung menschlicher Eigenschaften auf Gott, eine
le Berechtigung. Daß der Mensch Gott suchen und
idlichen nachstreben kann, rührt daher, daß Gott bei
schaffung an den unerfüllten Urgrund seines Wesens
unendlichen Fortschritt seines Geistes dachte, sowie er
enschen die Fähigkeit beschränkter Selbstvervollkomm-
, die ihm in unendlicher Weise zukommt. Der Mensch-
ie allen andern geschöpflichen Wesen ihre bestimmte
t und der Geist, der sie bewegt und leitet, sie nach
iern Wandelungen hierhin und dorthin treibt, der
tgeist ist göttlicher Art und regt als unentbehrlicher
den menschlichen Geist fortwährend an, ihm stets
n und Aufgaben zuführend. Die Weltgeschichte, von
legt, wird durch die menschlichen Thaten erfüllt und
sonach als Verbindung göttlicher Herrschaft und
r Freiheit, wobei die Menschheit Perioden durch-
den Lebensaltern des Individuums vergleichbar sind.
menschliche Körper, ein mikrokosmisches Abbild des
Körpers, ist die Durchdringung leiblich erfüllter und
stimmter Kräfte, mit begrenztem Raum und be-
Zeit. „Da jener Raum", sagt der Verfasser, „nicht
aus dem leeren Grunde, dem unerfüllten Raume, sondern aus der wirklichen Materie genommen ist, so ist der menschliche Körper aus wägbaren und sichtbaren Theilen gebildet und da das seelische (zeitliche) Moment des Körpers nicht aus einem Stück Materie, sondern aus der Idee Gottes gezeugt ist, so ist dasselbe nur in Verbindung mit dem Leibe sichtbar, nicht ohne diesen. Im göttlichen Naturkörper hat Gott sich selbst sinnlich geoffenbart, im Menschenkörper hat er seine Idee vom Menschen dargestellt." Wie jener absolut vollkommen, so ist der menschliche relativ, in beschränkter Weise vollkommen. Durch die seelische Seite, welche den menschlichen Leib, der sonst dem der Thiere höchst ähnlich ist, über den Thierleib erhebt und welche von der „Sprachkraft" Gottes erfüllt ist, wird der Mensch zu Gottes Ebenbild; durch den sprachfähigen Körper und bewußten Geist wird er zur Person. In diesen Momenten, welche allen Menschen zukommen, ist — neben den Rassenunterschieden — die wesentliche Gleichheit Aller begründet, während im Individualgeist die Verschiedenheit beruht. Gewissen und Logik sind als moralisches und intellectuelles Gesetz Gottes dem menschlichen Körper — worunter der Verfasser Leib und Seele als allen Menschen gemeinsame Unterlage zusammenfaßt — eingeboren; der individuelle Geist ist die Besonderheit des Einzelmenschen, eine Idee Gottes, welche er in die beschränkte menschliche Idee hineinspricht und relativ mit dem Urgrunde und seiner Gedankenwelt ausstattet. Wie im Körper die volle Menschenidee Gottes verwirklicht ist, so ist im Individualgeist eine Einzelidee Gottes zum Leben gelangt. Nur in äußerst wenigen Individuen, den welthistorischen, hat Gott seinen Gesammtgeist ausgesprochen, sodaß dieselben, im Gegensatz zu den Milliarden anderer individuell vollständig, obschon ihrer Beschaffenheit nach untereinander wieder sehr verschieden sind. Die Geschichte hat zu entscheiden, ob je ein menschliches Individuum existirte, welches mikrokosmisch das vollkommene Ebenbild Gottes war: die Logik kann nur die Möglichkeit einer solchen Personification anerkennen.

Wie bei den Thieren, ist die Fortpflanzung des Körpers auch beim Menschen dem Gattungsleben überlassen, durch welches sich sowol die gemeinsame Menschennatur als die nähern Bestimmungen der Rasse und des Familientypus vererben, die geistige Individualität jedoch stets durch ein neues Wort Gottes hervorgebracht wird, weshalb zu unterscheiden bleibt zwischen der Erschaffung des Menschengeschlechts und der individuellen Belebung der Einzelmenschen, deren jeder wie gesagt ein eigenes Wort Gottes ist, während er für jede Thiergattung das betreffende Wort nur ein einziges mal gesprochen hat. Die Individualgeister haben die Fähigkeit und die Aufgabe, sich selbst auszusprechen, was durch ihre Entwickelung geschieht. Ungenügend ist, was der Verfasser rücksichtlich des Ursprungs des Bösen angibt; der „lückenhafte und schlechte" Individualgeist soll nämlich schon von seinem relativ vollkommenen Körper erfahren, daß er an das Gesetz des Ganzen gebunden sei und nur innerhalb der göttlichen Weltordnung seine Eigenheit auszusprechen habe. Der Urgegensatz zwischen Anlage und Entwickelung erscheint auch wieder im Individualgeist, der nur durch die Verbindung beider wirklich wird, sodaß, wenn man den Menschen überhaupt bestehend sich denken muß aus seiner Unterlage, dem Körper, und seiner Eigenschaft, dem Individualgeist, jeder der beiden Ur-Theile sich wieder in Unterlage und Eigenschaft spaltet: der Körper in Leib und Seele, der Individualgeist in Anlage und Entwickelung, wobei der Verfasser hervorhebt, daß hier abermals ein dem in §. 62 erörterten ähnlicher logischer Irrthum begangen wurde, indem man in der Betrachtung der Menschennatur mit Ueberspringung der Mittelglieder blos die äußersten ins Auge faßte und häufig auch die, weil zum Körper gehörig, in allen Menschen gleichartige Seele mit dem Individualgeist, welcher ganz einzig ist, verwechselte.

Zum Theil sehr eigenthümliche, beachtenswerthe Gedanken entwickelt der Verfasser über das künftige Leben der mensch-

lichen Individuen. Die Verbindung von Körper und Geist hört auf, sobald die menschgewordene Idee Gottes in der endlichen Welt ihre Aufgabe vollendet hat, wobei die constitutiven Elemente, Körper und Geist, von den entsprechenden des makrokosmischen Lebens angezogen werden. Zwar wird auch das Thier nicht völlig vernichtet, denn der sogenannte Tod ist nur Uebergang des mikrokosmischen in das makrokosmische Leben, aber seine Individualität dauert hierbei nicht fort; der Leib des Menschen und des Thieres, die makrokosmische Materie, wird in den Makrokosmus aufgelöst, wie auch das seelische Element im Menschenkörper, gleich dem im thierischen, keine Fortdauer hat, ausgenommen in der göttlichen Erinnerung. Fortdauer ist nur für den Individualgeist möglich, welcher mit seiner irdischen Errungenschaft in den allgegenwärtigen göttlichen Geist, der ihn gedacht hat, einkehrt und ermüdet vom irdischen Leben in ihm Ruhe sucht. Die unendliche Fortdauer des menschlichen Individualgeistes ist aber keine absolut nothwendige, weil derselbe nicht wie Gott seinen Grund in sich hat, sondern beruht, wenn sie wirklich besteht, gleich der Schöpfung in der Freiheit Gottes, der, wie er ihn geschaffen, so ihn auch wieder auflösen kann. Daß wir nun doch die Hoffnung der Fortdauer hegen dürfen, daß dieselbe wahrscheinlich sei, begründet unser Verfasser einestheils durch Gottes unendliches Gedächtniß, der die von ihm gesprochenen Ideen nicht vergessen werde, anderntheils durch die Entwickelung des Individualgeistes im Erdenleben, wodurch derselbe anders geworden ist, als er ursprünglich aus Gott kam und eben hierdurch Gott an sein Leben erinnert, eine Rückwirkung auf den Schöpfer äußert. Wie im irdischen Leben, so muß auch der in Gott fortlebende Individualgeist einen Wechsel der Thätigkeit und Ruhe, des Wachens und Schlafens erfahren, weil Wechsel von allem Leben unzertrennlich ist, wobei aber sein Selbstbewußtsein, mit dem irdischen verglichen, sich umgekehrt verhält, sodaß er, in Gott schlafend, Antheil an dessen lichtem Geistesleben hat, in sich wachend hingegen in sein eigenes, relativ trübes, beschränktes Bewußtsein zurückkehrt. Wenn der Geist eines Geschiedenen vom göttlichen Geiste aufgenommen, von seinem Lichte beleuchtet wird, so offenbart sich sein innerer Gehalt und er wird zu seinem eigenen Richter; er fühlt die Harmonie mit dem göttlichen Wesen als höchste Seligkeit, die Disharmonie als schwerste Pein viel stärker als im Erdenleben, wo der Körper die Unmittelbarkeit und Energie dieses Gefühls hemmt. Der Himmel der Seligen ist der Wechsel zwischen ihrer Hingabe an das Leben Gottes und der zufriedenen Rückkehr in sich selbst, die Hölle der Verdammten der Wechsel des angstvollen Schlummers in Gott und des peinlichen Wachens in ihnen selbst, wobei Zwischenzustände nicht fehlen. Je nach ihrer Begabung und nach ihren Werken schauen die Hinübergegangenen Gott und werden, ihm auf seinem Gange durch die Unendlichkeit nachstrebend, vollkommener. Alle äußern irdischen Unterschiede gehen mit dem Tode unter, aber die Verschiedenheit der Individualgeister bleibt und tritt dann erst in ihr volles Licht. Weil in ihnen die Geistesanlage und Geistesentwickelung, so haben sie Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein; nichtsdestoweniger ermangeln sie der vollen abgeschlossenen Persönlichkeit, weil sie gleich den Engeln und Dämonen (welchen der Verfasser als „unausgesprochenen Ideen" Gottes nur ein relatives unpersönliches Leben zuschreibt) keinen Körper mehr besitzen, obwol sie einen solchen vielleicht vorübergehend oder zum Schein annehmen können; sie führen daher nur ein Geistes- nicht zugleich ein wahrhaftes Körperleben, bis Gott in neuer Schöpfung ihnen einen neuen Körper verleiht.

Was S. 148 fg. über das göttliche Leben gesagt wird, sollte nach unserm Dafürhalten als eigener Abschnitt hervorgehoben und von dem getrennt sein, welcher sich mit dem künftigen Leben der menschlichen Individuen beschäftigt. Es wird hier gesagt, daß auch das göttliche Leben zwischen Ruhe und Bewegung wechsele und daß Gott, wenn er von Grund aus sich neu erfrischen, zu neuen Schöpfungen bestimmen will, in seine ewige Unterlage zurücksinke; „der active männliche Ge in ihm, seine Eigenschaft, vertieft sich in die empfängli weiblich ruhende Seele, seine Unterlage". Der Wechsel v Ruhe und Bewegung muß aber deshalb sein, „weil im endlichen Leben Gottes der ursprüngliche Dualismus von Ru und Bewegung immer ist". Gott wäre, meint der Verfas nicht der Allmächtige, wenn er nicht in seiner eigenen T in der Ewigkeit begraben liegen und schlafen könnte und kann in dem Nichts (Nichtseienden) in ihm schlafen, wei seines Wiedererwachens gewiß ist, indem er den Grund sei unendlichen Lebens ewig in sich hat. Damit die ruhenden kräfte in ihm („die Mütter" in Goethe's „Faust", zum Theil) schöpferisch thätig werden, muß Gottes makrokosmis Geist in ihnen Ruhe suchen. Wegen des Wechsels von R und Bewegung im göttlichen Leben gehen stets einzelne H melskörper und Schöpfungen zu Grunde oder es entstehen ne versenkt sich Gott ganz in seine unergründliche Anlage, so die ganze gewordene Welt vergehen, der Sternhimmel erlis die alte Nacht wieder einbrechen. Gottes Wiedererwachen durch die Nothwendigkeit seines Grundes bedingt; dann st das Licht von neuem aus dem Dunkel empor, im göttl Geist lebt die unendliche Erinnerung wieder auf, er b aufs neue und nun in erhöhter Herrlichkeit seinen makr mischen Körper aus: eine Zerstörung und Verklärung Welt, welche bereits in der indischen Speculation, aber auch im germanischen Heidenthum und im Christenthum ausgesp worden ist. Gott erinnert sich bei der neuen Schöpfung, er mit Freiheit vollzieht, der frühern Ideen und Ge und ruft sie wieder in ein verklärtes Dasein, wenn ihr noch zu seinem Leben paßt. Dann erwecken die Neugeis ihre unterbrochene Erinnerung an ihr früheres Leben auf der Erde als in Gott und lesen auch ihre Geschi Buche des göttlichen Lebens. So wird die neue Sch zugleich zum Weltgericht über die frühere, indem Gott rechtigkeit jedem wiedergeborenen Wesen die seinem Werth gemessene Stellung gibt; das neue, erhöhte Leben der schöpfe bringt zugleich neue Aufgaben für ihren Ferns und wird zwar auch wieder wechseln zwischen Ruhe und beit, aber die Ruhe wird nun sein selige Hingabe an Herrlichkeit Gottes und Empfang der Mittheilungen Geister, und die Arbeit wird sein unverkümmerte und Entfaltung des Innern zu lieblichen Früchten.

Der Scharfsinn des Verfassers zeigt sich im vorliegen Werke, wie angegeben wurde, unwidersprechlich in der deckung logischer Irrthümer, besonders des wichtigen und zu einheitlicher Erkenntniß versperrenden, Geist und als zwei getrennte Urexistenzen anzusehen. Hinsichtlich Gottesbegriffs möchten wir zu zweifeln uns erlauben, daß Schwierigkeiten kleiner werden, wenn man Gott erst aus dunkeln, unbewußten Urgrunde sich erheben läßt, statt ihn vornherein als den ewig selbstbewußten lichten Geist zu fa und möchten fast vermuthen, daß sich unser Verfasser andern, welche ähnliche Philosopheme aufstellten, durch kosmogonischen Proceß habe hierzu bestimmen lassen. Entwickelung aus dem Dunkeln, dem Unbewußten zu Licht Bewußtsein scheint uns vielmehr ein Charakter des Gei nen zu sein, wozu wir im Gegensatz zum Verfasser au Himmelskörper zählen und wobei wir einen jeden derse sammt der auf ihm erscheinenden Organisation als ein zu mengehörendes Ganzes auffassen. Dann wird allerdings einem göttlichen Leibe im eigentlichen Sinn ebenso wenig Rede sein können, als von einem Bekämpfen niederer Ge dämonischer Gewalten, wildem Kampf der Elemente in G weil alles dieses in das Gebiet des Geschaffenen und sich wickelnden fällt. Man ist dann auch nicht gezwungen, d Anthropomorphismus zu viel Terrain einzuräumen, und nicht, im göttlichen Leben jenen Wechsel von Ruhe und Be gung ähnlich dem Schlafen und Wachen des Menschen an nehmen. Fast alle Naturphilosophen und auch manche N

ter hegen zwar mit Recht eine hohe Meinung von den Himmelskörpern (man vergleiche z. B., welche Bedeutung ihnen Fechner im „Zendaveſta" zuſchreibt), ohne daß hiermit gerechtfertigt wäre, sie einem Leibe Gottes zu ſprechen und ſie hierfür zu erklären. In der Unſterblichkeitslehre ſtimmt der Verfaſſer darin mit Lotze überein, daß er die Fortdauer der menſchlichen Individuen, die ja nicht wie Gott ihren Grund in ſich ſelbſt haben, nicht für eine abſolut nothwendige hält, ſondern hierbei auf die Freiheit und den Willen Gottes hinweiſt, und mit Fichte, daß er bei Entſtehung des menſchlichen Individuums deſſen Geiſt unmittelbar von Gott gegeben ſein und hierdurch die individuelle Fortdauer möglich werden läßt. Wir glauben ſchließlich die Meinung ausſprechen zu dürfen, daß die Herausgeber mit dieſem nachgelaſſenen Werke der wiſſenſchaftlichen Welt ein werthvolles Geſchenk gemacht haben und daß daſſelbe die Einſicht in die höchſten Dinge wohl zu fördern geeignet ſei.

Maximilian Perty.

Neues. **Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung von Alexander von Humboldt. Vierter Band. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.**

„Der Menſch muß das Große und Gute wollen, das Uebrige hängt vom Schickſal ab!" Dies denkwürdige Wort, welches der große Reiſende ſeinem brüderlich befreundeten, gelehrten Willdenow in dem Augenblicke noch brieflich zurief, als er eben am 5. Juni 1799 die ſpaniſche Fregatte Pizarro beſteigen wollte, welche ihn von Coruña nach Amerika überführen ſollte, iſt zur Hauptmaxime für das ganze Leben des berühmten Gelehrten geworden. Er hat es im Herzen getragen bei dem Erforſchen des Innern dreier Welttheile, bei dem Erſteigen der höchſten Höhen auf Erden, bei dem Eindringen in den Wirkungskreis der furchtbar thätigen Vulkane, bei dem Durchdringen der pfadloſen ungemeſſenen Urwälder, Steppen und Wüſten. Es hat ihn erwärmt und geiſtig und körperlich ſtark gemacht bei jedem ſeiner großen Verhaben. Auch bei Herausgabe ſeines „Kosmos". Und der himmliſche Lenker der Schickſale der Menſchen hat ganz beſonders gnädig auf das Wollen unſers Alexander von Humboldt geblickt. Das erkennen wir überall in der großen Reihe ſeiner ſiegreich durchgeführten Leiſtungen. Als der geniale Gelehrte vor zwölf Jahren in einem Alter von 76 Jahren ſeine Hand an die Herausgabe ſeiner phyſiſchen Weltbeſchreibung legte, ſtaunte die ganze gebildete Welt über dieſe Kühnheit und war in Sorge, daß eine ſolche Arbeit am Ende zu ſchwer beginnen ſei. Von dieſem ſorgenvollen Bedenken wurde aber unſer Humboldt gar nicht gequält, er fühlte ſich noch jung genug, war ſich klar bewußt, daß er das Große und Gute, was dem Menſchen zu erreichen auf Erden vergönnt iſt, erſtreben wollte und hatte übrigens volles Vertrauen zu dem Beherrſcher und Lenker ſeines Lebens. „Der Menſch muß das Große und Gute wollen, das Uebrige hängt vom Schickſal ab."

Der „Kosmos" war urſprünglich nur auf drei Bände berechnet, wovon der erſte ein allgemeines Naturgemälde der Schöpfung, der zweite eine Geſchichte der Weltanſchauung und der dritte ein ſpecielles Eingehen in die wichtigſten Lehren der kosmiſchen Naturkunde enthalten ſollte. Der Plan iſt in der Hauptanlage unverändert derſelbe geblieben, nur hat der Platz nicht ausreichen wollen, wodurch es nothwendig war, den Raum derſelbe noch um einen ganzen Band zu erweitern. Wie wenig übrigens Humboldt ſelbſt an die Nothwendigkeit dieſer Erweiterung gedacht hat, geht klar aus der Einleitung zum dritten Bande hervor, wo es heißt: „Dem dritten und letzten Bande des «Kosmos» iſt es vorbehalten, vieles des Fehlenden zu ergänzen und die Ergebniſſe der Beobachtungen darzulegen, auf welchen der jetzige Zuſtand wiſſenſchaftlicher Meinungen vorzugsweiſe gegründet iſt." Aber dennoch konnte der dritte Band nur die erſte Hälfte des noch Fehlenden faſſen und er brachte dieſes unter der Ueberſchrift: „A. Ergebniſſe der Beobachtung aus dem uranologiſchen Theile der phyſiſchen Weltbeſchreibung." Der hier nun vorliegende vierte Band enthält die andere Hälfte unter der Ueberſchrift: „B. Ergebniſſe der Beobachtung aus dem telluriſchen Theile der phyſiſchen Weltbeſchreibung."

Der Inhalt dieſes vierten Bandes zerfällt außer der Einleitung in zwei Hauptabſchnitte, wovon der erſte die Größe, Geſtalt und Dichte der Erde, die innere Wärme und die magnetiſche Thätigkeit unſers Weltkörpers beſpricht, während der zweite die Reaction des Innern der Erde gegen die Oberfläche, wie dieſelbe durch Erdbeben und Vulkane ſich thätig zeigt, zum Gegenſtande der Unterſuchung macht. Wer nun das ganze Gebiet der ſpeciellen Erforſchung der telluriſchen Weltnatur mit dem bisjetzt vom „Kosmos" Beſprochenen in Vergleich bringt, wird ſogleich finden, daß noch recht vieles unberührt geblieben iſt, welches ein volles Recht hat, in den ſpeciellen Kreis des „Kosmos" gezogen zu werden, und wozu gerade Humboldt der Geiſt iſt, welcher ſich das Ganze zum Eigenthum gemacht und es klar beherrſcht hat. Aus dieſem Grunde ſcheint es uns ſehr wahrſcheinlich, daß der große Gelehrte ſeinen „Kosmos" noch um einen fünften Band vermehren wird, welcher den reichen Kreis der Erſcheinungen des Meeres und der Luft, ſowie die Geographie der Pflanzen, Thiere und Menſchen auf die Ergebniſſe unſerer gegenwärtigen ſpeciellen Beobachtung zurückführt. Der Himmel erhalte ihm zunächſt nur noch das Leben und die geiſtige Kraft, ſo wird das Fehlende ſicher nicht ausbleiben. Denn wenn Alexander von Humboldt in ſeiner liebenswürdigen, einzig daſtehenden edeln Beſcheidenheit auch wiederholt ausgeſprochen hat, daß ſein „Kosmos" mehr durch das wirken ſolle, was er anrege, als durch das, was er wirklich zu geben vermag, ſo wiſſen wir doch auch, aus der durch unſer ganzes Jahrhundert hindurch reichenden Gelehrtenthätigkeit, daß dies Werk gerade in dem, was es bringt, eine große anregende Kraft beſitzt, und daß Humboldt das Große und Gute immer in möglichſter Vollendung will. Unſere Hoffnung wird hauptſächlich durch den Gedanken belebt, daß die erſte Grundlage zu dem ganzen „Kosmos" dem großen Manne ſchon lange vor der Seele geſchwebt habe, daß er das Material dazu ſchon damals ſehr reich geſammelt und geiſtig verarbeitet hatte, als er bei der Rückkehr von Paris nach Berlin in dem denkwürdigen Winter 1827/28 61 Vorträge über das Weſen und den Umfang einer phyſiſchen Weltbeſchreibung hielt, und als er noch etwas früher dieſen ſelben Kreis von Vorleſungen zu Paris in franzöſiſcher Sprache durchgeführt hatte.

Um nun von dem vorliegenden vierten Bande in gegenwärtigem Bericht auch etwas aus dem Buche ſelbſt zur Sprache zu bringen, ſo wenden wir unſere Aufmerkſamkeit ſogleich auf den Punkt der innern Wärme unſers Erdkörpers, worüber in neueſter Zeit ſehr viele intereſſante Forſchungen angeſtellt ſind, welche Humboldt alle mit meiſterhafter Gelehrſamkeit beherrſcht. „Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, glaube ich, zwei Beobachtungen, die ich in den Gebirgen von Peru und Mexico gemacht habe. In Bergwerken, welche höher liegen als der Gipfel des Pic von Teneriffa, höher als alle, in die man wol bis dahin je ein Thermometer getragen hatte, mehr als 12000 Fuß über dem Meeresſpiegel habe ich die unterirdiſche Luft 14° wärmer als die äußere gefunden. Das peruaniſche Städtchen Micuipampa liegt nach meinen aſtronomiſchen und hypſometriſchen Beobachtungen in der ſüdlichen Breite von 6° 43′ und in der Höhe von 1857 Toiſen, am Fuße des wegen ſeines Silberreichthums berühmten Cerro de Gualayoc. Der Gipfel dieſes faſt iſolirten, ſich caſtellartig und maleriſch erhebenden Bergs iſt 240 Toiſen höher als das Straßenpflaſter des Städtchens Micuipampa. Die äußere Luft war fern vom Stollenmundloch der Mina del Purgatorio $5,_7^0$; aber in dem Innern der

Grubenbaue, ungefähr 2057 Toisen (12342 Fuß) Höhe über dem Meere sah ich das Thermometer überall die Temperatur von 19,8° anzeigen: Differenz 14,1°. Das Kalkgestein war vollkommen trocken, und sehr wenige Bergleute arbeiteten dort. In der Mina del Guadalupe, die in derselben Höhe liegt, fand ich die innere Lufttemperatur 14,3°: also Differenz gegen die äußere Luft 8,7°. Die Wasser, welche hier aus der sehr nassen Grube hervorströmen, hatten 11,3°. Die mittlere jährliche Temperatur von Micuipampa ist wahrscheinlich nicht über 7½°. In Mexico, in den reichen Silberbergwerken von Guanaruato, fand ich in der Mina de Valenciana die äußere Temperatur in der Nähe des Tiro Nuevo (7122 Fuß über dem Meere), 21,2°; und die Grubenluft im Tiefsten, in den Planes de San-Bernardo (1530 Fuß unter der Oeffnung des Schachtes Tiro Nuevo) volle 27°; ungefähr die mittlere Temperatur des Littorals am Mexicanischen Meerbusen. In einer Strecke, welche 138 Fuß höher als die Sohle der Planes de San-Bernardo liegt, zeigt sich, aus dem Quergestein ausbrechend, eine Quelle mit der Wärme von 29,3°. Die von mir bestimmte nördliche Breite der Bergstadt Guanaruato ist 21° 0′ bei einer Mitteltemperatur, welche ungefähr zwischen 15,8° und 16,2° fällt. Es würde ungeeignet sein, hier über die Ursachen vielleicht ganz lokaler Erhöhungen der unterirdischen Temperatur in Gebirgshöhen von 6—12000 Fuß schwer zu begründende Vermuthungen aufzustellen."

Aus dem Abschnitt über Vulkane theilen wir Folgendes mit: „Schon als ich mich im Frühjahr und Sommer 1799 in Spanien zu der Reise nach den Canarischen Inseln rüstete, herrschte bei den Mineralogen in Madrid — Hergen, Don José, Clavigo u. a. — allgemein die Meinung von der alleinigen Bildung des Bimssteins aus Obsidian. Das Studium herrlicher geognostischer Sammlungen von dem Pic von Teneriffa wie die Vergleichung mit den Erscheinungen, welche Ungarn darbietet, hatten diese Meinung begründet, obgleich die letzten damals meist nach den neptunischen Ansichten aus der freiberger Schule gedeutet vorgetragen worden waren. Die Zweifel über die große Einseitigkeit dieser Bildungstheorie, welche sehr früh meine eigenen Beobachtungen auf den Canarischen Inseln, in den Cordilleren von Quito und in der Reihe mexicanischer Vulkane in mir erregte, trieben mich an, meine äußerste Aufmerksamkeit auf zwei Gruppen von Thatsachen zu richten: auf die Verschiedenheit der Einschlüsse der Obsidiane und Bimssteine im allgemeinen und auf die Häufigkeit der Association oder gänzlichen Trennung derselben in wohl untersuchten, thätigen Vulkangerüsten. Meine Tagebücher sind mit Angaben über diesen Gegenstand angefüllt, und die specifische Bestimmung der eingewachsenen Mineralien ist durch die vielfachsten und neuesten Untersuchungen meines immer bereitwilligen und wohlwollenden Freundes (Gustav Rose) gesichert worden. Die Thatsachen, welche ich am Ende dieses Abschnitts zusammengestellt habe: die Aufzählung der Vulkane, welche Bimsstein ohne Obsidian, und bei vielem Obsidian keinen Bimsstein hervorbringen; die merkwürdige, nicht constante, aber sehr verschiedenartige Association des Bimssteins und des Obsidians mit gewissen andern Mineralien, hat mich früh schon, während des Aufenthalts in den Cordilleren von Quito zu der Ueberzeugung geführt, daß die Bimssteinbildung Folge eines chemischen Processes ist, der in Trachyten sehr heterogener Zusammensetzung ohne nothwendige vorhergehende Vermittelung des Obsidians verwirklicht werden kann. Die Bedingungen, unter denen ein solcher Proceß großartig gelingt, sind (ich wiederhole es hier) vielleicht minder in der Stoffverschiedenheit des Materials, als in der Graduation der Wärme, des durch die Tiefe bestimmten Drucks der Dünnflüssigkeit und der Dauer der Faserung gegründet. Die denkwürdigen, wenngleich seltenen Erscheinungen, welche die Isolirtheit riesenhaft großer unterirdischer Bimssteinbrüche, fern von allen vulkanischen Gerüsten (Kegel- und Glockenbergen), darbietet, leiten mich zugleich zu der Vermuthung, daß ein nicht unbeträchtlicher, ja vielleicht dem Volumen nach der größte Theil der vulkanischen Gebirgs nicht aus aufgestiegenen vulkanischen Gerüsten, sondern a Spaltennetzen der Erdoberfläche ausgebrochen ist, und oft vi Quadratmeilen schichtweise bedeckt hat. Zu diesen gehören v auch die alten Trappmassen der untersilurischen Formati des südwestlichen England, durch deren genaue chronometrisc Bestimmung mein edler Freund Sir Rodrik Murchison unse Kenntniß von der geologischen Construction auf eine so u fassende Weise erweitert und erhöht hat."

Heinrich Birnbaum.

Franz Carion's historische Romane.

„Die Deutschen haben lange Zeit gebraucht, ehe sie s auf sich selbst besannen." Es will mir nicht sogleich beifall wer diese Worte gesagt hat, doch mögen sie hier zu ein Wanderstabe dienen, um daran nach einigen Siebenmeil schritten über das Feld unserer Romanliteratur einen Stan punkt für zwei neue Romane zu gewinnen. Eine eigenthümli Scheu, weniger angeboren als angebildet, hielt die deutsc Schriftsteller möglichst fern von Deutschland, wenn es d darauf ankam, dem Publikum das Leben in einem Ro vorzuführen. Man hatte den Franzosen den Kunstgriff ab sehen, gekrönte Häupter aus Pegu und Cochinchina hera holen, wenn man — und das that man ja so gern — d tisch auftreten wollte; denn selbst die Guten und Edeln m man nicht unter den Einheimischen zu wählen, aus Fu der Ungnade von einem oder zehn Nachbarn derselben zu fallen, die es nothwendig übel empfinden konnten, sich ü gangen, oder gar in irgendeiner der wenn auch no sorglich verkappten Romanfiguren dennoch erkannt un letzt zu sehen. Etwas weiter vorwärts im vorigen Jahrh dert wurde man schon dreister. Als die Aufklärer auf d Felde der Kirche tüchtig reine Bahn machten, versteig sich auch, namentlich mit dem Jahre 1789 in andere Gegend und da die Romanschriftsteller nicht zurückbleiben wollten konnten, so verlegten sie die Scene schon kühner nach Deu land. Doch blieben die gekrönten Häupter, denen vielle etwas Diabolisches angeheftet werden mußte, immer noch menlos und eigentlich auch landlos. Sie wurden schlecht als Fürst oder Herzog oder dergleichen bezeichnet, und ihr L mochte man etwa auf einer Jean Paul'schen Karte such Das war die Romantik jener Zeit, welche die Urkunden Geschichte noch wie schwer compromittirte Staatsgefan hinter Schloß und Riegel hielt. Die Archivare konnte auch füglich als schatzhütende Zafnir fürchten. Wer es sich ihnen zu nahen, ward mit einem trocknen apage rückgeschreckt oder einer Phalanx von Formalitäten entge getrieben, die zu durchbrechen nur die verwegenste Audac wagen konnte. Da blieb dem Romanschriftsteller, wollte nun einmal sein Roß in Deutschlands Gauen umherrenn nichts übrig, als ein „Ritt in das alte romantische Le Da haben sie denn auch ihre Rosse, unter denen selte Hippogryph zu entdecken ist, gar wacker getummelt! Es die Zeit der Ritter- und Knappenromane, die kaum end vorzuführen wußten, als die nackten Gegensätze Biederkeit Pfaffentrug. Mit dergleichen Romanen waren ihren Verfa manche Vortheile zur Hand. Das Ritter- und Knappenth schlief lange schon den Schlaf der Gerechten; mit einem ch gen Bösewicht aus diesem Kreise ward keine Descendenz zürnt, und dennoch eine biderbe Lehre angebracht, wo ein Tugendheld immer noch mit Wohlgefallen bei aristok schen Jünglingen anerkennende Aufnahme fand, weil sie dem Tugendhelden sich selber schmeicheln konnten. Bei Darstellung von Pfaffen waren besondere Rücksichten so ganz gar nicht zu nehmen: die Aufklärer und Jesuitenriecher hat schon für den tiefsten Schatten der Unwürdigkeit gesor Nicolai hatte in seiner weitschweifigen Reise durch das südli Deutschland den fatalen Schilderungen von geistlichen Perso

n sogar einige Porträts beigefügt, die heute noch zu
:en und zu beachten sind. Indessen war doch auch schon
jesorgt, daß aus den unschuldigen Rittergeschichten ein
h wenn auch langsam entwickelte, den die eiserne Hand
ire 1805 — 13 nicht zu tödten vermochte, vielmehr zu
äftigsten Aufleben verhalf. Das war die Zeit, wo
land sich auf sich selbst besann! Wir haben es hier
mit dem Roman zu thun, welcher nach 1813 sich
nd mehr als Bedürfniß, als Nothwendigkeit heraus-
Wie und in welcher Richtung dieses Bedürfniß zu be-
war, sagten dem Deutschen die Romane Walter
die den Reichthum des eigenen Vaterlandes ans Licht
Die gewöhnlichen Nachahmer, die nur à tout prix le-
len und schon deswegen überhaupt kein Vaterland ha-
ßten in Deutschland freilich nicht aus noch ein, wo
erdem von der denkwürdigsten Censur sich in ehrerbie-
jerne zu halten hatte, und daher behalfen sie sich da-
ländische Brocken so gut sie es verstanden genießbar zu
Allein die historische Richtung, welche, nun einmal
st, mit Riesenschritten jedes Hinderniß in Deutschland,
r nicht allein, zu beseitigen bestrebt ist, und seit Jahren
in kaum übersehbaren, auch von höchster Stelle be-
en Vereinen Ausdruck gefunden hat, konnte nicht ver-
auch da Einfluß zu bethätigen, wo bisher der Man-
giebigen Materials nur Ungenügendes entschuldigen
Schon liegt eine lange Reihe von Hofgeschichten und
en Denkwürdigkeiten vor, die, mag die Kritik übri-
leicht manches Unzulängliche, manches Unrichtige darin
llen, doch immer Zeugniß für das eifrige Bestreben
das Besinnen auf sich selbst zu fördern, und diese
ngen kommen dem Romanschriftsteller schon wesent-
te.

der historische Roman berechtigt sei, in der poetischen
ie Stelle einzunehmen, ist eine Frage, die schon ver-
ich laut geworden, und hier und da mit einem Nein
en wurde. Darüber zu rechten, ist hier nicht der
: ist nun einmal da und behauptet, ein Geschichtliches
lben Berechtigung in epischer Form vorführen zu dür-
etwa Schiller seinen Wallenstein, seinen Tell und
dramatischer Form. Er ist in Deutschland auch ål-
nan gemeinhin glaubt. Bereits gegen das Ende des
hunderts versuchte Happelius in seinem ungarischen
nan, welcher hauptsächlich die Belagerung Wiens
Türken, 1683, vor Augen stellt, den Deutschen ein
Werk mit einer ganz verständigen Vorrede vorzuführen.
ei aller Roheit der Anlage und Durchführung unter-
jenug, und hätte die deutsche Unselbständigkeit nicht
h fremden Mustern gegriffen, so konnte aus dem ge-
Roman längst schon in Deutschland eine selbständige
wickelt sein, die keines Walter Scott als Autorität

ist darüber nun weiter kein Wort zu verlieren,
können wir immerhin dankbar anerkennen, daß wir
rnt haben, unter anderm auch, daß „der geographi-
e" Deutschland wie kaum ein anderes Land einen
lichen Reichthum der Feder des Berufenen darbietet,
: wollen wir uns zwei Werken zuwenden, die geeig-
ürften, das eben hier Ausgesprochene zu rechtfertigen:

Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman von
z Carion. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus.
8. 5 Thlr.
etheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit.
scher Roman von Franz Carion. Drei Theile.
, Brockhaus. 1858. 8. 5 Thlr.

en beiden Romanen begegnen wir einem Schriftstel-
man in guter deutscher Weise die Hand zum Will-
eichen kann. Die Zeit, welche beide Romane um-
eine und dieselbe, und dennoch gar merklich ver-

schieden in Wien und in München. Maria Theresia hatte nach ihrer eigenen Aeußerung kaum eine Stelle für ihre bevorstehende Niederkunft; sie hatte Kämpfe um die Krone ihres Hauses, sodann um den Besitz von Schlesien zu bestehen, sie sprach als König (rex Ungariae) und Mutter Ungarns Magnaten um Beistand an, und ihre Erscheinung entzündete den Enthusiasmus der Magyaren, als sei die heilige Jungfrau zu ihnen herabgeschwebt. Und als sie endlich in der alten Kaiserburg zu Wien residirte, da konnte sie dem Fürsten Kaunitz, diesem eigenthümlichsten aller Minister und einem der schlauesten seiner Zeit, Land und Ausland mit unbeschränkter Sicherheit vertrauen, während in der Kaiserin die Frau mit manchen Schwächen, aber auch selbst dann edel und selbst groß hervortrat. Wie war es dagegen in München? Baiern hatte lange schon nach der Krone Karl's des Großen ausgesehen, und es war einem übergroßen Aufwande aller nur aufzutreibenden Mittel gelungen, sie für kurze Zeit zu erobern. Karl VII. residirte in Frankfurt machtlos und rührte, ohne davon zu wissen, kaum ein anderes Herz, als das der jungen Elisabeth Textor. München und damit ganz Baiern ging ihm verloren, und daß er starb, war als eine Gunst des Geschicks zu betrachten. Im Gegensatz zu Maria Theresia, die alle Kräfte für den Besitz ihrer Erblande aufbot, nahm der Nachfolger des Abgeschiedenen, Karl Theodor, nur mit Widerstreben den bairischen Kurhut. Er wollte nicht regieren, er wollte nur genießen, und nur insofern das Kurfürstenthum die Mittel für den Genuß vermehren konnte, hatte dasselbe einigen Werth für ihn. Das Regieren konnten andere ja besorgen! Freilich war Baiern durch die Kaisergelüste des Vorgängers schon bedeutend erschöpft, und es hatte die Opfer ganz gern gebracht, denn seiner Stellung winkte mit der Kaiserkrone doch immer ein Einfluß, dessen Wichtigkeit selbst dem Geringen einleuchtete. Nun aber sollte gezahlt werden, weil Karl Theodor ein Freund von Kunstsachen war, und des theuersten Spielzeugs, der Maitressenwirthschaft, so wenig entsagen mochte, daß sie vielmehr noch an Umfang gewann, wie ein Polyp. Maria Theresia's Keuschheitscommissariat konnte und kann man belächeln: Karl Theodor's Maitressenwirthschaft unterlag und unterliegt der Verachtung. Jenes war Emanation reinen Frauensinns, diese der unmännlichsten Schwäche.

Diese Andeutungen werden hinreichen, den Schauplatz zu übersehen, welchen der Verfasser für seine beiden Lebensbilder gewählt hat. Die politischen Beziehungen der beiden Staaten zueinander und gegen andere bedürfen näherer Darlegung nicht; sie würden dieses Referat viel zu weit ausdehnen, und die Themata, welche den eigentlichen Roman in jedem der beiden Werke bilden, sind an sich schon bedeutend genug, um bei ihnen vorzugsweise zu verweilen. Bedeutend nicht allein! Ich habe in meiner vieljährigen Recensentenpraxis schon gar manchen lieben Roman durchschauen müssen, wahrscheinlich nur, um nun das Bekenntniß abzulegen, daß mir schwierigere Themata doch kaum vorgekommen sind. Versuchen wir eine gedrängte Darlegung derselben. Zuerst „Maria Theresia".

Die Anstrengungen Baierns und Frankreichs, Oesterreich zu zersplittern, rissen viele der böhmischen Großen zur Betheiligung mit fort. Sie hatten dafür schwer zu büßen. Auch der protestantische Graf Wrtby saß auf den Tod gefangen. Seine Gemahlin eilt nach Wien, von der Gnade der Kaiserin zu erflehen, was die Strenge einer besondern Hofcommission als ungültig betrachtete, nämlich die den Böhmen im Namen der Kaiserin eigens zugesagte Amnestie. Die Kaiserin stellt der Flehenden Amnestie in Aussicht, die Gräfin wird ohnmächtig in einem entferntern Zimmer der kaiserlichen Burg von Zwillingen entbunden und stirbt, während die Kaiserin schon die Nachricht empfängt, daß Graf Wrtby unter dem Schwerte des Scharfrichters gefallen sei. Von den Zwillingen soll der Knabe gestorben sein; das Mädchen wird in einem Kloster erzogen, und tritt später als Fräulein Konstanze von Barlaimont auf, als die Kaiserin sie mit dem ungarischen Grafen

Erdödy verheirathen will. Frauen machen dergleichen Geschäfte überhaupt gern: wo aber die Macht ihnen zu Hülfe kommt, sind unglückliche Verbindungen eben keine Seltenheit. Unglücklich war auch diese. Der rohe Graf hat keinen Begriff von edler Frauennatur, und diese ist überdem in der Gräfin so eigener Art, daß man sie eine Undine nennen könnte, deren Seele nur langsam entfesselt wird. Dazu hat der Graf nicht Zeit, nicht Lust. Um ungestört seinen Neigungen zu leben, schickt er die Gräfin, deren Gesundheit täglich wankender wird, nach einem einsamen Waldschlosse, und sein Hausarzt, ein Italiener, weiß schon dafür zu sorgen, daß sie stets schwächer wird. Die Kaiserin, von der Krankheit in Kenntniß gesetzt, will van Swieten nach Ungarn senden, dieser aber, der schon in Wien die Transfusion an Konstanze versucht hat, sendet eben den jungen Arzt, dessen Blut die schlafende Seele erwecken sollte, nach der einsam Hinkrankenden. Egon, der Arzt, schöpft gegen den Italiener bald Verdacht und entdeckt endlich, daß Gift den Grafen von einer Last befreien soll. Die Gräfin wird für todt gehalten; Egon allein weiß, daß sie nur scheintodt ist; er entfernt sie unter dem Vorwande des Einbalsamirens; weckt sie wieder zum Leben; eine Maske wird in den Sarg gelegt und die feierliche Beisetzung in der Kirche des nahen Städtchens geschieht ohne Entdeckung des Betrugs. Für die Lebende wird ein Versteck in Mähren glücklich erreicht. Furcht vor Entdeckung führt die Gräfin wieder nach Wien und eben hier wird sie entdeckt. Sie soll zum Grafen zurück; dieser ist dem Wahnsinn verfallen; ihre Erscheinung soll den Zerrütteten herstellen. Er unterliegt, und die Kaiserin bannt Konstanze, edel besorgt, auf das einsame Waldschloß. Sie verläßt es nach dem Tode der Kaiserin, um in Prag den Schleier zu nehmen. Egon, der sie liebt, ist ihr Bruder, der gleich nach der Geburt gestorben sein sollte. Nach manchen Irrfahrten, veranlaßt durch Wiederbelebung der Schwester und durch politische Verstrickungen, war er mit einem Festungsgefangenen entwichen und im Waldschlosse erschienen. Ein unglücklicher Zufall macht ihn zum Mörder des Geführten, der ein älterer Bruder ist, und Egon endet als Bruder Johannes in einem prager Kloster. Nun erst ist der Name Wrtby völlig vertilgt.

Das ist, durch weit auseinander liegende Punkte bezeichnet, ein Umriß der Hauptaufgabe, welche der Verfasser sich stellte, um einen Reichthum von Lebensbildern zu entwickeln, wie kaum ein anderer Roman von gleichem Umfange ihn bieten mag. Diese Hauptaufgabe ist oben als eine schwierige bezeichnet. Die Schwierigkeit liegt vorzugsweise in Lösung der mannichfachen Fragen, welche der Scheintod der Gräfin weckt. Sie können hier unmöglich berührt werden; es ist nur kurz hervorzuheben, daß die Zeichnung der Situationen und Persönlichkeiten durch den langen Zeitraum bis zum Tode des Kaisers Joseph II. wahrhaft glücklich genannt werden muß. Der Verfasser hat sich in allen Regionen der Gesellschaft mit offenem Auge und offenem Sinn umgethan, und ob wir die Kaiserin reden hören, oder ihren Ofenheizer Stockel, oder den Schneider Pillhofer: wir haben sie alle leibhaftig vor uns, wie denn auch Fürst Kaunitz, welcher trotz der Kaiserin den Jesuiten ein Schnippchen schlägt, sich höchst anschaulich einpudern läßt. Die Kritik könnte hier und da allerdings eine Frage stellen; allein das überall pulsirende wahrhafte Leben fordert sie zu dankbarster Würdigung heraus. In Bezug auf Aeußerliches sei nur kurz angemerkt, daß an manchen Stellen der Periodenbau schwerfällig durch lange Zwischensätze wird. Wieland übte den Schachtelsatz als eine besondere Kunst, man ist jedoch, und wol mit Recht, davon längst zurückgekommen. Sodann wird die körperliche Misgestalt des edeln Fräuleins Cäcilie zu oft hervorgehoben. Es war genau genommen nur an zwei Stellen nothwendig: einmal da, wo sie gemisbraucht wird, um Egon vor der Gesellschaft in ein schlechtes Licht zu stellen, und das andere mal, wo sie vor der Kaiserin erscheinen muß. Unverschuldete Körperfehler ignoriren wir; es ist ein Unglück, welches berührt nur schwerer wird, und in einem Kunstwerke sollte das Gleiche beobachtet werden. Endlich [illegible] rascht der Schuß, welcher Egon zum Brudermörder [illegible] Allerdings mußte der Bruder beseitigt werden; doch sollte wol ein anderes, als ein so gewaltsames Mittel haben [illegible] lassen, welches ebenso wol geeignet war, Egon ins Kloster führen. Dem Wege dahin stand er doch schon nahe [illegible] da die Gesellschaft keinen Platz weiter für ihn hatte.

Das sei genug! Wenden wir uns nun zu dem zw[illegible] Roman „Ein getheiltes Herz".

Dieser ist einfacher in Anlage und Durchführung. [illegible] überhaupt das Leben im damaligen München ein anderes [illegible] als in dem auch damals schon heitern Wien, so stand [illegible] Maria Theresia als Mutter, während dort der Kurfürst [illegible] etwas anderes gelten lassen wollte als sich selbst, und [illegible] obendrein so bequem wie möglich. Ungeachtet der einfa[illegible] Conception ist jedoch das vorzugsweise in Frage kom[illegible] Thema schwieriger zu behandeln als im erstern R[illegible] Daß dies mit leichter und sicherer Hand geschehen, g[illegible] dem Buche zu besonderm Verdienst.

Zwei junge Männer, Sigismund und Bernard, ge[illegible] auf einer Wanderung in die Nähe von Murnau, und [illegible] mund, der als Maler auftritt, findet freundliche Aufnah[illegible] einem Hause, wo die Tochter des Eigenthümers, Mari[illegible] ebenso fesselt, als die Landschaft, die er malen will. [illegible] ein schönes Idyll; leider aber ist das böse Princip auch [illegible] geschäftig: Bernard, dessen blasirter Witz, dessen bös[illegible] Lächeln den enthusiastischen Freund auf jedem Schritte [illegible] letzt und, wie das nicht selten geschieht, eben dadurch [illegible] inniger, noch fester an das kettet, was er liebt. Bald [illegible] hohen Standes; das Incognito bei ihrer Ausflucht ins G[illegible] werden sie in München abstreifen, um eine ihrer Geburt [illegible] messene Laufbahn zu betreten. Das geschieht denn auch. Sigismund weiß oft sich loszureißen, um am Staffelsee einfacher Maler glückliche Stunden zu verleben. Er i[illegible] edler Mensch, doch zu schwach, die Fäden zu zerreißen, [illegible] mit jedem Kommen sein Herz fester an Marie knüpfen. [illegible] seinem Herzen, von Maria's sterbender Mutter überwie[illegible] wird dem Maler Sigismund das liebliche Landkind ange[illegible] Damals mag es mit manchen Formalitäten wol nicht eben [illegible] gehalten worden sein, und deshalb vielleicht mag es der R[illegible] ganz und gar ignoriren, in welcher Weise der durchaus [illegible] ehrenhaft dargestellte Pfarrer sein Gewissen über die I[illegible] dualität Sigismund's beruhigt hat. Dieser wendet [illegible] eine Reise in fernes Ausland vor, wo er Gemälde aufz[illegible] ren habe, während er in München von der edeln und ge[illegible] bildeten Comtesse Rahel angezogen wird, und der Ko[illegible] octroyirt an einer festlichen Tafel beider Verlobung [illegible] dort am Sterbebett einer Mutter, so ist Sigismund hin[illegible] die Macht der Verhältnisse und durch Bernard's falsche W[illegible] gelungen fortgerissen. Rahel wird seine Gemahlin, und [illegible] in Goethe's „Wahlverwandtschaften" ein geistiges, das [illegible] ein Verbrechen dem Gesetz gegenüber. Die Scene, [illegible] das Geheimniß der Doppelehe an den Gemälden in R[illegible] Zimmer endlich entschleiert, ist wol die schöne Partie des [illegible] Maria's Töchterlein stirbt, Rahel's Tochter wählt den S[illegible] und Rahel legt sterbend Sigismund's und Maria's Hän[illegible] sammen. Sigismund, der letzte seines Geschlechts, leb[illegible] nun an still und einsam mit Maria am Staffelsee. Der [illegible] aller Lieben ist der Versöhner irdischen Zwiespalts, aller [illegible] irrung. So versöhnt auch der sanft elegische Ausgang [illegible] Leser mit Sigismund's gesetzlosem Doppelleben. Er ist, [illegible] der Mann, die Frau sagen, kein Charakter! Beide [illegible] werden gestehen müssen, daß er gegenüber Bernard's [illegible] tem Charakter, der oben nur kurz angedeutet werden k[illegible] doch ein reiner Mensch war, reiner als Karl Theodor's [illegible] wüstende Charakterlosigkeit.

Auch in diesem Roman ist jede Figur ein wirklicher M[illegible] und wie in dem erstern namentlich die Personen der [illegible] gern Stände leibhaftige Wiener sind, so ist hier der bay[illegible]

uß überall mit Händen zu greifen; er iſt ſogar an einer durch ein Beſchaffenheitswort, welches eigentlich gar kein ſt, ſo ſchlagend bezeichnet, daß man den ganzen Brauer- em es angehängt, ſogleich vorn und hinten und überall ig ſich gebaren ſieht. Seine Backen werden nämlich n Epitheton „knallroth" beehrt. In den höhern Stän- dort, ſolange ſie der höchſten Perſon ſich nicht in den llen, eigentlich nur allein die Berechtigung der Exiſtenz iſt ebenfalls jede Figur ein Individuum, und unter figuren iſt einzig und allein Sigismund's Tante die ägteſte Repräſentantin der Nachäfferei franzöſiſchen Hof- ells, während die andern mehr oder weniger als Baier- mit nothgedrungener Tournure ſich darſtellen. Wie tern Roman, ſo fehlt es auch dieſem unter dem Hof- cht an einer luſtigen Perſon. Hier wie dort iſt der ein langſam austrocknender Cölebs; wie aber dort der hige ſich verleiten läßt, zu einem anſcheinenden Scherz nd zu bieten und durch den Ausgang deſſelben ſein Leben getrübt ſieht, ſo gibt hier der luſtigen Perſon Rache das Verbrechen des Illuminatismus ſchuld und geſtürzt. Das ſind auch weſentliche Kennzeichen des en Wien und München.

itiſche „Intriguen mancher Art ſpielen im vorliegenden eine bedeutende Rolle. Sie ſproſſen üppig und unheil- aus der Charakterloſigkeit der höchſten Perſon. Viel- nnte die durch den Pater Frank geleitete und epoche- Illuminatenverfolgung eine weſentlichere Stelle im nehmen. Schloſſer's „Geſchichte des 18. Jahrhunderts", e Grundlage für die Darſtellung im Roman ſein wird, eben in jedermanns Händen und darum wird dem s und anderes nicht ſo ganz verſtändlich ſein. Daß den, dem politiſche Tendenzen nicht fremd blieben, n wurde, war ganz in der Ordnung; nur die Art ſe war barbariſch. Auch darin erwies ſich Maria humaner. Sie ließ 1743 einige Freimaurer über- feſtſetzen; allein ſchon am Geburtstage des Erzher- pb wurden ſie wieder freigelaſſen. Nebenher ſei, da 166 im zweiten Theile der Illuminatenorden auf die rei gepfropft ſein ſoll, angemerkt, daß der Begrün- ſſer Weishaupt, nichts von Freimaurerei wußte; daß m, urſprünglich nur für die Bildung ſeiner Zuhörer überhaupt wenig ausgebildet war; daß ſpäter erſt ge ein völliges Gebäude aufgeſtellt wurde, in welches unbefugterweiſe die Freimaurergrade einſchwärzte. fand dieſes Gebäude in Baiern kaum eine Stelle, da lgung raſcher zur Hand war. Dieſe Anmerkung n einer Entſchuldigung bedürfen, da der Illumina- einen weſentlichen Platz in der Culturgeſchichte des ahrhunderts einnimmt, und ſeinerzeit als ein Vor- Revolution von 1789 angeſehen wurde. Man bür- ſogar die Schuld ihres Ausbruchs auf.

dem Abſchiede von den beiden Romanen ſei der auf- unſch verbunden, den Verfaſſer recht bald wieder be- können. Durch ihn ſcheint der Roman berufen, in d eine wirkliche Heimat zu finden. Wilibald Alexis oman eine ſolche in Norddeutſchland bereitet; Franz ht aus Süddeutſchland eine verläßliche Hand herüber. ngland und Frankreich gegenüber der deutſche Roman ebenbürtig Anerkennung erwarten.

Friedrich Voigts.

---

lag zu einer franzöſiſchen „Académie de littérature étrangère".

rd Thalès, der Verfaſſer der „Mélodies pastorales", rſt ganz kürzlich in Form eines Flugblattes „Nou- dies pastorales" angeſchloſſen haben, der „Poésies , der „Adorations", der Schrift „Le mouvement intellectuel au XIXme siècle" u. ſ. w., hat ein fliegendes Blatt „Lettres sur la poésie" in Journalform gedruckt in die Welt hinausflattern laſſen, in welchem er nichts Geringeres als eine „Renovation de la poésie" verheißt. Der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß das Individuum als Individuum nichts erfinde, daß die Erfindungskraft in den Maſſen ſtecke, ſolange dieſe noch gläubig und phantaſiereich ſeien; Camoens habe Virgil, Virgil dem Homer nachgeahmt, und Homer habe aus den Volkstraditionen geſchöpft. Völker, die heutzutage noch erfänden, gäbe es nicht mehr, außer unter den Racen im wilden Zuſtande; die Einbildungs- und Erfindungskraft eines Volks — heißt es an einer andern Stelle — nähme ab, je mehr es in der Cultur und induſtriellen Entwickelung fortſchreite. Daher ſcheint ihm auch Rußland um ſo mehr für die Poeſie geeignet, weil ſein Geiſt „plus farouche" iſt. Thalès zeigt nun, wie die franzöſiſche Poeſie gerade immer nur dann ihr Beſtes geleiſtet habe, wenn ſie ſich mit dem Geiſte fremder Völker genährt hätte; Leſage und Scarron hätten aus ſpaniſchen Schriftſtellern, Lafontaine namentlich auch, wie ihm E. Fournier nachgewieſen, aus indiſchen Fabeln geſchöpft, die ihm in einem Manuſcript bekannt geworden; die „Corinne" der Frau von Staël ſei „une oeuvre prétentieuse et sophistiquée parcequ'elle procède d'une inspiration directe"; das Buch über Deutſchland ſei groß und ſchön, weil darin der männliche Geiſt der Verfaſſerin durch fremdländiſche Elemente getragen worden ſei. Chateaubriand habe ſich in allen Zeiten und Regionen umgeſehen, Lamartine ſeine Meditationen den Poeſien Oſſian's abgelauſcht, Victor Hugo die Anregung zu ſeinen „Orientales" aus Fauriel's „Chants de la Grèce moderne" erhalten. Bernard Thalès geht ſogar ſo weit zu behaupten: „Un poète est plus puissant à mesure qu'il copie davantage." Die griechiſche Schule, die jetzt etwa noch exiſtire, meint der Verfaſſer, ſei nur ein „fait isolé" und werde keinerlei Folgen haben; ſonſt ſei faſt die ganze literariſche Geographie ausgebeutet: Judäa, Griechenland, Rom, Spanien, Italien, Deutſchland, England und Schottland, und ſtatt Urboden aufzuſuchen, wende man ſich wieder an die Spanier oder überſetze die Sonette Shakſpeare's und die rimas Dante's, als ob dieſe „bribes littéraires", dieſe „rognures des grands maîtres" würdig ſeien, als Muſter dargeboten zu werden. Man ſolle ſich vielmehr an die Volkspoeſie wenden, die in allen Landen, ja Provinzen zerſtreut ſei, außer in den Regionen der franzöſiſchen Sprache, wo ſie auf „ineptes complaintes" reducirt ſei. Der Verfaſſer fügt nun die Ueberſetzungen einiger Gedichte Petöfi's, des in Wahnſinn verfallenen Bajza, ebenfalls ungariſchen Dichters, Jegór von Siver's, den er einen „poète russe" nennt, Schukowſkij's, der im „genre allemand" gedichtet, und Derzawin's (die berühmte Ode an Gott) ein. Man habe der ruſſiſchen Poeſie vorgeworfen, daß ſie bald die deutſche Sentimentalität, bald den leichtfertigen Skepticismus Frankreichs im 18. Jahrhundert nachgeahmt habe, aber Rußland habe es gemacht wie alle übrigen Völker und ſeinen Nachahmungsgeiſt dazu verwandt, die Weſenheit des ruſſiſchen Charakters zu modificiren. Das ſei das Ideal der Kunſt, denn man dürfe weniger reproduciren, was man beſitzt, als ſich anzueignen und zu verarbeiten ſuchen, was man nicht beſitzt. Die franzöſiſche Poeſie habe viel Conventionelles, „quelque chose de sec et de gonflé à la foix"; ſie müſſe ſich zu erfriſchen ſuchen, indem ſie ſich an die naiven Dichtungen des Mittelalters, die Volkspoeſie und die fremden Literaturen wende. Man nehme in Frankreich zwei Richtungen der Poeſie wahr, eine cultivirte Poeſie, wie die von Hugo und Lamartine, und eine vulgäre, wie die von Béranger und Pierre Dupont, für welche die Gebildeten nur eine gemäßigte Empfänglichkeit zeigten. Es müſſe jetzt eine Poeſie gefunden werden, welche den Gebildeten und dem Volke gleich verſtändlich wäre. Der Verfaſſer ſchlägt nun eine neue Klaſſe des Inſtituts unter der Benennung einer „Académie étrangère" vor; habe doch das Studium der ausländiſchen Literaturen ein unleugbares Ueber-

gewicht über das der antiken erhalten! Der Verfasser weist dabei auf Deutschland, wo sich alle Literaturen des Ostens und Nordens ein Stelldichein gäben, zugleich aber auch auf das südliche Amerika hin, wo sich auch ein neues Leben rege, wie die Dichter Herrera, Magelhaens und Tereira de Souza bewiesen. Der Verfasser legt die Vortheile dar, welche diese Akademie als Vermittlerin aller Literaturen besonders auch für Frankreich selbst haben werde, dem man unter anderm dann nicht mehr werde vorwerfen können, daß es die fremden Literaturen zu sehr vernachlässige, und geht zum Schluß wieder in eine allgemeine Betrachtung über, in der er die Behauptung aufstellt, daß der successive Verfall der Mythologien das Epos unmöglich gemacht habe und daß die Tragödie für immer durch das bürgerliche und historische Drama ersetzt sei. Dagegen habe die lyrische Poesie von dieser Entwerthung ihrer Rivalen Nutzen gezogen; sie habe die Metaphysik in ihren Schos aufgenommen und größere Reichthümer in der Natur entdeckt, und vergebens übe die Industrie ihren Druck aus, um sie zu vernichten. H. M.

Notizen.

Ernst von Feuchtersleben.

In Form einer neuen Sterreotypausgabe erschien bei Hartleben in Wien: „Geist deutscher Classiker. Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthlichsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. Herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, Verfasser der «Diätetik der Seele».“ Das Werk umfaßt zehn Theile und jedes derselben immer einen Schriftsteller: Goethe, Jean Paul, Herder, Wieland, Schiller, Benzel-Sternau, Klinger, Lessing, Hippel, Lichtenberg — dieser der letzte in der Reihe, aber nicht der letzte an Gehalt und Geist. Das Ganze ist mit einer Nekrologie des Herausgebers eingeleitet. Feuchtersleben, 1806 zu Wien geboren und einer ursprünglich aus Hildburghausen stammenden Familie angehörig, widmete sich dem ärztlichen Beruf, den er zugleich oder vorzugsweise im psychiatrischen Sinne erfüllte, war nach der Märzbewegung 1848 bekanntlich Unterstaatssecretär im Ministerium des Unterrichts, dessen Chef zu sein er abgelehnt hatte, und mit Feuereifer begann er die nothwendigen Reformen, „welche in Kürze die schönsten Früchte getragen haben würden, hätte ihm nicht die blinde Hast anderer die herrlichsten Blüten im Keime vernichtet“. Die Vorfälle des 6. October erschütterten ihn gewaltig, sie waren, wie sein Biograph sagt, „die letzten Streiche auf sein tiefverletztes Gemüth“. In ländlicher Einsamkeit suchte er eine Zeit lang Heilung für sein schwer verwundetes Inneres. Aber er erholte sich nicht mehr, „und es ist keine Phrase“, bemerkt sein Biograph, „wenn man sagt: Feuchtersleben's Tod war die Folge des 6. October. Krank kehrte er nach Wien zurück und suchte durch erneuerte geistige Thätigkeit seinem siechen Körper neue Lebenskraft einzuflößen; doch vergebens, ein Leiden des Unterleibes, seit seiner Jugend ihm anhängend, trat immer qualvoller hervor.“ Mit unglaublicher Ruhe und Heiterkeit trug er die fürchterlichsten Schmerzen, von denen ihn am 3. September 1849 der Tod erlöste. Seine letzten Worte, an seine Gattin gerichtet, waren: „Es ist alles geordnet und fertig. Ich muß jetzt gehen. Auf einem lichtern Stern beginnt es wieder.“ Sein Biograph sagt von ihm: „Mensch, Dichter und Denker feierten in ihm eine harmonische Vereinigung.“ Unter seinen Schriften hat die „Diätetik der Seele“ den meisten Erfolg gehabt und eine Reihe von Auflagen erlebt, und im Jahre 1849 erschien davon eine englische Uebersetzung. Sein „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde“ wurde in England auf Schulen eingeführt und überdies in die französische, holländische und russische Sprache übertragen. Unter seinen nachgelassenen Manuscripten befinden sich ein Band Confessionen; Vorlesungen über Anthropologie; Beiträge zur Geschichte des Unterrichts; kleinere Aufsätze; eine vermehrte Auflage der Psychiatrie u. s. w. Was die vorliegende Sammlung betrifft, so wurde vor dem Verstorbenen absichtlich nur Prosa gewä meist kurze schlagende Gedanken. In einem Vorwort verbre er sich über die Bedeutung und den Nutzen solcher Samml gen. Immer wichtiger würden sie in unserer Zeit, we Masse der Bücher immer mehr anschwelle und das Vort lichste in Gefahr sei, sich im Meere des Mittelmäßigen zu lieren. Besonders glücklich lasse sich eine solche Auswahl den Autoren unserer Nation treffen; „denn eben die Fülle Gedanken, die Schönheit und Sittlichkeit der Gesinnung, Innigkeit der Gefühle, wie sie in einzelnen Stellen sich vorthun, sind es (sagt Feuchtersleben), die den deutsc Schriftsteller vor andern auszeichnen.“ Sehr treffend bez net er als den besten Theil guter Bücher „die in ihnen haltenen, befruchtenden Gedankenkeime“. Das ist sehr ric und es könnte möglich sein, daß von allen Schöpfungen un Dichter als wirklich Bleibendes nur diese „Gedankenkeime“ Lauf der Zeiten überdauern werden. Ob wir Deutschen vorzüglich dazu ausgerüstet sind, große poetische Kunstwerk schaffen, könnte vielleicht bezweifelt werden; aber daß wir vorzugsweise denkendes Volk sind, ist unbestritten. Die den zelnen Bändchen vorangestellten Feuchtersleben'schen Charak stiken der von ihm erwählten Dichter und Schriftsteller f deren charakteristische Eigenschaften präcis zusammen. Ben tenberg sagt Feuchtersleben sehr wahr: „Er hat an vielse Werthe wenige seinesgleichen; aber an einer Eigenschaft wahrlich nicht der letzten, gleicht ihm vielleicht keiner. heißt: strenge, innige, unerbittliche Wahrheit; Wahrheit, das innerste Fältchen des eigenen Herzens aufschlägt, Wah gegen sich selbst und die Menschen. Darin möge Lichtm Nachahmer finden.“ Auf die Charakteristik Goethe's de wir zum Schluß unsers zweiten Artikels über die neu Beiträge zur Goethe-Literatur noch zurückzukommen.

Aus England.

Unter den neuern deutschen Erzählern ist in England ner so beliebt als Berthold Auerbach. Die „Literary zette“ überschüttet ihn in ihrer Nummer vom 6. Februa Anlaß des „Deutschen Familienkalenders“ mit einem wa Sprühregen von Lobeserhebungen. Nachdem sie gesagt, thold Auerbach sei einer der besten Erzähler der Gegen er gehe seinen besondern Weg, und wenn er diesem treu bl könne es ihm keiner gleichthun, fährt sie fort: „His k ledge of the human heart enables him to touch failings virtues of the mankind with a bold pen. . . . His langu has an originality and force which reaches the hear the lower classes; the very roughness which we fin times has strength and truth in it“, und so geht es eine ganze Weile fort. Es fällt uns nicht ein, Auerb Meisterschaft auf seinem Gebiete bestreiten zu wollen, ob wir gegen die Versicherung, daß „his language reaches hearts of the lower classes“ einige Zweifel haben. darf man solche Bedenken, bei denen ja die Frage um D und ästhetische Meisterschaft ganz aus dem Spiele b nicht aussprechen, ohne in der Regel eines persönlichen tivs geziehen zu werden. Die Frage ist einfach die, weit ein Autor, welcher das Wirkliche schildern will, in Idealisirung des Wirklichen gehen dürfe, und eine solche F muß und darf ebenso gut discutirt werden, als etwa die F ob die Art, wie Schiller in manchen seiner Dramen die schichte corrumpirt und seiner Tendenz dienstbar gemacht gutgeheißen werden könne. Uebrigens ist eine englische U setzung der im Auerbach'schen Kalender enthaltenen Erzähl unter dem Titel erschienen: „Christian Gellert, and o sketches by B. Auerbach, author of the «barefooted maid Translated from the german by arrangement with the thor“ (mit zahlreichen Illustrationen). In demselben Blatte n wir auf eine Besprechung des letzterschienenen (fünfundzwa sten) Bandes des „Neuen Pitaval“, dem auch wir demnächst e Worte zu widmen gedenken. Der englische Berichterstatter

sich ausschließlich mit dem Familienmörder Christian
t, allerdings einem der merkwürdigsten Verbrecher, von
ie Annalen der Criminaljustiz zu berichten gehabt ha-
er Berichterstatter der „Literary Gazette" gibt eine
des Hergangs und Auszüge aus Holzwart's Tage-
in der Hoffnung, wie er hinzusetzt, daß die Leser sich
veranlaßt sehen würden, die Erzählung ganz zu lesen,
eine psychologische Studie gäbe es nichts „more full
est, more touching and at the same time more ter-
ls diesen Criminalfall.

dem Schluß des vorigen Jahres hat die im Jahre
stiftete „Literary Gazette" das vierzigste Jahr
stehens vollendet, und ihre Redaction ergriff diese
eit, um ihre Zufriedenheit mit der Lage des Blattes
icken. In einer Anzeige, womit sich das Blatt seinen
npfahl, heißt es: „Um den aus der ungeheuern Zu-
on Büchern und Lesern hervorgehenden vermehrten
ssen für journalistische Kritik und literarische Beleh-
entsprechen, ist unser Blatt fortwährend erweitert
und besteht gegenwärtig aus 24 (dreispaltigen) Seiten.
unahme an Stoff machte auch eine verhältnißmäßige
ung der Mitarbeiterzahl nöthig, und wir haben uns
der Dienstleistungen mehrerer neuern versichert." Ob
chland, das sich einer so hohen Bildung selbstgefällig
ch ein gleiches Wachsthum des Bedürfnisses für jour-
Kritik und literarische Belehrung wahrnehmen lasse,
bezweifeln sein. Unsers Wissens hat die „Literary
", obschon mit ihrer Erweiterung ihre Leserzahl in
t gestiegen sein mag, bei weitem nicht so viele Abon-
s das „Athenaeum"; dennoch prosperirt sie, und zwar
el infolge der reichlichen buchhändlerischen Inserate, wäh-
eutschen Verleger jede Ausgabe für Inserate in literari-
ttern, deren Existenz ihnen doch in ihrem eigenen Interesse
nicht gleichgültig sein sollte, nur zu sehr scheuen. Wie es
auben sie sich in Erwartung der schwerlich ausbleibenden
en Ausgaben dieser Art ersparen zu können. H. M.

Bibliographie.

sche Aphorismen und Ideen. 1ste Folge. Passau,
der Frauendorfer Blätter. 8. 7½ Ngr.
cker, M., Feudalität und Aristokratie. Ein Vor-
18. März 1858 zu Tübingen gehalten. Berlin,
. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.
sberg, J., Vater Radetzky. Ein Charakter-Bild
ten. Mit 2 Stahlstichen. Prag, Bellmann. Gr. 8.

en, F., Strafe oder Zucht? Ein pädagogisches Gut-
ipzig, Costenoble. Gr. 8. 20 Ngr.
tann, Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten.
gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin.
rtz. 16. 5 Ngr.
er, K., Die Selbstbekenntnisse Schillers. Vortrag
der Rose zu Jena am 4. März 1857. Frank-
, Hermann. 8. 10 Ngr.
inger, T., Emigrantengeschichten. Erzählungen
amerikanischen Leben. 1ster Band. Tuttlingen,
1 Thlr. 18 Ngr.
ch, D., Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf der
Komisches Intermezzo. Berlin, Hofmann u. Comp.
Ngr.
jan, T. G. v., Zwei bisher unbekannte deutsche
male aus heidnischer Zeit. Mit einer Schrift-
n, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.
A. L., Bildende Kunst in Hamburg. 1stes Heft.
ikizzen über Werke der permanenten Gemälde-
im Saale der Börsen-Arkaden 1857. Hamburg,
Gr. 8. 9 Ngr.

Mai, B., Carl Bauer. Eine Biographie, aus den hinterlassenen Tagebüchern, Schriften und Briefschaften des Künstlers zusammengestellt. Berlin, Abelsdorff. Gr. 8. 20 Ngr.

Monod's, A., Letzte Worte an seine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Autorisirte Ausgabe. Monod's Bildniß. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 18 Ngr.

Müller, A., Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln und dreimaliger Reichsverweser von Deutschland 1056—1075. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit nach den Quellen bearbeitet. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Platner, Ueber die Idee der Gerechtigkeit in Aeschylus und Sophokles. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr.

Reifferscheid, S. A., Das Reich der Ideale. Moderner, ernster Roman in humoristischem Kleide. Coblenz. 1857. Gr. 12. 10 Ngr.

Roßmann, W., Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archivalischen Beilagen. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. 12tes Bändchen. Rom und sein Beherrscher, seine Staatseinrichtungen und öffentlichen Anstalten. Von J. F. Maguire. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. A. Rose. Köln, Bachem. 8. 28 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Gedichte eines Royalisten. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 17½ Ngr.

Schiller, F. v., Die Künstler. Ein didactisches Gedicht. Erläutert von F. Friedemann. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Sommerkind oder der Grund der Völkerwanderung. Ein episches Gedicht. Paderborn, Schöningh. 16. 12 Ngr.

Tagebuch der Belagerung von Colberg im Jahre 1807 und Tagebuch der Geschichte des Schill'schen Corps. Nach Handschriften von mitthätigen Offizieren. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1857. 12. 10 Ngr.

Tettau, W. J. A. v., Erinnerungen an Italien. Aus einem Tagebuche. Erfurt, Villaret. 8. 24 Ngr.

Wendt, R., Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Wildenhahn, A., Gesammelte Schriften. 1ste Lieferung. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 7½ Ngr.

Witte, K., Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge. Mit einer Abbildung von San Marino. Berlin, Hertz. 16. 2 Thlr.

Young, J., Christus nach der Weltgeschichte. Eine Argumentation gegründet auf die Thatsachen seines Lebens auf Erden. Nach dem Englischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 22 Ngr.

Tagesliteratur.

Czoernig, K. Freih. v., Ueber die Durchstechung der Landenge von Suez. Vortrag. Wien. Lex.-8. 6 Ngr.

Landsberger, J., Beleuchtung der Petition des Rabbiners A. M. Levin in Landsberg in Oberschlesien, betreffend: die Revision und demnächstige Aufhebung des Judengesetzes vom 23. Juli 1847. Berlin, Friedländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, M., Die Wissenschaft muß umkehren oder Rede wider den Fortschritt, gehalten um Mitternacht bei Fackelschein am Wartthurm zu Pforzheim vor einer Versammlung von 100,000 Menschen. Frühlings-Anfang 1858. Darmstadt. Lex.-8. 7½ Ngr.

Salingré, H., Otto Bellmann auf der Leipziger Messe. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Behrend. 8. 2½ Ngr.

— — Herr Knickebein, Theater-Intendant von Beeskow, bei der Conferenz in Dresden. Berlin, Lassar. Br. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Ein liebliches idyllisches Epos, dessen Reize noch durch den Contrast gehoben werden, welchen der dunkle Hintergrund des Unterganges von Pompeji gegen die Anmuth des Ganzen bildet, eine meisterhafte, durch Formvollendung und innern Gehalt gleich ausgezeichnete Dichtung. Die zahlreichen Freunde, die sich Ferdinand Gregorovius durch seine frühern Schriften erworben, werden durch diese neue poetische Gabe, die er aus Italien, seiner zweiten Heimat, nach Deutschland gesendet, gewiß in hohem Grade befriedigt werden.

Wolfgang Menzel sagt darüber: „Ein kleines, aber meisterhaftes Epos in schönem antikem Versmaß auf antikem Boden entsprungen. Der Dichter athmet griechische Luft und den Zauber des plastisch Schönen. Die classische marmorweiße Reinlichkeit dieser Dichtung thut dem Auge und Gefühl wohl."

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius' Buch über Corsica hat eine so glänzende Aufnahme gefunden (auch im Auslande, indem es in England zweimal, in Amerika und in Italien übersetzt worden ist), daß ebenso diese italienischen Schilderungen desselben auf die freundlichste Theilnahme rechnen konnten, die ihnen auch bereits in vollem Maße zu Theil wurde. Es sind „Blätter aus ernsten Wanderjahren", in der bekannten anmuthigen, liebenswürdigen Weise des Verfassers. Die Schrift enthält Folgendes: Ein Besuch auf Elba; Der Ghetto und die Juden in Rom; Idyllen vom Baltischen Ufer; Idyllen vom Lateinischen Ufer; Römische Figuren; Capri, eine Einsiedelei.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende meisterhafte Uebersetzung der besten Gedichte Meli's (Rosenkranz zugeeignet und mit einer historischen Einleitung versehen) ist in literarhistorischer Beziehung von besonderm Werthe. Aber namentlich werden sich alle Freunde echter Poesie an der Grazie dieser reizenden Lieder, die in der meisterhaften Uebersetzung wie Originale erscheinen, wahrhaft erfreuen.

Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift bietet nicht blos den Historikern, sondern allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, reiche Belehrung und Unterhaltung dar, besonders auch denen, welche die „Ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

***Zehnte**, verbesserte und vermehrte Auflage.*

Vollständig in 15 Bänden.

Gr. 8. 20 Thlr. Elegant gebunden in Halbleinwand 23 Thlr. 15 Ngr., in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.

Prachtausgabe roh 45 Thlr.

Diese zehnte Auflage des Conversations-Lexikon, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem Nationalwerk der Deutschen geworden ist und vor allen directen und indirecten Nachbildungen stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann in allen beliebigen Terminen folgendermassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlr.;
in einer neuen Ausgabe in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;
in 120 Heften zu 5 Ngr.;
in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein Ergänzungswerk von zugleich selbständigem Werth gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1857 in monatlichen Heften zu 5 Ngr. und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boutigny (M. S. H.), Studien über feste Körper im sphäroidalen Zustande. Neuer Zweig der Physik. Nach der dritten Auflage des französischen Originals übersetzt von [illegible]. Mit 27 Holzschnitten. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses rasch in drei Auflagen erschienene Werk behandelt die unter dem Namen des Leidenfrost'schen Phänomens bekannte Erscheinung, und bietet eine systematische Darstellung aller der Versuche, welche der Verfasser seit zwanzig Jahren über dieselbe angestellt hat, nebst andern in Deutschland, England, Frankreich ꝛc. ausgeführten. Die in den Text gedruckten Figuren sind für diese deutsche Ausgabe nach neuen Zeichnungen hergestellt und mit der Präcision und Eleganz in Holzschnitt ausgeführt, welche dem jetzigen Standpunkte dieser Kunst entspricht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

eint wöchentlich. — Nr. 22. — 27. Mai 1858.

Goethe und die neueste Literatur über ihn. Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Eugen, Herzog von rg. Von Karl Gustav von Berneck. — Robert Schumann. — Aus dem Leben eines Arztes. — 1806. Geschichtlicher Roman. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

ethe und die neueste Literatur über ihn.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Bergk in Freiburg (Breisgau) hat in seiner Schrift „Acht Lieder von Goethe", die sich zu- was anspruchsvoll auf dem Titel als „ein Sup- zu Goethe's Werken" bezeichnet, mit der philolo- Genauigkeit, die ihn als Interpreten griechischer szeichnet, und mit beträchtlicher Combinations- Goethe acht Lieder zu retten gesucht, als deren oethe bisher nicht galt oder die zum Theil an- rfassern zugewiesen wurden. Bergk führt uns den Jacobi'schen Kreis ein, wobei er eine gründ- ntniß aller dahin einschlagenden Verhältnisse und en Actenstücke, darunter manches aus dem Ja- Nachlaß darthut, und behauptet dann und sucht ifen, daß ein kleines in der Jacobi'schen „Iris" 1775 abgedrucktes kleines Gedicht mit dem An- b ich dich liebe, weiß ich nicht" und ein ande- hnsucht", mit dem Anfange „Ach, wie sehn' nach dir", welches zwar nicht in der „Iris" hin in der Bergk'schen Schrift zum ersten mal st), aber sich zugleich mit dem erstern und mit nnten Goethe'schen Gedicht „Willkommen und sich in einer Abschrift in J. G. Jacobi's Nach- der Universitätsbibliothek zu Freiburg finde, he herrühre. Goethe habe, behauptet Bergk, Gedichte sicherlich zusammen als Beitrag für an Jacobi oder Heinse überschickt, und zwar r nach einer ersten Sendung vom 1. Decem- denn auch jene drei Lieder gehörten, wie diese ung, der sesenheimer Periode an. Weiter in der „Iris" 1775 und 1776 abgedruckten Freundin aus der Wolke" (unter welcher die Friederike zu verstehen ist), „Denkmal der t" und „Elegie" ebenfalls Goethe zugeschrie- end Düntzer und Stöber die beiden ersten klichen Lenz zugeschrieben hatten. Die „Ele- m Anfange „Langsam ziehen Wolken Wolken Bergk's Ansicht zufolge an Lilli gerichtet gewesen sein. Endlich findet sich in der „Iris" ein, wie die mei- sten Beiträge Goethe's mit P. bezeichnetes kleines epi- grammatisches Gedicht mit der Ueberschrift „Den Män- nern zu zeigen", welchem ebenfalls von Bergk die hohe Vaterschaft Goethe's zugewandt wird. Dem Epigramm ist ein Spruch aus dem ersten Buche Samuelis zum Grunde gelegt, und Bergk nimmt hiervon Anlaß zu der Bemerkung: „In der Bibel war Goethe von Jugend auf wohl bewandert und pflegte auch sonst Sprüche der Hei- ligen Schrift gern zu benutzen." Während Bergk es so unternommen hat, diese in der „Iris" enthaltenen Ge- dichte für Goethe zu retten, neigt auch er sich der Mei- nung zu, daß das Gedicht „Im Sommer" (mit dem Anfange „Wie Feld und Au so blinkend im Thau"), welches sich bekanntlich in Goethe's „Gedichten" (I, 64) abgedruckt findet, J. G. Jacobi angehöre, in dessen „Werken" (III, 108) es ebenfalls steht, nur unter der Ueberschrift „Sommertag". Für Jacobi spreche der Um- stand, daß dieses Lied sich auf einem eigenhändigen Blatte in Jacobi's Nachlasse mit andern Jacobi'schen Gedichten verzeichnet finde. Das „Weimarer Sonntagsblatt" be- merkt in Betreff dieses kleinen, aber schönen und Goe- the's selbst vollkommen würdigen Gedichts, daß der Nach- drucker Himburg dasselbe zuerst als Goethe'sches im Jahre 1779 gegeben, daß Jacobi es immer in seinen Werken, Goethe es erst nach Jacobi's Tode unter die seinigen aufgenommen habe. Bergk behauptet, daß auch sonst Fremdes durch Zufall in die Sammlung von Goethe's Gedichten eingedrungen sei, z. B. die Verse (III, 100): „Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump" u. s. w., welche eigentlich Lavater angehörten, und fügt dann hinzu: „Und so ist es nicht unmöglich, daß während Goethe gegen Eigenes wenig achtsam war, ein Gedicht von Ja- cobi Aufnahme fand."

Das wichtigste unter den von Bergk für Goethe in Anspruch genommenen Gedichten ist das siebente, „Fels- weihegesang an Psyche", und zwar deshalb, weil sich daran eine Misstimmung zwischen Goethe und Herder erzeugte, die zwar von beiden für längere Zeit überwun- den wurde, aber doch in einem Hauptpunkte eine Grund- verschiedenheit zwischen beiden Naturen hervortreten ließ,

die für ihr Verhältniß später mehr und mehr störend wurde. Dieses Gedicht wurde zuerst von Wagner aus Merck's Nachlasse mitgetheilt und von ihm wunderlich genug Herder zugewiesen. Der 1856 erschienene Briefwechsel Herder's mit seiner Karoline hebt aber jeden Zweifel, daß Goethe der Verfasser war und daß unter der „Psyche" (mit diesem Schmeichelnamen pflegte Herder seine Braut anzureden) keine andere Person gemeint ist als Karoline Flachsland selbst. Wir haben aus diesem Briefwechsel auch die Herder'sche Antwort auf das Goethe'sche Gedicht kennen gelernt. Herder fühlte sich durch dasselbe unangenehm berührt, man weiß nicht recht warum; wir vermuthen jedoch, in einem Anfalle von eifersüchtiger Stimmung; denn das ewige vertraut schwärmerische Spazierengehen seiner Braut mit dem liebenswürdigen, den Weibern gefährlichen jungen Goethe und der oft sehr enthusiastische Ton, womit Karoline in ihren Briefen über den beiderseitigen Freund spricht, waren wol geeignet, einige eifersüchtige Regungen bei Herder zu entschuldigen. Stark bleibt trotzdem in dem Herder'schen Antwortsgedicht die Stelle:

— — — ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang u. s. w.

Goethe schrieb hierauf an Herder: „So will ich Euch auch sagen, daß ich neulich über die Antwort auf die «Felsweihe» aufgebracht worden bin, und habe Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten; das «Götzenpriester» und «frecher Hand den Namen einzwang» war nicht recht" u. s. w. Die Wege zwischen dem weltlich-heidnischen Priester der Schönheit und dem christlichen Theologen scheinen sich schon hier dem Wesen nach geschieden zu haben, obschon Herder, trotz mancher mit unterlaufenden sehr spitzigen Bemerkungen doch noch um jene Zeit an Karoline schreiben konnte: „Goethe liebe ich wie meine Seele." Die letzten Deductionen Bergk's betreffen die „Neuen Arien zur ersten Scene in Erwin und Elmire", welche sich im Januarhefte des „Deutschen Mercur" 1776 finden.

Doch auch sonst enthält diese Schrift einiges Neue, z. B. in dem einleitenden Theil einen bisher ungedruckten Brief Goethe's an J. G. Jacobi aus Frankfurt vom 1. December 1774 datirt. In einer der nicht wenig zahlreichen Noten protestirt Bergk gegen die vielfach falsche Beurtheilung, welcher sich Lenz ausgesetzt gesehen habe, selbst von seiten Goethe's. Bergk behauptet, daß Lenz nicht, wie Düntzer in seinen „Frauenbildern" versichert, aus Lust zur Intrigue, sondern aus aufrichtiger wahrer Leidenschaft sein Verhältniß mit Friederike angeknüpft habe. In einer spätern Note erklärt es Bergk für gänzlich falsch, wenn man, wie Gervinus und Vilmar, den Satyros auf Basedow oder wie Riemer auf den Abenteurer Kaufmann bezogen habe; sondern im Waldteufel sei Heinse wie er leibt und lebt mit keckem unübertrefflichen Humor geschildert; Hermes sei Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern, Lene und Lotte. Das Stück gehöre deshalb auch nicht in das Jahr 1773, wie die Angabe in Goethe's Werken laute, sondern es sei im Spätjahr 1774 nach der Rückkehr von der Rheinreise verfaßt. Die philologische Mikroskopie und Correctionssucht verleitet jedoch den Verfasser zuweilen zu schwerlich stichhaltigen Hypothesen. In einer Abschrift des Liedes vom Veilchen, welches Goethe an Lottchen Jacobi geschickt hatte, fand er in der dritten Strophe „ertrat's" für „ertrat", und diese Lesart scheint ihm richtiger zu sein; Goethe habe offenbar schreiben wollen:

Ach, aber ach, da's (für „das") Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat's das arme Veilchen.

Wie jetzt die Stelle gedruckt ist, erscheint sie [illegible] aber viel naiver, und entspricht auch vollkommen [einer] oft von Goethe angewendeten Construktionsweise.

A. Oldenberg hat in einer instructiven Schrift „Grundlinien der Pädagogik Goethe's", alle pädagogischen Ideen des Dichters zu einem Ganzen zusammenzufassen gesucht. So viel und allseitig war die Lebensthätigkeit dieses Mannes, daß es kaum eine menschliche Angelegenheit gibt, über die man nicht aus seinen Schriften ein ähnliches Buch wie das Oldenberg'sche zusammenstellen könnte, und obschon vaterländische und politische Fragen ihm bei weitem ferner lagen als die, welche die innern häuslichen Angelegenheiten des menschlichen Geschlechtes betreffen, so enthalten seine Schriften doch selbst in dieser Richtung so vielen Stoff, daß sich ein Anonymus dadurch in Stand gesetzt sah, vor einigen Jahren ein Schriftchen „Goethe als Patriot und Politiker, wie er sich selbst dargestellt", in Frankfurt erscheinen zu lassen.

Als Rechtfertigungsgrund für seinen Versuch bezeichnet Oldenberg den organischen Zusammenhang, in welchem die pädagogischen Ideen Goethe's stehen, „weil sie aus einem Grundprincipe hervorgehen, das sich durch sein Leben unter dem Einflusse der Zeitgeschichte entwickelte". „Jenen Zusammenhang zu finden", fährt Oldenberg in seinem Vorwort fort, „war der Reiz und ist das einzige Verdienst meiner Arbeit."

Der Verfasser schildert zuvörderst Goethe als Pädagogen mit Bezugnahme auf einige persönliche Verhältnisse, entwickelt dann den Goethe'schen Erziehungsbegriff, geht sodann zu Goethe's Ansichten über die Kindheit und erste Erziehung, über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, über die Aufgaben der Väter und Erzieher über, stellt weiter zusammen, was Goethe über die Privatinstitute für Knaben, die Lehrmethode, die Bibel als Erziehungsbuch, die realistische Behandlung des Alterthums, die griechischen und römischen Classiker, über den religiös-historisch-sprachlichen und speciell den geschichtlichen Unterricht, über den Unterricht in den neuern Sprachen, Naturwissenschaften und Realien, über Anlage und Beruf, über die religiös-sittliche Erziehung, über die Erziehung durch den Irrthum und das Gesetz und über die Bildung der Phantasie gesagt hat, und schließt dann mit dem freilich in phantastischen Umrissen gehaltenen, aber die Wurzel seiner pädagogischen Ansich-

legenden Erziehungsschema, wie es Goethe in den
anderjahren" in der sogenannten „Pädagogischen Pro-
" aufgestellt hat, damit die Frage beantwortend: wie
Bedürfnissen einer umgewandelten Gesellschaft, eines
striellen Zeitalters aufs vollkommenste genügt und
die Persönlichkeit und die höhere Natur des Men-
gerettet werden könne? Den einzelnen Kapiteln,
anzen 19, sind gewichtige Sentenzen aus Goethe's
ften als Mottos oder Vorsprüche vorangestellt. Man
schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, wie reich
hier aufgehäufte pädagogische Material ist und wie
he das Gesammtgebiet der Pädagogik nach allen
ungen und bis in die kleinsten Theile durchdrun-
gat.

Die Erziehung aus dem Innern, „das Auferbauen
nnen heraus", bezeichnet der Verfasser als das Grund-
ip der Goethe'schen Pädagogik. Hieran knüpfen
folgende Gesetze: Alles was in und an uns ist,
in That verwandelt werden, also möglichste Thä-
; jedes Erziehungsmittel soll zugleich Zweck sein;
rziehung hat die Einheit der menschlichen Natur
wahren oder herzustellen; die Thätigkeit muß eine
de sein, die Kinder müssen zu Dienern erzogen
um Gehorsam angehalten werden, und da der Ge-
n aus der Ehrfurcht hervorgeht, so wird damit
ie religiöse Einheit möglich; jede Negation ist aus
rziehung zu entfernen. Nach diesen Grundsätzen
Goethe den jungen Friedrich Stein, der bekanntlich
em neunten Jahre in das Goethe'sche Haus auf-
men wurde und dort zwei Jahre wohnte, die er
ücklichste Periode seines Lebens nannte. Die Goe-
e Methode schlug an dem jungen Fritz Stein sehr
. „Ich habe Stein als ein pädagogisches Kunst-
ufmerksam betrachtet", schrieb Körner an Schiller,
eser antwortete:

ethe hat ihn eigentlich ganz erzogen und sich dabei ver-
ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer
r wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich mit
as man Genialität nennt, entzweit, weil er ohne eine
aren so gut und so schätzbar ist.

esen Einfluß seines Erziehers hat Stein in der
als ausgezeichneter preußischer Beamter und Wohl-
vieler hundert Blinden auf einen größern Kreis
gen.

ethe, der mit seiner Schwester nur für die kurze
es Umbaues seines väterlichen Hauses den Unter-
einer öffentlichen Schule genoß, war bekanntlich
oßer Freund des Schulwesens wie es ist. In
ng und Wahrheit" äußert er die harten Worte:
em man die zu Hause abgesondert, reinlich, edel, eb-
reng gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen
en hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlech-
Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil
Waffen und Fähigkeiten ermangelten, sich dagegen zu

führt auch Riemer unter den Tischgesprächen
nteinische Dispute über Goethe's paradoxe Maxi-
lle öffentlichen Lehranstalten in Deutschland auf-
zuheben und den Lehrsubjecten freizugeben, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten." Allerdings scheint es richtig zu sein, daß die öffentlichen Lehranstalten wie sie sind die Schüler, sowol ihre Körper als ihre Geister, zu sehr, zu frühe und zu lange Jahre hindurch in Beschlag nehmen und sie dem Familienleben in einer Weise entziehen, daß sie den Aeltern in einiger Zeit fast als Fremdlinge gegenüberstehen, und zwar in einer Periode, wo den jungen Pflanzen die Sonnenwärme der Aelternliebe noch sehr nöthig wäre; der Anblick mancher Ungerechtigkeiten und das hochmüthige, oft faustrechtliche Verfahren der durch Körperlichkeit, Geburt und die Stellung ihrer Aeltern begünstigten Schüler wirft schon früh in die Gemüther gerade der zarter Organisirten düstere Schatten; das Wissen und Lernen wird überhaupt zu sehr auf Kosten des Gemüthslebens, des ethischen Elements und einer praktischen Lebensauffassung gefördert und dadurch schon früh Eigendünkel und Suffisance statt wahren Ehrgeizes für alles Gute, Schöne und wahrhaft Menschliche erzeugt, und angestrengtes Arbeiten verfinstert den Sinn und untergräbt die Kräfte des Körpers gerade in einer Periode, wo dieser der allergrößten Schonung und Pflege bedarf. Goethe beklagte sich gegen Eckermann, daß die jungen Gelehrten, die ihn besuchen kämen, kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, dem Dämon der Hypochondrie verfallen seien.

Was unsereins Freude macht, äußerte er, erscheint ihnen nichtig und trivial, sie stecken ganz in der Idee, und nur die höchsten Fragen der Speculation sind sie zu interessiren geeignet. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiderbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er im vierzigsten sein?

Nach dem Vorbilde der Engländer wünschte er daher weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis, und er bemerkt: „Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen." Wenn es nämlich nicht schon zu spät ist! Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die öffentlichen Anstalten durch ihre Disciplin, durch das Gewühl der verschiedenartigsten Individuen, wie sie sich auf ihnen zusammendrängen, und durch die daraus hervorgehenden Conflicte für die Entwickelung und Kräftigung des Charakters nicht auch große Vortheile böten, die durch häuslichen Unterricht und selbst durch Privatanstalten nicht in dieser Weise zu erreichen sind. Thatsache aber ist, daß Goethe und so manche Maler, Bildner, Tonkünstler u. s. w., die nicht den ganzen Zwangscursus der Schule durchgemacht haben, in ihren Schöpfungen eine Heiterkeit, Frische, Ursprünglichkeit und Naivetät offenbaren, wie sie den durch alle Schraubenwerke der Schule Hindurchgetriebenen nur selten eigen sind. Zwar sind Gervinus, Hillebrand und auch der Verfasser des obengenannten Aufsatzes „Haus oder Schule?" im „Weimarer Sonntagsblatt" der Ansicht, daß es Goethe an eigentlichem Interesse für die Geschichte gefehlt habe, weil seine Erziehung

eine blos häusliche gewesen sei und seiner Jugend somit die Eindrücke eines äußerlich bewegten Lebens gefehlt hätten. Dagegen bemerkt Rosenkranz, dem wir hierin vollkommen recht geben: „Es hat einigen deutschen Professoren gefallen, Goethe den Sinn für Geschichte abzusprechen, aber einen «Götz», einen «Egmont» ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich."

Im übrigen empfehlen wir Oldenberg's Schrift nicht blos allen Goethe-Verehrern und allen denen, welche sich über Goethe auch nach dieser Seite hin unterrichten wollen, sondern auch allen eigentlichen Pädagogen, die darin reichlichen Stoff zu weiterm Nachdenken finden werden.

Es hat sich an die weimarische Literaturperiode ein ganz eigener Zweig von Literatur angelegt, die Literatur von minutiösen Untersuchungsacten über die Mädchen und Frauen, die mit den Koryphäen des weimarer Parnasses in nähere oder fernere Berührung gekommen sind. Düntzer ging mit seiner Schrift „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" voran, ihm folgte später Arnold Schloenbach mit „Zwölf Frauenbildern" und in letzter Zeit erschien J. E. Kneschke's Schrift „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt".

Auch diese Literaturgattung hat ihren Werth und ihre Bedeutung und bietet mannichfaches Interesse, besonders wenn sie wie bei Düntzer auf tiefern Forschungen beruht und wirklich Neues zu Tage fördert; aber es läßt sich gegen sie, zumal wenn sie in bloßes Fabrikat auszuarten droht, auch manches einwenden. Die Theilnahme an den eigentlichen literarischen Fragen und die Empfänglichkeit für den ideellen Gehalt dichterischer Schöpfungen wird nämlich gar zu sehr durch dieses maßlose Wühlen in blos persönlichen Bezügen beeinträchtigt, und Gedichte, die uns früher in ihrem geheimnißvollen Helldunkel lieb und werth waren, verlieren für uns ihren Hauptreiz, wenn wir erfahren, daß sie an dieses oder jenes zwar vielleicht sehr hübsche, aber sonst sehr unbedeutende Frauenzimmer gerichtet, bei diesem oder jenem sehr gewöhnlichen Vorfall entstanden waren. Sehr mit Recht bemerkte jüngst ein Recensent im „Leipziger Repertorium" von Gersdorf: „Das Aufzählen derselben (der rein persönlichen Beziehungen) trübt nur zu leicht das ideale Bild, welches der Dichter in uns hervorgerufen hat, und das möglichst rein zu erhalten gut und nütze ist." Und wahrlich, wir alle haben noch so viel Wichtigeres zu thun und zu studiren, daß es kostbare Zeit verlieren heißt, sich mit allen diesen zuweilen wol interessanten, noch öfter aber sehr uninteressanten Personen zu beschäftigen, welchen unsere Dichter eine häufig nur sehr flüchtige Aufmerksamkeit und Gelegenheitszuneigung schenkten. Außerdem werden uns auch über manche (wer denkt nicht an Elise Hahn, Bürger's dritte Gattin? an Friederike von Sesenheim? an Christiane Vulpius? an das dresdener Fräulein von Arnim und ihre Mutter?) sehr schlimme und dabei sehr dubiöse und vielleicht unbegründete Sachen berichtet, und wenn von unserer pietätlosen Zeit leider kaum noch irgendeine Ehrfurcht vor den im Grabe Ruhenden zu erwarten ist, so sollte man doch wenigstens bedenken, daß vielleicht noch Nachkommen und nahe Verwandte dieser Verunglimpften leben, deren Ehre und Namen dadurch mit betroffen wird. Denn in der Regel machen sich die Biographen nicht die Discretion, sondern die Indiscretion zum allein maßgebenden Gesetz, kennen keine Schonung, und wühlen gerade in Verhältnissen, die man am liebsten mit einem Schleier zudeckt, mit unverhehlter Schadenfreude und Wollust. Sie sagen vielleicht im Dienste der Wissenschaft; doch was kann die Wissenschaft von diesem Aufwühlen rein persönlichen Wustes gewinnen?

Nehmen wir z. B. die Mittheilungen Kneschke's über die sesenheimer Friederike. „Da trafen sich denn", erzählt er, „die Liebenden in der verschwiegenen Jasminlaube, während der Mond für sie Wache hielt. Und sie waren ganz allein — niemand störte ihr Flüstern und Kosen" u. s. w. Natürlich konnte dieser vertraute Umgang nicht ohne Folgen bleiben: Friederike hatte von Goethe ein Kind, welches bald nach der Geburt starb. Und wer ist Kneschke's Gewährsmann? Alexander Weil, der dies in seinen 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt" mitgetheilten Briefen aus Paris versichert. Und wer ist der Gewährsmann Weil's? Eine alte Bäuerin, Nachbarin Friederikens, die ihm so erzählt hat. Solch eine Stelle in Goethe's Bericht über seinen zweiten Besuch in Sesenheim wird dahin gedeutet. Die Stelle lautet: „Sie (Friederike) ging leise darüber weg, weil ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig blieb." Kneschke bemerkt hierzu in einer Note: „Wenn wir nicht irren, ist auch an dieser Stelle zwischen den Zeilen zu lesen, in welchem Zustande sich Friederike bei Goethe's Abschied befunden habe." Soll man aber so zwischen den Zeilen lesen? Und mischt nicht Goethe selbst Geständlich Wahrheit und Dichtung ineinander? Aeußerte er doch selbst gegen Eckermann in Bezug auf die sesenheimer Episode, daß in dieser Geschichte kein Strich zu halten sei, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden. Goethe's autobiographische Mittheilungen sind daher, wie auch Lewes in seinem Werke dies ausführlicher begründet, nur eine sehr unzuverlässige Quelle. Dagegen nennt Kneschke das alberne und böswillige Gerücht, daß Goethe's Sohn am Leben geblieben und, weil sein Vater sich nicht im geringsten um ihn gekümmert, Pastetenbäcker in Strasburg geworden sei, mit Recht ein lächerliches und leeres Geschwätz. Aber er will auf die hohe Autorität Weil's hin von Friederike noch mehr wissen; sie habe nämlich später mit dem katholischen Pfarrer des Orts, Rheinbold, vertrauten Umgang unterhalten und sei auch von diesem verführt worden. Hierdurch erklärt sich dies aus der Einsamkeit, in der Goethe sie zurückgelassen habe, und aus dem Liebesbedürfniß, welches in ihr durch das Brüten über der Erinnerung an Goethe erweckt und unterhalten worden sei; hätte Goethe seine Schuld gut gemacht und sie zur Frau genommen, so würde sie, wie dies bei vorzeitig sich opfernden liebesbedürftigen Mädchen ohne Zweifel häufig der Fall

raves und treues Weib und eine zärtliche Mutter den sein. Aber auch zugegeben, daß sich das alles halten haben kann, obschon uns das Zeugniß Weil's s einer boshaft geschwätzigen alten Bäuerin für nichts so sind wir doch entschieden der Ansicht, daß alles icht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört. Der nes bedauernswerthen Geschöpfs wird dadurch verpft — nichts weiter. Im übrigen meint es Kneschke len seinen Enthüllungen durchaus nicht böse; er Gegentheil ein human gesinnter Mann, der Goet den Frauenzimmern, denen er seine flüchtige schenkte und die er dann verließ, gern verheirathet möchte, und auch in dem Leben der sesenheimer ile erkennt er nur eine „rührende Tragödie".

legentlich eifert er ja selbst über die „Klatschten", wie sie namentlich über Christiane Vulpius lauf gesetzt wurden; er findet es mit Recht sehr in der Ordnung, daß gebildete ästhetische Frauen usdrücken wie „Küchenmagd" um sich geworfen daß unter anderm Frau von Stein sich so weit n habe, „die schlechte Meinung, welche sie un- Weise von Christiane hegte, auch auf deren Kind tragen, d. h. diesem schon im voraus das Los der hen Corruption zu prophezeien, während doch Auter ein sehr tüchtiger und hochgeachteter Mann geist". Es war aber auch gar zu arg! während den „Römischen Elegien" (welche Lewes, beisagt, „die vollendetsten Gedichte dieser Art in mmten Literatur" nennt) an irgendeine junonisch Römerin dachte, mit welcher Goethe ein romanVerhältniß unterhalten, stellt es sich heraus, daß len eines frischen deutschen Mädchens, eben dieliane Vulpius, es gewesen, an welchem Goethe ß seiner Hexameter „abtastete"! Derselben Perübrigens unter römischen Geschlechtsgenossinnen noch durch ihre Bildung hervorgeleuchtet haben widmete er seine „Metamorphose der Pflanzen", ie schöne Idylle „Der neue Pausias", an sie richmanches reizende Lied wie „Ich ging im Walde!" funden!" Diese Bevorzugung war ihr nicht en. Ja, wäre nur noch die strenge Kirchendes Mittelalters in Wirkung gewesen, so hätte die Genugthuung erleben können, den größten Dichter zur Seite seiner Christiane mit dem ze auf dem Kopfe vor der Kirchenthür aus- öffentliche Kirchenbuße thun zu sehen — zwar uspiel für Götter, aber für klatschhafte neidier. Doch Goethe lebte weder im Mittelalter em heutigen Hessen, und so geschah es, daß sfürst, Karl August, selbst bei Goethe's und ns Sohn Gevatter stand, was ihm der Himß, der stuttgarter Kirchentag aber nie verD.

kc hat wie Lewes viel Gutes über Christiane n, indeß ziehen wir es vor, hier eine weniger Mittheilung zu citiren, welche in dem obenAufsatz des „Weimarer Sonntagsblatt" über einen Besuch bei Goethe und Knebel enthalten ist. Frau von Knebel sagte der Verfasserin, Christiane sei sehr beneidet, und deshalb viel angefeindet und verleumdet worden; sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt, und Goethe habe seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach keine passendere Frau für sich finden können; immer sei sie nur bemüht gewesen, ihm sein Leben angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie", fuhr Frau von Knebel fort, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn zu wirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte viel natürlichen hellen Verstand." Auch der jüngere Voß urtheilte in seinen Briefen im ganzen sehr günstig von ihr; zwar warf er ihr Vergnügungssucht vor, aber für Goethe habe sie von jeher mit beispielloser Treue gewacht, und solange er (Voß) sie kenne, habe sie nichts gethan, was auch bei den strengsten Rigoristen ihrem Rufe schaden könne. Soviel wir uns erinnern, beschuldigt sie Lewes, so gut er auch sonst von ihr denkt, daß sie im Weingenuß nicht immer Maß zu halten gewußt habe und bringt dies damit in Zusammenhang, daß ihr Vater ein Trunkenbold gewesen; es solle deshalb auch zwischen ihr und Goethe zuweilen zu lebhaften Scenen gekommen sein. Vielleicht aber stammt dieser Klatsch aus derselben Quelle, aus welcher die Aufzählung der 17 Gläser Champagner herrührt, welche der junge August Goethe einmal hinuntergestürzt haben soll. Das heißt doch genau beaufsichtigen und nachzählen und mit solchen läppischen Dingen beschäftigte man sich in Weimar, wo die olympischen Götter des deutschen Literaturparnasses thronten!

Im übrigen enthält das fleißig compilirte Buch Kneschke's doch für die, welche sich nicht speciell mit diesem Gegenstande beschäftigen, vieles Interessante und kann namentlich Frauen empfohlen werden, denen es mehr um Unterhaltung als um Belehrung zu thun ist. Sie gewährt eine möglichst vollständige Uebersicht über die so zahlreichen weiblichen Bekanntschaften Goethe's und hat insofern auch ein culturhistorisches Interesse, als sie beweist, wie bis zur Leichtsinnigkeit ungezwungen der Verkehr beider Geschlechter miteinander damals war. Schiller zeigte sich bekanntlich weiblichen Einflüssen viel weniger zugänglich, und darin liegt auch zum Theil der Grund, daß er seine Frauengestalten mit einer mehr reflectirten als empfundenen Idealität umkleidete, die mit der Wirklichkeit wenig gemein hat, daß, um mit dem Verfasser zu sprechen, „keine Schiller'sche Frauengestalt in so reichem Maße wie die Goethe'schen des Weibes bestes Erbtheil und schönsten Schmuck besitzt, jene Naivetät und Ursprünglichkeit des Denkens und Empfindens nämlich, sowie jene Grazie des äußern Thuns und der Erscheinung, um derentwillen wir Männer das andere Geschlecht beneiden und doch zugleich lieben". Schließlich möchten wir hier nur noch beiläufig die Frage anregen, woher es kommt, daß die Verhältnisse der Dichter zu den Frauen ein so häufiger Gegenstand kritischer Untersuchung sind, äußerst

ſelten aber die der Tonkünſtler und bildenden Künſtler. Sollten dieſe wirklich den Einflüſſen des Weibes, die doch namentlich dem Maler und Bildhauer ſo nahe gerückt ſcheinen, auf ſich und ihre Kunſtweiſe weniger ausgeſetzt ſein? Dieſe Frage ſchiene uns in der That werth, einmal einer nähern Prüfung unterworfen zu werden, obſchon es an novelliſtiſchen Darſtellungen, denen die Beziehungen von Künſtlern zu dem weiblichen Geſchlechte zum Grunde gelegt ſind, allerdings nicht fehlt.

Goethe oder Schiller! das iſt heutzutage beinahe ein literariſcher Schlachtruf wie im Mittelalter „Guelfe oder Ghibelline!“ Erſt in jüngſter Zeit haben die Journale wieder mehrere Parallelen zwiſchen beiden großen Dichtern gebracht, mit deren Lectüre ſich nur der Uebelſtand verbindet, daß man lange Auszüge aus ihren Briefen und Schriften, die man ſchon zehnmal an verſchiedenen Orten geleſen hat, zum elften und zwölften male zu leſen genöthigt iſt. Auch weiſt es ohne Zweifel auf einen Mangel im deutſchen Nationalleben hin, daß die Discuſſion über beide Männer ein gar ſo breites Terrain in der Literatur einnimmt; weshalb auch die „Westminster review“ jüngſt den Deutſchen ihre „idolatry for their two great poets“ zum Vorwurf macht. Nun verkennen wir freilich nicht, daß es ſich dabei um die Durchführung und Begründung gewiſſer principieller Fragen handelt, und daß, indem der eine für Schiller, der andere für Goethe kämpft, jeder nur ſeine eigene Sache verficht und ein Princip vertheidigt, welches ihm das theuerſte iſt. Aber knüpfen ſich nicht auch die wichtigſten Principien an Voltaire und Rouſſeau, und erreicht die dieſe beiden Männer betreffende Literatur in Frankreich auch nur den zwanzigſten ja funfzigſten Theil von dem Umfang und der Maſſe unſerer Goethe- und Schiller-Literatur?

Der Medicinalrath A. Clemens in Frankfurt hat in ſeiner kleinen aber geiſtvollen Schrift „Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart“ ebenfalls eine Parallele zwiſchen beiden Dichtern gezogen. In der Vorrede erzählt uns der Verfaſſer, daß er dieſe Abhandlung ſchon im Herbſte 1855 verfaßt habe, als ſich in Frankfurt der Schiller-Verein conſtituirte. Die Abhandlung hatte Unglück; ſie wurde dem Verfaſſer von mehreren Buchhändlern und Redactionen zurückgeſchickt. Inzwiſchen erhielt er im November 1856 einen Brief von einer entfernten Freundin, in welchem zu der Mahnung Veranlaſſung genommen war: „Und Sie, mein Freund, Sie ſchweigen ſo ſtill bei dem Treiben einer gewiſſen Partei, die jetzt überall Schiller weit, weit über Goethe ſtellt?“ Hierdurch fühlte ſich der Verfaſſer angeregt, ſeine bereits verdrießlich beiſeite geſchobene Arbeit wieder aus dem Pulte hervorzulangen und an die Zeitſchrift „Deutſchland“ zu ſchicken, welche ſie auch aufs bereitwilligſte abdruckte. „Sollte nicht“, fragt der Verfaſſer im Vorwort, „die Art und Weiſe, wie ihrer Veröffentlichung ſo manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, als Symptom auf eine Krankheit hindeuten, welche die entfernte Freundin mit Namen genannt?“ Der Verfaſſer ſpricht nämlich bei aller Ehrfurcht vor Schiller's großem Charakter und hervorragenden geiſtigen Gaben in ſeiner Schrift die Anſicht aus, daß der pathologiſche Grund in Schiller's Charakter — Unzufriedenheit war: „Unzufrieden war er mit der Welt, wie ſie ihm erſchien, unzufrieden mit der Lage des Menſchengeſchlechts, unzufrieden mit ſeiner eigenen, mit ſich, ſeinem Bildungsgange, ſeinen Leiſtungen, ſeinen Verhältniſſen.“ So ſtand Schiller in ſeinen Dichtungen zwiſchen dem Wirklichen, das ihn nicht befriedige, und dem Idealen, das er nie erreichen könne. Darum gefalle er ſo ſehr der Jugend, „jener glücklichen Zeit der Excentricität, wo wir ſo unbefangen, keck, ſelbſtgefällig und ſtudentenmäßig zum erſtenmale in die unſerer Meinung nach ſo ärmliche Wirklichkeit der Welt ſchauen“; darum ſei er der Gott der Frauen, „die ſich in einer der Jugend ähnlichen Gemüthsverfaſſung befinden“. Den Vorrang, den nun gerade die Gegenwart Schiller einräumt, ſcheint ihm keinen ſehr erfreulichen Grund zu haben: er liege in der anmaßenden Subjectivität unſers Zeitalters. „Auf Goethe'ſche Objectivität und Objectivität“, bemerkt der Verfaſſer, „wird man auf Eiſenbahnen nach materiellen Genüſſen dahineilendes Zeitalter wol verzichten müſſen.“ Natürlich will der Verfaſſer damit nicht im entfernteſten ſagen, daß Schiller dieſer materiellen Richtung irgend Vorſchub leiſtet; das wäre eine Läſterung gegen dieſen verehrungswürdigen Dichter. Aber man kann ſehr materiell, nicht gerade ſehr gutartig und human ſein und ſich mit Vorliebe in dem Reiche idealer Anſchauungen bewegen; denn dieſe auf das Leben anzuwenden wird niemand verlangen, ſie ſind daher ſehr wohlfeil, koſten kein Opfer. Das iſt nun gerade in unſerer Zeit nur allzu häufig der Fall. Sehr viele fliehen die Poſtulate der chriſtlichen wie der praktiſch-humanen Moral, weil man von dem, der ſich zu ihnen bekennt, auch verlangen darf, daß er ſie im gewöhnlichen Leben in Uebung bringe; aber man brüſtet ſich mit Maximen, die eigentlich nur für Götter, Halbgötter und Heroen paſſen. Hierauf zum Theil wenigſtens iſt der große Einfluß, den die idealiſtiſche Poeſie Schiller's in unſerer Zeit ausübt, zurückzuführen. Mit Berufung auf Schiller kann jeder ſich ſagen: die Welt iſt ſchlecht und gemein, alſo habe nicht nöthig, zu ihrer praktiſchen Beſſerung Hand mit anzulegen; es gibt noch eine ideale Welt, als deren Bürger ich bin; wenn mir dieſe bleibt, was kümmert mich jene? Freilich hört man dergleichen nicht gern, und ſo mochte auch Clemens, der ſich in ähnlichem Sinne, wenn auch mit andern Worten ausſpricht, allerlei Mühe haben, ſeine Abhandlung unterzubringen.

Wenn wir übrigens ſein Schriftchen recht angelegentlich zur Lectüre und Prüfung empfehlen, ſo geſchieht dies zum Theil im eigenen Intereſſe, denn es befindet ſich darin ſehr wenig, was nicht mit unſern eigenen Anſichten vollkommen übereinſtimmte. So beſonders, wenn Clemens über den Mangel an eigentlich nationalpolitiſchem Sinn beider Männer ſagt. Wenn Schiller

andsgefühl allerdings betonte, so hat er doch faſt
s das deutſche Vaterlandsgefühl betont, und
iefwechſel beider Männer zeigt zur Genüge, wie
ſie von den Kriegsſtürmen berührt wurden, welche
land damals umtobten und in ſeinen Grundfeſten
erten. „Wir ſtreiten über Ideen und verlieren
rovinz nach der andern an den der Realität hul-
n Nachbar", bemerkt Clemens in dieſer Hinſicht.
chiller blühte die Freiheit nur im „Reiche der
", und wenn er einen Autokraten durch ſeinen idea-
n Poſa auffordern ließ, Gedankenfreiheit zu geben,
er doch nirgends die politiſchen Bedingungen auf-
unter denen Gedankenfreiheit allein möglich und
ich iſt. Ein Demokrat, zu dem man ihn heut-
ſo gern ſtempeln möchte, war er nicht, nicht ein-
n Conſtitutioneller. Gegen die Herrſchaft der
it hat er ſich häufig ausgeſprochen, nicht blos in
Dichtungen, ſondern auch in ſeinen philoſophiſchen
n, z. B. in ſeiner Beurtheilung der Solon'ſchen
erfaſſung: „Alle großen Verſammlungen haben
ine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge; alle
aber Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Despotis-
ng rein zu erhalten." Was Goethe betrifft, ſo
er dem Alba die Worte in den Mund, die auch
Glaubensprincip bilden: „Was iſt Freiheit?
des Freieſten Freiheit? Recht zu thun! Daran
kein König hindern. Nein, ſie glauben nicht
zu ſein, als bis ſie ſich und andern gehörig
önnen." Schon früh war er der ſehr bequemen
vgl. das Gedicht „Felsweihgeſang der Pſyche"):

Da wo wir lieben,
Iſt Vaterland,
Wo wir genießen,
Iſt Hof und Haus.

er modificirte er wol dieſe allzu bequeme Vater-
ht ein wenig, ja er feierte ſelbſt in „Epimeni-
achen" die Befreiung des Vaterlandes, aber
:

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan —

um einige Jahre zu ſpät, um noch Werth
. Goethe und Schiller ſind uns Deutſchen
ch viel, aber als die einflußreichſten Män-
Deutſchland gehabt hat, hätten ſie uns noch
viel mehr ſein können, wenn ſie direct auch
rlandsintereſſe wahrgenommen und die Bloß-
d Heilung der ihnen wohlbekannten nationalen,
und ſocialen Gebrechen Deutſchlands entſchie-
griff genommen hätten. Denn man muß ſich
inen vier Vaterlandspfählen wohl und ſicher
enn die Früchte des von Goethe und Schiller
allgemein menſchlichen Evangeliums gedeihlich
wachſen ſollen. Die Verwirrung, die bei uns
alpolitiſchen Angelegenheiten herrſcht, ſchreibt
ht zum Theil daher, weil dieſe Männer von
utorität uns in dieſer Beziehung ſo ſehr im
ſſen haben.

Heinrich Döring, der ſich um die Populariſirung unſerer claſſiſchen Autoren gewiß manche Verdienſte erworben, hat in ſeinen poetiſchen Lebensbildern „Goethe und Schiller" den ganzen Lebenslauf beider Männer in Verſe gebracht, und es finden ſich darin Strophen wie folgende:

Den „Ew'gen Juden" ließ er troſtlos wandern
Durch ferne Länder, wählte ſich dann zart
Zum Helden Joſeph, und in einem andern
Gedicht beſang er Chriſti Himmelfahrt.

Oder:

In dieſem jugendlichen Uebermuthe
War ſein Genoß ein Freund, der Behrisch hieß —
Stets muntrer Laune, und von heißem Blute —
Der aber Leipzig wieder bald verließ.

Oder über Schiller:

An Kleidung völlig gleich den Offizieren
Mußt' er, wie ſie in ihrem Kriegerſtand,
In eine Uniform die Glieder ſchnüren,
Woran ihn eine ſtrenge Vorſchrift band.

Ferner:

Die Art des Vortrags nur war es geweſen,
Was über ihn verhängt dies Misgeſchick;
Denn als er ſelbſt das Trauerſpiel geleſen,
Nahm Frau von Kalb ihr Urtheil ſchnell zurück.

Manche Strophen ſind wol beſſer gerathen; aber die Mehrzahl derſelben iſt den angeführten an Werth gleich oder ähnlich. Und doch darf man annehmen, daß die Dichtung aus wirklicher Begeiſterung für den Gegenſtand hervorgegangen iſt.

Eine Sammlung mit Verſtand und Weisheit ausgewählter Goethe'ſcher Kernſprüche, aber nur aus des Dichters proſaiſchen Schriften, enthält der erſte Theil des von uns in Nr. 21 kurz beſprochenen nachgelaſſenen Sammelwerks von E. von Feuchtersleben „Geiſt deutſcher Claſſiker". Die darin mitgetheilten Aphorismen ſind unter folgende Ueberſchriften gebracht: „Welt", „Leben", „Menſchen", „Erziehung", „Frauen", Liebe", „Glück", „Charakter", „Kunſt", „Poeſie", „Literatur", „Geſchichte", „Philoſophie", „Religion". Das Vorwort enthält eine kurze treffende Charakteriſtik Goethe's, aus der wir folgende Worte hervorheben:

Goethe! — Welche Welt von Vorſtellungen thut ſich vor uns auf, wenn wir dieſen Namen nennen! Es iſt nicht das Leben eines Menſchen, was er bezeichnet, es iſt eine ganze Zeit, eine Bildungsepoche, der wir ſelbſt angehören. ... Man beurtheilt Goethe ſehr einſeitig, ja völlig irrig, wenn man ihn blos als Dichter auffaßt. Die Poeſie war nur ein Theil ſeines Weſens und ſeiner Beſtrebungen. Dieſe gehörten der Welt, dem Leben, der Wiſſenſchaft im Großen, Ganzen an. Sein Leben bezeichnet den Bildungsgang einer ganzen Zeit, und ſeine Werke müſſen nicht, wie die anderer Dichter, blos an ſich, ſondern als Fragmente ſeiner Biographie, die ſie zuſammengenommen darſtellen, betrachtet werden. Sie drücken Bildungsſtufen aus. Darum iſt ſchon an den poetiſchen die Vielſeitigkeit, die nicht ihresgleichen in der Welt der Dichtkunſt hat, das Hervorſpringendſte.

Aber auch in den wiſſenſchaftlichen Regionen, ſoweit er ſich mit ihnen einließ,

drang der gewaltige Geiſt bis in die innerſte Tiefe, und es bezeichnet ihn, daß er überall mit dem Gegenſtande ſelbſt gleich-

sam eins und verwachsen, das Lösungswort des Räthsels aussprach. Das war Goethe — und die Zeit ist ihm so wenig vorangeeilt, daß vielmehr noch viele Zeiten verrinnen werden ins Meer der Ewigkeit, ehe die Zeit reif genug sein wird, ihn völlig zu begreifen.

Das Material über Goethe, überall hin zerstreut, wächst uns unter den Händen, und man wird es uns vielleicht Dank wissen, daß wir hier zum Schluß noch auf einzelnes aufmerksam machen. Zuvörderst nennen wir ein paar interessante Briefe Goethe's an Klinger aus dem Jahre 1814, welche J. W. Appell schon zu Anfang des vorigen Jahres im „Frankfurter Museum" aus dem Nachlaß des russischen Staatsraths und dorpater Professors Karl von Morgenstern mitgetheilt hat; ferner einen erst seit kurzem wieder aufgefundenen und in der Beilage zu Nr. 128 der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Brief Goethe's an Peter Cornelius vom 8. Mai 1811; einige in d. Bl. (Nr. 1 und 12) zuerst abgedruckte Briefe Goethe's; die „Frankfurter Anmerkungen" zu Goethe's „Aus meinem Leben" und O. Schade's „Weimarische Didaskalien", die namentlich auch über das Verhältniß Goethe's zu Corona Schröter berichtigende Auskunft geben, in den jüngsten Heften der „Minerva"; den sehr anziehenden Bericht Victor Cousin's in seinen „Fragments et souvenirs" (dritte Ausgabe) über seinen Besuch bei Goethe im Jahre 1817; sodann eine mündliche Mittheilung des Professors Nicolovius in Bonn, eines Großenkels Goethe's, welche sich im ersten Bande von F. W. Krug's Autobiographie „Zehn Jahre aus meinem Leben" findet, worin es heißt: Goethe habe zuletzt den größten Theil der Menschheit, das sogenannte „Menschenpack", immer gründlicher verachten gelernt, je mehr man vor ihm gekrochen sei und ihm geschmeichelt habe. Diese Verachtung habe er oft in frappanten Aeußerungen des Ueberdrusses und Ekels und in den bittersten Sarkasmen Luft gemacht. Oft wenn ihm ein Hofmann bei einem glänzenden Hoffeste auf eine fade Weise mit irgendeiner schalen Bemerkung oder groben Schmeichelei angeredet, habe er sich umgewendet und in seinem großen Auge eine helle Thräne zerdrückt. Endlich möchten wir noch auf eine Zurechtweisung aufmerksam machen, welche Düntzer in Nr. 119 und 120 der „Allgemeinen Zeitung" dem Verfasser des „Rheinischen Antiquarius", Herrn von Stramberg, angedeihen läßt, der dreist genug war, Goethe und Lafontaine (damals Feldprediger beim Regiment Thadden) zu beschuldigen, daß sie beide gedungene Helfershelfer Lombard's gewesen; namentlich sei Goethe dazu angestellt gewesen, die Gerüchte „um das" schreckliche Wetter während des Feldzugs in der Champagne zu verbreiten. Diese Beschuldigung ist eigentlich zu albern, um einer ernsten und ausführlichen Widerlegung zu bedürfen. Stramberg nennt dabei sowol Goethe als Lafontaine „Schreiber". Ob eine so dreiste Verunglimpfung eines so großen Namens bei einer andern Nation als der deutschen wol auch nur denkbar wäre?

Hermann Marggraff.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg.

Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eich
und vormaliger Vicekönig von Italien u. s. w., in den
zügen seiner Zeit. Ein Heldenbild des 19. Jahrhun
zugleich eine Entgegnung auf die „Mémoires du duc
Raguse". Von Franz Joseph Adolf Schneidau
Stockholm, Mauß. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Das letzte Werk des fruchtbaren Verfassers, welcher
Juli des vorigen Jahres unerwartet schnell zu Marienba
storben ist und gewiß zu den fleißigsten Compilatoren der G
wart gehörte. Große Hoffnungen, schreibt der Verleger,
der Verstorbene auf diese seine letzte literarische Arbeit
deren Zueignung Ihre Majestät die Königin von Sch
und Norwegen anzunehmen geruht habe. Dies Werk als
jahrelanger Forschungen sollte zugleich durch treue Darst
der Ereignisse die niedrigen Angriffe widerlegen, welche
der Marschall Marmont in seinen Memoiren gegen den
maligen Vicekönig und gegen die Wahrheit erlaubt hat.
diese Absicht als eine ehrenhafte und vollkommen bere
anzuerkennen ist, so schwächt der Verfasser die Wirkung
selbst durch die Hyperbeln seines Vorworts, welche in
unbefangenen Leser, der die Auszeichnung der Hochgef
nicht so zu würdigen versteht, ein gewisses Misbehagen
Mag es dem Verfasser Ernst gewesen sein, wie wir auf
glauben wollen, mag er auch diese Werte in dem Gefü
die Erlaubniß, sein Werk der erlauchten Tochter seines
zu Füßen legen zu dürfen, mit allem Recht gebraucht h
so wäre es mehr im Interesse der beabsichtigten Wirkung
die Leser gewesen, wenn er erst die Thaten des edeln
hätte sprechen lassen und aus ihnen dann die tönende
rakteristik gegeben hätte. Die captatio benevolentiae
gar zu oft in Verstimmung über. Man urtheile selbst:

„Wer kennt nicht das alte deutsche Lied: «Prinz E
der edle Ritter», welches Tausende gesungen haben, m
Tausende begeistert und erhoben hat? Allein die Geg
kennt nicht und kann und darf nicht kennen diesen ein
Eugen als «edeln Ritter» und großen Kriegshelden; es
außer diesem Eugen, dem edeln Ritter, der «wollt dem
wied'rum kriegen Stadt und Festung Belgarad», noch
zweiten Eugen, «den edeln Ritter» und ruhmreichen
herrn und Kriegshelden, jenen Prinzen, welcher des
Heinrich Grazie mit Bayard's Tapferkeit und Tadellos
Turenne's Klugheit mit Catinat's Bescheidenheit paarte."

Ob der Held, den auch wir wegen seines edeln Cha
und seiner ausgezeichneten militärischen Talente hoch
wie hier gesagt wird, dem andern Eugen, dem Krieg
Savoyen, als Feldherr ebenbürtig an die Seite gest
werden verdient, bedarf wol kaum der Erörterung.
wollen uns lieber an das Werk selbst halten. Der Ver
hat sich wiederum, wie in seinem frühern Lebensbilde
Prinzen Wilhelm von Preußen, nicht die Aufgabe ge
„den Fürsten Eugen in seinem Amte, an seinem Hofe,
ner Familie, in dem Vaterlande oder in dem Auslande,
er zugleich in der Hand den Scepter und das Kriegsc
hielt, Gesetze und Recht handhabte und Schlachten
u. s. w. darzustellen". Wir fragen: warum nicht?
wäre erst das vollkommene Bild geworden, das wir
Freuden empfangen hätten, dagegen eine „Gesammtzeich
aller jener Feldzüge in Italien, Deutschland, Ungarn,
und Rußland, in welcher er als commandirender General
besondern Heeres oder eines bedeutenden Armeecorps
treten ist", durchaus kein literarisches Bedürfniß war.
diese Weise ist nur ein Buch gemacht worden, das
Kritik dieselben Erfahrungen erleben wird, wie das
wähnte über den Prinzen Wilhelm von Preußen. Wir
dauern das wegen des darauf verwendeten Fleißes und
andern Verdienste.

Die erste Abtheilung ist als Einleitung bezeichnet

ie Herkunft Eugen's, und wie er, kaum 12 Jahre alt, Vater in das Lager und die Schlacht gefolgt sei, als ges Heldenbild, dem zarten Max Piccolomini im praterlager vergleichbar"; dann wie er unter Hoche die he Laufbahn weiter gegangen und seinem Stiefvater lien und Aegypten gefolgt ist, bei Marengo sich ausht hat und in der ruhigen Zeit von 1801—4 zum berſten sämmtlicher reitenden Jägerregimenter aufgest. Sein glückliches Wirken als Vicekönig von Itach von Anfang an, wird kurz berührt und mit einer elle bekräftigt. Wir begegnen in der nur 11 Seiten Einleitung 11 solchen eingestreuten poetischen Stellen! gluſſe wird ebenfalls nur kurz die Vermählung Eut der schönen und liebenswürdigen Prinzessin Amalia von Baiern berichtet. Wir hätten aber gern mehr Familienleben des erlauchten Paars gelesen.

zweite Abtheilung enthält den Feldzug von 1809 und Eugen als commandirenden General der italienischen Der Verfasser hat diesen Feldzug bereits in einem igen Werke dargestellt, allerdings auch die folgenden en 1812—15. Um so mehr drängt sich die Frage arum er sie jetzt noch einmal, ausführlicher als der dingt, abhandelt? Wenn er die Geschichte Eugen's, königs von Italien, als Feldherr schreiben wollte, so ch alles, was nicht unmittelbar auf seine Operationen t oder mit ihnen im engern Zusammenhange stand, faßt werden, namentlich alle eigentlich politischen Ver- en der Staaten. Hier stoßen wir noch auf eine zweite fühlt ein deutscher Professor sich berufen, die Thaten öſiſchen Armee gegen Oesterreich, unter dessen Adler , wie das Manifest des Erzherzogs Karl sagte, die Deutschlands sich geflüchtet hatte, zu verherrlichen, meidet er nicht wenigstens die offenbare Parteinahme Fremdherrschaft, welche den Deutschen aufgezwungen nennt es Aufwiegeln, wenn Oesterreich sich Hoffnunt von den ehemaligen preußischen, hessischen und seien frühern Unterthanen; er misachtet die patriotischen gen in Deutschland, welche dem französischen Ein- Ende machen wollten und nennt eine Reihe der Namen mit wahrer Geringschätzung. Es thut weh, sen, selbst hier, wo allerdings Baiern, des Verfassers Vaterland, mit Napoleon ging und für seine Errun- Tirol streiten mußte. Auch in Italien nimmt der Partei für die französische Herrschaft. „Der Krieg sollte die große Frage entscheiden: ob dieses schöne r den Scepter Oesterreichs und die Regierung einer iner Fürsten zurückkehren oder ob es fortfahren sollte, bhängigen (!) Staat zu bilden, der sich bald die binsel aneignen mußte?"

erfreulicher ist die gelungene Schilderung der edeln nswürdigen Persönlichkeit des ritterlichen Helden, Verfasser der Darstellung seiner ersten Feldherrnruschickt. Die Erzählung der Kriegsbegebenheiten kannten und bewährten Quellen. Vom militärischen kte würden wir manches zu erinnern haben, z. B. sonderbare Uebersicht der Streitkräfte und gegen Detail der Kriegshandlungen; aber das Werk soll ja gsgeschichte für Leser von Fach sein. Auch kann von dem Schriftsteller von Fach fordern, daß er die urch eine auf reifes militärisches Urtheil gestützte läutern und zu vermitteln verstehe, jeder andere diesem, bald jenem Führer, der ihm zusagt, folgen. Die Erörterung über den Rückzug des Erzherzogs us Italien, nach Pelet. Doch lesen wir nach deutchten auch schöne Waffenthaten der Oesterreicher, und militärisch erzählt sind, so Hensel's Vertheidi- Malborghetto. Die italienische Armee folgte bekannt- fortwährenden Gefechten dem Feinde, erhielt dann bei Wien mit Napoleon's Hauptmacht, die bei Aspern geschlagen worden war, zu vereinigen und wurde bei Neustadt von dem Kaiser gemustert, welcher seinen Stiefsohn für seinen glücklichen Feldzug mit Lob überhäufte. Der Sieg von Raab erhöhte seinen Ruhm. Sehr ausführlich ist die Schlacht von Wagram erzählt; der Verfasser entschuldigt das mit der Größe des Stoffs. Daß sie den Ruhm Eugen's in diesem Feldzuge vervollständigt habe, können wir nicht zugeben, da er in der ihm angewiesenen Stelle nicht besonders hervortreten konnte und die Entscheidung der Schlacht auf dem linken Flügel des Feindes lag. Auch Wrede's wird gedacht, welcher mit den Baiern bei Wien stand und wiederholt um Erlaubniß bat, vorzurücken. Napoleon's Antwort: „Est-ce que la tête lui brule déjà?" (Brennt ihm der Kopf schon?) ist aber merkwürdig ungeschickt übersetzt: „Ha, ist sein Kopf schon im vollem Feuer?" Nach der Schlacht wurde Eugen mit der Unterdrückung der neuen tiroler Erhebung beauftragt; sie schließt den Abschnitt.

Die dritte Abtheilung umfaßt den Feldzug von 1812, in welchem der Vicekönig das vierte Corps der Großen Armee befehligte. Die Geschichte dieses Feldzugs ist so oft erzählt, daß wir auch hier nichts Neues erfahren und nur unter den Quellen eine der wichtigsten und neuesten, Toll's „Denkwürdigkeiten", wenig benutzt finden, während dagegen Beitzke vielfach als Autorität angeführt wird. Ebenso vermissen wir die an gewissenhafter militärischer Kritik ausgezeichnete „Geschichte der Feldzüge in Europa" u. s. w. des Obersten Schulz. Was die Truppenführung des Vicekönigs von Italien speciell betrifft und manchen kleinen Charakterzug, welcher von ihm in den zahlreichen Werken über 1812 erzählt wird, hat der Verfasser fleißig gesammelt und betreffenden Orts in das rechte Licht gestellt, auf das schöne Beispiel von Hingebung weisend, das er auf dem unglücklichen Rückzuge überall gegeben hat. Daß die Schrecken desselben nicht abermals ausgemalt werden, können wir dem Verfasser nur danken. Als auch Murat die Trümmer der Armee, die er nach des Kaisers Abreise befehligte, verlassen hatte, übernahm Eugen das Obercommando, in welchem er durch Napoleon von Paris aus bestätigt wurde.

In der vierten Abtheilung behandelt der Verfasser den Feldzug von 1813. Wunderlich klingt es freilich, den Vicekönig im französischen Stil auch hier als Befehlshaber der „Großen Armee" bis zu Napoleon's Ankunft in Sachsen bezeichnet zu sehen. War es aber nur eine geringe Streitmacht, die er wieder organisirt hatte und befehligte, so entledigte er sich des schwierigen und ruhmvollen Auftrags, der ihm geworden war, um so mehr mit Ehren. Seine Maßregeln werden nach bewährten Quellen dargestellt. Wir folgen ihm dann als Befehlshaber der Avantgarde Napoleon's und umkehrend zur Schlacht von Großgörschen, wo sein Eintreffen die gefährliche Krisis günstig wendete. Von Dresden aus, welches er mit dem elften Corps zuerst wieder besetzte, wurde er vom Kaiser nach Italien gesandt, um für den bevorstehenden Bruch mit Oesterreich Vertheidigungsmaßregeln zu treffen. Am 12. Mai 1813 sagten sich Napoleon und Eugen — ein ewiges Lebewohl!

Die fünfte Abtheilung stellt uns den Vicekönig wieder als Obergeneral einer selbständigen Armee dar, während der Feldzüge von 1813 und 1814 in Italien. Für diese Feldzüge mußte aber ein Heer erst gebildet werden. Die außerordentliche Thätigkeit, die er entwickelte, machte es möglich, daß bis Mitte Juli eine Streitmacht von einigen 40000 Mann organisirt war, die in drei Lieutenancen, jede zu zwei Divisionen, eine Reservedivision, die Reserveartillerie und eine Cavaleriedivision eingetheilt ihre Stellungen gegen die österreichische Grenze einnahm. Eugen verlegte sein Hauptquartier nach Udine. Ihm gegenüber an die damaligen Grenzen der österreichischen Monarchie rückte das Heer von Inneröſterreich unter Hiller. Die Operationen begannen mit dem Vordringen desselben nach Kroatien, wo das tapfere und treue Volk sich sofort für das angestammte Kaiserhaus erhob. Wir folgen den weitern Kriegsbegebenheiten, für deren Darstellung der

Verfasser besonders das letzte Werk des Feldzeugmeisters Welden benutzt hat. Der Vicekönig wurde durch seine Generale schlecht unterstützt, der Mangel in der Führung machte sich überall fühlbar, und bestätigte die nie genug zu beherzigende Wahrheit, daß alle persönliche Tapferkeit die fehlende Intelligenz in der neuern Kriegführung nicht zu ersetzen vermag. Zu diesem Unglück kam noch der Abfall Murat's, welcher um jeden Preis König bleiben wollte. Eugen wurde dadurch in die gefährlichste Lage gesetzt: mit seiner geringen Macht auf zwei Fronten zu kämpfen. Die Geschichte hat es anzuerkennen und der Verfasser setzt es gegen die neuerdings erhobenen Verdächtigungen in das schönste Licht, daß Eugen, seinem Wahlspruch: „Ehre und Treue!" gemäß, allen Lockungen des Murat'schen Beispiels, sich eine Selbstherrschaft zu erringen, widerstand, daß er die Einladungen, gemeinschaftliche Sache mit den alliirten Mächten zu machen, standhaft von sich wies, wie sehr sie auch durch seinen Schwiegervater, den König von Baiern, durch die eigene Sorge um seine Gemahlin und Kinder, selbst durch die Stimmung die sich in Italien regte, unterstützt wurden. Er antwortete dem bairischen Offizier vom Generalstabe, Prinzen von Thurn und Taxis, der als Unterhändler zu ihm geschickt war, daß er dem Volke, welches ihm so viel Beweise von Liebe gegeben habe, wol sein Leben, aber nicht seine Ehre aufopfern könne; es sei vor wenig Tagen eine Deputation des Senats aus Mailand zu ihm gekommen, die um Erlaubniß gebeten, ihn durch eine Volksbewegung zum König von Italien ausrufen zu lassen, er habe dies streng untersagt und mit Anzeige des Vorhabens an den Kaiser gedroht. Dabei verhehlte er sich die Gefahr nicht, in welcher er selbst mit seinem Hause schwebte, versicherte jedoch dem Offizier, daß seine Gemahlin erklärt habe, das härteste Schicksal mit ihm theilen zu wollen, überleben werde sie es aber nicht, wenn er seinen Kindern das Erbtheil eines Verräthers hinterließe.

So zerschlug sich diese Unterhandlung, von welcher der Vicekönig pflichtgetreu dem Kaiser ausführliche Mittheilung machte, während auch Fürst Metternich, als ihm der bairische Offizier Bericht abstattete, dem Prinzen Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Seine Position ist so delicat", äußerte er, „daß er als ehrlicher Mann wirklich nicht anders handeln kann."

Den unbegründeten Anschuldigungen Marmont's verdanken wir, daß viele Documente, welche den edeln Prinzen von jedem Schatten eines Verdachts reinigen, von neuem oder zum ersten mal an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen worden sind, und auch in der Presse des vorigen Jahres ihre Stelle und Würdigung gefunden haben. Wir lesen darum diesen Theil des vorliegenden Werks, in welchem sie zusammengestellt sind mit großem Interesse. Jener erste Versuch, Eugen zur Abtrünnigkeit zu bewegen, blieb nicht der einzige, aber der Erfolg war immer derselbe. Eine andere Anschuldigung, als habe Eugen in Italien gegen die Intentionen des Kaisers eigenmächtig operirt, während er Italien habe räumen sollen, um ihn in Frankreich zu verstärken, alles in der verrätherischen Absicht, sich bis zum Sturze Napoleon's und dadurch bleibend zu behaupten, wird ebenfalls widerlegt. Napoleon hatte allerdings jenen Befehl gegeben, ehe die Verhältnisse mit der schweizer Neutralität und zu Murat sich geklärt, dann aber hatte er an Eugen durch den noch lebenden Grafen Tascher de la Pagerie, jetzigen Senator und Oberhofmeister der Kaiserin Eugenie, Gegenbefehl geschickt, ihm seine volle Zufriedenheit ausgesprochen und anheimgegeben, sein Terrain in Italien Schritt für Schritt zu vertheidigen. So wurde der Behauptungskrieg hier glücklich fortgesetzt, bis der Thronwechsel in Frankreich ihn und zwar durch eine Convention beendigte. Die weitern Vorgänge in Italien sind nur kurz angedeutet.

Dem Plane des Werks gemäß schließt dasselbe mit der militärischen Laufbahn des Prinzen und nur mit wenigen Worten wird in einer sechsten Abtheilung einiges mitgetheilt über sein Leben in der Zurückgezogenheit, das fortan seinen Pflichten als Gatte und Vater allein gewidmet war. Die allgemeine Hochachtung der Welt, die Liebe aller, welche ihm näher gestanden, ihm und ehrte sein Gedächtniß im Tode, als er am 5. 1824 im blühendsten Mannesalter von noch nicht verschied. Wir wiederholen es, daß wir gern sein Lebensbild gelesen hätten, zu welchem der Verfasser Materialien gewonnen haben würde. Doch sind wir für das Gebotene dankbar.

Karl Gustav von

Robert Schumann.

Robert Schumann. Eine Biographie von J. W. von Lewski. Mit den Medaillons von Clara und Robert Schumann und zwei Facsimiles. Dresden, Kunze. 1856. 2 Thlr.

Es sind noch nicht zwei Jahre vergangen, seitdem Schumann auf eine so betrübende Weise im kräftigsten Mannesalter und mitten aus der Fülle schöpferischer Kraft von uns scheiden mußte und schon hat er in dem vorliegender Schrift einen Lebensbeschreiber gefunden. Diese Eile wollen wir mit dem Verfasser nicht tadeln, deshalb nicht, weil er sich wol schon in früherer Zeit mit der Idee einer Biographie Schumann's mag getragen haben, nicht erst der Tod des Meisters den Gedanken in ihm und das andere mal wollen wir nichts gegen die Abfassung eines biographischen Denkmals so kurze Zeit nach dem Heimgang des genialen Mannes einwenden, weil man es überhaupt liebt, nicht nur jüngst Verstorbene, sondern gar noch Lebende mit ihrem Urtheile sozusagen einzuholen. Haben wir doch kürzlich erst eine deutsche Darstellung der französischen Literatur von der Zeit der Revolution an unsere Tage die Presse verlassen sehen, in welcher noch Lebende als der geschichtlichen Vergangenheit angehörig besprochen wird, zahlreicher ähnlicher Arbeiten anderer Nationen über Deutsche nicht zu gedenken. Der Herr der geschichtlicher Darstellung, Gervinus, bricht erst dann, wenn er die Schwelle der Gegenwart betritt, unsers Erachtens dem richtigen Gefühle geleitet, daß jüngst Vergangenes Gegenwärtiges einer objectiv historischen Darstellung nicht ist. Wir deuten hiermit an, unter welcher Bedingung eine Besprechung auch der vorliegenden Arbeit gehen. Wer Erscheinungen der Gegenwart beurtheilt, ist dem Schiffer auf unbekanntem Meere fährt, er wird sehr wohl in denen Strömungen wahrnehmen, auch allenfalls die Richtung mancherlei vermuthen, aber wohin sie führen, ihm verborgen.

Der Verfasser dieser Schumann'schen Biographie selbst Musiker ist, fühlte sich zu dieser Arbeit nicht durch die Theilnahme veranlaßt, welche ihm die geistreichen gen Schumann's abgenöthigt haben, sondern mag ihn der Umstand bewogen haben, daß er, früher den letzten Lebensjahren Schumann's, beinahe einen raum von anderthalb Jahren, zwischen 1850 einem fast täglichen und ihm unvergeßlichen Meister gestanden hat. Dieser günstige Umstand ihm schon damals den Entschluß, der ihm Zeit ein schriftliches Andenken zu widmen. ist diesem Vorhaben nicht entgegen gewesen, bensbeschreiber nicht nur bereitwillig eine von Uebersicht seiner Compositionen, sondern Notizen über sein Leben, die sich bis zum Jahre ten, zur Benutzung überließ. Auf diese Grundlage durch eine große Anzahl Schumann'scher 1833 — 54, theils an Verwandte, theils an tet, an welche sich schriftliche und mündliche noch lebender Freunde des Verewigten anschlossen ging er an die weitere Ausführung seines Plans, dieser Biographie als literarische Neuigkeit vor

er muß die Schwierigkeit, welche der Name einer Bio- einschließt, geahnt haben, wenn er gleich zu Anfang Vorrede bemerkt, es nur darauf abgesehen zu haben, rsachen von Schumann's Leben festzustellen und nur te des Meisters besprechen zu wollen, welche eine neue elung in Schumann's Kunst bekunden. Für diese Be- heit verdient der Verfasser unser Lob. Um so auffallen- ß es erscheinen, daß von der wichtigsten Seite her, von Schumann's eigenem Hause, Beiträge zu dieser verweigert wurden mit der ausdrücklichen Bemerkung tin (Vorrede S. XII), „daß sie aus Pietät für ihren ten Verfasser nicht mit unvollständigem Material unter- könne und dürfe". Diese abschlägige Antwort auf die des Verfassers war freilich keine für ihn schmeichel- ennoch aber, wie es uns scheint, eine wohlbegründete. iographie Schumann's wäre nur zu unternehmen ge- uf Anregung oder wenigstens mit voller Zustimmung n der noch lebenden Gattin, die sicher doch das nächste ößte Interesse an einem vollständigen und ungetrübten hres Gatten haben mußte. Ihr allein wäre es auch glich gewesen, vollständige Beiträge zu einer so schwie- ufgabe zu erlangen, während wir überzeugt sind, daß werthvolle Brief Schumann's dem Verfasser verwei- rde auf Grund des richtigen Gefühls hin, daß hier Stimme der Gattin zu entscheiden habe; wir vermis- igstens einige Namen bekannter Musiker, von denen en, daß sie im Besitze Schumann'scher Briefe sind, die träge nicht vorenthalten hätten, wenn eine Aufforde- n Schumann's Gattin an sie ergangen wäre. Außer ifel an der Vollständigkeit des Bildes bei lückenhaftem scheint uns aber noch im Hintergrunde dieser abschlä- ntwort der wohlberechtigte Wunsch geruht zu haben, s mit der Schilderung einer Persönlichkeit noch zurück- bei der es nicht zu umgehen war, noch Lebenden zu treten, indem nur für sie Gedachtes und Geschriebe- Oeffentlichkeit übergeben werden mußte. Von Men- haben wir aus diesem Grunde noch jetzt keine Bio- nd wie lange hat man unter anderm Goethe's Nach- Oeffentlichkeit vorenthalten und thut es zum Theil noch; wir denn, daß auch von Schumann die Hand eines r stehenden Zeitgenossen so lange wenigstens hätte en sollen, bis die noch Ueberlebenden eine Darstellung ens ganges hätten zugeben können, ohne unangenehme gen dadurch verursacht zu sehen.

nun die in der Vorrede vom Verfasser angegebenen seiner biographischen Arbeit anlangt, Thatsachen umann's Leben festzustellen, sowie nur Werke des en zu besprechen, welche gewisse Perioden seiner ung begründen, so hat der Verfasser in der Zusam- g der einzelnen Momente aus Schumann's Leben ster Zeit an, im Hause seiner Aeltern zu Zwickau, zelnen Nachrichten aus seinem Schülerleben, in dem seiner ersten künstlerischen Bestrebungen, bis zu der g seines heidelberger Lebens (bis zum Jahre 1830) das Interesse seiner Leser zu rechnen, das sich steigern enn der Verfasser bei einer neuen Auflage sich zu iger breiten und schwülstigen Stil entschließen könnte. ber folgenden Partien von Schumann's Leben: also siedelung nach Leipzig, die Verbindung mit leipziger seinen Lehrern Wieck und Dorn, die Herausgabe einer n Zeitschrift, eine kurze Uebersiedelung nach Wien, nth, sein Aufenthalt in Dresden, Düsseldorf, bis zu rigen Ende in der Privatheilanstalt des Arztes Richarz bei Bonn (1856), durchliest man wol mit großer Theil- r dennoch mit dem Wunsche lieber nicht alles schon jetzt erneuert schon wieder gelesen zu haben. Dann und t man deshalb wol auch auf die besondere Bemer- Verfassers, „genauere Nachforschung verboten mir auf noch Lebende", oder auch, „dieser Umstand entzieht sich weiterer Berührung". An solchen Punkten hatte der Verfasser ein Gefühl auf Augenblicke, das vielen seiner Leser beständig gegenwärtig bleiben wird. Hätte ihm dasselbe doch die alte Horazische Regel: nonum prematur in annum, zugerufen! Besonders interessant war für uns am Schluß die Nachricht des Arztes über die Ursachen von Schumann's Leiden, die jetzt erst recht zum innigsten Mitgefühl auffordern, da man erfährt, von wie früher Zeit an sie sich bei ihm herschreiben; fast möchte man an eine Erblichkeit derselben in der Familie glauben. Die Briefe Schumann's geben uns von der Innigkeit seines Wesens, von seinem zarten Gefühl, sowie von seiner neidlosen Anerkennung fremder Künstler ein schönes Zeugniß, sie scheinen uns das Interessanteste in vorliegendem Buche zu sein. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle wörtlich herzusetzen, die mir das Wesen Schumann's besonders deutlich bezeichnet; es ist dieselbe aus einem Briefe entlehnt, der in Leipzig an eine Freundin gerichtet ist, die ebendaselbst lebte und durch die Kunst mit ihm verbunden war. Die Worte lauten: „Gestern und vorgestern habe ich mich recht in mich eingewickelt, daß kaum die Flügelspitzen herausſahen — hätte mich eine Hand berührt, husch! wäre ich in die Höhe aufgeschwirrt und auf und davon, damit mich nur niemand störe in meinem Sein, Denken und Lieben. Ich habe Steine hingeworfen und Diamanten zurückerhalten oder lieber, ein Deukalion, athmende Lebensgestalten, die die Zukunft zu sprechendern und höhern erziehen wird. Gerade was man verbergen will, ist die unbehülfliche Ecke, die jeder sieht." Obschon diese Aeußerung über sein Wesen der Ausdruck eines bestimmten Seelenzustandes in einer jugendlich aufbrausenden Zeit war, so liegt in ihr doch der Grundzug von Schumann's Wesen trefflich ausgedrückt vor uns. Seine zugeknöpfte Schweigsamkeit, seine innerliche Lebendigkeit, um nicht Beschaulichkeit zu sagen, die Befriedigung, die ihm einerseits künstlerisches Schaffen gewährte, sowie andererseits das Streben, wohlgekannte Mängel immer mehr zu beseitigen, findet man im Umriß in dieser merkwürdigen Aeußerung.

Am wenigsten fühlten wir uns befriedigt mit der vom Verfasser versuchten Annahme verschiedener Perioden in Schumann's musikalischer Entwickelung. Schumann wurde wie Mendelssohn zu einer Zeit seines Lebens abgerufen, von der es nicht anzunehmen ist, daß beide Meister in ihr gerade am Abschluß einer Periode gestanden haben; wie es bei so kurzem Leben überhaupt nicht gerathen sein möchte, durchaus dergleichen Perioden annehmen zu wollen. Die hier ausführlicher besprochenen Compositionen Schumann's sind einige frühere Klavierwerke, die Kreisleriana, der Carneval, die Fis-moll-Sonate, später die Oper Genoveva, das Paradies und die Peri, das Quintett für Klavier aus Es, sowie gelegentlich auch der Sinfonien und anderer Werke gedacht wird. Der Standpunkt des Verfassers bei Beurtheilung dieser Werke ist durchaus nur der im allgemeinen schon vom Publikum eingenommene und ist in dieser Beziehung nichts Neues geboten, das uns Schumann's Kunst von bisher noch nicht gekannten Seiten oder in einem organischen Zusammenhange kennen lehrte. Wir stehen hier eben an einer Grenze, an der sich die Gegenwart einer historischen Betrachtung entzieht und nichts übrig bleibt als der Standpunkt der Partei. In letzterer Beziehung scheint uns der Verfasser, um sich den Schein der Unparteilichkeit zu bewahren, sogar öfter in Tadel gegen Schumann ausgebrochen zu sein, als es nothwendig gewesen wäre.

Wahrhaft bewunderungswerth bleibt der Fleiß Schumann's, der sich aus dem von ihm selbst geführten Compositionsverzeichniß für die letzten Jahre ergibt; sein ganzes Wesen ist völlig aufgegangen im Leben für seine Kunst, und man gedenkt bei dieser nimmer rastenden Thätigkeit unwillkürlich an Tasso's Worte:

Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,

Es iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O, geb' ein guter Gott mir auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten. *)

14.

Aus dem Leben eines Arztes.

Nachleſe in und außer mir. Aus den Papieren des Verfaſſers der „Selbſtbekenntniſſe, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oftgenannten Arztes". Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet vom Verleger. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Die „Selbſtbekenntniſſe" haben in Nr. 28 d. Bl. f. 1856 bereits ihre Beſprechung gefunden. Sie wurden ihrerzeit von einem Theile des Publikums vorübergehend beachtet, weil ihr Verfaſſer durch dieſelben ſich in die Nothwendigkeit gedrängt ſah, ſein langjähriges Domicil zu verlaſſen. Ueber das Vorwort des Verlegers zu der vorliegenden „Nachleſe" kann hier füglich hinweggegangen werden, denn daß er ſeinem Autor das Wort redet, iſt in der Ordnung. Dagegen iſt über die demſelben folgende Einleitung des Verfaſſers, überſchrieben „Meine Bekenntniſſe", einiges zu ſagen. Im allgemeinen ſtellt ſich der Verfaſſer in dieſen „Bekenntniſſen" noch ebenſo excluſiv-vortrefflich hin, wie ſchon in den frühern „Selbſtbekenntniſſen" verſucht iſt, und meint daher, „die Leute auf krummen Wegen" würden ihn für einen Sonderling halten. Nun ja, eine abſonderliche Erſcheinung iſt er jedenfalls. Er ſchlägt die mannichfachſten Töne an, um die Welt glauben zu machen, nur ſein „unablenkbar gerader Weg" habe ihm ein Heer von Feinden zugezogen und dieſen Feinden gegenüber ſtehe außer ihm ſelbſt nur hier und da ein Vortrefflicher als verlorener Poſten, dem er denn auch verdiente Achtung nicht verſage. Dabei vertraut er ſeinem guten Genius und der Vorſehung. Danach iſt er ein Heide und ein Chriſt zugleich, wogegen er im Buche lediglich als chriſtlicher Arzt ſeine Thätigkeit zu entwickeln verſucht. Doch genug! Dieſer Epilog zu den „Selbſtbekenntniſſen" und Prolog zur „Nachleſe" macht den Eindruck maßloſer Spiegelfechterei, aus irgendeiner alten Komödie in die Gegenwart als moderner Horribiliſcribifax übertragen. So läßt z. B. die lange Tirade S. 16 alle die Sünden in Reihe und Glied aufmarſchiren, welche „der Feuernatur" des „gerade und beſonnen" ſeinen Weg dahinſchreitenden Verfaſſers Leben und Beruf verkümmert haben ſollen. In Romanen des vorigen Jahrhunderts fiel irgendein Biedermann aus einem Unglück ins andere, weil im ganzen weiten Deutſchland kein zweiter Biedermann aufzutreiben war, der ihn über Waſſer gehalten. Dieſe Biedermannsperiode iſt antiquirt, und es glaubt kein Menſch daran. Weiterhin ſucht der Verfaſſer dem Vorwurfe zu begegnen, als habe er in den „Selbſtbekenntniſſen" Perſonen ſo deutlich gezeichnet, daß man ſie mit Händen greifen könne. Nun freilich! Ein Schriftſteller kann nichts aus der Luft greifen: als Künſtler aber muß er ſeine Hand von Geſetzen leiten laſſen, die ein ſo vielproducirender, wie der Verfaſſer, längſt kennen ſollte. Aber trotzdem ſind auch in dem vorliegenden Buche Perſonen, ſogar bis auf ihr [illegible] ſehr leicht umgewandelten Namen ſo deutlich porträtirt, [daß] es nicht gelingen kann, den Vorwurf der Abſicht zu beſeiti[gen].

Sehen wir nun, was der Verfaſſer aus ſeinen [Pa]pieren als „Nachleſe in und außer ſich" darbietet. Die [erſte] Erzählung: „Die Schlange der Hygiea", ſtellt ſich die Aufg[abe], die Naturwiſſenſchaft durch das Chriſtenthum in die [rechte] Bahn zu lenken. Für dieſen Zweck hat der Verfaſſer [ſich] ſchon „Sonntagsbriefe eines Naturforſchers an eine [junge] Freundin" edirt. Darüber kann hier hinweggegangen [werden]. Wenn der Verfaſſer jedoch meint, nur der chriſtlich-[gläubige] Arzt ſei der Rechte, ſo müſſen nothwendig auf der Stelle [alle] dem Judenthum angehörenden Aerzte in Deutſchland abgeſ[etzt] werden, und wie gar ein Hippokrates und Galen einen [Kranken] curiren konnten, bleibt unbegreiflich. Betrachten wir [ſelbſt] hier den Arzt am Krankenbette, ſo muß ſelbſt ein Laie [ſehr] bald erkennen, daß der Verfaſſer durchweg unhaltbare [Anſich]ten von einem ſolchen habe. Keinem Arzt wird es in [den] Sinn kommen, ſich mit einer bettlägerigen Dame in [weit]läufige Erörterungen philoſophiſcher, theologiſcher und [ähnli]chen Gegenſtände zu verlieren, lediglich um dasjenige, [was] davon zu wiſſen glaubt, leuchten zu laſſen. Will er ſeine [beſ]ſigen Anſichten der Welt nicht vorenthalten, ſo wird [er] gewiß nicht in einer Form thun, welche ſeine Berechti[gung], ſich als praktiſcher Arzt bethätigen zu dürfen, gerade [in] Frage ſtellt. Und dann freilich wäre vieles erklärlich! [Die] vierzig Jahre eines (oftgenannten) Arztes und hier dieſe [Nach]leſe wären ein Grollen mit beſtehenden Vorſchriften, [ein] dem Oftgenannten auf ſeinem Wege zum Medicinalrath [ſtehen]de Paliſſaden, die keinen ohne den Paß eines Doctordiploms [paſſi]ren laſſen, entgegenſtarren. Deswegen kann man freilich [ein] wackerer Mann ſein. Nur iſt man es nicht allein in der [Welt] und man wird nicht die übrigen Menſchen und namentlich [die] Aerzte dem Publikum verdächtigen und geradezu ſchlecht [machen] unter dem Vorgeben, der guten Sache zu dienen. [Gegen] die Wiſſenſchaft, die den Verfaſſer ſo viele Bände ſchrei[ben] ließ, ihre Mängel und Gebrechen hat, weiß das Publ[ikum] recht gut: dennoch muß der Kranke die Hülfe des Arztes [ver]ſprechen; er wird denjenigen wählen, zu dem er Vertr[auen] hat, und Vertrauen iſt die halbe Arznei. Mit den Sät[zen] des Verfaſſers, ſo populär ſie auch ſcheinen, kann [der] Kranker etwas anfangen; ſie beirren ihn nur, und [das] ſchlimmer als man denken mag.

Doch zurück zum Buche! Der erſte Band gibt [außer] „Der Schlange der Hygiea" noch „Die öffentliche [Meinung]", „Muß ein Arzt ein religiöſer Mann ſein?", „Eine [myſteriöſe] Geſchichte" und „Der Medicinglaube und die Medicin[alrath]heit". Darunter iſt die myſteriöſe Geſchichte recht gut [erfunden] und es mag ihr leicht ein wirkliches Ereigniß zu Grunde [liegen]. Im zweiten Bande iſt „Der Arzt im großen Krank[en]hauſe der Welt". Bis S. 120 treten verſchiedene Krank[heits]formen auf, die zu dem Reſultate führen, daß das ganze [ganze] Menſchengeſchlecht ſkrofulös ſei. In der Homöopathie [heilt] einmal, oder iſt's vielleicht noch, die Krätze Grundtypus [aller] Krankheitserſcheinungen; wir können alſo mit den Sätzen [ſich] immer ſchon zufrieden ſein. Den Reſt des Buchs nimmt [die] Verfaſſer- und Verlegergeſchichte ein. Dem Verfaſſer geht [es] natürlich immer ſchlecht. Der dritte und vierte Band [bringt] Roman: „Walter Kern. Selbſtbekenntniſſe eines Freu[nd]es". Walter Kern ſtudirt Medicin, iſt durch und durch ein [tüchtiger] haſter Menſch, geräth ſchon auf der Univerſität in verſch[iedene] Verdrießlichkeiten wegen Burſchenſchafterei, Duell u. dgl., [ſtudirt] hat überhaupt viele Jahre hindurch mit ſeiner Jugend [Geduld] über der allgemeinen Laſterhaftigkeit ſeine liebe Noth; [auch] Geiſtererſcheinungen bleiben nicht aus. Am Ende kriegen [die] Laſterhaften ihren verdienten Lohn, und der Tugendhafte [wird] Landphyſikus in einer kleinen Stadt. Darſtellungstalent [iſt] dem Verfaſſer nicht abzuſprechen, und ſo mögen denn [auch] dieſem Roman einzelne Partien ihre Anziehungskraft nicht

*) Manche werden es uns vielleicht Dank wiſſen, wenn wir ſie bei dieſer Gelegenheit davon in Kenntniß ſetzen, daß Franz Brendel in einen durch mehrere Nummern ſeiner „Neuen Zeitſchrift für Muſik" laufenden Aufſatz über Waſielewski's Schrift umfangreiche perſönliche Erinnerungen an Schumann verflochten und namentlich in Nr. 17 eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Schumann's an ihn veröffentlicht hat. D. Red.

Wer von den Lesern die Absicht merkt, misliebige
m vor ihn hinzustellen, wird die Tendenz des ganzen
wie sie oben bereits besprochen ist, berücksichtigen,
innen die einzelnen interessanten Partien ihn ohne Stö-
ines Mistons befriedigen. 1.

Geschichtlicher Roman. Leipzig, Kollmann. 8. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

an spricht nicht gern von den Schwächen seiner Familie
n Dingen, die den Unserigen zur Unehre gereichen; in
nden, die dem Vaterlande geschlagen wurden, umher-
, ist weder eine angenehme, noch eine sehr ehrenvolle
ügung. Andererseits ist es richtig, daß die Geschichte
ht dazu da ist, um vergessen zu werden, und dies mag
r Vorliebe zur Rechtfertigung dienen, mit der deutsche
dichter die Jahre der deutschen Erniedrigung zum Hin-
d ihrer Erzählungen wählen. Die klügern Franzosen
jedoch keinen Roman „1813" und Salvandy's „Alonso"
ch in jeder Beziehung feinfühlender als die verwandte
: Romantik, die an dem langgesponnenen Faden des
imm" noch immer nicht genug zu haben scheint. Es
rchaus noch ein „1806" geben, das uns einen Spie-
erer eigenen Schmach vorhält, wie schwer es auch der
alle, sich eines solchen zu erfreuen. „Bedenke, daß du
bist", ist freilich ein sehr sittlicher Zuruf; allein er-
ist das „Memento mori" allerdings zu keiner Frist.

dem vorliegenden Buche ist zunächst eine Schilderung
gegeben, die wir für höchst berechtigt halten müssen.
se Zeit selbst erlebt hat, erkennt die Treue ihres Ab-
uf jeder Seite. Das Buch enthält ferner Geist, viel
der in lebensvollen und wie mit Blitzesfunken spie-
Besprächen überall seinen Ausdruck findet. Es ist wei-
ganz ungewöhnliche Detailkenntniß der Verhältnisse
Personen darin niedergelegt und die einzelnen Charakter-
schichtlichen Anekdoten, Aussprüche epochemachender Per-
ie hier eingewebt sind, zeigen sich äußerst anregend,
neu und doch historischen Charakters, wie es scheint.
ekannte Verfasser hat offenbar über bisher unbenutzte
zu gebieten gehabt und ist tief eingeweiht in die Dinge
Dabei handhabt er die Sprache kurz, kühn und gewal-
besitzt die Kunst, mit drei Strichen zu malen, wozu
aum drei Seiten genügen, und mit einem Ueberfluß
: „Motti" seine Belesenheit und seine vielseitige Lite-
ntniß zu bekunden. Sein Buch, im gewöhnlichsten
il beginnend, wächst mit der Zeit, fesselt mehr und
d schließt mit dem Eindruck ab, den eine geistvolle
: hinterlassen pflegt. Und doch ist das Ganze eigent-
historischer Roman, vielmehr die wirkliche, nur poe-
gekleidete Lebensgeschichte eines Offiziers von 1806,
, ausgestattet mit allen bedeutenden historischen Zügen
gnissen der zwölf Jahre von 1806—18, welche mit
on des Lebensbeschreibers und durch eine doppelte
:igue in losen Zusammenhang gebracht sind. Es ist
i dies alles noch keinen historischen Roman im Sinne
Scott's oder unserer besten Jünger der Schule bil-
n dieser entsteht nicht aus der unvermittelten Zusam-
ng von Wirklichem und Poetischem, sondern aus der
:zung beider Elemente zu einem Neuen, dem Poe-
hrhaften. Solange jedoch diese Abart des Epischen
bestimmter ästhetischer Begrenzung vor uns schwebt,
Zeit noch der Fall ist, werden wir auch poetischen
chreibungen, die das Goethe'sche Motto „Wahrheit
ktung" zum Kompaß nehmen, ihre literarische Be-
; kaum bestreiten können.

:hend auf das, was hiernach der Verfasser gibt,
r den Gemälden von dem Hochmuth und der Ver-
im Heere, von der Gesinnungs- und der Rath-
am Hofe, von der Beschränktheit in den höchsten
Kreisen neben dem blinden Haß und der tiefsten Unkenntniß der Zeit in Berlin unsere Anerkennung zu zollen. Alles Licht und alle Hoffnung, die aus diesem wüsten Dunkel etwa noch hervorbrechen, sammelt sich um die bekannte Person des Prinzen Ludwig Ferdinand und seiner freilich sehr vorlauten Freunde und Bewunderer. Diese Gestalt, in den Vordergrund des Gemäldes gestellt, ist allerdings viel plastischer, greifbarer und auch unstreitig viel wahrer, als der Schattenriß, welchen Fanny Lewald davon gegeben hat und wir sind der Meinung, daß sie bis auf weniges der Wirklichkeit entspricht, wie sie denn unsere Theilnahme bis zum Ende lebhaft in Anspruch nimmt. Bei der Erzählung seines Todes im zwölften Kapitel folgt der Verfasser nach dem Vorbilde Hesekiel's in seinen socialen Romanen ganz der geschichtlichen Tradition, wie er denn Geschichtliches auch überall mit geschichtlicher Treue wiedergibt. Eine sprechende Probe hiervon gewährt die Erzählung von der Capitulation der Festung Küstrin, wo ein Theil des Romans spielt, welche bis in die kleinsten Details hin ganz so geschildert ist, wie der Recensent, der im ersten Knabenalter diesen Scenen als Augenzeuge beiwohnte, sie selbst verlaufen sah. Die Schrecken von Jena und die Folgen dieser Schrecken bis zum Niemen hin, sind plastisch und greifbar, die Personen mit wenigen effectvollen Strichen, die Ereignisse in farbenreichen Bildern, spannend und mit wahrem geschichtlichen Verständniß gezeichnet, dergestalt, daß vieles zu loben, weniges zu tadeln übrig bleibt. In seinem Urtheil über das böse Princip dieser Erzählung, den Eroberer, scheint der Verfasser sich jedoch eine eigenthümliche Inconsequenz zum Gesetz gemacht zu haben, sei es nun aus mangelnder Ueberzeugung oder aus einem Uebermaß historischer Gewissenhaftigkeit. Denn, während Somberg oder der Verfasser S. 83 bekennt, daß er ein Verehrer Napoleon's d. h. des Geistes in ihm sei, den Menschen in ihm aber mit aller Macht der Seele hasse, erzählt er doch von dem Menschen Napoleon Züge der edelsten Menschlichkeit und erhebenden Zartgefühls, z. B. in seinem Empfang der Fürstin Hatzfeld, ein Standpunkt im „Für und Wider", wie er wol dem Geschichtschreiber, dem Romandichter aber kaum angemuthet werden kann. Die an wahrhaft tragischem Effect so reiche Zusammenkunft in Tilsit erzählt der Verfasser mit großer Wirkung. „Madame", fuhr Napoleon mit dem ganzen Siegerstolze gegen die Königin Luise auf, „wie durften Sie es wagen, mit mir Krieg zu führen?" „Wir glaubten", sprach die Königin sanft, „Kinder Friedrich's des Großen zu sein und haben uns getäuscht; wenn", setzte sie mit fester Stimme hinzu, „wir uns anders getäuscht haben." Dies Wort der Königin wiederholte das ganze Land; es ging von Mund zu Mund; wir sind die Kinder Friedrich's des Großen hallte es wider in jeder Brust. In ähnlichen Zügen ist die Zusammenkunft mit Papst Pius VII., der den kaiserlichen Tiraden nur die Worte: Comediante und Tragediante entgegensetzte; ferner das Wiedersehen in Erfurt, Schill's Auszug und viele andere historische Scenen, die alle romantische Erfindung überbieten, gezeichnet. S. 282 ist von einem preußischen General die Rede, den man jüngst in Paris ehrenvoll empfangen sah und der als Theilnehmer des Schill'schen Zugs das ehrende Brandmal der Galeerensklaven trägt, eine Sache, die jüngst zum Gegenstand eines Journalstreits geworden, jetzt aber völlig als ein Irrthum erwiesen ist.

Wir sind in diesem allem von unserer eigentlichen Aufgabe, der ästhetischen Beurtheilung des Romans abgewichen, müssen aber zu unserer Rechtfertigung auf den vorherrschend historischen Inhalt des Buchs verweisen. Die doppelte oder dreifache Herzensgeschichte Somberg's, Falseck's, seines Nebenbuhlers, und Otten's, welche das romantische Element der Erzählung darstellt, und die uns bis nach Spanien, und mitten in den Freiheitskampf Europas gegen den Welteroberer führt, ist taktvoll und nicht ohne Glück so geführt, daß ungefähr jeder Theilnehmer derselben empfängt, was er als „sittlicher" Charakter verdient. Falseck, Somberg's unehrenhafter Verfolger, stirbt;

Otten erhält Thereſens Hand und iſt ſo glücklich, ſie auf wunderbare Weiſe vom Irrſinn zu retten. Somberg, der Eroberer des franzöſiſchen Adlers bei Eilau, der Guerrillakämpfer in Spanien, empfängt ſein Clärchen als Lohn ſo vieler muthiger Thaten; Anna aber büßt ihren Stolz und ihr Mistrauen in unbefriedigter Liebespein und Reue. Außer dieſen aber haben wir noch des Philoſophen Rieſel, des Freundes des Prinzen Ludwig Ferdinand, als eines wohl durchgeführten, an eine bekannte Perſönlichkeit der Zeit anknüpfenden, anziehenden Charakters zu gedenken. Hiernach glauben wir dem Verfaſſer wie dem Leſer d. Bl. gleich gerecht zu werden, wenn wir dies Buch zwar nicht als ein Kunſtwerk höhern Ranges, doch aber als eine gewandte, in geiſtvoller Darſtellung abgefaßte poetiſche Lebensgeſchichte aus der an wunderbaren Umſchwüngen und Zeitbildern ſo reichen Epoche der „zwölf Jahre", als eine gelungene Verbindung von Roman und Wirklichkeit, in Summa als eine gefällige und unterhaltende, mannichfach anregende und belehrende Lectüre bezeichnen, welche zugleich in ihren Motti und Kapitelüberſchriften eine wahre Blumenleſe poetiſcher Gedanken darbietet und für einzelne geſchichtliche Vorgänge faſt den Charakter hiſtoriſcher Memoiren annimmt. Hieran aber muß der uns unbekannte Verfaſſer ſich genügen laſſen. 4.

Notizen.

Neue Auflagen und Ausgaben.

Es macht uns aufrichtig Freude, daß ein verdienter Schriftſteller, der Walter Scott der Mark Brandenburg, Wilibald Alexis, der aus einem öden harzduftigen Fichtenwalde mehr charakteriſtiſche Poeſie herauszuholen weiß, als mancher aus einem Palmenhaine, in ſpätern dunklern Tagen die Genugthuung einer neuen Auflage und Ausgabe früherer Hauptwerke erlebt hat. Bei Karl Barthol in Berlin erſcheint nämlich eine Sammlung von Wilibald Alexis' „Vaterländiſchen Romanen", wovon bisjetzt acht Bände in die Oeffentlichkeit getreten ſind, welche „Cabanis" (ſechs Bände) und „Die Hoſen des Herrn von Bredow" (zwei Bände) enthalten. „Cabanis" iſt mit einem Titelkupfer und ſehr hübſchen Vignetten von Camphauſen zu dem den Volkston ſo überaus glücklich nachahmenden Liede „Fridericus Rex, unſer König und Herr" geſchmückt. — Der mit dem Weihgedicht an Adolf Böttger vom Jahre 1850 eingeleiteten dritten Auflage der „Balladen und Romanzen" von R. Hirſch (Wien, Hügel, 1858), denen der Berichterſtatter in Nr. 25 d. Bl. für 1852 zum Theil „intereſſante Stoffe" und „edle ſchwungvolle Sprache" nachrühmte, gedenken wir nur berührungsweiſe, da es nicht Zweck und Aufgabe d. Bl. ſein kann, weſentlich unverändert gebliebene neue Auflagen poetiſcher Werke von neuem zu kritiſiren. — In zweiter, umgearbeiteter und ſtark vermehrter Auflage erſchien ferner W. H. Riehl's vielgeleſene und vielgelobte Schrift: „Muſikaliſche Charakterköpfe" (Stuttgart, Cotta, 1857), wozu der Verfaſſer in dem Vorwort bemerkt: „Nicht blos vermehren wollte ich dieſe Schrift in der zweiten Auflage, ſondern zugleich auch reinigen und vertiefen. Die freundliche Aufnahme, welche der erſte Abdruck nicht minder wie meine, gleichen Zielen auf anderm Wege zuſteuernde «Hausmuſik» in den gebildeten Kreiſen Deutſchlands gefunden, hat mich um ſo eifriger gemacht in der ſtrengen und gewiſſenhaften Umarbeitung. So ſind dieſe «Charakterköpfe» genau genommen faſt ein neues Buch geworden, wenn auch die alten Rubriken des Inhalts ſtehen geblieben ſind. Unverändert aber blieb die Grundtendenz." — Johannes Scherr's intereſſante „Deutſche Cultur- und Sittengeſchichte" hat gleichfalls (Leipzig, O. Wigand, 1858) eine zweite, durchgehends umgearbeitete und vermehrte Auflage erlebt. Der Verfaſſer bemerkt im Vorwort: „Viele Partien wurden verbeſſert, umgeſchmolzen, vervollſtändigt, abgerundet. Sodann wird der Leſer, welcher etwa das Buch in ſeiner frühern Geſtalt kennen ſollte, in der jetzigen nicht ohne Billigung die Ausi einer gewiſſen ſubjectiven Schärfe bemerken, welche der fach auffallen mußte. Damals nämlich, beim erſten Er meiner Arbeit (1850) war die Bitterkeit meiner Seele - anlaßt, wie ich wol ſagen darf, mehr noch durch vate ſche als perſönliche Misgeſchicke — zu groß, als daß nicht manche Tropfen hätten auf das Papier fallen welches ich beſchrieb. In meinem Buche, wie es je wird man, glaube ich, die mildernde Hand der Zeit w men." Wenn das Buch in einem Luſtrum eine abe Auflage erleben ſollte, ſo wird ſich wahrſcheinlich bei f gernder Einſicht des Verfaſſers dieſe „mildernde Hand deutlicher wahrnehmen laſſen; Ausdrücke z. B. wie „F ſcher Blödſinn", „hirnloſe Romantiker" u. ſ. w. hät ſchon in dieſer zweiten Auflage gern vermißt. Der Ve der ſonſt ziemlich ſchwarz ſieht und namentlich über die tur der Gegenwart in Bauſch und Bogen ſehr abſp urtheilt, erblickt im jetzigen Materialismus das Heil d kunſt, weil ſeine „weltgeſchichtliche Miſſion die große lirungsarbeit, die endliche und völlige Austilgung des lismus iſt". Wir wünſchen, daß die Zukunft dieſe ausgeſtellte Anweiſung realiſiren möge, müſſen aber g daß unſere Hoffnung an Lebhaftigkeit unſern Wünſche gleichkommt; vielmehr fürchten wir, daß jene „Nivellir- heit" des Materialismus ſich auch nur zu ſehr auf di der Ideen, auf das Reich des Schönen und auf die g Güter der Menſchheit überhaupt erſtrecken dürfte.

Immermann's „Münchhauſen" und die Roma

Richard Pohl bemerkt in der Monatsſchrift „Ze gen für Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft" in Betreff von I mann's „Münchhauſen", daß derſelbe ſeit Jahren im handel gänzlich vergriffen, überdies in den zwei erſten A ben auch ſo theuer geweſen, daß er eine wirkliche Per nicht erlangen konnte. Nunmehr habe aber die Hofma Buchhandlung in Berlin das Verlagsrecht an ſich g und den humoriſtiſchen Roman, der zugleich der be Vater unſerer heutigen Dorfgeſchichten ſei, in ihrer fe aus wohlfeilen Bibliothek der „Claſſiker des In- und Aus neu veröffentlicht. Hieran knüpft er den Wunſch, d Immermann's „Münchhauſen" voll ſatiriſcher und hu ſcher, jetzt kaum noch immer verſtändlicher Anſpielun Einzelheiten in der damaligen literariſchen Welt ſei, e der Geſchichte der dreißiger Jahre durch eigene Zuſch vertrauter Literarhiſtoriker die Aufgabe übernehmen m einen Commentar dazu zu ſchreiben. Als geeignetſten hierfür ſchlägt er Robert Prutz vor, und er führt dann „Warum ſollten allein die deutſchen «Claſſiker» das ſ nente Vorrecht beſitzen, in infinitum commentirt, re «verdünnert» zu werden? Das richtige vorurtheilsfre ſtändniß der «Romantiker» iſt im Verhältniß zu jenen zu wenig gefördert worden, und mindeſtens doch ebenſo tig zu erlangen. Die jetzige Generation hat in dieſe ſicht noch manches nachzuholen, gut zu machen und ihr Licht zu ſtellen, was, namentlich durch die realiſtiſche i in der Auffaſſung verfehlt und gegen die ganze Richtu ſündigt wurde." Zu der letztern Bemerkung kann ma nur ſeine aufrichtige Zuſtimmung ausſprechen, und m ziehen uns hierbei auf folgende Stelle in der eben be nen Schrift von A. Clemens „Schiller im Verhält Goethe": „Immer ſind es die ausgezeichnetſten Geiſter, nen ſich zuerſt der tiefe und allgemeine Zug der Zeit kennen gibt. Novalis mit ſeiner Tiefe; Tieck, der es ve dient, neben Goethe und Schiller genannt zu werden, n ner Kraft und Friſche, ſeinem Humor und ſeiner Ironi Schlegel mit ihren Uebertragungen der ſpaniſchen Lite de la Motte Fouqué mit ſeinem Ritterthum ließen das fühl der alten Würde Deutſchlands im Mittelalter nicht ben, welches in den Freiheitskriegen zum Entſchluß, zur

lich zum Siege führte. Selbst Goethe verschmähte es ieser Schule Bedeutung für die Zeit zu würdigen." ich bemerken wir gewissermaßen in der Form eines Nach- unserm in der heutigen Nummer geschlossenen Aufsatz über ste Goethe-Literatur, daß Richard Pohl im zweiten dies- Hefte der Brendel-Pohl'schen Monatsschrift einen Auf- r die neueste Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Wer- ffentlicht hat, der in Bezug auf die Einrichtung und ung einer künftigen Ausgabe der Goethe'schen Werke herzigenswerthe Fingerzeige enthält und von gründ- schau über das Feld der betreffenden Literatur Zeug-

---

klärung der „Historisch-politischen Blätter".

Ostern wird auf dem Titel der „Historisch-politischen neben ihrem bisherigen alleinigen Redacteur, Joseph Jörg, noch Franz Binder als Mitredacteur genannt. ren dies an, weil wir in einer von Jörg unterzeichne- tionellen Erklärung folgender beachtenswerthen Stelle en: „Besonders ist noch eine glänzende Eigenschaft an Binder hervorzuheben: er hat keinen Staatsdienst und en Staatsdienst. Seine Stellung, seine Feder, seine sind einzig und allein abhängig von Gottes Gnaden. ird er das Seinige getreulich beitragen. Mir aber s schließlich zur beruhigenden Genugthuung, daß es nnt war, unserm Publikum in dieser betrübten Ernte- angehenden Mann vorzuführen." Wie abweichend ndpunkt auch von dem der „Historisch-politischen Blät- mag, so kann uns dies doch nicht hindern zu geste- manche auf katholischer Seite gegenwärtig in einzelnen iel freier und menschlicher denken als auf protestanti- jenen Worten spricht sich eine ehrenvolle Anerken- freien, vom Staate nicht in Sold und Beschlag genom- hriftstellerischen Arbeit aus, zu der sich ein pre- erthodores Journal wol nicht leicht erheben würde. erkt noch in Betreff seines neuen Mitredacteurs, , auf der katholischen Schule zu Tübingen gebildet, gung der Fahne der Geschichte und Theologie zuge- ber zeitig beschlossen hatte, sich ganz der publicisti- bahn zu widmen". H. M.

Bibliographie.

worth, W. H., Modernes Ritterthum oder der de Roland. Aus dem Englischen übersetzt von E. l. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

rle's Memoiren. 1ster Band. Wien, Lechner. Thlr. 10 Ngr.

ixen, J., Des Grafen Bernardino Rebolledo Selvas ine Episode aus der Geschichte der katholischen a im Norden. Ploen. Gr. 4. 12½ Ngr.

ot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon n 4—5 Tomes.) Tome 1. Leipzig, Brockhaus. 15 Ngr.

es, J. H., Albrecht von Brandenburg, Erzbischof und von Magdeburg. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. Ngr.

ann, E., Gesammelte Novellen und Skizzen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

t, P., Sieben Briefe über den Methodismus. ultheß. Gr. 8. 5 Ngr.

suiten und ihre Feinde. Geschichtliche Studien. Scheible. 1857. 16. 7 Ngr.

M., Barbarossa's Erwachen. Ein Geister-Spiel. hn. Gr. 16. 7½ Ngr.

mann, Kritische Betrachtungen über Kant's und ltenlehre. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Ngr.

Ulrici, H., Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Urban, R., Sang und Klang in Gedichten. Berlin, Springer. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt. 1ster Theil: Politisches und Sociales. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Vogl, J. N., Schenken- und Kellersagen. Altes und Neues. Wien, Wendelin. 16. 10 Ngr.

Der natürliche Weg des Menschen zu Gott. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" und von „Gott und seine Schöpfung". Nördlingen, Beck. Lex.-8. 28 Ngr.

Westrich und Weinpfalz. Fastnachtsspiel in drei Abtheilungen, einem Vor- und einem Zwischenspiele. Von dem Verfasser der Gedichte in westricher Mundart (L. Schandein). Kaiserslautern. Gr. 8. 9 Ngr.

Wilibald's, W. (F. Wilibald Wulff), poetische Schriften. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Neuere Gedichte. Altona, Verlags-Büreau. 16. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein Spazierritt nach Jütland. Campagne-Bilder. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Zingerle, J., Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe und Mathias Perger, der Lauterfresser. Zwei Hexenprozesse. Innsbruck, Wagner. 8. 7½ Ngr.

Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt, Königlich Hannoverschen Geh. Kabinets-Rath und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. Von R. Wagner. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Donauschiffahrts-Frage in ihrer Entwickelung von dem Wiener Congresse bis zum Abschluß der Donauschiffahrts-Acte vom 7. November 1857 dargestellt in einer Sammlung der betreffenden völkerrechtlichen Acte. Mit einer einige Hauptpunkte der neuen Schiffahrts-Acte erläuternden Einleitung. Stuttgart, Metzler. Lex.-8. 15 Ngr.

Felix, Die Arbeit als Gesetz des Lebens und der Erziehung. Stuttgart, Scheible. 1857. 16. 3 Ngr.

Die Gymnasialreform in Oesterreich. Leipzig, Steinacker. Lex.-8. 6 Ngr.

Herzen, A., Frankreich oder England. Russische Variationen über das Thema des Attentats vom 14. Januar. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Jaeger, G. F., Teufel, Erbsünde, Gottmensch oder: der Rationalismus auf der Kanzel gegenüber Gottes Wort und der Väter Bekenntniß. Ein offenes Wort aus Anlaß einer von Herrn Pfarrer Ewald in Darmstadt gehaltenen Predigt über die Versuchungsgeschichte Christi. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Das Priesterthum des Herrn und seiner Gemeinde. Ein Vortrag gehalten am Evangelischen Bundestage zu Berlin. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Miller, S., Erinnerung an die hohe Vermählung der Durchlauchtigsten Prinzessin Stephanie zu Hohenzollern mit Sr. Maj. dem König Don Pedro V. von Portugal. Vier Festgedichte. Sigmaringen, Liehner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schenkel, D., Die Amtsentlassung des Professors Dr. Baumgarten in Rostock. Nach den „Actenstücken" beleuchtet. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur Regulirung des Papiergeldes. Von O. K. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Carl Josias Bunsen.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dem deutschen Publikum wird hiermit ein Roman dargeboten, der, in England und von den vertrautern Freunden der englischen Literatur längst in seinem hohen Werthe geschätzt, den weitern Kreisen, auf die er wie wenige Schöpfungen der Fremde auch bei uns zu wirken berufen ist, bisher unzugänglich blieb. Wenn mit Recht der Deutsche für das poetische Leben der Heimat Shakspeare's den tiefsten Antheil empfindet, so tritt ihm in Kingsley's „Hypatia" eine Erscheinung entgegen, die, ein glänzendes Zeugniß echt germanischer Tugenden, im seltensten Maße dieses Antheils sich würdig zeigen wird. Mit dem freien genialen Weltblick, welcher der germanischen Geschichtsanschauung vorzugsweise eigen ist, sind hier die merkwürdigen Culturverhältnisse, die ungeheuern innern und äußern Kämpfe und Bewegungen einer entlegenen, aber für unser Jahrhundert unendlich beziehungsreichen Epoche in dem gewaltigsten poetischen Gemälde zu wahrhaft classischer Darstellung gebracht.

Der Ausspruch einer Autorität wie Bunsen weist der „Hypatia" als einer der großartigsten historischen Dichtungen ihren gewiß von niemand bestrittenen Ehrenplatz an. Bunsen, dessen warmes Interesse an der deutschen Ausgabe des Werks zugleich auch für die Uebersetzung die empfehlendste Bürgschaft ist, entwickelt in dem ausführlichen Vorwort seine hohe Ansicht von der ebenso eminenten sittlichen als ästhetischen Bedeutung desselben, indem er auch von der edeln, kraftvollen Persönlichkeit und dem gesegneten Wirken des ihm befreundeten Dichters das frischeste, anziehendste Bild vor Augen führt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Dr. Gustav Leopold Stadler.

In 8 Lieferungen zu 7—8 Bogen.

Erste und zweite Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

In diesem Werke wird das gesammte geographische Wissen in drei Theilen als 1. mathematische oder astronomische, 2. physische oder eigentliche und 3. politische oder Staaten-Geographie behandelt. Das Ganze, in klarer, leicht verständlicher Sprache geschrieben, wird sich sowol für die Schule als für den Handgebrauch jedes Gebildeten eignen, indem der erste Theil ungewöhnlich eingehend sein Thema ausführt, dazu auch eine Uebersicht der Zeitrechnungen enthält, der zweite Theil zugleich Atmosphärographie und Geologie in anschaulicher Kürze darstellt, der dritte endlich vorzugsweise die historische Entwickelung der Staaten, sowol der gegenwärtigen wie der alten und ehemaligen, u Hinzufügung der nöthigen statistischen Angaben beschrei Die Druckeinrichtung gewährt die größte Uebersichtlichkeit, u ein vollständiges Register wird die Benutzung wesentlich leichtern.

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen von 7—8 Bo zu 10 Ngr. Die Lieferungen werden in kurzen Zwischenr men ausgegeben, sodaß das ganze Werk im Laufe des Sm mers vollständig erschienen sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprachbuch

für deutsche Schulen.

Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforsch auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet

Heinrich Theodor Traut.

8. Geh. 15 Ngr.

Daß der Unterricht in der deutschen Sprache nach den Unterrichtsschriften, welche die Sprache rein logisch als ein Fertiges, nicht historisch als der innern Weiterentwickelung auffassen, wenig fruchtbringend sei, ist eine häufig vernom Klage. In dem vorliegenden „Deutschen Sprachbuch" hat der Verfasser auf Grund seiner Lehrer-Erfahrungen versucht, Resultate historischer Sprachforschung unterrich gemäß zu bearbeiten und, entkleidet der gelehrten Termin logie, zum ersten male in praktischer Abfassung den Schü zugänglich zu machen. Das Buch wird deshalb ohne Zwei vielen Lehrern ein willkommenes Unterrichtsmittel sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Basreliefs am Dom von Orvieto.

Marmor-Bildwerk

der

Schule der Pisaner.

Mit erläuterndem Texte von E. Braun.

Herausgegeben von L. Gruner.

Quer-Folio. In Carton.

Die Basreliefs am Dom von Orvieto schildern die Geschichte Menschheit nach christlicher Weltanschauung. Sie gehören zu den e lichen Erscheinungen, welche die Anhänger des verschiedenar Kunstgeschmacks mit gleichem Staunen und gleicher Bewunderung füllen, und zu deren Betrachtung und Studium die grössten Küns alter und neuer Zeit immer wieder zurückgekehrt sind. Bisher exi von diesen Meisterwerken noch keine Nachahmung, die einen Begri der Trefflichkeit derselben zu geben im Stande gewesen wäre. Das vorstehende Werk liefert somit zum ersten male vollständige, der lichen Bildwerke würdige Nachbildungen. Dieselben sind nach den Z nungen des Orvietaner Vincenzo Pontani von tüchtigen Künst in Kupfer gestochen und von Ludwig Gruner herausgegeben. Z läuternde Text ist die letzte Arbeit des der Wissenschaft und Freunden zu früh entrissenen Dr. Emil Braun.

Das Werk ist in zwei Ausgaben, die eine in Kupfertondruck Preise von 30 Thlrn., die andere auf chinesischem Papier zum Preise 40 Thlrn., erschienen. Jede dieser Ausgaben kann sowol mit deu schem als mit französischem Texte bezogen werden. Prospecte deutscher, französischer oder englischer Sprache sind gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

eint wöchentlich. — Nr. 23. — 3. Juni 1858.

itter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. bjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Autorität oder Gewissensfreiheit. Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart. Erster Artikel. — Zur Aesthetik. Von Zeising. — Deutsche Literatur im Auslande. — Eine galizische Geschichte 1846. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Autorität oder Gewissensfreiheit?

leuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart.

heologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhe- Bekenntniß und Abwehr. Von A. F. Ch. Vilmar. , theilweise umgestaltete Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 12 Ngr.

und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu- er und zu Gott. Von Ignaz Heinrich Wessen- Zwei Theile. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1857. 3 Thlr.

Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Urtheil anzösischen Rechtsgelehrten und Historikers Eduard slave über Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" und Bekämpfer Stahl. Deutsch bearbeitet von Leopold st Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. 1857. 8. r.

ehrunterschiede der katholischen und evangelischen . Darstellung und Beurtheilung von Wilhelm Böh- Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

formatoren und die Reformation im Zusammenhange der evangelischen Kirche durch die Reformation ge- Aufgaben geschichtlich beleuchtet. Von Daniel kel. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1856. 1 Thlr.

ichlein von der Kirche. Von Leopold Immanuel t. Jena, Mauke. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Erster Artikel.

schon mehrmals auch in d. Bl. darauf hin- worden, daß wir uns gegenwärtig mitten in s unsers kirchlichen Lebens befinden, von deren lusgange es abhängen wird, ob ein lebendiges, edeln Bildungselementen der Zeit geeinigtes m wieder das bewußte Gesammteigenthum un- n werden wird, oder ob wir von neuem hin- r werden sollen in den ruhelosen, die Grund- Gesellschaft aufwühlenden Kampf der Extreme. ich die öffentlichen Blätter, welche einem großen denkenden und lesenden Publikums den täg- rf an geistiger Nahrung vermitteln, begonnen haben, den kirchlichen und religiösen Aufgaben der Gegenwart eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, hat sich auch das Interesse an der theologischen Literatur, welches in den letzten Jahren so gut wie erloschen schien, wieder gesteigert, und Schriften wie Bunsen's „Die Zeichen der Zeit" oder Karl Schwarz' „Geschichte der neuesten Theologie" sind in den weitesten Kreisen eifrig gelesen und lebhaft besprochen worden. Dennoch ist die erwachte Theilnahme an kirchlichen und religiösen Zeitfragen noch keineswegs eine Bürgschaft für ein in gleichem Maße verbreitetes Verständniß dieser Fragen. Ein gewisser Durchschnittsliberalismus, der sich wie in den Jahren 1845—48 auch dermalen wieder statt auf das politische auf das kirchliche Gebiet geworfen hat, führt meist in den öffentlichen Blättern das große Wort, und man würde in einer argen Selbsttäuschung befangen sein, wenn man dem, was so insgemein öffentliche Meinung heißt, ein vollgültiges Urtheil in den kirchlichen Händeln der Gegenwart zutrauen wollte. Man verstehe uns nicht falsch. Wir sind weit entfernt, dieser zumeist in der Tagesliteratur sich aussprechenden öffentlichen Meinung alle Berechtigung abzusprechen. Sie wird in einer Hinsicht wenigstens von einem völlig richtigen Instinct geleitet, von einem natürlichen Gefühle des Widerwillens gegen kirchliche Wiederherstellungsversuche, die bei den gegenwärtigen Bildungsvoraussetzungen unserer Nation nur als ein grober Anachronismus erscheinen können. Sie wahrt ferner in ihrem Kampfe gegen alle Zwangsmaßregeln auf einem Gebiete, welches das innerste Heiligthum der persönlichen Ueberzeugung berührt, ein echt evangelisches und christliches Princip. Sie dient endlich den Leitern unserer kirchlichen Angelegenheiten als eine wohl zu beherzigende Warnung, sich nicht kopfüber in eine abschüssige Bahn zu stürzen und nicht durch ein planmäßiges Begünstigen einer der Vergangenheit unwiderruflich anheimgefallenen theologischen Richtung eine scheinbare Kirchlichkeit und Orthodoxie zu erzeugen, die ohne alle innere Wahrheit, ohne alle triebkräftigen Wurzeln in

unſerm Volksleben iſt. Aber wie hoch auch dieſes alles anzuſchlagen ſei, ſo hat doch die lebhafte Betheiligung der Tagesliteratur an den kirchlichen Streitfragen der Zeit auch ihre minder erfreuliche Seite. Es iſt eine Thatſache, die man ſich freilich nur ungern geſteht, daß ein großer, wo nicht gar der größte Theil unſerer ſogenannten Gebildeten nicht blos der Orthodoxie, ſondern auch dem Chriſtenthum ſelbſt innerlich entfremdet iſt, und mit der vorgegebenen eifrigen Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten im Grunde nur ſich und andern den eigenen Widerwillen gegen die Erneuerung chriſtlicher Lebensformen verbirgt, mögen dieſelben nun in einer Geſtalt auftreten, in welcher ſie wollen. Jene bekannten Worte Dankmar Wildungen's in Gutzkow's „Rittern vom Geiſte“: „Wir haben eine Religion, die chriſtliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet, und eigentliche Chriſten gibt es gar nicht mehr“, drücken mit unverhohlener Nacktheit die wirkliche Geſinnung jener Gebildeten aus, wenn auch die meiſten ſich ſcheuen möchten, das letzte Wort klar und offen herauszuſagen. Daher jener Eifer gegen die kirchliche Orthodoxie, der niemals über die leere Verneinung hinauskommen kann und ſich ſofort in Gleichgültigkeit oder gar in einen wahrhaft julianiſchen Haß verkehrt, ſobald einmal Ernſt gemacht werden ſoll mit jenen ſchönen Phraſen von echter und ungeheuchelter Religioſität, die freilich der Gewiſſensfreiheit bedarf wie die Luft zum Athmen. Wir wollen hiermit keine Anklage ausſprechen, ſondern nur eine einfache Thatſache conſtatiren. Wir unſererſeits können gemäß unſerm Principe unbedingter Gewiſſensfreiheit nur den Wunſch hegen, daß allen denen, welche innerlich vom Chriſtenthume losgekommen ſind, auch äußerlich das Recht eingeräumt werden möge, ſolches ohne allen Nachtheil ihrer bürgerlichen Stellung zu bekennen, mit einem Worte, daß das Chriſtenthum überhaupt aufhören möge, das zu ſein, was es ſeit anderthalb Jahrtauſenden geweſen iſt: die öffentliche mit bürgerlichen Vorrechten ausgeſtattete, von Polizei wegen geſchützte Religion des Staats.

Aber wie wir einem großen Theile derjenigen, welche dermalen am lauteſten über innerkirchliche Fragen ſich vernehmen laſſen, alle Berechtigung hierzu abſprechen müſſen, ſo ſehen wir andererſeits das einzige Mittel, die moderne kirchliche Reaction erfolgreich zu überwinden, in der Neubelebung einer wirklich geſunden und lebendigen kirchlichen Frömmigkeit. Trotz dem weiter und weiter ſich verbreitenden Abfalle geht doch auch durch unſere Zeit ein tiefer Zug nach dem Chriſtenthume, und gerade jenes ſchmerzliche Gefühl der Unbefriedigung durch eine der Kirche entfremdete rein weltliche Bildung und Literatur iſt es, welches gegenwärtig ſo viele edle Gemüther einem blinden Autoritätsglauben in die Arme treibt. Bei dieſem Autoritätsglauben freilich kann es unmöglich bleiben, es müßte denn die ganze reiche geiſtige Entwickelung des letztverfloſſenen Jahrhunderts ungeſchehen gemacht werden können; aber eben weil jener Entwickelungsgang faſt ausſchließlich auf außerkirchlichem Gebiete vor ſich gegangen iſt (man denke nur beiſpielsweiſe an Goethe, deſſen gleichgültige, ja zeitweilig ſogar feindſel Stellung zum Chriſtenthume nun einmal nicht in rede geſtellt werden kann), ſo fordert die Kirche jetzt verkümmerten Rechte wieder ein, und wie es zu geſch pflegt, ſo hat auch hier ein Extrem das andere herv gerufen. Die erneuerten Anſtrengungen des ultramont Katholicismus, das neuaufgeſtutzte Lutherthum mit ſe katholiſirenden Gelüſten, die rückſichtsloſe Kühnheit, welcher dort ein neues wunderliches Dogma creirt, das Kopernikaniſche Weltſyſtem als ein Attentat auf Heilige Schrift verketzert wird: alle dieſe Erſcheinun mögen vielen ſehr vorſündflutlich vorkommen, in W heit entſpringen ſie alle aus dem tiefen, ob auch verſtandenen Bedürfniſſe, über dem bunten We menſchlicher Gedanken und menſchlicher Beſtrebun eine höhere wandelloſe Macht anzuerkennen, welche ſubjectiviſtiſchen Willkür des einzelnen eine Sch ſeet. Sobald der menſchliche Geiſt zur Erkenntni ner Endlichkeit kommt — und dieſe Einſicht drängt in Zeiten allgemeiner Erſchlaffung nach großen fruchtloſen Anſtrengungen unwiderſtehlich auf —, ſo mächtigt ſich der Geiſter das Verlangen nach einer Autorität, unter welche die Subjectivität des einzelnen zu beugen hat, und gleichſam inſtinctiv ſucht man von einer frühern Zeit anerkannten Autoritäten hervor und hofft von ihnen, die dereinſt den Tro Troſt und Zuverſicht gaben, in der allgemeinen Unſi heit eine Stütze. Man richtet ſich in dem alten Geb wieder wohnlich ein, ohne viel nachzufragen, ob etwa ſeine Mauern unterhöhlt ſind, man baut wol noch ein neues Stockwerk darüber, ohne lange zu ſuchen, ob der alte Bau die neue Laſt auch zu tra vermöge; ja, von einem dunkeln Gefühle getrieben, man jeder ſchärfern Unterſuchung der Haltbarkeit Gebäudes aus dem Wege, gleich als vermöchte man Gefahr dadurch zu entgehen, daß man wie der D Strauß die Augen dagegen verſchließt. Die Wiſſen wird verdächtigt, weil ſie den zuverſichtlichen Glau erſchüttern könnte, die Kritik erſcheint als Frev das Heilige, und weil man der überzeugenden Macht Wahrheit nicht traut, müſſen moraliſche Einſchüchter mittel die Stelle der Gründe vertreten, ganz wie Schiller heißt:

Dacht' ich's doch, wiſſen ſie nichts Vernünftiges zu erwidern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

um von den Einſchüchterungs- und Beruhigungsm noch weit handgreiflicherer Art völlig zu ſchweigen.

Natürlich läßt ſich die Kritik wol eine Zeit la aber nicht auf die Dauer zurückdrängen, und hat ſie Damm einmal an einer einzigen Stelle durchbrochen ergießt ſie ſich wie ein wilder Bergſtrom über das F filde und reißt alles, was lange mühſame Arbeit gebaut, in einem Augenblicke mit ſich hinweg. D beginnt denn das alte Spiel von neuem und ſo fort unaufhörlichem Kreislaufe: es gibt auf dieſem B

nde, ein Extrem ruft hier mit der Nothwendigkeit Naturgesetzes wechselsweise das andere hervor. s einzige Heilmittel ist, daß beiden entgegengesetz- iten ihr Recht geschieht. Wenn man dort den als einen Kampf zwischen Freiheit und Autorität, eine Vertheidigung göttlicher Ordnungen gegen ztigen Einfälle subjectivistischer Willkür bezeichnen liegt beide male etwas Wahres zu Grunde. Frei- Autorität sind Parteischlagwörter, die als solche en klaren Sinn erst der nähern Bestimmung und ung durcheinander bedürfen. In der Endlichkeit nschengeistes liegt ebenso sehr das Bewußtsein lbhängigkeit von einer höhern Macht, als um- in seiner unendlichen Entwickelungsfähigkeit die digkeit enthalten ist, über alle von Menschen ete Ordnungen, wenn deren Zeit gekommen ist, schreiten. Die Vorkämpfer der Gewissensfreiheit für ein ewiges unveräußerliches Recht, aber die bleibt eine bloße Abstraction, solange nicht ein gebundenes Gewissen sein Recht von jeder nur hen Autorität frei zu sein durch die freieigene fung unter die göttliche Welt- und Heilsordnung t. Umgekehrt haben die Männer des Autoritäts- die Erfahrung und das unleugbare Bedürfniß chlichen Gemüths auf ihrer Seite, wenn sie die igkeit fester unverbrüchlicher Ordnungen behaup- das Subject durch eine That der Selbstbeschrän- Selbstverleugnung sich fügen muß. Sie irren nur ß sie deren jeweilige Erscheinungsform mit dem lbst, die wandelbare Hülle mit dem unwandel- halte in eins setzen, und für Menschliches eine eit ansprechen, die nur dem Göttlichen als sol- mmt. So ist die Kirche, d. h. das in die irdi- ichte eingetretene Gottesreich ganz gewiß kein che s Institut, und Stahl hat so Unrecht nicht, den festen Begriff einer objectiven göttlichen lt, die über den jeweiligen Zeitströmungen steht, doch ziemlich nebelhaften Bunsen'schen Vorstel- n der Gemeinde als der Gesammtheit aller d denkenden Glieder unserer Nation gegenüber- er indem er dieses göttliche Recht nun sofort therische Bekenntnißkirche beansprucht, wie sie ämpfen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen die theologische Scholastik des 17. Jahrhun- r ausgebaut worden ist, so läßt er sich sofort heillose Begriffsverwirrung zu Schulden kom- e, um nur eine recht handgreifliche Autorität n, den theologischen und kirchenpolitischen Lei- er bestimmten Zeit eine durch und durch un- he Unfehlbarkeit zuschreibt und der geschicht- ickelung an irgendeinem Punkte Halt gebieten als hätte nur das Gewesene sein geschicht- und nicht ebenso das im Fortgange der Zei- ene. Es ist nichts als eine völlig unerwie- principii, wenn man den wissenschaftlichen des Christenthums durch die theologische Ar- rzeit als ein für allemal ausgemittelt betrach- tet, oder doch nur insofern eine Entwickelung noch an- erkennen will, als dieselbe sich auf bisher noch nicht in Betracht gezogene Lehrstücke erstrecke. Man beruft sich auf das Zeugniß der Jahrhunderte, auf die religiöse Ge- sammterfahrung der unter der unfehlbaren Leitung des Heiligen Geistes stehenden Kirche: damit ist das katho- lische Traditionsprincip wiederhergestellt, aber ohne seine Consequenz, denn diesem Zeugnisse der Jahrhunderte ist die Reformation in sehr wesentlichen Stücken gegenüber- getreten und gerade Luther war es, der weder dem Papste noch den Concilien auf ihre Autorität hin glau- ben wollte, „weil sie oftmalen geirrt und ihnen selber widersprochen haben". Jener die Kirche leitende heilige Geist muß ferner nach der Stahl'schen Ansicht seine mit besonderer Macht ausgestatteten Organe haben, und diese sind ihm die Träger des geistlichen Amts — damit ist der Grund gelegt zu der katholischen Hierarchie, die, ebenso wie der absolute Monarch vom Staate, ihrerseits von der Kirche sagen kann: „Die Kirche bin ich" —, aber zu die- ser Hierarchie fehlt der Schlußstein, in welchem sich ihre Unfehlbarkeit concentrirt, und solange dieser nicht ein- gesetzt ist, bleibt das Gebäude der Autoritätskirche ohne festen Halt; das System bleibt inconsequent, solange nicht der Papst als der Stellvertreter Gottes auf Erden mit absoluter Unfehlbarkeit die Kirche regiert.

Als einer der namhaftesten Vertreter des soeben in seinem Wesen kurz charakterisirten kirchlichen Autoritäts- princips ist neben Stahl, dem berühmten Widersacher Bunsen's, der dermalige Professor in Marburg August Friedrich Christian Vilmar zu nennen. Seine gegen- wärtig bereits in dritter Auflage erschienene Schrift „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhe- torik" ist schon von den verschiedensten Seiten bespro- chen worden und sie kann mit Recht als das Programm jener ganzen kirchlichen Richtung gelten. Eine eingehende kritische Prüfung ihres Inhalts möchte gegenwärtig vie- len als verspätet erscheinen; indessen lohnt es sich noch immer der Mühe, wenigstens ihre Grundanschauung kurz ins Auge zu fassen.

Auch bei Vilmar ist das Bedürfniß „nach Gewißheit, nach einem festen Boden, auf welchem er in der Welt stehen und von welchem aus er die Welt anfassen könnte", der Ausgangspunkt seines theologischen Denkens gewesen. Sein rationalistischer Professor, bei dem er vor Zeiten Collegia hörte, pflegte die vornehmsten Abschnitte der Dogmatik, vom Glauben, von der Rechtfertigung, von der Person Christi, von den Sakramenten und von den Gnadengaben des Heiligen Geistes, mit den Worten zu schließen: „in futuram oblivionem, meine Herren", und auch da, wo er dieses nicht sagte, blieb wenigstens nicht mehr als alles ungewiß. Wie Eulenspiegel's Esel Blatt um Blatt in seinem Folianten unermüdet umschlug, um die gewünschten Haferkörner zu entdecken, so hat Vilmar seine geschriebene und gar manche gedruckte Dogmatik Blatt für Blatt umgeschlagen, vorwärts, wieder zurück und abermals vorwärts, aber vergeblich hat er nach der Speise

des Lebens gesucht bis er endlich das Blattumschlagen unterließ. Er hörte auf nach Worten zu suchen, aber Sachen hatte diese Theologie auch nicht; wie mürber Zunder fiel sie, die Theologie der Ungewißheit, von ihm ab. Aber auch die Gewißheit des Nichts, die ihm durch jenes vergebliche Suchen geworden war, hat ihn wieder verlassen und durch die Erfahrung lernte er erkennen, daß es noch eine andere Gewißheit gebe, „eine Gewißheit des lebendigen, persönlich gegenwärtigen, im Fleische erschienenen, barmherzigen Gottes, eine Gewißheit der ewigen Seligkeit". Bis hierher müssen wir vollkommen auf Vilmar's Seite treten. Jene Theologie, wie sie damals gelehrt wurde, war wirklich eine Theologie der leeren Negation, der das Christenthum bis auf den Namen und einige farblose Moralvorschriften abhanden gekommen war. Ihre ganze trostlose Kunst bestand darin, einen Glaubenssatz nach dem andern hinwegzukritisiren, sodaß zu guter letzt nichts mehr und nichts weniger als alles ungewiß ward. Ernste Gemüther wissen von den schmerzlichen Kämpfen einer Seele zu erzählen, die nach Gewißheit hungernd und dürstend nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis sie solche unzweifelhafte Gewißheit gefunden hat in der ewigen Heilsbotschaft von der erbarmenden göttlichen Liebe. Auf diesem Wege ist Augustinus, auf diesem Wege ist Luther zu der Freudigkeit seines Glaubens gekommen, und wer eine ähnliche Erfahrung an sich selbst nicht gemacht hat, der möge immerhin seine Straße weiter ziehen. Die Befähigung, über diese Erfahrungen mitzureden, hat er ebenso wenig, wie der Blinde die Fähigkeit hat, von der Farbe zu sprechen. Vilmar hat auch weiter noch darin vollkommenes Recht, wenn er als die Pflicht des theologischen Lehrers bezeichnet: „eine Theologie der unzweifelhaften göttlichen Gewißheit zu lehren, zur Seelenpflege und zur Speise des ewigen Lebens denen mitzugeben, welche hören." Aber Wahrheit und Irrthum grenzen hart aneinander, unter Vilmar's Hand verwandelt sich jene Theologie, welche unverrückt auf der einen großen Heilsthatsache, die in Christus ein für allemal vollbrachte Erlösung der Menschheit steht, in eine Theologie der Thatsachen, die ausgesprochenermaßen nichts anderes ist als die unbedingte Unterwerfung unter den symbolisch-kirchlichen Lehrbegriff in seinem buchstäblichsten Verstande. „Das Bekenntniß ist ein abschließendes Resultat des von der Kirche im ganzen Erlebten und Erfahrenen und hat seine erhaltende und stärkende Zeugnißkraft in der Gemeinde nur in seiner Ganzheit und Ungebrochenheit." An dem kirchlichen Bekenntnisse darf in keinem einzigen Stücke gerüttelt werden, denn „damit wird Unsicherheit, Ungewißheit, Zweifel in das Leben der Kirche hineingeworfen und somit das letztere unaufhaltsam von innen heraus angefressen und zerstört".

Es ist dies völlig dieselbe Anschauungsweise, aus welcher heraus einst der weltkluge Bischof von Meaux seine „Histoire des variations des églises protestantes" schrieb, genau dieselbe Melodie, welche noch heute von den Vertretern des Katholicismus, um mit Vilmar's eigenen Worten zu reden, staccato, pizzicato und im r Strich aufgespielt wird. Wir wollen davon abs den Werth eines Arguments genauer zu prüfen, w jede Kritik grundsätzlich ausschließt, weil bei ihrer lassung möglicherweise das Fürwahrangenommen Zweifel gezogen und als grundlos erwiesen w würde; es ist dies nur das wohlbekannte Lied des schen Philisterthums in neuer Tonart gesungen: „ um jeden Preis!" es ist das unwillkürliche G ständniß der Autoritätsmänner, daß es ihnen n zweiter Linie um die objective Wahrheit selbst, in Linie um die subjective Gewißheit des Fürwahrh zu thun ist, oder mit andern Worten, ihre wic Sorge ist, daß geglaubt werde; was geglaubt ist eine Frage, die erst hinterdrein kommt. Der Vilmar nicht Unrecht zu thun, wollen wir uns nern, daß er daneben noch als anderweiten G grund die Behauptung aufstellt, das kirchliche B sei so, wie es überliefert worden, selbst eine Th der kirchlichen Gesammterfahrung. Wäre dem so, hörte freilich jedes weitere Streiten auf, und jeder fel wäre ebenso übel angebracht, als wenn jema Zweifel ziehen wollte, was er mit eigenen Augen g und mit eigenen Ohren gehört. Freilich nimmt e hier schon wunderlich genug aus, daß Vilmar, sehr er sich auch sträubt es anzuerkennen, selbst m wohlverstandenen Sinne der lutherischen Bekenn schriften in einem sehr wesentlichen Stücke, nämli Lehre von der Kirche, in Widerspruch tritt. Doch abgesehen hiervon, wer nur ein wenig Kirchengesc studirt hat, weiß, wie es bei der Entstehung dieser lichen Bekenntnisse hergegangen ist, und, um gleic dem Nächstliegenden stehen zu bleiben, wie wenig die Concordienformel als ein „abschließendes Resul von der Kirche im ganzen (!) Erlebten und Erfahr bezeichnet werden kann. Diese Bekenntnisse sind suche, den ewigen Inhalt des in der Gemeinde le gen Glaubens in menschliche Worte und Ausdrü kleiden, aber ebendarum heftet sich ihnen sofor ihrer Entstehung auch ein Moment der Veränder und der Vergänglichkeit an. Sie sind nicht abschli Resultate, sondern begriffliche Formulirungen der lichen Glaubenserfahrungen, aber darum eben l durch die wissenschaftlichen, insbesondere die philo schen Voraussetzungen ihrer Zeit, um der mancher sondern Erwägungen und Rücksichten, die daneben zu geschweigen. So sind die kirchlichen Dogmen der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Christi sie in den sogenannten ökumenischen Bekenntnissen gelegt sind, keineswegs blos auf dem Wege der rung, sondern wie jeder theologische Student weiß sein erstes Semester absolvirt hat, erst nach langen denschaftlichen Kämpfen unter Mitwirkung von K intriguen, Hofkabalen und Polizeimaßregeln zu S gekommen, und wenn wir auch von diesem äußern gange absehen wollen, so hat jedenfalls die theolo und philosophische Speculation einen mehr als

geordneten Antheil daran. Die Concordienformel ging aus einem Compromiß verschiedener lutherischer Parteien hervor, sie erschien schon bei ihrem Entstehen so wenig als das Ergebniß der Gesammterfahrung auch nur der lutherischen Kirche, daß sie ungefähr von der Hälfte der lutherischen Länder als eine Zwietrachtsformel zurückgewiesen wurde. In dieses Bekenntniß sind lange gelehrte Auseinandersetzungen über Dinge aufgenommen, an denen kein Mensch auf Erden jemals etwas erfahren hat oder erfahren wird, z. B. die aus der Scholastik des Mittelalters entlehnte, ziemlich absonderliche Unterscheidung einer dreifachen Gegenwart des Leibes Christi. Man sollte es doch endlich einmal begreifen, daß es nichts als eine sophistische Begriffsvermengung ist, die ganze Erfahrungen von Sünde und Gnade, wie sie nothwendigs jeder wahrhafte Christ, mithin in noch weit umfassenderm Sinne die Kirche als Gesammtheit in ihrem Gang durch die Jahrhunderte gemacht haben muß, so ohne weiteres in eins zu setzen mit den theologischen Reflexionen, von diesen Erfahrungen sich begrifflich Rechenschaft abzulegen. Jene Erfahrungen sind innere Thatsachen, als solche nicht minder gewiß für die, welche sie in sich erlebt haben, wie die durch Auge und Ohr vermittelten äußern Thatsachen; aber ihre begrifflichen Formulirungen als solche für Thatsachen auszugeben, ist Selbsttäuschung oder bewußter Trug. Es ist in der Theologie ganz dasselbe Verhältniß wie in der Naturwissenschaft: wie dieser die Wahrnehmungen der äußern Sinne, so liefern jenen die Wahrnehmungen des religiösen Gemüthslebens den Stoff für das Denken; dieses Denken aber unterliegt seinen eigenen Gesetzen, und die richtige oder falsche Anwendung dieser Denkgesetze zu prüfen, ist ebenso wie die richtige Verknüpfung der theologischen Begriffe und Urtheile Sache der Wissenschaft. Vilmar scheint freilich einen sehr eigenthümlichen Begriff von Erfahrung zu haben. So will er erfahren haben, daß der Unterschied vom Göttlichen und Widergöttlichen ein fließender sei, und folgert daraus als weitere Thatsache der Erfahrung die Lehre von der ewigen Verdammniß, während die Erfahrung doch nur zu dem absoluten Widerstreite der Kräfte führt, aber keinerlei Aussagen darüber enthält, ob das Widergöttliche selbst von ewiger Dauer sei, oder ob es dereinst von der Macht des Göttlichen werde vernichtet werden. Vermuthlich um jenes ewigen Gegensatzes willen gehört denn nun zu den Thatsachen der Vilmar'schen Theologie auch der persönliche Teufel, obwol wir diesseits nicht abnehmen, wie man zu der Annahme des Teufels anders als durch einen Schluß von der Wirkung auf die Ursache zu gelangen vermöge, wobei denn wiederum die Wissenschaft über das Zwingende jenes Schlusses zu entscheiden haben wird. Etwas anderes ist es, wenn man den Glauben an den Teufel auf Autorität hin festhalten zu müssen sich verbunden fühlt: dann darf man aber ebenfalls nicht von Erfahrung reden. Vilmar kann uns freilich alles Ernstes versichern, er habe „des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe gesehen", und um nicht mißverstanden zu werden, setzt er hinzu: „mit leiblichen Augen, ich meine dies ganz unfigürlich". Wenn dies nicht trotz der feierlichen Versicherung des Gegentheils doch wieder „Rhetorik" ist, mit der der eifrige Gegner der Rhetoriker uns zum besten hat, so bleibt nur die Annahme übrig, daß er die gröbsten Täuschungen einer erhitzten Phantasie nicht von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermag, und dann steht es überhaupt mit der „Erfahrung", auf die er sich zugute thut, etwas mislich.

Es mag für gewisse Gemüther, die, wenn ihnen ein Jota der überlieferten Glaubensform wankend gemacht wird, gleich Erlöser und Seligkeit zu verlieren fürchten, eine recht tröstliche Sache sein, sich einer fertigen, einfür allemal ausgemittelten Lehre in die Arme werfen zu können; aber sowenig diese Lehre dadurch, daß sie es versichern, aus dem Bereiche des menschlichen Meinungsstreites und der menschlichen Forschung auf das Gebiet unzweifelhafter Thatsachen und unumstößlicher Erfahrungen hinübergespielt werden kann, ebenso wenig kann es gelingen, jene wenn auch immerhin großartige und im wesentlichen gewiß auch bleibende Geistesarbeit, welche in den Bekenntnissen niedergelegt ist, zu gleichem Range mit der einfachen Heilsthatsache des Evangeliums selbst zu erheben. Wenn anders die Geschichte der Kirche trotz ihrer Leitung durch den göttlichen Geist doch zugleich auch eine echt menschliche ist, so kommt jeder Versuch, für irgendeine ihrer Schöpfungen ein unbedingtes Recht beanspruchen zu wollen, auf einen verhängnißvollen Irrthum hinaus, dem eben die angesprochene Erfahrung des Lebens und die für alle, welche sehen wollen, klar genug vor Augen liegenden Thatsachen der Geschichte widersprechen.

Ein weiteres Eingehen in den Inhalt der Vilmar'schen Schrift können wir uns ersparen. Vor der Unbedingtheit seines Autoritätsprincips muß folgerichtig alle theologische Wissenschaft weichen, die es ja wagt, einen Unterschied zu machen zwischen dem Glaubensbewußtsein der Gemeinde und der wandelbaren, durch die Bildungsvoraussetzungen der jeweiligen Zeit bedingten theologischen Formulirung desselben; von einer Freiheit der Wissenschaft reden nach Vilmar nur noch „die hohnlachenden Glaubens- und Kirchenzerstörer", nach Bedürfniß auch die hohnlachenden Staatszerstörer und Thronstürzer; für die gründlichsten Forschungen auf dem Gebiete der alt- und neutestamentlichen Einleitungswissenschaft gibt es keinen andern Beweggrund als den Kitzel des Neuesfindenwollens, von dem jene Forscher geplagt werden; alle Fortschritte dieser Wissenschaft sind nichts als das Gebahren unruhiger Weiber, „welche von vier zu vier Wochen das ganze Ameublement ihrer Wohnung umquartieren, um allezeit etwas Neues zu haben"; ja, an einer andern Stelle werden die Männer, welche das Alte Testament literaturgeschichtlich und kritisch behandeln, nach einer hämischen Insinuation als „gotteslästerliche Seelenverkäufer" mit dreifachem Fluche belegt, um von andern Ausdrücken wie Rhetoriker, Grammatisten, Vocabulisten, Abecedarier u. s. w., mit denen Vilmar seine Gegner beehrt, zu schweigen. Es ist dies auch eine „Rhetorik", aber, um wiederum Vilmar's eigene Worte zu gebrau-

chen, eine „Rhetorik der Gasse und Fischbude", und man braucht sich nach solchen Proben nicht zu wundern, wenn derselbe Mann selbst das Mittel anonymer Schmähungen gegen seine marburger Collegen nicht für zu schlecht hält, um seine Theologie der Thatsachen gegen die Grammatisten und Rhetoriker durchzukämpfen.

Doch kehren wir von dem Persönlichen zurück auf die Sache. Jenes Autoritätsprincip kann nicht bestehen ohne eine äußere Stütze, daher läuft denn auch bei Vilmar schließlich alles auf die Allgewalt der Kirche, d. h. der Geistlichkeit hinaus. Jene hierarchische Doctrin, deren Ursprung wir schon oben zu entwickeln versuchten, findet an Vilmar einen ihrer rücksichtslosesten Vertreter. Der Lehrer der Theologie hat seinen Zuhörern zu zeigen, daß die Kirche „die Herrscherin in der Welt der Geister ist, und daß diese Herrschaft von den Dienern der Kirche und von diesen allein ausgeübt werde". Die Diener der Kirche sind die Pastoren. Sie allein vermögen in unsrer Zeit, welche auf das Ende unsers Volks und zwar auf ein Ende mit Schrecken unzweifelhaft hinweist, den drohenden Verfall noch aufzuhalten und werden, wenn derselbe dennoch eintritt, unversehrt aus dem allgemeinen Sturme hervorgehen; sie allein haben als an Christi Statt die Kraft, der Sünde mit einem einzigen Worte das Haupt zu spalten und in des Teufels zornige Augen zu sehen, vor denen die Gemeinde „auseinander stiebt wie Schneeflocken".

Vilmar erklärt es zwar für „Pöbelgeschrei", wenn man diese und ähnliche Anmaßungen des lutherischen Klerus als Hierarchie, Pfaffenherrschaft, Katholisiren bezeichnet; wir aber finden nicht, daß dieselben sich von den Grundsätzen eines Gregor VII. in einem andern Punkte unterscheiden, als darin, daß nach diesem „die Herrschaft über die Geister" von dem einen Statthalter Christi auf Erden, nach jenem von einer vielköpfigen Menge kleiner lutherischer Päpstlein ausgeübt werden soll. Muß aber zwischen einem von beiden gewählt werden, so ziehen wir die Herrschaft des einen unfehlbaren Papstes dem neulutherischen Pastorenregimente noch bei weitem vor.

Aber auch die Consequenz ist auf römischer Seite. Hier allein ist die einzige unbedingte und eben in dieser ihrer Unbedingtheit consequente Autoritätskirche, und auch jene neulutherische Bewegung kann nothwendig nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie an dem Ziele angelangt ist, dem sie wissentlich oder unwissentlich zustrebt, und dieses Ziel heißt Rom.

Niemand hat aus den Stürmen des letzten Jahrzehnds größern Vortheil gezogen als die römische Hierarchie. In einer Zeit, wo alle bisher für unerschütterlich gehaltenen Stützen der öffentlichen Ordnung in Trümmer sanken, wo Tausende an der Autorität des Königthums von Gottes Gnaden irre wurden, da war die römische Kirche die einzige Macht, vor welcher der Aufruhr voll scheuer Ehrfurcht zurückwich. Die weltliche Herrschaft des Papstes ward von den Wellen der Revolution hinweggespült, die Ewige Stadt träumte wieder einmal den kurzen Traum republikanischer Frei
aber die geistliche Autorität des Papstthums blieb
brochen, und dasselbe römische Volk, das wider
weltlichen Landesherrn die Fahne der Empörung
beugte vor dem Oberhaupte der katholischen Kirche
Knie. Es kamen die Zeiten der Enttäuschung un
Ernüchterung: der Freiheitsrausch war verflogen, di
gemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände, das
Durcheinanderwogen der Parteien, die entfesselte
schaft eines rohen und fanatisirten Pöbels weckte
Sehnsucht nach festen unantastbaren Ordnungen,
einer über dem Parteigetriebe stehenden Autorität.
dem Zersetzungsprocesse der Philosophie und Kritik,
das künstliche Gebäude der lutherischen Orthodoxie
einander geworfen, war die römische Kirche nur äu
und vorübergehend berührt worden; während die
rischen Haus-, Hof- und Staatstheologen sich schü
verkrochen hielten, hatte die römische Hierarchie au
Freiheitsbestrebungen des Jahres 1848 sich zunutz
gemacht und focht im frankfurter Parlament mit
politischen Liberalismus unter dem gemeinsamen B
der Trennung der Kirche vom Staate. Hinderniß
deren Hinwegräumung sie Jahrzehnde vergeblich ge
wie das landesherrliche Oberaufsichtsrecht über die
regeln der kirchlichen Behörden, der Einfluß der S
gewalt auf die Bildung des Priesterstandes u. s. w.,
ren fast mit einem Schlage gefallen. Während
allen andern Autoritäten keine einzige unversehrt
erhob sich Rom in majestätischer Größe und schien
einmal der erstaunten Welt die Wahrheit des alten
zu bestätigen, daß die Kirche des heiligen Petru
Felsen sei, den auch die Pforten der Hölle nicht zu
wältigen vermöchten. Hier allein war eine Aut
die trotz äußerlicher Raumbeschränkung doch innerli
gebrochen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeri
ihr göttliches Recht durch die Thatsachen der Gesc
selbst zu bestätigen schien. Wie klein erschienen
über dieser stolzen Kirche mit ihrer festgegliederten
archie, mit ihrer unwandelbaren Lehrüberlieferung,
ihren Wundern und Mysterien die halben Versuche
halb des Protestantismus, durch die Aufrichtung
Bekenntniß- und Pastorenkirche einen ähnlichen sturm
Boden zu gewinnen! Diesem künstlichen Kirchen
ging gerade das Erste und Wesentlichste, die in
Stücken ununterbrochene Stetigkeit der Ueberlie
ab. Die Reformation des 16. Jahrhunderts hatt
Zusammenhang gerade an der gefährlichsten Stell
rissen, gerade in der Lehre von der Kirche selbst, m
neue Entwickelung in grundsätzlichem Widerspruch z
Bestehenden getreten, und zahlreiche andere Abwei
gen in der Lehre waren theils vorangegangen, theils
gefolgt; kurz, selbst die blendendsten Redekünste ver
ten die Kluft nicht zu überdecken. Vom Standp
des kirchlichen Autoritätsprincips aus erscheint die
formation als Revolution und man muß die kü
Aeußerungen Luther's in seiner Schrift über die
lonische Gefangenschaft der christlichen Kirche lesen,

Urtheil zu begreifen. Dagegen bietet Rom mit Dogma von der unverfälschten Tradition des Wahrheitsschatzes gerade das, was dem Protestanseiner Natur nach abgehen muß: eine in allen fertige Lehre in der Form eines unverbrüchlichen , von dessen Annahme das ewige Seelenheil ab- Hier und hier allein finden autoritätsbedürftige er eine Kirche, die sich der Unfehlbarkeit und unchen Gewißheit ihrer Aussprüche rühmt, eine schaft, die sich die alleinige Mittlerin zwischen und Erde nennt, ein sichtbares Oberhaupt, das gte Unterwerfung verlangt, weil es an Gottes risti Statt auf Erden regiert. Es ist eine großionsequenz in diesem Systeme, nirgends zeigt sich ke oder Fuge darin, welche dem Zweifel oder der heit Raum ließe, ein Satz greift mit unerbittthwendigkeit in den andern ein; man kann keiin aus diesem Gebäude herausnehmen, ohne das u erschüttern.

er Consequenz hat der Romanismus seine Erverdanken. Alle Triumphe, die er in dem letzten Jahrzehnde in rascher Aufeinanderfolge ge, sind nur aus dieser imponirenden Zuversicht en, mit welcher er heute wie vor 800 Jahren ankenden und ungewissen Gemüthern gegenüberenn seine Macht seit Ende des vorigen Jahrscheinbar im Sinken begriffen war, so bedurfte einer günstigen Verkettung äußerer Umstände, ie Revolutionsjahre mit ihren Stürmen und täuschungen herbeiführten, um alle Befürchter Hoffnungen seines baldigen Sturzes durch achen als irrig zu widerlegen. Rom ist derker als es je seit den Tagen der Reformation t: das österreichische Concordat, der Ausgang hen Kirchenstreites, die Verurtheilung der GünPhilosophie, die Deutschland nach allen Seiurchziehenden Jesuitenmissionen, die wie Pilze rde geschossenen katholischen Vereine und Brüsind ebenso viel Beweise dafür, und selbst die einen mit Hohn, von dem andern mit Entfgenommene Verkündigung eines neuen Dogma als eine abermalige Machtäußerung desselben in stolzer Siegesgewißheit sich bewußt ist, der Welt auch dieses längst nicht mehr erlebte wieder bieten zu können.

kann sich überhaupt zum Romanismus nur i Weise verhalten, entweder unbedingt anoder unbedingt verwerfend, jedes dritte schließt latur nach aus. Die vielfach noch in neuerer holte Unterscheidung eines ultramontanen und len Katholicismus ist eine völlig verkehrte: us und Ultramontanismus sind Begriffe, die wer den letztern von sich weist, verwirft auch den erstern, wie viel oder wie wenig ist von den Lehren und Bräuchen der katholhe beibehalten sollte.

erhellt von selbst das Vergebliche jener wohlgemeinten und ehrenwerthen Versuche, durch allmähliches Abschleifen der schärfsten Spitzen eine verträgliche Stellung des römischen Katholicismus zu den übrigen christlichen Bekenntnissen anzubahnen.

Bekanntlich ist der bedeutendste dieser Versuche an den Namen Wessenberg's geknüpft und die neuere Kirchengeschichte hat von den bittern Kämpfen zu erzählen, welche im Jahre 1827 mit der Entfernung dieses edeln, frommen und gelehrten Priesters von dem Amte eines Bisthumsverwesers zu Konstanz endigten, trotzdem daß das Domkapitel, der größte Theil der katholischen Landesgeistlichkeit, die öffentliche Meinung Deutschlands und die weltliche Gewalt auf seiner Seite stand. Seit der unfreiwilligen Unterbrechung einer reichgesegneten amtlichen Thätigkeit hat Wessenberg in stiller Zurückgezogenheit seine Zeit mit literarischen Arbeiten zugebracht, unter denen wir namentlich seine den Ultramontanen besonders ärgerliche „Geschichte der Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts" hervorheben. Ohne das katholische Dogma zum Gegenstande seiner Angriffe zu machen, hat er sich bemüht, ein einfaches praktisches Christenthum als das Alleinwesentliche am Katholicismus, die Wiederbelebung der Synodalverfassung als das sicherste Mittel zur Erneuerung der Kirche von innen heraus zu empfehlen. Freilich ist seine Anschauungsweise nicht frei von dem Einflusse der Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts, und vor den allgemein moralischen Ideen, welche er als den Mittelpunkt der „Christuslehre" betrachtet, tritt mit dem specifisch Katholischen doch auch zugleich der eigenthümlich positive Gehalt des Christenthums mehr oder minder in den Hintergrund.

Die neueste Schrift aus der Feder des gegenwärtig hochbetagten, aber noch immer geistesfrischen Verfassers, „Gott und die Welt", soll ihrer Anlage nach ein umfassendes Bildniß der geistigen und sittlichen Welt zur Anschauung bringen, in ähnlicher Weise, wie Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos" den Bestand und Zusammenhang aller Dinge in der materiellen Welt, soweit die wissenschaftlichen Bestrebungen sie bisher aufgedeckt haben, vor uns entrollt. Demgemäß geht der Verfasser aus von der Idee Gottes als dem unendlich vollkommenen Wesen, welches den Anfangs-, Mittel- und Endpunkt aller wahren Erkenntniß und würdigen Bestrebungen der Menschen bildet, und bahnt sich so den Weg von dem gegensatzlosen göttlichen Wesen zu den endlichen Dingen, denen die Gegensätze wesentlich seien. Der Reihe nach handelt darauf der Verfasser von dem Unterschiede der geistigen und der sinnlichen Natur und ihrem Verhältniß zueinander, vom Urzustande der Erde und ihrer Bewohner, von dem Sinn für das Göttliche als dem eigenthümlichen Vorzuge des Menschen, von den verschiedenen Lebensgütern und dem höchsten Gute insbesondere, von dem Zeugnisse der Geschichte für die Bestimmung des Menschengeschlechts zu immer fortschreitender geistiger, sittlicher und gesellschaftlicher Ausbildung, sowie für den Glauben an eine gerechte und weise Weltregierung, von Religions- und Staatsvereinen,

Wissenschaft und Kunst, Handel und Verkehr. Den Abschluß des Ganzen bildet eine eingehende Besprechung des Christenthums, dessen Erscheinung unter allen Ereignissen obenan steht, welche auf die Menschengattung einen wohlthätigen Einfluß geübt haben.

Wir bedauern, daß uns der Plan unsers gegenwärtigen Aufsatzes ein näheres Eingehen in den reichen Inhalt dieser Erörterungen verbietet, und müssen uns begnügen, nur noch einige Bemerkungen über den letzten Hauptabschnitt anzuknüpfen. Nach dem Verfasser trägt das Wesen des Christenthums das Gepräge unvergänglicher göttlicher Wahrheit ohne alle Beimischung von vorübergehenden weltlichen und blos nationalen Elementen, und er sucht diesen Satz durch eine eingehende Vergleichung des Christenthums mit dem Judenthume und Heidenthume zu begründen. Die Vorzüge des Christenthums findet er in der über den Wechsel der Zeiten und Zustände erhabenen Einfachheit seiner Lehre, deren Grundstein die vollkommene Vereinigung der Menschen mit Gott und unter sich durch die Liebe sei. Diese Lehre findet ihren reinsten Abdruck in der Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion, welcher dem Geiste nach eins mit Gott und zugleich die Idee der vollendeten Menschheit und das nachahmungswürdigste Vorbild des religiösen Lebens darstelle. Seine Lehre, die überall im Menschen Vernunft und Gewissen voraussetzt, daher niemals mit der echten Wissenschaft in Widerstreit gerathen kann und vor allem auf die von den Menschen in geistiger Vereinigung mit Gott zu vollbringenden Heiligung der Gesinnung hinzielt, behandelt jeden einzelnen als Selbstzweck, durch Vervollkommnung zur Seligkeit bestimmt, bringt die Gleichheit aller vor Gott zur Anerkennung und lehrt Gott als die alle Menschen gleicherweise umfassende Liebe verehren. Kein Religionsstifter macht wie Christus die Erlösung der Menschen von der Knechtschaft der Sünde zum Zweck; er zuerst deckte den Gegenstand zwischen gut und böse vollständig auf, lehrte den Lügengeist als das beständig zu bekämpfende Grundübel erkennen und verlangte von jedem die größtmöglichste Anstrengung seiner sittlichen Kraft unter der Verheißung der göttlichen Sündenvergebung und Mitwirkung zur Besserung; zugleich gab er der unter allen Völkern verbreiteten Ahnung der Unvergänglichkeit des Geistes den höchsten Grad von Zuversicht, dessen der Mensch in seinem irdischen Dasein empfänglich ist. Die Einheit des Wesens des Christenthums gründet sich auf den zuversichtlichen Glauben an die Leitung durch Gottes heiligen und heiligenden Geist, aber seine Wahrheiten müssen als wesentlich praktischer Act im Leben erprobt werden. Dagegen

bringt das Horchen auf die Zänkereien über religiöse Dinge und noch mehr das Sicheinlassen auf dieselben nur zu leicht in Gefahr, der Frucht christlicher Wahrheit verlustig zu gehen. Der überzeugte Christ geht weislich solchen Zänkereien, denen sich so gern der Beischlag selbstliebiger Sophistik beimengt, aus dem Wege. Sie stellen die Wahrheit selbst der Lästerung bloß, und lockern und lösen das Band der Liebe, ohne die der Glaube zum todten Buchstaben wird.

Mit der unversehrten Erhaltung, Fortpflanzung u Verbreitung des Christenthums ist die Kirche beauftr deren unsichtbares Haupt Christus ist. Ihr wesentli Charakter ist die Geistigkeit, daher eine blos rein äu gesetzliche Verfassungsform ihr kein Leben verleihen k vielmehr gibt es für sie keine andere Grundlage als Reinheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens dessen Bewährung durch allseitige thätige Liebe tugendhaftes Leben. Sie ist weder Schöpferin noch rin des Glaubens, muß aber die Quellen des Glau die in schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen stehen, überwachen; „damit aus ihnen stets lauter unversehrt das Wesen der Christuslehre, wie es von Gesammtheit der Gläubigen jederzeit und allerorten Gemeingut Anerkennung fand, in die sämmtlichen genossen sich ergieße". Aber zugleich erheischt der geistige Zweck der Kirche große Sparsamkeit mit Sa gen, damit nicht das eine große Gebot der Liebe Fremdartiges und Kleinliches im Bewußtsein verd werde. Zudem ist das Denken und Prüfen mittel Gedankens, wie nicht oft genug wiederholt werden k unentbehrliches Vehikel der christlichen Erkenntniß, a durch das Licht der Vernunft nur gewinnen kann, rend beim Stillstehen des Denkens die Christuslehr todten Buchstaben erstarrt, die Gottesverehrung in losen Mechanismus oder in Schwärmerei untergeht. Ordnung wegen besteht in gewisser Stufenfolge ein chenregiment, welches als Herrschaft der Heiligen (archie) gerade alle irdischen Mittel und weltlichen Zw maßregeln ausschließen soll. Die Religion soll nicht nerin der Hierarchie, sondern die Hierarchie Dienerin Religion sein; aber mit einer leitenden Amtsgewa evangelische Freiheit gar wohl vereinbar, zumal wenn gemeinsame Berathungen der kirchlichen Angelegenh durch Priester und Laien dem vom Stifter des Chr thums so nachdrücklich untersagten Herrschen in der K wirksam begegnet wird.

Was der Verfasser dann weiter über das Verhä von Kirche und Staat bemerkt, zweckt auf eine mög unparteiische Anerkennung der beiderseitigen Rechte Ausdrücklich wird dem Staate neben dem Schutzrechte das Recht der Aufsicht über alle äußern Angelegenh der Kirche zuerkannt, und die Forderung einer Una gigkeit der Kirche von den Staatsgesetzen in äußern gen als eine indirecte Suprematie derselben über Staat verworfen, welche eine völlige Rechtsverwi in sich begreife; wobei der Verfasser dann freilich umgekehrt und mit gutem Grunde der lutherischen russischen) Kirchenpraxis entgegentritt, das Staats haupt zum obersten Bischofe zu machen, was den ten nicht lösen, sondern zerhauen heiße.

Von großem Interesse sind endlich noch die einz den Nachweisungen, daß das Christenthum ungeachtet nes göttlichen Ursprungs und der ihm innewohn göttlichen Kraft unter Menschen beständig der Verun tung und Ausartung ausgesetzt sei. In einer an tr den Bemerkungen reichen Erörterung zeigt der Ver

vie vornehmlich drei Dinge es seien, die zur Aus-
des Christenthums beigetragen: die zu einseitige
ng des kirchlichen Eifers auf blos äußerliche Dinge,
brauch von äußerm Zwang in Betreff der Reli-
nd endlich die Behandlung der Christuslehre, als
ie eine Wissenschaft. Aus dieser Nichtbeachtung
esens der Christuslehre seien immer aufs neue
ngen und Trennungen hervorgegangen, durch die
ie Wahrheit und das unvergängliche Wesen des
thums keinen Eintrag leide.

: Geist Christi ermahnt stets zur Einigung und bleibt
ts der einzige Mittelpunkt möglicher Einigung, wäh-
Unverstand (der gelehrte und ungelehrte) diesen Mittel-
ehr und mehr den Menschen aus dem Gesicht zu rücken
Streit über Begriffsbestimmungen und Wortausdrücke
g auf das Unerforschliche, wol auch über bloße Ge-
zur Hauptsache zu machen sich müht. Wie oft hat
r Eifer hierfür bald theologischen, bald hierarchischen
bemänteln müssen!

lich ergibt sich für den Verfasser aus der mensch-
eneigtheit zu Entstellungen und Ausartungen im
der Religion das Bedürfniß kirchlicher Reformen
laßgabe von Zeit und Umständen. Während
heinreformen Uebel ärger machen, müsse jede des
würdige Reform eine größere Annäherung zu
r Vollkommenheit zur Absicht haben; die Voll-
der religiösen Wiedergeburt im ganzen sei jedoch
ch eine einzige Reform, sondern nur durch eine
e Reihe derselben zu ermöglichen. Wenn der
hierbei verlangt, daß sie auf gesetzlichem Wege
gesetzlichen Organen der Kirche ausgehen solle,
t er doch auch andererseits nicht zu bemerken,
a hartnäckige Weigerung der Kirchenbehörden
d thatkräftige Regenten veranlaßt habe, an das
: äußern Reform selbst Hand anzulegen, die
ten hierin weniger einen Eingriff in ihr Amt
dringende Mahnung zu eigener Pflichterfüllung
blicken sollen. Auf protestantischem Standpunkt
ch hier die weitere vom Verfasser unbeantwor-
ne Frage entstehen: wenn die Kirchenbehörden
wendig gewordene innere Reform hartnäckig
, was dann?

ner mitgetheilten flüchtigen Skizze wird erhellen,
der Verfasser bemüht ist, nicht blos das kirch-
na auf die einfachsten Vernunftwahrheiten und
chriften zurückzuführen, welche er als das allein
e am Christenthum betrachtet, sondern auch den
r Kirche selbst in einer Weise zu fassen, welche
Protestanten keinen erheblichen Widerspruch fin-
. Das specifisch Römische ist hier überall
zurückgestellt, selbst da, wo von der Hierarchie
t, wie am deutlichsten daraus erhellt, daß das
und sein göttliches Recht völlig mit Still-
übergangen wird. Erzielt wird dieses Ergebniß
ht selten auf Kosten der begrifflichen Schärfe;
Wichtigste ist so vorsichtig und schwebend
, daß es immer nach verschiedenen Seiten hin
läßt. Indeß blickt doch die Grundanschauung des Verfassers deutlich genug überall durch, und hier darf es denn nicht verkannt werden, wie die Entwickelung dessen, was ihm als das Wesen des Christenthums gilt, sich völlig innerhalb jenes Anschauungskreises bewegt, der in der protestantischen Kirche als theologischer Rationalismus bezeichnet wird, und als solcher zu den positiven Dogmen sich mehr oder minder indifferent verhält. Dieser Rationalismus — eine Denkweise, deren relatives Recht wir übrigens vollkommen zu würdigen wissen — ist auch beim Verfasser die Ursache, daß die Gegensätze des katholischen und protestantischen Princips durch Verallgemeinerung verwischt und auf ein unbestimmtes Neutrum zurückgeführt werden. Wir begreifen sehr wohl, wie der „Denkglaube" zu Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnden des laufenden Jahrhunderts, dem die „Christusreligion" in den einfachsten Vorschriften einer reinern Tugend und vollkommnern Belehrung über die göttliche Liebe und Unvergänglichkeit des Geistes aufging, Christus selbst aber eben nur als der „Weise von Nazareth", als erhabener Tugendlehrer und nachahmungswürdigstes Beispiel der Religiosität erschien, ebenso gut wie mit den Dogmen des positiven Christenthums überhaupt, so auch insonderheit mit dem Gegensatze des Katholicismus und Protestantismus fertig werden konnte. Aber wie ehrenwerth auch die Bestrebungen dieses Rationalismus nach vielen Beziehungen hin gewesen sind, er ist im ganzen und großen bereits der Geschichte anheimgefallen. Der Verfasser wird daher nicht nur in seiner eigenen Kirche auf neuen entschiedenen Widerspruch stoßen, sondern auch protestantischerseits wird sich wenigstens nur noch in sehr vereinsamten Kreisen Bereitwilligkeit finden, auf diesem allgemein rationalistischen Boden eine Vereinigung der beiden streitenden Kirchen anzubahnen. Beide Kirchen würden dabei nicht nur das Beste, was sie besitzen, sondern mit ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten geradezu sich selbst darangeben müssen: der Katholicismus würde seines unbedingten Autoritätsprincips, seiner Stetigkeit, Unwandelbarkeit und Unfehlbarkeit beraubt, während der Protestantismus sich abermals um sein Kleinod, die freimachende Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, betrogen sähe, nachdem er sie erst vor kurzem wieder von rationalistischen Verderbnissen gereinigt hat, und dafür eine Reihe zweifelhafter und vieldeutiger Ausdrücke eintauschen würde, die bald genug ihn aufs neue in verfängliche Netze verwickeln müßten.

Wir wissen die edle wohlmeinende Gesinnung des ehrwürdigen Verfassers vollkommen zu würdigen und drücken ihm im Geiste die Hand für so manches treffliche Wort, welches zwar im katholischen Lager heutzutage keine Stätte mehr findet, dafür aber desto wärmerer Anerkennung bei den Evangelischen gewiß sein kann; aber die kirchliche Lage der Gegenwart fordert gerade das, was der Verfasser nach seiner ganzen Geistesart nicht geben will: ein scharfes Zurückgehen auf die Wurzel des Gegensatzes zwischen römischem Katholicismus und evangelischem Protestantismus, und ein strenges

und reinliches Auseinanderhalten der beiderseitigen Principien, zwischen denen nun einmal jede Transaction unmöglich ist. 19.

Zur Aesthetik.

1. Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen. Eine Studie. Von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen. 1857. 8. 12 Ngr.
2. Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. Der Schule und dem Hause von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen. 1857. 8. 12 Ngr.

Das Schöne ist eine Offenbarung des Göttlichen; seine richtige Erkenntniß ist daher nothwendig durch eine richtige Erfassung des Gottesbegriffs bedingt. Die wissenschaftliche Unterlage der Aesthetik kann daher nur eine metaphysische sein. Vischer nahm dieselbe und zwar unbesehen, wenigstens ohne gründliche Prüfung, aus der Hegel'schen Philosophie an; er baute daher dieselbe auf ein pantheistisches Fundament, suchte dieselbe aus einer Gottesanschauung abzuleiten, für welche sich Gott zuletzt ohne Rest in die Daseinsformen des absoluten Geistes, namentlich der Religion, der Kunst und der Philosophie auflöst. Die Hegel'sche Philosophie hat sich, nachdem sie ihre nie hoch genug anzuschlagende Mission erfüllt, schließlich dennoch als unhaltbar erwiesen, und hiermit ist selbstverständlich auch die Basis, auf welche Vischer seine Aesthetik gegründet, zusammengebrochen. Es gilt daher, für diese Wissenschaft eine neue Grundlage zu gewinnen; diese Forderung hat sich von den verschiedensten Seiten her, selbst aus der Anzahl derer, die früher der Hegel'schen Schule angehörten, geltend gemacht, und wie ich mir die Befriedigung derselben in meinen „Aesthetischen Forschungen" zur Aufgabe gestellt habe, so sucht auch Eckardt ein neues Fundament für die Aesthetik aufzustellen und gibt davon in der ersten der obengenannten beiden Schriften zunächst wenigstens den Plan, nach dem er beim wirklichen Bau zu verfahren gedenkt. In der Grundidee stimmt er, wie er selbst ausspricht, mit mir überein; auch in seinem System soll, wie in dem meinigen, eine „theistische" Gottanschauung die wissenschaftliche Unterlage bilden. Auch in der Ausführung fehlt es nicht an einer großen Anzahl von Berührungspunkten; daneben gibt es jedoch auch Fragen, bei deren Beantwortung wir wesentlich auseinander gehen; ganz besonders aber unterscheiden wir uns in der Art und Weise, auf die wir von Gott aus zum Schönen zu gelangen suchen. Während ich von der Ansicht ausgehe, daß wir in wirklich wissenschaftlicher Form von Gott weiter nichts wissen als den Begriff, den wir uns selbst von ihm bilden, und mich daher begnüge, aus diesem Gottesbegriff den Begriff des Schönen abzuleiten und das Verhältniß zwischen diesen beiden Begriffen möglichst genau zu bestimmen und sodann den gewonnenen Schönheitsbegriff der ganzen Entwickelung meines Systems zum Grunde zu legen, glaubt Eckardt unmittelbar von dem objectiven, lebendigen Wesen Gottes selbst ausgehen und gleichsam das gesammte concrete Schöne in derselben Weise aus der Beschaffenheit seiner göttlichen, namentlich weltschöpferischen Persönlichkeit erklären zu müssen, wie man sich die Schönheit eines einzelnen Kunstwerks am vollkommensten aus der eigenthümlichen Persönlichkeit des Künstlers, namentlich aus dem Inbegriff seiner schöpferischen Thätigkeit erkläre.

Ganz unstreitig hat sich der Autor hier eine Aufgabe gestellt, deren Lösung für die Wissenschaft des Schönen von unberechenbarem Werth sein würde, ja durch deren Beantwortung alles Dunkel gelichtet, jedes Räthsel beseitigt sein würde: dann wäre uns sozusagen der innerlich im Wesen Gottes vor sich gehende psychologische Proceß bekannt, vermöge dessen Gott die Welt und namentlich das Schöne in der Welt geschaffen hat, so wäre uns natürlich auf einmal der verborgenste Quell und Ursprung, das innerste Wesen, die volle Bedeu und der höchste Zweck alles Schönen enthüllt; es würden unter den ästhetischen Gesichtspunkt fallendem Erschein mit derselben Klarheit vor unserm menschlichen Auge wie dem Auge der Gottheit selbst liegen. Das dem Auter schwebende Ziel ist also unleugbar das höchste, das es für Aesthetiker überhaupt geben kann. Wie aber steht es m Erreichung desselben? Ist eine solche überhaupt möglich kann nur eine den Forderungen des Verfassers und z den Forderungen der Wissenschaft entsprechende Annäh an dasselbe als möglich gedacht werden? Ich gestehe, d mir von einem wissenschaftlichen Wege, der dahin führen k durchaus keine Vorstellung machen kann. Der Verfas tont ausdrücklich, daß man, um über das Schöne zur heit zu gelangen, nicht vom Gefühle des Beschauers, nicht Kunstwerke, nicht von der Idee des Schönen, nicht von griffe der Kunst ausgehen dürfe, sondern unmittelbar den pferischen Geist", die „lebendige, immer neu hervorbrin Urquelle des Schönen", d. i. Gott als den „höchsten sch schen Genius" und „Weltkünstler" selbst zum Ausgang nehmen müsse. Wie aber gelangen wir unmittelbar zu Punkt? Wie ist es möglich, uns unmittelbar in die Gottes, wie sie in und bei der Weltschöpfung beschaffe thätig ist, hineinzuversetzen? Es ist überhaupt ein schwieriges, kaum lösbares Problem, uns gerade über d Weltschopfung zum Grunde liegenden Proceß in Gott sen eine irgendwie klare und befriedigende Vorstellung den; ganz unmöglich aber scheint es mir, eine solche K lung unmittelbar zu gewinnen: denn welche Idee wir auch darüber bilden mögen, wir gelangen zu ihr nur d daß wir aus der Beschaffenheit der Welt auf die schöp Thätigkeit des Weltschöpfers schließen, oder aus dem Proceß, den der Mensch bei seinem Schaffen und Bilden macht, einen Rückschluß auf einen ähnlichen Proceß in machen. Thun wir aber dies, so gehen wir in der Idee vom weltschöpferischen Genius als dem lebendigen Urqu Schönen, sondern vielmehr entweder von der Welt, als Kunstwerk, oder von der Seele des einzelnen menschlichen lers, also nur einer der unzähligen abgeleiteten Quellen wir erfüllen also die Haupt- und Grundforderung des sers nicht; was nach ihm der Ausgangspunkt sein soll, ist sächlich nur von Punkten aus zu erreichen, die er als Aus punkte nicht anerkennt.

Man könnte hiergegen einwenden, es sei ja doch m möglich, sich durch eine unmittelbare Anschauung in den schöpferischen Geist Gottes hineinzuversetzen, wie ja über die Gottesidee in uns nicht ein durch Denkprocesse vermi sondern unmittelbarer Act unsers Bewußtseins sei. Ich streite dies nicht, aber ich bezweifle, daß eine solche un bare Anschauung die ursprüngliche und alleinige Basis wissenschaftliches System abgeben kann. Entweder nämlich sie nur eine dunkle, unklare, mystische Ahnung, die nö dig, um wissenschaftlich verwerthbar zu werden, verhel d. h. durch unsere anderweitigen, aus Erfahrung und D Denken gewonnenen Erkenntnisse berichtigt oder wen analysirt, zergliedert werden muß; oder sie ist ein bleßes tasiebild, eine dichterische, poetische Anschauung, die d Weihe des Alters und der Ueberlieferung wohl zu einem gen Dogma für das religiöse Gefühl, aber nicht zu ein damentalen Grundidee für ein wissenschaftliches Syste ben werden kann. Offenbar also kann nicht die unmit Anschauung Gottes als solche, sondern nur die vorher senschaftliche Form gebrachte Gottesidee zum Ausgang der Aesthetik dienen; dies ist aber nichts anderes als de tesbegriff, gleichsam der Reflex Gottes in unserer durch rung und Denken gewonnenen Erkenntniß, also diejenige festation des Göttlichen, die sich wirklich wissenschaftlich sen und ausbeuten läßt und die daher von mir selbst als gangspunkt für mein System benutzt worden ist.

) diese meine Ansicht von der Unmöglichkeit einer un-
ren Ableitung der Aesthetik aus Gottes weltschöpferi-
Genius eine irrthümliche ist, ob es dem Autor doch viel-
elingen werde, ein System auf diesem Grunde aufzu-
überlasse ich der Zukunft zur Entscheidung; nur so viel
noch sagen, daß ich aus den Andeutungen, die der
r über die Art und Weise der von ihm beabsichtigten
ung gibt, nicht eine meine Ansicht wankend machende
gung habe gewinnen können. Alles was er im neun-
hnitt, der in kurzem den „Plan einer künftigen Aesthe-
, sagt, enthält durchaus keine Momente, die nicht auch
bisherigen Behandlung der Aesthetik in Betracht gezo-
n, und auch in den folgenden Abschnitten, wo er über
ne überhaupt, über die Arten des Schönen, über die
ig des Häßlichen u. s. w. spricht, habe ich nichts ge-
wodurch sich die wissenschaftliche Methode des Verfas-
ntlich von der seiner Vorgänger unterschiede und die
ung des neuen Princips zur Wahrheit gemacht würde.
n auch nicht wohl anders sein. Zuletzt ist es doch nur
des Schönen, was sich als wissenschaftliche Einheit
nen Einzelerscheinungen und aller künstlerischen Thä-
ufstellen läßt, sie ist es, die alle Künstler zu ihren
gen beseelt und begeistert, und sie ist am Ende auch
leit waltende und bestimmende Moment, wonach er die
das Schöne in ihr gebildet hat. In der Ideologie
aphysik des Schönen haben wir also zugleich den in-
ern der Psychologie des künstlerischen Genius: denn
sind die Mütter, aus deren Bereich allein die Helena
n gerufen werden kann. Wo die Idee nicht schafft,
auch nichts geschaffen. Die Idee läßt sich aber wis-
h nur in Form des Begriffs fassen, wie Faust den
zum Ideenreich nur aus den Händen des mephisto-
Verstandes empfängt.

ich mich in Rücksicht auf die bisher betrachtete Frage
gegenüber skeptisch verhalten müssen, so kann ich
llen denjenigen Partien seiner Schrift, in denen er
seiner theistischen Gott- und Weltanschauung über-
ickelt, sie in ihren Unterschieden vom Pantheismus
und dem Theismus andererseits erörtert, die Einsei-
Unzulänglichkeit der beiden letztgenannten Anschauun-
eist, und namentlich in glücklicher Polemik gegen
rthut, wie vom pantheistischen Standpunkte über-
insbesondere von dem der Hegel'schen Philosophie
Offenbarungen des Schönen, eine große Anzahl
rischen Richtungen und Bethätigungen, ja ganze
der Kunst und ganze Zeitalter der Kunstgeschichte
oder wenigstens nicht gerecht und wahrheitsgemäß
erden können: allen diesen Partien seiner Schrift,
ie den größern Theil derselben ausmachen, kann ich
einen Beifall schenken. Die unterscheidende Charak-
verschiedenen philosophischen Principien ist mit kla-
n Zügen gezeichnet und ihre verschiedene Befähi-
ie wissenschaftliche Erfassung des Schönen und der
nehr oder minder schlagenden Beispielen in über-
Weise erörtert. Die Grundmängel der Vischer'schen
erden zum Theil mit Schärfe, jedoch nie in ver-
eise aufgedeckt, es wird gezeigt, wie selbst das
m auf einem unhaltbaren, morschen Grunde ruht,
seinem System für das Naturschöne, Erhabene,
s. w. durchaus keine wahren und befriedigenden
en gewinnen lassen.

ser Entschiedenheit, die Eckardt den Vischer'schen
egenüber zeigt, ist es fast auffällig, daß er in ein-
ischen Fragen den Einfluß Vischer'scher Ansichten
n gleichem Maße überwunden hat. So reißt er
B. von der bekannten und leider nur allzu lange
ig nachgebeteten Eintheilung des Schönen in Ein-
s, Erhabenes und Komisches insofern los, daß er
das Komische, sondern das Anmuthige sei der Ge-
gensatz des Erhabenen, und mithin das Einfach-Schöne, Erhabene und Anmuthige als die drei Arten des Schönen betrachtet wissen will; aber er hat nicht den Muth, sich insoweit von Vischer loszusagen, daß er wieder zu der natürlichen, von Alters her im Menschenherzen wurzelnden Auffassung zurückkehrte, welche dem Rein-Schönen nicht das Komische und Erhabene, sondern das Komische und Tragische als Hauptmodificationen des Schönen überhaupt gegenüberstellt. Er geräth dadurch in die eigenthümliche Lage, mir gegenüber behaupten zu müssen, das Tragische und Komische, sowie auch das diese beiden in sich verschmelzende Humoristische seien gar keine Arten des Schönen. Was aber sind sie denn? Sagen wir nicht von einer Tragödie und einem Lustspiel ebenso gut und mit demselben Rechte, sie seien schön, wie von einem Drama der mittlern Gattung? Wie kommt der Künstler, der doch immer nur Schönes zu schaffen bestrebt ist, dazu, auch Tragisches und Komisches zu schaffen, wenn es nicht zum Schönen gehört? Und wie kommt die Wissenschaft des Schönen dazu, auch über das Tragische und Komische zu reden, wenn es außer dem Gebiet des Schönen liegt? Sind das bloße Verirrungen? Das ist keineswegs die Ansicht des Verfassers, was er aber als Grund für seine Meinung angibt, ist nicht stichhaltig. Er sagt, das Tragische und Komische sei mit dem Anmuthigen, Schönen und Erhabenen darum nicht in eine Reihe zu stellen, weil durch die drei letzten Ausdrücke bleibende Eigenschaften, durch die beiden ersten dagegen nur vorübergehende Handlungen und Zustände bezeichnet würden. Dem ist aber nicht so. Auch das Anmuthige, Schöne und Erhabene können blos an vorübergehenden Handlungen und Zuständen zur Erscheinung kommen, und auch das Tragische und Komische können sich als bleibende Eigenschaften Personen und Dingen anheften. Bestände aber auch der vom Autor hervorgehobene Unterschied, so wäre sein Einwurf dennoch ein unhaltbarer. Woran und wodurch auch immer das Schöne zur Erscheinung komme, ob an Personen oder Dingen, ob durch Eigenschaften oder Zustände: sobald es in seiner Totalität als ein Schönes (im weitern Sinne des Worts) von uns aufgefaßt wird, müssen wir es nothwendig auch in der Wissenschaft, im Gebiete des Schönen unterzubringen, es als eine bestimmte Modification oder Art des Schönen zu bestimmen wissen. Dies gilt aber für das Tragische, Komische und Humoristische ebenso gut, wie für das Anmuthige, Erhabene und Rein-Schöne. Schließt der Aesthetiker jene drei Modificationen anfangs vom Schönen aus, so ist er hinterher genöthigt, es auf einem Schleichwege — nämlich durch den Begriff des Häßlichen hindurch — in das Schöne wieder einzuschmuggeln, wie denn auch Eckardt gethan hat, wenn er sagt, das Häßliche gehe durch das Komische und Tragische in das Reich des Schönen ein. Genau betrachtet ist aber die Sache so. Das Häßliche geht nicht in das Reich des Schönen ein, denn bevor es eingeht, muß es schon aufgehört haben, ein Häßliches zu sein. Im Reich des Schönen existirt es nur als Komisches oder Tragisches, wenn es auch außerhalb desselben ein Häßliches sein sollte. Umgekehrt ist das Komische und Tragische nie außerhalb der Sphäre des Schönen, denn in dem Momente, wo eine Erscheinung komisch und tragisch wirkt, ist sie nicht mehr häßlich.

Uebrigens verkenne ich nicht, daß dem Autor, indem er das Tragische, Komische und Humoristische von dem Erhabenen, Schönen und Anmuthigen irgendwie unterschieden wissen wollte, eine wichtige Idee vorgeschwebt hat. Allerdings besteht zwischen jenen und diesen drei Arten des Schönen eine beachtenswerthe Differenz, diejenige nämlich, auf welche ich in §. 123 meiner „Aesthetischen Forschungen" selbst aufmerksam gemacht habe, wenn ich das Erhabene, Rein-Schöne und Reizende (Anmuthige) als vorherrschend objective und positiv-wirkende, dagegen das Komische, Humoristische und Tragische als überwiegend nicht-objective und negativ-wirkende Modificationen bezeichne. Jene drei nämlich erwecken die Idee des Vollkomme-

nen unmittelbar und vorzugsweise durch ihre positiven Eigenschaften: das Erhabene hauptsächlich durch seine Größe, das Rein-Schöne zumeist durch seine Form und das Reizende besonders durch seinen sinnlichen Reiz; die letztern drei hingegen erwecken die Idee des Vollkommenen mittelbar und zwar vorzugsweise vermittelst ihrer negativen, d. h. mit der Vollkommenheit in Widerspruch stehenden Eigenschaften: das Komische durch Selbstpreisgebung seines Reizes für das anschauende Subject, das Tragische durch Selbstaufreibung seiner Größe zur Restitution des durch seine Existenz scheinbar gefährdeten Absoluten, und das Humoristische durch eine Selbstaufhebung seiner Form theils zur Erheiterung des Subjects, theils zur Verklärung des Absoluten. Hieraus ist zugleich ersichtlich, warum jene drei Modificationen öfter durch Eigenschaften, diese öfter durch Handlungen und Zustände zur Erscheinung kommen; dieser Unterschied bezieht sich aber nur auf ihre Erscheinungsform und enthält keinen Grund, das Komische, Tragische und Humoristische dem natürlichen Gefühl und der allgemeinen Annahme entgegen von den Arten des Schönen auszuschließen.

Ein Hauptgrund, warum der Verfasser einen alle Modificationen des Schönen in sich schließenden Gesammtbegriff des Schönen noch nicht aufzufinden vermocht hat, scheint mir darin zu liegen, daß er für das wirkliche Zustandekommen des Schönen die Nothwendigkeit einer Mitthätigkeit des anschauenden Subjects noch nicht in vollem Maße erkannt hat. Er meint, indem man eine solche anerkenne, sinke man auf den „überwundenen Geschmacksstandpunkt" zurück und büße die allgemeine Gültigkeit des Schönen ein. Dies ist aber, richtig verstanden, nicht so. Die Schönheit ist stets ein Inbegriff von verschiedenen Eigenschaften, welche, einzeln und an und für sich betrachtet, zwar nothwendige Bedingungen des Schönen, aber noch nicht selbst das Schöne sind, sondern erst durch das sie in sich zur Einheit zusammenfassende Subject zum Schönen erhoben werden müssen. Wie eine Rose ohne anschauendes Auge noch nicht einmal roth, sondern nur eine gewisse Combination von Stoffen ist, welche das Licht in Schwingungen von dieser oder jener Geschwindigkeit versetzen, ebenso wenig und noch viel weniger kann sie ohne einen anschauenden, reflectirenden Geist schön sein. Die Schönheit ist gleichsam eine in den Objecten gebundene, latente Eigenschaft, die erst durch das Zusammenwirken von Object und Subject, wie der Funken durch den Zusammenstoß von Stein und Stahl, freigemacht und hervorgerufen wird. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß ein Object schön sei, welches ein Subject schön finde; auch ist nicht damit behauptet, daß das anschauende Subject nothwendig ein blos recipirendes sein müsse und nicht auch das producirende, der Schöpfer und Künstler des Schönen selbst sein könne. Nach dem, wie ich die nothwendige Mitthätigkeit des Subjects zum wirklichen Offenbarwerden des Schönen gefaßt habe, sind die objectiven Eigenschaften sogar die ersten und nothwendigsten Vorbedingungen des Schönen; dem Subject wird nur insoweit eine Mitwirkung zugetheilt, als es den in ihnen verborgen liegenden Schatz heben muß. Der, welcher ihn hebt, kann dies ebenso wol in schaffender, wie in blos aufnehmender Weise thun; seine Mitwirkung kann so weit gehen, daß objective Bedingungen, die ohne ihn nie gefunden und vereinigt sein würden, zuerst durch ihn ihrer Verborgenheit und Vereinzelung entrückt werden, oder auch sie kann sich blos darauf beschränken, daß er bereits bestehende, von einem andern Subject zu Stande gebrachte Offenbarungen und Verbindungen als solche erkennt und sich aneignet. Wer aber einen solchen Schatz nicht zu heben vermag, für den existirt ein solcher auch nicht. Damit ist natürlich nicht seine Existenz überhaupt geleugnet: denn ein Subject, in dem das Schöne sich zu realisiren vermag, existirt ja nothwendig für jedes Object, dasjenige nämlich, dem es seine Bildung verdankt, und dies ist ja, genau betrachtet, dasjenige Subject, welches in jedem Einzelsubject gegenwärtig ist, wenn dasselbe ein Schönes entdeckt und sich zu eigen macht. Findet jemand etwas schön, dem die objectiven Bedingungen dazu fehlen, nun so hat er sich eben einer Geschmacksverirrung schuldig gemacht; das Object wird dadurch zwar schön für ihn, aber nicht an sich, nicht für das höhere allgemeine Subject; er hat als Gold in sein Haus getragen, worin das Kennerauge nur Häckfel erblickt. Er ist nicht ganz ohne Gefühl für das Schöne, aber er besitzt dafür kein Verständniß. Es leuchtet also ein, daß in und mit der Anerkennung des Antheils, den das Subject an der Realisation des Schönen hat, keineswegs der alten, rein subjectiven Geschmackstheorie das Wort geredet wird, und der Verfasser hätte dies in betreff meines Systems schon daraus entnehmen können, daß noch kein einziger Aesthetiker ebenso sehr wie ich die Erforschung der die Schönheit bedingenden objectiven und subjectiven Eigenschaften zur Aufgabe gemacht hat. Faßt man aber, wie Eckardt will, das Schöne als ein rein und einseitig Objectives, so ist man allerdings nicht im Stande, auch das Komische, Tragische und Humoristische mit in den Gesammtbegriff des Schönen aufzunehmen, weil bei diesen Modificationen die Mitthätigkeit des Subjects sogar sehr wesentlich in den Vordergrund tritt.

Auch in Betreff der Art und Weise, wie der Verfasser die Begriffe des Erhabenen, Schönen und Anmuthigen unterscheidet, kann ich ihm nicht beistimmen, denn auch hier hat er sich noch nicht energisch genug von der Vischer'schen Anschauungsweise losgerissen und huldigt noch der Ansicht von dem Ueberwiegen der Idee im Erhabenen und der Erscheinung im Anmuthigen, während gerade umgekehrt das Erhabene mit einem Hinausragen der Erscheinung über die ihr entsprechende Idee und das Anmuthige mit einem Verzichten auf die volle Ausfüllung des der Idee entsprechenden Raumes verbunden ist.

Dies sind die wesentlichsten Punkte, auf die ich den Verfasser, bevor er an die Ausführung seiner bisjetzt nur im Entwurf mitgetheilten Theorie des Schönen geht, als einer nochmaligen gründlichen Erwägung werth aufmerksam machen möchte. Wenn ich mich in dieser Besprechung dem Verfasser gegenüber mehr polemisch als zustimmend verhalten habe, so möge man nicht daraus schließen, als ob ich wirklich mit seinen Ideen mehr im Zwiespalt als im Einklang sei. Es ist vielmehr gerade umgekehrt. Ich zolle der ästhetischen Grundrichtung des Autors und seiner weitgreifenden philosophischen und Geschmacksbildung die aufrichtigste und wärmste Anerkennung, und habe den zwischen uns bestehenden Differenzpunkten nur darum einen größern Raum als den Coincidenzpunkten gewidmet, weil sie gerade sehr wichtige und allgemein interessante ästhetische Fragen betreffen und weil gerade zu solchen, die im wesentlichen ein und dasselbe Ziel verfolgen, am meisten eine gegenseitige offene Verständigung nothwendig ist.

Die zweite der obengenannten Schriften des Verfassers folgt, wie schon der Titel erkennen läßt, einen rein didaktischen Zweck. In einer trefflich geschriebenen Einleitung eifert er mit Recht gegen ein verführtes Treiben der Literaturgeschichte und verlangt dafür ein gründliches, tief und allseitig eingehendes Studium weniger Meisterwerke. Zu einem solchen bietet denen, die dazu Neigung haben, einen zweckmäßigen Leitfaden, indem er sie auf die verschiedenen Fragen aufmerksam macht, die man sich bei der Lesung einer lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung vorzulegen hat, und zugleich an Beispielen zeigt, wie man sich diese Fragen etwa zu beantworten habe. Das Buch enthält in dieser für den Gebrauch, nicht für die Unterhaltung eingerichteten Form eine große Fülle ästhetischen und literarisch bildenden Stoffs und eine Menge sehr beachtungswerther Fingerzeige. Flüchtige, oberflächliche Naturen werden sich schwerlich mit ihm befreunden; Naturen, die einer besonders raschen ästhetischen Auffassungsgabe ausgestattet sind, werden es vielleicht nicht in seinem ganzen Umfange sich zumachen brauchen; allen denen aber, die zu einem

erſtändniß des Schönen einer wirklichen Schulung und ung bedürfen — und dies gilt von der weitaus größten hl —, wird das Studium deſſelben unzweifelhaft von em Nutzen ſein. Adolf Zeiſing.

Deutſche Literatur im Auslande.

: franzöſiſchen wie die engliſchen Journale haben ge- der letzten Zeit für einen Gegenſtand, der, wie unſern ekannt ſein wird, in d. Bl. vorzugsweiſe Beachtung eiches Material geliefert: nämlich für die Kenntniß des nden Einfluſſes deutſchen Geiſteslebens und deutſcher roducte auf das Ausland. Während wir Deutſchen, die haupt mit der Gegenwart immer unzufrieden zu ſein was ſich auch aus ſo manchen unerfreulichen Zuſtän- ären läßt, nicht müde werden, über den Verfall un- teratur Klage zu führen, ſteht es doch feſt, daß der Geiſt, ohne ſich gewaltſam und ſturmflutartig, wie der he im Zuſtande der Erregung, nach außen Bahn zu doch im Stillen und unabläſſig wie ſickerndes Ge- immer mehr die andern Völker durchdringt und ihr und Dichten modificirt. Die ganze geiſtige Atmoſphäre und des gebildeten Theils von Amerika wird, das zu prophezeien und iſt ſchon von dem Miniſter Ver- unter Ludwig XVI. prophezeit worden, in nicht zu kunft eine weſentlich deutſche ſein, und ſelbſt die noch ſſenern Völker der romaniſchen Welt, die Spanier und ſen, werden früher oder ſpäter dieſem Impulſe folgen denn ſelbſt ſchon in Italien, wo in letzter Zeit nament- deutſche Werke hiſtoriſchen und archäologiſchen In- erſetzt wurden, können die Gebildeten dem Einfluſſe Kritik, Philoſophie und Wiſſenſchaft ſich nicht mehr ; ja die Freiſinnigen beginnen auch hier ſich vorzugs- f die Reſultate deutſchen Denkens, Forſchens und zu ſtützen, wie namentlich in Sardinien. Gibt es ſchon in Florenz und weiter in Neapel einzelne vor- Poſten dieſes deutſchen Einfluſſes, der ſogar ſchon rnen Liſſabon in der Perſon des Dichters Herculano rderer hat. Daß damit auch manche unreine Ele- ie uns in der Heimat ſelbſt ſchon läſtig zu werden mit eindringen und ſich weiter verbreiten, mag ugnet werden; aber ſie werden in dem Gährungs- r allgemeinen Bildung um ſo ſicherer ausgeſchieden je mehr die Völker ſich an ihm betheiligen und deut- verarbeiten.

den wir uns zuvörderſt nach England. Hier war ders ein Aufſatz von Bedeutung, welchen jüngſt die nster Review" mit Anknüpfung an die engliſche ng von Bunſen's „Die Zeichen der Zeit" („Signs of s; or the Dangers to religious Liberty in the pre- By the Chevalier *Bunsen*. Translated by Miss *ckworth*") unter dem Titel: „The religious weak- rotestantism" gebracht hat. Es gehört gewiß ſelbſt Zeichen der Zeit", wenn ſogar in dem orthodoxen, ſen Skepſis und theologiſchen Debatte ſo ſchwer zu- England ſich Stimmen erheben, welche in eindring- eiſe die Haltung der jetzigen kirchlichen Zuſtände in hen und die Grundpfeiler des bisherigen Kirchen- dem Bohrer der deutſchen Kritik und Skepſis zu be- nfangen. Der Verfaſſer des Aufſatzes erblickt in n Proteſtantismus kein Heil und keine Dauerhaftig- und er deckt ungeſcheut ſeine Blößen auf, natürlich ünſten des Katholicismus, ſondern zu Gunſten eines n Dritten, auch nicht zur Schadenfreude des ortho- enthums, das ja unter den gebildeten Völkern eben- iemlich unzweideutiger Weiſe in Auflöſung begriffen inwirkungen rationaliſtiſcher und philoſophiſcher Ele- geſetzt iſt. Gibt es doch heutzutage nicht blos Re- formjuden, ſondern ſelbſt ſchon Reformtürken, und zwar gerade, wie dies bei religiöſen Reformfragen immer und überall der Fall zu ſein pflegt, in den gebildetſten und einflußreichſten Kreiſen Konſtantinopels. Das Miſchmaſch aller Bekenntniſſe brodelt im Zauberkeſſel, und es iſt nur die Frage, was ſchließlich daraus hervorgehen wird.

Der Verfaſſer des genannten Aufſatzes fragt: ob es nicht traurig und demüthigend für jeden Proteſtanten ſei, wenn er bei einem Blick auf die Karte von Europa die weite Oberfläche, die vom Katholicismus bedeckt werde, und im Gegenſatz dazu die numeriſche Schwäche ſeines edlern Gegners wahrnehme? In weniger als 40 Jahren ſeit ſeinem ſchwachen Urſprung habe der Proteſtantismus ſeine weiteſten Eroberungen gemacht, ſeitdem ſei er, ſtatt vorzudringen in Europa, vielmehr zurückgewichen, und niemals habe er den verlorenen Grund zurückerobert; nicht einmal im vorigen Jahrhundert, wo er doch frei gelehrt werden durfte, habe er ſich weiter ausgebreitet. Das ſei um ſo ſeltſamer, da neben dieſer religiöſen Schwäche der Proteſtantismus in Bezug auf alle politiſchen und ſocialen Angelegenheiten ſeine Ueberlegenheit dargethan habe. Frankreich ſelbſt habe erſt, ſeitdem die Macht der Kirche gebrochen und der Skepticismus im Zunehmen ſei, größere Fortſchritte in ſeiner materiellen und nationalen Entwickelung gemacht und rivaliſire jetzt zum großen Theil mit England. Freilich ſei Belgien katholiſch geblieben und habe doch eine höchſt entwickelte Induſtrie, ſodaß man mit einigem Schein von Recht wol ſagen könne, die materielle Wohlfahrt Englands entſpringe nicht aus ſeinem Proteſtantismus, worin es von Belgien verſchieden ſei, ſondern aus ſeiner Freiheit, welche es mit Belgien gemein habe. Indeß ſei doch wieder ſo viel gewiß, daß ſich die geiſtige Aufklärung und Schulbildung, die ja von den Ultramontanen als die fruchtbare Mutter der Ketzerei betrachtet und gefürchtet würden, mit dem orthodoxen Katholicismus nicht vertrügen. Aus alledem gehe hervor, daß man ſowol in katholiſchen als proteſtantiſchen Ländern noch auf eine Religion zu warten habe, welche mit jeder wiſſenſchaftlichen Entwickelung nur immer kräftiger und kräftiger werde. „Ja", ſchließt der Verfaſſer, „wir müſſen hinzufügen, Europa hat noch auf eine Religion zu warten, welche auf öffentliche Maßregeln irgend günſtige Einflüſſe auszuüben im Stande iſt. Ein Ausländer von Diſtinction und in ſeiner Ueberzeugung ein wahrer Chriſt, deſſen Namen jedoch an dieſer Stelle zu nennen nicht paſſend erſcheint, äußerte jüngſt in einem gewählten Cirkel: «Ich fange an zu zweifeln, ob das Chriſtenthum auf Erden noch eine Zukunft habe.» — «Wie das?» fragte ein Anweſender, überraſcht, daß eine ſo düſtere Prophezeiung von ſolcher Seite kam. — «Weil weder in Indien noch in Amerika, noch irgend ſonſtwo in Europa irgendein Gouvernement, das ſich chriſtlich nennt, ich ſage nicht thut, was recht iſt, ſondern ſelbſt nur danach trachtet und darauf Anſpruch macht, ſich auf die Seite des Rechts zu ſtellen, wie es ſich als das Geſetz alles Handelns von ſelbſt verſteht. Was es auch vordem geweſen ſein mag, das Chriſtenthum iſt heutzutage in allen großen Anliegenheiten der Nationen ein bloßes Kirchenthum, wol fähig Schaden zu thun, aber ohne Macht Gutes zu thun. Deshalb zweifle ich an ſeiner Zukunft; denn wenn es nicht beſſer wird als es iſt, ſo hat es in Gottes Welt kein Recht auf eine Zukunft.»" Die allgemeine Atmoſphäre muß ſich in Betreff religiöſer Fragen in England ſehr umgeſtimmt haben, wenn es ein angeſehenes engliſches Blatt wagen darf, in dieſer entſchiedenen Weiſe über Chriſtenthum und Kirchlichkeit ſich auszulaſſen; denn wenn ſich auch England der Meinungsfreiheit in möglichſt weitem Umfange erfreut und Journalverbote heutzutage nicht mehr, Verfolgungen durch die Gerichte in Preßſachen aber nur in äußerſt ſeltenen, beſondern Fällen vorkommen, ſo zieht doch die öffentliche Meinung dem Ausdruck der individuellen gewiſſe natürliche Grenzen, die bisher der Kirche und Religion gegenüber ziemlich beſchränkt waren. Darum erſchien uns jene Auslaſſung der „Westminster Review", aus der wir nur einige

Punkte herausgegriffen haben, merkwürdig und werth, der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums empfohlen zu werden.

In den kritischen Rundschauen der „Westminster Review", welche unter dem Titel „Contemporary Literature" den Schluß der einzelnen Hefte zu bilden pflegen, sind in letzter Zeit auch wieder eine gute Anzahl deutscher Bücher berücksichtigt worden, unter anderm mehrere Geschichtswerke, die dem Verfasser zu der Bemerkung Anlaß gaben, daß viele dieser von Professoren geschriebenen Geschichtswerke sehr instructive und schätzbare Bücher seien, aber auch zu dem Zusatz: „It is this want of independence of thought, of the sentiment of manly liberty, that is the disqualification of these common-sense historians." An dem Strauß'schen Werke über Hutten wird der kritische Takt gerühmt, wodurch sich Strauß so vorzüglich auszeichne; die Biographie sei „well drawn up" und reich an einer Fülle von Wissen. Als ein kritisches Meisterwerk wird besonders die Untersuchung über die Autorschaft der berühmten „Epistolae obscurorum virorum" hervorgehoben, während der Stil des Werks einigen Tadel erfährt. Von Riehl's Werk: „Die Pfälzer", wird gesagt, es bestehe aus einer Reihe interessanter Kapitel und sei „written in language tolerably facile". Auf Anlaß des Haym'schen Werks über Hegel wird bemerkt, die jüngst erschienene englische Uebersetzung von Hegel's „Geschichte der Philosophie" sei „one of the most valuable issues which have appeared in Mr. Bohn's philosophical series"; Hegel habe zwar den Schlüssel zu dem großen Räthsel des Universums nicht gefunden, aber gute Dienste dadurch geleistet, daß er die Denker daran gewöhnt habe, das Universum als ein Ganzes zu betrachten. Wir heben dieses Urtheil der „Westminster Review" über Hegel hervor, nachdem vor einiger Zeit der „Spectator" auf Grund derselben Uebersetzung versichert hatte, Hegel vorzugsweise sei schuld an der „obfuscation" und der politischen Imbecillität, in welcher die Deutschen schmachteten. Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar", die ein „clever piece of grouping, full of details, but not overcrowded" und ein „very valuable supplement to the lives of the poet" genannt wird, und die im Jahre 1857 neu aufgelegten „Aesthetischen Briefe", welche als ein „excellent work" namentlich englischen Frauen empfohlen werden, geben dem Berichterstatter der „Westminster Review" zu einer kurzgefaßten Parallele zwischen Goethe und Schiller Anlaß. Goethe sei ein Repräsentant derjenigen Klasse von Dichtern, die, „few in numbers, but eternal in renown", die edelste und weiseste Poesie in den Handlungen und Leiden ihrer humanen Schöpfungen darstellten, in Schöpfungen, von denen wir sagen müßten, daß sie in Uebereinstimmung mit den unveränderlichen Gesetzen unserer Natur erfunden seien; Schiller dagegen dürfe vielleicht als Haupt der bei weitem zahlreichern Klasse derjenigen gelten, welche in der Sprache ihre eigenen Gefühle und Gedanken und die anderer auszudrücken suchten, ohne jedoch fähig zu sein, sie uns vorzuführen „in those embodied creations of the highest genius, which alone would seem to justify the use of that word whose equivalent is maker". Damit ist nun freilich dem Genius Schiller's — denn welcher mit offenen Augen Begabte möchte leugnen, daß auch in ihm der Welt ein Genius erschienen sei? — nicht genügend Gerechtigkeit geschehen. Kneschke's Buch über das Verhältniß Goethe's und Schiller's zu den Frauen gibt dem Reviewer zu der Bemerkung Anlaß, daß, vielleicht Ottilie, wenigstens für ein englisches Publicum, ausgenommen, die Goethe'schen Frauengestalten die „most interesting and feminine of poetic creations" seien. Diese klare Erkenntniß des weiblichen Herzens bis in seine geheimsten Schlupfwinkel könne allerdings nur nach ebenso vielen Leiden als Freuden, die durchzukosten ebenso gefährlich als entzückend sei, erlangt worden sein. Der neuesten poetischen Erzeugnisse Deutschlands gedenkt der Berichterstatter der „Westminster Review" fast gar nicht; wir fanden nur ein ziemlich abfälliges Urtheil über Hebbel's „Gedichte", die er wenig zutreffend ein bloßes „gathering of easy verse" nennt. Urtheile der „Westminster Review", des „Athenaeum", „Saturday Review", der „Literary Gazette", des „Blackwood's Magazine" u. s. w. über „Deutsche Liebe", Auerbach's Erzählungen und Freytag's „Soll und Haben" von uns schon früher gedacht worden. Was den letztern betrifft, über den wir beiläufig bemerkt, im ersten Hefte Meidinger'schen „Kritischen Monatshefte" ein ziemlich ... hendes und unbefangenes Urtheil lasen, so vermißten wir ... den englischen Urtheilen, sowol den lobenden als tadelnden jede tiefere Motivirung, obschon es an einzelnen treffenden Bemerkungen nicht fehlte und die reactionäre Tendenz des Romans vom „Athenaeum" sehr wohl geahnt wurde. Allerdings wurde die Frage, die uns allen Gegenstimmen zum Hauptpunkt zu sein scheint, berührt: ob nämlich der, ... man seiner prätendirten Aufgabe entspricht, „das deutsche ... bei der Arbeit aufzusuchen?" Ob die Arbeit, durch welche das deutsche Volk von andern vortheilhaft unterscheidet, ... der Handel, das Aufladen, das Buchführen und das Commissionsgeschäft, und nicht vielmehr und zwar in eminentestem ... die geistige, das eigentliche Forschen, Erfinden, Erneuern, Umwälzen auf allen Gebieten sei? Und ob diese einseitige, auch freilich im gewöhnlichen Sinne sehr zeitgemäße und beifällig aufgenommene Verherrlichung des bloßen Commerz mit Ausschließung aller höhern geistigen Fragen, mit ... sich bisher die edelsten und größten Geister aller Nationen beschäftigten, nicht auch eine sehr bedenkliche Seite habe? ... sind uns die englischen, wie auch die meisten deutschen ... die Antwort schuldig geblieben.

Wenden wir uns nach Frankreich, so begegnet uns ... zuvörderst die neubegründete, von Ch. Dollfus und A. ... geleitete „Revue germanique" (Paris 1858), von der ... bis heute vier Lieferungen vorliegen, über deren erste, wie ... die Tendenz des Unternehmens überhaupt sich eine ... Feder bereits in Nr. 11 d. Bl. ausgesprochen hat. ... mand kann aufrichtiger als wir wünschen, daß die „... germanique" ein besseres Schicksal und ein längeres ... haben möge als die früher bestandene „Revue germanique", die „Revue du Nord" und das Savoye'sche „Pays de l'Allemagne". Aber obschon die neue „Revue germanique" unter günstigern Auspicien ins Leben tritt, da die Kenntniß der deutschen Sprache, die Theilnahme für deutsche Literatur und der Einfluß deutscher Ideen sich seitdem in Frankreich ... überhaupt im Auslande ohne Zweifel bedeutend gesteigert haben, so sind so viele früher gescheiterte Versuche, in ähnlicher Richtung zu wirken, doch sehr wenig geeignet, sanguinische Hoffnungen zu erwecken. Es wird freilich das meiste darauf ankommen, ob es den geachteten Herausgebern gelingen wird, den Ton zu treffen und die Sujets von allgemeinem Interesse auszuwählen, welche vorzugsweise dazu angethan sind, die Theilnahme des französischen Publicums, auf das man ... zuerst zu rechnen haben wird, für das neue Unternehmen zu gewinnen. Ueber den gediegenen Inhalt der bisher erschienenen Hefte kann kein Zweifel bestehen, aber das große Publicum in Frankreich liebt das Pikante, Glänzende, geistreich Sprudelnde, auch gerade bei den Deutschen einen etwas romantischen poetischen Anstrich, kurz Eigenschaften, wie sie etwa Heine in so reichem Maße zu Gebote standen, wie sie aber der „Revue germanique" ziemlich abzugehen scheinen. Heine würde, wenn er dazu die nöthige Ausdauer gehabt hätte, vorzugsweise befähigt gewesen, eine solche Zeitschrift mit Erfolg zu leiten. Wir meinen damit nur den äußern Erfolg, von dem ja die Dauer eines Unternehmens dieser Art allein abhängt; daß die „Revue germanique" auf einem bei weitem ernstern und wissenschaftlichern Standpunkt steht, als Heine ihn in der Discussion literarischer Fragen einnahm, daß sie mithin deutschen Interessen in viel würdigerer Weise vertritt, als dem Verfasser des „Wintermärchen" und des „Roman

lich gewesen wäre, ist außer aller Frage; möge es eben außer aller Frage sein, daß diesen ernsten gediegenen ungen auch eine genügende Theilnahme von seiten des ms entgegenkommt. Daß die „Revue germanique" n Frankreich selbst auf Widerspruch gestoßen ist, daß der „Revue chrétienne" einer zu pantheistischen Rich- d von dem „Journal de l'instruction publique" einer ung zu Feuerbach'schen Grundsätzen angeklagt worden ist, eher zu einigem Vortheil als zum Nachtheil gereichen, rch wenigstens die Aufmerksamkeit auf sie lebhafter hin- wird. Leider besteht das vorzugsweise lesende Publikum ßten Theile aus Indifferentisten, welche von solchen gar nichts wissen und nur angenehm unterhalten sein Auch das drohende Gespenst der Staatsparze mit der welche in Frankreich wenig Umstände macht, mitlie- ournalen den Lebensfaden kurz abzuschneiden, sollte Die „Revue de Paris" mußte trotz ihrer wissen- en Haltung der Staatsraison zum Opfer fallen, und heint ihr Verbot in Frankreich nicht einmal so viel erregt zu haben, als in Deutschlands literarischen die Unterdrückung eines Organs von dieser Haltung aben würde.

h sehen wir uns den Inhalt der zweiten bis vierten ein wenig näher an. Unter den in der zweiten Lieferung en Aufsätzen sind namentlich hervorzuheben: „M. Fer- Wolf et les romances espagnoles", von Edelestand ; „Une page de la vie litteraire et sociale de ne", von A. Neffzer, eine gute und geschickte Zu- llung der interessantesten Momente aus dem so an- Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut, Ka- chsland; „Les étudiants allemands depuis le moyen qu'aux temps modernes", von Jacques Lefrène, us Oskar Dolch's „Geschichte des deutschen Stu- ms", und die Fortsetzung des im ersten Heft be- Berichts von Armand Vallier über Theodor Mommsen's Geschichte". Die dritte Lieferung enthält zuvörderst gern Artikel von Eugène Seinguarlet über Strauß' Werk „Ulrich von Hutten", über welches der Be- er unter anderm sagt: „Hier ist der Held würdig chtschreibers und, zögern wir nicht hinzuzusetzen, das dig des Helden. . . . In keinem seiner frühern Werke n in demselben Grade und demselben harmonischen die glücklichen Fähigkeiten dieses Autors vereinigt" Ein längerer Aufsatz von Ch. Dollfus unter dem Cousin et l'Allemagne philosophique de 1817" sich mit Victor Cousin's „Fragments et souvenirs" mehrte Ausgabe), soweit sie dessen philosophische Deutschland im Jahre 1817 betreffen. Wir haben ebuchblätter schon früher nach ihrer Veröffentlichung evue des deux mondes" gedacht. Hier möchten ch auf Cousin's interessanten Bericht über seinen Goethe verweisen, der auch dem Franzosen durch lt, seine Haltung, sein gewichtiges Gespräch in ho- imponirte. Dollfus macht sich darüber lustig, daß r überhaupt von dem Artikel nicht sehr erbaut sein he den „deutschen Voltaire" nennt.*) Dieser Aus- ßt allerdings, daß Cousin in das eigentliche Wesen icht sehr tief eingedrungen ist; indeß wollen wir ofen daraus keinen großen Vorwurf machen, da es den Hoch- und Höchstgebildeten in Deutschland noch gibt, der über Goethe nicht einmal so geläuterte t als der Eklektiker Victor Cousin. (Vgl. übrigens den Artikel „Victor Cousin und die «Revue germanique»" in der Beilage zu Nr. 125 der „Allgemeinen Zeitung" dieses Jahrs.)

Die vierte Lieferung bringt zuvörderst eine längere Abhandlung unter dem Titel: „La philosophie réaliste", welcher Kuno Fischer's Werk über Baco von Verulam zum Grunde gelegt ist. In Bezug auf letzteres heißt es in einer Note: die „Revue germanique" könne die philosophische Partie ihres Programms nicht besser einweihen, als durch eine Rechenschaftsablegung über Kuno Fischer's Werk, und es wird dann weiter gesagt: „Or, l'ouvrage de l'éminent professeur d'Iéna n'est pas seulement la meilleure et la plus complète exposition du système de Bacon, il est en même temps la critique la plus concluante de sa méthode expérimentale exclusive." Unter den übrigen Aufsätzen sind vorzüglich als von allgemeinerm Interesse hervorzuheben: „Lettres sur les historiens modernes de l'Allemagne", von Oppenheim; „Les foires de Leipzig et la librairie allemande", von G. Depping, und „Quickborn, poésies traduites de M. Klaus Groth", von R. Reinhard. Auch enthält diese Lieferung eine Notiz über die Schiller-Stiftung, von A. Neffzer, der es, damit die Stiftung eine sichere, alle Klassen der Schriftsteller umfassende Basis habe, für nöthig hält, daß sie sich in eine „Association générale de prévoyance et d'assistance mutuelles entre tous les écrivains allemands" umbilde, kurz, sich nach den Grundsätzen constituire, welche der pariser „Société des gens de lettres" zum Grunde liegen. Das wird sich aber bei der pecuniären Lage und der Zerfahrenheit der deutschen Autoren, unter denen ja manche, welche klüger sein wollen als Franzosen und Engländer, nicht einmal die Nothwendigkeit eines solchen Instituts begreifen wollen und dagegen in jeder Weise intriguiren, leider wol nie in Deutschland erreichen lassen. Außerdem enthalten die vier ersten Lieferungen der „Revue germanique" eine Uebertragung des „Fechter von Ravenna", des Wolfssohn'schen Dramas „Nur eine Seele" und der G. Keller'schen Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe", kleinere kritische Anzeigen, Correspondenzen aus Berlin, Dresden (z. B. über den Congreß der Schauspieldirecteren), Wien und München, Vermischtes und eine „Chronique parisienne".

Unter den letzten auf Deutschland bezüglichen Mittheilungen der „Revue des deux mondes" ist vorzüglich ein Artikel von Saint-René Taillandier unter dem Titel „La comtesse d'Ablefeldt et le poète Immermann. Le roman dans la société allemande" zu nennen, der sich sehr angenehm liest. Besonders wohlthuend fällt der warme Ton auf, mit welchem der Franzose die gegen die französische Herrschaft gerichtete patriotische Erhebung der Deutschen im Jahre 1813 und namentlich Lützow's „Wilde Jagd" bespricht, wobei es aber auch ihm widerfährt, daß er auf den begeisternden Einfluß der Gräfin Ablefeldt zu großes Gewicht legt. Dieser Einfluß konnte der Natur der Sache nach nur ein sehr partieller und temporärer sein; auch hat man von ihm vor dem Buche des Fräulein Assing nichts gehört. Eine weitere Berichtigung bedarf die Behauptung, daß Grabbe's dramatische Dichtungen ohne Immermann's und gar der Gräfin Einfluß gar nicht ans Tageslicht getreten sein würden, insofern Taillandier dahin auch den „Herzog von Gothland", „Marius und Sulla", „Friedrich Barbarossa", „Heinrich VI.", „Don Juan und Faust" und „Napoleon" rechnet, deren Veröffentlichung sämmtlich in eine Zeit fiel, wo Grabbe noch in kein persönliches Verhältniß zu Immermann oder gar der Gräfin getreten war und beider Empfehlung nicht bedurfte. Taillandier, der, beiläufig bemerkt, Immermann einen „poète incomplet, écrivain desordonné, mais certainement l'un des plus généreux esprits de l'Allemagne au XIXme siècle" nennt, nimmt für Immermann's Gattin Partei gegen gewisse demüthigende Bemerkungen, und findet in dem ganzen Doppelverhältniß die sträfliche Folge solcher „falschen Situationen und unmöglichen Freundschaften", und er fügt hinzu: „J'insiste sur ce point parce

---

* erinnert übrigens an Joseph Chenier's im Jahre 1808 ar ernstlich gemeinten, aber im Grunde lustigen Aus- out ce qu'on peut remarquer avec éloge, c'est que ose imiter Racine et Voltaire, et c'est beaucoup pour ."

que Mlle. Assing semble avoir reculée devant la moralité de son recit."

Einen merkwürdigen Artikel aus der Feder des Grafen Foucher de Careil: „Shakspeare en Allemagne", enthält die zweite Märzlieferung der „Revue contemporaine". Der Verfasser entwickelt darin eine für einen Franzosen erstaunliche Vertrautheit mit der deutschen Shakspeare-Literatur. Goethe, Hegel, Tieck, Ulrici, Gervinus, Heine, Delius, Gutzkow, Vischer, Julian Schmidt, Funk (als Verfasser der Schrift „Iffland als Shylock"), Rosenkranz, Kaulbach und Cornelius (als Illustratoren Shakspeare's) u. s. w. werden citirt, alle Uebersetzer Shakspeare'scher Stücke, alle berühmten Darsteller Shakspeare'scher Rollen (darunter Dessoir, den er als Othello sah und über Ligier stellt, und Bogumil Dawison, „grand acteur, plus grand même que Dessoir", welchen er als Richard III. zu sehen Gelegenheit hatte), kurz, so ziemlich alle und jede, die den Shakspeare-Cultus in Deutschland in einer oder der andern Weise förderten, werden genannt, gelobt oder zurecht gewiesen. Noch mehr freilich das letztere. Denn dieser Shakspeare-Cultus scheint dem Grafen sehr verderblich gewirkt zu haben, er habe sich mit dem Pantheismus verschwistert, dieser „doctrine d'anéantissement dans les lettres comme dans la philosophie", die in dem „hégélien français" Taine in einen „réalisme brutal et inexorable" ausgeartet sei. Den Einfluß Shakspeare's auf das deutsche Leben malt er im schwärzesten Lichte: „un mépris de la vie réelle poussé jusqu'à un déplorable excès, un besoin de fouler aux pieds les préjugés vulgaires et les maximes bourgeoises, de se réfugier dans l'independance personelle, de se moquer des pauvres esprits bornés qui prennent leurs actes au sérieux" u. s. w. sei davon die Folge gewesen: kurz, von den schrecklichen Verheerungen, welche Shakspeare in Deutschland angerichtet haben soll, wird ein Gemälde entworfen, welches entsetzlich wäre, wenn es nicht zugleich etwas Komisches hätte. Indeß verzweifeln wir vershakspearten Deutschen nicht ganz! Der Herr Graf selbst erblickt einen Lichtschimmer, er will an gewissen Symptomen erkennen, daß wir auf dem besten Wege sind, zum „gesunden Menschenverstande" (der Franzose braucht das deutsche Wort selbst) wieder zurückzukehren. Nun, wenn der „gesunde Menschenverstand" sich mit dem Gemüth, der Bescheidenheit, dem Mutterwitz, der Naivetät und Pietät eines Matthias Claudius verbindet, so soll er auch uns höchlichst willkommen sein; wenn er aber in der Form vernichtender Dialektik, absprechender Suffisance, gänzlicher Poesielosigkeit, parodoren Eigensinns oder blos selbstsüchtiger und philisterhafter praktischer Berechnung auftritt, dann, wir gestehen es, wollen wir mit ihm nicht gern etwas zu thun haben. Lasse man uns doch ein wenig Romantik, nur einen kleinen Rest! Das Leben ist ja so nüchtern genug. Allen Respect vor dem gesunden Menschenverstand! Aber der gesunde Menschenverstand allein hat noch keine große That, keinen erhebenden Gedanken, kein echtes Werk der Kunst und Poesie hervorgebracht. Noch hat es keinen großen Dichter und Künstler, keinen Helden, keinen Forscher, keinen Entdecker gegeben, der neben dem gesunden Menschenverstand nicht noch etwas anderes, namentlich aber einen Anflug von Romantik besessen hätte. Ja, die modernen Fanatiker des gesunden Menschenverstandes sind, ohne es zu wissen, selbst vielleicht nur in einer romantischen Idee befangen und haschen nach einem wesenlosen Gebilde, einer bloßen Abstraction. Und dies söhnt uns mit ihnen wieder aus.

Blicken wir endlich nach Rußland, so war uns aus diesem von deutschen Ideen so stark beeinflußten Lande namentlich folgende Notiz von Interesse, die wir jüngst im „Magazin für die Literatur des Auslandes" lasen: „Erst 1858 erschien mit Heine's Porträt und Lebensbeschreibung eine neue russische Uebersetzung Heine'scher Gedichte, welche das petersburger Blatt «Wjédomosti» zu folgenden Betrachtungen veranlaßt: «Heine ist ein unerschöpfliches Material für unsere Uebersetzer. ... Es gibt fast keinen russischen Poeten der Jetztzeit, der seine Kräfte mit Heine versucht hätte. Die besten Erzeugnisse seiner M soweit sie der russischen Presse zugänglich, sind alle schon fach von verschiedenen Personen übertragen worden; wo gibt es wenige Journalhefte, die eine poetische Rubrik ha ten, wo man nicht auf ein Heine'sches Gedicht trifft. A denschaftlichsten eingenommen für Heine sind die jünge gehenden Talente; kaum einer von ihnen ist in den letzten ren ohne Uebersetzung aus Heine auf die literarische Bre treten. Wie früher Goethe und Schiller für die rus Poeten ein wahres Californien waren, wie das frühere sche Publikum von den Erzeugnissen der deutschen Litera Goethe und Schiller kannte, so kennt das jetzige von den schen Dichtern nur Heine.»" Die „Wjédomosti" er übrigens in diesem zunehmenden Heine-Cultus, dem edlen mente weichen müssen, kein sehr günstiges Zeichen. Die liebe der Russen für Heine können wir uns übrigens au chen complicirten Elementen der höhern russischen Bild klären, aber auffallend war uns eine Stimme aus En in der „Westminster Review", die, nachdem sie über d herigen, der Einführung Heine's beim englischen Pu nicht sehr förderlichen Uebersetzungen Heine'scher Gedichte geführt, keck behauptet, daß nicht allein in Heine's Verse Eigenschaften combinirt und verdichtet seien als in irgen europäischen Dichter seit Goethe, sondern daß er alle an Mannichfaltigkeit und Zartheit der Melodie, an Ur lichkeit und verführerischer Schönheit, an Reichthum, lichkeit und Colorit selbst diesen großen Meister übertreffe ist doch alles Mögliche! Das Factum steht fest, daß wunderlich gemischte moderne Civilisation in keinem einen so completen und dreisten Ausdruck für ihre gu auch besonders für ihre schlimmen Impulse gefunden hat Heine, und daß daher sich zum größten Theil sein Einfl schreibt. Namentlich unter den Deutschen in Nordamer den seine Schriften neben denen von Börne durch in Neuyork und Philadelphia veranstaltete Nachdrucke die heuerste Ausbreitung, durch welche, wie die „Nordische ter" bedauernd versichern, das Selbstgefühl der Deutsch kaner und die Hochachtung der Yankees für dieselben gerade gefördert werden. Allerdings liegt in Heine ment zersetzender Grundsatzlosigkeit, die der im ganzen satzlosen modernen Generation durch ihren glänzenden reterischen Firniß nur um so gefährlicher wird. H.

Eine galizische Geschichte 1846. Schaffhausen, ter. 1858. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Viele unserer Leser werden sich noch des panischen Sch erinnern, der bei den Nachrichten von dem galizischen A aufstande im Jahre 1846 plötzlich über die angrenzende Deutschlands kam. Dieser Vorgänger des Jahres 18 mit so entsetzlichen Symptomen der Verwilderung, der schen Roheit und des grimmigsten Kastenhasses auf, d schon im Geiste alle Greuel eines Sklavenkriegs vor sah und vor dem „Thier im Menschen" zu zittern alle hatte. Glücklicherweise ging die Lähmung, welche di des ersten Schreckens war, bald vorüber, es blieb aber übrig als eine „polnische Geschichte". Der Adel hatt Aufstand zur Wiederherstellung Polens angezettelt wa eine Ahnung davon, wie tief er dem von ihm mißh Volke verhaßt sei, eben dies Volk zu seinen Zwecken stachelt, das sich, sobald ihm die Waffen in die Hand waren, sofort gegen seine Peiniger wendete, ihre Schlö störte, seine Verführer ermordete und der kaiserlichen zu schnellem Siege verhalf. Dies geschichtliche Ereigni zu dem vorliegenden Roman Stoff und Veranlassung g sehen darin die Ursachen und Antriebe des Aufstande der Leichtsinn des Lech, des polnischen Adels, gegen sic entzündete, und werden in die Geheimnisse jenes zielle

atriotismus eingeweiht, der in maßloser Frivolität alle Kenntniß seiner Mittel und seiner Stellung den rworrief, dem er selbst so zahlreiche und blutige Opfer bestimmt war. Wer über die polnische Nationalität im Zweifel ist, ihr frivoles Grundelement und ihre e sich unter dem Schein der Ritterlichkeit nur schwach hre Ueberhebung, ihre Selbstsucht und ihren Mangel efühl nicht kennt, dem empfehlen wir dies Buch, ierüber und über andere abnorme sittliche Verhältolks völlig aufklären kann, zur Lectüre. Aber auch welchem es um die anziehende Beleuchtung eines reignisses der Zeit und um die Spannung zu thun e lebendige Erzählung überraschender Vorgänge mit kann in diesen Blättern Befriedigung finden. Die Erzählers ist zwar damit erschöpft, wenn wir ihr rgegenwärtigung, frische Färbung seiner Gemälde e Charakterzeichnung zugestehen; allein seiner gründntniß der geschilderten Volkszustände und seinem das Nationalwesen der polnischen Bevölkerung verr doch, über die ästhetischen Zwecke seiner Arbeit nche wissenswerthe Kunde und volle Aufklärung über ndere ähnliche geschichtliche Ereignisse, welche für n Mängel der Darstellung Ersatz leisten. Die Fehler ng bestehen zunächst in zu großer Vorliebe für die welche dem Fortgang der Handlung Eintrag thut, ilich aus der Absicht herfließt, die verschiedensten n durch alle Klassen der Gesellschaft zu Worte lassen. Der Priester wie der Student, der starre vie der Volksfreund, der Anhänger Polens und Gestalt wie der strenge Soldat und der Jünger schen Revolutionsideen: diese alle und viele andere ch zu Worte kommen; allein sie sollten nichts Ueberechen und sich kürzer fassen, um mehr Wirkung her-n, als jetzt der Fall ist. Ein anderer Fehler besteht erfüllung der Erzählung mit Personennamen, sie fast den ganzen Kalender erschöpfen, den Leser nd ihn über die Charaktere, selbst wenn sie gut d, zu keiner klaren Anschauung kommen lassen, nicht zu leugnen ist, daß manche dieser Charaktere gen Eindruck zurücklassen. Ein Hauptelement des in Galizien ist der Jude und dieser ist im Isaak Verfassers mit großer Kunst und ergreifender ezeichnet. Ja er tritt als der Haupthebel des ndes in dem Verhältniß hervor, in das die schöne e Frau, zu einem alten Husarenoffizier versetzt diese schöne Schlange — obwol sie manchem Leser abschreckende Schönheit erscheinen wird — den Liebs Netz lockt, darin er seinen Untergang findet und Signal zu dem Aufstande des Adels gibt. Doch l in Eisznia, dem Ueberfall der Truppen in Liszki folgt rasch auf dem Fuße der Bauernaufstand von er die Sieger eines Augenblicks schnell in Opfer des Volks verwandelt, das eben gut kaiserlich lossen ist und dem die Verwüstung der Schlösser er, der Lechi, eine wahre Lust ist. In diesem , den freilich die blinde Selbstsucht des Adels sah, fallen fast alle die Leiter des Adelsaufstan- das Volk als ein blindes Werkzeug, nicht aber sthandelnde Potenz in Rechnung gekommen war, en nur die sanfte Minia von Rosminski und der lian Mislecki übrig, um schließlich ein glückliches en, nachdem die wilden Gesellen und die fühllosen, olnischer Freiheitsliebe trunkenen Frauen sämmtlich bracht sind.

ang der überraschenden Ereignisse selbst zu folgen r außer Stande; allein wir sehen ein lebendiges, zeichnetes, bald roh und blutig gefärbtes Gemälde rollt, dem es an Anziehung nicht fehlt und das in digkeit uns über die Zustände des Landes, seine Sitten und das Wesen der polnischen Nationalität, von seiner lichten wie von seiner dunkeln Seite her, vollkommen belehrt: eine Lehre, aus der freilich unendlich wenig Hoffnung für die Wiederherstellung Polens zu schöpfen ist. Im Gegentheil: sie durchdringt uns mit der Ueberzeugung, daß die rohe Selbstsucht der Lechi, des Adels, die Männer und Frauen alles vergessen macht, wenn sie nur „Revolution" rufen können, daß der Stumpfsinn der gemishandelten Bauern, die Frivolität und der Mangel sittlichen Ernstes in allen Ständen die wahren Todfeinde jeder polnischen Gemeinschaft sind und wahrscheinlich auch immer sein werden. Daneben gibt der Roman uns voll ausgeführte Bilder des Salonlebens und der eigenthümlichen Stellung, welche die Frauen, keck oder kindisch, darin einnehmen; er schildert uns das, was wir polnische Wirthschaft zu nennen pflegen, in Schenken und Herbergen, mit schonungsloser Wahrheit; er malt uns den Gerichtssaal des Mandatars, Gutsverwalters und Polizeiherrn, wo die Prügelbank und der Rohrstock des herrschaftlichen Haiducken eine Rolle spielen, welche die Anhänger des patriarchalischen Regiments doch etwas stutzig machen könnte; er zeichnet uns endlich auch die Schreibstube des schwäbischen (deutschen) Kreisbeamten, in der eben auch nicht allzu viel Licht und Menschlichkeit herrschen; kurz, er beleuchtet, und oft mit recht grellem Lichte, alle Elemente der Volkszustände, aus denen dieser blutige Aufstand in Galizien hervorging, Kasernen, Klöster und Schulen nicht ausgeschlossen, und theilt selbst eine Anzahl patriotischer Volkslieder mit, die jedoch alle mehr oder minder Variationen des bekannten „Noch ist Polen nicht verloren" und ohne besondern Werth sind. Der Roman bildet in der That seinem Inhalt nach ein gut gerundetes Ganzes, dem ein entsprechender Vortrag und ein wechselvoller Stil im allgemeinen günstig zur Seite stehen. Wunderlich und seltsam muß es hierbei nur erscheinen, wie der Verfasser, der seinen Homer und seinen Thomas a Kampis gut kennt, und dem der gebildete Gebrauch unserer Sprache zu Gebote steht, in so viele Idiotismen und in so ungrammatische Wendungen verfallen kann, wie beispielsweise diese: „das Nachtmahl steht am Tisch", „am platten Lande", „am Rückwege", oder: „er rathet", „ihr Eseln", „ich fürchte um dich" u. dgl. Wahrlich, mit dem Unterricht in der Mutterſprache muß es an den österreichischen Lehranstalten noch immer seltsam bestellt sein. Wie dem aber auch sei, die Erzählung verdient als eine willkommene Vermehrung derjenigen Gattung von Romanen, welche Ereignisse der Neuzeit memoirenartig beleuchten und darüber zwar nicht aus Urkunden, aber doch aus guter allgemeiner Anschauung belehren, bezeichnet und unter diesem Gesichtspunkt empfohlen zu werden.

4.

Notizen.

Deutsches und bürgerliches Drama und Lustspiel.

In F. Brendel's und R. Pohl's „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" (1858, fünftes Heft) hat ein uns bisher unbekannter Journalist, Emil Müller-Samswegen, eine für die Gestaltung der deutschen Dramatik wichtige Frage, die von dem bürgerlichen Drama, zu behandeln angefangen. Im ganzen sind wir mit dem Verfasser einverstanden und nur in einzelnen Nebenpunkten abweichender Meinung, z. B. wenn er das Gros des Publikums gegen seine Tadler in Schutz nimmt, während er doch gleich auf der folgenden Seite selbst zugeben muß, daß es z. B. in Berlin, wo die Stücke Shakspeare's und unserer Classiker das „wöchentliche Brot" der königlichen Bühne seien, dennoch am meisten den jämmerlichsten Possen nachlaufe. Freilich ist er der Ansicht und diese läßt sich hören, daß das Publikum allmälig gebildet werden müsse und zwar gerade dadurch, daß man aufhöre, die „große Trommel des Pathos" zu schlagen und dafür das bürgerliche Drama anbaue. Der Verfasser bemerkt sehr mit Recht: „Das Bedürfniß nach guten Dramen (gleichviel ob Trauerspiel, Schau-

ſpiel oder Luſtſpiel) aus der bürgerlichen Sphäre iſt allgemein und tief in der Natur des Volks begründet.“ Leſſing, den der Verfaſſer den „dramatiſchſten unſerer dramatiſchen Dichter“ nennt, müſſe, bemerkt er, aufs tiefſte von der Nothwendigkeit des bürgerlichen Dramas durchdrungen geweſen ſein, weil er ſonſt ſchwerlich alle ſeine Kräfte dieſem zugewandt haben würde. Und woher erklärt ſich wol die große Wirkung, die ein ſo handwerksmäßig gearbeitetes Stück wie die „Waiſe von Lowood“ namentlich auf die Frauen ausübt, die einmal, wie die Sachen ſtehen, neben den Studenten noch den empfänglichſten Theil unſers Publikums bilden? Einfach daraus, daß unſer rein bürgerliches Publikum den Leiden und Freuden dieſer Waiſe ein theilnehmendes Herz entgegenbringt, während es ſich für das Schickſal einer Klytämneſtra, Antigone oder Iphigenia und ſelbſt einer Königin Eliſabeth und eines Lord Eſſex oder Leiceſter nicht in gleichem Grade zu intereſſiren vermag. Der Verfaſſer iſt mit der Anſicht Tieck's einverſtanden, daß Schiller nach den „Räubern“ einen Seitenweg eingeſchlagen habe; er will, daß man von den „Räubern“ ausgehend und mit Accentuirung der volksthümlichen Elemente in dieſer Dichtung hinüberlenke auf die Bahn des „Götz von Berlichingen“, und behauptet, daß auch in dieſer Richtung, wo nicht das ideale Pathos, ſondern das Volksthümliche die Angel der dramatiſchen Dichtung ſei, etwas claſſiſch Muſtergültiges geſchaffen werden könne. Mit der unter unſern Dichtern verbreiteten Vorliebe für das Pathos hänge das Daniederliegen unſers Luſtſpiels zuſammen, denn die allermeiſten jungen Dramatiker hielten dafür, daß der Humor und die Satire nur kleinen Geiſtern eigen ſeien, wogegen der Verfaſſer wol nicht mit Unrecht behauptet, daß das Schaffen eines Luſtſpiels eine ebenſo große, wenn nicht eine noch größere Aufwendung von Geiſtesarbeit erfordere als die Tragödie. Daher findet er es auch ſehr unrecht, daß jüngſt bei der münchener Preisausſchreibung für das beſte Trauerſpiel der doppelte, für das beſte Luſtſpiel der einfache Preis ausgeſetzt worden ſei. Man ſollte in der That Luſtſpiele wie Kotzebue's „Kleinſtädter“ nicht zu gering anſchlagen; denn es erſcheint vor allem nöthig, erſt die in Deutſchland weitverbreiteten krähwinkleriſchen Geſinnungen und Gewohnheiten lächerlich zu machen und hinwegzuräumen. Gerade deshalb, weil die „Kleinſtädter“ in dieſer Hinſicht Erfolg gehabt haben, ſcheinen ſie uns gegenwärtig zum Theil veraltet, obſchon ſie an Witz und Friſche, an Wahrheit und Lebendigkeit der Charakteriſtik Picard's „Petite ville“, das Vorbild Kotzebue's, weit übertreffen, weshalb Kotzebue auch ganz klug daran that, in ſeinem „Theater“ den „Deutſchen Kleinſtädtern“ eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Luſtſpiels unmittelbar folgen zu laſſen, da die Vergleichung zwiſchen beiden dem Kotzebue'ſchen Luſtſpiel nur zum Vortheil gereichen kann. Und mit Recht konnte Kotzebue ſeiner Komödie die Notiz vordrucken laſſen: „Ich glaube ein gutes Luſtſpiel gemacht zu haben, ſo gern es auch Herr A. W. Schlegel zur Plattheit herabwürdigen möchte; und fordere ihn auf, es mir mit ſeinem bleiernen Witze nachzuthun.“ Wenn übrigens Müller-Samswegen, um auf dieſen zurückzukommen, von den dramatiſchen Dichtern verlangt, daß ihre erſten Verſuche dem bürgerlichen Drama angehören ſollten, ſo können wir ihm hierin nicht beipflichten; gerade bürgerliche Dramen wie Luſtſpiele laſſen ſich nur in gereiftern Jahren nach erlangter reichlicher Kenntniß der Welt und des Lebens ſchreiben.

Deutſche oder lateiniſche Lettern?

In einem längern Bericht über J. W. von Waſielewski's Biographie Robert Schumann's in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ theilt deren Redacteur, Franz Brendel, manche intereſſante Erinnerungen aus ſeinem perſönlichen Umgange mit Schumann mit. Als es ſich z. B. bei der Uebernahme der Redaction durch Brendel um die Frage handelte, ob es nicht zweckmäßiger ſei, das Blatt fortan mit lateiniſchen Lettern drucken zu laſſen, fuhr Schumann heftig auf: „Wenn Zeitſchrift mit lateiniſchen Lettern drucken laſſen, ſo im Stande, ſie nicht wieder anzuſehen.“ Dieſe Be ging allerdings aus der deutſchen Geſinnung Sch hervor, welche ſelbſt ſchon in der Anwendung von la Lettern in deutſch geſchriebenen Schriften einen Be der deutſchen Nationalität erkennen wollte, beruhte dieſem Falle auf einem Misverſtändniß. Denn unſer deutſchen Lettern ſind, wie die gewiß deutſch geſinnte dies nachgewieſen, nicht volksthümlichen Urſprungs wenig wie die deutſche Tricolore), ſondern aus der ve Mönchsſchrift hervorgegangen und drücken auch ganz ſchnörkelten und eckigen kloſterlichen Charakter ihres ſchen Urſprungs aus. Es gab eine Zeit in Deutſchl die lateiniſche Schrift in deutſchen Büchern und Zei ſchon ſehr gebräuchlich und gewiſſermaßen faſhiona aber zur Zeit der Franzoſenherrſchaft und noch mehr der Erhebung gegen die Franzoſen wurde ſie als Schrift verpönt; man griff wieder allgemein zu den deutſchen Lettern zurück, weil man ihren einſeitig m Urſprung nicht kannte. Jedenfalls wird man zugeben daß die lateiniſche Schrift runder und geſchmackvoller angenehmer ins Auge fällt, als die ſogenannte deutſ deren fremdartiges Anſehen ſich nicht wenige Ausl ſchrecken laſſen, Deutſch zu lernen, durch die ihr deſtens das Studium der deutſchen Sprache und türe deutſcher Bücher ſehr erſchwert wird. Dieſen ſollte man doch näher in Betracht ziehen, um da ja jeder deutſche Laut ſich vollkommen ebenſo lateiniſche als durch deutſche Lettern herſtellen läßt theile, welche dieſe ſonſt bieten, ſind uns wenigſt bekannt; aber welcher Art dieſe Vortheile auch ſein ſo würden ſie bei allgemeiner Einführung der An durch überreichlich aufgewogen werden, daß Ausländ Studium der deutſchen Sprache erleichtert und infol wahrſcheinlich auch deutſche Zeitungen, Zeitſchriften cher im Auslande mehr geleſen und gekauft werden Vielleicht werden ſehr viele mit uns einverſtanden ſ dieſer Rückſicht jede andere zu weichen habe. Die Grimm'ſchen Schule hervorgehenden Schriften werden ſchon mit Antiqua gedruckt und gewiß nicht wenige und geleſen als ſie gekauft und geleſen werden würde ſie mit ſogenannten deutſchen Lettern gedruckt wären.

Ein Kunſtartikel von H. F. Waagen.

Weſtermann's „Monatshefte“ enthalten in Nr. Artikel über das bei Weber in Leipzig erſchienene H. A. Müller: „Die Muſeen und Kunſtwerke in Deu von H. F. Waagen, der um ſo intereſſanter erſcheint, Verfaſſer von der zur Einrichtung des berliner Neuen eingeſetzt geweſenen Commiſſion (W. von Humboldt, kel, Rauch, F. Tieck, Waagen, denen als Beirath noch Rumohr zur Hand ging) der einzige noch lebende iſt. Brauch geworden, über die Berliner Antiken- und ſammlung und ihre Einrichtung in ſehr abſprechend zu urtheilen, obſchon erſt jüngſt ein reiſender kunſtg ger Engländer in der „Art union“ die berliner Bild lung „excellent“ nannte und die Einrichtung, die vielfach zum Muſter gedient, ſelbſt die Anerkennung ſ tender ausländiſcher Autoritäten wie der Franzoſen Gr de Laborde und Charles Lenormant und des berühmten E Malers Sir Charles Eaſtlake ſich zu erfreuen gehabt ha Müller verfällt in dieſen abſprechenden Ton und be auf Viardot's Autorität ſich ſtützend, daß die Gemäl lung z. B. nichts der Rede Werthes von Rubens Man erfährt nun aus Waagen's zurechtweiſendem daß unter anderm die im berliner Muſeum befindliche erweckung des Lazarus“ von Rubens zu denjenigen gehörte, welche ſeinerzeit auf das Gutachten des großen

Denen als die hervorragendsten nach Paris geschleppt und daß David dieses Bild seinen Schülern ganz beson- Studium empfahl. Doch dieser Umstand ist es eigent- t, welcher uns zu dieser Notiz veranlaßt, sondern fol- lelle in dem Waagen'schen Bericht: „Wenn nun Herr hübner an Ausstellungen wie die obigen und an einer Zahl ähnlicher so gar keinen Anstoß genommen hat, ein Bedenken trägt, dieses Buch (das Müller'sche) der Nation in einer Anzeige in den «Blättern für litera- nterhaltung» wiederholentlich als ein vortreffliches zu n, so legt dieses ebenso wenig ein günstiges Zeugniß er auf dem Felde der kunsthistorischen Kritik zum ihrer berufen ist, als der kritische Theil seines Katalogs dener Galerie, worüber ich mich in einer Einzelschrift echen hoffe." Nun haben wir aber über das unsern ganz fernliegende Müller'sche Werk gar keinen Ar- rachtz auch haben wir nicht die Ehre, Julius Hübner n Mitarbeitern zu zählen, es muß also ein anderes meint sein. H. M.

Bibliographie.

ristians des Jüngeren, Fürst zu Anhalt, Tagebuch: hrieben in seiner Haft zu Wien, — im Geleite Kai- inands II. zur Vermählungsfeier nach Inspruck, — Reichstage zu Regensburg, — und während seiner nd Rasten in Deutschland, Dänemark und Italien. n Manuscript der Herzoglichen Bibliothek zu Cöthen eben von G. Krause. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 7 Ngr.

dammer, L., Luise, Königin von Preußen. Ein tt dem Volk. Naumburg. 8. 7½ Ngr.

von Berlichingen, Ritter, zubenannt mit der and, Leben, Fehden und Handlungen, durch ihn selbst t. Nach der alten Handschrift, nebst einigen noch en Briefen des Ritters herausgegeben von D. F. H. ith. Mit Götzens Bild und Handschrift. Heilbronn, . 8. 12 Ngr.

Himmelsstürmer oder die St.-Georgsbrüder. Berlin, Lex.-8. 2 Thlr.

gen, Louise, Erinnerungs-Blätter. Hamburg, esser u. Mauke. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

g, A., Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wan- r alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. le. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

sley, C., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. t Vorworte von C. C. J. Bunsen. Zwei Theile. rockhaus. 8. 4 Thlr.

er, W. H., Das sogenannte innere Object nach griff und Arten, wie sie sich bei den Tragikern be- Sophokles darstellen. Itzehoe. Gr. 4. 6 Ngr.

er, J., Epigramme. Luzern, Kaiser. Gr. 16.

ell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie ocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vor- gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Ver- von Männern und Frauen. Mit literarhistorischen gen. 2ter Band. — A. u. d. T.: C. M. Wieland. r Vorlesungen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. . 15 Ngr.

ardus, K., Studien über den Zusammenhang der und der griechischen Religion mit besonderer Be- f Herodot und Bunsen. Bremen, Heyse. 4. 12 Ngr.

eue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, n der Verfasserin von Heinrich Heine's Himmelfahrt Emma von Hallberg). 2tes Heft: F. Frei- Kinkel, H. A. Hoffmann von Fallersleben, W. Jor- dan, O. von Redwitz, E. Geibel, M. v. Strachwitz, L. Uh- land, J. Kerner. Trier, Troschel. 8. 15 Ngr.

Pallu, Von der Nächstenliebe, ihren Beweggründen, ihren Pflichten und den ihr entgegengesetzten Fehlern. Aus dem Französischen übertragen v. F. X. Schumacher. Wien, Mayer u. Comp. 8. 21 Ngr.

Roß, L., Italiker und Gräken. Sprachen die Römer Sanskrit oder Griechisch? In Briefen an einen Freund. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheurlin, G., Gedichte. 2te Sammlung. — A. u. d. T.: Heideblumen. Heidelberg, K. Winter. 16. 1 Thlr.

Schweitzer, J. B. v., Friedrich Barbarossa. Dramatisches Gedicht in vier Acten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 12½ Ngr.

Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der regenerirten Schweiz, bearbeitet nach den von dem Verstorbenen hinterlassenen Papieren und Schriften von einem jüngern Freunde desselben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Süs, G., Frühlingsbilder. Kindergrüße. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 2 Thlr.

Stillfried, Eugenie, Die Tochter Jephthah's. Ein biblisches Gedicht. (Buch der Richter, Kapitel 10 und 11.) Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 16. 12 Ngr.

Venedey, J., Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 3ter Band: Versuch einer Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Vischer, F. T., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. Vollständiges Inhaltsverzeichniß, Namen- und Sachregister. Stuttgart, Mäcken. Lex.-8. 15 Ngr.

— — Ueber das Verhältniss von Inhalt und Form in der Kunst. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 6 Ngr.

Vogel, J., Augustin Thierry als Geschichtschreiber und Politiker. Ein biographische Skizze. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 12 Ngr.

Westdeutsche Blätter. Wochenschrift für Rheinland und Westfalen. Herausgegeben von L. Schücking. 1ster Jahrgang. 1858. Januar bis März. 13 Nummern. Bonn. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

— — Dieselben. Wochenschrift für geselliges Leben, Literatur und Kunst. Herausgegeben von L. Schücking und O. von Schorn. 1ster Jahrgang. 1858. April bis December. 39 Nummern. Mit artistischen Beilagen. Düsseldorf, Zintgraff u. Comp. Gr. 4. Vierteljährlich 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eine Elbinger Denkschrift. Zur Charakteristik des gegenwärtigen Preußischen Ministeriums und seiner Organe. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 12 Ngr.

Krummacher, E. W., Zur Charakteristik der neuesten römisch-katholischen Polemik veranlaßt durch ein Buch des römisch-katholischen Pfarrers Dr. H. Rütjes, betitelt: „Der Triumph der wahren Kirche." Mülheim, Bagel. Gr. 8. 6 Ngr.

Kulemann, R., Mein Abgang vom Pfarramt nebst 25 Bekenntnißfragen, auf Anordnung des Fürstlich Lippeschen Cabinetsministeriums formulirt von den Consistorial-Räthen Münchmeyer, Reiche, Heinrichs. Ein Beitrag zur Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Mohl, M., Ueber Bank-Manöver, Bankfrage und Krisis. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 15 Ngr.

Moltke, M., Wider das Lied vom Hasse. Ein Zeitgedicht. Berlin, Moltke. 16. 1½ Ngr.

Saenger, C. v., Die Reform des ländlichen Creditwesens. Bromberg, Levit. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Erster bis elfter Band. 8. Geh. 15 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei dem ihm so gewogenen deutschen Publikum bereits die lebendigste Theilnahme gefunden hat, soeben durch die zweite sehr vermehrte Auflage seiner Biographie Georg Forster's bereichert. Diese geschichtsgetreue Biographie führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täuschungen vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als vorbedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem ersten Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als eine „Arbeit von künstlerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, worin alles mit Liebe und Fleiß in einem Ton, aus einem Guß behandelt sei, sodaß man bis ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das Buch mit der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, überschauliches, mit freier Behandlung des Stoffes geschaffenes Werk in uns zurücklasse".

Die **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's** enthalten bisjetzt Folgendes:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

Spiel und Liebe. Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

William Shakspeare. Ein Roman. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

Auch eine Jugend. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach.

Historisches Drama in fünf Acten

von

Karl S. von Merz.

8. Geh. 20 Ngr.

MÉMOIRES DE M. GUIZOT.

MÉMOIRES

POUR SERVIR

A L'HISTOIRE DE MON TEMPS

Par

M. GUIZOT.

Tome Ier. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's, seit lange mit Ungeduld erwartet, bilden unstreitig eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnds. Geistvoll und anziehend geschrieben, geben sie uns das Bild einer an innern Kämpfen und Entwickelungen reichen Zeit, von einer Hand gezeichnet, die selbstthätig in die Ereignisse eingegriffen und Jahre hindurch die Bewegungen gelenkt hat, welche der Geschichte unserer Zeit ihren Charakter aufgedrückt. Dass diese Memoiren gerade im jetzigen Augenblicke und bei Lebzeiten ihres Verfassers erscheinen, giebt ihnen noch eine ganz besondere Bedeutung.

☞ **Diese autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der Pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie noch besonders empfehlenswerth.**

Leipzig, im Mai 1858.

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Gebote der Diätetik,

aufgestellt von Dr. Johann Christian Gottfried Hu

Zweite Ausgabe. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Streben des berühmten kürzlich verstorbenen Verfassers geht dahin, die Vorschriften der natürlichen Triebe als Verordnungen der Moral, die Befolgung derselben als Gebote hinzustellen und Jedermann anzuweisen, wie er die „zehn Gebote der Diätetik" zu erfüllen und die Fehler gegen die natürliche Diätetik zu vermeiden habe, um das Leben stets im gesunden Zustande zu erhalten. Die kleine in allgemein verständlicher Form abgefaßte Schrift verdient die allgemeinste Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Neue Folge. — Nr. 24. — 16. Juni 1859.

Redacteur: Dr. Ludwig Kalisch. — Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich von Ottenthal.
Verleger: Karl Gerold's Sohn. — Druck: Adolf Holzhausen. — Adresse: Wollzeile.

Wilhelmine Schröder.

Es ist gewiß ein Zeichen von besonderer Bedeutung, wenn eine Künstlerin, die sich bereits einen Namen gemacht hat, sich noch einmal in ihrer Kunst vervollkommnet.

Frau Schröder, das war gestern, ist nur Virtuosin, sie ist heute Künstlerin. Sie hat sich nicht damit begnügt, ihre Stimme, ihre Kehle, ihre Lunge, ihre Nerven, ihr Feuer gestern, heute und morgen zu üben, sie hat sich auch mit dem Geiste ihrer Kunst vertraut gemacht, sie hat sich in die Tiefen ihrer Aufgabe versenkt, sie hat sich mit dem Wesen ihrer Rollen innig vertraut gemacht, sie hat sich in ihre Charaktere hineingelebt, sie hat sich mit ihnen identificirt, sie hat sie sich angeeignet, sie hat sie sich zu eigen gemacht, sie hat sie sich zu Fleisch und Blut werden lassen, sie hat sie sich zu Nerven und Adern werden lassen, sie hat sie sich zu Seele und Geist werden lassen, sie hat sie sich zu Herz und Gemüth werden lassen, sie hat sie sich zu Leben werden lassen, sie hat sie sich zu Wahrheit werden lassen, sie hat sie sich zu Natur werden lassen, sie hat sie sich zu Poesie werden lassen, sie hat sie sich zu Kunst werden lassen.

Sie ist nicht mehr Virtuosin, sie ist Künstlerin. Sie ist nicht mehr Sängerin, sie ist Dichterin. Sie ist nicht mehr Actrice, sie ist Schauspielerin. Sie ist nicht mehr Declamatorin, sie ist Rednerin. Sie ist nicht mehr Gesangskünstlerin, sie ist Tonkünstlerin. Sie ist nicht mehr Darstellerin, sie ist Gestalterin. Sie ist nicht mehr Nachahmerin, sie ist Schöpferin. Sie ist nicht mehr Copie, sie ist Original. Sie ist nicht mehr Kunst, sie ist Natur.

Sie ist nicht mehr Kunst, sie ist Natur, weil sie nicht mehr Kunst scheint, weil sie nicht mehr Kunst ist, weil sie nicht mehr Kunst sein will, weil sie nicht mehr Kunst sein kann, weil sie nicht mehr Kunst sein darf, weil sie nicht mehr Kunst sein soll, weil sie nicht mehr Kunst sein muß, weil sie nicht mehr Kunst sein mag

Glück wünschen, daß diese Schätze Strauß in die Hände gefallen. Wir haben uns jüngst an anderer Stelle (in der Februarlieferung der Westermann'schen „Monatshefte") über die Vorzüge des Genannten als Biographen ausgelassen; wir haben dort gelegentlich der Besprechung von Strauß' „Ulrich von Hutten" die Arbeit über Frischlin als die bedeutendste unter den historischen erklärt, die Strauß geschrieben. Unser Urtheil hat manche Berührungspunkte mit der geistvollen Beurtheilung gemein, welche sich in Nr. 7 d. Bl. über den Historiker Strauß vortrug; unbedingt und ganz stimmen wir allerdings mit der letztern nicht überein. Unsers Bedünkens ist kein ausreichender Grund vorhanden, über die unbegreifliche Blindheit der „Tageskritikaster" zu klagen, welche unfähig sind, die eigenartigen Vorzüge und charakteristischen Verdienste des Geschichtschreibers Strauß anzuerkennen und zu würdigen, und denen bei ihrer Unfähigkeit und Engherzigkeit erst eine clavis Straussiana in die ungeschickten Finger gedrückt werden müßte. Es liegt nicht in unserer Absicht, zu polemisiren, am allerwenigsten gegen einen Artikel, der offenbar in der wohlmeinendsten Absicht verfaßt wurde und der überdies des Richtigen und Zutreffenden so viel enthält; wir werden uns im Verlaufe unserer Besprechung bescheiden, diejenigen Momente zu accentuiren, auf welche wir unser Urtheil und unsere Schlüsse stützen.

Wir beginnen den Inhalt des Buchs in gedrängtem Auszuge darzulegen. Die Kritik wird mit der Analyse theilweise Hand in Hand gehen.

Im Anschluß an das selbstgewählte Epitheton wollte Nikodemus Frischlin an dem Todestage Virgil's, am 22. September 1547, geboren sein. Sein Geburtsort war Balingen im Würtembergischen. Es ist ein überaus glücklicher und geschickter Griff, und wir heben ihn als solchen hervor, wenn Strauß die Biographie mit dem folgenden Satze eröffnet:

„Von allen Urahnen her einen guten Würtemberger" nennt sich Frischlin in einem Schreiben an den Herzog Ludwig von Würtemberg, während er in einem Briefe an Bürgermeister und Rath zu Basel sich rühmt, von acht Ahnen her ein Eidgenoß zu sein. Von der männlichen Linie und dem Namen Frischlin war nur das letztere wahr, das erstere nur von der weiblichen.

Der Satz eröffnet die Biographie so überaus zutreffend, weil die Mittheilung der einen Thatsache uns gewissermaßen in nuce das ganze Bild des Mannes zeigt; da sehen wir schon den Mann, der vor verschiedenen Behörden seine Sache auf verschiedene, ja entgegengesetzte Weise zu führen weiß. Als Nikodemus Frischlin das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, wurde er von seinem Vater, einem lutherischen Pastor, nach der Klosterschule zu Königsbronn gethan, einer der Schulen, welche Herzog Christoph in aufgehobenen Klöstern zur Vorbildung evangelischer Kirchen- und Schullehrer gegründet hatte. In dieser Anstalt unter Stiger's Leitung legte der begabte Knabe den soliden Grund seiner philologischen Kenntnisse und Fertigkeiten; der weitere Ausbau wurde in der Klosterschule zu Bebenhausen gefördert. Im Jahre 1563 bezog Frischlin die Universität Tübingen, als Zögling des theologischen Stipendiums. Schon ein Jahr darauf erhielt er den Grad eines Baccalaureus und 1565 den Magistergrad, und zwar infolge einer bestandenen Prüfung als der erste unter zwölf Candidaten. In diese Zeit fällt sein erster schriftstellerischer Versuch, die Broschüre gegen einen gewissen Jakob R. bus, welcher, der Sohn eines würdigen protestantischen Geistlichen in Ulm, nach einem lockern Studentenleben auf den Akademien zu Wittenberg und Tübingen, wo den Jesuiten sich hatte bekehren lassen und nun mit Convertitenart beeilt war, gegen die Kirche, von der abgefallen, in einem gedruckten Glaubensbekenntniß zu zutreten. Daß er dem Erstlingsversuch die Form einer Satire gab, ist bezeichnend für den Jüngling, dessen Satiricum ingenium später der Schrecken seiner Feinde und die Verzweiflung seiner Freunde werden sollte.

Noch nicht 21 Jahre alt, ward Frischlin zu einer außerordentlichen Professur in der philosophischen Facultät zu Tübingen berufen. Die letztere nahm damals hier wie auf den übrigen Hochschulen eine sehr untergeordnete Stellung ein.

Seit sich aus der, ursprünglich nicht nach Fächern, sondern nach Nationen getheilten Bürgerschaft der ältesten Universitäten erst die theologische, dann auch die juristische und medicinische Facultät ausgesondert hatten, war der übrigbleibende Rest der sogenannten Artisten immer mehr auf die untere Stelle der akademischen Gesammtheit heruntergesunken. Die Reformation hatte hieran nichts geändert. Den Vertreter der theologischen Facultät hatte sie vielmehr aufs neue befestigt, während die Juristen ihre politische Wichtigkeit in kaum geringerer Geltung hielt. Pflegte der erstern der Kanzler der Universität, der Stellvertreter des Landesherrn an derselben, zugehören, so gingen aus der andern Facultät nicht selten fürstlichen Räthe und Kanzler hervor. Auch die Medicin schlossen sich, wennschon in dritter Stelle, dieser akademischen Aristokratie an. Die Artisten waren die Plebejer; und in That, alle den Widerstand, die Ab- und Ausschließung, welche je Plebejer von Patriciern zu erfahren hatten, erfuhr auch die untere Facultät von jenen obern. Ihre Theilnahme an den Senatsverhandlungen, an Wahlen und Ehrenämtern war beschränkt und erweiterte sich unter beständigen Kämpfen. Während in Tübingen sämmtliche ordentliche Lehrer der obern Facultäten zugleich auch bleibende Mitglieder des Senats waren, gehörten zu Frischlin's Zeit aus dem Artistencollegium, freilich auch an Professorenzahl jede andere Facultät übertraf (es ist charakteristisch für Strauß, daß er nicht sagt: „schon", sondern daß er mit ironischem Hohn schreibt: „sogar auch"), nur drei Mitglieder, und zwar so zum Senat, daß von Zeit zu Zeit gewechselt wurden; hatte einer der über Artisten im Senat zu erscheinen, so mußte er dessen Verhandlungen stehend anwohnen; und während bei der Wahl der Artisten im Senate die obern Facultäten vollständig mitwirkten, hatte bei der Wahl eines Theologen u. s. w. die Artistenfacultät nur jene drei Stimmen ihrer zeitigen Stellvertreter abzugeben, nachdem sie bis zu Herzog Christoph's Zeit ganz gänzlich davon ausgeschlossen gewesen war.

Auch über den nähern Hergang bei Professorenwahlen gibt Strauß bei dieser Gelegenheit interessante Notizen:

War eine Stelle erledigt, so wurde die betreffende Facultät vom Senat angewiesen, sich über einen Vorschlag zur Wiederbesetzung zu berathen; von dem Ergebniß dieser im Ge-

rgenommenen Besprechung wurde hierauf im Senat
rstattet, der nun darüber verhandelte und abstimmte,
den Vorschlag der Facultät gebunden zu sein. Das
r Bestätigung kam dem Landesherrn zu, der sie dem-
h zwar versagen konnte; doch ging dies in der Regel
ie verdrießliche Streitigkeiten mit der Universität ab,
ihre körperschaftlichen Rechte höchst eifersüchtig hielt,
r noch weit hartnäckiger in dem Falle widerstand, wenn
at ihr von sich aus ein Mitglied, das sie nicht erwählt
ufdrängen, oder eins, dem der Senat aufgekündigt
Amte erhalten wollte u. s. w.

schmale Besoldung, die er bezog, beunruhigte
wenig; er hatte am 3. November 1568 eine
rau, Margaretha Brenz, geheirathet, von deren
en er lebte. Die Ehe ist keine glückliche gewe-
zum Theil in ihr die traurige Quelle mancher
gen Frischlin's zu suchen; daß der Gatte an
ltsamen Händeln" nicht schuldlos, steht außer
Später trat eine, freilich auch wieder verdäch-
genseitige Toleranz ein, bis endlich das Unglück
lisklänge in rührenden Accorden löste. Seinen
ichten lag der junge Professor mit mehr Eifer
man nach seinem sonst ziemlich studentischen Le-
e vermuthen sollen. Von den Studirenden war
gehört, und die persönliche Anziehungskraft, die
dieselben ausübte, war später seinen Gegnern ein
n Auge. Besonders schlossen sich ihm manche
e Söhne adeliger Häuser als Schüler an; die
und Fülle seines Geistes lockte magnetisch. Die
gen zu den Collegen, vor allen zu Crusius,
nochmaligen Hauptgegner, waren anfangs leidlich.
llten sie bitter getrübt werden. Auf der tübin-
gschule war es damals gerade so bestellt, wie es
nte auf so mancher deutschen Universität bestellt
f den Kathedern, und zwar auf den einträglich-
einflußreichsten, saßen Invaliden oder Rekruten,
r in das Hospital geschafft oder als unbrauch-
le Reserve hätte eingestellt werden sollen. Das
Nichts bläht sich gern und gefällt sich in an-
m Dünkel; das geistige Nichts fühlt sich genirt
ßt, wenn eine wirkliche geistige Begabung mit ihm
gemeinsamen Wirkungskreise arbeitet. Frischlin
e die Collegen; das war sein unsühnbares Ver-
Plutarch, wenn ich nicht irre, erzählt von der
n Nobilität, sie hätte sich verschworen, den jün-
tchus nie zu einem curulischen Amte gelangen zu
weil sie von der geistigen Ueberlegenheit des letz-
rossen des Altemsors Tiber alles für sich und
Hlendrian befürchtete: ähnlich verschwor sich, Cru-
der Spitze, der tübinger Senat wider Frischlin.
ewig bleiben, was er war — außerordentlicher
r. Länger als ein Decennium hatte er in sei-
eidenen Stellung docirt; nie war ihm eine aka-
Auszeichnung oder Beförderung zu Theil gewor-
ine Berufung nach der Steiermark als Rector
henschule zu Graz gab ihm Veranlassung, dem
seine bisherige systematische Zurücksetzung ein-
vorzustellen; er forderte bessere Besoldung und
ent, widrigenfalls er der ehrenwerthen Einladung
in das Ausland Folge leisten werde. Die Patres conscripti beriethen und fanden, daß Frischlin ein „unbehäb Maul" hätte, und daß er, da er kein Geheimniß für sich behalten könne, untauglich zu einem Mitgliede des Senats sei. Man wies ihm ein „Draufgeld" von 20 Fl. an und machte Versprechungen für die Zukunft — in calendas graecas. Denn als bald nachher eine ordentliche Professur im Artistencollegium durch das Ableben des seitherigen Inhabers erledigt war, half es Frischlin sogar nichts, daß er seine Bewerbung durch eine sehr warme Empfehlung des Herzogs unterstützte; ein anderer erhielt die Stelle. Frischlin's moralischer Lebenswandel errege Anstoß, hieß es.

Ganz ungerechtfertigt war der erhobene Einwand nicht. Wir treten Strauß darin vollkommen bei, wenn er das schaufelhütige Puritanerthum der engherzigen Rigoristen im Senate scharf und herbe tadelt. Bei den Verhandlungen im Senate ist wiederholt von turpitudo und flagitiosa vita die Rede; im einzelnen wird gegen Frischlin vorgebracht, daß er sich oft betrinke, die meisten Professoren verachte, sein Weib übel behandele und in Stuttgart den Hofnarren spiele. Eine alte akademische Robe — die würdige Seele! — macht es ihm sogar zum Vorwurf, „daß er mit den versibus zu Bette gehe und mit ihnen aufstehe und keine Gottesforcht in ihm sei". Das Grundlose und theilweise Lächerliche dieser Anklagen beleuchtet der Biograph auf das Unzweideutigste, aber in einem Punkte geht die Sympathie für seinen Helden zu weit. Er geht, um einen Herder'schen Ausdruck zu gebrauchen, „gar leicht und spatzenmäßig" über einen Fehler Frischlin's hinweg, der diesen hauptsächlich ruinirt, die heillose, unbezähmbare Trunksucht. Frischlin war ein arger Trunkenbold, ein arger Säufer, und wenn man sich einen Professor vorstellt, der mit vagirenden Studenten über Land zieht, der, selbst trunken, einen Trunkenen von der Landstraße aufliest und denselben in dem Hause eines Mädchens beherbergen will, dessen Vater nicht zu Hause, der alsdann die Fensterscheiben einschlägt, als das nächtliche Quartier verweigert worden, wenn man dergleichen Dinge, wie sie uns S. 62 als erwiesene Thatsachen berichtet, erfährt: nun, man mag immerhin dem rohern Zeitgeiste jener Epoche Rechnung tragen, man mag immerhin einen andern freiern Standpunkt als jene Richter im Senatscollegium einnehmen, man wird doch unangenehm durch den humoristisch-spöttelnden Ton berührt werden, den Strauß hier anschlägt, wird ungern den Ton des sittlichen Ernstes vermissen, der der einzig passende und würdige war, den der Historiker bei der Erzählung solcher Dinge anschlagen durfte. Strauß entschuldigt Frischlin mit seiner eigenen Entschuldigung. S. 67 heißt es:

> Daß Frischlin zuweilen zu viel trank, ist leider wahr; doch hat wol, wenn man auf die Sitten der Zeit sieht, er gleichfalls nicht Unrecht mit der Bemerkung, wollte man die tübinger Universität von allen Trinkern säubern, so würden gar manche Stellen dort erledigt werden. Von sich bekannte Frischlin, „daß er lieber Wein dann Bier und Wasser trinke, überkomme. auch besser spiritus vitales und poeticos von dem Wein dann

von Bier und Waſſer". Und was es denn ſei, wenn „er und andere Poeten bisweilen einen ſtarken Trunk, ohne Verſäumniß ihres Amtes, ad reflexionem ingenii thun"? Geiſtlichen Würdenträgern, Juriſten, Aerzten ſtehen ſtrenge Sitten an: von einem freien und freimüthigen Dichter dürfe man nicht Gleiches fordern u. ſ. w.

Zu der Animoſität der Senatoren gegen Friſchlin hatte nicht wenig deſſen Gunſt beim Herzoge beigetragen, und die hohe Interceſſionsſchrift, die er ſich zur Bewerbung um die Profeſſur ausgewirkt, war ihm aus dem Grunde, daß er jene erhalten, bei den neidiſchen Profeſſoren zu einem wahren Uriasbriefe geworden. Der tübinger Profeſſor extraordinarius beſaß die Gaben und hatte es verſtanden, von ihnen Gebrauch zu machen, um von dem regierenden Herrn ein gern geſehener Gaſt zu ſein. Herzog Ludwig war ein gewaltiger Jäger, der Eber ſpießte und Bären hetzte, und kein Datum ſicherer behielt, als wenn es ſich an die Hirſchfeiſte oder ſonſt eine Feſtzeit des Weidmannskalenders knüpfte. Außer der Jagd und dem Bibelleſen, das er gleichfalls eifrig trieb, war es auch ein Vergnügen des Fürſten, „bisweilen mit ankommenden Freunden oder vertrauten Dienern einen ſtarken Trunk zu thun". Eine angenehme Unterhaltung waren endlich dem jungen Herrn von jeher Gelegenheitsgedichte, womöglich in der Form von Komödien geweſen. Für alle dieſe Neigungen und Steckenpferde war unſer Profeſſor der rechte Mann. Friſchlin war lebenslänglich berühmt, wie „boſſierig er in conviviis" ſei. Auch bezechen ließ er ſich, wenn es der Herzog durchaus haben wollte; nur daß, wenn beide in gleichen Zügen tranken, der erlauchte Wirth vermuthlich ſchon vor dem gelehrten Gaſte voraushatte. Und Komödien konnte es geben, ſoviel der Herzog wünſchen mochte: in Friſchlin hatte er den Dichter und Regiſſeur in einer Perſon. Für ſeine Jagden, ſeine Feſte hatte er an ihm einen Beſchreiber, für den Ruhm ſeines Hauſes einen Herold. Kein Wunder, wenn ſich der Herzog eines ſo brauchbaren Mannes bei der Univerſität annahm. Zwar in die beſetzte Profeſſur konnte er ihn nicht einrücken laſſen, dafür entſchädigte er ihn anderweitig, ſogar durch Auszeichnungen, die er ihm von ſeiten des kaiſerlichen Hofes verſchaffte. Er wurde Pfalzgraf und poeta laureatus. Die dramatiſchen Arbeiten aus dieſer Zeit behandelt Strauß ſehr eingehend im fünften Kapitel; ausführliche Excerpte werden mitgetheilt. Die kritiſchen Bemerkungen zeichnen ſich durch die dialektiſche Schärfe aus, welche die eigentliche Domäne von Strauß iſt. Daß die Gunſt, deren er beim Herzoge genoß, ſeinem Verhältniß zur heimiſchen Univerſität nicht ſonderlich förderlich war, begreift ſich leicht. Die Reibungen und Zerwürfniſſe in Tübingen häuften ſich maſſig; die perſönlichen Streitigkeiten wurden literariſche Fehden. Bei Hofe las man die witzigen Satiren Friſchlin's mit dem höchſten Behagen, und auf eine Reihe von Anklagen und Beſchwerden, welche der Senat gegen jenen erhob, antwortete ein herzoglicher Erlaß vom 4. November 1579 an die Kirchenkaſſenverwalter, ſie ſollen „Nicodemo Friſchlinio aus ſondern Gnaden 50 Fl. und dann von der Bebenhauſiſchen Pfleg ſeiner Hausfrauen in die Kin ein Eimer guten Weins verehren laſſen". Aber anderer Seite her beſchwor ſich ein Sturm gegen Dichter herauf, der ſeine Wohlfahrt in den Wurzel ſchütterte und ſeinen nachmaligen Untergang vorbere Die Mehrzahl ſeiner Collegen abgerechnet, denen Geiſt zu überlegen, ſein Selbſtgefühl zu laut, ſeine Z zu ſcharf und ſein Wandel zu wenig geordnet war, er mit den übrigen Ständen in dem freundſchaftlichſten vernehmen geſtanden, insbeſondere mit dem Adel, er ſich durch die Verherrlichung vieler von ſeinen Sp verpflichtet hatte; überdies führten ſeine geſelligen lente ein trauliches perſönliches Verhältniß mit ma Herren und Edeln herbei. Einladungen zu Feſtge und Schmauſereien trafen ihn häufig. Auf einen chen Feſttrunk im tübinger Rathshauſe war es, w Hofrichter Bürkan von Anweil ſeinem Gaſte nac endigtem Mahle zutrank. Den nimmt Friſchlin bringt ihn dem Obervogt Fritz Herter von Hertene ihm vorkam, als wenn er einſchlafen wollte. Abe ſem mochte mit dem Weine noch eine von Friſ Reden im Kopfe herumgehen, oder erlaubte ſich jetzt beim Zutrinken einen Spaß, genug, ſtatt Fri Gruß zurückzugeben, antwortete er lakoniſch: „Ein D worauf Friſchlin, in ſolchen Fällen nie verlegen, aller Feinheit der beſten Geſellſchaft jener Zeit erm „Ich nimm euer Maul und iß den Dreck und noch r Darauf wandte er ſich um und trank den Bech nun auch aufgeſtandenen Hofrichter zu, indem e Hut, den er abgezogen hatte, wieder aufſetzte. W er aber trinkt, erhält er von hinten einen Schl den Hut, daß ihm dieſer über die Augen herabfällt war der Obervogt, der aber, bis Friſchlin den H rückgeſchoben und den Becher niedergeſetzt hatte, u umzuſchauen, ſchon wieder auf beide Ellbogen geſtüt Tiſche ſaß. Alle waren betreten und Friſchlin „Was iſt das? Geht man ſo mit einem um! habe ein ſpitziges Wort durch ein anderes erwide ſolche Beſchimpfung hätte ich nicht erwartet." Se man auseinander. Die Scene hatte für den Dich übelſten Folgen. Er war klagbar bei dem Herz worden; der Herzog befahl eine Verſöhnung. Da Friſchlin eine ſchlechte Genugthuung; er ſchrie oratio de vita rustica, eine herbe Satire, welc ſchärfſten Ausfälle auf den Adel enthielt. Eine in dieſer Schrift lautet:

Was ſoll man ſagen von dem grauſamen Wüten, L Leutfreſſer unter dem Adel an ihren Bauern gar jäm begehen? Dann wie viel meint ihr, daß an denen Or die größte Strafloſigkeit iſt, heutigstags Edelleut ſeien, jeder Leutfreſſer etlich gar unſchuldige Bauren um ſt Urſach willen auf den Tod oder auch gar zu todt gei hat? Und wer hat jemals gehört, daß man einen E peinlich fürgeſtellt oder mit dem Henker geſtraft hätte?

Es entſtand über das Pamphlet ein „Gemä unter dem Adel; der ſchwäbiſche und der fränkiſch erhoben bei dem Hofgericht in Tübingen offene A wider den Verleumder und Aufwiegler. Friſchlin

seiner persönlichen Sicherheit bedroht; sein Leben
e in Gefahr. Herzog Ludwig entzog ihm seine
Sonst war er alle Augenblicke bei Hof gewe-
ar vom Herzog zur Tafel gezogen, auf die Jagd
mmen worden: diese Einladungen blieben jetzt
Der Schloßpförtner zu Stuttgart hatte Befehl,
n Zugang zu verwehren. Vollends verdarb Frisch-
ärgerlichen Handel, als er durch Flugschriften,
n des Herzogs gerade nicht glimpflich gedacht
en Versuch machte, seinen Streit mit dem Adel
Kaiser zu bringen; der Herzog schritt wider ihn
Würtemberg hatte er sich das Terrain verdorben.
insehend, daß hier unter diesen Umständen seines
s nicht sein könne, nahm er froh die Einladung
inde von Krain an, die ihn zum Rector ihrer
chule beriefen.

so mannichfaches und hohes Interesse die Wan-
n Frischlin's in der Fremde gewähren, mögen
nten Irrfahrten und Wechselfälle von Strauß
n mit vieler Kunst der Darstellung erzählt sein:
sen uns aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse
big in der Relation beschränken. Die acht Ka-
zweiten Buchs berichten über Frischlin's Thä-
s Rector in Laibach, über die grammatischen
lane, die er dort bewerkstelligte, über die von
ekrönten Versuche, in Tübingen wiederum als
Stellung zu finden; wie er sich in der letztern
malige Untersuchung zuzog, aus Stuttgart ent-
für immer aus Würtemberg verbannt ward.
literarisch thätig, immer die schärfsten und gif-
feile schonungslos auf seine Gegner schleudernd,
er Deutschland von einem Ende zum andern.
te Buch bringt in sechs Kapiteln die Auflösung
bdie. Die ewigen Angriffe und Ausfälle, die
enug selbst trafen, hatten den Herzog in Har-
racht; seine geheimen Räthe faßten den Be-

wol sich dieses rasenden Poeten ungütlichen An-
t anfechten lassen möchte, jedoch weil keine Besse-
r nicht bei ihm zu verhoffen, daß er auch je länger
r unsinniger werde, nichtsdestoweniger aber seines
is, Schändens und Schmähens kein Ende, so wolle
rst erfordern, gebührendes Einsehens gegen ihn für-
Daher halten sie dafür, damit man des Herzogs
Misfallen an seinen Mishandlungen spüre, und sei-
wege gesichert sei, so solle der Untervogt Endriß
ls der hierzu geeignetste Mann, mit den erforder-
iben abgefertigt werden, um den Frischlin, wo er ihn
f Recht niederzuwerfen und seine Auslieferung zu

ufhebung erfolgte auf dem Gebiete des Kur-
n Mainz, der die Genehmigung zu der That
Frischlin wurde gefangen nach dem Schlosse
g geführt. Seine Haft war eine leidlich an-
Er hatte Besuch und Gesellschaft, Bücher
ibmaterial und zechte nicht selten mit dem
Sonst beschäftigte er sich mit der Anferti-
Klageschrift an das Reichskammergericht über
irliche Einkerkerung. Das Manuscript gerieth durch Verrath des Boten, dem es anvertraut worden, in die stuttgarter Kanzlei. Die herzoglichen Räthe befahlen Frischlin's Abführung nach Hohenurach, wo er in einem harten Gefängniß gehalten wurde. Wenn wir die Details seiner Behandlung lesen, so geht das Tragische in das Peinigende über. In einem seiner Rapporte hatte der Burgvogt Vol zu melden, „daß dieser Gefangene, mit Referenz zu melden, voller Läuß laufe", und ihn um Gottes willen gebeten habe, solches dem Herzog zu berichten, der ihn gewiß nicht in Unrath werde verderben lassen wollen. Er habe seine Kleider jetzt ein Vierteljahr am Leibe getragen, und

wiewohl ich ihm jetzunden — fährt der Hauptmann fort — zwei Hemden hab anmachen lassen, will es doch nichts an ihm helfen, sondern, da man ihm nicht andere Kleider wird anmachen und ihn allerdings ausziehen und baden, deßgleichen ihm das Haar abschneiden thut, ist zu besorgen, er mache das ganze Haus voller Ohn-Züffer.

Die menschliche Gesinnung seines Kerkermeisters verschaffte dem Gefangenen endlich einige Erleichterungen; die Benutzung von Schreibmaterialien wurde ihm gestattet. Mürbe gemacht und geistig gebrochen durch die harte Haft, faßte Frischlin den Plan, an alle diejenigen, die er beleidigt hatte oder sich abgeneigt glaubte, der Reihe nach abbittende Schreiben zu richten. Er fing beim Herzoge an. Als „armer, betrübter, an Seel und Leib gefangener Mann" bittet er um Gnade. Diese wird ihm insofern, als er ein besseres Zimmer angewiesen erhielt und außerdem bestimmte literarische Aufgaben, an denen er arbeiten sollte. Er arbeitete fleißig und viel, in der Hoffnung, die Freiheit werde sein Lohn sein. Darin täuschte er sich. Seine zahlreich wiederholten Bittgesuche waren vergeblich. Am Morgen des 30. November 1590 fand der Knecht, der dem Gefangenen die Morgensuppe bringen wollte, das Zimmer leer.

Alles Linnenzeug ist fort. Der Ofen, oben beim Helme aufgebrochen, zeigt den Weg der Flucht. Der Knecht eilt zum Hauptmann mit der Meldung. Dieser läßt die Burgglocke ziehen und Büchsensalven geben. Mannschaft und Diener strömen zusammen. Es wird eine Streife angeordnet um die Burg.

Auf der halben Burghöhe entdeckte man Frischlin's Leiche, auf dem Gesichte liegend. Die Arme, die Rippen, das Genick waren gebrochen. Die zerschnittenen und zusammengeknüpften Leinwandstreifen, an denen er sich herabzulassen versucht hatte, waren zerrissen. Am 4. December bestattete man den Leichnam in einer Mauerecke des Kirchhofs der Stadt. Das Grab, für welches die Menschen nichts thaten, schmückte die Natur.

Es entsprossen ihm die schönsten Rosen, und zeitgenössische Dichter priesen das rosige Dichtergrab. Auch dem Berge, auf dem Frischlin den Tod gefunden, durfte sein mystisches Zeichen nicht fehlen. Eine Kleeart, mit einem dunkeln Fleck auf dem Blatte, der sich als Blutfleck ansehen ließ, sollte nur dort vorkommen.

Eine lebendige, überaus warme, fast möchten wir sagen pietätvolle Hingabe des Autors an Persönlichkeit und Charakter seines Helden, an dessen schriftstellerische Leistungen und äußere Lebensschicksale ist es, was der

Biographie Frischlin's von Strauß das eigenartige Gepräge aufdrückt. Strauß trägt seinem unglücklichen Landsmanne aus ganzer Seele das Interesse einer innern Sympathie entgegen. Aus jedem Kapitel fühlen wir den beredten Ausdruck dieser liebevollen Sympathie heraus, und das Gefühl berührt uns wohlthuend und erwärmend. Mit eisernem Forscherfleiße hat sich Strauß in das weitschichtige Material versenkt, dasselbe gesichtet, geordnet, allseitig durchdrungen. Die Aufgabe war wahrlich keine geringfügige oder leichte. Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Biograph der literarischen Hinterlassenschaft Frischlin's zugewandt; nicht weniger als 68 Werke des letztern werden sehr gründlich und eingehend besprochen. In diesen Recensionen feiert das feine kritische Vermögen des Verfassers seine Triumphe. Strauß theilt die Werke Frischlin's in prosaische Werke und Dichtungen. Unter den erstern unterscheidet er wissenschaftliche und Schulschriften, zweitens Paraphrasen, Uebersetzungen und Aehnliches, drittens Reden, viertens Streitschriften, endlich Schriften in Bezug auf den speciellen Streit mit dem Adel; unter den Dichtungen epische und satirische, zweitens lateinische Dramen, drittens elegische und lyrische Gedichtsammlungen, schließlich die deutschen Dichtungen verschiedener Art.

Die Composition der Biographie ist eine mustergültige; meisterhaft in Vertheilung und Gruppirung des Stoffs. Wie in einem wohldisponirten Drama Scene die Scene, Act den Act, die gesammte Exposition die Katastrophe mit nothwendiger Folgerichtigkeit und mit Ausscheidung retardirender Momente vorbereitet: so fügen sich auch in unserer Biographie die einzelnen Kapitel wie Angeln ineinander. Das Verdienst des Autors nach dieser Richtung hin soll durchaus nicht geschmälert werden, wenn wir hinzufügen, daß allerdings in dem gegebenen Stoffe die dramatische Kunstform bereits enthalten war; Frischlin's Leben ist ein in ununterbrochener Handlung fortschreitendes Drama mit tragischem Abschluß. Das Charakteristische der biographischen Studien von Strauß liegt aber darin, daß er sich instinctartig gerade solche Stoffe auswählt, Helden, die „nicht sowol geschichtliche Typen von Strömungen und Richtungen sind, die sich auf eine entsprechende Weise in Individuen verkörpern", als vielmehr Naturen, deren individuelle Originalität sie als bemerkenswerthe und auffällige Erscheinungen von der Masse grell abzeichnet, Charaktere, welche nicht die individualisirte Skizze, nicht die persönliche Krystallisation einer bestimmten Richtung oder Epoche sind, sondern der Gegensatz und die Ausnahme. Man hat sehr mit Recht gegen eine neuere bekannte deutsche Literaturgeschichte geltend gemacht, daß deren Verfasser sich gegen das Gesunde und Natürliche absperre, daß er mit besonderer Liebhaberei das Schlechte und Misgestaltete aufsuche, wo seine Federgewandtheit zersetze und zersetze, bis bei der augmentirten Uebertreibung das Atom des Richtigen vollends verloren gegangen: nicht dasselbe von der Behandlung, aber etwas Aehnliches von der Auswahl des Stoffs, an dem er seine Kraft erprobt, gilt von David Strauß. Das Abnorme und die Anom ziehen ihn magnetisch an.

Ein sehr geschickter Biograph ist Strauß sonder Fr ihn aber einen Historiker zu nennen, ihn als einen ßen Historiker zu feiern, würden wir ebenso Bed tragen, wie wir denjenigen Maler, der nur Por liefert, mögen diese immerhin an sich vollendet sein, einen großen Künstler zu bezeichnen Anstand neh würden.

Thaddäus La

Zur Schiller-Literatur.

1. Karl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. Stut Cotta. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Die Selbstbekenntnisse Schiller's. Vortrag, gehalten i Rose zu Jena am 4. März 1857. Von Kuno Fis Frankfurt a. M., Hermann. 1858. 8. 10 Ngr.

Auch die Literatur über Schiller erhält immer n Zuwachs, aber, obschon Schiller aus gewissen hier näher zu erörternden Gründen von beiden Dichtern den Augenblick der populärere ist, nicht in gleichem G wie die über Goethe. *) Die Ursache hiervon ist n daß sein Wirken und Leben ein viel einfacheres un nicht nach so vielen Richtungen auseinander ging sein geistiges Schaffen bei weitem nicht so mannich ger und vielseitiger Art war und daß seine Dicht nicht entfernt so reich sind an geheimen Bezügen dunkeln Mysterien und Räthseln als die Goethe's Incommensurabeln, an dem man noch lange zu d und zu interpretiren haben wird, ohne vielleicht j ihm ganz ins Reine zu kommen. Goethe's Geist umsp einen Kreis so groß wie die Welt selbst, Schiller n beträchtliches Segment desselben, das er jedoch mit derbarer Energie und Klarheit beherrscht. Die brei umfassend, aber vielleicht weniger energisch ange Ganz- oder Allmenschen, um sie so zu nennen, n sich daher stets mehr Goethe, die vielleicht beschrä aber in sich festern und geschlossenern Theilmenschen Schiller zuneigen.

Das erste sehr splendid und vornehm gedruckte Bu chen, das von der Herausgeberin, Emilie Freifrau Gleichen-Rußwurm geb. von Schiller, dem regier

*) Ohne Zweifel wird uns das Jahr 1859 einen bedeutend wachs der Schiller-Literatur bringen; aber es dürfte sich in d einschlagenden Schriften schwerlich so sehr um neue Entdeck Enthüllungen als um kritische Verarbeitung und Sichtung d vorhandenen Materials handeln. Der „Central-Anzeiger" h als die bedeutendste unter den zu erwartenden Bereicherungen belausgabe der Werke Schiller's selbst, welche von Wendelin ahn besorgt wird. O. Wigand in Leipzig kündigt an: „S Schiller und seine Zeit" von Johannes Scherr, und für den von F. A. Brockhaus in Leipzig ist ein Prachtwerk, an „S Album" in Vorbereitung, welches ungefähr 50 vorzüglich ausg Stahlstiche nach Zeichnungen von F. Pecht und A. von K die hervorragendsten Charaktere aus den Werken Schiller's dar nebst kurzem erläuternden Text von F. Pecht enthalten wird. E. Palleske's Biographie Schiller's ist inzwischen der erste B eben erschienen, und es ist in ihm allerdings auch einiges neue rial benutzt, das dem Verfasser theils durch Wendelin von Sch theils durch das Freifräulein Emma von Kalb mitgetheilt wurde Werk behalten wir uns vor besonders zu besprechen.

zog von Weimar Karl Alexander gewidmet iſt, ent-
zehn Briefe Karl Auguſt's, darunter zwölf an Schil-
einen an deſſen Gattin, und zwei Briefe der Her-
iſe an den Dichter. Einige derſelben ſind ſchon
z. B. in A. Schöll's „Karl-Auguſt-Büchlein",
licht worden. Der Titel des Schriftchens ent-
brigens dem Inhalt nicht ganz genau, da nur
:e Zahl der Briefe mit dem „erſten Anknüpfen"
guſt's mit Schiller im Zuſammenhang ſteht, die
l derſelben vielmehr einer ſpätern Zeit, ja ein
von den letzten Lebensjahren Schiller's angehört.
em erſten, auch als lithographirtes Facſimile der
ngehängten Billetchen, Darmſtadt den 27. De-
784 datirt und an den „Sachſen-Weimariſchen
. Schiller, jetzt zu Darmſtadt" adreſſirt, meldet
Herzog, daß er ihm „mit vielem Vergnügen"
rakter als Rath in weimariſchen Dienſten er-
d ihm dadurch ein Zeichen ſeiner Achtung ge-
önnen wünſche. In dem zweiten, vom 9. Fe-
85, bezieht ſich der Herzog auf ſeine dem Dichter
ſtadt gemachten Verſprechungen, und drückt zu-
Wunſch aus, daß ihm Schiller von ſich und „von
, was in der literariſchen und mimiſchen Welt,
e bewohnen, vorgeht", zuweilen Nachricht gebe.
ritten vom 29. October 1790 dankt er für die
ng des Schiller'ſchen „neuen Taſchenkalenders",
n ein „hübſches und merkwürdiges Werk", und
t: „Heute ſchicke ich ein Exemplar davon dem
Herzog von Braunſchweig, dem es gewiß ge-
." In dem folgenden vom 11. September
ottchen von Schiller drückt er ſeine Theilnahme
r Krankheit ihres Gatten und ſeine Hoffnung
aldige Wiederherſtellung aus und bemerkt dann:
r Mangel der Einnahme hoffentlich nur ein Jahr
, ſo ſchicke ich Ihnen ſo viel als nöthig ſein möchte,
e auszufüllen, welche nach Abzug des Zuſchuſſes
Mutter und meiner Penſion noch an dem Noth-
übrig bleiben möchte. In einem Jahre wird es ſich
alsdann die Umſtände ſein werden, und alsdann
Mittel finden, den Gang der Dinge bequem fort-
erzeihen Sie, daß ich mich alleweile auf die be-
hung der Penſion H. Schillers nicht einlaſſen kann.
ächſten Briefe vom 8. Juni 1792 ſpricht der
e Freude darüber aus, daß Schiller in Ko-
„Coppenhagen") ſo thätige Freunde gefunden
arüber, daß Schiller Jena nicht verlaſſen wolle,
r einſt eine Reiſe zu ſeinen däniſchen Freun-
chen beabſichtige. Das Schreiben ſchließt:
rde gern dazu beitragen, Ihnen den Vorſatz an-
nachen, der Univerſität durch Ihre Gegenwart auf-
d jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der
r Werthſchätzung und Freundſchaft zu überzeugen,
hnen gewidmet habe.

m Lager vor Mainz („Maynt") den 23. Juli
er folgende Brief datirt, worin er dem Dich-
nahme von Mainz meldet („die guten Wün-
Deutſchen haben unſern Waffen Glück ge-
e Wiederherſtellung der Geſundheit Schiller's
ner „lebhafteſten Anliegen" bezeichnet und den Dichter bittet, ſeiner Gattin Glück zur „bevorſtehenden Campagne" zu wünſchen. Welch eine Campagne dies war, erſieht man aus dem Briefe aus Werdt im Elſaß vom 22. October 1793, worin er dem Dichter in den allerherzlichſten Ausdrücken ſeinen Glückwunſch zu der inzwiſchen erfolgten Geburt eines geſunden Knäbchens abſtattet. Im nächſten Schreiben vom 9. Juli 1795 ſagt er ſeinen Dank für die Ueberſendung der „Horen", bemerkt, daß ihm die Elegien (ohne Zweifel doch die Goethe'ſchen) ſehr wohl gefallen hätten, als ſie der Autor ihm vorgeleſen oder vorerzählt habe, meint aber, er habe erwartet, der Verfaſſer würde ſie noch etwas liegen laſſen, ehe er ſie öffentlich erſcheinen ließe. Der Herzog ſchreibt weiter:

Wenn ſie vor dem Druck in den Händen mehrerer Freunde wären gegeben worden, ſo würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüſtige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, blos errathen zu laſſen, andere unter geſchmeidigern Wendungen mitzutheilen, noch andere ganz zu unterdrücken. Die Furcht wird immer bei mir erregt, wenn ich etwas in einem neuen Genre von einem Schriftſteller auftreten ſehe, deſſen Name imponirt und wo das Werk noch nicht den vollkommenſten Grad der Ausbildung erhalten hat, daß ſo viele Nachahmer dann hinzugeſchwommen kommen, welche durch die geſchmackloſen Genieen den Augenblick oder die Epoque weiter hinausſchieben, wo die deutſche Literatur wirklich den Grad von Humanität erlangen wird, nach welchem alle Schriftſteller ſtreben, denen es ernſtlich an der Sache gelegen iſt ..... Ich ſollte doch glauben, daß alle diejenigen, welche durch den Namen, den ihnen das Schickſal verliehen hat, zu Vorſtehern und Stammhaltern des literariſchen Volkes geſtempelt ſind, dieſe Launen verbannen ſollten.

Im neunten Briefe vom 11. Juli 1799 erklärt er, der von Schiller gefaßte Vorſatz, den nächſten Winter in Weimar zubringen zu wollen, ſei ihm ſo angenehm und erwünſcht, daß er gern beitrage, ihm den Aufenthalt in Weimar zu erleichtern und ihm daher von Michaelis eine Zulage von 200 Thlr. gewähre. Der Herzog bemerkt weiter:

Ihre Gegenwart wird unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen von großem Nutzen ſein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hieſigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen ſchenken und ſie durch die Mittheilung der noch im Werden ſeienden Stücke beehren wollen. Was auf die Geſellſchaft wirken ſoll, bildet ſich gewiß auch beſſer, indem man mit mehreren Menſchen umgeht, als wenn man ſich iſolirt.

Wer zwiſchen den Zeilen zu leſen weiß, wird die in dieſer Stelle enthaltenen feinen Fingerzeige und Anſpielungen ſehr bald herausfühlen. In dem folgenden Billetchen vom 16. November 1802 bekennt Karl Auguſt unter anderm, den „freudigſten Antheil" an Schiller's Wohnung zu nehmen, wenn dieſes Ereigniß ihm einen angenehmen Augenblick verſchaffe. Die Briefe Nr. 11 und 12, vom 6. und 8. Juni 1804, beziehen ſich auf Schiller's Verbleiben in Weimar. In dem erſtern bittet der Herzog den Dichter, ihm die Mittel zu nennen, durch welche er dem Dichter den erfreulichen Vorſatz, in Weimar zu bleiben, belohnen könne, und wodurch er deſſen Exiſtenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer ihn nicht bereuen ließe, „das

kleinere Verhältniß dem größern vorgezogen zu haben"; der zweite lautet:

Empfangen Sie, wertheſter Freund, meinen wärmſten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unſerigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm ſein, wenn meine Idee realiſirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zuſtand zu verbeſſern, ohne dadurch dem unſerigen zu ſchaden. Leben Sie wohl!

Der letzte Brief vom 29. Januar 1805 bezieht ſich auf Schiller's Phädra-Ueberſetzung und iſt bereits bei der Beſprechung des „Karl-Auguſt-Büchlein" von A. Schöll in Nr. 43 d. Bl. für 1857 berückſichtigt worden. Angehängt ſind noch zwei Briefe der Herzogin Luiſe an Schiller, der eine vom 30. September 1793, worin ſie das „gütige Anerbieten", Pathin von Schiller's Knäbchen zu ſein, mit „Freude und Dank" anzunehmen erklärt; der zweite vom 21. October 1797, worin ſie über die gewiſſe Hoffnung, Schiller bald auf immer in Weimar zu ſehen, ihre Freude ausdrückt, und ſodann bemerkt:

Es freut den Herzog, daß Sie in Zukunft ihm den Plan Ihrer Theaterſtücke mittheilen wollen, und ich zweifle nicht, daß ihm die Maltheſer noch gefallen werden, da das Ganze ſo viel Schönes und Eigenes haben wird. Was mich anbelangt, ſo würde ich es ungemein bedauern, wenn Sie das ſchöne Vorhaben aufgeben wollten.

Außerdem bezieht ſie ſich auf ein kleines Geſchenk, welches Frau von Schiller von ihr erhalten, und drückt ihre Freude aus über die „gütige Art", womit ſie es aufgenommen und die ſie „ungemein gerührt" habe.

Ein vertraulicher, wahrhaft herzlicher Ton, ganz geeignet, das ſonſt ſo oft mit hohen Gönnerſchaften für den Empfangenden verknüpfte drückende Gefühl vollkommen zu beſeitigen, herrſcht durch alle dieſe Briefe, die ſämmtlich phraſenlos, kurz und bündig und von jedem Anſtrich vornehmer Herablaſſung frei ſind. Der Herzog nennt Schiller's Gattin „liebes Lottchen" und den Dichter ſelbſt in den ſpätern Briefen ſeinen „wertheſten Freund" ſtatt wie in den frühern „werther Herr Hofrath". Dabei ſind ſie reich an den zarteſten Aufmerkſamkeiten auch für das Kleinſte. Zugleich ergibt ſich uns aus dieſen Briefen die Ueberzeugung, daß es mit Schiller's äußerer Lage, wenigſtens in ſeinen ſpätern Lebensjahren, unmöglich ſo ſchlimm beſtellt ſein konnte, als man wol verſichert hat. Der Wahrheit die Ehre gönnend, müſſen wir wiederholt behaupten, daß Schiller, wenn er auch zeitweiſe allerdings Sorge nnd Noth genug tragen mußte, verhältnißmäßig mehr Glück gehabt hat, als irgendein anderer Dichter ſeines Standes. Daß er als Knabe in die Karlsſchule aufgenommen wurde und hier mit den Söhnen ariſtokratiſcher Familien in genaue Berührung trat, daß ihm ſeine Flucht aus Würtemberg ſo wohl gelang, daß ſich Karl von Dalberg aufs lebhafteſte für ihn intereſſirte, daß Frau von Wolzogen und der Appellationsrath Körner ihm mit anſehnlichen Geldmitteln zu Hülfe kamen — und zwar zu einer Zeit, wo er ſich nur auf Dichtungen berufen konnte, die einem Dichter in unſern Tagen zwar den Ruf der Genialität, aber ſicherlich keine Protection verſchaffen würden —, daß er ein geiſtbegabtes adeliches Fräulein heimführte und dadurch in die Ariſtokratie eingeführt wurde („in unſern Tagen gehören die Frauen zu den Talenten der Männer", ſagte ſchon Lichtenberg ſehr witzig), daß er ſich Goethe's und des herzoglichen Hauſes von Weimar Freundſchaft und Wohlwollen erwarb, daß ihm nach und nach der Hofraths-, der Profeſſors-, der Adelstitel, womit in Deutſchland ſo viel auszurichten iſt, beigelegt wurden, das ſind doch zuſammengenommen gewiß Glücksfälle der ſeltenſten Art. Schiller erklärte, nur mit einem jährlichen Einkommen von 1000 Dukaten in Berlin beſtehen zu können, nun, ein wirklich „armer Dichter" verſteigt ſich wahrlich nicht zu ſolchen Anſprüchen. Und während ſo viele andere Schriftſteller, welche zugleich Familienväter ſind, mit ſorgender Beſorgniß an das zukünftige Los ihrer vielleicht gar heimatloſen Hinterlaſſenen denken müſſen, kann Schiller auch in dieſer Beziehung ruhig ſein. Die Verhältniſſe der Familie Schiller waren bald nach des Vaters Ableben ſo vollkommen geordnet, daß Knebel glaubt ſich über die unzufriedenen Stimmungen der Frau Schiller bitter beſchweren zu müſſen.

Kuno Fiſcher's, der Frau Großherzogin-Großfürſtin Maria Pawlowna gewidmete Schrift, an der namentlich die in Deutſchland bei Behandlung philoſophiſch-äſthetiſcher Gegenſtände in dieſem Grade ſelten anzutreffende Klarheit und Reinheit des Stils hervorzuheben iſt, läßt dem Titel nach etwas anderes erwarten als ſie enthält: „Selbſtbekenntniſſe Schiller's!" Man erwartet nach dieſem Titel entweder eine Zuſammenreihung von Selbſtbekenntniſſen, wie ſie etwa Schiller's Briefe enthalten, oder gar die Veröffentlichung bisjetzt unentdeckt gebliebener und nun durch Kuno Fiſcher ans Licht gefördeter Confeſſionen. Davon aber iſt nicht die Rede. Der Grundgedanke der Schrift oder des Vortrags findet ſich auf S. 23 ausgeſprochen. Die Erſtlingsdramen Schiller's, behauptet der Verfaſſer, ſeien nicht aus ihren Charakteren zu erklären, ſondern dieſe Charaktere müßten aus Schiller erklärt werden. Sie ſeien die Projectionen ſeiner Phantaſie: Entwürfe, die ihn ſelbſt oder ſein Gegentheil darſtellten. Selbſtbekenntniſſe in dramatiſcher Form ſeien dieſe Dichtungen, und dieſer Anſicht gemäß zergliedert Fiſcher die Erſtlingsdramen Schiller's, um nachzuweiſen, daß ſich der Dichter darin nicht nach den Charakteren gerichtet, die er darſtellt, ſondern daß ſich dieſe nach ihm richten, daß er ſie nicht ſelbſtändig aus ſich entwickle, ſondern ſie an dem Leitfaden der eigenen Empfindung gängelt.

Der Gedanke iſt ohne Zweifel richtig; aber welche ziemlich alle modernen Dichter tragen mehr oder weniger dieſen „confeſſionellen" Charakter, denn ſie ſind die Kinder einer vorwiegend ſubjectiven Periode, wie ſich übrigens ſchon in Shakſpeare's „Hamlet", aber vor allen Shakſpeare'ſchen Tragödien auch nur in dieſer von fern ankündigte. Man beobachtet und zergliedert ſich ſelbſt; man pocht auf ſein individuelles Naturrecht gegenüber beſchränkenden und allerdings vielfach ver-

und geschraubten Verhältnissen; man legt an diese idealen Maßstab, und da sie diesen nicht erfüllen, ürt man ihnen den Krieg. Diese Richtung ging tlich von Rousseau, dem eigentlichen Schöpfer al- fessionellen Literatur, aus; auch Schiller hat sie durchgekämpft, aber dadurch geadelt, daß er sich Kant'schen Moralgesetz erhob, das jedoch eben- ur auf einem Selbstgeheisch des Individuums be- nd jede äußere Einwirkung, z. B. eines religiö- gmas, streng und selbstherrlich von sich wies. Die- ectiv reflectirende und confessionelle Charakter ist r andern Literatur so entschieden ausgeprägt oder mein als in der deutschen: er ist ihre Schwäche e Stärke. Gerade unsere vorzüglichsten Romane amen tragen diesen Charakter, und die Fülle von und treffenden Geistesblitzen muß in ihnen meist Mangel an geschlossener, spannender Handlung jectiver Charakteristik Ersatz leisten. Darum be- wir jüngst, daß sich eine spätere Nachwelt aus chöpfungen unserer Dichter vielleicht nur diese edanken, diese „Gedankenkeime", wie Feuchters- nennt, zu Nutze machen wird — köstliche Gold- oft selbst ganze Goldklumpen, welche man aus nur zu breiten Strom dieser Dichtungen hervor- nd sorgsam aufbewahren wird. Nicht leicht wird , der z. B. vor Jahren „Wilhelm Meister" ge- t, sich sehr und vorzugsweise an die Handlung nans erinnern, aber um so lebhafter an Einzel- n die Episode von dem alten Harfner und Mig- Mignon's Lied, an die Analyse des Hamlet, n oder jenen fruchtbaren Gedanken über Kunst sie, über Menschenschicksale und Menschenerzie- Darum waren und sind die Deutschen, außer osophiren, auch in der Lyrik so bedeutend, weil Subjectivität in ihrem Vollgenusse ist und die r einzelne Stimmungen oder Gedankeneinfälle beiten braucht.

Fischer schreibt über Schiller's Erstlingsdramen, eigentlich zu wollen, eine sehr herbe Kritik. Schiller, wie Fischer nachweist, überall seine re- oder empfindende Subjectivität einmischte und diesem oder jenem Charakter identificirte, mit er jenem ihm widrigen vollkommen überwarf, zer- ein dramatisches Grundgesetz, und einzelne Cha- ie Karl Moor und Fiesco, erscheinen uns in diesem rachtet völlig absurd im Handeln wie im Reden. nd Geniales, wie sich bei einem Dichter wie Schil- elbst versteht, geht neben diesem Absurden aller- ug her, aber die Hauptsache fehlt, die objective nicht nur, sondern selbst die bloße Wahrscheinlich- Möglichkeit. Karl Moor, dem es nicht darauf seine Hände in Blut zu tauchen, unbewaffnete morden und ausplündern und ganze Städte zu lassen und doch bei dem Anblick der un- n Sonne oder eines Schwalbennestes in Thrä- milzt; der offenbar ein noch blutjunger Mann und dabei Wegelagerer und Mordbrenner ist und nach Kosinski's Worten trotzdem wie Cajus Marius auf den Ruinen von Karthago aussehen soll; der sich einem ar- men Familienvater ausliefern will, um diesem den auf seinen Kopf ausgesetzten Preis zu verschaffen, statt ihm das Doppelte oder Dreifache des Preises zu schicken und sich hierauf eine Kugel durch den Kopf zu jagen oder sich am nächsten Baum aufzuknüpfen: — Fiesco, der soeben im Mondschein beschlossen hat, Genua in eine Republik zu verwandeln und ihr freiester Bürger zu sein und gleich darauf sich zum Herzog zu machen gedenkt, weil er die Sonne über Genua aufgehen sieht und es ihm plötzlich gelüstet, „darüber emporzuflammen gleich dem königlichen Tag und darüber zu brüten mit Mon- archenkraft"; der sich eines nichtsnutzigen käuflichen Moh- ren als Hauptwerkzeugs bedient und seine Plane je nach augenblicklichen Aufwallungen bald an die Republikaner, bald an die Dorias verräth, während der junge Doria aus Dummstolz und der alte Doria, der in Wirklichkeit ein sehr schlauer Fuchs war, aus Großmuth blind der Gefahr entgegentaumeln: das sind doch unwahrscheinliche und unmögliche Charaktere, wie sie das Gebiet der dramatischen Literatur kaum noch aufzuweisen hat. Beide Dichtungen zerplatzen denn auch wie ein Meteor, welches eine Zeit lang glänzend geleuchtet hat, dann aber nur Metallschlacken zurückläßt. Der Republikaner Verrina, statt, was vielleicht das Beste war, sich Fiesco in das Meer nachzustürzen, geht zum Andreas, man weiß nicht, ob zu dem Zwecke, die Verdienste geltend zu ma- chen, welche er sich um ihn durch die Ertränkung des Fiesco erworben hat, und es bleibt alles beim Alten, alle Opfer sind umsonst gebracht, nur daß schließlich der Republikanismus in seinem Hauptrepräsentanten Verrina nutzlos verdächtigt wird. Hierüber bleiben die theatralischsten Effecte, die genialsten Blitze, die mei- sterhaftesten Striche im einzelnen, namentlich die Cha- rakteristik mancher Nebenpersonen ohne dauernde tiefe Wirkung. Viel mehr innere Wahrscheinlichkeit hat schon „Kabale und Liebe", obschon auch hier die Hauptper- sonen, namentlich Ferdinand und Luise, wenn auch sehr schön sprechen, doch höchst unverständig handeln; während freilich die Idee des Stücks eine ergreifende und rich- tige ist und manche der zweiten Figuren, wie schon in den „Räubern" und im „Fiesco", ganz vortrefflich gezeich- net sind, vor allen der Musikus Miller, „eine der le- bensvollsten und ausgeprägtesten Figuren, welche unsere gesammte dramatische Literatur aufzuweisen hat", wie Fi- scher mit Recht bemerkt. Fischer weist auch an dieser Stelle auf den zum Theil wilden oder in Caricatur aus- artenden Humor hin, der sich in Schiller's Erstlingswer- ken oft unwillkürlich entbinde, den er aber in seinen letzten Stücken kaum noch gebraucht habe, außer in „Wallen- stein's Lager". Dieser Humor würde ihm aber bei der Schilderung der Hirten und Bauern im „Wilhelm Tell", dieser außer „Wallenstein" reifsten und vollendetsten Gabe der dramatischen Muse Schiller's, ohne Zweifel sehr zu stat-

ten gekommen sein. Wir können Fischer nicht durch seine ganze Abhandlung Schritt für Schritt begleiten, aber unter den vielen feinen Bemerkungen, die sie enthält, möchten wir doch auf eine noch besonders aufmerksam machen. Der Verfasser hebt nämlich hervor, wie sich Schiller aus innerstem rein menschlichen Bedürfniß nach der glücklichen Vereinigung des Idyllischen und Heroischen gesehnt habe; mit Vorliebe wähle er sich Stoffe und Charaktere, die jenen Contrast enthalten, und wenn sie ihn nicht enthalten, so dichte er dem Heroischen das Idyllische hinzu. Fischer verfolgt diese Richtung bis in den „Wallenstein"; er findet sie ausgeprägt in der Maria Stuart, die sich so gar nicht an die hohen politischen Aufgaben einer Königin, sondern nur an des Hochlands Heiden und die brausende Jagd erinnert, wie in der Jungfrau, welche mitten in ihrer Heldenlaufbahn an ihre Lämmer denkt. Fischer hätte in dieser Beziehung auch namentlich den „Wilhelm Tell" nennen sollen, dessen ganzer lokaler Hintergrund ein idyllischer ist; auch vertheidigen diese Schiller'schen Schweizer, wie dies allerdings auch in der Wirklichkeit der Fall gewesen sein mag, im Grunde nur die Idylle ihres Heimwesens gegen ungebührliche persönliche Eingriffe.

In dem Gedicht „Die Resignation" will Fischer nicht den Ausdruck einer grenzenlosen Verzweiflung erkennen; Schiller habe darin vielmehr den Satz aufgestellt, daß dem, der auf den Genuß der Gegenwart Verzicht leiste, nichts übrig bleibe als die Zukunft, als die Hoffnung, daß die Zeiten erfüllen werden, was wir Großes gewollt und begonnen, also nichts übrig bleibe als der Glaube an die Geschichte. Als Schiller's letztes Selbstbekenntniß, welches den Abschluß dieser Periode bezeichne, gilt dem Verfasser das Gedicht „Die Künstler". In allen Poesien dieser stürmischen Zeit habe Schiller sich selbst gesucht, er habe sich vergebens gesucht im Weltstürmer Moor, im Weltbürger Posa, und zuletzt habe er sich wirklich gefunden im Künstler: „Jetzt geht der Dichter im Künstler auf, und dieser sucht allein die Schönheit. Aus dem Dichter wird der classische Künstler, der, was er angreift, erhebt und veredelt." Nirgends aber habe sich die im Künstler befriedigte Dichterkraft großartiger ausgesprochen als in der „Huldigung der Künste" in der Stelle, die mit der berühmten Sentenz schließt:

> Doch Schön'res find' ich nicht, solang' ich wähle,
> Als in der schönen Form die schöne Seele.

Nur scheint es die Gerechtigkeit zu fordern, das Eigenthumsrecht an diesem Satz einem Vorgänger Schiller's, Albrecht von Haller, zu sichern, in dessen „Alpen" beinahe in wörtlicher Uebereinstimmung sich folgende Zeilen finden:

> Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
> In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Bekanntlich hat ein Engländer ein interessantes Buch über den Plagiarismus geschrieben, worin er an zahlreichen Beispielen darthut, wie viel die berühmtesten Dichter und Schriftsteller Englands von andern entlehnt haben, oft gerade ihre ausgezeichnetsten Gedanken, die am meisten bewundert worden sind, sodaß sich das ganze Schriftstellervolk im Grunde nur als eine Genossenschaft von privilegirten Dieben und Diebeshehlern darstellt. Hier hätte man einen Beitrag dazu. Wollte man freilich die angeführte Sentenz, die ebenso gut ein ästhetisches Bekenntniß Haller's als Schiller's bildet, bis in ihrem frühesten Ursprung verfolgen, so würde man vielleicht der Himmel weiß unter welchem Volk und in welchen entfernten Zeiten finden.

Hermann Marggraff.

Ungarische und polnische Dichtungen.

Die Politiker und Kritiker sagen: die Zeit der Poesie ist vorüber; es ist die Zeit der Politik und Kritik gekommen. Man setzt sich auseinander mit den dichterischen Größen der Vergangenheit und genießt dabei das Bewußtsein, wie weit man en masse mit dem ganzen Säculum über jene hinaus fortgeschritten ist! Mit dem decretirten Mangel an dichterischer Productionskraft hängt nach der Ansicht dieser kritischen Ukasenschleuderer auch das wachsende Streben zusammen, die Schöpfungen fremder Dichter durch Uebersetzungen der deutschen Nation anzueignen. Wir, die wir weit davon entfernt sind, die dichterische Schöpferkraft der deutschen Gegenwart zu bezweifeln, finden in jenem rühmenswerthen Streben nur einen neuen Beweis für die Empfänglichkeit und Aneignungsfähigkeit unseres nationalen Genius, der berufen sei, seine Sprache und Literatur zum Mittelpunkt der heraufbeschworenen Goethe angestrebten Weltliteratur zu machen. Daß dies Streben auf begabte poetische Talente nur anregend und befruchtend wirken kann, ist wol zweifellos. So begrüßen wir mit Freuden die Perspectiven in die magyarische Poesie, die uns Kertbeny mit rastlosem Eifer eröffnet, ebenso die Blüten der polnischen Dichtung, die man neuerdings der deutschen Nation in ihr welthistorisches Album legt. Jene ungarische Lyrik anmahnt uns durchaus nicht fremdartig; denn wir haben in Nikolaus Lenau und Karl Beck zwei deutsch-ungarische Lyriker, welche die träumerische Poesie der ungarischen Pußten und der einsam verfallenen Czardas in ihre Gesänge verwebten, zu einer Zeit, als die gefeierten Poeten Ungarns ihre Nationalität nur in einer geheimnißvollen und feierlichen Rhetorik verherrlichten. Da kam Petöfi und das ungarische Volk hatte seinen großen nationalen Genius gefunden, der die ganze latente Poesie seines Landes und seiner Sitten in magyarischen Klängen zum Ausband, und der landschaftlichen und weltgeschichtlichen Stimmung Ungarns einen Ausdruck von großer Treue und poetischer Originalität gab.

1. Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von Karl Maria Kertbeny. Mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, Brockhaus. 1858. 2 Thlr. 12 Ngr.

Diese umfangreiche Auswahl aus den Dichtungen des so productiven Poeten, begleitet von einer an interessanten literarischen Perspectiven reichen Biographie und Kritik, hat das Verdienst, Petöfi zuerst in durchgreifender Weise in unsere Literatur eingeführt zu haben. Dies ist ebenso ein Gewinn für die Kritik wie ein Verdienst des Uebersetzers; denn Petöfi gehört zu den bedeutendsten lyrischen Dichtern unsers Jahrhunderts. Sein Leben ist, wie Kertbeny ausruft, selbst ein Gedicht! „Sohn eines armen Fleischers, während der ersten zwanzig Jahre seines Lebens Gassenjunge, Vagabund, gemeiner Soldat, Student, umherziehender Komödiant, oft dem Hungertode nahe, fast aufgezehrt von Elend, Noth und Ehrgeiz: und während der nächstfolgenden Jahre Liebling der Nation, ihr gefeierter

, populär, wie nie einer vor ihm, Umformer und Be-
der Sprache, Schöpfer eines ganz neuen Elements in
mischen Poesie, vielseitig und fruchtbar wie wenige
eichen in der Weltliteratur, dazu im bürgerlichen Le-
behaglicher Gesellschaftsstellung, die er sich durch eigene
errungen, glücklicher Gatte, dann Volksredner, Partei-
endlich Held auf dem Schlachtfelde, und endlich,
Jahre alt, in der Vollkraft seiner Jugend und sei-
nies, verschollen, am Abend nach der Schlacht in
erronnen, wie ein Flugstern vom Himmel schießend,
the im Volksmunde werdend!" Petöfi befand sich in
lacht bei Schäßburg am 31. Juli 1849 im General-
m's. Bem stürzte in dieser Schlacht vom Pferde und
ur mit Mühe gerettet werden; sein Generalstab wurde
t. Man sah Petöfi während der Schlacht an mehreren
theils kämpfend, theils anordnend, und als die Attake
endet, ging Petöfi mit zwei oder drei andern quer
n Kampfplatz einem Welschkornfelde zu; seit jenem
ke hat ihn niemand mehr gesehen; er ist verschollen!
Volke geht die Sage, daß er noch im Verborgenen
s Wahrscheinliche aber ist, daß er, auf der Flucht in
rgschlüsse Siebenbürgens gerathen, von den sogenann-
gmoßen", einem wilden Walachenstamme, durch herab-
elsenstücke, gleich so vielen andern, zerschmettert wurde.
ten, daß ein junger Dichter einen solchen nationalen
t zu erringen weiß wie Petöfi! Nur ein großes, an-
Genie, ein bewegtes, bei aller Kürze an Erfahrungen
eben innerhalb einer eigenthümlichen landschaftlichen
d scharf ausgeprägten Nationalität machen eine solche
ng auf dem Gebiete der Lyrik möglich, während sie
des Dramas und Romans zu den Unmöglichkeiten
So sind auch Petöfi's Versuche, das Drama „Tiger
ne", wie der Roman „Der Rock des Henkers" gänz-
ngen, während einzelne seiner hinterlassenen Gedichte,
n der österreichischen Censur nicht freigegeben werden,
: Apostel" von jener unbändigen, wild demagogischen
chdrungen sind, welche auch bei den größten Talenten
unreife Bildungsepoche charakterisirt. Es finden sich
Gedichte, auf denen die ganze Last des Lebens liegt,
die weltschmerzliche Zerrissenheitsmanie, eine durch
äische Nationalitäten hindurchgehende Weltkrankheit,
vollsten Ausdruck kommt; aber die überwiegende
seiner Gedichte hat nichts altklug Greisenhaftes, son-
n Blick, frischen Schwung, kecke Naivetät, leiden-
Glut, Elasticität im raschen Wechsel der Stimmung,
ıschaften der Jugend. Und so ist auch die Form
et, geschult, von jenen Classicitätsgelüsten angeflogen,
mit dem reifern Alter einstellen, sondern frisch aus
herausgesungen mit dem ganzen Arom eines ur-
Genius. Sie ist nicht frei von einzelnen Auswüchsen
ıd, kleinern Geschmacklosigkeiten, uncorrecten Bil-
erspanntheiten der Phantasie, kecken Dissonanzen,
Einheit der Stimmung zerreißen, aber ebenso reich
schenden Schönheiten, an unnachahmlichen Klängen
ndung und an jenen großartigen Bildern, deren
t nur dem Genius zu Gebote steht.

ist ein Volksdichter, aber nicht im romantischen
taucht nicht namenlos im unbestimmten Element
auf und unter; er hat eine scharf markirte Indivi-
Er stammelt keine Naturlaute, keine halbartikulirten
gen. Er ist mehr als ein Volksdichter; er ist ein
Dichter. Er repräsentirt mit all dieser ausgeprägten
nie seines hervorragenden Talents doch die ganze
hren Stimmungen und Neigungen, ihren Wünschen
Streben. Darin hat er Aehnlichkeit mit Béranger,
den größten Dichter der Welt verehrte. Wenn Bé-
verkörperte Franzose, ist Petöfi der verkörperte
:r hat zuerst echt ungarische Chansons gedichtet.
e gehörte zu Petöfi's Lieblingsdichtern; doch hat
man unrecht gethan, ihn wegen einzelner Pointen, die sich in seinen Liedern finden, mit jenem ungezogenen Liebling der Camönen zu vergleichen. Solche Pointen sind seit Anakreon's Zeiten der Lyrik in allen Epochen eigenthümlich gewesen; Heine hat ihnen jene ätzende Schärfe gegeben, welche wie Königswasser das Gold der Gefühle zersetzte; davon ist aber Petöfi's Muse weit entfernt, welche wol den sinnigen Amoretten ein schalkhaftes Lächeln leiht, doch nur dem derbhumoristischen Genrebild eine frappant kecke Schlußwendung gibt.

Petöfi hat alle Saiten der Lyra angeschlagen, sich auf allen Gebieten der Lyrik versucht. Er ist nicht bei dem einfach innigen Liede stehen geblieben, so meisterhaft er gerade dies behandelt hat; er ist nicht deshalb ein großer Lyriker, sondern weil er auch in die höhern Gattungen der Lyrik eine tiefe Seele und Bedeutung, ein eigenthümliches Arom zu legen wußte. Die Lyrik mit dem Lied zu identificiren, das ist jenen schönseligen Kritikern vorbehalten, welche in ihrer kleinlichen Gemüthlichkeit längst vergessen haben, daß auch die Psalmensänger und Propheten, Pindar, Horaz und Klopstock, Tibull und Properz, Schiller, Byron und Platen große Lyriker gewesen sind, während der harmlose Liedersang, der von allen Zweigen tönt, keine höhere Bedeutung in Anspruch nehmen darf. Das sind physiognomielose Productionen der Masse, welche ganze Zeitalter überwuchern. Ein großer Dichtergenius wird freilich auch im Lied Klänge anschlagen, die sich vom Chorus unterscheiden; aber auch der talentvollste Liederdichter, der nichts ist als dies, wird für keinen großen Dichtergenius gelten können. Petöfi, obgleich nur als Lyriker von Bedeutung, ist wiederum ein Beweis dafür, daß große Talente wol dem Lied einen unnachahmlichen Zauber zu geben wissen, aber keineswegs in ihm aufgehen, sondern den ganzen Reichthum phantasievoller Begabung in den höhern lyrischen Gattungen ausbreiten.

Petöfi ist, wie die deutsch-ungarischen Sänger Nikolaus Lenau und Beck, ein bilderreicher Poet, der auch die Empfindung des Liedes oft an ein Bild hängt, stets aber Anschauung und Empfindung zu energischer Einheit verschmelzt. Die eigenthümliche Natur seines Vaterlandes gibt ihm eine Fülle von Anschauungen, aus denen seine Empfindungen organisch und ungezwungen hervorblühen. Betrachten wir zunächst seine „Volkslieder", die zum großen Theil in den Mund des Volks übergegangen sind. Auch hier finden wir oft ein originelles Bild als Träger des Ganzen:

Der Schnee ist glatt, der Schlitten läuft,
Aus Liebchens Aug' die Thräne träuft:
Ach, zum Altar schleppt man sie hin,
Nach andrer Wunsch, nach andrer Sinn.

Heiß, könnte ich der Schnee jetzt sein!
Ich sänke unterm Schlitten ein;
Er stürzte um, ich würde so
Noch einmal sie umarmen froh!

Umarmen sie, den letzten Kuß
Ihr geben noch als Scheidegruß,
Und von der Wärme ihrer Brust
Zerschmelzend sterben — welche Lust!

Wie reizend ist folgendes Bild:

Der Strauch erzittert, weil
Auf ihn ein Vöglein flog;
Mein Herz erzittert, weil
Grimm'rung mich durchzog.

Anschauung und Empfindung verschmelzen hier in eins. An Metaphern, die krystallisirte Empfindungen sind, ist Petöfi's Lyrik überreich. Schalkhafte lyrische Pointen finden sich ohne die auflösende Heine'sche Schärfe ebenfalls zahlreich verstreut; z. B.:

Dort unterm grünen Baum,
Deß Blüten schneeweiß sind,
Dort steht im blauen Kleide
Ein schmuckes blondes Kind.

Ereilt hat sie der Regen,
Sie harrt, bis er vorbei;
Ich spähe nach der Schönen
Und wünsche sie herbei.

So komm herein doch Täubchen,
In das Gemach, ins Haus;
Hier auf die Lade setz' dich,
Bis daß der Regen aus;

Ist sie zu hoch, so heb' ich
Hinauf dich gern, o sprich:
Ist sie zu hart, so nehm' ich
In meine Arme dich.

Der Refrain findet sich z. B. in „Geboren auf der Puszta":

Csikos bin ich im flachen Unterland,

oder:

Schon läßt die Blume Blätter fallen,
Ich muß nun auch vom Liebsten wallen.
Sei Gott mit dir, du kleines,
Sei Gott mit dir, du feines,
Du süßes Täubchen!

Eine Art Kehrreim in: „Fliegt die Wolke":

Fliegt die Wolke hoch dahin,
Hoch dahin,
Fern auch ich der Liebsten bin,
Liebsten bin!

Das echte Volkslied beruht wesentlich auf dem Witz der Empfindung, die eine stimmungsvolle Aehnlichkeit zwischen einem Bild der Natur und ihrem eigenen Wesen blitzartig erhascht. Sie sieht die Wolke vorüberziehen, den Vogel vorüberfliegen oder auf einem Zweige ausruhen, einen Rosenstrauch auf dem Hügel blühen, den Mond zum Fenster hereinsehen, den Schlitten über den Schnee gleiten: und unmittelbar fliegt sie aus diesem Bild eine verwandte Stimmung an, und sie setzt dieser äußern Erscheinung irgendein inneres Moment der Seele gleich. Es ist daher nichts verkehrter als die Ansicht, das Volkslied sei immer bildlos, immer einfaches Austönen der Stimmung. Freilich darf es nicht zu farbenreich ausgeführten Bildern, nicht zu breiten epischen Vergleichungen, nicht zu schwunghaft kühnen Metaphern greifen, nicht mit Bildern überladen sein; aber in einem Bild ruht die Empfindung sicher, wie die Perle in der Muschel. Petöfi versteht diese Töne des Volksliedes anzuschlagen, und die ungarische Nation, nicht verwöhnt durch die classischen Nachdichtungen seiner Vorgänger, lohnte den Dichter, indem sie seine Gesänge zu ihren Lieblingsliedern, zu den Begleitern ihrer Arbeit und ihrer Lust erhob.

Zu den Liedern Petöfi's müssen auch die im „Schenkenbuch" enthaltenen Trinklieder gerechnet werden, die einen sangbaren Charakter haben. Weder die übermüthige Polemik des Hafis, noch die Heine'sche Dithyrambik des bremer Rathskellers dürfen wir in ihnen suchen; es ist ein unbefangener und jovialer Humor voll origineller Einfälle, kecker Bilderchen, harmlosen Spottes und wohligen Behagens, lustiger Hyperbeln und derber Cynismen. Hin und wieder brechen Töne einer höhern Dithyrambik durch, wie patriotische Begeisterung in den „Erlauer Klängen", der Perle des „Schenkenbuch"; oder der Dichter gibt sich einem Skepticismus hin, dessen einziger Halt die Weisheit des Weintrinkers ist. Solche Gedichte, z. B. „Was spricht der Weise?" erinnern an Mirza-Schaffy, den Weisen von Tiflis, nur daß Petöfi mehr die negative Stimmung herauskehrt: das Verderben, welches das Geld über die Menschen bringt, die Ehren, welche der Dummheit erwiesen werden, den Charakter einer Zeit, in welcher das Wörtchen Freundschaft ausgestrichen, die Weibertreue ein verlassener Steg ist und Offenheit der Falschheit Beute wird, mit Herbheit geißelt. Aehnliche Herbheit spricht sich in der „Wandlung" aus, in welcher der Dichter der reichen idealen Hingebung seiner Jugend den trotzigen Mannessinn gegenübersteht. Die Mehrzahl von Petöfi's Schenkenbuch dessen humoristischer Art. Das Stammeln, die Unbeholfenheit, Zerstreutheit des wachsenden Rausches ist im Liede des Gelags" vortrefflich ausgemalt. „Sonnengans" ist eine lustige Allegorie des Berauschten, der die Sonne zu seinem Mitschuldigen macht; „Herr Daha" mit der Nase" eine genrebildliche Vignette zu Schenkenbuch".

Die dritte Art des von Petöfi vertretenen Liedes politische. Es gibt von ihm zahlreiche Schlacht- und Revolutionslieder; die vorliegende Sammlung theilt nur eine Zahl patriotischer Klänge mit. Ohne Frage stehen Körner's und Herwegh's Art. Sein Thatendrang revolutionäre Kraft; aber er schäumt nicht in unbestimmten laten an die Zukunft aus. Er dichtet wie Körner Sturm und Feuer des Kampfes, dessen Opfer er er hat auch vorher Lieder gedichtet, die wie Sturmvorausfliegen. Sein mahnender Prophetenruf garischen Nation:

Trotzdem will ich nicht ermüden, ob nun gleich
Noch viel tiefre Schmerzen mir das Herz zerreißen
Ei und straft auch Gott mich, sollen meine Hände
Geißeln doch die Nation, bis daß zu Ende
Wieder wach ihr Herz ist oder meins gebrochen.

Petöfi's liederartige „Volksromanzen" führen Betyár, den vagabundirenden Roßdieb, den betrügerischen Ochsenbauer, den Juhász, den Schafhirten, in kurzen Geschichten vor, und unterscheiden sich darin von den eigentlichen Genrebildern der Sammlung.

Die lyrische Gattung, welche in den beiden Abtheilungen „Gestalten" und „Naturbilder" vertreten ist, scheint an das Gebiet der beschreibenden Poesie zu grenzen, deren Berührung man seit Lessing's wohlbegründeten Angriffen Doch ist immer ein Unterschied zwischen den anmuthigen Landschaftsbildern Thomson's und Kleist's und den Genrebildern Petöfi's. Nicht nur daß diese ein ganz besonders lebensvolles Colorit haben, während jene in einer gehaltenen bloßen Färbung verzittern, über Petöfi's bildern" schwebt stets der echt lyrische Hauch der Ebenso erheben sich seine volksthümlichen Genrebilder funden und frischen Humor in den Kreis echt dichterischer staltung. So führt uns das „Wanderleben" in der Weise die Gruppen der vorüberziehenden Zigeuner sehen das Oberhaupt auf einem alten dampfigen Klepper den am Gebißseil ein feister Bursche nachzieht, an beiden Seiten am Roß ein Schnappsack herabhängt, chem ein Mohrensproß mit seinem Krauskopf hervorsehen den einen Taback kauen, den andern rauchen, störriges gestohlenes Ferkel nachgeschleppt; aber auch listischen Gruppen weht der Hauch des elementarischen der Sturm, ihr schlimmster Feind, macht sie zittern blätter, dann aber kehrt die alte Lebenslust wieder.

Doch rauscht Herr Wind davon auf leichten Schwingen
Um mit den flinken Rossen sonst wohin zu jagen,
So kehrt die alte Lust, sie jauchzen, scheuchen
Und allem ird'schen Kummer einen Fußtritt geben.

Wohl fehlt einzelnen Genrebildern diese Belebung, sie athmen nur den dorfgeschichtlichen Stoff, volksthümliche Tüchtigkeit und gehen unmittelbar in beschreibende Prosa über. Dagegen sind Humoristen wie „Junker Pál", „Junker Pinty" u. a. von unnachahmlicher es sind Shakspeare'sche Käuze, und die drollige Weise Petöfi's spricht hier für eine komische Ader, welche in ein volksthümliches ungarisches Lustspiel und den Szigetis und Szigligetis den Preis streitig hätte.

Die „Naturbilder" erinnern nur durch ihre Nikolaus Lenau und Beck, nicht durch ihre

Bei jenen Dichtern ist die Landschaft nur Spiegel der Seele und ihrer Empfindungen; bei Petöfi erhält sie selbst eine Seele. Er vertieft sich in alle Eigenthümlichkeiten der Landschaft; aber aus dem vollendeten Bild athmet uns eine dichterische Stimmung entgegen. Wir wüßten mit diesen ungarischen Landschaftsbildern Petöfi's von deutschen Gedichten nichts zu vergleichen als die westfälischen der Droste-Hülshoff. Auch diese Dichterin vertieft sich in das ganze Detail der Landschaft, in das Schwirren und Summen der Insekten; sie belauscht die schwarzen Fliegen im Spalt, die irren Käfer am Strauch, die Spinne im Fensterloch des öden Hauses; sie malt uns das Meer mit dem Gestumpf am Ufer, den unheimlichen Föhren, den Riesenhalmen der Speere, das Pfeifen und Brodeln und Rauschen, das Gewimmel im Heidegezweig, wenn sich die Lerche wiegt; sie geht an die äußerste Grenze naturwissenschaftlicher Genialität; aber doch taucht sie das Ganze in jene Stimmung endlicher Oede und Verlassenheit, durch welche diese Heide-Lyrik unsere Seele gefangen nehmen. Bis ins einzelne hinein nehmen die Pusztenbilder Petöfi's an diese Dichtungen der westfälischen Sängerin. Hier wie dort das botanische Detail, die Blicke für das Thierleben bis in seine kleinsten Züge, und hier wie dort der Zauber der einsamen Naturunendlichkeit! Wir überlassen es dem Leser, die Parallelstellen der Droste-Hülshoff zu folgenden Beschreibungen Petöfi's nachzuschlagen:

In der niedern Lindenwaldung wächst der Csárda
Im melonengelben Sande, tief im Forste
Nistet, der so schrill zu pfeifen weiß, der Thurmfalk,
Von den Kindern nicht gestört in seinem Horste.

Traurig sprießt das Waisenmädchenhaar auch dorten,
Und der Disteln blaue Blüten dort sich wiegen,
Unter deren kühlen Stacheln in der Hitze
Kahelechzend scheckige Eidechsen liegen.

Hier im Moor durch Wurzelschlingen
Schleicht ein Quell hin, dessen Wellen kaum sich regen,
Und es plätschert blos, wenn Reiher drüber fegen,
Streifend sie mit ihren Schwingen.

Kiesel ist der Quelle Boden,
Bis zum gelben Grund kann man hinunterfahren,
Wo Schwimmvögel sich und träge Egel blähen,
Und Krystall ansetzt der Soden.

In dem Rand der dunkelgrünen
Linsendecke steht ein Storch auf Einem Fuße,
Und den Schnabel taucht er dort zum Fischgenusse
In das Naß mit ernsten Mienen.

Langsam schlürft er, hebt dann mählich
Seinen Kopf empor, sucht stolz umherzublicken;
Schrill hört man dazwischen Kibitze auch quicken,
Und sie jammern unglückselig.

Ja selbst in den Stoffen begegnen sich beide. Wie die Droste-Hülshoff die Krähe, so besingt Petöfi den Storch. Die Gedichte zeichnen sich durch Naturlaune, schlagende Beobachtung und humoristische Darstellung aus. Petöfi belebt die wüste Csárda, die Droste-Hülshoff das öde Haus. Auch in diesen beiden Gedichten herrscht, wenn man vom verschiedenen Colorit der ungarischen Pußta und der „rothen Erde" absieht, große Uebereinstimmung der Darstellungsweise. Petöfi belebt indessen seine Naturbilder oft durch lebhaftere Empfindungen. Das Kindheits- und Heimatsgefühl gibt Gedichten, wie das „Ungarische Flachland", „Kleinkumanien" u. a. erst das echte Relief:

Herrlich bist du — wenigstens für mich — o Flachland!
Hier bin ich geboren, trat von hier ins Leben,
Hier auch soll mich einst das Leichentuch umhüllen,
Hier sich meines Grabes Hügel einst erheben.

erhebt das Genrebild durch einen tiefern Gedanken. So in der „Winterwelt", wo er die Familiengruppen beim Ofen schildert: den Hausherrn und die Hausfrau, Bursch und Mädchen und die Kinder:

Wer glaubt, daß Platz so viel hat in einem Raum so enge,
Daß Zukunft und Vergangnes, wie Jetztsein, hier sich dränge!

Der Raum verbietet uns, auf Petöfi's Liebes- und Ehelyrik näher einzugehen; wir wollen nur noch seine Elegien und Oden betrachten. Zu den erstern rechnen wir die „Cypressenblätter am Grabe Etelka's", die „Sternenlosen Nächte" und einzelne Gedichte der „Wolken"; zu den letztern die „Rhapsodien".

Was die „Cypressenblätter" betrifft und ihre Heldin Etelka, so berichtet uns Kertbeny hierüber in seiner Biographie: „Er lernte in Pesth ein kaum funfzehnjähriges Mädchen aus adeliger Familie, Etelka, flüchtig kennen, und sprach kaum einigemal mit ihr, als sie plötzlich starb. Beim jähen Erblicken ihres Leichnams wurde er sich erst bewußt, daß er dies zu früh geknickte Kind geliebt und da die Todte so frisch und rosig aussah, wonach ein Scheintodfall zu fürchten war, so blieb sie noch eine Nacht länger über der Erde, und die Nacht soll zu den qualvollsten des schmerzlich erregten Dichters gehört haben. Während dieses Wachens am offenen Sarge schrieb er die meisten Cypressenblätter." Diese Liebeselegien erhalten durch die eigenthümliche Situation, die ihnen zu Grunde liegt, eine geisterhafte Magie. Er redet die Todte an mit dem Geständniß seiner Liebe; sie antwortet ihm nicht; er fleht den Schutzgeist der Geliebten an, aber er fürchtet, daß er aus Kummer mit ihr gestorben ist; er ruft aus:

Hätt' ich das blondgelockte schöne Kind nicht schon
Geliebt am hellen Lebenstag.
Ich hätte ihr geweiht mein Herz und Leben,
Als sie im Sterbebette lag.

Wie schön, wie schön lag sie im Sterbebette,
Wie wenn ein schlanker Schwan durchs Frührot fliegt,
Wie reiner Schnee auf Winterrosen liegt,
Hat sich der weiße Tod an sie geschmiegt.

Er redet seinen Frohsinn an in dem einzigen Gedicht, das an die Heine'sche Manier erinnert:

Mein Herz war einst dein Spielzeug,
Das du oft toll geschnellt;
Du trugst es pfeilschnell laufend,
Hin durch die weite Welt.

Bis du zuletzt gestolpert
An einem Grab, und ach!
Das Spielzeug dir im Falle
Mein Herz entzweie brach.

Die „Sternenlosen Nächte" enthalten Young'sche Nachtgedanken, gnomische Elegien, welche an die des griechischen Elegikers Mimnermus erinnern, nur daß bei jenem die Klage um die Vergänglichkeit der Jugend und Schönheit einen plastischen Halt gewinnt, während bei Petöfi moderne Weltschmerzgedanken in haltlosem Skepticismus sich in Klänge mischen, deren Wehmuth classischen Halt und Reiz hat, wie:

O Jugend, Wirbelwind,
Der einen schönen Blumenkranz
Uns an die Stirn wirft pfeilgeschwind,
Der prangt im Frühlingsglanz —

und:

Der Kön'ge König ist Vergänglichkeit,
Ihr großer Prachtpalast, die Welt!

Dann aber hören wir vom Fluch, der auf dem Streben des Dichters ruht, und der an den Freiligrath'schen Kainsstempel erinnert; wir erfahren die Nichtigkeit gepriesener Güter:

Was ist der Ruhm? Ein Regenbogenlicht,
Ein Sonnenstrahl, der sich in Thränen bricht.

Die Hoffnung erscheint als eigennützige Buhlerin; die Freund-

schaft gleicht den Schatten des Rauchs an der Wand; Glückseligkeit ist nur im Grabe:

Die Welt ist ein Gefangener,
An Hand und Fuß in Ketten schon geschlagen;
Sie würd' auch Ketten an der Seele tragen,
Doch hat sie keine Seele mehr.

In diesen trostlosen Wirbeln der Skepsis bewegen sich die „Sternenlosen Nächte". Meist sind es kurz hingehauchte Gnomen, Lakonismen der Verzweiflung. Es ist der Tribut, den Petöfi der Byron-Lenau'schen Richtung und der jungdeutschen Blasirtheit abträgt. Doch sind diese Elegien in einem Lapidarstil von wunderbarer Prägnanz gedichtet; es ist ein machtvoller Genius, der in dieser vorübergehenden Stimmung mit den ewigen Mächten des Lebens grollt.

Die Rhapsodien Petöfi's sind in Wahrheit Oden, die sich durch den kühnern Schwung der Bilder und Gedanken, die freiere metrische Form, welche längere und kürzere gereimte Verse vereinigt, und durch Stoffe von größerer objectiver Tragweite von den übrigen Dichtungen unterscheiden. Sein merkwürdiger vielseitiger Genius beherrschte auch diese Form und ihren höhern Flug. Diesen Flug der Odenphantasie selbst hat er in einer Ode von außerordentlicher Kraft der Steigerung geschildert:

Ei, was sie alles sagen,
Daß meine Phantasie
Nur niedrig könne fliegen,
Doch auf zur Höhe nie!
Hinzieht sie wol am Boden,
Wenn es mich also freut;
Sogar noch in die Erde
Schlüpft sie zu mancher Zeit.
Durchforschend steigt sie öfter
Bis in den tiefsten Schluns
Des allertiefsten Meeres,
Bis auf den Herzensgrund.
Doch wenn ich ihr dann sage:
„Zur Höh' empor!" so schwingt
Sie hoch sich in die Lüfte
Der Lerche gleich und singt.
Und wenn ich dann sie spome:
„Noch höher, Phantasie!"
Da jagt sie alle Adler
Vor sich her ohne Müh'.
Die Adler, sie ermüden,
Doch sie wird nimmer müd',
Und mit der höchsten Wolke
Die gleiche Bahn sie zieht.
Doch bleibt der hohen Wolke
Nicht lang sie beigesellt,
Sie bricht in einem Zuge
Empor zum Himmelszelt;
Und herrscht am Himmel eben
Auch Sonnenfinsterniß,
So huscht in dunkler Stunde
Vorbei sie zielgewiß,
Hascht an der Sonn' vorüber,
Wirft einen Blick ihr zu:
Und nun entsteht der Sonne
Verlorne Pracht im Nu!
Doch ruht auch dann nicht meine
Gewalt'ge Phantasie,
Dem letzten Kranz der Sterne
Strebt zu sie, rastet nie,
Und dort, wo schon zu Ende
Wol Gottes Welt bestellt,
Erschaffet ihre Allmacht
Sich eine neue Welt!

Meisterhaft ist dieser kühne Uebergang aus der äußern Unendlichkeit in die innere, aus der erschaffenen Welt in das Mysterium der Schöpferkraft. In „Der Wahnsinnige" [illegible] „Das Reich der Liebe" geht dieser Odenschwung, der sich „Nachtigallen und Lerchen", „Homer und Ossian" auf [illegible] scher Höhe hält, in das Wild-Phantastische, an einzelnen S[illegible]len sogar Absurde über.

Auch in der Horaz'schen Epistelform, eine Form — [illegible] in meiner demnächst erscheinenden „Poetik" den modernen L[illegible]tern empfehle, als des vielseitigsten Ausdrucks fähig, als ge[illegible]net für lyrische und humoristische Ergüsse — hat Petöfi, wie Episteln „An Michael Tompa" und „An Johann Arany" weisen, Vorzügliches geleistet. Das subjective Element, das [illegible] mittelbar in das eigene Leben hineingreift, ist für diese [illegible] von zweifelloser Berechtigung, und Petöfi hat es mit [illegible] Grazie hervorgehoben. Wir können nur alle Freunde der D[illegible]kunst einladen, sich an diesem erschlossenen Quell der ungarn[illegible] Muse zu erquicken. Petöfi ist nicht nur ein großer lyri[illegible] Genius, er ist auch ein von aller Romantik freier, mode[illegible] Dichter, und gerade in dieser Beziehung können unsere [illegible]schen Poeten von ihm lernen. Mag er ein volksthümli[illegible] Natur- oder Culturbild entrollen, mag er eine politische Hy[illegible] anstimmen oder ein Lied aus überströmendem Herzen [illegible] singen, immer gehört er seiner unmittelbaren Gegenwart, [illegible]nem Jahrhundert und seiner Nation an, frei von allem [illegible]rischen Wust, von gelehrter Pedanterie, von dilettantischer [illegible] ahmungen.

Rudolf Gottsch[illegible]

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notizen.

Neue sprachliche Purificationsvorschläge.

Hat man erst eine Discussion angeregt oder sich in sie gelassen, so ist es schwer von ihrem Gegenstande loszukom[illegible] In Nr. 19 der „Nordischen Blätter" kommt F. J. Kr[illegible] auf einige Bemerkungen zurück, die wir uns in dem A[illegible] „In schriftstellerischen Angelegenheiten" (Nr. 18 d. Bl.) seine gegen unser „Schriftverfasser" gerichteten Gegenerin[illegible] gestatteten, und bemerkt, daß ihm an diesem Worte nam[illegible] die drei f-Laute und die drei r störend seien. Das [illegible] bingen aus vorgeschlagene „Schriftschöpfer" will ihm wegen beiden Zischlaute nicht gefallen, ebenso wenig „Schrift[illegible] pfung" statt „Literatur". Er schlägt dafür „Schriftthum" ein gutes Wort, welches übrigens schon vielfach und [illegible] lich von Wuttke gebraucht worden ist, und neben welchem auch Kruger zufolge noch „Schriftwesen" oder nach Ludw[illegible] auch „Bücherthum" und „Bücherwesen" gebrauchen [illegible] Für „literarisch" ließe sich dann „schriftthümlich" sagen. [illegible] Das von Kruger für „Linguist" früher vorgeschlagene „S[illegible] chenforscher" (statt des sonst gebrauchten „Sprachforsch[illegible] rechfertigt er damit, daß die „Sprachvergleicher" oder [illegible] sten sich nicht mit einer, sondern vielen Sprachen beschä[illegible] Ein Grammatiker könne als Erforscher z. B. der griech[illegible] Sprache recht wohl auf die Bezeichnung „Sprachforscher" spruch machen, nicht aber auf die eines „Sprachenforsch[illegible] Die einzelnen Fächer der Philologie bezeichne Roth [illegible] „Aegyptischgelehrter", „Griechischgelehrter", „Indischgelehr[illegible] u. s. w. Kruger macht dann noch allerlei ziemlich [illegible] liche Vorschläge. Er empfiehlt z. B., daß man gewissen Fremdwörtern in unsere Sprache hereingekommenen Endu[illegible] wie -ial, -im, -ik, -isiren Bürgerrecht im deutschen Sprach[illegible] gewähre, und sie demnach, um die Tonlosigkeit und Einför[illegible] keit unserer Endungen ig, isch, lich zu vermeiden, mit deren Wurzeln verbinde, also z. B. für „literarisch" — „schriftlich", „maritim", „continental", „vulkanisch", „neptunisch", „[illegible] strisch", „tellurisch": „meeriam", „landiam", „feuerriam", [illegible]

*) Wir haben über diese Frage soeben ein Schlußartikel [illegible] det erhalten, welches ein reiches sprachgeschichtliches Interesse bie[illegible] demnächst in d. Bl. mitgetheilt werden soll.

riam", „erdiam", „erdial"; für „Linguistik" „Sprachik", r „Demokrat" „Volkianer", für „Monarchist" „Fürstia- r" sagen soll, wenn auch nur zur Abwechselung. Kru- n, von seiner eigenen Erfindung überrascht, fügt freilich ßt hinzu: „Wir glauben zwar selbst, daß dieser Vorschlag nächst dem hohen Gönner des potsdämlichen Vereins für insprache, Herrn von Kladderadatsch, Stoff geben würde", ft jedoch, daß wenn infolge zahlreich versuchter Neubildun- e die Sache nicht mehr frisch und ungewohnt sei, manche selbe etwas günstiger ansehen würden.

Ernst Schulze's „Bezauberte Rose" italienisch.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" theilt Nr. 52 eine Probe aus einer italienischen Uebersetzung von st Schulze's „Bezauberter Rose" mit und bemerkt dazu iner Note: „Wenn irgendeine deutsche epische Dichtung zur ertragung ins Italienische sich eignet, so ist es Ernst ulze's «Bezauberte Rose». Professor Valentini, in Ita- n in Deutschland durch sein italienisches Wörterbuch d in Berlin insbesondere durch seine vieljährige Wirksam- it als Lehrer der italienischen Sprache rühmlichst bekannt, s in seiner gegenwärtigen literarischen Zurückgezogenheit nommen, das durch Stoff und Form gleich anziehende ch unsers Landmanns in seine Muttersprache und zwar ersi sciolti» zu übertragen. Nach der vorliegenden Probe theilen, dürfte «La Rosa incantata» in Italien einer befälligen Aufnahme sich zu erfreuen haben." Wir füh- als Probe hier nur die zweiunddreißigste Strophe des er- Gesangs an, welche in der italienischen Uebersetzung lautet:

Suo petto colmo, che nevo evanza cavorio,
Qual flutto va ondeggiante, o vela gonfia;
Pajon tinte di porpora sue gote,
Umidi ha gli occhi cupidi e vagante.
Or ferma il passo, ed ora il passo affretta,
Qual c'illude talor statua ambulante.
Come nel roseo vin, perle surgenti,
Spuntan da labri suoi baci fulgenti.

Original:

Ihr Busen stieg, wie sanft in schwülem Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt;
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit ihrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
In eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus rosigem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

ulze's „Bezauberte Rose" ist schon früher, und zwar von n von Crespigny, auch ins Englische übersetzt worden.

Wachler.

Das „Frankfurter Museum" bemerkte jüngst in einer sehr ligen Besprechung der Schrift: „Die classische Periode der schen Literatur" von J. G. Findel: „Von Hamann gibt er ungünstige Skizze, aus welcher Gervinus hervorguckt, aber dicht daneben das feine, sachkundige, sinnige Urtheil rich's, eines leider altmodischen Literarhistorikers, der an m Fleiß, an Liebe zur Sache, an gleichmäßigem Sinn für das ale, das Ethische und Literarische hoch über den meisten r Nachfolger steht. Möchten doch die letztern sich seiner hen, dem Gegenstand zugewandten Behandlung wieder en!" Diese Erinnerung an den verdienstvollen Wachler, man sicherlich den Vater und Bahnbrecher der neuern ratzgeschichtschreibung nennen darf, verdient auch in d. angeführt zu werden. Die combinatorische Methode der ischen Historik ging besonders von ihm aus; er war da- Meister im sachlichen objectiven Urtheil, und kein Späterer so wie er die Kunst verstanden, mit wenig Worten viel zu sagen und die charakteristischen Eigenschaften der verschiedenen Autoren in sparsame Sätze, die aber doch nichts Wesentliches vermissen lassen, zusammenzudrängen. In andern Punkten freilich mögen ihn manche seiner Nachfolger übertroffen haben; namentlich tritt bei ihm das culturhistorische Element (nicht das patriotische) noch weiter zurück als bei diesen. Aber seine Verdienste um die Literaturgeschichte sind doch so bedeutend, daß es von Undankbarkeit zeugen würde, wenn man sie über denen seiner Nachfolger vergessen wollte, und insofern seine Nachfolger selbst dies thun, so verdienen sie, daß eine künftige Generation auch sie über denen vergesse, die sich auf ihre Schultern stellen werden. **H. M.**

Bibliographie.

Unumstößliche Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, niedergelegt in den erhabensten Gedanken und Aussprüchen der hervorragendsten Menschen aller Zeiten und Nationen. Naumburg, Garcke. 8. 15 Ngr.

Hamberger, J., Die Fundamentalbegriffe von Franz Baader's Ethik, Politik und Religions-Philosophie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jean Paul's Briefe an eine Jugendfreundin. Herausgegeben von J. F. Täglichsbeck. Brandenburg, Müller. Gr. 16. 22½ Ngr.

Knapp, A., Lebensbild eines Jünglings. Zum Andenken an Paul Stephan Knapp, Theolog. stud. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 6 Ngr.

Leben und Wirken des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt und dargestellt nach urkundlichen Quellen vom Verfasser des heiligen Bernhard von Menthon. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 1 Thlr.

Paulus, E. P., Philipp Matthäus Hahn. Ein Pfarrer aus dem vorigen Jahrhundert nach seinem Leben und Wirken aus seinen Schriften und hinterlassenen Papieren geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Pisling, T., Il n'y a personne. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, A., Entwickelungsgeschichte der Hegel'schen Logik. Ein Hilfsbuch zu einem geschichtlichen Studium derselben mit Berücksichtigung der neuesten Schriften von R. Haym und K. Rosenkranz. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Schwerdt, H., Daheim ist doch daheim. Nordamerikanische Bilder aus dem Munde deutscher Auswanderer. Ein Volksbuch. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 18 Ngr.

Sturm, J., Israels Weg zur Herrlichkeit. Lieder der Liebe in Israels Herz gesungen, bevorwortet von F. Delitzsch. Erlangen, Bläsing. 16. 6 Ngr.

Unger, F. W., Die bildende Kunst. Aesthetische Betrachtungen über Architektur, Sculptur und Malerei für Künstler und Kunstfreunde. Mit 1 Farbentafel, Holzschnitten und 4 Lithographien. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wick, J., Sieg der Wahrheit über alte und neue Irrthümer. Briefe zur Vertheidigung der katholischen Religion. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiseman, Erinnerungen an die vier letzten Päpste und an Rom während ihrer Regierungszeit. Aus dem Englischen von G. Fink. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Bandow, G. F., Preußens und Englands neuester Fest- und Freudentag. Beschreibung der bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Victoria von Großbritannien und Irland Vermählung und Einholung stattgehabten Feierlichkeiten. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 21 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die unbefleckte Empfängniß
der Jungfrau Maria.

Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung
von einem
katholischen Geistlichen.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine ruhige und würdige Beleuchtung des neuen vielbesprochenen katholischen Dogmas, nicht von dem Standpunkte des principiellen Gegensatzes gegen die katholische Kirche, sondern von dem der katholischen Wissenschaft selbst und aus der Mitte der katholischen Kirche. Die Schrift ist anonym erschienen, weil der Verfasser als katholischer Geistlicher andernfalls persönliche Unannehmlichkeiten fürchtete und weil er wünscht, daß man sich an die Sache, nicht an die Person halte, doch erklärt er, daß er später und zur Zeit selbst und öffentlich seinen Namen nennen werde. Die Schrift verdient die Beachtung der katholischen wie der evangelischen Kirche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die leibliche Pflege der Kinder
zu Hause und in der Schule.

Gemeinfaßlich dargestellt und mit 40 Abbildungen erläutert
von
Dr. E. J. Hauschild.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine von dem Verfasser für Haus und Schule bestimmte kleine Schrift, die Aeltern und Erziehern auf das angelegentlichste empfohlen werden kann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Catull's Gedichte
übersetzt von Theodor Stromberg.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 28 Ngr.

Eine neue, von dem Verfasser seinem Lehrer F. G. Welcker gewidmete Uebersetzung des Catull, den Niebuhr „den größten Dichter, den Rom gehabt hat" nennt und der dennoch dem größern Publikum Deutschlands bisher ziemlich unbekannt war, weil es noch an einer treuen und zugleich geschmackvollen deutschen Uebersetzung fehlte, wie sie gegenwärtig vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin Luther.
Ein lyrisch-epischer Cyklus
von
Adolf Schults.

8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Das Leben Martin Luther's wird in dieser Dichtung mit poetischem Schwung und sittlicher Kraft in einem Cyklus von Bildern frisch und anschaulich vorgeführt. Der Dichter ist bekanntlich vor kurzem gestorben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.
In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene siebzehnte Heft (Bogen 19—22 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Malta. — Belgien seit 1848. Erster Artikel. — **Montenegro. — Graf Paul Kisselew.** — Kleinere Mittheilungen: Abercromby (James, Lord Dunfermline). — Betrug. — Wassilji Ossipowitsch). — Cramer (Johann Baptist). — Jean Müller (Johannes). — Orleans (Helene Luise Elisabeth, Herzogin). — Ottawa. — Walz (Gustav).

Das Werk bildet ein
unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zweiten Auflage des Conversations-Lexikon
sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetischer Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie **der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

jeint wöchentlich. — Nr. 25. — 17. Juni 1858.

Autorität oder Gewissensfreiheit. Zur Beleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart. Zweiter Artikel. — Elise Polko, ier. — Ungarische und polnische Dichtungen. Von **Rudolf Gottschall**. (Beschluß.) — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Autorität oder Gewissensfreiheit?

eleuchtung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart.

Zweiter Artikel.*)

nn wir am Schlusse unsers ersten Artikels statt ohlgemeinten, aber nur verwirrenden Abschwächens ensätze vielmehr eine möglichst scharfe Sonderung , also ein Zurückgehen auf die entgegenstehenden ien des Katholicismus und Protestantismus ver- so sehen wir diese Forderung in der Schrift ndern katholischen Verfassers, des berühmten fran- Rechtsgelehrten und Historikers Eduard La- e erfüllt, die zuerst in einer Reihe von Aufsätzen rnal des Débats" veröffentlicht, uns gegenwär- iner deutschen Bearbeitung durch den nicht minder nen würtemberger Rechtsgelehrten Warnkönig, s einen Katholiken, unter dem Titel „Eine Stimme landes über religiöse Freiheit" vorliegt. Der über Zustände und deutsche Wissenschaft so gründlich wie einer Landsleute unterrichtete Verfasser stellt sich in hrift die wichtige Aufgabe, den zwischen Bunsen und nerhalb der protestantischen Kirche ausgebrochenen er religiöse Freiheit eingehend zu beleuchten. Zu dem t er mit sicherm Blicke auf den letzten principiellen ß des Katholicismus und Protestantismus zurück. Katholicismus ist nach ihm Kirche nicht blos llgemeinen Sinne einer Gemeinschaft der Gläu- sondern zugleich als mystische Corporation, die gesetzt hat zur Erhaltung und Verbreitung der Wahrheit. Zur Erhaltung dieses Wahrheits- ist von Gott die Hierarchie gegründet, deren er Papst ist. „Die Kirche ist demgemäß ein Gemeinwesen (die Stadt Gottes) die sich über Welt erstreckt, die ihre Obrigkeit hat, ihren Regen- Gesetze, und diese Gesetze sind nichts anderes als eine unfehlbare Autorität ausgesprochene Wahr- Während daher die menschlichen Wahrheiten solche insofern wir sie anerkennen, so ist es anders atholischen Kirche. „Die Wahrheit, welche sie lehrt als untrügliche und ewige, ist ein Gesetz, dem man mit der Unterwürfigkeit eines Kindes sich fügen muß." Hieraus erklärt sich, warum die katholische Kirche die Verzichtleistung auf die eigene Denkweise als Pflicht verlangt, und jeden, der sein individuelles Urtheil für richtiger als das der Kirche hält, als einen öffentlichen seelenverderblichen Feind bestrafen muß.

Diese Verfassung der Kirche, diese ihre Art und Weise, die Wahrheit wie „ein gebietendes Gesetz aufzufassen, ist die eigentliche Ursache ihrer Intoleranz und diese Intoleranz hat alle Umwälzungen in der Kirche, allen Wechsel der Zeiten und Ansichten überlebt". Als alleinige Bewahrerin des ihr anvertrauten unantastbaren Wahrheitsschatzes muß die katholische Kirche intolerant sein gegen jede Abweichung in der Lehre, in der sie nur eine gefährliche Krankheit erkennen kann.

Die Intoleranz der Kirche bezüglich ihrer Glaubenslehre, ihres Cultus, ihrer Disciplin ist durch ihre Verfassung geboten. Sie würde aufhören, die katholische Kirche zu sein, stände ihr die unbeschränkte Macht in kirchlichen Dingen nicht zu. Ihr Princip verlangt Ausschließlichkeit, und ohne dieses Princip kann man sie nicht anerkennen.

Dagegen folgt hieraus für den Verfasser keineswegs, daß die katholische Kirche durch ihr Princip verpflichtet sei, materielle Gewalt zu brauchen. „Diese Intoleranz hat sich nicht über die Mauern ihrer Tempel zu erstrecken, nichts ermächtigt den Klerus, Grundsätze in der bürgerlichen Gesellschaft zur Anwendung zu bringen, welche nur für die religiöse Geltung haben." Die Gesellschaft muß ihrerseits anerkennen, daß die Kirche Herrin im eigenen Hause ist und daß nichts ihre Gerichtsbarkeit in innern Angelegenheiten hindern kann; gerade diese der Kirche eigene Macht ist eine der wichtigsten Berechtigungen, welche ihr die Religionsfreiheit gibt; aber sie hat diese Freiheit und Selbständigkeit nicht als Vorrecht zu fordern, dieselbe Freiheit muß allen andern Bekenntnissen gewährt werden. Hierbei übersieht der Verfasser jedoch, daß die katholische Kirche eben um ihres Princips willen sich wol eine Zeit lang, aber nie auf die Dauer mit der unbedingten Freiheit vom Staate begnügen kann. Sie muß von der unbedingten Freiheit vom Staate fortschrei-

*) den ersten Artikel in Nr. 23 d. Bl. D. Red.

ten zur unbedingten Beherrschung des Staats; es liegt dies in ihrem Wesen und die Geschichte bietet die Zeugnisse hierfür. Das Princip der Gesetzlichkeit oder der äußern Autorität bringt es mit sich, daß wenn gütliche Mittel nicht fruchten, zum Zwange gegriffen werden muß, auch zum äußern und materiellen. Wie das bürgerliche Gesetz jedem Widerstrebenden aufgezwängt werden muß, ebenso auch das kirchliche: die Unbedingtheit des Princips selbst fordert es so; es ist die Pflicht der Selbsterhaltung, so zu handeln, aber zugleich auch ein Werk der Wohlthätigkeit, der Sorge für das Seelenheil derer, gegen die man Zwang gebraucht. Vergeblich beruft sich Laboulaye auf die Aussprüche des Evangeliums, welches so nachdrücklich die Anwendung des Zwangs zum Schutze der Wahrheit verwerfe. Das Evangelium ist die Freiheit, aber der Katholicismus ist Gesetz, und das Gesetz kann ohne äußern Zwang nicht bestehen; wenn das katholische Princip in einem so wesentlichen Punkte mit dem Evangelium in Widerspruch tritt, so mag man dies als guter Katholik beklagenswerth finden, aber es ist unabänderlich: die Verfassung der katholischen Kirche fordert es so. Rom ist zwar nicht selbst die Inquisition, aber die römischen Grundsätze erheischen die Inquisition als ihre Consequenz. Wenn die Kirche unter Umständen sich mit der Freiheit begnügt, ohne die Herrschaft zu beanspruchen, so mag man dies eine weise Anbequemung an jeweilige Verhältnisse nennen — auch bürgerliche Gesetze lassen sich zeitweilig, wenn das Staatswohl es gebietet, suspendiren —, aber die Kirche gibt damit ihre Ansprüche noch nicht auf, sondern verschiebt sie nur auf gelegenere Zeit.

Dem Katholicismus stellt Laboulaye den Protestantismus gegenüber, dessen consequenteste Entwickelung er im Calvinismus findet. Es besteht hier keine Kirche im mystischen Sinne des Worts, „die Religion ist Sache des einzelnen", keine höhere Autorität schreibt ein Glaubensgesetz vor, man findet nur freie Genossenschaften verwandter Glaubenslehren. Man gelangt nicht durch die Kirche zu Christus, sondern umgekehrt durch den Glauben an Christus zu der Gemeinschaft der Gläubigen. Es gibt hier keinen Priesterstand, denn es besteht ein allgemeines Priesterthum, ja ein Priesterstand hätte hier gar nichts zu thun, da es keinen anvertrauten Schatz untrüglicher religiöser Wahrheit gibt. Die Bibel ist das alleinige untrügliche Gesetz; aber es gibt keinen Richter, dem es obliegt, sie auf unfehlbare Weise auszulegen und anzuwenden. So ist mit einem Worte die Gewissensfreiheit das Princip des Protestantismus, wenn er dasselbe auch nicht sofort und mit einem male begriffen und angenommen hat. Daher faßt der Verfasser seine Betrachtung in folgenden Worten zusammen:

Die zwei schärfsten Gegensätze, zu welchen das Christenthum sich gestaltet hat, sind auf der einen Seite der Katholicismus, welcher zwar den Gläubigen gestattet, der Wahrheit mit Hülfe der Vernunft nachzuforschen, aber nur insoweit, als er dadurch nicht mit der Kirche als der Bewahrerin des göttlichen Gesetzes und Hüterin der Ueberlieferung in Widerspruch geräth; auf der andern Seite die freien Gemeinden, welche die Heilige Schrift als die einzige Quelle der Wahrheit betrachten, die Ueberlieferung verwerfen und in der Kirche zwar eine heilige gottgefällige Genossenschaft, aber ohne alle mystische Kraft erblicken, jedem einzelnen die Verantwortlichkeit seines Glaubens und seines Heils überlassend. Bei beiden gilt das Wort Gottes als oberste Lehr- und Lebensordnung. Im Falle des Zweifels aber entscheidet bei den Katholiken die Kirche und bei den freien Protestanten die innere Erleuchtung oder das Gewissen eines jeden: mit andern Worten, dort hat die Autorität, hier das Individuum das letzte Wort.

Lutheraner und Anglikaner nahmen jedoch, wie der Verfasser weiter entwickelt, von vornherein eine vermittelnde Stellung ein: neben dem allgemeinen Priesterthum aller Christen steht hier die Kirche mit der einmal festgestellten Lehre, welche die Staatsgewalt zu schützen hat; die Freiheit besteht hier im Grunde nur noch in der Annahme eines Glaubensbekenntnisses. Der Verfasser findet darin eine Inconsequenz, welche freilich die Engländer, die „niemals große Freunde der Logik" gewesen, niemals sehr beruhigt habe, während das logische Denken des Deutschen unmöglich dabei habe stehen bleiben können. In einem kurzen, aber alles Wesentliche zusammenfassenden geschichtlichen Ueberblick zeigt der Verfasser, wie die alte lutherische Orthodoxie erst durch den Pietismus, dann durch den Rationalismus erschüttert wurde. Die Freiheitskriege und die Romantik brachten allerdings die ziemlich abhanden gekommene Religion wieder zu Ehren, aber der Wiederherstellung des lutherischen Kirchenthums standen die Philosophie und die historische Kritik im Wege. Es freut uns, hier die Stellung eines in Frankreich sonst wenig bekannten Mannes, Schleiermacher's, von dem Verfasser in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt zu sehen.

Niemand hat in unsern Tagen richtigere Begriffe vom Wesen der Religion gegeben, und man kann wol sagen, daß er in der menschlichen Seele ein längst vergessenes und verödetes Feld wieder entdeckte. Ihm gilt die Religion nicht als bloßer Dogmenglaube oder Tugenddienst: eine Urkraft ist sie ihm, ein Seelenelement, das alle unsere Fähigkeiten lenkt und regiert.

Aber zugleich hat durch Schleiermacher das Dogma seinen Charakter absoluter Wahrheit eingebüßt; das Christenthum gilt weniger als Lehre denn als Lebensprincip; „zugleich sieht man aber, wie in diesem Systeme das Autoritätsprincip von dem der Freiheit verdrängt wird. Die Kirche verschwindet darin vor dem Individuum." Neben der Philosophie erwähnt der Verfasser die historisch-kritische Behandlung der biblischen Schriften, der sie seine Anerkennung nicht versagen kann, und die er keineswegs blos als wissenschaftliche Wiedergeburt betrachten will.

Weit entfernt, daß die Religion durch diese freien Forschungen verloren hätte, hat sie sogar die Achtung der am schwersten zu befriedigenden Geister erworben: wie das Gold ward sie durch die Feuerprobe geläutert.

Einen Umschwung der Dinge brachten in Deutschland Feuerbach's Atheismus und die Ereignisse von 1848 hervor.

Man kennt das Ende aller dieser Saturnalien; sowie die Revolution sich in die eine Wagschale legt, steigt die andere in die Höhe: die Freiheit, die sie fordert, erzeugt die Diktatur. So geschah es in Deutschland; man verabscheute alle diese Un-

gen und fluchte der Philosophie und der Kritik, wie
ucht alles dem Mißbrauche ausgesetzt wäre. Die Frei-
rde für die Verbrechen der Zügellosigkeit verantwortlich
:, ja selbst die Vernunft wurde gebrandmarkt, sie, die
itschuldige der Freiheit.

chtig weiß der Verfasser zu zeigen, wie das Stre-
ch einer festen Autorität in dem Bedürfnisse der
selbst gelegen war:

solchen Augenblicken, wo der Mensch sich selbst ent-
nd auf alles verzichten will, was seine eigene Größe
t, da muß er eine allem Streite entzogene Wahrheit
und diese sucht er in der Vergangenheit, als wenn diese
ch ihre Zweifel, ihre Kämpfe gehabt, und ihren Glau-
it um den einzigen Preis, um den er zu erringen ist,
Preis der Forschung und des ernsten Strebens erobert
In solchen Augenblicken ist die Orthodoxie ein sicherer
in dem jeder Ruhe und Frieden zu finden hofft, und
:n sich, wie wir bald sehen werden, die Herren Heng-
und Stahl in Berlin für die Retter der Religion und
eßschaft halten und erklären.

ch diesem geschichtlichen Ueberblicke geht der Ver-
n eine scharfe Kritik des Stahl-Hengstenberg'schen
s. Gegen den großen Grundsatz der Freiheit der
vom Staate, welchen Radowitz vor dem frank-
larlamente vertheidigte, begründet Stahl die Theo-
christlichen Staate, d. h. die Forderung, daß
taat seine eigene Religion haben müsse. Freilich
r gerade in Preußen dadurch ins Gedränge, daß
drei vom Staate anerkannte Kirchen gibt, die
e, lutherische und reformirte (nämlich nach Herrn
denn die lutherische und reformirte Kirche Preu-
id gesetzlich zu einer evangelischen Landeskirche
, wovon Herr Stahl freilich nichts wissen will).
licist muß er daher für diese drei Kirchen gleiche
fordern; aber der Beweis, daß diese drei die
chtungswerthen seien, ist unmöglich. Ist die
Wahrheit eine absolute, so kann nur eine von
unfehlbare sein; hat umgekehrt nach den Grund-
r Reformation jede das Recht, das Wort Got-
ir Bibel zu ergründen, wie darf er dann die
ung wagen, daß zwei oder drei Symbole die
rschiedenen Berechnungen des menschlichen Gei-
öpfen?

sieht sich Stahl gleich von Anfang an durch die Ge-
Umstände genöthigt, zwischen dem Katholicismus und
stantismus zu wählen, nämlich zwischen der objectiv-
urch die Tradition aufbewahrten Wahrheit einerseits
ubjectiv-innern und durch die freie Verstandesthätigkeit
i religiösen Ueberzeugung andererseits. Zwischen die-
, durch eine unausfüllbare Kluft getrennten Syste-
ht kein Mittelweg, und Stahl irrt, wenn er einen
funden zu haben glaubt.

i Stahl sich beschwert, daß man ihn mit Un-
Katholicismus beschuldige, so besteht Laboulaye
aß er sich wirklich im Princip auf die römische
le.

Zweifel bekennt er sich zu keinem Dogma der katho-
che, allein das Princip seines Glaubens wie jenes
ten ist kein anderes als das Princip und die Grund-
Katholicismus. Er glaubt an die objective Wahrheit
zeliums (dies thun die freien Protestanten auch!),
an die Kirche und an die Tradition. Sein Fehler ist, daß er in Berlin, im Herzen der Reformation, suchen will, was er nur in der Ewigen Stadt finden wird, das heißt eine von der Heiligkeit der Jahrhunderte umgebene Kirche, die im Namen desjenigen spricht, vor welchem das Gewissen sich beugt, im Namen des ewigen Gottes.

Scharfsinnig werden die Schleichwege einer sophistischen Dialektik aufgedeckt, auf welchen Stahl „den beweglichen Fluten der menschlichen Gedanken zu entrinnen" sucht. Der französische Jurist weiß, mit wem er es zu thun hat, mit einem scharfsinnigen Dialektiker, der „auf rabbinische Art mit den Worten zu spielen und dadurch seinen Gegner zu verwirren weiß". Aber hier hat Stahl seinen Mann gefunden.

Wie der Doctor Pusey klammert sich Stahl an die Ueberlieferung fest; er bemüht sich, eine ideale Kirche aufzubauen, wohin er dann wie in eine heilige Arche seine Zuflucht nehmen möchte. Die Kirche aber, die er sich ersonnen, ist gerade die, welche Luther bekämpft hat.

Jener für Stahl so trostreiche Gedanke, an dem er sich festhält, „daß Gott seine seligmachende Wahrheit für alle Zeiten erhalten hat, sie also eine Handreichung ist von Geschlecht zu Geschlecht", ist nichts anderes als das katholische Traditionsprincip. Wenn Stahl behauptet, daß die lutherische Kirche ein bindendes Ansehen über den Menschen habe vermöge der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verständniß längst ermittelt ist, daß mithin das Bekenntniß über der Gemeinde stehe und diese schlechthin an dasselbe gebunden sei, so gilt das dem Gegner als ein Beweis seiner spitzfindigen Dialektik. „Seine Theorie hat Schein für sich, im Grunde aber gibt es nichts Hohleres."

Die Stahl'sche Definition von der Kirchengewalt lasse sich auf alle christlichen Gemeinschaften anwenden (?), da nun diese Autorität nicht im Ideenreiche beschränkt werden könne, so müsse sie äußere Gestalt annehmen, mag sie Papst, Fürst oder Synode heißen. Es entsteht nun die Frage, welche von diesen drei Gewalten die legitime sei und gerade über diesen Gegenstand habe Stahl kein neues Licht zu verbreiten vermocht. Ueber die Richtigkeit dieser Fragstellung Laboulaye's wird sich streiten lassen; uns scheint, daß die Kritik jener Theorie einen andern Ausgangspunkt nehmen müsse. Aber desto treffender ist die weitere Ausführung, daß Stahl's Theorie zu dem „irdischsten aller Resultate", zu einer Coalition der drei (in Preußen) anerkannten Kirchen führe, oder besser zur Allmacht des Staats, zu dem Satze: cujus est regio est religio. Besonders eingehend ist darauf die Kritik der Stahl'schen Gewissensfreiheit, welche zwar nicht Verbrennung, wol aber Verhaftung und Ausweisung der Baptisten verlange, weil ihre Bekehrungssucht einen Angriff auf die anerkannte Staatskirche in sich schließe. Hierdurch werde jeder Versuch, die Staatsreligion zu stürzen, zum Verbrechen gemacht, woraus folge, daß die heidnischen Kaiser mit ihren Christenverfolgungen, Karl V. mit seiner Verfolgung Luther's im Rechte sei. Wenn Stahl diesem Ergebniß zu entgehen suche, so komme er nur zu der noch weit schlimmern Theorie,

die das Recht der freien Religionsübung nach der Zahl der Bekenner einer Lehre mißt. Was folgt aber hieraus?

Predige ich das Evangelium allein, so werde ich verhaftet; sind wir zu zwei, so werden wir verjagt; sind wir aber in großer Menge vorhanden und bearbeiten wir die Gemüther, so werden wir geachtet und man gewährt uns die Freiheit. Der Staat gibt uns seinen Schutz, weil wir eine Revolution vollbracht haben.

Dieser im Namen der Ordnung und Aufrechthaltung des Ueberlieferten ausgesonnenen Theorie setzt der Verfasser nun die Bunsen'sche Gewissensfreiheit gegenüber, welche nichts anderes sei als jenes einfache System der Trennung der Kirche vom Staat, welches bereits in Amerika so glückliche Früchte getragen. „Sein Wahlspruch ist, was Stahl sehr verdrießlich ist, der Gamaliel's; den Irrthum will er nicht in Schutz nehmen, sondern die Rechte der Wahrheit zur Geltung bringen." Bunsen's Gewissensfreiheit schließt die Religionsfreiheit ein,

d. i. das Recht der Gläubigen einer jeden Confession, sich zu versammeln, Gotteshäuser zu besitzen, nach ihrer Weise Gott anzubeten, zu lehren und zu handeln, ohne dabei an eine andere Bedingung gebunden zu sein als an die, das Recht des Nächsten und des Staats zu achten.

Die Ursache, daß dieses unbestreitbar richtige Princip vom Staate noch immer nicht anerkannt worden sei, findet Laboulaye mit Bunsen einerseits in weltlichen Interessen und Gewohnheiten, welche sich dem Siege der Freiheit widersetzen, andererseits „in der Hierarchie, die in den anglikanischen und lutherischen Ländern, auf den weltlichen Arm gestützt, von ihrem Antheil an der Regierung nichts verlieren möchte". Dagegen sieht Laboulaye in der Gewissensfreiheit, wie Bunsen sie fordert, nichts als ein einfaches Zurückgehen auf die Principien der Reformation, wie dieselben in der Kirche Schottlands und bei den Presbyterianern Nordamerikas, ja in der Hauptsache schon in der preußischen Rheinprovinz und in Westfalen verwirklicht seien.

Jede Gemeinde soll unabhängig sein und zwischen ihr und Gott nichts anderes liegen, als was Stahl ein dickes schwarzes Buch und Bunsen das göttliche Wort nennt, d. i. die Bibel. Die Kirche ist ihm kein abstractes Wesen, sondern nur die Versammlung von Gläubigen, und da die Frage des Heils nur die Gläubigen berührt, so sind diese auch allein befugt, ihren Glauben, ihr Bekenntniß und ihren Cultus zu bestimmen und zu ordnen. Der Fürst wacht nur vor den Thoren des Tempels; was aber im Innern des Heiligthums vorgeht und nur das Gewissen betrifft, das geht ihn nichts an.

Laboulaye urtheilt, daß der Protestantismus seinem Princip nach keine Hierarchie duldet, weil er keinen unfehlbaren Klerus anerkennt; ebenso sei aber auch die Zeit der officiellen Bekenntnisse und Staatssynoden für den Protestantismus vorüber: „Das Individuum geht jetzt vor, und nicht die Hierarchie." Das religiöse Erwachen der Gegenwart ist nicht, wie Stahl und seine Freunde sich einreden möchten, eine Rückkehr zur altlutherischen Vergangenheit; nur bei einigen eingeschüchterten Seelen möge dies der Fall sein, „welche nur dann Ruhe finden, wenn sie ihr eigenes Denken erstickt haben"; wozu man zurückkehrt, ist vielmehr nur die Wahrheit, die herrliche Freiheit d Kinder Gottes. Ein Rückblick auf die Geschichte Sp niens zeigt ihm, wie die Intoleranz, weit entfernt d Kirche zu nützen, nur zu ihrem Verfall führe:

Die unwissendsten, elendesten, ja die am meisten entl lichten Länder sind gerade die, wo nur eine einzige Ku herrscht: der Geist ist eingeschläfert oder erstickt und dan das Herz verdorben. Was den Menschen groß macht in S chen der Religion wie der Politik, ist nicht der Sieg, sond der Kampf.

Vielmehr findet der Verfasser in der Geschichte d große Lehre,

daß Gott, der den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, Geist und in der Wahrheit von ihm angebetet werden w Nicht unserer Lippen Huldigung fordert er, sondern die freiwil Unterwerfung unsers Herzens und Geistes. Aus Liebe Gerechtigkeit und Wahrheit, nicht aus Gewohnheit oder Modegeschmack sollen wir seinem Gesetze gehorchen. Die F heit ist daher das Princip der Religion selbst und darum m sie ein aufgeklärter Geist stets vertheidigen.

Das Interesse des Gegenstandes selbst möge die E führlichkeit dieser Mittheilungen aus einer verhältnißmä nicht umfangreichen Schrift entschuldigen. Der la lische Verfasser hat mit männlichem Freimuthe für d Sache gekämpft, welche gegenwärtig freilich noch i nur ein Häuflein von Vorfechtern zählt, und er hat den lebhaftesten Anspruch auf unsere dankbare An kennung erworben. Nur eins hat er bei seiner wa Vertheidigung der Gewissensfreiheit als des Prin nicht blos der Reformation, sondern der Religion üb haupt außer Acht gelassen: daß er, der Katholik, da seiner eigenen Kirche das Todesurtheil fällt.

Wir unsererseits müssen freilich bei aller Uebereinst mung im Uebrigen gegen einen Punkt seiner Erö rung Einspruch erheben und dieser betrifft gerade Verfassers Ansicht von dem protestantischen Kirch begriffe.

Es ist völlig richtig, daß derselbe Grundsatz der G wissensfreiheit, welcher zur Aufhebung der Staats- u Polizeikirche führte, auch nach innen hin im Protes tismus seine Geltung behauptet und jeder äußern Au rität eines ein für allemal fertigen Bekenntnisses ge übertritt. Die Kirche ist nach protestantischer Anschau eben keine Gesetzeskirche, es gibt hier ebenso wenig untrügliches Bekenntniß als eine untrügliche Priester Dennoch geht der Verfasser unsers Erachtens zu w wenn er das Princip des Protestantismus lediglich den Independenten, welche die volle Freiheit des gläub Individuums proclamiren, ausgesprochen findet. W fürchten nicht durch diesen unsern Einspruch abermals zu unhaltbaren Mittelweg zu betreten. Die Kirche ist n blos die Summe der zufällig durch gemeinsames Gl bensbedürfniß zusammengeführten Individuen, sond sie ist allerdings auch für den Protestanten eine objec Macht, die über dem Individuum steht. So einsei es ist, mit Stahl und Vilmar die Kirche lediglich äußere Anstalt zu fassen, deren einmal überlieferte O nungen für alle Zukunft unwandelbar feststehen, so e seitig würde es umgekehrt sein, bei der Entwickelung

egriffs ausſchließlich die Seite der ſubjectiven zu betonen. Es bedarf zunächſt keines großen nns, um zu erkennen, daß damit die Kirche that- in zahlloſe Sekten zerfallen würde, deren es) ſo viele gäbe als es Individuen gibt. Der ntismus würde, wenn er wirklich ſo unbedingt Princip des Individualismus ſtände, überhaupt Realiſirung einer Kirche verzichten müſſen. e wird einfach erwidern: dies ſei nun einmal ickſal des Proteſtantismus, nach der conſequen- chführung ſeines Princips. Nach ihm würde teſtantismus nämlich nur den Begriff der un- Kirche zulaſſen, der allerdings in den evange- Bekenntnißſchriften mit großem — wir wollen ntersucht laſſen ob mit allzu großem — Nachdrucke ird. Aber der evangeliſche Kirchenbegriff iſt och nicht erſchöpft. Dieſer ſogenannten unſicht- irche oder der Gemeinde der Gläubigen fehlt, an mit ihrem Begriffe Ernſt macht, gerade das, Kirche zur Kirche macht, nämlich die äußere, Vereinigung: ſie iſt nichts als die Einheit im elche auch zwiſchen äußerlich Getrennten beſtehen oll alſo überhaupt noch von einer Kirche die n — das Wort zunächſt nur in dem Sinne wirklichen Vereinigung zu gemeinſamer Gottes- verſtanden —, ſo muß dieſelbe auch äußerlich rm einer beſtimmten Geſellſchaft zur Erſchei- men, für dieſe bedarf es aber eines objectiven, en zuſammenhaltenden Bandes: kurz, ſie kann einſame Ordnungen ebenſo wenig wie ohne nſames Fundament der Lehre beſtehen. Mö- Ordnungen, mögen ſelbſt die Lehrformen noch bar ſein, es muß irgendein Objectives zurück- elches über allen Wandel erhaben iſt, und dieſem wird das eigentliche Lebensprincip der ſuchen ſein. Als Geſammtleben war die Kirche dem Individuum da, ihr Lebensprincip kann darum nicht das Individuum ſelbſt mit ſeiner Gläubigkeit ſein, ſondern eine über dem gläu- jecte ſtehende objective Macht. Welches dieſe ann ſich nur aus einer Analyſe des zur Ver- mmer aufs neue treibenden Glaubens ergeben. ct des Glaubens iſt die in Chriſtus vollbrachte von der Sünde, durch welche an die Stelle uf Chriſtus herrſchenden ſündigen Geſammt- neues, durch Chriſtus geſtiftetes und fort und m beruhendes Geſammtleben getreten iſt. Die- mtleben iſt mit einem Worte das Reich Got- Eintritt in die Welt durch Chriſtus nicht pert, ſondern thatſächlich im Erlöſungswerke iſt. Die Idee dieſes göttlichen Reichs, wie endiger Fülle durch Chriſtus geſchichtliche Wirk- orden und durch den von Chriſtus ausgehenden und fort in der Menſchheit ſich verwirklicht, e über den einzelnen ſtehende objective Macht, ch evangeliſcher Lehre durch Chriſti Wort und an den einzelnen wirkſam erweiſt, und ſich ſo in einer auch äußerlich ſichtbaren Gemeinſchaft von Gläu- bigen verleiblicht. Die Kirche iſt mithin überall, wo in einem menſchlichen Vereine Wort und Sacrament nach Chriſti Geiſt und Willen im Schwange gehen, möge nun jener Verein ausſchließlich oder nur zum Theil aus wahrhaft Gläubigen beſtehen. Nach dem Maße nun, in welchem Chriſti Geiſt das Geſammtleben der äußern Maſſe durchdringt, wird er in mehr oder minder adä- quater Form zur Erſcheinung kommen und dieſe Form wird jederzeit eine äußerlich ſichtbare ſein müſſen, in Lehre, Verfaſſung, Cultus und Disciplin. Das proteſtantiſche Bewußtſein hebt dieſe äußere Sichtbarkeit nicht auf, ſon- dern führt ſie nur auf ihre allein zuläſſige Bedeutung zurück. Die Kirche iſt mit einem Worte die den Bedin- gungen alles geſchichtlichen Werdens unterworfene Erſchei- nungsform einer an ſich unſichtbaren Idee. Dieſe Form iſt wandelbar, weil ſie während des geſchichtlichen Lebens der Kirche niemals völlig eins zu werden vermag mit ihrem unwandelbaren Inhalte; vielmehr ſchreitet der leben- dige Gottesgeiſt in der Kirche über alle dieſe Formen, in denen er ſich objectivirt, wieder hinaus. Aber ſowenig als ein Inhalt jemals gedacht werden kann ohne Form, ſowenig vermag die Kirche zu irgendeiner Zeit beſtimmter äußerer Ordnungen und Geſtaltungen zu entbehren, d. h. ſie iſt allerdings, wie Stahl und Vilmar urtheilen, eine äußerlich objective Anſtalt, aber ſie iſt als ſolche nicht ab- ſolut, ihr Weſen geht nicht auf in ihrer Erſcheinung. Dem katholiſchen Kirchenbegriff iſt es weſentlich, dieſe Anſtalt als eine in Lehre und Verfaſſung unfehlbare zu faſſen, und ebendarum bedarf ſie der äußern Autorität, die in der Unfehlbarkeit des Statthalters Gottes ihre Stütze findet. Der proteſtantiſche Kirchenbegriff beſtreitet dieſe Unfehlbarkeit, aber ohne den Begriff der Kirche als einer objectiven Anſtalt über den Haufen zu werfen.

Die Stellung des Individuums zur Kirche ergibt ſich aus dem Geſagten von ſelbſt. Der einzelne tritt in ein ſchon vor ihm vorhandenes kirchliches Geſammtleben ein, und hat die Aufgabe, ſich dieſem Organismus ein- zufügen als ein lebendiges Glied. Aber wie ſo die Stel- lung des Individuums durch das Geſammtleben bedingt iſt, ſo wirkt es ſelbſt wieder umgekehrt auf die Geſammt- heit durch die eigenthümliche Ausprägung ſeines Glau- benslebens zurück, und erſt in der lebendigen Wechſel- wirkung von Geſammtheit und Individuum vollzieht ſich der Lebensproceß der Kirche auf Erden. Der jedesmalige Geſammtzuſtand des kirchlichen Lebens iſt alſo ſo wenig eine unantaſtbare Autorität, daß vielmehr gerade in der freien Eigenthümlichkeit des einzelnen, welche ſich als ſolche muß geltend machen können, die Möglichkeit einer geſunden Fortentwickelung der Geſammtheit liegt; inner- halb des Geſammtlebens muß freier Raum zur Bewe- gung ſein, damit die Kirche ebenſo frei das, was ſich als lebendiges Gewächs aus dem Evangelium, der ge- meinſamen Wurzel erprobt, ſich aneignen könne, wie umgekehrt das, was ſich als Misbildung erweiſt, von ſelbſt durch das Geſammtleben ausgeſchieden werden wird, wie ein geſunder Körper ungeſunde Säfte ausſcheidet.

Es gibt hier keine unfehlbare Lehre: das eine Evangelium nimmt gar mannichfaltige Formen an je nach der Mannichfaltigkeit der Individuen, von denen es aufgenommen wird; es gibt auch keine unfehlbare Priesterschaft: denn der Geist weht wo er will; die Kirche bedarf auch keiner menschlichen Mittler, sondern soll jeden einzelnen ohne Unterschied zu dem einen göttlichen Mittler hinführen; es gibt überhaupt nichts, was unbedingtes Recht beanspruchen könnte, außer dem göttlichen Worte selbst, der einzigen unfehlbaren Autorität. Wer kraft dieses im Glauben angeeigneten Wortes in Christus, dem Haupte der Kirche, seinen Erlöser und Seligmacher gefunden hat, ist ein lebendiges, durch keine Bekenntnißformeln und priesterlichen Ansprüche in seiner Freiheit einzuengendes Glied dieser Kirche. Der Protestantismus leugnet also das Autoritätsprincip als solches nicht: er stellt es vielmehr her, indem er alle hinweist auf die eine absolute Autorität; aber gerade in der für alle gleich unbedingten Unterordnung unter die Autorität des einen göttlichen Meisters und seines Evangeliums ist zugleich die unbedingte Freiheit von jeder Autorität menschlicher Meister und menschlicher Satzungen gegeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gegensatz des katholischen und des protestantischen Princips am schärfsten in der Lehre von der Kirche zum Ausdrucke kommen muß. Laboulaye hat recht, wenn er die Eigenthümlichkeit des Katholicismus darin zusammenfaßt, daß hier die Wahrheit Gesetz, das Gesetz Wahrheit sei, und eben um dieses gesetzlichen Standpunktes willen bedarf der Katholicismus der unwandelbaren Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht und einer hierarchisch gegliederten Priesterschaft mit ihrer monarchischen Spitze, dem unfehlbaren Papstthum, damit dieser Wahrheitsschatz unverfälscht für alle Zeiten bewahrt werde. Der evangelische Standpunkt — und auch darin stimmen wir mit Laboulaye vollkommen überein — stellt sich diesem äußern Autoritätsprincipe grundsätzlich gegenüber: er kann in demselben nichts anderes sehen, als einen Abfall von der durch Christus gebrachten herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, als ein Zurücksinken auf den Standpunkt des Judenthums. Hiermit braucht keineswegs geleugnet zu werden, daß dieses äußere Gesetz, als ein Zuchtmeister auf Christus, wie es der Apostel nennt, für gewisse Zeiten und Menschen auch in der Christenheit seine Berechtigung habe; aber diese Berechtigung ist nur eine relative und die Bestimmung des Gesetzes ist gerade, sich entbehrlich zu machen, statt absolute Gültigkeit zu beanspruchen. Ebendarum ist aber auch nach protestantischer Anschauung die evangelische Kirche der reinste Ausdruck des christlichen Princips, und ohne der katholischen Kirche das Prädicat einer christlichen abzustreiten, können wir doch in ihr nur insoweit Christliches anerkennen, als dieselbe trotz jener Trübung durch jüdisches Gesetzthum an Christus als ihrem göttlichen Haupte hält und dem Individuum die Möglichkeit offen läßt, zu Christus zu kommen, d. h. mit andern Worten evangelisch und christlich sind Begriffe, die sich decken, und die katholische Kirche ist nur christlich, soweit sie auch evangelisch und unchristlich, soweit sie durch ihr Gesetzthum d evangelische Princip verkümmert. Die wahrhaft Ev lischen rühmen sich damit nicht wie die Katholiken Besitzes eines untrüglichen, als Gesetz überlieferten begriffs, an dem die Gemeinde nichts ändern dürf finden gerade umgekehrt in diesem Anspruche einen fall vom evangelischen Princip; aber unsere Kir dennoch nicht blos eine Theilkirche neben andern, s sie ist die Kirche, die in Christus den alleinigen verehrt. Wol braucht sie nicht (was man ihr fäl vorwirft) wie Pilatus immer aufs neue zu fragen, Wahrheit sei, Christus ist ihr die Wahrheit, a protestirt grundsätzlich gegen jeden Versuch, irge menschliche Auffassungsform dieser Wahrheit, wie irgendwelchem Bekenntnisse einer Theilkirche nied ist, mit der Wahrheit selbst zu identificiren.

Von diesem Grundsatze hat jede Betrachtu Lehrunterschiede der katholischen und evangelischen auszugehen.

Anders scheint freilich der Consistorialrath und P Böhmer, Verfasser der Schrift „Die Lehrunterschi katholischen und evangelischen Kirchen" zu urtheilen ihm soll in der katholischen Kirche Christus, in den ev schen Kirchen der Leib Christi, d. h. die Kirche des H ihren Gliedern nicht zu ihrem Rechte gelangen. D Satz wird hinsichtlich der „ehrwürdigen römisch lischen Kirche" damit begründet, daß sie neben C noch einen sichtbaren Leiter und Regierer anneh letzte Satz wird für die Reformirten aus der Leh der Erwählung erwiesen, weil nach derselben der der zu Erwählenden von Gott nicht vorausgeschaut für die lutherische Kirche aber durch den dem W anstößigen Satz von der Rechtfertigung durch den ben allein, welcher die wahrhaft guten Werke der bigen bei der göttlichen Rechtfertigung nicht mit schlag bringe. Von diesen Voraussetzungen aus Verfasser zu einer Kritik der einzelnen Lehrstü katholischen und evangelischen Theilkirchen, und wi nun Recht und Unrecht dergestalt zwischen beiden zu vertheilen, daß, wenn es auf Böhmer ankäm Wiedervereinigung der getrennten Kirchengemeins nichts weiter im Wege stände.

Wir denken, damit wird es wol noch gute Weil müssen aber unterdessen das ganze Unternehmen darum als ein vergebliches bezeichnen, weil üb evangelischen Theilkirchen die evangelische Kirche nicht zu ihrem Rechte kommt, welche eben den An erhebt, über der lutherischen und reformirten Th zu stehen. Freilich ist dem Verfasser auch die Kirche, der er selbst angehört, eben nur wie Theilkirche neben andern: mit Recht, sofern sie i ihrer dermaligen Verkümmerung factisch noch ist Unrecht, sofern sie ihrer Idee nach gerade auf die windung jenes Theilkirchenthums des confessionalis Separatismus hinstrebt. Das Urtheil über die

rche ferner ist zwar nicht falsch, aber ungenü-
eil das Papstthum nur die letzte Consequenz des
en Princips überhaupt ist. Wäre der Verfasser
Wirkung auf die letzte Ursache zurückgegangen,
er eben jenes äußere Gesetzthum als Princip
jolicismus gefunden haben, und hätte nicht
chabt, die griechisch-katholische Kirche in so
r Weise, wie bei ihm geschehen ist, danebenzu-
enn diese ist in Wahrheit nichts als eine auf
rn Entwickelungsstufe stehen gebliebene Gestal-
elben Princips, das im Papstthum seinen noth-
etzten Abschluß findet. Hätte Böhmer dies
chtet, so würde er auch weiter erkannt haben,
katholische und das evangelische Princip sich
trär, sondern contradictorisch gegenüberstehen,
auch keine Mengerei versucht, da es zwischen
ne Vermittelung gibt, sondern nur Kampf auf
Tod. Mag an den evangelischen Theilkirchen,
bst nur eigenthümliche Gestaltungen des einen
en Princips sind, noch so viel zu bessern sein,
je Erscheinungsformen der Kirche Christi sind
tzeit der Fortbildung von innen heraus drin-
rftig; aber von der „ehrwürdigen römisch-
i Kirche" kommt ihnen das Heil nimmermehr,
denn vorher einen Selbstmord begehen. Die
ahl und Genossen schauen freilich verlangend
kirche des vielen verborgenen Segens mit ihrer
ng der Heiligthümer von Geschlecht zu Ge-
as sie von ihr entlehnen, ist, wie gezeigt wor-
als das katholische Grundprincip selbst, wel-
undamente der evangelischen Kirche aus dem
t. Aber auch Böhmer thut thatsächlich das-
n er mit der katholischen Kirche dem recht-
Glauben die Werke beigesellt. Als protestan-
log sollte er wissen, daß er damit die ganze
Kirche (nicht blos die lutherische, welche die
ngslehre nicht vor den Reformirten voraus-
m Angeln hebt. Werden die Werke als recht-
ben den Glauben gestellt, so hört Christus
, was er für die evangelische Kirche ist, der
heber und Vermittler des Heils: wir wirken
Rechtfertigung wenigstens theilweise selbst. Der
s Paulus gegen des Gesetzes Werke ist keines-
die blos „äußerlich scheinbaren" gerichtet, und
r Verfasser hervorhebt, daß ein Glaube ohne
st, so verkehrt ist es doch, die paulinische For-
: Rechtfertigung aus dem Glauben (allein,
völlig richtig im Sinne des Apostels übersetzt)
rel des Jakobusbriefs von der Rechtfertigung
n und Werken, als die besondere auf die
zurückzuführen. Wir überlassen die Vorliebe
obusbrief allen Jüdischgesinnten im Christen-
holiken, Rationalisten u. s. f., und finden
heil über die „Strohepistel" zwar einseitig
ber in der Sache, auf die es hier ankommt,
ohne Berechtigung. Dafür halten wir uns
merbrief, der uns lehrt, daß der Mensch
nicht durch eigenes Werk und Verdienst, sondern allein durch die freie Gnade Gottes in Christus gerechtfertigt wird, der Glaube also nicht Grund, sondern nur Mittel unserer Rechtfertigung ist, und müssen vollkommen dem beipflichten, was ein anderer Mitarbeiter d. Bl. vor vier Jahren kurz und bündig so zusammengefaßt hat: „Wer die Rechtfertigung allein durch den Glauben von sich weist, der sehe zu, wie er einen festen Rettungsgrund sucht vor den Gefahren, auf der einen Seite in pharisäischen Stolz zu versinken, auf der andern der strafenden Gerechtigkeit Gottes gegenüber in Verzweiflung zu fallen." Die Gewißheit unserer Rechtfertigung hängt aber nicht ab von dem Grade der Vollkommenheit unserer sittlichen Heiligung, die vor Gottes Richterspruch niemals bestehen mag, sondern von dem Grade der Zuversicht, mit welcher wir Christum als einzigen Heilsgrund umfassen. Wie es aber ein unprotestantisches Vertrauen auf das Fleisch ist, irgendwelche menschliche Autorität neben die Autorität Christi zu stellen oder, was noch schlimmer ist, mit derselben hinterlistigerweise in eins zu setzen, so verleugnet umgekehrt die Böhmer'sche Verbesserung der evangelischen Rechtfertigungslehre die Grundthatsache des evangelischen Bewußtseins, nach welcher das Heil gnadenweise in Christus geschenkt, nicht aber irgendwie durch eigenes Zuthun erworben wird. Böhmer hat sowenig als die katholisirenden Neulutheraner an Christus und seinem Evangelium genug; wie jene den Gehorsam gegen die kirchliche Autorität, so setzt dieser die guten Werke des einzelnen als selbständigen Factor zu dem die Erlösungsgnade in Christus ergreifenden Glauben hinzu. Hier wie dort ist Judenthum, was uns freilich bei Böhmer noch mehr wunder nimmt als bei Stahl.

Eines weitern Eingehens in die Böhmer'sche Schrift enthalten wir uns und möchten dafür die Aufmerksamkeit unserer Leser lieber auf die treffliche Schrift von Daniel Schenkel: „Die Reformatoren und die Reformation" hinlenken. Der Verfasser bietet in derselben der evangelischen Landeskirche Badens, der er als theologischer Professor der Universität Heidelberg angehört, zur Feier ihres dreihundertjährigen Jubiläums eine Jubelgabe mit den Lebensbildern der vier großen Reformatoren: Luther, Zwingli, Calvin und Melanchthon. Fehlt es auch nicht an ähnlichen biographischen Arbeiten, so ist doch schon der Gedanke als ein äußerst glücklicher anzuerkennen, die beiden Reformatorenpaare Deutschlands und der Schweiz in vier gleichzeitig vor unsern Augen entrollten Gemälden nebeneinander zu stellen. Man kann es mit Referent beklagen, daß der Verfasser die feindselige Berührung, in welche die Reformatoren während ihres Lebens zueinander getreten sind, möglichst in den Hintergrund zu rücken sucht; man kann sogar, in welchem Falle Referent sich abermals befindet, die anfänglich getrennte und selbständige Entwickelung der beiden reformatorischen Kirchen im umfassendsten Sinne als eine geschichtliche Nothwendigkeit begreifen, und sich dennoch dem Verfasser zum aufrichtigsten Danke für seine Arbeit verpflichtet fühlen, weil

gerade auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, die Thatsachen reden zu lassen, die wesentliche Zusammengehörigkeit der deutschen und der schweizerischen Reformation am besten veranschaulicht wird. Die Unterschiede, wie bedeutsam an sich, betreffen doch nur die Art, wie das gemeinsame evangelische Princip in den Reformatoren und ihren Kirchen eigenthümliche Gestalt gewonnen hat; aber wer wie wir das Wesen der evangelischen Kirche nicht erschöpft sehen kann in irgendwelcher bestimmten Erscheinungsform, in Lehre, Cultus und Verfassung, wird gerade in jener verschiedenen Ausprägung des einen und untheilbaren evangelischen Grundgedankens eine Bestätigung des oben aufgestellten Satzes erkennen, daß der Begriff der evangelischen Kirche weiter reicht, als die lutherischen und calvinischen Bekenntnißkirchen, oder mit andern Worten, daß die letztern eben in dem Maße, als sie von wahrhaft evangelischem Leben durchdrungen sind, auch den Trieb zu einer höhern Einheit in sich tragen, welche die Unterschiede nicht sowol verkleistert, als vielmehr auf organischem Wege überwindet. In diesem Sinne mögen die unmittelbar aus den Quellen geschöpften, in ebenso frischer und volksthümlicher als des Gegenstandes würdiger Sprache geschriebenen Biographien allen denen empfohlen sein, die das lebendige Bedürfniß in sich tragen, ihr evangelisches Bewußtsein immer aufs neue an den erhabenen Gestalten der reformatorischen Vorzeit zu stärken und zu erfrischen. Der Verfasser hat sich aber unsern Dank auch noch in ganz besonderer Weise verdient durch die seinen Lebensbildern beigefügte treffliche Erörterung über die der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben. Schenkel stellt sich von vornherein auf den einzig richtigen Standpunkt, wenn er als die nächste und erste Aufgabe der Reformation diese bezeichnet, die ausschließliche Gewalt der priesterlichen Kirchenanstalt über die christlichen Gemeinden und Gewissen zu bekämpfen. Er zeigt, wie die Reformatoren ihre ersten siegreichen Angriffe gegen die Behauptung richteten, daß jene priesterliche Anstalt, die sich die Kirche nennt, ein untrügliches Organ der Wahrheit sei. Diesem verhängnißvollen Irrthume gegenüber griffen die Reformatoren zurück auf die Heilige Schrift als die alleinige und ausschließliche Quelle göttlicher Wahrheit, ohne doch den freien menschlichen Antheil an den darin niedergelegten Heilsmittheilungen zu verkennen. Durch eine interessante und namentlich in der Gegenwart doppelt beachtenswerthe Zusammenstellung reformatorischer Aussprüche über die Schrift wird vom Verfasser das Urtheil begründet, daß die Schrift ein in allen Theilen wohl ineinander gefügtes Ganzes der göttlichen Offenbarungsgeschichte, also das Wort Gottes im organischen Sinne sei, aber eben auch nur insofern, als die ganze Schrift von Anfang bis Ende Christum predigt.

In diesem Ganzen unterscheiden die Reformatoren jedoch einen wesentlichen Kern von der ihn umhüllenden Schale, den darin pulsirenden Herzschlag von dem davon beseelten Muskelgewebe, das alles verbindende Eine von dem vielgegliederten Mannichfaltigen.

Die Schrift ist daher nicht „als ein blos äußerlich beglaubigtes Gesetzbuch zu betrachten, welchem der r gelische Christ nur um seiner äußern Autorität w sich unterwerfen soll", sondern sie ist uns die gonteg bigte Kunde der göttlichen Heilsgeschichte, deren M punkt Christus ist und demzufolge glauben wir auch „um der Schrift willen an Christus, sondern um Ch willen der Schrift".

Hiermit ist zugleich auch das evangelische Princip wissenschaftlichen Schriftforschung gewahrt, welche mals an menschliche Satzungen und kirchliches Her men gebunden werden darf, wie denn die Bekenn schriften der evangelischen Kirche selbst, die Concor formel eingeschlossen, sich selbst nur den Werth ve schichtlichen Zeugnissen in Betreff der jeweiligen überlieferung beimessen, also genaue, wenn auch i Praxis nicht immer eingehaltene Grenzen ziehen zw dem Worte Gottes selbst und den menschlichen jewe Auffassungen.

Nach Gottes Willen ist es nun einmal nicht die A der Protestanten, sich mit derjenigen Form der Wah erkenntniß ohne weiteres zu begnügen, in welcher unsere vor mehr als dreihundert Jahren die Heilswahrheit erka ausgesprochen haben, sondern es liegt ihnen als echten K der Reformation vielmehr die Pflicht ob, immer mehr z sen in der Erkenntniß, bis wir alle gelangen zur Einh Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, zur M reife, zum vollen Mannesalter Christi (Eph. 4, 13).

Die Wahrheit ist zwar im Worte Gottes in ihrem Wesen und in ganzer Fülle niedergelegt; aber die Erk der Wahrheit soll eine immer reinere und verklärtere unter uns gewinnen. Wir sollen mit unserer Erkenntni dankbar auf dem Grunde des Bekenntnisses, den unsere im Glauben gelegt haben, stehen; aber von diesem Grun außer welchem kein anderer gelegt werden kann, sollen w unter dem Beistand des in alle Wahrheit leitenden Ge die Tiefen und Höhen, der Wahrheit in Liebe uns bess immer weiter bauen und in allem an den immer innig anwachsen, welcher das Haupt ist, Christus (Eph. 4, 1

Als zweite Aufgabe der Reformation bezeichn Verfasser die persönliche Selbsthingabe an die e Wahrheit. Von dem äußerlichen Gesetzesstandpunk ser Vorstufe, auf welcher die mittelalterliche Kirche geblieben ist, gilt es fortzuschreiten zu der freien s Selbstbestimmung, welche aber nur möglich ist, w Mensch durch den Glauben zum eigensten pers Besitze und damit auch zur vollen Sicherheit seines gelangt ist. Die evangelische Freiheit ist dem M wie für Luther nur möglich, wenn der Mensch auf die eigenen Werke, noch auf irgendein Mi einer kirchlichen Anstalt, sondern einzig und allei die in Christus sich offenbarende ewige erbarmende Gottes sich verläßt. Nur wer im Glauben infolge freien Actes sittlicher Selbstentscheidung auf die Gottes getreten ist,

der hat damit in dem innersten Punkte seines persönlich bens mit der Wurzel aller Sünde der Selbstsucht gebro den Keim zu einer neuen gottgemäßen Lebensentwick sich aufgenommen.

So ist es also gerade das evangelische Grund von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, ches den Gesetzesstandpunkt wahrhaft ethisch über

Die mittelalterliche Kirche ging von der Voraussetzung aus, daß das Verhältniß der erlösten Menschheit zu Gott noch immer wesentlich ein gesetzliches Rechtsverhältniß sei. Hundert Veranstaltungen waren von ihr getroffen, um durch genugthuende Leistungen die Versöhnung des Menschen bei Gott rechtlich zu verdienen. Es war die zweite große Aufgabe der Reformation, diesen Gesetzesstandpunkt zu überwinden und die evangelische Wahrheit wieder zur Anerkennung zu bringen, daß nicht durch äußere Gesetzeserfüllung, sondern durch innere Persönerneuerung allein die Wiedergeburt des Menschen und ein heiliges Leben in Gott begründet werden kann.

Alle diese Sätze des Verfassers sind wahr und treffend, wenn anders das Misverständniß ferngehalten bleibt, als erfolgte unsere Rechtfertigung vor Gott um dieser im Keime durch den Glauben bereits gesetzten und in ihrer dereinstigen Vollendung schon vorausgeschauten persönlichen Erneuerung willen, da diese doch lediglich nur die subjective Bedingung ist, unter welcher die Rechtfertigung allein erfolgen kann, während ihr objectiver Grund allein in dem Erlösungswerke Christi gelegen ist, worin Gott die Menschheit in Christus ansieht. Im entgegengesetzten Falle würden wir ebenso wie gegen das Löhmer'sche „aus Glauben und Werken" so auch gegen die Schenkel'schen Formeln Einspruch erheben müssen.

Als die dritte Aufgabe der Reformation bezeichnet der Verfasser endlich die Heiligung der Gemeinde. Wir müßten das im Vorstehenden von uns Entwickelte geradezu mit andern Worten wiederholen, wenn wir es versuchen wollten, dem Gedankengange dieses Abschnitts weiter folgender zu folgen. Trefflich weiß der Verfasser zu zeigen, wie gerade der hergebrachte mittelalterliche Kirchenbegriff durch die Reformation eine durchgreifende Umbildung erfahren mußte; an die Stelle des gesetzlichen Vorsamdienstes gegen die äußerliche kirchliche Anstalt ist die Gemeinde der Gläubigen getreten, die auf der persönlichen Gemeinschaft der durch Christi Wort und Geist Wiedergeborenen mit Gott beruht. Wir können es nicht umhin, einen von Schenkel mitgetheilten Ausspruch Luther's anzuführen, zum Zeugniß, wie diese Anschauung von der Kirche keineswegs blos der Einseitigkeit in subjectivistischen Irrthümern befangenen Geistern ist:

„Alle, die christliche Einigkeit oder Gemeinde leiblich und äußerlich machen, sind rechte Juden. Denn dieselben warten auch des Messias, daß er soll auf benanntem äußerlichen Ort, nämlich zu Jerusalem, ein äußerlich Reich aufrichten und also den Glauben, der allein Christi Reich geistlich und innerlich macht, fahren lassen.

Daher betont es denn auch der Verfasser, daß die Kirche niemals der Sache und dem Wesen nach in der sichtbaren Erscheinung aufgehen könne, da es vom Standpunkte der Reformation nun einmal keine äußerlich erscheinende, vollkommen reine Kirche gebe.

Drängt im Widerspruche damit die augenblicklich herrschende Strömung einer Zeit nach kirchlicher Gesetzes-, oder gar priesterlichen Machtaufstellung, so ist dies im besten Falle nutzlose, aber verwirrende Arbeit. Durch eine derartige Hinströmung wird das Werk der Reformation in seinem naturgemäßen Fortschreiten jedenfalls eine Zeit lang aufgehalten, die eigentliche Heilsaufgabe der Menschheit unterdessen vernachlässigt und gehindert und die Kirche auf ein ihrem Wesen fremdes Gebiet hinübergenöthigt, bis sie dem ihr innewohnenden Zuge aufs neue folgend, zu ihrer wahren, auf die innerliche Erneuerung der Menschen gerichteten Naturbestimmung wieder zurückkehrt.

Allerdings scheint uns der Verfasser ebenso wie Laboulaye zu weit zu gehen, wenn er überhaupt das Bestreben, eine äußerliche kirchliche Anstalt zu gründen und zu erhalten, als unprotestantisch verwirft, und er selbst muß im Verlaufe seiner Erörterung diesen Satz einigermaßen beschränken, indem er ganz in reformatorischer Weise auf die Predigt des göttlichen Wortes und die Verwaltung der Sakramente hinweist, in welcher eine auch äußere Gemeinschaft bildende Kraft, ja überhaupt die unentbehrliche Grundlage jeder äußern kirchlichen Gemeinschaft liege. Ist die Kirche, sofern sie geschichtlich zur Erscheinung kommt, eine äußere Gemeinschaft, so bedarf sie auch der äußern Ordnungen in Lehre, Verfassung, Cultus und Disciplin, ist also in der That eine äußere Anstalt. Nicht darin also, daß die Kirche als Anstalt bezeichnet wird, liegt etwas Unprotestantisches, sondern darin, daß sie wesentlich Anstalt und in ihrer jeweiligen anstaltlichen Erscheinungsform untrüglich und unwandelbar sein soll, oder daß das lebendige Princip der Kirche, die Idee des göttlichen Reichs, wie solche durch den von Christus dem Haupte ausströmenden und vermittelst Wort und Sakrament in den Gläubigen Wohnung machenden Gottesgeist fort und fort auf Erden Gestalt gewinnt, in eins gesetzt wird mit ihrer geschichtlichen Erscheinung in irgendeiner bestimmten kirchlichen Anstalt. Freilich hat sich der geehrte Verfasser diese richtige Einsicht einigermaßen dadurch erschwert, daß er als die eigentliche Lebenswurzel der Kirche den Glauben, also ein subjectives Element setzt, statt jener durch Wort und Sakrament wirksamen objectiv göttlichen Macht, die selbst erst die über allen Gläubigen stehende Quelle des Glaubens ist. Indessen fürchten wir nicht, uns durch diese nothwendige Berichtigung in principiellen Gegensatz zu dem Verfasser zu setzen, mit welchem wir uns in allem Uebrigen im wesentlichen Einverständniß wissen.

Was der Verfasser sonst noch über den kirchlichen Gottesdienst, das evangelische Gemeindeleben, die Mission der Sonderkirchen, die Kindertaufe u. s. w. bemerkt, sei, auch ohne daß wir es im einzelnen besprechen, allen christlichen Lesern zur ernstlichen Erwägung empfohlen; nur seine Ausführungen über Staat und Kirche vermögen wir uns nicht so unbedingt anzueignen, da hier der Staatsgewalt bei aller Mäßigung denn doch eine größere Macht über die Kirche eingeräumt wird, als sich mit der anzustrebenden Selbständigkeit der letztern zu vertragen scheint.

Es ist von Interesse, mit dieser Schenkel'schen Schrift noch eine andere zu vergleichen, welche bei sehr bedeutenden Verschiedenheiten in den Grundbegriffen wie in den praktischen Resultaten denn doch auch wieder sehr wesentliche Berührungspunkte mit derselben bietet: wir meinen Leopold Immanuel Rückert's „Büchlein von der Kirche". Wenn

es nach dem bei Schenkel vorwiegenden Idealismus zuweilen scheint, als sollte die sichtbare Kirche vollständig in der sogenannten unsichtbaren, der Gemeinde der Gläubigen aufgehen, so begegnet uns bei Rückert ein durchaus realistischer Kirchenbegriff, der auf die strengste Scheidung von Kirche und Gemeinde hinausläuft. Wir vermögen uns freilich auch diese Anschauungsweise nicht ohne wesentliche Modificationen anzueignen, müssen ihr jedoch die Anerkennung zollen, daß sie ein berechtigtes Gegengewicht gegen eine einseitige idealistische Fassung bildet. Rückert lehnt es ab, von einer „Idee" der Kirche zu reden, weil der Sprachgebrauch als Ideen blos die Uranschauungen des Geistes aufzufassen heische, und will dafür den Ausdruck „Begriff" der Kirche gebraucht wissen, was in der Sache auf dasselbe hinauskommt, daher wir uns gern einer weitern Auseinandersetzung über das Wort „Idee" der Kirche enthalten können, obwol wir bekennen müssen, hierin abweichender Meinung zu sein.

Als Begriff der Kirche bezeichnet der Verfasser die Gemeinde, näher die Gemeinde Christi oder die christliche Gemeinde als den Verein der Gläubigen; die gemeindebildende Kraft findet er in dem innern Bande der Geisteseinheit, die Bestimmung der Gemeinde sei die Herbeiführung des Gottesreichs auf Erden, ihre Thätigkeit gegenseitige Erbauung nach innen, werbende Mission nach außen. Aus der Schrift führt der Verfasser darauf den Beweis, daß Christus die Entstehung der Gemeinde gewollt, eine Lehre von der Gemeinde aber nicht aufgestellt habe, während die Apostel von der Gemeinde als einer engverbundenen organischen Einheit reden, aber nur die Gemeinschaft der wirklich Gläubigen, durch den Glauben an Christus Erlösten im Sinne haben. Von der Gemeinde in diesem Sinne, wie sie allein das Denken vom Begriff aus einstimmig mit den Erklärungen des Neuen Testaments gewinne, unterscheidet der Verfasser nun aufs schärfste die Kirche als die äußerlich sichtbare Menge aller, die den Christennamen führen, oder aller Getauften, und will nur auf letztere den Namen Kirche angewendet wissen. Während die Gemeinde des Begriffs nie in der Wirklichkeit bestanden hat, ist das seit der Apostel Zeiten wirklich ins Leben Getretene nur die Kirche gewesen, die in sich zwei ihrem sittlichen Sein nach höchst unterschiedene Bestandtheile schließe: die wesentlichen Glieder der Gemeinde, denen es aber an wirklicher Gemeinschaft fehlt, und eine lange gliederreiche Stufenfolge von andern, von den dem Christenthum Geneigten an bis herab zu den innerlich Losgerissenen und Widerwärtigen. Diese Kirche ist daher kein Ganzes, sondern ein Haufwerk des Verschiedensten und Ungleichartigsten; aber was an innerer Einheit des Glaubens fehlt, wird durch die gesetzliche Einheit des Namens ersetzt, das freie Herzensbekenntniß durch Bekenntnißformeln. Ihre Verfassung, deren Ausbildung gerade am wenigsten den im vollen christlichen Leben Stehenden anheimfällt, vollendet sich erst, wenn der zahlreiche Stand der Regierenden sich zur Pyramide zuspitzt: zur Bezahlung ihrer Arbeiter bedarf sie Geld, sie wird Handelsverein, Lohnanstalt, Wirthschaftsanstalt; ihr Verhältniß zum Staate ist das eines fortwährenden Kampfes, der, je nachdem das Staatsbewußtsein oder das Kirchenbewußtsein überwiegt, zur Herrschaft des einen Theils über den andern führen muß; ihr Amt ist ein zwischen Gott und den Menschen an Mittlerstatt stehendes Priesterthum, das sich rühmt, im Besitz der Schlüssel zum Himmelreiche zu sein, nicht bedacht, für Christus Menschenherzen, sondern nur für die Kirche Glieder zu gewinnen, und als Bedingung der Theilnahme an ihren Gütern nur Glauben an das, was sie lehrt und Unterwerfung unter ihre Satzungen und Formen fordert. Dies ist nach Rückert die Kirche, welche entstehen muß, wenn an die Stelle der Gemeinde der Gläubigen die Gemeinschaft der Getauften tritt, und die Geschichte des Mittelalters zumal zeigt, daß diese Kirche wirklich entstanden ist. Die Reformation hat zwar keine Erneuerung der Christenheit, wol aber eine Erneuerung der Kirche gebracht, indem sie auf die Frage, wie gelangt der sündige Mensch zum Heil, die allein richtige Antwort wieder aufgefunden hat, welche schon Paulus gab: durch die Rechtfertigung aus dem Glauben. Damit war wenigstens eine Anstalt hergestellt, welche jedem, der es wollte, die Mittel an die Hand gab, das Heil im Glauben an Christus zu gewinnen, so rein und ungefälscht als es irgend möglich war. Hauptarbeit mußte also unter den einmal gegebenen Verhältnissen nicht Herstellung einer reinen Gemeinde der Gläubigen, sondern Herstellung der Lehre sein; von der Rechtfertigung aus dem Glauben als dem Mittelpunkte aus mußte der gesammte Lehrinhalt wie das gesammte Kirchenthum geprüft und reformirt werden. In Wirklichkeit aber ward nur der geringste Theil des begonnenen Werks vollendet, man begann zu stocken, dann stand man still und ging endlich rückwärts. Wenn auch das christliche Wesen erwacht, das heidnische und jüdische Wesen der alten Kirche abgethan war, so wurde die Reinigung der Lehre nur halb gethan, in vielen Stücken behielt man bei, was wegzuwerfen war, und gerieth so in Widerspruch mit dem eigenen Princip der Reformation. Bald kam die Zeit der Bekenntnißformeln, mit denen diejenigen, welche Herren der Kirche geworden waren, die Einheit erzwingen wollten; die Kirche ward eine arme Magd, dienstbar gemacht der weltlichen Obrigkeit, zuletzt gab es genau genommen gar keine Kirche, sondern nur Theologen, die vom Staate Brot und Befehle empfingen, daneben Unterthanen, eine Heerde, die Hirten jene unter ihrem Oberhirten, dem Landesherrn waren. So ist denn

die Kirche des Alterthums und die des Mittelalters die lebendige Gemeinde, welche Christus wollte und die Apostel dachten nie gewesen, hat den Schatz, den zu spenden und zu bewahren sie beauftragt war, schlecht verwaltet und soviel an ihr war vergeudet, hat mit vielem jüdischen und heidnischen Wesen ihn verunreinigt und die Menschen, deren Führerin zum Heil sie sein sollte, in der Irre umhergeführt. Die Bewegung des 16. Jahrhunderts hat von Anfang an das rechte Ziel ergriffen, den rechten Punkt ins Auge gefaßt, hat auf die höchste Lebensfrage die rechte evangelische Antwort gefunden und sie zum Mittelpunkte der Lehre und des Kirchenthums erhoben, hat sich des heidnischen und jüdischen Wesens, das sie vorgefun-

ıtledigt und den rechten Weg des Heils wieder auf-

ist diese Kirche unter allen die einzige, die den der evangelischen verdient, trotz des vielen, was haft an ihr geblieben und was sie versäumt hat. ın ihre Aufgabe noch erreichen, wenn anders sie recht erkennt, nämlich immer vollkommenere An- werden zur Erbauung und christlichen Förderung ın Gläubigen, wie zur Gewinnung derer, die es erden sollen. Dies aber kann sie nur, wenn sie in vollern Sinne evangelisch wird, gegründet auf die ıen, deren Verkündigerin die evangelische Geschichte ringend in die Tiefen des göttlichen Rathschlusses, diesen Thatsachen zur Ausführung und Offenba- m und in das Wesen dieser Offenbarung selbst, chdringend mit dem Geiste des Evangeliums, der st der Freiheit ist, sich bereichernd mit den Schä- Erkenntniß, die in Geschichte und Schrift ent- ind, bereit für jeden, der die Mühe sie zu heben eut, und von sich legend, was sie von unevange- Wesen noch an sich findet.

unterbrechen hier die Erörterung des Verfassers, nigstens in einem aber allerdings bedeutsamen einige Erinnerungen anzuknüpfen. Wir bemerk- ı, daß uns der realistische Kirchenbegriff des ge- erfassers sein gutes Recht zu haben scheint ge- einer schon beim Beginn der Reformation ein- ı und neuerdings von vielen der besten Männer sten Ueberspannung des Begriffs der unsichtba- ge, mit welcher zuletzt kein realer Bestand der uf Erden mehr vereinbar bleibt. Allein die Un- ng, die der Verfasser macht zwischen der Ge- ls dem freien Verein der durch den gemeinsa- uben an die Erlösung in Christus Verbundenen Kirche als der äußern sichtbaren Masse aller, die stennamen führen, entgeht ebenso wenig wie die ı Versuche, von denen nur die Ansicht Schleier- und der sich ihm Anschließenden auszunehmen Gefahr, die Kirche in zwei völlig äußerlich zu- stehenden Haufen von Menschen zu zerfällen, üssen es sogar als ein nicht gering anzuschla- erdienst Rückert's anerkennen, daß er selbst die- bestand in aller Offenheit darlegt. Auch abge- der Frage, ob es eine Idee der Kirche gebe t, halten wir uns doch nicht berechtigt, die ihrer geschichtlichen Wirklichkeit eben nur als ere Haufwerk aller Getauften zu fassen. Nach Seite hin betrachtet ist freilich die Rückert'sche ıg nichts als ein zum Erschrecken treues Bild ıs geschichtlich eingetreten ist, und den moder- retern des unfehlbaren Kirchenthums einen sol- egel vorgehalten zu haben, ist ein nicht hoch zuschlagendes Verdienst des Verfassers. Aber es auch ist, daß die wirkliche Kirche niemals griff entspricht, sowenig darf andererseits ver- den, daß die Gemeinde, wie Rückert sie be- ls solche nie und nirgends rein in der Welt zur Erscheinung kommen kann. Die blos quantitative Betrachtungsweise reicht jedoch überhaupt nicht aus, da die Welt nicht blos in jenen nur äußerlich der Kirche zugehörigen Gliedern zu finden ist, sondern auch in den Gläubigen selbst, welche schon Glieder der (unsichtbaren) Gemeinde sind. Man muß vielmehr, wie nicht oft genug erinnert werden kann, scheiden zwischen dem bei aller Unsichtbarkeit doch allein wirksamen und schaffenden Lebensprincip der Kirche, oder jener Idee des Gottesreichs, wie sie in dem Gleichnisse vom Sauerteig ausgesprochen ist, und der geschichtlichen Verwirklichung jener Idee in der Welt, oder der Kirche in ihrer Sichtbarkeit als äußerer Anstalt. Was vom Verfasser ausschließlich als Abfall vom Begriff der Kirche betrachtet und mit so düstern Farben gemalt wird, das ist doch auf der andern Seite wieder nichts anderes als eben jene geschichtliche Vermittelung der Kirche mit der Welt. Die Kirche muß, indem sie Gestalt auf Erden gewinnt, durch jene trübe Mischung von Himmlischem und Irdischem hindurch, und wenn auch bisweilen Zeiten kommen, in denen wie im spätern Mittelalter ihr eigentliches Wesen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, so liegt doch eben in der weltüberwindenden und welterneuernden Macht des in ihr waltenden göttlichen Geistes die gewisse Bürgschaft für ihre wenn auch nicht in gerader Linie, so doch nicht minder unaufhaltsam fortschreitende Annäherung an ihre Idee. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen ist das große Reinigungs- und Erneuerungswerk der Reformation als eine durch den Heiligen Geist gewirkte Selbstbesinnung der Kirche auf ihr eigentliches Wesen zu betrachten, und wie richtig es auch ist, daß auch die Reformation die reine Gemeinde der Gläubigen nicht herzustellen vermochte, so ist doch andererseits die Reinigung der Lehre von ihrer jüdischen Entstellung im mittelalterlichen Katholicismus, wie der Verfasser selbst nachgewiesen hat, nichts mehr und nichts weniger als die Wiederauffindung des alleinigen Wegs zum Heil, hat also die Heiligung der Gemeinde zu ihrem eigentlichen Ziele. Uebrigens erkennt der Verfasser ebenfalls selbst, daß die Herstellung der reinen Gemeinde, solange die Kirche noch im Kampfe liegt mit der Welt, ein nur annäherungsweise zu erreichendes Ideal sei; wir setzen hinzu, sie ist nicht blos ein jenseitiges Ideal, sondern in der That eine in der realen Gegenwart schon lebendig wirksame Idee, und ohne über das zu trauern, was nun einmal, solange es eine Welt gibt — das Wort im biblischen Sinne genommen —, nicht anders sein kann, vertrauen wir auf die über allen gläubigen und ungläubigen Individuen stehende, in der geschichtlichen Kirche sich bethätigende objectiv göttliche Macht, welche nothwendig zu immer reinerer Ausprägung der Idee des Gottesreiches führen muß.

Um so mehr sind wir einverstanden mit der weitern Entwickelung, zu welcher der Verfasser sich hinwendet, nachdem er der evangelischen Kirche einen Spiegel dessen vorgehalten, was sie werden kann und werden soll.

Er zeigt zunächſt, wie die evangeliſche Kirche weſentlich eine ſei. Die äußere Trennung in eine lutheriſche und eine reformirte Kirche dürfe darum keine innere Trennung begründen, da beide in der Hauptlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben und in allem, was weſentlich iſt zum evangeliſchen Chriſtenthum, übereinſtimmten; auch iſt es nicht die evangeliſche Kirche ſelbſt geweſen, die ſich getrennt hat, ſondern „die Eiferer, die in ihrem Namen redeten, haben ſie zerriſſen" und reißen jetzt abermals „in guter Meinung und in rechter Treue", aber von gleichem Irrthum befangen wie ehedem, auseinander, was ſchon verbunden und feſt verwachſen war. Man mag über die geſchichtliche Bedeutung und theologiſche Tragweite jener Spaltung urtheilen wie man will: der Verfaſſer hat Recht, wenn er die Einheit im Weſentlichen, d. h. in der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben für hinreichend erachtet, um die äußere Vereinigung beider evangeliſchen Kirchen zu begründen; was von Unterſchieden bleibt, gehört unter die mancherlei Darſtellungsformen der einen Wahrheit, für die in der evangeliſchen Kirche freier Raum bleiben muß.

Von dieſem Standpunkte aus werden zuletzt noch die Aufgaben und Beſtrebungen der Gegenwart beleuchtet. In einem intereſſanten Ueberblicke über das, was jetzt über das Weſen und die Kennzeichen der Kirche, über Bekenntniß, geiſtliches Amt und Kirchenverfaſſung verhandelt wird, beleuchtet der Verfaſſer zunächſt vom Mittelpunkte der evangeliſchen Grundanſchauung aus das Unevangeliſche und zum Theil katholiſirende Treiben vieler Neuern und wendet ſich ſchließlich zu den Mitteln, der tief verfallenen evangeliſchen Kirche wieder aufzuhelfen. Er zeigt, wie alle die neuerdings betretenen Wege, Beſetzung der akademiſchen Lehrſtühle mit „rechtgläubigen" oder „kirchlichen" Lehrern, Begünſtigung derjenigen Studirenden, welche dieſe Lehrer aufſuchen, Verpflichtung auf die Symbole, Anſtellung von Männern bewährter Gläubigkeit u. ſ. w., ſchon oftmals erfolglos eingeſchlagen worden ſeien und am allerwenigſten zum Heil der Kirche ausſchlagen könnten, da die Theologie, die man wiederherſtellen wolle, der Vergangenheit angehöre und durch die geſammte tief ins Volk gedrungene allgemeine Bildung weit überflügelt, nur ſcheinbar zu neuem Leben erweckt werden könne. Der Verfaſſer will nicht, „daß der Gemeinde gepredigt werde, was die Ohren kitzelt und den Sinnen ſchmeichelt", er will ſie nicht von Chriſtus dem Erlöſer weg zu Jeſus dem Weiſen von Nazareth hinweiſen, nicht die Sünde mit freundlichen Worten zugedeckt und die Gemeinde um den ſchweren Glauben herum auf leichterworbene Tugendauen geführt wiſſen, aber er verlangt das uralte Weſen des Evangeliums, die Predigt von Buße und Glauben nicht in den alten Denkformen des 16., ebenſo wenig wie in den neuerfundenen des 19. Jahrhunderts, ſondern „ſo, wie ein um eine Reihe von Jahrhunderten vorgeſchrittenes Denken das Weſen zu erfaſſen vermag".

Der Verfaſſer wendet ſich hierauf zur Beurtheilung der Beſtrebungen, die ſich auf das Volk beziehen. Der Reihe nach werden alle die Verſuche, von denen man heutzutage die Belebung der Kirchlichkeit im Volke zu warten pflegt, beſprochen und — verworfen. Der Ki kann nicht geholfen werden durch Begünſtigung der Litu auf Koſten der Predigt, nach deren Hingabe wir bald Rom verloren wären, am allerwenigſten durch Einführ der „deutſchen Meſſe"; auch nicht durch gewaltſame E dereinführung der alten Geſangbücher, die nur W willen erwecken müſſe, da das Volk nun einmal an len der alten Lieder in Inhalt und Form Anſtoß nel nicht durch Erſchwerung der Ehe und Eheſcheidung, durch des unheiligen Lebens nur mehr ſtatt wer würde; nicht durch Wiederherſtellung der Beichte, ſo ſie zwangsweiſe erfolge, wodurch gerade ihr Segen ſtört werde; endlich auch nicht durch äußere Kirchenz die nur die Niedrigen, nicht die Hochſtehenden erre könne, und ſoweit ſie überhaupt ohne äußern Zwang anwenden ließe, als durch Entziehung des Abendm des Pathenrechts, des chriſtlichen Begräbniſſes für einen keine Strafe ſei, während ſie den andern nur z den bringe, den die Zucht nicht bringen dürfe.

Wir ſind in vielen Punkten mit dem Verfaſſer verſtanden, am lebhafteſten darin, daß alle äußern Zwa mittel vom polizeilichen Verfolgen der Widerſtreb an bis herab zu dem ſanften Unterjochen durch a unſchuldig ſcheinende Mittelchen unbedingt verw werden müſſen. Dagegen darf nicht verkannt we daß eine vom Staate völlig freie Kirche, ohne der heit der einzelnen zu nahe zu treten, mancherlei Z der Disciplin anwenden dürfe, die im Staatskirchen nur als widerwärtige Zwangsmaßregeln erſcheinen mü Mache man endlich doch Ernſt mit der Trennung der K vom Staat, enthebe die Geiſtlichkeit aller bürgerlichen F tionen, ſchaffe die bürgerliche Verpflichtung zur T zur kirchlichen Trauung u. ſ. w. ab, enthalte ſich der miſchung aller Handlungen von religiöſer Bedeutung, des Eides in Dingen, die rein bürgerlich behandelt wollen, unterwerfe überhaupt ebenſo wenig die Ge geſetzgebung kirchlichen, als die innern Angelegenh kirchlicher Vereine politiſchen Rückſichten, ſo mag die Kirche in aller Freiheit berathen, ob die kirc Trauung ſolcher, die anders als um Ehebruchs w geſchieden ſind, dem Geiſte des Evangeliums gemä oder nicht, ob die Taufe Erwachſener ein grundſät der ſpiritualiſtiſcher Irrthum oder eine Sache ſei, wie in der alten Kirche, dem Gewiſſen eines jeden laſſen bleiben könne, und was dieſe und ähnliche Fr mehr ſind. Eine ſolche ſtaatsfreie Kirche hat aber ſerer Ueberzeugung nach nicht blos das Recht, ſon geradezu die Pflicht zur Wiedereinführung der Kir zucht, ſoweit dieſelbe anders fern bleibt von allem g lich äußerlichen Weſen. Welche Disciplinarmittel in wendung gebracht werden dürfen, welche nicht, da eine ſchwere praktiſche Frage, die wir hier nicht aufzuw wagen; ſicher ſteht uns ſo viel, daß ſie im Geiſte der von der ganzen Gemeinde geübt, vielleicht hier und d nen Widerwärtigen erbittern, einen innerlich Gleichgül zurückſtoßen könne, aber auch manchen Leichtſinnigen

ng, manchen Abgewichenen zur Umkehr, man-
chmüthigen zur Demuth, manchen Sünder zur
hren werde. Was insbesondere den sogenannten
Bann, Entziehung des Abendmahls, des Pathen-
es christlichen Begräbnisses betrifft, so bleibt der-
n Uebel, solange nur die Pfarrer oder, was bei-
h schlimmer, nur ein hohes Kirchenregiment das
ıben soll, ihn zu üben; der Gemeinde muß Frei-
ssen werden, ihn zu verhängen, ebenso wie dem
Freiheit gelassen werden muß, sich ihm zu un-
oder durch Austritt aus dem Verein zu ent-

sind im Princip mit dem Verfasser einig, wenn
aus dem gemeinsamen Princip hier und da
andere Consequenzen ziehen zu müssen. Dieses
ist das der Freiheit ohne Hintergedanken. Das
Mittel, der evangelischen Kirche aufzuhelfen, die,
Verfasser sagt, nur noch den Anblick eines wei-
mmerhaufens bietet, aus welchem hier und dort
ı gebliebenes Hüttlein sich erhebt, kann also nur
:eien werbenden Thätigkeit der Kirche gefunden
Der Verfasser bezeichnet dieselbe als Mission.
ın, das ist das Wort des Räthsels, das die Antwort
:age: wie mag Hülfe kommen? Durch Mission oder
:rgeblich.
te muß dahinten gelassen und eine neue Bahn
werden. Das Todte ist aber die Zwangskirche,
lche Namenskirche, d. h. Scheinkirche ist.
eutsche, um nicht zu sagen die europäische Mensch-
nicht christlich sein: was würde es schaden, wenn
:eigebe, das zu heißen, was sie ist, die Zwangskirche
eße und die Missionskirche an ihre Stelle setzte?
Staaten sollen aufhören, sich christlich zu nen-
staatsbürgerliche Rechte an einen Namen zu
)er als leerer Name alles Werthes ermangelt —
in wenig Jahren, wo nicht eher, nur die noch Chri-
, die Christen sind. Und dann soll's heißen: Hie
s Herrn und Gideon,
ollen diese Christen alle ihre Kräfte aufwenden
ın, für allumfassende Mission,
) ist, soll zum Arbeitsfelde der Mission gehören, die
)erschiedene, sondern nur noch einen Namen tragen
amen der Missien. Würde in diesem Sinne Ernst
d würde vermieden, was die Erfahrung als ver-
:gewiesen hat, so würde der Schein ein Ende haben
)er Wahrheit werden, als die Gegenwart darbietet;
:heit vielleicht nur klein an Zahl, aber alle, die den
:en, hätten auch das Wesen, und wenn Gott Se-
könnte das Wort vom Senfkorn noch einmal eine
)erden.
ich schöne und beherzigenswerthe Worte, deren
dadurch nichts verliert, daß sie dermalen noch
)sicht haben Beachtung zu finden. Nur einer
des Verfassers müssen wir entgegentreten, der,
sein Rath befolgt, eine Zeit wiederkehren werde,
ie den Namen haben, auch das Wesen hätten.
ie Kirche ihren Entwickelungsgang in der Welt
vollendet hat, wird sie nicht nur mit der
ßen, sondern auch mit der Welt drinnen zu

kämpfen haben, und wenn es auch je gelingen sollte, eine Gemeinde von lauter Gläubigen auf dem angedeuteten Wege zu sammeln, so würde einerseits das Missionswerk der Kirche an ihren eigenen Gliedern noch nicht zu Ende sein, andererseits müßte sich schon in der nächsten Generation die Erscheinung wiederholen, daß viele äußerlich zur Kirche sich halten, ohne bereits innerlich von der Macht des Geistes ergriffen zu sein. Das letztere wird überhaupt nur in einem Falle und selbst dann nur zum Scheine vermieden werden können: wenn man nach dem Beispiele der Donatisten durch Ausschließung aller offenbaren Sünder und Ungläubigen eine „Kirche der Reinen" herzustellen versuchte. Der Verfasser wird von dieser Auskunft so wenig etwas hören wollen als wir; abgesehen davon, daß man die Kirche dadurch muthwillig zur Sekte herabdrückt, sonach ihren geschichtlichen Bestand auf Erden überhaupt in Frage stellt, so würde die kirchliche Lebensfrage dadurch wieder im Sinne des Zwanges und der äußern Gesetzlichkeit statt im Sinne der Freiheit entschieden werden.

Eben hierin aber stimmen wir mit dem Verfasser unbedingt überein, daß das eigene Princip der Kirche die Anwendung äußerer Zwangsmittel gegen die, welche ihr nun einmal nicht angehören wollen, schlechthin verbietet. Gebe man es also immerhin jedem frei, ob er sich zur Kirche halten wolle oder nicht, und überlasse alles andere getrost der innern Macht der seligmachenden Wahrheit selbst. Solange die Kirche Staats- und Polizeianstalt bleibt, entfremdet sie nur die Gemüther; unter dem täuschenden Scheine des „Schutzes" legt der „christliche Staat" ihr nur Fesseln an und hemmt die freie Entfaltung ihrer Kräfte. Darum Freiheit, die ganze und volle Freiheit für den Glauben wie für den Unglauben, für die Kirche wie für die, denen aller kirchliche Sinn abhanden gekommen ist — und will's Gott, so wird so mancher, der jetzt widerwillig von der Staatskirche sich abwendet, durch die Macht des Geistes und der Wahrheit überwunden, freiwillig zu der freien Kirche zurückkehren. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein, wer aber sein Vertrauen auf äußere Zwangsmittel setzt, hat aufs Fleisch gesäet und wird, wie Bibel und Geschichte lehren, vom Fleische das Verderben ernten.

19.

Sabbatfeier. Roman von Elise Polko. Mit einem Vorwort von Heinrich Koenig. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Vorliegender Roman unterscheidet sich von den Romanen, wie sie gewöhnlich von Frauen geschrieben werden, in manchen Stücken in recht vortheilhafter Weise. Zuvörderst durch die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, womit die Verfasserin die theils aus natürlicher Anlage, theils und noch mehr aus falscher Erziehung und übertrieben raffinirten Gesellschaftsverhältnissen hervorgehenden Mängel und Gebrechen ihres Geschlechts ohne Rückhalt darstellt, wenigstens einen guten Theil derselben; sodann durch eine bei Schriftverfasserinnen äußerst selten anzutreffende Gabe des Humors und der Satire, die sich aber stets in anmuthige gefällige Formen und in das Gewand schalk-

haster Laune kleidet. Elise Polko gehört nicht zu den pathetischen Naturen, die leicht geneigt sind, Personen und Verhältnisse in ein ideales Licht zu rücken und blendende Effecte auf Kosten der Wahrheit zu erzielen. Es beweist sich auch hier, daß die Neigung zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit in unserer Zeit von selbst zu satirischer Auffassung des Wirklichen führt, während freilich auch eine Anlage zur Satire einem Autor angeboren sein muß, um sich nicht durch den bestechenden Glanz und Flimmer, womit heutzutage so oft Dinge und Verhältnisse überfirnißt sind, über deren innere Hohlheit täuschen zu lassen. Uebrigens bilden Humor und Satire keineswegs die Grundfarbe des Romans, sie treten nur je nach Gelegenheit und namentlich im ersten Bande hervor. Die „Sabbatfeier" gehört zu den vielen deutschen Romanen, deren Werth vorzugsweise in den gelungenen Episoden und Einzelschilderungen und nicht in der künstlerischen Abrundung des Ganzen besteht; denn dieses wird alle Augenblicke durch Reflexionen und Einschiebsel unterbrochen. In den englischen und französischen Romanen pflegt die Erfindung und der spannende Gang der Erzählung die Hauptsache zu sein, sodaß der Leser sich in ihrer Lectüre nur ungern unterbricht, weil er stets begierig ist, zu erfahren, wie sich die Schicksale der Hauptpersonen weiter gestalten werden. Deutsche Romane, und gerade die bessern, kann man nach der Vollendung eines Abschnitts in der Regel auf Stunden und Tage beiseite thun, ohne das dringende Bedürfniß zu spüren, die Lectüre fortzusetzen. Ja, solche Ruhepausen sind fast geboten, um das eben Gelesene zu verdauen und innerlich zu verarbeiten. Denn was Empfindungen, was Gedanken und fruchtbare „Gedankenkeime" betrifft, so könnte ein deutscher Romandichter, vorausgesetzt, daß er überhaupt tieferes geistiges Leben besitzt und nicht zu den bloßen Handwerkern gehört, oft ein Dutzend französischer oder englischer Erzähler damit versorgen. Zu diesen Romanen der echt deutschen Art gehört auch der vorliegende, den man wesentlich den Romanen confessioneller Gattung zuzählen muß.

Sein Titel erklärt sich aus dem vorgesetzten Schleiermacher'schen Motto: „Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst", zu welchem Heinrich Koenig in dem kurzen, in Form eines Briefs an die Verfasserin gekleideten Vorwort den Commentar liefert, und zwar in folgenden Worten: „Wahrlich! Sie haben sich eine hohe und der besten Feder würdige Aufgabe genommen, die vollständig nur gelöst werden kann, wenn Sie uns eine Seele vorführen, die sich frei macht, und eine, die zu Grunde geht. Und wenn Sie als innige seelenvolle Frau, wie wir Sie aus manchen Schriften kennen, uns die Träume junger Mädchenherzen und deren Erfüllung erzählen wollen, so werden Sie sich auch auf ernste, tiefe Mädchenseelen besinnen müssen, wie sie sich im Wirbel und Taumel der Nichtigkeiten und Kindereien von heute wol nur sehr vereinzelt finden lassen."

Die Verfasserin schildert in ihrem Roman die Lebensschicksale zweier Freundinnen, Margarethe und Valerie. Namentlich die letztere ist eine liebliche und reizende Erscheinung, während uns die Verfasserin den Charakter Margarethens nicht ganz klar zur Anschauung gebracht zu haben scheint. Von ihr, deren Wesen von Anfang an etwas Ernstes und Gesetztes zu haben scheint, begreifen wir gerade am wenigsten, wie sie dazu kommt, erst mit einem Maler ein Verhältniß anzuknüpfen, dann einen Dichter zu heirathen, und da dieser sie vernachlässigt und für Valerie zu schwärmen beginnt, sich wieder ihrem ersten Geliebten zu nähern, sodaß es ihrer ganzen Energie bedarf, sich aus den ihr gelegten Fallstricken des Bösen zu retten. Doch bleibt ihre Ehe fortan eine freudenlose; sie lebt mit ihrer Tochter jahraus jahrein still und einsam auf Rosenau, während Georg von Letten, ihr Gemahl, der mit einem Trauerspiel und einigen Lustspielen ziemlich glänzend aufgetreten, den größten Theil des Jahres in Berlin und Dresden verbringt, „gefeiert von allen Frauen, die das «glückselige» Weib des Dichters beneideten". Valerie, der Liebling der Verfasserin, hat inzwischen an der Seite eines einfachen gediegenen Mannes, des Professors Ehrhardt, das Glück gefunden, welches Margarethe in ihrer aus ihrem Grundcharakter nicht sehr erklärlichen Vorliebe für Künstler und Poeten verfehlt hat. In dem Maler Egen Fels und in dem Dichter Georg von Letten scheint die Verfasserin den blasirten Egoismus moderner Künstlernaturen haben schildern und geißeln zu wollen. Der Poet Georg von Letten erscheint, trotz seiner Dichtergabe, im Grunde als ein sehr gehaltloser unnützer Mensch, während dem Maler entwirft die Verfasserin folgende Schilderung: „In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Kränkliches, Nervenreizbares; eine Frau, die mit ihm längere Zeit sprach, konnte keinen Augenblick die Erinnerung daran verlieren: Genug, um fortwährend ein gewisses Interesse an ihm zu erhalten während der Unterhaltung. Eine ganze Reihe Koketterien: ein ermüdetes Zurücklehnen, ein Schließen der Augen mit dem Ausdruck einer gewissen schmerzlichen Ermattung, eine Bewegung mit der Hand nach der Brust, die er mit dem sichersten Erfolge anzuwenden. Egen Fels war ein Meister in der Kunst des Umgangs mit Frauen." Seine Männer nannten ihn „eitel, oberflächlich, affectirt" und hielten ihn für völlig „ungefährlich", und die Verfasserin knüpft hiervon Anlaß zu der Bemerkung: „Der Blick für die sogenannte «Gefährlichkeit» eines männlichen Individuums im Verzug auf sein Verhältniß zum schönen Geschlecht ist so unglaublich kurzsichtig, wie der Geschmack der Frauen selbst. Kein Mann scheint in der That über diesen Punkt ebenso unbefangen frei urtheilen zu können, wie eine Frau, wenn es sich um Frauenschönheit zu entscheiden." Eine echte Künstlerin älterer Generation führt sie dagegen in dem alten Musiker Pohlhardt vor, einer der gelungensten Figuren des Romans, durch die sie beweist, daß sie auch männliche Charaktere gut zu schildern weiß. „Es gibt", sagt die Verfasserin, interessante Gestalten unter jener «alten Garde», die müßte man die Anhänger jener todten Kaiser im Reich der Musik wol nennen; Gestalten mit eisernen Stirnen und festern Zügen, mit Augen, in denen kein Hoffen, nur ein innern steht, ein starres Erinnern an eine große Zeit, die vergangen, und es ist etwas Rührendes um diese Treue der Vergangenheit. Sie kämpfen für ihre großen Todten einem Feinde, der ewig Sieger bleiben muß, mit dem und das heimliche Bewußtsein des erfolglosen Kampfes leiht ihnen oft eine Bitterkeit und Schroffheit, die nicht überwindet als der Tod."

Mit glücklichem Humor sind gleich zu Anfang die mans die Scenen im Pensionat der Madame Wagner dort, und für solche Darstellungen, welche innere und Erfahrungen betreffen, von denen wir Männer nicht wenig wissen können, hat man der Verfasserin, wie überhaupt schriftstellernden Frauen besonders dankbar zu sein. Margarethe jubelt ihrer Erlösung aus dem Fütterungs- und Erziehungsstall der Madame Wagner entgegen: „O — und nun fällt mir ein, das Lesen! Das wird eine Hauptfreude. Ich will lesen und immer lesen, niemand darf mir das Buch wegnehmen, wie es hier geschah. Und zuerst alle die Bücher, die uns Madame Wagner so streng hat, du weißt, ich schrieb mir die Titel alle auf. Da denn ebenan etwas von Goethe: «Die Wahlverwandtschaften», das muß mir die Tante gleich geben. Dann muß ich wendig «La nouvelle Heloise» lesen, das soll nämlich unbeschreiblich gefährlich sein" u. s. w. Madame Wagner, „eine sehr dicke, sehr rothe, sehr geputzte Dame", hatte das Gedenkalbum der Margarethe, wie dies jede Zögling als Abschiedsgeschenk erhielt, einen trüben Spruch von Paul geschrieben und darunter bemerkt: „Das ist's, was zu erwarten hast, liebe Margarethe, von jenem Leben, das du so hoffnungsreich anschaust. Mögest du dereinst nicht sterben wissen; dies wünscht deine beste Freundin Luise Wagner née Arnould." Das junge Mädchen fing bitterlich an zu

rief: „Ich will nicht ans Sterben denken, jetzt wo
nfangen soll zu leben! Das ist ja ein abscheulicher
Valerie beschreibt später das Leben in G., klagt,
herren Professoren einen festgeschlossenen Kreis bil-
den kein zur Zunft Nichtgehöriger zugelassen würde,
ert dann in sehr drastischer Weise die sogenannten
", von denen sie unter anderm sagt: „Das Schlimmste
iese Cavaliere sehen sich so lächerlich ähnlich; wie oft
s mir, daß ich sie verwechsele! Alle tragen das Haar
en Stelle gescheitelt, alle knüpfen die Schleifen ihrer
auf dieselbe Art, alle tragen ein Lorgnon in das
geklemmt und blinzeln mit dem rechten, alle haben
hle Gesicht mit dem zusammengewirbelten Bärtchen,
e näselnde Stimme, dieselbe geknickte Haltung und
n alle dasselbe. Wäre nicht hier und da einer größer
dere, ich weiß nicht, woran ich meine Tänzer unter-
lte." Aber auch ihre Geschlechtsgenossinnen schont
egs. Sie zergliedert unerbittlich die lächerliche Eitel-
ich bei dem Stellen lebender Bilder, bei dem Vor-
ertheilten Rollen (bei einer solchen Gelegenheit wurde
ie die Verfasserin erzählt, die bedenkliche Stelle in
Faust": „Ich ließ ihr gern den Riegel offen" aus
: „Ich ließ ihr gern die Küche offen" verwandelt),
ufführungen u. s. w. so oft geltend macht, und von
Kaffees bemerkt sie: „Jeder junge Ehemann, der
eines Glücks möglichst frisch bewahren will, verhin-
die raffinirtesten Mittel der Zärtlichkeit seine Neu-
n dem Besuch der sogenannten Damenkaffees. Die
in kurzer Zeit mit hineingerissen in die Scylla
dis des Geklatsches.... Wer nicht mitklatscht,
indestens unbarmherzig mit ausgelacht, und aus-
sich nun einmal kein Menschenkind gern. So de-
denn am Kaffeetisch zuerst mit einer kleinen Bos-
ird bemerkt, erhält Applaus, der Beifall ermuthigt
Versuchen, die Erfolge werden immer glänzender
: liebevollsten jungen Frau wird im Laufe der Zeit
nna, die gefeierte Tonangeberin der größten Kaffee-
Verfasserin führt uns hierauf einen solchen Klatsch-
Klatschpolylog nebst dazugehörigem Lachchorus in
er Darstellung vor.

interessantesten Episoden gehören die von der
des bekannten Componisten Hiller und von Jean
nthalt in Dresden, die aber mit dem Körper des
ßer allem Zusammenhang stehen. In der letztern
dert sie, wie alles gebildete Frauenvolk in Dres-
n Paul närrisch geworden war: „Der erste Sturm
m alten Stiefelputzer des Gasthauses; der alte
allerlei wunderliche Dinge ausliefern, als da sind:
einem gewissen großblumigen Schlafrock, Stück-
r gewissen Federfahne, geweihte Asche aus einer
fe u. dgl. m. Zahllose Kugeln in Gestalt großer
Briefe flogen in die Festung, sie waren unter-
«Liane», «Beate», «Linda», «Clotilde»,
. w., nur fand sich keine «Lenette» vor. Blu-
inge bildeten das schwere Geschütz." Eine Tisch-
n Paul's, „eine längst verblühte Rose", bemühte
Jean Paul's Aufmerksamkeit zu erregen; endlich
letzte Mine springen und redete den Dichter in
ie mit der Bitte schlossen:

! — O nur ein einzig Wort laß fallen hier,
den Knien werd' ich's ewig danken dir.

Jean Paul auf, wendete sich zu ihr, griff einige
r rechten Hand in sein Haar, blickte seine Nach-
n, seufzte schwer, schlug endlich mit der Hand
e Brust und fragte: „Rathen Sie einmal, meine
ie viel mich diese gelbe Weste gekostet!" Die
ristische Episode, zu der die Verfasserin, wie uns
, zum Theil Privattraditionen benutzt haben mag,
verdient gelesen zu werden. Ja, die armen Dichter! Auch dem von der Verfasserin fingirten Poeten Georg von Letten ging es übel genug: „Keinen Augenblick erlaubten sie ihm Mensch zu sein, man verlangte nur den Dichter zu sehen und zu hören. Innerlich wie äußerlich sollte er immer en grande tenue sein, jedes Wort seines Mundes würdig der Aufzeichnung befunden werden. Man verlangte in jeder Stunde Außergewöhnliches von ihm, und schüttelte den Kopf oder rümpfte die Nase, wenn er redete oder schwieg, aß und trank comme tous les autres."

Nur einige sinnige Bemerkungen, die zugleich als Gesinnungsdarlegungen der Verfasserin zu betrachten sind, gestatten wir uns noch zu citiren: „Nichts ist selten geworden", sagt die Verfasserin, „es bleibt alles wie es war, Treue ist da und Untreue, Aufopferung und Egoismus, just wie immer. Aber eins ist seltener geworden — das Glück, und das kommt daher, weil das junge Volk immer und ewig fragt: werde ich glücklich sein, anstatt zu fragen: werde ich glücklich machen?"

Dem alten Polyhardt legt sie die Worte in den Mund: „Haushälterinnen sollt ihr eben sein, neben allem andern, aber Haushälterinnen in jenem alten deutschen Sinne des Worts. Jedes junge Ding wähnt sich heute zu «Höherm» berufen als seinem Manne «Haus zu halten». Es wäre lächerlich, wenn's nicht gar so jammervoll wäre! Da sitzen sie als junge Frauen und schreiben bogenlange unorthographische Briefe an ihre gleichgesinnten Freundinnen, und rings umher liegt der Staub fingerdick auf allen Möbeln. Sie ergehen sich in allerlei Redensarten ohne Sinn und Verstand, klagen über «zerstörte Illusionen» und «zertrümmertes Glück», über «Unverstandensein» (das ist nämlich ihr Lieblingsausdruck) und Gott mag wissen über was alles" u. s. w.

„Du armes beraubtes Kind", sagt die Verfasserin ein andermal, „dem keine Mutter, keine sanfte Stimme je ein Märchen erzählte, dir fehlt etwas, das dir selbst die Engel im Himmel nicht wiedergeben können! Wirst du ein Mann, so wirst du alle Blumen, die vor deinen Augen erblühen, nur mit dem Auge des Forschers betrachten, du wirst dich nimmer an ihrem Duft erfreuen, an ihrem Glanz erlaben, du wirst nur ihre Staubfäden zählen und ihre Wurzeln analysiren. Für dich gibt es keinen Sternenglanz, dein Auge berechnet ja den Weg, den die Lichtstrahlen gehen, ehe sie die dunkle Erde erreichen, und der Raum zwischen ihnen und uns ist für dich wirklich: Finsterniß! Für dich gibt es keinen Glauben, nur Wissen! Wirst du aber ein Weib, so trifft dich das Schwerste: du wirst kalt und ungeliebt über die Erde gehen, denn das Mädchenherz, das nicht glauben, so recht tief und innig glauben lernte an eine geheimnißvolle Wunderwelt, lernt auch nicht lieben, und eine Frauenseele, die nicht zu lieben versteht, ist das ärmste, verlassenste, trostloseste Ding auf Erden, eine ausgestoßene Peri, die nimmer eine Heimat findet."

Eine weitere Behauptung der Verfasserin fordert uns zu einer kurzen Gegenbemerkung auf. Die Verfasserin sagt: „Das Talent verträgt selten oder nie den dunkeln Himmel der Sorge, den Eishauch der Armuth, es verkümmert — und stirbt. Aber das Genie steigt empor, gleichviel in welcher Atmosphäre, und holt sich das Licht vom Himmel selbst, es steigt empor unter dem härtesten Druck" u. s. w. In Deutschland quälen wir uns überhaupt viel zu sehr mit „Genie" und „Talent" herum, während sich die Grenzen beider doch häufig ineinander verlaufen und es denkbar ist, daß unter ungünstigen Umständen das Genie nicht einmal die Blüte erreicht, zu der sich unter günstigen Umständen zuweilen das Talent zu entwickeln vermag. Setzte Schiller doch das Genie in den bloßen „Fleiß" (übrigens ein Fingerzeig für die, welche in den Productionen des Genies nur ein leichtes Spiel erblicken, ja ihm sogar einige Liederlichkeit zugute halten), oder wol besser gesagt, in die zähe, energische, durch nichts zu ermüdende Ausdauer, womit jedoch immer nur die eine Seite des Genies bezeichnet ist. An Talenten, die alles erreicht haben, was sie erreichen konnten, ist wahrlich kein Mangel. Andererseits können wir der Natur

der Sache nach nicht wissen, wie viele Genies untergegangen und gar nicht zur Entfaltung oder auch nur zur Möglichkeit der Entfaltung gediehen sind. Es macht wol einen großen Unterschied, wenn ein Genie unter den Kassuben und Masuren in einem einsamen Kossäthenhause oder wenn es in einem Mittelpunkte der geistigen und geselligen Cultur, vielleicht sogar im Hause eines reichen oder hochgestellten Mannes geboren wird. Gewiß ist anzunehmen, daß unter jedem hochentwickelten Volke in einer halbhundertjährigen Friedenszeit mehr als ein militärisches Genie geboren wird, aber wie soll ein solches Genie es anfangen, um zur Wirksamkeit und zur Entfaltung zu gelangen, wenn es eben den Herrschern und Regierungen nicht gefällt, Krieg zu machen? Der Mensch kann wol günstige Constellationen benutzen, aber sie nicht als einzelner Mann hervorrufen, und wenn man die Lebensläufe genialer Männer, welche ihr Ziel erreichten und Großes wirkten, genau zergliedert, so wird man sicherlich finden, daß ihnen stets gewisse persönliche Verbindungen und allgemeine Verhältnisse zu Hülfe kamen. Zutreffender dürfte es daher sein, wenn man auch das Glück zu den nothwendigen Attributen des Genies rechnet. H. M.

Ungarische und polnische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 24.)

2. Gedichte von Michael Vörösmarty. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. Pesth, Lampel. 1857. Gr. 18. 24 Ngr.

Vörösmarty galt für Ungarns gefeiertsten Dichter, als ihm der unbekannte Petöfi in Pesth, wohin er nach einer abenteuerlichen Wanderung gelangt, seinen Besuch machte. Der „Olympier der ungarischen Poesie" ließ, wie Kertbeny erzählt, den unbekannten fadenscheinigen jungen Menschen ruhig seine auf verschmierte Zettel geschriebenen Gedichte vorlesen, und zum Schlusse reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Sie sind der erste ursprüngliche Dichter Ungarns." Und Vörösmarty sorgte sogleich für die Herausgabe des ersten Liederheftes Petöfi's; Petöfi widmete dann später die Gesammtausgabe seiner Dichtungen Vörösmarty.

Vörösmarty ist, Petöfi gegenüber, der formgewandte Akademiker von classischer Bildung, dem zwar keineswegs die nationale Begeisterung, selbst nicht der Sinn für das Volkslied fehlt, aber wol die schöpferische Kraft, die hergebrachten Gleise zu verlassen und neue nationale Formen zu finden. Er verhält sich etwa zu Petöfi wie Lamartine zu Béranger. In diesem correcten, aber schwächlichen akademischen Stil scheinen auch Vörösmarty's Dramen geschrieben zu sein, während seine epischen Dichtungen sich nach Kertbeny's Urtheil durch einen hinreißenden Bilderreichthum, eine intensive Farbe und ein ganz wundervolles Schilderungstalent auszeichnen, leider aber in den strengen Formen des antiken und italienischen Kunstepos gedichtet sind, und so nicht jene volksthümliche Geltung gewinnen konnten, welche dem Byron'schen Genre der frei erzählenden Muse zu Theil wurde. Auch als Aesthetiker und Kritiker hat Vörösmarty eine erfolgreiche Wirksamkeit ausgeübt. Alle diese Züge vollenden das Bild eines talentvollen Akademikers im Gegensatze zu Petöfi's ursprünglichem und volksthümlichem Dichtergenius. Doch auch die dichtenden Akademiker Ungarns lassen die Kenntniß der Weltliteratur, die sie besitzen, auf ihre Production keinen so bestimmenden Einfluß ausüben, daß sie dilettantisch jeden erdenklichen Inhalt in alle beliebigen Formen gießen. Sie halten das fest, was dem Herzen ihrer Nation nahe steht, und Vörösmarty wählt nicht nur seine dramatischen und epischen Stoffe aus der ungarischen Geschichte, sondern auch seine Lyrik trägt, wie die Petöfi's, ganz das magyarische Colorit. Was ihm, besonders im Vergleich mit Petöfi fehlt, ist eine scharf ausgeprägte Di physiognomie; er unterscheidet sich nur durch die noblere Form und akademische Vollendung von den frühern Ge des ungarischen Parnasses; er bezeichnet die höchste einer an fremden Mustern herangebildeten, doch für nat Stoffe und nationales Wesen begeisterten Poesie, welche diese Begeisterung in einer mehr rhetorischen Form sprach. Er ließ nur noch den Fortschritt übrig für eine tung, die auch die Form aus dem Herzen des Volks verjüngte: einen Fortschritt, den Petöfi machte, in welch der nationale Genius Ungarns verkörperte.

In der That sind die von Kertbeny mitgetheilten tungen Vörösmarty's ohne jenen Zauber, jenes Arom frischer Ursprünglichkeit, das die Schöpfungen des Genius zeichnet. Dagegen sind sie meistens anmuthig durch symmetrisch geordnet, correct, geschmackvoll, ohne all wüchse und Schiefheiten. Auch findet sich manche duftige darunter, manches hübsche sangbare Lied:

Es ruht der Wind, der See liegt still,
Mein Herz nur wogt tief innen,
Wo flücht' ich hin, wo find' ich Ruh?
Fern ist der Strand von hinnen!

Oder das „Hirtenmädchenlied":

Röschen, schmuckes Röschen,
Zartes Blümelein!
Hättst du einen Liebsten,
Würdst verwelkt nicht sein;

Ich verwelk' auch, die gleich,
Bar der Blätterzier:
Meine Jugend scheidet
Auch dahin mit dir.

„Das schöne Mädchen" dagegen ist ohne frische keit, mehr im Stil einer lüsternen Tabatièrenmalerei und wo Vörösmarty humoristisch wird, wie in „Andr „Iluska's Klage", da wird er zwar nie cynisch derb, Petöfi bisweilen passirt, aber es fehlt ihm auch das volksthümliche Arom, das durch die pikante Geistreich zelner Wendungen nur unvollkommen ersetzt wird. Auch marty hat die wüste Csárda besungen:

Gott mit euch, ihr dürren Zäune,
Fledermausloch, Grasmausscheune,
Und verfall' den Herbsteswinden,
Da in dir kein Schluck zu finden!

und zwar hat für diesen Stoff der Akademiker den Ton getroffen, während Petöfi sich in breiter, pittoresk humoristischer Schilderung ergeht. Das schönste Lied marty's ist das Trinklied, das „Lied von Fóth", das nicht blos in dem allgemeinen Behagen des Trinkers beru dern auch im dithyrambischen Preis höherer Güter der der Liebe und des Vaterlandes. Dabei hat die kurze Form die ganze Energie einer unmittelbar aus der Se vorblitzenden Begeisterung:

Aufwärts steigt im Wein die Perle —
Wohlgethan!
Da ihr Recht dies, hemmt auch niemand
Sie daran.

Jede Perle schweb' gen Himmel
Für und für,
Lieb' die Schlacken nur an feiger
Erde hier.

Unserm Leib mag leckre Speise
Nahrung sein,
Aber was uns einhaucht Seele,
Das ist Wein!

Wein und Seele sind Geschwister,
Nah' verwandt;
Zeigt den Fisch mir, der zu großer
That entbrannt.

originellsten und gedankenvollsten Gedichte Vörös- sind „An eine Sinnende" und „Gedanken in einer :k". Das erste beginnt:

:hin verliert sich deines schönen Auges Blick?
is ist es, das du suchst in zweifelhafter Ferne?
:leicht die dunkle Blume von vergangnem Glück,
em der Täuschung Thräne trübt der Augen Sterne?
chrecken in der Zukunft Mondscheinschleier dich
leicht Gebilde, die dem Werde erst entgleiten?
kannst dem Schicksal du vertraun nicht sorglos dich,
il einmal du's auf falschem Weg versucht zu deuten?

Dichter mahnt die Sinnende, nicht in die Ferne zu :ht dort das Glück zu suchen für ein unersättliches das Glück ist in der Nähe, in der Gegenwart, und r genügsamer Beschränkung:

Blumen will, schleppt Rosenwälder nicht herbei,
sehen will, der blickt nicht in der Sonne Licht,
Lust verliert, wer jagt der Wünsche vielerlei:
dem Bescheidnen bringt die Sehnsucht Qualen nicht.

Blick des schönen Auges, dem Vogel gleich ausgeflo- auf den grünen Ast zurückkehren, den er gefunden. icht ist ein Mahnruf zur treuen Liebe, zum Glück nwart. Tiefer elegisch sind die „Gedanken in einer !", die mit einer in kühnen Bildern schwelgenden m Segen der Wissenschaft, der todten Gelehrsamkeit

u was der Plunder? Um wie's Schaf im Felde
u weiden drauf? Um faul die Zeit zu tödten
m Wiederkauen müß'ger Wissenschaft?
ie Tage Gottes, und des Volkes Leben?

die Mißklänge dieser Zweifel lösen sich auf im har- Entschluß, rastlos zu kämpfen und zu streben:

Und reinres Fühlen in das rohe Holz
Zu pfropfen und fruchtbarere Ideen,
Daß wir zuletzt im Herzen uns umarmen,
Und herrschen mögen Wahrheit nur und Liebe.

Wirken für die Nation und die Wahrheit verherr- smarty in diesem liebenswürdigen Gedicht, wie über- Hauch einer echt humanen und geläuterten Bildung : sämmtlichen Dichtungen hindurchweht.

---

ngen von Johann Garay. Aus dem Ungarischen t von Kertbeny. Zweite Auflage. Wien, Helf. 16. 16 Ngr.

in Garay steht nicht in einer Linie mit Petöfi und y. Es wetterleuchtet oft genial in seinen Gedichten; den glücklichen Fall von Improvisationen; sie sind emüthlichen Anklängen; aber es fehlt ihnen Petöfi's Genius und Vörösmarty's classische Idealität. Ga- . B. wie Vörösmarty ein Gedicht an Franz Liszt, nten Landsmann, gerichtet. Der Ideengang ist in ichten ziemlich ähnlich; sie feiern in Liszt den Pa- r an seinem Vaterlande mit treuer Liebe hängt, der Begeisterung durch seine Töne hervorrufen soll. ay weiß in seinen treuherzigen Zuruf nur eine er nicht inhaltsvolle Empfindung zu legen; er weiß ndung keinen begeisterten Pulsschlag, dem Gedanken ere Tragweite zu geben:

) trete zwischen uns, du Fürst der Töne,
Nimm hin den Kranz, den dir die Heimat bot,
Von diesem Blumenband sei dir die Stirne
Geziert als Ungar und als Patriot.

5.

Viel energischer feiert Vörösmarty den „vielberühmten Tonhelden", er nennt ihn einen großen Zögling aus dem Lande der Stürme, eröffnet Perspectiven in die Geschichte Frankreichs, wie in die Ungarns, weckt elegische Rührung über die vergangenen Geschicke des Landes, und schließt:

Du doch, höreſt du, wie bei dem Liede,
Das du spielst, aufjauchzt das ganze Land,
Und Millionen Lippen nimmer müde
Dir's nachsingen längs dem Donaustrand;
Sprich dann: „Gott sei Dank, trotz aller Fehle
Lebt im Volke Arpád's noch die Seele."

Kertbeny hat uns von Garay vorzugsweise historische Romanzen mitgetheilt, von denen die erste: „Der Moses der Ungarn", allzu sehr den Charakter einer gereimten weltgeschichtlichen Skizze trägt, während „Der Obschilosch", eine Variation auf das Thema des miles gloriosus, nicht ohne volksthümliche Naivetät und drastischen Humor ist. Doch fehlt, mit Ausnahme der uhlandisirenden Ballade „Königsmaid und Edelknabe", den andern die Prägnanz. Sowol die ernsten wie auch die humoristischen leiden an einer Weitschweifigkeit, die dennoch nicht den plastischen Stil des Epos trifft. Das warme, treuherzige Gemüth des Dichters folgt seinem innern Behagen und schafft Ansprechendes ohne tiefere Bedeutung.

Von neuern polnischen Dichtungen liegen uns zwei in Uebersetzungen vor:

4. Maria. Ukrainische Erzählungen in zwei Gesängen. Von Anton Malczeski. Aus dem Polnischen ins Deutsche metrisch, sammt den Anmerkungen des Dichters, übertragen und mit sprachlichen Zusätzen erläutert von Ernst Schroll. Krakau, Budweiser u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.
5. Die Steppen. — Der Kirgise. Gedichte von Gustav von Zielinski. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Albert Weiß. Leipzig, Brockhaus. 1858. 16. 20 Ngr.

Malczeski's Gedicht ist eine poetische Erzählung, welche in Polen zu den gefeiertsten der Neuzeit gehört und mit denen von Mickiewicz in eine Reihe gestellt wird. Der Einfluß Byron's auf diese slawischen Poeten — man denke an Puschkin — ist nicht zu verkennen. Doch um ihre Originalität zu wahren, heben sie das eigenthümliche Colorit der Landschaft und Volkssitte so breit hervor, daß der epische Faden in diesem Labyrinth glänzender Bilder verloren geht. Wir wenigstens halten die poetische Erzählung für um so vollkommener, je mehr das epische Element in ihr zur Geltung kommt. Wo es aber vom Lyrischen so überwuchert wird, daß die Handlung und Motivirung zur unscheinbaren Skizze verblaßt, da erscheint uns die Erzählung fehlerhaft, und von diesem Fehler ist das berühmte Werk Malczeski's nicht freizusprechen; Lyrik und Epik sollen sich in dieser Mischgattung zur Harmonie verbinden. Wenn die Lyrik wahrhaft erquickend wirken soll, so muß sie nicht in bunter Farbenhäufung auf verworrene epische Massen aufgetragen sein. Einfach klar muß der epische Grund vor uns liegen. Malczeski aber setzt den Stoff seiner Erzählung eigentlich als bekannt voraus, was um so mißlicher ist, als die Katastrophe eine tief eingehende Motivirung verlangt, indem so die abnorme That nur aus einer absonderlichen Gemüthsstimmung und einem seltsam schroffen Charakter hervorgehen kann, dessen Voraussetzungen uns der Dichter erst begreiflich machen muß, ehe er uns seine Handlungsweise vorführt. Ja, er hebt das Nebensächliche mit allem Aufwande der Lyrik hervor, während er die Hauptsache, den epischen Zusammenhang, fortwährend durch eine hin- und herspringende Darstellung stört und den Faden der Handlung in Wahrheit mit einem gewissen Unwillen nachschleppt, als hätte er sich ihm zufällig um die Hand geschlungen. Daß dies der schlagendste Gegensatz zur harmonischen Darstellungsweise ist, darf wol nicht bezweifelt werden. Die Grundlage der Geschichte ist das traurige Los der Gräfin Gertruda Komorowska, Tochter des Castellans von Sandok, welche

ſich mit dem Grafen Stanislaus Potocki, dem Sohn des Wojwoden von Kiew, gegen den Willen, mindeſtens ohne die Erlaubniß des letztern, vermählte, und von ſeinen Sendlingen, in Abweſenheit ihres Gemahls, aufs grauſamſte ermordet wurde. Die Geſchichte an und für ſich hat etwas Myſteriöſes; der Dichter aber hat nichts gethan, uns den Schlüſſel zu dieſen Myſterien zu geben. Der Charakter des alten Wojwoden, in welchem allein wir ihn ſuchen können, iſt von Malczeski gar nicht dargeſtellt, ſodaß ſeine Erzählung etwas durchaus Unmotivirtes und Abenteuerliches gewinnt. Dagegen iſt nicht zu verkennen, daß ſowol die landſchaftlichen Schilderungen der Ukraine wie die Darſtellung des Tatarenkampfes von einem glänzenden Talent zeugen, welches noch mehr in den ſelbſtändigen Rhapſodien einer elegiſchen Lyrik zum Durchbruch kommt, mit denen die Erzählung durchwirkt iſt. In ihnen ſpiegelt ſich jener düſtere Myſticismus, welcher im Charakter des Dichters liegt und ſelbſt für ſein Lebensſchickſal beſtimmend wurde. Durch eine Mesmeriſche Cur gewann er ſich ſein Weib, die Gattin eines andern, welche dem Magnetiſeur wie durch einen unwiderſtehlichen Zug der Natur folgte. Dieſe krankhafte Ueberreizung aber, welche die Ehe geſtiftet, vermochte ſie nicht zu einer glücklichen zu machen. Als Probe auch für die gewandte Ueberſetzung theilen wir eine Stelle des zweiten Geſangs mit, in welcher der elegiſche Ton in jene wilden Klänge der Zerriſſenheit übergeht, mit denen der weltmüde Lord von Newſtead-Abbey die ganze europäiſche Literatur angekränkelt hat:

An Sorgen iſt das Leben reich, an Dornen und an Wehn,
Viel Thränen fließen offen zwar, doch mehr noch ungeſehn,
Und wer im Schmerzgeſtöhne bricht in gellend Lachen aus,
Den nennt man glücklich hier, dem Tollen gleich im Narrenhaus.
Wenn aber das Gemüth dem edeln innern Drang vertraut,
Aus heiligſter Gefühle Schutt das Leben neu erbaut,
Und eingewiegt in tückſche Zuverſicht nach jedem Schritte
Abgründe gähnen ſieht und ſelber ſich in ihrer Mitte;
— Dem Vogel gleich, der flatternd kam, den Jungen Az zu bringen,
Und ſieht den Knaben dräuend ſtehn, gefangen ſich in Schlingen! —
Wenn jammernd ſelbſt die Hände ringt der allerkühnſte Muth,
Indeß der Blick ſtarr auf der ſchrecklichſten der Qualen ruht,
Und all die tauſend Wunden, die das kranke Herz beſchweren,
Ein Netz von ziſchend gift'gen Schlangen ihn zur Welt gebären;
Wenn Bosheit wird zur Raſerei, und wie zum Zeitvertreib
Zuvor den Ruhm und dann das Leben nimmt dem ſiechen Leib!
Wenn nicht allein die Gegenwart ſich wälzt in Ekel, auch
Die Zukunft naht mit wildzerrauftem Haar und gift'gem Hauch —
(Naht — wem? Der Engelsſeele, die dem Fluche fällt anheim,
Weil gaſtlich ſie genähret wilde Brut mit Honigſeim);
Wenn jede gute Eigenſchaft ſich kehrt in Bitterkeiten,
Ach! das iſt mehr denn Erdenweh, das ſind der Hölle Leiden!

Die Gedichte von Zielinski: „Die Steppen" und „Der Kirgiſe", ſind poetiſche Panoramen der Kirgiſenſteppe. Das erſte Gedicht gehört trotz einiger kosmogeniſcher Arabesken ganz der beſchreibenden Gattung an, und kann daher auf keinen hohen poetiſchen Rang Anſpruch machen. Das zweite iſt eine poetiſche Erzählung, welche aber auch blos erfunden iſt, um an ihrem Faden Schilderungen der kirgiſiſchen Volksſitten und eines Steppenbrandes anzureihen. Glut der Phantaſie, Anſchaulichkeit der Darſtellung und der eigenthümliche Reiz, der aus der Vertiefung in ein treu geſchildertes Natur- und Volksleben hervorgeht, zeichnen dieſe Gedichte aus. Friſche wilde Reiterluſt, das Unbegrenzte der Steppe: das ſind die Elemente dieſer ſlawiſchen Poeſie, welche an Byron's großartige Naturempfindung erinnern, während auch die einfachen Motive der dargeſtellten Begebenheiten, Liebe und Rache, die dichteriſchen Lieblingshebel Byron's ſind, die, ohne tiefere Seelenmalerei, energiſch eingeſetzt werden, um eine leidenſchaftliche Handlung zu motiviren.

Rudolf Gottſchall.

Notizen.

Eine Monographie über den Kaiſer [illegible]

Die römiſche Kaiſergeſchichte bietet bei [illegible]heit der Verhältniſſe doch wieder ſo manche [illegible]ferer Zeit, daß man jeden Verſuch, dieſen [illegible] dieſer Untergangszeit des römiſchen Reichs in [illegible]nen Bilde unſerer Gegenwart vorzuführen, [illegible] heißen darf. Dahin gehört die bei F. A. Perthes [illegible] erſchienene intereſſante Schrift: „Der Kaiſer [illegible] dem Profeſſor und Doctor der Theologie Albrecht [illegible] beſteht aus einer dieſen merkwürdigen Herrſcher [illegible] Vorleſung, die der Verfaſſer zuerſt auf Veranlaſſung [illegible] mité zur Herſtellung eines Denkmals des Kaiſers [illegible] Friedrich am 10. December 1856 zu Jena hielt [illegible] December vor der Frau Großherzogin-Großfürſtin [illegible] wiederholte, und zahlreichen Anmerkungen, welche [illegible] theils Erörterungen, Begründungen und Ausführungen [illegible] ſichtspunkten enthalten, die im Texte nur angedeutet [illegible] behauptet werden konnten. Im Vorwort bemerkt [illegible] mit Jakob Burckhardt's Worten, daß die Chriſten [illegible] Diocletian's „mit Fluch völlig zugeſchüttet" hätten, [illegible] daß es chriſtlichen Hiſtorikern gezieme, an der Ehre [illegible] dieſes Schuttes zu arbeiten: „Da wird ſich ein [illegible] enthüllen; vielleicht ein größerer, als Konſtantin [illegible] geweſen iſt. Freilich eine geſtürzte Größe, ein [illegible] allmächtiger Hand zerſchlagenes Titanenbild, aber [illegible] größten Tragödie der Weltgeſchichte." Der Verfaſſer [illegible] in ſeiner Schrift auf dem Wege vorwärts geſchritten [illegible] den Jakob Burckhardt in ſeinem Buche: „Die Zeit [illegible] des Großen", angebahnt habe. Nur weniges, [illegible] gibt, wollen wir aus der Schrift hier anführen. [illegible] fer ſchildert die Zuſtände unter der Vier-Kaiſerherrſchaft, [illegible] Abgaben, die man vom Volke fordern mußte, [illegible] vorher ungeahnten Größe und Schwere und die [illegible] ren ohne Aufhören in Verſuchung, ſich mit Geld [illegible] der weiter nöthigen Summen zu ſetzen. Ferner [illegible] von einem ſchwindelnden Bereicherungsfieber [illegible] unterdrückte Sucht nach Herrſchaft war in die [illegible] nach Beſitz und Genuß umgeſchlagen. Man warf [illegible] ſinnigſten Erdichtungen in die Arme, welche [illegible] zum unverwüſtlichen Genuſſe zu führen verſprachen. [illegible] liche Speculationen und hartherzige Bedrückungen [illegible] Tauſenden allen Beſitz" u. ſ. w. Diocletian glaubte [illegible] zu müſſen, beſonders da unter dieſen Zuſtänden [illegible] die Soldaten und Beamten, auf deren Schultern [illegible] des Reichs allein noch ruhte, zu leiden und zu [illegible] gen; er gab z. B. ein Geſetz, in dem für alle [illegible] feſte Preiſe beſtimmt waren, über welche die [illegible] Lohnarbeiter bei Todesſtrafe nicht hinausgehen [illegible] alles, was Diocletian that und hervorrief", fährt [illegible] fort, „trug den Stempel ſeines Urſprungs, nämlich [illegible] an ſich. Alles das war da, weil es ſein kaiſerlicher [illegible] hatte haben wollen, und alles war da, um der [illegible] Befeſtigung der kaiſerlichen Herrſchaft zu dienen. [illegible] einige beſſere literariſche Productionen, ſogar auf [illegible] der Geſchichte, aber es war eine kaiſerliche Zeit, [illegible] unfreie, unkräftige Geiſtescultur. Ueberall und in [illegible] ren ſah man wieder Prieſter in den Tempeln [illegible] zeigte ſich doch nur eine hitzige, pedantiſche [illegible] Form einer einzig berechtigten und unumſtößlichen [illegible] Staatskirche." Wer denkt nicht hierbei unwillkürlich [illegible] Erſcheinungen der Gegenwart, beſonders in [illegible] lande, wo man den Cäſarismus und Prätorianismus [illegible] ebenſo wol höchſte als letzte Staatsraiſon [illegible] daß Diocletian groß genug dachte, die Frumentarier [illegible] ſpione und damit eine der allerſchlimmſten Quellen [illegible] tion und Demoraliſation abzuſchaffen.

Kotzebue.

In Nr. 23 d. Bl. ist auf Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" als auf ein in seiner Art verdienstvolles Lustspiel hingewiesen worden. Wenn Kotzebue's Zeitgenossen den vielfach verderblichen Einfluß des Mannes bekämpften, so thaten sie vollkommen recht daran; jetzt aber, wo die Kotzebue'schen Stücke von den deutschen Bühnen bis auf ein paar verschwunden sind, übt man nur einen Act der Gerechtigkeit, wenn man auf die Verdienste dieses jedenfalls mit seltenem dramatischen Talent begabten Theaterdichters hinweist. Kotzebue ließ die deutschen Theater wenigstens nicht Hunger leiden, während sie jetzt, was das Lustspiel betrifft, auf die allerschmalste Diät gesetzt sind. Selbst als Dichter im ernsten Genre verdient Kotzebue vielleicht nicht ganz die Mißachtung, die in Betracht seiner fast traditionell geworden ist. Zwar findet man in seinen ernsten Stücken viel abgeschwächte Schiller'sche Rhetorik und falsche Sentimentalität, aber hier und da auch sehr glückliche Züge, welche nicht nur gründliche Kenntniß der Theatereffecte und der Bedürfnisse des Publikums, sondern auch des menschlichen Herzens verrathen. Fast berüchtigt ist das historische Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg", das auch allerdings sehr viel Abgeschmacktes, daneben aber auch Stellen und überraschende Situationen enthält, die auf ein naives Publikum von größter Wirkung sein müssen. Aber man findet selbst feinere psychologische Züge, wie namentlich in der zweiten Scene des dritten Acts. Der Viertelsmeister Wolf hat bekanntlich den Plan gefaßt, mit den Kindern Naumburgs in Procession in das Lager des Hussitenfeldherrn hinauszuziehen, um zu versuchen, ob das Herz desselben nicht durch den Anblick der unschuldigen Kleinen gerührt sei. Er selbst will sich mit seinen acht eigenen Kindern an die Spitze des Zugs stellen. Seine Frau Bertha ist darüber in Verzweiflung, sie sieht ihre Knaben von den wilden Hussiten bereits geschlachtet; sie beschwört ihren Gatten, ihm von den acht Kleinen nur wenigstens eins zu lassen; man würde es ja nicht vermissen, könne es doch im Keller oder sonst Garten verbergen, und sie dankt ihm mit Thränen als er scheinbar darein willigt. Nun entspinnt sich folgender Dialog:

Wolf (sich verstellend).

Laß
Uns überlegen, welche wir etwa
Am leichtesten entbehren, welchen hier
Behalten?

Bertha (unruhig).

Ja, das wollen wir — wie meinst du?

Wolf.

Konrad mag gehn — was nutzt die fromme Einfalt?

Bertha (hastig).

Spricht um so lauter nicht für ihn das Mitleid?

Wolf.

So sei's der Jakob, der war immer störrisch.

Bertha.

Mein Jakob, störrisch? Ja, bei deiner Hitze;
Der Mutter Bitten widerstand er nie.

Wolf.

Des Ludwig Thränen waren oft uns lästig.

Bertha.

Er ist so zart, bedarf der Mutterpflege.

Wolf.

Der Wilhelm ist unbändig, den laß fort!

Bertha.

Wie? war er nicht ein Lamm, als du erkranktest?
Und betet' er nicht still in jenem Winkel?

Wolf.

So möge Gustav —

Bertha.

Halt! der süße Knabe,
Der jeden Abend mir im Schos entschlummert!

Kurz, zuletzt ist jedes Kind der geängsteten Mutter das liebste. Ist diese Stelle nicht eines bessern Dichters, als wofür Kotzebue gemeinhin gehalten wird, würdig? Und soll man deshalb an solchen Zügen nicht sein Wohlgefallen haben, weil sie sich zufällig bei dem Verfasser der „Hussiten vor Naumburg" statt bei einem „Classiker" finden? **H. M.**

Bibliographie.

Bergmann, J., Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath nebst dem Verzeichniss der Reichshofraths-Präsidenten von 1559—1806. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Buchler, J. B., Charakterbilder aus dem Priester- und Seelsorgleben. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Daniels, A. v., Spiegel der deutschen Leute. Handschriftfund des Professor Dr. Ficker zu Innsbruck. Berlin, Mylius. Gr. 8. 25 Ngr.

Gerstäcker, F., Blau Wasser. Skizzen aus See- und Inselleben. Leipzig, Arnold. Br. 8. 2 Thlr.

Hauschild, E. J., Die leibliche Pflege der Kinder zu Hause und in der Schule. Gemeinfaßlich dargestellt und mit 40 Abbildungen erläutert. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Perger, A. R. v., Studien über die deutschen Namen der in Deutschland heimischen Pflanzen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Raritäten-Cabinet. Gesammeltes Allerlei aus unserer Zeit für Stadt und Land. Redacteur H. E. Kramer. 1ster Jahrgang 1858. 52 Nummern. Leipzig, Kramer. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.

Rodowicz-Oświęcimsky, T., Ueber Sclaverei, Leibeigenschaft und die Benutzung des Versicherungsweges zur Lösung der Emancipationsfrage. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 7½ Ngr.

Röth, E., Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Entwickelungsgeschichte unserer spekulativen, sowohl philosophischen als religiösen Ideen von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der griechischen Philosophie. Die Uebertragung der orientalischen Ideenkreise nach Griechenland und ihre Fortbildung durch die ältesten ionischen Denker und Pythagoras. Mannheim, Bassermann. Lex.-8. 10 Thlr.

Schleiß von Löwenfeld, Physikalische Briefe. München, Kaiser. Gr. 8. 20 Ngr.

Schmitz, J. W., Die reine Wahrheit in der Weltnaturkunde. Abhandlung der Lehren und Grundsätze, welche die wahre Kenntniß der Natur fördern müssen oder sie hemmen können; nebst einer Darstellung der Hauptfragen, welche zu lösen sind. Köln, J. W. Schmitz. 12. 25 Ngr.

Smidt, H., Scandinavien's Fürsten und Völker. Historischer Roman aus dem 14. Jahrhundert. Drei Bände. Berlin, Hoevel. 8. 3 Thlr.

Thomas, G. M., Ueber neuaufgefundene Dichtungen Francesco Petrarca's. Vortrag. München. Gr. 4. 5 Ngr.

Wiseman, Erinnerungen an die letzten vier Päpste und an Rom zu ihrer Zeit. Nebst einer biographischen Skizze des Cardinals. Aus dem Englischen von C. B. Reiching. Zwei Lieferungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Kurze Beleuchtung der Schrift: Die Verkehrsprotection in Holstein und die directe Lübeck-Hamburger Bahn. Hannover. Gr. 8. 3 Ngr.

Frantz, C., Die Politik der Zukunft. Berlin, F. Schneider. 8. 5 Ngr.

Deutsches Vaterlandslied. Eine Neujahrsgabe an die Nation. Erlangen, Bläsing. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der erste Halbband dieses seit langem mit Spannung erwarteten Werks des berühmten Verfassers ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der zweite Halbband ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volkes.

Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

☞ Subscriptionspreis 1½ Ngr. per Bogen.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutschlands Boden,

sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen.

Von Bernhard Cotta.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln.

In zwei Theilen.

Erster Theil: Geologische Beschreibung Deutschlands.

8. Geh. 2 Thlr.

Die vorliegende zweite Auflage dieses allgemein als eine höchst wichtige Erscheinung bezeichneten Werks ist eine vielfach verbesserte und erweiterte Arbeit und bietet in ihrer ganzen Anlage ein wesentlich verändertes Werk. Der erste Theil behandelt die geologische Beschreibung von Deutschland und kann daher zugleich als sehr zweckmäßiger Begleiter auf Reisen dienen. Der zweite (unter der Presse befindliche) Theil ist der Lehre von dem Einflusse des innern Erdbaues auf das Leben der Menschen, also der Wissenschaft der Nationalökonomie gewidmet. Durch diese von anderer Seite noch nicht gegebene Darstellung der geologischen Verhältnisse Deutschlands ist das Werk ein ungemein lehrreiches und interessantes geworden.

Nicht mit Unrecht hat man das Werk eine „Physiologie der Erde, zunächst Deutschlands" genannt, und in einer Kritik heißt es darüber: „Was Ritter durch seine plastische, Humboldt durch seine rationelle physikalische Geographie der Nationalökonomie und der angewandten Naturwissenschaft sind; was später Dove und Zamminer durch ihre Meteorologie, Lie Stöckhardt u. a. in der Chemie, Schleiden in der Bota Reden in der Statistik: das ist Cotta mit diesem geologis Werke geworden, und in mancher Hinsicht noch mehr, wei näher am Bau der Fundamente steht, auf welchem jene ster wieder weiterbauen können."

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermögli ist der Preis desselben in dieser zweiten Auflage trotz de weiterung wesentlich billiger gestellt worden als bei der Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kreislehre und Ebene Trigonometri

von

Karl Snell.

Zweite Auflage.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Geometrie für Schulen und Selbstunterricht. Zweite Auflage. Zweiter T

Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

Wie Snell's „Lehrbuch der Geometrie" in erster A den Lehrern der Mathematik als ein naturgemäßer, anre der und echt wissenschaftlicher Lehrgang sich beim Unterric lich und fruchtbringend erwiesen, so wird es in zweiter, weiterter Auflage gleichzeitig den Schülern beim studium dienen und sei somit als Schulbuch zur Einf allen Schulanstalten bestens empfohlen. Dasselbe erscheint drei Theilen, wovon der erste (24 Ngr.), die Planimetrie Karl Snell), der zweite (24 Ngr.) die Kreislehre Ebene Trigonometrie (von Karl Snell), der (1 Thlr.) die Stereometrie (von Hermann Schel behandelt, und liegt jetzt vollständig vor.

Von Karl Snell erschien in demselben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integralrech Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr. 2

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Kirchliche Bauwerke

in

gothischem Style

von

Vincenz Statz.

Erste Lieferung. Fol. 2 Thlr.

Das vorliegende Werk des berühmten Baumeisters hat vor einen praktischen Zweck. Es sind Vorlagen zu Kirchenbauten thischem Style, mit allem Detail wie es der Werkmeister nöthig und unter Berücksichtigung des heutigen Bedürfnisses und des in einzelnen Falle sich darbietenden Materials durchgeführt. Fast alle würfe, die hier geboten werden, haben die Probe der Ausführung der öffentlichen Kritik bereits bestanden. Das ganze Werk erscheint 12 Lieferungen zu je 6 Blättern in zweimonatlichen Zwischenräumen zu gleichem Preise wie die vorliegende erste Lieferung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

int wöchentlich. — Nr. 26. — 24. Juni 1858.

Neumann über die Geschichte des englischen Reichs in Asien. Von Karl Brandes. — Karl Weller's „Jahrbuch deutscher Dich: Zur Kirchengeschichte des Mittelalters. Von Alexander Jung. — Konrad Ernst, Der Pfarrer von Buchendorf. — Die kunstgeschichtliche Bedeutung der Frauen. Von Moritz Carriere. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

mn über die Geschichte des englischen Reichs in Asien.

des englischen Reichs in Asien. Von Karl Friedeumann. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1857. 1thlr.

m die neuesten Ereignisse in Indien seit der 3 vergangenen Jahres wie unversehens und mit lle alle Blicke auf das „englische Reich in Asien" ıben, hat sich in überraschendem Maße, vielfach wartet, die Erfahrung geltend gemacht, daß die :biete dieses Reichs bisher in Deutschland unverßig wenig gekannt und nur oberflächlich beachtet aren. Die meisten sahen sich auf einen ganz fremn versetzt. Es gelang ihnen nur mit Mühe, sich en, als sie jetzt, theils durch den allgemeinen Drang er Theilnahme, theils in dem Ringen nach Klar-Aufschluß über die unerhörten Thatsachen, zur ıschauung wie unwiderstehlich hingezogen wurden. hat aber konnte es kaum anders sein. Die ſſe und Bedingungen des indischen Regiments ıon durch die verkünstelte Form, durch die abnor- nicht ohne Mühe dem Verständniß sich erschlie- :mmungen des Geschäftsganges abstoßen. Die indischen Landschaften und die Wunderwerke, indische Boden trägt, sind allgemeinhin genugtsen und bewundert. Gleichwol können sie nur uck schwebender Phantasiegebilde oder räthselcheinungen hervorbringen, solange die umlaıcht einer fremdartigen Nomenclatur nicht einiüberwunden oder durch das Licht der Geschichte ınde erhellt wird. Und dies gilt nicht etwa den Bewohnern des europäischen Festlandes im des meerbeherrschenden England. Man er-, wie stark Macaulay vor nicht langer Zeit if hinwies, daß selbst jene glänzendsten Thaten chen Tapferkeit, welche englische Feldherren, ıer und Soldaten in Ostindien entwickelt haben, egang bei der Bildung der anglo-indischen Herrihren Rückschlägen und in ihrem allmählichen Aufschwunge, daß alles dies selbst in den höher gebildeten Kreisen Englands nur sehr mangelhaft und spärlich bekannt war. Es bedurfte erst der an sich schon so anziehenden Darstellung dieses gefeierten Schriftstellers, um die Geschichte eines Clive und Warren Hastings recht eigentlich unter das englische Volk zu bringen.

Gegen diese Betrachtung fällt es kaum ins Gewicht, wenn in den letzten Jahren unmerklich langsam, aber doch mit unwiderstehlicher Gewalt die unermeßliche Bedeutung der ostindischen Angelegenheiten in England ihr Recht gefunden haben sollte. Die Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, mit welcher ostindische Dinge im Parlament meist vor leeren Bänken behandelt und abgemacht wurden *), die Unwissenheit und Unkenntniß, welche selbst nach den letzten Vorgängen noch bei Mitgliedern indischer Behörden zu Tage kam, zeigt, wie wenig das Interesse und die Kenntniß der indischen Angelegenheiten bis zur Ankunft der Nachrichten von der furchtbaren Meuterei des vergangenen Jahres fortgeschritten war.

Bis zum Monate Mai des Jahres 1857 ahnte noch niemand den Ausbruch jener Bewegungen, deren erste Wolken durch ihre scheinbare Geringfügigkeit selbst den Scharfblick der geübtesten Beobachter getäuscht hatten. Zwar sind die ersten vereinzelten Kundgebungen und Thatsachen des erwachenden meuterischen Sinns unter den Sipahis — welche letztere bekanntlich größtentheils aus der einheimischen Hindubevölkerung, zum nicht geringen Theil aber auch aus den einheimischen mohammedanischen Einwohnern angeworben und bis zu gewissen niedern Graden der Aufsicht und dem Befehl einheimischer Anführer untergeben waren — in unsern Zeitungen nicht unerwähnt geblieben. Viele sind durch Anzeichen und Erscheinungen, die bald nachher als ganz bedeutungslos erkannt wurden, vorübergehend in Angst und Bestürzung versetzt. Einzelne geheimnißvolle Umstände, die mit jenen Vorgängen in Verbindung gesetzt wurden, mögen hin und wieder empfängliche Gemüther erregt, momentan und mehr im Stillen das Nachdenken der Besonnenen

*) Es gibt ein Wort des Lord Montagle: die Wirkung, welche die Vornahme indischer Angelegenheiten im Parlament auf die Parlamentsmitglieder übe, entspreche dem Schall der Glocke zur Mittagstafel.

und der klar ſehenden Geiſter auf ſich gezogen, Beſorgniſſe für den Untergang der indiſchen Herrſchaft erweckt haben. Aber Betrachtungen dieſer Art lagen ſelbſt ohne irgendeinen beſtimmten Halt neuer Thatſachen ſchon ſeit Jahrzehnden nahe genug. Die Kunſt, 150—180 Millionen ganz fremdartige, mehr oder weniger feindſelig geſtimmte Unterthanen mit 50—60000 Europäern in Abhängigkeit und Dienſtbarkeit zu erhalten, mußte mit dem Fortgange der Zeit von den mannichfaltigſten Wechſelfällen bedroht werden. Es konnte kaum anders ſein, als daß ſelbſt muthvollen und beherzten Befehlshabern in Stunden ruhigen Nachdenkens beim Ueberſchlag der zahlreichen Volkselemente, deren Wohnſitze ſie durchſtreift hatten, Zweifel über die Dauer eines ſolchen Zuſtandes aufſtiegen, und wir finden gelegentlich Aeußerungen der mannhafteſten Staatsmänner und Krieger, aus welchen hervortritt, wie ſie von traumhaften Spiegelbildern einer plötzlichen Kataſtrophe, eines unverſehenen Untergangs der ganzen anglo-indiſchen Schöpfung nicht unberührt blieben. *)

Seitdem nun aber mit dem 10. Mai 1857 die furchtbaren Schläge der hereinbrechenden Kataſtrophe verwüſtend, vernichtend, das äußerſte Verderben drohend einfielen und auf eine Zeit lang in faſt ununterbrochener Folge neue Greuel und Schrecken nach ſich zogen, iſt mit einem male die lebhafteſte Theilnahme und das wärmſte Intereſſe für den Schauplatz dieſer Begebenheiten erwacht. Tauſend Fragen — wie es zu ſolchen Exceſſen habe kommen können, weſſen man ſich ferner zu verſehen habe, durch welche Mittel der Fortſchritt dieſer Ereigniſſe zu hemmen ſei? — beſchäftigen alle Gedanken und Gemüther. In England bot die Literatur der Geſchichte, der Reiſen, der geographiſchen, biographiſchen und anderer Werke über Oſtindien eine reiche Fundgrube zur Orientirung über Land, Volk und Verhältniſſe; manche Bücher, welche bis dahin wenig geleſen wurden, ſehen wir ſeitdem eifrig ſtudirt und vielfach angeführt. Aber deutſche Leſer werden bis zum Erſcheinen des vorliegenden Werks vergebens nach Büchern geſucht haben, aus welchen ſie eine klare Anſchauung und eine richtige Würdigung der bedingenden Grundlagen und Erſcheinungen hätten gewinnen mögen. **)

*) Aeußerungen dieſer Art finden ſich unter anderm bei Malcolm, bei Sir Charles Metcalfe, auch bei dem General C. Napier. Selbſt der jetzige Oberbefehlshaber des oſtindiſchen Heeres, Sir Colin Campbell, hat vor acht bis neun Jahren die Eindrücke dieſer Unſicherheit und Gefahr mit der einer Pulvermine verglichen. Dieſelbe Vergleichung finden wir im Februar 1857 beim erſten Anzeichen der Meuterei zu Barrackpore vom General Hearſey gebraucht.

**) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß oberflächliche Compilationen hier nicht in Betracht kommen können. So iſt in einem der von der Lorck'ſchen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig unternommenen Sammelwerke „Moderne Geſchichtſchreiber", herausgegeben von Friedrich Bülau, kürzlich der erſte Band einer „Geſchichte von Indien, nach dem Engliſchen des Thomas Keightley überſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeführt von J. Seybt" erſchienen. Wir können die Wahl dieſes Werks nicht glücklich finden. Thomas Keightley iſt ein engliſcher Literat, der nacheinander romantiſche Erzählungen, ein mythologiſches Lern- oder Leſebuch, eine Geſchichte der Kreuzfahrer für alle Erzählung des griechiſchen Befreiungskriegs und zuletzt Abriß der allgemeinen Weltgeſchichte der Preſſe Seine „History of India from the earliest times to the ... iſt für die von dem Buchhändler Whittacker zu London Volksbibliothek vor nunmehr 11 Jahren bearbeitet, ... keine neue Auflage erlebt. Der deutſche Ueberſetzer ... legenheit haben, die unvermeidlich erforderliche Umarbeitung Abſchnitte, ſowie insbeſondere durch eigene Zuthat des ... liſchen Autors der neueſten Gegenwart anzupaſſen. ... erſte Band ſchließt mit dem Ende der Laufbahn des Lord ... unbedingt verdienſtlicher geweſen, wenn der Ueberſetzer ... geſcheut hätte, aus den zum Theil umfangreichern, ... Kenntniß und origineller Forſchung beruhenden ... Thornton, Taylor und Mackenna eine compendiöſe ... menzuſtellen. Wollte er ſeine Leiſtung der Hauptſache ... ſetzen beſchränken, ſo mußte ſich ihm vorzugsweiſe ... erſchienene Büchlein von Miß Martineau: „British ... historical Sketch" (London 1857) empfehlen, welches ... lebensvolle und überſichtliche Behandlung der Geſchichte ... zum Ausbruch der letzten Inſurrection darbietet. ... gefallen iſt uns, wie wenig wir auch in dieſer Hinſicht ... den, die Umformung in der Schreibart mancher ... „Tritſchinopoly" ſtatt „Trichinopoli", „Pondichiſ... cherry", „Aly" ſtatt „Ali", „Maratte" u. ſ. w., ... enträthſeln können, weshalb die Schreibart „Aurang... chen deutſchen „Orangſib" oder der engliſchen „Aurung...

Sie werden in den allgemeinen Geſchichten, ... Hand- und Lehrbüchern über die weſentlichen ... nur dürftige Andeutungen im allgemeinen ... in den zugänglichen geographiſchen Werken ... nach befriedigenden Aufſchlüſſen geſucht ... Reiſebeſchreibungen, theils von deutſchen ... faßt, theils aus fremden Sprachen überſetzt, ... zwar hin und wieder ſchätzbare Beiträge zur ... des Landes und Volks; allein dieſe Bele... doch vereinzelt, zerſtreut, oft ohne innern ... nur für die beſondern Geſichtspunkte des ... aneinander gereiht. Dazu kommen die oft ... meidlichen Miſsverſtändniſſe und Irrthümer ... beſtimmte Charakter mancher Mittheilungen, ... ſelten ſo weit entfernt ſind, eine befriedigende ... mannichfaltigen Fragen und Probleme zu ... ſie oft unerklärliche Widerſprüche entſtehen ... neue Räthſel auf die Bahn werfen.

Daher verdient eine gründliche, allſeitige ... des Entwickelungsganges der britiſchen Herrſchaft ... indien, wie ſie der auf dieſem Felde durch ... beiten ehrenhaft bekannte Verfaſſer mit unermüdlichem ... Fleiße und mit einer außerordentlich umfaſſenden ... ſicht anſtrebt, in hohem Grade den Dank und ... achtung der deutſchen Leſer, welche über die ... ſehbar wichtigen Ereigniſſe ſich orientiren und ... nähere Verſtändniß derſelben eindringen wollen. ... hat es unternommen, der deutſchen Literatur ... zubieten, welches mit gründlichem Eingehen ... Grunde liegenden treibenden Kräfte einen allſeitigen ... ſchluß der Begebenheiten und Umſtände enthält, ... chen ſich aus den kaum bemerkbaren Facterien ... nen Handelscompagnie das in ſeinen Dimen... ſeinem Organismus ſo wunderbare Reich ...

en ersten Blick läßt sich wahrnehmen, daß sein nicht aus Anlaß der jetzigen Zeitverhältnisse her-ıfen, sondern in jahrelangem Verfolg der Aufgabe umfangreiche Studien nach und nach zum Abschluß ereift ist. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Verfasser die Anschauungen an Ort und Stelle, seine zwei Decennien zuvor unternommenen großen nach Ostasien und unter anderm auch nach Ost-ihm gewährten, mannichfach zu statten kamen. ninder wichtig für seine Forschungen erweisen sich ichte eines Aufenthalts in England, bei welchem wir hören, nicht blos die Bibliothek des Briti-duseums, sondern ganz besonders auch die Bücher-ng der Ostindischen Compagnie und andere sonst zugängliche Quellen auszubeuten bemüht gewesen Sie glücklich er diese Gelegenheit benutzt hat, um wichtige Werke, die dem Buchhandel fremd sind ast kaum in die Hände anderer deutscher Gelehr-ıngen, für seine Zwecke dienstbar zu machen, er-) bei näherer Ansicht des Werks aus dem Appa-hinzugefügten Anmerkungen. Hier werden manche angeführt, die nicht blos allgemeinhin, sondern glischen Gelehrten kaum bekannt sind. Selbst für liographie im engern Sinne des Worts finden eine beachtenswerthe Mittheilungen. *) Daneben hin und wieder gegebenen Winke über den und die Zuverlässigkeit gewisser Bücher besonders . Es kommt gar nicht selten vor und bleibt eine nd sich bestätigende Erfahrung, daß zumal um-ere schriftstellerische Arbeiten und Werke berühm-iftsteller, die unter günstigen Vorurtheilen, Vor-gen und Umständen den Ruf einer gewissen ichkeit erlangt haben, fortan ungleich mehr ober-citirt, angepriesen und sogar gekauft als gelesen irt werden. Werke dieser Art gelten dann als rlicher Bestandtheil der Büchersammlungen, in sie vielleicht Jahrzehnde nach ihrem Erwerb in berührtem Zustande angetroffen werden. Aber , was von ihrem Inhalte werthvoll und zuver-er andererseits schwächlich und voll Irrthum ist, allgemeine Kenntniß ganz unentwickelt. In die-ht gibt das vorliegende Werk gar manche dan-e thatsächliche Winke. Für die Beurtheilung der ande der Geschichte von Ostindien und der an-n Gebiete, namentlich für die englische Literatur n Feldern findet sich eine nicht geringe Anzahl Bemerkungen, die theils an sich überzeugend, ils aber wenigstens anregend und für weitere hungen instructiv sind.

n wir nun dieser umfangreichen und von Fülle des Inhalts unwillkürlich überströmenden Geschichte des englischen Reichs in Ostindien näher, so werden wir allerdings etwas überrascht, dieselbe ohne einleitendes Vorwort auftreten zu sehen. Wer würde den Verfasser nicht gern über die leitenden Grundgedanken, über Anlaß und Ziel, über die Gelegenheiten, über die günstigen und ungünstigen Umstände, welche ihn bei seinem mühsamen Unternehmen begleiteten, über den Umfang und die Beschränkungen der von ihm benutzten Literatur und über so manche andere Erfahrungen oder Beobachtungen, die näher oder entfernter mit seiner Arbeit zusammenhängen, das Wort nehmen sehen? Unter allen Umständen bleibt es zu bedauern, daß er dies nicht gethan, wiewol er wahrscheinlich dies absichtlich unterlassen hat und gleich manchen andern berühmten Historikern ein principieller Gegner von Vorworten sein wird. Wie ihm das Bewußtsein, eine Rechenschaft dieser Art zu geben, nahe genug getreten ist, ergiebt sich aus der freilich nur sehr fragmentarischen Weise, in welcher er mitten im zehnten Buche (S. 674) an einer Stelle, die dem flüchtig Lesenden leicht entgeht, plötzlich einen Rückblick auf sein Werk, auf Plan und Methode desselben einfließen läßt:

> Wir haben die Geschichte der englisch-indischen Besitzungen von den sagenhaften Zeiten des Alterthums bis zur Gegenwart, einschließlich der Ereignisse während der ersten Hälfte dieses Jahres (1857), bis zur Aufhebung der Preßfreiheit in Hindostan herabgeführt. Dies ist, ohne der Wahrheit und der Ueberzeugung etwas zu vergeben, leicht möglich gewesen. In den lichten englischen Landen fließen, zum großen Theile wenigstens, die Quellen gleich mit der That; dann darf das Neue und das Neueste rücksichtslos beurtheilt und verurtheilt werden. Nur Völker und Staaten mit Preßfreiheit haben eine Geschichte — eine Geschichte in wahrem, in vollem Sinne des Worts. Man hielt es für geeignet, dieses Neue und Neueste alsbald dem verwandten Alten und Frühern hinzuzufügen; das Ganze sollte dem Leser als Ganzes entgegentreten, nicht in vereinzelten, weit auseinander liegenden, weniger verständlichen Bruchstücken. Spätere Begebenheiten mußten demnach, in frühern Büchern erzählt, manches Aeltere in den folgenden nachtragen, verbindende Thatsachen, Betrachtungen wiederholt angedeutet werden. Manchmal könnte es scheinen, Unzusammengehöriges wäre blos äußerlich nebeneinander gereiht. Dies ist jedoch, wie selbst beim achten Buche, nur scheinbar. Alle jene dort aufgeführten verschiedenen Völker und Geschichten werden vom rothen Faden der Reformbewegung durchzogen, welcher das Mannichfaltige zu einem lebendigen, von einer einzigen Idee getragenen und gehobenen Bilde zusammenfaßt. Auch daß dieses kürzer dargestellt und jenes ausführlicher behandelt wird, ist nicht ohne Grund, nicht ohne Absicht geschehen. Die persischen und afghanischen Angelegenheiten, die Bewegungen in den muselmanischen Reichen sind wichtiger; sie stehen in engerer Verbindung mit dem Weltstaatensystem, mit dem seit der Erscheinung Mohammed's fortdauernden und zu unsern Tagen innerlich und äußerlich an Umfang gewinnenden Kampfe zwischen Islam und Christenthum, zwischen den Slawen und Angelsachsen, als die Geschichten der Reiche Audh, Nepal und Birma. Diese Reiche sind gewesen und sind nicht viel gewesen. Nach seiner Macht und Bedeutung wird aber jedem das Maß zugemessen im Leben und in der Geschichte.

Ueber den Umfang, in welchem er seine Aufgabe gefaßt und behandelt hat, läßt der Verfasser am Anfange des ersten Buchs folgende Erklärung einfließen:

Beispiel erwähnen wir die Notiz über Thomas Mun's Werk ngland's treasure by foreign trade, or the Balance of our de in the rule of our treasure", welches wir zu unserer en Ueberraschung in Mac Culloch's „Literature of the conomy" übergangen finden. In Deutschland gehört das zu den Seltenheiten, wenigstens ist es dem Referenten noch gen, ein Exemplar zur Ansicht zu erhalten.

Es ſtehen aber die britiſchen Beſitzungen der öſtlichen Inſelwelt und China in ſo inniger Beziehung zum großen Anglo-indiſchen Reiche, die Ereigniſſe und Geſchicke aller dieſer Länder verflechten ſich derart, daß ſie nur im Zuſammenhange dargeſtellt ihr offenes Verſtändniß erhalten.

In den obigen Andeutungen finden wir zwar bei weitem nicht die gewünſchte Auskunft auf unſere Fragen an den Verfaſſer; aber ſie enthalten doch wenigſtens einigen Aufſchluß über die leitenden Geſichtspunkte und über die Motive der von ihm eingeſchlagenen Behandlungsart. Er hat ſeine Aufgabe in tiefgreifendem Maße erfaßt, den Organismus und die Lebensbedingungen des engliſchen Reichs in Aſien ſowol innerlich als im Zuſammenhange mit ſeinen Umgebungen in weitem Umkreiſe zur Darſtellung gebracht, die aſiatiſchen Staaten und Völker von Oſtperſien bis Weſtchina in ihrer politiſchen, religiöſen und culturgeſchichtlichen Eigenthümlichkeit geſchildert. Daneben ſteht zwiſchen den Zeilen der angeführten Stellen ſchweigend das Geſtändniß einiger Uebelſtände, namentlich der Hintanſetzung des den allmählichen Fortſchritten der Zeit, wie dieſe im großen und ganzen ſich darſtellen, zu gewährenden Rechts. Neumann hat den rieſenhaft großen Stoff, welcher ihm vorlag, zu ſehr zergliedert, faſt in monographiſche Stücke aufgelöſt gegeben. Es läßt ſich von ſeinem Standpunkte aus recht lebhaft denken, wie ihm, eben weil er ſo lebendig in ſeinem Material lebte, weil der Stoff in allen ſeinen Theilen ſo überſichtlich und verſtändlich ſich vor ihm ausbreitete, der Gedanke oder doch die Rückſicht auf den Standpunkt der Leſer oft ganz in den Hintergrund treten konnte.

Sogleich bei dem erſten Blicke auf die „Architektonik“ dieſer Geſchichte des engliſchen Reichs in Indien zeigt ſich, aller ſolcher Ausſtellungen ungeachtet, eine imponirende Großartigkeit in der Geſammtanſchauung des weitſchichtigen Stoffs. Man ſieht recht deutlich, wie wenig der Verfaſſer gemeint war, ſeine Aufgabe in leichtem Stil zu nehmen; aber auch wie ſehr er bei ſeinen Leſern ein Verlangen nach gründlicher Kenntniß erwartet und kein Bedenken trägt, ihnen einen nicht geringen Grad von Fleiß, von Intereſſe an dem Gegenſtande zuzumuthen. Seine Anordnung geſtaltet ſich recht eigentlich ſyſtematiſch; ſie gliedert ſich folgendergeſtalt in zehn Büchern: erſtes Buch: „England und die oſtindiſche Hanſa“; zweites Buch: „Hindu und Muſelman“; drittes Buch: „Baber und die Großmongolen“; viertes Buch: Weſt- und Mittelaſien“; fünftes Buch: „Die Gründung des Anglo-indiſchen Reichs“; ſechstes Buch: „Der Fortbau des Anglo-indiſchen Reichs“ (Schluß des erſten Bandes); ſiebentes Buch: „Die Erweiterung nach Oſten und Norden“; achtes Buch: „Lord Bentinck und die Reformbewegung“; neuntes Buch: „Afghaniſtan und Sind“; zehntes Buch: „Die Sikh und China“ (Schluß des zweiten Bandes).

Bemerken wir zu dieſer Inhaltsangabe wenigſtens in allgemeinen Zügen den Gang der Darſtellung. Das Werk beginnt mit der Ueberſicht der früheſten Geſchichte und mit einer Charakteriſtik des urſprünglichen We der Oſtindiſchen Compagnie, daran ſchließt ſich die zählung ihrer innern und äußern Kämpfe, der Con und Reibungen mit rivaliſirenden Geſellſchaften in außerhalb Englands, mit Staats- und Weltverhältni ihrer Schickſale und Gefahren, ihrer bei faſt wu barer Lebensfähigkeit nach und nach erlangten Entw lung u. ſ. w. (Buch 1). Von dieſer gleichſam einl den oder als Außenwerk vorangeſtellten Skizze w ſich der Verfaſſer zu der Aufgabe, das Werden und Bildungsproceß der dermaligen Bevölkerung, die Geſc des Landes und Volks von Oſtindien von den früh Zeiten an darzulegen, und läßt dann die Reihe der Nordweſten hereinbrechenden Eroberungszüge von S mud dem Ghasnewiden bis auf Timur folgen (Buc Daran ſchließt ſich weiter die dauernde Eroberung Baber, die Geſchichte des Hauſes und des Walten ſechs ſogenannten Großmoguln: Baber, Humaiun, S des Großen, Dſchehangir, Schahdſchehan (Schah Je Orangſib (Aurengzebe); der Hergang in den mit Untergang dieſes Herrſchergeſchlechts verknüpften E und Kämpfe (Buch 3). Ehe der Verfaſſer jetzt plan zur eigentlichen Entſtehung des indiſchen Reichs der Er der übergeht, bedarf es noch einer Ueberſicht der geog ſchen und der dermaligen ethnographiſch-dynaſtiſchen hältniſſe in Weſt- und Mittelaſien, d. h. in den wärts und weſtwärts der Indusgebiete ſich ausbr den Berg- und Hochlandgegenden, von deren B ſchlage das Hindoſtanland ſo oft und ganz beſonders i Zeitraum zwiſchen dem Untergang des Reichs der S riden und der erſten Gründung der britiſchen Herr einmal über das andere berührt und erſchüttert n Auf die thatſächliche Schilderung des in ewigem doch wieder etwas einförmigem Wechſel begriffenen kerlebens hat der Verfaſſer ſichtbar großen Samml verwendet. Die eigenthümlichen Cultur- und Geſellſc bildungen, die innern politiſchen Zuſtände, die reli Erſcheinungen ſind neben den unaufhörlichen Erober zügen lebensvoll dargeſtellt. Den Mittelpunkt des a ordentlich mannichfaltigen Inhalts bildet der folgen Zug des Nadir Schah nach Delhi (Buch 4). Nun nimmt der Verfaſſer den Gang der Darſtellung, im erſten Buche einleitend angeſponnenen Faden Vorgeſchichte der anglo-indiſchen Herrſchaft wieder indem er zunächſt die Grundzüge derſelben durch und Warren Haſtings (Buch 5), dann deren weitern bau unter den zunächſt folgenden Verwaltungen bi Statthalterſchaft des Marquis Wellesley erzählt. ein weſentliches Moment dieſer Epoche erſcheint di Sicherung des Erworbenen nothwendige Ausdehnung Beſitzſtandes und der Eroberungen, beſonders die U werfung der Maharatten und die Austreibung der mit ihnen in Reihe und Glied kämpfenden, thei ſelbſtändigen Unternehmungen begriffenen franzöſ Elemente (Buch 6). So ſchließt der erſte Band Hauptſache nach ungefähr mit dem Jahre 1806; h hat der Verfaſſer, der von ihm angezeigten Me

unter anderm schließlich noch die spätere Ge-
der maharattischen Völkerschaften bis auf die
Zeit herabgeführt.

dem zweiten Bande treten wir in die Zeiten
welchen der individuelle Charakter des Reichs
hieden consolidirt hat. Bei dem Eintritt der Ober-
rschaft des Lord Minto (1807—13) sind die
des weitern Entwickelungsverlaufs vollständig
Das System der Annexationen, der Protections-
bsidiarverträge unterliegt zwar nach Maßgabe
und Lokalbedingungen verschiedenen Modifica-
Die Thaten der englisch-ostindischen Macht wer-
Landgebiete versetzt, welche von ihrem bisherigen
weit entfernt lagen. Eigenthümlich neue Er-
en des politischen, socialen und religiösen Zu-
ei Völkerschaften, mit welchen das Anglo-indi-
in Verkehr und Conflict kommt, erfordern die
d die Kräfte einer entsprechenden Behandlungs-
r im wesentlichen ändert sich der Charakter des
s nicht. Für die von dem Verfasser befolgte
liefert das siebente Buch, mit welchem der zweite
ginnt, vorzugsweise ein anschauliches Beispiel.
ihlung behandelt hier zuvörderst nacheinander
hungen zu dem Imam von Maskât, die Er-
der Inseln Bourbon und Mauritius (1810),
nach einer kurzen Episode über das Capland,
chte der Insel Ceylon, die Geschichte der Sunda-
besonders der auf dieselben gerichteten Unter-
n der Engländer (unter anderm eine ziemlich
ge Digression über Sir James Brooke, über
r Verfasser unverhohlen den Stab bricht), da-
gapur, die Bekämpfung des Piratenwesens in
atischen Gewässern. Von hier aus wendet
Verfasser plötzlich nach den Ländern im Nor-
Bengal und Hindostan, nach Tübet, Tangut
ers nach Nepal; und von hier werden wir nicht
versehens auf das Gebiet der Halbinsel jenseit des
rsetzt, um das Land und Volk der Birmanen
lernen. Bei allen diesen sehr verschiedenen
en zieht der Verfasser mit einer fast mono-
rschöpfenden Ausführlichkeit die Schleusen sei-
aren Kenntnisse, Materialiensammlungen und
gen auf. Er geht bald in die antediluviani-
n, bald in das Alterthum und Mittelalter zu-
verfolgt die Entwickelung durch die letzten
rte bis auf die neueste Zeit. So kommt es,
i diesem siebenten Buche, welchem wesentlich
tungsperiode von Lord Minto bis Graf Am-
in die Jahre 1807—28) zum Grunde liegen,
iellen Behandlung verschiedener Länder, Inseln
nicht blos in die graue Vorzeit aufwärts, sondern
in die Verwaltungsthätigkeit des letzten Ober-
Lord Dalhousie hinab versetzt werden. Na-
id von letzterm amtliche Berichte, Proclamatio-
in Beziehung auf die durch den zweiten birma-
eg nothwendig gewordenen politischen Maß-
n Texte dieses siebenten Buchs eingewebt.

Dieses Verfahren wird den Wünschen des größten Theils der Leser und Benutzer des vorliegenden Buchs schwerlich angenehm sein. Augenscheinlich hat der Verfasser bei der Anlage seines Werks nicht umhin gekonnt, der chronologischen Entwickelung der Thatsachen, trotz seiner systematischen Vorliebe für Zerstückelung und Zersplitterung — fast möchten wir sagen Auflösung — in monographische Bestandtheile, dennoch einen vorwiegenden Anspruch einzuräumen. Dies ergibt sich sehr deutlich aus den gewählten Ueberschriften der zehn Bücher, wie wenig diese Ueberschriften auch von oben her den tiefen und mannichfaltigen Gehalt jedes einzelnen Buchs ahnen lassen. Daher müssen wir es uns versagen, auf die Inhaltsangabe der drei letzten Bücher (des achten, neunten und zehnten) specieller einzugehen. Für diejenigen, welche entweder auf dem behandelten Gebiete hinlänglich bewandert sind, oder sich einmal in die vorherrschende Methode gefunden haben, oder die unaufhörlichen Störungen durch episodenartige Rückblicke und Vorwegnahme der erst in eine spätere Zeit fallenden Entwickelung mit einer gewissen Resignation betrachten, werden sich manche Digressionen als lebensvolle Ueberraschungen geben. Auch würde es ungerecht sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß einige Abschnitte (z. B. die Schilderung der Reformverdienste des Bentinck'schen Regiments, die Darlegung der Thatsachen des letzten afghanischen Kriegs, der Conflicte mit den Sind und Sikhs und der Ueberblick der Verwickelungen mit China in den letzten zwei Jahrzehnden) sehr ansprechend und gelungen sind. Aber wer wird, um wenigstens noch ein Beispiel anzuführen, in dem Texte des achten Buchs, „Bentinck und die Reformbewegung", z. B. eine Geschichte des Brahmanenthums, des Wedanta-Vereins, des Parsismus und zumal Erörterungen über die Einführung des Christenthums in Indien, über die Thomaschristen, über die Rolle der Jesuiten in der indischen Kirchengeschichte suchen?

Dem Verfasser standen zwei oder drei Auskunftsmittel zu Gebote, durch welche diese Nachtheile oder Uebelstände der Anordnung und der Mangel an Uebersichtlichkeit einigermaßen hätte gehoben werden können. Er hätte die zum Theil sehr ausgedehnten Bücher, deren Text ununterbrochen fortläuft, je nach der Reihenfolge der Gegenstände in kleinere Abschnitte zertheilen können. Er hätte die weitschichtigen specificirten Inhaltsangaben der einzelnen Bücher, welche einmal jedem Bande als Inhaltsanzeige vorgedruckt und dann an der Spitze jedes Buchs wiederholt sind, recht genau und sorgfältig redigiren, bei der Leitung für den Druck übersichtlich darstellen und jedem Satze die Seitenzahlen beifügen sollen, während seine Inhaltsangabe nicht selten Räthsel enthält, die auch bei der Vergleichung des Textes sich nicht vollständig lösen. Endlich wäre es noch eine günstige Gelegenheit zur Erleichterung beim Studium des Buchs gewesen, wenn der Verfasser den am Ende hinzugefügten alphabetischen Index recht vollständig und genau hätte arbeiten oder anfertigen lassen. Wir wür-

den denselben vielleicht um das zehnfache umfangreicher wünschen.

Unser Urtheil über Werth und Bedeutung des vorliegenden Werks fällt demnach entschieden dahin aus, daß dasselbe durch substantiellen Gehalt, durch Reichthum an tiefeingehenden Studien, durch Darlegung einer weit ausgebreiteten Kenntniß höchst schätzbar ist, dagegen namentlich in Bezug auf Anordnung des Stoffs und klare Uebersichtlichkeit manches zu wünschen übrig läßt. Es bleiben uns jedoch noch einige Bemerkungen übrig, die wir zur richtigen Würdigung nicht zurückhalten dürfen. Sehr verdienstlich und anerkennenswerth ist es, daß der Verfasser der handels- und staatswirthschaftlichen Seite so viel Beachtung geschenkt, daß er die politische Oekonomie partienweise so gründlich behandelt hat. Dagegen hätte er seinen nur zu augenscheinlichen Hang zu kosmopolitischen Bemerkungen mehr im Zügel halten sollen. Wir sind weit entfernt, dem Verfasser sein Recht auf die Behauptung einer herrschenden moralisch-politischen Grundansicht streitig zu machen. Er hat die Tüchtigkeit des englischen Nationalcharakters, den Schwächen seiner romanischen Rivalen gegenüber, aus der Geschichte Ostindiens auf eine schlagende und überzeugende Weise nachgewiesen. Aber daneben begegnen uns hin und wieder Reflexionen, bei welchen er in eigenthümlichen Lieblingstendenzen schwelgt, ohne an den Sinn des Dichterworts „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt" zu denken. Er läßt seine Blicke nur zu oft und zu gern von den asiatischen Zuständen auf europäische Verhältnisse hinüberschweifen. Er geht offenbar zu weit in dem wiederholt sich hervordrängenden Bestreben, die ersten Stadien des gesellschaftlichen und politischen Bildungsprocesses bei den germanischen Völkern mit den asiatischen in Parallele zu stellen, z. B. I, 301. Noch fremdartiger für den Charakter eines solchen Werks erscheinen einzelne pikante Auslassungen aus der modernen Tagespolitik. Solche Bemerkungen, wie z. B. II, 442, Note 2, oder auch I, 454, 455, 456 im Texte, über Voltaire, über Despotismus in Deutschland u. s. w. kann die Kritik, wenn sie es recht streng nehmen will, nicht billigen. Sie scheinen uns für den, der das englische Reich in Asien kennen lernen will, eine müßige oder zerstreuende Zugabe zu sein.

Da der Verfasser es vorzog, kein Vorwort hinzuzufügen, hatte er auch kaum rechte Gelegenheit, zu erwähnen, daß einzelne Abschnitte des Werks bereits früher im „Historischen Taschenbuch" erschienen sind. In dieser Beziehung wäre es nur zu wünschen gewesen, daß bei dieser Gelegenheit einzelne Ungenauigkeiten, Gebrechen und Unvollständigkeiten berichtigt worden wären. Wir beschränken uns auf ein paar Beispiele. Das Citat, nach welchem man Macaulay's Skizze über Lord Clive im „Edinburgh Review", Jahrgang 1836 (statt 1840) suchen wird, hätte berichtigt, Citate wie z. B. I, 33: „Macaulay im Anhange zum ersten Bericht der Gemeinen über die indischen Länder" *) hätten genauer gefaßt, Ausdrücke wie z. B. Herr Day, der einsichtsvolle Begründer von dras, hätten etwa durch Angabe der Vornamen au gemessene Weise verbessert werden sollen. Für ein welches nun einmal wie das vorliegende als ein ε‹ς ἀεί, oder doch gewiß auf längere Zeit als benutzte Schatzkammer gelten wird, sind auch solch nigkeiten immerhin erheblich. Etwas schwerer in wicht fallen die sachlichen Ungenauigkeiten, wie I, 449: „Nannte ihn (den Lord Clive) doch E Pitt der Vater bei vollem Hause den himmlischen führer, welchen selbst Friedrich von Preußen b könnte — und niemand hat zu der Zeit widersp Diese Stelle ist offenbar folgender Stelle des aulay'schen Artikels in der „Edinburgh Review" entnommen:

The great orator had already in Parliament c Clive as a heaven-born general, as a man who, the labour of the desk, had displayed a military which might excite the admiration of the king of

Es ist gewiß eine unrichtige Deutung, den A „heaven-born" mit „himmlisch" zu übersetzen. Redner wollte damit nur auf die gleichsam ang außerordentliche Begabung und das Talent des Le hinweisen. Ebenso halten wir es für wenig mäßig, wenn der Verfasser sein Urtheil über gabte oder eingekommene Geldsummen nach th Gulden berechnet, um dem Leser einen richtige druck der Höhe derselben zu geben. Derartige Be gen sind schwerlich geeignet, bei dem Urtheil über und zumal über ostindische Dinge einen richtigen stab zu geben, und der Verfasser darf sich nicht w wenn ein Macaulay, der in Ostindien für die Dienstleistung (Napier bezeichnet seinen Posten al cure) ein Jahresgehalt von 10000 Pf. St. bez dem Urtheil über Größe und Geringfügigkeit von summen von ihm weit abweicht. Auf jeden Fall m indeß in einem Artikel des „Historischen Tasch minder auffallen als in einer gründlichen wissen lichen Arbeit, für welche selbst das im Anfange sten Buchs (S. 12, Note 5) angekündigte Ver die in den Quellen angegebenen Summen durch lassung der Hunderte u. s. w. abzurunden, bedenkli da gerade in der Thatsache des genauen Präcisir etwas sehr Bezeichnendes liegt.

Es wurde oben angedeutet, daß der Verfasser ein reichhaltiges literarisches Material ausgebeutet hat mentlich ist er in der einheimischen ostindischen L außerordentlich bewandert und er hat es sich an sein lassen, die sonst so leicht übersehenen und un bleibenden Artikel in Journalen und Zeitschriften zu machen. Dagegen ist es uns aufgefallen, d einige Werke unbekannt geblieben sind, deren mehr oder weniger wichtig erscheint, z. B. William B „A history of India under the two first sov

*) Statt etwa: „Macaulay's Erklärung vom 27. Juni 1834 in «Parliamentary Papers 1852—53. Reports from Committees First Report from the select committee on Indian Ter (vom Hause der Gemeinen zum Druck bestimmt am 2. Mai

the house of Taimur Báber and Humáyun" Bde., London 1854). Der Verfasser ist durch e Uebersetzung „Memoirs of Baber", welche Neu- nn angemessenerweise benutzte, bereits hinlänglich annt. Ferner für die Verhältnisse mit Ostafrika und amentlich den Imam von Maskât das Werk von Guil- : „Documents sur l'histoire, la géographie et le merce de l'Afrique orientale" (Paris 1856); und die Verhältnisse in Afghanistan Khorasan u. s. w. ier's „Caravan journeys and wanderings in Persia, ghanistan, Turkistan and Beloochistan translated by Jesse, edited by H. D. Seymour" (London 1856). s französische Original dieses Buchs ist nie gedruckt.) mand wird dem Verfasser daraus einen Vorwurf chen, daß in einem so inhaltreichen und außerordent- schwierigen Stoffe hie und da bei scharfer Prüfung e Mängel und Unvollkommenheiten zum Vorschein men. Aber sonderbar ist es, daß gerade die ersten des ersten Buchs weit mehr als irgendein anderer Gelegenheit zu Ausstellungen entdecken lassen. in den ersten Zeilen lesen wir, daß alle die Völker Ländermasse, welche vom Himalaja und dem Meer östlichen Persien und westlichen China umgrenzt nach einem herkömmlichen, wahrscheinlich von den sern (?) stammenden Brauche „Hindu" genannt wer- das Land, in welchem sie leben, „Hindostan". Allein Name „Hindostan" ist, soviel uns bekannt, niemals die afghanischen, beludschistanischen und khorasani- Gebiete, ja selbst nicht auf Dekan, sogar kaum das eigentliche Bengalen ausgedehnt; und im Ein- te des zweiten Buchs sagt der Verfasser wörtlich: e Theilung Indiens in zwei große Massen, Hindo- und Dekan, ist nicht willkürlich, sie beruht auf erschiedenen Naturbeschaffenheit dieser Länder." S. 4 der Anführung des Buchs „Relation de l'inquisi- de Goa" fehlt der Name des allgemein bekannten fassers, des Arztes Dellon, der eine Gefangenschaft Inquisitionskerker zu Goa zu bestehen gehabt hat. dem Citat des Apothekers Maquet hätte die Zeit, welcher derselbe lebte und schrieb, bemerkt werden sol- S. 5 hätte über die Büchersammlung zu Goa Buch des berühmten Reisenden Richard F. Burton s and the Blue Mountains" (London 1851) genannt den sollen, welches S. 40 eine authentische Notiz hält. Die Sätze, welche gleich nachher (S. 6) mit Autoritäten von Mackintosh: „History of England; leine, „Constitution of England"; Hallam, „Consti- onal history of England" gestützt werden, hätte in em Werke über Asien eines solchen Anhalts kaum bedurft. 33 fällt auf, daß der Verfasser ein schwer verständliches at eines Ausspruchs von Macaulay aus den nur sehr gen seiner Leser zugänglichen englischen Parlaments- ten für eine Wahrheit gibt, die niemand in Zwei- cht und von Macaulay in seiner allgemein bekann- „Geschichte Englands seit Jakob II." sich mehrfach derholt findet.

Gern gestehen wir zu, daß diese Ausstellungen, mit welchen wir nicht zurückhalten konnten, gegen den Werth der Arbeit des Verfassers im großen und ganzen kaum in Betracht kommen können. Möge der Erfolg des Werks dem durchaus anerkennenswerthen Aufwand von Fleiß, Gelehrsamkeit und Kenntniß entsprechen, welche der Verfasser auch den weiten Kreisen deutscher Leser zugänglich und gemeinnützig gemacht hat. Niemand wird darüber zweifelhaft sein können, daß die deutsche Literatur kein Werk besitzt, aus welchem sich eine so gründliche und gediegene Belehrung namentlich über die politischen und ethnographischen Verhältnisse Ostindiens und seiner Nachbarländer gewinnen lasse, als aus diesen beiden Bänden.

Karl Brandes.

Karl Weller's „Jahrbuch deutscher Dichtung".

Jahrbuch deutscher Dichtung herausgegeben von Karl Weller. 1857. Erster Theil: Gedichte. Zweiter Theil: Literaturgeschichte der Gegenwart. Leipzig, Hübner. 1858. 8. 1 Thlr.

Vorliegendes Jahrbuch ist laut dem Vorwort dazu bestimmt, „das geistige Leben und Streben, das Denken und Dichten unserer Zeit und unsers Volks treu und klar abzuspiegeln und dem in der Literatur sich kundgebenden Entwickelungsgange der Gegenwart Jahr für Jahr und Schritt für Schritt zu folgen". Dieses Unternehmen, bei dem es, wie man aus den angeführten Worten sieht, auf alljährliche periodische Wiederkehr abgesehen ist, verdient um so mehr allgemeinere Theilnahme zu finden, da der Ertrag desselben „zur Hälfte für jetzt und alle Folge dem Zwecke der Schiller-Stiftung bestimmt ist, zu deren Besten schon früher die Herausgabe des lyrischen Albums der «Dichterstimmen» erfolgte".

Alljährlich soll ein Band erscheinen, der aus zwei Theilen (Halbbänden) besteht. Der erste Theil bietet eine Auswahl von charakteristischen Proben deutscher Lyrik aus den in Sammlungen und Zeitschriften veröffentlichten Gedichten jedes Jahres; der zweite Theil wird in möglichst übersichtlicher und ansprechender Weise eine kritische Jahresrundschau über das Gesammtgebiet deutscher Dichtung, ferner Bilder, Skizzen und Wahrnehmungen aus dem geistigen Leben und Treiben der Zeit, Lebensabrisse und Charakteristiken von hervorragenden zeitgenössischen Schriftstellern und endlich ein möglichst vollständiges Verzeichniß der betreffenden Literatur jedes Jahres enthalten. „Somit wird das Werk", bemerkt der Herausgeber, „eine fortlaufende Literaturgeschichte der Gegenwart bilden und hoffentlich allen, denen deutscher Geist und deutsche Dichtung lieb und werth sind, eine nicht unwillkommene Gabe werden." Wie begeistert der Herausgeber für seine Sache und Aufgabe ist, ergibt sich aus folgenden Worten: „Die Poesie ist eine Macht trotz aller Prosa unserer nüchternen Tage, sie ist das Lebenselement jedes höhern Strebens, der Kern von allem, was uns als groß, schön und begehrenswerth vor der Seele schwebt, die Triebfeder von allen erhebenden Regungen des Herzens und Geistes." Er erklärt, es ernst mit der Poesie zu meinen: „Sie ist uns nicht ein müßiges Spiel der Phantasie, keine Modesache, kein Stoff für ästhetisches Theegeklatsch und seichte Salonunterhaltung, sondern ein nothwendiges Element der allgemeinen Volksbildung, die harmonische Ergänzung der wissenschaftlichen Verstandesrichtung unserer Zeit." Daher ist es die Aufgabe, die sich der Herausgeber mit seinem Jahrbuch gesetzt: „den Sinn für das Schöne, für Kunst und Poesie gegenüber der rohen Nützlichkeitspraxis zu vertreten, zu pflegen und zu verbreiten".

Der erste Theil des vorliegenden Jahrgangs enthält, dem Programm gemäß, eine Auslese von Gedichten, die im Jahre 1857 theils in selbständigen Sammlungen, theils in Zeitschrif-

ten, Albums und Almanachen erschienen sind, mit Einschluß nicht weniger Proben aus den lyrischen Erzeugnissen des Jahres 1856. Es sind darin 62 Dichter, 10 Dichterinnen und außerdem 9 deutsch-amerikanische Dichter vertreten. Eine Anthologie dieser Art entzieht sich einer eigentlichen Kritik; wenden wir uns daher sofort zu dem Aufsatze: „Die Lage der Schriftsteller", von dem Herausgeber.

Dieser Aufsatz erscheint uns namentlich deshalb von Werth, weil der Verfasser, so innig er auch an den Schicksalen der Schriftstellerwelt theilnimmt, kein eigentlich professioneller Schriftsteller und daher in der Lage ist, die dahin einschlagenden Verhältnisse von einem objectiven Standpunkt zu beurtheilen. Es wäre zu wünschen, daß dies von Männern in gleicher Stellung öfter geschähe, von Männern, welche die Aufgabe des Schriftstellers zu würdigen wissen und für sein Los ein Herz haben, dabei aber nicht das Vorurtheil gegen sich erwecken, daß sie im eigenen selbstsüchtigen Interesse sprechen und durch trübe Erfahrungen verstimmt und verbittert sind. Karl Weller beginnt seinen Aufsatz mit der treffenden Bemerkung: „Das Lied vom armen Poeten ist schon genug abgesungen worden und hat der mitleidigen Seelen so viele gerührt und in Scene gesetzt so viele Thränen erpreßt, daß, wenn jede Thräne einen Pfennig werth gewesen wäre, und jede gerührte Seele nur einen Groschen für die armen Poeten gespendet hätte, es längst keinen armen Poeten mehr geben würde. Aber leider hat das alles den Schriftstellern und ihrem Lose nichts geholfen, ja viele zarte ästhetische Gemüther halten es für besonders poetisch, wenn ein Dichter hungert, und selbst eine Anzahl Schriftsteller, die das Glück haben, immer satt geworden zu sein, wollen ihrem Stande dieses poetische Attribut nicht genommen wissen, obgleich Noth und Sorgen die entschiedensten Gegner aller Poesie sind." Er behauptet ferner, und leider schwerlich mit Unrecht: „Die sogenannten vornehmen Klassen der Gesellschaft, der Adel und das höhere Beamtenthum sind in ihrem großen Ganzen dem Zwecke der Schiller-Stiftung und dem Schriftstellerthum geradezu feindlich gesinnt; der gebildete wohlhabende Mittelstand ist theilnahmlos und die große Masse der vielleſenden halbgebildeten untern Klassen steht der Sache durchaus fern und weiß nichts davon. Diese Thatsachen finden ihre volle Bestätigung in dem materiellen Erfolge der Stiftung. Das ganze Kapital derselben ist fast allein durch eine Anzahl größerer Schenkungen und Beiträge wohlhabender Literaturfreunde, fürstlicher Häupter, Vereine, Erträge von Theatervorstellungen, Concerten, Vorlesungen, Ausstellungen u. dgl. zusammengebracht, aber die kleinen Gaben der Liebe, die zu Tausenden summirt gar schwer ins Gewicht fallen, haben wenig Theil daran." Dies alles müssen wir leider zugeben; nur gegen die Bemerkung, daß die „halbgebildeten untern Klassen" zugleich auch „vielleſende" seien, müssen wir nach unserer Erfahrung protestiren. Diese untern Klassen, mit Ausnahme der doch immer dünn gesäeten frommen Tractätleinleſer, leſen lieber gar nichts, ausgenommen die lokalen Tageblätter, und auch in diesen zumeist nur die örtlichen Anzeigen, und die Kalender, namentlich die Anekdoten und Schnurren darin, vielleicht auch einen Ritter- oder Räuberroman oder einen Roman von Eugène Sue in schlechter deutscher Uebersetzung. Geistige Beschränktheit, häusliches Elend, erschöpfende Arbeit und im Gegensatze dazu oder im Zusammenhange damit zeitweise derbsinnliche Vergnügungen lassen diese „untern Klassen" nicht zum Leſen oder gar zum „Vielleſen" kommen. Diese trotz des gesteigerten, aber doch noch vielfach unzweckmäßigen Schulunterrichts halbbarbarische Menschengattung weiß kaum, daß es zur Abfassung eines Buchs einer geistigen Arbeit, eines eigentlichen Verfassers bedarf; sie weiß kaum, daß es eine Klasse von Mitmenschen gibt, welche man Schriftsteller nennt; höchstens verbindet sie mit der Bezeichnung „Bücherschreiber" oder „Blättchenschreiber" die allerniedrigsten und beschämendsten Begriffe. Lautet doch selbst bei den recht eigentlich für den Mittelstand bestimmten periodischen Unternehmungen die Parole stets: „Nur nichts Literarisches, das versteht und lieſt unser Publikum nicht!"

Was nun die höher gebildete Klasse betrifft, so ist allerdings richtig zu sein, daß die eigentlich [illegible] meinde, welche die Poesie um der Poesie willen feiert, auch unter ihr mehr in der Abnahme als in Zunahme begriffen ist. Schon Immermann klagte in Form eines Briefs an den Redacteur gekleideten über Heine's erste Gedichtsammlung im „Westphälischen Anzeiger": „Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts neuen Poeten anzeigen, so empfinde ich ungefähr Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft ein toller Hund her! Sie werden mich der Paradoxie bezüchtigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen sei. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufstellen, [illegible] wie eine schwere Last des Schicksals vorkommt, in [illegible] mit poetischem Talent geboren zu sein." Immermann weiter, daß die Ahnung von etwas Heiligem und [illegible] lichem in dem Dichter, die frühern Zeiten eigenthümlich, gegenwärtig selbst den Bessern fremd sei, und es sei erklärlich, daß ein dunkles Gefühl oder die klare von diesem Stande der Dinge diejenigen ergreife, welche mit Anlagen ausgerüstet seien. Da alle Talente in unsern Tagen gereizt und kränkelnd als je stelle sich der Dichter in offene Opposition Welt, und er, der eigentlich berufen sei, zwischen allen Parteien stehend alle aufzulösen und zu [illegible] bilde jetzt die heftigste Partei.

Ob nun der von Immermann angegebene, auch Grund dieser Erscheinung wirklich der einzige sei, die ganze Zerrissenheit und der Principienkampf der Dichter, insofern er überhaupt für seine Zeit [illegible] sen trägt, unwillkürlich in die Fechterstellung [illegible] bleibe hier unerörtert. Aber trotz aller so mehr bezeigungen, womit das Andenken einiger unserer Dichter auf Kosten anderer überschüttet wird, hat mit der Klage, daß die Stellung eines Dichters Gesellschaft eine vereinsamte, ja anomale, ein [illegible] preisgegebener Posten sei, doch wol seine Rich achten die Dichter selbst einer in dem andern Genius. Tragen sie durch ihr gegenseitiges [illegible] nur zu oft sehr wesentlich dazu bei, den [illegible] priesterliche Sendung und ihr priesterliches [illegible] Publikum zu erschüttern. Haben jemals Dichter so abscheulicher Weise verunglimpft und dem [illegible] geben gesucht, als Immermann und Heine [illegible] gen Platen und Platen wieder jener. Höchstens etwa zwei, wie eben Heine und Immermann, [illegible] nach dem Modell des Goethe-Schiller'schen Schutz- bündnisses als Duumvirn die übrigen zu unterdrücken licher war jedenfalls Platen, der keinen zweiten dulden mochte. Nur mögen unsere Poeten, [illegible] untereinander so ungebührlich behandeln, [illegible] nicht verlangen, daß es in ihnen Wesen höherer Art erblicke und verehre.

Zum Beweise, wie groß die Gleichgültigkeit nahmlosigkeit gegenüber der Schiller-Stiftung [illegible] schaftlich gebildeten Kreisen sei, erzählt Karl [illegible] Beispiel. Im Interesse seiner beiden zum Besten Stiftung begonnenen literarischen Unternehmungen vorigen Sommer ein besonderes Rundschreiben [illegible] und dies unter anderm auch an sämmtliche [illegible] Badegäste, soweit ihm deren Namen bekannt Summa gegen 300 versendet. Von diesen Herren Weller's Berufsgenossen, habe sich nur ein einziger bauer in Kolberg, der Sache freundlich angenommen

Dies darf indeß nicht wunder nehmen, da

nche Schriftsteller in Deutschland gibt, welche durch stige Bemerkungen die Theilnahme des Publikums von iftung abzulenken und über ihr Wesen und ihre Abirre zu führen versuchen. Wir selbst wissen am besten, viel Widersprüche, ja gehässige Ausfälle wir mit unaffätzen im Jahre 1845 und später, die wir in der neinen Zeitung" veröffentlichten, von seiten der Schriftgestoßen sind, und wie viel Mühe es uns und andern in der schriftstellerischen Welt selbst gesundere und e Ansichten über den Gegenstand zur Geltung zu brins ist schon schlimm, wenn man infolge fortdauernder on die Nothwendigkeit der Schiller-Stiftung überhaupt Länge und Breite nach zu beweisen genöthigt ist, nachdem er, Franzosen und Holländer schon längst solche Inesaßen. Noch jüngst sprach sich keine geringere Autos Lord Palmerston, und zwar bei dem neunundsechzigresfest des Royal literary fund, für die Nothwendigkeit glichkeit solcher Stiftungen aus. Er sagte unter an„Wie wenige gibt es überhaupt, die von den Mühsalen lenden Zweifeln der glücklichsten Autoren auch nur nung haben; von dem tödtenden Zwiespalt häuslicher und aufwärts strebender Gedanken, der oft die besten abtesten drückt! Wären jene Kämpfe allgemeiner bedann würde auch der Zweck dieses unsers Vereins, e in der größten Noth bringt, allgemeiner gewürdigt Es sind aber nicht sowol die Entbehrungen und de, welche den Aufflug eines dichterischen Talents hems die damit verbundenen vielfachen und für zarte Orinen doppelt verderblichen Demüthigungen, welche an nnern zehren, und es im äußersten Falle zur Selbstig und Verzweiflung an der Welt und an sich zu ermögen.

sonderbar klingen nun angesichts der Palmerston'schen manche Stimmen, die sich noch jüngst hier und da ler-Stiftung gegenüber zur Geltung zu bringen versucht Man hat unter anderm gesagt, die Stifter machten zu viel von der Sache; aber wie sollen sie es denn anfan- in weitern Kreisen Theilnahme daran zu erwecken? sie diesen Zweck anders erreichen, als durch Anspra- Notizen in den Journalen oder in Flugblättern precten, gewiß würden sie es sehr gern thun. Man r gesagt, daß Dichter und Schriftsteller jetzt mehr als manche gutbezahlte Beamte. Wir wollen darüber en, obschon dies doch nur in Betreff derjenigen behauptet nn, welche eine wohlfundirte Zeitung oder Zeitschrift obei sie aber doch nicht aller Wechselfälle überhoben r von Dichtern, die gerade in der Mode sind, und solange sie gerade in der Mode sind. Aber wie sieht ien in Fällen längern Siechthums, im Alter u. s. w., mit ihren Hinterlassenen aus? Soll in jedem einzelnen Mitleid des Publikums angerufen werden? Alle Ehre der berfeld, welche die Hinterbliebenen des Dichters Adolf uf dem Subscriptionswege für längere Jahre sicher ber dieses ehrenwerthe Beispiel steht in Deutschland zlich vereinzelt, und ich möchte keinem Dichter rathen, f zu verlassen, daß seine Vaterstadt sich in gleicher ier Nachgelassenen annehmen werde. Ein Schriftn in Deutschland wegen seines Talents und seines en Strebens allgemein anerkannt sein, ohne daß die und Productionen dieses Schriftstellers auch nur ein menswerthes Glück machen, insofern sie nicht einem ceſſe, der Unterhaltung oder einer bloßen Moderichtung dun hat einmal Willibald Alexis sehr richtig bemerkt, ste Unterstützung, welche das Publikum einem Autor lassen könne, der Ankauf seiner Schriften sei. Und Publikum wirklich nicht verlangt oder vorausgesetzt nnen, daß es die Bücher eines Schriftstellers, dem nzen seine Achtung zollt, selbst wenn sie ihm nicht ganz gefallen oder nicht sehr nöthig sein sollten, wenigstens zu dem Zwecke ankaufe, um ihm einen sichtbaren Beweis seiner Achtung zu geben, ihn aufzumuntern und sein im ganzen ehrenwerthes Streben zu unterstützen? Aber da trifft man auf die sonderbare und auch wol betrübende Erscheinung, daß die Schriften eines vielleicht sehr wenig geachteten Schriftstellers oft wie rasend gekauft und gelesen werden, während die des „geachteten" keinen Absatz finden. Wie gering namentlich poetische Erzeugnisse im Werthe stehen, dafür ist wol der beste Beweis, daß sie, wie schon Helmina von Chézy klagte, von den bei weitem meisten Redactionen und Verlegern von Albums und Zeitschriften nicht honorirt werden, weil es „nur Gedichte sind", und während Uebersetzungen aus dem Französischen unsere Bühnen förmlich überschwemmen, legt man dem einheimischen Dichter alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, wenn er sich unterfängt, einer deutschen Bühne ein dramatisches Product anzubieten. Daher der jüngst in F. Wehl's „Jahreszeiten" laut gewordene Klageruf: „Wahrlich die deutschen Autoren, diese Lastthiere der deutschen Bildung, sollten neben ihrer Kunst noch Handwerke lernen, um sich eine anständige und sorgenlose Existenz zu gründen, die ihnen mit allem Fleiße aus ihrer literarischen Beschäftigung nicht erwachsen kann."

K. Weller kommt in seinem Aufsatz auch auf die Stellung der Schriftsteller zu ihren Verlegern zu sprechen: ein Thema, das vor einiger Zeit auch in einem Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung" unter der Ueberschrift: „Die Publicistik und die materiellen Interessen", in den dunkelsten Farben ausgemalt wurde. Weller sagt unter anderm: „In den meisten Fällen ist der Schriftsteller, der als solcher sich nähren will, nicht mehr als ein Commis des Buchhandels, eine abhängige gebundene Stellung, die sich erstens nicht mit der Würde eines Berufs, der zu den höchsten und schönsten gehört, verträgt, und zweitens jede freiere Entwickelung des Talents hemmt." Wir leugnen das Vorhandensein solcher Fälle nicht; aber wir meinen, es müßte ein sehr wenig achtungswerther Buchhändler sein, der darauf ausginge, den Geist oder gar die Gesinnung eines von ihm beschäftigten Schriftstellers seinen Privatzwecken leibeigen zu machen und dessen Productionskraft bis zur letzten Faser auszunutzen; und an einem Schriftsteller, der sich dies gefallen ließe, statt anderswohin den Fuß zu setzen, wäre wahrlich auch nichts verloren. Und wer ist denn vollkommen unabhängig? Höchstens der, welcher sich aus seinen eigenen Mitteln ernähren und jede öffentliche und private Stellung verschmähen kann, vorausgesetzt, daß er nicht in Standesvorurtheilen und in Rücksichten auf die Verhältnisse der Gesellschaftskreise, denen er angehört, befangen ist. Wer aber in Amt und Brot ist, sei er ein Militär- oder Civilbeamter, Professor oder Nichtprofessor, wird stets eine Menge Rücksichten zu nehmen haben, die seine Unabhängigkeit mehr oder weniger beschränken werden. Der Schriftsteller, der es nur mit Buchhändlern zu thun hat, wird in vieler Hinsicht unvergleichlich freier dastehen; etwa wie ein Künstler, der nicht zugleich akademischer Professor ist. Auch darf behauptet werden, daß ein Schriftsteller dieser Art in der Lage ist, das Leben von viel mehr Seiten kennen zu lernen und unbefangener anzuschauen, als z. B. ein Professor, weil dieser sich fast ausschließlich in den nächsten Kreisen seiner Fachgenossen zu bewegen pflegt, während der letztere in seiner Ungebundenheit mit einer Menge von Leuten aus allen Ständen in Berührung kommt und weniger durch Rücksichten auf Staat und Zunft eingeengt ist. Daher mag ein Professor wol gründlichere, solidere und fleißiger ausgeführte Werke schreiben, aber frischere, anregendere, vorurtheilslosere und auf ungelehrte Kreise größern Einfluß übende jedenfalls der freie Schriftsteller, vorausgesetzt, daß es ihm überhaupt an Geist, Talent und Gesinnung nicht fehlt.

Unter den übrigen Aufsätzen dieses Halbbandes nennen wir noch als besonders instructiv den von Ludwig Eckardt: „Die schweizerische Wissenschaft und Poesie", der manche neuen

und interessanten Gesichtspunkte enthält und die Schweiz als den praktisch-realistischen Gegensatz (beziehungsweise Ergänzung) zu dem mehr idealistischen und theoretischen Deutschland auffaßt; und einen andern von Adolf Strodtmann: „Deutsche Literatur in Amerika", der ebenfalls sehr beachtet zu werden verdient. Freilich wird der social-politische Standpunkt des Verfassers nur von wenigen Lesern d. Bl. getheilt werden. Strodtmann schwärmt für Karl Heinzen, den er den „auferstandenen Börne" nennt, nur daß sein Gesichtskreis ein weiterer, ein viel kosmopolitischerer und radicalerer sei, weil Heinzen eine viel größere Fülle von Ideen und Verhältnissen habe an sich herantreten lassen. Interessant wird aber unsern Lesern folgende kleine Mittheilung über Heinzen sein: „Er wohnt", berichtet Strodtmann, „mit seiner Frau, die, um den Arbeitslohn zu sparen, ihm noch immer die Typen seiner Zeitung setzen hilft, und mit seinem zwölfjährigen Sohne in einem dürftigen Zimmer der Stadt Neuyork, wo seine Frau selbst auf dem gußeisernen Ofen das Mittagsessen kocht."

Unter den literarischen Uebersichten nimmt die über die lyrische und epische Dichtung den größten Umfang ein, indem darin nicht weniger als 71 verschiedene Dichtungen und Gedichtsammlungen besprochen werden, und zwar in der Form von lauter kleinen Recensionen, die ohne alle Disciplin hintereinander herlaufen. Eine Gruppirung, ein Arrangement findet nicht statt, nicht einmal eine alphabetische Aufeinanderfolge. Für die nächsten Jahrgänge würden wir dem Herausgeber doch freundlichst rathen, dieses lyrische Chaos unter gewisse Rubriken zu bringen und gruppenartig das mehr Gleichartige zusammenzustellen, oder noch besser, die Lyrik in einer allgemeinen Uebersicht zu behandeln, in der nur die wirklich bedeutendern Erscheinungen nach Inhalt und Form wie nach ihrer Stellung im Gesammtorganismus der Lyrik ausführlicher charakterisirt, die weniger bedeutenden und nichtstaugenden nur mit kurzen Worten als bloßer zusammengelaufener Mob abgefertigt würden. Denn wer vermag es über sich, 71 Recensionen, in denen Mehl und Kleie unterschiedslos ineinander gemischt sind, hintereinander in einem Athem weg zu lesen? Im übrigen sind die Recensionen ganz interessant und pikant und fördern oft ganz gesunde Urtheile zu Tage. Nur bringt es die in einem Buche nicht sehr erquickliche Recensionsmanier fast unwillkürlich mit sich, daß die Verfasser der Kritiken K. W. (Karl Weller), A. Str. (Adolf Strodtmann) und L. S. (Ludwig Seeger) sich zu sehr in Details verlieren, zu viel an Einzelheiten mäkeln und zu eifrig allen unechten Reimen, schlechten Daktylen, falschen Bildern u. s. w. nachlaufen. Die Freude, die sie an einer solchen Entdeckung zu haben scheinen, erinnert doch gar sehr an das Vergnügen, das der alte Voß empfand, als Tieck ihm die großartige Nachricht hinterbrachte, daß er in „Hermann und Dorothea" einen siebenfüßigen Hexameter entdeckt habe. Wir halten gewiß auch etwas auf Reinheit der Form und finden es ganz angemessen, daß man einem Dichter, der sie in zu liederlicher Weise handhabt, mit dem Recensionsstäbchen auf die Finger klopft; aber zu weit sollte man doch in dergleichen Dingen nicht gehen und bedenken, daß wenn man alle unechten Reime und schlechten Daktylen aus Goethe und Schiller, also Dichtern, die man uns stets zu Mustern aufstellt, zusammenstellen wollte, damit ein ganz anständiges Bändchen gefüllt werden könnte. Auch gegen die „Blumenlyrik" wird in jetzt gewöhnlicher Weise geeifert. Ich erwähne dies im eigenen Interesse, weil auch ich unter meine Gedichte einige „Mythen aus der Blumenwelt" aufgenommen habe, und zwar deshalb, weil sie zu den ersten dieser Gattung gehören und sich bereits in meiner jugendlichen Gedichtsammlung von 1830 finden. Sind übrigens Blumen, diese holden Frühlingskinder, die uns bei jeder Wiederkehr immer von neuem entzücken, nicht besingenswerth, nicht ebenso besingenswerth als Heine's „Ratten der Opera"?

An diese Uebersicht der Lyrik schließt sich ein „Blick auf die Frauenliteratur", welche auch nicht weniger als 22 kleine Recensionen enthält, eine „Bunte Nachlese vom Büch… und einen Aufsatz „Ueber das deutsche Drama der Ge… von Ludwig Eckardt, worin etwas über ein Dutzend … dramatische Dichtungen zur Besprechung kommen. Be… sonderm Interesse sind die von feinem ästhetischen Sinn … philosophischer Durchbildung zeugenden allgemeinen B… kungen Eckardt's über das historische Drama, die üb… zum Theil im ziemlichen Widerspruch stehen mit den A… ten, die Müller-Samswegen in einem jüngst von un… wähnten Artikel über das bürgerliche Drama dargeleg… Was uns betrifft, so erkennen wir gewiß auch dem … rischen Drama und besonders der historischen Tragödie … höhern Rang zu, als dem bürgerlichen Drama; aber wir … uns leider überzeugen müssen, daß in unserm Publik… den Augenblick fast nicht der geringste historische Sinn … und daß jede neue Aufführung historischer Dramen, in … die Geschichte nicht modernisirt und zum Genre herabg… ist, nur dazu dient, diesen historischen Sinn noch mehr … stumpfen. Unser Publikum langweilt sich dabei, und … das Schlimmste!

Es gibt jedoch einen Punkt, an dem sich zwischen … Ansichten Müller-Samswegen's und denen Eckardt's … natürliche Brücke bildet: der erstere, wenn wir ihn … verstanden haben, begehrt vornehmlich ein bürgerliches … mit historischen Durchblicken, wie etwa Lessing's „Minn… Barnhelm", oder ein historisches Drama mit bürgerlichen … vielmehr volksthümlichem Gepräge wie „Götz von Berlich… und Ludwig Eckardt hält eine würdige Geschichtsdrama… in einem „freien, nach innen volksthümlichen, nach auß… abhängigen und von stolzem Selbstbewußtsein getr… Staat" für möglich. Eckardt kommt auch auf … „Cherusker in Rom" zu sprechen, erkennt dem „Schulm… ein „zwar rohes, aber volksthümliches Talent drama… Charakteristik" zu, und fährt dann fort: „Fast möcht… wünschen, daß noch ein dritter Dichter diesen Stoff … aber historisch treu. Bacherl und Halm lassen Thumelic… Leidenschaft Fechter sein und durch die Mutter sterben. D… lands würdiger ist die Geschichte und der Selbstmor… deutschen Fechter zu Rom." Daraus ließe sich allerding… großartige, wahrhaft vaterländische Tragödie gestalten; … es würde ein allen frivol-pikanten Aufputz hassender, tief… Dichter dazu gehören, um sie abzufassen, und ein eben… ernstes, vaterlandsgläubiges und geschichtlich gestimmtes … kum, um sie zu verstehen und zu genießen. H…

Zur Kirchengeschichte des Mittelalters.

Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny. Ein Mönch… Von C. A. Wilkens. Leipzig, Breitkopf und … 1857. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Eine mit großem Fleiße, in sichern, festen Zügen … wohlthuender Wärme ausgeführte Monographie, die … dem eine so unterrichtende wie unterhaltende Lectüre … wird, der gern Vorurtheile ablegt, und der sich daran … daß es siegende Friedensstifter mitten unter den Zwistig… der Menschen gibt. Man könnte diese Lebensbeschreibun… ihrer gedrängten, ganz eigenthümlichen Art auch … eine Darstellung in halbgetriebener Arbeit nennen. … nicht blos Zeichnung, es ist nicht blos Gemälde, was … halten, die Figuren sind über die Fläche hinausgehoben … deutlich und mit aller Lebenswahrheit treten sie uns … handeln vor uns, ohne jedoch eine Lebhaftigkeit zu … die das historische Genre vermissen ließe.

Wie viele aber lesen in unsern schnellebigen, dem … zugewandten Tagen wol noch ein „Mönchsleben"? Dieses … lese und durchdenke jeder, der noch Sinn für Thatkraft … die von innen her kommt, und vergegenwärtige sich, … ein schlichter Mönch, der seine Kutte in höchsten Würden … und alles zu bewältigen im Stande war, wogegen wir Hern…

ächlinge sind, oder doch wenigstens leicht zu erschöpfen. Den Mönche des Mittelalters stärkten sich durch Con- n, um es im Kampfe mit der Welt aufzunehmen, rn stärken sich durch Conversation, aber sie unterliegen en dem Kampfe mit der Welt.

i an dem vorliegenden Buche so besonders wohlthut, der Verfasser desselben über alle Zerwürfnisse des kirch- ens hinaus ist, ungeachtet er uns mit großer Treue stellung bringt, daß die Feindseligkeiten und Kriege in die Klöster hineinziehen, nicht allein was die Auf- einzelner Lehren, auch was das Entbehren und Ge- was das Mein und das Dein im äußerlichsten Sinne Das alles aber beirrt unsern Autor nicht, wie es lden nie beirrt, da beide wissen, daß es ein Höheres s gepflegt und gemehrt werden soll in allem Streit. Herrlichkeit des Christenthums in seinen Tiefen er- n Universalismus desselben angeschaut hat, der dessen s Wesen ausmacht, der sehnt sich nach so vielen Streitigkeiten um unwesentliche Dinge immer wieder m Buche, welches jenen Geist in seiner Ganzheit dar- daß man die siegende Kirche über der streitenden sse.

gegenwärtige Buch, wie speciell es auf eine bestimmte ihre Reibungen eingeht, ist ein solches. Nicht daß sser desselben das Confessionelle gering anschlüge, nicht ie besondere Gestalt des kirchlichen Lebens vernach- Aber er kennt etwas Umfassenderes, als daß er sich matische Unterschiede um den Kern jenes Umfassenden assen sollte. Es ist traurig genug, daß so viele den christlichen Gemeinschaft, das worin alle wahren n eins sind, durch dogmengeschichtliche Differenzen Auge verlieren. Aus Liebe zum Streit kommen sie ebe, welche eint und nie trennt. Die wahre Kirche t in keiner Zeit, wie viele Reformen ihrer Erschei- h noth thaten, so beschaffen gewesen, daß sie des tbehrt, daß sie solcher Vertreter entbehrt hätte, die Geist auch als Individuen darstellten, in welchem t worden. In dem vorliegenden Buche ist echt kirch- t mit dem objectiven Nachweis, daß die Kirche trotz de vorwärts rückt, um ihren Triumph bald zu er- s ist in diesem Buche, wie es seinen Helden durch de seiner viel verschlungenen Pilgerfahrt, durch die Prüfungen begleitet, eine allwaltende Liebe ausge- ist wie in jenem Hinblick verfaßt, den Schelling in zur Sprache gebracht, auf eine Johanneische Kirche, der edle Verfasser den Petrinischen Felsen in seiner wohl kennt, auf ihm wohnt, unbekümmert um bloße nterschiede, und das Paulinische: „Prüfet alles, und behaltet", ehrt und in seiner Behandlungsweise

Verfasser gibt uns in seiner biographischen Episode kirchengeschichte in höchster Gedrängtheit eine große tigkeit äußern und innern Geschehens. Die be- d doch dem Raume nach so kleine Klosterwelt von essen Abt Peter der Ehrwürdige irren wir nicht 1122 wird (er wurde geboren 1094), erstreckt sich Lebzeiten ihres edeln und so unermüdet wirksamen i ihren Einflüssen bis in die fernsten Länder Europas, der Jahrhunderte in alle Welttheile. Welche Ge- benheiten, Welterschütterungen kommen bis an die s Klosters, bis in die stille Zelle ihres Abtes hinein, ihn zum Kampfe mit der Welt, zur Wanderung in Man lese und erhebe sich an all diesen Vorgän- r gottseligen Thatkraft jenes Mannes, zu dem, was allem Wandel. Das Ganze des Buchs zerfällt in tel. Es sind folgende: „I. Das Mönchthum und on Nursia"; „II. Schicksale der Benedictinerregel. Gründung"; „III. Heilige und Apostaten. Regie- t Petrus, des Ehrwürdigen"; „IV. Reform und Bür- gerkrieg im Kloster"; „V. Cistercienser und Ketzer"; „VI. Innocenz II. und Anaklet II."; „VII. Koran und Talmud"; „VIII. Der Philosoph Christi"; „IX. Der Lebensabend".

Schatten und Licht, wie sie auf die Gestalten fallen, bis hin zum Contrast von Pontius und Petrus, sind aufs beste in diesem historischen Ganzen vertheilt, ohne die Wahrheit zu Gunsten der Kunst in den Hintergrund zu schieben. Der Verfasser des Buchs weist ein tüchtiges Quellenstudium auf und besitzt viel Belesenheit in heiligen und Profanscribenten. Aber er gestatte mir auch einige Wünsche, damit er sehe, wie unparteilich ich mich seinem vortrefflichen Werk gegenüber halte. Er hätte meines Erachtens wohlgethan, einige Abschnitte mehr zu bezeichnen um diesen und jenen der bereits vorhandenen abzukürzen. So würde noch mehr Licht auf die ganze Gruppirung gefallen sein. Der Stil ist im Gedrängten, in der Kunst, mit wenigem viel zu sagen, originell und den Historikern zu empfehlen. Nur hier und da leidet die Klarheit für den Moment durch solche Gedrängtheit, zumal bei oft fehlender Interpunktion. Auch einigen Jahreszahlen mehr wäre man gern begegnet. Das alles aber verschwindet gegen die Gediegenheit und liebenswürdige Sinnigkeit dieser Arbeit. Es ist jene eigenthümlich christliche Festlichkeit und Heiterkeit über das Ganze des Buchs verbreitet, welche sich uns in ihrer Verklärung oft sogar auf die Natur überträgt, z. B. an einem Sonntage oder zur Pfingstzeit. Eine der ergreifendsten Partien ist die von Abälard und Heloise. Und so zollen wir dem Verfasser unsern aufrichtigsten Dank, und wünschen seinem Producte viele Leser, auf daß sich die wahre Kirche mehr und mehr erbaue. Ich finde — man erlaube mir dieses Bekenntniß — in diesem Buche den Geist der Kirche, auch der Gesinnung des Verfassers nach, ganz so vertreten, wie ich es vor langer Zeit in einer meiner Schriften *), seit der sich freilich viele meiner andern Ansichten umgestaltet haben, so ausdrücken wollte: „Der Staat ist seinem Beruf nach immer etwas Particuläres. Der Staat geht seiner Idee entsprechend nicht über den Volksgeist hinaus. Die Kirche ist etwas Totales. Sie geht ihrer Idee entsprechend über alle die einzelnen Volksgeister hinaus. Die Kirche ist die Menschheit, nicht aber, wie diese als ein Product der Natur, des Planeten vorläufig gefaßt werden kann, sondern wie die Menschheit, als ein Product Gottes, auch aus dem Gesichtspunkte Gottes gefaßt werden muß. Mag dies immerhin die Kirche nicht blos der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern auch die der Zukunft sein, so ist es doch allein die wahrhafte Kirche. In dieser hier angedeuteten Fassung der Kirche sind alle die einzelnen Confessionen, Gemeinden, Culte mit enthalten, welchen Charakter, welche Gestalt sie auch haben mögen; sodaß sie freilich von dieser Höhe gesehen alle nur verklingende Töne (und doch im Grundton bleibende) in dem unendlichen Weltchore sind. So aber erst ist die Menschheit verklärt, die Erde mit ihr; so erst ist jede Kluft getilgt zwischen dem Jetzt und dem Einst, dem Diesseits und dem Jenseits, die Gottheit erreicht; und da diese Absolutheit der Grundcharakter des Christenthums ist, so ist das Christenthum allerdings dazu berufen, die Weltmission auszuüben; so zwar, daß es mit höchster Freisinnigkeit jeder eigenthümlichen Gestalt des religiösen Gesammtlebens eine lebendige Stellung in sich selbst geben wird, wenn nur erkannt und anerkannt wird, daß die Grundidee des Religiösen die ewige Personbildung des Gottmenschlichen ist, wie es sich in Christus offenbart hat."

Alexander Jung.

*) Vgl. „Vorlesungen über soziales Leben und höhere Geselligkeit", von Alexander Jung (Danzig 1844), S. 201 fg.

Der Pfarrer von Buchendorf. Ein Roman von Konrad Ernſt. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der moderne Roman iſt in ſeinen Formen und Geſtaltungen ganz ſo mannichfaltig, ja ſo unerſchöpflich, wie das moderne Leben ſelbſt, das er zum Gegenſtand nimmt. Wie aber iſt es eigentlich zu erklären und wo liegt die Schranke, welche die Alte Welt abhielt, in dieſer Kunſtform Entdeckungen zu machen? Worin liegt es, daß Griechen und Römer, bei einer Ausbildung aller Lebensformen, welche der unſerigen wenig nachgibt, von dem Roman in unſerm Wortſinn, von dieſer Kunſtform, die nun alle andern überwuchert, keine Vorſtellung gewinnen konnten? Worin hat es ſeinen Grund, daß die ſchwachen Verſuche, welche das Alterthum in dieſer Richtung machte, ſo tief unter unſern Anforderungen ſtehen blieben und ſo wenig von dem erreichten, was jetzt von jeder einigermaßen gebildeten Feder geleiſtet wird? Es gibt auf dieſe Fragen nur eine Antwort: die Alten hielten das Gemüthsleben des einzelnen für keinen Gegenſtand der Kunſtbildung. Hier lag die Schranke; die Poſitionen des Verſtandes, des Sophisma, ſperrten den Weg zu der Sphäre des Gemüthslebens völlig ab. Was wir von Verſuchen des Alterthums in dieſer Richtung beſitzen, die mileſiſchen Märchen, die Schäfergeſchichten des Longus, die Aethiopica, oder die Geſchichte des Chariton und der Chariklea und deren Nachahmungen; ſie alle ignoriren die Wirklichkeit des Lebens, die Individualität, die Perſönlichkeit der Handelnden völlig, um allen Nachdruck allein auf eine Sophiſtik und eine Schönrednerei zu legen, die uns gänzlich theilnahmlos laſſen. Die Begebenheit ſelbſt faßt im Boden des Lebens nirgends Wurzel: Sitten, Gebräuche, Denkart der Handelnden kommen nirgends zur Darſtellung und die Ereigniſſe ſind ſo wenig wirklich, daß ſie ſtets ebenſo gut der Zeit des Perikles, wie der des Kaiſer Hadrian angehören können. Nichts deutet auf den Unterſchied von ſechs Jahrhunderten, nirgends treten ſubjective Motive, individuelle Momente des Lebens, Specialität der Denkart ans Licht: Sophiſtik und immer wieder Sophiſtik der trivialſten Art erfüllen die Blätter; das Leben bleibt ihnen verſchloſſen.

Wie völlig neu und anders hiergegen erſcheint nun der moderne Roman! Das Individuum iſt ſein Inhalt, das ganze Leben ſeine Grenze, das Gemüth ſeine eigentliche Sphäre. In dies den Alten ganz verſchloſſene Reich greift er hinein, hier findet er ſeine Schätze, und in dem Maße, wie er aus dieſer Fundgrube Schönes und Neues zu geſtalten weiß, ſchätzen wir ihn und halten ihn werth.

Zu dieſen Betrachtungen gab uns der vorliegende Roman mehr als andere ſonſt Veranlaſſung, weil er ganz und völlig eine Individualität zum Stoffe nimmt und das Bild eines Gemüths vor uns zu entfalten ſich zur Aufgabe ſtellt. Wie er dieſe Aufgabe löſt, darüber ſollen wir den Leſer verſtändigen.

Die hier erzählte Geſchichte iſt nun ſehr traurig: aber ſie iſt gewöhnlich; denn was wäre in unſerer vom kritiſchen Geiſte der Glaubensloſigkeit überwucherten Zeit gewöhnlicher, als ein in ſeinem Innern zerriſſener junger evangeliſcher Geiſtlicher, wie er uns hier geſchildert wird? Dieſe Kämpfe enden, wie wir wiſſen, regelmäßig auf zwei Wegen; entweder gehen ſie aus in eine ſich ſelbſt aufgebende vollſtändige Reſignation oder in eine Miſchung von mechaniſcher Berufsthätigkeit und ſpeculativem Geiſtesleben, das ſich ſorgfältig vor aller Welt verbirgt und nur von ſich ſelbſt noch Zuſtimmung erwartet. Eines von beiden wird auch hier geſchehen. Der junge Pfarrer Arnold iſt der Held dieſes ganz im pſychologiſchen Elemente wurzelnden Romans. Er hat alle Phaſen eines zwiſchen Kritik und Glauben ſchwankenden Geiſtes durchgemacht, iſt gläubig und ſchwärmeriſch, Pietiſt und Heuchler, ein Fanatiker der Vernunft und Sünder aus Gleichgültigkeit geweſen; er hat, ehe er Pfarrer ward, die Noth des Lebens, allen ſeinen Kummer, ja den Hunger ſelbſt kennen gelernt. Nun iſt er im Amt, entſchloſſen dieſem treu zu ſein. Ein Kraftmenſch, ſein Gutherz[illegible] Gegenſatz ſeines eigenen Weſens, ſteht ihm [illegible] dient durch innere Klarheit und Kraft ſeiner [illegible] Stütze. Als dieſe Stütze ihm entgeht, da der [illegible] verkauft, welches ſeiner Thätigkeit nicht länger [illegible] das alte Elend bei Arnold von neuem. Sein [illegible] nehmer Patron iſt ein allen höhern Gefühlen [illegible] Geiſt. Verhöhnt, verletzt in allen ſeinen Empfindungen ſeiner Kirchgemeinde verkannt, wegen ſeines Eifers [illegible] urtheil und Wahn verhaßt, verfällt er in einen [illegible] ſtand, aus dem ihn nur der Entſchluß erlöſt, in [illegible] Wohlthun ſein Heil zu ſuchen. Er erzieht einen [illegible] Knaben und ſtrebt einen alten Trunkenbold zu [illegible] ſchlägt zu ſeinem Verderben aus. Er hat ſich [illegible] Abſicht praktiſch zu ſein, mit einem einfachen Mädchen [illegible] der Tochter des Förſters, verlobt, als ihn auf einmal [illegible] denſchaftliche Liebe zu der ſchönen Tochter ſeines [illegible] greift. Hierüber verfällt er in Schwermuth; die Ei[illegible] der menſchlichen Natur, die ihm überall unbewußt [illegible] gentritt, zerſtört ſeinen Geiſt: er findet den Tod [illegible] Was ſollen wir aus dieſer Geſchichte lernen? Daß [illegible] daß Arnold an ſeiner eigenen Schwäche zu Grunde [illegible] Unſer Held iſt nämlich kaum eine Perſon, wenigſtens [illegible] Mann zu nennen; er beruht nicht auf ſich ſelbſt und [illegible] chem Grade von den jedesmal auf ihn einwirkenden [illegible] Umgebungen abhängig, daß er niemals das iſt, was [illegible] ſich innerlich verpflichtet fühlt. Dies „Anderſein" [illegible] Wille heiſcht, iſt der Grund ſeiner Zerriſſenheit, ſeines [illegible] muth, aus der auch das Gebet nicht befreit. [illegible] Urſache wird ſtets dieſelbe Wirkung haben: die Ei[illegible] uns anders ſein, als wir ſein ſollten, und dies [illegible] wiederum die Urſache der Schwäche. Tauſende [illegible] gleichen Lage; aber eine Geſchichte, die Tauſende [illegible] iſt eher ein Schickſal als ein Roman. Selbſtändiges [illegible] ginelles iſt hier nicht anzutreffen, und obwol die [illegible] bildeter Sprache und mit Ernſt geſchrieben iſt, ſo [illegible] an Gedanken und Betrachtungen reich iſt, ſo bietet [illegible] wenig Neues, da wir den Inhalt dieſer Betrachtungen [illegible] ſeit unſern Knabenjahren aus dem „Werther" [illegible] Arnold iſt ein „theologiſcher Werther"; ja, er [illegible] Vorbild noch an innerer Haltloſigkeit und in [illegible] Selbſtzerſtörung.

Wiewol die Fabel nun an ſich nicht unſchön [illegible] vielmehr verſchiedene fein gezeichnete Charaktere [illegible] ron, den alten Förſter, Dr. Robert — und einige [illegible] Scenen darbietet und Stil und Ausdruck [illegible] von dem Ganzen als Kunſtwerk und von ſeiner [illegible] deutung nicht viel Löbliches zu ſagen. Es iſt [illegible] des Helden, für den wir, nachdem wir ihn [illegible] ganzen Schwächlichkeit kennen gelernt haben, [illegible] bendiges Intereſſe mehr bewahren können. Einen [illegible] ſchauen, erweckt unſere Theilnahme: eine Reihe [illegible] gen ohne Hoffnung künftigen Siegs, erſtickt [illegible] nahme. Wer aber ſoll ſich trotz aller pſychologiſchen [illegible] gungen für einen Helden intereſſiren, den, um [illegible] führen, der Verfaſſer alſo ſchildert (S. 107): [illegible] verletzt und kam ſeltener. Er überredete ſich, [illegible] allen höhern Gefühlen unbedingt verſchloſſen [illegible] Mitleid als Abneigung: man müſſe ihn überſehen. [illegible] noch vermochte er nicht, den durch Reflexion [illegible] punkt zu behaupten, ſobald er mit dem Freiherrn [illegible] Berührung kam. Die ruhige feſte Haltung [illegible] ihm immer von neuem und zwang ihn, ſich [illegible] ſtand ſeiner Geringſchätzung ehrerbietig zu [illegible] machte ihn hinterher verdrießlich und befangen" [illegible] einige Seiten weiter, wo er den feſten Entſchluß [illegible] ler vierzehn Tage zu dem Freiherrn zu gehen, [illegible] gleich auf deſſen erſten Ruf zu ihm eilt, [illegible] Entſchluſſes vergeſſend u. ſ. w.

n nun der Verfasser auch nicht erwarten kann, daß
n Buch den Ruhm besondern Reizes oder geistreicher
usprechen, so hat er doch ein Recht auf das Aner-
daß er eine Erzählung voll ernster und die höchsten
des Menschen berührender Lebensbetrachtungen in
Stil geschrieben hat, gegen dessen Tendenz wir
manches Bedenken hegen, das aber die Verirrungen
akterschwäche und die Leiden und Schäden, welche
herrschte Phantasie und das Uebergewicht der Gefühle
regelnden Verstand im Leben so vieler anrichtet, zu
er Anschauung bringt. Da er den feinen und schö-
anbringt, daß er Arnold gerade in dem Augenblick
uchen läßt, wo sein kräftiger Freund zu ihm zurück-
o aus Scham vor diesem, und da er die Verse an
nnacht richtet:

Wenn ich in die Tiefe blicke,
Wo du Ruhe ausgegossen,
Wenn ich, Höchster, dir erschlossen,
Meinen Blick nach oben schicke;
Leuchtet mir von nah und ferne
Deine Liebe, deine Güte,
Wie aus jener stillen Blüte,
So aus jedem Himmelssterne —

er dadurch, daß er wenigstens nicht selbst in der
Helden ist. 4.

---

nstgeschichtliche Bedeutung der Frauen.

n der Kunstgeschichte. Von Ernst Guhl. Berlin,
g. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guhl hat sich durch die Herausgabe, Uebersetzung
terung der „Künstlerbriefe", die namentlich auch
lern der Gegenwart sich als ein lehr- und genuß-
ch empfehlen, ein großes Verdienst um die Ver-
der Kunstgeschichte erworben. Die neue Schrift
h an die Tendenz des größern Werks an. In-
e Theilnahme der Frauen an der Kunstgeschichte
will, zeichnet er die Epochen derselben mit einfach
en, und wenn er häufig mit dem Namen und kurzer
sich begnügt, so gibt er von den bedeutendsten Ge-
derum fein ausgeführte und sehr anziehende Lebens-
jeder Periode schildert er einleitend die allgemeinen
ements und weist auf die Frauen hin, welche auf
bieten, namentlich auf dem der Poesie sich damals
Guhl selbst kann nicht in Abrede stellen, daß die
igen der Frauen fast durchgängig den Charakter des
nus tragen; allein so verwerflich dieser ist, wenn er
igt und von den höchsten Forderungen abführt, so
st er als Bildungsmittel des Geistes und Herzens
chte Kunstverständniß, das ja wie der Genuß des
nmer auf der Productivität des Geistes beruht und
hes Nachbilden des vom Meister Geschaffenen ist.
den Verfasser selbst: „Daß die Frauen nur selten
erinnen neuer Richtungen aufgetreten sind, wird
undern, der da weiß, daß weibliche Thätigkeit
weniger im Neuschaffen als in der liebevollen Wei-
eines Bestehenden und Ueberlieferten besteht. Darin
auch ihre kunstgeschichtliche Bedeutung, indem die
weiblicher Talente uns in vielen Fällen das Maß
eird, bis zu welchem eine bestimmte Richtung in das
Bewußtsein gedrungen ist. Zweitens macht sich die
weiblichen Geschlechts auch in Bezug auf die be-
nstgattungen geltend, denen sich dasselbe zuwendet.
führung und sorgfältiger Durchbildung mehr ge-
u kühnem Erfassen großer Gedanken geeignet, wer-
Frauen vorzugsweise mit den Künsten einer leich-
quemen Technik beschäftigen." Demgemäß begegnen
am wenigsten auf dem Felde der Architektur, mehreren schon in der Plastik, z. B. im Wachsbossiren, die meisten finden wir mit Malerei und Kupferstich beschäftigt, und auch da weit mehr in den Gattungen, wo der Gegenstand überwiegt, als in denen, welche vor allem die künstlerische Subjectivität durch Gedanken, Auffassung, Composition erfordern; in der Historienmalerei haben sich wenige Frauen hervorgethan, viele im Porträt, in der Landschaft, und in der Blumenmalerei ringt eine mit den Männern um den Preis.

Die Schrift Guhl's ist zugleich ein erfreulicher Beweis, wie mit dem Fortgang der Weltgeschichte die Stellung der Frauen eine bessere und freiere wird, ohne daß sie jener Emancipation das Wort redete, die vielmehr eine Vernichtung der Weiblichkeit wäre, weil sie die Grenzen und damit die Natur derselben überschreitet und verläßt. Die erste hervorragende Künstlerin ist Sabina von Steinbach, Erwin's Tochter, die an einem Portale des strasburger Münsters (südliches Querschiff) den plastischen Schmuck auf höchst gelungene Weise bereitete: „Dort sind die Gestalten der christlichen Kirche und des Judenthums dargestellt; erstere hehr und lieblich zugleich, das Haupt gekrönt, in der Rechten das Kreuz, in der Linken Kelch und Hostie haltend; diese mit verbundenen Augen und gesenkten Hauptes, in der Rechten einen gebrochenen Pfeil haltend, ihr zur Linken die zerbrochenen Steintafeln des Mosaischen Gesetzes. Außer mehreren andern Gestalten befinden sich in dem Giebelfelde vier Reliefdarstellungen, welche die Verherrlichung der Heiligen Jungfrau zum Gegenstande haben und einerseits deren Tod und Begräbniß, andererseits deren Himmelfahrt und Krönung darstellen. Man kann wol sagen, daß sich in diesen Werken die ideale, überirdische Seite der mittelalterlichen Sculptur recht eigentlich verkörpert habe und man möchte fast glauben, daß alle diese Elemente einer weiblichen Hand bedurft hätten, um zu der Reinheit und der Gefühlsinnigkeit zu gelangen, die diesen Sculpturen einen so besondern Reiz verleihen. Auf einem von dem Apostel Johannes gehaltenen Spruchbande stehen in lateinischer Sprache die beiden Bittzeilen:

Der göttlichen Gnade Heil werde Sabina zu Theil,
Deren Hände aus dem harten Steine dies mein Bildniß machten!"

Wir reihen zum Contrast hieran das Bild der Onorata Rodiana aus dem 15. Jahrhundert: „Während sie mit der Ausmalung eines Palastes für den Marchese Gabrino Fondolo beschäftigt war, erlaubte sich ein Hofmann einige Freiheiten gegen sie; sie ermordete ihn mit ihrem Messer, und indem sie sagte, lieber ehrenhaft im Exil als entehrt in der Heimat leben zu wollen, entfloh sie in Männerkleidern. Der Marchese ließ ihr, zuerst heftig erzürnt, nachforschen, verzieh ihr aber dann und forderte sie zur Rückkehr und zur Vollendung der Malereien auf. Onorata aber hatte inzwischen Waffendienste in der Schar Oldrado Lampuguano's genommen, worin sie auch verblieb und durch ihren Muth eine Anführerstelle erhielt. So konnte sie später ihrer Heimat Castelleone zu Hülfe eilen und dieselbe von dem venetianischen Heer, das sie belagerte, entsetzen. In diesem Kampfe aber tödlich verwundet, starb sie im Jahre 1452, das einzige Beispiel einer Künstlerin, die Schwert und Schild ebenso gut als Pinsel und Palette zu führen gewußt hat."

Ich verweise die Leser und namentlich auch die Leserinnen auf die Schilderung der Anna Maria Schurmann, der Rachel Ruysh, der Maria Sibylla Merian, der Angelika Kaufmann, der Marie Luise Lebrun; sie gewähren zugleich einen Blick in die Culturverhältnisse ihrer Zeit. Warum aber der Künstlerinnen unsers Jahrhunderts nicht näher gedacht ist, warum nur anhangsweise die Ellenrieder, die Frau Elektria Freiberg-Stunz erwähnt, eine Rosa Bonheur aber, diese große Thiermalerin Frankreichs, nicht einmal genannt wird, darüber gibt uns Guhl keinen Aufschluß: es ist ein Mangel seines Buchs, das gerade hier der Folgezeit wieder Quelle sein sollte. Er mahnt zum Schlusse, daß alle Halbheit, alle Schönthuerei

mit der Kunst aufhören müsse, daß eine ernste Zeit ernstes Thun verlange, daß Frauen, die sich durch Kunstübung eine unabhängige Selbständigkeit gewinnen wollen, dies bei Wahrung und Hütung weiblichen Sinnes und Gemüths durch ein Streben nach den höchsten Zielen bethätigen sollen. Sehr richtig erinnert er mehrmals daran, wie viel und wie schön edle Frauen durch Begründung und Verbreitung des Idealen in den Herzen der Jugend und durch wohlthätigen persönlichen Einfluß auf Dichter und Künstler gewirkt, und dies ist nach meiner Ansicht ihre bedeutendste, erfolgreichste, naturgemäßeste Theilnahme an der Cultur- und Kunstgeschichte.

Moriz Carriere.

Notizen.

Adolf Monod.

Neben einem modern eleganten, geschmeidigen und ausgewaschenen Christenthum, welches sich in der Regel auch mancher officiellen Auszeichnungen zu erfreuen hat, gibt es selbst noch in unsern Tagen ein antik rauhes, in gewissem Sinne unfügsames, aber ehrliches, kreuztragendes Christenthum, zu dessen Vertretern der im Jahre 1856 verstorbene französische Geistliche Adolf Monod gehörte. Seine letzten Reden liegen uns gegenwärtig in zwei Ausgaben vor, in einer „autorisirten" unter dem Titel „Adolf Monod's letzte Worte an seine Freunde und die Kirche" in der Agentur des Rauhen Hauses (Hamburg 1858) erschienen und mit Monod's Bildniß geschmückt, und in folgender als Uebersetzung aus dem Französischen bezeichneten: „Adolf Monod's Abschiedsworte an seine Freunde und an die Kirche" (Berlin, Herz, 1858). Monod hielt diese Reden im Herbst 1855 und im Winter 1856, von der Zeit an, da er erfuhr, daß sein Uebel unheilbar sei, bis zu dem Tage, „an welchem", wie es in der Vorrede heißt, „Gott zugleich seinen Leiden und seinem Predigtamte ein Ziel setzte". Während seiner Krankheit beschloß er, das Abendmahl fortan jeden Sonntag zu genießen und der Reihe nach die Freunde, welche das Verlangen danach ausdrücken würden, an dieser Feier theilnehmen zu lassen. Dies war der Ursprung der „Sonntagsvereinigungen", welche am 14. October 1855 ihren Anfang nahmen und ohne Unterbrechung bis zum 30. März 1856 fortgesetzt wurden. Wenige Tage darauf, am 6. April, starb Monod. Der Reihe nach leiteten Geistliche der reformirten, lutherischen, freien und wesleyanischen Kirche diese Vereinigungen an seinem Schmerzenslager. Der Gottesdienst wurde im Krankenzimmer gehalten. Ein Tisch neben seinem Bette trug das Brot und den Kelch, vor dem Tische stand der Geistliche, der den Gottesdienst leitete. Die Familie Monod's, mit einer kleinen Anzahl von Freunden, im ganzen zwischen 30 und 40 Personen, nahmen um den Geistlichen herum in dem Krankenzimmer Platz. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, den kleinen Kreis möglichst wechseln zu lassen, um so der Reihe nach alle die, welche um Zulassung gebeten hatten, an diesem Gottesdienst theilnehmen zu lassen. Im Monat März erlaubte es die Abnahme der Kräfte dem Leidenden nicht mehr, seine Zuhörer eine ganze Stunde lang in seinem Zimmer um sich zu haben, und in den vier letzten Zusammenkünften mußten sie sich nahe an sein Bett stellen, um seine Anrede zu verstehen. Darauf ging man in ein anstoßendes Zimmer, wo man das heilige Abendmahl feierte, das ihm dann durch den verrichtenden Geistlichen in sein Zimmer gebracht wurde. Die bei diesen „Sonntagsvereinigungen" von dem Leidenden gehaltenen Reden liegen nun gesammelt vor uns. Monod verkündigt darin in einfach beredten Worten das Christenthum, von dem man sagen kann, was Schiller vom tragischen Schicksal sagt: daß es den Menschen erhebe, indem es ihn zermalme. Für diejenigen, welche mit dem Organ der Frömmigkeit und des religiösen innern Lebens ausgerüstet sind, ist dies gewiß ein vorzügliches Erbauungsbuch; aber auch dem weltlich Gesinnten nahen früher oder später einmal schwere Tage der Prüfung, in denen es ihm vielleicht wohlthun wird, [illegible] nach einem Buche wie dieses zu greifen, und [illegible] trachtungen wie „Die Sünde", „Der Schmerzens[illegible] Schmerzensmänner" und andere verwandten Inh[illegible] und sollte es ihm auch, weil vielleicht seine [illegible] schon zu sehr abgestumpft sind, keinen Trost gewähren, ihm doch wenigstens der Spott vergehen über einen [illegible] Qualen einer schmerzhaften Krankheit Trotz bot, [illegible] der Pforte des Todes seinen Freunden die Fülle [illegible] sen Ueberzeugungen zu offenbaren.

Die „Presse de Londres."

Zu Swift's und noch zu Lorenz Sterne's Zeit [illegible] Auslande Brauch, wenn man in Schriften einen [illegible] oder vierschrötigen Menschen schildern wollte, dazu [illegible] einen Deutschen zu wählen und zwar besonders [illegible] cherlichen Klasse der Vornehmen, die nach Paris [illegible] pflegten, um hier von französischen Tanzmeistern [illegible] ren ihre deutsche Bärennatur civilisiren zu lassen. [illegible] gung, die Deutschen in ein lächerliches Licht zu [illegible] im Auslande noch nicht ganz ausgestorben zu sein. [illegible] neten wir jüngst im Feuilleton der in London [illegible] französischen Zeitung „La presse de Londres" eine [illegible] lung unter der Ueberschrift „Un allemand à Londres". [illegible] der Verfasser, Leon Gautier, erzählt, er habe in [illegible] ßen einen Deutschen getroffen, der ihm von Dresden [illegible] fernt bekannt gewesen und der sich ihm in voller [illegible] genähert habe. Gautier will den Zudringlichen [illegible] den, fühlt sich aber doch gemüßigt, ihn zu fragen, [illegible] etwas gethan? Der Deutsche antwortet: „Pers[illegible] moi même qui suis un imbécile", und fährt dann [illegible] Leid zu klagen: er sei aus seinem Hotel weggefahren, [illegible] dem Wagen gestiegen, habe den Namen des Hotels [illegible] und könne sich nicht wieder zurecht finden. Der [illegible] schwört den Franzosen, ihn nach einem telegraphischen [illegible] zu bringen. Warum? fragt der Franzose. Der Deutsche [illegible] er habe vorgestern an seinen Vater nach Deutschland [illegible] ben und die Karte seines londoner Hotels beigelegt, [illegible] absichtige er nach seiner Heimat zu telegraphiren, [illegible] ihm von dort aus telegraphisch die Adresse des [illegible] London mittheile u. s. w. Diese ohne Zweifel [illegible] schichte kann natürlich nur einem Deutschen aufgebunden! In der „Chronique" desselben Blattes ist [illegible] auch selten, von Deutschland die Rede, z. B. in folgender [illegible] in einer der ersten Jahresnummern: „Es liegt wie [illegible] dem Tanze in Deutschland; alle jungen Wiener [illegible] höhern Gesellschaft sind gegenwärtig untröstlich [illegible] das Leichenbegängniß Radetzky's sie am Tanzen [illegible] werden Trauer anlegen müssen: ob wegen der [illegible] Marschalls?" Nun wir könnten uns schon sehr [illegible] wenn auf nichts weiter in Deutschland als [illegible] eine „malediction" läge. Interessant war uns [illegible] ton derselben Zeitung eine Besprechung der [illegible] zard'schen Schrift: „La fin du monde par la [illegible] uns in ganz unverblümten Worten gesagt wird, [illegible] Weltuntergang ganz nahe bevorstehe, weil die [illegible] ihrem Drange vorwärts zu schreiten schon viel [illegible] den und es die höchste Zeit sei, daß sie wieder [illegible] fange, wozu ja eine neue Sündflut („un déluge [illegible] versel") wol hinreichen möchte, wie zu Noah's [illegible] sind wir seitdem auch im Schiffbau und in allen [illegible] mitteln gegen Wassernöthe weiter vorwärts [illegible] ist zu fürchten, daß die angekündigte Wasserflut, die [illegible] „fast" allgemein ausfallen, und wahrscheinlich [illegible] nicht treffen soll, die gebildete Menschheit doch [illegible] andern Verfassung finden wird als damals. [illegible] dem Erscheinen jener närrischen französischen Schrift [illegible] der vier Jahre vergangen, wir sind seitdem [illegible] geworden, haben trotzdem im Jahre 1857 eine [illegible]

ohne ſündflutliche Symptome gehabt, und ſo iſt wol
daß es noch eine Weile ſo fortgehen wird, falls un-
Sündflut nicht die Sündflut von Journalen verſtan-
n ſoll, in welcher die „Presse de Londres" wenig-
Tropfen iſt. Intereſſant iſt aber jene Schrift als
daß es auch in Frankreich nicht an Anhängern der
n Theorie von der „Umkehr der Wiſſenſchaft" fehlt.

H. M.

---

rinz Louis Ferdinand von Preußen.

dem Tagebuche einer Hofdame der Fürſtin von
rg-Rudolſtadt befinden ſich folgende den Prinzen
dinand betreffende Notizen, die zugleich zur Be-
eines über ihn verbreiteten Gerüchts beitragen kön-
October 1806. Gegen Abend Ankunft des Prinzen
nd auf dem Schloß. (Mehrere Tage vorher kamen
ſtadt preußiſche Offiziere, um zu recognoſciren. Doch
unbeſetzt. Wäre das geſchehen, dann wäre kein
ach Saalfeld gekommen.) — Nachdem der Prinz die
grüßt, zog er ſich mit ſeinen Offizieren in ſeine Ge-
ück, bis zur Tafel, etwa 9 Uhr. — Die Fürſtin
ob er ihr rathe wegzugehen. Antwort: „Noch
h ſetzt er hinzu: „Kommt das Gefecht näher, dann
azu. Frauen und Kinder gehören nicht hierher;
Männer mögen bleiben." — Bei Tafel kommt ein
en Schleiz, um zu melden, ſein Corps ſei gedrängt.
fragt wiederum: „Sollen wir weg?" Der Prinz:
; doch halten Sie ſich parat." — Noch bei Tafel
Adjutant. Da ſteht der Prinz auf, geht in den
d kommt ſehr ernſt an die Tafel zurück. Die Für-
ſteht es?" Antwort: „Tauenzien iſt geſchlagen.
aber ruhig; ich kann mich bis morgen Nachmittag
m habe ich Succurs. Wenn es möglich, laſſe ich
n es nöthig wegzugehen." — Darauf begibt ſich
mit ſeinen Offizieren in ſein Zimmer, wo er die
arbeitete. Indeß kommen mehrere Adjutanten. —
, der Prinz habe die ganze Nacht Champagner
iſt eine Lüge. Er bat nur um eine Taſſe ſtarken
ich ihm beſorgte. Kein Wein kam in ſeine Zim-
wiſchen 3 und 4 Uhr Morgens, am 10. October,
n, er rathe, die Damen mögen weggehen; was um
eht. — (Zwiſchen 7 und 8 Uhr iſt er friſch und
geritten, immer im Vertrauen auf den Succurs. —
nachmittags iſt der Prinz gefallen; bis dahin hat
sgehalten. — Um dieſe Stunde ſieht Prinz Karl
Fürſten von Rudolſtadt, der nach Saalfeld zu
war, um zu ſehen wie die Sachen ſtehen) einen
des Prinzen L. F. einen Berg bei Schwarza
udolſtadt und Saalfeld) hineinreiten; er fragt:
Prinz?" Antwort: „Ich weiß es nicht." — Die
ihrer Begleitung hält auf der Kochberger Höhe
halb Stunden von Rudolſtadt); ſie ſieht im Wie-
ußiſches Militär. Sie bittet dieſes zu eilen; der
gagirt. Antwort: „Wir haben keine Ordre."

20.

Bibliographie.

rgmannslieder. Herausgegeben von R. Köhler.
hlau. 16. 18 Ngr.

, H. G., Morphologiſche Studien über die Ge-
ze der Naturkörper überhaupt und der organi-
ndere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke
ſungs-Plane der Natur gewidmet. Mit 449
Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

rt, H. v., Muſikaliſche Pflichten. Leipzig, Mat-
7½ Ngr.

Das Buch der Weisheit. Ueberſetzt und erklärt von J. A. Schmid. Wien, Mayer u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Döring, P., Nobleſſe und Proletariat auf dem Wege der Verbrechen. Schilderungen aus dem Leben. Original-Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dynevor Terraſſe oder Lebenswirren. Ein Roman von der Verfaſſerin von „Der Erbe von Redcluffe", „Herzblättchen", „Maaßliebenkranz ꝛc. ꝛc." Aus dem Engliſchen überſetzte Original-Ausgabe. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giltersberg, Freih. C. v., Paul Eiſenſchmidt, oder Baronin und Sängerin. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gore, Miſtreß, Die Lehren eines Lebens. Aus dem Engliſchen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutbier, A. v., Geognoſtiſche Skizzen aus der Sächſiſchen Schweiz und ihrer Umgebung. Mit 123 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahn, G., Erzählungen für's Volk. Nr. 1: Die Geſchichte vom lahmen Fried. Halle, Mühlmann. 8. 2 Ngr.

Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfaſſer des „Waiſenkindes". Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Linker, G., Die älteſte Sagengeſchichte Roms. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Lohmann, P., Oliver Cromwell. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Gr. 8. 20 Ngr.

Lubojatzky, F., Deutſche Feierabende. Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzſche. 8. 2 Thlr.

Luther, G. A., Moderner Flibuſtier. Ein Bild aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzſche. 8. 2 Thlr.

Schmidt, O., Naturgeſchichtliche Darſtellungen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Smitt, F. v., Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Zwei Bände. Mit einem Bildniß. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Snell, K., Die Streitfrage des Materialismus. Ein vermittelndes Wort. Jena, Frommann. Gr. 8. 12 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Luiſe Gräfin zu, Königslieder. Berlin, A. Duncker. Br. gr. 8. 12½ Ngr.

Theokrit's Idyllen und Epigramme. Deutſch im Versmaße der Urſchrift mit erklärenden Anmerkungen von A. Eberz. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. Br. 8. 1 Thlr.

Tomaschek, C., Schiller's Wallenſtein. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Willatzen, P. J., Nordlandsharfe. Elberfeld, Bädeker. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, R., Die Tempel von Päſtum. Eine Betrachtung über das Schöne. Vorgetragen zu Brünn am 1. März 1858. Prag, Calve. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Anſichten über die Aufhebung der Leibeigenſchaft und die Ertheilung des Grundeigenthums an die Bauern. Nebſt Bemerkungen in landwirthſchaftlicher Beziehung, ausgearbeitet von E. G. R. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Drei öſterreichiſche Denkſchriften über die Donauſchiffahrts-Acte vom 7. November 1857. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Geiger's Reform-Judenthum in ſeinem aufgefundenen Briefwechſel beleuchtet von einem Freunde des bibliſchen Judenthums. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Lechler, G. V., Zwei Predigten, zur Probe und zum Amtsantritt. Leipzig, C. F. Fleiſcher. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome IV. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis dritte Theil kosten jeder 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen fünften Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende **wichtige diplomatische Werke:**

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique;** fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, **Phases et Causes célebrès du droit maritime des nations.** 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatique et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann.* 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, convention et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipz

Meine Wanderung durchs [illegible]

Ein Beitrag zur innern Geschichte der [illegible] des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe [illegible]

Erster bis dritter Theil. 8. Geh. 5 Th[illegible]

Der erste Theil dieser Schrift hat in den [illegible] politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit [illegible] öffentlichen Blättern so günstige Beurtheilungen [illegible] die gegenwärtige Fortsetzung gewiß allgemein [illegible] heißen werden wird. Es sind interessante und [illegible] moiren zur Zeitgeschichte, die hier geboten [illegible] derungen des geistigen und politischen Zustandes [illegible] seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur [illegible] geschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen [illegible] ragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch [illegible] daß der Verfasser überall die volle Wahrheit [illegible] sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg, [illegible] gen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt und [illegible] Geschichtschreiber Schlosser, Voß, Paulus, [illegible] Freiherrn vom Stein schildert, behandelt der zweite Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Preußens und insbesondere der Rheinprovinz [illegible] Jahren, wobei viele bedeutende Personen [illegible] führt werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leip

Der «Neue Pitaval» in zweiter wohlfeil

Der neue Pitaval

Eine Sammlung der interessantesten Crimi[illegible] aller Länder aus älterer und neuerer [illegible] gegeben vom Criminaldirector **Dr. J. E. Dr. W. Häring (W. Alexis).** Zwei[illegible] Erster bis dritter Theil. 12. Geh. Jeder [illegible]

Die zweite wohlfeile Auflage der [illegible] „Neuen Pitaval" ist im Preise um die Hälfte gegen früher, damit diese anerkannt [illegible] in ihrer Art dastehende Sammlung der interessanten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer [illegible] sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme [illegible] schen Publikums erfreut, in immer weitere [illegible] und namentlich mehr in den Privatbesitz [illegible]

Die 12 Theile, aus denen diese neue [illegible] werden in rascher Folge erscheinen.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnung und ist daselbst das bereits Erschienene [illegible] führlicher Prospect vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Zweiter Band.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1858.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Revue der dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschall. Dritter Artikel. — Theodor Mundt über die gegenwärtigen pariser Zustände. Von Hermann Marggraff. — Zur populären Naturwissenschaft. Von Heinrich Birnbaum. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der dramatischen Literatur.

Dritter Artikel.*)

Wir greifen aus der Masse der aufgehäuften dramatischen Productionen zuerst die Werke einiger namhafter Autoren heraus, um dann in bunter Reihenfolge die Scharen der Thalia und Melpomene vorüberziehen zu lassen.

Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1857. 8. 1 Thlr.

Daß dies Werk vom Hauche eines echt dichterischen Talents durchweht und reich an poetischen Schönheiten ist, dafür bürgt schon der Name des Verfassers; aber auch die dramatische Composition ist einfach, klar, consequent, von wirksamer Steigerung, was um so mehr anzuerkennen, als hier nicht etwa ein Roman oder eine Novelle, sondern ein großes Volksepos in seinen wesentlichen Zügen in ein Drama zusammengezogen ist. Hierzu kommt, daß der Stil nicht in überflüssigen lyrischen Coleraturen schwelgt, sondern dramatische Bestimmtheit, Adel, Würde und der hinreißenden Gewalt des Pathos einigt.

Je größer die Vorzüge dieser Tragödie sind, um so mehr müssen wir hervorheben, daß sie trotzdem ein unerquickliches Element enthält, welches die ganze Macht eines schönen Talents hindert zu reinem und unbedingtem Genuß aufzulösen vermochte. Deshalb eignet sich ein sonst so vorzügliches Werk gerade zum Beleg für eine Behauptung, die wir überall, wo uns Gelegenheit dazu geboten, auf das lebendigste verfechten. Wir stellen an die moderne Poesie als Richtpunkt das moderne Ideal, d. h. den Inhalt, der aus unserer Weltanschauung hervorgeht, mit unsern Bestrebungen, unserm Glauben und Meinen, unserer Natur und unsern Sitten auf das innigste zusammenhängt. Wir glauben, daß nur mit dem Hinblick auf dies Ideal die moderne Poesie ihre Aufgabe vollkommen lösen und das für unsere Zeit werden wird, was die antike für das Alterthum, das mittelalterliche für das Mittelalter gewesen. Ja, wir finden dies Bewußtsein selbst in unsern großen Classikern nicht häufig genug; wir finden, daß sie oft ihre Kraft in Stoffen vergeudet haben, die seitab liegen von den großen Wegen und Zielen der Neuzeit. Gerade hierin ist ein Fortschritt über die Bestrebungen unserer classischen Literatur hinaus nicht nur möglich, sondern er ist auf vielen Gebieten der Poesie bereits thatsächlich gemacht worden. Die Voraussetzungen unserer Cultur und Bildung müssen auch die Voraussetzungen unserer Poesie sein.

Die Bewunderung und Vertiefung in unser altes Volksepos, das einen mehr dramatischen, mehr von innen heraus motivirenden Charakter hat als die Ilias und Odyssee, hat Geibel veranlaßt, gewiß nicht zu Gunsten seiner Tragödie, jenen Satz außer Acht zu lassen und den Stoff mit allen seinen Wurzeln, die im Erdreich einer uns fremden und barbarischen Cultur haften, für die Bühne der Gegenwart herauszuheben. Unsere einzige, aber wesentliche Ausstellung an der vortrefflichen Composition trifft die Herbheit eines Motivs, das mit den Sitten unserer Zeit im Widerspruch steht. Wenn wir schon gegen die Behauptung protestiren, daß das allgemein Menschliche zu allen Zeiten sich gleich sei, indem ja Denken und Fühlen, selbst Leidenschaft und Pathos immer auf einer bestimmten culturgeschichtlichen Grundlage ruhen und nicht nur ein Irokese und Vandale von einem Römer und Griechen, sondern auch ein Ritter und Mönch von einem Culturmenschen des 19. Jahrhunderts himmelweit verschieden sind in allem, was der Poesie Stoff geben könnte, so müssen wir noch mehr der Ansicht entgegentreten, als ob die Poesie gerade Beruf habe, in entlegenen und fremdartigen Motiven Kräftigung und Erquickung zu suchen. Was einer barbarischen Cultur als wahr und berechtigt erscheint, wird uns freilich als paradox erscheinen. Doch der Reiz des Paraderen paßt nicht für das dramatische Kunstwerk, das seine die Nation fesselnde Gewalt nur einer allgemein durchgeführten, allgemein überzeugenden Motivirung verdankt. Auch liegt dieser Reiz dem Geibel'schen Talent fern, welches hier nur mit Treue an der Ueberlieferung festhält. Der paradore Dramatiker der Neuzeit ist Hebbel, und wenn er diesen Nibelungenstoff behandelt, wie berichtet wird, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er mit all seiner gerade nach dieser Seite hin wuchernden Genialität die Mysterien der Brautnacht poetisch und dramatisch ausbeuten wird, wobei indeß immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß er ihnen eine für unsere Zeit nachzufühlende Bedeutung gibt. Dies gerade vermissen wir an der Geibel'schen Tragödie. Ihre Voraussetzung ist nicht nur, daß Siegfried statt Gunther's im Wettkampf über Brunhild siegt und sie so dem König zu Worms erobert — dies Motiv wäre zu schwach, um die Rache der Brunhild zu tragen. Nein, Siegfried bändigt Brunhild, welche ihre Jungfrauschaft nicht opfern will und mit Gunther unbesiegbar ringt. Er bändigt sie, indem er als Gunther

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 32 d. Bl. f. 1857 und in Nr. 2 f. 1858. D. Red.

ihr erscheint und die Ueberwundene dann ihrem ehelichen Herrn überläßt. Chriemhild selbst ruft ihr zu:

Denn dieser Siegfried, welchen du als schnöden Knecht
So ganz mißachtest, dieser selbe Siegfried hat
An dir gethan, was nimmer dein Gemahl vermocht.
Er war es, der, in König Gunther's Bild verstellt,
Dereinst im Brautkampf Freiheit dir und Sieg entriß.
Und wär' es das nur! Aber nein! Gedenkst du noch
Des eh'rnen Armes, der in tiefer Finsterniß —
Zwei Mächte sind's — dich bändigt' und gewaltsam dir
Den starren Nacken beugte, daß du winseltest?
Gedenkst du sein? — Nun wisse, es war Siegfried's Arm!
Da lagst du Stolze, kniend, mit gelöstem Haar
Zu Füßen ihm und hieltest seine Knie umfaßt.
Und flehtest Schonung tiefzerknirscht und botest ihm
Dein ganzes hochgefürstetes Selbst zur Sühne dar.
Doch er, der Bettler — hörst du's? — er verschmähte dich
Um mich, um mich verschmäht' er dich, und ging davon,
Dich Guntbern lassend, deinem großen Könige.

In dem alten Nibelungenepos wird die Situation durch Siegfried's „Tarnkappe" äußerlich motivirt. Die Zauberei der Nebelkappe konnte der moderne Dichter nicht brauchen; dafür läßt er uns aber im Unklaren, wie der Rollenwechsel zwischen Gunther und Siegfried stattgefunden, wie es Siegfried möglich gemacht, an Gunther's Stelle zu treten und Gunther wiederum, jenen abzulösen und „des Kampfes Frucht" zu ernten. Wenn diese Erörterungen, als das Zartgefühl verletzend, für ein dramatisches Dichtwerk ungeeignet erscheinen, so kehrt sich dieser Einwand alsbald gegen einen Stoff, der auf solchen Stützen ruht und ohne ihre sorgfältige Motivirung in seinem ganzen Zusammenhalt beeinträchtigt wird. Diese Scene darf nicht ins Dämmerlicht gerückt werden, sie verlangt volle Beleuchtung, denn sie ist der Grundstein der ganzen Tragödie. Sie hat für das Drama noch eine ganz andere Bedeutung als für das Epos, das bei seiner breitern Entwickelung kein einzelnes Moment mit solcher Schärfe betont: das Drama hat eine unerbittliche Logik; seine propositio major und minor muß mit hellen, unauslöschlichen Zügen geschrieben werden, wenn wir die Nothwendigkeit seines Schlußsatzes durchschauen sollen.

Nun widerspricht aber die Voraussetzung der Geibel'schen Tragödie unsern Sitten, unserer ganzen Cultur. Ein stuprum violentum innerhalb der Ehe ist für uns ein Paradoxon, das den Witz herausfordert. Ein Weib, das sich dem Mann vermählt hat, aber dennoch vermöge ihrer athletischen Körperkraft ihm das jus primae noctis streitig macht; ein Mann, der vergebens vi, clam et precario dieses Weibes Herr zu werden sucht, seine Ohnmacht dem Freunde bekennt und diesen um Hülfe bittet, ein Freund, der die Zähmung der Widerspenstigen übernimmt, mit ihr ringt, ihren athletischen Widerstand besiegt, sie aber unter das rechtmäßige eheliche Joch beugt, indem er selbst, treu seiner eigenen Gattin, zurücktritt: das sind alles Gestalten der Heldensage, die man nicht von ihrem Hintergrund ablösen, nicht unter den Bürgern des 19. Jahrhunderts umherwandeln lassen kann, ohne ihre ernste und tragische Bedeutung zu gefährden. Die Helden unserer Zeit sind nicht mehr Recken, körperliche Athleten. Was wird aber aus den Voraussetzungen unserer Tragödie, wenn wir die Körperkraft der Brunhild und des Siegfried fortnehmen? Etwas anderes ist das Katheder des germanistischen Gelehrten, das Lesepult, hinter dem eine geschmackvolle Weltbildung die poetischen Blüten aller Nationen und Jahrhunderte, mit Berücksichtigung ihrer Eigenheit, ihrer historischen Entwickelung und Bedeutung genießt; etwas anderes die Bühne der Gegenwart, welche im Mittelpunkte unserer Cultur stehen muß, und für welche das Heidenthum der germanischen Sage ebenso wenig geeignet scheint, wie das der antiken Mythe. Ob diese Voraussetzungen der Tragödie sich aber nicht umdichten ließen, ohne ihre ganze Haltung, ihren ganzen Charakter zu gefährden, das wird die Kritik nicht entscheiden können, das ist eben das Ei des Columbus für das dichterische Talent.

Wir haben diese Einwendungen auf das schärfste hervorgehoben, weil sie einen Satz unsers ästhetischen Credo trefflich beleuchten. In dem vorliegenden Falle entschuldigen wir, was wir nicht billigen, mit dem Glauben des Dichters, daß ein großes Nationalepos wie die Nibelungen, bereits tief im ganzen Volke Wurzeln geschlagen habe, als daß man an seinen thatsächlichen Motiven Anstoß nehmen werde, sich wenn sie aus den hohenemser Handschriften auf die Bühne verpflanzt werden.

Geben wir nun die Voraussetzungen unserer Nibelungentragödie einmal zu, so können wir nur die Consequenz ihrer Entwickelung und ihre dichterischen Vorzüge rühmen. Act um Act macht die Handlung einen wesentlichen Fortschritt, rückt die Peripetie und die Katastrophe näher. Der erste Act schließt mit einem Dialog zwischen Gunther und Siegfried, dessen Pointe der Entschluß des letztern ist, Brunhildens Trotz zu brechen und ihr Sitte zu lehren. Im zweiten Act ist Brunhild bereits bezwungen und nicht blos rechtlich, sondern auch in Gunther's Weib. Wir erfahren, daß sie Siegfried liebt, immer geliebt hat, und daß die Wahrsagerin ihr verkündet:

Nur einer lebt, der dich bezwingt,
Und das ist Siegfried, Siegelindens Weib.

Brunhild bittet ihren Gemahl, Siegfried fortzuschicken, aber setzt es durch, daß sein Freund bei ihm bleibt und Brunhild zu Chriemhild geht, um sich mit ihr auszusöhnen, ehe sie zusammen am Sonnenwendefest dem Gott ein Opfer bringen. Dies Sonnenwendefest bringt am Schlusse des vierten Acts den Zwist zwischen den beiden Fürstinnen zum Ausbruch. Chriemhild hat vergebens von Siegfried zu erfahren gesucht, wo er gewesen, als er zur Nachtzeit ihr Schlafgemach verließ, da entlockt ihm ein stolzes Begegnen der Brunhild das Geheimniß. Chriemhild aber bewahrt es nicht, sondern vor dem Opferaltar, in einer Scene, welche an die zwischen Maria Stuart und Elisabeth erinnert, plaudert sie es aus in der Erhitzung des Augenblicks und wirft der Brunhild die Schande vor, nur ihrem Siegfried erlegen zu sein. Diese, außer sich, fragt den eben dazu gekommenen Gatten, dieser schweigt.

Chriemhild.

Sein Verstummen richtet dich

Sieh, nun zitterst, nun erbleichst du; deines Stolzes trunkne Flattert hin, wie Rauch im Winde. Aber klage mich nicht an.
Du, nur du beschworst das Wetter, das um deine Schläfe grollt.
Stirb denn hin in seinem Blitzen! denn du hast es selbst gewollt.

Gunther.

Hör' mich, Brunhild!

Brunhild.

Fort, Verräther! Fort aus meinem Angesicht!

(Gunther entfernt sich zögernd.)

Brunhild.

Aber ich, wohin ich flüchte, meiner Qual entrinn' ich nicht
Selbst die Rache, die zum dunkeln Priesteramt mich heute weihte,
Schafft mir nicht, wonach ich dürste, schafft mir nicht Vergessen.
Brich herein denn Götterdämmerung, und durch Rauch und Untergang
merfall
Stürmt empor, ihr Abgrundsriesen! Stirb in Aschen, Sternenpracht!
Nacht, uralte, ström' in Wogen schwarz und uferlos herein!
Nimm in deinen tiefsten Tiefen mich und meinen Jammer auf!

Der vierte Aufzug enthält die Besprechungen Brunhilds mit Gunther und Hagen, die Vorbereitungen ihrer Rache, die Ahnungen der Chriemhild, die Siegfried nicht auf die Jagd ziehen lassen will.

fünften Act ist die Katastrophe schon geschehen. Siegeiche wird hereingebracht. In ergreifenden Klängen hriemhildens Klage und der Weheruf der rachegesätunhild, die sich in Siegfried's Schwert stürzt. Chriemsieht das blutige Morgenroth einer Zukunft, die auch Rache gewähren wird.

einfach der Gang der Handlung ist, so bewegt er sich ße und erschütternde Momente, die der Dichter in Gestaltung doch zu ihrem vollen Rechte kommen läßt. en markigen Freskenstil der Sage in das sinnvolle te Pathos verwandelt, wie es die Tragödie der Geerlangt. Der Charakter der Brunhild ist der Mitder Tragödie. Sie liebt Siegfried, Gunther ist ihr . Doch als sie erfährt, daß es Siegfried war, der kämpft, ohne sie besitzen zu wollen, der für einen an Gürtel gelöst, als ihre Schmach vor aller Augen verd: da bleibt ihr nur der eine Gedanke der Rache. Sie ried ermorden, aber an seiner Leiche richtet sich ihre ft aus dem wechselnden Verlauf von Liebe und Haß sich gesammelt zu titanischer Größe, zu ergreifender uf. Und wenn die Klage der Chriemhild uns durch gefühlten Schmerz von hinreißender Melodie des Ausegt, so gemahnt uns der Jammer der Brunhild wie uf aus verzehrenden Flammen. In der That gehört Act von Geibel's „Brunhild" zu den schönsten Perlen Dichtung.

Chriemhild am Schluß die Rolle einer Rachefurie , die Brunhild ausgespielt, das liegt in der Ueber der Sage. Die Frauen der Nibelungen haben etwas astes. Chriemhild wird uns wol als die stille, sanfte geschildert: doch schon in der Opferscene zuckt in imon auf, der gegen den Schluß hin in der Vores künftigen Rachecpfers schwelgt. Der Dichter mon Uebergang, indem er Chriemhild nach Hagen's ausrufen läßt:

sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle!
, wirf die Stirn zurück und trotze mir,
in Trotz soll Angst noch werden, Wütherich!
kommt die Stunde, da wir Rechnung halten.
wähne nicht, ich sei ein schwaches Weib!
war ich, bis du mich zur Witwe machtest;
t aber bin ich stark in meinem Schmerz,
überwindlich! O, mein Aug' ist trocken,
ch innen wein' ich, innen, und der Strom
r heißen Thränen, rückwärts sich ergießend,
lt auf mein Herz und härtet seinen Grimm,
e sich in Wasser glühend Eisen stählt.
wirst ihm nicht entrinnen, und so wahr
immer kein Erbarmen trugst, hier schwör' ich's:
will einst lachen, wenn dein Haupt mir fällt!

härfste dramatische Gegensatz gegen eine Brunhild udrun! Chriemhild hat nicht den Stolz und Trotz, lmazonenhafte der Brunhild, aber die gleiche Glut chegedanken schwelgenden Seele.

aben bereits die Beredsamkeit eines in kühnen und dern schwelgenden Pathos, die besonders in den der Handlung hervortritt, anerkannt. Ueberall ist von großer Klarheit, Glätte und Wärme des Aus einer idealen Haltung, welche alle realistischen Wenschmäht und dem Charakteristischen nicht die scharfe t der Shakspeare'schen Richtung gibt, aber auch ausdruckslose Engelsköpfe aus einem Aether von hervorschauen läßt.

---

estra. Tragödie von Eduard Tempeltey. Berröder. 1857. 16. 20 Ngr.

Stück ist das Muster einer akademischen Studie. Zu nischen Dramenstudie gehört: 1) ein antiker Mythenstoff, welcher womöglich schon von allen griechischen Tragikern und französischen Classikern behandelt ist, dessen tragischer Inhalt nur noch einige neue Modulationen zuläßt, in seinem Wesen aber längst erschöpft ist; 2) ein Formtalent, das sich in geschickter Anordnung und in Correctheit des Stils bewährt, der eine noch schüchterne poetische Ader durchschimmern läßt; 3) der Mangel einer schärfer bestimmten geistigen Physiognomie; 4) die Vorliebe für dichterische Excurse auf dem Gebiete der alten Mythe, selbst wenn sie nicht gerade zum Thema gehören.

Alles dies finden wir in der vorliegenden Tragödie vereinigt. Was zunächst den allbekannten Stoff betrifft, so besteht das Neue der Behandlung in der innerlichen Schlußwendung, die der Dichter nimmt. Klytämnestra ermordet Agamemnon aus Liebe zu Aegisth; aber Aegisth im Triumph über diese That bekennt ihr, daß er sie nicht aus Liebe gewählt, sondern nur als Werkzeug seiner blutigen Rache an dem ihm verhaßten Geschlecht des Atreus. So wird Klytämnestra bestraft:

Denn weil ich, was ich liebte, von mir stieß,
Mußt' ich verlieren, was ich selber liebte;
Das ist das Ende!

Das ist aber aus verschiedenen Gründen kein Ende. Tempeltey hat sich Goethe's „Iphigenia" zum Muster genommen in Bezug auf moderne Verinnerlichung der antiken Mythe. Doch ist er hierin nicht glücklich gewesen. Ein Verbrechen, wie Gattenmord, kann durch eine solche innerliche Wendung nicht gesühnt werden; die tragische Nemesis läßt sich so wohlfeil nicht abkaufen. Hierzu kommt, daß sich jeder den tragischen Schluß, der in der Ermordung der Klytämnestra durch Orest besteht, von selbst hinzudichtet. Eine Tragödie, die ein Theil einer Trilogie ist, mag so schließen wie Tempeltey's „Klytämnestra"; für ein selbständiges Trauerspiel genügt dieser Abschluß um so weniger, als der Charakter des Orest im ganzen Stück keinen Sinn hat, wenn er nicht auf die Vollziehung jenes Strafgerichts gerichtet ist. Vorübergehende Andeutungen genügen indeß hierfür nicht. Wenn man nun entgegnet, daß im Orest wieder ein neuer tragischer Conflict entsteht, der die Einheit der Handlung zerreißen würde, so beweist dies nur wiederum die Mislichkeit, jene düstern Schicksalsstoffe der antiken Welt zu wählen, die von den antiken Tragöden meistens in Trilogien behandelt wurden und deren Inhalt ein Familiengeschick ist, das einen großen Rattenkönig von Conflicten bildet.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist die Anordnung der Composition und die dramatische Steigerung bis zum Schlusse des vierten Actes nur zu rühmen. Bei Stoffen, denen die Erfindung des Dichters nichts zuzufügen hat, besteht freilich die ganze Thätigkeit seiner Phantasie in dieser Anordnung. Der fünfte Act dagegen ist matter und tönt für die Tragödie zu innerlich aus. Die Diction ist glatt, correct, schwunghaft an einzelnen Stellen, aber oft ohne dramatische Energie. Die episch ausgeführte Vergleichung z. B. tritt oft an die Stelle der dramatischen Metapher. Goethe's Vorgang in der „Iphigenia" kann hier nicht mustergültig sein, denn Goethe's Talent war mehr episch als dramatisch. Vergleichungen, die im Epos schön sein würden, sind im Drama schleppend, z. B.

Wie der Wetterbach von des Berges Höh',
Der wolkengeküßten, donnernd sich stürzt
Zu der Erde verborgensten Gründen;
Entwurzelt ächzen die Bäume sich los,
Los bricht das Gestein und gierig verschlingt's
Die jäh aufklaffende Tiefe;
So stürmt es daher, erbarmungsverwaist,
Es fragt nicht woher, blind bricht es sich Bahn
Das ewig waltende Schicksal.

Die dramatische Metapher ist schlagkräftig, der prägnanteste Ausdruck des Gedankens. Die Vergleichung aber ist undramatisch, malend, eine Menge von Zügen zu einem selbständigen

Bild ausführend, welche, wie das obige Beispiel beweist, ohne Beziehung auf den Gedanken sind. Hierzu hat wol die verweilende epische Darstellung Zeit, nicht aber der dramatische Held im Drange seines Pathos. In unserer demnächst erscheinenden „Poetik" werden wir diesen Unterschied ausführlicher beleuchten und darlegen.

Auch diese geschmackvoll ausgeführten Bilder Tempeltey's sind Beweise für unsere dritte Behauptung. Es fehlt ihnen, wie dem ganzen Stil und Inhalt, eine bedeutende Physiognomie, der Nerv eines originalen Geistes. Jene Bilder vom „Wetterbach", vom „Rad des Schicksals", von den „Schaumblasen der Macht und Größe" u. dgl. entbehren des Reizes der Neuheit. Sie sind correct durchgeführt: das ist alles. Wo indeß ein gewaltiges Pathos durchbricht, da erhält der Stil etwas Gewaltsames und die Bilder erinnern an die „Räuber":

Schüttle deine Schlangen,
Du Schlangenhaupt der nachtgebornen Eris,
Mach' jeden Tropfen Bluts zur Hiebe,
Zur Viper jede Faser Menschlichkeit u. s. w.

Hier ist halb Karl Moor, halb Lady Macbeth. Wir vermissen das ureigene Arom des Talents und die Macht einer eigenen Weltanschauung, indem jene dem antiken Schicksal gesungenen Hymnen doch nur einer akademischen, für unser Jahrhundert nicht passenden, anstudirten Gemüthsstimmung angehören.

In Bezug auf den vierten Punkt erwähnen wir nur, daß der Dichter über den Unterschied des epischen und dramatischen Stils sich keineswegs klar zu sein scheint. Sonst würde er nicht die Resultate seiner Schulbildung in weitläufigen dichterischen Excursen an den Tag legen, die für den Fortgang des Dramas ohne alle Bedeutung sind. Die Erzählung im Drama ist nur dann statthaft, wenn sie in seine Entwickelung eingreift. Nur die Erzählung des Aegisth im vierten Act entspricht dieser Anforderung. Alle andern Erzählungen sind ein müßiger epischer Aufputz. Gleich am Anfang erfahren wir auf das allerweitläufigste die Geschichte des Hercules und der Dejanira. Allerdings knüpft sich an diese Geschichte eine Aeußerung des Orest, die ein Licht auf seinen Charakter wirft; aber da Orest in der ganzen Tragödie eine müßige Figur bleibt, so ist wenig an dieser Aufhellung gelegen. Am Anfange des dritten Acts erzählt Agamemnon die Zerstörung Trojas; wir erhalten einen Auszug aus dem zweiten Gesang der Aeneis. Dabei schläft die Handlung des Dramas vollständig ein, denn diese vergangene Begebenheit ist ohne alle Beziehung auf ihren Fortgang. Nicht genug damit, auch Kassandra kann nicht umhin, den Untergang Iliums noch einmal darzustellen. Der dritte Act ist ein wahrer Prämienconcurs von Rhapsoden, in welche sich die dramatis figurae verwandeln, als wenn ein Preis für die beste Darstellung von Trojas Eroberung ausgeschrieben wäre. Diese Erzählungen sind fehlerhaft und, weil sie am unrechten Platze stehen, langweilig.

Unsere Gegnerschaft gegen die Behandlung antiker Mythenstoffe durch die That zu widerlegen, dürfte diese Tragödie wenig geeignet sein. Für Darstellerinnen, welche faltenreiche Logamonologe zu halten lieben und mit Pathos „die nachtgeborene Eris ihre Schlangen schütteln" lassen, ist die Titelrolle gewiß dankbar. Möge sich der Dichter an andern Stoffen versuchen; wir wollen sein Talent gern anerkennen, wo es die rechte Bahn einschlägt!

---

3. Die beiden Cagliostro. Drama in fünf Acten von Robert Giseke. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 24 Ngr.

Der talentvolle Autor dieses Dramas sagt in der Vorrede: „Im hier veröffentlichten Drama hat der Verfasser seines Stoffs in der Form des Intriguenstücks Herr zu werden versucht. Das Abnorme und zugleich Brillante in der Erscheinung der Hauptfigur durch einfache solide Charakterzeichnung im engen Rahmen der dramatischen Form zu motiviren und anschaulich zu machen, sah ich keine Möglichkeit; wieder zog mich der Gedanke, dieses Monstrum [illegible] Charlatanerie, das so manche Parallelen mit der [illegible] Gegenwart bietet, in seinem Glanze zu schildern [illegible] Virtuosität zu enthüllen, so unwiderstehlich an, daß [illegible] führung in der vorliegenden Weise wenigstens [illegible] lich sah ich auch dabei mich gezwungen, historische [illegible] gen anzunehmen, namentlich in Betreff der Einführung [illegible] Gesellschaften und der bindenden Kraft ihrer [illegible] von denen ich nicht weiß, wie sie mit den Anschauungen [illegible] tigen Publikums sich vermitteln werden. Ob dies [illegible] ein übertriebenes sei, wird nur eine würdige Aufnahme [illegible] scheiden können. Nachdem eine frühere Fassung [illegible] auf den Rath hervorragender Künstler hier eine [illegible] tere Aenderung erhalten, werden die mannichfachen [illegible] die mir zu Inscenesetzung eröffnet sind, hoffentlich [illegible] gehen. Vielleicht wird in diesem Falle die Bekanntschaft [illegible] dem Buche der Wirkung von der Bühne verhelfen. In diesem Sinne sei das Werkchen den theaterlustigen Lesern empfohlen."

Es ist ein großer Fortschritt, daß unsere modernen die literarische Genialitätsepoche so weit überwunden um bei Abfassung ihrer Stücke an die Bühne da[illegible] zu denken, an das Tribunal der öffentlichen Meinung Publikums zu appelliren. Es ist nur zu bedauern, Directionen diese auf sie gestellten Wechsel so [illegible] Das vorliegende Drama hat einen glücklichen Gang und ist vollkommen bühnengerecht, mit Berücksichtigung theatralischen Effects geschrieben. Gerade eine [illegible] würde am besten darthun, ob die Bedenken, die man gen die Einheit des Tons und der Stimmung [illegible] begründet sind und ob die prismatisch schillernde Marquis in den Händen eines genialen Schauspielers jene lebensvolle Einheit gewönne, in welcher alle gezeichneten Contraste zusammengehen.

Das Stück führt uns auf das Schloß eines Reichsgrafen, des Ehrenfried von Kirchhausen, [illegible] Nichte Amalie, seiner Schwester Minette, dem Prinzen und dem Kanzler von Kotzenau andächtig [illegible] barungen des Marquis Belmont lauscht. Marquis ist eben Cagliostro, der sich auf diesem Schloß [illegible] eine Intrigue, die ihm selbst Geld bringen soll, zu [illegible] alte Reichsgraf will nämlich abdanken. Cagliostro [illegible] es durchsetzen, daß er zu Gunsten der alten Comtesse abdankt und nicht zu Gunsten des Prinzen Max, [illegible] zen des benachbarten Kurfürstenthums. Ein alter [illegible] derungsvertrag beschränkte den Willen des Reichsgrafen dahin, daß Prinz Max die Grafschaft erben müsse. [illegible] will nun nachweisen, daß dieser Vertrag später [illegible] hoben ist und das betreffende Document durch [illegible] Kunst herbeizaubern. Dafür verlangt er von der [illegible] Minette und dem Kanzler Kotzenau, der, wenn [illegible] gelingt, in seinem Amte bleibt, zur Belohnung [illegible] ler. So erfahren wir gleich am Schluß des [illegible] letzten Zweck der ganzen Intrigue und Cagliostro [illegible] ohne allen mystischen Nimbus, als magischer Schwindler echte Lustspielfigur. Durch einige geheimnißvolle [illegible] er bereits dem beschränkten Kreise imponirt, [illegible] uns bewegen. Die alte Comtesse erwirbt [illegible] Verjüngungselixir; Amalie, die in den Prinzen [illegible] ist, um ein Geheimmittel, welches die Herzen [illegible] Wagner aber begrüßt in ihm mit professorlichem [illegible] Geistesverwandten: „Enkel des Großkophta, Gut [illegible] meine Lebensbestimmung. Mit unserer Begegnung [illegible] neue Epoche. Schon seit dreißig Jahren arbeite [illegible] Tractat über die nothwendige Revision der [illegible] darin will ich es auseinandersetzen, wie von [illegible] die Philosophie der Zukunft, die Moral der [illegible] Menschenverstand der Zukunft — !"

nüber dem Herzenseroberer, dem seine Eroberung schwer gemacht wird, tritt nun ein anderer Intri- die Schranken, welcher, um jenen zu entlarven, selbst des Cagliostro zu spielen übernimmt, und es muß in als ein glücklicher Gedanke des Dichters erscheinen, ußte Doppelgängerei zur Grundlage des Intriguen- machen. Dieser Doppelgänger ist Ottomar Baron n, ein Freund des Erbprinzen Max, ein Mitglied kreuzerbundes, dessen Beruf es ist, die Lüge, wo er zu entlarven. Wer dieser Ottomar nun in Wahrheit en wir im Stück erst im letzten Act, indem der Dich- velliſtischen Verhüllungen und Enthüllungen liebt, r im Drama principiell nicht billigen können. Wir der Ansicht aus, daß das Publikum von Anfang heimniß sein muß, vertraut mit allen klar ausge- Zwecken und Intriguen der einzelnen Personen, aus dieser vollkommenen Vertrautheit und Klarheit ums ein warmes Interesse an der Handlung her- Die Ueberraschungen, die aus rückwärts gehenden gen erwachsen, sind romanhaft, und unser als Ro- teller rühmlich bekannter Autor hat diese Darstel- in die dramatische Form mit hinübergenommen. Wir lso im fünften Act, daß dieser Ottomar Prinz Gott- er ältere Stiefbruder des Kurprinzen Max, über den eichsgraf selbst mittheilt:

r Minette hatte ich noch zwei Schwestern, die beide rratheten. Die Tochter der einen bist du; die an- ald nach der Geburt ihres Sohnes, und dieser Sohn, fried, ist zu seinem Glück verloren und untergegan- n Vater in zweiter Ehe mit einer ebenbürtigen Prin- Sohn erhalten hatte.

ic. Der ist Kurprinz Maximilian, nicht wahr?

sgraf. Ganz recht. Seine Mutter hatte sich ge- em Ehecontracte ausbedungen, daß ihre Kinder vor ffen in der Erbfolge den Vorzug haben sollten. Ich on meinem Schwager nicht erwartet."

r erfahren wir, daß dieser Prinz Gottfried die Hei- weil sein Vater den jüngern Bruder im Regiment ollte, daß er eine Zeit lang ein Schüler Caglio- und zwar zu einer Zeit, als dieser selbst noch im seine eigene Kunst lebte. Auch erfahren wir, daß ne pariser Schauspielerin Adelaide liebt, welche Ca- h Deutschland begleitet hat, um von ihm Aufklä- den Aufenthalt Ottomar's zu erhalten. Sie hat ihre Jahresgage von 40000 Francs ausgezahlt. aber liebt sie und bekennt ihr in einer Scene des daß er mit allen Schätzen der Erde nur sie, aller is, zu erringen strebe. Noch eine andere Intrigue e zum Mittelpunkt. Auch Erbprinz Max hat sich Adelaide verliebt und sich, ohne es zu wissen, dort erlarvten Nebenbuhler geschossen.

Fremde hatte die Pistolen bei sich, von denen nur sein sollte, Sie wählten von den Waffen; Ihr mpo; Sie blieben unverwundet und sahen Ihren n. Es eilten Leute herbei; im Glauben, ein Mör- entflohen Sie, und — erhielten am andern Mor- Schönen ein Billetdeur — o mon Dieu! «Frauen- olgung des Mörders — dein eigenes theures Le- ht, Flucht — ewige Liebe, ewige Treue!» — Sie horchten, gingen — und seitdem hat die treulose wieder von sich hören lassen."

verlarvte Nebenbuhler war niemand anders als bst, der die Pistolen ohne Kugeln geladen hatte. ttfried's Interesse geht nun dahin, den Prinzen nteſſe Amalie zusammenzuführen, während er selbst elaide wieder zu erobern sucht. Am Schluß macht klärung, sein Erscheinen als des echten blutsver- ffen die Intrigue Cagliostro's, der durch Somnam- s falsche Document der Aufhebung des Erbverbrü- derungsvertrags unter Nr. 1177 im Archiv entdecken läßt, zu Schanden, indem er nun als der gesetzliche Erbe des Reichsgrafen auftritt. Großmüthig tritt er indeß seinem Freunde, dem Prinzen Max, die Oberhoheit der Grafschaft ab, zufrieden mit ihrem Besitz, und dieser erhält die Hand der Cousine Amalie.

Wir konnten nur im allgemeinen das Netz der Verwickelungen andeuten, in welches die bunten Situationen unsers Intriguenstücks hineinverwebt sind. Für die hinter dem Stück liegenden Voraussetzungen und ihre bis in den letzten Act gehende Exposition bedarf es jedenfalls der gespannten Aufmerksamkeit des Publikums. Die Scenen, in denen die beiden Cagliostro sich gegenübertreten und die also den Grundgedanken des Stücks ausprägen, sind die wirksamsten und pikantesten, um so mehr als gerade der Charakter des Ottomar-Gottfried durch die Klarheit und Consequenz einer heitern und selbstgewissen Weltanschauung das Interesse in Anspruch nimmt, während der große Magier selbst, durch die Versuche des Dichters sein Gaunerthum in eine etwas höhere Sphäre zu rücken und ihm rührende und leidenschaftliche Streiflichter aufzusetzen, uns menschlich für ihn zu interessiren, an seiner Lustspielwirkung verliert. Daß der Dialog nicht blos pikant, sondern auch von einer ironischen, oft ins Tiefe gehenden Dialektik durchdrungen ist, läßt sich wol vom Verfasser der „Modernen Titanen" mit Grund erwarten. *)

---

4. Salomon de Caus. Eine Tragödie von A. Munch. Aus dem Norwegischen. Mit einer Vorrede von J. W. Loebell. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1857. 8. 24 Ngr.

Es gibt Zeiten, in deren Luft gleichsam gewisse Stoffe liegen. So geht es mit Salomon de Caus, einem bisher übersehenen, sehr günstigen modernen Tragödienstoff. Ich selbst hatte, ehe ich von diesem norwegischen Trauerspiel Notiz genommen und ehe ich erfahren, daß Brachvogel den gleichen Stoff bereits behandelt und bühnenfertig eingereicht, mir diesen Helden zu dramatischer Behandlung ausersehen und dahin einschlagende Studien gemacht. Jetzt erfahre ich, daß einige andere jüngere Dichter sich in gleicher Lage befinden. Das norwegische Stück hätte freilich niemand zu entmuthigen und vom Wettkampf abzuschrecken brauchen; seine Behandlung ist ziemlich flach, der Conflict nicht scharf und einleuchtend genug hervorgehoben, die schließliche Bekehrung des ungläubigen Mechanikers undramatisch und langweilig. Salomon de Caus ist der Columbus des Dampfes, eine historische Gestalt, welche an jenen erdichteten Mechanikus in Bulwer's „Letztem der Barone" erinnert. Die Geschichte berichtet von diesem Strasburger, dem Erfinder der Dampfmaschine, nur, daß er nach Paris gekommen und dort von Richelieu ins Tollhaus gesperrt worden, wo er auch gestorben. Als Architekt hat er ein von Thevot in seiner „Geschichte der Dampfmaschinen" citirtes Werk hinterlassen: „Les vaisons des forces mouvantes avec divers machines et plusieurs dessins des grottes et fontaines" (Frankfurt 1615 und 1624.) Hier beschreibt er eine Fontaine, deren Wasser durch die Elasticität des Dampfes getrieben wird, scheint sich aber der ganzen Wichtigkeit seiner Erfin-

*) Man hat gegen den Verfasser die vorwurfsvolle Frage erhoben, wie er dazu kam, nach Goethe's „Großkophta" noch einmal diesen Stoff zu behandeln. Wir glauben im Sinne des Verfassers zu sprechen, wenn wir dagegen bemerken: er habe den eigentlichen Lustspielton, den Humor, die Freude an den Betrügereien, die hier einmal vorgehen, im „Großkophta" zu vermissen geglaubt. Dies ist ein Zug, der in Giseke's „Cagliostro" dem Goethe'schen gegenüber wol thatsächlich neu ist: die Ironie, die nicht nur ihre dupirte Umgebung, sondern auch ihre eigenen Duperien freiwillig der Lächerlichkeit preisgibt und doch wol durch dieses wohlgemuthe Behagen an der Lüge für den Hauptcharakter das Interesse in Anspruch nehmen darf, das der Intriguant eines Intriguenstücks zu erwecken berechtigt und verpflichtet ist. D. Red.

dung nicht so bewußt gewesen zu sein als später, wo eben seine anscheinend fixe Idee in dem Glauben bestand, die größten Maschinen durch Dampf bewegen zu können. Die Schwierigkeit für die dramatische Gestaltung des Dramas, deren Ueberwindung ihm aber auch die höchste Bedeutung zu geben vermag, liegt in dem Motiv Richelieu's, die Erfindung des Ingenieurs zu verachten und ihn selbst in das Tollhaus sperren zu lassen. Der norwegische Poet hat sich die Aufgabe allzu leicht gemacht, indem er dem großen Staatsmann ein politisches Motiv unterschiebt, das sich historisch nicht rechtfertigen läßt. Bei ihm fürchtet Richelieu diese Erfindung; er hat Angst, einen Dämon loszulassen, den er vielleicht nicht beherrschen kann; er hat ein nur unbestimmtes Vorgefühl, diese bewegende Kraft des Dampfes könne die Einheit des Herrscherwillens brechen. Dies Motiv ist historisch unwahr. Richelieu bekämpfte den Feudalismus: sein Scharfblick mußte in der Dampfmaschine eine Waffe in den Händen des Tiers-Etat und der siegenden Industrie finden, eine Bundesgenossin begrüßen. Auch konnte er nicht verkennen, daß einer festen Staatsmacht jede derartige Erfindung zugute kommt, daß der Dampf die Centralisation zu befördern vermag. Der Humor der Kurzsichtigkeit eines großen Staatsmanns aber hätte als Motiv ganz anders, viel eingehender und thatsächlicher gerechtfertigt werden müssen. Wir sind gespannt, wie Brachvogel den Conflict herbei- und durchgeführt haben wird. Jedenfalls liegt hier der Schwerpunkt des Stücks.

---

5. Gesammelte Werke von J. L. Deinhardstein. Siebenter Band: Boccaccio, dramatisches Gedicht in zwei Acten; Mädchenlist, Lustspiel in einem Act; Pigault-Lebrun, Lustspiel in fünf Acten; Garrick in Bristol, Lustspiel in vier Acten. Leipzig, Weber. 1857. 8. 2 Thlr.

6. Classisches Theater des Auslandes, von Deinhardstein. Erster Band: Der Herzog von Mailand, Trauerspiel von P. Massinger. — Tartufe, Lustspiel von J. P. Poquelin de Molière. Wien, Hartleben. 1856. 8. 27 Ngr.

Die Domäne der dramatischen Muse Deinhardstein's ist das Künstlerdrama. Wir erinnern nur an „Hans Sachs", „Fürst und Dichter", „Die rothe Schleife" u. a. Auch der siebente Band seiner dramatischen Werke enthält drei Künstlerdramen: „Boccaccio", „Pigault-Lebrun", „Garrick in Bristol". Ob es zu billigen sei, wenn in der Kunst und Literatur immer wieder von Kunst und Literatur verhandelt wird, ist fraglich. Es wirkt enttäuschend, wenn auf dem Theater vom Theater gesprochen wird: die doppelte Illusion löst sich selbst auf. Darum können wir derartigen Stoffen nur für kleinere Schubladen- und Verkleidungsstücke unsern Beifall geben. „Boccaccio" ist ein ideales Künstlerdrama im italienischen Stil. Wir leugnen nicht, daß wir uns vom Verfasser des „Decamerone" einen wesentlich andern Begriff gemacht haben; hier könnte Petrarca seine Rolle ohne weiteres übernehmen. Der Stoff ist sentimental, beruht auf etwas kühnen Voraussetzungen und der gegenseitige Edelmuth der Freunde hat seine bedenklichen Seiten, wo es sich um Liebe und nicht um Verliebtheit handelt. Weit besser gefallen uns die beiden größern Lustspiele. Zunächst ist die durch den Vers bewirkte ideale Haltung derselben zu loben, da unsere realistische Lustspielprosa einer unleidlichen Trivialität zu verfallen droht; dann die einfache, ansprechende, sichere Charakteristik und die dramatische und theatralische Angemessenheit der Behandlung, kurz, die Gediegenheit des ganzen dramatischen Stils. Viele Einzelheiten sind geistreich, sinnvoll, komisch wirkend. Diesen Vorzügen verdanken die Stücke ihre Einbürgerung auf dem Repertoire, ja selbst die schon mehrfachen Uebersetzungen in fremde Sprachen. In „Pigault-Lebrun" ist die Handlung etwas gedehnt. Während die beiden ersten Acte, welche die Entführungsgeschichte der Fleurette durch den als Hauslehrer eingeführten Pigault behandeln, reich an wirksamer Komik und dramatisch lebendig und spannend sind, ermüdet der dritte und [illegible] das ausführliche Charaktergemälde der edlen [illegible] rion und die zahlreichen Episoden aus der Emigr[illegible] den keineswegs ästhetisch befreienden Lampenfieber [illegible] ausathmen. Die Auflösung des fünften Acts [illegible] der geschickt und glücklich zu nennen. „Garrick [illegible] mehr ineinandergreifend, bietet einem geschickten [illegible] die Rolle des Garrick, der im Stück selbst wieder [illegible] den Dr. Johnson darstellt, Gelegenheit zur Schaustellung scher Virtuosität und ist in seiner Motivirung einleuchtend im ganzen Zusammenhang. Doch bewegen wir uns [illegible] Stück mitten in der literarisch-artistischen Welt, [illegible] mosphäre, deren Spiegelung auf dem Theater [illegible] Reiz ausübt. Der Held ist ein Schauspieler, [illegible] übernimmt, die Rolle eines berühmten Kritikers zu [illegible] eine Intrigue zu Gunsten seines Freundes durchzuführen. [illegible] ser Freund selbst ist ein dramatischer Dichter, der [illegible] eines reichen Mannes liebt, welcher selbst [illegible] hat, Dramen zu schreiben und zur Aufführung zu [illegible] So handelt es sich fortwährend um Dichterruhm, [illegible] ruf, um Bühnenmanuscripte, um Theaterkritik, [illegible] Acte wird gar hinter der Scene ein Stück [illegible] bleibt stets unerfreulich, wenn die Welt hinter [illegible] vor die Coulissen gerückt wird. Doch die Vertrautheit dramatischen Stils läßt uns hier die Bedenken gegen [illegible] Gattung der Künstlerdramen eher übersehen.

Dieselbe Vortrefflichkeit prägt sich im „Classischen" in den Bearbeitungen des Massinger'schen Trauerspiels des Molière'schen Lustspiels aus. „Der Herzog von [illegible] gehört zu den besten Trauerspielen des altenglischen [illegible] wie überhaupt Massinger durch die übersichtliche Klarheit Plans und die Correctheit und Präcision des Ausdrucks [illegible] Zeitgenossen, selbst Shakspeare übertrifft. Er [illegible] Stoffen eine etwas subtile, oft allzu kecke Dialektik [illegible] schaft, die sich in oft hinreißender, oft befremdender [illegible] ßert. Sein „Herzog von Mailand" behandelt den [illegible] Stoff von „Herodes und Mariamne", den Juan [illegible] seiner Tragödie „La vida de Herodes" und [illegible] der Friedrich Hebbel bearbeitet hat. Massinger [illegible] Stoff aus der Zeit des bethlehemitischen Kindermords. [illegible] Kämpfe zwischen Kaiser Karl V. und König Franz [illegible] italien. Sforza eilt, dem Kaiser nach der Schlacht [illegible] seine Unterwerfung anzubieten. Die Scene [illegible] und Karl athmet eine Größe der Gesinnung und [illegible] der Darstellung, welche bedauern lassen, daß [illegible] nicht öfters an historischen Stoffen versucht. [illegible] singer's ist außerordentlich knapp, oft nur [illegible] Deinhardstein hat sich daher mehrfach weitere [illegible] declamatorische Erwärmungen erlaubt, welche für [illegible] Gegenwart von Werth sind, aber allerdings [illegible] rakterbild des englischen Dramatikers geben. [illegible] Kraftausdrücke, besonders im Mund Marcellia's, [illegible] nur anzuerkennen, obwol dieselben bei Massinger [illegible] als bei Shakspeare. Auch hat Deinhardstein [illegible] konischen Actschlüssen meistens einige dramatisch [illegible] lische Drucker aufgesetzt. Dagegen hat er manche [illegible] gelassen, ohne daß wir einen genügenden Grund [illegible] geben wüßten. So z. B. Sentenzen, wie die [illegible] Schluß des ersten Acts:

> But still remember that a prince's secrets
> Are balm conceal'd, but poison, if discover'd.

Auch hat der frische kecke Humor Grachus' [illegible] hardstein'schen Bearbeitung eine offenbare Einbuße [illegible] Ebenso wenig können wir uns mit der Abänderung [illegible] katastrophe befreunden, die bei Massinger viel [illegible] rangirt ist als bei Deinhardstein. Der Gebrauch [illegible] vergifteten Blume in der Hand Eugeniens [illegible] scharf das Motiv der Rache, und die Stelle:

Sforza.

She walkes! she lives! and I am blest again,
(she lift up her veil)
Oh! horror! shield me from that face!

Eugenie.

I can no more — thou'st mark'd for death —

Deinhardstein's Bearbeitung ganz verloren. Auch die
ndung bei Deinhardstein:

Und lernt aus dieses Beispiels herber Trauer:
Was Sinnlichkeit erbaut, ist nicht von Dauer —

s kein passendes Epitaph für den Herzog von Mai-
ein.

Uebersetzung von Molière's „Tartufe" ist sehr gewandt
engerecht. Wir halten indeß Molière's Lustspiel für
nig geeignet für die moderne deutsche Bühne, wie die
ele von Corneille und Racine. Die typische Behand-
e Molière's entspricht weder unserm Zeitgeschmack,
en ästhetischen Ansprüchen. Sehr lehrreich ist in die-
ung die englische Bearbeitung des „Tartufe", zuerst
's „Now-juror" und dem darauf gebauten Lustspiel
Bickerstaff: „The hypokrite." Hier ist der Plan
ire's „Tartufe" mit wenigen Modificationen beibehal-
abgesehen davon, daß die Motivirung mehr ins Detail
alb einleuchtender ist, besonders was die Entlarvung
lers am Schluß betrifft, sind die Charaktere indivi-
halten, von größerer Lebendigkeit. Bei Molière sind
nd Mariane nur Sohn und Tochter in abstracto:
Salère nur der Liebhaber nach der Schablone. Wie
ist dagegen der Charakter des Darnley bei den
n, vor allem aber, welch eine herrliche Lustspielfigur
che, kokette Tochter Charlotta! Welche dramatische
ist hier in das Liebesverhältniß gebracht! Auch der
nbert ist nicht blos typischer „Sohn", sondern indi-
harakter! Eine ähnliche Neudichtung auf der Grund-
Molière's „Tartufe" für unsere Zeit und unsere Na-
vielleicht wirksamer als die gewandteste Uebersetzung.

---

nelte dramatische Werke von Theodor Apel. Zwei
Leipzig, O. Wigand. 1856. 8. 2 Thlr.

einfache, herzliche, biedere Dramenmuse! Das Schau-
ihkäthchen" und das Trauerspiel „Günther von
rg" sind von den hier mitgetheilten Stücken mit gu-
zur Aufführung gekommen. „Nähkäthchen" scheint
llen das beste. Die Erfindung und Ausführung ist
id ansprechend. Daß der alte General die Nähterin
richt zwar dem Grundgedanken etwas die Spitze ab;
wegen einer frühern edeln That des Mädchens ge-
ist dieser deus ex machina zu entschuldigen. Die
des alten Spruchs: „Kleider machen Leute", und
essene und liebenswürdige Auftreten des Nähkäth-
legantem Costüm und in der Rolle des vornehmen
geben zugleich eine heilsame Lehre für die exclusive
auung. „Günther von Schwarzburg", die Tragödie
n Treue und Ehrlichkeit, hat in den Motiven manches
ogel's „Adalbert vom Babanberge" gemein; doch ist
es letztern Stücks schlagender und mehr aus dem Grund-
rausgearbeitet. Der Untergang Günther's durch den
hülfen Benno geht nicht mit Nothwendigkeit aus
ollision der Tragödie hervor, sodaß er, unabhängig
gentlichen Conflict der beiden Gegenkaiser, nur die
einer hinzukommenden Zufälligkeit hat. Die Diction
e ist glanzlos, ohne jede Brillantbeleuchtung, in einer
gen Einfachheit, welche für diese nur mit dem Herzen
haraktere paßt. In einigen der kleinern Lustspiele,
ge Männer und alte Weiber", „Der Hausarzt", ist
matische Beweisführung nicht einleuchtend genug.
Diese Bekehrungen eines Theaterabends, mögen sie einer alten Frau gelten, die von ihrer Liebe zu einem jungen Mann, oder einer jungen, welche von ihren den Mann quälenden Marotten geheilt wird, lassen stets einen begründeten Zweifel über ihren Werth und ihre Dauer zurück. „Die unverdiente Nase" ist eine echt bureaukratische Komödie, deren Inhalt sich aber in einem einzigen Act erschöpfen ließ. In allen Stücken Apel's spricht sich gesunder Humor und sittliche Tüchtigkeit aus.

---

8. Friedrich Wilhelm Rogge's sämmtliche Werke. Vier Bände. Berlin, Decker. 1857. 16. 5 Thlr.

Nur die beiden letzten Bände dieser „Sämmtlichen Werke" gehören in unsere dramatische Revue; die beiden ersten enthalten Lyrisches, das nur insoweit hierhergehört, als es die Physiognomie dieses Autors überhaupt ausprägt. Rogge ist ein Schriftsteller der „alten Schule", und wie seine antiken Oden an die oft unmelodischen, und spondeenschweren Rhythmen Klopstock's, so lehnen sich alle seine Dramen an das Muster Shakspeare's an und zwar leider an die nicht nachahmenswerthen Unregelmäßigkeiten seiner Form. Zunächst gibt der Scenenwechsel Rogge's Dramen unangenehme Zerhacktheit. Der Dichter vergißt ganz, daß sich bei Shakspeare dieser den Fluß der Handlung störende scenische Wechsel mit der Einrichtung des altenglischen Theaters entschuldigen läßt, daß er aber bei Dramen, die für unsere Bühnen geschrieben sind, zu einem unmotivirten organischen Fehler wird. Seine Personen halten einen Monolog, einen Dialog — brr! ein anderes Bild! die Decoration wechselt! Daß sich bei dieser kindlichen Inscenirung keine Dialektik der Scenen, keine Steigerung, kein ineinander greifender Conflict gestalten kann, ist wol keine Frage; denn Rogge übertrifft Shakspeare noch bei weitem in diesen scenischen Ueberstürzungen. Ein zweiter Kernpunkt der äußerlichsten Nachahmung ist der witz- und bilderhaschende Dialog, der durchaus keine Eigenthümlichkeit des Rogge'schen Talents, sondern eine Nachkünstelung Shakspeare's ist:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt!

Die Silbenstecherei, das oft inhaltleere Turnier des Witzes mochte im Zeitalter der Elisabeth zur Mode des Tags gehören; heutzutage erscheint diese Manier kaum bei einem Shakspeare erträglich. Der Narr in „Kaiser Friedrich Barbarossa", der sich in einigen sehr anachronistischen Witzen auf Saphir und Hegel gefällt; der Narr in „König Manfred", der mit seinen Reimereien und Schwänken die Handlung in ihrem Fortgang aufhält; Gregorio in „Bianca Vanezzi", der in zahlreichen Monologen seiner Narrheit den Zügel schießen läßt, sind die Gestalten, welche in der Manier Shakspeare's humoristisch faseln, und zwar muß man dabei die Goldstäubchen gesunden Sinnes und Witzes aus einem Stromsand von Unsinn herauswaschen. Gregorio hält z. B. folgenden Monolog (IV, 56):

„Na da sieh einer, das ist doch ein anderes Korn, sagte der Bäcker, wollte Weizen probiren und bekam etwas von der Maus zwischen die Zähne. Per aspera ad astra! durch Ungemach zu den Sternen! lehren die Alten, trifft auch bei mir ein, nun ich wieder hier bin, wie Krähʼ hinterm Pflug. Freilich, Gottes Segen blüht allerwegen, aber Padua ist Padua, und mag einer sagen, was er will, es ist doch immer noch ein Unterschied zwischen hier und dort, wie zwischen König Salomo und einem Hutmacher. Als es hieß, ich will dir das Land Israel geben, da langten sie zu, groß und klein, und dachten nicht, es wird ihnen bekommen wie den Hunden das Grasfressen, sondern wer's Glück hat, der führt die Braut heim, oder wem's der Herr gönnt, dem gibt er's im Schlaf; immerhin, Schönheit ist eine Gabe Gottes und steht im Preis, aber, meiner Seel', Weisheit kommt doch nur mit den Jahren, und die Welt geht allemal gewaltig leichtsinnig zu Wege. Auf Cerevis, ich kennt's nicht wegkriegen, warum Seine Gnaden all diese Zeit so sauer thaten und aussahen, wie Maria in der Sonne, aber,

meiner Seel', jetzt bin ich dahintergekommen, wie der Knopfmacher hinter die Beichte" u. s. w.

Das ist der Unverstand der Shakspearomanie, der z. B. auch in Immermann's Jugenddramen grassirt, das müßigste Geschwätz von der Welt!

Eine dritte Eigenthümlichkeit Rogge's ist seine Vorliebe für die classische Mythologie, deren etwas verblaßten Tapetenbildern man nicht nur in seiner Lyrik, in seinen „Sonetten" und „Oden" begegnet, sondern auch in seinen Dramen, was hier um so mehr Anstoß erregen muß, als sie keineswegs in der Zeit der wiedererwachten Wissenschaftlichkeit und humanistischen Bildung spielen. In einem Trauerspiel wie „Kaiser Heinrich IV.", im tiefsten Mittelalter, stören diese mythologischen Bilder die Einheit des Colorits. Als Beispiele folgende Stellen:

Markgraf Thingold:

Wie im wunden Aug' der Niobe
Versage dieser Thränen salzig Naß.

König Heinrich:

Ein blumenreiches Antlitz,
Stein wird's und Fels wie des Argiverkönigs.

und:

Den könnt' ich schleifen um das Rund der Erden,
Wie der Peliд' um Priam's Burg und Statt
Die Leiche Hektor's.

Graf Lasa:

Den er getränkt mit geistlicherem Gift,
Als die Lernäer Schlang' herbergen konnte.

König Heinrich:

Ist solch ein Mann, solch Musterbild von Mann,
Daß er um des Großmoguls (?) einz'ge Tochter
Frischweg zu freien kecklich wagen konnte!
Apoll an Schönheit, Ajax gleich an Muth,
An Umsicht Hektor und zur Frei' wie Paris — —
O, die Pygmäenfaust, die will und doch nicht kann
Fortschleudern dies erbärmliche Gezücht,
Wie Hercules den Lichas! Oh!

Kann man sich einen geschmacklosern mythologischen Gallimathias im Munde eines mittelalterlichen deutschen Königs denken, ganz abgesehen vom „Großmogul", der hier mit Apoll, Ajax, Hektor und Paris in dasselbe Joch gespannt wird, obwol er erst im fünften Jahrhundert nach König Heinrich das Licht der Weltgeschichte erblickte? Derartige Anachronismen sind störend, wenn sie bei den Haaren herbeigezogen sind und noch das Colorit verderben helfen. Zu diesen sehr modern lautenden Anachronismen gehört auch das „Va banque des Glücks", von welchem König Heinrich spricht. Ebenso wenig ist es dem Costüm der Zeit angemessen, wenn Bischof Otto dem König eine lange Stelle aus der Voß'schen Uebersetzung der Odyssee vorliest. Etwas anderes ist es, den geschichtlichen Geist der Gegenwart anpassen, etwas anderes, das Alterthum in ungehöriger Weise auf das Mittelalter impfen.

Die mitgetheilten Tragödien Rogge's gehören indeß nicht der jüngsten Epoche unserer Literatur an. Sie sind am Anfang der dreißiger Jahre gedichtet, zur Zeit, als die Raupach'sche Dramendichtung bühnenbeherrschend war und theilen mit der productiven Muse des russischen Professors die nationalen Hohenstaufenstoffe. Vergleichen wir indeß den Rogge'schen „Kaiser Friedrich Barbarossa" und „König Manfred" mit Raupach's gleichnamigen Tragödien, so müssen wir den letztern wegen des bei weitem größern dramatischen und theatralischen Geschicks der Behandlung den Vorzug geben. Ueber die beiden Tragödien Rogge's läßt sich wenig sagen. Es sind Historien, Hof- und Staatsactionen, historische Reden und Gefechte mit närrischen Episoden ohne alle centrale Einheit, Spannung, Interesse. Die Bewunderer der Shakspeare'schen Historien werden gewiß auch an denen Rogge's viel zu l finden; wir gehören aber nicht unter die Zahl derselben.

Die skizzirte Compositionsweise ohne dramatischen Ner auch eine Tragödie des Herzens, wie „Bianca Vanezzi", me Monologen verdämmern, als in dramatischer Energie aufst Ganze Acte vergehen mit lyrischen Monologen Giovanni's den humoristischen Faseleien Gregorio's, ehe die eigentliche lision mit scharfer Bestimmtheit hervorbricht. Nachher n die Fabel selbst den Dichter zu größerer Energie, und di den letzten Acte sind mehr ineinsgearbeitet und enthalten wirksame und ergreifende Scenen. Bei der Diction s einem fortwährend Shakspeare in den Ohren. Nur selten man eine bestimmte Reminiscenz festhalten; aber es i ganze Kreis der Bildlichkeit, den Shakspeare liebt, aus w auch Rogge seine Bilder nimmt. Man lese z. B. den L log Giovanni's (IV, 72), der nicht ohne dichterische Sch ten ist:

Der Tag schirrt an sein schneeig Viergespann,
Und unzugänglich meines Herzens Flehn,
Läßt er von allen Bergen himmelan
Sein flammendes Panier im Fluge wehn, u. s. w.

Man fühlt sich fortwährend an die metaphorische Wei großen Briten gemahnt. In der ersten Zeile ist das B richtig, aber es ist eben gelehrt-mythologisch und wide der Anschauung und Empfindung.

Die vierte Tragödie, deren Vollendung fast vier J hindurch den Verfasser nach seiner eigenen Angabe besch „Kaiser Heinrich IV." (1838—56) scheint uns die bes allen, weil der dramatische Conflict zwischen Vater und scharf hervortritt und der Charakter des Sohnes einige essante dämonische Züge bietet. Gerade dies Stück, da ohne dramatische Energie ist, ruft in uns das Bedauer vor, daß unsere deutschen Dichter von ihrer Bildung m einen so verkehrten Gebrauch machen und ihr Talent d sklavische Copie fremder Muster abschwächen und cernu

---

9. Charlotte Corday. Ein Trauerspiel in vier Aufzüge Fritz Eickhorn. Düsseldorf, Kaulen. 1857. 16. 1

10. Der Damascenerschmied von Solingen. Dramatisch dicht in zwei Aufzügen, von Fritz Eickhorn. Düs Kaulen. 1857. 16. 10 Ngr.

Charlotte Corday und Johanna Gray sind die Lieb heldinnen jugendlicher Tragöden. Wie zahlreich sind di gödien über die Mörderin Marat's von dem trefflichen Ponsard's bis zu jener „Charlotte Corday" eines von Schmidt entdeckten großen deutschen Dramatikers, dessen mir entfallen! Wir könnten diesem letztern in Fritz E keinen Concurrenten creiren; seine „Corday" ist ein schü und nüchterner Versuch. Die verschiedenen Parteien d volutionszeit declamiren uns ihr Credo geschichtlich treu ziemlich geistlos vor. Der Verlauf ist der geschichtlic irgend eine neue Wendung. Die Klippe der Diction i triviale Prosa des Ausdrucks. Gleich in der ersten Sce Mutter Corday ihre Tochter hofmeistert, wimmelt e Trivialitäten:

Der Menschheit dienest du am ehrenvollsten
Als treue Gattin und als gute Mutter;
Verzichte drum auf alle jene Thaten,
Wozu dem Mann nur Kräfte sind verliehn.
Des Mannes Erbtheil ist der Muth, die Kraft,
Des Weibes ist die Güte, Sanftmuth, Milde.

Sentenzen, wie: „Das Schreckliche hat lächerliche Seite hören nicht zu den Seltenheiten. Zu den „lächerlichen ten" unserer Tragödie gehört z. B. die S. 62, wo Ch einen langen Monolog mit den Worten beschließt:

Eng, steil, umgähnt von schwarzem Abgrund ist
Der Pfad, auf dem du wandelst, doch er führt
Zu jenen Regionen, wo ein Brutus
Und ähnliche (?) von ihren Thaten ausruhn!
(Es klopft.)
Herein!

Kellner (hereintretend).

Befiehlt die Dame Frühstück?

Charlotte.

Ja!
(Kellner ab.)
Ja, Frühstück — und zum letzten mal! — u. s. w.

er realistische Zug hat eine unwiderstehliche Komik.
r Damascenerschmied von Solingen" ist ein phanta-
opernhaftes Zaubergemälde in Platen'schen Gabel-
pusversen, iambischen Sechsfüßlern, trochäischen Acht-
nd Anapästen. Der Held ist der Gesell eines Waf-
s, der mit Hülfe der Zauberei eine Damascenerklinge
um die Hand der Meisterstochter zu erobern. Doch
m Schluß wieder in sich. Peter parodirt den Faust
lücklich. Es fehlt nicht an einer Phiole, die er her-
, an den Chören guter und böser Geister in den be-
fauststrophen, an dem Anruf eines zarten weiblichen
n die heilige gnadenreiche Jungfrau. Als Beispiel
ästen diene folgender Vers:
e macht stark, die Liebe macht feig, die Liebe bringt Qua-
len und Freuden!
is Vorrecht einer accentuirenden Metrik misbraucht.

Prinz von Tarent. Dramatisches Gedicht von Wil-
l Dunker. Stettin, Nagel. 1857. 16. 18 Ngr.

junger Prinz, der von seinem Vater, einem Mysogyn,
abgesperrten Park erzogen wird, um gar keine Kennt-
er Existenz eines andern Geschlechts zu erhalten, ist
unsers Gedichts. Die Entlarvung eines heuchleri-
neisters, der den alten Fürsten in seinem Weiberhaß
dabei aber selbst insgeheim sich doppelter Liebschaft
acht; die Begegnung des jungen Prinzen und zwei hol-
gestalten, die sich in den Park gestohlen; das stürmische
der Liebe in seiner Brust; die Vereinigung mit der
die der von seinem Weiberhaß allzu schnell bekehrte
st ins Werk setzt, bilden den Hauptinhalt des Ge-
s in sinn- und geschmackvollen Versen, die an den
n Stil im „Faust" anklingen, abgefaßt ist.

---

d. Tragödie in fünf Aufzügen. Ein Phantasiestück
ranz August Beck. Manheim, Bensheimer. 1856.
k Ngr.

ie Gefahr hin, von dem Verfasser zu den „Krittlern
souveränen, hochmüthig abhudelnden Kunstquacksal-
chnet zu werden, über die er sich in seiner Vorrede
nüssen wir bekennen, eine größere Summe von
nd Gallimathias noch nie in dem Werk irgendeines
gefunden zu haben. Eine Aufschichtung von un-
yperbeln und Geschmacklosigkeiten, wie sie in dieser
orhanden, läßt gar keine weitere Kritik der Hand-
der Charakteristik mehr zu; denn bei der bedlam-
stase der Helden kann von irgendeiner sichtbaren
kaum die Rede sein. Arnold ist ein römischer Frei-
Phantasiecostüm; man kann, wenn man will, etwa
von Brescia denken. Wenn der Verfasser die
e Vollblütigkeit des Denkens und Empfindens durch
öpfköpfe auf ein mittleres Maß herabsetzen wollte,
vielleicht seine enthusiastischen Phantasiesprünge nicht
die Schranken des gesunden Menschenverstandes hin-
Bild an Bild, eine Batterie von Champagnerflaschen;
önnen den Schaum nicht nippen, denn uns fliegen
n.

nur die Pfropfen ins Gesicht. Die fünffüßigen Jamben wer-
den an mehr lyrischen Stellen durch gereimte Dreifüßler ab-
gelöst oder durch Trochäen und Daktylen. Eine Probe hier-
von mag zur Kritik des Ganzen genügen. Der Cardinal-
Staatssecretär Fürst Nicolini hat eine Liebesscene mit der Grä-
fin Angela:

Nicolini (schmeichelnd).

Deinen Dank weiß ich gewiß,
Du willst mein Alter stützen,
(bezaubert durch Angela's plötzliches Aufathmen)
Du heilst mir den schweren Riß
Und kühlst der Trübsal Hitzen:
Nur an deinem Herz ist warm,
Und Trost an deinen Lippen;
Komm, senk dich in meinen Arm,
Laß deinen Reiz mich nippen.

Angela (weichend).

Verwegner! dies Beginnen!
Denkt des Priesters Schwur!

Nicolini.

So soll die Thräne rinnen?
Mich treibt die Natur!
(Tastet wieder nach ihr.)

Die Scene schließt mit folgendem Monolog:

Dahin? dahin? geflohn?
Für andermal ein Wissen.
Sie läuft noch scheu davon —
Drum keck am Kleid gerissen.
(Trabt hitziger hin und her.)
Und frisch den Leib gepackt; —
Vor Wollust will ich glimmen;
Betäubt so von der Jagd
Wird hitzig ein sie stimmen!

---

13. Bühnenspiele von Gotthelf Weiter. Zwei Bändchen. Lübeck, Dittmer. 1857. 8. 2 Thlr.

Die Bändchen enthalten ein großes Drama: „Karl Martell", eine Oper: „Gunda" und einen sehr umfangreichen Schwank: „Die fahrenden Schüler." Die Stücke zeugen von Bildung. Die Sprache ist rein und sauber; auch fehlt es dem Verfasser nicht an Sinn für das decorative Element; aber das dramatische in ihnen ist sehr schwach. Es fehlt Einheit der Handlung und des Interesses; ein fortwährendes Herumfahren auf der Peripherie läßt uns das Centrum ganz aus dem Auge verlieren. Karl Martell im ersten Stück interessirt uns am wenigsten; er ist in keinen dramatischen Conflict gebracht, der uns fesseln könnte. Die beste Figur der Tragödie ist der wahnsinnige Frankenkönig Childerich. Die Oper „Gunda" bietet scenische Effecte. Doch ist der Kampf des Christenthums und Heidenthums kein günstiges Thema für die Musik; er hat einen zu dogmatischen Inhalt. Der große Schwank zeigt an vielen Stellen, daß die Komik des Verfassers tiefere Intentionen hat; aber die Verwickelungen sind zu gesucht, in einzelnen Charakteren und Motiven ist zu viel blanke unvertuschte Gemeinheit, die Komik hat etwas Unfreies und Gezwungenes, der Verlauf ist novellistisch zerfahren. So muß dieser Versuch, die deutsche Posse in eine etwas höhere, ideale Sphäre zu erheben, wegen des Mangels an allem dramatischen Zusammenhalt für verfehlt gelten. Auch werden die komischen Charaktere, wie Till, gegen den Schluß hin sentimental langweilig.

---

14. Die Wenden. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Horwitz. Hamburg 1857.

Der Verfasser scheint uns im Vorwort das historische Interesse seines Stoffs mit dem dramatischen zu verwechseln. Ein

Dramatiker muß das Publikum seiner Zeit im Auge behalten. Wir behaupten kühn, daß sich für die Länder Wagrien und Polabingien, für die Bekehrung der Obotriten, Kissener und Circiponer das 19. Jahrhundert durchaus nicht mehr interessirt. Außerdem hat der Verfasser nichts gethan, ein solches Interesse zu erwecken, indem er uns nur die Massentableaux eines epischen Völkerkampfes entrollt, ohne einen dramatischen Helden zum Mittelpunkt seiner Dichtung zu machen. So ist das Stück ein Conglomerat von Scenen, Hof- und Staatsactionen, Kämpfen, Belagerungen, Hinrichtungen in einer gebildeten Sprache, die an einigen Stellen dramatischen Nerv hat; doch wo ein dramatischer Faden hervorsieht, der eine Verwickelung in Aussicht stellt, läßt ihn der Verfasser rasch wieder fallen oder versteht höchstens, eine einzige Scene daran zu knüpfen. So macht das Ganze nur den Eindruck einer großartigen Missionspaukerei, die durch eine Hochzeit einen fidelen Abschluß erhält. Dialogisirte historische Studien sind noch keine Dramen!

---

15. Major von Schill. Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Von einem Zeitgenossen. Eine Reliquie. Breslau, Kern. 1856. 16. 1 Thlr.
16. Mozart. Künstlerlebensbild. Drama in vier Aufzügen von Leonhart Wohlmuth. Nürnberg, v. Ebner. 1856. 8. 16 Ngr.

Wir stellen diese beiden Werke zusammen, weil sie vom Drama nichts haben, als die dialogisirte Form, aber auch von vornherein, durch bestimmte Zusätze des Titelblatts, eine streng dramaturgische Kritik ausschließen. „Major von Schill" athmet einen echt patriotischen und historischen Geist. Die Darstellung ist lebendig und edel gehalten. In epischer Breite entfaltet sich der Hintergrund der ganzen Geschichtsepoche vor unsern Augen. Freilich verschwindet dagegen das Motiv der echt dramatischen Selbstbestimmung, das aus dem Major von Schill einen tragischen Helden macht. In der Scene zwischen dem Minister und General spricht sich mit scharfer Bestimmtheit der Gegensatz zwischen den liberalen Reformprincipien des Stein'schen Ministeriums und der Reaction der aristokratischen Partei aus. Auch die Scene zwischen Napoleon und Alexander athmet eine weltgeschichtliche Größe, von welcher freilich das Partisanenthum des kühnen Schill erdrückt wird. Ueberhaupt spiegelt sich der Held mehr im Urtheil und Bericht anderer, als durch sein eigenes Auftreten. Die Scenen mit Delphine und Elise bilden nichtausgeführte Ansätze der dramatischen Verwickelung. Als Relique eines Zeitgenossen, der in dieser freien Form historisch treue Erinnerungen aus einer bewegten und interessanten Zeit niederlegt, verdient das Werkchen indeß Beachtung.

Das Künstlerlebensbild „Mozart" führt uns in einfacher Form einige Hauptmomente aus der Biographie des großen Componisten vor. Jeder Act ist ein Drama für sich, sodaß von dramatischem Zusammenhang keine Rede sein kann. Die dialogisirte Form ist zufällig, und so geschmackvoll die Einkleidung im ganzen, so warm manche Empfindung, so treffend mancher Gedanke ausgedrückt ist, so können wir uns doch mit diesen biographisch-novellistisch-dramatischen Zwittergeburten nicht einverstanden erklären, da weder der Bühne noch der Literatur mit ihnen gedient ist.

---

17. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Fünfunddreißigster, sechsunddreißigster und siebenunddreißigster Jahrgang für 1856—58. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 12. Jeder Jahrgang 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir wünschten diesem Unternehmen nicht blos guten Fortgang, sondern auch eine zeitgemäße Verjüngung, damit es in Wahrheit zu einem Mittelpunkt der neuern dramatischen Productien würde. Bei der Zersplitterung der dramatischen und dramaturgischen Interessen wäre ein solches literarisches Centralorgan der Productien von großem Werth. Es [illegible] Dramen in sich aufnehmen, die im Verlauf des Jahres Erfolg über die deutschen Bühnen gegangen, [illegible] gen Anfängern Gelegenheit zur Publikation ihrer [illegible] Das letzte ist indeß so vorwiegend, daß mehr dramatische als wirkliche Bühnenspiele in den vorliegenden Jahrgängen gedruckt sind. Mit Ausnahme der von uns bereits [illegible] besprochenen Dramen der Frau Birch-Pfeiffer, [illegible] uns bekannt, keine zur Aufführung gekommen [illegible] getheilt, und die Hauptaufgabe eines solchen Jahrbuchs, Bühnenspiele, die Vermittelung zwischen Literatur und [illegible] ist nur zur Hälfte gelöst. Wir gönnen den [illegible] lenten gern eine liberale Stätte ihrer Wirksamkeit, [illegible] ihre Werke nicht die Kerntruppen eines solchen Bühnenbuchs bilden. Ein „Narciß", ein „Essex" [illegible] in erster Linie stehen. Vielleicht gehört dies [illegible] men Wünschen der Redaction, deren Erfüllung [illegible] Kräften steht.

Zu den interessantesten Beiträgen der drei [illegible] Jahrgänge gehört „Maria, Königin von Schottland. [illegible] risches Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem [illegible] Ernst Raupach" (Jahrgang 1858). Es behandelt [illegible] die „Maria Stuart" von Koester, die schottische [illegible] schönen gefeierten Königin, und bildet gleichsam [illegible] zu der Schiller'schen „Maria Stuart". Wenn man [illegible] Schülerarbeiten der Neuzeit, die oft von ersten [illegible] jungdeutschen Directoren zur Aufführung gebracht [illegible] einem historischen Drama Raupach's vergleicht, [illegible] doch dem letztern, trotz aller Flüchtigkeit der [illegible] weitem den Vorzug geben, weil hier überall eine [illegible] Ader des Talents sichtbar ist. Die Handlung [illegible] aus einfachen Beweggründen in natürlichen [illegible] Fluß der Gestaltung in Bezug auf Charakter [illegible] geräth ebenso wenig in Stocken, wie der Fluß [illegible] Freilich ist dieser Fluß oft von großer Breite, [illegible] rhythmische und gereimte Improvisationen des [illegible] von keiner nachhaltigen dichterischen Begeisterung [illegible] den. Der Mangel an Intensität liegt weniger an [illegible] pach's, als in seiner bequemen und leichtfertigen [illegible] weise. Doch was soll man dazu sagen, wenn [illegible] ren revolutionäre Kritik vor allem den Sturz [illegible] seines dichterischen Rufs zur Folge hatte, jetzt, [illegible] Leitung großer Bühnen anvertraut ist, iambische [illegible] Aufführung bringen, die sich mit keiner Raupach'schen [illegible] die vergleichen lassen. Denn wo sich die Raupach'sche [illegible] tik in eine nüchterne historische Chronik zu verflüchtigen [illegible] wo wir glauben, das Buch zuschlagen zu dürfen, [illegible] uns plötzlich eine Wendung, die einen Charakter, [illegible] tion in pikantester Beleuchtung, mit schlagender [illegible] bert, oder einen glücklichen Gedanken mit allem [illegible] Schmelz des Ausdrucks bekleidet, und wir folgen [illegible] mit gespannter Hingabe! Was überrascht uns [illegible] neuen antikisirenden oder patriotischen Hofträgerei, [illegible] diese unendliche Langeweile eines phrasenhaften [illegible] keine bestimmte Physiognomie mehr trägt!

Die Liebesabenteuer der schönen Maria Stuart [illegible] ley, Rizzio und Bothwell bieten sich in einer [illegible] einanderfolge dar, für welche der Dramatiker [illegible] heitspunkt suchen muß. Raupach's dramatische [illegible] bewährt sich besonders in der Art und Weise, [illegible] telbar an die Ermordung Rizzio's das erste [illegible] well's knüpft in einer Scene, deren leidenschaftliche [illegible] sie zu den gelungensten der Tragödie macht. [illegible] der Tragödie, der nach ihrem Plan nur ein [illegible] indem erst die Hinrichtung der schottischen Königin [illegible] und ganzen Abschluß der Tragödie ihres Lebens [illegible] einer dramatischen und scenischen Lebendigkeit [illegible] der Steigerung arrangirt, welche immer wieder [illegible] daß Raupach sein bedeutendes Talent nur für

Katastrophen der Handlung aufspart und sich bei
hrzahl der Scenen in Gemeinplätzen gehen läßt, die
wie abgeblaßte Schiller'sche Reminiscenzen anhören.
n ist nicht zu verkennen, daß die Charaktere von Darn-
zio und Bothwell mit einem unleugbaren Geschick und
Aufsetzen jener grellen Lichter individualisirt sind, mit
e Kraftgenies aller Zeiten die Phantasie zu bestechen

dem Herausgeber der Jahrbücher, F. W. Gubitz, fin-
außer einigen Bluetten — von denen uns „Keck und
" am lebendigsten durchgeführt scheint, obwol die Ver-
en des den Mechanikus spielenden Macken in Bezug
Mechanik selbst vielleicht mit größerer Komik hätten
ttet werden können — zwei größere Arbeiten, ein histo-
mantisches Lustspiel in fünf Acten: „Der lustige Rath"
nd ein Vorzeitbild: „Karl der Große daheim", in drei
858). Wir glauben dem Verfasser nicht zu nahe zu
enn wir den Stil dieser Stücke als eine treuherzige,
as altfränkische Holzschnittmanier bezeichnen. Dieser
t nun zwar vortrefflich, wo es gilt, den alten deutschen
f, die Kanzler, Gerichtsvögte und Rentschaffner der
Reichsunmittelbarkeiten darzustellen, und der lustige
er die Feilheit und Schlechtigkeit der hohen Verwal-
nd Justizbehörden in einem bestimmten Criminalfall
ist eine nicht uninteressante Hauptfigur des Lustspiels.
wir selbst uns in eine historische Vergangenheit, die
chronikartiger Treue vorgeführt wird, zurückzuversetzen
enug haben, ob eine reichsunmittelbare Anekdote die
en Söhne des 19. Jahrhunderts, die am Kehricht der
rt genug auszuräumen haben und die deshalb den Keh-
nationalen Vergangenheit lieber im dunkeln Archiv-
gen lassen, für fünf Acte fesseln kann: das wagen wir
hr zu bezweifeln, als die Darstellungsweise des Au-
u wenig prägnant und zuweilen zu weitschweifig erscheint
Stück zwar nicht gesunder Einfälle entbehrt, aber der
zu sehr an die Art und Weise der alten Schalks-
innert, zu wenig nach der Mode unsers Jahrhunderts

Aehnliche Bedenken hegen wir gegen das Cultur-
liengemälde des großen Karl, das zwar manche echt
liebenswürdige Züge bietet, das aber doch nur eine
Bildern vorführt, wie wir sie wol im Getäfel alter
änke finden.

beiden Originallustspiele von (A. P.) Werner: „Der
(1856) und „Die Grundsätze" (1857) sind sauber
psychologische Studien, die für eine dramatische und
e Wirksamkeit nur zu innerlich gehalten sind. Uns
le Dramenstoffe mislich, welche eine innere Heilung und
voraussetzen. Solche Stoffe sind mehr novellistischer
l wissen wir aus Lessing, daß nicht da Handlung ist,
rasch sich die Maus ans Bein bindet und mit ihr
gt; aber eine blos innere Wandlung der Gesinnung
nicht stoffhaltig genug für die sichtbare Welt und
schen Fortgang der dramatischen Action. Auch bleibt
Niederschlag des Zweifels zurück, ob solche Bekeh-
d Heilungen stichhaltig sind. Der Rückfall der Me-
in Helwig in eine frühere Jugendliebe ist jedenfalls
motivirt als ihre Bekehrung, und die Grundsätze
en Regierungspräsidenten und der Tochter des Com-
s Clave über die Unangemessenheit einer Ehe zwi-
und Reichthum werden durch das Verhältniß zwi-
Registrator Palm und dem Kammermädchen Char-
treffend parodirt, obgleich doch mehr die verhehlte
diese Intrigue mit ihren komischen Analogien den
nträgt. Aber sowenig sich gegen die verständige
iltige Motivirung und die Grundgedanken dieser
venden läßt, so reicht diese psychologische Dialektik
unsere Spannung fünf Acte hindurch wach zu er-
uns gar in die echte heitere Lustspielstimmung zu
Wir können indeß denselben Einwand gegen manche
sogenannte feinere Conversationsstücke erheben, und wollen die Verdienste vieler gemüthvollen und komischen Wendungen in Werner's Lustspielen nicht verkennen.

Die übrigen mitgetheilten Dramen: „Opfertreue, Drama in drei Acten von B. Bock" (1855); „Gisbert von Rheineck, Drama in drei Aufzügen von J. C. Erhardi"; „Theodosia, Drama in drei Acten von H. Seiler" (1857) und „Virginia, Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Ch. F. Rage" (1858), gehören in das Gebiet der dramatischen Studien, mögen sie nun von jungen strebsamen Kräften oder ältern Dilettanten verfaßt sein. Eine gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt, ist die Seele dieser dramatischen Stilübungen, denen wir eine gewisse Correctheit der Form auch in Bezug auf das dramatische Element, die Einheit der Handlung und des Conflicts und andere regelrechte Vorzüge nicht absprechen wollen, denen aber der Nerv des dichterischen Talents fehlt. In „Opfertreue" ist eine moderne Griechin Antigone die Heldin, die uns ihre Vaterlands-, Freiheits- und Gattenliebe in vierfüßigen Trochäen vordeclamirt. Antigone kommt das Leben ihres von Omer Pascha gefangenen und zum Tode verurtheilten Gatten zu retten, und zwar erhält der Conflict dadurch etwas Pikantes, daß sie zwei Söhne mitbringt, von denen der eine durch wunderbare Verwickelungen, die indeß hinlänglich motivirt sind, dem Pascha angehört, ohne daß er weiß, welcher von beiden der seine ist. Der Knoten wird indeß am Schluß in der gewohnten tragischen Weise durchhauen. Die Trochäen sind fließend, aber reich an jenen beliebten rhetorischen Wiederholungen und vollkommen arm an neuen Gedanken oder originellen dichterischen Wendungen. „Theodosia" spielt in der altdeutschen Heidenzeit der Menschenopfer. In eine durch ein Gelübde des Sachsenfürsten dem Tode geweihte Christin Theodosia verliebt sich der Sohn dieses Fürsten Winfried. Der Opferpriesterin Hainruna, welche die urwüchsige Prosa der Diction mit metrischen Recitativen à la Norma unterbricht, wird indeß die Beute durch einen deus ex machina, durch hereindringende Christenscharen entrissen, Winfried aber läßt sich taufen und vermählt sich mit Theodosia. Das ist alles richtig motivirt, einleuchtend, in einer fehlerfreien Diction und mit mancherlei declamatorischen Turnübungen dargestellt, aber langweilig und für das 19. Jahrhundert n. Chr. ohne großes Interesse. Wir wollen unsere Cultur in unsern Dramen wiederfinden, nicht die kannibalischen Gebräuche einer grauen Vorzeit. Aus dem Drama: „Gisbert von Rheineck" kann man lernen, wie man sich nicht ungestraft gegen die Gesetze des Dramas versündigt. Eine „dunkle That", die auch für das Publikum bis zum Schluß dunkel bleibt, bildet das Agens des ganzen Stücks, das mit seinen schauerlichen Tönen und Gestalten gar keinen Eindruck macht, weil kein Mensch weiß, um was es sich eigentlich handelt und der Held Gisbert mindestens so verrückt erscheint, wie der in unartikulirten Schreckenstönen schwelgende Kurt. Nicht ungestraft läßt man Aristoteles und Lessing aus dem Auge und vergißt, daß das Publikum eines Dramas nicht die Geduld zu haben braucht, einen unverdaulichen Knäuel von Ereignissen hinunterzuwürgen, und daß der Dichter zu spät kommt, wenn er am Schluß diesen bereits verschluckten Knäuel zu entwirren sucht. Ich muß von Anfang wissen, was die Helden des Dramas wollen, welche Zwecke sie verfolgen, welche Voraussetzungen hinter ihnen liegen; denn ein Drama ist kein Rebus und keine Charade, und Räthsel zu errathen nicht die Sache und das Interesse eines Theaterpublikums. Daß übrigens „Gisbert von Rheineck" romanhafte Schauereffecte à la Ratcliffe und Walpole enthält, läßt sich nicht in Abrede stellen. „Virginia" ist eine dramatisirte Studie aus der römischen Geschichte. Der Stoff, den Lessing mit wenig dichterischem Takt an einen deutschen Hof verlegt, ist hier auf seinem historischen Boden gelassen. Das geschichtliche Factum entwickelt sich vor unsern Augen in regelrechten iambischen Fünffüßlern, die bisweilen, wie im Fluche des Virginius, in der letzten Scene zwischen Vater und Tochter dramatischen Schwung athmen.

Doch weder die politische noch psychologische Gestaltung des Stoffs zeigt jene neuen Gesichtspunkte, ohne welche die Behandlung derartiger Themata einen allzu akademischen und nichtssagenden Eindruck macht. **Rudolf Gottschall.**

Theodor Mundt über die gegenwärtigen pariser Zustände.

Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Von Theodor Mundt. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 3 Thlr.

Paris hat es seit Jahrhunderten verstanden, koste es was es wolle, durch erlaubte und unerlaubte Mittel und oft zu seinem eigenen Schaden die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen und ihre Neugier in Spannung zu erhalten, und das Wort Napoleon's, daß Paris der Mittelpunkt und der Herd der Civilisation und der Welt sei, war den Parisern aus der Seele gesprochen. Wie bei einer Koketten ist jede neue Stellung und Wendung, in welche sich diese ehrgeizigste und eitelste aller Hauptstädte wirft, darauf berechnet, wenn auch nicht immer zu gefallen, doch wenigstens Aufmerksamkeit zu erregen und die Sinne zu reizen. Hätte Paris die Reformation angenommen und sich von Rom losgesagt, so würden wahrscheinlich alle Länder, die jetzt noch katholisch sind, gut protestantisch sein; aber es war zu stolz, dieses Geschenk aus den Händeu des kleinen unscheinbaren Wittenberg zu empfangen. Da es einmal in dieser Angelegenheit die Initiative nicht ergriffen hatte, so setzte es wenigstens seinen Stolz darein, fortan der Hauptstützpunkt der päpstlichen Macht zu sein. Seitdem hat es aber durch die unablässigsten geräuschvollsten Kriege, durch wiederholte Revolutionen, durch geheimnißvolle Züge auf dem Schachbret der Diplomatie und durch die gewagtesten Doctrinen, oft nur durch bloße theatralische Attituden und Tiraden die Welt fortdauernd in Athem zu erhalten gewußt.

Namentlich hat es den Deutschen von jeher gewaltig zu imponiren verstanden. Im Mittelalter mußte man entweder in Bologna oder doch auf der Sorbonne in Paris studirt haben, um mit dem Rufe der Wissenschaftlichkeit auch den der Eleganz zu verbinden und überhaupt die letzten Weihen zu erhalten. In der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert strömten die deutschen Vornehmen nach Paris, um sich hier die höhere Weltbildung und die Geheimnisse der Toilettenkunst anzueignen und nebenbei deutsche Sitte und deutsche Sprache zu vergessen, und die deutschen Fürsten lernten Ludwig XIV. das „L'état c'est moi" ab und gründeten überall in Deutschland kleine Versailles, in denen es ebenso üppig wenn auch minder geistreich als in dem großen herging. Als die Menschenrechte in Paris proclamirt waren, bekreuzigten sich zwar die bis in den Tod erschrockenen deutschen Fürsten und Aristokraten vor diesem sündhaften „Babel", das sie am liebsten wie Sodom und Gomorrha in einem Pech- und Schwefelregen hätten untergehen sehen, dagegen zog eine große Menge aufgeregter Männer nach Paris, um hier ihren Kopf mit Revolutionskenntniß zu füllen, mitunter ihn zu Guillotine zu lassen. Der Druck, den die [illegible] Herrschaft auf Deutschland ausübte, rief [illegible] tiefe Antipathien in Deutschland hervor; aber [illegible] sehr bald nach den Freiheitskriegen und noch [illegible] frischen Erinnerungen des erlittenen Drucks [illegible] deutschen Liberalen, nachdem man für gut gefu[illegible] die eigentlich germanische Opposition mundtod[illegible] auch an den Höfen, unter den Vornehmen und [illegible] ja selbst der Bourgeoisie das Leben sich [illegible] nach französischem Muster gestaltet hatte, [illegible] ihre Gedanken nach Paris, als derjenigen [illegible] der uns alles liberale Heil widerfahren müsse. [illegible] nach dem Jahre 1830 zogen deutsche Politi[illegible] stitutionellen Richtung und Schriftsteller, [illegible] von Hegel eingeschulten Kosmopoliten und [illegible] der modern eleganten Literatur, in Scharen [illegible] Seinestadt, um hier die Geheimartikel des [illegible] zu erlernen und die richtige Parole zu erhal[illegible] war die Täuschung, welche das Jahr 1848 [illegible] genden Jahre den Republikanern wie den [illegible] len bereiteten, grob genug; dagegen lernte [illegible] dings naturgemäß eintretende Reaction den [illegible] Staatswiederherstellern ihre Künste ab: die [illegible] ver gegen die Barrikadenpraxis, den Belagerungszustand, die Organisation der Polizei als geheime Macht, die Centralisation u. s. w. Kurz, [illegible] auf den heutigen Tag die allgemeine europäische Apotheke geblieben, aus der jede Partei ihre Gift- und Gegengifte entnimmt.

In letzter Zeit hat sich diese Stadt wieder [illegible] interessant zu machen gewußt, und zwar [illegible] das geheimnißvolle Dunkel, das über ihr liegt, den geheimnißvollen Herrscher, der von ihr aus [illegible] oder Fünfgespann der europäischen Politik zu leiten strebt, und man kann es Theodor Mundt Dank wissen, daß er in seinem obengenannten, welches als eine Fortsetzung oder ein Supplement [illegible] nen 1857 erschienenen „Pariser Kaiserskizzen" [illegible] ten ist, den Schleier, der über den politischen, [illegible] lichen und sittlichen Zuständen von Paris hängt, [illegible] ten sucht. Der pariser Gesellschaftskörper war [illegible] ein Lieblingsstudium Mundt's, und man hat [illegible] auch wol einer zu großen, übrigens durch [illegible] sönliche liebenswürdige Eigenschaften der [illegible] Individuen entschuldbaren Vorliebe für [illegible] für Paris geziehen; aber man wird nach [illegible] dieses Buchs nicht sagen können, daß er [illegible] irgend geschmeichelt habe, vielmehr ist die [illegible] welche jetzt alle Glieder des pariser Gesellschaft[illegible] griffen zu haben scheint, selten oder nie mit [illegible] Hand und mit so vieler Kenntniß gewisse[illegible] tien bloßgelegt worden. Die Mundt'sche [illegible] für das kranke Paris bedenklich genug [illegible]

Der Verfasser eröffnet sein neues Werk [illegible] mit einem Kapitel, welches zu den interes[illegible] Buchs gehört, unter der Ueberschrift „Das [illegible]

n neuen Kaiserreich". Und wo ist dieses Pa-
suchen? Nirgends anders als in den beiden
en Riesencafés, im Café du dix-neuvième Siècle
n neuen Café parisien, wo die Blusenmänner
ar Augenblicke alle Freuden und Herrlichkeiten
: genießen können, um dann in den Schmuz
:n Behausung wieder zurückzutauchen und zwi-
Herrlichkeit und ihrer Lage, zwischen einem sozu-
:n Traum und der trübseligen Wirklichkeit ge-
Vergleiche anzustellen. Wenn uns schon die
Beschreibung des Café du dix-neuvième Siècle
ten abnöthigt, so erregt in uns seine Schilde-
uf dem Boulevard du Temple gelegenen Café
en wahren Schwindel vor solcher Pracht und
's höchste gesteigerten Luxus. Der Verfasser

ariser Café ist mindestens dreimal so großartig
lend als das Café des neunzehnten Jahrhunderts.
in den Hauptsaal eintritt, glaubt man einen der
glänzendsten Opernhaussäle der Welt vor sich zu
iese prächtige Architektur gehört dem berühmten
Charles Duval an, der es mit großem Geschmack
iner das Ungeheuerste beabsichtigenden Entfaltung
Formen der gediegensten Schönheit und den fein-
sten Stil zu geben. Die großen breiten Bronze-
he die Wände des Hauptsaals und mehrerer in
mündenden Nebensäle bedecken, sollen dem Unter-
mmen die Summe von 200000 Francs gekostet
Die Mitte des Saals wird wieder von einer un-
Reihe von Billards eingenommen, die hier auf
) belaufen und von einer mit Bronzeverzierungen
gußeisernen Schranke eingefaßt sind. An den Wän-
ls laufen, wie im Café des neunzehnten Jahr-
rothen Plüschdivans mit den Marmortischchen um-
:n die blauen Blusen in fröhlich redseliger Unter-
niedergelassen haben oder zu ihrem dampfenden
inem Glase Madeira ein Spiel Karten (gewöhn-
von deutschem Landsknecht) unternehmen.

igen finden sich hier, obschon der Grund-
des Publikums ganz derselbe ist, wie im Café
nten Jahrhunderts, mehr Zuschauer aus der
elt von Paris und ein bedeutendes Fremden-

tet Mundt weiter — dies stört den gewohnten Her-
r Weise, denn der französische Arbeiter hat gegen
ehme oder besser gekleidete Personen nicht das Mis-
e Rücksichtnahme, von denen der deutsche Ouvrier
Fällen sehr schwer freierhalten kann. Mit einer
Weltton streifenden Harmlosigkeit läßt sich der
oder der noch mit der Schürze der Werkstatt an-
ier hier auf demselben Divan neben dem Elegant
er London nieder, die als staunende Beobachter
gangenen Luxus der Arbeiterwelt hier erschie-

such dieser Luxuscafés ist den Arbeitern be-
) den neuen wohlfeilen Preiscourant möglich
n man, wie der Arbeiter recht wohl weiß,
ntiellen Fürsorge des Kaisers für den Arbei-
dankt. Die köstlichsten Gaumengenüsse, die
Getränke: Sirop de Gomm, Grog au vin,
:ain, Punch romaine le Bol, Kirch le Bol,
le vie, Chablis, Marquise, Chartreux u. s. w.

sind hier zu den wohlfeilsten Preisen, die Getränke zu 2 bis höchstens 4 Sous zu haben. Erleichtert wird den Arbeitern der Besuch dieser Feenpaläste durch die unter ihnen so allgemein verbreitete Sitte, die sowol bequeme als wohlfeile blaue Bluse zu tragen, während der deutsche Arbeiter sich schämen würde, in seinem abgetragenen Tuchkleid sich auf diesen Plüschdivans niederzulassen, oder darauf Bedacht nehmen müßte, für den Besuch dieser Lokale sich mit einer elegantern Kleidung zu versehen und sich so zu Ausgaben zu verstehen, die der pariser Arbeiter in seiner Bluse sich von vornherein ersparen kann.

Was beabsichtigt man nun mit dieser von oben herab betriebenen Beförderung des Luxus und der Genußsucht unter der arbeitenden Bevölkerung? Glaubt man wirklich dadurch, daß man es den Arbeitern für einige Stunden an den Genüssen der Vornehmen theilzunehmen und sich für Augenblicke über ihr Elend zu täuschen möglich macht, ihren Groll gegen die Reichen und Aristokraten, gegen die besitzende und genießende Klasse zu beschwichtigen und ihnen dauernde Zuneigung zu der „väterlichen Fürsorge" des kaiserlichen Regiments einzuflößen? Das Experiment ist ebenso grausam als gefährlich; grausam, weil dieser grelle Gegensatz zwischen flüchtigem Genuß und permanenter Mühsal im Gemüth des Arbeiters als Rückstand nur Pein und Schmerz zurücklassen kann; gefährlich, weil der Arbeiter an Genüsse gewöhnt wird, die er nicht immer haben kann, aber immer haben möchte, und somit der Neid gegen die Bevorzugten, welche ohne Reue und Schaden immer so genießen können, und dadurch das Trachten, ihre Lage, auf welche Weise es auch sei, zu verbessern, nur noch größere Nahrung erhält; gefährlich besonders, weil in Männern, Frauen und Kindern (denn auch diese sieht man häufig an diesen Luxusorten) Abneigung gegen das so peinlich damit contrastirende Heimwesen erweckt wird und das Familienleben, die conservative Grundlage jedes Staatswesens, in immer größere und zuletzt unheilbare Zerrüttung zu gerathen droht. Mundt selbst bemerkt in dieser Hinsicht:

Mit der Sittlichkeit des französischen Arbeiters scheint es im neuen Kaiserreich eher schlimmer als besser geworden zu sein, und wenn man ihn im Café du dix-neuvième Siècle nicht selten auch mit Frauen und Töchtern so wohlanständig eintreten und sich niederlassen sieht, sollte man kaum auf den Gedanken kommen, daß seine Familienverhältnisse in der Regel so entsetzlich zerrüttet und von schmuzigen Lastern bedeckt sind. Sein Bedürfniß, außerhalb der Arbeitsstunden den großen Mann und den feinen Cavalier zu spielen, bedroht so sehr die finanzielle Seite seines eigenen Haushalts, daß die Frau zur Führung desselben und zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse leicht auf ganz andere Einnahmequellen Bedacht nimmt. ..... Der französische Arbeiter hängt also auf dieser Seite durch die Preisgebung seiner Frauen und Töchter mit den Lastern der eleganten Gesellschaft zusammen, die er mit seinem eigenen Fleisch und Blut nährt und fördert, wie er auf der andern Seite durch den Luxus der Vornehmen, den er sich mehr und mehr einimpft, an dem Fäulnißproceß der überlebten Gesellschaftswelt sich betheiligt.

Oder bezweckt etwa die Staatsraison, diese Demoralisation, diese Gesellschaftsfäulniß, diese allgemeine Verweichlichung durch die systematische Verbreitung und um

ſozuſagen Populariſation des Luxus zu fördern? Doch das wäre ein diaboliſcher und dabei höchſt gefährlicher Plan, an deſſen Vorhandenſein man nicht recht glauben kann.

Der Kaiſer ſorgt nun freilich nicht blos durch den wohlfeilen Preiscourant in den Rieſencafés für die arbeitende Klaſſe, er iſt auch ſonſt auf ihr materielles Wohlſein in jeder Weiſe bedacht; er thut, was er nur thun kann, um die Arbeit in Paris nicht abreißen zu laſſen, er läßt im größten Maßſtabe demoliren, um wieder koloſſale Neubauten aufführen zu laſſen (wobei es ſich freilich fragt, wie lange dieſes Syſtem wird fortgeſetzt werden können), und nicht nur dies, auch auf die Hebung der geiſtigen Bildungszuſtände der Arbeiter durch vermehrte Unterrichtsanſtalten iſt er in wirklich rühmlicher Weiſe bedacht. Aber wird er wirklich den Zweck erreichen, dieſe Klaſſe, von deren Undankbarkeit er ſelbſt überzeugt ſein muß, „feſt und unlösbar" an das napoleoniſche Element zu feſſeln? Das franzöſiſche und namentlich das pariſer Volk liebt bekanntlich den Wechſel, und zwar nicht nur, weil jeder im Fall eines Wechſels zu gewinnen hofft, ſondern auch aus reiner Luſt am Neuen, und die Klugheit eines Herrſchers in der Lage des Kaiſers von Frankreich mag noch ſo außerordentlich ſein, ſo fragt ſich doch, ob dieſe Klugheit mit den wachſenden Schwierigkeiten gleichen Schritt halten wird, oder ob der Vorrath der materiellen Hülfsmittel, die zu Ueberwindung dieſer Schwierigkeiten und Verwickelungen nöthig ſind, ein unerſchöpflicher iſt. Doch wir wollen uns hier nicht weiter in politiſche Conjuncturen einlaſſen, da ſie ſich jedermann im Grunde von ſelbſt darbieten, übrigens auch ſehr oft täuſchen, indem die anſcheinenden Schwierigkeiten nicht ſelten Glücksknoten, und umgekehrt anſcheinende Glücksfälle wieder Schwierigkeitsknoten ſind. Nirgends aber täuſchen die ſchlaueſten, ja genialſten Berechnungen ſo häufig als in der Politik; wäre dies nicht der Fall, ſo würde die napoleoniſche Dynaſtie niemals unterbrochen worden, aber auch niemals wieder zur Herrſchaft gelangt ſein.

Im übrigen glauben wir, daß nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der pariſer Arbeiterbevölkerung den genannten Luxusanſtalten den Vorzug vor den Arbeiterſchenken vor den Barrièren gibt. Der ſtändigen Beſucher der erſtern aus dieſer Klaſſe wird wol keine ſehr große Zahl ſein, und es iſt möglich, daß ſich aus dieſen eine Art Arbeiterariſtokratie ausſcheidet und ſo ein Riß in die Arbeiterbevölkerung kommt, womit den Zwecken der Regierung nur gedient ſein würde. Die meiſten beſuchen ſie ohne Zweifel nur einmal oder dann und wann aus Neugier, um ſich wahrſcheinlich zuletzt wieder ihren alten Lieblingsplätzen zuzuwenden, bis dieſe dann verödeten Cafés dem Bankrott oder, nachdem der plebejiſche Duft darin getilgt worden, der reichern Klaſſe anheimfallen, zu deren Gewohnheiten und Vermögensverhältniſſen ſie viel mehr paſſen; und es iſt in der That ſchwer einzuſehen, wie bei den niedrigen Preiſen aus der Arbeiterbevölkerung die ungeheuern Koſten dieſer Etabliſſements herausgeſchlagen werden ſollen. Mundt bemerkt übrigens ſelbſt, daß man, um den eigentlichen Charakter der franzöſiſchen Arbeiter zu beobachten, ſtudiren, mehr in den vor den Barrièren [illegible] und noch in ihrem Naturzuſtande verbliebenen [illegible] ſchenken und an gewiſſen Nachbarorten [illegible] mentlich in Neuilly verweilen müſſe. Indeß [illegible] bereits auch viele dieſer Schenken in Neuilly [illegible] teres Kleid angezogen, und ſchon fehlt es [illegible] Arbeitercafés auch hier nicht an Bronzeſpiegeln [illegible] mortiſchen. Jedenfalls ſieht man daran, daß [illegible] Fortſchritte und Eroberungen macht, wie ſie [illegible] dernſte ſocialiſtiſch-politiſche Theorie nur [illegible] welche in der Beförderung des Luxus und [illegible] induſtrie das Hauptgrundgeſetz des Beſtandes [illegible] Wohlfahrt der Völker und Staaten erblickt.

Einen erfreulichen Gegenſatz bietet hiergegen [illegible] über die in verſchiedenen Stadttheilen von [illegible] mäßig abgehaltenen und von den Mairien [illegible] cours gratuites pour les ouvriers, welche [illegible] Verſicherung immer zahlreichern Beſuch [illegible] die von dem Chemiker Doré gehaltenen [illegible] Arbeiter berichtet. Schon im Jahre 1848 [illegible] Mundt erzählt, in Paris die Geſellſchaft [illegible] populaire vereinigt, um den Arbeitern unentgeltliche [illegible] leſungen zu halten, und Doré, ein junger [illegible] kaum 17 Jahren, bis dahin Präparater [illegible] der polytechniſchen Schule, wurde für den [illegible] ſus auserſehen. Der Verfaſſer bemerkt dabei:

Es iſt allen revolutionären Epochen eigen, [illegible] mer mit einer beſondern Vorliebe auf die Natur zurückgreift und dieſer Kenntniß namentlich eine [illegible] breitung und Anwendung zu geben liebt.

Indeß das Athénée populaire wurde ſchon [illegible] 1849 wieder aufgelöſt. Doré ſetzte aber ſeine [illegible] Chemie, für den er eine außerordentliche Sympathie [illegible] den Arbeitern erweckt hatte, nunmehr auf ſeine [illegible] Koſten fort und verlegte ſeine Vorträge, [illegible] Experimente einen weſentlichen Theil des Publicums [illegible] bilden pflegen, aus dem Amphitheater in [illegible] Poſtes in das Haus ſeines Vaters im [illegible] Marcel, wo ſie jeden Sommer drei Monate [illegible] vom Auguſt bis November ſtattfinden und ſich [illegible] 200 — 250 Arbeiter vereinigen. Mundt [illegible] in dieſem andächtig ſtillen und feierlichen [illegible] eine Hingebung und eine Aufmerkſamkeit [illegible] ſie den Studenten der Sorbonne und [illegible] France oft lebhaft zu wünſchen wären. [illegible] tereſſante Beſchäftigung, die Geſichter [illegible] dieſem Collége zu beobachten. Roheit, [illegible] muth, die man in ihren Arbeitswerkſtätten [illegible] gungslokalen auf ihren Phyſiognomien [illegible] ten einem milden und ſinnigen Ernſt [illegible] Platz gemacht und man erblicke hier in [illegible] bedeutſame Männergeſtalten,

die durch ihre eigenthümliche Haltung den Anſchein erwecken, wo auch das Volk ſeinen Antheil an [illegible] empfangen und dadurch die Wiſſenſchaft ſelbſt [illegible] ihrer Bedeutung erſchließen wird.

h darf man dabei nicht vergeſſen, daß gerade
, die in ſo viele Berufszweige und Hantierun-
iſt und durch die damit in Verbindung ſtehen-
imente doppeltes Intereſſe erweckt, unter allen
ſten diejenige iſt, welche die Arbeiter am mei-
ichen vermag.

olgende Kapitel iſt „Die Helenamedaille und
leon-Cultus" überſchrieben. In Betreff der
heit der Helenamedaille ſetzt ſich Mundt mit
nung, die darüber in den patriotiſchen Blät-
chlands herrſchte, in vollkommenen Widerſpruch;
es nicht, wie man die Helenamedaille als
tſchland „gemünzt" betrachten konnte, da ja
änner aus 35 Nationen Anſpruch hätten; er
luſtig über die „Sturmflut patriotiſcher Er-
elche die Vertheilung der Helenamedaille
h nur auf Zeitungspapier und auf einigen
eiern" hervorgerufen habe. Wir für unſern
en dagegen bekennen, daß wir in dieſer An-
durchaus auf ſeiten des Nationalinſtincts ſte-
t man in Deutſchland die vermittelſt dieſer
e beabſichtigte napoleoniſche Propaganda be-
enn wir allerdings auch zugeben wollen, daß
manche hohle Phraſen mit in den Kauf neh-
Es ſcheint geboten, jede Aeußerung will-
heißen, welche beweiſt, daß das deutſche Na-
noch nicht gänzlich ausgeſtorben iſt, oder
gen kann, es zu erwecken und zu kräftigen.
e Renommiſterei, die dabei mit unterlaufen
man ſich gefallen laſſen. Der Verfaſſer will
amedaille nur eine Abfindung für die Geld-
ennen, welche Napoleon I. in dem Teſtament
ood für ſeine ſämmtlichen Waffengefährten
ausgeſetzt habe. Dabei leugnet er allerdings
auch die Helenamedaille in die Kette jener
gehöre, wodurch man das Feuer des Na-
huſiasmus anzuſchüren ſucht, und er gibt bei
ß eine Schilderung des von dem jetzigen Herr-
eichs im Louvre angelegten Napoleon-Mu-
der Kaiſerſaal genannt, in welchem man unter
einem Kiſſen das Schnupftuch Napoleon's er-
man ſich bediente, um von der Stirn des ſter-
erators den Todesſchweiß zu wiſchen. Noch
auf dem Schweißtuch einige davon herrüh-
Flecke. Es ſteigen einem angeſichts dieſer
Reliquienverehrung doch manche wunderliche
n auf, denen wir jedoch hier weiter keinen
den wollen. Sehr intereſſant ſind in dieſem
Mittheilungen über die von dem Verfaſſer
nen Scenen, welche bei der Vertheilung der
f der Kanzlei des Ordens der Ehrenlegion
e die über das Lager bei Châlons, welche
gende Kapitel füllen. Der Verfaſſer hatte
elegenheit, auch den Kaiſer, der ſich gegen
echter Soldatenkaiſer zeigte, und ſeine Ge-
erſon zu erblicken.

mehr literatiſch-artiſtiſche Atmoſphäre ver-

ſetzen uns die drei letzten Kapitel des erſten Bandes. Das erſte derſelben handelt über die Hofoper des neuen Kaiſerthums. Während die italieniſche Oper unter Ludwig Philipp eine eigenthümlich „narkotiſche Sphäre" bildete, überhaupt „die glänzende Virtuoſität der Phraſe" unter dem Scepter des conſtitutionellen Bürgerkönigs ein Hauptelement des politiſchen und ſocialen Lebens geworden war, zeigt ſich, nach der Verſicherung Mundt's, die weltberühmte Oper in Paris gegenwärtig in jeder Art überlebt und verfallen; das neue Kaiſerreich ſei kein Reich der Muſik und Kunſt, Napoleon III. ſei zu ſehr theoretiſcher Staatsmann und Militär auf der einen, und experimentirender Diplomat auf der andern Seite, als daß die ideale Welt der Künſte in irgendeine beſtimmte Beziehung zu ihm treten könne. Der Kaiſer ſelbſt ſei einer der tiefgebildetſten und befähigtſten Köpfe in Frankreich, und er, welcher einſt im Gefängniß „Die Ideale" von Schiller ins Franzöſiſche überſetzt habe und ſeinen Sinn nur immer in einem großen und tiefen Zuſammenhang auf eine Welt der Zukunft gerichtet halte, könne an einem Zerfallen und Verkommen des franzöſiſchen Geiſtes unmöglich Freude finden. Der Verfaſſer fährt fort:

Aber auf der andern Seite mag bei einer ſo gewaltigen Machtconſtruction, auf die es von ſeinem Standpunkt aus abgeſehen iſt, das äſthetiſche Intereſſe als ein gänzlich untergeordnetes leicht zuſammenſchwinden, denn nur die Machthaber, die an ihrer Gewalt ſchon ängſtlich flicken und künſteln müſſen und derſelben überhaupt nicht gewachſen ſind, pflegen zugleich äſthetiſche Tyrannen zu ſein.

Eher iſt wol anzunehmen, daß gerade regierende Herren, die den Beſitz ihrer Herrſchaft geſichert glauben, ihren Kunſtneigungen freien Lauf laſſen, aber allerdings in ihrer Sorgloſigkeit und romantiſchen Seelenſtimmung die Augen gegen die ihrer Herrſchaft feindlichen Mächte zu ſehr verſchließen und die eigentlichen Stützen derſelben zu wenig pflegen und überwachen. Mundt hält es für eine Nation, ſelbſt in ihrer unglücklichſten Lage, immer noch beſſer,

durch den Säbel als durch die äſthetiſche Lüge tyranniſirt zu werden, denn unter dem Säbel kann ſie nach Epochen der Verwilderung wenigſtens eine neue moraliſche Disciplin und einen heimlichen Ruhepunkt in ſich ſelbſt gewinnen, auf dem die nationalen Kräfte allmählich wieder wachſen und erſtarken, während die Verweichlichung durch eine buhleriſche, prunkſüchtige Kunſt ſtets die beſten Kräfte der Nation aufgeſogen hat.

Indem Mundt, wie man hieraus ſieht, nur die entartete und entſittlichte Kunſt im Sinne hat, ſind wir freilich mit ihm einverſtanden, während uns wol jedermann, der nicht ein Barbar und geborener Kunſtfeind iſt, zugeben wird, daß die Pflege der edeln und echten Kunſt nur zur moraliſchen Hebung und Veredlung einer Nation beitragen kann. Aeußert ſie dieſen Einfluß nicht, ſo würde nur anzunehmen ſein, daß das Volk zu barbariſch oder bereits zu verdorben iſt, um die Kunſt ſo wie ſie ſoll auf ſich wirken zu laſſen. Warum pflegt nun der jetzige Herrſcher die Kunſt nicht in dieſem Sinne? Ohne Zweifel nicht darum, weil er ſeine Herrſchaft geſichert glaubt, ſondern weil er im Gegentheil, möge er

auch noch so sehr seinem Stern vertrauen, sich der Gefahren seiner Lage sehr wohl bewußt ist, weil er allerdings an seiner Gewalt „flicken und künsteln" und seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf diesen Punkt concentriren muß. Wer fortdauernd für seine bloße Existenz zu ringen hat, dem muß freilich alle Liebe zur Kunst vergehen.

Inzwischen läßt er es geschehen, daß auf den pariser Bühnen das Courtisanen- und Prostitutionsdrama üppig emporschießt und wuchert und mit einer Fülle socialer Schmarotzergewächse, die jedoch insofern Werth haben, als sie uns in die sittlichen Zustände des Volks einen tiefen Blick eröffnen, alle Keime des Edeln auf der Bühne zu ersticken droht. Doch nein! auch die Moral findet sich vertreten und zwar durch Uchard's „Fiammina", von welcher Mundt eine ausführliche Analyse gibt, die wir in seinem Buche und überhaupt in einem Buche nicht erwartet hätten. Fast das ganze Kapitel handelt von diesem Stück. Wir haben über dasselbe in d. Bl. (Nr. 51 f. 1857) unsere Ansicht ausgesprochen und auch die Mundt'sche Apologie kann uns nicht veranlassen, dem Drama die hohe Bedeutung zuzugestehen, die es seinen Lobrednern zufolge haben soll. In moralischer Hinsicht ist es schon durch die Art seines Ursprungs und durch die peinlichen Conflicte zwischen Gattin und Gatten, Mutter und Sohn zweideutig, und in poetischer Hinsicht nimmt es doch sicherlich einen sehr untergeordneten Rang ein, so geschickt es auch gearbeitet ist. Mundt schreibt darüber gegen 20 Seiten und nennt es ein „merkwürdiges Stück"; nun, wir müssen gestehen, daß das vormärzliche Drama „Ein Weib aus dem Volke" uns in jeder Hinsicht viel bedeutender erscheint. Dennoch ist dieses Stück heute vergessen, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß „Fiammina" nicht einmal solange auf der Bühne existiren wird. Dramen dieser Art sind Tagesblasen, wie sie der Strom des pariser Lebens von Zeit zu Zeit an die Oberfläche treibt und die daher in Frankreich viel schneller vergessen sind, als leider in Deutschland. Allerdings haben sie ein gewisses sittengeschichtliches Interesse, indem sich an ihnen gewisse Vorgänge und Aenderungen in der socialen Sphäre von Paris abmerken lassen, aber sie sind keine Werke, die den Tag überdauern, selbst wenn sogar deutsche Theaterintendanten darin wetteifern sollten, sie für die deutsche Bühne zurecht zu machen und dadurch beizutragen, die Abhängigkeit der deutschen Theater von den parisern permanent zu machen. Sehr interessant dagegen sind die Mittheilungen Mundt's über die Schauspielerin Madeleine Brohan, die, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, gegenwärtig im „Figaro" das ästhetisch-kritische Wochenblatt über die Kunstereignisse von Paris schreibt. Dieses Feuilleton ist durch Madeleine Brohan sogar ein sehr gefürchtetes in Paris geworden. Die schriftstellernden Frauen werden nun hoffentlich von uns abscheulichen Recensenten etwas glimpflicher zu denken anfangen, seitdem wir die Ehre haben, in Paris nicht nur, sondern unsers Wissens auch in Wien Recensentinnen zu unsern Collegen zu zählen.

Mundt zieht in diesem Kapitel auch ein [illegible] schen den deutschen und französischen [illegible] welcher die erstern, wie wir meinen, zu [illegible] indem der Verfasser an ihnen eine „gänzlich [illegible] der Darstellungskunst" erblicken will. Zu [illegible] sationsstücken werden die französischen [illegible] deutschen wol stets bedeutend überlegen [illegible] wie die Conversation in den pariser Salons [illegible] deutschen in Schatten stellt; aber in der höhern [illegible] und im gemüthlichen Genre haben die deutschen [illegible] spieler ohne Zweifel vor den französischen [illegible] züge voraus, die man am besten erkennen [illegible] würde, wenn man z. B. heute eine Tragödie [illegible] Schiller's oder Goethe's von französischen [illegible] von deutschen dargestellt sähe. Hierzu kommt, [illegible] in Paris die vorzüglichsten Kräfte alle [illegible] während sie in Deutschland überallhin [illegible] daß ferner in Paris ein neues, nicht gerade [illegible] lenes Stück eine große Zahl hintereinander [illegible] Darstellungen zu erleben pflegt, und daß [illegible] Umstandes eine Sicherheit des Ensemble [illegible] wie sie von unsern Schauspielern bei ihrer [illegible] Thätigkeit kaum verlangt werden kann. [illegible] letzter Zeit in französischen Blättern selbst [illegible] nende Urtheile über die deutsche Schau[illegible] lesen und noch jüngst brachte ein englisches [illegible] soviel wir uns erinnern „Bentley's Magazin" [illegible] Aufsatz über Bogumil Dawison (von dem [illegible] Gelegenheit ein Gastspiel in London noch im [illegible] Sommers in Aussicht gestellt wurde), [illegible] daß vor einigen Jahren das Ensemble der deutschen [illegible] schauspieler in London, wo leider seit [illegible] die Schauspielkunst immer mehr in Verfall [illegible] mit Recht bewundert worden sei; es sei [illegible] semble gewesen, wie man es in London [illegible] stens nur an einer oder zwei Bühnen finde, [illegible] den deutschen Gästen sich nur einer von [illegible] Ruf, Emil Devrient, befunden habe. [illegible] lich bei den deutschen Schauspielern unbe[illegible] hat, ist die Manie der ersten Künstler, [illegible] der Mitspielenden und des Ensemble gel[illegible] und einzelne Effectstellen und Abgänge in [illegible] zu declamatorischer Weise hervorzuheben, [illegible] einen augenblicklichen Applaus und [illegible] ringen. Mundt klagt auch über die vielen [illegible] lungen und Kürzungen, die man sich, nament[illegible] lin, zum Zweck der Aufführung an classischen [illegible] vorzunehmen gestatte, und meint, es [illegible] Frankreich als eine Barbarei empfunden [illegible] welche das Publikum selbst jedenfalls auf [illegible] liche Art seinen Protest erheben würde. [illegible] zu bemerken, daß die französischen Tragödien [illegible] viel engern Rahmen gefaßt sind und eine viel [illegible] knappere Handlung haben als die mit [illegible] gelegten, ausführlich motivirten deutschen [illegible] denen vieles bei der Aufführung mit [illegible] man bei der Lectüre nicht gern vermisst [illegible]

daß an „Don Carlos", „Maria Stuart", au von Orleans" u. ſ. w. noch manches mehr werden könnte, weil ſie in ihrer jetzigen bereits i Geſtalt immer noch zu lange Zeit ſpielen, als zuletzt naturgemäß einige Ermüdung eintreten ein franzöſiſches Publikum würde eine ſo lange vor einem einzigen Stück nicht aushalten.

übergehen das ſechste und letzte Kapitel des ndes, welches über den Louvrebau und über- Bauunternehmungen des Kaiſers berichtet und eine Bemerkungen enthält, um uns zu dem pitel des zweiten Bandes zu wenden, welches rettenthum, die Frauen und der Salon" über- iſt. Hier wie in den nächſten ſich anſchließen- teln befindet ſich Mundt ganz in ſeinem Ele- nd man erſtaunt faſt über die Gründlichkeit und chkeit der phyſiologiſchen Studien, welche Mundt, Paris nur von Zeit zu Zeit beſucht, in dieſen Partien des pariſer Lebens gemacht hat. Mit meinen Princip der Käuflichkeit in der heuti- ſchaft beginnend, ſchildert er uns die Loretten eug des Wuchers in Paris, die femme en- die verſchiedenen Species dieſes Geſchlechts, „Table-d'hôte-Lorette", die „Kunſtlorette", erlorette" u. ſ. w. Die Lorette als Tochter iſt ihm „ein neues naturwüchſiges Geſchlecht, einer kräftigen und reizenden Phyſis die Ge- eobern und unterjochen will, wie einſt die wil- völker auf den Ruinen der alten Geſellſchaft d ſiegesluſtig ihre Fahnen aufpflanzten". Die emerkt er, iſt zu dieſem Zweck „nicht nur ſondern ſie iſt auch Speculantin, und das ſche gemüthliche Weſen der ehemaligen Gri- hinter ſich laſſend, hat ſie den Induſtrialis- poche in Leib und Seele eingeimpft". Zu ſchaft der Lorette, bemerkt Mundt, hätten igen Frauen in Paris ſelbſt ſehr weſentlich und zwar unter anderm dadurch, „daß die Familie in neueſter Zeit um ſo vieles lang- izloſer und jedes geiſtigen Inhalts barer ge- , und in Ermangelung eines eigenthümlichen noch grenzenloſe Putzſucht und Luxus zur rung ihrer Perſon und zum Ruin ihres griffen haben". Auch bei den Demi-Monde- Theater ſei es jedenfalls das Damenpubli- n, welches am zahlreichſten und eifrigſten t ſei und die dramatiſchen Kataſtrophen des ebens mit ſeiner innigſten Theilnahme, ja fließenden Thränen begleitet habe. „Die ücke", fährt Mundt fort, „ſind eigentlich tugendhaften Frauen von Paris berechnet, it lüſternem Auge vor den Barrièren der ſtehen und in dieſe ihnen ganz neue Welt baren Empfindungen hineinblicken." Was der Kaiſer kein „äſthetiſcher Tyrann" und dwig Philipp die „narkotiſche Sphäre" der figt? Mundt ſelbſt muß zugeben, daß das Familienleben unter Ludwig Philipp noch ein viel reinlicheres und ſittlicheres war. „Im heutigen Kaiſerreich", behauptet er, „hat die Familie einen weſentlichen Stoß erlitten. Ihr innerſter Verband ſcheint auseinander geklafft zu ſein, und ſie iſt jedenfalls in ihrer Bedeutung ſo zurückgetreten, daß ſie weder als ſittliches noch ſociales Inſtitut mehr in Betracht kommt." Ja, er fürchtet noch ſchlimmere Folgen, er fürchtet, daß es ſich überhaupt um die Achtung handle, in welcher die Frau bisher vorzugsweiſe bei allen neuern Völkern geſtanden, und er bemerkt: „Wenn dieſe Achtung einer Wegwerfung und Erbitterung Platz machen könnte, ſo würde dies jedenfalls eines der ſchlimmſten Krankheitsſymptome der heutigen Geſellſchaft ſein." Sucht nach Ehre und perſönlicher Auszeichnung, durch welche Mittel es auch ſei, iſt bei den Franzoſen hervortretender Charakterzug. Wie verlockend war da das Beiſpiel der ſchönen Conditorstochter Maria Duplesſis, der „größten Lorette dieſer Zeit", von der ganz Paris ſprach, die von ganz Paris bewundert, und gewiß auch von ſehr vielen anſtändigen Frauen um die Rolle, die ſie ſpielte, im Stillen beneidet wurde. Ihr Bildniß wurde in verſchiedenen Kreiſen verbreitet und ihre Autographen waren geſucht; Jules Janin, wie Mundt erzählt, beſitzt deren mehrere in ſeiner Bibliothek von literariſchen und artiſtiſchen Curioſitäten. Mit dieſem Lorettenthum im Zuſammenhange ſteht die theatraliſche Proſtitution, über die der Verfaſſer ſpäter ein eigenes Kapitel liefert, und er verſichert, daß in dieſen Kreiſen oft Orgien gefeiert würden, bei welchen ſich die franzöſiſche Schauſpielerin zu einem Gipfel der Gemeinheit erhöbe, gegen die alles, was man etwa in deutſchen Schauſpielerinnenkreiſen, und wäre es das Aergſte, erleben könne, beinahe nur wie ein „patriarchaliſches Stilleben" erſcheine. Sind der herrſchenden Staatsraiſon dieſe Zuſtände gerade erwünſcht? Befördert ſie dieſelben im Stillen? Oder fühlt ſie ſich machtlos, in ſie einzugreifen, ſie, der es doch wahrlich an Luſt und Energie nicht fehlt, in alles einzugreifen, was ihr unwillkommen iſt? Doch man wird ja in den beſtimmenden Kreiſen am beſten die Gründe kennen, weshalb man den „viveurs de Paris" ihren Spaß läßt.

Unter dieſem eine Auflöſung aller ſocialen Schranken begünſtigenden Vordringen des Loretten thums und der glücksritterlichen und induſtriellen Elemente leiden die alten Salons außerordentlich. In dem Kapitel „Der Kaiſer und die neue Geſellſchaft" bemerkt Mundt: „Der Salon ſtirbt am Luxus; denn das, was der Salon früher in Frankreich war und bedeutete, dieſe feinſte Blüte des franzöſiſchen Nationalcharakters, kann ſich mit dem materiellen Prunk, den die heutige Geſellſchaftlichkeit erfordert, nicht vereinigen." Dabei iſt der Kaiſer ſelbſt „zu wenig eine geſellſchaftliche Natur, als daß er es für ſeine Aufgabe erachten ſollte, dem Salonleben an ſeinem Hofe eine eigenthümliche Förderung und Entwickelung zu geben". Dagegen pflegte man in den Kreiſen der Prinzeſſin Mathilde ſeinerzeit die geiſtloſe Spielerei des Tiſchrückens und Geiſterklopfens, bei der es übri-

gens bei weitem langweiliger und weniger poetisch herzugehen pflegt, als bei den Gaukeleien Cagliostro's, der dergleichen Dinge doch durch allerlei phantastische und spannende Schnurren schmackhaft zu machen wußte. Der rohe Materialismus schließt leider den Aberglauben nicht aus, führt vielmehr zu ihm zurück, und Mundt bemerkt: „Man hat neuerdings die Bemerkung gemacht, daß der Aberglaube sich wieder mit der finstersten Macht in den Schichten des französischen Volkslebens zu verbreiten anfange."

Ein sehr reichhaltiges Kapitel ist das: „Die innern Kämpfe im Empire und die Ideen von 1789", überschriebene, auf dessen Einzelheiten wir nicht weiter eingehen, das wir aber der Beachtung angelegentlich empfehlen wollen. Der Verfasser theilt darin interessante Angaben mit über viele renommirte Persönlichkeiten, über Troplong und den Grafen Morny, über Dupin und Emil Girardin, über den Prinzen Napoleon, Cavaignac, Carnot, de Laguerronière u. s. w.; er bespricht das Project des Kaisers, eine neue napoleonische Wissenschaft und Literatur zu gründen, als ob die Wissenschaft, die das dehnbarste, elastischste, vordringendste und unbezähmbarste Ding von der Welt ist, sich je in eine rein persönliche Tendenz einpferchen ließe; er handelt von der neuen Organisation des Unterrichtswesens, von der pariser Universität, von der Reorganisation des Collège de France, von dem Adelsgesetz, vom Corps législatif, Tribunal, Staatsrath und Senat, von dem „Industrialismus als Geist des napoleonischen Systems" und von vielen andern wichtigen Materien und Zuständen, welche die bedeutungsvollsten Conflicte in ihrem Schoße bergen, deren Losbruch man früher oder später nothwendig zu erwarten hat.

Die Stellungen sind freilich seit dem 14. Januar klarer und einfacher geworden, aber auch um so mehr auf die Spitze gestellt. Der Verfasser behandelt dieses neue Verhältniß in dem bedeutungsvollen Schlußkapitel: „Eine neue Epoche im Kaiserreich." Das Kaiserthum, sagt Mundt, hat plötzlich den Entschluß gefaßt, „fortan nichts als ein Polizei- und Militärstaat zu sein, und eine Art von Belagerungszustand gegen das Innere der Gesellschaft zu kehren". Der Mann des Schwertes rufe den Franzosen zu: „Frankreich hat sich seit sechs Jahren einem übermäßigen Vertrauen hingegeben." Mundt fragt: „Ein übermäßiges Vertrauen, der Nation zum Kaiser, oder des Kaisers zur Nation? Ein größeres Räthsel hat eine politische Situation wol kaum jemals dargeboten." Ludwig Napoleon solle von sich selbst gesagt haben, daß er immer nur durch Phlegma zur Kühnheit gelange, und man schreibe ihm das tiefsinnige Wort zu, welches er mitten in den unruhigsten Bewegungen von 1848 habe fallen lassen: „L'avenir est aux apathiques!" Mundt knüpft hieran die Schlußbemerkung seines durchweg interessanten Buchs: „Wenn nach diesem Wort den Leidenschaftslosen die Zukunft gehört, so möchte die Zukunft Ludwig Napoleon's fast nicht mehr so sicher erscheinen, denn Ludwig Napoleon hat jetzt zum ersten mal auf seiner ganzen Laufbahn die Apathie verleugnet und ist leidenschaftlich geworden!"

Ja, einem Genie, das zugleich immer [illegible] los bliebe, dürfte wol die Zukunft gehören [illegible] scheint kaum denkbar, daß ein Herrscher in [illegible] Kaisers von Frankreich nicht in Katastrophen [illegible] werden sollte, die auch das leidenschaftlichste [illegible] seinem Gleichmaß herauswerfen. Im übrigen [illegible] wir kaum, daß die Maßregeln, welche [illegible] folgten, aus leidenschaftlicher Uebereilung [illegible] sind, sondern sogar seit langem vorbereitet [illegible] Kaiser rüstet jetzt; die „Times" versichert [illegible] „Times" pflegt in solchen Dingen wohlunterrichtet [illegible] bedient zu sein. Und er betreibt seine Rüstungen [illegible] ohne alle leidenschaftliche Erregung, mit derjenigen [illegible] planmäßigen Ueberlegung, mit der er bisher alles [illegible] und gethan hat. Nur gewisse, gegen die Familie [illegible] Orleans verhängten Maßregeln, wie die Confiscation [illegible] Güter, scheinen uns, wenn auch nicht aus [illegible] Uebereilung, so doch aus einem Impuls [illegible] denschaft hervorgegangen zu sein. Uebrigens [illegible] Politik gegen diese Familie, die ihrerseits [illegible] schen Erinnerungen pflegte, mindestens nicht [illegible] pel der Großmuth, und die Härte, womit [illegible] gen der Pietät gegen die Bourbons nicht [illegible] den, verletzt ein der menschlichen Natur [illegible] tiefsittliches Princip; ob sie praktisch und [illegible] muß die Zukunft lehren. Hermann [illegible]

Zur populären Naturwissenschaft

Seemann-Bolle. Hintze. Reinicke

Unsere heutige Literatur ist in der hier [illegible] tung außerordentlich reich an sehr guten Früchten [illegible] schon wiederholt Gelegenheit gehabt, unsere [illegible] auszusprechen und sind bei der gegenwärtigen [illegible] ganz in derselben Lage. Der Leser wird sich [illegible] überzeugen, indem wir zuvörderst die Aufmerksamkeit [illegible] gende Schrift lenken:

1. Die Palmen. Populäre Naturgeschichte der [illegible] Verwandten. Nebst einem vollständigen [illegible] bisher in unsere Gärten eingeführten Arten. [illegible] Seemann. Unter Mitwirkung des Verfassers [illegible] arbeitet von Karl Bolle. Mit sechs [illegible] Leipzig, Engelmann. 1857. Lex.-8. 2 Thlr.

Erregt schon der bloße Titel dieses Werkes [illegible] Aufmerksamkeit, so fesselt der Inhalt desselben [illegible] durch seinen in jeder Hinsicht reichen und [illegible] ten Stoff. Alles ist interessant und belehrend. [illegible] ergreift seinen Gegenstand mit lebendiger Frische [illegible] weiß ihn überall in eine leichtfaßliche Darstellungs- [illegible] Form zu bringen. Man darf daher mit Sicherheit [illegible] daß das gebildete große Publikum diesem Buche [illegible] ganz besondere Zuneigung schenkt.

Der Verfasser hat sich als Gelehrter, [illegible] und als Reisender in den schönsten Tropenländern [illegible] einen berühmten Namen erworben. Er kennt [illegible] nes Gegenstandes durch eigene Anschauung und [illegible] auf gestützte gründliche Erforschen derselben. Er [illegible] überall Gelegenheit gehabt, die künstliche Cultur [illegible] in den europäischen Palmenhäusern zu beobachten, [illegible] kehrte er vielfach persönlich mit Männern, welche [illegible] teressante Kapitel der Naturgeschichte gefördert [illegible]

Daß dadurch nur ein ausgezeichnetes Buch entstehen ißt sich denken. Wer dasselbe zur Hand nimmt, wird eich zu der Ueberzeugung gelangen, daß es keine An- sondern reine Wahrheit sei, wenn der Verfasser von eit behauptet, „daß noch kein Werk in irgendeiner ristirt, welches einen gleichen Schatz von Wissenswer- ieten im Stande wäre".

ann hat sein Buch unserm Alexander von Hum- idmet, der die Dedication in einem mitgetheilten seiner allbekannten Liebenswürdigkeit entgegennimmt. en uns nicht enthalten einiges hiervon mitzutheilen: ie dieselbe mit großer Zufriedenheit an, und mit der tte, daß Sie mich Ihren Freund und Alexander von nennen und jede Art von Titulaturen, die nach der meiner Meinung» mir überaus gehässig sind, weg- h wiederhole Ihnen gern, daß Sie mir auch persön- Freiheit und Einfachheit der Sitten, durch geistige it einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen ha- Ihrem Palmbuche werden Sie, das glaube ich fest, uflagen erleben. Es fängt heiter an, aber bleibt nach efühl immer in den Grenzen des Geschmacks. Es zu nennen, weil es, ohne große Vorkenntnisse vor- eine anmuthige Lectüre darbietet..." Das ist eine e Empfehlung des Buchs und wir wollen nun auch er zögern dasselbe aufzuschlagen, um daraus Stoff weitern Betrachtung zu nehmen.

er Einleitung erzählt der Verfasser auf eine höchst ise, wie er zu allererst mit der Palmenwelt zusam- nen sei: nämlich in einer staubigen Schulstube sei- em Vaterstadt. Das Nachforschen über die eigent- t des vielgefürchteten, sogenannten spanischen Röhr- it der Schulmeister seine unbändige Jugend in Zucht ng zu halten trachtet, habe ihn sogleich in das der Fürsten der Pflanzen geführt. Dann deutet in, wie schon jetzt die Benutzung der Palme in un- irten Lebenskreise von großem Umfange sei, wie aber ung da sei, daß dies künftig in noch viel reicherm ehen werde; man habe diese Pflanzenfamilie lange so ausgenutzt, wie sie die Möglichkeit dazu darböte. zunächst eine genaue und allgemeine Kenntniß der es Baumes nöthig, wozu sein Werk die Veranlas- solle. Hierauf bringt das Buch das Allgemeine almen und ihre geographische Verbreitung auf der nn bespricht der Verfasser die Cultur der Palmen im Europa, wobei er ganz vorzugsweise das weltberühmte s in Kew vor Augen behält, das er mit begeisterten denen die schöne Erinnerung an die einst selbst nd durchwanderte Heimat dieser großen Pflanzen- er wach und lebendig geworden ist, in einem lieb- deten Gemälde preist. Alles dies ist aber ganz kurz chränkt sich nur auf charakteristische Andeutungen nur 30 Seiten ein. Den ganzen noch übrigen mt die specielle Vorführung der sämmtlichen Gat- Anspruch. Wir beschränken unsere weitere Bespre- hauptsächlich auf einige Mittheilungen aus diesem en Abschnitte.

r Schilderung der Gattung Calamus wird unter h auf die davon abstammenden Malaccaröhrchen gemacht, welche wir zu Spazierstöcken, zu Straf- Flechten der Stühle und Körbe, zum Binden der gen. Damit ist aber nur erst ein kleiner Kreis der Anwendung geöffnet. In Japan, Java, Sumatra daraus auch noch Schränke, Schiebläden, Taue, indfäden und allerlei Gewebe. Am merkwürdigsten wendung der Calamusschößlinge zu Hängebrücken. ser theilt uns eine sehr interessante Beschreibung er aus dem „Himalaja-Reisejournal" von Hooker „Bald nachdem wir den Rungmo überschritten", r, „wo er in den Runjeet fällt, sah ich an einer wunderbar wilden Stelle zum ersten male eins der merkwürdig- sten Kunstproducte des Himalaja, eine Brücke aus Rohr. Ein über den Strom gebeugter Feigenbaum, der einer Felsenmasse entsproß, in der seine Wurzeln jeden nur einigermaßen halt- baren Fleck umfassen, bildete den ersten Stützpunkt der Röhre. Am entgegengesetzten Ufer dienten dazu starke, von gewaltigen Steinen gestützte Pfeiler. Dazwischen schwankte die etwa 80 Yards lange Brücke über den 40 Fuß unter ihr schäumenden Gießbach. Die Leichtigkeit und die große Einfachheit ihres Baues machte sie merkwürdig. Zwei parallele Rohre waren in gleicher Ebene horizontal über das Wasser gelegt, von die- sen hingen andere in sie verknüpfte herab und längs der sie befestigenden Schlingen waren ein oder zwei Bambus als Fuß- boden gelegt, darunter hingen Kreuzhölzer von den obern Röh- ren herab und dienten so dazu, diese auseinander zu halten. Der Reisende faßt nun eins dieser Rohre mit jeder Hand und tritt auf die losen Bambus, die über die schwankenden Schlin- gen gelegt sind. Die Bewegung ist stark und der rasselnde Ton des trockenen Bambus ist weder musikalisch, noch dazu ge- eignet Vertrauen einzuflößen. Der ganze Bau scheint unter einem zusammenzubrechen. Mit Schuhen geht es sich schwer darauf, selbst barfuß ist es unsicher, da häufig nur ein Bam- bus da ist, der, locker befestigt, umkippt und den Fußgänger, nur von den schwachen Rohren getragen, über dem Strome schweben läßt. Sind aber diese Brücken gut und stark, wie sie sein müssen, gearbeitet, wohl befestigt und mit einem que- ren Bambusfußboden versehen, so lassen sie sich mit Leichtig- keit überschreiten. Ein Lepcha geht mit einer Last von 140 Pfund auf dem Rücken langsam und sicher, ohne alle Furcht darüber hin."

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser jetzt noch auf die Gattung Lodoicea. Die doppelte oder Meereskokosnuß hatte schon lange die Verwunderung auf sich gezogen, ehe man den Ort der zugehörigen Palme auffinden konnte. Man fand die Nüsse im Meere schwimmend in der Nähe der Maledi- ven. Rumph macht zuerst darauf aufmerksam; sein Be- richt steckt aber noch voll fabelhafter Ansichten. „Die doppelte Kokosnuß", versichert er, „ist kein Product des Erdbodens, das etwa zufällig ins Meer gefallen und hier versteinert sei, wie Garcia de Orta meint. Es ist eine Frucht, die wahrscheinlich in der See selbst wächst, deren Baum aber noch kein sterbliches Auge erblickt hat. Die malaiischen und chinesischen Seefahrer er- zählten, die Nuß wachse auf einem Baume im tiefen Meeresgrunde, dieser ähnele der Kokospalme; man habe ihn schon in den stil- len Buchten bei Sumatra gesehen, er verschwinde aber augen- blicklich, sobald man nach ihm tauche." Diese und noch manche andere Erzählungen wurden im Jahre 1749 beseitigt, als man die Palme, welche die Riesennuß trägt, auf den Sechellen fand. Diese Inseln liegen nördlich von Madagaskar unter 5° südl. Br. und 55° östl. L. und von ihnen sind es nur die drei: Pras- lin, Curieuse und die Runde Insel, welche diesen Wunderbaum einzig in der ganzen Welt besitzen. Der Baum besitzt durch- schnittlich 80—90 F. Höhe bei nicht viel über ein Fuß im Durchmesser. „Die Blätter sind groß, oft 20 F. lang bei einer Breite von 10—12 F., ja in einigen Fällen 30 F. mit Einschluß des Blattstiels, der stark genug ist, einen Mann zu tragen. Die Blüten sind diöcistisch, die männlichen mit 24—36 Staubgefäßen. Die Frucht ist eine Druppa, olivengrün von Farbe, gewöhnlich doppelt, bisweilen dreifach, ja vierfach, häu- fig 18 Zoll und 3 F. im Umfang. Sie wiegt 40—50 Pfund und ist die größte bisjetzt bekannt gewordene Baumfrucht! Unreif heißt sie bei den Colonisten coco tendre, läßt sich so leicht mit einem Messer schneiden und liefert eine süße, zer- schmelzende Speise von angenehmem Geschmack. Wenn die Frucht reif ist und abfällt, dient sie nicht mehr zur Nahrung; in wenigen Monaten, dafern man sie nicht in die Erde gräbt oder den Sonnenstrahlen aussetzt, beginnt die Nuß zu kei- men und eine neue Pflanze zu bilden. Ein merkwürdiger Umstand in der Naturgeschichte dieses Baums ist die lange Zeit, deren

die Frucht bedarf, um zu reifen und die lange Dauer der Blüte. Jedes Jahr erscheint nur eine Kolbe und doch blühen oft zehn auf einmal. Er trägt zugleich Blüten und reife sowie unreife Früchte. Die Lodoicea wächst auf jedem Boden, vom sandigen Meeresufer bis zu den höchsten und dürrsten Berggipfeln; am schönsten entwickelt sie sich jedoch in tiefen Thalschluchten auf feuchten, humusreichen Plateaux." Der Verfasser beklagt dann noch, daß so wenig für die weitere Verbreitung dieses ebenso nützlichen als merkwürdigen Baums gethan werde. Es sei zu befürchten, daß in kurzer Zeit die ganze Art von der Erde vertilgt werde, da man die unglückliche Gewohnheit hat, jedesmal den ganzen Baum zu fällen, sobald man Früchte davon haben will. Dann wird noch darauf hingewiesen, daß es nach sehr vielen vergeblichen Versuchen geglückt sei, die Lodoicea in den europäischen Palmenhäusern zu ziehen; man könne sie jetzt in den königlichen Gärten zu Kew sehen.

Es thut uns ordentlich leid, unsere Betrachtung über dieses durchweg interessante Buch hier schon schließen zu müssen. Die Leser werden aber durch das Mitgetheilte hoffentlich sich veranlaßt fühlen, das Werk selbst zur Hand zu nehmen; und da erlauben wir uns nur noch auf die Besprechungen der afrikanischen Oelpalme und der Sagopalme aufmerksam zu machen. Sie sind es werth, recht allgemein beachtet und beherzigt zu werden.

2. Schauplatz der Natur. Von Eduard Hintze. Erster Band: Die Thierwelt. Erster Theil: Niedere Thiere. Berlin, Barthol. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies Werk soll aus sechs solchen Theilen zusammengesetzt erscheinen wie der vorliegende, sodaß die ersten beiden Theile der Thierwelt, die andern beiden der Pflanzenwelt und die letzten beiden der Steinwelt gewidmet sind. Das wird also ein ziemlich umfangreicher Schauplatz der Naturgeschichte. Wir wünschen dem Verfasser Glück zu seinem Unternehmen. Er hat die Sache ganz vortrefflich angelegt. Die Darstellung hält sich fern von allem, was an eine trockene wissenschaftliche Begründung erinnern könnte, im Gegentheil zeigt sie überall eine ungemein ansprechende Lebendigkeit und Freimüthigkeit. Der Verfasser kennt und beherrscht seinen Gegenstand ganz. Er ist mit warmer Begeisterung für alle Schönheiten desselben eingenommen und möchte gern, daß die ganze Welt sich mit ihm darüber freuen könnte. Darum wählt er nur das aus, wofür ein allgemeines lebhaftes Interesse erweckt werden kann. Und aus eben dem Grunde verweilt er auch mit einer gewissen Behaglichkeit und Vorliebe bei allen den Punkten, welche das Schöne, Große und Erhabene der Schöpfung so recht klar ins Licht stellen können. Das Ganze ist daher viel weniger eine populäre Naturgeschichte, als ein durch und durch interessantes naturgeschichtliches Lesebuch für alle Stände. Es ist ein vortreffliches Hülfsmittel für die Lehrer und Erzieher der Jugend, sie finden darin reichen Stoff, ihren Unterricht zu beleben, die Bildungswege naturgetreu ausfallen zu lassen. Und für die erwachsenere Jugend ist das Buch ein Hebel zur Selbstbelehrung und ein Sporn zur Erweiterung der Schulbildung. Daneben gewährt dasselbe aber auch für jeden gebildeten Denker eine ebenso angenehme als belehrend anregende Unterhaltung.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung über Natur, über Leben und Tod, über Organismus, über den Unterschied zwischen Pflanze und Thier, und über das Thier und das Thierreich im allgemeinen gesprochen hat, geht er zu den vier Hauptklassen der Evertebraten über. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser zunächst auf die zweite Klasse, welche die Strahlenthiere in sich schließt, auf das Kapitel, welches die Ueberschrift „Korallenfischerei" trägt. Es wird zunächst erwähnt, daß die eigentliche Heimat der Korallenriffe der Indische und Große Ocean ist, wo durchschnittlich eine Temperatur von 22—24 Grad herrscht; die andern Meere seien allerdings auch nicht frei davon, aber sie träten hier nur vereinzelt auf und wären bei weitem weniger schön entw

„Seit den ältesten Zeiten wird die Korallenfischerei betr
gegenwärtig besonders von Italienern und Provenzalen.
wird mit einer zwiefachen Art von Netzen ausgeführt.
weder sind es zwei kreuzweis übereinander gelegte St
woran sich ein Netz befindet, das durch eine Kugel be
und an einem Tau in die Tiefe gelassen wird, oder es i
lange Stange, an deren einem Ende sich ein Netz b
Die erstern haben Aehnlichkeit mit den sogenannten Senk
mit man bei uns die Stinte fängt und heißen Engin,
dern, Salabres, gleichen den Kochern, womit man Sa
linge fängt. Jedoch so leicht wie Stinte und Schmett
sind die Korallen nicht zu fangen; die Verstecktheit ihres
orts macht die Fischerei sehr beschwerlich. Dessenun
wird der Fang stark betrieben, sodaß Hunderte von
zwischen April und August die Küsten beleben, die auf
erbeuteten Korallen Abenteuer und Sagen mit nach
tragen, womit die Fischer sich die Winterzeit verkürzen
wie bei uns die Jäger mit ihren Jagdgeschichten. Un
halb setzen sich die Korallenfischer der Masse der wirklich
erdichteten Strapazen aus? Um Geld einzunehmen ver
nigen Leuten, die das Seltene und schwer zu Erlange
eine Kostbarkeit lieben. Der Schmuck mit Korallen ist
wie die Geschichte. Dichter und Künstler schmücken ihre
mit denen sie das Meer beleben, mit Korallen, und
thun auch die auf dem Lande lebenden Menschen."

Wir gehen nun gleich zum vierten Abschnitt, der
Gliederthieren handelt, zu dem Kapitel, welches „Der Bien
überschrieben ist. „An einem Abend, wie sie am Ende des
und Wonnemonats uns nur geschenkt werden können, si
vor der Thür, und Blumenduft und Nachtigallengesan
gen sich ein in den heitern Kreis der Familie. Da
mal horcht der Hausherr plötzlich auf. Er winkt uns,
folgen; wir erreichen sein Bienenhaus und er deutet un
bestimmten Korb an, dem wir uns nähern sollen. «H
nicht den hellen und scharfen Ton aus dem Korbe k
Das ist die neue Königin, die eine Rede an das jung
hält und ihre Mutter bittet, ihr morgen freies Gelei
ben. Morgen schwärmt dieser Stock.» Bringt denn di
tenen Ton wirklich die neue Königin allein hervor? Un
nenvater weiß recht gut, daß dies nicht der Fall ist,
er entsteht durch eine große Masse von Bienen, die in
gung ihre Flügel schneller schwingen. Erwartungsvol
der nächste Morgen an. Der Tumult im alten Stock
mer bedeutender geworden, ein geschäftiges Ein- und
gen hat statt, am Flugloch hängt eine Zahl Bienen,
gegenseitig mit den Füßen festgeklammert haben, wie
ger Bart. Innerhalb des Stocks erblicken wir durch
gebrachte Fenster das ganze Volk in höchster Aufregun
junge Königin ist von einer Partei umringt, welche si
die mörderische Absicht der Königin Mutter zu schützen
während diese selbst von einer andern Partei umgebe
die sie von dem Kindesmorde abhalten will. So drä
die junge Partei immer mehr dem Flugloch zu, bis d
Königin das Freie erreicht hat, und nun folgt ihr de
Schwarm ihrer Anhänger. Eine Masse von fliegende
nen erfüllt die Luft wie ein dichtes Schneegestöber,
aber nicht in die Weite zerstreut, sondern zu einem gro
fen sich an einem Baumstamm versammelt und dort ein
bildet wie eine große herabhängende Pudelmütze, die
noch an Umfang gewinnt, wenn sich die Königin daru
ben. Jetzt ist es leicht den Schwarm einzufangen, der
vater schüttelt ihn von dem Aste einfach in den Korb;
nigen welche etwa dadurch verscheucht weiter fliegen,
von selbst wieder, wenn nur die Königin mit in den St
kommen ist. Am Abend, wenn sich alles Volk beruhig
wird der neue Stock in das Bienenhaus gesetzt und mit
mit Muße die Entwickelung des neuen Stocks beob
Schauen wir am andern Tage in den Stock, der eine Einw

n einigen tausend Individuen zählt, so bemerken wir
:n einsam entlang kriechen eine Biene, die sich durch
ße vor allen übrigen Bewohnern auszeichnet. Der
chlank und länger als die Flügel, die Füße sind gelb
nd der behaarte Körper ist metallisch glänzend. Dies
önigin. Außer dieser einen auffälligen Biene, welche
ufen ist, nicht blos die Herrscherin, sondern auch die
tter des ganzen Staats zu werden, bemerken wir
ppe aus mehreren Hunderten bestehend, welche viel
nd gedrungener gebaut sind als die Königin; ihr
gt dreizehngliederige Fühler und die Augen sind so
ß sie in der Mitte am Kopfe zusammenstoßen; der
rper ist grau behaart; es sind die Männchen oder
Die nun noch übrige ungeheuere Volksmasse besteht
Arbeitern, welche die kleinsten Einwohner des Stocks
ganzen Staate ist von Emsigkeit und Arbeitsam-
keine Rede. Unbeachtet macht die Königin ihre Spa-
die Drohnen liegen faul da, und die Arbeiter kom-
gehen, ohne an Arbeit zu denken. Aber herrlich ist
:r am andern Tage; Freude, Lust und Leben regen
leck, denn es ist heute der Hochzeitstag der Monar-
: Drohnen umschwärmen sie in galanter Weise, bis es
m ist, das Freie zu suchen. Nun folgt der ganze
hwarm, und der heitere Brautzug hebt sich hoch in
sodaß er bald unsern Blicken entschwunden ist.
ger Zeit erscheint die fröhliche Gesellschaft wieder,
Hochzeitsfeier ist beendet. Jedoch eine Drohne fehlt,
nige, die einzig und allein die Zuneigung der Köni-
:n und das kurze Liebesglück mit dem Tode bezahlt
icht die erst neuvermählte und doch schon verwit-
gin das Volk der Arbeiter wieder, so sind Freude und
ß im ganzen Reiche. Ist die erste Freude des Wie-
er geliebten Königin vorüber, so beginnt sogleich die
e einzig und allein hervorgerufen wird durch die
Nachkommenschaft, welche die Königin durch ihre
Umstände verheißt. Und diese Arbeit ist nicht so
ndern verlangt die Theilung der Kräfte. Das dazu
ndwerkszeug besteht hauptsächlich in den Mundthei-
r deshalb uns erst etwas genauer ansehen müssen."
er Verfasser an das Beschreiben dieser Organe, womit
Wachs bereiten und verarbeiten; dann wird die Auf-
auf die Einrichtung der aus Wachs geformten Zellen
uch ist von der gewaltigen Fruchtbarkeit der Köni-
e, welche täglich 2000 Eier lege und dies Geschäft
ge lang fortsetze u. s. w.

---

asser. Eine Darstellung für gebildete Leser und
en von E. A. Roßmäßler. Mit 8 Lithographien
ruck und 47 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig,
tter. 1858. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

usstattung dieses Werks ist sehr elegant, wodurch
ür dasselbe gewonnen wird und sein Inhalt ent-
ommen dem äußern Schmucke. Der Verfasser hat
nge in die populäre Darstellung der Naturwissen-
eingearbeitet und eine vielbeachtete Meisterschaft
Man kennt ihn schon und läßt sich gern durch ihn
und belehren.

Buch ist aus neun Abschnitten zusammengesetzt:
sser in seinen chemischen und physikalischen Eigen-
„II. Das Wasser als Bestandtheil des Luftmeers";
Wasser als Regulator des Klimas"; „IV. Das
erdgestaltende Macht"; „V. Das Meer und die
s Festlandes"; „VI. Das Wasser als Ernährer";
Wasser als Wohnsitz für Thiere und Pflanzen";
Wasser als Vermittler des Verkehrs und als Ge-
:werbe"; „IX. Das Wasser als künstlerisches und
: Element".

Inhaltsverzeichniß gibt uns schon eine Idee von der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Stoffs. Die beiden letzten Abschnitte sind verhältnißmäßig kürzer als die andern behandelt, weil der Verfasser sich sonst genöthigt gesehen hätte, Lehrfächer zu Hülfe zu rufen, welche nicht eigentlich in das Gebiet der populären Naturkunde gehören. Von dem letztern Abschnitt sagt der Verfasser noch besonders, daß er ihn nicht habe weglassen wollen, weil er ihm geeignet schien, dem Ganzen einen sammelnden Abschluß zu geben; er wollte ihn aber auch nicht weiter, als es geschehen ist, ausführen, um den Lesern nicht vorzugreifen. Wir bemerken hierbei nur noch, daß das ganze Werk einen Geist athmet, welcher der Ueberschrift des letzten Abschnitts entspricht. Es ist ein Seitenstück zu Oersted's „Geist in der Natur", nur daß es speciell in der Wasserwelt seine Heimat hat.

Bei der Gelegenheit, wo der Verfasser von dem Wasser als Regulator des Klimas spricht, bringt er auch die Rede auf den Einfluß des Waldes. „In dem Holze des Waldes", sagt er sehr wahr, „liegt wahrlich der Schwerpunkt seiner Bedeutung nicht. Das läßt sich, wenn auch mit Geldopfern, anderswo herholen oder durch andere Stoffe ersetzen. Der Forstmann ist nicht als Holzfäller, sondern als Walderzieher und Waldpfleger ein wichtiges Glied in der bürgerlichen Gesellschaft..." Es wird nun darauf aufmerksam gemacht, wie der Verfasser schon früher in seiner „Flora im Winterkleide" ein Bild von der Bedeutung des Gebirgswaldes gegeben habe, wovon das Buch einen kurzen Auszug darbringt. Dann wird in der Hauptbetrachtung so weiter fortgefahren: „Wie einst nach Cäsar's Mittheilungen Germania des Waldes zu viel und daher ein rauhes Klima hatte, so kann Deutschland vielleicht in einigen Jahrzehnden schon des Waldes zu wenig und obgleich in anderer Weise wieder ein rauhes Klima haben. Wir sind höchst wahrscheinlich bereits auf dem Punkt angekommen, wo Umwandlung von Wald in Feldboden anfängt ein Verbrechen an der Zukunft zu werden. Stehen wir bereits auf diesem Punkte, so stehen wir auch an dem, wo der Wald aufhört, Alleinbesitz seines Eigenthümers zu sein, sei dieser ein Privatmann, sei es einer der 36 großen oder kleinen Splitter Deutschlands. Ja der Rhein zeigt, daß der Waldbesitz für die Zukunft sich nicht an Volkergrenzen binden will. Der Rhein macht den Deutschen zum Mitbesitzer seiner Quellen, die im fernen Graubündten die Schiffahrt der Hessen und Nassauer und Preußen begründen... Ich schalte hier zwei Beispiele ein, um den Einfluß der Bewässerung einer Gegend, vermittelt durch quellenhegende Waldungen, zu veranschaulichen. Die spanische Provinz Murcia steht allgemein in dem Rufe eines dürren afrikanischen Klimas und wird deshalb von den wenigen ausländischen Reisenden meist gemieden. Ist dies auch in vielen Fällen richtig, so enthält sie doch Flächen von einer üppigen Fruchtbarkeit, in denen man sich in die Nachbarschaft der Tropen versetzt glauben kann. Von der reich bewaldeten Sierra de Segura gießt der Rio Segura seine anfangs klaren aber dann immer trüber werdenden Fluten in das mehrere Geviertmeilen große, vollkommen tischgleiche Thal, dessen fetter Alluvialboden des Wasser zuletzt bis zur Lehmfarbe trübt. Kaum in der Ebene angelangt, muß der Fluß links und rechts einen großen Theil seines Wassers in ein reichverzweigtes Netz von Bewässerungsgruben ausgießen, sodaß buchstäblich jeder Fuß breit der weiten Ebene, wenn nach der gesetzlich geordneten Benutzung die Reihe an ihn kommt, seinen Antheil an der wohlthätigen Spende erhält. Das Gleichniß ist vollkommen treffend, wenn man eine solche spanische Vega oder Huerta (Garten) mit dem Adernetze eines Baumblattes vergleicht, wobei der bewässernde, die ganze Vega durchströmende Fluß die Mittelrippe des Blattes darstellt." Der Verfasser malt nun mit begeisterten Worten das Tropenbild dieser Gegend weiter aus. Das Entzücken über diese üppige Pflanzenwelt Murcias wurde aber sehr gestört durch die Nachricht, daß man damit umgehe, die Art an die Waldungen des Sierra de Segura, an die eigentliche Quelle der Lebensader der Vega, zu

legen. Man hatte einer hochstehenden Person für ein billiges Geld eine Million Stämme auf der Wurzel verkauft. Darin sieht nun der Verfasser den „Verfall dieses Gartens, in welchem 80000 Einwohner ein behagliches Leben führen. Ich sah die stolzen Paläste der reichen Murcianer von der Armuth bewohnt. Dies muß eintreten, wenn die Sierra de Segura entwaldet und der Rio Segura vertrocknet sein wird, und ich habe in Südspanien viele, ersichtlich erst in den letzten Jahrhunderten versiegte Flüsse angetroffen, an deren Ufern von ihrem ehemaligen Segen nichts übrig geblieben war, als das in besserer Zeit hergestellte Niveau der verödeten Felder." In ähnlicher Weise bespricht der Verfasser noch mehrere andere Punkte Spaniens und geht dann über zu nördlicher gelegenen Orten Europas, welche ihm Stoff zu seinem Thema liefern; zuletzt verweilt er mit besonderm Interesse bei unserm Deutschland. „Ich erinnere alle die", fährt er hier fort, „welche das Innere unserer deutschen Waldgebirge kennen, wie ganz anders sich in ihnen die wässerigen Lufterscheinungen verhalten, als in weit ausgedehnten baumarmen Ebenen, von denen aus man über jenen oft wochenlang eine Wolkenschicht gelagert sieht, während über der Ebene klarer Himmel ist. Theils sind es die Bergwälder selbst, welche durch Wasseraushauchung die Wolken speisen, theils sind sie es wenigstens, wodurch die Wolkenbildung hier gefesselt wird." Der Verfasser macht dann noch auf den Punkt aufmerksam, daß in waldarmen Gegenden die Flüsse im Sommer dem Versiegen nahe sind, während sie in der Regenzeit die ganze Fülle des Wassers mit solchem Ungestüm dem Meere zuführen, daß überall Ueberschwemmungen entstehen. „In der Regel ist dagegen das Anschwellen waldgenährter Flüsse nicht jähe, es sei denn, daß in Wellenthälern ihres Gebiets Wolkenbrüche fallen, oder der Schnee durch Regengüsse schnell abgeschmolzen wird. Hierin liegt vielleicht der Schwerpunkt der ganzen Frage. Den Einfluß der Waldungen auf Wolkenbildung und somit auf Regenbildung keineswegs aufgebend, kann man zugeben, ihr Einfluß liege mehr noch darin, daß sie den Kreislauf der Verdunstung und des Niederschlags regeln und im Bereiche ihrer Wirksamkeit festhalten."

Sowie es uns schon hier schwer geworden ist, den einmal aufgenommenen Gegenstand des Buchs abzubrechen, weil überall weder ein neues Interesse fesselt und tiefer und tiefer in die Betrachtung hineinzieht, so ist das ganze Buch derart, daß man es schwer wieder aus der Hand legen kann, wenn man einmal angeknüpft hat. Der Verfasser weiß überall das zu treffen, wofür sich die meisten Leser lebhaft interessiren. Und wenn er auch hier und dort einige Lieblingsthema mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelte, so schenkt man ihm doch gern ein aufmerksames Ohr. Er bleibt immer geistreich und belehrend. Um ein bloßes naturwissenschaftliches Amusement ist es ihm nie zu thun. In dieser Art unterscheidet er sich von sehr vielen populären Schriftstellern der Gegenwart. Allerdings können wir nicht leugnen, daß im ganzen Buche eine gewisse Conversationsfärbung vorherrscht, welche den Zweck hat, angenehm zu unterhalten; indeß fehlt doch auch wieder nirgends die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Verfassers, welche die Unterhaltung immer wieder zu einer belehrenden stempelt. Es wäre auch sehr zu beklagen, wenn der als Naturforscher von Fach so berühmt gewordene Verfasser blos in der leichten Unterhaltungslectüre leben und weben sollte. Er ist zu Höherm berufen.

---

4. Die Geschichte der Erde. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen von E. A. Roßmäßler. Mit Illustrationen und einer landschaftlichen Ansicht aus der Steinkohlenzeit. Zweite Hälfte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. Lex.-8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Diese zweite Hälfte dieses Werks ist eine würdige Fortsetzung der schon in Nr. 15 d. Bl. f. 1857 besprochenen ersten. Sie war bereits erschienen, als die erste Besprechung abgedruckt wurde. Es hat etwas lange gedauert, bis wir einmal darauf zurückkommen konnten, indeß bestätigt sich daß diese Verzögerung dem Werke nachtheilig sei. Was man von dem Ganzen erwarten kann, ist mit Zuverlässigkeit aus der ersten Hälfte ersichtlich. Aus diesem Grunde wollen wir uns heute auch ganz kurz

Wir wissen schon, daß der Verfasser in seiner „Geschichte der Erde" von der Ansicht ausgeht, daß man die Wahrheit nur auf dem Wege der Inductien aus den Thatsachen kennen kann; daher brachte er zuerst das zur Sprache, was unserer Gegenwart noch deutliche und leicht verständliche Spuren und Züge hinterlassen hat. Die vorliegende Abtheilung beschäftigt sich mit der Urgeschichte unsers Erdkörpers, welche sich nirgends bis zur Gegenwart herabreicht. Sie hat folgende neun Kapitel in sich. Nämlich: „X. Gesteinslehre oder Petrographie"; „XI. Lehre vom Bau der Erdrinde, Geotektonik"; „XII. Die Versteinerungen, Paläontologie"; „XIII. Formationslehre"; „XIV. Geschichtliche Entwickelung der Erdrinde (drei Abschnitte)"; „XVII. Basalt- und Trachytformationen"; „XVIII. Periode der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart der Erdrinden".

Der Lyell'sche Geist befruchtet das ganze Buch. Der Verfasser versteht die Kunst, für jedermann fesselnd und gehaltend zu schreiben, vortrefflich. Er weist überall nach, daß die Geologie ein Gegenstand sei, der von jedem gebildeten Menschen zum geistigen Eigenthum gemacht werden müsse, weil die Geschichte der Erde alles in sich schließe, was der Mensch von der großen Schöpfung hat herausbringen können, oder weil sie überall erst die sichere Grundlage zu allem Naturwissen ausmacht. Heinrich S.

Notizen.

Ferdinand Röse.

In welchen zum Theil unlöblichen Meinungen der Ursprung aller professionellen Schriftstellerei zu suchen (obschon in den gewiß meisten Fällen ein angeborener schriftstellerischer Drang als nächstes Motiv angenommen werden müsse), so wird man die Schriftsteller doch im allgemeinen von dem Vorwurf der Geldgier und eigentlichen Erwerbssucht freisprechen müssen. Dieser eigennützige Trieb, der in seltenen Fällen krankhaft dämonische Formen angenommen hat, läßt sich in der Regel bei jeder andern Berufsthätigkeit mit sicherer Aussicht auf Erfolg und viel bequemer stillen. Die Fälle, wo Jemand in Deutschland durch die Feder allein eine wirkliche Existenz errungen und gar einiges Vermögen erworben hat, sind so äußerst selten, daß sie gar nicht in Betracht kommen können. Weit häufiger sind dagegen bekanntlich die Beispiele, welche nur zu sehr geeignet, jedermann vom Betreten der literarischen Laufbahn abzuschrecken. Das letzte Beispiel dieser Art, welches, und zwar durch das Feuilleton der „Deutschen allgemeinen Zeitung", zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, ist das des Dr. Ferdinand Röse in Ochtendung bei Coblenz, von dem versichert wird, infolge schlechter Wohnung und Nahrung einem unheilbaren Siechthum verfallen zu sein und das nothwendigsten Mangel leidet. Und doch hat er es an Fleiß nicht fehlen lassen, wie ein uns vorliegendes Verzeichniß seiner Schriften (leider ohne Angabe der Jahreszahlen) beweist, welches nicht weniger als 17 Nummern umfaßt. Darunter: „Ueber die Jupiterstatue zu Olympia"; „Ueber Erkenntniß des Absoluten"; „Ueber scenische Darstellung des Goethe'schen Faust und Seydelmann's Auffassung"; „Apheles" (Berlin, Duncker und Humblot); „Gedichte" (Hamburg, Meißner); „St.-Meinrad, ein Gedicht"; „Ueber den göttlichen Dingen und unsere Zeit" (Berlin); „Lübeckische Geschichten und Sagen"; „Die Antiphiren"; „Der neue Eulenspiegel" (Lübeck). Sein letztes und bedeutendstes Werk: „Die Pfaffen

die Individualitätsphiloſophie" (Göttingen, Wigand, Außerdem ſchrieb er in frühern Jahren mehrere politiſche n und Satiren, führte die literariſche Redaction der Jahrgänge der münchener „Fliegenden Blätter", redi- Jahrgänge des „Pilger durch die Welt" (Stuttgart, ·) und lieferte zahlreiche Abhandlungen, Erzählungen hte in das „Morgenblatt", in die „Deutſche Viertel- t", in das Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung", in en zur augsburger „Allgemeinen Zeitung", in Cha- Muſenalmanach", in verſchiedene Volkskalender und ehrte Zeitſchriften. Hier ein kleines Gedicht von ihm, n wol bei manchen zur Empfehlung gereichen wird:

Morgen- und Abendroth unter Wolken.

Warum mit der wunderbaren
Sehnſucht füllt der Abendſchein?
Ahnſt du nicht, dort ſoll der wahren,
Beſſern Heimat Pforte ſein;
Alle, die am Tag geſchieden,
Ziehn zu Gottes ewigem Frieden
Durch die goldenen Thore ein.

Darum glüht im Morgenrothe,
Allbelebend, Liebesſchein,
Nur noch einmal blickt der Todte
Sehnend in die Welt hinein;
Und zu Gottes ewigem Frieden
Ziehen, die zur Nacht geſchieden,
Durch die goldene Pforte ein.

Humboldt und „Humbug".

pſeudonymen Schriftſteller, Eugen Herman, der ſich Verfaſſer von „Glanz und Flitter", „1806", „Deus . ſ. w. nennt, iſt es gelungen, auf ſeine neueſte, den) ſeiner „Geſammelten Novellen und Skizzen" bil- lication: „Ein Sohn Alexander's von Humboldt oder ter von Mayyures. Adel und Geſellſchaft. Zwei Leipzig, Kollmann; Philadelphia, Weik, 1858), durch imliches Manöver die Aufmerkſamkeit zu ziehen. Er ich ohne vorläufige Anfrage an Alexander von Hum- ndet und den berühmten Gelehrten dadurch zu einer Erklärung bewegen, die zwar dem Verfaſſer des gerade zur Ehre gereicht, aber doch der Abſicht deſ- en Mund der Leute zu kommen, förderlich geweſen von ſich ſprechen zu machen, in welcher Weiſe und e Mittel es auch ſei, iſt ja doch das Haupttrachten Scribenten, welche mit ihrer Schriftſtellerei keine hern Zwecke verbinden. Der Verfaſſer ſelbſt entſchul- ſeiner Novelle in frivoler Weiſe: „Auf meinem Paſſe der Name des Königs, und der Name Humboldt's Paß für dieſe Geſchichte ſein, die ich in die Welt will." Die naive Dreiſtigkeit, womit er durch die g des Buchs dem großen Naturforſcher eine „Ueberra- bereiten gedachte, veranlaßte Humboldt zu den Wor- zugleich den Schuß ſeiner Erklärung bilden: „Jetzt ur übrig, Ihnen freimüthig zu ſagen, daß die Ueber- ß des vielen Schmeichelhaften, das die Orinocono- n Reiſenden enthält, denſelben doch zu ernſten Be- über die Unzartheit deutſcher literariſcher Gewohn- r neueſten Zeit angeregt hat." Nach der „Zeitung ſchland" ſoll der Verfaſſer ein Offizier in Berlin un auch von ſeinen Standesgenoſſen zur Verantwor- elcher?) gezogen zu werden Ausſicht haben". Auf der Novelle wollen wir nicht tiefer eingehen, aber erſchweigen, daß der Verfaſſer in beiden Novellen leichtes Erzählertalent und eine Anlage zu ſatiriſcher und Darſtellung moderner Geſellſchaftszuſtände ver- er erſtern, die zur Humboldt'ſchen Erklärung Anlaß rt er die Schickſale eines Miſchlings, der von einem Weißen und einem indianiſchen Mädchen am Ufer des Orinoco gezeugt wurde. Der Vater war kein anderer als der Packträ- ger der Herren von Humboldt und Bonpland und wurde von beiden ſcherzweiſe „Herr Humbug" (welches Wort übrigens un- ſers Wiſſens einer viel ſpätern Zeit ſeinen Urſprung verdankt, am beſten aber auf die Novelle ſelbſt paſſen würde) genannt, und Herr Humbug Sohn ſetzt ſich nun in den Kopf, der Sohn Humboldt's ſelbſt zu ſein. Dieſe Erfindung iſt doch verzweifelt abſurd und naiv. Uebrigens ergriff Alexander von Humboldt gleichzeitig wol dieſe Gelegenheit, ſich einmal ernſtlich über die „Unzartheit deutſcher literariſcher Gewohnheiten" auszuſprechen und der Zudringlichkeit, womit ſich die vulgäre literariſche und buchhändleriſche Induſtrie an ſeinen Namen zu hängen ſeit lan- gem befliſſen iſt, ein Ende zu machen. **H. M.**

Bibliographie.

Aretaeus, des Kappadocier, auf uns gekommene Schriften, aus dem Griechiſchen überſetzt von A. **Mann**. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. Mittheilungen von Fr. **Fronius**, J. **Haltrich**, V. **Käſtner**, M. **Malmer**, F. **Obert** u. A. Herausgegeben von J. C. **Schuller**. Hermannſtadt, Steinhaußen. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Blom, G. P., Geſchichte der Staatsveränderung Norwegens im Jahre 1814. Mit Aktenſtücken. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerſpiel. Leipzig, Coſtenoble. 16. 24 Ngr.

Bückmann, L., Die Nachtgeſichte der Sacharja in ſechs Predigten ausgelegt für die Gemeine. Hildesheim, Gerſtenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Büdinger, M., König Richard III. von England. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Cruſenſtolpe, M. J. v., Der ruſſiſche Hof von Peter I. bis auf Nicolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Erſten. Fortgeſetzt von E. **Bolckhauſen**. 7ter Band. — A. u. d. T.: Nikolaus I. Die polniſche Revolution. Von E. **Bolckhauſen**. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Decken, L. v. der, Die Naturkunde als Einheitswiſſenſchaft. Ratibor, Wichura. Gr. 8. 1 Thlr.

Faber, J., Cöleſtine oder die bleiche Frau auf Schloß Amſtein. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Deutſche Frauen-Bilder von R. v. S. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 16. 20 Ngr.

Gaſt, E. M., Eine naturgemäße Friedens-Idee für alle Völker, zur Löſung ihrer politiſchen Wirren und zur friedlichen Entwickelung einer allgemeinen Rechtsherrſchaft. Zürich, Schabelitz. 8. 20 Ngr.

Genaſt, W., Florian Geyer. Trauerſpiel in fünf Acten aus der Zeit des Bauernkrieges. Weimar, Böhlau. 1857. 8. 12 Ngr.

Gerſtäcker, F., Aus dem Waldleben Amerika's. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Coſtenoble. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gundling, J., Deutſche Hiebe. Oeſterreichiſche und Preußiſche Soldatengeſchichten. Zwei Bände. Leipzig, Coſtenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Iſleib, L., Gedichte. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 8. 1 Thlr.

Kullak, A., Das Muſikaliſch-Schöne. Ein Beitrag zur Aeſthetik der Tonkunſt. Leipzig, Matthes. 8. 25 Ngr.

Květ, F. B., Leibnitz und Comenius. Ein Vortrag. Prag. 1857. Gr. 4. 10 Ngr.

Pfefferkörner. Aus den Papieren eines Verſtorbenen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Senſitivität und zum Ode. Eine phyſiologiſche Skizze. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des zweiundzwanzigsten Heftes:

Bernstorff (Grafen von). Von Welcker. — **Berufsfreiheit.** Von Welcker. — Berufung, s. Appellation. — **Besatzungsrecht.** Von Welcker. — Beschäftigungsanstalten, s. Arbeitshäuser, Besserungsstrafanstalten, Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten. — Beschlag, als Arrest, s. Arrest; Beschlag in Preßsachen, s. Preßgesetz; Beschlag als Executionsmittel, s. Vollziehung. — **Beschlagnahme.** Von Welcker. — **Beschneidung.** Von H. E. G. Paulus. — **Beschwerde.** Von K. J. A. Mittermaier. — **Besitz und Verjährung.** Von Welcker. — **Besoldung, Besoldungssteuer.** Von Rotteck. — **Besserungsantrag, Amendement.** Von R. Falck. — **Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalt.** Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die orientalischen Münzen

des akademischen Münzcabinets in Königsberg beschrieben von G. H. F. Nesselmann.

8. Geh. 2 Thlr.

Eine für Numismatiker wie für Orientalisten wichtige Schrift, die zugleich als eine sehr vermehrte und verbesserte zweite Auflage der 1846 gedruckten (nicht in den Buchhandel gekommenen) Schrift des Verfassers: «Nummorum orientalium etc. definitio et explicatio» anzusehen ist.

In demselben Verlage erschien:

Stickel (J. G.), Handbuch der morgenländischen Münzkunde. — A. u. d. T.: Das grossherzogliche orientalische Münzcabinet zu Jena, erläutert und beschrieben. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasidenmünzen. Mit lithographirten Tafeln. 4. 2 Thlr.

Dieses wichtige Werk hat den Zweck, an dem Vorrath des reichen Cabinets zu Jena die gesammte morgenländische Münzwissenschaft darzustellen und in den noch dunkeln Partien weiter zu bilden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Geometrie

für Schulen und zum Selbstunterri

von **Karl Snell.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Diese drei Theile auch unter den Titeln:

Erster Theil: Geradlinigte Planimetrie von Karl S
Mit 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Kreislehre und Ebene Trigonometrie Karl Snell. Mit 4 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Dritter Theil: Stereometrie von Hermann Schäffer. 16 lithographirten Tafeln. 1 Thlr.

Nachdem Karl Snell den Zweck, mit seinem „Leh der Geometrie" den Lehrern der Mathematik ein Buch zu naturgemäßen, ansprechenden und echt wissenschaftlichen gang in die Hand zu geben und auf diese Weise zur Hö des mathematischen Unterrichts auf Schulen beizutragen, ständig erreicht zu haben glaubte, hat er sich entschlossen gegenwärtige zweite Auflage desselben zu einem voll digen Lehrbuch der Elementargeometrie umzug ten, welches in drei Theilen die Planimetrie, die Trigono und die Stereometrie behandelt und namentlich auch als Sc buch gebraucht werden kann. Wie sich das Lehrbuch in s frühern Gestalt beim Unterricht, so möge es sich in der zu erweiterten Auflage, die jetzt vollständig vorliegt, beim terricht wie auch beim Selbststudium nützlich und fruchtbri erweisen und allen Schulanstalten bestens empfohlen sein.

Von Karl Snell erschien in demselben Verlage:

Einleitung in die Differential- und Integralrechn
Zwei Theile. Mit 7 lithogr. Tafeln. 8. 3 Thlr. 25

In der eben ausgegebenen Schrift: „Gustav Sch Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel" (L F. A. Brockhaus) ist bei der Mittheilung einer Reihe gr grammen Schwab's ein bedauerliches Versehen vorgefal haben sich nämlich unter dieselben vier Epigramme eingesc welche nicht von Schwab, sondern von G. Herwegh herrü und in dessen Gedichten (Zürich und Winterthur 1843) S abgedruckt sind. Der Irrthum ist daraus entstanden, daß s den nachgelassenen Heften Schwab's sich ein Blatt von S Hand vorfand, das außer einem Epigramm auf Herwegh s rere von diesem Dichter enthielt, welche ich wie die ei von Schwab verfaßt glaubte. Es sind folgende: „Der m Sündenfall" (S. 352), „Franklin" (S. 358), „Uhland" „Ça ira" (S. 359). Durch sofortige öffentliche Bekanntm glaube ich diesen Fehler am ehesten gut machen zu können.

Tübingen, 16. Juni 1858. **Dr. Klüpfe**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 8. Juli 1858.

Inhalt: Lyrische und epische Dichtungen. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Erster Artikel. — Der neue Pitaval. — Dähnhardt, Heinr. Gruß an Schleswig-Holstein. — Die Schlachten von Roßbach und Leuthen. Von Karl Gustav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und epische Dichtungen.

Wir haben in unserm letzten Bericht über lyrische und epische Erscheinungen darauf hingewiesen, wie es namentlich die Aufgabe dieser Aufsätze sei, in den sich überstürzenden Erzeugnissen sich zu orientiren und das wenige Gute, was in dem Meer der Mittelmäßigkeit untergehen würde, über den Wogen zu erhalten. Eine andere und höhere Aufgabe ist, den Zusammenhang der Poesie unserer Zeit mit den andern Künsten nachzuweisen; jene Idee zu verfolgen, welche Winckelmann so klar darstellte und die Lessing erweiterte, ohne sie abzuschließen. In dem Verfolgen dieser Aufgabe ist es uns möglich, die vielgeschmähte Poesie der Gegenwart vor mannichfachen Angriffen in Schutz zu nehmen, indem wir ihre Fehler nur als eine Folge der Richtung erkennen und alle Künste gleich verantwortlich machen müssen. Waren die Grenzen der Malerei, Bildhauerkunst und der Poesie im Lessing'schen „Laokoon" zu eng gezogen, so hat unsere Zeit sie nicht etwa in Wahrheit erweitert, sondern vielmehr nur die Fähigkeit der einen Kunst auf die andere anzuwenden versucht; unterstützt wurde sie dabei durch das Ueberhandnehmen der Reflexion, die sich fort und fort als Geist geberden wollte. Die Malerei namentlich ist in den Jahren von 1830—48 (diese Zeit muß besonders betrachtet werden, da seitdem die Kunst unter andern Einflüssen leidet) wieder eine reine Poesie geworden und die „Allegoristerei", als nothwendige Folge, hat überhandgenommen. Die besten Werke jener Zeit schufen nicht ein durch Raum und Zeit gegebenes Kunstwerk, sondern sie hielten sich verpflichtet, dem eine augenblickliche Zeitfrage zu lösen; wir erinnern an die münchener Schule mit ihrer christlich-germanischen, an die düsseldorfer Schule mit ihrer romantischen Darstellung; durch den nothwendig bei der Betrachtung hineingeführten Ideengang aber verwirrten sie die Anschauung, ähnlich wie unsere Dramatiker ihren Helden der Vergangenheit die Schlagwörter der Zeit in den Mund legten und dadurch eine augenblickliche Wirkung erlangten, aber kein Kunstwerk schufen. Die Bildhauerkunst hat die Einfachheit und stille Größe der Alten aufgegeben und hat versucht, wie weit sie die Effecte der Malerei zu ihrem Vortheil benutzen könnte; auch sie hat durch das Bestreben, ihre Grenzen zu erweitern, ihre natürlichen Grenzen überschritten; die Ruhe, diese erste Bedingung der Schönheit für jene Kunst, ist in den meisten Gebilden der Neuzeit verloren gegangen; sie ist, in Nachahmung des Französischen, theatralisch geworden. Man hat den Statuen Bewegung und Attribute gegeben, als könne man durch die plastische Ruhe allein nicht mehr wirken. Wir erinnern namentlich an eins der gepriesensten Kunstwerke der Neuzeit, an Rauch's „Friedrich den Großen", dessen Fehler uns besonders in Sydenham, wo der Vergleich mit dem Antiken so nahe liegt, recht klar wurden. Auch die Musik, die Leibniz ein Rechnen mit Tönen nannte, hat ihre Grenzen erweitert, bis sie ein Malen mit Tönen geworden ist. Ihre Einfachheit und natürliche Bestimmung ging verloren; selbst die Besten der Neuzeit, darunter Mendelssohn, huldigten dieser Erweiterung und jene Musik, die uns eine neue Zukunft verspricht, hat nur eine neue Malerei an die Stelle der alten gesetzt, aber mit vollständig verschwimmenden, unklaren Farben.

Wenn wir so, fragmentarisch genug, wie der enge uns zugemessene Raum es gestattet, darauf aufmerksam gemacht haben, daß alle Künste das Bestreben haben, durch die Malerei ihre Grenzen zu erweitern, so wird es nicht schwer fallen, auch diesen Irrthum in der Poesie nachzuweisen. Sie ist zu den Bedingungen zurückgekehrt, die Simonides an sie stellte und die man überwunden glaubte seit Lessing. Die Poesie ist wieder zur redenden Malerei geworden, hat aber zugleich die neuen Fehler der letztern angenommen; dadurch ist in ihr die „Schilderungssucht" hervorgetreten und zwar nicht die Malerei der Gegenstände allein, sondern die Ausmalung von Gefühlen, die, da sie nicht selbst empfunden, sondern nach einer bestehenden Routine wiedergegeben sind, ihren geistigen Inhalt und Gehalt verloren haben. Es erhellt hieraus auch für die Poesie, daß sie ihre Grenzen verengt statt erweitert hat.

Wenn die Kunst — einzelne Kunstwerke selbstverständlich ausgenommen — so selbst ihre eigentlichen Mittel, durch die sie wirken konnte, aufgab, so hat sie zu gleicher

Zeit ſich von der Bedingung aller Kunſt entfernt, von dem Volksthümlichen; dieſes kann ſie nur innehalten, wenn ſie rein und unverfälſcht bleibt; der fremde Beiſatz iſt ihm am wenigſten zuträglich.

Mag hierin ein Grund liegen, weshalb in unſerer Zeit, trotz aller öffentlichen Kunſtwerke, trotz der Verehrung einzelner Künſtler, die Kunſt ſelbſt nicht gedeiht, ſo trägt doch auch eine Hauptſchuld unſere Zeit in ihrer religiöſen und politiſchen Zerfahrenheit, in der Schroffheit, mit der ſich Idealiſten und Realiſten entgegenſtehen, in der Unwahrheit und Verſchrobenheit unſerer ſocialen Zuſtände, in der Stellung endlich der Wiſſenſchaft zur Kunſt. So hat in Bezug auf das letztere das Studium der Naturwiſſenſchaften, für das ſich in den letzten Jahren ein ſo lebhaftes Intereſſe kundgab, nicht den Einfluß auf die Poeſie ausgeübt, den z. B. Prutz in ſeiner Literatur- und Culturgeſchichte erwartete. Die Traumbilder und Illuſionen in der Welt des Wahren und Schönen ſind vielleicht verſchwunden, ſeitdem man mit ſolcher Energie „den ſinnlichen Erſcheinungen der natürlichen Welt auf den Grund geht"; aber durch die Populariſirung jener Wiſſenſchaft ſind leider vielfache Irrthümer und neue Aberglauben verbreitet und ein Materialismus wie ein trockener Realismus in das Leben eingedrungen, die keiner Kunſt gedeihlich ſein können.

Eine große Urſache des Verfalls der Poeſie finden wir eben in dem Ueberhandnehmen jenes Realismus, der zuerſt als ein poetiſch geſtaltetes Bild wahrer Zuſtände freudig begrüßt wurde, jetzt aber in ſeiner Verirrung und in ſeinem Verhältniß zur Poeſie an einen Himmel uns mahnt, der nicht von Titanen erobert (und ſie allein waren fähig, die falſchen Götter des Idealismus zu ſtürzen), ſondern gemächlich von Bauern und Fuhrleuten eingenommen iſt, die ſich darin breit machen und in den ihnen ungewohnten Umgebungen nichts lernen als ſich räuſpern und ſpucken wie die entthronten Götzen es en famille thaten.

Volksthümlich ſoll die Poeſie ſein! Aber wo iſt das Volk, das mit ſeinem Intereſſe auf halbem Wege entgegenkäme? Das Volk müßte die Künſtler entſchädigen für den Einfluß des griechiſchen Himmels und Klimas, für das, was uns Ideal und dort Natur iſt, für die Anſchauung der Schönheit, die das Schöne gebiert, für die Freiheit, kurz, für alle die vornehmſten Urſachen, die Winckelmann als Bedingung einer glücklichen Entwickelung der Kunſt angibt. Wird das alles den Künſtlern geboten, oder verlangt man nicht vielmehr, daß ſie jene Einflüſſe erſt ſchaffen, ſie nicht nur, ſondern auch das gütige Weſen, das weiche Herz und den fröhlichen Sinn, die zum Verſtehen und Empfinden des Geſchaffenen beitragen?

Erſt wenn wir in einem poetiſchen Werke alle dieſe Bedingungen erfüllen, haben wir etwas Volksthümliches geſchaffen, alſo ein Kunſtwerk, das unſterblich iſt. Goethe hat es verſtanden.

Die Nachfolger Goethe's haben das zum Fruchttragen hergerichtete Land gut ausgebeutet; dadurch erklärt ſich das Intereſſe unſers Volks an der Poeſie der nächſten Vergangenheit, hier abgeſehen von der Anwendung Poeſie als politiſche und religiöſe Streitwaffe; aber Nachfolger haben nur Früchte gewonnen, nicht aber Acker ſelbſt befruchtet, bis das Volk, das gewohnt in dem reichen Blumen- und Fruchtertrage zu ſchw ſich misgeſtimmt abwandte.

Ob der Realismus in ſeiner jetzigen Geſtalt fäh dieſen Acker wieder herzurichten, bezweifeln wir entſchi wir wiederholen, daß bei dem Volke, welches den der Schönheit am reinſten erfaßte, das eben Natur was wir Ideal nennen.

So ſollte denn jeder Poet zu wirken ſuchen zu auf die Denkungsart ſeines Volks, durch welche Winckelmann die griechiſche Kunſt ſo vorzüglich gem iſt, und dadurch die Achtung der Künſtler und den brauch und die Anwendung der Kunſt auch unter neu begründen und kräftigen.

Gerade die lyriſche und epiſche Poeſie, mit de es hier zu thun haben, entbehrt der Gönnerſchaft, cher ſich die andern Künſte nicht entziehen können rade ſie iſt berufen, auf die Allgemeinheit zu wirke wieder durch ſie getragen zu werden; ſie hat den Schritt zu thun, die andern werden nachfolgen.

Nach dieſem Wort zur Verſtändigung mit dem Le den Dichtern beginnen wir unſern literariſchen Feldzug, wir eine Reihe poetiſcher Erſcheinungen zuſammenſtellen, d die größere oder geringere Mittelmäßigkeit ihres Inhalts ſammengehörend zu betrachten ſind. Dahin rechnen wir:

1. Fata Morgana. Ein Gedicht von Ferdinand S mann. Barmen, Langenwieſche. 1857. 16. 5
2. Erſte Liebe. Feſtgabe von Jean Martin Friedric lin, Plahn. 1857. 16. 10 Ngr.
3. Gedichte von Gottfried Stickelbrucks. Krefeld, und Comp. 1856. 16. 20 Ngr.
4. Gedichte von Eduard Löwenthal. Tübingen, Fues.
5. Feldblumen. Lieder von Auguſt Aberholdt. Fr a. M., Auffarth. 1856. 16. 10 Ngr.
6. Gedichte von E. Haas. Leipzig, Wengler. 185 20 Ngr.
7. Gedichte von G. S. Stierling. Lübeck, Dittmer. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
8. Weiße Camellien. Lyriſche Dichtungen von Eduard ria Balduin. Regensburg, Puſtet. 1857. 8.
9. Gedichte von Guſtav Verlyn. Zweite vermehrte gabe. Paderborn, Schöningh. 1857. 8. 1 Thlr.

„Fata Morgana" (Nr. 1) von Ferdinand Stra iſt das Product der Muſe eines vierzehnjährigen Kna ein lyriſches Gedicht ſingt, wie:

Ich kniete vor einer Roſe
Tief in des Waldes Wildniß;
Mir war als wäre die Roſe
Dein holdes ſüßes Bildniß.

In ihrem Kelche glänzte,
Daß nichts zum Schmuck ihr fehle,
Eine Perle hellen Thaues
Als wäre es deine Seele.

Ein älterer Freund des Knaben veröffentlicht das vorl Gedicht, nachdem dieſer ein Drama vollendet hat, das ein lig klare geſunde Weltanſchauung repräſentiren ſoll. „Ein

…naabe!" rufen seine Bekannten. „Ein trauriges Zeichen der …it", urtheilen wir. Fort und fort schreitet das Verderbniß …serer Literatur, wenn das angelernte Form- und Reimgeschick …überhandnimmt, daß schon Kinder Gedanken verbreiten, bei …en sie sich nichts gedacht haben können. Aus der Unwahrheit …der Unnatur können nur schlechte Früchte erwachsen. Nicht …miniren wollen wir diese Erscheinung, aber wir können auch …t Achtung und Scheu (wie der Herausgeber es verlangt) vor …Arbeit eines unklaren und unreifen Knaben haben, der uns …ämmert und nicht erhebt, wenn er glühende Liebeslieder singt, …dem Zwiespalt in der Natur des Menschen und von den …ngen des Raums und der Zeit schwatzt, der als Höchstes …Gebet zu seiner Kraft und zu seinem eigenen Willen kennt …der schon klagen kann über verlorenes Leben und „abge…te Herzen". Wirf deine Arbeit in die Flammen, Knabe; …t, daß dein Geist klar, daß dein Herz rein werde und dann …! Vielleicht, daß du so von dem Fluche verschont bleibst, …nes Wunderkind trifft: unbedeutend und verkommen zu en…m dem Gefühl eines verkannten Genies. Höre auf mich …auf deine unverständigen Freunde, deren Urtheil ver…ist!

„Erste Liebe" von Jean Martin Friedrich (Nr. 2) …eine Festgabe für SJE sein, ein Weihnachtskranz für …Friedrich's Freunde K. B. und B. F., für uns ist es …ine vollständige Documentirung der Unbedeutendheit und …ihren Unfähigkeit des Verfassers; sie berühren um so un…nehmer, da das Gebotene nicht schnell hingeworfene Pro…fürd, über deren Werth Täuschung verzeihlich wäre; es …mehr ältere Gedichte, seit 1826 gesammelt, sodaß der …fer hinlänglich Zeit hatte, sich ihren Unwerth klar zu ma…

Sie geben somit ein betrübendes Bild weit getriebener …überschätzung.

Stickelbrucks scheint sich in seinen „Gedichten" (Nr. 3) …aufgabe gestellt zu haben, die beschreibende und ausmalende …e von Matthisson und Hölty wieder in die Mode zu brin…Letztern Dichter namentlich hat er genau studirt, aber er …ihm nur seine Schwächen, nicht seine Anmuth abgelernt; …scheinlich tritt das hervor in dem Gedicht: „Beim Tode …Landmädchens". Wahrhaft unerträglich wird Stickelbrucks, …er sich unterfängt, die Allgegenwart Gottes zu besingen:

Er ist zugegen hier, wo der Fisch den Wurm
Entreißt und ihn der Angler aufs Trockne schnellt u. s. w.

In Nr. 4 begegnen wir unserm philosophischen Löwenthal, …Bekanntschaft wir in der letzten Beurtheilung (Nr. 3 d. Bl.) …gemacht haben. Er scheint, nach der Eile, mit welcher er diese …den ersten folgen läßt, nicht mehr so ganz überzeugt zu …von der Mangelhaftigkeit seiner Gedichte. Der vorliegende …enthält 122 Seiten, diesmal ohne metaphysisches System; …gibt er als Anhang das Fragment eines Trauerspiels: …o von Brescia", aus dem wir eine Probe des Gedanken…ums und der Vollendung der Sprache geben:

Randolf, ich kann es leider dir nicht lohnen!
Doch das Bewußtsein einer schönen That,
Das ist uns stets der schönste Lohn derselben.
Und zu dem ist's ja keineswegs der Lohn,
Der zur edeln That den Edeln spornt!

Der Werth dieser Gedichte unsers Bekannten ist vollkom…dem gleich, mit denen er sich bei uns eingeführt hat und können Löwenthal als eine Persönlichkeit begrüßen, die gleich …als lyrischer und dramatischer Dichter wie als Philosoph ist.

Der Dichter der „Feldblumen" (Nr. 5), August Aber…t hat den Vorzug, daß er sich kurz faßt, den wir ihm zu…mit anerkennender Freude zugestehen; dann müssen wir ihm …lobenswerthe Beherrschung des Technischen anrechnen, ob…einige Flüchtigkeiten in der Versbildung unangenehm be…n. Sonst wüßten wir den „Feldblumen" nicht gerade viel …rühmen, es sei denn vielleicht die Ueberraschung, die uns …einigen vortrefflichen, streng christlichen Gedichten dadurch bereitet wird, daß Aberholdt sich plötzlich auf S. 59 als Verehrer der Freien Gemeinde zu Nordhausen zu erkennen gibt und diese besingt. Wunderbar ist, wie neben einzelnem poetisch Empfundenen Trivialitäten sich einschleichen konnten, wie z. B. S. 16:

Hier mußt' ich dich, Geliebte, einst verlassen,
Hier hast du Abschied ja von mir genommen,
Der Dampfer fuhr dahin mit kräft'gem Pochen.
Fort trug er dich — kaum wußt' ich mich zu fassen —
Und nimmermehr bist du zurückgekommen.
Es ist das Herz mir in der Brust zerbrochen.

Glückliche Heilung!

Einen durchaus unbefriedigenden Eindruck machen die „Gedichte" von E. Haas (Nr. 6). In ihnen zeigt sich jene Routine des Reproducirens, die überhaupt überhandgenommen hat mit Hülfe der auf Schulen und durch Lectüre gewonnenen Geschicklichkeit in Handhabung des Reims und des Metrums. Die Manieren sind nachgeahmt, die Gedanken sind Original, dafür aber die letztern auch ohne jeden Geschmack. Die scherzhaften Gedichte sind nach Heine gearbeitet, aber reservirter als dessen Lieder und dabei viele unverständlich; die orientalischen Lieder, frei nach Rückert, lassen dessen meisterhafte Behandlung des Reims und der Form vermissen und geben nur aufgewärmte Empfindungen statt Empfundenes. Wie reimen sich die Dithyramben auf die bacchische Wollust und auf das Mysterium Veneris, die übrigens auch mehr Unruhe als Begeisterung zeigen, mit den frommen Sonetten, und beide wieder mit der Erklärung des Dichters, „er sei annoch der feurige, kampffrohe Palikar"? Wer nicht klar in sich ist, wie kann der poetisch gestalten?

Die „Gedichte" von G. S. Stierling (Nr. 7) sind eine interessante Erscheinung; er führt sich in Prosa bei uns ein als ein belesener Mann mit guten Manieren, etwa als alter Professor, der fortgelebt hat mit der Tugend und dadurch frisch geblieben ist. Aber kaum durch den ersten Eindruck gefangen, müssen wir historische Erinnerungen mit anhören, über die schon früher, wie wir uns erinnern, besser reflectirt worden ist. Gleichviel! Chassé, Oranien, Dahlmann, Sonderbündelei u. s. w., alles wird verarbeitet mit demselben Wortschwall und denselben Bildern; Schiff, Fluten, Meer, Piloten, Riff und Sandbank; dann kommt Epigrammatisches: Politik, Religion und Crinoline; endlich Gedichte an alles Mögliche und Denkbare: Jenny Lind, Ole Bull, an die Polen, Gelegenheitsgedichte, an Corinna mit einer Nachtampel, einem jungen Ehepaare bei Ueberreichung einer Nachtlampe; wir hören schon nur noch mit halbem Ohr auf die Singgedichte, nur eins bleibt uns im Gedächtniß:

Glaube, was es auch sei! Gleichviel! Macht Glauben dich selig.
Glaub' auch, was du nicht siehst, hat's nur dein Engel gesehn!

Die „Weißen Camellien" (Nr. 8) von Eduard Maria Baldwin sollen „mehr zur Declamation als zur Lectüre bestimmt sein", eine Entschuldigung, die oft, ohne Sinn und Verstand, zu Gunsten von Gedichtsammlungen gemacht wird. Auch die andere Befürwortung, durch welche man der Kritik die Hände binden will, entschuldigt nicht die Fehler und Schwächen; der Ertrag der Gedichte ist nämlich zur Unterstützung der Mission in Centralafrika bestimmt; das kann einen oder den andern veranlassen, das Buch zu kaufen oder vielmehr 20 Sgr. zu dem gedachten Zwecke beizutragen: wir aber können darum nicht, wie der Verfasser es wünscht, „von den Fehlern des Büchleins nachsichtig abstrahiren".

Die „Gedichte" Berlyn's (Nr. 9) haben ihre glänzende Ausstattung und die Ehre der zweiten Auflage wol zunächst ihrer streng katholischen Gesinnung zu verdanken, die sich namentlich in einer Verherrlichung der unbefleckten Jungfrau Maria ausspricht. Die geistlichen Lieder der Sammlung sind unbedingt die vorzüglichsten, während die andern Abtheilungen von einer großen Gedankenarmuth zeugen, sodaß der Verfasser oft, um sie zu verbergen,

ſich mit fremden Federn ſchmücken muß. Namentlich iſt das didaktiſche Gedicht „Natur- und Menſchenleben" frei gedichtet nach der „Glocke" von Schiller. Viele Gedichte ſcheinen in augenblicklicher Stimmung oder in flüchtiger Erregung niedergeſchrieben und entbehren ſo die künſtleriſche Geſtaltung und Rundung. Mit Berlyn's Zuruf an die Recenſenten: „Wiſſ', deine ſind nicht meine Lieder" (S. 238) ſind wir übrigens vollkommen einverſtanden. Um uns vor uns ſelbſt gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu rechtfertigen, ſetzen wir das Urtheil hierher, das Berlyn zu Goethe's „Leiden des jungen Werther" ſingt:

Schön iſt's, beſeelt von heil'gen Trieben,
In dieſer Welt ſchon engelgleich zu lieben,
Auf Seraphſchwingen ſich den Göttern nahn; —
Doch thunlich nicht, — drum handle jeder weiſe,
Verlang' nicht mehr auf ſeiner Pilgerreiſe,
Als je, beglückt, ein Sterblicher empfahn!

Dieſen Enkeln und Urenkeln der Muſen und Grazien der Mark laſſen wir einen andern Cyklus von Dichtern folgen, in deren Gedichten wir mehr oder weniger Beachtungswerthes gefunden haben. Wir rechnen dahin:

10. Gedichte von Theodor Klein. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1857. 16. 24 Ngr.

11. Gedichte von J. M. Hutterus. Trier, Lintz. 1857. 16. 20 Ngr.

12. H. Neumann's geſammelte Dichtungen. Neiſſe, Graveur. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

13. Helgoland. Sonette von Fr. Oetker. Leipzig, C. F. Winter. 1857. Br. 8. 12 Ngr.

14. Soldatenwelt von Richard von Meerheim. Dresden, Meinhold und Söhne. 1857. 16. 1 Thlr.

15. In der Fremde. Lieder eines Verſchollenen von Adolf K. Mit einem Vorwort von P. Galen. Leipzig, Kollmann. 1858. 16. 25 Ngr.

16. Noch ein Blatt in Lethe. Von A. von Maltitz. Weimar, Kühn. 1857. 16. 1 Thlr.

Theodor Klein (Nr. 10) ſteht mitteninne zwiſchen dem erſten und zweiten Cyklus. Die erſten 157 Seiten ſeiner „Gedichte" enthalten faſt nur verbrauchte Gedanken, mag er nun Vorfrühling, Lenz, Sommer, Herbſt und Winter oder die Liebe beſingen, in denen auch Frühling, Mai und Blütenflocken eine Hauptrolle ſpielen. Es wäre dem Dichter zu rathen, daß er den erſten Theil ſeiner Gedichte von dem zweiten trennte; im letztern findet ſich manches, was die Kritik mit Aufmerkſamkeit und Anerkennung würdigen wird, namentlich die dritte Abtheilung, mit der dem Elſaß dargebrachten Huldigung.

J. M. Hutterus (Nr. 11), der ſich beſcheiden ſelbſt „ein Tropfen im Meere der lyriſchen Waſſersnoth" nennt, hat unbedingt vor den bisher Beurtheilten den größten Anſpruch, beachtet zu werden. Möchte das nach dem bisher Geſagten als ein zweifelhaftes Lob erſcheinen, ſo müſſen wir es erweitern, indem wir einige Gedichte als wohlgelungen und anſprechend bezeichnen, namentlich „Die Kinderloſe", „Leila", „Ein Friedhof", „Ein Lied", „Mich dürſtet", „Wiegenlied" und mehrere andere. Tadeln möchten wir dagegen eine Monotonie in der Form und ein zu ſtarkes Hervortreten ſeiner individuellen Stimmungen, die ſich ihm nie objectiv geſtalten wollen. Als Probe der Dichtungen geben wir eine Klage des Dichters über die Tage, wo unſer Schaffen gelähmt iſt und die Fähigkeit der künſtleriſchen Geſtaltung in uns erſtorben ſcheint:

Das ſind die öden dumpfen Tage wieder,
Wo abgeblüht des Herzens Lenz für immer,
Verſiegt für immer ſcheint der Quell der Lieder,
Und abgeſtreift vom Leben jeder Schimmer.

Wie luſtig eben noch mein Spiel geklungen,
Nicht einen Ton entlock' ich mehr den Saiten,
Und all' die Lieder, die ich einſt geſungen,
Ich mein', es ſang ein andrer ſie vor Zeiten.

Wol wird ein andrer Frühling wiederkehren,
Wo aufwärts meine Sangeslerchen ſteigen,
Doch kann ich mich der Trauer nicht erwehren,
Nicht eines bangen Wehes, wenn ſie ſchweigen.

Mir iſt, als ſchied ein Liebes mir vom Leben,
Als ſei ein ſüßes Traumbild mir zerfloſſen,
Als ob die Gottheit, der ich mich ergeben,
Die Pforten ihres Tempels mir verſchloſſen.

H. Neumann bietet in ſeinen „Geſammelten D[ichtun]gen" (Nr. 12) eine Reihe poetiſcher Erzählungen, Ro[manzen] und Balladen, die den Vorzug einer leichten, gefälligen St[ellung] eines abgerundeten, durch keinen unnützen Flitterſtand ver[hüllten] Gedankens haben, und die eine gewiſſe Leichtigkeit in der K[unſt] Erzählens beweiſen. Auch für ſchon bekanntere Motive w[ußte] Dichter durch dieſe Eigenſchaften zu intereſſiren, um ſo [mehr] da er es verſtanden hat, ſeine Bilder, ſowie die ganze [Dar]ſtellung mit dem Gegenſtand in Einklang zu bringen. Wen[dun]gen und in einzelnen Ausdrücken tadelnswerth ſind die [Lieder] an die Geliebte", während der Cyklus „Eheglück" viele [Er]findene, ſchöne Gedanken enthält, die wieder dadurch ei[nen] ſondern Reiz haben, daß ſie ohne jede Uebertreibung ein[fach] geben werden. Als Anhang gibt Neumann zwei größ[ere] dichte, zunächſt eine poetiſche Erzählung der Liebe der [Gräfin] Tertor zu dem flüchtigen deutſchen Kaiſer, die, trotzdem [ſie] allgemein durch Bettina, neuerdings durch den Roman [von] Müller: „Ein Stadtſchultheiß von Frankfurt", bekannt [ſein] dürfte, doch in dieſer Bearbeitung gewiß gern geleſen [wird]. Weniger Anerkennung können wir dem dramatiſchen [Gedicht] „Wir hatten uns zu lieb", zollen. Es ſchildert die Liebe [eines] Pagen und einer jungen Königin, die einem greiſen Kö[nig] getraut wurde; ſie wird verrathen durch eine Prinzeſſin, [die] Nächſte zum Thron, und der König, trotz des Bewußtſeins, [daß] er durch ſeine Wahl den ſittlichen Conflict verſchuldet hat, [ſtirbt] mit ſchwerem Herzen die beleidigte Majeſtät, indem er [ſich] beiden durch den Tod vermählt. Dieſer Inhalt wird an [vielen] Seiten entwickelt. Die Oekonomie zunächſt iſt beinahe [zu] werth, aber es iſt natürlich, daß das Unterliegen der [Liebe] durch einen Conflict, in den ſie bei ihrer an die Kindheit [grenz]enden Jugend gedrängt wird, keinen wohlthätigen [Eindruck] macht. Dieſe Stimmung wird auch nicht gemildert durch [die] Erklärung des Königs, die er in dem Geiſte der Liebenden ſpricht:

Wir lebten gern und dennoch mußten ſterben
Wir beide, denn wir hatten uns zu lieb.

Die innern Stimmungen beim Anſchauen der Natur [und] dabei ſich herausſtellenden Vergleiche ſind in F. Oetker's „[Hel]land" (Nr. 13) lebendig und klar, oft nicht ohne tiefe Empfin[dung] und anſprechende Reflexionen wiedergegeben. Die ſüdliche Form [der] Sonetts zum Beſingen der nordiſchen Naturſchönheiten und [der] Liebe, die jener wieder gleicht, will uns nicht paſſend erſcheinen. Ueberhaupt wünſchen wir, daß dieſe Form, hinter deren [ſcheinbarer] Abgeſchloſſenheit ſich — allerdings ihrer eigentlichen Bedeutung zuwider — nur zu oft Gedankenloſigkeit verbirgt, trotz ihrer [Beliebtheit] mehr wegen der Leichtigkeit (?), mit der man durch dieſelbe [reimen] kann, immer ſeltener angewendet werden möchte. Wir empfehlen den Dichtern zu leſen, was darüber Voß und Jens Baggeſen geſchrieben haben; es iſt noch heute daraus zu lernen, wer überhaupt lernen will.

Richard von Meerheim hat ſchnell hintereinander drei Bände Gedichte herausgegeben, während eine Sammlung ſeiner Gedichte bereits zum Druck wieder vorbereitet wird. In dieſer Geſchwindigkeit des Producirens und bei der Eile, mit der die kaum geborenen Kinder in die Welt hinausgeſtoßen

ne gründliche Feile kaum möglich. In Anerkennung des Verfassers rathen wir ihm größere Sorgfalt und elbstkritik an; hätte er diese letztere an seine „Soldaten- 14) gelegt, so würde er aus der Sammlung manches geschlossen haben, dessen Thema zur poetischen Bearbei- geeignet war, sich also auch nicht poetisch gestalten dere Gedichte dieser Sammlung leiden an einer zu lang lehandlung, durch welche die an und für sich schönen useinander gerissen werden, z. B. „Der Soldaten- ere endlich sind Nachahmungen der Scherenberg'schen hier so weit angewendet ist, daß z. B. in der Scene epol französische Redensarten und französische Verse nd. Es liegt hier der Fehler der Schilderungssucht überhandnimmt, wo man der Phantasie den Zügel sich von ihr fortreißen läßt, statt sie zu beherrschen. Gestaltung, Ruhe in der Ausführung und als erste Ruhe in sich selbst wünschen wir dem Verfasser um a seine poetische Begeisterung eine fesselnde Erschei- ein Talent durchaus nicht gewöhnlich ist.

„Fremde" von Adolf K. (Nr. 15) erscheint mit romanhaften Vorwort von Philipp Galen, obgleich die durch den zuversichtlichen Ton, in welchem sie rden, ansprechen, durch die Sehnsucht nach der Hei- ausdrücken, wohlthätig berühren, dieser Empfehlung bedurften. Einige Lieder übertreiben die Natürlich- Nr. 10. Die Lieder sind in der Fremde gesungen, elblatt erzählt; wie ein rother Faden zieht sich die ach dem Vaterlande hindurch und den einen Wunsch ewahrt der Dichter, dort sein Grab finden zu können:

Nur einem Wunsche gebe ich
Im tiefsten Herzen Raum:
„Dort möcht' ich sterben, wo ich einst
Geträumt den Jugendtraum.

„Denn leben läßt sich allerwärts
In Nord, Süd, Ost und West;
Doch sterben, glücklich sterben, nur
Im alten, lieben Nest."

nnen die Gedichte nur empfehlen und sind wie Ga- t, daß man den Dichter lieben muß, wenn man sein . In unserer gemüthsarmen Zeit ist es eine Wohl- Gefühl und doch immer kräftig und männlich ein seinen Freuden und Schmerzen, mit seinen Gaben ngen, mit seiner Fülle und seinem Mangel" besun- , und einem Charakter zu begegnen, der auch noch treue Liebe zu seiner Heimat bewahrt, ohne senti- satz, um ihrer selbst willen, ohne selbstsüchtige Hoff- r die verstimmten Gemüther unserer Zeit setzen wir Nr. 47 hierher:

habe hart mit meinem Feind gerungen,
Jakob mit dem Engel, Brust an Brust,
habe männlich, redlich und bewußt
Sieges Palme über ihn geschwungen.

Riese war's an Kraft, den ich bezwungen,
daß er endlich mir erliegen mußt',
füllet mich mit Stolz und hoher Lust,
umph! Ein großer Kampf ist mir gelungen.

in eigner Busen war ihm Schild und Schanze,
in Herzblut schlürfte er, sich Kraft zu trinken,
seine Macht erwuchs aus meinem Leid!

eigner Brust erschlug mit Pfeil und Lanze
endlich ihn und sah zu Boden sinken
starken Riesen: Unzufriedenheit.

in Blatt in Lethe" (Nr. 16) ist Varnhagen von Worten gewidmet:

Der leise Zauber der Vergänglichkeiten
Läßt jedes Blatt hinab in Lethe gleiten;
Wohl ihm, wenn seinem flüchtigen Geschick
Den Strom hinab folgt eines Freundes Blick.

Der Dichter ist A. von Maltitz, russischer Gesandter in Weimar, der Bruder des Maltitz, der Schiller's „Demetrius" vollendete. Die Gedichte zeichnen sich zunächst aus durch eine große Klarheit der Darstellung, durch Glätte und Biegsamkeit der Sprache, dann, namentlich was die beiden größern betrifft, durch eine milde und versöhnende Anschauung. Sowol in den biblischen Scenen: „Das erste Verzeihen", wie in den zwei Gesängen zum Epos des Ewigen Juden spricht er den Gedanken aus, daß erst durch Verzeihen die wahre Liebe sich offenbare:

Hast du verziehn? so heißt die erste Frage,
Die unser harrt vor Gottes Angesicht,
Ich bin verstummt an jenem großen Tage,
Mein Heiland hat vergeben — und ich nicht.
Den Wunsch der Rache hatt' ich schnell bezwungen,
Ein Leben durchgekämpft der Pein und Pflicht,
Doch immer fruchtlos mit dem Groll gerungen.

Mit der Behandlung des Sujets „Der Ewige Jude" können wir uns dagegen nicht einverstanden erklären; die Neuromantiker haben diese volksthümliche und an und für sich poetische Figur so zu Tode gehetzt, daß man ihr füglich endlich die Ruhe gönnen sollte. Hier wird nun noch die Einfachheit der Sage verwirrt und geschwächt durch die Verwebung mit andern Sagen, nach welcher eine Bertha von Rosenberg auf Neuhaus in Böhmen, dann sogar der geliebte Jünger Johannes auf Erden die Wiederkehr des Meisters erwarten. Mehr noch als diese größern Gedichte zeigen die Sonette die Vorzüge, die wir oben angaben; die präcisen Gedanken des Dichters nehmen sich in der kunstgemäß begrenzten Form so natürlich aus, daß man sie mit dieser wie von Natur zusammengehörend betrachten muß. Trotzdem wünschten wir, daß die zum größten Theil wohlgefälligen Gedanken der häuslichen Sonette in eine andere Form gekleidet wären; nach unserer Ansicht paßt weder die Schellenkappe noch der Harnisch für das Sonett. Von den erzählenden Gedichten, deren Länge uns nicht erlaubt, eine Probe herzusetzen, nennen wir als die besten: „Der Gegenbesuch", „Traum und Taube", „Der misgönnte Schmerz", „Der Ring des Herrschers", „Die blinde Stimme", „Die Mutter und die Kinder".

Nach diesen lyrischen Dichtern wenden wir uns zunächst zu den drei epischen Erscheinungen, die uns zur Beurtheilung eingesandt wurden. Es sind:

17. Kolberg 1807. Ein vaterländisches Gedicht von Fedor von Köppen. Kolberg, Post. 1857. Lex.-8. 25 Ngr.

18. Gunhilde. Eine Mär von T. Hegener. Berlin, Decker. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

19. Drei Dichtungen von Karl Albert. Ludmilla. Nero. Ariadne. Leipzig, Hübner. 1857. 16. 12 Ngr.

Köppen's „Kolberg 1807" (Nr. 17) ist ein Gelegenheitsgedicht zum Jubeljahre der nie besiegten jungfräulichen Festung, gesungen ihr und dem ruhmvollen Andenken Schill's, Nettelbeck's, Gneisenau's und deren Kampfgenossen zur Ehre. Ist es uns auch oft, als studirten wir den Plan einer Festung, oder als sähen wir ein Schlachtgemälde vor uns, so führt doch die Begeisterung der That uns immer in eine poetische Stimmung zurück und jenes Selbstvertrauen, welches die Preußen auszeichnet vor den übrigen Deutschen, spricht sich so klar und zuversichtlich aus, daß wir diese poetische Beschreibung den vielen in Prosa vorziehen, die zur Jubelfeier die Erinnerung an jene Großthaten in unser Gedächtniß zurückrufen wollen.

„Gunhilde" (Nr. 18) von T. Hegener hat zur Haupt-

heldin eine Königstochter dieſes Namens, um welche der mächtige Wikinger auszieht, ſie mit Gewalt zu werben; ihm entgegen eilt Siegwart der Recke, der Bruder der Maid, mit ſeinen Rittern und Mannen. Harald erſchlägt ihn, ſtürmt die Burg, tödtet den greiſen König und läßt Gunhilden die Wahl, ſein Weib oder ſeine Kebſe zu werden. Sie hält ihn hin mit dem Vorgeben, ſie bereite ihr Hochzeitskleid und flieht dann in der Nacht, unkennbar gemacht durch eine Tarnhaut, nichts mit ſich nehmend als einen koſtbaren Karfunkelſtein und ihre Harfe. Mitleidig aufgenommen von Landleuten, wird ſie dort entdeckt durch Gerold, den Sohn König Elmer's, dem ſie ſich ſpäter durch den Ring als die Tochter eines Königs verräth. Gerold ſchwört, ſie zu rächen und zieht mit ſeinen Mannen gegen Harald; er erobert für ſie die verlorene Königskrone wieder und wird ihr glücklicher Gemahl. Dieſe an und für ſich einfache Mär iſt mit einer großen Lebendigkeit im Nibelungenmetrum erzählt; Anordnung und Verbindung ſind lobend zu erwähnen. Der poetiſche Werth des Gedichts liegt übrigens mehr in der Behandlung als in dem Inhalt, obgleich auch der letztere durch einige Zuſätze erweitert und vollendeter erſcheint, ohne daß die Zuthaten ſtörend oder fremd wären. Die Charaktere ſind mit großem Geſchick mit wenigen Strichen und dabei mit Wahrheit gezeichnet; ſo iſt die Liebe Gerold's nicht gleich vollendet, ſie entwickelt ſich dem Charakter angemeſſen; er liebt nicht mondſüchtig wie ein irrender Ritter, ſondern er faßt als Recke die Liebe mit derber Liebe. Tadeln müſſen wir nur das „ſeidene" Lager Harald's und eine etwas zu weit ausgeſponnene Beſchreibung der Geſchichte Gunhildens als Magd.

Karl Albert gibt in ſeinen „Drei Dichtungen" (Nr. 19) auf wenigen Seiten drei epiſche Gedichte; von dieſen ſind „Nero" und „Ariadne" ohne weitere Reflexionen nach den allgemein bekannten geſchichtlichen Thatſachen und nach der oft erzählten Sage in Verſe gebracht. Die genannten ſind inſofern viel vorzüglicher als die erſte Dichtung „Ludmilla", die, was Erfindung und Ausführung betrifft, eine wahrhaft kindliche Naivetät zeigt. Solch eine Unkenntniß der Lebensverhältniſſe haben wir kaum bei einem erwachſenen Menſchen für möglich gehalten. Wie kann der Dichter es entſchuldigen, daß ſeine Heldin Ludmilla den Wittwenſchleier abreißt, um einen fremden irrenden Ritter zu empfangen; daß er ſie gleich ſo verliebt in den Fremden ſchildert, daß ſie ihn immerfort anſehen muß, an ſeinem Angeſicht hängt, mit ihm die ganze Nacht in Geſprächen durchwacht! Dazu kommen Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, z. B. daß man ſchon nach wenigen Wochen die Liebe mit andern Augen anſieht u. dgl. Wir hatten genug, als wir S. 5 laſen, was der Wald an Karl Albert erzählt:

Und in der Luft ein Mückenchor
Sang ſüßen Lauts an ſeinem Ohr,
Das klang wie himmliſches Flötenſpiel.
Ja ſelbſt die Pilze auf der Erden
Stimmten mit ein mit verliebten Geberden,
Und ſchreien mit breitem Maule dumpf,
So wie die Fröſche im tiefen Sumpf.
Und Ludwig hört das ſüße (sic) Lied u. ſ. w.

Der lieben Conſequenz zu Liebe laſen wir bis zu Ende und geben dem Leſer aus unſern bei dieſer Arbeit gewonnenen Leſefrüchten noch einen Vers, der viele ähnliche in dieſer Dichtung hat:

Ihr habt, wie ich auch weine, weine,
Kein Herz für meine Pein,
Ich bin, o Gott, ſo ganz alleine,
Ich bin ſo ganz allein.

Wenden wir uns von dieſem neuen Stern an dem Himmel der Poeſie zu den in weitern Kreiſen bekannten Namen, ſo liegen uns diesmal vier zur Beurtheilung vor, die wir der beſſern Ueberſicht wegen hier zuſammenſtellen:

20. Lieder und Gedichte von Theodor Apel. Leipzig, D. gand. 1857. 16. 20 Ngr.
21. Die Poeſie beim Weine. Von Johann Nepomuk V. Wien, Wendelin. 1857.
22. Dichtungen von Adolf Schirmer. Wien, Wallis ſer. 1856.
23. Neue Reiſebilder aus der Schweiz von Adolf Stö St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1857. 16. 12

Theodor Apel's „Lieder und Gedichte" (Nr. 20) ſ nicht beſſer beurtheilt werden, als durch das Motto, d Dichter ihnen ſchrieb:

Vom Herzen zum Munde,
Vom Munde zum Herzen.

Herzlich, wie ſie geboten ſind, werden die Lieder des gers auch begrüßt, aus denen ſo vieles herauszuleſen iſt, wohlthätig berührt, was das Herz weich macht und den fröhlich, alſo jene Bedingungen ſchafft, die zum Empfinden Verſtehen des Geſchaffenen beitragen. Seine heitern G Producte des Gleichgewichts ſeiner Seele, ſind wohl zu bea ſeine Lieder ſind muſikaliſch; ſeine „Gypreſſen", feierliche würdige Klagen über den Tod ſeiner ihm ſo früh entriſſenen G werden durch das tiefe und wahre Gefühl, das ſich in ausſpricht, wie durch ihre objective Faſſung Nachklang in chem Herzen finden. Er ſingt:

Es iſt vorbei, die letzte Scholle legt
Aufs Grab die Liebe, zitternd, tiefbewegt!
Ein Blick empor — ein Seufzer flüſtert hohl:
„Ich liebte dich, du ſchiedeſt, ruhe wohl!"
Dann ballt die Hand ſich wüthend vor der Stirn:
„Nun ſchaffe Troſt, erfindungsreiches Hirn;
Troſt für die Qual, die mir das Herz zerreißt,
Den Spruch, der hier noch ſeine Kraft beweiſt,
Den Waſſerſturz, der ſtark dem Feuer wehrt,
Wenn einmal nicht ſein Zorn mich auch verzehrt!"
Der Ruf verhallt, des Schlummers Bruder geht
An dem vorbei, der ihn um Hülfe fleht.
Treu ſchmückt der Mann, der Greis im Silberhaar
Ihr ſtilles Grab, die ihm ſein Liebſtes war.
Er überwand des Schmerzes wilde Macht.
Wie nächt'ges Graun des Mondes ſtille Pracht.
Das liebe Bild, er grüßt es ſtillerfreut,
Wie junges Grün, wenn ſich der Lenz erneut.
Wie, wär' ſie todt, die mir im Herzen lebt?
Mir, dem ein Gott den dunkeln Schleier hebt?
Die Hülle ſchläft hier unter grünem Moos,
Die Seele lebt zu ihres Schöpfers Ruhme!
Ein Trauermantel in der Lilie Schos —
Der Pſyche Bild im Kelch der Todtenblume!

Von den folgenden ernſten Gedichten ſind dem Dich drei erſten am beſten gelungen, während „Junker Hans Liebchen" zu lang im Verhältniß zur Handlung ſelbſt

„Die Poeſie beim Weine" (Nr. 21) hat J. N. Vogl faſſer, den ſo fruchtbaren öſterreichiſchen Dichter, der jeden Gedanken gereimt auszuſprechen ſcheint, um den ſo entſtan Vers gleich der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Vogl, v bereits 25 Bände Gedichte erſchienen ſind, beſingt hier auf 156 ten den Wein in einzelnen Liedern. Seine Gedichte mach das bei der Geſchwindigkeit ſeines Producirens nicht anders kann, den Eindruck des Improviſirten; ſie ſind gemüthlich fro und leicht, und darin liegt die Erklärung ihres Erfolgs für Auch die vorliegende Sammlung enthält wieder alle gute Eigenſchaften, die erſte Abtheilung erlebte ſogar ſchon die Auflage. Es beſchleicht uns dabei ein Gefühl, wie wenn die Farbenſkizze eines Malers in Mode theurer bezahlt wird als die gediegene Arbeit eines unbekannten Künſtlers. Die dichte ſind ſelten bedeutender, als das nachſtehende:

Leere Taschen,
Volle Flaschen
Laff ich mir noch gelten.
Leere Flaschen,
Volle Taschen
Wäre traun zu schelten.

Volle Taschen,
Volle Flaschen,
Freunde, das ist selten.
Leere Flaschen,
Leere Taschen
Trifft du aller Welten.

Es ist für den Kritiker wie Manna in der Wüste, wenn er unter Masse werthloser Producte hier und da die Arbeit eines Talentes entdeckt, das weit hervorragt über seine Genossen. Bei Schirmer's „Dichtungen" (Nr. 22) haben wir vor allem eine leichte Fassung und eine gewandte Behandlung des Reims zu loben, das selbst über die etwas eintönige Form hinwegsehen lassen. Auch finden wir Klarheit der Gedanken, die auch keinen Anstoß durch die Fülle der zum großen Theil schönen und neuen Bilder beeinträchtigt wird; im Gegentheil stehen die letztern in wohlthuendem Einklang und zeigen so des Verfassers wahres Talent. Die Gedichte geben übrigens die Bestätigung unserer Ansicht, daß man glänzend sein kann, ohne darum die Einfalt und Natürlichkeit aufzugeben. Nur das Gedicht „An Frankreich" und zwei aus dem Cyklus „Lorbern" („Kaulbach" „Radetzky") scheinen mehr gemacht als empfunden zu sein. Wir geben die Beschreibung des jetzigen Venedig zur Probe:

Verödet die Paläste, morsch, zerfallen
Die kühne Pracht, dahin des Stolzes Glanz,
Zu Staub die Höhen, schweigenvoll die Hallen,
Verwelkt des Daseins Blütenkranz.

Ein Pergament, das noch mit altem Ruhme
Verblichen prahlt, so liegst du leblos da,
Entmarkte Dogenstadt, verdorrte Blume
Des Riesenkelches Adria.

Der Zeitensturm, des Schicksals bleicher Scherge,
Schnitt höhnisch deine Simsonslocken ab,
Die Gondeln dein sind flutumspülte Särge,
Dein Meer ein mächtig Wogengrab.

Nicht neigt sich's liebend vom Altane nieder
Im lichten, duftgetränkten Mondenschein,
Verhallt sind längst der Minne Zauberlieder
Und düstre Schwermuth hüllt dich ein.

Auf daß kein Blick sich hoffnungsmuthig labe,
Wo alles rings erinn'rungsschmerzlich klagt,
Hat die Natur an deinem stillen Grabe
Dir ihren holden Schmuck versagt.

Der Lorber, ach, steht deinen Trümmern ferne,
Und die Cypresse, die sich träum'risch bückt,
Der Epheu, der Vergängliches so gerne
Mit lieblicher Romantik schmückt.

Rings Meer und Stein, wohin der Blick sich wendet,
Und nirgends einer Zukunft Blumenhag,
So ist dein trotz'ger Riesenleib verendet,
Und starrt im Flutensarkophag.

Es ruht auf dir des Zeitenfluches Schwere,
Venezia, die einst „die stolze" hieß,
Du trauernd Pompeji auf dem Meere,
Versteinert, träumend Paradies!

Die „Neuen Reisebilder aus der Schweiz" (Nr. 23) von Stöber geben eine poetische Beschreibung einzelner Gegenden der Schweiz, die von warmem Verständniß für Naturschönheiten zeugen und eine Fähigkeit, diese zu schildern, beweisen. Begeisterung für die Wahrheit und Einfachheit der Bewohner, die Stöber so glücklich ist, noch hier und da zu entdecken, und die denselben dargebrachten Huldigungen zeichnen dies Büchlein aus, das als Fortsetzung früher erschienener Reisebilder von demselben Verfasser besonders denen empfohlen sein mag, die eine freundliche Erinnerung an die Schweiz in ihrem Gedächtniß auffrischen wollen.

Es bleibt uns noch übrig, nach diesen 23 Dichtungen eines poetischen Jahrbuchs zu gedenken, das uns aus Rußland dort gesammelte deutsche Gedichte bringt. Die Sammlung nennt sich:

24. Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Erster Winter. Leipzig, Dörffling und Franke. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Der Herausgeber ist wie wir vermuthen Jegór von Sivers, von dem jedenfalls das Vorwort herrührt und dessen treu bewahrtes Interesse für deutsche Literatur sich auch in seinen „Deutschen Dichtern in Rußland" neu gezeigt hat. *) Seine poetischen Beiträge zu diesem Jahrbuch zeigen im Vergleich zu den Gedichten in „Palmen und Birken" leider eher einen Rückschritt als einen Fortschritt, auch sind sie im Verhältniß zu den übrigen Beiträgen quantitativ sehr unbedeutend. Auch unter den übrigen Dichtern haben wir keine Erscheinung zu begrüßen, die eine Zukunft verspräche, obgleich die Beiträge derselben zum Theil immer noch besser sind als diejenigen, mit denen gewöhnlich die deutschen Musenalmanache gespickt werden. Durch geschickte Erfindung, durch Tiefe des Gefühls und durch Fähigkeit, diese zu verbinden, zeichnet sich namentlich Ferdinand Adolf Gelbcke aus. Immerhin begrüßen wir mit Freuden diese Kinder des Nordens, die schon als ein Zeichen deutschen Gemüths aus dem fremden Reiche sich in Deutschland einer freundlichen Aufnahme versichert halten können. 3.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Erster Artikel: In Chronik und Sage.

1. Chronik der Friesischen Uthlande von C. P. Hansen. Altona, Lange. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von F. Schönwerth. Erster Theil. Augsburg, Rieger. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Siebenbürgische Sagen, gesammelt und mitgetheilt von Friedrich Müller. Kronstadt, Kött. 1857. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.
4. Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Von Theodor Vernaleken. Wien, Seidel. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Chronik, welche wir an die Spitze unserer Mittheilungen gestellt haben, beschäftigt sich vorzugsweise mit der Culturgeschichte des kleinen Volksstamms, von dem sie handelt, und findet daher passend einen Platz unter den neben ihm zu besprechenden Werken. Der Verfasser der „Alpensagen" bemerkt sehr richtig: „Sprache, Spruch und Brauch sind eine wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüths- und Gedankenlebens eingetragen haben." Der Charakter eines Volks ist ein Hauptfactor seiner Geschichte; der Sagenkreis eines Volks und Herkommen, Sitte und Gebrauch, welche sich darin abspiegeln, geben für den Charakter desselben das beste Verständniß. Es ist ein Vorzug der Hansen'schen Chronik, daß sie sich nicht auf trockene Thatsachen beschränkt, sondern, an dieselben anknüpfend, überall, wo sich die Gelegenheit darbietet, auf Sitten und Gebräuche, Mythologie und Sage näher eingeht. Wer von dem kleinen Insel- und Küstenstrich des Herzogthums Schleswig (zwischen 54°16′ und 55° nördl. Br.), der den Namen der Friesischen Uthlande oder Nordfriesland

*) Auch in seiner 1857 in Riga erschienenen Sammlung „Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland", die wir noch besonders anzuzeigen uns vorbehalten. D. Red.

führt, ein recht lebendiges Bild erhalten will, dem kann getrost diese Chronik empfohlen werden. Und interessant ist das Ländchen, von dem es besonders wieder die Inseln, als Föhr, Sylt, Amrum, Pellworm, Nordstrand, Helgoland (seit 1808 englisch) und die Halligen (nur wenig über das Meer hervorragende Inselreste) sind, mit denen sie sich beschäftigt. Denn während anderwärts der Schauplatz der Begebenheiten, wenn auch an der Oberfläche manchen Veränderungen unterworfen, doch in der Basis stabil bleibt, ist er hier eben in der Basis einem ewigen Wechsel unterworfen, das Drama spielt nicht auf ihm, er spielt es selbst mit, und zwar in höchst stürmischer und tragischer Weise. Um 1250 enthielten die Uthlande 50 Quadratmeilen, 1850 nur noch 16, und das trotz eines von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesetzten Kampfes mit dem Meere, der Bewunderung erregt. Denn die noch vorhandenen 16 Quadratmeilen sind nicht blos die Ueberbleibsel des alten Landes, sie bestehen zum großen Theil aus Kögen, d. h. aus Land, was man dem Meere durch Eindeichung abgerungen hat, und wie oft wurde, was ein Geschlecht gewonnen hatte, dem andern wieder geraubt! Ursprünglich bestanden die Uthlande nur aus Inseln. Durch die Arbeit des Meeres und der Menschen wurden mehrere derselben, wie Eiderstedt, Ewerschop und Utholm, ingleichen die Böcking- und Wiedingharde, mit dem Festlande verbunden; andere, wie das große blühende Nordstrand, zertrümmerte das Meer. Die heutigen Inseln Nordstrand und Pellworm sind Stücke derselben. Ueber 50 Kirchen mit ihren Kirchspielen liegen unter Sand und Flut begraben. Am schlimmsten erging es der Insel Nordstrand. Im Jahre 1300 verlor sie acht Kirchspiele mit 7600 Menschen; bei der völligen Zerreißung im Jahre 1634 gingen 19 Kirchen, 30 Mühlen und mehr als 1300 Häuser zu Grunde, 8000 Menschen verloren die Heimat, 6200 Menschen und 50,000 Stück Vieh ertranken. Auf den Trümmern der Insel waren die Pellwormer am glücklichsten. Sie vermochten es, die Wehlen zu verstopfen und die Deiche wiederherzustellen. Nicht so die übrigen Nordstrander. Das Unglück war ein allgemeines gewesen, die Nachbarn konnten keine Hülfe leisten. Der Deichbau unterblieb, sie nährten sich von Schafzucht, Fischerei und Torfgraben. Da erbot sich eine Gesellschaft Niederländer, das, was jetzt die Insel Nordstrand ist, zu umdeichen. Herzog Friedrich III. zu Gottorf ging darauf ein, und die armen Nordstrander wurden erbarmungslos aus ihrer Heimat und ihrem rechtmäßigen freien Eigenthum vertrieben und mußten bis zum letzten Mann auswandern. Die reichen Niederländer traten das unverdiente Erbe an, die Insel gehörte aber nicht mehr zu den Friesischen Inseln.

Unstet wie der Boden war das Geschick der Menschen, die ihn bewohnten. Im 5. Jahrhundert zogen die Uthländer mit den Angeln nach Britannien; von 800—1000 beraubten sie mit den Dänen die westeuropäischen Küsten: im 11. Jahrhundert litten sie Noth, weil die Raubzüge aufhörten und der Deich- und Ackerbau erst gelernt werden mußte; im 12. machten sie Fortschritte hierin und befanden sich wohl; im 13. lebten sie frei und glücklich, wenn auch nicht ohne Kampf gegen die Dänen; vom 14. an begannen die massenhaften Zerstörungen durch die Fluten, kein Jahrzehnd ohne gefährliche Ueberschwemmung, kein Jahrhundert ohne eine oder mehrere Hauptverwüstungen; 1386 kamen sie unter holsteinische Herrschaft und blieben wechselnd bald unter dieser, bald unter dänischer Oberhoheit, oft mitten voneinander gerissen, oft von zwei Herren zugleich in Anspruch genommen und von beiden besteuert und zu Land- und Seedienst angestrengt. Vor harten Stallern oder Vögten, die nach Willkür mit Hinrichtungen, Nasen- und Ohrenabschneiden verfuhren, und von denen einer einer Bauerfrau, die sein Kind nicht säugen wollte, die Brüste abreißen ließ, zogen sie sich auf die äußersten Inseln und Landecken, „auf das freie Meer", zurück und wurden Stranddiebe und Seeräuber. So oft Gewalt nicht vor Recht ging, hatten sie ihr eigenes Volksgericht sammt Verwaltungsrath. Das alte Landrecht des Siebenharderbundes, unter den Auspicien des Herzogs von Holstein und Schleswig, 1426 neu festgestellt, enthält noch die altgermanischen Bußen für Todtschlag und Körperverletzung nach festen Geldsätzen. D tige wurden das erste mal gewarnt. Zwei Verkappte üb den Schuldigen bei nächtlicher Weile, führten ihn [illegible] feldein und ließen ihn nach langer Wanderung vor einem Abgrund oder offenen Grabe stehen. Wiederholte er nach Verwarnung (Trakkin) das Verbrechen, so erfolgte die w Ersäufung (Brögin), eine Strafe, die aber bei Ehebruch durch Gatten, Vater oder Bruder ertheilt werden konnte, noch im 17. Jahrhundert, wo das Verfahren abkam, der tigam die Braut unter Dach und Schwert (das als S ins Dach gesteckt war) in sein Haus einführte. Im Sta stadium haben die Uthlande zwei berüchtigte Helden aufzu den vielbesungenen, zu Hamburg hingerichteten Claes Stö der seinen festen Hof Bombüll auf Wiedingharde hatte, u langen Peter von Hornum (Südspitze der Insel Sylt), der Flagge Galgen und Rad als Wappen führte und den Matrosen als Feldzeichen auf die Kleider nähen ließ. sein Ende ist nichts bekannt; er verschwindet aus der Ge nachdem er noch im Jahre 1515 den Ost- und Westfrie ihre sächsischen Herren beigestanden und einer holländischen welche den Truppen des Herzogs Georg von Sachsen P und Proviant zuführen sollte, 18 Schiffe abgenommen u Mann zu Gefangenen gemacht hatte.

Später wandten sich, während die Festlandfriesen sich her den Ackerbau ergriffen hatten, auch die Inselfriesen rer Hantierung zu und wurden Walfischfänger, wozu auf hamburger Schiffen auszogen, darunter selbst Knab 10 und Greise von 80 Jahren. Um 1650 stellten die I sen bis an 4000 Matrosen, Speckschneider, Harpun Steuermänner, sowie viele Commandeure. Die Reisen vier bis sechs Monate, die übrige Zeit brachten sie in ihrer Familien zu. Hier studirten sie fleißig Navigati wofür auf den Inseln selbst die tüchtigsten Kräfte sich bo deten, wie unter anderm der Bauer Momsen (1735—18 ein Universalgenie war: Sprachkundiger, Kupferstecher schneider, Uhrmacher, Optiker, Astronom, besonders aber au neter Mathematiker und Navigationslehrer, aus dessen Sch große Anzahl tüchtiger Steuermänner und Schiffsleute vorgingen. Nach und nach werden aus den Grönland Handelsschiffahrer. In der größten Glanzperiode hat 6000 Einwohnern 1600 Seefahrer, Sylt bei nicht ga Einwohnern 600 Seefahrer und über 100 Kapitäne. D sten Fahrten gehen jetzt ins Mittelländische Meer, sel West- und Ostindien. Viele erleiden merkwürdige Sc namentlich als Sklaven in Algier und Tunis, wo ein hohen Würdenträgern steigen, die meisten aber nach einig ren wieder losgekauft werden. Manche bringen es auch vilisirten Ausland zu Amt und Ehren. Niß Ipsen di dem Hofe Bombüll (dem ehemaligen Störtebeker'schen schloß) als Knecht und erstach einen schwedischen Offi seiner Braut Grete, die ebenfalls auf dem Hofe dienst renhafte Zumuthungen machte. Er floh nach Holland, Stufe zu Stufe und wurde endlich Admiral. Jetzt k nach Hause: „As du nog van der Gesynning biſt, twillh do ick mit dy daglik op Bombell dende; so kam te mi Haag un war myn Frow. Ick bin tegenwordig hollandi miral. Nis de Bombell vormalen Nis Ipsen, dyn getro digam. Aan myn Grethje." Und Gretchen kam auch n Frau. Daß von den Tausenden, die hinauszogen, Hunder wiederkamen, versteht sich von selbst. Daher findet i Inseln auch stets ein numerisches Uebergewicht der w Bevölkerung über die männliche statt. Auch ist der E der Frauen durch die Verhältnisse, wie wir sie bisher ge haben, wesentlich modificirt. Fast die größte Zeit ihres auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen, in früher hunderten bis zur Vertheidigung des Herdes und der Ka gen benachbarte Wogenmänner (Seeräuber) und sonstige liche Nachbarn; mit der fast alleinigen Erziehung der und neben der Sorge fürs Haus zugleich mit der für Land

ıd Küſtenſchiffahrt betraut, ſind ſie jeder Anſtrengung
ı, fleißig, arbeitſam, ſparſam, ernſt, muthig und tapfer;
ȝ herriſch, halsſtarrig und feſt am Hergebrachten hän-
:ebrigens wird ihre hohe Geſtalt und ſchöne Geſichtsbil-
wie ihre Keuſchheit und muſterhafte Treue gegen die
ı gerühmt. Bezeichnend für die Zuſtände der Inſeln
aß nach dem neuen Landrecht von 1568 die Mädchen
die Knaben mit 18 Jahren mündig werden. Die Män-
frieſiſchen Inſeln ſind ernſt, ruhig, beſonnen, nüchtern,
atkräftig, intelligent und tapfer, aber etwas „ungeſchli-
ein alter Chroniſt ſagt, und daneben hab- und ſtreit-
Die Strandiebſtähle, die barbariſche Ausbeutung des
ȝon barbariſchen Strandrechts und die Zerwürfniſſe der
u unter ſich und mit ihren Nachbarn, den Dithmar-
welchen letztern aber die Dithmarſchen nach Hanſen
Schuld getragen haben), bilden dunkle Schatten in dem
en Charaktergemälde des Volks.
:e Chronik enthält noch eine Menge intereſſanter De-
in z. B. der Deichbau, die Merkwürdigkeiten der Wat-
ſutete ehemalige Landflächen, die zur Ebbezeit trocken
ıd einen Flächenraum von 40—50 Quadratmeilen
), die Entſtehung, Bildung und Wanderung der Dü-
ogelkojen zum Fang wilder Enten (in einem Herbſt
0000 Stück), die Auſternbänke und die Eierlager mit
:rkönigen" gehören; indeß müſſen wir uns mit dieſer
; begnügen. Die Darſtellung iſt, wie dies der Chro-
ſich bringt, mehrentheils etwas trocken; doch entſchä-
ıtoff, auch iſt ſie durchweg kräftig und erhebt ſich an
Stellen, z. B. bei der Schilderung vom Untergang der
ıſtrand, zu lebendigen und ſchönen Formen.

Norden wenden wir uns zu einem verwandten Stamm
Die Sitten und Sagen „Aus der Oberpfalz" ſind
intereſſanter und werthvoller Beitrag zur deutſchen
d Culturgeſchichte. Der Verfaſſer, ſelbſt ein Ober-
: mit Liebe, Ausdauer und Umſicht geforſcht, in einer
: es nur dem bereits Eingeweihten möglich iſt. So
ie Forſchung, ſo ſyſtematiſch und abgerundet iſt die
. Der Verfaſſer bedauert, noch kein abgeſchloſſenes
en zu können. „Kraft und Gelegenheit reichen nicht
in kürzerer Friſt zu liefern als in einem Menſchen-
:r bisjetzt vorliegende erſte Theil beſteht aus ſechs
on denen das erſte, die Einleitung, über Herkunft und
:r Oberpfälzer tiefer eingehende Aufſchlüſſe gibt, wäh-
nf folgenden Bücher von der Braut, der Mutter und
, dem Tod, den Hausthieren ſammt deren vornehm-
ı, den Hexen, endlich von der Frucht des Feldes
:des Buch zerfällt in logiſch geordnete Unterabſchnitte,
reichen Schatz von Sitten und Gebräuchen, denen
r am Schluß die entſprechenden Sagen angeknüpft
Bauer und die Bäuerin, welche die unendliche Maſſe
chkeits- und Anſtandsregeln, von Vorſchriften, die
ıleben, in der Haushaltung und Wirthſchaftsführung
:n ſind, von Pflichten gegen die „Armen Seelen"
jllofen Schutz- und Trutzmitteln gegen Zauber aller
, Böſen Blick, Beſchreien und Wilmesſchneiden ſich
prägen und vorkommendenfalls anwenden wollen,
Aufgabe zu löſen, die vor ihrem Gedächtniß und ih-
und Geiſtesgegenwart allen Reſpect einflößt. Schade
ȝ zu manchem durch ſchöne Symbolik Ausgezeichne-
:etiſchen und wahrhaft Sittlichen der dickſte Aber-
abſolut Widerſinniges, und zwar letzteres quanti-
egend, hinzugeſellt. Wir können daher dem Vorred-
:ks, Wolfgang Menzel, in ſeinem Anathema über die
Aufklärung in Geſetzgebung, Adminiſtration, Schule
und über die „unzähligen Dorfſchulmeiſter und
:hülfen, die es ſich zur Aufgabe gemacht, den angeb-
lauben des Volks auszurotten", keineswegs unbe-
:n; denn daß z. B. der wahnſinnige Hexenglaube mit
ſeinen Millionen blutig zerfleiſchten Opfern, wenigſtens den Hexen — denn deren gibt es nach dem Glauben des Volks noch genug und ſatt — wenn auch nicht den Hexengläubigen gegenüber, ſo ziemlich unſchädlich geworden iſt, das haben wir doch eben jener Aufklärung zu verdanken, die zu ihrer Zeit auch eine „ſogenannte" genannt wurde und die ſich dem „angeſtammten, naturwüchſigen Weſen, Sinnen und Denken des Volks" jener Zeit, das in Hexenproceſſen, Hexentorturen und Hexenverbrennungen ſchwelgte, mit Erfolg entgegengeſetzt hat. Wir verkennen nicht, daß in manchen ſchönen Volksgebräuchen ein „Schatz von Volksmoral" enthalten iſt. Dieſer Schatz beſteht aber aus Weizenkörnern, die mit Unkraut vermiſcht ſind, und man kann die erſtern abſondern und das Feld weiter damit beſtellen, ohne dem letztern einen gleichen praktiſchen Werth zuzugeſtehen. Dagegen können dieſe praktiſch verwerflichen Dinge wiſſenſchaftlich und culturgeſchichtlich von hohem Werthe ſein, und es gelten demnach die hier eingeſchalteten Bemerkungen dem Vorredner und dem Verfaſſer: letzterm, wo er mit dem Aberglauben halb und halb ein Compromiß eingeht, wie z. B. beim Liebeszauber und bei den Angriffen des Böſen und der ihm verfallenen Menſchen auf Mutter und Kind, nicht dem Hauptinhalt des Werks.

Der Verfaſſer erklärt den Kernſtamm der Oberpfälzer für einen gothiſchen, wofür die mit der ſkandinaviſchen vielverwandte Mundart ſpreche; jedoch nicht ohne Beimiſchung von czechiſchen Elementen im Oſten und von wendiſchen im Norden und Weſten, während Karl der Große Sachſen dorthin verpflanzt habe und die Franken als Herrſcher eingezogen ſeien. An vielen Gebräuchen wird der heidniſche Urſprung überzeugend nachgewieſen. Sie erhielten ſich anfangs als geheimer heidniſcher Gottesdienſt, ſpäter, mit chriſtlich-kirchlicher Zuthat, als Abwehrmittel gegen den noch immer gefürchteten Einfluß der alten Götter oder der an die Stelle derſelben getretenen Zauberer und Hexen ſammt ihrem Oberhaupt, dem Teufel. Die wichtigſte Rolle unter den Abwehrmitteln ſpielt der Gebrauch geweihter Dinge, an erſter Stelle des Weihwaſſers, das in keinem Hauſe fehlt, dann der Palmenkatzen (geweihter Zweige einer Palmenart), geweihter Kräuter, geweihten Salzes, Korns u. ſ. w. Auch die Ausſtattung der Braut wird geweiht (benedictio vestimentorum) und das Ehebett (benedictio thalami). Die Sitte des Weihens an ſich wäre ſchön; nur der Zweck, daß es zum Schutz gegen Zauber, Böſen Blick, Hexerei und dergleichen diene, verunſtaltet den Brauch. Ein förmlicher Belagerungszuſtand in Dorf, Flur und Haus findet zu Walpurgis ſtatt. Den ganzen Tag vor Walpurgis ſchon darf kein fremder Menſch in den Stall; vor Sonnenuntergang wird er mit Dreikönigsrauch ausgeräuchert und mit Dreikönigswaſſer „ausgeſetzt" und dann zugeſchloſſen. Die Meßknaben ſprengen von Haus zu Haus alle Räume mit Weihwaſſer; dem Vieh wird geweihtes Salz eingegeben; an die Stallthür macht man drei Kreuze und legt zwei Miſtgabeln kreuzweiſe davor; ebenſo vor die Stallfenſter drei Zweige vom Kreuzdorn kreuzweiſe. Selbſt die Birkenbäumchen, der freundliche Maienſchmuck, ſind ein Präſervativ gegen die Hexe, die nicht ins Haus kann, bevor ſie alle Blätter an dem Bäumchen gezählt hat. Zu gleichem Zweck dienen drei ausgeſtochene grüne Waſen; die Hexe muß erſt alle Gräschen zählen, und, um ihr es ſchwerer zu machen, legt man den Raſen verkehrt. Die Bäuerin brennt der Hexe die Augen aus, d. h. ſie bäckt „Kücheln" von neunerlei Art; die jungen Burſche peitſchen, knallen und ſchießen durchs Dorf, alles übers Kreuz und namentlich vor den Häuſern, wo ſie eine Hexe vermuthen. Aehnliche Vorkehrungsmaßregeln finden beim Austreiben des Viehs auf die Weide am Walpurgistage ſelbſt ſtatt. Doch genug des Walpurgisſpuks. Wir müſſen noch einiger Gebräuche gedenken, die ſich theils durch ihre Originalität, theils durch poetiſchen Anhauch oder ſchöne Symbolik auszeichnen. Sie finden ſich reichlich genug vor und die Auswahl wird ſchwer.

Beim „Heirathstage" (Abſchluß des Ehevertrags) wird ein Mahl gehalten, von dem der „Bſchoid" (Beſcheid) neben den Nachbarn auch den etwaigen frühern Geliebten der Braut und

des Bräutigams zugesendet wird — zur Versöhnung. Während dieses Mahls kommt ein altes Weib und wirft dem Bräutigam mit scheltenden Worten ein Wickelkind vor die Füße; aller Blicke richten sich auf ihn, ob er sich nicht verfärbe, d. h. ob er eine heimliche Liebschaft oder gar uneheliche Kinder zur Seite habe. In der Verkündezeit (der Zeit zwischen dem Heiraths- und dem Trauungstage) geht die Braut schön geputzt von Haus zu Haus und sammelt Geschenke zum Hausbedarf für die neue Wirthschaft; selbst die reichste thut es, demuths- und ehrenhalber, um der Leut Lieb und Freundschaft willen. Wenn der Kammerwagen abgeladen wird, muß der Bräutigam die Wiege ins Haus tragen; ebenso den Strohsack zum zweischläfrigen Bett, der statt mit Stroh mit Steinen und Holz gefüllt ist, er muß ihn allein zur Bettstatt bringen, zur Kraftprobe. Wenn die Braut am Trauungsmorgen beim Bräutigam eintritt, reicht man ihr einen Trunk Wasser, daß sie nicht übermüthig werde. Beim Hochzeitszuge in die Kirche tragen alle Männer Limonensträußchen, d. h. einen Rosmarinzweig in einer Limonie steckend. Der Bräutigam trägt, wenn er Junggesell ist, auch einen Kranz um den Hut. Dem Brautpaar werden zwei Stangen mit rothen Bändern vorgetragen; heirathet ein Witwer eine Jungfrau, so ist eins blau; eine Witwe, so sind beide blau. Beim Verlassen der Kirche halten alle Gäste, die zum Laufen geschickt sind, vor der Kirche einen Brautlauf. Sie ziehen Rock, Schuhe oder Strümpfe aus, der Brautführer geht ein paarhundert Schritt voraus, wirft den Hut in die Luft als Zeichen zum Aufbruch, und fängt ihn mit dem Degen oder Stock auf. Wer den Hut zuerst ergreift, ist Sieger und erhält einen Preis und das Hochzeitmahl ohne Entgelt. Den Ehrentanz nach dem Mahle hält die Braut mit jedem Gaste, jedesmal drei Reihen, in der Ordnung, wie der Hochzeitlader sie vorliest; sie hat es gern, wenn sie dabei hoch gehoben wird, je höher, desto besser gedeiht der 'Flachs. Die Liebesorakel sind zahllos. Sehr bezeichnend ist folgendes: In der Mitternachtsstunde des Andreasabends deckt das Mädchen den Tisch mit einem weißen selbstgesponnenen Tuch und stellt zwei Gläser, eins mit Wasser, das andere mit Wein', darauf; sie selbst steht in der Ecke. Dann kommt der Zukünftige; ist er reich, nimmt er den Wein; ist er arm, trinkt er Wasser; stirbt er, ehe er sie heirathet, so erscheint er im Leichentuch, stürzt die Gläser um und stellt eine Sanduhr dafür hin. Wenn die Schwangere ein Gelüst hat, soll sie mit der Hand nicht an den Leib kommen, sonst bekommt das Kind das Mal des Gelüstes, wo es berührt ist. Ist eine Schwangere vor einem Gegenstand erschrocken, so muß sie noch einmal zurücktreten und den Gegenstand recht besehen, oder sogleich in die rechte Hand schauen und dazu den Namen ihres Mannes denken. Wer ein Kind über die Taufe hält, baut sich eine Stufe in den Himmel. In der Regel stehen gegenseitig zwei Familien bei allen Kindern Gevatter. Die Taufe findet gewöhnlich am Tage der Geburt statt. (Das neugeborene Kind wird dabei oft stundenweit in die Kirche und dann auch noch ins Wirthshaus zum Schmaus getragen, ehe es zur Mutter zurückkommt!) In Geigant kommen, wenn das Kind nach der Taufe wieder bei der Mutter ist, die Nachbarsweiber aus dem ganzen Dorfe zu ihr und bringen dem Kinde Semmeln und Zucker, wäre es auch nur um eines Kreuzers Werth, damit es nicht neidisch werde. Selbst solche kommen, die das ganze Jahr hindurch mit der Mutter in Feindschaft gelebt haben. Der Tauftag wird so zum Versöhnungstage. Eine Kindbetterin soll in den sechs Wochen, besonders aber in den ersten vierzehn Tagen, nichts arbeiten, es wäre denn für ihr Kind und sich. Das erste Badewasser des Kindes wird unter einen Rosenstrauch geschüttet, damit das Kind blühend werde. Wenn es zum ersten mal in die Schule geht, schlägt man es mit Wintergrün auf den Kopf und spricht: „Geh' und lerne was." Hat die Drud ein Kind ausgewechselt, so ergeht es diesem so, wie der Wechselbalg behandelt wird. Bei diesem, dem Aberglauben gegenüber wenigstens sehr heilsamen Satze müssen wir abbrechen, obschon noch vieles besonders Interessante, namentlich über das treue Andenken der Lebenden an die Todten (Arme Seelen), über die Hausthiere [illegible] in der Weihnachtszeit zu reden und zu prophezeien, [illegible] digbegraben eines jungen Lamms unter der Stallthür [illegible] bleibsel der grausamen heidnischen Sitte, bei [illegible] Gebäuden ein Opfer aus denjenigen Wesen, [illegible] sollen, und zwar eines Jungen oder Kindes [illegible] oder Lebendigbegrabung darzubringen —, ferner über [illegible] beim Säen und Dreschen, die verschiedenen Zeiten [illegible] schätzung des Brots und anderes mehr mitzutheilen [illegible] eine kurze Legende finde noch Platz. „Vor Christus [illegible] Leute, wie lange sie lebten. Da machte ein Jude [illegible] von Schwellern, und der Herr Christus ging vorbei [illegible] ihn: «Was machst du da?» «Einen Zaun.» «Lange [illegible] lange halten.» «Solange als ich lebe hält er [illegible] Herr aber sprach: «Du sollst es wissen und lernen [illegible]

In den „Siebenbürgischen Sagen" gibt uns [illegible] Müller eine reichhaltige Sammlung von 441 Nummern [illegible] tentheils aus mündlicher Ueberlieferung, daneben aus [illegible] Proceßacten, Geschichtswerken und Zeitschriften [illegible] gen und mit einem Anhang von Anmerkungen [illegible] nen unter fortwährender Bezugnahme auf die einschlägige [illegible] sche und ungarische Sagen- und Märchenliteratur [illegible] und geschichtliche Inhalt der Sagen angeregt [illegible] Aehnlichkeiten in deutschen Sammlungen hinzuzufügen. [illegible] Die Arbeit ist ebenfalls eine sehr verdienstliche, [illegible] das siebenbürgische Land und die nach ihrem Charakter [illegible] geschiedenen Volksstämme, die es bewohnen, [illegible] schlüsse. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, [illegible] sche und historische Sagen, und jede der beiden Hauptabtheilungen [illegible] gen wieder in einen dreifachen Sagenkreis, den [illegible] gyarischen und walachischen. Der Begriff des Mythus [illegible] theilung 1) ist sehr weit gefaßt und schließt [illegible] des Heidenthums und Legenden überhaupt alles [illegible] soweit es sich an bestimmte Lokalitäten oder Personen [illegible] knüpft, mithin nächst den Hünen-, Geister- und Gespenstersagen [illegible] auch die über Ahnungen, Vorzeichen, Schatzgräber, [illegible] Zauberer in sich. Daß der festgehaltene Hexenglaube [illegible] einer Thatsache aus dem Jahr 1833 oder 1834 [illegible] einer Begebenheit aus dem Jahr 1857, wo das [illegible] Flusses gestiegen sein soll, bis es den Leichnam [illegible] glückten ausgestoßen, als Sage aufgefaßt ist, erscheint [illegible] richtig; diese Momente können nur als culturgeschichtlich [illegible] passiren. Auch hätte das gesammelte Material [illegible] strenger gesichtet, und es hätten manche Angaben, die [illegible] ganz lokales antiquarisches Interesse haben, wie z. B. [illegible] 293, ferner die Geschichte von den geträumten Leuten [illegible] (Nr. 161), die simple Anekdote Nr. 403, das Fragment [illegible] ment 443 und ähnliche, nicht in das Gebiet der Sage [illegible] Dinge ausgeschieden werden können. Dagegen bietet [illegible] andererseits des Interessanten so viel, daß es schwer [illegible] Mittheilung eine Auswahl zu treffen. Die Schönheit [illegible] in ihrem zweiten Abschnitter innert an Bérangers [illegible] étoiles qui filent": „Die Sterne, die wir abends [illegible] sehen, sind Schutzgeister der Lebenden. Wenn ein [illegible] ren wird, so zündet der himmlische Vater ein neues [illegible] Himmel an, und wenn einer stirbt, so fällt [illegible] Himmel hernieder und verlischt. Darum ist [illegible] wohl, wenn wir abends zum Himmel aufblicken, [illegible] lein auch noch oben ist." In der Hünensage [illegible] auch in der deutschen Sage häufig vorkommenden [illegible] Riesen und Riesenkinder Menschen als Spielzeug [illegible] eigenthümliche Ahnung der Hünen selbst zu [illegible] daß ihr baldiger Untergang durch die Menschen [illegible] der Stelle der oberpfälzer Drud findet sich [illegible] drückt und schiebt den Wechselbalg unter. [illegible] Pfalz der Volksglaube dem armen Kind, das [illegible] gilt, eine gute Behandlung sichert, wird ihm [illegible] gesetzte Los zu Theil. Die weise Frau [illegible]

alg mit großem Löffel aus kleinem Geschirr zu essen zu
h. also, weil der große Löffel weder in das kleine
noch in den Mund des Kindes geht, es hungern zu las-
n bringt der Alp das gestohlene Kind zurück und nimmt
selbalg mit fort. Unter den bekanntesten deutschen Sa-
n sich nach Siebenbürgen verpflanzt der Rattenfänger
eln, der die Kinder durch die Almescher Höhle wieder
slicht führte, worauf sie die Ahnen der Siebenbürger
wurden; ferner den Mann im Monde (der Hebel'sche
die Frau, die vom Scheintode aufersteht und deren
das die Treppe hinaufsteigende Roß bezeugt. Sinnig
slachische Sage von der Erfindung der Geige: „Eine
rfluchte ihren Sohn auf so lange, bis er aus einem
lz eine Stimme herausbringe. Der Sohn verließ seine
nd ging traurig in den Tannenwald. Hier macht er
Tannenholz eine Geige, setzt sich an einen Brunnen
. Seine Mutter hört die Töne, geht hin und spricht:
gewiß mein Sohn!» erkennt ihn und nimmt den Fluch
n Haupte." Ebenso der Traum der trauernden Mut-
einziges Kindlein, das ihr gestorben, kommt in nassem
zu ihr, gebückt unter der Last zweier großer irdener
ren es in jeder Hand einen trägt. «Ach!» ruft es,
näher kam, «Mutter, weine nicht mehr; ich kann deine
ränen so nicht mehr tragen.» Als die Frau erwachte,
ber diesen Traum nach und weinte nicht mehr." Der
weist auf die deutschen Parallelsagen hin, in denen die
übermäßiger Schmerz die Ruhe der Todten störe, aus-
. Ganz Aehnliches findet sich in dem von Vinzer be-
altschwedischen Liede: „O freuet euch alle Tage" (vgl.
Bl. f. 1853), wo die Schlußzeilen lauten:

Bei jeder Thräne, die dein Auge vergießt,
Von Blut der Sarg mir überfließt;
Doch so oft dich Freud' und Lust entzückt,
Da wird mein Sarg mit Rosen geschmückt.

gedenken wir zweier Sagen, die sichtlich die Tendenz
Bild von den Nationalcharakteren zu geben. Der
che Landtag schickt eine Gesandtschaft aus, um den
esu aus den Händen der Ungläubigen zu befreien.
eht aus einem Ungar, einem Sachsen und einem
Sie reisen voll der besten Hoffnungen ab. „Wie sie
s Grab kamen, fanden sie eine starke Wache römischer
e davor stehen. Was war jetzt zu machen? Der Un-
gleich mit dem Säbel dreinschlagen, aber der Sachse
rück und sagte: «Ihrer sind mehr als wir, wir könn-
ernten und wollen ihnen lieber Verstand (Vertrag)
Da zwinkerte der Walache nur so mit den Augen
: «Wir wollen bis Sonnenuntergang warten und
n dann stehlen.»" Die zweite bietet eine andere
der Charaktere. Es handelt sich um die Vertreibung
Eva's aus dem Paradiese. Der magyarische En-
den Gott zuerst aussendet, und der walachische, Flo-
beide unverrichteter Sache wieder um, wozu der er-
eine gute Bewirthung, der letztere durch Adam's
e: „Hast du etwas Schriftliches bei dir?" bestimmt
schickt Gott den deutschen Erzengel Michael. Da
und Eva nicht geringe Angst; sie boten aber alles
für sich zu gewinnen, bereiteten ein köstliches Mahl
hm Schinken, Wurst und Sauerkraut, Bier und
ßen Meth vor. Der deutsche Engel war sehr ver-
eß sich alles so wohl schmecken, daß es Adam und
ams Herz wurde. Kaum war er aber gesättigt, da
, schwang drohend sein flammendes Schwert und
jetzt packt euch!" Adam und Eva flehten umsonst,
ß sich nicht rühren, zuckte die Achseln, sagte: „Muß
ieb sie ohne weiteres zum Paradiese hinaus.

---

leken's Sammlung verbreitet sich, wie der Titel
and gibt, über ein weit ausgedehnteres Gebiet. Der
14 Jahre in der Schweiz gelebt und seit 12 Jah-

ren die meisten Alpenthäler zwischen Bern und Wien zu Fuß durchreist. Was er aus dem Volksmund vernommen, bietet er, nach verwandten Gruppen geordnet, „als ein Gesammtbild, das, wenn auch noch viel zu erforschen übrig sei, doch die Hauptzüge einer Mythologie der Alpen enthalte", dar, und kurze, zweckentsprechende, maßvoll auf das nöthigste beschränkte Anmerkungen sammt Inhaltsregister bilden eine werthvolle Zugabe des Werks. Die einzelnen Gruppen verbreiten sich über Vergletscherungen und Alpenuntergänge (meist als Folge menschlicher Vergehungen, namentlich Frevel an den Gaben Gottes, schlechte Behandlung der Aeltern, Unsittlichkeit, Hartherzigkeit und Thierquälerei); dann über bergentrückte Helden, Wuotan und wilde Jagd, Teufel, Riesen; weibliche Wesen, Zauber, Schätze, Bann; Mittelwesen, Elben, Zwerge, Bergleutlein und wilde Männlein und Weiblein; mythische Thiere, Personificationen, mythische Auffassung und Deutung von Naturerscheinungen; Ortssagen, Legenden, weisende Thiere, Geschichtssagen. Strafen, poetische Züge; endlich Zeiten und Feste des Volks, Sitten und Gebräuche, Vorzeichen, Ahnungen, Wetter, Wünsche und Segen. Am Schlusse finden sich einige Proben der Alpenlyrik. Das eigentliche Volkslied ist in der Alpenwelt selten; dagegen kommen die oberösterreichischen und oberbaierischen Schnadahüpfln in Niederösterreich als G'setze, G'stanzle, in Steiermark als Basseln, in Appenzell als Chorze Liedli, in Tirol als Schnoderhagn oder Schnadahagng vor. Von letztern mögen einige aus dem untern Innthal hier folgen.

A Busserl is a gspoaßig's Ding,
Es ringelt's ganze Bluat;
Man kan's nöt essen, trinkt's a nöt,
Und dennat schmeckt's oan guat.

Und wann's nöt woaßt, was d'reden sollst
Beim Dirndl, nimm's beim Hals,
Druck ihm a saftig's Busserl auf,
Sie woaß hernach schon alls.

An jeds leuchteds Sterndl
Soll a schöns Dirndl sein,
Und da wollt' i, es fallat
Da Himmel gschwind ein.

Gern haben und Busserl gebn
Is ja koan Sind;
Hat mas mein Mutter glernt
Als a kloans Kind.

Im schweizerischen Alpenland tritt an die Stelle der Vierzeilen der Kuhreihen, in welchem der Hirt seine Heerde, und der Ruggäßler, in welchem das Mädchen scherzend, in holperigen Reimen, den Hirten besingt.

Merkwürdig sind die großen Aehnlichkeiten in Sage und Sitte, die sich trotz der verschiedenen Nationalitäten durch die breitesten Ländergürtel Europas hindurchziehen. Vieles erklärt der mythologische Ursprung, der für die ganze indogermanische Welt doch zuletzt auf gemeinsame Quellen zurückgeht; vieles die Stammverwandtschaft und die spätere christliche Religionsgemeinschaft, die in mannichfacher Beziehung ein ähnliches inneres Gemütheleben erzeugen und somit gleichmäßige Anschauungen hervorrufen mußten, in denen sich, bei allen Modificationen, durch das an Zeit und Ort anknüpfende Spiel der Phantasie, doch immer wieder dieselben Grundideen offenbaren. Besonders hervortretend ist der Sinn fürs Wunderbare, der tausend und abertausend übernatürliche Einflüsse anerkennt, von denen die bösen dem Wirkungskreise der besiegten heidnischen Mächte, die guten dem des siegreichen Christenthums zugewiesen sind, während die Zwerge, Elben und Gnomen eine neutrale Stellung behaupten, doch aber mehr den lichten als den dunkeln Gewalten angehören und wenigstens von den Menschen Frömmigkeit und Gottesfurcht verlangen. Damit hängt der Glaube an das Hereinragen der Geisterwelt in die irdische zusammen. „Die Zahl der umherschwärmenden Geister", sagt man in der nördlichen Schweiz, „ist so groß, daß wenn sie Körper hätten, auch nur so groß als

der Kopf einer Stecknadel, ein großes Gedränge entſtehen würde.“ Daher gibt es denn auch überall Geiſterſeher, beſonders in den heiligen Nächten auf Kirchhöfen und in den Kirchen. Sie ſind zugleich die Todespropheten. Doch iſt der Blick in die Zukunft keineswegs ihr ausſchließliches Vorrecht. Alles Volk ſtreckt die Hand aus, um den Schleier zu lüften, beſonders aber die heirathsfähige weibliche Jugend. Zahllos ſind die Formen, unter denen das ſehnende Herz ſeine Fragen an das Schickſal ſtellt. Der Raum verbietet das Eingehen aufs Detail. Wer die Liebesorakel, das Schuhwerfen, Schweinsquicken, Baumſchütteln, Stäbchen-, Aepfelſchalen- und Zettelwerfen, das Lichtleinſchwimmen, Bettbrettreten, Horchen, Hörelbeißen und anderes kennen lernen will, leſe ſie in der Schönwerth'ſchen Schrift über die Oberpfalz. Auch in den Alpen iſt das „Andreſeln“ an der Tagesordnung, vom Bleigießen bis zum Federziehen. Ein beſonderer Gebrauch herrſcht in Glogguitz. „Dort iſt es allgemeine Sitte, daß die heirathsfähigen Mädchen auf den Kreuzweg gehen, wo ſich die Straße von Schottwien und die zu dem Teufelsſtuhl durchſchneiden. Sie fragen den erſten jungen Mann, der ihnen begegnet, um ſeinen Taufnamen, geben ihm einen Kuß und laufen eiligſt davon. Der Name des Begegnenden ſei der ihres zukünftigen Gatten.“ Neben den fallgemeinen Wiederholungen finden ſich auch ganz ſpecielle, ſo z. B. die Sage vom Mäuſethurm bei Bingen rückſichtlich eines Schloſſes der Grafen von Franking und Holzößer in Oberöſterreich, während „Der linke Mähder von Madyswyld“ ein hochſt poetiſches Seitenbild zu Uhland's Mähderin bildet. Originell ſind die „Wilden Männlein und Weiblein“ in Rhätien, die mehr an zwerghafte Ureinwohner als an Weſen höherer Art denken laſſen. Ebenſo ſind den Alpen die Perſonificationen eigenthümlich: „Die Winde ringen miteinander“, „der Föhn“, der graue Thalvogt Unterwaldens „regiert“, „der Gletſcher gräbt Felſen aus, bläſt, duldet keinen Schmuz“, „der Berg ſetzt den Hut auf, hat Kragen, Mantel und Degen an, hat Kopf, Naſe, Bart, Hörner, Zähne“. Wichtig ſind die Geſchichtsſagen der Schweiz und merkwürdig manche alte geſetzliche Beſtimmung aus den Landrechten der Alpenwelt. Doch wir müſſen ſchließen, ſo groß auch die Maſſe intereſſanten Stoffs iſt, die wir zum Referat noch notirt hatten. 18.

Der neue Pitaval.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Zweite Auflage Erſter bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1857. 12. Jeder Theil 1 Thlr.
2. Der neue Pitaval. Fünfundzwanzigſter Theil. Dritte Folge Erſter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1858. 12. 2 Thlr.

Der ſeltene Beifall, welcher der unter dem Titel „Der neue Pitaval“ bekannten Sammlung von Criminalgeſchichten zu Theil geworden, hat es möglich und nöthig gemacht, eine neue Auflage zunächſt der erſten Hälfte zu veranſtalten und zwar zu einem um die Hälfte ermäßigten Preiſe. „Den großen Beifall, welchen «Der neue Pitaval» gefunden hat“, heißt es in einem dem Umſchlag aufgedruckten Proſpect, „verdankt das Werk zwar ohne Zweifel zuvörderſt dem ſpannenden Intereſſe und der pſychologiſchen Belehrung über die räthſelhafteſten und dämoniſchſten Vorgänge in der menſchlichen Natur, wie dies überhaupt und vorzugsweiſe in dieſer engen Verbindung des novelliſtiſch-ſpannenden und des pſychologiſch-inſtructiven Elements nur in Criminalgeſchichten angetroffen werden kann, ſodann aber auch der Anordnung und Einrichtung des Ganzen, der Mannichfaltigkeit des Inhalts und der meiſterhaften Behandlung der einzelnen Fälle. Man kann gewiß mit vollem Recht behaupten, daß eine Sammlung von Rechtsfällen von dieſem univerſellen Charakter nur in Deutſchland und nur in unſerer Zeit, die ſich von manchen hartnäckigen Vorurtheilen und Einſeitigkeiten losgerungen hat, entſtehen oder ſich zu dieſem Umfange entwickeln konnte. Die franzöſiſchen und engliſchen Criminaliſten bekümmerten ſich bei jener nationalen Einſeitigkeit, die beiden Nationen eigen iſt, bisher wenig um die Rechtsfälle anderer Länder, während „Der neue Pitaval“ alle ausländiſchen causes célèbres, wie zugleich Gattungen von Verbrechen umfaßt, und ſie befolgten auch in ihren Darſtellungen eine Methode, die ſie für ein allgemein gebildetes Publikum unſerer Zeit faſt vollkommen ungenießbar macht“ u. ſ. w.

Aus der Vorrede der Redaction zu der zweiten Auflage möchten wir nur noch weniges bemerken. Die Sammlung eröffnet ſich bekanntlich mit Sand's That, welche der Lebensfarce Kotzebue's ein ſo tragiſches Ende aufdrückte. Der ſelige Hitzig hatte dieſen Fall als erſten Grundſtein ſeines Werks ſelbſt erwählt und beſtimmt, denn „nirgendswo gilt ſich in einem Seelengemälde ſo die tiefe deutſche Gemüthswelt ab, in ihrer edelſten Regung und in ihrer bejammernswertheſten Verirrung, Zerriſſenheit und Caricatur“. Ferner bemerkt die Redaction: „Wir hatten die Darſtellung erſt, es iſt nichts neues ſeitdem zur Oeffentlichkeit gekommen, und kleinen Irrungen über Perſonalien, welche jenerzeit der Fall ſind, bedürfen jetzt ebenſo wenig der Erwähnung, als das ſich noch gegen einen Angriff, nämlich, daß in der Darſtellung des Sand'ſchen Lebens eine Anfeindung gegen den Katholicismus ruhe, zu vertheidigen hat.“ Zu dem Bericht über die Entdeckung des Fualdes wird die Vorbemerkung gegeben, daß dieſelbe ſpäterhin mehrfache Entdeckungen durch die franzöſiſchen Zeitungen gelaufen ſeien, die zwar mehr Irrlichter als Enthüllungen oder Beleuchtungen zu ſein ſchienen, indeſſen doch mehr an Conſiſtenz gewonnen hätten. Es heißt darüber: „«Der neue Pitaval» durfte damals nicht mit Beſtimmtheit ausdrücken, was dieſen Zeugniſſen vor dem Urtheil der Verſtändigen als geſtempelte Wahrheit erſcheint: daß Jauſion und Colard unſchuldig hingerichtet und in Allem der grauenhafteſten Juſtizmorde begangen worden, die in der civiliſirten Welt vorgekommen, ſeit Menſchen über Menſchen unter Formen richten .... Wenn damit“, heißt es weiter, „die Unſchuld der Ermordeten entdeckt iſt, ſo ſind es nicht die Mörder, noch Urheber, noch die Art und Weiſe, wie die Entdeckung vorgefallen, und am wenigſten das Motiv.“ Gegen die Kritiken des erſten Theils (erſte Auflage) gegenüber bemerkt die Redaction: „Man wollte auch in unſerer Darſtellung dieſes Falles die Tendenz einer Verdächtigung gegen die Geſchworenengerichte wittern! Durch 15 Jahre, ſeit der Pitaval begann, ſind wir hoffentlich über dieſe Verdächtigung hinweg. Sie hätten wir es ſchon vor 15 Jahren ſein ſollen, wenn nicht Parteieifer intra und extra muros blind wird.“

Nach dieſen wenigen Bemerkungen und Citaten gehen wir zu dem erſten Theil der Dritten Folge, alſo zu dem fünfundzwanzigſten des ganzen Werks über, den wir zu den intereſſanteſten Theilen des Werks zählen zu dürfen glauben. Wohl keiner durch eine Aneinanderreihung ſo vieler gleichartig verwandter Fälle uns ſo in die barbariſchen Leidenſchaften führt, die unter der ſchimmernden Decke der moderniſation ihr unheimliches nächtliches Weſen treiben. Es führt uns in ihm unter anderm die grauſenhaften Geſchichten von nicht weniger als fünf Familienmördern erzählt, unter denen der Fall des Chriſtian Holzwart der pſychologiſch merkwürdigſte iſt und eine nähere Betrachtung verdient. Alle dieſe Familienmorde fallen in die letzten zehn oder zwölf Jahre, und Preußenland oder vielmehr Preußen (Magdeburg, Berlin, Potsdam, Küſtrin) waren die Schaubühne, auf welcher dieſe entſetzlichſt aller Tragödien abgeſpielt wurden. In den Ehrenfeſten ältеſten Zeiten wurde es ſchon als eine Merkwürdigkeit verzeichnet, wenn eine Mutter bei langwierigen Belagerungen oder Hungersnoth ihre Kinder ſchlachtete, entweder um ſie dem grauſamen Hungertode zu entziehen oder ſie nicht in die Hände des Feindes fallen zu laſſen, vielleicht auch, glücklicherweiſe in den ſeltenſten Fällen, um an ihrem Fleiſch ihren Hunger zu ſtillen, der ſie an den Rand des Wahnſinns getrieben hatte. In unſerer friedlichen Zeit ſehen wir den Familienmord immer häufiger und

Frieden, mitten in Städten, wo Luxus, Ueppigkeit weisende Genuß- und Vergnügungssucht herrschen und d Wandel blühen, mitten in einer Zeit, die sich vor ihrer Bildung und Intelligenz rühmt, mitten in Zu- e von Staats und Polizei wegen äußerlich die geord- sein scheinen. Zwar sind einzelne Greuelthaten dieser früher und nicht blos unter dem Einfluß von Hun- Kriegsnöthen vorgekommen; wir erwähnen den Fall aten Rüsau in Hamburg („Neuer Pitaval", XIX, Bomal's („Neuer Pitaval", XVII, 426); und och an den pommerschen Schäfer Adam Christian e, einen religiösen Schwärmer, der im Jahre 1778 Kinder tödtete, weil er damit ein Gott wohlgefälliges richten glaubte, nach der That ruhig sein Strickzeug wieder nach seiner Heerde zu gehen, sich ohne Wider- t ließ, vom Criminalsenat zu Berlin zum Zuchthaus auf Verfügung des Königs aber für Lebenszeit ins gesperrt wurde. *) Indeß diese Fälle stehen sehr ver- die Motive dazu bestanden dann meist in religiöser i oder in hypochondrischer tiefsinniger Gemüthsart. milienmördern in unsern Tagen dagegen, wenigstens welche uns dieser Theil des „Neuen Pitaval" vor- n eine religiöse Schwärmerei gar nicht zu denken; ich jeder religiösen Regung vielmehr gänzlich ver- m einen gab die bloße augenblickliche durch Trunken- ßte oder gesteigerte Wuth das Mordwerkzeug in die zweiter erblickte in seiner Familie eine Last, die er en beabsichtigte, und schlachtete die Seinen mit dem tte; ein dritter, der Lithograph Biermann in Ber- e seine Kinder gar nur in der Absicht, durch ihre nen gehaßten Aeltern ihre größte Lebensfreude zu Alle diese Fälle weisen aber auf eine tiefe Zerrüttung ilebens hin, auf eine immer mehr um sich greifende nd Glaubenslosigkeit, die, mit Noth gepaart, be- se gerade in den untern Ständen mehr Verderben in den höhern, wo geistige Bildung und geordnetes t die zersetzenden Elemente der Zeit noch einiger- legengewicht bieten.

wir uns von den Familienmördern dieser Gattung ab, so erfüllt uns die Geschichte Christian Holz- n December 1845 seine Frau und fünf Kinder mor- mit dem tiefsten Mitleid. „Nichts", bemerkte die nzette", „kann interessanter, rührender und zugleich ein als dieser Fall; unwillkürlich fühlt man eine Sympathie mit diesem merkwürdigen Verbrecher"; erstatter in dem englischen Blatt geht sogar so weit , Holzwart erinnere mehr an einen alten Römer classischer Zeit, der mit den Eumeniden ringe, als sten neuerer Zeit. Die Aufzeichnungen, welche Holz- m Tagebuche hinterließ, erscheinen dem englischen as remarkable for their intellectual power as hos and symplicity". Wilibald Alexis sagt von orrede: „Der ganze Mensch, wenn kein großartiger e er sich rühmte es zu werden, wenn kein Dichter, r, der, ganz ein Autodidakt, doch mit der Sprache nken merkwürdig gerungen hatte, der über die Er- und sie selbst übte und wenn er auch seine Maxime rben müsse der Mann» nur zur grauenvollen Cari- en setzte, doch eine seltene Charakterstärke von An- de gezeigt hat: dieser ganze Mensch Holzwart llständig in dem Spiegel wider. Bomal, Rüsau n waren Schwächlinge, Hypochonder und aus Wüthriche; hier sehen wir eine ursprüngliche Natur, jem ursprünglichen Krankheitsstoffe es sei, endlich r dem Uebel vorher mit einer Stärke, einem Ver- stande, einer ernsten Würdigung und Abwägung aller Verhält- nisse widerstrebte, die uns bewundern lassen. Wir bemerken nichts von den kranken Symptomen der Zeit, die man so oft anklagt als den eigentlichen Urquell vieler Uebel; weder Sentimenta- lität und Mystik, noch den Radicalismus, der so oft in der ungleichen Theilung der irdischen Güter den einzigen Ursprung seiner Freiheitsliebe schöpft. Die allgemeine Misstimmung in- fluirt ihn weder in der Religion noch in der Politik. Zwar zwischen Theist und Atheist schwankend, scheint doch beides aus ihm selbst gewachsen zu sein und er, unberührt vom Parteieifer, aus Ueberzeugung als strenger Royalist zu denken. Er gehört nicht zu den modernen Zerrissenen, denn überall würdigt er, oft sehr unparteiisch, die bestehenden Verhältnisse, ja zuweilen, möch- ten wir sagen, mit deutschem Gemüth. Nur vor der Größe hat er Idolatrie, ob sie in einem Faust oder Abd-el-Kader ver- körpert ist, aber ein ebenso eifriger Grübler ist er beim Ver- standsspiele Schach, er übt es noch im Gefängniß, wo er sehn- süchtig nach dem Schaffot blickt, das nicht kommen will. Der Stolz, die eigene Ueberhebung des Autodidakten sind unzweifel- haft eine Hauptwurzel seines Seins, seiner Krankheit, aber mit welchen eigenthümlichen Zügen!"

So die Vorrede; in der Biographie heißt es an einer Stelle: „Dazu wollen wir beiläufig nur andeuten, daß diesem Manne jeder Glaube an Gott, an eine ewige Vergeltung und an ein Fortbestehen nach dem Tode fast lächerlich erschien, daß ihm somit die Grundstützen aller Moral fehlten und daß er nach einzelnen zufälligen Aeußerungen mit sich selbst zerfallen und mit seinen Standesverhältnissen sehr unzufrieden war." Dabei hatte aber Holzwart, wie sein Bruder von ihm aussagte, einen streng rechtlichen Sinn und ein feines Gefühl, und gerade letzteres gereichte ihm vielleicht zum Verderben.

Holzwart versuchte im Leben vielerlei, aber er hatte kein Glück. Er versuchte es zuletzt mit einer Materialienhandlung. Daß jeder seines Glückes Schmied sei, ist wie das bekannte „Hilf dir selbst!" nur eine wohlfeile Redensart, wohinter sich nur zu oft der Egoismus derjenigen versteckt, die unbarmher- zigen Gemüths sind oder deren Brust vom Stolze ihres Glücks geschwellt ist. Ein Materialienhändler, wie Holzwart einer war, kann die besten Waaren an seine Kunden verabreichen, aber er kann die Leute nicht zwingen, bei ihm zu kaufen, wenn sie aus irgendeinem Grunde, vielleicht nur aus alter Gewohnheit vorziehen, bei einem andern zu kaufen. Nun gibt es unbestreitbar Men- schen, denen, was sie und wie sie es auch anfangen mögen, nichts geräth, denen niemals ein Glücksfall zu Hülfe kommt, und zu diesen geborenen Kindern des Unglücks scheint auch Holz- wart gehört zu haben. Es ist erklärlich, daß sich bei solchen Menschen im Laufe der Jahre die Idee festsetzt, daß sie vom Unglück verfolgt werden, daß sie in die Gewalt eines feindlichen Dämons gegeben sind, gegen den zu ringen alles vergebens ist. An einen allweisen und allgütigen Lenker der Dinge zu glauben, ohne dessen Willen und Wissen kein Sperling vom Dache fällt, darüber sind in unserer Zeit ja die bei weitem meisten Menschen hinaus und auch Holzwart war es. Sein Bruder erklärte vor Gericht: „Seinen Bestrebungen, redlich durch die Welt zu kommen, hat sich sichtlich eine höhere Macht entgegengestellt und es mag ihn manches zu der verzweifelten That getrieben haben... In dem Charakter meines Bruders lag ein gewisser Stolz, der es ihm unerträglich machte, die Hülfe anderer in Anspruch nehmen zu müssen. Ebenso unerträglich war ihm der Gedanke, seine Kin- der, die er sehr liebte, als Waisen nach seinem Tode dem Mit- leiden fremder Leute preisgegeben zu sehen. Außerdem hatte er die Idee gefaßt, daß seinen Sohn ein ebenso unglückliches Da- sein erwarte als ihn. Er wollte bemerkt haben, wie ihn un- verschuldete Fatalitäten getroffen und mancherlei Leid verfolgt habe. Hat daher mein Bruder Hand an die Seinen gelegt, so kann dies meiner innern Ueberzeugung nach nur in der äußer- sten Verzweiflung an Hülfe und in der Absicht geschehen sein, sie vor einer unglücklichen Zukunft zu bewahren."

Die Verhältnisse Holzwart's waren zuletzt auch traurig

*) ll ist unsers Wissens im „Neuen Pitaval" bisher nicht ; man findet die Beschreibung in der „Nachricht von Verbrechern in Deutschland" (1786).

genug. Der Biograph erzählt: „Er war im Beſitz eines einzigen preußiſchen Thalers! Dieſer Thaler war das Ueberbleibſel eines Geſchenks von fünf Thalern, die ſein Bruder als Weihnachtsgabe für die Kinder geſandt hatte. Am 1. Januar mußte die Miethe bezahlt werden, am 1. Januar mußte ein Umzug von Sudenburg nach Magdeburg bewirkt werden, am 1. Januar hatte er eine Zahlung an den Viehhändler zu machen, der ihm Schweine geliefert. Frau und Kinder wollten leben, zu allen dieſen hatte er noch einen Thaler ohne Ausſicht und ohne Hoffnung, irgendwie Geld erhalten zu können. Sein Geſchäft war aufgelöſt, die Vorräthe verkauft, wie Geſpenſter mußten ſeine Gedanken immer den einen Thaler umkreiſen, der den letzten Schutz vor dem Betteln abgab."

So reifte Holzwart's Entſchluß, die Seinen dem drohenden Elend durch Maſſenmord zu entreißen, zur That, die, an ſich ſchreckensvoll, von ihm mit einer merkwürdigen Ueberlegung und Energie und wenn man ſo ſagen darf, mit einer gewiſſen Delicateſſe ausgeführt wurde. Er wußte es ſo einzurichten, daß keins um die Ermordung des andern wußte, und er führte ſeine Streiche mit ſo ſicherer Hand, daß jedes auf den erſten Schlag fiel, ohne die kleinſte Ahnung des nahen Todes zu haben. „Die Liebe gab mir die Kraft", äußerte er vor Gericht, „ſie alle, die nach meiner Anſicht bald hülflos und erniedrigt daſtanden, auf die ſchnellſte und ſchmerzloſeſte Weiſe aus der Welt zu ſchaffen. Sie haben nicht gelitten!" Bezeichnend iſt es, daß das jüngſte Kind, welches er am meiſten liebte, das letzte war, das er tödtete; auch durchzuckte bei den Worten: „Ich begann die That mit meiner Frau und endete ſie mit meiner jüngſten Tochter", ein ſchmerzlicher Kampf den unglückſeligen Mann, er preßte die Augen zu und war außer Stande, ſeine innerliche Regung mit der Kraft zu bewältigen, die er bis dahin gezeigt hatte. Erſt am nächſten Tage konnte man mit dem Verhör weiter vorſchreiten. Nach der That wandelte er unter den Leichen umher: „Kein Grauſen, keine Reue und keine Furcht ergriff mich. Im Gegentheil, mir war leicht, nur ich fehlte noch, nur ich und alles war gut!" Holzwart zündete die Betten an, legte ſich daneben und verſetzte ſich einen Schnitt in den Hals, der nach ſeiner Meinung tief genug war, um ſein Leben zu enden; aber er athmete fort, und plötzlich fühlte er ſeinen Arm wie gelähmt und zurückgehalten. „An meinem Muth und meiner Entſchloſſenheit lag es wahrhaftig nicht!" verſicherte er. Er verſetzte ſich noch zwei Stöße in die Bruſt, „mit einer Gewalt, die Erfolg haben mußte", vergebens, ſein Blut floß, aber ſein Leben fühlte er nicht ſchwinden. Inzwiſchen wurde der Qualm heftiger; dieſer trieb ihn hinaus: „Jetzt war es mir, als ob der Tod mich flöhe, als ob ich ihn verfolgen müßte. Ich war meiner Sinne nicht mächtig. Eine fixe Idee faßte Platz in mir: «Du ſtirbſt nicht! du kannſt nicht ſterben!» ſchrie es in mir. Ich lief fort weg- und ſtegelos. Ich bin wirklich auf dem Friedrich-Wilhelms-Garten geweſen, ich habe gräßlich gelitten, noch in derſelben Geiſtesaufregung bin ich zu Kochs (einer ihm befreundeten Familie) gelaufen." In einem ſpätern Verhöre modificirte er ſeine Ausſage über ſeinen Selbſtmordverſuch dahin, daß er ſich zuerſt und zwar mit einem zweiſchneidigen Jagdmeſſer die Stiche in die Bruſt verſetzt und dann erſt den Verſuch gemacht hätte, ſich den Hals abzuſchneiden. Vielleicht war er ſich über dieſen Punkt ſelbſt nicht recht klar. In demſelben Verhör ſagte er: „Bis um 1 Uhr bin ich unter den Leichen umhergewandelt mit derſelben Freude im Herzen: ſie ſind nun glücklich, keine Entbehrung, keine Erniedrigung trifft ſie hienieden." Dieſe Gemüthsruhe ſchrieb ſich bei ihm ohne Zweifel daher, daß er entſchloſſen war, den andern Tag nicht zu erleben. Aber bei dem Verſuch auf ſein eigenes Leben fehlte ihm doch die Energie, die er bei der Tödtung der Seinen bewieſen hatte. Nicht plötzlich erwachende Lebensluſt und Furcht vor dem Tode mochte ihn abhalten, ſeinen Entſchluß auszuführen, ſondern der ſtechende Schmerz, den ihm ſeine Wunden verurſachten, der ſich verbreitende Qualm, die Furcht, qualvoll zu erſticken oder zu verbrennen, dann noch ein unnennbares Etwas, das ſich gegen ihn aufbäumte. Die Furien ſeiner V packten ihn aber erſt auf der Flucht von dem Augenblick a als er ſich ſagen mußte, daß er nun dazu verurtheilt ſei, ſ elendes Leben nnd das Bewußtſein ſeiner That weiter mit zu ſchleppen. In einem Privatgeſpräch äußerte er ſpäter ſeinem Inquirenten:

„Wenn es nicht ein Werk der Liebe geweſen wäre, ſo wü mir der Muth gewiß geſunken ſein, als ich endlich mein jüng mein jüngſtes Kind aus dem Bettchen emporhob, um es ſei Geſchwiſtern in die Ewigkeit nachzuſenden. Das Kind ſchlief aber vielleicht im Gefühle, daß ich es ſei, der es emporhob, ſchl es ſeine Arme um meinen Hals — ich küßte es wiederhol Stirn, Mund und Augen — nur der Gedanke: «wir gehen ſammen», konnte meinen Schmerz bei dieſem Abſchiede beſi gen — eine Minute ſpäter athmete mein kleines Mädchen mehr, aber das friedliche Lächeln war nicht aus dem Ge chen gewichen. Sie hatte ohne Schmerz geendet, wie alle dern, und ich wußte es bewahrt gegen jede Gemeinheit."

Werfen wir nur noch einen Blick auf ſein Benehmen Gefängniß und auf ſeinen Lebensausgang. Holzwart, ver nen Wunden wiederhergeſtellt, bot in den Verhören die ſcheinung eines ſtill zufriedenen und ergebenen Mannes; Angſt, keine Beklemmung, keine Reue und keine Furcht nen an ihm zu nagen; nur trat ſichtlich hervor, daß die derung der Mordſcene ſelbſt ihm eine unausſprechliche Pe urſachte. Er ertrug ſein jammervolles Daſein mit affectirten Ruhe, mit einer gewiſſen traurigen Gelaſſenh die durchweg aufrichtige und wahrheitsvolle Darlegung innerlichen Zuſtandes erregte in der Bruſt aller derjenig mit ihm in Berührung kamen, ein nicht gewöhnliches Mit der größten Faſſung vernahm er auch ſein ihm am 6. 1847 publicirtes Urtheil, wonach er nach dem Richtplatz ſchleift und mit dem Rade von unten herauf vom Leb Tode gebracht werden ſollte. Das Rechtsmittel der Appe zu ergreifen und die Gnade des Königs um Milderung Strafart anzurufen, verwarf er aufs entſchiedenſte, „um Vollziehung ſeiner Strafe nicht zu verzögern". Bei dieſer klärung beharrte er, ſodaß ſeinem Vertheidiger nichts übrig blieb, als dem Willen Holzwart's entgegenzukommen die Gnade des Königs anzurufen. Inzwiſchen geſtattete ihm zu leſen, zu ſchreiben und Schach zu ſpielen. Er be tigte ſich aus Brod die Schachfiguren und malte ſich mit ein Schachbrett auf Pappe. Es gehörte zu ſeiner g Freude, wenn der Gefangenaufſeher Zeit gewann, Sch ihm zu ſpielen. Obſchon er ſich entſchieden weigerte, Geiſtlichen zu empfangen, ſo begann ſich doch um in ihm etwas wie von Ahnung einer höher waltenden zu regen. So ſchrieb er einmal in ſein Tagebuch: „ denn vor jenem Weltenrichter des Eingeſtändniſſes Nein, nein! er wußt' ſie ja, er braucht nun nicht er ſah ſie, kennt ſie alſo ſchon genug." Und ſpäter: an den Gott, den Weltenſchöpfer, doch glaube nicht, ihn je erkannt, denn unergründlich iſt ſein Thun, unmöglich zu durchſchauen ſein Will' und Plan. wirre nicht mit Zweifelsfragen der Seele Frieden" Freilich erſchien ihm die oberſte Leitung des Univerſums finſterer dämoniſcher Geſtalt: „Es gibt ein Etwas Weltenraum, das unheilvoll ſein Weſen treibt und Ahnung ſagt mir nur: es waltet gegen dich! Es walte bar, es waltet ſtumm und grauſig, dies dämoniſche Geiſterreiches." Die Zeit bis zur Hinrichtung wurde lich lang; er ſchrieb im Auguſt: „Ihr Großen, die Ferne die Acten durchblättert, warum denn ſo lang doch! Ich will ja nicht Gnade! Nur weniger Schmach Tode!" und etwas ſpäter: „Fünf Monate nach dem beten Spruch. Himmel, dieſe Umſtände mit einem einzigen ſchen! Ich weiß nicht, ob man bei einer Frage von und Frieden ſo viel Zeit gebraucht und daran hängt von Tauſenden!"

Im Februar 1848 unterzeichnete endlich der König das
desurtheil, und schon war der Tag der Hinrichtung be-
mt, als die nun einbrechenden Volksbewegungen und anar-
schen Zustände abermals einen Aufschub bewirkten. Da schrieb
lzwart: „Welch ewiges Schwanken zwischen Leben und Tod,
heute zu morgen, von morgen noch weiter. Du armer
ig — immer Schach! immer Schach! Schach bis zum Matt!"
lzwart beschloß nun durch Hunger seinem Leben ein Ende zu
hen, und ließ fünf Tage lang die Speisen unangerührt. Sein
ter machte ihm ernstliche Vorstellungen und brachte ihn da-
h von seinem Entschlusse zurück. Unterm 4. Juli bemerkt
zwart in seinem Tagebuche: „Genug! genug! die paar Worte
gen meinen Sinn zu brechen. Geduldе dich, ertrage alles!
Ernst in seinem Auge, das harte Wort auf seiner Lippe:
nn Sie sich der verdienten Strafe entziehen, so werde ich
für einen feigen Menschen halten!» Ich beuge mich. Mein
n sei ein tributpflichtiges Opfer. Ich will warten. «Ein
r Mensch!» es traf, ja es traf und wirkte." Der Richter
t, wie er diesen immerhin merkwürdigen Menschen zu be-
ein habe.

Unter der Einwirkung der kaum wiederhergestellten Ord-
g im preußischen Staate wurde das Todesurtheil Holzwart's
schwierige Zuchthausstrafe umgewandelt und dieses Urtheil
am 15. Mai 1849 publicirt. Er muß aber vorher schon
d bekommen haben, denn es finden sich schon vorher eilig
worfen die Worte in seinem Tagebuche: „Am Leben blei-
— eine solche Gnade? O lustig! Gezüchtigt durch ein
haus für jene That? Nein, nein! Es ist nicht möglich!
nn nicht sein! Es soll nicht sein!"

Und doch sollte es sein. Am 19. Mai wurde er nach Halle
führt: „Er sprach seit der Gewißheit seines Schicksals nicht.
kalte Entschlossenheit lagerte sich auf seinem Gesicht und
freundliche Ruhe seiner Mienen hatte sich in düstern Ernst
andelt." Er fügte sich ruhig der Ordnung, genügte erge-
nd geduldig allen Anforderungen und zeigte sich exemplarisch
ertragen und Fleiß, wiewol er wortkarg und verschlossen
Sein elendes Leben war ihm unerträglich geworden,
m Sonntage den 10. Januar 1850 stürzte er sich beim
ang aus der Kirche von einer Verbindungsbrücke zwischen
Flügeln des Zuchthauses herab und blieb auf der Stelle
egen, indem er sich den Hirnschädel gespaltet und fast alle
er zerschmettert hatte.

Unsere Leser mögen sich durch unsere Auszüge nicht abhalten
die Biographie Holzwart's zu lesen, die von demselben Mit-
er, dem „Der neue Pitaval" auch im wesentlichen die Züge von
böhmischer Bernhard Hartung verdankt, mit einer in solchen
ungen nicht gewöhnlichen humanen Vertiefung in die
ern Zustände des Verbrechers geschrieben ist. Was die
verflochtenen eigenen Aufzeichnungen Holzwart's betrifft,
ist uns daraus ein ganz anderer ursprünglicherer Geist
en, als aus den gedrechselten, trivialen und in jeder Hinsicht
chen Federübungen und Verseleien, womit sich andere Ver-
, z. B. Hartung, einen Nimbus geistiger Bedeutenheit
n suchten. Zwei Proben mögen hier noch mitgetheilt
Folgende Verse fanden sich in einem Bittbriefe an seinen
r vom Juli 1845:

Der Schiffer.

Seit vielen Jahren auf tobenden Wellen
Schwamm ich in meinem Schifflein daher
Wohin ich den Kompaß auch mochte stellen,
Nur immer nach Mitternacht schien sein Begehr.

Verschlagen — durch Stürme, an Klippen gehangen,
Bald unstet an Inseln vorüber getrieben,
Zerrissen die Segel, zerbrochen die Stangen,
Ist endlich nur mir noch ein Wrack hier geblieben!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mit eiserner Ruhe steh' ich nun am Steuer,
Seh' furchtlos hinaus in das Dunkel der Nacht;
Heran nun, ihr klaffenden Ungeheuer,
Nehmt hin denn die Opfer, die euch gebracht!
Ihr wollt nicht? — — —

Adieu! denn, ihr schaurigen Nächte,
Ihr Klüfte — ihr Riffe — ihr dunkeln Mächte.
Auf! Oeffne dich, du bodenloser Schlund,
Gewaltsam steur' ich in den unbekannten Grund!

Daß er, der vollkommene Autodidakt, sich auch in ungebundener Rede mit genügender Präcision auszudrücken wußte, beweist unter anderm ein am 25. Januar 1846 im Gefängnisse verfaßter Aufsatz, in welchem folgende Stelle vorkommt:

„Was die Furcht vor dem niedern Stand betrifft, so kann ich sagen, daß es seit langen Jahren mein Bedauern gewesen ist, nicht darin geboren und erzogen zu sein. Ich würde sodann niemals zu all meinen schmerzlich durchlebten Erfahrungen gekommen sein, hätte nie unter Sorgen, Kummer und Noth mein Vermögen und meine Körperkraft hinschwinden sehen. Ich achte sogar diesen Stand, insofern er sich in Bescheidenheit, in Duldsamkeit und Sittenreinheit erhält. Entfernt von großen Städten habe ich die Leute in diesem Stande in einer beneidenswerthen Behaglichkeit angetroffen, wo Güte des Herzens und Ruhe des Gewissens herrschende Gemüthsstimmungen abzugeben schienen. Blickte man weiter umher, so sah man aber in diesem Stande wiederum schwer zu verbergende zügellose Leidenschaften aller Arten, welchen nur die Gelegenheiten fehlten hervorzubrechen."

Es ist eigenthümlich, wenn man sich fast genöthigt sieht, an einem Verbrecher dieser Art ein tieferes humanes Interesse zu nehmen. Aber man erinnere sich an das Wort Goethe's, des ehrlichsten Mannes von der Welt, der von sich selbst sagt, daß er kein Verbrechen kenne, zu dem er nicht in sich die Anlage verspürt habe; man erinnere sich, für wie viele geschichtliche, selbst biblische Helden und gesalbte Häupter wir uns interessiren müssen, die im Leben Verbrechen auf Verbrechen häuften und daß solche Verbrecher und Verbrecherinnen nicht selten die bewunderten Helden und Heldinnen in unsern berühmtesten Tragödien sind!

Die übrigen im vorliegenden Bande vorgeführten Familienmörder, der Lithograph Biermann, der Arbeitsmann Bethke und der Executor Rasch sind zu gemeiner oder brutaler Natur, um sich mit Holzwart vergleichen zu lassen; doch wird man auch diese Fälle mit Interesse, wenn auch mit Abscheu und Schauder vor so verworfenen Creaturen lesen. Etwas unwillkürlich Rührendes hat dagegen die tragische Geschichte der Familie des Zahnarztes Janson, der 1856 in Potsdam zuerst seine beiden Kinder, dann seine Frau und zuletzt sich selbst mit Chloroform vergiftete. Nahrungssorgen, Scham, Verzweiflung an der Gegenwart, an Gott und den Menschen und Furcht vor der Zukunft waren auch hier die Beweggründe; auch hier also Familienmord aus Liebe zur Familie!

Ferner enthält dieser Band die Geschichten von drei Kindesmörderinnen, darunter die der Josephine Staudinger in Berlin, welche das von ihr ermordete Kind in ihrem Kopfkissen verbarg und mehrere Nächte darauf schlief und — ruhig schlief! Dabei war sie ein „mit dem Firniß vornehmerer Bildung umhängtes Geschöpf". Ihr Verführer, ein achtundvierzigjähriger Kaufmann, war freilich auch eine kaum minder gemeine Natur. Als die Staudinger ihm gestand, schwanger zu sein, forderte er von ihr, daß sie nicht seinen Namen nenne, lieber solle sie sich noch einen andern Schwängerer zu verschaffen suchen; ja, er erklärte ihr, daß sie, wenn sie ihn anklagen würde, nur darauf rechnen solle, daß er die Vaterschaft des Kindes abschwöre. Bei solchen Verführungsgeschichten erscheint der männliche Theil überhaupt oft im allerschlimmsten Lichte, indem sich der Verführer alles, auch das Niederträchtigste und die gemeinste List für erlaubt hält, um

zu seinem Zweck zu gelangen, und namentlich die Leichtgläubigkeit solcher Geschöpfe aufs schändlichste benutzt und misbraucht. Der Verführer der Kindesmörderin Pott in Linne (Westfalen) nannte einen nur ein Stündchen von Linne gelegenen Ort als seine Heimat, wo er demnächst Meister zu werden hoffe, um sie heimzuführen. Aber als die Pott die Folgen ihres vertrauten Umgangs mit ihm fühlte und sich in Riemsdorf nach ihm erkundigte, gab es da nirgends ein Individuum seines Namens; er blieb für immer aus der Gegend verschwunden.

Ein grelles Licht auf die Bildungszustände der untern Volksschichten wirft die Geschichte des „Wunderknaben" Peter Träger aus Birnheim im Hessen-Darmstädtischen, der, erst 15 Jahre alt, beim Volke im Geruch der Heiligkeit stand, Conventikel und Bußpredigten hielt und da er ein schöner und interessanter junger Mensch war, selbst Damen aus höhern Ständen, darunter die sechzigjährige Gattin eines manheimer Advocaten, bezauberte. Im Jahre 1854 pflog er vertrauten Umgang mit einer bereits zweiundfunfzigjährigen, aber noch stattlichen und dabei in hohem Grade der Sinnlichkeit ergebenen badischen Bauerfrau, Elisabeth Schäfer, die den jungen Heuchler überredete, ihren Mann zu erschlagen, vor Gericht aber jede Theilnahme an der That ableugnete, ja ihren Buhler beschuldigte, einst einen Anschlag auf das Leben des Regenten von Baden gemacht zu haben. Peter Träger war auch Dichter und es werden von ihm einige sentimentale und pietistische Strophen mitgetheilt, die so leicht verificirt sind, daß man fast auf den Gedanken gerathen möchte, er habe sie irgendwo früher gelesen und für die seinigen ausgegeben, um sich den Richtern und der Welt interessant zu machen. Bezeichnend für deutsche Zustände ist es, daß man sich von Baden aus Peter Träger's, um ihn vor ein badisches Gericht zu stellen, mit offenbarer Verletzung des hessischen Gebiets durch einen Handstreich bemächtigte, nachdem er sich auf sein heimatliches Gebiet geflüchtet hatte.

Wir übergehen die übrigen in diesem Bande beschriebenen Criminalfälle, darunter den höchst merkwürdigen Eheproceß der Herzogin von Kingston, da unsere Mittheilungen und Auszüge hoffentlich hinreichen werden, um auf die Lectüre dieses namentlich in sittengeschichtlicher Hinsicht interessanten Theils begierig zu machen. **H. M.**

Katharine. Gruß an Schleswig-Holstein. Von L. Dähnhardt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1857. 8. 2 Thlr.

Das Genie schafft leicht und unbewußt; das Talent oder besser die Mittelmäßigkeit producirt mühsam Reflectirtes, durch das Bewußtsein Hindurchgegangenes. Eine Probe dieser mühsamen Arbeit des Bewußtseins gibt das vorliegende Buch. Der Verfasser hegt die preiswürdige Ueberzeugung, daß es die Urbestimmung des deutschen Volks sei, der Menschheit den höchsten Ausdruck zu verleihen und durch die Allseitigkeit der Cultur zur nationalen Größe durchzudringen. Aegypter, Griechen und Römer seien auf diesem Wege stecken geblieben: die erstern, weil es ihnen an Phantasie gefehlt, die Griechen, weil selbst die schöne Cultur bei ungewissem Willen dem Staatsleben Gefahr bringe, die Römer endlich, weil die nationale Größe, wenn sie dauern solle, auf der sittlichen Idee der Vernunft beruhen müsse. Nur der deutsche Geist sei im organischen Wachsen begriffen, und was dies Volk in seinem Weltgange zu nationaler Größe allein behindere, das seien die psychologischen Gebrechen der Individuen: übermäßige Bescheidenheit und daraus abfließend die übermäßige Werthschätzung des Fremden, die wir als eine Hinterlassenschaft der Vergangenheit überkommen hätten. Als den Träger dieser Gebrechen zeichnet er nun seinen Emil; sein Horst soll die allseitige deutsche Bildung versinnlichen, sein Linow das deutsche Gemüth, sein Moritz die deutsche Liebe zu Fleiß, zum Wirken und Schaffen, Katharine aber ein Spiegelbild des organischen Entwickelungsganges der Deutschen in concreter Persönlichkeit darstellen, wie Lucie, lebhaft, pretiös, klug, kokettirend, und Fanny, förmlich, willensfest und ernst, die ein Nationalität verkörpern soll. An allen diesen Individuen nun entwickelt werden, daß die nationale Größe der Deutsche der Heilighaltung ihrer Ehre abhänge und damit der Zweck Romans erfüllt werden.

Wahrlich, das ist staunenswürdig! Als wenn es ein chen gelehrten, und mit Beispielen aus der ganzen Geschichte unterstützten Apparats bedürfte, um zu beweisen ein Volk ohne Ehre nicht groß werden kann und daß, Volk zu sein, vor allem der Wille da sein muß, ein sein! Oder als wenn es nöthig wäre, einen Roman an Phrasen überfließende Schulmeister-Inauguralschrift ohne innern Widerspruch, zu gründen! Genug, wenn hochgehende Vorrede des Verfassers gelesen hat, so ist weg überzeugt, daß es ihm versagt sei, die schöne Dichtung zu finden, von welcher ihn der Schematismus ter Production trennt, und daß ihm nicht gegeben sei raktere oder Gefühle naturwahr und gefällig wiederzugeb Beste, was wir noch von ihm annehmen können, wäre daß er den Roman verfaßt und hinterher, um die selbst zu rechtfertigen, diese nutzlose Begründung deßh es einem echten deutschen Gelehrten geziemt, ersennen aber dieser allerdings ganz nationale Ueberfluß von auch zu den Elementen der deutschen Nationalgröße sei oder nicht, darüber stellen wir dem geneigten Leser theil anheim. Uns scheint hier nur eine Aufforder Nachdenken darüber zu liegen, in welche innern Wi sich der Verfasser bei seiner Deduction selbst verwickelt so viel ist doch klar, daß, wenn ein Gebrechen alle duen der Grund ist zu der nationalen Schwäche ein eben diese Schwäche eine nationale ist, die nicht hinw werden kann. Eine solche Schwäche ist im deutsch allerdings vorhanden; allein der Verfasser bezeichnet er nimmt ein bloßes Symptom für die Krankheit sel Sache ist die, daß eben, weil wir das erste Cultur wir nicht zugleich das mächtigste politische Volk sein denn die Cultur beruht auf der individuellen Geistesfr einzelnen, die politische Macht aber auf der Gebunden in einem letzten Zweck, in einem gemeinsamen Wil eine schließt das andere aus. Das deutsche Volk ist in eines Mannes, der vieles will, und indem er seine freiheit durch keine Autorität binden läßt, des gemeinsa entbehrt. Die Bestimmung des deutschen Volks ist höchste politische Machtentwickelung. Non omnia p omnes! Der Wille der Vorsehung ist offenbar nicht, Volk die ganze Menschheit darstelle, sondern alle Völ men sollen das Bild geben der „ganzen" Menschheit, nach dem ihm innewohnenden ethischen Gesetze.

Unsere Widerlegungen haben uns weit abgeführt, ren zu dem Verfasser zurück. Der Roman ist ganz in des meerumschlungenen Volksstammes geschrieben, der Interesse wohl verdient und augenblicklich auch unter Gegenüber dem, was wir gegen den Schematismus d gesagt haben, können wir jedoch dem Ernst und der gischen Bedeutung dieses politisch-pädagogischen Rom der Bildung des Verfassers unsere Anerkennung nicht Neben tiefer Anlage der Charaktere, die nur beinah reich auftreten, wahrt er aufs wärmste das Recht un teresse jener durch eine leidenschaftliche und unverst gierung schwer beeinträchtigten Bevölkerung. Dabei Lebensanschauungen fein und gründlich, seine psych Bemerkungen voll Frische und Wahrheit, oft neu und werth. Was ihm schadet, ist das Systematische und seines Ausdrucks und die übermäßige Breite seiner lungen. Es ließe sich leicht eine Sammlung werthv sprüche, seiner pädagogischer Züge aus seinem Buche ten; allein, da er der Phantasie und dem Denkvern Lesers nichts zu eigener Thätigkeit übrig läßt, so fehlt

esselnde Reiz, die überraschende Anregung, das befrie- Selbstgefühl des Lesers.

vielverschlungenen psychologischen Irrwege des Romans er zu legen, ist uns nicht möglich, um so weniger als isser, von aller gewohnten Form abweichend, jede Art melpunkt, Kapiteleintheilung, Abschnitt u. dgl. völlig t, sodaß nicht blos die Ereignisse, sondern selbst Dialog log fortwährend ineinander fließen, und selbst die Ein- n zwei Bände als eine bloße Arbeit des Buchbinders

Bei so ungeschickter äußerer Behandlung hält er jedoch der Charakteristik meisterlich fest und gibt von seinen onen nicht Skizzen und Silhouetten, sondern ganze Bilder. Er thut hierin nur zu viel und verfällt bei ßlos zarten psychologischen Filigranarbeit nicht selten nstartige Feinheit, die sich unserer Sehkraft fast ent- : sucht nach dem Warum des Warums und nach den der Motive, auf die Gefahr hin, auf diesem Wege ereffe zu tödten und unsere Theilnahme völlig einzu-

n wir uns hiernach dem Inhalt des Romans zuwen- en wir den ganzen ersten Band desselben nur als die geschichte zweier junger Leute, Emil und Katharine, , welche, zwischen den Elementen echt deutscher, eng- französischer Pädagogik hin- und hergeworfen, nach fers Ansicht eben den höchsten Grad rein menschlicher s sich herausbilden sollen, womit er denn das rein eistesleben gekennzeichnet haben will. Dies führt uns Vorwurf der allzu großen Bescheidenheit der Deut- k, von dem wir glauben, daß es damit denn doch eigene Bewandtniß habe. Der Deutsche läßt sich rn gefallen, von dem Engländer an praktischer Tüch- dem Franzosen an Gewandtheit, von dem Italiener n u. s. w. übertroffen zu werden; allein so oft es e edelsten Besitzthümer des Menschengeistes handelt, hre Liebe zum Schönen, um das rechte Verständniß on, Liebe und Freundschaft, um die rechte Begeiste- kunst und Wissen, um Unschuld, Redlichkeit, Treue, die höchsten Güter rein menschlicher Cultur: da ist geneigt, diese für sich allein oder doch im hervor- daße für sich in Anspruch zu nehmen. Wir fragen: die Bescheidenheit, deren Uebermaß der Verfasser Vorwurf macht? Und wenn sie es ist, grenzt diese eit dann nicht nahe an die unbilligste und blindeste ? In dieser verletzenden Ueberhebung des deutschen eint uns der Verfasser bei allem befangen zu sein, r die nationalen Tugenden und Untugenden der mit rivalisirenden Völker aussagt, in der Absicht, um luß zu kommen, daß Phantasie, Gemüth und Ver- eutsche Volk zu höchster nationaler Größe vorbestim- schöne Begeisterung immerhin, aber doch ein wesen- ungsvoller Traum, wie uns scheint.

eite Band des Romans setzt nun das Thema des n fort, als er die verschiedenen Nationalcharaktere, glische und französische, in unmittelbaren Con- nder bringt, und so unter der Annahme, daß die Personen in ihrer Individualität jene Völker repräs- Erziehung des deutschen Volks zur Nationalgröße Hierbei ist gar nicht zu verkennen, daß dem Verfasser und seine Beobachtung zur Seite steht und daß er, Geist der Völker durch Geschichte, Poesie, Musik tur verfolgt, viel Bildung entwickelt, Studien be- ich als einen tüchtigen und feinen Kritiker bewährt. r Bedenken, ob er, indem er nach allen Richtungen deutschen Genius das Primat beansprucht, vollkom- gen und gerecht verfahren und ob diese durch wenig terstützten rhetorischen Ergüsse den Leser hinreichend , um ihn zur Durchlesung des Romans zu ver- o mehr, als dasselbe Thema in ältern und berühmten Ardinghello", „Godwie Castle" u. s. w.) doch schon reichlich durchgesprochen ist. Wie dem indeß auch sei, was er sagt, ist meist innig und warm, sinnig und fein gesagt; ja, wie es Arbeiten gibt, deren plumpe Roheit uns schreckt und wehe thut, so kann man sagen, daß hier ein Uebermaß von Sinnigem und Feinem den Leser oft ermüdet und schwindeln macht, so vieles auch als treffend und tiefgedacht bezeichnet werden kann. Es gilt dies vor allem von dem, was von dem deutschen Kunstgefühl gesagt ist und in dem mehr Klarheit waltet, als in den Zerlegungen dessen, was als specifisch-deutsches Gemüth bezeichnet wird. An allgemeinen psychologischen Gedanken voll Wahrheit fehlt es hierbei nicht, und Wahrnehmungen wie folgende: „Am tollsten zeigt sich die Hoffnung in ihrem hartnäckigen Wesen: wir entsagen oft im Entschluß und es thut nicht weh; denn während er genommen ward, saß die Hoffnung ganz heimlich in einer Ecke der Seele und mischte sich in die Verzichtleistung mit ihrer launigen Stimmung"; oder: „Ist nicht Tiefgefühl auch eine Kraft, die sich bethätigen muß? Ein Gegenstand, immer von neuem dem Herzen, der Phantasie dargeboten, wird so gut Leidenschaft, als ein Gedanke, immer wieder dem Gehirn vorgeführt, Wahnsinn wird", begegnen uns häufig.

Die Handlung selbst nimmt nun den Verlauf, daß Emil und Katharine, welche die Kraft und die Schwäche des deutschen Naturells repräsentiren, allmählich, obwol füreinander bestimmt, erkennen müssen, daß sie sich gegenseitig zerstören und daß Emil endlich durch einen von ihm selbst geführten Arthieb verunglückt, worauf Katharine, geistig erlöst, sich ganz ihrer langgenährten Liebe für ihren Pflegevater Horst, in welchem der vollendete Deutsche zur Darstellung kommt, zuwendet und ihm schließlich die Hand reicht. Nachdem dann gegen den Schluß hin die Leiden und Unbilden, welche der meerumschlungene Volksstamm dermalen zu erdulden hat, warm und kräftig geschildert sind, schließt Horst den Roman, indem er seine Braut so anredet: „Siehst du, meine glückliche Kathi, ich wußte es immer, weil deine Anlagen sich alle in echter Menschheit ausgebildet, so würde die Sache der Nation einst zur Angelegenheit der Menschheit in dir werden. Dein Verstand, zum Gründlichen entwickelt, mußte sich der geschichtlichen Rechte des Vaterlandes bewußt werden, deine Phantasie sich für die schöne deutsche Natur und Bildung begeistern; dein tiefes Gemüth ein so herrliches Volk mit vollster Stärke lieben, und deine in Pflichtübung erstarkte Vernunft dich unerschütterlich bestimmen, für des Vaterlandes Heil alles Irdische daranzugeben. Wenn so wie du die Millionen Deutschen ihre Kräfte einsetzen für das Vaterland, dann erfüllen sie ihre Bestimmung und der Nation letzter Zweck: «Deutschlands nationale Größe», tritt in der Geschichte auf." — Quod felix faustumque sit!

Wir müssen hiermit schließen und sehr vieles, was wir über das ideenreiche Buch und seine seltsame Formlosigkeit noch zu sagen hätten, verschweigen; können jedoch nicht umhin, diese Bände dem Leser, welcher nicht Aufregung, sondern Anregung zum Nachdenken in seiner Lectüre sucht, als ein volles und reiches Material hierzu darbietendes Werk zu empfehlen und vor der umfassenden Bildung des Autors, wie sehr ihm auch die Kunsttechnik abgeht, unsere Achtung zu bekennen. 4.

Die Schlachten von Roßbach und Leuthen.

1. Die Schlacht bei Roßbach. Eine Jubelschrift von Adolf Müller. Mit einem Plane. Berlin, Mittler und Sohn. 1857. 8. 15 Ngr.
2. Die Schlacht bei Leuthen. Eine Jubelschrift von Adolf Müller. Mit einem Schlachtplane. Berlin, F. Schulze. 1857. 8. 6 Ngr.

Das hundertjährige Gedächtniß des wichtigsten Kriegsjahres aus jenem verhängnißvollen Kampfe dreier europäischer Großmächte gegen den König von Preußen hat, wie sich erwarten ließ, in der militärischen Welt und Literatur viel Bewegung erregt. Auch die beiden vorliegenden Jubelschriften

sind dadurch veranlaßt worden. Der Verfasser, welcher ihnen schon „Die Schlacht von Prag" vorausgeschickt hatte, fand sich durch die Theilnahme, welche diese Schrift gefunden, sowie durch die Aufforderungen geschätzter Freunde bestimmt, auch die Darstellung des Siegestags von Roßbach zu unternehmen, und entschloß sich, gegen seine ursprüngliche Absicht, noch kurz vor dem Gedenktage der leuthener Schlacht ebenfalls zu einer Schilderung der letztern, theils weil ihm das vortreffliche Werk des Professors Kutzen immer noch eine kürzere, populärere und wohlfeilere Schrift über diesen Gegenstand zweckmäßig und nothwendig erscheinen ließ, theils weil jenes, als eine gründliche „Vorarbeit" ihm die Darstellung sehr erleichtern mußte.

Als militärische Schriften sind die beiden vorliegenden Werkchen nicht zu betrachten. In dieser Beziehung wollen sie auch nicht aufgefaßt sein. Sie haben das größere Publikum im Auge und befleißigen sich darum einer populären Darstellung, wir fügen hinzu, im edlern Sinne, da der Ausdruck durch ungeschickte Leistungen für den Zweck etwas in Mißcredit gekommen ist. Der Verfasser liebt es Betrachtungen, selbst Dichterworte und poetische Stellen einzuflechten, die man sonst in Schlachtbeschreibungen nicht sucht. So erscheint der Text mehr für eine Vorlesung eingerichtet, ist auch vielleicht dazu benutzt worden. Wir heben zum Belege die Charakteristik des großen Königs hervor, in welcher unter anderm gesagt wird: „Seine Zeitgenossen haben ihn den Großen genannt und den Weisen von Sanssouci, vielleicht kommt dereinst noch die Zeit, in der man ihn auch den Frommen nennen wird, wenn man nämlich gelernt hat, hinter der zufällig überkommenen Charaktermaske eines sogenannten aufgeklärten Zeitalters das ernste, streng sittliche, ja heilige Wesen eines im Dienste Gottes begriffenen Menschengeistes arbeiten zu sehen."

Der Verfasser erinnert ferner an das religiöse Element im Siebenjährigen Kriege. „Es erscheint mir als eine heilige Pflicht, an die intention d'anéantir le protestantisme, après avoir écrasé le roi de Prusse" gerade in heutiger Zeit zu erinnern, eine Intention, welche Ludwig XV. offen gegen den Herzog von Choiseul ausgesprochen hat. Der Siebenjährige Krieg war seinem innersten Wesen nach ein Religionskrieg, wie der Dreißigjährige und der Schmalkaldische Krieg. Dies kann nicht oft genug wiederholt werden, da das Bewußtsein dieser Vorstellung der heutigen Zeit gänzlich entschwunden zu sein scheint. Nicht nur die Fürsten, auch die Völker sahen den Krieg Oesterreichs und seiner Verbündeten als einen Kampf an, der zur Unterjochung der evangelischen Freiheit geführt werde. Nach Huschberg's bekanntem Werke werden dafür Belege aus antipreußischen Quellen gegeben. Auch erinnert der Verfasser an die umfangreiche Broschürenliteratur aus den ersten Jahren des Kriegs über denselben Gegenstand, welche größtentheils verloren gegangen ist. Die Schilderungen der Kriegsbegebenheiten an sich bringen dem kundigen Leser nichts Neues, dagegen werden zur Illustration viel andere Notizen mitgetheilt für die Ereignisse in Thüringen und andere aus dem weißenfelser Stadtarchiv. Von der bunten Zusammensetzung des Reichsheeres wird nach Huschberg ergötzliches Detail gegeben. So waren in manchem Bataillon alle Compagnien von verschiedenen Reichsständen gestellt, ja selbst einzelne Compagnien bestanden aus einer Menge überkleiner Contingente der souveränen Grafen, Städte und Reichsritter. In die Schlacht von Roßbach, von welcher nur Bekanntes erzählt wird, folgen wir dem Verfasser nicht.

Die zweite Jubelschrift wird durch eine Einleitung: „Von Roßbach bis Leuthen", eröffnet, in welcher auch die Ereignisse bei der Armee des Herzogs von Bevern während der Abwesenheit des Königs geschildert werden. Dann folgen die Vorbereitungen zur Schlacht, eingeführt durch Betrachtungen des Verfassers über die Erscheinung, daß verhältnißmäßig jetzt so wenige Menschen Freude und Begeisterung aus der Geschichte des Königs schöpfen: die Ursache wird in der Zeitrichtung gefunden. Die Parallele zwischen Friedrich und Napoleon ist jedoch für den engen Rahmen zu sch und daher auch dürftig ausgefallen. Daß von Napoleon sa keine Anekdoten bekannt seien, ist eine gewagte Behau Die Schlacht von Leuthen ist, wie der Verfasser selbst nach Kutzen im verkleinerten Maßstabe und möglichst po ren Tone dargestellt, daher wir, mit Hinweisung auf d Nr. 15 d. Bl. besprochene Kutzen'sche Werk, nichts weite zuzufügen haben, als unsere warme Anerkennung der pa schen Gesinnung des Verfassers, welche auch diese beiden S ten zu einer wohlthuenden Lectüre macht. Ihr Stoff ist, läufig gesagt, an den beiden Gedenktagen auch Gegen zweier Vorträge gewesen, welche ein schon als Militärs steller bekannter Offizier des Generalstabes in der militär Gesellschaft zu Berlin im Beisein mehrerer königlichen Pr und einer zahlreichen Versammlung gehalten hat. Zu Archiven, die ihm als Chef der historischen Abtheilung z bote standen, sind dabei die interessantesten Mittheilungen, tentheils aus der Feder des königlichen Feldherrn selbst macht worden. Ueberhaupt steht eine neue Bearbeitu ersten Feldzüge des Siebenjährigen Kriegs in Aussicht, jedenfalls den Ausstellungen, die man an die bisherige n begegnen wird. Wenn von jenem denkwürdigen Krieg worden ist, daß er, wie die punischen bisher nur von Seite beschrieben worden, so ist das nicht Preußens S da seine Gegner dieselbe Freiheit hatten, ihre reichen I zu öffnen und von sachkundiger Hand benutzen zu lasse Interesse der lautern kriegshistorischen Wahrheit ist d zu beklagen.

Karl Gustav von Ber

Notizen.

Emerson und Shakspeare.

Der Nordamerikaner Emerson, der in seinen Essa vielem Geistreichen und Treffenden auch manches blos Sc und Einseitige zu Tage zu fördern pflegt, behauptet, Sh speare der Dichter der Heiterkeit sei, jener Heiterkeit, deren Gr Schönheit sei; er verleihe dem Universum den Geist der Fre unumwölkten Reinheit; überhaupt preise man die Sänger i ständigen heitern Gemüths wegen u. s. w. Hiernach scheint als ob der Anfang eines bekannten trivialen Liedes: „Un Heiterkeit" u. s. w., der Wahlspruch und das Grundgesc wahren Dichter sei, oder Emerson müßte unter „Heiterk was ganz anderes verstehen, als der gewöhnliche Mens stand darunter versteht. Und doch, wer wühlt mehr als speare in den zerrissensten Zuständen und düstersten Ab der menschlichen Seele? Wer, außer Emerson, fände im iet", „Macbeth", „Lear", „Othello", „Timon von u. s. w. den „Geist der Freude und unumwölkten Re Wer kennt gründlicher als Shakspeare die sittlichen Ge des menschlichen Geschlechts, die furchtbarsten Ausnah menschlichen Geistes und Herzens und die Schlechtigkeit Niederträchtigkeiten der Welt? Und ist es denkbar, daß tiefer Kenner der Welt, wie Shakspeare, der sich sicher großen Menschenstrudel sehr einsam fühlte, einer durchweg ungetrübten Weltanschauung huldigen könne? Brich selbst durch die heitern Gebilde seiner Lustspiele, wie na im „Sturm", und durch die Reflexionen seiner „süß und Narren" seine Melancholie hindurch? Man weiß nicht v Shakspeare, aber wir glauben als gewiß annehmen zu daß sein Gemüth ein vorwiegend melancholisches war; da schon Aristoteles sagt: „Große Männer sind ursprünglich von einer melancholischen Gemüthsart", und Shakspea außerdem kein Grieche sondern ein Germane war, wird a ser Regel schwerlich eine Ausnahme gemacht haben. schon hundertmal darauf aufmerksam gemacht worden Dichter, die auch Komisches und Humoristisches schufen, ben oft die ärgsten Melancholiker waren, wenn auch ihre keit momentan alle Schranken durchbrach, so kann man es scheint, doch immer noch nicht an diesen nur anschei

ch gewöhnen. Der Luſtſpieldichter J. F. Jünger, der in Shakſpeare, aber immerhin ein erfindungsreiches ar, ſchrieb ſeine heiterſten Komödien und Romane n noch heute lesbaren und von großer Weltkenntniß komiſchen Roman „Fritz“) in ſeiner letzten Lebensperiode, ſchwärzeſte, an ſtillen Wahnſinn grenzende Melancholie müths bemächtigt hatte. Der bekannte Schuch, der in len Stücken von Humor und Laune überſprudelte und, erzählt, von ſich ſelbſt ſagte: „Ziehe ich die Hanswurſt- ſo iſt es als ob der Teufel in mich führe“, war im ernſter, finſterer und höchſt hypochondriſcher Mann. rieb nach der Abfaſſung der „Verhängnißvollen Gabel“ freund Fugger: „Der Verfaſſer des luſtigſten Luſtſpiels rigſte und unglücklichſte Mann von der Welt.“ Schiller hen: „Wer erfreute ſich des Lebens, der in ſeine Tiefen iemand aber blickt ſo ſehr in die Tiefen des Lebens als umoriſt, und unter allen Humoriſten war Shakſpeare erhabenſte und tiefblickendſte. **H. M.**

---

b's „Der Wirthin Töchterlein“ engliſch.

prilheft von „London University Magazine“ fin- ſe Ueberſetzung des Uhland'ſchen Liedes: „Es zogen ten wohl über den Rhein“, die wir, und wäre es ietät für den deutſchen Meiſter, mittheilen:

orning three students went over the Rhine,
a fair hostess and taste her wine.

„Hostess! hast thou good beer and wine,
ere is the fayré daughter thine?“ —

er and wine are fresh and clear,
ghter lies cold on her death-bed here!“

ntered the chamber with baled breath,
re lay she in the sleep of death.

d, he drew down the veil, and took,
ceful eyes, a sorrowing look:

dst thou but live, thou fayré maid,
uth I would love thee well“, he said.

ond put back the veil once more,
ied him aside and wept full sore:

hat thou liest on the cold death-bier,
ve loved thee this many a year.“

d drew again the snow-white veil
ed her upon her cheek so pale;

thee for ever, I loved thee to-day,
ll love thee eternally.“ *)

21.

gleiche mit dieſer neueſten engliſchen Uebertragung der allade die von uns in Nr. 48 d. Bl. f. 1855 mitge- hamerikaners William Allen Butler, welche zuerſt in le Review“ für 1848 erſchienen war und die uns in allen viel gelungener zu ſein ſcheint. Ob Uhland bei chen“ wol wirklich an „students“ gedacht hat? Butler tings mehrdeutige deutſche Wort mit „gallants“ wieder.

D. Red.

Bibliographie.

B., Von der Liebe. Sechs Reden, auf Erſuchen des Vereins für innere Miſſion in Frankfurt a. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 25 Ngr.

B., Theater-Wespen. Iſtes Heft. Die Claque Theatern zu Berlin. Genrebilder in fünf Rah- Seelhaar. Gr. 8. 5 Ngr.

Ballmann, G., Vertheidigung des Machiavellismus. Quedlinburg, Huch. Gr. 8. 15 Ngr.

Mastriani, F., Friedrich Lennois. Zeitroman. Aus dem Italieniſchen übertragen von J. Ebersberg. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Neumann, H., Lazarus. Troſt und Rath für Leidende. Sonettenkranz. Neiſſe, Graveur. 16. 20 Ngr.

Berliner Polizei- und Criminalgeſchichten in humoriſtiſcher Färbung. Vom Verfaſſer „der neuen deutſchen Zeitbilder“. Mit 36 Illuſtrationen von L. Löffler. Berlin, Hofmann u. Comp. Br. 8. 10 Ngr.

Price's, E., Verſehgange aus dem Tagebuche eines Miſſionärs. Nach der New-Yorker Original-Auflage überſetzt von J. A. Stelzig. Regensburg, Manz. 8. 18 Ngr.

Prutz, R., Aus der Heimat. Neue Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Rau, H., Mozart. Ein Künſtlerleben. Culturhiſtoriſcher Roman. Sechs Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 9 Thlr.

Salviati, C. v., Veit Evans. Berlin, Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt. 16. 20 Ngr.

Schuler, Das Hohelied. Ein Singſpiel. Metriſch überſetzt und erläutert. Würzburg, Goldſtein. 8. 15 Ngr.

Schwerdt, H., Aus alter Zeit. Zwei Wartburgsgeſchichten: „Die heilige Eliſabeth“ und: „Martin Luther.“ Leipzig, Schlicke. 8. 18 Ngr.

Schwerin, F., Vöggel-Sproak un Snack oder was die Vögel klein und groß im Frühjahr in der Altmark ſingen und ſagen. In plattdeutſche Reimverſe gebracht. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 4 Ngr.

Stephan-Duſchan. Ein Guslar-Poem aus dem Serbiſchen überſetzt von Javorin. Berlin, Wagner. 1857. 16. 6 Ngr.

Türcke, A., Hutten auf Ufnau. Ein Idyll in ſieben Geſängen. Deſſau, Gebr. Katz. 16. 16 Ngr.

— —, Fürſt Wolfgang. Ein vaterländiſches Gedicht. Deſſau, Gebr. Katz. 16. 12 Ngr.

Warburg, W. B. v., Lord Ruſſel. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Berlin, Wagner. Gr. 16. 25 Ngr.

Wolf, R., Biographien zur Kulturgeſchichte der Schweiz. 1ſter Cyclus. Mit dem Bildniß von C. Geßner. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baurmeiſter, C., Zunft oder Gewerbefreiheit? Das iſt die Frage. Eine populäre volkswirthſchaftliche Abhandlung. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 8 Ngr.

Davatz, T., Die Behandlung der Koloniſten in der Provinz St. Paulo in Braſilien und deren Erhebung gegen ihre Bedrücker. Ein Noth- und Hilfsruf an die Behörden und Menſchenfreunde der Länder und Staaten, welchen die Koloniſten angehörten. Chur, Hitz. 8. 10 Ngr.

Offene Kritik offener Briefe und offener Antworten über die deutſch-braſilianiſche Auswanderungsfrage. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Miſer, Verrath in allen Ecken. Eine Dresdener Tagesgeſchichte. Dresden. 8. 15 Ngr.

Reform des Unterrichts und der Preſſe im Geiſte der Humanität. Berlin, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Salingré, H., Dienſt- und Beſchäftigungsgeſuche. Berliner Genrebild. Mit drei Illuſtrationen. Berlin, Behrend. 8. 2½ Ngr.

Schmieder, H. E., Die moderne Bildung. Ein Vortrag gehalten auf Veranſtaltung des Evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwerin-Putzar, Graf v., An ſeine Wähler. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung**, die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichsten Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch unabhängige **freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, zahlreiche **telegraphische Depeschen**, reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie**. In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-Praktischer Lehrgang
zur leichten und gründlichen Erlernung der
Französischen Sprache.
Von **Georg Möhl.**

8. Geh. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Lehrgangs ist Professor am Athenäum zu Brüssel, und seine Methode ist in den belgischen Athenäen und Realschulen zur Erlernung der neuern Sprachen eingeführt, wie auch sein Lehrgang zur Erlernung der deutschen Sprache rasch drei Auflagen erlebte. Im vorliegenden Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache legt er die Methoden von Seidenstücker und Ahn zu Grunde und hofft dieselben sowol für den Privatgebrauch als für den Unterricht in niedern und mittlern Unterrichtsanstalten vervollkommnet zu haben.

In demselben Verlage erschien:

Graeser (L.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. 8 Ngr.

———, Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. 8. 16 Ngr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen **Ahn**'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competentesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweckmäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den „Lehrgang" des Verfassers anschließt, aber auch ohne als Schulbuch wie beim Selbstudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzugsweise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen eingeführt.

☞ **Lehrer erhalten von der Verlagshandlung ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit vertraut zu machen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Der erste Halbband dieses seit langer Spannung erwarteten Werks des berühmten Verfassers ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der **zweite Halbband** unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volkes.

Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste begrüßenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

☞ **Subscriptionspreis 1½ Ngr. per Bogen.**

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 15. Juli 1858.

Inhalt: Ulrich von Hutten. Von Thaddäus Lau. — Dialektdichtungen. Von Emanuel Raulf. — Literatur und Kunst in Köln. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ulrich von Hutten.

s von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Bde. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Daß in der moralischen Welt ganz wie in der phy- en ewige und unabänderliche Gesetze walten, daß hier dort das Walten dieser Gesetze für den Erdplaneten Nothwendigkeit und daß sich die Erscheinungen des ichtlichen Lebens ebenso wie die Erscheinungen in der en Natur aus dem Walten jener Gesetze erklären und dasselbe zurückzuführen sind: die Bemerkung hat nicht Verdienst neu, nur das bescheidenere Verdienst wahr sein. Man wolle nicht falsch verstehen. Die Welt- chte ist nicht ein bloßer dialektischer Proceß der Welt- nken; gewiß trägt die einzelne Persönlichkeit, welche bedeutsam von den Massen abhebt und die eben des- der Geschichte angehört, weil den reichen Mitteln e Gelegenheit zur Entfaltung und Wirksamkeit gebo- wurde, eine unendliche Kraft der Freiheit und des lens in sich. Aber was festzuhalten bleibt, auch auf am reichsten ausgestatteten Naturen treffen die Orphi- Schicksalsworte zu: „So mußt du sein, du kannst nicht entfliehen.“ Denn die Nothwendigkeit waltet ihre ehernen Gesetze gelten.

Erschütterungen und Stürme kennzeichnen in der äu- Natur die Zeitabschnitte, sowol den Zeitabschnitt, das organische Leben sich zur Ruhe des Winter- s bettet, als den Zeitabschnitt, wenn der Früh- die Ströme freispricht und sich rings das Sein in Grün kleidet. Wochen hindurch hat sengende die Fluren ausgedörrt, da braust der Gewittersturm das Land und unter den Schlägen des Donners mit befruchtender Regen zur Erde nieder. Hier und werden Bäume entwurzelt oder der Blitz fährt in ein ude, Gebirgswasser schwellen an und bringen dem nen Wanderer Tod, Verderben der einzelnen Hütte: Ganzen gereicht trotzdem das Wetter zum Segen. t anders in der geschichtlichen Welt. Wie das Wachs- n der Natur, wird die Entwickelung der Cultur durch ütterungen bedingt und gefördert. Das ist das ewige unabänderliche Gesetz der physischen Nothwendigkeit, das ewige und unabänderliche Gesetz der historischen Nothwendigkeit. Um den Preis von Stürmen und Kämpfen werden die fruchtbaren Keime einer neuen Zukunft, werden die fruchtbaren Keime einer geistigen Wiedergeburt erkauft. Nehmt die Kämpfe und Stürme, die Ströme Blut und die Fülle des Unheils, welche die Ausbreitung des Christenthums erforderte; nehmt die Erschütterungen und Bewegungen, welche das Ringen der christlichen Kirche mit dem Bekenntniß des Islam hervorrief, ein Ringen, das wir uns mit der Benennung der Kreuzzüge zu bezeichnen angewöhnt haben; nehmt die Erschütterungen und Bewegungen, unter denen sich der Ausläufer und die Schlußkatastrophe der humanistischen Studien, die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts vollzog; nehmt die Erschütterungen und Bewegungen, unter denen sich die Französische Revolution des 18. Jahrhunderts in Scene setzte: so laut und gährend und wirr jede der Epochen erscheint, so trübe und düstere und grelle Bilder jede in Menge aufweist, eine jede ist doch eine Epoche des Morgenroths und der Morgenfrische, denn in einer jeden scheidet sich das Lebensfähige und Lebendige von dem Ausgelebten und Todten und jeder neue Keim treibt seinen besondern Zweig. Näher gerückt wird dem Verständniß eine solche Epoche, wenn diejenigen Männer dem Verständniß näher treten, welche als die individualisirten Spitzen und Krystallisationen, als die charakteristischen Typen und tonangebenden Repräsentanten die Epoche die ihrigen nannte. Aber umgekehrt, jene hervorragenden Persönlichkeiten, in welchen eine ganze Zeit mit allen ihren Stimmungen und Bestrebungen sich zu verkörpern scheint, sie können nur begriffen und gewürdigt werden, wenn man sie nicht loslöst von ihrer Zeit, wenn ihre Betrachtung nicht von dem Standpunkt der modernen Gegenwart dargestellt wird, wenn man eingedenk ist, daß die Kette von Ereignissen und Begebenheiten, aus denen ihr Lebensdrama sich zusammensetzte, nicht nach der Schablone von den drei aristotelischen Einheiten, nicht wie der Baumstamm nach dem Zollstock oder der Ballen Zeug nach der Elle bemessen sein will, wenn man sich erinnert, daß die individualisirten Spitzen und charakteristischen Typen der jedesmaligen Epoche in ihrem Fassen und Ergreifen, wie in ihrem Meiden und Unterlassen durch den jedesmaligen Charakter und

den jedesmaligen Geist des Zeitabschnitts beeinflußt wurden. Denn ein jeder Mensch, sei er noch so hoch oder noch so geistig gefürstet, bleibt schließlich immer nur das Product der Umgebung, ein Sohn seiner Zeit.

Die neueste biographische Studie von David Friedrich Strauß versetzt uns in einen jener großen Culturprocesse, deren wir eben Erwähnung thaten. Die Arbeit zeigt uns das Lebensbild desjenigen Mannes, der mit einem Fuße in dem Lager des Humanismus, mit dem andern in dem Lager der Reformation stehend, mehr und besser als irgendein anderer die besondern Erscheinungen und eigenthümlichen Momente beider Richtungen in sich vereinigt, und der nicht allein deshalb, sondern auch weil er zugleich Ritter und Edelmann, Dichter und Schriftsteller, weil er nicht blos literarischen und religiösen Fragen in das Gesicht sieht, sondern sich auch mit dem nämlichen Interesse mit politischen und socialen Problemen beschäftigt, als der eigentliche Repräsentant der ganzen Epoche hinzustellen ist, in dem sich, wie in einem Centralfocus, alle Strahlen der letztern ansammeln.

An den Ufern der Kinzig und der Salza, zwischen dem Vogelsberg, dem Spessart und der Rhön, hauste seit alten Zeiten das ritterliche Geschlecht der Hutten. Die fränkische Ritterschaft, zu welcher die Hutten sich rechneten, war als eine der kräftigsten und kampftüchtigsten, aber auch stolzesten Genossenschaften in deutschen Landen anerkannt. Die Hutten, in zahlreiche Geschlechter getheilt, erwarben sich Ruhm und Besitz theils in Kriegen und Kämpfen, theils im Dienst der Kirche; doch waren sie im Turnier und im Felde mehr als am Altar in ihrem Element. Die einzelnen Zweige des Geschlechts nannten sich meist nach ihren Wohnsitzen; so finden wir eine Linie zu Stolzenberg und zu Hausen, zu Gronau und zu Steckelberg, zu Trimberg und Arnstein, Birkenfeld und Frankenberg. Auf Steckelberg saß um die Wende des 15. Jahrhunderts Ulrich von Hutten, der Vater des gleichnamigen Sohnes, dem die Arbeit von Strauß gewidmet ist. Der Knabe war am 21. April 1488 geboren. Obwol er der Erstgeborene, bestimmte ihn der Vater dennoch für den geistlichen Stand, hauptsächlich deshalb, weil jener eine schwächliche Körperconstitution zeigte, dagegen eine lebhafte Phantasie, rege Lernbegierde und eine leichte Fassungskraft an den Tag legte. In seinem elften Jahre, also um 1499, wurde Ulrich von seinen Aeltern „aus andächtiger guter Meinung" in das benachbarte Stift Fulda gebracht, und zwar nicht blos, daß er dessen Schule durchlaufe, sondern „mit dem Vorsatz, daß er darin verharren und ein Mönch sein sollte". Der Knabe hatte sich der Bestimmung natürlich nicht widersetzt; wußte er doch nicht, „was ihm nutz und gut und wozu er geschickt wäre". Wie er aber allmählich sich selbst und das Leben besser kennen lernte, wollte ihn bedünken, „er wüßte seiner Natur nach in einem andern Stande Gott besser zu gefallen und der Welt ehrbarer zu dienen". Der Abt gab sich alle Mühe, ihn zum wirklichen Eintritt in den Orden zu bewegen. Den Aeltern eröffnete er die glänzendsten Aussichten für den Sohn, um sich ihrer Mitwirkung zu versichern. Vergebens sträubte sich Hutten gegen das Mönchskleid, vergebens ermahnte der Ritter Eitelwolf von Stein, der des Jünglings Bestimmung besser erkannt hatte, den halsstarrigen Vater, den Sohn nicht zu einem Schritt zu zwingen, der ihn später gereuen könnte: der alte Gebieter verblieb unerbittlich bei seinem einmal gefaßten Entschluß. Da entschied sich der Sohn zur Flucht. Zu derselben Zeit, als Luther aus der Welt in das Kloster flüchtete, flüchtete Hutten aus dem Kloster in die Welt. Wohin er sich zunächst wandte, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln; fest steht nur, daß er in den Jahren zwischen seiner Flucht aus dem Kloster und dem Antritt seiner Reise in den Norden drei Universitäten, Köln, Erfurt und Frankfurt a. d. O., besucht hat. Wahrscheinlich ging er zuerst nach Köln. Hier knüpfte er ein enges Freundschaftsbündniß mit Crotus (Johann Jäger) an, der damals schon die Vorstudien zu den „Briefen der Dunkelmänner" machte. Von den Dominicanern in Köln hatte Crotus gelernt, mit den dialektischen Fechterkünsten der damaligen Scholastik zu radiren. Sein Haupttalent war der Witz; sich über Thorheiten der Menschen lustig zu machen, sein lustiges Treiben. Eine solche Natur mußte auf Hutten, in dem gleichfalls ein deutscher Lucian verborgen lag, eine große Anziehungskraft ausüben. Freilich war die Richtung, sittliche Grundlage dieses Talents bei beiden eine verschiedene. Während des Crotus Element eben das Lachen selbst war, war bei Hutten dem Verkehrten gegenüber das Lachen nicht das letzte, sondern der Zorn. Er sah in den Misbräuchen, die er verspottete, nicht blos das Thörichte, sondern noch mehr das Verderbliche. In Erfurt schloß Hutten mit dem lateinischen Dichter Eoban Hesse die innige jener akademischen Jugendfreundschaften, welche, gleich die mit Crotus, ihn durch das Leben begleiten sollte. Außerdem trat er hier in nahe Berührung mit dem Kanonikus Crotianus Rufus (Konrad Muth). Derselbe war aus der Schule des Alexander Hegius in Deventer, der frucht-sten Humanistenpflanzschule jener Tage, hervorgegangen. Bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen stand er in höchsten Ansehen; auf seine Empfehlung wurde Spalatin Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich; selbst Begnadigungsgesuche und Gesetzentwürfe wurden ihm zur Begutachtung vorgelegt. Die weitern, sehr aufschlußreichen Mittheilungen, welche Strauß im zweiten Kapitel des Theils über diese Persönlichkeit beibringt, enthalten charakteristische Fingerzeige über die Art und Weise, wie in dem humanistischen Kreise, dessen Haupt Mutian in religiöser Beziehung dachte. Dem Spalatin legte einst die Frage vor: wenn doch Christus allein der die Wahrheit und das Leben sei, wie denn so viele Jahrhundert vor seiner Geburt die Menschen daran genesen? ob sie an der Wahrheit und dem Heil gar keinen Antheil gehabt hätten? Er wolle ihm einen Fingerzeig zur Lösung geben, fügte er hinzu: die Religion habe nicht erst mit seiner Menschwerdung angefangen, sondern sei so alt als die Welt, als seine Geburt aus dem Vater. Ein andermal schreibt er im neuplatonischen Sinne einem Freunde:

ist nur ein Gott und eine Göttin. Aber es sind viele und viele Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Chri-a, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, ubreiten. Man muß es in Schweigen hüllen, wie Eleu-Nysterien. In Sachen der Religion muß man sich der r Fabeln und Räthsel bedienen. Du, mit Jupiter's, besten und größten Gottes Gnade, verachte still die ötter. Wenn ich Jupiter sage, meine ich Christus und en Gott. Doch genug von diesen allzu hohen Dingen. ihm von dieser nebeligen Höhe herab das da-Kirchenwesen erschienen sein mag, läßt sich den-n Rock, schreibt er, und den Bart und die Vor-risti verehre ich nicht; ich verehre den leben-tt, der weder Rock noch Bart trägt, auch keine auf der Erde zurückgelassen hat. Die Fasten-annte er Thorenspeisen, die Bettelmönche kutten-Unthiere; er verwarf die Ohrenbeichte und die ssen; die Stunden, die er mit dem Altardienste betrachtete er als verlorene Zeit. In seinem ar es, wo Crotus seine schärfsten Witze in dieser losließ, wo er die Messe eine Komödie, die Re-nochen vom Rabenstein, den Horagesang in der Hundegeheul, in den Häusern der Domherren nen nicht von Bienen, sondern von faulen Droh-te.

rankfurt a. d. O., wohin sich Hutten von Er-b, verweilte er nur kurze Zeit. In dieselbe fal-schwerlich die ersten poetischen Versuche, die er at, aber die ersten, die uns aufbehalten sind. ommer 1509 finden wir Hutten krank und mit-e ein Landstreicher von Dorf zu Dorf bettelnd, üste Pommerns. Wie und wozu er dorthin ge-st nicht bekannt.

war ein unruhiger Geist. Wanderlust lag tief in r. Er hatte das Bedürfniß, die Welt nicht blos aus anen zu lernen: Städte und Länder zu sehen, Men-Art zu beobachten, sich unter ihnen umzutreiben, mit essen, dazu empfand er einen unwiderstehlichen Trieb. Verwickelungen, Stürme, Gefahren eines solchen Le-ihn als ein kühnes Spiel, dessen Gewinn ihn lockte, r mögliche Verlust des Einsatzes ihn schrecken konnte. ch Ehrgeiz. Er wollte etwas bedeuten in der Welt: ohl, daß er sich mit ihr einlassen müsse.

ß hätte hinzufügen können, daß Reisen und allen Humanisten gemeinsam; die Humanisten Komödianten einer spätern Zeit in dieser Hin-Greifswald immatriculirte der Rector Hutten h; der Professor Henning Lötz gewährte ihm ufnahme in seinem Hause. Ein Zerwürfniß Birth treibt den Helden mitten im Winter nach Die Unparteilichkeit, mit welcher der Verfasser tniß darstellt, verdient alle Anerkennung. Strauß

wir auch von der Lötz'schen Seite einen Bericht, wie der Hutten'schen haben, so würde uns die Vergleis wol manches erklärende Mittelglied an die Hand ten war zu keiner Zeit seines Lebens das Lamm, wie darstellt. Wir können nicht wissen, ob nicht auch in ien des poetischen Ritters manches war, was den rdrießen konnte u. s. w.'

em nun auch gewesen sein mag,' das brutale Auftreten der Lötz'schen Familie unmittelbar nach Hutten's Entfernung aus ihrem Hause läßt sich in keiner Weise entschuldigen oder rechtfertigen.' Es war in den letzten Decembertagen des Jahres 1509. Die Kälte war streng, alle Wasser, selbst das Meer an der Küste gefroren. Gerade ging Hutten über einen gefrorenen Sumpf an einer Weidenpflanzung hin, als auf einmal Reiter aus den Büschen brachen und mit drohender Stimme ihm halt zuriefen. Es waren Lötz'sche Diener, die ihn bedeuteten, wenig Umstände zu machen und ihnen alles zu geben, was er habe. An Widerstand war nicht zu denken, sein Bitten und Flehen war vergebens, sie zogen ihm die wärmenden Oberkleider ab, zu denen Lötz vermuthlich das Zeug gegeben hatte, und einer setzte ihm, wenn er nicht schwiege, die Hellebarte auf die Brust. Sogar ein kleines Bündelchen mit Büchern und eigenen Dichtungen wurde dem armen Musensohn entrissen. Halb nackt erreichte er Rostock und sank in einer elenden Taberne auf das Siechbett, indem die Kälte sein Uebel, die Lustseuche, verschlimmert hatte. Mittel, sich Pflege und Erquickung zu verschaffen, hatte er keine. Nach und nach setzte er Professoren und Studenten von seiner Lage in Kenntniß; sie nahmen sich des Fremden an; allmählich erholte er sich und kam wieder in den vollen Besitz seines Talents. Der kurze Zeitraum seit dem Antritt seiner nordischen Reise war für ihn reich an Erfahrungen gewesen. Mit 22 Jahren war er vom Jüngling zum Mann gereift. Was aber das Entscheidende war: die Spitze dieser Erfahrungen war eine empörende Unbill, eine offene Gewaltthat gegen ihn gewesen, die seine ganze Entrüstung hervorrufen mußte und zugleich sein Talent entbinden sollte. Die Hebamme von Hutten's Geiste war der Zorn. Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegenstände seines Zorns bedeutender werden, dieser selbst reiner wird. Seine „Klagen gegen die Lötze" nehmen auf der angedeuteten Stufenleiter zwar die unterste, aber eine wesentliche Stelle ein, als die erste Schrift, welche das volle Gepräge des Hutten'schen Geistes trägt.

Am Ende des Jahres 1510 befindet sich Hutten in Wittenberg, von da geht er nach Leipzig, von Leipzig nach Wien, wo er ein lateinisches Aufmahnungsgedicht an den Kaiser Maximilian verfaßt. Die Arbeit bezeichnet einen wichtigen Punkt in seiner Entwickelung. Von den theils persönlichen, theils literarischen Interessen, denen seine bisherige schriftstellerische Thätigkeit gewidmet war, wendet er sich jetzt den Angelegenheiten des Vaterlandes zu. Er fühlt und bethätigt sich nicht mehr blos als Mitglied der Gelehrtenrepublik, sondern des deutschen Volks; statt über das Privatunrecht, das die Lötze ihm und in ihm der ganzen Poeteninnung zugefügt, zürnt er jetzt über die politische Schmach, welche Deutschland und seinem Oberhaupte von den Venetianern widerfahren, indem diese den Durchzug durch ihr Gebiet verweigert hatten, als der Kaiser nach alter Sitte einen bewaffneten Römerzug unternehmen wollte. Uebrigens verweilte Hutten auch in Wien nur wenige Monate; schon im Herbst 1511 verschwindet er aus dieser Stadt und im Frühling des nächsten Jahres

erſcheint er in Italien. Als echtes Mitglied des Humaniſtenordens hätte er ſich kaum betrachten dürfen, ohne nach dem Beiſpiel ſo vieler Vorgänger die Wallfahrt in das Heimatland des Humanismus gemacht zu haben; außerdem aber war in Italien die meiſte Förderung für das Rechtsſtudium zu finden, für welches er ſich entſchieden hatte, dem Andrängen des Vaters nachgebend, der dieſe Forderung als Bedingung ſeiner Verzeihung und Verſöhnung aufgeſtellt hatte. Freilich wurde weder in Pavia noch in Bologna aus dem juriſtiſchen Studium beſonders viel; ganz andere Dinge füllten auf dem claſſiſchen Boden ſeinen Kopf; ſchließlich nahm er aus Mangel an Subſiſtenzmitteln Kriegsdienſte. Die Lage war keine angenehme, um ſo weniger als das alte Uebel ſich wieder mit voller Gewalt einſtellte; aber, meint Strauß, „der geniale Menſch kann in keine Lage kommen, ſie müßte denn ſeine Thätigkeit völlig aufheben, aus der er nicht für ſich und die Welt Früchte zu gewinnen wüßte". Während des Kriegsgetümmels und auf dem Krankenlager verfaßte Hutten Arbeiten, die zu den friſcheſten und reizendſten ſeiner Werke gehören, Epigramme an den Kaiſer gegen Venedig, gegen die Franzoſen und gegen den Papſt. Die letzten ſind beſonders bemerkenswerth. Julius II. war, wenn auch nicht der einzige Urheber, ſo doch der Lenker der Kriege jener Zeit. Unter anderm hatte er perſönlich die Belagerung von Mirandola geleitet. Julius II. und ſein Wirken war es, wodurch Hutten über das Papſtthum überhaupt die Augen geöffnet wurden. Der Widerſpruch zwiſchen der geiſtlichen Beſtimmung und der weltlichen Stellung des Papſtthums trat ihm in grellſter Weiſe vor das Auge. Statt eines Hirten der Völker ſieht er in dem Papſt einen Wolf, ſtatt der Schlüſſel Petri ſieht er ihn mit dem Schwerte Pauli bewaffnet. Mit Entrüſtung wendet er ſich gegen den Ablaß- und Bullenhandel, gegen die Ausbeutung Deutſchlands von ſeiten des päpſtlichen Hofs.

Er, der ſich in Stahl hüllt — ſo beſchreibt er ihn —, durch Bart und Haar ſchrecklich anzuſehen, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geſchoß, zu Land und zu Waſſer die Völker mordet und die Fürſten in Krieg verwickelt; er, das Verderben der Welt, die Peſt des Menſchengeſchlechts, deſſen Arbeit Tod, deſſen Erholung die ſchändlichſte Ausſchweifung iſt; er, in allen Stücken Chriſto und Petro unähnlich: was thut oder was hat er noch, das des päpſtlichen Namens würdig wäre?

Wenn ſchon die Philippika gegen den Papſt Julius ihre Wirkung nicht verfehlte, ſo verſchaffte eine zweite Controverſſchrift Hutten's ihrem Verfaſſer noch ungleich mehr und größern Ruf: die Reden gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg. In dem Dienſte des letztern ſtand Hans von Hutten,

ein angenehmer friſcher Junge, hübſch von Geſicht und wohlgebaut von Gliedern, im Lauf und Tanz, im Ringen und Schwimmen, Reiten und Lanzenrennen der erſte unter ſeinen Genoſſen, ſtets wohlaufgelegt, ſelbſt unter ernſten Geſchäften. Ein junger Ritter dieſer Art war für einen jungen lebensfrohen Fürſten wie Herzog Ulrich ein Fund: er machte ihn zu ſeinem Stallmeiſter, in Wald und Feld, wie daheim bei Trunk und Spiel, hatte er ihn an ſeiner Seite; bald waren ſie unzertrennliche Geſellen.

Da berührten ſich beide auf einem Punkte, wo Zuſammentreffen gefährlich iſt. Der junge Franke die ſchöne Urſula Thumbin als Ehegemahl heimgef Herzog Ulrich entbrannte für die Frau in Liebe. Scene fand ſtatt. Der leidenſchaftliche Fürſt vergaß ſo weit, daß er ſeinem Stallmeiſter zu Füßen fiel ihn mit ausgeſpannten Armen um Gottes willen be geſtatten, daß er ſeine eheliche Hausfrau lieb haben denn er könne, wolle und mög's nicht laſſen. Die war bald niemand am Hofe ein Geheimniß. Ueber chen Verrath, wie es ihm erſchien, ſtellte der Herzo Diener zur Rede und ſprach von ihm bei Fürſten Herren, Edeln und Unedeln, als von einem treuloſen rätheriſchen Böſewicht, der, menſchlich zu reden, ſo ü ihm gefahren, als Judas an unſerm Herrn Gott. einer Jagd ſchickte der Herzog die Begleiter voraus wandte ſich gegen den ehemaligen Liebling, der jet Gegenſtand ſeines grimmigſten Haſſes war. Han Hutten ward ſchmählich ermordet; von den ſieben W unter denen er fiel, waren ihm fünf von hinten bracht. Dem Mord fügte der Herzog noch eine S bei. Er ſchlang dem Todten einen Gürtel um de und befeſtigte denſelben an einem Degen, den er zu Häupten in den Boden ſtieß. Das ſollte das bedeuten, das der Entſeelte verdient habe. Von Schlage betroffen, fühlten ſich die Hutten'ſchen als und als Angehörige eines mächtigen Standes. Ei hatte einen vom Adel ermordet und beſchimpft: entzündete ſich der ganze Groll, der ſeit dem dro Anwachſen der Fürſtenmacht in der Ritterſchaft Man ſchlug an das Schwert und griff zur Fede letztern vor allem Ulrich von Hutten. Seine Red der den Herzog machten den mächtigſten Eindruck; urtheilt von ihnen: „Geiſt und Redefülle, die Gab Umſtände ſich zu Nutze zu machen, den Feind zu gen, niederzuſchmettern, den Hörer zu rühren und zureißen, hat Ulrich von Hutten gegen den würte ſchen Herzog nicht minder als Cicero gegen Catili Clodius bewieſen", und die zahlreich mitgetheilte haltsrelationen einzelner Stellen laſſen das Urth wohlbegründet erſcheinen. Daß übrigens Strau ganzen Verlauf des Streits der Hutten wider den mit allen Einzelheiten und Details mittheilt, dafür er Dank verdienen, obſchon er hierbei vielleicht Schranken hinausgreift, die dem Biographen Hutt ſteckt waren, und das Gleiche dürfte von dem gle genden Abſchnitt gelten: von dem Kampfe Reuchlin den Kölnern und Hutten's Theilnahme an dem Auch hier iſt Strauß breiter und eingehender, als Grunde der Biograph Hutten's nöthig hätte; die führliche Detaildarſtellung aber iſt uns als Signat Zeitabſchnitts ganz willkommen. Reuchlin hatte kaiſerlichen Befehl erhalten, ſein Gutachten darüber geben, ob nicht den Juden ihre ſämmtlichen Bücher dem Alten Teſtament abgenommen und verbrannt ſ ſollten? Ein getaufter Jude Pfefferkorn hatte, v kölner Dominicanern dazu vorgeſchoben, welche nicht

jenden Fanatismus schüren wollten, sondern auch
n Summen im Auge hatten, mit denen die Ju-
Theil ihrer Bücher loskaufen sollten, dem Kai-
Vorschlag gemacht. Reuchlin's Gutachten war
e der Klarheit seines Verstandes, der Lauterkeit
arakters und der Milde seiner Gesinnung: er
h entschieden gegen das Verbrennen der jüdi-
er. Die kölner theologische Facultät, deren De-
: der Ketzermeister Jakob Hochstraten war, be-
Reuchlin der Ketzerei; Hochstraten ließ den „Au-
", eine Schrift Reuchlin's, in welcher die Ange-
ehandelt war, am 10. Februar 1514 öffentlich
. Die Dominicaner führten Beschwerde in
Leo X., der eine Commission von 18 Prälaten
eidung der Sache ernannte. Die gerichtlichen
ngen vor dieser Commission zogen sich endlos
; am 2. Juli 1516 fand die Schlußsitzung statt.
ihme eines einzigen gaben sämmtliche Richter ihre
ider die Ankläger Reuchlin's ab. Leo X. fürch-
ächtigen Predigerorden der Dominicaner zu sehr;
zte die öffentliche Verkündigung des Urtheils.
atum de supersedendo erfolgte, d. h. der Han-
n Reuchlin und den Kölnern wurde nicht ent-
ndern niedergeschlagen. Daß derselbe gleich von
n wie bei allen Humanisten, so auch in dem
ise, welchem Ulrich von Hutten angehörte, be-
eilnahme erregen mußte, begreift sich leicht.
)ban Hesse, Eitelwolf von Stein, alle beeilten
Gefühl Ausdruck zu verleihen. Hutten selbst
„Triumphus Capnionis". Außerdem bezeichnete
uls den Verfasser der „Epistolae obscurorum

bhandlung über die „Briefe der Dunkelmän-
das achte Kapitel in dem ersten Theile des
n Werks. Wir erachten dieses Kapitel als eine
ichsten Partien der ganzen Arbeit. Die kriti-
t und Schärfe, die dialektische Gewandtheit,
uß in einem so hohen Grade eigen ist, gelangt
schnitt zur vollen Geltung und feiert reiche
Mit besonderm Geschick ist die überaus schwie-
ie gelöst, daß uns Mittheilungen aus dem
nhalt der Briefe in einer Weise gemacht wer-
is den eigentlichen Geist des Originals, das
charakteristisch Satirische, durchfühlen, nach-
äßt. Ein sehr großer Theil des Humors,
e Briefe überströmen, liegt in ihrem eigen-
Latein, wie es sich im Laufe des Mittelalters
ischung kirchlicher und landessprachlicher Be-
nit dem ursprünglichen Grundstocke gebildet
ig kann eine Uebertragung den Eindruck des
icht wiedergeben; was aber überhaupt in die-
erreicht werden konnte, ist von Strauß gelei-

Was seine Untersuchung über den Autor
etrifft, so läßt sich das Resultat in dem Satze
sen, daß wir nach äußern Zeugnissen wie nach
nden in den „Epistolis obscurorum virorum"
vor uns haben, dessen erste und hauptsäch-

lichste Schüssel von Crotus, die übrigen, mit jenen an Reichthum und Wohlgeschmack wetteifernd, von einer Anzahl der besten Köpfe unter den Humanisten der Zeit, insbesondere auch von Ulrich von Hutten herrühren; ein Musikstück, dessen Thema Crotus erfunden hatte und erschöpfend durchgeführt zu haben glaubte, welches sich aber so fruchtbar zeigte, daß gleichgesinnte Freunde kein Ende finden konnten, es weiter zu variiren.

Die Schriften, welche Hutten bisher veröffentlicht, insbesondere aber seine Theilnahme an dem Streite Reuchlin's und an den „Briefen der Dunkelmänner" hatten die Aufmerksamkeit der ersten und besten Kräfte unter den Humanisten hingelenkt. Ueberall fand er auf seinen vielfachen Reisen gastliche Thüren, freundliches Entgegenkommen und ehrenvolle Auszeichnung. Ein Zufall hatte ihn Ende Juni 1517 nach Augsburg geführt, wo sich gerade Kaiser Maximilian befand. Diese Gelegenheit benutzte Peutinger, der ihn gastfreundlich in sein Haus aufgenommen, um etwas bei dem Kaiser, bei welchem er so viel galt, für Hutten auszuwirken. Maximilian beschloß, den warm Empfohlenen zum Dichter zu krönen. Am 12. Juli fand der feierliche Act statt. Peutinger's Tochter hatte den Lorberkranz geflochten, eine Schwester jener früh verstorbenen Juliana Peutinger, welche vor 13 Jahren als vierjähriges Kind den Kaiser Max bei seinem Einzug in die Stadt mit einer lateinischen Anrede empfangen hatte. In der über den Vorgang ausgestellten Urkunde hieß es:

Von bewährten Männern sei dem Kaiser Ulrich von Hutten, der Sprößling eines edeln Rittergeschlechts, als ein junger Mann empfohlen, der aus Liebe zu den Wissenschaften die Heimat verlassen, einen großen Theil von Europa durchreist, dabei viel Ungemach erduldet, auch Lebensgefahren bestanden, hierdurch aber es nunmehr dahin gebracht habe, daß seine Schriften in aller Händen seien, die gelehrtesten Männer in Deutschland und Italien sich seine Freunde nennen und im öffentlichen Druck für seine seltenen Vorzüge Zeugniß ablegen. Weil er so zu dem angebornen Adel des Geschlechts den durch die besten Studien erworbenen hinzugefügt, habe auch der Kaiser ihn werth geachtet, durch ein Merkmal seines Beifalls ihn auszuzeichnen. So ertheile er ihm denn aus eigenem Antriebe, nach gewisser Kundschaft, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit den Lorberkranz und den goldenen Ring, ernenne ihn zum Dichter und Redner mit dem Recht, an allen Schulen, insbesondere an Hochschulen, in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, überhaupt mit allen Privilegien, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche die übrigen kaiserlich gekrönten Poeten und Oratoren von Rechts und Herkommen wegen genießen. Und um ihm noch ein besonderes Merkmal seiner Gnade zu geben, nehme der Kaiser ihn, genannten Ulrich, sammt allen seinen Gütern, Angelegenheiten und Rechten, sowol jetzigen als künftigen, in seinen und des Heiligen Reiches Schutz und ertheile ihm das Vorrecht, vor keinem andern Richter als dem Kaiser und dessen Rath gerichtet werden zu können.

Aus den drei letzten Kapiteln des ersten Theils ersehen wir, wie Hutten in mainzische Dienste getreten, was ihn durchaus nicht abhält, sich immer ernster und entschiedener in seinen Flugschriften gegen Rom zu wenden; es werden Verhältnisse von mehr privatem Charakter berührt, seine Krankheitsgeschichte und die verschiedenen Curen, denen er sich unterwarf; wir finden ihn im Freundschaftsbunde mit Sickingen; er verweilt in dem Lager des Bundesheeres,

welches der Herzog Wilhelm von Baiern gegen Ulrich von Würtemberg führte; er trägt ſich mit Heirathsplänen, aber als dieſelben der Verwirklichung nahe ſchienen, wurde durch die Verhältniſſe ein Sturm entfeſſelt, der Hutten von dem Hafen, in welchen er eben einzulaufen meinte, weit und für immer verſchlagen ſollte.

Am 28. Juni 1519 war Karl von Oeſterreich, vom Vater her Erbe von Burgund, durch die Mutter König von Spanien und Neapel, an die Stelle ſeines Großvaters Maximilian zum König der Deutſchen gewählt worden. Hutten hatte an der Wahlagitation lebhaften Antheil genommen. Sein Herr, wenn er ſo heißen konnte, der Kurfürſt Albrecht von Mainz, und ſein ritterlicher Freund, Franz von Sickingen, waren unter den thätigſten Beförderern von Karl's Wahl geweſen, während Papſt Leo X. und ſeine Legaten alles gethan hatten, derſelben entgegenzuwirken und dem franzöſiſchen König die deutſche Krone zu verſchaffen. Die Thatſache hatte Hutten, für deſſen ſchriftſtelleriſche Arbeiten bis dahin das eigentlich literariſche Moment der Schwerpunkt mit wenigen Ausnahmen geweſen war, der Politik und ihren Fragen näher geführt, hatte ihm überdies neuen Stoff zu abermaligen und erbitterten Angriffen auf das Papſtthum gegeben. Der engere Kreis, für welchen und in dem er bisher die Intereſſen der Humaniſten vertreten und gefördert, wird nunmehr gegen den weitern Kreis vertauſcht, in welchem er für die öffentlichen Intereſſen des Geſammtvaterlandes in die Schranken tritt. Die Wirkſamkeit Luther's drängte Hutten noch mehr in die bezeichnete Richtung. Die Vertheidigung und Ausbreitung des Reformationswerks wird die Aufgabe, der er ſich mit brennendem Eifer hingibt. Doch hat man, um die Stellung, welche er zur Reformation einnahm, richtig zu beurtheilen, immer feſtzuhalten, daß er jene in erſter Linie darum vertheidigte, weil er durch ſie Deutſchlands Freiheit von Rom zu erringen hoffte; das religiöſe Element kommt ihm kaum und nur in letzter Inſtanz in Betracht. Rom iſt ihm die

große Scheune des Erdkreiſes — mit dieſen Worten ſchließt der Dialog „Vadiscus, oder die römiſche Dreifaltigkeit" —, in welche zuſammengeſchleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unerſättliche Kornwurm ſitzt, der ungeheuere Haufen Frucht verſchlingt, umgeben von ſeinen zahlreichen Mitfreſſern, die uns zuerſt das Blut ausgeſogen, dann das Fleiſch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen ſind, uns die innerſten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig iſt, zermalmen. Werden da die Deutſchen nicht zu den Waffen greifen? nicht mit Feuer und Schwert anſtürmen? Das ſind die Plünderer unſers Vaterlandes, die vormals mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wuth die weltherrſchende Nation berauben, vom Blut und Schweiß des deutſchen Volks ſchwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanſt füllen und ihre Wolluſt nähren. Ihnen geben wir Gold; ſie halten auf unſere Koſten Pferde, Hunde, Maulthiere und Luſtdirnen und Luſtknaben. Mit unſerm Gelde pflegen ſie ihrer Bosheit, machen ſich gute Tage, kleiden ſich in Purpur, zäumen ihre Pferde und Maulthiere mit Gold, bauen Paläſte von lauter Marmor. Als Pfleger der Frömmigkeit verſäumen ſie dieſe nicht allein, was doch ſchon ſündlich genug wäre, ſondern verlachen ſie ſogar; ja ſie verletzen, beflecken und ſchänden ſie. Und während ſie früher durch Schönthun uns köderten und durch Lügen, Dichten und Trügen uns Geld abzulocken wußten, greifen ſie jetzt zu Schrecken, Drohung und Gewalt, um uns wie hungrig zu berauben u. ſ. w.

Es liegt auf der Hand, wie ſehr dergleichen A in Rom verletzen mußten, um ſo mehr als die St Hutten's, ſeitdem derſelbe angefangen hatte, der g Popularität wegen deutſch zu ſchreiben, ſich in Deu der weiteſten Verbreitung erfreuten. Hatte doch jel Kurfürſt von Mainz keineswegs die Geldunterſtützun ten entzogen, die er ihm bis dahin gewährt; fand de wie vor der Ritter, welcher der römiſchen Curie Kr Leben und Tod angekündigt hatte, gaſtliche Aufnal des Kurfürſten Hof. Freilich erklärt ſich die ziemlic ſelhaft ſcheinende Thatſache ſehr einfach. Dem Kur Albrecht war Hutten's Polemik gegen Rom er weil, wenn ſich durch Hutten's und Sickingen's A die deutſche Kirche für ſich abſchloß und der römiſc etwa noch etliche Ehrenrechte übrig ließ, der mainz biſchof als Primas von Deutſchland derjenige wo das Meiſte, was man Rom entzog, zufallen muß

Gleichzeitig mit den Angriffen auf Papſtthu Geiſtlichkeit richtete Hutten ſeine Geſchoſſe wider d ſchen Fürſten. Der Ritter will ein ſtarkes, na mächtiges Deutſchland und darum einen mächtigen dem aber entgegen trat die damals ſich entwickel ritorialhoheit. Aus dieſem Geſichtspunkte wollen züglichen Schriften angeſehen ſein. „Wir ſchreien es unter anderm an einer Stelle, in der die G des fürſtlichen Standes ſehr ſcharf bloßgelegt werde Druck und klagen über Dienſtbarkeit; Freiheit ei nen wir es, um das Reich uns nichts zu kümme Kaiſer keine Folge zu leiſten und alles ungeſtraft erlauben." Ebendaher Hutten's lebhafte Sympa ſeinen eigenen Stand, für den Adel; die Reichsri iſt nach ſeinem Urtheil der beſte Bundesgenoſſe d ſers wider die Fürſten. Daher ferner ſeine Bemü eine Verbindung der Ritterſchaft mit den Freien zu bewirken; daher endlich, wenn es gewiß iſt, was für wahrſcheinlich zu halten ſcheint, daß der Dialo Karſthans" Hutten zum Verfaſſer hat, des letzt ſtrebungen, ſogar die Bauernſchaft zur Verbeſſe öffentlichen Zuſtände des Vaterlandes aufzubieten.

So eingehend ſich unſere Kritik der Strauß'ſ beit anſchließt: unmöglich kann und darf hier die Le Arbeit ſelbſt erſetzen. Wir müſſen es dem Leſer geben, bei Strauß ſelbſt die Darſtellung der lit und ſonſtigen Thätigkeit nachzuſchlagen, welche Hu Erreichung ſeiner politiſchen Ideale entwickelte. Je ſuch, durch eine Inhaltsrelation von jener Thätig Anſchauung zu vermitteln, unterſagt ſich durch auf die Raumverhältniſſe. Mit dem unglücklich zuge Sickingen's gegen Trier waren auch die H gen, mit denen ſich Hutten getragen und für di fieberhafter Energie gerungen, zu Grunde gegang nig Franz von Frankreich lud ihn ein, mit einem gehalt von 400 Kronen und freier Wahl de enthaltsorts als Rath in ſeine Dienſte zu treten Verfolgung, welcher Hutten in Deutſchland ausgeſe

en ſolchen Schritt entſchuldigt haben; aber er
ie undeutſchen Dienſte nehmen und ſchlug
ieten aus. Er ſuchte die Sicherheit und Ruhe,
Deutſchland nicht mehr fand, ſeit die feſte
die er ſich gelehnt hatte, Franz von Sickingen,
der Schweiz. Der Rath von Baſel bot dem
und Schwerbeladenen ein Aſyl. Die Krank-
von neuem ausgebrochen und der geſchwächte
te nicht mehr viel Mittel übrig, um ihr Wi-
leiſten. Ein ärgerlicher Streit mit Erasmus,
Gelegenheit ſehr kleinlich und engherzig han-
terte die letzten Tage des Leidenden. Zwingli
das Verdienſt, dem Flüchtling Hülfe und Un-
nach Können und Vermögen geleiſtet zu haben.
ihre zählend, verſchied Hutten am 1. Septem-
nicht wie man in Deutſchland mancherorten
em Gift, das ihm vom Feinde gereicht wor-
Hutten zu tödten, brauchte es keines weitern
das er ſchon ſo lange in ſeinem Körper ge-
n dem Stuhl und aus der Hand des ewigen
t er das Urtheil der ewigen Wahrheit und
Gerechtigkeit empfangen.

vielbewegtes und an Ereigniſſen und Wechſeln
leben, wie es Hutten gelebt, hat natürlich nicht
innen, der biographiſchen Geſchichtſchreibung
Anregungen zu gewähren. Strauß hat eine
ahl von Vorarbeiten für ſeine Arbeit benutzen
aß er jenen keinen bedeutenden Werth beilegt,
ler Ordnung ſein; als das Beſte, was wir
eſondern Schriften über den Ritter beſaßen,
des gelehrten hildburghäuſer Profeſſors Jakob
ateiniſche Abhandlung über Ulrich Hutten's
d Verdienſte, die in drei Theilen von 1717—23
. Mit beſonderm Dank thut Strauß der
und Liberalität Erwähnung, mit der ihm
Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über Hutten
t zur Verfügung geſtellt hat. Für ſein eige-
t ihm die Kritik faſt ausnahmslos beſondern
et; auch wir haben für das Buch lebhafte

Nicht nur die geiſtige Richtung des Ver-
eine Antecedentien — es ſei an den „Julian
innert —, auch die Vorrede des Buchs ließ
ninder eine Tendenzſchrift vermuthen. Die
findet ſich in erfreulicher Weiſe nicht beſtä-
hat mit ſeinem „Ulrich von Hutten" ein
oriſches Werk geliefert, das uns mehr denn
ere Biographie eines großen Mannes aus
itionszeitalter den Helden auf dem Hinter-
Lebens und Treibens ſeiner Zeit zeichnet.
nen und Parallelen, nicht die ſubjective Will-
ntwickelung von Doctrinen und Principien
empfehlenswerthen Schrift geboten, nicht bra-
und banale Redensarten, durch welche radi-
thien oder Antipathien Ausdruck verliehen
Strauß beugt ſich im Großen und Ganzen
nen und Untergeordneten vor der Macht der
on der Wucht der letztern allein und aus-
ſchließlich wird das Urtheil beſtimmt. Ihm hat Ulrich von Hutten nicht als Gefäß gedient, um in demſelben eine Parteianſchauung niederzulegen; er beweiſt in der Biographie des Ritters, wie für ihn in der That die Geſchichte die lux veritatis iſt. Sicher hat die leidenſchaftsloſe und maßvolle Objectivität der Darſtellung zu der vollendeten künſtleriſchen Compoſition des Stoffs das ihrige beigetragen. Nach Anlage wie Durchführung iſt die Arbeit untadelig; untadelig in materieller wie in formeller Hinſicht. Von den umfaſſendſten Detailkenntniſſen geleitet, erzählt der Biograph das Leben des Ritters mit dem ſittlichen Ernſt und der äſthetiſchen Ruhe, welche jede Willkür in der Beurtheilung wegfallen läßt. **Thaddäus Lau.**

Dialektdichtungen.

1. Grübel's ſämmtliche Werke. Neu herausgegeben und mit einem grammatiſchen Abriß und Gloſſar verſehen von Georg Karl Frommann. Drei Theile. Nürnberg, J. L. Schmid. 1857. 16. 2 Thlr.
2. Johann Wolfgang Weikert's ausgewählte Gedichte in nürnberger Mundart. Herausgegeben und mit einem Gloſſar verſehen von Georg Karl Frommann. Nürnberg, J. L. Schmid. 1857. 16. 20 Ngr.
3. Rhigmurmel. Gedichte in basler Mundart von Jakob Maehly. Baſel, Schweighäuſer. 1856. 8. 24 Ngr.
4. Drei Blimcher aus Frankfort von J. Löhr. Hanau, König. 1857. 8. 4 Ngr.
5. Fritz Hoffmann's Kobergher Quäckbrünnlä. Tauſend Stück lauter Schlumperliedlä, Späßreumlä und Tanzvärſchlä, zum Singä unter der Dorflinden und in d'n Wärthshäuſern, auf'n Tanzböden und in der Lichtſtubm, für die jungä' und die luſtighen Leut' in ganz Nordfranken, vom Thüringerwald bis zum Mä' und zum Mä' un vom Fichtelgebärgh bis hi' zu der Rhön äh. Mit der Singweiſ' derbei un ſchön'n Bildlén öbendrei'. 1. Bändlä. 500 Stück, mit z'ſammt der Widming und der Ei'leiting. Hildburghauſen, Keſſelring. 1857. 16. 18 Ngr.
6. Zom Zilljes gale Erbes mit Huitzelbreh geſchmälzt. Eine Anthologie humoriſtiſch-ſarkaſtiſcher Originalien aus Fuldas luſtiger Vergangenheit. Erſcht Traktäment. Fulda, Maier. 1853. 16. 4 Ngr.

Wir haben noch jedesmal nach der Lectüre guter Dialektdichtungen bedauert, daß es ihren Werken nur ſelten gelingt, ſich ein größeres Publikum zu erobern, daß ſie kaum die Grenzen ihres Heimatbodens überſchreiten, ja ſogar zuweilen nicht einmal die Mauern jener Stadt, deren Phyſiognomie ihrem poetiſch geſtimmten Volksſohne Stoff und Gehalt geliefert hat; indeß man häufig die ſchalſten Producte blaſirter Lyriker in allen Salons glänzen ſieht, wenigſtens mit dem goldverbrämten Einbande. Wen ſollte es da noch wunder nehmen, wenn es jenen derben, doch mit einer poetiſchen Ader geborenen Naturkindern einfällt, gegen den Modemenſchen die Geiſel der Satire unerbittlich zu ſchwingen und die groben Verirrungen der modernen Aftercultur durch beißenden Spott lächerlich zu machen? Der Riß zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, der immer ſchärfer in unſern Tagen hervortritt, ſcheint aller Verſöhnung zu ſpotten. Juvenal und die mit ihm verwandten Dichter des Alterthums ſprachen tiefernſt ihre Entrüſtung über die Verrücktheiten und Laſter ihrer Zeitgenoſſen aus, um ſie ſittlich zu heben. Unſere Volksdichter ſcheinen ſich jedoch bereits dem Gedanken hingegeben zu haben, daß dieſe Sorte von Menſchen unverbeſſerlich ſei. Daher war die Satire der erſtern ernſthaft, drohend; die der letztern iſt komiſch, heiter, gleichſam dem Wahlſpruche huldigend: „Bleibt Narren, wenn ihr Narren

ſein wollt!" Bedenkt man, daß alſo zu allen Zeiten die Thorheit eine große Rolle in der Welt geſpielt, ſo hat das Princip der letztern mehr für ſich, als das der erſtern; denn der moraliſche Unwille, wenn er ſich noch aufrichtig im Autor regt, und didaktiſch mahnend auf Beſſerung hinzielt, findet faſt ſtets der Maſſe gegenüber taube Ohren, oder ſein Lohn iſt gar, daß er für ſeine Bereitwilligkeit ſelbſt Hohn und Spott einerntet.

Wir haben es diesmal zuvörderſt und vorzugsweiſe mit zwei nürnberger Volksdichtern zu thun, die beide, ſchon im Grabe ſchlummernd, dennoch in ihrer kunſtſinnigen Vaterſtadt als würdige Schüler des Hans Sachs hoch verehrt werden. Johann Konrad Grübel, geboren den 3. Juni 1736, erlernte in der Werkſtatt ſeines Vaters die „Flaſchenprofeſſion" (Blecharbeit). Rabener's Schriften machten ihm in ſeiner Jugend großes Vergnügen. Als Mann wurde er von ſeinen Mitbürgern zum Geſchworenen und zum Gaſſenhauptmann erwählt: zwei Poſten, die man in Nürnberg von jeher als Ehrenſtellen betrachtete. Schon im Greiſenalter ſtehend, wurde er in den nürnbergiſchen Blumenorden aufgenommen. Den 8. März 1809 ſtarb er, und ſein Sarg, mit dem Dichterkranze geſchmückt, iſt feierlich in die Erde geſenkt worden, wobei man folgende Worte geſprochen:

So ruhe denn im ſtillen, heil'gen Kreiſe,
Du biederherz'ger Bürger, wackrer Künſtler,
Du, Nürnbergs Sprach' und Sitte für die Nachwelt
Bewahrend mit gemüthlich reinem Sinne!
Hier ruhn auch ſie, die Nürnbergs Größe ſchauten,
Ehrwürd'ge Namen aus der Väter Zeiten:
Pirkheimer, Dürer und dein Vorbild Sachs.
Dahin ſinkt alles; auch dies Reis verwelket,
Von Nürnbergs Bürgern dankbar dir geweiht,
Des Dichters Schmuck und ſpäter Lohn.
Dahin ſinkt alles; — doch aus deiner Aſche
Erſteigt ein Phönix, ewig jung und neu:
Dein Nam', dein Ruhm im Ausland und im Volke.

Georg Karl Frommann hat ſich wirklich verdient gemacht durch die in Lieferungen erſchienenen „Sämmtlichen Werke" von Grübel. Bekanntlich hat ſchon Goethe auf die Bedeutſamkeit dieſes Dichtertalents hingewieſen. Da vielleicht manchem ſein Urtheil aus dem Sinne entſchwunden, ſo wollen wir wenigſtens mit der gewichtigſten Stelle das Gedächtniß unſerer Leſer auffriſchen:

„Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſein ein Menſch iſt, ſo kann man von Grübel ſagen, er habe einen außerordentlichen Vorſprung vor andern ſeinesgleichen, daß er mit Bewußtſein ein nürnberger Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichtes Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anordnung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Waſſer. Die Grübel'ſchen Gedichte verdienen wol neben den Hebel'ſchen genannt zu werden; um ſie völlig zu genießen, muß man Nürnberg ſelbſt kennen."

So weit Goethe. Beinahe noch bezeichnender iſt Witſchel's Ausſpruch, der ein ſinniges „Nachwort" zu dem Buche geliefert. Derſelbe lautet: „Ueberhaupt, lieber Leſer, willſt du über Grübel's Gedichte ein billiges Urtheil fällen, ſo denke an die Worte, welche Cervantes in ſeiner Vorrede zum «Don Quixote» niedergeſchrieben: «Hier kommt's blos auf die Nachahmung der Natur an, und je vollkommener dieſe iſt, deſto vortrefflicher iſt das Werk.»"

Nachdem wir nun ganz allgemein auf den Werth von Grübel's poetiſchen Leiſtungen hingewieſen haben, wollen wir einige derſelben ſpeciell ins Auge faſſen. Die erſte Lieferung enthält Grübel's wohlgetroffenes Porträt nach dem Leben gemalt von F. Fleiſchmann, den folgenden ſind einige charakteriſtiſche Illuſtrationen beigegeben. Gleich in der erſten Lieferung begegnen wir einer originell-launigen Geſchichte: „Der Geißbock und die Todtenbeine", worin Grübel beweiſt, daß er komiſche Situationen gut auszubeuten wiſſe. „Der Bauer und ſein Spitz" iſt eine köſtliche Perſiflage auf die geizige Habſucht der Pfaffen, die alles thun, wenn ſie nur Geld dafür bekommen. Die Strophe, welche die Pointe enthält, iſt vortrefflich: „Da bracht, beſonders das Schlußraiſonnement: „I manet' de weit, a ſu a Hund wär' g'ſcheit." Eine noch drolligere Geſchichte befindet ſich in der zweiten Lieferung: „Der Bauer und die Bäuerin", die ſelbſt die Lachmuskeln jedes Hypochonders in Bewegung ſetzen müßte. Die darin vorkommende komiſame Verwechſelung zeigt von echt komiſcher Erfindungsgabe, die um ſo nachhaltiger wirkt, als es dem Dichter gelungen, den einmal erzielten Effect bis zum Schluſſe lebendig zu halten. Das oft in der Gelehrtenwelt vorkommende Ereigniß, daß dieſe Herren ſich blos um ihre Bücher bekümmern, aber nicht um ihre Frauen, hat Grübel ſehr glücklich mit der Färbung anſchaulich zu machen gewußt in dem Gedichte: „Der Gelehrte und ſeine Frau." Nachdem ſie ſich ſchon oft in Stille darüber gegrämt, ſagt ſie zu ihrem Gatten in des Vorwurfs:

„Daß du doch von der Loib kannſt ſog'n,
Wos loibſt denn du ſunſt, als a Bouch?
Hait i nit ſu an gour'n Meg'n,
Dös Löſ'n hait' i lang ſchr g'noug.
I wollt', daß i a Bouch könnt' wer'n,
Und an's, wou du a Fraid haiſt droh,
Nau glabet i, du haiſt mi gern;
Su aber ſpür' i weng derroh."

Nit viel hait's g'föhlt, der Herr thét lach'n
Und ſagt: „Worum denn gear a Bouch?
Wos fallt' i mit'n Bouch denn mach'n?
Hob' i denn nit ſcho Beicher g'noug?
Doch höier', wennſt' a Bouch wollſt wer'n,
Dös moißt halt a Kalender ſei, —
Den haut mer grad a Jauhr' gern,
Nau ſtellt mer ſi an neua ei."

Eine längere Erzählung, worin ſich die Extreme des tiefſten Ernſtes mit dem plötzlich hereinbrechenden Jocus decken, iſt betitelt: „Die zärtliche Frau", womit ſich Grübel als Humoriſt gerirt, während er ſich bei ähnlichen Stoffen gewöhnlich damit begnügt, nur die komiſche Seite hervorzukehren. Den Trieb der männlichen Jugend, das Aelternhaus zu verlaſſen und planlos in die Welt hinauszuſtürmen, hat der Verfaſſer in dem Gedichte: „Der Peter in der Fremde" ſehr ſchön caricirt. „Die Spannkette", eine vom Verfaſſer ausgeſponnene Geſchichte, ſtreift an Frivolität an, was Grübel bei ſeinem ſonſt klaren, reinen Gemüthe um ſo weniger erwarteten, und iſt dabei in der Erfindung unwahrſcheinlich. Dem Gedichte „Die zwei alten Kameraden" iſt ein Troſtſpruch originell, den einer dem andern, der ſein Weib verloren, gibt:

Und Brouder, horch! daß d' doch thouſt ſog'n
Wai treuli, daß i's man mit dir,
Waßt wos? thou' mir dei tautta *) gäb'n,
Gib dir die mei, dei lebt, dafur.
Su, man i, koh dir g'holfen wer'n,
Und wall i koh, ſo döin' i gern.

So manchem dürfte es nicht unintereſſant ſein, einmal über Muſik von unſerm ſchlichten Volksdichter zu hören, wir den Leſer nicht zu vergeſſen bitten, daß Grübel ſchon 40 Jahre im Grabe ruht. Dies bedenkend kann

*) Die todte.

n Sinn, der wackere alte nürnberger Bürger müsse bei der
ten jener Strophen, die wir aus dem Gedichte „Die alte
d die neue Waare" sogleich ausheben wollen, eine Ahnung
habt haben von der jetzt florirenden „Zukunftsmusik".
an höre:

Die alt'n Musikanten geig'n,
Sie könna no wei sunsten geig'n;
Su mit'n Kupf und mit'n Fouß
Geigt mancher, daß mer lach'n mouß.

Die alt' Musik, und oiza ana, —
Dös sollt' mer aber doch nit mana, —
Dau is su grauß a Unterschied,
Wei grauß, dös waß i selber niet.

A Sinfonie von achtzig Jauh'rn,
Drei reißet' Nos'n, Maul und Auh'rn
Su weit af, als sie s' reiß'n koh,
Wenn doi a junga Hairet oh.

Grübel's Hauptkraft ruht darin, daß er jene alltäglichen
ienen, die im Leben der niedern Bourgeoisie wie ein sich
lender Haspel immer wiederkehren, mit dem Nonplusultra
ischer Treue zu schildern versteht. Sein schwächster Punkt
te der sein, daß er seinen Dichterblick nie über einen grö-
n Horizont hinschweifen läßt und daher zuweilen in seiner
hränkten Sphäre moneten wird. Wer darüber hinwegzu-
n geneigt ist, wird sich durch die Lectüre der Grübel'schen
dichte großes Vergnügen bereiten; wir empfehlen sie daher
s Publikum auf das wärmste.

Der zweite nürnberger Poet, den man füglich einen Schü-
Grübel's nennen kann, da er denselben „gern als seinen
ster anerkannte und verehrte", führt den Namen Johann
olfgang Weikert, geboren den 14. Juni 1778. Wir
en der biographischen Skizze, welche der Herausgeber dem
he als Vorwort beigeschlossen, das Wichtigste entlehnen.

„Der frühzeitige räthselhafte Verlust seines Vaters wurde
großes Hemmniß in Weikert's erstem Bildungsgange. Von
Mutter für das väterliche Geschäft, das Schneiderhandwerk,
immt, zog es ihn schon nach kaum überstandener Lehrzeit
die Fremde hinaus, wo er auf vieljähriger Wanderschaft
h größere Städte Deutschlands durch rastlosen Eifer und
seltenen Naturanlagen jene großen Lücken auszufüllen be-
t war, welche der mangelhafte Unterricht einer Armen-
le in seiner geistigen Ausbildung gelassen hatte. Auch spä-
als Schneidermeister in Nürnberg, trieb ihn sein immer
r strebender Geist zu Kunst und Wissenschaft hin, über
r bald das, durch die beschränkten Verhältnisse seiner frü-
n Jugend ihm aufgedrungene Gewerbe vergaß. Am mei-
fühlte er sich von Werken deutscher Dichter angezogen,
er neben Geschichte, Länder- und Völkerkunde und selbst
ten Sprachen zum Gegenstande wirklichen Studiums machte.
Schwank, wozu die nürnberger Mundart ihrer derben
ge nach vorzugsweise sich eignet, hat Weikert das Beste
fert. Er starb den 19. November 1856."

Es mag vielleicht manchem, besonders dem geborenen
mberger seltsam klingen, wenn wir vorweg, jedoch nach
merksamer Lectüre des vorstehenden Buchs, mit voller Ueber-
gung das Urtheil aussprechen: uns ist Weikert unbedingt
größeres Talent als Grübel. Schon oft hat der Schüler
Meister übertroffen. Weikert ist ein großer Humorist; wäre
n Mann in glücklichern Verhältnissen geboren worden, er
e sicherlich, wir glauben nicht zu viel zu sagen, seinen
men an jene der berühmtesten deutschen Schriftsteller ange-
ht. Sein poetischer Gesichtskreis ist weitaus größer als
Grübel's. Während der letztere all seine Lebtage hindurch
seinem Philisterthum stecken blieb, zeigt sich bei Weikert
schönes Streben, das Edlere, das Höhere, das Allgemeine
erfassen. Wenn er selbst Grübel als Meister anerkannte,
so ist dies ein sehr schöner Zug von Bescheidenheit; gelernt
mag er von ihm blos in formeller Beziehung haben; doch
Weikert's Geist nahm bald eine andere Richtung, einen höhern
Schwung, von dem sich Grübel nie träumen ließ. Wir haben
in diesem Buche eine Masse von Gedichten gefunden, worin
der Verfasser einen kerngesunden, manchmal wirklich blitzartig
dreinschlagenden Humor entfaltet. Aeußerst glücklich ist er in
der Verschmelzung classischer Stoffe mit dem volksthümlichen
Elemente; er steht in dieser Beziehung fast unerreicht da;
z. B. in dem Gedichte: „Phaëton's Sturz" (nach Ovid's Er-
zählung), zu dem der in diesem Genre rühmlich bekannte nürn-
berger Künstler J. A. Engelhart eine köstliche Illustration ge-
liefert hat. Da die Geschichte jedem Gebildeten bekannt ist,
so wollen wir aus diesem durchweg äußerst komischen Gedichte
wenigstens jene Stelle citiren, wie sich die Göttinnen bei Ju-
piter darüber beklagen, daß Apollo dem Phaëton die Lenkung
der Sonnenrosse anvertraut habe:

Die Geres is d'an Jupiter
Und thout si grad beklag'n:
„Deiz dörf i — sieh den Spuk ner oh, —
Gear a Parrick'n trog'n;
Dei Sunna haut si runterg'senkt
Und haut mer alli Hau'r versenkt,
Dös Haurtour mouß du zohl'n!"

Und woi s'su rett, su brüllt der Alt'
Und zoigt die Häch'n naf:
„Dau unt' mouß was Glöihnds sei,
Mir foahr'n Blauf'n af."
Deiz schreit die Juno: „Leiber Mod,
In Himmel brennt's! grad schlöckt mer oh,
Der Nachber fängt oh g'trummel'n."

Mei Jupiter in Schlaufruck nei
Und aff'n Bud'n naf.
„Wos is's denn mit'n Sunnawog'n?
Dau sitzt a Beu jo draf!
Will der Apoll nit selber foahr'n,
Su könna mir die Gasch' derspear'n;
Dös wär' a saubra Wörtschaft!"

Nicht minder gut in ihrer Art ist: „Die Ritterburg", ein Jugendschwank, worin die heiterste Laune ihr Wesen treibt. Knaben theilen sich in die zwei Parteien der Angreifer und der Vertheidiger; die letztern verschanzen sich auf dem Boden des Hauses:

Der Hulzstauß is a Ritterburg,
Der Kreuzstauß is da Thurn,
Der Gürla *) mou der Wächter sei,
Der stäßt nau in sein Hurn;
Anstatt'n Hurn, dau bringt der Schmied
Den grauß'n blechern Trichter miet,
Dau koh mer g'scheit draf blauf'n.

Die Anführer werden erwählt; die Burg soll mit Sturm genommen werden.

Der drauß'n is der Adelbert.
Den haut mei Brouder g'macht;
Wöi der is aber ofg'löckt **) g'wöst!
Er hait bald selber g'lacht!
Der Kupf steckt in an Bug'lhaus,
Und durch die Draihla guzt er 'raus,
Dös is der Helm g'wös'n.

Die Schnöirbrust von der Mutter mouß
Als Harnisch paradöir'n,
A Fetzen: Dög'n ist des Schwert,
Er kohna knapp regöir'n.

*) Georg.
**) costümiert.

Er maut halt doch, er ſieht röcht wild,
A Butt'ndeckel is der Schild
A Brautſpieß is die Lanz'n.

In der Hitze des Kampfes bricht der Holzſtoß dem Knaben unter den Füßen ein; das Gepolter lockt die Mutter herbei und Ritter und Knappen bekommen die ſchönſten Schläge. Noch origineller durch ſeine Schlußpointe nach der drolligſten vorbereitenden Schilderung iſt der zweite Jugendſchwank: „Der römiſche Triumphzug.“ Cäſar fühlt ſich ganz; feierlich bewegt ſich der barock coſtümirte Knabenzug:

Su zöig'n mer ins Capitol,
Dös haßt in Nauthfol *) nei,
Und af a Küſt'n ſteig i naf,
Döis möißt der Thron öiz ſei:
Des Voll, dös ſchreit: Heil, Cäſar, dir!
Und die Lictor'n an der Thür,
Döi thenna Püf austhal'n.

Und wöi i mi africht'n thou
Und will mei Ried **) offanga,
Kummt über's Färbersbrückla her
Mei Mutter eiledi ganga,
Schreit: „Wolfela! geih', laf und hul'
Mir um zwöi Kreuzer dan Herrn Juhl
An ſchöin umblacht'n Fod'n!“

Dagegen beging der Verfaſſer eine äſthetiſche Sünde mit der Erzählung Nr 2: „Tod und Teufel.“ Wahrſcheinlich hat der Erfolg, den der Verfaſſer mit dem gleichnamigen, wie es ſcheint, bedeutend früher geſchriebenen, gelungenen Gedichte gleiches Namens erzielte, denſelben verlockt, dem Stoffe noch eine andere komiſche Seite abzugewinnen. Wenngleich auch die tafelnden Perſonen Tod und Teufel ſammt Familie ſind und der Leſer dieſen Herrſchaften einen guten Magen zutraut, ſo muß ihn doch das Gefühl des Ekels anwandeln; denn ſchon der bloße Gedanke, etwas zu genießen, was bereits in Verweſung übergegangen iſt, überſchreitet die äſthetiſche Grenze, und ſelbſt „Nero, in Eſſig gebraten“, kann von dem Gedichte nicht das Damnatur abwenden. Unter den Parodien der Schiller'ſchen Balladen dürfte „Der Taucher“ die beſte ſein; aber „Der Handſchuh“ iſt uns, trotz der Anpreiſung des Herausgebers im Vorworte, doch nur als ein verunglücktes Product vorgekommen; denn der Vergleich der Straßenpflaſterer mit Schiller's wilden Thieren iſt doch zu weit hergeholt, und da bei dem Acte des Handſchuhaufhebens die damit in dem Original verbundene Gefahr, als weſentliches Moment, in der Parodie durchaus nicht berührt worden iſt, ſo kann man dem Verfaſſer zurufen: in dieſer Weiſe parodiren iſt leicht, iſt keine Kunſt! Die Nürnberger werden dem Jupiter grollen; denn, „Reichstag im Olymp“ haltend, ruft er der Tellus ergrimmt zu:

Des Böierſaf'n is da euch
Meinad! a woahra Seuch,
Und Ihri Nörnberger glei
Senn woahri Böierſchläuch';
Denn euer Volksfeſt iſt bekannt,
Wos ihr dau ſaft, es is a Schand!
Halt mer's baſamm', i glab', dös Böi'r,
Es treibet' Mühl'n a Stücka vöi'r.

Nachdem bereits mehrere Götter ihrem Unwillen Luft gemacht, tritt auch Apollo vor und ſpricht zu Jupiter:

Herr Vatter, lauß er rögna bald!
Die Leut', döi mach'n G'ſichter;
Es geißt ſunſt krumm; i ho doch ah
G'wieß wäſſerigi Dichter,
Allah ah döia truckna ei
Und hatz'ln ***) aus. — Mer will kan Wei,
Mer will jo ner a Waſſer.

*) Nothfall. **) Rede. ***) dörren.

Wos ſchert ſi ſa a Dichter drum,
Der macht aff Ihn a Löid
Und reißt'n roh, daß mer on End
Kan Pfenni für ihn böit'n.
A ſa a Gaſſ'nhauer zöigt
Und wenn er ah a bißla löigt,
Die Lacher ſenn aff ſeiner Seit'n,
Denn ſu wos g'fällt amaul in Leut'n.

Intereſſant in charakteriſtiſcher Beziehung iſt das lä
Gedicht: „Die Olympier als Schauſpieler“, worin J
den unzufriedenen Göttern den Vorſchlag macht, ſie
auf Erden Komödianten werden. Er ſchreitet ſogleic
Rollenvertheilung in einer Weiſe, daß ſich gewiß darüber
cher Couliſſenreißer in der Stille ärgert. Eins der
Producte des ſtarken Bandes iſt unbedingt: „Semele e
Geburt des Bacchus.“ Die Klatſchſucht der Weiber in
ſkandalöſer Geſchichten iſt in der Kaffeegeſellſchaft, welc
Juno den übrigen Göttinnen gibt, meiſterhaft perſifli
der naive Schluß, daß der kaum geborene Bacchus dem
ter zuſchreit:

Papa, i dank' recht ſchöi!
Woll'n S'eppet miet ins Wörthshaus geih?
I waß an gout'n Elfer!

ſetzt dem durchaus höchſt komiſchen Gedichte die Kro
Auch unter den kleinern Productionen ſind mehrere
wähnung würdig. Hoffentlich wird niemand an der
ſeines Humors Aergerniß nehmen. Man muß ihm, wie üb
jedem echten Humoriſten, ſeine Weltanſchauung laſſen
hierin liegt eben das Weſen des Humors, daß er ſich
quemt, die Dinge durch die Alltagsbrille gewöhnlicher M
anzuſehen. Das Auge des Humoriſten ſieht in der Sonn
gut eine Apfelſine für die Götter, als einen glühenden
ofen für die Erde. Jean Paul, der Matador unter de
ſchen auf dieſem Felde, ſagt: „Der Humor vernichtet,
umgekehrt Erhabene, nicht das Einzelne, ſondern das
durch den Contraſt mit der Idee. Es gibt für ihn ke
zelne Thorheit, keine Thoren, ſondern nur Thorheit u
tolle Welt.“ Weikert läßt ſelbſt die Götter toll ſein. Z
zweifelsohne ein jüngerer Muſenſohn Nürnbergs, hat
dem ſinnigen Gedichte: „Weikert im Elyſium“, über da
hinaus gefeiert. Die Lectüre des Buchs iſt ſelbſt Nord
durch den grammatiſchen Abriß nebſt Gloſſar von Fre
welcher bei der Auswahl, die er aus Weikert's ſämm
Gedichten getroffen, guten Geſchmack bekundete, ſehr er
Sicherlich verdient dies originelle Buch die weiteſte
tung zu finden; es gibt dem Namen Weikert's Anſpru
auf, neben den Namen eines Hebel, Stelzhamer und
Groth genannt zu werden.

Wir ſchreiten nun zu dem ſchweizer Volksdichter
Maehly. Der Verfaſſer hat einen gewiſſen Hang,
Reflexionspoeſie hinzugeben, oder bei einem lebendig
nen Gedichte plötzlich didaktiſch zu Werke zu gehen,
öftern Wiederholungen ermüdet. Ueberhaupt hat er
Gewohnheit, durch Worte wie „ſieh“ oder „höre“ de
anzuſprechen, wodurch ſich natürlich dieſer augenblic
dem Verfaſſer in Rapport ſetzt, was der unmittelbar
wirkung der Erzählung Schaden thut. „Rhigmurmel“
enthält beinahe nichts als beſchreibende und ausmalende
Man weiß nicht, wenn man von dem Eingangsgedichte
wie das Buch zu obigem Titel gekommen iſt; dem
häufig harten Verſe, wozu der rauhe Dialekt allerdi
Seinige beiträgt, klingen keineswegs wie rhythmiſches
mel. Die beſten Gedichte ſind jene, die aus dem Le
griffen wurden, z. B.: „Am Brunne“, „Schlittefahre
em Wärt“ u. ſ. w. Wir wollen wenigſtens eine
citiren, um unſern Leſern die Manier des Verfaſſers anſ
zu machen:

Si händ's schier nit erwarte könne,
Und endli het's denn vieri g'schlage.
Lueg, wie die Buebe=n=use renne
Und heim auf alle Wege jage
Und d' Schlitte=n=uf em Eßrig hole
Und ruffe sich mit Schnee verbole!
Kalt isch's, me möcht' zun Is vergah,
Doch d' Buebe froge nit derno.

---

kommen nun zu dem frankfurter Dialektdichter J. Nr. 4). Das erste Gedicht führt den Titel: „Der ang auf der Zeil am Schabbes-Abend in Frankfurt und schildert in launiger Weise das Staatmachen der uf der Promenade und die lächerliche Gewohnheit der Klasse, alles ihrer Herrschaft nachzumachen. So B. von den Judendirnen gesagt:

Auch die Mägd' von unsre Leute
Zeigen sich im Schabbesstaat;
Schmieren auf die Köpfe heute
Ganze Dippcher voll Pomad'.

auf folgt: „Um die Dohr'n", worin der Hang der ter, vors Thor spazieren zu gehen, von allen Seiten wird. Auch dieses Gedicht enthält einige komische en, die durch den „schebben Zippelhahn" und den Schneider Elleberger" hervorgerufen werden. Den er Broschüre macht der „Liebesbrief eines Sachsen- der das Beste im Trifolium sein dürfte, auch jeden- rmeller Hinsicht viel abgerundeter ist, als die zwei nden Gedichte. Nichtsdestoweniger scheint die poe- nde des Verfassers doch nur für Frankfurt bestimmt denn wer die Mainstadt nicht aus persönlicher An- kennt, wird sich am Ende doch nicht genug ange- len, diese Kleinigkeit seiner belletristischen Bücher- einzuverleiben. Wir wollen sie dessenungeachet allen heiterer Lectüre empfehlen.

Hoffmann bemerkt in der Einleitung zu seinem r Quäckbrünnlä" (Nr 5): „Schnadähüpfeln oder liedlä sind, nach Schmeller, kurze, aus einem oder paaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen be- iedchen, die weit und breit in den österreichischen hen Alpen nach gewissen landläufigen Tanzmelodien und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem zedichtet werden." Dieses Schnadahüpfl der süd- Gebirgswelt ist eine der lieblichsten Erscheinungen oesie und das würdigste Seitenstück zu den Märchen en Nordens. Das Schnadahüpfl ist ein Kind der es wird von der Zither gezeugt und vom Gesang Es ist wol bemerkenswerth, daß viele derselben ihre erfinderischen und wortgewandten Mädchen ver- Diese Gebirgsdirnen sind jedenfalls die gesundesten ipfe" der deutschen Literatur. Der Verfasser, wel- reits jahrelang bemüht, derartige Liedchen zu sam- gibt nun mit dem oben angekündigten Buche seine ng oder vielmehr Umarbeitung der gelungensten pfln aller süddeutschen Gebirgsländer in nordfrän- ger Schlumperliedlä. Wir finden nicht nur diesen und für sich sehr lobenswürdig, sondern zollen Verfasser in der Art und Weise, wie er ihn realisirte, Anerkennung. Es durchweht sein Buch beinahe ngliche Volksgeist, der die Originale so anziehend r wollen einige der ausgezeichnetsten Proben wie- nd mit den zart erotischen beginnen:

A jeder Schtärn sollt'
Halt á~ schön's Mädlá sei,
Nocher wollt' ich, es fiel áh
Der Himmel gleich ei~!

Ei, ei! Und es Schmätzlesgäbm
Is ja ka~ Sünd!
Mir hat's ja mei~ Motter gelärnt
Als á~ klán's Kind. *)

Und wénn's da und wenn's da
So hák'lich willst sei~
Se nahm' á~ Papierlá
Und wickel' dich nei~.

Mei~ Härz is á Schránklá
A~ Schránklá muß's sei~
Und dés, wos ich gärn hä~
Dés légh ich dô' nei~.

Dés Patscherlesdrücken
Is' mei~ Gláméint!
Do hat m'r doch richtigh
Sei~ Glück in der Hénd.

Dagegen spricht sich in andern ein derb volksthümlicher Geist aus, der stets den Nagel auf den Kopf trifft. Man höre:

A~ Mä~ und zwá Ochsen,
Wuhl~ dénn, ihr drei?
M'r dank'n fer Nächfrágh',
Am vierten verbei.

Die Weisheit, die haben sá
Striechaus in der Cur,
Und die Dummheit het so á~
Gesundá Natur!

Mehrere haben theils einen satirischen Anklang oder mit Beibehaltung des derben Elements eine humeristische Färbung, z. B.:

Die Karten in der Hénd
Und an'n Bierkrugh derzü,
So verlang' ich als Börger
Mei~ Ordnung und Ruh'!

In der Mädlesspröch bleibm
Allá Mannsbilder dumm.
Ségst Aná: Géh' wäck,
Se häßt's richtigh: Nu~ kumm'!

Ihr Bubm seid so dumm
Wie die Brunnrähr'n in' Teich
Wénn á~ Mädlá ner lacht, gält,
So will se euch gleich?

Wir glauben nichts mehr zu Gunsten des Werks sagen zu müssen: dies Buch empfiehlt sich selbst.

Die letzte der obengenannten Publicationen: „Zom Zilljes gale Erbes" u. s. w. (Nr. 6) versetzt uns ins Fuldaische; da es sich jedoch darin fast ununterbrochen um Essen und Trinken handelt, so gestehen wir offen, daß wir derselben wenig Geschmack abgewonnen haben. Uebrigens verstanden wir bisher stets unter Anthologie dem ursprünglichen Wortsinn nach eine Blumenlese, oder praktisch ausgedrückt eine Sammlung von kleinern Gedichten, und wußten uns daher nicht zu erklären, wie obiges dem Faden nachlaufende Pro-

---

*) Man vergleiche mit diesen beiden Proben die in Nr. 28 d. Bl. angeführten tiroler Strophen gleichen Inhalts aus Vernaleken's „Alpensagen." Der letzte Vierzeiler lebt auch hochdeutsch im Volke:

Küsse geben, Küsse geben
Ist ja keine Sünde,
Meine Mutter gab sie mir
Schon als einem Kinde.

D. Red.

duct zu diesem Titel kommt. Dort und da springt der anonyme Verfasser plötzlich ins Hochdeutsche über und Strophen, in denen sich ein seltsamer Sarkasmus Luft macht, überraschen den Leser:

Zwar findet man wol hier und da
Auch Nimmersatt-Canaillen;
Mit einem Blicke aber sah
Ich dies schon an den Taillen.
Aus Hunger nicht aus Uebermuth
Kocht insgeheim sich solche Brut
Gesettene Kartoffeln.

Der fuldaer Dialekt klingt ungeschlacht, oft sogar bäuerisch-roh, dieser Umstand allein schon dürfte der Verbreitung des Büchleins Hemmnisse in den Weg legen. Das ganze Product hat wenig Haltung; es scheint aus einer noch ungeübten Feder geflossen zu sein. Die kurze Beigabe am Schlusse, worin eine Bäuerin matte Witze über gemischte Ehen macht und ein Pfarrer sehr salbungsvoll ungenießbaren Senf dazu mischt, ist, gerade herausgesagt, langweilig. **Emanuel Raulf.**

Literatur und Kunst in Köln.

Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt Köln, mit besonderer Rücksicht auf Ferdinand Franz Wallraf, von Leonard Ennen. Mit Beilagen und dem Bildnisse Wallraf's. Köln, Du Mont-Schauberg. 1857. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Buch enthält viel mehr Stoff von allgemeinerm Interesse als sein Titel erwarten läßt. Es gehört zu jenen culturhistorischen Specialarbeiten, deren wir in Deutschland noch eine bei weitem größere Zahl bedürfen, um auf der Grundlage eines möglichst reichhaltigen Materials eine allseitig erschöpfende deutsche Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte herstellen zu können. Denn während in Frankreich und sogar in England das individuelle Leben selbst der größern Städte innerhalb der Peripherie des Reichs gegenüber den Centralstädten Paris und London zu fast gänzlicher Bedeutungslosigkeit hingeschwunden ist, haben die größern deutschen Städte, sich hierin den italienischen Städten verwandt zeigend, bis zu unsern Tagen herab ihre individuelle Physiognomie und ihr besonderes inneres Geschichtsleben bewahrt. Wie es in Italien eine römische, eine venetianische, eine lombardische, eine ferraresische, eine bologneser, eine neapolitanische Malerschule gab, so gab es in Deutschland eine nürnberger, eine augsburger, eine ulmer, eine kölner, eine westfälische Malerschule, wie es heutzutage eine münchener, wiener, berliner und düsseldorfer Schule gibt. Aehnlich wie mit der Kunst verhält es sich mit der Literatur und dem geistigen Leben überhaupt, die in Deutschland überall mehr oder weniger ihre Provinzial- und Lokalfärbung bewahrt haben, wozu bei uns noch die religiösen Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten kommen. Daß aber Köln zu den interessantesten Städten Deutschlands gehört und daher ein Werk, welches sich speciell mit seiner innern Geschichte und Entwickelung beschäftigt, als wichtiger Beitrag zur allgemeinen deutschen Culturgeschichte zu begrüßen ist, braucht wol nicht erst umständlicher nachgewiesen zu werden.

Das Buch bietet aber außer dem allgemein sitten- und kunstgeschichtlichen Interesse auch noch den Reiz einer sich hineinverflechtenden Biographie, der Biographie des Professors Wallraf, über den der Verfasser, Leonard Ennen, in dem Vorwort bemerkt: „Die neuere kölner Geschichte weist keine Persönlichkeit auf, die mit dem gesammten städtischen Leben, mit allen Bestrebungen und Zuständen der kölner Cultur, Kunst und Wissenschaft so verwachsen wäre, wie eben der genannte hochverehrte Mann. Es ist nicht möglich, eine klare Auffassung von der neuern Geschichte der Stadt Köln zu vermitteln, ohne die vielseitigen Bemühungen und den hervorragenden Einfluß Wallraf's in besonderer Weise zu würdigen. Und wiederum vermag man Wallraf's Charakter nicht zum Verständniß zu bringen, ohne die allgemeinen Zustände seiner Vaterstadt genauer zu zeichnen. Da konnte es nicht umgangen werden, in dem vorliegenden B manche Dinge, die in den Bereich einer Biographie nicht zu g scheinen, ausführlicher zu behandeln. So mußte ein geeig Hintergrund gemalt werden, um das Bild der Hauptfigur klarer hervortreten zu lassen." Wir bemerken, daß dem fasser durch die Gefälligkeit des verstorbenen Obersecretärs F Gelegenheit geboten war, die ganze noch vorhandene Corre denz und den gesammten literarischen Nachlaß Wallraf's zu nem Zwecke benutzen zu können; für die Charakteristik andern vielverdienten Kölners und Freundes von Wa De Noël, hatte ihm Professor Heimsoeth in Bonn dessen ralien zur Verfügung gestellt.

Der Verfasser geht in seiner Schilderung bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück und gibt uns in kräftigen Schattenrissen ein Gemälde des allgemeinen Zu der deutschen Cultur und Wissenschaft in jener Zeit; er st uns im ersten Kapitel die fortschreitende innere Auflösun Zerrüttung des Deutschen Reichs, das wüste, rohe oder lose Treiben an den Höfen, die Stumpfheit der Nation, stoßende Pedanterie der Universitätsgelehrten, die sträflich ahmungssucht, womit man in allem und jedem fran Muster copirte, das Daniederliegen von Poesie, Wiss und Kunst; er zeigt uns aber auch am Schlusse des K das Morgenroth des neuen Geisteslebens, wie es nam durch Lessing und Herder vorbereitet wurde. Besonders gilt ihm als der eigentliche Vertreter dieses geistigen bruchs: „Mit jugendlicher Frische erhob er den Geis über hergebrachten Traditionen, weckte die Lust zu jeder Wiss lenkte den Blick auf die urälteste und einfachste Dichtu Volks und verkündete das Recht zur freien Forschung a ganzen Gebiete des Geistes, namentlich in Dingen des bens und der Religion." Aber er verschweigt auch di men Elemente nicht, welche diese neue Geistesströmung führte, indem sie, blos subjectiver Willkür gehorchend Dämme und Schutzwehren vielfach zerriß und durchbrach Christenthum in seiner tiefen Bedeutung zu erfassen, war (den Freunden der Aufklärung) nicht der Mühe werth Heidenthum stand ihnen höher, und mit der Begeisterung das alte Griechen-, Römer- und Germanenthum sogen s Materialismus ein, der nur in der Welt, nur im ir Leben, nur im vergänglichen Glück das Ziel des höchsten St fand." Auch auf einen großen Theil des katholischen Clerus habe diese Aufklärung ihren Einfluß keineswegs verfehlt; den wenigen Reichstheilen, die sich von der Neuerung abgeschlossen, habe jedoch die Reichsstadt Köln eine der ragendsten Stellen eingenommen.

Im zweiten und dritten Kapitel schildert der Verfas es in Köln zu der Zeit, als dessen Größe dahingeschwund in geistiger Beziehung aussah. Traurig genug, muß m stehen. Die Universität war nicht wie anderwärts ein bewegende, sondern hemmende Kraft. Außer den Censur wachte auch noch der päpstliche Nuntius darüber, daß kein liebiges Buch gedruckt oder verkauft werden durfte. Da hiervon war, daß sich die Bildungsbedürftigen, die sich in Minderheit befanden, französische Bücher zu verschaffen und so der Freigeisterei erst recht in die Arme geführt w Unter den etwa 200 Schriften, die zwischen 1700 und 1 Köln gedruckt wurden, befanden sich in deutscher Sprac einige Gelegenheitsgedichte, eine Predigt auf die Schla Belgrad, einige Andachtsbücher, einzelne fliegende Blät der „Kölnische Diogenes", der bei Schauberg im Jahr erschien, „das einzige Buch, welches unter den kölner litera Erzeugnissen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Rang beanspruchen kann". Der „Kölnische Diogenes" von dem Satiriker und Liederdichter Heinrich Lintenbern zu Köln 1712) geschrieben, einem originellen Kauz, de Tage wenigstens, das Leben des Philosophen in der führte und in einem elenden Dachstübchen wohnte, welch

alten Bettlade, ein paar hölzernen Stühlen und chten Tisch ausgestattet war. Seine ganze Biblio- aus einer Bibel, einem Horaz und einem Folianten, Plato's enthaltend. „Bücher genug, um gescheidt önnen", bemerkte er. Während nun so seine ganze t den Charakter der bescheidensten Genügsamkeit an trug, schwelgte er am Abend in irgendeiner Wein- berauscht nach Hause zu kommen und von seiner hehälfte mit nicht eben glimpflichen Worten empfan- den. Dann geschah es wol, „daß er zum Accom- des Jammerliedes seiner Ehehälfte die zerbrechlichen s ärmlichen Hausraths zum Fenster hinaus auf die ". Lindenborn, der den größten Theil seiner kärg- inste von Gelegenheitsgedichten bezog, redigirte eine ch den „Kölnischen Staatsboten", gab 1748 eine bei Poppelsdorf erscheinende politische Zeitschrift: „Aus- scher Geschichten", heraus, begründete zu Ende des satirische Wochenschrift: „Morpheana", welche eine des „Kölnischen Diogenes" bilden sollte, und noch nem Ende eine dritte satirische Sittenschrift: „Nächte den Sterblichkeit." Schon bedenklich erkrankt, hatte ruckerei seines Verlegers Hilberg Wohnung genom- , so oft ihm das Niederschreiben seiner Gedanken nmöglich war, dem Setzer den erforderlichen Bogen önnen". Dieser bittere Satiriker verfaßte auch ein Namen „Tochter Sion" noch jetzt bekanntes geist- gbuch, aus dem in den Beilagen vorliegenden Buchs itgetheilt wird, welche, soviel sich aus einer einzel- hließen läßt, das von dem Herausgeber ihm gespen- rechtfertigen scheint. „Zwar", setzt der Heraus- Lobsprüchen hinzu, „wissen unsere landläufigen ichten wenig oder gar nichts von dieser herrlichen ng. Sie befassen sich lieber mit süßlichen wässeri- u. s. w. Lindenborn starb 1750 zu Bonn. Seine en von dem Herausgeber sehr hoch gestellt, weit bener's. Jedenfalls übertrifft ihn aber Rabener, hon zu einer gebildetern Zeit schrieb, in Bezug auf schmack, wogegen es richtig sein mag, daß Linden- ößerer Unerschrockenheit als Rabener sich gegen die der Vornehmen und Gebietenden wandte und der Quelle aller Uebel mehr auf den Grund ging.*)

rte Kapitel des Buchs beschäftigt sich mit der raf's, dem, wie jeder Kundige weiß, das jetzige verdankt; das fünfte mit seinem Wirken als Pro- ontaner-Gymnasium, wobei überhaupt von dem ölner Gymnasien gehandelt wird; das sechste mit liniß zur Universität, seinen Reformplanen, den die er zu erleiden hatte, und seinem Rectorat; on den Nuntiaturstreitigkeiten und der Universität on Protestanten und josephinisch-aufgeklärte Katho- ner den Standpunkt des Verfassers theilen werden, Kapitel doch immerhin ein interessanter Beitrag zur schen Kirchengeschichte zu nennen. Wenn die Vor- Ultramontanismus fortdauernd den protestantischen aufs zornmüthigste bekämpfen, so sollten sie doch zu jener Zeit (wer denkt nicht an den Febronia- Josephinismus?) der katholische Rationalismus macht erlangt hatte und gekrönte Häupter und zu seinen Gönnern zählte.

pitel enthält auch interessante Mittheilungen über mentlich über den berüchtigten Dichter und Ter- us Schneider, Professor der griechischen Sprache k in Bonn, über den, beiläufig bemerkt, jüngst e Heft des neubegründeten und von J. B. Fried-

reich redigirten „Fränkischen Museum" einen Aufsatz von F. Holzwarth brachte. Schneider's 1790 erschienene Gedichte wimmeln bekanntlich von Schlüpfrigkeiten neben heuchlerischen sentimentalen Phrasen, und in einem Briefe an Wallraf gestand er ganz offen, daß ihre Herausgabe zum Theil eine „Finanzspeculation" sei. Bald darauf ließ er seinen „Katechetischen Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christenthums" erscheinen, von dem der Verfasser sagt, er sei „ein alles positiven Christenglaubens bares Machwerk". Der Kurfürst Franz Max, der allmählich von seinen antirömischen Grundsätzen immer mehr zurückkam, verbot unter dem 16. Mai 1791 den Verkauf dieses Katechismus bei einer Strafe von 100 Goldgulden. Eine Auslassung Schneider's über dieses Verbot im „Frankfurter Staatsristretto" veranlaßte den Kurfürsten, ihn zu sich zu bescheiden und ihn so in die Enge zu treiben, daß er sich bereit erklärte, seine Entlassung zu nehmen. Kaum war seine Entlassung ausgefertigt, so gab Franz Max auf Anstehen einer domcapitularischen Deputation seine Einwilligung, daß Schneider nächtlicherweile in das geistige Correctionshaus Weidenbach zu Köln abgeführt werden solle. Von seinem Freunde Dereser gewarnt, entfloh aber Schneider den Abend vorher. Seine weitern Schicksale, sein liederliches blutgieriges Treiben im Departement des Niederrhein sind bekannt. Ueber seine letzten Augenblicke enthält der obengenannte Aufsatz von Holzwarth einige interessante Angaben. In Barr hatte er um 1 Uhr nachts, von bewaffneten Patrioten begleitet, die Tochter eines angesehenen Bürgers zur Frau begehrt. Das Mädchen gab ihm ihre Hand und mit ihr und seinen Freunden zog er mit seiner Guillotine wieder in Strasburg ein. Acht Tage nach diesem Gewaltstreich wurde er nachts 2 Uhr verhaftet und gegen Mittag von Gensdarmen zur Guillotine geführt, die er muthig betrat, nachdem er dem stürmischen Verlangen des Volks Folge leistend, die Nationaluniform abgelegt hatte. Hier, wo er so oft seine unglücklichen Schlachtopfer verhöhnt, stand er nun fünf Stunden lang gefesselt und dem Spott und der Verachtung preisgegeben, bis er endlich in einen Wagen gebracht wurde, um unter starker Bedeckung an das Comité des öffentlichen Wohls in Paris abgeliefert zu werden. Hier beantwortete er aus dem Gefängnisse die Anklage Robespierre's durch einen herausfordernden Brief, in welchem er unter anderm sagte: „Ich bin als Sansculotte geboren, habe gelebt als Sansculotte und weiß zu sterben als Sansculotte." Als er aber am 2. April 1794 den bittern Weg zur Richtstätte ging, betete er Psalmen und schlug dabei reuig an die Brust.

Das folgende (achte) Kapitel schildert uns Köln unter der französischen Republik. Auch in Köln gab es begreiflicherweise eine republikanische Partei, welche den Franzosen als den Freiheitsbringern entgegenjubelte. Aber die Enttäuschung war nicht gering und leider auch nicht unverdient. Die Franzosen hausten in Köln wie in einer mit bewaffneten Händen eroberten Stadt. Contributionen wurden ausgeschrieben, alle baaren Vorräthe der öffentlichen Kassen, selbst die sonst immer geheiligten Depositen der Gerichtsschreine, das Eigenthum der Waisen, der Armen und Kirchenstiftungen geraubt, alles mit Assignaten bezahlt, das Zeughaus, die Museen und öffentlichen Bibliotheken geplündert und das Meiste davon ist nie wieder nach Köln zurückgekehrt. Dagegen wurden die Kölner mit einer zügellosen Preßfreiheit entschädigt, welche jeden boshaften Erguß gegen Gott, Religion, Kirche und Königthum, aber nicht das bescheidenste Wort gegen die Trabanten der Revolution gestattete. „Am wüstesten", bemerkt der Verfasser, „geberdete sich der aus dem Kloster Schwarzenbroich entsprungene Minoritenmönch Franz Theodor Biergans. Die Dekadenschrift «Brutus» dieses Revolutionshelden kann in Bezug auf Gemeinheit, Religionsspott, Kirchenhaß und republikanischen Fanatismus mit den exaltirtesten französischen Erzeugnissen kühn in die Schranken treten." Biergans wurde übrigens später verhaftet und so oft er zu Wagen zum Verhör gebracht wurde, auf offener Straße von jung und alt verhöhnt. Das gewöhnliche Los solcher „Volksmänner"!

er Lindenborn'schen Satire wird das vierte Heft des deutsche Humoristik" (Leipzig, Wengler) enthalten, nigen verweisen wollen, welche diesen jedenfalls origi- er kennen zu lernen wünschen.

Die folgenden Kapitel (das neunte und zehnte) handeln von dem Sturz des alten Kirchenthums und von dem Unterrichtswesen unter französischer Herrschaft, bei welchem letztern der Katechismus und die biblische Geschichte wegfallen mußten, wogegen um so mehr Gewicht auf die französische Sprache und die „republikanische Sittenlehre" gelegt wurde. Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, auf den Vernunftcult, wie er in Paris betrieben wurde, einen Blick zu werfen. „In der Kirche Eustache", erzählt er, „war die Sache so eingerichtet, daß man das Chor durch Decorationen in eine Landschaft verwandelte mit Buschwerk und ländlichen Hütten. In dieser Landschaft war in Hufeisenform eine große Tafel ausgestellt, beschwert mit Bratwürsten, Pasteten, Schinken, Wein- und Branntweinflaschen. Der Pöbel wogte auf und ab. Wer sich an der Tafel präsentirte, erhielt von den Herrlichkeiten, soweit der Vorrath reichte. Die werdende Gottheit (irgendein Weibsbild, doch gaben sich auch nicht selten Damen aus distinguirten Familien dazu her) im himmelblauen Mantel und rothwollener Nachtmütze, saß auf einem Altare, und Kanoniere, die brennende Stummelpfeife im Munde, reichten ihr ab und zu ein Gläschen oder Würstchen. In der Kirche St.-Gervais hatte die Section das Geld gespart und statt der Würste und Pasteten waren eine Partie Heringsfässer aufgefahren, zu deren Inhalt Branntwein gereicht wurde" u. s. w. Dergleichen Erscheinungen sind doch nur aus einer Art Delirium zu erklären, welches in epidemischer Ausbreitung ganze Massen befällt. Die Protestanten können sich aber aufrichtig dazu Glück wünschen, daß solche wahnsinnige Spectakel in einem katholischen Lande, in dem Lande der altfranzösischen Narren- und Eselsfeste zum besten gegeben wurden.

In der übrigen Partie des Buchs tritt die würdige Gestalt des um Wissenschaft und Kunst so hoch verdienten Kölners Wallraf immer mehr in den Vordergrund, neben ihm seine Freunde Marcus Theodor Du Mont, Eigenthümer der jetzt so sehr verbreiteten und einflußreichen „Kölnischen Zeitung", die sich unter ihm aus einem Lokalblatt zu einem allgemeinen deutschen Organ entwickelte, und der vielseitige De Noël, dessen Bemühungen zum guten Theil der kölner Carneval seine eigentliche Glanzperiode verdankt und der zu diesem Zweck besonders durch Aufsätze in der „Kölnischen Zeitung" und durch Lokalpossen wirkte, welche gewöhnlich auf Fastnacht entweder in der Olympischen Gesellschaft oder im Puppentheater oder in befreundeten Cirkeln aufgeführt wurden. Der Verfasser erinnert auch an Friedrich Schlegel, der zuerst die Aufmerksamkeit auf das kölner Dombild, „die höchste Blüte der kölner Malerschule", gerichtet habe und der, was Winckelmann für die Kunst des classischen Alterthums gewesen, nun für die christliche Poesie, Malerei und Architektur geworden sei. Friedrich Schlegel war nach des Verfassers Worten bemüht, „den classischen Dunst zu verscheuchen, in welchem die Anhänger der classischen Richtung ihren deutschen Ursprung vergessen und sich träumend in Griechen verwandeln wollten. Er eröffnete die Bahn der strengen Kunstkritik und der Reflexionen über die Erzeugnisse der altdeutschen Malerschule. Den akademischen Stil wollte er verbannen und die deutsche Baukunst wie Malerei wieder mit ihren Motiven und Formen auf nationalen Boden verpflanzen. Nur auf deutscher Grundlage sollte die Kunst ihren eigenthümlichen Charakter retten und sich zur Idealität emporschwingen."

Auch unter den zahlreichen Beilagen befinden sich viele interessante: ein Schreiben von Eulogius Schneider an Fr. Nicolai vom 26. Juli 1789, Briefe und Gedichte von Wallraf, Aufsätze und Gedichte von De Noël, meist humoristischer Gattung und zum Theil in kölner Mundart, Briefe von Gau an De Noël, von Goethe an den Staatsminister von Schuckmann, von Cornelius an Wallraf, von Begasse an De Noël. Es war die Absicht oder wenigstens der Wunsch De Noël's, in Köln eine Malerakademie zu gründen und Begasse als deren Leiter von Berlin nach Köln zu ziehen. Begasse wies den Vorschlag nicht geradezu von der Hand, aber er wendete dagegen ein, welche Vortheile ihm seine Stellung in Berlin gewähre, daß er sich ein hübsches Haus vor dem potsdamer Thor gebaut habe mit einem sch[ö]n[en] Atelier, „das schönste in Berlin", daß die Uebersiedelung zahlreicher Familie mit sehr großen Unannehmlichkeiten ver[bunden] sei u. s. w. Dabei fürchtet er auch, daß gewisse Differenz[en] der düsseldorfer Schule vielleicht gleich anfangs eine Spa[nnung] gen ihn in Bewegung setzen dürfte; er meint, daß [es] die „überzarte Neigung für liebliche Dinge durch die düs[seldorfer] Schule zu vorherrschend sei", und er fährt (der Brief [ist] 3. Juli 1839) sodann fort: „Sollte es mit dem armen S[chadow] zu Ende gegangen sein, was für seine Schüler mit R[ücksicht] herber Verlust wäre, so möchte ich wol gern schnell [darüber] nachrichtigt werden. Einen Rheinländer wird man [sich] dahin schicken. Hübner ist allerdings geeignet dazu, [wenn] nur nicht zu viel doctert und apothekert und im Gegen[satz] der Schadow'schen hierarchischen Despotie nicht eine [despo]tische entgegenstellt; denn er hat viel Anlage zu einem [Künst]manne. Es ist seltsam genug, als ich in Düsseldorf [war], es mir vor, als wäre ich gar nicht am Rhein; mein [Herz] keinen Zug dahin." Aber an den Rhein möchte er [doch] „Einestheils", schreibt er, „ist dieser Wunsch Gemüth[s]sache, anderntheils aber gibt es für die Kunst kein ungün[stiges] Terrain als das hiesige (ich meine für die Kunst selb[st], nicht für das Verdienen). Das Land selbst ist nüchtern, nicht malerisch, nicht ein einziger Stein, der eine ehrwürdige Erinnerung in einem erweckte, alles modern, mitunter [von] Geschmack, aber kalt. An Intelligenz fehlt es nicht, [aber] an Gemüth, an Natürlichkeit. Es weht in dieser Luft [eine] kältende Kritik statt eines gesunden Urtheils u. s. w. [In] einem Elemente ist es immer Verdienst genug, daß man [sich] leistet." Wolfgang Müller's Wort: „Mein Herz ist [da]heim im himmlischen Land!" war und blieb auch Begasse's [Wort] trotz des langen Aufenthalts in Berlin, trotz der [großen] Häuslichkeit und trotz der verführerischen aristokratischen [Kreise] in der er als Bildnißmaler wirkte.

Notizen.

Die „Revue germanique".

Es scheint passend, auf das uns soeben zur Hand [ge]mene fünfte Heft der „Revue germanique" wenigstens [einen] flüchtigen Blick zu werfen. Unter den größern in [ihm] enthaltenen Abhandlungen zeichnen sich als von allgemeinem [In]teresse namentlich folgende aus: „Cosmos, essai d'une [de]scription physique du monde, de M. A. de Humboldt", [übersetzt] von E. Littré, berühmtem Mitglied des Instituts; „De la [cri]tique biblique en Allemagne", von Michel Nicolas, [Pro]fessor an der theologischen Facultät zu Montauban, und „Poè[tes] riens allemands de la littérature française", von [Ch.] Vallier. Daß es an gründlichen Gelehrten im deutschen [Sinne] in Frankreich nicht fehlt, wird durch diese Aufsätze in [sehr] glänzender Art bewiesen. Der theologische Professor Nicolas ist z. B. in die biblische Kritik der deutschen [Schule] tief eingedrungen und kennt alles, was Ernesti, Semler, [Eich]horn, Michaelis, Herder, Ewald, Baur, Schwegler, [Hilgen]feld, Reuß u. a. auf diesem Gebiete geleistet haben. Er [meint] an, daß, obschon die Franzosen Louis Cappel und [Richard] Simon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der [Bibe]lienkritik vorangegangen seien, doch der Hauptsitz dieses [wichti]gen Zweigs der theologischen Wissenschaft gegenwärtig in [Deutsch]land zu suchen sei, und er erkennt ferner an, daß [es] gegenwärtig nicht mehr gestattet sei, „après tous les travaux [so] sérieux qui ont été faits sur l'histoire du texte, sur [l'histoire] du canon, et sur la nature de chaque écrit biblique en [particu]lier, de soutenir encore la théorie de l'inspiration [plus] absolue, telle qu'elle a été enseignée au dix-septième [et au] siècle dans l'église luthérienne". Wodurch sich aber [die Ar]beiten französischer Gelehrten vor denen der deutschen [vortheil]haft auszuzeichnen pflegen, ist die Klarheit und Präcision, [mit]

lingt, den Kernpunkt der Sache so bestimmt hervor- ß auch der Laie weiß, woran er ist und um was elt. Dies ist auch ein Hauptvorzug der vorliegen- Armand Vallier hat seiner Abhandlung „Historiens de la littérature française" die Arbeiten von ulian Schmidt, Alexander Buchner und Hottinger uere französische Literatur zum Grunde gelegt, und nter ihnen dem Werke von Arnd den Preis zu, wel- ug auf Methode, leichte Anordnung und Klarheit presque français" genannt werden dürfe. Das ulian Schmidt erfährt ziemlich herben Tadel. Zwar Buch, wie der französische Berichterstatter im Ver- ssatzes zugesteht, gute Analysen und Kritiken, die nbegründet seien; aber, obschon von „complaisants hr gepriesen, sei es dem Arnd'schen Werke gegenüber eur par le plan et aussi par l'execution". Na- das Kapitel über die socialistische Schule dem Be- Anlaß, Julian Schmidt die „plus fâcheuse des vorzuwerfen, nämlich die Tendenzkritik, welche die vom ästhetischen, sondern vom moralischen und tandpunkte beurtheile; auch enthalte dieses Kapitel mbreuses inexactitudes, et aussi quelqes naïve- de M. Prudhomme." Außer noch zwei längern n: „Derniers résultats des travaux sur l'Inde duit de l'allemand de M. *Albrecht Weber*", von und „De l'équivalent mécanique de la chaleur, nonce à l'académie des sciences de Vienne", Baumgartner, bringt dieses Heft noch die Ueber- ssen Acts von Hebbel's „Magdalene" (nebst einer kteristik des Dichters) und von einer Moritz Hart- rzählung, ferner einen Nekrolog Franz Kugler's, spondenzen aus Berlin, Prag und Heidelberg, und critique", worin unter andern auch die Schrift ssn Ahlefeldt von Ludmilla Assing kurz besprochen Bezug auf Lützow wird darin treffend bemerkt: „Für en ist die Rolle des Helden leichter als die des Es gibt freilich auch Frauen, für welche die Rolle die schwierigste von der Welt ist.

---

a's „Lebensbeschreibungen berühmter Spanier".

José Quintana's bekanntes Werk „Vidas de españo- ", wovon der erste Band 1807, der zweite und 30—33 in die Oeffentlichkeit traten, ist im vori- einer trefflichen deutschen Uebersetzung unter dem beschreibungen berühmter Spanier, von Don Ma- uintana, übersetzt durch Wolf Grafen von Baudissin" er) erschienen. Die Uebersetzung ist dem regieren- n Sachsen, Johann, „dem erhabenen Gönner und rderer historischer Studien", gewidmet. Sämmt- de des spanischen Originals sind in der deutschen in einen vereinigt, und es werden uns darin fol- e Männer Spaniens vorgeführt: der Cid; Guz- ue, Begründer des Hauses der Medina Sidonia; iria, berühmter Admiral, gestorben 1305; der na (Don Carlos I., Infant von Navarra), gestor- rfasser einer Geschichte der Könige von Navarra rsetzung von Aristoteles' „Ethik", mit großem Ta- künste, für Dichtkunst, Musik und Malerei begabt; ert (Gonzalo de Cordova); Vasco Nuñez de Bal-) Pizarro; Don Alvaro de Luna, Connétable und ann's II. von Castilien, und endlich Frah Bar- Casas. Der Verfasser beabsichtigte anfangs, sein f Bände zu bringen, das dann noch die Bio- rtes, der Feldherren aus dem Zeitalter Karl's V. hnes, der großen Staatsmänner von Don Ber- ra bis auf den Conde-Duque de Olivares und er Schriftsteller, darunter Mariana, Quevedo und alten sollte; aber seine Betheiligung an der Er- hebung gegen Napoleon und den darauffolgenden liberalen Bewegungen ließen ihm nicht Zeit genug übrig, das Werk nach dem ursprünglichen Plan in seinem ganzen Umfang auszuführen. Er selbst sagt in der Vorrede zum dritten Bande: „Der Antheil, der den Verfasser dieses Werks in jener langen Folge von Wechselfällen und schroffen Uebergängen vom Guten zum Schlimmen und vom Schlimmen zum Guten betroffen hat, war kein unbedeutender. Durch die Gewalt der Umstände seiner Häuslichkeit und seinen Studien entrissen, heut über alles Maß gepriesen und erhoben, morgen verstoßen und verachtet, in ein Gefängniß geworfen und mit einer Anklage auf Todesstrafe bedroht, dann zu langer und vielleicht lebenslänglicher Haft verurtheilt, während deren ihm alle Mittheilung, ja selbst der Gebrauch seiner Feder versagt war, plötzlich freigelassen, als er es am wenigsten erwartete, um wieder eine kurze Zeit zu steigen und zu gedeihen und dann abermals gestürzt und in Lebensgefahr ..... diese Reminiscenzen, wenn auch jedem einzelnen unerfreulich, erinnern wenigstens an die Gründe, welche die Herausgabe dieser Biographien (von 1807 bis zum Jahre 1830) verzögert haben."

H. M.

Bibliographie.

Brevern, G. v., Studien zur Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der Liber census Daniae und die Anfänge der Geschichte Harrien und Wirland's (1219—1244). Dorpat. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Briefe über die Preussische Kriegsmarine. Berlin, D. Reimer. 8. 12 Ngr.

Cornill, A., Materialismus und Idealismus in ihren gegenwärtigen Entwickelungskrisen beleuchtet. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 2 Thlr.

Eichmann, F., Die Reformen des osmanischen Reiches mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Christen des Orients zur türkischen Herrschaft. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Evangelienfrage im Allgemeinen und die Johannisfrage insbesondere. Eine Denkschrift zur Erinnerung an den 25jährigen Bestand der Universität Zürich. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 18 Ngr.

Frankl, L. A., Nach Jerusalem! Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Aus dem Soldatenleben in Heimath und Fremde. Berlin, Hofmann u. Comp. Br. 8. 10 Ngr.

Hamm, W., Shelley. Biographische Novelle. Leipzig, Thomas. 8. 25 Ngr.

Hentschel, C., Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Eine poetische Gabe. Langensalza, Hentschel. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Klüpfel, K., Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kossak, E., Berliner Silhouetten. Berlin, Janke. 1859. 16. 10 Ngr.

Laurenty, J., Dramatische Schriften. 2ter Band. Kein Geld. Lustspiel in einem Akt. Riga, von Boettichers. 16. 15 Ngr.

Leupoldt, J. M., Zur Verständigung über den modernen Materialismus. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 10 Ngr.

Lorinser, F., Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Neue Reiseskizzen aus Spanien. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Mannhardt, W., Germanische Mythen. Forschungen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 4 Thlr.

Merle d'Aubigné, J. H., Der Protector, oder die Republik Englands zur Zeit Cromwell's. Aus dem Französischen übertragen von K. T. Pabst. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman von Ludwig Rellstab.

In fünf Bänden oder zehn Halbbänden.

12. Geh. Jeder Halbband 1 Thlr.

Ludwig Rellstab, dessen Roman „1812" zu den gelesensten deutschen Romanen gehört und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat nach langer Pause wieder ein größeres Werk geschaffen, das er hiermit dem deutschen Publikum vorlegt: einen historischen Roman, welchem er über sechs Jahre hindurch seine angestrengtesten Kräfte gewidmet hat. „Drei Jahre von Dreißigen" lautet der Titel desselben, da sich das Werk mit dem sogenannten Böhmischen Kriege beschäftigt, der die ersten drei Jahre des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt.

Der Roman umfaßt 5 Bände von je zwei Abtheilungen, die in 10 Halbbänden zu dem Preise von 1 Thlr. ausgegeben werden und liegt jetzt vollständig vor. Noch vor dem vollständigen Erscheinen wurde eine zweite Auflage nöthig, die im Wesentlichen unverändert ist und binnen kurzem ebenfalls vollendet sein wird.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland.

Dieses Werk bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Soeben versandte ich zur Fortsetzung:

Koberstein, A., Grundriß der deutschen National-Litteratur; vierte verbesserte Auflage. Dritter Band erste Lieferung. Gr. 8. (Bogen 125—136.) à 18 Ngr.

(Band 1 und 2 kosten 6 Thlr. 18 Ngr.)

Leipzig, Juni 1858. **F. C. W. Vogel.**

Von Juli d. J. anfangend, versenden wir wöche einen Band von

einer **billigen gebundenen** Ausgabe

von

Meyer's GROSSER REAL-ENCYKLOPÆ

in 52 Bänden

mit den Supplementen.

PREIS 2½ THLR., FÜR DEN BAN

in englisch Cambric gebunden, mit allen Illustra

(Das complete Werk gebunden 130 Thlr. Cour früher 260 Thlr.)

Die Verlagshandlung bietet mit dieser sich a nur sehr geringe Anzahl von Exemplaren beschr den Ausgabe dieses werthvolle Werk, anerkannt d fangreichste und erschöpfendste Compendium des a lichen Wissens, das mit seiner Million Artikel ein mein wissenschaftliche Bibliothek nicht nur erset dern auch räumlich ausfüllt, in einer schönen, ge ten und bequem zu handhabenden Form. Sie b mit nicht nur dem vielfach laut gewordenen Wunsc ches Bibliophilen, den der seitherige hohe Preis v Anschaffung abgeschreckt hat, nach Kräften entge kommen, sondern auch einer grossen Anzahl von lichen Subscribenten, die noch im Besitz von E stücken des Werks sind, eine wesentliche Erleic zur Ergänzung ihrer Exemplare zu gewähren. Le liefert die Verlagshandlung den Band in Heften zu und das Heft zu 3 Sgr.

Um das Werk so nutzbar als möglich zu mach wol für die jetzigen Besitzer als auch für neu hin mende Abnehmer, lassen wir

Neue Supplemente

in wöchentlichen Heften à 6 Sgr.

erscheinen, welche mit den frühern Supplement Hauptwerk begleiten und ganz auf die Höhe unser führen. Von der gebundenen Ausgabe in 52 Bänd an Subscribenten, falls nicht eine raschere Liefer langt wird, wöchentlich 1 Band ausgegeben, da Werk also in Jahresfrist geliefert, ebenso die neue plemente, welche circa 1—2 Bände bilden.

In den grössern Buchhandlungen liegen Prob zur Ansicht vor und werden Bestellungen angenom

Das **Bibliographische Institu** in Hildburghausen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 22. Juli 1858.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Fünfter Artikel. Von Karl Fortlage. — Heller, Der Reichsprostreiter in Ludwigsburg. — Zur Aphorismen- und Sentenzenliteratur. — Karl von Schiller. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

Fünfter Artikel. *)

Briefe über natürliche Religion. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gesammelte vermischter Aufsätze von Johann Karl Passavant. Herausgegeben von Franz Hoffmann. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1857. Br. 8. 12½ Ngr.

Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths, oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur. Von Maximilian Droßbach. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gott, Natur und Mensch. System des substantiellen Theismus. Von Heinrich Schwarz. Hannover, Lohse. 1857. Gr. 8. 25 Ngr.

Was ist der Zweck unsers sogenannten irdischen Daseins? Eine auf die Wirklichkeit und auf die mit ihr lediglich übereinstimmende reine Christusreligion gegründete Erörterung. Von F. L. Fülleborn. Berlin, Wagner. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Vernunftwissenschaft, besonders eine vernunftwissenschaftliche Menschen- und Gotteslehre, mit einem Anhange über die Einigkeit der Zeit auf Seite Gottes. Von J. M. Seling. Osnabrück, Overwetter. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion. Von Georg Combe. Deutsche Originalausgabe. Unter Mitwirkung des Verfassers nach der vierten Auflage des englischen Originals bearbeitet von J. v. B. Leipzig, E. H. Mayer. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sieben Briefe über den heutigen Zustand der Philosophie und Theologie, folgeweise der gesammten Bildung unsers Zeitalters. Erster bis dritter Brief. Wismar, Beck. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Rudolf Wagner schreibt in seiner im vorigen Artikel näher besprochenen Schrift die schwerwiegenden Worte (S. 112):

„Niemals wird die Seelenfrage von einem Philosophen, mag sein physiologisches Wissen noch so groß sein, in ihrer wahren Tiefe, ja nicht einmal in ihren äußern Beziehungen erschöpfend gelöst werden können, der es verschmäht, sich der Religionsphilosophie zu bemächtigen. Ja, ich gehe weiter: nur wem es gegeben ist, die höchsten Mysterien der geoffenbarten Religion im wahren subjectiven Glauben zu erfassen, wird, sich selbst und seiner Zeit genügend, über die natürlichen Erscheinungen des Seelenlebens philosophiren können.

Sobald man unter dem vollen subjectiven Glauben nicht einen Dogmenglauben, sondern, wie es hier offenbar gemeint ist, ein unverdorbenes Auffassungsvermögen und ein nicht verstimmtes Herz für alle großen Religionserscheinungen in der Weltgeschichte versteht, kann man hiermit nur einverstanden sein. Wer ein stumpfes Auge hat, dem darf man keine mikroskopischen Untersuchungen anvertrauen, und wer ein für religiöse Gefühle stumpfes Herz hat, der kann in allen Religionsunterricht der Welt gehen, ohne jemals, was eigentlich Religion ist, an sich selbst zu erfahren. Und weil ihm hierdurch eine in der übrigen Welt und bei den meisten Menschen höchst wichtige und wirksame Seite des Seelenlebens verborgen bleibt, so wird ein solcher auch immer nur ein mangelhafter Psychologe sein können, gleich einem Geographen, welcher seine Karten nach lückenhaften Reiseberichten zeichnet, oder einem Kapellmeister, welcher in seiner Partitur eine wesentliche Stimme vermißt.

Gegen den Materialismus aber treten alle Religionsphilosophien der Welt miteinander in einen völlig einmüthigen und solidarischen Contrast. Es ist von besonderer Wichtigkeit, sich dieses genau zu verdeutlichen, da es anfangs wol scheinen könnte, als ob sich die Sache ganz im Gegentheile verhielte. Denn da die verschiedenen religionsphilosophischen Systeme einander in so hohem Grade widersprechen, so könnte ein oberflächlicher Beobachter hieraus wol eher eine Abneigung gegen diese sämmtlichen Systeme schöpfen, verbunden mit einem Verdacht, daß vielleicht alle im Unrecht sein möchten, woraus dann leicht der Entschluß entspringen könnte, sich von allen entschieden zurückzuziehen.

Wer so denkt — und es ist die Anzahl der so Denkenden unter den Gebildeten sicher nicht gering anzuschlagen —, vergißt eine Hauptsache. Er vergißt, daß alle Systeme von dieser Art, seien sie sonst auch so verschieden als sie nur mögen, doch immer auf zwei gemeinschaftlichen, unbestreitbaren Lehrsätzen der Vernunft fußen, und diese folglich einmüthig und solidarisch gegen den sie miskennenden Materialismus vertreten und in Schutz nehmen. Es sind die beiden unerschütterlichen Lehrsätze, mit denen sich schlechterdings kein Materialismus verträgt und

*) Vgl. den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel in Nr. 20 d. Bl. f. 1856; 19 f. 1857 u. 12 f. 1858. D. Red.

ohne welche ſich kein religiöſes Syſtem von irgendeiner Art aufbauen läßt. Es ſind die Lehrſätze, welche es verurſachen, daß der Menſch, ſolange er ſich an ihnen feſthält, den religiöſen Boden niemals unter ſeinen Füßen verlieren kann, und ſollte er auch im Augenblick völlig unſchlüſſig darüber ſein, zu welcher Art von religiöſem Glauben er ſich mit freiem Gewiſſen bekennen oder in welche Art von Dogmen oder Formeln er ſeine wahre Herzensmeinung über die göttlichen Dinge am paſſendſten und treffendſten einkleiden könne.

Der erſte Lehrſatz iſt der der moraliſchen Wahlfähigkeit. Des Menſchen Seele iſt nicht eine aufgezogene Maſchine, eine ablaufende Uhr, ſondern eine ſich zu eigenen Entſchlüſſen und Handlungen beſtimmende Spontaneität, eine zwiſchen gut und böſe die Selbſtentſcheidung gebende Thätigkeit. Eine Pſychologie, welche dieſes Factum überſieht, entwirft ein Caricatur- oder Affenbild von der menſchlichen Perſon und ſpricht ſich das Todesurtheil, welches ſich ſicher vollſtrecken wird, wenn nicht auf der Stelle, ſo in Zukunft; wenn nicht durch die Kritik der Gegner, ſo durch die Unfruchtbarkeit der eigenen Sache. Denn fruchtbar iſt nur die Wahrheit, alle Unwahrheit iſt ſteril.

Der zweite Lehrſatz iſt der, daß das Weſen der Natur nicht erſchöpft wird durch die Beſtimmungen, welche die Phyſik davon gibt. Weder das Leben, noch die Seelenthätigkeiten weiß ſie zu begreifen. Es gibt in ihrem Bereiche weder etwas Einfaches, noch etwas Urſprüngliches. Sie ſetzt Raum und Zeit als einfache Exiſtenzen voraus, welche doch nicht einfach, ſondern höchſt zuſammengeſetzte Producte ſind. Alles Zuſammengeſetzte findet aber ſeine Erklärung nur in dem Einfachen, aus welchem es zuſammengeſetzt iſt. Von verſchiedenen Seiten her ſchwebt daher die Phyſik mitten im Unabſehbaren, wie ein Schiff auf den Wogen eines Oceans, deſſen Küſten wir nicht kennen. Es kommt dazu, daß gewiſſe Thatſachen, wie z. B. die Anzahl und Anordnung der planetariſchen Weltkörper im Sonnenſyſtem, die Anzahl und Anordnung der Grundſtoffe in der Chemie und hundert andere Thatſachen in der Natur ſich zufällig ſo verhalten, und ſich ebenſo gut auch ganz anders verhalten könnten, alſo nicht nothwendige, ſondern zufällige Thatſachen ſind. Denn wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt der Zufall an. Seine Majeſtät der Zufall! wie Friedrich der Große ſagte. Man wirft ein, daß der Zufall ein Wort ſei, welches blos unſere Unwiſſenheit bezeichne. Dieſer Einwurf beſtätigt nur die Sache. Der Zufall, welcher nicht weggeleugnet werden kann, dient blos dazu, das dunkle Naturräthſel noch dunkler zu machen. Niemand mag ſich mit dem Zufall befaſſen. Und mit Recht. Denn ſeine Erkenntniß hat ſich allein die Gottheit vorbehalten. Auch gibt es durchaus keinen Zufall innerhalb der Phyſik. Natürlich. Denn der Zufall fängt überall da an, wo die Wiſſenſchaft aufhört. Welcher Phyſiker aber mag behaupten, daß ſeine Wiſſenſchaft nirgends eine Grenze habe? Und wenn er es behauptete, wer würde es ihm glauben?

Dieſes ſind die beiden Lehrſätze der Vernunft, welche überhaupt erſt eine Religionsphiloſophie, ſei dieſelbe von welcher Art ſie ſonſt wolle, möglich machen, indem ſie die Phyſik einſchränken und damit einem übernatürlichen Daſein Raum geben. Denn überall, wo die Phyſik aufhört, fängt die Ueberphyſik oder Metaphyſik an. Und weil die Phyſik das Gebiet der Natur befaßt, ſo iſt das metaphyſiſche Gebiet das des Uebernatürlichen. Daſſelbe iſt einestheils der Geiſt, anderntheils jenes unverhüllte Räthſel, welches größer iſt als die Natur. Vielleicht iſt deſſen Inhalt ebenfalls der Geiſt, vielleicht auch nicht. Der Glaube ſpricht: Ja! Das Denken ſpricht: Vielleicht! Niemand ſpricht: Nein! Denn eine Vernunft könnte hier nur der ſprechen, welcher mit ſeinen Begriffen innerhalb der Phyſik gefangen ſäße und folglich die Fragſtellung nicht verſtünde. Der Glaube darf daher an dieſem Orte mit völliger Zuverſicht Beſitz faſſen, jedoch unter der Bedingung, daß er ſich niemals anmaße, ſich Wiſſenſchaft oder ſelbſt Metaphyſik ſein zu wollen.

Mit dieſer Einſicht könnte ſich die Vernunft des Menſchen im Grunde ganz zufrieden geben. Warum thut ſie es nicht? Kant ermahnte aufs dringendſte, daß ſie es thun möge. Warum haben ſeine Ermahnungen wenig gefruchtet? Auf welcher Seite iſt hier das Recht, auf welcher das Unrecht?

Kant hatte hierbei inſoweit das Recht auf ſeiner Seite, als es ihm darum zu thun war, die Unerſchütterlichkeit jener beiden großen Lehrſätze, welche eben diejenigen waren, nicht mit der Gebrechlichkeit und Wandelbarkeit, welche den dogmatiſchen Hypotheſen in der Metaphyſik erfahrungsmäßig anklebt, ebenfalls behaftet laſſen. Aber er beging darin einen pſychologiſchen Irrthum, daß er glaubte, das freie Denken könne ſich an irgendeinem Orte der Wiſſenſchaft die völlig ungehemmte Bewegung innerhalb ſeiner eigenen Geſetze verbieten laſſen oder ſelbſt verbieten. Kant hat in ſeinen im Grunde der Sache recht ernſthaft gemeinten „Träumen aus der Metaphyſik“ (zur Erläuterung der Träume eines Geiſterſehers, nämlich Swedenborg's) die von ihm aufgeſtellten Zuchtpolizeiregeln fürs ſpeculative Denken ſelbſt auf liebenswürdigſte überſprungen.

Ueberall, wo eine offene Frage iſt, da muß das Denken ſich ungenirt ergehen können, und hier iſt eine offene Frage. So viele gangbare Wege es hier gibt, ſo viele ſpeculativ-dogmatiſche Syſteme gibt es. Eines davon wird der Denker unfehlbar ergreifen. Thut er es nicht öffentlich, ſo thut er es um ſo gewiſſer heimlich. Iſt es nicht die Dreieinigkeit, ſo iſt es vielleicht der Dualismus, iſt es nicht der Theismus, ſo iſt es vielleicht der Pantheismus. Jeder hilft ſich hier, ſo gut oder ſo ſchlecht er kann. Um ſo weit erſprießlicher iſt es, daß die hier möglichen Denkarten ſämmtlich und vollſtändig beſchritten werden, als daß der Geiſt an dieſer Stelle in Trägheit ſchlummere. Denn jeder Nachweis eines hier begangenen Widerſpruchs iſt neuer Schutz vor zukünftigem Irrthum, und ein jeder mit echten religiöſen Thatſachen übereinſtimmende Wurf höherer Wahrſcheinlichkeit gereicht dem menſchlichen Geiſte zur Ehre.

dieſem Geſichtspunkte aus ſei ein Blick auf obige
geworfen, wie ſie eine neue Welle des Bücher-
zufällig ans Ufer warf. Wir beginnen mit
ntheismus und gehen hernach zum Theismus

---

ienſtädt thut ausnehmend wohl daran, in ſeinen
über natürliche Religion" die Lehre Schopen-
us dem atheiſtiſchen Geſichtspunkte hinweg und
n in den Geſichtspunkt eines „ethiſchen Pantheis-
neinzurücken. Wir ſind überzeugt, daß dieſes
: dazu beitragen muß, ihr in einem noch höhern
i bisher die Aufmerkſamkeit der Gebildeten zu-
, welche ſie in ſo hohem Maße verdient. Die
g des Atheismus, obgleich von ihrem eigenen
uf dieſe Lehre angewandt, paßt inſofern doch
f ſie, als der Gott, welchen ſie leugnet, nur
extramundane Weltſchöpfer des Theismus iſt,
Erſatz ſie ein ewiges, unbedingtes, unendliches
merkennt, welches in allem Endlichen und Zeit-
eigenes Leben lebt. Dieſes Urweſen als Gott-
zeichnen ſah ſie ſich aber verhindert durch den
daß unter dem Princip der Gottheit nach all-
Sprachgebrauch das Princip des Guten im Ge-
n Böſen verſtanden wird. Denn der die Welt-
en hervorbringende und in ihnen lebende Wille
trieb gilt dieſer Lehre nicht für das gute, ſon-
Gegentheil für das böſe Princip, aus deſſen
g und Ueberwindung allererſt das Gute ent-
ſoll daher die Gottheit, als das Gute in ſeiner
henden Stellung gedacht, in der Sprache dieſer
entſprechenden Ausdruck finden, ſo kann dieſer
en in dem Proceß der Willensverneinung,
Bedingung, daß dieſer Proceß als der ſich ſelbſt
m Geſetz vollziehende Weltzweck gedacht werden
es eben iſt der Weg, welchen Frauenſtädt ein-
hat, und welcher, conſequent verfolgt, den
s Schopenhauer's um ein bedeutendes mildert.
enſtädt faßt nun die Welt weder mit Leibniz
noch auch mit Schopenhauer peſſimiſtiſch auf,
ein Doppelweſen, in welchem unmittelbar
ntzweiung, das Uebel, das Böſe herrſcht, aber,
eit, das Gute, die Harmonie ihr tiefſtes We-
t, fortgehend doch auch zugleich von dieſer in
rn Graden überwunden wird. Durch dieſe
er Sache iſt Frauenſtädt beſtrebt, beiden For-
er ethiſchen wie der metaphyſiſchen, gleich ſehr
indem er zwar nichts aus dem einen Unend-
sfallen, ſondern alles in ihm beſchloſſen ſein
ch aber in dem einen Unendlichen das phyſi-
von dem moraliſchen wohl unterſcheidet und
ebenſo unterordnet, wie im Mikrokosmus
ſinnliche der ſittlichen Natur untergeordnet iſt.
: iſt ihm daher kein abſolut fertiges, ein für
ndetes, ruhendes, ſondern ein lebendiges, käm-
dendes Gutes; mit dem Uebel und dem Böſen
neinung behaftet, iſt ſie ihrem Weſen nach
progreſſiv thätig, es zu überwinden, den Haß durch die Liebe zu vertilgen, die Disharmonie in Harmonie aufzulöſen.

Durch den großen Nachdruck, welcher hier auf den ethiſchen Willenskampf gelegt wird, zeichnet ſich dieſer Frauenſtädt'ſche Pantheismus vor dem Spinoza'ſchen offenbar vortheilhaft aus. Dagegen hat er den Nachtheil, daß ſein Grundſatz ſich nicht mit völliger Klarheit denken läßt. Denn da Frauenſtädt mit Schopenhauer den Willen, deſſen Objectivirungen die Weltweſen ſind, für das Princip des Böſen nimmt, ſo iſt nicht zu begreifen, wie dabei doch zugleich das tiefſte Weſen der Welt nicht im Böſen, ſondern im Gegentheil in der Einheit, dem Guten und der Harmonie beſtehen ſoll, wenn nicht der Exiſtenz des Willens in der Welt eine höhere Exiſtenz vorausgeſetzt wird, aus welcher der Wille bei ſeiner Bejahung heraustritt und in welche er wieder bei ſeiner Verneinung zurücktritt. Davon iſt aber bei Frauenſtädt ebenſo wenig die Rede als bei Schopenhauer. Vielmehr wird hier wie dort der Wille als das völlig Urſprüngliche und Erſte geſetzt, und damit alle Möglichkeit abgeſchnitten, ſich irgendeine vernünftige Vorſtellung davon zu machen, weder warum die Ueberwindung des Böſen durch das Gute in der Welt in immer höhern Graden ſtattfinden ſolle, noch was dasjenige wahre und höhere Weſen des Menſchen ſein ſolle, mit welchem die böſen Triebe (z. B. der Trieb zum Morden u. dgl.), welche in der Natur doch für das Erſte und Urſprünglichſte erklärt werden, in Zwieſpalt treten, wenn ſein Gewiſſen ihn für ſchuldig erklärt. Es läge zwar ein ſehr naher Weg offen, dieſen Ungelegenheiten und Widerſprüchen zu entkommen, wenn man nämlich die Exiſtenz des Naturtriebes und ſeines blinden Egoismus von vornherein für entſtanden und zum Untergange beſtimmt erklärte, dagegen die Exiſtenz des Guten in ſeiner hellen Selbſterkenntniß für unentſtanden, unvergänglich und daher zum Siege und zur Herrſchaft beſtimmt. Aber dieſer Weg wird hier nicht beſchritten. Das Böſe bleibt vielmehr immerfort als die urſprüngliche und poſitive, das Gute als die negative und ganz zufällig zu jenem erſt hinzutretende Macht im Leben beſtimmt, und man begreift nun ſchlechterdings nicht, woher dem negativen Princip die Macht kommen ſoll, mit der Gewalt eines ſich im Großen ausführenden Weltzwecks das poſitive Princip zu überwinden, wenn es ſelbſt in nichts anderm beſtehen ſoll, als in einer bloßen Verneinung oder Verleugnung des poſitiven Princips. Obgleich daher das Beſtreben Frauenſtädt's, den in der Schopenhauer'ſchen Lehre liegenden Peſſimismus zu mildern, einen unbedingten Beifall verdient, ſo vermißt man doch in dieſer neuen Art von Pantheismus noch immer diejenige Art von conſequenter Abrundung, deren er wol fähig wäre und die ihn allererſt recht glaubhaft machen würde.

Die Schopenhauer'ſche Philoſophie iſt ohne Zweifel eine der größten und kühnſten Erſcheinungen des Zeitalters. Wer ſie den Zeitgenoſſen in ihrem vollen Glanze erſcheinen laſſen wollte, der müßte den Gedanken ſtrahlend hervortreten laſſen, welcher ſich bei Schopenhauer nur bei-

läufig und wie zufällig eingeſtreut findet: den Gedanken, daß jenes Nichts oder Nirwana der Buddhiſten, in welches dem erlöſten Geiſte die Welterſcheinung zergehen ſoll, nicht ein abſolutes, ſondern ein relatives Nichts zu nennen ſei, nämlich ein Nichts, gegen deſſen inwendigen Reichthum voll Licht, Empfindlichkeit und Leben dasjenige, was wir auf Grund der Objectivirung unſers gegenwärtigen Willens ſeiend und wirklich nennen, nur den Rang von Schatten und Truggebilden einnimmt. Denn ein armſeliges Wollen gebiert eine armſelige Welt, ein reiches und reines Wollen gebiert eine reiche und reine Welt. Und darum verleugnet das reiche und reine Wollen die armſelige Welt, welche nicht die ſeinige iſt, und entweicht, ſobald ihm die Wahl freigegeben wird, in die Welt, welche die ſeinige iſt, weil es ſie ſelbſt erzeugt. So entſteht uns ein reichgegliederter Organismus von Welten, von denen wir im gegenwärtigen Zuſtande nur eine einzige kennen, ähnlich wie auch wieder innerhalb derſelben unſere genauere Erkenntniß auf die Fläche eines einzigen kleinen Planeten beſchränkt iſt. Daß wir den ganzen Reichthum und die ganze Fülle höherer Willensobjectivirungen von unſerm jetzigen Standpunkte aus für Nichts oder Nirwana erklären, kann im wahren Sinn der Schopenhauer'ſchen Denkart nur allein im relativen Verſtande gemeint ſeien.

Die beliebte Paradoxie Schopenhauer's, es laſſe ſich eine lebendige Religion recht wohl ohne allen Gottesbegriff denken, wird auch von Frauenſtädt hier wieder vorgetragen, mit Berufung auf den Buddhismus, welcher eine ſolche Religion ohne alle Gottesverehrung ſein ſoll. Aber es beruht dieſe Behauptung mehr auf einem bloßen Wortſpiel, als auf ernſter Grundlage. Wir halten dieſen Punkt für wichtig und werth eines nähern Eingehens auf denſelben. Denn wenn es ſich authentiſch belegen ließe, daß in derjenigen Religion, welche unter allen jetzigen die größte Menge der Anhänger zählt, indem ſie ungefähr den dritten Theil des Menſchengeſchlechts umfaßt, aller Gottesbegriff mangelte, ſo wäre dieſes allerdings eine ſtarke Inſtanz gegen die gewöhnliche Annahme, daß es eine natürliche Eigenſchaft der menſchlichen Vernunft ſei, dieſen Begriff in irgendeiner, wenn auch vielleicht rohen Weiſe zu entwickeln. Aber die Schopenhauer'ſchen Gründe halten in dieſer Beziehung nicht Stich. Sie beweiſen nichts weiter, als daß die Buddhiſten nicht Monotheiſten, ſondern Polytheiſten ſind. Er beruft ſich („Parerga und Paralipomena" I, 111) zunächſt auf Buchanan, welcher in den „Asiatic Researches" berichtet, daß zu den ſechs verdammlichen Ketzereien der Buddhiſten die Lehre gehöre, daß ein Weſen da ſei, welches die Welt und alle Dinge in der Welt geſchaffen habe. Dieſe Nachricht bezieht ſich auf nichts weiter, als daß bei den Buddhiſten ihre Theogonie dermaßen in die Kosmogonie verflochten iſt, daß die Entſtehung der verſchiedenen Göttergeſchlechter der Entwickelung verſchiedener vorzeitlicher Weltperioden entſpricht, in und mit denen ſie ſich geſtalten und entwickeln. Auch der gelehrte petersburger Akademiker J. J. Schmidt, welchen Schopenhauer weiter citirt, behauptet nichts weiter, als daß das Syſtem des Buddhismus kein ewiges, unerſchaffenes, einiges, göttliches Weſen kenne, das vor allen Zeiten war und alles Sichtbare und Unſichtbare erſchaffen habe. Der Bericht aus Howard Malcolm's Reiſe ins birmaniſche Reich, welchen Frauenſtädt anführt, enthält ſogar, daß es nach buddhiſtiſcher Vorſtellung in verſchiedenen Zeitaltern und in verſchiedenen Welten unzählige Buddhas und Götter gegeben, in keiner einzelnen Welt aber mehr als fünf. Derjenige Gott, welcher als Godama um 628 v. C. in menſchlicher Geſtalt geboren wurde, hatte vorher 400 Millionen Welten gelebt und in jeder zahlloſe Verwandlungen beſtanden. In der Welt hienieden war er Wurm, Vogel, Fiſch, überhaupt eins von allen Arten Geſchöpfen geweſen, und als Menſch hatte er die Leiden und Freuden jedes Standes aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Genaueres über die theogoniſchen Anſätze des Buddhismus hat Hodgſon als Frucht eigenen Studiums der heiligen Schriften dieſer Religion in Nipal bekannt gemacht.*) Nach ſeinem Bericht ſteht an der Spitze der Göttergeſchlechter, deren Entwickelung aus einander in mancher Beziehung an die Aeonenlehre der Gnoſtiker erinnert, eine göttliche Dreieinigkeit, beſtehend aus einer männlichen Perſon, Namens Buddha oder Upaya, einer weiblichen, Namens Dharma oder Prajna, und einer dritten, Namens Sanga, welche als der Sohn jener beiden bezeichnet wird. Daß die dritte Perſon ein untergeordnetes Glied der göttlichen Dreiheit ſei, darin ſtimmen alle Schulen im Weſentlichen überein, über den Rang der erſten beiden Perſonen aber ſtreiten ſie. Denn während die Sekte der Ajiſchas die männliche Perſon für die erſte an Rang und Würde hält, dreht die Sekte der Swabhawikas dieſes Verhältniß um. Ein ſolches Religionsweſen kann daher nicht wohl gebraucht werden, den Satz zu entkräften, daß im menſchlichen Herzen das Verlangen, ſich anbetend an göttliche Mächte zu wenden, von Natur und unaustilgbar angelegt ſei. Keine Sekte betet mehr und anhaltender zu ihren Göttern als die Buddhiſten. Von ihnen ſcheint ſogar die Sitte des Roſenkranzes in den Occident übergegangen zu ſein; wenigſtens findet ſich derſelbe bei ihnen früher als er im Occident Mode wurde. Wenn Schoreck mit Beziehung auf Buchanan berichtet, daß die Buddhiſten vor keinem Götterbilde ihr Haupt beugen, weil das Gottweſen die ganze Natur durchdringe, folglich auch in ihren Köpfen ſei, ſo bedarf dieſer Satz ſicher einer großen Einſchränkung, um auf das richtige Maß der Wahrheit zurückgeführt zu werden.

Aber auch in Beziehung auf jenes berüchtigte Nirwana oder Nichts, in welches ſich zuletzt alles, ſogar die Götter als die Welten ſammt ihren Creaturen auflöſen ſoll, iſt die gewöhnliche rohe Auffaſſung deſſelben als eines Nichts im privativen Sinne ſicher eine radical falſche. Denn der Zuſtand des Nirwana gilt ihnen für den Zuſtand der höchſten Seligkeit und Freude: zur Selig-

*) „Sketch of Buddhism, derived from the Bauddha Scriptures of Nipal. By *Brian Houghton Hodgson*. Read June 2, 1828." In den „Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland" (London 1829), Bd. 2, Thl. 1, S. 222 ff.

örf Empfindungsfähigkeit, zur Empfindungsfähigkeit eine persönliche Natur oder eine Seelensubstanz. bedeutet das Nirwana nicht das Nichts, sondern Gegentheil die All-Persönlichkeit oder den vollendstand aller Seelen, in welchem die egoistisch trennterschiede unter ihnen weggefallen sind, und sie mit einer zu unendlicher Klarheit geschärften Inalle als ein und dasselbe Wesen erkennen. löschen der Unterschiede bei völligem Fortbestande gten Substanzen ist dem Orient ein sehr geläuanke, welcher ähnlich wie bei den Buddhisten en persischen Sufis angetroffen wird, z. B. bei zidin in folgendem Verse (nach Hammer):

Denn Ich ward Er, und Er ward Ich,
Und Seel' und Herz sind Leib geworden.

ccidentalischen Denkart liegt dies ferner, und nur denschaft brechen bei unsern Dichtern, dann aber esto gewaltsamere Weise, solche Gefühle durch, bei Schiller („An Laura"):

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten? u. s. w.
Beine, Laura, dieser Gott ist nimmer;
Du und Ich des Gottes schöne Trümmer u. s. w.

iesem richtig aufgefaßten Sinne des buddhistischen ind ebenfalls in Schopenhauer's Schriften viele ntdecken, und wir gestehen gern, daß dieses Hauptpunkte ist, welcher uns dieselben werth macht. Bei Frauenstädt hingegen stößt uns auf, welche kein echter Buddhist billigen könnte. (S. 193):

nschliche Gattung und jedes einzelne Individuum in r so lange leben, als Gott in ihr leben will. Wer sich anmaßen behaupten zu wollen, daß Gott ewig hlichen Gattung oder vollends gar in allen einzelnen erselben wird leben wollen?

hat der echte Buddhist zu erwidern, daß dieht in Gottes Willen steht, weil er, um eine ihrem ewigen Bestande in seinem Wesen aus- ihre Substanz müßte vernichten können, was . Die einzige Vernichtung, welche er ihr anssen kann, ist, sie in sein eigenes Nirwana, in eigenes ewig seliges Leben als einen integ Bestandtheil desselben aufzunehmen. Ist sie ommen, so werden alle ihre Wünsche er-

---

ern uns hier vorliegenden Schriften haben das gemein, daß sie dem Theismus huldigen. Aber er Theismus ein weiter Begriff, unter welchem enartiges subsumiren läßt.

ammlung vermischter Aufsätze" des verstorbenen z. K. Passavant enthalten sieben Abhandlunils theologischem, theils biographischem, kritinaturphilosophischem Inhalt, welche zwischen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen und von vielen mit großem Beifall gelesen wurden. n diese durch Professor F. Hoffmann besorgte e in hohem Grade, besonders durch den echt religiösen, versöhnlichen, höchst wohlthuenden Geist, in welchem sie den Wunsch aussprechen, zur dereinstigen Wiederaussöhnung der getrennten christlichen Kirchen mitwirken zu können, wie einst auch Leibniz bestrebt war. Aber nicht durch Ausgleichung, laue Nachgiebigkeit und Compromiß, sondern durch eine Erhebung beider Theile auf einen höhern, nämlich den philosophischen Standpunkt hat nach Passavant's Absicht die Versöhnung zu geschehen. Denn Philosophie und Glauben sind, im wahren Sinne genommen, ganz eins; ebenso gibt es einen höhern Standpunkt über Theismus und Pantheismus.

Der letzte Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber einige Hauptprobleme der Naturwissenschaft", ist unter allen der bedeutendste. Der Verfasser wendet sich darin mit Scharfsinn gegen die materialistische Weltansicht, indem er aus den Resultaten der vergleichenden Anatomie den Beweis führt, daß in den organischen Bildungen der Natur nicht der Stoff der Form, sondern umgekehrt die Form dem Stoffe vorangehe. Je weiter wir in der Anatomie der Wirbelthiere fortgeschritten sind, desto mehr hat es sich bewährt, daß es einen allgemeinen Grundtypus der animalischen Form und der physiologischen Gliederung gebe, von welchem die einzelnen Thiergattungen die Modificationen und Abwandlungen bilden, während seine vollendete und harmonische Mitte durch den Menschen dargestellt wird. Buffon sagte schon, er bekenne sich zu einem „dessein primitif et général, qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu"; also zu einer Art von platonischem Musterbilde, wonach mit mehr oder weniger Abweichungen in den einzelnen Fällen die Figuren entworfen worden wären. Zwischen Geoffroi St.-Hilaire und Cuvier kam der Gegenstand zu einer lebhaften Discussion. Auch Kant betheiligte sich an der Buffon'schen Idee, wenn er in seiner „Kritik der Urtheilskraft" (S. 363) schrieb:

Die Uebereinkunft so vieler Thiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, das nicht allein in seinem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Theile zum Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürdige Einfalt des Grundrisses durch Verkürzung einer und Verlängerung anderer, durch Einwickelung dieser und Auswickelung jener Theile eine so große Mannichfaltigkeit von Species hat hervorbringen können, läßt einen obgleich schwachen Strahl von Hoffnung ins Gemüth fallen, daß hier wol etwas mit dem Princip des Mechanismus der Natur auszurichten sein möchte. (Nämlich so, daß eine ursprüngliche Organisation zum Grunde läge, welche jenen Mechanismus selbst benutzt, um andere organisirte Formen hervorzubringen oder die seinige zu neuen Gestalten zu entwickeln.) Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermuthung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter durch die stufenartige Annäherung einer Thiergattung zur andern.

In den letzten Jahren hat unter anderm der gelehrte Anatom Richard Owen die Frage nach dem gemeinschaftlichen Urbilde der thierischen Organisationen zum besondern Gegenstande seiner Forschungen gemacht und die Ergebnisse derselben am vollständigsten in seinem jüngsten Werke: „Principes d'ostéologie comparée, ou recherches

sur l'archétype et les homologies du squelette vertebré", veröffentlicht. Hier zeigt er, wie bei allen Wirbelthieren der Urtypus, nach welchem sie gebildet sind, sich bis ins einzelne verfolgen läßt. Da nun die Grund- und Urform dieses vielfach im Verhältniß zum Naturmechanismus modificirbaren Typus der Mensch ist, so folgt, daß der Mensch auf irgendeine Art in der Idee als reine Form vorhanden und ausgebildet war, ehe er auf der Erde auftrat. Die Idee des Menschen offenbarte sich auf unserm Planeten lange vor der Existenz des Menschen. In dieser Idee besteht also der Typus vor seiner Verwirklichung; sobald der Mensch wurde, trat der Typus in den Naturmechanismus ein und wirkte darin als Zweck oder Finalursache. Plato, der die Idee vor ihrer Erscheinung als seiend, Aristoteles, der sie in den Wesen als werdend oder als Energie auffaßte, ergänzen sich hier. Besonders bemerkenswerth ist hierbei noch dies, daß nicht in den einzelnen Bausteinen, sondern in dem allmählich sich erhebenden Gebäude der Grundriß desselben verständlich wird. Denn es sind besonders die organischen Ueberreste früherer geologischer Perioden, welche es bezeugen, wie sehr ein den organischen Bildungen vorausgehender Grundriß vorhanden ist, indem z. B. bei den Fischen, die schon in den ältesten Formationen vorkommen, derselbe Urtypus herrscht, nur daß derselbe sich bis zur jetzigen Weltzeit in immer vollkommenern Bildungen offenbart. Die frühern Bewohner unsers Planeten verkünden so die spätern voraus. Vielleicht ist die Erde selbst als ein lebendiger, Organismus eigener Art zu betrachten, wenigstens liegt ihren verschiedenen Entwickelungsstufen der menschliche Urtypus als eine innere Einheit zum Grunde. Vor der Erscheinung aller lebenden Wesen auf Erden also bestand ihr Plan, ihre Form, ihr Begriff. „Im Anfange war das Wort."

Dies alles ist höchst einleuchtend, obschon es allerdings keine Data an die Hand gibt, durch die man gezwungen würde, entweder die Partei des Theismus oder des Pantheismus zu ergreifen. Dagegen ist darin etwas ebenso Werthvolles und Nützliches enthalten, nämlich Thatsachen, welche von der Natur selbst dictirt sind, und mit denen daher eine jede Theorie unbedingt übereinstimmen muß, welche mit der Natur selbst übereinstimmen will. Diese Thatsachen zeigen an, daß dort, wo in der Natur die unbedingte Herrschaft des physikalischen Mechanismus aufhört, eben damit auch sogleich die Herrschaft eines andern Princips, nämlich eines sich im Stoffe planmäßig ausführenden Grundtypus anfängt. Der Theist wird denselben auffassen als einen schöpferischen Begriff im göttlichen Verstande; der Pantheist wird ihm dasjenige Substrat unterlegen, von welchem er die Natur in ihren Tiefen beherrscht glaubt, wie z. B. Spinoza das Denken, Schopenhauer den Willen; beide aber, sowol der Theist als der Pantheist, werden in ihm ein Mittelglied anerkennen müssen, welches ihre entgegengesetzten Theorien miteinander in Beziehung setzt. Denn der Theist gewinnt hierdurch eine zwischen Schöpfer und Geschöpf in der Mitte schwebende relativ selbständige Wesenheit, wodurch eine beängstigende Kluft im System seiner Gedanken ausgefüllt wird. Der P[illegible]theist andererseits gewinnt eine Handhabe, wenn Walten seines Naturgrundes erfaßbar wird, damit selbe nicht das bloße unbestimmte Unendliche oder Z[illegible] fall sei.

Wenn Passavant durch Aufweisung dieses Mit[illegible] des eine Verständigung zwischen theistischer und pant[illegible] scher Denkweise auf allmähliche Art anzubahnen [illegible] so bekämpft Droßbach in der „Harmonie der Erg[illegible] der Naturforschung" u. s. w. beides, sowol den Th[illegible] als den Pantheismus, aufs entschiedenste vom S[illegible] punkte einer eigenthümlichen atomistischen Weltanſ[illegible] Aber so gewaltsam er sich auch dagegen sträuben selbst ein Theist genannt zu werden, so kann ma[illegible] bei näherer Erwägung diese Benennung dennoch ni[illegible] sparen, indem die Punkte, in denen er den Theism[illegible] kämpft, nur Nebendinge betreffen, während er i[illegible] großen Hauptsache mit ihm vollkommen einverstan[illegible] Er bekämpft nämlich am Theismus nichts weiter, [illegible] Schöpfung aus nichts und den Dualismus zwisch[illegible] und Stoff, während er die Bestimmung, daß die [illegible] heit persönliches Individuum sei, nicht der Art nac[illegible] dern nur dem Range nach unterschieden von ande[illegible] stigen Individuen, vollkommen zu der seinigen [illegible] Die Gottheit ist bei Droßbach höchste Monade ode[illegible] tralmonade, wie sie es bei Leibniz war, dessen D[illegible] hier überhaupt in sehr vielen Stücken reproducir[illegible] Der Unterschied ist hier nur vorzüglich der, daß b[illegible] niz die unvollkommenen Monaden von der vollkom[illegible] nicht nur in Abhängigkeit sind, sondern derselb[illegible] noch dazu ihre Existenz verdanken, bei Droßbach b[illegible] nur die erstere Bestimmung beibehalten, die letzte[illegible] aufgegegeben ist. Ferner unterscheidet Leibniz bei[illegible] Monaden zwischen geistigen oder activen und kör[illegible] oder passiven Kräften, während Droßbach diesen [illegible] schied fallen läßt, weil er ihn nicht für nöthig hä[illegible]

Die atomistische Vorstellung von der Gottheit [illegible] sich bei Droßbach auf den Gedankengang, daß [illegible] Welt eine Stufenleiter von Atomen oder Kraftmei[illegible] getroffen wird, welche in lauter Gesellschaften ver[illegible] digen Wesen dergestalt geordnet sind, daß eine j[illegible] ordnete Gesellschaft in ihrer höchsten Stufe auch [illegible] ihr Oberhaupt findet. Nach Analogie hiervon w[illegible] ein höchstes Wesen geschlossen, welches als der Ord[illegible] das Oberhaupt an der Spitze der Stufenleiter all[illegible] sen im Weltall und folglich aller geordneten Gesell[illegible] lebender Wesen überhaupt stehe. Und da nun jed[illegible] mistische Individuum eine Fülle von Kräften, sowe[illegible] nannten physischen als geistigen besitzt, Gott aber a[illegible] höchstentwickelte, absolut vollkommene atomistische [illegible] individuum gedacht werden muß, so folgt, daß [illegible] höchste Fülle der vollkommensten Kräfte, und zwar [illegible] der sogenannten physikalischen, als der sogenannten [illegible] gen besitzen muß.

Nun sollte man hiernach denken, daß die in [illegible] Art sowol mit physischer Allmacht, als mit geistig[illegible]

und Heiligkeit begabte höchste Monade über und
der endlichen Individuen bestehe, und es scheint
inigen Stellen so, wo nämlich von ihr als einem
m, einem Naturcentrum geredet wird. Dieser
st sich aber auf durch eine andere Bestimmung,
ieses System, obgleich wesentlich Theismus blei-
h eine eigenthümliche pantheistische Färbung be-
Die Atome Drobisch's sind nämlich einander
ut undurchdringlich, sondern es verträgt sich mit
ir, daß derselbe Ort, welchen eine Gesellschaft
kommenen Atomen einnimmt, zugleich von einem
llkommenerer Art eingenommen und ausgefüllt
z. B. der von den Atomen meines sogenannten
llte Ort zugleich der Ort des beherrschenden
welches ich meine Seele nenne. In ähnlicher
das Atom der Gottheit den ganzen Raum
aus und durchdringt als allgegenwärtig mit
gemeinen Leben alle die einzelnen Gruppen
chaften von Individuen, welche die Theile der
achen.

arf diese Wendung in der Monadenlehre (denn
der Monadologie paßt hier besser als der des
) wol eine sinnreiche nennen und den Gedan-
monadologischen Schulen zum weitern Nach-
ehlen. Denn das Unglaubliche in den Theo-
', Herbart's, Lotze's und mit einem Worte
welche bisher die Seele für ein Atom erklärt
ht ganz vorzüglich darin, daß ein unvertilg-
l im Menschen hierdurch schroff beleidigt wird,
Gefühl, daß die Seele die empfindlichen
eibes selbst durchdringe und in der Empfin-
rvösen Organe auf eine gewisse Weise unmit-
wärtig sei. Auf dieses Gefühl, welches sich
hen Menschen mit der Gewalt einer unab-
rfahrung aufdrängt, glaubten die bisherigen
n nicht eingehen zu dürfen. Drobisch ist in
te zum ersten male unbefangener verfahren
ns dünkt, mit völliger Berechtigung hierzu.
ganze Monadologie immer doch nichts weiter
t als eine sinnreiche Hypothese, welche man
ück oder dogmatisch aufbaut in der Hoff-
die großartigen Zusammenhänge der Dinge
großartige Erklärung finden mögen, so muß
Monadologen durchaus verstattet sein, in sei-
se dem bisherigen, wenn auch durch be-
en gedeckten Gebrauche entgegen eine Mo-
ubringen, welche an der eigentlich gefähr-
das beleidigte Gefühl in so hohem Maße
hier geschieht. Man hat sogar Ursache zur
g darüber, warum die frühern Monadologen
f dasselbe Auskunfts- und Versöhnungsmittel
. Aber das Einfachere und Natürlichere
weilen später als das Erzwungene und Ge-
ir sind nicht der Meinung, daß sich die mo-
nsicht von der Seele mit allen Erscheinungen
ns vertrage, auch selbst nicht in der gemil-
wie Drobisch sie aufstellt, sondern halten
an der Ueberzeugung fest, daß dazu weit stärkere und ra-
dicalere Umbildungen des Monadismus gehören, in einer
Weise, wie sie bisjetzt am reinsten und ausgeführtesten in
J. H. Fichte's „Anthropologie" hervorgetreten sind. Aber
wir sind überzeugt, daß durch Drobisch's Gedanken die
Monadologie schon ein weit besseres Werkzeug in die
Hand bekommt, um das Verhältniß der Seele zu ihren
leiblichen Organen erfahrungsmäßig aufzufassen, als durch
die Vorstellung eines intelligenten, aber unausgedehnten
Punktes, welcher entweder in einem Centralorgane des
Schädels thront, oder auf und nieder innerhalb der Brücke
des Gehirns seine philosophischen Spaziergänge hält.
Und daß ein neuer sinnreicher Gedanke in der Monadologie
bei uns etwas werth ist, muß auch dem einleuchten, wel-
cher für seine eigene Person dieser Denkweise nicht hul-
digt. Denn wir dürfen nie vergessen, daß trotz des im-
posanten Zwischenspiels der kritischen Philosophie die Bil-
dung unsers Volks noch immer höchst kenntlich die Spu-
ren der Leibniz'schen Schule an sich trägt, sowie auch,
daß ein gewisser an den richtigen speculativen Thatbestand
sich annähernder Dogmatismus für den gemeinen Verstand
ein viel natürlicherer Zustand ist, als die Systeme des
Kriticismus, welche ein viel schwierigeres und schulmäßi-
geres Denken erfordern, wie es nicht jedermann zu-
gemuthet werden darf. Und dennoch ist eine Beschäfti-
gung mit Philosophie in größern Kreisen heutzutage so
höchst wünschenswerth.

Gerade hiermit aber werden wir auf einen Gesichts-
punkt geführt, welchen Drobisch in der Vorrede zu sei-
nem Buche auf eine treffliche Weise ausgeführt hat. Er
macht hier darauf aufmerksam, daß die großen Fortschritte
der Menschheit in der Wissenschaft in den letzten Jahr-
hunderten mit den geringen in der Sittlichkeit nicht im
Verhältniß stehen, indem wir sogar sehen, daß das Stei-
gen des naturkundlichen Wissens in den Massen nur dazu
dient, die Menschen immer geldgieriger, habsüchtiger, egoi-
stischer, tyrannischer, kälter, äußerlicher und verstockter zu
machen. Da nun die Vernunft fordert und es durchaus
in der Natur der Sache liegt, daß steigende Geistescultur
auch den sittlichen Zustand der Menschen verbessern müsse,
so folgert er hieraus mit Recht, daß derjenige Theil des
Wissens, welcher jetzt am weitesten fortgeschritten ist, in
Beziehung auf das ganze System desselben einen unter-
geordneten Rang behaupten muß, und daß wir daher ge-
rade gegenwärtig in der Wissenschaft ein Misverhältniß
auszugleichen haben, wenn nicht allmählich das Werthlosere
sich durch seine glänzende und täuschende Außenseite an
die Stelle des Werthvollen drängen, das Werthvollere
durch seine schmucklose Außenseite in den Rang des Ver-
achteten zurücksinken soll. Er leitet daraus eine dringende
Aufforderung ab zur Cultur der moralischen und religiö-
sen Wissenschaften als der bei weitem wichtigsten, schwie-
rigsten und einflußreichsten auf das Wohl der Menschheit
und sucht diejenigen, welche aus Furcht, in die abstracten
Speculationen der jüngstvergangenen philosophischen For-
schungsperiode zu fallen, ihren Blick nur in die allernäch-
sten speciellen Dinge versenken, zu warnen, daß sie nicht

in Mikrologie verfallen und ſich dadurch ebenſo ſehr eine richtige und allſeitige Anſchauung der Natur unmöglich machen. Er dringt darauf, daß die Bemühungen, die Geſammtheit der Naturerſcheinungen in ein Bild zuſammenzufaſſen, immer mit den Bemühungen, die einzelnen zu ergründen, Hand in Hand gehen ſollen, weil der geſunde Zuſtand des Geiſtes wie des Lebens immer darunter leidet, wenn auf einſeitige Art nur immer die eine dieſer Thätigkeiten auf Koſten der andern gepflegt und geübt wird.

Vortrefflich und durchaus zu unterſchreiben iſt das, was er auf S. 246 gegen die Vorſtellungsweiſe erinnert, welche alle Kräfte in der Natur als bloße Eigenſchaften der Stoffe betrachtet:

Die Kraft kann allerdings nicht beſtehen ohne Träger, d. h. allein für ſich, aber beſieht man den Träger genauer, ſo iſt er ſelbſt nichts als Kraft. Hätte Moleſchott das bedacht, ſo würde er lieber geſagt haben: die Kraft kann nicht beſtehen ohne Kraft, d. h. ohne andere Kräfte; eine einzelne Kraft kann nicht beſtehen außer Zuſammenhang mit andern, und er wäre dadurch der Wahrheit näher gekommen, hätte ſich aber freilich von den principiellen Vorausſetzungen des Materialismus ebenſo weit entfernt. Derſelbe Gelehrte erklärt an einer andern Stelle den Stoff als dasjenige, was ſchwer (wägbar) iſt, einen Raum erfüllt und der Bewegung fähig iſt. Dieſe drei Eigenſchaften ſollen allgemein ſein, ohne welche keine der übrigen beſtehen kann; als wenn die chemiſche, elektriſche Kraft, die Ausdehnungs-, Cohäſionskraft u. ſ. w. nicht ebenſo allgemeine Eigenſchaften wären. Und endlich, ſind denn nicht Schwerſein, Raumeinnehmen ſelbſt Kräfte? Wo bleibt hier der Stoff, welcher bewegt werden ſoll?

Am wenigſten befriedigend möchte wol den meiſten die Art und Weiſe ſcheinen, wie Droßbach im Schema ſeines Atomismus die Unſterblichkeitshoffnungen formulirt, obwol er gerade hierauf ein nicht geringes Gewicht zu legen ſcheint, wie er denn auch ſchon früher dieſen Gegenſtand in einer kleinern Schrift zur Sprache gebracht hat. Von den atomiſtiſchen Weſen nämlich als den geſetzlich beſtimmten und gezählten Familiengliedern der Welt iſt eine ganz beſtimmte Anzahl der Erde zugetheilt. Von dieſer kommt zu jeder Zeit eine verhältnißmäßig geringe Anzahl zum Bewußtſein, tritt damit ins menſchliche Leben ein und mit dem Tode wieder in den bewußtloſen Zuſtand zurück. Das letztere aber nicht für immer, ſondern nur für ſo lange, bis auch die ſämmtlichen übrigen Erdatome nach der Reihe zur Freude des Bewußtſeins und Menſchenthums werden gelangt ſein. Iſt dieſes geſchehen, ſo kommen die alten aufs neue an die Reihe, ſodaß jedes menſchliche Individuum die Ausſicht hat, innerhalb unendlicher Zeiträume unzähligemal ſeine Auferſtehung vom Tode zu einem neuen Leben zu feiern. Daß eine ſolche Unſterblichkeit trotz ihrer Fülle von Auferſtehungen, in denen ſie die Phantaſie ſchwelgen läßt, uns dennoch kalt und gleichgültig läßt, kommt daher, daß ſie in ihrem Grundgedanken ganz den Nerv des Gefühlslebens verfehlt, auf welchem die Unſterblichkeitsgedanken der Menſchen beruhen. Sie beruhen nicht auf dem Gefühl, daß wir ſpäter unſer Erdenleben noch einmal von vorn beginnen ſollen — ein ſolches Gefühl hat kein Menſch —, ſondern auf dem Gefühl, daß dieſes unſer jetziges Leben ſeine eigene Tiefe noch nicht kennt, und daß alles, was wir thun und denken, nicht blos in die ſichtbaren Zuſammenhänge der Dinge hineinwirke, ſondern auch den fortwährenden Einſchlag in ein geiſtiges Gewebe bilde, von dem wir umſtrickt und umgarnt ſind in den Banden unſers eigenen Gedächtniſſes, und dem wir daher ſchlechterdings nicht entrinnen können, wie Byron ſagt:

Though thy slumber may be deep,
Yet thy spirit shall not sleep;
There are shades which will not vanish,
There are thoughts thou canst not banish.

Dieſes iſt der eigentliche Nerv des Gefühls, auf welchem in der Erfahrung des täglichen Lebens nicht nur die Hoffnung auf Unſterblichkeit, ſondern auch die Furcht derſelben entſpringt. Wer es verſtünde, dieſes Gefühl in ein helleres pſychologiſches Licht zu ſetzen, würde damit eine größere Befriedigung geben, als durch die Begründung von Millionen zukünftiger Auferſtehungen geiſtiger, welche das Herz kalt laſſen, weil zwiſchen ihnen und dem gegenwärtigen Leben aller Zuſammenhang abgebrochen

---

Knüpft der Droßbach'ſche Theismus weſentlich an Leibniz'ſchen Standpunkt an, ſo der Schwarz'ſche an Hegel'ſchen. H. Schwarz behauptet in ſeiner Schrift „Gott, Natur und Menſch", daß Hegel es vermocht habe, die abſolute Subſtanz als abſolutes Subjekt, der bisherige Theismus aber nicht, den abſoluten Geiſt als die abſolute Subſtanz zu begreifen, daß aber dieſer Schritt nothwendig gemacht werden müſſe. Damit ihm meint, daß die Urthätigkeit des geiſtigen Proceſſes, welchem nach Hegel alle Dinge beſtehen, ſich nicht endlich in die Producte des Proceſſes verlieren oder endigen, ſondern trotz allen inwendigen ſchöpferiſchen Gebärens ewig bei ſich ſelbſt in bewußter Urthätigkeit verharren möge. „Theismus" iſt alſo dieſe Anſicht inſofern, als ſie das Weſen der göttlichen Thätigkeit nicht in die Weltexiſtenz nach Art des Pantheismus auflöſt, ſondern ſie außerhalb und über der Welt beſtehen läßt. „Subſtantieller Theismus" aber nennt ſie ſich inſofern, als ſie die geſchaffenen Seelen aus der göttlichen Thätigkeit als aus aller Subſtanz entſprungen ſein läßt, ſodaß nun alſo die göttliche Thätigkeit in zwei Theile zerfällt, in einen ſich bleibenden und einen in den Weltproceß eingehenden Theil. Dies iſt ohne Zweifel die einzige Weiſe, wie die Anſicht des Theismus, wenn man darunter die Annahme eines Gegenſatzes zwiſchen Gott und Welt verſteht, mit Hegel'ſchen Grundbegriffen vereinigen läßt, nämlich ſo, daß man das Gegenglied, welches fälſchlich als Gegenſatz gegen die ganze Gottheit erſcheint, als ein gehöriges obwol untergeordnetes Glied innerhalb der göttlichen Thätigkeit ſelbſt erkennt.

So einfach und natürlich dieſe Vorſtellungsweiſe iſt, wenig wird doch im allgemeinen heutzutage noch auf ſie eingegangen. Wir erklären uns dieſes aus einem gewiſſen Schematismus, welcher als ein Ueberreſt aus dem Schelling'ſchen Identitätsſyſtem ſehr vielen, ſogar vielleicht

en Anhängern der Hegel'schen Philosophie noch geblieben ist, obwol er sich im Grunde schlecht mit ägt. Sie stellen sich nämlich Mensch und Welt, st und Natur als den Grundgegensatz der Eri-, welcher durch das absolute Wesen als eine beide Einheit vermittelt werden soll. Bei diesem inkt das absolute Wesen natürlich sehr leicht zu ßen Mittelgliede, sogar zu einem bloßen Mitwischen Geist und Natur herab, welches höher Natur, aber niedriger als Geist, höher als aber niedriger als Bewußtsein. Die Gottheit inem latenten geistigen Triebe, einem instinctffenden Naturgrunde, einem blinden Willen im chopenhauer's herab. Da aber nach Hegel's Meinung das Absolute nicht ein verbindendes zwischen Geist und Natur ist, sondern die nde Totalität von geistiger Art, innerhalb deren als untergeordnete Glieder bewegen, so paßt arphilosophische Schematismus hier nicht. Er insofern nicht, als bei Hegel Geist und Natur t Gegensatz coordinirter Glieder, sondern eine ne Unterordnung ausmachen. Daher bleibt hier erweise nichts anderes übrig, als eine geradlinige r der Wesen in perpendikulärer Richtung zu nämlich an das untere Ende die Natur zu igend in den Abgründen des Nichts, an das das Absolute als das geistige Allwesen oder h, und in der Mitte den Menschen als Ueberals Leiter, auf welcher man sowol abwärts in ls auch aufwärts in die Höhe steigen kann. nd oder das Nichts bringt aus sich selbst nichts e seine Schätze sind nur entliehenes Gut und er auch sämmtlich wieder zurückgegeben werden. ehrt steigt aus den Tiefen der Abgründe nichts zur Gottheit empor, als was aus Gott gend aus ihm seinen Ursprung hat. Der Menächst zwar aus der Natur hervor, aber er ist t erklärbar. Aus dem Menschengeiste ließe sich dann wol erklären, wenn derselbe nicht ein sondern ein unsterbliches Wesen wäre. Nun t unsterblicher Zustand unserer Wissenschaft ver- daher die Ableitung des Menschengeistes tur widersinnig, so ist die Ableitung der Nat Menschengeiste zwar nicht widersinnig, wol ichend. Es wird daher ein Universalgeist gechen welchem und der Natur der Menschengeist ied bildet, welches sich zur Natur verhält als und übergreifende Macht, zum Schöpfer als Spiegel und Stellvertreter auf Erden. Daß Vorstellungsweise zuletzt die einzige bleibt, nach Hegel'schen Prämissen mit völliger Folergreifen kann, ist dem Verfasser daher wol nd eben damit auch sein Tadel gegen das ystem zu unterschreiben als gegen ein System, unterließ, die höchste und richtigste aus ihm Folgerung mit solcher Deutlichkeit zu formudamit allen möglichen Rückfällen in den falschen naturphilosophischen Schematismus mit einem male ein Ende gemacht worden wäre.

Fülleborn in seiner oben angeführten Schrift fragt: „Was ist der Zweck unsers irdischen Daseins?", und gibt darauf zur Antwort, daß Gott die Wirklichkeit neben Gott deshalb entstehen ließ, um ihm ähnliche Wesen zu erhalten, die er möglichst lieben konnte und die ihn wieder möglichst zu lieben vermochten. Das Reich Gottes, eine durch Liebe getragene Verhältnißverbindung aller in der Wirklichkeit neben Gott entstandenen, zur Wesensähnlichkeit mit ihm gelangten Wesen unter sich und mit ihm stellt sich als Endziel aller Verwirklichung außerhalb seiner Persönlichkeit dar. Der ganze Hergang der Entstehung und Herausbildung der Wirklichkeit neben Gott beschafft nur Mittel zu diesem Zweck, indem Gott Wesen, die ihm ähnlich sind, die also auf Selbstursächlichkeit beruhen, nicht unmittelbar schaffen konnte, solche vielmehr durch sich selbst Selbstursächlichkeit gewinnen mußten. Die Anderheit, die der Selbstursächlichkeit Gottes gegensätzliche Gewordenheit, enthielt die Mittel für diesen Zweck, konnte aber nur durch das in sie aus dem göttlichen Wesen eingegangene Bestimmende zu solchem Mittel werden. Die Anderheit wird daher durch das aus dem göttlichen Wesen hervorgegangene Bestimmende getragen, und dieses Bestimmende bildet als Ursächliches und Bewegendes das Eigentliche der Wirklichkeit neben Gott. In dem menschlichen Geiste gelangte das Bestimmende zu einem Selbst, welches zum eigenen Setzen der Richtungen seines Ursächlichen die Fähigkeit gewann.

Was die mehr praktischen Fragen der Religion betrifft, so unterscheidet Fülleborn die Christusreligion als die Religion, welche Christus selbst hatte und lehrte, von dem dogmatischen oder specifischen Christenthum als dem Lehrgebäude, welches durch Concilienbeschlüsse zu Stande kam und die historischen Thatsachen des Erscheinens dieser Person in der Geschichte zum Gegenstande hat. Nur die erstere Lehre kann nach seinem Urtheile auf Geltung Anspruch machen. Um aber in religiösen Satzungen von zweifelhaftem Charakter das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, dienen ihm die Grundsätze: 1) Es ist keine Religionslehre wahr, d. h. dem wirklichen Verhältnisse der Menschen zu Gott entsprechend, welche nicht ein erhöhtes Leben dieses Verhältnisses anregt; 2) keine Religionslehre wird durch ihre Früchte als wahr erkennbar, welche nicht, wenn wir sie zu unserer festen Willensnorm erheben, uns besser zu machen und dadurch dem göttlichen Wesen näher zu bringen vermag.

Das Charakteristische an Fülleborn's Theorie ist die Heftigkeit, mit welcher in ihr vom Pantheismus hinweg und dem Theismus zugestrebt wird, wie sie sich im Begriffe einer creatürlichen Welt, welche nicht in, sondern neben Gott sei, ausspricht. Diese Heftigkeit entspricht ohne Zweifel einem gerade jetzt in weiten Kreisen sich regenden Verlangen. Dasselbe wirkt von der einen Seite erfreulich und reinigend, indem es vor der Versumpfung bewahrt, in welche die religiösen Begriffe immer dann ge-

rathen, wenn der Unterſchied zwiſchen Gott und Welt ſchlechthin aufgehoben wird. Auf der andern Seite iſt aber ein blindes Verfolgen des theiſtiſchen Wegs ebenfalls nicht ohne Gefahr. Es treibt nämlich die, welche ſich ihm hingeben, unmerklich, und wenn ſie es auch anfangs nicht wollen, immer weiter auf einen Weg des Denkens, wo die Trennung zwiſchen der Centralmonade der Gottheit und den creatürlichen Monaden ſo groß wird, daß keine mögliche Erkenntniß, keine Empfindung, kein Denken und kein Muthmaßen mehr hinreicht, dieſe unermeßliche Kluft zu überbrücken. Schwebt dann die Centralmonade des göttlichen Individuums unfaßbar dem ganzen menſchlichen Geſichtskreiſe und ſtreng geſchieden von allem Sichtbaren, Spürbaren und Erkennbaren in erhabener Einſamkeit über dem nach den Geſetzen der Erſcheinungswelt in Selbſtgenüge verſunkenen Weltall, ſo fängt damit dieſes Individuum an, für ſich ſelbſt als problematiſch, für die Kreiſe unſers nach Naturgeſetzen regierten Lebens als unerheblich zu erſcheinen. Je mehr daher der Theiſt ſeinen Gottesbegriff auf die Spitze treibt, indem er ihn von allem pantheiſtiſchen Anfluge reinigt, deſto untauglicher macht er ihn für den religiöſen Gebrauch, ähnlich wie auch das Gold eines Zuſatzes von Silber oder Kupfer bedarf, um zur Circulation in Handel und Wandel brauchbar zu werden.

Um der eigenthümlichen Trockenheit und Nüchternheit zu wehren, wodurch der Theismus unvortheilhaft abſticht gegen manche poetiſchere Lebensauffaſſungen von pantheiſtiſcher Natur, um mit andern Worten den abſtracten Wortglauben des kalten Theismus dem Gebiete der mit Wärme ergreifbaren Ueberzeugungen mehr anzunähern, iſt nichts ſo erfolgreich, als ein Zurückgehen auf den Begriff der alten Kirchenlehrer, namentlich des Auguſtinus, von der Allgegenwart Gottes. Während der moderne Theismus dieſen Begriff nicht anders faſſen kann, als im figürlichen Sinne, nämlich in dem Sinne, daß die Macht der bei der Schöpfung der Welt angeordneten Geſetze überall hinreiche, wird er von Auguſtinus im Gegentheil ganz im wörtlichen Sinne gefaßt als eine Gegenwart Gottes, welche die Gegenwart aller Zeiten ſo durchdringt, daß ſie nicht an einen Zeitverlauf gekettet iſt, ſondern daß ſie in allen Gegenwarten aller Zeiten zugleich lebt. Auguſtinus hätte es einfach für eine Ketzerei halten müſſen, wenn man nach Art des modernen Theismus zu ſeiner Zeit behauptet hätte, daß die Creaturen neben Gott (juxta Deum) beſtänden. Denn ein Weſen, das über der Zeit iſt, kann nur über und nicht neben ſolchen Weſen ſein, welche in der Zeit ſind. Iſt es aber ſo über ihnen, daß es als allgegenwärtig alle ihre Gegenwarten mit durchlebt, ſo iſt es auch zugleich in ihnen.

Dieſen Weg der Rückkehr zur Praesentia stans der alten Kirchenlehrer finden wir in Seling's „Vernunftwiſſenſchaft" eingeſchlagen. Gott, welcher der Schöpfer der Zeit iſt, kann unmöglich nach menſchlicher Art innerhalb der Zeit leben, eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft haben, wie z. B. diejenigen annehmen, welche es ſich als möglich vorſtellen, daß Gott vor Erſch der Welt Plane zu unzählig vielen möglichen Welt ſich erwogen und hinterher einen und zwar den unter dieſen ausgeführt habe. Vielmehr lebt Gott wendig in reiner Wirklichkeit und folglich in einer Gegenwart, in welcher Ueberlegen und Ausführen, ken und Schaffen völlig eins ſind und in welch Gegenwart aller Zeiten ihm zugleich mit gegenwär ſodaß er mit allen Creaturen in allen Zeiten lebt. Iſt dieſes nun aber ſo, ſo muß dann auch eigene Seele in dem Maße, als ſie in einem zukün Zuſtande in eine vollkommenere Art des Denkens Anſchauens emporgerückt und damit dem Anſchauen angenähert wird, einem Standpunkte ſich nähern welchem die fließenden Gegenwarten aller Zeiten, alſo die fließenden Gegenwarten ihres eigenen Erden zu einer ſtehenden oder überragenden Gegenwart melt werden, gleichſam wie in einem geſchloſſenen welcher um ſo reiner und ungetrübter erſcheinen reiner und ungetrübter die einzelnen Glieder ſind denen er ſich zuſammenſetzt. Es iſt wol jedermann der Stelle einleuchtend, welchen feſten Anker der zeugung der Glaube in jedem Gemüthe einſchlagen welcher Wärme, mit welcher Todesfreudigkeit er ein Gemüth durchgießen muß, welches ihn ſich in dieſ ſtalt anzueignen vermag. Zugleich deutet es auf eine nicht geringe Erſtorbenheit des urſprün Gottesbegriffs in der chriſtlichen Kirche der letzten hunderte, daß in ganzen Bildungsſchichten der wie z. B. in der Bildungsſchicht der Leibniz-W Denkart, der Begriff einer durchdringenden Allge Gottes ganz verloren gehen konnte, wie denn au heute gewiß Hunderte von Gebildeten leben, denen Begriff trotz ſeines altkirchlichen Urſprungs oder wegen deſſelben gänzlich unverſtändlich geworden iſt haben ſich ſo an den eingeſchmuggelten Surroga gewöhnt, daß ihnen der echte als unecht, näml behaftet mit einem pantheiſtiſchen Beigeſchmack, vor Nun aber reißt ſich ohne den lebendigen Gedanke durchdringenden Allgegenwart der Begriff des Weſens, trotz aller Verſicherungen vom Gegenſatz aller lebendigen Beziehung zu unſerm eigenen Leb Die Gottheit weicht über alle lebendige Gegenw Lebens in eine kalte Ferne auf einen noch dazu problematiſchen Sternenthron zurück, ähnlich den e ſchen Göttern, welche in den Intermundien wohnt Erkenntniß und den Gedanken der Sterblichen unbe Sowie dagegen der Begriff der durchdringenden Al wart eintritt, verwandelt ſich völlig die Scen Winter wird Frühling, aus einem todten Worte w lebendiger Geiſt. Denn indem nun bei Aufhebu Vorher und Nachher, im Sein, welches Iſt, das gehende Denken mit dem nachfolgenden Schaffen zuſammenfällt, rücken mit einem male alle Weſen ihr haltenden und tragenden Grunde ſo nahe, als d danken dem Geiſte ſind, welcher ſie denkt. Es wol nicht erſt bemerkt zu werden, daß hierdurch neb

leley'scher Idealismus herbeigeführt wird, welcher iellen Dinge für bloße Vorstellungen der menschele ausgab. Denn zwischen göttlichen Gedanken chlichen Gedanken ist ein nicht geringerer Unterzwischen Wirklichkeit und Schein. Nicht verird durch diesen Gesichtspunkt die reale Natur , wol aber wird durch ihn geläutert, gereinigt t der Begriff vom ewigen Urgeist, indem nämblos seine Aehnlichkeit mit einem individuellen nen Menschengeiste, sondern auch zugleich seine eit mit einem solchen, welche mindestens ebenso hervorgehoben wird. Der Begriff des ewigen gewinnt an praktischer Beziehung auf unser ben auf diesem Standpunkte ebenso viel, als er pomorphismus darauf verliert. Dieses ist der eis davon, daß auf diesem Standpunkte mit anz anderer Ernst gemacht wird als auf dem etzten. Und wirklich verhält sich der antike der Kirchenväter zum modernen Theismus wie ihrung zu einem bloßen Schauessen.

---

liches völlig ungenießbares Schauessen wird uns 's „Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Relizetischt, welche hier zum lehrreichen Gegensatze n, indem in ihr die penible Quälerei des heuters mit seinen theistischen Begriffen ins Großeigert vorkommt. Dieses Werk des in weiten annten schottischen Phrenologen, welches hier ch seiner bereits erfolgten vierten Auflage gebersetzung vorliegt, ist überaus gut gemeint, n einer unendlichen Begriffsconfusion, welche prang, daß der Verfasser den Glauben an eine rsehung nicht mit den Ideen eines geläuterten m Sinne des gegenwärtigen Zeitalters zu reichte. Er unternimmt es nun, die völlige mung der Gall'schen Schädellehre mit dem eine göttliche Vorsehung zu beweisen, aber dabei niemals recht zur Klarheit kommt, was ung verstanden werden solle, ob ein Eingreiheit in die Schicksale, Gedanken und Gefühle t oder eine weise Anordnung der Welt überwissen allgemeinen Zwecken. An eine Vorstern Sinne, wie er sie von Jugend auf im rrichte gepredigt bekam, fing der Verfasser feln an. Er wurde besonders deshalb zum r Schädellehre, weil ihm diese durch Nachr unverbrüchlichen Naturnothwendigkeit selbst innersten Gedanken und Empfindungen der Seele hinein den Gedanken einer Vorsehung inne desto mehr zu unterstützen schien. Da dieser Seite den völligen Glauben wiederher ihm von der andern Seite her verloren , so ergreift er mit Begeisterung die Schäin Werkzeug, Ungläubige damit zum Glauihren. Er bedenkt hierbei nur nicht, daß den, gegen welche er kämpft, den absoluten s aller unserer Gedanken und Willensacte, womit er sie zu bekämpfen denkt, keineswegs leugnen, und also das reine Factum einer Vorsehung oder Vorherbestimmung im Sinne des Verfassers ebenso gut wie er selbst annehmen, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem vermeintlichen Factum eine andere Hypothese zum Grunde legen. Und ebenso wenig scheint Combe auch zu merken, daß diejenigen Gläubigen, welche Anstoß an der Schädellehre nehmen, diesen eben darum nehmen, weil sie mit einer solchen Vorsehung, wie sie Combe annimmt, aufs Haar übereinstimmt und eben dadurch dem Glauben an eine specielle Vorsehung hindernd in den Weg tritt. Das Schlimmste aber ist, daß von allen diesen Widersprüchen und Dunkelheiten die Befreiung nicht in einer consequenten Denkmethode, sondern in lauter chemischen Tiegeln und anatomischen Präparaten gesucht wird. Man wird stark an den berühmten Ritter in seinem Kampfe mit Windmühlen erinnert, wenn man liest (S. XIV):

Ich wandte mich nun der Chemie zu; sie erregte meine ganze Aufmerksamkeit, und die Eigenschaften und Beziehungen der Stoffe boten mir schlagende Beweise des göttlichen Regiments. Diese Wissenschaft lehrte mich mit dem Stoffe verbundene Kräfte kennen, der staunenswürdigsten Wirkungen fähig, und dabei fand ich die Wirkungen aller in einem solchen Grade der Präcision regulirt, daß sie selbst mathematische und arithmetische Berechnung zuließen. Sie schienen unwiderstehlich den alles durchdringenden Gott zu verkünden! Sobald ich aber das chemische Laboratorium verließ und wieder von der Geschäftswelt umgeben war, entschwanden mir diese himmlischen Visionen, und in den menschlichen Angelegenheiten schwand jede Spur des göttlichen Regiments.

Moleschott, welcher in seiner chemischen Küche ganz andere Visionen gehabt hat, gehe hierher und lerne durch Combe die göttliche Vorsehung kennen. Und Combe lasse sich von Moleschott beweisen, daß nicht allein der chemische Tiegel, sondern auch das menschliche Geschäftsleben vom Stoffwechsel beherrscht und folglich von göttlicher Vorsehung durchdrungen ist.

Davon, daß der Glaube an die Möglichkeit eines speciellen Eingreifens der göttlichen Allgegenwart in die menschliche Gegenwart auch in philosophischer und vernünftiger Form ausgebildet werden kann, daß derselbe im Alterthum von Plato, Empedokles, Pythagoras, Sokrates, in neuerer Zeit von Schelling, Franz von Baader, Bruno und Malebranche wirklich in solcher Form ausgebildet worden ist, davon wußte der Verfasser entweder nichts oder wollte nichts davon wissen. Er nimmt es von vornherein als selbstverständlich an, daß die Lehre von einer speciellen Vorsehung keine andere Form vertrage, als die eines Ammenmärchens für gute Kinder: eine Form, in welcher sie ihm selbst zuerst im Leben entgegentrat und welche sich ihm dadurch so fest einprägte, daß er in den Wahn gerieth, sie sei zugleich die einzig mögliche.

Uns hat die Mittheilung dieses Ammenmärchens in der Vorrede ergötzt als eine artige Parabel, welche manche gute Anwendung leidet. Denn der siebenjährige Knabe befolgt hier mit ausgerechneter Gescheidtheit schon ganz dieselbe Schlußmethode als ein wahres ingenium praecox, welche die Materialisten des heutigen Tags gegen die

Dogmen der Kirche anzuwenden pflegen. Das Kindermädchen sagt dem Knaben, welcher ein geschenktes Stück Zucker unter seine jüngern Geschwister vertheilt, Gott werde ihn dafür belohnen. Der Knabe fragt, ob Gott das Stückchen Zucker, welches ihm übrig geblieben war, wieder zu seiner vorigen Größe wachsen lassen werde, und das Kindermädchen antwortet gedankenlos: Ja! Da nun das Stück Zucker, in Papier gewickelt und sorgfältig aufbewahrt, nicht wuchs, so fängt der übergescheidte Knabe an der göttlichen Vorsehung zu zweifeln an. Aehnlich hat die Kirche zur Beruhigung kindlicher und schwacher Denkkräfte von jeher vieles allzu gutmüthig bejaht, was jene gern bejaht haben wollten. Hinterher hat sie dafür zu büßen; denn die übergescheidten Knaben von heute gehen nicht so rücksichtsvoll mit ihr um, wie der junge Combe mit seinem Kindermädchen.

So stand es denn bei unserm Verfasser bereits von seinem siebenten Jahre an fest, und zwar durch Experiment nach exacter Methode und folglich unumstößlich fest, daß eine specielle Vorsehung im Menschenleben nicht vorhanden sei, und er glaubt durch diese frühe tröstliche Ueberzeugung den glücklichsten Schutz gefunden zu haben gegen das Einsaugen der schädlichen und menschenfeindlichen Lehre calvinistischer Prädestination, wie sie ihm im Religionsunterrichte vorgetragen wurde. Uns aber will es im Gegentheil dünken, daß eine gute Portion desselben calvinistischen Giftes, welchem er ein für allemal entflohen zu sein glaubt, ihm noch in den Gliedern spukt, und daß die calvinistischen Trostlosigkeiten, denen er so gern für immer entfliehen möchte, in seiner eigenen Lehre immer aufs neue, nur unter veränderten Ausdrücken wiederkehren.

Er findet es mit Recht schrecklich und ebendeshalb unglaublich am Calvinismus, daß er dem Menschen alle Macht abspricht, sich selbst aus der Verdammniß seiner Seele zu helfen. Es heißt davon S. 301:

> John Wesley spricht von der Lehre der Gnadenwahl in folgenden Ausdrücken: Die Summe alles dessen ist, daß einer aus zwanzig (man denke sich dieses!) erwählt ist, während neunzehn verworfen wurden. Die Erwählten sollen gerettet werden, sie mögen thun, was sie wollen; die Verstoßenen sollen verdammt sein, mögen sie thun, was sie können. Das ist der Glaubenssatz des Calvinismus, der wahrlich mehr den Namen Diabolismus verdient; denn der elendeste und blutigste Götzendienst, der je die Erde befleckte, enthält nicht so Schreckliches, so Ungeheuerliches und Gottloses als dieses.

Es ist nun eine bemerkenswerthe Verblendung, daß Combe nicht merkt, wie das phrenologische System den Menschen genau derselben Trostlosigkeit, nur in andere Ausdrücke gefaßt, preisgibt. Der Mann z. B., welchem das Organ des Gewissens an seinem Schädel mangelt, handelt nothwendig oder nach göttlicher Vorherbestimmung gewissenlos, und ist auch eben damit nothwendig oder nach göttlicher Vorherbestimmung der Verdammniß überliefert, ohne daß ihm irgendein Mittel gegen sie zu Gebote stände. Oder ist das etwa keine Verdammniß, zu einem unmoralischen Handeln unabänderlich bestimmt und dadurch unwiderruflich an seinem wahren Glücke und am Frieden seiner Seele gehindert zu sein? Wir halten eben diese für die größte. Der Phrenolog nun wendet uns zu, uns in dieselbe gelassen und mit der sanften Resignation zu finden als in einen unabänderlichen Beschluß der göttlichen Vorsehung, gegen welchen ebenso wenig Bitten als Anstrengungen etwas vermögen. Ist es tröstlicher als Calvinismus?

Soll dem Menschen Muth gemacht werden zum Fortschreiten im Guten, so darf man ihm seinen angeborenen Glauben, daß ein göttlicher Beistand ihm helfen könne bei seinen Anstrengungen, nicht wankend machen. Denn das fühlt ein jeder wol, daß zu allem Großen und Hohen, das er unternehmen mag, seine eigenen Kräfte viel zu schwach sind. Ohne den Glauben an eine göttliche specielle Hülfe von oben kränkelt der menschliche Muth. Will man das Menschengeschlecht zur Animalität sinken lassen, muß man ihm diesen Glauben rauben, will man es zur Humanität erhöhen, muß man denselben stärken. Darum ist jede Lehre, welche auf Schwächung dieser Triebfeder ausgeht, in ihrer innersten Wurzel inhuman, mag sie nun von der Kanzel oder vom Katheder verkündigt werden, mag sie Calvinismus oder Phrenologie heißen.

Je lebhafter und widerwärtiger die Irrsale vor uns treten, in welche einerseits das Festhalten an falschen seelenmörderischen Dogmen, andererseits die blinde unwissende Polemik gegen dieselben führt, desto mehr springt die Nothwendigkeit in die Augen, auf lichte Höhen in der kirchlichen Vergangenheit zurückzugehen, als Wegweiser für alle Zeiten dastehen, an denen sich immer wieder orientiren kann, wenn man will. Wir haben oben einen solchen Punkt berührt in der Art. nischen Theorie von der durchdringenden Allgegenwart Gottes. Einen zweiten Punkt dieser Art zu bezeichnen geben uns die „Offenen Briefe über den heutigen Stand der Philosophie und Theologie" Veranlassung, die betrifft die Idee der ewigen und universellen Kirche Christenheit, aufgestellt durch Emanuel Swedenborg. Idee, welche ganz sicher bereits den größten und heilsamsten Einfluß auf die religiöse Bildung der Gegenwart gewonnen hätte, wenn sie ihm nur nicht seiner eigenen Versicherung zufolge aus Geistermunde verkündigt worden wäre. Aber so wie ein Diamant dadurch, daß ein Besitzer ihn für ein bloßes Stück Glas hält, nicht aufhört ein wirklicher Diamant zu sein, so kann es auch der großen Idee als solcher keinen Abbruch thun, wenn der welcher sie empfing, sich von der Art ihrer Entstehung eine unrichtige Vorstellung bildete.

Der ungenannte Verfasser, ein Anhänger Swedenborg's, scheint im Namen mehrerer zu schreiben, die hinter ihm stehen. Er fordert die deutschen Hochschulen auf, ihnen gütigst einen oder mehrere aus dem Schoße der philosophischen oder theologischen Facultäten stellen zu wollen, mit welchen sie sich in mündlicher Disputation einandersetzen möchten über die Frage: „Ob insofern von dem Herrn durch Emanuel Swedenborg gegeb

se über die geistige Welt und den innern Schrift-
Gründung seiner neuen Kirche auf Erden erfolgt
Wir halten dies nicht für den richtigen Weg der
ung Swedenborg'scher Ideen. Er könnte nur
tung geschlossener Swedenborg'scher Dissenter-
führen, welche die große Swedenborg'sche Idee
n, anstatt an ihrer allmählichen Verwirklichung
. Ueberlassen wir dieses sektirerische Element
ändern und Amerikanern und legen wir lieber
ruck auf die Seite an ihm, von welcher etwas
ist, nämlich auf seinen kirchlichen Rationalismus,
m einen ehrenvollen Platz anweist bei Männern
, Lessing, Hamann, Baader oder Jacobi, deren
nicht war, die Spaltungen der Glaubensbekennt-
halb der Kirche zu vergrößern, sondern im
einen allgemeinen religiösen und humanistischen
zubauen, auf welchem sich die Bekenner der ver-
Systeme, der Protestant mit dem Katholiken,
mit dem Heiden, der Theist mit dem Pan-
gegnen und geistig verständigen könne. Denn
nborg'sche Idee ist so eigenthümlich gestaltet,
ne von allen diesen Schattirungen geradeswegs
lößt, während sie doch auch wieder von der
ite dieselben alle an Kühnheit, Erhabenheit und
Glaubensinhalts überstrahlt. Nach Sweden-
Idee beginnt die Kirche Gottes in der Welt-
cht erst mit Christo, auch nicht erst mit Abra-
rn bildet einen Bau der Ewigkeit, in welchem
geister gemäß dem Range und der Beschaffen-
sie innerhalb der Societäten des Jenseits be-
ufgenommen und befaßt sind. Die Gemein-
geister mit den himmlischen Societäten als der
he Gottes richtet sich auch nicht nach irgend-
rlich anzunehmenden Glaubensformel, sondern
nach den Graden ihrer Liebe, anderntheils nach
ihrer Erkenntniß. Beides aber, sowol die
ie Erkenntniß, welche zu den höchsten Graden
Gemeinschaft in Gott befähigen, sind nach
's Idee nicht auf den engen Kreis der christ-
nen beschränkt, sondern finden sich auch im
manchmal in einem Grade ausgebildet, wel-
chämung der Christenheit dient. Gewiß darf
habene Idee einer allgemeinen christlichen, ja
als blos christlichen Kirche als den Wegweiser
ere Zukunft betrachten, für welche das gegen-
lter sich, selbst in den vorzugsweise mit Auf-
Geistesfreiheit prahlenden Kreisen immer noch
und zu sehr in ethnographischer Kleinstädterei
t. Auf der andern Seite hat Swedenborg
ich seinen Tribut an sein Zeitalter bezahlen
ngen, über welche die theologische Kritik bereits
odaß er dann, wenn die Höhe der kirchlichen
welche er im gegenwärtigen Augenblicke noch
epräsentirt, in Europa zum Siege gelangt,
nur als eine vorbereitende Station des zu
Bildungswegs erscheinen wird. Das kann
nichts von seiner eigenthümlichen Würde und
Größe nehmen, welche man erst dann allgemein wird er-
kennen und einsehen können, wenn die übrigen politischen
und intellectuellen Factoren erschienen sind, mit denen im
Vereine sie ihrem Ziele entgegenwirken kann.

Der Verfasser obiger Briefe drückt seine Verwunderung darüber aus, daß die Philosophen des heutigen Tags von Swedenborg so wenig Notiz nehmen, während doch die Beschäftigung mit Jakob Böhme unter vielen zu einer förmlichen Modesache geworden ist. Er vergißt dabei, daß es dem Philosophen nicht gleichgültig sein kann, ob ein Mann wie Jakob Böhme seine innern Anschauungen mit aller Anspruchslosigkeit, oder ob er sie wie Swedenborg mit der Prätention gibt, unmittelbare Orakel aus dem Jenseits zu sein. Das erste erregt ebenso großes Vertrauen, als das zweite Mistrauen und Verdacht erregt. Uebrigens haben beide Männer allerdings viel Verwandtes. Sie sind beide nicht Philosophen, wol aber religiös erregte Naturen, welche die Resultate ganzer philosophischer Bildungsperioden, in welche ihr Denken eingetaucht ist, mit den in ihnen lebenden religiösen Gefühlen vermitteln. Beide stehen zueinander in dem Gegensatz, wie die philosophischen Bildungssphären, denen sie angehören. Jakob Böhme gehört noch dem Paracelsischen Gedankenkreise aus der Zeit der Reformation an, welcher einen gährenden und unklaren Zustand darstellt, aus welchem sich die experimentellen Grundlagen der gegenwärtigen Astronomie, Chemie und Physiologie gewaltsam losrangen. Swedenborg gehört dem Cartesianischen Gedankenkreise an, dessen Grundcharakter der einer dogmatischen, präcisen und consequenten Methodik ist, wie sie in den philosophischen Grundsätzen Swedenborg's ebenfalls mit einer gewissen majestätischen Einfalt vor Augen tritt und manchmal den Eindruck eines frohen Erstaunens hervorbringt. Sieht man die beiden Männer von diesem historischen Standpunkt an, so darf man sie als die religiösen Hauptrepräsentanten für zwei vergangene Bildungsperioden unserer Philosophie gelten lassen und ihnen als dritten Mann einen religiösen Dichter zur Seite stellen, welcher, obgleich schon im Anfange seiner Laufbahn dem Leben entrissen, in dem wenigen, was wir von ihm besitzen, zu der dritten oder Kant'schen Periode eine ähnliche Stellung bekundet, wie Swedenborg zur Cartesianischen und Jakob Böhme zur Paracelsischen. Dieser religiöse Dichter ist Novalis. Durch niemand besser, als durch ihn, kann man den wahren Sinn der beiden andern verstehen lernen, ähnlich wie auch die Wissenschaftslehre der Neuzeit uns erst den wahren Sinn der Bestrebungen sowol des Cartesius, als auch des Paracelsus erschlossen hat. Wer nun diese drei Männer in ihren einander entsprechenden historischen Stellungen begreift, der muß nothwendig zur Ueberzeugung gelangen, daß ihre Bestimmung innerhalb der christlichen Kirche sich unmöglich durch eine bloße neue Sektenstiftung erschöpfen läßt, sondern von einem weit universellern Charakter ist.

Karl Fortlage.

Der Reichspostreiter in Ludwigsburg. Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde von Robert Heller. (Ausgewählte Erzählungen. Erster Band.) Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1857. 8. 1 Thr. 15 Ngr.

Nach längerer Pause tritt hier Robert Heller wieder mit einer Production hervor, die einer beifälligen Aufnahme von seiten der Lesewelt gewiß sein darf. Der Autor hat sich einen interessanten, bisher wol noch unbearbeiteten Stoff ausgewählt und denselben in seiner Federzeichnung mit vielem Glück behandelt. Ganz im allgemeinen hat derselbe einige Aehnlichkeit mit der Fabel zu Brachvogel's „Narciß"; die Erzählung dreht sich nämlich um den Sturz einer Maitressenherrschaft, wie sie im vorigen Jahrhundert nicht blos jenseit, sondern auch diesseit des Rhein fast die conditio sine qua non jedes Hoflebens zu sein pflegte. Auch Würtemberg hatte unter einer solchen eine lange Reihe von Jahren zu seufzen, denn eine zur Würde einer „Landhofmeisterin" erhobene „Gräfin von Würben", geborene von Grävenitz, hielt den damaligen Herzog Ludwig dergestalt in ihren Netzen gefangen, daß derselbe um ihretwillen nicht nur seine rechtmäßige Gemahlin Elisabeth, eine geborene Prinzessin von Baden-Durlach, auf das rücksichteloseste vernachlässigte, sondern behufs einer leichtern Herstellung eines luxuriösen, üppigen Hoflebens selbst die Residenz von Stuttgart nach dem auf diesem Wege entstehenden Ludwigsburg verlegte und hier die schlaue, herrsch- und habsüchtige Landhofmeisterin nicht blos in Hof-, sondern auch in Staatsangelegenheiten theils direct, theils durch ihre Creaturen nach Gelüst und Belieben schalten und walten ließ. Alle Versuche, sie zu stürzen, mislangen, bis endlich ein von ihr selbst herrührender Artikel im „Reichspostreiter", einer damaligen Zeitung, ihren Gegnern Gelegenheit gab, dem Herzog über sie die Augen zu öffnen und unter dem Einfluß des der Herzogin verwandten Königs von Preußen ihren Sturz zu bewerkstelligen.

Die Verarbeitung dieser von der Geschichte gegebenen Elemente zu einer für die Unterhaltung bestimmten Novelle ist dem Autor in hohem Grade gelungen. Nicht nur daß die Erzählung von Anfang bis zu Ende ein lebendiges Interesse erweckt und wach erhält und in erwünschtem Maße jene spannenden Eigenschaften besitzt, denen die Mehrzahl der Leser vorzugsweise ihre Gunst schenkt, nein, sie zieht auch durch eine mit Comfort gepaarte Eleganz der Einkleidung an, sie beschäftigt in und mit der unterhaltungsbedürftigen Phantasie zugleich Gemüth und Verstand und übt selbst von seiten ihres sittlichen Gehalts eine wohlthuende Wirkung aus. Die hervorragenden Persönlichkeiten sind in den wesentlichen Zügen gut entworfen und mit Glück durchgeführt, auch sind sie zueinander in wirksame Beziehungen, Conflicte und Gegensätze gebracht, sodaß sie sich natur- und zweckgemäß an- und durcheinander entwickeln und sich charakteristisch gegeneinander abheben. Unter den Situationen sind mehrere von dramatischer Lebendigkeit, insbesondere diejenigen, in denen die Landhofmeisterin den Enthüllungen ihrer Gegner gegenüber durch Schlauheit ihren Platz zu behaupten sucht, und im ganzen schreitet die Verwickelung und Entwickelung nach einem gut angelegten Plane fort.

Allerdings haben wir an dem Buche auch einige wenn schon nicht sehr erhebliche Ausstellungen zu machen. Zu den Mängeln der Erzählung scheint uns unter anderm die ungenügende Verarbeitung der für die Katastrophe bedeutsamen Juwelenangelegenheit zu gehören; denn im Vergleich mit der mysteriösen, spannungerweckenden Art und Weise, wie dieselbe zuerst eingeführt wird, ist die spätere Abwickelung derselben viel zu flüchtig und oberflächlich behandelt. Ueberhaupt hätte uns der Autor noch mehr hinter die Coulissen führen sollen: denn wo es sich vorzugsweise um Conflicte von Intriguen gegen Intriguen handelt, will man nicht blos mit den fertigen Geweben, sondern auch mit den Machinationen, durch die sie zu Stande kommen, bekannt gemacht sein; ja das Knüpfen der Netze interessirt uns hier wie bei den Spinngeweben mehr, als die Netze sel Ein noch bedeutenderer Fehler ist, daß Weinland, der eigentl Held des Romans, für den der Autor anfangs wirklich wärmere Theilnahme zu erwecken weiß, in der Folge und mentlich bei der eigentlichen Entwickelung gar zu unthätig scheint. Daß ihn der Verfasser zur Landhofmeisterin in ein V hältniß bringt, wodurch er in eine Collision der Pflichten ge und in der einfachen Verfolgung seiner Tendenzen behindert müssen wir als eine feine Anlage anerkennen; aber nun sich auch der Verfasser die Gelegenheit, seinen Helden in ken Conflicten mit sich selbst zu zeichnen und ihn durch Kl und Energie selbstthätig als Sieger aus denselben hervorg zu lassen, nicht entschlüpfen lassen dürfen: denn gerade hier würde er die Erwartungen, die er anfangs zu seinen Gu erweckt, in vollständigster Weise befriedigt haben. Um so licher ist die Entwickelung Marie Sittmann's, die sich dem Einfluß der Liebe zu dem edelgesinnten Weinland von leichtsinnigen kokettirenden Gesellschaftsfräulein der Tante treffe zu einem Mädchen von wirklicher Herzenstiefe und opferungsfähigkeit entwickelt; nur hätten auch bei ihr die Kämpfe und Entwickelungsmomente mehr hervorgehoben sollen. Unter den übrigen Personen nimmt als hinreiß gur noch der Herr von Röder besonders das Interesse in spruch. Es ist derselbe, von dem es noch jetzt im Volksmunde

Da sprach der Herr von Röder,
Halt, oder stirb entweder!

Zur Aphorismen- und Sentenzenliteratur

1. Lichtfunken und Pfefferkörner oder nichtofficielle Ge eines Deutschen über Recht, Staat, Kirche, Wiss und Menschenleben, von Wilhelm Binder. Stu Binder. 1857. Gr. 16. 14 Ngr.
2. Sammlung von Lesefrüchten. Als Manuscript Freund Andenken gewidmet von Joseph Wißmayr. Zw Datterer. 1857. Gr. 8. 12 Ngr.

Da haben wir wieder einmal einen Vorrath von „G kenkeimen" (nach Feuchtersleben's Bezeichnung), wie sie bei deutschen Autoren neuerer Zeit so häufig angetroffen und es fragt sich in der That, ob es nicht ersprießlicher Gedankenextract eines Schriftstellers in einem dünnen B chen so mit einem male vor sich zu haben, statt sich durch oder mehr dicke Bände durcharbeiten zu müssen und nach langen Wanderung kaum ein paar Gedanken mit heimzubr die man zu seinem geistigen Kapital schlagen und für sein wie äußeres Leben mit Vortheil verwerthen kann. Ob Zeit sich im vorzüglichen Grade dazu eignet, sogenannte werke zu schaffen, dürfte fraglich erscheinen; aber gewiß die Zeit, in der wir leben, reichlichen und überreichlichen zum Ausbrüten von ernsten und zuweilen auch lustigen den Gedanken, wie wir sie namentlich in Wilhelm Bind Büchlein vor uns haben.

Wilhelm Binder's Antecedenzien dürften freilich bö chen Vorurtheile gegen die Lauterkeit seiner Gesinnung nes Charakters erwecken. Unsers Wissens ist es derselbe der, ursprünglich Protestant, zur katholischen Kirche üb und in dieser Verpuppung sogar ein Conversations-Lexik Katholiken schrieb, zuletzt aber, wie öffentliche Blätter berich zum Protestantismus zurücktrat, dem er auch mit seiner wirk lichen Gesinnung, wie sie sich im vorliegenden Schriftch gibt, mehr als dem Katholicismus angehört. Man könnte freilich von Binder sagen, was ein witziger Kopf des 1 Jahrhunderts von dem Convertiten F. A. Hackmann, Pa in Helmstädt, sagte, daß nämlich seine Religion von sehr Tuche sein müsse, da sie sich so oft wenden ließe. Indeß wir gerade in unserer Zeit über solche Uebertritte auch zu hart urtheilen. Wo ist die wahre Religion? Dem einen

mus zu phantastisch, dem andern der Protestantismus
n; die Vorkämpfer des Katholicismus erblicken im Pro-
s die Verneinung, die Vorkämpfer des Protestantis-
katholicismus die Caricatur und Ausartung der christ-
gion. Jede Halbscheid erklärt die andere in Acht und
de lassen aneinander kein gutes Haar, und indem jede
möglichst zu verkleinern und zu erniedrigen sucht,
und erniedrigt jede sich selbst. Es ist wahr, daß die
men in ihren Rückwärtsbestrebungen zu weit gehen,
: ebenso richtig, daß dieselbe hierarchische Bewegung
ärts auch im protestantischen Feldlager stattfindet;
chen Stücken zeigt sich die katholische Kirche sogar
rsinnter und volksfreundlicher. Ein solcher Zustand
nacht, Uebertritte von der einen zur andern Kirche
gen, und zwar gerade unter den religiös Indifferen-
es überhaupt gleichgültig ist, welcher Kirche sie an-

Binder ist dem Vernehmen nach zum Protestantis-
zurückgetreten, und es ist dies ein Beweis, daß er
ein-humanen Tendenzen, die er offenbar in seiner
ündet, als Protestant doch besser zu dienen hofft. Die
führungen, die er als zeitweilig Angehöriger der
Kirche ohne Zweifel gemacht hat, werden ihm dabei
u statten gekommen sein, indem sie ihn von manchen
Illusionen befreit haben. Er selbst sagt am Schlusse
ts, nachdem er über den Undank derjenigen, die ihn
t und ausgenutzt, bittere Klage geführt: „Du aber,
es Publikum, das du Bücher niemals nach ihrem
ern immer nur nach der Person ihres Verfassers zu
pflegst und an dieser Sitte so fest hältst, wie der
t Zopfe; wenn du diese «Lichtfunken» liesest und
anken gerathen solltest: ei, ei, der hat ja auch um-
an so hat er sonst nicht gesprochen, so hast du der
diesmal ganz recht, denn für mich ist hinten und
grund mehr vorhanden, zu schweigen über Dinge,
schweigen mir früher Pflicht war; materiell aber
roßen Irrthum, denn ich habe weder vor zwei, noch
ch vor 25 Jahren etwas anderes für wahr und
, als was ich auch heute dafürhalte."

r Zweck seines Buchs betrifft, so gesteht er, daß es
alle, „Verstandeskrankheiten und tiefgewurzelte Vor-
n zu wollen, die zwar nicht alle, aber doch die
tragen, daß wir Deutsche nicht den uns gebühren-
europäischen Völkerleben einnehmen, ihn auch sobald
angen werden". An diesem Versuche seien schon
Männer als er gescheitert. Seine Absicht bei Ver-
dieser „Lichtfunken" sei lediglich die gewesen: „das
hun und Treiben im allgemeinen, und in specie
mehr von der komischen Seite aufzufassen, meine
nd außer Christo darauf hinzuweisen, daß diese
noch lange kein Jammerthal, das weitaus Meiste,
ück und Elend nennen, durch uns selbst dazu ge-
daß der enorme Wust von Druckfehlern, auf die
großen Buche der Menschheit tagtäglich stoßen,
Frucht eigener Vornirtheit, Verkommenheit und

Er fährt dann fort: „Mein Werklein soll für
von jedem verstanden werden, der das Bedürfniß
diesen oder jenen Misstand in unsern staatlichen,
gesellschaftlichen Verhältnissen seinem Innern
en. Deshalb durfte keine gelehrte Abhandlung
ein rother Faden von Logik durch das Ganze
werden; sondern aphoristische, in sich abge-
waren in bunter Reihenfolge zu wählen." Er
„Nicht alle Gedanken sind in meinem Kopfe
ches habe ich andern entlehnt, jedoch nichts blos
en, sondern es gemacht wie Hebel mit den Ge-
Vademecum»: es wurde dem adoptirten Kindlein
gemachtes Röckchen angezogen." Er habe, bemerkt
diesem Punkte namhafte Vorgänger gehabt, unter
diesen sogar Shakspeare, und er gibt daher seinen Tadlern die-
selbe Antwort, die der große Brite denen zu geben pflegte, die
ihn beschuldigten, daß er die eine oder andere Scene in seinen
Dramen irgend einem gleichzeitigen Schriftsteller entnommen
habe: „Es sind Kinder, die ich einer schlechten Gesellschaft ent-
zog, um sie in eine gute einzuführen." Wir citiren endlich aus
dem Vorwort noch folgende Bemerkung: „Das kürzlich aufge-
tauchte Project, uns Deutsche neben andern Züchtigungen auch
noch kirchlich zu züchtigen, hat mich leider noch einmal auf ein
Feld geführt, dem ich längst Valet gegeben, weil keine Ehre
darauf zu holen ist. Die Menschen- und Vaterlandsliebe über-
wand jedoch endlich den innern Widerwillen, und — wer weiß,
ob nicht vielleicht der Humor erreicht, was bei gewissen Dingen
der Ernst oft vergebens zu erstreben sucht."

Man sieht schon aus den hier angeführten Stellen der
Vorrede, daß sich der Verfasser in ebenso origineller als allgemein
verständlicher Weise auszudrücken versteht; er ist lieber derb, zu-
weilen überderb, als daß er den stilistischen Ausdruck durch diplo-
matische Winkelzüge abschwächen sollte. In seinen Aphorismen
bekämpft er mit Vorliebe die philisterhaften Vorurtheile und
Gewohnheiten der Deutschen, denn seiner Ansicht nach haben wir
Deutsche „in unserm Charakter unendlich mehr Spießbürger-
liches als alle übrigen Nationen". Darunter hat seiner Ansicht
nach auch der Schriftsteller zu leiden; denn der Amtsverstand
habe bei den Deutschen von jeher mehr gegolten als der Men-
schenverstand, und selbst Goethe, Schiller und Herder würden,
seiner Ansicht nach, schwerlich je den hohen Rang in der deut-
schen Literatur eingenommen haben, wenn nicht der erste Mini-
ster, der zweite Universitätsprofessor und Hofrath und der
dritte Consistorialpräsident gewesen wäre. Er für seinen Theil
hat eine hohe Meinung von dem Beruf des Schriftstellers:
„Der Schriftsteller — gleichviel, ob im gemietheten Dachstüb-
chen oder im eigenen Hotel wohnend, ob bei Kartoffeln und
Bier oder bei Braten und Rheinwein lebend — ist ein unbe-
soldeter Diener der Gesellschaft, der Minister des Publikums,
der immer an seinem rechten Platze ist, weil er niemals mehr
Macht als Verstand besitzt, was bei den besoldeten Staats-
dienern bekanntlich nicht immer der Fall zu sein pflegt. Er
handhabt das Recht gegenüber von solchen Verbrechern, die vom
Gesetze nicht bestraft werden, und schon mancher, der das Zucht-
haus nicht fürchtete, hat vor dem Gänsekiel oder der Stahl-
feder gezittert." Aber Binder fürchtet, daß, wenn die Buchhänd-
ler, einzelne ehrenwerthe ausgenommen, so wie jetzt fortfahren,
den Gelehrten als ihren Handlanger zu betrachten und ihm die
von ihm zu bearbeitenden Themata aufzugeben, das Geschäft
des Schriftstellers bald als das verächtlichste aller Geschäfte an-
gesehen werden müsse.

An einer andern Stelle eifert er gegen die Manie, be-
rühmten Männern, welche das Volk im Leben vielleicht darben
ließ, nach dem Tode ein Denkmal zu setzen, oft mit einem Kosten-
aufwand, wovon ein kleiner Theil vielleicht hingereicht haben
würde, den Lebenden von drückenden Sorgen oder gar aus einer
unwürdigen Stellung zu befreien, und er fordert, daß man zu
einem Stein- oder Erzbild für einen Todten, der im Leben ver-
gebens um Brot bat, keinen „rothen Heller" beisteuere. Es
sei schon seit längerer Zeit von Errichtung eines Denkmals für
den großen, aber in äußerster Dürftigkeit gestorbenen Astronomen
Johannes Kepler die Rede. Bei diesem Anlasse stritten sich jetzt drei
Ortschaften, nämlich die Stadt Weil, Leonberg und Magstatt um
die Ehre, Kepler's Geburtsstätte zu sein, und um das Recht,
sein Denkmal zu besitzen. „Allein", fährt der Verfasser fort,
„die Hand aufs Herz, ihr Herren im schwäbischen Strohgau
drüben, würde Kepler heute wieder von den Todten erstehen und
in derselben traurigen Lage, in der er ins Reich der Schatten
hinabstieg, in einer der drei obengenannten Ortschaften erschei-
nen, beim respectiven Gemeinderath um eine Unterstützung
nachsuchen oder am Ende nur in einem euerer Wirthshäuser
ein frugales Mittagsbrot genießen, ohne baar bezahlen zu kön-
nen, so würden weder Rath noch Wirth ihn als den ihrigen

anerkennen; man würde ihn für einen Vagabunden und Lumpen erklären, und so lange zwischen Weilerstadt, Leonberg und Magstatt hin- und herschieben, bis endlich ermittelt wäre, weß Ortes Almosenpflege oder Bettelhaus den «großen Astronomen» (denn das wäre und bliebe er trotzdem) in Atzung und Verpflegung zu nehmen hätte." Der Verfasser hätte hierbei auch an Friedrich List erinnern können, dem man ebenfalls ein Denkmal in seiner Geburtsstadt zu errichten beabsichtigt. Wir würden vorschlagen, dieses Denkmal, der deutschen Nation zur Ehre, an der Stelle bei Kufstein zu errichten, wo der Unglückliche durch einen Pistolenschuß seinem Leben oder vielmehr seinem Verdruß an seinen Landsleuten ein Ende machte.

Der Verfasser ist durchaus nicht der Ansicht, daß unsere Zeit mehr als die frühere den Werth großer Talente und Verdienste schon im Leben zu schätzen wisse; er sagt vielmehr und behauptet: „Die Jetztzeit ist um kein Haar besser als die Vorzeit; ja sie ist bei ihrer vorherrschend materiellen Richtung noch weit gleichgültiger gegen solche Talente und Kenntnisse, die dem Materialismus nicht dienen können oder nicht dienen wollen. In dieser Beziehung glaube ich namentlich meine lieben deutschen Landsleute recht genau zu kennen." Man vergleiche nur die letzten Jahrgänge so mancher unserer gelesensten Zeitungen mit den frühern und urtheile, ob nicht die materiellen Interessen, namentlich die der Fabrikanten, gegen früher ein noch täglich zunehmendes, sehr bedenkliches Uebergewicht gewonnen haben und die Ehrenplätze einnehmen, während die geistigen an der Thür stehen müssen! Haben die materiellen Interessen doch sogar schon unter sogenannten Poeten, die aber eigentlich bloße Speculanten sind, ihre Hymnologen gefunden! Aber warum vergißt man, daß auch die schriftstellerische Arbeit ein höchst respectabler Factor der Nationalwohlfahrt und des materiellen Gedeihens ist? Leben doch Tausende und Abertausende von Buchhändlern, Buchdruckern, Druckern, Setzern, Maschinisten u. s. w. mit von der Arbeit der Feder, dieses so unscheinbaren und doch so gewaltigen Dings, dem wir es allein verdanken, daß die Menschheit eine Geschichte hat. Namentlich sollten es sich die Herren Papiermüller zur moralischen Pflicht machen, die dresdener Schiller-Stiftung mit ansehnlichen Gaben zu bedenken. Doch das werden sie nicht thun; vielleicht errichten sie aber uns Schriftstellern einmal auf einem öffentlichen Platze Leipzigs ein Gesammtstandbild — aus Papiermaché mit der Inschrift: „Ihren Ernährern die dankbaren Papiermüller Deutschlands!"

Von dem Fortschritt der materiellen Interessen zeugt eine Anekdote, welche der Verfasser erzählt. Eine deutsche Akademie der Wissenschaften habe nämlich, versichert er, vor einigen Jahren einen Preis von 100 Thalern für Beantwortung der Frage ausgesetzt: „Welchen Einfluß hat der Befreiungskrieg der Jahre 1813—15 auf die Entwickelung der Menschheit in ihrer reinen Idee geäußert?" Hierauf sei keine einzige Abhandlung eingelaufen und die gelehrte Gesellschaft habe sich genöthigt gesehen, diese Preisfrage zurückzunehmen und dafür folgende ausgeschrieben: „Welche Stoffe sind, außer den schon bekannten, anstatt der Lohe zum Gerben des Leders zu gebrauchen?" Und siehe da, es seien so viele und so genügende Abhandlungen eingelaufen, daß ihrer nicht weniger als vier um den Preis losen mußten. Wenn's nicht wahr ist, so ist's doch gut erfunden!

Hier noch etwas über Binder's religiöse Ansichten. „Den theoretischen Theil seines Glaubens", sagt er einmal, „hat jeder für sich mit seinem Schöpfer auszumachen: das ist ein Naturrecht aller; für den praktischen Theil aber, der da heißt: «Liebet euch untereinander!» bedarf es keiner künstlichen Systeme, keiner gelehrten Subtilitäten." Und ein andermal: „Was haben die Herren — ehrlich und ohne uns selbst anzulügen gesprochen — in dem langen Zeitraume von 1800 Jahren aus der reinen, einfachen und so leicht verständlichen Lehre Jesu gemacht? Das ungefähr, daß Christus, wenn er heute wieder unter uns auf Erden erschiene, nicht einmal ein Examen in der von ihm in die Welt eingeführten Religion mit Ehren bestehen könnte und — wenn man auch in diesem Punkte billige Rück- und Nachsicht eintreten ließe — auf keinen Fall eine Pfarre oder [illegible] Lehrerstelle erhielte, weil seine Grundsätze nicht [illegible] befunden würden."

Hübsch bemerkt der Verfasser, es sei merkwürdig, daß [illegible] im ganzen Thierreiche nur zwei Gattungen gäbe, welche [illegible] Häuser besäßen, nämlich die Schildkröten und die Schnecken, und daß gerade diese beiden auf das Kriechen angewiesen [illegible]

Beachtenswerth ist auch folgende Sentenz: „Schlechte Leute haben in der Welt den Vortheil vor den Rechtschaffenen voraus, daß sie überall, wo sie hinkommen, leicht ihresgleichen finden, während der edle Mann oft lange suchen muß, bis er einen Charakter trifft, mit dem er sich durch Freundschaft und Liebe verbinden kann."

Unbegreiflich ist dem Verfasser die allverbreitete Religionsfurcht; er sagt: „Wo sind in Rußland die starken Charaktere, wo die gewaltigen Geister zu suchen, welche die Größe des Staats bedingen? Kann numerische Stärke irgendwie die Kraft ersetzen? Liegt nicht gerade in diesen gepriesenen leidlichen Verhältnissen ein Princip zur Auflösung? Liegt ein solches nicht in jener beschleunigten, mehr oberflächlichen als gründlichen Civilisation, die sich nicht entfernt auf die alten festen Grundlagen, auf Sitten und volksthümliche Einrichtungen stützt?" u. s. w.

Zuletzt noch etwas von der „Standesehre". Der Verfasser erzählt: „Da ist vor nicht gar langer Zeit einem gewissen [illegible] reichischen Herrn Baron eine verdammte Geschichte passirt. In einer Rede, die er bei einer großen Versammlung zu halten hatte, ließ er sich mit vielem Pathos unter anderm also vernehmen: «Ich leugne es nicht, ich habe die sogenannten Vorurtheile der Standesehre schon mit der Muttermilch eingesogen!» — «Sie belügen Ew. Gnaden», rief ihm ein anwesender Bürgersmann vom Lande entgegen, «dos is nit wohr; Ihnen Ihre Seel' hat wor's Obermüllers Kreszenz von Kalmbach, i hab' des Mensch gut kennt, 's war amol a saubers Dinderl!»" Um solche [illegible] ristische Anekdoten ist der Verfasser überhaupt niemals verlegen. Den Schluß des Buchs bildet eine „Poetische Abtheilung", eine Anzahl Distichen enthaltend, die unter die Rubriken „Gestaufenbilder", „Würtembergica" und „Tutti frutti" gebracht sind.

Joseph Wißmayr, der sich auf dem Titel als [illegible] bairischer Ministerial-Oberstudien- und Oberkirchenrath, ordentliches Mitglied der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften und als Ehrenritter mehrerer Orden charakterisirt, ist uns weniger durch seine „Sammlung von Lesefrüchten" als durch seine „Selbstbiographie" *) interessant geworden, die gleichzeitig mit den „Lesefrüchten" und einer [illegible] Schrift: „Sechzig auserlesene Fragen und Antworten zu Gründen und Gegengründen" in Freising erschien. Aus seiner Lebensgeschichte wie aus seinen „Lesefrüchten" geht wol deutlich genug hervor, daß Wißmayr zu den [illegible] humanen Katholiken aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehört, welche Sokrates und Confucius mit Jesus auf gleiche Linie stellten und in der Aufstellung einer allgemein menschlichen Moral-, Weisheits- und Tugendlehre mit den aufgeklärten Protestanten zusammentrafen. Auch hatte er seine frühesten und einflußreichsten Belehrungen unter Anhängern des Illuminatismus. Dennoch wurde er bei seines 1804 ausgearbeiteten Studienplans für die [illegible] Gymnasien, weil darin die griechische Sprache und Literatur die Quelle aller Wissenschaft und Gelehrtheit zu sein gesetzt sei, des Jesuitismus geziehen, namentlich von [illegible] Paulus, gegen welche Anklage ihn noch 1831 die protestantische Zeitschrift „Hesperus" in Schutz nahm. Schon 1795 hatte er gab Wißmayr „Lehrbücher der hochdeutschen Sprache".

*) „Meine Selbstbiographie für Freunde und Freundschaft in meinem neunzigsten Lebensjahre zum Drucke befördert von Joseph Wißmayr" (Freising 1857).

eren Schulen und Privatlehranstalten eingeführt wurden
lünchen bis 1824 neun Originalauflagen erlebten, spä-
meriden der italienischen Literatur und Kunst" (8 Bde.,
1800—1804) u. s. w. heraus. Große Verdienste erwarb
ayr um das bairische Kalenderwesen, dem er seit 1815
ahre mit allem Eifer vorstand, überzeugt, „durch Ver-
des Kalenders, dieses oft beinahe einzigen Volks-
jährige Vorurtheile, abergläubische Meinungen u. dgl. m.
en". Auch hielt er im Jahre 1835 in der Akade-
Wissenschaften einen Vortrag „Ueber zweckmäßige Ein-
er Kalender als Volksbildungsanstalt des Staats".
selbst bemerkt Wißmayr im Vorwort zu seiner
graphie": „Nach meiner Ueberzeugung trat ich am
aber 1856 in mein neunzigstes Lebensjahr (Wiß-
m 30. November 1767 geboren). Man rechne nach,
wird es so finden. Ha! welch ein Glück für mich —
hohen Alter, das unter Tausenden kaum einer er-
ei meinen Weltansichten, Gefühlen und Ueberzeu-
ß ich unabhängig mir selbst leben und mit dem gro-
und Staatsmann Daniel O'Connell — «Et quan-
et parvos componere magnis» — sagen kann:
ich frisch und kräftig; ich habe ein »grünes Greisen-
reen old age), und stehe ich auch bereits in den Jah-
die Heilige Schrift als das Ziel des Menschenlebens
habe ich aller Wahrscheinlichkeit nach vielleicht nur
ine kurze Spanne Zeit, auf wenige flüchtige Jahre
ge zu rechnen, so stehe ich doch immer noch fest auf
r mich selbst.»" Und ein andermal: „Ich danke dem
öpfer täglich, daß er mich so lange und so behaglich
ielen Klugen und Narren umherwandeln und ganz
zuschauen läßt, wie sie einander loben und tadeln,
und quälen, heute bewundern und vergöttern, mor-
und verathen" u. s. w.

eine „Sammlung von Lesefrüchten" betrifft, so be-
ayr in seiner Vorrede zu derselben: „Während
nfzigjähriger, meinem Vaterlande Baiern ununter-
geleisteter Dienste, verwende ich die erübrigten
größtentheils zum Lesen und zu Auszügen
chriften, und da ich wünschte, daß diese Samm-
elbstgedachten oder Aufgezeichneten auch manchem
nde genehm und nützlich sein möchte, so entschloß
h im hohen Alter von neunzig Jahren, denselben
n als literarisches Vermächtniß zum Andenken zu-
um so mehr, da ich der merkwürdigen Worte
lche einst (es war im Jahre 1806) der weise und
erzkanzler und Erzbischof Karl von Dalberg in
mir unschätzbaren Briefe schrieb; die Worte näm-
ein Buch weißes Papier zur Hand nimmt, und
s kurz bemerkt, was er Denkwürdiges gelesen, ge-
ebt hat, der erhält allmählich ein Buch, das ihm
r Freude machen wird, weil er dadurch auf den
zur Selbstkenntniß geleitet, und dessen Inhalt in
ihm Belehrung, ja selbst Beruhigung und Trost
."

unter allen Umständen wohl, in unsern Tagen, wo
or dem Alter und dem bloßen Altwerden ein ge-
n empfinden, einem so hochbetagten Greise zu be-
ch seines Alters rühmt und freut. Und wahrlich,
verhältnißmäßig gesunden Sinnen und Verstandes-
t zu haben, ist an sich schon ein gewichtiges Le-
dessen sich wenige rühmen können, selbst wenn sie,
hen, Hufeland's „Makrobiotik" vom ersten bis zum
ben auswendig gelernt haben sollten. *)

H. M.

en über Joseph Wißmayr waren noch nicht unter dem
desbotschaft geschrieben, wonach Wißmayr, der „Senior
kademie der Wissenschaften", am 9. Juli mit Tode ab-

Karl von Schiller.

Unter dem Titel „Zum Gedächtniß des Freiherrn Karl von Schiller, königlich würtembergischen Oberförsters a. D. und großherzoglich sächsischen Kammerherrn" hat der stuttgarter Stadtpfarrer Albert Knapp in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Broschüre drucken lassen, welche zuvörderst die Grabrede auf den am 21. Juni 1857 verstorbenen ältesten Sohn des Dichters Friedrich von Schiller, sodann eine Lebensskizze des Heimgegangenen und zum Schluß zwei Gedichte: „An Karl Freiherrn von Schiller" und „Dem Verstorbenen", enthält. Dem Freiherrn Karl von Schiller war bekanntlich vor 18 Jahren dessen jüngerer Bruder und vor sechs Jahren die ältere Schwester Karoline, verwitwete von Junot, im Tod vorangegangen, letztere in Bonnland bei Würzburg, dem Landsitze ihrer jüngern Schwester, der noch lebenden und glücklich vermählten Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Aus der Lebensskizze Karl von Schiller's heben wir folgende Stelle von allgemeinerm Interesse heraus: „Er verbrachte seine Kindeszeit im älterlichen Hause, nie vergessend, mit welcher zärtlichen Liebe und Freundlichkeit sein Vater, dessen er sich noch in spätester Zeit sehr lebhaft erinnerte, ihn behandelt und wie viele unvergeßliche Eindrücke sein Herz von dem edeln, hochherzigen Mann empfangen habe. Es war sehr anziehend, nicht allein viele liebliche Details hierüber von ihm, dem offenherzig traulichen Manne, zu vernehmen, sondern auch manche Reliquien des Vaters, z. B. seine Hausbücher, die sehr genau geführt sind, und worin er den Anfang seiner Arbeiten an einem Trauerspiel wie dessen Beendigung verzeichnete, auch viele Besuche von und bei Goethe u. a. aufschrieb, in ihrer anmuthigen Mannichfaltigkeit vor Augen zu haben. Ebenso erzählte er aus seiner Kindeszeit gar vieles von Goethe, in dessen Hause er wiederholt ganze Monate verlebte, und sein klarer, schlichter Sinn hatte vielerlei darüber harmlos zu berichten, was in keinem Buche steht und was allein von einem unbefangenen Auge gesehen werden konnte. Man dürfte den Unterschied der beiden großen Dichtererscheinungen, wie sie vom Sohne Schiller's absichtslos in den einzelnsten Zügen gezeichnet wurden, vielleicht also charakterisiren, daß Goethe groß, kalt und vornehm, Schiller dagegen edel, warm und innig gewesen sei" u. s. w. Wir müssen gestehen, daß wir diese Bemerkung über Goethe's Kälte und Vornehmheit gern entbehrt hätten, da sie uns an dieser Stelle zu tendenziös erscheint. Daß der Dichter Schiller von seinem Freunde Goethe ganz anders dachte, geht wol deutlich genug aus seinem letztveröffentlichten Briefe an eine deutsche Gräfin hervor, die anzufechtende und angefochtene Echtheit dieses Briefs freilich vorausgesetzt. Daß unter dieser kalten Hülle, die Goethe vielleicht nöthig hielt, um die Zudringlichkeit vornehmer und nichtvornehmer Lumpe abzuwehren, ein warmes menschenfreundliches Herz schlug, freilich nur für Menschen, deren Werth er erkannt hatte, dafür liegen doch so viele Beweise vor, daß eigentlich jede Gegenbemerkung überflüssig erscheint. Namentlich hat er es um Schiller und seine Familie wahrlich nicht verdient, daß gegen ihn gerade von dieser Seite ein solcher Vorwurf erhoben wird. Ging doch Karl von Schiller, wie in der Lebensskizze selbst weiter bemerkt wird, „unter Goethe's freundlicher Obhut als dessen werther Hausgenosse, auf den der große Dichter das für den Vater gehegte Freundesgefühl nach Maßgabe des Alters übertrug, fröhlich dahin", freilich wie weiter hinzugefügt wird, „vielleicht von dem väterlichen Ruhme durch Unklugheit der Umgebungen nur zu sehr beleuchtet". Den meisten Werth legt Knapp in seiner Grabrede wie in der Lebensskizze darauf, daß sich Karl von Schiller während seiner langwierigen letzten Krankheit als gläubiger Christ bewährt habe. „Diese Heimsuchung", sagt er, „trieb ihn in denselben Glaubenssinn des Christen, womit seine edle Schwester Karoline, verwitwete von Junot, im Jahre 1851 heimgegangen war, hinein", und es heißt weiter: „Er nahm das Wort Gottes und die Botschaft von der ewigen Versöhnung wahrhaft in ein feines und gutes Herz auf, wobei er, wenn ich ihm den Rathschluß Gottes verkündigte,

meine Hand gewöhnlich in seiner nervichten Rechten eingeschlossen hielt. Unaufgefordert begehrte er nachher das heilige Abendmahl" u. s. w. Wir bemerken schließlich, daß der einzige Sohn Karl von Schiller's, Friedrich Ludwig Ernst, als Rittmeister im kaiserlich österreichischen fünften Kürassierregiment gegenwärtig an der Seite einer jugendlichen Gattin zu Papa im „fernen Ungarlande" stationirt und daß aus dieser Ehe bereits ein Urenkel Schiller's vorhanden ist. 13.

Notizen.

Goethe und Joseph Stieler.

Der Bruder des Herausgebers d. Bl., Professor Rudolf Marggraff in München, hat im „Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung" einen durch eine Reihe von Nummern (Nr. 139—149) fortlaufenden Aufsatz über den vor kurzer Zeit verstorbenen Hofmaler Joseph Stieler, den Maler der „weiblichen Schönheiten", mitgetheilt. Das Material dazu lieferten ihm theils das reichhaltige Tagebuch, welches Stieler hinterlassen hat, theils persönliche Erinnerungen, da er mit Stieler persönlich verkehrt und namentlich in Tegernsee interessante Kunstgespräche mit ihm gepflogen hat. Wir begegneten darin einigen Reminiscenzen an Goethe und Auszügen aus Goethe's Briefen an Stieler, die uns der Erwähnung auch in d. Bl. werth scheinen. Im Jahre 1828 erhielt Stieler von König Ludwig den ehrenvollen Auftrag, nach Weimar zu reisen, um den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. „Wir müssen eilen", sagte Goethe bald nachdem Stieler mit dem königlichen Auftrage bei ihm eingetreten war, „wir müssen eilen, das Gesicht zu bekommen. Der Großherzog ist weggegangen (mit Bezug auf dessen Tod) und nicht mehr wiedergekommen. Wer verbürgt einem, ob man morgen erwacht." Goethe war mit dem Porträt äußerst zufrieden, und bemerkte nach dessen Vollendung unter anderm scherzhaft: „Ich danke dem König, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu besitzen. Hier ist mein Kopf, von Ihnen auf eine bequeme Weise abgenommen." Stieler verfertigte von dem Porträt eine Copie für den Dichter selbst, und Goethe schrieb darüber an Stieler: „Das Bild, welches Ihrer Majestät Gnade und Ihrer Sorgfalt zu danken habe, wächst jetzo, da es in den Zimmern meiner Tochter aufgehängt ist, gleichsam an Werth" u. s. w. Goethe äußerte einmal zu Stieler in Weimar: „Die Maler sind die Götter der Erde, nichts ist der Dichter. Ein Buch muß er schreiben, um vor das Publikum treten zu können; auf einer Tafel, mit einem Blick vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen." Weiter bemerkte er: „Die bildende Kunst muß durch die Sinne des Gesichts empfangen werden; sie ist folglich durch die technischen Vollkommenheiten bedingt und ohne Zeichnung und Colorit, Schatten und Licht gar nicht denkbar. Ich schätze wegen letzterm die Engländer (!) sehr. Ich halte diese Vorzüge höher als einen glücklichen Gedanken, der, wenn er dem Auge nicht gehörig vorgestellt wird, nur der Poesie angehört." Goethe hatte bei diesem Ausspruch die Cornelius'sche Kunstrichtung im Sinne, die er kurzweg die „altdeutsche" nannte und über die er sich gegen Stieler, der sich dieser Richtung aufs wärmste annahm, gar nicht sehr günstig äußerte. Dürer, sagte er, würde ein ganz anderer Künstler geworden sein, wenn er in Italien gelebt hätte, und nun lege man sich dieselben Fesseln an, welche Dürer und seine deutschen Kunstgenossen gern würden abgeschüttelt haben, wenn es ihre Zeit erlaubt hätte. Ja, Goethe ging wunderlich genug so weit, den geleckten Retzsch als Illustrator des „Faust" über Cornelius zu stellen. Er möge den Cornelius'schen Faust nicht leiden, versicherte er; er träte nicht auseinander, er sei ihm zu altdeutsch, und Goethe fügte hinzu: „Dieses Gedicht hat man so oft darzustellen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist. Retzsch hat mehr das wirklich Darzustellende ergriffen". Einen starken Anknüpfungspunkt mündlichen wie später schriftlichen Verkehrs zwischen beiden Männern bildete Goethe's „Farbenlehre". „Der Künstler (Stieler)", heißt es in dem Aufsatz, „hatte längst die praktische Anwendbarkeit der Goethe'schen Lehre erprobt, und es darf uns daher nicht wunder nehmen, wenn Goethe in solchen und ähnlichen Erfahrungen die Unumstößlichkeit seines Systems bestätigt fand"; und in der That, wie und was man auch von dessen wissenschaftlicher Begründung und Haltbarkeit denken mag, so viel ist sicher, daß es dem Maler vom größten praktischen Nutzen sein kann, da es durch und durch künstlerisch gedacht ist. Das mag auch der berühmte englische Maler Sir Charles Eastlake, der Goethe's „Farbenlehre" übersetzte und mit eigenen Randbemerkungen begleitete. H. M.

Eine Bemerkung Vischer's über den Roman.

Bei dem gegenwärtigen Zustande des Romans scheint es von Nutzen, auf folgende höchst treffenden Bemerkungen des ausgezeichneten Aesthetikers Vischer hier besonders aufmerksam zu machen. Sie finden sich im dritten Bande seiner „Aesthetik" und lauten: „Das Vortragen allgemeiner (wissenschaftlicher, ethischer, politischer) oder historischer Wahrheit, die schließlich irgendwie immer auf den Willen berechnet ist, die die Welt unästhetisch aus dem Standpunkte des Sollens auffaßt, und das sich von der ästhetischen Einheit entbindet, welcher es nur als ein vom lebendig anschaulichen Ganzen getragenes Moment Berechtigung hat, ist immer zugleich ein falsches Hervortreten der Person des Dichters, eine Aufhebung der Objectivität, die in verschiedenem Sinne zwar allen Gattungen der Dichtkunst zukommt, also eine Störung der Illusion. Im Epischen erzählt der Dichter, er verkennt aber das rechte Verhältniß, wonach er blos Organ ist, wenn er über das Erzählte redet, statt ihn durch seine Rede nur aufzuzeigen, und dies letztere geschieht, indem er seine Personen handeln läßt. Hier müssen wir das Wort des Aristoteles wieder aufnehmen: der Dichter selbst dürfe am wenigsten sprechen, denn so sei er nicht gemeint mit seiner Aufgabe, nachzuahmen; die modernen drängen durchaus die eigene Person vor, ahmen wenigstens selten nach, Homer aber führe nach einer kurzen Einleitung geradezu einen Mann oder eine Frau oder sonst etwas ein und nichts ohne, sondern mit Charakter. Wie wenig ist dieses einfache Grundgesetz namentlich in unserer Romanlitteratur gekannt und befolgt! Da werden Verhältnisse, Charaktere, Stimmungen analysirt, statt daß uns durch Handlung gegeben würde, wie sie sind; da hört man überall den Dichter, den Psychologen, Philosophen, Moralisten, Politiker, der sich dürftig und fadenscheinig in eine Handlung verkleidet. Eine besonders gewöhnliche Form ist die, daß weit zu viel Reflexion eingeflochten wird; es sprechen zwar die Personen im Roman, aber aus ihnen sichtbar der Poet, der seine Reflexionen an den Mann bringen will und es dadurch sicher wenigstens dahin bringt, daß man ihm gar nicht mehr glaubt, es sei ihm Ernst mit dem Erzählen. Eine andere gröbere Form der prosaischen Entmischung ist nun das Ausweichen auf den humoristischen Standpunkt. Es verbindet sich, wo es auftritt, mit jenem Ueberschusse der Reflexion; der scheinbare Dichter setzt sich in beiden Formen mit dem prosaischen Bewußtsein des Lesers in Vermittelung, durch die letztere aber sich gegen Vorwürfe, die aus dem Bewußtsein kommen, retten und decken; er kann nichts dafür, wenn dies und das nicht, es ist geschehen. Ausdrückliche Versicherungen der Wahrheit, Vorworte, Randbemerkungen mit statistischen Belegen und Argumenten, Nachbemerkungen, überflüssig genaue Data, zu genaue Lokalisirungen, Aufnahme einzelner, die ohne poetische Bedeutung sind, aber die geschichtliche Wahrheit verbürgen sollen: das alles wirkt zusammen, daß sorgen, daß ein recht fühlbarer Erdgeschmack, ein recht prosaischer Bodensatz des Stoffartigen zurückbleibe, den kein Geist mit dem darüberschwebenden Spiritus zu amalgamiren mag. Da bleibt das Ganze tonlos, da treten die Figuren nicht in Fluß, da erklingt nicht der Strom in jenem

uns sagt, daß aller Stoff in freien Schein verwan-
daß wir eine zweite, ideale Welt vor uns haben."
iche Schilderung mag zwar auf sehr viele Romane
part ihre Anwendung erleiden, auf keinen aber wol
uf den in Nr. 45 d. Bl. ausführlicher charakterisir-
i Brachvogel's „Friedemann Bach", trotzdem daß
nze Haltung desselben klar macht, daß wir es hier
philosophischen Kopf zu thun haben und trotzdem,
zelnen Situationen uns den wahren Dichter in dem
ben verrathen. Eine andere Sache aber ist es, ob
rhaupt episches Talent besitzt, oder ob nicht viel-
Drama sein Fach ist: ein Zweig, welcher rüstiger
nsern Tagen wahrlich bei weitem mehr bedarf als
, welcher dieselben theilweise schon gefunden hat.
22.

Bibliographie.

rs, H., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus
m der Weser und Elbe. Gotha, Scheube. Gr. 8.

:sen's, J., philosophischer Nachlaß. Herausgege-
A. R. Baggesen. 1ster Band. Zürich, Schul-
3. 1 Thlr. 18 Ngr.

, W., Die Verfassungsfrage der evangelischen Kirche
berg. Ein Votum zugleich zur Orientirung für
nderäthe und Diöcesan-Synoden. Nördlingen, Beck.
Ngr.

r, R., Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow.
Königsberg. Gr. 8. 3 Thlr.

ann, A., Weimar-Album. Blätter der Erinne-
rl August und seinen Musenhof. Eine geschichtliche
1ste Lieferung. Leipzig, Voigt u. Günther. Imp.-4.

:r-Manfred, E., Freud' und Leid. Lieder und
nover, Rümpler. 16. 1 Thlr.

on, R. W., Versuche. (Essays.) Aus dem Eng-
G. Fabricius. Zwei Abtheilungen. Hannover,
Gr. 8. 2 Thlr.

der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen
binets-Ordres im Königl. Staats-Archiv. Nebst
n und zwei Schlachtplänen. Herausgegeben von
:n Abtheilung des Königl. Preußischen Generalsta-
Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

im, F., Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu
sbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann
von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen
Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

e des preußisch-schwedischen Krieges in Pommern,
Mecklenburg 1757—1762. Zugleich ein Beitrag
des Siebenjährigen Krieges. Nach gleichzeitigen
nd schwedischen Berichten von v. d. *n. Berlin,
ohn. Gr. 8. 1 Thlr.

K., Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch.
3. 12. 24 Ngr.

, A., Die russische Verschwörung und der Auf-
4. December 1825. Eine Entgegnung auf die
laron Modeste Korff: „Die Thronbesteigung Kai-
I. von Rußland im Jahre 1825." Hamburg,
Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

rt, G., Herr von Liebig und die Stickstoff-Theo-
Vermittlungsversuch aus der Praxis heraus.
ner. Gr. 8. 15 Ngr.

P., Gedichte in Trierischer Mundart. Mit
Glossar. Trier, Lintz. Gr. 16. 27 Ngr.

, Gottes Arbeit an den Menschenherzen. Drei
. Aus dem Französischen übersetzt von E. v.
W. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 24. 5 Ngr.

Maltitz, A. v., Vor dem Verstummen. Weimar, Kühn. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Palleske, E., Schiller's Leben und Werke. 1ster Band. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Perger, L., Otto von Ritberg, Bischof von Münster. (1301—1308.) Nach größtentheils bisher ungedruckten Quellen dargestellt. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Polenz, G. v., Georg von Polentz, der erste evangelische Bischof. Halle, Fricke. 8. 12 Ngr.

Schulze-Delitzsch, H., Die arbeitenden Klassen und das Associationswesen in Deutschland als Programm zu einem deutschen Congreß. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Steppes, A., Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt. Großes romantisches Schauspiel in sechs Aufzügen. Nach der epischen Dichtung „Amaranth" von O. von Redwitz. Für die Bühne bearbeitet. Darmstadt, Köhler jun. Br. 8. 15 Ngr.

Storch, L., Die Königin. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Hartknoch. 8. 5 Thlr.

Sydow, Wilhelmine v., Palme und Lorbeer. Ein anglo-indianisches Zeitbild aus den Zwanziger Jahren. Drei Theile. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 2 Thlr.

Militärisches Vademecum, enthaltend Histörchen, Notizen, Anekdoten, Lachpillen u. dgl. zur Erheiterung und Unterhaltung im Garnisonsquartiere, im Lager, in der Caserne ꝛc. Gesammelt von Wo. Pest, Lauffer u. Stolp. 8. 20 Ngr.

Voigts, F., Die Kunst der Freimaurerei im Lichte von Fürstenstimmen und im Urtheile großer und edler Männer. Aus dem Nachlasse eines Hochgeachteten im Staate und dem Freimaurerbunde herausgegeben. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wigand, P., Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer aus westphälischen Quellen gesammelt und als ein Nachtrag zu seinen frühern Werken für Geschichte Westphalens herausgegeben. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Philipp Melanchthon. Zum Secular-Andenken an den 300jährigen Todestag des großen Reformators den 19. April 1860. Ein Buch für Gebildete aller Stände. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, A., Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Jos. Khevenhüller. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wurm, C. F., Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zimmermann, R., Aesthetik. 1ster, historisch-kritischer Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Wien, Braumüller. Lex.-8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Delitzsch, F., und A. v. Scheurl, Die Sache des Professors Dr. Baumgarten in Rostock theologisch und juristisch beleuchtet. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacoby, P., Beiträge zur Lösung der Judenfrage in Preußen. I. Die rechtliche Stellung der Juden vor der Emanation der Verfassungsurkunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Das evangelische Johannes-Stift in Berlin. Erste Nachricht mit den Verträgen zur Begründung des Stiftes am 25. April 1858. (Von Bethmann-Hollweg und Wichern.) Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Berliner Stadtklatsch. Heitere Lebensbilder aus Berlins Gegenwart. Nr. 1 u. 2. Berlin, Lassar. 8. à 2½ Ngr.

Thiersch, F. v., Ueber das Verhältniß der Akademie zur Schule. Rede in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 27. März 1858 gehalten. München. Gr. 8. 3½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus der Heimat.

Neue Gedichte

von

Robert Prutz.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Robert Prutz, der als Lyriker gewiß zu den ersten und beliebtesten deutschen Dichtern der Gegenwart gehört, bietet dem deutschen Publikum hier eine neue Gedichtsammlung, die in keiner Hinsicht seiner frühern, kürzlich in vierter Auflage erschienenen, nachsteht und unter den zahlreichen ähnlichen Erzeugnissen der letztern Jahre eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Sammlung ist in vier Abschnitte eingetheilt: I. „Zweite Liebe"; II. „Herzog Bogeslav" (ein meisterhaftes kleines Epos aus der Geschichte Pommerns); III. „Magdalena" (eine moderne Tragödie in lyrischer Form); IV. „Vermischte Gedichte".

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 2 Thlr. 15 Ngr.

Felix. Roman. Zwei Theile. 12. (3 Thlr. 10 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene achtzehnte Heft (Bogen 23—26 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Mormonen. — Die Feuerzeuge. — Leroy de Saint-Arnaud, Marschall von Frankreich. — **Otto Müller. — Johannes Müller.** — Kleinere Mittheilungen: Alvensleben (Albrecht, Graf von). — Canino (Charles Jules Laurent Lucien Bonaparte, Prinz von). — Kliefoth (Theodor Friedrich Dethlef). — Kortüm (Johann Friedrich Christoph). — Löwenstern (Woldemar, Freiherr von). — Panofka (Theodor). — Rugendas (Johann Moritz). — Winer (Georg Benedict).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geh. 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Bei **Firmin Didot frères fils & Comp.** in Paris ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

OEUVRES

DE

RABELAIS

COLLATIONNÉES POUR LA PREMIÈRE FOIS

SUR LES ÉDITIONS ORIGINALES

ACCOMPAGNÉES DE NOTES NOUVELLES,

ET RAMENÉES

A UNE ORTHOGRAPHIE QUI FACILITE LA LECTURE

BIEN QUE CHOISIE EXCLUSIVEMENT

DANS LES ANCIENS TEXTES

PAR

MM. BURGAUD DES MARETS ET RATHERY.

2 vol. in-18. 2 Thlr. 10 Ngr.

HISTOIRE

DE

MARIE-ANTOINETTE

PAR

EDMOND ET JULES DE GONCOURT.

1 vol. in-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 29. Juli 1858.

Inhalt: Zur Geschichte der Rheinlande. Von **Levin Schücking.** — Religion und Poesie. — Zur culturhistorischen Begründung der Literaturgeschichte. — Karl von Holtei, Bilder aus dem häuslichen Leben. — Neuestes in Betreff der Schriftstellerfrage. — **Notiz.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Geschichte der Rheinlande.

Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. Von H. Schreiber. — A. u. d. T.: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Erster Theil: Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Herzogs Berthold V. von Zähringen. Mit drei Beilagen und sechs lithographirten Blättern. Zweiter Theil: Freiburg unter seinen Grafen. Freiburg im Breisgau, Wangler. 1857. Gr. 8. Jeder Theil 28 Ngr.

Der Darmstädter Antiquarius. Geschichts- und Sittenbilder aus Darmstadts vergangenen Zeiten. Von Ph. A. F. Walther. Mit zwölf Ansichten, einem Grundriß und zwei Stadtplänen. Darmstadt, Jonghaus. 1857. 8. 1 Thlr.

Geschichte des Erzstifts Trier, d. i. der Stadt Trier und des trierer Landes als Kurfürstenthum und als Erzdiöcese, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1816. Von J. Marx. Erste Abtheilung: Die Geschichte der Stadt Trier und des trierschen Landes von der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Beginn der Regierung des letzten Kurfürsten. Erster Band. Trier, Lintz. 1858. Lex.-8. 2 Thlr.

Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem Dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archivalischen Documenten von L. Ennen. Zwei Bände. Köln, Schwann. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die alte Universität Köln und die spätern Gelehrtenschulen dieser Stadt, nach archivarischen und andern zuverlässigen Quellen von Franz Joseph von Bianco. Erster Theil. Erste Abtheilung: Die alte Universität Köln. Köln, Heberle. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Es wäre unrecht, zu behaupten, daß die hervorragende ligung unserer Zeit für die physikalischen Wissenschaften Bestrebungen unserer gelehrten Thätigkeit eine einsei- Richtung aufgedrückt habe. Die Geschichtsforschung die Geschichtschreibung unter anderm sind nicht weni- emsig beschäftigt wie je vorher, und wenn wir hier einige der wichtigern Erscheinungen einregistriren, he z. B. allein die reiche Literatur der Geschichte der inlande jüngst vermehrten, so drängt sich sofort schon Stoffülle unserer Besprechung entgegen, daß wir uns nügen müssen, kurz zu berichten, statt eingehend zu er- rn. Um so mehr freilich legen wir uns diese Schranke , als die bedeutendsten der obenverzeichneten Werke, lich die unter Nr. 3, 4 und 5, vom mehr oder min- ausschließlichen Standpunkt einer kirchlichen Auffassung Anschauung geschrieben sind, der gegenüber die ein- gehende Erörterung weit ab und jedenfalls über das Grenzmaß des gesteckten Raums gehen würde.

Schreiber's „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau" (Nr. 1) ist der erste Versuch einer solchen. Wir haben an ihr zu rühmen, daß sie überall bestrebt ist, den speciellen Stoff an das Ganze und Allgemeine anzuknüpfen, den Antheil hervorzuheben, den die lokale Thatsache von dem großen Ganzen empfangen und wieder an dieses abgegeben hat. Zuerst wird uns die älteste Bevölkerung des Breisgaus vorgeführt und als celtischen Ursprungs nachgewiesen. Unter den ältesten Niederlassungen steht obenan Breisach, von dem der Breisgau, eigentlich Bris- oder Brisach-Gau (das ist „Gau des Rheineinbruchs", versichert Schreiber, ohne nachzuweisen, ob das französische Wort briser eine celtische Wurzel habe), seinen Namen erhielt. Breisgauer selbst erscheinen im 4. Jahrhundert unter der Leibwache der byzantinischen Kaiser: „Ad auxilia palatina Brisigavi seniores et juniores pertinebant", sagt die „Notitia dignitatum". Auf dem Schloßberg bei Freiburg wird sodann, hauptsächlich gestützt auf ein 1819 dort entdecktes Fragment römischer Mosaik, ein römischer Bau, wahrscheinlich ein Castell, nachgewiesen. Zum Geschlecht der Zähringer übergehend zeigt uns der Verfasser auf dieser Burg die Nachkommen jener alten Birtilonen oder Bertolde, von denen ein Theil der damals umfangreichern Landgrafschaft Baar den Namen führen soll: eine Ableitung, welche uns durch Schreiber's Anführung: Piritilonis, Peratoldis, Bertoldes, Bara, nicht ganz überzeugend wird, wie sie denn auch schwerlich eine Analogie hat. Sicher ist jedoch, daß die Birtilonen als Gaugrafen in Schwaben von der Mitte des 10. Jahrhunderts an erscheinen; um 1078 findet sich die erste urkundliche Erwähnung eines Bertolfus de Ceringen und de castro Zeringen, von einem für ein dynastisches Geschlecht auffallend kleinen Burgstall im Breisgau, der sich auf einem Felsen von kaum 600 Schritt Umfang erhebt. Den Herzogstitel (ohne erbliche Herzogsgewalt) führten die Zähringer seit Kaiser Heinrich III., der dem ersten Herzog Berthold I. die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben verlieh und zum Zeichen dessen einen Ring behändigte, worauf Berthold den Titel

eines Herzogs annahm. Berthold erhielt jedoch in der Wirklichkeit das Herzogthum Schwaben niemals, statt deſſen aber von der Kaiſerin Agnes, der Vormünderin Heinrich's IV., die Anwartſchaft auf Kärnten nebſt der Markgrafſchaft Verona, in welche Würden er 1061 eintrat. Der Herzogstitel wurde nun in der ältern, von Berthold II. ausgehenden Linie der Zähringer fortgeführt; der Markgrafentitel von Verona erbte in der ſpätern jüngern, von Hermann I. ausgehenden badiſchen Linie fort, und ſo hat Verona dem Lande Baden den Titel gegeben.

Das Schloß zu Freiburg wurde die Schöpfung Herzog Berthold's II.; eine dörfliche Anſiedelung mochte ſich ſchon zu ſeinen Zeiten am Fuße der Burg bilden; die Umbildung des Dorfs in eine Stadt knüpfte ſich an Berthold's II. Sohn und zweiten Nachfolger Konrad, etwa 1120. Eine von ihm herrührende Stiftungsurkunde und das älteſte freiburger „Stadtrodel" ſind die Quellen für die Verfaſſungsverhältniſſe der Stadt. Dieſe haben mehrere Singularitäten, welche ſie für den Germaniſten intereſſant machen, z. B. das Verhältniß des Bürgers zum „Ausmann" oder Nichtbürger, Fremden. Rauft oder ſchlägt der Bürger den Ausmann in der Stadt, ſo zahlt er allerdings die große Buße mit 60 Schillingen wegen Friedensbruchs in der Stadt; rauft oder ſchlägt jedoch der Bürger den Ausmann außerhalb der Stadt oder auf dem Lande und klagt dieſer, ſo wird ihm keine Genugthuung. Wird der Bürger dabei beſchädigt, ſo hat dieſer vor dem Richter nichts zu büßen, wenn er, ſobald der Ausmann in die Stadt kommt, ihn überfällt und ſich an ihm rächt. Die Bürger von Freiburg konnten ſich daher das Vergnügen machen, auf ländlichen Spaziergängen zu ihrer Ergötzlichkeit die Bauern durchzubläuen, ohne daß dies üble Folgen für ſie hatte. Merkwürdig iſt auch die Beſtimmung der erneuerten Verfaſſungsurkunde von 1293: nach des Erbherrn Tode ſollen die Bürger zum Herrn wählen des verſtorbenen älteſten Sohn, der ehelich geboren und Laie iſt. Es wird hier alſo ein Erb- und Erſtgeburtsrecht fixirt und doch die Form des Wahlrechts den Bürgern gelaſſen; man ſieht daraus, wie tief das Princip urſprünglicher Wahlberechtigung des Volks noch im 13. Jahrhundert in Fleiſch und Blut ſteckte. Da übrigens die Stadt ganz eine Schöpfung der Zähringer war, ſo wurde das Verhältniß derſelben als eine unterworfene Landſtadt natürlich ſo unantaſtbar und klar ausgebildet fixirt, wie wol kaum bei einer andern deutſchen Stadt von Bedeutung, die keine Reichsſtadt war.

Der erſte Theil von Schreiber's „Geſchichte der Stadt Freiburg" führt bis zum Jahre 1218, erwähnt alſo der Stiftung der Univerſität noch nicht. Dafür ſind Abhandlungen über das Münzweſen und über das Wappen der Zähringer mit lithographirten Tafeln beigefügt, woraus erhellt, daß dies Wappen niemals einen Löwen enthielt; daß mithin der „Zähringer Löwenorden" ohne hiſtoriſche Berechtigung iſt.

Nach dem Ausſterben der Zähringer mit Berthold V. treten die Grafen von Urach auf den Schauplatz der freiburgiſchen Geſchichte, da Egeno I., der Gemahl der Agnes, Schweſter und Erbin des Grafen Berthold V. war. Sie geben Freiburg die Reihe ſeiner neuen Herren bis hinab auf Egeno IV., der 1385 ſtarb, nachdem er ſeine Rechte über die Stadt an dieſe ſelbſt für 15000 Mark löthigen Silbers cedirt hatte. Die Regierungsgeſchichte der einzelnen Grafen aus dem Hauſe Urach (dem auch die von Fürſtenberg entſtammen) erzählt Schreiber im zweiten Theil ſeines Buchs, der außerdem in ſeinen beiden letzten Kapiteln eine anziehende Erörterung der ſtädtiſchen Verhältniſſe und der Sittenzuſtände der Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts enthält. Ueber den berühmteſten Sohn Freiburgs, Berthold Schwarz, der in die Zeit eines der letztern Urach'ſchen Grafen fallen müßte, iſt der Verfaſſer in Notizen nicht ſparſam, ohne doch viel zur Aufklärung beizutragen. Namentlich iſt uns ſeine Deduction, daß Berthold Schwarz der Freiburger und Konſtantin der Blitzen der Kölner, welchen letztern der Franzoſe Fortelius als Erfinder des Pulvers benennt, eine und dieſelbe Perſon ſein könnten, außerordentlich gewagt vorgekommen. Die älteſte bisjetzt bekannte Nachricht über die Erfindung und Anwendung des Schießpulvers in Deutſchland findet ſich in einem noch ungedruckten Feuerwerkbuch vom Jahre 1432. Darin iſt von einem Meiſter, genannt der ſchwarze Berthold (niger Bertholdus), als einem Nigromanten die Rede, der eine Goldfarbe habe brennen wollen, und dazu Salpeter, Schwefel, Blei und Oel genommen, und ſo auf ſeine Erfindung dadurch gekommen, daß ihm bei der Miſchung ſeine kupfernen Häfen und Pfannen zerſprungen. In der Stadt Freiburg aber weiſt man auf das alte Franziskanerkloſter (den jetzigen Pfarrhof zu St.-Martin) und in deſſen Gewölben der aus Freiburg gebürtige, zu St. Blaſien auf dem Schwarzwald in geheimen Künſten unterrichtete und deshalb von ſeinen Mitbrüdern eingeſperrte Mönch ſeine erſten glücklichen Verſuche gemacht habe. Es käme nun darauf an, ob dieſe Volksſage eine wirklich populäre Tradition iſt, oder ob ſie zur eigentlichen Sage nichts weiter als die Angabe jenes Feuerwerkbuchs und einzelnen Chroniſten habe, welche ſpäter der Sache etwas nen. Schreiber geht auf eine Unterſuchung der Sache nicht ein, verweiſt aber auf eine eigene von ihm über jenen Gegenſtand edirte Schrift.

„Der Darmſtädter Antiquarius" von Ph. A. Fa[illegible]ther iſt eine nicht ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeit; ſie hat mehr den Charakter einer ziemlich lockern Sammlung von Zügen und Notizen zur Sittengeſchichte, mit Zugrundelegung eines chronologiſchen Fadens; aber nichtsdeſtoweniger begrüßen wir die kleine Schrift Walther's mit Freuden. Es iſt ein Werk, das in andern deutſchen Städten, von denen die meiſten unſerer Geſchichtſchreibung noch ſo weites Feld bieten, Nachahmung finden ſollte. Der Verfaſſer beginnt mit einer Erörterung über die Urſprünge von Darmſtadt. „Es beginnt eigentlich", heißt es, „in der Zeit zwiſchen dem 8. bis 12. Jahrhundert, denn in dieſer Zeit wird es zum erſten mal in Urkunden genannt." Das iſt eine etwas naive Anführung: vom 8. bis zum 12. Jahrhundert iſt eine lange Zeit, und

ſſer geweſen, Walther hätte uns das Jahr der die Darmſtadt zum erſten mal nennt, angeführt. ot erhoben wurde der Ort 1330 unter dem Gra- ſelm von Katzenellnbogen, und nach dem Bau en Schloſſes daſelbſt, 1378, wurde es beſtändiger der Grafen von Katzenellnbogen. Von jenem ſchloſſe erhalten wir eine intereſſante Beſchreibung m „alten Actenſtück", wie der Verfaſſer ſagt; eilung dieſes „Actenſtücks" in extenso würde ank verpflichtet haben; wir ſehen nicht ein, was ſſer beſtimmte, es wegzulaſſen, da es gewiß un- tniſſe vom alten Burgbau vervollſtändigt hätte. Stadt gar bald eine gewiſſe Entwickelung bekam, Umſtand an, daß um 1403 hierhin das große, en tragiſchen Ausgang bekannte Turnier des chen Adels verlegt wurde. Eine lange Zeit hin- n 1483—1567, hörte Darmſtadt auf Reſidenz 483 nämlich ſtarb der letzte Graf von Katzen- deſſen Tochter Anna mit dem Landgrafen Hein- n Heſſen vermählt war. An Heſſen fiel alſo ellnbogen'ſche Erbſchaft; die neuen Herren aber n Kaſſel oder Marburg. Darmſtadt litt ſicher- ieſem Verwaiſtſein ebenſo ſehr, wie ſpäter durch ug Sickingen's und infolge des Schmalkaldiſchen Landgraf Philipp der Großmüthige nennt den in einem Briefe an den Pfalzgrafen Friedrich ken", dem zugute, damit er ſich etwas wieder Beſchädigungen der Sickingen'ſchen Fehde) er- er eine Straße hindurch verlegt habe (1536). Großmüthige that noch mehr für die Stadt: ſeinem zweiten Sohne Ludwig zur Reſidenz chem Ende auch das während des Schmalkal- gs in die Luft geſprengte Schloß der alten jener Grafen nothdürftig hergeſtellt wurde. 1559 wurden dazu 967 Gulden und 22 Al- endet; im folgenden Jahre 560 Gulden. Das mmern liegende Bauwerk muß aber trotz die- es noch gar dürftig und unwohnlich ausgeſe- wie ſich denn Landgraf Ludwig bitter über ſung bei ſeinem Vater beklagt: er äußert den Wunſch, daß auch „etzliche Stuben und Cha- für die vom Adell, auch ander Hausgeſinde auf das förderlichſte ihm möchten erbawet wer- ſt der Vater antwortet: „Wir wollen ver- in unſerem Schloß zu Darmſtadt noch ein Chammer, da vier Betten inne ſtehen kön- werden ſoll, darinnen magſt du die Diener am notdürftigſten haben mußt. Dann daß Adell und ander Geſinde über Nacht im haben wollteſt, wiſſen wir nicht, wozu das allein, daß ſo viel mehr Weins ausgeſoffen ſt an Schlaftrunken und andern mehr ver- als wenn ſie drei Nacht in der Stadt lie- dem Tode Philipp's des Großmüthigen ig das Schloß ſeinem jüngſten Bruder Georg. nämlich nach dem väterlichen Teſtament der ern Grafſchaft Katzenellnbogen und wurde ſomit Stifter der heſſen-darmſtädtiſchen Linie. Georg erbte außerdem an baarem Gelde 5000 Gulden, womit er freilich nicht weit reichte, um ſich einen nur halbwegs anſtändigen Fürſtenſitz zu ſchaffen. Als er 1567 in ſeine Reſidenz einzog, lag die Stadt noch zum großen Theil ſtark verwüſtet. Neben dem Schutt des von den Truppen des Kaiſers geſprengten Schloſſes ſtand das hölzerne Haus, welches Landgraf Ludwig bewohnt und ſeinem Bruder leer überlaſſen hatte. Das Hausgeräth, ſelbſt Bettwerk und Tiſchzeug, mußte Georg von ſeinen Unterthanen leihen; er ſpeiſte, bis ihm ſein Bruder Wilhelm zu ſeiner Hochzeit ſilbernes Geſchirr ſchenkte, auf Zinn, aber auch dieſes war ſehr nothdürftig; daher äußerte er öfters, „er wiſſe gar wohl, wie es einem armen Geſellen zu Muthe ſei, der von ſeinen Aeltern keinen Troſt erhalte"; ſein Hof war auch nach ſeiner Vermählung ſeinen geringen Einkünften angemeſſen, entſprach aber in ſeiner Einfachheit ganz dem ſparſamen Sinn, durch den Georg bei ſeinen Zeitgenoſſen berühmt war. Wenn ihm von einem Verſchwender erzählt wurde, pflegte er zu ſagen: „Laß gahn, laß gahn, ein kleines Gut iſt bald verthan, und wenn wir dann nichts mehr han, ſo wöllen wir dann betteln gahn." Zunächſt erbaute ſich Georg ein neues Schloß nebſt einer Schloßkirche und legte ſich einen Schloßgarten an, zu dem er zweimal 400 Maulbeerbäume aus Italien kommen ließ; gepfropfte Obſtbäume, junge Kaſtanien und Mandelbäume lieferte Heidelberg; Borsdorfer Aepfelreiſer der Pfarrer zu Gießen. Die Stadt unterdeß baute ſich ein Rathhaus, wozu ſie 1000 Gulden zu fünf Procent Zinſen aufnahm. Da Georg zudem die Stadt bedeutend vergrößerte und Plätze und Straßen zu pflaſtern begann, ſo iſt er mit Recht in gewiſſer Weiſe als der Erbauer derſelben zu betrachten. Sein Hofhalt war ſtreng geregelt nach dem Muſter der kaſſeler Hofordnung. Das Frühſtück, die Suppe, wurde im Winter um 7, im Sommer um 6 Uhr aufgetragen. Dazu mußte alles Geſinde ſich in der Hofſtube einfinden, wo Tiſche je zu acht Perſonen aufgeſtellt waren. Zu Mittag gegeſſen wurde Sommers um 9, Winters um 10 Uhr; zu Nacht um 4, reſp. 5 Uhr. Unter dem Hofperſonal wurden aufgeführt drei Junker mit vier Dienern, welche zuſammen 120 Gulden an Geld, 84 Ellen an Tuch und 63 Ellen Barchent nebſt der Koſt erhielten; drei Perſonen im Stall, deren jede 12 Gulden Beſoldung nebſt Kleidung und Koſt erhielt u. ſ. w., ſodaß der Anſchlag aller Beſoldungen, Koſtgelder, aller Naturallieferungen an Tuch, Barchent und Futtertuch in Geld jährlich 1357 Gulden und 11 Albus betrug. Wie beſcheiden ſolch eine fürſtliche Hofhaltung im Grunde eingerichtet war, wenn auch ein großer Haufen Geſinde von derſelben zehrte (am Hofe Georg's I. waren täglich 45 Tiſche voll Menſchen, jeder zu acht, macht 360 Perſonen), ſieht man überall durchblicken. Georg I. war z. B. ein großer Liebhaber der Muſik und ſang ſogar ſelbſt „auf der Reiſe" allerlei Liedlein, „geiſtliche und weltliche". Aber ſeine Mittel erlaubten ihm nicht, ſich einen Trompeter, wie doch ſein Vater gethan, zu halten; er begnügte ſich damit, daß er von Zeit

zu Zeit einen fahrenden Musikanten vor sich aufspielen ließ. Später freilich brachte er es zu einer kleinen Kapelle, bestehend aus einem Hofharphionisten, einem Trompeter, einem „Thornmann" (Thürmer) mit einem Knecht, die auch blasen mußten, und einem Posauner. Feine Kammermusik war nun freilich mit solchen Künstlern nicht ganz befriedigend in Ausführung zu bringen und deshalb griff der Landgraf zu einem andern Auskunftsmittel, wenn es galt, bei großen Feierlichkeiten geehrte Gäste mit raffinirten Kunstgenüssen zu erfreuen: er befahl nämlich seinem Superintendenten in Darmstadt, ihm aus dem ganzen Lande alle Prädicanten und Schulmeister, welche dazu zu gebrauchen, auf seine Burg zu bescheiden, „um musiciren zu helfen". Als er aber bei einer Hochzeit eines Hoffräuleins seiner Gemahlin den Organisten Becker mit seiner Bande von Mainz wollte kommen lassen, bedankte sich dieser, indem er vorgab, „auf einer Hochzeit zu Frankfurt uffspielen zu müssen, allwo er mehr verdiene, als der Landgraf gewiß zu geben willens sei". Noch einfacher und bescheidener erscheint uns das Fürstenleben des 16. Jahrhunderts, wenn wir mit diesen Notizen, die wir bei Walther finden, einen Blick auf die gleichzeitige Hofhaltung eines Bruders Georg's I. von Hessen-Darmstadt, des Landgrafen Philipp auf Rheinfels bei St.-Goar, werfen: derselbe erbat sich einst, weil er vier Pfalzgrafen zum Besuch erwartete, damit er „dieselben der Gebür nach wol traktiren möge", von einem seiner Unterthanen einen welschen Hahn; oder schrieb einem um 60 Thaler mahnenden Gläubiger: „Seind wir erbötig, auf den Herbst von diesem 75. Jahr dir ein gutes Fuder Wein vor die Vergnügung und Bezahlung angeregter 60 Thaler gutwillig allhier folgen zu lassen, doch daß er auf deine Kosten hineingebracht werden möge." Wenn er reiste, lieh er dem Prälaten von Erbach ein paar Pferde ab.

Aber kehren wir zu dem „Darmstädter Antiquarius" Walther's zurück. Wie über Georg I. gibt sein Buch uns bei jedem Regenten der jüngern hessischen Linie an, was unter ihm für die Hauptstadt gethan ist und welche merkwürdigern Veränderungen in den Sittenzuständen zu Tage getreten. Ist dies alles, wie schon gesagt, auch sehr dankenswerth, so schließt es doch nicht aus, daß eine gründlichere Arbeit besser gewesen wäre; wir hätten nämlich die Darstellung von tiefer gehender Kenntniß der Sittenzustände der Vorzeit getragen sehen mögen, und dann hätte ein „Darmstädter Antiquarius" auch nicht unterlassen dürfen, uns ausgiebiger und mehr zu erzählen von den berühmten Namen, welche sich an Darmstadt knüpfen: wir hätten von dem merkwürdigen Leben und Tode Merck's, des Goethe'schen Freundes, der durch Selbstmord endete; von dem nicht minder merkwürdigen Präsidenten von Moser, von Herder's Brautstand, vom Abt Vogler, vom Prinzen Emil u. s. w. zu hören gewünscht; und deshalb müssen wir das vorliegende Buch zu skizzenhaft und dürftig nennen.

Wir kommen zu Marx „Geschichte des Erzstifts Trier" (Nr. 3), ein Werk, das gerade den entgegengesetzten Fehler hat, nämlich viel zu ausführlich zu sein. Der Verfasser hat es an gründlichen Studien nicht fehlen la aber indem er das Resultat derselben wiedergibt, geh ihm mitunter wie so oft ganz gelahrten Leuten, die Laien gegenüber auch alles erst klar machen zu m glauben, und wenn sie Karl den Großen oder G nennen, als Scholie hinzufügen, daß jener ein fränk Kaiser oder dieser ein deutscher Dichter gewesen. Un hat Marx denn in die Geschichte von Trier etwas wi vollständige Welt- und namentlich Kirchengeschichte hi gebracht, was eine um so mislichere Aufschwellung Buchs hervorbringt, als dies Buch obendrein nicht und plan geordnet ist, als die Hand eines künstlerisch staltenden Geschichtschreibers der Arbeit des Forschers zu Hülfe gekommen ist, um den Stoff zu ordnen zu einem organisirten, wohlgegliederten Ganzen zu m Auf die durchaus kirchlichen katholischen Anschauungs Verfassers wollen wir, wie wir schon sagten, nicht hen; insofern aber ist das Buch allerdings eine tende und verdienstvolle Erscheinung, als es mit Fleiß von großartiger Emsigkeit alles das zusammen was sich über ein altes bürgerliches Gemeinwesen, einen geistlichen Staat und seine Verfassung, seine dische Einrichtung, seine Beziehungen zu Kirche und sein Recht und seine Administration irgend in S ziehen läßt.

Eine interessante Episode in unserm Buche bild Darstellung der Verhältnisse der altberühmten reichs telbaren Abtei Prüm, der Stiftung des Frankenk Pipin, die zu den reichsten Conventen in Deutschland so zwar, daß sie in ihrer besten Zeit 300 Mön nährte; die gefürsteten Aebte hatten einen ansehn Lehnhof, und waren mit 500 Gulden zur aperte Kammer, mit vier Mann zu Roß und 30 Ma Fuß zur Reichsmatrikel von 1521 angeschlagen. im Laufe der Zeiten, unter den Bedrückungen Schirmvögte, unter dem Verfall der Zucht und so Verwaltung leidend, war das Kloster nach und n einer Weise heruntergekommen, die sprechender als andere Beispiel zeigt, bis wohin ein Kirchenwesen Klosterinstitut um die Zeit der Reformation entart konnte. Um 1546 wurde ein junger Graf Ch von Manderscheid dem Convent zum Abt aufge Welch Geselle dieser hochwürdige Vater in Gott g erhellt aus einer Stelle bei dem Geschichtschreiber heim: „Wie anständig und religiös von Kindesbein der Lebenswandel und die Unterhaltung des Abtes beweist seine eingefleischte Gewohnheit, Tag und hindurch zu saufen, weil er nüchtern nicht einschlafen Weshalb der Herr auch sein Antlitz mit Schmach hat, denn er hat einen so scheußlichen Ausschlag (d daß er einen Schleier trägt, wenn er reist." Im K aber war die Disciplin und der Gottesdienst gänzlich gestellt; die ehemals prachtvolle Kirche war zum geworden. Regen und Wind drangen durch das e lene Dach; das Chor glich einem ausgelassenen Fr her; es war lebensgefährlich in der Kirche zu we und als Commissarien von Trier zur Untersuchung

abgeſchickt waren und ſich nach der Stelle erkun-
das heilige Sakrament und die heiligen Oele
t würden, konnte keiner der Mönche darüber
geben. Die Conventualen trieben was ſie woll-
: waren offen zum Lutherthum übergegangen,
n lebten mit Concubinen u. ſ. w. Solchen
gegenüber griff dann freilich der Papſt Gre-
mit einem Radicalmittel ein: er verfügte die
on der Abtei Prüm mit dem Erzſtift Trier.
:en die Mönche nun freilich nicht einverſtanden;
ſich ein langer Hader, der ſpäter einmal, über
wer sede vacante in Prüm regiere, ob Prior
nt oder das Domcapitel von Trier, zu einem
mit Waffengewalt durchgefochtenen Kriege führte.

---

ht minder anerkennungswerthes Werk und in
er Form gehalten iſt „Frankreich und der
, oder Geſchichte von Stadt und Kurſtaat
ſ. w., von L. Ennen (Nr. 4), obwol dem
e tiefere hiſtoriſche Bildung abgeht, und ſeine
is Dilettantenhaftes hat. Wir erinnern uns,
ihern Schrift über den Spaniſchen Erbfolge-
hm die Maintenon mit der Dubarry oder der
verwechſelt gefunden zu haben, was einem
:iber über das vorige Jahrhundert nicht be-
te! Auch macht ſein Uebermaß moraliſchen
ld er auf den Hof von Verſailles und fran-
ände zu reden kommt, einen beinahe komiſchen
Er bricht dann jedesmal in eine ſtereotype
opica der Entrüſtung aus. Seiner Charakte-
andelnden Perſonen fehlt es an der nöthigen
ſonders wenn dies Kirchenfürſten ſind; wie
de er den Kurfürſten Joſeph Clemens beur-
, wenn er ſich das, was der Herzog von
in ſeinen berühmten Memoiren von ihm er-
r angeſehen hätte! Unſers Autors Verſiche-
:r aus 30—40000 Briefen und Actenſtücken
ie, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, da
t zu einer Berechnung fehlt, wie viel Men-
s Leſen von 40000 geſchichtlichen Urkunden
:n würde. Mit allem dem wollen wir jedoch
ede geſtellt haben, daß die Arbeit Ennen's
echt verdienſtliche ſei; von einem warmen
Gefühle dictirt, faßt ſie Verhältniſſe und
is Auge, welche, ſo hiſtoriſch bedeutſam ſie
ınſern Verfaſſer noch lange hätten auf eine
warten laſſen. In einem ſpeciellen Kreiſe,
mten deutſchen Staate weiſt der Autor nach,
ll, zerſtörend und auflöſend auf unſere alten
uſtände und alle unſere Lebensformen der
Einfluß gewirkt hat und gibt dadurch ei-
chen Beitrag zur deutſchen Specialgeſchichte
unſers tiefſten nationalen Verfalls. Dieſer
t kann nirgends lebhafter und eindringlicher
hren, die er für die Gegenwart und Zukunft
:r Augen treten, als in ſolch einem Buche.
tereſſante Daten enthält Ennen's Buch na-
mentlich über die Gruppe Prinzen aus dem ältern, mit Max Joſeph erloſchenen bairiſchen Fürſtenhauſe, welche, wie Maximilian Emanuel, Joſeph Clemens, Clemens Auguſt, die beiden letztern als Kurfürſten von Köln, ſo tief in dieſe franzöſiſch-deutſchen Händel verflochten waren. Dieſe eigenthümlichen, aus den verſchiedenartigſten Charaktereigenſchaften gemiſchten, im ganzen aber der Ironie und Satire die meiſten Seiten bietenden Menſchen in klaren und lebendigen, plaſtiſch gerundeten Bildern vor uns hintreten zu laſſen, wie es die höchſte Aufgabe des Geſchichtſchreibers iſt, wie Gibbon, Mommſen, Macaulay es verſtehen: das hat Ennen freilich nicht ganz zu Stande zu bringen gewußt!

Mit F. J. von Bianco's „Die alte Univerſität Köln" u. ſ. w. (Nr. 5) fällt uns ein mächtig ſchweres Buch in die Hand, das wir am beſten von vornherein charakteriſiren, wenn wir ſagen: es ſind Materialien, Actenſtücke, Urkunden zur Geſchichte der kölner Univerſität, vermiſcht mit einſchlägigen Abhandlungen über denſelben Gegenſtand. Dieſe letztern enthalten allerdings eine fortlaufende und zuſammenhängende Darſtellung der hauptſächlich äußern, Schickſale der Hochſchule; aber die rudis indigestaque moles des mitgetheilten Stoffs gibt dem Ganzen doch den Typus einer Materialienſammlung, einer bibliotheca scriptorum. Damit beſteht ſehr wohl, daß hier ein äußerſt wichtiger Beitrag vorliegt zur Geſchichte unſers alten Studienweſens; ein Beitrag, wie ihn unſere hiſtoriſche Literatur außerdem noch nicht ſo füllereich und ausgiebig beſitzt; eine wahre Fundgrube von Belehrung darüber, wie ſich in den Jahrhunderten des Mittelalters, dann unter dem Einfluſſe der Scholaſtik das Studium der Wiſſenſchaften geſtaltete, in welchen Formen das gelehrte Leben ſich bewegte, und welche Schickſale ſeine Hauptträger erlitten. Hierbei iſt namentlich auch der vom Verfaſſer gegebenen Biographien von Albertus Magnus und Agrippa von Nettesheim ſowie vieler andern, Köln angehörenden Gelehrten als tüchtiger Arbeiten Erwähnung zu thun. Ueber die Organiſation der Hochſchule, über Burſen und Convicte, über die Verhältniſſe der Univerſität zu Papſt und Kaiſer, zur Freien Reichsſtadt Köln und den benachbarten Fürſten wird alles Wiſſenswürdige beigebracht; auch über das Gebaren der zuletzt in eine furchtbare Roheit ausartenden Studentenſchaft erhalten wir ſchätzenswerthe Beiträge zur Sittengeſchichte, nur hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer mit freierm Auge den Geiſt, der das Inſtitut belebte, namentlich zur Zeit der Humaniſten und in der folgenden Periode der Reformation geſchildert hätte, daß uns nicht blos Duns Scotus und Johannes Erigena, ſondern auch der Jude Pfefferkorn, der den Reuchlin'ſchen Handel anfachte, und der gewaltige Ketzerrichter, der Dominicaner Hochſtraten, der ihn fortſetzte und ſchürte, in ſcharf unparteiiſcher Weiſe vorgeführt wären. Jedenfalls iſt es anzurathen, daß man das Studium dieſer Epoche vervollſtändige durch das, was F. D. Strauß in ſeinem trefflichen Werke über Ulrich von Hutten über die viri obscuri beigebracht hat.

Die kölnische Universität wurzelte in schon seit langer Zeit angesehenen Lehranstalten, welche mit der alten Kathedralkirche im Ubierlande verbunden waren. Die Dom- und Ordensschulen dort bildeten schon seit längerer Zeit in Köln wie in Paris ein „Generalstudium", welches späterhin erst von Papst und Kaiser unter dem Ehrentitel: universitas magistrorum et scholarium (später literarum) förmlich organisirt und bestätigt wurde. Schon im 11. und 12. Jahrhundert ward dieserhalb Köln, wo man die Wissenschaften mit Begeisterung anbaute, von den besten Köpfen aus dem nördlichen und mittlern Deutschland, aus ganz Belgien, aus Britannien und Irland, Polen, Dänemark und Schweden besucht. Hier studirte der Isländer Saemund Sigfusson, der die ältere und Snorro Sturleson, der die jüngere Edda sammelte und herausgab. An der theologischen Schule Kölns lehrten Albertus Magnus und Duns Scotus, an ihr empfing Thomas von Aquino größtentheils seine Bildung; und so war die Hinüberführung der Anstalt in eine Universität nach dem Muster der in Italien und Paris, zuletzt (1348) in Prag errichteten ein naturgemäßer Schritt. Er ging zunächst vom Rath der Stadt Köln am Ende des 14. Jahrhunderts aus; die Bestätigungsbulle Urban's VI. ist vom 21. Mai 1388. Es wurden dieselben Privilegien wie für die pariser Universität; die überhaupt zum Vorbilde diente, erwirkt. Den einzelnen Facultäten wurden ihre besondern ausführlichen Statuten verliehen, worin unter anderm auch die ziemlich verwickelten Proceduren festgesetzt werden, durch welche die verschiedenen Gradus nacheinander erlangt wurden: zuerst der eines baccalaureus simplex, dann der eines baccalaureus formatus; der letztere war befugt, sich dem Cancellarius der Universität präsentiren zu lassen, der ihn dann vermöge apostolischer Autorität, nach vorhergegangener Prüfung, zum Licentiaten creirte. Der Licentiat endlich erhielt, nach Entrichtung des sogenannten Jus Birretationis (oder der Promotionskosten) von den Magistern die Magistral-(Doctor-)Insignien, welche hauptsächlich in dem Hut, dem Birretum bestanden. Merkwürdig ist dabei der Umstand, daß die Licentiatenwürde, die die Magistralwürde als conditio sine qua non bedingte, vom Papst oder wenigstens durch seinen Vertreter verliehen wurde. Der päpstliche Einfluß hatte es also in seiner Hand, wen er in das Magistercollegium, in die Lehrerwürde und auf die Katheder zulassen wolle, wen nicht!

Die Erlangung des Doctorgrades war von vielen Feierlichkeiten begleitet, mit Prachtaufzügen und Festessen. Der Prachtaufzug des Doctorritts hat sich bis in die neuern Zeiten erhalten, der Verfasser theilt die Beschreibung eines solchen aus dem Jahre 1773 mit. Doctoranden der theologischen und medicinischen Facultät nämlich fuhren vor der Promotion in Kutschen in der Stadt umher, um zu ihrem Ehrentage einzuladen, die Doctoranden der Rechtswissenschaft hingegen hielten einen prächtigen Umzug zu Pferde. Pauker, Trompeter, Pedelle, Bereiter, Pagen, Doctoren, Paranimphen, d. h. Brautführer, Bediente, alle mit Schärpen, Bändern, Cocarden und ähnlichem Aufputz geziert bildeten die Begleitung „Herrn Doctorandi", deren stets mehrere, wenig drei, sich associirten, um diese Feierlichkeiten zu überst weil die letztern, zusammen mit dem Doctorschmaus, auf dem Gürzenich gehalten wurde, die pecuniären S des einzelnen zu übersteigen pflegten.

In den der Reformation folgenden Jahrhun sank die kölner Universität immer mehr von der schenden Höhe herab, welche sie im Mittelalter heh hatte. Der wesentlichste Grund war wol der Wider in welchen ihr scholastischer Geist immer mehr m Strömungen der Zeit gerieth. Sie verödete unte niederdrückenden Einfluß der Kirchengewalt. Dah tete das Betragen der Studirenden in eine ganz r liche Roheit aus. Die Universität, welcher die aus liche Gerichtsbarkeit über dieselben zustand, konnte diese Roheit nicht mehr bemeistern; sie mußte zu daß der Magistrat seinen Gewaltrichtern befahl, al multuirenden, mit Messern und Stockdegen bewa Studenten einzuziehen. Da die wüstesten dieser S söhne die Welschen, d. h. die Wallonen waren, sa sich gezwungen, 1695 allen Welschen den Besu Universität zu verbieten. Auch dies half nichts, un Zeit hindurch muß das alte heilige Köln etwas Physiognomie einer amerikanischen Stadt dargebo ben, wo vor Rowdies und Loafers der anständig ger seines Lebens nicht mehr sicher ist. Im Jahr trieben die Studenten die Frechheit so arg, dem schen Residenten von Diest, der in seiner Behaus formirten Privatgottesdienst halten ließ, deshalb da zu demoliren. Daneben gehen freilich fortwährend suche gründlicher Reformen her; diese scheiterten jet der Schwierigkeit der vor allem nöthigen Dotat höhung. Die Professoren waren zum Theil so gestellt, daß sie durch Kramhandel und andere Er quellen Nebenverdienst suchen mußten.

Nachdem endlich der den febronianischen und j nischen Ideen zugewandte Kurfürst Max Franz ve die unter dem Kurfürsten Max Friedrich zu Bonn tete Akademie 1786 zur Landesuniversität erhoben bedurfte es nur noch des ausdrücklichen, 1789 er Verbots dieses Fürsten, die kölner Universität zu b unter Strafe des Ausschlusses von allen öffentlichen lichen wie weltlichen Aemtern, um der letztern den Todesstoß zu geben. Sie jvegetirte zwar no Zeit lang fort, erstarb aber völlig nach der Beset Kölns durch die französischen republikanischen Truppe Jourdan und Championnet im Jahre 1794.

Levin Schü

Religion und Poesie.

In einem Aufsatze aus anderer Feder in diesen B („Poesie und Prosa in Bezug auf Religion", vgl. Nr 1857) ist der innige Zusammenhang zwischen Religion und schlagend nachgewiesen worden. „Poesie ist Schöpfung, d liche schafft Naturen, die menschliche Dichtungen, als Nachschaffungen aus Vorschaffungen." Der Poesie, inso auf der einen Seite das Geistige verkörpert und auf der

körperung das Geistige aufsucht, ist in ihrem Verhält-
Religion die schöne Aufgabe zu Theil geworden, vor
ideale Moment derselben zu erfassen und dadurch
hende und schöpferische Kraft im Herzen lebendig und
aus für das Leben wirksam zu machen. Alles todte
m läßt sich im wesentlichen darauf zurückführen, daß
hatsächliche vorangestellt, das Ideale zurückgestellt hat;
gedankenlosen Hinnehmen des Thatsächlichen erstarrte
it der Anerkennung der darangeknüpften Glaubens-
that, ohne danach zu fragen, ob das geistige und
haft begeisternde, die Liebe Gottes in Christo offen-
d durch die Erkenntniß dieser Liebe das Bewußtsein
und zu Gott zurückführende — mit ihm versöhnende —
faßt sei. Ist uns das Ewige und Göttliche in lichten
bart und sinnenfällig zur Anschauung gebracht wor-
eint das Verfahren derjenigen, die nur auf die äu-
, durch welche jene Züge dargestellt wurden, nicht
ist, der aus ihnen hervorleuchtet, ihre Aufmerksam-
ebenso fehlerhaft zu sein wie das Verfahren derjeni-
ten Blick ganz davon abwenden. Die Poesie ist es,
lachen durch diese Klippen links und rechts mit siche-
indurchleitet. Ihr ist die Kunst, die hier als Ver-
nt, nämlich die Kunst der Symbolik, die wir nicht
it den Worten des obgedachten Aufsatzes erklären
Auffassung eines Sinnlichen mit übersinnlicher Be-
: Durchdringung des Sinnenlebens mit religiösem
en" ganz besonders zu eigen. Diese Kunst übte
nau, als er sang:

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte
Nach dem Erlöser je und je;
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlassne Erdenweh;
Die Sehnsucht, die so lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Lied Gebet und Klage:
Sie ward Maria und empfing.

, die man nicht im Herzen erlebt, und zwar ohne
i allen großen und kleinen Angelegenheiten des Le-
: Religion. „Eine Summe von Typen" — um uns
chs des berühmten londoner Kanzelredners Bellew
—, „die wohlgeordnet und in Satz gebracht ist,
nd des Druckers zu gelangen, ist für uns praktisch
aber die Abdrücke gemacht sind, wenn sie Gefühle
anken hervorrufen, Zwecke verstehen lehren, wenn
pfindungen, welche jene mechanische Zusammen-
Stückchen Blei, Lettern und Worten verbreiten soll,
erhoben und begeistert werden, dann wird die Ma-
Druckers ein Segen für die Menschheit. So ist
leligion. Die Formen und Typen sind nichts, bis
auf die Herzen gemacht sind, bis wir die lebendi-
:, die sie mitzutheilen bestimmt sind, warm und
ns selbst erfahren."

n ein Büchlein vor uns liegen, in welchem Poesie
in dem bisher angedeuteten Sinne trefflich Hand
. Es sind dies die

lätter von Franziska Gräfin Schwerin.
ern. 1857. 16. 1 Thlr 7½ Ngr.

ungsbuch im vollsten Sinne des Worts, knapp und
n und Gestalt, weit und groß nach dem Umfang
ifsphäre und den Hoffnungen auf segensreiche Er-
es berechtigt. Die Verfasserin bietet für jeden
ltag im Jahre zu der betreffenden Perikope (Evan-
ijtel) eine kurze Homilie, von denen keine mehr
:lich vier Duodezseiten umfaßt, bei aller Kürze
aus der Hand gelegt werden wird, ohne reichen
ydenken und kräftige Anregung zum Eingehen in
kzulassen. Wenn wir mit Ammon zwischen „tra-
ijtgelehrten" und „frommen Schriftweisen" un-

terscheiden, so mögen wir sagen, daß die Verfasserin ihr Werk völlig im Sinne und Geiste der letztern geschrieben habe. Ueberall tritt uns das Ewige, Geistige in Christus entgegen, ohne daß dabei das Historische auf die Seite geschoben würde. Das geschichtliche Moment ist der Grund, auf welchem sie dem ideellen Christenthum die traute, helle und freundliche Heimat aufbaut; die thatsächlichen Momente, welche uns in der Heiligen Schrift als Träger der schönsten und erhabensten Ideen heilig geworden sind, werden ebenso sinnig als gemüthvoll in die geistige Sphäre hinübergezogen; und in Befolgung der mit Wärme ausgesprochenen Mahnung, daß man das Wesentliche nicht im Aeußern suchen solle, geht die Verfasserin durch die Art und Weise, wie sie die sämmtlichen an die Spitze ihrer Betrachtungen gestellten Perikopen behandelt, mit gutem Beispiele voran. Sie sagt im Vorworte, sie habe über die Deutung der Perikopen das Buch der Natur aufgeschlagen, und dies ist eine Versicherung, die sich aus dem Inhalte derselben vollständig bewahrheitet. Es ist nämlich als eine ihrer mit Consequenz durchgeführten Eigenthümlichkeiten hervorzuheben, daß mit dem Hauptgedanken regelmäßig eine entsprechende Naturbetrachtung parallel geht, wobei die Beispiele so sinnig gewählt und so gewandt ausgeführt sind, daß sie nicht nur zur Erläuterung und bessern Einprägung des Gedankens dienen, sondern daß auch der Gedanke gewissermaßen seine Weihe auf sie zurückwirft und sie befähigt, gleiche Seelenstimmungen bei ihrem Anblicke wieder hervorzurufen. Nur in wenigen Fällen scheint es uns, als ob eine glücklichere Wahl in den Bildern hätte getroffen werden können, und zwar nach entgegengesetzter Richtung hin, indem zweimal das Bild aus einem der allgemeinen Beobachtung zu fern liegenden Gebiete entnommen ist — wir meinen die Hoyacarnosa und die Gipsophilla, obschon das Hauptbedenken durch die in die Betrachtung selbst verwebte kurze und charakteristische Beschreibung gehoben wird —, während wir in einem dritten Falle mit dem „Läuten der Blumenglocken", erst der Schneeglöckchen und dann der Salomonssiegel, heimgesucht werden. In der That, dieses „Läuten der Blumenglocken", ein ebenso verbrauchtes als übelgewähltes Bild, und zwar das letztere, weil bei der Glocke der Klang, nicht die Form die Hauptsache ist, hätten wir in einem Buche wie das vorliegende nicht gesucht. Denn dasselbe zeichnet sich, abgesehen von den bisher gerühmten Vorzügen, durch einen sehr feinen, richtigen und geläuterten Geschmack aus. Die Sprache ist einfach und edel, gehoben und klar. So häufig auch und so tief mit psychologischem Scharfblick in die geheimen Falten des menschlichen Herzens eingedrungen und wie sehr dadurch dem denkenden Leser Befriedigung geboten wird, immer ist die Darstellung selbst dem schlichtesten Verständnisse zugänglich und somit das Büchlein wohl geeignet, in weiten Kreisen Verbreitung zu finden und Nutzen zu stiften.

Die Verfasserin wendet sich überall an den „einfach natürlichen" Menschen und läßt die Forderung, mit dem Gemüthe eines „einfach natürlichen" Menschen Natur und Schrift zu studiren, so oft und mit solchem Nachdruck wiederkehren, daß wir, anstatt die Wiederholung zu tadeln, nicht umhin können, eine Andeutung darin zu finden, die wir respectiren. Wir können es uns nicht versagen, eine der Betrachtungen vollständig mitzutheilen.

„Kleines Amt und große Treue. (Röm. 12, 7—16.) Eine Reihe herrlicher, christlicher Lebensregeln ist uns in dem heutigen Römerbriefe gegeben; Lebensregeln, die dem reinen kindlichen Gemüthe so leicht scheinen, und die doch dem durch Selbstsucht und Weltlust verkümmerten und verkrüppelten Herzen so schwer zu befolgen sind. Werde also darum doch zuerst ein Arzt an deinem eigenen Herzen, daß es, von seiner Verkümmerung genesend, wieder frisch, froh und kräftig, und von seiner Verkrüppelung sich erhebend, wieder offen und gerade sei, wie der Herr es verlangt, wenn er spricht: «Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!» Und dieser Herr will dir helfen, wenn du nur selbst an dir arbeiten, nur selbst die Pflege deines dir von Gott gegebenen Herzens beginnen willst.

Und wenn du es durch diese Arbeit daran mehr und mehr vorbereitet haſt, das Wort der Schrift recht, d. h. in kindlich einfacher Weiſe aufzufaſſen und zu verſtehen, dann wirſt du die Irrthümer vermeiden, die aus dem Leſen der heutigen Epiſtel ſo oft entſtanden ſind. Denn es haben Herzen — und oft ſogar ſolche, die es gar treu und redlich meinen — ſie alſo gedeutet, daß ſie darin die Mahnung erkannt haben, zu lehren, zu weiſſagen und zu ermahnen, zu ſegnen, zu herbergen und zu geben, ſo lange, ſo oft, ſo viel und ſo eifrig, bis darüber die echt chriſtliche aller chriſtlichſten Lehren: «Hat jemand ein Amt, ſo warte er des Amtes», mehr und mehr in den Hintergrund getreten iſt. Vor allem die Frauen, die Mütter und Töchter des Hauſes, haben in dem Streben, der Welt zu nützen, das Haus verſäumt, in dem Streben, der Menſchheit wohlzuthun, dem Kreiſe der Ihren unausſprechlich wehe gethan. Denn ein jeder hat hienieden ein Amt empfangen, ſei es groß oder klein, ſei es hoch oder geringe, deſſen er warten ſoll mit Liebe und Treue; und den Frauen ward das Haus, dieſe Pflanzſtätte alles Großen und Schönen, wenn ſie gepflegt und gewartet wird. Doch wie wenige warten ſein! Wie wenige warten des ſchönen Amtes, das der Herr ihnen gegeben; das, wie klein es auch ſcheine, doch ſo groß und ſo göttlich iſt, weil die kommenden Geſchlechter aus dem Hauſe hervorgehen, aus dem Herzen des Hauſes ihre erſte Nahrung ſaugen, von dem Geiſte des Hauſes getragen und durch die ſittliche Kraft des Hauſes geſtärkt, hinaustreten ſollen in die Welt. Und dieſen Geiſt, dieſe ſittliche Kraft zu pflegen, iſt der ſchöne, der göttliche Beruf der Frauen und Töchter, dem ſie nur dann getreu ſein können, wenn ſie alle die chriſtlichen Lebensregeln, von denen die Epiſtel des heutigen und kommenden Sonntags ſpricht, als vom Hauſe ausgehend und für das Haus beſtimmt betrachten und befolgen. Dann werden ſie lehren und ermahnen — ihre Kinder! geben — ihren Hausgenoſſen! barmherzig ſein — gegen jeden, der ſie beleidigt oder betrübt! regieren mit aller Sorgfalt und aller Treue — ihr Haus! ohne Falſchheit und ohne Argliſt Liebe üben — gegen Gatten und Kinder, Aeltern und Geſchwiſter! Sie werden fleißig ſein — im Kleinen! Sie werden fröhlich hoffen und geduldig tragen, denn ſie werden beten — d. h. in Gott ruhen allezeit! Sie werden ſich freuen — mit den Ihren, und weinen — mit den Ihren; ſie werden einerlei Sinn mit ihnen haben und ihre wahre echte Größe nicht darin finden, daß ſie nach den hohen Dingen der Welt ſtreben, ſondern daß ſie ſich herunterhalten zu den niedern, zu den ſtillen Räumen des kleinen Hauſes, das das enge und doch weite Feld ihres ſegensreichen Wirkens iſt. Sagt, ihr chriſtlichen Frauen, gedenkt ihr hierbei nicht des kleinen Tropfens, der an ſich nichts iſt und nichts bedeutet, und der doch in der Kleinheit und Niedrigkeit ſeines Seins das Meer geſtalten hilft, das ein Bild der Unendlichkeit iſt. Seht, den Samen, der ſo klein ſcheint wie ein Tröpflein und der doch bilden hilft den Bürger des Gottesreichs, der in ſterblicher Hülle die Hoffnung der Unendlichkeit in ſich trägt, den ſollt ihr ſtreuen mit der ſchwachen Hand, die für die Welt nichts zu wirken vermag. Denkt doch daran, wenn ihr dem ſanften Falle eines Tropfens zuſchaut, und laſſet den leiſen Ton eine Stimme ſein, die euch mahnt an die große Treue in euern kleinen Pflichten."

Wir haben dieſe Betrachtung, eine der einfachſten, deshalb gewählt, weil wir rückſichtlich eines Punktes darin abweichender Meinung ſind. Es iſt dies das gänzliche Verwerfen aller Wirkſamkeit der Frauen außer dem Hauſe. Vollkommen einverſtanden mit dem Tadel des Uebermaßes, das zur Verſäumniß der nächſten Pflichten führt, können wir es nicht billigen, wenn auch gegen die maßvolle Ausübung der Pflichten nach außen hin Einwendung erhoben wird. Das Haus, die Familie iſt die herrlichſte, einzig mögliche Baſis zum Aufbau des Gottesreichs; aber ummauert man ſie mit dem Banne der Excluſivität, ſo mag ein chineſiſches, kein Gottesreich daraus werden. Selbſt das gebrauchte Bild paßt nur, wenn der Geſichtskreis erweitert wird. Der kleine Tropfen hilft das Meer geſtalten; ja wohl; wenn er aber aus einem engbegrenzten und feſtabgeſchloſſenen Kreiſe nie herausträte, ſo würden wir eine unendliche Maſſe kleiner ſtehender Gewäſſer, um nicht zu ſagen Sümpfe, haben, aber kein M

Die Excluſivität iſt auf keinem Gebiete, ſelbſt nicht auf dem gen, wo ſie das meiſte Anrecht zu haben ſcheint, zuläſſig. liches ließe ſich zu Nr. 51: „Die rechte Miſſion", bemer Indeß liegt der Mangel jedenfalls mehr in der Darſtellung in der Denkweiſe der Verfaſſerin, denn der ganze Inhalt „Sonntagsblätter" läßt dieſelbe auf einem ſo vorurtheilsfreien unbefangenen, echt menſchlich-chriſtlichen Standpunkte erſche daß im allgemeinen der Vorwurf der Excluſivität der allerletzt der ihr gemacht werden könnte.

Es liegen uns noch einige andere Werke zur Beurt vor, die ebenfalls unter der unſerm heutigen Artikel vorang ten Rubrik ihren Platz behaupten und die wir deshalb hier gen laſſen.

2. Minnelieder eines Kloſterbruders. Schaffhauſen, H 1857. 8. 18 Ngr.
3. Bauſteine für Zion. Eine Oſtergabe von Friedrich helm Horn. Potsdam, Riegel. 1857. Gr. 8. 1 15 Ngr.
4. Jeruſalem. Epiſche Dichtung von Adolf Stern. Hübner. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Chriſtabend. Feſtidyll von Friedrich Dörr. Auflage. Leipzig, Voigt und Günther. 1857. 25 Ngr.
6. Golgatha. Eine Sammlung religiöſer Gedichte. geben von Chriſtiane von der Reck. Berlin, 1858. 12. 10 Ngr.

Die „Minnelieder eines Kloſterbruders" (Nr. 2) bi entſchiedenſten Gegenſatz zu den „Sonntagsblättern". iſt bezeichnend gewählt. Anſtatt eines wirklich religiöſen ſeins und einer lebendigen Gottesidee finden wir bei ter der Minnelieder nichts als eine rein ſinnliche und Anbetung Chriſti und der heiligen Maria. So S. 8:

O ſüßer Bräutigam,
Wie iſt doch unſrer Liebe
Geheimnißvoll Getriebe
So göttlich wunderſam!

Ich ruh' an deiner Bruſt,
Im Kuſſe dir vereinigt,
Als deine Braut beſcheinigt;
Wir herzen uns mit Luſt!

Und die als Braut ich ſchau'
Ans Herz dir minnend ſinken,
Die ſeh' als Kindlein trinken
Ich deiner Brüſte Thau!

O ſüßer Bräutigam,
Den auch ich Mutter nenne;
Wie iſt doch unſre Liebe
So göttlich wunderſam.

Oder S. 120 auf Maria (Botrys Cypri):

O Traube du, vom beſten Saft geſchwellet,
Die nicht, wie ehe Cyperus Schweſterfrüchte,
In ihrem Schoſe birgt ein Giftgerichte,
Woraus der Wolluſt gierig Feuer quellet.

Der Wein, ſo dir entkeltert, hat geſtählet
Der Tugend Glanz in uns im reinſten Lichte,
Hat uns vor deiner Schönheit Angeſichte
In Lilienreinheit dich als Braut vermählet.

Laßt koſten uns die Süße dieſer Beere,
Daß ſolcher heil'gen Gierde uns zum Lohne
Sie ihrer Luſt Umarmung traut gewähre!

Das Herz laßt uns in dieſen Flammquell tunken!
Erfüllet von dem Strome ſeiner Wonne,
Von dieſes Weines Fülle werdet trunken!

in den Abſchnitten vom Kreuze die Marterwerkzeuge ſungen werden, brauchen wir kaum erſt zu erwähnen. auf die Nägel beginnt mit den Zeilen:

Nägel, ſoll ich euch beweinen,
Oder ſoll euch glücklich preiſen?

uf die Lanze mit der Strophe:

O wäre ich die Lanze
Tief in des Herren Bruſt,
Nicht um die Welt, die ganze,
Gäb' hin ich ſolche Luſt!

iſt die Sphäre, in der ſich die Phantaſie des Verfaſſers Von praktiſchen Gedanken, welche die Wirkung hätten, mit dem Chriſtenthum zu durchdringen, iſt keine Spur finden. Er ſcheint eine Ahnung von dieſem Mangel denn er ſagt im Widmungsgedichte:

Drum möchte gern ich lehren
Dich, was du lieben mußt;
Das Wie wird dir ſich klären,
So liebeſt du mit Luſt.

da für das Was jede höhere geiſtige Anſchauung fehlt, ir das Wie nicht viel daraus nehmen, und namentlich r bezweifeln müſſen, daß es für den Verfaſſer außer ſchen auch auf Erden Objecte der Liebe gäbe, wenn er Titel des Buchs, aus dem wir erſehen, daß der das Diſtrictskrankenhaus der Barmherzigen Schweſchenreuth in der Oberpfalz beſtimmt iſt, eines andern

ztere Umſtand ſoll uns auch abhalten, von den zahlülflichkeiten und Härten, welche trotz der großen Licen- B. oben im erſten Liede, wo „nenne" und „Liebe" es Reims treten, dieſen Minneliedern zur Laſt fallen, zuſchreiben; vielmehr wollen wir mit der Bemerkung aß wir in der dritten Abtheilung zu unſerer Freude uf eine Anzahl Lieder geſtoßen ſind, die zu den beſt werden können, wie z. B. „Am Morgen", „Am eimweh", „Die Mette", einiges aus den Minneliedern muth und „Wunſch", der am Schluſſe eine hübſche

Der Dichter wünſcht als Vöglein Hymnen jubeln, aum goldene Früchte tragen, als Bächlein rein und eßen zu können, und ſchließt:

Bächlein, Baum und Vögelein,
So hab' ich mir oft gedacht!
Und was möchtet ihr denn ſein?
Wären wir wie du gemacht!

---

ie „Bauſteine für Zion", von F. W. Horn (Nr. 3), n entſchiedenen Gegenſatz zu der erſt beſprochenen rt in gediegener Proſa Religion und Poeſie, hier in und fließenden Verſen Dogma ohne Poeſie, d. h. rt ein bibliſch-chriſtliches lebendiges Gottesbewußtndlage des Ganzen bildete, ſehen wir hier ein tramatiſches Moment in überwiegender Weiſe vorherrzu welcher Spitze der Verfaſſer ſeine Theorien hinaufweiß, möge durch ein einziges Beiſpiel beleuchtet n Hinblick auf die Lehre von der Rechtfertigung n dem Gedichte „Der Heilsweg" folgender, unter Enunciation mit Emphaſe wiederholter Kanon:

Heilig, heilig, heilig iſt der Herr!
Heilig, gleichwie er, iſt keiner mehr.

Schrecklich iſt's, zu fall'n am Lebensende
Einſt in des lebend'gen Gottes Hände!
Schrecklich und verderblich iſt der Wahn,
Daß die Liebe — Sünd' vergeben kann.

ch folgt ſpäter die weitere Ausführung des Dogmas: het dir der Himmel offen" u. ſ. w. Damit wird möchten ſagen tödliche Erſtarrung, die uns beim igen Paradoxe ergreift, nicht wieder aufgehoben. en Paradieſesfreuden des Verfaſſers hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Er hält es nicht mit der Seligkeit, wie ſie Rückert beſingt, im Gegentheil er ſchwelgt auch hier in der Excluſivität:

Paradieſesfreuden.

Zwar viele ſind berufen, doch wenige auserwählt.
So iſt's die größre Menge, die einſt das Ziel verfehlt.
Iſt nun ſchon Eine Seele von unſchätzbarem Werth:
Wer mag den Schatz an Seelen ermeſſen, der zur Hölle fährt!

Ach — ſcheut die ewige Liebe ſolch großes Opfer nicht,
Der ſchon das Herz um Eine verlorne Seele bricht;
Erkauft ſie wenige Seelen um vieler ewige Pein:
Wie überſchwenglich müſſen des Paradieſes Freuden ſein!

In den Abſchnitten „Reue und Buße", „Erweckung und Bekehrung", „Gebet", „Gottes Führungen" findet ſich Erbauliches; die übrigen dem rein geiſtlichen Liede angehörigen Abſchnitte „Glaube", „Kampf und Sieg", „Gottesdienſt", „Chriſtlicher Wandel" ſind nur dogmatiſch und beziehendlich polemiſch. In dem letzten hätte man der Ueberſchrift nach ein praktiſches Chriſtenthum erwarten können; allein davon keine Spur, wol aber eine lange Prophezeiung über den bevorſtehenden Weltuntergang, und in dem Gedichte „Beruf", in welchem unter anderm dem Kern der Bevölkerung, den Landwirthen und Gewerbtreibenden, die Fähigkeit zu Verwaltung eines Gemeindeamtes abgeſprochen wird, eine Apologie des geiſtlichen Standes. An die bisher erwähnten Abſchnitte ſchließen ſich weitere „Geſchichten aus alter und neuer Zeit", „Natur", „Gleichniſſe", „Pſalmen", „Sprüche" und „Vermiſchtes". Die Geſchichten behandeln in gebundener Form theils bibliſche, theils legendenartige Stoffe aus neuerer Zeit; ſie ſind einfach und bilden, wenn auch ohne poetiſchen Werth, neben den Liedern aus der Natur, den anſprechendſten Theil der Sammlung. Wenn wir hiermit wiederholt den Mangel an Poeſie gerügt haben, ſo wollen wir, um dem Verfaſſer volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, hinzufügen, daß ſich in einzelnen wenigen Gedichten, z. B. in „Schmerz über Entfremdung von Gott", „Gethſemane", „Leuthen", „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern", „Die Blumen", ſowie in den meiſten Naturliedern poetiſche Anhauche finden; allein das alles, in einen Raum zuſammengefaßt, bildet noch nicht den zehnten Theil des ſtarken, faßt 400 Seiten umfaſſenden Buchs und kann daher bei dem Geſammturtheil keine Berückſichtigung finden. Poeſie iſt auch in den Gleichniſſen, Pſalmen und Sprüchen, das iſt aber evangeliſche, davidiſche und ſalomoniſche Poeſie, nicht Poeſie des Verfaſſers. So gelungen in mancher Beziehung dieſe Umarbeitung der bibliſchen Texte in Verſe erſcheinen mag, ſo ſehen wir doch, da die Luther'ſche Ueberſetzung unbedingt kräftiger und erhebender wirkt, keinen rechten Nutzen der Arbeit ein, wenn es nicht höchſtens der wäre, daß ſich die Texte in dieſer Form beſſer zum Auswendiglernen eignen, als in ungebundener Rede. In dem „Vermiſchten" finden ſich ein paar Seufzer über Schiller und Goethe und ein heftiger Angriff auf Leſſing. Der Nathan iſt „eitel Thorheit", und die Erzählung von den drei Ringen „ein geſudeltes Bild". Der Ertrag des vorliegenden Werks iſt zum Beſten einer höhern Unterrichtsanſtalt beſtimmt. Wir wünſchen ihr das beſte Gedeihen, können aber dabei zugleich den Wunſch nicht unterdrücken, daß in dieſer Anſtalt für die Koryphäen unſerer Literatur ein beſſeres Verſtändniß als dasjenige, dem wir hier begegnen, und eine Auffaſſung göttlicher und menſchlicher Dinge, bei welcher das gewünſchte beſſere Verſtändniß nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, ſtattfinden möge.

Die Dichtung „Jeruſalem" von A. Stern (Nr. 4) ſchildert den Untergang der Stadt durch Titus. Der Dichter iſt dem großen tragiſchen Stoffe in vieler Beziehung gerecht geworden; er malt mit glühenden Farben, ſetzt die Begebenheiten kräftig und lebendig in Scene, reiht ſie geſchickt aneinander und gibt auf verhältnißmäßig knappem Raume ein Geſammtgemälde der Kataſtrophe, in welchem man kaum einen von den weſentlichen Grundzügen der ſie bedin-

genden und begleitenden Momente vermiſſen wird. Dazu kommt eine in der Form vollendete Darſtellung; die vierfüßigen gereimten Jamben fließen in ſo gefälligem wohllautenden Rhythmus dahin, daß man wie im Fluge weiter kommt, und die Sprache iſt rein, klar, kraftvoll und zeigt in Ausdruck und Bild maßvolle Beherrſchung. Als Epos indeß können wir die Dichtung nicht gelten laſſen; denn hierzu fehlt der ideale Mittelpunkt, um den ſich alles gruppirte, ſei es nun, daß wir denſelben in der Handlung ſelbſt oder in einem Helden ſuchen. Was das letztere anlangt, ſo treten mit entſchiedener Bedeutung nur drei Charaktere auf: der Chriſt Philipp, die Jüdin Mirre, Philipp's Braut, und deren Bruder Judah. Der letztere iſt beſonders gut gezeichnet, allein zum Helden hat ihn der Dichter gewiß ſelbſt nicht auserſehen, da er ihn, wie er dem phyſiſchen Untergange geweiht iſt, auch moraliſch fällen läßt. Mirre gelangt in der Mitte der Dichtung in gewaltige Conflicte: ſie entſagt ihrer Liebe zu Philipp, um als Prophetin mit ihrem Volke zu kämpfen; allein damit iſt ihre Laufbahn nicht geſchloſſen, ſie wird vielmehr gerade im Brennpunkte derſelben jeder Selbſtbeſtimmung entzogen, indem ſie beim Tempelbrande bewußtlos niederſinkt, von Philipp gerettet und während eines langen tödlichen Fiebers gepflegt wird, wodurch ſich die Wiederanknüpfung des frühern Liebesbündniſſes und ihre Bekehrung zum Chriſtenthume vermittelt. Philipp endlich, ſo thätig er ſich auch in liebender Fürſorge für ſeine Braut beweiſt, iſt bei dem Kampfe aus Princip paſſiv und nur um der Braut und deren Vater beizuſtehen in der Stadt zurückgeblieben. Auch er kann daher nicht als Held gelten, da die Situation, in welche ihn der Dichter geſtellt hat — neben den Stürmen eines Kampfes, durch den eine Nation auf die erſchütterndſte Weiſe zu Grunde geht —, zu wenig hervortritt. Zu denſelben Reſultaten gelangt man, wenn man den idealen Mittelpunkt, den das Epos vorausſetzt, in der Handlung ſelbſt ſucht; denn es wird, wie über Judah, ſo auch über die Juden in ihrer Geſammtheit moraliſch der Stab gebrochen, mithin der ideale Kern, durch den allein für die fallende Nation das Heldenthum vindicirt werden könnte, vernichtet. Hätte endlich der Dichter beabſichtigt, in Philipp gewiſſermaßen die Idee des Chriſtenthums gegenüber dem fallenden Judenthume zu repräſentiren und in der Bekehrung der Mirre den Sieg des erſtern zu feiern, ſo würde es an ſich ſchon eine mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe geweſen ſein, den hiſtoriſchen Thatſachen gegenüber dem chriſtlichen Momente bei dem Untergange Jeruſalems eine ſo gewaltig in die Handlung eingreifende Stellung zu geben, daß der beabſichtigte Zweck damit zu erreichen geweſen wäre; am wenigſten aber würde die Löſung durch Philipp und Mirre gelungen ſein, da namentlich die Gewinnung der letztern für das Chriſtenthum ohne weitern Conflict und in zu paſſivem Zuſtande erfolgt. Daß durch den bisher beſprochenen Mangel der Geſammteindruck der Dichtung in etwas benachtheiligt wird, iſt nicht zu leugnen. Dieſelbe beſitzt aber, wie wir wiederholen, ſo viele Schönheiten, daß ihr ihr Werth geſichert bleibt.

An dieſe erzählende Dichtung möge ſich das Idyll: „Der Chriſtabend", von F. Dörr (Nr. 5), anſchließen, rückſichtlich deſſen wir uns auf eine kurze Bemerkung beſchränken können, da daſſelbe bereits in erſter Auflage in Nr. 31 d. Bl. f. 1857 von uns beſprochen worden iſt. Hier und da ſind Verbeſſerungen eingetreten, namentlich auch durch Rückkehr zur gebräuchlichen Orthographie. In der erſten Ausgabe ſchrieb der Dichter ohne „Dehnungszeichen", ſowie ohne Doppelconſonant und Doppelvocal und ſetzte für dt t, ſodaß er z. B. Stadt und Staat, beides mit Stat, ermahnen und ermannen, beides mit ermanen bezeichnete. Dies iſt in der gegenwärtigen Ausgabe abgeſtellt. Das Idyll lieſt ſich recht behaglich, und es würde dies noch mehr der Fall ſein, wenn die Hexameter weniger holperig wären. Auch können wir nicht umhin, die etwas zu materielle Auffaſſung der Ehe, die den ſonſt durchaus befriedigenden Eindruck benachtheiligt, wiederholt zu rügen. Die Braut, zu der „der treffliche Vetter", ein gebildeter ſchlesmiger Landwirth, ſeine brave Haushälterin erkoren hat, erſcheint ſich ſelbſt und dem Bräutigam und den Seinen auch als Braut und künftige Hausfrau eben faſt einzig nur im Lichte der Haushälterin. Der Dichter mag zu dieſer Auffaſſung dadurch gekommen ſein, daß er das Pärchen als ſchon im vorgerücktern Alter befindlich einführt; allein die rechte Liebe fragt nicht nach den Jahren und bewahrt ſich oder ergreift die ideale Seite der Ehe auch im reifern Alter noch ebenſo friſch und lebendig, ja mit noch vertiefterer intenſiverer Stärke als im Rauſche der Jugend.

„Golgatha" (Nr. 6) iſt eine Sammlung von Gedichten verſchiedener genannter Verfaſſer; die Herausgeberin bemerkt, theils ſeien ſie anonym erſchienen, theils habe ſie beim Sammeln nur auf den Inhalt, nicht auf die Namen gemerkt. Uns iſt unter allen ein einziges, das Mahlmann'ſche Vaterunſer bekannt geweſen; die Auswahl iſt gut getroffen, denn die meiſten der gegebenen Gedichte ſtehen mit dem nurgedachten in gleichem Werthe. Sie treten denen, welchen das Leben ſeine ernſte Seite zuwendet, mit einer klaren und heitern Anſchauung, die unter Thränen ſelbſt lächeln weiß, entgegen und bringen den Zuruf:

Nur die erringen, die ſich mühten,
Nur wer geweint hat, — hat gelebt!

in würdiger Weiſe zur Geltung. Von dieſem Geſichtspunkte aus ſcheint auch der Titel „Golgatha" gewählt, der ſonſt nicht paßt, denn die Sammlung iſt, wie der zweite Titel richtig ſagt, eine Auswahl religiöſer Gedichte überhaupt und enthält nicht mehr als ein einziges kurzes Paſſionslied. Zur Probe diene:

Die Nachtwache der Barmherzigen Schweſter.

Mitternacht ſchlägt es, und ich wache
Bei der Lampe ſtillem Schein,
Mitten unter meinen Kranken
In dem großen Saal allein.

Im Vergeſſen ihrer Schmerzen
Hält der Schlummer ſie umfangen,
Und ein ſtiller Frieden lächelt
Von den blaſſen, kranken Wangen.

Stiller noch liegt dort ein Todter,
Ganz verſchlafend ſeinen Jammer,
Wo ein düſter brennend Lichtlein
Schimmert aus der Leichenkammer.

O, wie viele noch der Armen
Werden bald in ihr auch liegen,
Die ſich jetzt im ſüßen Schlafe
Im Geneſungstraume wiegen.

Die der weit entfernten Lieben
Theure, freundliche Geſtalten,
Aeltern, Gatten, liebe Kinder,
Sehn an ihrem Lager walten.

Doch wenn auch die Lieben ferne,
Wenn ſie euch auch ſchon geſtorben,
Eine Mutter hat, ihr Armen,
Euer Unglück euch erworben.

Meine Kinder ſeid ihr alle,
Will euch pflegen in den Leiden,
Mit euch beten und euch tröſten,
Bis der Herr befiehlt zu ſcheiden.

Und du, Vater aller Lieben,
Gib der Schwachen deine Stärke,
Daß ich nimmer müde werde
In der Liebe heil'gem Werke!

lturhiſtoriſchen Begründung der Literatur-geſchichte.

preußiſcher Schulmann, der uns auch wol ſonſt mit n beehrte, ſchrieb uns neulich: „Ich lebe tagaus tag- 1 wie ein Fiſch und behellige niemand mit meinem ßer meinen Schülern; aber wenn Sie bei Ihrem Volks- itszuge, dem ich unter allen Ihren Schriftſtellerbeſtre- u meiſten Aufmerkſamkeit ſchenke und am liebſten nach- nal ſo recht einen Takt aus dem Liede anſtimmen, das mmer und immer vorſumme, ſolange ich eine ſelbſt- Vorſtellung von «Literatur» habe, ſo muß ich unwill- ſingen.

Nr. 2 der «Blätter für literariſche Unterhaltung» (S. 41 gangs) iſt dies wieder ſo geſchehen: .... «Wenn begreif- Volksſchwänke von dieſer Popularität in den kritiſchen ſchichten, wie ſie jetzt noch geſchrieben werden, eine zeordnete Rolle ſpielen oder auch mit Unrecht gänzlich i und ignorirt werden, ſo würden ſie in Literatur- , die auf eigentlich culturhiſtoriſcher Grundlage ruhen, ir in den Vordergrund treten und einen höhern Rang ein- ls manche gefeierte Dichtung, die mit dem Volkselement ſuſammenhange oder mit ihm gar im Widerſpruch ſteht.» uben Sie mir noch ein Wort beizufügen, um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihre Worte nicht obenhin leſe. ieswegs geſagt ſein ſoll, daß ich mir unbedingt ein- auch jedenfalls richtig verſtanden zu haben; freilich es mir, wenn ich die ebenſtehende Stelle gerade in ptbegriffswörtern nicht verſtände, und der Wunſch nir als einem nur nach Wahrheit Strebenden wol ich, daß ich darüber, auf welchem Wege es auch ſei, de. Und nun zur Sache:

ſetzen in den oben angeführten Zeilen «die kritiſchen ſchichten, wie ſie jetzt noch geſchrieben werden», und eſchichten, die auf eigentlich culturhiſtoriſcher Grundlage ander entgegen. In welchem Sinne ſoll man wol die «auf eigentlich culturhiſtoriſcher Grundlage ruhen» Wenn einmal eine «Literaturgeſchichte» eine «Grund- ſo kann ich mir keine andere denken, als eine «cultur- Eine «Literaturgeſchichte» iſt Geſchichte der «Litera- dieſe unmöglich etwas anderes als der Ausdruck, faſt agt, Abdruck der «Cultur», ſoweit ſich dieſe irgendwie che (ſei es mündlich, ſei es ſchriftlich) kundthut (weil ie «Cultur», ſich doch auch durch gar viele andere gsmittel äußert). Stellt nun jemand die «Geſchichte» atur» dar, ſo ſtellt er auch unwillkürlich — mag er nicht — gut oder ſchlecht die «Geſchichte» irgend- ur» dar, ſoweit ſich dieſe irgendwie in den Sprach- trägte.

' ich denn aber reinweg vergeſſen haben, was ich nd Tag auch an Sie geſchrieben? O nein, ich denke eil daſſelbe von unkritiſchen Literaturgeſchichten, «wie h geſchrieben werden», wie damals. Dieſe ſtellen turgeſchichte, ſoweit ſich die Cultur in den ſprach- gniſſen offenbart, dar, aber nur in den Erzeugniſſen ſeinen Bruchtheils des Volks, nämlich des ſchreiben- o weit ſind ſie faſt ohne Schuld, denn das läßt nders machen; aber die Schuld trifft ſie ganz, daß Erzeugniſſe jenes ſchreibenden Bruchtheils theilweiſe nbeachtet laſſen, welche für das nicht «gebildete Publi- mt ſind ..... Auch die Cultur des uncultivirten Theils des Volks gehört zu der Cultur eines Volks ahrlich kein Widerſinn, ſondern das einfachſte Ory- d ſomit die Darſtellung dieſer Culturgeſchichte, deren teſter Theil aus der Literaturgeſchichte genommen z. Aber welche «Literaturgeſchichte» kümmert ſich , Gebet-, Predigtbücher u. dgl., Kalender *), die Un- ſchiedenſten «Hausbücher», «Volksſchriften» u. ſ. w.?

„Ich bin nicht im Stande ein Wort weiter zu ſchreiben, denn es iſt mir eingefallen, daß in Sachſen, nicht etwa an der polniſch-ruſſiſchen Grenze, es zuweilen vorkommen ſoll, daß bei «Schriftſteller» an «Schriftſetzer» gedacht werden kann.“

Der Verfaſſer des hier im Auszuge mitgetheilten Briefs hat, wie man ſieht, die an uns gerichtete Frage, was wir eigentlich unter „Literaturgeſchichte auf culturhiſtoriſcher Grundlage“ verſtehen, am Schluſſe ſeines Briefs ſelbſt in dem Sinne beantwortet, in dem auch wir ſie beantwortet haben würden. Wir ſind weit entfernt davon, Literaturgeſchichten, die vom kritiſchen Standpunkt für die Kreiſe excluſivſter Bildung geſchrieben ſind und ſich ausſchließlich mit den höhern Literaturgattungen beſchäftigen, verwerfen zu wollen; ſie werden immer zu Recht beſtehen und ihren eigenthümlichen Werth behaupten; aber wir haben allerdings den Wunſch ausgeſprochen, daß einmal ein Literarhiſtoriker, der zugleich auch Culturhiſtoriker wäre, ſich finden möchte, welcher es ſich zur Aufgabe machte, die deutſche Literatur nicht ausſchließlich vom äſthetiſchen Standpunkt, höchſtens noch mit politiſchen und religiöſen Nebentendenzen, ſondern vom weſentlich culturhiſtoriſchen Standpunkt und ohne jede Nebentendenz zu behandeln. Man hat zwar in der letzten Zeit angefangen auch die Muſik und bildenden Künſte etwas mehr als früher in den Kreis der literargeſchichtlichen Betrachtung zu ziehen, um ihren Zuſammenhang mit verwandten literariſchen Erſcheinungen wenigſtens anzudeuten; indeß das genügt nicht, und zwar um ſo weniger, da auch hier nur die höchſten Spitzen auf dieſen Gebieten berückſichtigt zu werden pflegen. Gerade, was am wenigſten populär, ja im Volke geradezu nicht bekannt iſt, das wird faſt ausſchließlich analyſirt, in den Himmel gehoben oder bekrittelt. Componiſten wie Hiller, Reichardt, Wenzel Müller u. ſ. w., deren Lieder im Volke leben, werden übergangen, und Mozart's „Zauberflöte“ und Weber's „Freiſchütz“ erhalten gerade wegen ihrer volksthümlichen Klänge einen weit niedrigern Platz angewieſen, als die vornehmern Arbeiten dieſer Meiſter, als ſchwergefugte Oratorien oder höchſt kunſtvoll conſtruirte Symphonien. Geradeſo verfährt man mit der Literatur. Die volksthümliche Literatur, die auch einmal eine Darſtellung für ſich verdiente, wird nicht beachtet, weil ſie ein zu vulgärer Gegenſtand iſt. Je weniger populär eine literariſche Erſcheinung iſt, um ſo mehr kann ſie ſchon deshalb darauf rechnen, Beachtung zu finden; je volksthümlicher ein Product iſt (die Jugenddramen Schiller's etwa ausgenommen), um ſo ſicherer kann es darauf zählen, aufs wegwerfendſte beſprochen, wenn nicht gänzlich ignorirt zu werden. Es reicht nicht hin, die Stücke Kotzebue's, Iffland's, der Birch-Pfeiffer u. ſ. w. vom äſthetiſchen und der Himmel weiß von welchem Standpunkt kurzweg zu verwerfen, man muß nachweiſen, welche Eigenſchaften es ſind, wodurch ſie ihre ſo ungemein große Wirkung auf das Volk ausübten und zum Theil noch ausüben, und man würde dann zu dem beſtimmten Reſultat gelangen, daß es doch im Grunde nicht das hiſtoriſche oder philoſophiſche Drama, ſondern das bürgerliche iſt, welches den Bedürfniſſen und dem Bildungsſtandpunkt der Maſſen und ſelbſt des größern Theils der ſogenannten Gebildeten in unſerer Zeit entſpricht. Mag man dieſe Erſcheinung beklagen oder nicht; ſie iſt ein Factum und die Literaturgeſchichte hat ſo gut ſolche Facta anzuerkennen wie die Geſchichtſchreibung die Facta der Weltgeſchichte. Bei dieſem Verfahren würde man auch mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangen, wie wenig oder vielmehr ganz und gar nicht — was man dagegen auch ſagen mag — unſere claſſiſchen Dichter ins

---

ſtorbene bairiſche Oberſtudien- und Oberkirchenrath Joſeph Wißmayr, der, wie wir in Nr. 30 berichtet, mehr als 30 Jahre das bairiſche Kalenderweſen leitete, nannte den Kalender mit Recht „das oft beinahe einzige Volksbuch“. Wer eine alle deutſchen Landſtriche möglichſt umfaſſende Geſchichte der deutſchen Kalenderliteratur ſchriebe, würde damit zugleich auch einen höchſt ſchätzenswerthen Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Volksbildung liefern. Grundzüge dazu gab Wißmayr ſelbſt in ſeinem im bairiſchen Nationalkalender für 1827 veröffentlichten Aufſatz: „Zur Geſchichte des Kalenders, insbeſondere des deutſchen.“

eigentliche Volk gedrungen sind, wie selbst der Name Schiller's in den untern Schichten fast niemals ausgesprochen und vernommen wird. Das ist auch ein interessantes culturgeschichtliches Factum!

Wir haben schon mehrfach auf den auffallenden Umstand hingewiesen, daß gerade die komische und humoristische Literatur in unsern Literaturgeschichten am meisten vernachlässigt zu werden pflegt, obschon oder wahrscheinlich weil ihr mehrere der populärsten und in weiten Kreisen wirksamsten Schriftsteller und literarischen Erscheinungen angehören. Man macht dann höchstens Ausnahmen mit Erzeugnissen wie „Reineke Fuchs", insoweit sich bei diesem Anlaß gelehrte Untersuchungen über die geschichtliche Entwickelung und die verschiedenen Metamorphosen der zum Grunde gelegten Thiersage anbringen lassen, oder mit Johann Fischart, mit diesem gerade deshalb, weil er nicht populär ist und seine Wort- und Constructionsungethüme ein förmliches Studium erfordern. Witzige, burleske und höchst populäre Kanzelredner wie Abraham a Sancta Clara, der doch eine so originelle Erscheinung ist, wie sie sich kaum bei einem andern Volke findet, Sebastian Sailer, Jobst Sackmann u. s. w. werden entweder gänzlich ignorirt oder höchst abfällig und beiläufig abgefertigt, obschon sie doch auf ein sehr wichtiges, jetzt erloschenes kirchliches Culturelement zurückweisen. Ebenso vernachlässigt ist der komische Roman aus dem Ende des vorigen und dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts, obschon Lafontaine's „Quinctius Heymeran von Flaming", Jünger's „Wurmsamen von Wurmsfeld" und „Fritz", Johann Gottwerth Müller's „Siegfried von Lindenberg" (der in wenigen Jahren eine sechste Auflage erlebte) und „Die Herren von Waldheim", Knigge's „Reise nach Braunschweig", F. Nicolai's „Sebaldus Nothanker" u. s. w. von großer Bedeutung für die Sittengeschichte ihrer Zeit sind und schon wegen des Beifalls und Einflusses, den sie erlangten, Beachtung verdienen. Flögel stand auf einem ganz andern, wirklich culturhistorischen Standpunkt, und darum ist er noch heutzutage für das Feld, das er behandelte, unentbehrliche Quelle; von ihm sollte man lernen, sowenig auch seine Darstellung und seine Methode uns zusagen mögen. Ueberhaupt werden bei der Vorliebe unserer zuweilen doch mit sehr geringer poetischer Empfänglichkeit begabten Literaturgeschichtschreiber für die poetische Nationalliteratur als die allerdings feinste Blüte und den concentrirtesten Extract des nationalen Geistes so manche Gattungen der Prosa zu sehr vernachlässigt. Gewisse Lücken sind freilich in unsern Literaturgeschichten erblich. Dagegen findet man in ihnen ebenfalls erblich gewordene Werke und Dichtungen in Menge verewigt, die keinerlei Bedeutung haben, am wenigsten aber eine sittengeschichtliche, um ihre absolute literarische Werthlosigkeit dadurch einigermaßen auszugleichen.

Indeß wird die culturhistorische Literatur- und Kunstgeschichtschreibung schwerlich von den eigentlichen Literatur- und Kunsthistorikern, sondern sehr wahrscheinlich von den Culturhistorikern ihren Ausgang nehmen. Wir erinnern hierbei an Karl Biedermann, der, soweit es jetzt schon möglich ist, in seinem Werke: „Deutschland im 18. Jahrhundert", die Entwickelung der deutschen Literatur in diesem Sinne aufgefaßt und beleuchtet hat. Auch die treffliche „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", der wir für den bisherigen Mangel an ähnlichen Arbeiten schon längst einen kleinen Vorwurf zugedacht hatten, hat im Juniheft begonnen, Beiträge in dieser Richtung zu geben unter dem Titel: „Deutsche Literaturbilder des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Culturgeschichte", von A. Henneberger. Das erste „Literaturbild" befaßt sich mit dem merkwürdigen Buche: „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi", aus welchem auch schon Flögel in seiner „Geschichte des Groteskkomischen" Auszüge gegeben hat. Dieses Buch voll plumper geschmackloser Späße, aber gerade darum für die Sittengeschichte jener Zeit von Bedeutung, hat Stranitzky, den Vater der deutschen Hanswürste zum Verfasser und erschien zuerst im Jahre 1722 und mit etwas verändertem Titel in zweiter Ausgabe im Jahre 1728. Henneberger bemerkt in den einleitenden Worten sehr mit Recht:

„Die folgenden Bogen sollen eine Reihe von literarischen Erscheinungen besprechen und in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung würdigen, welche im vorigen Jahrhundert nicht nur der Literatur selbst bedeutendes Aufsehen erregt haben, sondern auch gewisse Richtungen und Stimmungen des öffentlichen Lebens ihrer Zeit kennzeichnen. Wenn es mir gelungen ist, die richtigen Repräsentanten jener Zeitströmungen aufzufinden und auszuwählen, so darf ich vielleicht hoffen, durch eingehende Betrachtung jener bestimmten Gestalten zur Kenntniß der Zeit selbst, der sie ihre Entstehung verdanken, einen nicht ganz uninteressanten Beitrag liefern zu können. Von mehreren dieser Bücher, die einst ein bedeutendes Aufsehen gemacht und vielleicht neue Richtungen in Literatur und Leben hervorgeregt oder bezeichnet haben, klingt noch der Titel oder irgend welche charakteristische Einzelheit zu uns herüber und wird als eine Art Stichwort gebraucht, nachdem der wirkliche Inhalt dieser Werke längst dem Bewußtsein der meisten entschwunden ist. Wer hat noch nicht von Siegwart'scher Empfindsamkeit gehört, gelesen und selbst gesprochen, und wie viele der jetzt Lebenden gibt es, die das einst so berühmte Buch gesehen, geschweige gelesen haben? Und doch kann es nicht ohne Interesse sein, den Inhalt solcher Bücher sich etwas näher anzusehen, die nicht nur ihre Zeit mächtig bewegt, sondern theilweise, wenn auch nicht in ihrem Titel, auf eine viel spätere Generation ausgedauert haben. Zwar werden sich öfter dergleichen Werke als an sich unbedeutende, in ästhetischer Beziehung verfehlte Producte darbieten, aber ist es denn nicht culturgeschichtlich um so anziehender, zu beobachten, wie auch das an und in sich Unbedeutende zu einer ordentlicher Wirkung gelangt, wenn es einer starken aber unklaren Zeitrichtung gewissermaßen zum entschiedenen Ausdruck zum Bewußtsein ihrer selbst verhilft?"

Gleich dankenswerth ist eine Reihe von Aufsätzen, welche J. W. Appell unter dem Titel: „Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur" im „Bremer Sonntagsblatt" erscheinen ließ, und die er später zu einer besondern Schrift: „Die Ritter- Räuberromantik" zu erweitern gedenkt. Appell geht bis auf August Bohse, Happel und Hunold (Menantes) zurück, und führt weiter die Romanfabrikanten Cramer, Spieß, Vulpius, Schlenkert, Albrecht, dessen Frau die bekannte Schauspielerin Albrecht war, G. A. Heinse, der 23 Romane (46 Bände) Schlenkert's Manier lieferte, Karl Grosse, der sich abwechselnd auch als einen spanischen Grafen E. R. von Vargas und Marquis C. von G., auch als Marchese von Phermusa, Page bei der Garde und Kammerherr am sardinischen Hofe ausgab, ferner Rambach, Seidel, Verfasser der „Geisterseherin, Gräfin Seraphine von Hohenacker", J. J. Brückner, Verfasser von „Dianora, Gräfin Martagno, Rinaldo Rinaldini's Geliebte, Seitenstück zu Rinaldo" und „Adelheid, Tochter des großen Banditen Odoardo, Prinzen von Albanien, aus dem Hause Zernetti; Seitenstück zu Schillers Geisterseher"; Vornschein, Verfasser der Romane „Cervantes der Schreckliche, Oberhaupt der Bravos in Venedig", „Der Beichtstuhl, eine wahre schaudervolle Begebenheit des 18. Jahrhunderts" u. s. w.; Arnold, Verfasser der Romane „Der Nonniß mit dem Blutflecken, eine Geistergeschichte nach einer wahren Begebenheit", „Die doppelte Ursulinernonne, aus den Papieren des Grafen R*** mit der aschgrauen Maske" und „Der Fußfuß auf dem Grabe oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten", und andere Büchermacher dieses Lichters vor. Kurz, wir haben hier eine Galerie der unsittlichsten literarischen Galgenvögel vor uns, welche in der Geschmacksbildung der untern und selbst der mittlern Klassen in Deutschland durch ihre Producte, in denen sich aber doch oft eine ganz gewöhnliche Erfindungskraft bekundete, die verderblichsten Verwüstungen angerichtet haben. Die größte Verantwortung fällt freilich auf die Verleger solcher Romane, die, wenn elende Machwerke zu honoriren versprechen, auch immer Schreiber finden werden, welche auf ihre gewissenlosen Tendenzen eingehen. Die Namen dieser Verleger sollten daher auch immer mit den Namen dieser Schauermänner zugleich für alle Zeiten an den

werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß manche dieser enden Literaten, so elend auch ihr Dasein in morasicht anzuschlagen sein mag, doch äußerlich eine bequeorgenfreiere Existenz gehabt haben, als mancher, der sich e Mühsal und Arbeit das an sich wenig lohnende Recht jat, ein „geachteter" Schriftsteller zu heißen. Das bezahlt die nicht geachteten leider oft viel besser.

nun nicht zu verlangen, daß selbst in einer Litera: von wesentlich culturhistorischer Grundlage dieser ratur ein sehr bedeutender Raum bewilligt werden zu ignoriren wäre sie keineswegs, da sie für die wisser Schichten im hohen Grade bezeichnend ist und nanchen Producten unserer gefeiertsten Dichter, wie nit den oft sehr barbarischen Erzeugnissen der Sturmperiode im genauen Zusammenhange steht, auch die ursachten Schäden und Geschmacksverwüstungen noch aufgehört haben, im Stillen fortzuwuchern. Ein iker darf nicht zu vornehm sein, diese Brandmale und aufzudecken, wenn es ihm wirklich um Beseielen barbarischen, die moderne Bildung verunzieente zu thun ist. Oder ist es nicht culturhistorisch ; diese Romantik gerade zu der Zeit, als sich die ratur in ihren ersten Vertretern zur höchsten bisher üte entwickelte, ihr Wesen am schamlosesten trieb? daß inem Roman „Reisen durch die Höhlen des Unglücks er des Jammers" bereits die wunden Flecke der berührte, mit denen sich die spätere socialistische eifrig beschäftigte? daß Rambach, der Verfasser em Titel „Ritter, Pfaffen, Geister" erschienenen ichten, Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium, Professor in Dorpat und russischer Etatsrath, daß hildebrandt, der für den Verlag von Basse 49 zum ndige Romane und für einen andern Verlag deren sogar Pfarrer, und der Verfasser des „Rinaldo Schwager des Verfassers der „Iphigenia" und des Tasso" war? daß Tieck als junger Mann im Solde n einer „Geschichte des bairischen Hiesel" und an rlichen Roman „Die eiserne Maske, eine schottische nitarbeitete? daß Zschokke, der leidlich fromme Ver- Stunden der Andacht", auch das Räuberdrama er große Bandit", und einen seiner Zeit vielgele- mit dem tollen Titel: „Kuno von Kyburg nahm len des Enthaupteten und ward Zerstörer des heichts" verfaßte? Muß man solche Züge nicht ein vollständiges Cultur- und Literaturbild der Vorstellung von der wunderlichen Mischung von raffinirter Bildung zu haben, welche unserer Geoft sogar den Besten anhaftet? Ist es ferner nicht daß diese Romanfabrikanten fast alle in den aufsischen und den zunächst angrenzenden Landen ge-

steht es jetzt? Freilich in mancher Beziehung wol in anderer nur um so schlimmer; denn an Stelle , roh naiven, sich selbst parodirenden und darum Geschmack als für das Herz verderblichen deutsch hat sich, ohne daß diese nun gänzlich erloschen viel feinern Giften geschwängerte französische Roe, die auch das Herz verdirbt und jedes sittliche heimen auflöst und vernichtet. Man behauptet Paul de Kock, Eugène Sue, Dumas u. s. w. in icht mehr so viel gelesen würden, als in vormärz- aber wir glauben Beweise zu haben, daß sie in en noch immer mehr gelesen werden, als irgend- deutscher Romanschriftsteller, insofern er nicht en besondern Stand und Beruf schreibt und genzen entgegenkommt. H. M.

Bilder aus dem häuslichen Leben. Von Karl von Holtei. Zwei Bände. Berlin, Artistische Anstalt. 1858. 8. 2 Thlr.

Die ziemlich massenhafte Production, der sich unser alter, von der Gunst der Kritik etwas verwöhnter Freund Holtei seit einiger Zeit ergibt, ohne daß hierbei von einer innern Nöthigung die Rede ist, fing in der That an, bedenklich zu werden. Wie? Will Holtei ein ganzes geachtetes literarisches Leben hinter sich haben, um nur noch die Leihbibliotheken mit Futter zu versorgen? Es wäre um sein Talent und seinen Ruf schade! Sein Talent? Worin besteht es? Wir haben mehr als einmal in d. Bl. bezeugt, daß dies Talent vorzüglich in der vollen Naivetät seines Schaffens, in der Grazie seiner frei wirkenden und auf das Volksgemüth gerichteten Phantasie, in der Einfachheit und Popularität seiner Anschauungen und seiner Ausdrucksweise beruhte, und daß er nach dieser Richtung hin wirklich mustergültige Sachen zu produciren vermocht hat. Seine „Vierzig Jahre", sein „Christian Lammfell" und vor allen seine „Vagabunden" tragen in dieser Beziehung eine Art von classischem Typus an sich, und in der Kunst, den echten Volkston zu treffen und diesen auch idiomatisch in zahlreichen Volksgedichten Ausdruck und Beglaubigung zu verschaffen für das Volk, das er in einem langen Leben zum Gegenstand seiner Beobachtung sich ausersehen hat, machen ihm wenige den Rang streitig. Diesen Ruhm nun, meinen wir, sollte Holtei nicht leichtsinnig verscherzen, ihn vielmehr nach allen Kräften durch ein wenig ernsten Willen schirmen, da er seinen Namen unter uns zu erhalten doch wol geeignet ist. In seinen jüngsten Arbeiten aber zeigte sich eine so auffallende Verleugnung von Ernst und Nachdenken und ein solches Unmaß von Sichgehenlassen, daß wir dazu nicht schweigen durften, vielmehr darauf dringen mußten, daß der Verfasser sich ernster nach der ideellen Bedeutung seiner Plaudereien fragen, das völlig Inhaltlose aber verwerfen möge. In den vorliegenden „Bildern aus dem Leben" scheint zu unserer Freude dies nun wenigstens zum Theil, wenn auch noch nicht genügend geschehen zu sein, indem unter den hier ausgestellten Gemälden wenigstens das letzte einen ausreichenden, ideellen Inhalt darbietet und von sorgsamerer Composition zeugt, als der Verfasser in der letzten Zeit bekundet hat. Gleich in dem Vorwort aber finden wir den alten liebenswürdigen Veteran, wie wir ihn kennen, wieder. Er dedicirt das Buch, da er keine andern Gönner hat, seinen Gläubigern, nicht seinen Geld-, sondern seinen Briefgläubigern, die er wegen seiner alten Schulden auf diese Antwort verweist. Hundert Episteln, die ihn gleich Abendvögeln umschwärmen, sagt er, gäben hier Zeugniß von seiner treuen Anhänglichkeit: Zeugnisse, die zwar nicht zur Post gelangt, doch Farben, Lichter und Schatten aus der Freunde Leben und dem eigenen enthielten.

Diesem reizenden Vorworte folgen drei Erzählungen ungleichen Werthes. Die erste „Jakob Heimling und seine Frau" nimmt ohne tiefere Anlage nur auf die Erheiterung des Lesers durch launige Scenen in unbedeutenden Verhältnissen Rücksicht, und sittliche Bezüge fehlen hier gänzlich. Reicher und ausgearbeiteter in dieser Hinsicht erscheint die zweite Erzählung: „Frau Hark", die auf einem guterfundenen Plane beruht und die Wandelungen der Hauptcharaktere gut motivirt. Frau Hark ist das Urbild einer kräftigen deutschen Hausfrau, und die anziehende Zeichnung eines Künstlerlebens, das haltlos, wie es ist, im Verbrechen endet, gibt dem ernstern Leser durch richtige und sinnige Lebensbezüge und Anschauungen Befriedigung, ohne jedoch zu der körnigen und inhaltreichen plastischen Darstellung zu gelangen, welche die dritte dieser Erzählungen auszeichnet. Die Novelle: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", gehört zu den eigenthümlichsten und gelungensten Arbeiten Holtei's, den wir so oft gelobt haben und der unser kritisches Gewissen mit dieser Leistung insoweit völlig beruhigt, als er nach manchem Fehlgriff hierin wieder einmal bekundet,

was er noch jetzt, sobald es ihm Ernst ist, zu leisten vermag. In dieser trefflichen Erzählung nämlich wird eine ganze Reihe sittlicher Zustände und psychologischer Motive in raschen kräftigen Zügen zur Anschauung gebracht, das Interesse des Lesers durch eine zwar einfache aber effectvolle Handlung gewonnen, diese mit anziehenden Peripetien der Charaktere verknüpft und ein vollkommen sittlicher Schluß mit tragischer Wirkung erlangt. Die Erzählung ist ganz dramatisch und würde sich daher auch nicht wenig zu dramatischer Behandlung als bürgerliches Schauspiel eignen. Rechnen wir nun hinzu, daß Holtei mit Rückert der Meinung ist:

Wenn du nur das Kleine leistest,
Wird's dir auch zum Ruhm gereichen,
Wenn du dich nur nicht erdreistest,
Es dem Großen zu vergleichen —

so müssen wir dem bescheidenen Autor doppelten Dank sagen. Seine Erzählung hat nur den einen formellen Fehler, daß sie viel zu kurz ist, denn da in ihr Kinder zu Männern und Bräuten erwachsen, so strebt sie über die Raumverhältnisse der Novelle hinaus und zeigt uns einen vollen Romanstoff. Will aber ein günstiger Leser sich davon überzeugen, wie trefflich Holtei den gegebenen Raum auszufüllen versteht, so darf er nur das meisterhafte Gespräch zwischen Julius, Sophie und ihrem Töchterchen über das Bibellesen der Kinder aufschlagen (S. 112), das ihm von dem Ernst und von der Kunst des Verfassers eine gleich hohe Meinung gewähren wird. Wir haben den braven Veteran lange nicht so volle und schöne Töne anschlagen hören, als er hier vernehmen läßt und bedauern in der That, daß er dieser Erzählung, die schon in ihrer Ueberschrift einen so ernsten Vorsatz ankündigt, nicht einen größern Umfang gegeben und den vorzüglichen Stoff nicht mit größerer Fülle, ja nicht einmal in seinen gewohnten behaglichen Dimensionen ausgeführt hat. So knapp gehalten, wie er ist, bleibt er eigentlich ein Geheimniß. An jener Stelle heißt es: „Das Kind liest die Bibel und prägt seinem Gedächtniß einzelne schöne göttliche Wahrheiten ein.... Es weiß nicht, was es daran besitzt; es vermag den Werth des Schatzes gar nicht zu ermessen, den es sich unbewußt in Geist und Herz ansammelt. Ja, es vergißt heranwachsend, in den Zerstreuungen, die Jugendrausch und Lebenslust bringen, vielleicht gänzlich, welch Eigenthum es mit sich herumträgt! Doch laßt nur später traurige Tage, ernste Prüfungen hereinbrechen! Suchet nur in euerm Innern nach Beruhigung! Da wird es sein, als hätten vertrocknete Samenkörner im Grunde euerer Brust geschlummert, und vom Thau euerer Thränen befeuchtet quellen sie auf, leben wieder, keimen, entfalten sich und wachsen zu Bäumen des Friedens heran und ihr hört wieder jenes heilige Rauschen in den Wipfeln frommer Palmen, das ihr einst vernommen. Was ihr damals nicht begriffen, jetzt wird es euch klar, denn für jedes Leid, für jeden Gram, der euch bedroht, findet ihr ein rettendes Wort, das die Bibel euch lehrte.... «Gönn' uns unsere Bibel, Julius!»" Solchen Worten, solchen Intentionen Achtung zu zollen, halten wir für Pflicht jeder gesunden Kritik. 4.

Neuestes in Betreff der Schriftstellerfrage.

Das siebente Heft der „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" enthält einen Aufsatz: „Deutsche Literaten und Poeten", worin es uns einigermaßen zum Vorwurf gemacht wird, für die Ehrenrettung des Schriftstellerstandes die Feder auch in d. Bl. geführt zu haben. Zwar hätten wir, wird gesagt, im einzelnen alles Recht, im ganzen aber sei die Abneigung gegen das Literatenthum eine wohlbegründete. Freilich wird dann weiter gesagt: „Wer wagt es allen Ernstes, den Poeten, den glühender Drang zu großer Gestaltung führt, zu misachten? Wer wagt es, den wissenschaftlichen Forscher, weil er zufällig kein Amt bekleidet, wer wagt es, den Journalisten, der ehrenhaft und rein dasteht, mit einer Miene von Verächtlichkeit anzusehen, als etwa ein pommerscher Junker oder verrotteter Bureaukrat?" Nur „jenes Zwittergeschlecht, das heute in der Kunst na gen in der Wissenschaft pfuscht (sich in beiden zu versu nur ehrenvoll und fruchtbringend), das seine Tage mit u Arbeit, unnützer Intrigue, literarischem Geklatsch, dem je tenantsunterhaltung vorzuziehen ist, verbringt: jenes G auch nur mit einem Worte vertheidigen, sollte einem M. M. nicht beikommen". Es ist uns aber auch gar nich kommen, dieses „Zwittergeschlecht" auch nur mit einem zu vertheidigen; wir hatten und haben bei unsern Bemü für die Interessen des Schriftstellerstandes zu wirken, natü mer nur dessen bessere und edlere Bestandtheile vor Auge die unreinen, wie sie sich etwa an einigen Mittelpun buchhändlerischen Betriebs ansammeln. Jeder Stand h unsaubern Bestandtheile, der eine in größerer, der ander ringerer Menge. Sollte ein Schauspieler aus dem Grunde, weil es anerkanntermaßen hundert und abe unnütze und verkommene Subjecte unter seinen Kunstgeno sich abhalten lassen, der Interessen seines Standes und z Zwecke auch der Perseverantia sich anzunehmen? Ueber finden sich auch unter jenem literaturbeflissenen „Zwinger so manche, die mehr bedauernswerth als verdammenswe und wie leider der Welt Lauf ist, würden auch sie geach der Oeffentlichkeit dastehen, wenn ihr Thun und Treib nur eine glänzende Existenz sicherte. Endlich bliebe im zu untersuchen, woher es denn kommt, daß gerade in land der Literatenstand so zahlreich vertreten ist und nicht mit allgemeinen Ursachen nothwendig zusammenhä deren Beseitigung auch das Uebel des „Literatenthums es eines ist, verschwinden würde.

In einer Notiz am Schlusse der Lieferung h ner der Beschluß des frankfurter Filialcomité der Stiftung: „nicht nur Dichtern, sondern überhaupt v verdienten Personen Pensionen zu ertheilen", als ei widriger" angefochten, „insofern mit beinahe jeder literarischen Verdienst ein Amt oder wenigstens ein er der Lohn verbunden ist, und weder der Fachschriftsteller Journalist jener bodenlosen Unsicherheit preisgegeben sin demjenigen droht, der Zeit und Kraft der poetischen P widmet". Nun, ein Journalist wird überhaupt schwer langen, von der Schiller-Stiftung berücksichtigt zu wer „sinnwidrig" erscheint es uns, Journalisten und überh rarisch verdiente Personen statutenmäßig von den Wohlt Stiftung auszuschließen und das Comité dadurch in zu setzen, zu einem verdienten Schriftsteller, der du Krankheit oder andere Umstände in Noth gerathen is mit Berufung auf das Statut zu sagen: wir müssen nem Elend überlassen, denn das Statut verbietet es unter die Arme zu greifen.

Inzwischen wollen andere herausgefunden haben, deutschen Schriftsteller sich sogar einer behaglichern Ex freuten als die englischen und französischen. Es ist schwerlich anzunehmen, daß z. B. die Mitarbeiter an ßen englischen Zeitungen und Reviews schlechter bezahlt s als die Mitarbeiter deutscher Blätter, und was z. B. die schen dramatischen Dichter anlangt, so scheinen diese durch besser gestellt als die deutschen, daß ihre Stücke größere Zahl von Aufführungen zu erleben pflegen u mehr Tantième abwerfen. Schriftsteller freilich, die wi de Nerval und Gustave Planche nur ab und zu für schreiben und wenig productiv sind, werden so gut in F wie in Deutschland stets eine nur kümmerliche Existe Ohnehin befindet sich aus bekannten Gründen die Lit Frankreich gegenwärtig und wol nur vorübergehend in ein dings gedrückten Zustande. Man hat auch gesagt, die steller bildeten gar keinen Stand. Nun, es wird nur ankommen, ob sie einen Stand bilden wollen. Die Pa toren haben sich zu einem Stande organisirt vermit Société des gens de lettres, die, indem ihr Fonds meinsamen Geldbeiträgen und auf dem Princip gege

ig beruht, außerdem beweist, daß die pariser Autoren
ngen besser gestellt sein müssen als die deutschen.
ser des oben angeführten Aufsatzes „Deutsche Litera-
eten" selbst gibt zu, daß zumeist die besten Glieder
n Schriftverfasserthums oft unter den übelsten und
bsten Verhältnissen leiden, und der „Arbeitgeber",
ist, die sich wahrlich sonst nicht viel mit literarischen
ßt, fühlte sich jüngst berufen, jedermann vor dem
: Dichterlaufbahn zu warnen, weil die poetische Ar-
age keinen materiellen Werth mehr habe. Man
leicht auf Heller und Pfennig nachweisen, daß z. B.
Schriftsteller, der nur von Recensionen oder Corre-
ür Journale und Zeitungen lebt und keinerlei Re-
lt bezieht, bei allem Fleiße jährlich nicht soviel zu
r Stande ist als ein tüchtiger, wohlbeschäftigter

igern kommen wir auf einen Aufsatz zu sprechen,
n jüngsten Tagen das „Börsenblatt für den deutschen
gebracht hat. Es wird darin gegen das in Leipzig
Project einer Actienbuchhandlung, dessen sich un-
ie „Nordischen Blätter" sehr warm angenommen
Felde gezogen. Dies befremdet uns keineswegs;
ch ja über die Ausführbarkeit des Projects aus
Gründen allerdings streiten. Aber auffallend war
ndestens taktlose und abgestandene Raisonnement
fachliteratenthum". Man sollte buchhändlerischer-
ehen, daß die Abundanz des Buchhandels die Abun-
eratenthums zur Folge hat, nicht umgekehrt: jedes
uchhändler neu begründete Journal und encyklopä-
ehmen z. B. zieht wieder so und soviel „Litera-
ist daher der literarische Erwerb ein „ungerechtfer-
müßte nothwendig auch der buchhändlerische es sein.
Versicherungskassen, die man doch sonst jedem Stande
nnt, scheint man uns Schriftstellern von jener Seite
t wollen; wir sollen und müssen dazu verdammt
bilden alter Zeiten mit uns zu schleppen. Das
nan und christlich gedacht! H. M.

Notiz.

Otto Müller.

te (achtzehnte) Heft des encyklopädischen Werks
enthält einen biographisch-kritischen Artikel über
den Verfasser von „Bürger, ein Dichterleben",
'ermann" u. s. w., von dessen Romanen es zu An-
satzes heißt: „Die Darstellung des innern Lebens
t und verborgenen Seelenregungen bildet wie die
auch den Hauptreiz seiner Schöpfungen. Sie
Producte eines blos berechnenden, scharf combini-
ides, wie man ihnen jetzt so häufig begegnet; sie
nirgends Spuren moderner Blasirtheit, sondern
igebende Frische, welche die Herzen gewinnt, und
sich Otto Müller den Strom seiner auf allge-
hen Intentionen beruhenden Schöpfungen durch
der Tendenz trüben lassen. Den Gegenströmungen
sweise in grellen Boz'schen Contrasten bewegenden
mercantilen Romantendenzen, wie sie sich gegen-
machen, mag es vielleicht gelungen sein, dieses
Genre für den Augenblick auf der literarischen
Hintergrund zu drängen; aber die ausgleichende
schwerlich ausbleiben; man wird wieder Romane
und nicht im Boz'schen, Dumas'schen und
ben Genre lesen wollen, eingedenk des Ausspruchs
von Weimar in einem Briefe an Wieland:
gen über das menschliche Herz sollten gewöhnlich in
das Consistenteste der Speise sein." Zum Schluß
ird berichtet, daß Otto Müller sich gegenwärtig
beitung eines Romans aus der Handelswelt be-
, wie verlaute, die kaufmännischen Kreise (welche
O. Müller durch längern Aufenthalt und verwandtschaftliche Beziehungen in Bremen genauer zu kennen hinreichend Gelegenheit hatte) von einer ganz andern Seite dargestellt werden sollen, als in Freytag's „Soll und Haben". Aus einer andern Quelle erfahren wir über den von Müller projectirten Roman: das Terrain sei eine norddeutsche Handelsstadt (Bremen?), die Erzählung bewege sich in den Gegensätzen von arm und reich, von geistigem und materiellem Kapital, von alter und neuer Zeit. Der poetische Firniß, womit „Soll und Haben" die Handelswelt überziehe, solle in diesem Roman strengstens vermieden, vielmehr gerade das Gegentheil davon, die Nüchternheit und Prostitution in der kaufmännischen Sphäre ihren richtigen Ausdruck erhalten; er werde zu allerletzt um die Gunst der Krämer und Handlungscommis buhlen u. s. w. H. M.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinr. Karl Frdr. v. Stein. Berlin, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Babrios und die älteren Jambendichter. Griechisch mit metrischer Uebersetzung und prüfenden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. Leipzig, Engelmann. Gr. 12. 1 Thlr.

Blumroeder, A. v., Lebenserfahrungen und Lebensanschauungen im Lichte der Vernunft, in Beziehung auf die wichtigsten Anliegen unseres inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, denen wir eingefügt sind. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Boll, E., Die Insel Rügen. Reise-Erinnerungen. Schwerin. Gr. 8. 25 Ngr.

Diefenbach, L., Der Vertauschte. Erzählung. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Förster, G. v., Friedrich Wilhelm der Vierte und seine Zeit. Mit Portrait und Facsimile. 1ste Lieferung. Sondershausen, Neuse. Br. 8. 5 Ngr.

Gruenz, K., Der Weltpriester und „Försters Lieschen". Zeitroman aus voller Wahrheit. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Otto, Louise, Heimische und Fremde. Ein Gemälde aus der Schweiz. Roman. Drei Bände. Leipzig, Hübner. 16. 2 Thlr.

Pfeffer, Schanche, Schnorre aus Frankfort un Sachsehause. Schee zu lese voors Colleg un derrhaam, voorem Spichel und hinnerm Owe, im Saloon un im Stibbche, lustig, schaurig un draurig. Geschriwwe dorch (den Verfasser) un seine Collegsfreinde. 1.—4. Heft. Frankfurt a. M., Küchler. Gr. 16. à 2 Ngr.

Pölo, K., Kirchhofblüthen. Gedichte. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 13 Ngr.

Pröhle, H. A., Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rees, L. E. Ruutz, Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. Mit dem Plane der Stadt nebst der Residenz und dem Porträt des General Sir Henry Lawrence. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rückkehr zur Natur. Populär-wissenschaftliche Blätter für Wahrheit in Heil- und Lebenskunst. Redacteur: P. Kadner. 1stes Heft: 12 Nummern. Dresden, Breyer. Lex.-8. 15 Ngr.

Rutenberg, Agathe, Allan Orville. Roman. Drei Bände. Leipzig, Hübner. Gr. 16. 2 Thlr.

Shakespeare'sche Dramen. Uebersetzt von C. Heinichen. 1stes Heft: Cymbeline. Bonn, Marcus. 12. 15 Ngr.

Solitaire, M., Das braune Buch. Novellen, Phantasiestücke und Historien. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

Waldmüller, R., Unterm Krummstab. In Zwing und Bann. Roman. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Von Juli d. J. anfangend, versenden wir wöchentlich einen Band von

einer **billigen gebundenen** Ausgabe

von

Meyer's

GROSSER

REAL-ENCYKLOPÆDIE

in 52 Bänden

mit den Supplementen.

PREIS 2⅓ THLR., FÜR DEN BAND

in englisch Cambric gebunden, mit allen Illustrationen.

(Das complete Werk gebunden 130 Thlr. Courant; früher 260 Thlr.)

Die Verlagshandlung bietet mit dieser sich auf eine nur sehr geringe Anzahl von Exemplaren beschränkenden Ausgabe dieses werthvolle Werk, anerkannt das umfangreichste und erschöpfendste Compendium des menschlichen Wissens, das mit seiner Million Artikel eine allgemein wissenschaftliche Bibliothek nicht nur ersetzt, sondern auch räumlich ausfüllt, in einer schönen, geordneten und bequem zu handhabenden Form. Sie hofft damit nicht nur dem vielfach laut gewordenen Wunsch manches Bibliophilen, den der seitherige hohe Preis von der Anschaffung abgeschreckt hat, nach Kräften entgegenzukommen, sondern auch einer grossen Anzahl von anfänglichen Subscribenten, die noch im Besitz von Bruchstücken des Werks sind, eine wesentliche Erleichterung zur Ergänzung ihrer Exemplare zu gewähren. Letztern liefert die Verlagshandlung den Band in Heften zu 2 Rthlr. und das Heft zu 3 Sgr.

Um das Werk so nutzbar als möglich zu machen, sowol für die jetzigen Besitzer als auch für neu hinzukommende Abnehmer, lassen wir

Neue Supplemente

in wöchentlichen Heften à 6 Sgr.

erscheinen, welche mit den frühern Supplementen das Hauptwerk begleiten und ganz auf die Höhe unserer Zeit führen. Von der gebundenen Ausgabe in 52 Bänden wird an Subscribenten, falls nicht eine raschere Lieferung verlangt wird, wöchentlich 1 Band ausgegeben, das ganze Werk also in Jahresfrist geliefert, ebenso die neuen Supplemente, welche circa 1—2 Bände bilden.

In den grössern Buchhandlungen liegen Probebände zur Ansicht vor und werden Bestellungen angenommen.

Das **Bibliographische Institut**

in Hildburghausen.

Brockhaus'

REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von Adolf
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). V. E.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddeus.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Be
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schück
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Ko
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühn
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königs
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Von Karl Gustav von Bern
Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Harzbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Ka
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von Wilhelm
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

☞ **Preis des Bändchens 10 Sgr.** ☜

In allen Buchhandlungen zu haben.

Bei Friedr. Ludw. Herbig in Leipzig erscheint bis November complet:

Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. **Vierte Auflage.** Drei Theile. Gr. 8. circa 96 Bogen. Bis zum Erscheinen der ersten Lieferung am 1. September besteht ein **Pränumerationspreis** von 5 Thlr. 18 Ngr.; der am 1. September eintretende **Ladenpreis** ist 6 Thlr. 24 Ngr. Ausführliche Prospecte erhält man durch jede Buchhandlung.

Desselben Verfassers: **Französische Literaturgeschichte seit 1789—1857.** Gr. 8. Zwei Theile. 5 Thlr. 18 Ngr. sei hierdurch gleichfalls empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 5. August 1858.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Adalbert Stifter. Von Adolf Zeising. — Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Studententhums. — Von der Nachtseite des Lebens. — Lewes und Schopenhauer über den Charakter. — Von David Asher. — Des Seigneur de Caumont Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe. Von German Mäurer. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Adalbert Stifter.

r Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Drei Bände. Pesth, Heckenast. 1857. 8. 6 Thlr.

Nachdem Stifter bisher nur mit kürzern Arbeiten die selbst als bloße „Studien" oder „Bunte Steine" bekannte, vor die Oeffentlichkeit getreten ist, schickt er hier n ersten mal ein größeres, aus drei starken Bänden rhebendes Werk in die Welt. Der Erfolg seiner „Stu-" war ein ungewöhnlich glücklicher. Nicht nur in sterreich, seinem engern Vaterlande, sondern in ganz utschland, ja über die Grenzen desselben hinaus hat er durch dieselben rasch eine Zahl von Freunden erwor-, und wenngleich die Kritik dem unbedingten, über-englichen Enthusiasmus, mit welchem dieselben von en Seiten begrüßt wurden, nicht ohne Beschränkung ämmen konnte, sondern an der Stifter'schen Darstel-gsweise gar mancherlei auszusetzen und zu rügen fand, konnte doch auch sie nicht umhin, in dem Autor ein entendes Talent von eigenthümlicher Grundlage zu er-nen und ihm namentlich eine durch und durch sittliche Auffassung von fast kindlicher Unschuld und jungfräu-r Keuschheit, eine seltene Beobachtungsgabe für die ver-genern Partien der Gemüthswelt und die abseitslie-den oder übersehenen Regionen des äußern Lebens, besonders aber eine ungemeine Virtuosität für stu-nartige Detailschilderungen zuzugestehen. Schon etwas ser war die Aufnahme seiner „Bunten Steine". Zum il mochte dies daher rühren, daß innerhalb der Frist, zwischen dem Erscheinen der „Studien" und diesem ern Product verstrichen war, die ganze Geschmacksrich-ng des deutschen Volks einen wesentlichen Umschwung ahren hatte, ja daß überhaupt eine größere Lauheit d Apathie gegen poetische Erzeugnisse eingetreten war. ch mehr aber lag der Grund wol darin, daß man nach „Studien" von deren Autor etwas erwartet hatte, geeignet war, sich als Ergebniß und Frucht dieser dien darzustellen, also etwas über die „Studien" selbst nausgehendes, etwas, worin mehr als in diesen ein großer bedeutender, dem allgemeinen Interesse näher liegender Inhalt verarbeitet sei und was auch von seiten seiner formellen Gliederung und Abrundung in höherm Grade den Bedingungen eines organisch gebauten Kunstwerks genüge; daß man aber diesen Erwartungen entgegen in den „Bunten Steinen" wiederum nichts anderes als bloße Studien erkannte und noch dazu solche, die sich noch ausschließlicher als die ihnen vorangegangenen in mehr oder minder entlegenen Regionen des Lebens bewegten und in noch ausgedehnterm Maße und mit ausgeprägterer Absichtlichkeit die Aufmerksamkeit des Lesers vorzugsweise für das Kleine und Unscheinbare in Anspruch nahmen. Es war daher natürlich, daß sich selbst unter den Freunden Stifter's, namentlich unter denen, welche in den Erstlingen seiner Muse vielversprechende Vorboten größerer Leistungen gesehen hatten, nicht wenige durch die „Bunten Steine" enttäuscht fühlten und selbst für die thatsächlich vorhandene Fülle des Schönen in ihnen nicht mehr dieselbe Empfänglichkeit zeigten, die sie den „Studien" gegenüber besessen hatten, obwol sie in manchen Beziehungen, namentlich was Reife der Lebensauffassung und verhältnißmäßige Gliederung des Stoffs betrifft, jene eher übertreffen als hinter ihnen zurückbleiben. Noch scrupulöser und ablehnender ließ sich damals die Kritik über Stifter vernehmen und mit Ausnahme weniger den Autor ohne Misstimmung würdigender und seine eigenthümlichen Vorzüge mit ungetrübter Liebe anerkennender Stimmen, zu denen auch die des Referenten in d. Bl. gehörte, behandelte sie ihn damals wie einen entwickelungsunfähigen, für immer abgethanen, kaum noch zu berücksichtigenden Schriftsteller.

Unter diesen Umständen ward es für Stifter in gewissem Sinne zu einer Lebensbedingung, nach jenen beiden Veröffentlichungen mit einem größern, stofflich und formell bedeutendern Werke hervorzutreten, und jetzt, wo er diese Bedingung erfüllt hat, wo uns in seinem „Nachsommer" eine Arbeit von ihm vorliegt, die wenigstens von seiten ihres Umfangs den Namen eines größern Werks verdient, drängt sich nun der Kritik die für

Stifter's Stellung in der Literatur überaus wichtige Frage auf, ob denn nun dieses größere Werk auch von seiten seines innern Werthes ein solches sei, wodurch Stifter die Erwartungen die man von ihm gehegt, befriedige oder wenigstens den ehrenvollen, hervorragenden Standpunkt, den er sich unter den Dichtern der Neuzeit errungen, rechtfertige und behaupte. Die Beantwortung dieser Frage ist keine ganz leichte. Zwar wird es nicht an solchen fehlen, die ihr gegenüber sogleich mit einem entschiedenen Nein bei der Hand sind, und umgekehrt wird sich vielleicht unter wirklichen Kritikern kaum einer finden, der ebenso rasch ein unbedingtes Ja darauf erwiderte, und hieraus könnte man vielleicht die Folgerung ziehen, daß für das Nein entschieden mehr Gründe sprechen als für das Ja. Gleichwol läßt sich die Frage auf diese Weise nicht erledigen; denn im allgemeinen ist der kritische Beurtheiler mit dem Nein überhaupt rascher fertig als mit dem Ja, er läßt sich weit leichter durch das, was ihm anstößig ist, gegen die guten Seiten verstimmen, als umgekehrt durch gute Eigenschaften zur mildern Auffassung der Mängel bewegen, zumal dann, wenn die Fehler recht augenfällig und handgreiflich auf der Oberfläche, die Vorzüge dagegen mehr in der Tiefe liegen, und, um bemerkt und genossen zu werden, nicht blos einen schärfern, tiefer eindringenden Blick, sondern auch eine gewisse Kraft und Ausdauer in Ueberwindung des Mißfälligen und eine förmliche Arbeit zur Hinwegräumung der die Goldadern verbergenden Schichten erfordern. Gerade ein solches Verhältniß besteht aber auch zwischen den Schwächen und Stärken des neuen Stifter'schen Werks und es würde daher eine große Ungerechtigkeit sein, wenn man es blos nach seinem unmittelbaren Eindruck abschätzen und hiernach zugleich ein Urtheil über die literarische Bedeutung seines Autors abgeben wollte. Um uns dieser Ungerechtigkeit nicht schuldig zu machen, wollen wir daher dasselbe ein wenig genauer ansehen.

Stifter hat sein Werk selbst eine „Erzählung" genannt; es gilt daher zunächst zu prüfen, inwiefern es dieser Bezeichnung und den Erwartungen, die man an diesen Namen knüpft, entspricht. „Erzählung" ist eigentlich der Gattungsbegriff für alle Arten epischer Dichtungen in prosaischer, ungebundener Form; es kann also Roman, Novelle, Idylle, Dorfgeschichte, Märchen und anderes der Art bedeuten. Wählt man diesen allgemeinen Namen statt der besondern Bezeichnungen zur Benennung einer einzelnen Dichtung, so liegt dem gewöhnlich die Erkenntniß oder das Gefühl zum Grunde, daß diese Dichtung keiner der besondern Arten genau entspricht, daß sie entweder ein Mischlingsproduct verschiedener Arten oder auch eine ganz neue Art ist, für die es noch keine besondere Bezeichnung gibt. Nicht selten wird das Wort im specifischen Sinne auch für die kürzern Erzählungen gebraucht; da aber die vorliegende eine solche nicht ist, wird man sich nur eine ungebräuchliche, noch nicht benannte Art unter ihr vorstellen müssen. Und eine solche ist sie in der That, obschon hiermit nicht gesagt sein soll, daß Aehnliches nicht auch schon früher producirt wäre. Sofern eine Erzählung als poetisches Erzeugniß, als Kunstwerk gelten will, muß s nothwendig Darstellung des Schönen, Gewährung ech tischen Genusses die Hauptaufgabe sein. Die Erzähl sucht diese Aufgabe dadurch zu lösen, daß sie eine Reihe zusammenhängenden Begebenheiten dergestalt ordnet zusammenstellt und mit so lebendigen Farben aus daß daraus ein zugleich stofflich interessantes und form befriedigendes Ganzes, gleichsam ein die Mannichfalti und Einheit, den Conflict und die Harmonie des W lebens in sich concentrirendes Lebensbild entsteht. ihr die Lösung dieser Aufgabe wirklich gelingen, darf sie nicht blos die Sinne und die in der Sinnlic wurzelnde Phantasie, sondern sie muß in und mit ih auch den Geist überhaupt, kurz den ganzen Menschen befriedigen wissen, d. h. sie muß in und mit dem S nen, welches sie bietet, zugleich dem Wahrheits- Sittlichkeitsbedürfniß genügen, weil das Schöne eigen nur dann als Schönes bestehen kann, wenn es sich das Ideale, Vollkommene, Göttliche überhaupt fassen l was unmöglich ist, sobald es mit dem Wahren und ten, die ebenso gut wie es selbst Offenbarungen Göttlichen sind, in Widerspruch steht. Die Erzählung jedes Kunstwerk muß also nothwendig in und m eigentlich ästhetischen Genuß zugleich den Erkenntni Sittlichkeitstrieb befriedigen, sie muß von der bek Horaz'schen Regel nicht blos das delectare, sondern das prodesse beherzigen. Aber indem sie dieser weislichen Forderung genügt, kann sie dem didaktis und moralischen Elemente sehr verschiedene Grade der rechtigung einräumen; sie kann sich einerseits begnügen, selben dergestalt in die schöne Erscheinung hineinzuweben ten, daß man in und mit der Erscheinung zugleich Wesen und den Zweck derselben klar erfaßt; anderer kann sie dieselben so in den Vordergrund stellen, daß sie als das eigentlich Wesentliche, als das Bezweckte Auge faßt und die sinnliche Einkleidung nur als ein dienendes Mittel erkennt. Nur im erstern Falle b die Erzählung streng innerhalb des poetischen künstleri Gebiets; im zweiten Falle schreitet sie mehr oder we über die Grenzen hinaus und nimmt den Charakter ner halb der Poesie, halb der Prosa angehörigen lungen an, die man um des Uebergewichts oder der starken Betonung jener Elemente willen als didak und moralische Erzählungen zu bezeichnen pflegt.

In diese Kategorie muß unbestreitbar auch „Nachsommer" eingereiht werden, und hiermit ist ausgesprochen, daß ihm der specifisch ästhetische eines rein poetischen Kunstwerks nicht beigelegt kann, und es läßt sich überdies hieraus entnehmen, in ihm gerade diejenigen Seiten der Erzählung, vorzugsweise die Phantasie beschäftigen — Verfo außerordentlicher Schicksale und seltsamer Begeben Zeichnung spannender Conflicte, Erfindung com Verwickelungen und überraschender Lösungen, rascher gang der Geschichte und bunter Wechsel der Peri Situationen, Scenerien u. s. w. —, im ganzen schwach vertreten sind. Wer also von einer Erzähl

rade diese Eigenschaften verlangt und erwartet, kann
ch wird dieses Erzeugniß Stifter's nur enttäuscht aus
n Händen legen, ja er wird kaum den ersten Band zu
erwinden vermögen: denn in der That muthet Stifter
n Leser in Rücksicht auf alle jene zumeist anziehenden
d fesselnden Elemente eine Resignation und Enthalt-
nkeit zu, wie sie unter Personen, die überhaupt Erzäh-
ngen lesen, gewiß eine höchst seltene Erscheinung ist.
ir schlagen diesen Mangel keineswegs gering an, halten
i vom ästhetischen Standpunkt betrachtet sogar für
im sehr bedeutenden; denn die von Stifter in so unerk-
rter Weise vernachlässigten Eigenschaften einer Erzählung
d keineswegs, wie er zu glauben scheint, als entbehrliche
standtheile oder gar als ungehörige Reizmittel, sondern
mehr als nothwendige und wesentliche Bedingungen
r epischen Dichtung anzusehen, und sie sinken nur dann
werthlosen und verächtlichen Elementen herab, wenn sie
Erzähler mit keinem geistigen und sittlichen Gehalt zu
ibringen weiß, oder gar, wie es in unserer Roman-
Unterhaltungsliteratur leider nur allzu häufig der
ist, sie wirklich nur als Mittel eines flachen
vertreibs und ideenlosen Phantasiekitzels anwendet.

Form ist allerdings dem Stoff gegenüber bis zu
m gewissen Grade etwas Indifferentes; man kann sie,
n man will, mit jedem möglichen Inhalt anfüllen.
r weil es weder einen schlechthin formlosen Stoff,
eine schlechthin stofflose Form in der Wirklichkeit gibt,
besteht zwischen Form und Inhalt dennoch ein noth-
iger natürlicher Zusammenhang, beide bedingen ein-
r gegenseitig, und sobald man daher zur Darstellung
s Inhalts irgendeine bestimmte Form, wie die der
ählung, ergreift, muß man derselben auch die Formen
Inhalts anzupassen wissen. Dies aber hat Stifter
äumt, ja, wir müssen glauben verschmäht: denn es
t in der Fernhaltung dessen, wodurch sonst Erzählun-
ihre Anziehungskraft auszuüben pflegen, so viel Be-
ites und Geflissentliches, daß der Autor jedenfalls in
Ueberzeugung gehandelt hat, in den ausgestoßenen
enten etwas wirklich Ungehöriges und Verwerfliches
ägt zu haben.

Wir müssen, wie gesagt, diese Ansicht als einen Irr-
n erkennen; aber gleichwol gewinnen wir daraus,
wir sie als Grund des in diesem Roman zwischen
alt und Form bestehenden Misverhältnisses begreifen,
n Standpunkt, der uns nicht erlaubt, diese Arbeit um
s ästhetischen Compositionsfehlers willen überhaupt zu
werfen oder nur gering anzuschlagen; denn wir werden
dieser Einsicht in die vorherrschend didaktische und mo-
ische Grundanschauung des Verfassers auch selbst über
Grenzen einer specifisch ästhetischen Beurtheilung hin-
geschoben und hierdurch veranlaßt, die vorliegende Er-
lung vorzüglich von seiten ihres instructiven und sitt-
en Gehalts zu prüfen. Von diesem Standpunkte
inen wir aber trotz mancher Bedenken und Einwen-
ngen, die sich auch in dieser Beziehung gegen die Ar-
des Verfassers erheben lassen, nicht umhin, derselben
en ungewöhnlichen Werth und eine hervorragende Be-
deutung beizulegen; denn es ist darin nicht nur eine ungemeine Fülle von tiefsinnigen und erfahrungsreichen Ideen über Wissenschaft, Kunst und Leben niedergelegt, sondern es weht uns auch aus dem Ganzen trotz aller minutiösen Aufmerksamkeit, die dem scheinbar Kleinen und Nebensächlichen gewidmet wird, ein durch und durch auf das wirklich Bedeutsame, Edle, Segenbringende gerichteter Geist entgegen: es wird uns darin ein den jetzigen Verhältnissen entnommenes Lebensbild aufgerollt, in dem für den jüngern Leser ein seltener Schatz von belehrenden und erziehenden, für den ältern eine reiche Fundgrube von wohlthuenden und beruhigenden Elementen enthalten ist, und ist man einmal dazu gelangt, das Buch von diesem Gesichtspunkte aus zu lesen und auf manche andere sonst wohlberechtigten Anforderungen zu verzichten, dann wird man auch eine außerordentliche Fülle des echtesten und gediegensten Schönen darin entdecken: man wird der fast beispiellosen Simplicität der Anlage, der niemals nach Effect haschenden, nirgends nach Beifall schielenden, mit vertrauensvollster Naivetät und stoischem Gleichmuth ihr Ziel verfolgenden Consequenz der Ausführung, dem fest ausgeprägten, trotz einzelner nach Manier schmeckender Auswüchse natur- und sachgemäßen Stil und endlich der Sicherheit, mit welcher die einzelnen Personen im ganzen wie im einzelnen gezeichnet sind, eine aufrichtige Bewunderung nicht versagen können, und selbst manche von den Eigenheiten und Wunderlichkeiten des Verfassers werden in milderm, günstigerm Lichte erscheinen und schon darum minder anstößig wirken, weil sie erkennen lassen, daß sie mit den erwähnten Vorzügen aus einer und derselben Quelle entspringen, nämlich aus einer unerschütterlichen Pietät gegen das von Gott und der Natur Gegebene und von der Cultur Veredelte.

Mit dieser Pietät hängen noch zwei besonders zu erwähnende Richtungen der in diesem Buch sich aussprechenden Weltanschauung zusammen, die sonst sehr selten vereinigt gefunden werden, nämlich einerseits eine entschiedene Hinneigung zur streng sensualistischen, beobachtenden Betrachtung und Würdigung der Dinge in wissenschaftlicher wie in künstlerischer und praktischer Beziehung, dergestalt, daß nicht nur er selbst in seiner Darstellungsweise, sondern auch die von ihm im idealen Lichte geschilderten Persönlichkeiten grundsätzlich der Methode folgen, deren sich in neuester Zeit die naturwissenschaftlichen und culturhistorischen Forscher zu bedienen pflegen, andererseits eine nicht minder entschiedene Neigung, die Erscheinungen der Welt und des Lebens im optimistischen Sinne aufzufassen und mit unerschütterlichem Vertrauen an eine göttliche Weltregierung zu glauben, dergestalt, daß seine idealistische Weltanschauung nicht schwächer erscheint als jene realistische, und seine Richtung auf das Anschauliche und Sinnliche nicht stärker als seine Anerkennung des Unendlichen und Uebersinnlichen. Darin, daß der Verfasser diese Gegensätze, die sonst sich gegenseitig auszuschließen oder zu bekämpfen pflegen, friedlich in sich zusammenfaßt, schließt er sich im Wesen der neuesten Richtung der Philosophie an, wenngleich er selbst sich gegen die Philosophie überhaupt mehr ablehnend als anerkennend ausspricht, nicht

erkennend, daß eigentlich doch der Grundtrieb seines Wesens ein philosophischer ist und daß gerade aus diesem Quell alle seine Dichtungen und insbesondere die vorliegenden ihren idealen Gehalt empfangen haben.

Sollen wir dieselbe ihrem speciellen Zwecke und ihrer Anlage und Einkleidung nach noch näher bezeichnen, so glauben wir uns nicht kürzer und bestimmter fassen zu können, als wenn wir sie eine pädagogische Erzählung nennen und sie hierdurch ganz im allgemeinen zu einer Kategorie von Schriften zählen, unter denen Rousseau's „Emile" und Goethe's „Wilhelm Meister" die berühmtesten sind, ohne daß wir damit irgendeine andere Vergleichung ausgesprochen haben wollen. Die eigentliche Aufgabe, die sich der Autor gesetzt und die er zwar in der Form der Erzählung, sonst aber ohne alle romanhaften Abschweifungen verfolgt, besteht nämlich darin, uns in ausführlicher, speciell eingehender Weise zu zeigen, wie ein junger Mann unter sehr einfachen Verhältnissen, vorzugsweise durch Anschluß an einen erfahrungsreichen und hochgebildeten ältern Mann und dessen nächste Angehörige zu einem tüchtigen Menschen erzogen und eines gediegenen Lebensglücks theilhaftig wird. Die Lösung dieser Aufgabe hat sich der Verfasser allerdings ziemlich leicht gemacht; denn einerseits ist der junge Mann, der hier erzogen und glücklich gemacht wird, schon von vornherein eine so gutgeartete Natur, daß er eigentlich kaum einer besondern Erziehung bedurfte; andererseits lebt er von Anfang an in so glücklichen Verhältnissen und auf seinem einfachen wohlgebahnten Lebenswege kommen ihm alle äußern Verhältnisse und Beziehungen fort und fort in so freundlicher Weise entgegen, daß man auch nicht einen Augenblick wegen seines Glücks in Sorge zu sein braucht. Auf keinen Fall kann man also das vom Verfasser gezeichnete Erziehungswerk als die Lösung eines pädagogischen Problems betrachten. Aber eine solche hat wol auch der Autor nicht im Auge gehabt, sondern uns nur in einem einfachen Lebensgemälde all die Bedingungen und Elemente zum Bewußtsein bringen wollen, durch die man, wenn das Schicksal freundlich zu Hülfe kommt, der Welt am sichersten nützlich und selbst glücklich werden, seinen Mitmenschen und sich selbst das Leben nicht nur verschönen, sondern auch gehaltreicher und ersprießlicher machen kann. Im allgemeinen gelten ihm als die hauptsächlichsten und höchsten jener Bedingungen eine tüchtige wissenschaftliche, ästhetische und ethische Bildung; insbesondere legt er aber ein großes Gewicht auf ein Zurückgehen zu den Urbeschäftigungen, namentlich zur Bodencultur und einer den höhern und niedern Bedürfnissen entsprechenden Gestaltung des häuslichen Lebens. Im Glück des Hauses, in der Veredlung des Familienlebens sieht er das eigentliche Ideal des menschlichen Lebens; auch die Bedeutung des Staats- und Völkerlebens verkennt er nicht; aber dennoch gilt ihm die weiter nach außen greifende sociale und politische Thätigkeit mehr als Mittel denn als Zweck; und auch Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe betrachtet er vorzugsweise von seiten ihrer Bedeutung für das Haus, von seiten ihrer Verwerthung für die Erhöhung des aus den rein menschlichen Wechselbeziehungen entspringenden Lebensglücks.

Demgemäß legt er denn auch den Naturwissenschaften fern sie eine bessere Benutzung der natürlichen Kräfte Stoffe für die häuslichen Bedürfnisse lehren, einen verhältmäßig höhern Werth bei als der Speculation; daher behandelt er in dem Kunstgebiet besonders die Zweige mit Vorliebe die dem unmittelbaren Leben dienen, z. B. die bürgerliche Baukunst, die Gartenkunst und alle jene zur Kunst erhebenden Handwerke, welche sich mit Anfertigung schöner Geräthschaften, Waffen, Kleidungen, Geschmeide u. s. w. beschäftigen. Aus demselben Grunde zieht er, obschon der hohen idealen Bedeutung der antiken Kunst im vollen Maße ihr Recht widerfahren läßt und ihr auch als salonisirendes Moment im Hause die ihr gebührende Stelle einräumt, dennoch die mittelalterliche deutsche Kunst, weil sie mehr den Bedürfnissen des Gemüths entgegenkommt und sich inniger an die häuslichen Einrichtungen anschlossen hat, mit bevorzugender Sorgfalt in den Kreis seiner Betrachtungen und macht dadurch sein Buch in gewissem Sinne zu einer Vorschule der jetzt immer mehr zur Geltung gelangenden germanistischen Studien. Endlich hängt mit jener Grundrichtung seines Wesens zusammen, daß er gerade die für das häusliche Leben befinden und ein glückliches Zusammenleben wichtigen Tugenden, wie Ordnung, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Anspruchslosigkeit ohne Aufgebung der Selbständigkeit, sorgfältige Beobachtung der einander schuldigen Rücksichten, selbst der conventionellen Formen, wechselseitiges Entgegenkommen ohne Verletzung der nothwendigen Zurückhaltung, Heilighaltung der Freundschaft und Liebe, Freundschaft u. s. w. mit besonderm Nachdruck hervorhebt und auch das Glück der Liebe und Ehe sicherer aus der still und ruhig sich entwickelnden Flamme der Neigung als aus dem wild auflodernden Feuer der Leidenschaft hervorgehen läßt. Im ganzen schenkt der Verfasser der Darstellung der erotischen Beziehungen nur einen geringen Raum; aber dafür sind auch die beiden Scenen, in welchen er einerseits den Ausbruch einer leidenschaftlichern Liebe, andererseits die Entfaltung einer sich ruhiger entwickelnden Liebe gezeichnet hat, von meisterhafter Ausführung und unwiderstehlicher Wirkung, sodaß sich kaum sagen läßt, ob in der einen die aus vulkanischem Boden hervorbrechende Lava oder in der andern die eine kühle Schneedecke durchbrechende Frühlingsblume einen ergreifendern Eindruck macht. Diese beiden Scenen sind in poetischer Beziehung die Glanzpunkte des Romans und schließen sich dem Tiefsten und Schönsten an, was Stifter geschrieben. Schon dieser Umstand allein genügt, um zu beweisen, daß von einer Abnahme seiner poetischen Begabung noch nicht die Rede sein kann; aber auch die Kunst, mit der er ohne Anwendung irgendwelcher Reizmittel das Interesse für das einfache Schicksal seiner Personen wach zu erhalten weiß, ist ein Beleg dafür, daß ihm die gerade ihm eigenthümliche Fähigkeit, durch scheinbar Unscheinbares zu fesseln, noch nicht abhanden gekommen ist. Was aber die Form dieser Erzählung im Verhältniß zu ihrem Umfang

…ieſe vermiſſen läßt, das erſetzt ſie durch einen entſchie…
…n größern Reichthum des belehrenden Inhalts und legt
…dieſer Beziehung für einen bedeutenden Fortſchritt des
…rfaſſers Zeugniß ab. Zu wünſchen bleibt nur, daß
…n Dichter künftighin eine vollkommenere Ineinander…
…rbeitung des didaktiſchen Gehalts und der poetiſchen
…kleidung gelingen möge. Adolf Zeiſing.

…r Geſchichte und Charakteriſtik des deutſchen Studententhums.

Geſchichte des deutſchen Studententhums von der Gründung
…er deutſchen Univerſitäten bis zu den deutſchen Freiheits…
…kriegen. Ein hiſtoriſcher Verſuch von Oskar Dolch.
Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Studentica. Leben und Sitten deutſcher Studenten frü…
…herer Jahrhunderte. Meiſt aus literariſchen Seltenheiten
…nd Curioſen geſchöpft. Als Anhang: Die Studenten.
…in Luſtſpiel von Chriſtoph Stymmel. (Geſchrieben
…545.) In den Versmaßen des Originals zum erſten mal
…ndeutſcht. Von F. Hermann Meyer. Leipzig, Har…
…tung. 1857. 8. 12 Ngr.

Vorleſungen über akademiſches Leben und Studium, ge…
…halten von Johann Eduard Erdmann. Leipzig, Geibel.
…858. Gr. 8. 2 Thlr.

Die beiden erſten von den ſoeben angezeigten Werken ſind
…der augenfälligen Verſchiedenheit in der Behandlungsweiſe
…Stoffs nach Geiſt und Intention weſentlich ſo überein…
…timmend, daß man, weil offenbar keins von beiden durch das
…ie angeregt worden ſein kann, unwillkürlich auf die Frage
…ommt, ob nicht irgendein zufälliges Ereigniß oder irgendein
…eigenthümlicher Zuſtand der Gegenwart innerhalb oder außer…
…halb der ſpeciellen Sphäre des Studentenlebens ihr ziemlich
…gleichzeitiges Erſcheinen veranlaßt habe. Ich meinestheils will
…die Möglichkeit eines ſolchen Sachverhältniſſes nicht beſtreiten;
…ſo lebhaft ich ſelbſt mich in früherer Zeit an allen ſtuden…
…tiſchen Intereſſen betheiligt habe, ſo muß ich doch offen geſte…
…hen, daß mir dieſelben ſeit einem Decennium aus rein äußer…
…lichen Gründen vollſtändig fremd geworden ſind. Ich glaube
…deswegen nicht minder zu einem Urtheil über eine ge…
…ſchichtliche Darſtellung des deutſchen Studententhums berufen
…zu ſein, wenn dieſelbe nicht gerade die ſpeciellen Ereigniſſe der
…letzten zehn Jahre auf dem erwähnten Gebiete zu ihrem Ge…
…genſtande hat. Noch mehr: ſo entſchieden ich auch behaupten
…möchte, daß nur derjenige ſich eines wahren Verſtändniſſes für
…einer gründlichen Einſicht in die ſtudentiſchen Verhältniſſe
…rühmen kann, welcher dieſelben durch eigene Erfahrung und
…praktiſche Mitbetheiligung in- und auswendig kennen ge…
…lernt hat, ſo iſt doch bei aller Beweglichkeit der deutſchen aka…
…demiſchen Jugend die Entwickelung dieſer Verhältniſſe in allen
…weſentlichen Punkten eine ſo langſame und ſtetige, und das
…Bewußtſein mehr als irgendwo unaustilgbare Standesbewußtſein von
…conſervativer Natur, daß ein Jahrzehnd ab oder zu hier
…wenig austrägt. Wenn daher auch Erdmann bei ſeinen unter
…den angezeigten Vorleſungen den wirklichen Studenten eines
…beliebigen Semeſters vor Augen gehabt hat, ſo iſt doch dieſer
…wirkliche Student im ganzen niemand anders als der allge…
…meine Typus des deutſchen Studenten während der letzten 50
…Jahre. Mit dieſem bin ich ziemlich genau bekannt, und ich
…darf dieſe Thatſache im voraus verſichern zu müſſen, weil
…ich weiß, daß hier mehr als irgendwo der Kritiker darauf ge…
…faßt ſein muß, ſeine Competenz durch ein: Davon verſtehſt du
…nicht, beſtritten zu ſehen.

Der Verfaſſer der „Geſchichte des deutſchen Studenten…
…thums“ (Nr. 1) hat zunächſt nur den rein hiſtoriſchen Geſichts…
…punkt im Auge. In der ganz richtigen Ueberzeugung, daß das
…Leben der deutſchen Studenten einen weſentlichen Beſtandtheil
…des Nationallebens ausmache und mit der Geſammtentwicke…
…lung unſers Volks im engſten Zuſammenhange und in ſteter
lebendiger Wechſelwirkung ſtehe, glaubt er durch eine überſichtliche
Darſtellung dieſes wichtigen und intereſſanten Ausſchnitts aus
dem deutſchen Culturleben der Nationalgeſchichte überhaupt
einen anerkennenswerthen Dienſt zu leiſten. Er iſt anſpruchs…
los genug, ſein Werk als einen bloßen Verſuch zu bezeichnen,
und unter Hinweis auf die Schwierigkeit der Herbeiſchaffung
aller Quellen und den Mangel an brauchbaren Vorarbeiten
und Monographien, namentlich für das 14. und 15. Jahrhun…
dert, jede Prätenſion auf Vollſtändigkeit abzulehnen. Verlangt
man nun von dem Werke nichts mehr, als der Verfaſſer damit
zu bieten beabſichtigt hat, nämlich einen klaren, aber gedräng…
ten Ueberblick über die Geſchichte des deutſchen Studenten…
thums bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts, ſo kann man nicht
umhin ihm das Zeugniß zu geben, daß er ſein Verſprechen
erfüllt und innerhalb der ſelbſtgeſteckten engen Grenzen das
Möglichſte geleiſtet hat. Eine fleißige und ehrliche Benutzung
der ihm zu Gebote ſtehenden zahlreichen Quellen und Hülfs…
mittel, eine lichtvolle chronologiſche und ſachliche Anordnung,
welche bei reinlicher Auseinanderhaltung der einzelnen Geſichts…
punkte gleichwol niemals den lebendigen organiſchen Zuſam…
menhang verkümmert, und eine einfache, aber fließende und
anſprechende, echt geſchichtliche Darſtellung, welche dadurch,
daß ſie, wo nur immer thunlich, den jeweiligen zeitgenöſſiſchen
Quellenſchriftſtellern oder Urkunden ſelbſt das Wort gönnt,
das Charakteriſtiſche jeder Periode in dem ihm eigenthümlichen
originellen Gewande hervortreten läßt, ohne die Einheit des
hiſtoriſchen Stils zu beeinträchtigen: dies ſind die anerken…
nenswerthen Eigenſchaften, welche das vorliegende Werk ebenſo
unterhaltend wie belehrend machen und ihm mindeſtens auf
ſo lange einen wohlverdienten Platz als Hand- und Hülfsbuch
für die Specialgeſchichte des deutſchen Studententhums ſichern,
als nicht vollſtändigere Detailarbeiten eine ausführliche und
künſtleriſche Behandlung deſſelben Stoffs ermöglicht haben.

Der Verfaſſer theilt den Zeitraum von der Gründung der
deutſchen Univerſitäten bis zu den Freiheitskriegen in vier Pe…
rioden, von welchen die erſte die Zeit bis zur Reformation
umfaßt, die zweite bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs
reicht und die dritte ungefähr mit dem Beginn des 18. Jahr…
hunderts abläuft. In jeder dieſer Perioden charakteriſirt er
zunächſt die organiſchen Einrichtungen der deutſchen Univer…
ſitäten und die dadurch bedingten Hauptgrundzüge des Stu…
dentenlebens, worauf er die Sitten und Gebräuche der Stu…
direnden mit beſonderer Rückſicht auf Kleidung, Wohnung und
Lebensweiſe, Zucht und Fleiß, Schuld- und Creditweſen, Tu…
multe, Duelle, Fecht- und Trinkweſen u. ſ. w. ſchildert und
zuletzt das Verhältniß der Studenten zum Staat und zur
Wiſſenſchaft betrachtet. Danach iſt der Entwickelungsgang
kürzlich folgender. Nach dem Vorbilde der pariſer Univerſität
bildeten ſich auf den deutſchen Hochſchulen anfangs Nationen,
d. h. natürliche landsmannſchaftliche Verbindungen mit eigenen
Vorſtehern, Geſetzen, Privilegien und Verſammlungen, in denen
jedoch gleich von vornherein die Lehrer hinter den Studiren…
den zurücktraten, weil die deutſchen Univerſitäten zugleich die
Einrichtung der Facultäten befolgten. Während dieſer Zeit
entſtanden allmählich, ebenfalls nach dem Vorgange von Paris,
die ſogenannten Burſen, d. h. gemeinſchaftliche Wohnungen einer
Anzahl von Studenten unter Aufſicht eines Meiſters der freien
Künſte. Anfangs waren dieſe Collegien fromme Stiftungen,
in denen ärmere Zöglinge freie Wohnung und freien Unter…
halt erhielten; mit der Zeit aber wurden ſie der Mehrzahl
nach zu Privatunternehmungen einer graduirten Perſon, wel…
cher die Aufgenommenen gewiſſe Preiſe für Wohnung, Nah…
rung und andere Bedürfniſſe zu zahlen hatten. In der Mitte
des 15. Jahrhunderts galt nur der für einen wahren Stu…
denten, der in der Burſe ein gemiethetes Zimmer hatte, in
der Burſe ſchlief, ſpeiſte und in der angeſetzten Uebungszeit
disputirte. Dieſe Einrichtung trug jedoch den Keim ihres Un…
tergangs in ſich ſelbſt. Jedes Collegium war eine abgeſonderte

Corporation, die mit den Instituten gleicher Art in geheimer und offener Fehde lag. Die Vorsteher, denen es darauf ankam soviel Zöglinge wie möglich zu gewinnen, verwandten nicht die gehörige Sorgfalt darauf, dieselben zu überwachen, oder wollten es auch nicht, oder gaben ihnen gar ein schlechtes Beispiel. So kam es, daß auf der einen Seite die freie Entwickelung des jugendlichen Geistes klösterlich verkümmert ward und daß auf der andern Seite Müßiggang und Laster aller Art in einem solchen Grade stiegen, daß oft, wiewol immer vergebens, Gesetze dagegen erlassen werden mußten. Den Todesstoß erhielten diese Institute, als zu Ende des 15. Jahrhunderts die humanistischen Bestrebungen auf den deutschen Universitäten Eingang fanden. Die für die Mehrzahl der Studenten wiedergewonnene akademische Freiheit artete jedoch bald allgemein in große Zügellosigkeit und Verfahrenheit aus. Der Verfasser schildert in lebhaften Farben die verschiedenen wunderlichen Sitten und Unsitten, worin sich dieser Geist Luft machte: am längsten verweilt er bei dem so recht eigentlich charakteristischen Zuge dieser Periode, nämlich bei dem Thun und Treiben der sogenannten fahrenden Schüler. Die allgemeine germanische Wanderlust, welche im frühesten Mittelalter ihren großartigsten Ausdruck im deutschen Heerkönigthume mit seinen Recken und Gefolgschaften gehabt hatte, fand später ihre der Zeitrichtung entsprechenden Vertreter in den fahrenden Priestern und Schulmeistern, den fahrenden Rittern, Sängern und Spielleuten, Marktschreiern, Taschenspielern, Söldnern, Frauen und Handwerksgesellen. An sie schlossen sich nun auch die fahrenden Studenten an, welche jahraus jahrein von einer Schule oder Universität nach der andern zogen. „Das Leben des fahrenden Schülers ist ein unstetes, sorgenfrei-sorgenvolles; heute hat er Ueberfluß, morgen darbt er. Besonders im Winter ist es oft hart für ihn. Ist er den Tag über erfolglos gewesen, hat er keine Speise erhalten und ist müde vom Herumlaufen, so ergreift er das letzte Mittel und sucht einen frommen Mann auf. Dem singt er seine Lieder und bittet ihn, daß er ihn behalten muß. Auch verschmäht er nicht sich bei dem Wirthsmädchen zu insinuiren, durch sie Speise und Trank und ein warmes Lager hinter dem Ofen zu erhalten. Sonst versucht er es zunächst bei den wohlhabenden Bauern. Bei alledem verzagt er nimmer und bewahrt einen heitern Leichtsinn und köstlichen Humor, die ihn über alle Unbequemlichkeiten hinwegzusetzen vermögen. Die fahrenden Schüler traten in allen Gestalten auf: als Heilkünstler, Stern- und Traumdeuter, Schatzgräber, Schau- und Gaukelspieler, Taschenspieler und Wunderthäter, als Musikanten und Sänger, als Klosterbrüder, als Schalksnarren. Für gewöhnlich hatten sie jedoch etwas ganz Absonderliches. Sie nannten sich Meister der sieben Freien Künste und gaben vor, sie wären im Venusberge gewesen."

Eine treffliche Erläuterung hierzu bietet die Selbstbiographie des schweizer Seilermeisters und Professors Thomas Platter, von welcher der Verfasser nach Fechter's Ausgabe einen Auszug im Original mittheilt. Was dabei vor allem wunderbar erscheint, das ist der unserer Zeit kaum begreifliche wissenschaftliche Eifer, welcher sich durch all dieses wüste und tolle Gebaren hindurchzog. Das eigenthümliche Verhältniß zwischen den sogenanten Bacchanten und ihren Schützen bildet einen Uebergang zu den charakteristischen Erscheinungen des Studentenlebens in der folgenden Periode, in welcher der Dreißigjährige Krieg die Verwilderung aufs unglaublichste steigerte, alle Ehrbarkeit der Sitten zu Grunde ging und elende Parteisucht, Tyrannei und Rohheit auf den Universitäten ebenso wie im großen Vaterlande herrschten. Nach Abschaffung der Bursen nämlich hatte man den jüngern Studenten sogenannte Inspectores morum et studiorum übergeordnet; diese aber waren jetzt nicht mehr ausschließlich Graduirte, sondern ältere Studenten, denen besonders ihre Landsleute zugetheilt wurden. Diese Einrichtung verschmolz mit den Resten des alten Nationalitätswesens und so entstanden wieder geschlossene Landsmannschaften, deren einer sämmtliche Glieder der Hochschule angehören mußten. Die ältern Stu ten fingen bald an eine unerträgliche Herrschaft über die i Empfohlenen auszuüben und dieselben ganz als ihre U gebenen zu behandeln; es bildete sich der Unterschied zwi den „Schoristen" und „Pennälen" aus. Der Verfasser dert den Pennalismus in seiner ganzen grellen Ausartung gleichzeitigen Quellen und öffentlichen Erlassen, und beso insbesondere den feierlichen Aufnahmeact der „Depos mit ergötzlicher Genauigkeit; auch ein Excurs über die scheinliche Entstehung des unsterblichen Namens „F findet hier seine passende Stelle. Die Widersetzlichkei Studenten gegen die öffentliche Autorität, ihre gewalt Verachtung der übrigen bürgerlichen Stände und die sucht erreichten jetzt den höchsten Gipfel. Die Zwei waren noch zum großen Theile Rencontres. Dieser Perio dankt auch der edle Saufcomment seine eigentliche Ausbil wer sich über den Hauptinhalt dieses codificirten Zechre terrichten will, der findet beim Verfasser den zuverläs Aufschluß nach unverwerflichen Gewährsmännern wie L rosch u. a. Mit der Zeit wurde der Saufwettkampf au das Rauchen ausgedehnt. Ein eigenthümlicher Zug die riode ist auch der Vorzug der Professorenburschen vor de gerburschen und Convictoristen. Während im 16. Jahrh in der Studententracht, welche sich vor allem durch d ten aufgeschlitzten Pluderhosen kennzeichnete, hauptsächl Kostspielige und Prunkhafte hervortrat, wurde jetzt de dent „ein halber Kriegsknecht mit Degen und breitkrä Schlapphut, geschlitztem spanischen Wams und leichte melmantel; er trug statt des frühern mönchischen Gla oder gar der Tonsur spitzen Bart und langes Haar, hosen und Stiefeln mit großen Pfundsporen, deren die Waden zeigten. Tabakspfeife, Knotenstock und k Raufdegen oder Hieber vollendeten die Ausrüstung de schen. Der Pennal durfte diese Studententracht nicht sondern mußte in zerrissenen Kleidern und hohen durchl Hüten, in garstigen Pantoffeln einhergehen und den am Arme hängen lassen; desgleichen erhielt er erst nach Pennaljahre den Degen." An die Stelle der fahrende laften treten jetzt die aus Studenten bestehenden Scha banden. Dieser Zustand dauerte im wesentlichen weit b die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Allein der Pe mus und Nationalismus milderte sich in den nun entst geheimen Orden, die ihre äußern Formen und Kenn die farbigen Cocarden nebst andern Symbolen, Warn Buchstaben, mehr oder minder dem Freimaurerorden ä ten, bald aber infolge der über sie verhängten Verfol wieder die Form der Landsmannschaften annahmen, sic durch, daß die frühere Willkür im Comment fixirt un gelt ward. Die nun folgenden einzelnen Bestimmun Comments übergehe ich, weil sie fast durchgängig mit d von den heutigen Corps festgehaltenen übereinstimmen. Wichtigkeit waren namentlich die Bestimmungen über das deren es allerdings jetzt mehr als je bedurfte, zumal in dem Dreißigjährigen Kriege sich durch Kreußler in Je eigenthümliche Stoßfechtkunst, deren Waffe der deutsche mit breiter, zu Hieb und Stich eingerichteter Klinge aus gebildet und auf alle übrigen Universitäten verbreitet Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß all die Senioren und wenige Raufbolde das ganze Studen beherrschten. Um sich aus dieser Lage zu retten, ma Mehrzahl sogar die Regierungen zu Hülfe rufen. I Jahren 1791 und 1792 verbanden sich zuerst die jen Landsmannschaften, um die Duelle abzuschaffen und gerichte zu errichten; andere Universitäten schlossen sich Bestrebungen an und allmählich, wenn auch sehr langs dem Duell ein immer größeres Terrain abgewonnen w Der Kampf ist bekanntlich noch lange nicht zu Ende.

Voranstehende Skizze soll kein erschöpfender Ausz

Werke sein; ich habe lediglich hier und da einige vor-
Punkte herausgerissen und ganze Reihen von Be-
wie das Verhältniß der Studenten zu Staat und
ft, völlig unberührt gelassen. Sie wird aber auch
l, um den Leser einen Einblick in die Reichhaltigkeit
zu gestatten. Der neuern Geschichte des deutschen
thums gönnt der Verfasser nur wenige Seiten. Diese
er zu beweisen, daß er mit dieser jedenfalls beleh-
id für die Gegenwart wichtigsten Entwickelungsphase
enstandes nicht genügend vertraut ist. Die Geschichte
n Studententhums während des letztverwichenen hal-
nderts fällt im wesentlichen mit der Geschichte der
aft zusammen. Der Verfasser, welcher in Eisenach
lem Anschein nach ein jenenser Corpsbursch gewesen
r die burschenschaftlichen Tendenzen wenig Verständ-
ängt offenbar noch mit großer Pietät an seiner ehe-
rbindung, was ich von mir, dem ehemaligen lang-
Mitgliede einer Burschenschaft, nicht sagen kann.
land mag in anderer Beziehung zu seinem Gunsten
inem Nachtheil sprechen; aber die Unbefangenheit
als beeinträchtigt er jedenfalls mehr als die des
Auch weiß er in der That nur Unerhebliches zur
der Corps anzuführen: denn daß diese „nach innen
Gemüthsleben", was ich bestreite, „und nach außen
Auftreten haben", was ihnen keineswegs eigen-
, das ist doch wahrhaftig von geringem Belang;
„Greise mit silberweißem Haar" u. s. w. beim
te ihres Bundes „den jüngern aufhorchenden Mit-
ichts weiter als „ihre Studentenstreiche" zu erzäh-
haben, so ist dies ein trauriges testimonium pau-
r diese gemüthlichen Verbindungen. Wohl ist es
auch die Burschenschaften weit hinter ihren Ten-
ckgeblieben sind und mancher schönklingende Para-
Statuten nicht viel mehr als eine leere Phrase
aber die rund und entschieden ausgesprochene Ten-
ch vor allen Dingen vorhanden sein, ehe auf eine
Wirksamkeit zu rechnen ist. Diese Ansicht mag
einer Zeit, wo man den Werth geschriebener Ver-
ulacht und alles Heil von energischen Persönlich-
tet, veraltet erscheinen; wenn aber der Flor einer
virklich von „intelligenten und charaktertüchtigen
ibhängt, dann muß es mit deren Studentenschaft
estellt sein. Möglicherweise hat der Verfasser ein-
imsweise tüchtige Corps im Sinne, vielleicht solche,
ächst aus einer allgemeinen Burschenschaft geson-
i rein burschenschaftlicher Tendenz eine Corpsform
haben; allein dann verwechselt er eben die Aus-
er Regel. Man spricht im deutschen Studenten-
orps und Burschenschaften gerade so, wie man im
taatsleben von Tories und Whigs spricht, ebenso
ebenso unpassend; aber jeder einigermaßen Ein-
teht, was man darunter meint. Ich zweifle aber,
isser in die Geschichte des deutschen Studententhums
letzten halben Jahrhunderts eingeweiht ist; von
auptepochen derselben, der Entstehung des Gegen-
n Germanen und Arminen und der Bildung klei-
nschaftlicher Verbindungen ohne alle politische oder
ne alle praktisch-politische Tendenz unter Beibe-
sonst specifisch Burschenschaftlichen in Form und
er keine Ahnung zu haben. Daher beruht auch
von der Gleichmacherei der Burschenschaft sagt,
lisverständniß oder auf einer Verwechselung der
ige Gleichmacherei aber, welche keine angemaßten
lden will, wird hoffentlich allen idealern Charakte-
n deutschen Studenten als dauerndes Ziel vor-
Dahingegen kann man sich kaum eines Lächelns
nn man liest, daß auch die Corps Liebe für das
utsche Vaterland gehabt hätten, aber ohne Vernich-
ammesindividualität, und daß dies ihre tiefere
Bedeutung gewesen sei. Es ist hier nicht der Ort, meine Erfahrungen über den deutschen Patriotismus der Corps mitzutheilen oder mich weitläufig darüber auszulassen, ob die Idee des deutschen Vaterlandes oder die seiner einzelnen Stämme dringender einer Vertretung bedürfte; so viel aber steht fest, daß es den studentischen Verbindungen, Corps wie Burschenschaften, genügt, wenn das Kind nur überhaupt einen Namen hat, gleichviel ob derselbe einem lebenden oder verschollenen, einem germanischen oder scythischen Stamme, einem auf der Erde oder einem auf dem Monde entlehnt ist, und daß ihr landsmannschaftlicher Charakter lediglich von ihrem größern oder geringern Einflusse auf gewisse Gymnasien abhängt, aus denen sie sich rekrutiren. Auch was der Verfasser von den sogenannten Allgemeinheiten oder Progreßverbindungen zur Organisirung einer allgemeinen Studentenschaft und Abschaffung des Comments sagt, ist nur zum Theil richtig. Solche Bestrebungen sind jederzeit vollkommen berechtigt, solange die Studentenschaft als solche einen Stand, einen gemeinsamen Körper bildet; sie waren namentlich auch im Gegensatze gegen die geschlossenen Verbindungen berechtigt, solange dieselben sich allen Nichtverbindungsangehörigen gegenüber streng exclusiv verhielten und dieselben durch den Comment tyrannisirten; seit aber die burschenschaftlichen Verbindungen auch in studentischen Verhältnissen liberale Grundsätze geltend zu machen, den Comment im Lichte einer freiwillig befolgten Sitte zu betrachten und insbesondere den Duellzwang abzuschaffen begonnen haben, seitdem bilden sie selbst den eigentlichen Kern und Haltpunkt jener Allgemeinheiten. Bisher sind diese allerdings nur von Zeit zu Zeit, sozusagen stoßweise, aber doch nach dem Gesetze einer innern Nothwendigkeit aufgetreten. Ihr Dasein beruht auf dem von Erdmann mit Recht nachdrücklich hervorgehobenen Bedürfnisse einer möglichst allseitigen Berührung mit Charakteren und Ansichten jeder Art; wenn aber Erdmann deshalb auf möglichst große Verbindungen dringt — consequent müßte er sagen, daß jede Studentenschaft am liebsten blos eine, d. h. gar keine Verbindung bilden sollte —, so verkennt er die eigentliche Aufgabe der kleinern geschlossenen Kreise, von welcher Dolch eine ganz richtige Ahnung hat. Nur in kleinern Kreisen ist eine gemüthliche, und was ungleich wichtiger ist, nur in ihnen eine energische sittliche Wechselwirkung der einzelnen Charaktere auf- und Controle übereinander möglich, und wenn ich aus meiner eigenen langjährigen Erfahrung sprechen darf, so ist es wenigstens in Leipzig nie für eine Verbindung von Heil gewesen, wenn ihre Mitgliederzahl längere Zeit 15 überschritt; ihr moralischer Zusammenhalt wurde immer lockerer und ihr Einfluß trotz des anscheinend glänzendern Auftretens immer geringer, und die unvermeidliche Folge war, daß es entweder zu einer Spaltung kam, was unter solchen Umständen immer noch für die einzig naturgemäße und heilsame Krisis gelten muß, oder daß ein fortwährendes Ein-, Aus- und Wiedereintreten von Mitgliedern stattfand, was zuletzt mit völligem Ruin endete. Die Wahrheit liegt in der Mitte: man soll das eine thun und das andere nicht lassen.

Ich kann indeß diese Erörterung nicht schließen, ohne zuvor auf einen Umstand hingewiesen zu haben, welcher für die geschichtliche Beurtheilung der Burschenschaft von höchster Bedeutsamkeit ist. Was in den Vorlesungen Erdmann's vor allem rühmend anerkannt werden muß, das ist die edle Wärme und Entschiedenheit, womit derselbe von dem Studenten die Heiligthaltung sittlicher Unschuld in den geschlechtlichen Beziehungen fordert. Welche Vorwürfe man nun auch gegen die Burschenschaften erheben mag — und es ist nicht zu leugnen, daß deren frühere praktisch-politische Tendenz eine wenn auch erklärliche, so doch immerhin bedauerliche Verirrung war —, das große Verdienst wird ihnen niemand absprechen können, daß die strenge Festhaltung des abstracten Keuschheitsprincips für die moralische Veredlung des deutschen Studentenlebens in alle Zukunft unaussprechlich segensreich gewesen ist, während nur zu viele Corps ihren Mitgliedern die Bethätigung ihrer

„Männlichkeit" in des Wortes verwegenster Bedeutung nachsahen. Möchte die Arbeit Dolch's bald einen competenten Fortsetzer finden! An Material dazu gebricht es nicht, aber die vollständige Beschaffung und Sichtung desselben ist eine Aufgabe jahrelanger Thätigkeit, zu welcher sich nicht leicht jemand ohne ganz entschiedene Vorliebe für den jedenfalls ungemein wichtigen Gegenstand entschließen wird. Daneben sollten es sich diejenigen Organe der Literatur, welche als ihren Hauptzweck die Pflege der deutschen Culturgeschichte voranstellen, zur Pflicht machen, Männer aller lebenden Generationen zur Veröffentlichung ihrer Erfahrungen im akademischen Leben zu veranlassen.*)

Durch die soeben besprochene „Geschichte des deutschen Studententhums" ist das unter Nr. 2 angeführte, wenig umfangreiche Werk: „Studentica", von F. H. Meyer, eigentlich überflüssig geworden. Dasselbe ist im Vergleich mit jenem eine rudis indigestaque moles, ein Sammelsurium von allerdings treffenden Belegstellen für eine Sittenschilderung des deutschen Studenten früherer Jahrhunderte, ohne chronologische oder sachliche Ordnung. Ueber das hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung erscheinende Lustspiel und dessen Verfasser entnehmen wir aus der Einleitung Folgendes: „Stymmel wurde zu Frankfurt a. d. O. geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung theils auf der Universität seiner Vaterstadt, theils zu Wittenberg, hier besonders durch Melanchthon, mit dem er fortan in freundschaftlichem Verkehr blieb, durch Jodocus Willich, Sabinus und Witterstadt. Nachdem er eine Zeit lang Schulrector gewesen war und, wie es scheint, an mehreren Orten das Predigtamt verwaltet hatte, lebte er zuletzt als Geistlicher zu Stettin. Er schrieb «Die Studenten» im Jahre 1545 zu Wittenberg. Der erste Druck erschien, besonders auf Antrieb Willich's, 1549 zu Frankfurt a. d. O. Nachdem, wie er in der Dedicationsepistel zur zweiten Ausgabe sagt, das Stück an vielen Orten aufgeführt und vielfach nachgedruckt worden war, ließ er die (unserer Uebertragung zu Grunde gelegte) zweite Ausgabe 1579 erscheinen. Sie trägt den Titel: «Comoediae duae. I. Isaac. De Immolatione Isaac. II. Studentes. De vita et moribus studiosorum. Quarum prior recens scripta, posterior iam olim edita, nunc vero recognita et multis in locis correcta est. A Christophoro Stymmelio D. Accesserunt et alia eiusdem authoris Poëmatia. Stetini in officina Andreae Kellneri, Anno 1579.» Von spätern Drucken sind uns noch bekannt einer zu Leipzig von 1596 und einer zu Magdeburg vom Jahre 1614, zu denen noch manche andere gekommen sein mögen. Trotz der häufigen Abdrücke des Büchleins und seiner großen Beliebtheit, welche es fast ein Jahrhundert hindurch immerfort wieder erscheinen ließ, und die den besten Beweis für seine innere Wahrheit gibt, ist es jetzt doch ziemlich selten geworden. Wer mag es infolge eben seiner Beliebtheit das Schicksal aller Bücher getheilt haben, die wirklich ins Volk gedrungen und eifrig gelesen worden sind: förmlich zerlesen und so der Vernichtung anheimgegeben zu werden." Das Stück erscheint in der That nicht ohne Interesse und insbesondere für den Historiker des Dramas beachtenswerth; es ist indeß weder typisch noch charakteristisch genug, um ein eigentlich ästhetisches oder culturhistorisches Interesse zu befriedigen.

Einen wesentlich andern Charakter als die soeben besprochenen Schriften tragen die unter Nr. 3 angezeigten „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium", von E Erdmann, an sich, nicht nur insofern sie es statt mit geschichtlichen Studenten, mit dem wirklichen, d. h. mit zu thun haben, was der Student gegenwärtig ist oder soll, sondern auch durch den fühlbaren Mangel aller gene Betrachtungsweise und die (im Hegel'schen Sinne) specul mithin zum guten Theil dogmatische Methode der Behan Indeß tritt dieser Umstand mehr in der Grundanschauung in der Anlage des Ganzen als in den einzelnen Theilen h die concrete Natur des lebensvollen Gegenstandes ma überall auf eine wohlthuende Weise geltend, die Anal das vorwaltende Element des Fortschritts und nur hie da wird die schulmäßige Dialektik zu Hülfe genommen. Verfasser setzt zunächst in der Einleitung die Nothwen und Zweckmäßigkeit hegelscher Vorlesungen auseinand weist treffend nach, daß es gerade in gegenwärtiger Z die Philosophie in Mißcredit gekommen ist und eine b liche Vereinseitigung des wissenschaftlichen Strebens zu b ten steht, im Interesse der Wissenschaft und also auch d versität doppelt wünschenswerth sei, eine encyklopädische sicht alles Wissens zu geben, worin ja die eine Haupt solcher Vorlesungen besteht; und wenn ich auch mei keineswegs geneigt bin, dem Studenten ein eigentli Leben in dem überschwenglichen Sinne Erdmann's zu nen, in ihm den einzigen tauglichen Stoff, aus dem stokratie unsers Volks geschnitzt wird, das wahre E Erde zu erblicken, so behält er doch immer einen eig lichen Beruf und Stand, über dessen Bedingungen a forderungen er sich klar werden soll, und es ist daher methodologische Bestandtheil dieser Vorlesungen oder eine mäßige Darstellung des akademischen Lebens nach wie dürfniß. Ich füge noch hinzu, daß solche Vorlesungen das geeignetste Mittel zur Herstellung eines innigern nisses zwischen Docenten und Studirenden sind und de einer fortdauernden Hebung und Veredlung des stud Lebens und Strebens beitragen. Nicht minder wird Verfasser darin beistimmen, daß gerade der Professor, der Docent, der Philosophie sie zu halten berechtigt pflichtet sei. Und wenn er seinen Zuhörern weiterhin weniger als 20 Seiten seine hauptsächlichen Lebensi seinen Bildungsgang und seine Stellung auseinanderse ihnen zu erklären, weshalb gerade er sich zu dieser Be befugt und befähigt glaube, so zürnen wir ihm nicht, wenn dabei einiger gemüthliche Klatsch mit un sondern suppliren sogar bereitwillig einen sehr sch Grund, den er selbst natürlich nicht wohl anführen nämlich den, daß er seit langen Jahren einer der tüc und tüchtigsten Docenten und insbesondere einer der testen Isagogen in das Hegel'sche System gewesen ist mann kommt natürlich auch in den „Vorlesungen" z Stellung zur Schule zu sprechen und fertigt die darau liche Frage kurz durch das witzige, aber etwas abge Bonmot ab, daß er „natürlich zur rechten, nicht zur li Seite" gehöre. Damit hat es schon in gewisser Be seine Richtigkeit: wenn er einerseits entschieden der d. h. streng conservativen Seite angehört, so will er d dererseits nicht hegelscher als Hegel selbst sein, wie die und Consorten. Indeß hält nun einmal die Welt vor diese rechte Seite für die unrechte und diese neueste S lung eines wissenschaftlichen Gegenstandes nach den Pr des echten Systems wird sie schwerlich in der einmal nenen Ueberzeugung irre machen. Für den Recensen darin ein Vortheil: eben weil Erdmann ein Hegelian allerreinstem Wasser ist, darf er sich bei seiner Kri jenigen Punkte, in welchen sich nicht die Individualit Verfassers, sondern der allgemeine Charakter des S ausspricht, einfach auf den Inhalt jener Ueberzeugung be

So gleich bei der Stellung der Aufgabe. „Es scheinen, als müsse die Vorlesung in einen theoretische

---

*) Ein weiterer höchst schätzenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Studententhums und namentlich auch der Burschenschaft ist die soeben bei F. A. Brockhaus erschienene „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1858—1858)", von Richard und Robert Keil, die ihrer Beredtsamkeit und Reichhaltigkeit wegen einer besondern Besprechung aufbehalten bleiben muß. D. Red.

ischen Theil zerfallen, von denen jener zeigt, was chaft ist, dieser, wie der Student beschaffen sein muß. dieses zu, so hätte ich auch zugestanden, daß diese keinen philosophischen Charakter haben werde, denn inen Gegensatz statuirt, den die Philosophie nicht der vielmehr, den sie überwindet und aufhebt. Da Aufgabe der Philosophie die ist, die Wahrheit in chkeit nachzuweisen, oder, was dasselbe ist, das u rechtfertigen, so hat sie auf der einen Seite nie zu thun, was noch gar nicht wirklich ist, nur sein oll; ebenso aber auf der andern Seite begnügt sie sich em solchen, was nur ist, nicht zugleich die Legiti- Sollens für sich hat" u. s. w. Es genügt hiervon nmen zu haben; was könnte die Kritik hier Neues Die Ausführung entspricht der Ankündigung. Der sgrund — wie in aller Welt kommt ein Hegelianer nem Eintheilungsgrunde zu reden? — soll im Ge- iegen. Dieser, das akademische Studium, biete nden Erkenntniß zunächst zwei Objecte: das stre- ect und den erstrebten Gegenstand; da aber „hier der guten Dinge drei sein müssen", so müsse zu- ch das Ziel des Strebens betrachtet oder die Idee itthabens entwickelt werden. Der erste Theil werde usammenfallen, was man Methodologie genannt weite der Encyklopädie entsprechen und der dritte er politische bezeichnet werden. Ueber die Stelle könne gar kein Zweifel stattfinden; und daß auch logie der Encyklopädie vorausgeschickt werden müsse, hervor, daß jede gemeinsame Untersuchung von nsam Anerkanntem auszugehen habe, als ein solches ste nur die unbestreitbare Thatsache gelten könne, uhörer Studenten seien. Es ist nicht zu viel ge- man behauptet, daß in diesem ganzen Raisonne- veniger als alles falsch oder wenigstens schief aus-

Dies im einzelnen nachzuweisen, ist hier aus Rücksichten unmöglich, es ist aber auch unnöthig. llgemeine Betrachtung wird genügen. Was sofort en fällt, ist die totale Verkennung der lebendig und der historischen Natur des Begriffs. Der ß hätte im Gegentheil von dem Zwecke des akade- ms, d. h. zunächst von der Lebensstellung und von der Gesinnungs- und Handlungsweise der te, d. h. der geistlichen und weltlichen Beamten, Aerzte und wissenschaftlichen Praktiker aller Art, nd Schriftsteller, und zwar in der Form, wie die- nackten Wirklichkeit erscheint, ausgegangen und ert werden müssen, ob und inwieweit das akade- mit seinen gegenwärtigen Einrichtungen und mit waltenden Sitte und Gesinnung diesem thatsäch- entspricht. Eine unbefangene Betrachtung würde haben, daß das Mittel in vielen Beziehungen dem inadäquat, daß die organische Entwickelung durch samen Riß unterbrochen ist. Gegen ein solches d sich freilich niemand mehr sträuben als gerade er aber nicht absichtlich darauf ausgeht, im Wirk- as Vernünftige zu finden, der kann den grellen ischen dem abstracten Idealismus des akademischen ren Realismus des bürgerlichen Lebens nicht ver- in, daß dieser Gegensatz sich wie eine ewige Krank- obgleich sich desselben kein Mensch mehr bewußt tudirenden selbst, liegt die innere Unwahrheit der Stellung, Sitte und Gesinnung. Gerade das s Studententhums steht für die meisten Studen- t eben für die schlechtesten darunter, außer aller ihrem zukünftigen Berufe; das akademische Leben ser Seite hin zum Selbstzweck, der sich im Ge- t, und wobei wenig darauf ankommt, ob der- der Verschiedenheit der Charaktere in edlern oder men befriedigt. Die meisten Studenten wollen sich austoben, weil sie wissen, daß aus dem flotten Burschen eines Tags plötzlich ein Philister werden muß, und die herrlichsten Ideale, die begeistertsten Entschlüsse verrauchen wie die bierselige Stimmung, welche am Morgen nach einem glanzvollen Commers nichts als physischen und moralischen Katzenjammer zurückläßt.

Um diesen Widerspruch zu begreifen, müßte demnächst die thatsäche Erscheinungsform jenes Zwecks wieder an ihrem höhern Zwecke, an der wahren nationalen und humanen Bestimmung des Studirten gemessen und danach bestimmt werden, welche Elemente des akademischen Lebens besser sind als die des bürgerlichen und daher zur Hebung desselben der Pflege und Kräftigung bedürfen. Hinsichtlich der übrigen, ebendamit als unberechtigt erwiesenen bliebe nur noch die Aufgabe übrig, ihr Vorhandensein zu erklären, und diese könnte, da es sich um den Gegensatz zwischen einem Wirklichen und einem Seinsollenden handelt, nur auf historischem Wege gelöst werden. Das deutsche Studententhum ist in ganz eminentem Sinne ein historischer Begriff; tiefer als die eines andern unserer gegenwärtigen Zustände, etwa mit Ausnahme des Zunftwesens, reichen seine Wurzeln in das Mittelalter zurück, und in der That bezeichnet kein Ausdruck seinen Charakter treffender als der, durch welchen Leo so glücklich das Mittelalter charakterisirt hat, der Ausdruck „phantastisch". Den Sinn dieses Ausdrucks entwickeln heißt das Studententhum erklären. Und weil eben jene Incongruenz zwischen Idealität und Realität zugleich einen Grundzug des deutschen Nationalcharakters bildet, so würde hier der Nachweis zu führen sein, wie einerseits die Entwickelung unsers Nationallebens durch die Beseitigung jener rein phantastischen Elemente des Studententhums gefördert würde und andererseits, da Idealismus und Realismus sich in unserm öffentlichen Leben wie in unserer Literatur bereits heilsam zu durchdringen begonnen haben und das Verhältniß ein wechselseitiges ist, jedes jähe Festhalten am Bestehenden im deutschen Studentenleben auf die Dauer vergeblich sein müsse. Diese Consequenz zu ziehen ist freilich niemand ungeschickter als ein orthodoxer Anhänger des Hegel'schen Systems, welches als der consequenteste wissenschaftliche Ausdruck jenes im deutschen Nationalleben überhaupt und am schroffsten im Studentenleben hervortretenden Zwiespalts angesehen werden muß, den es fälschlich zu versöhnen vorgibt, indem es die Gegensätze trübt oder vertuscht und dadurch auch in ihren berechtigten Momenten beeinträchtigt. Dem Geiste des Systems getreu hat Erdmann das wirkliche Studententhum einfach idealisirt, und wenn nicht das von ihm aufgestellte Ideal theilweise auch außer der akademischen Sphäre vollkommene Geltung hätte, und wenn nicht außerdem das specifisch Studentische zum guten Theil wirklich die Bedingungen einer gesunden organischen Entwickelung in sich trüge, so hätte er ebenso wohl daran gethan, sein Thema im Predigertone zu behandeln und das „Gaudeamus igitur" zum Text zu nehmen, wie er denn in der That das „Frei ist der Bursch" zum Thema genommen hat.

Lassen wir nun dem Verfasser selbst das Wort. Der Student ist ein Jüngling, welcher studirt. Der Begriff des Jünglings ergibt sich aus seiner Stellung zwischen dem des Knaben und dem des Mannes und der Begriff des Studirens aus seiner entsprechenden Stellung zwischen dem des Lernens und dem des Gelehrtseins; vereinigt man beide Momente, so erhält man den Begriff des Studenten im Gegensatze einerseits zu dem Schüler und andererseits zu dem Akademiker im deutschen Sinne, in welchem jedes Mitglied der deutschen Gelehrtenrepublik zur Akademie gehört. Das Resultat dieser Erörterungen ist folgendes: „Ist das Jünglingsalter die Zeit des Auf-sich-selbst-Beruhens, der Selbständigkeit und kühnen Ungebundenheit, besteht ferner das Studiren in dem rücksichtslosen und selbständigen In-Frage-Stellen und Prüfen, ist endlich die Universität das Institut, wo das vorschriftsmäßige Müssen aufgehört und, da das pflichtmäßige Sollen noch nicht eingetreten ist, das Wählen und Selbstversuchen sich geltend macht, so ist

der Begriff des Studenten von der unbeschränkten Freiheit gar nicht zu trennen, und unsere Frage: Wer ist der wahre Student? fällt mit der zusammen: Worin bethätigt sich die akademische Freiheit? In der Analyse des Satzes: «Der Student ist frei (und weiß sich frei)», wird unser ganzer erster Theil bestehen." Frei soll er zunächst im Physischen, er soll muthig sein; aber was bei dem Knaben noch Uebung war, soll bei ihm ritterliche Kunst werden. Den elementaren Naturmächten gegenüber zeigt er sich als fertiger Schwimmer, Schlittschuhläufer und Bergkletterer, den organischen gegenüber als Jäger und sicherer Schütze und als Rossebändiger, dem Manne gegenüber als Fechter auf Stich und Hieb. In der Gesellschaft, insbesondere der weiblichen, zeigt er diesen Muth als ungezwungenes Benehmen, wobei ihm die Fertigkeit im Tanzen, Singen und im Vortrage bei dramatischen Aufführungen unterstützt; er sucht den Umgang mit Männern aller Gegenden und Stände, und wo die Universitätsstadt wenig Gelegenheit dazu bietet, benutzt er vor allem die auch für den Armen ausführbaren Fußreisen während der Ferien zu diesem Zwecke. In die sittlichen Gemeinschaften tritt der Student durch die Maturitätserklärung als freies Glied ein. Was zuvörderst die Familie betrifft, so soll er in der Wahl der Universität und Facultät von dem Willen seiner Aeltern unabhängig sein, soll die Universität allein beziehen und jedenfalls außerhalb des älterlichen Hauses wohnen, in dieses aber von Zeit zu Zeit als Gast zurückkehren. Er soll einen festen Wechsel von seinem Vater erhalten und ökonomisch selbständig dastehen, und wenn er Schulden macht, so mag dies zwar als ein Unrecht, aber doch nicht als ein Verbrechen angesehen werden. Auch der arme Student darf nicht zum bloßen Armen werden, darf sich „nichts bieten lassen": er soll sich das Nothwendige verdienen, und er verdient auch die Stipendien durch die Examina und Lösung von Preisaufgaben. Auch auf der Universität soll er dem Familienleben nicht entsagen; er soll aber nicht an bestimmte empfohlene Familien verwiesen sein. Am besten sucht er hier den Umgang mit solchen Häusern, deren Söhne seine Freunde sind, und in dieser Hinsicht ist ganz besonders das Freundschaftsverhältniß zu deren Schwestern für die Ausbildung der zartern Seiten seines sittlichen Charakters von höchster Wichtigkeit. Was die Stellung des Studenten in der bürgerlichen Gesellschaft anbelangt, so läßt sich ebenso wol sagen, er gehöre allen, wie er gehöre keinem Stande an; die Folge dieses Verhältnisses ist, daß er einestheils alle Standesvorurtheile verliert und andererseits reif dazu wird, „einmal seinem bestimmten Stande als eingefleischtes Mitglied desselben anzugehören". Der Gemeinde seiner Universitätsstadt gegenüber sieht er keinen Grund sich in das bloße Herkommen zu fügen, welches ihm als Zopf erscheint, und auch hinsichtlich der Sicherheits- und Sittenpolizei differiren seine Anschauungen von denen der übrigen Gemeindeangehörigen so, daß hier besondere Einrichtungen getroffen werden müssen, da der Student keinesfalls „unter dem städtischen Büttel stehen" darf. Im Verhältniß zum Staate hat derselbe den Beruf zum Politisiren, um die bloße Gewißheit in politischen Dingen zur Ueberzeugung zu verwandeln. Die ihm hierzu gebotenen Mittel sind Collegia über politische Wissenschaften und Bücherstudium, wodurch er politische Einsicht, aufmerksame Verfolgung der Debatten auf den Landtagen, in den politischen Clubs und Volksversammlungen und Lectüre der Zeitungen, wodurch er eine politische Ansicht oder Meinung gewinnt. Die allein erlaubte Ansicht vom Staat ist für den Studenten aber die liberale, insofern diese mit der idealen zusammenfällt. Allein sein Verhalten zum Staate muß durchaus ein theoretisches bleiben: die Frage über die gegenwärtige Ausführbarkeit seiner Theorie geht ihn nichts an und jedes vorzeitige Bublen mit der praktischen Wirksamkeit ist verbrecherisch. Daß seine rücksichtslos freisinnige Theorie dessenungeachtet keine unausführbare sei, dafür garantirt ihr patriotischer Charakter. Der Staat seinerseits hat dem Studenten den Spielraum zu gewähren, dessen die Subjectivität zu ihrer vollen Ausprägung bedarf, also einen gr
als seinen Bürgern und Beamten, er hat ihm auf der
versität Gelegenheit zur Ausübung aller ritterlichen Künste
Nachholung aller Leibesübungen zu bieten und er hat e
den Werth seiner Subjectivität dadurch anzuerkennen, d
ihm statt des Eides das Ehrenwort zuläßt und dasselbe
zu oft und misbräuchlich verlangt. Wegen gemeiner Verb
gehört der Student auch vor das gemeine Gericht; über
ciplinarvergehen dagegen, welche gegen die in einem fer
renden Neubildungsprocesse begriffene akademische Sitte
stoßen, entscheidet naturgemäß das akademische Diec
gericht, dessen Beibehaltung der Student fordern muß,
wenn es nach seiner Ansicht Inconvenienzen in seinem G
haben sollte. Die Stelle der Jury nimmt dabei der Di
narsenat ein, nicht die Studenten als pares, weil die
fessoren nicht nur den Charakter eines Studenten richti
beurtheilen, sondern auch einen Schuldigen milder zu b
deln pflegen; doch scheint sich in der That aus manchen
den der vorgeschlagene Mittelweg zu empfehlen, das G
aus Professoren und Studenten bestehen zu lassen. G
ist noch das Verhältniß des Studenten zur Kirche ins
zu fassen. Hier ist das Natürliche, daß der Student f
nächst auf dem Standpunkte des aufgeklärten Gläubig
findet, wo das kirchliche Bewußtsein und das Weltbew
auseinander getreten sind und jedes von beiden in seine
reiche als berechtigt erscheint. Es ist kein Grund verb
daß jeder Student über diesen Standpunkt hinausgehe.
zutage werden aber die meisten zum Standpunkte des
fortgetrieben werden, auf welchem sich die Unvereinbar
Verstandes und Glaubens dem Bewußtsein aufdrängt. N
denten ohne Muth, also keine wahren Studenten kön
dem Zweifel im Pietismus, jener künstlichen Frömmigk
der Reflexion fortwährend Schweigen auferlegt, ihr Hal
der wahre Student ringt sich in der Religionswissensch
dem Standpunkte empor, „der aus seliger Erfahrung
Es gibt nichts Vernünftigeres als den christlichen Gl
Die Kirche hinwiederum darf den Studenten nicht in
kirchlichen Gemeindeverband hineinbringen oder irgendei
liche Aufsicht oder Zucht über ihn ausüben wollen. Wen
bisher betrachteten vier Gemeinschaften sich zunächst de
rakter des Studenten entwickeln soll, so tragen andere
hältnisse vorzugsweise zur Ausbildung seiner intellec
Reife bei. Das erste dieser Verhältnisse ist das des Stu
zum Professor, der nicht sein Erzieher, sondern sein
Selbsterziehung aus freier Wahl zu Hülfe gerufener R
her, d. h. Rathgeber ist. Da der Professor seinem Begrif
ein ausgebildeter Gelehrter ist, welcher die Art und
wie die Wissenschaft sich in ihm gestaltet, darzustellen,
darum aber seine eigene Subjectivität, seine Gefühle,
Neigungen mit auszusprechen hat, so darf der Student
ten, daß sein Vortrag gediegen, ehrlich und lebendig
aber, daß er stets „neu" sei. Der Professor seinerseit
weder von dem Studenten eine dankbare Pietät erwarten
ihn auf directem oder indirectem Wege zum Besuche
Vorlesungen nöthigen oder seinen Fleiß und seine Aufm
keit controliren wollen; wohl aber darf er in dem Falle
er das Misfallen seiner Zuhörer erregt hat und diese ni
edlere Weise sich offen, Mann gegen Mann, gegen
erklären oder allenfalls auch die freilich unangenehme, ab
mer noch erträglichere turbulente Studentenmethode ver
aufs entschiedenste verlangen, daß nicht andere als Stu
in diesen Handel gezogen werden, und er darf wünsche
der Beifall ihm nicht durch lauten Applaus, der a
Deutschland zur Gewohnheit werden zu wollen scheint, s
durch stumme Beistimmung und treues Aushalten bi
Ende des Semesters kund gegeben werde. Die Abschaffu
Honorars darf der Student nicht wünschen, weder in
eigenen Interesse, insofern er alsdann unter die Contr
Staats gerathen und diesem sowie dem Professor verf

, noch im Interesse des akademischen Lehrers und
tät, indem jener dadurch ebenfalls seine Unabhängig-
staate gänzlich einbüßen und diese ihres eigentlichen
tuts, der Privatdocentur, verlustig gehen würde.
ger ist das zweite Verhältniß, das zu den (gleich-
Commilitonen, in welchem sich alles vereinigt, was
en, geselligen, moralischen, religiösen, intellectuel-
ung des Studenten dient. Es ist dasselbe wesent-
g freies Verhältniß unter Gleichen; deshalb können
ahrhafte Freundschaften geschlossen werden, denn
haft beruht auf gegenseitiger Anerkennung des sub-
rthes (dessen was jemand ist), deren Bewußtsein
t, welche ja im Verhältniß Gleicher am reinsten
Wird diese Anerkennung verweigert, so hat der
ie verletzte Ehre selbst wiederherzustellen. Als das
tel hierzu gilt seit mehr als zwei Jahrhunderten
deutschen Studenten das Duell, bei welchem „der
rnde zeigt, sein Leben sei ihm nicht mehr werth
te Meinung des andern; dieser aber, indem er
ellt (d. h. gleichstellt), factisch zeigt, daß er zwi-
r und des andern Leben keinen Werthunterschied
er dieser allgemeinen hat aber das Studentenduell
die specielle Bedeutung eines Kampfspiels. „Die
hat noch kein sicheres und ungefährliches Mittel
beiden Momente zu trennen, welche dem Duell
tschen Universitäten eine solche Doppelnatur geben.
hat es auch bisher nicht anders sein können, als
udentenduelle (die nie mit der Pistole ausgefochten
en) weniger gefährlich sind als die der Offiziere,
r sehr viel häufiger." Dennoch wäre zu wünschen,
ell verschwände, aber nur so, daß die Beleidigun-
inden, und diese werden um so mehr verschwinden,
ste wissenschaftliche Beschäftigung zur Gewohnheit
die Zeit des Duells vorüber ist, ob an seine
rgerichte oder irgendetwas anderes treten soll, kann
durch entscheiden, daß sich die Ausgezeichnetsten
einigen. Eine solche Vereinigung bedarf des ge-
enseitigen Sichaussprechens unter den verschieden-
n, wird daher unmöglich, wo gegenseitige Aech-
erredung, Mistrauen die Verständigung unmöglich
: also eine solche wünscht, um eine bessere Sitte
machen, thut am besten nicht sogleich mit dem
zu brechen, sondern sich demselben insoweit zu
n, als davon die Möglichkeit einer Wirksamkeit
Der Student hat aber nicht blos das persönliche
auszubilden, sondern auch das Standesgefühl.
ke dienen die Studentenverbindungen, deren frü-
in moralischer Beziehung sehr verderblich wirkte.
as seit 1848 bestehende Verhältniß ist zu bedauern,
udentenverbindungen dadurch „in die bedenkliche
on Clubs u. dgl. gebracht worden" und weil „expreß
bindungen nicht frei genug sind". Absolute Frei-
wesentliches Erforderniß. Wie daher das Eintre-
Verbindung ein völlig uneingeschränktes sein muß,
was die untereinander Verbundenen aneinander
diesem Grunde ist auch keine objective Entschei-
r möglich, welche Vereinigungen bessere seien:
liche oder landsmannschaftliche, Verbindungen oder
läßt sich keineswegs allgemein behaupten, in den
haften und Corps sei das Band ein natürliches,
henschaften oder Verbindungen ein geistiges oder
dies hieße sogleich den letztern einen Vorzug vor
inräumen. Der im Comment oder der Stiftungs-
esprochene Zweck kann hier nicht maßgebend sein,
n das frische geistige Leben der Mitglieder. Im
läßt sich von dem Zwecke blos sagen, daß er kein
in solle; im übrigen wirken hier die Bedürfnisse
ngen von Ort und Zeit bestimmend ein. Soll
bindungsleben seiner Aufgabe entsprechen, so muß

die Möglichkeit der Berührung und des Wetteifers mit andern Verbindungen gegeben und die Verbindungen selbst möglichst groß sein. In dem letztern Falle ist auch die Verlockung zu einem wüsten Kneipleben geringer; das sicherste Mittel gegen dergleichen Ausartungen jedoch liegt in gemeinschaftlichen objectiven Interessen, vaterländischen, wissenschaftlichen, religiösen. Kleine Verbindungen, die leicht aus Mitgliedern nicht nur von derselben Facultät, sondern auch von derselben Farbe bestehen, laufen Gefahr, zu Verdummungsanstalten auszuarten, die der Staat auf die Länge ebenso wenig dulden darf wie diejenigen, welche zu bloßen Liederlichkeitsschulen herabgesunken sind. Das dritte und wichtigste Verhältniß des Studenten endlich ist das zur Wissenschaft, zu dem sich alle bisher dargestellten als Mittel oder Bedingungen verhalten. Bei der Wahl des wissenschaftlichen Berufs darf nur der Genius entscheiden, welcher sich im Talent und in der Neigung kund gibt. Sprechen sich diese nicht gleich anfangs deutlich genug aus, so führe man womöglich das einmal angefangene Studium bis zum Examen fort und erst dann sattle man um, wenn es sein muß. Ebenso verfahre man hinsichtlich des für jedes Semester entworfenen Studienplans. Das Studium selbst betreibe man mit Fleiß und Eifer, denn Lauheit und vor allem flüchtiges Herumnaschen sind hier die gefährlichsten Klippen; aber der Fleiß des Studenten sei auch nicht sklavische Emsigkeit, kein „Büffeln", sondern eigene Lust und Passion, durch welche allein jene innige Vermählung mit dem Objecte zu Stande kommt, die von dem auf Autorität Annehmen oder Glauben durch die eigene Zustimmung in der Ansicht oder Meinung zum Wissen der Wahrheit oder Ueberzeugung hindurchführt, gleichviel ob es sich dabei um einzelne Wissenssätze oder um ein System derselben, eine Wissenschaft, oder um das System aller Wissenschaften, die Wissenschaftslehre, handelt. Ein Hauptmittel dieses Verklärungsprocesses ist das Besuchen von Vorlesungen, in welchen der wahre Professor jenen von ihm selbst gemachten Gang vor den Zuhörern wiederholt und sie dadurch zur Nachahmung, besser zur Reproduction desselben anzuleiten sucht. Dieses selbständige Eingehen in den Kathedervortrag wird sehr erleichtert durch das Nachschreiben, nicht das wörtliche und gedankenlose, sondern durch das selbstthätig paraphrasirende des freien Vortrags, da bloßes Dictiren des Professors ebenso unwürdig ist wie des Studenten. Die Nothwendigkeit in einer encyklopädischen Uebersicht die Stellung und Berechtigung der einzelnen Wissenschaften zu erkennen, führt zum zweiten Theile hinüber.

Ich bin der ganzen Deduction des Verfassers mit so objectiver Gewissenhaftigkeit gefolgt, daß ich jedem Leser die selbständige Beurtheilung der einzelnen Sätze ermöglicht zu haben glaube. In der That finden sich nur wenige darunter, welche nicht die Kritik auf das entschiedenste herausforderten. Ich selbst muß jedoch hier auf eine solche verzichten. So reichhaltig der dargebotene Stoff ist, so hat er doch die unendlich mannichfaltigen Beziehungen des Studentenlebens noch lange nicht erschöpft. Die diesem Leben eigenthümlichen subjectiven Vorgänge sind kaum mit einer Silbe erwähnt, die Verhältnisse desselben zur bürgerlichen Gesellschaft eigentlich nur an dem einen Berührungspunkte mit der städtischen Gemeinde erfaßt worden, das freie Walten des studentischen Geistes auf allen Gebieten der Sitte und der ihm eigenthümliche Drang nach ästhetischem Ausdruck hat nur gelegentliche Berücksichtigung gefunden. Dies soll indeß für den Verfasser, der wol nicht alles geben wollte, an sich ebenso wenig ein Vorwurf sein als der Umstand, daß das über das Verhältniß der Commilitonen untereinander Gesagte zum großen Theil nur auf hallenser Zustände Anwendung leidet, die schon deshalb, weil die Mehrzahl der dortigen Studirenden stets aus Theologen besteht, zu keiner Zeit, und am wenigsten jetzt, ein irgend treuer Ausdruck des im deutschen Studentenleben herrschenden Geistes gewesen sind. Wenn der Professor auf der einen Seite blos Corpsburschen vom Schlage der Märker, Salinger, Sachsen oder Westfalen und auf der andern frömmelnde Obscuranten vom

Wingolf vor sich sieht, da kommt er freilich nicht leicht in Gefahr, die einen auf Kosten der andern herauszustreichen. Um so mehr Veranlassung hatte er, beiden geradeheraus ein ernstes Wort zu sagen, zumal da ihm die eigene Erfahrung hierbei zu Gebote stand; denn was er auch an dem Treiben des „Burgkellers" auszusetzen haben möge, ein idealeres Streben hat von jeher die jenenser Burschenschaften ausgezeichnet. Der Hauptvorwurf, der den Verfasser auch im Einzelnen überall trifft, ist der Mangel an organischer und historischer Auffassung. Die Duellfrage z. B. ist durchaus nur vom historischen Standpunkte aus zu erklären und zu lösen; alles andere Gerede trifft den Kern der Sache nicht und führt, wenn dessenungeachtet die gegebenen Zustände um jeden Preis rationalisirt und idealisirt werden sollen, zu verdammlicher Sophistik. Das gleiche Resultat stellt sich heraus, wenn Verhältnisse, die sich unter ganz andern historischen Bedingungen entwickelt haben, durchaus in den Zauberkreis eines selbsterfundenen abstracten Dogmas gebannt werden sollen: auch der Doctrinarismus führt zur Sophistik. Aus dem Axiom: „Der Student ist frei", wird z. B. der Grundsatz hergeleitet: „Der Student darf sich nichts bieten lassen": ein Grundsatz, in dem sich der Verfasser mit wahrem Behagen ergeht, weil sein Doppelsinn dem bekannten Hegel'schen und speciell Erdmann'schen Hange zu Deuteleien und Wortspielereien ganz gelegen kommt. Um nun den unverkennbaren Widerspruch zwischen dieser Forderung und der Thatsache, daß der arme Student auf den Genuß von Stipendien angewiesen ist, hinwegzuschaffen, wird die mehr als kecke Behauptung aufgestellt, derselbe verdiene sich diese Unterstützung durch die geleisteten Examina und gefertigten Preisarbeiten (die übrigens bekanntlich da, wo sie wirklich gefordert werden, zur bloßen Form herabgesunken sind). Solche wahrhaft jämmerliche Trugschlüsse aufdecken zu wollen, wäre pure Zeitverschwendung. Wenn der Professor Erdmann den ersten besten ehrlichen hallenser Bürger fragen wollte, wie er diese harte Nuß zu knacken sich getraue, so würde er ohne Zweifel sofort die Antwort erhalten: „Ob einer von dem Gelde einer milden Stiftung oder von dem Gelde seines Vaters studirt, das kommt für seine Ehre auf eins hinaus, er hat auf dieses so viel und so wenig Recht wie auf das andere; seine Pflicht ist blos, daß er das Geld dem Zwecke gemäß verwende, andernfalls ist er ein leichtsinniger und nach Befinden unehrenhafter Bursche, gleichviel ob sein Vater ein Millionär oder ein Bettelmann ist."

Ueber den zweiten Theil kann ich mit wenig Worten hinweggehen, weil derselbe nichts als ein klarer und gut geschriebener Auszug aus der Hegel'schen Encyklopädie ist. Alle Gebrechen der letztern treten darin aufs schärfste hervor; insbesondere macht sich das Unbefriedigende in der Stellung des objectiven zum absoluten Geiste in der Erdmann'schen Entwickelung auf wahrhaft verletzende Weise fühlbar. Es gehört wirklich eine totale Selbstaufopferung des gesunden sittlichen Gefühls, eine blinde Befangenheit in den Fesseln eines verrotteten Systems dazu, um die Behauptung aufstellen zu können, daß das künstlerische Walten etwas Höheres sei als das sittliche, oder daß eine edle Handlung auf der Bühne eine seligere Befriedigung gewähre als eine edle Handlung im wirklichen Leben. Und wunderbarerweise weicht er gerade in dem Punkte von seinem Meister ab, wo er ihm hätte treu bleiben sollen. Bekanntlich ist nach Hegel die höchste Erscheinungsform des absoluten Geistes die Wissenschaft, d. h. freilich in seinem Sinne das Hegel'sche System und dessen Voraussetzung, die Geschichte der Philosophie. Bei Erdmann dagegen gipfelt das System in der Religionswissenschaft. Diese Anschauungsweise ist bei dem allerrechtgläubigsten Hegelianer, welcher seiner eigenen höchst ehrenwerthen Versicherung zufolge keinen schönern Lebensberuf als den seinigen, nämlich den eines Professors der Philosophie, kennt, viel zu überraschend, als daß man sich nicht versucht fühlen sollte, den einzig wahrscheinlichen Erklärungsgrund dieses Räthsels in dem zufälligen Umstande zu finden, daß der Professor Erdmann eben nicht blos Professor der Philosophie, sondern auch Inhaber der lutherisch-kirchlichen Predigerstellen und einer der gesuchtesten hallenschen Kanzelredner ist.

Der dritte Theil behandelt den Zweck des akademischen Studiums, die wissenschaftliche Praxis, und soll die Synthese der beiden vorausgegangenen sein. Die eigenthümlichen Anforderungen dieser Praxis haben die Gliederung der Universität in Facultäten mit den dazu gehörigen technischen Disciplinen veranlaßt. Die rein geschichtliche Entstehungsweise dieser Gliederung springt hier so grell in die Augen, daß nicht einmal Erdmann sie übersehen kann. Nichtsdestoweniger rechtfertigt auch hier die drei ersten Facultäten aus dem abstracten Begriffe gerechtfertigt: sie sollen nämlich das als das Princip innerhalb einer jeden Wissenschaftssphäre Erkannte als Zweck aller übrigen Erkenntnisse derselben Sphäre darstellen. So soll es die medicinische Facultät mit dem menschlichen Organismus als der höchsten Erscheinungsform der Natur, die juristische mit dem Staate als der höchsten Erscheinung „der Geschichte als Verwirklichung der Freiheit" (warum sagt er nicht: des objectiven Geistes?) und die theologische mit der Kirche als der höchsten Erscheinungsform „der fortwirklichenden Versöhnung" (warum abermals nicht: des absoluten Geistes?) zu thun haben. Von der medicinischen Facultät läßt sich nun dies allerdings zur Noth, aber auch nur zur Noth sagen; aber wo in aller Welt hat es denn eine theologische juristische Facultät mit dem Staate oder, nach Hegel'scher Auffassung, mit irgendeiner höhern Phase des objectiven Geistes zu thun als mit der des abstracten Rechts, nachdem diese die Sphäre der „Familie" und außerdem einige Verhältnisse der „bürgerlichen Gesellschaft" in sich hereingezogen hat? Um das Besitzrecht der Moral streiten sich bekanntlich Theologie, Philosophie, aber zu keiner Zeit hat die Jurisprudenz dasselbe vindicirt, und die Staatswissenschaften bilden entweder eine eigene Facultät oder gehören unbestritten der philosophischen an. Hinsichtlich der theologischen kommt es ihr überdings hier zu statten, daß er oben ketzerisch genug die Religion als die höchste Erscheinungsform des absoluten Geistes bezeichnet hat; aber wir staunen billig darüber, daß der in der entwickelten Stufenfolge gemäß die Kunst in die Stellung einer gehorsamen Dienerin der Religion und zwar jedenfalls als eines äußerlichen Beiwerks der Religion verwiesen wird. Die philosophische Facultät endlich trotzt natürlich jeder begrifflichen Construction; hier ist auch Erdmann's Kunst zu Schanden geworden, so sehr zu Schanden geworden, daß wir unter anderm auf folgenden höchst naiven Widerspruch gegen den eben aufgestellten Grundsatz stoßen: „In ihr sind ferner alle Wissenschaften repräsentirt, welche darauf ausgehen, in den Erscheinungen des subjectiven Geistes sowie in den höchsten Formen des Volks- und Weltgeistes, in den Sprachen, Staatsverfassungen, der Geschichte der Menschheit Gesetze nachzuweisen." Allein der abstracte Begriff verfolgt Erdmann wie sein böser Genius: die philosophische Facultät muß ihm ihren Nacken unter ihn beugen und wird deshalb in Ermangelung eines bessern Auskunftsmittels zur Vorbereitungsanstalt auf die Lehrpraxis gestempelt. Einer oder der andern dieser Facultäten muß nach Erdmann ein jeder während eines Triennium angehört haben, der in ein Staats- oder Kirchenamt (mit Einschluß der ärztlichen Praxis und Advocatur) eintreten will, „weil nur daraus hervorgeht, daß der Amtsbewerber die Möglichkeit gehabt habe, in die geistige Aristokratie einzutreten, die wir den studirten Leuten zuschrieben". Nach dieser Legitimation findet vor einer Commission, die nicht aus Professoren als solchen bestehen sollte, die theoretische und praktische Prüfung statt. Hat sich endlich die Behörde die Ueberzeugung verschafft, daß der Geprüfte ein Mann sei, der sein Wort halten werde, so erfolgt mit der Verpflichtung der Eintritt in das Amtsleben. Daß dies ein Saltomortale sein könne, wie ich oben andeutete, wo ich von dem Gegensatze eines schwenglichen Idealismus im studentischen und eines crassen

…kanns im bürgerlichen Leben als von der brennenden Frage …s erstern sprach, darüber scheint auch Erdmann eine Ahnung …rgeschwebt zu haben, wie daraus erhellt, daß er am läng… …n beim praktischen Berufe des Theologen verweilt, in wel… …em jener Widerspruch am häufigsten und am schneidendsten …rvortreten muß, zumal wenn derselbe, wie Erdmann mit Recht …rlangt, sich so gut wie jeder andere Student durch den …weifel zur Ueberzeugung hindurchringen soll. Da es indeß …r einen Professor der Hegel'schen Philosophie natürlich nur …e berechtigte Ueberzeugung gibt, diejenige nämlich, welche …t dem preußischen „Intelligenzstaat" den absoluten Staat …d in der preußischen Landeskirche die absolute Religion ver…irklicht sieht, so läßt er sich hierüber keine grauen Haare …achsen. Uns andern, die der Heilige Geist des Systems noch …cht erleuchtet hat, fällt es nicht so leicht, mit unsern Ge…issensscrupeln fertig zu werden. Selig sind, die da glauben …an das alleinseligmachende Hegel'sche System nämlich.

Hoffentlich erblickt der Verfasser in gegenwärtiger Kritik …en profanen Eingriff in das sacrosancte Verhältniß zwischen …n Professor und seinen Zuhörern, da die Zueignung des …hs „an die vielen von nah und fern, die diese Vorlesun… …gehört haben" dasselbe keinesfalls vom allgemeinen Bücher…arkte ausschließt. In dieser Beziehung versteht Erdmann …nmittelbar keinen Spaß. Wie sich aber seine Entrüstung über …n Verräther, welche den Inhalt seiner akademischen Vorträge …r das öffentliche Forum gebracht haben, zu seinen politischen …hielungen und Invectiven vom Katheder herab reimt, ist …cht zu begreifen. Ob gerade er dazu berufen war, Herwegh …r die Gothaner vor seinen Studenten lächerlich zu machen, …e unerörtert. Dagegen wird jeder, der die ergötzliche Be…chtung Ruge's (in den „Zwei Jahre in Paris") über den …ländischen Professor gelesen hat, es vollkommen erklärlich …den, wenn derselbe sich zu revanchiren sucht. Das konnte …r, da Ruge ohnedies verwundbare Seiten genug hat, wür…ger geschehen als durch eine Verdächtigung seiner patrio…schen Gesinnung auf Grund einer einzigen unglücklichen …ußerung, die gerade bei Ruge schon um deswillen weniger …hwer ins Gewicht fällt, weil Ruge bekanntlich die Untugend …t sich hat, daß er nicht leicht einen Absatz schreiben kann, …ne daß irgendein (idealer) Gegner mit einem nicht gerade …chmeichelhaften epithetum ornans belegt würde. Ruge's po…itische Wirksamkeit zu verurtheilen hat jeder ein Recht, der …ine Anschauungen verwirft; aber auf einen solchen Grund …nd aus solchen Motiven seine ehrliche deutsche, ja in ihren …olgen eigentlich nur hyperdeutsche Gesinnung zu verdächtigen, …cht sehr löblich. Und wenn ferner an einer andern Stelle …ann davon spricht, daß man der philosophischen Facultät …n Abhub" der theologischen zugewiesen habe, wobei natür…ch jedermann zunächst an Bruno Bauer, sodann aber, weil der …etztere seine Blicke nur selten über den halleschen Horizont …us erhebt, auch an Karl Schwarz denkt, so wird jeder …ann selbst am besten über eine solche Aeußerung zu urtheilen …nnen.

Trotz aller dieser Ausstellungen kann ich nicht umhin, das …ch wegen seines reichhaltigen und vielfach anregenden In…lts, wegen des vielen Gelungenen und Lobenswerthen, das …eben dem Verfehlten und Anstößigen enthält, wegen seiner …ten und lebendigen Darstellung und wegen seines gefälligen …n reinen Stils zu empfehlen. Es wird freilich, und nicht …ne Unrecht, mancher ehrbare Familienvater die Hände über …n Kopfe zusammenschlagen, wenn er diese und jene Rath…läge liest, welche seinem studirenden Herrn Sohne darin …rtheilt werden; und wer wollte es einem Docenten verdenken, …nn er sich kreuzt und segnet, wenn ihm zugemuthet wird, sich …ng hinaustrommeln zu lassen, weil ja „niemand ungestraft …ter Palmen wandle".

7.

Von der Nachtseite des Lebens.

1. Das braune Buch. Novellen, Phantasiestücke und Historien. Von M. Solitaire. Leipzig, Hübner. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Erzählungen bei Nacht. Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 1 Thlr.

Man kann die deutschen Erzähler in zwei Klassen theilen: in solche, welche originell und nicht beliebt sind, und in solche, welche beliebt und nicht originell sind. Die Originalität, die während der Sturm- und Drangperiode und zur Zeit der Romantiker und ihrer nächsten Epigonen nach ihrem Werthe geschätzt wurde, ist gegenwärtig kein gesuchter Artikel mehr; dieser vielleicht rohe und ungeschliffene aber werthvolle Diamant gilt heutzutage sehr wenig und wird nur noch vom Kenner geschätzt; um so mehr gilt bei dem größten Theile des Publikums die elegante, pretiöse, künstliche Fassung, selbst wenn das, was sie einrahmt, ein falscher und werthloser Glaskörper ist.

Zu den originellsten Erzählern der Gegenwart gehört ohne Zweifel M. Solitaire, dessen Eigenthümlichkeiten schon in Nr. 17 d. Bl. f. 1857 ausführlicher geschildert worden sind; ob er deshalb zu den sogenannten „beliebten" Erzählern gehört, werden seine Verleger besser als wir zu beurtheilen in der Lage sein; sicherlich wird er aber einen gewissen, wenn auch nicht sehr ausgedehnten Kreis von Lesern haben, was er sich aus manchen Gründen vielleicht eher zur Ehre als zur Unehre anrechnen kann. Er besitzt eine sprudelnde Phantasie und Erfindungskraft, mit denen er nur zu wenig haushält; einen kräftigen Humor von etwas wildem Charakter, und eine energische Darstellung, die selbst oft dann den Leser unwillkürlich packt und hinreißt, wenn vom ästhetischen Standpunkt die Aufwendung oft allzu drastischer Mittel nicht gutgeheißen werden kann.

Eine für M. Solitaire besonders charakteristische Eigenthümlichkeit ist aber die Vorliebe, mit der er in den dämonischen Zuständen des menschlichen Geschlechts wühlt und die Nachtseiten des Daseins aufsucht und in düstern Farben schildert. In dieser Hinsicht zeigt er sich allerdings dem seligen Theodor Amadeus Hoffmann anscheinend verwandt, wie auch das londoner „Athenaeum" diese Verwandtschaft mit den Worten hervorhob: „The yarn cut off by the death of the master (Hoffmann) is taken up, and span out by the hand of a never weary disciple" (M. Solitaire). Doch mag der Verfasser recht haben, wenn er in einem Nachwort zu den „Erzählungen bei Nacht" bemerkt: „Jeder, der sich die Mühe geben möchte, mehr als oberflächlich Gehalt und Form der beiderseitigen Schöpfungen zu untersuchen, wird inne werden, daß die Gestalten des Verfassers einen ganz andern spiritualistischen Gehalt haben, als jene des unglückseligen Hoffmann. Hoffmann's Figuren haben mit dem Leben gar nichts zu thun, es sind eben vollkommen abstracte Gestalten, lediglich erfunden, um Grausen und Schaudern hervorzubringen; ihrem Fuße fehlt der Boden zum Wandeln, ihrem Busen fehlt zum Athem die Luft; die Conflicte, in die diese Gestalten untereinander gerathen, sind so angelegt, daß sie nie und unter keiner Bedingung irgendwelche Beziehung zum wirklichen Menschendasein haben könnten; der wüste Traum ist ihre Wiege, ihr Grab. Damit nun vergleiche man die Creaturen des Verfassers; diese haben die Welt unter ihren Füßen, und wenn sie auch meist hinwandeln in Schatten und Nacht, so sind doch diese Schatten wirkliche Schatten, hervorgebracht durch den Körper, der vor der Sonne steht; und die Nacht ist die wirkliche Nacht, in der auch die übrigen Menschengeschöpfe leiden, schlafen und träumen." Freilich gibt es bei beiden Schriftstellern Ausnahmen von dieser Regel; Hoffmann hat in manchen Erzählungen, z. B. „Das Majorat", „Meister Martin und seine Gesellen" u. s. w. wol bewiesen, daß er auch Menschen von Fleisch und Bein schildern könne, während M. Solitaire's „Geschichte von der bleichen Aurora oder der Vetter aus Barbadoes" und die unter dem Titel „Hesperischer Nachhall" aneinander gereihten Nachtstücke aus Italien im „Braunen Buche" doch ohne Zweifel sehr stark an das Gepräge Hoffmann'scher Phantasmagorien erinnern.

In der Mehrzahl seiner Novellen sind aber allerdings die Stoffe, die er behandelt, die Figuren, die er porträtirt, die Situationen und Conflicte, die er in Scene setzt, der Wirklichkeit entnommen. Von vornherein findet bei ihm der Zwiespalt nicht statt, in welchen Goethe mit seinen Erfahrungen über unsere unvollkommene Welt gerieth, als er die Worte niederschrieb, daß er den König Thoas sprechen lassen müsse, „als ob kein Weber in Apolda hungerte". Unser Verfasser schildert in reinster humaner Absicht vorzugsweise die socialen Leiden und Gebrechen, die dämonischen, wilden und barbarischen Leidenschaften, welche wie Maulwürfe unter der blumigen Decke unserer gerühmten Civilisation fortwühlen. Seine ärztliche Praxis hat ihm vielfach Gelegenheit gegeben, in die Höhlen des Lasters und Elends hinabzusteigen, und er schildert, was er erlebt und gesehen hat, in aller Furchtbarkeit und um so zu sagen ohne alle ästhetische Gnade und Barmherzigkeit. Die wenig ehrlichen, allzu optimistischen Verherrlicher unserer Zustände begnügen sich damit, unsere Städte von der glänzenden Außenseite zu schildern, die sie bieten, wenn man einen Spaziergang unter den Linden in Berlin, in der Ludwigsstraße zu München, um die Promenaden von Leipzig oder um das reizende Alsterbassin in Hamburg macht. M. Solitaire besucht vorzugsweise die Neben- und Sackgassen, die schmuzigen Durchgänge, die ärmlichen vorstädtischen Anbaue, die Dachstuben, die feuchten Kellerwohnungen, wo Trunkenheit und Prostitution ihren Sitz aufgeschlagen haben. Ein entsetzliches Gemälde dieser Art führt uns der Verfasser in der Erzählung „Eine Junggesellenstube in der Karlsstraße" vor. Er hat ein Skelet behufs seiner Studien in seinem Zimmer aufgestellt, und dieses wird lebendig und erzählt ihm seine Lebensgeschichte: die Geschichte eines Mädchens, das in einer Kellerwohnung unter zank- und trunksüchtigen und in jeder Hinsicht prostituirten Menschen beiderlei Geschlechts aufwuchs und, obschon von Natur reiner und edler als ihre Umgebungen, doch in tiefes moralisches Elend gerieth. Dieses Elend ist aber andererseits mehr eine unheilbare physische Krankheit, die ihren natürlichen regelmäßigen Verlauf hat, als eine moralische, die sich ihrer bewußt und zurechnungsfähig ist. Der Vater der Gefallenen war der Gehülfe eines Kammergerichts-Supernumeraraſſiſtenten (ein barbarisch complicirtes Wort, welches allein schon die ganze Unnatur und den ganzen Jammer solcher modernen Existenzen ausdrückt!), der zwei ganze Bogen schreiben mußte, um einen Silbergroschen zu verdienen. „Das ist die gepriesene Freiheit des 19. Jahrhunderts!" ruft das weibliche Skelet aus; „ich glaube meines Vaters Geist wäre lieber in ein Droschkenpferd gefahren; das kann doch athmen in Gottes freier Natur." Die Farben sind möglichst stark aufgetragen, und doch wird jeder, der Scenen wie die hier geschilderten selbst mit angesehen, nicht sagen wollen, daß sie übertrieben seien.

Die Erzählung „Graf Jodocus" sucht die Corruption in den höhern Schichten der Gesellschaft auf und schildert einen berliner Roué und Wüstling, der im Bunde mit einem verworfenen Bankier durch die gewissenlosesten Manöver einen Gecken aus der Provinz um sein Vermögen, seine Braut, seine Ehre, um alles bringt. Mittendurch spielt die entsetzliche Episode, betreffend das Schicksal des Candidaten Fabricius, dessen Schwester der Graf Jodocus verführt und dann, wie sich dies von selbst versteht, dem Elend preisgegeben hat, seinem Unrecht noch Spott und Hohn hinzufügend. Ihr Leichnam soll auf die Anatomie gebracht werden; ihr Bruder will ihn aber wenigstens ehrlich bestatten lassen und es ist haarsträubend zu sehen, wie er sich vor dem Verderber seiner Schwester krümmt und bückt, um wenigstens die Beerdigungskosten für sie zu erlangen. „So wandelte er hin", schildert ihn der Verfasser, „eine Gestalt, wie sie das glorioſe 19. Jahrhundert des ewigen Friedens und des Antithierquälervereins, das Jahrhundert des Schwanenordens und der Abschaffung der Todesstrafe zu Tausenden aufzuweisen hat. Ich zweifle, daß unter den Kannibalen Neuseelands, ehe diese Insel noch von dem Fußtritt europäischer Cultur betreten worden, ein Menschendasein, ein so jämmerlich zerrissenes, zerklüftetes aufzufinden gewesen wäre." Zuletzt wird Fabricius, der die Geschicklichkeit besitzt, fremde Schriftzüge nachzuahmen, von dem Grafen überredet, einen falschen Wechsel zu schreiben, und erhält dafür zwei Goldstücke. Der Glanz des Geldes macht ihn wahnsinnig. Seine Schwester kam nun aber doch auf die Anatomie.

Einen nur scheinbar heitern Charakter trägt die Skizze „Der Studentenhof", in welcher das leere, renommistische, erotische Treiben einer gewissen blasirten Sorte von Studenten geschildert wird. „Wie man doch in Gedanken erröthet", bemerkt der Verfasser, „und das Vergangene fast unbegreiflich findet, wenn man in spätern Jahren Gelegenheit hat, auf einen Standpunkt zurückzublicken, den man selbst längst überwunden hat. Blicke in ein Getreide zu thun, dem man sonst selbst mit Leib und Seele angehörte." Und zum Schlusse der Skizze sagt er: „Der deutsche dermalige Student und vor allem der berliner Student ist ein in der Uniformirung begriffenes, in der Unbestimmtheit, dem Schwankenden seiner gegenwärtigen Zustände unheimlich fühlendes und wol auch darum nur in so unbequemen, anstößigen Formen erscheinendes Wesen. Die neuen Motive, die die Zeit in sich aufgenommen, müßten nothwendig und zwar am unmittelbarsten auf ihn modificirend, wenn nicht hemmend, doch störend einwirken. Noch in dem Durchgangs-, der Modificationsproceß nicht vollendet ist, lassen sich die Nuancen der neuen Gestaltungen noch nicht ersehen. Am Ende befinden sich die socialen Zustände in Allem meinen in einem solchen Durchgangs- und Modificationsstadium, denn daß die neue Zeit vollständig vorbereitet ist, daß nur noch einige Stützen, Keile und Blöcke wegzuhauen sind, um das Schiff frank und frei hinabtanzen zu lassen, dürfte wol nicht bezweifelt werden. Daher das Schwüle, das Unbehagliche in den Verhältnissen wie in der Stimmung des einzelnen; das Verzerrte, das wahnsinnig, das kindisch Uebereilte; das Unstimmt, rastlos Suchende, sich ziellos Abquälende und Verschwendende; daher das höhnisch Genießende und im höhnischen Genuß bübisch Prahlende und Triumphirende; daher die verderbte, leere Uebersättigung, die teuflisch raffinirte Genußsucht."

Einen ähnlichen Werth hat die Skizze: „Das gerichtliche öffentliche Verfahren", in Anspruch zu nehmen. Der Verfasser schildert darin mit drastischer fesselnder Lebendigkeit die Verhandlung in einer öffentlichen Gerichtssitzung zu Berlin, und auch hier seine pessimistische Weltanschauung, wonach die Tragik des Dramas immer dieselbe bleibt, immer derselbe rastlose, ermüdliche Krieg gegen den Besitz; „nur die armen bedauernswerthen Träger dieser Idee, die der Fluch der Gesellschaft, welche selbst ein Fluch ist, wechseln." Einen mehr behaglichen Eindruck macht „Eine Irrfahrt im dänischen Archipel", doch hätten wir fast gewünscht, der Verfasser hätte uns die eigenthümlichen landschaftlichen Scenerien der, man möchte sagen erst in der letzten Zeit entdeckten, wenigstens uns näher gebrachten Insel Bornholm noch Ausführlicheres mitgetheilt. Aber der Geist des Verfassers ist zu unruhig und zu sehr auf die Betrachtung menschlicher Zustände versessen, um sich der objectiven Naturschilderung behaglich hinzugeben; sie dient ihm in seinen Erzählungen dazu, um sie mit den Stimmungen der darin auftretenden Personen in Rapport zu setzen.

Die „Erzählungen bei Nacht" haben nicht dieselbe poetische Bedeutung als „Das braune Buch", dafür sind die darin enthaltenen Novellen sorgfältiger ausgeführt, meist Schauergemälde im Geschmack des Salvator Rosa in düsterer Beleuchtung, voll unheimlicher Reflexe und massenhafter dunkler Schattenpartien wie „Die Hungermühle", „Großmutter Schlaf", „Die Braut" und „Die neue Brücke". Die tragischen Ereignisse der letztern bringen eine der Hauptpersonen, Fackelmann. Schluß der Novelle zu einer verzweifelten Lebensphilosophie, deren erster Satz heißt: „Der Mensch ist nichts als ein Ku-

ck, gekettet an ein großes Stück Naturgeschichte", ...ite: „Die Stunde gebiert das Verhängniß wie die ...pilz." Auch der Titel der vierten und letzten No... s Waldteufelchen", läßt einen wenigstens bizarren ...uthen; aber Inhalt, Darstellung und Schluß dieser ...ind trotz eines sich breit hineinlegenden tragischen ...ens von einem bei M. Solitaire seltenen, mehr heitern ...lichen Charakter; denn das „Waldteufelchen" ist ...ers als die kecke und muthwillige Nichte eines bie... ...rsters, die zuletzt seine Frau wird. Wir möchten ...ldteufelchen" unter den vier Novellen des Buchs ...theilen.

...erfasser klagt an einer Stelle seines „Braunen ...ß sich die Welt gegen niemand mit so außerordent... ...lance als gegen die armen Doctoren und Schriftstel... ...und er für seine Person sei nun gar so unglücklich, ...in und Bücher zu schreiben. Nun ist uns aber von ...lanten Benehmen der Welt gegen Doctoren nichts ... wenn M. Solitaire dennoch darüber zu klagen Ur... ...hat er dies wahrscheinlich einzig und allein seiner ...chen Nebenthätigkeit zuzuschreiben. Wir können uns ...in Mann von dem originellen Geiste M. Solitaire's ...Provinzialstadt oft sehr übel befinden mag, da uns die ...hr wohl bekannt ist, in der sich meist auch in grö... ...rzugsweise der Intelligenz rühmenden Städten ein ...irter Schriftsteller zu befinden pflegt. Die Mittel... ...ie nur dem lucrativen Geschäft nachgeht und dem ...bedürfniß fröhnt, liebt es so sehr, sich an Indivi... ...lern Schlags zu reiben und sie durch ein möglichst ... und wegwerfendes Benehmen dafür zu strafen, daß ...hr sein wollen und können als sie. Das bischen ...nd das kleine Vergnügen, auch wol einmal in einer ...ichte erwähnt zu werden, wird nicht selten mit so ...erzlichen Opfern erkauft. Inzwischen bleiben wir ...ebildetste und gemüthlichste" Volk der Welt und ... wohlfeilen Cultus des der Erde nicht mehr ange... ...nius im großen Stile, ohne uns dabei gerade ...t oder dem Genius nachzueifern. Vivant mortui, ...ntes!

H. M.

...d Schopenhauer über den Charakter.

...chweg mit den Urtheilen einverstanden, welche die ...t über Lewes' „Leben und Werke Goethe's" gefällt ...chliche Element betrifft, so dürfte das Buch insofern ... sein, als der Verfasser, augenscheinlich der Carlyle's ... angehörend, viele Germanismen aufzunehmen sich ... sei es mir gestattet auf einen Punkt aufmerksam zu ... den betreffenden Besprechungen unberührt geblieben. ...gerer Zeit war es meine Absicht, den hier zu behan... ...stand zur Sprache zu bringen; durch Lewes' Buch ...lich die Gelegenheit dazu geboten. Am Anfang ...kapitels (S. 26 fg. der englischen Ausgabe von ...geht er sich nämlich in philosophischen Betrach... ...den Einfluß äußerer Umstände auf den Charakter". ...n auch seine Bemerkungen im einzelnen sind, so ...och die Anwendung derselben gänzlich verfehlt zu ...mengt, wie so viele andere, die diesen höchst wich... ...rörtert haben (so z. B. Fortlage in einem vor ...im „Morgenblatt" veröffentlichten, sonst ganz vor... ...satze), den Charakter mit der intellectuellen Rich... ...wol haben beide durchaus nichts miteinander ge... ...gt hier eine sonderbare Begriffsverwirrung vor. ...s Versuch, den Charakter Baco's mit seiner Phi... ...nklang zu bringen, oder vielmehr diese aus jenem ...eht wenigstens von richtigen Prämissen aus, denn ... diesen Versuch gemacht, ist ein Beweis dafür, ...harakter von dem Intellect vorerst auseinander hält und sie sich getrennt denkt. Ob jener Versuch gelungen, haben wir hier nicht zu untersuchen. Daß aber Lewes einer solchen Verwechselung sich schuldig machen konnte, muß um so mehr befremden, als gerade der Held seiner Biographie in ebenso schöner wie tiefsinniger Weise über diesen Punkt sich ausgesprochen, wenn er im „Tasso" sagt:

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

In der That, und um es kurz zu sagen, beide zu vermengen, heißt den Unterschied zwischen „Kopf" und „Herz" vergessen. Aber weder die deutsche noch die englische Sprache läßt eine solche Ausdehnung des Begriffs, welchen wir mit dem Worte Charakter verbinden, zu. Wenn ich eine Definition des Wortes geben sollte, so würde ich sagen, des Menschen Charakter ist der Theil, den er an dem Complex der Tugenden und Laster der Menschheit hat. Jener, vom moralischen Gesichtspunkte so lobenswerthe Ausspruch, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls von Goethe herrührt und als Norm für die Beurtheilung der Menschen aufgestellt worden, „seine Tugenden sind seine eigenen, seine Fehler die der Menschheit", ist daher nur theilweise wahr und bei genauerer Prüfung nicht stichhaltig. Es ist mir unerklärlich, wie Lewes, ein Historiker der Philosophie und ein so klarer Denker, an der betreffenden Stelle in eine solche Begriffsverwirrung gerathen konnte. Nachdem er nämlich über den Einfluß äußerer Umstände auf den Charakter ganz richtige Ansichten ausgesprochen, zieht er auf höchst überraschende Weise den Schluß, daß, wenn ein solcher Einfluß wirklich anzunehmen wäre, Goethe hätte ein Maler werden müssen. Indessen ist es nicht meine Absicht mich mit Lewes in eine Polemik einzulassen, sondern vielmehr allgemeine Gesichtspunkte geltend zu machen. Wenn irgendeine Frage geeignet ist, philosophischen Speculationen beim größern Publikum Achtung zu verschaffen, so glaube ich, müßte es die hier angeregte sein. Die Erziehungslehre zumal kann nach meinem Dafürhalten nicht einen Schritt vorwärts thun, ihr Gang kann nur strauchelnd und fallend sein oder ihre Leistungen nur aus Fehlgriffen bestehen, solange sie nicht über das Wesen des Charakters im Klaren ist und hierin von festen Grundsätzen ausgeht. Und doch schmeicheln und rühmen sich so manche, gute Pädagogen zu sein, welche die Philosophie verhöhnen und somit nicht einmal über das A-b-c ihrer Specialwissenschaft (wenn sie überhaupt je Pädagogik studirt haben) hinaus sind. Vielleicht tragen diese Zeilen etwas dazu bei, wenigstens auf die Wichtigkeit, ja auf die fast unberechenbare Tragweite des Gegenstandes aufmerksam zu machen und Denkende zu weitern Untersuchungen einzuladen. Was ich ihnen biete, sind nicht die Ergebnisse meiner eigenen Forschung, sondern die seit Jahren vorliegenden, aber leider nur wenig beachteten Lehren des tiefen Denkers (Herr Dr. Haym dürfte ungehalten sein, wenn ich einen Mann, den er nur zu den Diis minorum gentium zählt, einen großen Philosophen nenne) Arthur Schopenhauer. Ein echter Nachfolger Kant's lehnt er seinerseits an diesen Weisen sich an, und hebt wie er den Unterschied zwischen dem empirischen und intelligibeln Charakter, wie solcher denen, welche mit Kant's System vertraut sind, geläufig sein muß, hervor. Schopenhauer ist aber hierbei nicht stehen geblieben, sondern hat, wie das überhaupt sein System kennzeichnet, auch diese specielle Theorie Kant's weiter entwickelt und mit fast mathematischer Strenge unumstößliche Lehrsätze gleichsam wie Axiomata aufgestellt, die für den Rechtsphilosophen, den Aesthetiker, den Lehrer und für alle, denen die Erziehung der Jugend anvertraut ist, gleich wichtig sind und von ihnen beherzigt zu werden verdienen. Schon in seinem größern Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung" (Bd. 1, §. 28), handelt er von diesem Gegenstande, führt ihn aber erst in seiner von der königlichen norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim im Jahre 1839 gekrönten Preisschrift: „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens" (s. „Die beiden Grundprobleme der Ethik", Frankfurt a. M. 1841),

weiter aus. Die vier daſelbſt aufgeſtellten Lehrſätze lauten alſo: „Der Charakter des Menſchen iſt 1) individuell, er iſt in jedem ein anderer.... 2) Der Charakter des Menſchen iſt empiriſch. Durch Erfahrung allein lernt man ihn kennen, nicht blos an andern, ſondern auch an ſich ſelbſt.... 3) Der Charakter des Menſchen iſt conſtant.... 4) Der individuelle Charakter iſt angeboren....“

Die Wahrheit des dort Geſagten wird dem Unparteiiſchen bei fortgeſetzter Beobachtung immer mehr einleuchten und jedes Wort, das ich hinzufügen könnte, würde, das fühle ich, die wahrhaft zwingende Beweiskraft dieſer treffenden und ſcharfſinnigen Bemerkungen nur abſchwächen. Ganz beſonders aber iſt es bei den Werken der Dichtung, wo wir die Richtigkeit der Anſichten unſers Philoſophen prüfen können. Im Drama, ſowie im Epos und ſeiner modernen Abart, dem Roman, das weiß jeder Laie, iſt die erſte Anforderung, die wir an den Dichter ſtellen, Conſtenirung ſeiner Charaktere. Während wir aber hier das Richtige erkennen oder auch nur unbewußt fühlen, ſind unſere Begriffe im Leben nur zu oft ſchwankend und fehlt es uns gänzlich an einem ſichern Standpunkt. Daß auch Lewes dieſen noch nicht gewonnen hat, geht deutlich genug aus ſeinen Erörterungen hervor, auf die ich oben hingewieſen habe. Denn ſtimmt er auch mit Schopenhauer's Lehrſätzen im Grunde überein, ſo hat er doch unglücklicherweiſe den Charakter mit dem Intellect vermengt, wodurch der eigentliche Geſichtspunkt verrückt und die Darſtellung unklar geworden iſt. Es würde mich freuen, wenn das wenige, was mir hier geſtattet war mitzutheilen, dazu beitragen ſollte, die Sache wieder ins rechte Licht zu ſtellen und richtigere Anſichten über dieſen höchſt wichtigen Punkt zu verbreiten. Daß es hier nicht auf eine erſchöpfende Behandlung des Gegenſtandes abgeſehen ſein konnte, bedarf wol kaum der Erwähnung. **David Aſher.**

Des Seigneur de Caumont Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe.

Unter dem Titel: „Voyaige d'Oultremer en Jhérusalem par le Seigneur de Caumont l'an 1418, publié pour la première fois d'après le manuscrit du Musée britannique par le *Marquis de la Grange*, membre du sénat et de l'institut de France“ (Paris 1858), iſt jetzt nach länger als 400 Jahren ein auch für die vergleichende Sprachforſchung wichtiges Manuſcript zum erſten mal gedruckt worden, worin ein ſüdfranzöſiſcher Edelmann, jenſeit der Garonne, im alten Aquitanien, ſeine frommgläubige Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe und zurück in die Heimat beſchreibt. Das Original kam durch den bekannten engliſchen Bibliophilen Moore, der während dreißig und einigen Jahren bei allen Bücherverſteigerungen in Paris nach alten Handſchriften ſuchte, in den Beſitz des Britiſchen Muſeums, wo es ſpäter dem vom franzöſiſchen Unterrichtsminiſter mit einer wiſſenſchaftlichen Miſſion betrauten Hrn. Delpit zufällig in die Hände fiel, der den Titel ſeinen Landsleuten bekannt machte. Schon 1845 hatte Galy ein anderes Werk deſſelben Verfaſſers veröffentlicht unter dem Titel: „Le livre Caumont, où sont contenus les Dits et Enseignements du Seigneur Caumont, composés pour ses enfants, l'an 1416“ (Paris 1845).

Das Reiſewerk des Seigneur Caumont ward ſeit 1851 ein intereſſanter Gegenſtand für den franzöſiſchen Geſchichtsforſcher Marquis de la Grange, dem die Kenner altfranzöſiſcher Literatur ſchon ſo manchen glücklichen Fund verdanken, und der, was hier nebenbei bemerkt ſein ſoll, mit Charles Regnier und St.-René Taillandier zu den wenigen Franzoſen gehört, welche unſere deutſche Literatur gründlich kennen und zu deren Studium in Frankreich am meiſten beigetragen haben. Schon im Jahre 1836 veröffentlichte derſelbe einen ſtarken Band von Auszügen aus Jean Paul's ſämmtlichen Schriften, der ſeitdem mehrere Auflagen erlebte; auch wird nächſtdem eine vollſtändige Geſchichte unſerer Literatur von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenw[art] von ihm erſcheinen.*)

Auf Delpit's Angabe hin ging Marquis de la Gra[nge] nach England und copirte die Handſchrift „Du Voyaige d'Ou[l]tremer“, der auch die Copie eines dritten Products der Fe[der] Caument's beigegeben wurde, nämlich: „Voyaige à S[ain]t Jaques en Compostelle et à Notre Dame de Finibus Terr[æ] en l'an 1417.“ Sie bildet einen Anhang in dem Buche, d[em] dieſe Beſprechung gewidmet iſt.

Der Verfaſſer führt ſeine Titel auf; er iſt Herr von C[au]mont, von Caſtelneuf oder Caſtelnuef (heute Caſtelnau) in P[é]rigord; ferner Herr von Caſtelculier in Agenois und von Be[au]guières, ebenfalls in Perigord. Sein Stamm blühte in [zwei] Häuſern: dem ältern und dem jüngern; letzteres hieß Lau[zun]. Die Erbherren beider Linien hießen oft Nompar mit Taufnam[en], die der ältern, der unſer Schriftſteller angehört, führten [im] Wappen drei goldene Leoparden mit goldenen Kronen und r[oth]en Krallen auf blauem Felde, während das Wappen der jü[ngern] nichts weiter als ein gold-, roth- und blaugeſtreiftes Feld [hat].

Die Caumonts theilten die Drangſale ihrer Landsl[eute] während des hundertjährigen Krieges (1337—1437), in [welch]em fünf Könige Englands: Eduard III., Richard II., [Hein]rich IV., Heinrich V., Heinrich VI. Frankreich zu erobern [ſuch]ten. Beſonders das Girondegebiet ward, unter dem Titel [des] Fürſtenthums Guyenne oder Aquitanien, Hauptſitz der Eng[länder] der im Süden; 1363 war der Schwarze Prinz von ſeinem [Vater] Eduard III. feierlich damit belehnt worden und hatte Bord[eaux] zur Reſidenz erhoben. Das Waffenglück wechſelte oft auf [beiden] Seiten und die Caumonts folgten nur dem Beiſpiel der [übri]gen Edelherren, wenn ſie bald unter franzöſiſcher, bald [unter] britiſcher Fahne fochten. Mitunter kämpften ſie auch in [den] endloſen Fehden der Häuſer Foix, Armagnac und Albret, [mit] welchen ſämmtlich ſie verſchwägert waren.

Unſer Schriftſteller, Nompar II., war 1391 geboren. [Sein] Vater ſtritt für England, er aber trat in die franzöſiſche [Dienſt]. In einem Alter von 25 Jahren war er Familienvater, und wie tiefſinniges zartes Gemüth er hatte, erſieht man [aus] ſeiner frühern Schrift: „Dits et Enseignemens“, wo es [heißt]: „Im Jahr 1416 am erſten Tage des Maimonds [da] ich in meinem Garten, voll Blumen und Vöglein, die [ſo] lich ſangen in mannichfachen Weiſen, daß mir gar wohl froh dabei ward. Dann dachte ich an meine Kinder, die jung und unſchuldvoll, und wünſchte, ſie möchten brave, [tu]hafte Menſchen werden und ein liebes gutes Herz haben, [wie] es eben ein Vater von ſeinen Söhnen wünſcht. Und da [ich] Natur gemäß länger als ich leben werden und es gar wohl [ge]ſchehen könnte, daß es mir nicht vergönnt wäre ſie zu [ſehen] und zu belehren, ſo beſchloß ich, für ſie ein Büchlein zu [ver]faſſen, das ihnen als Richtſchnur diene, wie ſie ſich [nach] meinem Bedünken zu verhalten und zu führen haben. [Möge] es, dies Büchlein, voll 200 Sprüchen und Lehren, [oft] leſen werden, wenn ich vielleicht nicht mehr unter ihnen [bin], ſie Ehre und Güter auf Erden erreichen können.“

Empört durch den Anblick des bereits 52 Jahre [alten] engliſch-franzöſiſchen Kriegs, ſuchte der edelherzige Mann [ſich] im Ausarbeiten dieſer „Sprüche und Lehren“, denen [ein] gendes Vorwort in Verſen gab:

> Drei Dinge von der beſten Art
> Hat Caumont heilig ſtets bewahrt,
> Dem vielgeliebten Weibe alle Treu,
> Und gegen jeden, wer es immer ſei:

*) Dieſer Umſtand läßt es ohne Zweifel doppelt gerechtfertigt [er]ſcheinen, wenn wir den obigen intereſſanten Mittheilungen über den [Mar]quis de la Grange und ſeine Publikation den Abdruck in d. Bl. [ver]ſagten. Sicherlich darf und wird Deutſchland dieſer deutſchen [Lite]raturgeſchichte aus franzöſiſcher Feder mit geſpanntem Intereſſe [entg]egenſehen. D. Bl.

lon jeder Schande das Gewiſſen rein,
las Weſen liebend, nicht den eiteln Schein!
as Recht allein war ihm vom höchſten Werth,
r ſtand dazu mit ſeinem Wort und Schwert.

aus dem ganzen Büchlein ein ſo reiches, herrliches
ls hätte es einen Deutſchen zum Verfaſſer. Wir
aus ſchließen, daß uns dieſe Seeleneigenſchaft nicht
zugefallen iſt; daß der Sinn für Gutes, Großes
s kein beſonderes Vaterland hat, ſondern der ganzen
in ihren wirklich edeln Repräſentanten zugetheilt

genden Jahre, 1417, ſuchte Nompar II. Stärkung
Pilgerfahrt nach der Kapelle des heiligen Jakobus
ſtella im ſpaniſchen Galicien, und dort, wo das
ergebirge ein Heiligthum der Heiligen Jungfrau trägt,
en Atlantiſchen Ocean von den hohen Felſen herab,
n chief du monde, „wo die Erdenwelt ein

ach dieſe fromme Reiſe gewährte ihm nicht, was er
mit feurigem Glauben erſtrebt; ſchon im nächſten
27. Februar 1418, reitet er aus dem Thore des
chloſſes in die weite Welt, nach dem Morgenland,
abe des Erlöſers zu beten. Sein Vater hatte dieſe
gelobt, war jedoch vor ihrer Ausführung geſtorben.
nimmt jetzt das ihm übererbte Gelübde auf, und hat,
ferde ſteigt, eine Reihe von Verordnungen erlaſſen.
Frau und Kinder ſeinem Vetter, dem Grafen von
r Oheim Arnaud von Caumont und ſeinem Waffen-
alhardet de Tozens, an. Er bezeichnet ihnen die
urch ſie in ſeiner Abweſenheit ſeine Burgen und
ngeſtört bewahren können. Er veröffentlicht eine
feierliche Dankſagung an ſeine Lehnsleute und
die Theilnahme und Zuneigung, die ſie ihm erwie-
für die Geldbeiträge, die ſie zu ſeiner Pilgerreiſe
chließlich bittet er ſie um Verzeihung und verſichert
en für etwaige Beleidigungen. Er ermahnt Vaſallen
zur Eintracht, ladet die Prieſter zu allſonntäglichen
ſeine glückliche Fahrt ein und alle auf ſeinen Gü-
ſte Frauen, das Ave-Maria ſiebenmal hintereinan-
nnabend für ihn zu ſprechen. Im Fall ſeines Todes
inen Erſtgebornen als Nompar III. zum Nachfolger,
erſer, ſeinen zweiten Sohn. Vor allem empfiehlt er
egen die Gerüchte von ſeinem Tode, und verordnet
hr nach Verbreitung ſolcher Nachricht abzuwarten.
Knappen, die ihn nach Jeruſalem begleiten, über-
r Vertrag, kraft deſſen man mit einem Eidſchwur
Evangeliſten ſich zu beſchützen und verpflegen ver-
lobt für ihre Rückkehr dieſelbe Sorge wie für ihre
tragen; ſie verſprechen ihm, ſich während der Reiſe
und Zanks zu enthalten, und bei Erkrankung für-
orgen, bis Heilung oder Tod eintritt. Beim Un-
rſes Documents dienen die übrigen, daheimbleiben-
als Zeugen.

alles in Ordnung gebracht iſt, zieht er nach Bar-
wo ihn und ſeine Knappen ein ſpaniſches Schiff
earen und nach Kreta führt. Auf Rhodos macht
ntſchaft eines jungen Ritters aus dem Königreich
d nimmt ihn mit ſich nach Jeruſalem, weil er
e Chriſti den Ritterſchlag empfangen will. Zu die-
eit aber gehörte, daß dem Einzuweihenden fünf
e durch den Arm eines Ritters ertheilt wurden,
ing an die fünf Wunden des Erlöſers, wozu
en Falle noch ein ſechster, im Namen und „ha
Monseigneur Saint-Georges" ſich geſellte.
ſind die Pilger im ſyriſchen Hafen Jaffa, wo ihnen
ef mit Unterſchrift und Siegel des damals noch
reſidirenden Sultans durch den chriſtlichen Conſul
am heiligen Grabe Wache haltenden Franciscaner-
ändigt wird. Caumont ſetzt von Jaffa unter tür-
kiſcher Militärbedeckung ſeine Reiſe fort; feiert in der Stadt Lydda, wo St.-Georg gemartert worden, ein Hochamt, nicht ohne Verſpottung von ſeiten der Türken, und trifft wohlbehalten in Jeruſalem ein. Hier bezieht er ein geräumiges Gaſthaus der Kirche gegenüber, und wird um Mitternacht von den Franciscanern mit Fackelzug an die heiligen Orte geleitet. Nachdem er Ritter des Heiligen Grabes geworden, leiſtet er den üblichen Eid zur Wiedereroberung Paläſtinas, Heiligachtung des Ehebündniſſes, Beſchirmung der Leidenden u. ſ. w. und ſtellt ſeine Wappenfahne am Altar auf. Sodann wandert er zum Jordan, zur Ebene von Jericho und zu ſämmtlichen Plätzen, wo der Sohn Gottes und die Apoſtel Wunder gewirkt, wobei er nie unterläßt in ſein Tagebuch die Zahl der Jahre einzutragen, während welcher dem dort geweſenen Pilger Sündenablaß zukommt, z. B. bei ſeiner Befreiung des Sionbergs: „Die Stelle, wo die Jungfrau ſtarb: Vergebung aller Sünden; die Stelle, wo der heilige Stephanus, erſter Blutzeuge des Herrn, beerdigt iſt: ſieben Jahre Sündenerlaß; die Stelle, wo Chriſtus neben zwei Steinen zuweilen den Jüngern predigte: ſieben Jahre Sündenerlaß" u. ſ. w.

Nach dieſem Ausfluge kehrt er nach Jeruſalem zurück und ſtiftet dort den Ritterorden der Schärpe (de l'Echarpe), die himmelblau mit weißem Felde, worin ein rothes Kreuz und das Wort ferm (feſt und tapfer) ſtand. Bei dem Abſterben eines Mitgliedes ließen die übrigen drei, der Edelherr von Caumont aber zwanzig Meſſen ſingen; dieſer hatte überdies geſchworen denjenigen Ritterbruder, der verarme, wieder in guten Vermögensſtand zu verſetzen. Hierauf geht er wieder nach Jaffa und an Bord, um in die Heimat zurückzureiſen.

Er beſucht Cypern, verweilt auf Rhodus acht Wochen bei einem Freunde und ſegelt in den Archipel, wo ihn Stürme verfolgen und der Blitz in den großen Maſt ſeines Schiffs ſchlägt und zündet; aber die Flamme erliſcht, als er zur Mutter Gottes ein Gebet und Gelübde emporſendet. Neuer Orkan unfern Sicilians Oſtküſte, ſodaß er es vorzieht, die Inſel zu betreten. Auf der Landſtraße nach Palermo, wo er den ſtürmiſchen Winter zu verleben gedenkt, begegnet er einem Gaſtfreunde ſeines Vaters, einem Ritter aus Béarn, dem Sire von St.-Colombe, und wird von ihm auf ſein Schloß im Innern der Inſel geladen. Mit Zuſtimmung ſeiner Knappen nimmt er dieſe Einladung an und bleibt bei ihm, bis ein ſpaniſches Schiff von Palermo nach Frankreich ſegelt und ihn mitnimmt. Er verfehlt nicht, uns in ſeinem Tagebuche farbenreiche Schilderungen von den ſittlichen und induſtriellen Zuſtänden der reichen Seeſtadt und intereſſante Beſchreibungen ihrer Kirchen und Kunſtdenkmäler zu liefern.

Seine abermalige Seereiſe iſt noch ſtürmiſcher als die vorige. In der Angſt gelobt er der Heiligen Jungfrau eine mit ſeinem Wappen verzierte Wachskerze von nicht weniger als 28 Pfund; und ſieh da das Schiff gelangt glücklich in den Hafen von Cagliari. Hier wird die Wachskerze vor dem Bilde der Madonna de Carbonario aufgerichtet. Ohne Gefahren kommt er nach Barcelona und eilt weiter.

Am 14. April 1419 hält er Einzug in die Burg ſeiner Ahnen und theilt die mitgebrachten Geſchenke aus, worunter reiche Seidenſtoffe, Damaſt, Atlas mit Prachtfarben und Stickereien in Perlen, Gold, Silber und Juwelen, Edelſteine, Diademe, Halsketten, Spangen, Ringe, Ohrgehänge und Gürtel; auch Reliquien, die man das Heilige Grab hatte berühren laſſen, z. B. Knochen von den 11,000 Jungfrauen, Erde vom Calvarienberge, ſowie vom Fuß der Säule, woran Chriſtus gebunden war, als man ihn geißelte u. ſ. w. Auch die Flaſche mit Jordanwaſſer war dabei nicht vergeſſen.

Die Sprache des Buchs iſt langue d'oïl des Nordens, im Grunde das Galle-Romano-Normanniſche, wie die Plantagenet es hatten, aber Béarns wie Périgords Mundarten ſind darin verſchmolzen; z. B. von dem Artikel des Femininums la iſt wenig Spur; der Genitiv des Masculinums iſt meiſt de lo ſtatt du: le vierge Marie neben la vierge Marie, de lo mer ſtatt de la mer. Viele Wörter des heutigen England, der

französischen Normandsprache entlehnt, finden sich vor: hurt, Stoß; meschances, jetzt englisch mischance, Widerwärtiges; rouberie, englisch robbery, Raub, u. s. w.

Der Stil ist ziemlich rauh und nicht immer klar, trotzdem strahlt aber überall das reine, milde Gemüth des Verfassers hindurch, in dem die hehre Flamme des edelsten Zorns und Abscheus gegen die bestialische Verdorbenheit seiner Zeitgenossen jedoch auch zuweilen lodernd emporschlägt. Von der Ritterinsel Rhodus sagt er ironisch: „Da wohnen die Ordensmänner des heiligen Johannes, bekriegen unablässig zu Land und Meer die Sarazenen und haben wol schon ebenso viel des Guten vollbracht, als andere Christen, die sich gegenseitig einander vernichten, anstatt gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen."

Freilich war die Zeit fürchterlich; in seiner Heimat fand er nichts als Mord, Raub, Lüge; der König Englands, der talent- und charaktervolle Heinrich V., zum Regenten und Kronerben Frankreichs ernannt, hatte sich mit einer französischen Königstochter vermählt; der König Frankreichs war in Wahnsinn gefallen und sein Sohn war bei Poitiers zurückgeschlagen. Unser Pilger, Nompar II. de Caumont, trat jetzt offen zu der englischen Partei, büßte aber dafür durch Confiscirung aller seiner Güter zu Gunsten seines jüngern Bruders, Brandelis de Caumont, wie die am 12. Mai 1443 von König Karl VII. erlassene Erklärung anzeigt. Er starb 1446 in England, wohin er sich nebst seiner Gattin und deren Vater, als die Engländer Frankreich räumten, zurückgezogen hatte. Brandelis heirathete im Jahre 1443 Marguerite von Bretagne und ward der Stammherr der Herzöge de la Force und des heute noch existirenden Zweigs der Caumonts.

Diejenigen, welche die Geschichte und Zustände der Vergangenheit lieber durch den Mund eines Augenzeugen als eines Nacherzählers zu erfahren wünschen, verweisen wir auf das Buch selbst, dessen Lectüre bei dem angehängten Glossarium niemand schwer fällt, der des Französischen mächtig ist.

German Mäurer. *)

*) German Mäurer ist, wie wir schon früher einmal zu erwähnen Gelegenheit hatten, gegenwärtig Professor am kaiserlichen Lyceum in Napoleon-Vendée. D. Red.

Notizen.

Sammlungen Schiller'scher und Goethe'scher Briefe.

Es gibt literarische Veröffentlichungen, welche auf den ersten Blick einem Fabrikat und einer buchhändlerischen Speculation aufs Haar ähnlich sehen und für die das Publikum den Unternehmern doch Dank zu sagen Ursache hat, besonders wenn durch eine geschickte und fleißige Redaction die Merkmale einer bloßen Compilation daran ziemlich verwischt und getilgt sind. Dahin gehört die in der Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt in Berlin erscheinende Sammlung „Schiller's Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schiller's als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken", deren erster, die Briefe von 1773—93 umfassender Band in zweiter Auflage vor uns liegt. In der Einleitung begegnet die Redaction der voraussichtlichen Frage, ob eine gegründete Veranlassung vorliege, auf die Döring'sche 1846 in zweiter Auflage erschienene Sammlung die jetzige folgen zu lassen, mit der Bemerkung, daß sich durch einen Blick auf die außerordentlich werthvollen Bereicherungen, welche die spätere Zeit in dieser Beziehung gebracht habe, diese Frage von selbst erledige. Im vorgedruckten Prospect „an die Verehrer Schiller's" wird mit geschickten Worten auf die Bedeutung der Briefe Schiller's hingewiesen und namentlich hervorgehoben, daß gerade die Briefe „einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte der Schiller'schen Herzensneigungen und Seelenbündnisse gewähren" und daß sie „für die Geschichte der damaligen, für die deutsche Entwickelung so bedeutenden Zeit ein ebenso reiches wie pikantes Material liefern, wie schon daraus genügend hervorgehen dürfte, daß hauptsächlich aus ihnen Behse den S zu seiner Darstellung des weimarischen Hofs geschöpft h Dergleichen Empfehlungen scheinen sich nicht an diejenigen, w Verehrer Schiller's im Geist und in der Wahrheit sind, sonder das große neugierige und anekdotensüchtige Publikum zu wen Beim Durchfliegen der Briefe selbst trafen wir zufällig folgende Stelle in einem Briefe Schiller's an Streicher Jahre 1782: „Wenn man die Menschen braucht, so man ein H.....t werden oder sich ihnen unentbe machen. Eins von beiden oder man sinkt unter." Als S diesen Grundsatz aussprach, der allerdings praktisch sein ma dem gewiegtesten Kenner des Weltlaufs Ehre machen w war er ein blutjunger Mensch von beiläufig erst 24 Jahr — Einen Pendant zu dieser Sammlung bildet die unte Titel „Goethe's Briefe, worunter viele bisher ungedruckte geschichtlichen Einleitungen und Erörterungen" in derselben lagshandlung und zwar in Lieferungen erscheinende. In auf den Umschlag gedruckten Prospect wird darauf hinge daß seit dem Erscheinen der Döring'schen Sammlung im 1837 kein Versuch wieder gemacht worden sei, die Goethe Briefe von neuem zu einer Gesammtübersicht zu gruppiren jener Zeit nun seien so viele für die Beurtheilung des G schen Lebens und Charakters wichtige neue Beiträge aus Dunkel ans Licht getreten, daß der jetzt unternommene S die in den einzelnen Briefwechseln, Monographien, Zeits u. s. w. zerstreuten Briefe von neuem zu sammeln, wol h lich gerechtfertigt erscheine. Die Briefe sind chronologisch net und mit Einleitungen versehen, welche die betreffenden L perioden des Dichters behandeln. Aufschluß hätten wi gern über die Quelle der „vielen bisher ungedruckten B gehabt, welche uns in Aussicht gestellt werden.

Paul Flemming.

In Nr. 84 des „Hamburger Correspondenten" the J. Henning unsere in Nr. 13 d. Bl. enthaltene Notiz übe Flemming wörtlich mit und bemerkt dazu unter anderm: e fast den Anschein, als ob eine frühere biographische N Nr. 127 d. Bl. f. 1850, welche dieselbe Mittheilung au hartensteinschen Kirchenbuche und die lateinischen Distichen n uns nicht bekannt gewesen sei. Wir sind hierauf auch schon von einem Leser d. Bl. in Guben aufmerksam gemacht w Allerdings ist uns Nr. 127 d. Bl. f. 1850 durch irgendeinen entgangen (wir befanden uns damals in Süddeutschland au leicht gerade auf einer Reise); wenigstens erinnerten wir un frühern Notiz nicht, als wir durch den Dichter Adolf L das alte Exemplar der Flemming'schen Gedichte, dem wir Berichtigung in Betreff des Geburtstags Paul Flemmin; statt 15. oder 17. October 1609) verdankten, zur Ans hielten. Unsere Notiz ist übrigens um die Namen der L then Flemming's und einige andere Kleinigkeiten, wie au eine von uns versuchte rhythmische Uebertragung der latei Distichen vermehrt, wogegen der Einsender der Notiz im gange 1850 uns in Bezug auf das „ludimoderator" aufklärt, daß Abraham Flemming zur Zeit der Geburt Flemming's allerdings noch „ludimoderator" gewesen, a aber zum Diakonus in Hartenstein und später zum Pfar Topfseifersdorf, hierauf in Wechselburg befördert worden. Uebergänge vom Cantor zum Geistlichen kommen, wie man sagt, auch jetzt noch nicht selten in den kleinen erzgebir Städten vor. J. Henning bemerkt bei diesem Anlaß n „Uebrigens findet sich auch der Todestag des Dichters in

*) Es ist hier übrigens an einen charakteristischen Ausspruch K Wilhelm's III. zu erinnern, der auf eine Fürbitte Gleim's für de dagegen Gurlitt unterm 19. Juli 1802 aus Charlottenburg em daß er dieser Fürbitte nicht Gehör geben könne, weil Professor G sich unentbehrlich machen wolle; „Ich aber (fügt der König den Grundsatz habe, daß derjenige, der sich für unentbehrlich ha rade am entbehrlichsten ist".

Lehrer-Gehilfe-Examen. Die neue Prüfungs-Ordnung für Lehrer-Gehilfen, welche sich dem Examen unterziehen wollen, ist vom Königl. Provinzial-Schul-Collegium genehmigt worden und wird demnächst veröffentlicht werden. Dieselbe enthält Bestimmungen über die Zeit, in welcher das Examen abgelegt werden kann, über die Meldung zum Examen, über die Prüfungs-Commission, über die Prüfungs-Gegenstände, über die Prüfungs-Arbeiten, über die mündliche Prüfung, über die Censuren und über die Prüfungs-Zeugnisse. Die Prüfung soll sich erstrecken auf Religion, Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturkunde, Singen, Violine, Orgel, Pädagogik und Methodik. Die Prüfung ist eine schriftliche und mündliche. Die Censuren sind: sehr gut, gut, genügend, ungenügend. Das Zeugniß lautet: Der Lehrer-Gehilfe N. N. hat sich der Prüfung für Lehrer-Gehilfen unterzogen und ist für befähigt erklärt worden, an einer Elementarschule als Lehrer angestellt zu werden. Die Gebühr für das Examen beträgt 6 Thlr. Die Prüfungs-Commission besteht aus 3 Mitgliedern, welche vom Königl. Provinzial-Schul-Collegium ernannt werden. Die Prüfung findet alljährlich im Monat Juli statt. Die Meldung muß bis zum 1. Juni eingereicht werden. Die Prüfung kann nicht vor dem vollendeten 20. Lebensjahre abgelegt werden. Wer sich der Prüfung unterziehen will, muß 2 Jahre lang als Lehrer-Gehilfe gedient haben. Wer sich der Prüfung unterziehen will, muß sich bei dem Königl. Provinzial-Schul-Collegium schriftlich melden. Der Meldung sind beizufügen: 1) ein Taufschein, 2) ein Zeugniß über die Zeit, in welcher der Lehrer-Gehilfe gedient hat, 3) ein Zeugniß über die Führung des Lehrer-Gehilfen während seiner Dienstzeit, 4) ein Zeugniß über die Vorbildung des Lehrer-Gehilfen, 5) ein Zeugniß über die Gesundheit des Lehrer-Gehilfen, 6) ein Zeugniß über die Impfung des Lehrer-Gehilfen, 7) ein Zeugniß über die Revaccination des Lehrer-Gehilfen, 8) ein Zeugniß über die Wiederimpfung des Lehrer-Gehilfen, 9) ein Zeugniß über die Wiederrevaccination des Lehrer-Gehilfen, 10) ein Zeugniß über die Wiederimpfung des Lehrer-Gehilfen, 11) ein Zeugniß über die Wiederrevaccination des Lehrer-Gehilfen, 12) ein Zeugniß über die Wiederimpfung des Lehrer-Gehilfen, 13) ein Zeugniß über die Wiederrevaccination des Lehrer-Gehilfen,

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Jenaischen Studentenlebens

von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548—1858).

Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena.

Von **Dr. Richard Keil** und **Dr. Robert Keil.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine auf die gründlichsten Quellenforschungen basirtes Werk, das nicht nur allen, die in Jena studirt haben, sondern den weitesten Kreisen des Publikums Genuß gewähren und mannichfache Belehrung über das Leben auf einer der berühmtesten deutschen Universitäten von der Gründung derselben bis zur Gegenwart darbieten wird.

Besonders wichtig ist dieses Werk für alle, die an dem in wenigen Wochen stattfindenden Jubiläum der Universität Jena persönlich theilnehmen wollen oder sich für dasselbe lebhafter interessiren.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Auflage.
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 8 Abb.). Zweite Aufl.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Starnberg.
Die Donau von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen).
Die Donau von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Strasburg u. Lahr (m. Plan v. Karlsruhe).
Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Schaffhausen (mit 1 Abbildung).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Koblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirgs).
Plan von Kassel.
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan von Eisenach und Umgegend und einem Höhenprofil).
Plan von Breslau.
Plan von Hamburg.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Encore quelques mots d'un Chrétien orthodoxe

sur les Confessions occidentales à l'occasion de plusieurs publications religieuses, latines et protestantes.

8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. 12 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bib

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den he Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl au Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen

Von Dr. **Jakob Auerbach.**

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20

I. **Biblische Geschichte.** Zur Belehrung und Erbauun , Schule und Haus. Nach dem Grundtexte bearbeitet. einem Auszug aus dem Buche Tobia und den beide Büchern der Makkabäer.

II. **Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.** Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Au Grundtexte übertragen. Nebst einer Auswahl aus a phischen Schriften und einer Sammlung von Lehr Sprüchen der nachbiblischen Zeit.

Ein für alle israelitischen Schulen und Familien wichtiges Werk, dessen weiteste Verbreitung auch durch den aus billigen Preis ermöglicht ist. Die zweite Abthei erschien schon früher, um dem dringendsten Bedürfnisse Religionsunterricht in den höhern Klassen der jüdischen zu genügen, und hatte sich der günstigsten Aufnahme zu er Mit der jetzt erschienenen ersten Abtheilung, die zug auch für mittlere Schulen sowie für das Haus berech liegt das Werk nunmehr vollständig vor.

Ein ausführlicher Prospect ist in allen Buchhandl zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen w Bei Abnahme größerer Partien werden beso Vortheile gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Au

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. G

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Heftes:

Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalt. Von Wel (Schluß.) — **Bestätigung, Confirmation, Ratification habition oder Genehmigung.** Von Welcker. — Bet Von Welcker. — Besteuerung, s. Steuern. — Bes s. Strafrecht. — Betrug, s. Culpa. — Bettel, s. Armenpfl Beute, s. Eigenthum. — **Bevölkerung.** Von G. F. K

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich leb Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Na der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer führlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu ben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

:erariſche Unterhaltung.

:t wöchentlich. — Nr. 33. — 12. Auguſt 1858.

:e Univerſität Jena. Von Thaddäus Lau. — Ethnographiſche Studien über die Pfalz. Von Hermann Marggraff. — Frauen: Die heſſiſch-weſtfäliſchen Aufſtandsverſuche im Jahre 1809. Von Karl Guſtav von Berneck. — Zur Schlichtung des Streits r das Wort Schriftſteller. — Haller's Mariane. Von J. W. Appell. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Univerſität Jena.

:es jenaiſchen Studentenlebens von der Gründung rſität bis zur Gegenwart. (1548—1858.) Eine Feſt: dreihundertjährigen Jubiläum der Univerſität Jena. hard Keil und Robert Keil. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 20 Ngr.

gleich heute unſere Univerſitäten eine weniger ade und glänzende Stellung einnehmen, als ühern Jahrhunderten und namentlich im Re: zeitalter der Fall ſein mochte, wo dieſe Corpo: inen ſo ſichern und ſelbſtbewußten Charakter ungleich heute von verſchiedenen Seiten her und iedenen Richtungen hin Anklagen und Vor: ol gegen einzelne Hochſchulen als gegen alle erhoben werden: im großen und ganzen ſind auf die gegenwärtige Stunde die deutſchen n die Lieblingskinder der Nation geblieben, ihrem alten Ruhme und mit ihren alten Ver: Volke an das Herz gewachſen ſind. Mögen n jüngſter Zeit einzelne Akademien mehr, die iger ſich von der idealen Höhe, auf der ſie :er urſprünglichen Beſtimmung und ihrer hi: ergangenheit gemäß halten ſollten, entfernt n ſie der Anſchauung nur zu viele Conceſſio: ten, welche in den Hochſchulen vorwiegend, ſchließlich bloße Erziehungs: und Abrichtungs: künftige Staatsbeamte erblickt: im großen ſind trotzdem die Univerſitäten die haupt: rägerinnen der geiſtigen Einheit der Nation e ſind noch immer die vorzüglichſten Vereini: für wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und für den hen Fortſchritt, noch immer gehören ihnen n Gebieten die gefeiertſten Namen an, noch von ihnen die fruchtbarſten und anregend: aus. Kein Wunder daher, daß Vorgängen hen Kreiſen ein lebhaftes und allgemeines gegenkommt, daß in den Anklagen und Vor: n wir erwähnten, nicht ſowol Liebloſigkeit und rei, als vielmehr der ernſte und aufrichtige ausſpricht, es möchten die Fehler und Män: gel der Lieblingskinder möglichſt bald beſeitigt werden; kein Wunder daher jene Aufmerkſamkeit und Theilnahme, mit welcher man Feſtacte und andere Ereigniſſe, welche für die Entwickelungsgeſchichte der Univerſitäten von charakteriſtiſcher Bedeutung ſind, verfolgt. Dieſe Theilnahme und dieſes Intereſſe ſind einem vor kurzem erſchienenen Buche zugute gekommen, der „Geſchichte des deutſchen Studententhums“ von Oskar Dolch (vgl. Nr. 32 d. Bl.). Es ſoll dem verhältnißmäßigen Werthe dieſer ganz fleißigen Arbeit von uns nicht zu nahe getreten werden; mit dem Urtheil kann indeß eine gewiſſenhafte Kritik nicht zurückhalten, daß Dolch die Aufgabe, welche er ſich geſtellt, nur annähernd und keineswegs in abſchließender Weiſe gelöſt hat. Oder vielmehr, das Buch mußte ein bloßer „Verſuch“ bleiben, wie es der Verfaſſer ſelbſt bezeichnet, die Aufgabe konnte nur annähernd gelöſt werden, weil zu der befriedigenden und vollſtändigen Löſung die erforderlichen Vorarbeiten fehlten: die Specialmonographien über die einzelnen Univerſitäten. Sobald wir die nöthige Anzahl befriedigender Werke der letzten Gattung erhalten haben, wird eine erſchöpfende allgemeine Geſchichte des deutſchen Studententhums leicht geſchrieben werden können. Die Grundmauern eines Tempels müſſen immer früher gelegt und beendigt ſein, bevor man ſich entſchließen darf, Thurm und Dachſtuhl dem Baue hinzuzufügen.

Das Buch, mit dem wir uns im Folgenden beſchäftigen, gehört dem Kreiſe der Specialmonographien an, die wir als ſo nothwendig und ſo wünſchenswerth bezeichnet haben. Es trifft ſich außerdem günſtig, daß dieſes Werk, das gediegene Reſultat mehrjährigen Sammelns und Studiums, in einem überaus gelegenen Momente zu ſeinem Abſchluß gelangt iſt, in dem Augenblicke, wo die dritte Säcularfeier der ehrwürdigen jenenſer alma mater die Blicke vieler Tauſende gerade auf dieſe Univerſität hinlenkt, welche Menſchenalter hindurch eine der hervorragendſten Pflanzſtätten deutſcher Wiſſenſchaft und das eigentliche Centrum des deutſchen Studentenlebens geweſen iſt. Wir haben es in dem Buche nicht mit einer ephemeren Gelegenheitsſchrift zu thun, welche einer literariſchen Induſtrie die Geburt dankt; das Buch beanſprucht

mit vollem Recht einen ungleich höhern Rang. Die Verfasser haben sich einen dreifachen Zweck gestellt; ihr Werk soll einestheils einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesens und überhaupt zur deutschen Cultur- und politischen Geschichte liefern, anderntheils aber auch den ehemaligen Jenensern ein Buch der Erinnerung an ihre akademischen Jugendjahre, endlich den jetzigen und künftigen jenenser Studenten ein Hülfsmittel zum Verständniß der Geschichte ihrer Universität und zur Fortbildung des akademischen Lebens in die Hand geben. Den Verfassern ist das ehrenvolle Zeugniß nicht vorzuenthalten, daß ihre Leistung in der würdigsten Weise den Erwartungen genügt, die sie selbst rege gemacht. Das Urtheil wird seine Bestätigung finden, wenn wir, soweit es die Rücksicht auf die gegebenen Raumverhältnisse gestattet, auf den Inhalt des empfehlungswerthen Werks eingehen.

Gleich die Einleitung ist auf eine sehr geschickte Weise gewonnen. Der Erzählung von der Begründung der Universität Jena geht nämlich eine instructive Uebersicht der Entwickelung des Universitätswesens in der vorreformatorischen Zeit voraus. Ein höchst anziehendes Bild wird vor uns aufgerollt. Die leitenden Gesichtspunkte sind mit Schärfe hervorgehoben, so namentlich, daß die Verfassung der Universitäten ursprünglich eine durchaus freie, man könnte sagen, eine demokratische gewesen. Sowie das freie Gemeindeleben im 12. und 13. Jahrhundert gegenüber dem Feudalstaate des Mittelalters sich mächtig entwickelte, ebenso stand auch das Leben der Universitäten damals der Kirche und deren Trägern energisch gegenüber. Die Universitäten erscheinen als ein Product des Mittelalters, und zwar der Blütezeit desselben, welche durch den Uebergang des Feudalstaats in den Ständestaat und durch den Zusammenstoß der christlichen und der sarazenischen Bildung sich charakterisirt. In dieser Zeit, in welcher vor allem die dem Mittelalter eigenthümliche Wissenschaft, deren Charakter wir als den scholastischen bezeichnen können, zum Durchbruch kam und die freie Weltlichkeit, welche sich der Kirche gegenüber entwickelte, einen Ausdruck fand zunächst im Römischen Recht, das als das Ideal einer in sich vernünftigen weltlichen Ordnung sich darstellte, ebenso wie dem sich selbst erfassenden Denken in der Philosophie des Aristoteles, welche in dieser mittelalterlichen Zeit gleichsam erst entdeckt wurde, seine von jedem bestimmten Inhalt erlöste objective Darstellung wurde: in dieser reichen und geistig bewegten Zeit der Wiedergeburt der philosophischen Wissenschaft und der religiösen Begeisterung entstanden die ersten Universitäten, deren ursprüngliche Gestaltung den wichtigsten Einfluß auf alle nachfolgenden ausgeübt hat. Das Leben und Treiben an diesen Hochschulen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, ihre Verfassungen und sonstigen Verhältnisse, ihre Einrichtungen, Collegien, Stipendien, Freiheiten, Privilegien, Bursen u. s. w., über alle diese Punkte gibt der erste Abschnitt nach den sorgfältigsten und umfassendsten Quellenstudien in lichtvoller Darstellung reiche Auskunft, eine Darstellung, deren Vorzüge um so mehr gewürdigt werden, wenn man mit derselben die mangelhafte Darstellung vergleicht, in welcher sich ganz über den nämlichen Gegenstand die neuerdings erschienene Biographie Melanchthon's von Wohlfarth verbreitet. Wie sehr zu jener Epoche auch die Fürsten für die Universitäten interessirten, beweist der wormser Reichstag von 1495, auf welchem von dem Kaiser Maximilian und den versammelten Reichsständen einmüthig beschlossen wurde, daß ein jeder Kurfürst in seinem Lande eine neue Universität errichten oder die dort bereits vorhandene verbessern sollte. Schon nach sieben Jahren wurde von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, dem begeisterten Förderer des Fortschritts auf dem Gebiete der Wissenschaften, die Universität Wittenberg gestiftet und am 18. October 15[illegible] feierlich eingeweiht. Als infolge der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg die Kur an Herzog Moritz von Sachsen kam, war es die angelegentlichste Sorge des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, daß seine Söhne in den ihnen verbliebenen Herzogthümern und zwar in Jena eine neue Universität anlegen sollten. Am 19. [illegible] 1548 erfolgte die feierliche Einweihung der neuen hohen Schule, die sich jedoch noch nicht eine Universität nennen durfte, da Kaiser Karl V. das erforderliche Privilegium nicht bestätigte. Erst vom 15. August 1557 datirt die Urkunde, in welcher der Kaiser sämmtlichen Akademikern der Universität Jena alle Rechte, Vorrechte, Privilegien und Begünstigungen ertheilte, welche die Universitäten zu Bononia, Siena, Padua, Pavia, Perugia, Paris und [illegible] besaßen, unter Bedrohung derjenigen, welche nicht die Befreiungen und Befugnisse der neuen Akademie beachten würden, mit einer Mark löthigen Silbers: gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen in einer Zeit, wo [illegible] immer beide Religionsparteien im harten Kampfe gegenüberstanden und hier die erste Universität in Deutschland gegründet wurde, welche nach der ausdrücklichen Bestimmung der Statuten „einzig und allein zur Erhaltung und Fortpflanzung der evangelisch-lutherischen Lehre und aller guten Zucht und freien Künste" gestiftet war. Nach nochmaliger Prüfung der Statuten ging die feierliche Inauguration am 2. Februar 1558 vor sich.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der Geschichte Jenas von der Begründung bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs, von 1558—1618. Auch hier ist, wie in dem ganzen Werke, der Fleiß und die Sorgfalt rühmend anzuerkennen, mit der ein weitschichtiges Quellenmaterial durchsichtet worden, und äußerten eine saubere, elegante Toilette, in die der Vortrag gekleidet. Die Skizzen aus dem Privatleben der damaligen Studenten sind die ausdrucksvollsten Genres. Für den dritten Abschnitt, der von dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts reicht, ist ein überaus bezeichnende und charakteristische Vers aus einem alten Burschenliede als Motto gewählt:

Omitte Traurigkeit!
Pergamus omni studio
Sa lustig allerzeit!
Bon vinum ist kein Bauertrank,
Das zerbster Bier macht gar nicht krank.
Das Hälslein wird nur weit.

Aerger und Anstoß erregte dem Senate die
d Kleidung des damaligen jenaischen Burschen,
bens eiferte man in und mit Kleiderordnun-
Student aus dem Dreißigjährigen Kriege wird
ndermaßen geschildert:

Federhut, Stiefeln und Sporen, ledernen Kollern,
n der linken Schulter oder um den Leib; hinter dem
warzer, gekräuselter Zopf, ein zerschnittenes und wie-
s Wams und ein kleiner Mantel, welcher die Glieder
die alle redlichen Völker bedeckt haben; in der Hand
und Spitzhämmer.

ngen sich aber nur die Schoristen, während die
dieser Zeit, in welcher der leidige Pennalismus
elpunkt erreichte, die Studententracht nicht tragen
elmehr während des Pennaljahres in zerrissenen
nd Hosen, „alten schwarzen groben zerlumpten
ller Ungeziefers", in durchlöcherten Hüten und
Pantoffeln, ohne Degen und Stock einhergehen
es Mantels einen alten Lappen am Arm hän-
mußten. Als später die ärgsten Auswüchse
lismus abgeschafft waren, wurde um 1696
erum aus Jena die Klage gehört:

an, als der Pennalismus abgeschafft worden, hät-
s der studiosi gar sehr abgenommen, kein studiosus
r im Mantel, sie gingen aber gar sehr in Schlaf-
s Collegium, ja einige kämen in Schlafröcken ohne
sche u. s. w.

sonderer Ausführlichkeit wird ferner in dem
ber das Duellwesen, über die Conflicte und
mit den andern Ständen, über Tumulte
nde, über das Verbindungswesen, und end-
s erste Säcularfest der Universität gehandelt.
nfangreiche vierte Abschnitt zeigt uns Jena
hrhundert bis zu der Französischen Revo-
tief einschneidenden Veränderungen, welche
ses Zeitabschnitts auch in den Studentenver-
enas hervorgebracht wurden, nicht allein in
das Privatleben, sondern namentlich auch hin-
wissenschaftlichen Bestrebungen, sind in ge-
d doch übersichtlicher Darstellung zusammen-
konnte nicht fehlen, daß Jena von der na-
dem nachbarlichen Halle ausgehenden und
deenbewegung und der durch dieselbe herbeige-
doch angebahnten Reform in der Behandlung
aftlichen Disciplin mächtig angeregt wurde.

t die Einwirkung des namentlich durch Christian
d Christian Wolf, zum Theil auf dem Grunde
n Philosophie, begründeten Systems der sogenann-
g und der Einfluß der innerhalb der protestanti-
urch den Spener-Francke'schen Pietismus erregten,
en und weit verbreiteten Bewegung in Jena erst
andern deutschen Hochschulen ein, kam aber auch
rm Maße, das sittliche Leben aller Volksklassen,
der Studenten, läuternd, die Methode des Stu-
ich verbessernd, zur Geltung. Freilich war ein
heil der Studenten wegen so tief eingewurzelter
s bewußtlosen Hinlebens in althergebrachten, zum
Sitten und Gebräuchen den Fortschritten, welche
euen Richtung mit Eifer ergebenen Lehrern sowol
ls gesellschaftlicher Beziehung angebahnt wurden,

sehr abgeneigt; indeß vermochten sie es doch zuletzt nur dahin zu bringen, durch Abschließung von jenen äußern Einflüssen sich selbst gegen die sich Bahn brechende Lebens-, Denk- und Empfindungsweise zu schützen, welche die Grundlage einer nachhaltigen Umgestaltung des gesammten deutschen Volks- und Gesellschaftslebens in intellectueller, sittlicher, ästhetischer und gesellschaftlicher Beziehung geworden ist; sie waren höchstens im Stande, durch die Gewalt der Klinge jenes tief zerrüttete Leben noch auf einige Zeit hinaus festzuhalten, wogegen sich seit Beginn des Jahrhunderts, noch mehr in der zweiten Hälfte desselben aus dem Studentenleben heraus viel starke Opposition gegen die zeitherigen Zustände lebenskräftig bildete, welche, getragen von der in den spätern Zeiten eintretenden politischen Bewegung, zuletzt ihren Ausgangspunkt in dem Kampf gegen das Vorurtheil des Duells und die Aristokratie der Landsmannschaften fand.

Wir kommen an späterer Stelle auf die Polemik wider „die Aristokratie der Corps" zurück.

Mit sichtbarer Vorliebe haben die Verfasser bei dem fünften Abschnitt, „Stammbücher der Studenten", verweilt. Der Abschnitt hebt an:

Wer kann sich nicht der Großmutter erinnern, wie sie dann und wann, in den alterthümlichen Lehnstuhl zurückgelehnt, in einem schwarzgebundenen Buch mit Goldschnitt blätterte? Der Murmer schnurrte zur Seite, die Wanduhr pickte, aber die Großmutter hörte es nicht. Aufmerksam wandte sie Blatt auf Blatt, verweilte wol hier und da länger bei der oder jener Stelle, oder bei den bunten Bildchen, die dazwischengestreut vorkamen, und wischte sich eine Thräne von den grauen Wimpern. Waren es doch ihre liebsten Jugenderinnerungen — die Erinnerungsworte lieber Jugendfreunde oder Freundinnen, die ihr aus jener schönen Zeit so manche Stunde wieder wach riefen, von denen aber auch so manche bereits dahin gegangen, von wo niemand zurückkehrt — und war es doch mit einem Wort ihr Stammbuch. Gerade so hat man sich auch die Studentenstammbücher aus jener Zeit zu denken. Man hatte damals noch keine Photographien, wie sie jetzt als Erinnerungszeichen immer allgemeiner üblich werden, auch die Silhouetten waren wenig gebräuchlich. Statt eines Porträts, statt eines Schattenrisses gab man sich, schwarz auf weiß, einen ernsten oder heitern Spruch, eine schriftliche Erinnerung an gemeinschaftlich verlebte fröhliche Jugendtage und Suiten u. s. w.

Eine Sammlung solcher Stammbücher, die über 500 Bände umfaßt, befindet sich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, und aus ihr haben die Verfasser geschöpft. Der Abschnitt legt uns eine Auswahl der interessantesten und originellsten Stammbuchblätter vor; nur weil wir im Raume beschränkt sind, müssen wir von einzelnen Mittheilungen abstehen. Der sechste, siebente und achte Abschnitt stehen in einem gewissen Zusammenhange; Streitigkeiten zwischen den Vertheidigern und Gegnern des Duells hatten um 1792 zu einer Auswanderung der Studenten geführt; die Veranlassung des sehr ernsten Zwistes und seine weitere Entwickelung erzählen diese Abschnitte, die außerdem von Wichtigkeit sind, weil in ihnen die Wirksamkeit Schiller's und Fichte's als akademische Lehrer geschildert wird. Der neunte Abschnitt erzählt die Begründung der ersten Burschenschaft und reicht bis zu dem Wartburgfeste; die historische Treue und Objectivität, welche bis dahin das Buch ausgezeichnet, weicht in den folgenden Partien einer mehr gefärbten Darstellung. Das Wartburgfest von 1817 bildet den Inhalt des zehnten, die Folgen dieses Festes den Inhalt des elften Abschnitts.

Der zwölfte liefert eine Darstellung von der Ermordung Kotzebue's durch Sand. Selten hat eine That in Deutschland, ja über Deutschlands Grenzen hinaus so großes Aufsehen erregt, selten aber auch eine That so mannichfache, so verschiedenartige Beurtheilung erfahren als diese. Die Verfasser bestreben sich, das Verhältniß der Sand'schen That zu der jenaischen Studentenschaft und die für eine solche Beziehung geltend gemachten Verdachtsgründe und Beweise näher in das Auge zu fassen. In ihrer kritisch-ästhetischen Beurtheilung der dichterischen Leistungen Kotzebue's thun übrigens die Gebrüder Keil unserer Ansicht nach dem letztern ebenso entschieden unrecht, als das, was sie über den moralischen Charakter des Mannes beibringen, Anspruch auf Beachtung hat. Wir möchten sie auf das Urtheil verweisen als auf ein durchaus billiges und zutreffendes, welches Rudolf Gottschall in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert" über Kotzebue fällt. Sympathien für den Mann hegen wir sicher nicht; aber es ist einseitig und ungerecht, wenn man von ihm behauptet, wenige Dichter hätten gleich ihm ihr Talent so gemisbraucht und sich so arg an der deutschen Literatur versündigt.

Auf die Kunde von der Ermordung Kotzebue's durch Sand wurde von dem Großherzog von Weimar eine eigene, aus zwei Mitgliedern der großherzoglichen Landesregierung bestehende Immediatcommission damit beauftragt, alle Papiere der Burschenschaft in Jena der genauesten Durchsicht zu unterwerfen. Hatte man schon vorher in Weimar und Jena allgemein die Ansicht, daß Sand's That niemand in Jena mit ihm verabredet und überhaupt niemand etwas darüber gewußt habe, so wurde dies durch die Erörterungen, welche die nach Jena beorderte Commission vornahm, außer allen Zweifel gesetzt. Die Folgen der Sand'schen That, zunächst die Auflösung der jenaischen Burschenschaft, lesen wir im dreizehnten Abschnitt; die fünf folgenden nehmen sich die Zeit von 1819—58 zum Vorwurfe. Aufrichtig gestanden, haben gerade diese Abschnitte uns das geringste Genügen gewährt. Nicht als ob mindere Sorgfalt bei ihrer Ausarbeitung zu bemerken wäre, mindere Sorgfalt und minderer Fleiß: was uns unangenehm berührt, ist die nicht nur offene, sondern leidenschaftliche Parteinahme für die Progressistenverbindungen gegen die Corps. Letztere achten und pflegen doch wenigstens, was sich noch an alten studentischen Sitten und Gebräuchen erhalten hat, während die Mitglieder der sogenannten Progressistenverbindungen dem unterschiedslosen, geist- und poesiearmen Nivellement huldigen, auf das nun einmal der moderne Zeitgeist gebieterischer als Moniteurdecrete und russische Ukase hindrängt. *)

Diese einzelne Ausstellung kann indeß die warme und aufrichtige Hochachtung nicht beeinträchtigen, welche wir den Verfassern für ihre Leistung zollen. Die beste Anerkennung, welche das Werk finden könnte, wäre freilich die, daß die Arbeit von den Brüdern Keil möglichst bald andern Schriftstellern Sporn und Antrieb würde, in gleich gehaltvoller Weise die Geschichte anderer Universitäten zu schreiben.

Thaddäus Lau.

*) Wir haben uns nicht für befugt gehalten, diese Privatüberzeugung des Berichterstatters zu unterdrücken; zu einer Uebereinstimmung mit ihr können wir uns nicht bekennen.

D. Red.

Ethnographische Studien über die Pfalz

1. Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
2. Die Pfalz und die Pfälzer. Von August Becker. Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte der Pfalz. Leipzig, Weber. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir stellen hier zwei Schriften zusammen, die ein interessantes Ländchen und ein in vieler Hinsicht merkwürdiges Völkchen zur Anschauung bringen: die eine von dem „Geschichtschreiber des deutschen Volksthums" W. H. Riehl, die andere von dem auch als lyrischer Dichter bekannten Pfälzer August Becker. Solche Specialstudien über einzelne Landstriche und deren Bevölkerungen haben, wie wir wol nicht erst ausführlich nachzuweisen brauchen, ihren bedeutenden Werth; sie geben eine getreue und erschöpfende Charakteristik oder wie man jetzt wol zu sagen liebt „Naturgeschichte" des betreffenden Volks, dessen Sein und Wesen sich in so verschiedenen Farben und Nuancen bricht, kann sich wol erst dann ergeben, wenn jede seiner Unterarten, jeder Volksstamm so gründlich studirt sein wird, wie dies mit den Pfälzern in den vorliegenden Werken geschehen ist. Auch daß den betreffenden Volksstämmen die Augen über gewisse ihnen anhaftende Unarten geöffnet werden, ist ein Verdienst solcher Schriften. Daß die Vorliebe für Specialstudien dieser Art und die bei keinem andern Volke so zahlreichen Dialektdichtungen auch unerfreuliche Erinnerungen an ohne Zweifel in Süd- und Mitteldeutschland mehr im Norden ausgebildeten deutschen Particularismus und Gaupatriotismus erwecken, der, solange er formell auch jede wahrhafte politische Einheit fraglich, ja unmöglich macht, ist denn freilich auch nicht zu leugnen.

Die Verdienste W. H. Riehl's um die Culturgeschichte und Ethnographie des deutschen Volks sind schon so oft hervorgehoben worden, daß wir uns wol ersparen können, sie hier von neuem zu beleuchten und zu deuten. Wenden wir uns daher kurzweg zu seinem neuen Volksbild „Die Pfälzer". In dem Vorwort begegnen wir folgender Bemerkung des Verfassers über die Idee und Entstehung seines Werks:

Zunächst faßte ich das Volk der bairischen Rheinlande, des einzigen deutschen Landstrichs, der heute noch den politischen Namen der „Pfalz" bewahrt; aber ich griff auch genug über die Grenze und suchte so mein individuelles Bild zu einem Gattungsbilde jenes größern Stücks eben dieses Volkslebens zu erweitern, welches den Uebergang von schwäbisch-alemannischer Art zur entschieden fränkisch-mittelrheinischen bildet. Die Begrenzung des Stoffs ist nicht meine Wahl; sie ist hervorgegangen aus dem mir von Sr. Majestät dem Könige Max von Baiern übertragenen Thema einer ethnographischen Charakteristik der Rheinpfalz, und nur die von jenem hohen Festen des Volksstudiums mit fürstlicher Freigebigkeit zur Verfü-

Mittel gestatteten mir, das Land während dreier Jahre Fußwanderungen ausgiebig zu bereisen.

in dem ersten Kapitel, das von der Landesart Landesanbau handelt, findet man manche feine ng. Im mittelgebirgigen vielgegliederten Deutsch- erkt z. B. der Verfasser, sei das städtische We- rschend, so auch in der Pfalz; wo eine Handels- Wein, Taback, Runkelrübe) den Boden beherrsche, sich kein strenges Bauernthum. Weinbauern Kaufleute halb Bauern, halb städtisch halb In andern Landschaften möchten zwar einzelne gründet werden, auch wol eine Großstadt er- ennoch werde das ganze Land vorzugsweise ein o bleiben; so z. B. sei es auf der gliederungs- fläche um München, überhaupt im hochgebir- deutschland, so in der norddeutschen Tiefebene Was die Pfalz betrifft, so könne man in ihr, Verfasser, Mitteldeutschland studiren, „als dasje- rgebiet, welches alle Gegensätze des deutschen wie der deutschen Bodenbildung auf dem engsten ammengedrängt zeigt". Die Neigung zu pa- welche namentlich Gervinus in die Literatur- ibung eingeführt, zeigt sich bei Riehl über iemlich hervortretendem Grade.

weite und für uns interessanteste Kapitel han- s Volkes Stamm und Art. Die Pfälzer sind rlich gemischter Composition. Vorher saßen onen und Nemeter, Celten und Römer, die nach zu einem Mischvolk verschmolzen, wor- en, Alanen, Sueven und Burgunder das Land durchzogen. Nun kamen die Alemannen, die infaches Stammvolk, sondern ein Völkerbund ie Alemannenherrschaft dauerte nicht lange. nach der Schlacht bei Zülpich, besetzte Chlod- rdliche Alemannien und verleibte es unmittel- ankenreiche ein, während das südliche Aleman- politischen und nationalen Bestand behielt, er fränkischer Herrschaft. Man nennt darum noch heute ein alemannisches Volk, während ilzer zu den Franken zählt. Die Burgunder Worms eine kurze Zeit ihre Hauptstadt. Riehl t „mildes, schmiegsames, leicht zu romanisi- ", das einen bestimmten Gegensatz zu den ch persönlicher Unabhängigkeit und Selbstherr- nden Alemannen bildete. Auch die Franken gegenüber den nachdenklichen Alemannen und veigsauern Schwaben für biegsam, bildungs- Fremde leicht aufnehmend, zuweilen auch für h und unzuverlässig, und die jetzigen Pfälzer flinken und geschmeidigen Rede ganz fränkisch auf jedes Wort müsse ein Gegenwort fallen chlag auf Schlag. Die Wahrnehmung Goe- Frankfurt ein gewisses barsches Wesen durch- unliebenswürdig gegolten habe, ja mit Ver- intergrunde sogar willkommen gewesen sei, om ganzen Frankenland im Winkel von n, Neckar und Nahe bis zur Lahn. Die Franken des Obermain, namentlich wo sie sich ins Thüringische verlieren, seien schon milder und äußerlich höflicher in ihren Formen, desgleichen die Niederrheiner von Koblenz abwärts. Die einzelnen Landstriche der Pfalz machten sich gegenseitig den Vorwurf der Grobheit, und Riehl bemerkt hierzu: „Es zieht sich dieser gegenseitige Vorwurf der Grobheit durch ganz Deutschland und verdiente also bei der Vergleichung der Deutschen mit andern Nationen untersucht zu werden"; d. h. der Deutsche hat im allgemeinen einen Hang zur Grobheit, der sich nur nach den verschiedenen Volksstämmen und Gaueigenthümlichkeiten modificirt. Was die Pfälzer speciell betrifft, so sagt der Verfasser:

> Den Genius der pfälzischen Sprache charakterisirt eine Ueberfülle von stehenden Schlag- und Kraftworten, Hyperbeln und volksthümlichen Redewendungen voller Satire und Komik. Im Wortwitz auftrumpfen bringt populären Ruhm, und die Schlagfertigkeit mit der Zunge ist oft größer als mit dem Geiste oder mit der Faust.

Zur weitern Charakteristik der Pfälzer möge noch folgende Bemerkung des Verfassers dienen:

> Grübelnder Tiefsinn ist im deutschen Süden vor allen dem Schwaben eigen; die zahlreichen Autodidakten der Religionsweisheit, welche hier unter Bauern und Schäfern erstehen, die Sektenstifter und Propheten mit ihrem starken Anhang im Volke beweisen uns, wie der schwäbischen Ungefügigkeit zugleich das Streben nach Tiefe entspricht. Bei den Alemannen diesseit des Schwarzwaldes ist von solchen Dingen schon kaum die Rede, bei den Pfälzern gar nicht.

Die Pfälzer, meint Riehl, seien kein unkünstlerisches, auch kein unwissenschaftliches Volk, „aber sie haben kaum einen großen Künstler, und nur wenige große Gelehrte hervorgebracht"; die meisten berühmten Pfälzer seien Männer der Praxis gewesen, „echte Zeugen des fränkischen Realismus im Volke". Während Franken, Schwaben und Alemannen einen wahren Ueberfluß von mittelalterlichen Dichtern, namentlich von Minnesängern besäßen, habe die Pfalz kaum einen einzigen, ebenso wenig Musiker. Die literarische Productivität sei in der Pfalz äußerst gering; mithin müßte die Pfalz in den Augen derjenigen, welche im „Literatenthum" eine Pestbeule der Menschheit erblicken, als das eigentliche Paradies und Musterland gelten; es ist aber sehr zu fürchten, daß sich diese Gegner des „Literatenthums" unter den pfälzer Weinbauern, Tabakspflanzern und Industriellen auf die Dauer keineswegs sehr behaglich fühlen würden. August Becker bemerkt in seinem Buche: „Höchstens ein Witzgedicht oder eins im Dialekt sagt dem Pfälzer zu; aber selten wird sich ein Pfälzer ein Werk kaufen, welches mehr als bloße Unterhaltung ist." An Dialektdichtern hat es der Pfalz in der letzten Zeit in der That nicht gefehlt. Riehl nennt in seinem Buche vier, welche sich als Dichter im pfälzer Dialekt, der entschieden fränkisch, doch mit alemannischen und schwäbischen Sprachtrümmern gemischt ist, ausgezeichnet haben: den 1849 verstorbenen, drollig-witzigen Nadler, der in der städtischen heidelberger Mundart und in dem wenig abweichenden Idiom der halbstädtischen Bauern der Bergstraße dichtete; Ludwig Schandein, Verfasser der „Gedichte in westricher Mundart"; Friedrich Lennig, recht

eigentlicher Volks- und Naturdichter im donnersberger Dialekt, und F. v. Kobell, der freilich kein geborener Pfälzer iſt. In allen dieſen Dichtungen walte ein ſatiriſcher, komiſcher Zug, ein derber und cyniſcher bei Lennig, ein ernſterer bei Schandein, jedoch nicht ohne humoriſtiſchen Anſtrich, vor. Zum Pathos und zur Tragik ſei der pfälzer Dialekt nicht geeignet. Die deutſche Dialektpoeſie, wie wir bei dieſem Anlaß bemerken, iſt auch eine jener culturgeſchichtlichen und volksthümlichen Erſcheinungen, die in unſern Literaturgeſchichten zu ſehr vernachläſſigt werden.

Wir ſind jedoch hiermit bereits bis zum ſiebenten Abſchnitt des Buchs vorangeeilt, welches von der Sprache und verwandten Gegenſtänden handelt; die vorhergehenden (drittes bis ſechstes Kapitel) tragen folgende, den Inhalt klar anzeigende Ueberſchriften: „Die Kunſtdenkmale als Wahrzeichen des Volks"; „Siedelung und Wohnung"; „Rock und Kamiſol (Volkstracht)"; „Pfälziſche Küche", in welchem ſchmackhaften Kapitel auch dem berühmten Landesproduct, „Handkäs" genannt, die nöthige Aufmerkſamkeit geſchenkt wird. Das neunte und letzte Kapitel handelt vorzugsweiſe von der kirchlichen Geſinnung der gemiſcht katholiſch-proteſtantiſchen Bevölkerung. Daß bei einem ſo aufgeklärten, ſich mit ſeinem Verſtande und ſeiner Klugheit ſo vielwiſſenden Volke von tieferer Frömmigkeit nicht die Rede ſein könne, verſteht ſich im Grunde von ſelbſt; hiermit verbindet ſich aber zugleich eine lobenswerthe Toleranz in allen religiöſen Dingen. Der Verfaſſer hörte einen Pfälzer über religiöſe Gegenſtände ſo raiſonniren:

> Ich habe auch meinen Glauben; ich glaube, daß ſechs Pfund Rindfleiſch mit wenig Waſſer gekocht eine kräftige Bouillon gibt. Ja, ich habe meine ganze Religion:
>
> Setz' dich über alles weg,
> Freu' dich über jeden Dreck!
>
> Ein Schoppen im Wirthshaus iſt das kräftigſte Weihwaſſer. Ich habe auch Moral: Thue recht und ſcheue niemand! und: Was du nicht willſt, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu! Ueb' immer Treu' und Redlichkeit, denn im Zuchthaus iſt ein theueres Logis u. ſ. w.

So renommiren höre man, verſichert Riehl, nicht blos verkommene Halbgebildete, ſondern ſelbſt Bauern und Tagelöhner, namentlich in der Vorderpfalz.

Auguſt Becker's umfangreiches Buch: „Die Pfalz und die Pfälzer", iſt ganz anderer Art; es erfüllt zugleich die Zwecke eines ſogenannten „Führers" oder „Guide", indem die Leſer mit dem Verfaſſer die Pfalz nach allen Richtungen und Routen durchwandern, wobei er auch den badiſchen Theil, namentlich Heidelberg und Manheim, nicht unberückſichtigt läßt, während Riehl ſeine ethnographiſchen Studien auf die überrheiniſche Pfalz beſchränkt. Der Verfaſſer ſchildert und charakteriſirt die einzelnen Landſtriche, Landſchaften, Städte, Burgen u. ſ. w., ſchenkt jedoch zugleich den hiſtoriſchen Erinnerungen, den Sitten und Trachten u. ſ. w. vorzugsweiſe Beachtung. Sein Buch macht weniger Anſpruch auf wiſſenſchaftliche Forſchung, als auf objective lebendige Schilderung; dabei iſt die Haltung des Verfaſſers in politiſcher Hinſicht im ganzen eine freiere und freiſinnigere als die Ri
Es finden ſich weniger Geſichtspunkte darin, die fü
vergleichende Ethnographik von Bedeutung ſind, al
der Riehl'ſchen Schrift; aber um ſo mehr Beſchreibu
die uns das Land veranſchaulichen und lieb gewinnen
ſen. Die Sprache iſt weniger epigrammatiſch zuge
aber auch weniger künſtlich als bei Riehl; die Da
lung weniger durchgefeilt, aber friſcher und behag
Der Verfaſſer, ein pfälzer Kind, bemerkt im Vor
ſelbſt: er habe nur das Thatſächliche im Auge g
die Pfalz und die Pfälzer nur einfach darſtellen, ſie
nicht zu Gegenſtänden einer „ſyſtematiſirten culturge
lichen Doctrin" machen wollen. Er fährt dann fo

> Was den Touriſten betrifft, der beim Reiſen nicht a
> ſinnlichen Genuß des Sehens und Beſchauens ſeiner
> ſchaften ſucht, ſondern einen von andern kaum geahnten
> genuß im Achten auf das ſittliche Element, auf Charakt
> Phyſiognomie von Land und Leuten findet, ſo getrauen w
> zu ſagen, daß ein ſolcher Reiſender an unſerm Buche einen
> rer finden wird, der ihn treu durch das herrliche Land
> das noch den ſchönen Namen der Pfalz trägt.

In ſeiner Schilderung des Charakters der Ben
ſtimmt er in allen weſentlichen Punkten mit Riehl
lich überein. Im ganzen hebt auch er die etwas m
miſtiſche Natur der Pfälzer hervor, aber er ſpricht
dem Vorwurf frei, eigentlich roh zu ſein, un
ſich längere Jahre in Süddeutſchland aufgehalte
wird ſicherlich zugeben, daß nicht blos in der Pfal
dern im deutſchen Süden überhaupt, das Volk m
roh iſt, als in vielen ſelbſt für gebildet geltenden
Mittel- und Norddeutſchlands. Wüſte Scenen,
ſo häufig in norddeutſchen Tanzlokalen ſtattfinden,
men in den öffentlichen Vergnügungsorten Süd
lands viel ſeltener vor; ſelbſt der ausgelaſſenen Lu
zieht ein gewiſſer natürlicher Takt für Anſtand
noch eine Grenze, die ſelten überſchritten wird.
Striche in Oberbaiern ſcheinen hiervon allerding
Ausnahme zu machen; doch beſchränkt ſich auch d
Rohheit meiſt wol nur auf Gewaltthaten einzelne
Wüſtheit beherrſcht nicht die ganze Maſſe. Dage
es ein Irrthum, wenn der Süddeutſche glaubt, d
der Norddeutſche an Eigendünkel und Suffiſance
treffe; der Süddeutſche iſt vollkommen ebenſo einge
und es ſcheint dies ein Grundzug der Deutſchen
haupt zu ſein, der mit ihren äußern beſcheidenen
men nur ſcheinbar in Widerſpruch ſteht. Mit dieſe
bildung, für ſeine Perſon ein ganz beſonderer K
ſein, hängt auch die unter den Deutſchen weitver
garſtige Gewohnheit des Aufziehens zuſammen, wa
in Norddeutſchland das Schrauben und in der Pfa
„Uzen" nennt. Riehl wirft den Badenern und Pf
vor, daß ſie von der Einbildung erfüllt ſeien, „
Mittelpunkte der Culturgeſchichte zu wiſſen", „ſich
Centrum der Menſchheit zu halten", und Becker
von den Neuſtädtern, daß dieſe glaubten, „alle We
gepachtet zu haben", daß aber jeder im Bezug auf
eigene Perſon meine, „er ſei doch der Geſcheidteſte"
Pfälzer und die Baiern haſſen und verachten eina

einmal in Deutschland zwischen den verschiedenen
men Brauch ist. Der Baier sagt von den Pfäl-
Becker erzählt, daß diese nichts hätten „als
Maul", und die Pfälzer behaupteten dagegen,
n hätten nichts als ihren Bauch, „solange
n auf den nicht träte, rührten sie sich nicht".
l bemerkt, daß diese Abneigung der Schwaben
'en gegen die Baiern und dieser gegen jene sich
rbsten und cynischsten alten Spruchversen Luft
pflege; der streng katholische Altbaier halte die
lechtweg für religiös oberflächlich, indifferent, in
Auflösung und Zersetzung begriffen; der Pfäl-
tbaier dagegen für bigott, für wenig begabt
eineswegs ebenbürtig. Diese Einbildung kann
ch nur auf das Bewußtsein größerer Pfiffig-
ner gewissen geistigen Beweglichkeit stützen, die
'chen Savoirfaire der Pfälzer zu Hülfe kommt.
r betrachten sich gewissermaßen als eine von
litärisch occupirte Provinz und selbst die lan-
chen verleugnen, wie Becker sich ausdrückt,
ils die sonst allgemeine Vorliebe des andern
für zweierlei Tuch". Der verstorbene Dichter
amals Redacteur der „Pfälzer Zeitung", schrieb
29. Mai 1850 aus Landau:

landauer Freiheitsphilister mit seinem doch bornir-
reise ist ein unleidliches Wesen. Und doch verdankt
auch die ganze Pfalz, den jetzigen Wohlstand nur
ndlung in eine deutsche Provinz; kein Landestheil
o genoß solcher Vorrechte und Begünstigungen, kei-
latur so gesegnet als die Pfalz und doch ist sie vor
nuth ihres Glücks nie damit zufrieden gewesen.

en Landauern sagt Becker:

ligen Reichthum halten die Landauer nicht allzu
her Verstand, der bekannte „pfälzische Witz" und
Gewandtheit und Weltläufigkeit genügt meistens.
ier noch die hohe Schule für die Ausbildung der
gersöhne.

n unter diesen Umständen der Versicherung
icherlich würde heute jeder Pfälzer seinen Lo-
us dem allgemeinen opfern, wenn es zu einem
schland käme", sich mit Vertrauen hingeben
e doch zweifelhaft sein. Der Verfasser selbst
Napoleon, namentlich in den Grenzstrichen,
der Nationalheros der Pfälzer sei. Diese
liebe für die Franzosen und das Franzosen-
n so auffallender, je ärger bekanntlich die
en Franzosen wiederholt gepeinigt und ver-
, wovon Becker selbst Grauenhaftes erzählt.
nnt man in der Pfalz große bissige Hunde
ch dem Verwüster der Pfalz, dem französi-
Mélac, dessen Andenken und Name somit
enthümlicher Weise verewigt ist; und von
der während des Revolutionskriegs als
pierre in der Pfalz hauste, erzählt er, daß
n, die er ihr Vieh nach Landau selbst zu
, auf deren Gegenvorstellungen höhnisch ge-
e: „Wenn eure Weiber und Töchter einmal
lationalgarden bekannt sein werden, werden
sie schon Milch geben." Auch von dem Wüthen der „Commission de grippe", welche die temples de la raison an Stelle der Kirchen einführte, die „Ausleerung der Pfalz" in empörender Weise betrieb, und die Guillotine auf dem Paradeplatze in Landau aufstellen ließ, berichtet er Arges. Damit wir aber ja nicht den Franzosen zu böse werden, gibt er an einer Stelle zu verstehen, die verbündeten Truppen hätten es im Jahre 1814 noch ärger getrieben, wofür er uns übrigens den Beweis schuldig bleibt. Auch die Leistungen der Preußen im badisch-pfälzischen Feldzuge von 1849 sucht er durch einige hingeworfene leicht verständliche Bemerkungen herabzusetzen. In Betreff der Beschießung von Ludwigshafen, die wahrlich alles eher als eine Heldenthat war, bemerkt er: „Es kam zum hitzigen Kanonenkampf: die 12 Geschütze der Badener trafen gut, und die Preußen standen zum erstenmal im Feuer." S. 613 sagt er von dem Rückzug des sogenannten pfälzischen Volksheers: „Die Preußen vermochten den Rheinübergang nicht zu hemmen", was sie doch sicherlich nur aus dem Grunde nicht vermochten, weil die pfälzer Krieger zu lange und zu schnelle Beine machten. Einmal spricht er sogar von einer „blutigen Schlacht", welche der „tapfere" Sigel den Preußen bei Sinsheim geliefert haben soll, „während Mieroslawski beim Weine saß".

Interessant ist, was der Verfasser über den letzten Sickingen berichtet. Dieser hieß wie sein Urahn Franz, war gutmüthig, aber leichtsinnig und verschwenderisch, kurz ein Mann „von jener Genialität, die den Lump macht". Nachdem er in der Französischen Revolution seine Souveränetätsrechte verloren und seine Waldungen verschleudert hatte, ergab er sich dem Trunke und kam so herab, daß er als Bettler von den Gaben früherer Freunde kümmerlich sein Leben fristete oder als Landstreicher mit Pergament handelnd die Sickinger Höhe durchstreifte, wobei er mit Proceßdrohungen den Bauern Geld abzupressen suchte. Endlich, anfangs der dreißiger Jahre starb er, der letzte Enkel des großen Sickingen, zu Wiesbaden als Vagabund und Bettler. Auch die Gestalt Börne's taucht einmal in dem Buche auf, bei Gelegenheit des hambacher Festes:

ein kleiner Mann mit bleichem Gesicht, rabenschwarzem Backenbart, orientalischem Typus und etwas blasirtem Wesen. . . . . In der Nacht wurde Börne ein großartiger Fackelzug gebracht, bei welchem seine aristokratische Art keinen günstigen Eindruck hinterließ, besonders als man sich erinnerte, daß er die Deutschen eine Nation von Stiefelwichsern und Bedienten genannt.

Gegen Rank behauptet der Verfasser, daß dieser ein falsches Haus als das Schillerhaus zu Oggersheim bezeichnet habe. Früher hätte man allerdings geglaubt, daß Schiller das Haus des verstorbenen Herrn Derhein in der Vorstadt gegen Frankenthal bewohnt habe; er habe jedoch mit diesem Herrn nur in lebhaftem und freundschaftlichem Verkehr gestanden, ihm auch bei seiner Abreise einige Diplome geschenkt, die er als Prämien auf der Karlsschule erhalten. Das eigentliche Schillerhaus sei ein ehemaliges Gasthaus, der Viehhof genannt, ein ordinäres und unansehnliches Eckhaus in der Speierer Straße. Die von

Schiller bewohnte Stube war die obere Eckstube, in welcher erst seit kurzem das Bildniß des Dichters hängt, seitdem auf König Ludwig's Anregung eine Gedenktafel an dem Hause angebracht worden. Später, bereits hochgeehrt und weitgepriesen, sei der Dichter noch oft von Mannheim über die Rheinbrücke herübergekommen, und noch vor 20 Jahren hätten Leute gelebt, die ihn gesehen, „wie er bisweilen gesenkten Hauptes, tiefnachdenklich den Alleeweg nach Manheim hinabging, beide Hände in den Taschen seiner weit hinabreichenden Weste, deren Flügel er in regelmäßigen Taktschlägen hob und niederschlug".

Hermann Marggraff.

Frauenromane.

1. Das Stiftsfräulein. Socialer Roman von Clara von Massow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin nimmt die Sache gründlich; ehe wir zur Geburt der Heldin dieses Romans gelangen, erfahren wir erst das Schicksal ihres Großvaters, stehen an seinem Sterbebette; lauschen dann den Liebeserklärungen des Vaters, die derselbe einer Hofdame der Kaiserin Maria Theresia darbringt, wir feiern die Vermählung mit und im zweiten Jahre wird das Glück der Ehe durch die Geburt einer Tochter erhöht. Die Kaiserin versieht Pathenstelle und gibt der kleinen Weltbürgerin zum Taufgebinde die nahe Anwartschaft als Stiftsdame eines der bedeutendsten und einträglichsten Fräuleinstifte des Landes. Nun haben wir unsere „kleine Stiftsdame" und treten mit ihr die Wanderschaft durch das Leben an. Vierzehn Jahre alt kommt sie in eine Erziehungsanstalt, nachdem sie vor sieben Jahren einen Bruder erhalten hat. Ihre Aeltern ziehen zur Herstellung ihrer Gesundheit einstweilen nach Italien. Wir halten uns nur an den Hauptgang der Handlung und bringen alle die sonstigen Abschweifungen, die Erörterungen von Nebenumständen, gutgemeinte Reflexionen, Schilderungen der Toiletten, alle die „eleganten modischen Morgenanzüge, die feinen Spitzenhäubchen, das volle schwarze Haar, die feine biegsame Taille" u. s. w., auf besondere Rechnung, indem wir hierdurch ein für allemal von denselben Act genommen haben. Der Vater der Stiftsdame war durch den plötzlichen Tod naher Anverwandten in den Besitz eines bedeutenden Familienseniorats gelangt; er lebte in Ueberfluß, als die Tochter aus dem Institute in das väterliche Haus kam. Mit dem Eintritt in das väterliche Haus beginnt nun der Faden der Geschichte, der sich anfangs um die Stiftsdame allein zu drehen schien, sich mehrfach zu spalten. Die Stiftsdame bringt nämlich noch drei junge Damen aus der Pension mit in ihr väterliches Haus, und alsbald führt uns die Verfasserin deren Lebensschicksale, ihre Abstammung und Familien vor; von diesem Augenblicke an hört die einheitliche Entwickelung des Romans auf; wir erfahren nun nacheinander die Schicksale dieser vier Pensionärinnen; was im Verlaufe der Erzählung sich nicht beibringen ließ, das trägt die Verfasserin noch am Schlusse nach, wo sie noch einmal, soweit sie nicht gestorben sind, zusammenkommen und sich ihre Geschichten erzählen. Es wirrt sich hier und da bunt durcheinander: Ehen werden geschlossen und aufgelöst, Treubrüche sind nicht selten, und wenn die Verfasserin aus dem Leben geschildert hat, so gestehen wir damit einen interessanten Blick in das Leben der vornehmen Welt gethan zu haben, bei deren Verkommenheit und blasirter Hohlheit wir jedoch länger zu verweilen nicht Lust tragen.

2. Dies Buch gehört der Frauenwelt! oder Wer hat Recht? Keine Erzählung von Wilhelmine Hildebrandt. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 25 Ngr.

Von derselben Verfasserin erschienen bereits früher „Briefe an eine junge Dame über die römische und griechische Mythologie". Da wir diese Briefe nicht zu Gesicht bekommen haben, so wollen und können wir nicht über den Standpunkt derselben zur wissenschaftlichen Alterthumskunde uns äußern; das aber glauben wir auch nach dem vorliegenden Werke schließen zu können, daß wenn, wie hier die verschiedenen Erziehungsmethoden in flacher Weise behandelt sind, derselbe Maßstab auch an die Mythologie Griechenlands und Roms gelegt, nicht viel Bedeutendes geleistet sein kann. Der Inhalt des Buches wird auf dem Titel, bei dessen Abfassung die Verlagshandlung auch nicht unbetheiligt erscheint, als „keine Erzählung" bezeichnet und dennoch ist es nichts anders, nur ist für dieselbe die veraltete Form des Briefs gewählt und die Handlung ist durch breite Betrachtungen über Sittlichkeit, äußern Schein und innern Werth, Beziehungen des Mannes zur Frau, Stellung der Frau in der Gesellschaft und was dergleichen Fragen mehr sind auseinander gerenkt und verliert ihr spannendes Interesse, da das Raisennement und dieses wieder seine Schärfe und in innerem Zusammenhang durch jene.

3. Freud und Leid. Sechs einfache Geschichten von J. von Großmann. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1858. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In zwei vom Verleger sehr elegant und solid ausgestatteten Bänden findet der Leser sechs Erzählungen, die größtentheils nach Thatsachen wiedergegeben sind. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, in Erörterungen und Belehrungen mit der Verfasserin uns einzulassen, inwiefern die Thatsache, oder wie sie sagt „die einfache Geschichte", auch wenn sie noch so wahr und noch so getreu dem wirklichen Leben nacherzählt ist, schon noch lange nicht berechtigt ist, auf eine ästhetische Dichtung Anspruch zu machen; wol aber ist die Kritik im Rechte, wenn sie solchen ausgesponnenen, wir wagen nicht einmal zu sagen Erzählungen, sondern wir sagen, solchen breitgetretenen Alltäglichkeiten gegenüber behauptet, daß sie nicht einmal im Stande sind, das Interesse des Lesers so zu fesseln, wie dasselbe sich selbst gewöhnlichen Ereignissen des Lebens gegenüber angezogen fühlt. In diesen Erzählungen weht ein ziemlich dürftiger, trockener Geist, der zwar mit dem Mantel der Menschenfreundlichkeit, des allgemeinen Wohlwollens einigermaßen bedeckt ist, aber doch noch Raum genug hat, um aus allen Ecken gähnend und drohend uns entgegenzuschauen.

4. Klippen. Nach Mittheilungen eines Freundes niedergeschrieben von Elisabeth Stille. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie ganz anders ist der Geist, der aus diesem Buche entgegenweht, da ist Leben und Poesie, Frische und Lebendigkeit in der Darstellung. Die Verfasserin hat für ihre Novellen den Namen „Klippen" gewählt, denn:

Dunkle Klippen hat das Leben.
Viele Pilger ziehn hinaus!

Verhältnisse, Erziehung, Selbsttäuschung heißen diese Klippen, an denen das Glück von Tausenden zerschellt. Das Buch enthält drei Novellen: „Eine Heirath aus Kindesliebe", „Schuldbewußtsein ohne Schuld"; „Ein Paradiesesraum". Von diesen wird freilich die dritte durch die Darstellung einer Liebe zu einer schönen Indianerin und deren zweifelhaften Beziehungen zu ihrem Vater, der sich jedoch für einen Liebhaber ausgibt, um den Geliebten zu prüfen, etwas an die Grenze des barocken Abenteuers versetzt, als daß man bei derselben länger zu verweilen Lust trügen. Wol aber verdienen die beiden ersten Erzählungen, daß das Interesse des Lesers auf sie aufmerksam werde. Otto von Rheinthal, ein schöner, liebenswürdiger, junger Mann bewegte sich in den höchsten Gesellschaftskreisen Wiens und galt dort als Verehrer einer italienischen Gräfin; er erhielt plötzlich einen Brief, der ihn an das Sterbebett seines Vaters zurückrief. Der Vater legte seinem Sohne die Pflicht auf, die Tochter seines Vetters zu

so an dem Kinde eine Schuld wieder gut zu machen, einem Verwandten begangen hatte. Das Nähere der g fand sich in einer Schrift, die der Vater seinem gab. Otto hatte gelobt, den Wunsch des Vaters zu e er ihn noch wirklich kannte. Als er nach dem Vaters denselben nun wirklich erfuhr, begann der ine Neigungen, Empfindungen sträubten sich gegen n, ein Mädchen zu heirathen, das er nicht einmal r er hatte versprochen zu gehorchen und er that es h den frühen Tod ihres Vaters war Natalie von d ihre Mutter in eine dürftige Lage versetzt worden, rückender war, als ihre Ansprüche, die sie auf das ines Vetters gehabt hatten, durch den Vater Otto's hte gemacht worden. Diese Natalie sollte nun en; Natalie war eben noch ein ganz junges, unerädchen, sie willigte gern ein, die ihr dargebotene ehmen. Die Schilderung nun und Entwickelung g von der Hochzeit an bis zu dem Tage, wo Natalie alb Otto sie geheirathet und wie ihr Erscheinen in Gesellschaftskreisen für sie und ihren Gemahl peinlich il bekannt worden war, daß sie früher, um ihre nterstützen, feine Näharbeiten für Geld besorgt hatte: Tage, sagen wir, wo Natalie sich entschloß, das Gatten zu verlassen, sind mehr Momente einer tie- Entwickelung des Gemüthslebens und darum ohne ung kurz nicht zusammenzufassen; wir verweisen Leser auf das Buch selbst. Erst nachdem Otto den aliens gewahrt, da tritt nun bei ihm eine eigenngestaltung des Gefühlslebens ein; es fehlt ihm rüft; er fühlt, daß er Natalien wehe gethan, daß ohne daß es bei ihm zum Bewußtsein gekommen Herzen liebte, daß er sie um jeden Preis wiederß. Er führt seinen Entschluß auch wirklich aus, ng gelingt. Das Eingreifen des Lieutenants von tschützer Nataliens und als eine der Entwickelung wäre im Interesse der Einfachheit und Natürunterblieben, zumal ja aus innern Motiven sich hne diesen deus ex machina die Lösung gefun-

n Conflicten ist die zweite Novelle. Wir skizziren Eleonore von Rumstein lernt im Institute einen ler, ihren Zeichenlehrer kennen; es entwickelt sich zum vollen Bewußtsein kommt, als Edmund zu Ausbildung nach Italien ging. Edmund hatte d ihre Ruhe mitgenommen und als sie in ihre kkehrte, war der Gedanke an ihn ihr einziger em Lande bei ihrer Mutter lernte sie einen jungen ick, einen leidenschaftlichen Menschen, kennen; Mack und bot ihr seine Hand. Eleonore erzählt ihm t Edmund. In seiner Leidenschaft schwur Mack n Geliebten den Tod. Eleonore kam später vom entfernte Stadt. Edmund ließ nie etwas von sich ßte sich vergessen und verheirathete sich, aber im- dem frischen Bilde ihrer Jugendliebe im Herzen. inder und lebte glücklich; da erschien plötzlich Edmund wieder, er war zum Künstler und Mann Edmund hatte ihr seine Liebe bewahrt; er stand Leben; erst das Mitleid, dann die Erinnerung ige Jugendliebe, dann die Persönlichkeit Edmund's em Herzen Eleonorens einen Kampf, dem sie h zu entziehen suchte; aber gerade ihr Gatte war seine für Edmund gewonnene Freundschaft alle , dem Verhängnisse zu entfliehen, ihrer Pflicht , durchkreuzte und zunichte machte. Sie suchte bewegen, nach einem ihrer entferntesten Güter en; Edmund wurde eingeladen. Auf einer Waldlich Eleonore den Entschluß gefaßt, ihren Kampf im Befreiung zu eröffnen; Eleonore und Edmund en im Walde, es entspann sich ein lebhaftes Gespräch und Edmund gestand ihr seine Liebe; er zog sie an seine Brust, Eleonore zog sich los, da streckte ein Schuß den Geliebten todt nieder; Mack hatte Wort gehalten; Eleonore von Schmerz überwältigt, warf sich auf die Leiche, küßte die bleichen Lippen; da erschienen die Begleiter mit ihrem Gatten, der sie verließ, weil er sie für schuldig hielt; daher: „Das Schuldbewußtsein ohne Schuld."

5. Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. Siebenter Band: Meine Feierstunden. Moralische Erzählungen von F. von Stolz. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr.

Diese einfachen moralischen Erzählungen in kleinen Rahmen sind mit Wärme und Gefühl empfunden; da Humanität, deutsches Gemüthsleben das Element ist, in welchem diese kleinen Bilder sich bewegen, so verfehlen sie auch nicht, einen ganz eigenen wohlthuenden Eindruck zu machen. Wenn man auch hier den Farben etwas mehr Kraft, den Lichtpunkten und Schatten größere Stärke wünschen mag, so bleiben die Bilder dennoch immer einer sinnigen Betrachtung werth. Die Verfasserin hat unbestritten Talent für dergleichen skizzenartige Bilder; ihre Figuren haben Leben, ihre Situationen sind nicht ohne Poesie; vielleicht würden sie aber noch bessern Erfolg haben, wenn sie eben mehr als Skizzen geworden wären, wenn sie sich aus dem engen Rahmen heraus zu einem größern Bilde entwickelt hätten; wir sagen jedoch nur vielleicht: denn am Ende ist dies gerade das Genre, in welchem das Talent der Verfasserin seine Schranke findet und sich in Behaglichkeit zu Gestalten bildet. Wenn wir darum der Verfasserin auch den eingeschlagenen Weg nicht verleiden wollen, so können wir doch auch nicht verhehlen, daß einige der Bilder etwas zu spielerisch und zu tändelnd gehalten sind und gerade vor dieser Klippe möchten wir sie warnen. Außerdem hat sich uns bei der Lectüre die Frage aufgedrängt, aus welchen Gründen wol die Verfasserin ihre Erzählungen fast alle ohne Ausnahmen auf französischen Boden verlegt haben mag, während doch das deutsche Leben Hauptpathenstelle bei ihnen vertreten hat. Der Stil der Verfasserin hat etwas Eigenthümliches; sie ist in ihren Schilderungen genau, bestimmt, ihr Stil oft etwas allzu fest zusammengezogen; wenn man vielleicht hier ein Bild zur Bezeichnung dieser Schreibweise aus dem Kreise des weiblichen Lebens nehmen wollte, so wird man dieselbe mit einer feinen Stickerei in Weiß vergleichen können; da ist alles scharf angezogen, verwahrt, knapp, nett und hier und da kurz abgeschnitten. Doch jedes Gleichniß hinkt! Das Buch enthält 18 Erzählungen, die bei der bereits geschilderten Eigenthümlichkeit eine namentlich für gebildete Frauen, die ihren Geschmack an Sue und Dumas noch nicht verdorben haben, anziehende leichte Lectüre ohne besondere Aufregung zu bilden geeignet sind.

6. Wahnsinn kein Scheidungsgrund. Zeitnovelle von Adele Heim. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Verfasserin nennt diese Erzählung eine Zeitnovelle, nicht etwa in dem Sinn, daß sie ihr nur ein so ephemeres Interesse zuschriebe, als ob nur die Zeit, deren Anregungen die Novelle ihr Entstehen verdankt, theil an ihr nehmen könne, sondern weil sie Fragen enthalte, wie die Verfasserin sich ausdrückt, welche in unserm Deutschland für alle Zeiten gleich wichtige bleiben, weil sie „die brennendsten, die eingreifendsten Fragen der Gegenwart" behandelt. Wir finden diese Ausdrucksweise etwas übertrieben, denn zu den brennenden Fragen oder richtiger zu den wichtigsten politischen und socialen Fragen gehören freilich ganz andere als die Debatten und die Gesetze in der preußischen oder in irgendeiner deutschen Kammer oder einem deutschen Lande. Wir verkennen zwar auch nicht die Symptome, die in solchen Vorlagen und Anträgen zur Erscheinung kommen, aber darüber dürfen wir doch nicht die Hauptfragen der deutschen Entwickelung, und das ist und bleibt doch vor allem die einheitliche Gestaltung des deutschen Volks, außer Augen lassen. Der Römer, meint die Verfasserin, verlangte Brot und Spiele, und der Deutsche Brot und häusliches Glück: der Römer, der nur das

verlangte, war der entartete, herabgekommene Proletarier der Kaiserzeit, und der Deutsche, der nur das verlangt, ist der erbärmlichste Spießbürger der Neuzeit, der behaglich seinen Zwieback in den Kaffee taucht und die von der Frau gewärmten Pantoffeln breit tritt. Wir wollen damit den Gesichtspunkt der Verfasserin nicht verwerfen, wir wollen ihn nur in seine Stellung rücken, die ihm gebührt, das ist die Unterordnung; denn wir halten mit der Verfasserin gleichfalls fest an der Heiligkeit des Hauses und der Familie, einer Gestaltung, in welcher gerade der germanische Geist sich so wesentlich ausgeprägt hat. Die Verfasserin sucht die Unhaltbarkeit der Motive, welche bei den neuesten erschwerten Bestimmungen über Ehescheidungen in manchen Staaten zu Tage getreten sind, an Personen nachzuweisen, für deren Schicksal sie durch die vorliegende Novelle Interesse zu erwecken versteht. Die Anlage der Erzählung sowie deren Ausführung verräth Geschick und der Leser wird sie mit Interesse zu Ende führen, wenn er auch vielleicht gerade am Ende die eigentliche Lösung für minder befriedigend halten kann, denn der Tod Agathens ist poetisch nicht nothwendig und eigentlich stirbt sie auch nicht als Opfer des Conflicts, sondern an ihrer schlechten Lunge, worauf uns zeitig die Verfasserin vorbereitet hat, und die Intrigue des Oberbürgermeisters ist etwas derber Natur. Agathe war die Gattin des Regierungsassessors Ullrichs; er hatte seine Frau geheirathet wegen ihres vermeintlichen Vermögens; er war sehr ärgerlich, als er erfuhr, daß seine Frau die Erbin eines unbedeutenden Kapitals sei; aber auch das wußte er nach und nach von derselben auf feine und rohe Manier, wie sich das gerade gab, herauszuarbeiten und durchzubringen; als auch noch der letzte Brillantschmuck der Frau verkauft war, brach bei Ullrichs die Tobsucht aus, Agathe brachte ihn in eine Irrenheilanstalt, und führte nun mit ihren Kindern ein sehr dürftiges Leben, indem sie für einen Buchhändler übersetzte. In dieser Lage lernte sie den Doctor Baumann kennen. Die Theilnahme des Doctors an den persönlichen Schicksalen Agathens führte bald zur Liebe zwischen beiden; Agathe verlangte nun Scheidung von ihrem Manne, weil derselbe nach Gutachten des Arztes unheilbar wahnsinnig sei; die Formen des Processes, sowie die Intrigue des Oberbürgermeisters, der Agathen heirathen wollte, verzögerten die Sache, darüber rieb sich Agathe, in diesem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht, immer mehr auf, bis sie endlich, nachdem sogar gesetzlich ausgesprochen war, daß Wahnsinn kein Scheidungsgrund sei, ihren Leiden erlag. Doctor Baumann nahm ihre Kinder als die seinigen zu sich und wanderte aus, „um in Ländern, deren Gesetze den Unterthan nicht zwingen, zu sterben oder mit ihnen in Collision zu kommen, es zu versuchen, der leidenden Menschheit Hülfe zu bringen."

7. Eine Grafenkrone. Roman von Luise Otto. Drei Bände. Leipzig, Hübner. 1857. Gr. 16. 2 Thlr.

Dieses Buch führt seinen Titel von der gestickten Grafenkrone, die ein bei dem Oberförster Hauenstein ausgesetztes Kind in seinem Taschentuche führte. Das Kind sammt seinem Taschentuche ist eigentlich nur Nebenfigur und insofern der Titel etwas gesucht. Das Kind ist die Frucht einer verbotenen Liebe zwischen dem Grafen Zackony und Bianca. Zackony wurde später Jesuit und Bianca Gemahlin des Obersten von Dornthal. Die eigentlichen Hauptfiguren sind Theobald Merilla und Camilla Zackony. Beide gehören der demokratischen Partei an: Merilla nahm an dem Kampfe theil und wurde deshalb auf Jahre in das Gefängniß geworfen; die Gräfin Camilla wurde wegen ihrer plebejischen Neigung für die Demokratie von ihrem Vater verstoßen, war überhaupt auch in dem Staate, wo sie zuletzt sich aufhielt, wegen ihrer Verbindung und Unterstützung der demokratischen Partei verdächtigt worden und mußte deshalb bei einer Verwandten auf einem entfernt gelegenen Schlosse, Hohenburg, eine Zuflucht suchen. Als Merilla aus dem Gefängnisse entlassen war, begab er sich zu seinem Onkel, dem Oberförster Hauenstein; derselbe wohnte aber in der Nähe der Hohenburg, dadurch war das Bekanntwerden Camilla's mit Theobald vermittelt; die gemeinsamen Ideen und Schicksale führten bald aus dem wechselseitigen Interesse zur Liebe. Ein Versuch, den Camilla bei ihrem Vater machte, um sich mit demselben auszusöhnen, führte das Gegentheil, Camilla versank darüber in eine große Krankheit, nachdem sie von derselben sich erholt hatte, kehrte sie wieder auf die Hohenburg zurück; das Liebesverhältniß zwischen Camilla und Theobald kam nun zum Geständniß und da sie von neuem in Verdacht wegen ihrer politischen Gesinnungen kamen, so warnte sie über die ihnen drohende Gefahr durch Konstanze, die Gattin eines Regierungsraths, ehemalige Freundin Camilla's und Geliebte Theobald's, gewarnt und sie flüchteten vereint in die Schweiz, wo Merilla Professor wurde und seiner Geliebten die Hand am Altar reichte. In diesen Hauptfaden ist noch die Geschichte eines politischen Gauners, der allen Parteien dient, um Geld zu erwerben, und die Idylle der Liebe des Pfarrers Reinhard mit der Tochter des Oberförsters, Gretchen, verwebt. Die Verfasserin versteht es zwar im allgemeinen, das Interesse des Lesers rege zu erhalten, nur liebt sie es sehr, allzu grelle Farben aufzutragen und das Ganze mit den Schlag- und Reizwörtern der Zeit: Revolution, Reaction, Jesuiten und Demokraten zu durchspicken, sodaß es scheint, als wenn die Verfasserin einen gewissen beschränktern Kreis des Lesepublikums in das Auge gefaßt habe, für welches sie dieses Buch geschrieben. Wir begegnen in dem Buche Situationen und Motiven, die als längst veraltetes Rüstzeug beiseite gelegt hat, dahin gehört: daß der Heldin ein Unglück passirt, d. h. daß sie ins Wasser fällt, oder daß die Pferde mit ihr durchgehen, oder sie aus dem Wagen stürzt, sowie daß der Held als Retter bei einem Brande auftritt; sowie ferner die Belauschung der Diebe u. s. w. Wahrhaft unschön ist die Scene, wo Graf Zackony seine Tochter mit Fußtritten behandelt. Alle diese Scenen könnten gemildert sein oder wegbleiben, zum Interesse des Lesers, wir meinen des gebildeten Lesers, darum keineswegs geringer.

Die hessisch-westfälischen Aufstandsversuche im Jahre 1809.

Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement. Beitrag zur Geschichte des deutschen Freiheitskampfes von Karl Lynker. Kassel, Bertram. 1858. 8. 20 Ngr.

Bei der Ausgabe dieses Werks erregte Aufsehen, daß es in Kurhessen anfangs verboten wurde. Man fragte, wie es möglich sei, daß ein Werk von so patriotischem Anstoß und Aergerniß geben könne, da es doch gegen die Usurpation gerichtet, und suchte den Grund bereits auf, zu schonender Vorsicht mahnenden Zeitströmungen. Die Schrift aber liest, wird nicht lange im Zweifel sein, daß die freimüthige, allerdings wenig rücksichtsvolle Ghasch des rechtmäßigen Herrschers und seiner Politik vor der Fremdherrschaft, welche jene Bedenken erregt hat. Der Verfasser, uns das Vorwort der Verlagshandlung sagt, war mit einem größern Werke: Geschichte des Königreichs Westfalen, zu dessen Ausarbeitung er den größten Fleiß und die gewissenhafteste Sorgfalt verwendet hatte, beschäftigt, als ihn der Tod an der Vollendung hinderte. Die vorliegende Schrift ist ein Stück daraus, bildet aber doch ein in sich abgeschlossenes Ganzes und schien daher der Veröffentlichung besonders werth und geeignet, blos in Hessen, wo die Erinnerung an die geschilderten Ereignisse zum Theil noch lebt, sondern auch in weitern Kreisen Interesse zu erregen. Wir sind damit ganz einverstanden. Vor einer solchen Darstellung aber die Schilderung der Zustände, welche Napoleon's starke Faust eingriff, vorhergehen müsse, ist nicht abzuweisen und wir halten es eher für heilsam, wenn uns in wahren und kräftigen Farben vor Augen gebracht werden, auf daß jeder an seine Brust schlage und sich vor den Fehlern und Sünden hüte, welche bei neuen drohenden Conjuncturen dieselbe Schmach über Deutschland bringen müßte.

Verfaſſer ſchildert die troſtloſe Zerrüttung des Deutſchen
elche beim Ausbruche des Kriegs von 1805 ihren höch-
erreichte, als Preußen und die durch den Baſeler Frie-
ſeinen Schutz geſtellten kleinern Staaten Norddeutſch-
unthätiger Neutralität verharrten, während Baden,
g und Baiern ihre Heere dem franzöſiſchen Kaiſer
ung ſtellten, um Oeſterreich zu bekriegen, deſſen Be-
och das Oberhaupt des Deutſchen Reichs war. Er
ngehender die Lage Heſſens und erklärt ſie aus der
lhelm's IX., welchen neben ſeinem tief eingewurzel-
gegen Frankreich als Repräſentanten der revolutio-
n auch noch der materielle Verluſt leitete, der ihm
fhebung des Subſidienvertrags mit England erwuchs,
ionen, die ſeit 50 Jahren für die im britiſchen Solde
ruppen gezahlt worden, ihn zum reichſten Privatmann
macht hatten. In dieſer doppelt gereizten Stimmung
: Napoleon, war unentſchloſſen und wurde dadurch,
'enen, biedern Geradheit ſeines Charakters zweideutig
nd und Feind. Das Zaudern und Abwarten und
die deutlichen Zeichen ſeiner Geſinnung führten end-
ſtrophe herbei. Wir leſen von den Rüſtungen, welche
Ausbruch des Kriegs von 1806 unternahm, wie die
n mit ihren Kindern nach Berlin gegangen, der Kur-
ch Naumburg in das Hauptquartier des Königs von
geben und der Kurprinz ſelbſt an Blücher's Seite rei-
ußiſchen Truppen durch Kaſſel geführt: Gründe ge-
gwohn und Beſchwerde für Napoleon. Vergebens,
utralitätsvertrag geſchloſſen war, daß nach den Un-
len des 14. October die angeblich nur zu Herbſt-
ſammengezogenen heſſiſchen Truppen auseinander
ganze unter der Hand auf 20000 Mann gebrachte
bilifirt wurde. Napoleon legte dem Lande ſchon
October aus Jena ſechs Millionen Francs Kriegsſteuer
ei Corps — Mortier mit 6000 Mann, der König
mit 14000 Mann — ſetzten ſich vom Main und
geheimnißvoll ihre Abſicht verſchleiernd, gegen Heſ-
ch. „Dies ganze heimliche, hinterliſtige Verfahren
n ſorgloſe Sicherheit gewiegten Kurfürſten bewies,
n fürchtete, der heſſiſche Löwe möchte in ſeinem
ufraffen und die Mähnen ſchütteln.“ Der Kurfürſt,
ganze Landesgrenze mit Neutralitätspfählen hatte
ſen, konnte ſich endlich nicht mehr täuſchen, als am
abends die Meldung vom Einmarſch der Franzo-
d wenige Stunden ſpäter der franzöſiſche Geſchäfts-
Beneſt bei dem Staatsminiſter von Waitz die ver-
Note abgab, welche die Beſchwerden gegen den
ſen Hof ausſprach und die Beſetzung des Landes,
lieferung der Waffen, Kanonen und Zeughäuſer
ine noch verſuchte Unterhandlung mit Mortier war
derſtand ſchien unmöglich; der Kurfürſt erklärte der
dem Wege zu gehen, unterzeichnete den Befehl zur
twaffnung der Truppen und verließ die Stadt und ſein
Verfaſſer ſtellt Betrachtungen darüber an, wie es bei
d Tapferkeit der Heſſen hätte anders kommen können,
ders gehandelt worden wäre, auch wenn Preußen den
über gezwungen hätte, ſich am Kriege zu betheili-
gen ihm nicht, ſondern halten uns an die Thatſachen.
ſtalteten ſich nun bald traurig genug. Eine tiefe
noch verſtärkt durch die Maßnahmen der Franzo-
ırch das ganze Land und machte ſich in einzelnen
. Fluchend und wuthknirſchend zerſchlugen die Sol-
die Waffen an die franzöſiſchen Commiſſare ablie-
vor deren Augen ihre Gewehre. Dieſe Tauſende,
rrenlos und ohne Erwerb im Lande umherirrten,
llgemeine Gährung. Eine Aufforderung, ſich für
je Armee anwerben zu laſſen, blieb ohne Erfolg,
fehl des Kaiſers, für den franzöſiſchen Dienſt fünf
: organiſiren. Die Offiziere wollten das Ende der
dem Kurfürſten und Napoleon ſchwebenden Unter-
handlungen abwarten, weshalb alle höhern Offiziere nach Mainz verwieſen wurden; die Einſchreibebureaux für die Soldaten blieben leer. Da gab der Generalgouverneur Lagrange den Befehl zur Einberufung der heſſiſchen Infanterieregimenter in ihre frühern Standorte, den Ausbleibenden wurde mit Erſchießen gedroht. Das war der Blitzſtrahl in den langgenährten und geſchürten Brandſtoff der Empörung. Im ganzen Lande bildeten ſich Soldatenverſammlungen, in welchen der äußerſte Widerſtand beſchloſſen und den Franzoſen Tod und Verderben geſchworen wurde. Wie konnte das enden? Führer fehlten; die jüngern Offiziere, des Rathes und der gewohnten Leitung der ältern Stabsoffiziere beraubt, wagten nur insgeheim den Aufſtand zu unterſtützen. Endlich fand ſich ein Hauptmann von Uslar, der zum „Oberſten der Heſſen“ ausgerufen wurde, aber er war der großartigen Aufgabe nicht gewachſen, einzelne anfängliche Erfolge konnten über das Ende nicht täuſchen; auch hier, wie überall gerieth das Land bald an den Abgrund der vollſtändigſten Anarchie und Hr. von Uslar konnte ſich der Brandung, die er nicht mehr zu beherrſchen wußte, nur durch heimliche Flucht entziehen. Der Generalgouverneur hatte gegen die Irregeleiteten bisher die größte Mäßigung und Milde bewieſen, aber die Befehle des Kaiſers verlangten die ſtrengſte, unnachſichtlichſte Beſtrafung. Truppen wurden herbeigezogen, die Inſurrection wurde ſchnell unterdrückt, Kriegsgerichte traten in Thätigkeit, welche eine Anzahl der Gefangenen erſchießen ließen. Die Stadt Hersfeld, die auf Befehl des Kaiſers der Plünderung preisgegeben und niedergebrannt werden ſollte, wurde nur durch den Commandeur der badiſchen Jäger, Major Lingg, gerettet, der ſich von dem franzöſiſchen General die Vollſtreckung der Execution als beſondere Gunſt erbat und dieſem, der durch bedeutende Summen beſchwichtigt war, durch Anzündung einiger alten Gebäude an gefahrloſen Punkten bei ſeinem Abmarſch die Möglichkeit gab, über die buchſtäbliche Erfüllung des Befehls Meldung zu machen. Auf die Plünderung hatten die wackern Jäger freiwillig verzichtet.

Im folgenden Abſchnitt erzählt der Verfaſſer die erſte Einrichtung des neugeſchaffenen Königreichs Weſtfalen und ſtellt eine allgemeine Umſchau in Deutſchland an, wobei er die geheimen Verbindungen und Beſtrebungen beleuchtet, Preußen wiederherzuſtellen und Deutſchland vom fremden Joch zu befreien, welche ſich in der Hand des Grafen Münſter in London vereinigten. Dabei rechnete Stein auch auf die Volksſtimmung in Weſtfalen, wo die Unzufriedenheit durch die Continentalſperre, welche den Handel vernichtete, die Kriegsſteuern, die Verſchwendung am Hofe Jérôme's und beſonders durch das Conſcriptionsgeſetz genährt wurde, nirgends mehr als in Heſſen, wo beſonders die alten Soldaten das Feuer in den niedern Volksſchichten anſchürten. Es gab gleichwol Männer von patriotiſcher Geſinnung, welche bei allem Haß gegen die Fremdherrſchaft die Einigung ſo vieler kleiner Territorien zu einem Reiche immerhin als einen glücklichen Fortſchritt anſahen — Johannes von Müller u. a. — und in der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft die vollendete Thatſache nach Kräften zum Beſten zu wenden ſuchten. Selbſt dem jungen Könige, auf welchen anfangs der ſittliche Ernſt des deutſchen Charakters einen vortheilhaften Eindruck gemacht hatte, fehlte es nicht an gutem Willen; aber nur zu bald ließ er ſich von der begonnenen ernſten Thätigkeit in jene frivole Richtung hinüberlocken, welche wir hier nicht weiter verfolgen wollen. In den höhern Kreiſen des Landes war keine Neigung zum Widerſtande vorhanden, aber unter den Bürgern und Bauern konnten die Häupter der franzoſenfeindlichen Beſtrebungen mit Sicherheit auf eine allgemeine Erhebung rechnen, wenn das Signal dazu gegeben würde, und ſie hatten den Mann ſchon gefunden, der an dem großen Tage, an welchem das ganze nördliche Deutſchland wie ein Mann gegen die Franzoſen aufſtehen würde, der Führer des heſſiſchen Volks ſein ſollte. Dieſer Mann war bekanntlich der Freiherr von Dörnberg, ein weſtfäliſcher Stabsoffizier, der ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften wegen die beſondere Gunſt und Gnade des Königs genoß und von ſeinen Soldaten wie ein Vater geliebt wurde. Der Verfaſſer zeichnet das Bild ſeines Helden mit ſicherer Hand.

Er erzählt, wie er bereits 1807, nachdem er im preußischen Dienst bei Lübeck gefangen worden und freigelassen war, mit Planen zu einer allgemeinen Volkserhebung umgegangen sei und eifrig, wiewol vergebens in England für eine Unterstützung gewirkt habe; wie er dann, als Major aus preußischem Dienst verabschiedet, auf seinem Stammgute in Hessen gelebt, um seinen Befreiungsplanen, die er noch immer hegte, Freunde zu gewinnen und wie ihm dann der westfälische Dienst als besondere Auszeichnung förmlich aufgezwungen wurde. Eine Handschrift von ihm: „Notizen über meinen Antheil an dem Aufstande in Hessen im Jahre 1809", abgedruckt im sechsten Bande von Bülau's „Geheimen Geschichten" u. s. w., gibt Aufschluß über seine Stimmung dabei. Er mußte nun dem Herrscher Treue schwören, dessen Thron er zu stürzen gelobt hatte. Wir können den Gang seiner Bestrebungen hier nicht weiter erörtern und verweisen den Leser auf das Buch selbst, dort wird er die Fäden des vielverzweigten Gewebes mit dem höchsten Interesse verfolgen. Dörnberg's Persönlichkeit verschaffte ihm den ungewöhnlichsten Einfluß auf andere: „Er war ein sehr stattlicher, großer, schöner Mann, dem ein natürlicher hoher Anstand zur Gewohnheit geworden war; er tanzte, focht, ritt, schwamm meisterhaft." Der Verfasser führt uns in das Fräuleinstift nach Homberg, welches der Hauptherd der Verschwörung wurde; wir hören von den Frauen, die sich ihr anschlossen, von Karoline von Baumbach, die als Märtyrerin dafür gedulded, von Marianne von Stein, der schon bejahrten Lieblingsschwester des berühmten Mannes, die unter einer unscheinbaren Gestalt den ganzen Feuergeist ihres Bruders barg. Es werden uns ferner die thätigsten Mitglieder der Insurrectionspartei in kurzen Charakterzügen vorgeführt; wir lesen von einer zweiten Agitation, die unerkannt neben der Dörnberg's hinlief und einen rein bürgerlichen, specifisch hessischen Charakter trug, sich aber dann auch Dörnberg's Leitung unterwarf, etwa im December 1808. Der Gesammtplan reifte, je näher der Krieg mit Oesterreich rückte, aber er wurde durch mancherlei Verwickelungen gestört; Katt's voreiliges Unternehmen auf Magdeburg mißglückte und der traurige Ausgang der von Dörnberg geleiteten Erhebung, als sie wirklich stattfand, ist bekannt. Der Leser mag ihre Einzelheiten und das Schicksal der dabei betheiligten Personen aus dem Werke selbst kennen lernen. Frühere Irrthümer über das an sich unbedeutende Gefecht, das dabei stattgefunden, grundlose Verdächtigungen gegen den edeln Dörnberg, sowie gegen Malsburg, der als Angeber auf bloße Gerüchte hin genannt worden, ist werden hier berichtigt. Das männliche Benehmen des bedrohten Königs, seine Milde gegen die meisten Verurtheilten findet gerechte Anerkennung. Selbst der greise General von Schlieffen (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1857), der auch an Jérôme's Hofe die altpreußische Uniform nicht ablegte versagte sie dem Könige nicht. Die andern Unternehmungen des Jahres 1809, der Zug des Herzogs von Braunschweig-Oels und der von Schill werden nur kurz, soweit sie Westfalen berührten, betrachtet; der verspätete Aufstand in Marburg bildet den Schluß. Hier fielen noch vier Opfer: Emmerich, der tapfere Parteigänger des Siebenjährigen Kriegs, 75 Jahre alt, als Führer zuerst. Ihre Gräber auf dem Forst bei Kassel, von einer kümmerlichen Eiche beschattet, sind jetzt eine Viehweide. Kein Denkstein sagt der Nachwelt, daß hier vier patriotische Herzen im Tode gebrochen sind. **Karl Gustav von Bernech.**

Zur Schlichtung des Streits über das Wort Schriftsteller.

Obgleich wir uns kaum mit der Hoffnung schmeicheln dürfen, das von dem gegenwärtig herrschenden Sprachgebrauche sattsam geschützte Wort „Schriftsteller" durch das die Sache genauer bezeichnende „Schriftverfasser" verdrängt zu sehen, so finden doch derartige sprachliche Erörterungen nicht blos unter Fachgenossen, sondern auch in weitern Leserkreisen rege Theilnahme und dienen dazu, die Deutschen auf den noch lange nicht erschöpften Reichthum der Muttersprache, den leider viele Schriftverfasser aus Unkenntniß des Schatzes, über welchen sie gebieten können, ungenutzt und unbenutzt liegen lassen, aufmerksam zu machen und der sprachlichen Geschmacklosigkeit zu steuern, welche von einigen Buchführern begünstigt wieder einmal unter uns sich einzuschleichen droht und sogar von Franzosen bereits scharf gerügt worden ist.

Das Wort Schriftverfasser ist nicht nur besser, sondern auch weit älter als das Wort Schriftsteller; jenes kommt schon vor *), dieses verdankt seine Verbreitung vornehmlich den Schriften Lessings. Neben beiden stößt man auch auf die Worte Schreiberfertiger, Büchersertiger, Buchmacher, Schriftmacher, Schrifturheber, Schriftner, Schriftler, und falls das Buch eine leichtfertige, liederliche, von Unwissenheit, Rohheit, gemeinen Sitten zeugende Arbeit ist, Sudler, Schmierer, Schmudler, Schmierjack, Federkratzer, Papierkratzer u. s. w. Allein während des 17. und 18. Jahrhunderts brauchte man zur Bezeichnung des Urhebers einer Schrift besonders einer gelehrten, fast allgemein das lateinische Wort Autor (auctor), selbst für Dichter und andere Sprachkünstler. Auch die Volkssprache hatte sich dessen bemächtigt; so fängt das Buchbinderlied des „Mildheimischen Liederbuchs" an:

Gott grüß' euch, ihr Herren Autoren!
Zum Schreiben der Bücher erkoren.

Auctor ist unübersetzbar; denn wir haben es zu deutsch, daß das althochdeutsche auhon, im Schwedischen noch gebräuchlich unter der Form öka und urverwandt dem daselbst bekannten lateinischen augere, in seiner sprachlichen Entwickelung gänzlich erstickt worden ist und nicht so prächtig gewuchert hat in Deutschland wie auf italischem Boden. Was für eine Fülle von Vorstellungen vereinigt in sich das lateinische Wort auctor! In das Deutsche aufgenommen freilich nicht so viele, nur die einen Urheber und Mann von Ansehen und Gewicht da bei der Bedeutung des Wortes ausmachen.

Indeß gerade die Vieldeutigkeit des Wortes auctor empfiehlt es nicht dem Gebrauche da, wo es auf scharf abgemarkte Bezeichnung eines Begriffs ankommt. Die Sache, um welche es sich handelt, ist diese.

Sprache in der weitesten Bedeutung des Wortes ist Gesammtheit der sinnlichen Mittel zum Ausdruck des Empfundenen, Wahrgenommenen, des Gedachten, des Begehrens, des Seins. So viel Sinne ein lebendes Wesen besitzt, so viel verschiedene Mittel hat es auch, sich andern seiner Gattung und Art zu machen einem Zwecke verständlich zu machen. Es wählt mehr oder weniger dieselben für den Sinn, welcher in ihm der kräftigste oder deutlichste ist. Auf einer je höhern Stufe geistiger Befähigung es steht, eine um so mannichfaltigere Wahl der Mittel hat es zu treffen. Unter den gegenwärtig auf der Erde lebenden Wesen gebietet der Mensch über den größten Reichthum solcher Mittel, wenngleich dieser für den deutlichen Ausdruck der die Sinnlichkeit übersteigenden Gedanken unzulänglich, ja dürftig ist. Wie die Sprachen, in denen die Werke der verschiedenen redenden Künste zu uns reden, hat der Mensch nur zu einer gewissen höhern Vollkommenheit ausgebildet, nicht schlechthin vor den niedern lebenden Wesen voraus, wie Schiller mit einiger Uebertreibung behauptet.

Sprache im eigentlichen und engsten Sinne ist Gesammtheit gebrochener Laute der menschlichen Stimme, die zum Zwecke des gegenseitigen Verständnisses hervorgebracht werden.

Sprachwissenschaft ist die Wissenschaft von den Mitteln der Sprache im engsten Sinne. Sprachkunst im allgemeinen die geschickte Anwendung dieser Mittel zur Erreichung gegebener

*) Auch Gleim gebraucht das Wort „Schriftverfasser" und zwar in einem Gedichte an den Erbprinzen von Sachsen-Weimar aus dem Jahre 1801, dessen Anfang lautet:

Etwas Großes unternimmt
Keiner unsrer Schriftverfasser,
Welcher, wie der Fisch im Wasser,
Im Vergnügen schwimmt.

Vgl. J. W. L. Gleim's „Sämmtliche Werke", VI, 333. D. Red.

ffes, im besondern die Kunst, durch die einer bestimm-
der deutschen) Sprache eigenthümlichen Mittel das
r Anschauung zu bringen. Wer diesen Zweck, wenn
gerade ausschließlich, verfolgt, strebt ein Sprachkünst-
Gerechtfertigt wird die Bildung dieses Wortes durch
:n längst üblichen Wortbildungen Baukünstler, Gar-
u. s. w.
un die Sprachkunst die Redekunst und die Dichtkunst
gehören Redner und Dichter unter den höhern Be-
Sprachkünstlers. Insofern sie ihr Augenmerk auf die
zung neuer sprachlicher Kunstgebilde richten, unter-
sich von den Sprachwissern, die theils als Sprach-
Gang der sprachlichen Entwickelung und dessen Ge-
die zu einer gewissen Zeit für den Gebrauch einer
tenden Vorschriften, zu ermitteln suchen, theils als
r die gewonnenen Erkenntnisse weiter verbreiten.
r, welcher seinen Gedanken durch die Schrift Dauer
ichviel ob er selbst die Feder dabei führt oder einen
erschreiben läßt, was er vorsagt, ist Schriftverfasser,
r, Schriftner. Das verhältnißmäßig alte, aber sel-
jte Wort Schriftner empfiehlt sich durch seine Kürze,
es eine Menge von Ableitungen und Zusammen-
eichtert. Daß es nicht von der Einzahl Schrift, wie
Sattel, Böttcher von Bottich, sondern von der
chriften, wie Büttner von Bütten abgeleitet ist, mag
lligen. Schriftler, abgeleitet von Schriftel, Schrift-
iet Verfasser kleiner Schriften. Das Wort Schrei-
r), welches auch in Zusammensetzungen, wie Ge-
ver (Geschichtschreiber), gebraucht wird, würde man
Wörtern vorziehen, wenn der gemeine Sprachgebrauch
ig desselben nicht verengt hätte.
wird wiedergegeben durch Bücherer, Büchrer, go-
reis, althochdeutsch buohhari, buochari, das frei-
Schreiber bedeutete; literarisch durch büchrerisch,
; Literatur durch Schriftenthum, Schriftwelt,
Bücherwelt, Bücherwesen.
upt sind Zusammensetzungen mit Buch zahlreich.
m Bücherhalle, Buchhalle, Büchersaal, Bücherei,
ung für Bibliothek; Bücheraufseher, Buchbewahrer,
Buchwart für Bibliothekar; buchwärtlich für biblio-
uchschätzer, Schriftschätzer, Schriftbeurtheiler, Kunst-
ritiker, und kunstrichterlich, abschätzerisch für kri-
chter, Schriftrichter, Buchbeschauer, Bücherschauer,
Bücherprober für Censor, und Buchprüfung, Buch-
rmaß für Censur; Bücherkenntniß, Bücherkunde für
, bücherkundisch für bibliographisch, und Bücher-
verzeichner, Schriftverzeichner für Bibliograph;
für Buchhändlermesse. Noch will ich erinnern
tgewölbe, Urkundenkammer, Urkundenschatz für
rkundenschatzlich für archivalisch, und Urkunden-
ür Archivarius; an Tageblatt für Journal, an
ür Journalist, an tageblättlich für journalistisch;
ür Feuilleton. Beiläufig sei erwähnt, daß in der
blättlen soviel als auf einem Pflanzenblatte bla-
ißt und auf Dörfern Blättler gern gesehen und,
volle Musik zu machen von der Polizei etwa ver-
hr gesuchte Leute waren. Zeitschrift, zeitschriftlich
ein gebraucht, selten Zeitschriftler für Mitarbeiter
chrift.
hem der angeführten Worte, von denen doch keins
zlichen Ungethümen gehört, welche Sprachreini-
Jahren mitunter geschaffen haben, wird der Leser
aber bürgt ihm dafür, daß nicht das eine oder
. B. Büchervrober, sich beim Volke einschmeichelt
emein gebraucht wird? Man erinnere sich an den
während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhun-
cklich überwundene Wort Object mit den kecken
wurf, Gegenstand zu kämpfen hatte. Wer würde
lauben, daß ein sowenig paßlich gebildetes Wort
wie Schriftsteller, falls es jetzt erst jemand aufbringen wollte, sich Eingang verschaffen sollte? Hierüber hat in der That selten sorgfältige Wahl, Angemessenheit des Wortes entschieden, nicht einmal das zeitweilige Ansehen eines berühmten Sprachkünstlers, sondern fast immer zunächst die Laune, dann die Gewöhnung des lesenden Volks, welches im Besitz eines unerschöpflichen Reichthums an Worten sich nicht schämt, bei Fremden betteln zu gehen, und von diesen dafür billig verhöhnt wird.

Schließlich empfehle ich den Nachdenkenden viele Stellen in Klopstock's „Deutscher Gelehrtenrepublik", einem gedankenreichen Werke, wohl würdig beachtet und gelegentlich ausgebeutet zu werden. 24.

Haller's Mariane.

In Göttingen liegen Ernst Schulze's Cäcilie und Bürger's Molly begraben. Außer diesen beiden birgt aber die gute Stadt noch das Grab einer dritten Dichterliebe, die kaum mehr genannt wird. Es ist dies Mariane Haller, auf deren Tod ihr verwitweter Gatte sein schönstes lyrisches Gedicht, die einst so berühmte „Trauerode" gedichtet hat, welche anhebt:

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane: welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.

Des großen Haller inniggeliebte Mariane war die älteste Tochter des Herrn Samuel Wyß, eines angesehenen und vermögenden berner Patriciers. Haller vermählte sich mit ihr, da er erst 23 Jahre zählte, am 19. Februar 1731. Die Ehe wurde ein Musterbild der Zärtlichkeit; allein dieses Glück sollte nicht lange währen. Im Jahre 1736 erhielt der bereits rühmlich bekannte junge Gelehrte den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik an die neuerrichtete Georgia Augusta. Einen Monat nach seiner Ankunft in Göttingen, am 30 October 1736, starb Mariane, in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre. Sie war zu nächtlicher Stunde auf der Straße beim Umwerfen des Wagens auf das Pflaster geschleudert worden und hatte sich dabei ein tödliches Frieseln zugezogen. Schwer wurde Haller durch ihren Verlust gebeugt. „Ein so empfindliches Unglück", sagt Zimmermann in seinem 1755 erschienenen „Leben des Herrn von Haller", „warf diesen neuen Orpheus in die tiefste Traurigkeit. Die öden Ufer der Leine waren eine Wüste, wo nichts als Jammer, als Angst und blasse Schrecken ihn erinnerten, daß er lebte; sein Geist schien ganz in Begriffen, die von der Welt abgezogen waren, verhüllt, alle Abende strömten, ganze Monate lang, die Thränen ihm aus den Augen und diese Stunde war die angenehmste seines Tags. Aber in der einsamen Dunkelheit der Nacht rührte der Dichter sein klagendes Saitenspiel."

Haller's „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane", die im November 1736 entstand, ist in Wahrheit ein tiefgefühltes Gedicht, wenn auch Schiller's Bemerkung (in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung"), daß sich uns der Dichter hier bereits als ein Zuschauer seiner Rührung darstelle, daß er nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheile, im ganzen als wahr anerkannt werden muß. Heute ist dieses von den Zeitgenossen so sehr geschätzte Gedicht ziemlich in Vergessenheit gerathen. Und doch möchten wir behaupten, daß eine einzige Strophe desselben ein ganzes Dutzend jener modernen Album- und Miniaturlyriker mit ihrem Zuckerwaarenkrame aufwiegt. Wir meinen nämlich folgende ungemein rührende Strophe:

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie? wann ich sie verlassen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Das todte, steifgelehrte Göttingen war nicht der Ort, dem Schmerzerfüllten Trost zu gewähren, und er klagt:

Wo flieh ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erschreckt.
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt.

So sagt er auch ein andermal von dem Leine-Athen:

O, recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir diesen öden Ort zur Wohnung auserlesen.

Lange konnte sich deshalb Haller körperlich und geistig nicht von diesem Schicksalsschlage erholen. Mariane aber ist nebst ihrem ältesten Söhnchen, das anderthalb Jahre nach ihr hinweggenommen wurde, in der Jakobikirche beigesetzt; die Grabsteine sind übrigens nicht mehr sichtbar, da man einen neuen hölzernen Fuß darüberlegte. Die lateinischen Inschriften derselben hat Zimmermann, der sie „unter mitleidenden Thränen" abgeschrieben, im „Leben Haller's" mitgetheilt. J. W. Appell.

Notizen.

Düntzer über Lewes.

In der ersten Junilieferung der Jahn'schen, gegenwärtig von R. Dietsch und A. Fleckeisen redigirten „Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik" findet sich ein Aufsatz von H. Düntzer über Lewes' Werk über Goethe, den wir als eine Gegenstimme gegen das sonst mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Werk nicht füglich übergehen können. Düntzer erklärt zwar, weit davon entfernt zu sein, dem Ausländer die Befugniß streitig machen zu wollen, über unsere großen Dichter mitzusprechen, vielmehr freue er sich der begeisterten Theilnahme, welche diese in England und Schottland fänden, da man dort, wie ihm neulich ein mit Goethe innigst befreundeter, höchst schätzenswerther Mann geschrieben, der Ueberzeugung lebe: „the glory of Goethe is the glory of that entire Teutonic race to wich we all, Germans, English and Scotch belong". Aber er behauptet und bedauert zugleich, daß das Lewes'sche Werk besonders deshalb so große Theilnahme gefunden zu haben scheine, weil es von einem Ausländer herrühre, während es doch durch eine Menge factischer Irrthümer verunstaltet sei, kaum etwas Neues von Bedeutung enthalte und die kritischen Analysen nicht auf der Höhe der deutschen Kritik ständen. Auch hätten schon Schaefer, der deutsche Biograph Goethe's und A. Schöll (letzterer in Nr. 50—52 des nun erloschenen „Weimarer Sonntagsblatt") sich gegen das Buch ausgesprochen. Lewes schenke z. B. allen Klatschereien Böttiger's und den phantastischen Erzählungen Bettina's aus Goethe's Jugendjahren unbedingt Glauben; Düntzer's „Frauenbilder" kenne er gar nicht u. s. w. Düntzer widerlegt weiterhin die vorwurfsvolle Ansicht des Briten, daß Goethe gegen die sesenheimer Friederike sich treulos benommen; der bekannte Bericht A. Weill's sei „ganz fabelhaft"; aber auch einer Untreue feinerer Art habe sich Goethe nicht schuldig gemacht; er habe sich Friederike gegenüber nichts weiter vorzuwerfen gehabt, als daß er seine und der Freundin Leidenschaft unbesonnen aufs Gerathewohl genährt habe. Düntzer beruft sich dabei auf das, was Kr., der Zuhörer Näke's (vgl. Düntzer's „Frauenbilder", S. 115) von Friederikens jüngster Schwester und von anderer Seite an Ort und Stelle in Erfahrung gebracht habe. Dieser Zuhörer Näke's sei, wie er jetzt hinzufügen könne, der gegenwärtige Redacteur der „Kölnischen Zeitung", Heinrich Kruse. Zwar fühlt sich auch Düntzer gedrungen, „die große freie Weise, welche Lewes in der Beurtheilung Goethe's als Mensch, Dichter und Forscher bewährt, nur auf das freudigste anzuerkennen", aber, fügt er hinzu, ein gewisser äußerer Glanz der Darstellung, vielseitige Bildung und Begeisterung für die Größe Goethe's thäten allein nicht alles; Goethe's Lebensbeschreiber müsse sich ganz in den Dichter hineinleben; nur wer das einzelnste auf das genaueste erforscht habe, werde im Stande sein, dieser Aufgabe vollkommen zu entsprechen. Wer wollte nicht gern zugeben, daß Schaefer, Düntzer und Schöll eine ni genauere Detailkenntniß von Goethe's Leben haben als Lewes Aber diese gründliche, auf haarscharfer kritischer Sichtung Materials beruhende, höchst dankenswerthe Detailkenntniß ist ja auch nicht allein, ja sie setzt den Biographen leicht der Gefa aus, sich zu sehr auf Kosten der allgemeinen Genießbarkeit in Detailkram zu verlieren, schützt ihn auch nicht immer vor „Vo urtheilen", „falscher Beleuchtung", „Einseitigkeit" und „z bem und bitterm Tadel", wie dies Düntzer in demselben Aufs Goedeke zum Vorwurf macht. Was dem Lewes'schen Werk allgemeinen Beifall verschafft hat, ist der von aller Pedan freie edle Wurf des Ganzen, die Klarheit der Composition Darstellung, die Hervorhebung interessanter culturhistorische fichtspunkte und eben jene „große und freie" Beurtheilung allerdings um so mehr Wirkung zu üben geeignet ist, da sie der unbefangenen Feder eines Ausländers verdankt. Ga meint Düntzer, würde ein ganz anderes Werk geben Gewiß ein in vielen Beziehungen bei weitem tieferes, aber der chaotischen Schreib- und Denkweise Carlyle's sicherlich ein viel weniger allgemein verständliches und lesbares.*)

Zur Kenntniß des Irvingianismus.

Man wird nicht leugnen wollen, daß so manche Zeit hältnisse und zwar gerade die Zunahme der materiali Tendenzen bei vielen ein religiöses Bedürfniß hervorruf sich besonders in den mancherlei Versuchen zeigt, neue zu stiften und die bisher in den allgemeinen staatlichen sellschaftlichen Verhältnissen noch nirgends in Vollzug einfachen Vorschriften des Urchristenthums wenigstens gemeindlichen Kreisen zur Geltung zu bringen; denn scheint es richtig zu sein, daß man mit dem Neuen in der Hand die Nichtchristlichkeit oder nur höchst mang Christlichkeit aller bestehenden Verhältnisse behaupten weisen könne. So manches — und es wird dies allerdings vielen empfunden, gedacht und gesagt — läuft sogar den der Stifter der christlichen Religion gewollt und bestim schnurstracks entgegen. Und ist es nicht charakteristisch, z. B. der Minister von Wöllner in einem Briefe an Eins bekanntes Religionsedict eine bloße „kirchliche Polizeiverord nannte? Was würde Christus dazu gesagt oder was gethan haben, wenn er vorausgesehen hätte, daß sein einfache als erhabene Religion sich allmählich in ein verwi Chaos blos „kirchlicher Polizeiverordnungen" auflösen Trotz dieses Zustandes der religiösen Angelegenheiten hat Zeit im Gebiete des Religionsstiftens und der Sektirer Glück; es gehören hierzu andere Zustände und andere schen, als unsere Zeit sie bietet. Auch der Irvingia hat keine irgend erheblichen Fortschritte gemacht und ist einmal zu so fest in sich geschlossenen, aber höchst kleinen Gemeindebildungen gebracht, wie früher das Herr wesen und in unsern Tagen der Mormonismus, dessen Ha lich zugleich auch Staatsmann ist. Aber es ist interessa Sekte näher kennen zu lernen, und hierzu bietet die S „Briefwechsel mit den Irvingianern. Geführt und heraus ben von Moritz Gottwalt Böttger" (Leipzig 1858) manch träge. Der Verfasser bemerkt gleich anfangs: schon seit als zehn Jahren liege ihm die große Vereinzelung und Zers der Gläubigen auf der Seele; er habe nicht nur den Herz gesucht, derselben ein Ende zu machen, sondern habe auch Wort und That dafür zu wirken gesucht. Seine oft ausg chene Ueberzeugung sei von jeher gewesen, daß es nicht lange so fortgehen könne, der Herr müsse sich seiner Heerde

*) Inzwischen ist Schaefer's Biographie Goethe's in zweiter A erschienen. Wir kommen auf diese interessante Erscheinung noch und bemerken vorläufig, daß der Verfasser Inhalt und Form mit ster Sorgfalt durchgearbeitet und fast jedes Blatt mit Verbesse und kleinen Nachträgen, manchmal die Resultate langen Her Hersuchens, bereichert hat.

nd sie sammeln. In dieser Geistesnoth suchte er sich ianern bei ihrem ersten Auftreten in Berlin zu nä- ch von ihrer Lehre Kenntniß zu verschaffen. Er fand eine nicht unbedeutende Schriftkenntniß und ein oft richtiges Urtheil über viele Dinge des kirchlichen ichen Lebens; sie gingen, wie er versichert, anfangs ig zu Werke, sprachen in den ersten Vorträgen nur ein christlichen Wahrheiten, zogen später alle die großen Uebelstände und Gebrechen der Gegenwart zeigten sehr richtig, wie es sein sollte u. s. w. Aber auch bald ihre Mängel und Gebrechen; er wirft ih- derm „Mangel wahrer fortgehender Buße", „Man- nntniß unsers tiefen Verderbens" vor; davon woll- ie meisten irrigen Sekten: Donatisten, Novatianer, , Königsberger Mucker, falsche Mystiker u. s. w. : „sie sprechen von ihrer «Vollkommenheit», die sie n oder erreichen wollen und nehmen meist ein schlech- Ueber den Gottesdienst der Irvingianer, bemerkt er, lich nicht urtheilen, da ein Uneingeweihter an ihrem ottesdienst nicht theilnehmen dürfe, was beiläufig noch neinde verweigert habe. Ganz besonders gilt ihm von Christus als Irrlehre, indem sie lehrten, daß gefallene Natur Adam's an sich genommen, also ndlichen Lüste wie wir gefühlt, ihnen aber jederzeit erstanden habe. Des Verfassers Briefwechsel mit nern Chr. Böhm und Herrn von Pochhammer, einer Verständigung führte, ist in der Schrift voll- ruckt. Im Anhange befinden sich unter anderm dan- ittheilungen über Edward Irving selbst. Der Ver- den Zustand, in welchem sich Irving während der eines Lebens befunden habe, einen „trostlosen" und die „Gerichte des Herrn". Ob dies sehr christlich lauben wir bezweifeln zu müssen. **H. M.**

Bibliographie.

L., Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu n Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 Thlr.

., Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berück- Culturgeschichte. Zwei Theile. Neubrandenburg. hr. 8. 5 Thlr.

r. S., Clemens Maria Hofbauer und seine Zeit. ur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820. Wien, 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

nus, A., Nachricht über die Gründung der evan- enkirche und Johanneskirche zu Hanau. Ein Bei- meinen Reformationsgeschichte der Diözese Hanau. 8. 8 Ngr.

L., Ein protestantischer Pastor und ein zum convertirter Laie. Innsbruck, Aufschlager. 1857. gr.

ig, C. Freih. v., Oesterreich's Neugestaltung Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Ngr.

ps, V., Die vornehme Welt und ihre Vergnü- Conferenzvorträge. Aus dem Französischen über- ünnissen. Mainz, Kirchheim. 8. 7½ Ngr.

jische Dichter der Gegenwart. 1ster und 2ter Band. raphisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16.

ni, L. A., Kurze Geschichte des Klosters St.- ineburg. Celle, Capaun-Karlowa. 1857. Lex.-8.

mer, L., Schloß Kuckernese. Berlin, Janke. Thlr.

zi, F. D., Beatrice Cenci. Eine Erzählung Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Theile. Mit dem Bildniß der Beatrice. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 Thlr.

Hase, K., Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Uebersicht. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hodenberg, W. v., Die Diöcese Bremen und deren Gaue in Sachsen und Friesland, nebst einer Diöcesan- und einer Gaukarte. Celle, Capaun-Karlowa. 4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Holzwarth, F. J., Ludwig und Edeltrudis oder Bilder aus der Kirche im zwölften Jahrhundert. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der heilige Bernhard. Eine Erzählung aus dem kirchlichen Leben des zwölften Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Horn, M., Neue Dichtungen. Prag, Bellmann. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kotschy, T., Reise in den cilicischen Taurus über Tarsus. Mit Vorwort von C. Ritter. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Markhauser, W., Der Geschichtschreiber Polybius, seine Weltanschauung und Staatslehre mit einer Einleitung über die damaligen Zeitverhältnisse. Eine gekrönte Preisschrift. München, Rieger. Gr. 8. 22 Ngr.

Mone, F., Kritische Bemerkungen über den neuesten Stand der Geschichtschreibung und die griechische Geschichte von Ernst Curtius. Berlin, Heinicke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller von Königswinter, W., Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 1 Thlr.

Pfnor, C. F. C., Grundzüge und Materialien zur Philosophie der Zukunft für denkende Leser. Eine metaphysische Analysis mit praktischen Anwendungen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rathlef, C., Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. Historisch-geographische Abhandlung. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 1 Thlr.

Reich, M., An der Grenze. Aus dem Nachlaß des Verfassers. Herausgegeben von A. Meißner. Prag, Bellmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Wissenschaft der logischen Idee. In zwei Bänden. 1ster Band.: Metaphysik. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Schwerdt, H., Aus neuer Zeit. Zwei Handwerker-Geschichten. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 18 Ngr.

Suing, L., Die philosophische Bedeutung der Trinitätsidee. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 24 Ngr.

Thomas, G. M., Wallenstein's Ermordung. Ein gleichzeitiges italienisches Gedicht. Herausgegeben, eingeführt und mit anderen unbekannten handschriftlichen Belegen ausgestattet. München, Giel. Gr. 4. 12 Ngr.

Uchard, M., Die Fiammina. Drama in vier Akten, in Prosa, für die deutsche Bühne bearbeitet von K. T. v. Küstner. Leipzig, Dürr. Gr. 8. 15 Ngr.

Wiese, B. v., Schloß und Pfarrhaus. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr.

Wieseler, F., Göttingische Antiken. Herausgegeben und erläutert. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Beckhaus, F. W. K., Die Stellung der Privatdocenten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft des Staatskirchenrechtes im Kanton St. Gallen. Denkschrift des Hochwürdigen Herrn Bischofs von St. Gallen gegen das konfessionelle Gesetz vom 16. Juni 1855 an den Großen Rath des Kantons. St. Gallen, Köppel. Gr. 8. 6 Ngr.

Rau, G., Der Retscherhof in Speier, in seiner Oertlichkeit nach den Quellen geschildert. Mit einer Beilage, den Grundriß der Retscherruine und ihrer nächsten Umgebungen enthaltend. Speyer, Neidhard. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Geheimniß der Lebenskunst.

Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung.

Von **Alexander Jung.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift des bekannten Schriftstellers, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst" aufzustellen sucht. Der Verfasser ist, wie er sagt, „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln". Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin" und Ernst von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele".

Just published by F. A. Brockhaus, Leipzig.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By Charles Graeser. Two Parts. 8vo. 2 Thlr. 4 Ngr.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By Charles Graeser. Second edition, revised and corrected 8vo. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graeser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 8vo. 5 Ngr.

Graeser's „*Simplest Method*" forms together with his „*Practical and Methodical Grammar*" a graduated and complete course of the French Language.

Ahn (F.), A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.

First course. Thirteenth edition. 1858. 10 Ngr.
Second course. Eleventh edition. 1858. 12 Ngr.
Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First and second Course. Fifth edition. 1857. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

Herausgegeben von

Friedrich Bülau.

Neunter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Aus dem Hause Medici. — II. Ein gefährlicher Mann. (Aus der dänischen Hofgeschichte.) — III. Wolf von Selmnitz. — IV. Die Signora von Monza. Nach den von T. Dandolo verfaßten Proceßacten bearbeitet von Placidus Plattner. — V. Mann Hautefort. Frei nach Cousin von Ed. Köhler. — VI. Heinrich Uechteritz. — VII. Die Gräfin von Allstädt. Nebst andern Zügen der Familiengeschichte der Kospoth. — VIII. Graf Ostermann. — IX. Der zweite Herzog von Marlborough. — Miscellen.

Der **erste bis achte Band** dieses für die weiteren Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines anziehenden und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Vom Juli 1858 ab erscheint bei uns und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

Der Jugendgarten.

Blätter für die deutsche Jugend und ihre Freunde.

Unter Mitwirkung von

Mor. Busch, A. W. Grube, Fr. Gill, Ph. Körber, Dr. Krieger, Elfried von Taura, F. Wiedemann u. A.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Mit Illustrationen und einer monatlichen Musikbeilage.

Wöchentlich erscheint eine Nummer in Quartformat und einen Bogen stark.

Preis 12 Ngr. = 48 Kr. Rh. = 40 Kr. C.-M.

Meißen, Juli 1858.

Sächsische Verlags-Schulbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diplomatische Geschichte

der

Orientalischen Frage

Von **Christian Friedrich Wurm.**

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine höchst wichtige, für alle, welche die Zeitgeschichte mit Theilnahme verfolgen, interessante Darstellung der orientalischen Frage, mit deren Lösung oder weiterer Entwickelung die ganze Gestaltung der nächsten Zukunft Europas zusammenhängt, aus der Feder eines der ersten deutschen Publicisten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erarische Unterhaltung.

f wöchentlich. — Nr. 34. — 19. August 1858.

ine's Nordpolarreisen. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Zweiter Artikel. — Ein Roman, der das deutsche Volk bei sucht. — Ein weiteres nachgelassenes Werk Friedrich Rohmer's. Von **Maximilian Perty**. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Kane's Nordpolarreisen.

olarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklin's von Kent Kane. Deutsch bearbeitet von Julius Mit zwei Karten. Leipzig, Lorck. 1857. Gr. 8.

vor einiger Zeit (in Nr. 14 d. Bl. f. 1857) ise in Centralafrika zu besprechen Veranlassung ich dabei Gelegenheit, auf den idealen, sozusagen n Zug hinzuweisen, welchen derartige, im In- einen Humanität und Wissenschaft unternom- ngen unserer sonst im allgemeinen ideenlosen indlichen, fast ausschließlich in den Cultus len Interessen versunkenen Zeit verleihen. Nir- tritt dieser Zug deutlicher und glänzender her- der Nordpolexpedition des Nordamerikaners Kane, dessen ich schon damals im Vorüber- ge und dessen Reisebeschreibung mir zu einer ihrlichern Besprechung vorliegt.

es von mir, zwischen Barth und Kane einen n Sinne eines Abwägens ihrer beiderseitigen nstellen zu wollen. Ein solcher Vergleich il an diesem Orte, vollkommen müßig sein. u wissen, daß beide die von ihnen unternom- Mission so vollständig, wie dies unter den ob- nständen nur immer möglich war, ausgeführt, ast neue, bisher völlig unerforschte Gebiete um diesen Zweck zu erreichen, im Drange Begeisterung den ganzen reichen Inhalt eines urch edeln, tüchtigen und thatkräftigen Cha- ckelt und segensreich in einer Umgebung, einer ethätigt haben, deren unbekannte, widerstre- eradezu abschreckende und verderbendrohende beherrschen Geistern von einer weniger außer- ntellectuellen und sittlichen Begabung nimmer- n sein würde. Lagen Barth's Schwierigkeiten gesellschaftlichen Zuständen, Sitten und Ein- elche sich seinen Fortschritten und Planen entge- hatte Kane dafür um so furchtbarere Kämpfe tur zu bestehen, deren Rauhigkeit, Fremdar- Unverträglichkeit mit allen gewohnten Lebens- Körper und Geist erschöpfte und niederdrückte, wo nicht zerstörte, und seinen Absichten und Bestrebungen unsagliche, zuletzt unüberwindbare Hindernisse in den Weg legte. Wie aber andererseits Barth den verderblichen Einflüssen eines tropischen Klimas ausgesetzt war, so hatte wiederum Kane an der Spitze der ihm anvertrauten Schiffsmannschaft eine Verantwortlichkeit, deren Größe und Bedeutung man nicht leicht zu hoch anschlagen kann, während der anfangs nicht viel Gutes versprechende Verkehr mit den Landeseingeborenen sich einzig und allein durch seine Tüchtigkeit, Umsicht, Rechtlichkeit und Geschicklichkeit zu einem heilsamen und wohlthätigen Verhältniß gestaltete. Wenn ich nun trotzdem der Kane'schen Unternehmung einen reiner idealen Charakter beilegen zu müssen glaube als der Barth'schen, so liegt der Grund davon lediglich in der Verschiedenheit des humanen Zwecks, welcher bei der einen und bei der andern verfolgt wurde. Denn so hochwichtig und in ihren Folgen weitgreifend auch vom Standpunkte der Menschheitscultur aus die Unterdrückung des Sklavenhandels und des ganzen Sklavenwesens in Centralafrika ist, so darf man doch, abgesehen von dem Umstande, daß dieser Zweck bei Barth's Mission der Lage der Umstände nach nicht eben scharf hervortreten konnte, nicht vergessen, daß sich einerseits das materielle Interesse der dadurch bedingten Ausbreitung des englischen Handels und Verkehrs daran knüpfte und daß andererseits auch das reine ideale Interesse nicht mehr in seiner ursprünglichen Frische und Schönheit zu Tage trat. Die Abschaffung der Negersklaverei ist in England zum Nationaldogma geworden: was der Grundsatz dadurch an Festigkeit gewonnen hat, das hat er an Lebendigkeit und Wirksamkeit zur Veredlung des eigenen Volkscharakters verloren, er rangirt jetzt neben der Peerskammer und der Perrüke des Lordkanzlers, neben der Matrosenpresse und der neungeschwänzten Katze.

Wie ganz anders der humane Zweck, welchen Kane bei seiner Expedition verfolgte! Hier galt es die Aufsuchung und Rettung des nunmehr seit 12 Jahren verschollenen Sir John Franklin mit der Mannschaft des „Erebus" und „Terror", welche für Kane und seine Landsleute weder durch ein materielles, noch nationales, sondern nur durch ein rein humanes oder, wenn

man so will, christliches Interesse geboten war. Dieser sittlich schöne Zweck drückte dem ganzen Unternehmen von vornherein sein edles Gepräge auf und, was noch mehr sagen will, er blieb, wenigstens dem Leiter desselben, fortwährend als solcher in seiner ganzen Lebendigkeit bewußt und wurde ihm nie zum bloßen nationalen oder persönlichen Point-d'honneur oder zum bloßen abstracten Pflichtgefühl. Kane's sittliche Anmuth — diese Bezeichnung kommt vielleicht dem Kerne seines Charakters am nächsten — ist von wahrhaft hinreißendem, unwiderstehlichem Zauber; von den furchtbarsten Leiden und Bedrängnissen umringt, kaum einer Lebensgefahr entronnen, kaum mit seinen eigenen Gefährten dem Hungertode entgangen, körperlich zerrüttet, geistig niedergedrückt, vergegenwärtigt er sich beim ersten freien Athemzuge während und nach seiner Reise wieder seine Aufgabe mit unerschütterlichem Glauben an ihre Lösbarkeit und ewig frischer Begeisterung; ist es ihm gelungen, seinen leidenden Kameraden irgendeine Linderung zu verschaffen, so gedenkt er sogleich auch mit tiefem, opfermuthigem Mitleide der Unglücklichen, zu deren Aufsuchung er ausgeschickt worden ist. Ein Charakter wie der Kane's braucht keine Folie; doch haben die Engländer dafür gesorgt, daß es ihm auch an dieser nicht fehle: man lese nur die Correspondenz Lady Franklin's und der londoner Geographischen Gesellschaft mit Lord Palmerston in Betreff einer neuen Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's und vergleiche die Antwort des edlen Premier und des würdigen Lords der Admiralität mit den in Kane's Reisebeschreibung ausgesprochenen Ansichten und mit dem Eifer, womit dieser, kaum von einer zwei Jahre vier Monate langen Reise voll der unsaglichsten Entbehrungen, Anstrengungen und Gefahren zurückgekehrt, mit dem Todeskeime im Herzen, die Ausrüstung einer neuen Expedition zu dem gleichen Zwecke betrieb, so wird man begreifen, warum in diesem Falle, gerade so wie in dem Barth's, nur ein Ausländer das rein ideale Interesse der Sache vertreten konnte. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß es der einzelnen edeln Männer in England nicht wenige gibt, welche von einer Begeisterung für Menschlichkeit und Wissenschaft getrieben sich für denselben Zweck zu opfern bereit sein würden, wie die noch im Laufe dieses Jahres von Lady Franklin ausgerüstete Expedition und andere Anerbietungen beweisen; aber da, wo bei der aus einem freien Volke hervorgegangenen Regierung bereits das nationale Ehrgefühl schweigt, können dies nur Ausnahmen sein, und bei aller Gerechtigkeit, die man diesen Ausnahmen angedeihen zu lassen bereit ist, muß man sich gleichwol sagen, daß eine allen rein idealen Zwecken so abholde Nation wie die englische schwerlich einen Charakter von Kane's Liebenswürdigkeit hervorzubringen im Stande ist. Die Erfahrung scheint es in vorliegendem Fall eigens darauf abgesehen zu haben diesen Satz zu beweisen. Was nämlich die Liebenswürdigkeit des Charakters betrifft, so läßt sich unserm Kane allerdings noch ein anderer Mann zur Seite stellen, der seine ganze Jugendkraft demselben edeln Zwecke gewidmet hatte und sein Leben der Verfolgung desselben zum Opfer brachte, nämlich der Lieutenant Bellot; aber wie es das Schicksal — oder die Natur der Sache — nun einmal gewollt hat, war dieser einzige außer Kane — ein Franzose!

E. K. Kane war 1822 zu Philadelphia geboren. E[r] wurde in seinem einundzwanzigsten Jahre Doctor der Me[dicin] und begleitete 1844 eine amerikanische Gesandtschaft n[ach] China als Arzt. Er besuchte bei dieser Gelegenheit [...] naturwissenschaftlichen, namentlich geologischen, aber auch ethnologischen Zwecken zuerst die Philippinen, Java, [...] indien und Ceylon und kehrte sodann über Aegypten, [wo] er am obern Nil mit Lepsius zusammentraf, und [...] chenland in die Heimat zurück. Der Wunsch, den Sk[la]venhandel an der Quelle kennen zu lernen, führte ihn doch bald darauf wieder nach Afrika, das er von [...] Mount bis Bonny durchforschte. Seine Bekanntschaft [...] dem portugiesischen Sklavenhändler de Souza eröf[fnete] ihm auch Dahomeh, allein ehe er die Hauptstadt [...] Landes besuchen konnte, ergriff ihn das klimatische [...] und legte den Keim zu seinem frühen Tode. An [...] Kriege der Vereinigten Staaten gegen Mexico [...] Kane als Arzt theil, fand aber auch Gelegenheit, [...] Soldat mehrfach durch Geistesgegenwart und persö[nlichen] Muth auszuzeichnen. Von einer empfangenen [...] wiederhergestellt, durchwanderte er einen Theil [...] und bestimmte durch Barometermessungen die Höhe [...] Popocatepetl. Später war er einige Zeit bei den K[üsten]vermessungen am Mexicanischen Meerbusen beschäftigt, [...] nahm sodann als Arzt und Naturforscher an der Ex[pe]dition theil, welche der neuyorker Kaufmann Henry Grinnell 1850 zur Aufsuchung Franklin's ausrüstete, [...] die am 30. September des folgenden Jahres wieder [...] rückkehrte. Er beschrieb dieselbe unter dem Titel: „[The] United States Grinnell Expedition in search of [Sir] John Franklin. A personal narrative" (Neuyork 1[85]Kurz nach dem Erscheinen dieses Werks brach er [...] 30. Mai 1853, diesmal als Befehlshaber des Unternehmens, mit der kleinen Brigg „Advance" abermals [...] gleichem Zwecke nach Norden auf, überwinterte [...] Jahre im Smithsunde und kam im September 1855 [...] rück. Den Bericht über diese Reise gibt er in den „Arctic explorations: the second Grinnell expedition in search of Sir John Franklin 1853, 1854, 1855, by Elisha Kent Kane, M. D. U. S. N. Illustrated by upwards three hundred engravings from sketches by the author" (2 Bde., Philadelphia 1859). Seinen Plan, im Jahre 1858 eine dritte Reise nach dem Nordpol zu unternehmen, vereitelte der Tod, welchem er am 16. Februar [...] in einem Alter von 35 Jahren zu Havana erlag, [...] hin er sich zur Kräftigung seiner zerrütteten Gesundheit begeben hatte.

Von den erwähnten beiden Reisebeschreibungen ist [...] nur die letztere, in jeder Beziehung wichtigere und [...] führlichere, zu Gesicht gekommen. Ich getraue mich [...] trost zu behaupten, daß sie nach Inhalt und Form [...] übertrifft, was seit langen Jahren auf gleichem Gebiete geleistet worden ist, und daß sie fortan den Rang [...]

Werks in der Weltliteratur behaupten wird. in echtes Kunstwerk, und das ist sie deshalb, it größter Treue ein anderes vollendetes Kunst- ert, nämlich einen sittlich schönen Charakter im ach einem der erhabensten Menschheitsziele. Sie tudie für die große Armee der Schriftsteller e aller Zeiten, die nicht wissen, wie sie sicher er Scylla eines rohen Realismus und der eines hohlen Idealismus hindurchsteuern nn der Mann, welcher zugleich ihr Verfasser ist, trug einen Fonds von intellectueller Befä- moralischer Gediegenheit in sich, welcher ihm, m Leben geblieben wäre, jedenfalls mit der er höchsten und einflußreichsten Stellungen in n Vaterlande gesichert haben würde. Er hatte ichtige Vorbereitungsschule durchgemacht, um nnichfaltigsten Erscheinungen des Naturlebens Auge zu haben; er war Arzt, Astronom, Geolog, Mineralog, Botaniker, Zoolog und r kannte die Menschen und verstand es, mit gehen, er wußte ihre Schwächen zu ihrem utzen, ohne sie zu hintergehen, und Vorsicht u gebrauchen, ohne jemals den Glauben an eren. Seine Autorität als Kapitän und die lin hielt er streng aufrecht, weil er mit Recht ß davon die Rettung und das Heil seiner ge; sonst aber behandelte er dieselben mit einer welche auch im Verhältniß zwischen Vorgesetzten enen fortwährend an die republikanische Freiheit eit erinnert und auf einem englischen Schiffe undenkbar wäre. Seinen Zweck verfolgt er, die geringste Aussicht, ihn zu erreichen, vor- mit Muth und Ausdauer; der Gefahr tritt esgegenwart, den ihn umringenden Schwie- t einem festen, aber gleichwol bescheidenen uf die Fülle seiner Auskunftsmittel entgegen; n und Strapazen erträgt er mit größter Ge- andhaftigkeit; im tiefsten Elende, wo alles der Rathlosigkeit und Verzweiflung anheim- setzt er seine Zuversicht auf Gott und sucht gsfreudigkeit auch seinen Kameraden einzu- Achtung und Anhänglichkeit er im höchsten Er hat, was man bei einem Amerikaner wird, ein weiches, zartes und tiefes Gemüth. nem Worte im höchsten Grade liebenswürdig berdies, um alle seine andern gewinnenden zu krönen, die Gabe des Humors, die Ge- ebensweisheit, welche auch die dunkelsten Par- fals mit einem Sonnenstrahle zu durchleuch- rheitern versteht.

chen Umständen wäre nun freilich eine un- bersetzung wünschenswerth gewesen. Der vorliegenden Uebersetzung hat jedoch wahr- Rücksicht auf die größere Käuflichkeit eine eitung vorgezogen, die ungefähr die Hälfte stoffs und vielleicht noch etwas mehr wie- eselbe enthält nach einer kurzen Einlei- tung von Andree (S. IX — XXVIII) zunächst die erste Polarreise (S. 1—138) und sodann die zweite (S. 141 —298), mit je einer Karte. Ich habe die letztere Partie des Buchs genau mit dem Original verglichen und muß dem Bearbeiter das Zeugniß geben, daß die von ihm getroffene, gewiß nicht leichte Auswahl aus einem fast durchgängig gleichwichtigen Stoffe viel Geschicklichkeit verräth und die Uebersetzung fließend und elegant ist.

Um nun dem Leser einen kleinen Geschmack von dem Inhalte des Buchs zu geben, halte ich mich ausschließlich an die zweite, in jeder Beziehung wichtigere Expedition. Hinsichtlich der ersten werden einige kurze Bemerkungen genügen. Dieselbe wurde von den zwei kleinen Briggs „Advance" und „Rescue" unternommen, welche unter dem Commando des Lieutenants de Haven und eines Mr. Griffin standen. Nachdem dieselben die gewöhnlichen Stationen auf der Südwestküste von Grönland angelaufen waren, drangen sie durch die mit dem Namen Mittelpack bezeichnete Eismasse in die an derselben Küste gelegene Melvillebucht und steuerten sodann am 18. August quer durch die Baffinsbai nach dem Lancastersunde und der Barrowstraße, wo sie den zu gleichem Behufe ausgesandten englischen Geschwadern unter Penny, Roß, Austin und Ommanney begegneten und auf der Beecheyinsel im Norden der Barrowstraße am Eingange in den Wellingtonkanal unverkennbare Spuren von Franklin's Lager während des Winters 1845—46 entdeckten. Von hier aus gelang es, noch westwärts bis zur Griffithsinsel im Südwesten von Cornwallis (etwa unter $95\frac{1}{2}°$ westlich von Greenwich) vorzudringen; alsdann aber machte das undurchdringliche Eis allen weitern Fortschritten ein Ende. Auf dem Rückwege von da trieb ein heftiger Südwind die Schiffe in den Wellingtonkanal hinein, wo sie am 21. September unter 75° 20′ die höchste nördliche Breite erreichten. Von hier trieben sie im Eise wieder nach Osten durch die Barrowstraße und den Lancastersund. So viel zur allgemeinsten Orientirung; rücksichtlich der lebensvollen Einzelheiten, an denen die Darstellung dieser ersten Reise kaum minder reich ist als die der zweiten, müssen wir den Leser auf das Buch selbst verweisen. Eine eigentliche Bereicherung der geographischen Wissenschaft hat man ihr nicht zu danken; um so epochemachender ist in dieser Beziehung die zweite Expedition unter Kane's eigener Anführung, deren Resultate ich in Folgendem so kurz wie möglich zusammenzufassen mich bestreben will.

Kane hatte von dem Marinedepartement den Auftrag erhalten, bis zum höchsten erreichbaren Punkte der Baffinsbai vorzudringen und in dieser damals noch völlig unerforschten Gegend die vermißten Schiffe Franklin's aufzusuchen und zugleich wissenschaftliche Erörterungen, namentlich über die Existenz eines offenen Polarmeeres, über Erdmagnetismus, allgemeine Meteorologie und alle naturgeschichtlichen Gegenstände von Interesse anzustellen.

Nachdem Kane zu Upernavik die aus 18 Mann bestehende Besatzung seines Schiffs, der Brigg „Advance",

durch einen Eskimojäger, Hans Christian, und einen Dolmetscher, Petersen, verstärkt hatte, steuerte er direct in nordwestlicher Richtung durch die Melvillebucht, kreuzte glücklich das sogenannte Mittelpack und erreichte am 7. August das Vorgebirge des Smithsundes, wo er den höchsten, von seinem Vorgänger, dem englischen Kapitän Inglefield (1852) erreichten Punkt passirte. Bis dahin hatte er fortwährend offenes Wasser gehabt; bald aber zeigte es sich, daß die Meerenge weiter oben durch Treibeis versperrt war. Nichtsdestoweniger erheischte der Zweck der Expedition ein weiteres Vordringen nach Norden. Kane ließ daher an einer passend gelegenen Bucht einen Vorrath von Lebensmitteln zurück und beabsichtigte, nachdem er auf dem westlichsten Vorgebirge der Littletoninseln ein Signalzeichen errichtet und Depeschen niedergelegt hatte, auf der westlichen oder amerikanischen Seite des Sundes durch das Packeis hindurchzubrechen, sah sich aber unter 78° 45′ zur Rückkehr nach der verhältnißmäßig offenen grönländischen Küste genöthigt. Um nicht dessenungeachtet wieder nach Süden mit fortgerissen zu werden, blieben sie hier zwei Tage in einer kleinen, rings von Land eingeschlossenen Bucht (Refuge Inlet), von wo die Küste in einem rechten Winkel aus ihrer bisherigen Richtung nach Nordnordost und sodann nach Osten abbog. Dieselbe erhob sich in steilen Klippen von Basaltgrünstein zu einer senkrechten Höhe von 8—1200 Fuß. An ihrem Fuße zog sich ein beständiger Eisgürtel hin, der 5—40 Schritt breit, im Sommer durchschnittlich drei Klaftern dick und dessen Oberfläche ziemlich glatt war. Das Treib- oder Packeis im Meere draußen war völlig undurchdringlich und trug Eisberge, welche zuweilen eine Höhe von 70 Fuß erreichten. Um nun nicht auf immer in seinem einstweiligen Zufluchtsorte eingeschlossen zu werden, beschloß Kane durch den zu gewissen Flutzeiten sich zwischen dem Packeis und der Küste bildenden offenen Kanal hindurchzudringen, und führte diesen Vorsatz unter manchen Fährlichkeiten bis zum 29. August, wo er 78° 43′ nördl. Br. erreichte, glücklich aus. Jetzt begann sich aber auch schon wieder das neue Eis zu bilden, und da die Brigg voraussichtlichermaßen bald einfrieren mußte, so ersuchten ihn seine Offiziere um die Rückkehr nach einem südlichern Hafen. Kane war indeß nicht gesonnen, den theuer erkauften Fortschritt auf diese Weise aufzugeben, sondern brach vielmehr an dem genannten Tage an der Spitze eines Detachements mit Walfischboot und Schlitten zur Aufsuchung eines passenden Ausgangspunktes für die zukünftige Reise auf. Der größte Theil der Tour mußte auf dem obenerwähnten Eisgürtel oder „Eisfuß" zu Schlitten und zuletzt zu Fuß zurückgelegt werden, bis die recognoscirende Abtheilung ein 1100 Fuß hohes hervorragendes Cap erreichte, das nach Westen und Norden eine Aussicht über das Eis bis zum 80° nördl. Br. beherrschte.

Das freilich nicht eben ermuthigende Ergebniß dieser Reise bestärkte Kane in der Absicht, mit der Brigg da zu überwintern, wo sich dieselbe dermalen befand, d. h. an der Nordküste von Grönland im Rensselaerhafen unter 78° 37′ nördl. Br. und 70° 40′ westl. L. von Greenwich. Sogleich nach seiner Rückkehr organisirte er mehrere Abtheilungen zur Anlegung von Proviantdepots für die während des nächsten Frühlings anzustellenden Forschungsreisen. Das dritte und größte derselben befand sich beinahe fünf Grad weiter östlich an dem Punkte, wo die Küste wieder eine nordwestliche Richtung annimmt und nicht weit davon der große Humboldtgletscher beginnt. Die Brigg war seit dem 10. September eingefroren, und da man höher nördlich als irgendeine bisherige Expedition überwinterte, so wurden wegen der zu erwartenden größern Kälte und längern Polarnacht im Innern derselben die sorgfältigsten Einrichtungen getroffen und das ganze häusliche System mit der gewissenhaftesten Rücksicht auf Reinlichkeit, körperliche Bewegung, Erholung und namentlich auf eine feste Lebensordnung eingerichtet. Die Sonne blieb während des Winters etwa 120 Tage unter dem Horizont und die Temperatur sank im Februar bis auf — 75° Fahrenheit, wobei Chlorin gefror und Chloräther gerann. Nichtsdestoweniger wurden in den auf einer Felseninsel nicht weit vom Schiffe errichteten astronomischen und magnetischen Observatorien den ganzen Winter hindurch von einem Freiwilligen unter den Offizieren ununterbrochen die genauesten Beobachtungen angestellt. Die Folgen der großen Kälte und fortgesetzten Dunkelheit zeigten sich in einer starken Neigung zum Starrkrampfe, während eine sorgfältige Diät und ärztliche Behandlung den Scharbock in diesem Winter daniederhielt. Jener Starrkrampf dehnte sich auch auf die Hunde aus, bei denen er als Kinnbackenkrampf, zuweilen mit ähnlichen Symptomen als bei der Wasserscheu, auftrat. Der dadurch herbeigeführte Verlust von nicht weniger als 57 dieser Thiere, auf deren Mitwirkung alles berechnet worden war, nöthigte zur Annahme eines ganz andern Operationsplans. Es blieb jetzt nun nichts übrig, als womöglich einen Weg durch oder über die großen Eisfelder nach dem Norden ausfindig zu machen, wenn man nicht alle fernern Nachforschungen aufgeben wollte, und Kane organisirte zu diesem Behufe eine Abtheilung von lauter Freiwilligen aus der Zahl seiner stärksten Leute, denen er eine Avantgarde mit Proviant auf eine zehntägige Reise voraussandte. Am 27. März, neun Tage nach ihrem Aufbruche, wurden sie von einem heftigen Sturme aus Nordnordost überfallen. Der Thermometer fiel auf 57° unter Null (Fahrenheit) und die Hummockreihen (Reihen aufgethürmter Eisblöcke) waren durch Schneemassen so verweht, daß sie ihre Vorräthe nicht weiter als 50 englische Meilen von der Küste deponiren konnten. Vier der tüchtigsten Leute hatten die Extremitäten erfroren; ein Mann ward zu ihrer Pflege zurückgelassen und die übrigen drei kehrten in einem Zustande äußerster Erschöpfung nach dem Schiffe zurück. Kane brach sofort mit seiner übrigen Mannschaft zur Rettung der Verlassenen auf und einer der Zurückgekehrten erbot sich freiwillig zum Führer. Er wurde in Pelze eingenäht und an einen kleinen Schlitten gebunden; aber Anzeichen von Gehirnstörung machten seinen Heldenmuth nutzlos, und wenn

lig auf die Spur der Abtheilung gekommen
wäre es vielleicht um alle geschehen gewesen.
war bei dieser Gelegenheit das zuversichtliche
womit die Zurückgebliebenen von Kane Hülfe
und anerkennenswerth die Ausdauer und Selbst-
g seiner Begleiter, welche während 84 Stun-
drei Stunden schliefen und ein einziges mal
n, um Eis zu Trinkwasser zu schmelzen. Der
Schlafe ließ sich nur durch mechanische Gewalt
, und als die Mannschaft, welche die Verwun-
etmäßig hinter sich hergeschleppt hatte, endlich
der Brigg ankam, befand sich nicht einer un-
dessen Zustand nicht an Geistesverirrung ge-
. Zwei von den Wiederaufgefundenen erlagen
n. Die Ankunft einer Anzahl Eskimos im
Kane in den Stand, seine drei noch übrigen
sieben zu vermehren und so wenigstens ein
pann herzustellen. Mit deren Hülfe wurden
die Gesundheit der Leute einigermaßen wie-
t war, drei Expeditionen unternommen, die
lpril und Mai von Kane mit MacGary
ll am Fuße des großen Gletschers hin, die
Juni vom Arzt Dr. Hayes und Godfrey,
tte im Juni und Juli von Morton und dem
en Eskimo Hans Christian. Das Haupter-
lben ist folgendes.

id erreicht seinen westlichsten Punkt am Cap
etwa 78° 10′ nördl. Br.) und seine Küste
vom 70° westl. L. an ziemlich genau in
chtung. Dieselbe wird von zwei großen
terbrochen, an deren Basis sich zahlreiche
befinden, welche unter 65° die Form eines
nehmen. Ihr Aussehen ist imposant; an der
bildete sie 45 Meilen hintereinander eine
ene jähe Felsenwand, während sie anderwärts
00 Fuß hohe Vorgebirge ausläuft. Was ihre
ildung anbetrifft, so besteht diese aus rothem
nd silurischem Kalkstein über einer primären
massivem Syenit. Zwischen den einzelnen
chten treten Grünstein und andere plutonische
ervor. Den weitern Fortschritt nach dem
Ocean zu hemmte unter 64° 20′ westl.
ße von Kane nach Humboldt benannte
r sich von 79° 12′ nördl. Br fast einen
ngrad lang zwischen Cap Agassiz im Süden
rbes im Norden hin erstreckt und mit dem
s innern Grönland zusammenhängt; seine
n richtet sich nach der Gestalt des unter ihm
Terrains, während er nach dem Wasser zu
echte Eiswand von 300—500 Fuß Höhe

nicht der Charakterzug dieser scheinbar erstarrten
alles deutete Thätigkeit, Energie, Bewegung an....
he mit der Vorderseite des Gletschers parallel lie-
der Ferne kaum erkennbar waren, bildeten vorn
riesenhafte Treppenflucht. Es schien, als ob das
ne Stütze verloren hätte und die Masse sich von
Reihe von Stufen herabsenke. Die Wirksamkeit
einer großen vorwärtstreibenden Kraft war sichtbar, die Eisstu-
fen waren offenbar in Bewegung und die im rechten Winkel
mit der Vorderseite laufenden Eisspalten wurden immer breiter,
die schiebende Kraft wurde stärker, je näher das Meer war und
zuletzt schwamm der Gletscher in Gestalt von Eisbergen davon.
Man sah, wie lange Reihen dieser losgerissenen Massen in der
Ferne hinsegelten; sie waren voneinander getrennt durch breite,
in tiefem Schatten ruhende Zwischenräume, welche die Entfer-
nung später in schmale Streifen verwandelte. Eine eindrucks-
vollere Verbildlichung der Naturkräfte kann man sich kaum vor-
stellen.

Die Reise führte am Fuße dieses Gletschers hin bis zum Cap Forbes, wo die Küste sich wieder nach Nordwesten bog und in weiter Ferne verlor. Das hinter derselben, also nördlich vom Humboldtgletscher gelegene Land nannte Kane Washington und die große, es von diesem und der grönländischen Küste scheidende Bai nach dem Mitausrüster der Expedition die Prabodybucht. Die Küsten dieses neuen Gebiets sind genau bestimmt worden. Sie waren von dem völlig offe-
nen Wasser des sogenannten Kennedykanals bespült, dessen jenseitiges Uferland, den letzten Ausläufer des großen amerikanischen Continents, Kane mit dem Namen Grin-
nellland bezeichnete. Der Kanal zieht sich in einer langen hufeisenförmigen Curve dahin, die auf der östlichen Seite mit zwei hohen Vorgebirgen endigt, deren nördlichstes, das Cap Independence, unter 81° 22′ nördl. Br. und 65° 35′ westl. L., den höchsten bisjetzt erreichten Punkt, Morton bis zur Höhe von etwa 500 Fuß erklimmte, aber nicht zu umgehen im Stande war, weil sich die Wellen eines wildbewegten Meeres unmittelbar am Felsen brachen. Soweit sein Auge hier reichte, war das Wasser völlig offen und eislos. Kane glaubt daher an die Existenz eines offenen Polarmeers an dieser Stelle und stützt diese Ansicht auf die feststehenden Thatsachen, daß der in dasselbe führende 52 geographische Meilen lange und durchschnittlich 36 geographische Meilen breite Kanal völlig eisfrei und das Küsteneis desselben vollständig aufgethaut und durch die Brandung zerstört worden war, während sich nach Süden ein ununterbrochener Eisgürtel von durch-
schnittlich 125 Meilen im Durchmesser ausdehnte; daß ferner ein 55 Stunden andauernder Sturm aus Nordosten nicht eine einzige Scholle Treibeis aus dieser Richtung herbeiführte, vielmehr dunkle Nebel- und Wasserwolken den nordöstlichen Horizont bedeckten und seine Gewässer von zahllosen Zugvögeln besucht waren.

Nach Morton's Dafürhalten wendet sich die Küste hinter dem Cap nach Osten, denn er konnte zu keiner Zeit eine Fort-
setzung derselben in der alten Richtung gewahr werden. Aber der westliche Rand der Durchfahrt setzte sich immer noch nach Norden fort und er konnte ihn ungefähr auf 50 Meilen weit mit dem Auge verfolgen. Von seinem höchsten Standpunkte auf dem Cap welches der Endpunkt seiner Reise war, erkannte Morton in nordwestlicher Richtung im fernsten Hintergrunde einen oben abgestutzten Berglegel. Er war kahl auf dem Gipfel, aber senkrecht mit vorspringenden Graten gestreift und nach muth-
maßlicher Schätzung 2500—3000 Fuß hoch. Dieser Pic, das nördlichste bekannte Land der Erde, erhielt den Namen Mount Parry. Die Bergreihe, zu der er gehörte, war nach Morton's Meinung viel höher, als die Berge auf der grönländischen Seite der Bucht. Die Gipfel waren im allgemeinen abgerundet und

ähnelten einer Reihe von Zuckerhüten und Kugelpyramiden. Kane nannte diese Gebirgskette des Grinnelllandes das Victoria- und -Albertgebirge.

Die Untersuchung der amerikanischen Küste im Südwesten des letztgenannten Landes bis zu dem von Kapitän Inglefield erreichten Cap Sabine hinab war das Werk Hayes' und Godfrey's, dessen Ergebnisse Kane selbst im April 1855 bestätigte.

Der Sommer 1854 führte keine Veränderungen herbei, die auf eine Befreiung der Brigg hoffen ließen. Kane brach deshalb am 12. Juli mit fünf Freiwilligen in einem Walfischboote auf, um sich mit dem Geschwader Sir Edward Belcher's, das er bei den Beecheyinseln vermuthete, in Verbindung zu setzen und von dort Ersatz oder wenigstens einige Lebensmittel zu erlangen, mußte aber nach einer äußerst beschwerlichen und gefahrvollen Reise von der Hakluytinsel aus unverrichteter Sache zurückkehren. Es galt nunmehr Vorbereitungen für den zweiten Winteraufenthalt zu treffen. Die physischen Kräfte der Mannschaft hatten sichtlich abgenommen und ihre Hülfsmittel waren knapp geworden. Es fehlte an Brennmaterial und die jetzt blos aus den gewöhnlichen Schiffsvorräthen bestehenden Nahrungsmittel waren keineswegs geeignet den Scharbock abzuhalten. Da eine Anzahl seiner Leute eine Rettung nach dem Süden für ausführbar hielt, so stellte es Kane ihrem freien Willen anheim, ob sie bei ihm bleiben wollten. Die größere Hälfte, neun, machte trotz seiner Abmahnung von dieser Erlaubniß Gebrauch, kehrte aber nach einigen Monaten, von Eskimos geleitet, im traurigsten Zustande zurück. Die acht Zurückgebliebenen mußten ihre Kräfte um so mehr anstrengen. In diesem Winter diente ein einziger Bretterverschlag in der Mitte des Schiffs zum Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Besatzung. Seine Wände, sowie das Verdeck wurden mit Moos und Rasen belegt, das man an Felsenterrassen zu suchen, mit Brecheisen zu lösen und mühsam nach dem Schiffe zu bringen hatte. Den Eingang bildete ein kleiner Tunnel nach Art des „Tossut" der Eingeborenen. Ueberhaupt ahmte man deren Lebensweise soviel wie möglich nach, heizte mit Lampen, kleidete sich in Fuchspelz und verließ sich hinsichtlich des täglichen Unterhalts auf den Ertrag der Jagd. Die obern Eskimostämme hatten ihre nächste Winteransiedelung eine Schlittentagereise von der Brigg. Die Mannschaft der letztern trat mit diesen rohen aber arglosen Menschen in regelmäßigen Verkehr und tauschte zahlreiche Freundschaftsdienste mit ihnen aus. Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Amerikaner waren das Fleisch des Bären, Seehundes, Walrosses, Fuchses und Schneehuhns, welches roh verzehrt ward. Aber während des Winters wurden auch diese Vorräthe immer spärlicher. Die Anstrengungen der besten Jäger waren nutzlos, und Kane's Versuche, die Eskimos zu erreichen, schlugen fehl, würden aber auch im günstigsten Falle nichts geholfen haben, da Hunger und Krankheit unter ihnen ebenso wütheten wie auf dem Schiffe. Hier lag einmal die ganze Mannschaft bis auf Kane und einen einzigen seiner Begleiter am Scharbock oder den Folgen erlittener Frostschäden danieder. Auch als dieser Zustand der Dinge sich zu bessern angefangen hatte, zeigten sich noch bei einigen von Kane's Untergebenen die demoralisirenden Wirkungen fortwährender Schwäche und trostloser Aussichten in die Zukunft. Obgleich mit der zurückkehrenden Sonne und wiederbeginnenden Jagd die Gesundheitsumstände sich allmählich besserten, so fand es Kane doch für nöthig die Brigg zu verlassen, von deren Holzwerk man bereits alles verbrannt hatte, was man hinwegnehmen konnte, ohne sie völlig seeuntüchtig zu machen. Ein längeres Verweilen war nutzlos und für viele todbringend gewesen. Nachdem der Rückzug einmal beschlossen war, wurden alle nothwendigen Maßregeln mit der größten Umsicht getroffen. Man baute drei große Schlitten zum Transport der Boote und bestimmte einen vierten mit den Hunden zur Beförderung der vier noch übrigen Kranken und des Proviants. Eine verlassene Eskimohütte, 35 Meilen vom Schiffe, wurde zu einem Entrepot für die letztern und zu einem zeitweiligen Obdache für die erstern und für etwa den Strapazen Erliegende hergerichtet. Der Windofen des Schiffs mußte zu Kochgeräthschaften, Moos und Segeltuch zu Brennmaterial dienen; wollene Decken wurden zu Mocassins und Büffelfelle mit Baumwollenzeug zu Bettzeug verarbeitet. Die lediglich aus Kaffee, Talg und zerstoßenem Zwieback bestehenden Reisevorräthe wurden in wasserdichte Säcke gepackt. Zum Transport der Kranken und Reservevorräthe diente Kane selbst mit dem Hundeschlitten in der Zeit vom April bis zum Juni, während die Offiziere und Mannschaften die Schlittenboote vorwärts zogen. Leider mußte Kane nicht nur seine kostbarsten wissenschaftlichen Instrumente und sonstigen Hülfsmittel, sondern auch seine so reichen naturhistorischen Sammlungen zurücklassen und konnte nur die Documente der Expedition mitnehmen. Der Anfang der Reise erfüllte ihn mit bangen Ahnungen, da die Schwäche seiner Leute sich in wassersüchtigen Anschwellungen und Athmungsbeschwerden zeigte. Während der ersten acht Tage wurden nur 15 Meilen zurückgelegt. Obgleich es später wegen größerer Uebung rascher ging, so legte man doch nie mehr als 3½ Meilen täglich über das Eis zurück, weil diese allemal eine mühsame Reise von 12—15 Meilen erheischten. Um die Leute während dieser Zeit mit frischem Fleische zu versehen, mußte Kane wiederholt mit seinen Hunden zu einer 75 Meilen im Süden gelegenen Eskimoniederlassung fahren. Inzwischen näherte man sich der Littlecountry. Die Kranken wurden allmählich von ihrem einstweiligen Aufenthaltsorte aus zu den Booten hinabgebracht und halfen sich theilweise so weit, um mit an den Zug helfen zu können. Das Eis wurde immer dünner und die Arbeit immer schwieriger; die Schlitten brachen an vielen Stellen ein, mehrere von der Mannschaft entgingen nur mit genauer Noth der Gefahr des Ertrinkens und einem der Tüchtigsten unter ihnen kostete die Aufopferung womit er einen Schlitten am Untersinken verhindert hat das Leben.

jetzt an bis zu dem Zeitpunkte, wo sie in der
Cap Alexander das erste offene Wasser erreich-
en ihnen die Eskimos in der Ansiedelung Etah
ölichsten Beistand. Diese Leute hielten treu an
end des Winters mit ihnen geschlossenen Bünd-
: brachten alltäglich Vorräthe von Vögeln, hal-
merikanern ihren Proviant fortschaffen und zeig-
em ganzen Verkehr das größte Wohlwollen und
nhafteste Ehrlichkeit. Bei ihrer ersten Ankunft
Schiffe waren sie so diebisch und anmaßend ge-
ß Kane zum Schutze seines Eigenthums sich
er als Geiseln hatte versichern müssen. So-
ß aber einmal von der Ueberlegenheit der neuen
ge und von deren Geneigtheit, ihre Hülfsquellen
rigen zu wechselseitiger Unterstützung zu ver-
rzeugt hatten, konnte man auf ihr unbeding-
en und ihre Dankbarkeit rechnen. Am 18. Juni,
Amerikaner nach einem einunddreißigtägigen
n 316 Meilen am Rande des Scholleneises
hatten sich sämmtliche Männer, Weiber und
kleinen Niederlassung daselbst eingefunden, um
Freunden Abschied zu nehmen. Es war eine
ene. Nach der Vertheilung der letzten Ge-
mmelte Kane die Eingeborenen am Eisstrande
sprach zu ihnen wie zu Brüdern, denen er
einen Dank schuldig war.

ilte ihnen von den Stämmen, von denen das Meer
scher sie trennten, von den reichern Hülfsquellen in
Regionen in geringer Entfernung gegen Süden,
rn Dauer des Tageslichts daselbst, von der gerin-
em reichern Ertrag der Jagd, dem häufigern Treib-
saf und dem Fischernetze. Er versuchte ihnen aus-
n, wie sie unter kühner und vorsichtiger Führung
rn Gegenden in ein paar Sommer erreichen könn-
ihnen Zeichnungen von der Küste mit ihren Vor-
ihren Jagdgründen bis zum Cap Shalleton und
zerplätzen von der Rothen Spitze bis zu den Bä-
lassungen. Sie hörten mit athemloser Theilnahme
Petersen den großen Ussuk, den weißen Walfisch,
d die lange Jagdzeit bei offenem Wasser beschrieb,
mit einer nicht mißzuverstehenden Bedeutsamkeit
t hoffen, daß sie, vielleicht von Hans geführt, ein-
ich machen.

pfahl sie später angelegentlichst der dänischen
war überzeugt, daß sie ohne die ihnen
Maßregel in kurzer Zeit vollends aus-
n.

an ging die Reise unter furchtbaren Schwie-
Gefahren bald über das Eis, bald durch
r mit drei Booten langsam nach Süden
Die kärgliche Kost bewirkte eine Abnahme der
nd andere Symptome der Erschöpfung, und
lück für die Gesellschaft, daß sie von Zeit zu
Scharen von Eidergänsen begegnete und sich
n einigermaßen erquicken konnte. Ohne die
sordnung, welche Kane streng aufrecht hielt,
t die Mehrzahl die Leiden dieser Fahrt nicht
.

Juli erreichten sie das Cap York, trafen
ine Eingeborenen fanden, sofort Anstalt über
die Melvillebucht zu setzen. Bis zum 26. Juli fuhren sie am Rande des Landeises hin, wobei sie sich jedoch tief in eine Bucht hinein verirrten und erst nach einer erschöpfenden dreitägigen Schlittenfahrt über das Eis den richtigen Kanal wiederfanden. Die Vorräthe schmolzen immer mehr zusammen, der Ertrag der Flinte vermochte sie nicht mehr zu ergänzen, ja zuletzt begann sogar das Schießmaterial auszugehen und Kane konnte sich nicht länger verhehlen, daß die Reise unbedingt beschleunigt werden müsse. Er beschloß daher mit seinen lecken Booten, die jetzt auf zwei reducirt waren, das offene Meer im Süden und Westen zu versuchen. Es war ein ungeheueres, aber nothwendiges Wagstück; aufs neue brachen die furchtbarsten Leiden über die Reisegesellschaft herein, die bei ungenügender Nahrung und jetzt auch bei ungenügender Erholung durch den Schlaf ihre gebrechlichen Fahrzeuge nur durch fortwährendes Ausschöpfen vor dem Sinken bewahren konnte. Folgender Auszug aus Kane's Tagebuche läßt uns einen Blick in ihre Lage thun:

In dieser Krisis unsers Schicksals sahen wir eine große Robbe auf einer kleinen Eisscholle schwimmen; dem Anscheine nach schlief sie. Es war ein Ussuk oder Männchen und so groß, daß ich es anfangs für ein Walroß hielt. Der „Hoffnung" ward signalisirt uns zu folgen und, vor Spannung zitternd, machten wir uns fertig das Thier zu beschleichen. Petersen stand mit der langen englischen Büchse im Bug, und die Ruder wurden, um ihren Schlag zu dämpfen, mit Strümpfen umwickelt. Als wir uns dem Thiere näherten, wurde unsere Aufregung so groß, daß die Ruderer kaum Takt halten konnten. Ich hatte für solche Fälle eine Anzahl Signale verabredet, die es überflüssig machten zu sprechen, und als wir ungefähr noch 300 Schritt entfernt waren, wurden die Ruder hereingenommen und das Boot nur noch mit einem Ruder im Hintertheil fortbewegt. Der Seehund schlief nicht, denn er hob den Kopf, als wir uns fast auf Büchsenschußweite genähert hatten, und noch heute sehe ich den harten, angstvollen, fast verzweifelnden Ausdruck der abgezehrten Gesichter der Männer, als sie das Thier sich bewegen sahen; von seinem Fange hing ihr Leben ab. Ich hielt die Hand tief, zum Zeichen für Petersen, daß er schießen solle. MacGary legte sich auf sein Ruder und das Boot, welches langsam und geräuschlos vorwärts trieb; es schien mir in sicherer Schußweite zu sein. Ein Blick auf Petersen zeigte mir, daß der arme Bursche vor Aufregung vergeblich versuchte, für seine Flinte auf dem Rande des Bootes einen Stützpunkt zu finden. Die Robbe hob sich auf ihren Vorderflossen in die Höhe, sah uns mit erschrockener Neugier an und machte Anstalten zu einem Sprunge ins Wasser. In demselben Augenblicke knallte ein Büchsenschuß, das Thier stürzte, so lang es war, auf das Eis und sank unmittelbar am Rande des Wassers leblos zusammen. Ich wollte noch einmal schießen lassen, aber die Leute waren nicht mehr zu halten. Mit einem wilden Geheul trieben sie beide Boote auf die Schollen. Eine Menge Hände packten die Robbe und zogen sie auf das sichere Eis. Die Leute waren wie halb verrückt; jetzt erst sah ich, wie wir durch den Hunger von Kräften gekommen waren. Weinend und lachend und mit den Messern in der Luft umherfahrend liefen sie auf der Scholle umher. Ehe fünf Minuten vergangen waren, hatten alle ihre blutigen Finger im Munde und zerkauten lange Streifen von rohem Speck. Kein Loth von dieser Robbe ging verloren, und des Abends wurden auf der großen Scholle, auf die wir Glücklichen, die Gefahr des Treibens nicht achtend, unsere Boote gezogen hatten, zwei ganze Planken des „Rothen Eric" geopfert, und ein großes Kochfeuer angezündet, um ein seltenes Mahl zu bereiten.

Und während dieser ganzen Zeit setzte die Mannschaft

der Boote ihre wissenschaftlichen Beobachtungen fort und führte ununterbrochen ihre meteorologischen und magnetischen Register! Doch sie waren dem Ende ihrer Prüfungen nahe. Am 6. August, 83 Tage nach ihrem Aufbruche von der „Advance", kamen sie zu Upernavik an, wo sie bei den Dänen eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Hier bestiegen sie ein dänisches Schiff, welches sie nach den Shetlandsinseln mitnehmen sollte. Während dasselbe aber am 11. August in Godhavn, dem Inspectorat für Nordgrönland, anlegte und in der Hoffnung, von dem zur Aufsuchung Kane's und seiner Gefährten ausgesandten Geschwader des Lieutenants Hartstone Nachricht zu empfangen, solange wie möglich mit der Abreise zögerte, ward ein Dampfer in der Ferne gemeldet.

Er kam näher mit einem Barkschiff im Schlepptau, und bald war das Sternenbanner der Vereinigten Staaten zu erkennen. Zum letzten male wurde der „Glaube" ins Wasser gelassen, und die kleine Flagge, die so dicht bei den Polen beider Erdhälften geweht hatte, öffnete sich von neuem dem Winde. In Begleitung aller Boote der Niederlassung fuhren die Amerikaner ihren Landsleuten entgegen, und selbst nach dem Tode des Seehundes hatten sich die Leute nicht kräftiger gegen die Ruder gestemmt. Die so lange der Heimat Entfremdeten näherten sich dem Geschwader und den Freunden, die gekommen waren sie aufzusuchen; sie sahen die Narben, welche das Eis auch diesem Schiffe geschlagen hatte, sie erkannten die Goldtressen an den Mützen der Offiziere und die Gruppen, welche mit dem Fernrohr in der Hand auf sie warteten. Gleich darauf legte das Boot an dem Schiffe an. Ein Offizier, Kapitän Hartstone, rief einen kleinen Mann in zerrissenem Flanellhemd an: „Ist das Dr. Kane?" Und mit dem darauffolgenden „Ja!" sprangen die Landsleute in die Wanten und freudiger Zuruf begrüßte die lange Gesuchten. 7.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Zweiter Artikel: In Märchen und Erzählungen.*)

1. Ungarische Volksmärchen. Nach der aus Georg Gaal's Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt von G. Stier. Mit 23 Holzschnitten. Pesth, Heckenast. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben von Joseph Meßner. Prag, Kober. 1857. 16. 20 Ngr.
3. Mimosen. Novellen und Erzählungen aus dem bündnerschen Natur- und Volksleben von Johann Baldino. Erstes Bändchen: Geh zum Pfarrer von Trimmis. Schaffhausen, Brodtmann. 1857. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Geschichten aus dem Emmenthal. Von Arthur Bitter. Langnau, Wyß. 1857. Br. 8. 20 Ngr.
5. Stadt- und Dorfgeschichten erzählt von Ignaz Alfons Stelzig. Erstes Bändchen. Wien, Wendelin. 1857. 8. 24 Ngr.
6. Aus Nürnbergs Vorzeit. Ein Volksbild von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Zeitz, Streiber. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.
7. Litauen. Völker- und Naturbilder von Leo Goldammer. Mit einem Vorwort von Scherenberg. Berlin, Janke. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1858. 8. 1 Thlr.
9. Aus dem schwäbischen Volksleben. Erzählungen von Paul Stein. Leipzig, Herbig. 1857. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wir haben am Eingange des ersten Artikels bemerkt, daß sich der Charakter eines Volks aus dem Sagenkreise desselben besser verstehen lerne. An die Volkssage schließt sich das Volksmärchen an. In manchen der letztern indeß herrscht eine so ungebundene Phantasie, daß die Schlüsse vom Volksmärchen auf den Volkscharakter schon gewagter sind. Wenigstens muß man mit Unterscheidung zu Werke gehen.

Die „Ungarischen Volksmärchen" von Stier stammen, wie wir aus der Vorrede belehrt werden, aus dem Nachlasse des verdienten ungarischen Märchensammlers Georg von Gaal. Eine vollständige Herausgabe des Nachlasses wird durch den mit dem Verstorbenen damit beauftragten Professor Toldy in Pesth in Gemeinschaft mit Gabriel Kazinczy besorgt. Mit der Veröffentlichung der gegenwärtigen, von G. Stier übersetzten Märchen aber ist ihnen J. Erdélyi im Jahre 1855 zuvorgekommen. Die Märchen sind, wie versichert wird, volksmäßiges Original; sie enthalten treffliche, lebendige Schilderungen und sind, wenn man dies, ohne das Original vergleichen zu können, zu beurtheilen im Stande ist, gut übersetzt. Wenigstens läßt die Leichtigkeit und der Wohllaut der Sprache nichts zu wünschen übrig. Auch ist bei der Bearbeitung darauf Rücksicht genommen worden, daß das Buch unbedenklich Kindern in die Hände gegeben werden kann. Was den Inhalt, die Märchen als Ganzes betrachtet anlangt, so bekennt Schreiber dieses, daß er solchen Märchen, in welchen Massen von Abenteuern in willenlosem Spiele der Phantasie ohne einen leitenden Grundgedanken und einen Charakter in den traumhaft auftauchenden und verschwindenden Persönlichkeiten, sowie ohne Zusammenhang und Ordnung übereinander gehäuft sind, keinen Geschmack abgewinnen kann, so sehr er andere, die sich durch einfachere Haltung und folgerichtig durchgeführte Ideen auszeichnen, zu schätzen weiß. Diese Ueberfülle der Phantasie sammt Mangel an Causalität im Denken und Handeln scheinen viele der hier dargebotenen Märchen in hohem Grade zu leiden. Man hat nach ihrer Lectüre das Gefühl, als ob man in ein Kaleidoskop gesehen oder als ob man geträumt hätte. Wer seine Träume einer aufmerksamen Beobachtung unterwirft, wird wahrnehmen, wie sehr im Traumleben die einzelnen Seelenthätigkeiten ihr Spiel treiben, ohne daß das Schalten derselben durch den sie beherrschenden Einfluß des Consoriums in Harmonie gebracht und so aus den einzelnen Strahlen durch den Brennpunkt des Bewußtseins ein zusammenhängendes Bild geschaffen wird. Die Gestaltungen der Träume bilden zwar häufig ein Ganzes, welches mit dem Original in der Wirklichkeit Aehnlichkeit hat, aber es fehlen Züge und es werden Züge hinzugesetzt mit solcher Willkür, daß man recht deutlich bemerkt, wie z. B. das Gedächtniß, die Einbildungskraft hier nur unbewußt in dem in der Seele gehäuften Material herumsuchen und sich wenig darum kümmern, ob sie bei der Zusammensetzung ihrer Typen in ein solches Räthsel greifen und demnach ein Räthsel bilden, dessen Wert sich nicht herausbuchstabiren läßt. In solcher Weise scheint in der That das Volk in seinen Märchen manchmal geträumt zu haben, das ungarische nach den vorliegenden Proben. Indeß ist dies ein kitzlicher Punkt, und man muß sehr vorsichtig im Urtheilen sein. Der Tiefsinn des einen findet doch wol am Ende da noch Einheit heraus, wo das bischen Scharfsinn des andern zusammenfallendes entdecken kann. Es genüge daher, über den subjectiven Eindruck, den man bei der Lectüre empfangen, getreu Bericht erstattet zu haben, ohne daß damit dem objectiven Werthe des Gegebenen zu nahe getreten werden soll.

Um im österreichischen Kaiserstaate zu bleiben, wenden wir uns zu den „Handwerksburschen" von J. Meßner, die ihr Hauptquartier im Lande Tirol aufgeschlagen haben. Da sie nicht immer auf der Straße umherliegen, bekommen wir auch von den Lehrlingen und Meisterinnen, den Herbergen und dem bürgerlichen Treiben in den Städten zu hören; und es sind dies mit kundiger Hand gezeichnete Bilder, höchst treu und doch nie das ästhetische Gefühl verletzend, die Charaktere nicht über ihre Sphäre hinaus und doch von einem geistigen Leben durchdrungen, dem das Hohe, was das Menschenherz erhebt", nicht fremd ist.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 28 d. Bl. D. Red.

tiefern Kunstgeheimnisse des Fechtens eingeweiht, dür- auch Blicke in Herzen thun, die in Redlichkeit, Freund- be und Dankbarkeit warm schlagen. Das Buch schließt h des Haupthelden mit einer Dissonanz. Er ist Wan- aus Passion, kann es trotz eines von Grund aus in jeder andern Beziehung starken Gemüths nicht zum ben am eigenen Herde bringen und endet, wie ein s verrathener Liebe zum eigentlichen Stromer gewor- ll, als Verschollener. Der Kampf im Innern des alteren Wanderburschen zwischen der Sehnsucht nach Glück, das er schätzt und, weil er überall gern gese- rm fühlen gelernt hat, und dem Hang nach unstetem n, der bei ihm zur völligen Passivität geworden, ist ert und selbst in seiner Erfolglosigkeit geeignet, den egen, denn die Zeichnung ist wahr. In einem Punkte nicht mit dem Verfasser gehen, nämlich in der Leich- : der er den Confessionswechsel auffaßt. Ein gutmü- vabe, der, was Arbeitslust und Häuslichkeit anlangt, aß zu den beiden Wanderern bildet, wird glücklicher : liebenswürdigen jungen Meisterswitwe, aber nur m er zuvor katholisch geworden. Er trennt sich zwar s Hinderniß als ein unübersteigliches betrachtend, im merze von der Geliebten, läßt sich aber vom Haupt- m, sich „den Gesetzen des Landes" zu fügen, und be- „Ich hatte dir aber eine Angst, als ich zum Herrn ite, — eine fürchterliche Angst!.... Aber der alte dir die 'Freundlichkeit selbst, er nahm mich auf wie , und ich kann dir sagen, daß es mir viel leichter rzutreten, als ich mir vorgestellt habe. Was wollt' Die liebe Judith versprach mir in jedem Briefe den Erden, und der Herr Vicari den jenseitigen." Dür- sten Fragen des Menschen in solcher Weise entschie-

---

fasser der „Mimosen", J. Baldino, erklärt dem Ma- und der Genußsucht den Krieg; er schlägt als Mittel da- enesfrische Lectüre der Unterhaltung, Belebung und Er- : und gedenkt, um sein Theil beizutragen, die Schätze eien Rhätien aus den verborgenen Schachten nach Tage zu fördern. „Kein Canton in der Schweiz", kein Strich Land auf unserm Erdenrunde von so dehnung bietet so großartige und mannichfaltige Na-) vielfachen Reichthum der Sage, eigenthümlicher nd Gesittung, als Rhätien. Ewige Schneeberge : wechseln mit den fruchtbarsten Thalgeländen, mit Obstgärten, Saatfeldern und mit blumen- und Wiesen, Alpenweiden und Waldungen. Es sind als 241 Gletscher, die zwischen den Felsen dieses ren, und dessen Alpenthäler sehr häufig mehrere unter die Schneelinie hinabsteigen." Von den nden 66 dem Inn, 25 der Adda und dem Tessin Rhein ihre Abflüsse zu. Für Mineralogen, Bota- ologen findet sich die reichste Ausbeute, und ebenso chforscher nicht leer aus, da das neben dem Deut- lienischen in Graubündten gesprochene Rhäto-Roma- ganz eigenthümlich ist. Hat sich nun auch die all- erksamkeit und die Literatur diesem höchst inter- : der Schweiz schon seit Ischokke's trefflichen Schil- großer Lebhaftigkeit zugewendet, so bleibt doch noch n übrig, und wir begrüßen das Unternehmen, Land ch sich wechselseitig ergänzende Schilderungen aus d dem Volksleben dem größern Leserkreise näher ach der ersten uns vorliegenden Probe mit Freuden. g ist frisch und lebendig und gibt vom öffentlichen Leben, von ersterm namentlich was Kirche und gt, ein originelles anschauliches Bild. Doch findet ches schon allgemeiner Bekannte, z. B. die Erklä- chgerichtsgeschworenen über einen neu zu erbauen- „Aber er soll denn au nu für üs un üsere Chinder und Chindeschinder un für keine Vagebunden, Strolchen, Land- streicher, Gauner, Zigeuner und Heimatlose si." Die novelli- stische Einkleidung läßt es hier und da merken, daß sie die Ne- bensache und Beschreibung von Land und Volk die Hauptsache sei, wofür ein in die Augen fallendes Beispiel die sonst recht interessante Schilderung des Prüttigaus darbietet, zu welcher der Leser kommt, er weiß nicht wie. Auch die Lösung des Knotens, namentlich die Flucht des Helden im Augenblicke der hereinbrechenden Katastrophe, hat uns nicht ansprechen kön- nen. „Schicksal! Du hast den Wermuthsbecher bis zum Rande mir gefüllt! Trink ihn selber aus! Ich laß ihn stehen! Du gehst den geraden Weg! Mit einer Seitenwendung ist deinem Schlage für den Augenblick vorgebeugt!" Die Seitenwendung wäre an sich nach Lage der Dinge wol ein Auskunftsmittel ge- wesen, wenn nur nicht diejenigen, gegen die er die theuersten Pflichten hatte, vom Becher, den er stehen gelassen, wenigstens für eine lange Zeit, infolge seines Weggehens gerade genug zu trinken bekommen hätten.

Ein Seitenstück zu den Erzählungen aus dem Bündtnerlande bilden die „Geschichten aus dem Emmenthal", von A. Bitter. Der Verfasser erinnert in der Vorrede an Bitzius. Man könne ein- halten, das Emmenthal sei von diesem großen Volksmaler mehr als hinreichend beschrieben worden, ihn übertreffen zu wollen, hieße das Unmögliche versuchen. „Das letztere", fährt er fort, „ist dem Verfasser der «Geschichten aus dem Emmenthal» auch gar nicht eingefallen. Er wollte es durchaus nicht besser, wol aber an- ders machen als der selige Jeremias. Dieser hatte eine beson- dere Vorliebe für düstere Farben, malte in seinen sonst so mei- sterhaften Schilderungen gar zu gern grau in grau und verfiel in seinen Volksgemälden nur zu häufig in den Ton eines sitten- strengen Methodistenpredigers. Der Verfasser dieser Zeilen da- gegen ist ein fröhlicher guter Junge, der den Menschen, die er liebt, lieber noch ein paar gute Eigenschaften mehr andichten, als ihre Fehler gar so absichtlich hervorheben möchte. Und thäte man das nicht, wo bliebe sonst die Poesie?" Das Urtheil über Bitzius lassen wir dahingestellt, derselbe hat in Nr. 9. d. Bl. f. 1855 aus völlig competenter Feder eine umfassende Bespre- chung gefunden, in welcher seinen Licht- und Schattenseiten eine gerechte und unbefangene Würdigung zu Theil geworden ist. Was unsern Verfasser anlangt, so ist der Ton, in dem er von sich selbst spricht, nicht geeignet, ein günstiges Vorurtheil zu er- wecken. Wir wurden aber in unserer Erwartung angenehm ge- täuscht. Die Geschichten sind von einem frischen, gesunden Geist durchweht und Land und Leute sind in so kräftigen, markigen Zügen geschildert, daß man sich wie mit einem Schlage auf den Schauplatz der Begebenheiten versetzt wähnt und sich heimisch darin fühlt. Der Stoff ist meist der alte, ewig wiederkehrende: die Liebe im Conflicte mit Standes- und Geldstolz; indeß wird dieses Thema nie ausgeschrieben werden und immer aufs neue interessiren, wenn es, wie hier, ansprechend behandelt wird. Auch hat der Verfasser seinen Charakteren keineswegs, wie man nach der Vorrede hätte vermuthen sollen, zu sehr geschmeichelt; sie sind menschlich wahr. Ob es zur frischen Veranschaulichung der Scene erforderlich gewesen wäre, eine Menge oft ganz unver- ständlicher Dialektworte einzumischen, bezweifeln wir; im äußer- sten Falle sollten sie auf den Dialog beschränkt werden. Gram- matische Unrichtigkeiten, wie das öfters wiederkehrende „ihr's" statt „es", lateinische Worte wie „per" Zufall, ein „Bene" mit auf den Weg geben, und vollends gar Ausdrücke des alt- väterlichen Kanzleistils, wie: er befand sich „etwelchermaßen" im Irrthum, womit die Komik auf falschem Wege gesucht wird, hätten ganz wegbleiben können. Unter den hier gerügten Män- geln leidet besonders das erste Stück, der Schwank, vom Ver- fasser selbst eine dumme Geschichte titulirt, in der er sich auch sonst, wie z. B. in dem Witze über die Bauernschinken, etwas zu sehr hat gehen lassen. Indeß wird der üble Eindruck, den man davon aus den ersten Seiten entgegennimmt, durch den

tüchtigen übrigen Inhalt des Buchs, der sich von dergleichen Misgriffen rein hält, bald verwischt.

Die „Stadt- und Dorfgeschichten" von J. A. Stelzig, welche auf städtische und ländliche Sitte keine tiefer eingehende Rücksicht nehmen, gehören mehr dem Titel als dem Inhalt nach unter die Kategorie der hier besprochenen Schriften. Das Bändchen enthält drei Erzählungen. Die beiden ersten lassen sich, abgesehen von einigen Flüchtigkeiten, gut lesen. Zu den Flüchtigkeiten rechnen wir die glänzenden Unwahrscheinlichkeiten der ersten Erzählung, die sich am Schlusse, wo ein junger französischer Kaufmannsdiener blos darum englischer Herzog wird, weil er die Witwe eines solchen heirathet, bis ins Komische steigern; während sich in formeller Beziehung die flüchtige Feder in verschiedenen verlorenen Constructionen und verstümmelten Perioden verräth. Eine sonderbare grammatische Merkwürdigkeit, die regelmäßig wiederkehrt, ist die Verbindung des Zeitworts vergessen mit auf: z. B. Margot wird nicht auf Gott und ihre Ehre vergessen; du wirst nur zu bald auf die arme Margot vergessen; vergesse auf deine arme Margot nicht, und so an vielen andern Stellen. Der Verfasser nennt in einem kurzen Vorwort seine Erzählungen anspruchslose Bagatellen, die er indeß gesammelt habe, weil sie, in Journalen veröffentlicht, eine sehr günstige Aufnahme gefunden hätten, wie denn auch zwei mit Preisen gekrönt worden seien. Jene Bezeichnung diesem Lob gegenüber zeugt von großer Bescheidenheit. Wie es sich aber mit letzterer vereinigen ließ, ein Product wie die dritte Erzählung, „Des Oberförsters Braut", zu veröffentlichen, das ist uns unbegreiflich. Die heirathssüchtigen Mädchen darin und die in gleichem Sinne speculirenden Väter sind bis zur Absurdität caricirt; das Geschwätz und die Schimpfreden der Frau Rettel werden bis zum Unerträglichen gemein und widrig, und der Haupt- und Tugendheld ist daneben so matt, unsicher und verschwommen gezeichnet, daß kaum ein Schimmerchen Gutes übrig bleibt. Gegen diese letzte Erzählung stechen die beiden ersten, und namentlich die zweite, welche den flüchtigen Glanz eines ehrgeizigen aber herzlosen Sängers in kräftigen, wenn auch mitunter etwas zu grell aufgetragenen Zügen schildert, so vortheilhaft ab, daß niemand dieselbe Autorschaft für alle drei anerkennen würde, wenn es der Verfasser nicht selbst thäte.

Das Bild „Aus Nürnbergs Vorzeit", von Wilhelmine Lorenz enthält zwar manche hübsche Züge, allein der beseelende Grundton fehlt dem Bild im ganzen, wie den Charakteren im einzelnen. Die Fehde zwischen Geschlechtern und Bürgern, die in den meisten Städteromanen aus dem Mittelalter eine Hauptrolle spielt, nimmt auch hier den größten Raum ein; die Verfasserin schwankt aber zwischen beiden Parteien, gibt bald der einen, bald der andern recht und kommt zu keinem befriedigenden Abschluß. In kirchlicher Beziehung werden uns die Verirrungen der Werkheiligkeit vor Augen gestellt, indem eine Mutter, um ihre und ihres Gatten Sünden zu büßen, dem einzigen Sohn das Klostergelübde abzwingt und ihn dadurch einer geistig zerrütteten und vernichteten Existenz preisgibt; diese unmütterlich-selbstsüchtige Handlung ist nicht das Resultat augenblicklicher Verzweiflung, nein, sie hegt und pflegt den Plan während eines eigenen achtzehnjährigen Klosterlebens, befestigt ihn durch Testament und Vermögensentziehung und bringt ihn endlich durch moralischen Zwang auf dem Todtenbette zum Abschluß: und diese Mutter, deren Verhalten die Verfasserin selbst ganz augenscheinlich misbilligt, wird eine Heilige genannt. Aehnliche Dissonanzen in der Charakterzeichnung und in der Haltung des Ganzen ließen sich noch manche anführen. Auch dem Zeitgeist werden Eigenthümlichkeiten, die sich allerdings nach mancher Richtung hin geltend gemacht haben, in einer Generalisation und einem Umfang beigemessen, die jedenfalls nicht gerechtfertigt sind. Ein Patricier, alter Junggeselle, wird nach dem Tode des letzten jugendlichen Stammhalters des Geschlechts darauf aufmerksam gemacht, daß er heirathen müsse, um den Stamm nicht aussterben zu lassen. Sein Bruder, der Propst, erklärt, daß es Gottes Wille sei; damit nicht zufrieden, schließt er sich mit seinem Beichtvater zu dreistündigem Gebete ein, und anstatt nun entschieden zu sein, entscheidet er erst noch durch das Los; die Entscheidung ist bejahend; er schreibt auf Pergamentstückchen die Namen der Patriciergeschlechter und los; in dem gezogenen Hause befinden sich drei heirathsfähige Töchter, so soll die erste, die ihm begegnet, die Braut werden. Es ist die jüngste; die Aeltern wundern sich, daß der alte Brautbewerber gerade die jüngste Tochter wählt, fügen sich aber augenblicklich und ergeben sich in den ausgesprochenen „Willen Gottes". Die junge Tochter liebt einen andern, mag es aber auch vor ihrem Gewissen nicht verantworten, sich dem Willen Gottes zu entziehen und fragt die älteste Schwester Charitas, die sich dem Kloster gewidmet hat, ob nicht der Wille des Himmels von einem andern Menschen erfüllt werden könne, als von dem, auf den das Los gerichtet schien, z. B. wenn der Herr Brautbewerber ihre Schwester Regina für seine vom Himmel bestimmte Braut erkläre; erhält aber von der sich bekreuzenden Charitas die Antwort: „Halt ein! Ein sündliches Gaukelspiel wolltest du treiben mit dem Willen des Höchsten? Solchen Frevel soll ich erfahren an der eigenen Schwester? Herr, behalte ihr die Sünde nicht, sie Verblendeten!" Und so unterwirft sich denn auch die Erkorene Braut dem gezogenen Lose. Hätte sich die Verfasserin damit begnügt, das Erforschen des Willens Gottes durch das Los in einem einzigen Charakter zur Darstellung zu bringen, so hätte sie dadurch ihr mittelalterliches Gemälde um einen richtigen Zug bereichert haben; daß alle andern Personen die ohne ihr Zuthun gefundene Entscheidung durch das Los und den Zufall auch als Gottes Willen ansehen, ist weder in der Sitte der Zeit, noch überhaupt oder nach der Zeitanschauung psychologisch begründet, es fehlt die innere Wahrheit, und das Bild wird zur Caricatur. Die Darstellung ist gewandt und lebendig; doch fehlt es auch sonst nicht an Schwächen, unter denen wir nur die allzu naive Bemerkung des Blumenmädchens: „Er roch nicht mit der Nase wie wir es thun, es mag wol bei den vornehmen Herrschaften anders Brauch sein als bei uns, sondern mit dem Munde, er drückte die Blumen an die schönen rothen Lippen!" hervorheben. Wir wollen der Verfasserin Talent und Beruf nicht absprechen, aber ersteres zu gebrauchen und letztern zu erfüllen, das sind Aufgaben, die nicht im Fluge, sondern nur unter den ernstesten Studien, dem schärfsten Durchdenken des Stoffs in Anlage und Ausführung, bis zur kleinsten Redensart herab, und durch lange und wiederholte Feile zu lösen sind.

Unter dem zu viel besagenden Titel „Litauen", von L. Goldammer erhalten wir zwei Erzählungen und zwei Skizzen. Die Handlung nach Preußisch-Litauen verlegt ist, und zwar so, daß der westliche Theil, die Kurische Nehrung, das Kurische Haff und das letzteres grenzende ostpreußische Küste den Hauptschauplatz der Begebenheiten bilden. Der Verfasser besitzt ein starkes Talent für lebendige, tiefeingehende Schilderung der Natur und plastische Ausbildung seiner Charaktere; manchmal aber, bei düstern und schwierigen, landschaftlichen sowol als psychologischen Gemälden, scheint er seiner geistigen Anschauungen insofern nicht völlig Herr zu sein, als der in seiner Seele sich drängende und überstürzende Stoff der adäquaten Mittel zur Darstellung entbehrt: er wird breit und kantig, wie sein Vorredner Scherenberg es wol auch zu nennen pflegt, und es bleibt über der Scene ein gewisses Helldunkel aufflackert, blendet, stirbt und schließlich die gewünschte Beleuchtung vermissen läßt, die allein zu vollkommenem Verständniß verhelfen könnte. Wir geben statt eines Referats über den Inhalt, das wir um so mehr ersparen können, als wir die Erzählungen zur eigenen Lectüre empfehlen, einige von den lebendigen Schilderungen wörtlich. Peter Wabals, der Fischer, erzählt seinem Gefährten den Untergang eines Dorfs auf der Nehrung durch ein Sturmwetter, während sie selbst von einem solchen überfallen werden.

„Nein, nein, lieber Freund! Wie du mich aber aus dem Wasser holtest, so sind hier zwei Menschen aus dem Sand

enn. Ich bitte dich, denke an sie!" — „Sobald ich nur denken ri, daß sie in unsere Nähe gelangt sind, wollen wir ihnen uch lauten Zuruf zu erkennen geben, welche Richtung sie hal- n müssen; weiter können wir nichts für sie thun. Bis sie die iefung zu unsern Füßen erreichen, können sie keine Hand vor ugen sehen; so lange reiten sie in der Sandwolke und haben h allein auf den Instinct ihrer Pferde zu verlassen, der ist ihr derster Führer, wenn die Thiere nicht durch plötzlichen Schre- n scheu oder irre gemacht werden. Nun aber seht dorthinauf e Düne an der See! Als die letzten Bewohner dieses Dorfs, wie verhin erzählte, an seinem letzten Tage in ihren Booten auf dem ff zusammengefahren waren und der Sturm allmählich wie ute wuchs, da faßte er zuletzt eine der Dünen, wie er jene t faßt, dort jene, die eine Viertelstunde von hier wie eine ppe die andere überragt, und wirbelte sie, wie ihr es da vor gen habt, in einer Schneckenlinie in den Himmel empor. Im- r wolkenan stieg der Wuchs des gelockerten Bergs, wie ein ls aus der Erde, zitternd und hohl vor Hunger; Blitze zuck- in der Staubsäule auf und nieder, ohne Donner; sie schien brennen, wo der Sonnenstrahl durchging, und als sie so ank war, wie jene, oben fast stärker als unten, da bog sie der rm vorn über und warf sie in das Dorf. Mit stummen ufern sahen es die Leute, drückten sich ein Lebewohl in die nd und fuhren nach allen Richtungen auseinander. Das war Dorfes Begräbnißtag."

In der Skizze „Auf Wiedersehen!" gibt uns das erste Ge- lde ein Nachtstück aus der Zeit des französisch-russischen Feld- s vom Jahre 1812. Während eine kleine Stadt in Polen plötzlich von den Kosacken überfallen und in Brand gesteckt wird, hten sich zwei Bäckergesellen mit ihrem Meister, einem jüdi- n Bäcker, in den Wald, kehren aber bald zurück, um sich Schätze des Meisters zu bemächtigen. Sie sind in die Wohn- e eingestiegen und haben den Schrank erbrochen. „Ein ahfach voll Gold- und Silberstücken öffnete sich ihren Augen. e Secunde lang hefteten sich ihre gierigen Blicke darauf, eine unde stehlen ihre Augen den Schatz, eine Secunde lang feiern Spinnenfüße ihrer räuberischen Hände. «Wenn jetzt der e dazukäme?» — «Was würdest du thun?» — «Ich würde — würde — ich weiß nicht, was ich würde.» Der Stromer ob das Beil vor den Augen seines Kameraden. «Ich würde», r der andere erbleichend und schnell fort, «sobald ich ihn den lüssel ins Schloß stecken hörte, mit dem Beil gegen die Thür agen; er ist ein Jude, vor Schreck würde er wieder davon- en.» Ein heiseres Gelächter des Stromers, und dann er: „Horch!» Ein leises Geräusch war vernehmbar — an Thür ging ein Schlüssel ins Schloß — der Stromer blies Lampe aus — der Schlüssel drehte sich einmal — der Stro- springt hinter die Thür — der Schlüssel dreht sich zum iten mal — des Stromers Kamerad rafft das Geld in sein rzfell und versenkt sich durch das Loch in die Backstube hin- n. Er hört die Thür aufgehen — er hört einen Schlag — hockt auf dem Ofen und sieht nichts — ein dumpfes Aech- danach ein Gepolter die Treppe hinunter — und der gräß- Vorgang über seinem Haupte hatte sich ihm vor die Seele ellt. Zitternd und bebend klettert und fällt er vom Ofen unter, das Geld krampfhaft in der Schürze zusammengefaßt, ungeheuere Schuld auf den Schultern. «Du hast das Geld?» t ihm eine Stimme von der Hausflur entgegen. «Ich hab's», die Antwort. In der Backstubenthür sieht er den Stromer Etwas nach der Straße hinschleifen, er sieht ihn dies leblos klaffte und dennoch wie Rache fordernd vor seine Seele tre- e Etwas über die vom Feuer der Stadt grell beschienenen den hinwerfen und hört ihn rufen: «Nun haben's die Rus- gethan!» Danach entwichen sie beide in den Wald, theil- ihren Raub und riefen einander: «Auf Wiedersehen!»"

Der zweite Act spielt 36 Jahre später. Der minder Schul- ist ein respectabler Bürger geworden. Der Stromer, „ein umpter Geselle mit dünnen grauen Haaren und eingefallenen ngen", sucht ihn auf und trifft ihn an einem Vergnügungs- ort. Sie ziehen sich an einen Tisch unter den Bäumen zurück, und nach einem längern Dialog, welcher die Wiedererkennungs- scene vervollständigt, beginnt die Schilderung dessen, was in der Seele des Bürgers vorgeht.

„Fast unmerklich wiegte er den Kopf hin und her, nahm einigemal einen Ansatz zum Reden, biß sich dann wieder auf die Lippen, legte zuletzt seine Hände über den Knopf seines Stocks zusammen und blickte starr zur Erde. Was sah er da? Er sah sich gehen und wandeln, überall hin von einem Schatten verfolgt, der war bleich in der Sonne, nachts wurde er roth. Er hörte sich sein Weib fragen: was ist das für ein häßlicher Schatten? und wußte ihr ebenfalls keine Antwort zu geben; er sah sein Weib herfallen über den Schatten — sie wollte ihn nicht dulden in ihren vier Pfählen und dachte das Ding bewäl- tigen zu können, weil sie es sah —, aber der Schatten erhob sich und hatte tausend Augen und tausend Mäuler — und sein Weib sank zu Boden vor ihm. Er sah den Schatten wachsen und sich legen über all sein Gut und er verzehrte es. Er sah sich danach von dem Schatten gejagt, gejagt, bis ihm der Athem verging, gejagt durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, und sah sich springen und stürzen, zuletzt in das Loch über dem Backofen, durch welches er einst, als der Vorderste, in des Juden, seines Meisters, Wohn- zimmer eingestiegen war. Hier knickte und brach er zusammen, hier fühlte er sich gebannt und gefnebelt, hier warf sich der Schatten auf ihn, und er wog eine unaussprechliche Last. Er fühlte sich geschlagen wie mit einem Beile, sich wollte er wehren davor und konnte es nicht; er hörte sich ächzen, und es ächzte sein Meister aus ihm; vor der Wucht auf ihm fühlte er sich in die Tiefe gelastet — des Ofens Gewölbe brach ein unter der Last — seine Flammen umwirbelten ihn — tiefer und tiefer in eine unabsehbare Tiefe sank er hinunter, er und der Schatten über ihm, und oben, hoch oben, über den durchsichtigen Flam- men schwebte der Geist des Erschlagenen, ernst und steinern seine Züge, er schwebte je höher je tiefer, je tiefer er sank. . . ."

Der Vorredner ertheilt dem Verfasser auch als Dramatiker sein Lob. „Klebte meinem alten Freunde nicht an dem Hufe seines Pegasus immer noch an ein zweites leidiges P, das ihn trotz allen seinen Ritten durch die Himmelshöhen stets ein Stück vom irdischen Jammerthale mitschleppen läßt, er würde sicher schon eins seiner dramatischen Kinder auf die Bühne gebracht haben und könnte somit füglicher mein Vormund sein. Ich kenne sie alle diese lieben Wesen, geboren in kummervollen Nächten unter allem Frost der Lebensunwetter, und doch so warm und licht, so unzerstörbarer Gesundheit, daß sie jetzt noch, nachdem sich Jahre und mein eigenes zerstreuendes Treiben dazwischen- gestellt hat, mir vor meinem Erinnerungsauge leiben und leben in unverblaßter Frische; ja wenn ich das eine oder andere, ge- trieben zu ihm, einmal wiedergesehen, mir war es, als hätten sie durch die Entrückung an Kraft und Schöne gewonnen. Nun, der Himmel, der einem jeden helfen will, der sich selbst zu helfen sucht — und das sucht mein alter Freund mit einer wahr- haft ehrwürdigen, ja himmlischen Geduld —, wird ihn ja auch noch eher auf als in die Bretter bringen." Wenn nach der dramatischen Kraft, wie sie sich in des Verfassers Erzählungen zu Tage legt, ein Schluß erlaubt ist, können wir diesem Wunsche nur beistimmen.

Der Verfasser der „Heimatlosen", O. Glaubrecht, will der erwachsenen Jugend in das Gedächtniß zurückrufen, was die Väter und Mütter in den Zeiten der Freiheitskriege gelitten und gethan ha- ben. Er bemerkt in der Vorrede: „Von Preußen aus hat man alle- zeit, und jetzt noch sorgsamer, Wache gehalten, daß das Volk seiner Thränen und Opfer, aber auch seiner Siegesbegeisterung nicht vergesse, und das lohne ihm Gott, dem treuen Wächter der Westmark! Dann ist eine Reihe von Büchern erschienen, die lassen Thatsachen zu uns reden, die man zu vergessen anfing. Das «Leben Stein's» steht wie ein stolzes Denkmal im Sturm da; das «Leben Perthes'» gleicht dem Schiffe, welches das Kreuz Christi zum Anker hat; und zwischen den Blumen seiner Jugenderin-

nerungen zeigt uns Eilers den Schlag deutscher Herzen. Dem Feierklang mit allen Glocken gegenüber, der aus diesen Büchern tönt, ist das meinige zu vergleichen dem Glöcklein der Kapelle in der Thalschlucht." Damit sind die «Heimatlosen», ein Titel, der keiner weitern Erklärung bedarf, in doppelter Beziehung charakterisirt. Die Hauptidee des Verfassers, die er überall sichtbar hervortreten läßt, ist nämlich die, daß er neben dem politischen ganz besonders den religiösen Aufschwung betont und die Wahrheit des Wortes: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da bauen umsonst, die daran bauen!" in würdiger Weise, mit rechtem Maß und guter Wirkung hervorhebt. Das zweite charakteristische Moment ist das, daß nicht die großen allbekannten Persönlichkeiten aus den Freiheitskriegen vorgeführt werden, sondern die Scene in eine Provinzialstadt eines kleinern Rheinbundstaats im Westen von Deutschland verlegt ist, und die Helden des Romans dem Bauern- und bürgerlichen Mittelstande angehören, daher sie denn in der Haupthandlung des großen Dramas: den Schlachten, dem Rückzuge von 1812 und den entscheidenden Kämpfen des Jahres 1813, sowie in den Episoden, z. B. der Schill'schen und Dörnberg'schen Erhebung und den Bestrebungen des Tugendbundes, nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die Erzählung hat aber hierdurch keineswegs an Reiz und Interesse verloren; die Charaktere sind scharf gezeichnet und geben zugleich ein anschauliches Gemälde von dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben der geschilderten Kreise und Zeiten. Der Stil ist gedrungen und kräftig, und das Ganze, wenn auch ohne besonders angehäufte Verwickelungen, doch so spannend, daß das Interesse bis zum Schluß rege gehalten wird.

Unter den „Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben", von P. Stein, räumt die erste der Schilderung von Sitten und Gebräuchen so viel Platz ein, daß das novellistische Moment gegen dieselbe zurücktritt. Bei Brautwerbung und Hochzeit ist auf das ganze Detail der dazu gehörigen Solennitäten vom Vorsitz in der Spinnstube und den Fädenzetteln an bis zum Hahnentanz am Nachhochzeitstage mit großer Specialität und Gewissenhaftigkeit eingegangen, und die dazwischenliegenden Oster- und Maifestlichkeiten, der Eierlauf, das Ringlaufen, das Aufpflanzen des Tannenbaums und die Kirbetänze sind nicht vergessen worden. Stärker ist das novellistische Moment in den beiden folgenden Erzählungen vertreten. Sie sind sämmtlich anziehend geschrieben und zur Lectüre zu empfehlen. Zwei Dinge sind es, die der Dorfgeschichte, abgesehen von dem Uebermaße der Production, das sich in jedem Zweige der Literatur durch Mangel an Theilnahme bestraft, ihre Lebensberechtigung sichern. Das erste ist die wahre, treue Schilderung der Sitten und Gebräuche, die stets ihren Reiz behalten wird, solange sie noch etwas Eigenthümliches, nicht schon allgemein Bekanntes zu berichten hat; das zweite ist der Conflict des rein Menschlichen und Vernünftigen mit dem Conventionellen und Ueberlieferten, der unter allen Formen das Menschenherz erregt und bewegt. Nicht das Aeußerliche dabei ist es, unter dem unser Gemüthsleben stärker pulsirt, sondern der Conflict an sich, und es bleibt sich im ganzen genommen ziemlich gleich, ob das Herz, das unter den hergebrachten Anschauungen der Menge bricht, unter Seide oder unter Zwillich schlägt. Der Ausdruck der Gefühle mag nach der Bildungsstufe ein verschiedener sein; die kalten und die warmen Herzen werden sich aber unter allen Schichten der Gesellschaft so ziemlich gleichmäßig vertheilen. Beide gedachte Momente sind in den vorliegenden Erzählungen gut vertreten. Gegen die Lösung der Conflicte ließe sich manches einwenden, doch das würde uns hier zu weit führen. Der Verfasser läßt unter anderm eine veränderte Anschauung in Bezug auf die Güter dieser Welt bei einem seiner Charaktere in der Todesstunde eintreten, eigenthümlich in der Nuancirung, weil es eine arme Frau ist, die früher die Berechtigung des Reichthums, Liebesbande zu trennen, anerkannt und darum der Verbindung eines reichen Mädchens mit ihrem armen Sohn auch ihrerseits gewehrt hatte und nunmehr anderer Meinung wird: „Was nutzt Reichthum, wo der Friede fehlt? Hättest's besser bei dem armen Konrad — doch es kann' nicht sein; — es ist so in der Welt, — wenn man stirbt, sein manches anders aus, und vieles, was recht war, wird unrecht, — und was die Leute unrecht heißen, recht; — aber es nutzt dann nichts mehr. Wenn's Leben aus ist, kommt die Einsicht zu spät." Näher liegt es, dasselbe Motiv bei dem sterbenden Kinde zu gebrauchen. Hier ist es oft genug in Anwendung gebracht worden, aber weit seltener in socialer als in religiöser Beziehung. Die Lösung des Conflicts ist damit auch nicht gefunden. Wie die Königin Elisabeth fragte: „Warum thun wir das Werk der Zeit nicht selbst?" so möchte man hier fragen: Warum thun wir das Werk der Todesstunde nicht selbst? Und in der praktischen Beantwortung dieser Frage liegt die Lösung des Conflicts. 18.

Ein Roman, der das deutsche Volk bei seinen Leiden sucht.

Deutsche Träume. Roman von Ludwig Steub. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1858. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In einer gegen ein norddeutsches Blatt gerichteten Gegenbemerkung, welche die „Allgemeine Zeitung" in Nr. 183 brachte, war von dem vorliegenden Roman gesagt: „Das Buch sucht das deutsche Volk nicht, wie es jetzt vorgeschrieben, bei seiner Arbeit auf, sondern bei seinen Leiden." Aber wir glauben, daß auch die Leiden zu den Arbeiten eines Volks gehören, und ebenso lich nicht zu seinen unbeträchtlichsten. Welches sind nun die Leiden? Es sind die bösen, schweren Träume von einer politischen Einheit Deutschlands unter einem kaiserlichen Oberhaupt, von einer allgemeinen deutschen Volksvertretung, von einer imponirenden Machtstellung nach außen, von einer deutschen Flotte, vom Wiedergewinn der von Deutschland abgetrennten ihm einstmals zugehörigen Provinzen, von Geschworenengerichten u. s. w. Welchen echt vaterländischen Mann hätten diese Träume nicht zu Zeiten bald geängstigt, bald beseligt? Und wie manche sind blos deshalb gelitten, weil sie von diesen Gegenständen nur im Traume gesprochen! Zu diesen Leiden gehören aber ferner auch andere, die leider kein Traum, sondern die greifbarste Wirklichkeit sind: die Kleinstädterei und Kleinstaaterei; das Spießbürgerthum, das kein Vaterland, sondern nur seine vier Pfähle kennt; der Mangel an Freizügigkeit und Gewerbefreiheit; die freilich leider nur zu oft durch die weitverbreitete Demoralisation hervorgerufene und geförderte polizeiliche Willkür; die Stellenjägerei; die Kriecherei; die politische Wetterwendigkeit um kleinlichen äußern Vortheils willen; der falsche Liberalismus, der sich mit großen Phrasen begnügt und feig zu seiner Mutter Schürze flüchtet, wenn es gilt Opfer zu bringen. Gegen diese und viele andere Leiden kämpft die Satire des Verfassers. Denn die Satire ist der Grundzug des wesentlich politischen Romans, dem aber ein schöner und warmer Gemüthsidealismus zur Folie dient. Auch fehlt es nicht an einzelnen glücklichen humoristischen Zügen, aber im ganzen doch an jenem Humor, der sich im Verklärungsglanze über die Wirklichkeit erhebt, statt in ihrem Jammer stecken zu bleiben.

Die Kleinstaaterei und Kleinstädterei war von jeher die ergiebigste Quelle für die deutsche Satire, vom Lalenbuche an bis zu Wieland's „Abderiten", Kotzebue's „Kleinstädtern", Kerner's „Jobsiade" und Jean Paul's „Genrestücken". Auch Steub's Roman spielt in einem kleinen deutschen Staate, dem Herzogthum Schnauzlingen und in der ehrsamen Stadt Schnurrenburg, und zwar mit Ausnahme des letzten Kapitels in vormärzlicher Zeit. Drei junge deutsche Männer, Heinz von Theurenstein, Xaver von Bolzen und der Förstersohn Kunz veranlassen die Verwickelungen des Romans, indem sie zur Förderung der deutschen constitutionellen Tendenzen im Herzogthum das Project aushecken, eine Verfassungsfeier nebst solennem Festessen zu Stande zu bringen, was ihnen auch nach langweiligem Petitioniren bis hoch und niedrig gelingt. Die Veranstaltungen dazu, die Vorgänge beim Festmahl selbst und die traurigen Folgen davon bilden

Mittel und Ende des Romans, der dadurch dem) eine Einheit der Handlung erhält, wie sie nicht utschen Romanen zu finden ist. Wenn trotzdem der h Art moderner Romane doch auch einen etwas un- druck macht, so liegt dies hauptsächlich wol an den Handlung unterbrechenden Digressionen, an dem legensatz zwischen dem im ganzen tragischen und Inhalt des Romans und der komischen, oft bur- ung der Einzelpartien und an der fast zu gehäuften darin auftretenden Figuren, von denen man übri- muß, daß sie meist mit einer nicht gewöhnlichen Schärfe gezeichnet sind. Am wenigsten gilt dies den beiden etwas ideal gehaltenen schwärmerischen d Freunden, Jörg und Heinz, die beide überhaupt th und Charakter nach fast ein und dieselbe Person ten, wenn auch der letztere in seinen Ansichten (im e) mehr torvistisch gefärbt, der erstere mehr der schaftliche Politiker ist. Fertiger steht der dritte im tz, vor uns, und diesem müssen wir hier einige it schenken, weil er mit seinen Ansichten, wie wir h für längere Zeit recht behalten dürfte.

er sich mehrere Jahre im Lande der reinen Praxis, ka aufgehalten hat und zum Schlusse wieder dort- rt, hat allen Idealismus von sich abgestreift, weil en zu seinem Volke und wol zu der Menschheit loren hat. Er ist der alles verneinende Geist, sei- Glaubens Pessimist, in der Praxis aber Mate- enießt, was ihm die Stunde bietet. Ueberall er- loße geistige und leibliche Misère. „Wenn ich Ame- ", sagt er einmal, „wie die Jungen dort, sobald schon so bengelhaft selbständig sind, voll Vertrauen of und ihre Hände, wohl wissend, daß die reichen s Welttheils auch sie nicht dursten lassen werden, dann die deutschen Epheben betrachtete, mit ihrer nd ihren Nahrungssorgen, ihrem ängstlichen Spä- immerliche Zukunft, oder gar erst die ältern Jüng- e an den Vierzig noch am Hungertuche nagen oder er Schatzkästlein die letzten Rothpfennige heraus- nitunter auch unehelich verehelicht, mit wilden gnet und mit der Gluthitze der ersten Liebe nach ig, einer Versorgung lechzend, die ihnen etliche n einbringt mit einem Drittel Gehaltsabzug auf wenn ich all diese Leiden besah und den Jammer 's mir wirklich, als liege ein handgreiflicher Fluch en Jugend. Ueberall Hunger und Liebe, nirgends jener Herd. Ist's ein Wunder, wenn neben der um das tägliche Brot kein großer und schöner Ge- ist kommt? In der That mir schien das gebildete thalben so öde und verkommen, daß ich die Fle- etliche beigelegt, fast geneigt war, für Römer- nen." Ein andermal sagt er: „O wie vergeßlich Volk! Denkt einmal an die Görres, Arndt und , Behr, Jordan u. a., an so viele Männer von n, von so reinem Patriotismus, ja die Könige nd Frankreich hätten es für eine Ehre genom- n Landsleuten an einer Tafel zu sitzen, und wie uns ergangen? Es gab Zeiten, wo fast jeder edle wurde: kein Wunder, wenn sie so selten gewor- ienst um das Vaterland, welches doch ewig bleibt, ichts und nur die Unterwürfigkeit gegen das da- , das doch so verwerflich und vergänglich, hatte Tugend. Und diese Zeiten sind immer nicht ganz h noch Schriftsteller war, wollte ich einst ein die Leidenstafel deutscher Märtyrer. Ich wollte llen, was seit einem halben Jahrhundert deutsche s Vaterland gelitten haben, sei's durch eigenes, ndes, sei's durch einheimisches Unrecht. Als ich näher studirt, gab ich mein Vorhaben wieder de gar übel dabei zu Muthe! Wer möchte sich auch freiwillig in jene düstern Jahre versenken, wo wir, des fremden Joches ledig, der Welt nur zeigten, wie schlecht und heimtückisch wir selbst sein können." Kunz war also einmal Schriftsteller, und Jörg, der später ein so unverdientes tragisches Ende nehmen soll, kommt einmal in einer Anwandelung von Verzweiflung auf den närrischen Einfall, wenn alles scheitert, als Schriftsteller zu wirken. Da bemerkt Kunz: „Das Gewerbe bleibt doch unanständig. «Er schreibt um Geld», zischt die gebildete Welt, als ob sie selbst nur von ihrer Tugend zehrte. Alles ist gierig, geizig, schmuzig, alles jagt, rafft, wuchert, nur der Schriftsteller soll vom Helikon herab seine Gaben umsonst unter die wohlwollenden Leser werfen. Und wenn du später am Abend deines Lebens stehst und deine Phantasie sich zu verpuppen anfängt, dann darfst du noch froh sein, wenn ein angehender Literat dir seine Erstlingswerke zu copiren gibt oder ein edler Buchhändler, der vielleicht einst ein klein Profitchen an dir gemacht, dich in ein Spital einkauft." Ein andermal sagt er bitter: „Wahrlich, ich sage euch, es liegt ein goldener Phrasenschleier um das ganze deutsche Wesen, an dem die Edelsten des Volks, Feldherren und Staatsmänner, Fürsten und Bürger, Dichter und Denker seit Jahrhunderten gewoben haben. Es ist da unendlich viel Männlichkeit und Treue, Ehrlichkeit und Biedersinn, Vaterlandsliebe und Begeisterung, kurz eine Menge herrliches Zeug hineingewirkt, nur schade, daß es blos ein Blendwerk ist. Ja, Deutschland, unser liebes Vaterland, es kommt mir gerade vor wie das verschleierte Bild zu Sais. Den Schleier könnt ihr heben: darunter steht die Wahrheit, riesengroß, aber sie wird euch nicht erfreulich sein." Diese Worte machten selbst den gläubigen schwärmerischen Jörg betroffen.

Es ist ominös, daß dieser materialistische Pessimist unter allen Personen des Romans nicht blos die kräftigste, sondern auch die geistreichste und beredteste ist. „Wahrhaftig", sagt er einmal, „wüßte ich nur noch einen starken, wilden deutschen Volksstamm, einen Gothenhaufen, eine Vandalenhorde, eine Gefolgschaft unverdorbener Barbaren, die da urplötzlich hereinbrechen und dieser verweichlichten, schlecht hörenden, sehenden, beißenden, nervösen und skrofulösen, religiös und sittlich aufgelösten Welt ein Ende machen könnte!... In diesem Todeskampf werden, um sich zu wehren, neue Genossenschaften erstehen und die letzten Männer sich erheben, der Biedere wird wieder sein Ansehen erhalten, der Tapfere seine Ehre und der Weise seine Macht. Die Noth wird selbst zur Tugend führen. Möglich, daß sich in der großen Angst auch ein neuer starker Glaube bildet, der künftigen Jahrtausenden als Religion dienen kann. Dann wird die Nation wieder ein Waldleben führen, wenigstens 500 Jahre lang, und Walddust athmen wie zu Tacitus' Zeiten; aus neuen Connubien geht ein frisches Volk hervor und gesunde Menschen erbauen unter deutschen Eichen einen gesunden Staat: ein Königthum, einen Freistaat, das ist mir gleich." Nach einiger Unterbrechung fährt Kunz in seinem Kapitel fort: „Die paradiesische Rasse ist ausgenutzt und überalt, und für Völker gibt's keinen Jungbrunnen. Auch der Erdboden wird mehr und mehr ein Greis. Asien, unser Mutterland, ist eine dürre Wüste, nach so und so viel Jahren wird Europa eine dürre Heide sein und abermals nach einer Zeit vertrocknet auch die Neue Welt. Und was schadet's denn? Das Geschlecht, das Adam und Eva erzeugt, das Vater Kain zuerst in die Lehre genommen, ist für ein feines Leben viel zu thierisch. Wer von oben hineinschaut in die Weltgeschichte, blickt nur wie in einen Zwinger, in dem sich Tiger und Hyänen, Katzen und Schakale sinnlos zerfleischen. Zuweilen erscheint ein frommes Lämmchen, das nur blökt, um zerrissen zu werden, zuweilen auch ein großer Geist, wie ein erratischer Block, an dem das Publikum seine Nothdurft verrichtet..... Dieses Erdenvolk war ein schwermüthiger Gedanke des Allbarmherzigen; wir dürften ihn wol bitten, in seinen spätern Schöpfungen etwas schonender zu sein."

Köstlich und lebenswahr sind des Verfassers Darstellungen aus den Polizeistuben und Gerichtslokalen, die Steub aus eigener Erfahrung sehr genau zu kennen scheint, und die Porträts des

Landvogts, Herr von Schirgel, des ehrenwerthen Bürgermeisters und Landstandes Bonaventura Darelhuber, des reichen Gemeinderaths Simon Zochinger, der an seine Taschen schlägt und dabei betheuert, er brauche kein deutsches Vaterland, denn für sein Geld finde er in Rußland und Welschland, unter Türken und Heiden, kurz überall seinen gedeckten Tisch, des liberalen Damenschneiders Schnepfe, der sich Schnepfé schreibt, des Gemeinderaths und Schuhmachers Schönleisten u. s. w. Es ist dies eine Galerie der wunderlichsten Figuren, wie man sie eben in jedem deutschen Schnauzlingen findet. Indeß sind diese Leute bei aller geistigen Beschränktheit doch immer noch um vieles sittlich besser als jene geriebenen Minister, Präsidenten und Räthe an den Höfen von Schnauzlingen und Schnüfflingen, die dann am Schluß auch die Nemesis ereilt. Mancher, der sich in größern oder kleinern politischen Verhältnissen bewegt, dürfte vielleicht bei dem Erblicken dieser Porträts mit einigem Schauder vor sich selbst ausrufen: Bin ich denn das nicht selbst? Die gemeine Frivolität und Schlechtigkeit ist hier so gezeichnet, daß der letzte Blutstropfen, wenn sie noch einen solchen hätte, ihr ins Gesicht steigen müßte.

Sehr ergötzlich ist auch der Zeitungshader zwischen den beiden Herzogthümern Schnauzlingen und Schnüfflingen geschildert. Jede der beiden Regierungen hatte beabsichtigt, durch gewandte Journalisten das specifisch schnauzlingische und schnüfflingische Bewußtsein zu stärken und zu heben, und Schnüfflingen hatte zum Redacteur des „Boten von und für Schnüfflingen" einen gebildeten Slowaken, der zu Großwardein als Handlungsdiener seine Studien gemacht, dagegen Schnauzlingen zum Redacteur der „Hof- und Nationalzeitung von Schnauzlingen" einen polnischen Juden aus Krakau berufen, der sich bereits auch als deutscher Lyriker gezeigt. Nun brachte eines schönen Tags das officielle Blatt von Schnauzlingen einen Artikel mit der Andeutung, es sei ein höchst unglücklicher Einfall Herzog Dagobert's des Großen gewesen, als er sein altes Stammland in zwei Hälften zerschlug, und nicht lange darauf einen andern mit dem Wunsche, daß bald der Morgen anbrechen möge, wo sich beide Bruderstämme wieder als ein Volk umarmen dürften. Der Hof von Schnüfflingen forderte durch einen Specialbevollmächtigten vom schnauzlinger Hofe Erklärungen. Schnauzlingen berief sich auf seine „historische Sendung", während Schnüfflingens „providentieller Beruf" sei, das Uebergewicht Schnauzlingens neidlos anzuerkennen. Kurze Zeit darauf veröffentlichte das „Journal des débats" eine Correspondenz, worin die Hegemonie Schnauzlingens als dessen „altes historisches Recht" nachgewiesen wurde. Die Wuth des schnüfflinger Hofs kannte nun keine Grenzen. Leitartikel auf Leitartikel folgten im Landesblatt, worin Schnauzlingen beschuldigt wurde, das Gleichgewicht Deutschlands und mittelbar den Frieden Europas zu gefährden und durch jenen Appell an das treulose Ausland in einer Sache, die nur das innere Hauswesen betreffe, einen an die traurigsten Zeiten deutscher Verkommenheit erinnernden Verrath begangen zu haben. Aber Schnauzlingen behandelte diese Ausfälle mit einer so empörenden stolzen Gleichgültigkeit, daß der Staatskanzler von Schnüfflingen eines Morgens seinen officiellen Redacteur vor sich kommen ließ, ihm traulich die Hand auf die Schulter legte und zu ihm sagte: „Jetzt, Herr Salomonowitsch, lassen Sie alles los, was Sie in Ihrem Fell eisen haben! Schlagen Sie meinetwegen den deutschen Generalmarsch an! Besser in Deutschland auf- als in Schnauzlingen untergehen!" Sofort steckte der slowakische Redacteur in seinem Blatte die schwarzrothgoldene Fahne auf, und schloß einen seiner fulminanten Artikel mit den Worten: „Kein Schnüfflingen, kein Schnauzlingen, ein einiges Deutschland, groß wie seine Männer, edel wie seine Frauen!" Nun forderte Schnauzlingen auf diplomatischem Wege Erklärungen, und die schnauzlinger Hof- und Nationalzeitung nannte den Pangermanismus, dem man zu Schnüfflingen huldige, eine Ausgeburt der Hölle. Aber alles umsonst; „während der polnische Jude zu Schnauzlingen jetzt für einen „gesunden Particularismus" schwärmte, trieb der Slowak zu Schnüfflingen mit rastlosem Eifer [illegible] deutschen Einheit". Jedes Blatt, sonst unter strenger Censur erfreute sich doch in Betreff des deutschen Nachbarlandes vollkommensten Preßfreiheit, und der Zustand wurde zuletzt unerträglich, daß der Conferenzpräsident von Schnauzlingen schnüfflinger Blatt und der Staatskanzler von Schnüfflingen dem Repressalienwege das schnauzlinger Blatt verbot. Da waren diese tragikomischen Zerwürfnisse zwar noch nicht [illegible] men zu Ende, aber wir an dieser Stelle wollen es hiermit wenden lassen.

Der Roman enthält natürlich auch einige Liebesgeschichten auf die wir jedoch nicht näher einzugehen brauchen, da [illegible] gen den politischen Inhalt des Buchs ziemlich verschwinden. Manches ließe sich an der Composition des Romans tadeln, besonders die zu breite Ausführung im ersten und noch mehr im Bedünkens im dritten Bande, während wir vom zweiten [illegible] hinwegwünschen möchten. Das Buch ist nicht mit der Ge stilisirt, die, je manierirter sie ist, auch um so mehr dem tigen romanlesenden Publikum zu gefallen scheint, aber [illegible] aus vollem Herzen geschrieben. Unter allen Umständen [illegible] aber der Verfasser wegen seiner treuen deutschen Gesinnung wegen der Unerschrockenheit, womit er Zustände und Fragen handelt, an die man jetzt aus naheliegenden Gründen nicht erinnert sein will, unsere warme Anerkennung. Es ist Zweifel verdienstlicher und nützlicher, die Wahrheit zu als durch Uebertünchung der Wahrheit und durch sklavisches Wesen um die Gunst des Publikums zu buhlen. Ihm wird dem Verfasser der Dank deutschgesinnter Männer [illegible] len; sie bilden zwar jetzt kaum noch eine Armee, aber [illegible] hoffen doch immer noch den Stamm zu einer solchen.

L. S.

Ein weiteres nachgelassenes Werk Friedrich Romer's.

Der natürliche Weg des Menschen zu Gott. Von [illegible] der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen [illegible] ansichten" und von „Gott und seine Schöpfung". [illegible] gen, Beck. 1858. Lex.-8. 24 Ngr.

Schon im Vorwort zu „Gott und seine Schöpfung" digten die Herausgeber dieser nachgelassenen Werke an, daß sich wechselseitig ergänzende Darstellungen des Systems [illegible] Philosophen vorlägen, deren eine, Gott und seine Schöp den streng logischen Weg geht, deren andere, der natürliche Weg des Menschen zu Gott, sich mitten zwischen die Grundsätze des realen Lebens stellt und abwechselnd auf das Sein und den Menschen blickend, sich über das Verhältniß [illegible] und Natur und von Gott und Mensch orientirt. Und [illegible] wort zum vorliegenden Werke bemerken dieselben, daß [illegible] darum allgemeiner verständlich sei, weil es nicht auf den [illegible] Grund zurück, sondern von den Betrachtungen der lichen lität ausgehe. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, selben Gegenstand in zwei Parallelwerken, wovon keines dere überflüssig macht, nach den Gesichtspunkten und [illegible] Methode verschieden behandelt zu sehen, welche auch [illegible] Interesse zu spannen geeignet ist.

Diese letzte Schrift unsers Verfassers, welche [illegible] mehr populären Haltung das Verständniß seines Gottes und seiner Unsterblichkeitslehre sehr erleichtert, zerfällt in Hauptabschnitte mit den Ueberschriften: „Der makrokosmische Gott" und „Die mikrokosmischen Geschöpfe". Der Verf. leitet das Buch mit einer Betrachtung über die Unermeßlichkeit des Universums ein und sucht hierauf jene Philosopheme, [illegible] der Inder zu widerlegen, nach welchen der Mensch, gleich Einzelwesen der Natur, nur ein unselbständiger Theil des Universums wäre, der nach kurzem Bestand in diesem wieder aufgehe. Indem die Organismen, obschon vom Universum abhängig, eigenes Leben haben, ergeben sich ihm zweierlei Arten des Se

:i Welten: der Makrokosmus und die Mikrokosmen. osmus hat eine unbegrenzte und unendliche Existenz, ;men haben eine begrenzte und endliche. Daß die :nzweisen vermischt wurden, hat nach der Meinung :s die vielverschlungene Verwirrung in den mensch:ken hervorgebracht. Es ist besonders das Selbst:r Mikrokosmen, welches (obschon es nur vom Men:gt werden kann) den Verfasser veranlaßt, das ma: und mikrokosmische Sein als differente Seins: rennen, die Weltkörper daher nicht als Geschöpfe, Theile des einen göttlichen Leibes zu betrachten: ng, gegen welche es an Bedenken von mancher :hlen dürfte. Wie nur eine Gottheit, so kann es : Universum geben, welches, weil grenzenlos, das rer neben ihm ausschließt. Gegen die Atomistik r Verfasser deshalb aus, weil eine solche Auflösung :rung der Materie in unzählige kleinste Theilchen heit der Natur unverträglich sei. Sowenig den als den chemischen Elementen gesteht er Selbstän: e alle sind in einem unermeßlichen System von begriffen.

esen ist als solches ein eigenthümliches; seine Ei: t, oder Gesammteigenschaft läßt sich aber ohne eine welcher sie haftet, nicht denken; durch Verbindung und Eigenschaft entsteht erst eine wirkliche Exi: des Menschen unterscheiden wir so körperliche Un: geistige Eigenschaft. Man kann die zwei Urbe:r Existenz aber nicht blos Unterlage und Eigen:n auch Grund und Folge, Ursache und Wir:e und Erfüllung, Möglichkeit und Verwirk:v. nennen; sie müssen nothwendig auch im Ma:handen sein, da ein absolut Einfaches nicht exi: ein Nichts wäre: sie sind aber hier unbegrenzt , in den Mikrokosmen begrenzt und endlich. Es r Unterschied zwischen dem Makrokosmus und den daß der erstere keine Unterlage und Ursache außer, selbst hat, während die Mikrokosmen ihre Unterlage :okosmus, aus der allgemeinen Materie erhalten. t des Makrokosmus sind unendlich und unbegrenzt, smen endlich und begrenzt; wie in den Mikrokosmen, im Makrokosmus ein steter Wechsel von Ruhe statt, dort endlich begrenzt, hier ohne Aufhören: beiden ist die Ruhe, die Zeit die Bewegung. So den der Dualismus von Anlage und Entwickelung ie aus dem Samen die Pflanze, so hat sich die Erde rünglichen Anlage entwickelt", sagt der Verfasser o doch auch die Erde und hiermit jedem Weltkör:uelle Entstehung und Entwickelung zu, wie den : Wesen. (Den Wechsel der Jahreszeiten als Ent:ng zu betrachten, wie S. 31 geschieht, während ir immer wiederkehrende Phasen sind, ist unstatt:alls kommen im Makrokosmus wie im Mikrokos:igkeit und Freiheit zugleich vor. Der Verfasser beiden als „Halbbegriffe", die nur in ihrer Be:nder Realität haben; es gibt weder Freiheit ohne noch diese ohne jene, beide existiren nicht verein: Wesen und sind nur in ihrer Verbindung wirk:eiden Seiten Eines wahrhaften Wesens, dem sie Unterlage und Eigenschaft. „Auf ihrem Zusam:eits und auf ihrer Ungleichheit andererseits beruht in der Wahl zwischen hundert Möglichkeiten wer: r Freiheit bewußt, in der Ausführung der That keit, die nicht blos außer, sondern auch in uns. er Anlage ist. Im Makrokosmus ist die eine igkeit und unendliche Freiheit, in den Mikroko:elerlei beschränkten Nothwendigkeiten und endlich eit. Je umfassender und intensiver die Anlage um so herrlicher ihre Freiheit, am herrlichsten in schen Natur. In der Bewegung der Weltkörper schauen wir die Selbstbewegung der Natur: geregelte Freiheit; auch im Erdkörper tritt neben der starren Nothwendigkeit künstlerische Freiheit in der Gestaltung der Gebirge, der Strombetten, der Wolkenbildungen auf; noch mehr ist dieses bei den mikrokosmischen Wesen der Fall, deren keins ohne Nothwendigkeit und Freiheit ist, wäre letztere auch nur eine sehr beschränkte, wie bei den Pflanzen. Zeigt aber die Natur Selbstbewegung, Entwickelung, Freiheit, so kann sie nicht leblos sein; alle ihre Theilchen haben entweder das mikrokosmische oder makrokosmische Leben, und die Leichen der Mikrokosmen, ferner die menschlichen Producte (ihrem materiellen Stoffe nach) sind eben Theile der makrokosmischen Natur. Alles, was ist, lebt; neben dem makrokosmischen gibt es vielerlei mikrokosmisches Leben. Die Mikrokosmen, die organischen Wesen, haben aber ihr Leben aus dem Makrokosmus, der eben deshalb selbst ein Organismus sein muß und in der That die Kriterien eines solchen erkennen läßt: Verbindung ungleichartiger Bestandtheile zu einem selbständigen Dasein und zur harmonischen, eigenthümlichen Entwickelung. Verglichen ja schon die ältern Inder und theilweise die Griechen die Elemente des Makrokosmus mit den Sinnen des Menschen, indem sie das Licht das Auge des Brahma, die Luft den Athem der Weltseele u. s. w. nannten. Wie im Mikrokosmus, so ist auch im Makrokosmus Körperliches und Geistiges zu einer Existenz verbunden, wie aber unser beschränkter Raum unser Körper ist, so ist der unbeschränkte Raum der grenzenlose Körper der Natur. Es gibt demnach keine andern Wesen als organische; die unendliche Zeit, die nimmer rastende Bewegung, unaufhörliche Entwickelung und volle Freiheit der Natur ist zugleich „ihr unsterblicher Geist". Der Makrokosmus, der die Ursache seines Daseins, das unendliche Leben in sich selbst hat, außer dem es keine zweite unbegrenzte Existenz gibt, ist der eine lebendige Gott, außer dem es keinen andern gibt, die Natur sein Körper, der Geist der Natur Gottes Geist. Die Sterne, die wir mit Bewunderung am Himmel wandeln sehen, sind keine Mikrokosmen, keine Geschöpfe, nicht mit besonderer Existenz, eigenem Leben begabt, sondern nur Theile des unermeßlichen Leibes Gottes, ihre Bewegung Gottes Bewegung. Aus dem ewigen dunkeln Grunde, aus dem leeren Raum in ihm ging als Folge Entwickelung, Bewegung, Zeit hervor; Gott wurde in sich selbst Licht und Erfüllung und sein theilweise erfüllter Körper wurde zum Sternhimmel, dessen Anblick uns zum Staunen und zur Verehrung stimmt. Dieser, sein unerschaffener sichtbarer Leib ist aus dem unsichtbaren Aether, aus dem Nichts in ihm geworden, die Geschöpfe hingegen sind vom göttlichen Geiste gedacht, aus seinem Körper geboren, von dessen Stoffen geformt, ein Product seiner Freiheit und seiner Liebe, erschaffen, ihn zu erkennen und zu verehren. Während das Sphärenuniversum die Regungen der unermeßlichen unerschaffenen Materie, die Momente der göttlichen Entwickelung offenbart, sind die Geschöpfe Eigenwesen, von Gott geschaffen als seine begrenzten Abbilder.

Der Verfasser glaubt den Widerspruch des Pantheismus und Theismus versöhnt zu haben, indem er einerseits Gott in der allgemeinen Natur leben, andererseits ihn als Schöpfer außer und über dem Menschen stehen läßt. Es ist dies aber doch mehr nur eine synkretistische Zusammenfassung als eine wahre Versöhnung, weil es immer darauf ankommen wird, ob man mit den Theisten die organischen Geschöpfe, insbesondere den Menschen, als wirkliche selbständige Wesen und wahre Individualgeister neben der makrokosmischen Natur und dem allgemeinen Geist oder als bloße Modificationen der einen absoluten Substanz ansieht, wie letzteres der Pantheismus thut. Der Verfasser hat allerdings für erstere Annahme neben den schon lange bekannten manche neuen Gründe dargebracht, die freilich entschiedene Pantheisten schwerlich überzeugen werden, wie andererseits der Theismus einen aus dem dunkeln Grunde hervorgehenden, mit dem Makrokosmus wachsenden und sich wandelnden und reinigenden Gott nicht wird annehmen wollen.

Die Person läßt der Verfasser durch Selbstbewußtsein und

Sprache charakterisirt sein; unser Selbstbewußtsein, unsere Sprachkraft kann nur aus der makrokosmischen, der göttlichen Natur gekommen sein; deshalb muß Gott Persönlichkeit zukommen. Ungleich den Theisten läßt der Verfasser Gott nur durch den Gegensatz einer Welt außer ihm zum Bewußtsein kommen, welches vor der Existenz der Welt undenkbar sei, da außer Gott nichts war und er in sich nichts zu unterscheiden fand: ähnlich wie der menschliche Geist durch den Gegensatz des Körpers zum Bewußtsein kommt, wobei freilich das Bewußtsein Gottes als ein Unendliches und Unbeschränktes erklärt wird, Gott jedoch sich nie ganz ausdenken und auswissen kann, weil sein Grund unergründlich und unausfüllbar ist. Gottes Entwickelung besteht in steigendem Bewußtsein und stets zunehmender Selbsterkenntniß; die Schöpfung ist Gottes Sprache und Schrift, seine Worte sind im Gegensatz zu jenen des Menschen lebende Wesen außer ihm. Absolute Vollkommenheit kommt nach dem Verfasser Gott als Anlage zu; Gott ist aber in steter Entwickelung und nie endender Vervollkommnung begriffen, während der Mensch die in ihm ruhende Anlage im Leben erschöpft und seine Vollkommenheit daher eine individuell abgeschlossene ist. Das göttliche Wesen als ein vollendetes anzusehen, hält der Verfasser für eine Beschränkung desselben; ein solcher Gott, meint er, hätte die Grenzen seines Wesens gefunden und damit sein Ende erreicht; diese Art von Vollkommenheit wäre nicht ewiges Leben, sie wäre ewiger Tod. Die Fortentwickelung Gottes glaubt der Verfasser eben in den Veränderungen zu erkennen, welche die Erde und ihre organische Schöpfung in den verschiedenen Perioden erfahren haben, wobei wir jedoch auf das aufmerksam machen, was in dieser Beziehung in der Anzeige seines frühern Werks (vgl. Nr. 21 d. Bl.) gesagt worden ist. Consequenterweise läßt der Verfasser Gottes Selbsterkenntniß durch die Betrachtung der Mannichfaltigkeit der menschlichen Individuen und ihres Thuns sich bereichern, sowie Gott auch seine Vollkommenheit durch Leitung und Einwirkung auf die Schicksale der Individuen wie der Völker steigert.

Hinsichtlich des Ursprungs des Bösen weist der Verfasser auf die mannichfachen Erklärungsversuche hin, welche zuletzt, weil man denselben nicht in der göttlichen Natur finden wollte, zur Annahme eines eigenen bösen Princips neben dem göttlichen getrieben haben. Der makrokosmische Gott des Verfassers, welcher auch die schwere Materie sowie die Finsterniß in sich hat, aus welcher das Licht aufstieg, hat ebendeshalb auch die Möglichkeit des Bösen, die er in die Natur des Menschen pflanzte, in Wahrheit in sich selbst, aber überwindet, weil er die Vervollkommnung ist, fortwährend diese Möglichkeit, verbessert die Mängel der Natur, zähmt und mildert die rohen Gewalten. Somit erscheint das Böse als ein zeitlich und räumlich Beschränktes, welches keinen bleibenden Bestand in sich hat, als eine sich wieder in die Harmonie auflösende Dissonanz. Wenn demnach Gott dem Menschen zumuthet, das Böse in sich zu überwinden, so verlangt er von ihm nur eine Tugend, welche er selbst in unendlicher Weise übt und leiht ihm hierbei seinen Beistand. Natur und Geist sind die nothwendigen zwei Seiten Gottes, die weibliche und die männliche; ihre Integration ist der wahrhafte persönliche Gott. Diese zwei Seiten treten in verschiedenen Formen und Stufen in die Erscheinung, unter anderm auch in der den Keim der Mikrokosmen enthaltenden weiblichen Erde und dem diese Keime zur Entwickelung befruchtenden Lichte der Sonne, sodaß wir in Gott unsern Vater und unsere Mutter zugleich verehren, insofern die Erde ein Theil seines makrokosmischen Leibes, das Licht ein Theil seines Geistes ist. Auch die beiden Geschlechter des Menschen, welche sich in der Ehe zur Einheit ergänzen, sind ein Ausdruck jener beiden Seiten in Gott.

Die verschiedenen Stufen der Natur sind im göttlichen Geiste vorausgesehen und vorausbedacht; lange vorher, ehe Gott die ersten Pflanzen erschuf, schon als er die Metalle in der Erde theils barg, theils „halb im stillen Glanze zeigte", trug er die Idee des Menschen in seinem Geiste, der ohne die Metalle nie hätte zur Civilisation gelangen können; die P sind für Gott ein treffliches Erziehungs- und Prüfungs der Menschen. Während aber die Metalle nur Theile de krokosmischen Natur, stellen die Pflanzen die ersten Mikrok dar, von welchen jede Art ihre bestimmte Anlage und wickelung, ihren Raum und ihre Zeit, Ruhe und Bew Leib und Seele (letztere allerdings nur als dunkeln Trieb Die Pflanzen haben ohne Zweifel eine Bedeutung für sich für das Ganze der Natur, selbst für die Gottheit, a Leib sie gebunden bleiben; einige Cultur- und Heilpflanze nen jedoch in der That mit besonderer Beziehung auf de schen geschaffen zu sein. Der Verfasser meint, im P reich walte noch der göttliche Friede, im Thierreich begi Bewegung und Freiheit, mit ihr aber auch der Kampf Widerstreit seiner verschiedenen Theilideen hat Gott in de welt lebendig ausgesprochen"): eine Ansicht vom Thi Pflanzenreiche, welche der Naturforscher nur im beid Maße richtig finden kann. Auch in der Pflanzenwelt nämlich, nur dem Auge des Laien nicht so auffallend Kampf; die Pflanze muß ihren Boden tausend Nebenbuh abringen und kann sich nur bei nicht zu ungünstigen U auf demselben behaupten; nach den Verhältnissen und die die einen oder andern Pflanzenarten mehr begünstig selt die Vegetation ganzer Gegenden; unzählige Sch und Schlinggewächse zerstören zahllose andere Pflanze auch die Thierwelt hat nur eine theilweise Freiheit, die zur Entwickelung der Gattung, nicht zu einem höhern St steigert, weshalb die Instincte und die Lebensweise d seit den frühesten Zeiten, wo sie beobachtet wurden, sich gleichblieben; die Hausthiere verdanken ihre Veredl äußern Macht: der Einwirkung des Menschen. Der hebt passend hervor, daß Gott dem Menschen zwar schaft über die Thiere, aber keine absolute Gewalt gege er dürfe nicht aus grausamer Laune und blödsinnigem H Geschlechter ausrotten und so ganze Seiten wegreißen lebendigen Buche des Schöpfers, an dem dieser selbst fo

Das volle mikrokosmische Ebenbild des makrok Schöpfers, die wahre Aussprache des göttlichen Geiste der Mensch. Er allein ist körperlich und geistig frei u nicht blos gleich den Thieren und Pflanzen das körperl turleben, sondern auch das freie Geistesleben Gott Während bei den übrigen Mikrokosmen nur jede Gatt Idee Gottes ausspricht, ist in der Menschenwelt jed viduum eine besondere Idee Gottes; deshalb wird de des Menschen von der Erde, sein Geist vom göttliche angezogen. Der Körper ist wieder die Unterlage, der in Geist die Eigenschaft der Person; der erstere, weil nicht noch unerfüllten Unterlage Gottes, sondern aus dem (genommen, in welchem Unterlage und Eigenschaft schon den erscheinen, besteht deshalb bereits aus der Verbind Materie und Geist, sodaß der Mensch eine Einigung des dualgeistes mit dem Körper darstellt, welcher letztere w Leib und Seele besteht. Der Individualgeist ist ein ein nur einmal vorhandenes Wesen, gleichsam ein b Wort Gottes; das Leiblich-Seelische ist hingegen in all schen wesentlich gleich, weil Gott in ihm den Grund der Menschengattung ausspricht. Das Gesetz und die der ganzen Schöpfung geben sich im Menschen am kla vollkommensten kund, seiner Seele wird auch das n und geistige Gesetz offenbar; Vernunft und Gewissen risiren den Menschen, dessen Vervollkommnungsfähigkeit krokosmische Nachbild des gleichen Verhältnisses in Gen

Während der Mensch durch seine körperliche Seite die Thierwelt anschließt, von letzterer ausgehend die Na Menschen gelangt ist, erscheint die Menschheit als Gatt gen des ihr immanenten idealen Princips von allen Thie gen völlig verschieden, der Veränderung und Vervollko fähig, daher in eine Entwickelung eintretend; die Thierg hingegen beharren in immer gleichem Kreise. Diese ma

ung läuft in der Weltgeſchichte ab, deren Anlage Vor-
ung Gottes iſt, bei deren Erfüllung aber auch die
e Freiheit wirkſam wird. Der Verfaſſer behauptet
aß die Bewegung und Wandlung der aufeinander
Zeitalter ſo ſicher gemeſſen und geordnet ſei, „wie
gung der makrokosmiſchen Zeit im Wandel der Ge-
ne Behauptung, die ſich nicht allgemeiner Zuſtimmung
nd vielleicht ſo viele Gründe gegen als für ſich haben
eil ja eben durch das Zutreten der menſchlichen Frei-
: Geſchichte das Verhältniß ein anderes geworden iſt.
glaubt ferner das Entwickelungsgeſetz der Menſchheit
iſt zu erkennen, deſſen Bewegung und Wandlung die
der Geſchichtsperioden beſtimmt. Weil die Menſch-
lles Mikrokosmiſche an eine beſchränkte Grundlage ge-
r Grund demnach erſchöpflich iſt, ſo muß die Menſch-
em ſie ihre weſentliche Aufgabe: die Geſtaltung einer
Kirche und eines allgemeinen Weltreichs erfüllt hat,
zum Untergange neigen. Innerhalb dieſer Gat-
kelung und wurzelnd in ſeiner Zeit und ſeinem Volke
Menſch wieder ſeine individuelle Entwickelung, denn
l die Selbſtbildung und Selbſtſprache ſeiner zu Men-
denen Ideen vernehmen", der Menſch ſoll auf dem
s geſchichtlichen Fortgangs und der herkömmlichen
ine Freiheit bewahren und bethätigen, ſeine Anlage
nur Gott allein überſieht alle Individuen nach ihren
ihren Werken, ihrem Verhältniß zum Schöpfer und
ng, während das menſchliche Recht nur einen Theil
n Weltordnung begreift.
ißerräumliche und außerzeitliche Gott der Theiſten
llgegenwärtig ſein, was nicht zu begreifen war; man
ehr nicht, woher er kam und wohin er ging; die
t des makrokosmiſchen Gottes hingegen, in dem wir
n wir nirgends entgehen können, iſt eine unumſtöß-
ſinnlich erfahrene Wahrheit. Wir können weder der
m Leibe, entfliehen, aus dem unſer Leib ſein Leben
ſeinem Geiſte, von welchem der unſere ſeinen Ur-
ſeine Anregung erhält. Obſchon wir aber Gott
liehen können, ſo vermögen wir doch ihm zu wider-
wir ſind Welten für uns, Geiſt und Natur. Des-
h der Menſchenkörper ſeine eigene, von der äußern
relativ unabhängige, mikrokosmiſche Wärme, die
irme des Bluts; der Geiſt durchwallt dieſen Körper
der durch ihn und in ihm gegen die Strömung des
Geiſtes geſchützt. Gott kann zwar jeden Augenblick
lichen Geſchicke eingreifen, aber er thut dies nur
lbar, ſondern überläßt die Entwickelung derſelben
n für ſie gegebenen Geſetzen, und wirkt auch da,
nnte Wunder thut, entweder mit uns noch unbe-
en der Natur oder mit ungewöhnlicher Verbindung
ng der bekannten. Im Gebete tritt der menſch-
Verkehr mit dem göttlichen und empfängt von ihm
den Augenblicke Troſt und Labung, falls er ſie

kehren Leib und Seele des Menſchen in den ma-
Leib zurück, aus dem ſie ſtammen; vom Indivi-
kein Gattungsbegriff, ſondern ein nur einmal ge-
t Gottes iſt, dürfen wir die zuverſichtliche Hoff-
aß er in Gott fortleben werde, daß Gott, wenn
geiſt zu ihm, von dem er ausgegangen, zurück-
Bewußtſein wiedererwecken werde. Das Indivi-
das Reſultat ſeiner geiſtigen Entwickelung mit
hört nicht auf, eine aus Unterlage und Eigen-
lebensfähige Einheit zu bleiben, es empfindet
ung und Sündhaftigkeit als Qual, die ſich bis
: Hölle verſchärfen kann, ſeine Verſöhnung mit
Schauen ſeiner Herrlichkeit wird ihm zum Gefühl
ine andere Hölle und einen andern Himmel gibt
eigenthümliche Anſicht des Verfaſſers, daß in-
meinen Geſetzes alles Lebens auch bei den Ver-
ſtorbenen ein Wechſel von Wachen und Schlaf ſtattfinden müſſe, der Schlaf des abgeſchiedenen Geiſtes aber ein Verſenken in den göttlichen Geiſt, das Wachen eine Rückkehr des Individualgeiſtes in ſein eigenes beſchränktes Bewußtſein ſei, wurde in der Anzeige des frühern Werks bereits näher dargeſtellt. Eben beim Eingehen in den göttlichen Geiſt wird der Individualgeiſt ganz vom göttlichen umſtrahlt und durchleuchtet, und erkennt ſo ſeine eigene Beſchaffenheit mit für den Böſen vernichtender, aber auch den Beſſern erſchütternder Klarheit. Der Verfaſſer, welcher die Macht und Berechtigung des denkenden Geiſtes für ebenſo groß hält als die des glaubigen Gemüths, glaubt weiter auch ſchließen zu dürfen, daß über das Leben der ſeligen und unſeligen Geiſter hinaus noch eine fernere Entwickelung ſtattfinde, indem deren Exiſtenz in Gott doch des wahren ſelbſtändigen Lebens entbehre, da ſie weder einen Körper beſitzen, noch etwas zu wirken vermögen, ſondern der mächtigen Bewegung des göttlichen Geiſtes folgen müſſen. In einer neuen Schöpfung, die Gott hervorruft, indem er in ſeinen unerſchöpften und unerſchöpflichen Urgrund, die ewig weibliche Anlage ſeines Weſens, ſich verſenkt und aus derſelben zu neuen herrlichen Geſtaltungen emporſteigt, ſollen auch die menſchlichen Individualgeiſter, mit verklärten Leibern ausgeſtattet, wieder wahrhafte Perſönlichkeit erlangen; „dann erſcheint das wahre Reich der Herrlichkeit, nach dem wir uns ſo oft ſehnen". Die kirchliche Vorſtellung und die unſers Verfaſſers von einem im Weltumſchwung ſich offenbarenden und latent werdenden Gotte begegnen ſich hier in der Lehre „von einem neuen Himmel und einer neuen Erde", von der Wiederherſtellung aller Dinge in einem verklärten Zuſtande eines Reichs der Herrlichkeit. Sein „makrokosmiſcher Gott" zeigt eine merkwürdige Uebereinſtimmung mit Rößinger's „Grand tout divin", dem alles erfüllenden, alles durchdringenden göttlichen Weſen, deſſen directe Wirkſamkeit uns in den ekſtatiſchen und verwandten Zuſtänden näher tritt und deſſen Begriff Rößinger in ſeinem „Journal de l'âme" (Genf 1857—58) entwickelt.

Irren wir nicht, ſo hat der Verfaſſer der „Kritik des Gottesbegriffs" und der beiden in d. Bl. von uns angezeigten Werke ſchwere Schickſale erfahren und wenigſtens keine befriedigende äußere Lebensſtellung gefunden. Während andere in ſolchen Verhältniſſen Gott und Menſchen grollen oder an ſich ſelbſt verzweifeln, merkt man unſerm Verfaſſer keine Bitterkeit an, und obſchon an ein paar Stellen ein ſchmerzliches Gefühl durchklingt, zeichnen ſich ſeine Schriften vielmehr durch eine großartige Ruhe und durch feſtes Vertrauen auf eine höchſte weiſe Fügung aus, deren Endergebniß die Erreichung herrlicher Ziele iſt.*)

Maximilian Perty.

*) Wir haben den Namen des Verfaſſers ſchon in der Ueberſchrift genannt, und entnehmen hier einer als „Manuſcript für Freunde" bei Beck in Nördlingen gedruckten „Lebensſkizze" deſſelben, die an ſeinem Grabe verleſen wurde, die Angabe, daß Friedrich Rohmer am 21. Februar 1814 in der fränkiſchen Stadt Weißenburg geboren wurde. Sein Vater, Johann David Rohmer, war Prediger an der dortigen Andreaskirche. Friedrich Rohmer trat zuerſt 1835 mit der ſofort Aufmerkſamkeit erregenden Schrift „Anfang und Ende der Speculation" auf und machte ſich dann namentlich durch ſeine lebhafte Betheiligung an den ſchweizeriſchen Parteikämpfen im Jahre 1842 und durch ſeine enge Verbindung mit dem Staatsrath Bluntſchli bekannt, mit dem er in Zürich Gründer der liberal-conſervativen Partei, wurde. Nach Deutſchland zurückgekehrt, lebte er einige Monate in Berlin und zuletzt in München, wo er plötzlich am 11. Juni 1856 durch einen tödlichen Nervenſchlag hinweggenommen wurde. In den letzten Jahren hatte Rohmer, von den Menſchen müde gehetzt, ſchon wiederholt erklärt, daß er ſich nach der Ewigkeit ſehne. Demnächſt wird ein mit den obenerwähnten Schriften in weſentlichem Zuſammenhange ſtehendes Werk ſeines ebenfalls verſtorbenen Bruders Theodor Rohmer über das Chriſtenthum erſcheinen.
D. Red.

Notizen.

Goethe und die Mittwochsgesellschaft.

Eine längere Mittheilung in Nr. 146 und 147 der „Vossischen Zeitung" unter der Ueberschrift „Die literarische (Mittwochs-) Gesellschaft in Berlin" von F. W. Gubitz, über welche Gesellschaft noch jüngst Steinmann in seinem Buche über Heine „ebenso verjährte als gebrechliche Angriffe" erneuert hat, enthält auch einiges von allgemeinerer Bedeutung, darunter namentlich einen Brief Goethe's vom 11. November 1829, womit er das Glückwunschschreiben der Gesellschaft zu seinem achtzigsten Geburtstage beantwortete. Bekanntlich wurde die im Jahre 1824 gestiftete Mittwochsgesellschaft vielfach und auf das böswilligste angefeindet, und zwar, wie Gubitz versichert, einfach darum, weil die Gesellschaft es sich zur Regel gemacht hatte, alljährlich Goethe's Geburtstag zu feiern, in der edeln Absicht, „dem Tiefgekränkten die ihm gebührende Verehrung zu bezeigen"; denn „die Mishandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte, und sie erduldete ohne Entgegnung, waren mitunter von so abscheulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte". Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn der Verein, statt ein Preisgedicht zu Ehren Goethe's auszuschreiben und dem Sieger als Preis einen Ring mit dem Bildniß Goethe's zu bestimmen, jene ehrenwerthe Absicht offen ausgesprochen und damit zugleich gegen die schimpfliche Angewöhnung, Goethe auf das niedrigste zu verdächtigen, entschiedenen Protest eingelegt hätte. Was den angeführten Brief Goethe's betrifft, so sucht er darin die Mittwochsgesellschaft für seinen Gedanken einer „Weltliteratur" einzunehmen, indem er ihr zugleich empfiehlt, sich namentlich auch um das zu kümmern, was fremde Nationen in kritischen und referirenden Journalen „von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind". Er weist zu diesem Zweck besonders auf Guizot's „Cours de l'histoire moderne", Villemain's „Cours de la littérature française", Cousin's „Cours de la philosophie", auf den „Globe", die „Revue française" und den „Temps" hin. Goethe fährt dann fort: „Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Productionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjectionen wohldenkender Individuen. Jeder einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgendetwas geht ins Allgemeine, Höhere, am wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. *) Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: daß die französische Poesie, sowie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, geistreich zu sein. Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht. Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vortheil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Correspondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun könnten, als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzte man daran aus, so ist das Verhältniß sogleich aufgehoben." Gegenwärtig, wie wir zum Schluß bemerken, leben nur noch wenige von den Mitgliedern dieser durch den Tod decimirten Gesellschaft. Gubitz ist unter ihnen unsers Wissens nach die einzige literarische Notabilität. Chamisso, Eichendorff, Fouqué, von der Hagen, Houwald, Hitzig, Immermann, Franz Kugler, Wilhelm Müller, Wilhelm Neumann, Raupach, K. Schall, Stägemann, Stolberg, Fuß, Zeune — sie alle sind heimgegangen. H. M.

*) In allen diesen Beziehungen würde Goethe heutzutage wahrscheinlich über Ueberfluß statt über Mangel zu klagen haben.

Zur Kritik.

„Es schadet uns nicht, wenn man uns für unbändig und ungezogen hält", schrieb einmal mit Bezug auf das in der „Horen" einzuschlagende kritische Verfahren der große Schiller an den großen Goethe. Obschon sich bei Schiller sehr treffliche Maximen finden, die viel mehr verdienen befolgt zu werden, scheinen sich doch manche Kritiker und Recensenten gerade diesen Ausspruch als Leitstern ihres kritischen Wirkens gewählt zu haben. Man will seine geistige Ueberlegenheit glänzen lassen, durch absprechende Suffisance Aufsehen erregen, durch Unartigkeit und Brutalität die principiellen Gegner zu Boden schmettern und die Furchtsamen einschüchtern. Ein ruhiges Abwägen, das den Vorzügen wie den Gebrechen eines Autors und seines Werks gleich gerecht wird und es aus seinem Innern heraus wie ein Naturgewächs erklärt, ist im ganzen selten geworden. Allerdings ist es sogar moralische Pflicht, sobald man sich zu Inhalt und Form des Werks dazu berechtigt glaubt, den schärfsten Tadel auszusprechen, aber man sollte dabei doch nie die Gesetze der geselligen Urbanität und des literarischen Anstandes aus den Augen verlieren. Gegen dies Gebot wird aber nur zu häufig und zwar mit Absicht und Bewußtsein gefrevelt. Wir lasen noch jüngst in einem Literaturblatt eine Recension von Schad's „Deutschen Musenalmanach", die keine Kritik, sondern ein bloßer schlechter Witz oder besser eine witzlose Roheit war und an die traurigsten Proben dieser Art Kritik aus Märzlichem Datum erinnerte. Mit rohen Backenstreichen austheilen überzeugt man niemand, man stellt sich dadurch nur selbst in ein schlechtes Licht und bringt die Kritik um ihren Credit und ihr Ansehen. Ein dem eleganten Publikum bestimmtes Blatt (wir meinen hier nicht die „Wiener Kirchenzeitung", in welcher dergleichen Ausfälle gegen Arndt nichts überraschendes haben) brachte vor einiger Zeit einen durch nichts provocirten rohen Ausfall gegen den verdienten greisen Arndt, welcher die Pietätlosigkeit des Verfassers ein höchst ungünstiges Zeugniß ausstellte. Ungebührlichkeiten solcher Art erscheinen um so unverzeihlicher, wenn man sie sich unter dem Deckmantel der Anonymität zu Schulden kommen läßt. Man sollte eigentlich erwarten, daß gegen solche Gehässigkeiten die ganze ehrenwerthe Journalistik einstimmig Protest einlegen würde, aber darauf warten wir vergebens. Die deutsche Kritik gefällt sich mehr als die Kritik irgend einer andern Nation in ungehörigen Schmähtitulaturen. Nennen wir z. B. auch den Ausdruck „besoldete literarische Gesellen" zu rechnen, dem wir jüngst in einem sonst eleganten Journal begegneten, obschon er lange noch nicht der schlimmste ist. Man will damit einzelnen, gegen die man persönlich verstimmt ist, einen Schaden zuzufügen, aber man schadet dadurch nur dem Schriftstellerstand in seiner Allgemeinheit. Man lausche nur mehr gen auf das Urtheil der wirklich Gebildeten, und man wird hören, daß sie davon degoutirt sind. Ausdrücke, welche in guter Gesellschaft nicht geduldet sind oder im gewöhnlichen Leben einen Injurienproceß zur Folge haben würden, sollte man auch in der Kritik verschmähen. Es ist wol am wenigsten Sache des Schriftstellers, hämische Leidenschaften und injuriöse Schmähungen, wie sie nur in schlechtester Gesellschaft vorkommen, in die Arena der Literatur zu verpflanzen.

Bibliographie.

ıs, W., Die fernen Hügel. Aus dem Englischen
Leipzig, Bredt. 8. 6 Ngr.
ınd, Bis in die Wildniß. Vier Bände. Breslau,
ıt. 8. 5 Thlr.
ıasius der Große, Das Leben des heiligen An-
erdeutscht von L. Clarus. Münster, Coppenrath.
8. 7½ Ngr.
chnungen eines Amsterdamer Bürgers über
g. Nebst Nachrichten über den Verfasser
. Cuno) von A. Scheler. Hannover, Rümpler.

ıu's Geschichte der französischen Revolution — 1789
– Aus dem Französischen übersetzt von E. Doehler.
Brandenburg, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.
, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und
ka in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch
uftrag der Brittischen Regierung unternomme-
4ter Band. Mit 1 Karte, Holzschnitten und
otha, J. Perthes. Gr. 8. 6 Thlr.
rmann, G., Die Wissenschaft des Geistes.
schaftslehre zweiter Theil. — A. u. d. T.: Die
Geistes. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.
r, A. N., Naturforschung und Kulturleben in ihren
ebnissen zur Beleuchtung der großen Frage der Ge-
: Christenthum und Materialismus, Geist und Stoff.
graphirten Tafeln. Hannover, Rümpler. Gr. 8.
Ngr.
es, F., Wir werden leben! Gespräch über Unsterb-
lingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr.
ıau, G., Leben und Schriften des Burcard Waldis.
hwert. Gr. 4. 12 Ngr.
, L., Die Grundzüge der christlichen Mystik im Le-
gen Einsiedlers Antonius dargestellt und erläutert.
ppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
E., Die Hochverräther zu Lübeck im Jahre 1384.
enfeldt. Gr. 8. 7½ Ngr.
ch, J., Das Buch Hiob kurz erklärt für heilsbegie-
jame Bibelleser. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8.

brock, C. J., Frische Lieder. Ilmenau. 16.

Eichland, oder die Liebe der wahre Weg zur
Aus dem Englischen übersetzt. Cincinnati. 1857.

ker, F., Gold! Ein californisches Lebensbild aus
1849. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8.

g, G., Der hohe Norden im Natur- und Menschen-
lt. 1ste Lieferung. Wiesbaden, Kreidel u. Rieb-
18 Ngr.
., Der Froschmäuselkrieg. Komisches Heldengedicht
yfinsholz von Mäuselech für Jung und Alt frei
beitet. Mit sechs colorirten Bildern. Nürnberg,
15 Ngr.
P., Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshel-
und deren Zeit. Nebst einem Anhang über Sieg-
hentödter. Nach den Quellen dargestellt. Frank-
Boemel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
g, K. T., Das Religions-Gespräch zu Regensburg
und das Regensburger Buch, nebst andren darauf
hriften jener Zeit. Nach Quellen bearbeitet und
Cassel, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
er, J. J., Das Wiedererwachen der wissen-
Bestrebungen in der Schweiz während der
und der Restaurations-Periode. Einladungs-
ch. Gr. 4. 14 Ngr.

Ingraham, J. H., Der Fürst aus David's Hause oder drei Jahre in der heiligen Stadt. Eine Sammlung von Briefen, welche Abina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthaltes in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Egypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Verfälle aus dem Leben Jesus von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Aus dem Englischen übersetzt von A. Henze. Braunschweig, Schulbuchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inkey von Pallin, Freih., Meine Rückerinnerungen an den Feldzug 1848 und 1849. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Keil, Rich., und Keil, Rob., Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart. (1548—1858.) Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Koch, W., Schloß Hohenwald. Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lepsius, C. R., Königsbuch der alten Aegypter. Zwei Abtheilungen. Berlin, Hertz. Imp.-4. 15 Thlr.

Livingstone, D., Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines 16jährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, 2 Karten und 1 Porträt. 1ster Band. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Milan, E., Ost-Indien, das Land der Wunder und seine Völker, Sitten und Gebräuche, oder Barbarei und Civilisation. Löbau, Walde. 8. 28 Ngr.

Vögelin, S., Ueber Aristophanes Vögel. Zürich, Höhr. Lex.-8. 7 Ngr.

Tagesliteratur.

Baur, G., Die Liebesthätigkeit der Gustav-Adolf-Stiftung als ein Lebenszeichen der Kirche. Predigt auf der Jahresversammlung des Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung im Großherzogthum Hessen zu Darmstadt am 30. Juni 1858 gehalten. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Ngr.

Bluntschli, Ueber die Gründung einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften. Drei Briefe an einen schweizerischen Staatsmann. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 4 Ngr.

Czerski, J., Die Trauung der Prinzessin Stephanie zu Hohenzollern-Sigmaringen mit ihrem Bruder, dem Erbprinzen Leopold, vollzogen durch den Fürstbischof aus Breslau, Dr. Förster, in der St. Hedwigskirche zu Berlin. Schneidemühl. Gr. 8. 2½ Ngr.

Deutschland und Dänemark. Die Lebens- und Zukunftsfrage für den Deutschen Bund von einem gewesenen Minister. Frankfurt a. M., Boemel. Gr. 8. 10 Ngr.

Henrici, F. C., Bemerkungen über die neuen die Landwirthschaft betreffenden chemischen Briefe des Hrn. v. Liebig. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 6 Ngr.

Linden, C. Baron v., Beiträge zur Tages-Geschichte mit Hinweisung auf die Mittelstaaten Deutschlands. Augsburg, Pilen u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Junggermanische Schule. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst. Altona, Verlagsbureau. Gr. 8. 5 Ngr.

Wehrs, C. v., Zur Frage der Colonisation im Innern des Landes, allen Vaterlandsfreunden gewidmet. Hannover, Kniep jun. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Zeugniß der Liebe und Dankbarkeit für Hrn. Prof. Dr. Baumgarten von seinen Schülern. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Naturhistorischer Schulatlas.

Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet von

Dr. **Carl Arendts.**

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. Auf feinem Kupferdruckpapier. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Naturhistorischen Schulatlas soll für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hülfsmittel geboten werden, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt.

Ein unabweisliches Bedürfniss für den Unterricht in der Naturgeschichte sind zweckdienliche Abbildungen, ohne welche derselbe kein erschöpfend instructiver sein kann. Die zum Theil vortrefflichen naturhistorischen Bilderwerke, welche wir besitzen, entsprechen diesem Bedürfnisse nicht, indem sie sich ihrer ganzen Anlage nach sowie ihrer Kostspieligkeit wegen für den Schulgebrauch nicht eignen; die manchem Unterrichtsbuche beigefügten Abbildungen aber können ihren Zweck nur beziehungsweise erfüllen, und eine grosse Anzahl anderer bieten ein buntes Bilderbuch für die Jugend ohne wissenschaftlichen Werth.

Als eine von wahrer Wissenschaftlichkeit durchdrungene und doch der Fassungskraft des jugendlichen Alters angemessene Arbeit, in der technischen Ausführung würdig und gelungen, ist dieser Naturhistorische Schulatlas bestimmt, eine wirkliche Lücke der pädagogischen Literatur auszufüllen und verdient, frei von allem, was der Decenz anstössig erscheinen möchte, in allen Erziehungsanstalten, auch in denen für die weibliche Jugend, Eingang zu finden.

Der Preis für das aus 33 Tafeln und 3 Bogen Text bestehende Werk in einem sehr dauerhaften und praktischen Einbande beträgt nur 1 Thlr. 5 Ngr., sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Schwab.

Sein Leben und Wirken

geschildert von Karl Klüpfel.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das deutsche Publikum erhält hiermit die Biographie Gustav Schwab's, eines der bedeutendsten und edelsten Dichter unserer Nation aus der nach-Goethe'schen Literatur. Hervorragend durch persönliche [illegible] stige Stellung, übte er besonders durch [illegible] jüngern Kunstgenossen einen großen Einfluß aus [illegible] wird jedem, der sich für die Literatur interessirt, [illegible] mener Beitrag zur Geschichte derselben sein, [illegible] zahlreichen Freunden von Schwab's Dichtungen [illegible] Schriften vielfachen Genuß gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-[illegible]

In monatlichen Heften von 4—5 [illegible]

Das soeben erschienene neunzehnte Heft ([illegible] zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Belgien seit 1848. Zweiter Artikel. — **Die Manchesterschule,** nach ihrer Doctrin und [illegible] Wirksamkeit betrachtet. — **Louis Veuillot,** [illegible] französischen Journals „L'Univers". — [illegible] protestantischer Bischof in Jerusalem. — [illegible] **Canrobert,** Marschall von Frankreich. — [illegible] **Gottfried von Bockum-Dolffs,** Mitglied [illegible] Landesvertretung. — Kleinere Mittheilungen [illegible] bert). — London (Jane Webb). — Paris [illegible]

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer [illegible] Auflage des Conversations-Lexi[illegible]

sowie für die der „Gegenwart" und der [illegible] versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch [illegible] **selbständigen Werth,** indem es bestimmt [illegible] **in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst** [illegible] zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten, die Fragen des Tags in längern oder kürzern alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich [illegible]

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse einstimmigkeit höchst anerkennend [illegible] **und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Kreis** [illegible]

Monatlich erscheint ein Heft von 4—[illegible] im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben [illegible] men einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom [illegible] 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der [illegible] **16. Band des Conversations-Lexikon** [illegible] 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden [illegible] sations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 [illegible] 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 [illegible]

Unterzeichnungen nehmen alle Buch[illegible] und sind daselbst die bisher erschienenen [illegible] der erste Band nebst einem Prospect [illegible]

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in [illegible]

Blätter

für

erarische Unterhaltung.

wöchentlich. — Nr. 35. — 26. August 1858.

Literaturgeschichte und Aesthetik. Von **Karl Leo Tholevius.** — Lyrische und epische Dichtungen. — Heinrich Koenig über — Deutsche Literaturgeschichten in England. — Zwei Briefe an Wilhelm von Humboldt, von Goethe und Pius VII. Mitn **Gustav Friedrich Waagen.** — Ein Album der Deutschen in Rußland. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Literaturgeschichte und Aesthetik.

ufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik von
ſtein. Leipzig, Barth. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

nde Sammlung enthält acht Aufsätze; der Mehrd sie Vorträge, welche der Verfasser im litein zu Naumburg a. d. S. gehalten. Sie verschiedene Gegenstände zum Thema. Der eine Untersuchung über das gemüthliche Na- Deutschen und dessen Behandlung im Liebesesonderer Beziehung auf Goethe. In dem t der Verfasser mit einer Menge von Bei- Sage und Dichtung die Vorstellung, daß die geschiedenen bisweilen in Blumen und Bäumen, Gräbern wachsen, fortleben oder daß diese Blume, wie der Rosendorn und die Rebe auf den an's und Isoldens, mit den Verstorbenen in r Beziehung stehen. Diese Vorstellung finde in bei den Deutschen, sondern bei allen Völ- germanischen Stamms, zum Theil zwar mit odificationen, und sie sei daher ein uralter derselben. Sollte sie andern Stämmen wirknd sein? Es scheint doch mehr im allgeder menschlichen Natur, als in der Vores onderer Völker zu liegen, daß die kindas Leben der Pflanze als ein nicht völlig der wieder verdunkeltes Menschenleben auftein hätte da, wo er von dem Alter und ichkeit solcher Anschauungen in der deutschen cht, auch an die Erzählung der nordischen innern können, daß das Menschengeschlecht men abstamme, die von den Göttern umgezu vollem Leben erweckt wurden. In dem e: „Zu und über Goethe's Gedicht: Hans che Sendung", zeigt der Verfasser, wie un- n 1770 wieder einen Zusammenhang mit iven Dichtung herzustellen suchte. Dann das Goethe'sche Gedicht, indem er theils die des alten Meistersängers beleuchtet, theils die Werke desselben anführt, auf welche in dieser Charakteristik Bezug genommen ist.

Die folgende Abhandlung enthält Mittheilungen über Christiane Neumann, deren Andenken Goethe seine Elegie „Euphrosyne" gewidmet hat, und eine Einleitung über das Gelegenheitsgedicht. Diese Einleitung hat zu der Elegie kein rechtes Verhältniß. Sie verbreitet sich über das Wesen und die Geschichte jenes Gelegenheitsgedichts, welches nationale Ereignisse und Zeitinteressen zu seinem Gegenstande macht; die Todesfeier einer immerhin talentvollen und liebenswürdigen Schauspielerin gehört aber nicht in diese Kategorie. Schicklicher wäre es offenbar gewesen, eine kritische und historische Erörterung über solche Gelegenheitsgedichte vorauszuschicken, welche nur durch ein persönliches Erlebniß des Dichters hervorgerufen sind, aber gleichwol den höchsten Kunstwerth und ein volles menschliches Interesse haben, weil sich in ihnen das Individuelle, durch den reifen und tiefen Geist des Dichters auf das Ewige bezogen, mit einem idealen Gehalt erfüllt. Dieser Art ist die Elegie „Euphrosyne" nebst vielen andern Dichtungen Goethe's, wie er denn selbst dort, wo er das Gelegenheitsgedicht die erste und echteste Dichtart nennt, gewiß nicht allein an die Darstellung öffentlicher Ereignisse, sondern auch an die idealische Behandlung persönlicher Lebenserfahrungen gedacht hat. Ueberhaupt scheint mir in diesem Aufsatze die Begriffsbestimmung der Sicherheit und Genauigkeit zu entbehren. Der Verfasser zählt z. B. die geistlichen Lieder: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. und „Wer nur den lieben Gott läßt walten" u. s. w., zu den Gelegenheitsgedichten. Dies rechtfertigt sich allein durch den ganz äußerlichen Umstand, der ihre Entstehung veranlaßte und den wir zufällig kennen. Sollte jedoch schon ein so unwesentliches Merkmal den Begriff erschöpfen, dann bestände der größte Theil unserer Lyrik aus Gelegenheitsgedichten; denn welcher nicht ganz unwürdige Freund der Musen hätte ein Lied, eine Ode gedichtet, ohne daß zuvor ein besonderes Begegniß sein Gemüth bewegte und in eine lyrische Stimmung versetzte? Der ästhetische Charakter der Dichtungsgattung tritt erst damit ein, daß die Darstellung ebenso wol von dem Einzelnen

zum Allgemeinen vordringt, wie umgekehrt in dem Allgemeinen die individuellen Züge bewahrt. Jene beiden Lieder enthalten in sich selbst keine Hinweisung auf ihren Ursprung; P. Flemming's Reiselied: „In allen meinen Thaten", ist dagegen wirklich ein Gelegenheitsgedicht. Man muß daher genau darauf achten, ob ein Gedicht blos nach äußern oder auch nach innern Merkmalen, ob es blos nach seiner Entstehung oder auch nach der Behandlung ein Gelegenheitsgedicht ist. Die meisten Lieder Goethe's sind bei einer bestimmten Gelegenheit entstanden; diejenigen jedoch, welche die individuellen Beziehungen, die wir jetzt in ihnen finden, nicht selbst darlegen, sondern erst von außen durch die commentirende Biographie des Dichters erhalten haben, sind in ästhetischem Sinne nicht rechte Gelegenheitsgedichte. Das wahre Wesen und die hohe Schönheit der Gattung hätte sich an der Elegie „Euphrosyne" sehr gut zeigen lassen.

Von den übrigen Abhandlungen will ich, wie bei der ersten geschehen, zunächst nur die Titel angeben, um rascher zu einigen allgemeinen Bemerkungen zu kommen: „Inwiefern darf Goethe's «Iphigenia» als ein sowol dem Geist und der ganzen innern Behandlung als der äußern Form nach durchaus deutsches Kunstwerk angesehen werden?" „Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urtheile über ihn bis zum Jahre 1773"; „Ueber das Verhältniß Thüringens und Hessens zur deutschen Literatur und über einige Ueberbleibsel der ältesten uns bekannten vaterländischen Poesie, die zu diesen Gegenden in einem sehr nahen Bezug stehen"; „Andeutungen über den besonders erfolgreichen Antheil Preußens an der Neugestaltung der deutschen Literatur seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts".

Mehreren Aufsätzen hat es, wie mir scheint, nicht zum Vortheil gereicht, daß sie ursprünglich zum Vortrag in einer Gesellschaft ausgearbeitet wurden. Man richtet sich da mehr nach dem besondern Interesse eines bestimmten Kreises von Zuhörern, als nach dem Bedürfniß der Wissenschaft. Vielleicht ist auch die Abhandlung über Goethe's „Iphigenia" ein solcher Vortrag gewesen. Es konnte selbst Männern, die mit dem Gegenstand bekannt sind, ganz angenehm sein, eine klare und gefällige Darlegung des Unterschiedes zwischen der griechischen und der deutschen Behandlung der alten Sage anzuhören. Der Wissenschaft bringt jedoch der Druck dieser Abhandlung wenig Gewinn; denn sie enthält wol keine Ansicht, keine Begründung, die uns nicht schon mehr als einmal dargeboten wären.

Hat das Thema Bedeutung und Umfang, so wird ihm bei der Rücksicht auf die Kürze eines öffentlichen Vortrags keine angemessene Behandlung zu Theil. Die historische Darlegung der Art und Weise, wie sich in den verschiedenen Perioden unserer Poesie das deutsche Naturgefühl kund gegeben, würde beinahe zu einer Geschichte der Poesie überhaupt werden, da dieses Element ganze Dichtungsgattungen trägt und in alle eingreift. Wie skizzenhaft und unvollständig ist daher die Darstellung des Gegenstandes in dem ersten Aufsatze! Der Verfasser muß sich zuerst zu der Einseitigkeit entschließen, daß er das Naturgefühl allein in dem Liebesliede aufsucht, obgleich die Natur doch mit der ganzen Reihe der menschlichen Empfindungen correspondirt. Er nennt das Naturgefühl ferner „gemüthlich"; eine neue Einschränkung. Denn es ist die naive Traulichkeit im Verkehr mit der Natur und die bis zur Personification vorschreitende Lebhaftigkeit der Anschauung gemeint. Redet das Gemüth aber nur die naive Sprache und entbehrt das Gefühl, wenn es sich anders äußert, der Herzlichkeit und Innigkeit? Der Verfasser kürzt seine historische Einleitung möglichst ab, um bei Goethe zu verweilen. Abermals berücksichtigt er allein die Lyrik Goethe's, ja nur den erotischen Theil derselben. Was ist nun von dem so bedeutenden und anlockenden Thema übrig geblieben?

Ich will nun einiges aus dieser Abhandlung herausheben und auf die wichtigsten Punkte, welche nach meiner Ansicht erörtert werden mußten, hinweisen.

Von den Minnesängern hat der Verfasser die ungünstige Meinung anderer angenommen, daß sie die Natur zwar mit Zierlichkeit beschrieben, aber sich nicht mit einer recht innigen Herzenswärme an sie angeschlossen. Die Sache bringt es mit sich, daß die Natur in dem Minneliede eine dreifache Stellung einnimmt. Sie liefert entweder Bilder und Vergleiche für die Darlegung irgendeiner Empfindung, ohne selbst Gegenstand des Liedes zu sein, oder sie wird als Staffage mit in den Inhalt derselben gezogen, oder endlich ist sie dem Dichter die vertraute Freundin, mit der er das Wohl und Wehe seines Herzens bespricht. Wenn nun der Verfasser mit jenem Urtheil behaupten will, daß das alte Minnelied die Natur nicht in den beiden ersten Beziehungen kenne, so ist das ein offenbarer Irrthum. Das Naturgefühl wurde aber auch nicht erst dann rege, wenn es in die Erotik hineinspielte. Die Minnedichter liebten die Natur um ihrer selbst willen. Die Waldlust, die Sommerwonne u. s. w. waren ihnen die rechte Ergänzung, ja die Quelle des frohen Liebesgenusses. Und von dem religiösen Naturliede, von dem Osterliede, in welchem die Christfreude und der Lenz einander durchdringen, fehlt doch auch nicht jedes Beispiel. Es ist sehr mislich, die Wärme und Lebhaftigkeit des Gefühls nach den bloßen Worten, welche die Lieder enthalten, zu beurtheilen; man kann die Worte nach Belieben warm und kalt finden. Was der Dichter bei dem Gesungenen empfunden, wird jedesmal richtiger aus dem Geiste seiner Zeit erkannt. Wenn man in jenen Jahrhunderten, die nach der ganzen Denkweise mehr in der Sinnenwelt lebten, wenn man mit solcher Begierde die Natur der Frauen aufsuchte, sich in Dichtungen vorstellte, ja die Wunschgebilde der Phantasie mit voller Gläubigkeit in das Bewußtsein aufnahm, wenn man die Dinge nicht für bloße Gestaltungen des Stoffs hielt, sondern sich die Dinge, das Kraut, den Stein u. s. w., von göttlichen und dämonischen Kräften durchflossen dachte, wenn diese mystische Auffassung, diese bis zum abergläubischen Fetischismus getriebene Vergeistigung der Natur ein wesentlicher Zug der Romantik ist, so kann wol nicht davon die Rede sein

ichter damals der Natur fern gestanden; es ist
licher, daß das Naturgefühl sich in jenen Zeit-
bis zur Vergessenheit des Gegensatzes zwischen
hen und der Schöpfung steigerte.
Verfasser spricht dann von dem Volksliede. In
Personification und Traulichkeit desselben scheint
Naturgefühl seinen Gipfel erreicht zu haben.
hier nicht das Märchen ebenso viel Beachtung
olkslied?
17. und 18. Jahrhundert bis Goethe werden
emerkung abgefertigt, daß in diesem Zeitalter
en Dichter für das weltliche und das geistliche
den Ton des Volksliedes beibehalten, daß je-
as Beschreibung und Reflexion der Wärme des
bbruch gethan. So rasch kann man nicht von
Volksliede bis zu Goethe hingelangen, ohne
ysame Momente unbeachtet zu lassen. Mochte
Periode auch die Anschauung zu Zeiten nur
ie Empfindung minder lebhaft sein, so war
für die Natur doch nicht erloschen. Wie man-
ren die Bestrebungen, der Natur beizukommen
r in ein nahes Verhältniß zu treten. Man
inestheils ihrer Gestalten, der Erhabenheit und
rer sinnlichen Formen durch Schilderungen zu
. Die beschreibenden Gedichte der Schlesier, welche
und Homer wetteifern und auch die mythologische
er Schöpfung von den Alten entlehnen, die
ane, die historischen Romane, die Naturgemälde
bis zu Kleist und den Schülern Thomson's
in unserer Poesie die Landschaftsdichtung aus.
nüht man sich, in der schärfsten Auffassung und
des Einzelnen den Maler zu überbieten. Mit
suchtsvollen Begierde streben die nürnberger Dich-
ere bis zu Brockes' Zeit jede Form, jeden Far-
, den Ton und die Bewegung durch Worte
Viele Dichter scheuten sich damals, die Em-
des Herzens vor der Welt auszusprechen;
eckt sich bei Brockes, welcher seine Schilde-
lmäßig mit einer Nutzanwendung abschließt,
Naturgefühl hinter moralische Motive. An-
freier. Sie wollten die Natur nicht blos
stellung oder für didaktische Folgerungen ab-
ergaben sich harmlos der Freude an ihren
eizen. Für Dach, Flemming, Hagedorn, ihre
ad Schüler ist der Genuß der Natur die
s Lebensgenusses und ihr heiteres Liebeslied
ohne Ausnahme zugleich ein Naturlied. Es
diesen Dichtern, welcher Schule sie angehören
ß nicht blos um bilderreiche Phrasen zu thun;
abermals aus dem Geiste des Zeitalters, denn
Stimmung neigte sich entschieden und allge-
einfachen Naturleben hin und wurde haupt-
idyllischen Momenten getragen. Neben Gün-
r der Verfasser erwähnt hat, war Spee vor
n der Zeit einer lyrischen Empfindung und
htig. Auch in ihren Liedern liegt der Dar-

stellung jener sentimental-idyllische Ton zu Grunde, welcher so leicht die Verschmelzung des sinnigen Naturgefühls mit der weltlichen und religiösen Liebe vermittelt. Endlich trat Klopstock auf. Er hat nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch in der Nation selbst die lyrische Empfindung von neuem geweckt und belebt, gereinigt und erweitert; er gab bei seiner kühnen und wahrhaften Denkart dem Herzen die volle Redefreiheit zurück. Seine Stellung zur Natur war ebenso großartig wie charakteristisch. Der christliche Dichter feierte in ihr die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes; er sah sich in der Sinnenwelt nicht von bloßen Formen, nicht von den Bildungen der schaffenden Naturkraft, nicht von bloßen Symbolen für die menschliche Empfindung umgeben, sondern er fühlte sich von dem Geiste Gottes umweht. Seine Naturbilder haben alle eine religiöse Weihe und sein Naturgefühl, sehr verschieden von der bloßen Empfänglichkeit für die sinnliche Seite der Erscheinungen, vertieft sich stets durch die ausgesprochene oder stille Beziehung auf das Unendliche. Die Lyrik seiner Anhänger, weniges von Claudius, Fr. Stolberg, Voß u. a. ausgenommen, verließ diesen erhabenen Standpunkt. Man begnügte sich theils mit dem zwar ästhetisch verfeinerten, aber doch nur sinnlichen Behagen an der Natur, und wieder kam, mit naiven und sentimentalen Formen mannichfach wechselnd, das Idyll zum Vorschein; andererseits bildete sich jedoch, seitdem man einmal in der Schöpfung die mitgeborene Schwester des Menschen erkannt hatte, zwischen beiden ein inniges, vertrautes Mitleben und Mitempfinden in solcher Stärke aus, daß eine Lyrik ohne dieses Naturgefühl, ohne die stete Abspiegelung aller Gemüthsregungen in gleichartigen Eindrücken der Natur gar nicht mehr denkbar ist.

Der Verfasser hat sich mit der Erörterung dieser Momente nicht aufhalten wollen, ja von den meisten keine Notiz genommen. Allein mit den Nachklängen des naiven Volksliedes beschäftigt, eilt er zu den erotischen Bestandtheilen der Lyrik Goethe's. In bunter Reihe sind Lieder und Fragmente von Liedern aufgeführt, zu denen die Natur Situationen, Motive, Bilder und Vergleiche hergegeben; man soll erkennen, wie in dem Herzen des Dichters die Naturliebe und die Frauenliebe sich wechselsweise hervorrufen, einander begleiten und durchdringen. Auch hier erneuert sich das Bedenken, ob man den Natursinn, welcher in diesen Liedern verborgen ist, recht erfassen kann, wenn die Erklärung nicht von der allgemeinen Stellung des Dichters zur Natur ausgeht. Goethe sagt z. B.:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur,
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur.

Tausende haben diese Worte nachgesprochen; sie alle sind bei denselben bewegt worden; wie wenige aber mögen dabei mit derselben intensiven Stärke, mit derselben Bewußtheit empfunden haben, was der Dichter empfand. Weiß man nicht, wie Goethe, in realistischer Weise die

Formen der Dinge und das mächtige Schaffen der lebendigen Natur betrachtend, ſich ahnungsvoll aus dem All die Einheit conſtruirte, wie er ſich mit allen Sinnen und Gedanken den unbegreiflich hohen Werken der Schöpfung hingab, ſodaß ihn ſein Entzücken in die Schlingen einer pantheiſtiſchen Naturfrömmigkeit verwickelte, ſo weiß man auch nicht, was er bei jenen und ähnlichen Worten gedacht und gefühlt hat. Der Verfaſſer bricht hier ab. Der deutſche Naturſinn und das deutſche Naturgefühl haben ſich aber mit Goethe's Liedern nicht erſchöpft. Schiller, die Romantiker, die modernen Dichter, ſie alle ſchloſſen mit der Natur einen innigen Seelenbund, wobei die verſchiedenen Richtungen des Gefühls ſich mit der Auffaſſung und Darſtellung beſtändig veränderten.

Ebenſo verhält es ſich mit dem letzten Aufſatze der Sammlung. Eine nur etwas gründliche Auseinanderſetzung des Antheils, den Preußen ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts an der Neugeſtaltung der deutſchen Literatur gehabt, überſchreitet bei weitem die Grenzen eines Vortrags, namentlich da zu den Preußen von Geburt noch die Fremden hinzugenommen ſind, welche ſich eine Zeit lang in Preußen aufgehalten. Die Kritik, vertreten durch Gottſched, Sulzer, Leſſing, Nicolai, durch Hamann, Herder, Kant, Humboldt, durch Tieck, Solger, Hegel u. a., die Poeſie mit den Hofdichtern (um 1700), mit den Anhängern des Horaz zu Halle und Berlin, mit Ewald von Kleiſt und Willamow, mit Hermes und Hippel, den Begründern des pſychologiſchen Familienromans (auch an dem hiſtoriſchen Roman betheiligte ſich Preußen ſpäter durch van der Velde, Spindler, Häring), mit dem märkiſchen Nachwuchs des Hainbundes, mit Romantikern von allen Farben, wie Novalis, Zacharias Werner, H. von Kleiſt, Fouqué, Chamiſſo, Schenkendorf, Eichendorff u. a., mit dem Jungen Deutſchland u. ſ. w., wie könnte man dieſes Thema wohl auf 20 Seiten in irgendeiner Hinſicht erſchöpfen! Preußens Antheil an der Neugeſtaltung der deutſchen Literatur wird ja auch nicht genügend feſtgeſtellt, wenn man nur angibt, wer und was ſich in Preußen hervorgethan. Es muß gezeigt werden, inwieweit die Beſtrebungen jener Männer nach Beziehungen zu beſondern örtlichen Verhältniſſen, zu den Richtungen der Wiſſenſchaft, zu den politiſchen Zuſtänden und äußern Schickſalen der Nation, einen preußiſchen Urſprung und einen preußiſchen Charakter haben. Die beſtimmenden Einflüſſe gehen nicht immer von ſolchen Centralpunkten der Bildung, wie Halle, Berlin und Königsberg, aus; oft haben unſcheinbare lokale Umſtände eine weitgreifende Wirkung, wie z. B. Roſenkranz von Herder nachgewieſen hat, daß der Natur- und Volksſinn deſſelben, welcher im 18. Jahrhundert die wichtigſte Wendung der Poeſie und Kritik hervorrief, ſich im innigſten Zuſammenhange mit der Natur und dem Volksleben am altpreußiſchen Oſtſeeſtrande entwickelte. Zu einem Ergebniß von Werth kann man in ſolchen Dingen nur durch ſehr eingehende Unterſuchungen gelangen. Der Verfaſſer begnügt ſich daher in ſeinem Vortrage abermals mit flüchtigen Andeutungen, und zur Ausführung ſind nicht einmal Partien hervorgehoben, die ſeltener beſprochen werden, ſondern er verweilt bei den bekannteſten Gegenſtänden, bei den unreifen Anfängen der Poeſie und Kritik im Zeitalter Gottſched's und bei den Reformen Leſſing's und Herder's.

Iſt das Thema mehr beſchränkt, ſo ſtellen mitunter eine breite Ausführlichkeit (z. B. in dem Aufſatze über „Iphigenia") oder unnöthige Einlagen die Geduld des Leſers auf die Probe. In dem Vortrage über das Fortleben der Seelen in Pflanzen reichte es ja hin, an die Wunder auf den Gräbern Triſtan's und Iſoldens zu erinnern; warum mußte gleich der Inhalt des ganzen Gedichts wie in einem Compendium für Schüler erzählt werden? Wem wäre die Rolle des Prinzen Arthur, welche Chriſtiane Neumann unter Goethe's Leitung ſtudirte, unbekannt? Der Verfaſſer läßt in dem Aufſatze über die Elegie „Euphroſyne" die ganze Verhandlung zwiſchen Arthur und Hubert wörtlich aus Shakſpeare abdrucken; freilich fügt er auch die Elegie ſelbſt noch hinzu.

Ich habe mich über das, was mir in den Aufſätzen mangelhaft ſcheint, unumwunden erklärt; ebenſo aufrichtig iſt mein Wunſch, daß durch dieſe Ausſtellungen nimmer zu einer unbilligen Geringſchätzung des Buchs verleitet wird. Koberſtein gehört zu unſern gelehrteſten und beleſenſten Literatoren, ſein Urtheil hat eine geſunde Haltung; es kann ſich daher zwar manches, wodurch die Wiſſenſchaft keinen erheblichen Zuwachs erhält, aber auch an ſich Werthloſes und Unreifes unter ſeinen Arbeiten finden. Iſt auch das Raiſonnement bisweilen etwas ſchwerfällig, die Darſtellung minder beſtimmt und lebhaft, ſo bieten die Aufſätze dem Leſer doch eine anregende und nicht belehrende Unterhaltung dar. Dem zweiten Aufſatz („Ueber die Vorſtellung von dem Fortleben der Seelen" u. ſ. w.) und dem dritten („Hans Sachſens poetiſche Sendung") möchte man gern auch einen wiſſenſchaftlichen Werth zuerkennen, und den ſechsten Aufſatz (über Shakſpeare) halte ich für eine durchaus tüchtige Arbeit. Mit eigenem ſichtbaren Intereſſe und geſtützt auf ſorgſam geſammelte Belege verfolgt der Verfaſſer Shakſpeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutſchland; hier gibt es keine oberflächlichen Ueberſetzten, keine trivialen Lückenbüßer, in raſchem Zuge doch mit aller Gründlichkeit werden die Urtheile unſrer Vorältern über Shakſpeare erörtert; man ſieht, wie Stufe zu Stufe die Einſicht in dieſe Dichtungen wächſt, die anfangs durch ihre ſeltſamen Aeußerlichkeiten befremden mußten. Vielleicht gefällt es dem Verfaſſer künftig für ſeine Nebenarbeiten hauptſächlich ſolche Gegenſtände zu wählen, an denen die hiſtoriſche Seite die theoretiſche überwiegt; er iſt offenbar vorzüglich für ſolche Aufgaben ausgerüſtet.

Karl Leo Choltenau.

Berlin mit seinen Vororten.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 hat Berlin mit seinen Vororten folgende Einwohnerzahl: Berlin 2 040 148, Charlottenburg 305 978, Schöneberg 172 305, Rixdorf 237 293, Wilmersdorf 99 145, Steglitz 51 233, Lichterfelde 20 000, Zehlendorf 15 000, Wannsee 5000, Nikolassee 3000, Grunewald 2000, Westend 10 000, Pankow 30 000, Niederschönhausen 5000, Weißensee 30 000, Hohenschönhausen 5000, Lichtenberg 70 000, Friedrichsfelde 10 000, Karlshorst 10 000, Treptow 30 000, Baumschulenweg 10 000, Johannisthal 10 000, Niederschöneweide 10 000, Oberschöneweide 10 000, Adlershof 5000, Köpenick 50 000, Rummelsburg 30 000, Stralau 5000, Friedrichshagen 10 000, Rahnsdorf 5000, Wilhelmshagen 5000, Hirschgarten 5000, Neukölln 260 000, Britz 10 000, Buckow 5000, Rudow 5000, Tempelhof 50 000, Mariendorf 10 000, Marienfelde 10 000, Lankwitz 10 000, Friedenau 30 000, Wilmersdorf 30 000, Halensee 30 000, Grunewald 5000, Westend 10 000, Charlottenburg 300 000, Moabit 100 000, Wedding 100 000, Gesundbrunnen 100 000, Pankow 30 000, Niederschönhausen 5000, Weißensee 30 000, Hohenschönhausen 5000, Lichtenberg 70 000, Friedrichsfelde 10 000, Karlshorst 10 000, Treptow 30 000, Baumschulenweg 10 000, Johannisthal 10 000, Niederschöneweide 10 000, Oberschöneweide 10 000, Adlershof 5000, Köpenick 50 000, Rummelsburg 30 000, Stralau 5000, Friedrichshagen 10 000, Rahnsdorf 5000, Wilhelmshagen 5000, Hirschgarten 5000, Neukölln 260 000, Britz 10 000, Buckow 5000, Rudow 5000, Tempelhof 50 000, Mariendorf 10 000, Marienfelde 10 000, Lankwitz 10 000, Friedenau 30 000, Wilmersdorf 30 000, Halensee 30 000, Grunewald 5000, Westend 10 000, Charlottenburg 300 000, Moabit 100 000, Wedding 100 000, Gesundbrunnen 100 000.

Berlin hat 1 Million Einwohner. Berlin hat 2 Millionen Einwohner. Berlin hat 3 Millionen Einwohner. Berlin hat 4 Millionen Einwohner. Berlin hat 5 Millionen Einwohner. Berlin hat 6 Millionen Einwohner. Berlin hat 7 Millionen Einwohner. Berlin hat 8 Millionen Einwohner. Berlin hat 9 Millionen Einwohner. Berlin hat 10 Millionen Einwohner. Berlin hat 11 Millionen Einwohner. Berlin hat 12 Millionen Einwohner. Berlin hat 13 Millionen Einwohner. Berlin hat 14 Millionen Einwohner. Berlin hat 15 Millionen Einwohner. Berlin hat 16 Millionen Einwohner. Berlin hat 17 Millionen Einwohner. Berlin hat 18 Millionen Einwohner. Berlin hat 19 Millionen Einwohner. Berlin hat 20 Millionen Einwohner.

Berlin hat 1 Million Einwohner. Berlin hat 2 Millionen Einwohner. Berlin hat 3 Millionen Einwohner. Berlin hat 4 Millionen Einwohner. Berlin hat 5 Millionen Einwohner. Berlin hat 6 Millionen Einwohner. Berlin hat 7 Millionen Einwohner. Berlin hat 8 Millionen Einwohner. Berlin hat 9 Millionen Einwohner. Berlin hat 10 Millionen Einwohner. Berlin hat 11 Millionen Einwohner. Berlin hat 12 Millionen Einwohner. Berlin hat 13 Millionen Einwohner. Berlin hat 14 Millionen Einwohner. Berlin hat 15 Millionen Einwohner. Berlin hat 16 Millionen Einwohner. Berlin hat 17 Millionen Einwohner. Berlin hat 18 Millionen Einwohner. Berlin hat 19 Millionen Einwohner. Berlin hat 20 Millionen Einwohner.

Berlin hat 1 Million Einwohner. Berlin hat 2 Millionen Einwohner. Berlin hat 3 Millionen Einwohner. Berlin hat 4 Millionen Einwohner. Berlin hat 5 Millionen Einwohner. Berlin hat 6 Millionen Einwohner. Berlin hat 7 Millionen Einwohner. Berlin hat 8 Millionen Einwohner. Berlin hat 9 Millionen Einwohner. Berlin hat 10 Millionen Einwohner. Berlin hat 11 Millionen Einwohner. Berlin hat 12 Millionen Einwohner. Berlin hat 13 Millionen Einwohner. Berlin hat 14 Millionen Einwohner. Berlin hat 15 Millionen Einwohner. Berlin hat 16 Millionen Einwohner. Berlin hat 17 Millionen Einwohner. Berlin hat 18 Millionen Einwohner. Berlin hat 19 Millionen Einwohner. Berlin hat 20 Millionen Einwohner.

Berlin hat 1 Million Einwohner. Berlin hat 2 Millionen Einwohner. Berlin hat 3 Millionen Einwohner. Berlin hat 4 Millionen Einwohner. Berlin hat 5 Millionen Einwohner. Berlin hat 6 Millionen Einwohner. Berlin hat 7 Millionen Einwohner. Berlin hat 8 Millionen Einwohner. Berlin hat 9 Millionen Einwohner. Berlin hat 10 Millionen Einwohner. Berlin hat 11 Millionen Einwohner. Berlin hat 12 Millionen Einwohner. Berlin hat 13 Millionen Einwohner. Berlin hat 14 Millionen Einwohner. Berlin hat 15 Millionen Einwohner. Berlin hat 16 Millionen Einwohner. Berlin hat 17 Millionen Einwohner. Berlin hat 18 Millionen Einwohner. Berlin hat 19 Millionen Einwohner. Berlin hat 20 Millionen Einwohner.

5. Richard. Ein Seelengemälde. Epiſch-lyriſches Gedicht in fünf Büchern von Rudolf Schuſter. Leipzig, Henning. 1858. 8. 12 Ngr.

Das Gedicht iſt ein „Seelengemälde", wie der Verfaſſer auf dem Titelblatte verkündet; „ein Beitrag zur Geſchichte des Wegs durch Nacht zum Licht", wie er in der Vorrede erzählt. Uns iſt die Dichtung wie der proteſtantiſche Abklatſch der Redwitz'ſchen „Amaranth" erſchienen, ohne daß Schuſter ſein Vorbild dadurch erreicht hätte. Ein Jüngling, Richard, liebt ein Mädchen, das einen andern Mann heirathet; aus Aerger ergibt er ſich ſinnlichen Genüſſen, und als dieſe ſeinen Schmerz nicht betäuben können, geht er auf die Wanderſchaft, verirrt ſich in einem Walde, wird dort von einem Prediger gefunden, der ihm am ſelbigen Orte das Heilige Abendmahl reicht und ihn dann mit in ſein Haus nimmt. Dort verliebt er ſich eiligſt in die Tochter des Predigers, die er ſchließlich heirathet. Von innern Kämpfen und von Seelenleben haben wir trotz aller Anſtrengung — und es iſt eine Anſtrengung 78 Seiten dieſer Dichtung durchzuleſen — keine Spur gefunden, ebenſo wenig wie wir das ſelbſtbewußte und reichbelohnte Leben nach höhern Principien zu entdecken vermochten. Von Selbſtbewußtſein iſt wol überhaupt bei einem ſo unreifen und unklaren Burſchen wie des Dichters Richard keine Rede, und es erſcheint uns wie eine Profanirung, wenn man an ſolchen Geſtalten eine religiöſe Umkehr zeigen will. Der „unbekannte Jüngling" hätte lieber in ſeinem Studirzimmer ſich ernſthaft zu ſeinem dereinſtigen Examen vorbereiten ſollen, als ſolche unreife Producte in die Welt zu ſenden; und wenn er denn einmal eine Neigung zur Poeſie hat, ſo ſollte er vor allem die erſten Begriffe über Epos ſich klar machen, oder er ſollte ein Reimlexikon auswendig lernen, um Reime zu vermeiden, wie: Lieberwidern — Gütern, milde — erfüllte, erdrücken — erquicken, ihren — Liebesſchwüren, dorten — morden, treiben — betäuben. Wir laſſen uns genügen an dieſer Blumenleſe aus den erſten Seiten und führen nur als Originalität an, daß der Verfaſſer meint, man fürchte ſich, wenn man bei Nacht durch einen Wald gehe, daß er ſeinen Helden mit einer Aſter und deſſen Nebenbuhler mit einer Tulpe vergleicht, daß dem Richard, als er ſeine zweite Geliebte ſieht, zu Muthe wird, er weiß nicht wie u. dgl. m.

6. Roland und Hildegunde von Albert Gebhard. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

Das vorliegende Epos behandelt die bekannte Liebe Roland's und Hildegundens, dieſes Hohelied deutſcher Minne, wie der Dichter ſie nennt. Roland, der hier als ein Sohn Karl's des Großen erſcheint, wird von ſeinem Vater nach Spanien geſandt, verrichtet dort Wunder der Tapferkeit, wird aber auf der Rückkehr im Thale von Roncesvalles von Feinden überfallen, gefährlich verwundet und gefangen genommen. Suleima, Almanſor's Witwe, die ihm aus Liebe als Page gefolgt iſt, befreit ihn. Währenddem hat die Nachricht von Roland's Tode Hildegunde erreicht, und ſo findet er ſie als Nonne im Kloſter Nonnenwerth wieder, baut ſich die Burg Rolandseck ihrer Zelle gegenüber und lebt und ſtirbt mit Entſagungsruhe. Die Nachrichten über Roland ſind bekanntlich ſehr ungenau und beſtehen im Grunde nur in der Notiz, die Eginhard gibt, daß Hruodlandus, brittanici limitis praefectus, in der Roncesvalles-Schlacht gefallen ſei (die Basken ſingen noch heute im Volksliede, daß Roland, der Neffe Karl's des Großen, dort getödtet worden). Die Sage hat, wie Gebhard auch in den von Fleiß zeugenden Anmerkungen angibt, Roland bald als raſend, bald als entſagenden Ritter, bald die Braut mit Gewalt aus dem Kloſter zurückfordernd, je nach der größern oder geringern Thatkraft der Zeit, dargeſtellt. Will uns auch in der vorliegenden Behandlung die Toggenburgliebe für einen Sohn Karl's des Großen überhaupt nicht recht geeignet erſcheinen, ſo iſt ſie doch in dieſem Epos durch ein männliches Entſagen ſo gekräftigt worden, daß ſie uns wahrſcheinlicher erſcheint, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Das Gedicht iſt von Anfang bis zum Ende anſprechend und enthält ſo Einzelheiten, namentlich aber, wo die Handlung kräftige tritt, eine ſo harmoniſche Diction, daß wir mit Freud Dichtung empfehlen können. Der Dichter gehört zu den w Rittern des Herzens, die einer wahren treuen Liebe in Zeit des Egoismus ſo kräftig das Wort zu reden wagen, d ihn ſchon deshalb warm begrüßen, um ſo mehr, da jen aufrichtig und wahr und frei von jeder falſchen Roman ſchildert wird. Wir verkennen dabei nicht, daß die einze lyriſchen Gedichte, ſo wohllautend ſie mitunter ſind, da beeinträchtigen, indem ſie unmotivirt die Handlung au und den natürlichen Ideengang ablenken; auch ſind wi einverſtanden mit der Behandlung des Epos in einzelnen den, weil wir darin einen Rückſchritt für die Dichtun haupt erkennen; ja wir möchten, um dieſer Fehler willen beſonders mit dieſem Dichter rechten, weil wir ihn voll befähigt halten, ein ganzes, abgeſchloſſenes und abger Epos, ohne lyriſchen Beiſatz, zu ſchaffen. Aber deſſenun freuen wir uns dieſer Erſcheinung und machen gern d auf die einzelnen, nur in einem indirecten Zuſammenha dem Epos ſtehenden Gedichte aufmerkſam, in denen ſich ſterung für wahre Liebe, männliches Vertrauen, Verachtu Unwahren und Ekel vor dem Schwindel dieſer Tage aus während ſie kühnen Männerſtolz und Glauben an den Werth als den wahren Talisman gegen des Schickſals verkündigen.

Selbſt wenn die Schuld, die gift'ge Schlange,
Auf deinem Lebenspfade zischt,
Wenn trüb dein Aug' und bleich die Wange
Vom Gifte, das du ſelbſt gemiſcht:
Wirf zwiſchen dich und deine Reue
Ein Meer und ſegle ungebeugt,
Bis eine Heimat, eine neue,
Dir aus der Flut entgegenſteigt!

Wir bieten dem Leſer mit der Schilderung von E Entſagung zugleich eine Probe von der Sprache der D

Wie nach dem Sturme, der entkettet
Die Woge peitſcht in wilder Wuth,
Die ſtill gewordne See ſich glättet
Und Friede auf den Waſſern ruht,
So zog nach überwundnem Streite,
Nach ſelbſtgeſchärftem, wildem Schmerz
Die durch den Heldenkampf gereifte
Entſagungsruhe in ſein Herz.

Das höchſte Gut, das uns dieneden
Beglücken kann, das höchſte Heil
Ward dir im reichen Maß beſchieden,
Ward dir in reichem Maß zu Theil!
Die Liebe hat den Irisbogen,
Der hundert andern niemals lacht,
Durch deines Lebens Mai gezogen
Im reichſten Schmuck der Farbenpracht!

Zwar iſt der Zauberton verklungen,
Der dir die junge Bruſt durchdrang,
Die goldne Saite iſt geſprungen,
Die dir das Glück der Liebe ſang:
Doch ſolch ein Lied ſchallt nie vergebens,
Es hält das Herz im Alter jung,
Dir leuchten in den Reſt des Lebens
Der Mondſchein der Erinnerung.

So blicke denn von deiner Zinne
Nach ihrer ſtillen Zelle hin,
Und laß die Bilder deiner Minne
Am Seelenaug' vorüberziehn,
Bis dir am Fenſter, an dem kleinen,
Erſcheint das holde Angeſicht,
Und aus dem Aug', in leiſem Weinen
Der Wehmuth ſtille Thräne bricht!

ioscari. Dichtung von Albert Pistorius. Köthen, 1857. Gr. 16. 15 Ngr.

aben schon von vornherein eine gewisse Scheu vor öhnlichen Klassificirungen poetischer Producte; Be- wie lyrisches Drama, Seelengemälde, episch-lyrisches chtung schlechtweg u. s. w. scheinen nur erfunden, türliche Verbindung einer Dichtweise mit der an- huldigen. Die vorliegende Dichtung ist vorwiegend eingestreuten lyrischen Intermezzos, die uns sehr zählen, was der Held gedacht und empfunden hat, e Thatkraft wenig ausgebeutet wird. Jacopo Fos- et einen Neffen des Dogen Donato im Duell, urch seine Gattin erfahren hat, daß der letztere sie trägen verfolge. Während er für die That zur gezogen und namentlich vom Oheim des Verwun- gt ist, wird der letztere ermordet; der Verdacht und der Rath der Zehn verbannt ihn aus Venedig. beginnt in der Dichtung ein widerliches Abquälen des Verbannten nach seiner Gattin und seinem hm in das Exil nicht folgen durften. Endlich wird aber der Tod war barmherziger gewesen als der n und hatte ihn schon früher von seinen Qualen attin flüchtet in ein Kloster. Zum Ueberfluß er- h, daß der wahre Mörder Donato's auf dem Sterbe- huld bekennt. Das ist ungefähr der Inhalt oder r langen Rede. Der Held ist vom Anfang bis end, nie Mann genug, um durch irgendeine That an seinen Feinden zu rächen oder wenigstens sich e Gattin ihren weitern Verfolgungen zu entziehen; Sehnsucht hat ihm alle männliche Kraft geraubt, ört der Held zu jenen weichen Burschen, die nur elmehr liebeln können, aber die das Hassen nicht

Jedenfalls ist die Geschichte hier so unpoetisch ehandelt, und das verletzte Gefühl wird unserer nicht versöhnt, wenn der Dichter in Bezug auf den r singt:

ner Seele gönn' ich, daß sie zur Hölle zieht.
tag bei allen Teufeln sie schmachten ohne End'
e Strafe finden, wie sie die Erd' nicht kennt.

e sind fast durchgängig, ebenso wie die Gedanken, ich, besonders was Jacopo's Lieder der Sehnsucht höre:

n hat mich gequält mit harter Tortur,
Blut mir geströmt aus den Wunden,
war jener Schmerz ein gelinder nur,
hab' ich, was Qual, erst empfunden.

morgen ist der harte Tag,
festgestellt zum Klingenschlag.
hut die Unbesonnenheit,
er beging, ihm oftmals leid.

an den Herzog von Mailand
o schreibet alsbald:
ihr' mich von diesem Eiland,
f man mich hält mit Gewalt.

; und ähnlichen hölzernen Versen zieht sich die end lang hin, bis sie endlich mit einem Sonett ri's schließt, das an Unverständlichkeit seinesglei- n.

---

n uns nunmehr zu den humoristischen Dichtern, eurtheilung uns vorliegen. Scheint es doch, als diese in Deutschland ursprüngliche und gern ge- ast, ganz und gar aus dem Bereiche unserer wunden, als habe unsere neueste poetische Litera- ünchhausen" und „Fritz Beutel", beide noch dazu Sprache geschrieben, erschöpft, als habe Heine und seine Nachbeter den Geschmack unsers Publikums daran verdorben, als habe sein Humor und die Anwendung desselben überhaupt zum Politisiren, das Verständniß und die Empfänglichkeit für denselben abgeschwächt. Freilich, wenn man tiefer hineinschaut, erkennt man bald, daß an dem Abnehmen der humoristischen Literatur nicht der Mangel an Geschmack des Publikums für diese Art der Dichtung allein schuld ist, daß es sich nicht den Magen an den gewürzten Speisen verdorben hat; wohl aber, daß den Dichtern meist jede Bedingung des Humors fehlt, mag man sie nun, um die geistreiche Eintheilung des Humors nach der Kant'schen Anthropologie beizubehalten, Aesthetik, Moral oder Logik nennen. Der Humor verlangt zu seiner Gestaltung einen ganzen Mann, einen Charakter, mit Halbmenschen mag er nichts zu thun haben. Ich befürchte nicht, daß jeder Dichter, der sich einbildet ein humoristischer zu sein, die hier gezollten Ehrentitel auf sich anwenden wird. Von humoristischen Dichtungen haben wir diesmal zu beurtheilen:

8. Trinklieder eines wiener Poeten. (L. G. Neumann.) Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1858. 12. 12 Ngr.

Eine herzliche Fröhlichkeit und ein harmloses Heitersein sprechen sich in diesen Trinkliedern aus, die sich oft sogar bis zur Ausgelassenheit steigern. Sollten sich wirklich, wie in der Vorrede der wiener Poet erzählt, in den Archiven einiger Verlagsbuchhandlungen anderweitige (und vor allem ähnliche) Sammlungen aus seiner Feder vorfinden, so wünschen wir aufrichtig, sie zu Tage gefördert zu sehen. Um so mehr wird uns der Dichter den Rath zugute halten, die Parodie (z. B. S. 22 die des Rheinweinliedes u. s. w.) mehr zu beschränken und durch eigenthümlichen und naturwüchsigen Humor, von dem er schöne Proben liefert, mehr wirken zu wollen, als durch eine Umgestaltung beliebter Lieder in komische. Die Ideenverbindung läßt bei einem solchen Versuche zu leicht das Ernsthafte über das Scherzhafte siegen.

9. Kleidermacher's melirte Gedichte. Reutlingen, Bardtenschlager. 1857. 16. 6 Ngr.

Der gesunde Humor, der in diesen Gedichten sich ausspricht, hat uns lachen gemacht und wird gewiß auch andere erheitern in müßigen Stunden. Damit hat das Büchlein vollkommen seinen Zweck erreicht. Wer wollte die heitere Laune nicht dann und wann gern mit in den Kauf nehmen, besonders wenn sie sich möglichst frei hält vom Mode gewordenen Blödsinn? „Du hast wohlgesprochen, mein guter Schneider, wohlgesprochen!" urtheilen wir mit Falstaff's Worten in „König Heinrich IV."

10. Volksgedichte aus Schwaben von Vamesius. Reutlingen, Bardtenschlager. 1857. 8. 15 Ngr.

„Volkspoesie ist die vollkommenste und die einzig wahre", erklärte Bürger in der ersten Ausgabe seiner Gedichte und beschränkte den Ausspruch schon bei der zweiten, indem er die Popularität eines Gedichts als Beweis seiner Vollkommenheit gelten lassen wollte. So eng diese Grenze vom ästhetischen Standpunkt aus gestellt ist, so wird doch selbst in ihr dieser Sängergruß aus Schwaben nicht das Prädicat des volksthümlichen verdienen. Wir finden hier nur Trivialitäten und abgenutzte Witze in schlechte Verse gekleidet, die nur den Eindruck von Bänkelsängerliedern und Gassenhauern machen.

Sie langt' hinein; doch ganz betroffen
Fand sie nußtrocken die Boutell:
„Verfluchter Spitzbub! hast sie g'soffen?"
Schrie sie, „du liederlicher G'sell!"
Und während sie den Kehrwisch sucht,
Ergriff er lachend schnell die Flucht.

Solche und ähnliche Abgeschmacktheiten finden sich auf jeder Seite, während wir zu gleicher Zeit einem Mangel an Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache und Provinzialismen begegnen, die uns für volksmäßigen Ton verkauft werden. Die Schwaben mögen sich übrigens mit dem Verfasser für die Behauptung ab-

finden, „daß der Volkswitz, durch welchen Schwaben rühmlich bekannt sei, in mehreren dieser Gedichte einen Ausdruck gefunden habe".

Es bleiben noch zur Beurtheilung die Arbeiten von acht lyrischen Dichtern übrig, die wir ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Bedeutendheit hier zusammenstellen.

11. Ein Sangesgruß vom Strande der Adria von Robert Hamerling. Triest, Schimpff. 1857. 16. 12 Ngr.

Die Bescheidenheit, mit der diese Gedichte in die Welt gesendet wurden, ist so selten und so bewundernswerth, daß der Dichter allein dadurch uns lieb werden kann; aber auch die Gedichte selbst können durch ihren Inhalt und durch ihre musikalische Form vollständigen Anspruch auf unsere Beachtung machen, während sie den Wunsch erregen, daß der Dichter recht bald sein Epos vollenden möge. Dasselbe wird, nach dem mitgetheilten poetischen Inhalte und nach den vorläufig gebrachten Proben geurtheilt, sich gewiß einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen haben. Möchte namentlich der Gesundheitszustand des Dichters, den er selbst als einen betrübenden darstellt, ihn nicht stören im poetischen Schaffen, und möge die Poesie ihm Kraft des Geistes und Selbstvertrauen verleihen. Da der Dichter unsern Rath verlangt, wünschen wir, daß er sein Talent von den in Aussicht gestellten dramatischen Producten abwenden und auf die Oper lenken möge, für die zu arbeiten er eine entschiedene Befähigung zeigt und die er durch ein wahrhaft poetisches Libretto wesentlich fördern könnte. Auch der mitgetheilte Plan zu „Venus im Exil" *) könnte leicht nach der angegebenen Seite hin ausgearbeitet und durch einen geschickten Componisten zu einem in jeder Beziehung ganzen Kunstwerke ausgebildet werden.

12. Asclepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes von Berthold Sigismund. Gotha, Scheube. 1857. 16. 28 Ngr.

Lasse sich niemand durch den Titel des Buchs beirren; es sind weder unwahre Dorfgeschichten von einem Landarzte erzählt, noch Schilderungen aus der Nachtseite des Dorflebens, die der Dichter in seiner Stellung wol zu beobachten Gelegenheit hatte. Wer Berthold Sigismund aus seinen übrigen Schriften kennt, der wird erkannt haben, daß er sich durch ein großes Verständniß des Volkslebens, durch ein klares Erkennen der Eigenthümlichkeiten desselben auszeichnet. So ist denn auch alles, was er schreibt volksthümlich und kerngesund, gleichweit entfernt vom falschen Idealismus, wie von dem Wohlbehagen an dem Natürlichen. Sigismund ist ein schätzbarer Kampfgefährte gegen das Uebernatürliche und Unwahre, gegen welches er namentlich in seinen humoristischen Gedichten Front macht. Auch seine Collegen werden in der medicinischen Walpurgisnacht, in der Humbug den Präsidentenstuhl einnimmt, gegeißelt; Faust ruft ihnen zum Schluß zu:

Den Mantel her! Ich sah genug.
Die Forscher gehn die saure Bahn,
Die Welt wird greisenhaft und klug,
Doch ewig grünt der Charlatan.

Wir können uns nicht versagen, von den gemüthreichen, einfachen Liedern eins hierherzusetzen:

Am Sarge eines Tagelöhners.

Du altes ehrliches Gesicht,
Da liegst du nun und kennst mich nicht.
Du faltest deine harten Hände
Zur süßen Ruhe ohne Ende.

Behaglich, Alter, liegest du,
Wie bei der kurzen Ernteruh,
Wenn hinter einem Garbenhaufen
Du dich gelagert zu verschnaufen.

Behaglich, wie am Nachmittag
Des Sonntags du am grünen Hag
Verspottetest die jungen Leute,
Die statt der Ruh der Tanz erfreute

Behaglich, wie — Gott wird's verzeihn —
Du in der Kirche schliefest ein,
Trotz deines Straußes, der den Alten
Zur Predigt sollte munter halten.

Du treuer Knecht im Weinberg, hast
Getragen saurer Jahre Last,
Getagelohnt dein langes Leben,
Nun wird zum Lohn dir Ruh gegeben.

Einen Rosenstrauß ich für dich band,
Den will ich dir in deine Hand
Mit aller Vorsicht heimlich stecken,
Um dich nicht aus der Ruh zu wecken.

13. Der Harfner am Herd. Ein lyrischer Cyklus von Al... Schults. Weimar, Böhlau. 1858. 16. 12 Ngr.

Diese Gedichte enthalten den einfachen Ausdruck eines ... herzens, und somit den Ausdruck jener natürlichsten Lie..., ihrer Wahrheit wegen überall Sympathie erwerben muß. ... möchten jede solche Aeußerung, jede Schilderung eines ... Familienlebens wohl conservirt wissen und begrüßen jede ... gerichtete Erscheinung als eine Stärkung der ewigen Grund... der Gesellschaft, als einen Ausgangspunkt, von dem alles ... Hohe und Edle gepflegt und entwickelt wird, als ein ... deutsche Opposition endlich gegen die undeutschen Bestr... die Heiligkeit der Familie lächerlich zu machen oder wen... die Berechtigung unnatürlicher und kleiner Leidenschaften ... zuthun. Schon dieser Gesinnung wegen empfehlen wir ... Bändchen Gedichte, das dem nun leider verstorbenen Dic... wol manchen Freund durch seine Herzlichkeit gewinnen wird.

14. Nachtschatten. Sonettencyklus von Ludwig Bun... einem allegorischen Titelblatt von C. Scheuren. ... dorf, Schaub. 1857. 16. 20 Ngr.

Vor uns liegt eine unglückliche Liebe, besungen in ... Cyklus von 60 Sonetten: Ahnung, Liebe, Trennung und ... klage, kein Wort der Versöhnung, nur glühende Leiden... „die dem Geiste die Schwingen lähmt, während der K... doch stolz ist auf solche Schlingen" (S. 23). Die Liebe, ... hier gefeiert wird, macht einen so durchaus sinnlichen Ein... und ist so wenig sittlich begrenzt, daß ihr die Bedingung ... Schönheit fehlt und daß sie also auch in der poetischen Behan... unschön erscheinen muß. Lange anhaltende Trauer, die ... geistigen Grund hat, ermüdet den Leser auf die Dauer; ... erregt jedenfalls ein Gefühl des Unbefriedigtseins, das ... Verfasser hier nicht wegdisputiren kann, wenn er sagt:

Wir müssen, ach! ums Glück wie ums Verderben
Mit gleicher Kraft und oft gezwungen werben.

Dabei hat der Dichter öfters dem Reime und der Form ... Sonetts zu Liebe die Klarheit des Gedankens geopfert. ... zwungen sind jedenfalls die Bilder und Wendungen, S. 11:

Du kamst daher als Blüte lichter Horen.

S. 15:

So schloß ich fest, im namenlosen Regen
Dich an die Brust, von jedem Rückhalt lose.

S. 32:

Doch laß durch das mein Lieb dich nicht erbarmen

S. 35:

Die Pläne sinken, die wir aufgebaut,
Wie Regen schnell in sandiger Cisterne.

Wir könnten solcher Beispiele noch viele anführen

*) Diese Dichtung ist inzwischen erschienen und bleibt einer spätern Besprechung vorbehalten. D. Red.

ben. Dichtungen und Erfahrungen von einem Bürmars. Weimar, Kühn. 1857. 16. 1 Thlr.

üßten keinen paſſendern Titel für dieſe Reime als ählten, er enthält eine vollſtändige Kritik. Iſt denn ur dazu da, um das gereimt auszudrücken, was zu heint, um es in Proſa zu ſagen? Man höre wie der rl Auguſt von Weimar feiert:

Der Stern iſt zwar erblichen,
Unſchätzbar der Verluſt;
Doch flüchtig ſtrahlt er wieder,
Denkt man an Karl Auguſt u. ſ. w.

uns über die beim Durchleſen verlorene Zeit geſtentdeckung einer köſtlichen Naivetät, die z. B. ſingt:

In das Feenland der Wunder
Schlaf' an ihrer Bruſt ich ein;
Aber werd' ich wieder munter,
Bin ich immer noch allein —

ie Anſtrengung des Verfaſſers witzig zu erſcheis

Des kleinen Kelches Zuckermine
Eröffne der geſchäft'gen Biene,
Verſchließe ſie jedoch den Hummeln,
Dieweil die alles gleich zertummeln.

on Auguſt Schulte. Mit einem Vorwort von 'mann. Nördlingen, Beck. 1858. 8. 25 Ngr.

ichtungen ſind von Profeſſor Hoffmann in Würzburg it dem wir zunächſt darin übereinſtimmen, daß der thümlich iſt und daß „dieſe Runen theilweiſe (nur an unerfreulichen Härten leiden". Schulte iſt ein ider's, und ſeine Gedichte verſuchen deſſen philoſoanken in Verſe zu bringen; aber zunächſt hat er ſeinen Meiſter verſtanden, und wo er ihn begreift, ihn ſo verworren und unverſtändlich, daß wir über ichkeit der Gedanken nicht bis zur Verwunderung chte Form gelangen können. Mit einer „Wehmuth all der Menſchen von Gott", wie ſie ſich in den icht, iſt der Menſchheit überhaupt wenig genutzt und ns gleich widerſtrebend, ob ſie nun durch religiöſen durch verzweifelten Unglauben entſtanden iſt; illt man nicht die Räthſel der Welt, wie der einbildet, es gäbe ſonſt ſelbſt für Schulknaben äthſel mehr. Daß wie Hoffmann glaubt, die Baaſophie eine Literatur hervorrufen wird, und daß hanie" und dieſe „Runen" nicht die einzigen Aeußeder Richtung hin ſein werden, wollen wir zuvir bezweifeln die daraus zu erwartende ſegensg und erklären vorläufig, daß dieſe „Runen" ätern Erſcheinungen dieſer Zukunftsliteratur nicht ht haben. Wir ſetzen ohne weitere Auswahl aus g ein Gedicht hierher, damit der Leſer einen Beverſchrobenen Gedanken, den unheimlichen Empfinunglücklichen Bildern, endlich von des Verfaſſers oeſie überhaupt erhalte:

Traum und Erwachen.

kel das Leben, dunkel der Tod,
der Traum doch, die Seel' erfüllend,
friſch das Licht, das die Dunkelheit bot,
ergend nichts, nichts auch enthüllend.

kel das Leben, der Tod; bei der Flucht
Traums erſt muß ich mir's ſagen,
ich vom Baum der Erkenntniß die Frucht
offen an Sarkophagen.

17. Ein Liederſtrauß. Dichtungen von C. Pauſch und J. J. Brugger. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1858. 16. 15 Ngr.

Wer es verſteht Gedanken und Stimmungen in eine poetiſche Form zu bringen, der hat wenigſtens die erſten Bedingungen erfüllt, die man beſcheidenerweiſe an ein Gedicht machen kann. Die Gedanken müſſen aber neu ſein und die Stimmungen bedeutend, um Anſpruch auf Beachtung machen zu können; die Dichter, die zum tauſendſten male wiederholen, was vor ihnen neunhundertneunundneunzigmal geſagt worden iſt, liefern nur Gipsabgüſſe ſtatt Kunſtwerke. Auch in dieſen Gedichten ſpricht ſich eine Wiederholung des oft Dageweſenen aus: kein neuer Gedanke, keine beſonders tiefe Empfindung hilft uns über die Eintönigkeit der Form hinweg. Daß wir hier und da einem hübſchen Gedicht begegnen (z. B. „Nächtliche Seefahrt"), kann uns eine Sammlung von Dichtungen auf 134 Seiten nicht genießbar machen, ebenſo wenig wie ein post feſtum gebrachter Aufruf an die Schweizer („Dem General Dufour. Januar 1857") unſere Sympathie zu erwecken vermag.

18. Vaterländiſche Gedichte von Julius Mäuß. Tangermünde, Doeger. 1857. 8. 15 Ngr.

Mit großen Erwartungen nahmen wir dieſe Gedichte in die Hand, wurden aber auch um ſo mehr enttäuſcht beim Durchleſen derſelben. Daß der Verfaſſer kein Dichter iſt, das erkannten wir zwar bald, auch wenn er es nicht ſelbſt in der Vorrede ausgeſprochen hätte; aber daß er trotz dieſer rühmenswerthen Selbſterkenntniß „es doch im ſchattigen Thale mit der Lyrik verſucht hat", bleibt uns immerhin unbegreiflich. Wollte Mäuß nur von ſeinem patriotiſchen Verhalten im Jahre 1848 erzählen, ſo genügte dazu die Vorrede hinlänglich und die Gedichte konnten ungedruckt bleiben; glaubt er aber durch letztere Vaterlandsliebe und Treue zu befördern, ſo erinnern wir ihn an den bekannten Ausſpruch Schiller's, daß nur der große Gegenſtand (und hierauf bezüglich die großartige Behandlung deſſelben) den tiefen Grund der Menſchheit aufzuregen vermag. „Im engern Kreis verengert ſich der Sinn", lautet ein Dichterwort; und iſt es nicht der Ausdruck engſter Begrenzung, was der Verfaſſer, als er den Rothen Adlerorden vierter Klaſſe erhält, ausſpricht:

Ein Gaſt kam jüngſt gegangen
Zu meiner Hütte Thür,
Er kam mit großem Prangen,
Drum trat ich ſcheu herfür u. ſ. w.

Iſt das nicht ein Zeichen einer Unnatur, die niederdrückend wirken muß, ſtatt erhebend? Ich halte gewiß das Eiſerne Kreuz und die Helden, die es durch Tapferkeit erwarben, hoch in Ehren, aber es erſcheint mir gerade deshalb wie eine Blasphemie, wenn der Dichter (nebenbei geſagt ein Prediger) ſingt:

Nächſt Chriſti Kreuz du keines weißt,
Das höher iſt von Ehren,
Als das, was bei uns eiſern heißt,
Deß Ruhm wird ewig währen!

Maß halten iſt die erſte Bedingung der Schönheit! Die politiſchen Fechtkünſte in Verſen haben unſerer poetiſchen Stimmung und der Entwickelung unſerer Literatur ſchon Schaden genug gebracht; es iſt nachgerade Zeit einzuhalten. Ein Mann aber, wie Mäuß, an deſſen Wiege die Grazien unbedingt nicht geſtanden haben, ſollte ſich an dem Wirken in ſeiner Gemeinde genügen laſſen und bedenken, daß er durch ſein öffentliches Auftreten als Poet nur Gefahr läuft, ſich und ſeine Parteibeſtrebungen in den Augen Andersdenkender lächerlich zu machen. Mit dem guten Willen allein iſt es nicht gethan, etwas Talent gehört immer noch zum Gedicht machen. 3.

Heinrich Koenig über Georg Forster.

Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unsere detaillirte Anerkennung und Würdigung dieses interessanten Buchs haben wir bereits beim Erscheinen der ersten Auflage ausgesprochen (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1852); wir können uns daher hier auf eine Hervorhebung dessen beschränken, was diese zweite Auflage vor der ersten auszeichnet. Zunächst können wir es nur billigen, daß für den frühern, unglücklich gewählten Titel „Haus und Welt", durch welchen der eigentliche Inhalt des Buchs fast gänzlich unbestimmt blieb, jetzt ein wirklich bezeichnender und dem biographischen Charakter des Buchs entsprechender vorgezogen ist. Einerseits war der Verfasser diese Aenderung seinem Buche selbst schuldig, andererseits dem Manne, dem er in ihm ein Denkmal setzen wollte, dem aber durch ein Denkmal ohne Namen doch nicht in dem Maße, wie er sie verdiente, die Popularität gesichert werden konnte. Sodann hat das Buch in seiner Bearbeitung wesentlich dadurch gewonnen, daß der Autor bedacht gewesen ist, alles dasjenige aus demselben auszumerzen, was an Reflexionen und Anzüglichkeiten aus der Verstimmung des Verfassers über die widerwärtigen Zeitverhältnisse, unter denen das Buch im Winter 1850—51 entstand, in dasselbe übergeflossen war. Damals freilich, als der Mismuth über die kurhessischen Wirren, die dem Autor jene Anspielungen abgenöthigt hatten, auch in den Herzen der gesammten deutschen Nation noch nicht verwunden war, konnte ein derartiger Zusatz von nicht wenigen als eine pikante Würze willkommen geheißen werden; jetzt aber würden diese Elemente einen entschieden störenden Eindruck gemacht haben, wie sie denn auch damals schon die objective Haltung der Biographie ein wenig beeinträchtigten und sich in der That, wie der Verfasser selbst sagt, als Gedanken und Empfindungen fühlbar machten, die, wie wahr sie auch immer und durch Betrachtung Forster's veranlaßt sein mochten, doch nicht in das Lebensgemälde des zu schildernden Mannes, sondern in die Brust des Biographen gehörten.

Auch von seiten der stilistischen Darstellung hat der Autor sein Buch einer nochmaligen Feile unterzogen und es von manchen der Schnörkel und Ornamente, mit denen er seinen sonst so wohlgefälligen Stil hier und da überlader, den Anforderungen eines einfachern Geschmacks gemäß purificirt, überhaupt manche unwesentliche Züge beseitigt und in jeder Beziehung eine strengere Concentration und Abrundung angestrebt. Endlich ist der neuen Auflage auch daraus eine erhöhte Bedeutung erwachsen, daß der Autor Veranlassung gefunden hat, in seiner Zeichnung Forster's ganz besonders auf die zwischen der ersten und zweiten Auflage erschienene Schrift Moleschott's: „Georg Forster, der Naturforscher des Volks", Rücksicht zu nehmen und gegen die Art und Weise, wie Moleschott diesen von jeher sehr verschieden beurtheilten Mann aufgefaßt wissen will, gleichsam Verwahrung einzulegen. Koenig hat sich hierüber in der „Vorerinnerung" ausführlich ausgesprochen, und wir können daher dem Leser über das Verhältniß, in welchem das Koenig'sche Buch zum Moleschott'schen steht, nicht besser Auskunft geben, als wenn wir ihm einiges aus derselben mittheilen. Zunächst erkennt es Koenig mit Dankbarkeit an, wie sehr Moleschott durch sein Buch, das Forster als Vorkämpfer des Materialismus zu verherrlichen suche, der Popularität Forster's genützt habe; er erkennt an, daß Moleschott diesen Erfolg zum Theil seiner eigenen Popularität, zum Theil der Gunst verdanke, die jetzt ein großer Theil des Publikums dem Materialismus zuwende. Gleichwohl vermag er sich mit dem „öden Dogma des Materialismus", wie er sich ausdrückt, nicht zu befreunden, und vermißt an ihm gerade das, worauf der Materialismus sich am meisten zugute thut, nämlich die Nachweisbarkeit seiner Behauptungen. „Gewiß", sagt Koenig, „hat diese Schule ihr volles Recht zu forschen und für die nachweisbaren Ergebnisse ihres Forschens unsere Anerkennung, ja unsern Dank zu erwerben. Wenn ihre Meister aber für Schlüsse, Ansichten und Behauptungen, die über das Nachweisbare hinausgehen, mit einer Art von Fanatismus auf Proselyten fahnden, so steht ihnen das noch viel weniger gut zu Gesicht, als die Bekehrungssucht anderer Eiferer innerhalb jener positiven Glaubensgebiete, die dem Menschen doch noch eine höhere Welt, eine ewige Dauer und ein Himmelreich zusagen und zuwenden wollen, während doch, genau besehen, jene Naturforscher bisjetzt nur negiren und nehmen können und zwar durch Einbruch in ein Gebiet, wo sie gar nichts zu thun haben, und das Begreifen nicht mit den Händen geschieht." Auch Moleschott's Schriften seien von jener Bekehrungssucht und der zudringlichen Tendenz, „mit sinnlichen Experimenten ein übersinnliches Gebiet zu exkaviren und Andächtige für ihre Theophanien des Stoffwechsels zu gewinnen", nicht unbedingt freizusprechen, und dieser Eifer zeige sich denn auch in seinem Buche über Forster, in welchem darauf ausgehe, diesen so betitelten „Naturforscher des Volks" als Vorläufer des heutigen Materialismus, dieses Evangelium von der Erbsünde des Uebersinnlichen, geltend zu machen. „Das gilt uns wahrlich nicht", fährt Koenig fort, „etwa aus rückständiger Befangenheit, darum Forster um jeden Preis vom Verdacht des Materialismus zu reinigen; nein, wir müssen uns nur gegen ihm gerecht zu werden, gegen die Beflissenheit aussprechen, mit ihm der Materialismus aufgebürdet wird; nur gegen den Zwang, den man ihm anthut, für den größten Mann des Jahrhunderts zu gelten, nur weil er, den großen Materialisten des 19. voraus, schon ein Materialist gewesen sei. Das ist zugleich mit einem Nachdrucke geschieht, als ob zur allgemeinen Anerkennung der materialistischen Wahrheit nichts mehr gefehlt habe, als zu wissen, daß auch der Weltumsegler Forster ihr Bekenner gewesen, nimmt sich wunderlich genug über einem Manne aus, der sich selbst nie für unfehlbar gehalten und im Leben gegen nichts entschiedener als gegen den Wahn menschlicher Unfehlbarkeit gekämpft hat." Der Entrüstung, mit welcher Moleschott die Jahrhundertfeier der Geburt Forster's habe ehren wollen, läßt Koenig bereitwillig Gerechtigkeit widerfahren; aber doch, meint er, sei vielleicht die gehaltene Lebensentwickelung des edeln Todten, eine treue Darstellung seines Werdens und Wachsens, auch mit seinen Schwächen, seinen innern Widersprüchen und äußern Verirrungen einer solchen Feier angemessener gewesen als ein bloßer Hymnus oder Panegyrikus, der ihn ungemessen hoch und mehr auf den Credit des Biographen als auf die Wahrheit seines wirklichen Lebens stelle. Moleschott's Bewunderung nehme ihren höchsten Aufschwung da, wo er mit großer Beflissenheit zerrissene Aussprüche Forster's als dessen höchste persönliche Ueberzeugung, als den schwer errungenen Schatz seines Lebens zusammentrage. Aber diese einzelnen Sätze seien nicht immer materialistisch gemeint, als sie sich deuten lassen. Aus der Tonart der Briefe Forster's genommen, würden sie zu Dissonanzen; aus dem Zusammenhang einer Abhandlung gerissen, verlören sie alle Modificationen. Ueberdies sei es Moleschott begegnet, daß er nur das gefunden habe, was er suchte, und liegen gelassen habe, was ihm nicht diente. Koenig führt den Moleschott'schen Citaten gegenüber eine Anzahl solcher Stellen an, die jenen widersprechen und beweisen, daß Forster keineswegs den Glauben an den Geist, an ein Höheres als die Materie ist, aufgegeben, sondern in allen Zeiten daran festgehalten habe.

Dem Moleschott'schen Buche gegenüber ist nun Koenig bemüht gewesen, in dem seinigen weniger Forster den Naturforscher als Forster den Menschen zu zeichnen und ihm als solchem gerecht zu werden; nicht, wie er sagt, durch Blendung der Bewunderung, die mehr die Empfindung des Biographen als die Wahrheit des erzählten Lebens ausdrücken; nicht mit schwärmendem Auge, dem allzu leicht die Umrisse des Wirklichen hinter dem Lichtkranze verschwinden, den es um das Haupt seines Helden erblicke; sondern gerecht durch Forster selbst.

)m mit Theilnahme von Station zu Station seines
lgen und seine Empfindungen und Handlungen im
oder Misklang mit den Begegnissen seiner Welt be-
:olle und zwar mit unparteilicher Besonnenheit, nicht
iebe, doch ohne Voreingenommenheit und ohne Ten-
ie solche vorurtheilsfreie Auffassung thut gerade For-
sondere noth; denn nachdem derselbe anfangs als
ár verrufen, dann lange Zeit fast vergessen war, hat
herstellung des ihm gebührenden Namens und Ruhms
sehr geschadet, als daß man nun auf der andern
weit ging und ihn von verschiedenen Standpunkten
Vorführer und Vorkämpfer irgendeiner gerade herr-
chtung auf den Schild zu heben suchte, ja sich hier-
t fortreißen ließ, ihn hoch über einen Mann wie
stellen. Derartige Uebertreibungen wirken immer
jenigen, denen damit gedient ist; bei allen Uebrigen
: mehr Mistrauen als Glauben, und bewirken oft
heil von dem, was sie bewirken sollen. In diesem
as Koenig'sche Buch vorzugsweise geeignet, Forster
ung und Liebe des deutschen Volks zu rehabilitiren,
r Autor desselben schon durch seine „Clubisten von
:sem ebenso bedeutenden wie interessanten Manne
igen Nation zugängliches Denkmal gesetzt hat.

11.

---

che Literaturgeschichten in England.

r immer größern Theilnahme, welche die deutsche Lite-
lande und namentlich auch in England findet, ist unter
uns in einem starken Bande vorliegende englische
der Vilmar'schen Literaturgeschichte, welche unter dem
ory of German Literature. Based on the German
mar. By the Rev. *Frederick Metcalfe*" (London
n, ein sprechender Beweis. Vilmar's deutsche Litera-
hat die siebente Auflage erlebt, und sie verdankt dies
der That ausgezeichneten Untersuchungen über die
ode der deutschen Literatur, theils der Stellung des
einer Partei, die ausgebreiteter ist, als man auf
te anzunehmen scheint. Auch muß man Vilmar
daß er, was wenigstens die frühere Periode betrifft,
hern, der volksthümlichen Literatur überhaupt und
ik größere Aufmerksamkeit widmet, als dies sonst
:schichten der Fall zu sein pflegt. Was freilich die
nd die satirische Literatur unsers und des vorigen
anlangt, so ist auch Vilmar's Literaturgeschichte
haft. Der englische Bearbeiter, Frederick Metcalfe,
: Vorrede: „In vielen Punkten übertrifft Vilmar's
s, wir freuen uns es sagen zu dürfen, seine Hin-
weltlichen oder kirchlichen Despotismus verräth,
rgänger über denselben Gegenstand. Während er
asmus für sein Thema und einen frischern Stil
besitzt, ist er zugleich weniger compendiös und
Koberstein, obschon für einen Ausländer doch in
Maße." Uebrigens ist die englische Bearbeitung
freie, wol auch stellenweise zu sehr verkürzte, aber
verkürzten Gestalt den deutschen Lesern, welche
kundig sind, zu empfehlen. Der Bearbeiter sagt:
äre es zu leugnen, daß alles, was sich einer wort-
setzung aus dem Deutschen nähert, dem Engländer
. Beide Idiome haben zu viel Abweichendes, was
hen werden kann. Auch die Gedankengänge beider
so verschieden wie zwei Pole. Während der Eng-
icht zu sehr in die Tiefe zu gerathen, zuweilen
ird, sind die deutschen literati oft so tief, daß sie
auf dem Grunde aufrühren und dunkel werden.
daß Deutschland die Werkstatt ist, in welcher die
)anfenvorraths Europas ausgearbeitet wird; aber
ist gleich der Werkstatt eines sinnreichen Hand-
werkers, welche außer vielen nützlichen Gegenständen auch andere enthält, die keinem von Nutzen sind..... Eine deutsche Periode gleicht oft einer indischen Armee, mit ihrem Gepäckzuge, ihren Köchen, ihren Trägern, ihrem Werweißalles, die freie Bewegung der vorrückenden Heerkraft hemmend" u. s. w. Wir glauben, daß es den Engländern instructiv und angenehm sein wird, aus diesem Werke über unsere alten Heldensagen, unser Nibelungenlied und Gudrun, über die Minne- und Meistersänger, über die wichtigen Satiriker des 15. Jahrhunderts u. s. w. Näheres zu erfahren, als ihnen bisher in dieser Präcision irgendwo anders geboten war; dagegen müssen sie auch so manches Schock Namen von Dichtern und Schriftstellern aus der Verfallzeit unserer Literatur mit hinnehmen, die sich nicht einmal ihren Dryden, Pope, Addison, Thomson u. s. w. vergleichen lassen. Dagegen würden sie vielleicht gern etwas Ausführlicheres über Heinrich von Kleist, Uhland, Heine, Arndt, Immermann, Freiligrath u. s. w. erfahren haben, die hier sämmtlich mit wenigen Zeilen abgefertigt sind. Grabbe, Gutzkow, Auerbach, Friedrich Halm, Laube, Freytag und andere Neuere, die auf der Tagesordnung sind, fehlen ganz. Auch die Urtheile über Wieland, Bürger und andere sind durch den Standpunkt des Verfassers vielfach getrübt, und über Nikolaus Lenau der auch allerdings für Engländer wenig genießbar sein mag, wird in vier Zeilen äußerst wegwerfend geurtheilt. Ueber Lessing's „Nathan", nächst Goethe's „Faust" das wol gedankenreichste deutsche Drama, wird gesagt: es sei ein polemisches (!) Stück und deshalb der „Emilia Galotti" und der „Minna von Barnhelm" untergeordnet; und doch ist „Nathan" diejenige Dichtung, in welcher sich Lessing's humaner Geist, wenn auch allerdings nicht ohne einige Verstimmung gegen das Christenthum, am reinsten ausprägt und fast jede Sentenz schwer wie Gold wiegt.

Einen andern Beweis dieser wachsenden Theilnahme für deutsche Literatur darf man wol auch in folgender Schrift erblicken: „Poets and Poetry of Germany. Biographical and critical notices. By Madame *L. Davesies de Pontès*" (2 Vde., London 1858), deren Inhalt wir freilich nur aus einem Bericht der „Westminster Review" kennen. Auch Madame L. Davesies de Pontès geht bis auf die ältesten Zeiten, auf das Nibelungenlied, die Minnesänger u. s. w. zurück. Wir führen hier einige Bemerkungen des Berichterstatters in der „Westminster Review" an; zuerst eine etwas auffallende. Bei Gelegenheit des Frühlingsdichters Kleist sagt er nämlich: „Kleist war ein tapferer Mann, aber es ist kein günstiges Zeichen für seinen Genius, daß er mehr nach dem lang verweigerten Beifall eines militärischen Pedanten wie Friedrich II. als nach einem höhern Lohne strebte. Preußen mag, wenn es will, das Andenken des glücklichsten seiner Monarchen in Ehren halten: aber war irgendetwas groß in seinem Leben oder in seinen Handlungen als seine Siege?" Da sieht man die Folgen des Macaulay'schen Pamphlets gegen Friedrich den Großen, das seiner Tendenz wegen leider auch von einigen österreichischen Blättern mit lebhafter Freude und Schadenfreude begrüßt worden ist. Weiter bemerkt der englische Berichterstatter: „Klopstock, dessen Poesie jetzt auf ihr richtiges Niveau zurückgebracht ist, wird mit einer Ausführlichkeit behandelt, die er mehr seinem frühern Einfluß als seinem gegenwärtigen Rufe verdankt, während dem größten Kritiker seit Aristoteles, Lessing, kaum genügende Gerechtigkeit geschieht.*) Die traurigen Ereignisse in der Dichterlaufbahn Bürger's, dessen Name durch seinen «Wilden Jäger» und seine «Lenore» so populär ist, während die Details seines Lebens englischen Lesern viel weniger bekannt sind, werden mit Gefühl erzählt und die kritischen Bemerkungen erscheinen sowol in ethischer als ästhetischer Beziehung eines männlichen Verstandes würdig. Wieland's und Herder's Namen sind allgemein bekannt,

*) Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" erschien soeben in englischer Uebersetzung unter dem Titel: „The education of the human race. From the German of *Gotthold Ephraim Lessing*" (London 1858).

und Schubart's stürmisches Leben..... ist schon früher von Carlyle in einer Schrift dargelegt worden, welche selbst auf Eisenbahnstationen verkauft wird." Auch die beiden Schlegel, Voß, Chamisso, Heinrich von Kleist, Werner, Novalis werden ausführlicher berücksichtigt, auch Arndt, den die Verfasserin wahrscheinlich für einen Verstorbenen hält, da sonst Lebende ausgeschlossen sind. Goethe und Schiller scheinen gerade am wenigsten beachtet zu werden, vielleicht weil ihr Leben und ihre Werke am bekanntesten in England sind. Doch findet sich in dem Buche ein Ausfall gegen „die unsittlichen Tendenzen" Goethe's, der dem Reviewer Anlaß gibt, für Goethe eine Lanze zu brechen. Dieser bemerkt unter anderm: „Wir sind keine Bewunderer deutscher Romane und finden wenig Amusantes selbst in den «Wahlverwandtschaften», die von einem engherzigen schottischen Kritiker so verwegen angegriffen worden sind; aber Goethe stellte blos dar, was, wie wir aus den Urkunden unserer Consistorialhöfe wissen, rund um uns her wirklich existirt, und er suchte zu zeigen, wie menschliche Schwäche sich in einem Gedankenverbrechen äußert. Uebrigens beweist sein Leben, daß er der wahrsten und prunklosesten Wohlthätigkeit fähig war, ohne freilich seine Gesinnungen durch eine Formel zu regeln." H. M.

Zwei Briefe an Wilhelm von Humboldt, von Goethe und Pius VII.

Infolge des mir von der Familie des Ministers Wilhelm von Humboldt gewordenen, ehrenvollen Auftrags übergebe ich hiermit zwei an ihn gerichtete Briefe aus dem Nachlasse desselben der Oeffentlichkeit, welche sowol durch ihren Inhalt, als durch die Personen, von welchen sie stammen, Anspruch auf die Theilnahme des gebildeten Publikums haben. Der eine rührt von Goethe, der andere von dem Papste Pius VII. her.

Bekanntlich hatte Wilhelm von Humboldt, zum Theil auf den Antrieb Varnhagen's, im Jahre 1830 eine Anzeige über Goethe's zweiten römischen Aufenthalt für die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" geschrieben, welche daher zuerst in diesen im September jenes Jahres (vgl. Thl. 2, Nr. 45—47), nachmals aber in Wilhelm von Humboldt's „Gesammelten Werken", II, 215 fg. abgedruckt worden ist. Er hatte in diesem Aufsatz Veranlassung zu einer nochmaligen Würdigung der Natur des dichterischen Genius von Goethe genommen. Ueber den Eindruck, welchen diese Aeußerungen seines alten Freundes auf den hochbetagten Dichter gemacht, waren bisher nur die kurzen Andeutungen in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter bekannt geworden, welche auch Gustav Schlesier in seinem Werke „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" (II, 457 fg.) hat abdrucken lassen. Aus diesem, infolge der Uebersendung der jene Anzeige enthaltenden Blätter von seiten Wilhelm von Humboldt's geschriebenen Briefe lernen wir erst, in welchem Maße Goethe dadurch erfreut worden ist. Zugleich enthält er einige sehr eigenthümliche und bedeutende Aeußerungen. In Betreff verschiedener, nicht allgemein bekannter Beziehungen desselben habe ich einige Bemerkungen hinzugefügt. Wiewol dieser Brief, wie fast alle spätern Goethe's, dictirt worden ist, habe ich es doch für angemessen erachtet die Orthographie und die Interpunktion genau beizubehalten. Derselbe lautet:

Wie oft, mein theurer, verehrter Freund, habe ich diese Wochen her mich an Ihre Seite geflüchtet, Ihre trefflichen Blätter wieder vorgenommen und mich daran erquickt.

Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblick seine Wirkungen auf die entferntesten Seen und Quellen spüren ließ, so sind auch wir von jener westlichen Explosion, wie vor vierzig Jahren unmittelbar erschüttert worden. *)

*) Dieses bezieht sich auf die beiden französischen Revolutionen in den Jahren 1830 und 1789.

Wie trostreich, in solchen Augenblicken, mir Ihre unsterblichen Blätter zu Handen kommen mußten, werden Sie selbst empfinden und sich geneigtest aussprechen. Durch den verschiedensten Gegensatz ward ich in jene Zeiten zurückgeführt, wir uns zu einer ernsten gemeinsamen Bildung verpflichteten, wo wir, mit unserem großen edlen Freund *) vereint, dem faßlich Wahren nachstrebten, das Schönste und Herrlichste was die Welt uns darbot zu Auferbauung unsres williger, tüchtigen Innern, zu Ausfüllung einer Stoff- und Gehaltleeren Brust, auf das treulichste und fleißigste, zu gewinnen suchten.

Wie schön und herrlich ist es nun daß Sie auf jenen sittlichen Boden Ihre letzte Darstellungen gründen, daß Sie mich und meine Bestrebungen in jener operosen Zeit zu entziffern, was daran zufällig, ermangelnd eines Zusammenhangs, Folge scheinen möchte, auf eine geistige Nothwendigkeit, individuelle charakteristische Verknüpfungen, aufmerksam und vollständig, zurückführen mochten.

Hier läge nun zu mündlicher Unterhaltung das schönste Thema. Niederzuschreiben ist es nicht, wie ich mich in Worten bespiegelt, wie ich über vieles aufgeklärt, zugleich wieder aufgefordert wurde, über manches Räthselhafte, das Menschen in ihm selbst jederzeit übrig bleibt, nachzudenken, den inneren Zusammenhang mancher sich im Individuum zu entwickelnden und, trotz eines gewissen Widerspruchs, sich nebeneinander geltenden Eigenschaften ernstlich nachzudenken.

Hierher gehört vorzüglich mein Verhältniß zur bildenden Kunst, dem Sie eine so dankenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet haben. **) Es ist wunderbar genug daß der Mensch oft unwiderstehliche Triebe fühlt, dasjenige auszuüben was er nicht leisten kann, dadurch aber doch in seinen eigentlichen Leistungen auf das reelste gefördert wird.

Damit aber dieser lange verzögerte Brief nicht noch länger zurückbleibe, so will ich schließen, aber doch zugleich versichern daß, indem ich Vorstehendes ausgesprochen, ich wieder zu Ihren Blättern zurückkehre und durch eine frische Abspiegelung zu neuen Betrachtungen aufgefordert und an jene Zeiten mächtig erinnert werde, wo wir, zwar nicht persönlich, aber doch im Geiste vereint, jener idyllischen Tage, schon im Alter beyde verjüngten, mit Jugendkraft und Lust genossen.

Mein Sohn nimmt nun schon seit sechs Monaten an der Fülle Theil, die auf der unschätzbaren Erdzunge, Rom, Jahrhunderte, an Leben gehäuft und zerstört, an Künsten und eingerissen, an Menschenschicksalen, Nationalität und Persönlichkeiten, auf das Wunderbarste durcheinandergewürfelt.

Er ging mit dem Dampfschiff von Livorno nach Neapel, wo er sich noch gegenwärtig aufhalten mag, ein Entschluß gelungen, ganz besondere Vortheile gebracht hat. Er fand Zahn ***) daselbst und sich, bey dessen Leitung, über alle der Erde völlig einheimisch.

Da Sie Sich nun auch, mein Theuerster aus Düsseldorf wohnen, so wenden Sie, in guter freier Stunde, mir ein freundliches Wörtchen an mich, damit man des, ihm schon gegönnten Zusammenseins auf diesem Erdenrund, von Zeit zu Zeit öfter und entschiedener gewahr werde. Unterdessen ich mich von dieser Mittheilung los; wie viel ich zu sagen schwebt mir vor, doch will ich dies mal nur noch den Gestern segnen, der sich in diesen Augenblicken, über Ihnen Ihren würdigen Hrn. Bruder so glänzend hervorhebt. †)

*) Schiller.

**) Bekanntlich verwendete Goethe einen großen Theil seiner in Rom auf das Zeichnen.

***) Dieser durch sein Prachtwerk über die Malereien in Pompeji und Herculanum, woran Goethe den lebhaftesten Antheil nahm, bekannte Künstler, stand zu ihm in freundschaftlicher Beziehung. Eine Anzahl von Briefen Goethe's an Zahn, welche dieser für seine Publikationen lithographiren lassen, gibt hiervon ein näheres Zeugniß.

†) In Beziehung auf Wilhelm von Humboldt kann hiermit nur seine im Jahre 1830, nach Beendigung der, seiner letzten

uns allen, das so schön eingeleitete zu folgereichem
ihen.

und so fortan.

d. 19. Oktbr. 1830. J. W. v. Goethe.

---

veite, in italienischer Sprache abgefaßte Brief rührt,
von dem Papste Pius VII. her. Ich gebe denselben die jener Sprache nicht Kundigen in einer deutschen
, füge jedoch auch das Original, welches sich durch
wiederzugebende Feinheit und Eleganz des Ausdrucks
in einer Note bei. *)

n den Herrn Baron von Humboldt.

Der Papst Pius VII.

nachdrückliche Beistand, welchen Sie dem Ritter
dem glücklichen Ausgang seines Auftrags **) haben
assen, hat Uns nicht überrascht, denn da Wir Sie
ge kennen, versahen Wir uns mit Gewißheit, daß Sie
he Roms und Unserer Person mit Nachdruck annehn. Nichtsdestoweniger fühlen wir uns, nachdem
nen, wie viel Sie zu der Rückkehr der antiken Denkschriften und anderer kostbaren Gegenstände beigetraverpflichtet, Ihnen in eigener Person Unsern Dank
zu geben. Rom hatte sicherlich Ursache Sie nicht
der Sie sich, während Ihres Aufenthalts daselbst ***),
und Achtung erworben, es wird aber fortan noch
gewichtigen Grund haben, Ihrer als des wohlFreundes des Sitzes der schönen Künste zu ge-

rden Ihnen ein dankbares Andenken für dasjenige

---

chtung des Museums erfolgte, neue Berufung in den
d die Verleihung des Schwarzen Adlerordens gemeint
m sonst in jenem Jahre nichts Ungewöhnliches begegnet
ff von Alexander von Humboldt kann Goethe kaum etwas
nn gehabt haben, als die ihm im September 1830 von
nigs Friedrich Wilhelm III. übertragene Mission der
ng Ludwig Philipp's als König der Franzosen. Beoethe auf Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen dießes Gewicht.

impegnata assistenza da Lei accordata al Cavalier
sito felice della sua commissione non ci ha certamente
hè conoscendola appieno eravamo sicuri, che avrebbe
ficacemento la causa di Roma, e Nostra. Non e pero
foi quanto abbia Ella contribuito al ritorno dei Monn-Codici, ed altri oggetti preziosi, non dobbiamo farlene
nnoscere la Nostra particolar gratitudine. Roma cerragione di non dimenticare la di Lei Persona, che si
mare, e stimare nel tempo, che vi ha dimorato, ma
ro grande motivo per rammentarla come l'amico benede delle belle Arti.

'o una grata memoria di ciò ch'Ella ha fatto in questa
asione, come la serbiamo per tutto quello, ch' Ella ha
vantaggio in Vienna, come il Cardinal Consalvi ci ha
bbracciaremo con trasporto le opportunità di dimostrarvi
iale benevolenza, e stima, e pregheremo l' Altissimo
il versare in copia sopra di Lei i suoi doni, e lumi
narla dello più perfette felicità.
ce Gandulphi die 26° Octobris 1815. Pontificatus Nostri

Pius P. P. VII.

ron d'Humboldt.

hmte Bildhauer Canova wurde im Jahre 1815 vom
. zum Commissarius ernannt, um alle die Denkmale
ier Wissenschaft, welche die Franzosen aus den päpstentführt hatten, zurückzufordern und nach Italien trans:n.

) war Wilhelm von Humboldt mehrere Jahre Geigs von Preußen am päpstlichen Hofe.

bewahren, was Sie in dieser bedeutenden Angelegenheit gewirkt haben, wie wir Ihnen ein Gleiches für alles dasjenige bewahren, welches Sie zu Unserm Frommen in Wien gethan haben, wie der Cardinal Consalvi Uns berichtet hat.

Wir werden mit der größten Freude jede Gelegenheit ergreifen, um Ihnen Unser besonderes Wohlwollen und Unsere Achtung zu bezeugen, und werden den Höchsten bitten, daß es ihm gefallen möge, über Sie seine Gaben und seine himmlische Erleuchtung in Fülle auszugießen und Ihnen die vollkommenste Glückseligkeit zu bescheren.

Gegeben in Castel Gandolfo, den 26. October 1815 im 16. Jahre unsers Pontificats.

Pius P. P. VII.

In diesem Schreiben erscheinen nun Wilhelm von Humboldt und der Papst in gleich günstigem Lichte. Der erste bewährte bei dieser Gelegenheit wieder das ihm eigene strenge Rechtsgefühl, sowie die Energie, mit welcher er dasselbe zur Geltung zu bringen wußte. Wir lernen daraus, welche bedeutende Rolle er in dieser Angelegenheit spielte, und daß wir es zum großen Theil ihm zu danken haben, daß Rom seiner schönsten Zierden nicht für immer beraubt geblieben ist. Der Papst aber, welcher in großen Lebensentschlüssen eine so unbezwingliche Festigkeit zeigte, tritt uns hier in vollem Maße in der an ihm so gerühmten Liebenswürdigkeit und Feinheit entgegen. Wie ansprechend auch die Wärme ist, womit er dem Gefühl des Dankes Worte leiht, so nöthigt doch besonders der feine Takt, womit er seine Stellung einem Manne wie Wilhelm von Humboldt gegenüber nimmt, Bewunderung ab. Seine höchste kirchliche Würde, als Haupt der katholischen Christenheit, läßt er gänzlich in den Hintergrund treten, er spricht nur wie ein gebildeter Fürst zu einem gebildeten Mann von bedeutender Lebensstellung, welchem er sich sehr verpflichtet fühlt. Nur am Ende des Briefs klingt in der Art, wie er die Segnungen des Himmels auf Humboldt herabfleht, seine geistliche Würde in einer zarten Weise an. Der Papst ließ indeß den Ausdruck seines Danks nicht bei diesen, wiewol schönen Worten bewenden. Es erfolgte später ein kostbares, noch jetzt in dem Saal zu Tegel, worin sich die Abgüsse der berühmtesten, antiken Denkmale der Villa Ludovisi, ein Geschenk des Fürsten Ludovisi befinden, aufgestelltes Geschenk. Dasselbe besteht in einer Säule aus einem schönen Granit, welche eine Copie nach der berühmten Medusa Rondanini in grünem Basalt trägt, und zwei sehr zierlichen Säulen aus dem ebenso seltenen als schönen rothen Marmor, der unter dem Namen Rosso antico bekannt ist, welche zwei schöne Vasen von dem Giallo antico genannten, ebenfalls sehr kostbaren Marmor tragen. Alle drei Säulen sind mit dem Wappen des Papstes in vergoldeter Bronze versehen.

Gustav Friedrich Waagen.

Ein Album der Deutschen in Rußland.

Jegór von Sivers nimmt eine höchst achtbare Stellung dadurch ein, daß seine Bestrebungen dahin gerichtet sind, das deutsche Geistesleben in den russischen Ostseeprovinzen zu erhalten und zu fördern und literarische Mittelpunkte dafür zu schaffen. Einen solchen schuf er neuerdings durch die Herausgabe seines Albums:

Literarisches Taschenbuch der Deutschen in Rußland. Riga, Kymmel. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

dessen Ertrag „zum Besten der im letzten orientalischen Kriege verstümmelten tapfern Kämpfer verwendet werden soll". Jegór von Sivers selbst hat aus seinem amerikanischen Tagebuche eine in Prosa abgefaßte Schilderung des Urwaldes an den Küsten Centralamerikas und mehre anziehende Gedichte mitgetheilt. Der Inhalt des Albums besteht zu einem guten Theil aus Poesien. Wir unterlassen, auf sie einzeln einzugehen, da es immer in hohem Grade mislich ist, nach solchen vereinzelten Proben dichterische Talente zu beurtheilen oder gar sie zu rangiren. Wir er-

wähnen daher nur, daß auch der Franzose Thalès Bernard, früher Mitredacteur des leider eingegangenen „Athenaeum français", einige französische Gedichte, zum Theil Nachahmungen nach Jegór von Sivers „Palmen und Birken", und der Russe B. J. Jakowlew ein deutsches Gedicht aus seinem „Melodien" beigesteuert hat. Auch W. Toporow, zu Odessa geboren, scheint dem Klange seines Namens nach ein geborener Russe zu sein. Von Max Gambecq, als Arzt 1856 in Petersburg gestorben, befinden sich darin eine kurze aber merkwürdige Selbstbiographie („als Träumer von seinen Kameraden verlacht, seiner Unwissenheit halber verhöhnt", sagt er z. B. von sich selbst), einige Gedichte, und eine interessante Mittheilung über die Hochzeiten der Morduinen und Tschuwaschen. Man erhält dabei Kunde von einem sehr charakteristischen Gebrauch, der bei einem andern Volksstamme, den Mokschanen stattfindet. Nach vorhergegangenen Unterhandlungen trägt man hier nämlich die Braut dem Bräutigam ins Haus mit den Worten: „Da hast du Wolf das Schaf!"

Unter den prosaischen Aufsätzen befindet sich eine dankenswerthe Mittheilung von A. von Sternberg über den verstorbenen Künstler Ludwig von Maydell, der sich besonders durch 16 Darstellungen aus dem Hohelied bekannt machte, worin er „dieses Epos in dem streng kirchlich-dogmatischen Sinne aufgefaßt, wie dasselbe von Luther und den Theologen späterer Zeiten gedeutet und in seiner Bedeutung für die Kirche in die Gemeinschaft der Gläubigen festgestellt worden". Außerdem nennen wir die Aufsätze: „Ueber die kleinen Planeten", von Staatsrath H. von Mädler; „Musikalische Effectmittel und Tonmalerei", von F. J. Wiedemann, Oberlehrer am Gymnasium zu Reval; „Zwei esthnische Volksmärchen", von Friedrich Kreuzwaldt, Arzt zu Werro in Livland; „Ueber die Bewohner des Meeres. Populäre Vorlesung gehalten im naturwissenschaftlichen Verein zu Riga", von Dr. Teiling, praktischem Arzte zu Wenden in Livland; „Ueber die beiden ersten Blütezeiten der deutschen Poesie", Vorlesung von C. F. M. von Waldeck, Lector der deutschen Sprache an der Universität zu Petersburg und Redacteur der akademischen petersburger Zeitung; und „Ado und Elle. Ein Lebensbild aus Esthland", von Gerhard Schwager. „Gedanken aus dem Leben" lautet die Ueberschrift einer Anzahl von Aphorismen von S., die manches Geistreiche und Treffende enthalten, z. B.: „Deutschland bringt das Ich, Frankreich die Gesellschaft, England den Staat zur vollsten Ausbildung und Geltung." — „Die Juden am Sinai beteten das goldene Kalb an — so thun wir auch, mit dem Unterschiede, daß wir keinen Moses zu erwarten haben, welcher den Götzen zertrümmert." — „Wer die Abstellung eines Uebels für unmöglich erklärt, heißt es gut." — „Diejenigen, welche über die beste Staatenform, über die beste Religion streiten, vergessen, daß das Wesentliche darin liegt, worin alle Parteien übereinstimmen, und machen das Unterscheidende, Unwesentliche zur Hauptsache." Endlich:

Was ist der Tod? fragst du beflissen;
Stirb! so wirst du es wissen!
Was Leben heißt, soll ich verkünden?
Leb' und du wirst es ergründen!
Wozu der Mensch? soll ich dir sagen;
Sei einer, statt zu fragen

Manche dieser Sentenzen blenden mehr als sie wahr sind, z. B.: „Bauern, Kinder und Hunde sind leicht gewonnen, aber schwer versöhnt", da wir vielmehr glauben, daß Bauern, wenigstens deutsche Bauern, schwer zu gewinnen, dagegen Kinder, wenn man sie nur recht zu behandeln weiß, sehr leicht zu versöhnen sind; oder: „Behandle mit Noblesse den Niederträchtigen und er tastet dich nicht an"; im Gegentheil, der Niederträchtige wäre eben nicht niederträchtig mehr, wenn er sich durch Noblesse so leicht gewinnen und einschüchtern ließe und man wird ihn leider in den meisten Fällen mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und schlagen müssen; die Noblesse haßt und verfolgt er schon darum, weil sie eben Noblesse ist, an der sich zu reiben ihm ein niederträchtiges Vergnügen gewährt. 13.

Notizen.

Deutsche Gedichte in französischer Sprache.

Es sind in d. Bl. früher zwei englische Uebertragungen der beliebten Uhland'schen Ballade „Der Wirthin Töchterlein" mitgetheilt worden, die des Nordamerikaners William Allen Butler in Nr. 48 f. 1855 und eine andere aus dem „London University Magazine" in Nr. 28 dieses Jahres; jetzt bringt die „Revue germanique" in der sechsten Lieferung auch eine französische von Paul Vignault, die wir zur Vergleichung mit dem deutschen Original und jenen beiden englischen Uebersetzungen ebenfalls abdrucken lassen:

La fille de l'hotesse.

Trois sveltes jeunes gens, ayant passé le Rhin,
Dans une hôtellerie entrèrent en chemin:

«Dame hôtesse, avez-vous de bon vin qui pétille
Et de la bière fraîche? — Où donc est votre fille?»

«A ma bière, à mon vin, chacun fait bon accueil....
Ma pauvre fille est là, couchée en son cercueil!»

Pénétrant, à ces mots, jusqu'au fond de l'auberge,
Ils virent le linceul où reposait la vierge.

Le premier souleva le voile, et tristement
Se prit à contempler ce corps jeune et charmant

«Si tu n'avais quitté notre sombre demeure,
Je t'aimerais, bel ange, à compter de cette heure!»

Le second recouvrit le corps, se retira,
Et, se cachant la tête en ses mains, il pleura:

«O toi que j'appelais ma douce fiancée!
Je t'aimai si longtemps!... et te voilà glacée!»

Le troisième écarta le drap, quand vint son tour,
Et donnant à la morte un long baiser d'amour

«Je t'ai toujours aimée, en ce moment je t'aime,
Et dans l'éternité je t'aimerai de même!»

Einiges in dieser Bearbeitung, wie das „bel ange", „et te voilà glacée", das „quand vint son tour" u. s. w. ist freilich nicht nach deutschem Geschmack, aber man darf zugestehen, daß der so wenig innerlichen und an Naturlaute reichen französischen Sprache ganz und gar die Fähigkeit abgeht, den Ton der englischen und deutschen Ballade zu treffen. Vignault hat sich auch an der schönen Ballade von Nikolaus Lenau „Die drei Zigeuner", versucht, und wir begegnen in dieser Uebertragung unter anderm folgender Strophe:

Le troisieme dormait d'un air calme et vainqueur:
Il avait suspendu sa cymbale à la branche
Où folâtrait la brise: un rêve en robe blanche
Lui passait sur le coeur.

Wie weit entfernt ist diese Umschreibung von der hinreißend ahnungsvollen Melodie, die uns aus der allerdings unübersetzlichen deutschen Strophe entgegenweht:

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing.
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

Außerdem hat Vignault in demselben Hefte noch von andern Gedichten Uhland's und Nikolaus Lenau's, Hamerling's, Anastasius Grün's Uebersetzungen geliefert, die, wie die oben citirten, wenigstens fleißig ausgeführt und als Mittel, seine Landsleute mit hervorragenden Proben deutscher Poesie bekannt zu machen, jedenfalls dankenswerth sind.

Karl Friedrich Kretschmann und die Barden.

Eine gehaltreiche Monographie ist die bei Laakmann in Dorpat (1858) erschienene Schrift in Quart: „Karl Friedrich Kretschmann (der Barde Rhingulph). Ein Beitrag zur Geschichte

ıs", von Hermann Friedrich Knothe. Es ist dies ündliche und gewissenhafte Arbeit, die von künftigen ichtschreibern bei Darstellung der betreffenden Pe- Literatur kaum wird übergegangen werden können. Zeit ist es Brauch, die Bardenpoesie des vorigen als eine lächerliche Erscheinung zu verspotten und als „elend" zu verwerfen. Dies verdient sie viel- drusen Form wegen, aber vor dem Spott sollten sie ir Inhalt und ihre Tendenz schützen; denn beide ändischer Art, und sicherlich haben diese zwar un- aber feurigen Berufungen an die Heldenthaten und unserer Altvordern viel dazu beigetragen, das deut- bsgefühl in weitern Kreisen zu erwecken und zu be- hmann (geboren zu Zittau 1738, gestorben 1809 eigentlich der erste, der, nachdem W. von Gersten- em „Gedicht eines Skalden" vorangegangen, als rat; denn sein „Gesang Rhingulph's des Barden" e Jahrzahl 1769, war aber bereits im Herbst 1768 lichkeit getreten, während Klopstock's denselben Stoff ramatisches Bardiet „Die Hermannsschlacht" erst Jahres 1769 erschien. Das Bardenthum lag ein- uft, unter dem Einfluß Macpherson-Ossian's und erst bekannt gewordenen Edda. So trat, um den l zu machen, zu der altgriechischen und sionitischen uch noch die altnordische wie durch die Romanti- katholische und in unsern Tagen die orientalische. bar, welche heterogenen Stoffe ein ästhetisch gebil- Magen in sich aufnehmen und verdauen kann. Gedicht erwarb sich einen Beifall, den wir frei- nicht begreiflich finden: Gleim erblickte in ihm n Ossian" und rühmte ihm besonders eine „alte ardensprache" nach; der Wiener Denis trat 1770 rdenfeier am Tage Theresiens" und dann noch in en „Liedern Sined's des Barden" ebenfalls als nd Weiße gab 1770 ein zur Verständigung über he Tagesfrage speciell bestimmtes Schriftchen den, nebst etlichen Bardenliedern" heraus, während e unter dem Namen des Hainbundes bekannten göt- eine förmliche Bardenbrüderschaft zu bilden ver- hmann selbst lieferte 1771 eine Fortsetzung seiner dem Titel: „Klage Rhingulph's des Barden." te er eine ziemlich langweilige „Friedrichiade", ie Stücke in der „Lausitzer Monatschrift" (1794) „Erholungen" (1797) erschienen, sodann leichte n und besonders „Epigramme", unter denen sich befinden, z. B. folgendes:

Bitte an die Kantianer.

Du gabst, erhabne Zunft,
Kritik der reinen Vernunft.
Gib nun, den Musen zum Glück,
Bald reine Vernunft der Kritik!

Epigrammatik, das anakreontische Lied, die Bar- sianische Dichtung u. s. w. sind für die heutige nießbar. Ist diese Erscheinung nicht sehr geeig- t und die Besorgniß zu erwecken, daß so manche und Dichtungsform, welcher sich jetzt der Ta- oendet, im Laufe von 100 Jahren ebenfalls nur sche Curiosität gelten werden? „So viele Ar- entuch!" möchte man hier mit Platen ausrufen.

H. M.

Bibliographie.

H. P., Die sechs Stufen zur Ehre oder wich- beleuchtet. Aus dem Englischen übersetzt. Ein- Gr. 16. 15 Ngr.

on Taura, Erzgebirgische Geschichten. Zwei er, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Die arme Marie oder der goldene Pilz. Aus dem Eng- lischen. Cincinnati. 16. 14 Ngr.

Mügge, T., Leben und Lieben in Norwegen. Vier No- vellen aus dem norwegischen Volksleben. Zwei Bände. Frank- furt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Nathusius, Maria, Gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Dorf- und Stadtgeschichten. Nach der Ver- fasserin Heimgang zuerst gesammelt. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Oischinger, J. N. P., System der christlichen Glaubens- lehre. 1ster Band. Landshut, Thomann. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Perrens, F. T., Hieronymus Savonarola. Nach Origi- nalurkunden und größtentheils ungedruckten Schriften. Eine von der französischen Academie gekrönte Preisschrift. Nach der 2ten Auflage des französischen Originals übersetzt von J. F. Schrö- der. Braunschweig, Schulbuchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Puttlitz, G. zu, Ein Hausmittel. Lustspiel in einem Auf- zuge. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 10 Ngr.

Raszmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Sagen von den Wölsungen und Niflungen, den Wilcinen und König Thi- drek von Bern in der Thidrekssaga. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Die große Reise. Eine Wanderung durchs Thal der Thrä- nen nach dem Berge Zion, der Stadt des lebendigen Gottes. Aus dem Englischen. Cincinnati. 1857. 16. 11½ Ngr.

Rost, D. C., Der Sonettenkranz. Ein freundschaftliches Weihegeschenk. Friedeburg. 1856. 16. 5 Ngr.

Rudloff, v., Die Lehre vom Menschen nach Geist, Seele und Leib, sowohl während des Erdenlebens, als nach seinem Ab- scheiden aus demselben. Begründet auf der göttlichen Offenba- rung. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schreiber, W., Die politischen und religiösen Doctri- nen unter Ludwig dem Bayern. Landshut, Thomann. Lex.-8. 15 Ngr.

Wachenhusen, H., Ein neuer Polykrates. Drei Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 5 Thlr.

Weigelt, G., Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner. Zunächst be- stimmt für Badegäste in Wyk auf Föhr. Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg, O. Meißner. 8. 1 Thlr.

Die Außer-Europäische Welt oder Jahrbuch des Wissens- würdigsten aus der Kunde fremder Länder und Völker. Nach den besten vorhandenen Quellen herausgegeben von einem Ver- eine Gelehrter. 1ster Band. 1ste Lieferung. Karlsruhe, Kunst- verlag. Lex.-8. 7 Ngr.

Zum Säcular-Gedächtniss von 1758. Der Feldzug in Mähren oder die Belagerung und der Entsatz von Olmütz. Nach Quellen- und andern Schriften zusammengestellt und bearbeitet von E. v. St. Mit 2 Plänen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Giftmord in Elberfeld. Wörtliche Berichte über den Criminal-Prozeß gegen August Steiniger und Gertrud Kruse, Wittwe August Herken, verhandelt vor dem Königl. Assisenhofe zu Elberfeld, vom 16. bis 21. Juni 1858. Stenographisch auf- genommen von H. Lüders. Elberfeld, Lucas. Gr. 12. 7½ Ngr.

Nach zehn Jahren. 1. Auch eine Rundschau. (März 1848 — März 1858.) Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und die deutsche Presse. Berlin, Voß. Gr. 8. 3 Ngr.

Wendt, H. H., Ueber den bevorstehenden Kirchentag in Hamburg. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring** (W. Alexis). Fünfundzwanzigster und sechsundzwanzigster Theil. Dritte Folge. Erster und zweiter Theil. 12. Geh.

Jeder Theil 2 Thlr.

Inhalt: I. 1. Die Herzogin von Kingston (London. Bigamie. 1776). 2. Christian Holzwart (Magdeburg. Familienmord. 1845—50). 3. Der Lithograph Biermann (Berlin. Familienmord. 1845—55). 4. Der Arbeitsmann Bethke (Küstrin. Familienmord. 1851—53). 5. Der Executor Rasch (Berlin. Familienmord. 1856). 6. Der Zahnarzt Janson (Potsdam. Familienmord. 1856). 7. Katharina Ziegen und ihre Stiefmutter (Koblenz. Vorsätzliche Tödtung. 1855). 8. Ein verlorener Posten (Frankfurt a. d. O. Meuchelmord oder Raubmord? 1855). 9. Josephine Staudinger (Berlin. Kindesmörderin. 1855). 10. Friederike Pelt (Westfalen. Kindesmörderin. 1852). 11. Thereſe Famin. (Mantes. Kindesmörderin. 1776). 12. Peter Kitzler (Hanau. Raubmord. 1830—31). 13. Der Birnheimer Prophet, der Wunderknabe Peter Träger (Darmstadt. Meuchelmord. 1854—55). 14. Der böſe Richard Annesley (Als Anhang zu „Der Erbe der Annesley" im vierundzwanzigsten Theile).

II. 1. Abbé Berger (Paris. Meuchelmord. 1857). 2. Der Priester Merino (Madrid. Königsmörder. 1852). 3. Der Herr Baron von Scherer (Nürnberg. Qualificirter Betrug und Fälschung. 1825—26). 4. Der Schreiner Birnstiel. (Koburg. Raubmord. 1844—48). 5. Der Jäger Putlitz (Berlin. Mord. 1855). 6. Wilhelm Timm (Hamburg. Raubmord. 1854—56). 7. Die Tragödie von Kehin. Lenore Metzger. (Potsdam. Giftmischerin. 1855—56).

Diese bekannte Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut ſich unausgeſetzt in ſeltenem Maße der Theilnahme des deutſchen Publikums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Intereſſanteſten aus der Criminalgeſchichte der Vergangenheit wie der Gegenwart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lewes (G. H.), The Life and Works of Goethe.

With Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources. Second edition, revised by the Author. Copyright edition.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Werk des Engländers Lewes über Goethe hat in England wie in Deutschland solches Aufsehen erregt, dass jeder Verehrer Goethe's dasselbe lesen sollte. Es ist nach allgemeinem Urtheile die beste Biographie und Charakteristik Goethe's. Gewiss aber werden alle des Englischen Kundigen vorziehen, das Werk im Original zu lesen, und die vorliegende, mit Zustimmung des Verfassers veranstaltete *Originalausgabe* darf deshalb wol auf rege Theilnahme rechnen. Sie ist viel billiger als die in England erschienene Ausgabe (die 10 Thlr. kostet) und zugleich eine zweite mannichfach berichtigte und verbesserte Auflage derselben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker**.

Dritte, umgearbeitete, verbeſſerte und vermehrte Aufl.

Herausgegeben von **Karl Welcker**.

Vollſtändig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **vierundzwanzigſten Heftes** (Schluß des zweiten Bandes):

Bevollmächtigung oder Mandat. Von Welcker. — Bewaffnungsrecht, ſ. Waffen- und Wehrhoheit. — **Bewegungs-Fortſchrittspartei und Widerſtands- oder Reactionspartei.** Von Rotteck und Welcker. — Beweis, Beweisführung, ſ. Proceß und Strafproceß. — Bezirk, Bezirksſtellen, ſ. Organiſation. — Bibel, ſ. Heilige Schrift. — Bigamie, ſ. Ehe. — **Bignon** (Ludwig Eduard). Von J. Weitzel. — Von R. — **Bildung, Erziehung, Bildungsſtufen, Bildungsanſtalten.** Von Rotteck. — Bill, ſ. Englands Staatsverfaſſung. — **Billigkeit** (Billigkeitsgericht). Von Welcker. — Binnenzölle, ſ. Zoll. — Birkenfeld, ſ. Oldenburg. — Bistum, ſ. Kirchenverfaſſung, katholiſche. — **Biſchof**, als prätendirter evangeliſcher Landesbiſchof. Von H. E. G. Paulus. — **Blackſtone** (William). Von J. Weitzel und Welcker. — Blaſon, ſ. Heraldik. — Blasphemie, ſ. Gotteslästerung. — **Blattern.** Von R. v. Mohl. — Blinden-Anſtalten, ſ. Wohlthätigkeits-Anſtalten. — Blokade, ſ. Kriegsrecht. — Blücher (Gebhard Leberecht, Fürſt von Wahlſtadt). Von Welcker. — Blutbann, ſ. Bann. — **Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht.** Von Rotteck. — Blutrache, ſ. Compoſitionenſyſtem. — Blutſchande, ſ. Geſchlechtsverhältniſſe. — **Bodin** (Jean). Von v. Rochau. — **Bodmerei.** Von F. Bülau. — Böhmen, ſ. Oeſterreich. — Bojoaren, ſ. Deutſche Volksſtämme. — **Bolivar** (Simon). Von J. Weitzel. — **Bolivia.** Von Bülau. — Bollandiſten, ſ. Act, Acten. — **Bonald** (Louis Gabriel Ambroſius, Vicomte von). Von J. Weitzel. — Bordell, ſ. Sittenpolizei. — **Börſe, Börſengeſchäfte, Börſenſpeculation, Börſenſpiel.** Von K. Mathy.

Dieſe **dritte Auflage** des berühmten Werks hat in der weſentlich veränderten Zeitumſtände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den erſten Kräften der deutſchen Wiſſenſchaft** unterſtützt.

Die bisher erſchienenen Hefte und der erſte zweite Band ſind nebſt einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der letzte Bruderkampf im Hauſe Wittelsbach

Hiſtoriſches Drama in fünf Acten

von **Karl S. von Merz**.

8. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

erarische Unterhaltung.

f wöchentlich. — Nr. 36. — 2. September 1858.

r für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. rlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

marschall Graf Radetzky. Von Karl Gustav von Berneck. — Reisen in Amerika. — Unterhaltungsliteratur. — Memoiren aus dem Universitätsleben. — Neue Enthüllungen über Don Carlos. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Feldmarschall Graf Radetzky.

österreichische Feldmarschall Graf Radetzky. Eine sche Skizze nach den eigenen Dictaten und der Cor- z des Feldmarschalls von einem österreichischen Ve- Mit einem Facsimile. Stuttgart, Cotta. 1858. 2 Thlr. 10 Ngr.

bensabriß des k. k. österreichischen Feldmarschalls rafen von Radetzky. Nach authentischen Quellen. mmer. 1858. Lex.-8. 20 Ngr.

detzky. Ein Charakterbild für Soldaten insbesondere sterreichischen Armee. Von Julius Ebersberg. Stahlstichen. Prag, Bellmann. 1858. Gr. 8.

r ziemlich umfangreichen Literatur über den Feldherrn liegen uns hier die drei neuesten vor, welche von einem Standpunkt, den eilen, dem einer hohen Verehrung für den en Helden, aber dabei doch für verschiedene rieben sind. Das erste Werk nennt sich be- eine Skizze, es ist aber eine vollkommen aus- treffliche Biographie, zu der nichts hinzuzu- wenn nicht nebenbei auch Kriegsgeschichte der Verfasser mit Recht ausschließt, soweit sein lbst in dieselbe eingegriffen hat, mitgegeben . Der „Kurze Lebensabriß" will eben nur gedrängten Umrissen für die Verehrer des in. Das dritte Buch, auf dem Titel als ld" bezeichnet, schildert „Vater Radetzky" für Soldaten und die Jugend in warmer, Darstellung. Zuvörderst fassen wir die drei Gemeinsamen, nämlich in den Lebensschicksalen reichen Laufbahn Radetzky's, zusammen und zum Führer natürlich das erste, weil es der Authenticität trägt und den Standpunkt Anschauung einnimmt.

fasser, jedenfalls ein hochgestellter Militär, achtung über strategische Verhältnisse bekun- in dem kräftig und schön geschriebenen Vor- r Verblichene ihm nicht blos einen Abriß seines vielbewegten Lebens in die Feder dictirt, sondern auch am Ende die ganze Handschrift (bis 1857) nochmals durchgesehen und verbessert habe; daß ihm dessen ganze Privatcorrespondenz zugänglich gewesen und nicht eine wichtige Zeitfrage unbesprochen geblieben sei, sodaß der Leser häufig nicht blos den Ideengang des Dahingeschiedenen, sondern seine eigenen Worte wiederfinden werde. Der Feldmarschall hatte vor Jahren schon dem Verfasser das Vertrauen geschenkt, seine Biographie dereinst veröffentlichen zu dürfen, doch nur unter der Bedingung, daß es erst nach seinem Hintritt geschehe. Einen Würdigern konnte er nicht wählen.

Der Verfasser sagt:

> Nunmehr aber, wo das Grab sich über ihm geschlossen, wollen wir keine Minute länger anstehen, jener tiefen Verehrung Ausdruck zu geben, die dem großen Todten jeder einzelne nicht nur im Heer und Gesammtvaterland, sondern selbst weit über des Kaiserstaates Grenzen hinaus, jedes für das Hohe und Ritterliche empfängliche Gemüth, vorzugsweise aber jeder Soldat, er möge was immer für einer Armee angehören, stets bewahren wird.

Wir, einer andern Armee angehörig, theilen diese Empfindung vollkommen.

Sechs Lebensperioden seines Helden bezeichnet uns der Verfasser. Die erste schließt mit der Schlacht von Marengo, die zweite mit der von Znaym 1809, die dritte umfaßt Radetzky's Wirken als Chef des Generalstabes bis 1815, die vierte die Zeit bis zur Uebernahme des Commandos in Italien 1831, die fünfte und wichtigste sein Wirken daselbst, bis er in den Ruhestand trat, die sechste diesen und seinen Tod.

Als Einleitung werden einige Nachrichten über die Familie Radetzky von Radetz oder Radecz gegeben, welche aus Oberungarn nach Böhmen eingewandert, hier schon im 13. Jahrhundert erscheint. Der Feldmarschall wurde zu Trzebnitz am 2. November 1766 geboren und, da er seinen Vater früh verlor, im Theresianum zu Brünn erzogen, wo er bald den Sinn für ernste Studien, aber auch die entschiedene Neigung für den Kriegerstand ent-

wickelte. So trat er am 1. August 1784 als Cadet in das zweite Küraſſierregiment (Karamelli), wurde 1786 zum Unterlieutenant, 1787 zum Oberlieutenant befördert und machte als ſolcher rühmlichſt den Türkenkrieg mit, meiſt als Ordonnanzoffizier des Feldmarſchalls Grafen Lacy. In derſelben Eigenſchaft wurde er beim Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskriegs zu Beaulieu commandirt, wo er mehrfach Gelegenheit hatte, ſich hervorzuthun. So verſchaffte er dem Prinzen von Koburg 1794 die für die Operationen an der Sambre ſo nöthige Aufklärung, ob Charleroi, für deſſen Erhaltung man ſich ſchlug, noch gehalten werde, indem er in einer Nacht, nur von ſechs Reitern begleitet, den Fluß durchſchwamm und ſich ſelbſt von dem Stande der Dinge überzeugte. Das Gedächtniß dieſer kühnen That erhielt ſich mit der ganzen Friſche der Jugend in ihm, ſodaß er ſie noch am Abend ſeines Lebens mit allen Umſtänden gern erzählte. In der Schlacht von Fleurus wurde er für bewieſene Auszeichnung zum zweiten Rittmeiſter befördert und diente im Feldzuge von 1795 unter Clerfayt. Dann erbat ſich Beaulieu, als er 1796 mit dem Oberbefehl in Italien betraut wurde, ſeinen ehemaligen Ordonnanzoffizier als Adjutanten. Dem Feldzuge dieſes Jahres, wo die öſterreichiſche Tapferkeit gegen das bitterſte Misgeſchick kämpfte, ſchenkt der Verfaſſer einige inhaltreiche Betrachtungen, dem Geheimniß des Sieges geweiht. Es fällt nur auf, daß er bei der Eröffnung der Operationen noch immer vom Obergeneral Scherer ſpricht, noch den Waffenſtillſtand vom 28. April als mit Scherer abgeſchloſſen darſtellt und dann erſt Bonaparte auftreten läßt, während letzterer bekanntlich ſchon vor Beginn des Feldzugs das Commando übernommen hatte und Scherer gar nicht mehr bei der Armee war. Der Vorwurf wegen der Bedingungen jenes Waffenſtillſtandes: „So handelte das Haus Savoyen ſchon in jenen Tagen!“ iſt unter dem Einfluß neuerer Ereigniſſe geſchehen. Damals wirkte die Macht der Verhältniſſe doch ſo, daß die Analogie einigermaßen entkräftet wird. Militäriſch tritt ſie mehr hervor. Der Verfaſſer ſagt mit Recht: „Die Lage der Armee (nachdem Beaulieu hinter den Mincio gegangen) hat große Aehnlichkeit mit jener des Jahres 1848. Aber die handelnden Perſonen waren andere, der Geiſt des Heeres ein ganz verſchiedener.“ Als Bonaparte dann bei Borghetto die ſchwache Cordonſtellung ſprengte, rettete Radetzky allein den krank darniederliegenden Feldherrn, indem er eine Huſarendiviſion nebſt einer Cavalleriebatterie dem Feinde entgegenwarf und ihn dadurch lange Zeit aufhielt, ſodaß Beaulieu in Sicherheit kommen konnte. Radetzky war bereits zum Major im Pionniercorps ernannt und mit Errichtung eines aus Italienern zu bildenden Pionnierbataillons beauftragt worden, doch leitete er bis zur Ankunft des neuen Oberfeldherrn, Wurmſer, bekanntlich ſowol die operativen als Detailgeſchäfte der Armee, die ihm ſelbſt ſpäter neben ſeinem Dienſt noch aufgebürdet wurden. Er kam dann mit Wurmſer, als dieſer ſich nach dem zweiten Entſatzverſuche in die Feſtung werfen mußte, nach Mantua, wo er ſich ſowol bei der Vollendung der Befeſtigungsarbeiten bei Cereſa, als auch bei Vertheidigung derſelben, nur durch ſeine Pionniere, ohne Unterſtützung von Infanterie, auszeichnete. Außerdem führte er bei jedem größern Ausfall der Garniſon in der Regel eine Colonne. Dafür war er auch mit ſeinem auf 300 Mann geſchmolzenen Bataillon bei der Abtheilung, welche nach der Capitulation mit allen Kriegsehren frei abziehen konnte. erhielt nun im Hauptquartier zu Conegliano, als der Erzherzog Karl den Oberbefehl übernommen hatte, die Weiſung, ſogleich wieder ein neues Pionnierbataillon errichten, wozu man ihm 1000 Mann vom Fuhrweſen ſtellte! Beim Rückzuge leiſtete er der Arrièregarde unter Schwarzenberg gute Dienſte und wurde dann bei den Befeſtigungsbauten von Gradisca und längs des Iſonzo verwendet, von denen noch heute einzelne Erdwerke ſtehen. Nach dem Frieden vermählte er ſich mit der Gräfin Franziska Romana von Straſſoldo-Grafenberg, welche ihm fünf Söhne und drei Töchter geſchenkt hat und erſt 18 geſtorben iſt. Von dieſen Kindern lebt nur noch Sohn, k. k. Generalmajor in Penſion, und eine Tochter die Gräfin Wenkheim.

Den Feldzug von 1799 machte Radetzky anfangs der Suite des Feldzeugmeiſters Kray, dann aber Oberſtlieutenant befördert, als Generaladjutant des Generals Melas mit. In der Schlacht an der Trebbia er die Colonne des Fürſten Liechtenſtein in den des Feindes, welche Bewegung gewiſſermaßen die entſchied; bei Novi leitete er mit glänzendem Erfolg ähnliche Unternehmung, wofür er endlich das längſt diente Ritterkreuz des Maria-Thereſien-Ordens erhielt in demſelben Jahre avancirte er zum Oberſten. Seine waren die verfehlten Operationen nicht, welche man ten; er widerſprach im Kriegsrathe lebhaft dem Generalquartiermeiſter Zach und es trat zwiſchen beiden eine wiſſe Spannung ein. Der Verfaſſer beleuchtet die haften Anordnungen für den folgenden Feldzug, die ſplitterung der Streitkräfte, den Mangel einer Geſtellung: „Ein Khaim gegen einen Bonaparte!“ mußte dann die Angriffsſchlacht bei Marengo wagen, Bonaparte ſchon auf ſeiner Rückzugslinie und mit der Fronte gegen die Lombardei ſtand. Die tion zur Schlacht, von Zach mit dem ermüdendſten entworfen, bekämpfte Radetzky vergebens. Der angriff koſtete Tauſende, bis über den Fontanone ein gewiß einzig in der Kriegsgeſchichte daſtehender gang hergeſtellt wurde. Siebzehn Pionniere ſtellten ſich lich hintereinander in das Waſſer, das ihnen bis an die ging, legten gebückten Kopfes die Hände jeder auf die tern ſeines Vordermannes und bildeten ſo eine Brücke, über welche die Jäger und Schützen mit trockener wehr und Munition das jenſeitige Ufer erreichten; das ſpiel wurde anderwärts nachgeahmt, wodurch eine Zahl von Soldaten herüberkam, die ſich unter Anleitung in der Flanke des Dorfes Marengo feſtſetzten den Feind endlich zwangen, daſſelbe zu verlaſſen. verlor dabei wieder ein Pferd unter dem Leibe, wurde von fünf Kugeln durchlöchert. Der ſchon

Sieg schlug nachher bekanntlich in eine Niederlage um, eigentlich nur durch Kellermann's Reiterangriff; am wenigsten durch Lenavarte selbst, wie sehr er sich auch die Glorie, sogar mit Verfälschung der Terrainaufnahme, angemaßt hat.

Radetzky erhielt nun das Commando des Küraſſierregiments Nr. 3, mit welchem er der Schlacht von Hohenlinden rühmlichſt beiwohnte und nach dem Frieden in die Garniſonen um Oedenburg zurückkehrte, wo er daſſelbe zu einem Muſter, einem Lehrregiment für die ganze Cavalerie heranbildete. Damals entſtanden ſchon die Grundzüge für das Manövriren größerer Truppenkörper, womit er 30 Jahre ſpäter ſo erfolgreich hervortrat. Im Jahre 1805 erhielt er als Generalmajor das Commando einer leichten Brigade. Andere Beſtimmungen, die ihm zugedacht waren, lehnte er ſelbſt ab. Lord Elgin, der wieder eine Landung auf Guiberon beabſichtigte, hatte ſich auf Graham's Rath Radetzky, welchen Graham von Mantua her kannte, als Chef ſeines Generalſtabes erbeten; nach den Unfällen von Ulm wurde die Unterſtützung dieſer Idee, zu welcher bereits eine Cavaleriecolonnen mit etwas Artillerie bezeichnet waren, auf Radetzky's Rath aufgegeben; noch entſchiedener ſträubte er ſich dagegen, als k. k. Commiſſar in Kutuſow's Hauptquartier zu gehen. Er war nach Wien berufen worden, kehrte aber nun zu ſeiner Brigade zurück, wo er auf dem Rückzuge des Erzherzogs gegen Marmont verwendet wurde. Nach dem Frieden kam er als Brigadier nach Wien. Hier wurde ihm zugleich die Reorganiſation des Militärfuhrweſens und der Thierarzneiſchule übertragen; half das neue Equitationsinſtitut begründen und benützte die Friedensjahre bei raſtloſer Thätigkeit auch zu ſeiner eigenen Fortbildung im Gebiete der Kriegswiſſenſchaft. Mehrere ſeiner Denkſchriften aus jener Zeit ſind noch vorhanden und bekunden eine Fülle von geiſtreichen Ideen.

Im Feldzuge von 1809 befehligte er wieder eine leichte Brigade, mit welcher er zuerſt bei der Avantgarde ſtand, nach der Schlacht von Regensburg aber bei der Arrieregarde der Hiller'ſchen Armee, wo er auf eigene Verantwortung bei Lambach gegen zehnfache Uebermacht das Gefecht annahm, um die mit Vernichtung bedrohte Diviſion Schußhak zu retten. Es gelang ihm, und er erhielt dafür das Commandeurkreuz des Maria-Thereſianiſchen Ordens. Nach der Schlacht von Aspern wurde er zum Feldmarſchallieutenant und Truppendiviſionär beim vierten Armeecorps (Roſenberg) ernannt. Von jener Schlacht, welcher jedoch die Brigade Radetzky, mit der Beobachtung der Donau oberhalb Wien beauftragt, nicht theilnahm, ſagt der Verfaſſer: „Nicht jene Siege alle in ſpäterer Zeit, ſelbſt jener bei Leipzig nicht, können der deutſchöſterreichiſchen Armee das gelten, was die Schlacht bei Aſpern; denn dort ſtand ſelbe **allein**, die einzige deutſche Macht, gegen einen Feind, mit dem halb Europa verbündet war.“ Bei Wagram befehligte Radetzky während des erſten Vorrückens die Avantgarde, welche dann, als die Offenſive aufgegeben wurde, den Rückmarſch auf die Höhen von Markgraf-Neuſiedel deckte und die Vertheidigung des Rußbachs übernahm. Der Verfaſſer gibt uns über dieſe welthiſtoriſche Schlacht viele Bemerkungen Radetzky's; derſelbe begriff nicht, warum die Quellen des k. k. Kriegsarchivs noch immer darüber ſchweigen, da die Armee eine Darſtellung der Thatſachen durchaus nicht zu ſcheuen habe und eine ſolche manche irrige Anſicht im In- und Auslande berichtigen würde. Auch wir begreifen das Schweigen über dieſe und die ſpätern Kriegsbegebenheiten nicht und erklären es uns nur dadurch, daß man über die Wahl des Bearbeiters nicht einig werden kann. Dazu aber würde ſich doch mancher Wohlberufene finden! In Erwartung einer offiziellen Schrift werden wir daher die Darſtellung, welche der Verfaſſer vorliegender Biographie verſpricht, gern willkommen heißen. Unſere militäriſchen Leſer mögen ſich in unſerm Werke an Radetzky's lehrreichen Bemerkungen, beſonders über den Gebrauch der Cavalerie, erfreuen. Der Erzherzog ernannte ihn noch auf dem Schlachtfelde für ſein ausgezeichnetes Benehmen zum zweiten Inhaber des vierten Küraſſierregiments, der Kaiſer aber bald darauf zum erſten des fünften Huſarenregiments, welches ſeinen Namen auf alle Zeiten behalten wird. Zweimal trat er ſpäter dabei noch vor fürſtlichen Perſonen zurück: 1814 vor dem Prinzregenten von England, 1831 vor dem Könige Karl Albert von Sardinien — ſeltſame Fügung! Auf dem Rückzuge von Wagram nach Znaym leiſtete er durch kräftigen Widerſtand mit ſeiner ſchwachen Nachhut die weſentlichſten Dienſte, welche auch von ſtrategiſchem Einfluß waren. Der Feind wurde dadurch völlig über die Marſchrichtung der Hauptarmee getäuſcht.

Nachdem der Erzherzog Karl den Heerbefehl niedergelegt hatte und dieſer an den Fürſten Liechtenſtein übergegangen war, wurde Radetzky Chef des Generalſtabes, in welcher Stellung er bis 1815 verblieb und ſich die größten Verdienſte erwarb. Die Armee ſollte, nach einem geheimen Friedensartikel, nur 150000 Mann betragen; dieſe wollte Radetzky nur als Stamm für eine künftige große Armeeaugmentation — wie Scharnhorſt in Preußen — angeſehen wiſſen, und machte Vorſchläge dazu; ſie ſcheiterten aber an dem Widerſtande des Hofkammerpräſidenten Grafen Wallis, der von der Anſicht ausging, Oeſterreich ſei wenigſtens für die nächſten zehn, ja vielleicht für **dreißig** Jahre nicht im Stande, an einen neuen Krieg zu denken! Radetzky pflegte ſpäter oft zu ſagen: „Graf Wallis ſchlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden, als Napoleon ſelbſt.“ Neue und harte Kämpfe weckte die Reorganiſation des Hofkriegsraths, wo es Radetzky nicht gelang, den alten Schlendrian zu beſeitigen. Dieſer blieb, bis im Jahre 1848 dieſes Collegium aufgehoben wurde. Radetzky urtheilte über den vielfach und oft unverdient geſchmähten Hofkriegsrath, daß:

wenn die nach und nach entſtandenen Auswüchſe mit feſter Hand beſchnitten, der Wirkungskreis nicht beſchränkt und die Amtsgewalt einzelner gehörig eingedämmt worden wäre, und wenn man, am Geiſt der Lacy'ſchen Einrichtungen feſthaltend, der Zeit und dem Streben nach Fortbildung gebührend Rechnung getragen hätte, an der uralten Inſtitution wenig auszuſetzen geweſen ſein möchte.

Sie hat im ganzen 300 Jahre beſtanden.

Während der Friedensjahre arbeitete Radetzky fort-

während für einen neuen Krieg — immer gegen Frankreich vorausgesetzt; er betrieb die Militärlandesbeschreibung von diesem Standpunkt und unterstützte Rothkirch's Bestrebungen in der vom Erzherzog Karl begründeten „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift". Diese, in der Militärliteratur eine lange Reihe von Jahren als die gehaltvollste Zeitschrift anerkannt, ist leider seit 1848 eingegangen; wir hören, daß man die Absicht hat, sie wieder in das Leben zu rufen; möchte das mit gleicher Gediegenheit geschehen! Die Verhältnisse seit 1812 führen den Verfasser auf das Gebiet der Politik, wo die Anschauungen mehr als auf irgendeinem andern durch den Standpunkt bedingt sind; wir versagen ihm die Anerkennung seines warmen und edeln Patriotismus nicht, welcher sich überall ausspricht, halten uns aber an den rein biographischen Theil des Werks und überlassen unsern Lesern das Urtheil über die Darstellung der allgemeinen Begebenheiten selbst.

Radetzky hatte es endlich erlangt, als für Oesterreich der Wendepunkt seiner Politik gekommen war und dasselbe aus seiner neutralen Stellung in den einer intervenirenden Macht übergehen mußte, daß er bei dem böhmischen Observationscorps wieder als Truppendivisionär angestellt wurde. Ehe er jedoch abreisen konnte, ernannte ihn der Kaiser auf den Vorschlag des commandirenden Generals Fürsten Schwarzenberg und bestimmt durch Metternich's Einfluß, zum Chef des Generalstabes bei der in Böhmen aufzustellenden Armee. Mit Eifer unterzog er sich seiner neuen großartigen Aufgabe für die schleunige Aufstellung und Ausrüstung der Streitkräfte, wobei er wieder gegen die alten Hemmnisse zu kämpfen hatte. Der Verfasser nimmt für ihn die Priorität des Grundgedankens, welcher alle spätern Operationen der Verbündeten bestimmte, in Anspruch. Unterm 10. Mai habe Radetzky seine Ansichten über die Maßregeln, die bis zum halben Juni zu ergreifen wären, dem Fürsten Schwarzenberg vorgelegt und dieser sie an demselben Tage dem Grafen Metternich eingereicht. Hier sei zum ersten mal der Grundsatz einer Theilung der Streitkräfte, d. h. der Offensive gegen die Minderzahl und der Defensive gegen die Uebermacht ausgesprochen worden und nur die genaue Befolgung dieses Princips, wovon sowol der Kronprinz von Schweden, als auch Toll und Knesebeck später die Ehre der Idee beanspruchten, habe den Erfolg des Feldzugs gesichert. Wir verweisen hierbei, wie der Verfasser, wenngleich in anderm Sinne, auf Toll's „Denkwürdigkeiten". Toll's Entwurf, der darin vollständig abgedruckt ist, war bereits am 9. Mai dem Kaiser Alexander vorgelegt worden. Der Streit ist aber unnütz. Wenn ein Princip fast gleichzeitig von mehreren einsichtsvollen Männern als richtig erkannt und ausgesprochen wird, so beweist das eben nur dessen einleuchtende Wahrheit. Ob es im Feldzuge von 1813 und 1814 immer mit Energie durchgeführt worden ist, darüber walten allerdings erhebliche Zweifel, und wenn sich Anklagen in Bezug auf die Kriegführung erhoben haben, so ist es eben nur zu bedauern, daß dieselben nicht durch officielle Darstellungen aus den Kriegsarchiven, wie es Radetzky gewünscht hat, siegreich widerlegt werden. Wir geh auch zu denen, welche es nicht begreifen können, deutsche Autoren fort und fort durch Angriffe auf de Mächte Zwietracht und gegenseitige Erbitterung nä mögen; wir sind uns bewußt, in Schrift und Wor das einige Zusammenhalten aller als das wahre I esse jeder einzelnen deutschen Macht dargestellt zu h um so mehr aber wünschen wir Klarheit in allen Ver nissen, welche Anlaß zu Vorwürfen geben können. Verfasser ist ganz derselben Ansicht, wenn er die Be digung, Oesterreich habe über den ewig denkwü Krieg noch nichts Authentisches veröffentlicht, wen zum Theil als richtig erkennt und hinzufügt: „Oes hat die Wahrheit nie zu scheuen, denn durch dies seine Größe erst in das wahre Licht." Wir sin daher sehr dankbar für die Mittheilung des Radetz Operationsentwurfs seinem ganzen Inhalt nach selbe ist allerdings weniger offensiv gehalten als d dern, „da er vorweg den größten Bedacht auf E stellung der österreichischen Monarchie durch ein En halten des Kriegsschauplatzes von Oesterreich n Die Charakteristik Schwarzenberg's und aller Sch keiten seines Oberbefehls, die auch anderwärts n men gewürdigt worden sind, lesen wir mit großa teresse; Langenau wird hier gegen die Herabsetzung militärischen Eigenschaften, die er später erfahren S Schutz genommen; zum Beweise erhalten wir einen falls geistreichen Aufsatz von ihm, den er als Ein zu der Denkschrift des Feldmarschallieutenants Martinicz über eine verbesserte Armeeorganisation hat. Dessenungeachtet ist aber auch in dem ver den Werke zu erkennen, daß Langenau's Einfluß a Fürsten Schwarzenberg hemmend den Ansichten Ra entgegentrat, und wir sind noch immer der Meinun viele der Vorwürfe, welche der obern Heeresleitu macht worden sind, nicht hätten erhoben werden k wenn Radetzky's von Feldherreneinsicht getragene E kühnheit dabei von größerm Einfluß gewesen wär Schilderung seiner persönlichen Verhältnisse und un lichen Bestrebungen, alle Zerwürfnisse unter den V deten zu verhüten, ist vortrefflich, wir nennen i Apologie, sondern nur Gerechtigkeit. Diese läßt de fasser gern nach allen Seiten widerfahren, so dem E Eugen von Würtemberg bei Kulm und dem groß Entschlusse Kleist's. Radetzky's Verdienste in der S wurden durch den russischen St.-Annenorden erste anerkannt.

Der Verfasser schildert hierauf die Verlegen welche die Verpflegung so bedeutender Heeresmas Böhmen verursachte und kommt dabei auf das züglerwesen, auf den nichtmilitärischen Zuzug der und ihre maßlosen Belästigungen des Landes, w allerdings damals stark geklagt wurde. Die hinte ironischen Bemerkungen gegen die russische Regi setzen wir jedoch auf Rechnung der jetzigen polit Strömung.

Von den officiellen Actenstücken, welche aus St

Operationskanzlei hervorgegangen sind, wird
Instruction für die österreichisch-baierische Armee
Dann lesen wir Radetzky's Denkschrift über
nisse der Armee, welche mit wahrer Frei-
geschildert werden; wir erkennen mit dem Ver-
hohes historisches Interesse an. Sie schildert
urige Lage nicht allein, sondern gibt auch die
Abhülfe an und enthält unter anderm die
chen Worte: „Alle Operationsvorschläge, die
gemacht, fanden, sowie vom Handeln die
Widerspruch. Jeder tadelte. Keiner machte
Vorschlag. Soll dieser Zustand der Dinge
, so ist Euer Durchlaucht Ruf, wie der mei-
n." Auch der Inhalt eines mit Bleistift ge-
Zettels von Radetzky an Langenau, welchen
r als Reliquie aufbewahrt, wird uns mitge-
in steht klar: „Entwerfen Sie daher die all-
position zum Angriff auf morgen", d. h.
cht von Leipzig. Diese Disposition mit ihrer
lle in dem „Zwickel von Flüssen und Süm-
nicht weiter kritisirt; Radetzky hat auf dem
selbst erklärt, daß er sie nicht gebilligt hat,
m auch nicht anzunehmen war. Er verlor
ei Pferde unter dem Leibe und erhielt zwei
Der Kaiser verlieh ihm noch auf der Wal-
roßkreuz des Leopoldordens, womit die Ge-
le verbunden ist. Fürst Schwarzenberg er-
ßkreuz des Maria-Theresia-Ordens und über-
mthurkreuz an Radetzky mit den Worten:
hat der große Loudon getragen, ich kann
Würdigern abtreten." Und Radetzky hat
bis er für den Sieg bei Custozza das Groß-
Die unterlassene Verfolgung mit aller Macht
ch den schwersten Tadel erfahren. Der Ver-
les aufzuklären; was er über Leichtigkeit und
Kritik sagt, ist wohlbegründet; indessen lesen
ß Radetzky seine Stimme gegen viele Maß-
st erhoben, vor allem aber die Hauptarmee
Rhein, nur nicht auf Einer Straße, ge-
wollte. Wie er ferner schon Ende October
kschriften für die Fortsetzung der kräftigsten
zu Frankfurt bereits mit einem Entwurfe
ergang hervorgetreten, wie er das unselige
ämpft, sich jetzt in Unterhandlungen einzu-
nachdem er sich mit Stein verständigt, in
nz der Monarchen und ihrer ersten Generale
inner seine Vorschläge mit Geist und Gründ-
ten, hören wir mit Freuden. Am 7. De-
er seinen Operationsplan für den Winter-
nd es ist sein unbestrittenes Verdienst, daß
zögerte Rheinübergang noch im December
hoch Radetzky in aller Augen stand, be-
er noch unbekanntes Schreiben Gneisenau's
Raum d. Bl. verbietet leider, dasselbe hier
es ist höchst interessant. Den Kriegsereig-
14 folgt der Verfasser nicht im Detail, son-
auf Thiclen's Werk. Nur bei dem Ent-
schlusse, nach der Schlacht von Arcis und Napoleon's Be-
wegung in dem Rücken der Alliirten, unaufhaltsam nach
Paris zu marschiren, verweilt er etwas, um zu beweisen,
daß er das alleinige Verdienst Schwarzenberg's und Ra-
detzky's sei. Wir hoffen, im vierten Bande von Toll's
„Denkwürdigkeiten", der unter der Presse ist, Näheres dar-
über zu lesen.

Nach glorreich beendigtem Feldzuge und der Räumung
Frankreichs kehrte Radetzky auf seinen Posten nach Wien
zurück, wo seine Thätigkeit während des Congresses mehr-
fach in Anspruch genommen wurde, er auch die Ehre
hatte, den Souveränen ein Cavalleriecorps von mehreren
Regimentern auf der Simmeringer Heide vorzuführen. Bei
Napoleon's Wiederkehr wohnte er den Berathungen für
den neuen Feldzug bei, reichte eine Denkschrift über den
zu führenden Krieg ein und begab sich dann nach Italien,
um mit General Frimont das Nähere über die dort nö-
thigen Operationen zu besprechen. Radetzky war wiederum
vom Fürsten Schwarzenberg zum Chef seines Generalstabes
ausersehen; die Schlacht von Waterloo überhob aber die
Oesterreicher und Russen des weitern Vorgehens.

Die Gefahr war vorüber; der Frieden lockte den al-
ten Schlendrian wieder hervor. Radetzky stieß mit seinem
regen Eifer überall auf Hindernisse und verlor zusehends
mehr Boden; er bat daher um Versetzung zur Truppe
und wurde 1816 als Cavalleriedivisionär nach Oedenburg
bestimmt. Zwei Jahre später erbat sich ihn der Com-
mandirende in Ungarn, Erzherzog Ferdinand von Oester-
reich-Este, zum ad latus nach Ofen, wo er elf Jahre
blieb, bis er 1829 zum General der Cavalerie befördert
und wenig später zum Festungscommandanten von Olmütz
ernannt wurde. Er trat sein neues Amt in der festen
Ueberzeugung an, hier, da er bereits im vierundsechzigsten
Lebensjahre stand, seine Tage zu beschließen und rechnete
darauf, endlich seine Ideen über alle Zweige des Kriegs-
wesens, besonders über höhere Führung aller drei Waf-
fen, einzeln und vereinigt, sowie über Gefechtsleitung
größerer Heertheile — die er noch zuletzt praktisch in einem
glänzenden Manöver gegen Erzherzog Ferdinand bekundet
hatte — in ein geordnetes Ganzes zu bringen. Aber nach
der Julirevolution 1830, als Oesterreich eine zahlreiche
Armee in Italien aufstellte, erbat sich General Frimont
seinen langjährigen Waffenbruder Radetzky an die Seite
und dieser, als Frimont 1831 zum Präsidenten des Hof-
kriegsraths ernannt wurde, erhielt nun das Commando
in Italien.

Jetzt beginnt die ruhmvollste Epoche des Helden, zu-
gleich aber auch die in weitern Kreisen bekannteste. Gleich
von den ersten Tagen an suchte er den Gedanken zu ver-
wirklichen, der Armee in Italien den höchsten Grad von
Manövrirfähigkeit zu geben; die nach seinen Ideen ent-
worfene Manövririnstruction und die spätere Feldinstruction
waren lediglich für die dortigen Truppen bemessen. Alles,
was die österreichische Armee in späterer Zeit an Exercir-
vorschriften erhielt, gründet sich auf diese Ansichten und
Einführungen Radetzky's. Er wußte es durchzufechten,
daß die Truppenübungen für Italien auf den ganzen

Sommer ausgedehnt wurden. Der Erfolg krönte seine Bemühungen. Der Ruf der Manöver in Italien brach sich auch im Auslande Bahn und zog viele fremde Offiziere, theilweise von ihren Souveränen dazu abgesandt, herbei. Freilich hatte Radetzky dabei auch viele Kämpfe mit den Gegnern des Fortschritts zu bestehen; und nicht diese allein, selbst Männer, wie Graf Clam-Martinicz, erklärten sich zuweilen gegen ihn. Ein Brief von diesem wissenschaftlich und praktisch gebildeten Cavaleriegeneral, der ebenso geistreich als ruhig war, gibt davon den Beweis. Aus der Correspondenz des Verstorbenen lesen wir über denselben Gegenstand noch einen Brief Langenau's und einen von dem badenschen Generallieutenant von Tettenborn (dem bekannten russischen Parteigänger), damals Gesandter in Wien, der humoristisch schließt: „Die alten Faulpelze wollen nicht, daß man sie aus ihrem behaglichen Schlafe wecken soll." Wie richtig Radetzky schon damals die innern staatlichen Verhältnisse ansah, beweist Langenau's Bezugnahme auf eine seiner Mittheilungen: „Wie du ganz richtig bemerkst, stehen wir sämmtlich auf einem Vulkan, nur daß wir hier etwas mehr frieren müssen als du." Langenau war nämlich Commandirender in Galizien. Radetzky führte einen ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen ihm befreundeten hochgestellten Männern auch des Auslandes. So mit dem zurückgetretenen badenschen Minister Freiherr von Berstett, der früher auch in der k. k. Cavalerie gedient hatte. Der Verfasser gibt aus dessen vertraulichen Mittheilungen ein Schreiben aus Karlsruhe vom 12. August 1832, welches den Lesern wegen seiner Anschauung der damaligen politischen Zustände Süddeutschlands interessant sein wird.

Radetzky, die Bedürfnisse der Zeit mit hellem Blick erfassend, hatte schon 1831 die Befestigung von Verona angeregt, aber er konnte dafür nur ein Minimum erringen. Sein Rath wurde erbeten und gehört von allen italienischen Höfen; sein feiner Takt und seine Persönlichkeit erwarben ihm sogar die Hochachtung und das Vertrauen bei den Gegnern der Regierung. So gelang es ihm, trotz der unterwühlten Zustände auf der Halbinsel in dem ihm anvertrauten Theile des Kaiserstaats die Ruhe zu erhalten. Dabei stand ihm sein Generalstabschef, Oberst Heß, treulich zur Seite und Radetzky verlor in ihm, wie er zu sagen pflegte, seine rechte Hand, als Heß, zum General befördert, als Brigadier nach Mähren versetzt wurde. Erst die Ereignisse von 1848 führten beide wieder zusammen. Mit der Befestigung von Verona allein wollte sich der Commandirende nicht zufrieden geben, er dachte an eine vordere Linie von Mailand, Pavia, Piacenza, Lecco. Dann wäre 1848 der Gang der Ereignisse ein ganz anderer geworden. Die Idee, Mailand als das Herz der Lombardei mit Maximilianischen Thürmen zu umgeben, wurde von dem Erzherzoge, welcher denselben seinen Namen gegeben hat, lebhaft in einem Schreiben, das hier abgedruckt ist, besprochen; aber Radetzky drang nicht durch. Unterdessen starb Kaiser Franz und die Krönung seines Nachfolgers brachte dem greisen Helden die höchste militärische Würde; er wurde 1836 zum Feldmarschall ernannt. Den Verleihungen [illegible] Orden, die seine Brust schmückten, sind wir in unse[r] Besprechung nicht gefolgt; sie mehrten sich bis zum [T]ode des Feldherrn.

Der Verfasser setzt als bekannt voraus, was [d]en Aufstande von 1848 in Italien voranging, diesen begleitete und ihm folgte, und verweist vor allem auf das [W]erk von Schönhals. Er hebt dessen schwunghafte und [g]ereiche Schreibart hervor, meint aber doch, daß seine [D]arstellung nicht ohne einige Tropfen von Bitterkeit [u]nd Leidenschaftlichkeit sei. Er stelle das Subjective [v]or und habe einzelnes, weil ihm die Feldacten nicht zugänglich gewesen, übersehen oder außer Acht gelassen. Der Verfasser will daher die Lücken der „Erinnerungen" ausfüllen und der historischen Wahrheit gerecht werden. Wir heben nur wenig hervor, da es im Zusammenhange gelesen werden muß. Radetzky war 1847 bei der [z]ögernden Energie der Regierung in Mailand nahe daran, seine Stelle niederzulegen; nur die Treue zum Kaiser und seine Vaterlandsliebe hielten ihn davon ab. Dem Thronfolger aber erklärte er:

> Meine Mission ist es nicht, durch Nachgeben jene [R]uhe zu beschwören, die unausbleiblich aus einem solchen [N]achgeben hervorgehen müssen. Ich habe dem Kaiser, meinem [H]errn, Bekämpfung seiner Feinde, die Vertheidigung seiner [R]echte und seiner Rechte beschworen und werde diesem Schwure bis zum letzten Athemzuge treu bleiben. Ich werde das Blut [v]ergießen, das fließen muß, aber ich werde es vergießen. [D]er Nachwelt überlasse ich es, mich zu richten.

In diesen Worten liegt Radetzky's ganze Handlungsweise. Von Wien hatte er nichts mehr zu hoffen. Hardegg, sein edler Freund, der Hofkriegsrathspräsident, kämpfte vergeblich, ihm Verstärkungen zu schaffen. Als ihm die Finanzstelle das rund abschlug, kam es zu einem heftigen Auftritt, den der alte Soldat mit den Worten abbrach: „Unter solchen Verhältnissen [bleibt] mir nichts weiter, als mich hinzulegen und zu [sterben]." In der That wurde er noch an demselben Tage [krank] und starb eine Woche später, am 17. Februar. [Er] glücklich, die schmachvollen Märzereignisse nicht [mehr] sehen zu haben. Diese traten ein; Mailand mußte [aufgegeben], der Rückzug bis Verona fortgesetzt werden. [Aber] fand die Armee die Kraft, wiederum die Offensive zu ergreifen.

Radetzky's Entschluß, sich nicht hinter den Wällen von Verona angreifen zu lassen, sondern mit nur 16000 Mann dem dreifach stärkern Feinde entgegenzugehen, ist jedenfalls [eine] der großartigsten, welchen die Kriegsgeschichte kennt. Denn [wäre] er geschlagen, so ging vor allem sein Rückzug durch die [Reihen] die sich in demselben Augenblick erhoben haben würden, [kaum] schwerlich gelangte dann noch ein österreichischer Soldat [über] linke Etschufer. Es war aus mit Italien, ja das Heil der [ganzen] Monarchie stand auf dem Spiele.

Der Verfasser hält dafür, daß dies Vertrauen der Armee bisher noch nirgends in gebührendem Grade gewürdigt worden und nennt die Schlacht von Santa Lucia das Muster einer Defensivschlacht. Auch wir [teilen] Meinung, daß sie die Ueberlegenheit der Defensive [glän]zend dargethan hat; indessen sind wol von beiden

taktische Fehler vorgefallen, welche auf der kaiserlichen
ndings nicht dem Feldherrn zur Last fallen. Radetzky
te sich „seinen Heß" zum Generalquartiermeister erbe-
. Mit seinem Eintreffen traten die operativen Ange-
heiten in ein frisches Stadium, alles ging fortan wie aus
em Guß. Neben Heß und Schönhals nennt der
sser auch den Artilleriechef Stwrtnik wegen seiner
en Verdienste. Radetzky erkannte stets an, was ihm
Männer waren. Kaum eine Stunde nach dem Siege
Novara schrieb er an Frau von Heß: „Wir haben
Feind geschlagen. Und wenn der Ruhm des Tags
zugeschrieben wird, er (Heß) hat ihn, nur ihm ge-
t das ganze Verdienst." Als Glanzpunkte der bei-
Feldzüge werden bezeichnet: der kühne Flankenmarsch
Verona auf Mantua, fast auf Kanonenschußweite
den Feldwachen des Feindes, von Heß entworfen,
Name, wie der Verfasser sagt, nicht ein einziges mal
n „Erinnerungen" des Veteranen (Schönhals) genannt
die rasche und geheime Bewegung von Mantua gegen
za und die letzte von Mailand über Pavia und
na. Daß die erste ihr strategisches Object nicht er-
, lag an dem langsamen Vorschreiten d'Aspre's, in
Ursachen näher einzugehen der Verfasser sich nicht
n fühlt und zur Ehre dieses tapfern Generals gern
en will, daß sein leidender Zustand dazu beige-
t hat. Der Verfasser bemerkt:

Die ganze Bedeutung der Schlacht von Custozza wird erst
achwelt feststellen, wenn die Augen aller jener sich ge-
n haben, welche an diesem denkwürdigen Tage theilnahmen,
das Grab einst alle Ansprüche, alle Selbstsucht der ein-
decken wird. Denn manche Einzelheiten dieser Tage har-
ch ihrer Aufklärung.

nmitten dieser Siege blieb zu Wien der leitende Ge-
: Italien bis an die Etsch abzutreten! Die Inter-
ion: ob der Kriegsminister schon eine Armeevermin-
g vorbedacht habe? und der Befehl, noch vor der
ht von Custozza Waffenstillstand zu schließen, be-
t das Verständniß, welches dort herrschte. Zum
gehorchte Radetzky ebenso wenig als Fürst
ischgrätz, als dieser seine Kerntruppen aus Böhmen
n Isonzo in Marsch setzen sollte. Dann hätte der
die Empörung in Prag und Wien nicht nieder-
t können und die ganze Monarchie wäre bald davon
n worden, dann aber wäre Radetzky's Lage eine
edenkliche gewesen. Die Gerechtigkeit fordert, daß
das Verdienst des Fürsten Windischgrätz um den
seiner vollen Bedeutung nach gewürdigt werde.
m der Marschall nach der Schlacht von Novara,
laut verkündeten Absicht entgegen, den Frieden nicht
tin selbst schloß? Nichts hielt ihn auf, dorthin zu
„Die Antwort könnte uns Lord Abercromby am
len und noch weit besser Lord Palmerston selbst ge-
Mit patriotischer Wärme schildert der Verfasser
nerkennung, welche der Held für seine Thaten ge-
t, wie er von dem jungen Kaiser, den er selbst in
uertaufe geführt, das Goldene Vließ, vom Kaiser
ßland einen prachtvollen Marschallstab von Gold
mit Diamanten besetzt erhalten hat und zum Feldmar-
schall der russischen Armee ernannt worden ist, wie der
König von Preußen ihm den Schwarzen Adlerorden in
Brillanten und die erste Klasse des Rothen Adlerordens
mit Schwertern verliehen, andere Monarchen seine Brust
mit ihren höchsten Orden geschmückt haben, die Stadt
Wien ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilt und die ganze
Armee einen kunstreich gearbeiteten goldenen Marschallstab
verehrt hat. Sobald die italienischen Angelegenheiten et-
was wieder geordnet waren, eilte er nach Wien, um dem
Kaiser seine Huldigung selbst zu bringen. Sein Empfang
war überaus festlich, aber bald sehnte er sich wieder zurück
nach Italien unter seine Soldaten: dort war er heimischer
als in den Prunksälen der Residenz. Achtzehn Jahre
hatte er sozusagen in den Lagern zugebracht und konnte
sich mit keiner andern Lebensweise mehr befreunden. Nach-
dem er im October seine einzige noch lebende Tochter, die
Gräfin Wenkheim zu Pressburg, gesehen hatte, eilte er
nach Mailand zurück. Die neue Armeeeintheilung über-
trug ihm das Commando der zweiten Armee, zugleich
wurde er zum General-, Civil- und Militärgouverneur
des Lombardisch-venetianischen Königreichs mit dem Sitz
zu Verona, ernannt. An seinen Gewohnheiten änderte
er darum nichts. Die Truppenübungen kamen wieder in
Gang, wurden aber, was keineswegs an ihm lag, nicht
mehr in der frühern Ausdehnung betrieben. Im Som-
mer verlebte er einige Monate in dem kaiserlichen Lust-
schloß zu Monza, den Rest des Jahres verbrachte er mit
Bereisungen in seinem ausgedehnten Armeebezirk oder in
in seinem bequemen Gartenpalast zu Verona. Die Ver-
mählung des Kaisers 1854 führte ihn auf besondere Ein-
ladung zum letzten male nach Wien. Ende 1856 em-
pfing er zu Venedig seinen Herrn, der nach Italien kam,
um zu verzeihen. Radetzky hatte alles gethan, um das
möglich zu machen und die Amnestie mit seinem Einfluß
bevorwortet. Nun war seine hohe Mission erfüllt. Der ein-
undneunzigjährige Greis sehnte sich nach Ruhe. Er hatte
in einer Dienstzeit von 72 Jahren und 7 Monaten fünf
Kaisern treu gedient. Auf sein wiederholtes Ansuchen
enthob ihn unterm 28. Februar 1857 der Kaiser durch
ein huldvolles Handschreiben, das die dankbarste Aner-
kennung des Monarchen aussprach, seiner Stelle. In
jedem der kaiserlichen Schlösser sollte er fortan ein herz-
lich gern gesehener Gast sein, damit der Kaiser sich, so
oft er es bedürfe, seines erprobten Raths erfreuen könne.
Er beurlaubte sich von dem Kaiserpaar zu Verona am
6. März 1857. Kurz darauf, bei einem Besuche der
Gräfin Wallmoden, die er bis zur Thür begleitete, ohne
sich des Stocks, auf den er sich gewöhnlich stützte, zu
bedienen, that er einen schweren Fall, durch welchen er
sich den linken Oberschenkel brach. Auf seinem Kranken-
lager schmerzte es ihn besonders, nicht an der hundert-
jährigen Stiftungsfeier des Maria-Theresia-Ordens theil-
nehmen zu können: er, der älteste Ritter desselben. Bei seinem
hohen Alter war an eine vollkommene Genesung kaum
zu denken, doch konnte er Ende Juli nach Mailand über-
siedeln, wo er in der Villa reale den Rest seiner Tage

verleben wollte. In Mailand wohnte er noch am 10. December im Wagen einer Besichtigung des kurz zuvor eingerückten Ulanenregiments König Ferdinand bei. Noch am 15. December machte er eine gewöhnliche Spazierfahrt um den Castellplatz; am 20. aber befiel ihn ein leichtes Unwohlsein, wozu sich die Grippe und am 29. Fieberanfälle gesellten, sodaß er sein nahes Ende fühlte, dem er mit Ruhe entgegensah. Am 2. Januar 1858 erhielt er die letzte Oelung und verschied am 3. sanft im Beisein seines herbeigeeilten Sohnes.

Ein Armeebefehl des Kaisers ehrte sein Andenken. Die entseelte Hülle wurde einbalsamirt und, wie bekannt, nach Wien geführt, wo ein großartiges Leichenbegängniß, zu welchem von den meisten deutschen Heeren Deputationen herbeieilten, gefeiert wurde, ehe der Sarg, wie der Marschall schon 1855 in seinem eigenhändig geschriebenen Testamente angeordnet hatte, an der Seite seines Waffenbruders, des Feldmarschalls Max Wimpffen, in Wetzdorf beigesetzt ward. Hier hatte ein vertrauter Freund des Verewigten, Ritter Joseph von Pargfrieder, schon seit 1849 in seinem Park ein Heldenpantheon mit Standbildern und Büsten von Regenten, Feldherrn und Kriegern Oesterreichs errichtet, in deren Mitte ein Mausoleum nun die sterblichen Ueberreste von Wimpffen und Radetzky birgt. Der Besitzer wird sich ihnen einst im Tode gesellen. Am 19. Januar fand die feierliche Beisetzung im Beisein des Kaisers statt. Der Monarch wünschte das Grab des Marschalls sein eigen zu nennen, es wurde mit dem Besitzer über den Ankauf unterhandelt. Dieser trug es jedoch als Geschenk an, welches huldreich angenommen wurde. Eine Invalidenabtheilung wird fortan das Heldengrab bewachen. Die beiden Marschallstäbe, welche der Kaiser von den Erben erworben, sind als ewiges Andenken in der kaiserlichen Schatzkammer niedergelegt worden.

Am Schlusse des Werks gibt der Verfasser noch eine kurze Schilderung der ganzen Persönlichkeit Radetzky's, seiner Lebensweise und Gewohnheiten, welche das Bild des Helden den Lesern lebendig vor Augen führt. Er faßt in einer Charakteristik noch zusammen, was sich in seinem Leben bekundet hat: daß Radetzky immer nur das große Ganze, den Staat, im Auge gehabt, als echter Feldherr treu dem Grundsatze, daß die höhere Politik von der Feldherrnkunst unzertrennlich ist, worin er vielleicht nur mit Eugen von Savoyen zu vergleichen. Sein Grundprincip war der Fortschritt, wobei er stets großmüthig seine eigene Person in den Hintergrund stellte. „Gerade dies großartige kluge Abwägen, diese über allen Neid erhabene Selbstverleugnung, diese Höhe des Gemüths, diese beständige geistige Beweglichkeit noch in so hohem Alter und dieser ewige Drang, diese Sehnsucht nach dem Besten machte ihn so groß!"

Möge der Verfasser als Beweis, wie sehr wir im Auslande die allgemeine Verehrung des Helden theilen, unsern wärmsten Dank für seine inhaltreiche Biographie in Empfang nehmen!

Die zweite Schrift: „Kurzer Lebensabriß des österreichischen Feldmarschalls Joseph Grafen von Rade entspricht seinem Zweck vollständig. Sie schildert i drängten Umrissen die Laufbahn des Feldmarschalls sie authentisch vorliegt. Wir entnehmen daraus n nige Notizen. Als Bonaparte 1796 in Mailan zog, mußte die Stadt eine bedeutende Contributio len; diese verschwand binnen 24 Stunden in den der Soldaten und habsüchtigen Armeebeamten u Stadt war genöthigt, die Summe binnen 24 noch einmal zu erlegen. Der Verfasser theilt di bürgte Factum mit, um zu zeigen, wie viel bar meist in Gold, die Mailänder damals in ihren aufbewahrt hatten. Von dem ehelichen Verhältni dezky's erfahren wir hier, daß es durch manch stände später getrübt war, bis es einer erlauch mittlerin gelang, eine Wiedervereinigung zu S bringen. Der Thätigkeit des Verstorbenen als Generalstabes seit 1809 wird eine eingehendere Be zu Theil; aus den Materialien, die er samm schöpfte Stutterheim, und bearbeiteten Welden u hals ihre Feldzüge von 1805 und 1809 für Kriegsarchiv, dessen Director der eigentliche Begrü „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift", General Parientos, war. Die Kriege von 1813—15 sind berührt, mehr dagegen das Wirken Radetzky's i vor 1848. Wir glauben nicht zu irren, wenn „Kurzen Lebensabriß" als einen Auszug aus dem Werke bezeichnen, da er fast ganz denselben Besprechung nimmt und sich zuweilen derselbe bedient. Wir halten das aber für keinen Vor der Kern des größern Werks dadurch auch den ten wird, die es sich des höhern Preises wegen schaffen können.

Der Verfasser des Charakterbildes „Vater R Julius Ebersberg, hat sich bereits durch schrift Leistungen vortheilhaft bekannt gemacht. Er bietet er sagt, als bescheidenes Denkmal der Verehrung für ewigten Feldmarschall einen biographischen Versuch daß jüngere Kameraden, dann Cadetten und J welche den Soldatenstand zu ihrem Lebensberuf diese sich von aller militärischen Kritik fern halt trachtung eines an Mühen und Gehalt so rei ernsten Lebens vielleicht nicht ohne Nutzen zur H men werden. Wir sind vollkommen dieser Ue und empfehlen die Schrift als Lesebuch in Militä auch andern deutschen Truppen, ebenso für Schulen, des Kaiserstaats, weil es nicht allein geeignet i landsliebe und Streben zur Nacheiferung eines Vorbildes nach Kräften zu wecken, sondern a es gut und warm geschrieben ist, ohne welch zug es junge Gemüther nicht für sich gewinnen Auch alte Soldaten können sich daran erfreuen Buch hat, wie schon oben gesagt, einen ganz Zweck, als die beiden vorher besprochenen, kann sehr wohl neben diesen bestehen und wird hoffentl

große Verbreitung finden, als wir ihm wünschen. Die-
igen Leser, für welche es vorzugsweise geschrieben ist,
ürfen das größere biographische Werk ohnehin noch nicht
würdigen verstehen. Das Charakterbild, da es sich
militärischer Kritik fern hält, findet mehr Raum zu
childerungen, welche mit ihren lebendigen Farben den
ndruck sichern. Der Verfasser hat alles, was über
adetzky erschienen ist, benutzt und gesichtet, wir erfahren
urch noch viele Einzelheiten, nicht gerade wichtig ge-
g, um in den beiden vorigen Werken eine Stelle zu
den, hier aber doch von Interesse. Auch die historische
rlage der Biographie, die Erzählung der Kriegs-
benheiten, da ihre Kenntniß hier bei den Lesern nicht
ausgesetzt werden konnte, ist mit Recht in größerer
wickelung angelegt. Ueberall, wo sich dazu Anlaß findet,
die ausgezeichneten Männer der Zeit in treffenden Cha-
rzügen geschildert. So gleich anfangs Lacy, welcher
jungen Radetzky wohl ein Ideal sein konnte, das
reichen er sich zum Ziele setzte. Die eingeflochtenen
erstellen und Citate sind wol nach Schneidawind;
können uns zwar mit dieser Manier nicht einver-
den erklären, da sie oft, wie z. B. von dem „biedern
", etwas gewaltsam herbeigezogen sind, indessen mö-
sie bei den Lesern, welche der Verfasser vorzüglich im
hat, ihre Wirkung nicht verfehlen. Eine besondere
falt ist, wie natürlich, den letzten glorreichen Feld-
n Radetzky's gewidmet, deren Ereignisse mit patrio-
m Hochgefühl in allen für den Feldherrn, wie seine
rführer und Truppentheile ehrenvollen Einzelheiten
ildert werden. Wir sehen in der Schlacht von Santa-
a den jugendlichen Erzherzog Franz Joseph, welchen
als noch eine lange Reihe von Jahren vom Throne
rennen schien, im dichtesten Kugelregen, den Erzherzog
cht mehr als einmal vom Kanonenfeuer buchstäblich
Erdschollen und Zweigen bedeckt; wir lesen mit Be-
derung, wie Oberst Pottornay mit altrömischer Krie-
äfte dem Feldmarschallieutenant d'Aspre naht: „Ich
e Euer Excellenz ganz gehorsamst, daß ich den rechten
verloren habe und mich aus dem Gefecht zurück-
n muß."

Die Charakteristik der edeln Persönlichkeit Radetzky's,
welcher der Verfasser auch seine eigenen Erinnerun-
benutzt hat, ist noch mehr in detaillirten Zügen
earbeitet, als die des größern Werks, und sehr
rechend. Auch der Schnurrbart ist nicht vergessen,
er sich, von seiner Umgebung scherzweise bedrängt,
ge seines Versprechens, daß er ihn nach einem
e wolle wachsen lassen, nach der Schlacht von No-
zulegte. Bezeichnend ist es für ihn, daß er diesen
, sobald er 1857 in den Ruhestand getreten war
sich zu Verona von dem Kaiserpaar verabschiedet
, wieder abschneiden ließ. Die Auszeichnungen, welche
Feldherrn von allen Seiten wurden, sind ausführ-
argestellt; auch der Radetzky-Stiftungen und Radetzky-
eine, die sich an mehreren Orten bildeten, ist gedacht,
r ihnen hat uns besonders die Geschichte und Wirk-
samkeit des tirol-vorarlberger interessirt. Von der letz-
ten Ruhestätte des Helden lesen wir eine genaue Schilde-
rung, welcher ein Stahlstich: „Der Heldenberg in Wetz-
dorf", beigefügt ist. Eine kurze Skizze desselben mag
vielleicht unsern Lesern willkommen sein. Den Eingang
in den Park hüten zwei in Metall gegossene Grenadiere
in Lebensgröße; dann gelangt man an einen 80 Fuß
hohen, mit dem Standbilde des Genius des Todes ge-
krönten Obelisk, der das Mausoleum in sich schließt und
tritt nun auf einen großen ebenen Raum, dessen Fläche
durch zwei Gruppen von Bildwerken, die Helden des ita-
lienischen und ungarischen Feldzugs in Erz darstellend, in
guter Anordnung geziert und von einem schönen Gebäude
in dorischem Stil, dem Obelisk gegenüber, als Hinter-
grund geschlossen ist. Dies ist das Invalidenhaus, wo
künftig ein Offizier und zwölf Invaliden als Wächter
des Heldenbergs wohnen werden. Auf der Stiege, welche
in die Säulenhalle des Gebäudes führt, stehen unten
vier geharnischte Ritter in Metall, oben die Büsten von
Daun, Prinz Eugen, Erzherzog Karl und Loudon;
sechs Nischen in dem Säulengange enthalten die Stand-
bilder berühmt gewordener Vertheidiger fester Plätze in
den Jahren 1848 und 1849. Zu beiden Seiten des
Invalidenhauses sind lange Balustraden angebaut, welche
die Büsten von 18 Feldmarschällen zeigen. In der Mitte
der Gruppen des Vorplatzes erhebt sich eine Statue der
Klio; seitwärts der Gruppe des italienischen Kriegs er-
blickt man Latour und Lamberg; die Gruppe selbst enthält
30 Bildwerke, unter denen sechs in Lebensgröße (Radetzky,
Erzherzog Albrecht, d'Aspre, Heß, Welden, Thurn), die
übrigen als Büsten, in ihrer Mitte auf 48 Fuß hoher
Säule steht eine Victoria. Um eine ganz gleiche Säule
gruppiren sich in gleicher Zahl die Helden des ungarischen
Kriegs, von denen wiederum sechs (Windischgrätz, Paske-
witsch, Schlick, Jellachich, Haynau, Csorich) lebensgroß dar-
gestellt sind. Rechts davon hüten die beiden Garde-
kapitäne Prinz Hohenlohe und Wimpffen den anstoßenden
Kaisergarten, in welchem die Büsten von 23 Regenten
aus dem Hause Habsburg stehen mit dem jetzigen Kaiser
in Lebensgröße, links davon O'Donnell und der wiener
Bürger Ritter von Ettenreich; in zwei Seitengängen sieht
man 44 ausgezeichnete Feldherren, von Georg Frundsberg
bis Radasdy. Der Obelisk enthält, wie gesagt, das
Mausoleum Radetzky's. Und diese ganze Schöpfung hat
der Besitzer seinem Kaiser zum Geschenk dargebracht.
Ehre seinem Namen! Deinhardstein's treffliche Verse:
„Das ist Radetzky's Lebensbild", welche auch das größere
Werk zum Motto genommen, sind der Schrift von Ebers-
berg voran- und nachgedruckt. Möge sich dieselbe recht
viele Freunde erwerben!

Karl Gustav von Berneck.

Reisen in Amerika.

1. Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1857—58. Gr. 8. 5 Thlr.
2. Reise Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien. Nach dem Tagebuche Sr. königlichen Hoheit mit höchster Genehmigung auszüglich bearbeitet und herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Hasselberg. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

Die jüngsten Ereignisse in der Neuen Welt machen das interessante Werk Fröbel's doppelt wichtig und anziehend. In einer Zeit, wo in den Vereinigten Staaten der blühende Zustand der Staatsfinanzen so rasch zu Grunde gegangen, wo zahlreiche Rückwanderungen nach Europa stattfinden, wo die Vereinigten Staaten zu einem ersten Religionskrieg (gegen die Mormonen) gezwungen worden sind, und die Sklavereifrage immer drohender auftritt, muß ein Werk wohlthätig wirken, dessen vielfach gebildeter, in der Schule des Lebens gereifter Verfasser den Punkt festzuhalten vermag, „der sich brüten läßt und künftige Gestaltung verspricht". Von 1849—55 hat Fröbel den Erdtheil vom 42° bis 10° nördl. Br. in den verschiedensten Lebensstellungen bereist und bewohnt: als Industrieller, Journalist, Handelsmann, wissenschaftlicher Reisender; er kennt nicht nur die Staaten der Union von Californien bis Neuyork, Sklavenstaaten und freie, sondern auch die mexicanischen und die centralamerikanischen Republiken. Und diese bilden den rechten Hintergrund zu den Zuständen der großen Union und zeigen die Fülle von Lebenskraft, mit welcher aus jeder Krisis die nördlichen Staaten gestärkt hervorgehen, während die gemüthliche Anarchie, die Pfaffen- und Säbelherrschaft der spanischen Staaten längst alle Lebenskeime ausgerottet haben.

Die Vorrede des ersten Bandes ist aus Neuyork vom 4. November 1856, die des zweiten ein Jahr später aus Frankfurt datirt, aber nur der Schluß des zweiten Bandes ist in Deutschland geschrieben; begonnen ist derselbe zu Neuyork, fortgeführt zu Neuorleans, Balize, Omoa und am Bodensee. Das Werk zerfällt in fünf Bücher, deren drei erste im ersten, deren zwei letzte im zweiten Bande enthalten sind; ursprünglich war die Arbeit auf sechs Bücher angelegt, deren sechstes jedoch zu einer besondern Schrift: „Amerika, Europa und die politische Zukunft", angewachsen ist. Die Zeitungen haben besonders in den ersten Jahren nach dem Niedergang der deutschen Bewegung Nachrichten von den Schicksalen namhafter Mitglieder der Paulskirche gegeben. Es ist daraus bekannt, daß Fröbel in Neuyork als Seifensieder begann, schon im Mai 1850 aber in der Lage war, etwas Neues zu versuchen. Was lag näher, als Farmer zu werden? Fröbel reiste nach Virginien, mit dem halben Vorsatz, dort sich anzukaufen. Den Weg dahin nahm er über Philadelphia, Baltimore und Washington. In der Bundesstadt verweilte er längere Zeit und machte die Bekanntschaft seltsamer Originale, deren Systeme in religiöser, socialistischer und politischer Hinsicht, deren Aberglaube in Beziehung auf Klopfgeister und Medien alles überbieten, was Europa in diesem Fache an Unsinn aufzuweisen hat. „Die überraschenden Narrheiten", sagt Fröbel, „welche wir auf dem Gebiete der amerikanischen Sittenreform zu bewundern haben, sind dem Mangel jeder philosophischen Vorbildung zuzuschreiben. Da sollen vom siebenten bis achten Jahre an, nach den Vorlesungen eines Herrn Josua Warren, staatswirthschaftliche Grundbegriffe in die Erziehung eingeführt werden, d. h. von dem genannten Alter an sollen Kinder sechs Stunden arbeiten, um bei den Aeltern ihren Unterhalt abzuverdienen. Sollten die Aeltern in einer ihrer freien Stunden ihre Dienste wünschen, so hätten dieselben darüber einen Contract mit der Tochter zu machen, wie mit einem fremden Menschen und der dafür empfangene Lohn sollte dann zu ihrer vollkommen freien Verfügung stehen. Wollte die Tochter den Rath der Aeltern, so würden diese ihn gern geben, doch ungebeten würden diese keinen ertheilen." Diese [illegible] uns das allgemeinere Interesse zu gewähren, [illegible] saner es als undenkbar betrachtet, daß jemand [illegible] dem Mitleid ihrer Kinder ihren Unterhalt zu [illegible]

Ferner führt Fröbel aus diesem Gebiet außer [illegible] das Buch, welches die Religionslehre der Mormonen sei dasselbe, womit der Engel in der Apokalypse gen sei noch Folgendes an: ein unzufriedener [illegible] die patriarchalische Verfassung des Himmlischen [illegible] stes politisches Ideal auf und begünstigt die [illegible] dem Stillen Meere, weil sie die alten Staaten reiche näher bringt; andere wollen der Klopfgeister als einer nichts kostenden Bewegungskraft und noch andere die menschliche Natur durch [illegible] kost, durch Vermeidung von Fleisch, Gewürzen, tränken und Taback verändern. Das Ergebniß der zweiten Reise nach Virginien ist die ausführliche der Sklavenfrage in socialer und ethnographischer und culturgeschichtlicher Hinsicht, welche S. [illegible] ersten Bandes einnimmt und das besonnene [illegible] mannichfachen Kenntnisse des Verfassers bekundet. amerikanische Journalistenlaufbahn ist er mit den [illegible] sen Parteistellungen in dieser Hinsicht bekannt; [illegible] ohne Rücksicht auf das Bestehende die Absicht Schlage, während die Ultras der andern Seite [illegible] Menschennatur absprechen. Wir wollen nicht [illegible] zelner Stellen den Lesern die Lust benehmen, [illegible] lehrreichen Abschnitt sorgfältig zu studiren.

Im Sommer 1850 (I, 191 steht irrthümlich [illegible] Fröbel's Aufmerksamkeit auf Mittelamerika gelenkt eines Schiffahrtskanals mit Benutzung des See[illegible] erregte damals in den Vereinigten Staaten große hatte sich eine Gesellschaft zu dessen Ausführung die nöthigen Vermessungen sollten vorgenommen Verfasser hatte die Bekanntschaft des Geschäftsamerikanischen Union bei den Republiken [illegible] Squier, gemacht und von diesem den Wunsch [illegible] sten Männer jener Republiken vernommen, [illegible] forscher das Land besuchen und zumal seine [illegible] thümer erforschen möge. Am 24. September [illegible] mit seinem zwölfjährigen Sohne in Neuyork [illegible] wo sie am 7. November landeten. Am 18. [illegible] Fröbel S.-Juan del Norte (Greytown), wo [illegible] überfiel, das er sich in den Sümpfen von Chagres [illegible] woran er monatelang litt. Dennoch, nachdem [illegible] alter Franzose, politischer Flüchtling aus der [illegible] und nachheriger General und Landbesitzer in [illegible] große Flasche voll Arznei gebraut, setzte er die [illegible] Innern am 23. November fort. In Granada nahm gern Aufenthalt und machte Ausflüge, um die Art der Umgebung zu erforschen. Indeß überzeugte [illegible] nach Leon, daß er von der Regierung der [illegible] seinen Absichten entsprechende Anstellung erhalten entschloß sich deshalb, mit dem Oberingenieur nahme sich in Verbindung zu setzen und machte Ausflug nach der Insel Ometepec, mit deren [illegible] suchung er bis zum 18. Februar 1851 sich [illegible] es mittlerweile bekannt geworden, daß die [illegible] standekommen des Kanals sich getrübt hatten. [illegible] S.-Juan del Sur nach Granada zurück, wo [illegible] ankam. Von da aus trat er am 21. Mai [illegible] Provinz Chontales und dem Mosquitolande an, [illegible] 28. August zurückkehrte. Am 2. September [illegible] nada über den See und den S.-Juanfluß [illegible] wo er sich am 12. September nach Neuyork [illegible] diese magere Uebersicht zeigt schon, wie man [illegible] über so wenig bekannte Länder diese Reise [illegible] zelheiten einzugehen leider der Raum nicht [illegible]

Das dritte Buch beginnt mit Fröbel's [illegible]

ptember und mit dem Anfang seiner publicistischen
in der dort neu gegründeten „Allgemeinen Zeitung",
usführliche Erörterungen über die politischen und socia-
der Vereinigten Staaten reihen. Da diese zu einem
ht geeignet sind, so wollen wir, ehe wir uns zur Be-
es zweiten Bandes wenden, dem Leser eine Probe der
n Schreibart mittheilen, in deren Handhabung Fröbel

Er erzählt uns folgendermaßen die Geschichte der
d dem ehemaligen preußischen Rechtsanwalt Streber
errichteten Cigarrenfabrik: „Dieses Etablissement,
auf berechnet war, in Nicaragua eine neue industrielle
röffnen, bestand aus zwei Besitzern und einem Arbei-
nn nicht leugnen, daß der Versuch der Ausbeutung
urch das Kapital hier auf das Aeußerste getrieben
wei Kapitalisten wollten sich hier durch den Schweiß
n Arbeiters bereichern. Diese beiden Uebelthäter
Streber und ich. Keiner von uns — wir kamen
ich frisch aus der socialen Bewegung Europas —
uth, das Odium des Bourgeoisthums allein auf sich
Aber der Mensch verschlechtert sich mit der Gesell-
tander legten wir diese Scheu ab.
hossen ein Kapital von 20 Thlr. zusammen, kauften
und setzten einen eben angekommenen bremer Cigar-
die Arbeit, dessen Thätigkeit uns bei wöchentlichem
s Betriebsfonds unerhörte Procente brachte. Unsere
einen so reißenden Absatz an die durchziehenden
daß wir augenblicklich einige Dutzend Arbeiter hät-
n können, und wir dachten daran die nöthige An-
ner Mädchen von unserm Bremer in der Kunst
a lassen, als unsere glänzenden Geschäfte und noch
kwartungen ein plötzliches Ende nahmen. Unser
her Arbeiter hatte allerdings, der Noth des Augen-
nd, sich dazu verstanden uns durch seine Thätig-
ern. Kaum aber hatte er an unserer wohlbesetzten
gesunkenen moralischen Muth und das Gefühl sei-
s Proletarier neu belebt, als ihm das Gefühl seiner
den Stellung ganz zum Bewußtsein kam. Fünf Tage
egte er in der Regel seinen Unwillen darüber be-
nen, am sechsten aber brachte derselbe einen vom
ste begleiteten fieberhaften Zustand hervor. Im
erschlug der Mann unsere Stühle und Tische, und
seine Indignation an einigen vorübergehenden
eß, ergriff ihn die nicaraguensische Polizei, welche,
i jedes Landes, für das Kapital und gegen die
nimmt, und warf ihn in den Kerker. So endigte
en, welches in der That niemals Erfolg ver-

e Band beginnt mit dem Frühjahr 1852. Der
seine Betheiligung an der neuyorker „Allgemeinen
egeben und den Antrag eines deutsch-jüdischen
daselbst angenommen, eine Handelskaravane nach
rich: Tschiwawa) zu begleiten. Die von India-
en Wildnisse im Innern des amerikanischen Fest-
) heute so unsicher und unwirthbar, daß ihre Be-
Gesellschaft thunlich ist. Die erwähnte Karavane
–20 äußerst stark gebauten Wagen, deren jeder
jieren bespannt wird, der nöthigen Anzahl Thiere
ind dem erforderlichen Personal von Fuhrleuten,
n u. dgl. bestehen. Zum Sammelort war In-
Missouri bestimmt, wo die Sta.-Fé-Straße
in 840 englische Meilen langer Erstreckung
ührt. Auf dieser Straße hat der Staat Chi-
r unter allen mexicanischen Staaten am wei-
n Seehafen entfernt liegt, eine Zeit lang den
einer Einfuhr aus dem Innern der Vereinigten
n, obgleich die Entfernung etwa sechsmal so
zum nächsten Seehafen. Dieser Unterschied
Dampfschifflinien und Eisenbahnen der Ver-
1, durch den Unternehmungsgeist der Angel-

sachsen und den Vorzug der ebenen Grassteppe vor den mexicanischen Gebirgen ausgeglichen. In den letzten Jahren haben diese Handelsverhältnisse allerdings eine Veränderung erlitten. Seit der fortschreitenden Ansiedelung von Westteras haben die Nordamerikaner angefangen, die viel kürzere Straße über Texas dem Handelsweg über Missouri vorzuziehen und die mexicanische Regierung unter Santa-Ana hat durch eine Differentialzollgesetzgebung die Einfuhr zur See vor der zu Lande bevorzugt.

In Begleitung des zweiten Inhabers der Firma H. Mayer verließ Fröbel am 16. Juni Neuyork; die Reise ging zunächst nach Dunkirk am Eriesee, dann zu Dampfboot nach Cleveland (Ohio), hierauf mit der Eisenbahn nach Cincinnati, wo Mayer im Vorübergehen sich verheirathete, Louisville, St.-Louis nach Independence, wo sie am 5. Juli anlangten. Erst am 17. August war die Ladung vollständig und die Karavane setzte sich in Bewegung. Mittelalterliche Scenen erneuern sich in dem Amerika des 19. Jahrhunderts; die Frachtfuhrleute sind mit Doppelbüchsen und sechsläufigen Revolvers bewaffnet und bilden nachts und bei Gefahr sich eine Burg aus ihren Wagen; an die Stelle der adelichen Wegelagerer treten die Comanches, welche in berittenen Scharen die Burg umkreisen, und wenn sie die Nuß zu hart für ihre Zähne finden, für ein Geschenk an Tabak nach langen Unterhandlungen freien Paß und freies Geleit zusichern. Bei solchen Gelegenheiten legen, in vollständiger Umkehrung des europäischen Paßwesens, die Häuptlinge zur Erhärtung ihrer Zuverlässigkeit die Zeugnisse vor, welche der Regierungscommissar der Vereinigten Staaten oder ein Postencommandant ihnen ausgestellt. Der Inhalt lautet aber etwas weniger harmlos als der unserer Pässe. „Inhaber dieses ist der «Rothe Aermel», ein berühmter Häuptling, welcher in Freundschaft mit den Weißen lebt. Reisende werden wohl thun, ihm Achtung und Wohlwollen zu erweisen, indessen dabei immer auf ihrer Hut zu sein." Und darunter die Visa durchreisender Handelsleute: „Der Rothe Aermel hat mit seinen Begleitern unser Lager besucht und sich dabei anständig betragen", sowie weiter: „Traut dem Kerl nicht, es ist ein verdammter Indianer." Eine so vortreffliche Legitimation wird nun mit stummer stolzer Würde vorgelegt, und man thut wohl, seine Gesichtezüge zu beherrschen und den Humor der Sache nicht zu verrathen. Gefangene mexicanische Frauen und Kinder sind im Gefolge dieser gefährlichen Räuber. So wird uns an der Hand des kundigen Begleiters auf der langen Fahrt durch die scheinbar einförmige Gegend keinen Augenblick die Zeit lang. Bis wir nur die tägliche Lebensweise der Karavane, die Charakteristik der Treiber und Fuhrleute aus verschiedenen Nationen kennen gelernt, bis wir die Eigenthümlichkeiten der Zugthiere erfahren, mit den geologischen Verhältnissen der Gegend, ihren Pflanzen und jagdbaren Thieren uns vertraut gemacht, den Verfasser auf seiner zweistündlichen nächtlichen Wacht am Corral belauscht haben, wo ihm in der Stille der Nacht das deutsche Herz aufgeht und er bis zur Ablösung alle deutschen Lieder singt, von „Guter Mond" bis zu „Schleswig-Holstein stammverwandt", wenn auch seine Stimme die Prairiewölfe weckt und ihr Geheul hervorruft, sind wir schon am 10. September an dem Militärposten Fort Atkinson, wo mit einem Zauberschlag alle Erfordernisse der höchsten Civilisation in wohlversehenen Magazinen zu haben sind, und bald auch am 3. November am mexicanischen Grenzort Paso del Norte angelangt, wo nach sechstägigen Verhandlungen der von der Karavane zu zahlende Zollbetrag fixirt wurde. Es mag einen Begriff von dem Umfang der hier betriebenen Geschäfte geben, wenn wir lesen, daß auch nach Abschluß der Verhandlungen der Zoll immer noch 10000 spanische Thaler betrug. Am 23. November erreichte man die 4640' hoch gelegene Stadt Chihuahua (zu deutsch: Freudenstadt), welche mit wenigen Unterbrechungen bis zum Mai Fröbel's Aufenthalt bildete. In der genannten Stadt sind von 1703—1833 die Silbererze der nahegelegenen Bergwerke von S.-Eulalia verhüttet worden; seit jener Unterbrechung aber ist die Einwohnerzahl von 76000 auf 12000 gesunken.

Das vierte Buch berichtet ferner über Ausflüge in verschiedene Theile des Staats mit einem Kaufmann, Don Guillermo, und über die Zustände unter der gesetz- und sittenlosen Mischlings- und Grenzbevölkerung, die bunt genug, aber nicht erfreulich sind. Räuberhauptleute sind Respectspersonen und die Zahlungsfähigkeit eines Kaufmanns hängt von seinem Glück im Hazardspiel ab. „Wird Don N. N. mich wol bezahlen?" fragt man dort einen Geschäftsfreund im Vertrauen. „Ja, ich glaube er wird: er hat gestern 5000 Pesos gewonnen", ist vielleicht die Antwort. Die Minen von Jesus Maria sind weit reicher als die von S.-Eulalia, während diese nur drei Unzen auf die Carga (= 300 Pfund) enthalten, wechseln jene von 24—200 Unzen auf die Carga, sodaß eine Maulthierladung von den reichsten Erzen 400 Pesos werth ist. Kapitalisten, welche den Bergleuten Geld vorschießen, unter der Bedingung monatlicher Rückzahlung in rohem Silber, 16% unter dem Preise, welchen die Münze von Chihuahua bezahlt, haben ihr Kapital im Laufe eines Jahres schon verdoppelt.

Im weitern Verlaufe tritt Fröbel in einer neuen Stellung auf, und zwar als Aufseher der zehn Frachtwagen, welche mit 110 Maulthieren bespannt und mit dem nöthigen Personal das Haus Mayer an den mexicanischen General Don Angel Trias vermiethet hatte, der um einer Grenzstreitigkeit willen mit geringer Truppenmacht eine Demonstration gegen die Vereinigten Staaten unternahm und in 17 Tagen vom 7. bis 24. April durch die wasserlose Steppe den Weg von Chihuahua nach El Paso del Norte zurücklegte. Wir wollen nur eine Scene aus diesem Marsch mittheilen: „Da wir zu Carrizal vernahmen, daß weder an den Charcas del Grado, noch am Cantarezio Wasser zu finden sei, so mußten wir uns auf einen forcirten Marsch von bedenklicher Ausdehnung vorbereiten. Um dazu Kräfte zu sammeln, rasteten wir einen vollen Tag am Ojo (eigentlich Auge, hier Brunnen) de Lucero. Am Abend bei einbrechender Dunkelheit trat die Brigade ihren Marsch an, den sie mit kurzen Unterbrechungen 24 Stunden lang fortsetzte, bis sie am folgenden Abend bei Dunkelheit zu Guadalupe am Rio Grande ankam. Stundenlang habe ich auf diesem merkwürdigen Marsche die Infanterie sammt Weibern und Kindern mit der Reiterei, Geschütz und Troßwagen sich im Trabe bewegen sehen. An den beiden Punkten, wo kurze Zeit geruht wurde, war es allerdings traurig, die Erschöpften langsam und mühselig nachkommen zu sehen. Aber zurückbleiben war hier soviel wie der Tod durch Hunger und Durst, wenn nicht durch die Mordgier der Indianer, die wie Wölfe unserm Zuge folgten. Die Brigade legte in diesen 24 Stunden 28 Leguas oder 84 englische Meilen zurück! Fünf oder sechs Meilen weit von Guadalupe wurden uns mehrere Fässer voll Trinkwasser entgegengefahren."

Am 30. April waren Fröbel's Geschäfte vollendet und er kehrte unter Bedeckung nach Chihuahua zurück, wo ihm bald der Auftrag ward, einige Waarenladungen Silber mit Don Guillermo über Texas nach Neuyork zu begleiten. Der Handel der Binnenländer des nördlichen Mexico ist nämlich noch in einem so unbeholfenen Zustande, daß Remessen für eingeführte Waaren fast nur in baarem Gelde gemacht werden.

Das Geld wurde zu je 3000 Dollars in nasse Rindshäute genäht, an welchen später die Mäuse einen für die Sicherheit des Transports bedenklichen Geschmack fanden, und füllte zwei Wagen; die übrigen fünf führten Lebensmittel.

Am 12. Mai wurde aufgebrochen, zuerst nördlich nach Presidio del Norte, dann westlich theils am Rio del Norte hin, theils auf der alten spanischen Militärstraße nach S.-Antonio de Bejar in Texas. Ueber Indianola, Neuorleans und St.-Louis langte Fröbel nach einer Abwesenheit von 13 Monaten in Neuyork wieder an. Wir heben aus der Schilderung dieser wenig bekannten Gegenden eine Scenerie am Devils-River (Teufelsfluß) hervor: „Das Thal dieses Flusses zeigt die Reize einer Wildniß von wahrhaft classischer Schönheit. Von prachtvollen Bäumen eingefaßt, durch deren dichte Laubmassen sich Weinreben schlingen und über deren Wipfel sich die Felsen der Thalwände erheben, geht der Fluß als ein breiter Krystallstrom über [illegible] lichweiße Kalksteinplatten von vollkommener Glätte und [illegible] zontaler Lage. Das Flußbett ist einzig in seiner Art und [illegible] Klarheit des Wassers so groß, daß man jede Fuge und Spa[illegible] in diesem Marmorsture sehen kann, aus welchen hohes Sch[illegible] herauswächst. So sind die Contraste der Landschaft an di[illegible] Stelle ungewöhnlich und die Harmonie, zu der sie sich ver[illegible] gen, ist ebenso selten. Wuchernde Vegetation im Thale und za[illegible] Felsenzinnen dahinter, majestätische Bäume, die ihre Schat[illegible] auf eine blendende Wasserfläche werfen, Schilfinseln im le[illegible] digen Strome auf plattem Felsengrunde: schwerlich möchte[illegible] solche Züge oftmals zu Einem Bilde vereinigt finden."

Aus dieser Wildniß wird unser Verfasser in S.-Anto[illegible] wo er am 4. Juli das Unabhängigkeitsfest mitfeiert, nun[illegible] einen deutschen Kreis versetzt und hat zugleich Gelegenhe[illegible] die texanische Rechtspflege seine Betrachtungen anzustellen. [illegible] Irländer, deren einer Fröbel's Freund in seiner Wohnu[illegible] einem sechsschüssigen Revolver anfiel, um einen politischen Mo[illegible] begehen, und dessen sie sich mit großer Mühe erwehrten, wä[illegible] der andere im Hofe Wache stand, wurden ergriffen und ge[illegible] gesetzt. Fröbel hielt sich noch zwei Monate in S.-An[illegible] auf, ohne in dieser Sache als Zeuge verhört zu werden [illegible] vernahm später, daß die Mordgesellen ohne Strafe [illegible] wurden!

Das fünfte Buch enthält die Reise des Verfas[illegible] Texas und durch die Gila- und Coloradogegenden nac[illegible] Francisco, den Aufenthalt daselbst und die Rückkehr nach [illegible] Am 10. October verließ Fröbel Neuyork, um abermals [illegible] Handelscaravane des Hauses Mayer zu begleiten. Im [illegible] Begriff von den durch das Austreten der Flüsse in den [illegible] rungen von Texas hervorgerufenen Schwierigkeiten der [illegible] geben, theilt der Verfasser ein ausführliches Tagebuch [illegible] die Zeit vom 10. December 1853 bis 13. Januar 185[illegible] sie in 33 Tagen 160 englische Meilen zurücklegten, [illegible] ganz fünf Meilen des Tags; manchmal aber nahm [illegible] übergang einen ganzen Tag in Anspruch und kostete 300 [illegible] Am Gila widmet der Reisende besondere Aufmerksamk[illegible] indianischen Bilderschrift, welche zumal an Bergübergäng[illegible] häufig findet, und erläutert sie durch Illustrationen, die [illegible] haupt, zumal im zweiten Bande des Werks, sich häufig [illegible] finden, ohne daß sie auf dem Titel erwähnt wären.

Als Fröbel in S.-Francisco anlangte, war die [illegible] Zeit californischer Zustände bereits vorüber: „Zu meiner [illegible] wog man nicht mehr Schuhnägel mit Gold auf, man bez[illegible] nicht mehr 800 Dollars im Monat für eine Theaterlog[illegible] Musikant erhielt nicht mehr 50 Dollars den Abend, um [illegible] einem Spielhause versammelte Menge in Rausch versetz[illegible] helfen, und John Kelly, der irische Spielmann, trug nicht [illegible] bei öffentlichen Aufzügen im grünsammtenen Frack mit [illegible] knöpfen an schwerer goldener Kette die Trommel durch [illegible] ßen. In meine Zeit fiel der großartige Schwindel eine[illegible] höchsten Beamten der Stadt, welcher sich eine Summ[illegible] mehreren Millionen fremden Geldes aneignete, sich ein [illegible] kaufte und dieses für sich und seine Familie mit allen [illegible] lichkeiten ausstattete, seine Schätze an Bord brachte und [illegible] keck in die Bai hinausfuhr. An einem ihm nachgeeil[illegible] Dampfer brach, sowie derselbe die See erreichte, die Ax[illegible] Der geniale Schwindler besuchte nachher die Sandwich[illegible] Otaheiti, China und Chile, verkaufte hier sein Schiff und [illegible] über die Anden nach Buenos-Ayres" u. s. w.

In S.-Francisco war Fröbel bekanntlich vom [illegible] 1854 bis September 1855 Herausgeber des deutschen „[illegible] Francisco-Journals" welches durch seine ausgebreiteten V[illegible] hungen eine anerkannte Quelle für die Zustände der Länd[illegible] den Großen Ocean wurde. Die aus demselben mitgeth[illegible] Briefe eines jungen bremer Kaufmanns aus Hongkong sind [illegible] fach interessant.

Am 20. September (nicht November, wie durch einen D[illegible] fehler S. 586, Z. 4 v. u., steht) schiffte er sich mit einem [illegible]

iplimentary billet), welches ihm als Vertreter der boten wurde, über Nicaragua nach Neuyork ein, wo October landete. Damit schließen die persönlichen keiten Fröbel's, aus denen wir dem Leser genug zu haben glauben, um zu dem Urtheil zu gelangen, i Buch ist, welches man nicht einmal lesen, sondern , um durch wiederholtes Studium die ganze Fülle lts in sich aufzunehmen.

Werk über die Reise des Prinzen Adalbert ist eine des als Manuscript gedruckten Tagebuchs über die unternommene Seereise, welches mit Beigabe von en Darstellungen, Karten und Plänen 1847 erschien, einer kleinen Anzahl von Exemplaren abgezogen chenk vertheilt wurde. Es hat immer seine Schwie- n für den vertrauten Kreis geschriebenes Tagebuch re Leserwelt zu bearbeiten; weitere Auslassungen ein- wären deshalb wol gerechtigt gewesen. Ferner hat Prinzen nicht redend auftreten lassen, und so durch Einführung von „Seine königliche Hoheit" oder der Erzählung etwas Schleppendes gegeben. Ab- diesen kleinen Ausstellungen halten wir es für ein aß Kletke diese Reise in den Buchhandel gebracht, rinzen und seinem Gefolge standen die Mittel und i zu Gebote, wenig besuchte Länder Brasiliens zu

. Juni 1842 fuhr die sardinische Fregatte S.- Kanonen) von Genua ab, nachdem der Prinz Adal- r im Mai gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Prinz nternommenen Besteigung des Aetna zurückgekehrt regatte lief in Malaga ein, von wo eine Excursion a gemacht wurde, segelte nach Gibraltar, Cadiz, neriffa und landete im September in Rio de Janeiro. Oriolla und Bismarck waren die Begleiter des Prin- ste Kapitel behandelt die mit Dr. Sartorius von , welcher damals in Catania lebte, unternommene s Aetna; die folgenden Kapitelüberschriften sind: mbra": „III. Die Straße von Gibraltar"; „IV. Ein Cadiz"; „V. Die Isle Desertas und Madeira"; von Teneriffa"; „VII. Rio de Janeiro"; „VIII. Der lfern des Parahyba do Sul", und endlich, fast die ndes (S. 415—749) einnehmend, „IX. Amazonas Die beiden genannten Ströme aufwärts fahrend, den Nebenfluß des Amazonenstroms noch 36 Meilen el, haben die Reisenden einen großen Theil der bra- vinz Para erforscht, welche 50000 Geviertmeilen soviel enthält als der preußische Staat und dabei halbe Einwohnermenge wie Berlin zählt, vier chen auf die Geviertmeile.

anuar 1843 verließen die Reisenden die Rhede von eichten am 17. Bahia welches sie auf dem S.- 1. verließen. Am 6. Februar wurde die Linie März Lissabon erreicht, von wo der Prinz durch Spanien und über England am 27. März in te. Der Charakter des Buchs ist von dem des eit verschieden. Stellung und Studienrichtung ssen die Erzählung der Erlebnisse, die ethnogra- ndschaftliche Schilderung der bereisten Gegenden. u. s. w. in den Vordergrund treten, während bei Betrachtungen über sociale und politische Probleme Auch mochte der zuvorkommende Empfang an dem de Janeiro dem Prinzen manche Rücksichten auser- er über die betreffenden Zustände in Brasilien e in längerer Rede verbreiten mochte, wenngleich lung einzelner charakteristischer Züge es durchaus er Prinz verräth die mannichfachste Bildung und Humor bei Ueberwindung der Beschwerden und er Reise. So bietet das Buch eine mannichfaltig anregende Belehrung und würde noch nützlicher sein, wenn der Herausgeber sich die Mühe gegeben hätte, das 334 Seiten lange Schlußkapitel in Unterabtheilungen zu zerfällen oder das ganze Buch durch ein Sachregister zugänglicher zu machen. Was uns aber ganz unerläßlich scheint, ist eine Karte von Brasilien mit Angabe der Reiseroute des Prinzen, da selbst in großen Hand- atlanten die angeführten Orte am Xingu außer Souzel alle fehlen. 25.

Unterhaltungsliteratur.

1. Mensch und Schicksal. Ein Roman von Wilhelm Maibaum. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 2 Thlr.

Der Inhalt des vorliegenden Romans ist in Kürze folgender: Der Oberwachtmeister Ehrholdt wird, nachdem er lange Jahre Rekruten exercirt hat, Rentmeister; er beschließt seinem Sohne Louis eine ordentliche Erziehung geben zu lassen und sendet ihn darum auf ein Gymnasium. Da wird der Vater plötzlich von einem Schlagflusse dahingerafft; Louis kommt zu Verwandten, wird dann später Kaufmann, schlägt sich als ehrlicher Mensch durch, bis er endlich in Verdacht kommt, einen Wechsel gefälscht zu haben; er wird verhaftet, seine Unschuld kommt jedoch später an den Tag; hierauf wird er Commerzienrath, heirathet und es geht ihm gut. Im Gefängnisse trifft er mit Kameraden zusammen, man macht sich Unterhaltung und hält Vorlesungen von Balladen und poetischen Geschichten, die sich denn alle in dem Buche finden und viele Seiten einnehmen. Wir wollen hier einige Strophen als Proben herausnehmen:

Ich stand an der Grenze der Jahre,
Den Knaben vom Jüngling schied sie;
Das Aelternhaus hatt' ich verlassen,
War länger gewesen nicht hie.

Ich schlich mich zum schattigen Walde,
Maiblumen ich, Immergrün fand;
Ich pflückte mit fröhlichem Herzen,
Ein duftiges Kränzchen ich wand.

„Gut, Heide", sagte Ehrholdt, „Ihre Ballade ist lang, der Gedanke aber ist gut"; wir sagen: lang und schlecht, sehr schlecht! Es gehört aber wahrlich ein gutes frommes Gemüth dazu, um ein so harmloses Buch schreiben zu können; zwei Theile, jeder zu 25 Bogen, ohne dabei die Geduld zu verlieren: auf der letzten Seite noch mit derselben liebenswürdigen Breite wie auf der ersten, beim Herrn Commerzienrath ebenso langweilig wie bei seinem Vater, dem Oberwachtmeister, der an einem angenehmen Frühlingsnachmittage in der Laube seines Gartens sitzt. „Auf dem runden, hölzernen, grün angestrichenen Tische, um welche die Familie sitzt, stehen eine Kaffeekanne und ein Milchtopf von weißem Steingut; vor dem Vater eine gefüllte, vor der Mutter und dem Sohne eine geleerte Tasse..." Schade daß wir bei dieser Genauigkeit doch über mancherlei Sachen noch im Zweifel bleiben! Trank der Vater den Kaffee schwarz, mit oder ohne Zucker? Wie viel Tassen hatte er bereits getrunken? Trank er gerade soviel wie seine Frau oder wer trank mehr? So geht es durch das ganze Buch, Tropfen für Tropfen fällt, einer langsam hinter dem andern her, damit ja keiner den andern einholt, immer derselbe Ton, immer derselbe Schritt: das ist nun aus Langeweile davonzulaufen! Und dennoch das gewaltige Motto: „Gott! Zeit und Ich!" Was kann man da nicht alles Großes und Herrliches sich noch hinzu und in das Buch hineindenken!

2. Ein Familienleben. Ein Roman nach Thatsachen von Isidor v. M. Leipzig, Hübner. 1857. 16. 20 Ngr.

Der Parvenu Herr von Notting hat zwei Töchter und zwei Söhne; die älteste Tochter verliebt sich in den Lieu-

tenant Grafen von Sellberg, allein dieser schwört ihrer jüngern Schwester Treue, dafür die ältere dieser blutige Rache. Wie ein dunkler Schatten, sodaß man sich ordentlich fürchtet, schleicht die rachsüchtige Adelheid hinter jeder Liebesscene über die Bühne, sie schüttelt ihr schwarzes Haar und endlich fällt die Rache als böse Verleumdung zwischen die Liebenden; aber es klärt sich wieder, Margaretha flieht mit ihrem Geliebten, stirbt aber bald, ohne Verzeihung von ihren Aeltern. Das ist alles sehr schauerlich, namentlich in diesem eigenthümlichen fragmentarischen Stile, und nun wird noch gar die Scene in das Jahr 1848 verlegt. An den Ereignissen betheiligt sich nämlich ein Sohn des Herrn von Notting; er wird jedoch noch glücklich durch einen englischen Lord, der für ihn im Gefängniß bleibt, befreit. Das ist in der That einem englischen Lord etwas viel zugemuthet, doch übergehen wir dies in Betracht der stolzen Philippika, die der Verfasser gegen die Revolution von 1848 auf S. 91—96 losdonnert; schade, daß der Verfasser damit nicht früher gekommen ist, um die Bewegung noch rechtzeitig zu ersticken. „Der Fürst der Finsterniß", sagt der Verfasser, „der vom Abgrund der Hölle aus neidisch die Blüte Germaniens gesehen, sandte seine Boten ... er wählte mit satanischer List und jesuitischer Berechnung das gräßlichste der Mittel ....." Kurz, in Berlin brach auch die Bewegung aus, Ludwig Philipp war in Paris geflohen ..... doch Vergeltung! Seltsamerweise stehen wir plötzlich mit verzweifeltem Sprunge im Orient: „Neben dem Adler stand friedfertig der Leopard, das dreifache Wappen des Inselreichs wehte vereint mit der kaiserlichen Tricolore... Alma, Sebastopol — und Napoleon III. stand als Wächter vor dem Heiligthum der Ruhmeshalle." Das sind wahre Phantasiestreiche!

3. Christine. Erzählung von F. Binnewerck. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 20 Ngr.

Dieses Buch behandelt die Geschichte eines ältern- und schutzlosen Nähmädchens, das vermöge seiner Schönheit den Nachstellungen eines vornehmen Wüstlings, des Barons von Berg, bei dessen Schwester sie derselbe gesehen hat, ausgesetzt ist. Der Baron sucht das Mädchen auf alle Weise zu verführen, obgleich ihn Christine standhaft abweist; da alle Mittel der Ueberredung nichts helfen, so sucht er, unter der Maske für Christine zu sorgen, dieselbe in ein öffentliches Freudenhaus zu locken; sie wird jedoch durch die Bemühungen zweier vornehmen Herren, die der Unterhaltung wegen dieses Haus besucht haben und das Geschick der armen Mädchen beklagen, aufmerksam gemacht, wo sie sich befindet, und von diesen befreit. Einer ist Herr von Klesheim, der die Familie des Grafen Schmölln aufsucht, um sich namens seines verstorbenen Vaters mit derselben zu versöhnen. Der Vater Klesheim's stand nämlich im Verdacht, den Grafen an die Franzosen verrathen zu haben; der Graf hatte als Patriot fliehen müssen und auf dieser Flucht seinen Knaben, der Anlage zum Blödsinn hatte, verloren. Als die Frau des Grafen zum zweiten mal gebar, war das Kind todt und die Mutter darüber außer sich vor Schmerz. Der Graf hatte darum das nur wenige Tage ältere Kind des Schullehrers Melchior seiner Frau als das ihrige untergeschoben und ein Jahrgeld für den kinderlosen Schullehrer ausgesetzt, dessen Geschäft es nun war, überall dem Grafen zu folgen, um so von Zeit zu Zeit sein nun zur Jungfrau herangewachsenes Kind, zu sehen. Cäcilie, welche glücklich ebenfalls den Werbungen des Barons von Berg entgangen war, wurde die Gattin von Klesheim's, und in dem dummen Blödsinnigen, der bei Christine im Hause wohnte und für den dieselbe allezeit sehr gut gesorgt hatte, erkannte der Graf seinen verlorenen Sohn; der Blödsinn legte sich allmählich und Christine wurde später Baronin oder vielmehr Gräfin von Schmölln. Das ist die wunderbare und einfältige Geschichte der Näherin Christine, ganz geeignet die bescheidene Phantasie ihrer gesammten Zunftgenossinnen zu erheitern, wenn zu Zeiten die Nadel ruht.

4. Graf und Priester. Ein Roman der [illegible] Mayer. Drei Bände. Leipzig, Hüttn[illegible] 2 Thlr.

Das ist echte Waare für Leihbibliotheken, [illegible] Ritter- und Räuberromane nicht mehr recht [illegible] halb, wie es scheint, aus Jesuiten, Grafen [illegible] neues Genre des Leihbibliothekenfutters [illegible] Buch hat vermöge seiner Construction noch den [illegible] daß man die Geschichte erstmals hört und erfährt [illegible] einmal fast ganz zur heilsamen Wiederholung [illegible] kommt. Da wird die Tochter eines polnischen [illegible] jedoch mit fremdem Namen in Deutschland als [illegible] führt; der Verführer verläßt sie jedoch bald und [illegible] chen, welches der Prostitution anheimzufallen [illegible] einen Theaterdirector gerettet. Sie wird eine [illegible] gerin an einem fürstlichen Hofe; Bertha Selau[illegible] und viele Bewerber finden sich ein, darunter auch [illegible] Bruder des Jesuiten Stanislaus, der um seines [illegible] leichtsinnigen Mädchen willen sein Kloster verläßt [illegible] wird Arthur's Gattin; ihr erster Geliebter hat [illegible] ihrer pecuniären Lage Vortheil gezogen, die sie [illegible] fortwährend geängstigt mit Enthüllungen, und [illegible] ein schweres Brillantarmband, welches sie ganz [illegible] gegeben, um ihn nur los zu werden. Dieser [illegible] ein Schwindler und Betrüger, das Armband [illegible] Verhaftung herbei, infolge deren er sich [illegible] uns hier nur an die Hauptsache gehalten: [illegible] bunt und wirr genug in dem Buche durch[illegible] Interesse zu spannen und die Waare um so [illegible]

5. Konstantinopel und Athen. Ein Roman. [illegible] Band. Leipzig, O. Wigand. 1855—[illegible] Band 1 Thlr.

Wir hatten diesen Roman, der sehr [illegible] legt und mindestens auf fünf Bände berechnet [illegible] gelegt, in der Erwartung, daß er vollständig [illegible] Nachdem jedoch bisjetzt die Fortsetzung nicht [illegible] können wir uns eben nur an das Vorlie[illegible] müssen uns mehr auf kurze Andeutungen und [illegible] risse beschränken. Die Scene eröffnet im Jahr [illegible] der süßen Wasser bei Byzanz; das Ganze scheint [illegible] krieg der Griechen von dem türkischen Joche zu [illegible] nert uns in der Anlage fast an „Algier und [illegible] da verschiedene Personen auf, von denen allen [illegible] nach der Priester Johannes die Hauptfäden [illegible] in den Händen zu haben scheint; außerdem [illegible] Griechen, die als Kaufleute in Skutari leben, [illegible] stern und Familien vor. Dazwischen schlin[illegible] nißvoll die Nachforschungen des Kapuden [illegible] Tochter des Priesters Johannes, welche [illegible] Nonne geboren und von ihm sorgsam unter[illegible] zu verbergen gesucht wurde. Mannichfach sind [illegible] die durch das Buch gegeben werden, allein [illegible] Stande abzusehen, wie das alles sich lösen [illegible] da verschiedene Schilderungen aus dem orientali[illegible] die Farben sind ziemlich grell aufgetragen; [illegible] das Haremsleben, Landschaften des Orients [illegible] Buche in einer blühenden Sprache geschildert [illegible] vielleicht das Ganze nicht zu breit angelegt [illegible] Faden der eigentlichen Erzählung straffer angez[illegible] Buch immerhin eine keineswegs zu verachtende [illegible] ben haben würde. So ist und bleibt es [illegible] Bruchstück.

Memoiren aus dem Universitätsleben.

…hn Jahre aus meinem Leben oder meine Bemühungen und Erfahrungen im Studenten-, Candidaten- und Hauslehrerstande. Von F. W. Krug. Erster Theil, umfassend mein fünfjähriges akademisches Leben. Elberfeld, Selbstverlag. 1857. 8. 1 Thlr.

Der erste Theil dieser Autobiographie bildet ein Ganzes für …, indem er das Universitätsleben des Autors umfaßt, und …r sind um so weniger gesonnen, mit unserer Berichterstattung …s das Erscheinen des zweiten Theils zu warten, da wir nicht …fen und es aus manchen Gründen sogar fast bezweifeln möch…, ob der zweite Theil überhaupt oder wenigstens bald zu …de kommen dürfte. Indeß der Verfasser hat schon so man… möglich gemacht, und so wird es ihm vielleicht doch gelin…, auch das Erscheinen des zweiten Theils möglich zu machen. …r Verfasser ist nämlich Autodidakt, aus ärmlichen Verhält…n hervorgegangen, war eine Zeit lang früher Hülfslehrer in …mentarschulen, wobei ihm aber sein „ziemlich ungelenkes …chergan" hinderlich war, eignete sich aber durch Privat… eine gewisse Summe wissenschaftlicher und sprachlicher Bil… an und bezog im Jahre 1832, bereits 33 Jahre alt, die …r Universität, um, merkwürdig genug, sich dem Studium …rientalischen Sprachen zu widmen, bis er seinen Irrthum …nte und zu dem seinem ganzen Gemüthsleben sich viel mehr …nden Studium der Theologie überging. In mancher Hin…mag es ihm zu statten gekommen sein, daß er erst so spät …mischer Bürger wurde, und es ließe sich überhaupt fragen, …s nicht die vielfach günstigsten Folgen haben würde, wenn die Immatriculationsfähigkeit im Durchschnitt ein etwas …res Lebensalter als jetzt zur Bedingung und Regel ge… würde. Die Gefahr, sich zu den auf Universitäten so …hnlichen Debauchen hinreißen zu lassen, wäre dann bedeu… verringert, oder der schon derbere Körper und gesetztere …würden weniger durch sie angegriffen und in ihren Grund… untergraben werden. Sodann würde es dem Studirenden …esem Alter schon eher möglich sein, jene höchsten Resultate …Denkens und Wissens, wie sie den jungen Leuten in den …ilen gewissermaßen auf dem Präsentirteller dargereicht wer… wirklich selbstdenkend zu verarbeiten und zu verdauen, statt …h „einzukeilen" und „einzuochsen", oder wie sonst die be…den zarten Studentenausdrücke lauten, und auf dieses Ge…ißwerk gestützt sich dem so häufigen Dünkel hinzugeben, ein …reiser ausgeschulter Mann zu sein, der über alles von oben …abzusprechen und auf die übrige nichtstudirte Menschheit …souveräner Verachtung herabzusehen berechtigt sei. Und so …t sich noch manche Vortheile nennen, welche dieses Hinaus…n der Universitätsreife auf ein schon männlicheres Lebens… zur Folge haben würde; denn es ist klar, daß jetzt bei der …e Mehrzahl der Studirenden nur eine Früh- und Noth…statt einer wirklichen Reife hervorgebracht wird. Zwar …h recht wohl ein, daß bei der gegenwärtigen ebenso trägen …mplicirten Einrichtung der ganzen Staatsmaschine, welche …hochschulen immer mehr zu bloßen Abrichtungsanstalten …udrücken droht, eine solche Maßregel sich kaum allgemein …ühren ließe, ohne für die Carriere jedes einzelnen die …dlichsten Nachtheile zu haben. Nichtsdestoweniger bleibt …etzige Zustand ein vielfach unnatürlicher und ungesunder, …ch berufe mich nur auf die vielen Aeltern, welche ihre …e, die oft kaum über das Knabenalter hinaus sind, nur …den bangsten Befürchtungen zur Universität entlassen. Die …ung auf Universitäten und die Einrichtung der letztern … wenigstens eine ganz andere sein, um die Gefahren ab…den, welchen so viele junge Leute bei dem nur zu allgemei…Mangel an ethischer Vorbildung und Festigung für jetzt …uf ihnen ausgesetzt sind.

Krug machte das sogenannte Immatriculationsexamen und …begreiflicherweise das Zeugniß Nr. 3. Aber dies genügte …dem Autodidakten, fürs erste vollkommen und war ihm nur ein Sporn, seine Studien mit größtem Eifer und Fleiß fortzusetzen. Während manche andere, vielleicht mit Nr. 1 vom Gymnasium Entlassene im Strudel des Studentenlebens das Kapital ihrer Kenntnisse und ihres Wissens nicht vermehrten, sondern davon einbüßten, schaffte er sich einen schönen Vorrath von Kenntnissen, der ihm, welcher in seiner Art ein Selbstdenker ist, kein blos äußerer Besitz blieb. Der Verfasser selbst sagt in dieser Hinsicht mit einiger Selbstbewußtheit: „Es gibt eine Menge vollständig schulmäßig Gebildeter in der Welt, welche geistlos, wie sie einmal sind, das Gebiet des Geistes nicht mit neuen Gedanken zu bereichern im Stande sind. Dagegen gibt es nicht schulgerecht Gebildete, die geistvoll, wie sie sind, das Feld des Geistes mit einem reichen Samen neuer Gedanken befruchten." Er wiederholte sein Examen und erhielt nun Nr. 2. Somit wäre alles gut gewesen, aber ihm fehlten die nöthigen pecuniären Mittel, und zuweilen befand sich seine Kleidung in einem Zustande, daß er sich auszugehen schämte. Zwar war ihm früher eine Unterstützung von seiten des Staats gewährt worden, aber auf ein erneuertes Gesuch um Unterstützung wurde ihm von dem stellvertretenden Curator die Eröffnung gemacht, daß das Ministerium ihm zur weitern Verfolgung der wissenschaftlichen Laufbahn weder rathen noch dazu Unterstützung gewähren könne; wohl aber rathe es ihm, die in seinen Eingaben wahrgenommene Anlage zu einer schönen Handschrift weiter auszubilden, um ihm unter dieser Voraussetzung den Eintritt in den Bureaustaatsdienst gestatten und anbahnen zu können. Das war freilich eine harte und demüthigende Zumuthung für einen wißbegierigen Mann, welcher Persisch und Sanskrit studirte. Nichtsdestoweniger befand er sich in einer Lage, die ihn ernstlich daran denken ließ, auf den Vorschlag des Ministeriums einzugehen. Aber an seinem Gottvertrauen raffte er sich wieder empor und stieß diesen Gedanken mit Unwillen von sich. Er studirte weiter, und nachdem er bei einem brutalen Senffabrikanten als Kinderaufseher eine höchst traurige Zeit zugebracht und dem Studium der Theologie sich zu widmen angefangen hatte, gelang es ihm, durch eine theologische Preisarbeit den dritten Preis zu erringen. Derselbe Mann, den das Ministerium von den Wissenschaften weg und auf das Schönschreiben als seinen eigentlichen Lebensberuf verweisen wollte, machte später seine theologischen Prüfungen und nennt sich auf dem Titel seiner Biographie Doctor. Sicherlich gehört der Verfasser zu jenen nur in Deutschland so häufig vorkommenden Individuen, welche, von einem unwiderstehlichen Drang nach Wissen und nach Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten getrieben, keine Mühe, keine Verspottung und Verhöhnung (woran es manche Commilitonen Krug's nicht fehlen ließen), keine Entbehrung und Demüthigung scheuen, die um eines solchen, äußerlich doch immer nicht sehr lohnenden Zwecks willen auf sich zu nehmen schwerlich unter andern Nationen sich ein Individuum finden würde.

Als den Hauptzweck seiner vorliegenden, dem Herrn August von der Heydt in Elberfeld gewidmeten Schrift bezeichnet der Verfasser: „Gottes Führung darzustellen und zu verherrlichen, mit aller Achtung und Liebe seiner gebrauchten Werkzeuge zu gedenken und den nächsten Zweck und Erfolg hiervon in meiner Entwickelung und Bildung aufzuzeigen." Der Verfasser gehört, wie man sieht, zu den specifisch christlich Gesinnten, wie er auch auf der Universität einem „christbrüderlichen" Bunde angehörte. Seine Ansicht ist: „Das sogenannte reine Moralprincip mit allen kategorischen Imperativen ist und bleibt eine wächserne Nase. Ein lebendiges Gesetz thut folglich allein Genüge, und dieses lebendige Gesetz ist eben jener christliche Stand der Vater- und Kindschaft und liegt mithin im wahren christlichen Glauben." Hiernach richtete sich auch seine Lectüre. „Von deutschen Dichtern, über die ich gerieth", schreibt er, „zog mich besonders Schiller in seinen lyrischen Gedichten an, seine Schauspiele mochte ich ihm gern schenken; aber welchen Genuß ich bei Klopstock und Hölty fand, kann ich nicht beschreiben. Goethe blieb einstweilen unberücksichtigt, er trat mir zu sinnlich und weltlich entgegen." Wir sind weit davon entfernt, an diesem christ-

lichen, andere werden sagen pietistischen Grundzuge seines Wesens Anstoß zu nehmen; es gibt eben Individuen, bei denen das Organ für ein religiöses Leben vorzugsweise ausgebildet ist, während es andern gänzlich versagt zu sein scheint. Wir alle, die wir immer nach Humanität schreien, sollten gerade in diesem Punkte jene Humanität üben, die wir von andern verlangen. Freilich in der inoffensiven Reinheit wie bei Jung-Stilling, den der Verfasser sich zum Vorbild genommen zu haben scheint, tritt diese religiöse Innerlichkeit bei Krug nicht auf; sie ist vielfach von gewissen störenden Einflüssen unserer Zeit angekränkelt. Nicht immer übt er die verzeihende Liebe, welche doch immer die schönste Frucht dieser Gesinnung sein sollte. Er trägt denen, welche ihm wehe thaten, nicht selten das an ihm begangene Unrecht nach, und er verletzt dadurch jenes christliche Gebot, wonach wir unsere Feinde (wenn dies überhaupt möglich wäre) lieben, wenigstens unsern Verfolgern und Beleidigern verzeihen sollen. So nennt er den Studenten F. von F., dessen Familiennamen er weit später in öffentlichen Blättern als einem „berüchtigten Demagogen" angehörig fand, einen „elenden Wicht", „Renommist" und „Schwindler", und sagt ferner von ihm: „Sein wahrer, durch ihn geschändeter Name gehört einer manchen Badegästen bekannten adelichen Familie an; später lernte ich als soliden Studenten einen Vetter von ihm kennen, der ihn als einen Schandfleck seiner Familie bezeichnete." Indiscret und hämisch sind auch seine Mittheilungen über den Professor Näke, von dem er unter anderm erzählt: „Unter den Gottheiten der Griechen und Römer waren seine besondern Lieblinge Bacchus und Venus, ihnen hatte er in seinem Herzen vorzugsweise Altäre erbaut, und zwar, um ihnen nicht in irgendeinem Joche, sondern ganz frei zu dienen. Er theilte ihre Verehrung zwischen Stadt und Land. Wurde vielleicht Venus im ganzen mehr in der Stadt, so wurde Bacchus desto stärker auf dem Lande verehrt." Doch rühmt er ihm eine gewisse Urbanität und Humanität nach, wodurch dieser Professor der alten Literatur beliebter gewesen, als sein College Heinrich.

Wir wünschten nun zwar keineswegs, daß jedes Individuum von der gleichen Stellung und Bedeutung wie der Verfasser seine Memoiren schriebe, aber aus jeder Autobiographie läßt sich lernen, und so auch aus dieser. Es ist immer belehrend und anziehend, den Lebenslauf eines Mannes zu verfolgen, der durch eigene Kraft sich durch eine Menge Hindernisse Bahn brach und sein Ziel erreichte, so bedeutend oder unbedeutend dieses auch im großen Ganzen erscheinen möge. Freilich nehmen sich gerade solche Individuen in der Regel sehr wichtig; das Kleinste, was ihnen geschieht oder was sie thun, erscheint ihnen von äußerster Bedeutung, und so erzählt auch der Verfasser in möglichster Breite eine Menge Vorfälle, die ihm von größtem Interesse sein mögen, es aber dem Publikum nicht sind. Ueber alle Bekanntschaften und kleinern und größern Ausflüge und Ferienreisen berichtet er mit historischer Gewissenhaftigkeit; wir erfahren, daß er einmal infolge eines Fehlsprungs in eine Eisenspitze trat und kalte Umschläge machen mußte, daß er ein andermal in einen Keller fiel, daß eines Tags ein Riß in seinen Beinkleidern einen Spaziergang störte u. s. w.

Für das größere Publikum werden namentlich die zahlreichen Porträts bonner Gelehrten und Professoren von Interesse sein, wie diejenigen des schon genannten Näke, Diesterweg's des Mathematikers, Bobrik's, Arndt's (von dem der Verfasser erzählt, daß er oft in seinem Garten anzutreffen gewesen, „mit einer blauen Bluse bekleidet, in der Hand eine Gießkanne, einen Spaten oder einen Karst, recht rüstig wirthschaftend und arbeitend"), Nitzsch's, A. W. von Schlegel's, Rehfues' u. s. w. Mit mehreren derselben führte ihn sein eigenthümliches Vorhaben zusammen, einen Antiwerther zu schreiben, den er „Wahlheim" betitelte und später auch wirklich auf Subscription herausgab. Rehfues bemerkte ihm bei dieser Gelegenheit, „es scheine ihm nicht so wichtig gegen Goethe's «Leiden des jungen Werther» in die Schranken zu treten, als gegen seine «Wahlverwandtschaften», die fortwährend sittlich weit gefährlicher und verderblicher sind, wie sogar hiesige Vorkommnisse lehren, als der jetzt ziemlich v gessene «Werther» einmal war und jetzt noch sein kann". T Tochter eines Regierungsraths in Trier, Charlotte Gh., erzä dem Verfasser in Rücksicht auf Goethe's Roman: ihre Mu habe während ihres Lebens in Hannover unter andern Bek schaften auch die einer schon ziemlich alten Matrone, Kä Kestner, gemacht, der Tochter des Amtmanns Buff, und Vergnügen gehabt, in ihr Werther's Lotte kennen zu le Diese habe nur sehr ungern über ihre Beziehung zu G und dessen „Werther" Rede gestanden und gesprochen, j auch in den abgenöthigten Eröffnungen nie ausführlich. I in vertraulichen Zwiegesprächen habe sie eingestanden, da dargestellte Werther sie als Braut mit solcher Leidenschaft a habe, daß er, zumal als geistreicher und hübscher junger M sie mit seiner Glut einigermaßen angesteckt, daß aber die G venienz sie vor der völligen Hingabe an ihn bewahrt hätte. Mittheilungen des Professors Nicolovius über Goethe, s Großoheim, und über dessen in seinem hohen Alter immer s sich offenbarenden und steigernden Ingrimm gegen die el flachen als impertinenten Schmeicheleien der Welt und nam der Hofwelt haben wir schon in Nr. 22 d. Bl. in unserm A über die neueste Goethe-Literatur gedacht.

Ueber die Licht- wie die Schattenseiten des deutschen speciell des bonner Studententreibens gibt der Verfasser sehr gute und beachtenswerthe Bemerkungen und Z Er eifert gegen die Landsmannschaften und Corpsburschen bemerkt: „Auf die von deutschen Musensöhnen angestrebt heit des deutschen Volks sind eben ihre Landsmannschaf bitterste Ironie. Und wie ging es unter ihnen mit der mischen Gleichheit sowol als Freiheit! Sie hatten Kasten unter sich gebildet durch die Eintheilung ihrer M in Füchse, Brandfüchse, Jungburschen, Altburschen, de Häupter, alte Häuser. Die jüngern, besonders die F mußten sich von den ältern vielfach herrisch und verächtl sogar despotisch-launisch behandeln lassen. Die Senior vente bildeten eine Art von absoluter Regierung, die halb des Bereichs der Statuten durch Auslegung derselb jeden einzelnen Fall oder auch durch Umgehung und Ei ihrer Vorschriften nach eigenem Gutdünken willkürlich und tisch genug herrschte. Sie hatten über die sogenannte der einzelnen Mitglieder und des ganzen Corps zu wache sie gegen alle Verletzung, sei es von seiten eines Mitst oder eines sogenannten Philisters, zu schützen. Ein sittl sittetes, in jeder Hinsicht studentenwürdiges Betragen im Kr Mitstudenten gehörte nicht in dieses Bereich, dagegen kon allen möglichen Lastern (Trunksucht, Raufsucht, Unzucht u verstoßen werden; aber wohl gehörte dahin, unbefleckt v Benennung «dumm» zu bleiben, oder die wirkliche Be damit im Blute des Thäters abzuwaschen oder die Unm hiervon durch Ausstoßung und Verrufserklärung zu r Ebenso wenig gehörte ins Ehrenbereich der Landsmannsc den sogenannten Philistern (Bürgern) gegenüber die allge Gesetze der Menschenachtung und Gerechtigkeit durchaus beobachten" u. s. w. Der Burschenschaft, deren Kneipe er nur einmal besuchte, spendet Krug dagegen großes Lob, so mehr ins Gewicht fällt, je weniger Krug seiner ganzen tung und Gemüthsart nach mit ihren politischen Tendenzen einstimmen konnte. „Ich fand hier", berichtet Krug, ganz andern Ton als den in den Versammlungen der G burschen herrschenden.... Nichts Rohes und Wüstes wa widerlich entgegen, kein wilder Wetteifer im Trinken, kein und Spott über Ernstes und Heiliges, kein unsittlicher Sc in der Unterhaltung. Eine gemachte sittliche oder wissen liche Bemerkung oder unternommene Anknüpfung einer derar Unterhaltung ward nicht wie im Kreise der Corpsburschen dem sogenannten «Gelehrten» bestraft und abgewehrt. hatte auf Grund der Statuten volle Freiheit für seine U haltung in den gezogenen Schranken und blieb völlig Herr s Handlungen." So schrieb auch Platen 12 Jahre früher

n den Grafen Fugger: es herrsche großentheils ein
nter den Burschen selbst, und die Wiedergeburt des
ells zeige sich schon jetzt an der Jugend in einer
ulichen Erscheinung. „Daß eine solche Zeit", fügte
s, „wie jede andere auch ihre Caricaturen liefert,
von selbst."

vir die jüngst erschienenen Schriften über die Geschichte
s Hochschulwesens und Studententhums lesen, so
leider sagen, daß das deutsche Volk sich seit Jahr-
icht immer in den besten Händen befunden haben
m hatte Deutschland die rohen und gewaltsamen Zeiten
ttarteten Mittelalters und die materiellen wie geistigen
Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs, überstan-
die Universitäten immer mehr zu förmlich organi-
ichkeitsanstalten ausbildeten, die, was sie in wis-
Hinsicht gut machten, durch ihre unsittlichen Ein-
heit wieder verdarben. Wer sich in Gewaltthat,
i, Verhöhnung des Heiligsten und allen möglichen
neisten hervorthat, war der Bewunderte und Ge-
ei den studentischen Festlichkeiten und Zechgelagen
uche, so wüst, bestialisch und bizarr abscheulich,
zechenden Wilden nicht gefunden werden. Die Ge-
meist wahrhaft kannibalischer Natur. Der in Ri-
obert Keil's „Geschichte des jenaischen Studenten-
theilte, schon im Anfang des 17. Jahrhunderts be-
g der Schlemmerzunft" war ein Muster dieser Art.
er Lieder, lateinische wie deutsche, liefen auf die Moral
klemmen und zu buhlen, weil nach dem Tode doch

Man erzog sich gegenseitig nicht zur Humanität,
humanität, nicht zur Sittlichkeit, sondern zum Cynis-
wache, Fleißige und Gesittete wurde verhöhnt und mis-
ürger verachtet und mit Füßen getreten. In allem
s Ausland nach, nur im Liederlichsein, Fluchen,
d Zechen hielt man auf eine Originalität, die den
Gegenstand allgemeinen Spottes und wohlverdienter
chte. Aus dieser Schule ging jahrhundertelang viel-
Mehrzahl derer hervor, welche als Theologen und Leh-
bilden, als Juristen das Recht üben, als Staats-
Rathgeber der Fürsten die Angelegenheiten des
ten sollten. In der That, so verderbliche Folgen
hatte und nothwendig haben mußte, muß man
wundern, daß nicht noch mehr Schaden angerichtet
der Widerstandskraft des tüchtigen Elements in
Nation.

id vielleicht nicht ohne den Einfluß gesitteterer Völ-
ergleichlich besser geworden; aber während manche
ohnheiten früherer Zeiten, z. B. der innige
ehr zwischen Professoren und Studirenden ver-
nacht sich doch die Neigung, jene Roheiten wenn
wächten Formen zu erneuern und zu verewigen,
lend, und es wird ihr von Seiten her, von de-
wenigsten erwarten sollte, dadurch Vorschub ge-
Verbindungen, die ihr widerstreben, nicht auf-
Daher gehen einzelne schon so weit, ein Verdam-
ber das deutsche Hochschulwesen im allgemeinen
ie vom amerikanisch-praktischen Standpunkte Zu-
r gegen die akademische Freiheit als solche zu eifern.
einer in Nr. 30 d. Bl. besprochenen Schrift „Licht-
fferkörner" findet in dem Ausdruck „akademische
ne euphemistische Umschreibung für „deutsche Uni-
. Außer Deutschland werde sie nirgends sonst
Die Ansicht, daß mit Aufhebung derselben der
rakter des künftigen Mannes und Staatsbürgers
en müsse, werde durch die Engländer aufs trif-
. Hier finde man diesen Unsinn nicht, dafür
freisinnigsten und kühnsten Männer von Europa,
: Renommisten vor jedem Collegienvorstande um
Aemtlein einen Winkel von 120° schneiden".
och infolge vielen Pokulirens und anderer ver-
frühter Experimente zu diesem allen ein siecher Körper hinzu und gelange so der weiland Herr Senior schnell genug auch zum physischen Seniorate: woher solle dann der Muth kommen als Mann aufzutreten? Diese mittelalterlichen Universitätsverfassungen seien noch für eine Zeit gemacht, wo Männer von 30—40 Jahren, nicht aber unreife junge Menschen die Hochschulen besuchten.

Wir für unser Theil wollen die akademische Freiheit und überhaupt den Geist jugendlicher Fröhlichkeit, insofern er sich in den Grenzen des Anstandes und der Sitte bewegt und keinem lästig wird, nicht verringert wissen. Kopfhänger sollen unsere Studirenden nicht sein, sie sollen sich durch die ihnen gestattete Freiheit zu einem weisen Gebrauch dieser Freiheit und zu selbständigen Männern erziehen. Alle ritterlichen Uebungen sollen zugelassen sein und auch dem Unvermögenden Gelegenheit gegeben werden, sich darin zu vervollkommnen; ja, wir wissen nicht einmal, ob wir, solange die jetzigen Zustände dauern, der unbedingten Abschaffung des Duells das Wort reden sollen. Aber das wissen wir, daß die so einflußreichen Hochschulen, diese überall hin über Deutschland verbreiteten Lichtherde, um die sich zu Zeiten freilich auch manche Dunstwolke legte, Pflanzstätten nicht blos des für alles Gute, Wahre und Schöne begeisterten, dabei aber die Erziehung zu praktischen Männern nicht ausschließenden idealen Sinns und des wahren wissenschaftlichen Geistes, sondern zugleich auch der Ritterlichkeit, der Gesittung und der von allem menschenverachtenden und eigendünkeligen Kastengeiste freien Humanität und wahrhaften Menschen- und Bruderliebe sein sollten. **H. M.**

Neue Enthüllungen über Don Carlos.

In einer der Frühlingssitzungen der belgischen Akademie ist von Gachard, Generalarchivar des Königreichs, ein neues Kapitel seines mit nächstem zu veröffentlichenden Werkes über Don Carlos, den unglücklichen Sohn Philipp's II., vorgelesen worden. Es führt die Aufschrift: „Anklage gegen Don Carlos", und möchte, der ganz neuen Enthüllungen wegen, die es bietet, wol verdienen, hier im Auszuge mitgetheilt zu werden.

Don Carlos trug sich mit dem Gedanken herum heimlich Spanien zu verlassen, um der lästigen Aufsicht und der Zucht seines Vaters sich zu entziehen. Sein Plan war, nach Italien sich zu begeben, von wo aus er, je nach den Umständen, nach den Niederlanden oder an den Hof des Kaisers zu ziehen gedachte. Hierzu bedurfte es ergebener Freunde, die ihm die Mittel dazu verschafften, aber Don Carlos war allzu schroff gegen die Personen, die mit ihm zu thun hatten, als daß es ihm leicht wurde Freunde zu gewinnen, und die Vorbereitungen, die er machte, mußten nothwendigerweise den Verdacht des königlichen Vaters wecken.

Für den Fall, daß sein Vorhaben entdeckt würde, hatte der Prinz für seine persönliche Sicherheit ganz außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen. Er schlief nicht ohne geladene Pistolen und ein bloßes Schwert unter seiner Bettdecke, duldete nicht, daß irgendeiner seiner Edelleute in seinem Zimmer schlafe, und in der Besorgniß, man möchte dennoch in seine Gemächer dringen, hatte er durch den berühmten Ingenieur Louis de Foix eine Vorrichtung machen lassen, mittels deren er von seinem Bette aus seine Thüre auf- und zuschließen konnte.

Um das nöthige Geld zu seiner Flucht zu beschaffen, ließ er durch einige Diener in Toledo, Valladolid und Burgos mehr oder minder ansehnliche Anleihen aufnehmen. Da jedoch sein Credit fast gänzlich erschöpft war, so war der Ertrag dieser Sendungen nicht besonders reichlich. Nach seiner Berechnung war eine Summe von 6000 Dukaten zur Ausführung seiner Plane erforderlich. Er machte also einen neuen Versuch und schickte einen zuverlässigen Diener nach Sevilla, den er mit Schuldverschreibungen folgenden Inhalts an mehrere reiche Kapitalisten dieser Stadt ausrüstete: „Garce Alvarez Osorio, Kammerdiener, der Ueberbringer dieses, wird Sie in meinem Namen um das Darleihen einer gewissen mir dringlich nothwendigen

Geldsumme angehen. Ich bitte inständig diesem Ansuchen entsprechen zu wollen. Nicht nur werden Sie hierdurch Ihre Vasallenpflicht erfüllen, sondern auch mir große Freude machen. Was die Wiedervergütung anlangt, so mögen Sie mit Osorio verhandeln, dem ich hierin vollständige Vollmacht ertheilt habe."

Dieser Schritt blieb wol ebenso erfolglos als die ersten, denn bei der Verhaftung des Prinzen waren die Koffer von allem Gelde entblößt, und eine Rechnung in den Archiven von Simancas besagt, daß derselbe wenige Tage vorher 200 Thaler bei seinem Barbier geborgt habe.

Am 20. December 1567 verließ Philipp II. Madrid, um die Weihnachtsfeste im Escurial zuzubringen und erst nach dem Dreikönigstag zurückzukehren. Diese Abwesenheit wollte der Sohn benutzen. Er schrieb mehreren Edelleuten, sie sollten sich für eine wichtige Reise, die er vorhabe, bereit halten; während die einen zusagten, übersandten die andern das Schreiben dem König. Er setzte noch eine große Anzahl von Briefen auf an Hofleute, denen er Auszeichnungen und Gnadenspenden versprach; an Städte, denen gegenüber er die Verpflichtung übernahm, misliebige Abgaben abzuschaffen; an auswärtige Fürsten, deren Wohlwollen er zu gewinnen suchte.

Don Carlos hatte auf die Mitwirkung des Don Juan von Oesterreich gerechnet, die ihm deswegen von nöthen war, weil er sich auf einem Fahrzeug einzuschiffen gedachte, das gerade in Cartagena ausgerüstet wurde und unter dem Commando Don Juan's stand. Aber er täuschte sich. Der Admiral war allzu dankbar gegen Philipp II., der ihn wie einen Bruder behandelte, und allzu sehr überzeugt von der Sinnlosigkeit des Carlos'schen Unternehmens, als daß er sich von den vom Neffen eröffneten Aussichten auf den Besitz von Neapel oder Mailand hätte verlocken lassen. Er schrieb an Don Carlos, dessen jähzornigen Charakter er kannte, einen Ausflucht sbrief und benachrichtigte den König von dem, was vorging.

Diese Mittheilung, die dem Monarchen mitten unter seinen Andachtsübungen zukam, setzte ihn in lebhafte Bewegung, die er jedoch, hierin ganz seiner Natur folgend, durchaus nicht merken ließ. Er setzte seine gottesdienstlichen Verrichtungen fort; nur ordnete er in den Klöstern Madrids und der Umgegend besondere Gebete an, daß Gott ihm in dem wichtigen Entschluß, den er zu fassen habe, erleuchten und leiten möge, und versammelte seinen Rath, in dem er gegen seine Gewohnheit das Präsidium führte.

Mehrere Wochen waren verstrichen, ohne daß Don Carlos, der sorgfältig überwacht wurde, sein Fluchtproject verwirklichen konnte, als Philipp II. wieder in Madrid eintraf. Der Entschluß des Königs war gefaßt und von seinem Rathe gebilligt. Don Carlos sollte verhaftet werden. An demselben Tage der Rückkunft Philipp's hatte der junge Prinz, der bereits die Möglichkeit eines Verraths von seiten Don Juan's zu fürchten anfing, mit letzterm einen heftigen Wortwechsel und wollte ihn sogar mit seinem Degen durchbohren. Diese seinem Onkel angethane Beleidigung war nicht, wie die Geschichtschreiber bisher berichtet haben, der eigentliche Anlaß zur Verhaftung, wohl aber beschleunigte sie den Gang der Ereignisse.

Am 18. Januar um 11 Uhr nachts, als Don Carlos sich eben schlafen legen wollte, begab sich Philipp II. in dessen Gemächer in Begleitung des Ruy Gomez, des Herzogs von Fein, des Prior Don Antonio von Toledo, ferner zweier mit Hämmern und Nägeln versehener Diener und zwölf Mann von der Garde. Der König trug eine Waffenrüstung unter dem Kleide, ein Schwert unter dem Arme und einen Helm auf dem Kopfe. Als trotz der obgedachten Vorrichtung die Thüre aufging, sprang Don Carlos vom Bette auf und wollte zu den Waffen greifen, deren man jedoch schon habhaft geworden war. Er fragte seinen Vater, was dieser Einbruch bedeute, ob man ihn tödten wolle. Philipp beruhigte ihn, behielt aber eine eiskalte Haltung. Inzwischen bemächtigte man sich der Papiere des Prinzen. Außer den Briefen, die er geschrieben hatte, um seine Flucht vorzubereiten oder zu rechtfertigen, fand man zwei Listen, von denen die eine die Namen der Freunde, die er belohnen, die andere die der Feinde, welche er bis zu Tode verfolgen wollte. Obenan stand auf letzterer der Name des Königs.

Die Diener erhielten den Befehl die Fenster zu verrammeln, und es wurden Wachen an sämmtlichen Ausgängen aufgestellt. Als der Prinz sah daß es auf seine Freiheit abgesehen sei, überließ er sich einem Ausbruch der wildesten Verzweiflung. Er warf seinem Vater dessen Tyrannei und Härte vor, rief ihm zu: „Ich werde Sie von nun an nicht mehr als Vater sondern als König behandeln."

Das Kapitel schließt mit folgenden Bemerkungen Gachard's: „Mehrere der fremden Gesandten in Madrid haben in ihren amtlichen Berichten über diese Vorgänge, ihre Bewunderung über die Ruhe geäußert, welche der König in dieser Sache an den Tag gelegt habe. Darf die Geschichte diese Bewunderung theilen? Mit andern Worten: darf dieser Gleichmuth der Charakterfestigkeit beigemessen werden, die der rechtschaffene Mann in der Erfüllung einer noch so schmerzlichen Pflicht bekält, oder zeigt er von Herzenshärte und von gänzlichem Mangel an väterlichen Gefühlen? Wir getrauen uns nicht, diese delicate Frage zu lösen; das weitere Benehmen des Königs jedoch möchte für diese Lösung in einem diesem Fürsten wenig günstigen Sinne ausfallen lassen."

Notizen.

Privatprotectoren von Dichtern und Schriftstellern.

An Beispielen fürstlichen Mäcenatenthums hat es, seit Augusf damit in so glänzender Weise voranging, in Deutschland im ganzen nicht gefehlt. Von deutschen Privatmännern, welche sich durch Wohlthätigkeitshandlungen gegen Dichter und Schriftsteller ausgezeichnet hätten, hat man weniger gehört, in früherer Zeit freilich immer noch öfter als jetzt. Zu den Tagen, wo die glänzende Aristokratie des deutschen Geistes und Talents in Weimar begründet wurde, aber mit die Periode der eigentlichen Gemüthlichkeit ein Ende hat, protegirten einmal die deutschen Schriftsteller und Dichter mehr einer den andern als gegenwärtig; Gellert theilte darbenden Schriftstellern den letzten Groschen, Jacobi that er konnte für Heinse, und Gleim, dessen ganzes Leben eine Reihe wohlthätiger Handlungen war, spähte nach allen Seiten hin, um irgendein junges Talent zu entdecken, dem er fördernd konnte. Sodann gab es auch viel mehr Protectoren in den schriftstellerischen Kreisen, wie Buchholz aus Münster, welcher sich an Hamann's Schriften dergestalt begeisterte, daß er ihm nicht blos auf seinem Gute in Wellbergen ein Asyl bereitete, sondern ihm auch außerdem ein sehr ansehnliches Kapital zum Geschenk machte, wovon 4000 Thaler allein für Hamann's Kinder bestimmt waren. Wer denkt nicht ferner an Frau von Stolzogen, den Appellationsrath Körner und den Grafen Schimmelmann (letzterer von Baggesen veranlaßt, welcher dafür in seinen „Xenien" gerade keinen großen Dank erntete), denen man vielleicht einzig und allein verdankt, daß Schiller's Genius nicht vor der Zeit verkümmerte. Aus späterer Zeit wüßten wir eigentlich von deutschen Privatmäcenen (die Brüder Frizzoni, die Platen mit Reisevorschüssen unterstützten, sind Bergamasken) nur noch den Grafen Fugger zu nennen, der, wir wissen nicht ob mit Geldmitteln, aber sonst in jeder Weise den Dichter Platen, obschon er von diesem unablässig mit den lächerlichsten Ansprüchen gepeinigt wurde, durch seine Verbindungen durch Rath und That, Uebernahme von Correcturen u. s. w. unterstützte, auch seine Werke zum Zweck der Herausgabe ordnete und zum größten Theil eigenhändig abschrieb. Die Namen dieser Protectoren werden mit den Namen der Dichter zugleich auf die Nachwelt forterben. Selbst die unteren Stände betheiligten sich ehemals an dieser Protection, wie jener Bauer, welcher Gellert aus Erkenntlichkeit für seine moralischen Dichtungen eine Fuhre Holz ins Haus brachte. Dieser Zug naiver Dankbarkeit ist noch kürzlich von Auer-

iert worden, er ist aber auch der einzige in seiner Art ge-
ien, und daß man bis auf den heutigen Tag so großen Werth
ihn legt, beweist eben, daß im Volke Wohlthätigkeit gegen
rksteller eine im ganzen sehr seltene Tugend ist, und daß ein
er Fall, wenn er im Laufe eines Jahrhunderts ziemlich ver-
lt bleibt, doch wieder ein Vorwurf für das ganze Geschlecht
Wenigstens hat man sich auf einen solchen einzelnen Act nicht
viel zugute zu thun, ebenso wenig wie auf gelegentliche
dungen oder sogenannte „Abfütterungen", womit einzelne
mal den Nimbus des Künstlermäcenatenthums zu geben such-
Vielleicht fehlte es bisher nur an Anregung und einem Mit-
kt, der ja jetzt durch die Schiller-Stiftung geschaffen ist.

Gustav Planche.

An den verstorbenen Kritiker Gustav Planche erinnerte jüngst
Skizze in der „Revue des deux mondes" von E. Monté-
Der Verfasser rühmt ihm unbestechliche Wahrheitsliebe
und bemerkt dann: „Die menschliche Bosheit besitzt die Ge-
heit, sich an Charakteren, welche über jede Verleumdung
n sind, dadurch schadlos zu halten, daß sie sich an kleine
nlichkeiten heftet, an irgendeine schlechte Gewohnheit oder
körperlichen Mangel.... Und die Bosheit verrechnet
elten; die Beleidigungen, welchen man nichts als Schwei-
tgegensetzen kann, sind die empfindlichsten. Einen Angriff
ie Ehre kannst du durch eine öffentliche Abwehr, durch
Proceß oder ein Duell entkräften; aber was willst du er-
n, wenn man dir deinen alten Hut oder deinen schlechten
oder überhaupt deine unliebenswürdige Persönlichkeit zum
chen macht? Gegen solche Beschimpfungen gibt es keine
digung, du mußt sie ohne Murren ertragen. Aber was
an von den Personen halten, die solche niedrige Mittel
friedigung ihrer Rache verwenden?.... Planche's Seele
ie sein Leben durchaus frei von Verdorbenheit, und sogar
lechten Gewohnheiten, welche man ihm vorwarf, waren nur
te Folgen seines schweren entbehrungsvollen Lebens. Die
irfe seiner Feinde waren also nicht blos boshaft, sondern
rausam, da sie sich nicht gegen Fehler und Schwächen,
gegen Leiden und Unglücksfälle richteten. Welche Nie-
t der Seele liegt darin, einem Menschen als Verbrechen
hnen, daß er unglücklich gewesen ist!" Planche kämpfte
rund mit der Armuth, „und wenn Entbehrungen in der Kind-
s treffliches Erziehungsmittel sind, so wirken sie", bemerkt
ichterstatter im „Magazin für die Literatur des Auslandes",
m werdenden Mann wie ein Nachtfrost, besonders wenn
lz ist, um sich beugen zu können und durch kleine Kunst-
oder durch Leichtsinn sich das Leben zu erleichtern....
Dreistigkeit und Lust zum Abenteuern sind darin gute
ittel; aber Gustav Planche ging stolz, schüchtern und re-
seinen mühsamen Weg. Er vermied es, Trost oder Rath
anden zu suchen; beides würde ihn verwundet haben."
r scheint im ganzen eine mehr deutsche als französische Na-
tur zu sein; nur unterschied er sich dadurch von vielen
ranzösischen Collegen (deren Grundsatz zu sein scheint: thue
alles, was du willst, daß dir nicht geschehe!), daß seine
bei aller Schärfe und unerbittlichen Gerechtigkeit, doch nie
ch verletzend, bösartig und brutal wurde. Es bewies sich
em Schicksal, daß dem Kritiker nicht einmal die Mitwelt,
h dem Schauspieler, Kränze flicht, wie viel weniger die
lt, und sehr gut war im Feuilleton der „Oesterreichischen
" in einem Artikel über Planche bemerkt: „Ein sterbender
bildet kaum den Gegenstand öffentlicher Theilnahme,
Worte der Anerkennung, die man ihm nach seinem Tode
klingen meistens nicht viel erbaulicher als die eingelernte
ze Todtenweise aus dem Munde eines Leichenbitters."
ch gibt es so viele, welche eine treffende Kritik lieber le-
das schönste Gedicht, denen eine Recension über die Auf-
eines Theaterstücks mehr Genuß gewährt als vielleicht die
ung selbst. H. M.

Bibliographie.

Die Aufgabe der christlichen Kirche im 19. Jahrhundert. Bearbeitet nach drei englischen Preisschriften über systematische Wohlthätigkeit. Cincinnati. 1857. 16. 10 Ngr.

Des Kirchenvaters Augustinus Bekenntnisse. Für Leser jeden Standes neu bearbeitet auf Grund der von Raumer'schen Ausgabe. Reutlingen, Rupp u. Baur. 32. 6 Ngr.

Das Bunsensche Bibelwerk. Drei Gespräche für Jedermann von Alethophilos. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 8 Ngr.

Biedermann, K., Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Eine Festgabe zum 300jährigen Jubiläum dieser Universität, zugleich ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. Jena, Bran. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Buch Hiob als poetisches Kunstwerk übersetzt und erläutert für Gebildete von A. Ebrard. Landau, Kaußler. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Original-Gedichten deutsch-amerikanischer Verfasser. Herausgegeben von C. Marrhausen. Detroit. 1856. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Grinnell-Expedition nach dem Arctischen Ocean in den Jahren 1853, 1854 und 1855 zur Aufsuchung des Sir John Franklin unter dem Commando des Dr. Elisha Kent Kane, von der Vereinigten Staaten Navy. Mit 30 charakteristischen Holzschnitten. Philadelphia. 1857. Lex.-8. 1 Thlr.

Gülich, J., Die Rechtssprache und das Sprachrecht. Altona, Hammerich. 8. 3 Ngr.

Günther, J., Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858. Eine Festgabe zur 300jährigen Säcularfeier der Universität am 15., 16. und 17. August 1858. Jena, Mauke. Gr. Lex.-8. 2 Thlr.

Hübner-Trams, Froh und Frei. Gedichte. Berlin, Voß. 1859. 16. 22½ Ngr.

Kittlitz, F. H. v., Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Lebensabriß von Bruder Johann Adam Straub in Kornthal. Ludwigsburg, Riehm. Gr. 8. 6 Ngr.

Lippard, G., Legenden aus der amerikanischen Revolution. Uebersetzt von A. Strodtmann. Philadelphia. 1857. Lex.-8. 15 Ngr.

Löher, F., König Konrad I. und Herzog Heinrich von Sachsen. Ein Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Lucä, F., Frankfurter Chronik. Das Jahr 1857. Ein Beitrag zur neuesten Staats- und Cultur-Geschichte der Freien Stadt Frankfurt. Frankfurt a. M. 8. 20 Ngr.

Nicol, G., Erzählungen aus Niedersachsen. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, O., Einige Gedanken eines Nichtgelehrten bei Lesung des Kosmos. Philadelphia. 1857. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Kleine Wanderchronik. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Rupplus, O., Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben. New-York. 1857. 12. 1 Thlr.

Schottmüller (früher Müller), A., Die Schlacht bei Zorndorf. Eine Jubelschrift. Mit Schlachtplan. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Schröter, H., Der Liebe List über Alles. Lustspiel in drei Acten. Frankfurt a. M. Br. 8. 7 Ngr.

Türkische Zustände. Schilderungen von Fremden und Denkschriften von Eingebornen. I. Bautzen, Schmaler. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome IV. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis dritte Theil kosten jeder 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen fünften Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende
wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, Phases et Causes célebres du droit maritime des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatique et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, convention et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, Eléments du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl aus den Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit.

Von Dr. **Jakob Auerbach.**

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

I. **Biblische Geschichte.** Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Nach dem Grundtexte bearbeitet. Mit einem Auszug aus dem Buche Tobia und den beiden Büchern der Makkabäer.

II. **Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen.** Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Aus dem Grundtexte übertragen. Nebst einer Auswahl aus apokryphischen Schriften und einer Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit.

Ein für alle israelitischen Schulen und Familien sehr wichtiges Werk, dessen weiteste Verbreitung auch durch den aus billigen Preis ermöglicht ist. Die zweite Abtheilung erschien schon früher, um dem dringendsten Bedürfniß im Religionsunterricht in den höhern Klassen der jüdischen Schulen zu genügen, und hatte sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen. Mit der jetzt erschienenen ersten Abtheilung, die namentlich auch für mittlere Schulen sowie für das Haus berechnet ist, liegt das Werk nunmehr vollständig vor.

Ein ausführlicher Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden. Bei Abnahme größerer Partien werden besondere Vortheile gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus der Heimat.

Neue Gedichte
von
Robert Prutz.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Robert Prutz, der als Lyriker gewiß zu den ersten beliebtesten deutschen Dichtern der Gegenwart gehört, bietet dem deutschen Publikum hier eine neue Gedichtsammlung, die in keiner Hinsicht seiner frühern, kürzlich in vierter Auflage erschienenen, nachsteht und unter den zahlreichen ähnlichen Erzeugnissen der letztern Jahre eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Sammlung ist in vier Abschnitte eingetheilt: I. „Zweite Liebe"; II. „Herzog Bogeslav" (ein meisterhaftes kleines Epos aus der Geschichte Pommerns); III. „Maria" (eine moderne Tragödie in lyrischer Form); IV. „Vermischte Gedichte".

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. (5 Thlr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 2 Thlr. 15 Ngr.

Felix. Roman. Zwei Theile. 12. (3 Thlr. 10 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 9. September 1858.

Inhalt: Neue Gedichte von Robert Prutz. Von **Hermann Marggraff.** — Zur deutschen Romanliteratur. Von **August Henneberger.** — Müller's Hellenismus. Von **Karl Leo Cholevius.** — Menzel, Forscherleben eines Gehörlosen. Von **Maximilian Berty.** — Der Provinzialschulrath Schaub. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue Gedichte von Robert Prutz.

s der Heimat. Neue Gedichte von Robert Prutz. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 2 Thlr.

Es ist fast stehender Gebrauch geworden, jede Be-chung einer neuen lyrischen Sammlung mit einem bald Dur bald aus Moll gehenden Klagelied über die dem Gebiete der lyrischen Production herrschende erfülle einzuleiten. Aber wie viel Tausende gibt es Deutschland, welche Schulze oder Müller, oder Bauer Schmidt, oder Schneider oder Weber heißen, ohne man etwas von einem großen Dichter Bauer oder midt oder Schneider oder Weber gehört hat! Und vereinsamt standen oder stehen Ernst Schulze und lhelm und Wolfgang Müller unter den vielen glei-Namens, die keine Verse machen! Doch Scherz seite! Ernstlicher möchte ich eine andere jetzt oft ge-te Behauptung bestreiten, mit der man die Lyrik ver-lich zu machen beabsichtigt, die Behauptung nämlich, heutzutage jeder schon auf der Schule einen guten es machen lerne. Gegen diese Behauptung führe ich aus ner Erfahrung Folgendes an: auf dem Gymnasium, zu em Zöglingen ich gehörte, gab es unter beiläufig 250— Schülern etwa drei oder vier, welche deshalb einiger-ßen renommirt waren, weil sie wenigstens einen erträg-n, aber keineswegs einen guten Vers zu fertigen ßten. Etwa die Hälfte der Schüler mochte außerdem r oder weniger Empfänglichkeit für Poesie und Rhyth-l besitzen, die andere Hälfte gewiß war dafür ganz mpfänglich oder verachtete sogar alle Poesie. Seitdem eine ganze Generation erloschen und ich habe nicht ört, daß jenes Gymnasium in dieser langen Zeit auch irgendeinen namhaften Dichter ins Feld gestellt habe; unter den einigen tausend Zöglingen, welche wäh-dieser 30 Jahre daselbst wissenschaftlich dressirt wur-, nicht einen einzigen.

Freilich wenn man die verschiedenen Jahrgänge d. Bl. darin die Uebersichten über die deutsche Lyrik durch-t, kann man leicht auf die Annahme gerathen, daß gut wie auf andern literarischen Gebieten auch auf der Lyrik zu viel producirt werde, und es ist sicher-lich richtig, daß zu viel im Verhältniß zu dem Bedürfniß des Publikums und bei weitem zu viel Mittelmäßiges, Unbedeutendes und wirklich Schlechtes producirt wird. Es sind die vielen Unberufenen, denen man vorwirft, daß sie den Markt verderben und den Berufenen Schaden zufügen, und man muß sich nur darüber fortdauernd wundern, daß diese Leute sich durch den im Durchschnitt geringen Absatz selbst solcher lyrischen Sammlungen, welche gut empfohlen sind und von bekannten und geachteten Verfassern herrühren, nicht von der Veröffentlichung ihrer Poesien abschrecken lassen, sondern sehr häufig selbst noch die Druckkosten tragen, um für dieses Geldopfer Quittungen in Form tadelnder Recensionen in Empfang zu nehmen, die ihnen gerade keinen großen Spaß machen können. Im Großen, Ganzen bringt aber diese allzu üppige Vegetation doch keinen so erheblichen Schaden, als es scheinen mag. Diese unreifen Versuche und mittelmäßigen Versübungen sind wie Schwämme, Pilze und nutzloses Unkraut, welche wol manch hübsches und duftiges Blümchen, dem man von Herzen gern ein besseres Los wünschen möchte, an seiner Entfaltung hindern, aber den Hochstämmen das Wachsthum nicht verkümmern können. Jene After- und Schmarotzergewächse schwinden bald in ihr Nichts und sind vergessen; die Stämme bleiben, und es sind ihrer in einem Decennium im Verhältniß zu der Masse des Producirten so wenig, daß es gerade keine große Mühe macht sie zu zählen. Wie viele von diesen Stämmen noch in einem oder auch nur in einem halben Jahrhundert im Gedächtniß der Menschen aufrecht stehen werden, kann man freilich nicht wissen. Wir wollen uns auch darum keine grauen Haare wachsen lassen; wir haben die Dichter der Gegenwart nur mit dem Maßstab eben dieser Gegenwart, nicht mit dem einer uns unbekannten Zukunft zu messen.

Zu den Hochstämmen der modernen Lyrik kann man wol auch mit Fug und Recht Robert Prutz rechnen, der zugleich unsers Wissens der einzige ist, welcher Pommern, sein Heimatland, in neuerer Zeit als allgemein bekannter Lyriker vertritt; denn der Insulaner Arndt gehört einer frühern Generation an und ist kein eigentlich moderner

Dichter, während Kugler's Hauptstärke gerade nicht in der Lyrik lag, wenn er auch einige recht ansprechende Lieder gedichtet hat. Ein namhafter Lyriker auf ganz Vor- und Hinterpommern nebst Kassubien! Auf Pommern wenigstens scheint somit die Klage über die Ueberfülle lyrischer Production nicht zu passen. Nun ist wol Pommern, obschon Ramler's Geburtsland, kein vorzugsweise poetisches Land, aber es hat doch seine Oasen, es hat in unmittelbarer Nähe das anmuthige sagenreiche Rügen und als Hintergrund ein blaues Binnenmeer, durchfurcht von Jollen, Segelschiffen und Dampfern. Das ist wol ein Element für die Poesie. Aber es gibt keine pommersche Dichterschule, obwol man von ihr gefabelt hat, als sich eine Anzahl preußischer Jünglinge, meist Märker und Schlesier, in Berlin zur Herausgabe des „Norddeutschen Frühlingsalmanach" vereinigten. Man nannte sie die „pommersche" Dichterschule, weil man ihr damit einen Makel anzuhängen gedachte, gerade als ob nichts Gutes oder doch nichts Poetisches aus diesem Lande kommen könne, bei dessen Wiedererblicken doch unserm Prutz das Herz aufgeht, wenn er in dem Einleitungsgedicht zu seiner neuesten Sammlung singt:

Und was das Leben mir genommen,
Und was das Schicksal mir entwandt,
Ich seh' es alles wiederkommen,
Wie ich es ehedem gekannt;
Das sind der Berge blaue Gipfel,
Vom Grün der Wälder dicht umsäumt,
Es sind dieselben Schattenwipfel,
In denen ich als Kind geträumt!
— — — — — — — — — —
O sei gesegnet, theurer Boden,
Der rasch die Seele mir verjüngt!
Schon fühl' ich mich von deinem Odem
Gleichwie von Frühlingshauch beschwingt;
Weit hinten liegt, was ich gewesen,
Das Leben lacht in neuem Glanz —
Hier werd' ich oder nie genesen,
Am Busen meines Vaterlands.

Seine neueste Sammlung wird von einem Cyklus Liebeslieder eröffnet, welche mehr als die Hälfte des Bandes einnehmen und einen ganzen Liebesroman abwickeln. Ist dieser Roman eine bloße Fiction? Wir wollen dies fürs erste annehmen, um uns den ästhetischen Genuß durch keine störenden Nebengedanken trüben zu lassen. Der Dichter trifft in seiner Heimat wieder mit derjenigen zusammen, die er in früher Zeit geliebt hat. Irgendein Umstand, vielleicht ein Misverständniß hatte ihre Trennung herbeigeführt. Er hatte in unglücklicher Stunde geschwiegen, und die Geliebte, wie sie es in dem Gedicht „Mein Herz ist ein verhagelt Feld" selbst ausspricht, hatte sich mit einem Manne vermählt, den sie nicht liebte. Sie sehen sich nach einer Reihe von Jahren wieder und die alte Liebe erwacht, denn was sich zu lieben bestimmt ist, muß sich lieben, oder wie der Dichter es in poetischen Worten ausdrückt:

Am Himmel hoch den Sternen sind
Die ew'gen Bahnen vorgeschrieben;
So ward auch dir, o Menschenkind,
Vorausbestimmt, wen du sollst lieben.
Im eitelm Trotz wol magst du dich
Dem himmlischen Gesetz entziehen:
Doch naht die Stunde sicherlich,
Wo deiner Seele Nebel fliehen;
Die Stunde naht, wo du erkennst,
Und ging der Erdball selbst in Scherben,
Für wen du glühst, für wen du brennst,
Für wen du leben sollst und sterben!

Sein Leben war so öde: „Fühllos war meine B wie Erz", und: „Ich lebte, weil ich leben muß"; aber sproßt aus seinem Herzen „ein neuer Mai in Blü pracht"; er weiß zwar, daß dieser Mai keine ewige D haben könne; aber

Sei's! Ob zu Asche brennt dies Herz,
Gesegnet dennoch, süßer Schmerz!
Ja, wenn die Glut mich tödten soll,
Auch solch ein Tod ist wonnevoll!

Die Liebenden lassen sich auf den Conflict zwischen P und Liebe nicht weiter ein, sondern gehorchen dem veränen Gebot der Leidenschaft und feiern nun bei Nächte, die der Dichter zum Schluß in „Hymnen" r

Der Dichter bekundet in der That eine erstaun werthe Geschicklichkeit, sein im ganzen so einfaches T zu variiren und diese einseitige Leidenschaft in immer Wendungen und Momenten zur Anschauung zu b Manche dieser Lieder, unter denen freilich nicht al chen Werthes sind, gehören zu den schönsten Liebesl ten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Wir s zur Probe folgendes an:

Abendstille.

Nun ruht die Welt mit Schweigen,
Der laute Tag verrann,
Die goldnen Sterne steigen
Helleuchtend himmelan;
Rings, wie mein Ohr mag lauschen,
Ist alles stumm und todt,
Nur leise Wellen rauschen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebste, komm und neige
Dein lächelndes Gesicht,
Wie durch die dunkeln Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein seliges Ermatten
Schließt leis mein Auge zu,
O komm in diese Schatten,
So weich, so mild, wie du!

Von deinem Arm umschlungen,
Gelehnt an deine Brust:
O holde Dämmerungen,
O nächtlich süße Lust!
Nichts bietet mehr das Leben
Und nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht versenkt in dir!

Zu einem wirklich erhabenen Schwunge der Em dung und des Ausdrucks erhebt sich der Dichter in „Weltuntergangs-Sonetten". Hier das vierte der

Und war es wirklich keine falsche Kunde,
Und haben die Propheten nicht gelogen,
Und brechen wirklich heut' des Himmels Bogen
Und Flammen schlagen aus dem finstern Schlunde:

ßt auch du, des Erdballs letzte Stunde!
ver Geliebten süßem Hauch umflogen,
ränkten Arme, Mund an Mund gesogen
Donnerrausch, wie gern geh' ich zu Grunde!

Stürme, rast! Entweicht ihr goldnen Heerden,
ir am Himmel weidet! Brich zusammen
esten Kern, du morscher Bau der Erden!

it, o Sonnen, ihr urew'gen Ammen!
Brautbett muß das Chaos selbst uns werden,
als Hochzeitsfackel Welten flammen!

anders stellt sich unser Urtheil vom ethischen
, wenn wir das hier geschilderte Verhältniß
flich bestandenes und bestehendes zu betrachten
b es scheint fast so, denn eine so große Zahl
empfundener, den Stempel individueller Vor-
ich an sich tragender Liebesgedichte läßt sich
us der bloßen Fiction herausarbeiten. Prutz
t in dem Gedicht „Geständniß":

Wahrheit ist's, was ich gesungen,
Diese Lieder sind gelebt.

Der sich selbst in Bitternisse
Wandelt durch sein thöricht Grollen
Jede Freude, die ihm lacht,
Wiss', o strenger Richter, wisse:
Auf der Lippe mir, der vollen,
Ja, es brannten diese Küsse,
Deren Hauch dich schwindeln macht.

t sich zwar die Kritik sicherlich um solche Pri-
sse nicht zu kümmern, solange sie im Dun-
; wenn sie aber der Dichter selbst ans Tages-
wie dies schon früher Bürger sich mit seinem
zu Molly gestattete, so hat sie allerdings die
ragen, nicht sowol ob sich ein Dichter und
r in solche Verhältnisse einlassen dürfe (denn
seine Sache), sondern ob es ihm ungerügt
:se und ihm gestattet sei, dergleichen vor der
herrlichen und noch die besondere Theilnahme
ns dafür in Anspruch zu nehmen. Hierzu
der Dichter in der dritten Abtheilung seiner
förmlich als Grundsatz aufstellt, daß eine
urchaus nicht das Recht habe, sich zu bekla-
ihr Gatte, um einmal „reinen Thau des
schlürfen", ihr auf eine gewisse Zeit untreu
Der Dichter redet seine Gattin an:

jterfrauen müssen manches dulden,
nchen Irrthum, manch Verschulden,
in die stürmischen Gedanken
verwerfen fromme Schranken.

l der Aar das Fliegen nicht verlernen,
ß er aufwärts zu den Sternen
ten Fittich lenken dürfen,
ten Thau des Himmels schlürfen.

derkehr' ich, ist der Rausch zerronnen,
wärts aus dem Reich der Sonnen,
ue meine goldnen Lieder
lind in den Schos dir nieder.

einem zweiten dasselbe Thema behandelnden
es:

Gönn', o gönne uns ein Weilchen
Ihrer Gluten süßen Schein,
Gönne uns ein armes Theilchen
Von dem Glück, das ewig dein.
Dennoch bleibt dir ja das Ganze
Fest und treu, wie du geglaubt,
Und es kränzt mit frischem Kranze
Neu sich deines Dichters Haupt!

Man wird dem leicht erregbaren Dichter- und Künstlergemüth allerdings manches zugute halten müssen, aber gegen die Tendenz, für den Dichter grundsätzlich ein exceptionelles Moralgesetz aufzustellen, müssen wir uns doch alles Ernstes erklären. Für Ausschreitungen darf das Genie wol Nachsicht, aber nimmermehr ein Privilegium fordern. Bulwer und Dickens scheinen in der Art, wie sie ihre Gattinnen behandelten, sich ebenfalls auf ein solches Privilegium gestützt zu haben. Was freilich Lady Bulwer betrifft, so ist diese selbst Schriftstellerin, die auf ihre schriftstellerischen Privilegien hin gegen ihren Mann, der zugleich ihr College ist, wenigstens in ihren Schriften arg genug gesündigt hat. Aber im Namen der bürgerlichen Moral müssen wir doch solche Vorgänge in der schriftstellerischen Welt Englands höchlichst beklagen, die, wie auch der von dem alten Landor aufgerührte Skandal, kein sehr günstiges Licht auf sie werfen. Und das alles in dem „sittlich prüden" England!

Noch ein Bedenken müssen wir gegen den Inhalt einiger dieser Liebeslieder aussprechen mit jener Offenheit, die gerade ein Mann wie Prutz zu würdigen wissen wird. Mit einer sinnlichen Glut, wie sie seit Bürger kaum wieder vorgekommen ist, schildert Prutz in Versen von glänzendstem und üppigstem Colorit die Liebesnächte, die er mit seiner Geliebten feiert, besonders in den Gedichten „Mit einem Tuche" und „Hymnen der Nacht". Der sinnliche Rausch nimmt bei ihm die Form und Bedeutung religiöser Entzückung an. „In meine Küsse fließen Thränen und meine Wollust wird Gebet" singt er in dem Gedicht „Holdes Räthsel". Erträglicher wird dergleichen, wenn es in epischer Objectivität über eine dritte Person berichtet wird; aber wenn wir uns ein bestimmtes lebendes Individuum in solchen Situationen vorstellen sollen, dann wird das ästhetische Wohlgefallen an der prächtigen Ausmalung solcher Scenen nicht wenig gestört. Die Mysterien der Liebe werden doch in tiefster Zurückgezogenheit gefeiert, und schon Musäus bemerkte gegen Goethe's Ausspruch, daß zwei Liebende zu sehen ein Schauspiel für Götter sei, zwar sehr prosaisch aber treffend: „Für Götter mag es wol ein Schauspiel sein, aber für Menschen ist es oft herzlich langweilig."

Lichtenberg behauptete: „Alles, was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe, und auch diese wissen sie nicht in die etwas entferntern Verrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen." Dies würde auch von diesen Liebesgedichten im vollsten Umfang gelten, wenn wir nicht doch einzelne unter ihnen fänden, welche von den geschilderten individuellen Zuständen und Situationen eine Wendung zu allgemeinerer Lebensbetrachtung nähmen, wie in dem „Ergebung" überschriebenen Gedicht:

Wolle nicht das Schickſal meiſtern!
Zürnen ſollſt du nicht, noch grollen,
Doch auch leimen nicht noch kleiſtern,
Wenn es ſchneidet aus dem Vollen!

Wie die Schwalbe leichten Fluges
Sich vom Sommerwind läßt tragen,
So dem Zauber ſeines Zuges
Folge willig, ohne Zagen!

Was die Ewigen dir ſpenden,
Sei es Böſes, ſei es Gutes,
Nimm es hin mit offnen Händen,
Dankbar und getroſten Muthes!

Nicht um Künft'ges ſollſt du ſorgen!
Wechſel heißt das Los der Erde,
Ewig zwiſchen Nacht und Morgen
Tummeln ſich die Sonnenpferde u. ſ. w.

Folgendes ſchöne Gedicht ſchildert die Liebe in ſo allgemeiner Weiſe, daß in ihm, ſowenig auch der Verfaſſer daran gedacht haben mag, zugleich die Pflichten und Eigenſchaften der Menſchenliebe und der ewig verzeihenden, mitduldenden chriſtlichen Liebe herrlich offenbart werden:

Liebe.

Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.

Was von Liebe ward verſchuldet,
Gern von Liebe wird's geduldet,

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren;

Trägt mit ſeliger Geberde
Alle Noth und Schuld der Erde;

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß ſie ſorgſam zu verdecken;

Ja, ihn völlig freizuſprechen,
Lächelnd theilt ſie ſein Verbrechen.

Dieſer unter allen Umſtänden anziehenden und vieles Schöne bietenden erotiſchen Abtheilung der Sammlung folgt ein erzählendes Gedicht „Herzog Bogeslav", in welchem die intereſſanteſten Momente aus dem Leben des Pommernherzogs Bogeslav, unter deſſen beinahe funfzigjähriger Regierung „ſich Pommern nach innen und außen einer Blüte erfreute, wie ſie ihm, ſolange es überhaupt ein ſelbſtändiger Staat war, niemals zu Theil geworden", zu einem Cyklus balladenartiger Gedichte verarbeitet ſind. Beſonders anziehend iſt die Kindheitsgeſchichte Bogeslav's und ſeines Bruders, zu deren Darſtellung ſich der Dichter der pommerſchen Chronik Kantzow's bedient hat. Wir können uns nicht enthalten, des Chroniſten Bericht mit deſſen von Prutz in den Anmerkungen citirten treuherzigen Worten hier anzuführen:

Es hetten ſich hertzog Erich und ſein gemahel, wie oben gemeld, unverſünlich gezweyet, vnd was die hertzoginne mit den kindern zu Rhügenwalde in Hinterpomern, welches ſie meinte das es jr als ein erbin gehörte, vnd verwaldete daßelbig .... Demnach hielt ſie ſich mit hofe wie eine hertzoginne ſtatlich, aber an die kinder fherete ſie ſich nicht ſonders, doch tette ſie jnen nichts böſes, ſonder lies die jungen hern zu Rhügenwalde in die ſchule gehen vnd lernen, vnd hielt ſie mit kleidung vnd nottorfft ziemlicher weiße, doch nicht wie es fürſten gepüret hette. Mit der zeit aber begunte der zorn bei jr zu wachſen, vnd ergrimte die hertzoginne ſo ſehr, das ſie jren kindern totfeind wurt, vnd die ſöhne gar verſties, vnd lies ſie gleich andern armen ſchülern mit zerrißenen kleidern gehen, das jnen offt die zehe durch die ſchuhe gegangen, vnd jrer nichts warten; wolten ſie zu ſchloß eſſen oder zu ſchlaff gehen, mochten ſie es thun, tetten ſie es nicht, fragete man nicht vie darnach, vnd lies ſich ſo gantz anſehen, als hette ſie gerne geſehen, das ſie weren vmbkhomen. Darvmb ſint die guten herlein für der mutter zag vnd ſcheu geworden, vnd zum mehrenteil in der ſtat geplieben, vnd mit den bürgerkindern hin vnd widder aus vnd eingegangen, do gegeßen vnd geſchlaffen .... Alſo khemen die herichen ins wilde, vnd wurden nicht allein nicht wol gehalten, ſonder lernten auch, wie man gedencken khan, wenig beide an gute künſten oder fürſtlicher ſitten, vnd krochen mit den ſchülern in alle winkel, vnd raufften vnd ſlugen ſich mit jnen.

Gleich das Einleitungsgedicht oder der „Vorgeſang" hat einen friſchen kräftigen Klang. Der Verfaſſer ſchildert ſeine Landsleute, die Pommern:

Es wohnte hier vor alten Zeiten
Ein ſtarkes knorriges Geſchlecht,
Kein Freund vom Tifteln und vom Streiten,
Doch trotzig pochend auf ſein Recht;
Langſam von Worten, raſch zum Schlagen,
In Haß und Liebe treu zum Tod,
Mit ſtarker Fauſt, geſundem Magen
Und Mutterwitz, ſoviel ihm noth.

Es iſt der Hofgunſt gift'ge Blume
Gediehn in dieſem Boden nie;
Ich ſag' es meinem Land zum Ruhme:
Grad' blieb der Rücken, feſt das Knie.

Seinen Helden aber charakteriſirt Prutz in folgender Weiſe:

In dieſer Zeiten graue Ferne
Trägt heut' euch mein Geſang zurück.
Kein Held, hochragend wie die Sterne,
Zeigt ſich dem überraſchten Blick.
Es iſt der Weltheroen keiner,
Berührt vom Hauch des Genius:
Ein Mann nur iſt's, wie unſereiner,
Ein Pommer nur von Kopf zu Fuß.

Kühn in der Schlacht, im Rathe tüchtig,
Ein Ritter und ein Fürſt zugleich;
Klar war ſein Blick, ſein Wort gewichtig
Und feſt, wie ſeines Schwertes Streich.
Er trug der Erde Luſt und Wehe,
Er küßte viel und zechte gern,
Und war vom Scheitel bis zur Zehe
Ein Mann von echtem Schrot und Kern.

In einer Zeit glanzloſer Leiden,
Zerwühlt die Bruſt vom eignen Zahn,
An ſolchem Manne ſich zu weiden,
Scheint mir ſo übel nicht gethan.
Schon dröhnt's im eh'rnen Sarkophage:
Auf! aus dreihundertjähr'gem Schlaf,
Verklärt von Poeſie und Sage,
Auf, Pommernherzog Bogeslav!

Aus dieſem Vorgeſang hätten wir nur die gegen das moderne Junkerthum gerichtete Tendenzſtrophe oder wenigſtens die Stelle von dem „ekeln Kothe", womit „fremdenhand der Freiheit Antlitz keck beſpritzt", hinweggewünſcht; es iſt dies ein Mislaut, der gerade in dieſer Umgebung ſtört und um ſo mehr ſtört, da man ſich von dem Gedanken nicht losmachen kann, daß Herzog Bogeslav

runde doch auch nur ein echter pommerscher
ır, der die „Pfaffen" nur darum haßte, weil
one ihn in seinem lustigen Leben störten. Im
alten wir diese Dichtung nächst den „Welt-
:-Sonetten" für die Perle der Sammlung, in-
ichter darin einen höchst ansprechenden einfach
ı Volkston angeschlagen und mit großer Con-
rch sämmtliche Balladen durchgeführt hat. Die-
erb gesunde Volkston ist jetzt so selten, daß er
emüth eine wahrhafte Erquickung ist, um so
ı er, wie in dieser Dichtung, nirgends in das
Triviale abfällt. Der Verfasser verheißt, diese
ruchstückartig vorliegende Dichtung später zu
alls er „die rechte Weise traf". Wir können
rsichern, daß er die rechte Weise wirklich ge-
Vollendet und als besonderes Buch gedruckt
Dichtung, sollten wir meinen, ein wirkliches
ür des Dichters Landsleute werden, träte nicht
ng dazwischen, daß das eigentliche Volk jetzt
ng leider entfremdet ist, zunächst wol infolge
findung wie Ausdruck gleich vornehm exclu-
ıg, welche die deutsche Poesie seit Bürger und
e noch im echten Volkston sangen, mehr und
ommen hat.

te Abtheilung, ein Cyklus von Gedichten un-
el „Magdalena", übergehen wir und zwar
shalb, weil uns, wir gestehen dies aufrichtig,
unde liegenden persönlichen Bezüge ziemlich
ben sind und eine solche Unklarheit dem Ein-
r besten Gedichte dieser Art immer Schaden
enden uns sofort zu der vierten Abtheilung:
Gedichte", die mit einer Reihe kräftig gedach-
firter Sonette „In kranker Zeit" eröffnet
Zeitsonette sind geschrieben

m der Zeiten wilden Zwist zu schlichten,
ß der Schmach es nicht am Spiegel fehle.

chter erscheint die Zeit „schwachherzig, ein
der Schurken, halb der Thoren", ein „arm-
ing von Lust und Schwächen", „zur Tu-
zum Verbrechen", und so erkennt und be-
Prophetenwort:

ächt der Väter Sünde sich am Kinde.
edet das gegenwärtige Geschlecht an:

lich Erbtheil ward euch übergeben:
inner Stolz, der Jugend kühnes Hoffen —
die Schwerter, die von Siegen troffen,
nner wo, die jubelnd sich erheben?

ird daraus? Antwortet, bei dem Leben
igen! Ihr aber steht betroffen —
et her, da liegt das Schuldbuch offen,
Urtheil drin — und lest's mit Beben!

Sonette richtet sich gegen die Tendenz der
„unfruchtbaren Ideale" zu entledigen, und
weiter:

ht Volk, zu lenken an der Leine
m Wort! Real! Es macht mich lachen:
real nennt, ist nur das Gemeine!

Hieran schließen sich zwei Studentenlieder, eins noch vom Jahre 1838, das andere, „Stiftungsfest" überschrieben, vom Jahre 1857, welches mit dem Trinkspruch schließt:

Dem stolzen Muthe, der sich selbst erkannt,
Der Freiheit gilt es und dem Vaterland!

Aus derselben studentischen Tonart gehen die beiden folgenden Gedichte „Rudelsburg" vom Jahre 1843 und 1853, das letztere mit dem Schluß:

Und ein Echo geht noch heute
Durch die tiefste Seele mir:
Sei es Fest-, sei's Grabgeläute,
Vaterland, es gelte dir!

Daß noch einst in fernen Jahren
Deutsche Bursche jubeln hier,
Frohen Muthes, wie wir waren —
Aber — glücklicher als wir!

Der Dichter hat so etwas von einem „alten Studenten", der, wenn ihm in der trockenen Dürre unserer nationalökonomischen und industriellen Zeit das Herz verzagen und einschrumpfen will, zu den Erinnerungen der schönen Burschenzeit zurückflüchtet und seine studentischen Freiheitsideale im Busen wieder aufwärmt. Schade nur, daß so herzlich wenige diesen Idealismus in spätere Jahre hinüberretten, sonst müßte bei der großen Zahl von Studirenden, welche alljährlich in das praktische Leben eintritt, in dieser Hinsicht schon viel mehr erreicht sein. Aber es scheint fast so, als ob die meisten von vornherein dazu entschlossen seien, ihr bischen Bedürfniß für Freiheit und Selbständigkeit während ihres Trienniums aufzubrauchen und dann für immer damit abzuschließen. Wie glücklich sind dagegen die Engländer, welche nicht nöthig haben, ihre Erinnerungen an die Etonschule oder an Oxford und Cambridge aus dem Grabe aufzuscharren, um sich einmal wieder als freie selbständige Männer und Patrioten zu fühlen!

In einem Sonett vom Jahre 1858 corrigirt der Dichter ein früheres vom Jahre 1838, in welchem er darüber Klage geführt, daß auch sein Sommer, wie es scheine, verschwunden sei. Als der Dichter diese Klage ausstieß, stand er erst im zweiundzwanzigsten Lebensjahre! Dieses Gefühl der Abgelebtheit bei noch jugendlichen Locken ist in unserer Zeit so überaus häufig, daß es fast als eine epidemisch gewordene Krankheitserscheinung gelten kann und einen eigenen Namen verdiente. Am häufigsten und härtesten werden freilich davon diejenigen befallen, welche auf Gymnasien und Universitäten zu künstlicher Frühreife gezeitigt werden und die Auflösungen der höchsten und schwierigsten Probleme, woran sich die Weisesten aller Zeiten und Völker die Köpfe zerbrochen haben und noch zerbrechen, zudictirt bekommen. Dies und andere Umstände führen bei noch sehr jungen Leuten leicht einen Selbstverbrennungsproceß herbei, nach welchem nur Asche und Schlacke und das Gefühl der Uebersättigung und Abgelebtheit zurückbleiben. Das kann man nun allerdings von einem Dichter und Schriftsteller nicht sagen, der, wie Prutz, sich so vieles wahres und echtes Feuer bewahrt hat und dessen literarisches Wirken an schätzbaren Resultaten so reich ist;

dennoch lassen sich auch bei ihm Spuren dieses Allgemeinleidens wahrnehmen. Er findet es zwar jetzt selbst ein wenig komisch, daß sich damals sein unerfahrenes Herz mit Wunden gebrüstet, „die es selber sich versetzt", und nennt deren Blutungen einen bloßen „Theaterscherz"; aber gleich darauf fügt er hinzu:

Jetzt müd' von Täuschungen und abgehetzt,
Wol anders kenn' ich jetzt des Lebens Schmerz.

Sicherlich treten nicht leicht jemand bittere Enttäuschungen so nahe als einem Dichter in unsern Tagen; auch ist es das traurige Vorrecht eines Schriftstellers, den Jammer der Zeit mehr zu fühlen als andere, weil sein Beruf ihn auf die Beobachtung der Zeit besonders hinweist; aber wenn man im Anfang der vierziger Jahre steht wie Prutz, sollte man doch nicht so oft wie er von grauen Haaren und andern Symptomen des Alters sprechen, womit übrigens der feurige und rasche Pulsschlag seiner Gedichte in erfreulichem Gegensatze steht.

Ein erquickliches Labsal bietet dagegen ein Cyklus von Gedichten unter der Ueberschrift: „Dichters Haustafel", welche aufs klarste beweisen, daß der Dichter die Poesie des Familienlebens und der Gatten- und Kinderliebe tief und wahr zu empfinden weiß; sie sind einfach und herzlich und von einem unaffectirten Tone, auf welchen wir doch immer mehr werden zurückkommen müssen, um uns von der schwülstigen Phrase zu befreien und wieder die Sprache echten unverbildeten Gefühls zu reden. Der Dichter wendet sich am 7. Juli 1855 glückwünschend an seine Frau und singt:

Wo Kinder heut' im Doppelpaar
Frohlockend dich umringen,
Da braucht der Alte dir fürwahr
Kein Verschen mehr zu bringen:
Der Kinder Blick, der Kinder Gruß,
Und Martha's Stammeln, Lenens Kuß
Ist mehr als Reim und Redefluß,
Ist reinsten Glückes Hochgenuß.

So wünsch' ich denn nichts weiter dir
Von allen Schicksalsgaben,
Als daß der Himmel dir und mir
Erhalte, was wir haben:
Den starken Sinn, den treuen Muth,
Der willig trägt und freudig thut,
In froher Brust gesundes Blut —
Gib Acht, so wird noch alles gut.

Der Lenz der Jugend ist entflohn,
Schon in des Weges Mitte,
Schau hin, es werden länger schon
Die Schatten unsrer Schritte:
Doch bleibt das Herz nur fest und rein,
In Glück und Noth, in Lust und Pein,
So muß des Lebens Abendschein
Noch rosig wie sein Morgen sein.

Da glaubt man fast den ehrlichen Wandsbecker Boten zu hören! So dürfen wir denn mit Recht hoffen, daß der Liebesrausch, wie er in der ersten Abtheilung und namentlich in den „Hymnen der Nacht" zum Ausbruch kommt, nicht die gewöhnlichen fatalen Folgen eines zu starken Rausches haben wird. Der mit so schätzbaren poetischen Gaben und so männlicher Gesinnung ausgerüstete Dichter wird diese Prüfung, die er sich selbst auferlegt hat, glücklich bestehen und sich in dem eigenen Feuer seiner Phantasie und dämonischen Erregungen nicht zu Schlacken brennen, sondern sich reinigen und läutern. Dem poetischen Werthe der so vieles Schöne enthaltenden Sammlung soll mit diesen Worten durchaus nicht zu nahe getreten werden; vielmehr ist sie in Bezug auf dichterischen Werth eine wesentliche Bereicherung der modernen Lyrik und ein würdiges Seitenstück zu desselben Dichters früherer, bereits in vierter vermehrter Auflage erschienenen Sammlung zu betrachten. Hermann Marggraff

Zur deutschen Romanliteratur.

Ich habe das Glück, einen Freund zu besitzen, welcher feingebildet, hochgelehrt, noch überdies ein begeisterter Verehrer unserer deutschen Classiker ist. Derselbe ist mir wohlgewogen; aber während ich in vielen andern Beziehungen mich seiner Theilnahme und Förderung erfreue, habe ich über einen einzigen Punkt beständig Verweis und Tadel zu hören. Er kann nicht begreifen, wie man sich mit der neuern deutschen Literatur beschäftigen, ja man sogar so weit sich mit ihr einlassen könne, um neuerschienener Werke aus diesem Fach zu überdenken und drucken zu lassen.

In der That es hat eine schönere Zeit für die deutsche schöne Literatur gegeben. Alte, halbverklungene Sagen aus dem vorigen Jahrhundert berichten, wie ein neuerschienener Roman alle Herzen schneller schlagen machte, ein neues Drama Tausende von theilnehmenden und gierigen Zuhörern in das Theater lockte, ja ein neues Gedicht in Abschrift von Hand zu Hand oder mündlich von Mund zu Mund oder gesungen von Herz zu Herzen ging. Diese schöne Zeit ist lange begraben (für Thoren, die da sagen, auf ewig?) und die zu uns herübergedrungene herüberklingende Sage von diesen Zuständen weckt unsern Poeten ein halb wehmüthiges, halb ungläubiges Lächeln. Wie sollten sie auch zu der Vorstellung von diesem goldenen Zeitalter sich aufschwingen können. Heutzutage, welche Triumphe feiert die deutsche Poesie! Was den Roman betrifft, so haben englische und französische Gouvernantenromane oder die schaudervollen Romane à la Eugène Sue und Alexandre Dumas der deutschen erzählenden Muse in der Gunst des Publikums bald den Rang abgelaufen. (Einzelne Ausnahmen bestätigen die Regel.) Wer geht wol in das Theater, um die Versuche unserer modernen Dramatiker mit anzusehen? Ein Ballet oder ein Lorettendrama, nach der Schablone des Alexandre Dumas fils zugeschnitten, ist einzig noch im Stande, die matte Seele aus ihrem Verdammungsschlafe aufzurütteln. Und nun gar Gedichte? Lieber Himmel!

Wer kennt die Sterne, nennt die Namen?

Tausende kleiner Goethe tauchen alljährlich in der Duodezlyrik auf und — wieder unter. Wer bekümmert sich um sie? Wer liest sie? Höchstens ein verspäteter Werther, der an den Wochentagen Kaffee

wiegt und am Sonntag ſeinen Geiſt bildet, oder
ıdſames Fräulein, welches, von der ſchnöden Welt
in dem Heiligthum der Poeſie ſein wundes Herz
ınd dabei die entſprechende Menge Kaffee zu
ich beſtrebt.

dem lieſt und hört unſere poetiſchen Epigonen
ein Mann — der Kritiker der „Blätter für
Unterhaltung". Auch er iſt unglücklich, denn
ſt unzeitgemäß. Gab es doch einſt auch für
eine ſchönere Zeit. Oder war es nicht in
Jahrzehnden, die ich eben als die Roſenzeit,
e Alter, das tauſendjährige Reich, das Pa-
an Paul würde noch ein Dutzend weitere
hinzufügen) der Poeten kennzeichnete, war
ſelbe Zeit, wo eine Kritik in der „Allgemeinen
ibliothek" durch ganz Deutſchland hinhallte
ufregung hervorrief, als wenn heutzutage das
Mitteldeutſche Creditactien um 10 Procent ge-
geſtiegen meldet oder der □Correſpondent der
itung" aus irgendeiner alten Parlamentsſcharteke
rſten male deducirt, daß — Palmerſton doch
ſt? Auch für die Kritik ſind die ſchönen Zei-
. Wer lieſt uns noch, wenn wir noch ſo
? Das Publikum iſt ſo gleichgültig gegen
Literatur, daß es ſich auch gegen die Kritik
rhält. Die Poeten leſen uns noch, es iſt
ſie ſchimpfen uns noch öfter als ſie uns leſen.
edem und alledem bleiben wir unſerm Amte
heben von Zeit zu Zeit unſere Stimme für
Geſetze der Kunſt, die nie verjähren. Wir
oeſie, wie ihr Schatten: und wenn ſie die
iet, ſo möge ſie ſich erinnern, wie auch Peter
nen ſchönen Schatten geringſchätzte, bis er
ſen Verluſt zu der Einſicht gelangte, wie
ſt ſei ohne ſeinen Schatten.

---

rsonne. Von Theophil Piſling. Leipzig,
1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

t ſicher, in Sachen des geſunden Menſchen-
hen wir ſeit etwa 20 Jahren in Deutſch-
e Fortſchritte gemacht. Auch der vorliegende
davon Zeugniß ab. Der Haupthelд deſſel-
nce, ein junger reicher blaſirter Franzoſe.
sonne à Paris" und anderwärts, iſt ſein
lches ſeine Welt- und Menſchenverachtung
eſagt, wie mir ſcheint, nicht eben in dem
öſiſch — ausdrücken ſoll. Nachdem er alle
des modernen Babel bis zur höchſten
chgekoſtet, beſchließt er, es mit einer Heirath
ıa die Ehe unmöglich noch ennuyanter ſein
bisheriges Leben. Er erläßt daher an
eutſche Waiſe, die er kennen gelernt, ein
er ihr kurz ankündigt, daß er ſie morgen
:. Helene, durch dieſe brüske Art über-
bei ihm es nur um ein neues Raffine-
weiſt ihn ab, obgleich ſie ihn liebt. Und
die Geſchichte weiter gehen, wenn ſie in den dreißiger Jahren geſchrieben wäre? Beide Liebende würden ſich als Zerriſſene etabliren und in möglichſt genialem Faulenzen, in poetiſchem Weltſchmerz über Gott und die Welt raiſonniren. Um ſo mehr, da Helene zwar nicht blaſirt, aber Künſtlerin iſt und alſo ebenfalls zum Weltſchmerz berechtigt erſcheint, da bekanntlich nach der Zerriſſenheitstheorie jedem genialen künſtleriſchen Streben der „Kainsſtempel" aufgedrückt iſt und die Genialität vor allem an der Weltſchmerzlichkeit erkannt wird. Der junge Deutſche, Ludwig Becker, der in Helene ſeine Couſine erkennt und in aufrichtiger Huldigung ſie verehrt, hätte dann gewiſſermaßen zur Strafe ſeiner Anmaßung, als Proſaiker eine Künſtlerin lieben zu wollen, nicht nur mit der nöthigen Verachtung behandelt, ſondern ſchließlich auch andern zum warnenden Exempel in irgendein recht ordinäres Malheur verſenkt werden müſſen. Und was geſchieht im Jahre 1858? Der blaſirte Weltmann wird von der ablehnenden Antwort der Geliebten ergriffen, er erkennt die Erbärmlichkeit und Leere ſeiner bisherigen Exiſtenz und — wird Fabrikherr. Nach drei Jahren, ein anderer geworden, führt er ſein Mädchen heim und auch dieſe ſcheint von einem Kainsſtempel nicht viel zu verſpüren; ja, wenn mich nicht alles trügt, ſo wird bei der künftigen Hausfrau die Kunſt immer ein ſchöner Schmuck des Lebens, aber nicht mehr Lebenszweck ſein. Auch Becker geht nicht verzweifelnd unter, da ſeine Liebe zu Helene nicht erhört wird: eine kräftige Natur, wie er iſt, hält ſich oben und bald lohnt eine andere neuaufblühende Liebe ſeinen Muth.

Aufrichtig geſtanden: ich finde den Umſchwung der moraliſchen Anſchauung, der ſich in dieſer Verſion Piſling's im Vergleich zu der von mir ſkizzirten kund gibt, ebenſo bedeutend als erfreulich. Wenn Mayence's Wahlſpruch am Ende „Leben und Arbeit" heißt, ſtatt des elenden „Il n'y a personne", ſo ſpricht ſich darin der Fortſchritt der öffentlichen Meinung aus, die vor dem genialen Müßiggang, ſo geiſtreich er ſich auch geberden mag, allen Reſpect gründlichſt verloren hat.

Wenn ich ſomit mit der Tendenz des Buchs nicht nur einverſtanden bin, ſondern dieſelbe ſogar ſehr lobenswerth finde, ſo habe ich an der Form dagegen mancherlei auszuſtellen. Schon der pretiöſe Titel hätte vermieden werden ſollen; wozu aber vollends innerhalb des Buchs die hier und da verſtreuten franzöſiſchen Phraſen? Einzelne Redensarten in einem deutſchen Roman franzöſiſch zu geben, hat doch nur dann einen Sinn, wenn die franzöſiſche Wendung etwas ſo Eigenthümliches hat, daß ſie deutſch nicht wiederzugeben iſt; aber Mademoiselle, est-ce que vous avez un accès de lièvre aujourdhui? und Aehnliches ſcheint mir doch in deutſcher Sprache ausdrückbar. Daneben nehmen ſich nun wieder die Monologe, die der Verfaſſer ſehr liebt, außerordentlich altväteriſch aus, wie denn auch die Wendung, daß Ludwig Becker ſeine Geliebte durch eine Rettung in puncto eines durchgegangenen Pferdes kennen lernt, im Verlauf der deutſchen Literatur ſchon einigemal dageweſen ſein ſoll. Wunderbar iſt dagegen wieder die Erfindung, daß Becker,

ein junger zwanzigjähriger Mann, seine Lebensaufgabe in der Auffindung einer vor X Jahren durchgegangenen — Tante findet.

Sieht man aber hiervon ab, so muß nicht nur anerkannt werden, daß der Verfasser zu erzählen weiß, sondern auch, daß die hier und da eingestreuten Sentenzen ansprechende Gedanken enthalten. Auch in diesen Einzelheiten finden wir eine gesunde Weltanschauung und nur hier und da spitzt sich der Gedanke zu einem Esprit zu, der mehr glänzend als wahr ist.

Ueber eins möchte ich noch mit dem Verfasser rechten, auf die Gefahr hin, daß die Leser d. Bl. mich mit meinem ewigen Ceterum censeo langweilig finden. Denn was ich dem Verfasser des vorliegenden Romans vorzuwerfen habe, das habe ich in d. Bl. schon so oft gerügt, daß ich beinahe an aller Wirkung verzweifle. Warum in aller Welt holen unsere Dichter ihre Stoffe mit einer Hartnäckigkeit, die eines bessern Zwecks würdig wäre, aus dem Ausland? Und nicht nur ausländische Stoffe behandeln sie mit Vorliebe, auch frei erfundene Geschichten, wie die vorliegende, werden nach Paris verlegt. Warum kann diese ganze Erzählung nicht in Berlin z. B. spielen, statt in der Hauptstadt Frankreichs? Einen innern Grund dafür gibt es nicht; denn, dem Verfasser zur Ehre sei es gesagt, Personen, Inhalt und Gedanken des Romans sind deutsch. Und die äußern Gründe? Allerdings die eingestreuten französischen Redensarten würden wegfallen und selbst der Titel sich etwa in das einfachere „Alles ist eitel" verändern müssen. Verlieren wir daran irgendetwas? Wird dadurch nicht die Geschichte vielmehr unserm Gefühl näher gerückt? Aber unsere Poeten müssen wol glauben, die Namen Rue Richelieu, Bois de Boulogne, Notre-Dame besitzen einen durch nichts anderes zu ersetzenden Zauber. Was wäre ein Roman ohne die Morgue, diesen Ort, wo der junge Romantiker seinem Leser das Gruseln lehrt?

Ernsthaft gesprochen, diese Undeutschheit, dieser Kosmopolitismus ist eine der wundesten Stellen unserer schönen Literatur. Während in allen andern Lebensrichtungen eine sehr erfreuliche Steigerung der nationalen Selbstschätzung zu bemerken ist, sind wir in dieser Beziehung auf jenem veralteten Standpunkt stehen geblieben, der die schönste Eigenschaft des deutschen Nationalcharakters in der rückhaltslosen Hingabe an das Fremde und Ausländische zu finden glaubte. Fern sei es von uns, dem deutschen Sinn das schöne Vorrecht der Universalität streitig machen oder verleiden zu wollen: der Deutsche allein ist unbefangen und gebildet genug, das Schöne in allen Formen, unter allen nationalen Verkleidungen herauszuerkennen und zu genießen. Aber schließt das aus, daß auch wir unsere bestimmte nationale Form besitzen? Ist mit dem Erkennen und Anerkennen des Fremden nothwendig die Verzichtleistung auf das Eigene verbunden? Wenn das der Fall wäre, wie es nicht ist, dann müßte man eine Allseitigkeit verwünschen, die nur zur Auflösung, nur zur Selbstvernichtung führen könnte.

Und damit genug der Worte — in den Wind gesprochen! Visling hat mir die verhältnißmäßig zu schuldige Veranlassung gegeben, einmal wieder den Prediger in der Wüste zu machen. Aber wenn man keine Aussicht auf praktischen Erfolg hat: in Sachen, uns wahrhaft nahe gehen, erheben wir immer wieder Stimme und erinnern durch unsern Protest wenigstens daran, daß wir nur überstimmt, nicht überzeugt sind

---

2. Der Glücksstern. Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Bromberg, Levit. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Es ist ja wol eigentlich eine Blame für einen Kritiker, noch nichts von Frau Pfannenschmidt gelesen haben? Haben doch ihre Schriften in den letzten Jahren eine wie es scheint große Verbreitung und bedeutende Anerkennung gefunden. Nun wohl, ich muß gestehen, mich jener Versäumniß schuldig gemacht zu haben, weiß dafür keine andere Entschuldigung anzuführen, daß eine große Anzahl unserer schriftstellernden Damen, die ich im Verlaufe meiner kritischen Laufbahn das Vergnügen hatte kennen zu lernen, mir eine wahrhafte Aversion vor weiblicher Poesie beizubringen gewußt hat. Oder wäre es wirklich nur mangelhafte Geschmacksbildung meinerseits, wenn ich mich ebenso sehr vor den emancipationslustigen Unweiblichkeiten der Schriftstellerinnen à la Hahn-Hahn, die die ganze Welt mit den geistreichen Launen einer aristokratischen Dame amodeln möchten, als von der süßen Empfindsamkeit vor dernster weiblicher Blumenlyrik, wo die Rosen immer wie gebildete Geheimrathstöchter und die Vergißmeinnicht wie sitzengebliebene alte Jungfern, abgestoßen fühle? Ich glaube nicht; denn die erstere Richtung haben wir deo adjuvante schon so ziemlich überwunden und ein Nachzügler fangen schon an ein halbkomisches Aufsehen zu erregen. Was aber den sentimentalen Naturcultus betrifft, so wird er hoffentlich an seiner eigenen Ueberversterben und uns baldigst ungeschoren lassen: denn wir die Zeit, in der wir leben, manchmal beinahe zu verständig ist und in lauter Verständigkeit an die glücklichen Zeiten der Aufklärung unter dem seligen Nicolai erinnert und in allzu praktischer Prosa die Künsten und insbesondere auch der Poesie nicht sehr freundlich und zugeneigt zeigt, so hat besagter Standescultur doch auch wieder das Gute, daß solche Schwächheiten, wie diese abgestandene, mit Theewasser und Schlafbemmchen aufgewärmte Empfindsamkeit, dieser abgestandene berliner Naturcultus hinter Doppelfenstern, der der Literatur und dem deutschen Volk auf die Länge aufzuoctroyiren ist.

Aber der vorliegende Roman ist nicht von der doppelnamigen Gräfin, nicht einmal von einer aus den ästhetischen Thees der Capitale der Intelligenz; er ist von Frau Pfannenschmidt. Diese Bezeichnung auf dem Titelblatt erweckte mir ein gutes Vorurtheil und ich habe mich nicht getäuscht gefunden. Die Erzählung, welche uns mitgetheilt wird, enthält weder weltverbessernde Ideen, wie die Himmelsstürmer im Unterrock sie einander zu thürmen lieben, um die bestehenden Zu-

erfen, noch jene verhimmelnde Süßigkeit der poe-
lfen aus der großen Friedrichsstraße: eine ein-
chichte, einfach vorgetragen, spricht uns durch
einfache Facta und Entwickelungen an. Selbst
chen Schwächen, die an unserer Schriftstellerin
da hervortreten, heimeln den Leser an, der an
annten Genialität anderer Schriftstellerinnen sich
r zornig gelesen hat. Frau Pfannenschmidt
in ihrer Erzählung gehen: sie spricht gut und
so nimmt denn die Darstellung einen Charakter
ußigkeit an, der indessen nicht lästig wird. Frau
midt ist eine Frau: sie verbraucht daher ent-
Edelmuth; sie hat nur edle, dankbare, auf-
ähige Gemüther, die sogar, wenn sie in einer
ht als eine Art Spion einen Kahn zum Ueber-
die eistreibende Oder sich zueignen, erst „ein
t fünf Goldstücken" auf den Pfahl niederlegen;
nzige Bösewicht, ein schurkischer Bedienter, der
chtes Unheil angerichtet hätte, thut dies ohne
st nicht beides gleich bezeichnend für die weib-
, die nur Engel oder Teufel kennt? für die
lstufen existiren? Auch die excessive Loyalität,
al hervortritt, zeugt nicht eben von bedeutendem
Bewußtsein. Besonders erfreut aber hat mich
eibliche Unlogik, die sich in einer Betrachtung
idet. In der Liebe zu Gott, findet die Ver-
öre der Unterschied zwischen dem Christen und
„. . . . und ob der eine ihn Gott der Herr, der
t Vater nannte — das war wol von keiner
denn ein Vater ist ja der erste, natürlichste,
rr seiner Kinder." Aber, liebe Frau Pfannen-
nn jeder Vater ein Herr ist, ist denn jeder
ch auch ein Vater? Die conversio simplex
t zulässig.

em Worte, ich finde den Roman echt weib-
n Vorzügen wie in seinen Fehlern, und ge-
Zeiblichkeit finde ich zu loben. Ich will lieber
rau zu ideale Lichtgestalten gemalt sehen, als
weiblichen Feder die psychologische Diagnose
en Niederträchtigkeiten lesen, und ich ziehe
jasten Streben der Emancipation die einfach
ur, wie sie sich bei unserer Verfasserin aus-
veitem vor.

Novellen. Culturgeschichtliche Bilder aus der
heit einer Reichsstadt von G. W. Pfeiffer.
a. M., Hermann. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

chichtliche Novellen! Die Literatur hat ihre
die Kleidung der Damen und ebenso wech-
ab eine Zeit, wo alle Welt in Reisebildern,
Spaziergängen und Weltfahrten machte und
seele, die einmal über die heimischen vier
ir nächsten, einige Meilen entfernten Grenze
ich für verpflichtet achtete, der Welt die auf
hrt gemachten Beobachtungen mitzutheilen.
es wieder Tendenznovellen, und wenn sich
e brauchbare Tendenz zur literarischen Ver-
arbeitung auffinden ließ, so benutzte man den Roman zum Beweis der Nothwendigkeit der Tendenz in abstracto. Eine andere Zeit erfreute sich an Dorfgeschichten und unbesehen wurden Hans und Grete als werthvolle literarische Acquisitionen an den struppigen Haaren herbeigezogen, und wie die Idylle zuletzt in möglichste Trivialität und Ordinärhaftigkeit auslief, ich glaube, niemand hat daran mehr seinen Greuel gehabt, als der verdienstvolle Begründer der Gattung, Berthold Auerbach; verdienstvoll schon deswegen, weil er einer häßlichen und depravirenden Mode mit seiner Dorfgeschichte entgegentrat: dem Salonroman. Wer denkt nicht noch mit Schaudern an jene Schilderungen der crême de la crême mit ihrer Langeweile und nichtssagenden Hohlheit, die wir für besonders geistreich, für die Quintessenz des guten Tons uns verkaufen lassen mußten? Immer noch lieber Hans und Grete, nicht nur in der maßvollen Darstellung Auerbach's, sondern selbst in der etwas nach Stallfütterung riechenden seiner Nachahmer, als die patchouliduftenden Herren und Damen der berliner Theecirkel mit Zerrissenheit und obligater Geistreichigkeit.

Gegenwärtig ist die Culturgeschichte en vogue und die schöne Literatur läßt sich dieses schätzbare Material nicht entgehen. Und sie thut sehr wohl daran; denn sie erwirbt dadurch zwei Vorzüge von unberechenbarem Werth. Einmal bestimmte individuelle greifbare Gestalten und Situationen, wie sie aus der Kenntniß bestimmter Zeiten und Lokalitäten hervorgehen und dann zweitens: die culturgeschichtliche Novelle wird vaterländisch, wird deutsch und das ist das erste Erforderniß für eine neue Popularität der schönen Literatur, die durch ihren Kosmopolitismus sich dem Volke entfremdet hat.

In diesem Sinne begrüße ich auch das vorliegende Buch mit Freuden und finde, daß der glückliche Griff dem Verfasser wesentlichen Vortheil gebracht hat. Sprechen wir zuerst von der ersten Novelle: „Der Judenarzt." Die Geschichte spielt im 14. Jahrhundert und der Verfasser hat es verstanden, geschichtlich interessante Erscheinungen wie die Geiseler, die Judenverfolgungen u. dgl. so lebendig darzustellen, daß er des Lesers Interesse zu erregen nicht verfehlen wird. Ja man übersieht vielleicht darüber, daß die eigentliche Erfindung ziemlich schwach ist, ja daß selbst, außer in den streng historischen Partien, das Costüm der Zeit nicht recht beobachtet ist. Oder wäre das 14. Jahrhundert wirklich die Zeit, wo von aufgeklärten Juden, von Toleranz, ja von intimstem Umgang zwischen adelichen Junkern und einem Judenjungen die Rede sein kann? Aber wie gesagt, man übersieht dergleichen, weil das eigentlich Culturgeschichtliche gut dargestellt ist; ja man verzeiht dem Verfasser sogar grammatische Sünden wie die ungerechtfertigten Participien: „der Dagesessene", „das in den Händen haltende Sammetpirel", „um den warmen Kachelofen niedergelassen" u. dgl., Versehen, die wahrscheinlich auf frankfurter Provinzialismen beruhen, da der Verfasser sonst ganz hübsch schreibt. Dagegen sehe ich mich veranlaßt, gegen das auch hier wieder auftauchende Pferd, welches mit der Geliebten durch-

geht, damit der Geliebte, der dazu expreß von dem Verfasser an die zweckmäßigste Stelle postirt wird, sie retten kann: ich muß, sage ich, gegen diese ewige Pferderetterei, wie hiermit geschieht, alles Ernstes im Namen des guten Geschmacks protestiren, zumal besagtes Pferd mir nur das Gespenst der unzähligen von Autoren des vorigen und der ersten Decennien dieses Jahrhunderts in ähnlicher Weise gemißbrauchten Klepper zu sein scheint. Laßt doch die Todten einmal ruhen, oder wenn ihr durchaus Rettungsscenen braucht, so möge wenigstens eine Hyäne oder eine andere aus ihrem Käfig ausbrechende Bestie das unglückliche wie der Ewige Jude abgehetzte Roß ersetzen! Ohne jedoch Ihrer Phantasie Grenzen zu ziehen, meine Herren! Nur das Roß lassen Sie weg: diese crambe centies repetita muß auf die Länge selbst „ein Roß umbringen", wie die Baiern in einem sehr kräftigen aber sehr wahren Sprichwort zu versichern pflegen.

Ja incredibile dictu auch in der zweiten Erzählung: „Der türkische Gesandte", wird die Verwickelung durch durchgehende Pferde herbeigeführt. Diese Geschichte ist überhaupt offenbar die unbedeutendere. Sie spielt zur Zeit Maximilian's II. und das Ansprechendste in ihr ist die Beschreibung der verschiedenen Feste und Ceremonien, die bei Gelegenheit der Wahl und Krönung Maximilian's zum Römischen König in Frankfurt stattfanden. Doch findet sich hier bei weitem weniger Charakteristisches, die Zeit Bezeichnendes. Was die eigene Erfindung des Verfassers betrifft, so ist dieselbe nicht sehr bedeutend und wird durch die Weitläufigkeit, mit der erzählt wird, noch geschwächt. Daneben fallen echte Romanstreiche, wie die Säckung zweier türkischen Frauen durch den türkischen Gesandten von der sachsenhäuser Brücke herab, unangenehm auf, während auch hier, in den Reden besonders, das allgemeine Colorit der Zeit häufig verletzt wird.

Wir rathen dem Verfasser seine culturgeschichtlichen Studien recht eifrig fortzusetzen und seine etwaigen künftigen Werke noch reichlicher als bisher mit diesem Material auszustatten, zugleich aber auch sich Mühe geben zu wollen, daß die eigene Erfindung mit der dargestellten Zeit in vollkommenem Einklang stehe. Wir werden dann mit einer einfachen Geschichte zufrieden sein; denn die Harmonie des Ganzen und der schon jetzt zu rühmende nationale Zug dieser Bilder unserer Vorzeit wird uns mehr werth sein als verzwickte Tendenzpoesie, die ihre Stoffe überall, nur nicht in Deutschland, oder wenigstens nur in einer exclusiven Kaste sucht.

---

4. Familienabende. Ein Novellenkranz. Erster Band: Täuschungen. Historische Novelle von Heinrich Koenig. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

Heinrich Koenig ist als Erzähler anerkannt und eine allgemeine Charakteristik desselben daher unnöthig. Wir wissen, daß wir es mit einem Schriftsteller zu thun haben, der es nicht auf theatralische Knalleffecte, sondern auf innerliche Entwickelung abgesehen hat; der vielleicht zu viel psychologisch vor uns entwickelt und hier und da zu wenig handeln läßt; der aber von vielen seiner Collegen, insbesondere auch von seinem Namensvetter Theodor König, sich vortheilhaft dadurch unterscheidet, daß seine Stoffe mit eingehendem Studium durchdringt, ehe er sie zu behandeln unternimmt. Der Verfasser der „Clubisten von Mainz" gehört zu den altmodischen Leuten, welche meinen, daß auch dem Dichter das Studium nicht ganz unnützlich sei.

Da also der allgemeine Charakter von Koenig's Schriften als bekannt vorausgesetzt werden kann, so gestatte man mir nur einige Einzelheiten über das vorliegende Buch hinzuzufügen.

Erstens: der Verfasser, der sonst eine einfache angemessene Prosa schreibt, bedient sich hier und da zwungener Gleichnisse, gesuchter und gezierter Rede. Es ist es z. B. einfach und natürlich zu sagen: „indem (Schelmenstück) die Mutter seiner rührendsten Hoffnungen mittraf, schien ihm diese Hoffnung selbst bedroht"? Heinrich Koenig ist zu gebildet, um dergleichen Redereden im Ernst für lumina orationis zu halten.

Dann möchte man doch wünschen, daß der Verfasser sich nachgerade einen andern Hintergrund für seine Novellen wählte, als die Zeit der mainzer revolutionären Wirren. Dieses sinnlose Gebaren geistig hochstehender aber politisch unerfahrener Männer kann auf die Gegenwart nur verletzend wirken und die schmachvolle Einnahme von Mainz nebst den folgenden Kriegsereignissen für uns nicht gemacht, ein patriotisches Herz zu erheben. Ich habe es oft genug ausgesprochen, daß ich nur in der Anknüpfung an nationale Geschichte das Heil der Poesie erkenne. Aber die Poesie soll erheben; kann sie es, wenn das einzelne poetische Product mit der nationalen Misère schließt ohne Aussicht auf Umgestaltung?

Was drittens den Haupttitel „Familienabende" betrifft, so scheint er mir durch die vorliegende Erzählung eben besonders gerechtfertigt. Wenn ich ein Buch suche, um es in der Familie vorzulesen, so würde ich nicht nach einer Geschichte greifen, in welcher der Held, aristokratischem Blute entsprossen, einen Schwindler ersten Grades darstellt und endlich gerade noch zu rechter erschossen wird, um seiner Frau, die er unter falschem Namen geheirathet, die Freiheit wiederzugeben, damit sie ihren Bruder, ihren Schwager, mit dem sie schon bei Lebzeiten des Gatten Sympathie der Seelen verbindet, heirathen kann. In der That, ich wüßte doch für Frauen (und diese sollen ja an den Familienabenden ausdrücklich geladen sein theilzunehmen) und junge Mädchen keine sonderere Lectüre als die Schilderung von dergleichen Scenen riage à la mode, wie Hogarth sagt, zu empfehlen.

Hiermit schließe ich diesen Artikel. Ich habe keine Ausstellungen zu machen gehabt und die Verfasser mögen deren noch mehr an meiner Kritik zu machen finden. Einerlei, die Wahrheit muß gesagt werden und so hat der alte Lucrez, als er schrieb: „Expediam: tu fac ventis verba profundam", scheint gewußt zu haben, daß sie nicht immer auf die willigsten Zuhörer zu rechnen hat.

August Hennebergs

Schiller's Hellenismus.

schen Elemente in Schiller's „Braut von Messina". rag zur deutschen Literaturgeschichte von B. Gerlin= ngeleitet durch F. Dingelstedt. Neue umgearbei= bereicherte Auflage. Augsburg, Kollmann. 1858. lgr.

ellenismus hat in dem deutschen Drama sehr ver= rmen; hauptsächlich unterscheiden wir jedoch zwei desselben. Unsere Dichter haben entweder die tra= der antiken Heldensage entnommen und sie in mo= se ausgeführt oder sie haben einen modernen Stoff le der alten Tragödie behandelt. Im ersten Falle elt der alten Heroen, die nach der Hoheit des Sin= r unbeugsamen Kraft des Willens, nach ihren Käm= Leidenschaft und dem Schicksale eine so glanzvolle e Erscheinung sind, nun auch der tiefern Bewußt= bewegtern und zartern Empfindungsweise der neuen t werden, sodaß die mehr oder minder dunkeln Ah= che dort hinter den Thatsachen verborgen lagen, zu ken ausreiften, die Handlungen auf innere Motive Situationen und Begebenheiten nach ihrem vollen und ihrer ganzen Bedeutung für den Menschen irden. Der Reiz, auf eine solche Weise die antiken rklären und ihren dichterischen Werth zu vollenden, ologischen Balladen Schiller's und mehreren Dra= n Spitze Goethe's „Iphigenia" steht, den Ursprung. isten entlehnten, um sich in der Darstellung den höch= dern zu nähern, von der antiken Tragödie die Form sonst das subjective Geistes= und Gemüthsleben der bst einem modernen Stoffe zur Grundlage ihrer nn ist es natürlich von Bedeutung, ob der Dichter den allgemeinen Gesetzen der tragischen Kunst des chtet, oder ob er die ganze technische Gliederung, igenthümlichkeiten der Ausführung nachbildet und rgestellte Leben selbst nach gewissen Anschauungen ßiker auffaßt. Dort wird mehr eine Gleichheit im ehr eine Gleichheit nach dem Buchstaben vorhan= i Schiller findet sich beides. Seine reifern Dra= den Kunstgesetzen der Alten gestaltet, einmal ver= jedoch auch in der genauen Nachbildung der be= hümlichkeiten der antiken Tragödie. Ob sich da= r griechischen Poesie auf eine reinere und treuere hat, bleibt fraglich, und „Die Jungfrau von Or= ielleicht, bei aller äußerlichen Verschiedenheit, jene tschaft mit der Tragödie des Sophokles in einem ls „Die Braut von Messina"; denn in diesem letz= Schiller zu ängstlich die unwesentlichen Formeln if berücksichtigt.

igen Abhandlung (ursprünglich eine Promotions= 2) sind die griechischen Elemente, welche sich in Messina" finden, zusammengestellt und beleuchtet. ichung des neuern Dramas mit dem griechischen fasser die Bemerkung des ältern Schlegel, daß Schicksalsidee, die Idealität der Darstellung und die Kennzeichen der alten Tragik seien, zum An= mit Sachkenntniß und philologischer Gründlich= f welche Weise jedes dieser Momente von dem ur Geltung gebracht ist und in welchem Verhält= ungen zu den Vorbildern stehen.

ser spricht zuerst über den Chor. Er schließt sich eile an, daß Schiller es sich nicht hätte gestatten hor jene doppelte Stellung zu geben, nach wel= al, als Repräsentant das sittlich religiösen Volks= e Gleichmaß der Dinge vertritt und doch wieder Verworrenheit und Leidenschaftlichkeit der Helden streng genommen zu jenem hohen Berufe un= chiller wußte die Massen nicht anders auf die en; er konnte sie nur als das Gefolge der Brü= der einführen und es wäre unnatürlich gewesen, wenn die Die= ner dem gegenseitigen Hasse ihrer Herren mit stumpfem Gleich= muth zugesehen hätten. Möchte man nur endlich aufhören, diese Parteinahme des Chors so stark zu betonen. Wodurch greift er denn in die Handlung ein? Sein ganzer Antheil an derselben beschränkt sich auf einige trotzige Reden und einigen Lärm mit den Waffen. Wie friedfertig unterstützt er dafür gleich anfangs die Mutter, als sie ihre Söhne zur Verträglichkeit ermahnt, und in seinem ganzen Auftreten ist die objective Ruhe bei weitem überwiegend.

Ferner handelt der Verfasser von der Schicksalsidee. Er betrachtet es als das sichere Ergebniß der neuesten Forschungen, daß das Schicksal in der alten Tragödie „die strafende Gerechtigkeit ist, welche den Frevel des Ahnherrn an dessen Geschlecht heimsucht, jedoch so, daß jenes erste Böse die Quelle nicht blos von Unglücksfällen, sondern zuerst von weitern Vergehungen wird, mithin die Nachkommen nicht die fremde, sondern die eigene Schuld büßen". In Schiller's Tragödie herrsche dagegen ein finsterer, niederdrückender Fatalismus, da die Personen, denen überdies die Freiheit des Handelns fehlt, mit Ausnahme Cesar's in ein unverdientes Verderben stürzen.

Schiller's Verirrung darf man, nachdem die Sache so oft erörtert worden, nicht mehr nachweisen; interessanter wäre es, wenn man versuchte, uns dieselbe zu erklären. Wie kam es wol, daß ein Dichter, welcher sonst zeitlebens die sittliche Freiheit als den höchsten Schatz des Menschen, als die wahre Substanz seines Geistes und das Unterpfand der Unsterblichkeit betrachtete, der so tief von dem Walten einer vernünftigen Weltordnung durchdrungen war, in dieser Tragödie den Menschen unter die Willkür eines übelwollenden, schadenfrohen Quälgeistes stellt und die Freiheit des Handelns durch die Uebermacht dämonischer Einflüsse beschränkt? Ich unternehme es hier nicht, diese Frage zu beantworten; ich will sie nur durch einige Bemerkungen zur Beachtung hervorheben. Schiller und Goethe mögen, wie auch ihr Briefwechsel vermuthen läßt, oft miteinander über den Schuldbegriff, auf welchem hauptsächlich das Wesen der Tragödie beruht, disputirt haben. Sie waren geneigt, eine Art Erbsünde, eine in den Familien forterbende, angeborene und anerzogene Neigung zu Frevels anzunehmen. Darum heißt es auch in der „Iphigenia":

> Es erzeugt nicht gleich
> Ein Haus den Halbgott und das Ungeheuer;
> Erst eine Reihe Böser oder Guter
> Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
> Der Welt hervor.

Bei Goethe erinnert manches an die Vorstellung, daß der Mensch oft durch dämonische Antriebe, ohne Wissen und Wollen, zu seinen Thaten komme, und so legt auch Schiller in der „Maria Stuart" einen bedenklichen Nachdruck auf die Worte:

> Ich wiederhol' es, es gibt böse Geister,
> Die in des Menschen unverwahrter Brust
> Sich augenblicklich ihren Wohnsitz nehmen,
> Die schnell in uns das Schreckliche begehn
> Und zu der Höll' entfliehend das Entsetzen
> In dem befleckten Busen hinterlassen.

Vielleicht hat aber auch Schiller die Schicksalsidee der Alten weit treuer copirt, als man glaubt; vielleicht hat er sie in einem Punkte erfaßt, den wir gewöhnlich übersehen. Erscheint nämlich, wie der Verfasser behauptet, das Schicksal in der Tragödie der Alten als eine gerecht waltende Macht, die keinen verfolgt, der nichts verschuldet, so fällt dieser milde Fatalismus dennoch nicht mit unsern Vorstellungen von der Gottheit zusammen, ja ein Nebenumstand gibt ihm seine ganze Strenge zurück: die alte tragische Welt hatte einen andern Schuldbegriff. Ist es nach unserm Rechtsgefühle ein todeswürdiges Verbrechen, daß Antigone aus frommer Schwesterliebe dem Gebote eines Usurpators trotzte? Hat sie sich damit so sehr an den Frevels ihres Hauses betheiligt, daß sie es verdiente, in den Untergang dessel-

ben verwickelt zu werden? Oreſt büßt für den Muttermord und doch ſollen die Götter ſelbſt ihn verpflichtet haben, den edeln Vater zu rächen. Oedipus frevelte an ſeinen Aeltern, ohne ſie zu kennen, und gleichwol mußte er die volle Strafe des Vatermordes und der Blutſchande auf ſich nehmen. Kurz, es läßt ſich erweiſen, daß nach der Auffaſſung der Alten die Abſicht und die Bewußtheit nicht zu den Kriterien der Schuld gehören. Machen wir hiervon die Anwendung auf „Die Braut von Meſſina". Nach Gerlinger fordert allein Ceſar durch einen mit Bewußtheit und freiem Willen verübten Frevel die Nemeſis heraus; Manuel und Beatrice leiden ſchuldlos und nur, weil ihr Vater ſich an ſeinem Vater vergangen. Wenn nun dennoch das Drama Schiller's mit dem Satze ſchließt, der Uebel größtes ſei die Schuld, ſo hat der Dichter dabei ſicherlich nicht den einzigen Ceſar oder das Haupt der Familie im Sinne gehabt; wahrſcheinlich wollte er jenen ſtrengern Schuldbegriff der griechiſchen Tragödie in ſeine Dichtung einführen und nach dieſem war niemand von dem Frevel unberührt geblieben. Der Fürſt hatte ſeinem Vater die Braut geraubt; dieſe lebte mit ihrem Entführer, gleichviel ob willig und glücklich oder nicht, in der Ehe. Die Kinder, die in einem halben Inceſt geboren waren, erwuchſen nicht in einem Hauſe des Segens und des Friedens. Die Brüder verfolgten einander mit bitterm Haſſe, ſie ſchließen mit der Schweſter einen geſchlechtlichen Liebesbund u. ſ. w. Vermuthlich ſollen wir nach Schiller's Abſicht hier überall ſchon in den bloßen Thatſachen eine Schuld erkennen und nicht die Zurechnung erſt von dem bewußten freien Willen abhängig machen. Der Menſch ſoll ſich verantwortlich fühlen, auch wenn ihn eine dämoniſche Gewalt oder eine Verkettung beſonderer Umſtände unter den Fluch der Sünde geſtellt. Ich will damit nicht die Auffaſſung Schiller's vertheidigen, ſondern dieſelbe nur auf ihren Urſprung zurückführen. Die Quelle der Verirrung ſcheint in der That jener ſittliche Rigorismus zu ſein, der mit dem ſonſtigen energiſchen Weſen des Dichters übereinſtimmt, wie er denn nebſt andern Rigoriſten auch der Meinung war, daß die Gewohnheit, ſich das Walten der Gottheit immer nur von der gerechten, milden und verſöhnlichen Seite vorzuſtellen, unſer weichliches Zeitalter völlig auflöſe. Aus dem Ganzen ergibt ſich, daß man nicht berechtigt iſt, Schiller's Fatalismus mit dem Princip der griechiſchen Tragödie zu bekämpfen, und ſo hätte auch der Verfaſſer ſeine Angriffe beſſer darauf gegründet, daß es einem Dichter niemals freiſtehen kann, ſeine Zeit auf einen unreifern, bereits überwundenen Standpunkt zurückzuverſetzen.

Ein zweiter Theil der Abhandlung, „Bild und Abbild" genannt, zählt die Elemente der griechiſchen Sage auf, aus denen Schiller die dramatiſche Handlung conſtruirt hat. Oedipus und Beatrice wurden beide als Unglückskinder dem Tode geweiht und heimlich gerettet. Die weitere Geſchichte des Oedipus iſt übergangen und es folgt unmittelbar ein Seitenſtück zu dem Bruderhaſſe des Eteokles und Polynices. Dabei führte das neue Drama gleich den alten Mythen den Gedanken durch, daß der Menſch bei ſeiner Kurzſichtigkeit durch alle Verſuche, die Folgen ſeiner Schuld abzuwenden, nur das Verderben beſchleunige. Zu dieſer Aehnlichkeit der Haupthandlung und der Idee geſellt ſich ferner eine Menge gleicher Motive und Nebenumſtände. Bei Schiller wie bei Sophokles verſpottet man die Orakel und macht doch zuletzt die ſchmerzliche Erfahrung, daß ſie wahr geſprochen, bei beiden unterbricht ein Hoffnungsſtrahl die bange Furcht und folgt ſehr bald die bittere Enttäuſchung u. ſ. w. Alle dieſe verwandten Züge hat der Verfaſſer mit großem Fleiße geſammelt, doch iſt er über einen Punkt zu raſch hinweggegangen. Er ſelbſt erwähnt Schiller's Worte über den „König Oedipus" des Sophokles. In dieſem wunderbaren Drama ſei der größte Theil der Handlung (die Jugendgeſchichte des Oedipus, die Ermordung des Lajus, die Vermählung mit Jokaſte) vor den Anfang verlegt. Der Dichter habe nur die Analyſe darſtellen dürfen, indem einzig die Entdeckung, mit welcher Schuld ſich Oedipus belaſtet, zur dramatiſchen Handlung gemacht ſei. Ein ſolcher Stoff gewähre unermeßliche Vortheile, da die zuſammengeſetzteſte Handlung eine ganz einfache Form annehme u. ſ. w. Dieſe kunſtvolle Einſchränkung des dramatiſchen Momente auf die Entdeckung eines Geheimniſſes reizte Schiller zur Nachahmung. Auch in ſeinem Drama hat alle Verwicklung das Geheimniß zum Motiv und ſpinnt ſich die Handlung zu einer Reihe von Entdeckungen fort. Hätte der Verfaſſer, als er die ſtofflichen Beſtandtheile der „Braut von Meſſina" und des „Oedipus" verglich, neben der Entlehnung einzelner Züge aus den antiken Sagen auch die Conſtruction der Fabel ins Auge gefaßt, ſo würde die Unterſuchung ihn mehr in das Innere der Dichtung geführt haben. Es hätte ſich herausgeſtellt, daß der Stoff der Hauptſache nach doch eine ſelbſtändige Erfindung Schiller's iſt, daß der Dichter vornehmlich ein in der Anlage ähnliches Seitenſtück zum „Oedipus" ſchaffen wollte, welche ſchwierige Aufgabe allerdings nur mit ſehr künſtlichen Mitteln gelöſt iſt.

Der Verfaſſer hat ſich überhaupt zu ſehr an ſein Thema gebunden. Er beachtet faſt ausſchließlich nur die griechiſchen Elemente der Dichtung, ſodaß es den Anſchein hat, als ob das Drama aus lauter Gräcismen zuſammengeflickt wäre, obgleich es doch auch den Geiſt der Romantik und das eigene innere Weſen Schiller's in großartigen Zügen abſpiegelt. Die Schrift gibt daher nicht eine erſchöpfende Analyſe der Tragödie, aus welcher die ganze Eigenthümlichkeit und der hohe Werth derſelben erhellte. Dagegen war bisher noch nicht mit dieſer Selbſtändigkeit nachgewieſen worden, in welchem unmittelbaren Zuſammenhange jeder einzelne antike Zug der neuen Dichtung zu den griechiſchen Dramen ſteht und der Verfaſſer hat ſich durch der fleißigen umſichtigen Sammlung der Belegſtellen aus der alten Tragödie, die entweder Analoges enthalten oder ſelbſt nachgebildet und aufgenommen ſind, ein ſchätzbares Verdienſt erworben. Man muß wol erſtaunen, wenn man bedenkt, daß jedes der umfangreichen und in ſich bedeutenden Dramen Schiller's, welche in ununterbrochener Reihe dem „Wallenſtein" folgten, das Werk eines Jahres iſt. Bei dieſer Fruchtbarkeit ſcheint es unmöglich ſcheinen, daß der Dichter ſich nicht copirte. Alle ſeine Dramen ſtellten jedesmal einen neuen Gegenſtand, eine neue Idee, neue Charaktere auf und hatten immer ſogar in der Darſtellung einen andern Ton. Wie ſchön iſt es wahrzunehmen, daß Schiller dieſer genialen Schöpferkraft nicht an der Tiefe und Fülle ſeines eigenen Geiſtes genug zu haben glaubte, ſondern ſich rüſtete mit den gründlichſten Studien auf ſeine Arbeit vorbereitete. Wie viel Mühe koſtete es damals, von der griechiſchen Tragödie eine Anſicht zu gewinnen; wie ſehr waren die Philologie und die äſthetiſche Kritik mit der Entwickelung derſelben noch im Rückſtande! Es läßt ſich zeigen, daß die Widerſprüche, welche den Chor in der „Braut von Meſſina" entſtellen, unmittelbar durch einſeitigen Belehrungen Wilhelm von Humboldt's hervorgerufen. Jedenfalls iſt die Durchforſchung der alten Tragödie ein rühmliches Zeugniß von dem hohen ſittlichen Ernſte, mit welchem Schiller ſich ſeiner Kunſt widmete, und ſo wird den Freunden des Dichters jene Schrift von Gerlinger auch deshalb willkommen ſein, weil ſie uns von Schiller's griechiſchen Studien ein deutliches Bild gewährt. **Karl Leo Choleva**

Forſcherleben eines Gehörloſen. Von A. Menſ... Zürich, Meyer und Zeller. 1857. Gr. 4. 1 ...

Die wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften Zürichs haben die löbliche Sitte, zum Neujahr für die Jugend beſtimmte Schriften, ſogenannte Neujahrsſtücke herauszugeben, in welchen intereſſante Stoffe aus der Natur und dem Menſchenleben in belehrender und Nacheiferung erweckender Weiſe behandelt werden. Das vorliegende Stück für das Jahr 1858 enthält die Biographie und eine Ueberſicht der Leiſtungen eines großentheils durch Selbſtſtudium zum Naturforſcher gebildeten Mannes, welcher durch die Schlichtheit ſeines Weſens auch durch ſeine ſonſtigen Eigenſchaften die Achtung und Liebe eines anſehnlichen Kreiſes von Freunden und Bekannten ſich verdient hat. Jakob Bremi, geboren 1791 in Dübendorf, Canton Zürich, war der Sohn begüterter

werther Aeltern und empfing den Jugendunterricht
ch von seinem Vater, dem Pfarrer des genannten
ereits im elften Jahre verlor er infolge eines Pete-
das Gehör; dieser Verlust bestimmte ihn vielleicht
r zur Ausbildung des Gesichtssinnes und in der Rei-
en Naturstudien, welche er bald nach demselben und
r Entomologie begann. Lippen-, Geberden-, Zeichen-
sprache wurden von ihm eifrig geübt, und so brachte
in der Kunst, mit dem Auge das Wort und den Ge-
lesen, welche es ihm möglich machte, die Menschen
richtig zu beurtheilen. „Bemerkenswerth", sagt sein
ist übrigens, daß Bremi's inneres Ohr durch Berüh-
rer Instrumente mit den Fingerspitzen mächtig er-
lich aber auch so tief erschüttert wurde, daß er auf
ß freiwillig verzichtete. Am angenehmsten und har-
berührten ihn die Schwingungen des Resonanzbodens
, sowie die Schwingungen der Orgelpfeifen, äußerst
aber diejenigen der Blechinstrumente, namentlich
der Musik; bemerkenswerth ist weiter, daß er die
etalle, z. B. des Messings, welche andere durch den
, ebenso sicher durch die der Hand mitgetheilten
en schätzte." In einem Gedicht, das in die „Al-
ahrgang 1814) aufgenommen wurde, tröstet sich der
i selbst in ergreifenden Worten über den Verlust
sinns.

mi die theologische Laufbahn verschlossen war, so
ine Aeltern das Drechslergewerbe erlernen, in wel-
sinnige Kunstfertigkeit entwickelte, aber dabei immer
tudien beschäftigt blieb. Es wurde ihm seine Werk-
terlichen Hause eingerichtet und es begann für ihn
Reihe glücklicher Jahre, glücklich vor allem durch
mer mehrenden Kenntnisse in der Entomologie und
ie durch den wachsenden Kreis fördernder Freunde,
auch deutsche und französische Entomologen waren.
Bremi's Beobachtungstalent sehr hoch; letzterer
nicht mit bloßer Formenkenntniß, sondern studirte
kelung, Lebensthätigkeiten, gegenseitige Beziehung,
nisse und Verbreitung. Manche seiner Beobachtun-
ur Erlangung vollständiger Einsicht jahrelang fort-
, wobei Bremi ungemeine Geduld und bedeutenden
twickelte. Er gab sich zugleich viele Mühe, einen
Bearbeitung der Schweizerfauna zu begründen, was
t gelang, und vermehrte durch zahlreiche Reisen in
owie durch Tausch fortwährend seine naturhistori-

Die Resignation seines hochbejahrten Vaters
ersiedelung nach Zürich zur Folge, welche ihn an-
r ängstigte, aber bald für ihn sich segensvoll ge-

ine Eigenthümlichkeit des Schweizers, mit Vor-
ducte und die Natur seines Landes zu studiren.
ß sowol bei den Naturforschern als bei den Lite-
die Erzeugnisse schweizerischer Gelehrsamkeit mit
nauigkeit sammeln und in vortheilhaftes Licht zu

Demgemäß hatte auch Bremi's Thätigkeit einen
monographischen Charakter; er suchte irgendeinen
er ein Verhältniß seiner Umgebung möglichst er-
rkennen. Dadurch gewinnen seine Arbeiten zu-
ules Interesse, obschon sie öfters auch die Wissen-
n geeignet sind. So führt er in seiner Abhand-
Stieleiche alle Kryptogamen an, welche er in
lbstwachsend antraf (127 Arten); in der über
n von Zürich werden alle daselbst vorkommenden
Trachyniden namhaft gemacht (96) mit eingestreu-
interessanten und praktischen Bemerkungen; für
Limmat bei Zürich „von der Seeschlange bis zur
ngt er sieben Phanerogamen und 50 Kryptoga-
u. s. w. Bremi war ein originelles Bild schwei-
und Stillebens in der Wissenschaft. Referent
chtig und ein paarmal gesehen; das letzte mal bei
Gelegenheit der schweizerischen Naturforscherversammlung in Gla-
rus am einsamen Klönthalsee, wo unten an den Felsen beim
Wasser der etwas sonderbare Mann sichtbar wurde, mit seinem
Insektennetz tapfer in der Luft fechtend, um die über dem Was-
ser schwebenden kleinen Zweiflügler zu haschen. Um diese In-
sektenordnung hat Bremi wol auch die meisten Verdienste; schon
bei Dübendorf hatte er 1300 Arten zusammengebracht, für die
Schweiz überhaupt 1400. Er hat nicht blos viel gesammelt,
sondern auch viel selbst gezogen. Schätzbar sind besonders auch
seine Beobachtungen über die gallenbildenden und minirenden
Insekten, über die Phryganeen, über den Hausschwamm.

Seine ziemlich zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze (ein
größeres umfassendes Werk von ihm liegt nicht vor), welche in
den Denkschriften der allgemeinen schweizerischen naturforschenden
Gesellschaft und den Mittheilungen der züricher Cantonsgesell-
schaft enthalten sind, werden von Menzel in der vorliegenden
Schrift sorgfältig aufgezählt. Bremi war auch Mitglied der
technischen Gesellschaft, des Gartenbau- und entomologischen
Vereins, zugleich als ein biederer und religiöser Mann und gu-
ter Bürger geachtet. Bereits vom Jahre 1846 an kränkelte er
und als er den zunehmenden Leiden 1857 erlag, erweckte sein
Tod in seiner Vaterstadt lebhafte Theilnahme. Seine schöne
und reiche Insektensammlung hat er Zürich vermacht.

Maximilian Perty.

Der Provinzialschulrath Schaub.

In der Verlagsbuchhandlung des Waisenhauses zu Halle
erschien (1858): „Johann Christian Friedrich Schaub's weiland
königlich preußischen Provinzialschulraths gesammelte Schriften.
Herausgegeben von Friedrich August Eckstein." Aus der bio-
graphischen Einleitung erfahren wir, daß Schaub, 1786 in dem
kurmärkischen Städtchen Lindow geboren, 1811 als Lehrer und
Alumnatsinspector an die reformirte Friedrichsschule in Bres-
lau berufen wurde und hier im Verein mit Kannegießer, dem
früh verstorbenen Kephalides, Kunisch und Köcher segensreich
wirkte. Nach den Freiheitskriegen gehörte er zu jenem Kreis
von Schulreformatoren, welche den Zweck verfolgten, „eine tüch-
tige Jugend heranzuziehen, die besser als ihre Väter in geistiger
und körperlicher Gymnastik gestärkt die hohe Aufgabe der deut-
schen Nation zu erfüllen im Stande wäre". Bald als der
ausgezeichnetste unter Schlesiens Gymnasiallehrern anerkannt,
wurde er 1826 zu dem Directorat des städtischen Gymnasiums
zu Danzig berufen und blieb hier bis zum Jahre 1833, wo sich
ihm als Regierungs- und Provinzialschulrath in Königsberg ein
weiteres Feld für seine Wirksamkeit eröffnete. Im Jahre 1838
wurde er in gleicher Eigenschaft in die Provinz Sachsen ver-
setzt und starb zu Magdeburg am 16. September 1855. Eine
Anekdote, die der Verstorbene gern zu erzählen pflegte, wollen
wir hier noch anführen. Als der jetzige König von Preußen
als Kronprinz einmal Danzig besuchte und auch Schaub ihm
vorgestellt wurde, antwortete dieser auf die an ihn gerichtete
Frage, wie es gehe: „Nun wol gut, aber das Haus will ein-
fallen." Lächelnd antwortete der Kronprinz: „Ja, das macht,
Sie treten so fest auf!" Wir übergehen die in der Schrift ab-
gedruckte Gedächtnißrede auf Schaub, welche Professor Stein-
hart in Schulpforta am 23. October 1855 gehalten hat, um
noch den hier gesammelten Aufsätzen des Verstorbenen einige
Worte zu widmen. Alles, was Schaub geschrieben, ist hier ver-
einigt, und es ist dem Umfang nach nicht viel. Schon Vassow
nannte ihn in seinen jungen Jahren einen „tüchtigen aber schreib-
faulen Gymnasialphilologen". Dies ist sehr zu bedauern, denn
die hier vorliegenden schriftstellerischen Proben zeichnen sich durch
Tüchtigkeit der Gesinnung, Klarheit und Präcision der Sprache
und logische Schärfe aus und sind frei von dem Misbrauch, der
jetzt so gewöhnlich mit fremdländischen Ausdrücken getrieben
wird. Zuvörderst begegnen wir zwei in der Philomathischen Ge-
sellschaft zu Breslau 1820 und 1822 gehaltenen Vorträgen: „Be-
leuchtung der Klagen der neuern Zeit über den gegenwärtigen

Zustand der gelehrten Schulen" und „Versuch zur Beantwortung der Frage: durch welche Mittel die Gymnasien außer der wissenschaftlichen Reife auch die sittliche zu begründen im Stande sind oder: wie läßt sich die Bildung der Willenskraft auf den Gymnasien begründen?" Seitdem die Schule sich der Jugend in einer Weise bemächtigt hat, daß diese, und besonders die männliche, in einer gewissen Lebensperiode der Schule mehr als dem Hause angehört, und aus dieser wie auch aus andern Ursachen in den Familien selbst Erziehungsfaulheit eingerissen ist, ist es auch Aufgabe und Pflicht der Schule, mehr als bisher für die ethische Ausbildung ihrer Zöglinge Sorge zu tragen, um der Zukunft eine tüchtigere Generation von Familienvätern zuzuführen. Dies begriff auch Schaub. Er legte so großen Werth auf die sittliche Erziehung, daß er in dem ersten Aufsatz die Meinung ausspricht, es sei besser, „daß solche, deren sittliche Ausbildung langsam von statten gehe, auch auf dem Wege der Geistesbildung langsam vorschreiten", statt daß letztere auf Kosten der erstern gefördert werde. Er klagte, daß man sich zu häufig mit dem blos äußerlich gesitteten Betragen, mit der bloßen Beobachtung der Schulordnung begnüge. Den Hauptwerth legte er auf die Liebe, die zu der Hauptquelle alles Heils, zu Gott zurückleite, und auf eine echt christliche Erziehung und Stärkung des Glaubens, der aber kein in bloßen Formeln bestehender, sondern ein in den Tiefen des Gemüths wurzelnder sein müsse. Vorzüglich darum, weil er in der Mathematik kein erhebendes sittliches Element erkannte, wollte auch Schaub, daß der Unterricht in dieser Wissenschaft mehr auf die Elementarmathematik zu beschränken sei. Außer den genannten Vorträgen finden wir in dieser Schrift zwei Schulprogramme: „Ueber die Muttersprache als Unterrichtsgegenstand" und „Ueber höheres Sprachstudium", und eine bei seiner Einführung als Director des Gymnasiums zu Danzig gehaltene Rede: „Ueber die Wichtigkeit des Religionsunterrichts auf Gymnasien." Den Grund der betrübenden Erscheinung, „daß viele auf der Universität sittlich verloren gehen, die auf der Schule zu schönen Erwartungen berechtigten", erblickte er nicht in der akademischen Freiheit, sondern darin, daß auf den Gymnasien eben auf die religiös-sittliche Durchbildung, auf die Stärkung des Gemüths und des Charakters zu wenig Werth gelegt und Sorgfalt verwandt, dagegen ein falscher Ehrgeiz, der zu blos persönlichem Dünkel führe, zu sehr gepflegt würde. H. M.

Notizen.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem deutschen Universitätsleben.

Ein Schriftchen von etwas wunderlicher Form, aber doch vielfach belehrendem und ergötzendem Inhalt ist die von H. F. Maßmann herausgegebene Broschüre: „Die hohe Schule. Ein Traum. Den Jugendfreunden zum Willkommen und Andenken bei der dreihundertjährigen Jubelfeier Jenas" (Berlin, Schneider, 1858). Der Verfasser bezeichnet seine Schrift als „ein stereoskopisches Bild vieler Jahrhunderte, darein ich wie in einen Rahmen die disjecta membra poetae gesammelt habe, und ich hoffe, die deutsche hohe Schule wie das Leben und Weben der Wissenschaft in kurzen und raschen, aber lebendigen und bestimmten Zügen gezeichnet zu haben, heiter, doch mit tiefernstem Hintergrunde; keinem übrigens zu Liebe und keinem zu Leide, sondern einzig zum Nachdenken und Ergötzen". Niemand, der sich für das deutsche Hochschulwesen interessirt, sollte sich von der phantastischen Einkleidung abhalten lassen, die Schrift zur Hand zu nehmen und zu lesen, denn sie enthält eine Menge der anziehendsten Curiosa, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben und Treiben deutscher Professoren und Studenten. An wunderlichen Käuzen hat es unter jenen bekanntlich nie gefehlt und Maßmann theilt von vielen derselben sehr ergötzliche charakteristische Züge mit. Der Professor Thomas Haselbach von Wien las 22 Jahre publice über das erste Kapitel des Jesaias, ohne es zu Ende zu bringen; sein Bewunderer Aegidius Guthmann theilte seine Vorlesung über die ersten fünf Verse des ersten Buchs Moses' in 24 Bücher; Crusius las 8 Jahre an den Psalmen, ohne bis zur Hälfte zu kommen; ein gießener Professor, von welchem Lauckhard in seinen satirischen „Annalen der Universität Schilda" erzählt, sprach oder las in der Kirchengeschichte allemal eine ganze Stunde über den Ewigen Juden, welchen er den Spitznamen der „Ewige Jude" erhielt; Professor Treu in Göttingen führte in seiner „Eleganten Jurisprudenz" [illegible] den wahren Namen der Römerin, die Fr. 1. §. 5. D. III. erwähnt wird, 21 Schriftsteller und fast lauter Matadore. Petrus Pontanus pflegte an sein Auditorium, wenn er gehalten hatte, nur ein neunfaches P zu schreiben, des Inhalts: „Petrus Pontanus Poeseos Professor Publicus Propter Pocula Prohibetur Praelegere"; Eobanus Hesse nahm seine Kanne [illegible] mit auf das Katheder und nahm zu jedem schönen Dichterwort einen Schluck, „sodaß ihm am Ende alle schön verlaufen"; Friedrich August Wolf in Berlin pflegte, wenn er für sich [illegible] ren wollte oder überhaupt keine Lust zum Lesen hatte, einen seinen Hörsaal zu schlagen: „Ich werde auf acht Tage krank"; dagegen wurde Professor Walch in Göttingen allemal in den Ferien unpäßlich, weil er nun nicht lesen konnte; der [illegible] Philipp Müller in Jena präsidirte bei Disputationen [illegible] dertmal auf dem Katheder; Angelo Angeletti sprach in [illegible] Sache für und wider, wie es verlangt ward, und rächte [illegible] Gelehrten auf die Stube mit der Frage, worüber er [illegible] ren wollte; Professor Michael Dillherr in Altdorf konnte [illegible] Sprachen disputiren; Gottfried Hermann kam mitunter [illegible] Reitpeitsche auf das Katheder und der Theolog Andreä [illegible] der trug, wenn er über die Straße ging, stets einen [illegible] der Seite und hatte einen Diener mit geladener Büchse [illegible] sich, während A. W. von Schlegel sich anfangs stets [illegible] Livréebedienten die zierlichste Hestmappe und silberne [illegible] soll ins Auditorium haben vorausstragen lassen. Schleiermacher soll geäußert haben: „Professores ordinarii sind, die [illegible] Außerordentliches, extraordinarii, die nichts Ordentliches [illegible] Die Privatdocenten nennt Maßmann die „Freiwilligen in [illegible] senschaft, die zugleich das nothwendige Band zwischen Pro[illegible] ren und Studirenden, das sonst im Strome großer [illegible] der Geheimrathssucht und Vielamtlichkeit der Professoren, der kaufmännischen Allausbildung der Studirenden nur [illegible] leicht zerrissen wird und zu Grunde geht, unterhalten". [illegible] den Professoren, Docenten, Studirenden berücksichtigt der [illegible] fasser auch die Bidelli, die Cives illiterati, die Barscherer, Studentenjungen oder Stiefelwichser und selbst die früher Leipzig so genannten Et caeteras, nämlich die Nähmädchen, Wäscherinnen und Büglerinnen. H. M.

Ueber den Gebrauch der Fremdwörter.

Ist eine Sprache arm, wie z. B. die eines rohen Volks hinsichtlich der Zeichen für geistige Vorstellungen, so mag die Aufnahme von Wörtern aus fremden Sprachen als ein Nothbehelf durch die Armuth sattsam gerechtfertigt. Es bleibt aber freilich sehr zweifelhaft, ob das rohe Volk unter den fremden Lauten das Rechte, oder überhaupt etwas diesem einigermaßen Entsprechendes denkt, denken kann. Zum Seelenheile der Völker den hoffen es Glaubensboten. Nach ihrer Eigenthümlichkeit behandelt die arme Sprache, der man die Befugniß dazu wol gönnen mag, als Fremdling behandeln, welcher nicht mehr bloßer Gast ist, sondern das ihm aufgedrungene Bürgerrecht eines ihm freundlichen Landes genießt. Er wird sich leicht dem neuen Gesetze fügen und der Sitte gemäß gleichsam einkleiden, ein je höheres Maß innerlicher Kraft und Gewalt die aufnehmende Sprache zeigt. Dies sehen wir an dem Griechischen, dem Gothischen, dem Althochdeutschen, dem Mitteldeutschen, dem Schwedischen, der kostbaren Perle des Germanischen. Erst das vom Danke für empfangene Wohlthaten und von Demuth gegen das herrische Ausland durchdrungene Neudeutsche erweist dem Fremdlinge die rechte Ehre, landet gar nicht nach Gebühr gewürdigte Höflichkeit, ihn [illegible] ändert in seines Volkes Gewande unter den eingeborenen Bürgern

ieren zu lassen, und ergötzt sich an der daraus entspring-
nischeckigkeit, ja führt sogar, wahrscheinlich um diese
en, gute alte eingeborene Burschen unter den Kappen,
die Welschen umgehängt haben, wieder bei sich ein.
Verhalten offenbart sich sprachliche Geschmacklosigkeit,
dem die reducrische glücklich beseitigt und der Kunst-
gereinigt und veredelt worden ist, immer noch viele
hriften verunziert, weil sie die Verfasser stumpfsinnig
liche Zerrbilder macht. Derartigen Versündigungen der
gegen die Muttersprache fehlt jeder Grund der Recht-
gar der Entschuldigung und der Beschönigung. Denn
Sprache ist nicht nur nicht ihrem Bestande nach eine
en anerkannt die reichste der Welt. Sie hat zu keiner
hülfe der Fremdlinge bedurft; sie bedarf ihrer gegenwär-
l weniger als früherhin. Mengesprachen, wie die ro-
nd unter den germanischen vor allen andern die eng-
m geraden Gegensatze zu der politischen Sinnesweise
mme, von denen sie gesprochen werden, auffallender-
chaus weltbürgerlich, daß sie Fremdwörter eigentlich
sitzen. Die große Zahl der Fremdwörterbücher ist
tschen Bücherwelt eigenthümliche Erscheinung, die
ünde, aus denen man sonst die Unsitte zu welschen
chlich beweist, daß der Gebrauch der Fremdwörter
unden Sinne der Deutschen widerwärtige Ungebühr
e strenger zu tadeln, je weniger er durch dringende
fertigt oder doch entschuldigt wird. Denn der Deut-
fenschaftlich nicht gebildete fast mehr noch als der
von Jugend auf gewohnt, bei jedem Worte seiner
: im Geiste derselben zu denken und aus demselben
nes Dinges, sobald er ihn zum ersten male hört,
en. Aus welchem Grunde, mit welchem Rechte
enstand so genannt? ist eine dem Deutschen, sobald
bekanntes Wort vernimmt, sich stets aufdrängende
ren Beantwortung ein Engländer, ein Romane sich
mag, weil dieser das Wort nicht wie der Deut-
Wurzel verfolgt, sondern jedes als willkürlich ge-
res Zeichen eines Gegenstandes gelten läßt, daher
Heuteuerlicher Wortbildungen sich alles Kummers
chlägt. Den fremder Sprachen unkundigen Deut-
emdwörter immer dunkle oder nur halbhelle Sprach-
: mit Fremdwörtern reich gespickte Rede bringt es
ter Dämmerung des Verständnisses, bisweilen viel-
; denn im Dunkeln, weiß man ja zur Genüge,

24.

Bibliographie.

iermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände.
mer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

u-Hollweg, v., Johannes Goßner am 20.
seines Herrn Freude eingegangen. Berlin, Wie-
n. Gr. 8. 5 Ngr.

Victoria, Sonette mit deutscher Ueber-
rtha Arndts. Zwei Theile. Schaffhausen,
Thlr. 24 Ngr.

t., Schiller als Philosoph. Vortrag gehalten
Jena am 10. März 1858. Frankfurt a. M.,
20 Ngr.

Gedenkbuch. Herausgegeben von Elfriede
els. Zum 500jährigen Gründungs-Jubiläum
wei Abtheilungen. Dresden, am Ende. Br. 8.

Der Mensch und die Leute. Zur Charakteri-
ien und der civilisirten Nationen. Fünf Hefte.
Gr. 8. à 20 Ngr.

F., Jean Law. Ein finanzgeschichtlicher Ver-
ibner. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lang, H., Versuch einer christlichen Dogmatik allen den-
kenden Christen dargebeten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Lechler, G. V., Wiclif, als Vorläufer der Reformation. Antrittsvorlesung, gehalten zu Leipzig den 9. Juli 1858. Leipzig, C. Fr. Fleischer. 16. 10 Ngr.

Liebenau, H. v., Förderung der Eidgenossenschaft durch des Hauses Habsburg innere Verhältnisse. Luzern, Kaiser. 1857. Gr. 4. 12 Ngr.

Michelet, J., Das Insekt. Naturwissenschaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt. Mit einem Vorwort von J. H. Blasius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oliphant, Mrs. M., Die Athelings, oder die drei Gaben. Aus dem Englischen. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Palaimon, Periodische Publikationen. I. Eine Einleitung zu Eros und Psyche. Herausgegeben von P. Cassel. Erfurt, Otto. Lex.-8. 8 Ngr.

Reichlin-Meldegg, C. A. Freih. v., Friedrich Kortüm. Nach seinem Leben und Wirken in Umrissen dargestellt. Mit Kortüm's Porträt. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Schefer, L., Homer's Apotheose. 1ster Band. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Landenge von Suês. Zur Beurtheilung des Canalprojects und des Auszugs der Israeliten aus Aegypten. Nach den älteren und neueren Quellen dargestellt. Mit 6 Tafeln und 1 Karte des nordöstlichen Aegypten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Uhlich, L., Kurzer Abriß der Vernunftreligion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2 Ngr.

Virchow, R., Johannes Müller. Eine Gedächtnissrede, gehalten bei der Todtenfeier am 24. Juli 1858 in der Aula der Universität zu Berlin. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Vor hundert Jahren! Erinnerung an Olmütz und seine ruhmvollen Vertheidiger. Ein Beitrag zur vaterländischen Kriegsgeschichte. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Weinhold, K., Die Riesen des germanischen Mythus. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Diedrich, J., Wider den Chiliasmus. Nr. 2. Gegen Hrn. Pfarrer Löhe's Predigt über Philipper 3, 7—11. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eta, P. O., Jubiläumsklänge aus Jena. Ein Festgruß an alte und junge Jenenser. Jena. 8. 5 Ngr.

Höfler, J. G., Festgabe in den Jubelkranz unserer erhabenen Mutter der Universität Jena am Tage ihrer dritten Säcularfeier, am 15. August 1858. Mit beigefügten Erläuterungen. Altenburg, Pierer. Lex.-8. 15 Ngr.

Liebner, T. A., „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Predigt vor dem Schlusse des Landtages am 10. August 1858 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, am Ende. Lex.-8. 3 Ngr.

Schwarzlose, C. J., Friedrich G. Schulze, Stifter und Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Jena und seine Bestrebungen auf dem Gebiete der Nationalökonomie und Landwirthschaft. Berlin, Besselmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Sendschreiben an den „Politiker der Zukunft vom preußischen Standpunkte". Berlin, Springer. Gr. 8. 9 Ngr.

Treumund, G., Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige und Jena. Festgabe und Erinnerungsblatt zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena am 15. 16. und 17. August 1858. Weimar, Kühn. 8. 4 Ngr.

Die Wahlen zum Hause der Abgeordneten in Preußen. Von einem Katholiken. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Naturhistorischer Schulatlas.

Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie.
Für den methodischen Unterricht bearbeitet von
Prof. Dr. **Carl Arendts.**

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. Auf feinem Kupferdruckpapier. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Naturhistorischen Schulatlas soll für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hülfsmittel geboten werden, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt.

Ein unabweisliches Bedürfniss für den Unterricht in der Naturgeschichte sind zweckdienliche Abbildungen, ohne welche derselbe kein erschöpfend instructiver sein kann. Die zum Theil vortrefflichen naturhistorischen Bilderwerke, welche wir besitzen, entsprechen diesem Bedürfnisse nicht, indem sie sich ihrer ganzen Anlage nach sowie ihrer Kostspieligkeit wegen für den Schulgebrauch nicht eignen; die manchem Unterrichtsbuche beigefügten Abbildungen aber können ihren Zweck nur beziehungsweise erfüllen, und eine grosse Anzahl anderer bieten ein buntes Bilderbuch für die Jugend ohne wissenschaftlichen Werth.

Als eine von wahrer Wissenschaftlichkeit durchdrungene und doch der Fassungskraft des jugendlichen Alters angemessene Arbeit, in der technischen Ausführung würdig und gelungen, ist dieser Naturhistorische Schulatlas bestimmt, eine wirkliche Lücke der pädagogischen Literatur auszufüllen und verdient, frei von allem, was der Decenz anstössig erscheinen möchte, in allen Erziehungsanstalten, auch in denen für die weibliche Jugend, Eingang zu finden.

Der Preis für das aus 33 Tafeln und 3 Bogen Text bestehende Werk in einem sehr dauerhaften und praktischen Einbande beträgt nur 1 Thlr. 5 Ngr., sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Verlag von Julius Springer in Berlin.
Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe

des nachmaligen Königl. preuß. Legationsraths

Karl Ernst Jelsner,

an den herzoglich oldenburgischen Justizrath

Gerhard A. von Halem.

Von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790—1792.

Wortgetreu aus dem Original-Manuscripte

herausgegeben von

Dr. Merzdorf, großh. oldenb. Bibliothekar ꝛc.

Broschirt. **Preis 12½ Sgr.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene zwanzigste Heft (Bogen 31—34 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die letzten arktischen Expeditionen und ihre Ergebn mit besonderer Rücksicht auf die Expedition des Dr. Elisha Kane. — **Die Propellerschraube** in ihrer Anwendung Bedeutung für die Schiffahrt. — **Graf Basil Peroweky Oberst Thomas Hart Benton,** nordamerikanischer Staa mann. — **August von Saucken-Julienfelde,** Mitgli preußischen Landesvertretung. — Kleinere Mittheilung Bonpland (Aimé). — Röth (Eduard Maximilian). — Sch (Karl, Fürst von). — Thienemann (Friedrich August Ludw Wessenberg (Johann Philipp, Freiherr von).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der **Auflage des Conversations-Lexikon**

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen versations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen **selbständigen Werth,** indem es bestimmt ist, das Zeitl **in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Lit** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit lener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt wor und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erwo

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die men einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geh 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Co sations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leder 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, so der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Encore quelques mots d'un Chrétien orthod sur les Confessions occidentales à l'occasion de sieurs publications religieuses, latines et protest

8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verla **Quelques mots sur les Communions occidentales,** à sion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de P Par un Chrétien orthodoxe. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erarische Unterhaltung.

…l wöchentlich. — Nr. 38. — 16. September 1858.

…ur Religions- und Weltgeschichte. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** — Uebersetzungen altclassischer Dichtungen. — Aus den …en Ostseeprovinzen. — Hieronymus Lorm, Erzählungen des Heimgekehrten. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

…ur Religions- und Weltgeschichte.

…e der Religion. Von Johannes Scherr. Zu …ichern. Dritter Band. Fünftes und sechstes Buch. …z. Wigand. 1857. Gr. 8. 2 Thlr.

…ibische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Ge… Von C. Duller, fortgesetzt von K. Hagen. …und fünfter Band. Frankfurt a. M., Meidinger …Comp. 1855—58. Gr. 8. 3 Thlr.

… der letzten vierzig Jahre (1816—56). Von …ng Menzel. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. …Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur …g des Deutschen Bundes. Von L. Häusser. Vier… …: Bis zur Bundesacte vom 8. Juni 1815. Berlin, …n. 1857. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

…wieder einmal gewetterleuchtet über Europa. …er der ein nahendes Gewitter kündenden Blitze …erbenschwangere Fäulniß unserer gesellschaft… …de wenigstens für kurze Momente sogar dem …n Auge jener Zeitgenossen deutlich geworden, …den Glanz des Goldes verblendet, die sich …er Verfolgung des nächsten Vortheils bis in …ig der Selbstsucht verirrt haben, um bereits …der Weltgeschichte zum Curs der Handels… das Weltgericht zu den Abrechnungen an der …cumpft zu wähnen. Eine schwere und kei… …n überwundene ökonomische Krisis hat in der …n der Alten Welt einen Schwindelgeist, einen …leichtsinn und einen furchtbaren Mangel an …Tage treten lassen, daß dadurch die Erwar…ittersten Feinde der modernen Gesellschaft so… …rtroffen wurden. Dazu kam noch, daß der …ähne gerüstete und durch einige gesprungene …reckensbleich gewordene Bonapartismus ge…elbst auch zum schreckenden Gespenst für das …a geworden ist. Ein Gefühl der Unsicher… …ch alle Schichten der Gesellschaft, und für …eses ahnenden Gefühls zeugt nicht blos die …st aller Völker unsers Welttheils, es zeugen …: größern historischen Schriften, die wir hier …haben. Denn obgleich sich diese Schriften nur mit vergangenen Dingen zu befassen scheinen, haben doch ihre Verfasser unwillkürlich den Blick auf eine dro…hende Zukunft gerichtet. Wie wäre es anders möglich? Inmitten einer versumpften Gegenwart hören ja alle, welche der Zeichen der Zeit achten, schon deutlich die Wasser der Tiefe rauschen, die vielleicht bald genug zur Oberfläche durchbrechen und mit übermächtiger Strömung die in klein…licher Selbstsucht zersplitterten Existenzen in sich begraben oder sie erheben und zum unerwarteten Ziele fortreißen werden.

Je mehr es nun den Anschein hat, daß die Menschen bald wieder — ob sie wollen oder nicht — als Arbeiter und Arbeitsstoff am Webstuhl der Geschichte dienen werden, um so mehr ist man berechtigt, bei den Werken der neuesten Geschichtschreibung die Nützlichkeitsfrage aufzuwerfen: ob und was sie uns Erhebliches lehren über ein zweckmäßiges Thun und Lassen für die nächste Zukunft? Es gibt für die Beurtheilung solcher Werke jetzt keinen andern und keinen höhern Standpunkt für alle diejenigen, die sich der mahnenden Stimme ihrer Zeit nicht entziehen können und wollen. Und nur von diesem Standpunkte aus gedenken wir gleichfalls über die obengenannten und jetzt vollendet vorliegenden Geschichtsbücher zu berichten.

Sobald sich, mit wenigstens scheinbarer Erfolglosigkeit, die Geister matt und müde gerungen auf dem politischen und socialen Gebiete, pflegen nach einer Pause allgemeinster Erschlaffung zunächst wieder die religiösen und kirchlichen Interessen und Kämpfe in den Vordergrund zu treten. Denn auch die Geschichte hat ihre Ebbe und Flut, und die Ebbe nach der einen Seite hin war noch stets eine Flut auf der andern Seite. Seit 1849 befanden wir uns in einer Periode, worin es sich bei den überhaupt noch geistig Strebsamen, bei den nicht geradezu dem Götzendienst des Mammon Verfallenen um vorwiegend religiöse und religionsphilosophische Dinge gehandelt hatte, um die Grenzen des Wissens und Glaubens, um die Berechtigung von Geist und Stoff. Nach manchen Zeichen und Vorgängen ist diese doctrinäre Periode der theologischen und philosophischen, der idealistischen und materialistischen Streitigkeiten und Zänkereien abgelaufen oder

dem Ablauf nahe. Die Fragen der politiſchen und ſocialen Exiſtenz ſind uns wieder hart zu Leibe gerückt.

Damit hört jedoch die Religionsgeſchichte von Scherr keineswegs auf, ein durchaus zeitgemäßes Werk zu ſein. Sollen nicht die Bemühungen um ein einheitliches und gedeihliches deutſches Volksleben ſtets von neuem ſcheitern, ſo kommt es weſentlich darauf an, daß wir die ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Dinge ſowenig mit dem Fanatismus des Glaubens wie des Unglaubens an die Hand nehmen. Die Deutſchen aber, gerade weil ſie leidenſchaftliche Idealiſten bleiben, ſogar wenn ſie unter der Glaubensfahne des Materialismus ſich erhitzen, ſind allzu geneigt, ihre dogmatiſch-kirchliche wie ihre dogmatiſch-wiſſenſchaftliche Verketzerungsſucht auf das politiſche Gebiet zu übertragen und ſich dadurch in zahlloſe Fractionen zu zerſplittern, von denen jede jeder im Wege ſteht, auch wenn ſie alle dem gleichen Ziele zuſtreben. Aber die alles Weſentliche umfaſſende und doch überſichtlich zuſammengedrängte Geſchichte der religiöſen Entwickelung, wie ſie von Scherr unternommen wurde, führt uns die bunte und gleichwol innerlichſt zuſammenhängende Reihe der mannichfaltigſten Glaubensanſichten und Cultusformen vorüber; ſie macht es augenſcheinlich, wie alle höchſten Leiſtungen des Menſchengeiſtes im Boden der Religion ihre triebkräftige Wurzel hatten, wie aber dicht neben dem ſittlich Erhabenen und künſtleriſch Schönen auch das Niedrigſte, Ungereimteſte und Häßlichſte demſelben Boden entſproſſen iſt. Sie läßt deutlich erkennen, daß ſo ziemlich alle Religionen — ſolange ſie als Schöpfungen der Begeiſterung und des ſittlichen Muths in aufſteigender Entwickelung ſich befanden — die ſittliche Atmoſphäre des Völkerlebens reinigen und den geiſtigen Geſichtskreis der Menſchen mächtig erweitern halfen; daß ſie aber nicht wenig dazu beitrugen, auch das Schlechte zu nähren, ſowie durch Heuchelei und Lüge die Sünden ſündhafter, die Verbrechen verbrecheriſcher zu machen, ſobald der von hingebender und thätiger Menſchenliebe nicht mehr durchwärmte und getragene Glaube dogmatiſch zu erſtarren und zum geiſtig feſſelnden Glaubenszwange ſich zu verhärten begann. Sie zeigt endlich, daß alle Religionen und Confeſſionen, ſobald ſie ſich erſt in ſtehende Formeln ausgeprägt hatten, den anmaßlichen Anſpruch auf den Beſitz der ganzen und zweifelloſen Wahrheit erhoben, und daß dieſer vom Hochmuth erzeugte verhängnißvolle Irrthum ſtets auch der Keim einer tödlichen Krankheit geworden iſt, die ſie der unvermeidlichen Auflöſung entgegenführen mußte. So iſt in Wahrheit dieſe Religionsgeſchichte geeignet, ihre in einem fixen Glauben oder Unglauben noch nicht allzu befangenen Leſer zum beſcheidenen Zweifel an der eigenen Untrüglichkeit anzuſpornen. Sie iſt darum geeignet, jene männliche, thatkräftige und in Wahrheit ſchöpferiſche Duldſamkeit zu fördern, die ſich in religiöſen und irreligiöſen, in chriſtlichen und antichriſtlichen Dingen jeder kindiſch zuverſichtlichen Rechthaberei erwehrt; die eben deshalb eine größere Zuverſicht für die Löſung der politiſchen und geſellſchaftlichen Aufgaben unſerer Zeit gewinnt, weil ſie dieſe Zeit nicht damit verdirbt, die Menſchen erſt in ihren Glaubensmeinungen über einen Kamm ſcheren zu wollen, bevor ſie zur Erkenntniß deſſen, was augenblicklich noth thut, Hand in Hand mit ihnen geht. Damit glauben wir die unſerer nächſten Zukunft zugewandte praktiſche Seite der „ſechs Bücher der Religionsgeſchichte" bezeichnet zu haben.

Der Verfaſſer verwahrt ſich im Vorwort als „Culturhiſtoriker" gegen die Zumuthung, daß er für dieſe oder jene Religion als die „alleinſeligmachende" zu plaidiren habe, da es vielmehr „ſeines Amtes ſei, die verſchiedenen Entfaltungsformen der religiöſen Idee in ihrem Werden, Wachſen, Vergehen aufzuzeigen, die religionsgeſchichtlichen Acten zu ſammeln und zu ordnen, darauf ſein Reſultat zu gründen und die Wirkungen des religiöſen Gedankens auf Bildungsgang und Sitte der Völker nachzuweiſen". Er verſichert, daß er auf das „Gezeter der Fanatiker des Glaubens, wie auf das Kopfſchütteln der Fanatiker des Unglaubens" gefaßt geweſen und ſich weder durch das eine noch das andere habe beirren laſſen. Er leugnet nicht den „Widerwillen und die Verachtung, den ihm beide oder geheuchelte Zionswächterei ſowie aufgeblaſene Kunſtloſſelei gleichermaßen einflößen". Der letztern gegenüber ſein „auch anderwärts geäußertes Befremden nicht zu verbergen, daß die Apoſtel des materialiſtiſchen Evangeliums in ihrer Einſeitigkeit nicht merken, wie ſie zu Helfern der niederträchtigſten Stockjobberei Handlangerdienſte verrichten".

Das letzte der ſechs Bücher, wie ſich dies für den Culturhiſtoriker von ſelbſt verſtand, enthält die Geſchichte der Entſtehung, der Ausbreitung, ſowie der ſehr dürftigen innern Entwickelung des Mohammedanismus. Als das wichtigſte Moment der letztern wird natürlich die Spaltung der Muſelmanen in Sunniten und Schiiten aufgefaßt: in die Bekenner eines ſtarren Fatalismus, die folgeweiſe alle menſchliche Willensfreiheit leugnen, und in ihre ſchiitiſchen Widerſacher. Das iſt der alte und ſtets ſich erneuernde Streit zwiſchen den Abſolutiſten der Nothwendigkeit und den Abſolutiſten der Willensfreiheit, die es ſtets mit überſehen, daß ſich die Wahrheit und Wirklichkeit in Nothwendigkeit und Freiheit gegenſeitig bedingen und bezeugen, daß die eine ohne die andere ein unbegreifliches Unding iſt. Auf S. 390 macht noch der Verfaſſer eine richtige Bemerkung, daß man die Schiiten, da ſie die Selbſtändigkeit menſchlicher Vernunft und Willensfreiheit anerkennen, mit Recht als moslemiſche Rationaliſten bezeichne; daß man ſie aber nicht wol die Proteſtanten des Islam nennen dürfe, weil man ſonſt vergeſſen könnte, daß gerade ein Hauptbegründer des Proteſtantismus, Calvin, die Prädeſtinationslehre in wahrhaft ſummiſcher Strenge gefaßt habe. Aber auch das hätte hervorgehoben werden dürfen, daß das Dogma eines unabänderlichen Fatalismus, das den Islam in zwei feindſelige Hälften ſpalten half, keineswegs die gleichen oder nur ähnliche Folgen im Gebiete des Proteſtantismus hatte. Im Gegenſatz zum Islam deutet dies auf den dem Chriſtenthum eigenthümlichen, alle ſchroffen Gegenſätze ausgleichenden Geiſt der Milde und Verſöhnung, der ſich in der

s Lebens der schlimmern praktischen Folgen je-
tig dogmatischen Doctrin zu erwehren weiß.

genauere Erfahrung über die moslemischen Völker-
igt uns von Jahr zu Jahr mehr, daß auch im Islam,
verknöcherten Orthodoxie, ein die ganze Scala reli-
stellungen durchlaufendes Sektenwesen existirt, vom
hüllten Fetischismus an bis zu freimaurerischem Ra-
l.

wol bleibt es ein Zeichen verhältnißmäßiger
l und Leblosigkeit, daß die Geschichte der mo-
ischen Religion nur selten große Versuche zu
gestaltung des staatlichen und gesellschaftlichen
n religiöser Grundlage aus aufzuweisen hat.
merkwürdig bleibt nur der auf die völlige Umge-
s asiatischen Türkenthums gerichtete Aufstand von
seinen Ausgangspunkt in der Lehre Bedreddin's
se predigte allgemeine Toleranz, eine Verbrüde-
enschen ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der
lekenntnisse, völlige Gleichheit und Gütergemein-
welcher letztern nur die Weiber ausgenommen

Es entspricht der Entstehungsgeschichte und
gen des Islam, daß auch in der Folge kaum
ne Sekte in seinem Schose auftauchen konnte,
fort den Versuch einer Propaganda mit dem
t der Faust gemacht hätte. Dies gilt auch
listischen Theismus, den Wahab gelehrt hatte,
n bis in die neueste Zeit reichenden Kämpfen
nger, den Wahabi oder Wechabiten.

ffassung des Islam in seinen Unterschieden
enthum wirft noch vom letzten Buche aus
nde Strahlen auf das Wesen der im fünften
delten christlichen Religion. Darin findet
Schwäche des Islam, daß dessen Schöpfer, ob-
ne Ahnung von den bildenden und humani-
menten im Christenthum, doch nicht dessen
Versöhnung von Gott und Mensch, von Geist
zu fassen verstand; daß er dadurch seine Re-
twickelungsfähigkeit beraubt und mit seinem
igen Gottesbegriff zugleich eine Stabilität
welche nothwendig zu der Ausschließlichkeit
ms zurückführte. Der Verfasser fährt fort

ivität, die Intoleranz liegt, was auch ältester
elotismus sagen mögen, nicht im Wesen des Chri-
l aber liegt sie im Wesen des Islam, und daher
ten Bekennern um so mehr zur Ehre, wenn sie
eine größere Toleranz bewiesen als die Christen.

geschichtliche Bedeutung des Christenthums,
sich zu allen andern Religionen auch eine
mliche ist, wird in dem „Eine untergehende
riebenen ersten Kapitel des fünften Buchs
nden schönen Worten hervorgehoben:

Wanderer, der von Höhe zu Höhe klimmend
Thäler oder fruchtreifende Ebenen, dort in weite
inein, hierhin auf prächtige Seespiegel oder er-
bildungen, dorthin auf chaotische Felswüsten hin-
nd endlich, auf einem höchsten Alpenfirn ange-
eine ganze Welt zu seinen Füßen aufgerollt sieht:
ulturhistoriker zu Muthe, wenn er, die Erschei-
nungsformen der religiösen Idee in vorchristlicher Zeit hinter sich, zur Betrachtung des Christenthums vorschreitet. Vorher hatte er es mit Lokalem und Nationalem zu thun, jetzt beschäftigt ihn Menschheitliches. Vorher hatte er den einzelnen Quellen nachzugehen, welche die ungeheuere Arbeit so vieler Völker und zahlreicher Generationen am religiösen Gedanken aufgegraben; jetzt steht er an einem weltgeschichtlichen Strome, der seine Fluten durch Jahrhunderte dahergewälzt hat und durch Jahrhunderte dahinwälzen wird. Denn — wir haben es schon am Schlusse des vierten Buchs gesagt — des Christenthums welthistorische Bedeutung ist die, daß es alle frühern Offenbarungen der religiösen Idee zur Einheit einer Weltreligion zusammenfaßte.

Indeß muß man dieses Zusammenfassen in seinem vollen Sinne zu nehmen wissen. Selbst wenn man darunter keineswegs ein blos eklektisches Zusammenraffen vorchristlicher Glaubensansichten und Sittenlehren versteht, ist es doch bei weitem nicht blos die christliche Doctrin, die dem Christenthum seine Triumphe verschafft hat; obgleich darauf die Männer der Doctrin, die professionirten Theologen, bis auf die neueste Zeit das größte Gewicht zu legen gewohnt sind. Was ihm eine weltüberwindende Kraft gegeben, ist vielmehr seine Einheit von Leben und Lehre, von That und Wort. Es ist das die Geisterschlacht für Jahrtausende entscheidende Moment, daß die Verbreitung des Christenthums — während es sich die Gründer anderer Religionen, wie Mohammed, in einem möglichst langen Leben möglichst wohl sein ließen — einen ganz andern geschichtlichen, daß sie geradezu den höchsten sittlichen Ausgangspunkt hatte, der überhaupt für die Verbreitung einer Religion denkbar ist. Das seinen Sieg in Wahrheit Entscheidende war also die sittliche Großthat seines Stifters: es war der mit Bewußtsein erlittene freiwillige Opfertod für das Heil der Menschen. Weil Jesus für die Völker aller Zeiten und Zonen gestorben ist, wurde ein wachsender Völkerkreis moralisch gezwungen, in seiner Lehre zu leben. Und darum werden immer neue Millionen erstehen, welche mit und ohne jeden philologischen und kritischen Gelehrtenapparat, oder auch trotz desselben, das Evangelium mit dem Herzen zu lesen wissen. Darin liegt es vor allem, daß das Christenthum nicht blos alle Anfechtungen einer skeptischen Philosophie und eines frivolen Spottes überwinden, sondern auch alle Entstellungen durch pfäffische Unwissenheit und Arglist stets von neuem ertragen, ja daß es durch Inquisitionen, Scheiterhaufen und jeden andern Beistand, den ihm der Polizeistaat zu leisten suchte, nicht zu Tode gerettet werden konnte.

Diese Entstellungen, nebst spitzfindiger Zersplitterung und dogmatischer Trockenlegung des Christenthums, um das dürre Holz zu Prunk- und Schaugerüsten zu verwenden, auf denen mit obrigkeitlicher Erlaubniß ein neu costümirtes Pharisäerthum seine Gaukeleien und scholastischen Seiltänzereien für Geld und zwar für sehr viel Geld sehen ließ, haben früh genug begonnen. Das ist der zwar nothwendige, aber am wenigsten erquickliche Theil in den Erzählungen des fünften Buchs. Ein lebhafteres Interesse erwacht, je mehr wir uns der Reformationszeit nähern, je mehr sich das Christenthum seines

„ureigenen Geistes" erinnert und darum mit zahlreicher werdenden Ketzereien gegen die officielle Orthodoxie seiner geistlichen Vormünder zu protestiren und zu rebelliren anfängt.

Was Scherr S. 119 fg. über den allgemeinen Charakter der Reformation bemerkt, ist zwar nicht neu, aber in eindringlicher prägnanter Weise gesagt. Er zeigt, wie die Reformation, als sei der Autorität der Tradition diejenige der Bibel entgegengesetzt, anfangs nicht gewillt war, den Glaubenszwang jener kirchlichen Tradition gegen den des Buchstabens der Schrift zu vertauschen. Sie erkannte vielmehr für alle und jeden das Recht der Auslegung an und erklärte sich nur ausdrücklich gegen das Hineintragen subjectiver Meinungen in die Schrift. Diese Verwahrung war begreiflich sehr wirkungslos. Und als sich bei Auslegung der Schrift die subjectiven Einsichten und Absichten einzelner und vieler mit denen der officiellen Häupter der Reformation vielfach in Widerspruch setzten: da riefen diese letztern den Staat zu Hülfe, damit er ihren subjectiven Einsichten und Absichten, wie sie in ihren Glaubensbekenntnissen niedergelegt waren, Geltung und äußerliche Anerkennung verschaffe. Allein obgleich man die einmal losgelassenen Geister, unter denen es freilich auch unbändige Schwarmgeister gab, durch Symbolzwang wieder in polizeiliche Haft zu bringen suchte: das einmal anerkannte Recht der freien Auslegung, wozu jeder nur seine Vernunft mitbringen konnte, war nicht mehr rückgängig zu machen. Ueberdies wies der Streit der Lutherischen und Reformirten sehr entschieden auf die Verschiedenheit der Schriftauslegung hin.

Daher blieb das Princip der prüfenden Vernunft, wenn auch öffentlich miskannt, im Verborgenen lebendig als das wahre Princip der Reformation überhaupt. Von der Kirche verstoßen, ward es, theils als philosophirende, theils als objectiv auslegende Vernunft, in ersterm Betracht zur denkenden Vermittelung des Glaubensinhalts, in letzterm zur Feststellung des objectiven Verständnisses der Schrift, Princip der freien Wissenschaft.

Unter den Reformatoren war Luther bei weitem größer durch den leidenschaftlichen und vernichtenden Haß gegen alles, was ihm von seinem Standpunkte aus als unwahr und lügnerisch erschien, als durch die von einem sanftmüthigen Herzen getragene Liebe zur Wahrheit, die auch das Recht der abweichenden Meinung anerkennt und sich gegen die Belehrung durch andere nicht trotzig abschließen mag. Die bis zum Ende seines Lebens ungeschwächt bleibende Kraft des Eifers, obgleich vielfach dieser Eifer an Irriges und Bedeutungsloses vergeudet wurde, hat gleichwol etwas Achtunggebietendes. Mit Recht unterscheidet indeß Scherr den Sänger der „Marseillaise der Reformation", den gegen das Papstthum anstürmenden Helden von dem schon siegreichen und conservativ gewordenen Luther, der sich an das zu seiner Lehre bekehrte Fürstenthum anlehnt und vom ziemlich sichern Walle der weltlichen Obrigkeit aus seine wüthenden Ausfälle gegen die „Schwarmgeister", gegen die rebellischen Bauern, gegen Zwingli und seine Anhänger unternimmt. So trieb er sich in conservativer Ueberhitzung bis in jene Hyperbeln hinein: „Daß 2 und 5 gleich 7 sind, das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber die Obrigkeit sagt: 2 und 5 sind 8, so mußt du's glauben wider dein Wissen und Fühlen." Oder: „Ein Christ ist ganz und gar Passivus, der nur leidet." Er gelangte also wirklich bis auf jenen Siedepunkt des blinden Erhaltungseifers, wo sich dieser Eifer zerstörerisch gegen das zu Erhaltende wendet. Denn hätte Luther die Welt überzeugen können, daß wirklich seine Hyperbeln Lehrsätze des Christenthums seien, so hätte er damit das Christenthum selbst unmöglich gemacht.

Im Hinblick auf solche Uebertreibungen eines Mannes, der es wol in sich selbst fühlen mochte, daß er nie zu wenig als zu viel von einem Passivus hatte, bezeichnet Scherr Luther als den „eigentlichen Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande". Wir halten dafür, daß die in Staat und Kirche Herrschenden nicht erst auf Luther warten mußten, um eine Erfindung zu machen, auf welche der Hochmuth in Verbindung mit einem beschränkten Regierungsverstande so leicht verfallen konnte. Daß Luther nicht zum kleinsten Theile jene Auslegungen der Schrift verschuldete, als ob, nach seinen Worten, „die ganze Bibel ein Buch der Königin" sei, daß „das Lutherthum in politischer Beziehung eine rechte Pflanzschule des Servilismus geworden ist", räumen wir ein, obgleich der Servilismus kaum weniger groß wo er seine Setzlinge nicht aus der lutherischen Pflanzschule bezieht. Wahr ist, daß die von der Schweiz ausgegangene reformirte Kirche, deren Wiege schon in einer frischern und freiern Luft stand, von einem freiern Geiste beseelt blieb. Aber doch ist nicht zu vergessen, daß [illegible] zum Beginn der Französischen Revolution auch in der Schweiz, daß in Bern, ja sogar in der Stadt und dem Canton, wo Zwingli selbst gelehrt und gewirkt, der Servilismus des beschränkten Unterthanenverstandes gegen die regierenden Herren kaum ein geringerer war als in den monarchischen Staaten; daß sich der republikanische Servilismus vom monarchischen mehr durch die Localfarbe, als durch Größe und Gestalt unterschieden [illegible].

Wenn Scherr sagt, „daß Luther die politische und sociale Seite der Reformation nicht verstanden", so meint dagegen Gervinus, daß Luther vor allen andern Reformatoren mit richtigem Takt das zu seiner Zeit in Staat, Kirche und Gesellschaft Erreichbare herausgefühlt und ausgefunden habe. Das sind nun Behauptungen, zu denen man nicht ja und nicht nein zu sagen braucht. Wohl ist es möglich, daß sich Deutschland, daß sich die ganze europäische Welt im raschen Siegerschritte auf höhere Stufen des politischen und socialen Lebens erhoben hätte, wäre ein Luther, die Reformation als Volks- und Völkersache behandelnd, an die Spitze der aufstrebenden und hochaufstrebenden Elemente getreten. Aber es will sich doch schwer ermitteln lassen, ob eine Armee von Todten, die seit 300 Jahren todt sind, unter anderer Führung größere und welche Siege sie erfochten hätte. Bei genauerer Betrachtung wird auch mit der Behauptung

roßer Mann der Vergangenheit die politischen
chaftlichen Interessen seiner Zeit nicht begriffen,
Bedauern ausgedrückt, daß ihm nicht gestattet
Zeit mit den Augen unserer Zeit zu sehen.
ögen wir einem Luther nicht einmal dessen
e Billigung der Leibeigenschaft zum beson-
urf machen; obgleich die Bauern, bevor sie zu
griffen, die gänzliche Aufhebung der Leib-
gefordert und ihrerseits diese Forderung auf
Schrift gegründet hatten. Auch in der Schweiz
dem Einfluß der freiern reformirten Kirche ist
Theil der Bauern der Hörigkeit, der Frohnen
Feudallasten nicht eher losgeworden, als in
andern Ländern Europas. Und haben wir
h — von den Zuständen im russischen und
leiche ganz abgesehen — die Periode der
st schon hinter uns? Wenn jahrein jahraus
mit seinen Conscriptionsgesetzen in der Hand,
de und Hunderttausende zum Soldatendienst
n er ihnen für die Zeit des kräftigsten Le-
ssen nützliche oder unnütze Verwendung auch
instige Wohl oder Wehe der einzelnen ent-
n Beruf gewaltsam aufnöthigt; wenn er ih-
Leistung des erzwungenen Waffendienstes einen
Sold aussetzt, der tief unter dem Sold
geleisteten Waffendienstes steht: was haben
nderes als persönliche Unfreiheit und Staats-
ind wie wenige gibt es doch gerade unter
n Zeitgenossen, welche die in den Soldaten-
te moderne Hörigkeit nur zu erkennen ver-
e viel geringer ist gar die Zahl derjenigen,
nteriell und sittlich verderblichen Folgen die-
auch nur annähernd zu ermessen wissen!
haben einige Ursache zu Bescheidenheit und
unsern Urtheilen über die Heroen der Ge-
ge wir mit den Urtheilen über die In-
Bedürfnisse der Gegenwart noch so wenig
rd.

kein besonderes Gewicht auf die entgegen-
ungen deutscher Geschichtschreiber über Lu-
ches Verhalten zur politischen und socialen
ormation, so ist dagegen eine richtige Auf-
Würdigung der sittlichen und socialen Ein-
istenthums selbst im höchsten Grade erheb-
mit seinen Einflüssen bestimmend fortwirkt.
ng ist in der „Geschichte der Religion" eine
nd darum eine gelungene. Der Verfasser
harf das trotz des Christenthums Gebie-
wordene von alledem, was sich im Ein-
nem ureigenen Geiste gestaltet hat und
rum diesen selbst als Hauptursache be-

Von diesem Gesichtspunkte aus zeigt er,
Christenthum für die Heiligung der Ehe
ung, ja Begründung eines Familienlebens
en; für die Abschaffung oder Milderung
und jeder Art persönlicher Unfreiheit; für
g und Erfüllung der Pflicht zur Armen-
pflege und zur Jugenderziehung u. s. w. Auch auf die dem Boden des Christenthums entsprossenen oder doch mit ausdrücklicher Berufung darauf entstandenen Systeme der Gütergemeinschaft und des Socialismus ist mit wenigen, aber hier genügenden Worten hingewiesen.

Indeß sind vielleicht zwei Momente des eigenthümlich christlichen Socialismus, von denen das eine dem Leben, das andere der Lehre Jesu angehört, nicht hinlänglich berücksichtigt. Die Vertreibung der Händler und Wechsler aus dem Tempel zu Jerusalem, d. h. die Vertreibung derjenigen, die sich ohne Arbeit vom Ertrag der Volksarbeit zu mästen trachten, ist das eine Moment; das andere ist die Verkündung der in ihrer Einfachheit so zukunftsreichen Lehre: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. In Verbindung mit der christlichen Ansicht, daß die Gottesverehrung nicht mehr in den Tempel von Jerusalem gebannt, daß vielmehr das Reich Gottes im Himmel und auf Erden, d. h. daß es überall sein soll, sowie in Verbindung mit den Predigten und zahlreichen Aeußerungen Jesu gegen die Knechte des Mammons liegt in jener Austreibung der Wechsler und Wucherer, in jenem ersten christlichen, wenn auch polizeiwidrigen Kampfe gegen die jüdische Börse eine beständige Aufforderung an die gesammte christliche Welt, daß sie sich in sittlicher Entrüstung und Empörung stets von neuem erheben soll, wenn irgendwo und irgendwie das Reich Gottes durch die Mammonsdiener geschändet wird. Und diese durch das eigene Beispiel gepredigte Aufforderung zur sittlichen und unter Umständen sogar zur polizeiwidrigen That ist denn nun freilich etwas ganz anderes, als die von Luther in einem schwachen Augenblicke gemachte Zumuthung, nichts Besseres als ein Passivus zu sein.

Eine Richtschnur für die christliche Activität nach der socialen Seite des Lebens hin ist sodann mit dem Satze gegeben, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth sei. Das heißt mit andern Worten: was der Arbeiter durch seine Arbeit an Werthen für die Gesellschaft erzeugt, das wird auch die Gesellschaft dem Arbeiter als seinen Lohn an Gegenwerthen schuldig. Dieser Satz richtet sich also ebenso entschieden gegen jeden Communismus, der den trägen und ungeschickten Arbeiter auf Kosten des fleißigen und geschickten leben und genießen läßt, als er sich gegen diejenigen Einrichtungen und Mitglieder von Staat und Kirche richtet, welche die Ausbeutung des Armen durch den Reichen begünstigen oder es stumpfsinnig geschehen lassen, daß sich wenige ohne eigene oder ohne verhältnißmäßige Arbeit gleichwol die Früchte der Arbeit von Millionen aneignen. Eben jener Satz wendet sich gegen jede Art der Sklaverei und persönlichen Unfreiheit, also auch gegen jede Art der landwirthschaftlichen und industriellen, der bürgerlichen und militärischen Frohnen und Zwangsdienste. Denn wenn der Arbeiter seinen Lohn werth ist, darf er ja vor allem nicht verhindert werden, durch seine Arbeit seinen Lohn verdienen zu können; er darf also auch nicht gezwungen werden, ohne Lohn oder verhältnißmäßigen Lohn irgendeinem andern, sei es ein einzelner oder sei es der Staat, dienen zu müssen. Von

einem ſocialiſtiſchen Element dieſer Art findet ſich im Islam keine Spur und ſie kann ſich nicht darin finden, da der Koran die Sklaverei ausdrücklich anerkennt, und ſo daß Mohammed ſelbſt erſt auf dem Sterbelager, als es ihm wenig mehr verſchlug, ſeinen Sklaven die Freiheit gab. Und wenn die Lehre des Koran die Verdienſtlichkeit des Almoſengebens hervorhebt, ſo erkennt ſie doch bei den Armen, auch bei den armen Arbeitern, kaum ein anderes ökonomiſches Recht an, als das des Bettelns. Die ſchon erwähnte religiös-ſocialiſtiſche Revolution des 15. Jahrhunderts war darum nicht im Einklang mit den Lehren des Koran zum Ausbruch gekommen, ſondern trotz derſelben. Dagegen erklärt es ſich ſchon aus jenen beiden Momenten der That und des Wortes, des Beiſpiels und der Lehre, daß ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums die große Zahl der Bedürftigen und Gedrückten im Streben nach Verbeſſerung ihrer ſocialen Lage ſtets wieder auf den Boden des Chriſtenthums zurückkommen mußte; obgleich ſie ſich im Haſſe gegen das zum Vortheil der Reichen und Vornehmen einſeitig gedeutete und ausgebeutete Chriſtenthum zeitweiſe davon entfernt hatte. Aber es erklärt ſich auch daraus, warum der Begriff und die Vorſtellung des wahren chriſtlichen Staats und der wahren chriſtlichen Kirche ſtets ſehr verſchieden bleiben werden bei den Großwürdeträgern und bei den Großbürdeträgern der Geſellſchaft.

Beſonders gelungen iſt im elften Kapitel die ebenſo ſchwunghafte als anſchauliche Schilderung von den erſt zerſtöreriſchen, dann ſchöpferiſchen Einflüſſen des Chriſtenthums auf Kunſt und Künſtlerleben. Im vorhergehenden Abſchnitt, der bei aller Kürze doch nichts Weſentliches überſieht, ſind die Leiſtungen der Wiſſenſchaft beſprochen, welche der Theologie bald als Magd diente, bald in offene Empörung gegen ihre Herrin ausbrach, aber ſtets wieder die Kraft zum ſiegreichen Kampfe gegen Unwiſſenheit, Roheit und Aberglauben zum guten Theil aus dem belebenden Geiſte des Chriſtenthums ſelbſt ſchöpfte. Daraus ſchöpfte ſie ihre Kraft ſogar zum feindſeligen Kampfe gegen das Chriſtenthum, der, ſo ſchien es mitunter, auf Tod und Leben ging. Aber er endigte ſtets damit, und ſo oft er ſich erneuern mag, wird er damit endigen, daß ſich Glaube und Wiſſen als die dem einen vernünftigen Geiſte entſproſſenen ebenbürtigen Geſchwiſter gelten laſſen müſſen, ſelbſt wenn ſie noch ſo ungeberdig gezankt und geſtritten hatten. Im zehnten Kapitel iſt natürlich auch die Rede von den philoſophiſchen Richtungen der Gegenwart, in Beziehung und zum Theil im Gegenſatze zu den chriſtlichen Glaubenslehren. Es wird bemerkt, wie der anthropologiſchen Weltanſchauung eines Feuerbach der naturwiſſenſchaftliche Materialismus neueſter Zeit zur Seite getreten ſei, wie aber die Geſchichte bereits über ihn wegſchreite, obgleich ſich der eine und andere in der Gemüthlichkeit ſeines materialiſtiſchen Glaubens nicht einfallen laſſe, daß er ſchon hinter ſeiner Zeit zurückgeblieben iſt. Nachdem einige Vertreter der lange nicht gebührend beachteten allerneueſten philoſophiſchen Richtung genannt ſind, wird die Eigenthümlichkeit derſelben mit den Worten bezeichnet:

Dieſe Richtung bekämpft ſowol den [illegible] Theismus, und weiß zugleich den Kern beider [illegible] hat die Idee eines ſowol unendlichen als [illegible] Welt einwohnenden und ſich im eigenen [illegible] keit erfaſſenden Gottes aufgeſtellt und entwickelt [illegible] und Geſchichte in Gott, Gott in Natur und [illegible] greifen.

Wir können nicht umhin, bei dieſer [illegible] auf Bunſen und ſein „Bibelwerk für [illegible] einen Blick zu werfen", ohne damit der [illegible] in d. Bl. zu erwartenden ausführlichen [illegible] gehendern Beſprechung des Werks vorgreifen [illegible] Auch der Verfaſſer der „Geſchichte der [illegible] ohne Zweifel darauf hingewieſen, wäre [illegible] vor demjenigen Bunſen's erſchienen. [illegible] gehört gleichfalls der eben bezeichneten neuen [illegible] ſchen Richtung an, wie man ſich aus ſeiner [illegible] zum Bibelwerk leicht überzeugt. Auf dieſen [illegible] iſt er zwar ein Gegner des naturwiſſenſchaftlichen [illegible] rialismus; er ſchreibt dieſem jedoch keine [illegible] deutung zu und erwähnt ihn nur mit wenigen [illegible] Dies wol mit Recht: eine Lehre, welche [illegible] Behauptung aufſtellt, daß Stoff und Kraft [illegible] Geiſt und das Denken fort und fort erzeugen [illegible] ren Bekennern den Glauben an das mehr [illegible] Wunder zumuthet, an die ſtets ſich erneuernde [illegible] lung der Materie in Geiſt, oder an die [illegible] zung der Materie als Geiſt — eine ſolche [illegible] zu viel Leichtgläubigkeit voraus, um [illegible] haben.

Für wichtiger und „gefährlicher, weil [illegible] nahe ſtehe", erklärt dagegen Bunſen den [illegible] Dabei hat er wol hauptſächlich den [illegible] Schule im Auge und den Glauben, [illegible] Gott kein ſelbſtbewußter Geiſt ſei, ſondern [illegible] ſonbildende Subſtanz, die in der Menſchheit [illegible] fort perſonificirende göttliche Macht. Eine [illegible] fertigung dieſes pantheiſtiſchen Glaubens [illegible] größerer und darum auch bei weitem bedenklicherer [illegible] wand von Geiſt und Denkarbeit gemacht [illegible] jemals zur Rechtfertigung oder Entſchuldigung [illegible] rialiſtiſchen Glaubens. Allein jede Art, [illegible] man jetzt eine Weltanſchauung nennt, [illegible] einem Glaubensdogma aus, das eben [illegible] tern Erklärung bedürfen ſoll, weil es [illegible] alles andere erklären läßt. Selbſt jeder [illegible] des ſogenannten Unglaubens, der ſtets [illegible] in vergleichsweiſe entgegengeſetzter Richtung [illegible] einem ſolchen Dogma und ſetzt keine [illegible] fertigkeit als dieſer oder jener poſitive [illegible] Hinſichtlich ihrer Glaubwürdigkeit [illegible] die mehreren Weltanſchauungen nur [illegible] mehr oder weniger Räthſel übrig laſſen, [illegible] oder weniger mit den Erfahrungen [illegible] bens im Einklang oder Widerſpruch [illegible] thet uns zwar jene pantheiſtiſche [illegible]

Unerklärliches zu glauben zu als die materia-
er sie muthet uns doch zu, bei jeder einzelnen
nschwerdung an ein Umschlagen der personifi-
ubstanz oder des unbewußten Geistes in den
und selbstbewußten Menschengeist zu glauben.
Zumuthung wird der einfache Volksverstand
darum zurückweisen, weil sie mit der gewöhn-
hrung im Widerspruch steht, daß Gleichartiges
rtigem stammt; daß jeder Mensch seine Art
daß also jede neue Schöpfung eines selbstbe-
istes immer schon das vorhergehende Dasein
irgendeiner unbestimmten und doch bestim-
ubstanz, irgendeines mystischen, bewußtlosen
ßt ein Räthsel bleibenden Geistes voraussetzt:
mehr das vorhergehende Dasein eines selbst-
eistes, der sich, d. h. sein Ich, von allem un-
was er nicht ist, der sich also auch unterschei-
n eigenen Gedanken, Thaten und Schöpfungen.
verkünstelten Volksglauben ist es also sehr
ß er bei dem einmal weltgeschichtlich gewor-
glauben beharrt oder daß er nach zeitweiser
immer wieder dahin zurückkehrt. Und die-
laube besteht eben in der Voraussetzung,
sein selbstbewußter Vernunftwesen eine uner-
er selbst bewußte und im Einklange mit sich
vernünftig schöpferische Vernunft zu Grunde
steht mithin in der einfachen Voraussetzung,
der Schulsprache sogenannte personenbildende
r darum selbstbewußten Geist hervorbringt,
Ewigkeit her selbstbewußter Geist ist.
eltgeschichtliche Volksglaube liegt den Schrif-
n und Neuen Testaments zu Grunde, und
tfertigung desselben Glaubens ist auch in
ie neueste Philosophie in die Schranken ge-
diesem Stadium des stets sich erneuernden
schen bejahenden und verneinenden Geistern,
e neue entschiedene Wendung zum Vortheil
getreten ist, konnte es Bunsen nicht für nö-
erst noch mit den Gegnern jeder positiven
ine überflüssig gewordene Polemik einzutre-
vielmehr seine Gegner unter denen, die mit
Boden derselben positiven Religion stehen
scheinen, die aber in dieser Stellung nichts
un wissen, als daß sie Unkraut unter den
Auch einer besondern Rechtfertigung der
nes seit 40 Jahren vorbereiteten Bibelwerks
vor keinem Gebildeten, ob er sich zu den
Feinden der christlichen Lehre zählen möge.
zu den Feinden zu gehören, muß man
Kern der religiösen Ueberlieferungen von
melung und Entstellung durch Unwissenheit
cht zu unterscheiden wissen.
nmt geht Bunsen von dem Glauben aus,
en Schriften, die während einer Reihe von
bei einem der geistvollsten Völker der
ch der Gemeinde" waren, die nach ihrer
it den neutestamentlichen Schriften in fast

alle Sprachen übersetzt und über einen fort und fort wach-
senden Völkerkreis verbreitet wurden: daß solche Schrif-
ten ebenso wenig im Widerspruch stehen können mit den
sichern Ergebnissen der philosophirenden Vernunft, als
mit den sonstigen wissenschaftlichen und besonders den
naturwissenschaftlichen Errungenschaften. Ein ernstlicher
Widerspruch mit den letztern ist vollends um so weniger
denkbar, als jene Schriften schon nach der Absicht ihrer
Verfasser nirgends darauf ausgingen, naturwissenschaftliche
Belehrung ertheilen zu wollen; als sie eben darum, wo
sie von Dingen der Sinnenwelt sprechen, stets nur vom
unmittelbaren sinnlichen Augenschein ausgehen, um in der
Sprache des gewöhnlichen Lebens — meist in Bildern
und Gleichnissen — religiöse und moralische Wahrheiten
zu verkünden. Sprechen wir doch auch heutzutage noch
von der Sonne, die im Osten auf- und im Westen un-
tergeht, und denkt doch kein Mensch im Ernst daran, da-
mit die Drehung der Erde von Westen nach Osten ab-
leugnen zu wollen.

Das ist an sich schon jedes Lobes werth, daß Bun-
sen mit dem festen Glauben einer völligen Vereinbarkeit
der biblischen Schriften mit den Wahrheiten der Vernunft
und Wissenschaft an seine Arbeit gegangen ist. Daß
diese Arbeit eine schwierige ist, hat er selbst anerkannt.
Und freilich werden noch zahlreiche Lücken und Dunkel-
heiten, es werden bestrittene und bestreitbare Stellen ge-
nug übrig bleiben, ob auch ein einzelner Jahrzehnde des
redlichsten Fleißes darauf verwendet hat, sich die Er-
rungenschaften der neuesten Kritik anzueignen und sich
mit dem zur möglichst vollständigen Lösung seiner Auf-
gabe erforderlichen philologischen Rüstzeuge auszustatten.
Aber wenn es jedem neuen Bibelübersetzer darauf an-
kommt, daß der Sinn der biblischen Schriften dem Ver-
ständniß näher gerückt werde, so kann dies hauptsächlich
nur mittels solcher Stellen und Lehren geschehen, für welche
die große Mehrheit der Zeitgenossen ein lebendiges In-
teresse hat. Die Menschen begreifen ja das am leichte-
sten, was sie begreifen zu lernen am meisten geneigt sind;
und von dem aus, was sie einmal lebendig erfaßt und
klar erkannt haben, breitet sich um so schneller ihr Ver-
ständniß über weitere und zunächst über verwandte Kreise
aus. Nun sind es aber keineswegs die metaphysischen
Fragen der Religionsphilosophie, auch wenn sie, wie
es die Bibel thut, in der poetischen Sprache der reli-
giösen Vorstellung und des veranschaulichenden Gleichnis-
ses verhandelt werden, wofür die Zeitgenossen ein lebhaf-
tes Interesse haben und nach der jetzigen Weltlage haben
können. Es sind vielmehr die staatlichen und socialen
Fragen, und darum ist es jetzt sehr an der Zeit, die
schon oben bezeichnete, dem Staat und der Gesellschaft
zugewandte Seite der mosaischen und christlichen Religion
in ein möglichst helles Licht zu setzen. Nur weil diese
Seite bei den zahlreichen Erklärungen der Bibel allzu sehr
vernachlässigt blieb, wurde es möglich, daß die einen von
einem christlichen Communismus und tausendjährigen
Reiche, der katholisch-ultramontane und protestantisch-
versteinerte Klerus aber von dem selbstgeschaffenen Zerr-

bild eines christlichen Staats und einer christlichen Gesellschaft, wovon das Christenthum am allerwenigsten weiß, träumen konnten.

In Beachtung dieses Hauptpunktes darf man sich also nur freuen, daß sich mit Uebersetzung und Erklärung der Bibel auch einmal ein Staatsmann befassen will, der den Staat und die Gesellschaft der Jetztzeit aus eigenster Erfahrung und durch eigenste Thätigkeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Und hat gleich Bunsen nicht an sich selbst den Druck der Noth empfunden, der auf jenen unbemittelten und armen Klassen der Gesellschaft lastet, deren Los ebenso sehr die mosaische Gesetzgebung beschäftigt hat, als es der wichtigste Gegenstand der Sorge für die im Neuen Testament verkündete freie christliche Liebe geworden ist, so hat er durch die That doch gezeigt, daß er dieses Los nicht blos kennt, sondern daß er auch gewissenhaft bemüht ist, zur Verbesserung desselben im Leben und durch die Lehre das Seinige beizutragen. Es thut aber der Genauigkeit seiner Uebersetzung gewiß keinen Eintrag, wenn er zur Auslegung der Bibel auch ein Herz mitbringt. Trotz alledem versteht es sich von selbst, daß nach ernster Prüfung die philologische und ethologische Kritik ihren möglichst genauen Maßstab an seine Arbeit legen wird und soll. Allein wenn nun — wie dies schon geschehen — der traurigst bekannte Gelehrtenkitzel einige unerhebliche und vielleicht anders übersetzbare Stellen nicht blos bemäkelt, sondern deshalb auch die Bedeutung des ganzen Werks verkennt und hintansetzt, so stellt sich damit die Schulweisheit doch nur das Selbstzeugniß aus, daß sie beharrlich jenen deutsch-gelehrten Standpunkt zu behaupten sucht, auf dem man vor Bäumen den Wald nicht sieht.

Auch die schon aufgestellte Behauptung, daß das umfänglich angelegte und verhältnißmäßig kostspielige Bibelwerk kein Buch der Gemeinde sein könne, beruht auf einer Verwechselung. Ein Haus- und Familienbuch in dem Umfang wie die in Millionen Exemplaren zu den billigsten Preisen verkauften oder auch umsonst vertheilten Bibelausgaben, kann das neue Werk freilich zunächst nicht werden. Aber das hindert doch nicht, daß selbst bis in die ärmern Gemeinden Exemplare gelangen können, aus denen überall eine Mehrheit von Menschen Belehrung zu schöpfen im Stande ist, ob nun diese Exemplare in den Besitz der Gemeinde selbst oder bemittelter Privaten übergegangen seien. Ueberdies wird ja wol nach Beendigung des ganzen Werks auch ein Abdruck der bloßen Uebersetzung veranstaltet werden, ohne die Zugabe eines ausführlichen oder irgendeines Commentars.

Wie den ernsten und schwierigen Unternehmungen im Leben nicht selten eine aufmunternde humoristische Begleitung zur Seite geht, so wird sich wol auch Bunsen bei Fortsetzung seines Werks durch den drolligen Eifer aufgemuntert fühlen, womit sich einige zunftmäßige Theologen gegen ihn erbosen. Diese gottesgelehrten Herren, die in ihrem handwerksmäßig betriebenen Fache ein wohlerworbenes Meisterrecht beanspruchen, auch wenn sie sich auf kein Meisterstück zu berufen haben, nehmen es dem von ihnen so genannten „alten Diplomaten", oder „ergrauten Diplomaten" in hohem Grade übel, daß er sich seiner [illegible] heit unterfangen und doch von andern Standpunkten von wissenschaftlichen Höhepunkten des Katheders seine Lebensanschauungen gewonnen hat. Sie merken nicht oder mögen es nicht einräumen, wie viel [illegible] gerade dadurch vor ihnen voraushat, daß er eine [illegible] staatsmännische Laufbahn durchmessen durfte, daß ihm sonders während seiner funfzehnjährigen Gesandtschaft England Gelegenheit gegeben war, die Beziehungen schen Staat und Kirche, die gegenseitigen Einflüsse religiösen, staatlichen und socialen Lebens zugleich in mannichfaltigsten und in der großartigsten Wirklichkeit Augen zu haben. Schon die eine Bemerkung in Einleitung zu seinem Bibelwerke, daß überall auch reli Freiheit und bürgerlicher Wohlstand emporgeblüht wo die Bibel Volksbuch und Gegenstand allseitiger freier Erörterung geblieben ist, zeugt für den weiten chenden Blick des Staatsmannes vor dem des theologi Schulmannes; sie ist zugleich ein neuer und erfreul Beweis, daß Bunsen unter dem christlichen Staat anderes versteht, als das afterchristliche Zerrbild des fistorial-, Polizei- und Soldatenstaats.

Am Schluß seiner Religionsgeschichte sagt [illegible]:

Viele Anzeichen sprechen dafür, daß wieder einmal [illegible] der Weltgeschichte sich dem Abend zuneige. Der [illegible] unserer Zeit, der Industrialismus*), wird seine Mission [illegible] den, d. h. er wird nicht rasten und ruhen, bis er die letzten des Feudalismus vom Erdboden weggefegt hat. Das [illegible] Recht. Seine Schuld wird sein, daß er in ungezügelter [illegible] schaft und wüthender Gier nach Gewinn auch alle Lebend tilgen wird, die dem Göttlichen und dem Menschlichen, [illegible] gen Idealen errichtet sind, um auf den Trümmern [illegible] Goldene Kalb zu inthronisiren. Menschen mit Herzen [illegible] wie der untere Mühlstein und mit Stirnen von Erz [illegible] diesen Götzen den Reihen tanzen. Aber mitten in den Sa nalien eines bleiernen und schmuzigen Materialismus wird furchtbare Nacht die entgötterte Welt, die profitlose Gold überraschen. Die Geschichte der Menschheit zählt mehr als solche Nacht voll ungeheuerer Zerstörung. ....

Auch Bunsen hat wol jene neuesten Anbeter Goldenen Kalbes im Auge, wenn er in der Einle zu seinem Bibelwerk auf ein schweres und nahes G hinweist, das die Völker und Staaten bedroht. Aber lich hatte noch jede Zeit in sich selbst ihren Abgrund zu jeder Zeit war es darum die Pflicht der Zeitg sich nach den Wegen umzuthun, auf denen der Sp die Tiefe vermieden wird. Sehen wir also [illegible] ob wir dafür in der Geschichte einige Fingerzeige [illegible] den vermögen.

Die von E. Duller begonnene und von A. [illegible] vollendete oder vorläufig abgeschlossene „Vaterländische schichte" endigt mit den Worten:

*) Unter Industrialismus versteht wol der Verfasser des [illegible] zu brandmarkende Treiben jener modernen Börsenlagerer, [illegible] Stelle der adelichen Wegelagerer getreten sind, sowie das ganz [illegible] liche Industrieritterthum, das auf Kosten des nützlichen [illegible] dem frühern Raubritterthum lebt, aber von diesem durch seine [illegible] sich unterscheidet und durch die tausendfach reichere Beute, die [illegible] ter dem Schutz der Gesetze zu machen weiß.

(die deutsche Nation) machte auf allen Gebieten der
ft die gewaltigsten Fortschritte; eben war sie daran,
r Philosophie eine neue Epoche zu eröffnen. Da brach
ösische Revolution aus. Mit ihr beginnt eine ganz

en Fall, daß das Werk einen zur Fortsetzung auf-
n Beifall finde, will der Verfasser jedoch auf eine
ng auch der neuesten vaterländischen Geschichte nicht
haben. Am verdienten Beifall wird es nicht
Daß er sich aber gleichwol für diese Fortsetzung
nmte Frist setzen mag, ist ganz erklärlich.

um Abschluß gebrachte Werk ist wohlgelungen
lt und Form. Es ist durchaus verständlich ge-
wenn nicht für alle, doch für diejenigen Klassen
chaft, bei denen sich überhaupt die Mittel und
t zu einer der ernsten und belehrenden Unter-
enenden Lectüre voraussetzen lassen. Besonders
en, daß der Verfasser nicht zu jenen Stock-
gehört, die ohne Wahl die historischen Dinge
n, weil sie historisch geworden, mit gleichem
ndeln. Seine Geschichte ist vielmehr deutsche
ichte im vollen Sinne des Wortes, und mit
en Takte weiß er eben darum alles dasjenige
en, was bis in die neueste Zeit hinein bedeu-
en ist.

iner kurzen Erinnerung an den großartigen,
ngenen Versuch einer Neugestaltung Deutsch-
nde des 14. Jahrhunderts — als man durch
des Kaiserthums, Herstellung des Landfrie-
Umgestaltung der Reichsverfassung im demo-
zeitlichen Sinne zugleich die individuelle Frei-
Ordnung zu sichern, sowie die zahllosen größern
Bestandtheile der Nation staatlich zu einigen
tte — geht der Verfasser zu der Schilderung
e am Ende des 15. Jahrhunderts über. Dies
n Zustände, welche die Reformation ermög-
zeugt, aber auch gleichzeitig in jene Schranken
en, worin sogar solche Hoffnungen unerfüllt
uns auf unserm jetzigen Standpunkte als
dene gelten. Die Folgen der siegreichen Re-
en sich hauptsächlich in den deutschen Städten
n kühn emporstrebender Geist theils gebro-
durch die Pflege der materiellen Interessen
wurde. So sehr auch ein Aeneas Sylvius
lelgeschäftige Thätigkeit dieser Städte zu rüh-
ren Handelsgeist und ihre Waffenbereitschaft:
rung des Städtewesens hatte doch schon be-
ie die Entstehung eines Pfahlbürgerthums,
Reich deutscher Nation immer mehr zersplit-
Mit besonderer Beziehung auf die neueste
rvorgehoben, wie schon damals, also unter
des Zunftzwangs, ein schwerer Druck der
en Armen lag. Gegen die Rothschilde und
15. und 16. Jahrhunderts, gegen die Fug-
re große Kaufleute erhoben sich lebhafte Kla-
große Güter zu geringen Preisen zusammen-
kauften, um dann die Preise in die Höhe zu treiben. Auch fehlte es nicht an Handelsgesellschaften, die einzelne Handelszweige zu monopolisiren suchten. Die Handwerker folgten diesen Beispielen und wetteiferten in Uebervortheilung ihrer Kunden, was weitern Anlaß zu Beschwerden und Unzufriedenheit gab. Die Folge war, daß in den Städten, besonders in den größern, die Unterschiede des Vermögens immer greller hervortraten; daß die Bevölkerung immer mehr in Reiche und Proletarier zu zerfallen drohte. Damit ging Hand in Hand eine wachsende Ueppigkeit und eine schamlose Unsittlichkeit im Verhältniß beider Geschlechter. Die Sehnsucht der Nation nach einem großen Gemeinwesen, das ihrer Thätigkeit einen großen Schauplatz eingeräumt hätte, war unbefriedigt geblieben; also schlug der Thätigkeitstrieb in das wüste Treiben der Gewinnsucht und des Sinnenkitzels aus. Um so leichter gewannen wieder im 15. Jahrhundert die alten Geschlechter ein Uebergewicht über die politisch erschlafften Zünfte, während sich gleichzeitig der Geburtsaristokratie eine Geldaristokratie zur Seite stellte.

In den Fürstenthümern regte sich eine größere Lebenskraft, die aber begreiflich nur der Ausbildung des dynastischen Particularismus Vorschub that. Dieser politische Bildungsgang wurde befördert durch den Verfall des deutschen Rechts mit seiner Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und durch Einführung des Römischen Rechts, das schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts große Fortschritte gemacht hatte. Auch die Veränderungen des Kriegswesens, die Abnahme der Streitbarkeit der Bürger und die Verdrängung des ritterlichen Kriegsdienstes wirkten zur Vermehrung der Fürstenmacht. An die Stelle des zu Pferde dienenden lehnspflichtigen Adels trat mehr und mehr ein geworbenes Fußvolk, das zum guten Theil aus Schweizern bestand oder nach den Hussitenkriegen aus Böhmen, sowie später aus den seit Ende des 15. Jahrhunderts berühmt gewordenen deutschen Landsknechten.

Neben den Bestrebungen zur Erweiterung der Fürstenmacht kam es jedoch gegen Ende des 15. Jahrhunderts, besonders seit dem Tode Karl's des Kühnen, auch wieder im Volke zu Bewegungen im Sinne der Freiheit und nationalen Einheit. Ein neuer Aufschwung zeigte sich in den Reichsstädten, mehr noch in den Landstädten, zunächst in denen der Niederlande, Niedersachsens u. s. w. Einen tiefen Eindruck hatten aber besonders die politischen Freiheitskriege der Schweizer, die religiösen Freiheitskriege der Hussiten bei den deutschen Bauern gemacht. Diese hatten damals trotz manches auf ihnen lastenden Drucks weit mehr als später ein öffentliches Leben. Sie hatten namentlich das noch unverkümmerte Recht, Waffen zu tragen und machten Gebrauch von diesem Rechte. Die meisten Landsknechte waren aus ihrer Mitte und halfen den kriegerischen Geist nähren, da sie nach einiger Zeit in ihre Dörfer zurückzukehren pflegten. Schon 1444 hatten die rheinischen Bauern den ersten Bundschuh errichtet, um sich aus eigener Kraft gegen die räuberischen Armagnaken zu schützen. Weitere bäuerliche Erhebungen

erfolgten in Franken, im Algau, in Holstein, im Elsaß, in Würtemberg, auch in Ungarn; die beiden letztern 1514 und 1516, also bevor noch Luther, durch sein öffentliches Auftreten gegen den Ablaßkram am 31. October 1517 die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gelenkt und sich zum Vorkämpfer der kirchlichen Reformation gemacht hatte. Alle diese Erhebungen und Verschwörungen der Bauern gingen meist von bestimmten Beschwerden gegen die Bedrückung durch ihre unmittelbaren Gutsherren aus. Die Bauern legten durchweg einen entschiedenen Haß, den sie übrigens mit Adel und Bürgern theilten, gegen das fremde Römische Recht und das afterchristliche Pfaffenthum an den Tag, während sie ihre eigenen Forderungen aus der christlichen Lehre abzuleiten und durch diese zu rechtfertigen suchten. Zum Theil wurden in diesen Bewegungen nur vorherrschend politische Zwecke verfolgt. So hatte man es im Bisthum Speier mittels der Bauernverschwörung von 1502, in die über 7000 Menschen verwickelt waren, nach der einen Seite hin auf Vertilgung des Adels, der Fürsten und Pfaffen abgesehen, nach der andern Seite auf eine Freiheit wie die der Schweizer. Auch nach der Bauernverschwörung von 1513, die im Breisgau ihren Mittelpunkt hatte und sich von Basel bis Bruchsal auf beiden Rheinufern ausdehnte, wollte man vorerst, wenn der Bundschuh aufgerichtet und die Haufen beisammen seien, den Kaiser bitten, an die Spitze zu treten. Wenn er sich dessen weigere, wolle man es mit den Schweizern halten. Andere bäuerliche Bewegungen hatten dagegen ein entschieden socialistisches Gepräge. Dahin gehört namentlich diejenige von 1476, die in Henselin, dem sogenannten Pauker von Niklashausen, ihren Mittelpunkt hatte. Damals wurden in Franken Volksversammlungen von 10000 und bis zu 30000 Theilnehmern gehalten, die sich neben andern Forderungen zu dem Grundsatze bekannten: „Jeder soll sich die Nahrung mit eigenen Händen erwerben; keiner soll mehr haben als der andere." Einen ebenso bestimmten socialistischen Zweck verfolgte die 1493 entdeckte elsaßische Bauernverschwörung, wonach man niemand weiter eine Schuld erstatten, nur nach eigenem Gefallen steuern, die Juden tödten und sich ihres Vermögens bemächtigen wollte.

Um dieselbe Zeit hatte in vielen Städten die Gemeinde, also die Demokratie, neue Siege über die Herrschaft der Geschlechter erstritten. Weit die meisten dieser Volksbewegungen, ob auch theilweise ihre Forderungen sittlich verwerflich und materiell unerreichbar waren, hatten insoweit eine kaiserlich-einheitliche Richtung, daß alle diese aufgährenden Massen einer zugleich kräftigen und volksfreundlichen Führung des Kaisers gern gefolgt sein würden, selbst wenn ihre Forderungen nicht durchweg oder nicht augenblicklich zu erfüllen waren. In diesem Sinne erschienen zahlreiche Schriften, besonders von seiten der Humanisten, der Vorläufer und Doctrinäre der Reformationszeit, welche Maximilian I. zur Reichsreform und zur Bewältigung des widerspenstigen Fürstenthums aufforderten. Auch kam unter den Humanisten der Gedanke an ein Erbkaiserthum auf, das besonders von Coccinius befürwortet wurde. Das war vergeblich, denn es war kein Kaiser da, der Macht und Einfluß der großen Mehrheit der deutschen Nation verdanken wollte: Maximilian I., dem es mehr galt, der letzte Ritter als erste Volkskaiser zu sein, blieb nach wie vor zugleich den deutschen Bauern und den Schweizern feindselig gesinnt.

Luther's Auftreten in Wittenberg brachte eine Pause in die politisch-socialen Bewegungen: man wartete erst des Geistes, der von dort aus über Deutschland kommen sollte. Aber es dauerte nur kurze Zeit, bis sich die deutsche Opposition in all ihren Abstufungen der neuen reformatorischen Lehre von der „christlichen Freiheit" bemächtigt hatte, um Ernst zu machen mit der Gründung des „christlichen Staats". Dabei hatte es jedoch der unzufriedene Adel, mit Hutten und Sickingen an der Spitze, auf eine wesentlich politische Umwälzung abgesehen; Thomas Münzer und später die Wiedertäufer zu Münster in der auf eine rein sociale und zum Theil eigentlich communistische, daß sich die politische Umwälzung nur als die nächstfolgende Folge der socialistischen zu ergeben schien. Die massenhafteste Bewegung aber, die der Bauern, war eben darum gemischter Natur, weil sie als eigentliche Volkserhebung in alle Klassen der Bevölkerung hineingriff, da gleich die bäuerliche Bevölkerung nicht blos den Zündstoff, sondern auch den Hauptanstoß gegeben hatte. Was die socialistischen Forderungen der Bauern anlangt, so erinnert Hagen besonders an diejenigen, die in Artikel 12 des von Wendel Hippler verfaßten Entwurfs einer Reichsreform enthalten sind: Aufhebung der großen Handelsgesellschaften; Beschränkung des Hauptguts (Kapitals) und Verbot für einzelne wie für Gesellschaften, ein Betriebsgut von mehr als 10000 Gulden verwenden zu dürfen; Verbot aller Geldwechslergeschäfte; Verbot des Verkaufs von mehr als einer Waare für die städtischen Krämer; Unterwerfung der Großhändler unter eine bestimmte Ordnung, damit sie nicht die kleinen Kaufleute unterdrücken, sowie der Kaufleute überhaupt hinsichtlich der Preise, die sie sollen fordern dürfen. Es ist eben der uralte Kampf gegen das Uebergewicht des Kapitals über die Arbeit, der sich auch zur Zeit der Reformation erneuerte.

In der verhältnißmäßig ziemlich ausführlich behandelten Geschichte der „unter dem Namen Bauernkrieg bekannten ungeheuern Volksbewegung, die in Bezug auf Umfang, Kraft, Zweck und Möglichkeit des Gelingens vielleicht nur noch mit einer einzigen, die wir alle miterlebt haben, verglichen werden kann", macht Hagen darauf aufmerksam, daß sich bei den Landsknechten eine für die Bauern entschieden günstige Stimmung gezeigt habe. Er hebt aber später auch hervor, daß die Bauern und ihre Führer diese Stimmung nicht zu benutzen gewußt, daß sie es nicht verstanden haben, die so leicht zu vereinbarenden Interessen von Volk und Heer zu verschmelzen. Mit Recht findet er darin einen Hauptgrund für die Niederlage der Bauern. Die Folgen ihrer Niederlage waren, daß sie das Recht verloren, Volksversammlungen zu be-

lsgerichte zu bestellen und bei der Wahl der Be-
itzuwirken. Das bei weitem Wichtigste aber war,
Bauern alle ihre Waffen ausliefern mußten und
Strafe keine neuen anschaffen durften. „Die
ung des Landvolks blieb seitdem Regel.“ Ohne
elige Entwaffnung wäre Deutschland von den
und Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs
geblieben; ein blühender Wohlstand hätte sich
den deutschen Landen wie in der Schweiz ent-
o sich das Volk nicht die Waffen aus den Hän-
en ließ, wo es mit den Waffen in der Hand
die Früchte seines Fleißes gegen innere und
äuber zu schützen wußte. So mußten es die
Völker und bald auch die gegen das eigene Volk
deutschen Regierungen schwer büßen, daß sie
r allen Umständen am Grundsatze des altger-
Rechts: „Wehrlos, ehrlos“, festgehalten haben;
jene selbstsüchtige Politik der nach Unumschränkt-
nden Gewalthaber aufkommen, der es wenig
den eigenen Nacken unter die Schmach des frem-
zu beugen, wenn sie nur auf Kosten der Macht
des deutschen Volks den Kitzel ihrer Herrsch-
ebigen durften. Seit jenem verhängnißvollen
s wichtigsten deutschen Volksrechts, des Waffen-
ften zugleich die Sympathien zwischen Deutschen
izern mehr und mehr erkalten, und seitdem erst
eschichte Deutschlands und der Schweiz einige
te lang immer weiter auseinander.

leschichte der Thatsachen geht überall die der
zur Seite. Dabei läßt sich deutlich gewah-
h Thun und Denken gegenseitig bedingen und
stets vergebliches Bemühen bleibt, das Leben
hre in abstractem Gegensatze aufzufassen, um
oder dem andern diesen oder jenen Antheil an
e beizumessen. Gleichwol bestätigt sich im Rück-
e Geschichte der Reformationszeit die alte Er-
aß die verschiedenen Lebensansichten stets schon
den Versuch ihrer historischen Verkörperung
ten, ehe sie in einer sorgfältiger entwickelten
doctrinäre Taufe erhalten. Ohne die große
der Humanisten zu verkennen, weist doch Hagen
wie mit ihrem Auftreten eine Vernachlässigung
prache und volksthümlichen Dichtung zusam-
n habe. Länger verweilt er bei den Lehren
: einer christlichen Mystik mit pantheistischen
Was namentlich die Lehre eines Sebastian
st, so könnte man bei dem Verfasser eine par-
ebe dafür vermuthen, wenn er nicht später
lerschied zwischen der Weltanschauung von S.
derjenigen von Jakob Böhme in folgenden
vieſe:

Böhme) unterscheidet sich insofern von S. Frank,
och zugleich als Wille, als Selbstbewußtsein, als
it, mit einem Wort als freie Subjectivität faßt;
i Frank, wie wir gesehen, erst im Menschen zum
ner selbst, überhaupt zum Willen gelangt. Böhme
t mit Frank Natur und Geist als ewig an.

mithin dem Urtheil des Lesers nicht vorge-

griffen werden, der in der Lehre Böhme's nicht blos der Zeit, sondern auch der Sache nach einen Fortschritt über die Lehre Frank's hinaus erkennen mag. Wichtig ist die Bemerkung, daß sämmtliche wiedertäuferische Sekten — die mit besonderm Ernst und Eifer, wenn auch auf falschen Wegen, eine Besserung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, eine Gründung des „Gottesreichs“ schon auf Erden erstrebt haben — „durchgängig die Freiheit des Willens annehmen, vermöge der göttlichen Kraft, die im Menschen wohne und ihm schon das Rechte lehre“. Umgekehrt müßten der Materialismus und die Prädestinationslehre, die von den entgegengesetzten Standpunkten eines einseitigen Naturbegriffs und eines einseitigen Gottesbegriffs aus die menschliche Willensfreiheit leugnen, zu der völligen Versumpfung eines politischen und socialen Quietismus hinführen, wenn diese Lehren jemals zu einer wirklich consequenten Ausbildung und Anwendung gelangen könnten.

Der Verfasser schildert nun, wie das gegen Adel und Bauern siegreiche Fürstenthum die Reformation für sich selbst auszubeuten gewußt; wie besonders ein neulutherisches Pfaffenthum mit seiner Lehre von der Pflicht des unbedingten Gehorsams die Unumschränktheit der weltlichen Gewalt bis zu einem Grade ausbilden half, daß nun auch die Versuche der lutherischen Geistlichkeit selbst, sich eine päpstliche Gewalt anzumaßen, von dem Fürstenthum leicht überwunden wurden. Bald war alles wieder in Leben und Lehre so sehr erstarrt, daß es kaum noch nöthig schien, den Jesuitenorden in Deutschland zu verbreiten, damit er hier auch den tausendjährigen Schlaf des Katholicismus gegen neue reformatorische Versuche der Erweckung schütze. Aber doch drang hier und da, wenigstens in einzelnen Lichtfunken, die verhaltene innere Glut der Reformation durch die im Frost des politischen und kirchlichen Dogmas verhärtete Oberfläche. Dahin gehört nicht blos die Lehre Jakob Böhme's und seiner Geistesverwandten; schon zu Ende des 16. und im Beginn des 17. Jahrhunderts tauchten auch wieder die Anfänge einer gegen das Herkommen gerichteten Sociallehre auf. Namentlich war um diese Zeit die Ansicht sehr verbreitet, daß alles Zinsnehmen ein verwerflicher Wucher sei; wofür man ähnliche Gründe anzuführen suchte, wie in der neuesten Zeit etwa Proudhon und andere Schriftsteller ähnlicher Richtung.

Aber auch unmittelbar auf dem staatlichen Gebiete kam es wieder zu oppositionellen Bestrebungen. Zuerst war es abermals der Adel, der sich in fürstenfeindlichem und reichsfreundlichem Sinne regte, der im 16. Jahrhundert geheime Zusammenkünfte hielt und viele Schriftsteller in seiner Mitte hatte, die in freiheitlichem Geiste über Geschichte und Angelegenheiten ihres Standes schrieben. Ein ähnlicher Eifer für die Bewahrung ihrer Stellung im Reiche zeigte sich bei den Reichsstädten, nur daß sie es nicht, wie der Adel, mit dem Kaiser hielten. Besonders äußerten aber seit Ende des 16. Jahrhunderts durch Anregung republikanischer und demokratischer Ideen die Niederlande einen ähnlichen Einfluß auf Deutschland, wie

ihn seit dem 14. Jahrhundert die Schweiz geäußert hatte. Eine ungemeine Thätigkeit entwickelten damals die Niederländer in Bezug auf äußere Politik: sie suchten zahlreiche Verbindungen anzuknüpfen nicht blos in Deutschland, auch mit Venedig, der Eidgenossenschaft u. s. w.; sie unterstützten die Volksbewegungen, halfen mit Geld nach und hatten überall die Hand im Spiel, wo ein Widerstand gegen die fürstliche Gewalt auftauchte. Aber auch nicht wenige deutsche Fürsten glaubten im eigensten Interesse zu handeln, indem sie auf die demokratischen Ideen eingingen und sich auf die Masse des Volks zu stützen suchten. Als ein Zeugniß dafür werden die umfassenden Plane des Fürsten Christian von Anhalt angeführt; die von der pfälzischen, dann auch von der kaiserlichen Partei ausgehenden Vorschläge zur Aufhebung der Leibeigenschaft; die Unterstützung der niedern Stände in den Reichsstädten. Mit diesen Bestrebungen, das Volk wieder zum Factor der Geschichte zu machen, sowie mit dem besonders auf den Bauern lastenden Drucke hingen auch von Ende des 16. Jahrhunderts an bis in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs hinein die zahlreichen Bauernaufstände jener Zeit zusammen. Es sind dies die letzten größern und dennoch gesonderten Versuche zur gewaltsamen Selbstbefreiung, welche ausschließlich oder hauptsächlich von einem der mittelalterlichen Stände ausgingen.

Gegenüber der großen Volksbewegung der Reformation widmet der Verfasser den vergleichsweise minder bedeutenden Vorgängen des Dreißigjährigen Kriegs, des „Todtengräbers des deutschen Geistes", nur einen geringen, aber immerhin genügenden Raum. Er läßt indeß deutlich genug erkennen, warum alle jene ständischen Bestrebungen zu staatlicher Emancipation, selbst wo sie eine allgemein demokratische Färbung hatten, erfolglos bleiben mußten. Das Fürstenthum, das überall schon über eine organisirte bewaffnete Macht gebot, wußte sich mehr und mehr den leidenden Gehorsam der waffenlosen und waffenunkundigen Menge zu erzwingen, und das Pfaffenthum der Protestanten wie der Jesuiten hatte bereits den Volksglauben selbst zum Knecht oder Gehülfen der auf Unumschränktheit lossteuernden dynastischen Politik gemacht. In Wahrheit handelte es sich also wesentlich nur noch um staatliche oder meist nur fürstliche Interessen und von den religiösen Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts hatte man nur noch so viel confessionellen Haß in das 17. hinübergenommen, um die Drangsale und Greuel des Dreißigjährigen Kriegs zum höchsten Grade zu steigern. Der Anfang des fünften Bandes schildert die Folgen dieses Kriegs; er hebt namentlich hervor, daß durch denselben auch in Deutschland die stehenden Heere allgemein geworden sind. Das heißt mit andern Worten: nachdem erst der Krieg den Wohlstand der deutschen Nation zerrüttet hatte, sollte auch der bewaffnete Friede möglichst dafür sorgen, daß er zerrüttet bleibe. Damit war der Soldaten- und Beamtenstaat so weit fertig, daß er fortan nach allen Richtungen ungehindert auswachsen konnte; bis der fürstliche Absolutismus gerade in den selbstherrlichsten aller deutschen Regenten, in Friedrich II. und Joseph II., zugleich seinen Höhe- und seinen Sättigungspunkt erreichte. Denn man fing nun an, dem deutschen Volk wieder in Gnaden einige Freiheit zu octroyiren. Indessen hatte der unter dogmatischen Formeln und mit militärischem Gepränge begrabene Volksgeist doch nicht erst auf die Erlaubniß von oben gewartet, um wieder zu erwachen. Wie er vielmehr, besonders seit Leibniz und Thomasius, aus innerstem und eigenstem Bedürfniß lebendig wurde, um erst eine neue Welt der Ideen zu schaffen und dann auch in Staat und Gesellschaft an die freilich noch nicht weit genug geförderte Arbeit zu gehen: dies zu berichten ist die noch gelöste Hauptaufgabe des fünften und letzten Bandes.

Unser zwar sachgetreuer aber nicht vollständiger Bericht über die „Vaterländische Geschichte" konnte den ganzen reichen Inhalt des Werks nicht einmal andeutend berühren. Das Gesagte genügt jedoch, um unsere frühere Bemerkung zu rechtfertigen, daß es der Verfasser, wie selten noch ein anderer, verstanden hat, seine deutschen Leser aus den eigensten und lebendigsten Interessen der Gegenwart heraus auch für die Geschichte der deutschen Vergangenheit zu interessiren. Ohne dieser Geschichte irgendwelchen tendenziösen Zwang anzuthun, gibt er doch überall zu Vergleichungen zwischen sonst und jetzt eine anregende Veranlassung. Und das ist es ja allein, wodurch die Geschichte zu einem Gegenstande lebensthätiger Belehrung gemacht werden kann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Uebersetzungen altclassischer Dichtungen.

Wie auf allen literarischen Gebieten ist man bei uns auch auf dem der Uebersetzungskunst ausnehmend thätig und sehr productiv. Gegenwärtig hat man sich wieder mehr als je an die Dichter des classischen und unclassischen Alterthums gemacht, eine Erscheinung, die theils mit gewissen auch im Bereich der dramatischen Originalproduction sich kund gebenden reactionären Strömungen, theils mit dem Ueberdruß an den einseitig blos subjectiv und sentimental aufregenden oder phantastisch berauschenden Charakter der modernsten Poesie, theils auch mit dem mehr oder weniger bestimmt sich äußernden Gefühl gewisser Analogien, die zwischen unserer Zeit und wenigstens der spätern Periode des Alterthums stattfinden, zusammenzuhangen scheint. Die Menschheit hat seit 70 oder 80 Jahren etwas zu schnell gelebt; alle sehnen sich nach Ruhe; jeder sucht sie in seiner Weise; die wenigsten freilich finden sie zwischen den Ansprüchen des eigenen Selbst an die Welt und den Ansprüchen der Welt an das Individuum. In der Reihe der Uebersetzungen, die wir hier zur Anzeige bringen wollen, nehmen gleich zwei römische Dichter die Spitze ein, die durch Wesen, Charakter und Tendenz vorzugsweise auf die Sympathien der mittlern Generation rechnen dürfen: Horaz und Catull.

Des erstern „Episteln" liegen uns in einer neuen und in vollständigen Uebersetzung vor, deren Trefflichkeit bereits nach dem Erscheinen des ersten Buchs von vielen Seiten auch öffentlich gebührend anerkannt worden ist:

1. Horazens Episteln. Lateinisch und deutsch mit Erläuterungen von Ludwig Döderlein. Zwei Bücher. Leipzig, Teubner. 1856—58. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

In dem Vorwort zu dem 1856 erschienenen ersten Buch bemerkte der Uebersetzer: „Je nachdem diese Bearbeitung des ersten Buchs der Horazischen Episteln Beifall finden oder dem Verdammniß anheimfallen oder in der großen Flut [illegible]

rtiger Arbeiten unbemerkt verschwinden wird, muß
ich entweder zur Fortsetzung des begonnenen Werks
der von ihr abgeschreckt fühlen." Daß nun nach zwei
zweite Buch erschienen ist, darf als Beweis ange-
n, daß Döderlein's Bearbeitung des ersten Buchs
Verdammniß anheimgefallen", nicht „in der großen
her oder gleichartiger Arbeiten unbemerkt verschwun-
ondern Beifall gefunden hat. Als seinen leitenden
gibt Döderlein in diesem Vorwort an: „in allen
en Collisionsfällen, wenn ich auf allseitig befrie-
se zu helfen mich zu schwach fühlte, einer leicht ver-
rein deutschen Sprache, nöthigenfalls den sprach-
hythmischen Wohllaut, und dem Wohllaut die wört-
aufzuopfern; oder um dieses Bekenntniß auf die
reiben: lieber incorrect und alles andere lieber als
steif, geschmacklos! Ich wünsche demnach meiner
g vor allem den Beifall eines gebildeten Lesers,
ines metrischen Kunstrichters, und zuletzt auch den
n Philologen. Sie soll vor allem das sein, was
nem zweideutigen Lob «elegant» und «populär»
enn sich der deutsche Text nicht liest wie das Werk
n Originaldichters, so ist mein Zweck verfehlt."
r, der seine leitenden metrischen Grundsätze im
führlich darlegt, hat aber seiner schwierigen Auf-
geleistet. Seine Hexameter, in denen er dem Ge-
B. an Amphimacern so reichen deutschen Sprache
cht Trochäen zuläßt *), wenn er auch ihren Gebrauch
ein Minimum beschränkt, lesen sich ungemein leicht,
anerkennenswerth ist der Instinct und Geschmack,
die oft so schwierigen Textesworte den bezeichnend-
ständlichen deutschen Ausdruck zu finden weiß.

sicht über Horaz spricht Döderlein in folgenden Wor-
r über die jugendlichen Vorurtheile gegen einen fri-
t und pseudopoetischen Horaz hinweg ist, wer das
von klarem Weltverstand und tiefem Gemüth, von
idenschaft und errungener Seelenruhe, von dich-
stgefühl und sittlicher Bescheidenheit, ja Demuth,
igend außerhalb des Christenthums gedeihen kann,
schätzen weiß; wer für die Vereinigung von
rnst, von Lebenslust und Melancholie, kurz, wer
d Humor ein offenes Auge und einen empfäng-
rt, und wer sich endlich dem Dichter an Naturell
ht irgend verwandt fühlt — denn Horaz war ebenso
r, als ein alltäglicher Geist und Charakter —, für
ie Briefe an Werth und Anziehungskraft in dem
n, als er selbst in das höhere Alter eintritt und
ltnisse an sich selbst erlebt hat." Nun, so ist ja
echt ein Mann für unsere Zeit, die eingestandener-
npfindlichen Mangel hat an solchen, welche gro-
wären, aber die keineswegs arm ist an solchen,
ens ein nicht ganz alltäglicher Geist und Cha-
men ist. Seine Philosophie ist bequem aber
aus dem moralischen Verfalle Roms zu retten
zu retten. Er zeigt in der zweiten Epistel, wie
n nach keiner Seite hin großartig, sondern ge-
chen seien, gleich jenen Phäaken, die, ohne Bö-
zu thun, nur ihrem Vergnügen lebten. Das
der rechte Weg, um recht zu leben und wahr-

ern, welche die Trochäen gänzlich ausschließen, dürfen

Vaterland, Bruderhaß, Schwesternliebe, Glaubens-

hre, Morgenroth, Blumenkranz, Hochverrath, Reiter-
t vorkommen. Kann es einen unnatürlichern Zwang
geben? Wer die Eroberung Magdeburgs episch in
rn wollte, dürfte, um dieser rigoristischen Regel oder
en, doch niemals die Stadt, deren Schicksal er be-
Namen nennen!

haft glücklich zu werden. Die Weisheit und das Lebensglück müßten erarbeitet werden; aber nicht durch äußere Arbeit, mühsamen Luxus, Gelderwerb, Bodencultur, sondern durch Veredlung des Innern und Bekämpfung der Leidenschaften. Denn diese, die Wollust, die Geldgier, der Geiz, der Neid und der Jähzorn vergällten jeden Genuß. Darum mache man sie der Vernunft unterthan und sich schon in der Jugend, wo man am leichtesten lernt, zu dieser Kunst geschickt u. s. w. Diese Philosophie, die freilich meist der Culminationsperiode eines Volks, die zugleich die Periode seines beginnenden Verfalls ist, anzugehören pflegt, behauptet ihren Werth so gut in der Zeit des Horaz wie in der unsern, in welcher ja ebenfalls Bodencultur, Handelserwerb und alle oft so zweideutigen Segnungen blos materieller Arbeit von vielen als die erhabensten Ziele alles menschlichen Thuns und Trachtens empfohlen und gefeiert werden. Selbst jene geschäftige Unruhe der Großen, womit sie immer schaffen und umschaffen, bauen und einreißen, Land in Wasser, Wasser in Land, Häuserreihen in öde Plätze, und öde Plätze in Häuserreihen, Wald in Ackerland und umgekehrt verwandeln, wie Horaz es in der ersten Epistel des zweiten Buchs schildert, selbst diese Leidenschaft zeigt sich in unsern Tagen fast in derselben Stärke, wie bei den vornehmen Römern zur Zeit des Horaz. Der Dichter führt zwar diesen Trieb auf ein edleres Bedürfniß zurück, findet ihn aber doch gleichfalls für jene Seelenruhe, wie er sie verlangt, nicht minder störend als Prunksucht und Geldgier. Außerdem wird uns Horaz dadurch nahe gerückt, daß er ästhetischer Feinschmecker, nein, mehr als dies, ein ästhetischer Denker war, der über Gegenstände der Literatur und Poesie mit derselben Gründlichkeit nachgedacht hat, wie unsere Lessing, Goethe, Schiller und Schlegel. Manche seiner Sentenzen haben noch heute ihre volle Gültigkeit, und wir führen einige derselben an, um zugleich von der Uebersetzungsweise Döderlein's Proben zu geben. In dem Briefe an Augustus (II, 1) sagt der Dichter:

Weil sich das Lustspiel nur vom gewöhnlichen Leben den Stoff borgt,
Glaubt man, es fordere weniger Fleiß: Um so schwerer nur ist es,
Weil man ihm Nachsicht schwerer gewährt. . . . . .
Führt dich Begier nach Ruhm auf lustigem Wege zum Drama,
Macht dich die Kälte der Schauenden krank, und eitel ihr Beifall;
So ohne Werth und so klein ist das Ding, das den Ehrbegier'gen
Umbringt oder erquickt! Fahr' Schauspiel hin und Theater,
Wenn die entzogene Palme mich krank, die errungene stolz macht!
Noch eins lähmet den Muth und schreckt auch ein kühnes Talent ab;
Dies, daß die Mehrheit oft — — — — — — — — —
— — — — — — — mit Geschrei selbst mitten im Drama
Bären und Bären verlangt; denn das ist die Freude des Pöbels!
Selbst schon der Ritter verlor den Geschmack am Hören; er will nur
Schaun mit dem Aug', bald dies bald das, will ein leeres Vergnügen.

Ferner aus der berühmten Epistel an die Pisonen („De arte poetica"):

Wählt einen Stoff, ihr Dichter, der eueren Kräften gemäß ist,
Lang und reiflich erwägt, was die Schultern vermögen zu tragen,
Oder was nicht! Wer nur erst die Gedanken, die rechten, gefunden,
Dem fehlt's nicht an den Worten, und nicht an lichtvoller Ordnung.

Verse mit tragischem Klang verträgt ein komischer Stoff nicht;
Noch auch will das Mahl des Thyest in Rhythmen erzählt sein,
Die zum Gespräch mit dem Freund, zum Ton der Komödie taugen.

Bleibe der Sage getreu; wo nicht, dann dichte, was selbst sich
Treu bleibt!

Dreierlei wollen die Dichter, belustigen oder belehren,
Oder zugleich auch beides, Vergnügen gewähren und Nutzen.
Jeglicher Spruch sei kurz, auf daß der gelehrige Geist ihn
Schnell und gründlich versteh' und die Brust ihn treulich bewahre.

Die Anmerkungen Döderlein's sind für das Sach- wie für das Sinnverständniß von gleichem Werth.

Eine neue Ueberſetzung des Catull erſchien unter nachſtehendem Titel:

2. Catull's Gedichte überſetzt von Theodor Stromberg. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 20 Ngr.

Der Ueberſetzer, der ſein Buch ſeinem Lehrer Friedrich Gottlieb Welcker mit einem Sonett gewidmet hat, bemerkt im Eingang des Vorworts: „Der größte Dichter, den Rom gehabt hat, iſt Catullus. Dieſe Worte Niebuhr's habe ich noch nicht lange gekannt, mit um ſo größerm Jubel aber beim Leſen begrüßt, als ſie mir ſo recht mitten aus dem Herzen geſprochen waren. Ohne Zweifel würde ich noch vor wenigen Jahren, als ein feuriger Verehrer meines Ovid und Horaz, dieſe durch ein ſo großes Lob Catull's beeinträchtigt geſehen und letzterm ſchwerlich die Palme des poetiſchen Principats unter den Römern zuerkannt haben. Doch gilt das von einer Zeit, wo ich mich, wie heutzutage noch ſo viele, damit begnügte, von Catull's Gedichten die auf den Sperling ſeiner Lesbia und die gewiß von den meiſten überſchätzte Elegie an den Manlius zu kennen. Jetzt aber, wo ich Catull ganz kennen gelernt, ihn überſetzend zu dem Grunde ſeines tiefeigenſten Weſens niedergeſtiegen und dort den bunten Klängen ſeiner Muſe gelauſcht habe; jetzt würde ich gewiß nicht mehr anſtehen, auch ohne einen ſo großen Gewährsmann wie Niebuhr es frei heraus zu behaupten: Der größte Dichter, den Rom gehabt hat, iſt Catullus!"

Das iſt nun freilich eine etwa ebenſo übertriebene Behauptung, als wenn man behaupten wollte, Heine ſei der größte deutſche Dichter; aber ſo viel iſt richtig, daß Catull im leichten, im eigentlich lyriſchen Genre der größte Dichter unter den Römern geweſen. Er war ausgezeichnet in ſeinem Genre, aber dies Genre war klein. Große, erhabene und tiefe Gedanken, Lehren praktiſcher Weisheit, mächtige Geſtaltungen und eine ideale Auffaſſung und Anſchauung wird man bei Catull vergebens ſuchen. Aber ausgezeichnet iſt er in beißender Satire und im leichten Getändel, und Catull war es, welcher die grandioſe Heldenſprache Roms ſpielen und ſcherzen lehrte. Und in der That, wenn man nur die paar in Stromberg's Vorwort angeführten Verſe Catull's:

Cinaede Thalle, mollior cuniculi capillo
Vel anseris medullula vel imula auricilla

mit der Ueberſetzung Heyſe's:

Cinäde Thallus, weicher noch als Seidenhaſenhaare
Als Gänſedaunengänſeflaum und mattes Ohrläppchen —

oder mit der Ueberſetzung Stromberg's vergleicht:

Cinäde Thallus, wie Kaninchenpelz,
Wie Gänſeflaum und Ohrenläppchen weich —

ſo wird man geſtehen müſſen, daß das Klangmaterial unſerer in anderer Hinſicht ſo überaus gefügigen hyperboräiſchen Sprache ſolche dem Ohre ſüß eingehende, zierlich tändelnde Molltöne zu liefern ganz außer Stande iſt. Man wird ſchon deshalb gegen jeden deutſchen Bearbeiter des Catull Nachſicht üben müſſen.

Oben haben wir Heine in Verbindung mit Catull genannt, und in der That haben beide manches Gemeinſame. Catull lebte, wie Stromberg bemerkt, in einer Zeit der Auflöſung, und auch Heine lebte und dichtete in einer ſolchen Zeit, oder ſeine vielfach diſſoluten Poeſien und impertinenten Satiren würden die Zuſtimmung nicht gefunden haben, die ihnen zu Theil geworden iſt. Der Libertinismus und die Frivolität, die ſich bei beiden Dichtern finden, bezeichnet ganz deutlich eine Ausartung der Sitten, ja ſelbſt ein Verſtummen des Anſtandsgefühls. Deshalb ſind auch beide in culturgeſchichtlicher Hinſicht von großer Bedeutung. Beide ſind in ihrer Satire ganz erbarmungslos, ſo Catull, wenn er die Bummler des alten Rom geiſelt, den Aſinius, der bei Tafel Schweißtücher ſtibitzte, oder den Thallus, der außer einem ſpaniſchen Schweißtuch auch noch einen Mantel ſtahl, oder wenn er die beiden „Erzhalunken" und „Allerweltshungerleider" Porcius und Socration vor aller Welt jämmerlich bloßſtellt. Man denkt hierbei unwillkürlich an Heine's Wort: „Nur wo wir im Koth uns fanden" u. ſ. w. und an ſeine vielfachen rückſichtsloſen Enthüllungen über beſtimmte Individuen. Ganz ungezogen gehen beide Dichter in der Darſtellung der Geld- und Bordelliebe heraus. Zwar vermiſſen wir bei Catull die tiefern Gemüthsklänge, die wir in ſo vielen Heine'ſchen Gedichten antreffen und die unwillkürlich zu unſerm Herzen ſprechen, an wo Catull aufs rührendſte über den Tod ſeines geliebten Bruders klagt; dagegen hat dieſer einen mächtigern ſittlichen Halt an ſeinem oft durchbrechenden Römerpatriotismus. Von dieſem Patriotismus getrieben, widmete er ſeine Gedichte dem Geſchichtſchreiber Cornelius Nepos und feierte Cicero in einem Epigramm, welches in der Stromberg'ſchen Ueberſetzung lautet:

Beredteſter der Enkel Romulus',
Soviel da ſind und waren, Tullius!
Soviel nach Jahren ihrer werden ſein:
Catullus' ganzer Herzensdank iſt dein,
Des allerſchlechtſten Dichters von der Welt,
Der alſoſehr der ſchlechtſte Dichter iſt,
Wie du ein Anwalt ſondergleichen biſt!

Dieſes Epigramm iſt zugleich ein ehrenwerthes Zeugniß des Dichters Beſcheidenheit, die ihn zu ſeinem Ruhm weſentlich von Heine unterſcheidet. Catull wollte nicht mehr ſein als er wirklich war, und er drückt einmal ſeine Freude über die Anerkennung Cornelius Nepos' aus, welcher geäußert hatte, Catull ſei im Scherze „doch etwas ſeien". Glücklicherweiſe befand er ſich in der Lage, ſich etwas auf ſeine Redlichkeit zugute zu thun. In einem Gedichte: „An ſich ſelbſt", ſagt er, er habe weder die Liebe durch Treue verletzt, noch im Schwur den Willen der Götter mißbraucht und nie ſchnöde die Menſchen betrogen; ſo habe er genug fürs lange Leben:

Denn was Gutes der Menſch dem Menſchen ſagen und thun kann,
Alles durch Wort und That haſt du redlich gethan.

Catull, ein gemüthlicher Lebemann, hatte ſo manchen Gott gethan und mußte auch erfahren, daß Undank der Welt Lohn ſei:

Höre doch auf um andre verdient dich machen zu wollen
Oder zu glauben, ein Dank könne dir werden einmal.
Alles voll Undank nur, für nichts gilt jegliche Wohlthat.
Ja, ſie verdrießt ſogar, ſteht dir nur ſelber im Weg.
Grade wie mir, den keiner ſo ſchwer und bitter betrügt,
Als der, dem ich noch jüngſt war der geliebteſte Freund.

Der deutſche Bearbeiter hat die in Hexametern oder Pentametern verfaßten Gedichte des Römers in der urſprünglichen Form wiedergegeben; denn er iſt mit Recht der Anſicht, daß „Hexameter und Pentameter durch vielfache glückliche Behandlung unſerer deutſchen Dichter das Fremdartige für uns verloren haben und ſo mehr national geworden ſind"; die übrigen metriſchen oder pointirten hat er in gereimten Versmaßen überſetzt, wofür er als Grund angibt: „Abgeſehen davon, daß die meiſten antiken Versmaße (das elegiſche vielleicht ausgenommen), namentlich die Choliamben, ſelbſt bei der meiſterhafteſten Nachbildung für uns immer etwas Fremdartiges, ja Ungenießbares behalten, ſo ſind in Catull's Gedichten ſo viele modern klingende Töne angeſchlagen, daß wir an mehr als einer Stelle an die Sprache unſers Jahrhunderts, beſonders an Heine erinnert werden." Bei dieſer vom Bearbeiter ſelbſt gefühlten Verwandtſchaft zwiſchen Catull und Heine hat es uns gewundert, daß er die Gedichte des altrömiſchen Heine nicht vollkommen heimiſirte, namentlich durch Anwendung jenes bekannten, zwar ſehr für ſatiriſche Pointen ungemein geeigneten Vierzeilers mit männlichen Reimen in der zweiten und vierten Zeile, der Heine in ſeinen ſatiriſchen Gedichten anzuwenden liebte. Als Probe Stromberg'ſchen Ueberſetzungsweiſe führen wir das kleine Gedicht „An die Geliebte des Formianers" an:

Ei ſchau! haſt gar kein kleines Mädchen,
Nicht hübſchen Fuß, noch ſchwarze Augen,
Nicht ſchlanke Finger, trockne Lippen,
Auch will die Stimme wenig taugen

)es Formianerschlemmers Schatz!
)n wirst im Land als schön bewundert?
Wirst meiner Lesbia verglichen?
) fades, albernes Jahrhundert!

Pointe ist ganz heinisch. Besonders gelungen scheint
ochzeitsgesang auf die Vermählung des Manlius",
s in manchen andern gereimten Gedichten einzelne
ntte, theils zu moderne Ausdrücke aufgefallen sind,
ch herrje!" (XLI), oder „wenn es dich nicht grad'
u. s. w. In dem Gedicht an Varus spricht der
ar von „Concept" und „Royalpapier". Wir müs-
daß uns die Herameter und Distichen des Ueber-
eutend höherm Grade befriedigt haben, als seine
bertragungen.

---

eimte Uebersetzungen bietet folgendes, dem regieren-
on Sachsen-Koburg-Gotha gewidmete Buch:

:r Liederschatz. In deutscher Nachdichtung von
) Dörr. Leipzig, Voigt und Günther. 1858.
hlr.

mmlung enthält nicht nur Uebertragungen aus den
riechischen Lyrikern und Bukolikern, wie Pindar,
ppho, Theokrit, Tyrtäos u. a., sondern auch von
ßen Publikum wenig oder nicht bekannten, von
zelne Bruchstücke auf uns gekommen sind. Manche
nigten Lieder sind von Dörr, wie dieser bemerkt,
al übersetzt oder vielmehr nachgedichtet. Er hat
den Reim angewendet, da er der Ueberzeugung
iechischen Formen in der deutschen Sprache nach-
„Unmöglichkeit" sei, wie dies die „vielen misglück-
on Klopstock bis Platen" bewiesen hätten, denn
ruhten auf ganz verschiedener Grundlage, die
:ache sei quantitirend, die deutsche accentuirend
ist bis zu einem gewissen Grade ganz richtig;
eines Gedichts ist mit seiner Form aufs engste
) man bilde sich nur nicht ein, daß auch die vor-
nte Uebertragung eines griechischen Gedichts eine
jernde Idee von ihm geben könne. Diese annä-
ßt sich durch eine Nachahmung des griechischen
ter noch eher erreichen; die Copie mag dann frei-
feine vollendete sein; aber sie täuscht doch we-
en antiken Schein, und wie viel überhaupt auf
der Kunst und Poesie ankommt, weiß ja jeder
ur freilich muß man von der gelehrten Grille
jede griechische Länge durch eine deutsche wie-
len, was nie und nimmer ohne die mislautend-
) steifsten, dem Genius der deutschen Sprache
Zwangsconstructionen und Inversionen bewerk-
ann. Indem man auf diesen Abweg gerieth, hat
n Publikum Abneigung und Widerwillen gegen
en griechischer Versmaße eingeflößt.
man anerkennen, daß Friedrich Dörr oft Vor-
t hat, namentlich in der Bearbeitung der ana-
deleien, die sich auch dem modernen Reim am
n, und der gedankenschweren Sprüche des Theog-
hier folgende zwei Proben an; aus dem Anakreon:

tern! ihr Freunde, so laßt mich doch trinken,
das Haupt und die Arme mir sinken.
Nur her den Krug!
In einem Zug
ich und trinke, bis ich genug.
asen will ich, ja rasen!

mußte die Welt durchjagen
jählings die Mutter erschlagen.
Ich morden? Nein!
Beim Becher Wein
) und rase für mich allein!
sen will ich, ja rasen!

Herakles gar raste mit Pfeil und Bogen,
Und Ajas hat rasend das Schwert gezogen.
Ich ein Schwert? O Tand!
Den Krug in der Hand,
Um die Schläfen gewunden das rosige Band,
So ras' ich, ja so will ich rasen!

Aus dem Theognis:

Keiner weiß, wenn er im Schweiße
Arbeitsam die Hände rührt,
Ob sein Werk zu frohem Ziele
Oder ob zu herbem führt.

Mancher sinnt auf schlimme Thaten
Deren Wirkung gut erscheint,
Und wie mancher wirket Unheil,
Ob er Gutes gleich gemeint.

So vergeblich tappt im Finstern
Stets dein Wollen und Verstand,
Das Gelingen oder Fehlen
Liegt allein in Gottes Hand.

Man wird zugeben, daß diese beiden Uebertragungen sich wie Originale lesen lassen. Auch die berühmte Ode der Sappho an die Liebesgöttin ist dem Verfasser vorzüglich gelungen; meisterhaft sind besonders die beiden Strophen:

„Warum rufst du? Was mußt du entbehren?
Was soll ich dem glühenden Sinn gewähren?
Wen in Liebe willst du dir fahn? Verhehle,
Sappho, nichts! Wer trübet dir, Kind, die Seele?

„Flieht er dich? zu haschen dich soll er streben!
Weist er Gaben zurück? er soll sie geben!
Küsset er nicht? sofort soll er dich küssen,
Ob er es will, ob nicht — er wird es müssen!"

In der Nachahmung der bukolischen Gedichte fiel uns hier und da ein zu modern platter oder rococoartiger Ton auf, wie namentlich in dem Theokrit'schen Idyll „Die Syrakuserinnen beim Adonisfest", z. B.:

Na, kommst du wirklich? In meinem Sinn
Dacht' ich schon, Gute, du kämst nicht wieder.
Komm, nimm den Sessel und laß dich nieder!

Oder noch auffallender:

Gorgo.

Du, sprich doch nicht gegen des Mannes Ehre,
Wenn der Kleine dabei ist. Wie gafft er! Sieh da!
Still, Kindchen! sie spricht ja nicht vom Papa!

Praxinoa (leise).

Wahrhaftig, er merkt was. — Mein Alter, ja!
Neulich soll er mir Schminke für die Toilette
Besorgen u. s. w.

Ist da noch irgendein Hauch von griechischem Alterthum? Trotz dieser einzelnen Flecken und trotz der zuweilen zu willkürlichen Aenderungen selbst was den Sinn betrifft, läßt sich die Dörr'sche Arbeit als eine dankenswerthe bezeichnen und dem großen Laienpublikum und namentlich den Frauen empfehlen. Daß der Verfasser an letztere besonders gedacht hat, geht aus folgender Stelle im Nachwort hervor: „Von dem Jambendichter Simonides ist uns ein treffliches längeres Gedicht über die Frauen erhalten, in welchem er die guten und schlechten Seiten des weiblichen Charakters scharf und bestimmt hervorhebt, und das sich auch wol zur Mittheilung geeignet hätte, wenn nicht der Dichter die schlimmen Züge besonders bitter und überwiegend ausführlich zur Geltung gebracht hätte, und wir nicht deshalb Anstand nehmen müßten, es unserer lesenden Damenwelt vorzulegen, deren Liebe, nicht aber Zorn, wir, wie überhaupt, so auch durch unsern Liederschatz zu erwerben wünschen." Der Verfasser weiß, wie unsere Frauen, die immer nur geschmeichelt sein

wollen, am beſten zu fangen ſind. An einer andern Stelle ſpricht er ſich über die Tendenz ſeiner Sammlung dahin aus: „Für den Philologen («Filologen», wie der Verfaſſer ſchreibt) iſt das Buch freilich nicht! Es iſt ein Verſuch, Trümmer großartiger antiker Poeſie auch dem nicht wiſſenſchaftlich gebildeten Kunſtfreunde durch Reſtauration genießbar zu machen. Mehr oder anderes wolle man in den voraufſtehenden Blättern nicht ſuchen."

Mit der größten Anerkennung gedenkt Friedrich Dörr der O. Marbach'ſchen Bearbeitung Sophokleiſcher Tragödien, wovon uns außer der „Antigone" und dem „König Oedipus", die beide in zweiter Auflage (Leipzig, Lorck, 1858) erſchienen ſind, gegenwärtig vorliegen:

4. Sophokles' Philoktetes. Ueberſetzt und erklärt von Oswald Marbach. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 24 Ngr.
5. Sophokles' Oidipus in Kolonos. Ueberſetzt und erklärt von Oswald Marbach. Erſte Hälfte. Text. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 12 Ngr.
6. Sophokles' Trachinerinnen. Ueberſetzt und erklärt von Oswald Marbach. Erſte Hälfte. Text. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 12 Ngr.
7. Sophokles' Ajas. Ueberſetzt und erklärt von Oswald Marbach. Erſte Hälfte. Text. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 12 Ngr.
8. Sophokles' Elektra. Ueberſetzt und erklärt von Oswald Marbach. Erſte Hälfte. Text. Leipzig, Lorck. 1858. Br. 8. 12 Ngr.

Somit wäre alſo die Marbach'ſche Ueberſetzung des Sophokles vollſtändig, bis auf die noch nachzuliefernden Erklärungen zu den vier letztgenannten Tragödien, die jedoch noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen ſollen. Friedrich Dörr bemerkt in Betreff dieſes Marbach'ſchen Sophokles: „Eine Tragödie in ſechsfüßigen Jamben kann, auf der Bühne wenigſtens, nie Glück machen. Man gebe die «Antigone» einmal in der vortrefflichen, in deutſcher Form bearbeiteten Ueberſetzung von O. Marbach, und man wird ſich wundern über die Theilnahme des Publikums. «König Oedipus» gar würde Kaſſenſtück." Sollte Dörr nicht eine zu ideale Vorſtellung von dem Geſchmack unſers Theaterpublikums haben? Der Verſuch wäre freilich zu wünſchen. Inzwiſchen beweiſen die neuen Auflagen von „Antigone" und „König Oedipus" und der ſchnelle Fortgang des Werks allerdings, daß wenigſtens im leſenden Publikum ſich dem Marbach'ſchen Sophokles eine entſchieden günſtige Meinung zugewendet hat.

Theokrit's Idyllen, jene reizenden Genreſtücke aus dem ländlichen Leben, die immer noch als die Urväter aller Dorfgeſchichten anzuſehen ſind, erſchienen nebſt den Epigrammen, mögen dieſe nun von Theokrit wirklich herrühren oder ihm auf gut Glück zugeſchrieben ſein, in neuer Ueberſetzung unter dem Titel:

9. Theokrit's Idyllen und Epigramme. Deutſch im Versmaße der Urſchrift mit erklärenden Anmerkungen von Anton Eberz. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1858. Br. 8. 1 Thlr.

Der Bearbeiter, Profeſſor am Gymnaſium zu Frankfurt a. M., ſchickt ſeiner Uebertragung eine Einleitung voraus, worin er ſich über das Leben Theokrit's und den Charakter und das Weſen ſeiner Dichtungen verbreitet. Er ſagt darin unter anderm: „Da iſt nichts von jener Verſchwommenheit der Gefühle, von jener Sentimentalität, welche ſich ſo leicht mit den künſtlichen Erzeugniſſen der ländlichen Muſe verbindet. Nicht beabſichtigt Theokritos die kernkräftigen Naturen der niedern Stände den üppigen und verweichlichten der höhern Kreiſe gegenüberzuſtellen und dadurch eine Sehnſucht nach dem unſchuldigen Hirten- und Landleben aus der Ueberſättigung ſtädtiſcher Ueberfeinerung zu erzeugen. Nicht einen paradieſiſchen Zuſtand unſchuldigſten Hirtenlebens ohne Kraft der Empfindungen und Leidenſchaften dürfen wir bei Theokritos erwarten; denn ſolche Bilder zu entwerfen war ſeine Natur ſelbſt zu geſund und kräftig... Theokritos hat bei ſeinen Idyllen keine Nebenzwecke, er will weder Zeitgenoſſen die von der Einfachheit eines natürlichen Lebens abgeirrt ſind zu derſelben zurückführen, noch Lehren der Weisheit und Tugend predigen, ſoviel treffliche Lehren auch in ſeinen Gedichten enthalten ſind. Ihm waren die geſunden und markigen Geſtalten der niedern Klaſſen in ihrer ganzen Individualität, zu welcher auch die ſie behaften Richtungen und Neigungen gehören, Selbſtzweck" u. ſ. w. Die Anmerkungen und Erklärungen ſind zahlreich und verbreiten ſich auch über die Echtheit oder Unechtheit mancher unter Theokrits Namen auf uns gekommenen Gedichte. In dieſem Punkte zeigt der Ueberſetzer „ſehr conſervativ, oder, wie man dies jetzt nennen beliebt, ſehr orthodox, indem er das unter dem Namen des Theokritos Ueberlieferte in der Regel ihm nicht will abſprechen laſſen". Die Ueberſetzung ſcheint uns, einzelne Mängel gerechnet (z. B. „Sag' mir, Korydon, wem ſind die Kühe" ſtatt: „Korydon, ſprich, wem gehören die Kühe?"), im ganzen klar und leicht leſbar. Auf eine Vergleichung mit dem Original und frühere Ueberſetzungen können wir uns auch hier nicht einlaſſen; wir müſſen dies Blättern von eigentlich philologiſcher oder doch ſtreng wiſſenſchaftlicher Tendenz überlaſſen.

In Form eines ziemlich dünnen Bändchens erſchien

10. Meiſterwerke helleniſcher Dichtkunſt in moderner Uebertragung. Von E. Buchholz. Erſtes Bändchen. Berlin 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfaſſer ſpricht ſich dahin aus, daß die Philologie an ihren Verächtern und an dem Hochmuth, „mit welchem ein materiell geſinntes Zeitalter auf faſt alle rein ideellen Beſtrebungen herabzuſehen ſich anmaßt", nicht beſſer ſich rächen könne, als dadurch, „daß ſie namentlich Meiſterwerke helleniſcher Dichtkunſt zu populariſiren und ſo dem allgemeinen Verſtändniß näher zu führen ſich bemüht". Hierzu wünſcht er durch vorliegende Bearbeitungen und diejenigen, die ihm etwa noch folgen ſollten, das Seinige beizutragen. Wir übergehen die Beſtandtheile des Bändchens bildenden Scenen aus der „Alceſtis" des Euripides (das erſte Drittel des Stücks bis zum Tode der Alceſtis umfaſſend) und erwähnen nur, daß er für den Dialog den ſechsfüßigen Jambus angewendet hat, was, wie der Ueberſetzer ſelbſt, niemand mißbilligen wird, „zumal da derſelbe durch den Vorgang Gravenhorſt's, Müller's, Lobedanz' und anderer gediegener voller Ueberſetzer genügend ſanctionirt iſt", während er die Uebertragung der Chöre mit Anwendung des Reims freier und maßhaltiger geweſen iſt, als manche andern moderner Bearbeiter antiker Tragödien, in der Ueberzeugung, „daß das ewige Reimgeklingel, und ginge es auch aus Meiſterhand hervor, den Charakter jener Chorgeſänge im allgemeinen zuwider ſei". Aufmerkſam möchten wir dagegen machen auf die Uebertragung des erotiſchen Epos „Hero und Leander" von dem Grammatiker Muſäus, da die Schönheiten des Gedichts bisher in Deutſchland wol nicht ſo bekannt waren, als ſie es verdienen. Der Ueberſetzer hat ſich dabei jener freiern Form der achtzeiligen Stanze bedient, wie ſie Wieland bei uns eingeführt und auch Schiller in ſeiner Uebertragung einzelner Geſänge der Aeneide angewandt hat. Buchholz' Stanzen ſind, wenn ſie auch mehrfach an unechten Reimen leiden, im ganzen fließend und gewandt. Zur eine kurze Probe:

Noch trieſen ſeines Hauptes Locken
Vom Schaum des Meeres und vom Wellenſchlag
Drum führt ſie raſch ihn hin zum ſtillen Brautgemach
Und bald durch ihr Bemühn erſcheint er rein und mild.
Sie ſalbt mit duft'gem Oel den theuern Leib;
Der edle Meerdunſt weicht, der ihn durchdrungen.
Sie hält den Keuchenden auf weichem Pfühl umſchlungen.
Und alſo ſpricht ſie dann, ein liebend Weib:
„Geliebter, der du viel gedultet und gelitten,
Was nimmer noch ein Mann für ſeine Liebe trug
Genug der ſalz'gen Wogen jetzt, genug
Vom Fiſchgeräuſch des Meers, das du durchſchwammen!"

:hen nicht an, in manchen wesentlichen Beziehungen
on dem Bearbeiter sehr hoch gestellte Dichtung des
matikers über Schiller's beliebte Ballade „Hero und
stellen, die allerdings nicht zu seinen vorzüglichern
weit hinter der „Bürgschaft", dem „Taucher", den
:es Idylus" u. s. w. zurücksteht. Es ist mehr Blut
und sinnliche Glut in der alten Dichtung, und na-
int uns die Entstehung der Liebe während des von
in lebendigen Farben beschriebenen Aphroditenfestes
b der Kampf der Hero zwischen jungfräulicher Scham
Leidenschaft vortrefflich geschildert zu sein. **H. M.**

---

s den russischen Ostseeprovinzen.

zzen oder funfzig Jahre zurück. Von Dr. Bertram.
chen. Berlin, A. Duncker. 1857. 8. 1 Thlr.

altischen Skizzen" gaben schon bei ihrem ersten Er-
erschiedenen periodischen Blättern ihren Lesern eine
digung durch die genaue Kenntniß des bezüglichen
durch plastische Darstellung desselben und einen
ngsvollen Witz. Sie treten hier gesammelt und um
vermehrt auf und sollen in dieser Gestalt, wie der
t. die friedlich patriarchalischen Zustände dieses nörd-
ufers des deutschen Lebens unter russischem Scepter
ng bringen; ja, sie sollen Zeugniß geben, daß deut-
id Geist hier kräftiger und selbständiger fortblühen,
er dem centralisirenden Regimente Frankreichs und
ei gleichen Verhältnissen im Westen Deutschlands

:n den letzten Punkt unerörtert, um uns ausschließ-
ebendigen Colorit dieser Zeichnungen, an dem Geist
nor des Darstellers und an seinem tiefen Sinn für
keit, für Sitte und Denkart dieser Stämme, der
t, Deutschen und Russen, zu erfreuen. Wer in
ch von Nationalitäten endlich die Oberhand behal-
'e Frage liegt uns hier nicht vor; wir sehen nur
derselben zu und dieser erscheint uns interessant

e erste dieser Skizzen: „Ein Seestück", gibt von
ngstalente des Verfassers volles Zeugniß. Ein
Einmaster, ist in Sturmesnoth gerathen. Ein
Assessor mit seiner Familie, von einer verfehlten
aus Finnland heimkehrend, befanden sich auf dem
öchster Noth wird entdeckt, daß 13 Personen an
d die erschöpften Matrosen verlassen nun die Ar-
ch verloren und schreien nach Rum! Eine alte
n als Hexe über Bord geworfen werden: da ruft
r sind nicht 13, wir sind 14 Personen, denn eben
Assessorin ein Söhnlein geboren!" Dieser Sohn
er der Skizzen, und der Fürst ruft: „Bei dem
ch Gevatter, denn er hat uns allen das Leben ge-
t man sich nun wundern, daß ich das Meer liebe",
rfasser, „und das Waschwasser verachte", welches
ilich, wie er uns eben erzählt hat, um die Erb-
llion brachte.

:, wie Seewind belebende Ton dieser kleinen Er-
urch alle übrigen Blätter dieser Sammlung. Die
„Ein Pastorat vor 50 Jahren" unterhält uns in
durch witzige Kleinmalerei; dasselbe Vergnügen ge-
oländische Volkskammer", „Eine Elennjagd", „Ein
Jahren" u. s. w. „Der Werwolf", „Im Uddern-
„Die Geisterkalesche" bringen poetische Volks-
nd Gebräuche der Esthen und Liven, Volksgesänge
Mittheilung; in „Die Stationen vor 50 Jah-
ße Heerstraße" und „Auf dem Kutschbock" kom-
Welt, das Studentenleben, der Adel in allen seinen
seinem Druck auf die einheimische Bevölkerung zur
zestalt, daß wir in den mannichfaltigsten Auffassun-

gen von dem gesammten Volksleben der baltischen Provinzen ein ebenso treues als lebensvolles Bild vor uns entrollt sehen. Mit besonderer Vorliebe ist in allen diesen Bildern jedoch die esthnische Nationalität geschildert und da diese Stammeseigenheit allerdings auf dem Wege raschen Unterganges im Kampfe mit russischen und deutschen Elementen zu sein scheint, da namentlich den poetischen Bestandtheilen dieser Nationalität ein schnelles Erlöschen droht, so mögen wir dem Verfasser wol zu einem besondern Verdienst anrechnen, daß er von diesen Bestandtheilen zu retten sucht, was etwa noch zu erhalten und zu retten ist.

Schildert er den esthnischen Volksstamm auch nicht gerade als liebenswürdig — Faulheit, Schmuz und Trotz hindern ihn dies zu sein —, so malt er ihn doch als einen echt poetischen Sohn seiner Natur und gewinnt ihm besonders hierdurch unsere wärmste Theilnahme. Offenbar ist der esthnische (tschudische) Volksstamm der ursprüngliche Herr und Bewohner dieser Küstenstriche, ja vielleicht des ganzen Nordlandes vom Schwarzen Meere ab. In dieses Urvolk brach der viel jüngere Stamm der Slawen und Sarmaten, d. h. Russen, Letten, Liven u. s. w. eine große Bresche, sodaß der esthnische (finnische) Stamm überall an die äußern Grenzen der slawischen Stämme gedrängt wurde und diese jetzt in einem ungeheuern Halbkreise umwohnt. Dieser Halbkreis beginnt am Ural und Altai, die wol die Stammsitze der Esthen waren, gegenüber dem Kaukasus, als Ursitz der Indogermanen, zu welchen auch die Slawen gehörten, fängt hier mit den Tscherkessen, Tataren, Tschuwaschen u. s. w. an, steigt in den Samojeden und Lappen zum höchsten Norden herauf, fällt mit Finnen, Ingern, Karelen, Ungarn südlich nieder und endet mit den Türken und Turkmanen wieder in der Nähe seiner alten Stammsitze, die Slawen somit völlig umschließend. In diesem Völkergewirr gibt uns die Sprache einen völlig sichern Leitfaden in die Hand: denn der Unterschied und die gänzliche Getrenntheit der esthnisch-finnischen Idiome einerseits und der slawischen andererseits ist so groß, daß ein Fehlgriff hierin fast gar nicht möglich ist. Dieser Unterschied drückt sich z. B. in den Zahlwörtern eins, zwei, drei sprechend aus, die bei den Letten wähns, diwwe, trihs — offenbar indogermanisch — lauten, während der Esthe: üks, kaks, kolm zählt. Der Verfasser berichtet daher auch, daß eine lettische Magd, nach Kalkutta versetzt, sich ganz heimisch fand, weil die gemeinen Leute in Kalkutta so ziemlich lettisch sprächen. Ebenso unfehlbar wie die Sprache leitet hierin der Nationalhaß und die nationale Verachtung der beiden verschiedenen Stämme gegeneinander; die kaukasischen Letten nennen den Esthen nur im Ton tiefster Verachtung: Iggauns, und der Esthe erwidert sein Lättlane, erbärmlicher Lette, ebenso. Aber was haben 50 Jahre aus dem Kampfplatz dieser beiden Stämme gemacht? Die Wälder sind gelichtet, an der Stelle der einzelnen, wie im Walde verirrten Höfe sind jetzt Dorfschaften, Kirchspiele, Edelsitze entstanden; Kunststraßen kreuzen sich, wo vor 50 Jahren Bär und Elenn gejagt wurden, und der Blick auf Herrenhöfe, Kirchen, Dörfer und Kornfelder verläßt den petersburger Reisenden nicht mehr.

Doch verlassen wir die Schilderung des Landes, um den Verfasser noch einen Augenblick bei der Schilderung der Sitten und der Denkart seines Lieblingsstammes zu begleiten. Will man einen Blick in das poetische Gemüth eines Esthen werfen, sagt er, so stelle man sich neben den Krughalter an seiner halbgeöffneten Thür, lasse dem draußen versammelten jungen Volk einschenken und fordere sie zum Gesange auf. Nach einigen Ceremonien und nochmaliger Herzstärkung findet sich ein Improvisator und zu diesem bald auch der nöthige Chor. Besitzt der Amphitryon Sprachkenntnisse und eine feine Nase, so wird er bald bemerken, daß das Lied — der Laul — stets eine Satire auf ihn selbst ist, die ihn meist sehr witzig vom Kopf bis zum Fuß abschildert. Zugleich ist der Charakter des Gesangs stets derselbe; der Vorsänger trägt einen Vers in der Tonica vor, der Chor antwortet in der Dominante, worauf wieder ein Stabvers im Vierachteltakt folgt, den der Chor wiederholt, wobei der zweite Vers, in neuer Form eine Wiederholung des ersten,

ein Gedankenreim mit Alliteration iſt. Die Melodie iſt wie bei den Chineſen auf fünf Töne beſchränkt, was ſeinen Grund wol in der Tonarmuth der uralten Kantele (Zither) hat. Derſelbe ſchmeichelnde und doch verſpottende Grundton geht durch die geſammte eſthniſche Volkspoeſie und herrſcht bekanntlich ſelbſt in den in neuerer Zeit gleichſam entdeckten großen Volksepopöen der Finnen, wie in den eſthniſchen Märchen von Pitk Hans, welche der Verfaſſer ſchließlich mittheilt, und worin dieſer Volksheros, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, den Teufel ſelbſt ſchachmatt macht. In einem dieſer Märchen zwingt Pitk Hans den Böſen ins Gras zu beißen, woraus das Blümchen „Teufelsabbiß" entſtand, was auf eine ſeltſame Uebereinſtimmung des Deutſchen mit dem Eſthniſchen deutet.

Außer mit den Eſthen beſchäftigen ſich die Skizzen viel mit den dorpater Studenten, deren zwar eigenthümliche, aber nicht gerade ſehr liebenswürdige Lebensformen ſie ſchildern. Mehr Intereſſe als dieſe Abſchnitte erwecken die Bilder aus der Sphäre der alten hohen Ariſtokratie, die uns in dem majeſtätiſchen Schloſſe Felks vorgeführt wird, und mit der ſeit 50 Jahren inſofern eine mächtige Veränderung vorgegangen iſt, als ſie ſich jetzt provinziellen Intereſſen zuwendet, während ſie früher nur in Hofgeſchichten und petersburger Intriguen lebte und webte.

So führt uns der launige Skizzift durch alle Volksſchichten hindurch, Porträts, Caricaturen und Lebensbilder zeichnend, leicht in Sitte und Volksleben einweihend und unſere Muſe angenehm ausfüllend, und da er bei alledem ein güter „Deutſcher" bleibt, der ſeine Sympathien keineswegs an die „Macht" verkauft, ſo wird es einer weitern Empfehlung dieſer heitern und lebensvollen Skizzen nicht erſt bedürfen, um ihnen zahlreiche Leſer zuzuführen. 4.

Erzählungen des Heimgekehrten. Von Hieronymus Lorm. Prag, Bellmann. 1858. 12. 15 Ngr.

Zu den geſuchteſten Artikeln unſerer Tages-, namentlich unſerer Tagblätterliteratur, gehören die kleinen epigrammatiſchen Erzählungen. Kein Wunder, wenn der literariſche Betrieb dieſer Nachfrage durch ein entſprechendes Angebot entgegenkommt und gerade auf dieſem Gebiete eine ſehr rege Thätigkeit entfaltet. Schade nur, daß gerade hier die blos induſtrielle Production am wenigſten ausreicht, in und mit dem Bedürfniß des Marktes zugleich die höhern Anforderungen zu befriedigen. Eine wirklich gute kleine Erzählung zu ſchreiben gehört mit zu den ſchwierigſten Aufgaben, die es überhaupt in der Poeſie gibt. Schon der Stoffe, die ſich dazu qualificiren, ſind wenige: denn ſie müſſen bei einer ungewöhnlichen Einfachheit doch bedeutend genug ſein, um innerhalb eines kurzen Verlaufs das Intereſſe zu wecken, zu ſteigern und zu befriedigen; ſie müſſen, was ihnen an Extenſivität abgeht, durch Intenſivität erſetzen; ſie müſſen neu und ungeſucht, ſelbſt abſonderlich und doch dem alltäglichen Leben entnommen zu gleicher Zeit ſein: lauter Eigenſchaften, die ſich nicht allzu oft beiſammen finden. Faſt noch ſeltener aber ſind die Talente, die ſolche Stoffe aufzufinden und in der rechten Weiſe zu behandeln verſtehen; denn es gehört dazu eine ſehr feine Beobachtungs- oder ſehr glückliche Erfindungsgabe, eine außerordentliche Gewandtheit in Handhabung der Form, und namentlich eine Selbſtbeherrſchung und Fähigkeit, ſich zu concentriren, wie ſie in der Regel nur der Meiſter beſitzt. Unter der Maſſe von kleinen Erzählungen, die jahraus jahrein producirt und conſumirt werden, befinden ſich daher verhältnißmäßig immer nur ſehr wenige von wirklich äſthetiſchem Werthe, ja es müſſen unter ihnen ſchon diejenigen unter die beſſern Ausnahmen gezählt werden, welche von den Eigenſchaften, die dieſen Erſcheinungen ihren Werth verleihen, wenigſtens einige beſitzen.

Von dieſem Standpunkte aus kann man auch den vorliegenden Erzählungen Hieronymus Lorm's (Heinrich Landesmann's) Anerkennung nicht verſagen. Ihr Verfaſſer beſitzt für die Herſtellung ſolcher kleiner Genrebilder unſtreitig viel Geſchick, namentlich viel Sinn für das Pikante, Seltſame, Stark[ei]gende; aber es gebricht ihm hierbei an Selbſtbeherrſchung, hält ſich nicht immer in den Grenzen eines nur dem Sch[ö]zugewandten Geſchmacks. Das Pikante erſcheint bei ihm [o]ſelten überpfeffert, das Seltſame nimmt häufig den Ch[a]des Caſualiſtiſchen oder Ausſpintiſirten an, und das Stark[ei]gende artet zuweilen ins Peinigende und Haarſträubende wie dies z. B. in der kürzeſten ſeiner „Erzählungen im Wa[g]der Fall iſt. „Ein Reiſender — ſo läßt er einen Paſſagier ſ[ei]Reiſegenoſſen erzählen — war im Winter während einer ſch[au]lichen Sturmnacht der einzige Paſſagier im letzten Waggon [ei]Zugs. Dieſer Waggon löſte ſich plötzlich los, rollte noch Zeit lang von ſelbſt fort und blieb endlich mitten in einem [Tu]nel ſtehen. Im Dunkeln und bei der Schnelligkeit der [Fa]hatte keiner von den Schaffnern die Loskettung bemerkt. Reiſende ſah und vernahm lange nichts und blieb ſehr ru[hig] in ſeinem ruhigen Waggon. Er getröſtete ſich, daß man [an] der nächſten Station den Abgang des Waggons bemerken ihn abholen müſſe. Aber die Stunden vergingen und es ſich nichts. Der Reiſende dachte, der Bahnwächter werde aufgehender Sonne die Station abſchreiten und Signale g[e]Plötzlich fuhr er mit Entſetzen auf, er hörte das Raſſeln ſtets näher kommenden Zugs. Der Wagen war feſt verſchloſſen unglückliche Paſſagier verſuchte umſonſt die Thür zu [öff]oder durch die engen Fenſter einen Sprung hinauszu[wa]Immer näher brauſte die verhängnißvolle Locomotive. Er [ſch]aus Verzweiflung und nicht weil er ſo wahnſinnig [ge]wäre zu glauben, man könne ihn vernehmen. Da [ſah] Zug nicht hinter ihm war, ſondern ihm entgegenkam, [fi]zu vermuthen, daß er auf dem zweiten Geleiſe fahre. [Es] hatte die Bahn ein zweites Gleis? Das wußte er [nic]zum erſten male und bei Nacht befahrend. Ein Blick [ſ]ließ in Nebel und Sturm nur manchmal eine Secunde lan[g] blaues oder rothes Licht erkennen, nicht aber ob ſeine Ba[hn] ſeitwärts vom einſamen Waggon ſei. Schnaubend und [br]donnerte das Ungeheuer heran, der erbarmungsloſe Tod. Der Reiſende warf ſich in die Knie. Eine Gefahr, in [der] nichts zu thun iſt als ſie abzuwarten, kann den Muthigſten zagt machen." — „Nun?" fragten die Zuhörer geſpannt. — Reiſende war ich ſelbſt", erwiderte der Erzähler, „was ich [da] verſchwieg, um den Ausgang nicht zu verrathen. Der heran[na]ſende Zug war keiner wie ihn die gepeinigte Einbildung vermuthete, ſondern ganz einfach die Locomotive, die mich zuholen kam."

Auch die Darſtellung des Verfaſſers verliert ſich hier [zu] in das Hyperpikante oder Geſpreizte, beſonders in den Erzä[h]gen „Aus Paris" und „Von der Oſtſee". Den meiſten Anſ[pr]auf Beifall hat die Novelette „Aus Venedig", deren letzter Theil jedoch in Paris ſpielt, und die Schlußnu[m]„Schwäbiſche Fahrten". In der letztern finden ſich ſelbſt [Sp]eines gemüthlichen Humors. Ueberhaupt ſchwebt der Verfaſſ[er] einer gewiſſen kritiſchen Ironie über der Manier dieſer Er[z]lungen, und daß er wirklich in reinerm Geſchmack zu [er]zählen verſteht, hat er durch ſeine Erzählungen „Am Kamin" [be]wieſen. L

Notizen.

Zur Charakteriſtik Gleim's.

Unter den Lebensläufen deutſcher Dichter und Sch[rift]ſteht derjenige Gleim's in ſeiner Art einzig da. Gleim [hat] nur eine einzige Leidenſchaft — die Freundſchaft und das [Th]thun für ſeine Freunde. Denn obſchon er von Wein [und] ſang, war er doch im Genuß des Weins ſo mäßig, [daß] Karſchin, welche den Wein geliebt zu haben ſcheint und [ihn] gern bewirthen ließ, dieſerhalb ihm einen in Reime gebra[chten] Vorwurf machte, und von Liebesverhältniſſen, die er [unterhal]ten, iſt nichts bekannt geworden, eine vorübergehende Neigung ausgenommen, die ihm ſogar einigen Widerwillen gegen

Geschlecht eingeflößt zu haben scheint. Aber mit weilen fast sogar in Tyrannei ausartenden Freundschaft Uz, Götz, Klopstock, Lessing, Kretschmann, Johannes Joß, Herder, Jean Paul, Baggesen u. s. w. umfaßte, ält die von seinem Neffen Körte verfaßte höchst lesensographie des Dichters, zu deren Lectüre uns eigene ber Gleim veranlaßten, die zahlreichsten, oft rührendele. Mit Aufopferung unterstützte er J. G. Jacobi, W. Heinse, später Tiedge, die er nach Halberstadt rschin, Bürger, den er aus seinem wüsten Studen- Göttingen und seinen Schulden herausriß und der ihm größter Anhänglichkeit zugethan blieb, Seume, welseiner Reise nach Italien unaufgefordert die Summe hlr. schenkte, unter der einzigen Bedingung, daß er n niemand ein Wort fallen ließe; ihm verdankte er Jugend einen Hauslehrerposten bei seinem Schwaulzer zumeist seine Professorstelle. Für Gurlitt und die er sich bei Friedrich Wilhelm III., freilich ohne abei erstreckte sich seine Wohlthätigkeit nicht blos auf Schriftsteller. An den letztgenannten König, wie orgänger Friedrich Wilhelm II., an andere deutsche die Minister Herzberg und Wöllner u. s. w. richtete ithigsten Briefe, worin er sie beschwor, sich gegen ier Ansicht namentlich infolge der Ueberhandnahme ischen Speculation drohende Barbarei der verfolgten nehmen. Die darauf ihm zu Theil gewordenen ben sind äußerst merkwürdig, weil sie beweisen, auf der Humanität so manche der damaligen Fürsten standen. Nie hat Gleim seine Erzeugnisse zu gen Speculationen benutzt; er ließ sie, zumeist aus lbneigung gegen allen und jeden Geschäftsverkehr ihm so genannten „Sossern", alle auf eigene Kowobei er oft beträchtliche Einbuße erlitt, und eder ließ er umsonst unter den preußischen Regizeilen. Gegen den Rath seiner Freunde, eine abe seiner Schriften zu veranstalten, sträubte er ja doch nur für seine Freunde gesungen habe". litel war er völlig gleichgültig; als er z. B. an ihn zum Mitglied der berliner Akademie der ernennen wolle, protestirte er dagegen; man hrieb er, dieses „Unglück" von ihm abwenden, mit Ehrentiteln in seinem Alter anfangen? Ein ind Wirken wiegt wol an Inhalt und Poesie eine z auf, und gern wird man etwas Näheres auch endzeit erfahren, wozu die Schrift von Heinrich a auf der Schule" (Berlin, Gebauer, 1857) Ge- Mehrere Schularbeiten Gleim's, mit Ausnahme Körte's Biographie Mitgetheilten, sind darin abter ein Gedicht über Theodor von Neuhof unter n Irrgedicht auf den sogenannten König Theodor Oberhaupt der rebellischen Corsaren (Corsen)", sche Schulrede, worin er gegen die Undankbarhüler gegen „Aeltern und praeceptores" eifert. sehen wir der ausführlichen Biographie Gleim's e Pröhle, dem das vollständige handschriftliche erfügung gestellt ist, unter der Feder hat. Ein chstück davon bis zum Beginn des Siebenjähriend, erschien bereits in „Westermann's Illustrir" (1857, Nr. 19). Auch erwähnen wir die mit e geschriebenen Mittheilungen über Gleim von rs, welche unter dem Titel „Gleim und seine 11 — 13 des „Bremer Sonntagsblatt" abgeH. M.

Goethe's Lebensgeschichte.

nkfurt a. M. bestehende Kunst- und Alterthumsuester Zeit sich mehrfach mit Forschungen über eschäftigt. In dem von dem pseudonymen F. gegen Goethe herausgegebenen angeblich aus dem Englischen übersetzten Buche: „Goethe als Mensch und Schriftsteller" (zweite Auflage, Halberstadt 1824), findet sich die Angabe, Goethe habe im Jahre 1768 in Frankfurt, zwischen den Studienzeiten von Leipzig und Strasburg, eine Dissertatio de pulicibus (über die Flöhe) im Druck erscheinen lassen und der 1839 in Berlin erschienene Abdruck von „Goethe's juristischer Abhandlung über die Flöhe (de pulicibus)" war geeignet, die seltsame Autorschaft über allen Zweifel zu erheben, zumal, da ein darin mitgetheiltes Gedicht (de pulicibus aulicis) offenbar das Vorbild ist von Mephisto's: „Es war einmal ein König". Dennoch entbehrt, wie in einer der diesjährigen Sitzungen des genannten Vereins erwiesen worden ist, diese Angabe der Begründung. F. Glover will die erwähnte Dissertation mit einer Widmung Goethe's an die Lesenheimer Friederike auf der Staatsbibliothek zu Paris gefunden haben und theilt daraus Auszüge mit. Diese stimmen wörtlich überein mit einer Dissertation des angegebenen Titels, von welcher Abdrücke von 1680 und dann Amsterdam 1743 dem Verein vorliegen. Wahrscheinlich aber stammt der beliebte juristische Scherz — zu dessen Abfassung, beiläufig gesagt, größere juristische Gelehrsamkeit gehört als Goethe je zu erwerben bemüht war — aus noch früherer Zeit. Jedenfalls genügen schon die angeführten Daten, die vollkommene Grundlosigkeit der Goethe'schen Autorschaft nachzuweisen, zu deren ursprünglicher Annahme irgendein Misverständniß die Veranlassung gegeben haben muß. — Ein ferneres, für alle Verehrer Goethe's dankenswerthes Unternehmen ist der auf die gründlichsten Lokalstudien gegründete Versuch des Vereinsmitgliedes, des Malers Karl Theodor Reiffenstein, die Aussicht des Knaben Goethe aus den Hinterzimmern des väterlichen Hauses zu reconstruiren (vgl. „Goethe's Werke", XXIV, 15 der Duodezausgabe). Man erblickt die Nachbargärten mit ihrem abendlichen Familienverkehr, von dem der einsame Knabe ausgeschlossen ist; dann schließt sich die bethürmte Stadtmauer an, über welche der Blick zur Mainebene und dem Taunus schweift. Man kann hier die Entstehung der Worte: „Sieht die Wolken ziehn, über die alte Stadtmauer hin", belauschen. Wie wir hören, beabsichtigt der Künstler das ebenso genau wie geistreich entworfene Blatt zu vervielfältigen und zu veröffentlichen. 25.

Bibliographie.

Beesel, M., Der Lebensmagnetismus, oder: Verbindung der schwingend-gestaltenden Geistes- und Lebenskräfte mit den Schwingungen und Strömungen des Aethers, und Zurückführung aller Naturkräfte auf das einfache Naturgesetz: Der unendliche Raum sucht sich in allen einzelnen Theilen gleichmäßig mit Aether zu füllen, wodurch in letzterem Schwingungen und Strömungen entstehen, durch welche die gebundenen, todten Massen bewegt und belebt werden. Gegründet auf die Aussagen mehrer Hellsehenden und auf die Erscheinungen in der Natur und im Geiste. Danzig, Homann. Gr. 8. 25 Ngr.

Béranger's, P. J. de, letzte Lieder. 1834 — 1851. Deutsch von J. Rodenberg. Nebst einer Vorrede des Dichters. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 5 Ngr.

Boll, E., Die Insel Rügen. Reise-Erinnerungen. Schwerin, Bärensprung. Gr. 8. 22½ Ngr.

Clausnitzer, Maria, Gedichte. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 20 Ngr.

Daumer, G. Fr., Enthüllungen über Kaspar Hauser. Mit Hinzufügung neuer Belege und Documente und Mittheilung noch ganz unbekannter Thatsachen, namentlich zu dem Zwecke, die Heimath und Herkunft des Findlings zu bestimmen und die vom Grafen Stanhope gespielte Rolle zu beleuchten. Eine wider Eschricht und Stanhope gerichtete historische, psychologische und physiologische Beweisführung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr.

Grund, E. A., Wissenschaftliche Abhandlung über die mögliche, aber nicht geistige Attraction. Köln. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-Praktischer Lehrgang
zur leichten und gründlichen Erlernung der
Französischen Sprache.
Von **Georg Möhl.**
8. Geh. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Lehrgangs ist Professor am Athenäum zu Brüssel, und seine Methode ist in den belgischen Athenäen und Realschulen zur Erlernung der neuern Sprachen eingeführt, wie auch sein Lehrgang zur Erlernung der deutschen Sprache rasch drei Auflagen erlebte. Im vorliegenden Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache legt er die Methoden von Seidenstücker und Ahn zu Grunde und hofft dieselben sowol für den Privatgebrauch als für den Unterricht in niedern und mittlern Unterrichtsanstalten vervollkommnet zu haben.

In demselben Verlage erschien:

Graeser (A.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. 8 Ngr.

———, Praktische Schulgrammatik der **Englischen Sprache.** Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. 8. 16 Ngr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache,** nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen **Ahn**'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competentesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweckmäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den „Lehrgang" des Verfassers anschließt, aber auch ohne diesen als Schulbuch wie beim Selbstudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzugsweise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen eingeführt.

☞ Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit vertraut zu machen.

In Th. Theile's Buchhandlung (Ferd. Beyer) in Königsberg erschien und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die religiöse Bewegung
zu Königsberg in Preußen
in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die heutige Kirchengeschichte
von
E. von Hahnenfeld.
12 Bogen. Gr. 8. Brosch. 10 Sgr.

Dresden — Rudolf Kuntze's Verlagshandlung.

John Lothrop Motley,
Der Abfall der Niederlande
und die Entstehung des holländischen Freistaa
Aus dem Englischen. In drei Bänden. Gr. 8. Brosch.
I. II. Band. Jeder Band 3 Thlr.

Eine auf tiefen und allseitigen Studien beruhende, a den Quellen selbst geschöpfte und in gewandter Ueb setzung wiedergegebene Darstellung des grossen Kam für politische und religiöse Freiheit, eine Darstellung, der die Kunst farbenreicher und schwungvoller Schil rung und die Sicherheit und Schärfe in der Zeichn der Charaktere und Verhältnisse Hand in Hand gehe

Um das Werk baldigst zum Abschluss zu bring wird das Erscheinen des III. (Schluss-) Bandes, der bereits unter der Presse befindet, möglichst beschl werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Hä** (W. Alexis). Fünfundzwanzigster und sechsundzwan Theil. Dritte Folge. Erster und zweiter Theil. 12.

Jeder Theil 2 Thlr.

Inhalt: I. 1. Die Herzogin von Kingston (London. Bigamie 2. Christian Holzwart (Magdeburg. Familienmord. 1845—50). 3. Lithograph Biermann (Berlin. Familienmord. 1845—55). 4. Be beitemann Bethke (Küstrin. Familienmord. 1851—53). 5. Der tor Rasch (Berlin. Familienmord. 1856). 6. Der Zahnarz (Potsdam. Familienmord. 1856). 7. Katharina Zitzen und ihr mutter (Koblenz. Vorsätzliche Tödtung. 1855). 8. Ein verlorn sten (Frankfurt a. d. O. Meuchelmord oder Raubmord? 1856). sephine Staudinger (Berlin. Kindesmörderin. 1855). 10. Pott (Westfalen. Kindesmörderin. 1852). 11. Therese Jann tes. Kindesmörderin. 1776). 12. Peter Kitzler (Hanau. 1830—31). 13. Der Birnheimer Prophet, der Wunderlaube Träger (Darmstadt. Meuchelmord. 1854—55). 14. Der böse Annesley (Als Anhang zu „Der Erbe der Annesley" im vierzigsten Theile).

II. 1. Abbé Berger (Paris. Meuchelmord. 1857). 2. Der Priester rino (Madrid. Königsmörder. 1852). 3. Der Herr Baron von rer (Nürnberg. Qualificirter Betrug und Fälschung. 1825—35). Schreiner Birnstiel. (Koburg. Raubmord. 1844—48). 5. Der Putlitz (Berlin. Mord. 1855). 6. Wilhelm Timm (Hamburg mord. 1851—56). 7. Die Tragödie von Ketzin. Leonore Mey dam. Giftmischerin. 1855—56).

Diese bekannte Sammlung der interessantesten minalgeschichten aller Länder aus älterer und rer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der nahme des deutschen Publikums und rechtfertigt ihren Ruf fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Ge geschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 23. September 1858.

Inhalt: Briefreliquien von Jean Paul. Von Hermann Marggraff. — Zur Religions- und Weltgeschichte. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. (Beschluß.) — Lola Montez als Schriftstellerin. — Zur Romanliteratur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Briefreliquien von Jean Paul.

Jean Paul's Briefe an eine Jugendfreundin. Herausgegeben von F. Täglichsbeck. Brandenburg, Müller. 1858. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Jean Paul'sche Gemeinde ist unter dem Andrang materialistischen und praktischen Tendenzen unserer Zeit ohne Zweifel sehr zusammengeschmolzen; man hat gegen sogenannte Sentimentalität und Gemüthlichkeit als Gifte, welche unserer politischen Entwickelung im Wege stehen, von allen Dächern so beharrlich gepredigt, bis sie dings auf ein Minimum reducirt und unsere Nerven die Eindrücke des feinen Jean Paul'schen Aethers unempfindlich wurden; denn was wollen diese ätherischen Düfte gegen die Stimulationsmittel eines Boz, Victor Hugo Eugène Sue bedeuten? Wir sind nicht in der Stimmung, auf den Flugmaschinen der erhabenen Anschauungen und tiefen Empfindungen Jean Paul's Himmelfahrten und Mondreisen anzustellen; wir bleiben hübsch auf der Erde und unser Ohr hat sich bereits daran gewöhnt, das Schnaufen der Locomotiven, das einförmige Geknarr der Waggons, das Hämmern und Klappern in Fabriken für Sphärenmusik und den widrigen Dunst von Thran-, Heringsfässern, von Kuh- und Schafställen für Düfte des Himmels zu halten. Eine Hühnerstiege gilt uns als Himmelsleiter, weil wir oben angelangt doch etwas Nützliches und Brauchbares sehen, z. B. Hühnerguano u. dgl. Was ein Jenseitiges? Das Diesseits ist ja so schön und reich und so reich an pikanten Gasen und Exhalationen, daß uns davon die Augen übergehen. Unter dem Schutze von einigen hunderttausend Bajonneten, die jetzt nur um des lieben Friedens willen da sind, und eines Heeres von Sicherheitsbeamten können wir ruhig Schacher und Handel treiben, uns an der Korn- und Geldbörse ärgern und im Schweiße des Angesichts, nicht des eigenen, sondern der Nebenmenschen vergnüglich unser Brot essen. „Panem" haben wir und „Circenses" auch, wenn auch allerdings auch nicht so großartig sind als zur Zeit der römischen Kaiser. Nur speculativ und praktisch sein, nur Zeitrichtung und den Modegeschmack ausbeuten, sich immer nach der Nachfrage des Publikums richten, auch wenn man Schriftsteller ist! Mich wundert nur, daß die Herolde dieser modernen Glückseligkeitstheorie so fanatisch gegen allen Idealismus in der Literatur ankämpfen; denn ohne Zweifel ist doch Maculatur sehr nützlich, und wer liefert sie so prompt und in so großen Massen als unsere Dichter und Philosophen, die noch dem Idealismus und dem Transscendentalismus huldigen? Wer wollte hiernach zweifeln, daß die Verfasser und Verleger solcher Schriften sehr brauchbare und unentbehrliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind?

Haben die vorliegenden Briefe Jean Paul's in einer solchen Zeit auch keinen Anspruch auf einen großen Leserkreis zu machen, so werden sie doch sicherlich den wenigen eine willkommene Gabe sein, die noch des Genusses eingedenk sind, welchen ihnen in frühern und schönern Tagen die Lectüre der Jean Paul'schen Schriften gewährte. Zwar sind diese Briefe Jean Paul's an eine Freundin den Briefen Wilhelm von Humboldt's weder an Umfang noch an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts zu vergleichen, aber sie bieten doch so manches Schöne und sind ebenso charakteristisch für ihre Zeit als liebenswürdige Documente des Jean Paul'schen Gemüths. Die Freundin, an welche diese Briefe gerichtet sind, war die nun verklärte Frau Renata Otto (geb. in Hof 1775), Tochter des Postmeisters Wirth daselbst und Gattin eines der drei unserm Jean Paul nahe befreundeten Gebrüder Otto in Hof, von denen der jüngste, Christian Otto, als der intimste Freund und Biograph des Dichters auch der literarischen Welt bekannt ist. Jean Paul Friedrich Richter lebte bekanntlich nach Vollendung seiner Universitätsstudien als Candidat ohne alle Mittel mit seiner Mutter, die inzwischen Witwe geworden, mehrere Jahre in Hof,

und die Wirth'sche Familie, die außer unserer Renata noch zwei Söhne und sieben Töchter zählte, mochte dem armen jungen Manne, der nur seinen Studien lebte und durch seine Zurückgezogenheit, wie durch seine äußere Erscheinung in dem lebenslustigen Treiben der schon damals reichen Handelsstadt wenig Theilnahme und Verständniß zu finden wußte, von frühester Zeit her eine Helferin in der Noth und eine Zufluchtsstätte gewesen sein, die denselben zu innigem Danke verpflichtete.

Der Herausgeber fährt fort:

An dem Privatunterrichte, den er damals zu ſeinem Unterhalte zu geben genöthigt war, nahm auch eine jüngere Schweſter unſerer Renata theil, die er öfter zur Ueberbringerin einzelner der nachfolgenden Briefe und Zettelchen (namentlich der franzöſiſchen) an dieſe bevorzugte Freundin machte."

Der Herausgeber führt hierauf einige dieſes Verhältniß betreffende Stellen aus der Lebensbeſchreibung Jean Paul's von Ernſt Förſter an und bemerkt dann weiter:

Jean Paul hatte mit ihr einen jugendlichen Freundſchaftsbund geſchloſſen, der bis zu ſeinem Tode währte, wenn auch ſeine ſpätern Mittheilungen, namentlich durch ihre Ueberſiedelung nach München, wo er ſie im Jahre 1821 mit ſeinem Sohne Max wiederſah, oft lange unterbrochen wurden ..... Bald nach Jean Paul's Tode wurde der bewährten Freundin die große Freude zu Theil, mit ſeinen beiden nach München verheiratheten Töchtern, die ſie wie eine Mutter verehrten, und mit ſeiner ſchon damals oft und länger dort weilenden Witwe ununterbrochen im innigſten Verkehr zu leben. Daher ward ihr am 5. October 1848 zu München erfolgter Tod, wie von der eigenen Familie, ſo auch von Jean Paul's Kindern und Enkeln, die unter ihren Augen heranwuchſen, gleich tief betrauert.

Der Herausgeber iſt, wie wir noch bemerken, der Gatte einer Enkelin dieſer Freundin Jean Paul's.

Die Briefe ſind vom Jahre 1790 aus Hof und Schwarzenbach, wo Jean Paul bekanntlich Hauslehrer beim Amtsverwalter Clöter war und ſieben durch Alter und Geſchlecht ſehr verſchiedene Kinder in den Anfangsgründen zu unterrichten hatte; 1791 aus Schwarzenbach; 1792 und 1793 aus Hof und Baireuth; 1794 aus Neuſtadt a. d. Aiſch, Baireuth, Hof, Schwarzenbach; 1796 aus Hof und Baireuth; 1797 aus Hof, Baireuth und Leipzig (Adreſſe: J. P. Richter in Graf Hohenthal's Haus auf der Peterosſtraße drei Treppen hoch); 1798 aus Leipzig; 1799 aus Weimar; 1800 aus Weimar und Berlin; 1801 aus Weimar; 1802 aus Meiningen; 1803, 1806, 1807, 1808, 1812 und 1824 aus Baireuth. Ein baireuther Brief vom 7. März 1807 trägt die Unterſchrift: „Richter. Herzogl. hildburg. Legationsrath und privatiſirender homme des lettres." Die Lokalitäten wechſeln, wie man ſieht, mannichfach in dieſen Briefen; aber dieſer Wechſel hat auf Ton und Färbung derſelben keinerlei Einfluß; es iſt für Jean Paul gleichgültig, ob er ſich in Neuſtadt a. d. Aiſch oder in Berlin, Weimar oder Leipzig befindet; er führt überall hin ſeinen eigenen Vaterlandsboden und ſeine eigene Vaterlandsluft mit ſich; äußere Veränderungen der Scenerie machen auf ihn keinen Eindruck, und man würde ſich irren, wenn man hoffen wollte, aus dieſen Briefen ſeine Anſichten über die literariſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände in Weimar und Berlin oder viel Neues über ſein eigenes Leben in Erfahrung zu bringen. Dagegen fehlt es nicht an Traumbildern, Rhapſodien und Sentenzen, welche von echt Jean Paul'ſchem Gepräge und zuweilen des Schönſten, was er geſchrieben hat, würdig ſind. Wir glauben denjenigen unſerer Leſer, welche Verehrer Jean Paul's ſind, einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir hier einige derſelben mittheilen:

Wie bekannt, brach ich am Johannistag 1780 zu Nachts um 12 Uhr auf, ließ meinen unverheiratheten Körper im Bette liegen und flog aus der ſchlafenden Erde weg. Mein erſter Flug war nach dem größten Sterne, nach der Sonne. Denn ich dachte, wenn man alle ſchönen Schönen mit ihr vergleicht, ſo wird droben ſchon was Hübſches ſein. Ich machte kaum 30 Meilen von dem Erdklümpchen weg ſein, als der blaue Himmel immer ſchwärzer wurde: endlich ſchoß noch dazu die flitzende Erde unter meinen Füßen weg und ließ mich die Sonne ſehen, die zu Nachts auf die amerikaniſchen Köpfe ſtrahlte. Der Himmel ſah aus wie ein ſchwarz ausgeſchlagenes Trauerzimmer mit einem flammenden Kronleuchter in der Mitte. Die Sache iſt ſo: nicht der Himmel, ſondern die 30 Meilen hohe Luft, in der wir waten, iſt blau. Wenn Sie ſich fragen, warum aber die Stube nicht blau iſt, die mit Luft vollgeſchichtet iſt, ſo werden Sie ſich antworten, daß ein Tropfen Burgunder nicht roth ausſieht, ſondern erſt eine Bouteille Burgunder. Ueber unſern Köpfen draußen ſteht das ſchwarze Himmelsgewölbe vor uns, in welches wie in ſchwarzer Einfaſſung die Feuerkugel funkelt.

Sie alſo können denken, wie ich erſchrak. Da ich nicht weiter zur Sonne war als 21 Millionen Meilen — wäre ich im Winter gereiſt, ſo hätt' ich ½ Million Umweg mehr, weil da die Erde ihr näher ſitzt —: ſo war ich in einer halben Viertelſtunde droben; und in einer halben Viertelſtunde allemal ein Sonnenſtrahl herunter: ſo geſchwind fahren Licht und Strahlen.

Ich war halb des Todes vor Verwunderung, da ich auch in den Feuerſee hineinfiel — nicht über den Feuerſee, ſondern über den Ameishaufen Frauenzimmerſeelen, die da plärrten. Alle Frauenzimmer ſind nämlich, ehe ſie geboren werden, Sonne, und Sie kommen auch aus der Sonne. Daher kommt es, daß die Augen von mancher ſo brennen, wie die Sonne — und die Zunge ſo ſchwärzet wie dieſe — oder daß ihre Nähe ſo warm macht wie dieſe. Da ich der erſte chapeau in der Sonne war, ſo ging der Teufel los — ganze Hecken und Schwärme hingen ſich um mich und blos auf meiner geiſtigen Unterlippe ſaßen deren 43002 Seelen; das zappelte, das kribbelte — das ſummte. So was können Sie ſich nicht denken, und ich Ihnen nicht beſchreiben.

Ganz natürlich ſind in einem Weltkörper, wie die Sonne, aus der man 1½ Millionen Erden gießen kann und aus der auch unſere abgeſchlagen worden ſein ſoll, Weiber in Menge zu haben, und ich durfte nur zulangen: ein bloßer Sonnenflecken — die menſchlichen ſind doch kleiner — iſt ja ſchon größer als unſere Erde. Dieſe Flecken ſind ausgebrannte Strecken. Ich war's nicht gewohnt, daß dieſer ewige Feuerrieſe ſich auf ſeinem Abſatze alle 25 Tage einmal um ſich ſelber dreht, ohne aus der Stelle zu gehen; daher können Frauenzimmer ſo leicht tanzen und ſo unmöglich gehen. Ich mein Leben gern hätte ich mir ein Schächtelchen voll Sonnenmitgenommen; aber ich dachte, bis ſie nur ihren Körper recken und ausſtrecken, daß er an deinen Hemdſabot langt, bis ſie wieder zerronnen. Hier ſah ich, daß die weiblichen Seelen, ein wenig Flattern abgerechnet, nichts auf die Erde bringen als Reize, Tugenden und Liebenswürdigkeiten — aber die Erde nimmt ihnen die Hälfte weg; o ihr guten Geſchöpfe! Wenn euch die Maiblumen des Himmels, nicht die Lage und Erziehung zu Bögen, ſo zerſchlitzte, ſo beſudelte: welcher Engel würd' euch an ſeinen Buſen ſtecken, und in welchem Himmel könnt' ihr nicht blühen!

Am nämlichen Montagsmorgen, wo ich in der Erde künſtliche Ruinen beſtieg und bewunderte, fiel 12 Stunden mir das ſchönſte Herz, das noch über dieſe heilige Erde ſchlug, in ewige Ruinen zuſammen — mein guter Oerthel ſtarb mit Blattern. Niemand als ich weiß, was in ſeinem Kopf und Herzen, die nun auf immer der Sargdeckel und die ſchwarze Kirche überdeckt, für Tugenden und Kenntniſſe und Kräfte und Blüten verborgen lagen. Sehen Sie, ſo ſieht man, wenn man 30 Jahre alt iſt, die Lieblinge unſers Innern ſterben — ſo ſteht vor dem verarmenden Menſchen ein Grab um das

ſ, und der Greis ſieht die Sonne blos hinter Todtenhügeln
ſ- und untergehen.

Auch Sie müſſen es ſo gut wiſſen, wie ich, daß alle die
ſter der Freude, alle die Echos unſerer Wünſche, die vor uns
rüberrücken, den öden Menſchen voll Seufzer und voll Wün-
t nur beklemmen, nicht befriedigen, — daß alle die ſchönen,
: Gemälde unſerer Hoffnungen vor uns aufgeſchlagenen Land-
ſten mit den Bergen, die ſie ummauern, mit den Blumen-
hen, die auf ihnen zittern, mit den umhergeworfenen Wolken,
mit großen Schatten von einem Berg zum andern fliehen,
ſ ſag' ich, das ganze uns überſtrömende Concert der großen
e doch nichts thut, als längſt begrabene Klagetöne, unmög-
e Wünſche, eine drückende Sehnſucht, die auf dieſer Erde
hungert, und Erinnerungen, die ſo blaß wie Hoffnungen aus-
n, aufzuwecken. Ach wenn ſich doch jeder, der bei den ma-
hen Gebirgen und bei der Sonne, die hinter ihnen niederrinnt,
end ſagt: „O dort drüben, hinter den Bergen, hinter der
ne wohnt ein ſchöneres Land, und glücklichere Tage und
re Menſchen!" Wenn ſich doch jeder antwortete: „Hinter
Bergen und der Sonne ſteht auch ein Armer, wie du, und
auch Wünſche wie du, und wir ſind alle nicht glücklich!"

Das weibliche Geſchlecht weiß ſich weder in den Ernſt noch
den Scherz des männlichen zu ſchicken; es misverſteht faſt
s, Complimente ausgenommen; freilich gibt es noch klügere,
um uns nicht zu misverſtehen, uns überhören und taub
, um nicht blind zu ſein.

Neues Jahr meiner geliebten Freundin! — ſag' ich auf
gen jetzt in dieſer ſchönen Stunde der Erweichung — nimm
m Herzen die Seufzer, Ihrem Auge die Thränen, Freuden-
ren ausgenommen — mache Ihre Entſchlüſſe feſter, Ihre
le ſtiller, Ihr Leben gleicher — vernichte den Unterſchied
chen der Einſamkeit und der Geſellſchaft, als wenn man
t gerade in dieſer das ausführen müßte, was man ſich in
: vorgenommen, als wenn die Gedanken der Einſamkeit
t größer, ſchöner, mächtiger, ewiger wären als die Gedanken
Geſellſchaft.

Mir träumte: In der Neujahrsnacht dieſes Jahres, wo der
rglaube in ſeinem Kreiſe nach Leichenbahren und Flammen
den Dächern blickt, ſtand ich im Gottesacker. Die künfti-
Gräber des Jahres waren wie Ruhebetten aufgethan und
über ihn hingereiht. Ein dunkler Wintertag nach dem
n zog vorüber und ließ ſeinen Todten in die kühlſte Grotte
ſchwülen Lebens ſinken — ich kannte die Sinkenden nicht.
.. Dann kamen die hellen Frühlingstage und trugen ſchwe-
— und füllten die geöffneten Betten des Todes bald mit
n Vater — bald mit einer Schweſter — bald mit einem
nde — zuweilen glitt aus zwei Armen ein kleiner Kinder-
in die zweite Wiege des Lebens wie in einen Blumen-
... und ich ſagte in ſtiller Trauer: o ihr guten Kleinen,
ret gern am Sieberg des Todes, ſinket nur gern zurück auf
letzte, weichſte Kiſſen mit welken Blumen ausgefüllt, o das
ß, das ſo viele Wunden in euch geſchnitten, liegt oder ſteht
nur abgebildet auf euerm Hügel.

Man hat nur zwei Urſachen oder zwei Zeiten, das Leben
wünſchen. Die erſte iſt die poetiſche unerſetzliche Jugendzeit,
man ſeine ſchönen Träume genießt — die zweite iſt die Zeit,
man wirken will. Auch dieſe letzte Zeit hatte Ihre gute
ter überlebt; ſie hatte ihre Wirkungszeit ſchön geſchloſſen
durfte nun ausruhen. Dies kann man aber in unſern
n über der Erde ſo leicht nicht. Wir hingegen müſſen
rufen in die Zukunft für unſere Kinder und rüſtig handeln,
ge es geht. Je ſchlimmer die Zeiten, deſto beſſer müſſen
Aeltern ſein.

Wenn der Menſch daran denkt, daß er vor Scham zuſam-
menſänke, wenn er ſeine ganze Lebensgeſchichte und alle ſeine
Verſuchungen ſeinem beſten Freunde offenbaren müßte — wer
ſteht uns aber dafür, daß wir nicht im Angeſicht einer ganzen
zweiten heiligen Welt handeln und denken —: ſo wird er be-
ſcheiden, ſo erträgt er den Fremden, und die Vorzüge, die er
bekommen, aber nicht erworben hat (wie Verſtand und Schön-
heit), machen ihn demüthig gegen den, der größere Rechte und
kleinere Belohnungen hat.

Alle unſere Vorzüge erhalten das gewiſſeſte und größte
Lob, wenn wir jene nicht auskramen und dieſes nicht fordern.

Da die Tugend im Entſchluſſe ſo ſüß und in der Ausübung
ſo bitter ſcheint: ſo wird man muthlos — aber der, der nur
das erſte mal ſich überwand, kennt nichts Süßeres — dem Gu-
ten koſtet es zuletzt weniger Mühe, gut, als dem Schlimmen,
böſe zu ſein.

Die Rolle eines Mädchens dauert kaum 10 Jahre, die einer
Frau vielleicht 30 — und doch werden dieſe jenen aufgeopfert.
In wenigen Jahren iſt das Spiel mit den weiblichen Reizen
zu Ende, und doch ſetzt man in dieſen Spielteller nicht blos
die ganze Zukunft — oft die ganze weite Welt.

Jede Thräne, jede Rührung iſt — noch keine vollendete
gute That, ſondern — ein Schwur vor Gott, gute Thaten zu
vermehren.

Stellen und Sentenzen dieſer Art finden ſich namentlich in den frühern Briefen; denn ſpäter trat mit der Zunahme des Alters und infolge der gänzlich veränderten Zeitſtimmung ſelbſt bei Jean Paul einige Verkalkung der Gefühle ein. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts durfte man wol noch die Spinnenfäden ſentimentaler Schwärmerei an einen dünnen Mondſtrahl knüpfen, ohne Gefahr zu laufen, deshalb verſpottet zu werden; es fehlte damals noch nicht an gleichgeſtimmten, mitfühlenden Seelen; aber dieſe ſtarben mehr und mehr aus, und es war keine Nachfrage mehr nach dieſen zarten Geſpinſten der Sentimentalität. Man hätte wenige Decennien ſpäter Empfindungen wie folgende aus dem Jahre 1794 nicht mehr begriffen:

Und du lieber Mond, der bei meiner Abreiſe im letzten Viertel war und bei meiner Ankunft wieder voll ſein wird, hänge ſanft an deinem Himmel — dein ſanftes Licht macht mich zu weich, dein ſtilles Niederſchauen zieht mein Herz zu dir hinauf — und es drückt ſich an dich an — und fühlt doch, daß der Mond ſo veränderlich iſt und bleibt — o mein guter ſanfter Mond!

Oder:

Das Schickſal hat uns ſo lieb gehabt, daß es faſt lauter ſchöne Geſichter ſtatt der Meilenzeiger in unſern Weg geſtellt. Durch die bamberger Wieſen hätt' ich mit ausgeſpannten Armen gehen mögen, um ſie ſogleich an den ſchönſten Geſtalten, die uns auf ihnen begegneten, zuzumachen.

Dieſe Sentimentalität erhebt ſich aber oft zu einem wahrhaft poetiſchen Schwunge:

O liebe Renata! ich dachte oft an Sie in jener Nacht — die Freude des Menſchen hienieden iſt nichts als eine vergrößerte Sehnſucht — ich ſah an jedem Gebüſch die Johanniswürchen wie Edelſteine glimmend hängen, über dem Teiche ſtiegen ſie wie Funken auf, und ich ſtreuete dieſe lebendigen Sterne in das Haar der ſchönen Fußgängerin — der Himmel ruhte entfernt über uns und unſern kleinen Freuden aus und deckte in ſeinen Sternen die größern auf u. ſ. w.

Seine Ansprachen an Renata sind oft so überschwenglich, daß, wie E. Förster mit Recht bemerkt, „alle seine Mittheilungen unter dem Feuer seiner Phantasie eine so lebhafte Farbe gewannen, daß sie das gewöhnliche Auge von Aeußerungen der Liebe schwer unterscheiden mochte. Inzwischen unterschied er in seinem Herzen genau.“ Man hat behauptet, daß das Gefühl bloßer Freundschaft zwischen Mann und Weib nicht möglich sei, aber Jean Paul machte auch dies möglich; er glaubte noch

an jenen Einklang der Brust, wenn eine Seite, von einem Herzen zum andern gespannt, auf beiden zittert, sobald sie der Ewige mit seiner großen Welt berührt — an jene Aehnlichkeit, wo die Gedanken schon Worte sind und die Blicke schon Umarmungen — wo äußere Vortheile nicht knüpfen, äußere Nachtheile nicht trennen — wo die zwei Ueberglücklichen wie zwei Kinder nebeneinander in den zwei Armen des Unendlichen liegen und einander trunken anblicken und sich mit ihren Augen die Liebe gegen den Ewigen, der sie begeistert, sagen. — — Diese Freundschaft ist uneigennütziger als die Liebe und seltener und größer als die Liebe, deren jeder fähig ist.

Das hing noch mit dem Freundschaftscultus zusammen, wie Klopstock, Ebert, Gleim und ihre Freunde ihn pflegten, und so stoßen wir auch hier auf ein culturhistorisches Moment, das für jene Zeit charakteristisch ist. Für diese innige uneigennützige Sympathie der Seelen sind, wie es scheint, der neuern Generation die dazu nöthigen Organe verknorpelt oder abgestorben.

An äußern Lebensdaten gewährt, wie schon bemerkt, der Briefwechsel wenig Ausbeute. Doch finden wir in einem Briefe vom 6. August 1792 bemerkt:

Mein Roman wird zu Michaelis mit Kupfern von Chodowiecki in Berlin sehr schön gedruckt; ich bekam dafür 530 Fl. Rh., thut 100 Dukaten, ungefordert, und bekam, was noch mehr ist, in Berlin einige Freunde mehr, die es im Manuscript lasen. Liebe Renata, auch Sie müssen von der Seite des Herzens den alten Flausrock erst aus seinem Buche kennen lernen. Jetzt bei so vielem Gold und Silber wäre der Flausrock ein Narr, wenn er vernünftig bliebe; aber das thu' ich schon nicht, sondern ich habe über 40 Fl. schon aufgewandt, meinen alten Körper und Adam zu convertiren und zu verzinnen, wie ich denn nächstens Ihnen in Baireuth mich mit Bänderschuhen und dreieckigem Hut und Gesicht präsentiren will.

In einem Briefe vom 13. October 1824 heißt es:

Ich schickte Ihnen Katzenberger's verlangte Badereise nicht, weil sie fast ganz für den Scherz geschrieben ist, und nur einige kleine Aufsätze mehr Ihren Wünschen und Gefühlen zusagen. Uebrigens schreib' ich jetzt immer weniger Briefe, je mehr ich bekomme; Alter und Arbeit legen Schweigen auf. Seit unserm letzten Sehen hat mir der Himmel Schmerzen gegeben, über die ich nicht sprechen kann und die die Zeit nur verdoppelt, nicht nimmt.*) Kleinere Leiden machen mir meine Augen, wovon das linke fast staarblind ist und theilnehmend das rechte nur durch Hohlbrillen mir zu lesen erlaubt.

Der letzte Brief, vom 5. November 1824, ist größtentheils durch die Hand seiner jüngern Tochter Odilie geschrieben; doch befindet sich am Schluß eine Nachschrift von Jean Paul's eigener Hand, worin es heißt: „Die Hand meiner guten Odilie, wodurch ich Ihnen (des blendenden Postpapiers wegen) schreibe, sei Ihnen ein Zeichen, wie nöthig mir Gläserbeistand ist.“

*) Diese Stelle bezieht sich auf den Tod seines einzigen Sohnes Max, welcher im September 1821, während er sich als Student in Ferien bei seinen Aeltern in Baireuth aufhielt, am Nervenfieber gestorben war.

Wir haben schon bei Gelegenheit der Briefe unsere weimarer Literaturheroen die Bemerkung zu machen gehabt, daß unsere größten Geister die furchtbaren Schläge, welche Deutschland um jene Zeit trafen und selbst ihr geistiges Leben und Sein bedrohten, sich sehr wenig oder gar nicht anfechten ließen, ja sogar, wenn sie ihrer vorübergehend gedachten, einen fast leichtfertigen Ton anstimmten. Auch in Jean Paul's Briefen ist von vaterländischen Angelegenheiten nirgends die Rede, außer in folgender bemerkenswerthen Stelle, der man in einem Briefe vom 25. Januar 1807 begegnet: „Die blutigste Zeit ist wahrscheinlich dem magern Deutschland schon vorüber. Ich wüßte auch nicht, was dessen Gerippe noch werden könnte, es müßte denn ein Schatten sein.“

Auch wenn es jetzt noch einen Jean Paul gäbe und geben könnte, würde er doch schwerlich eine Renata finden, mit welcher er Briefe wie diese wechseln könnte, ohne ihr lästig und ungenießbar zu werden. Es ist ein schlimmes Symptom, daß die Männerwelt unvergleichlich materieller geworden ist, aber ein noch schlimmeres, daß es, daß auch die Frauenwelt im allgemeinen in dieser Richtung die bedenklichsten Fortschritte gemacht hat, da sie viel mehr nach außen lebt, glaubenslos und zum Theil selbst etwas geckenhaft und burschikos geworden und es für höchst überflüssig zu halten scheint, ihr Gemüthsleben in der Tiefe anzubauen und sich Schätze zu erwerben, welche den nur zu rasch erfolgenden Verlust bloß äußerer Vorzüge überdauern. Der allgemeine Zug hat auch die Frauen ergriffen und sie thun redlich und unredlich das Ihrige mit, die Welt in diesem Taumel zu erhalten und zu bestärken. Ueberhaupt muß man es richtig bedauern, daß unsere jüngere Generation darauf nicht mehr in der Stimmung zu sein scheint, an jenem Quell gemüthlicher Erbauung und humaner Gesinnung, wie sie durch Jean Paul's Schriften rinnt, zu schöpfen und an dieser reinen Krystallflut ihr nicht wenig zu Vertrocknen geneigtes Herz zu erfrischen.

Hermann Marggraf.

Zur Religions- und Weltgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Ueber W. Menzel's „Geschichte der letzten zehn Jahre“ ist wenig zu berichten. Das Buch besteht aus lose und leicht zusammengereihten Zeitungsexcerpten und wo Gott, wo sie Menzel alle hergenommen hat! Er muß jetzt schnell zugegriffen haben, da er sich nicht selten vergriffen hat, wie z. B. S. 391, wo er berichtet, daß die radicale Regierung in Luzern eine neue Schulanstalt des deutschen Flüchtlings Julius Fröbel begünstigt habe, die „nur im katholischen Lande Propaganda gemacht“. Fröbel war weder deutscher Flüchtling, noch hatte er eine Schulanstalt, noch wohnte er in Luzern und mitten im katholischen Lande.

Auch mit der männlich stolzen und rücksichtslosen Offenheit des Historikers hat es eine eigene Bewandtniß: sie nimmt offenbar zu mit der Entfernung vom Schauplatze der Geschichte und sie vermindert sich dem

ehr sich die Geschichte der neuesten Zeit nähert. rdinand VII. dort hinten in Spanien und seine , Kuppler- und Pfaffenwirthschaft" nimmt Men- ig ein Blatt vor den Mund, daß sich sogar für enwirthschaft" kaum noch einige Schonung be- ßt. Ueber die jetzige spanische Wirthschaft äu- ß mit weit mehr Discretion. Dem „königlichen Ludwig Philipp sagt er ohne Complimente die ahrheiten in sein todtes Gesicht hinein. Da ist de von der „innern Corruption", von der „vom gehenden sittlichen Fäulniß" und von der heil- enwirthschaft. „Wer Geld zu machen verstand, cht oder Unrecht, dem reichte Frankreich damals " Dagegen spricht er vom jetzigen Kaiser der nur Chapeau bas; und davon spricht er gar sich der Kern der großen Nation, die pariser lkerung, der höchsten Blüte des Börsenskandals t 1852 zu erfreuen hat. Auch in das Dickicht a Geschichte seit 40 Jahren wagt sich Menzel lenpferd, um es auf der sicher leitenden Fährte ganzen deutschen Dichterwald durchziehenden en Judengeruchs" zu durchsuchen. Ob er aber land oder auch von andern Ländern rede, er friedener mit der Geschichte, je mehr sie ihm t zur Verherrlichung der römisch-katholischen schlagen scheint. Und obgleich er in seiner os mishandelten Geschichte kein sonstiges Er- t, hat er doch überall ein rührendes Mitgefühl nen Väter" der Gesellschaft Jesu. Er ver- berichten, daß der Uebertritt des schaffhau- zum Katholicismus großes Aufsehen gemacht ißt vermuthen, daß der Uebertritt Menzel's machen würde. In Summa ist das zwei- weniger Geschichte als Kapuzinerpredigt. Es l seine Liebhaber finden und — vielleicht um

---

W. Menzel den thatsächlichen Beweis, daß Geschichte der letzten vierzig Jahre" schreiben amit zur bessern Erkenntniß und richtigern er neuesten Zeit das Kleinste beigetragen zu dagegen L. Häusser, der gerade da auf- nzel anfängt, den umgekehrten Beweis ge- ß von der Geschichte der Vergangenheit aus t auch über die Gegenwart ausgießen läßt. d letzte Theil der „Deutschen Geschichte vom s des Großen bis zur Gründung des Deut- schildert das Größte und das Kleinste, der Reformation in Deutschland begeben Ostpreußen beginnende gewaltige Erhebung nd die Entstehung der Deutschen Bundes- zum 1815. Es ist die alte und doch stets vom deutschen Rhein, wie er mit bewälti- die Felsen durchbricht und sich schließlich im

erte Aufschwung der Nation war mächtig Kriege wenigstens die Erreichung der mi- litärischen Hauptzwecke sicher zu stellen. Und man gewinnt erst den rechten Maßstab für die ganze Kraft dieser Be- geisterung, wenn man erwägt, wie auf Seite derjenigen, in deren schwache Hand die oberste Leitung im Felde und Cabinet gelegt war, zur Vereitelung eines großen kriege- schen Erfolgs alles Denkbare gethan wurde durch diplo- matische Quertreibereien, durch halben und ganzen Ver- rath, durch kleinlichste Eifersucht, durch Unentschlossenheit und Unfähigkeit. Wenn aber nach ihren politischen und socialen Erfolgen die ganze Geschichte jener Zeit nur ein großes Rennen nach athemlos erreichten kleinen Zielen geblieben ist, so erklärt sich dies zum guten Theil aus der bei den maßgebenden Personen herrschenden völligen Unklarheit über das was werden solle, aus einer bunten Mannichfaltigkeit widersprechender Sondermeinungen und Sonderinteressen. Nachdem sich diese Meinungen und In- teressen gegenseitig matt gerungen, blieb nichts anderes übrig, als eine jedes neuen Gedankens und jeder neuen Schöpfung völlig unfähige Ohnmacht. Es blieb mithin im Jahre 1815, wie später 1849, nur noch die möglichst weit getriebene Reaction und Restauration übrig: diese blödsinnige Politik der Wiederkäuer, die zu dem früher Dagewesenen zurückkehren muß, weil sie es höchstens dahin bringen kann, das schon Gedachte und Gethane noch ein- mal zu denken und zu thun.

Sehr seltsame Ansichten von Dingen und Personen, über die wir uns gegenwärtig wundern, weil unsere Thor- heiten andere sind als die Thorheiten jener Zeit, kamen nicht blos bei den in den Vorurtheilen der alten Schule großgezogenen Staatsmännern zu Tage, sondern mitunter auch bei den rüstigsten und geistvollsten Vorkämpfern einer neuen Zeit. Als der Freiherr von Stein nach dem Macht- gebot Napoleon's aus dem preußischen Ministerium treten mußte, schrieb derselbe General York, der später der Fran- zosenherrschaft vor allen Deutschen den ersten und schwer- sten Schlag beibringen sollte, über Stein und seine für ein freies, einiges und mächtiges Deutschland glühenden Gesinnungsgenossen: „Ein unsinniger Kopf ist schon zer- treten; das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem Gift selbst auflösen." Auch Gneisenau hatte während sei- nes Aufenthalts in England so wenig Vertrauen auf das, was von Preußen aus geschehen werde, daß er noch im No- vember 1812, also nach der Katastrophe von Moskau, den ernstlichen Vorschlag machte, England solle mit seinem Land- heer in Norddeutschland auftreten, alles für sich selbst er- obern, dem Lande die englische Verfassung geben und es dem britischen Reiche einverleiben. Der hannoversche Mi- nister Graf Münster beschäftigte sich mit der dynastischen Marotte eines welfischen Reichs, das zwischen Elbe und Schelde hergestellt, die Niederlande, Westfalen und die al- ten Besitzungen des Hauses umfassen sollte. Darauf erwiderte Stein: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland... Mir sind die Dynastien in diesem Augen- blick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig, es sind nur Werkzeuge." Im gleichen Sinne wie durch Stein wurden die Rechte und Interessen der Nationen weit über alle dynastischen Ansprüche gesetzt sowol in der von Kutusow

unterzeichneten Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813, deren officieller Charakter trotz „späterer Ableugnungen" auch vom Verfasser anerkannt und nachgewiesen wird, als auch in dem am 17. März erlassenen Aufruf an das preußische Volk. In der erstern ist bekanntlich nicht blos von einer Verfassung Deutschlands die Rede, die „den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben und aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volks heraustreten" soll, sondern es wird auch „jedem deutschen Fürsten, welcher der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, die verdiente Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen" in Aussicht gestellt. Und in dem Aufruf vom 17. März heißt es sogar unter anderm: „Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtige Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer." Auf der andern Seite erfahren wir aus den „Denkwürdigkeiten des Generals Toll" (Bd. 3), wie Metternich vor den Reichenbacher Verträgen den Beitritt Oesterreichs zur Allianz gegen Frankreich förmlich davon abhängig gemacht hatte, daß man, wenn auch die früher an die Völker erlassenen Aufforderungen zur Selbsthülfe nicht geradezu desavouirt würden, doch künftig alles vermeide, was der Bewegung über die von der Cabinetspolitik ihr gesetzten Schranken hinaus einen allzu populären oder gar revolutionären Charakter geben könne. Und man muß gestehen, daß es die Cabinetsregierungen des Festlandes mit der Erfüllung dieser Bedingung genau genug genommen, daß sie ihrerseits nichts versäumt haben, um im großen Aufschwunge der Völker den Nerv der Begeisterung zu lähmen, um den Sturz des Napoleonischen Weltreichs als das reglementsmäßige Werk einer handwerksmäßig eingeschulten soldatischen Dressur erscheinen zu lassen. Im Geiste dieser Cabinetspolitik war denn auch der Vertrag von Ried (8. October 1813),

wonach man sich nicht wundern durfte, wenn am Ende in den deutschen Dingen nichts weiter zu Stande kam, als etwa das Metternich'sche System der Allianzen; und wenn selbst eine so unvollkommene Bundesverfassung, wie die vom 8. Juni 1815, ein Werk unsaglicher Schwierigkeiten wurde.

Je nach den verschiedenen Standpunkten war denn auch der Eindruck des leipziger Siegs ein sehr verschiedener. Unmittelbar nach der Schlacht schrieb Stein:

Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheuere Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechts ist... Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, thatenvolle, lorber- und thränenreiche Feldzüge.

Und in der That ließ man schon wenige Wochen nach der großen Völkerschlacht, schon im November, dem „Bösewicht und Feinde des Menschengeschlechts" durch den französischen Diplomaten St.-Aignan Friedensvorschläge machen, worin es unter anderm heißt: „Sie (die Alliirten) sind einig, Frankreich seine natürlichen Grenzen, den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zu lassen." Dies geschah zu derselben Zeit, als Arndt seine Schrift geschrieben hatte „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", und „Blücher sprach damals ungescheut" — erzählt Häusser — „von diplomatischen Schuften". Kein Wunder also, daß den Franzosen der Napoleonischen Zeit das Hirngespinst von der natürlichen Rheingrenze nicht immer im Kopfe spukt, da ja die hohen Verbündeten selbst dieses Vorurtheil officiell gehätschelt haben und dies ja unmittelbar nach einem mit dem besten Herzblute des deutschen Volks erkauften entscheidenden Siege.

Um so weniger durfte man begreiflich bei den Staatsmännern und Diplomaten des Rheinbundes irgendwelchen Sinn für das Recht, die Macht und Ehre der deutschen Nation zu finden glauben. Nach dem Vertrage von Ried gab Montgelas dem französischen Gesandten die für ihn nur allzu tröstlichen Abschiedsworte mit auf den Weg: „Wir beugen uns jetzt dem Sturme und treiben weiß Gott wohin. Aber ist die Ruhe einmal hergestellt, so seien Sie von einem fest überzeugt: daß Baiern stets Frankreichs nöthig hat."

Daß diese dringende Einladung an die Franzosen baldigst wiederzukommen und einer freundlichen Aufnahme gewiß zu sein, vollkommen aufrichtig gemeint war, daß sogar diese kläglichste Politik als traditionelle Staatsklugheit zu einer deutschen Erbsünde geworden ist, davon überzeugt man sich leicht noch jetzt, oder jetzt wieder, wenn abermals ein Napoleon auf dem französischen Kaiserthron sitzt. Kann man es doch in vertraulicher Stunde noch immer aus dem Munde angesehener und in allen Ehren particular-patriotisch gesinnter Männer hören: „Frankreich ist der natürliche Verbündete Baierns. Denn Oesterreich will sich auf Kosten Baierns vergrößern und Preußen steht wenigstens jeder Vergrößerung Baierns mißgünstig." Wenn man dann, ohne die geringste Beziehung zu den Männern der politischen Praxis transscendent genug, denen Begriffe von deutscher Volksherrlichkeit und Volksehre, vom gleichfalls particularistischen Standpunkte etwa entgegnet, wie doch jedenfalls die französische Waffenbrüderschaft mit dem Verlust der Pfalz erkauft werden müsse, so heißt es: „Daran ist wenig gelegen. Dafür würde Baiern das Inn- und Hausruckviertel erhalten." So zeigt uns Häusser durch zahlreiche und schlagende historische Thatsachen, daß schon inmitten des großen deutschen Befreiungskriegs die widersprechendsten Ansichten und Interessen hart gegeneinander stießen und daß daraus fort und fort Reibungen und Kämpfe entspringen mußten, die bis zur Stunde nicht zu Ende sind.

Was die Kriegsgeschichte selbst anlangt, so mag man bedauern, daß der Verfasser den dritten Band des in jeder Beziehung ausgezeichneten und bedeutenden Werks: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie, C. F. Grafen von Toll. Von Theodor Bernhardi" (Leipzig 1858), sowie dasjenige des französischen Oberst Charras über den Feldzug von 1815 nicht benutzen konnte. Doch ist er mittels sorgfältiger kritischer Prüfung und Vergleichung des bis dahin Ueberlieferten selbst schon bis zum Kern der historischen Wahrheit

ungen, durch alle Schalen hindurch, wodurch man den-
ken zum Theil unabsichtlich, noch weit mehr absichtlich
hüllt hatte. Hiernach lassen auch die Erzählungen
ässer's nicht mehr den kleinsten Zweifel über die Rolle
ig, die Bernadotte gespielt hatte. Aber freilich war,
ß allen Künsten der Beschönigung, das Gebaren des
edischen Kronprinzen von allen schärfer Blickenden
n auf frischer That durchschaut worden. „Das Ein-
fen der lilliputischen schwedischen Angelegenheiten in die
päischen", schrieb Stein, „war äußerst verderblich."
n begreiflich ist auch, wenn es Bülow, der Sieger
Großbeeren und Dennewitz, für ein großes Uebel
hte, daß „dieser Charlatan" in Deutschland erschienen
Hatte es doch Blücher an sich selbst erlebt, daß die-
ehemalige französische Marschall und Oberbefehlshaber
Nordarmee alles Mögliche gethan hatte, um die bei-
Schlachten zu verhindern; daß er aber nach trotz ihm
nen Siegen mit der Dreistigkeit des Gascogners
llen Griffes bereit war, dem General Bülow und
r preußischen Heldenschar die blutig erkauften Lorbern
nehmen; ja daß es ihm für eine freilich nur kurze
wirklich gelang, wenigstens in den amtlichen Bulle-
besonders in seinen eigenen, als Held und Sieger
ten.

er Verfasser berechnet die Streitkräfte der Verbündeten,
t sie nach dem Waffenstillstand in Böhmen, Schlesien,
Mark und an der Niederelbe auftraten, auf 480000
n; diejenigen Napoleon's auf noch nicht 350000
n. Aber nach den gewissenhaftesten Prüfungen und
ligsten Vergleichungen in den „Denkwürdigkeiten" des
als Toll hatte Napoleon im Beginn des zweiten
ges von 1813 nicht weniger als 440000 Mann und
Geschütze, gegenüber den 493000 Mann und 1388
tzen der Alliirten. In den ersten Monaten, in
die ganze Reihe jener Schlachten und Gefechte fiel,
ch die Entscheidung bei Leipzig vorbereitet wurde,
lso sogar das numerische Uebergewicht der Verbün-
über Napoleon und seine Franzosen sehr unerheblich.
kam bei dem französischen Heere die völlig einheit-
itung durch die starke Hand eines gewaltigen Kai-
n dem man stets auch eins der größten Feldherrn-
anerkennen wird, obgleich ihm die nüchterne, un-
ue und sachkundige Kritik der neuesten Zeit nicht
militärische Fehler, namentlich auch aus dem Feldzuge
13, nachweisen konnte. Dagegen sehen wir auf Seite
bündeten nicht blos einen Kronprinzen von Schwe-
r sein allzu einflußreiches Commando blos im In-
seiner französischen Gegner zu handhaben schien,
auch unter den andern Führern eine heillose Viel-
it mit weit auseinander gehenden Meinungen und
. Hauptsächlich fanden sich im gemischten Haupt-
der großen oder böhmischen Armee so viele Befeh-
o viel gegenseitige Eifersucht und ein solches allseiti-
greifen in den Geschäftskreis der andern, daß dieses
tartier in sich selbst wieder einen beständigen Krieg
und zwar, wie es Gneisenau bezeichnete, „einen
ller gegen alle". Je weniger aber der Sieg ver-
bürgt war durch ein von Anfang an erdrückendes Ueber-
gewicht der Zahl oder gar durch eine besondere Zweck-
mäßigkeit der höhern Führung, um so Größeres mußten
die Truppenmassen, mußte das namenlose Volk im Heere
leisten, damit es durch die schwerste kriegerische Arbeit
einigen wenigen das Recht erwürbe, sich den Lorberkranz
statt des Strohkranzes um die Stirn zu flechten. Nur
durch diesen unverwüstlich guten Geist des Volks im Heere
wurde es möglich, daß ein großer und günstiger Erfolg
sogar durch die Schwäche und Uneinigkeit der Befehlenden
nicht mehr vereitelt werden konnte.

Je nach den verschiedenen Staaten, die sich am Kriege
gegen Frankreich betheiligten, war gleichwol auch die Lei-
stungsfähigkeit der Truppen eine verschiedene. Bei der
österreichischen Armee, welche die größere Masse bildete,
war die Sorge für Ausrüstung und Verpflegung der
Truppen eine sehr unvollkommene. Dies galt besonders
für den Anfang des Kriegs und es scheint, daß in dieser
wichtigen Beziehung damals sogar die russische Armee
einen Vorzug beanspruchen durfte. Außer diesem materiell
niederschlagenden Mittel lag es aber auch in der ganzen
Richtung der österreichischen Politik, daß sie alles that,
um jeden freiwilligen und begeisterten Aufschwung zu ver-
hindern, der etwa hier und da über den Buchstaben des
Reglements hinausführen konnte. Und da sich der Geist
des Heers und der militärischen Führung in gewissem
Grade stets gegenseitig bedingen, so war es um so be-
greiflicher, daß infolge der übermäßigen Sorge für den
Geist der Mäßigung auch die Leistungen der Truppen auf
dem Schlachtfelde sehr mäßige blieben. Sie blieben es so
sehr, daß die verbündeten Armeen bei einer durchgehenden
Stimmung, wie sie damals unter den Oesterreichern
herrschte, wol noch einmal so stark hätten sein können,
als sie es wirklich waren, und daß sie gleichwol keine son-
derlichen Erfolge erkämpft haben würden. Da aber die
großen Erfolge nicht ausblieben, so müssen wir einen um
so kräftigern Geist bei den andern Truppen voraussetzen,
wenigstens bei den Truppen, die wirklich zum Schlagen
kamen, denn bei den schwedischen Regimentern, denen der
Krieg nur aus sicherer Ferne gezeigt wurde, konnte frei-
lich auch die noch so gute Stimmung keinen Ausschlag
geben. In der That ließen sich bei den Russen, die noch
von 1812 her einen wohlbegründeten Franzosenhaß mit
sich brachten, jene Ausdauer, Standhaftigkeit und jener
passive Muth gewahren, die zwar keine großen positiven
Zwecke erreichen, deren es aber zur Vereitelung der feind-
lichen Zwecke nothwendig bedarf. Denselben Charakter
hatte im ganzen die russische Führung, und in ebenso
glänzender als erfolgreicher Weise bewährten sich diese gu-
ten Eigenschaften des russischen Soldaten unter der ruhm-
vollen Führung des Prinzen Eugen von Würtemberg
an den blutigen Gefechtstagen von Kulm. Von großem
Einflusse war es sodann, daß Kaiser Alexander selbst,
dessen innerlichst passive Natur wenigstens zeitweise durch
einen von den glücklichen Erfolgen des Jahres 1812 ge-
nährten Ehrgeiz überwogen wurde, nicht unempfänglich
blieb gegen die Anregungen zu energischer Kriegführung,

wie sie ihm von preußischer Seite her und durch seine eigenen und tüchtigsten Offiziere, namentlich durch Toll gegeben wurden. Aber weitaus die Hauptsache, die allen Widerstand des Feindes, sowie alle Frictionen, alle Trägheit und alle absichtlichen Hemmungen auf der eigenen Seite bewältigende Federkraft war doch die zu den heldenmüthigsten Thaten und zu ungezählten Opfern fortreißende Begeisterung, war jene sturm- und siegbegierige und doch nachhaltige Kampfeslust, wovon die Masse und Führer des preußischen Heers, wovon auch jene deutschen Truppen beseelt waren, die sich in freiwilliger Erhebung und in wachsender Zahl der deutschen Sache anschlossen.

War gleich dieser Aufschwung im langen Verlaufe einer öden und unerquicklichen Geschichte nur ein kurzer Silberblick des deutschen Volkslebens, er war doch ein Zeichen, daß die Nation aus edelm Metall gegossen ist. Alles Große, was in den Jahren 1813—15 von den Deutschen gethan wurde, war im höchsten Maße die freie und eigenste That der Volkskraft und des Volkswillens, und der Enthusiasmus jener Tage läßt sich so wenig als ein obrigkeitlich bewilligter oder befohlener brandmarken, daß er vielmehr das gerade Gegentheil gewesen ist. Denn nach den Weisungen Metternich's ließ es selbst die preußische Politik nicht an Dämpfern für die bald genug unbequem gewordene Volksbegeisterung fehlen. Man erinnere sich der Lützower und anderer Scharen von Freiwilligen, deren verwegener Schlachtenmuth bei den Feinden — freilich nicht in den Proclamationen des französischen Kaisers, aber doch in den unbefangenen Urtheilen französischer Offiziere und Soldaten — bei weitem mehr Anerkennung fand, als bei der bürgerlichen und militärischen Aristokratie des eigenen Heimatlandes. Und wenn am 31. März 1814, bei dem Einzug der Verbündeten in Paris, dieselben preußischen Heldenscharen, die das Beste gethan hatten, um den hohen Potentaten eine blutige Gasse bis an die Thore der Hauptstadt zu machen, um diese her marschiren und eine Strecke weit davon entfernt ihre Quartiere beziehen mußten, so lag darin keine sehr begeisternde Aufmunterung von oben herab. Aber noch mehr! „Sehen schlecht aus, schmuzige Leute", hatte Friedrich Wilhelm III. gesagt, als ihm York am Tage vor der pariser Schlacht, deren noch ungewisser Ausgang das Schicksal Europas entscheiden sollte, sein glorreiches Armeecorps vorstellte, das sehr begreiflich in Ansehen und Kleidung die Spuren seiner Strapazen wie seiner Thaten trug. Solche aufmunternde Worte vor dem Tage einer Schlacht hätte freilich Napoleon I. nicht fallen lassen!

Aber jene Aeußerung veranschaulicht nicht blos den immerhin bemerkenswerthen himmelweiten Unterschied zwischen der militärischen Beredsamkeit deutscher Fürsten und des Kaisers der Franzosen; sie deutet überhaupt auch auf den grellen Unterschied in der Behandlungsweise der deutschen und französischen Truppen. Bei diesen letztern ward nichts versäumt, um den kriegerischen Rausch mit eau de vie de la gloire stets von neuem zu nähren, und nicht blos in Proclamationen und Bulletins wurden die brillantesten Phrasen der phrasenreichen französischen Sprache verbraucht, um die Thaten [illegible] alle Wahrheit hinaus schönzufärben, [illegible] merkwürdiges System der militärischen [illegible] und Belohnungen hielt auch alle Triebfedern [illegible] zes und der Gewinnsucht in steter Spannung [illegible] tern Anstrengungen und Thaten anzufeuern. [illegible] land kam dagegen sogar in den Befreiungskriegen [illegible] nehme Welt nicht über den Gedanken hinaus, [illegible] Soldat und Unteroffizier, nach einem nur allzu [illegible] Ausdruck, nichts weiter als seine „verfluchte [illegible] thue, wenn er gegen armseligen Sold und [illegible] handlung Leib und Leben, das eigene Glück [illegible] ner Familie in die Schanze schlage. Und [illegible] bei weitem mehr als nur diese „Schuldigkeit" [illegible] mußte er sich noch auf die Finger klopfen [illegible] sich unterstanden, die höchsten kriegerischen Ehren [illegible] gewaschenen Händen zu pflücken. Um so [illegible] der Ruhm der deutschen Heere, als alle [illegible] anstalten die Flamme der Begeisterung [illegible] die erstarrende eisige Kälte, die von oben [illegible] die kriegerische Glut nicht so weit zu dämpfen, [illegible] daß nicht trotz alledem die kriegerischen [illegible] worden wären. Man hat es der deutschen [illegible] nachgerühmt, daß sie sich ohne die Gönnerschaft [illegible] Mäcene zu den höchsten Höhen aufzuschwingen [illegible] Aber mehr noch darf sich die deutsche Nation [illegible] daß sie sich aus eigenster Kraft, mit neuen [illegible] Flügeln zur weltgeschichtlichen Poesie der [illegible] aufgeschwungen hat. Die einmal zur [illegible] dene Gewißheit, daß sie sich selbst ihr Schicksal [illegible] im Stande ist, kann ja nicht für alle [illegible] verloren sein.

Noch in einer besonders wichtigen Beziehung [illegible] Geschichte von 1813 ebenso tröstlich als [illegible] der großen Menschenschlächterei von 1812 [illegible] zug des folgenden Jahres zum großen [illegible] ganz jungen Truppen geführt werden, die [illegible] Pflug und die Werkstätte verlassen hatten, [illegible] nicht blos von Franzosen und Russen, [illegible] nicht viel geringere Verluste als die ersten. [illegible] Es gilt auch, wie besonders in den Denkschriften [illegible] Toll hervorgehoben ist, von einem großen [illegible] reichischen und noch weit mehr von der [illegible] Denn auch die preußischen Linientruppen [illegible] größern Theil aus den nach dem Krümper-[illegible] bildeten Leuten, die man nach einer Uebung [illegible] Monaten bis zur Verwendung im wirklichen [illegible] der in die Heimat entlassen hatte. Die [illegible] militärische Ausbildung der Landwehr, abgesehen [illegible] zahlreichen Mängeln ihrer Ausrüstung, [illegible] Führung, eine äußerst dürftige, jedenfalls [illegible] durchschnittlichen Ausbildung, welche die [illegible] lig durch kurze Friedensübungen erlangt [illegible] stand. Aber diese Landwehrmänner, [illegible] hartnäckig zu verachten bemühte, zeigten [illegible] ersten kriegerischen Leistungen, sie zeigten [illegible] durch ihre weit mehr freiwillige als [illegible]

i Napoleon's Wort: „Auf dem Schlachtfelde wird
alt", nicht blos für die Befehlshaber, sondern
Wehrmänner gilt. Ja sie zeigten sogar, daß
langen Garnisondienst in Kasernen und Wach-
uf Exercir- und Paradeplätzen der kriegerische
frischen Schlachtenmuthes nicht geweckt, sondern
t nur ausgetrieben und zu Tode gehetzt werden
er obgleich die preußischen Landwehrmänner diese
Wahrheit auf Tausende der französischen Schädel
barsten Schrift mit Kolben eingeschrieben hatten:
rheit ist gleichwol von ihren deutschen Lands-
bis zur Stunde nicht begriffen worden. Den-
sich der Deutsche der Jetztzeit nicht blos mit
dern auch mit Hoffnung daran erinnern, daß
ungeübten Wehrmänner von 1813 das Höchste
s im Kriege zu leisten überhaupt möglich ist.
offen, daß auch der Deutsche seine eigene Ge-
er begreifen lerne, damit er endlich über ein
wegkomme, das schon im Frieden die Mittel
nd Sieg verschwendet, das nicht blos die öko-
sondern leider auch die moralischen Volkskräfte
abnutzt und aufreibt.

los die Schilderung der eigentlichen Kriegs-
n noch höherm Maße die Bildungsgeschichte
wieder verkümmerten Wehreinrichtungen, wo-
ues preußisches Heer geschaffen und der Sieg
nen gefesselt wurde, gibt dem aufmerksamen
kenden Leser manchen beachtenswerthen Fin-
eine künftige deutsche Wehrverfassung. Man
sser Dank wissen, daß er diesem wichtigsten
ueften deutschen Culturgeschichte, welche dadurch
ng nicht verlor, daß sie nur episodisch auf-
fast spurlos wieder zu verschwinden schien,
ere und einläßlichere Bearbeitung gewidmet
her in den für einen größern Leserkreis ge-
utschen Geschichtswerken geschehen war.

iehung auf das im dritten Theil berichtete
Verfasser daran, daß dem König bereits
1806 der Vorschlag zu allgemeiner Volks-
gemacht worden sei. In der Reformzeit,
gzeitig die noch sehr unvollkommene öster-
vehr gegründet wurde, wies zunächst Scharn-
es Ziel hin, und schon 1808 existirte ein
Entwurf zur Errichtung von Provinzialtrup-
nals auch Landwehr hießen. Auch war schon
York und Schön ausgearbeiteter Plan zur
ng vom König genehmigt worden. Hatte
nd zum Kriege von 1812 seine Druschinen
ber mit alledem gab es erst eine preußi-
auf dem Papier. Wirklich ins Leben trat
genblick der Noth und ohne erst auf das
de" zu warten, als Stein nach Königs-
russischen Vollmacht gekommen war, die
f Bewaffnung einer Landwehr und Errich-
ndsturms lautete. Mit Stein kam auch
on in Petersburg einen „Katechismus für
Kriegs- und Wehrmann" herausgegeben
hatte und nun in Königsberg die oft aufgelegte und weit verbreitete Schrift schrieb: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" Danach sollte die aus allen wehrhaften jungen Männern von 20—25 Jahren bestehende Landwehr nicht allein den heimatlichen Boden vertheidigen, sondern auch das wirkliche Kriegsheer verstärken, während der Landsturm nur den heimatlichen Herd zu schützen habe. Was Arndt sonst noch über die militärische Thätigkeit des Landsturms zu sagen wußte, war gut, wenn auch noch ziemlich unbestimmt. Jetzt aber, am 5. Februar 1813, versammelte sich in Königsberg „zur Berathung der Mittel für Vertheidigung des Vaterlandes", ohne königliche Autorität jener preußische Landtag, von dem Schön gesagt hatte: „Er ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte." Dieser Landtag setzte die von York militärisch begonnene Selbstbefreiung vom französischen Militärdespotismus in seinem Gebiete fort. Nach York's Vorschlag wurde ein Ausschuß gebildet, der mit ihm vorberieth. Ein besonderes Verdienst um die neue Wehrordnung erwarben sich, außer Schön, dem Vorstande des Landtags, drei Grafen von Dohna, von denen der eine, Friedrich, Scharnhorst's Schwiegersohn war, sowie Clausewitz, einer der vertrautesten Schüler von Scharnhorst. In wenigen Tagen, ein seltenes Beispiel bei deutschen und andern Landes- und Reichsversammlungen, war die Sache zum Abschluß gebracht.

Die später zugleich mit der Kriegserklärung gegen Frankreich erlassene königliche Verordnung über die Landwehr hatte in der Hauptsache nichts weiter zu thun, als das von den ostpreußischen Ständen Beschlossene anzuerkennen und auf den ganzen preußischen Staat auszudehnen. Hiernach sollte die Landwehr gebildet werden aus Freiwilligen, und die noch fehlende Mannschaft sollte nach dem Lose aus den wehrbaren Jünglingen und Männern vom siebzehnten bis vierzigsten Altersjahre aufgeboten werden. Die Offiziere bis einschließlich zu den Hauptleuten wurden von den Kreisausschüssen aus der ganzen Bevölkerung der Kreise gewählt und vom König bestätigt. Die Landwehr erhielt damals nur Sold außerhalb ihres Kreises; sie mußte sich selbst kleiden oder ward von den Ständen und Gemeinden bekleidet. Solche schwere Opfer konnte man begreiflich den einzelnen Landwehrmännern, Gemeinden und Provinzen nur in einer Zeit zumuthen, wo auch jeder einzelne ein unmittelbares persönliches Interesse hatte, daß vor allem erst der Druck der Fremdherrschaft und die Aussaugereien der Franzosen ein Ende nähmen. Heutzutage dagegen würde der Staat ebenso begreiflicherweise bei einem neuen Kriegsfalle in erster Linie dafür sorgen, daß den aus ihrem bürgerlichen Erwerb herausgerissenen Landwehrmännern eine wenigstens annähernd vollständige Entschädigung für ihre ökonomischen Einbußen zu Theil würde. Denn der Staat dürfte unmöglich mit einer schwer verletzenden Ungerechtigkeit gegen seine eigenen Truppen, mit einer ökonomischen Mishandlung derselben beginnen, und gleichwol jene Manneszucht, jene militärischen Leistungen und jenes kriegerische Feuer von ihnen erwarten, die ihm den Sieg verbürgen könnten. Die Mittel aber für

die über alles wichtig gewordene gerechte Behandlung und vollständige Belohnung der Truppen im Kriege kann sich ja leicht der Staat durch eine rechtzeitige Beseitigung alles überflüssigen Militäraufwandes im Frieden verschaffen.

Inzwischen hatte sich der König von Berlin nach Breslau begeben und es handelte sich vor allem um die von den neuen Verhältnissen gebotene neue Wehrordnung, nicht blos für Landwehr und Landsturm, sondern auch für das stehende Heer. Was nun das letztere anlangt, so hatte man zwar schon 1807 und 1808 die alte Militärorganisation insoweit umgestaltet, daß namentlich die bunte Zusammensetzung des Heers aus Inländern und Ausländern wegfiel. Aber die allgemeine Wehrpflicht konnte damals noch nicht durchgesetzt werden. Gleichwenig war Gneisenau's Gedanke einer allgemeinen militärischen Jugendbildung zur Ausführung gekommen: was zu diesem Zweck noch ungenügenderweise geschah, war nicht vom Staat, sondern von einzelnen ausgegangen. Unter dem Zwang der Umstände im Jahre 1813 begann die Regierung mit einer Verordnung vom 3. Februar über Bildung freiwilliger Jägercorps, die erst unter hierzu commandirte Linienoffiziere und Unteroffiziere, dann unter Offiziere eigener Wahl gestellt wurden. Darunter waren bekanntlich auch freiwillige Reiterscharen, was Napoleon, wie Thiers im funfzehnten Bande seiner „Geschichte des Consulats und Kaiserreichs" andeutet, zur Errichtung seiner gardes d'honneur Anlaß gab. Diese unglücklichen Muttersöhne reicher und vornehmer Familien, welche, durch unwiderstehlichen Zwang zusammengepreßt, es gleichwol geschehen lassen mußten, daß ihnen gar noch der kaiserliche Stempel der Freiwilligkeit gewaltsam aufgedrückt wurde, haben bekanntlich in ihren glänzenden Uniformen eine klägliche Rolle gespielt im Vergleich mit den militärischen Leistungen der preußischen Freiwilligen in ihrer einfachen und männlich ernsten Waffentracht. Wenn aber der bei seinen Mittheilungen nicht allzu sorgsame Thiers weiter behauptet, daß jene freiwilligen Reiterscharen der Preußen nur aus Adelichen bestanden, so ist dies nicht wahr. Es konnte jeder beitreten, der sich auf eigene Kosten reitermäßig auszurüsten vermochte. So weit gingen also doch im Jahre 1813 die aristokratischen Vorurtheile nicht mehr, daß man für den Adel noch eine besondere Art der Freiwilligkeit zurecht gemacht hätte.

In anderer Beziehung läßt sich dagegen nicht leugnen und wird von Häusser deutlich hervorgehoben, daß sich auch die preußische Regierung von 1813 keineswegs bis zu der geistigen und sittlichen Höhe des eigenen Volks zu erheben vermochte. Ein Beleg dafür ist schon die Verordnung vom 9. Februar, die zwar alle Exemtionen aufhob, aber doch nur für die Dauer des Kriegs, die sich also für die Zeit des Friedens das Unrecht besonderer Privilegien vorzubehalten schien. Jeder junge Mann zwischen vollendetem siebzehnten und vierundzwanzigsten Jahre — so wurde in derselben Verordnung weiter verfügt — ist der Aushebung verfallen, wenn er sich nicht binnen acht Tagen zu den freiwilligen Jägercorps gemeldet hat. „So wurde", bemerkt Häusser, „mit einem Federstriche das Cantonswesen aufgehoben und die Conscription an seine Stelle gesetzt. Thatsächlich wird auch jetzt noch die preußische Wehrpflicht eine Art Conscription gebildet; so sehr man den verhaßten Namen Conscription zu vermeiden suchte, läßt sich in Abrede stellen, daß das preußische Heer auch in seiner jetzigen Gestalt immer noch Züge vor denjenigen Wehrverfassungen hat, die das französischen Conscriptionssystem allzu genau nachahmen." Der Verfasser fährt fort (S. 56):

Erst Freiwilligkeit, dann Conscription, später (im Februar) eine überflüssige Strafandrohung gegen Säumige und Widerspenstigen: das war ein Widerspruch, den man im Volke wol empfand. Nicht als wenn es an der allgemeinen Wehrpflicht Anstoß genommen hätte, durch die zweite Verordnung den Werth der ersten. Es hätte gern ganz freiwillig das dargebracht, was Zwang erscheinen konnte. Aber in den leitenden Kreisen schätzte man noch immer die freie Opferthat

Diese Bemerkungen sind insoweit richtig, neben den Jägercorps, in welche die ihre [illegible] eigene Kosten bestreitenden Freiwilligen [illegible] diese Freiwilligkeit ganz wol auch bei jenen minder Vermögenden voraussetzen durfte, Staat die Ausrüstung übernehmen mußte, also, im Geiste des wieder zu erneuernden Wehr- und Waffenthums, sehr wohl verfügen das Los für diejenigen zu entscheiden hatte andern berechtigt sein sollen, mit den Waffen für das Vaterland kämpfen zu dürfen. Da nur die Verkündung der allgemeinen Wehr Form des Wehrrechts gewesen; aber es war und großen Aufschwunge des Volks entsprungen gewesen. Auch hätte man dieser Wiederherstellung Princips der Freiwilligkeit im Heerwesen eine tische Bedeutung geben können, wenn man bestimmt hätte, daß in künftiger Friedenszeit nur lige als Berufssoldaten dienen sollen; daß für alle andern Wehrkräftigen die vom Gesetz nenden militärischen Friedensübungen auf schränken sollen, welches unumgänglich erfordert mit die Wehrkräftigen auch wehrtüchtig sind im Nothfall das Vaterland aus freien Stücken zu können. Aber bis zu diesen Ideen war alte Polizei- und Zwangsstaat nicht erhoben

Der Verfasser führt noch manches an, was ein besseres Vertrauen der Regierung in der freien Thätigkeit im Volke wol gerechtfertigt und was zum Beweise diente, daß es nicht zwingenden Bestimmung bedurft hätte, um die tion freiwillig zu den Waffen zu bringen.

So mußte wirklich an manchen Orten [illegible] gen gelost werden, weil sich deren mehr stellten In Berlin allein, das noch, wie nicht zu vergessen Franzosen besetzt war, meldeten sich in drei willige. Ebenso bereit war man zu freiwilligen Männer mit dem geringen Vermögen von den vierten Theil desselben her; Beamte Besoldung; Bauern brachten ihre letzten von goldenen Trauringen wurden eiserne der Inschrift: „Gold für Eisen".

Eine ähnliche Geneigtheit zu freiwilligen Geldopfern gewahrte man 1856—57 in der Schweiz, als es sich um die Behauptung der Unabhängigkeit Neuenburgs gegen Preußen handelte. Dies erklärt sich in einem Lande, wo auch das Heerwesen durchaus die Sache des ganzen freien Volks ist und wo die ökonomischen und persönlichen Militärlasten im Frieden so gering sind, daß man bei drohendem Kriege über das regelmäßig und gesetzlich Gebotene hinaus noch hinaussteuert. In den andern Staaten des Festlandes, wo seit den Befreiungsjahren von 1813—15 die Militärbudgets so hoch angeschwollen sind, daß sie allein jahraus die Hälfte bis zwei Drittheile des gesammten Staatseinkommens verschlingen, würde man freiwillige im Kriegs- und Nothfalle am allerwenigsten auf freiwillige Opfer zählen dürfen.

Ueber die Leistungen einzelner Provinzen und des gesammten preußischen Staats im Jahre 1813 wird von Kausler besonders Folgendes hervorgehoben. Die Provinz Ostpreußen und Lithauen mit nicht viel über eine Million Einwohner, hatte vor Februar 1813 an gedienter Mannschaft oder an sogenannten Krümpern, sowie an Neuen 30000 Mann zum stehenden Heere gestellt. Jetzt stellte York außerdem 10000 Mann Reserve, 20000 Mann Landwehr und ein aus Freiwilligen bestehendes Kavallerieregiment. Nachdem diese Mannschaft aufgebracht worden war, hatte die Provinz von je 26 Einwohnern einen unter den Waffen. Für den ganzen preußischen Staat, der damals eine Bevölkerung von nicht ganz fünf Millionen Seelen hatte, waren nach einer im Mai 1813 angestellten und im „Militärwochenblatt" von 1847 mitgetheilten Berechnung bis dahin ungefähr 95000 Mann der Linie ausgehoben worden. Rechnet man also nicht mehr als 10000 freiwillige Jäger, den frühern Armeestand zu 46000 Mann und die Landwehr zu 120000 Mann, so hatte Preußen bis dahin 271000 Streiter gestellt, mithin einen Mann auf 18 Bewohner oder 5½ Prozent seiner Bevölkerung. Nun vermag zwar die Schweiz mit nicht ganz dritthalb Millionen Einwohnern binnen wenigen Wochen ein vollständig organisirtes und ausgerüstetes Operationsheer von 160000 Mann oder 6½ Prozent ihrer Bevölkerung aufzubringen, und mehrere Cantone hatten sogar 10—12 Procent zu wiederholten malen unter den Waffen. Wenn man aber bedenkt, daß Preußen über sechs Jahre lang von den Franzosen ausgesogen worden war, daß diese einen großen Theil des Landes und die wichtigsten Festungen besetzt hielten, daß also das preußische Volksheer fast im Bereiche der Geschütze derselben Truppen, die es als Feinde bekämpfen sollte oder wollte, versammelt und zum Theil neu gebildet werden mußte, so darf man allerdings mit dem Verfasser sagen, daß „diese Leistungen des preußischen Volks alles übertreffen, was in ähnlicher Lage ein Staat von diesem Umfange und diesen Hülfsquellen geleistet hat".

Soviel aber in Preußen binnen kurzer Frist unter dem Stachel einer vorwärts treibenden Noth und durch eine Art militärischer Improvisation zu Stande kam, so läßt doch auch die Geschichte von 1813 die großen Vortheile einer in der Zeit des Friedens in all ihren Bestandtheilen schon vorbereiteten Volksbewaffnung deutlich erkennen. Nicht blos kann die Schweiz infolge ihrer bleibend getroffenen Wehreinrichtungen binnen kürzerer Frist ein verhältnißmäßig zahlreicheres Vertheidigungsheer verwenden, als dies in Preußen ungeachtet der äußersten Anstrengungen möglich wurde, sondern in ihrem Heere würden sogleich auch die wichtigsten Bedingungen der unverzüglichen Schlachtfertigkeit in beträchtlich höherm Maße erfüllt sein. Für den spätern Erfolg der preußischen Anstrengungen und Rüstungen war hingegen der Waffenstillstand im Sommer 1813 ein wahres Glück. Denn noch kurz vor dem Abschlusse, im Mai 1813, war die schlecht gekleidete und sehr unvollständig bewaffnete Landwehr, die fast noch das Ansehen eines zusammengelaufenen Landsturms hatte, nicht verwendbar im offenen Felde. Erst im August konnte Preußen in den entscheidenden Schlachten des zweiten Semesters 1813 mit 100000 Mann schlagfertiger Landwehr auftreten. Diese leisteten nun Außerordentliches, obgleich oder weil nur wenige Monate einer Dressur auf sie verwendet worden waren, die bei längerer Dauer den kriegerischen Geist abgestumpft hätte, und obgleich, was von größerm Belange ist, ein bei der Landwehr besonders fühlbarer Mangel an tüchtigen Offizieren war. Diese Lücke konnte erst allmählich und besonders dadurch ausgefüllt werden, daß die freiwilligen Jägerbataillone zu einer guten Pflanzschule für brauchbare Offiziere wurden.

Die Erinnerung an die Wehreinrichtungen, die unter der gleichzeitigen Eingebung der Noth und Begeisterung für denselben Krieg geschaffen wurden, der ein in Einheit starkes Deutschland nicht verwirklicht, aber doch wieder denkbar und möglich gemacht hat; die Erinnerung an das, was in jenen größten Momenten der neuen deutschen Geschichte sowol geleistet und erstrebt, als verfehlt, versäumt und von den ermattenden Epigonen — so schien es eine Zeit lang — endlich ganz aufgegeben wurde; das Gedächtniß der militärischen Schöpfungen von 1813, sowie ihrer theils vermeidlichen, theils im Drange des Augenblicks unvermeidlichen Lücken und Mängel gibt den Deutschen, sobald sie erst wieder auf sich selbst, auf die Periode ihrer Schmach und ihres Ruhms sich besinnen lernen, die scharf und tief gezogenen Grundzüge auch zu ihrer künftigen Wehrverfassung an die Hand. Vor vielen andern gehörte bekanntlich Gneisenau zu den Vorkämpfern für eine dem Geiste der Neuzeit in Wahrheit entsprechende Wehrverfassung; er gehörte zu denen, die das in den preußischen Institutionen von 1813 schon liegende populäre Element nicht blos erhalten, sondern auch weiter ausgebildet haben wollten. Nach einer dem Schreiber dieser Zeilen aus bester Quelle zugekommenen Aeußerung Gneisenau's verdankte er einen guten Theil seiner militärpolitischen Ansichten einer genauern Bekanntschaft mit der englischen Wehrverfassung; aus jener Zeit der äußersten Anstrengungen Englands gegen Frankreich, als seit dem Ministerium Pitt nicht blos das aus geworbenen Freiwilligen

gebildete stehende Heer, sondern auch andere Scharen von Freiwilligen und Milizen theils verwendet, theils zur Abwehr feindlicher Angriffe bereit gehalten wurden.

Und allerdings läßt sich die auf das Princip der Freiwilligkeit gegründete britische Wehrverfassung als ein Vorbild aufstellen. Man muß nur in der rechten Weise unterscheiden zwischen den dem englischen Heerwesen noch anklebenden sehr erheblichen Misständen und Mängeln der Organisation und Administration, sowie der Ueberwucherung eines militärisch-aristokratischen Elements, und der eigentlichen Wehrverfassung. Nach dem scharf und genau erwogenen Begriff der Wehrverfassung umfaßt diese nur die Bestimmungen darüber, wie die Armeen zusammengebracht werden sollen, ob durch Werbung oder Conscription, d. h. durch freie Berufswahl der zum Kriegsdienst Tauglichen oder durch einen vom Staat über sie verhängten Zwang; oder ob durch eine Verbindung beider Systeme in diesem oder jenem Verhältniß? Hiernach lassen sich nun die wesenhaften Bestimmungen der britischen Wehrverfassung in Folgendem zusammenfassen: 1) Bildung eines verhältnißmäßig sehr kleinen stehenden Heers von freiwilligen Berufssoldaten; 2) Bildung einer freiwilligen (geworbenen) Miliz mit kurzen, den bürgerlichen Beruf nicht wesentlich beeinträchtigenden Friedensübungen; 3) Uebung und Verwendung weiterer Freiwilligen im Kriege oder bei nahe drohendem Kriegsfall; 4) wirkliche Anwendung des Dienstzwangs nach dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht erst dann, wenn es muthmaßlich über die freiwillige Mannschaft hinaus noch weiterer Aufgebote bedarf; 5) Festsetzung des Militärsolds durch freiwillige Uebereinkunft zwischen denen, die Militärdienste leisten wollen und dem Staat, der solche Dienste verlangt, im Gegensatz zu dem willkürlich und einseitig nur vom Staat festgesetzten niedrigen Sold, wofür ihm die conscribirten Zwangssoldaten dienen müssen. Man muß sich erinnern, daß Gneisenau eine allgemeine militärische Jugendbildung wollte und befürwortet hatte. Unter dieser Voraussetzung wird man es sehr begreiflich finden, wenn er mit genialem Instinct in der britischen Wehrverfassung zugleich die Grundlinien einer dem Gebot der Gerechtigkeit und den Forderungen der Zweckmäßigkeit in gleicher Weise entsprechenden preußischen und deutschen Wehrverfassung zu entdecken glaubte.

Die nicht allzu knappe Darstellung, welche Häusser von den 1813 gegen Napoleon verwendeten materiellen und moralischen Kriegsmitteln gibt, ist um so zeitgemäßer, als der Napoleonismus Europa auch jetzt wieder in Spannung setzt und es nicht duldet, daß es zu der von Regierungen, Völkern und Hunderttausenden conscribirter Soldaten gleich sehr ersehnten erheblichen Verminderung der stehenden Heere komme. Ueberhaupt läßt sich in den neuern deutschen Geschichtswerken, auch in denen, die nicht blos für militärische Fachmänner bestimmt sind, ein löbliches Streben erkennen, den bisher fast gänzlich vernachlässigten militär-politischen Angelegenheiten eine tiefer gehende Forschung und einlaßlichere Behandlung zu widmen. Gleichwol bleibt in dieser Beziehung noch besonders viel zu wünschen. Ein Hauptgrund, warum dies der Fall ist, liegt wol darin, daß überhaupt noch die Statistik von der Geschichtschreibung allzu wenig berücksichtigt wird. Und doch geben die statistisch darstellbaren Culturzustände der Gegenwart, eben weil sie die noch vorhandenen Ergebnisse der vorhergehenden Culturgeschichte sind, für diese letztere deutliche Finger zeige. Wir haben ja überhaupt keinen andern Maßstab für Ursachen und Kräfte, als ihre erkennbar hervorbringenden Wirkungen.

So hätte auch die Militärstatistik unsere Geschichtsschreiber darauf hinweisen können, daß in der Regel eine eingehende Berichterstattung über die Entwickelung des alles politische, sociale und häusliche Volksleben tief angreifenden Wehrverhältnisse bei weitem wichtiger ist, als die noch so gründliche Erörterung dynastischer und diplomatischer Händel oder der Fragen des blos formalen Staats- und Verfassungsrechts. Aber freilich darf man vom Historiker zwar fordern, daß er die Ergebnisse der Statistik zu beachten und zu verwenden wisse; nicht aber, daß er selbst auch mit seinen Forschungen und Vergleichungen das ganze weite Feld dieser Wissenschaft bearbeiten solle, bevor er sich eine Geschichte der neuern Zeit zu schreiben getraut. Und was nun gerade die Militärstatistik verlangt, so bietet sie dem Culturhistoriker um so mehr brauchbaren Stoff, als sie bisjetzt nur aus Bruchstücken bestand, als es noch gar keine Militärstatistik in dem Sinne gab, daß man auch nur versucht hätte, die militärischen und staatsfinanziellen, die volkswirthschaftlichen, ökonomisch-häuslichen und socialen, die geistigen und sittlichen Einflüsse der verschiedenen Wehrverfassungen zu erforschen und soweit als möglich in deutlich sprechenden Ziffern und Zahlen vor Augen zu legen. Dies ist in solchem Grade wahr, daß unsere raisonnirenden Statistiker die erklärenden Ursachen für das Dasein von Culturzuständen, deren weitaus wichtigster Factor in der Beschaffenheit des Heerwesens liegt, in hundert Fällen gar in einen da suchen, wo diese Ursachen nicht zu finden sind.

Je mehr nun der Berichterstatter über die eben genannten deutschen Geschichtswerke zu der Einsicht gelangt, daß vor der Beseitigung dieses Mangels unsere ganze politische und sociale Denkweise eine verkrüppelte bleiben muß, welche dem Volke nie und nimmer gedeibliche Früchte bringen kann, um so mehr war er seinerseits bestrebt, diese Lücke nach Kräften auszufüllen. Im Verlauf seiner Bemühungen wurde es ihm von Tag zu Tag gewisser, daß sich diejenigen, welche die überallhin reichenden Einflüsse des Heerwesens unbeachtet oder kaum beachtet beiseite liegen lassen, damit selbst beiseite schieben, daß sie nicht mehr mit ihrer Zeit und für dieselbe leben, sondern blos neben der Zeit her. Das Ergebniß vieljähriger Arbeit, das demnächst zu öffentlicher Prüfung vorliegen wird, ist eine angewandte Militärstatistik: nicht in demselben Sinne, wie es eine angewandte Mathematik gibt. Der Titel des Werks aber wird sein: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft", weil zu diesem Titel in der Sache selbst ein

ithigung liegt. Denn wer sich damit ernstlich
it, ist sehr bald überzeugt, daß Europa über den
werthen, alle bessern Kräfte immer mehr aufrei-
Wechsel von Revolution und Reaction nicht weg-
kann, ohne eine gründliche Umgestaltung seiner
assungen. Er ist aber bald auch überzeugt, daß
e Lösung der Militärfrage geradezu auch die Lö-
sogenannten Socialfrage ist, dieses verhängniß-
räthsels unserer Zeit". Um diese vielleicht allzu
nende Behauptung durch einen auf tausendfache
t gegründeten Beweis zu rechtfertigen, habe ich
und Mühe gespart. Desto weniger wird es
ıb verargen, wenn ich jetzt schon die Aufmerk-
if das Werk eines redlichen Fleißes zu lenken
ie Hoffnung ausspreche, daß dasselbe einige Be-
den werde nicht blos bei denen, welche Geschichte
ndern besonders auch bei allen, welche Geschichte
r machen wollen.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

ola Montez als Schriftstellerin.

age hält sich jeder Abenteurer und jede Abenteu-
chtig und gut genug, die Welt mit Memoiren zu
So früher der Charlatan Phineas Barnum, so jetzt
n Lola Montez, nach ihrem vollständigen Geburts-
a Dolores (Lola) Eliza Rosanna Gilbert, sonst aber
s. James, Madame Dujarrier, Prinzeß Schulkosky
Landsfeld auftretend. Von ihr erschien in Neu-
ires of Lola Montez (Countess of Landsfeld) in-
autobiography." Die „Lectures" sind ihre in
ischen Städten gehaltenen Vorlesungen über Wesen
ıg der weiblichen Schönheit, also einen ihr nahe
genstand, in Betreff dessen sie einigermaßen compe-
. Interessanter ist jedenfalls ihre Autobiographie.
arin unter anderm, wie sie mit ihrem frühern Gat-
itän James nach Indien kam, wie ihr aber dieser
eits verheiratheten Frau, der Mrs. Lower, durch-
sie durch diesen allerdings sehr fatalen Zwischen-
wurde, auf die Bühne zu gehen und als Tänzerin
machen. Das Kapitel über München liegt uns
am nächsten. Es werden darin sehr wunderliche
sicht, und mit Bezug darauf bemerkt das londoner
": „Für mehr als ein Jahr war die kleine
Irländerin eine Macht. Sie stürzte ein Ministe-
(?) Jahren. Sie warf den Ultramontanismus zu
trieb die österreichischen Räthe aus Baiern. Ein
begann unter ihren Füßen emporzukommen, halb
b englisch, aber im ganzen liberal und intelligent."
ver Berichterstatter auf die Aussage der Lola hin,
lustigen Unverschämtheit sich sogar zu der Be-
eigt, „old Metternich" habe ihr eine Million ge-
sie sich bereit finden ließe, Baiern zu verlassen!
daß zweimal auf sie geschossen und einmal der
it worden sei, sie zu vergiften, und sie sei nur
: worden, daß die ihr gereichte Dosis zu stark ge-
vem überwältigenden Eindruck dieser Lüge rettet
ie zu starke Dosis, in der sie uns gereicht wird.
evolution" gelingen konnte, sie aus ihrer „Macht"
chreibt sie nicht der Weisheit und dem politischen
ıontanen Gegner, sondern kurzweg der „brute
d by Austrian gold" zu. Ja sicherlich: „gold
the streets of Munich", und sie erzählt wei-
abble", unter welchem sie ausdrücklich nicht das
ie „tools of the Austrian party", die „idlers and mercenary hirelings" versteht, gegen ihr „little castle" mit Kanonen (!) und Gewehren und Schwertern und dem Gebrüll „of 10000 devils" angerückt sei. Sie sei nun hervorgetreten, und obschon 1000 Feuergewehre auf sie gerichtet worden (!), habe sie muthig zu dem „rabble" gesprochen und erklärt, daß sie alles, was sie gethan, nur für das bairische Volk und zur Ehre Baierns gethan. Ihre Freunde aber, um ihr Leben besorgt, hätten sie vom Balcon oder Fenster zurückgezogen und dahin überredet, sich in der Tracht eines Landmädchens zu retten; zugleich seien auch die Leiter der liberalen Partei gezwungen gewesen, mit ihren Familien zu flüchten. Bevor sie aber Baiern verlassen, habe sie sich in männlicher Tracht, bei Nacht reitend und des Tags sich verborgen haltend, nach München begeben und um 12 Uhr nachts sei sie zum König gekommen, und es sei ihr endlich gelungen, diesen zur Niederlegung der Krone zu bewegen; damit auf seinen Sohn, „who was an enemy of the liberal party", die Schmach der nun unvermeidlich gewordenen reactionären Maßregeln falle. Nachdem der König („one of the most learned, enlightened and intellectual monarchs that Europe has had for a whole century" etc.) eingewilligt, habe sie sich in derselben Tracht wieder hinausbegeben und zum letzten mal einen Blick auf die Thürme Münchens geworfen, überzeugt, daß, wenn man sie erkenne, sie erschossen werden würde; doch das sei ihr in diesem Augenblick gleichgültig gewesen u. s. w. Das setzt doch dem Roman die Krone auf! Trotzdem bemerkt der Berichterstatter im „Athenaeum" sehr naiv, das möge sich alles wirklich so verhalten haben, obschon er kurz vorher ihre Mittheilungen aus Indien für „Märchen der Scheherazade" erklärt hatte. Aber Deutschland gilt den Ausländern einmal als das eigentliche Land der Wunder und Märchen, wo auch das Unsinnigste möglich ist. An dem allen ist jedenfalls so viel wahr, daß die Geschichte sich zur Durchsetzung ihrer Zwecke oft sehr schwacher und namentlich weiblicher Werkzeuge bedient und man wird dabei an Philipp Galen's Worte in „Walther Lund" erinnert: „In der Welt sagt man so häufig, daß den Frauen nur die zweite Rolle im Spiel des Lebens vorbehalten sei. Das ist grundfalsch; sie spielen, wenn nicht immer, doch sehr oft die allererste. Das geht in der Familie und im Hause, wie es im öffentlichen Leben geht, nur daß sie hier weniger geradezu und unbedingt zu herrschen scheinen. Sie behalten immer den rothen Faden des Geschicks und der Entscheidung über das Wohl und Wehe derer, die in ihren Kreis gerathen, in der Hand und sie wissen ihn stets zu rechter Zeit laufen zu lassen oder anzuziehen." Uebrigens ist die Autobiographie dieser Tänzerin doch auch ein Zeichen der Zeit und lehrreich genug, da man aus ihr unter anderm erkennt, wie man in den höchsten Kreisen Europas eine Person wie diese verhätschelte und was man sich von ihr gefallen ließ, worin sie freilich jetzt unter den nordamerikanischen Republikanern Nachahmer zu finden scheinen. Der verstorbene Kaiser von Rußland schenkte ihr einmal dafür, daß sie in einem Zimmer des kaiserlichen Palastes auf ein paar Augenblicke aus Versehen eingesperrt gewesen, eine Entschädigungssumme von 1000 Rubeln. Wie viel verdiente Männer sind schon, und zwar nicht aus Versehen, jahrelang eingesperrt gewesen, ohne eine solche Entschädigungssumme zu erhalten! **H. M.**

Zur Romanliteratur.

Verworfen. Roman von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1858. 8. 3 Thlr.

Dieses Buch ist seltsamerweise einem Nußbaume gewidmet und der Verfasser meint, daß er diese Widmung mit sich selbst und seinen Freunden abzumachen habe. Wir wollen mit ihm darüber auch nicht streiten, sondern nur von dieser bizarren Widmung hierdurch Act genommen haben. Referent hat schon mühsam durch manches Buch sich hindurchgearbeitet, aber so widerwärtige Scenen glaubt er schwerlich schon einmal gefunden zu haben. Der Verfasser scheint alles unter dem Titel „Verworfen" gerechtfertigt zu halten. Wir wollen jedoch den Leser d. Bl. selbst

urtheilen lassen, indem wir ihm einige Scenen vorführen, da es in der That sich nicht lohnt, denselben durch das Buch selbst mit allen seinen Gaunereien und Flachheiten, seinen gemeinen Charakteren, die größtentheils aus Dieben, Betrügern, Mördern und schlechten Frauenspersonen bestehen, zu begleiten. Die Widmung des Buchs an einen Nußbaum schien uns so friedlicher Natur, so harmlos gutmüthig, so voller Seeleneinfalt, daß wir unmöglich unter dem Schatten dieses Baums so gemeines Menschenpack erwartet hätten, das sich würgt, erschießt, betrügt und belügt in einer so abscheulichen Weise, daß man mit Widerwillen davon sich abwendet. Der Verfasser sagt uns in der Vorrede, daß es selbst sein Beruf sei, „das Secirmesser der Kritik zu schwingen", allein er scheint doch gegen seine eigenen Leistungen sehr nachsichtig zu sein, oder falls dieses Product etwa das Resultat eigener ihm eigenthümlicher Kunstanschauungen sein sollte, würden wir jeden Autor beklagen, der diesem kritischen Secirmesser verfallen wäre. Der Verfasser führt uns zuerst in eine Gesellschaft zweier Halunken, Wara und Syrka; von diesen erfahren wir denn, daß sie das Kind einer reichen Jüdin, die Frucht einer verbotenen Liebe, in Pflege haben und durch dasselbe schon bedeutende Summen von der Mutter zu erhalten wußten. Sie suchen übrigens das Geschäft noch vortheilhafter zu machen; da das Kind der Jüdin krank und schwächlich ist, also leicht sterben kann, so beschließen sie, dasselbe lieber aus dem Wege zu schaffen und einen andern Knaben ihr als ihr Kind vorzustellen. Der Knabe ist abgerichtet, sich taub zu stellen, und einer der Halunken soll ihn nach und nach hörend machen, um auf diese Weise von der Mutter immer mehr Geld zu ziehen. Die beiden begeben sich nun zu der Frau, welche das wirkliche Kind der Jüdin in Pflege hat; dasselbe ist im Elend verkümmert; Syrka greift unter die Decke und kitzelt das Kind, daß dasselbe in convulsivisches Lachen ausbricht, indeß der andere ihm ein Püppchen vor der Nase tanzen läßt, um die Wärterin glauben zu machen, das Kind lache aus Freude über das Püppchen; so kitzelt der Mensch fort, bis endlich das Kind unter Lachkrämpfen verscheidet. Die beiden haben ihr Ziel erreicht, sie verlassen die Leiche, um ihren Plan weiter zu spinnen. Zufällig ist aber das Kind doch nicht gestorben, sondern kommt in die Hände eines Mannes, der sich seiner erbarmt und dasselbe erzieht. Das ist die eine Scene, mit welcher wir den Leser bekannt machen wollen; noch bleibt uns die andere übrig, in welcher dann auch die Aeltern des Kindes etwas mehr in Scene treten. Es heißt von der Mutter: „Aller Glanz, alle Ueppigkeit des Orients auf einen Körper verschwendet, das rabenschwarze Auge glühend unter den langen Wimpern hervorblitzend und doch wieder eine gewisse schlaftrunkene, träumerische Indolenz über das ganze Antlitz gegossen, das ist ein schönes Judenweib, das ist Rebekka Mumeles." Und vom Vater: „Ein junger Mann hoch und schlank von Gestalt. Ein schwarzer Bart umrahmte das bleiche Gesicht, unter der edel geformten Stirn glänzte ein sanftes, schwärmerisches Auge von wundersamem Tiefblau und verlieh der ganzen Erscheinung etwas Weiches, Schwermüthiges, auf den ersten Blick Fesselndes." Das ist der Dichter Leonard Nikoleidas, der Lehrer der Aesthetik Rebekka's. „Was kommen mußte, kam. In einer wilden Lohe schlug die Leidenschaft der Liebe über den Häuptern des Lehrers und der Schülerin zusammen und begrub beide in ihrem Göttertaumel." Die Mutter des Dichters wollte nicht haben, daß ihr Sohn eine Jüdin liebe; „meinen Leonard", sagt diese zu Rebekka, „haben die wilden Thiere zerrissen! Nicht die wilden Thiere des Waldes, wol aber die wilden Thiere, welche sich eingenistet haben in seiner Brust und sein Herz mit versengender Leidenschaft erfüllten für Rebekka, die Jüdin." Rebekka gelobte ihr, den Sohn freizugeben. „Sie wußte, daß Leonard's glühende Liebe im Besitz ihr Grab finden würde.... Was ihm jetzt aus der Ferne der begehrenden Sehnsucht ein Götterideal erschien, mußte dann zusammenbrechen zu einer gewöhnlichen, zwerghaften Frauengestalt, die glühende Palme des Orients mußte verdorren in ihrer Blätterkrone, daß nur das fahle Holzwerk zurückblieb: und daß es so und nicht anders kam, das wollte eben Rebekka.... [illegible] Wahrheit geahnt. Kaum hatte Leonard [illegible] der Liebe bis zur Neige geleert, so zog sich [illegible] jestätische Riese von ehedem, welcher in [illegible] alles zu zerschmettern und fortzureißen drohte, [illegible] Zwerg zusammen." Wir haben absichtlich mit [illegible] des Verfassers Personen und Situationen sich [illegible] sen, und es wird wol für den Leser d. Bl. genü[illegible] daraus, insbesondere auch über den unendlich schwa[illegible] senbrechenden Stil des Buchs ein Urtheil zu bild[illegible] wir nöthig hatten, noch andere Charaktere, wie [illegible] mädchen Agnes, den Gauner Zahlnazzi, die Zwerg[illegible] chenbret" u. s. w. in den Vordergrund zu führen.

Notiz.

Gesammtausgaben.

Wenn man bedenkt, daß der Pfarrer Bitzius [illegible] Mannesalter schriftstellerisch zu wirken begann, [illegible] über das von ihm in verhältnißmäßig kurzer Zeit [illegible] lig erstaunen. In der Form eines kleinen Bu[illegible] uns das Resultat seiner schriftstellerischen Thätig[illegible] meinen die Gesammtausgabe seiner litterarische[illegible] welche unter dem Titel erschien: „Jeremias G[illegible] bert Bitzius) gesammelte Schriften. Ausgabe [illegible] (24 Bde.; Berlin, Springer, 1856—58). Die [illegible] ten nach ihrem Erscheinen einzeln in d. Bl. be[illegible] den sind und Gottfried Keller, welchen Sa[illegible] Manuel als „einen der geistreichsten Beurtheile[illegible] zeichnet, in Nr. 9 d. Bl. f. 1855 eine zusamm[illegible] rakteristik seiner wesentlichen Eigenschaften als [illegible] Schriftsteller geliefert hat, dürfen wir uns hi[illegible] gehenden Besprechung dieser Gesammtausgabe enth[illegible] mit einer Aufzählung des Inhalts der einzelne[illegible] gen. Band 1 enthält die mit Bitzius' Bildniß [illegible] simile versehene Erzählung: „Der Bauernspiegel" [illegible] der Knecht"; Band 3: „Uli, der Pächter"; Ba[illegible] die Großmutter"; Band 5 und 6: „Leiden und [illegible] Schulmeisters"; Band 7 bis 10: „Erzählung[illegible] aus dem Volksleben in der Schweiz"; Band 11 [illegible] Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schw[illegible] „Durs li, der Branntweinsäufer", „Wie fünf Mä[illegible] wein jämmerlich umkamen" und „Hans Joggeli" [illegible] und Geist"; Band 14: „Zeitgeist und Berner[illegible] und 16: „Bilder und Sagen der Schweiz" und [illegible] des Tell"; Band 17: „Die Armennoth" und „[illegible] Heiri"; Band 18: „Der Geleitstag"; Band 19 [illegible] eines Schuldenbauers"; Band 20: „Die Käth[illegible] freude"; Band 21 und 22: „Wie Bäbi Jowa[illegible] Band 23: „Ein Sylvestertraum", „Die Wasse[illegible] thal", „Dr. Dorbach der Wühler", „Ein schwe[illegible] schweizerischen Schützenverein" und eine von dem [illegible] Rütte zusammengestellte Erklärung der in Bitzius [illegible] kommenden schwierigern Dialektausdrücke, die [illegible] besondere Schrift in demselben Verlage erschienen [illegible] lich die von uns in Nr. 52 d. Bl. f. 1857 [illegible] chene Biographie des Bitzius von Manuel. [illegible] legenheit nennen wir noch die Gesammtausgab[illegible] des pseudonymen Philipp Galen (eines Stadt[illegible] schen Dienstes), der insofern Aehnlichkeit mit [illegible] er ohne alle eigentlichen literarischen Prätens[illegible] griff und in kurzer Zeit mit seinen ungekünstelten [illegible] in Deutschland nicht gewöhnlichen Erfolg [illegible] sammtausgabe erscheint in Lieferungen unter [illegible] lipp Galen's gesammelte Schriften. Taschenau[illegible] Autors Porträt und Facsimile" (Leipzig, Keil[illegible] Die bisjetzt erschienenen Lieferungen enthalten [illegible] könig", zweite Auflage, fünf Bände; „Der Jun[illegible] dritte Auflage, vier Bände (mit einer Vorre[illegible]

n gegenüber bemerkt ist, „daß mit einem faustischen uch heutzutage weder Bücher noch Schriftsteller «abge- den"); „Fritz Stilling", dritte Auflage, vier Bände des Verfassers bester Roman, eigentlich ein Memoiren- lebendigen Schilderungen aus den Befreiungskriegen fanten Erinnerungen an Devrient und Seydelmann, die höchst anerkennende Recension in Nr. 28. d. Bl. vergleichen ist); endlich „Walther Lund", zweite ei Bände, und „Andreas Burns und seine Familie. jes Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in 1848—50", zweite Auflage. Von letzterm Roman er Schilderungen von Volk, Land und Kriegsereig- er Verfasser aus eigener Anschauung kennt, liegen ieferungen, die dreiundzwanzigste und vierundzwan- esammtausgabe, vor. Der in jüngster Zeit erschie- : „Baron Brandau und seine Junker", wird sich l dieser Gesammtausgabe später anschließen.

H. M.

Bibliographie.

', A., Platon's Werke einzeln erklärt und in ihrem ge dargestellt. 3ter Theil. — A. u. d. T.: System en Philosophie. Als Einleitung in das Studium nd die Philosophie überhaupt. Erfurt, Villaret. hlr. 10 Ngr.

weg, A., Bischof und Pädagog. Leipzig. Gr. 8.

, A., Zur Geschichte der Posten. Nürnberg, Stein. Ngr.

). J., Die Papstwahl unter den Ottonen nebst un- ests- und Kaiserurkunden des IX. und X. Jahrhun- das Privilegium Leo's VIII. für Otto I. Aus Handschrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. gr.

G., Die Jenaische Theologie in ihrer geschicht- lelung. Eine Festgabe. Leipzig, Breitkopf u.). 20 Ngr.

F. D., Zaleukos. Charondas. Pythagoras. jichte von Großgriechenland. Basel, Bahnmaier. Ngr.

. A., Geschichte der Ertheilung des böhmischen s von 1609. Prag, Bellmann. Lex.-8. 1 Thlr.

ch, A., Raymund Lull und die Anfänge der Literatur. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr.

h, A., Die Schule des Willens. Ein Beitrag ehre. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

B., Veilchen und Cypressen. Gedichte. Pesth.

Hafften, Militairische Grundsätze, dem Berufe nommen. Rostock, Leopold. Gr. 8. 15 Ngr.

B., Die Wittwe des Agis. Tragoedie. Frank- rarische Anstalt. 8. 24 Ngr.

., Marianne oder um Liebe leiden. Roman. rankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Ngr.

l. v., Virginia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 10 Ngr.

, Aachens Sagen und Legenden. Aachen, Mayer.

., Leopold von F. Nebst einem Vorwort von Danzig, Homann. 8. 10 Ngr.

ligen Königl. Preussischen Legationsraths Briefe an den Herzogl. Oldenburgischen d Anton v. Halem von Paris aus geschrie- ren 1790 bis 1792. Wortgetreu aus dem Original-Manuscript herausgegeben von Merzdorf. Ber- lin, Springer. Br. 8. 12½ Ngr.

Planta-Reichenau, U. v., Die gewaltsame politische Bewegung vom 4. Januar 1814. Ein Beitrag zur Geschichte Graubündens. Chur, Hitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Rachel. Eine wahre Begebenheit aus dem Leben einer jüdischen Familie zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Pest. 16. 4 Ngr.

Des Pater A. v. Rhodes, aus der Gesellschaft Jesu, Mis- sionsreisen in China, Tonkin, Cochinchina und anderen asiatischen Reichen. Aus dem Französischen von einem Priester derselben Gesellschaft. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 21 Ngr.

Roquette, O., Heinrich Falk. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 5 Thlr.

Schinz, E., Würdigung des Tychonischen Weltsystems aus dem Standpunkte des XVI. Jahrhunderts. Halle. Gr. 8. 5 Ngr.

Schöne, G., Edda-Sagen. Göttingen, Dieterich. Gr. 12. 20 Ngr.

Syra, oder die Macht der Liebe. Ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts. Aus Dr. Wiseman's „Fabiola" ausgezogen und zur Aufführung in Er- ziehungsinstituten dramatisch bearbeitet von J. St. Augsburg, Kellmann. 12. 7½ Ngr.

Taylor, B., Nordische Reise. Sommer- und Winterbilder aus Schweden, Lappland und Norwegen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachenhusen, H., Armand. Ein Roman in zwei Bän- den. Nach dem schwedischen Original von August Blanche bearbeitet. Berlin, Janke. 1859. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wiskemann, H., Die Lehre und Praxis der Jesuiten in religiöser, moralischer und politischer Beziehung von ihrem Ur- sprung an bis auf den heutigen Tag mit Rücksicht auf ihr Ver- hältniß zur römisch-katholischen Kirche und zum Papstthum. Nach den Quellen bearbeitet. Cassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Herausgegeben von H. Düntzer. Zwei Bändchen. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Poetisches Album. Ein Festgruß zum 300jährigen Jubi- läum der Universität Jena von Jenenser Studenten früheren und jetzigen. Weimar, Kühn. 8. 15 Ngr.

Bericht über die 16. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, abgehalten in Leipzig am 24., 25. und 26. August 1858. Auf Grund stenographischer Niederschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 10 Ngr.

Domin, A. v., Europas Stellung in einem natürlichen Staatensysteme. Wien, Manz u. Comp. 1859. Gr. 8. 4 Ngr.

Kalinowsky II., v., Die Expeditionen des Herzogs Fer- dinand von Braunschweig gegen die französische Armee am Nie- derrheine im J. 1758 und die Schlacht von Crefeld am 23. Juni 1758. Zusammengestellt zu der bevorstehenden — von den Land- wehrvereinen ins Leben gerufenen — Säkularfeier der Schlacht von Crefeld und den Landwehrmännern des Bezirks gewidmet. Unter Benutzung der vorhandenen Berichte der Offiziere des großen Generalstabes von Tempelhof u. m. a. Crefeld, Schüller. Gr. 8. 3 Ngr.

Jena'sche Luft. Eine Sammlung wildgewachsener Studen- tenlieder als Beitrag zur akademischen Sittengeschichte darge- bracht von der alten Latte. Weimar, Kühn. 8. 5 Ngr.

Welker, P. H., Lateinische und deutsche Lieder. Eine Festgabe zur 300jährigen Jubelfeier der Universität Jena den 15., 16. u. 17. August 1858. Gotha, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, C., Ueber den Wendepunkt der Rechtswissenschaft. Eine Bemerkung. München, Giel. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Geis

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung**, die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in s Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen such **hängige, freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, zahlreiche **Depeschen**, reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und In letzterer Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen immer größerer Wichtigkeit gelangten Facteren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise gen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publikum eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches B lich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** Inse 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten in **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Hoy **Altona**: Ferd. Haasenstein; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer & Cohen; **Bremen**: G. Schlotte; **Dresden**: G. Höckner und Julius Schanz; **Frankfurt a. M.** tenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. A. Meyer Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Naturhistorischer Schulatlas.

Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet von

Prof. Dr. Carl Arendts.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. Auf feinem Kupferdruckpapier. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Naturhistorischen Schulatlas soll für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hülfsmittel geboten werden, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt.

Ein unabweisliches Bedürfniss für den Unterricht in der Naturgeschichte sind zweckdienliche Abbildungen, ohne welche derselbe kein erschöpfend instructiver sein kann. Die zum Theil vortrefflichen naturhistorischen Bilderwerke, welche wir besitzen, entsprechen diesem Bedürfnisse nicht, indem sie sich ihrer ganzen Anlage nach sowie ihrer Kostspieligkeit wegen für den Schulgebrauch nicht eignen; die manchem Unterrichtsbuche beigefügten Abbildungen aber können ihren Zweck nur beziehungsweise erfüllen, und eine grosse Anzahl anderer bieten ein buntes Bilderbuch für die Jugend ohne wissenschaftlichen Werth.

Als eine von wahrer Wissenschaftlichkeit durchdrungene und doch der Fassungskraft des jugendlichen Alters angemessene Arbeit, in der technischen Ausführung würdig und gelungen, ist dieser Naturhistorische Schulatlas bestimmt, eine wirkliche Lücke der pädagogis tur auszufüllen und verdient, fre was der Decenz anstössig erscheu in allen Erziehungsanstalten, auch die weibliche Jugend, Eingang zu f

Der Preis für das aus 33 Tafeln un bestehende Werk in einem sehr dauerhaf schen Einbande beträgt nur 1 Thlr. 5 Ngr. die Verwendung für Schulzwecke ermögli führung wesentlich erleichtert wird.

Soeben erschienen:

de Castres, G. H. F., Das franz dessen Anwendungen und Fern spielen älterer und neuerer Sc klärt und nach einem leicht fa jugazionssysteme geordnet. Pr

Verlag von **Wilhelm Violet**

Verlag von F. A. Brockhaus in L

Encore quelques mots d'un Chrét sur les Confessions occidentales à l sieurs publications religieuses, latine

8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in dem **Quelques mots sur les Communions orie** sion d'un mandement de Mgr. l'Arch Par un Chrétien orthodoxe. 8. 1

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in L

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1858.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

halt: Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Zweiter Artikel. — Land und Volk von Japan. — Aus der Theaterwelt. — Oesterreichische und preußische Soldatengeschichten. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

ıere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Zweiter Artikel. *)

Nach einer Unterbrechung, die länger andauerte als und hoffentlich auch unsern Lesern lieb war, setzen unsern Bericht über die neuern Erscheinungen auf dem iete der deutschen Literatur und ihrer Geschichte fort. e haben uns im ersten Artikel mit den Schriften be- ftigt, welche die Geschichte unserer Literatur behan- ; im gegenwärtigen und nächstkünftigen haben wir die ke der Schriftsteller selbst zu betrachten, oder vielmehr Ausgaben, welche von denselben in der neuern Zeit ffentlicht wurden. Wir werden bei dieser Anzeige der tern Uebersicht wegen die chronologische Ordnung be- en, insofern sich dieselbe feststellen läßt, und das Wich- re ausführlich, das weniger Bedeutende in kürzerer ersicht darstellen.

Heliand oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelienharmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung, nebst Anmerkungen und einem Wortverzeichnisse. Von J. K. Köne. Münster, Theissing. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Heliand. Sächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert. Ein Denkmal der ersten Blüte des Christenthums im nördlichen Deutschland. Uebertragen von Georg Rapp. Stuttgart, S. G. Liesching. 1856. Br. 8. 25 Ngr.

Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock. Elberfeld, Friderichs. 1856. 8. 27 Ngr.

Wir fassen die drei oben verzeichneten Schriften füglich nmen, sowenig sie ihrem Werthe nach zusammenge- werden dürfen. Alle drei geben Uebersetzungen der ichen großartigen Dichtung, die erste auch den Text lben, und zwar abweichend von Schmeller, dem wir rste vollständige Ausgabe verdanken. Es war ein es Unternehmen, dem ebenso gründlichen als geschmack- n Forscher nachzufolgen, ihm sogar entgegenzutreten; mehr als kühn war es aber, zu behaupten, wie Köne gethan, daß Schmeller's Arbeiten „die Erkenntniß und Darstellung im Heliand nicht, wie zu wünschen, fördern können". Köne versichert zwar, daß er für diese Arbeit die nöthige Befähigung habe, wie ihm auch von andern versichert worden sei; wir wollen es ihm auf sein Wort glauben; allein er setzt dabei gar manches voraus, was er unbedingt vorher hätte beweisen müssen; er verlangt sogar, daß wir ihm diese Voraussetzungen auf seine bloße Versicherung hin glauben sollen, was uns doch eine starke Zumuthung zu sein scheint. Hätte er Vertrauen für seine Arbeit erwerben wollen, so hätte er vor allem die Behauptungen, die er in dem Nachwort aufstellt, auch beweisen müssen, namentlich, daß die londoner Handschrift den wahren alten Heliand enthalte, dagegen der münchener Codex von einem unwissenden Abschreiber herrühre; er hätte beweisen müssen, daß der Sänger des „Heliand" ein alter Sachse, ein alter Westfale, ein alter Münsterländer gewesen sei. Denn damit ist noch nicht viel gewonnen, wenn er einfach behauptet, es werde dieses unzweifelhaft durch die Sprache bekundet; er hätte endlich beweisen müssen, daß der Sänger des „Heliand" ein Zeitgenosse des heiligen Ludgerus, des ersten Bischofs von Mimigarda oder Münster gewesen sei. Er hat, wie berichtet, seinen Text nach der londoner Handschrift gegeben, aber diese selbst nicht benutzt, sondern den Text aus Schmeller's Variantensammlung hergestellt. Da er, wie er selbst sagt, mehr als 20000 Formen zu ändern hatte, so war dies allerdings eine riesige Arbeit, und wir müssen des Herausgebers Fleiß, Geduld und Hingebung allerdings bewundern; allein wir dürfen immerhin das Bedenken äußern, daß es ihm auf diesem Wege unmöglich gelungen sein könne, den wahren londoner Text wiederherzustellen. Uebrigens ist es wahrhaft ergötzlich, daß Köne sich deshalb berufen glaubt, den „Heliand" herauszugeben, weil er ein Münsterländer sei. Angenommen, es wäre ihm gelungen, zu beweisen, daß der Sänger des „Heliand" in der That auch aus dem Münsterlande gewesen sei (was er

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 10 u. 11 d. Bl. D. Red.

übrigens nicht einmal versucht hat), so wäre die Schlußfolgerung immer noch sehr kühn, ungefähr so kühn, wie wenn Herr von Pourceaugnac oder ein anderer Gascogner behaupten wollte, er sei berufen, irgendein südfranzösisches Gedicht aus dem Mittelalter herauszugeben, weil er aus der gesegneten Provence gebürtig sei.

Von den Anmerkungen auf S. 324—560 schweigen wir, da eine eindringliche Betrachtung derselben hier doch nicht am Orte wäre; nur so viel sei uns zu sagen erlaubt, daß der Verfasser vollkommen recht gehabt hat, über 1000 derselben auszuscheiden und nur ungefähr ebenso viel zu geben, daß er aber noch besser gethan hätte, wenn er auch von den mitgetheilten eine große Anzahl ebenfalls zurückgelegt und die beibehaltenen in gedrängterer Darstellung gegeben hätte.

Anerkennung verdient die beigegebene Uebersetzung, die mit großer Treue Zeile für Zeile dem Texte folgt und ein gutes Bild der Darstellung des Originals gibt, obgleich die alliterirende Form, wie sich von selbst ergibt, auf diesem Wege nicht durchgängig nachgebildet werden konnte.

Die beiden andern oben verzeichneten Schriften von Rapp und Simrock sind blos Uebersetzungen ohne Text. Ehe wir aber dieselben näher betrachten, drängt sich uns die Frage auf, woher es wol kommt, daß ein einziges Gedicht beinahe in dem nämlichen Jahre dreimal übersetzt wird, nachdem schon früher zwei Uebersetzungen, die eine von Kannegießer, die andere von Grein erschienen waren? Offenbar ist es die große Vortrefflichkeit der Dichtung, der wir diese vielseitige Theilnahme zu verdanken haben, und es ist höchst erfreulich, daß das großartige Gedicht endlich in seiner hohen Bedeutung erfaßt und auch denen zugänglich gemacht wird, die der altsächsischen Sprache nicht mächtig sind. Es verdient weit eher eine Erneuerung, als viele der mittelhochdeutschen Dichtungen, die uns durch Uebertragung in die jetzige Schriftsprache näher gebracht worden sind.

Doch müssen wir dies näher begründen. Der „Heliand", welcher früher als altsächsische Evangelienharmonie bezeichnet wurde, weil er die Geschichte vom Leben Christi nach den vier Evangelien erzählt und sich meist an die sogenannte Evangelienharmonie des Tatian anschließt, ist in altsächsischer Sprache gedichtet und stammt aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, ist also schon deshalb höchst merkwürdig, weil es eines der ältesten Denkmale deutscher Sprache und Poesie ist. Nach der Sage soll Ludwig der Fromme einem berühmten sächsischen Sänger eine poetische Darstellung der Geschichten des Alten und Neuen Testaments aufgetragen haben und es soll der „Heliand" ein Theil dieser Dichtung sein. Dieser Sänger soll ein Bauer, d. h. wol ein ungelehrter Mann gewesen sein, was freilich beinahe unerklärlich bleibt, wenn man erwägt, daß er die genaueste Bekanntschaft mit den Schriften des Alten und Neuen Bundes gehabt haben muß. Auf der andern Seite aber wird die Sage allerdings durch die volksthümliche Auffassung und Darstellung des Stoffs bestätigt, die sich wol nicht in dem Maße finden würde, wenn der Dichter ein Gelehrter und namentlich ein Geistlicher gewesen wäre. Indem wir nun den Charakter und die Bedeutsamkeit der Dichtung darstellen, folgen wir der trefflichen Vorrede, mit welcher G. Rapp seine Uebertragung einführt.

Die Sachsen wurden bekanntlich durch Waffengewalt zum Christenthum bekehrt; alle frühern Versuche, sie auf friedlichem Wege dem Heidenthum zu entfremden, mißlangen, weil sie das Christenthum für ein Mittel der Unterdrückung ansahen, mochte es ihnen von Römern oder Franken dargebracht werden. Als Karl der Große das Sachsenvolk nach langem heldenmüthigen Kampfe überwunden und durch die grausamsten Mittel gezwungen hatte, sich zum Christenthum zu bekennen, so war die Bekehrung freilich nur äußerer Natur; im Innern war der Sachse noch seinen alten Göttern ergeben, obgleich wol manche in dem Fall der alten Freiheit auch die Ohnmacht ihrer Götter erkannt haben mochten. Bald aber bereitete sich eine Umwandlung der Gesinnung. Es wurden noch unter Karl dem Großen Klosterschulen gegründet, in denen sächsische Jünglinge zum Priesterthum erzogen wurden und die, sobald sie herangebildet worden waren, sich über das Land verbreiteten und den neuen Glauben mit noch endlich mehr Erfolg verkündigten als die ausländischen Missionare. Dazu kam, daß Karl's Nachfolger, Ludwig der Fromme, die Härten und Grausamkeiten seines Vaters wieder gut zu machen suchte, durch seine Milde das Herz der Sachsen gewann und sie für das Christenthum empfänglich machte. So kam es, daß schon um das Jahr 836, als die Reliquien des heiligen Vitus nach der neugestifteten Abtei Korvei gebracht wurden, zahlreiche Sachsenscharen sie durch ihr Land begleiteten. G. Rapp ist nun gegen der Tradition, der Ansicht, daß der Dichter des „Heliand" aus einer jener sächsischen Schulen hervorgegangen ist. Wie dem auch sei, so ist an der Darstellung des Dichters zu rühmen, daß er das Christenthum wirklich germanisirt, d. h. die orientalischen Elemente der Erzählung in deutsche umgewandelt, den neuen Glauben daher in Anschauungsweise seines Volks angepaßt hat und ist dadurch von dem größten Einfluß auf die Verbreitung desselben gewesen sein muß. Wie Lukas Cranach die Personen der heiligen Geschichte in seinen herrlichen Gemälden in dem Gewande seiner Zeit darstellt und Maria bei ihm ehrbare Frauen aus Nürnberg sind, so bewegt sich in dem „Heliand" die ganze Geschichte des Neuen Testaments in dem Leben und den Verhältnissen der damaligen Sachsen.

Der Dichter zeigt namentlich in seiner volksthümlichen Darstellung der Bergpredigt, der Gleichnisse des Herrn, wie Petrus, der Könige kräftigster, deutsches Recht und deutsche Sitte heiligt, damit das Volk im vergänglichen Licht der Zeit den ewigreichen Christ froh werde, der nährend, heilend, rettend, ... in seines Volkes Mitte wandelt zu Land und Meer. ... Christ, der König der Welt, erwählt des Volkes Edelste zu seinen Geleitsmannen. ... Wie das öffentliche, so wird das häusliche Leben durch den Himmelskönig geheiligt. Die Geburt des Täufers, Scenen aus der Kindheit des Christ, die Hochzeit zu Kana, die Erweckung des Lazarus werden benutzt, um das Haus des Deutschen in Freud und Leid, bei Geburt, Kindeszucht, Hochzeit und Tod zu heiligen. Die auftretenden Personen

sprechen uns nicht nur mit deutschen Zungen, sondern auch mit deutschen Herzen an. Das Anlehnen ans Volksleben, das sich erst aus dem Heidenthum erhoben hatte, führte den Sänger zu Anklängen an dieses Heidenthum, die aber einen reinen christlichen Ton anschlagen. Unser personificirter Tod behält den Namen der Wurd, der Todesnorne, Satan macht sich mit dem Nebelhelm der heidnischen Sage unsichtbar, das Feuer des Gerichts behält den mythologischen Namen Mudspil, Allzerstörer; wi dem Christ setzt sich der Heilige Geist in Taubengestalt auf ie Achsel, wie dem Odin der Rabe als Symbol der Allwissenheit uf der Schulter gesessen. Noch hatten sich keine Städte im Innern des Sachsenlandes erhoben. Seine Edelinge hausten auf Burgen, das Volk in Weilern. So wird auch Palästina darestellt. Das Schiff, in welchem der Herr fährt, ist das Hochrdschiff der alten nordgermanischen Seehelden. Der Saal, in welchem Herodes sein Festmahl feiert, ist die hölzerne Halle der lten Germanen u. s. w.

In ähnlicher Weise bezeichnet Simrock in seinem kurzen Vorwort die nationale Bedeutsamkeit des Gedichts. s heißt daselbst:

Wir sehen den Schauplatz in die deutschen Wälder gerückt, r Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsche Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung ntscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem rstlichen Gebieter und Herrn.

Dadurch, daß der Dichter des „Heliand" das Christenum auf deutschen Stamm pfropfte, ihm deutsches Gewand gab, zeigte er ein tieferes Verständniß der Christusligion als die romanisirenden Geistlichen, welchen die rm alles galt, weil sie nicht begriffen, daß das Göttche nicht an die Form gebunden ist. Er zeigte sich darin er auch als echten Dichter. Seine Sprache ist reich und hn, obgleich immer schlicht und volksthümlich; die Charktere sind lebensfrisch und warm und von bewundernsirdiger Schärfe, die Scenerie von der höchsten Anschaulkeit. Die Form ist noch die alte nordische der Alliteran oder, wie man sie jetzt häufig zu bezeichnen pflegt auch Rapp), des Stabreims. Jeder Vers von meist r Hebungen zerfällt in zwei Hälften, die durch die literation zusammengehalten werden, indem die erste älfte gewöhnlich zweimal, die zweite ein- oder auch zweil alliterirt.

Diese Form hat Rapp nur in großen Zügen nachbildet, „indem er die alliterirenden Stabreime nach dem ifte unserer Zeit in breiterer Ausdehnung und mit vielen Versfüßen sich bewegen läßt". Er hat sich dabei größtmöglichsten Treue befleißigt und vor allem nach er allgemein verständlichen Darstellung gestrebt. Wir nen aber, so sehr wir die Bemühungen des Uebers ers anerkennen, sein Verfahren nicht billigen. Die rm zerfließt in seiner Behandlung so sehr, daß man nur fühlt und erkennt, wenn man an sie denkt, wenn n sich bemüht, sie herauszufinden. Die höchst willkürch sich bewegenden Versfüße zerstören allen Rhythmus, d so macht das Ganze eher den Eindruck einer unbelfenen und oft sogar affectirten Prosa, als einer rhythschen Darstellung.

Der dritte Uebersetzer, K. Simrock, hat seine anerkannte Meisterschaft in der Uebertragung alter deutscher ichtungen auch hier wieder auf das glänzendste bewährt. Auch er ist, wie Rapp, von der hohen Trefflichkeit des Gedichts tief durchdrungen. Der „Heliand", sagt er, ist das einzige christliche Epos, es ist das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum. Was die Form betrifft, so hat auch Simrock die des Originals nachgebildet, „die uralte epische Vanzeile, noch statt des Reims mit Liedstäben geschmückt". Er behandelt sie mit großer Kunst und Gewandtheit; allein wir können nicht der Ansicht sein wie der Uebersetzer, daß die Form, je weiter wir lesen, uns heimisch lieb und vertraut wird, daß ihre leichte Bewegung uns anmuthiger zu fesseln weiß, als die gewohnten eintönig gemessenen Reimzeilen. Die altnordische Form der Alliteration ist und bleibt dem modernen Ohr fremd, fremd wie der Sloka der altindischen Gedichte, fremd wie die lyrischen Compositionen in den Tragödien der Griechen. Entweder vernehmen wir sie gar nicht, wenn wir von dem Inhalt erfüllt sind, oder sie nimmt uns so sehr in Anspruch, daß wir vom Inhalt abgezogen werden. In beiden Fällen bringt sie keine angenehme, keine wohlthuende Wirkung hervor. Wie ganz anders verhält es sich mit dem Reim, wenn er glücklich behandelt ist! Er besitzt solche Kraft, daß er stets durchdringt und unser Ohr mit musikalischem Wohllaut erfüllt, aber, weil er stets an das Ende der Zeilen fällt, nicht nur nicht von dem Inhalt abzieht, sondern ihn erst recht eigentlich abschließt. Selbst die antik gemessenen Verse sagen unserm Ohr besser zu als die Alliteration, weil die rhythmische Bewegung sich so innig an die Worte anschließt, daß diese wie von einer auf- und abwogenden Welle leicht dahingetragen werden. Reim und rhythmische Bewegung bezeichnen die Stimmung, in welcher der Dichter seine Gedanken niederschrieb, sie geben diesen daher eine lebendige Färbung, welche weder die Prosadarstellung noch die Alliteration hat. Diese kann zwar in einzelnen Fällen, ungefähr so, wie die Onomatopöie, von hoher Wirkung sein — man erinnere sich an die schönen Stellen bei Bürger und Goethe —, aber als durchgängige Form ermüdet sie, wie die Onomatopöie ermüden würde, wenn sie durch eine ganze Dichtung geführt werden könnte. Die Alliteration sagt der neuhochdeutschen Sprache noch viel weniger zu, als die Assonanz, die doch schon deswegen nicht so ganz fremdartig klingt, weil sie reimähnlich ist. Es ließe sich wol aus dem Charakter der Sprachen nachweisen, warum die Alliteration den alten nordischen Sprachen vollkommen angemessen war und in ihnen zur passendsten poetischen Form werden konnte, während sie als solche für das Neuhochdeutsche nicht brauchbar ist; doch würde uns dies hier viel zu weit führen. Wir fügen nur noch den Wunsch hinzu, es möchte der treffliche Uebersetzer sich entschließen, eine gereimte Nachbildung des „Heliand" zu geben, weil wir überzeugt sind, daß das herrliche Gedicht nur in solchem Gewand wieder zum Eigenthum des Volks gemacht werden kann. Freilich wird die Wahl der besondern Form nicht wenig Schwierigkeiten darbieten, denn kaum möchte sich die Nibelungenstrophe dazu eignen; allein wir sind der Ueberzeugung, daß Simrock bei seinem tiefen Sinn

für schöne Form und bei seinem gebildeten Geschmack das Rechte nicht verfehlen wird.

Wir fügen zum Schluß noch kürzere Beispiele aus allen drei Uebersetzungen an, damit unsere Leser selbst entscheiden können, ob unser Urtheil über dieselben auch richtig sei, zugleich aber auch, um sie einigermaßen mit der trefflichen Dichtung bekannt zu machen. Aus letzterm Grunde wählen wir drei verschiedene Beispiele, obgleich es zweckmäßiger wäre, zur Vergleichung der drei Uebersetzungen die nämliche Stelle mitzutheilen; allein es läßt sich diese Vergleichung doch auch bei Mittheilung verschiedener Beispiele erreichen.

1) Der Meersturm. (Aus Köne's Uebersetzung.)

Da war dort Wehrthums so viel — aller Fremdvölker
gekommen um Hülfe von Christ — um des so Mächtigen Beschützung.
Dann wollte er dar ein Meer befahren, — der Gottessohn mit seinen Jüngern
neben Galiläaland hin, — der Waltende einen Wogenstrom.
Da hieß er das andre Wehrthum — vorwärts ziehen,
und er begab sich mit einigen wenigen — in einen Nachen hinein,
der rettende Geist — zu schlafen reisemüde.
Die Segel aufhißten — wetterkundige Wehren,
ließen den Wind nach- — treiben über den Meerstrom,
bis daß er zur Mitte kam, — der Waltende mit seiner Wehrschaft.
Da begann des Wetters Kraft, — Wirbel aufzusteigen,
Wogen zu wachsen, — schwang sich Geschwärk im Gewühl,
die See kam in Aufruhr, — kämpfte Wind und Wasser,
die Wehren sorgten, — das Meer ward so muthig,
nicht versah sich der Männer einer — längeres Lebens.
Da sie den Landeswart — weckten mit ihren Worten,
und sagten ihm des Wetters Kraft, — baten, daß ihnen gnädig
der rettende Geist — würde wider das Wasser,
oder wir müssen hier entsetzlichen Todes — sterben in diesem See.
Selber aufstand — der gute Gottessohn,
und zu seinen Jüngern sprach, — hieß, daß sie sich des Wetters Kampf
im geringsten nicht fürchteten, — warum seid ihr so furchtsam, sprach er,
noch ist euch nicht fester Muth, — Glaube ist euch zu wenig
nicht ist nun so lange bis dahin, — daß die Ströme sollen
stiller werden — und dies Wetter wonnesam.
Dann er zum Winde sprach, — und zu dem See desgleichen,
und sie schmeidig hieß, — beide sich gebaren.
Sie das Gebot leisteten, — des Waltenden Wort,
die Wetter schwiegen, — heiter ward's auf der Flut.
da das Volk unter sich, — die Wehrschaft, sich wunderte,
und manche mit Worten sprachen, — welcher das von so mächtigen
Mannen wäre, — daß ihm so der Wind und die Woge
auf das Wort gehorchten, — beide seiner Gebotschaft,
Da hatte sie der Sohn Gottes — gerettet aus der Noth.
Der Nachen fürder schritt, — das hochgehörnte Schiff,
die Helden kamen, — die Leute zu Lande,
sagten Lob Gotte, — verherrlichten seine mächtige Kraft.

2) Der Wandel auf dem Meer. (Aus Rapp's Uebersetzung.)

Der Herr war fort, das Volk verlaufen auf Weg und Steg im Land umher,
Er wallte wieder in die Berge, das reichste Kind, nach seinem Willen.
Die Jünger traten zum Seegestad, die treuen zwölf von ihm erwählt,
Sie sind bereit in gutem Glauben zum Gottesdienst dahin zu fahren,
Auf ihrem hochgehörnten Schiff durchschneiden sie die heitern Wellen,
Der Lichtschein schied vom sausternen Wasser, die Sonne schwand zur Ruhestatt,
Und Nacht umnebelt des Sees Segler, sie steuern mit Vorsicht durch die Flut.
Die vierte Wache der Nacht ist da, der wachsame Christ gewahrte sie.
Da hob sich im Wind das hohe Wetter, und peitschte die Wellen um das Schiff,
Die Schiffer streiten wider den Sturm, sie steuern bang und sorgenvoll,
Sie möchten irr' im Wogenwüthen des Landes Ufer nicht gewinnen,
Da sehen sie den waltenden Christ hoch auf den Wogen zu ihnen wallen.
Er naht dem Schiff, er sinket nicht, ihn hob hinan seine [illegible] rende Kraft.
Und ihre Seelen entsetzt die Furcht, der böse Feind sei [illegible] Truggesicht.
Da rief herüber ihr lieber Herr, der Höhenkönig, [illegible] ihnen:
Er sei's, ihr Meister in Stärk' und Macht, sie sollten [illegible] Muthes bleiben,
Sich wacker halten, unverwirrt. „Ich bin das Kind Gottes, [illegible] Waltenden Sohn,
Und soll euch behüten auf dieser See, um sausenden Sturm [illegible] Meeresstroms."
Da rief ihm von den Ringenden einer, der treue Petrus, [illegible] Rand des Schiffs:
„Ich fürchte nicht des Wassers Wuth, wenn du es bist, [illegible] tender,
Wie fast mir dünkt mein guter Herr. Heiß mich hinaus [illegible] zu dir gehn.

ech auf der Bahn der tiefen See mit trocknem Fuß, wenn du es bist,
Sein lieber Herr, o du der Menschen schirmender Vogt.“ Der Mächtige that's,
ad hieß ihn ihm entgegengehn. Und hastig entschlossen entspringt er dem Bord,
nd fußt stracks seinem Fürsten zu, durch Gottes Macht von der Flut getragen.
ine Woge rollt ihm im Sturm entgegen, und rings erheben sich Well' an Welle,
a ward ihm bang vor der hangenden Tiefe, und hängt sich der Zweifel an sein Herz,
d sogleich wich die Flut unter ihm, und zog ihn nieder und sank er hinab.
a schrie er auf zu dem Gottessohn und bat ihn in der schwindelnden Noth,
mög' ihn erhalten. Der Völker Herr fing den Jünger auf mit seinen Armen:
Was zwang dich der Zweifel? Und konntest wissen mit Zuversicht,
ß die schaukelnde Flut dich nicht verschlinge, solange dein Glaube an mich nicht schwinde.
mm, laß dir helfen aus deiner Noth.“ Bei Händen nahm ihn der heilige Herr,
ward ihm der Wasser wimmelnde Flut zum festen Boden unter dem Fuß.
beide gingen und stiegen an Bord, dort saß am Verdeck der Kinder bestes.
stille ward die breite Strömung, sie steuerten sicher und landeten.
fielen ihm betend zu Füßen hin, und dankten preisend dem heiligen Führer,
sprachen sie viel mit weisen Worten: „Nun wissen wir, er ist wahrlich selbst
Höchsten Sohn, der Wahre auf Erden, und hat Gewalt über alle Welt,
Leben erhaltend jeglichem Menschen, wie er heute gethan in der Wogen Grimm.“
wandelt der Christ vom See hinweg, des Waltenden Sohn und einziges Kind.
wieder zog's ihm in Haufen entgegen, die hingen an seinen Reden und Werken,
sprach ja der Wahrheit Worte so viel. Und gern will er allen Menschen helfen,
sie willig dienen dem waltenden Gott, und werden dem König des Himmels getreu.

Vom Weltuntergang. (Aus Simrock's Uebersetzung.)

a gingen die Jünger zu ihm
d fragten ihn stille: „Wie lange steht noch
ese Welt in Wonne, eh' die Wende kommt,
aß der letzte Tag des Lichtes scheint
urch den Wolkenhimmel? Oder wann willst du wiederkommen
diesen Mittelgarten, dem Menschengeschlecht
as Urtheil zu ertheilen, Todten und Lebenden,
rr, mein Guter! Gar heftig verlangt uns
wissen, waltender Christ, wann das geschehen soll.“
erauf zur Antwort der allwaltende Christ
itlich gab den Jüngern umher:
Das hält so heimlich der Herr, der gute,
hat es verhohlen des Himmelreichs Vater,
r Walter dieser Welt, wissen mag es nicht
n Held hier auf Erden, wann die hehre Zeit
diese Welt soll kommen; auch kennen sie wahrlich nicht
ttes Engel, die gegenwärtig sind
mmer vor seinem Angesicht: sie selber auch
äßten es nicht zu sagen, wann es geschehen solle,
ß er in diesem Mittelgarten, der mächtige Herr,
e Völker heimsuche. Der Vater weiß es allein,
Der heilige im Himmel, verhohlen bleibt es
Lebenden und Todten, wann er Leuten naht.
Doch erzählen mag ich euch, welche Zeichen zuvor
Wunderſam werden, eh' er in diese Welt kommt
An dem mächtigen Tage. Das wird am Monde kund
Und so an der Sonne. Sie schwärzen sich beide
Von Finsterniß befangen, die Sterne fallen,
Die schimmernden Himmelslichter, die Erde schüttert,
Die breite Welt erbebt. Solcher Zeichen bieten sich viel:
Die große See ergrimmt, der tiefe Golfstrom des Meers
Wirkt mit seinen Wogen den Erdbewohnern Grausen.
Dann erstarren die Sterblichen vor des Sturmes Zwang,
Alles Volk vor Furcht. Dann ist nirgends Friede,
Waffenkampf wird weit über diese Welt
Heißgrimm erheben, die Herrschaft breitet
Volk über Volk, die Fürsten befehden sich
In mächtiger Heerfahrt, die Menge erliegt
Im offenen Allkrieg. Das ist ein ängstlich Ding,
Daß Menschen müssen solchen Mord erheben.
Weit wüstet Pest auch über diese Welt,
So groß Menschensterben, als nie auf diesen Mittelkreis
Seuche senkte. Dann sieht man Sieche liegen,
Zum Tode taumeln, ihre Tage enden,
Mit ihrem Leben füllen. Dann fährt unleidlicher
Hunger heißgrimm über die Heldenkinder,
Die quälendste Kostgier. Das ist nicht das kleinste
Weh in dieser Welt, das da werden soll
Vor dem Urtheilstage. Wenn ihr das alles
Seht auf Erden geschehen, so mögt ihr sicher wissen,
Daß der letzte Tag den Leuten nah ist,
Der mächtige, den Menschen, und die Macht Gottes,
Der Himmelskraft Bewegung, der Heiligen Kunst,
Des Herrn in seiner Herrlichkeit. Seht, hiervon mögt ihr
An diesen Bäumen ein Bild erkennen:
Wenn sie knospen und blühen, und Blätter zeigen,
Laub sich löst, dann wissen die Leute,
Daß ihnen sicher der Sommer nah ist
Warm und wonnesam, mit schönem Wetter.
So zeigen auch die Zeichen, die ich aufgezählt,
Wann der letzte Tag den Leuten naht.
Dann sag' ich euch wahrlich, daß auf die Welt nicht ehe
Dies Volk zerfahren wird, bevor sich erfüllt
Mein Wort, und bewährt. Die Wende kommt
Des Himmels und der Erde, und mein heilig Wort
Steht fest und währt fort, und erfüllt wird alles,
In diesem Licht geleistet, was ich vor den Leuten sprach.“

---

4. Otfried's von Weissenburg Evangelienbuch. Text, Einleitung, Grammatik, Metrik, Glossar von Johann Kelle. Erster Band. — A. u. d. T.: Otfried's von Weissenburg Evangelienbuch. Text und Einleitung. Mit Schriftproben. Regensburg, Manz. 1856. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Etwas später als der Verfasser des „Heliand“ dichtete ein Mönch des Klosters Weissenburg im Elsaß ein ähnliches Werk, das schon seit viel längerer Zeit bekannt ist als jene Dichtung des Sachsen, dennoch aber noch nicht in genügender Ausgabe veröffentlicht war. Kelle hat es unternommen, eine neue Edition zu veranstalten und seine Aufgabe auf das glücklichste gelöst, wenigstens insoweit sie vor uns liegt, und wir zweifeln nicht, daß auch der zweite Band dem ersten vollkommen ebenbürtig sein wird. Schon die Einleitung zeigt von der größten Gründlichkeit und Umsicht. Sie beginnt mit einer Untersuchung über das Leben Otfried's, die jedoch, so trefflich sie auch an sich ist, aus Mangel an hinreichenden Quellen nicht

viele neue Aufschlüsse geben konnte. Obgleich nämlich fast alle biographischen Werke vom gelehrten sponheimer Abt Tritheim an bis auf unsere Zeit herab, die Annalen des Benedictinerordens, die Geschichten vieler Klöster und Abteien, die Chroniken des Elsaß u. s. w. des „weissenburger Mönchs" gedenken, seine Kenntnisse und geistige Begabung rühmen, so erfahren wir aus allen diesen Quellen kaum mehr, als wir aus einzelnen Andeutungen in seinem eigenen Werke entnehmen oder auf indirecte Weise aus einigen weiter abliegenden Quellen schließen können. Dessenungeachtet ist es verdienstlich, daß hier alles zusammengestellt worden ist, was über den merkwürdigen, für die althochdeutsche Literatur so wichtigen Mann mit Sicherheit ermittelt werden konnte. Wir theilen diese Resultate in kurzen Zügen mit. Otfried war ein Schüler des berühmten fuldaer Abtes Rhabanus Maurus; später lebte er im Kloster Weissenburg im Elsaß, wo er auch sein Gedicht verfaßte. Da die Klosterschule zu Fulda vor allen andern ausgezeichnet war, so sandte man junge Mönche von nah und fern dahin, theils damit sie selbst die höchste Stufe der damaligen Ausbildung erreichen könnten, theils damit sie die Einrichtung der Schule kennen lernten, um später befähigt zu sein, im heimatlichen Kloster eine ähnliche Anstalt zu gründen und zu leiten. Aus diesem Grunde war wol auch Otfried nach Fulda geschickt worden; zu gleicher Zeit befanden sich zwei sanctgallener Mönche dort, Hartmuet und Werebert, mit denen er innige Freundschaft schloß; denn damals hatte Sanctgallen noch keine Schule. Die gewöhnliche Meinung, daß Otfried selbst in Sanctgallen gewesen sei, bestreitet der Verfasser mit gewichtigen Gründen; ebenso wenig kann Otfried die Domschule in Konstanz besucht haben, da diese zu jener Zeit höchst wahrscheinlich noch gar nicht vorhanden war. So gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß seine Heimat der Speiergau war, in welchem Weissenburg lag, daß er also ein Franke war, wie er sich selbst zu den Franken zählt und seine Sprache als fränkisch bezeichnet. Dafür spricht aber auch die Begeisterung, mit welcher er stets von den Franken spricht. Von Fulda nach Weissenburg zurückgekehrt, übernahm er die Leitung der Klosterschule und war für Anlegung oder Aufbesserung der Klosterbibliothek thätig. So mag er vielleicht noch eine ziemliche Anzahl von Jahren in klösterlicher Abgeschiedenheit und friedlicher Beschäftigung mit den Wissenschaften, dem Unterricht und Gebet gelebt haben; allein, wenn er sein Leben beschloß, kann ebenso wenig ermittelt werden als sein Geburtsjahr. Nur so viel ist sicher, daß seine eigentliche Thätigkeit in die Jahre von 833—861 fällt und daß mit dem Jahre 868 alle Spuren von ihm verschwinden.

In einem zweiten Abschnitt bespricht der Verfasser Otfried's Werk und die Zeit seiner Abfassung. Man hat ihm früher, Tritheim abschreibend, mancherlei Werke zugeschrieben, allein die Angabe des gelehrten Abtes beruhte zum Theil auf Misverständniß, indem er Theile des Evangelienbuchs für selbständige Schriften hielt; eine Paraphrase der Psalmen, die man für Otfried's Werk hielt, ist längst als Eigenthum Notker's anerkannt. In neuerer Zeit hat ihm Karl Roth eine Reihe von Gedichten zugeschrieben, z. B. das bekannte Ludwigslied, ist aber, soviel wir wissen, den versprochenen Beweis für seine Behauptung schuldig geblieben.

So bleibt nur Ein Werk, das unzweifelhaft sein Eigenthum ist, das „Evangelienbuch", aber dieses Werk bedeutend genug, „um Otfried's Namen trotz aller Stürme bis auf unsere Zeiten und hoffentlich für immer zu erhalten". Nachdem der Verfasser nachgewiesen hat, daß das „Evangelienbuch" im Jahre 867 oder 868 vollendet worden sein müsse, bespricht er in einem dritten Abschnitt die Veranlassung und den Zweck des Gedichts. Wir folgen ihm in seiner Darstellung von dem Einfluß des Christenthums auf die deutschen Völker, von den positiven und negativen Mitteln, deren sich die Geistlichkeit bediente, um die Deutschen für den neuen Glauben zu gewinnen, und folgen; auch haben wir einzelnes schon oben angeführt. wir eilen sogleich zu dem, was er über Otfried und sein Werk sagt. Dieses hatte, wie der „Heliand", zunächst den Zweck, das Christenthum bei den Germanen zu fördern, das Heidenthum zu verdrängen, den Sachsen als eine erbauende Lectüre zu dienen und stellenweise der bisherigen heidnischen Lieder gesungen zu werden. Otfried die doppelte Absicht hatte, sein Werk theils zum Lesen, theils zum Singen zu bestimmen, wird mit schlagenden Gründen nachgewiesen; wir führen nur den an, daß in mehreren Kapiteln refrainartige Wiederholungen derselben Verse finden: eine Einrichtung, welche gewiß für den Gesang von Wirkung und für den Gesang bestimmt gewesen sein kann.

Allenthalben fühlt man, mit welcher Freude er an das Volksgesang dachte. Mit sichtlichem Wohlgefallen schildert er sanglustige Germane den Wechselgesang, welchen das Volk beim Einzug Jesu in Jerusalem anstimmte. Den Lobgesang, welchen die Engel bei der Geburt Christi anstimmten, empfiehlt er ausdrücklich zum Gesange und an einer Stelle scheint ihm irgend ein Kirchengesang vorgeschwebt zu haben.

Der vierte Abschnitt behandelt die Einrichtung und die Quellen des Gedichts. Otfried verfaßte es dreitheilig, zuerst den Anfang, dann den Schluß, zuletzt die Mitte, worauf er das Ganze ordnete und in fünf Bücher theilte. Er wollte übrigens keine eigentliche Uebersetzung, sondern vielmehr eine theils auf den Evangelien, theils aber auch auf andern Quellen beruhende Bearbeitung des Lebens und der Lehren Jesu geben. Die Untersuchung, welche Quellen er benutzt hat, ist mit Gründlichkeit und Scharfsinn durchgeführt, sie gewinnt dadurch hohes Interesse, daß sich zugleich daraus ergibt, welche Theile des Gedichts Otfried's volles Eigenthum sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich unter seinen Quellen auch ein älteres deutsches Gedicht befand, und der Verfasser ist nicht ungeneigt zu glauben, daß dieses kein anderes sei, als das, aus welchem uns im „Muspilli" ein Bruchstück erhalten worden ist; dieses scheint um so wahrscheinlicher, als Otfried aus diesem Fragment wirklich einen Vers unverändert entlehnt hat.

Indem der Verfasser im fünften Abschnitt den Ton des Gedichts bespricht, zeigt er, daß es nicht nur

storische Kenntniß der Sprache hat, was frei-
bedeutendste Seite ist, sondern auch für die Theo-
vir aus ihm den Stand derselben in damaliger
n lernen und ersehen, in welchem Gewande die
Christusreligion unsern Ahnen beigebracht
Noch wichtiger ist es für die Kenntniß der deut-
thümer. Zwar findet man bei Otfried nicht
gende Anbequemung des Christenthums an das
jum wie beim „Heliand", nicht wie bei die-
estreben, die christlichen Anschauungen mit dem
n Volksleben zu einigen; allein es finden sich
ei ihm Stellen genug, aus denen ersichtlich ist,
gst bemüht war, die Personen in einer Weise
, welche sie seinen Hörern oder Lesern ange-
n mußte, und die Schauplätze der evangelischen
rartig zu schildern, daß sich der Germane da-
finden konnte. Die höchst interessante Aus-
Begründung dieser Sätze können wir nicht
vir müssen diejenigen unserer Leser, die näher
daran finden sollten, auf die treffliche Ein-
Verfassers verweisen. Doch können wir uns
en, eine Stelle auszuheben, um zu zeigen,
ıd der Blick des Verfassers ist. Nachdem er
: Christus dem Petrus befahl, das Schwert
das er zur Vertheidigung des Herrn gezogen
r hinzu:

ht absichtslos war es, daß Otfried die bekannte Stelle
häusevangelium: „Omnes enim, qui acceperint
io peribunt", nicht in sein Gedicht aufnahm, denn
Kampflust seiner Zuhörer nicht hemmend in den
ıd das kriegerische Bild, das er zu seiner und
eude so schön ausgeführt, nicht durch diesen Ab-
n.

ı als Gedicht ist das „Evangelienbuch" Ot-
ıegs ohne Werth: nur muß man es von
nkt beurtheilen, von welchem aus es ver-
Es ist nämlich in der That nichts an-
Lehrgedicht, daher es auch alles ausläßt,
:cke der Belehrung nicht förderlich oder gar
esen wäre, wogegen es alles besonders be-
ıs seinem Zwecke entsprach. So behandelt
ergpredigt in acht Kapiteln, sie kommt also
eg, wie Gervinus behauptet. Doch war Be-
wegs Otfried's einziger Zweck; er wollte
ı erwähnt, daß sein Gedicht an die Stelle
Lieder träte, daß es wenigstens stellenweise
e. Und bei näherer Betrachtung kann man
daß Otfried in der That auch Talent zum

o er sich nicht an sein Original zu halten hatte
: sein mußte, die Lehren des Christenthums in
heit darzustellen, woran ihm ganz besonders ge-
all, wo er sich ganz seinen Gefühlen und Em-
assen konnte, ist er wahr, natürlich, poetisch.
fliebe und Sehnsucht nach der Heimat, die Mut-
ıgfrau Maria, den Mutterschmerz der Weiber in
rt er in wahrer und rührender Weise.

ı verkennt übrigens der Verfasser nicht,
nd" weit höher steht, wie denn das Epos immer höher stehen wird und muß als ein mit lyrischen Stellen untermengtes Lehrgedicht; und so bewährt er selbst die Mäßigung, die er an Otfried rühmt, dessen Bedeutung als Dichter offenbar nur deshalb so oft und so lange verkannt wurde, weil man ihn stets mit dem Dichter des „Heliand" zusammenstellte.

Gern würden wir dem Verfasser auch in den weitern Auseinandersetzungen folgen, die ebenso gründlich, scharfsinnig und interessant sind als die bisher mitgetheilten. Doch zwingt uns der Raum zu größerer Beschränkung. Wir müssen uns daher begnügen, das Wichtigste anzudeuten und unsere Leser auf das vortreffliche Buch selbst zu verweisen. Der sechste Abschnitt behandelt die Metrik, doch nur nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten, da der Verfasser im zweiten Bande eine allgemeine Darstellung der Otfried'schen und althochdeutschen Metrik zu geben beabsichtigt. Interessant und überzeugend ist darin namentlich, was er über den Reim sagt. Er ist nicht durch äußere Nachahmung in die deutsche Poesie eingeführt worden, sondern, wie das Aufhören der Alliteration durch innere Verhältnisse bedingt war, so brach auch der Reim durch innere Nothwendigkeit aus schwachen Anfängen hervor und gewann bald an Geschmeidigkeit, Macht und Ausdehnung. Im siebenten Abschnitt werden die bisherigen Ausgaben des Otfried'schen „Evangelienbuch" mit der gewohnten Gründlichkeit und Gelehrsamkeit besprochen. Der Verfasser gibt eine sehr klare und interessante Darstellung aller Arbeiten über Otfried seit Beatus Rhenanus im Jahre 1530 bis auf Graff's Ausgabe, und endlich macht uns der achte und letzte Abschnitt mit den Handschriften bekannt, deren Bedeutung und gegenseitiges Verhältniß er mit der größten Schärfe und Gelehrsamkeit bestimmt.

Auf der genauesten Vergleichung der Handschriften beruht die Ausgabe des Textes, welchem er den wiener Codex zum Grunde legt, da er nicht nur der älteste, sondern auch der Stammcodex aller andern Handschriften ist; ja der Herausgeber hält ihn überhaupt für die älteste, nach dem ersten Entwurfe des Dichters veranstaltete Reinschrift. Es sind alle, selbst die unbedeutendsten Abweichungen der Handschriften mit nicht genug zu rühmender Sorgfalt in den Lesarten angegeben, und ein weiteres sehr großes Verdienst der Ausgabe besteht darin, daß der Herausgeber den Text mit Interpunktionen versehen hat, wodurch das Verständniß wesentlich gefördert wird. Endlich hat er die Stellen aus den Werken, welche dem Dichter bei seiner Arbeit vorlagen, am passenden Ort unter den Text gesetzt, wodurch wir in den Stand gesetzt sind, das, was Otfried nur nachgebildet hat, von dem, was sein unbestrittenes Eigenthum ist, zu unterscheiden.

So gewährt denn das Buch Kelle's im ganzen und im einzelnen den Eindruck einer äußerst verdienstlichen, gründlichen und in jeder Beziehung erschöpfenden Arbeit, durch welche das Studium eines der wichtigsten Denkmale der ältern deutschen Sprache wesentlich gefördert wird. Möchte er uns mit dem zweiten Bande, welcher die Grammatik, Metrik und das Glossar enthalten wird, recht bald

beſchenken und ſo ſeinem großen Verdienſte die Krone aufſetzen.

---

5. Walther von Aquitanien. Eine altdeutſche Heldenſage im Versmaße des Nibelungenliedes. Von Auguſt Geyder. Breslau, Kern. 1854. 16. 12 Ngr.

So reich die deutſche Volkspoeſie ſich ſchon in den älteſten Zeiten entfaltet hatte, ſo wenig iſt davon auf uns gekommen, weil die Geiſtlichkeit ſie als das Haupthinderniß für die Verbreitung des Chriſtenthums anſah und ſie daher mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln im Bewußtſein des Volks zu vernichten ſtrebte. Erſt nachdem Karl der Große das Beiſpiel gegeben hatte, alte Heldenlieder zu ſammeln, finden wir Geiſtliche, welche der Poeſie ihres Volks größere Aufmerkſamkeit widmen, indem ſie entweder einzelne Lieder aufzeichneten oder ſelbſt Stoffe aus der heimiſchen Sage dichteriſch bearbeiteten. Freilich geſchah dieſes in lateiniſcher Sprache; ſo ſtehen dieſe Dichtungen allerdings der deutſchen Poeſie fern, aber wir verdanken ihnen doch zum großen Theil die nähere Kenntniß einzelner Theile der deutſchen Heldenſage, und ſie erhalten dadurch einen Werth, der nicht hoch genug geſchätzt werden kann. Unter dieſen nicht ſehr zahlreichen Dichtungen nimmt der „Waltherius manu fortis" wol den erſten Rang ein, welcher gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts von einem ſanctgalliſchen Mönch Gerald in Gemeinſchaft mit einem andern Conventualen des nämlichen Kloſters, Eckehard I., in lateiniſchen Herametern verfaßt und etwa hundert Jahre ſpäter von Eckehard IV., der ebenfalls im Kloſter zu Sanctgallen lebte, überarbeitet wurde. Es iſt in dieſem Gedicht, deſſen Text J. Grimm kritiſch herausgegeben und erklärt hat*), das Beſtreben unverkennbar, die edlere Form des antiken Epos, namentlich aber des Virgilius, nachzuahmen; man findet darin nicht blos einzelne Ausdrücke und Wendungen, ſondern ſelbſt ganze Verſe des römiſchen Dichters. Steht ſchon dieſe Behandlungsweiſe im Widerſpruch mit dem Stoff, ſo iſt es mit den aſcetiſchen Betrachtungen noch mehr der Fall, die der gelehrte Mönch in ſeine Darſtellung einflocht. So hat die alte deutſche Heldenſage ein zum Theil gelehrtes und römiſch gebildetes, zum Theil ein chriſtlich mönchiſches Gewand erhalten, das ihr wenig zuſagt. Es tritt das Unpaſſende dieſer Behandlung in der wörtlich treuen, im Versmaße des lateiniſchen Originals abgefaßten Ueberſetzung von San-Marte (A. Schulz) recht lebendig hervor, weshalb ſich Geyder, der ſich ſchon längere Zeit mit wiſſenſchaftlicher Betrachtung des Gedichts beſchäftigt hatte, angeregt fühlte, eine neue Bearbeitung zu verſuchen. Dieſelbe ſchließt ſich zwar an den lateiniſchen Text an, wie er von Grimm herausgegeben wurde, ſie hat jedoch „die claſſiſchen Flittern und die aſcetiſchen Betrachtungen deſſelben unbeachtet gelaſſen", und der Bearbeiter hat ſich überhaupt beſtrebt, „der Sage den deutſchen Charakter möglichſt zu bewahren". Es iſt dies ein ſehr glücklicher Gedanke, deſſen Ausführung um ſo leichter erſcheint, als das lateiniſche Gedicht, [illegible] der äußern Form, den Charakter der alten Ep[illegible] bewahrt hat und daſſelbe höchſt wahrſcheinl[illegible] deutſchen Liede bearbeitet war, deſſen ur[illegible] durch die fremde Sprache und Form durch[illegible] ſtellt ſich die Sage im lateiniſchen Gedicht [illegible] verfälſcht dar: Walther, ein Aquitane, d. [illegible] gothe, befindet ſich als Geiſel bei Etzel (Attil[illegible] weilt dort ebenfalls als Geiſel die ſchöne Hi[illegible] Tochter des Burgunderkönigs Heinrich. Bei[illegible] ſich das Vertrauen Etzel's und ſeiner Gem[illegible] gund wird ſogar Hüterin der königlichen S[illegible] längerer Zeit durch die treueſte Liebe verbun[illegible] ſie ihre Stellung, um ſich zu befreien. Wa[illegible] bei einem ſchwelgeriſchen Mahle die Hun[illegible] flieht in der Nacht mit der Geliebten, welche der koſtbarſten Kleinode mit ſich nimmt. An[illegible] Walther vom Frankenkönig Gunther angefa[illegible] den Schätzen der Fliehenden lüſtern iſt; es [illegible] ein heißer Kampf, der den Mittelpunkt des [illegible] det. Walther geht aus demſelben endlich [illegible] vor, aber nur mit Verluſt der rechten Ha[illegible] Gunther einen Fuß und Hagen ein Auge [illegible]

Ob aber der neue Bearbeiter ſeiner [illegible] hat, mit Weglaſſung „der claſſiſchen Flitter[illegible] ſchen Bemerkungen" das Gedicht auf eine [illegible] führen, die an das dem lateiniſchen Text z[illegible] gende alte deutſche Gedicht wenigſtens erinn[illegible] ten wir nicht bejahen. Wir wollen nicht [illegible] es dem Ueberſetzer an dichteriſcher Darſtellun[illegible] gelt, daß unter ſeinen Händen ſelbſt die b[illegible] ſchen Stellen matt und proſaiſch werden, [illegible] die rhythmiſche Form des Nibelungenverſes [illegible] zu behandeln verſteht; wir wollen kein G[illegible] legen, daß die Sprache unbeholfen und [illegible] daß er des Reims wegen ſich widrig klin[illegible] nen oder gar Fehler gegen die Geſetze der [illegible] ſtellung erlaubt; daß ihm triviale Ausdrü[illegible] ſen" und Provinzialismen wie das bair[illegible] ſche „halt" entſchlüpfen. So unangenehm [illegible] rührt, ſo könnte die Uebertragung doch m[illegible] ſen Reiz und ſelbſt ein bedeutendes Verdi[illegible] uns aus der ganzen Haltung wenigſtens [illegible] liche Auffaſſung entgegenwehte. Allein d[illegible] Fall. Das Ganze bewegt ſich in ſo proſaiſch[illegible] ſtellung, daß uns kaum die Erzählung der [illegible] zwiſchen Walther und den Burgunden in [illegible] zeit zu verſetzen vermag. Der Ueberſetzer [illegible] lungenlied und andere volksthümliche Gedi[illegible] Alterthums offenbar nicht genug ſtudirt [illegible] nämlich auf die Aufgabe, die er ſich [illegible] rein philologiſchen Studien iſt es hier nicht [illegible] geht deutlich daraus hervor, daß er [illegible] Wendungen kennt, die in jenen Liedern [illegible] und die hier ſo leicht hätten angebracht [illegible] weil ſie ſich gleichſam von ſelbſt darbieten: [illegible] J. Grimm aufmerkſam gemacht hat, [illegible]

*) „Lateiniſche Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts. Von J. Grimm und A. Schmeller" (Göttingen 1838)

oft so glücklich wiedergegeben, daß man diesen
ich zu übersetzen braucht, um sie wiederherzustel-
ist ist dies freilich nicht der Fall, doch auch dann
sie sehr häufig leicht erkennen, weil sie wenig-
Sinne nach getreu nachgebildet sind.

h haben wir noch zu bemerken, daß Geyder
allen „classischen Flitter" und ebenso wenig alle
ristlich-mönchischen Anschauungen hervorgegan-
llen getilgt hat, was er sich doch zum Haupt-
esetzt hatte. Wer möchte z. B. glauben, daß
Stelle in einem deutschen Volksgesang aus dem
undert vorgekommen sein könne?

ief am Abendhimmel die lichte Sonne stand,
hat ihre Strahlen auf Thule sie gesandt,
n begrüßt die Schotten und Iren sie noch hat,
n des Meeres Wogen sie ihre Lagerstatt.

chtigkeit unsers Urtheils, daß der Bearbeiter
ischen Darstellungstalent hat, noch die alter-
ust, um uns so auszudrücken, über die Dich-
ubern vermag, sondern Sprache, Wendungen,
die ganze Auffassung durchaus modern ist, geht
en obigen vier Zeilen hervor. Um aber unsere
mehr davon zu überzeugen, theilen wir noch
e Stelle mit, die zu den schönsten der ganzen
ehört und bei der zugleich der alterthümliche
leichtesten hätte wiederhergestellt werden können.
Stelle, wo Walther, vom König und Hagen
ch gegen letztern wendet, ihn der alten Treue
bei ihren jugendlichen Spielen, bei ihrer unbe-
ndschaft beschwört, von dem Angriff abzustehen:

er that, als hörte er Gunther's Worte nicht,
aber also der Heldenjüngling spricht:
gab' ich zu reden, drum lasse dir nur Zeit,
Freund du standest mir immer sonst zur Seit';
umgewandelt! Als wir im Hunnenland
n, das Umarmen da kaum ein Ende fand.
ichts begangen, was hätte dich gekränkt,
jetzt ich werde von dir als Feind bedrängt.
ch nicht erwartet, wie täuschte ich doch mich;
eß mit der Hoffnung das Hunnenland im Stich,
auf die Kunde entgegenkommen mir,
mich aufnehmen und schirmen treu bei dir.
enn du nur ungern mich mochtest bei dir sehn,
doch mich lassen nach meiner Heimat gehn.
könnte finden, bekümmerte mich sehr,
Gaben brachte ich mit für dich daher,
ch bin gezogen durch unbekanntes Land,
ig überall mir getreu zur Seite stand:
n lebt, kein Franke mir was anhaben kann.
Knaben spielten, o denke doch daran!
größer wurden, eins war stets Herz und Sinn,
reundschaft schwanden die Jahre uns dahin.
nsre Eintracht, bekannt in aller Welt?
ete wenn draußen ich kämpfte auf dem Feld,
nur, vergaß ich den eignen Vater mein;
dir, da ließ ich die Heimat Heimat sein.
bte Treue, weshalb brichst du sie mir?
doch nicht kämpfen an diesem Hügel hier!
altes Bündniß laß bleiben stet und fest,
daß für uns beide das allezeit ist das Best'!
n hoch dich preisen, den Schild dir füllen an
Gold und machen dich so zum reichen Mann."

Erlaubte es der Raum auch den lateinischen Text beizufügen, so würde recht klar werden, wie viele Flickereien nöthig waren, um die Verse auszufüllen und den Reim zu gewinnen, was übrigens auch ohne Vergleichung des Originals schon sichtbar genug ist.

---

6. Crescentia, ein niederrheinisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert. Herausgegeben von Oskar Schade. (An Jakob und Wilhelm Grimm zum 4. Januar und 24. Februar 1853.) Berlin, Dümmler. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Schade bringt, wie schon aus dem Titel des Buchs erhellt, dasselbe den Gebrüdern Grimm als Geburtstagsgeschenk dar; er hatte ursprünglich eine neue Ausgabe Heinrich's von Veldeke dazu bestimmt, doch hat ihn nicht etwa die von Ettmüller besorgte Ausgabe dieses Dichters davon abgehalten, denn wie kann Ettmüller etwas Gutes leisten? meint Schade, sondern die große Schwierigkeit des Unternehmens, an welchem selbst Lachmann verzweifelte. Schade verzweifelt zwar nicht, aber er will sich zuvörderst einen Grund bauen, von dem aus er das große Werk mit größerer Sicherheit bearbeiten kann. Er hat es unternommen, die Denkmale der dem Veldeke voraufgehenden Zeit, die man unter dem gemeinsamen Namen niederrheinische faßt, einer grammatischen und metrischen Prüfung zu unterwerfen, woraus sich ergibt, daß Veldeke nach Sprache und Verskunst die höchste Entwickelung, gleichsam die Blüte bildet von einer Reihe ihm voraufgehender poetischer Erscheinungen seiner geistig reichbewegten Heimat.

Schade ist ein Schüler Lachmann's: er ist also nothwendig revolutionär und mit allem höchst unzufrieden, was nicht unmittelbar mit Lachmann zusammenhängt oder aus seiner Schule hervorgeht. Daß er in seinen kritischen Arbeiten den nämlichen Weg geht, wie sein Lehrer, bedarf keiner weitern Versicherung. Lachmann hat bekanntlich gefunden, daß Wolfram's „Parzival" aus Abschnitten von 30 Zeilen besteht, was freilich jedem seltsam vorkommt, der sich erinnert, daß ein Abschnitt eben ein Abschnitt ist und daher in Gedanken und Satzform einen Ruhepunkt gewähren muß. An solche pedantische Kleinigkeiten stoßen sich Lachmann's Schüler nicht; vielmehr behaupten sie z. B., daß, weil der „Parzival" aus Abschnitten besteht, die „Crescentia" auch aus Abschnitten bestehen muß. Es wundert uns nur, daß sie nicht auch auf dreißigzeilige zurückgeführt wird, sondern nur auf sechszeilige Strophen. Doch 5×6 sind ja auch 30, wie wir ja auch mit Bezug auf die Nibelungen wissen, daß $4 \times 7 = 28$ ist.

Daß die „Crescentia" eine der gelungensten Partien der „Kaiserchronik" bildet, ist längst anerkannt, daß sie aber ein zu diesem Werke nicht gehöriges, in sich abgeschlossenes strophisches Gedicht sei, von einem andern Verfasser als von dem Redactor dieser „Kaiserchronik", das hat meines Wissens noch niemand weder behauptet noch bewiesen.

So sagt Schade am Anfang der Einleitung. Er behauptet also dreierlei: erstens es habe noch niemand weder behauptet noch bewiesen, daß die „Crescentia" ein strophisches Gedicht sei; zweitens sagt er, es habe noch

niemand behauptet, es ſei die „Crescentia“ ein zur „Kaiſerchronik“ urſprünglich nicht gehöriges, in ſich abgeſchloſſenes Gedicht; drittens, es habe noch niemand behauptet, ſie habe einen andern Verfaſſer als den Redactor der „Kaiſerchronik“. Die erſte Behauptung Schade's iſt vollkommen richtig; es hat in der That vor Schade noch niemand geglaubt, daß die „Crescentia“ ein ſtrophiſches Gedicht ſei, ja er hätte noch hinzufügen können, es würde dies auch nach ſeiner Beweisführung niemand glauben. Was aber die zweite und dritte Behauptung betrifft, ſo ſind dieſe vollkommen irrig. Wackernagel ſagt in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur“, S. 163, Anm. 61, von der „Crescentia“: „Das alte Gedicht iſt in die «Kaiſerchronik» eingereiht“, und S. 172 heißt es: „Die «Kaiſerchronik» iſt kein einziges ſelbſtändiges Werk, ſondern großentheils nur eine Zuſammenſtellung kleinerer, ſchon vorher gedichteter Stücke; ſo iſt der Abſchnitt von Julius Cäſar und den Deutſchen aus dem heiligen Anno entnommen und in ähnlicher Weiſe löſen ſich «Crescentia» und die Fabel vom Hirſch und Fuchs heraus.“ Da aber der Abſchnitt von Wackernagel's „Geſchichte der deutſchen Literatur“, in welchem ſich dieſe Stellen finden, ſchon im Jahre 1850 erſchienen iſt, ſo konnte Schade die zwei letzten Behauptungen nicht aufſtellen, ohne der Wahrheit ins Geſicht zu ſchlagen. Denn daß er Wackernagel's treffliches Werk gekannt hat, würde man ſchon von vornherein annehmen dürfen, wenn es nicht ſchon aus ſeinem Buche ſelbſt hervorginge.

„Daß die «Crescentia» ein ſelbſtändiges ſtrophiſches Gedicht iſt“, ſagt Schade weiter auf S. 15, „ſteht baumfeſt und läßt ſich durch nichts wegdisputiren.“ Worauf gründet ſich nun dieſe „baumfeſte“ Ueberzeugung? Die ſechszeilige Strophenform, behauptet er, zeigt ſich in 85 Strophen rein überliefert; da das Ganze nun aus 204 Strophen beſteht, ſo iſt das Geſetz in mehr als dem Drittel des Gedichts rein bewahrt. Auch dies iſt nicht ganz richtig; denn da er 236 Zeilen aus dem überlieferten Texte entfernt hat, alſo nach ſeiner Stropheneintheilung 39⅓ Strophen, ſo hätte nicht ein volles Drittel die von ihm behauptete Form rein bewahrt. Aber es iſt gewiß wenigſtens ſehr kühn, aus dem weitaus kleinern Theil auf das Ganze ſchließen zu wollen, namentlich wenn die behauptete Strophenform ſich nur im Gedicht zerſtreut vorfindet, und man zudem zu den gewaltſamſten Mitteln greifen muß, um das Uebrige in die Form zu zwingen, die man nachweiſen will. Schade hat nämlich, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, erſtens „ungehörige Zuſätze des Redactors getilgt“, d. h. wie ſchon bemerkt wurde, 236 Zeilen oder beinahe ein volles Sechstel des Ganzen weggeworfen; zweitens hat er „der Strophe etwas aufgeholfen durch kleine Ergänzungen“, aber auch drittens durch „größere von einem oder zweien Verſen, lediglich um keine Lücke zu laſſen“. Schade ſucht hierauf zu beweiſen, daß die ſechszeilige, aus drei Reimpaaren beſtehende Strophe ſchon vorher ſehr üblich war; er findet ſie z. B. im Annolied, in dem Gedicht von Herzog Adelgar, in der Erzählung von Julian, zwei Stücken, die ebenfalls in die „Kaiſerchronik“ eingeſchaltet ſind. Entgegen Wackernagel behauptet er ferner, daß die „Spielmannspoeſie“, welche Wackernagel „Exile der Fahrenden“ nennt, durchgehends in ſeiner ſechszeiligen Strophenform abgefaßt ſei; die Anſicht Wackernagel's, daß die hierhergehörigen Gedichte vorherrſchend die eigentlich proſaiſche Form der ſo genannten „Rede“ hätten, beruhe auf Mangelhaftigkeit der Unterſuchung; ſo Rother, ſo Orandel, denn was von der Hagen in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe dieſes Gedichts über die ſtrophiſche Form deſſelben ſagt, „geht in Wüſte“. Hätte aber auch Schade in der That bewieſen, daß alle dieſe Gedichte in der ſechszeiligen Strophe abgefaßt ſeien, ſo wäre dies immer noch kein Beweis, daß es ſich auch mit der „Crescentia“ ſo verhalte.

Um aber auch einen Blick in das Verfahren des Herausgebers zu gewähren, müſſen wir nothwendig eine Stelle aus ſeinen Anmerkungen beifügen; mehr Beiſpiele erlaubt der Raum nicht, es hätten aber beinahe ebenſo viele gegeben werden können, als überhaupt Anmerkungen ſind. Die elfte Strophe ſchließt in ſeiner Ausgabe mit den folgenden Zeilen:

do fragter sine holden,
wi er sin scone wib behalden solde

Statt der letzten Zeile haben aber alle Handſchriften folgende drei:

waz si im raten wolten,
daz er behilte sin scone wip:
si was im alse liep so der lip.

Das wären freilich acht Zeilen, zwei müßten daher zur Herſtellung der Strophe ausgemerzt werden. Hierzu muß man doch einen Grund haben; Schade iſt damit nicht verlegen: „Die letzte Zeile ſchlottert unnütz nachher.“ Wir halten ſie dagegen für ſehr nothwendig, denn ſie gibt den Grund der vorhergehenden an und ſpricht ſehr ſchön und mit Gefühl die tiefe Liebe des Königs zu ſeiner Gemahlin aus. Und wenn man alle Zeilen ausmerzen wollte, wie viele müßte man nicht aus den alten Gedichten tilgen, die ähnliche naive Zuſätze oft und mit Vorliebe darbieten. Schade fühlt aber auch das Ungenügende ſeines „Nebenherſchlotterns“ und fügt daher hinzu:

Uebrigens kann der Kritik nicht aufgebürdet werden, den Grund jeder Interpolation zu finden, der oft (wenigſtens vernünftiger) gar nicht vorhanden war. Genug, daß ſie dem Sinne des Dichters nachſpürt.

Das heißt doch in der That nichts anderes, als daß der Kritik nicht zugemuthet werden dürfe, Gründe für ihre Veränderungen des überlieferten Textes anzugeben. Daher iſt es auch nicht zu verwundern, wenn der Herausgeber zu wiederholten malen geſteht, er habe, um einen Text zu erhalten, der Ueberlieferung Gewalt anthun müſſen. Das wird aber immer der Nothbehelf derjenigen Kritiker ſein, die von einer vorgefaßten Meinung ausgehen und dieſe der Ueberlieferung aufdringen wollen. Wir bedauern aber ſehr, daß Schade, der ohne Zweifel ſehr tüchtige Kenntniſſe beſitzt und bei großem Fleiße, mit wahrer Liebe zur Literatur und unverkennbarem Scharfſinn

ehr Bedeutendes leisten könnte, diesen Weg eingeschlagen
at und zugleich in seiner Darstellung einen burschikosen
on führt, der immer unangenehm berührt, oft sogar wi-
erlich wird.

7. Blume und Weißblume. Eine Dichtung des 13. Jahrhunderts. Uebersetzt und erklärt von J. Wehrle. Freiburg. 1856. 8. *)

Die liebliche Sage von Flor und Blancflor ist bekannt; uch das deutsche Gedicht von Konrad Fleck, welches diese Sage behandelt, gehört zu denen, welche am häufigsten mannt werden; und zwar mit vollem Recht, denn es ichnet sich durch Einfachheit und Anmuth der Darellung und der Composition vortheilhaft vor vielen epiien Dichtungen der höfischen Poesie aus. Freilich ist es zunächst dem französischen Dichter zu verdanken, welen der deutsche zum Vorbild hatte; doch auch dieser rdient Anerkennung, da auch seine Bearbeitung den einhen und lieblichen Charakter bewahrt, der im Wesen Sage liegt, welche den lebendigsten Gegensatz zu der n Tristan und Isolde bildet, da sie den endlichen iumph der reinen, unschuldigen Liebe verherrlicht, währ der Tristan den Abgrund eröffnet, in welchen die zehrende Glut sündlicher Leidenschaft stürzt. Fleck hat digens in seiner Bearbeitung den größern Gottfried von rasburg zum Muster genommen, ihn jedoch in keiner ise erreicht, wenn auch sein Vorbild nicht ohne glückn Einfluß auf seine Dichtung geblieben ist.

Die vorliegende Uebersetzung hat einen jungen Mann Verfasser, der dieselbe schon als Student begann. Es dient dies Anerkennung und verlangt zugleich Milde Beurtheilung, um so mehr als Wehrle sich stets und rall mit erfreulicher Bescheidenheit über die Leistungen erer ausspricht und sie mit Dankbarkeit benutzt. Die lärungen sind in einer Einleitung zusammengefaßt, che in zwei Theile zerfällt. Der erste spricht vom hter und Text, dann von der Bildung und Bedeutung Sage; der zweite Theil enthält eine kurze Darstellung Verslehre. Ohne Neues und Bedeutendes vorzubrin, gibt diese Einleitung recht gute Uebersichten der beneten Gegenstände. Auch die Uebersetzung läßt sich ganzen gut lesen, doch finden sich auch hier und da nche Härten und, was noch schlimmer ist, Stellen, die in der Uebersetzung dunkel und beinahe unverständ werden. Auch ist die Uebertragung, die Vers für s dem Original folgt, meist wörtlich genau und richdoch ließen sich wol auch Fehler gegen die Richtigkeit weisen, die oft daher kommen, daß der Uebersetzer rter beibehalten hat, die in der neuen Sprache eine andere Bedeutung haben als in der alten.

*) Diesem Titel gegenüber steht ein zweiter, den wir uns nicht erklären können, da von dem, was derselbe besagt, nichts im vorliegenden Buch enthalten ist. Er lautet: „Flore und Blanscheflur, eine Erzählung von Konrad Fleck, herausgegeben von Emil Sommer" (Edinburg u. Leipzig, Wasse, 1846). Soll dieser Titel dastehen, um anzuzeigen, daß die Uebersetzung nach Sommer's Ausgabe gemacht worden ist, so ist dies jedenfalls ein merkwürdiges Auskunftsmittel.

Wir würden gern eine Stelle aus der Uebersetzung mittheilen und wären nicht verlegen, eine recht hübsche auszuwählen, da das Gedicht an solchen reich ist; allein wer die epischen Poesien der höfischen Dichter kennt, weiß, daß es sozusagen unmöglich ist, einen zugleich kurzen und bedeutenden Abschnitt auszuschneiden, weil sich die Dichter immer in behaglicher Breite gefallen, wozu freilich die kurzen Reimpaare gar viel beitragen. Eine längere Stelle mitzutheilen, erlaubt jedoch der Raum nicht.

8. Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen pariser Drucke herausgegeben von Merzdorf. Oldenburg, Stalling. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Obgleich dieses Gedicht in lateinischer Sprache abgefaßt ist, so tragen wir doch kein Bedenken, es hier wenigstens mit kurzen Worten anzuführen, da es sich auf den Sagenkreis Karl's des Großen bezieht. Es ist dasselbe, wie Francisque Michel berichtet, handschriftlich in London vorhanden; Merzdorf hat es nach einem sehr seltenen pariser Drucke, wahrscheinlich vom Jahre 1500, herausgegeben, und nur die wenigen Zeilen, welche Michel aus der Handschrift mittheilt, mit dem Druck verglichen und danach verbessert. Sonst hat er nur Druckfehler und an einigen Stellen offenbaren Unsinn entfernt. Mehr war natürlich, da die londoner Handschrift ihm nicht zu Gebote stand, nicht zu machen.

Das Gedicht ist nichts anderes als eine metrische Bearbeitung des bekannten Romans: „Chronik des Turpin"; es folgt mit Auslassung von vier Kapiteln sklavisch nicht nur der Reihenfolge der Erzählungen, sondern auch den einzelnen Redewendungen und Wörtern desselben. Der Herausgeber hält es nicht für unwahrscheinlich, daß der Verfasser des „Turpin" seine Prosa mit Hinzufügung einiger Ausschmückungen in Verse gebracht habe; auch hält er es für wahrscheinlich, daß ein Mönch des Klosters zu St.-Andreas in Vienne den „Turpin" geschrieben habe. Das Gedicht zerfällt in sieben Bücher, die mit der allgemeinen Einleitung und den jedem Buch vorausgeschickten Inhaltsangaben 2125 Verse enthalten. Das erste Buch ist in gereimten Hexametern geschrieben, die nach und nach ihre Reinheit verlieren und im vierten Buch allmählich verschwinden, hier und da wieder auftauchen und mit einzelnen leoninischen Versen gemischt sind. Die Sprache ist nicht besser und nicht schlechter, als die gleichzeitiger Schriftsteller.

9. Drei Schweizerdichter aus dem 13. Jahrhundert. Von A. Rochat. Heidelberg, Rieger. 1856. 8. 6 Ngr.

Diese kleine Schrift gewährt schon deshalb Interesse, weil wir sie einem jungen Gelehrten aus der französischen Schweiz verdanken. Rochat ist wol der erste Franzose (so nennen wir ihn seiner Muttersprache wegen, obgleich wir recht gut wissen, daß die Bewohner der französischen Schweiz gegen diese Benennung einen ausgesprochenen Widerwillen haben), der sich in so eindringlicher Weise mit der ältern deutschen Literatur beschäftigt, wie er auch einer von den wenigen ist, die der neuhochdeutschen Sprache vollständig

Meiſter ſind; ja er hat ſich ſo ganz in dieſelbe hineingelebt, daß er ſogar in die Unbeſtimmtheit und logiſche Unklarheit verfällt, deren ſich die deutſchen Schriftſteller nur zu häufig ſchuldig machen, während die Franzoſen, wenigſtens die gebildeten, immer durch ihre klare, logiſch richtige Darſtellung erfreuen. Wir ſind überzeugt, daß Rochat den folgenden Satz ganz anders gewendet haben würde, wenn er ihn franzöſiſch geſchrieben hätte:

Von der Hagen erzählt alles in ſolcher verwirrenden Unordnung, daß man aus dem, was er dort anführt, über unſern Dichter nicht klug werden kann.

Die Abſicht des Herausgebers bei ſeiner Arbeit war, einige Lieder, die bisjetzt nur in einem uncorrecten und mangelhaften Texte zu leſen waren, der Kritik zu unterwerfen und ſeine Landsleute mit einigen ihrer beſſern Dichter des Mittelalters näher bekannt zu machen. Dieſe Dichter ſind Jakob von Warte, Wernher von Tiufen und Graf Kraft von Toggenburk, Namen, die kaum in irgendeiner Literaturgeſchichte zu finden ſind und die doch ebenſo gut genannt zu werden verdienten als manche andere.

Die Unterſuchungen, welche der Herausgeber über die drei Dichter, die Zeit, in welcher ſie lebten, und dergleichen gibt, ſind kurz zuſammengefaßt, aber erſchöpfen doch alles, was man von ihnen zu ſagen weiß, was freilich oft nur ſehr wenig iſt und manchmal nur auf Vermuthungen beruht. Doch findet der Herausgeber Gelegenheit, Irrthümer von der Hagen's zu verbeſſern. Der Arbeit liegt natürlich der pariſer Text zum Grunde; die kritiſche Behandlung iſt geſchickt und ſchonend, was nach unſerer Anſicht immer ein Vorzug und ein Verdienſt iſt.

---

10. Ulrich's von Türheim Rennewart, deutſches Gedicht des 13. Jahrhunderts; zum erſten male herausgegeben und erläutert von Karl Roth. Nabburger Bruchſtücke. Regensburg. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nach dem Titel vorliegender Schrift ſollte man die Mittheilung des ganzen, beiläufig 37000 Verſe haltenden Gedichts von Ulrich von Thürheim erwarten; allein bald ſieht man, daß es ſich nur um den ſcheinbaren Zuſatz auf dem Titel handelt, daß nur einzelne in Nabburg aufgefundene Bruchſtücke mitgetheilt werden, im ganzen 505 Zeilen, denen der Herausgeber zur Ergänzung und zum leichtern Verſtandniß 443 Verſe aus einer münchener Handſchrift des ganzen Gedichts beigefügt hat. So dankenswerth der Abdruck dieſer Fragmente und ihrer Ergänzungen iſt, da man ſich aus denſelben doch einen wenigſtens oberflächlichen Begriff von der Behandlungsweiſe und dem dichteriſchen Talent Ulrich's bilden kann, ſo ſind die Erläuterungen, die der Herausgeber hinzugefügt hat, doch von noch größerm Intereſſe, weil darin manches aufgeklärt wird, was bisjetzt dunkel war, und auch einzelne Irrthümer anderer Gelehrten verbeſſert werden.

Bekanntlich verfaßte Wolfram von Eſchenbach nach franzöſiſchem Vorbilde ein Gedicht, welches die Kämpfe Wilhelm's, Markgrafen von Orange, auf der Ebene von Aliſchanz und die Belagerung von Orange umfaßt. Ulrich von Thürheim gab eine Fortſetzung dieſes Gedichts, die weitere Geſchichte Wilhelm's, ſeines Schwagers Rennewart und von deſſen Sohn Malfer enthaltend. Auch Ulrich arbeitete nach einem franzöſiſchen Gedicht; er ſuchte Wolfram's Weiſe und Sprache nachzuahmen, was ihm jedoch nicht gelang. Die gewöhnliche Annahme, daß Ulrich aus dem Thurgau geweſen ſei, wird von Roth mit guten Gründen als irrthümlich nachgewieſen, er ſtammte nämlich aus dem in Oeſterreich noch blühenden (jetzt gräflichen) Geſchlecht der von Thürheim, welches ſeine Stammburg Oberthürheim (bairiſchen Landgerichts Wertingen) am linken Ufer der Zuſam hatte. Er war, wie er ſelbſt ſagt, ein armer Ritter und bezog ſeinen Unterhalt von König Heinrich VII., deſſen liebſte Geſellſchaft Jäger, Falkner und andere Spaßmacher waren. Das franzöſiſche Vorbild ſeines „Rennewart" erhielt er von dem augsburger Bürger Otto dem Bogener, der aber nicht auch ein Meiſterſänger war, wie der Herausgeber behauptet. Wichtig iſt ferner die Nachweiſung, daß der König Heinrich, deſſen Tod Ulrich beklagt, nicht Heinrich Raspe war, ſondern Heinrich VII, Sohn Friedrich's II.

Außerdem enthält die Schrift noch manche ſchätzbare Beiträge zur deutſchen Literaturgeſchichte, aber die Darſtellung iſt bei ſcheinbarer Ueberſichtlichkeit ſo verwirrt, daß Altbekanntes und Neues, Wichtiges und ganz Bedeutungsloſes ſo willkürlich durcheinander geworfen, die Sprache ſo ſeltſam, abgeriſſen und ſpringend, daß man oft allen Muth verliert und ſich zwingen muß, die Schrift bis zu Ende durchzuleſen. Noch unangenehmern Eindruck macht die biſſige, oft rohe Weiſe, wie ſich der Herausgeber über verdiente Männer, ſo z. B. über Koberſtein ausſpricht. Es werden noch manche Punkte in der Geſchichte der deutſchen Literatur durch weitere Unterſuchungen berichtigt werden; einen Mann wegen eines an ſich nicht einmal ſehr bedeutenden Irrthums zu mishandeln, den er, als er ſein Buch ſchrieb, gar nicht vermeiden konnte, iſt allerwenigſtens unanſtändig.

---

11. Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt. Ein Sagengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des 12. Jahrhunderts. Aus der einzigen Handſchrift durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Gedicht, welches in der vorliegenden Ausgabe zum erſten mal bekannt gemacht wird, iſt das einzige deutſche aus dem Sagenkreiſe der Kreuzzüge und darum ſchon deshalb Beachtung. Es iſt über ein Jahrhundert jünger als die Zeit, welche es behandelt; doch iſt es unverkennbar, daß ihm ein älteres zum Grunde lag, welches bald nach dem Kreuzzug des Landgrafen gedichtet worden ſein muß und auf mündlicher und ſchriftlicher Mittheilung dabei thätiger Zeugen beruhte. Allein der jüngere Dichter hielt ſich offenbar nicht blos an dieſe Quelle, ſondern brauchte auch noch manche andere und zwar durchaus nicht paſſende, die ſich gar nicht auf Ludwig den Frommen und ſeinen Kreuzzug bezog, ſodaß die merkwürdigſten Verwechſelungen der Perſonen und die abenteuerlichſten Zuſammenſtellungen auseinander liegender Begebenheiten vorkommen. Deſſenungeachtet iſt das Gedicht auch hiſtoriſch wichtig

ir aus ihm, daß der Großmeister der Templer, 189—93 diese Würde bekleidete und von dem r nur den Vornamen kannte, ein Herr Walther en war. Diesem gab, wie das Gedicht berich- aiser Friedrich I. den Auftrag, die Thaten des aufzuschreiben. Hier ist nun freilich eine Ver- da der Kaiser gar nicht ins Heilige Land ge- ist offenbar sein Sohn Herzog Friedrich von gemeint. Von der Hagen zweifelt nicht daran, roßmeister den ihm gegebenen Auftrag auch habe, und es liegt auch kein Grund vor, dies zu stellen; aber er glaubt nicht, daß Walther's ltere Gedicht gewesen sei, er hält es nur für age desselben. Doch scheint er uns die Mög- Walther von Spelten der Verfasser des ältern wesen sein könne, viel zu schnell abgewiesen zu s der Sprache des jüngern allein noch vor- edichts schließen zu wollen, daß der Verfasser ein Thüringer oder aus Rheinhessen gewesen uns ganz unhaltbar. Von der Hagen meint ß die sich vorfindenden niederdeutschen Laute, und Endungen aus dem ältern thüringischen essischen Gedicht in das neue übergegangen Dichter sonst wegen des Reims in Verlegen- wäre; da jedoch solche Laute auch außerhalb orkommen, wo der Dichter keinen Grund hatte, ren, so könnte man ebenso gut vermuthen, re Dichter aus Thüringen oder Rheinhessen allgemeine Schriftsprache der damaligen Zeit in schrieb.

s Gedicht als solches betrifft, so hat sich von urch die Veröffentlichung desselben ein nicht dienst erworben; es ist eine wahre Bereiche- ältern Literatur.

tellung ist einfach, treuherzig, anschaulich, lebhaft rrisch, wie vornehmlich in dem Preise des Land- ier Brüder, der Böhmenkönige, der Grafen von euenhaus; die Schilderungen der mannichfaltigen eikämpfe, Gefechte, Feldschlachten und doppelten bei des riesenhaften Friesenhauptmanns; die Ein- in's (dessen Tapferkeit und Größe gebührend an- seines Vaters und des ritterlicher Arfar; endlich des heiligen Georg und der himmlischen Heer- fehlt es nicht an volksmäßigen, bedeutenden Aus- n Heldengedichts.

r Augen erhält das Gedicht auch dadurch daß es eine selbständige deutsche Schöpfung m fremden Werke nachgebildet ist. Auch ganzen Gedicht eine wohlthuende vaterlän- ig aus, die um so ehrenwerther ist, als sie Bewußtsein beruht und sich nicht auf Kosten nen wie auf halsbrecherischen Stelzen zu er- Der Dichter ist gerecht gegen alle, gegen die n er auch hier und da einen satirischen Aus- tacht, gerecht selbst gegen die Feinde, wie obigen Stelle der Vorrede erhellt.

abe des Gedichts stützt sich auf die einzige ndschrift, die sich in Wien befindet. Diese Orten fehlerhaft, der Herausgeber hat diese Stellen zum großen Theil verbessert, doch noch manche Nachlese für künftige Bearbeiter übrig gelassen.

---

12. Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrich's von Bern und der Nibelungen. Meist aus einzigen Handschriften zum ersten mal gedruckt oder hergestellt durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. 1855. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

„Mit diesem Werke, vielleicht dem letzten, kehre ich nochmals zu meiner ältesten, nicht rostenden und nicht rastenden Vorliebe in der Dichtkunst zurück." Mit diesen Worten eröffnet der Herausgeber seinen Vorbericht; es waren prophetische Worte, er starb kein volles Jahr, nachdem er diesen Vorbericht geschrieben (am 11. Juni 1856), und soviel wir uns erinnern, ist vorliegendes Buch auch wirklich das letzte, was wir ihm verdanken. Es ist dasselbe das letzte Zeugniß einer nie ermüdenden Thätigkeit und einer Begeisterung für die ältere deutsche Poesie, die bis zum letzten Augenblick jugendlich frisch blieb. Von der Hagen's Verdienst um die deutsche Literatur ist oft verkannt, er selbst ist von jüngern Schriftstellern häufig mishandelt worden: er hat es meist mit Gleichmuth ertragen und sich eben dadurch noch größere Ansprüche auf unsere Verehrung erworben. Er selbst hat, soviel wir wissen, seine literarischen Gegner stets mit Anstand behandelt und sich niemals verleiten lassen, die oft rohen Ausfälle nachzuahmen, mit denen er von seinen Gegnern so häufig überschüttet wurde, wenn er auch mit oft heiterm Spott den Gegnern entgegengetreten ist, wie z. B. im vorliegenden Buch. Von der Hagen war freilich kein außerordentlicher Geist wie Jakob Grimm, er hatte, um uns so auszudrücken, kein schöpferisches Talent wie dieser; auch steht er als Forscher und Kritiker unter Lachmann. Aber wenn seine Leistungen denen dieser beiden Männer nicht zu vergleichen sind, so sind sie doch immer bedeutend genug, um seinen Namen auch auf spätere Zeiten zu bringen; sein größtes Verdienst besteht aber darin, daß er, wie kein anderer, die Liebe zur alten Dichtkunst der Heimat geweckt, gepflegt und gefördert hat. Er hat aber dadurch jenen beiden größern Männern den Weg gebahnt und die Theilnahme möglich gemacht, die sie ohne seinen Vorgang schwerlich in dem Maße und in dem Umfang gefunden hätten. Insbesondere hat er sich dadurch unvergängliches Verdienst erworben, daß er das Nibelungenlied in weitern Kreisen bekannt machte, sodaß es eine Zeit lang beinahe den Anschein hatte, als ob es zum Volksbuch werden sollte. Dieses Verdienst wurde freilich später verkannt, und es war Mode geworden, auf ihn mit Achselzucken herabzuschauen; doch hatte er noch die Genugthuung, daß der Bau seines Gegners, der für die Ewigkeit gegründet zu sein schien, während seines Lebens mächtig erschüttert ward und seine Bemühungen um das große Nationalepos wieder Anerkennung fanden.

Im Vorbericht zu vorliegendem Werke gibt er eine Uebersicht seiner großen Thätigkeit, insofern sie auf die Herausgabe der alten Heldenlieder gerichtet war; dieselbe begann mit der Ausgabe des Nibelungenliedes (1807),

welcher bald die mit Büsching besorgte Sammlung: „Deutsche Gedichte des Mittelalters" (1808) folgte, deren mit A. Primisser herausgegebener zweiter Band (1820—25) auch den Titel „Das Heldenbuch" führte. Seitdem immer um Erforschung und Herbeischaffung aller sonst noch übrigen Urkunden des Heldenbuchs in Urschrift oder Abschrift bemüht, gab er endlich im vorliegenden Werk eine Ergänzung und einen Abschluß seiner bisherigen darauf gerichteten Thätigkeit.

Die Gedichte, welche er uns in dieser neuen Ausgabe bietet, sind „Otnit", „Wolfdietrich", „Otnit und Wolfdietrich", „Hugdietrich und Wolfdietrich", „Alphart's Tod" „Die Ravennaschlacht", „Sigenot", „Ecke", „Dietrich und seine Gesellen", „Dietrich's Brautfahrt" von Albrecht von Kemenaten, „Etzel's Hofhaltung" und „Ermanrich's Tod". Der Herausgeber gibt überall eine genaue Darstellung seiner Quellen, auf welche wir hier nicht eingehen können, ebenso wenig als auf das Verhältniß der einzelnen Gedichte zueinander, weil beides nur in ausführlicher Darstellung geschehen könnte. Nur dieses dürfen wir noch hinzufügen, daß manche dieser Gedichte in der Gestaltung, in welcher sie uns jetzt gegeben werden, an Gehalt und poetischer Bedeutung wesentlich gewonnen haben.

---

13. Ecken ausfart, nach dem alten straszburger Drucke von MDLIX herausgegeben von Oskar Schade. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

14. Sigenot, nach dem alten nürnberger Druck von Friedrich Gutknecht. Herausgegeben von Oskar Schade. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Vor vielen Jahren fand Heinrich Hoffmann von Fallersleben in der Ministerialbibliothek von Celle einen ebenso reichhaltigen als für die Geschichte der Literatur wichtigen Mischband, den er im zweiten Jahrgang des „Anzeigers für Kunde des deutschen Mittelalters" beschrieb. Später benutzte ihn Wilhelm Grimm in Göttingen, er kehrte von da zwar wieder nach Celle zurück, verschwand aber einige Zeit darauf. Endlich gelang es dem Eifer des dortigen Bibliothekars, Herrn Diakonus Heimbürger, ihn wieder zu entdecken, und seiner Gefälligkeit verdankt Schade die Benutzung dieses kostbaren Buchs. Es enthält dasselbe zwölf Drucke von ältern deutschen Gedichten und Prosadichtungen, die meist sehr selten sind. Unter diesen Drucken, die Schade in seinem Vorbericht sämmtlich näher beschreibt, befinden sich auch die zwei Gedichte, welche er uns in erneuerter Auflage vorlegt. Man kann sie um so mehr eine erneuerte Auflage nennen, als die alten Drucke ganz und gar treu wiedergegeben sind; es ist nicht einmal Interpunktion hinzugefügt, nur einige augenfällige Druckfehler sind beseitigt. Vielleicht ließe sich mit von der Hagen die Frage aufwerfen, ob der Herausgeber nicht besser daran gethan hätte, statt des spätern Drucks des „Sigenot" (während eine solche Wiederholung, wie er meint, nur dem ältesten Drucke von 1490 gebührt hätte) die niederdeutsche Bearbeitung des Gedichts zu geben. Doch tragen wir billig Bedenken, hierüber eine Meinung zu äußern, was unsern Lesern erklärlich sein wird, wenn sie folgende Stelle aus der Vorrede Schade's zu „Ecken Ausfahrt" lesen werden:

Wie ich für solche Arbeiten neben ernsten und tiefgreifenden Untersuchungen noch Zeit behalte und Mühe darauf zu wenden im Stande bin, das ist persönliche Angelegenheit und werden meine übrigen Studien durch weder unterbrochen noch gehemmt werden. Will sein recht zu geben, fahre ich meine Straße, und das wohlfeile Achselzucken und Naserümpfen gelehrter Recensenten. So läßt der Schiffer sich durch Gebell der Hunde am Ufer beirren, er achtet nicht darauf, steigt in den Nachen und treibt ruhig den Strom hinab.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß wir die beiden Gedichte nach Laßberg's Handschrift hat, welche den ältern kürzern Text enthält, alten Drucke, die von Schade wiederhol neuere, aber erweiterte Bearbeitung geben, dings beide Ausgaben gerechtfertigt sind.

---

15. Ein schoen und anmuetig Gedicht, wie ein H genannt der Littower, wunderbarlich bekeh land getoufft ward. Vor mer den fünfzig Bruder Hugen von Langenstein, Hist turen uf der Mayngen Owe im Bodensee, gepracht, und jetzt zum ersten mal, gueten und Lieb, ans Liecht gestelt durch Meist Eppishusen, einem farenden Schuler. Schwäb.-Hall, Fischhuber. 1856. 8.

Daß sich unter dem Namen Meister Ec husen der Freiherr Joseph von Laßber liebte, der längere Zeit im Schloß Eppis ton Thurgau wohnte, werden vielleicht man Lesern nicht wissen, denen der um deutsche verdiente Mann sonst nicht unbekannt ist. schönen und kostbaren Sammlung altdeutsc ten gab er mehrere derselben auf eigene und vertheilte die Drucke unter seine Bekann der altdeutschen Poesie. Das großartigst dieser Art war seine Ausgabe des „Lieder Bänden, deren letzter den getreuen Abdr reichsten und schönsten Handschrift des 9 enthielt. Ausnahmsweise ließ er vorliegend aus einer ihm eigenthümlich zugehörenden einer Handschrift der baseler Bibliothek ab mit einem Dichter bekannt zu machen, der nämlichen Gegend gelebt hatte, in der er Es ist nämlich bekannt, daß er eine gro die alten Dichter hatte, die einst am Bod oder im Thurgau oder im Hegau ge in der in alterthümlicher Sprache mit Ge tät geschriebenen Vorrede zum ersten Ban saal" deren zwanzig an.

Nu begab sichs, daß ich eins Tag zu A vor vielen Jahren in meiner Nachbarschaft ge gen hatten, und zält sie: do fand sich, daß zwanzig wären, Pfaffen und Laien, und daß zu jedem von hier wol zu Imbiß reiten möcht

Im zweiten Bande, der zwei Jahre hatten ihn seine Forschungen in den Se Reihe von weitern 31 Dichtern hinzu

at ihn seine Vorliebe oft verleitet, Dichter dem Thurgau der der Schweiz überhaupt zu vindiciren, die offenbar cht aus diesem Lande stammten, allein dagegen hat er ch manche nicht erwähnt, die dahin gehören, so den ugo von Langenstein, den er damals noch nicht gekannt t haben scheint.

In der Vorrede zum vorliegenden Gedicht, die aus r ersten im Jahre 1826 zu Konstanz erschienenen Auflage ämlich abgedruckt ist, verbreitet sich der Freiherr von ßberg zuerst über die Handschrift, aus der er die Dich- ng gezogen, worauf er von dem Dichter und dessen Ge- cht ausführlich berichtet. Hugo von Langenstein, aus dem väbischen Hegau, trat im Jahre 1282 mit seinem Va- und drei Brüdern in den Deutschen Orden, dem sie ihre Güter schenkten, darunter die liebliche Insel inau (Mavgen Owe) im Bodensee. Im Jahre 1293 hte Hugo die Legende der heiligen Martina von Rom und bearbeitete sie in deutschen Reimen. Später de er selbst Comthur des Ordens auf Meinau. Ueber Vergebung der Insel an den Ritter von Langenstein e Laßberg in seiner Jugend eine schöne Mär, die er ührlich erzählt. Wir theilen sie in kurzen Zügen mit. r Hugo wollte sich eben mit einem Fräulein von nau vermählen, welche große Güter am Bodensee, nter die Insel Meinau, besaß, als er sich veranlaßt das Kreuz zu nehmen. Er wurde im Morgenlande gen und tief ins Land der Araber geschleppt, wo er Jahre schmachten mußte. Seinem Glauben und der ben treu, wies er alle Anerbietungen von Freiheit, und Reichthum standhaft ab, die ihm unter der gung gemacht wurden, den Glauben des Landes an- men. Dadurch war ihm aber auch alle Hoffnung, Vaterland und die Geliebte wiederzusehen, abge- en. Da träumte ihn einmal, er solle die Geliebte sich selbst Gott aufopfern und hierdurch die himm- e Mächte zu Mitleid und Hülfe bewegen. Als ufgewacht war, that er das Gelübde, in einen rden zu treten, wenn er die Heimat wiedersähe. r am folgenden Abend fand er die Thür seines gnisses offen, er benutzte die Gelegenheit, entfloh gelangte nach vielen Mühseligkeiten ans Meer, wo in christliches Schiff aufnahm und nach Europa e. Er eilte in die Heimat und ließ sich sogleich in Deutschen Orden aufnehmen. Als das Fräulein von an, das ihm treu geblieben war und in einem Klo- chutz vor den zahlreichen Bewerbern gesucht hatte, n nach der Hand der reichen Erbin gelüstete, des s Heimkehr erfuhr, eilte sie freudigen Herzens nach Burg, wo sie einen Abgeordneten des Ritters fand, r dessen Gelübde mittheilte. Bald besiegte sie den Schmerz über diese Nachricht; sie eilte zum Land- ar des Deutschen Ordens und vergabte diesem ihre e Güter unter der Bedingung, daß Bruder Hugo Comthur auf der Insel Meinau werden solle.

aß dieser wirklich ein Dichter war, ist unzweifel- nicht so sicher aber ist es, daß er das Gedicht ver- abe, welches ihm der Freiherr von Laßberg un- bedenklich zuschreibt. Das Gedicht von der heiligen Martina ist nämlich noch bei Lebzeiten Hugo's, wahrscheinlich für ihn selbst, im Jahre 1293 geschrieben worden; das kleinere Gedicht, das Laßberg aus der nämlichen Handschrift veröffentlichte, ist aber von etwas neuerer Hand geschrieben, was schon Bedenken erregen muß. Dazu kommt aber noch, daß das Ganze folgendermaßen schließt:

Nu bit für uns den werden crist,
Daz er (uns) hy uff erden frist,
Das er (es) der sele wol rege. amen.
Schon doch maht (machte) dise rede.

Die letzte Zeile gibt keinen Sinn, wenn das Wort „Schon" so viel heißen soll als „schön"; dagegen wird sie ganz deutlich, wenn man die beiden ersten Wörter zu einem verbindet und als Namen des Dichters ansieht: „Schondoch machte diese Rede." Dies wird aber um so wahrscheinlicher, als wirklich auch außerdem ein Dichter dieses Namens vorkommt, der im 14. Jahrhundert lebte und eine größere Erzählung, „Die Königstochter von Frankreich", dichtete (von der Hagen, „Gesammtabenteuer", I, 168 fg.).

Wenn nun aber auch das vorliegende Gedicht dem Bruder Hugo nicht zugeschrieben werden darf, so ist seine Mittheilung doch gerechtfertigt, nicht zwar durch die poetische Ausführung, denn der Dichter besaß nur ein sehr mittelmäßiges Talent, aber doch durch den Inhalt. Es erzählt nämlich eine Legende aus der Zeit der Kämpfe der Deutschen Ritter mit den Lithauern. Ein Fürst dieses Volks, der von den Rittern fortwährend geschlagen wird, selbst wenn die Seinigen die Uebermacht haben, möchte den Grund dieser für ihn unerklärlichen Erscheinung wissen. Er schickt daher einen von den Seinen nach Thorn mit dem Auftrage, womöglich das Geheimniß zu entdecken. Dieser wohnt dort der Messe und der Vertheilung des Abendmahls bei. Als der Priester die Hostie nahm und sie in drei Stücke brach, erschien ihm dieselbe als ein starker Mann und die Stücke als Riesen, die der Priester jedem Christen in den Mund schob. Als der Fürst diesen Bericht hört, geht er selbst nach Thorn, und er sieht das nämliche Wunder. Da begreift er nun, woher es komme, daß, wenn ein Ritter im Kampfe falle, gleich ein anderer für ihn da sei, und er läßt sich taufen.

Die Ausgabe des Gedichts gibt die Handschrift vollkommen getreu wieder. Dem Text gegenüber steht eine Uebertragung in neuhochdeutsche Reime, die sich dem Original genau anschließt. Ob sie den Freiherrn von Laßberg zum Verfasser hat, können wir nicht bestimmen, da wir die erste von ihm selbst besorgte Ausgabe nicht vergleichen können.

Heinrich Kurz.

Land und Volk von Japan.

Acht Monate in Japan nach Abschluß des Vertrags von Kanagawa. Von F. A. Lühdorf. Mit 11 verschiedenen Illustrationen. Bremen, Strack. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, ein Deutscher, welchen sein Beruf als Schiffahrts- und Handlungsbeflissener schon seit einer geraumen Reihe von Jahren in den ostasiatischen Gegenden zurückgehalten hat, nahm im April 1855 ein Engagement als Supercargo der Brigg Greta an, die von der amerikanischen Regierung gechartert war, um 100 Tonnen Kohlen für den Gebrauch des amerikanischen Geschwaders nach Hakodade zu bringen. Die Ladung der Brigg wurde durch verschiedene Güter vervollständigt, womit man den Markt in Japan, von dem nach Abschließung des Vertrags von Kanagawa die größten Erwartungen gehegt wurden, versuchen wollte. Während seines Aufenthalts in Japan, der sich wider Erwarten beträchtlich in die Länge zog, führte der Verfasser ein Tagebuch, welches er später zu veröffentlichen sich entschloß, einestheils „weil das Interesse an diesem merkwürdigen Lande sich infolge der mit demselben nunmehr ins Leben getretenen Verbindungen fortwährend vermehren wird", anderntheils, weil er glaubte, daß sich daraus „besonders für den Handel manche wichtige Schlußfolgerungen würden ziehen lassen". Der deutsche Herausgeber, an den das Manuscript erst spät gelangte, war anfangs in Zweifel, ob die Mittheilungen Lühdorf's nicht durch die inzwischen erschienenen (in Nr. 23 d. Bl. f. 1857 besprochenen) größern Reisewerke von Heine und Hawks ihr Interesse zum größten Theile verloren haben möchten, glaubte sich jedoch bald von dem Ungrunde seiner Besorgniß überzeugt zu haben, und veranlaßte deshalb den Druck des Manuscripts, an dessen Anordnung und Ausdrucksweise er einige unwesentliche Veränderungen vornahm, ohne seine Eigenthümlichkeit zu beeinträchtigen.

Das Werk beginnt mit einer, wie es scheint nachgerade unvermeidlichen, übrigens aber nicht gerade schlecht geschriebenen historischen Einleitung, deren Inhalt man in jedem erträglichen Conversations-Lexikon mit ziemlich gleicher Vollständigkeit findet. Das Dankenswertheste daran ist die ausführliche Mittheilung der zwischen den Amerikanern und Japan zu Kanagawa und Simoda abgeschlossenen Verträge, welche nicht jeder gleich zur Hand haben wird, und eine gedrängte Darstellung der spätern britischen Expedition unter Admiral Sir James Stirling und der von ihr erzielten Resultate. Der letztern ist ein Exemplar des Vertrags über die den Engländern 1613 vom japanischen Kaiser bewilligten Vorrechte in Hirogoneschrift beigefügt. Von einem selbständigen Verdienste des Verfassers kann erst mit dem Beginn seines Tagebuchs die Rede sein, das jedoch nicht mehr als den halben Raum des Werks einnimmt und an dem überdies eine zum Theil ganz unerträgliche Weitschweifigkeit zu tadeln ist. Der Hauptinhalt desselben wird sich in wenige Sätze zusammenfassen lassen.

Am 18. Mai kam die Greta im Hafen von Hakodade an, wo allmählich auch die Schiffe des amerikanischen Geschwaders einliefen, an welche sie ihre Kohlenladung ablieferte. Abgesehen von einigen kleinen Ausflügen an der Küste, deren Ergebnisse kaum nennenswerth sind, verbrachte der Verfasser den größten Theil seiner Zeit in Unterhandlungen mit den japanischen Behörden, welche dem beabsichtigten Waarenaustausch alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg legten. Vergebens beriefen sich der Kapitän und Supercargo auf Artikel 7 des mit den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Tractats, worin es heißt: «Es ist beschlossen, daß den Schiffen der Vereinigten Staaten, welche in die ihnen geöffneten Häfen einlaufen, erlaubt sein soll, Gold- und Silbermünze und Güter für andere Güter auszutauschen (nicht einzutauschen, wie der Verfasser übersetzt), unter solchen nähern Bestimmungen, wie sie zu diesem Ende von der japanischen Regierung zeitweise festgesetzt werden sollen" u. s. w. Der Verfasser mußte später die Entdeckung machen, daß der in japanischer Sprache geschriebene Vertrag mit dem in holländischer und englischer Sprache abgefaßten nicht stimmte. Er hat nämlich in Bezug auf die Güter noch die nähere Bestimmung „soweit sie deren bedürftig sind". Hierauf stützen sich nun die Japaner und sagen, daß der Handel nicht erlaubt sei und daß die nach Japan kommenden Schiffe nur so viel kaufen dürfen, als zu ihrem Gebrauch nöthig sei. Wenn sich die japanische Regierung aber auch nicht auf diese abweichende Fassung, für welche wir in dem vorliegenden Buche vergebens nach einer Erklärung suchen, berufen könnte, so würde sie doch die von den Amerikanern rücksichtlich der zu erwartenden Handelsvortheile gehegten Hoffnungen schon durch die von ihr getroffenen „näheren Bestimmungen" vereiteln können. Während nämlich die amerikanische Regierung offenbar einen mehr oder weniger freien Handel mit den Unterthanen im Sinne hatte oder wenigstens natürlich obigen Artikel in diesem Sinne interpretirt, so will dagegen die japanische Regierung, ihrer bisherigen Praxis gemäß, den Handel ganz in ihre Hände nehmen; und wer kann es unter diesen Umständen zur Abschließung von Kauf- oder Tauschgeschäften nöthigen, wenn sie die gewünschten Artikel nicht besitzen oder nicht entbehren zu können behauptet? Dabei kommt ihr noch ein anderer von Commodore Perry begangener Irrthum zu Hülfe. Der letztere hat nämlich aus Unkenntniß der japanischen Münze den Curs des amerikanischen Dollars so niedrig angesetzt, daß man beim Einkauf japanischer Güter allemal zu theuer bezahlen muß. Nun meinen wir zwar keineswegs mit dem Verfasser, daß gerade hierdurch die Vortheile des geschlossenen Vertrags größtentheils ihren Werth verlieren, da auch die andern Mächte gezwungen sein würden, diesen Curs zu adoptiren; denn da von einem Maximum keine Rede sein kann, so liegt es ja, wie bei jedem solchen vergeblichen Versuche einen künstlichen Curs festzustellen, in den Händen jeder Partei, den Preis ihrer Waaren diesem Curs zu accommodiren. Fürs erste benutzt nur die japanische Regierung diesen Misgriff, um den Handel entweder auf indirectem Wege zu vereiteln oder dabei einen bedeutenden Profit zu machen, indem dem japanischen Kaufmann seine Waaren natürlich nur nach japanischem Curse bezahlt. Späterhin würde sie denselben Zweck leicht auf directem oder auf einem andern indirecten Wege erreichen können, wenn dies in ihrer Absicht liegen sollte. Es gewinnt aber in der That den Anschein, als ob die japanische Regierung, deren ganzes bisheriges Gebaren man zu achten nicht umhin kann, langsam aber stetig, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, auf der einmal eröffneten Bahn westlicher Cultur fortschreiten entschlossen sei. Abgesehen von anderweiten Resultaten scheinen dies auch die vom Verfasser erzielten Resultate zu bestätigen, worauf er sich nicht wenig einbildet, zu bestätigen. Trotz allen Weigerungen und Ausflüchten von seiten der japanischen Behörden mag er im ganzen ein ziemlich lucratives Geschäft gemacht haben, indem er Tuche, baumwollene Tücher, Uhren, Juwelen, namentlich aber Gewehre und klingende Münze gegen Seidenwaaren, Soja, Hirsch- Reh- und Seehundsfelle, Lack, Porzellan, japanische Curiositäten u. dgl. austauschte; alles jedoch in Hakodade, das nach der Schilderung des Verfassers ein bloßes Fischerdorf ist und dessen Handel hauptsächlich in Fischen und getrocknetem Seegras besteht, als später in Simoda. Hartnäckiger zeigten sich die japanischen Behörden anderen Intentionen gegenüber. So weigerten sie sich z. B. ganz entschieden, mehreren aus Californien angekommenen Amerikanern die Erlaubniß zur Anlegung eines Shipchandler-Store in Hakodade zu ertheilen, weil unter dem stipulirten „zeitweiligen" Aufenthalt höchstens ein zweimonatlicher zu verstehen sei. Der Verfasser, welcher infolge seiner Kenntniß des Holländischen nicht nur mit den amerikanischen, sondern auch den häufig in Hakodade erscheinenden englischen Kriegsschiffen als Dolmetscher diente, hat den wichtigen hierauf bezüglichen Verhandlungen zwischen Commodore Rodgers und den japanischen Behörden in dem lesenswerthen zweiten Anhange seines Buchs ausführlich getheilt.

Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt ging die

der unter Segel und landete am 4. Juli in Simoda. Hier verhielten sich dieselben Weitläufigkeiten oder, wenn man Chicanen; an dem Verhältniß zu den japanischen Behörden änderte sich durchaus nichts. Ein eigenthümlicher Unglücksfall zwang den Verfasser hier volle sechs Monate unter den Fatalitäten zu verweilen. Es befand sich nämlich damals eine Zahl Russen von der durch ein Erdbeben zertrümmerten russischen Fregatte Diana theils in einem Tempel zu Kajikaki mit der Bucht von Simoda, wo später der Verfasser seinen Aufenthalt aufschlug, theils in dem nördlicher gelegenen Heda. Der Kapitän der Greta, Thaulow, schloß mit dem ältesten Offizier Puschkin einen Chartervertrag ab, wodurch er sich verpflichtete, die Mannschaft der Diana gegen eine Entschädigung von 2000 Pf. St. nach Port Ayan in der Ochotskischen See zu bringen. Die Speculation mißglückte aber auf eine schmähliche Weise, indem die Greta am 1. August von der englischen Dampfcorvette Barracouta aufgebracht wurde und zum einem Theile ihrer werthvollen Ladung verloren ging. Während des dadurch verursachten unfreiwilligen Aufenthalts hatte natürlich der Verfasser Gelegenheit zu mancherlei Beobachtungen über Land und Leute; da aber der ihm zu freier Bewegung verstattete Raum nur unbedeutend war, so sind dieselben nicht sehr neu noch charakteristisch. Hier und da finden wir einen neuen Zug zur Ergänzung des immer noch weit vollständigern Bildes, das uns Heine und Hawks von Japan entworfen haben, im ganzen aber wird unsere Kenntniß durch das vorliegende Werk nur wenig gefördert. Ein paar Auszüge mögen auch hier Platz finden.

Die Schilderung, welche der Verfasser von dem Lande entwirft, bestätigt vollkommen die von seinen Vorgängern gemachten Beobachtungen: „Ich habe heute mit dem Zimmermann eine kleine Tour ins Land hinein gemacht, dessen Fruchtbarkeit alle Beschreibung übersteigt. Auf den Spitzen der Berge liegen die kleinsten Reisfelder und bis an den Strand des Meeres hinunter ist alles angebaut. Wahrlich, Japan ist ein von der Vorsehung begünstigtes Land, ein irdisches Paradies. Alles was der Menschen Habsucht nur wünschen kann, ist in diesem glücklichen Lande vereinigt. Das Klima ist vortrefflich, die Erzeugnisse des Bodens sind sowol in Quantität wie in Qualität vortrefflich und der Mineralreichthum des Landes an allen edlen Metallen notorisch.“ Nur bei Hakodade, von wo der Verfasser einen Ausflug von zwei bis drei deutschen Meilen landeinwärts machte, fand er die Gegend wenig angebaut, aber nicht weniger fruchtbar. Die Bewohner machten auf ihn ebenfalls einen sehr günstigen Eindruck. „Es sind sehr höfliche und zuvorkommende Leute von feinen Manieren und meist kräftigem Körperbau, aber durchgehends nicht über die mittlere Größe. Wenngleich bei ihnen der tatarische Typus nicht zu verkennen ist, so ist derselbe nicht so sehr ausgeprägt wie bei den Chinesen.“ Ein Zug, welcher sie von uns Europäern und namentlich von den rohen Angloamerikanern sehr vortheilhaft unterscheidet, ist die Achtung vor dem seelischen Leben in der Thierwelt. „An Pferden und Ochsen, letztere als Lastthiere gebraucht, war kein Mangel. Erstere waren von kleiner Rasse, aber schön gebaut. Katzen, Canarienvögel, Dompfaffen und Spatzen gab es in Menge und eine Art großer Colkraben lief in Masse in den Straßen herum. Auffallend war die Zahmheit aller gefiederten Welt; die wilden Enten z. B. kamen in die unmittelbare Nähe des Boots und die Spatzen in die Häuser. Dieses hat wol zum Theil im Verbote der Jagd seinen Grund. Auf Thiere zu schießen ist streng verboten. Aus Fischen und Reis besteht bei den Japanesen wie bei den Chinesen die Hauptnahrung; Fleisch zu essen erscheint ihnen ein Greuel.“ Die Japaner sind eben von Jugend an rein vegetabilische Kost gewöhnt und befinden sich dabei der ganzen neuern organischen Chemie zum Trotz, äußerst wohl; aber eine eigentlich religiöse Aversion wie bei den Mohammedanern und Hindu scheint bei ihnen nicht obzuwalten: ihren Gästen liefern sie bereitwillig Fleischspeisen und namentlich Wildpret aller Art. Das allem Anschein nach lediglich von humanen Motiven dictirte Jagdverbot haben sie ausdrücklich in Artikel 10 des Zusatzvertrags von Simoda auch den Amerikanern auferlegt, deren Vertilgungswuth ihnen Abscheu eingeflößt hatte.

Während des Aufenthalts des Verfassers in Kajikaki wurde ein Fest zu Ehren der Schutzheiligen dieses Dorfs gefeiert. „Dieses Fest nannte man Matisuri, und es glich auf ein Haar einer deutschen Dorfkirmes. Sämmtliche Bewohner von Kajikaki, insbesondere die Kinder, waren festlich gekleidet, was unter den Japanesen gewiß selten genug vorkommt. Buden mit Zuckerwerk und Spielsachen waren auf dem Vorhof eines Götzentempels errichtet und eine Bande Musikanten, aus einem Trommelschläger und zwei Flötenspielern bestehend, ergötzte die Ohren der Japanesen mit ihrem wenig harmonischen Concerte. Obgleich die Männer der Sakiflasche (Saki ist japanischer Branntwein aus Reis destillirt) stark zusprachen, habe ich doch keinen Betrunkenen gesehen. Mehreremal mischte ich mich unter die fröhliche Menge, aber jedesmal wichen Weiber und Kinder scheu zurück und mehrere der letztern begannen sogar gräßlich zu heulen, sodaß ich mich schnell wieder zurückzog.“ Später, im November, wohnte er einem ähnlichen Feste zu Ehren der Sonnengöttin bei: es war das sogenannte Laternenfest und wurde zum Andenken an die Todten gefeiert. Auch war er wiederholt Augenzeuge von Beerdigungen, die jedoch keinen guten Eindruck bei ihm hinterließen. „In einer roh zusammengeschlagenen hölzernen Kiste von reichlich zwei Fuß im Quadrat war der Körper der Todten enthalten. Die Japanesen senken nämlich ihre Todten in sitzender Stellung mit aufstehenden Knien und erhobenen, gefaltenen Händen ins Grab. Das Steifwerden des Körpers macht ihnen keine Schwierigkeiten, da durch das Bestreuen der Glieder mit einem Pulver, Dosia genannt, dieselben ihre Gelenkigkeit augenblicklich wiedererhalten. Dieses merkwürdige Pulver wird auf einem hohen Berge in einer entlegenen Provinz Japans gefunden und nur von den Priestern eines gewissen Sintootempels in Kidjo verkauft, die allein das Geheimniß des Fundortes kennen. Es hält Fremden äußerst schwierig, ja fast unmöglich dasselbe zu bekommen. Vor dem Körper der Frau, den zwei Mann auf einer Tragbahre trugen, gingen vier Männer, welche grüne Zweige in den Händen hielten, die mit weißen Papierstreifen verziert waren (weiß ist die Trauerfarbe sowol bei den Japanesen, wie bei den Chinesen). Der hölzernen Kiste folgte ein anderer Mann, der auf einem Lackteller eine Auswahl japanischer Gerichte und zwei Sakiflaschen trug, die der Todten mit ins Grab gegeben wurden. Den Zug eröffnete ein Priester (Bonze) mit kahl geschorenem Haupte, der fortwährend Gebete murmelte, und hinterdrein liefen noch einige Leidtragende, die zum Zeichen der Trauer ein weißes Unterkleid trugen. Der ganze Zug schritt rasch vorwärts. Von Ordnung und Stille war keine Spur zu bemerken. Alles sprach oder schrie vielmehr laut durcheinander und so erreichte man das einige Stunden vorher gemachte Grab. Die Kiste wurde dann hineingesenkt und darauf ging ein jeder seines Wegs.“ Daß übrigens die Bonzen in Japan keineswegs zu den sacrosanctesten Personen gehören, beweist die Geschichte mit dem Pfaffen, den die Russen in einem Fasse mit aus dem Lande hinauspaschten, weil er sonst für seine Bereitwilligkeit, ihnen verschiedene Gegenstände käuflich zu verschaffen, den Kopf verloren haben würde.

Einen wehmüthig humoristischen Eindruck macht die Naivetät, womit sich der Verfasser als negotiorum gestor seines lieben Vaterlandes gebarte. Er ersuchte nämlich zugleich mit seinem Kapitän den Gouverneur von Simoda, bei der kaiserlich japanischen Regierung beantragen zu wollen, daß dieselbe der deutschen Nation dieselben Privilegien gewähre, welche sie bereits mehreren andern civilisirten Nationen ertheilt habe, wobei er sich namentlich auf den bei der erwähnten Regierung wahrscheinlich nicht sehr entscheidenden Umstand berief, daß Deutschland nächst England die größte Handelsflotte besitze. Das Schicksal trieb mit dieser wunderlichen Idee ein wunderliches Spiel. Als nämlich die Antwort zu lange ausblieb, gestand der über den Sachverhalt befragte Dolmetscher, daß er den fraglichen

Brief behalten habe, um seine Handschrift danach zu bilden. Auf ein zweites Schreiben erfolgte endlich vom kaiserlichen Ministerium in Jeddo die Antwort, daß ein mit der nöthigen Vollmacht versehener Gesandter der deutschen Staaten dieselbe Berücksichtigung wie die Gesandten der bereits mit Japan befreundeten Mächte erhalten werde. Der gute Lühdorf! Er scheint nicht zu ahnen, daß Deutschland auch jetzt noch „ein geographischer Begriff" ist, mit dem man keine Verträge abschließen kann; aber seine Anhänglichkeit an das Vaterland nach so langer Entfernung ist ehrenwerth und wir haben es für unsere Pflicht gehalten, ihrer ehrend zu gedenken.

Der Anhang „Land und Volk" enthält nichts Neues, wenn auch manches Wissenswerthe, wenigstens für den „praktischen Kaufmann", für welchen das Werkchen ja nach der Ankündigung des Herausgebers wie des Verfassers vorzugsweise berechnet ist. Für einen solchen ist vielleicht auch das angehängte Wortverzeichniß und die Preisliste verschiedener Lebensmittel und Artikel nicht ganz ohne Werth. Den fünften Anhang bildet der am 26. Januar a. St. 1855 zwischen Rußland und Japan abgeschlossene Handels- und Grenzberichtigungsvertrag.

Die Literatur oder Wissenschaft würde nicht gerade einen sehr fühlbaren Verlust erlitten haben, wenn die Veröffentlichung dieses Buchs unterblieben wäre. Wer es aber durchliest, hat seine Zeit nicht verloren, zumal wenn er das Heine'sche oder Hawks'sche Reisewerk noch nicht kennen gelernt haben sollte. Während uns die letztern Japan im Feiertagsstaate präsentiren, erscheint es uns bei Lühdorf im Alltagskleide, und das hat auch seine eigenthümlichen Vorzüge. 7.

Aus der Theaterwelt.

1. Karl Wauer. Eine Biographie, aus den hinterlassenen Tagebüchern, Schriften und Briefschaften des Künstlers zusammengestellt von Bruno Mai. Berlin, Abelsdorff. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Das Reich der Ideale. Moderner ernster Roman in humoristischem Kleide von Stephan August Reifferscheid. Koblenz. 1857. Gr. 12. 10 Ngr.

Zwei Schriften von sehr verschiedener Art und Bedeutung, die uns aber beide interessante Blicke in die Geheimnisse der Theaterwelt thun lassen, die erstere in das Getreibe eines Hoftheaters, die zweite in die Frivolität, in die flüchtigen Freuden und stehenden Leiden umherziehender Schauspielerbanden. In der That haben wir es hier mit einer unabhängig für sich bestehenden Welt zu thun, die nach ihren eigenen Gesetzen lebt und daher auch ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Traditionen, ihre eigene Literatur, ihre eigenen Conversations-Lexika, Journale u. s. w. hat. Die Schauspieler, auch die größten, kümmern sich mit spärlichen Ausnahmen fast ausschließlich nur um das, was diese enge aber eigenthümliche Welt betrifft, und sie kommen damit auch vollkommen aus, da niemand mehr von ihnen verlangt. Freilich gibt es in Deutschland auch in andern Sphären analoge Erscheinungen genug; auch die Künstler, und ich glaube selbst die Bildhauer, die Maler mit ihren Unterarten: Historienmaler, Genremaler u. s. w., die Tonkünstler und Musikbeflissenen, die Schriftsteller, die Buchhändler, die Studenten, die Professoren, die Theologen, die Lehrer, die Fabrikanten, die Handwerker und unter diesen wieder die verschiedenen Zünfte, die Oekonomen, die Jäger und Forstleute, das Militär u. s. w.: sie alle bilden solche abgeschlossene, für sich existirende Welten innerhalb der großen Menschenwelt, jede zu Schutz und Trutz mit himmelhohen Wällen und Mauern umgeben und nur mit wenigen Thoren und Zugbrücken, die nur bei besondern Anlässen und Nöthigungen geöffnet werden.

Wir wenden uns zuvörderst zu der bei weitem inhaltreichern Schrift über den Schauspieler Karl Wauer, müssen uns aber zuerst mit unsern Lesern über die zu erwartende Frage verständigen, ob auch Karl Wauer als Mensch und Künstler eine genauere Besprechung in d. Bl. verdiene. Wauer ist außerhalb Berlins wenig bekannt geworden, indem er seine Urlaube nur höchst selten zu Gastspielreisen benutzt hat und auch jetzt dann nicht auf Bühnen aufgetreten ist, welche für den Ruf eines Künstlers ausschlaggebend sind. Und doch stand Karl Wauer wirklich, wie in der vorliegenden Schrift mit Recht versichert wird, „in seinem Fach unbedingt einzig und unerreicht da". Wir, die wir ihn noch im ersten Lustrum der dreißiger Jahre in vielen seiner vorzüglichsten Rollen, als Leporelle, Paul Werner, Musikus Miller, Graf Kent, Lerse, Gottschalk im „Käthchen von Heilbronn" u. s. w. gesehen haben, können nur bestätigen, daß Wauer in seinem Fache und namentlich in Rollen, deren Grundzug Biederkeit und derbe Gutmüthigkeit ist, seinesgleichen neben sich hatte und auch seitdem unerreicht geblieben ist. Freilich darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß jene Treuherzigkeit und gesunde Gemüthlichkeit, wie sie in Wauer'schen Rollen erfordern, in dem gegenwärtigen Geschlecht immer mehr im Erlöschen sind und, wie sie im Leben fast nur noch als ein Zeichen von Simplicität und Geistesbeschränktheit gelten, auch auf der Bühne ziemlich unverstanden und unverdigt bleiben, wogegen die raffinirten, skeptischen, gemüthlosen und mephistophelischen Charaktere an der Tagesordnung sind. Wauer, der Sohn einer frühern, weniger raffinirten und gemüthlichen Zeit und dabei ein Schüler Iffland's, durfte sich in Tagen, wo diese Gemüthlichkeit bereits sehr in der Abnahme begriffen war, es ungescheut wagen, seinen eigenen gutmüthigen Charakter darzustellen und daher auf Beifall zu rechnen. Und er durch die Innigkeit und Natürlichkeit seines Spiels und Vortrags unwillkürlich selbst die Gemüthlosen hinriß und wenigstens für den Augenblick überzeugte, daß das Gemüth individuellen Gehalt und Poesie in Fülle in sich habe. Sein Spiel war ein echt deutsches, unverschnörkeltes. Wauer spielte viele Rollen, die nur für zweite gelten; aber er erhob sie zu Rollen, verdunkelte nicht selten die Darsteller der Hauptrollen neben ihm und hob oft eine ganze Darstellung, die ohne ihn matt gewesen wäre, durch wenige Scenen. Sobald er auftrat, wußte man, daß man etwas Fertiges, in sich Sicheres und Geschlossenes vor sich haben würde, und die Redensart: „Er ist ein Schauspieler der keine Rolle verdirbt", paßte im besten Sinne auf niemand so sehr als auf Wauer, ja, soviel ich weiß, hat man sie in Bezug auf Wauer zuerst gebraucht. Wie unscheinbar ist die Rolle des Grafen Lerma, und was hat Wauer aus ihr zu machen gewußt! Und so gab es noch so manche Rollen, die auf jeder andern Bühne spurlos vorübergingen und auf der berliner Bühne die größte Wirkung machten, weil sie in Wauer's Hände geriethen. Unvergeßlich wird mir namentlich die Wauer'sche Darstellung des Gottschalck im „Käthchen von Heilbronn" sein, die er auch mehr als hundertmal gegeben hat. Man vergaß über ihm alle übrigen Mitspielenden und er allein war es, der das Stück trug und hielt, wenn etwa eine umherreisende Gastspielerin oder Debutantin das Käthchen mittelmäßig darstellte und eine Caricatur von Unnatur und Geziertheit daraus machte. Sicherlich hat kein anderer Schauspieler mit einem so großen Aufwande von Kunstmitteln verstanden, die Zuschauer abwechselnd weinen und lachen zu machen und oft beides gleichzeitig. Hierzu kam die Deutlichkeit und Reinheit seiner Aussprache. Wauer gehörte zu den wenigen deutschen Sängern, die jedem Buchstaben ihr Recht widerfahren lassen. „Wenn Wauer sprach, so legte man das Textbuch beiseite, denn man verstand jedes Wort, eine jede Silbe", heißt es in der vorliegenden Schrift. Rellstab bezeichnete als den Hauptleitfaden für diejenigen Rollen, die man ihm überwies, die „Grundbiederkeit seines Sinnes", und Fedor Wehl sagte in einem Nachruf vom 23. Jan. in den hamburger „Jahreszeiten": „Wer Karl Wauer nicht hat spielen sehen, kann sich von seinem Spiele keine Vorstellung machen. Der Reiz und Werth desselben beruhte in nichts Einzelnem, sondern in der Gesammtheit der Leistung, an der nichts etwas gedüftelt und getüftelt, sondern alles aus dem Ganzen war. Wie er kam, wie er ging, wie er stand, wie er saß, wie er sprach und lachte, erschien alles zusammen

miteinander übereinstimmend. Wenn er als Lerse im
ıstrat, war es als wenn das deutsche Volk symbolisch
ene käme. Schon sein Erscheinen, die volle, kurzge-
untersetzte Gestalt, der sichere, ungezwungene Gang,
e Haltung, das frischgeröthete Gesicht und die klaren,
ıtmüthig blickenden Augen elektrisirten die Zuschauer,
chten, wenn Wauer nur die Bühne betrat."
seiner meisterhaftesten Leistungen war der Adam Wäh-
rl XII. auf der Heimkehr", in welcher Rolle er fast
ur zu lachen hatte. Der Verfasser bemerkt hierüber:
um glaublich, in wie vielen verschiedenen Nuancen
n Dichter vorgeschriebene Lachen wiedergab. In der
dem Amtmann Muckebold lachte er fortwährend in
die man nur mit den Worten «gemüthlich boshaft» tref-
nen kann. Er lachte sorglos, heiter, bedenklich, mit-
gelassen, gemüthlich, drohend, verschmitzt, ingrimmig,
n Ausbruch stürmischer Freude und Dankbarkeit, un-
ı, kurz: jedes Gefühl des menschlichen Herzens lachte
er lachte, so mußten die Anwesenden mitlachen und
Das war der Zauber Wauer'scher Natürlichkeit!"
zu anerkennenden Worten nicht sehr geneigte Nau-
, daß ein Schauspieler mit dieser Treue und Natur-
cht wiederkommen werde. Aber man glaube nicht,
diese Resultate ohne Mühe und Studium erreicht
ß sich seinen Grundsatz: „Je täuschender die Kunst
achahmt, desto höher und vollkommener wird das
erischer Vollendung sein", viel Arbeit und Nachden-
die Sicherheit in seinen Darstellungen erlangte er
r den eisernsten Fleiß auf das Memoriren und gel-
ringen seiner Rolle verwandte, und seine erstaunliche
in der Aussprache dadurch, daß er seine etwas starke
uernd übte und auf sein Organ ein unausgesetztes
wandte. Noch in den spätern Jahren seiner Thä-
oft, wenn er eine neue Rolle erhalten, stundenlang
ıße, denselben erst langsam, dann schnell und immer
chend und ihn oft viel hundertmal wiederholend,
iem strengen Urtheil einem jeden Buchstaben sein
hr. Dabei studirte er die Menschen in ihren Leiden-
Gewohnheiten. Niemand wußte wie er die Trunken-
verschiedenen Stadien wie in ihren charakteristischen
ı je nach dem Charakter der Individuen so naturwahr
ich so decent darzustellen, ja er unterschied in seinen
selbst den Champagner- und Weinrausch von der durch
ntwein erzeugten Trunkenheit. Er erreichte dies, in-
enen Leuten manchmal stundenlang auf ihren krummen
um jede ihrer Eigenthümlichkeiten genau zu studiren,
or, daß er die angenehmsten Gesellschaften in höch-
eß, um einem Menschen nachzugehen, der trunken
ßen taumelte. Auch in der berühmten „Devrients-
er und Wegener hatte er Gelegenheit vollauf, an
en" seine Studien zu machen, denn er selbst trank
ßig und behielt selbst bei diesen Orgien Besinnung
ıtungen an seinen weniger nüchternen Freunden und
stellen. Wauer gehörte noch einer Zeit an, in
rzüglichern Schauspieler ihre Kunst nach Iffland's
ßen noch als eine Wissenschaft der „Menschendar-
en und von dieser Kunst als einer „heiligen"

Leben und der Entwickelungsgang Wauer's, ein
ı Ziele mit unendlich gehäuften Hindernissen, die-
Momente genug. Wauer war der älteste Sohn
eisters in Berlin und im Jahre 1783 geboren.
s noch die Zeit der erblichen Handwerke, und so
:l Wauer mit dem dreizehnten Lebensjahre bei
Sattlermeister in die Lehre und verlebte hier
bensjahre. Dann erblindete plötzlich sein Vater
der junge Karl als der älteste von sieben Ge-
er fortwährenden Krankheit der Mutter für die
zu sorgen. Glücklicherweise hatte seine schöne Baßstimme, die er unter dem Einfluß seines Freundes, des Sängers Rebenstein, bereits kunstmäßig ausgebildet hatte, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er wurde in den Theaterchor aufgenommen und betrat den 3. Februar 1802 im Benefiz der Beihmann, „Die Donaunymphe", zum ersten mal die Bühne. Da er für jede Probe nur 3 Sgr. und für jede Vorstellung nur 6 Sgr. erhielt, so war diese Erhöhung seines Einkommens vorläufig freilich nur eine sehr geringe. Außerdem sang er im Stadtchor mit für spärliches Honorar und zwei Freitische wöchentlich. Schmerzlicher noch als Noth und Sorge, über die ihn sein Jugendmuth hinweghalf, empfand er den gänzlichen Mangel an eigentlicher Schulbildung, und da er außer Stande war, Geld für Unterricht aufzutreiben, wandte er sich an den Director Bellermann vom Grauen Kloster und erbat freien Unterricht, welchen ihm derselbe auch aufs bereitwilligste gewährte; und nun saß unser Wauer als ein Mensch von 19 Jahren neben kleinen Knaben in der untersten Klasse und lauschte gespannt den Vorträgen der Lehrer. Diese Zeit betrachtete Wauer später als die schwerste seines Lebens; denn „des Morgens ganz in der Frühe begannen die Umgänge des Stadtchors oft im entsetzlichsten Wetter und dauerten bis gegen 10 Uhr; dann eilte Karl ins Gymnasium, auch wol zur Theaterprobe; während der Mittagszeit verfertigte er Peitschen; besuchte von 2—4 Uhr ganz regelmäßig die Klasse; entledigte sich dann schnell der häuslichen Schularbeiten, welche stets von den Lehrern sehr gelobt wurden, und eilte hierauf ins Theater, wenn er zu thun hatte, oder zu Rebenstein, um mit seinen Freunden die bestellten Quartette abzusingen. War er im Theater nicht beschäftigt und auch kein Quartett bestellt, so blieb er zu Hause und machte Peitschen, eine Arbeit, die ihn oft bis spät in die Nacht hinein an die Werkstatt fesselte, und der frühe Morgen sah den Geplagten schon wieder zu dem Sammelplatz des Stadtchors eilen." Hierzu kamen noch im Jahre 1803 zwei Stunden täglichen Gesangunterrichts, welche ihm der Sänger Franz, den die wunderschöne Stimme Wauer's interessirte, umsonst ertheilte und zwar im Sommer schon um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr Morgens.

Von 1805 an wurde Wauer auch in bald kleinern bald größern Solopartien in Opern beschäftigt und errang sich dadurch den Beifall Iffland's in einem Grade, daß, als einst zwischen beiden auf Wauer's bedrängte Lage und auf seine Beschäftigung im Stadtchor die Rede kam, Iffland ihm plötzlich sagte: er möge sofort seinen Austritt aus dem Stadtchor anzeigen; er sei von heute ab mit wöchentlich 3 Thalern als königlicher Schauspieler und Sänger engagirt. Mit Bezug hierauf findet sich in Wauer's Tagebüchern die Aufzeichnung: „Dies war einer der glücklichsten Tage und der frohesten Momente meines ganzen Lebens! Ich hätte mich auf den Markt hinstellen und in alle vier Winde hinausrufen mögen: Ich bin engagirt als Sänger und Schauspieler!" Wauer's Biograph knüpft hieran einige sehr treffende und beachtenswerthe Bemerkungen über die Bescheidenheit der Künstler früherer Tage und die Arroganz der heutigen Schauspieler, die mit der Leistungsfähigkeit derselben so oft in gar keinem Verhältniß steht. An jenem Tage, 2. Februar 1807, stand Wauer's Name zum ersten male auf dem Theaterzettel; auch wurde seinem Gehalte immer mehr zugelegt, doch erreichte es erst im Jahre 1810 eine Höhe, daß er das widerwärtige Peitschenmachen aufgeben und der Künstler sich vom Sattler trennen konnte. In diesem Jahre hatte er zum ersten male den Werner Stauffacher, der überhaupt zu seinen besten Rollen gehörte, gespielt und zu solcher Zufriedenheit Iffland's, daß dieser ihn nach der Vorstellung belobte und ihm unter anderm sagte: „Sie haben es hier! (Iffland deutete auf das Herz.) Und was aus dem Herzen kommt, das dringt auch in die Herzen." Dabei drückte er Wauer die Hand, und erst als dieser sich von seiner namenlosen Freude ein wenig erholt hatte, bemerkte er, daß er etwas in der Hand halte. Es war ein Blättchen Papier, worin drei Friedrichsdor eingewickelt waren. Solche improvisirte Belohnungen sind bekanntlich für ein naives strebendes Talent in der Regel auch die aufmunterndsten.

Wauer war ein preußischer Patriot vom reinsten Wasser, und als im Jahre 1813 die allgemeine Erhebung stattfand, beabsichtigte auch er in die Reihen der Freiwilligen zu treten, was aber Iffland nachdrücklich zu verhindern wußte. Wauer mußte sich nun damit begnügen, seinen jüngsten sechzehnjährigen Bruder für den Feldzug vollständig zu equipiren und ihn und einen ältern Bruder, der im stehenden Heere diente, während des ganzen Feldzugs zu unterstützen, obschon er infolge der von ihm stets geübten Mildthätigkeit tief in Schulden stak. Dagegen hatte er in Berlin selbst Gelegenheit, seine ungewöhnliche Körperkraft an französischen Offizieren und Soldaten zu erproben, indem er mit ihnen mehrfach in Conflicte gerieth, und als einst sieben französische Offiziere in einer Weinhandlung mit Rebenstein und Blume in einen Wortwechsel gerathen waren und die französischen Widersacher auf seine beiden Freunde, welche den impertinenten Reden der Franzosen in französischer Sprache geantwortet hatten, mit gezogenen Degen eindrangen, „ergriff Wauer plötzlich den ungeheuern Eichentisch, woran die Gesellschaft gesessen, stürzte zunächst Gläser und Flaschen auf die Feinde, streckte zwei derselben durch einen Schlag mit seiner merkwürdigen Waffe besinnungslos zu Boden, drängte dann mit unwiderstehlicher Kraft die Uebrigen zur Thür hinaus und sperrte dieselbe, indem er seinen Riesenschild davorstellte und eine Bank ergriff, welche er zwischen die gegenüberliegende Wand und den Tisch preßte und so jedes Eindringen unmöglich machte". Hierauf entfernten sich die drei Freunde schleunigst durch eine Hinterthür.

In demselben Jahre erlebte Wauer nach dem Abzug der Franzosen zwei seiner glücklichsten Theaterabende, und zwar am 13. Juli 1813, als auf vielseitiges Verlangen „Wilhelm Tell" gegeben und am 31. August, als wenige Tage nach dem Siege von Großbeeren dieselbe dramatische Dichtung wiederholt wurde. Beidemal bildete Stauffacher's Rede den Glanzpunkt des Abends. Das zweite mal konnte Wauer die Rede nur satzweise sprechen, denn fortwährend wurde er durch stürmische Beifallsrufe unterbrochen; als er aber mit halbunterdrückter Stimme, fast sprachlos vor innerer Entrüstung und den hervorbrechenwollenden Ruf zum Kampf nur mühsam bemeisternd, die Worte ausstieß: „Und der fremde Herrenknecht soll kommen dürfen" u. s. w., da brach ein betäubender Beifallsjubel hervor; Wauer mußte den Satz wiederholen und der Beifall ging in einen fast besorgnißerregenden Tumult über, in welchem man begeisterte patriotische Ausrufe aller Art aus den Rängen ertönen hörte. Am Schluß des Actes ward er zweimal hervorgerufen: ein Ereigniß, welches bis dahin noch nie stattgefunden hatte; ein Hervorruf war zu jener Zeit eine große Seltenheit und ein Applaus eine Ehre. Mit derselben Rolle machte er 1848, als gerade die Woge der Volksbewegung am höchsten ging, ein gewagteres Experiment. Auf allgemeines Begehren wurde am 23. März 1848 „Wilhelm Tell" gegeben. Von allen Seiten drang man in Wauer, die Worte:

> Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
> Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit —

auszulassen, da dieselben bei der allgemeinen Aufregung ihm leicht Unannehmlichkeiten, selbst Gefahr zuziehen könnten. Wauer, ein ebenso eifriger Royalist als er Patriot war, antwortete: „Nein, gerade diese Worte will ich hervorheben und doppelt stark sprechen! Und wenn sie mich in Stücke zerrissen, so würde ich sie noch wiederholen!" Er hielt sein Wort und hob den Satz mit der ganzen Fülle seines gewaltigen Organs über die andere Rede heraus. Da entstand ein furchtbarer Tumult, aber — es war ein Tumult des Beifalls, die Worte wurden stürmisch da capo verlangt und Wauer wiederholte sie mit gleichem Feuer und Nachdruck. Dafür mußten er und seine Söhne später, wenn sie bei den damals üblichen Straßenclubs vorübergingen, freilich öfters hören, daß sie sich nur darauf gefaßt machen möchten, zu den ersten zu gehören, die an die Laternen gehängt würden, „wenn es noch mal losginge". Auch kamen seine beiden Jüngsten durch ihre kühnen Reden mehrfach in ernstlich drohende Gefahren, aus denen sie nur rasche Entschlossenheit und ihre ungewöhnliche Körperkraft zu befreien vermochten.

Eine weit dringendere Gefahr bestand Wauer bei dem Brande des Schauspielhauses im Jahre 1817, als er den Versuch machte, einige der kostbarsten Gegenstände aus der Garderobe zu retten. Der erstickende Qualm aber trieb ihn zurück und er mußte nun eine Thür durch einen Fußtritt sprengen, um zu einem Ausweg zu gelangen, verlor jedoch hier durch den betäubenden Rauch, der alle Gänge erfüllte, das Bewußtsein und das Gleichgewicht und stürzte die Treppe hinab. Aber obschon er sich bei dem Fall eine nicht unbedeutende Verletzung zuzog, war er doch gerettet, während der unglückliche, gerade zum Gastspiel in Berlin anwesende Schauspieler Karlsberg, der eine Zeit lang mit ihr umhergeirrt war, sich aber dann plötzlich von ihm verloren hatte, wahrscheinlich um auf eigene Hand einen Ausweg zu suchen, am entgegengesetzten Theile des Hauses unter den Trümmern gänzlich verbrannt und verkohlt gefunden wurde.

Nirgendswo anders zeigt sich der Zwiespalt zwischen der idealen Welt der Dichtung und Kunst und der gemeinen Welt der Wirklichkeit in so haarsträubendem Grade, als im Theater treiben; denn nirgends herrscht so viel Ideales auf und so viel Brot- und Kunstneid und so viel Intrigue hinter den Coulissen und gerade diejenigen, welche die idealsten Gebilde zu creiren pflegen und die tugendhaftesten und erhabensten Phrasen zu reden haben, sind oft die schlimmsten. Hiervon enthält auch die vorliegende Schrift zahlreiche Beweise. Bei den wenigen Gastspielen, die Wauer auswärts gab, suchte man ihm z. B. mit anonym vorausgesandte Briefe ein Bein zu stellen, um ihn vom Gastspiel kommen zu lassen u. s. w. In Wien aber trat ihm ein anderes Hinderniß entgegen; er machte auf Zureden eines preußischen Cavaliers dem Chef des Theaters, dem Sohn eines alt- und hochadelichen Hauses, in Stiefeln statt in Schuhen seine Aufwartung; die schreckerstarrten Blicke des Chefs ruhten während der ganzen Unterhaltung auf den verhängnißvollen Stiefeln, und Wauer, der nur abgerissene und zerstreute Antworten erhielt, nahm beim Verlassen des Zimmers die Ueberzeugung mit sich, daß er nicht zum Gastspiel kommen würde. Auch von seiten eines neuern Intendanten hatte er sich über Kränkungen und Zurücksetzungen zu beklagen, und dies Verfahren zog dem Künstler sogar, wie wenigstens der Verfasser der Schrift behauptet, mehrere Schlaganfälle zu, welche den Keim zu der Krankheit legten, die ihn, obschon erst im Jahre 1857, hinwegraffte. Auch frühere Intendanten, welche Iffland folgten, haben sich gegen Wauer wenigstens nicht großmüthig benommen, obschon er manche höchst vortheilhafte Anträge nach außerhalb zu Gunsten Berlins ausgeschlagen hatte, und im Grunde ist er niemals so gestellt gewesen, wie ein so brauchbarer und gern gesehener Künstler, der Schauspieler und Sänger zugleich war und das Theater mehrere Mitglieder ersparte, im Verhältniß zu andern glänzend gestellten Künstlern es verdient hätte. Im Jahre 1[illegible] ließ man es sogar so weit kommen, daß Wauer während der Vorstellungen von zwei Executoren beobachtet wurde. Sein Grundstück in Moabit mußte er endlich Schulden halber verkaufen. Und doch versichert der Verfasser der Schrift, daß in allen Fällen bekannt seien, wo Hoftheater gegen 6000 Thaler baaren Vorschuß gegeben hätten, um Künstler, welche sie zu gewinnen wünschten, von ihren Schulden flott zu machen. Mit Wauer knauserte man wirklich und nur nach und nach und spät gewährte man ihm ein gutes Einkommen; doch kam ihm manchmals königliche Munificenz zu Hülfe. Wauer selbst lebte einfach und prunklos, aber seine Gutmüthigkeit und Mildthätigkeit kannten keine Grenzen. Seine Schwester und seine Stiefmutter, einen seiner Brüder und dessen siebzehnjährige Tochter und zwei andere weibliche Verwandte erhielt er lange Jahre, ja zum Theil bis zu ihrem Lebensende. Aber auch ganz Fremde fanden bei ihm Hülfe; so der ehemalige würtembergische Kammermeister a. D. August von Zieten, der nach den Befreiungskriegen unter dem Namen Liberati die Bühne betrat, später unter Küstner Mitglied des leipziger Theaters war und [illegible]

ner'schen Concurs sich auf Erfindung einer Wasser-
ne von bedeutender Kraft verlegte. Wauer verschaffte
azu nöthige Summe, nachdem er ihn an anderthalb
rbergt und unterhalten hatte, und nun brachte Zieten
chine wirklich zu Stande und schon war der Tag der
estimmt und die Maschine bereits mit Wasser gefüllt,
ch ein starker Frost eintrat und sämmtliche Röhren

Die Geschäftsmänner, welche mit bedeutenden Kosten
ne hatten aufstellen lassen, verloren sofort den Muth
Vertrauen und es fand sich niemand mehr, der die
erforderlichen Kapitalien vorschoß. Englische Ge-
ter würden ohne Zweifel in einem solchen Falle an-
delt haben. Noch abends ließ Zieten seinem Wohl-
Päckchen von Handschriften übergeben, mit dem Hin-
aß diese Schriftstücke, wenn Wauer ohne Rücksicht
rauch mache, die Summe, die er durch Zieten ver-
wol wieder einbringen könnten, denn sie beträfen
, der Einfluß auf Wauer's Schicksal habe. In der
den Nacht, am 19. Januar 1844, zerschmetterte
urch einen Pistolenschuß den Kopf, nachdem er zuvor
te, seine Frau zu tödten. Von den mysteriösen
kein Gebrauch gemacht worden und niemand kennt
t; Wauer aber war um 800 Thaler ärmer. Solcher
nschenfreundlichkeit erzählt der Verfasser noch mehrere;
ht beigetragen, Wauer's äußeres Wohlbefinden zu
mögen sie um so mehr dazu beitragen, ihm im Ge-
Menschen ein freundliches Andenken zu sichern.

Stephan August Reifferscheid's sogenannten
nsten Roman in humoristischem Kleide": „Das Reich
können wir uns kurz fassen. Das Ganze scheint
ographie als Roman zu sein; wenigstens ist von
henden romanhaften Handlung nichts zu spüren und
ten Ereignisse tragen fast durchweg den Stem-
rheit, selbst die wenigen eingeflochtenen Liebes-
d von höchst alltäglicher Art. Der Held, August,
r den Verfasser selbst versteckt glauben, ist als ein
ebenslustiger Patron dargestellt, der seines Vaters
sogenannten guten Freunden und Freundinnen auf
Diners verthut und der plötzlich, nachdem er alles
Nagelprobe geleert und die Gläubiger ihm keine
rühern Freunde ihn aber gar sehr in Ruhe lassen,
bertheatern genährte „Kunstliebe" plötzlich mit so
er Macht in sich erwachen fühlt, daß er unter die
eht und nun bald mit dieser bald mit jener wan-
spielertruppe an den verschiedensten Orten Deutsch-
benteuert. Er wird auch einmal Literat und
e bairische Verlagshandlung ein Werk: „Geschich-
d Legenden des Baierlandes", und ein andermal
ung auch Patriot und Kriegsmann und macht
Affairen mit, welche das Tann'sche Freicorps zu
obschon er später mit dem Kosmopolitismus eines
n Anstand nahm, Kopenhagen mit einer deutschen
chen, die dort den unglücklichen Versuch machte
such führt ihn schließlich eine Familienangelegen-
t. Das alles ist in einer sehr leichten und salo-
ind Darstellung behandelt, gemengt mit einer
ner stehenden burschikosen und vulgären Redens-
ausspieler-, auch Studentenwitzen, wie man sie
in denen sich August vorzugsweise bewegte, so
B.: „In Erlangen befiel mich ein sardonisches
Gedanken an viele, die sich hier einen Gelehr-
or aufbrummen lassen" u. s. w. Auch scheint
obschon er sogar einige selbstgemachte Verse ein-
der Orthographie keineswegs sehr fest zu sein;
B. „Schogg" (statt „Ghoc"). „Symetri",
„Brise"), „Verien", „bedaurensswerthe" u. s. w.
r kommen in so großer Zahl vor, daß man sie
loße Druckfehler halten kann. Manche Scenen
jedoch sind anschaulich und mit gutem Humor geschildert, darun-
ter diejenigen, die bei dem Bankrott unglücklicher Theater-
directoren in kleinen Städten vorzukommen pflegen. In solchen
Momenten hört freilich bei den Künstlern wie bei dem sogenann-
ten „kunstliebenden" Publikum alle Kunstliebe mit einem male
auf. O über diese Kunstliebe! Möge sich nur durch sie niemand,
dessen höchster geistiger Besitz ein paar Schiller'sche Kraftverse
sind, verführen lassen, den Beruf eines „Mimen" zu wählen!
Der „Mime" August war einmal genöthigt mit einer Truppe
in einem Kuhstalle zu agiren. Man braucht wol nicht erst zu
erörtern, was in einem Kuhstalle alles aufhört! H. M.

Oesterreichische und preußische Soldatengeschichten.

Deutsche Hiebe. Oesterreichische und preußische Soldatengeschich-
ten von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Her-
mann Costenoble. 1858. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Hiebe! Bravo! Der Titel ist originell und
verspricht mit seinem Nachsatze, daß sie nicht einseitig ausgetheilt
werden. Möchten wir sie in alle Zukunft vereint fallen sehen
und recht hageldicht auf jeden Feind, der mit Deutschland anzu-
binden wagt! Mit diesem frommen Wunsch gehen wir an die
Lectüre. Der Verfasser ist uns bekannt, wir haben uns schon
an seinen „Federzeichnungen" erfreut. Dieselben Vorzüge, welche
uns dort ansprachen, finden wir hier wieder: eine lebhafte, frei-
lich auch zu Uebertreibungen geneigte Phantasie, geistreiche
Beobachtung, ein bedeutendes Talent der Schilderung, einen ge-
wandten, oft nur zu schwunghaften Stil. Freilich vermissen
wir aber für Soldatengeschichten hier eine solide Basis: die
Kenntniß militärischer Details, auch der Kriegsgeschichte. Der
Verfasser ist gewiß nicht Soldat gewesen. Halten wir uns aber
an das Gebotene, das jedenfalls den Lesern eine angenehme
Unterhaltung gewähren wird. „Der Halbmond in Ungarn"
ist mit orientalischer Farbenpracht geschildert. Eine kaiserliche
Deputation, nach Ofen geschickt, um mit dem Abgeordneten des
Großherrn einen dauernden Frieden zu unterhandeln, erhält durch
einen magyarischen Kaufmann, der scheinbar den Islam ange-
nommen, um seinen Handel gewinnreicher betreiben und die er-
rungenen Schätze dem Kaiser für den Krieg weihen zu können,
Kunde, daß sie durch Verrath vernichtet werden soll. Ein jun-
ger Magyar, der ihr beigesellt ist, kommt dem zuvor, indem er
die heranziehenden Tataren, welche den Schlag ausführen sollen,
mit türkisch verkleideten Reitern auf dem Marsche überfällt und
niederhauen läßt. Hier fallen also ungarische Hiebe. Die Toch-
ter des Kaufmanns, die derselbe in den Harem des Pascha ge-
opfert hat, um durch sie von allem, was gegen die Christen im
Werke ist, Kenntniß zu erhalten, ist die Geliebte jenes jungen
Magyaren und endigt tragisch. In dieser Geschichte finden wir
den Verfasser der „Federzeichnungen" gleich vortheilhaft wieder.
Die „Schlacht von Kulm" enthält diese nur als Hintergrund.
Ein junger Oesterreicher, den die Freiheitsideen nach Frankreich
gelockt, der aber aus der französischen Armee desertirt ist, um
nicht gegen sein Vaterland zu streiten, wird bei Vandamme's
Einfall in Böhmen, wo er sich als Hauslehrer aufhält, entdeckt
und vor ein Kriegsgericht gestellt, wozu die Ereignisse allerdings
keine Möglichkeit gelassen hatten! Die Niederlage der Franzo-
sen rettet ihn. Diese ist nun freilich ganz falsch dargestellt.
Auch gab es in Napoleon's Armee keine Chasseurs zu Fuß, und
hätte es solche gegeben, würden sie keine Tambours gehabt ha-
ben. „Aus dem Siebenjährigen Kriege" wird die Geschichte eines
preußischen Deserteurs in Böhmen erzählt, den die Liebe zu vie-
len Verbrechen hinreißt: eine Geschichte voller Abenteuer und
schauervoller Auftritte, mit starken Farben aufgetragen. Um
so wohlthuender wirkt ein „Oesterreichisch Soldatenlied", womit
Haydn's „Gott erhalte" u. s. w. gemeint ist, das man aber als
Volkshymne im Choralstile doch nicht füglich ein Soldatenlied
nennen kann. Diese kleine Geschichte ist vortrefflich erzählt.
Nur — Jägertruppen gab es wiederum ebenso wenig im Heere Ma-
ria Theresia's, als Schwerin (in der folgenden Erzählung) einen

langen Schnurrbart getragen hat; diese Kriegerzier war damals nur Husaren und Grenadieren zuständig, die Generalität würde sich ihrer geschämt haben.

Der zweite Band enthält drei Erzählungen. „Aus dem Erbfolgekriege", d. h. dem österreichischen, lesen wir, mit poetischer Licenz vorgetragen, einige Verhandlungen, Loudon's Eintritt in den Dienst Maria Theresia's und die Geschichte einer ungarischen Hochverrätherin, mit welcher Trenck, der bekannte Pandurenchef, in Verbindung gebracht wird. Loudon hat aber nie in preußischen Diensten gestanden; der König, dem er sich vorstellte, wies ihn bekanntlich zurück und äußerte: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas!" Loudon's hier abgestatteter Bericht über die Schlacht von Mollwitz an Maria Theresia bekundet allein schon, daß der Verfasser kein Soldat ist. Von einem Kaiser von Oesterreich, wo es noch kein solches Kaiserthum gab, zu sprechen, von rothen Hosen der Franzosen, die sie bekanntlich erst nach der Restauration der Bourbons erhalten, u. s. w., wäre doch wol zu vermeiden gewesen. Wir bedauern das um so mehr, als es dem Verfasser bei all seinen Vorzügen doch leicht sein müßte, sich auch den der Correctheit anzueignen. „Deutsch und Dänisch", wiederum ein trefflich gewählter Titel. Wenn irgendwo, so hätten wir hier die deutschen Hiebe gesucht und freudig begrüßt. Aber es ist aus dem dänischen Kriege keine militärische, sondern nur eine gut erzählte Herzensepisode, welche den Conflict, der im Titel enthalten ist, wiedergibt. Daß die Schlacht bei Schleswig von den Deutschen verloren sein sollte, hat uns befremdet. Absit omen! „Der Kampf um Venedig" heißt die letzte Erzählung. Sie schildert jedoch nicht diesen, sondern einige Scenen aus der innern Wirthschaft der Seestadt während Manin's Dictatur, wie sie sich wol ähnlich zugetragen haben mögen. Manin ist die eigentliche Hauptperson, die Liebe einer Nichte zu einem gefangenen österreichischen Offizier bildet das lyrische Element der Novelle. Ob es statthaft, einen Zeitgenossen mit solcher dichterischen Freiheit zu behandeln, lassen wir dahingestellt. Wo finden wir aber auch hier die deutschen Hiebe? Sie sind draußen gefallen, wie in den meisten der andern Erzählungen auch nur in dem historischen Hintergrunde. Eine Soldatengeschichte läßt sie lieber in ihrer unmittelbaren Handlung erklingen! Doch ist der Titel des ganzen Werks, wie der einzelnen Geschichten, zur Empfehlung derselben trefflich gewählt, und das ist auch ein Vorzug, den nicht jeder Autor besitzt! Das Buch wird der Lesewelt eine ansprechende vielfach interessante Unterhaltung gewähren und somit seinen Zweck vollkommen erreichen. 6.

Notizen.

Literarisches aus Frankreich.

Die „Revue contemporaine" widmet in derjenigen Abtheilung, welche den kleinern Bücheranzeigen eingeräumt ist, auch den neuen Gedichten von Prutz „Aus der Heimat" einige Worte. Es geschieht selten genug, daß sich eine deutsche Gedichtsammlung in einem französischen Blatte einer solchen Bevorzugung zu erfreuen hat. „Herr Prutz", bemerkt der Berichterstatter, „ist Redacteur-en-Chef des «Deutschen Museum», einer der bessern Wochenschriften, die in Leipzig erscheinen. Er ist ein talentvoller Schriftsteller, zugleich Dichter und Prosaist, der fast allwöchentlich einen literarischen Artikel in seinem Journal veröffentlicht und dabei noch, dank seiner unermüdlichen Thätigkeit, Zeit gewinnt, Gedichte zu verfassen.... Sein Vers ist zu gleicher Zeit harmonisch, nüchtern und klar, und in unsern Augen ist das nicht sein kleinstes Verdienst. Die erste Abtheilung «Aus der Heimat» enthält kleinere Stücke über das Vaterland (womit der französische Berichterstatter jedoch nur das Einleitungsgedicht meinen kann) und über die Liebe; das zweite «Herzog Bogeslav» ist eine epische Dichtung; der folgende Cyklus «Magdalena» ist eine in sich etwas unklare Composition, aber voll Poesie und Begeisterung, und man findet darin sehr schöne Verse, besonders die Strophe: «O prends moi avec toi» und die folgende (das Gedicht: «O nimm mich mit! O nimm mich mit!»). In der vierten Abtheilung «Vermischte Gedichte» bemerken wir [illegible] Studentenlieder und ein Gedicht an seine Schwester, das in Bezug auf Frische und Geschmack hervorragt." — Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß man in Frankreich anfängt, etwas auf deutsches Urtheil über französische Literatur zu geben. Ein Beweis dafür ist ein in der „Illustration" begonnener Aufsatz „La France à travers l'Allemagne", welcher lang zu werden verspricht. Die erste Partie trägt die Ueberschrift: „L'opinion des Allemands sur nos poëtes et sur nos romanciers; 1) considérations générales", und der Anfang beschäftigt sich mit [illegible] Georges Sand, die, wie der Verfasser behauptet, in Leipzig wie in Weimar, Heidelberg, Stuttgart und Frankfurt größern Enthusiasmus erregt habe als selbst in Frankreich. Den Grund davon will der französische Reisende darin erblicken, daß [illegible] deutschen Frauen, „très intelligentes, très instruites, très capables de vivre dans les saintes intimités du foyer domestique", in Deutschland keine Gelegenheit hätten, ihren Geist leuchten zu lassen, daß sie, nachdem ihre Jugendreize erloschen, eine unsagliche Leere in ihrem Herzen fühlten. In den Annalen Preußens, Oesterreichs und Sachsens sei von keinem Hotel de Rambouillet, von keiner Roland und Staël die Rede. Doch gibt der Franzose eine Ausnahme zu: „Vielleicht [illegible] nur die Gräfin Ahlefeldt, deren Leben soeben von einer [illegible] nigen und geistreichen Feder beschrieben worden, eine große Existenz; Gattin Lützow's, Herrin Zimmermann's (soll heißen Zimmermann's), betheiligte sie sich in früher Jugend an der [illegible] dernswerthen Erhebung Deutschlands und in reifern Jahren an dem nicht minder bewundernswerthen Bestreben, die nach [illegible] Tod in ihrem Vaterlande halberloschene Literatur wieder zu beleben." Wie der Franzose den Einfluß der Gräfin Ahlefeldt, welche Taillandier in der „Revue des deux mondes" seinen Lesern aufmerksam machte, offenbar viel zu hoch anschlägt, [illegible] er andererseits nichts von dem Salon der Rahel und so manchen andern Erscheinungen zu wissen, welche beweisen, daß der Einfluß gebildeter deutscher Frauen auf die Literatur und den [illegible] meinen Geschmack gegenwärtig keineswegs ein geringer ist, daß Bücher nichtwissenschaftlichen Charakters kaum noch Glück machen, wenn sie nicht dem Geschmack und den Ansichten der Frauen huldigen und ihren Beifall erwerben. Eine glänzende Rolle nach außen oder gar eine politische Rolle zu spielen fällt in Deutschland auch Männern schwer, insofern sie dazu nicht ausdrücklich betitelt, beamtet und besoldet sind. — [illegible] Flocon, zur Zeit des republikanischen Interimistikums Exminister, hat Moleschott's Hauptwerk unter dem Titel „[illegible] l'alimentation et de régime, par *Jacques Moleschott*" ins Französische übersetzt, und wie Leon de Wailly in der „Union" versichert, „zur vollkommenen Zufriedenheit der [illegible] sten Kritiker und des deutschen Verfassers selbst, dessen [illegible] mendes Urtheil jedes andere Lob überflüssig macht". [illegible] zieht bei diesem Anlaß einen interessanten Vergleich zwischen Moleschott's Buch und des Dr. A. Clavel Schrift: „[illegible] d'éducation physique et morale." h. S.

Der Retscher.

Eine Schrift des Domcapitulars Remling zu [illegible] „Der Retscher in Speier, urkundlich erläutert" (Speier, [illegible] ler, 1858) stammt zwar nicht aus einer den Bestrebungen [illegible] Protestanten und speciell denjenigen des Retschervereins [illegible] freundlichen Quelle, verdient aber doch wegen der darin [illegible] gelegten historischen Untersuchungen und Berichtigungen [illegible] treff des Retschers beachtet und erwähnt zu werden. [illegible] lich bezweckt der Retscherverein auf dem Wege freiwilliger [illegible] ben eine protestantische Kirche auf dem Retscherplatze zu [illegible] ten zum Gedächtniß an den denkwürdigen Reichstag, der [illegible] lich im Retscher im Jahre 1529 gehalten worden, und an [illegible] Protestation evangelischer Fürsten, worin sie unter [illegible] klärten, ihren Unterthanen nicht gestatten zu können, daß [illegible]

ese gingen. Der Domcapitular Remling erblickt hierin die ficht, den „verwerflichen und unheilvollen“ Grundsatz zur lung zu bringen: „Wessen Glaubens der Fürst, dessen Glaus der Unterthan!“ „Cujus regio, illius religio“ oder: ic voleo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas!“ Als ob s nicht gerade der Grundsatz auch auf der andern Seite ge- en und hier mit den eisernsten Mitteln consequent durchge- rt werden wäre! Doch dies nebenbei! Die Hauptsache für ist des Verfassers Behauptung oder Nachweis, daß der ichstag von 1529 wie überhaupt alle Reichstage im Sitzungs- le der Stände auf dem Rathhause abgehalten, die Protesta- der evangelischen oder „neugläubigen“ Fürsten aber ur- dlich in der kleinen Wohnung des Kaplans Peter Mutter- t bei der St.-Johanniskirche aufgesetzt und unterzeichnet den sei. Es sei auch gar nicht denkbar, daß man gerade Retscher zum Sitzungslokale gewählt haben könne, da die ut in den Räumen des sogenannten Retscher, welcher bekannt- bei der Einäscherung der Stadt 1689 bis auf die wenigen vorhandenen Reste ein Raub der Flammen wurde, im Jahre einen Theil des städtischen Geschützes, Pulvers und Bleies ewahrt hatte, auch im Laufe des 16. Jahrhunderts eines ales im Retscher nirgendwo Erwähnung geschieht. Im übri- gönnt und wünscht der Verfasser der protestantischen Ge- nde einen schönen und würdigen Neubau ihrer Kirche, nur bei diesem Unternehmen „weder die Wahrheit noch die Liebe e beeinträchtigt werden“. 13.

Bibliographie.

Becker, C., Die beiden böhmischen Reformatoren und rtyrer Johann Huß und Hieronymus von Prag nebst einem erblicke der Hußiten-Kriege und der fernern Entwickelung vangelischen Wahrheit in Böhmen. Nördlingen, Beck. 8. 22 Ngr.

Braudes, H. K., Ausflug nach Rom im Sommer 1857. 1 Uebersichts-Karte von Rom. Lemgo, Meyer. 8. 15 Ngr.

Brewster, Miß, Die kleine Millie und ihre vier Dienste. dem Englischen frei übersetzt von F. T. Berlin, W. ltze. 8. 18 Ngr.

Briefwechsel des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmü- n mit seinem Sohne Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen Dezember 1546 über Verlust und Wiedereinnahme von Thü- n. Herausgegeben von K. Freih. von Reitzenstein. mar, Kühn. Gr. 8. 15 Ngr.

Darf die Bibel „Schulbuch“ sein und bleiben? Ein er- ter Synodalvortrag von einem Freunde „des Wassers zu ha, das stille geht“. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Carl Gotthilf Ehrlich. Ein Denkmal für seine Schüler Verehrer von einem derselben. Mit Ehrlich's Bildniß. Ber- 1859. Gr. 8. 9 Ngr.

Frey, J., Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und ndbilder. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. Ngr.

Friedrich, F., Studentenfahrten. Zu Jena's 300jähriger ilfeier den 15. — 17. August 1858. Jena, Deistung. 8. Ngr.

Gähren, Caroline v., Aus dem Salonleben. Ein Roman. i Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. Ngr.

Günther, R., Gedichte. Jena. 16. 10 Ngr.

Graßmann, R., Die Zeitfolge im Leben Jesu nach wis- haftlichen Prinzipien dargestellt. Stettin. Gr. 8. 5 Ngr.

Grimm, A. T. v., Die Fürstin der siebenten Werst. Ro- in vier Büchern. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. hlr.

Hartwig, G., Der hohe Norden im Natur- und Men- leben dargestellt. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. Ngr.

Helmes, J., Das Wetter und die Wetterprophezeiung. Ein Cyklus meteorologischer Vorträge für Gebildete. Hannover, Hahn. Lex.-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Holtei, K. v., Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken. In Reime gebracht. Breslau, E. Trewendt. 16. 27 Ngr.

Hüppe, F., Gedichte. Bonn, Habicht. 24. 6 Ngr.

Kaufmann, J. M., Die Einheit, Katholicität und Apo- stolicität der Kirche, dogmatisch und historisch nachgewiesen. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 8. 15 Ngr.

Latomiablumen. Für die Schwestern aller Freimaurer ge- sammelt und zu einem Festschmuck gebunden von den Brüdern E. Rauschenbusch und F. Voigts. Cassel, J. G. Luckhardt. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig, F., Helm und Schild. Eine Festgabe für evan- gelische Christen. Jena, Mauke. 16. 20 Ngr.

Meyer, J., Ditmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesien in ditmarscher Mundart. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Mommsen, T., Die römische Chronologie bis auf Caesar. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Otto, H. J., Pallas Athene. Eine mythologische Ab- handlung. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 15 Ngr.

Peip, A., Christosophie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Pfarrhaus. Mittheilungen aus dem Leben einer Pre- digerswittwe. Breslau, Dülfer. 8. 5 Ngr.

Sagenbuch der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. Heraus- gegeben von G. Liftmann. Mit 1 Titelkupfer. Frankfurt a. M. 1856. Br. 8. 20 Ngr.

Schädtler, O. H. v., Allgemein verständliche Psycholo- gie, auf die anerkanntesten und thatsächlichsten Offenbarungen der Phrenologie, Temperamentslehre und Physiognomik begründet. Mit 9 lithographirten Tafeln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schröder, F. W. J., Aus vierzehn Tagen in Rom. I. Die Peterskirche und die Katakomben von San Calisto. Vorlesung. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Frauen des Kaiserreichs. Pari- ser Gesellschafts-Skizzen. Berlin, Verlags-Comptoir. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Albrecht, F., Der gewaltsame Kinderraub zu Bologna. Zugleich ein Wort der Warnung an alle Concordatsfreunde. Ulm, Gebr. Nübling. Br. 8. 5 Ngr.

Eckert, E. E., Geschichte meiner persönlichen Anklage des Freimaurer-Ordens als einer Verschwörungs-Gesellschaft bei dem Ministerium zu Berlin und meiner Behandlung als Verbrecher darauf. Nebst einem Sendschreiben an Se. Maj. den König von Hannover, Se. Königl. Hoh. den Großherzog von Baden, Se. Hoh. den Herzog von Gotha-Koburg. Schaffhausen, Hur- ter. Gr. 8. 10 Ngr.

Funkhänel, K. H., Ansprache an die zu Ostern 1858 vom Karl-Friedrichs-Gymnasium zu Eisenach auf die Univer- sität zu Jena abgehenden Jünglinge gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Glauben wir Alle an einen Gott? Eine Zeitfrage, für vorurtheilsfreie Leser beardeitet von einem katholischen Theolo- gen. Danzig, Weber. 8. 3 Ngr.

Schwarz, J. C. C., Predigt zur 3. Säcularfeier der Universität Jena am 11. Sonntage nach Trinitatis, 15. Au- gust gehalten. Jena Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Seebeck, M., Rede bei der Enthüllung des Denkmals für Kurfürst Johann Friedrich den Großmüthigen in Jena am 15. August 1858 gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Stier, R., Die Union und das geistliche Amt. Ein Ver- eins-Vortrag nebst nachträglichem Vorwort. Bielefeld, Velha- gen u. Klasing. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Missionsreisen und Forschungen
in
Süd-Afrika

während eines 16-jährigen Aufenthalts im Innern des Continents.

Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland
von
Dr. David Livingstone,

Mitglied der med. Facultät zu Glasgow ꝛc.

Nebst 23 Ansichten in Tondruck, zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten.

Lex.-8. Zwei starke Bände, complet 5⅓ Thlr.

Zu denjenigen Reisenden, welche **am wesentlichsten** zur Erforschung des Continents von **Süd-Afrika** beigetragen haben, gehört vor allen **David Livingstone**, dessen Reisewerk hier in **autorisirter** und **vollständiger** Ausgabe dem deutschen Publikum geboten wird. Nicht weniger als 16 Jahre reiste **Livingstone** unter den größten Beschwerden durch die wüsten Flächen Süd-Afrikas und war der **erste** Europäer, der den südlich vom Aequator gelegenen Theil Afrikas von der Westküste bis zur Ostküste durchzog und sich dabei als Missionar und Arzt stets thätig zeigte. Namentlich hat er auch für die Naturwissenschaften viel geleistet und Botanik und Zoologie gewinnen mannichfache Bereicherung durch ihn.

Ein Hauptvorzug seines Werks ist die anmuthige Weise, mit der er alle seine Erlebnisse erzählt.

Leipzig, 1858. Hermann Costenoble.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die unbefleckte Empfängniß
der Jungfrau Maria.

Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung
von einem
katholischen Geistlichen.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine ruhige und würdige Beleuchtung des neuen vielbesprochenen katholischen Dogmas, nicht von dem Standpunkte des principiellen Gegensatzes gegen die katholische Kirche, sondern von dem der katholischen Wissenschaft selbst und aus der Mitte der katholischen Kirche. Die Schrift ist anonym erschienen, weil der Verfasser als katholischer Geistlicher andernfalls persönliche Unannehmlichkeiten fürchtete und weil er wünscht, daß man sich an die Sache, nicht an die Person halte, doch erklärt er, daß er später und zur Zeit selbst und öffentlich seinen Namen nennen werde. Die Schrift verdient die Beachtung der katholischen wie der evangelischen Kirche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Geheimniß der Lebenskunst.

Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung.

Von **Alexander Jung.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift des bekannten Schriftstellers, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst" aufzustellen sucht. Der Verfasser ist, wie er sagt, „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln". Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Richtung wie **Wilhelm von Humboldt's** „Briefe an eine Freundin" und **Ernst von Feuchtersleben's** „Diätetik der Seele".

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

Unterm Krummstab.

In Zwing und Bann.
Roman
von **Robert Waldmüller.**
Preis 2 Thlr.

Ein neues Werk eines so berühmten Schriftstellers bedarf wol kaum noch einer besondern Empfehlung, und wird die Versicherung genügen, daß der hier bearbeitete Stoff geeignet ist, den gebildeten Leser gewiß in der lebendigsten Spannung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.
Herausgegeben von
Friedrich Bülau.

Neunter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Aus dem Hause Medici. — II. Ein gefährlicher Spion. (Aus der dänischen Hofgeschichte.) — III. Wolf von Selmnitz. — IV. Die Signora von Monza. Nach den von T. Dandolo veröffentlichten Processacten bearbeitet von **Placidus Plattner.** — V. Marie von Hautefort. Frei nach Cousin von **Ed. Köhler.** — VI. Heinrich Lechterig. — VII. Die Gräfin von Allstädt. Nebst andern Zügen aus der Familiengeschichte der Kospoth. — VIII. Graf Ostermann. — IX. Der zweite Herzog von Marlborough. — Miscellen.

Der **erste bis achte Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines gediegenen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

iterarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 7. October 1858.

halt: Gerd Eilers' Memoiren — Zur Kenntniß des Gefängnißwesens — Ein zeitgeschichtlicher Roman. — Mendelssohn und Lessing. Von David Asher. — Eine Dorfgeschichte in Versen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gerd Eilers' Memoiren.

ine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Gerd Eilers. Zweiter und dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1857—58. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Der erste Theil dieses geist- und gehaltvollen Buchs, cher das Leben des Verfassers während der ersten Zeit Jeverlande und die Schul- und Universitätsjahre bis seinem Wirken in Frankfurt und Bremen schildert, ist 1856 in den Händen der Lesewelt und auch in Bl.*) bereits nach Verdienst gewürdigt. In ihm egnet uns eine Reihe bedeutender Erscheinungen aus Jahren 1800—1819, welche für Deutschland reicher an großen, freilich auch an betrübenden Erinnerun-, als alles, was seitdem geschah. So ist denn ungbar das welthistorische Interesse im ersten Theil überegend, obgleich schon hier die Neigung, das Geschick Verfassers sich erfreuend kund gibt, den größten Din- eine persönliche, individuelle Seite abzugewinnen, die in vermöge seiner von Grund aus edeln, kernhaften tur immer wieder auf das Beste und Höchste sich bezt. Denn dies ist der wahre Sinn und Geist solcher innerungen und Denkwürdigkeiten, daß sie mit klarem ck und zugleich mit der Frische unmittelbarer Gegenrt das längst Vergangene dem Auge des Lesers vorren, ohne Haß, ohne Parteisucht, aber nicht ohne die be, welche ein wohlerkannter Beruf, ein ihm ganz gebtes Streben mit größtem Recht für sich in Anspruch men. Auch bei Eilers gewahren wir eine solche Liebe, mit ihrem Widerschein längst verblaßte Bilder neu bt, und das Herz des Lesers freundlich erwärmt. Es die reine Liebe zur Wahrheit in den höchsten Angelegenen der Menschheit, Religion und Wissenschaft; es ist nie erlöschende Funken echter Begeisterung für das hrhaft Gute und Schöne, die innigste Theilnahme an heiligen Sache der Erziehung und des Unterrichts, von frühe sein Leben geweiht war. Von diesem nkte aus ist allein der Werth solcher Erinnerungen aus einem bewegten Leben richtig zu beurtheilen, das von den Wogen des Geschicks allerdings nicht verschont blieb. Weit entfernt daher, Eilers „den schulmeisterlichen Ton" dieser Berichte von seinem Lebensgange zum Vorwurf zu machen (wie hier und da geschehen), freuen wir uns vielmehr, hier die Bekanntschaft eines echten, wahren Lehrers der Jugend zu machen, dem gewiß Plato in seinem Staate unter den „Wissenden" eine Stelle angewiesen haben würde, von welchen der große Weisheitslehrer die Dinge dieser Welt allein beurtheilt und geleitet haben wollte. Auch sind die Gegenstände und Fragen, um welche es sich hier handelt, von einem Belang, einer Tragweite, sind größtentheils noch jetzt so fern von endlichem Abschluß, daß wir alle Ursache haben, unser Ohr nicht zu verschließen, wenn sie von Kundigen und Erfahrenen, wie hier geschieht, besprochen werden.

So enthält denn der vorliegende zweite Theil Erinnerungen aus der Zeit der Wirksamkeit des Verfassers als Director des durch ihn, nach der französischen Verwahrlosung neu eingerichteten Gymnasiums zu Kreuznach, von 1819—31, wobei es an Blicken auf die damaligen Zeitbewegungen in politischer und namentlich in kirchlicher Beziehung nicht fehlt. Am Rhein schlug der Puls des deutschen Lebens immer höher als anderswo, im Guten wie im Schlimmen. Die Nachbarschaft Frankreichs, des großen Herdes der Bewegungen Europas, das heitere Leben, das leichtere Blut der dort seit Jahrtausenden wohnenden Stämme, der billige Wein, der unausgesetzte Verkehr mit Fremden, der frische Austausch des Erfahrenen und Erlebten gibt hierzu die Erklärung. Auch der Verfasser wurde der Eigenthümlichkeiten des Volksstamms, unter dem er zu wirken hatte, jener muntern, schnell bewegten Pfälzer, die uns W. H. Riehl neuerdings so treffend geschildert, bald inne. Doch dauerte es eine Zeit lang, ehe der Sohn der friesischen Küsten dort sich zurecht fand. Dazu kamen die unvermeidlichen Anstöße, welche eine jede neue Lebensstellung namentlich dem jüngern Manne zu bringen pflegt, und diese wurden durch die eigenthümlich rasche, unternehmende Art des jungen Schuldirectors, der gern jedes Verhältniß an den Maßstab

*) Vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1856.

seiner Ideale halten mochte und daher meistentheils über das Wirkliche hinausging, nicht gerade erleichtert. Er selbst gesteht mit seltener Bescheidenheit, daß sein Streben hinter dem Ziel oft weit zurückgeblieben, daß sein Urtheil nicht selten irre gegangen sei, und in der That lag Eilers in Kreuznach eine schwierigere Aufgabe vor, als sie ohnedies in der Stellung eines preußischen Gymnasialdirectors zu liegen pflegt, da er einerseits in Bezug auf seine Amtspflichten durchaus tabula rasa vorfand, alles erst neu bilden und gestalten sollte mit durchaus unzureichenden Mitteln, andererseits aber an den Mechanismus preußischer Verwaltung sich praktisch zu gewöhnen bis dahin keine Gelegenheit gehabt hatte. Dennoch ist ihm die Lösung seiner Aufgabe überaus wohl gelungen. Noch steht in Kreuznach und der Umgegend sein tüchtiges, von gutem Erfolg gekröntes Streben im besten Andenken, und gewiß hat er Ursache, auf diese Zeit praktischer Schulwirksamkeit mit innerer Befriedigung zurückzublicken. Dies muß man ihm um so mehr hoch anrechnen, als gerade die erste Zeit seiner Amtsführung in die Stürme und den gewitterschweren Wolkenschwall der Jahre der Umkehr von den 1813—15 so hochfliegenden Freiheitsideen der deutschen Jugend fielen. In der übereilten, mindestens von den Ministerien zu Berlin in der Folge nicht gutgeheißenen Berufung des Professors Bercht von Bremen an das Gymnasium zu Kreuznach erntete Eilers die erste bittere Frucht jener Umwandelung, die er vortrefflich zeichnet (S. 80):

Es ist unbeschreiblich, mit welchem Kummer Bercht den Staat (Preußen) verließ, für welchen er in vielen Schlachten sein Leben dargeboten; aber seine Treue wankte nicht. Zwanzig Jahre später wagte er sich noch einmal auf das stürmisch bewegte Meer der Politik. Aber wie hatten sich die Zeiten verändert! Die Lichtträger vom Jahre 1810, die tapfern Kämpfer mit Gott für König und Vaterland in den Jahren 1811, 1812 und 1813, die muthigen und edeln Männer, welche in den folgenden Jahren unermüdlich und mit Weisheit an Preußens und Deutschlands Wohl arbeiteten, für Freiheit und Recht stritten, dieselben Männer werden in den vierziger Jahren als Finsterlinge verschrien, als Mucker verhöhnt und als Romantiker, als Wiederhersteller eines neuen mittelalterlichen Ritterthums, eines unerträglichen Gewissens- und Kirchenzwanges dem Hasse des urtheilslosen Publikums preisgegeben.

Wie viele Belege hierzu bietet die Geschichte der letzten 40 Jahre! Auch der Verfasser hat es erfahren, was der alte Philipp von Commines treuherzig von sich bekennt: „Comme les aultres, je suis venu à la grande mer, et la tempeste m'a noyé". Dann begegnet uns eine gerichtlich bestrafte, großartige Erbschleicherei in Kreuznach (1821), welche die Gefangennehmung der beiden Superintendenten Eberts und Schneegans zur Folge hatte. Auf die wiederholten Bitten der gesammten evangelischen Bevölkerung von Kreuznach gab König Friedrich Wilhelm III. sie frei, und die öffentliche Meinung, die bisher hin- und herschwebte, entschied sich nun mit einem male für Preußen und für die Annahme der Union, der Lieblingsidee des Königs. Allerdings waren Görres' u. a. liberale Zurufe zu den Pfälzern gedrungen und an gereizter Stimmung zwischen Katholiken und Protestanten hatte es längst nicht mehr gefehlt. Allein der gesunde Sinn der Bevölkerung hielt fest an dem Rechten, an den unter Preußens Schutze geförderten materiellen Interessen und überwand so die gewaltige Aufregung von 1830 und 1848. Doch zeigte sich gelegentlich auch in den Kreisen des Verfassers die weitgreifende Gewalt der religiösen Gegensätze jener Zeit. Ein Besuch Schleiermacher's in Kreuznach, der mit den beiden Welckern und mit dem Theologen F. Lücke an einem schönen Sommertage bei Eilers eintrat und unter seiner Führung die herrliche Umgebung von Kreuznach, den Rheingrafenstein, Kauzenberg und die Ebernburg in Augenschein nahm, an welche sich Sickingen's und Hutten's große Namen knüpfen, brachte vieles dieser Art zur Sprache. Eilers sagt S. 163:

Schleiermacher war noch ganz erfüllt von dem Geiste, der jenen Kreis von Männern beseelte, die nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die Lebensfrage der deutschen Nation tief empfanden und so mächtig anregten. Er selbst war [illegible] nicht der bedeutendste, doch einer der bedeutendsten dieser Männer. Die Erfolge der nationalen Erhebung, die sie ursprünglich bewirkt, und dann des Muths, den sie nach allen Seiten hin belebend weiter verbreitet hatten, gingen weit über ihre kühnsten Hoffnungen und Erwartungen hinaus. Als nun die greise Mutter Strömen von Blut gewonnene Errungenschaft vor ihren thränenden Augen sich als eine Wirklichkeit darstellte, da glaubte sie, nun endlich sei nach Jahrhunderten politischer Zerrissenheit und Verkommenheit ein gesunder und fester Boden dem deutschen Volke für die so lange ersehnte nationale Wiedergeburt von der Vorsehung dargeboten. Den Uebergang von dem Widerwärtigen und Unzuträglichen, was bis dahin bestanden, zu dem, was der Idee nach entstehen sollte, mögen sie sich wol nicht klar genug gehabt haben; aber daß das Alte sich mit solcher Energie und solchem Erfolge wieder hervordrängen werde, das hatte man nicht erwartet. Daraus kann man sich den Geist der Opposition erklären, der diese Männer von da an ergriff und sie von ihnen über die Grenze der Besonnenheit hinaustrieb, aber mit großem Hasse und tiefster Verachtung gegen die Männer, welche sich zu Werkzeugen einer abermaligen Knechtung der Nation herzugeben schienen. Schleiermacher und seine Freunde zweifelten keinen Augenblick daran, daß ein Königthum von Gottes Gnaden die allein ersprießliche Form eines freien und gedeihlichen Zusammenlebens sei, weil in dieser Form Freiheit und Gesetzmäßigkeit am sichersten ihre vernünftige Wahrheit und ihre nothwendigen Grenzen fänden.

Der Verfasser bemerkt, daß Schleiermacher gegen die Person des Königs voll Verehrung und, wenn auch nicht die Wahl seiner damaligen Rathgeber keineswegs einverstanden, doch ein abgesagter Feind geheimer Verbindungen der Jünglinge und Männer zu politischen Zwecken gewesen. „Keinen Tag meines Lebens", fährt Eilers fort, „hat eine solche Fülle des Geistes durchströmt, als den Tag des Schleiermacher'schen Besuchs." Ohne Frage gehört dieses Ereigniß zu dem Wichtigsten, was der [illegible] Theil enthält. Mehr davon auszuheben, müssen wir uns versagen. Doch eine Aeußerung des großen Theologen, der auch als Philosoph so tief in alles Menschliche eingedrungen war, wie nur wenige vor und wol [illegible] nach ihm, fällt schwerer ins Gewicht, als ganze Folianten von Bänden, wie der Tag sie bringt. Schleiermacher sprach damals:

Die Wahrheit meines Herzens ist Christus, aber mein [illegible]

s unablässig auf das Erforschen der Dinge gerichtet und schau-
rt nicht zurück vor der Tiefe der Gottheit, und dabei komme
h nie in einen fühlbaren Widerspruch mit der Wahrheit mei-
s Herzens, meines innersten Lebens.

Und dann:

Das Leben des Herrn, nicht diese oder jene Confession oder
laubensformel ist das Licht der Menschen.

Wer darf verkennen, daß die Keime einer tiefbegrün-
ten Religionsphilosophie in diesen Aussprüchen liegen?
nter den übrigen bedeutenden Persönlichkeiten, welche in
reuznach dem Verfasser entgegentraten, ist der comman-
rende General der Rheinprovinz, Herr von Thielmann,
e bedeutendste, und was er darüber mittheilt, entschä-
gt einigermaßen für die mitunter zu weit gehende Aus-
rlichkeit in Besprechung der Verhältnisse am Gymna-
m und der in diesen Kreis mehr oder weniger ein-
ssenden Personen. Nicht als ob Geist und Tüchtigkeit
Charakters, die wahren Kennzeichen für Menschen-
th, nicht auch in den engen Bereichen einer pfälzischen
ktstadt und eines aus mancherlei Hemmungen zu freu-
r Blüte sich emporarbeitenden Gymnasiums hervor-
en könnten; aber Eilers' Schilderung seines kreuznacher
ms, obwol nirgends ohne Berührungspunkte mit dem
ßen und Ganzen, macht doch hin und wieder einen
bürgerlichen Eindruck, der, wenn auch überall aus-
ttet mit einem idyllischen Reiz, im allgemeinen nicht
jeden Leser ist. Wir wenden uns daher, indem wir
Menge hier geschilderter Lehrer, Beamten u. s. w.
Stillschweigen übergehen, wieder zu dem General
Thielmann, bekanntlich dem ersten sächsischen Befehls-
r, der (Mai 1813) zur deutschen Sache trat und
ann bei Leipzig und Waterloo heldenmüthig focht.
r Napoleon's Geist und Charakter urtheilte Thiel-
n ehrend, über die Franzosen und ihre Staats-
nderung nicht geringschätzig. Mit der Wendung
Dinge seit den Freiheitskriegen war er, wie so manche
höhern preußischen Offiziere, vor allen Blücher, kei-
egs zufrieden und machte seinem Unwillen mitunter
larken Ausdrücken Luft. So sagte er unter anderm:

Da haben wir von der einen Seite die Russen mit ihrer
t und von der andern Seite die Franzosen, deren schran-
se Raubsucht wir bitter genug erfahren haben. Wir sind
grafen nach Osten und nach Westen hin geworden und
Deutschland auf unsere Kosten und mit unserm Blute
en! u. s. w.

Thielmann hielt mit Eilers eine Art von Examen
den wahren Werth der Wissenschaften ab, die ihm,
Kriegsmann, nur insofern schätzenswerth schienen, als
as Leben der Menschen veredeln, erleichtern und ver-
ern: eine Ansicht, die Eilers mit Recht nur theil-
gelten läßt. Nun kommt das Gespräch auf den
und Werth der speculativen Philosophie, welche der
ral so lange für grübelnde Narrheit erklären will,
ie die Frage nicht beantwortet haben werde, was
in allen den Ewigkeiten, die der Schöpfung voran-
n, mit seiner schaffenden Kraft gemacht habe. Eilers
gnete:

Aber diese Frage ist schon längst von sehr beachtenswerthen Männern, von Plato und Luther, beantwortet worden. Plato sagt, Gott habe in allen den Ewigkeiten vor der Schöpfung Mathematik und Mechanik studirt; Luther: er habe Ruthen gebunden, um unnütze Frager damit zu züchtigen.

Bei diesen Worten brach Thielmann in unmäßiges Lachen aus und sagte: „Da darf ich ja auch nicht weiter fragen." Er vertraute in der Folge seine Söhne dem kreuznacher Gymnasium. Nicht lange nachher starb, zu seinem tiefsten Schmerze, einer derselben. Trauervoll ritt der Vater, der ihn zum Abschied noch gesehen, weg, und so war der Abend seines Lebens, das im October 1824 plötzlich endete, reich an tiefen Schmerzen.

Ungern enthalten wir uns der Mittheilung von Zügen aus der daran sich schließenden Charakteristik des frühern koblenzer Staatsprocurators Bessel, der dort, sowie als Appellationsrath in Köln, Präsident in Saarbrücken und zuletzt als Consistorialpräsident in Königsberg, wo er im August 1848 gebrochenen Herzens starb, überall den Namen eines grundedeln, deutschgesinnten, nur das Beste im Auge haltenden Mannes erwarb. Man fühlt es dem von Eilers entworfenen Bilde an, daß Liebe ihm dabei die Hand geführt, und wer möchte dies tadeln, dem, sowie dem Referent, der Mann jemals im Leben begegnete. An diese Schilderung knüpft dann Eilers gediegene Bemerkungen über zwei Hauptfragen der preußischen Staatsverwaltung, das Verhältniß zu der katholischen Kirche und die Stellung der Rheinlande zu Frankreich, welche beide im Laufe der Jahre ihre gewaltige Bedeutung offenbarten, sowenig sie auch blos rational zu schlichten sein möchten. Man muß dem Verfasser einräumen, daß er hierbei durchgehends die Billigkeit vor Augen hält, wie er denn in seiner amtlichen Stellung, ungeachtet angeborener und erzogener Vorliebe für das Lutherthum, doch der alten Kirche ihre Rechte willig zugesteht und durch scheinbar französische Sympathien der Liberalen am Rhein sich nirgends beirren läßt. Eilers sagt S. 182:

Alles, was mit dem Kernpunkt des christlichen Glaubens in Widerspruch trat, fand keinen Anklang bei mir, was dagegen der christlichen Empfindungsweise zusagte, hörte und las ich mit innerer Zustimmung. Johann Arnd's „Wahres Christenthum" und des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi" waren meine liebsten Erbauungsbücher schon in meinen jungen Jahren.

Also wieder ein Zeugniß aus wahrheitsliebendem Munde für den unschätzbaren Werth des aus dem Mark christlicher katholischer Glaubenstiefe entsprungenen Büchleins „De imitatione Christi"! In ihm liegt für alle Zeiten das, was über alle Sekten und Glaubensstreitigkeiten hoch hinausragt: der Weg, die Wahrheit und das Leben, und auf diesem Boden werden stets die wahrhaft frommen Christen, Katholiken wie Protestanten, in Liebe und Frieden sich begegnen. Die Welt vermeidet am schwersten die äußersten Enden, die grellen Spitzen der Dinge, wozu die Kirchen- und Profangeschichte unzählige Belege gibt. In diesem steten Uebertreiben und sich Ueberstürzen, das aller Orten gäng und gebe ist, gebührt doppeltes Lob der Ruhe, dem Verstande, der strengen Gerechtigkeit, die jedem das Seine gibt und läßt. Eilers sagt (S. 265):

Ja, das ist ein der Priesterwelt auf beiden Seiten verbor-

genes Geheimniß, in welchem einst das traurigste Räthsel unserer Nation seine Lösung finden wird. Es wird, dessen bin ich gewiß, die Zeit kommen, wo man in dem kölner Dom ein gemeinschaftliches Te Deum singen wird, ehe noch die demselben eingefügten neuen Steine verfaulen.

Welcher Deutsche, dem das Herz noch glüht für Religion und Vaterland, stimmte nicht freudig ein in diesen frommen Wunsch?

So verlockend das Eingehen in die häuslichen und geselligen Bilder auch immer sein mag, welche Eilers im zweiten Theile seiner „Wanderung" vor uns entrollt, so widerstehen wir doch dem Drange zur Mittheilung so manches Anziehenden über das von ihm in Kreuznach gegründete häusliche Glück, über den von fern und nahe sich anschließenden Freundeskreis, über die Anlage von Weinpflanzungen in Monzingen, den Kauf des lange verwahrlosten Bonnheimer Hofs, den Bau des stattlichen Hauses, nahe dem Gymnasium, das 1830, kurz vor dem Abgange, von der Familie bezogen wurde, da zu erwarten ist, jeder Freund des Verfassers, ja jeder, der in dem schönen Kreuznach etwa bekannt ist — und die Zahl solcher berechnet sich ja seit Jahren, bei dem immer gesteigerten Besuche des Soolbades, schon nach Tausenden —, werde sein geistiges Auge an diesen Gemälden selbst gern laben. Mit Freuden sehen wir den Verfasser in Haus und Weinkeller kundig und mit Gewinn schalten und schaffen und durch Frühaufstehen die nöthige Muße für geistiges Leben und Wirken zugleich mit Frische und Thatkraft erlangen. Er hegte den Plan, eine Geschichte der Pfalz zu schreiben, und sammelte dazu allerlei Nachrichten und Beiträge aus alten vergessenen Büchern und aus dem Munde unermüdlicher Forscher, von welchen er eine etwas bunte Probe dem Leser vorlegt, indem er schließlich bemerkt:

An Vorbereitungen zu dem Werke, welchem ich den Abend meines Lebens widmen wollte, fehlte es also nicht. Daß nichts daraus geworden, bedauere ich nicht; denn ein Werk wie Ludwig Häusser's „Geschichte der rheinischen Pfalz" hätte ich doch nimmer zu Stande bringen können; das meinige wäre in Lob und Tadel und in der ganzen Färbung ein anderes geworden. Wie hätte auch ein Norddeutscher, der in allen Regionen des Wissens umhergeschweift, die pfälzische Geschichte so gut schreiben können als ein Geschichtschreiber ersten Ranges, der noch dazu selbst ein echter Pfälzer ist. Wol aber habe ich es hinsichtlich des Wohlstandes meiner Familie und meines Lebensglücks gar sehr zu bedauern, daß ich meinem Plane nicht treu beblieben.

Mit dieser halb schmerzlichen Betrachtung leitet der Verfasser seinen Uebergang nach Koblenz ein, wo nach dem Tode seines väterlichen Gönners, des Staatsministers von Ingersleben, Herr von Pestel als Oberpräsident der preußischen Rheinprovinzen auftrat, dem der thatkräftige Fallenstein als Rath zur Seite stand. Sie forderten Eilers auf, die Stelle des evangelischen Raths im Provinzial-Schulcollegium zu übernehmen; er folgte halb ungern, um schlimmere Einflüsse abzuwenden, und so lenkte sein Schiff denn in neues Fahrwasser, in den höhern Staatsdienst ein, wo bald Stürme von mancherlei Art es umherschleuderten. Ueber solche verbreitet sich der dritte Theil. Ehe wir zu diesem schreiten, erwähnen wir noch kurz der pädagogischen Haupt- und Grundansichten, welchen Eilers sowol in seiner Amtsführung, als bei der Leitung des höhern Schulwesens huldigte.

Hier tritt uns zunächst als maßgebend ein Gutachten entgegen, das ein hochberühmter Gelehrter einem einflußreichen Staatsmann erstattet hatte, dessen Grundgedanke ist, daß es vor allem auf tüchtige Lehrer ankomme. Jede Klasse soll ihren Hauptlehrer haben.

Alle gedruckten und geschriebenen Vorschriften und Lehrregeln sind unnütz; das lebendige Wort, Ton, Autorität hilft ganz allein. Alles seichte Wesen, alles was dem gründlichen Lernen Abbruch thut, Naturlehre, Naturgeschichte, Poesie, Declamation, deutsche Classiker und wie das Zeug weiter heißt, muß der Schule fern bleiben. Ist der Geist durch grammatische und mathematische Disciplin geformt und gekräftigt, dann lernt der Schüler später alle diese Dinge leichter und viel gründlicher; in der Kindheit führt dergleichen nur zu Oberflächlichkeit und fadem Schwatzen. Die Elemente aller gediegenen Bildung sind Grammatik, Mathematik und Religion.

Nichts fürchteten die tiefer blickenden Schulmänner und Gelehrten damaliger Zeit so sehr, als die aus der frühern Nützlichkeitspädagogik hervorgegangene Tendenz zur Vielwisserei. Eigentliche Geschichte, sagt das Gutachten, gehöre gar nicht in die Gymnasien, weil die Wissenschaften in der wissenschaftlichen Form blos den Universitäten zustehen. Desto größeres Gewicht wird auf die Mathematik gelegt. *) Es ist unverkennbar in diesen Ansichten ein gesunder Kern, von dem ausgehend man nie in Versuchung kommen wird, den gelehrten Schulen Zumuthungen zu machen, welche der Gesundheit des Geistes sowie des Leibes ihrer Pflegebefohlenen Gefahr bringen, wenn auch hinsichtlich des Unterrichts im Deutschen und in der Geschichte eine allzu große Verengung zu meiden ist, insofern die Uebung und Weckung der geistigen Kraft von beiden ausgehen kann und soll. Doch die einseitigen Machtsprüchen der damaligen Philologen, die überall nichts für nöthig erachteten als Grammatik und Kritik, die aller christlichen Zucht und Sitte Hohn sprechen und von Hochmuth gebläht jedes andere Studium gründlich verachteten, wobei man die gepriesenen Namen F. A. Wolf's, K. Reisig's u. a. misbrauchte, ist von Verfasser anderwärts widersprochen worden. Ihrem verkehrten Treiben dürfen wir wol die bodenlose Misachtung zuschreiben, in welche gegenwärtig bei so manchen von der Schule fern stehen, die Wissenschaft des Alterthums unverdienterweise gesunken ist, und es wird viele Jahre dauern, ehe in und außer der Schule die echte Philologie ihre gebührende Achtung wiedergewinnt. Die eigenthümliche Haltung der Lehrer wird dazu am nächsten beitragen, und von ihr allein wird es abhangen, ob der Ruhm deutscher Alterthumsgelehrsamkeit demnächst als unnützes Spielwerk beiseite geschoben oder als die unentbehrliche Vorstufe und Bedingung jeder gründlichen Bildung fernerhin hoch geachtet werden soll. Das

*) Eine andere pädagogische Autorität, der in Magdeburg verstorbene Provinzialschulrath Schaub dachte in diesem Punkte anders; vergleiche die denselben betreffende Notiz in Nr. 37 d. Bl.

D. Red.

gelehrten Schulen, auch die Elementarschulen
vor ähnlichen Gefahren zu hüten. Ueberfüllung
ıständen, Ungründlichkeit, Dünkel und Ekel an
ssen, sowie auf der andern Seite gesteigerte An-
f Lebensgenuß und die Sucht, von sich reden
ı bei den Halbgebildeten, verbunden mit der
an so manche mehr oder weniger leidenschaft-
ragene Tagesideen bei den Wortführern: sind
m jener unermeßlichen Flut von Uebeln gewor-
it 20 und mehr Jahren über Deutschland sich
Ist der Strom seit einer Reihe von Jahren
in das verlassene Bett zurückgedrängt worden,
ch viel daran, daß die Quellen der Uebel alle
verstopft seien. Der Verfasser zeigt überall,
s recht wohl weiß. In diesem Sinn ist das
r seinem Amtsvorgänger, dem koblenzer Regie-
d Schulrath, Dr. Friedrich Lange, dem treff-
setzer des Herodot, ertheilt, dem Referent und
, die dem edeln, stets heitern, alles Tüchtige
e fördernden Manne jemals ins Auge blickten,
ele geschrieben.

tte Theil von Eilers' „Wanderung" erzählt seine
als Regierungs- und Schulrath in Koblenz,
e Jahre 1831—40 fällt, während die Welt
ien und kirchlichen Bewegungen vielfach erschüt-
deren Nachwehen auch jetzt fortdauern. Un-
verdoppelt sich durch letztern Umstand die
t klarer, unparteiischer Darstellung. Um so
r Muth des Verfassers zu achten, der vor
enklichen Aufgabe nicht zurückbebte. Denn
ter sagt:

ıt aufzureizen ist das Reich der Geister:
liegen wartend unter dünner Decke.

Abschnitten wird demnächst zuerst von der
ng und ihrem raschen Aufblühen unter der
errschaft, von des Verfassers Uebergange zum
fache, von dem Oberpräsidenten von Pestel
gierungsrath Fallenstein, dann von den poli-
gungen in den Rheinlanden zur Zeit der
ı, von dem Besuche des preußischen Kron-
n Rheinlanden (1833), von dem Kampfe
ms mit dem Papstthum, von den Folgen
men Entfernung des Erzbischofs Clemens
Köln (1837), von den Zuständen und Be-
der evangelischen Kirche am Rhein in den
)—40 gehandelt und als heiterer Schluß
Dingen ein neuntes Kapitel: „Der koblenzer
", gefügt. Schon diese Uebersicht des In-
um zu zeigen, wie sehr der Gesichtskreis dieses
den vorhergehenden sich erweitert und
entlich Biographische, die persönliche Erinne-
ie allgemeinen Angelegenheiten zurückdrängt,
s zuletzt noch zum Ausdrucke gelangt. Von
dies dem Wanderer zum Vorwurf gerech-
Ohne hierüber zu entscheiden, folgen wir
seinen Schritten und heben überall das
vor. Eilers beginnt das zweite Kapitel:

Ein Mann, der die größere Hälfte seines Lebens der freien und edeln Thätigkeit des Lernens und Lehrens gewidmet hat, soll sich zehnmal bedenken, bevor er dieses genußreichste und ehrenwertheste aller Geschäfte mit einem andern vertauscht. Aber die Mächte, welche in der sittlichen Welt walten und alles zum guten Ziele lenken, führen oft den Menschen zu Thätigkeiten, die er selbst aus freien Stücken nimmer gewählt hätte. So ging es mir. Das erste, was mir bevorstand, war eine große Enttäuschung.

Diese bestand darin, daß er als Mitglied der Regierung bald erkannte, viele, oft nur zu wohl begründete Beschwerden der Verwalteten rührten daher, daß die ideale Gewalt des Regierungscollegiums sich in die reellen Gewalten einzelner Räthe, welche diese oder jene Sache bearbeiteten, verwandelte. Er machte dann selbst in dieser Art widerwärtige Erfahrungen, die sich, wie einmal die Dinge dieser Welt getrieben werden, unter ähnlichen Verhältnissen immer wiederholen werden. Seiner Sorge waren an 300 Elementarschulen anvertraut, für ihn eine an sich nicht unwillkommene Aufgabe, da er von Geburt an dem Volke nahe stand. Aber alles, was er hierüber las, hörte und sah, flößte ihm schwere Bedenken ein, und das Hinausheben der Elementarlehrer auf dem Lande über die Sphäre des Bauernlebens durch Bildung, Unterricht, Stellung u. s. w. schien ihm große Gefahren herbeizuführen. So stimmt er den von dem geistreichen Riehl hierüber neuerdings ausgesprochenen Ansichten mit Ueberzeugung bei. Außer diesen Geschäften nahm Eilers theil an den Sitzungen des evangelischen Consistoriums, dessen Hauptstütze der klare, ideenreiche Generalsuperintendent Küpper, ein geborener Rheinländer aus dem Bergischen, war, während der Oberpräsident Hr. von Bodelschwingh (seit 1832) mit besonderer Theilnahme ihm vorstand. Ferner übernahm er beim Provinzial-Schulcollegium die obere Leitung und Aufsicht der evangelischen Gymnasien der Rheinprovinz, welche ihn natürlich in vielfachen Verkehr mit seinen Standesgenossen, den Lehrern und Directoren der Gymnasien brachte, auch gelegentlich, in Verhinderungsfällen des katholischen Schulraths, Dr. Brüggemann, zu Berührungen mit den katholischen Anstalten und Lehrern, namentlich auch mit der katholischen Geistlichkeit führte, unter welcher (bemerkt Eilers) sich viele höchst achtbare, tüchtige Männer befanden. Diese Anerkennung des Rechts, gelegentlich auch des Unrechts, auf beiden Seiten ist eine besonders hervorzuhebende rühmliche Eigenthümlichkeit des Verfassers. Wenigstens den Willen, die Absicht, beiden Theilen gerecht zu werden, darf man ihm nicht absprechen, und dies ist sehr viel in einer Zeit parteisüchtiger, feindseliger Regungen, wie jene Jahre unmittelbar vor und nach dem kölner Ereigniß von 1837 im gesegneten Rheinlande waren. Auf diese Regungen und deren offene und geheime Ursachen, sowie auf die zu deren Beschwichtigung mehr oder weniger erfolglos versuchten Heilmittel, richtet sich das Hauptaugenmerk des Verfassers, und so verdanken wir ihm denn eine nicht geringe Anzahl von Betrachtungen und Aufschlüssen über die Ereignisse jener stürmisch bewegten Zeit, die nun bereits der Geschichte angehört, da höhere

Fluten auch über sie hinweggerollt sind. An der Zuverlässigkeit des hier Mitgetheilten ist kaum ein Zweifel gestattet, wenn auch im einzelnen Irrthümer mit unterlaufen mögen, namentlich in solchen Partien, wo dem Verfasser nicht unmittelbares Eingreifen oder doch Einsicht der Acten vergönnt war. Und so ist denn dieser „Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts", wie es auf dem Titel heißt, für den zukünftigen Historiker als Quelle höchst dankenswerth, um so mehr, da er nicht selten Materialien darbietet, die sonst schwer zu erlangen sind. Es ist aber nicht leicht, aus der reichen Fülle des Mitgetheilten eine Auswahl zu treffen, welche dem Leser zur klaren Anschauung des Ganzen verhelfen könnte. Begnügen wir uns denn mit einzelnen Lichtpunkten!

Zuvörderst stellt der Verfasser das Bild der Stadt Koblenz, wie er 1811 zuerst sie sah, einen kleinen, heruntergekommenen Ort von 9000 Einwohnern, gegen das Jahr 1831, da die Bevölkerung sich verdoppelt hatte, da Wohlstand, ja Glanz und Reichthum überall zu erkennen waren, als Folge des Festungsbaues und der preußischen Verwaltung dar, welche auf alle Städte des Rheinlandes höchst günstig einwirkte. Allein dem tiefer Blickenden entging nicht ein geheimer Gegensatz, ein Durcheinander von nationalen und religiösen Sympathien und Antipathien, von Misverständnissen und Reibungen, deren Schuld meist auf beiden Seiten lag. Zwar die Feuerprobe der Julirevolution wurde von den Rheinlanden rühmlich bestanden. Trotz aller fremden Einflüsterungen bewahrte man die Treue gegen Preußen und zeigte sich vollkommen würdig, echt deutsches Land zu heißen, wie es denn über ein Jahrtausend der Hauptsitz der Kaisermacht und ihrer kräftigsten Stützen gewesen war. Gefährlicher drohte der religiöse Zwist, der gerade zu dieser Zeit lebhafter angeregt wurde, da aus solchen Gründen das Nachbarland Belgien von Holland sich losriß. Es war für die der großen Mehrheit nach katholischen Rheinländer ein bedenkliches Beispiel, das die größte Umsicht von seiten der geistlichen und weltlichen Behörden nöthig machte. Danach ist leicht zu begreifen, daß nicht überall Anstöße zu vermeiden waren, obgleich König Friedrich Wilhelm III. den redlichen Willen hatte, sein königliches Wort, das er bei der Besitzergreifung im Jahre 1815 gab, zu halten: „Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen." Aber die Grundlagen des preußischen Throns, Gesetzgebung und Ansichten der Behörden hingen mit den Grundsätzen der Reformation im tiefsten zusammen, und da nach dem Sturze der Herrschaft Napoleon's auch der päpstliche Stuhl wieder zu Kräften gekommen war, so mußten die uralt römischen Ansprüche und auf tausendjähriger Uebung ruhenden Kirchengesetze ebenfalls neu hervortreten. Daß diese beiden Gewalten sich abstießen, daß sie bald sich die Spitze boten, war unvermeidlich, und vergebens suchte man auf dem Boden der weltlichen, sowie der kirchlichen Gesetzgebung nach ausgleichenden, allgemein gültigen Bestimmungen. Es war nicht völlig mehr der weltberufene mittelalterliche Gegensatz der Welfen und Ghibellinen, aber doch ein ähnlicher Streit um die Grenzen der geistlichen und der weltlichen Macht im Staate. Der lebensgewandte Erzbischof von Köln, Ferdinand August Graf von Spiegel, mit preußischen Staatsmännern wie Stein, Bunsen u. a. seit alters her bekannt, vermied freilich fürs erste den Zusammenstoß. Doch konnte er nicht mehr verhüten, daß die von ihm und den preußischen Ministern beschützte, zum Nationalismus neigende Lehre des Professors Georg Hermes in Bonn vom Papste verworfen wurde. Aber der eigentliche Kampf brach aus, da sein Nachfolger, der ernste fromme, willensmächtige Freiherr Clemens August von Droste-Vischering hinsichtlich der Hermesianer und der gemischten Ehen laut und entschieden sich zu den päpstlichen Grundsätzen bekannte. Seine gewaltsame Wegführung nach der Festung Minden (21. November 1837) war der Wendepunkt, an den die größten Folgen sich knüpften. Eilers sagt (S. 185):

Die Ursachen sind aus einem alten, tiefen Zerwürfnisse der vorgegangen, die Folgen hemmen und erschweren aufs neue den friedlichen Gang der nationalen Entwickelung. Humane Bildung und schriftliche Erkenntniß schienen in der Heiligen Allianz den alten, bösen Geist confessionellen Zwistes, der unsägliches Leid über die Menschheit gebracht, überwunden und die wechselseitige Annäherung der christlichen Confessionen in den Häuptern derselben vollendet zu haben. Die Menschen freuten sich. Die politische Ungerechtigkeit und der Zwillingsbruder derselben, polizeiliches Mistrauen, riefen ihn durch Werke wieder ins Leben zurück, gaben ihm Macht und Gelegenheit, das alte Spiel tiefster Friedensstörung aufs neue zu beginnen. Dieses Spiel dauert noch jetzt, wenn auch in einer für die äußere Ruhe und die äußern Verhältnisse der Staaten nicht mehr so gefährlichen Weise, im innern aber in das innere Leben der gemischten Staaten greift es mit immer Aergerniß gebend und schmerzlich störend ein und kann wol auch gelegentlich abermals eine politische Bedeutung gewinnen. Um das Uebel richtig zu beurtheilen und zu behandeln, muß man es im Zusammenhange mit seinen nähern und entferntern Ursachen kennen lernen. Gegenseitiges Anklagen und Schimpfen macht die Sache nur noch ärger; die Wahrheit leidenschaftslos erforscht und ruhig ausgesprochen, kann uns auch in dieser schwierigen Frage allein frei machen und die traurige nationale Krankheit des confessionellen Haders heilen.

Mit diesem Gedanken leitet der Verfasser eine gedrängte Auseinandersetzung ein über den Geistesdruck in den südlichen und westlichen Ländern Europas bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts, über die verwegenen Geistesregungen und Angriffe Voltaire's und Rousseau's in Frankreich, aus denen erst die Aufklärung, dann die Revolution mit ihren Greueln und zugleich mit ihrer Vergötterung der menschlichen Vernunft entsprang und kommt zuletzt zu den deutschen hierarchischen Zuständen vor und nach der Reformation, welche die eine Hälfte des Volks von Rom trennte, der andern aber den Zugang zu Bildung und Wissenschaft aufschloß. Es heißt (S. 194):

Wie zwei Ströme, die durch ihren Zusammenfluß in einer Bette dahinzufließen genöthigt sind, wol eine Strecke neben einander gehen, sich aber dann mehr und mehr vermischen, so ging es auch und geht es noch mit den beiden Confessionen in Deutschland. Betrachtet man, wie weit es in den letzten 30 Jahren mit der Vermischung gediehen ist, so kann man ungefähr die Zeit berechnen, wo jeder Unterschied verwischt sein wird. Faßt man den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche

. so möchte man fast glauben, daß die Färbung der
nischten Ströme eine vorherrschend katholische sein werde.
t klingt zu dieser Ahnung eine S. 251 mitgetheilte
ng des bekannten Pater Henricus Goßler an:
dem brandenburgischen Scepter wird die edle Palme
as hervorblühen durch den Antrag an den Stuhl des
:trus: zur Ausschreibung eines geheimen (?) Kirchen-
der Christenheit behufs einer göttlichen Ausgleichung
zen Religions- und Kirchenangelegenheiten und Wie-
ing aller Religionsverwandten.
dies aber dereinst geschieht, so ist dazu alles,
r evangelischen Kirche seit 1830, da man offen
nalismus die Stirne bot, und in der katho-
des Erzbischofs Clemens August heldenhaftem
gewollt und gethan wurde, gewiß von dem
nker der Dinge bestimmtes Mittel und Werk-
:den, und insofern wären dann auch diese in
part so vielbeklagten, allerorten in und außer-
chland so schwer empfundenen Ereignisse nicht
mit nichts zu vergleichende köstliche Frucht
Etwas dieser Art hat schon Görres angedeutet,
ewige Meister von dem Thun der Menschen
seine Hand abzieht, so dürfen wir trotz aller
d alles Irrthums auf Erden doch zuletzt des
gewiß sein. Vor der Hand erkennen bereits
en Bekenntnisse das seit 20 Jahren immer
tretende religiöse Leben als eine Wohlthat des
Auf die Einzelheiten jener schweren Zeiten,
und Wider, das Hin- und Herstreiten der
nen wir hier nicht eingehen. Mit Ruhe ent-
Verfasser von Schritt zu Schritt die Reihe der
t und gönnt unparteiisch Katholiken und Pro-
n zu seiner Zeit das Wort; freilich holt er
us, jedoch nicht zu weit, indem er die um
n rheinischen geistlichen Kurfürsten (nach dem
Hebronius) gewagten Versuche zur Schmä-
ästlichen Gewalt in Deutschland vermittelst
systems ausführlich erzählt, welche, obgleich
zen, als Vorläufer der mit dem neuen Jahr-
Folge der Revolution überall eintretenden
gen anzusehen sind. Er benutzt dabei die ge-
mmlungen, die er 1838 in den „Deutschen
ft Hefte) zur Mäßigung des wilden Partei-
gulegen begann, und wiederholt deshalb
nkenreiche Ankündigung dieser Zeitschrift,
d ins Stocken gerieth, weil man auf bei-
ruhige Belehrung zu wenig empfänglich
ur zu wahr ist, was der Verfasser sagt:
der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß man
jer Seite mit ebenso viel Leidenschaftlichkeit
e und Entstellung ebenso wenig scheute.
vor allen ist das achte Kapitel, enthaltend
nntniß und aus eigenster Erfahrung gefloss-
z der Zustände und Bewegungen in der
rche von 1830—40, von der vor allen
daß sie auf ganz Preußen und wol auch
sche Länder, nicht blos auf die Rhein-
gt. Drei verschiedene Parteien, sagt der
Verfasser, treten in der Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts uns entgegen, deren Grundideen in der menschlichen Natur begründet sind. Während die einen überall und immer weiter wollen, das Bestehende ändern, das etwa Drückende entfernen möchten, finden die andern ihren Vortheil in der Erhaltung des Bestehenden, der Hemmung des Fortschritts. Der Kampf beider ist heiß und gefahrvoll, führt selten oder nie zur völligen Vernichtung der überwundenen Partei. Leidenschaftlich bewegte Menschen können keine Staaten bauen, weil nur die politische Vernunft die in den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft liegenden Grundbedingungen eines jeglichen Staats zu erkennen vermag, wozu vorzüglich Obrigkeit und Religion gehören. Daher haben revolutionäre Staaten keinen Bestand; sie gehen naturgemäß in Despotien über, weil nur eine despotische Gewalt die Leidenschaften niederdrücken kann, welche, wie Diderot irgendwo sagt: „die Menschen in Thiere verwandeln, die sich einander fressen". Nun kommen die Menschen zur Besinnung, werden vernünftig, und es bildet sich die dritte Partei, die conservative, welche die Uebertreibungen der beiden andern zu meiden, Bewegung und Ruhe im Gleichgewicht zu halten und gesetzliche Ordnung zu begründen sucht. Diese Erfahrung bietet nicht blos die politische, sondern auch die Kirchengeschichte dar. Auch hier zeigt sich das einseitige Wegräumen und Hemmen, bis eine gemäßigte Besonnenheit zum Heile des Ganzen wiederkehrt.

Der große König Friedrich II. hatte praktisch und theoretisch den Grundsatz der Duldung für alle religiösen Ansichten aufgestellt. Die folgenden Regierungen hielten denselben mehr oder weniger aufrecht, konnten aber ebendeshalb die gewaltigen Einwirkungen der Zeitströmung auf das theologische Gebiet nicht verhindern. So erklärt sich die im Protestantismus auf den Universitäten und im Leben immer klarer hervortretende Entfernung von dem biblischen und symbolgemäßen Christenthum, während die Vernunft und deren Entscheidung alles in allem war und die Kanzeln von jeder Zeitmeinung widerhallten. Die Besten waren noch diejenigen, welche in der Wissenschaft allein den festen Halt der evangelischen Kirche erblickten, aber auf diesem Wege trat mehr und mehr Philosophie, Natur und Geschichte an die Stelle des biblischen Christenthums. „Noth lehrt beten", sagt ein altes wahres Wort. Die großen Weltschicksale traten ein und machten den Menschen das Bedürfniß der Anbetung und der Hülfe von oben wieder fühlbar. Keiner faßte dies tiefer und ernster auf als der vielgeprüfte König Friedrich Wilhelm III. Von ihm und durch ihn erhielt die evangelische Kirche ihre neue Gestalt, und so ist auch die seit 1830 eintretende Umkehr vom Rationalismus, deren Momente der Verfasser treffend nachweist, durch ihn herbeigeführt. Wir müssen darauf verzichten, das einzelne, lichtvoll und wahrhaft, wie es hier dargestellt ist, mitzutheilen. Nur eins scheint nöthig zu bemerken. Der S. 292 genannte „katholische Geistliche in München, Johannes Großner", dessen Flugblatt: „Der alte katholische Glaube", im Jahre 1821 von Elberfeld aus in die Welt

geworfen wurde, ist niemand anders, als der als Uebersetzer des Neuen Testaments und Verfasser von Erbauungsschriften zur Genüge bekannte Johannes Goßner, der, als Nachfolger des auf Empfehlung des Bischofs Sailer als katholischer Religionslehrer 1818 am Gymnasium zu Düsseldorf angestellten Martin Boos (der einige Jahre später als katholischer Pfarrer in Sain bei Koblenz starb), um 1819 oder 1820 dort einige Zeit eifrig wirkte, dann aber aus unbekannten Gründen plötzlich zur evangelischen Confession übertrat, indem er seine Stelle aufgab und dafür protestantischer Prediger erst im Wupperthale, darauf in Sachsen, zuletzt in Berlin ward, wo er am 30. März 1858 in hohem Alter gestorben ist. Er trat folglich nicht in München, wie S. 292 gesagt wird, und auch nicht getrieben „durch die Erfahrungen, welche er in seinem Amte über das sittliche Leben der Priester sowol als der Laien machte", zum Protestantismus über. „Schmähungen gegen die katholische Kirche" würde wol niemand, der den überfrommen, zum Separatismus neigenden Mann gekannt, von ihm erwartet haben. Er hatte in seiner Jugend an dem edeln Sailer ein zu hohes Muster aller sittlichen und christlichen Tugenden kennen gelernt und verehrt, als daß er jemals gegen die katholische Kirche eine frevelnde Hand erheben durfte, selbst nachdem er, durch Verhältnisse fortgerissen, ihr entsagt hatte.

Nichts ist in einer Lebensgeschichte anziehender als die persönlichen Erinnerungen. Im zweiten Theile hat der Verfasser in dieser Hinsicht des Guten, wie gesagt, vielleicht etwas zu viel gethan, indem er auch solches, das dem Privatleben angehört, ans Licht zog, und so wie man zu sagen pflegt, „aus der Schule schwatzte". Indeß auch dabei erfährt der Leser immer manches, das zum Gesammtbilde der Zeiten dient, und lebendiger tritt das Vergangene ihm vor Augen. Der dritte Theil entbehrt aber auch des Reizes solcher Charakterschilderungen nicht, ungeachtet der großartigen geschichtlichen Ausführungen, die ihm eigen sind. Hier ist denn des dritten Kapitels in Ehren zu gedenken, in welchem die Art, wie Hr. von Pestel im Verein mit dem Regierungsrath Fallenstein das Oberpräsidium der Rheinprovinz verwaltete, mit Meisterhand dargestellt wird. Friedrich Fallenstein ist von dem im höchsten Greisenalter noch jünglingsfrisch empfindenden und redenden Ernst Moritz Arndt in seinen „Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein" (Berlin 1858) bei seinem ersten Auftreten während des Befreiungskriegs im Jahre 1813 treffend bezeichnet worden als „ein rüstiger Jüngling, kühn und lebensmuthig". Etwas von dieser Jünglingsart war auch dem reifen Manne geblieben. Eilers sagt von ihm (S. 42):

> Er gehörte zu den kräftig durchdringenden praktischen Naturen, die alle Hindernisse, persönliche und sachliche, die ihren Ideen im Wege stehen, mit starker Hand, oft schonungslos beiseite werfen und unaufhaltsam dem Ziele, welches sie ins Auge gefaßt, entgegenstreben.

Ferner heißt es (S. 329):

> Er war ein Mann von wackern Gesinnungen, reichen Erfahrungen und großer Thatkraft, der das Eiserne Kreuz mit dem Bewußtsein trug, es wohl verdient zu haben, [illegible] Geschichte und deutsches Leben fesselten ihn [illegible] Interesse. Hoch ehrte er die beiden Grimm, [illegible] auch, wenn ich nicht irre, Mitarbeiter an [illegible] Wörterbuch" war.

Als Hr. von Pestel, durch [illegible] genöthigt, bald das Oberpräsidium niederlegte, der neue Oberpräsident, der vortreffliche Ernst von Bodelschwingh (später, 1842—48, Minister) [illegible] das „Leben des Oberpräsidenten Freiherrn [illegible] Theil 1, Berlin 1853, auch der größere Theil [illegible] sofort Fallenstein's Talente, zog ihn in der Folge [illegible] heimen Finanzrath nach Berlin, wo er [illegible] glücklich fand, den Staatsdienst bald [illegible] seinem Ende, im Schoße der schönsten Na[illegible] von ihm gegründeten Villa am Neckar, [illegible] Schloß gegenüber, im Umgange mit seiner [illegible] milie und hochgesinnten Freunden, eifrig [illegible] und Bestrebungen unermüdlich pflegte. [illegible] des Jahres 1853 ist er dort gestorben. [illegible] 1854 ist zu Medebach in Westfalen auch [illegible] delschwingh ihm in die Ewigkeit gefolgt. [illegible] nes Bild bleibt allen unvergeßlich, die [illegible] und wahrlich kein geringeres Andenken [illegible] stein, ungeachtet seines nicht immer [illegible] in den Herzen der Freunde gegründet [illegible] freulich, daß Eilers ausführliche Lebensbe[illegible] Ministers Ernst von Bodelschwingh und [illegible] bauers des Ehrenbreitsteins, des Gene[illegible] (starb am 10. Februar 1855 zu Berlin) [illegible] als wahre Musterbilder geistesfrischer, [illegible] Männer über ihre Zeit und Umgebung.

Auszuzeichnen sind besonders noch [illegible] des fünften Kapitels über die Reise des [illegible] prinzen von Preußen, des jetzt regierenden [illegible] rich Wilhelm's IV. am Rhein, im Ok[illegible] 1833, deren freudiger Hoffnungsjubel [illegible] der ältern Anwohner des schönen Stro[illegible] ben höhere Wogen treibt als in andern, [illegible] noch jetzt, nach vielen Jahren bunter [illegible] erloschen ist. Was man damals wünschte [illegible] aussah, das wird von dem Verfasser [illegible] Von besonderer Lebendigkeit jedoch ist die [illegible] Sitzung der koblenzer Regierung und [illegible] des Kronprinzen, dessen hohe Begabung [illegible] nicht verleugnete, namentlich in einem [illegible] ten Falle, das Progymnasium in Sc[illegible] Nahe betreffend, das der Scharfblick des [illegible] dem Antrage des Verfassers gemäß, [illegible] Aufhebung in Schutz nahm, wie es [illegible] jetzt besteht.

Als ein unwiderlegliches Zeugniß [illegible] Adel und die reine Gesinnung des [illegible] aber vorzüglich das neunte Kapitel gew[illegible] Freundeskreis gewidmet ist. Wer [illegible] dem Verhältnisse, wie aus allen Par[illegible] ten Kern, ihren Zusammenhang [illegible] Besten, das dem Menschen zu Theil [illegible]

ufinden und in der Berührung der Geister Kräfte zu
ecken weiß, der ist des Anklangs überall sicher, wo man
ugend und Geist ehrt, und darf auch seinerseits bei
en Freunden auf ein ehrenvolles Andenken, auf treueste
heilnahme für immer rechnen. Und in der That war
n jene Zeit, da der Verfasser in Koblenz lebte und
irkte, ein seltener Verein tüchtiger und edler Männer
rt gesellig verbunden. Ungern enthalten wir uns, von
n herzerfreuenden Bildern vergangener Tage, die der
rfasser ebenso anziehend als treu entwirft, mehr mit-
theilen. Wer Koblenz, die freundliche Rheinstadt, zu-
ich das Hauptbollwerk des hehren Stroms je gesehen,
züglich wer es vor zwanzig, dreißig Jahren besucht hat,
wird diese Schilderungen gewiß nicht ungelesen lassen;
wird mit verdoppelter Theilnahme in eine Vergangen-
: blicken, deren Nachwirkungen noch jetzt nicht ver-
kelt sind. Aber auch die Culturgeschichte, die Geschichte
deutschen Literatur, des edelsten Gemeinbesitzes unsers
ks, geht dabei nicht leer aus, da in diesem Kapitel
Fülle feiner Bemerkungen über die wichtigsten Ge-
lände dieser Art entgegenleuchtet. Denn in dem Kreise
er Männer, wie des jetzt noch im höhern Alter gei-
frischen Generals von Bardeleben, des nun leider
t lange kränkelnden Consistorialrathes Gros, des
ig höchst regsamen Geheimen Medicinalraths Dr. Ul-
(Schwager F. C. Schlosser's, des Geschichtschreibers),
oben geschilderten Regierungraths Fallenstein, des
1. April 1850 verstorbenen Generalsuperintendenten
per nicht Köpper, wo überall auch der von dem Verfasser
geistvoller junger Gelehrter mit Freundlichkeit mehrfach
hnte Dr. Deycks aus Düsseldorf, jetzt akademischer
ssor zu Münster, viel verkehrte: in einem solchen
e, der sich überdies Jahr auf Jahr durch Zuwachs
bester Art ergänzte und verjüngte, konnte es niemals
eistigem Leben mangeln, und wer auch nur ein oder
andere mal jenen geselligen Leseabenden beiwohnte,
hier nach dem Tagebuche eines der Mitglieder ge-
ert sind, der wird dies Andenken um keinen Preis
rlieren wollen. Es war nämlich kein blos dilettan-
s Herumtasten, es war ein wohlbedachtes, mannhaftes
hdringen des geistigen Kerns der gelesenen Werke,
man hier verlangte und übte, und der Name, vor
sich alle beugten, war und blieb unter den Neuern,
illig, Goethe.

Zu ihm und seinem „Faust", dessen zweiter
bei seinem Erscheinen (1833) die Aufmerksam-
das Nachdenken der Kundigen und Lernbegierigen
l in Deutschland anregte, wendet daher der Verfas-
n Schlusse dieses Theils sich mit geistvoller Betrach-
Seine Frau brachte als geborene Frankfurterin
n Kreisen höherer Bildung dort aufgewachsen, zu
e's Erzählungen aus seiner Jugend, sowie zu den
lichen Scenen im ersten Theile des „Faust", ein Ver-
iß mit, wie man es in Berlin und an andern
nicht haben konnte. Was wunder, wenn das
nken des Verfassers auf die Räthsel dieser wun-
en Dichtung immer wieder zurückkam? Der Frei-

herr von Stein verglich Goethe einst nicht unpassend mit einer Glaskugel an der Straße, in welcher sich alles abspiegelt, was vorübergeht und vorüberfährt: Kutschen und Dreckkarren, vornehme Herren und schlichte Bürger, reiche Kaufleute und armselige Schacherjuden, geputzte Damen und Bettelweiber, die in Schutt- und Kehrichthaufen herumstöbern. Eilers dagegen schien der „Faust" „eine Art von Guckkasten, den Goethe sich mit genialer Geschicklichkeit gemacht, um allerlei Bilder aus seiner Erfahrung und aus seinem geistigen Leben zur Beschauung zu bringen", und er meint sich damit den Weg zur freien, genußreichen Betrachtung der einzelnen Theile, des Mittelalterlichen, der alchemistischen Thorheiten, des Aberglaubens und Hexenwesens, des literarischen Parteiwesens im 18. Jahrhundert und der Aufklärungsperiode, endlich Goethe's spöttischer Schelmereien, seiner tiefen Blicke in das Leben der Menschen und in seine eigenen tragischen Sündenerinnerungen (?) im einzelnen, gebahnt zu haben. Zugegeben, daß ein großer, ja der allergrößte Theil der Grundanschauungen des ersten Theils des „Faust" recht eigentlich in Frankfurt zu Hause ist, so möchte damit doch das wirkliche Räthsel des Ganzen noch lange nicht gelöst sein. Auch der Verfasser wurde sich dessen bewußt und so machte der koblenzer Kreis sich mit größtem Eifer an den zweiten Theil, versuchte manche Deutung, z. B. über die „Mütter", welche der Verfasser auf den Indifferenzpunkt der Schelling'schen Philosophie bezieht, über den „Knaben Lenker", „Die Kabiren", über die „classische Walpurgisnacht" u. s. w. Den Grund und Zweck der letztern findet Eilers in einer „Verschmelzung des griechischen Geistes und griechischer Bildung mit deutschem Geist und Gemüth, wie denn eine solche in der Wirklichkeit schon mehr oder weniger stattgefunden hatte". Den Carneval und Mummenschanz in den Sälen des Kaiserhofs bringt er mit italienischen Erfahrungen des Dichters und manchen Beobachtungen desselben über neueres und neuestes Weltgetreibe passend in Verbindung, und es sind diese einzelnen Bemerkungen wahrlich um so dankenswerther, da sie als Ergebnisse reiflichen Nachdenkens und vieljähriger Lebenserfahrung erscheinen, die wol nicht allen Deutern des „Faust" in diesem Grade zu Gebote stand. Man erkennt hieraus den hohen Werth jener geselligen Besprechungen über „Faust", denen, wie S. 358 gesagt wird, auch das jetzt allgemein bekannte treffliche Werk von F. Deycks: „Ueber Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theils des Faust" (Koblenz 1834, in sehr erweiterter zweiter Ausgabe erschienen zu Frankfurt 1855), Veranlassung und Ursprung dankt. Daß Abweichendes, ja Widerstrebendes unter solchen Ansichten zum Vorschein kam, wird niemand wundern. So in der Auffassung des Mephistopheles, „des Geistes, der stets verneint", in welchem der Verfasser „die tiefe Menschenkenntniß nach der bösen Seite hin auf allen Bildungsstufen, die ganze verruchte Weltanschauung des Bösen", für Goethe's eigene Gedanken, seine eigene Menschenkenntniß, seine eigene Weltanschauung erklärt, was schwerlich in solchem Umfange anzunehmen sein dürfte.

Daß gerade in diesem Mephistopheles das größte Räthsel des „Faust" stecke, da Wahrheit und Lüge in seinem Munde unausgesetzt sich mischen, das haben wol alle Erklärer und Darsteller dieser Gestalt begriffen. Es ist die alte Frage nach dem Ursprunge des Bösen, mit der alle Religionslehren anheben, die mit jedem Kinde neu geboren wird. Daß Goethe oft in und durch die Figur des Mephistopheles „die verschiedenen politischen, philosophischen und religiösen Parteiungen und Richtungen der Zeit auf die Schaubühne" bringt, ist ganz mit Fug bemerkt, wie denn auch in Deycks' Buche über „Faust" hierüber, mit Rücksicht auf den Charakter von Goethe's Freund, Johann Heinrich Merck, das Rechte schon zu finden ist; aber Mephistopheles ist und bleibt doch „ein Theil" der bösen Urkraft, der Schalk, der keinen lieben kann, wie Gretchen es richtig ahnt, der an Unrecht und Sünde seine Freude hat und den Menschen von seinem Ursprung abzuleiten strebt, also eine entschieden widergöttliche, aber auch widermenschliche Persönlichkeit, und als eine solche wollte der Dichter bis zu Ende ihn angesehen wissen, wenn der Teufel auch gelegentlich Wahrheit spricht, wie nach der Heiligen Schrift „selbst die Dämonen an den einen Gott glauben und zittern" (Jak. 2, 19). Im Verfolge dieser Erwägungen berührt der Verfasser auch die neuern Versuche, Goethe von dem Christenthum entweder ganz auszuschließen oder mit einer kühnen Wendung mitten in den Kern christlicher Anschauung hineinzuversetzen, die begreiflich beide gleich sehr mislingen mußten. Er stellt dagegen das Urtheil eines längst verstorbenen frankfurter Epikuräers, das Goethe zu einem von der Natur reich begabten sinnlichen Genießer stempelt, der natürlich mehr Vergnügen gefunden an den religiösen Bildungen des Heidenthums, als an denen des Christenthums, ohne jedoch das Göttliche in der Person Christi völlig wegzuleugnen. Diesem Urtheile scheint der Verfasser einigermaßen beizupflichten, und in der That bietet Goethe's Lebenslauf und die Gesammtbetrachtung seiner Werke dazu manche Bestätigung. Doch fehlt es auch wieder nicht an brieflichen und mündlichen Aussprüchen des Dichters, die ein tief christliches Bedürfniß kund geben, und daher sagt der Verfasser sehr richtig, daß man alle Ursache habe, über einen solchen Geist mit Vorsicht zu urtheilen, um so mehr, da sein Lebensende sichtbar ihn den ursprünglichen gläubigen Gedanken und Gefühlen wieder genähert. Er gedenkt dabei des hochbejahrten Kephalos beim Plato (Rep. I, 330), der da sagt:

> Wenn einer so weit ist, daß er bald zu sterben glaubt, so kommt ihm Furcht und Sorge an über etwas, das ihn vorher nicht kümmerte. Denn die wohlbekannten Sagen von der Unterwelt, daß, wer hier Unrecht that, dort Strafe leiden muß, über die er bis dahin lachte, fangen alsdann an, seine Seele zu ängstigen, ob sie vielleicht wahr sind, und er selbst sieht mehr von jener Welt, entweder aus Altersschwäche oder weil er ihr schon näher ist.

Aber auch von solcher Angst und Furcht ist bei Goethe keine Spur, sondern mit unendlicher Hoffnung auf den allgütigen, allbarmherzigen Schöpfer schied er von dieser schönen Welt, von der erhabenen Natur, die ihm das Bild Gottes war, immer Schöneres, Höheres erwartend, weil die Liebe, das „ewig Weibliche uns himmelan zieht".

Möchte der vierte Theil dieser „Wanderung", welcher nach des Verfassers Aeußerung in der Vorrede des dritten Theils seine „Berliner Erlebnisse" unter dem Ministerium Eichhorn's enthalten soll, demnächst, zwischen Scylla und Charybdis, ins Offenbare glücklich hervortreten! 27

Zur Kenntniß des Gefängnißwesens.

Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft sammt unmaßgeblichen Gedanken über das Gefängnißwesen von J. M. Hägele. Zwei Hälften. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser behandelt in seiner Schrift ein Thema, dessen Wichtigkeit in die Augen fällt, wenn man bedenkt, ein wie großer Theil der menschlichen Gesellschaft gegenwärtig in Gefängnissen, Arbeitshäusern, Zuchthäusern, Correctionsanstalten u. s. w. lebt, um nach einer gewissen Zeit der menschlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben zu werden, die sie mit eben solchem Mistrauen und Miswollen wieder aufnimmt, womit sie selbst sich ihr wieder nähern. Hägele ist competent in der Sache, denn er hat als politischer Verbrecher seine jugendlichen Jahre mit einer dreiunddreißigmonatlichen Kerkerhaft im Zellengefängniß zu Bruchsal gebüßt. Hierüber hat er schon in seinen bald erschienenen „Zuchthausgeschichten von einem ehemaligen Sträfling", welche ein wohlwollender Berichterstatter in Nr. 51 Bl. f. 1854 den „Le mie prigione" Silvio Pellico's zur Seite stellte, Geständnisse abgelegt, die er gegen den Schluß vorliegender Schrift ergänzt. Er gibt zu, daß er im Jahre 1848 als blutjunger Mensch (er hatte erst kurze Zeit vorher die Universität verlassen) den Heckerzug „einige Wochen vorberum [illegible] aber er fügt die seltsame Auslegung und Entschuldigung bei, er habe diesen Putsch „nur aus historischem Interesse und mit dem vollen Bewußtsein seines Mislingenmüssens mit angesehen". Er betheiligte sich dann später an dem Maiaufstande, stellte sich nach der Unterdrückung desselben freiwillig und wurde im Urtheil des Hofgerichts des Oberrheinkreises zu einer Zuchthausstrafe von 8 Jahren verurtheilt, aber schon im April 1850 „auf Wohlverhalten" entlassen. In der Einsamkeit seiner Haft hatte er sich so weit von seinen radicalen Anschauungen und Projecten gereinigt, daß er jetzt sogar eifriger Gläubiger mit der Färbung des bekannten katholischen Volksschriftstellers Alban Stolz ist.

Wir erfahren außerdem noch einiges von seinen äußern Schicksalen. Hägele wurde nach seiner Freilassung zuerst mit einem Ausweisungsbefehl aus Freiburg heimgesucht, und zu der Zeit als er seine Schrift verfaßte, hing über ihm und seiner Familie abermals das Damoklesschwert eines Preßprocesses mit Aussicht auf abermalige viermonatliche Einsperrung, veranlaßt durch einen von ihm verfaßten Aufsatz im Jahrgang 1856 des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit", worin man eine Schmähung des badischen Militärs, die Absicht, die Garnisonsstädte als Pflanzstätten der Unsittlichkeit darzustellen und andere ähnliche Dinge erkennen wollte. Hiergegen enthält seine vorliegende Schrift eine längere Auslassung zum Zweck seiner Rechtfertigung, worin es unter anderm heißt: „Die zur Abgötterei und Abgötterei getriebene Weiberliebe, ausschließende Bekanntschaften, die Verirrungen des Geschlechtstriebes sind die Hauptsünde der Zeit, vielleicht das zerstörendste Gran in der Gesellschaft und ebenso wenig nur innerhalb des Großherzogthums Baden bekannt, als der „Kalender für Zeit und Ewigkeit" nur von Bewohnern Badens gelesen wird. Sie zu bekämpfen erachtete ich für ebenso nothwendig als mislich. Die Verwirrung der Begriffe über geschlechtliche Verhältnisse erscheint [illegible] großartig als allgemein herrschend; Tausende von Romanen und ganze Sündfluten von Versen huldigen dieser Begriffsverwirrung

nd mehren sie, Tausende von Büchern stehen in Leihbibliotheken nd werden fleißig gelesen, in welchen Todsünden und anerkannte riminalverbrechen in puncto sexti entschuldigt, beschönigt, gerechtfertigt und verherrlicht werden, die Gesetze manches Landes ldigen selbst in höherm oder geringerm Grade der in Sachen es sechsten Gebots herrschenden Begriffsverwirrung." Der erfasser versichert sodann, daß die Zahl der unehelichen inder in Baden allgemach 50 Proc., in einem gewissen ezirke ganz in der Nähe von Freiburg sogar 63 Proc. erreicht abe, und aus diesen Zuständen folgert er das Recht und die flicht, dieses „heikelste aller Themata" zu behandeln. Hieregen ist durchaus nichts einzuwenden, aber es fragt sich, ob die eise, in welcher er dieses Uebel bekämpft, eine zweckdienliche nannt werden kann. Er selbst sagt von einer Stelle in dem criminirten Aufsatze, sie sei „nichts weniger als schön", sie i „ekelhaft", und einige Seiten vorher bemerkte er: „Im Kaakter selbst sprach ich es mehrfach aus, daß ich mit Absicht und erechnung mein Thema in einer Art und Weise behandelte, en sich kein Geistlicher bedienen kann, und welcher sich kein chriftsteller, dem sein schriftstellerischer Ruf höchstes Gesetz ist, cht bedienen wird. Schilderungen und Sprache des Kalenrs sind mitunter sehr unerbaulich, ja gemein, meinetwegen mzig, aber sie sind zugleich das sachgemäße Echo einer noch t unerbaulichern, gemeinern und schmuzigern Wirklichkeit." icherlich ein naives Geständniß, wenn sich ein Schriftsteller ßt dazu bekennt, „gemein", ja „schmuzig" zu schreiben, in er Art und Weise, „welcher sich kein Schriftsteller, dem sein riftstellerischer Ruf höchstes Gesetz ist", leicht bedienen wird! er solchen Ehrlichkeit begegnet man gewiß in der Schriftlerwelt selten. Allerdings ist bei der Verfolgung eines Zwecks, e sich der Verfasser ihn vorgesetzt hat, eine falsche ästhetische chminke nicht wohl angebracht; aber es läßt sich doch mit cht fragen, ob „gemeine", „schmuzige" und „ekelhafte" Schilrungen nicht einem solchen Zweck in noch viel höherm Grade chtheilig sind, weil das „Gemeine", „Schmuzige" und „Ekelfte" den Sinn vergröbert, das Herz mit unreinen Vorstellunr füllt und zuletzt alles Gefühl für das Schöne und erhaben nliche vernichtet.

Der Verfasser legt in einer Anmerkung auf S. 130 und 1 ein Geständniß über seine religiöse Gesinnung ab, zu dem r selbst ihm Anlaß geboten haben. Zu dem erwähnten Aufs eines unserer Mitarbeiter über des Verfassers „Zuchthausschichten" hatten wir uns bewogen gesehen, in einer Note den er dahin zu orientiren, daß Hägele der ultramontanen Partei an auch nicht als „bloßes Werkzeug", so doch gewiß „als klemmene Handhabe" zur Erreichung und Illustrirung gesser Parteizwecke gedient habe. Dagegen bemerkt der Verfer, indem er zwischen „ultramontan" und „katholisch" unterscidet: „Was meine Wenigkeit betrifft, so bin ich allerdings s einem getauften römisch-katholischen Christen ein gläubiger worden, nachdem eine nahezu dreijährige Gefangenschaft mir legenheit bot, die Bubenschuhe vollends auszutreten und die mpfnebel, womit entchristlichte Schulen, Geschichtmacherei, rhilosophie, politische Wühlerei und Poeterei mein Seelenge umhüllt hatten, zu durchschauen: allein ich schlage ein chtiges Kreuz vor monarchischem wie republikanischem Despomus, vor allen theokratischen An- und Aussichten und nicht aber vor etwaigen Gelüsten, die katholische Kirche abermals r Dienstmagd des Absolutismus oder zu einer Versorgungsalt des Adels herabzuwürdigen. Freiheit der katholischen d protestantischen Kirche in ihrem Gebiete innerhalb des aats, echte, d. h. im positiven Christenthum wurzelnde Tolerz, bürgerliche Freiheit im vollsten Maße aber auf christlicher undlage, dies war im Grunde schon vor Jahren meine Pae und bleibt sie heute wie morgen." Um dieser löblichen orte willen verzeihen wir dem Verfasser gern die mancherlei gehörigen Ausdrücke in seiner Entgegnung, wie den von der edeutenden Finsterniß" in unserm „poesieströmenden Haupte" f. w., da es uns immer nur um die Sache zu thun ist und uns außerdem nach langer Erfahrung bekannt ist, daß „gemüthliche" Deutsche in Entgegnungen und Berichtigungen sehr selten ohne dergleichen auszukommen wissen. Im übrigen haben wir den Verfasser der noch im Jahre 1857 gegen Hägele gerichteten Anklageschrift für uns, wenn derselbe sagt: „Wir finden in demselben (Hägele) eine Person, die schon früher, wenn auch im Dienste einer andern Partei, doch schon in derselben Richtung thätig war", was der Verfasser selbst dahin ins „klare Deutsch" übersetzt: „Der Angeklagte war und ist noch ein Revolutionär, er schrieb hier einen revolutionären Kalender als bereitwilliges Werkzeug der katholischen Geistlichkeit." Sicherlich kennt der Verfasser der Anklageschrift die Parteistellung Hägele's besser als wir.

Die vorliegende Schrift verfolgt den Zweck, die Vorzüge des Isolirsystems, welches noch jüngst ein Nordamerikaner (vgl. den nach einer nordamerikanischen Zeitung mitgetheilten Aufsatz: „Ein Besuch im Staatsgefängniß zu Trenton", in Nr. 72 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter") das „schrecklichste aller Strafsysteme" nannte, ans Licht zu stellen und besonders auch die Einrichtungen des bruchsaler Zellengefängnisses gegen die Anklagen Corvin's und des Pfarrers Schlatter zu vertheidigen, ohne deshalb einzelne Uebelstände in Abrede stellen zu wollen. Namentlich von Corvin trennt den Verfasser eine Kluft, die so breit als möglich ist. Hägele ist der Ueberzeugung: „Bildung der Verbrecher auf Grundlage der positiven Religion, deren schönste und reifste Frucht sittliche Erstarkung und Erhebung ist, dies werde euer Feldgeschrei, ihr Gefängnißreformatoren, sonst werdet ihr in alle Ewigkeit nichts ausrichten, mögt ihr an kranken Seelen nun socialsystematisch, auburnisch, pennsylvanisch oder auf andere Weise herumdoctern!" Dergleichen Grundsätze predigen nannte dagegen Corvin „dem Publikum einen Löffel christlichen Kinderbreis ins Maul schmieren". Wir fügen gleich hier bei, daß der Verfasser der Ansicht ist, es sei zur Förderung dieser religiösen Gesinnung für Kinder, heranwachsende Leute und Ungebildete kein Buch so ungeeignet als das Alte Testament in seinem unverkümmerten Text; vielmehr lehre tausendfältige Erfahrung, das Alte Testament sei eher geeignet, die religiös-sittlichen Begriffe zu verwirren als aufzuhellen und werde sehr häufig keineswegs um der Erbauung und Belehrung willen gelesen, sondern wegen des Reizes, der für viele in den darin enthaltenen Beispielen von Gewaltthat, Unzucht, Nothzucht, Ehebruch u. dgl. liege; was aber in dieser Hinsicht von unerfahrenen und sinnlich reizbaren Menschen überhaupt gelte, gelte doppelt von unwissenden und verderbten Gefangenen und dreifach von den ohnehin aufgeregten und den Gefahren der Einsamkeit ausgesetzten Zellenbewohnern.

Der Verfasser will keine zu große Verweichlichung und „Hyperhumanität" in der Behandlung der Gefangenen, aber er protestirt auch gegen jede unnütze Verschärfung und bloße Quälerei, deren Gefahren und üble Folgen in körperlicher wie geistiger und sittlicher Hinsicht er überzeugend nachweist. Er erinnert daran, wie ihn vorsätzliche Todtschläger fast übereinstimmend versichert hätten, sie seien bei der Ausführung ihrer That das Werkzeug einer unbekannten Macht gewesen, von der sie in einen gewissen Wahnsinn und blutigen Ingrimm hineingehetzt worden; unmittelbar nach der That seien sie plötzlich wie aus einem blutigen Traume aufgewacht zur klaren Einsicht, zur Höllenangst und Verzweiflung. Und er sagt an einer andern Stelle: „Die Rigorosen vergessen die principielle Unklarheit und den Wirrwarr unserer Gesetzgebungen sammt der Fehlbarkeit menschlicher Richtung; sie vergessen, wie viel das Schicksal über Stand, Erziehung und Lebensverhältnisse des Menschen entscheidet, daß jeder ein Kind seiner Zeit ist, deren herrschende und mitunter ebenso irrthümliche als je nach Umständen verderbenbringende Meinungen und Ansichten er gleichsam mit der Muttermilch einsaugt und mit der Luft einathmet; die Rigorosen vergessen ferner, daß oft genug eine ziemlich vereinzelt stehende Handlung, z. B. Tödtung im Affect, einen bisher ordentlichen Menschen zum Verbrecher stempelt; sie vergessen endlich, welche praktische Gültig-

keit das gemeine Sprichwort: Kleine Spitzbuben werden gehängt, große läßt man laufen, in hundert und aberhundert Fällen hat; einen reichen, durchgeschulten und großartigen Betrüger zu fangen, zu überführen und zu strafen, ist eine sehr schwere und deshalb auch seltene Sache, dagegen reicht der Diebstahl eines alten Hemdes oder einiger Batzen Geldes hin, einem Rückfälligen wieder für ein paar Jahre freie Kost und Wohnung zu verschaffen."

Der Beweis, daß die Gesellschaft, ihre Bildung, ihre Neigungen und Leidenschaften bis zu einem gewissen Grade mitschuldig und mit verantwortlich sind, ist nicht schwer zu führen; man braucht nur daran zu erinnern, daß jede Zeit eine eigene Gattung von Verbrechen oder mehrere Species besonders befördert, die dann oft in eine Art Epidemie ausarten. Und welchen Einrichtungen begegnet man oft! Man erlaube uns, nur einen Fall aus unserer eigenen Beobachtung anzuführen. Auf einem unweit einer großen und reichen Stadt gelegenen Dorfe wird eine verheirathete Frau wegen Diebstahls oder grober Unterschlagung zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt; es sind vier Knaben da von beiläufig vier bis neun Jahren. Den Vater führt sein kärglicher Erwerb schon bei frühem Morgengrauen in die Stadt, aus der er erst ganz spät abends in seine ärmliche Behausung zurückkehrt. Einschließen kann er seine Jungen auf so lange Zeit nicht; sie laufen in den Gassen des Dorfs und auf den Feldern umher, verderben andere Altersgenossen, verüben schlechte Streiche und werden dafür auch wol von Polizei wegen mitunter hart gezüchtigt. Der Vater soll die ältesten Kinder in die Schule schicken; aber sie haben kein Hemd, sie gehen in Lumpen einher, sind voll Ungeziefer, sie dürfen sich so nicht sehen lassen. Der Mann wird von Zeit zu Zeit mit kleinen Geldbußen belegt, weil die Kinder nicht zur Schule kommen, und man beraubt ihn so erst recht der Mittel, die Buben besser zu kleiden und reinlich zu halten. So wachsen diese vier bejammernswerthen Geschöpfe mitten in unserer gerühmten Civilisation wie die Wilden auf, und während man eine Person als Verbrecherin bestraft und einsperrt, zieht die Gesellschaft statt dieser einen vielleicht vier Verbrecher in ihrem Schoße groß. Man glaubt zu subtrahiren, und man multiplicirt das Verbrechen. Wie sehr thun da solche Rettungsvereine noth, wie derjenige, welchen der Dekan Schindler von Hindelwangen in Baden für verwahrloste Dorfgemeinden gründete! *) Und was soll man von einer Civilisation denken, welche es z. B. einem anständigen Frauenzimmer nicht wol gestattet, in später Abendstunde durch die Straßen unserer belebtesten und gebildetsten Städte einen Gang von nur einigen hundert Schritten ohne Begleitung und Deckung zu machen! Man thut sich so viel auf die große Menge und die trefflichen Einrichtungen unserer Bildungsanstalten zugute; aber in der That, mit diesem Aufwande stehen die dadurch gewonnenen Bildungs- und Gesittungsresultate in gar keinem Verhältniß, und es muß irgendetwas daran faul sein. Nur begnüge man sich nicht mit dem bloßen Anschauen des prunkenden Gesellschaftsteppichs, sondern lüfte ihn und sehe was dahintersteckt.

Freilich die Verehrer der mittelalterlichen Zustände und Strafarten sind mit Vorschlägen zur Abhülfe rasch bei der Hand: man ist gegen Verbrecher zu human, es wird zu viel eingesperrt, Prügel und Pranger, Galgen und Rad müssen wieder in Gebrauch kommen. Ein renommirter Kritiker und Geschichtschreiber nennt die jetzige Humanität „ein Zeichen der Verweichlichung und Feigheit unserer Generation". Darauf erwidert Hägele: „Man wird manchem derselben (der Anhänger der Abschreckungstheorie) nicht unrecht thun mit der Vermuthung, er halte im tiefsten Herzensgrunde die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung weiland Karl's V. für preiswürdiger und heilsamer denn alle Reformen der Strafrechtspflege seit Beccaria's Tagen; Rädern Viertheilen, Pfählen u. dgl. sind zweifelsohne probate Mittel wider den Rückfall.... Allein die Opfer des Henkers bedürfen keiner Abschreckung mehr, die ungeheuere Mehrzahl der Zuschauer von Hinrichtungen bedarf gleichfalls keiner Abschreckung, weil sie mit dem Strafcodex ohnehin niemals in fatale Berührung kommt, und daß diejenigen unter den Zuschauern, welche mit entschiedenern Verbrecheranlagen behaftet oder bereits auf dem Wege des Verbrechens sind, auch durch Hinrichtungen nicht abgeschreckt werden, ist längst eine ausgemachte Sache." Und er bemerkt weiter: „Eher sollen zehn Schuldige straffrei bleiben, bevor ein einziger Unschuldiger verurtheilt wird: so etwa lautet in Criminal- und Gefängnißsachen die Maxime des Ehrenthums." Durch Inhumanität humanisirt man die Menschen nicht, und es liegt in der Natur der Sache, daß zu häufige, zu quälerische und zu grausame Strafen die Nerven abstumpfen und den Sinn verwildern. Man kann in Sachen der Humanität niemals zu viel thun. Will man schon jetzt wieder ihre jetzigen noch gar nicht so überaus glänzenden Erfolge mit Gewalt wieder aufgeben, um vielleicht zu den Folterapparaten, zu Massenverbrennungen und zuletzt Hexen- und Judenverfolgungen des Mittelalters zurückzukehren? Will man sich die Arbeit entgehen lassen, doch diesen oder jenen Verbrecher gebessert den Seinigen und der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben? Warum gleich köpfen, hängen, verbrennen, wenn noch nicht alle Mittel versucht sind? Warum gleich an den Pranger stellen, wenn noch nicht alles Ehrgefühl ertödtet ist? Freilich Wolfgang Menzel erinnert die menschliche Gesellschaft an den Geldbeutel, und diese Erinnerung wirkt heutzutage viel; er meint, „diese Stillhaltung ihrer schädlichen Mitglieder in Gefängnissen koste die Nation ungeheuere Summen"; daher vertilge man sie, schon aus finanziellen Gründen, wie die Ratten und Feldmäuse. Aber auch dieser Grund ist nicht stichhaltig, seit unsere Zuchthäuser und Zellengefängnisse zugleich auch Arbeitsanstalten sind und die Kosten ihrer Erhaltung wenigstens zum großen Theile decken, auch die Sträflinge nicht ohne alle pecuniären Mittel, oft sogar mit einer ganz erklecklichen Summe, der Frucht ihrer Arbeit, aus ihrer Haft entlassen werden.

Alle, welche durch ihren Beruf an der Entwickelung des Gefängnißwesens näher betheiligt sind, aber auch Laien, welchen das moralische Wohl ihrer irregeführten Mitmenschen am Herzen liegt, sollten die Hägele'sche Schrift nicht ungelesen lassen, da namentlich die psychologischen Beobachtungen, welche der Verfasser während seiner Haft an sich und seinen Mitgefangenen anstellte, von fesselndstem Interesse sind. Die Darstellung ist trotz der häufigen Trockenheit des Gegenstandes und bei aller Gründlichkeit lebhaft, oft unterhaltend und stellenweise selbst nicht ohne einen Anflug von Witz, und obschon der Verfasser jetzt Alles bei seinem wahren Namen nennt, begegnet man doch in seiner Schrift selten jener vulgären oder gar communen Ausdrucksweise, wie sie im „Kalender für Zeit und Ewigkeit" Gebrauch zu sein scheint. Die vorliegende Arbeit ist eine, wenn auch nicht süße, doch nützliche Frucht der Einsamkeit, und im Grunde wäre es gar nicht so übel, wenn alle Menschen, namentlich aber die Reichen, Vornehmen und Gebietenden wenigstens einmal in ihrem Leben, noch ehe sie das reifere Alter erreicht, zu einer länger dauernden Einsamkeit verpflichtet würden. Ein paar Jahre Ham oder Bruchsal sind ohne Zweifel eine ganz gute Vorbereitungsschule für das Leben, das den Menschen sonst so wenig Zeit läßt, über sich zur Besinnung zu kommen. Darum verbannten sich auch ehemals Gesetzgeber und Religionsstifter freiwillig auf eine Zeit lang in die Einsamkeit. Großen Dank schuldet der Verfasser dem katholischen Hausgeistlichen in Bruchsal, Johann Georg Welte, der sich dem geistigen und sittlichen Wohle der Gefangenen förmlich opferte und 1852 als Dompredigt- und Ordinariatsassessor in Freiburg an der Phthisis starb. Er war es, der den Verfasser zu seinen „Zuchthausgeschichten" veranlaßt und den ersten Entwurf zu vorliegender Schrift selbst durchgesehen und geprüft hat. H. L.

*) Vgl. die Statuten desselben auf S. 218 fg. des Hägele'schen Buchs.

Ein zeitgeschichtlicher Roman.

Rom und Sahara. Von Hans Wachenhusen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1858. 8. 6 Thlr.

Wir wurden jüngst an eine körnige Aeußerung L. Tieck's erinnert, der die Behandlung der Geschichte in unsern historischen Romanen einmal das „rohe Mantschen" mit der Geschichte nennt und von dieser widerlichen Operation die Bezeichnung „romantisch" herleitet. Und in der That, Tieck hat in seiner Weise recht: denn werden wir nicht täglich durch sogenannte historische Romane überrascht, welche die Geschichte wie einen Rohstoff, zu jeglicher phantastischen und traumhaften Gestaltung geeignet und dargeboten, betrachten und sich bestreben, aus Wahrheit und Lüge eine Composition herzustellen, die wir für den klassischen historischen Roman hinnehmen sollen, während es doch die Aufgabe des letztern ist, Thatsachen, Sinn und Geist der Zeit poetisch zu verkörpern, ohne dabei irgendetwas aus eigener Erfindung hinzuzuthun, das den Anspruch macht, für einen historischen Zug zu gelten. Ist es nun im Widerspruch mit diesem Grundgesetz und mit dem Vorbilde der Meister in dieser Gattung nicht dahin gekommen, daß wir uns täglich gefallen lassen müssen, daß z. B. der Ausspruch einer historischen Person, den dieselbe am Ende ihrer Laufbahn that, in den Anfang derselben verlegt, oder bei einer ganz andern Gelegenheit benutzt und darunter „historisch" oder „wörtlich wahr" angemerkt wird? Geschieht es nicht täglich und ungescheut, daß dem große Friedrich, oder Joseph, oder Ganganelli Reden in den Mund gelegt werden, aus Aeußerungen in vertrauten Briefen an Freunde zusammengesetzt, mit der Anmaßung, daß wir diese Reden für ächt historisch hinnehmen sollen? Oder sehen wir jene Helden nicht täglich in Lebenslagen und Situationen versetzt, die nach Zeit und Verhältnissen durchaus unmöglich erscheinen? Nun ja wohl, diese rohen historischen Lügen sind es, dieses taktlose Gehren mit der Geschichte ist es, was Tieck mit dem kräftigen Ausdruck „rohes Mantschen" (Mengen, Hantieren) mit der Geschichte bezeichnet und worin er den Grundzug unserer historischen Romantik erblickt.

Doch wie allgemein nun dies bedauerliche Verfahren selbst den bessern unter unsern Schülern Walter Scott's ist, sonderbar können wir uns doch darüber wundern in einer Zeit, wo selbst der strengen Wissenschaft der Geschichte auf ihrem eigenthümlichen Gebiete kaum besser ergeht als dem romantischen Stoffe! Denn erleben wir es nicht, daß namhafte Gelehrte, wie Mommsen und Curtius, sich dermalen aus allerhand unabgeklärten Inductionen und Phantasien eine römische und griechische Urgeschichte componiren und zurecht legen, von welcher die geschichtlichen Urkunden keine Silbe enthalten, und daß sie mit sichtlicher Verachtung der alten Geschichtsquellen, die ohne weiteres als Fabeln behandelt werden, sich eine neue Geschichtsentwickelung construiren, wie sie ihnen individuell gerade zusagt! Sehen wir diese Gelehrten nicht den alten Herodot und den ehrlichen Livius scharf als Ignoranten und Fabulanten abfassen oder als Schwachköpfe darstellen, die jeder sinnlichen Tradition, jedem albernen Ammenmärchen ohne alle Prüfung zu Ruhen schenkten und daher für uns nichts Brauchbares hinterlassen konnten? Ja, sind wir nicht dieser Ungebühr gegenüber gezwungen zu fragen, was denn überhaupt Geschichte sei, und wie eine solche Behandlung des Ueberlieferten, wie sie seit Niebuhr's Vorgang leider unter uns zur Manie geworden ist, das historische Fundament nicht völlig zerstöre? Sind wir nicht sittlich veranlaßt, laute Verwahrung einzulegen gegen jenen einseitig kritischen Geist der Geschichtschreibung, unter dessen kalter und schonungsloser Schere alle historischen Urkunden und bewährten Traditionen wie nichts verschwinden, um einem Phantasiebilde von Geschichte Platz zu machen, das seinen Ursprung nur — im Tintenfaß hat? Was ist Geschichte? Ist es die Schilderung dessen, was möglicherweise hat geschehen können, oder ist es die Ueberlieferung dessen, was glaubhaften Nachrichten zufolge wirklich geschehen ist? Und was kann uns eine Geschichte bieten und lehren, welche es nicht bei sich festzustellen vermag, ob Theseus und Agamemnon, ob Romulus und Numa leibhafte Helden und Menschen oder blos verkörperte Ideen gewesen seien?

Doch dies Thema, so werth der Erörterung es auch sein mag, führt uns hier zu weit; wir kehren zu unserm historischen Roman: „Rom und Sahara", und zunächst in die Wüste zurück. Mit wenigen Worten eröffnet uns der Verfasser vorredend, daß er aus seinen Reisenotizen die Schilderung eines alten Emirs von den Erlebnissen eines Sheikhsohnes aus dem Gharbi entnommen, denselben mit gewissenhafter Treue erst in seiner Wüstenheimat, dann nach seiner allmählichen Umwandelung, in der Wirklichkeit der jüngsten römischen Zustände geschildert und die letztern hierbei bis auf das Sandkorn genau und geschichtswahr dargestellt habe, dem misbräuchlichen Recht der Romantik, zugleich wahr und falsch zu sein, völlig entsagend. Diese Betheuerung klingt an sich etwas unglaublich; wir werden weiterhin sehen, was von derselben zu halten ist. Zwar von vornherein bleibt der Verfasser seinem Vorsatze treu, verfällt aber darüber in den Fehler, ein Drittheil seines ersten Bandes mit einem geographisch-ethnographischen Excurs über die Wüste und ein zweites Drittheil mit einer Sittenschilderung der Tuaregs (der Verschleierten), ihrer ritterlichen Bewohner, zu füllen, die wir zwar lesen, weil wir müssen, die uns jedoch weder die Theilnahme noch die sympathetische Empfindung abgewinnen kann, deren Erweckung zu den wesentlichen Aufgaben des Romans gehört. Das schlechthin Lehrhafte soll dem Roman, als einem poetischen Gebilde, fremd bleiben und es mußte daher, soweit diese Notizen unerläßlich erschienen, ein Mittel gefunden werden, sie als ein Bild der Phantasie des Lesers, nicht aber seinem Gedächtniß vorzuführen. Erst im letzten Drittel des ersten Bandes knüpft sich mit dem Erscheinen Sheik Deka Ajem's ein romantischer Faden an; bis dahin aber treffen wir auf zahlreiche lehrhafte Stellen, wie S. 160, wo uns die Stadt Amedeies im Tone eines Fremdenführers geschildert wird. „Die Stadt selbst bietet den monotonen Anblick aller Städte des tiefen Sudan: die weite Ringmauer umfaßt einen Wust von kleinen Häusern ohne Dächer, krummen, wirr durcheinander laufenden Straßen und leeren Plätzen. Die Häuser selbst sind von Lehm aufgeführt und enthalten niedere und enge Gemächer, die Straßen verunzieren allerlei Unrath, Eingeweide der geschlachteten Lämmer, todte Thiere und was man sonst in den Gassen der orientalischen Städte zu finden gewohnt. Interessant ist hingegen das originelle Gemisch von Trachten aller Völker Afrikas, von der weißen Rasse der nördlichen Küstenstriche bis zum Ebenholzschwarz des Sudannegers" u. s. w. Dies ist nun weder schön, noch gehörig, wenn es auch manchem Leser willkommen sein wird, von der geheimnißvollen Sahara, von den Staffeln des Atlas herab bis zu den Bergschluchten des Gebel-Mindir und Gebel-Hoggar, welche die Tuaregs in paradiesischen Oasen bewohnen und die die Wüste von dem Negerlande Sudan trennen, ein so anschauliches Bild zu erhalten, als der Verfasser entwirft, oder von den ritterlichen Stämmen der Tuaregs, in welchen neben Räuberei und völliger Gottlosigkeit — denn sie glauben weder an Mohammed, noch an die Fetische ihrer südlichen Nachbarn — doch eine im ganzen edle Natur unverkennbar ist, volle Kenntniß zu erhalten. Und in der That, es sind anziehende Bilder, welche der Verfasser hier vor uns entrollt, wenn er uns den Goum der Tuaregs auf ihrem schnellfüßigen Rennkameel Mahari, mit dem sie gegen 50 Stunden im Tage zurücklegen, 2—300 Stunden weit in die Wüste zum Ueberfall einer Karavane, in welcher er Stammesfeinde entdeckt hat, oder südlich in die Negerreiche des Sudan zum Sklavenfang ausrückend, malt, oder diese Ueberfälle selbst schildert, oder endlich die Stille und die Naturpracht jener reizenden Oasen, mit dem Leben des Decars (Dorfs), das in ihren Palmenschatten so friedlich daliegt, beschreibt.

In einem dieser Decars, in dem wunderschönen Gzun, das dem Häuptling Ajem gehorcht, einem Stammesfürsten

der Hoggars, beginnt sodann die Geschichte, welche uns erzählt wird. Der kühne und edle Stamm hat soeben seinen alten Todfeind, die Beni-Azzi, besiegt und den ganzen Stamm vernichtet; ein einziger Mann, Zerga, ist wunderbar gerettet und sinnt nun auf Rache. Nachdem er in nächtlichen, geheimnißvollen Thaten Freunde und Vertraute des Deka Atjem getödtet, führt er den feindlichen Stamm der Arebs gegen die Tuaregs zum Ueberfall herbei, tödtet Atjem, entführt seine Kinder Alita und Titulan und schwelgt so, eine Incarnation des Hasses, in der furchtbarsten Rache. Mit diesen Scenen, in welchen der Verfasser eine etwas geringere Dosis von Wildheit hätte verbrauchen können, schließt der erste Band seines Werks.

Der zweite beginnt sechs Jahre später mit einem Kapitel, das die Ueberschrift „Die Grenadiere des Katholicismus" trägt, in Neapel. Der Aufstand in Palermo, welcher am 1. September 1847 mit dem Rufe „Viva Pio nono" begann, wird uns in einer drastischen Farbenskizze gezeichnet. Der Verfasser ist kein Bewunderer der Monarchien und ihrer Repräsentanten und der Leser kann sich daher leicht denken, in welchem Geiste dies geschieht. Die schwachköpfigen Generale Ferdinand's lassen 15000 Galeerensklaven (Caranini) gegen die empörte Insel los und fliehen dann nach Neapel, worauf der redliche Ruggiero Settimo als Dictator umsonst für Freiheit und Ordnung kämpft. In Neapel, diesem Paradiese von Teufeln regiert, treffen wir auf die entführten Kinder Atjem's, welche D. Alessandro Vuelto, ein frommer und vornehmer Spanier, in Oran aus den Händen eines Schlangenbändigers, Zerga's, befreit und unter dem Namen Mariano und Alita sorgfältig erziehen läßt. Hierauf beginnt nun eine ziemlich zerfaserte Geschichte aus Polizeiverfolgungen und Liebesscenen gemischt, welche weder an sich sehr unterhaltend, noch über die politischen Zustände Neapels, die sie uns vorführen soll, besonders lehrreich ist. Zwar lernen wir die Machthaber Delcaretto, Cocle und Peloso und ihr System einigermaßen kennen und lesen eine traurige Charakteristik von König Ferdinand, in der es unter anderm heißt: „Der König von Neapel und seine Unterthanen stehen zueinander wie in Afrika die Weißen und Schwarzen: der Weiße fürchtet, der Schwarze wolle ihn fressen und umgekehrt fürchtet sich der Schwarze von dem Weißen gefressen zu werden", was wir allerdings nur sehr wenig geistreich finden können. Inzwischen haben wir zugleich in Alita's Freundin Leona, die Tochter Landolfo's d'Auria, der in Palermo an der Spitze der Canarini stand, kennen gelernt, welche Camillo, Alessandro's Sohn, liebt; außerdem haben wir die Geschichte des Advocaten Landolfo erfahren, der, weil er Delcaretto des gewaltsamen Entführungsversuchs seiner Tochter anklagte, in dem Bagno von Palermo verschwand, von wo ihn der Aufruhr des 1. September befreite, und der jetzt in Graf Vuelto's Villa eine Zuflucht gefunden hat. Mit einer Scene im Cabinet des Königs, der, nachdem er sich dem Volke gezeigt und mit Jubel begrüßt worden ist, in Epilepsie verfällt, schließt diese wenig ausgiebige neapolitanische Episode, um im vierten Abschnitte den Lesern Sanct-Peter's Fels und die Zustände der Ewigen Stadt näher vorzuführen, wobei wir zunächst erkennen, daß der Verfasser, von der Fülle seiner Bestrebungen verführt, sich auf einem gar zu weiten Felde ziemlich sprunghaft und regellos hin- und herbewegt. Afrika, Sicilien, Neapel und Rom: „qui trop embrasse, peu étreint", sagt das Sprichwort. Inzwischen zeigt uns der zweite Band die römischen Zustände und die selbstverschuldeten Leiden des wohlwollenden aber allzu schwachen Papstes bis zur Ermordung des Grafen Rossi in einem ziemlich belebten und anziehenden Bilde, das nur durch die eigenthümliche Oekonomie des Verfassers in dem Aufeinanderfolgen des historischen und romantischen Theils seiner Erzählung von seiner Wirkung verliert. Den kunstwidrigen Misbrauch der Trennung und der blos mechanischen Verbindung beider Elemente nämlich hat der Verfasser, bewußt oder unbewußt, bis zur Vollendung ausgebildet: er gibt uns mit voller Unbefangenheit regelmäßig erst ein historisches Kapitel, treu, gut und sachgemäß, und läßt diesem dann eine romantische Situation folgen, welche darthut, wie seine Perso[nen] während des eben erzählten Vorgangs [...] hemmend verhalten, ohne sich bewußt zu [...] Art wol ein Buch entstehen kann, daß [...] historischen Romans hiermit nicht im Entfernte[sten] Eine andere Schwäche seiner Arbeit kommt [...] daß der Verfasser stets weit mehr vorbereitet, [...] daß alle seine Kapitel mit einem spannenden [...] ohne am Schluß dies Interesse irgend befriedigt [...] hat dies darin seinen Grund, daß alle seine [...] sie seine Erfindung sind, mehr oder minder [...] sonificirte Gedanken, nicht aber wirkliche [...] greifbare Einzelgestalten sind, während die [...] lichen Personen mitunter recht scharf, [...] zeichnet erscheinen. Aus allem diesem ergibt [...] entschiedenes Uebergewicht des historischen [...] den der Erfindung angehörigen Bestandtheil [...] sem zweiten Bande finden wir nun besonders [...] seine Umgebung, die fremden Gesandten, [...] stin Rospili (Ruspoli?), den bekannten [...] (Ciceruacchio) und andere geschichtliche [...] indeß wir Mariano, den halbwilden Sohn [...] als Schüler der Jesuiten verkümmert in der [...] Martinowich wiederfinden, von wo aus er [...] del der Volksbewegung stürzt und fast ohne [...] gefeierten Helden des Tags wird. Die [...] des jungen Panthers Titulan in der Sahara [...] irren Jesuitenschüler Mariano, wie er über den [...] tet omnes haereticos mortis supplicio [...] interficiendos, delendos, cestionibus [...] stirpandos, truidandos, internecione delendo" [...] schaudernd sinnt, gehört zu den besten Bildern [...] der junge Löwe ist im Käfig, aber wir [...] den Löwen in ihm! Um ihn streiten sich im [...] drei Mächte: der Pflegevater Graf Vuelto [...] Alita, die ihn aus dem Volksstrom zurückzieht, [...] Zerga, der ihn nach Ezzua in der Wüste — [...] lich! — entführen will, und die demokratische [...] Rospili, die ihn für ihre Liebe gewinnen will. [...] reich genug, allein der Autor verarbeitet ihn [...] Erfolg, und mit Vorliebe wenden wir uns [...] dem historischen Inhalte seines Buchs zu.

Der dritte Band zeigt uns nun die Verschwörer [...] Mazzini ist Sieger über das Oberhaupt der Kirche [...] in Rom und der heilige Flüchtling ist glücklich [...] men. „Des Papstes Reich war wie ein Schiff, [...] der Hirt war unter dem Sturm zusammengesunken, [...] Heide fuhr; sein Stab war zerknickt und [...] über die verirrte Heerde, welche derselbe Sturm [...] Hierauf wird die Verwirrung in Gaeta, wo [...] General Groß fast unter Schloß und Riegel [...] bis König Ferdinand mit seiner ganzen Familie [...] ihm das Knie zu beugen, sehr wirkungsvoll. [...] Rom wird jene traumhafte Republik errichtet, [...] vor den französischen Bajonneten zusammenbricht. [...] Begriff Mariano zu ihrem Gemahl zu erheben, [...] Dolch in den Tod.

Der vierte Band beginnt mit der [...] der persönlichen Schilderung Mazzini's, [...] der bella Italia! „Gibt es hienieden Engel" [...] „Wesen, welche die Vorsehung mit [...] gestattet, um über alle ihre Mitmenschen [...] Mazzini ein solcher abgefallener Engel. [...] fähig bis zu einer grauenerregenden Stufe, [...] und übend mit der ganzen Erfindungsgabe [...] ersättlich, rastlos das Böse schaffend, [...] Dämon, unergründlich in seinen Mitteln, [...] störungstalente dienstbar zu machen, [...] überwunden, bewegt sich Mazzini gleich dem [...]

rf unter der Erde, seine Zündfäden legend, ein Ueberall und
gends, unerreichbar und der Polizeigewalt unsichtbar, wenn
unter ihren Augen auftaucht." Diesem, wie wir hoffen, ernst
einten rhetorischen Erguſſe folgt die Schilderung Garibaldi's
der andern Dictatoren vom Rom des Volks, der Kampf
der Sieg der Franzoſen, währenddeſſen der wilde Zerga
Alita in ſeine Gewalt bringt. Als der letzte Kampf geen-
ist, finden ſich denn Mariano, verwundet und enttäuſcht,
Camillo, Alita und Leona in D. Aleſſandro's Villa in
li wieder zuſammen und auch Zerga erſcheint mit mörde-
en Abſichten gegen die Kinder Deka Arjem's, welche Ma-
o tapfer vereitelt. Erwecken nun auch alle dieſe Vorgänge
ſonderliches pſychologiſches Intereſſe bei dem Leſer, ſo hat
ihr doch die Befriedigung, ſchließlich zu ſehen, wie D. Aleſ-
ro glücklich nach ſeinem paradieſiſchen Landſitz in der Vega
Granada zurückgelangt, umgeben von zwei glücklichen jun-
Paaren, Camillo und Alita, Leona und Mariano, ja ſelbſt
gt von dem nun verkrüppelten Zerga, der ſich, immer noch
und Liebe wild ineinander miſchend, unter dem Namen
letzten Mauren, eine Einſiedelei auf dem Albaizin errich-
und täglich an ſeiner Krücke zur Alhambra emporſteigt,
überall an ihren Wänden zu leſen: „Gott allein iſt der
er!"

Wir erſehen aus dieſem zuſammengedrängten Inhalte eines
athmigen Werks, daß es dem Verfaſſer weder an den man-
achten Anknüpfungspunkten, noch an guten hiſtoriſchen
ien und dem vielſeitigſten Wiſſen fehlt, um uns dauernd
angenehm zu unterhalten. Er kennt Italien, die Wüſte,
nien, er hat die Geſchichte der italieniſchen Revolution
1847 in ihren Motiven und das Drama ihres Hergangs
ſtudirt und leiſtet für die wirkungsvolle Skizzirung der ein-
n hervorragenden Geſchichtsmomente nicht ganz Gewöhn-
s. Verunglückt dagegen und den Forderungen der Kunſt
g entſprechend, gekünſtelt, innerlich unwahr und gemacht,
Individualität und der plaſtiſchen Geſtaltung faſt ganz ent-
nd erſcheint uns dagegen ſo ziemlich alles, was dem roman-
n Intereſſe des Buchs angehört, und in dem ſich weder für
und effectvolle Erfindung in dem, was geſchieht, noch für
ltervolle Zeichnung der handelnden Perſonen irgendeine Na-
lage oder eine erkennbare Begabung kund gibt. Ja, wo der
ſſer, wie er häufiger als nöthig iſt, thut, ſich in allgemei-
Betrachtungen über Schickſal, Welt, Leben, Frauen u. ſ. w.
gehen verſucht, treffen wir ſtets auf ziemlich enge Grenzen
Anſchauung wie des Urtheils. Suchen wir eine Probe
on, ſo finden wir dieſe beiſpielsweiſe in dem, was (III, 190)
die römiſchen Frauen geſagt iſt. Denn was kann irriger
als die Behauptung, daß die Römerin, weil ihr zwei
heile der Weltgenüſſe verſagt ſeien, mehr zum Gemüths-
geneigt und zur Schwärmerei hingedrängt ſei, daß ſie
Schmerz geboren das fromme Märtyrium aufſuche und
Honig für ihre Seele aus der Paſſionsblume ſauge, ja
d und duldend, von den Armen der Convenienz um-
en, wie eine Taube das Kreuz umflattere. Wer irgend
n kennt, weiß wie völlig falſch dieſe Auffaſſung der
nwelt in dieſem Lande iſt und wird ſich mit uns zu
Wunſche veranlaßt fühlen, der Autor möchte dergleichen
en ſeines Talents lieber ganz vermeiden. In Summa
ſein Buch gewährt einen guten Ueberblick der Zuſtände
r Sahara und der politiſchen Vorgänge in Italien in
Jahren 1847—49, eine mäßige Unterhaltung bei gerin-
lſprüchen an den Roman, ſonſt aber nur geringe pſycho-
ge oder äſthetiſche Ausbeute — was uns einigermaßen
ſcht hat, nachdem wir an die Begabung des Verfaſſers
iner ſpaniſchen Reiſeſchilderung einen etwas höhern Maß-
nzulegen uns gewöhnt hatten. 4.

Mendelsſohn und Leſſing.

Geſchichte der jüdiſchen Reformation von Immanuel Heinrich Ritter. Erſter Theil. — A. u. d. T.: Mendelsſohn und Leſſing als Begründer der Reformation im Judenthum dargeſtellt. Berlin, Jonas. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.

Unter obigem Titel will der Verfaſſer einen neuen Beitrag zur Geſchichte des reformirten Judenthums liefern. Aus der Vorrede erfahren wir, daß dieſem erſten Theile noch zwei andere folgen ſollen, von denen der erſtere die Thatſachen berichten wird, „die von dem immer allgemeinern und entſchiedenern Eintritt der Juden in die ſie umringende Bildung Zeugniß geben", der letztere aber erſt die „eigentliche Reformationsgeſchichte von Leſſing und Mendelsſohn" wieder anknüpfen wird, „denn erſt die Männer der jüdiſchen Wiſſenſchaft, wie Zunz und Rapoport, Geiger und Joſt, und noch unmittelbarer die Männer einer tiefern Erfaſſung und Begründung des Judenthums, wie Holdheim und Einhorn, Rebenſtein und Stern, kurz, erſt Söhne der Gegenwart ſpinnen den Faden des innern Reformgedankens weiter aus". Hiermit iſt deutlich genug der Standpunkt des Verfaſſers (er iſt Hülfsprediger am berliner reformirten Tempel) angedeutet und bleiben wir nun bei der Beſprechung des vorliegenden erſten Theils ſtehen. Ich habe bereits in Nr. 10 d. Bl. Gelegenheit gehabt meine Anſichten über die Reformbeſtrebungen im Judenthume überhaupt darzulegen und wird es nicht nöthig ſein, dieſelben hier zu wiederholen. Die raſche Aufeinanderfolge dreier Geſchichtswerke *), aus demſelben Kreiſe hervorgehend, ſind jedenfalls ein bemerkenswerthes Zeichen, ob des Fortſchritts oder des Stillſtandes, der Geſundheit oder des Siechthums, mag dahingeſtellt bleiben. So viel leuchtet ein: die Vertreter der Reform bemühen ſich den geſchichtlichen Boden für ihre Neuerungen zu erringen, einen feſtern Anhalt für ſie zu gewinnen. Während aber Stern den Verſuch gemacht, den Reformbeſtrebungen ihren Platz in der Geſammtgeſchichte des Judenthums anzuweiſen, hat der neueſte Hiſtoriker ſeinen Kreis enger gezogen und ſich auf die Geſchichte der jüdiſchen Reformation beſchränkt. Bedeutende Männer theilen, wie auch in manchen andern als den hier ins Auge gefaßten Hinſichten, das Schickſal bedeutender Bücher. Wie dieſe oft den mannichfaltigſten Auslegungen, ſo ſind jene den verſchiedenartigſten Beurtheilungen ausgeſetzt. Jeder benutzt ſie, wie er ſie gerade braucht. Jeder macht die Anwendung von ihnen, die ſeinen Zwecken am beſten entſpricht. So konnte auch Mendelsſohn, der Heros des modernen Judenthums, der Urheber und Träger aller Neuerungen in demſelben, dieſem Schickſal nicht entgehen, ſeitdem man angefangen auf die Vergangenheit zurückzublicken, die Summe der gewonnenen Reſultate zu überſchauen und ſie ins große Buch der Geſchichte einzuzeichnen. Welches Urtheil diesmal über den „jüdiſchen Luther" gefällt worden, ſoll den Leſern in kurzen Worten ſofort mitgetheilt werden.

Vorher jedoch muß ich eine Anklage der Unredlichkeit gegen den Verfaſſer der vorliegenden Schrift erheben und ſein Verfahren vor das in ſolchen Dingen allein zuſtändige Forum — das der öffentlichen Meinung nämlich — bringen. „Mendelsſohn's Verdienſte um das Judenthum", ſagt er in der Vorrede, „ſind zwar, in Bauſch und Bogen betrachtet, längſt Gegenſtand der allgemeinen Anerkennung und beſonders der Geſchichtſchreiber deſſelben; aber auf eine ſpecielle Erörterung iſt man auch bei ihm nicht eingegangen." Ritter hat es alſo für gut befunden, die bereits 1856 erſchienene ausführliche Schrift: „Moſes Mendelsſohn's philoſophiſche und religiöſe Grundſätze mit Hinblick auf Leſſing, dargeſtellt von M. Kayſerling", hier gänzlich zu ignoriren. Daß ſie ihm nicht unbekannt war, geht klar genug aus einer Stelle hervor, wo es heißt: „Man hat von einer gewiſſen Seite her die ganze Thätigkeit und Anregung Mendelsſohn's als eine religiös-reformatoriſche geleugnet und ſie als eine rein

*) Eine ſpecielle „Geſchichte der Entſtehung und Entwickelung der jüdiſchen Reformgemeinde in Berlin" hat Holdheim im vorigen Jahre erſcheinen laſſen.

culturhiſtoriſche bezeichnet, man hat ihm wol in Erhebung der Juden zu wiſſenſchaftlicher und geſelliger Mündigkeit den erſten Kampfpreis zuertheilen, was aber das religiöſe Bewußtſein betrifft, Mendelsſohn als den Hort des Althergebrachten darſtellen wollen" (S. 23). Dieſe „gewiſſe Seite" iſt keine andere als die Kayſerling'ſche Schrift, welche augenſcheinlich hiermit widerlegt werden ſoll, obſchon ſie Ritter ebenſo augenſcheinlich zum Vorbilde gedient hat. Ich kenne keinen von beiden Verfaſſern und ſchreibe nicht im Parteiintereſſe. Aber ich glaube, es iſt gerade die Aufgabe des Kritikers, ſolche Unredlichkeit in der Wiſſenſchaft aufzudecken und zu brandmarken. Uebrigens habe ich dem Leſer hierdurch zugleich eine der Ritter'ſchen Auffaſſung entgegengeſetzte Anſicht vorzuführen Gelegenheit gehabt, und verweiſe ich ihn, die nähere Begründung derſelben anlangend, auf jene Schrift.

Das merkwürdigſte an der vorliegenden iſt der Einfluß, welcher einem Leſſing auf das Judenthum und deſſen neueſte Entwickelung beigelegt wird. Mendelsſohn ſteht hierin nach Ritter in entſchiedenem Nachtheile gegen ihn. Seine Auffaſſung des Judenthums ſei zwar die richtige geweſen, aber ſeine Beibehaltung und Vertheidigung der Ceremonien als Mittel zum Zwecke kleinlich und der Vernunft zuwider. Denn nach Mendelsſohn hätte Gott die Mittel offenbaren müſſen, während der Zweck allen Menſchen bereits bekannt und gemeinſam war. Es wird Mendelsſohn beſonders zum Vorwurf gemacht, daß ihm der Geſchichtsſinn abging. Gegen Leſſing war er der Anſicht, daß nur der einzelne Menſch fortſchreite, nicht aber die Geſammtheit. Auch dies beſtreitet Ritter, da er die ſtetige Entwickelung im Judenthum nachzuweiſen bemüht iſt. Mendelsſohn, meint er, habe vergeſſen, daß ſchon in der Bibel dieſe Entwickelung angedeutet, daß z. B. bei Moſes ein Fortſchritt gegen die Patriarchen und wiederum bei den Propheten gegen Moſes wahrzunehmen ſei. Die „eigentliche That Mendelsſohn's" wird in folgenden Worten hervorgehoben, „daß man den Einfluß jener ganzen Epoche der Aufklärung aus dem Kreiſe der Philoſophen und Schöngeiſter in das uralte Gebäude der Synagoge hinübertrug, wohin bis auf ſeine Zeit keine Regung der Außenwelt gedrungen war" (S. 23). Im übrigen wird er der Halbheit und des Widerſpruchs geziehen, und in der That, wenn Ritter's Darſtellung des Charakters und der Wirkſamkeit Mendelsſohn's eine richtige iſt, was indeſſen nicht zugegeben werden ſoll, ſo iſt es ihm vorzüglich gelungen, durch die ganze Behandlungsweiſe des Gegenſtandes einen ſeiner Auffaſſung entſprechenden Eindruck beim Leſer hervorzubringen. Ritter hat die hohe ehrwürdige Geſtalt des von ihm ſelbſt benannten „Begründers der Reformation im Judenthum" durch ein von ihm eigens zu dem Zwecke geſchliffenes Prisma angeſchaut, und das Conterfei, das er reproducirt hat, ſtellt ſich dem Beobachter in ſo ſchillernden Farben dar, daß es ihm ſchwer gelingt, ſich ein auch nur einigermaßen klares Bild vom Original zu entwerfen oder zu denken. Die mir vorgeſchriebene Beſchränkung im Raume geſtattet mir nicht auf Einzelheiten einzugehen. Nur eine Stelle ſei hier angeführt, um zu zeigen, wie ſchlecht unſer Mendelsſohn unter den Händen eines tendenziöſen Geſchichtſchreibers wegkommt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß trotz aller Mühe, die Mendelsſohn aufrichtig verwendete, um ſein Syſtem plauſibel zu machen, daſſelbe dennoch durch die Kleinlichkeit ſolcher Motive und durch die Geſchraubtheit der darauf gebauten Schlüſſe dasjenige paralyſirte, was darin zur richtigern und tiefern Erfaſſung des Judenthums und der Religion überhaupt theils nur angedeutet, theils wirklich ausgeführt wurde. Und auf welche Widerſprüche führte ſolche Kleinlichkeit! Daſſelbe Judenthum, welches die Gewiſſensfreiheit und die Trennung des religiös bekehrenden vom ſtaatlich zwingenden Element in ſeiner ganzen Erſcheinung ausgeſprochen, ſollte doch wieder den Menſchen zum willenlos unterwürfigen Knecht von Formeln machen, aus denen er nach ſeinem ganzen Denken und Fühlen ſich längſt herausgelebt hatte" u. ſ. w. (S. 64). Genug um darzuthun, woran Ritter eigentlich Anſtoß nimmt. Ich will keine Schutzrede für Mendelsſohn verſuchen, man wird es mir aber nicht verargen, wenn ich den Verdacht ausſpreche, daß Ritter und ſeine Geſinnungsgenoſſen ſich im Stillen über die Halbheit Mendelsſohn's nur freuen können, denn was wäre ihnen übrig geblieben, hätte er ſchon damals die Ceremonien, die Sabbatfeier u. ſ. w. über Bord geworfen? Hätte Holdheim dann nicht, einem Alexander ähnlich, ſich beklagen müſſen, daß ſein Vorgänger ihm ſeine That zu vollbringen übrig gelaſſen? Und merkt denn Ritter nicht, daß er ſelbſt einen Mangel an Geſchichtsſinn zu erkennen gibt, wenn er verlangt, daß Mendelsſohn auf einmal ſo weit hätte vorſchreiten ſollen, wie die neueſten Reformatoren, „die Männer einer tiefern Erfaſſung und Begründung des Judenthums"? Was wäre denn aus dem Entwickelungsgeſetz geworden? Oder bis wohin hätte ſich dann das Judenthum in unſern Tagen entwickelt haben müſſen? Mit Bulwer fragt man wenn man mit ſo viel von „the march of intellect" ſpricht „Where does it march to?"

Doch ich vergeſſe, daß ich noch vom eigentlichen „Begründer der jüdiſchen Reformation", von Leſſing, zu reden habe. Dieſer und kein anderer nämlich iſt es, dem nach Ritter die großen Fortſchritte im Judenthum zu verdanken haben. Wie ſehr er gegen Mendelsſohn im Vortheil iſt, mag man aus folgenden Stellen erſehen: „Mendelsſohn beginnt mit dem Verſuche, alles, was ihm ſeine Religion vorſchreibt, gläubig annehmen zu wollen, und kommt ſchließlich dazu, allem Zweifel zu erregen. Leſſing beginnt mit dem Zweifel und ſchließt mit dem Glauben, und zwar mit einem viel tiefer begründeten, weil er verſtändnißinnig iſt und weil ſeine Ueberzeugung nicht draußen im Buchſtaben, ſondern tief innen im Herzen und im Geiſte gegründet und gefeſtigt ſind" (S. 70). Armer Mendelsſohn! So iſt es, wenn der Zwerg ſich zu dem Rieſen geſellt. Er wird dabei allemal den Kürzern ziehen. Ja, Ritter wendet zum Schluß ſeines „Vergleichs zwiſchen Mendelsſohn und Leſſing" auf letztern das Wort des Kloſterbruders in „Nathan" an, und ruft ſeinem unſterblichen Geiſte zu: „Du biſt ein Jude, ein beſſerer Jude war nie!" Merkwürdigerweiſe aber hat er überſehen, wie viel treffender ein Ausſpruch Leſſing's auf ſein Syſtem als auf das Mendelsſohn's ſich anwenden läßt. Leſſing nämlich, ſo wird uns berichtet, nahm das orthodoxe Chriſtenthum gegen die „neumodiſche Theologie" in Schutz, weil ſein Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt und viel weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſie in alle anmaßt"! Indeſſen ſeien wir nicht ungerecht gegen den Verfaſſer und warten wir die Fortſetzung ſeines Werks ab, ehe wir ein Endurtheil darüber fällen.

David Aſſur.

Eine Dorfgeſchichte in Verſen.

Anna. Von Minna von Mädler, geb. Witte. Hannover. Rümpler. 1858. 8. 1 Thlr.

Bei Licht beſehen, ſind wir doch auf den Standpunkt noch nicht zurückgekehrt, auf den uns ſchon die Idyllen von Voß geſtellt hatten. Die Verſuche einzelner Dichter, darunter die großartigen von Schiller, die Poeſie zur Trägerin hiſtoriſcher Geſtaltungen und weltumfaſſender Anſchauungen und Tendenzen zu erheben, ſind, man möchte ſagen, bei unſerm Publikum und unſern Dichtern ohne alle nachhaltige Wirkung vorübergegangen, und mehr als je ſind die ſtillen Vorgänge im Schooße des Familienlebens, namentlich des dörflichen, das Thema geworden, welches von unſern Dichtern und Erzählern, bald in gebundener bald in ungebundener Sprache behandelt und in den verſchiedenſten Tonarten variirt wird. Wir wollen mit dieſer kurzen Bemerkung weder ein Lob noch einen Tadel ausſprechen, ſondern einfach eine Thatſache feſtſtellen.

Auch die vorliegende, der Kaiſerin von Rußland gewidmet und von dieſer huldreich aufgenommene Dichtung iſt eine Dorfgeſchichte, die im Kreiſe einer livländiſchen Pachterfamilie ſpielt und deren Intereſſe ſchon durch dieſen lokalen Hintergrund ein

: begreifen, daß gerade dichtende Frauen ſich vorzugs-
arſtellungen aus dem Familienleben hingezogen fühlen,
erden es um ſo mehr anzuerkennen haben, daß, wie
werden, Minna von Mädler es verſtanden hat, von
it einen Blick auf einen geſchichtlichen Hintergrund

Die Erzählung beginnt ganz reizend:

Ein Häuschen ſteht auf grünen Matten,
Ein kleiner Garten liegt davor,
In ſeiner Bäume dichten Schatten
Singt früh und ſpät ein Vögelchor.
Der Thüre nah grünt eine Laube
Von duft'gen Bohnen, weiß und roth,
Es harrt darin die zahme Taube
Der Hand, die ſtets ihr Futter bot.
Im Sonnenſchein glänzt weißes Linnen,
Der Käfer ſchwärmt, berauſcht vom Duft.
O welche Luft, welch froh Beginnen
Rings in der milden Frühlingsluft!
Hell ſchaut der Himmel, blau und golden,
Im ſtillen klaren See hinein,
Daran nicken gelbe Blumendolden,
Und auf der Flut ſpielt Demantſchein.
Veilchen fliegt mit zartem Flügel
Von Blatt zu Blatt auf ſchwankem Ried,
Ein blauer Duft umwallt die Hügel
Und fern ertönt des Kukuks Lied.
Da ruft ein Stimmchen hell und rein:
„Sag', Kukuk, ſag', wann werd ich frein?"

Verzweifelt alſo fragt, iſt Anna, die liebliche Tochter
des Pachters. Da plötzlich fällt ein Schuß, der ihrem
Vöglein das Leben koſtet. Der Gutsherr Wilibald,
ein gewiſſenloſer, genußſüchtiger und infolge von De-
bauchen Edelmann, hat ſich das Täubchen zum Ziel
genommen ſeinen Revolver und ſeine Schießfertigkeit zu
erproben. Erblickt die Jungfrau, und ſofort entzündet ſich nicht
das Herzen, ſondern in ſeinem Blut eine glühende leiden-
ſchaftung zu dem ſüßen Geſchöpf; er verſpricht ihr ein
neues zu ſenden, und dies iſt ein vornehm erzogener
bunter Papagai, der immer ſein „Bon jour!" plappert,
ſich zerſtreut, ſtolz den Kopf trägt und wirft und ſehr
bald mit einem Kätzchen anfängt. Alſo auch ein Re-
präſentant verpreizter ariſtokratiſcher Ueberbildung gegenüber der
Einfachheit der niedern Stände! Dieſes Uebertragen der Eigen-
heiten ſeines Herrn auf deſſen Papagai iſt ein ganz glück-
licher Zug, obſchon es andererſeits ebenſo richtig ſein
würde, gegenwärtig von der Unſchuld, Harmloſigkeit und
Frommenheit der untern Stände mehr Rühmens ge-
macht, als gerade nöthig iſt; denn auch hier walten, wenn
auch in anderer Form, häßliche Leidenſchaften genug.

Nun hat ein furchtbarer Hagelſchlag des Pachters Ernte
vernichtet, aber den verzweifelten Vater durch ihre Pathen-
ſtelle aufs neue geſetzt hat, den inzwiſchen fällig gewordenen
Zins abzutragen, bewirbt ſich der lockere Wilibald um
die ſchönen Pachterstochter. Anna erklärt ihre Wei-
gerung hierin von dem Vater unterſtützt, während die
vornehmen Freier das Wort redet. Ein männ-
licher würde vielleicht den beiden Aeltern die entgegen-
geſetzte Denk- und Handlungsweiſe zugetheilt haben; aber
daß die Verfaſſerin das Richtige und der Mehr-
zahl Fälle Gemäße getroffen hat. Natürlich muß aber
auch ein Liebhaber für Anna herbeigeſchafft werden und
dieſer Perſon eines jungen Candidaten, Gotthard, eines
Freundes Anna's, der durch eine von ihm gehaltene Probe-
predigt ihr Herz erobert. Suſa, die prätentiöſe Tochter
des frühern Paſtors, unternimmt zwar einen Sturm
auf Gotthard's, aber ohne Erfolg; der junge Geiſt-
lichen Neigung der einfachern Pachterstochter zu.
Ein Brief ihres Bruders Wilhelm aus Sewaſtopol
worin die kriegeriſchen Ereigniſſe in und vor
Sewaſtopol in recht lebhaften Farben geſchildert werden; leider
aber bringt ein zweiter Brief die Nachricht, daß Wilhelm bei
einem Zuſammenſtoß mit dem Feinde tödlich verwundet worden
ſei. So hat die Verfaſſerin das gewaltigſte europäiſche Ereig-
niß der letzten Jahre, den Kampf um Sewaſtopol, mit Glück
benutzt, um den Leſer aus der ſtillen Umfriedigung eines liv-
ländiſchen Pachtguts mitten in den Wirbel geſchichtlicher Vor-
gänge zu verſetzen. Aber ſo viele Erregungen werfen den Vater
auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erſteht. Ohne
Rückſicht auf den Jammer der Hinterlaſſenen tritt nun plötzlich
der Gutsherr in den Pachthof, um Frau Martha, welche die
Quittungen verlegt hat, an den rückſtändigen Zins zu mahnen
oder Anna zum Weibe zu erhalten. Die Verzweiflung im Pacht-
hof hat den höchſten Gipfel erreicht. Da kommen aber zwei
romantiſche Johanniswürmchen zu Hülfe und zeigen der be-
drängten Jungfrau, die auch jetzt trotz des Zuredens der Mutter
auf ihrer Weigerung beharrt, im Wandgetäfel die Stelle, wo
die vom Vater hinterlaſſene Geldchatoulle verborgen iſt. Hier
findet ſich die Quittung, mit welcher ſich die Mutter in den
Herrenhof begibt, wo ſie den leichtſinnigen Gutsherrn unter
ſchlechten Genoſſen trifft, die ihn ſoeben im Hazardſpiel aus-
geplündert haben. Hiermit hat die Dichtung ihren Höhepunkt
erreicht; das Uebrige läßt ſich denken. Bruder Wilhelm iſt von
ſeinen Wunden geneſen und kehrt zu den Seinen zurück und
Anna wird die glückliche Braut ihres nun zum Pfarrer erwähl-
ten Jugendgeſpielen Gotthard.

Als Proben der Gemüths- und Geſinnungsart wie der
Diction der Dichterin wollen wir hier noch folgende zwei Stel-
len anführen. In der erſten wird ein Sonntagsmorgen auf
dem Lande geſchildert:

Schön iſt ein milder Sonntagmorgen,
Doch auf dem Lande doppelt ſchön,
Es ruhn die Mühen und die Sorgen,
Ein Feſttag liegt auf Thal und Höhn.
Vergnügter werden ihm zum Ruhme
Die hellen Vögelſtimmen wach,
Da rauſcht der Baum, da nickt die Blume:
„Willkommen, ſchöner Ruhetag!"

Doch ob auch alles luſtentglommen
Ihm rings den Gruß entgegenſpricht,
Das allerfreundlichſte Willkommen
Liegt auf der Menſchen Angeſicht;
Sie wußten, nach der Arbeit Plage
War ihnen ſtets ein Tröſter nah,
Nun ſprechen ſie zum Feiertage:
„Ei, treuer Freund, da biſt du ja!"

Ein jedes hat, ihn zu empfangen
Sich und ſein Häuschen ſchön geſchmückt,
Die Bänder und die Tücher prangen,
Der neue Hut wird aufgedrückt,
Am Boden glänzt der Sand gekräuſelt,
Mit friſchem Grüne fein durchſtreut,
Faſt ſcheint's, als ob das Lüftchen ſäuſelt:
„Still, ſtill, denn Sonntag iſt es heut'!" u. ſ. w.

Bei einem Disput über religiöſe Gegenſtände hatte Anna
in Erfahrung gebracht, daß es auch im Chriſtenthum Moden gäbe:

So ſchmerzlich traf es ihr ins Herz,
Sie hebt die Augen himmelwärts:
„So gibt es, nach der Erde Brauch,
Im Chriſtenthume Moden auch?"
In ihrer Seele kindlich rein
Denkt ſie, es muß nur *eines* ſein;
Nur *eine* große, heil'ge Lehr',
Wie ſie der Herr, der Born der Wahrheit,
Gegeben hat in ew'ger Klarheit,
Mit ſeines theuern Bluts Gewähr.

Ihr ganzes Wesen ist durchdrungen
Vom echten Glaubens-Sonnenlicht;
Sie glaubt dem Wort vom Kreuz erklungen,
Sie glaubt — der Glaube grübelt nicht.
Er sucht nicht zweifelnd aufzuhellen
Der frommen Räthsel heil'ge Nacht,
Er taucht sich in die Gnadenwellen,
Die kräftig haltend ihn umschwellen
Und traut nicht seiner eignen Macht.
Mag sich der Grund dem Fuß versagen,
Er wird gehoben und getragen,
Er glaubt — und wird ans Ziel gebracht!

Trotz einzelner verbrauchter oder zu künstlicher Situationen und Hülfsmittel, trotz der partienweise zu breiten Ausführung und der etwas ermüdenden Monotonie des Versmaßes ist die Dichtung eine besonders der Frauenwelt zur Lectüre zu empfehlende erfreuliche und wohlthuende Erscheinung, in den rührenden Stellen oft ergreifend, in den gemüthlichen ansprechend, in den schildernden und malenden deutlich veranschaulichend. Poetische Erzeugnisse dieser Art gehören zwar nicht zu den Großthaten des menschlichen Geistes, aber sie haben doch immer ihren eigenthümlichen Werth und Nutzen. Wir erinnern hierbei an die „Luise" von Voß. Was man von dieser Dichtung auch halten möge, so wird man doch nicht leugnen können, daß sie so manchen namentlich jüngern Mitgliedern des geistlichen Standes die Augen über die poetische und gemüthliche Seite des Landpfarrerlebens aufgeschlossen und dadurch Zufriedenheit mit ihrem Berufe unter ihnen verbreitet hat. 13.

Notizen.

Eine neue englische Nationalhymne.

Die londoner illustrirte Zeitung („The Illustrated London News") brachte jüngst einen Nationalgesang von Charles Mackay, einem Dichter, der vielleicht gerade darum, weil er einigermaßen in England populär ist, populärer wenigstens als der Kunstdichter Tennyson, in Deutschland nicht so bekannt ist, als er zu sein verdient. Wir bemerken dies, weil die literarischen Stimmführer und das ausschlaggebende Publikum in Deutschland sich meist nur den in aristokratischen Kreisen anerkannten und sanctionirten Talenten zuwenden, diejenigen aber vernachlässigen und vor die Thüre setzen, welche die Dreistigkeit oder das Unglück haben, volksthümliche Klänge anzuschlagen und bei dem Volke etwas zu gelten. Unter den jetzigen politischen Verhältnissen verdient Mackay's Nationalhymne mitgetheilt zu werden. Sie lautet:

England over all.

Little England! great in story!
Mother of immortal men!
Great in courage! great in glory!
Dear to freedom's tongue and pen!
If the world combine to brave thee,
English hearts will dare the fight —
English hands will glow to save thee,
Strong for England and the right.
England over all,
Whatsoe'er befall!
If we live or die,
This shall be our cry —
England over all!

Weaker nations, overzealous,
May devise thine overthrow;
Selfish tyrants, vainly jealous,
May conspire to strike thee low.
Let them strive with armies banded,
Let them plot with fool and knave,
England, strong and single-handed,
Shall defy them to enslave!
England over all etc.

England, first in art, in science,
First in letters, first in fame —
Earth's example and reliance,
Free and worthy of the name.
Realms, the light of Freedom spurning
Rise and fall and pass away;
England, with that lantern burning,
Stands superior to decay.
England over all etc.

Die Musik dazu rührt von Franz Mori her. Ob diese Landeshymne dieselbe Geltung erringen wird wie „God save the king" (oder queen) und „Rule Britannia", wissen wir nicht und bezweifeln es; es wird dabei namentlich auf die Worte ankommen, die wir zu beurtheilen außer Stande sind. Aber herrscht in dem Gedicht eine so stolze und durch die Stellung Englands gerechtfertigte Sprache, wie sie anzustimmen den allen übrigen Völkern gegenwärtig schwerlich ein Dichter geneigt sein wird. Diese herausfordernden trotzigen Worte werden selbst in dem Munde eines Dichters der napoleonischen französischen Nation nur wie Phrase klingen, trotz Chauvelin, welches wahrscheinlich zu dem Liede die Veranlassung gegeben hat. Wir Deutsche mit unsern Seufzern nach nationaler Einheit und nach dem stammverwandten Schleswig-Holstein und mit Becker'schen Hymne auf den „freien deutschen Rhein", der uns nur ein sehr kleines Stück gehört, dürfen uns neben dem selbstbewußten Hymnus nun gar nicht vernehmen lassen. Der Patriotismus hat eine „natürliche Grenze" und der französische Patriotismus hat sie auch, nur daß diese „natürliche Grenze" des französischen Patriotismus eben der „freie deutsche Rhein" ist. Einige Renommisterei erblicken wir nur darin, daß Charles Mackay selbst in Kunst und Wissenschaft für England den ersten Platz in Anspruch nimmt.

Blücher und Wellington.

Brialmont's Werk über Wellington ist mit bedeutenden Zusätzen englisch erschienen unter dem Titel: „History of the life of Arthur Duke of Wellington. From the French of *M. de Brialmont*, Captain of the staff of the Belgian army. With emendations and additions by the Rev. G. R. *Gleig*" (3 Bde., London 1858). Für uns Deutsche von Interesse sind besonders die Mittheilungen des Verfassers und Ergänzers über die Zusammenkunft Blücher's und Wellington's vor der Schlacht bei Ligny. Brialmont bemerkt in seinem Werke: „General Jomini nennt die Stellung bei Ligny «defensiv» und in der That hatte sie die schweren Nachtheile, daß der linke Flügel der Armee gleichsam in der Luft stand und daß man Reserven längs der Fronte der zahlreichen und ausgezeichneten preußischen Reiterei keine Gelegenheit boten, sich zu entwickeln. Der preußische General Müffling findet an der Besetzung von St.-Amand viel zu tadeln und wir wissen, daß sich der Herzog von Wellington in ähnlicher Weise gegen Marschall Soult aussprach." Der englische Bearbeiter, Gleig, fügt hinzu: „Sicherlich, der Herzog that noch mehr. Nachdem er die ganze Stellung besichtigt und wahrgenommen hatte, daß sie nicht nur die Schlachtlinie, sondern selbst die Reserven dem feindlichen Geschützfeuer aussetze, bemerkte er zu dem Fürsten Blücher: «Ich kenne seine Truppen am besten; aber wenn ich meine Armee dahin gestellt hätte, wohin Sie die Ihrigen gestellt, so würde ich erwarten, geschlagen zu werden.» Blücher erwiderte: «Meine Leute lieben es, den Feind zu sehen.» Hierauf antwortete Wellington nichts; aber als er nach Quatre-Bras zurückritt, sagte er zu den ihn umgebenden Offizieren: «Well, if I am not much mistaken, the Prussians will get an awful trashing to day.»" Im übrigen war es ein Glück für die Preußen, daß Napoleon bei dem Angriff auf die Preußen am 16. Juni — für die Eröffnung des ganzen Feldzugs selbst rechnet Brialmont Napoleon's ausgezeichnetsten Operationen — sich nicht größerer Versäumnisse oder Fehler schuldig machte. Brialmont ist der Ansicht, daß wenn Napoleon am Morgen des 16. Juni

eit und Energie angegriffen und sich als derselbe ge-
, der er in Italien, bei Ulm, bei Regensburg, bei
Champaubert und Montereil war, alle preußischen
eln hätten geschlagen werden müssen. Brialmont läßt
in andern Punkten dem alten Blücher Gerechtigkeit
r; er rühmt die Schnelligkeit, womit er seine Trup-
gny zusammenzog; die Geschicklichkeit, womit er die
n reorganisirte; die Kühnheit, womit er direct auf
Lesmarschirte und die Energie, womit er die Franzo-
te, „nachdem seine Leute seit etwa 19 Stunden auf
gewesen". Hr. von Brialmont erkennt hierin sogar
„welche an die glänzendern Tage des Siegers von
rn". Eine deutsche Uebersetzung wenigstens der Par-
almont-Gleig'schen Werks, welche den Feldzug von
t, wäre sicherlich sehr zu wünschen, da Brialmont
einen unparteiischern Standpunkt einnimmt, als dies
en, französischen und selbst von preußischen Kriegs-
ibern zu erwarten ist. H. M.

---

chwächung der deutschen Sprachformen betreffend.

von unsern gewichtigsten Sprachkennern schon oft
en, daß die der deutschen Sprache ursprünglich eige-
ausdrucksvollen starken Formen der Umendungen
en) und der Abwandlungen (Conjugationen) sowol der
aller Mundarten als auch der gemeinsamen Bücher-
ch mehr entschwinden, und wir uns eiligst dem form-
de nähern, um welchen wir das Englische billig nicht
en. Die Leideform (das Passivum) der Abwandlungen
ich vor 1200 Jahren bereits abhanden gekommen;
ordischen wird sie noch bewahrt, weicht indeß auch
schreibung. Für die Zustandswörter (Verben) be-
isten die schwache Form da, wo die starke noch ge-
d weit angemessener am Orte ist. Die Umendun-
wörter verschwimmen bis zur Unkenntlichkeit; ebenso
schaftswörter, zumal da man den sprachlichen Werth
nd der schwachen theils gar nicht kennt, theils ver-
der umstandswörtlichen Endung, die um 1700 nur
scheint, mag ich nicht erst reden. Alle solche Ver-
n gehören unter den Begriff der sprachlichen Ge-
t, welche wenn auf nichts weiter, auf ihr Alter
en sich berufen darf, auf die unschätzbare Freiheit,
geberischen Grammatikern sich nie hat knechten las-
unveräußerliche Recht, vermöge dessen jeder Deut-
rm Sinne und Eigensinne seine Muttersprache be-
en Erstarrung ist also die deutsche Sprache hin-
rt, desto weniger gegen eine Zerfahrenheit, welche
rmen, von denen Bestimmtheit und Feinheit der
h abhangen, bis zur Unkenntlichkeit zu verwaschen
ganz zu vernichten droht. Ja wir sind bereits
, daß das e des dritten Falls in der Einheit der
chen und sächlichen Umendung der Dingwörter und
iten Falls in der Einheit der starken männlichen
Umendung der Eigenschaftswörter von Sprach-
adelnswerth erachtet werden. 24.

Bibliographie.

rten, M., Schild und Schwert. Leipzig, Hoff-
. 12 Ngr.

, M., Geschichte der württembergischen Veste
und ihrer merkwürdigsten Gefangenen. Mit 5
Stuttgart, F. Köhler. 8. 24 Ngr.

t, B., Freiheit der Arbeit! Beiträge zur Reform
ctze. Bremen, Strack. 8. 22½ Ngr.

, W., Deutsche Ehrenhalle. Die großen Männer
olks in ihren Denkmalen. 1ste Lieferung. Darm-
m. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Chronik der Universität zu Kiel 1857. Kiel. Gr. 4. 15 Ngr.

Lavater's, J. K., Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Pauls I. von Russland, über den Zustand der Seele nach dem Tode. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von der kaiserlich öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. St. Petersburg. Hoch 4. 1 Thlr.

Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. 1ste Lieferung. Leipzig, Lorck. Gr. 4. 10 Ngr.

Marc, F., Gedichte. London, Thimm. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mosen, J., Der Sohn des Fürsten. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. 12. 24 Ngr.

Phantasie- und Lebensbilder. Freie Uebesetzungen aus dem Englischen und Französischen von Alexandra, Königl. Prinzessin von Bayern. Augsburg, Schmid. 8. 24 Ngr.

Ringseis, Emilie, Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in drei Aufzügen. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 18 Ngr.

Schnetger, A., Der zweite Theil des Goethe'schen Faust erläutert. Jena, Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Schuster, F. W., Gedichte. Schäßburg, Habersang. 16. 20 Ngr.

Schwarz, J. C. E., Das erste Jahrzehnd der Universität Jena. Denkschrift zu ihrer 3ten Säkular-Feier. Jena, Frommann. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Simrock, K., Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Beitrag zur deutschen Metrik. Bonn, Weber. 8. 24 Ngr.

Sivers, J. v., Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte Livlands. Als Anhang sechs bisher ungedruckte Urkunden. Riga, Kymmel. 1857. 8. 15 Ngr.

Stein, P., Das Haus der Hofräthin. Familiengemälde aus der modernen Welt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die Haltlosigkeit unsrer bisherigen wissenschaftlichen Systeme und die im Bedürfniß unserer Zeit liegende Nothwendigkeit, sich allgemeiner der Lehre Franz v. Baader's zuzuwenden. Auf Veranlaßung der Schrift von Prof. Dr. F. Hoffmann: „Acht philosophische Abhandlungen von F. v. Baader und seine Werke." Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 4 Ngr.

Wegener, R. E., Hinaus! Dichtungen. Berlin, Janke. 1859. 16. 18 Ngr.

Warkotsch, O. Freih. v., Gedichte. Berlin, Bachmann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Willkomm, E., Neue Novellen. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bening, Die Umbildung der ländlichen Zustände in Folge der Gemeinheitstheilungen und Verkopplungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 10 Ngr.

Goerwitz, H., Churfürst Johann Friedrich's Geist. Ein Traum im Burgkeller zu Jena in der Nacht vom 14. zum 15. August 1858. Weimar. 8. 4 Ngr.

Hitzig, F., Rede zur Feier des 25jährigen Jubiläums der Hochschule Zürich, gehalten in der Großmünsterkirche den 29. April 1858. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 8 Ngr.

Jenaisches Jubiläums-Commersbuch. Den deutschen Studenten zur 3ten Jubelfeier der Universität Jena dedicirt von einem bemoosten Haupte. Jena, Doebereiner. 32. 10 Ngr.

Simson. Jena's alten und jungen Burschen gewidmet von T. Jena, Doebereiner. Gr. 16. 4 Ngr.

Thesen für den Hamburger Kirchentag im September 1858. Altona, Schlüter. Gr. 8. 4 Ngr.

Trennert, W., Fest-Verse. Jena. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

In neun Bänden. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band von Gutzkow's neuem Roman ist soeben erschienen und nebst einem Prospect über das ganze Werk in allen Buchhandlungen vorräthig.

Dieser Roman ist ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", indem er in gleicher Weise wie dieser das norddeutsche Element der Gegenwart schilderte, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage darbietet. Er spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte. Es ist eine moderne Epopöe, die in plastischer Anschaulichkeit die Bestrebungen und das Wesen unserer Culturepoche für die Nachwelt fixirt.

☞ Die folgenden Bände werden in kurzen, ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Encore quelques mots d'un Chrétien orthodoxe

sur les Confessions occidentales à l'occasion de plusieurs publications religieuses, latines et protestantes.

8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der **zweite Halbband** dieses wichtigen Werks des berühmten Verfassers erschienen und nebst dem **ersten Halbband** und einem **Prospect** in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der **dritte Halbband** erscheint noch vor Ende dieses Jahres.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volkes.

Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

Der erste Halbband kostet 1 Thlr. 10 Ngr., der zweite 1 Thlr. **Subscriptionspreis 1½ Ngr. per Bogen.**

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien:

Die Expedition in die Seen

von

China, Japan und Ochotsk

unter Commando von

Commodore Calm. Ringgold und Commodore John Rodgers

im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten

unternommen in den Jahren 1853 bis 1856,

unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen

Deutsche Original-Ausgabe

von

Wilhelm Heine.

Mit 16 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der **F. A. Brockhaus'schen** geographisch-artistischen Anstalt, nebst 5 Karten.

Zugleich

Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan

Zwei starke Bände. Lex.-8. Preis 6½ Thlr.

Die mit so **seltenem Beifall** aufgenommene Reise nach Japan wird in vorstehenden Bänden zum Abschlusse gebracht; dieselben bilden aber zugleich ein **für sich bestehendes selbständiges Werk.** Die Vorgänge, Entdeckungen und Forschungen nach Abschluß des Hauptvertrags von Kanagawa mit Japan werden dem deutschen Publikum in diesem Werke vom Verfasser in seiner bekannten Form vorgelegt.

Die **prachtvolle Ausstattung** der frühern beiden Bände wird in dieser Fortsetzung durch Anzahl und Ausführung der Holzschnitte **noch bei weitem übertroffen.**

Eine **große Karte von Japan** nach den neuesten englischen Messungen, sowie mehrere andere Karten sind dem Werke beigegeben.

Die Widmung dieses Prachtwerks geruhten Seine Königliche Hoheit **Prinz Adalbert von Preußen** huldreichst anzunehmen.

Seit Abschluß des englisch-chinesischen Vertrags ist dies Werk von doppeltem Interesse.

Leipzig, 1858.

Hermann Coslenoble, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach

Historisches Drama in fünf Acten

von **Karl S. von Merz.**

8. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 14. October 1858.

Inhalt: Widerlegung des modernen Materialismus und Sensualismus vom Standpunkt der exacten Wissenschaften. Von Julius Frauenstädt. — Mörike's Mozart-Roman. — Die Deutschen in Nordamerika. — Zur deutschen Reichsgeschichte. — Die Phrenologie und die calvinistische Prädestinationslehre. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Widerlegung des modernen Materialismus und Sensualismus vom Standpunkt der exacten Wissenschaften.

Die Streitfrage des Materialismus. Ein vermittelndes Wort von Karl Snell. Jena, Frommann. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Auslegung der Gesichtsempfindungen gegenüber dem modernen Sensualismus. Von K. N. Kosack. (Osterprogramm des Gymnasiums zu Nordhausen). Nordhausen. 1858. 4. 10 Ngr.

Es ist gut, daß endlich auch die Männer der „exacten Wissenschaften" in der materialistischen Streitfrage das Wort ergreifen und die schwachen Seiten der Kraft- und Stofflehre aufdecken. Die meisten bisherigen Widerlegungen des modernen Materialismus und Sensualismus waren vom theologischen und philosophischen Standpunkt aus unternommen. Derartige Widerlegungen können aber begreiflicherweise in einer Zeit kein sonderliches Vertrauen genießen, in der die Theologie und Philosophie so sehr an Ansehen eingebüßt haben, wie in der unserigen. Die theologischen Antimaterialisten erregen von vornherein, und gewiß nicht mit Unrecht, den Verdacht gegen sich, daß sie um jeden Preis Gott und die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit der Seele retten wollen; denn der Theolog müßte ja aufhören Theolog zu sein, wenn er dem Materialisten zugeben wollte, daß die Welt nicht von einem persönlichen Gott geschaffen, sondern Product der Selbstcombinationen des ewigen Stoffs ist; daß der menschliche Wille nicht frei, sondern Glied in der Kette der Ursachen; daß endlich die individuelle Seele nicht unsterblich, sondern als Gehirnfunction mit dem Gehirn vergänglich ist. Haben doch einige Theologen sogar den Versuch gemacht, nicht blos die Schöpferthätigkeit, sondern auch die Wunderwirksamkeit Gottes, und nicht blos die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die Auferstehung des Fleisches dem Materialismus gegenüber zu retten.

Was die philosophischen Antimaterialisten betrifft, so kann man ihnen nicht genug Sach- und Fachkenntniß nachrühmen, d. h. man hält sie nicht für eingeweiht genug in Physik, Chemie und Physiologie, um auf ihre Widerlegungen des Materialismus viel zu geben.

Solange daher meist nur Theologen und Philosophen in der materialistischen Streitfrage das Wort führten, konnten die Koryphäen des Materialismus sich leicht für unbesiegt halten. Anders wird es jedoch werden, wenn erst die Stimmen sich mehren werden, die das Vertrauen genießen, welches den Theologen und Philosophen fehlt, „exact" zu sein. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir den beiden Genannten, Snell und Kosack, nur recht viele Nachfolger wünschen.

Professor Snell hat seine Schrift dem Professor Ch. H. Weiße in Leipzig gewidmet. Es war nämlich bei einer der geselligen Zusammenkünfte, welche die freundnachbarlichen Universitäten Leipzig, Halle und Jena in jedem Sommer einmal in Kösen zu halten pflegen, als Professor Weiße und ihm beistimmend mehrere andere der Anwesenden den Verfasser aufforderten, in der Streitfrage des Materialismus ein Wort mitzusprechen. Im Hinblick auf „die unermeßlichen Schwierigkeiten der Sache", wie er in der Widmung sagt, hat er lange gezaudert, dieser Aufforderung nachzukommen. Aber endlich hat er doch durch eine kurze Bearbeitung der Streitfrage seine Bereitwilligkeit, der ehrenden Aufforderung nachzukommen, an den Tag legen wollen.

Snell nennt seine Schrift ein „vermittelndes Wort". Gegen das Vermittelnwollen in wissenschaftlichen Dingen hat man im allgemeinen Ursache mistrauisch zu sein. Im Leben ist Vermittelung der Gegensätze oft nothwendig; wollte man hier immer mit dem aut — aut dreinfahren, so würde man aus Revolutionen gar nicht herauskommen. Anders ist es in der Wissenschaft. Hier thut Entschiedenheit und rücksichtslose Wahrhaftigkeit noth. Irrthümer, die einmal als Irrthümer erkannt sind, dennoch länger festhalten und durch allerlei diplomatische Künste mit der Wahrheit vermitteln wollen, das ist unwissenschaftlich. Hat man z. B. erkannt, daß in der Natur alle Erscheinungen ohne Ausnahme nothwendige und gesetzmäßige sind, so läßt sich mit dieser Wahrheit nicht, wie die Theologen thun, der Wunderglaube vermitteln.

Hier heißt es entweder — oder. Entweder die Natur folgt ewigen ehernen Geſetzen, dann ſind Wunder unmöglich. Oder es geſchehen Wunder, dann kann von der ehernen Geſetzmäßigkeit der Natur keine Rede mehr ſein. Kurz, entgegengeſetzte Behauptungen, die einander widerſprechen, laſſen ſich wiſſenſchaftlich nicht vermitteln, und wenn daher Snell zu denen gehörte, die in dieſer Weiſe vermitteln wollen, ſo müßten wir ſeine Arbeit verwerfen. Aber außer der genannten falſchen Art der Vermittelung gibt es noch eine wahre, diejenige nämlich, welche nicht widerſprechende, ſondern einander ergänzende Gegenſätze vereinigt und verſöhnt, und zu dieſer Art von Vermittelungsverſuchen gehört die Snell'ſche Schrift.

Rudolf Wagner hat bekanntlich Glauben und Wiſſen durch eine doppelte Buchhaltung zu vermitteln geſucht. Gegen dieſe Art der Vermittelung, die keine iſt, ſpricht ſich Snell mit Recht ſehr ſcharf aus. Er nennt ſolchen Glauben, der ſich dem ganzen wiſſenſchaftlichen Erkenntnißgebiet mit deutlichem Bewußtſein als deſſen Gegentheil gegenüberſtellt, einen „Profeſſorenglauben" und ſagt, „daß dieſer verzweifelte Glaube mehr einer Verhöhnung des Glaubens, als einer Achtung und Ehrfurcht vor demſelben ähnlich ſieht". Snell iſt ein Gegner des Dualismus und erkennt gerade in der Einheitlichkeit der materialiſtiſchen Weltanſchauung deren Wahrheit, die dem Dualismus gegenüber feſtzuhalten ſei. Aber darum iſt Snell noch nicht der Meinung, daß man, um eine einheitliche Welt- und Lebensauffaſſung herzuſtellen, alles, wie der Materialismus thut, rein äußerlich erklären, alles als Reſultat der zufälligen Zuſammenwürfelung der Atome betrachten müſſe.

Die Karl Vogt'ſche „Zuſammenwürfelung der Atome" beleuchtet Snell folgendermaßen:

Daß Karl Vogt eine materialiſtiſche Weltanſicht hat, iſt nur nothwendiges Reſultat der ganz zufälligen Zuſammenwürfelung der Atome gerade in ſeinem Gehirn. Bei einem andern iſt eine andere zufällige Zuſammenwürfelung der Atome vorhanden und demzufolge eine antimaterialiſtiſche Weltanſicht ein ebenſo unvermeidliches Reſultat. Aber warum ſtreiten ſie denn? Jede von dieſen Anſichten iſt ja gleich zufällig, und als ſolche gleich ſchlecht oder gleich gut. Nun, es kann ja vielleicht, man weiß es nicht, Vergnügen machen, einen andern zu ſeiner Anſicht zu bekehren. Dies wird geſchehen, wenn ich im Stande bin, dieſelbe Zuſammenwürfelung der Atome, die in meinem Kopfe vorhanden iſt, auch in dem Kopfe eines andern hervorzubringen. Eine ſolche gründliche Durchſchüttelung der Stoffe in dem Kopfe eines andern kann, wie die Erfahrung lehrt, zu Stande gebracht werden entweder durch lebendige Rede, welche dadurch, daß ſie dergleichen mächtige phyſiſche Veränderungen hervorbringt, ein ſo kräftiges Zauberwort wird, als nur jemals ein Zauberer von einem Worte verlangt hat, oder ſie kann auch, ohne vernehmliches Ausſprechen von Worten, ſelbſt aus großer Entfernung zu Stande gebracht werden durch ein bedrucktes oder beſchriebenes Papier. Das mag alles angehen. Aber davon, daß die eine Anſicht falſch und die andere richtig iſt, daß die eine ſo iſt, wie ſie nicht ſein ſoll, davon kann nun und nimmermehr die Rede ſein. Es wäre gerade ſo, als wenn eine Staubwolke, die linksherum wirbelt, einen Vorzug beanſpruchen wollte vor einer andern, die ebenſo nothwendig dem Windzuge folgend rechtsherum wirbelt, und von dieſer letztern die entgegengeſetzte Bewegung verlangte. Daß, wenn von Wahrheit und Irrthum überhaupt die Rede ſein ſoll, [illegible] genommen werden muß, welche mit ſich ſelbſt [illegible] mung oder mit ſich ſelbſt in Widerſtreit ſein [illegible] eine innere Einheit ſtatuirt werden muß, [illegible] und gegenwärtige Beſtimmungen hinausreichen [illegible] ſtrebt, dieſer einfache Satz ſchon könnte die Ra[illegible] ſie ihn ausdenken wollten, auf andere Gebiete [illegible] man ein intellectuelles Soll zugibt, ſollte [illegible] liſches Soll eine ſo ganz undenkbare Sache ſei!

Aber etwa deshalb, weil aus einer [illegible] terie und einem ſo gefaßten Organismus, [illegible] terialismus ſie faßt, ſich das Hervorgehen [illegible] nicht erklären läßt, zu einer immateriellen [illegible] ſeine Zuflucht zu nehmen, wie die Dua[illegible] mit ihnen der „köhlergläubige" Rudolf Wa[illegible] wirft Snell nicht minder, als die materia[illegible] menwürfelungstheorie. Abgeſehen davon, [illegible] liſmus, der Leib und Seele als verſch[illegible] ander unabhängige Subſtanzen auffaßt, [illegible] dieſelben Conſequenzen mit ſich führt, wie [illegible] Zeiten des Carteſius und Leibniz, daß näm[illegible] der Wille ebenſo wenig Arme und Beine [illegible] ſetzen kann als einen Stein oder Kloß, d[illegible] entſprechenden leiblichen Bewegungen nur [illegible] zwiſchenkunft eines dritten oder der vorher[illegible] monie ſind, und ſo der Körper eine [illegible] Maske" der Seele wird. Snell ſagt:

Abgeſehen davon, können wir doch nicht [illegible] mus zurück, der mehr oder weniger bewußt [illegible] tiefern Geiſtern einer andern einheitlichen An[illegible] iſt. Unſere großen Dichter und Philoſophen [illegible] Leſſing, Jean Paul, Schiller, ferner Kant [illegible] und Hegel, haben ſie etwa einer abſoluten [illegible] in eine geiſtige und natürliche das Wort [illegible] alſo, daß, wenn wir die Hülfe annehmen wol[illegible] geſinnten Phyſiologen uns als Waffe gegen [illegible] anbieten, wir mit einem hübſchen Stück [illegible] deutſchen Geiſtes brechen müſſen. Wir müſſen [illegible] kehr der Wiſſenſchaft entſchließen, durch welch[illegible] ſten Welt- und Naturanſchauung der größte[illegible] letzten 100 Jahre hervorgebracht haben, in [illegible]

Ueberdies zeigt Snell — und dieſe [illegible] antidualiſtiſchen Kritik iſt ſehr beachtens[illegible] Erklärung der Seelenthätigkeiten aus [illegible] Seelenſubſtanz ſo gut wie keine Erklär[illegible]

Etwas erklären, ſollte man denken, [illegible] einem andern, welches an ſich nicht ſchon [illegible] Aber Denken, Fühlen und Wollen erklären [illegible] eines Denken, Fühlen und Wollen [illegible] heißt nicht blos nichts erklären, ſondern [illegible] einer Erklärung für immer abſchneiden.

Dieſe Art von Erklärung erinnert [illegible] rohen Erklärungen der Naturerſcheinun[illegible] innern Weſen oder Geiſtern. Die [illegible] z. B. erklärten den Lauf der Planeten [illegible] jedem einzelnen Planeten wohnenden ſpe[illegible] cher gerade dieſen Lauf zu bewirken [illegible] den Trieb hatte. Eine ſolche Erklär[illegible] allerdings dem gemeinen Verſtande. [illegible] und einfach und zeichnet ſich in dieſer [illegible] theilhaft aus vor der Erklärung der [illegible]

zu welcher viel Nachdenken und Rechnen gehört. Snell führt noch mehrere Beispiele solcher einfachen, mühelosen Erklärungen an, die grell abstechen zu den mühseligen Erklärungen der heutigen Physik, und stellt mit Recht alle solche kurz angebundene Erklärungen auf gleiche Stufe mit der Erklärung des Bösen in der Welt aus einem bösmachenden Princip, dem Teufel. Nichts Leichteres und Einfältigeres gebe es, als solche nichtssagende Erklärungen. Wenn die Materialisten daher die Seelenthätigkeiten, das Denken, Fühlen und Wollen abgeleitet wissen wollen aus andern Thätigkeiten, die an sich noch nicht Denken, Fühlen und Wollen sind, so reicht ihnen Snell die Hand und sagt: „Wohl, mit euch läßt sich reden!" Aber diese Freundschaft ist nur von kurzer Dauer. Denn Snell vermißt bei den Materialisten eine solche Fassung des Begriffs der Materie, „daß die Möglichkeit einer Steigerung zu Seelenthätigkeiten darin schon mitgegeben und schon durchleuchtet, oder daß die Seele gewissermaßen schon präformirt in der Materie erscheint". Snell verwirft deshalb den materialistischen Begriff der Materie einer ausführlichern Kritik und berichtigt ihn. Er verlegt den gemeinen Begriff von Stoff, wonach derselbe etwas den Kräften schlechthin Entgegengesetztes, Substantielles und Existirendes ist, an welchem als an dem nothwendigen Substrat die Kräfte haften. Er zeigt, daß, was man Stoff nennt, nicht ein von den Kräften trennbares, für sich Existirendes, sondern eine innere untrennbare Einheit von Kräften und Trägheitswiderstand ist.

Die gemeine Vorstellung von Stoff oder Materie, welche die Materie den Kräften entgegensetzt, macht offenbar aus einem dem Moment der Materie, nämlich dem Trägheitswiderstand, welcher allein den Kräften entgegengesetzt werden kann, ein für sich Bestehendes und selbständig Existirendes, welches sie als sogenannte todte Materie betrachtet, und substituirt der sinnlichen Anschauung des Körpers den Begriff der todten Materie.

Gegenüber dieser Fiction absolut äußerlicher materieller Existenzen bleibe dann freilich nichts übrig, als die Fiction absolut innerlicher immaterieller Existenzen. Aber jener Annahme von Materie und Kräften liegt nach Snell nichts Erfahrungsmäßiges zu Grunde; sie ist nur das Product einer rohen Metaphysik und muß gerade von der Erfahrung gegründeten Physik abgewiesen werden. Thatsächlich und erfahrungsmäßig haben wir in allem erscheinenden Dasein, welches immer ein raumerfüllendes ist, eine Summe von äußern oder unmittelbar erscheinenden und von innern oder mittelbar erscheinenden Thätigkeiten an dem Raumerfüllenden; nicht blos in den Organismen, sondern auch in dem geringsten und niedrigsten Naturdasein ist dieser Unterschied der innern und äußern Thätigkeiten vorhanden. Kann auch nur die Ortsbewegung auf einen sogenannten todten Naturkörper von einem andern übertragen werden ohne Vermittelung eines rein innerlichen, der Elasticität, d. h. eines über den gegenwärtigen factischen Formzustand hinausreichenden Selbsterhaltungstriebes der Form? Kann die geringste Volumverminderung eines Raumerfüllenden als eine unmittelbar erscheinende Thätigkeit eintreten ohne Hervortreten oder Verschwinden einer innern Thätigkeit, sei es der Elasticität oder der Wärme, die ihrerseits wieder als Erscheinendes verschwinden und in eine rein innere Thätigkeit sich umsetzen kann in dem Schmelzen oder Verflüchtigen? Im Organismus finden wir die Grade und Abstufungen der innern und äußern Thätigkeiten und die Zusammenhänge derselben sehr viel mannichfaltiger und verwickelter; ein und dieselbe Thätigkeit, sei es eine psychische oder physische, kann Ursache werden von sehr verschiedenen äußern Thätigkeiten, und umgekehrt kann ein und dieselbe äußere Action von sehr verschiedenen Ursachen herrühren: ich kann zittern vor Frost und vor Angst; die Scham und der Zorn nicht weniger, als hitzige Getränke und Fußkälte können mir das Blut in das Gesicht treiben. Ich kann gleicherweise durch narkotische Betäubung und durch Schrecken erblassen, und durch Stechapfeldecoct ebenso leicht als durch schwärmerische Andacht in visionäre Zustände gerathen. Verhält es sich nun etwa mit den Organismen anders als mit den niedern Naturdingen, in denen innere und äußere Thätigkeiten mit dem Wesen des Raumerfüllenden verknüpft sind? Ist in den Organismen ein allen natürlichen Thätigkeiten absolut entgegengesetztes, ein aus einer ganz andern Region stammendes Thätigkeitsprincip anzunehmen, das äußerlich zu ihnen, man weiß nicht wie und wann, hinzutritt; oder sind Empfindung und Begierde, Wille und Vorstellung ebenso im Wesen der Organisation begründete Thätigkeiten, wie das Tönen zur Glocke und die Strahlenbrechung zum Krystall gehört, oder mit andern Worten, „ist der Gegensatz der innern und äußern Thätigkeiten nach Zusammenhang, Quell und Ursprung in den Organismen kein wesentlich anderer als in den niedern Naturdingen"?

Snell als Antidualist entscheidet sich für die einheitliche Auffassung der ganzen Natur, verwirft also die Ableitung des Psychischen und Physischen von absolut entgegengesetzten Substanzen. Innere und äußere Thätigkeiten gehören ihm im Organismus ebenso wesentlich zusammen und entspringen ebenso aus einer Urquelle, wie innere und äußere Actionen in den unorganischen Körpern. Einen neuen Aufschluß, sagt Snell, über den Zusammenhang sehr heterogen erscheinender Thätigkeiten haben wir erhalten, wenn auch nur auf dem Gebiete der niedern Naturthätigkeiten und in Beziehung auf die im engern Sinne mechanischen und die eigentlich dynamischen Actionen, in der Lehre von den sogenannten Aequivalenten der Actionen. An diese Lehre müsse man anknüpfen und sie nach ihren nähern oder entferntern Consequenzen ins Auge fassen, wenn die vorliegende Untersuchung über frühere Standpunkte erhoben werden soll. Diese Lehre habe uns eine genauere Einsicht gewährt nicht blos in die innere und wesentliche Gleichartigkeit von sehr heterogen erscheinenden Thätigkeiten, sondern auch in die Unzerstörbarkeit der Thätigkeit, oder in die Erhaltung des Quantums der Thätigkeit bei aller qualitativen Veränderung derselben und in die Mannichfaltigkeit der möglichen Wirkungen einer und derselben Ursache.

An der Hand dieser neuen Lehre von der Aequivalenz der Actionen erläutert Snell durch einige Beispiele

den Zusammenhang der innern und äußern Thätigkeiten, wie derselbe auf dem Gebiete der niedern Naturerscheinungen durch die Physik nachgewiesen ist, und findet dann, daß der Gegensatz und die Abhängigkeit der innern und äußern oder psychischen und physischen Thätigkeiten des Organismus sich so durchaus analog zeige dem Gegensatz und der Abhängigkeit der innern und äußern Thätigkeiten auf dem Gebiet des Unorganischen, daß man kaum zweifeln könne an der Möglichkeit, in entsprechender Weise wie auf dem Gebiet des Unorganischen auch für den Organismus den Zusammenhang der innern und äußern Thätigkeiten und die höhere Einheit, in welcher beide sich berühren, einstens aufzufinden und eine Aequivalentenlehre der physischen und psychischen Actionen des Organismus aufzustellen. Auf die physischen Thätigkeiten des Organismus habe man die Lehre von der Aequivalenz der Actionen schon angewendet. So z. B. nimmt man an, daß der Summe von Wärmeproduction und mechanischer Bewegung, d. h. der im physikalischen Sinne innern und äußern Arbeit des Organismus entsprechend sein müsse die chemische Aufzehrung von Nahrungsmitteln, wie in einer galvanischen Kette durch die Größe der chemischen Action die mögliche Größe der Wärmeproduction und der mechanischen Arbeit bestimmt wird. Aber auch physische und psychische Thätigkeiten des Organismus treten uns, wie Snell an einigen Beispielen zeigt, erfahrungsmäßig nicht anders als wie äquivalente äußere und innere Arbeit sich verhaltend entgegen. Und somit entzieht Snell dem Dualismus, der eine Kluft zwischen geistiger und natürlicher Thätigkeit macht, vom physikalischen Standpunkt aus allen Grund und Boden.

Aber, wird der Leser nun vielleicht fragen, ist denn mit dieser Kritik des Dualismus der Materialismus widerlegt? Arbeitet sie nicht vielmehr dem Materialismus in die Hände? Auch mir drängte sich diese Frage beim Lesen der Snell'schen Schrift auf. Dieselbe scheint vielmehr eine Kritik des Dualismus, der die Welt in Geist und Natur spaltet, als eine Kritik des Materialismus zu sein. Aber Snell — wie schon der Titelbeisatz: „ein vermittelndes Wort" andeutet — ist auch gar nicht der Ansicht, daß der Materialismus absolut zu verwerfen sei; sondern er will uns nur aus dem falschen zum wahren Materialismus führen. Der falsche Materialismus beruht nämlich auf einem Begriff der Materie, der dieselbe alles geistigen Gehalts beraubt und eben dadurch in den Dualismus hineintreibt, welcher nun meint, das Geistige, welches in der Materie nicht zu finden, aus einer jenseitigen Welt herholen zu müssen. An die Stelle dieses falschen, zum Dualismus treibenden Materialismus setzt Snell den wahren, welcher das Geistige, selbst schon auf der untersten Stufe der Natur, als das innere Wesen und den Kern der Materie erfaßt. Snell sagt:

Biege eine Stahlfeder, und sie strebt in ihre Form zurück. Wenn der Physiker diese Erscheinung erklärt, indem er sagt, die Theile der Feder sind aus ihrer Lage verschoben und streben wieder in dieselbe zurück, so sind das Worte, die das Factum umschreiben. Das Streben und seine Möglichkeit soll erklärt werden. Sollte die gegebene Erklärung mehr sein als leere Worte, so müßte doch wenigstens die mit der Beugung [illegible] verbundene innere Veränderung der Feder, [illegible] kühlung und das Verschwinden von Wärme, [illegible] ganzen Vorgange wesentlich Gehöriges in [illegible] mit eingeschlossen sein, während so diese innere [illegible] äußerlich und fremdartig als ein zweites [illegible] hier in der gebogenen Feder nicht schon [illegible] über den blos factischen Zustand hinausreicht, [illegible] vergangene oder künftige Zustand dynamisch [illegible] Doppelheit des Daseins, acta und potenda?

Snell hat sogar nichts dagegen, daß [illegible] seinen frühern Zustand zurückstrebenden [illegible] Erinnerung desselben beilege, „wenn nur [illegible] was Erinnerung ist und wie sie möglich ist."

Das bisher Mitgetheilte ist als der [illegible] schen Schrift zu betrachten. An diese [illegible] schließt sich alles andere in derselben an [illegible] tere Ausführung derselben. Fragen wir [illegible] wiefern die Snell'sche Beleuchtung des Natu[illegible] vermittelndes Wort" ist, so finden wir [illegible] wort darauf, als diese: Snell vermittelt [illegible] mus mit dem Materialismus dadurch, daß [illegible] der Materie schon auf den untersten Stufen [illegible] Psychisches inwohnt, man also auch, um [illegible] Erscheinungen auf den höhern Stufen, [illegible] Organischen, zu erklären, nicht nöthig [illegible] jenseits und äußerlich zum Leibe hinzuge[illegible] substanz seine Zuflucht zu nehmen. Snell [illegible] weise vom Dualismus wie vom Mate[illegible] Irrthümliche ab und vereinigt, vermittelt [illegible] beiden das Wahre ist. Er will also nicht [illegible] des vermitteln, wie die zwitterhaften Ge[illegible] Zeit, die gern mit der Naturwissenschaft [illegible] doch daneben die jenseitige spiritualistische [illegible] ihren Wundern festhalten möchten; sondern [illegible] nur das vermitteln, was wesentlich zusam[illegible] in eins zu fassen ist: Materielles und Psych[illegible] Vermittelung gehört also nicht zu jenen [illegible] matischen und ohne sophistische Künste [illegible] kommenden Vermittelungsversuchen, deren [illegible] erwähnt habe und die rücksichtslos aus [illegible] Wissenschaft hinauszuweisen sind.

Eins nur haben wir in Snell's [illegible] Snell begnügt sich nämlich hauptsächlich [illegible] Coincidenz des Physischen und Psychischen [illegible] und Geistigen nachzuweisen. Aber damit [illegible] Seite des Materialismus widerlegt. Der [illegible] hat jedoch noch eine andere Seite, die [illegible] Kritik bedarf. Er läßt nämlich die höhe[illegible] aus den niedern hervorgehen, er erklärt [illegible] und führt wiederum den Chemismus auf [illegible] Vorgänge zurück, sodaß also der ma[illegible] proceß es ist, der sich bis herauf zum Ge[illegible] steigert. Diese Zurückführung des Lebe[illegible] Naturstufen auf die Processe der niedern [illegible] der Snell'schen Ineinsfassung von Geist [illegible] widerlegt? Kann nicht der Materialis[illegible] aller Materie, selbst schon in der völlig [illegible]

psychisches Princip thätig ist, und dabei dennoch
, die Materie sich von unten auf bis zum Men-
ern zu lassen? Ueber diesen Punkt hätten wir
nsicht, daß sich Snell ausführlicher ausgelassen;
t ihn nur kurz und vorübergehend, indem er
o gegen die gedankenlose Vereinerleiung aller
ete, die sich der Materialismus zu Schulden
ißt, ausspricht, als gegen die gedankenlose Zwei-
Dualismus. „Eine gedankenlose vollständige
t einerseits hat eine ebenso gedankenlose voll-
weiheit andererseits im Gefolge." Aber eben die-
, die Gedankenlosigkeit der materialistischen Ver-
, wäre wol einer ausführlichern Beleuchtung
esen, als ihr Snell hat zu Theil werden lassen.

---

eite oben angeführte Schrift, das Programm
bhandlung gegen den modernen Sensualismus
ck, ergänzt insofern die Snell'sche Schrift, als
ite des Materialismus berührt, auf die Snell
eingegangen ist. Der Materialismus wird
der Erkenntnißtheorie zum Sensualismus,
les Erkennen aus der Sinnesthätigkeit ableitet
Erkenntniß einen Werth beilegt, die sich nicht
nliche Wahrnehmung zurückführen läßt. Be-
nt gegenwärtig Czolbe den Sensualismus am
ten ausgebildet, Kosack erwähnt in den ein-
Worten seiner Abhandlung des Czolbe'schen
er noch über Feuerbach, Vogt, Moleschott u. a.
und fährt dann fort:

ur der Kirchglaube, nicht nur jede Weltanschauung,
gendeinem der bisherigen philosophischen Systeme
ern auch das einfache natürliche Bewußtsein, welches
chließen kann, seine innere Welt als der mechanischen
vorsen zu betrachten, fühlt sich von den Consequen-
lung bedroht, nach welcher alles Höhere und Edlere
iedern und Gemeinen zu dem Mechanismus einer
ng herabsinkt.

viderlegt den Sensualismus auf gründliche,
durch ausführliche Nachweisung der Diffe-
ischen dem bloßen Sinnesreize und der daraus
Wahrnehmung und Vorstellung stattfindet.
neuern physiologischen Forschungen über den
ages und seine Functionen ist uns der phy-
rocess der Gesichtsempfindungen so bekannt
ß hier die Untersuchung sich auf einem ganz
i bewegt und die bloße Zusammenstellung
n hinreicht, um den Antheil nachzuweisen,
stand durch seine Auslegung der Gesichts-
an dem Zustandebringen der Außenwelt hat.
hat schon Schopenhauer, auf den sich Kosack
sich das Verdienst erworben, den enormen
Verstandes an der gegenständlichen Anschauung
Schopenhauer's Theorie vom Sehen und
andlung über die Auslegung der Gesichts-
ergänzen sich gegenseitig und bilden zusam-
nzes, an welchem der Sensualismus noth-
n muß.

Detail der Kosack'schen Abhandlung läßt sich hier nicht eingehen. Es genüge zu sagen, daß der Materialismus es hier mit einem exacten Forscher zu thun hat, der sich nicht verächtlich abweisen läßt, wie man die Philosophen abzuweisen pflegt. Kosack zeigt, gestützt auf die neuesten physiologischen Untersuchungen, die geistigen Umwandelungen, welche die materiellen Sinnesreize bedürfen, um aus Stößen oder elektrischen Strömungen die Fülle und den Reichthum der Gesichtswelt zu erschaffen.

Dieser Voraussetzung jeder Sinnesempfindung, von Kant zunächst in den Anschauungsformen des Raums und der Zeit und seinen Kategorien erkannt, kann sich niemand entschlagen, und diejenigen, welche gegen die Regel der Wissenschaft ihre Quelle in Nerven suchen, kämpfen mit dem Denken gegen dasselbe. Denn es muß nach dem Bisherigen zugegeben werden, daß der Act der Sinneswahrnehmung und der ihm folgende Denkact nicht nur zwei deutlich unterschiedene Functionen sind, zwischen denen immer ein wenn auch äußerst kleiner Zeitmoment liegt, sondern auch, daß zwischen dem Stoß des Lichtäthers auf die Netzhaut, den verschiedenen Augen- und Accomodationsbewegungen und den Vorstellungen von Größe, Entfernung und Körperhaftem die Naturwissenschaft keine Andeutung zu einer Art von Vermittelung bieten kann. Wir sehen nur, daß Lichtreiz und Lichtempfindung in uns Gesichtsvorstellungen und Gedanken erregen können, wenn wir wollen, daß aber dieses Verhältniß keins der Nothwendigkeit ist; denn wir können unter dem heftigsten Sinnesreize Gedanken verfolgen, sodaß wir, wie man sagt, so in Gedanken sind, daß wir nicht sehen. Dieser Umstand kann nicht genug hervorgehoben werden; denn gerade die Erfahrung, daß das Denken eine freie, den Sinnesreiz beherrschende Selbstbewegungskraft besitzt, ist schon auf dem Boden der Naturbetrachtung ein unübersteigbares Hinderniß für jede mechanische Erklärung des Denkprocesses.

Kosack kommt schließlich noch auf die übertriebenen Erwartungen zu sprechen, die in der Gegenwart viele zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften veranlaßt.

Diese hoffen die Lösung ganz anderer Fragen als naturwissenschaftlicher, und finden sich vielfach darin bestärkt, wenn in der Flut der populär-naturwissenschaftlichen Werke der Gegenwart Fragen gelöst werden, über welche die strenge Wissenschaft ihr Urtheil noch zurückhält, weil sie noch gar nicht oder nicht exact gesichert sind. Diese Ueberschreitung der Grenzen tritt überall ein, wo eine Wissenschaft vorherrschend und auf Kosten anderer gepflegt wird und gibt zu verschiedenen und unheilvollen Verirrungen Anlaß, wenn die zweifelhaften Resultate als unumstößlich proclamirt und von Ungebildeten ohne Verständniß aber mit Leidenschaft erfaßt werden. Es gilt dies nicht nur von den populären Schriften, die den Materialismus verbreiten, sondern auch von scheinbar nützlichen Schriften, unter die, von diesem Gesichtspunkte aus, alle Naturbilder in der Form derer von Masius gerechnet werden müssen. Denn abgesehen davon, daß in ihnen Betrachtungen an Naturgegenstände geknüpft werden, die diesen ganz heterogen sind, verleiten sie namentlich auf Schulen zu einer falschen und verkehrten Ansicht der Thier- und Pflanzenwelt. Deshalb ist es räthlich, auch nach dieser Seite hin die Grenzen der Naturwissenschaften zu wahren und sie nicht künstlich zum Spiel- und Tummelplatze beliebiger subjectiver Ansichten und Zeittendenzen irgendwelcher Richtung zu machen.

Wir können diese Warnung nur unterschreiben und schließen mit dem Wunsche, daß in ähnlich exacter Weise, wie Kosack in Bezug auf die Gesichtsempfindungen gethan, auch in Bezug auf die Empfindungen der andern Sinne nachgewiesen würde, wie unrecht der Sensualismus hat, die Sinne zur Quelle aller Erkenntniß zu machen. Die Sinne sind blind ohne Verstand und ohne Vernunft.

Julius Frauenstädt.

Heribert Rau's Mozart-Roman.

Mozart. Ein Künstlerleben. Culturhistorischer Roman von Heribert Rau. Sechs Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. 8. 9 Thlr.

Der Gedanke, Mozart's Leben zu einem Roman in populärer Fassung zu verarbeiten, muß jedenfalls als ein sehr glücklicher und verdienstlicher bezeichnet werden, einmal weil wirklich Mozart's Persönlichkeit, seine ganze Entwickelungsgeschichte von der frühesten Kindheit bis zum Tode, die nationale und universelle Bedeutung seiner Schöpfungen, die zeitlichen, örtlichen und persönlichen Verhältnisse, in denen er lebte, einen solchen Reichthum interessanten und wirksamen Stoffs für einen Roman bieten, wie nicht leicht das Leben irgendeines andern Menschen; sodann weil auch kaum ein anderer in demselben Maße wie Mozart einen Anspruch darauf hat, nicht blos als Künstler und Schöpfer, sondern auch als Mensch, nicht blos den Männern von Fach und den höher gebildeten Kunstfreunden, sondern allen Klassen und Schichten der Bevölkerung in allen seinen Lebensschicksalen, Charakterzügen und Leistungen so genau als möglich bekannt zu werden. Mozart ist vermöge seiner Tonschöpfungen ganz unstreitig die populärste aller Erscheinungen nicht blos in den Grenzen der Musik, sondern im Gebiet der gesammten deutschen Kunst und Poesie. Selbst Goethe und Schiller sind in dieser Hinsicht nicht mit ihm zu vergleichen. Während jener vorzugsweise von den ästhetisch Organisirten, dieser hauptsächlich von den nach ethischen Impulsen Urtheilenden genossen und gewürdigt wird, jener mithin mehr die Kenner, dieser mehr die Kreise der allgemein Gebildeten befriedigt, ist Mozart der Angestaunte und Allbeliebte ganz ebenso sehr für die strengsten Richter und die würdigsten Vertreter der höchsten Geschmacksbildung, wie für die untersten, ungebildetsten Schichten des Volks, die für die Musik nichts weiter mitbringen, als offene, gesunde Ohren und ein natürliches, unverdorbenes Gefühl. Obgleich nun nahezu schon 70 Jahre todt, lebt er doch in seinen Melodien noch jetzt in den Herzen und auf den Lippen der Gebildeten und Ungebildeten und nicht wenige seiner Schöpfungen stehen noch heute und wahrscheinlich für alle Zeiten als unübertroffene, ja unerreichte Meisterwerke da. Von welchem andern Tonsetzer, von welchem Dichter oder sonstigen Künstler läßt sich dasselbe sagen? Er also hat vor allen andern ein Anrecht darauf, nicht blos in dem, was er geschaffen, sondern auch in dem, was er selbst gewesen ist, was er erstrebt und erlebt, gekämpft und gelitten hat, im Gedächtniß aller, die er entzückt und erhoben hat, fortzuleben, und in diesem Betracht verdient unbedenklich die Idee, welche das vorliegende Werk Heribert Rau's ins Leben gerufen, volle Anerkennung.

Die Literatur über Mozart ist allerdings schon eine ziemlich beträchtliche, und namentlich hat die neueste Zeit, theils durch die Feierlichkeiten in Salzburg bei Errichtung der Mozart-Statue, theils durch das hundertjährige Jubiläum seines Geburtstags angeregt, ebenso werthvolle wie umfassende Werke über ihn hervorgebracht. Trotzdem existirt, soweit mir bekannt, bisjetzt ein solches, welches das ganze Leben Mozart's in so populärer und eingehender Weise wie dieses behandelte, noch nicht, und schon um deswillen kann es nach und neben den ihm vorangegangenen Biographien nicht als eine überflüssige Erscheinung angesehen werden. Ueber das Verhältniß desselben zu „Mozart's Leben" von Alexander Oulibicheff und zu dem „ausgezeichneten Werke gleichen Titels von Herrn Professor Dr. Jahn" spricht sich der Verfasser in einem Vorwort selbst aus. Er sagt:

So vortrefflich nun aber auch diese Werke sind, namentlich das letztere, so haben sie doch unstreitig einen andern Zweck als das vorliegende Buch. Beide sind im strengsten Sinne des Worts „musikalische Werke", die sich überwiegend mit der Analyse der Tonschöpfungen Mozart's befassen; sie sind demnach aber auch nur für Leser geschrieben und, welche im höhern Sinne zu den musikalisch Gebildeten zählen. Ihr Zweck ist also ein rein artistisch-wissenschaftlicher. Die Aufgabe des vorliegenden Buchs ist dagegen eine andere. Ohne alle Prätentionen auftretend, soll es — in der freundlichen, allgemein zugänglichen Form des Romans — der deutschen Nation im allgemeinen einen ihrer größten und herrlichsten Söhne vorführen, und damit der Liebe, der Verehrung und der Bewunderung für Mozart und seine Werke neue Nahrung geben, den Sinn für die Schönheiten seiner Schöpfungen schärfen. Für diejenigen, die alsdann noch tiefer in die musikalische Analyse eindringen wollen, weist es stets auf die betreffenden Stellen in den Werken Oulibicheff's und Jahn's hin. Zugleich will es aber auch, die höhere Aufgabe des historischen Romans festhaltend, in die Geschichte und in die Culturzustände der betreffenden Zeiten ein, sich bemühend, ein treues Bild derselben vor den Augen des Lesers zu entrollen. Das ist der Zweck des vorliegenden Werks und die Aufgabe, die es sich gestellt hat. Vielleicht wird dabei auch ein wenig das Gewissen des deutschen Volks erschüttert, das seinen Heroen, seinen edelsten und herrlichsten Söhnen — so gern Monumente setzt, wenn es sie einmal hat untergehen lassen.

Geht hieraus hervor, daß der Verfasser sein Buch für möglichst weite Kreise des größern Publikums bestimmt hat, so versteht es sich von selbst, daß man dasselbe nicht mit Ansprüchen und Erwartungen angehen darf, mit denen man Werke von rein wissenschaftlichem oder rein künstlerischem Charakter in die Hand zu nehmen berechtigt ist. Zwar gibt es — wie wir es ja rücksichtlich der Mozart'schen Tonschöpfungen selbst ausgesprochen haben — unter den populären Werken auch solche, welche in und mit der entschiedensten Volksthümlichkeit auch die größte Genialität, vollendetste Meisterschaft und feinste Geschmacksbildung in sich vereinigen, die den Höchsten und den Niedrigsten gleich sehr entzücken und befriedigen, und solche Werke sind eben das Höchste und Vollkommenste, was die Kunst und Poesie überhaupt zu schaffen vermag. Aber eben weil sie das sind, gehören sie dieser Art zu den seltensten, außerordentlichsten Erscheinungen, und mehr als ungerecht würde es sein, in einem Product unserer Tage gerade ein solches Ausnahmeerzeugniß vorauszusetzen und falls sich diese Voraussetzung nicht erfüllt ohne weiteres den Stab darüber zu brechen.

Ein Werk von der bezeichneten Art ist der vorliegende Roman allerdings nicht. Die Mittel, durch die er auch den minder gebildeten Kreisen des großen Publikums zugänglich zu werden sucht, sind in der That zum

nur der Art, daß sie dem feinern und strengern ästhe-
ischen Geschmack nicht ganz genügen, auch entbehrt er in
einer ganzen Anlage und Durchführung jenes Gepräges,
welches nur ein ursprünglicher Genius oder vollendeter
Meister seinen Gebilden aufzudrücken vermag. Gleichwol
können wir dem Roman unsere Anerkennung nicht durch-
aus versagen: denn soweit es durch Liebe und Begei-
sterung für die Sache, durch umfangreiches Studium und
sorgfältige Benutzung der Quellen, durch Bekanntschaft
mit dem, was den Wünschen und Bedürfnissen der grö-
ßern Lesewelt entspricht, und durch ein gewandtes, frisches
Darstellungstalent, wie es der Autor schon in frühern
Schriften bewiesen, zu erreichen ist, hat der Verfasser die
ihm gesteckte Aufgabe mit Glück und Geschick gelöst und
seinem „Mozart" wirklich ein Werk geliefert, das man
durch alle sechs Bände hindurch nicht nur mit gleichblei-
bendem, sondern selbst mit wachsendem Interesse liest und
das auch dem anspruchsvollern Geschmack, wenngleich
nicht durchweg genügen, doch des stofflich Bedeutenden und
Unterhaltenden, des Ergötzlichen und Ergreifenden genug
bieten wird, um ihn für manche Schwächen der Darstel-
lung und einzelne minder gelungene Partien zu entschä-
digen.

Am schwächsten erscheint der Verfasser da, wo er sich,
statt einfach die Erzählung als solche zu geben und die
Sache durch sich selbst wirken zu lassen, darauf einläßt,
selben mit subjectiven Reflexionen und emphatischen
Gefühlsergüssen zu begleiten. Manche derselben sind aller-
dings trefflich und gehaltreich und gereichen dem Buche
selbst zur Zierde: z. B. die, womit er die Abschnitte
Idomeneus", „Zerbrochene Fesseln" und andere einleitet;
andere tragen von seiten ihres Inhalts zu sehr den
Charakter von Gemeinplätzen, und dies wird um so mehr
befunden, als sie sich auch von seiten ihrer Form in
den gewöhnlichen Wendungen, z. B. in Fragen, Ausrufen
etc., wie sie insbesondere dem Kanzelstil anhaften,
mehr als zulässig bewegen. Am häufigsten und in min-
der erträglicher Form finden sich derartige Declamationen
wie zu Anfang des Romans; in der Folge macht sich
der Autor mehr und mehr davon los, oder wo er sie
anbringt, glückt es ihm in der Regel, wirklich bedeu-
tungsvollere Gedanken zu entwickeln oder wenigstens die
bequem zur Hand liegenden Formen zu vermeiden,
die denn überhaupt dem Verfasser nachgerühmt werden
muß, daß er sich von Abschnitt zu Abschnitt, von Band
zu Band tiefer und inniger in seinen Stoff versenkt, sich
in seiner Darstellung und Behandlung desselben
immer mehr und mehr hebt und in den folgenden
Bänden bedeutend mehr leistet, als man nach den ersten
erwarten, namentlich nach der sehr matten Schilderung
der Donaufahrt erwartet.

Die Anordnung des Romans ist eine rein chronolo-
gische. Der erste Band: „Die Wunderblume", behandelt
Mozart's Kindheit und macht den Leser mit den ersten,
frühbaren Durchbrüchen und Entfaltungen des großen
musikalischen Genius, sowie mit den glänzenden Erfolgen
des Wunderkindes an den Höfen von Wien und Paris
bekannt. Der zweite Band: „In Italien", beschäftigt sich
mit Mozart's Jugend, seiner Prüfung durch die philharmo-
nische Gesellschaft zu Bologna, seinem Aufenthalt zu Rom
und Neapel, seiner dort aufkeimenden ersten Liebe und
der Aufführung seiner ersten Oper „Mithridate, Re di
Ponto" zu Mailand. Im dritten Bande, der den Titel
„Täuschungen" führt, wird der Leser mit der reifern
Jugend Mozart's bekannt gemacht, während welcher er
sich in München, Manheim und Paris vergeblich um
eine Anstellung und einen seinem Genius angemessenen
Wirkungskreis bewarb und außerdem auch in seiner Liebe
zu Aloysia Weber, der Schwester seiner künftigen Frau
Konstanze, trübe Erfahrungen machte. Der vierte Band:
„König und Knecht", führt uns des Künstlers Mannes-
alter vor und zeichnet ihn uns, wie er zunächst in Mün-
chen seinen „Idomeneus" zur Aufführung bringt, sodann
wie er in Wien von seinem Herrn, dem Erzbischof von
Salzburg, die schimpflichste Behandlung erleiden muß, sich
aber mit echtem Künstlersinn aus diesen Fesseln losreißt,
wie er hierauf in Wien mit Gluck, Haydn, Salieri, Schi-
kaneder u. s. w. verkehrt, wie er im Auftrag des Kai-
sers Joseph's II. „Die Entführung aus dem Serail" com-
ponirt, trotz des glänzenden Erfolgs aber keine Anstellung
erhält, weil ihn Salieri aus Eifersucht beim Kaiser als
liederlichen, verschwenderischen Menschen verleumdet, und
endlich, wie er sich trotz seiner noch nicht gesicherten Le-
bensstellung mit seiner Konstanze verheirathet. Der fünfte
Band: „Hoch am Tage", ist der Glanzperiode seiner künst-
lerischen Thätigkeit, der theils in Wien, theils in Prag
verlebten Zeit, in welcher er „Figaro's Hochzeit" und den
„Don Juan" schuf, gewidmet und macht uns theils mit
der Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte dieser Kunst-
werke, theils mit des Künstlers häuslichem, geselligem,
von der Macht der Leidenschaft bewegtem Leben bekannt.
Im sechsten Bande endlich lernt der Leser „Abend und
Nacht" dieses interessanten Künstlerlebens kennen. Der
vorherrschende Grundton desselben ist der der Wehmuth.
Trotz all seiner herrlichen, von ganz Europa mit Begei-
sterung aufgenommenen Meisterwerke hat Mozart noch
immer keine feste Anstellung, keine gesicherte Existenz ge-
wonnen, er hat noch fort und fort mit den bittersten
Nahrungssorgen, mit Intriguen und Verfolgungen zu
kämpfen; der Gram hierüber nagt an seinem Herzen, seine
Gesundheit ist untergraben und immer unabweisbarer
bemächtigt sich seiner die Ahnung eines baldigen Todes.
Gleichwol entwickelt er auch in dieser Zeit noch eine wun-
derbare Schöpferkraft. Er schreibt unter anderm binnen
18 Tagen für die prager Bühne seinen „Titus", für
Schikaneder die mit dem unerhörtesten Enthusiasmus auf-
genommene „Zauberflöte" und für einen unbekannten,
unheimlichen Fremden, in dem er den Boten seines Todes
ahnt, das „Requiem". Aber mit diesem ist auch seine Le-
benskraft erschöpft, und die Berufungen und Anstellungen,
welche jetzt von verschiedenen Seiten einlaufen, finden ihn
nur noch, wie er bereits auf dem Sterbelager liegt.

Schon aus dieser Uebersicht wird man erkennen, daß
man es hier mehr mit einer Biographie als mit einem

Roman im eigentlichen und engern Sinne des Wortes zu thun hat. Nichtsdestoweniger trägt das Buch diesen Namen insofern mit Recht, als es sich, was Leichtigkeit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, was einen bunten Wechsel von anziehenden und fesselnden, spannenden und überraschenden, rührenden und erheiternden Scenen betrifft, ganz wie ein Roman liest und einem Roman auch darin gleicht, daß des Künstlers erste Jugendliebe gleichsam den rothen Faden bildet, der sich wie das Gespinst einer freundlichern Parze durch sein ganzes Lebensgewebe hindurchzieht. Auch den Namen eines „culturhistorischen" Romans führt das Buch nicht mit Unrecht: denn in der That entwirft es dem Leser nicht blos ein Bild von Mozart's Lebenslauf und der Entwickelung seiner Persönlichkeit als Mensch und Künstler, sondern es ist auch reich an Gemälden und Schilderungen der damaligen Zeiten und Sitten überhaupt und bringt in dieser Hinsicht gar manches, was für Leser, die sich mit jenen Zeiten nicht specieller beschäftigt haben, neu und pikant sein wird. Dahin gehören unter anderm die Schilderungen des Lebens und Treibens an den Höfen zu Wien unter Maria Theresia und Joseph II., zu Salzburg unter dem Fürst-Erzbischof Hieronymus Josephus Franciscus de Paula, zu München und Manheim unter den Kurfürsten Maximilian Joseph und Karl Theodor, zu Paris unter Ludwig XV. und dem Regiment der Pompadour, zu Rom unter dem Papst Clemens XIV. u. s. w.; ferner die Schilderungen des nationalen Lebens und Treibens in verschiedenen Städten, z. B. in Neapel, Mailand, Prag u. s. w.; und endlich die Lebensbilder anderer berühmter Persönlichkeiten, die mit Mozart's Leben mehr oder minder eng verflochten waren, unter denen wir hier nur die Tonkünstler Gluck, Haydn, Salieri, Albrechtsberger, Abt Vogler, Abt Stadler, Duschek, Süßmayer u. a., die Theaterdichter Metastasio und Da Ponte, die Bühnendirectoren Bondini und Schikaneder, den Schauspieler Lange u. a. nennen wollen. Bei der Einverwebung dieser Schilderungen ist der Autor nicht immer mit der angemessenen Selbstbeschränkung verfahren. Einiges, z. B. die Geschichte des Theaters zu Prag, hätte wol ganz wegbleiben, manches kürzer behandelt werden können. Inzwischen gereicht die Herbeiziehung eines oder des andern nicht absolut nothwendigen Stoffs dem Verfasser insofern zur Entschuldigung, als die natürlicherweise öfter sich wiederholenden Beschreibungen musikalischer Compositionen und Aufführungen, wenn sie nicht in der Wirkung sich abstumpfen sollten, durch anderweitige Darstellungen unterbrochen werden mußten.

Uebrigens verdient es eine lobende Anerkennung, daß der Autor auch bei der Charakteristik der Compositionen durchweg auf Mannichfaltigkeit und Anschaulichkeit der Einkleidung bedacht gewesen ist. So viel Opernaufführungen er auch schildert, er hat für jede derselben eine besondere Form gefunden und das, was über die Musik zu sagen nothwendig war, stets so eng und innig in die Erzählung der äußern Nebenumstände verflochten, daß rein kritische und ästhetische Analysen fast gänzlich vermieden sind. Zum Theil sind ihm [illegible] Ueberlieferungen auf das beste zu [illegible] der Autor verfehlt in solchen Fällen nie [illegible] Quellen, aus denen er geschöpft, [illegible] hat er wol auch aus seiner eigenen Erfindung [illegible]

Daß bei einem so umfangreichen [illegible] Partien gleich gelungen und von gleicher [illegible] liegt in der Natur der Sache. Am [illegible] schnittlich die Scenen von heiterm [illegible] rakter ausgefallen, z. B. „Am Wiener [illegible] am Hof zu Versailles", „Auch ein [illegible] vom Herrgöttle zu Manheim", „Ein [illegible] Hauptprobe", „Verzweiflung über [illegible] letzte Hoffnung", „Die Aufführung der [illegible] manche andere. Jedoch finden sich auch [illegible] und rührenden Partien einzelne von besonderer [illegible] so unter anderm die beiden, welche der [illegible] ten Bande Joseph Haydn und seiner [illegible] gewidmet hat, sowie auch einige von denen, [illegible] er Mozart's häusliche Verhältnisse und [illegible] gen schildert. Am wenigsten glückt es ihm, [illegible] thetischen oder erhabenen Stil zu erheben, [illegible] er nicht selten in das Declamatorische und [illegible] Glücklicherweise verliert er sich in diese [illegible] allzu oft und kehrt von ihnen bald und [illegible] diejenigen Gebiete zurück, in denen er einen [illegible] Boden unter den Füßen hat.

Die Darstellung ist ihrem vorherrschenden [illegible] nach die eines flotten, lebhaften Erzählers, [illegible] sich nicht allzu oft zu einer wirklich poetischen [illegible] und Gestaltungsweise, sinkt aber auch mitunter [illegible] und Gemeine hinab. Von der Einkleidung [illegible] zählenden in die Gesprächsform macht [illegible] den strengern Geschmack eine zu häufige [illegible] doch läßt sich nicht leugnen, daß er auf [illegible] manches dem populären Auffassungskreise [illegible] gemacht hat, was in anderer Form vielleicht [illegible] gerecht gewesen wäre. Von den zahlreichen [illegible] doten, welche über Mozart in Umlauf [illegible] ders geeignet sind, einerseits seine bewundernswürdige [illegible] Genialität, andererseits seine zwar hier und [illegible] und leidenschaftliche, aber durchaus edle [illegible] liebenswürdige Persönlichkeit zu charakterisiren, [illegible] Verfasser so leicht keine entgehen lassen. [illegible] Sammlung derselben ist im Gespräch zwischen [illegible] Lichnowsky und Schikaneder aufgespeichert, [illegible] erstere der Begleiter Mozart's auf seiner [illegible] deutschland gewesen war. Nur eine, [illegible] der bekannte, die ebenso sehr von [illegible] Schöpferkraft, wie von seinem, der [illegible] abholden, aber trotzdem aus tiefem [illegible] Humor Zeugniß ablegt, hier als Probe [illegible]

„Ich hatte" — so erzählte Lichnowsky — [illegible] einen kleinen Ausflug nach Dresden zu machen, [illegible] auch ich lieb gewonnen, lud uns noch einmal [illegible] Wir kamen beide mit Freuden. Unser [illegible] geräumt und bei dem wohlbesetzten Abendessen [illegible] Als wir weggehen wollten, vermochte [illegible]

erbergen, und wandte sich mit den Worten an Mozart:
iß, ob wir Sie wiedersehen, geben Sie uns eine Zeile
r Hand.»"
: hat Mozart sicher gespöttelt!" sagte hier Schikaneder.
ntalität ist ihm wie Gift und Abschiednehmen seine
!"
fangs spottete er in der That über sentimentales Wesen.
gte er aber doch: «Nun, Papa Doles, geben Sie mir
Notenpapier!» Dies war natürlich gleich zur Hand.
ß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb fünf oder
ten. Dann gab er Vater Doles die eine, dem Sohne
Hälfte. Auf dem ersten Blatte war ein dreistimmiger
halben Noten, ohne Worte. Die Composition war
und sehr wehmüthig. Auf dem zweiten Blättchen
falls ein dreistimmiger Kanon, aber in Achtel und
hne Worte. Man sang ihn und fand ihn ebenso
als den ersten, aber sehr drollig. Jetzt bemerkten
ch noch, daß beide zusammen gesungen werden konnten,
ß ein sechsstimmiges Ganzes bildeten."
nderungswürdig!"
nun die Worte!» rief Mozart, und schrieb unter den
t wohl, wir sehen uns wieder! und unter den zwei-
noch gar wie alte Weiber!"
ch! köstlich!"
urden nun beide Kanons noch einmal gesungen, und
zu sagen, welch eine lächerliche und doch tiefe, fast
nschneidende Wirkung dies auf uns machte — irr'
auch auf ihn selbst; denn mit etwas milderer Stimme
ieu, Kinder!» und war so schnell fort, daß ich ihm
konnte."

Gabe Mozart's, die herrlichsten musikalischen
t nur so aus dem Aermel zu schütteln, legt der
seiner Charakteristik desselben mit Recht großes
belegt dieselbe durch eine beträchtliche Anzahl
ntesten und pikantesten Beispiele, aus allen Sta-
ebens, von der frühesten Kindheit bis zu seinem
pft: denn ganz unstreitig beruht gerade die
erstehliche, wie der Blitz im Moment ein-
Wirkung seiner Compositionen, durch die er
Meister überstrahlt, hauptsächlich darin, daß
r Stelle aus ihnen herausfühlt, daß auch
ein Blitz seinem Schöpfergedanken: „Es werde
rungen sind. Andererseits betont der Autor
n Nachdruck die bittere Ironie des neidischen
lches über den äußern Lebensverhältnissen des
s waltete; ebenso den nagenden Kummer des
r aus dem Bewußtsein entsprang, nicht nach
standen und anerkannt zu sein; und indem
Beziehung die glänzenden Erfolge des Wun-
den traurigen Erfahrungen des reifen Ge-
llendeten Meisters in schneidendem Contrast
, gibt er den heitern Partien seines Buchs
dunkeln Hintergrund, der die Totalwirkung
emäldes bedeutender und nachhaltiger erschei-
man, solange man sein Augenmerk nur auf
nd auf den flüchtigen, zuweilen flachen Cha-
rstellungsweise richtet, davon zu erwarten

11.

Die Deutschen in Nordamerika.

Die „Nordischen Blätter" von F. J. Kruger und Willibald Wulff — beiläufig gesagt, das Organ der neuesten Dichtergenossenschaft der „Junggermanen", deren Statuten auch als besondere Broschüre *) erschienen sind und deren Mitglieder durch genanntes Blatt zu ihrer am 15. October in Mainz abzuhaltenden ersten Versammlung eingeladen werden — erwerben sich namentlich ein Verdienst durch die zahlreichen Mittheilungen über das Leben und Treiben der Deutschen in den nordamerikanischen Freistaaten, theils in Originalcorrespondenzen, theils in Auszügen aus den in Nordamerika erscheinenden deutschen Journalen bestehend. Nr. 36 bringt z. B. eine Correspondenz aus Neuyork mit Auszügen aus dem in Milwaukie erscheinenden „Gradaus", worin es z. B. über das deutsche Element im Staat Wisconsin heißt: „Die deutsche Bevölkerung von Wisconsin bietet ein wunderbares Bild. In den kleinsten Städten, die noch mit den Baumstümpfen zu kämpfen haben, ist eine Masse deutscher Bildung beieinander, wie sie eine Mittelstadt Deutschlands kaum aufzuweisen hat. In dem räucherigen Gastzimmer des Hotels hört der Reisende zwischen Männern, die er ihrem Aeußern nach für Buschbauern hält, Gespräche und Urtheile, die mehr als gewöhnliche staatliche und historische Kenntnisse verrathen. Bleibt er über Nacht in dem Orte, so kann er einer Probe des Gesangvereins beiwohnen, der kaum an einem Orte in Wisconsin, wo Deutsche leben, fehlt, und er ist überrascht von dem Geschmack der Aufführungen. Der Dirigent, der jetzt Buchhalter bei der nächsten Sägemühle und Schindelfabrik ist, hat vielleicht bei Marx in Berlin Musik studirt. Fährt am Morgen der Reisende durch den Wald weiter und er hält bei einer Farm an, um seine Pferde zu tränken, so klingt ihm wol aus dem Hause ein Piano entgegen, und der Farmer mit wildem Bart, die Brille auf der Nase, läßt seine Ochsen im Felde stehen und begrüßt ihn mit irgendeinem Citat aus einem lateinischen Classiker" u. s. w. Dann wird erzählt, daß in den Städten, „die sich einigermaßen aus dem ersten Schmutz der Kindheit gerungen", vor allen Dingen an die Errichtung eines deutschen Theaters, einer Musikgesellschaft, eines Lesevereins u. dgl. gedacht werde. Hauptsächlich wird von der Stadt Milwaukie gerühmt, daß es „auf Gottes weiter Erde kein gemüthlicheres, kunstsinnigeres Nest gibt", und wenn man unversehens in das Getümmel eines dortigen Jahrmarkts mit seinen leinwandenen Buden, Bänkelsängern, Polichinellkasten u. s. w. gerathe, so fühle man sich wie aus den Wolken gefallen und versucht, den Weg zum heimischen deutschen Dorfe zu suchen.

Nun, bis zu Liedertafeln, Streichquartetten, Turnervereinen, deutschen Jahrmärkten, Bierconventen, Lokalblättern und sogar schon zu Musenalmanachen und Preisnovellen haben es die Deutschen in Nordamerika bereits glücklich gebracht, aber ihre politische Stellung ist darum immer noch keine bedeutende und geachtete, und ihr Druck und Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte, auf die Lokalregierungen, die Wahlen u. s. w. entsprechen noch nicht entfernt ihrer Masse und mitgebrachten Bildung, und obschon nicht zu verkennen ist, daß die deutsche Journalistik trotz aller Auswüchse sich doch im ganzen wesentlich gehoben hat, und ein wichtiges Mittel für die Erhaltung der deutschen Sprache geworden ist, fehlt es doch noch an einer deutschen Hochschule, für die doch alle Bedingungen vorhanden zu sein scheinen. Im übrigen verschweigt der „Gradaus" auch gewisse sehr unlöbliche und schädliche Eigenschaften nicht, die dem deutschen Wesen ankleben, indem er sagt, daß die deutsche Bevölkerung auch „alle Schattenseiten des deutschen Charakters, Klatsch und Kleinstädterei, Neid und Eifersucht darstellt; gerade aber deshalb fühlt sich der deutsche Einwanderer nirgends so schnell zu Hause und schlägt so leicht Wurzel als eben in Wisconsin". Ein schlimmes

*) Die Junggermanische Schule. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst. Zweite verbesserte Auflage. Altona, Verlagsbureau. 1859. 8. 5 Ngr.

Symptom, wenn man eingestehen muß, daß sich der Deutsche erst da recht heimisch und gemüthlich fühle, wo er genügendes Terrain findet, seiner Neigung zum Klatsch und zur Kleinstädterei, zum Neid und zur Eifersucht genugzuthun! Aus einer neuyorker Mittheilung in Nr. 39 der „Nordischen Blätter" erfahren wir, daß Struve seine sechsbändige Weltgeschichte, die der Einsender als ein höchst nützliches Volksbuch bezeichnet, vollendet und ein neues Blatt „Die sociale Republik" gegründet; daß Heinzen, „Egoist und Narr, der er von jeher war", noch immer den „Pionier" herausgibt, der aber durch „unflätige" Polemik nur zu sehr geeignet sei, insofern er sich einer nennenswerthen Verbreitung erfreute, „das ganze deutsche Element in Verruf zu bringen", und daß Löwe's aus Galbe „Neue Zeit" und Dulon's „Sonntagsblätter" eingegangen sind. Von dem letztern heißt es noch, daß er die in Neuyork gegründete Freie Gemeinde durch seine „possirlichen Anmaßungen" auseinander gesprengt habe, jetzt aber „humanisirt" sei und die erste wirklich tüchtige deutsch-amerikanische Schule ins Leben gerufen habe. Eduard Pelz wird in dieser Correspondenz eine „Kratzbürste mit Eichenlaub" genannt.

Auch zu illustrirten humoristischen Blättern haben es die Deutschen in Nordamerika bereits gebracht. Von dem ganz stattlich auftretenden, von Cohnheim und Brethauer redigirten „Neuyorker Humorist. Illustrirte Wochenschrift für Humor, Satire, Kunst und Belletristik" liegt uns Nr. 20 vor. Das Blatt enthält Witzspiele und Sottisen à la Kladderadatsch, z. B. „Der berühmte Tenorist (Tourist?) Gerstäcker hat noch einen deutschen Staat entdeckt. Derselbe ist von Gensdarmen bewohnt." Am Schlusse folgen Theaterberichte, aus denen wir erfahren, daß auf dem deutschen Stadttheater zu Neuyork zur Eröffnung der Wintersaison Gutzkow's „Königsleutenant" und später Laube's Trauerspiel „Graf Essex" gegeben wurde, in welchem letztern Ludwig Knorr vom bremer Stadttheater die Hauptrolle mit vielem Beifall gab. In Chicago ist, wie dasselbe Blatt berichtet, eine englische Uebersetzung des „Fechter von Ravenna" mit Erfolg zur Aufführung gekommen.

Wir haben oben Karl Heinzen genannt, und wir glauben von seinem journalistischen und literarischen Treiben noch weitere Notiz nehmen zu müssen, da er fortdauernd von sich sprechen zu machen weiß und in der That einen ansehnlichen Anhang, namentlich unter emancipirten Frauen und Fräulein zu haben scheint. Gegenwärtig liegt er in Fehde mit einem gewissen Rittig, der ihn in der „Neuyorker Staatszeitung" insultirt hatte. Hier eine Probe dieser deutsch-amerikanischen Art zu polemisiren, die mehr an Kannibalen als an civilisirte Menschen erinnert. Rittig redet seinen Gegner an: „Nun, alter Saufaus, wie heißen wir? Sprich und thu nicht so blöde. Daß wir der jüngern Emigration angehören, das weißt du, hast es auch schon verrathen. Wir wissen ja, daß du einmal Appetit nach einer Million Köpfe hattest, waren also zur Zeit, als noch Europa der Schauplatz deiner blutigen Appetite war, auch noch drüben. Da du uns das Zeugniß ausstellst, «mit allen Hunden gehetzt zu sein», so müssen wir uns auch schon einmal in deiner Nähe befunden haben, glorioser journalistischer Bulldog! Sinne nach, blutiger Geselle! Denkst du noch daran, als du an des Ohio Strande den Wappenrock eines «Herolds des Westens» anzogst und einen Mann, der sich von dir bethören ließ, dabei auszogst? Denkst du an jene Stadt, an jenes Jahr, wo noch keine Ungarweine zu haben waren, wo du noch nicht Gelegenheit hattest, dein ganzes Päpier zu einem wöchentlichen Wirthshausschilde zu machen, wie Anno 1857 in Neuyork? Denkst du an Louisville, wo die Mulattin mit dem rothen Atlashut an der Ecke steht und du in loco abolitionirt hast? Erinnerst du dich an das Jahr 1853, als du noch manchmal nüchtern die Jeffersonstraße mit großen Schritten maßest, als dir eines Morgens jemand begegnete und du also sprachst: «Wie geht's, Herr Rittig? Haben Sie nicht Lust, wieder zur Presse zurückzukehren? Warum haben Sie die Journalistik aufgegeben?»... So, jetzt wäre die Formalität vollzogen, Ritter Falstaff kann jetzt nicht mehr renommistisch rufen: «Herunter mit dem Visir!» An [illegible] mich, deutsches Krokodil, wenn du mich [illegible] falte die ganze Kraft deiner Geisteschwanz[illegible] den Zenith der Gemeinheit, gebrauche al[illegible] dein schützender Genius, die schlangenumzi[illegible] Hand gibt. Rase, tobe, schnaube Koth, [illegible] Gift — wir rücken nicht von der Stelle. [illegible] ben, daß es endlich an der Zeit ist, dem [illegible] vom «Pionier», der blos Menschenfleisch [illegible] druck an den Wanst von trockenem Lehm zu [illegible] sich selbst vergötternden Kachelofen durch [illegible] an die ihm gebührende Stelle zu rücken. [illegible] treiben wird, desto mehr Spaß wird er [illegible] Samstagsschimmel heißt jetzt: Karl Heinzen."

Heinzen hält es der Mühe werth, in Nr. [illegible] Artikeln zu erwidern, der eine zu Anfang der [illegible] von nahe acht Foliospalten, der andere am Schl[illegible] Heinzen, fast genial im Schimpfen, bleibt der „[illegible] zeitung" natürlich nichts schuldig. Er sagt [illegible] die Blätter wie die «Neuyorker Staatszeitung» [illegible] Inhalt in eine anständige Form kleiden, [illegible] und Würde» sich zu spreizen suchen, sind sie [illegible] und langweilig. Aber wenn sie so nicht [illegible] flat um sich werfen, als hätten sie eine [illegible] Pferden im Leibe, haben sie den Reiz einer [illegible] rischen Natürlichkeit, einer vorsündflutigen [illegible] animalischen Wahrheit, welche die Kritik eines [illegible] Publikums herausfordern kann. Eine «Staatsz[illegible] Rechts wegen gar nicht den Mund aufthun, [illegible] animalischer Stoffe über ein ganzes Stadtviertel [illegible] An ihrem jetzigen Lokalkloakenmeister hat sie [illegible] ten Mann gefunden" u. s. w. Man begreift [illegible] ein Publikum finden kann, welches mit der [illegible] scheulichkeiten seine kostbare Zeit verwüstet: [illegible] begreift man, daß es einen Menschen gibt, [illegible] Heinzen, seine größte Lebensfreude in solchen [illegible] Balgereien zu finden scheint. Gleich in derselben [illegible] er Kinkel wegen seines allerdings etwas [illegible] den Gedichts „An mein Vaterland" und [illegible] er den letztern wegen eines in seiner „Sc[illegible] haltenen Artikels beschuldigt, daß er „der [illegible] Lager der Menschenhändler führt, mit schr[illegible] rücklegt, als selbst der beste Kenner dieses [illegible] Philistern blutig roth gefärbten, aber in [illegible] wirklich radicalen Mannes ahnen konnte". [illegible] ist die in derselben Nummer mitgetheilte Notiz, [illegible] der Verfasser der Preisnovelle „Fata Morg[illegible] des an seinem sechsundsechzigsten Geburtstag[illegible] 1858, verstorbenen Dr. med. Wilhelm Wei[illegible] Selbst Heinzen kann dem Verstorbenen die [illegible] versagen, daß die Deutschen in Nordamerika [illegible] leute zu verlieren haben, wie Wilhelm We[illegible] vor wenig Jahren vorangegangener Bruder [illegible]

Karl Heinzen, der wüthende Kampfhahn, [illegible] Lyriker, wie seine zu Neuyork im Selbst[illegible] „Gedichte" beweisen, von denen uns ein [illegible] welches zugleich mit dem Porträt des Verfa[illegible] Wenn der Künstler, der ihm den Kopf [illegible] gelindere Weise, als Heinzen diese Operation [illegible] ziehen möchte, dem Dargestellten nicht [illegible] so kann man nicht leugnen, daß dies ein [illegible] gischer und zugleich wohlgebildeter Kopf ist. [illegible] Eitelkeit, welche ihn bewog, sein Porträt [illegible] eher zu verzeihen als manchem andern Pro[illegible] kum mit seiner minder anziehenden Phys[illegible] wagte. In dem Einleitungsgedicht „[illegible] bin" schildert Heinzen die Welt durch [illegible] ist, wo sie nicht Markt ist, zum Schaffen [illegible] heit zur Ehre; kein edler Zorn erbittert [illegible]

nungsstumpf, verschlafft und geistverlassen". Ganz be-
ei den „Deutschen"; denn
erstand ist ihnen impotenter Dünkel.
Nichtsthuer Hecker und Nichtsthuer Kinkel
ind ihre Freiheitsretter nach wie vor,
Und wo sie sich des Götzenthums entschlagen,
leihn sie nur dem Preiscourant ihr Ohr
Und danken für die Freiheit mit dem Magen.

man in das Reich des Schönen flüchten:
wem die Zeit der Schlechten und der Schwachen
ellion zu machen nicht gewährt,
finde Trost durch — Lieb' und Versemachen.

flingt ja recht nach deutschem lyrischen Far niente und
etwas wunderlich im Munde eines Mannes aus, dem,
int, die „Rebellion" als Normalzustand der Mensch-
Die Sammlung enthält zuvörderst einen Cyklus von
nter dem Titel „Luise", der einer Todten gewidmet ist,
eine zweite Abtheilung unter dem Gesammttitel „Liebe
" anschließt. In der Liebe denkt der Verfasser etwas
ialistisch, wie sich erwarten läßt („Dein Körper ist
Seele!" ruft er seiner Geliebten zu); dem Genuß
Schranke gesetzt werden. Karl den Großen läßt er
e eines Gedichts an Eginhard und Emma die bur-
le richten:

ein Paar, wie ihr, bringt Freud' ins Haus,
Nich befriedigt Eure desense:
heut' Abend ist Fest und Versöhnungsschmaus
nd Jubel und Thee de danse:
du, Emma, bist Eginhard's Frau, und er —
die Hand, Herr Schwiegersohn Leibsecretär,
nd — honny qui mal y pense!

finden sich auch hier und da tiefere Klänge, wie na-
dem Gedicht „Sappho":

Und lieber lieb' ich nur mit Schmerzen,
Als daß ich ohne Liebe bin.

tte Abtheilung: „Vermischte Gedichte", beginnt mit
ite: „Ermanuung eines jungen Poeten", das schon
ire 1827 stammt. Heinzen klagt darin über die in
Poesie herrschende Unnatur, den Prunk, die herzlose
Verstandes und die unverständige Sprache des Her-
dennoch muß gedichtet sein"; und er fährt dann fort:

ich denke, die Satire ist
ch auch, um ein Genie zu adeln,
o wo nichts mehr zu loben ist,
gibt es um so mehr zu tadeln.

am sei's! Die Elegie ist mir fatal,
n Wortgepräng' und Schwung will ich entsagen,
werd' ich dieser Narrenwelt einmal
ht frank und frei die Wahrheit sagen.

er denn auch redlich in diesen wie den folgenden
„In die Politik einschlagend" und „Kleinere Ge-
igramme". Selbst „Thalatta" muß sich bittere
n ihm sagen lassen, indem er von einer Seereise
uhernde und delicate Bild entwirft:

Dort sind am Spein
Gesund' und Kranke,
Die von der Pein,
Die vom Gestanke,

Verpacket bunt
Im Schiff da drinnen
Mit Iren und
Irländerinnen.

Romantik stach
Mir stets die Sohlen;
Doch diese mag
Der Teufel holen.

— — — —

Dem Land entspringt
Des Dichtquells Säule,
„Thalatta" bringt
Nur Langeweile.

Diejenigen, welche uns in gemeiner Weise verfolgen, räth Heinzen

. . . . . zu verlachen,
Nur ein Lump und ein Christ
Wird zu Freunden sie machen.

Unter den Epigrammen nennen wir folgende:

Goethe und die Deutschen.

Du hast's dein Leben lang gebüßt,
Daß du nicht dumm warst und gemein.
Kein Sterblicher kann ungestraft
Ein Genius und ein Deutscher sein

Widerspruch bei gewissen Poeten.

Derweil im Vers ihr das Gemeine richtet,
Ist es Gemeinheit, was ihr thut und strebet.
Wenn ihr nicht sucht zu leben, was ihr dichtet,
So sucht auch nur zu dichten, was ihr lebet!

Dichter und Philister.

Wo mit Sonnen und Sternen der Dichter sich leuchtet im Weltall,
Tappt mit dem Talglichtstumpf plump der Philister umher.

Sonst und jetzt.

Ehemals spielte der Dichter den Herrn bei Armen und Reichen,
Jetzt auf die Leier Apoll's borgt man die Saiten ihm nicht.

Aber der Heinzen'sche Cynismus macht sich in nur zu vie-
len Epigrammen Luft, z. B.:

Rath an eine Ehefrau.

„Mein Mann zerstört mir jedes Glück!"
So scheidet euern Lebenslauf!
„Er hält mich mit Gewalt zurück."
So setz' getrost ihm Hörner auf.
Dem Ochsen!

Natürlich fehlt es auch nicht an persönlichen Ausfällen:
Nikolaus Becker und Friedrich Hecker sind beide

an Ruhme reich.
Der eine durch ein dummes Lied,
Der andre durch 'nen dummen Streich.

Kinkel bedenkt er mit folgendem nicht sehr humanen Epi-
gramm:

Bei andern macht das Verdienst den Mann.
In Deutschland macht ihn der Dünkel:
Ein Spinnrad und ein Professor dran —
So entspann sich der große Kinkel.

Die letzte Abtheilung „Gelegentliches" bringt unter anderm auch einige Sonette an den „Burschenkaiser" A. L. Follen, der in Zürich mit Heinzen und Ruge einen „denunciatorischen Sonettenkrieg über Atheismus und Religion" angefangen hatte. In einer Anmerkung versichert Heinzen, daß Follen seine Ansprüche auf die deutsche Kaiserkrone sogar in Emblemen (Scepter, Krone, Reichsapfel u. s. w.) an der Windfahne seines Hauses zu Zürich festgehalten habe. Sicherlich brauchen die Gespensterseher einer drohenden Demokratie nicht ängstlich zu sein, solange sich deren Vorkämpfer untereinander so zerfleischen und sich selbst ebenso lächerlich machen, als einer den andern lächerlich zu machen sucht. So viel Rohes, Abstoßendes und Gemeines übrigens diese Heinzen'sche Gedichtsammlung enthält, so wird man doch auch nicht in Abrede stellen können, daß es ihrem Verfasser an einer gewissen Originalität, an Keckheit und treffenden sarkastischen Einfällen nicht gebricht. Diese Sammlung kündet sich als der erste Band seiner „Gesammelten Schriften" an; der zweite Band soll seine Lustspiele enthalten. Der „Pionier" ladet zur Subscription ein und enthält auch bereits eine Pränumerationsliste. So findet alles in der Welt sein Publikum.

H. M.

Zur deutschen Reichsgeschichte.

1. Die Reichspaläſte zu Tribur, Ingelheim und Gelnhauſen und das Schloß Trifels. Mit einem Anhange: Die Kaiſerbilder im Römerſaale zu Frankfurt a. M. Von Johann Philipp Benkard. Frankfurt a. M., Keller. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Wahl und Krönung der deutſchen Kaiſer zu Frankfurt a. M. von B. J. Römer-Büchner. Mit 9 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M., Keller. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Des Kanonicus Baldemar von Peterweil Beſchreibung der kaiſerlichen Stadt Frankfurt a. M. aus dem 14. Jahrhundert. Urſchrift mit Ueberſetzung und Erläuterungen herausgegeben von L. H. Euler. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Der Verfaſſer von Nr. 1, Stadtumtmann Benkard in Frankfurt, hat ſich ſchon früher durch ſeine „Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Kaiſer und Könige", welche in demſelben Verlag erſchien, als ein gründlicher Kenner der deutſchen Reichsgeſchichte bewährt. Das vorliegende Werk iſt aus geſammelten Aufſätzen, welche früher in Zeitblättern erſchienen waren, entſtanden. Während der Text in warmer, gewandter, feſſelnder Sprache die Erinnerungen wiedererweckt, welche an die auf dem Titel genannten Stätten der alten Reichsgröße ſich knüpfen, enthalten die Anmerkungen die reichſte Fülle hiſtoriſcher Gelehrſamkeit und ſo genügt das Werk als Ganzes jedem Leſer, mag er Anregung oder Belehrung ſuchen. Wir übergehen die Reſte von Tribur und Ingelheim, welche ſeit Jahrhunderten faſt gänzlich zerſtört ſind, um noch ein Wort über den heutigen Zuſtand von Gelnhauſen zu ſagen. Der dortige Palaſt Friedrich's I. gehört nicht nur mit der Wartburg zu den wichtigſten weltlichen Denkmalen der romaniſchen Baukunſt in Deutſchland, ſondern iſt auch von geſchichtlicher Wichtigkeit, weil hier die Entſetzung Heinrich's des Löwen 1180 erfolgte. Aber weit glücklicher ſind die Loſe der Wartburg gefallen, welche durch ihre feſte und weitſchauende Lage immer ein bevorzugter Ort blieb, niemals verfiel und jetzt ausgebaut worden iſt; dagegen die arme Ritterſchaft und die kleine Reichsſtadt Gelnhauſen litten mit dem Verfall des Reichs alle jene Qualen, welche den ſchwachen Reichsſtänden bei dem Aufkommen der Landesherrlichkeit bereitet wurden. Schon 1430 war die Burg im höchſten Grade baufällig, der Dreißigjährige Krieg legte ſie in Trümmer. „In der Burg Gelnhauſen iſt die Armuth groß", ſchreibt Martin Zeiller 1639, und daß die Verhältniſſe der Ritterſchaft ſich nicht gehoben, beweiſt ein ſehr kläglicher Bericht derſelben an den Kaiſer, als dieſer ſie zur Türkenhülfe aufforderte, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Obgleich an der Straße zwiſchen Leipzig und Frankfurt gelegen, war die Burg wenig bekannt, bis Hundeshagen in kümmerlichen Dienſtverhältniſſen mit treuem vaterländiſchen Sinne ihr die Kraft ſeines Lebens widmete. Zwar ſein erſtes Werk loderte im Brande von Hanau (31. October 1813) mit werthvollen geſchichtlichen Sammlungen in Flammen auf, aber unverdroſſen ſchuf er das zweite Werk: „Kaiſer Friedrich's I. Palaſt in der Burg zu Gelnhauſen", (1819, Fol., mit 13 Kupfertafeln), ſo die beſchämend, deren Pflicht es geweſen wäre, die koſtbaren Reſte, die als Steinbruch für alle umliegenden Bauten benutzt wurden, vor weiterm Verfall zu wahren. Noch iſt nichts geſchehen, vielmehr ſchreitet der Verfall, wie wir ſogleich nachweiſen werden, raſch vorwärts, indeß iſt die Wiederherſtellung der Eliſabethkirche in Marburg nach jahrhundertelanger Verwahrloſung ein Beiſpiel, welches noch geringer Hoffnung Raum gibt, es möchte auch für die Wohnſtätte des großen Kaiſers ein beſſerer Tag anbrechen. Benkard ſchildert den Zuſtand der Burg, welcher auch durch einen Stahlſtich erläutert iſt, wie er ſie zuletzt ſah, folgendermaßen: „Zu der Inſel, auf welcher die Burg Gelnhauſen liegt, die jetzt ein buntes Gemiſch von Wohnhäuſern, Hütten und Ruinen ausmacht, welche mit einer ſehr einfachen alten Befeſtigungsmauer umgeben ſind, führen zwei hölzerne Brücken, von denen die eine ſich ganz nahe bei der Stadt befindet. Iſt man über dieſe Brücke hinüber und durch eine Straße von niedrigen Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden gegangen, an welchen hier und da ein eingemauertes altes Steinbild hervortritt, ſo gelangt man zu dem Thor des eigentlichen Palaſtes, deſſen Umfang ſehr leicht durch die beſondere Mauer erkannt wird, welche die ganze Einfaſſung deſſelben noch jetzt bezeichnet. Dieſelbe iſt ſehr dick und beſteht nach den Außenſeiten hin, ſofern ſie nicht durch ſpätere Einſätze verunziert iſt, aus lauter ungleich gehauenen Werkſtücken (Boſſagen). Mehr oder weniger droht ſie nebſt den mit ihr hängenden Kaminen den Einſturz, welchem auch das Pfarrhaus nicht ſehr fern zu ſein ſcheint und nicht ohne einiges Grauen geht man durch das ſogenannte Meßthor — ſo genannt weil in deſſen Hallen Kaufleute feil zu halten pflegten —, welches ehemals von zwei Thürmen flankirt war, von welchen noch einer und auch dieſer nur zum Theil noch ſteht. Urſprünglich war das Meßthor höher als jetzt und eigentlich ein Doppelthor, welches durch zwei Säulenſtellungen im Innern zu einer ziemlich geräumigen Halle verbunden war. Der eine Thorgang iſt jetzt aber zugemauert und die Halle iſt durch Verſchüttung niedriger geworden, als ſie urſprünglich war. Die Bogen ſind halbkreisförmig und an dem einen Pfeiler derſelben ſind als Kopfgeſimsverzierung zwei einkörpfige Adler angebracht. Der Hof, zu welchem die Hauptpforte führt, iſt übrigens, abgeſehen von einigen Wohnhäuſern entſtellt, noch immer geräumig genug, daß man die im erſten Stocke noch ſtehende Vorderſeite des ehemaligen Reichsſaals, inſofern ſie nicht im Schutte ſteckt, bequem überſehen kann. Dieſe Vorderſeite iſt mit einer Reihe von Fenſteröffnungen im gefälligſten Rundbogenſtil verſehen, welche durch kleine gekuppelte Säulen voneinander geſchieden ſind, ſodaß das Ganze eine Folge zierlicher Arcaden bildet. Durch eine rundbogige Thür, an welcher die ſarazeniſche Verzierung weiſe unverkennbar iſt, gelangt man nun in den Saal, der noch an der andern Seite noch Fenſterreſte zeigt. Der erwähnte Hauptthor auf der dem Reichsſaal entgegengeſetzten Seite des kirrende Thurm, ebenfalls aus Buckelſteinen gebaut, wird als Burgverlies bezeichnet." Zur Zeit von Benkard's Beſuch war die über dem Meßthor, gleich dieſem und dem Reichsſaal aus rothen Sandſteinblöcken glatt erbaute Kapelle noch vorhanden, wenngleich ſehr beſchädigt und durch ein an Stelle des zerſtörten Gewölbes aufgeſetztes ſcheunenähnliches Dach für den Gottesdienſt, dem ſie bis 1811 diente, hergerichtet; nach den neuen Mittheilungen jedoch, welche Auguſt Finger, Oberlehrer in Frankfurt a. M., in dem „Frankfurter Muſeum" vom 21. Juli 1858 gemacht, iſt im Frühjahr 1858 dieſe Kapelle abgetragen worden und ihre Quader liegen im Hofe umher; arme Handflechter verdienen ihr Brot, ſitzend auf den Trümmern des herrlichen Kaiſerpalaſtes!

In Hinſicht auf die letzte der hier beſchriebenen Reichsburgen, Trifels, Grenzburg an einem Hauptweg nach Frankreichen und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, erwähnt der Verfaſſer die romantiſche Erzählung, daß der Sänger Blondel, nachdem er die Schloßwache berauſcht gemacht, mit einigen tapferer Genoſſen durch den Ueberfall der Feſte ſeinen Herrn mit Gewalt befreit habe. Vielmehr erfolgte die Befreiung Richards von England am 28. Februar 1194 gegen Bezahlung von 100000 Mark Silber, einer für die damaligen Verhältniſſe ungeheuern Summe, ſodaß eine Schatzung in ganz England ausgeſchrieben wurde und die Kirchengefäße eingeſchmolzen wurden und die engliſchen Geſandten, welche ihre Beſchwerden über das Benehmen des Kaiſers zu den Füßen des Papſtes niederlegten, klagten: „daß ihr Herr verkauft werde wie ein Ochſe, verhandelt gleich einem Eſel". Der Anhang weiſt aus mündlichem Verkehr mit den betreffenden Künſtlern nach, welche Cartons bei der Ausführung der Kaiſerbilder im frankfurter Römerſaal benutzt worden ſind.

Der Verfaſſer von Nr. 2, Römer-Büchner, hat durch eine ganz unnöthige Polemik in der Vorrede gegen die Geſchichte

bung der Gegenwart und Parteinahme für das Haus Habsburg, rectius Lothringen-Baudemont, seine rein auf die Vergangenheit gerichtete Aufgabe sich erschwert. Wenn er andere geschichtliche Stoffe unterschätzt, so provocirt er die Frage, ob denn die genaue Schilderung hundertmal geschilderter, in den letzten Jahrhunderten durchaus bedeutungsloser Ceremonien wirklich ein so hohes Ziel ist; wenn er „an die glorreichen Kaiser aus dem Hause Habsburg und Lothringen-Oesterreich von Rudolf von Habsburg bis Franz II. vorzugsweise die traditionelle Größe des Reichs und die Würde der Herrschaft" geknüpft sieht, so bedarf diese Ansicht von seiten der unabhängigen Geschichtsforschung keiner Widerlegung. Die Eintheilung des Stoffs gab sich ungezwungen so, daß von der Erledigung des Kaiserthrons an der neue Kaiser bis zur Abreise aus der Krönungsstadt begleitet wird. Als werthvoller Anhang sind aus dem frankfurter Archiv die bisher ungedruckten Ordnungen bei dem Einzug und Aufenthalt Kaiser Friedrich's III. 1442 mitgetheilt. Willkommene Zugaben sind die Tafeln, auf denen die Wahlkapelle und der Grundriß des Bartholomäidoms mit der Situation der Krönungsfeierlichkeiten (drei Tafeln), die Krönungsmünzen von Franz II. und in einer vorzüglicher Ausführung in Farbendruck die Krönungsinsignien dargestellt sind.

Nr. 3 ist von einem der gründlichsten Kenner der frankfurter Rechts- und Verfassungsgeschichte, Euler, herausgegeben und besitzt einen hohen Werth dadurch, daß in den lehrreichen Anmerkungen alle Hypothesen ausgeschlossen, dagegen mit großer Sicherheit alles Material zur topographischen Geschichte der Stadt zusammengebracht ist. Wenn man die Menge von unverbürgten Angaben kennt, welche aus einer frühern kritiklosen Zeit in die Gegenwart übergegangen sind, so wird man die Nothwendigkeit einer solchen Arbeit für die Reichsgeschichte zu würdigen wissen. 25.

Die Phrenologie und die calvinistische Prädestinationslehre.

Die von Karl Fortlage in Nr. 30 d. Bl. behauptete Uebereinstimmung der phrenologischen Doctrin mit der calvinistischen Prädestinationslehre dürfte nicht richtig sein. Wenn Fortlage annimt, es könne nach der Phrenologie jemand z. B. gewissenlos sein, weil ihm der betreffende Theil des Schädels (soll heißen: Gehirns) fehle und er gehöre damit nothwendig oder nach göttlicher Vorherbestimmung dieser Doctrin zufolge ebenso nach der calvinistischen Prädestinationslehre zu den Verdammten, so wird die Phrenologie darauf zunächst erwidern, daß ein solches Gebrechen jedenfalls noch seltener vorkommen werde, als das Fehlen beider Augen oder beider Ohren, da nicht leicht z. B. alle die Organe des Gewissens im Kopfe mangeln werden. Ihre Beobachtungen, behauptet sie, hätten es bisjetzt lediglich bestätigt, daß es sich so verhalte. Die wunderbaren Resultate der Erziehung von Idioten, welche z. B. von dem jetzigen Director des berliner Taubstummeninstituts erzielt sind, stimmen damit insofern überein, als hierdurch die Seltenheit des Fehlens der Gehirntheile für Ein phrenologisches Organ und die Möglichkeit, sogar solche arme Wesen zu entwickeln, dargethan wird. Käme jedoch wirklich ein vereinzelter Fall z. B. von völliger Gewissenlosigkeit vorkommen, so wird einestheils der davon Befangene diesen Mangel kaum empfinden und anderntheils brauche seine Nebenmenschen den Glauben an die Menschheit und eine höhere Hand, welche sie leitet, blos darum ebenso wenig zu verlieren, wie über der Existenz einiger der Vernunft Beraubten. Wollte man aber auch behaupten, daß es doch auf dasselbe hinauslaufe, ob vielen Menschen das Organ des Gewissens gänzlich fehle oder ob es nur, von ihren übrigen Organen übertäubt, als Schlepptau genommen werde, kurz zu schwach entwickelt sei, so wird die Phrenologie darauf weiter erwidern: auch dann sei von der gütigen Natur noch immer Vorkehrung getroffen, daß ein solcher Mensch nicht zu den Verdammten gehöre, aus folgenden Gründen:

1) Aehnlich wie der Mensch noch fortleben kann, wenn ihm z. B. ein so wichtiges Organ wie die Carotis (etwa wegen Unterbindung) den Dienst versagt, weil andere Arterien Aushülfe leisten, ähnlich würde es sich verhalten, wenn seinem Gehirn z. B. die Region für das Gewissen fehlte, oder daran nur mangelhaft ausgebildet wäre. Denn ein Mensch kann darum, nach phrenologischer Doctrin, noch immer z. B. höchst mitleidig sein und wird dann niemand seine rechtliche Sphäre verengen, wenn er dabei irgendwie hart auftreten müßte; oder er ist sehr ehrfurchtsvoll, dann zügeln ihn Pietätsrücksichten; oder er ist sehr verständig, dann sieht er die übeln Folgen ein, welche es für ihn und die Gesellschaft haben müßte, wenn er gewissenlos handelte; oder er ist sehr anhänglich und kinderliebend, dann verletzt er wenigstens diejenigen Personen nicht, für welche er solche Gefühle besitzt u. s. w. Aehnliche Resultate, wenn auch vielleicht auf der Stufenleiter der moralischen Schätzung minder hochstehend, werden noch andere Organe haben, z. B. das der Sorglichkeit, der Beifallsliebe, der Hoffnung u. s. w. Kurz, selbst wenn es Personen mit einem zu kleinen Gehirntheil für die Region des Gewissens gibt, so gehören sie darum in den Augen von Phrenologen noch nicht zur Klasse der Verdammten, ja noch nicht einmal der verabscheuungswerthen Menschen, schon deshalb nicht, weil die Gewissenhaftigkeit nach phrenologischer Doctrin nicht die einzige Tugend ist.

2) Die Phrenologie behauptet ferner, daß sich eine Hirnregion ebenso durch Uebung stärken lasse, wie z. B. ein schwacher Arm. Die Personen, welche die Phrenologie kennen, haben also nicht nur den Vortheil, das Problem des: Erkenne dich selbst! viel vollständiger lösen zu können, als es bei irgendeiner andern Doctrin möglich ist, sondern sie dürfen sich auch der Hoffnung hingeben, durch recht ausdauernde Uebung sich in Tugenden vollkommener zu machen oder mindestens von groben Fehlern zu befreien. Und wenn sie gar dabei das Glück haben, in ihren Uebungen von tüchtigen Menschen und angemessenen Schicksalen unterstützt und geleitet zu werden, so wird es ihnen gewiß kein Phrenolog verdenken, wenn sie dies und ihre Fortschritte in den Tugenden als eine ihnen gewordene, von Fortlage für unentbehrlich erachtete „specielle Hülfe von oben" ansehen. Fortlage würde nur dann mit seiner behaupteten Uebereinstimmung der Phrenologie mit der calvinistischen Prädestinationslehre recht haben, wenn die Phrenologie die Unveränderlichkeit des Gehirns annehmen müßte. Wie wenig letzteres der Fall, werden wol beinahe jedem Phrenologen eigene Erfahrungen gelehrt haben. Wie so also die phrenologische Doctrin mit der calvinistischen Prädestinationslehre auf eins hinauslaufen soll, ist nicht abzusehen. Eher könnte man sie für derselben diametral entgegengesetzt halten. Statt zur Verzweiflung zu treiben, wird sie eins der besten Mittel dagegen sein. In der That, wer phrenologische Beobachtungen gemacht hat, wird gewiß manchmal im Stillen gewünscht haben: wenn doch gewisse Personen phrenologische Kenntnisse besäßen, wie viel leichter könnten sie sich dann vor ihren Fehlern hüten!

Indeß ganz abgesehen von allen solchen Erwägungen wird der denkende Phrenolog wie jeder andere Denker sich sagen müssen, daß wir nicht berufen seien, über Leute mit großen sittlichen Gebrechen absprechende Urtheile zu fällen und sie zu den Verdammten zu zählen, weil sie im Erdleben nicht moralisch genug erscheinen. Wer weiß denn die letzte Ursache, den letzten Zweck, warum jemand eine mangelhafte oder vorzügliche Organisation zu Theil geworden? Wer weiß denn, was für solche Personen daraus nach dem Erdleben folgt? Ob nicht dennoch dann die Fehler, „im dunkeln Drange" begangen, auf Verzeihung u. s. w. hoffen dürfen, wie es ja edle Religionen annehmen?

Wenn wir hierauf aufmerksam machen wollten, so soll doch natürlich damit nicht gesagt werden, daß durch solche Reflexionen die Phrenologie wahrer oder unwahrer werde. Ist sie, wie

ihre Anhänger behaupten, auf Naturgesetzen begründet, so wird sie nur durch verbesserte Beobachtungen, aber nicht durch noch so traurige Konsequenzen aus ihren Grundsätzen umgestoßen werden können. 28.

Notizen.

Zwei Broschüren von Heinrich Pröhle.

Heinrich Pröhle, als emsiger literarischer Forscher auf volksthümlich-patriotischer Grundlage bekannt, ließ zwei Broschüren erscheinen: „Kriegsdichter des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskriege" (Leipzig, G. Mayer, 1857) und „Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westfalen" (Leipzig, G. Mayer, 1858), welche durch ihre vaterländischen Tendenzen in einem gewissen Zusammenhange stehen und als Vorträge, die beide im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Berlin gehalten wurden, auch formell verwandt sind. In der erstern Schrift charakterisirt der Verfasser in gedrängten Zügen die Kriegsdichter aus der Zeit Friedrich's des Großen, namentlich Gleim, den „alten Grenadier", dessen „Preußische Kriegslieder" sich durch volksthümlichen Klang und frischen Ton allerdings ebenso über die meisten andern lyrischen Erzeugnisse Gleim's erheben, als sie auch sonst gegen das viele Zopfige und Pedantische, was zu der Zeit auf den literarischen Markt gebracht wurde, in erfreulicher Weise abstechen. Es lag darin in der That etwas wie von dem blitzartigen Aufzucken des Genies, wozu sich ja mitunter auch das bloße Talent erhebt, wenn es von den Eindrücken mächtiger Ereignisse und Persönlichkeiten zur Begeisterung entflammt wird. Man kann dasselbe von Theodor Körner sagen, dessen „Leier und Schwert" an Schwung und Inhalt alles Uebrige, was er geleistet hat, sicherlich weit hinter sich läßt. Das Metrum, welches Gleim anwandte, verdankte er einer schon vor dem Siebenjährigen Kriege gedichteten Ode Klopstock's, nur daß Gleim den Reim hinzufügte. In der genannten Ode feierte Klopstock, wie Pröhle berichtet, ursprünglich Friedrich II. als kräftigen Schutzpatron deutscher Poesie. Da aber Friedrich diese Erwartungen nicht erfüllte, so corrigirte er „Friedrich" heraus und Kaiser Heinrich I. hinein, leugnete übrigens später, bei dem Namen Friedrich an den König von Preußen gedacht zu haben. Im weitern Verlauf seiner Abhandlung verbreitet sich Pröhle über die Dichter der Freiheitskriege, Theodor Körner, Stägemann, Heinrich von Kleist, Max von Schenkendorf, während er die noch Lebenden nur vorübergehend nennt. In den Kriegsgedichten des Siebenjährigen Kriegs erkennt Pröhle den Klopstock'schen, in der Poesie, welche sich Napoleon gegenüberstellte, den Schiller'schen Ton als vorherrschend, weshalb es auch geschehen konnte, daß, wunderlich genug, ein Gedicht von Karl Müchler auf Napoleon seinerzeit Schiller selbst zugeschrieben wurde. Bei aller Anerkennung des kriegerischen Feuers und der darin sprudelnden heroischen Todesverachtung vermißt Pröhle in Körner's Schlachtliedern den „eigentlich vom Kriegsliede unzertrennlichen Volkston", den der alte Gleim allerdings weit besser getroffen hat. Aber glücklich die Dichter, die so aus dem vollen Born vaterländischer Begeisterung schöpfen konnten! Heutzutage sind wir schon so weit herunter, daß es die Mehrzahl einem Dichter fast übel nimmt, wenn er in eine Sammlung seiner Gedichte auch vaterländische Lieder aufnimmt; man findet dergleichen Erinnerungen und Mahnungen jetzt störend und langweilig. — Die zweite Broschüre bringt manche höchst interessante Züge zur Kenntniß der Vorgänge und der Volksstimmung während der Franzosenherrschaft in Westfalen. Es läßt sich nicht leugnen, daß weitverbreitete Feilheit, Stellenjägerei, Charakterlosigkeit und Unterwürfigkeit den Franzosen diese Herrschaft nur zu sehr erleichterten und daß ein damals oft und namentlich von den Verwaltungsbeamten gesungenes Lied mit dem wiederholten Refrain:

Folget dem tapfern Bonaparte nach, Bonaparte nach,
Der für uns hat gewonnen die Schlacht —

die innerste Gesinnung nur zu vieler ausdrückte. Schmachvolle Erscheinungen, wie man sie damals in Deutschland, Spanien und Rußland nicht geboten, finden sich in diesen lichtern Erscheinungen nicht. Man darf nur an die marburger Insurgenten erinnern, von denen [illegible] wurden. „Unter diesen war", erzählt Pröhle, [illegible] Sternberg, ein früherer goslar'scher Arzt, [illegible] der Hinrichtung noch jammern, bis die Kugel des Jägers seinem Leben ein Ende machte. [illegible] alter Oberst mit der Tabakspfeife in der Hand [illegible] «Es lebe der Kurfürst!» Ohne Denkstein liegen [illegible] fischen Patriotengräber auf der weiten Flur [illegible] Kassel. Ein hessischer Schriftsteller wünscht [illegible] Viehweide entrissen zu sehen. Wahrlich, [illegible] Pröhle hätte auch an den Stabskapitän Wilhelm [illegible] erinnern können, der sich nach der Katastrophe von [illegible] Mann auf der Straße aufstellte, den Degen zog und [illegible] Armee unter Mortier den Einmarsch in Hessen [illegible] lichen Truppen zogen lachend weiter, aber in [illegible] dem hessischen Kriegsmann sicherlich das Zeugniß [illegible] als andere seine Pflicht erfüllt zu haben. Pröhle [illegible] hervor, wie das „allerchristlichste" Volk der Franz[illegible] die Kirchen profanirte, indem es sie in Magazine [illegible] Branntwein verwandelte. Seitdem sind [illegible] Städten eine große Zahl der so entweihten [illegible] profanen Zwecken gewidmet geblieben oder in [illegible]

Das junge Frankreich.

Die „Literary Gazette" enthielt jüngst [illegible] schrift „Young France" eine Betrachtung über [illegible] reich, in welcher wir einigen Bemerkungen begegnen, [illegible] wir Deutsche uns zu Herzen nehmen sollten. [illegible] daß der Zustand der deutschen Literatur gegen [illegible] Gebrechen doch immer ein bei weitem erfreulicher [illegible] jenige, in welchem sich aus nahe liegenden [illegible] Literatur in Frankreich befindet. Der Verfasser [illegible] merkt: „Ueberall, von welchem Standpunkt man [illegible] mögen, sehen wir in Frankreich neue Schwierigkeiten [illegible] lien, neue Widersprüche sich erheben, und unter allem [illegible] wahrnehmbares Unterwasser, das in schrecklichem [illegible] Verderbniß und krampfhafte Zuckungen mit [illegible] reich wird dann mit einem prachtvollen Bogen [illegible] sich in aller Majestät vor den Blicken der Menge [illegible] man solle nur ein wenig warten, und man [illegible] tionen und Ausbrüche eingeschlossener vulkanischer [illegible] nehmen. Vor der Revolution habe man [illegible] daß man auf einem Vulkane tanze, das ebenso [illegible] nicht zu wissen, und „woe be to the Cassandra [illegible] warn them of what is before them". [illegible] sodann auf die literarische Aera unter Ludwig [illegible] habe es gegeben Geschichtschreiber wie Thierry, [illegible] Tocqueville, Thierry, Capefigue; Dichter wie [illegible] Hugo, Lamartine, Musset; Romanschreiber [illegible] Balzac, Sue, Dumas, Méry, Soulestre, [illegible] Bernard, Jules Sandeau, Delphine Gay [illegible] von diesen noch auf dem Platze? und wie [illegible] wuchs des imperialistischen Frankreich [illegible] charakterisiren, statuirt der Brite ein Genre [illegible] von Champfleury, den er „one of the chief [illegible] realist school" nennt. Er bezeichnet [illegible] Titel er nicht angibt, den er aber analysirt [illegible] dreary, disguesting and immoral fiction". [illegible] lesung desselben könne eine Vorstellung geben [illegible] der Weitschweifigkeit, der Menge nicht zu [illegible] terien, den schreienden Fehlern der Composition [illegible] nen Trivialitäten, durch welche dieses [illegible] Machwerk sich mühsam hindurchwindet: [illegible] schwach, daß man am Schlusse angelangt, [illegible] welches denn nun die Handlung und [illegible] sonen der Erzählung sind". So sehe [illegible]

n Schule; später will der Berichterstatter auch eine romantischen (idealistischen) Schule geben. Wie es ttlichen Bildung und dem literarischen Geschmack zuwärtig in Frankreich beschaffen ist, dafür liefert wol des skandalösen und schlüpfrigen Romans „Fanny" rdeau den schlagendsten Beweis. Die vierte ziemlich age davon war in zwei Tagen vergriffen, sodaß man fünfte in Angriff nehmen mußte, um der steigenden zu begegnen. Feydeau ist nur ein vergröberter Paul Man darf es fast als ein Glück betrachten, daß französischen Romanfabrikanten zwar ebenso extrar dabei unendlich langweiliger und ungenießbarer sind Vergänger, sodaß unsere Uebersetzer Feiertage und inalproducenten doch etwas einträglichere Arbeitstage

L. M.

Bibliographie.

n Tagen der Liebe und Vertraulichkeit. Ein poem, herausgegeben von J. Jung. Trier. 8.

z, H., Platonische Studien. Wien, Gerold's -8. 12 Ngr.

s, Lord, Manfred. Deutsch von H. von Kösen. gt u. Günther. 16. 20 Ngr.

r von Eny, Hermine, Jugendträume. Gedichte. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

, C. J. St., Kurfürstin Elisabeth von Brandenschichtliches Lebensbild aus der Reformationszeit. ens. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

B., Waldstein von seiner Enthebung bis zur Uebernahme des Armee-Ober-Commando. ust 1630 bis 13. April 1632. Nach den Acten gsarchivs in Wien dargestellt. Wien, Gerold's . 3 Thlr. 16 Ngr.

i, A. v., Die Operationen gegen die Russen und Jahre 1758 und die zweitägige Schlacht bei Zornnd 26. August. Nebst 1 Plan des Schlachtfeldes chtskarte. Neu bearbeitet nach den Kriegs-Acten, ig des übrigen vorhandenen Materials. Berlin, r. 8. 1 Thlr.

L., Still und Bewegt. Neuere Gedichte. Prag, 59. 8. 24 Ngr.

berger, S., Zwei Klostergeschichten des vorits. Zum erstenmale nach den Inquisitions-Akten pzig, C. F. Fleischer. 8. 12 Ngr.

ne Auswahl von Gedichten der hervorragendchen Dichter. Deutsch von J. von Ma-Lampel. Gr. 16. 20 Ngr.

J. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben örres. 2te Abtheilung. 1ster Band. — A. u. elte Briefe. 1ster Band. Familienbriefe. Münartistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

t, S., Moses Mendelssohn und die Denk- und im Judenthume. Mit besonderer Beziehung ation. Berlin, Huber. Gr. 8. 15 Ngr.

., Ueber die Willensfreiheit. München, Literanstalt. Lex.-8. 10 Ngr.

, v., Himmel und Erde. Schauspiel in fünf l. Gr. 16. 20 Ngr.

H. O., Realismus und Nominalismus in auf die dogmatischen Systeme des Mittelrag zur Dogmengeschichte und zur Gehilosophie. Aus den Quellen dargestellt. rthes. Gr. 8. 28 Ngr.

be. Romantische Schilderung aus dem Schoe Carl's XI. Von der Verfasserin von „Emma's Herz". Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Krail, K., Resultate aus fünfmonatlichen Beobachtungen in Chartum, aus dreizehnmonatlichen Beobachtungen in Ulybary und Gondokoro. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 6 Ngr.

Krug, Charlotte, Der Alpensee. Dichtung. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. 25 Ngr.

Landau, H., Bunte Blätter. Hamburg, B. S. Berendsohn. 12. 1 Thlr.

— — Frauen-Garten. Hamburg, B. S. Berendsohn. 1857. 16. 1 Thlr.

— — Gedichte (ernsten und heitern Inhalts). Hamburg, B. S. Berendsohn. 1856. 16. 1 Thlr.

Lang Eisik's Dovidl. Skizzen aus dem jüdischen Volksleben des ersten Viertels dieses Jahrhunderts. Prag. 12. 6 Ngr.

Lasaulx, E. v., Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 4. 12 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der inneren Mission. X. — A. u. d. T.: Capitain Hedley Vicars' Leben und Heldentod. Aus dem Englischen von Helene Gräfin Stolberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1859. 12. 12 Ngr.

Müller, A., Siegburg und der Siegkreis. Seine Sagen und seine Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nach den besten Quellen bearbeitet. Siegburg, Tarer. 8. 7½ Ngr.

Pfahler, G., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Lex.-8. 10 Ngr.

Proschko, F. J., Die Nadel. Historischer Roman aus der französischen Geschichte. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Schillbach, R., Ueber das Odeion des Herodes Attikos. Mit 2 Tafeln lithographirter Abbildungen. Jena, Mauke. Imp.-4. 1 Thlr.

Schrader, A., Am See, oder: Die Speculanten. Ein Lebensbild aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Smidt, H., Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen. Komischer Roman aus den harmlosen Tagen des goldenen Berlin. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Spor, G. M., Oedip. Tragödie in fünf Acten. Aus dem Illyrischen vom Verfasser. Fiume, Rezza. 8. 12 Ngr.

Stein, O., Nach dreißig Jahren! Aus den Papieren eines jungen Amerikaners. Ein Familien-Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 4 Thlr.

Teichmüller, W., Geschichte des herzoglich braunschweigischen Leibbataillons und seines Stammes, der Infanterie des Corps, mit welchem der höchstselige Herzog Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 den ruhmvollen Zug durch Deutschland ausführte. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Hermans, J. C., Die Verehrung der Mutter Gottes vertheidigt. Aachen, Henfen u. Comp. 24. 3 Ngr.

Janssen, C., Die Zeitung „Deutschland", ihre Tendenzen und ihre zeitweilige Unterdrückung. Aachen, Henfen u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Löwe, F. A., Der bevorstehende Kirchentag und die Baumgarten'sche Sache. Ein fliegendes Blatt. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagner, C. F., Schriftmäßige Bedenken über Verhandlungen des 9ten Kirchentages betreffend die Heiden- und innere Mission. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Zweiter Halbband.

8. Geh. 1 Thlr.

Dieses Werk, dessen zweiter Halbband soeben erschien, bietet dem deutschen Volke eine **vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel.** Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Nation das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren bildet daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner geistigen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes in der allgemein verständlichen Mustersprache Luther's, aber mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung bildet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht blos für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks: es soll eine Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde".

Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung, als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, die in 8 Bänden oder 16 Halbbänden erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) Forschungen über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, sodaß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der **Subscriptionspreis** ist in der Hoffnung auf weiteste Verbreitung auf **nur 1½ Ngr. per Bogen** festgesetzt worden.

Der **erste Halbband** (27 Bogen, 1 Thlr. 10 Ngr.) enthält außer dem Anfang der Bibelübersetzung und -Erklärung ein „Vorwort an die Gemeinde" und eine ausführliche höchst wichtige und interessante „Einleitung". Der **zweite Halbband** (20 Bogen, 1 Thlr.) enthält den Schluß des Gesetzes (5 Bücher Moses). Mit demselben liegt der **erste Band** vollständig vor. Der **dritte Halbband** ist im Satz bereits vollendet und wird noch vor Ende dieses Jahres erscheinen.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch der erste und zweite Halbband und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd

Diese beliebte Zeitschrift beginnt soeben ihren siebente[illegible] Jahrgang und hofft für denselben nicht nur ihren bisheri[illegible] zahlreichen Leserkreis erhalten zu sehen, sondern fort und [illegible] an Verbreitung zu gewinnen. Unstreitig zählt dieselbe zu [illegible] gediegensten und interessantesten deutschen Zei[illegible]schriften und kann als ein Lieblingsblatt des ganz[illegible] gebildeten Publikums Deutschlands bezeichnet werden.

Unterzeichnungen auf den mit dem 1. October [illegible]gonnenen neuen Jahrgang werden von allen Buchhan[illegible]lungen und Postämtern angenommen. Der **Preis** bei[illegible] vierteljährlich nur 20 Ngr. Das Blatt erschei[illegible] wöchentlichen Nummern, kann aber auch in Monat[illegible]heften und in Bänden (letztere sind auch elegant geb[illegible]den vorräthig) bezogen werden. **Die erste Nummer [illegible] neuen Jahrgangs wird als Probenummer von [illegible] Buchhandlung unentgeltlich geliefert.**

Der Inhalt dieser ersten Nummer ist folgender:

An unsere Leser. Von **Karl Gutzkow.** — Winckelmann's [illegible] I. Von **A. von Loën.** — Auch zum häuslichen Herd. Von [illegible]**thold Sigismund.** — Auf dem Gericht. Monolog eines [illegible]ters von **Edmund Bruno.** — Die Schöpfungsplane der Natur. Stein und Hardenberg. — Die Schönheit der Seele. — [illegible]blicke von **L. Habicht.** — Dem Knäblein eines Freundes. [illegible]

Heinrich Zeise.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen [illegible]handlungen zu haben:

Deutsche Hiebe.

Oesterreichische und Preußische

Soldatengeschichten

von

Julius Gundling.

8. Zwei Bände. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Herr Verfasser hat sich besonders durch seine gelungenen **Federzeichnungen aus den Feldlagern von Boulogne [illegible] Krakau** in der **militärischen Feuilleton-Literatur** [illegible] einen guten Namen erworben. — Die Blätter für literarische Unterhaltung, 1855, Nr. 30, bezeichnen seine [illegible]ducte als **das Beste**, was auf diesem Gebiete unserer Literatur erschienen ist.

Leipzig. Hermann Costenoble.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Eisenbahnkarte von Mitteleuropa.

(Mit Verzeichniss der Eisenbahnen etc.) Zweite Auflage.

Preis 7½ Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

:erariſche Unterhaltung.

at wöchentlich. — Nr. 43. — 21. October 1858.

luſtav Schwab. Von **Hermann Marggraff.** — Die Belagerung von Lucknow. — Zur Novelliſtik des Schwindels. — Ein nürnberger literariſches Album. — Zur deutſchen Alterthumskunde. — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Guſtav Schwab.

jwab. Sein Leben und Wirken, geſchildert von üpfel. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

könnte der vorliegenden Schrift gegenüber die : das Bedenken aufwerfen, ob Schwab denn e ſo bedeutende Stelle in der Wiſſenſchaft und nnehme, um ein ſelbſtändiges Buch über ihn hlbares literariſches Bedürfniß erſcheinen zu jwab war kein Dichter erſten Ranges, kein hrter, der die Wiſſenſchaft, kein außerordent- r, der die Fortbewegung des menſchlichen Ge- ſentlich gefördert hätte. Er gehört zu den adendichtern aus der ſchwäbiſchen Schule, und manche ſeiner Balladen einen bleibenden Platz lnthologien behaupten; aber einen originellen : darin nur ſelten, aber doch zuweilen, wie : bekannten Ballade „Das Gewitter", ange- Jeniger bedeutend iſt er als Liederdichter, ob- aſt volksthümlich gewordenes prächtiges Lied Burſche zieh' ich aus" in jedem wackern Studen- immer widerhallen wird. Wiewol es ihm an gelehrten Kenntniſſen nicht fehlte, hat er doch) epochemachendes wiſſenſchaftliches Werk hin- dankenswerth ſein „Leben Schiller's", ſeine , wie die „Fünf Bücher deutſcher Lieder und Die deutſchen Volksbücher" u. ſ. w., und zungen griechiſcher und römiſcher Claſſiker Hierzu kommt, daß auch ſein Leben keine n außerordentlichen Momente bietet, welche der Nachlebenden in beſonderm Grade feſſeln

Biograph, ſein Schwiegerſohn Klüpfel, hat ſt gefühlt, und er begegnet dieſem Bedenken e mit den Worten:

) Schwab's Leben einen einfachen Verlauf hatte Wechſel der äußern Geſchicke in Spannung ver- h ſein Name als Dichter und Schriftſteller nicht glänzt, ſo glaube ich doch, daß ſeine perſönliche Wirkſamkeit eine ſo weitgreifende war, daß der ertigt erſcheint, ihn zum Gegenſtande einer aus- ellung zu machen. Denn er iſt von vielen im deutſchen Vaterlande und auch über deſſen Grenzen hinaus gekannt, aufgeſucht und geliebt worden, er iſt ein Mann des öffentlichen Vertrauens geweſen wie es wenige gibt; ſeine geiſtige Ueberlegenheit iſt in weitern Kreiſen anerkannt und deswegen ſein Rath und Urtheil in der Nähe und Ferne begehrt worden; und auch wo er nicht thätig in die Bewegung ſeiner Zeit eingriff, iſt es doch von Intereſſe zu ſehen, wie ein ſolcher Mann die Dinge aufgefaßt und beurtheilt hat. Möge denn dieſes Buch dazu dienen, den vielen, die ſich dem Dichter im Leben genähert, ſein Bild aufzufriſchen und zu vervollſtändigen, der Nachwelt aber das Andenken eines Mannes zu überliefern, der eine hervorragende Stellung in Literatur und Leben mit Ehren behauptet hat.

Dankenswerth iſt vorliegendes gut geſchriebenes Buch ſchon deshalb, weil es die erſte biographiſche Darſtellung aus dem Kreiſe der ſchwäbiſchen Dichter iſt, der als leuchtendes Geſtirn, mit Uhland als ſeiner Centralſonne im Mittelpunkt, eine Zeit lang am Himmel der deutſchen Lyrik leuchtete und die Blicke auf ſich zog. Außerdem fällt Schwab's Leben in eine innerlich ſehr bewegte Zeit, an deren Entwickelungen er, bald zuſtimmend, bald abweiſend, als Patriot und Dichter aufs innigſte theilnahm. Die Julirevolution in Frankreich und die Zuſtände, die ſie vorbereiteten, die umwälzende, alles in Frage ſtellende Philoſophie und Kritik in der Heimat, der Kampf der politiſchen und literariſchen Gegenſätze, das Verhältniß der ſchwäbiſchen Dichter zu den eigentlichen norddeutſchen Romantikern, zu Chamiſſo, Heine, Nikolaus Lenau, Immermann u. ſ. w., die geſellſchaftlichen Poſtulate des Jungen Deutſchland, Strauß' theologiſche Minirarbeiten, endlich noch die gewaltigen Stürme und Gewitter der Jahre 1848 und 1849 und beſonders die ſchleswig-holſteinſche Erhebung, die an Schwab einen der begeiſtertſten „sympathizer" fand: das ſind immerhin Ereigniſſe und Kämpfe, welche, indem ſie in Schwab's Leben zur Sprache kommen, dieſem Buche ſicherlich ein bedeutſames Intereſſe verleihen und zu ſeiner Lectüre ebenſo auffordern als ſie verlohnen. Beſonders machen wir gleich hier auf Schwab's pariſer Briefe aus dem Jahre 1827 aufmerkſam, die ohne Widerrede zu den intereſſanteſten Mittheilungen gehören, die wir über pariſer Zuſtände und Perſönlichkeiten aus jener bedeutungsvollen Zeit beſitzen.

Schwab's Jugend war eine in vielfacher Hinſicht begün-

ſtigte, wie denn überhaupt ſein ganzes Leben, einige ſchmerzliche Todesfälle in ſeinem Freundes- und Familienkreiſe abgerechnet, ein ſo glückliches und unumwölktes war, wie ſich dies den Lebensläufen nur weniger Dichter nachſagen läßt. Bildungsmittel und Anregungen vielfacher Art umgaben ihn ſchon in ſeiner Kindheit, und Schwab hätte an Geiſt ſehr verwahrloſt ſein müſſen, wenn nicht unter dieſen Einflüſſen etwas Tüchtiges aus ihm geworden wäre. Sein Vater, der Geheime Hofrath Johann Chriſtoph Schwab in Stuttgart, war ſelbſt ein durch literariſche Bildung, Geiſt und Charakter ausgezeichneter Mann, der auf die Entwickelung ſeines Sohnes den entſchiedenſten Einfluß hatte. Er war auch Schriftſteller; ja eine ſeiner Arbeiten, die Beantwortung der von der berliner Akademie geſtellten Aufgabe: „Ueber die Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache und die wahrſcheinliche Dauer ihrer Herrſchaft", wurde 1784 mit dem erſten Preiſe gekrönt und lenkte ſogar die Aufmerkſamkeit Friedrich's des Großen auf den Verfaſſer. Friedrich betrieb ſelbſt ſeine Berufung nach Berlin als Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und Profeſſor der École militaire, auch wurde ihm das ſeit Sulzer's Tode erledigte Directoriat bei der philoſophiſchen Klaſſe der Akademie zugeſagt. Der Biograph verſichert, Friedrich der Große habe die ſich verzögernde Antwort mit großer Ungeduld erwartet und an jedem Poſttage ſeinen Vertrauten Merian gefragt, ob noch keine Nachricht von Schwab gekommen ſei? Indeß Anhänglichkeit an ſeine Heimat und Rückſichten auf die Wünſche ſeines Herzogs beſtimmten unſers Guſtav's Vater, in Würtemberg zu bleiben. Zur Entſchädigung wurde ihm nun von Herzog Karl neben ſeinem Amt als Profeſſor der Philoſophie und Mathematik an der Karlsſchule die Stelle eines Geheimen Secretärs für die franzöſiſchen Ausfertigungen mit dem Titel eines Geheimen Hofraths übertragen, und Herzog Karl's Nachfolger, Ludwig Eugen, ernannte ihn zum Vorſtand des Geheimen Cabinets und ſchenkte ihm ſo unbedingtes Vertrauen, daß er den zur Vertretung ſeiner Namensunterſchrift beſtimmten Stempel in Schwab's Hände gab. Unter dieſem väterlichen Einfluß entwickelte ſich Guſtav's Geiſt und namentlich ſeine Neigung zu ſchreiben und ſich andern mitzutheilen ſehr raſch. Bereits in ſeinem ſechsten Lebensjahre machte er Verſe auf den Geburtstag ſeiner Schweſter, die jedoch nicht eben auf ein beſonderes poetiſches Talent ſchließen ließen; dieſes entwickelte ſich vielmehr erſt nach ſeinem funfzehnten Lebensjahre in einer keinen Zweifel übrig laſſenden Weiſe.

Ein anderer Glücksfall war, daß er zwei Oheime hatte, wie den kunſtſinnigen Kaufmann Heinrich Rapp, ſpäter Director der königlichen Hofbank, und den berühmten Bildhauer Dannecker, über welchen der Verfaſſer der Biographie ſagt:

Dannecker war an eine jüngere Schweſter ſeiner Mutter verheirathet, und dieſes liebenswürdige Paar war ein Herz und eine Seele. Kinderlos, wandte es ſeine ganze Liebe den Neffen und Nichten zu, die von den Geſchwiſtern der Frau abſtammten, denn Dannecker, der Sohn eines Stallknechts, war der einzige, welcher ſich der Armuth und Dunkelheit entwunden hatte. Um jene Zeit hatte ſich Dannecker ein Haus in [illegible] lichen Schloſſes bauen und ganz nach ſeinen [illegible] ſeinen Bedürfniſſen einrichten laſſen. Die [illegible] Erdgeſchoſſes war zu der Werkſtätte des Künſtlers zu einem Saale beſtimmt, in welchem König [illegible] ihm angekauften Abgüſſe der berühmteſten Antiken, wo ſie auch blieben, bis das jetzige Kunſthaus [illegible] Das Publikum hatte unter Dannecker's Aufſicht in dieſen Saal; man ſah aber ſelten mehr [illegible] miſche ihn betreten. An beiden Orten [illegible] wachſende Geſchlecht der Familie ungehindert [illegible] Hier in der ehrfurchtgebietenden Stille, [illegible] ſtalten weilten die Schwab'ſchen Kinder [illegible] ſich allein. Oft, wenn ſie die Tante beſuchten, nach der Thür rechts am Eingang, welche [illegible] ſie in das Heiligthum der Kunſt einließ. Hier [illegible] jugendliche Auge an reine, vollendete [illegible] Schönheit kennen und vom Gemeinen unterſcheiden Leben. Dort, in der Werkſtätte, ſahen ſie [illegible] fleißiger Hand Kunſtwerke, namentlich [illegible] entſtehen. Der gemüthvolle, bei aller Gra[illegible] pas immer kindlich bleibende Mann freute ſich [illegible] der Verwandten kam. Es ſtörte ihn nicht [illegible] theilte oft und gern ſeinen jugendlichen Beſ[illegible] tereſſante und Lehrreiche aus ſeiner Lebens[illegible] mit, und hell leuchteten dabei ſeine offenen blau[illegible] meißelte er unaufhörlich, oft mit Anſtrengung [illegible] einzige Klage, welche er zuweilen laut werden [illegible] daß er in Stuttgart keine Hände finden könne, [illegible] vorarbeiten könnten, als es thunlich wäre; da [illegible] aus dem Groben waren ſolche zu haben, die [illegible] Schüler herangebildet hatte. Wie gern hörte [illegible] ner harten Jugend, ſeinem Leben in der Kunſt, [illegible] ihn mit Gewalt zum Schauſpieler hatte machen [illegible] ſeiner Reiſe nach Rom, auf welche er nur [illegible] verwenden gehabt, erzählen! Er berichtete, [illegible] einer Theuerung dort gelitten, wie er ſich [illegible] lich das Ziel erreicht habe und als fertiger [illegible] mat gekommen ſei, wie er die Gattin gefunden, [illegible] dann alles zugefallen ſei, was ſein Herz [illegible]

Mit 17 Jahren, im Herbſte des Jahres [illegible] Schwab, mit einer tüchtigen claſſiſchen [illegible] gerüſtet und weltmänniſch gebildet, die Univerſität [illegible] gen, um hier nach eigener Wahl Theologie [illegible] Die kahlen weißen Wände und ſchmutzigen [illegible] Seminargebäudes machten ihm anfänglich [illegible] lichen Eindruck, „bis ſpäter auch dieſe [illegible] tauſend lieben Erinnerungen belebt hatten". [illegible] erzählt:

Die damalige Tracht der Seminariſten [illegible] einen jungen Mann, der bisher an [illegible] dung gewöhnt war, ſehr unbequem ſein. [illegible] ſie ſich nicht anders zeigen durften als in [illegible] nämlich in kurzen Beinkleidern, Strümpfen [illegible] ſchuhen, in Frack und weißen Unterſchlag-[illegible] Klapphut; über den Rücken hing am Stock [illegible] ler Streifen von leichtem Seiden- oder [illegible] einen Mantel vorſtellen ſollte. An kalten [illegible] oft mitleiderregend, wie die armen jungen [illegible] frieren mußten; im Sommer dagegen [illegible] dem ſchwarzen Tuch um ſo läſtiger, und [illegible] waren ſie in den ſchmutzigen Gaſſen ſtets [illegible] ſtecken zu laſſen. Kein Wunder daher [illegible] jedem Vacanztage das Vergnügen machten, [illegible] wöhnlicher Kleidung einherzugehen. In [illegible] ſie als Gegenſatz zu den übrigen Studenten [illegible] zen". Auch die Strenge der Zeitverhältniſſe

enn außer den Collegien, die meistens im Kloster-
ehalten wurden, waren sie auch für die übrige Zeit
mit Ausnahme weniger Erholungsstunden, an das
bunden, und mußten namentlich abends, wo andere
t genossen, zu Hause bleiben, wenn ihnen nicht durch
Einladung Erlaubniß zum Ausgehen erwirkt wurde.

selliger Beziehung ging für Tübingen ein neues
als im Herbst 1811 der Freiherr von Wan-
ein geistreicher jovialer Mann, als Curator der
t in Tübingen seinen Wohnsitz nahm und sein
i der gesitteten Jugend öffnete. Der Biograph

roßes Verdienst nicht nur um Schwab, sondern um
im Kloster studirenden Theologen erwarb sich Wan-
rch eine von ihm zu Stande gebrachte Reform der
ng. Das Widersinnige und Ungesunde der vor-
n Tracht ist schon oben berührt worden und war auch
sbehörde selbst zuwider. Denn mit unbeschreiblicher
eß sie, wenn nur der Mann im schwarzen Frack
nn auch in zerrissenem und befleckten, die Umgehung,
ung des Statuts im einzelnen zu. Zwei vom Colle-
erissene, annähernd viereckige Fetzen Papier, in den
gesteckt, galten für den Ueberschlag, der, wenigstens
gang durch das Thor des Klosters, bei Strafe niemals
. Eine schwarze Zeugschürze, vom schlanken Leib
besten Kellnerin weg entlehnt und auf den Rücken
er auch nur ein schmaler Streifen schwarzen Zeugs
ern Frackkragen geheftet, galt für das Sonntags-
ur Kirche, und ein schwarzbeklebtes dreieckiges Stück
m Arm für den obligaten Dreispitz. Aber wehe
: solches Surrogat vergaß. Eine Note „ob inde-
situm" folgte einem solchen Vergessen beim nächsten
iblich nach, zehn bis zwölf Noten in einem Semester
o unausbleiblich mehrstündigen Carcer zur Folge.
treute oder von Natur Nachlässige konnte ohne an-
als durch Vergessen des Ueberschlags recta via bis
ng und bis zur Muskete kommen, welche auf zwei
in einem Semester folgten. Wie schmachvoll diese
Kleidung war, wenn die seidenen Strümpfe bis
mit Gassenkoth bespritzt waren oder über das Knie
oder gefallene Maschen die weißen Unterstrümpfe
eingebrochene Löcher vom Träger flüchtig zusammen-
n, oder die Saumspuren an dem schwarzen Frack
schicklichkeit der Aufwärter bei Tische zeugten, be-
sondern Ausführung.

s Freundeskreis erweiterte sich und machte ihm
halt in Tübingen immer behaglicher. Im
11 hatte er die Freude, Uhland kennen zu
um einige Jahre älter als Schwab, eben
zurückgekehrt war. Sein erstes Zusammen-
ihm bei einem Concert blieb Schwab immer
Uhland hatte mit Justinus Kerner, damals
dbad, das Manuscript des „Poetischen Alma-
as Jahr 1812 zum Druck vorbereitet und
5 hatte mit Mayer Beiträge gerüstet und
n der Redaction theil. Im folgenden Jahre
eunde eine ähnliche Sammlung, den „Deut-
wald" (Tübingen 1813), heraus. „Dieses
ume Auftreten der jungen Dichter", bemerkt
ir entscheidend für ihre Erfolge und verschaffte
renvolle Stellung in der literarischen Welt."
der Zeit gestaltete sich Schwab's Verkehr
ihern tübinger Freunden zu einer geschlossenen Gesellschaft, die den Namen „Romantica" annahm und sich am 17. Januar 1813 förmlich constituirte. Die meisten eigentlichen Mitglieder gehörten dem Seminar an, doch waren auch Stadtstudirende dabei, und namentlich schlossen sich mehrere Norddeutsche und Schweizer der Verbindung an. Zur Kenntniß der damaligen studentischen Zustände in Tübingen ist von Interesse, was Klüpfel bei diesem Anlaß bemerkt:

Dieses Zusammensein von sogenannten Stiftlern und Stadtburschen in Einer Gesellschaft war etwas Neues, denn es bestand zwischen denselben von alter Zeit her ein gespanntes Verhältniß. Die Stadtstudirenden sahen die Stiftler nicht als ebenbürtig an, diese waren durch die Klostergesetze von ihren Gesellschaften ausgeschlossen und konnten am studentischen Leben nicht in voller Weise theilnehmen. Daher wurden sie denn auch, zumal von den Reichern, als die vom Staate Gefütterten und Geknechteten, gering geschätzt. Die Stiftler dagegen pochten auf den alten Ruhm ihrer Anstalt und auf umfassenderes Wissen und sahen ihrerseits auf die studentischen Renommisten und die blos dem Brotstudium Lebenden herab. Höhnisch sahen die Stadtburschen, als die Freien, den vom Casino und andern Gesellschaften durch die Thorglocke Abgerufenen nach; höhnisch prahlten sie mit dem entschiedenen Vorzuge, den auch das schöne Geschlecht ihnen gab, die nicht wie die Stiftler von der Tour weg heimkeuchen mußten, die bis zum Schluß des Balls ausharren und nach Hause begleiten konnten, ohne Noten und Carcer zu riskiren. Der Mangel an gesellschaftlichem Schliff, die vom Klosterleben herrührende Unbeholfenheit im Umgange, der eigenthümliche Stiftston, die pedantische geistliche Kleidung vollendeten die Scheidung, die zwischen beiden bestand. Und wenn es dann zu Reibungen kam, so vermochten die Stiftler nicht, dieselbe in studentischer Weise auszufechten, sondern waren mit Stuhlfüßen und dergleichen bei der Hand, was die gegenseitige Spannung vermehrte. Es bestanden damals in der Stadt die Schwaben, die Oberschwaben und die Schweizer als drei große Landsmannschaften, welche den Ton angaben und vom Curator Wangenheim, der früher in Jena sich eifrig am Studentenleben betheiligt hatte, nicht angefochten wurden. Kein Museum vereinigte die Studirenden der verschiedenen Facultäten, selbst in den Wirthshäusern sah man Stadtburschen und Stiftler getrennt.

Ein Bild deutscher Einheit im Kleinen!

Durch die Gründung der „Romantica", als eine auf Studentenweise Satisfaction gebende Verbindung von den Landsmannschaften anerkannt, obschon sie eingefleischten Stiftlern ein Aergerniß war, gelang es Schwab, die bisherige schroffe Scheidewand niederzureißen, und das als Bundeszeichen gewählte schwarzweißblaue Band stand von nun an bei den Landsmannschaften in Achtung. Der kleine Bund hielt seine wöchentlichen Commerse in einem eigenen traulichen Zimmer des Löwen, wobei öfters norddeutsche Freunde hospitirten. Lied, Liebe und Wein, dieses tägliche Brot der Lyriker, war anfänglich das ständige Thema dabei, dann kamen aber auch alle neuern literarischen Erscheinungen zur Sprache, und ein weiteres Hauptinteresse des Vereins bildeten die politischen Ereignisse der damaligen Zeit. Der Verfasser bemerkt:

Einen bacchantischen Ton nahmen diese Commerse nicht an, das Vor- und Nachtrinken war überhaupt damals noch nicht so üblich. Bier wurde nur an den übrigen Wochentagen in andern Häusern und nie bei den Commersen getrunken. Der edlere Wein und zwar der damals wohlfeile Elfer Neckar erhielt die ihm gebührende Ehre. Doch wurde des Guten selten zu viel gethan und die Heiterkeit hielt stets die glückliche Mitte zwischen Sentimentalität und Ausgelassenheit.

Eine heftige Neigung zu Sophie Gmelin, Tochter des Professors des Criminalrechts C. G. Gmelin, begeisterte ihn um diese Zeit zu einigen seiner schönsten lyrischen Gedichte, wie „Liebe in der Fremde", „Morgenbegegnung", „Liebesmorgen", „Im Tempel", „Irrthum" und „Rechtfertigung", und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Schwab sich durch die Eleganz in seiner Kleidung, seine Gewandtheit und Feinheit in den Manieren, seine Beweglichkeit und Galanterie den Beinamen Abbé erworben hatte, den er gern acceptirte. Seine ersten Bewerbungen hatten jedoch keinen günstigen Erfolg, da die leidenschaftliche Heftigkeit, womit er seine Liebe äußerte, auf das Mädchen einen „peinlichen, fast abstoßenden" Eindruck machte. Erst nach seiner norddeutschen Reise und nachdem seine jugendliche Heftigkeit weichere Formen angenommen hatte, kam es zu einem innigern Verständniß mit Sophie, die sich von so viel Treue und von den liebenswürdigen Gedichten Schwab's rühren ließ. Sie wurde, wie wir gleich hier bemerken, später seine Gattin. Die Ehe war, allen Kennzeichen nach, eine durchaus glückliche und harmonische.

Die erwähnte Reise nach Norddeutschland, welche er in Begleitung des jungen Künstlers Eduard Müller und seines Studiengenossen Lempp im Frühling 1815 antrat und ausführte, war für Schwab und seine geistige Entwickelung eine Art Ereigniß. Schwab hatte für Norddeutschland und Norddeutsche eine gewisse Vorliebe, wie man sie bei schwäbischen Landeskindern nur selten antrifft. Die Anerkennung, welche seines Vaters Preisarbeit in Preußen gefunden hatte und dessen projectirte Berufung nach Berlin, mag hierauf nicht ohne Einfluß geblieben sein. Auch die feinen geselligen Formen, durch die sich viele in Tübingen studirende Norddeutsche vor den Schwaben auszeichneten, zogen ihn, den selbst weltmännisch Gebildeten, in hohem Grade an, weshalb er auch gern unter Norddeutschen seine Freunde suchte. Aber auch tiefere Motive kamen hinzu. Klüpfel bemerkt:

Schwab hatte ein gutes Vorurtheil für Norddeutschland, wo damals mehr als in seiner Heimat das poetische und nationale Leben sich zu regen begonnen hatte, wo Tieck und die Schlegel einer neuen Richtung Bahn gebrochen, Novalis seine philosophische Weltanschauung mit tiefer Poesie verklärt hatte, wo Fouqué als neues Gestirn aufging und Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation" die jungen Gemüther begeisterte. Von dorther mußte er wol Gutes erwarten, und der erste Norddeutsche, der ihm nahe kam, war ganz geeignet, ihn in seiner guten Meinung zu bestärken.

Dieser Norddeutsche war der junge C. M. Pauli, der noch jetzt als Oberappellationsgerichtsrath in Lübeck lebt.

Seine Reise, welche Klüpfel nach Schwab's Briefen an die „Romantica" und einige andere Freunde ausführlicher schildert, führte ihn über Nürnberg zuvörderst nach der acht Stunden von Bamberg gelegenen Bettenburg, wo damals Rückert bei dem vortrefflichen, sechzigjährigen Freiherrn von Truchseß, diesem „gastlichen Burgherrn", wohnte. Schwab sagt über den Dichter:

Die erste uns grüßende Gestalt war Freimund Reimar, im schwarzen altdeutschen Gewande, mit langen schwarzen Locken, großen kräftigen Körpers, bleichen narbigen Angesichts, unendlich tiefer und doch so freundlicher Augen; wie ein Bild aus [illegible] Zeit wandelt er durch das alte unverderbte Schloß und trug die herrlichen in einem alterthümlichen Sinne gearbeiteten Anlagen; auch war er keineswegs streng und stolz, sondern recht liebevoll gegen mich.

Hier verlebte er vier schöne Tage, und er gesteht, daß sein Geist in den „köstlichsten Gesprächen mit Truchseß und Rückert mehr Nahrung fand als bei halbjährigen Studien". In Weimar besuchte er natürlich auch Goethe und er schreibt über diesen Besuch:

Wir bezogen einen freundlichen Gasthof in der Vorstadt, aßen, warfen uns in Seide und eilten mit tüchtigen Empfehlungsschreiben zu Goethe. Sein Einfluß offenbart sich [illegible] allen Honoratiorenhäusern in Weimar, welche sämmtlich [illegible] künstlerisch verziert und gebaut sind. Sehr zierlich und [illegible] lich ist sein eigenes, und als die fröhlichste Vordeutung [illegible] uns aus dem Vorzimmer ein allerliebstes blondes, blühende achtzehnjähriges Zöschen (wahrlich Goethe's werth!) entgegen. Der Anblick dieses sehr schönen Kindes unterhielt uns, bis [illegible] vorgelassen wurden. Wir gingen nun durch Vorsäle und Zimmer, mit Antiken herrlich ausgeschmückt, und fanden den schönen Greis bereit, uns recht nobel und doch freundlich zu empfangen. Ganz schwarz gekleidet, stand er, auch im Alter noch hoch, nahe an der Schwelle; anfangs war uns ziemlich feierlich zu Muthe, als er aber sich so gütig nach unserm Reiseplan erkundigte, uns sitzen hieß und sich zu uns setzte, verschwand bald alle Scheu, und ich sah ihm getrost in die dunkelglänzenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn. Neben manchem Gleichgültigen sprach er über das Reisen, über Deutschland und über das Theater manches gewichtige Wort, in so schönen, [illegible] lichen Perioden, daß man „Dichtung und Wahrheit" und „Wilhelm Meister" lebendig vor sich zu haben glaubte. Beim Abschied lud er uns auf einer allenfallsigen Rückreise über Weimar recht freundlich ein, ihn wieder zu besuchen.

Später äußerte Schwab, daß ihm Goethe erschienen sei, „wie er sich das vollendete Bild eines Königs vorstelle". Auch bei Schiller's Witwe, der „lieben guten Frau Schiller", verbrachte er mit seinen Reisegefährten einen sehr angenehmen Abend und fand an [illegible] Tochter ein wirklich schönes Mädchen.

In Jena lebte er wieder einmal ganz als „Bursch", und während er den Vandalen dazu Glück wünscht, daß sie nach Arndt's und Jahn's Ideen die Landsmannschaften aufzulösen und Eine Burschenschaft einzuführen [illegible] bedauert er, daß die Curonen und Sachsen dieser [illegible] Idee am heftigsten entgegenarbeiteten, weshalb es [illegible] zu zahlreichen Paukereien gekommen sei. Während [illegible] ihm hier und später in Dresden, namentlich in der „[illegible] lichen" Galerie außerordentlich gefiel, behagte ihm [illegible] sehr wenig. Er schreibt:

Im ganzen ist der Student sowie alles, was nicht „Sonne" ist, in dieser schwungfeligen Stadt gedrückt und mir langweilig uns drei Tage lang, trotz des großstädtischen Wesens und der übergroßen Menschenmenge (fast 40000 Menschen in einer Stadt, die nicht den Umfang von Stuttgart hat). Das Theater [illegible] nichts Besonderes.

In Berlin machte er die Bekanntschaft von Varnhagen, dessen Schwager Robert, Hitzig, Schleiermacher, Reimer, Neander, de Wette, Neander, E. T. A. Hoffmann [illegible] Bei Franz Horn wurde er bald Hausfreund; besonders zog ihn hier eine im Hause lebende Schwägerin [illegible] an, über die er beinahe sein geliebtes Schwabenmädchen

hätte, zumal da sie ihm seine eigenen Lieder
An dieses Mädchen ist sein „Lied in der Mark"
Daß Franz Horn's nicht unbedeutende literar-
Verdienste im Laufe der Jahre in Vergessen-
then, hat Schwab immer tief geschmerzt. Der
orn's erwies Schwab später den Freundschafts-
Gemeinschaft mit Friedrich Förster die Heraus-
Auswahl aus ihres Gatten Nachlaß zu besorgen.
Turnplatz geschah es ihm einmal, daß Jahn ihn
pfe nahm und vor eine steile Leiter stellte mit
derung: „Da, Junge, steig hinauf!" Nach
rsuch kehrte aber Schwab schwindelnd und schleu-
den Boden zurück. Am innigsten gestaltete sich
ältniß zu dem wackern ritterlichen Fouqué, auf
Nennhausen er überaus genußreiche Tage ver-
r können uns nicht enthalten, etwas Näheres
interessante Episode mit Schwab's Worten mit-

usen selbst liegt wie eine blühende Insel mitten im
Mein schönes hohes Zimmer, in dem ein paar
Ahnen von Fouqué hängen, geht, wie der ganze
eil des Schlosses, nach dem herrlichen Garten zu,
Quadratstunde im Umfang hat und mir eben jetzt
ischen Eichen- und Buchenhainen entgegenlächelt in
onne. Er ist ganz das Werk von Fouqué's Schwie-
m Herrn von Briest, der Anno 1780, als er dies
ut bezog außer den uralten Eichen nichts als eine
ngetroffen und jetzt unter haushohen Linden, Pap-
r und Tannen einherwandelt, die er alle selbst ge-
zogen. Dieser alte Herr ist ein herrlicher Mann,
Urenkel des alten Briest in Fouqué's „Kurfürsten".
chte ist durchaus wahr, selbst die Namen der Per-
thentisch; Briest und seine Hausfrau Ludmilla habe
n Ahnenbildern des Hauses mit rechter Rührung
Seine Tochter, die Baronin Fouqué, ist eine sehr
n Gestalt und Wesen imponirende Frau. Sie hat
el geschrieben; dennoch merkt man auch ihr die
r nicht an, sie strickt und näht so gut wie unsere
Frauen, und gewährt überhaupt den Anblick einer
ausfrau. Ihre erwachsene Tochter (vom ersten
ulein Clara von Rochow, ist ein schönes und an-
chen; ganz zierlich aber ist Fouqué's eigenes
Töchterlein, ein frommes Fräuleinsbildlein, schlank
schneeweiß und zart, mit langen Augenlidern und
ten Augen. Sie hängt mit unglaublicher Liebe
r und fast den ganzen Tag um seinen Hals, und
aufs anmuthigste mit recht wehmüthiger Zärtlich-
ist sein einziges Kind und mit ihm stirbt der männ-
er Fouqué aus. Sie ist eine leidenschaftliche und
kleine Tänzerin, und es werden daher zuweilen
Kinderballete aufgeführt. Außerdem leben auf
och eine Anzahl Verwandter, Männer, Frauen
daß die Zahl der Bewohner an 20 reichen mag.
ngebundenheit und gastliche Freiheit herrscht auf
Morgens wird mir der Kaffee aufs Zimmer
h lese oder schreibe bis 10 oder 11 Uhr. Dann
uqué's Zimmer; hier liest er mir dies oder jenes
edruckten Gedichten oder sonstigen Arbeiten vor
n meinen Sachen, dann machen wir einen Spa-
en frischen, herrlichen Garten, in dem man der
ißt. Sogar halbhaushohe Hügel (ein Wunder-
nde!) gibt es hier, ja an einem Ende des Gar-
gar die Aussicht auf eine Kette von Waldhügeln,
age den Schein von Gipfeln hoher Berge gewäh-
wandeln wir am liebsten. Nachdem wir uns
hier in den mannichfaltigsten Gesprächen ergangen, geht es zurück in den Speisesaal. Nach dem heitern Mahle freue ich mich jedesmal auf Fouqué's ritterlichen Händedruck und blitzenden Augengruß. Nun wandert alles in den Gesellschaftssaal, wo das Ahnenbild des alten Generals Fouqué beim Eintritt einem freundlich entgegenblickt. Unter mancherlei Unterhaltungen kommt der Abend und Thee herbei, und nun liest Fouqué der ganzen Familie etwas vor. Vor ein paar Tagen las er ganz herrlich den „Großen Kurfürsten". Hierauf geht es zum Abendbrot, dann wird wieder gelesen oder die Fräulein spielen auf dem Klavier, und zum Schluß begleitet mich Fouqué gastfreundlich auf mein Schlafzimmer und verabschiedet sich mit einem herzlichen „Gott mit Ihnen, lieber Gustav!"

Von Neander schreibt Schwab, er sei

ein herrlicher, ganz nach innen gekehrter Mensch, für die äußere Welt aber fast wörtlich an Leib und Seele blind, daher er sich auch wie ein schüchternes Kind benimmt und in Gesellschaften die Zielscheibe der unschuldigen Scherze seiner Schwester ist. Wenn man einmal seiner ganz froh werden will, muß man ihn abends zu einem Spaziergange zu bekommen suchen und ihn auf rein theologische Gespräche bringen, wo sich dann sein herrlicher Geist und sein liebevolles Gemüth erst aufzuschließen wagen.

In Betreff Chamisso's schreibt er:

An Chamisso lernte ich einen trefflichen Menschen kennen; eine gewisse Wehmuth leuchtet aber aus seiner Gestalt, seinem Wesen und aus jedem Worte, das er in gutem aber mühseligem Deutsch herausdrechselt, hervor — und ist auch in seinem Roman „Schlemihl", den ich Ihnen sehr zum Lesen empfehle, unverkennbar; sie rührt wol hauptsächlich aus dem unseligen Verhältnisse her, in dem er als ein besserer Franzose (der aber das doch immer bleibt) zu seinem Vaterlande, zu Deutschland und zu der ganzen Welt steht, und das ihn jetzt auch zu seiner Weltumsegelung treibt, weil er auf dem festen Lande nach seiner Meinung für sich nichts mehr zu suchen hat und sich der Wissenschaft opfern will.

Schwab ahnte damals nicht, in welch inniges literarisches Verhältniß er später als Mitredacteur des „Musenalmanach" zu Chamisso treten würde. Von Berlin reiste Schwab nach Hamburg, wo er in Assing einen lieben Universitätsfreund wiederfand, zwei Abende mit ihm bei Perthes sehr angenehm zubrachte und hier auch dessen Braut, Rosa Maria Varnhagen von Ense kennen lernte. Dann ging er nach Bremen, das ihn, namentlich durch die Bekanntschaft mit dem Bürgermeister Smidt, Treviranus und Ostander, wie durch den ganzen dort herrschenden Geist so anzog, daß in ihm der Gedanke auftauchte, hier möchte er wol seine Heimat gründen. Ueber Kassel, wo er mit den beiden Grimm und Hassenpflug noch acht genußreiche Tage verlebte, ging die Reise nach Würtemberg zurück, zuerst nach Stuttgart und dann nach Tübingen, wohin er als Repetent einberufen wurde. Hier schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem jetzigen Prälaten Karl Ullmann, mit dem fortan sein ganzes Leben hindurch ein ununterbrochener persönlicher und brieflicher Verkehr stattfand. Minder erfreulich gestalteten sich Schwab's Beziehungen zum Stift und zu seinen Collegen; er mußte das Leid erleben, daß, merkwürdig genug, die von ihm angestrebte und durch die „Romantica" so schön verwirklichte Gemeinschaft der Seminaristen mit den Stadtstudirenden als eine Auflehnung gegen die Stiftsordnung angesehen und verpönt wurde!

Im Jahre 1818 erhielt Schwab seine Anstellung als Professor am Obern Gymnasium in Stuttgart und war so in die Lage versetzt, seine geliebte Sophie heimführen zu können. Seine amtliche Thätigkeit nahm seine Kräfte in nicht geringem Grade in Anspruch, indem er wöchentlich dreißig Stunden zu geben hatte. Nichtsdestoweniger belud er sich an Schorn's Stelle mit der Redaction des „Kunstblatt", die ihm viel Arbeit und wenig Freude machte. Er schrieb darüber 1823 an seinen Freund Ullmann:

Wenn nicht Schorn einmal etwas schickt, oder Hagen, Büsching, Rumohr, Docen, die Helvig und Sulpiz Boisserée eine schmale Spende aus ihrem Reichthum geben, so reducirt sich alles andere auf leeres Stroh.

Durch poetische Beiträge, welche er in die „Urania" gab, kam er auch mit Friedrich Arnold Brockhaus in Verbindung, der ihn auch zu Artikeln für das „Conversations-Lexikon" und das „Literarische Conversationsblatt" (von 1826 an „Blätter für literarische Unterhaltung") veranlaßte. Für diese unsere Blätter ist er bis zum Jahre 1845 thätig gewesen, am thätigsten in den Jahren 1830 — 36, und viele treffliche Charakteristiken neuerer Dichter, die seinerzeit in d. Bl. mit größtem Interesse gelesen wurden, rühren von Schwab her, so die Charakteristiken des Königs Ludwig von Baiern, Hölderlin's, Uhland's, Rückert's, Kerner's, Wilhelm Müller's, Platen's, Nikolaus Lenau's, K. Mayer's, Mosen's, G. Pfizer's, Mörike's, Sternberg's, Zedlitz' u. a. Gesammelt würden diese Aufsätze eine sehr interessante, literarisch werthvolle Galerie bilden. Außerdem lieferte er in den Jahrgängen 1830 und 1831 die Berichte über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe und den zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, über Paul Pfizer's „Briefwechsel zweier Deutschen", über „Schiller's Leben" von Karoline von Wolzogen u. s. w. Seine betriebsame Feder war ferner noch gelegentlich für die „Heidelberger Jahrbücher", die hamburger „Kritischen Blätter der Börsenhalle", das „Morgenblatt", dessen Mitredaction er im Jahre 1828 übernahm, die „Deutsche Vierteljahrsschrift" thätig. Zu dieser ausgebreiteten journalistischen Thätigkeit, die, wie man sieht, eine viel bedeutendere war als man bisher wußte, rechne man, daß Schwab seit der Herausgabe seines „Commersbuch" (1815; dritte Auflage, 1820) das ganze Leben hindurch meist auf buchhändlerische Bestellung eine große Zahl von Büchern schrieb, Sammelwerke redigirte oder mitredigirte, Uebersetzungen und Reisehandbücher verfaßte, um es erklärlich zu finden, wenn einer seiner Verehrer in der „Allgemeinen Zeitung" den Verdacht von ihm abzuwenden suchte, Schwab sei eine Art von „halbabgebranntem Literaten" (auch eine jener wegwerfend hämischen Redensarten, wodurch sich die deutsche Journalistik vor der aller übrigen Völker in unvortheilhaftester Weise auszeichnet) oder „vacirendem Schöngeist" gewesen. Ist doch überhaupt jetzt in den meisten Fällen die Grenze schwer zu bestimmen, wo der Gelehrte aufhört und der „Literat", der schriftstellerische Arbeiter auf Bestellung und zu Gewerbszwecken, anfängt. Wir wollen uns auch über dies Verhältniß gar nicht kränken; das Publikum und die allgemeine Bildung haben immer ihren Nutzen davon, wenn Männer von gründlicher Bildung, solider Gesinnung und tüchtigem Charakter Werke schreiben, welche für das große Publikum bestimmt sind. Jedenfalls ist die außerordentliche amtliche und nichtamtliche Thätigkeit Schwab's, die ihm doch noch zu poetischen Hervorbringungen und weiten Reisen Muse und Stimmung übrig ließ, sehr geeignet, uns Bewunderung abzunöthigen.

Eine der interessantesten, wenn nicht überhaupt die interessanteste Partie des Buchs sind, wie schon bemerkt, seine Briefe über seinen Aufenthalt in Paris (1827), die er an seine Gattin richtete. Die Zustände, die Schwab hier vom Standpunkt eines besonnenen constitutionellen Progressisten schildert, sind deshalb so wichtig, weil in ihnen der Keim zu allen spätern Erschütterungen, zu gerechten wie ungemäßigten Forderungen zu suchen ist. Diese Briefe verdienen vollständig gelesen zu werden, und deshalb und weil es uns in der That schwer fallen würde, aus dem reichen Vorrathe interessanter Mittheilungen die interessantesten auszuwählen, verzichten wir darauf, auf ihren Inhalt näher einzugehen. Schwab, der der französischen Sprache mächtig, mit den besten Empfehlungen versehen und als „Poëte distingué allemand, traducteur de Lamartine" in die pariser Gesellschaft eingeführt, lernte allmählich die berühmtesten Gelehrten, Dichter und Staatsmänner, woran Frankreich damals so reich war, von Angesicht zu Angesicht kennen: Benjamin Constant, den Bischof Grégoire, den Grafen Miot, Jullien, den Redacteur der „Revue encyclopédique", Cooper, den nordamerikanischen Romanschriftsteller, der ihm wegen seiner feinen Sitten persönlich besser gefiel als in seinen Romanen, Guignaut, den Uebersetzer Creuzer's, den Admiral Sidney Smith, den berühmten Violinisten Alexandre Boucher, der über seine „lieben Deutschen" so entsprach, wie Schwab es noch nie von einem Franzosen gehört hatte, Lafayette, Casimir Périer, Lasteyrie, Sismondi (der in einem Salon ein Trauerspiel „mit furchtbarer Declamation, eigentlich heulend, zitternd und zagend" vorlas), Pouqueville, den Republikaner Bailleul, bei einer vortrefflicher Tafel, „deren sich kein Minister zu schämen hätte", Schwab unter andern auch Thiers, die Schriftsteller Etienne, Jouy u. s. w. traf, Cousin, Abel Rémusat, der sich mit ihm über deutsche und französische Literatur aufs feinste und geistreichste unterhielt, Royer-Collard u. a. Außerdem wohnte er der berühmten Vertheidigung Kératry's vor dem Zuchtpolizeigericht am 7. April und mehreren der interessantesten Sitzungen der Deputirtenkammer bei, was ihm Veranlassung gab, mehrere der hervorragendsten Redner auf ministerieller wie oppositioneller Seite zu schildern. In der Sitzung vom 10. April bestand diese Opposition bei der Abstimmung nur aus fünf Mitgliedern, sodaß die ungeheure ministerielle Mehrheit in ein wieherndes Gelächter ausbrach, worauf Casimir Périer rief: „Oui, nous ne sommes que cinq ici, mais nous sommes trente millions au dehors." Schwab erzählt weiter: „Mit eigentlichem Gebrüll tönte ihm entgegen: «A l'ordre!» Sonst

amin Constant wurden vom Präsidenten Ravez
it einem Ton, wie man etwa unartige Gymna-
igankt. Ich verließ die Kammer mit einem Ge-
Indignation." Auch jene Revue der National-
ch er mit an, die, weil einige Compagnien vor
ig „A bas les ministres!" gerufen hatten, die
der Nationalgarde zur Folge hatte, laut einer
April im „Moniteur" erschienenen Ordonnanz.
e er das Glück, der jährlichen öffentlichen Sitzung
r Bibelgesellschaft in der Rue de Cléry beizu-
wodurch er sich „leibhaftig in eine Versammlung
isards versetzt glaubte und aufs neue die große
von Tieck's Schilderungen bewundern mußte".
ezeichnetsten Mitglieder des Bibelvereins traf er
i dem Marquis von Jaucourt, von dem er sagt:
Jaucourt ist ein lebendiges Bild eines franzö-
elmanns von echter Urbanität; es war eine
ude da zu sein, so fein und doch so natürlich
n behandelt." Endlich sah er eine Sitzung der
siatique durch den „stattlichen und sehr freund-
jen" Herzog von Orléans eröffnen und hörte
tischen cours von Villemain in der Sorbonne an.
müssen wir einer Aeußerung des Bischofs Gré-
nken, der zu Schwab sagte: „Vous trouverez,
les choses dans notre France meilleures que
es. Le Français a le courage militaire au
encore il est poli, aimable, bienveillant;
ue lui manque c'est le caractère politique."
Abschied der Begleiter Schwab's, V. A. Huber,
pftuch herauszog, machte der Greis ihn darauf
mit den Worten: „Prenez garde, monsieur,
's trouvé que les deux arts que les hommes
s perfectionnés, ce sont l'art de voler et
tuer", worauf er sich mit Abscheu gegen den
rte. „Wenn man den milden Mann anblickt",
wab, „hat man Mühe sich zu überreden, daß
der ist, der zuerst auf die Abschaffung des
angetragen, der die Worte herausgedonnert
stoire de la royauté c'est le martyrologe
s!»" Auch seine Bekanntschaft mit Alexander
ldt können wir nicht ganz übergehen. Der
rte, im Begriff nach London abzureisen, zog
wab und seinen Reisebegleiter, den Professor
melin, nach Empfang ihrer Zuschrift lieber
statt sich von ihnen aufsuchen zu lassen:

natürlich meist über Naturgegenstände, aber mit
den Beredsamkeit und so klar, daß es auch mir
ien. Er gedachte mit einem Complimente meiner
von Delavigne und Lamartine und schrieb mir
Brief an Salvandy, der drei Stunden von hier
oldt ist ein ziemlich großer Mann, graue Haare,
ugen, die aber, wenn er sie aufschlägt, schön blitzen;
reine Haut; seine Manieren sind äußerst fein, dabei
rlich.

opferte den beiden Landsleuten nicht weni-
dreiviertel Stunden.

nde Abschnitt des Buchs, welcher bis zum
icht, beschäftigt sich namentlich mit Schwab's Beziehungen zu mitlebenden Dichtern, deren immer mehrere ihm nahe traten, seit er im Jahre 1828 die Redaction des „Morgenblatt" übernommen hatte. Unter den nichtschwäbischen war ihm wol Wilhelm Müller derjenige, zu dessen Person er sich am meisten hingezogen fühlte. Schon seit längerer Zeit waren die beiden Männer durch Heinrich Brockhaus und Matthisson in brieflichen Verkehr gekommen und hatten den Wunsch gehegt, einander persönlich kennen zu lernen. Dieser Wunsch wurde erfüllt, als der Dichter der „Griechenlieder" im Spätherbst 1827 auf einer Rheinreise nach Stuttgart kam. Er und seine Frau wohnten bei Schwab, und man verlebte vierzehn glückliche Tage. Leider starb Müller plötzlich wenige Tage nach seinem Wiedereintreffen in Dessau, und wenige Wochen später folgte ihm ein anderer lieber Freund Schwab's, der erst fünfundzwanzigjährige Wilhelm Hauff. Schwab hat zu den Gesammtausgaben der Werke beider Dichter Biographien geschrieben und die Herausgabe der „Gesammelten Werke" Müller's besorgt. Ein anderer ihm sehr werther Freund war Adolf Schöll (jetzt Hofrath in Weimar), aus dessen Briefen an Schwab mehrere recht interessante Auszüge mitgetheilt werden, unter anderm ein Bericht über einen Besuch Schöll's bei Tieck, der im Sommer 1827 Stuttgart besucht und einen Abend bei Schwab zugebracht hatte, und spätere Mittheilungen über einen Aufenthalt in Berlin, worin es unter anderm heißt:

Ich bin diesen Norddeutschen hier von Herzen gut (das gemeine Berlinervolk ausgenommen, welches mehrentheils scheußlich ist); vieles Preußische respectire ich; aber es ist mir doch lieb, daß ich süddeutsches Blut bin. Dieses Volk ist durch Politik entstanden; ein großer Theil der zahlreichen Gebildeten hat sich selbst seinen Sinn für Poesie, seinen Glauben, sein Positives eigentlich blos infolge der Einsicht gemacht, daß man solches haben müsse. Wenn übrigens kräftig auf diesem Wege fortgeschritten wird und Intensität genug da ist, um es zu können, so kann sich Berlin als eine Art Hauptstadt von Deutschland noch immer mehr heben.

Im Jahre 1833 machte Schwab auch die Bekanntschaft Immermann's, der im Herbste auf einer Reise nach Süddeutschland und Tirol über Stuttgart kam und auch Schwab besuchte, bei dem er einen gesellig heitern Abend zubrachte. Ueber ihn heißt es in vorliegender Schrift:

Die hohe Gestalt mit den kräftig gebauten Schultern, die freie Stirn, von reichem schwarzen Haar umgeben, die edeln feingeschnittenen Züge, das geistvolle Auge, alles drückte den Charakter geistiger Kraft und männlicher Festigkeit in ungewöhnlichem Grade aus. Nur fiel es auf, daß er die Augen meistens gesenkt hielt und man selten einem klaren offenen Blick begegnete. Das Gespräch drehte sich in lebhaftem Fluß um literarische Gegenstände und namentlich um Immermann's Theater in Düsseldorf. Auch blieb natürlich die Politik, von der damals alles erfüllt war, nicht unberührt, und es mochte Immermann unbehaglich sein, mit der größten Verehrung von Männern und Bestrebungen reden zu hören, die er in seinem Buche, das eben unter der Presse war*), so geringschätzig behandelt hatte. Dieses Buch schickte Immermann im November 1833 an Schwab mit einem Briefe, worin er schrieb: „Ich habe in einigen Stellen meine politische Meinung ausgesprochen,

*) Hiermit ist das 1833 erschienene „Reisejournal" gemeint.

die keiner Partei huldigt, freilich aber deshalb auch entschieden gegen den sogenannten Liberalismus angeht. An einer Stelle rede ich über den süddeutschen. Meine Gesinnung über diese Dinge ist durch das, was ich in Stuttgart, namentlich in der Ständekammer, gesehen und gehört, nur bestärkt worden. Dieses Ihnen offen sagend, weiß ich, daß solche Worte und jene Stellen des Buchs im großen Widerstreit stehen mit dem, was sich in Ihrem nächsten Kreise, vielleicht in Ihnen selbst bewegt. Gerade deshalb aber nöthigte mich ein unabweisliches Gefühl, Ihnen das Buch zu schicken. Ich glaubte nur an diese Sendung auf natürliche und schickliche Weise den Wunsch knüpfen zu können, denn ich sage nämlich: daß wenn die Dortigen und ich auch politische Gegner sind, wir einander doch in der menschlich-dichterischen Region freundlich geneigt bleiben mögen. Soll nicht alles, was doch vielleicht bestimmt ist, zusammen zu wandern, in Haß, Hader und Zwiespalt zerfallen, so müssen wir jetzt eine solche Sonderung in uns vornehmen."

Es war der „Briefwechsel zweier Deutschen" von Paul Pfizer — dessen jüngerer Bruder Gustav, ehemals Schwab's Schüler, inzwischen auch dessen vertrauter Freund und Hausgenosse geworden —, welcher Immermann zu diesen Bemerkungen veranlaßt hatte. Schwab hielt dieses Buch sehr hoch. Während er früher seine Hoffnungen für Deutschland besonders auf die constitutionelle Entwickelung Frankreichs gesetzt hatte, war ihm durch Pfizer's Schrift ein neuer Richtweg gezeigt, der ihn vom französischen Standpunkt ablenkte und zu der Ueberzeugung führte, daß man seine Hoffnungen besonders auf Preußen zu setzen habe. Wunderlich genug wollten aber die alten eingefleischten Preußen von einer solchen Politik nichts wissen. Mit Wolfgang Menzel stand Schwab in freundschaftlichen Verhältnissen, doch kam es auch zu vorübergehenden Spannungen, besonders als Menzel auf Kosten Goethe's Schiller einseitig erhob. Inniger und einflußreicher gestaltete sich Schwab's Verhältniß zu Nikolaus Lenau, und es werden in vorliegender Schrift aus seinen Briefen an Schwab und dessen Gattin Auszüge mitgetheilt, die zur Beurtheilung von Nikolaus Lenau's Seelenstimmung von Bedeutung sind. Wir wollen auf die von A. von Sternberg, welcher im Jahre 1832 in Schwab's Hause ein gern gesehener Gast war, aufgestellte Behauptung, daß der schwäbische Dichterkreis und namentlich die Frauen Niembsch zu sehr verwöhnt, verzärtelt, exaltirt und viel dazu beigetragen hätten, ihm eine zu hohe Meinung von sich einzuflößen, hier nicht ausführlich zurückkommen, dagegen lieber Klüpfel's Bemerkung mittheilen, daß schon damals sich in vertrauten Mittheilungen der tiefgehende unheilvolle Zwiespalt seines Geistes, sein Schwanken zwischen dem absoluten Zweifel und dem Bedürfniß einer mystischen Befriedigung bei Niembsch offenbart hätte. „Ein solches ruheloses Ringen", bemerkt Klüpfel weiter, „mußte psychisch aufreibend wirken, und die Freunde sahen mit Schmerz, daß sie bei allem Antheil auf sein Innerstes keinen Einfluß üben konnten." Im Zusammenhange damit wird gegen Sternberg der Vorwurf erhoben, daß er in seinen spätern Schriften wenig Anhänglichkeit an seine Freunde zeige und sich nicht scheue, „Personen und Verhältnisse so darzustellen, wie es ihm gerade pikant dünkt, unbekümmert darum, ob sie nicht in einem ganz falschen Lichte erscheinen". Jedenfalls scheint für Nikolaus Lenau das Trachten verhängnißvoll gewesen zu sein, immer als ein ganz außerordentlicher Geist zu erscheinen und den Nimbus der Genialität um sich zu verbreiten; diese Vorstellung scheint allerdings bei seinen nähern Freunden auf keinen irgend erheblichen Widerstand gestoßen zu sein. Auch in den hier mitgetheilten Briefen aus Heidelberg, wo er, wie er unterm 5. November 1831 schreibt, nicht recht heimisch werden könne, da das Treiben in einer kleinen Universitätsstadt „wie ein literarischer Jahrmarkt" sei, kündigt sich die dämonische Zerrissenheit des Dichters an, und zwar besonders in den Briefen an Schwab's Frau, die viel exaltirter geschrieben sind und viel mehr giftiges Nicotin enthalten als die Briefe an Schwab selbst. In dem einen dieser Briefe beneidet er Sophie Schwab um ihren Glauben und fügt dann hinzu: „Auch ich erschrecke vor dem Gedanken der völligen Vernichtung, und ich müßte das ganze Menschenlos verfluchen, wenn ich an Grabe meiner Mutter dächte: meine ganze Mutter darin als elendes Gewürm verkrochen. Hätte ich doch den sündlichen Gedanken nicht aufgeschrieben!" u. s. w. In demselben Briefe gesteht er, daß er schon als Kind eine gewisse Freude am Unglück gehabt und diese Freude noch jetzt habe, und bemerkt dann: „Und das ist vielleicht der diabolische Zug in meinem Gesicht, den Marie K. sogleich getroffen als die zwei Herren, die mich porträtiren wollten. Ein Mordbrenner, der zugleich Maler wäre, würde mich vielleicht am besten treffen." In einem spätern Schreiben vom 16. Februar 1832 behauptet er, daß die Erde im Sterben begriffen sei; von den beiden Polen verbreite sich die Todeskälte nach den noch warmen Gegenden immer weiter, wie der sterbende Mensch zuerst an den Extremen erkalte. Die süße Nachtigall sei zusammen den Rosenlauben aus Island verschwunden. Und hierauf wünscht er: „Ich möchte das Lied der letzten Nachtigall auf dem letzten Rosenstrauche hören." Das alles galt in damaliger Zeit für genial, und doch sind es höchst ungesunde Vorstellungen.

Man weiß, daß der Jahrgang 1832 des von Ludwig Wendt herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" unter dem harmlosen Titel: „Literarische Skizzen" eine Anzahl bissiger Stachelverse von A. W. von Schlegel gegen deutsche Dichter und namentlich Schiller brachte, welche allgemeine Entrüstung hervorriefen und die Verleger bestimmten, sich nach einem andern Redacteur umzusehen. Wir müssen gestehen, daß wir an Ludwig Wendt's Redactionsverfahren in diesem Punkte nichts Uebles finden können. Hätten jene Epigramme einen unbekannten und unbedeutenden Dichter zum Verfasser gehabt, so wäre es allerdings in der Ordnung gewesen, sie abzuweisen; da sie aber von einer Autorität ersten Ranges, von A. W. von Schlegel herrührten und an ihm vertreten wurden, so hatten sie ein literarhistorisches Interesse und verdienten, wenn auch blos der Curiosität und der Kennzeichnung der literarischen Parteistellung wegen, mitgetheilt zu werden. *) Doch an entscheidender

*) Man vergleiche hiermit folgende Stelle in einem

nan anders: Chamisso erhielt den Auftrag zur
n der fernern Jahrgänge, und dieser sagte zu
r Bedingung, daß der literarisch gewandte Schwab
redacteur einträte. Diese Theilung der Arbeit
darum als sehr zweckmäßig, weil damit Bürg-
geben war für gleichmäßige und gerechte Vertre-
ol des nord- als des süddeutschen Elements der
uch dem eigenthümlichen Geschmack Chamisso's,
tig das „Packende" bevorzugte und den Effect
it der Poesie verwechselte, durch Schwab eine
ezogen war. Nichtsdestoweniger stellte die Dop-
n eine Coterie von vornehm exclusiven Tenden-
sie beeinflußte und wurde beeinflußt; jeder der
e hatte seine besondern Günstlinge und nicht
ren dies Talente von der Bedeutung Freiligrath's,
Lenau's oder Gaudy's. Uns erscheinen die
e, wonach jetzt Schad seinen „Deutschen Mu-
ch" redigirt, wegen ihrer allgerechten Unpar-
bei weitem löblicher. Der kleinlichen Differenz,
gen des dem Jahrgang 1837 vorangestellten Vor-
rich Heine's zwischen Berlin und Stuttgart ent-
len wir hier nur vorübergehend gedenken.
ste Abschnitt des Buchs führt uns mitten in
chtgetümmel und in die Staubwirbel, welche
Schriften des Jungen Deutschland und Strauß'
su" aufgerührt wurden. Wir fühlen keinen
s ziemlich abgenutzte und dadurch etwas lang-
ordene Thema vom „Jungen Deutschland" hier
rseits zu erörtern; nur das möchten wir gegen
welche diese Erscheinung als eine frevelhafte
menschlicher Willkür und Eitelkeit verdammen,
'en, daß in der Atmosphäre der höhern, vor-
urch die Lectüre französischer Emancipations-
eleganter Romane gebildeten Gesellschaft aller-
g Stoffe vorhanden waren, welche diese Er-
id den Anklang, den sie doch in ziemlich weiten
besonders unter vielen gebildeten Frauen fand,
o gewissermaßen als eine nothwendige Ent-
ch einem Ausweg suchender Triebe und Säfte
sen. Sollte es nicht die Pflicht und Aufgabe
eitischen Literarhistorikers sein, immer bis auf
rsachen und Motive einer Erscheinung zurück-
Das Strauß'sche Werk machte auf Schwab
inlichen und niederschlagenden Eindruck. Er
einem Briefe an Ullmann, das Buch sei,
es auch nicht frivol nennen will, wenigstens
alten, hochmüthigen Haß gegen allen positi-
beseelt", und er bemerkt weiter, daß er,
s so verhielte, wie Strauß hier das Leben
seine Bibel an die Wand werfen und ein
würde. „Von den Orthodoxen", schreibt er
weiter, „hoffe ich nichts, sie strecken ihren eigenen Strau-
ßenkopf hinter die Bäume und schimpfen getrost auf
Strauß; der Studienrath und das Consistorium werden
ihn abschaffen und so zum Märtyrer machen. Die Se-
minaristen hingegen beten ihn an."

Zwar tröstet er sich über alle diese ihm widerwärtigen
und ihn beängstigenden Erscheinungen ein andermal mit
den Worten:

Es ist ein großer Segen, daß in Deutschland die Lüge
nie auf die Dauer ihr Glück macht; ich lebe nun schon bald
30 Jahre mit und in der Literatur und habe so manchen Ruf
scheitern sehen; es war immer die Klippe der Unwahrheit,
an welcher er strandete, während die wahren Helden unserer Na-
tionalliteratur ihren unsterblichen Ruhm ebenso wol der Wahr-
haftigkeit und der Ueberzeugungstreue als ihrem Genie, und nur
beiden miteinander zu verdanken haben.

Aber diese schöne Ueberzeugung gewährte ihm doch
innerlich keine Ruhe. Das bezeugt eine ansehnliche Zahl
von Epigrammen, in denen er seinem Aerger Luft machte
und die nur zum kleinsten Theile wirklich witzig, aber
als literarische Reliquien jedenfalls von Interesse sind,
weshalb wir für ihre Veröffentlichung nur dankbar sein
können. Er nannte sie „Fündlinge" und hielt selbst eine
Veröffentlichung derselben nach seinem Tode für möglich.
Es befindet sich darunter folgendes nicht gerade sehr feine
gegen Heine:

Was spricht zu Heine's Bubenhohn
Uhland, der hohen Muse Sohn?
Er dacht' es längst und sang es auch:
„Das ist ein jüdisch ekler Gauch!"

Diesen Widerwillen gegen Heine theilte er mit Platen,
der in einem Briefe an Fugger einmal Heine einen
„armseligen Schmierer und Sansculotte" nennt, von den
„Reisebildern" versichert, sie seien kaum als „Impromptus
eines Handwerksburschen gut genug", und dann schließt:
„Erlauben Sie mir eine Nation, deren beliebteste Schrift-
steller wahre Satanasse sind, zu verabscheuen." Freilich
nannte er auch Immermann einen „Pfuscher". Heine
blieb seinen Gegnern bekanntlich nichts schuldig. Und
dabei verlangen unsere Poeten von dem Publikum den
Respect, den sie einer dem andern versagen, ja an dessen
Stelle sie die maßlosesten Schmähungen setzen!

Auch gegen die Jungdeutschen wird Schwab in diesen
Epigrammen einmal etwas plump ausfallend:

Auf, Brüder, individualisirt!
Malt frech den krummen Tieck, malt Chamisso, den fahlen!
Ihr Buben, die ihr so die Bücher ziert,
Mit gleicher Münze wird man euch bezahlen!
„O nein! uns hat Natur so hingeschmiert,
Daß keiner Lust bekommt uns abzumalen!"

Gegen die Hegelianer schleudert er eine ganze Wolke
von epigrammatischen Pfeilen. Wir theilen hier folgende
mit:

In das Stammbuch eines Hegelianers.

Es gähnt ein Zwiespalt aufgerissen,
Ein Abgrund zwischen mir und dir;
Dein höchstes Gut ist nur das Wissen,
Und das Gewissen ist es mir.

n Platen: „Das Vorgeben Chamisso's, daß die (Pla-
nme den Almanach zu dick gemacht hätten, ist ganz
ilich wollen die lahmen Herausgeber alles Polemische
em Schicksale Wendt's zu entgehen, dem die vorigen
Schlegel so viel Verdrießlichkeiten zugezogen hatten,
nach aufzugeben für gut fand."

Ich weiß ein spitzes, kahles Felsenriff,
An das ich meines Glaubens schwankend Schiff
Im Lebensocean nur mit Entsetzen triebe,
Die Klippe heißet: „Gott ist der Begriff."
Wie? Gott ein Sein voll nichts? Ein log'scher Kniff,
Der Welt — Natur und Geist — zu Staub zerriebe?
Lenk' ab, o Nachen, steure hin zum Port,
Wo hell in Sternengold aufglüht das Wort:
„Gott ist die Liebe!"

Zu den eine beherzigenswerthe Wahrheit enthaltenden rechnen wir nachstehende Epigramme:

Lebensregel.

Willst du in Wahrheit sein bekehrt,
Sprich dies Gesetz dem Triebe:
Der Zorn ist nie der Mühe werth,
Doch immer ist's die Liebe.

An die Staatsmänner in Deutschland.

„Was hämmert ihr? Was soll der Spaß
In diesen bedenklichen Zeiten?"
Wir zimmern an einem Pulverfaß!
„Wozu?" Um drauf zu reiten!

G-Saite.

Wo, der ich auch gereist,
Mißfiel mir's im Gemüthe?
Wo Geld mehr galt als Geist;
Wo Geist mehr galt als Güte.

Stammbaum.

Spazier' mit mir zum Hochgericht und rechen':
Der Vater eines Stricks ist das Verbrechen,
Der Vater des Verbrechens das Vergehn,
Der Vater des Vergehens das Versehn,
Versehens Vater jeder Augenblick —
Jetzt rechne, sichre Seele, jetzt erschrick,
Und willst du buhlen mit dem Augenblick —
So denk' an den Urenkelsohn — den Strick!

Bitte.

Ei, laßt die Müßiggänger nur,
Die Dichter, mir gewähren!
Sie überwuchern nicht die Flur —
Kornblumen in den Aehren!

Dagegen persiflirt er jene neueste Verkündigung, wonach der Roman die eigentliche und höchste poetische Zeitform sei, in dem Epigramm:

Neueste Poesie.

Platz, Versemacher! Aus der Bahn!
Das wahre Lied ist der Roman;
Der, den mein Freund jetzt schmiert,
Wird als die höchste Poesie
Von einem Volksgesanggenie
Vierstimmig componirt.

Seine eigene Balladenpoesie vertheidigt er in nachstehendem Epigramm gegen deren Tadler:

Romanzenpoesie.

Find' ein poetisch Korn
Auf, unter Schutt und Dorn,
Drauf mit dem plumpen Schritt
Sonst der Philister tritt;
Pflanz' es in deine Stirn,
Heg' es und pfleg's im Hirn,
Bis es im Sonnenlicht
Aufgeht, ein klar Gedicht;
Kaum ist es aus dem Kopf,
Nimmt einer dich beim Schopf,
Knicket die Blume hold,
Riechet dran, niest und grollt:
„Dir gehört nichts davon,
Freund, als die Diction!"

Empfindlicher als durch alle andern Ausfälle fühlten sich wol die schwäbischen Dichter durch die inzwischen bekannt gewordene Aeußerung Goethe's gegen Eckermann getroffen, daß aus der Region, wo Uhland walte, nie nichts „Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes" hervorgehen möchte, und daß diese „Herren" sich einen gewissen „sittig-religiös-poetischen Bettlermantel" geschickt umzuschlagen wüßten. Der Anklang, den diese Worte vielfach zu finden schienen, reizte Schwab zu folgenden Zeilen:

Zeige du dem ganzen Volk durch sechzig stolze Dichterjahre
Nur das Wahre, Himmelschöne, Meertiefhelle, Sonnenklare —
Viele werden's nicht begreifen, viele schütteln ihren Kopf.

Aber laß im Greisentraume dann zuletzt ein Wort entfahren
Doppelsinnig, geisterneblicht, fern vom Tiefen wie vom Klaren —
Nachgelallt im Widerhallen wird es gehn von Tropf zu Tropf.

Die Bezeichnung „doppelsinnig, geisterneblicht" [illegible] wol zumeist auf Goethe's Ausdruck „die Welt [illegible]gendes", unter dem sich allerdings sehr viel und [illegible] wieder sehr wenig denken läßt. Wie viel Dichter [illegible] Dichtungen gibt es wol, denen man eine „weltbeg[illegible]gende Kraft" nachrühmen könnte?

Schon anfangs der dreißiger Jahre hatte Schwab [illegible] um sich dem ihn verbitternden politischen Hader in [illegible] Kreisen der Hauptstadt zu entziehen, den Wunsch geh[illegible] sich in die Stille des Landlebens zurückzuziehen und [illegible] ländlichen Gemeinde das Wort Gottes zu predigen. [illegible] meldete sich damals um die eben erledigte Pfarrei [illegible] nau, eine halbe Stunde von dem ihm so unaussprech[illegible] liebgewordenen Tübingen. Aber Intriguen wirkten [illegible] ihn und ein älterer Dekan erhielt die Stelle. Unter [illegible] hatte man den Bauern gesagt: Schwab werde das [illegible] liche Amt an den Nagel hängen und der Poesie [illegible] Dies gab zugleich zu dem komischen Mißverständniß [illegible] laß, daß die Bauern die Poesie mit Oekonomie [illegible] selten und nun fürchteten, einen strengen Zehntherrn [illegible] bekommen! So viel wissen die deutschen Bauern, [illegible] die in Schiller's und Uhland's Heimat, von [illegible] Unter dem Einfluß der religiösen Streitigkeiten [illegible] jenes Verlangen nach ländlicher Stille von neuem [illegible] auf; Schwab fühlte den Drang, seinen durch diese [illegible] fechtung nur um so mehr befestigten Glauben auch [illegible] lich zu bekennen; er bewarb sich um die Pfarrei [illegible] dem ebenfalls in der Nähe von Tübingen gelegenen [illegible] ringen und war diesmal glücklicher; er erhielt sie [illegible] Decret vom 16. September 1837. Hier blieb er [illegible] 1841, hatte jedoch öfters Veranlassung, Stuttgart [illegible] besuchen, namentlich als man ihn im Januar 1838 [illegible] die Gesangbuchscommission berufen hatte. Der [illegible] wurde im Jahre 1839 gedruckt; es erhob sich zwar [illegible] Klüpfel bemerkt, „in der Presse ein großer Sturm [illegible] gegen, als ob ein Rückschritt zum Pietismus [illegible]

orden wäre, aber in den Gemeinden fand die roßen Beifall". Bei der Enthüllung des Schiller- in Stuttgart wurde Schwab dazu ausersehen, ede zu halten, welche von Klüpfel mitgetheilt Der Tod seines innigstgeliebten und begabten Sohnes Ludwig trübte jedoch die Behaglichkeit ringer Lebens; Gedanken an eine Ortsverände- den allmählich Eingang, und 1841 bewarb er as erledigte Stadtpfarramt von St.-Leonhard gart, das er auch erhielt. Ehe er jedoch diese trat, machte er noch eine Reise nach dem Nor- ihn über Bremen und Lübeck nach Stockholm hier über Gothenburg und Kopenhagen zurück tschland führte. Seine Pfarramtsgeschäfte in die noch dadurch beträchtlich vermehrt wurden, ihn im Herbste 1844 in den Studienrath berief, fortan wenig zu größern literarischen Arbeiten och übernahm er es, für die „Jenaische Litera- eine eingehende Beurtheilung der zwei letzten berühmten Literaturgeschichte von Gervinus zu und Schwab machte sich an diese Arbeit mit er. Klüpfel bemerkt:

e gegen Gervinus mehreres auf dem Herzen; bei nung seiner Gelehrsamkeit, der geistigen Energie, er den Stoff beherrscht, der nationalen Gesinnung, ch durchdringt, fand er doch, daß Gervinus häufig Gegenständen fremden Maßstab der Beurtheilung aß er mit all seinem Geist, all seinem Wissen, Kunstsinn das innerste Geheimniß der Poesie, so manchmal komme, zu durchdringen nicht vermocht Beweis dafür suchte er in einer ganz ins einzelne it auszuführen, unterließ aber seine Arbeit, die mir vorliegt, druckfertig abzuschließen, weil sie ihm hen war, als er eigentlich beabsichtigt hatte, und nicht in eine Polemik einlassen wollte, die zu lei- Erwiderungen hätte Anlaß geben können.

mehr als Gervinus, glauben wir, wird ß Schwab's Biograph diese letzte ausführliche it Schwab's nicht mit zum Abdruck gebracht en erregte es, als man unter den Geistlichen, hre 1844 die im „Schwäbischen Mercur" Erklärung gegen die Antrittsrede des Pro- unterzeichnet hatten, auch Schwab's Namen ber war darüber vollkommen ruhig", sagt , „denn er war seiner Ueberzeugung ge-

e 1845 wurde Schwab zum Oberconsisto- Oberstudienrath ernannt und trat als or- glied in beide Collegien ein. Die Ereig- es 1848 kamen Schwab nicht unerwartet; hre früher hatte er von der Möglichkeit sol- sprochen. Anfangs beseelten auch ihn die gen, und mit Freude begrüßte er namentlich ung zum Ministerpräsidenten, die Schwab in weit frühern Zeiten vorausgesehen und hatte, und Uhland's Sendung als Ver- nach Frankfurt. Später freilich war er politischer Stellung, so sehr ihm der Freund n Beziehungen derselbe blieb, nicht mehr vollkommen einverstanden. Seine Hoffnungen sanken über- haupt sehr bald wieder, besonders nachdem er in Frank- furt selbst der stürmischen Sitzung beigewohnt hatte, in welcher es sich um die von der Linken mit leidenschaftli- chem Ungestüm verlangte Amnestirung Hecker's handelte. Später betheiligte sich Schwab an einem „politisch-christ- lichen Verein", dessen Tendenz es war, soviel an ihm lag, „der Verbreitung der im Jahre 1849 begonnenen Revo- lution Einhalt zu thun und durch Anschließen an die preußisch-deutsche Union von dem Plan eines deutschen Bundesstaats noch zu retten, was möglich war". Dabei ließ er aber keineswegs von seiner Begeisterung für jede echt patriotische Erhebung ab; für die schleswig-holsteinsche Sache dichtete er sein Schwanenlied (zuerst und zwar gleich- zeitig in der „Würtembergischen Zeitung" und in der „Deut- schen Zeitung" und dann in der Liedersammlung „Trutz Dänemark" abgedruckt), das er am 2. November in einem 1850 zu Stuttgart zu Gunsten Schleswig-Holsteins ge- gebenen Concerte vortrug:

Schwab's Frau — sagt Klüpfel — erschien seine Stimme etwas schwächer als sonst, die zur Seite gebeugte Haltung und das silberglänzende Haar erfüllte sie mit ahnungsvoller Wehmuth; andere jedoch wurden erhoben durch das edle Pathos, mit wel- chem der Redner dem nationalen Gefühl der Versammlung einen so kraftvoll männlichen Ausdruck gab.

In der Nacht vom 3. zum 4. November starb Schwab eines plötzlichen Todes. Athembeengung hatte sich bei Schwab schon im Juli 1847 bei einer Besteigung des Rigi gezeigt, durch die schon damals seine Frau sehr erschreckt wurde; aber sicherlich mögen die Aufregungen, welche ihm die politischen Erschütterungen der nächsten Jahre in so unmittelbarer Nähe verursachten, den Gang seiner Krankheit wesentlich beschleunigt haben. Würtemberg zählte nun einen Ehrenmann von jetzt seltener Unbescholtenheit und Rechtlichkeit weniger; die gesammte literarische Welt Deutschlands theilte die Trauer seiner schwäbischen Freunde über diesen herben Verlust.

Hermann Marggraff.

Die Belagerung von Lucknow.

Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. Von L. E. Ruutz Rees. Mit dem Plane der Stadt nebst der Resi- denz und dem Porträt des Generals Sir Henry Lawrence. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Lorck. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es konnte nicht fehlen, daß die ebenso überraschenden wie furchtbaren Ereignisse, welche die indische Erhebung begleiteten, die englische Literatur mit einer wahren Sündflut von Gelegenheitsschriften überschwemmt haben. Als das Unglück, welches wenigstens zu dem Zeitpunkte, wo es eintrat, kein Mensch erwartet hatte, einmal geschehen war, da öffneten plötzlich Unberufene und Halbberufene aller Art das Schatzkästlein ihrer Weisheit, suchten alle nur erdenklichen Erklärungsgründe hervor und brachten ihre Reformvorschläge aufs Tapet. Von den mei- sten unter ihnen läßt sich sagen, daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, und mit sehr wenigen Ausnahmen kann diese ganze Literatur, soweit wir dieselbe zu überblicken ver- mocht haben, als werthlose Maculatur bezeichnet werden. Richtet man sein Augenmerk zunächst blos auf die äußere Erscheinungs- form der Insurrection, die Meutereien der Sipahis, so findet

man den besten Aufschluß noch immer in den ältern gediegenern Schriften eines Jacob, Napier u. a. Will man aber der Sache auf den Grund gehen, so greife man nach einer wahrhaft wissenschaftlichen und dabei zugleich von einem Geiste unbestechlicher Wahrheitsliebe und sittlicher Strenge getragenen Darstellung der Geschichte des angloindischen Reichs, wie Mill und neuerdings unser Neumann eine solche geliefert haben. Eine aufmerksame Betrachtung dieser Geschichte wird unausbleiblich zu der Ueberzeugung führen, daß ein Ereigniß von so ungeheuern Dimensionen und so weitgreifender Bedeutung wie die gegenwärtige Revolution einen tiefer liegenden Grund haben muß als fettgetränkte Patronen oder etwas zu viel religiöse Toleranz an der falschen Stelle und etwas zu viel religiöse Intoleranz an der falschen Stelle: nämlich die eigentliche Todsünde gegen den Geist eines Volks auf irgendwelcher Culturstufe, deren Wesen darin besteht, daß man dasselbe zum bloßen Mittel herabdrückt und lediglich für fremde Zwecke ausbeutet. Diese Sünde rächt sich unfehlbar selbst da, wo sie eine Verbesserung des materiellen Zustandes in dem unterjochten Volke herbeigeführt hat; wieviel mehr also dort, wo nicht einmal soviel zu ihren Gunsten gesagt werden kann und wo sie selbst in der Form schamlosester Rechtsverletzung und Treulosigkeit auftritt, wie bei der Annexation des Königreiches Audh. Diese Wahrheit seinen Landsleuten kräftig zu Gemüthe geführt zu haben, ist das Verdienst des Generals Sir W. H. Sleeman, dessen „Journey through the kingdom of Oude in 1849—50, by direction of the Right Hon. the Earl of Dalhousie, Governor-General, with private correspondence relative to the Annexation of Oude to British India" die beachtenswertheste von den oben erwähnten wenigen Ausnahmen ist und schon um deswillen hier eine besondere Nennung verdient, weil sie manches in dem oben angezeigten Buche Angeführte bestätigt oder näher erläutert.

Ein ganz anderer Zweig der auf die indischen Vorgänge bezüglichen Literatur dagegen verdient nicht nur in England, sondern auch außerhalb desselben allgemeine Aufmerksamkeit. Wir meinen die Schilderungen jener Ereignisse von Theilnehmern und Zuschauern derselben, Schilderungen, in denen bald mehr das historische, bald mehr das psychologische Interesse vorwiegt, die aber in dem einen wie in dem andern Falle den menschlichen Geist tief anzuregen und das menschliche Herz gewaltig zu erschüttern nicht umhin können. Nirgends seit Jahrzehnden hat eine geschichtliche Thatsache der epischen Gestaltungskraft einen so reichen, das Ferne und Fremdartige mit dem Nahen und Vertrauten, das wild Phantastische mit dem traulich Anmuthenden, das welthistorisch Weitgreifende mit den bescheidenen Motiven innerhalb der engen sittlichen Sphären der Freundschaft und der Familie verschmelzenden Stoff dargeboten. Oder sagen wir lieber so viel Stoffe. Denn das eben ist das Eigenthümliche jenes riesenhaften Kampfes, daß seine einzelnen Phasen deutlich als selbständige Glieder aus der großen Kette der Ereignisse hervortreten und ihren Erklärungsgrund, Maßstab und Werth weit mehr in sich selbst, in den Leidenschaften, die sie anfachten, in den Tugenden, die sie weckten, und in der, wir möchten sagen elementaren Schöpferkraft finden, womit sie ihre Streiter und Helden aus ihrem eigenen Schoße herauszuerzeugen wußten, als in einem leitenden Gedanken oder wohlüberlegten Plane von oben her und in den sonst so entscheidend wirksamen Hülfsmitteln eines überlegenen Wissens oder Culturstandpunktes. Zu diesen Phasen von echt epischem Gepräge gehören daher weniger die Vorgänge in und um Delhi, von der Meuterei der Sipahis an bis zur Erstürmung der Stadt, als die Belagerung, die Uebergabe und das verrätherische Blutbad zu Kanpur, die unsterblichen Märsche und Gefechte Havelock's zwischen Kanpur und Lacknau, und namentlich die Belagerung, Vertheidigung und Entsetzung der letztgenannten Stadt selbst. Denn abgesehen von dem wichtigen Umstande, daß ohne den fast allgemeinen Anschluß Audhs an die Empörung diese längst vollständig erstickt wäre, abgesehen auch davon, daß aus naheliegenden Gründen die Quellen über die Ereignisse in der Hauptstadt dieses Königreichs am reichlichsten fließen, muß bei [illegible] um die Residenz von Lacknau, hinter dem [illegible] digungswerken nicht allein kampffähige Männer, Civilisten, Europäer wie Eingeborene, sondern auch mit Weibern und Kindern, einigen treuen Hausthieren Zuflucht [illegible] Zeit als das abgerundetste und als das [illegible] Dieses Verhältniß spiegelt sich denn auch [illegible] möglich in der schon jetzt ziemlich reichhaltigen [illegible] im Wachsen begriffenen Memoirenliteratur über [illegible] in Lacknau wider, und zwar speciell in der [illegible] sache, daß ein ziemlich beträchtlicher und [illegible] oder werthlosere Theil dieser Denkwürdigkeiten [illegible] herrührt. Zuerst erschien der officielle Bericht [illegible] digung der Residenz vom Brigadier Inglis [illegible] folgte im Februar 1858 das oben angezeigte [illegible] Titel: „A personal Narrative of the Siege [illegible] from its commencement to its relief by Sir Colin [illegible] ziemlich zu gleicher Zeit: „The Defence of Lucknow [illegible] Staff-officer", und kurz darauf: „A personal [illegible] Siege of Lucknow, by Captain R. P. Anderson [illegible] ding an Outpost during the Siege". In der [illegible] Beobachtungs- und Darstellungsweise des Einzelnen [illegible] lich andere als die der beiden Offiziere, so [illegible] kirterer Unterschied hervor in den beiden in [illegible] London erschienenen Werken: „A Lady's Diary [illegible] of Lucknow, written for the Perusal of [illegible] und „Day by day at Lucknow, a Journal [illegible] Lucknow, by Mrs. Case". Hierzu kommen [illegible] Lieutenants Ferquhar, welche dem Verfasser des [illegible] Werks bereits vor ihrer Herausgabe zur Benutzung [illegible] Ob auch das Tagebuch der Lady Inglis, aus [illegible] falls mehrere Auszüge enthält, veröffentlicht [illegible] wir nicht in Erfahrung gebracht. Man [illegible] zukünftigen Geschichtschreiber oder dem Dichter [illegible] Behandlung dieses Gegenstandes berufen fühlen [illegible] beglaubigtem Stoffe fehlen wird. Der [illegible] aus anderm Zeuge gemacht sein als [illegible] bisher in England an diesen Stoff gewagt [illegible]

Der Verfasser des oben angezeigten [illegible] lediglich als eine Uebersetzung der englischen [illegible] ten ist), ein Deutscher von Geburt, aber [illegible] alter an in Ostindien erzogen und jetzt, [illegible] ständig anglisirt, lebte, nachdem er früher [illegible] Collegium in Lacknau beigegeben war, als [illegible] kutta. Von hier riefen ihn am 10. Mai [illegible] Geschäfte nach den obern Provinzen. In Betreff [illegible] von den in Mirut und Delhi begangenen [illegible] war aber noch nach seiner Ankunft in Allahabad [illegible] guter Dinge, wie die dortige improvisirte Zeitungsredaktion [illegible] datenhandwerk auf eine ganz lustige Manier [illegible] machte er noch Handelsgeschäfte und [illegible] weitere Erlebnisse in Lacknau ein. Hier [illegible] Sir Henry Lawrence's trefflichen Verkehrungen [illegible] Möglichkeit eines allgemeinen Ausbruchs [illegible] Infanterieregiment revoltirt hatte. Allein [illegible] 30. auf den 31. Mai brach die Meuterei [illegible] Gumti gelegenen Cantonnirungen aus. Sie [illegible] die Insurgenten und rettete die Stadt: [illegible] in den eingeborenen Regimentern immer [illegible] in Lacknau herrschte die heftigste Gährung, [illegible] ganz Audh sich von der englischen Herrschaft [illegible] Der Belagerungszustand wurde verkündigt, [illegible] terer, darunter ein wegen seines Benehmens [illegible] Empörung vom Statthalter persönlich [illegible] hingerichtet, und nach Eingang der Kunde [illegible] der Insurrection in Kanpur die energischsten [illegible] maßregeln getroffen, deren es schon der Eingeborenen gegenüber bedurfte. Lassen wir den Verfasser

aß die Leute in der Stadt sich bei passender Gelegenheit
s erheben würden, darauf waren wir gefaßt, trotz der
Rapporte über deren allgemeine Zuneigung. Aufrichtig
hatten wir wenig gethan, deren Liebe, aber viel, deren
zu verdienen. Tausende von Edelleuten, Würdenträgern
mten, welche zu den Zeiten des Königs einträgliche
kleidet hatten und die zu faul zum Arbeiten waren,
ief in Noth und Elend, und Myriaden ihrer frühern
nd Gehülfen waren ebenfalls beschäftigungslos und bit-
behrungen preisgegeben. Ferner sah eine Unzahl von
welche unter der frühern Regierung als Vagabunden,
und Bettler mit Rauben, Morden, Plündern und
ein sorgenfreies und theilweise ganz lustiges Leben ge-
e, seitdem wir ans Ruder gelangt waren, den Hun-
Augen. Die eingeborenen Kaufleute, Krämer und
welche, solange Wajid Ally auf dem Throne saß,
ichen Gewinn aus den Luxusbedürfnissen gezogen hat-
sie dem König, seinem üppigen Hofe und den reichen
n den wohlgefüllten Harems lieferten, fanden für ihre
einen Absatz mehr, und das Volk im allgemeinen,
aber die ärmere Klasse, war unzufrieden darüber, daß
ıd indirect so sehr mit Steuern aller Art überladen ward.
uns gar sehr bemüht, auf der Creditseite unserer Bücher
nliche Bilanz zu ziehen, daß wir uns weniger darum
das indische Volk glücklich zu machen, als vielmehr
Schatzkammern füllen zu lassen. Da gab es eine
te, eine Steuer auf Eingaben, auf Futter und Häu-
nen Zoll für Lebensmittel, für Wege und Fähren zu
Da gab es einen Opiumlieferanten, einen Korn-
mittellieferanten, einen Salz- und Branntweinlieferan-
wurden in der That alle Gegenstände, die man in
r dem Begriff Octroi zusammenfassen würde, in
eben. Jeder mehr oder minder zur Nahrung dienende
demzufolge sehr theuer, und die Lieferanten, von
reichste ein gewisser Schirf ood Dowlah war, ein
r sogar unter der Regierung des Königs wegen seiner
Unterschleife und Betrügereien berüchtigt gewesen, er-
Schätze, während das Volk unter ihren Erpressun-
Besonders die Steuer auf Opium verursachte eine
Misstimmung im ganzen Lande, vornehmlich aber

ıan hierzu noch die schamlosen Ungerechtigkeiten und
gkeiten, welche die bestechlichen und ausschweifenden
Würdenträger unter der Aegide der unwissenden
Beamten ausübten, und erwägt man den Umstand,
als ein Hauptsitz mohammedanischer Gelehrsamkeit
nstiger Boden für den religiösen Fanatismus war,
nan, daß die Besorgnisse und Veranstaltungen des
n Sir Henry nur zu sehr gerechtfertigt waren.
r unbedingte Vollmacht hatte, Audh nach eigenem
halten oder vorläufig zu räumen, so verwarf er
klich die letztere Alternative und erleichterte durch
luß wesentlich die spätere Wiedereroberung des

fall der Sipahis, welche ihre Offiziere größten-
eten, wurde immer allgemeiner, die Gerüchte aus
von Tag zu Tag düsterer und zuverlässige Nach-
seltener. Während die Nachricht einlief, daß die
der verschiedenen Stationen von Audh zusammen-
und sich in großer Anzahl Lacknau näherten, brach
zuerst die reitende und kurz darauf auch die Fuß-
in offene Meuterei aus. Bei diesem Verfalle
olgender Auftritt in mehr als einer Hinsicht be-

Weston erwies sich bei dieser Gelegenheit als ein
t und ein getreuer Diener seiner Regierung.
ge zu besinnen, blos von zwei eingeborenen Soware
he so gut wie die übrigen Verräther hätten sein
er flugs zu Pferde und sprengte ihren Kasernen
zu. Er fand die Rebellen auf dem Paradeplatze in Fronte des Hauptgebäudes aufgestellt und vollkommen marschfertig; seine Gegenwart verzögerte ihren Aufbruch für einen Augenblick und sie ließen in ihrem Gebrülle nach, um seine Anrede anzuhören. Aber all seine Bemühungen, sie zur Rückkehr zu ihrer Pflicht zu bewegen, waren umsonst. Sie übertäubten seine Stimme mit dem Lärm, den sie aufs neue erhoben, und empfahlen ihm heimzureiten, indem sie erklärten, daß sie sich bereits zu tief verstrickt hätten, um auf Nachsicht der Regierung hoffen zu dürfen, und daß sie nicht im Stande seien gegen den Strom der Revolution zu schwimmen. Kein einziger Mann aber bedrohte ihn mit der geringsten Unbill: ein Beweis der Hochachtung und Zuneigung, womit dieser Offizier seine Untergebenen erfüllte, selbst zu einer Zeit, wo sie sich als undankbare, pflichtvergessene Rebellen zu erkennen gaben und im Begriff standen, jedes Band, das sie seither getragen hatten, zu zerreißen."

Als die Insurgenten wirklich bis auf 10—12 englische Meilen gegen Lacknau herangerückt waren, entsandte Sir Henry am 29. Juni seine freiwillige Cavalerie zur Recognoscirung des Feindes. Auf den Bericht derselben, welcher die Zahl der Rebellen auf noch nicht 3000 angab, baute der General seinen Plan. Allein in der Nacht des 29. Juni stieß die Hauptmacht des meuterischen Heeres zur Vorhut, eine Thatsache, welcher die Spione mit keiner Silbe erwähnten. So kam es, daß der Statthalter am 30. Juni mit nicht mehr als 700 Mann auf der Ebene von Tschinhutt, einem bedeutenden Dorfe am Rande eines ausgedehnten Morastes, auf dessen Nordseite die Rebellen ihr Lager aufgeschlagen und stark verschanzt hatten, einem 15—18000 Mann starken, vortrefflich ausgerüsteten Feinde gegenüberstand. Wider eine solche Uebermacht vermochte die Tapferkeit der Europäer um so weniger etwas auszurichten, als die gesammte Polizeimannschaft gleich beim ersten Schuß zum Feinde überlief, dessen Führung übrigens nichts zu wünschen übrig ließ. „Die Positionen und Manöver des Feindes waren bewundernswürdig und beurkundeten ein Feldherrntalent, würdig einer bessern Sache. Hätte die revolutionäre Armee ihrem General buchstäblich gehorcht und hätte er unter seinem Befehl Leute von nur gewöhnlichem Muthe gehabt, anstatt einer feigherzigen Bande von Eingeborenen, die nicht das geringste Vertrauen auf ihre eigene Kraft setzten, so würde nicht ein einziger Mann nach Lacknau entronnen sein." Aber auch so war der Rückzug noch unheilvoll genug: 118 europäische Offiziere und Soldaten blieben todt auf dem Platze und die Zahl der verwundeten und vermißten Eingeborenen betrug 182; 54 Europäer und 11 Eingeborene erreichten verwundet die Residenz. Die treugebliebenen Sipahis gaben dabei die überraschendsten Beweise von Liebe und Anhänglichkeit: sie gingen größtentheils ungemein liebevoll mit den verwundeten Europäern um und schleppten eine große Anzahl derselben aus dem Treffen, indem sie ihre eigenen Kampfunfähigen unbeachtet auf dem Schlachtfelde liegen ließen.

Von diesem Tage an begann sozusagen die Belagerung der Residenz von Lacknau, hinter deren Schanzen sich Männer, Weiber und Kinder flüchteten. Um die nun folgenden Ereignisse, wie sie der Verfasser im einzelnen schildert, verständlich zu machen, müßten wir die genaue Beschreibung der Vertheidigungswerke, welche der Verfasser gibt und durch die seinem Buche beigefügten Pläne unterstützt, nicht nur wiederholen, sondern sogar noch weiter erläutern, was natürlich an diesem Orte ganz außer Frage ist. Wir müssen uns daher auf die hervorstechendsten Züge der Belagerung beschränken. Während die Belagerten aus herrlichen Bibliotheken mit seltenen orientalischen Manuscripten, aus kostbaren Möbeln u. s. w. Barrikaden bauten und Kanzleiacten, Rapporte und Protokolle zu Kugelfängen anwandten, eröffneten die Belagerer ein wüthendes Feuer. „Mit unglaublicher Schnelligkeit, merkwürdigem Geschick und unüberwindlicher Beharrlichkeit hatten sie in der allerersten Woche an Punkten Batterien errichtet, wo man deren Aufstellung für eine reine Unmöglichkeit hätte halten sollen; etliche spielten von Hausgiebeln und andere waren höchst scharfsinnig an Stellen

aufgefahren, wo sie vollständig gedeckt vor unsern Batterien waren und unsere Musketen sie nicht erreichen konnten." Der Vermuthung des Verfassers zufolge führten bei ihrer Artillerie europäische Offiziere die höhern Commandos, was uns jedoch kaum wunder nimmt, da die meisten von ihm als verdächtig Bezeichneten Renegaten und theilweise in Lacknau geboren waren; nur der Fall des jungen Mannes aus einer alten englischen Familie, von dem der Verfasser mit Bestimmtheit glaubt, daß er die feindliche Cavalerie bei Tschinhutt angeführt habe, während fünf seiner Vettern in den Reihen des englischen Heeres fochten, würde gerechtes Staunen erregen.

Bisjetzt lagen noch immer einige hundert Mann in dem nordwestlich von der Residenz in gleicher Entfernung vom Gumti befindlichen Matschi-Bhan. Da die Feste nicht mehr haltbar war, so ließ Sir Henry der Besatzung den Befehl ertheilen, sie in die Luft zu sprengen. Major Francis führte diese Ordre glänzend aus. Er zog mit seinen Leuten in tiefer Nacht ab und marschirte mitten durch die feindlichen Wachen und Pikets, ohne einen Schuß abzufeuern oder einen Mann zu verlieren. Als die letzte Kanone und der letzte Mann ungefährdet innerhalb der Mauern der Residenz waren, flog das Fort mit 250 Fässern Pulver und vielen Millionen scharfer Patronen in die Luft. Dabei ereignete sich folgender komischer Zwischenfall:

„Alle, bis auf Einen Mann, waren gerettet. Dieser Eine lag schwer betrunken in irgendeinem stillen Winkel und konnte nicht aufgefunden werden, als die Truppe antrat. Die Franzosen sagen: «Il y a un Dieu pour les ivrognes», und die Wahrheit des Sprichworts hat sich wol niemals besser bewährt als in dem Falle dieses Mannes. Er war in die Luft geschleudert worden und unverletzt zur Mutter Erde zurückgekehrt, hatte sich in seinem gesunden Schlaf durchaus nicht stören lassen, war am nächsten Morgen erwacht, hatte zu seinem nicht geringen Erstaunen das Fort in einen Schutthaufen verwandelt und verlassen gefunden, von keiner Menschenseele belästigt gemächlich den Marsch nach der Residenz angetreten und sogar noch ein paar Ochsen vor einen Munitionskarren gespannt mitgebracht. Unsere Leute waren nicht wenig überrascht, als sie ihn schreien hörten: «Das Thor auf, ihr verfluchten Kerls!» und ließen ihn ein, fast berstend vor Gelächter. Es ist wahrscheinlich, daß die Trümmer der so ausgedehnten Gebäude den umliegenden Häusern und vielen von der Rebellenarmee ernstlichen Schaden zugefügt und so dem glücklichen Trunkenbold das Mittel zum Entkommen geboten haben."

Am 2. Juni wurde Sir Henry Lawrence, dessen rastlose Thätigkeit und Unerschrockenheit der Verfasser gar nicht genug rühmen kann, auf seinem Zimmer von einer Bombe tödlich verwundet. Er starb am Morgen des 4. Juni unter heftigen Qualen, nachdem er zuvor Major Banks zu seinem Nachfolger in der Statthalterschaft ernannt hatte. Vielleicht durch Spione von der traurigen Wirkung jener Bombe unterrichtet, unternahmen die Rebellen noch am 2. Juni ihren ersten Anlauf auf das eine Wachtthor, wurden aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Um so mehr verdoppelten sie von nun an ihr Kanonenfeuer und namentlich als die schwere Munition auf die Neige ging, ihr Kleingewehrfeuer. Im Durchschnitt kamen während dieser Woche täglich 15—20 Todesfälle vor, von denen die meisten durch Büchsen- und Musketenkugeln verursacht waren. Am 7. Juni wäre beinahe die ganze Residenz in die Luft geflogen. Trotz der angestrengtesten Wachsamkeit hatte einer der Rebellen sich heranzustehlen und einen wenige Schritte vor einem großen unterirdischen Pulvermagazine befindlichen Häckerlingshaufen in Brand zu stecken gewußt. Ein ungemein heftiger Platzregen, der zugleich den pestilenzialischen Gestank von gefallenen Thieren u. dgl. beseitigte, rettete die Vertheidiger vor sicherm Untergange. Am 8. und 9. Juni unternahmen die Belagerten zwei glückliche Ausfälle, sonst brachten die nächsten beiden Wochen nichts Entscheidendes. Das Feuer wurde wieder heftiger und mörderischer, die Belästigungen innerhalb der Werke durch den abscheulichen Gestank immer unerträglicher, die Dienstleistungen zu deren Beseitigung um so beschwerlicher, je mehr Eingeborene täglich desertirten, und die Luxusartikel, in denen man zu Anfang der Belagerung förmlich geschwelgt hatte, immer seltener. Endlich am 20. Juli unternahmen die Belagerer, nachdem sie unter der Hauptbastion, dem Redan, eine Mine gesprengt hatten, auf vier der wichtigsten Punkte einen hitzigen Sturmangriff, wurden aber auch diesmal und zwar mit einem Verlust von nicht weniger als 1000 Mann zurückgeschlagen, während die Vertheidiger nur 15—17 Europäer und etwa 10 Eingeborene an Todten und Verwundeten einbüßten. Der Kampf hatte von 9 bis 4 Uhr mit einer unbeschreiblichen Erbitterung fortgewüthet. „Sogar von den Verwundeten und Kranken waren viele von ihren Lagerstätten weggekrochen, hatten sich der nächsten besten Musekte bemächtigt und gaben Feuer, so oft als ihre Kraft es ihnen gestattete. Es war ein unheimlicher Anblick, diese hohläugigen Gestalten zu sehen, wie sie über den Kampfplatz wankten, gespensterhaft, blutzitternd vor Schwäche, viele von ihnen blutend aus halb zugeheilten Wunden, welche durch die Anstrengungen, die sie machten, wieder aufgebrochen waren. Ein armer Wicht, mit blos einem Arme, wurde gesehen, wie er sich über die Brustwehr der Hospitalschanze mit einer Muskete hinausbeugte; aber die momentane Kraft, welche der Durst nach Rache und die Furcht, im Bette geschlachtet zu werden, in ihm erweckt hatten, war zu viel für ihn. Er starb noch am nämlichen Tage."

Die den Rebellen beigebrachte Niederlage wirkte wenigstens insoweit, daß dieselben während der nächsten sechs Wochen nur einige Scheinangriffe wagten. Um so größere Verheerungen unter den Belagerten richteten das unausgesetzte feindliche Feuer, die Ruhr und die Cholera an; schlechte und unzulängliche Nahrung, ein unaufhörlicher fast erstickender Regen und die durch diesen und die immer wachsende Unmasse faulender Stoffe belebten gelockten Fliegenscharen, welche bei Tage nicht schlafen, kaum essen ließen, machten ihren Zustand unerträglich, und als sie am 25. Juli durch einen Spion überbrachte Nachricht von dem nahendem Entsatz sich als ungegründet erwies, da gab sich ein großer Theil der Besatzung dumpfer Verzweiflung hin. Gleich am Tage nach dem Sturme ward Major Banks von einer Kugel durchbohrt und Brigadier Inglis übernahm die Statthalterschaft. Die Feinde versuchten es jetzt hauptsächlich mit dem Minen, aber die Vertheidiger hatten in ihrer Mitte einen Ingenieur von seltener Begabung, „der allem zu begegnen wußte, der mit Gewalt und numerisches Uebergewicht durch Wissen und Klugheit in Schach hielt, der nicht müde wurde, Vorkehrungen für jede denkbare Möglichkeit zu treffen, der alles lenkte und überwirkte". Dieser Mann war Kapitän Fulton, der Schutzgeist, wie der Verfasser sagt, dem die Belagerten nächst Gott und Sir Henry Lawrence ihr Leben zu danken haben. Fulton vertrieb die Feinde durch Gegenminen aus ihren unterirdischen Galerien oder machte ihre Werke unschädlich, indem er sie auf weise in die Luft sprengte. Nur einmal, am 18. August, gelang es ihnen, durch Sprengung einer Mine eine gewaltige Bresche zu legen, doch wurden sie mit einiger Anstrengung wieder zurückgetrieben und bis in ihre eigenen Werke verfolgt. Zwei Tage später unternahmen die Belagerten einen glücklichen Ausfall auf das sogenannte „Johanneshaus".

„Einer von den afrikanischen Eunuchen des Exkönigs, ein außerordentlich sicherer Schütze, hatte während der ersten Tage der Belagerung unsere Leute dutzendweise von da aus hinweggeblasen. Unsere Soldaten tauften ihn «Bob, den Nagler», weil er jeden, auf den er mit seiner Doppelbüchse zielte, richtig annagelte. Jener Ausfall hatte seinen Zweck glänzend erreicht. Ein ganzes Nest der Feinde war schlafend angetroffen und en gros dajenagelt worden. Bob selbst hatte auf einem erhöhten Stande gesessen, fleißig geschäftig, das Feuer zu erwidern, welches die Offiziere, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, von dem Brigademeßhaus aus richteten. Er hatte keine Ahnung von dem, was um ihn her vorging, gehabt, und bezahlte mit dem eigenen Leben für den Tod so vieler tapferer Europäer. Johanneshaus wurde schon bald wieder vom Feinde bezogen und mit andern verjüngt

itzen angefüllt. Wir hatten Kanonen und Bomben und n probirt, aber es wollte uns nicht glücken die Schurtreiben. Zuletzt ging Kapitän Fulton von dem Keller s-House aus mit einer Galerie direct unter den feindlen vor. Die Mine wurde heute gezündet, hatte den en Erfolg, und tödtete, wie wir erfuhren, 60— en Rebellen. Unmittelbar nach deren Losbruch unterir zwei Ausfälle. Die eine Partei, befehligt von fulton selbst, warf sich auf einige benachbarte Gebäude, Insurgenten aus denselben und sprengte sie in die Luft. ere Lieutenant MacCabe, der sein Patent auf dem a Mooltan, wo er zuerst die brüsche Fahne aufich errungen hatte, war der Anführer der andern Partei weniger mit Erfolg gekrönt. Er vernagelte zwei nd kam mit allen den Seinigen wohlbehalten zurück." müssen und können nun etwas rascher dem Ausgange Der erste Theil des September wurde durch zwei nisse bezeichnet, durch einen abermals zurückgewiesenen Sturmangriff am 5. September und durch den Tod Kapitäns Fulton am 14. September. Acht Tage elt man die erste bestimmte Nachricht von herannahenze und am 25. September rückte General Havelock enlosem Jubel mit seinem Corps ein, nachdem er zuvor mit 60 Mann Verlust den südlich gelegenen erstürmt hatte. Auch der Weg von der Tscharbagh-südlichen Eingange in die Altstadt bis zur Residenz, tlich die Umgebung des Kaiserbagh war mit zahlfern übersäet. Noch im letzten Augenblicke fiel der neral Neill. Er war bereits innerhalb der Werke in z, als er hörte, daß eine seiner schweren Kanonen igt sei. Er sprengte hinaus. Kaum war er einige rgedrungen, so erblickte er einen verwundeten, halb eten Soldaten, der am Wege lag und um Wasser ine eigene gefährliche Lage vergessend, stieg der edeleneral vom Pferde, reichte seinem armen Kampf: Feldflasche und versprach ihm rasche Hülfe. Wie n den Sattel stieg, traf ihn eine Kugel. Noch edel: aber folgender Zug. Die Hochschotten vom 78. Reten an der Baileywache-Batterie an, die von Siwar, und da die neuen Ankömmlinge nicht wußten, terie bereits innerhalb der Residenz lag, so stürmten nd stachen drei oder vier Mann nieder. Diese leisleinen Widerstand und einer davon winkte mit der us: „Schadet nichts, es ist ja alles für die gute ommen Freunde!" brach zusammen und verschied. Mit e von 550 Mann an Todten, Verwundeten und Verie alte Garnison, von welcher mehr als 400 auf dem Residenz beerdigt liegen, zwar nicht entsetzt, aber nächsten Gefahr befreit und verstärkt. Die Belagefort, aber die Belagerten waren jetzt nicht nur zahln auch im Besitz erweiterter und geschützterer Positionten von nun an mehr offensiv zu Werke gehen. ehl führte nunmehr Sir James Outram, der bedahin aus freiem Antriebe unter Havelock gedient iesem die Ehre der Befreiung der Belagerten nicht

Vom 26. September bis zum 1. October wurch Ausfälle unternommen, die in der Regel von hen Erfolg begleitet waren, wenn sie auch schwere nschenleben kosteten; daneben wurden die Minirrtgesetzt und an immer neuen Befestigungen gearerstrich der October, während dessen die Insur-Nan Singh Unterhandlungen anknüpften, die aber ir James gestellten Forderung unbedingter Untererten. Doch der Erlöser war zur Hand. Am entsetzte Sir Colin Campbell die Garnison in lche die Rebellen seit dem Einmarsche Havelock's mit der die Residenz nur durch Signalflaggen ziren können. Es galt jetzt die Absendung von Vorschlägen zu gemeinschaftlichen Operationen an den Oberbefehlshaber. Da es hierzu einer intelligenten Person bedurfte, so erbot sich ein Civilist, Namens Kavanagh, zur Ausführung dieses halsbrecherischen Unternehmens. Das Glück war ihm günstig: er schlich sich in der Tracht und in der Begleitung eines Eingeborenen bei Nacht durch die feindlichen Posten hindurch und erreichte glücklich Sir Colin's Lager. Die Abenteuer dieses neuen Odysseus und Diomedes erzählt der Verfasser nach Kavanagh's eigenem Berichte; doch erhält der Heroismus durch seine naive Beziehung auf das gehoffte Victoriakreuz einen etwas unepischen Beigeschmack. Am 16. November erstürmte Sir Colin den auf der Ostseite der Stadt gelegenen Secundrabagh, in dem man Tags darauf nicht weniger als 2000 Feindesleichen zählte, und die feste Moschee Schahnudgaff; am 17. November nahm er das sogenannte Meßhaus nebst dem Observatorium und setzte sich hier mit dem von der Residenz bis dahin vorgedrungenen Havelock in Verbindung. Obwol die Herstellung und Unterhaltung der Verbindungslinie mit dem östlich, jenseit der Martinière gelegenen Delkuschapark, wo der Oberbefehlshaber ein Regiment als Lagerwache zurückgelassen hatte, noch manches blutige Opfer kostete, so war doch der Entsatz nunmehr bewerkstelligt; 10 Offiziere und 112 Mann von einem ungefähr 3400 Mann starkem Heere hatten diese Errungenschaft mit ihrem Leben bezahlt, 23 Offiziere und 322 Mann waren verwundet worden. Der Obergeneral zögerte nicht, die Räumung Lacknau's anzuordnen: nachdem die Kranken, Verwundeten, Frauen und Kinder vorausgeschickt worden waren, rückte am 22. November nachts 12 Uhr die Garnison aus dem so lange und so ruhmvoll vertheidigten Posten und verließ die Stadt Lacknau im Angesicht eines 50000 Mann starken Feindes ohne den Verlust eines einzigen Mannes. Das Buch schließt mit der Schilderung des Rückzugs nach Kanpur, welches der tapfere und edle Havelock nicht wiedersehen sollte. Er erlag am 25. November in Alumbagh den Folgen seiner zerrüttenden Anstrengungen und Sorgen.

Bei der Besprechung des vorliegenden Buchs, als des ersten über diesen Gegenstand, haben wir uns auf eine gedrängte Uebersicht des historisch Wichtigen beschränken zu müssen geglaubt, und selbst in dieser Beziehung nur die eigenen Erlebnisse des Verfassers berücksichtigt. Die schätzbaren Mittheilungen von andern Augenzeugen oder aus officiellen Documenten haben wir übergangen; auch die rein persönlichen Erfahrungen des Verfassers, die lebhaften Detailschilderungen der Kampf- und Lazarethscenen, seine Charakteristiken, psychologischen Wahrnehmungen und Urtheile konnten wir aus Mangel an Raum nicht näher beleuchten. Das „Athenaeum", welches das Rees'sche Werk zugleich mit dem des Stabsoffiziers besprach, erklärte jenes für frischer, malerischer und lebensgetreuer. Diese Eigenschaften besitzt es auch in hohem Grade: es ist selbst nach dem unbescheidenern Maßstabe der Engländer höchst interessant und unterhaltend. Aber nicht auf Kosten der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit, und gerade diese Tugend hat bei dem englischen Kritiker Anstoß erregt. So entschieden englisch auch alle Sympathien und Anschauungen sowol als der ganze Ton und die Ausdrucksweise *) des Verfassers bis auf die Orthographie herab sind — englisch genug, um in der deutschen Ausgabe hier und da die Correctheit der Diction zu beeinträchtigen —, so muß der Recensent doch gelesen oder wenigstens irgendwoher geschlossen haben, daß der Verfasser noch kein englisches Vollblut ist. Er findet es daher „ill-mannered", daß dieser Deutsche es wagen kann, Sir Henry

*) Hierbei möchten wir uns eine Frage erlauben. Gibt es wol einen deutschen (oder auch nur einen österreichischen, preußischen u. s. w.) Geschichtschreiber oder Verfasser von Denkwürdigkeiten, welcher sich irgendwo auf dieselbe Weise mit der Gesammtheit seines Volks und der Geschichte desselben identificirte, wie es der Verfasser des obigen Werks thut, und wie es überhaupt die Franzosen, Engländer und Nordamerikaner zu thun pflegen, wenn sie z. B. sagen: „Wir wurden bei Waterloo geschlagen" oder „Wir siegten bei Trafalgar?" Dieser Zug ist uns von jeher sehr bedeutsam erschienen.

Lawrence nach der Schlacht bei Tschinhult vor Jammer die Hände ringend darzustellen und „unzählige militärische Schwächen und Schnitzer mit boshafter Treue aufzuzählen". Wenn darin ein Beweis von „Unmanierlichkeit" liegt, so mag sich der Verfasser über einen solchen Vorwurf trösten; wir unsererseits, die wir glauben, daß jener Zug Sir Henry nur zur Ehre gereicht, und aus der ganzen Darstellung die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Verfasser mit dem Tadel ebenso sparsam wie mit dem Lobe freigebig ist und beide mit gleicher Unparteilichkeit austheilt, können versichern, daß sein Buch nicht nur in hohem Grade belehrend und unterhaltend, sondern auch durchgängig in einem anständigen, ernsten und wohlwollenden Tone geschrieben ist. 7.

Zur Novellistik des Schwindels.

1. Ein Bild der Zeit. Von Theodor König. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Banco. Ein Roman aus dem hamburger Leben. Von Ernst Willkomm. Zwei Theile. Gotha, Scheube. 1857. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Zeiten, wo der Dichter fern vom Gewimmel und Getümmel des weltlichen Treibens in einem hohen Dachstübchen wohnte und, berauscht vom Licht- und Harmonienstrom des Himmels, das Irdische vergessen, die Theilung der Erde verpassen konnte, sind längst vorüber. Die Schwerkraft der Materie hat sich mächtiger an ihm bewiesen als die Schwungkraft des Geistes, er ist, ihr folgend, immer tiefer und tiefer hinabgestiegen und befindet sich gegenwärtig nun schon dergestalt mitten darin in Saus und Braus des am Stoff hängenden und nach Stoff drängenden Gewühls, daß es kein Wunder ist, wenn er für alles andere kaum noch ein Ohr hat und es nur so aus ihm herausschallt, wie es in ihn hineinschreit, nämlich: Geld, Disconto, Banco und — Banco rotto!

Auch die beiden vorliegenden Romane sind nur ein Widerhall oder Spiegelbild dieses Treibens. „Ein Bild der Zeit" kann jetzt nichts anderes als ein Tanz um das goldene oder geldpapierene Kalb „Banco" sein, und ein Roman, dessen Devise „Banco" lautet, ist, auch wenn es nicht auf dem Titel steht, ein „Bild der Zeit". Das Thema also, das hier von beiden Poeten variirt wird, ist in beiden Romanen dasselbe, nämlich das alte Lied: „Geld! Geld! schreit die Welt!" Die Art und Weise aber, wie beide Dichter dieses Thema behandelt haben, ist wesentlich verschieden. Der eine hat daraus ein pikantes Capriccio mit halsbrecherischen Sprüngen und schneidenden Dissonanzen gemacht, in welchem das Thema sich selbst in einen Abgrund schwindeln, sich selbst das Messer an die Kehle setzen muß, um wieder gemüthlichern Melodien Platz zu machen; der andere hat es zu einem sich nicht übereilenden Walzer, einem harmlosen Ländler verarbeitet, der dazu einladet, nur immerhin nach der an sich gar nicht verfänglichen und nur im Tempo ein wenig zu moderirenden Melodie mitzutanzen. Dem einen ist das Lied ein Notturno des Mephistopheles und es gelüstet ihn, erst am Instrument, dann am Sänger die Rolle des Valentin zu spielen; dem andern ist es ein Zauberlied der Lorelei, und wenn er auch merkt, daß ihm nicht ganz zu trauen ist, so kann er doch nicht umhin, zu lauschen und auch andere dazu einzuladen, denn es hat eine „wundersame, gewaltige Melodei". In Theodor König's Roman erscheint der Materialismus als eine goldene Frucht, die im Herzen faul oder giftig, Ekel oder Verderben bringend ist; nach Ernst Willkomm's Auffassung ist er, sofern er nur nicht ins Rohe, Plumpe ausartet, sondern sich auch von Geist und Herz so viel aneignet, als ihm nicht schaden kann, doch das eigentliche Brot des Lebens und die alleinige solide Grundlage eines der Mühe lohnenden Daseins. Nach Theodor König ist die Oligarchie des Geldes und das allgemeine Dichten und Trachten, so rasch wie möglich Geld zusammenzuschwindeln, ein fressender Krebsschaden am Organismus der Gesellschaft, ein Ruin für Religion und Sitte, für Wissenschaft und Kunst, kurz für alles Edle, Schöne und Gute; nach Ernst Willkomm ist die Macht und die Verehrung des Reichthums im Grunde doch so übel nicht und die geistigern Richtungen des Lebens können recht gut daneben bestehen, sofern nur die Vertreter derselben Geschick und Geschmeidigkeit genug besitzen, mit dem Strome der Zeit zu schwimmen, ohne sich doch in seine Strudel hineinreißen zu lassen.

Es leidet keine Frage, daß der von König eingenommene Standpunkt der richtigere, würdigere ist, und daß es der Poesie, die es mit sich selbst und allen höhern Bestrebungen ehrlich meint, durchaus nicht ansteht, mit den materialistischen Tendenzen der Gegenwart irgendwie schön zu thun. Glauben wir nun nicht, daß die Poesie durch ein Ankämpfen gegen den übermächtig gewordenen Zeitgeist viel ausrichten wird, geben wir auch zu, daß der Materialismus dem einseitigen, träumerischen Idealismus gegenüber bis zu einem gewissen Grade im Rechte ist, ja wollen wir selbst einräumen, daß es unter den einmal bestehenden Umständen klüger und zweckmäßiger sein mag, wenn die Vertreter der höhern Interessen der Werthachtung der materiellen Lebensbedingungen wenigstens insoweit sich anschließen, als sie dadurch die Mittel erlangen, sich dem entwürdigenden Abhängigkeitsverhältniß zu entwinden, so weit darf die Poesie ihr vorschwebende Ideal: Offenbarung und Verherrlichung des wahrhaft Göttlichen und Schönen in der Welt, niemals aus dem Auge verlieren, daß sie sich bereit finden läßt, der Macht principiell die Suprematie und Hegemonie einzuräumen und den Geist zum bloßen Vasallen, wo nicht Clienten oder Parasiten derselben zu erniedrigen. Wir wollen nun auch nicht behaupten, daß Willkomm diese Tendenz in seinem Roman mit Bewußtsein und entschiedenem Willen verfolgt und geradezu proclamirt habe; wir verkennen nicht, daß auch er bestrebt ist, den einseitigen, crassen Materialismus als unzulänglich und unhaltbar zu charakterisiren und die geistigen Lebensgüter als nothwendige, unentbehrliche Bedingungen des Lebensglücks dauernd kennen zu lassen; aber trotzdem kommt man beim Lesen des Romans vom Anfang bis zum Ende nicht aus der Empfindung heraus, daß der Autor von der Macht und Herrlichkeit des Goldes Mammon bereits einen viel zu hohen Begriff gewonnen, daß in der Verehrung desselben etwas den Geist Erniedrigendes zu erkennen und noch an eine Superiorität oder nur Ebenbürtigkeit der Idee der Materie gegenüber zu glauben.

Daß der Willkomm'sche Roman diesen Eindruck macht, ist nicht blos darin seinen Grund, daß die Grundsätze des Materialismus von einer Figur desselben, die gewissermaßen die Stelle des Chors in ihm spielt, fort und fort gepredigt werden, sondern hauptsächlich darin, daß die idealen Lebensmächte, z. B. Wissenschaftlichkeit und Kunst, den Repräsentanten des Reichthums gegenüber gar zu traurig, ja zum Theil abschreckend vertreten sind. Die eigentliche Glanzfigur des Romans ist der Bankier Silberstein, er wird vom Verfasser gleichsam als das Ideal eines Mannes, wie ihn unsere Zeit verlangt, hingestellt. Nun geben wir gern zu, daß ihn der Verfasser mit äußerst ehrenwerthen, liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattet hat. Er ist ein Mann von Geist und von Gesinnung; er hält sich in seinem Geschäft stets an das Rechte und verschmäht die lustigen Schwindeleien; er ist wohlthätig gegen die Armen, ja, was mehr ist, er gibt dem unverschuldig Herabgekommenen Gelegenheit, sich selbst wieder emporzuarbeiten; er ist ein Freund der Kunst, kauft Gemälde, besucht Theater und Concerte, zieht Künstler zu seinen Soirées u. s. w. Kurz, er ist ein Mann des Geldes, wie man sich ihn nicht besser wünschen kann. Aber bei alledem ist und bleibt er doch nur ein Vertreter des Materialismus. All sein Glanz, Einfluß, Ruhm, kurz seine hervorragende Stellung beruht zuletzt, wenn nicht ausschließlich doch hauptsächlich auf seinen Millionen. Sobald ihm diese fehlten, würden alle seine sonstigen Tugenden zu sehr blassen Erscheinungen abblassen, ja die meisten derselben würden verkümmern, sie sich nicht zu bethätigen vermöchten, sparlos verschwinden. Umgekehrt könnten ihm nicht wenige seiner edelsten Eigenschaften

ohne daß er darum von seiner achtunggebietenden Stel-
das Wesentliches einbüßen würde. Gerade das Höhere,
Menschliche in ihm erscheint also als das blos Neben-
Zufällige, er kann also unmöglich als Repräsentant der
und sittlichen Interessen, sondern höchstens als ihr gnä-
nner, als ihr huldreicher Beschützer gelten, und daß es
Beschäzung, wie er sie übt, am Ende auch nicht all-
er ist, wird bei genauer Ueberlegung gewiß der Verfas-
zugeben.

hes sind nun aber die Personen, welche wirklich die imma-
Interessen hier vertreten müssen? Etwa der aus Schle-
Hamburg kommende junge Virtuose Friedrich Vollton,
was nur irgend der Rede werth wäre thut oder er-
als Künstler, abgesehen davon, daß er in gewöhnlichen
tüchtig beklatscht zu werden pflegt, so sehr Null bleibt,
die Kunst ihm, noch er der Kunst etwas verdankt,
n Gefahr läuft, einem albernen Virtuosendünkel oder
des Materialismus in die Hände zu fallen und es in
osition gegen denselben nicht weiter bringt als zu einer
Verehrung Benjamin Silbermann's und zu dem
er die Günstlinge desselben zu gehören, ja der, damit
über sein künftiges Lebensglück nicht in Besorgniß zu
e, um nichts und wieder nichts als simpler Narr
, von einem schlesischen Gutsbesitzer zum Erben ein-
den muß? Oder etwa der unglückliche, wegen seines
d rothen Haars von der Wiege bis zum Grabe ver-
gemishandelte Buchhalter Landenberg, der höchstens
and des Bedauerns, aber ganz gewiß nicht der Be-
der Nacheiferung ist? Oder vielleicht Hans von
er schlesische Gutsbesitzer, der zwar sehr gemüthlich,
Sachen gemüthlich ist, wo sonst die Gemüthlichkeit
pflegt, der aber doch dabei ein viel zu absonderlicher
s daß man in ihm einen ausreichenden Verfechter des
zu sehen vermöchte?

weniger befriedigt der Verfasser da, wo er die Schat-
Materialismus zu zeichnen sucht. Nicht solche Geld-
die sein plumper, roher, hämischer und hartherziger
" sind die eigentlich gefährlichen und vorzugsweise
n Elemente dieser Sphäre, sondern gerade die fei-
en, mit dem Schein von Geist und Tugend sich illu-
Daß der Autor eben nur gegen eine so crasse, ja
e Ausartung des Materialismus die Lanze einlegt,
sonders dafür, daß er an den innerlich zwar ebenso
, äußerlich aber minder abschreckenden Erscheinun-
schon nicht mehr so sehr Anstoß nimmt, um auch
ztigende Hand der poetischen Gerechtigkeit fühlen zu
gens geht er selbst mit dem von ihm zur Recht-
r Uebrigen vorgeschobenen Sündenbock äußerst scho-
s um so auffallender ist, je schonungsloser er vor-
armen Landenberg verfahren ist. Der Verfasser
anführen, er habe dadurch eben zeigen wollen, wie
Welt ist; wir aber müssen ihm darauf erwidern,
r die Pflicht hat, zu zeigen, nicht nur wie es in
sondern auch, wie es in ihr sein sollte.

tschieden günstigern Eindruck macht in dieser Be-
auch vielleicht nicht in Beziehung auf novellisti-
er Roman Theodor König's. Wir finden in ihm
Liebäugelei mit dem Materialismus; eher läßt
erfen, daß er ihn zu einseitig von seiten seiner
t und Unhaltbarkeit gezeichnet und sich dadurch
n vor dem poetischen Richterstuhl fallen zu lassen,
gemacht hat. Der Grundgedanke der Erzählung,
: Schwindler durch Anrathung einer Schwindelei
Bankier zu einer raschen Vermehrung seines
einige Millionen verhilft und ihn hierdurch und
lung ähnlicher Erfolge nach und nach ganz in
bekommen weiß, dergestalt daß er von demsel-
m Schwiegersohn und Fortsetzer des Geschäfts
demselben Moment aber, wo er seiner Errungen-
schaft sicher zu sein glaubt, durch den plötzlichen Tod des Alten um all seine Hoffnungen geprellt wird, ist trotz mancher kühnen Voraussetzungen und extravaganten Züge in der Ausführung nicht übel und hat dem Verfasser zur Zeichnung interessanter Conflicte und charakteristischer psychologischer Entwickelungen Gelegenheit geboten. Nicht mit demselben Glück bewegt er sich in den untergeordneten Regionen des materialistischen Treibens; wenigstens sind hier die Farben ein wenig dick aufgetragen und von einer feinern Beobachtung dieser Lebenssphären sind nur wenig Spuren vorhanden. Dagegen sind unter denjenigen Personen, welche die idealistische Richtung zu vertreten haben, einige recht ansprechende; namentlich ist dem Verfasser die erste Einführung des alten Baron von Selters und seiner Tochter recht gut gelungen, während Robert und seine Mutter einen gar zu weichlichen Eindruck machen und schon darum weniger befriedigen, weil sie ihre Gesinnungen nur passiv zu bethätigen vermögen. Die Verschlingung und Lösung der Fäden in diesen Partien des Romans hat sich der Autor freilich ziemlich bequem gemacht. Um den Idealismus wirklich als siegberechtigt erscheinen zu lassen, mußte er ihm ganz andere Kämpfe, ganz andere Anstrengungen zumuthen, als hier geschehen ist; es galt zu zeigen, daß die Götter vor alles Treffliche den Schweiß gestellt haben. Gar manche Ausstellungen lassen sich auch gegen die Darstellungsweise des Verfassers machen, obschon man ihr eine gewisse Kürze und Lebendigkeit nachrühmen darf. 11.

Ein nürnberger literarisches Album.

Unter den Albums für 1858 ist das

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1858. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.

in d. Bl. noch nicht erwähnt worden. Der vorliegende Jahrgang enthält zuvörderst einen Aufsatz von E. Schwemmer „Ueber Lord Byron", der eine recht klare Uebersicht über Byron's Leben und Dichtungen gewährt und mit großer Wärme geschrieben ist. Nur nimmt der Verfasser für den Lord fast zu einseitig Partei. Es ist richtig, daß Byron von Haus aus eine adeliche Natur war, von seltener Großmuth und Aufopferungsfähigkeit, die er z. B. dadurch bewies, daß er im Anfang seiner literarischen Laufbahn trotz finanzieller Bedrängnisse seine Honorare, im Belaufe von 4000 Pf. St., meist zu Gunsten seiner Freunde und nothleidender Autoren verwendete, von mächtiger Freiheitsliebe und seltener Unerschrockenheit, ein unverwüstlicher Gegner der englischen Scheinheiligkeit und conventionellen Lüge oder des „cant", im ganzen eine in ihrer Art einzige Erscheinung, wie sie sich in diesen charakteristischen Formen gewiß nie wiederholen wird. Aber viel zu wenig hat der Verfasser an Byron gewisse krankhafte Seiten, den zu maßlosen Subjectivismus, die Koketterie mit der Zerrissenheit und jene moralischen Schwächen hervorgehoben, die, je verführerischer sie waren, auch um so verderblicher wirkten. Freilich kann Lord Byron nicht dafür, daß so viele Leute, deren Stellung in der Gesellschaft ebenso untergeordnet als ihr Talent und Charakter mittelmäßig waren, auch ein bischen Lord Byron zu spielen suchten und sich damit begreiflicherweise nur lächerlich machten. Beiläufig weisen wir hier auf die auffallende Thatsache der unglücklichen Ehen so mancher neuern hervorragenden englischen Dichter und Schriftsteller hin. Dem Dichter des „Childe Harold" lief seine Gattin fort, nachdem sie ihm kurz vorher einen heuchlerischen Brief geschrieben, und kehrte nie wieder zu ihm zurück, und auch Shelley wurde von seiner ersten Gattin nach kurzer unglücklicher Ehe geschieden, während allerdings seine zweite Ehe mit der trefflichen Mary Godwin sich höchst harmonisch gestaltet zu haben scheint. Bulwer's und Dickens' eheliche Verhältnisse waren, wie man weiß, der unerfreulichsten Art und mußten gelöst werden. Außerdem enthält der vorliegende Jahrgang des nürnberger Albums noch folgende Prosaaufsätze: „Runen finnischer Volkspoesie", von E. Lösch; „Zur Erinnerung an den nürnberger Volksdich-

ter Johann Wolfgang Weickert", von J. Priem; „Ferienreise im Herbst 1856" von J. L. Hoffmann*) u. s. w. Das Hoffmann'sche Reisetagebuch ist zwar bequem, aber mit großer Frische und heiterm Humor geschrieben und läßt sich recht gut lesen, besonders da sich der Verfasser mehr mit den ihm aufstoßenden Menschen, als mit hinlänglich oft beschriebenen Bau- und Kunstwerken beschäftigt. Seine Reise führte ihn durch einen Theil der Schweiz, durch Piemont und Savoyen; die Gebirgspartien, und oft sehr beschwerliche, machte er zu Fuße, und mit ihm seine muthige Gattin Luise. Das gesunde patriarchalische Leben in Graubündten und im Engadin sprach ihn sehr an, dagegen fand er die Burschen im berner Oberlande, „die zu Hunderten herumlungern und ihre Dienste als Führer anbieten, in eine Roheit verfallen", wie er noch nirgends gesehen hatte. „Die Natur ist hier köstlich", ruft er aus, „die Menschen sind unerträglich." Interessant war ihm die Notiz, daß die Obrigkeit von Davos beschlossen habe, „aus den großen Waldungen kein Holz zum Bau von Eisenbahnen abzugeben; denn wenn einmal der Speculationsgeist ins Thal dringe, so würde der Ueberfluß bald dem Mangel Platz machen; das überflüssige Holz möge lieber wie seither verfaulen". Unter den poetischen Beiträgen zeichnen wir die von Julius Hammer, A. Pichler, W. Stricker (aus dem „Rosengarten") und Luise Hoffmann aus. Von der letztern nennen wir ein am 18. Februar aufgeführtes Maskenspiel „Die Naturforscher", in aristophanischem Geschmack, da es bekanntlich eine außerordentliche Seltenheit ist, daß eine deutsche Frau ihren zarten Fuß auf das stachlichte Gebiet der Satire und Humoristik zu setzen wagt. **H. M.**

*) Der Rector des Gymnasiums zu Lemgo, Professor H. K. Brandes, macht in seinem höhern Alter fast alljährlich solche Ferienreisen und beschreibt sie dann. Von ihm erschien soeben: „Mein Ausflug nach Rom im Sommer 1857. Mit einer Uebersichtskarte von Rom" (Lemgo, Meyer, 1858). Seine kleinen Reiseschriften scheinen Anklang zu finden; denn das Vorwort, die kürzeste aller uns bekannt gewordenen Vorreden, zu diesem letzten Product seiner Liebhaberei lautet: „Mit diesen Blättern lasse ich meine fünfte Taube ausfliegen und wünsche, daß die von ihr überbrachte Post, gleich den frühern, freundlich empfangen werden möge."

Zur deutschen Alterthumskunde.

Deutsche Städtewahrzeichen. Ihre Entstehung, Geschichte und Deutung von Wilhelm Schäfer. Erster Band. Mit 15 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 1858. 8. 1 Thlr.

Das Unternehmen der Verlagshandlung, die immer mehr verschwindenden und daher auch im Volke in Vergessenheit gerathenden Wahrzeichen der Städte Deutschlands historisch und archäologisch erläutert in einer Reihenfolge mit beigegebenen Illustrationen dem gebildeten Publikum vorzuführen, wird nicht blos von den Alterthumsforschern und Geschichtsfreunden, denen diese Lücke deutscher Alterthumsforschung fühlbar geworden ist, gutgeheißen werden. Der vorliegende erste Band, welcher die Städte Dresden und Leipzig umfaßt, bietet in einer ebenso gründlichen als gefälligen Darstellung so vieles dar, was das Interesse eines Belehrung und Unterhaltung suchenden Lesers in Anspruch zu nehmen geeignet ist, daß wol zu hoffen steht, es werde das Werk, in diesem Geiste fortgeführt, auch in weitern Kreisen die verdiente Anerkennung finden. Es gehörte zur Bewältigung der Aufgabe eine so umfassende Detailkenntniß in den Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren, wie dem auf diesem Felde wohlbekannten Verfasser eigen ist. Derselbe hat mit sicherm Takte dem oft scheinbar kleinlichen Stoffe, der den Vorwurf für seine Arbeit bildete, alles was für Landes-, Orts- und Culturgeschichte von Werth ist, abzugewinnen und in das gehörige Licht zu stellen gewußt. Man erhält dadurch ebenso interessante als überraschende Aufschlüsse über frühere Zustände wie Gebräuche und den Ursprung weitverbreiteter Sagen, Sprichwörter und Redensarten. Niemand wird das hübsch ausgestattete Buch aus der Hand legen, ohne Gefallen daran gefunden und seine Kenntniß bereichert zu haben. Besonders interessant sind die Abhandlungen über die Faustbilder in Auerbach's Keller in Leipzig, über den namentlich im Auslande berühmten Dresdener Todtentanz, endlich über das Moritzmonument ebendaselbst, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden ein Denkmal der Bildhauerkunst aus der Grenzmark des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit bietet. Die räthselhafte Inschrift in Auerbach's Keller:

VIVE. BIBE. OBGRAEGARE. MEMOR. FAUSTI. HUJUS. ET. HUJUS. POENE. ADERAT. CLAUDO. HAEC. ASTERAT. AMPLA. GRADU.

liest der Verfasser, nach unserer Ansicht geschickter als die frühern Erklärer Hünich, Müller und Nobbe:

Vive, Bibe et graecare. Memor Fausti hujus et hujus Poenae
Aderat claudo haec, Ast erat ampla, gradu.

Einige dieser Städtewahrzeichen sind schon unbeachtet verschwunden, andere, und darunter der kunsthistorisch merkwürdige Dresdener Todtentanz, sind durch die Ignoranz früherer Zeit einem Untergange entgegengeführt, für dessen Einhalt auch jetzt nichts geschieht. In unserer Zeit, wo das culturgeschichtliche Interesse so geweckt ist, wo jede Ruine als ein Denkmal der socialen Idee conservirt wird, sollte in Bezug auf das erwähnte Kunstwerk zunächst der dresdener Alterthumsverein sich verpflichtet fühlen, den Todtentanz auf dem Gottesacker bei den Scheunenhöfen vor der gänzlichen Vernichtung zu retten.

Notizen.

Deutsche Literatur in England.

Obschon wir bereits der englischen Bearbeitung des Vilmarschen Literaturwerks in Nr. 35 d. Bl. gedacht haben, erscheinen einige Bemerkungen im londoner „Athenaeum" über dasselbe doch interessant genug, um sie hier anzuführen. Nachdem der Berichterstatter bemerkt, daß die Thätigkeit der Deutschen bon gré mal gré ganz in den Kanal der literarischen Betriebsamkeit eingedrängt sei und daß „some ten million volumes per annum" das krankhafte Resultat dieser Fruchtbarkeit seien, bemerkt er weiter: „Wie man meinen sollte, müßte derjenige ein kühner Mann sein, welcher es unternähme, alle Gedankenschäume, Phantasien und Irrthümer und Meinungen eines solchen Volks einander murmelnden Heers zu entwirren, zu schematisiren und geschichtlich zu beschreiben. Und doch hat Vilmar dies Werk in bewundernswerther und in gewissem Sinne höchst lehrreicher Weise verrichtet und zwar in dem kleinen Umfang von zwei Octavbänden, welche Metcalfe durch verständige Streichungen und Kürzen in einen einzigen zusammengezogen hat." Der Berichterstatter spendet hierauf der Vilmar'schen Arbeit die gerechtigsten Lobsprüche. Der außerordentliche Beifall, den sie gefunden, dürfe niemand überraschen, „welcher sich mit den hervorragenden Verdiensten des Werks selbst bekannt gemacht und sich von der seltenen Vereinigung von Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, Tiefe der Gedanken und Klarheit des Ausdrucks, Schärfe und Glut der Einbildungskraft, welche ihm eigenthümlich sind und zur Zierde gereichen, überzeugt hat". Der Berichterstatter stellt hierauf eine Betrachtung über die „gründliche" Literaturgeschichtschreibung der Deutschen an, und bezeichnet sie als eine wesentlich deutsche Erfindung. „In England", bemerkt er, „ist sie niemals versucht worden. In der That, zu unserer Schande besitzen wir noch keine Literaturgeschichte. Der Erste war der Mann, welcher zuerst den richtigen Standpunkt und die wahre Methode für ein solches Werk angab, der Kritiker, welcher sagte: «Without litterary history the history of the world seemeth to be as the statue of Polyphemus with his eye out; that part being wanting which doth most show the spirit and life of the person», dieser Kritiker war kein Deutscher, sondern ein Engländer." Weiter bemerkt

erstatter: „Wenige Bücher dürften sich mehr des Durchlohnen oder klarere und lehrreichere Erinnerungen zuals dieses, vorzüglich wenn man es Schritt für Schritt schätzbaren Ergänzungswerk, Max Müller's bewundernsuthologie *) vergleicht. Ein Werk wie das letztere war n großes Bedürfniß..... Die tüchtige Vorrede, welche eröffnet, verdiente den anziehendern Titel einer «introder einer «preliminary view» zu erhalten."

H. M.

---

in Angriff auf Lessing's „Nathan".

unserer bekanntesten Literaturgeschichtschreiber, Wolfzel, bemerkte jüngst in seinem „Literaturblatt" über Da er nun einmal vom tiefsten Haß gegen das Chrifüllt war (was die moderne Kritik mit einer lächerlichkeit zu bemänteln sucht, und was doch notorisch nten ihm Nicolai und Mendelssohn als Mittel. Es eifel, daß Lessing im Nathan seinen jüdischen Freund n als Mustermenschen hat hinstellen wollen. Aber hohem Grade abgeschmackt oder die stärkste Ironie, ssehn ein seichter Geist war, der so viel Auszeichnicht verdiente und der kein anderes Talent besaß, len Juden angeboren ist, durch feines Raffinement zugleich zu beschmeicheln und zu verhöhnen, immer euten." Menzel widerspricht sich aber hier in einem en Athem. Denn während er hier behauptet, Micndelssohn hätten dem Dichter des „Nathan" nur als nt, bemerkte er kurz zuvor: „Nathan" sei nichts als te und man müsse als Deutscher und Christ den n, „diesem Lessing, trotz seiner übrigen Verdienste, Schwäche und Verblendung vorzuwerfen, in die er er sich von dem raffinirten Juden Mendelssohn und iven Buchhändler Nicolai in Berlin berücken ließ". gerade das Umgekehrte von der erstern Behauptung! übrigens viel dazu, solche Beschuldigungen gegen usprechen. Denn wenn es auch richtig ist, daß in than" die Repräsentanten des Christenthums zum inigem Uebelwollen gezeichnet sind, so fühlte gewiß am besten, daß jene Duldsamkeit und Humanität, predigt, gerade aus dem innersten Wesen des Chrischöpft sind, da weder das altorthodoxe Judenthum, hammedanismus, noch der Buddhismus, noch sonst t von diesem Geiste erfüllt sind oder ihn ihren Anpflicht machen. Das wußte Lessing so gut als ngs hatte sein „Nathan" neben seinem sehr posauch eine polemische Tendenz, indem er darin das stenthum und namentlich die Orthodoxie seiner Tage lche christliche Liebe und Duldung im Munde führte, gegen Andersdenkende und Andersglaubende in Anhte, und es ist immerhin die Frage, ob Lessing heute jüdische Rasse so stark Oberwasser hat, sich sehr t gefühlt haben würde, einen „Nathan" zu schreilemische Tendenz tritt aber im ganzen im „Nahr in den Hintergrund; denn kann es etwas Positis als Humanität und Duldung zu predigen und die ze des Stifters der christlichen Religion, der ja ne Polemik auskam, ans Licht zu stellen und im s philosophischen echt menschlichen Dramas zu

13.

nan classics from the fourth to the nineteenth century. (London 1858).

Bibliographie.

Die Botschaft der Vernunft. Meiningen, v. Eye. 8. 20 Ngr.

Bröcker, L. O., Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Verfassungsgeschichte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 25 Ngr.

Carlyle, T., Geschichte Friedrichs II. Königs von Preußen, genannt Friedrich der Große. Deutsch von J. Neuberg. 1ster Band. 1ste Hälfte. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Charras, Geschichte des Feldzuges von 1815. Waterloo. Autorisirte deutsche Ausgabe nebst 5 Karten und Plänen. Dresden, Kunze. 8. 2 Thlr.

Florian, S., Die Flüchtlinge. Roman in zwei Bänden. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Heine, W., Die Expedition in den Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 16 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Portraits, landwirthschaftlichen Maschinen ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt, nebst 3 Karten. 1ster Band. Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Hertz, W., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 16. 1 Thlr.

Horn, M., Auf dem Schloß und im Thal. Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Böttger. 1ster Jahrgang. 1859. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Neues Düsseldorfer Künstler-Album. 1ster Jahrgang. 1859. Redigirt von Ellen. Lahr, Schauenburg u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Löwe, F. A., Luther, Schleiermacher und die Mecklenburgische Krisis. Ein Wort der Verständigung über Evangelische Freiheit an alle Freunde derselben. Gotha, Besser. Gr. 8. 24 Ngr.

Presber, H., Wolkenkukuksheim. Humoristisches Genrebild. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weickum, K. F., Kloster-Reden. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Wollersheim, T., Das Leben der ekstatischen und stigmatischen Jungfrau Christina von Stommeln, wie solches von dem Augenzeugen Petrus von Dacien und Andern beschrieben ist, nach authentischen Quellen verfaßt. Mit der Abbildung des frühern Grabmals der seligen Christina zu Jülich. Köln, Heberle. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Krabbe, O., Ueber das in der Sache des Prof. Dr. Baumgarten in Rostock erforderte und abgegebene Erachten des Großherzoglich Mecklenburgischen Consistoriums. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. Festrede. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vollert, C. W., Willst Du reich werden? Eine gekrönte Preisschrift. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wächtler, K., Herr oder Knecht. Blicke in das verborgene Leben eines Unfreien. Eine gekrönte Preisschrift. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zum Nachdenken über das heilige Abendmahl. Auszüge aus der Berlenburger Bibel, nebst einer kurzen Abhandlung aus A. Monod's letzten Worten. Stuttgart, Quack. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Diese zehnte Auflage des Conversations-Lexikon, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem Nationalwerk der Deutschen geworden ist und allen directen und indirecten Nachbildungen gegenüber stets den Vorrang behauptet, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Gegenwärtig erscheint davon, um die Anschaffung des trotz seines anerkannt höchst billigen Preises doch wegen seines Umfangs kostspieligen Werks zu erleichtern, eine

Neue Ausgabe in 80 Heften zu 7½ Ngr.,

die mit dem October 1858 beginnt und von der in der Regel jeden Monat drei Hefte ausgegeben werden, sodass das ganze Werk bis Ende 1860 vollständig in den Händen der Abnehmer sein wird.

Das **erste Heft** der Neuen Ausgabe ist soeben erschienen und nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Das Conversations-Lexikon kann übrigens in allen beliebigen Terminen folgendermassen bezogen werden:

in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlr. (gebunden in Halbleinwand 23 Thlr. 15 Ngr., in Leinwand 25 Thlr., in Halbfranz 25 Thlr. 25 Ngr.);

in einer Prachtausgabe zu dem Preise von 3 Thlr. für den Band (gebunden in Maroquinband jeder Band 5 Thlr).

Vor dem Veralten des Werks sind die Abnehmer durch ein Ergänzungswerk von zugleich selbständigem Werthe gesichert, unter dem Titel:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Dieses erscheint seit Januar 1857 in monatlichen Heften von 4—5 Bogen und ist von der Kritik bereits allgemein höchst anerkennend besprochen worden. Der Preis für jedes Heft beträgt beim ersten Bande 5 Ngr., vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der erste Band, der gewissermassen den 16. Band des Conversations-Lexikon bildet, ist in allen Buchhandlungen zu haben (geheftet 2 Thlr., gebunden in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.).

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden durch jede Buchhandlung gegen die neueste zehnte Auflage für 12 Thlr. (statt 20 Thlr.) umgetauscht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Heftes:

Börsenschwindel und -Täuschungen. Von G. F. Kolb. — Botschafter, s. Gesandter. — **Bourbon, Bourbone.** Von Aetius. — **Bourienne** (Ludwig Anton von). Von J. Weitzel. — Braganza, s. Portugal. — Brahmanen oder Braminen, s. Ostindien. — Brandversicherung, s. Versicherung. — Brandenburg, s. Preußen. — **Brasilien.** Von K. F. Neumann. — **Braunschweig.** (Aeltere Geschichte.) Von F. Murhard. — **Braunschweig.** (Verfassung und Verfassungsgeschichte bis 1848.) Von K. Steinacker. — **Braunschweig.** (Verfassungsgeschichte 1848). Von A. Holland.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat für die der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhafte Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Kräften der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Heinrich Falk.

Roman in drei Bänden

von

Otto Roquette.

8. Elegant brosch. Preis 5 Thlr.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Encore quelques mots d'un Chrétien orthodoxe sur les Confessions occidentales à l'occasion de quelques récents publications religieuses, latines et protestantes.

8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Quelques mots sur les Communions occidentales, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

erariſche Unterhaltung.

it wöchentlich. — Nr. 44. — 28. October 1858.

ölkerſtimmen in Liedern. — Literatur über das jenaiſche Jubiläum. Von Hermann Marggraff. — Militäriſche Aufzeichnungen aus dem Jahre 1807. Von Karl Guſtav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Völkerſtimmen in Liedern.

innischer Volkspoeſie. Geſammelt und überſetzt von Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. 1856. Ngr.

iſtenharfe. Eine Sammlung arabiſcher Volkslieder. Rußland befindlichen, zum Theil ſlawiſirten, zum iniſirten Codices' zum erſten mal ins Deutſche über- n Julius Altmann. Leipzig, Falcke und Rößler. 3. 20 Ngr.

Volkslieder, ins Deutſche übertragen von C. C. Schleswig, van der Smiſſen. 1855. 8. 15 Ngr.

Liederhort. Auswahl der vorzüglichern deutſchen er der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthüm- lodien. Von Ludwig Erk. Erſter Band. Berlin, in. 1853—55. Hoch 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

gewiß anziehend, von fremden Völkern, ihren Gebräuchen, ihrem Glauben und Denken, llem dem zu hören, was ſie von uns unter- er wenn wir ſo recht in das Weſen eines ingen, gleichſam ſein Innerſtes aufgeſchloſſen , müſſen wir ſeine Lieder kennen. Im Volks- ein Volk ſeine tiefſten Regungen aus; das t immer wahr, es heuchelt nie. Ein dem ßter Fürſt, eine mächtige Maitreſſe iſt wol oft Poeten beſungen worden, aber nie ſind ſie in d gedrungen. Kraftpoeten in Sturm und en oft ſtaatsumwälzende Lieder; ehe du aber als Zeichen der Zeit betrachteſt, ſo gib Acht, ſie ſingt, ob ſie durch die Gaſſen des Dorfs, er Schenke, ob in der Werkſtätte erklingen. n einer Empfindung bis zum Ueberſtrömen e ſpricht ſich im Geſange aus, deshalb läßt ſich nge ſelbſt, aus Wort und Weiſe auf das Innere en zurückſchließen. Und was vom einzelnen, von den Völkern. Deshalb iſt es lehrreich, rſchiedener Völker, die in verſchiedenen Kli- nen, verſchiedenem Glauben anhängen und denen Stammes ſind, zuſammen zu betrach- haben wir heute Gelegenheit, wo uns finniſche, iniſche und deutſche Volksdichtungen zur Be- rliegen. Wir wollen aber nicht etwa uns gleichung einlaſſen; die Parallele zu ziehen r dem Leſer ſelbſt. Es iſt ſchwer, die Ver- ſchiedenheit und Verwandtſchaft der Farben dem zu be- ſchreiben, der die Farben nicht unterſcheiden kann, und ähnlich iſt es mit der Volkspoeſie auch; ſie ſpricht für ſich ſelbſt und der Unterſchied eines Volks vom andern ſpringt von ſelbſt in die Augen. So beginnen wir denn unſere Betrachtung im hohen Norden.

Das erſte der zu beſprechenden Bücher, Julius Altmann's „Runen finniſcher Volkspoeſie", iſt ein mit rechter Liebe, ja mit faſt zu überſchwellender Begeiſterung geſchriebenes Buch und zeugt von tiefer Kenntniß des finniſchen Volks und ſeiner Literatur. Von Begeiſterung und Sachkenntniß zeugt ſchon die Einleitung, die uns zuvörderſt eine Schilderung Finnlands gibt, jenes Hochlandes, welches, „überreich mit pittoresken Schönheiten geſegnet", aus dem Bottniſchen und Finniſchen Golf „wie eine Zauberfeſte kühn und majeſtätiſch emporſteigt und verwegenen Schiffern, die von den Reizen ſeiner grünen Eilande und blauen Sunde magnetiſch angezogen werden, oft jähen Untergang bereitet", wo von der Höhe wolkenküſſender Berge granitene Felſenflügel der Tiefe zuſtürzen und den Saum ihrer Fittige in den weißen Wellenſchaum aufſpritzender Klippenſunde tauchen, „die ſich tief hineinringeln, den Schlangen und Lindwürmern der Mythe gleich, in das felſendrohende, nebelkämpfende, wildzerklüftete, geiſter-, helden- und ſagenreiche Land".

Mit gleicher Begeiſterung ſpricht dann der Verfaſſer von der poetiſchen Begabung des finniſchen Volks und führt als Zeugniß dieſer Begabung die Kalewala an, jene wunderherrliche Dichtung, die durch den Fleiß emſiger Sammler erſt kürzlich ans Licht gefördert nun wie ein neues Heiligthum des Geiſtes, wie eine große, glänzende Offenbarung einer nie geahnten Poeſie vor uns liegt, die die Enkel unſerer Enkel noch anſtaunen werden, nämlich jene, die einen lautern und erleuchteten Sinn haben für die Reize wahrer, warmer und lebenskräftiger Volkspoeſie.

Ueber die Kalewala (vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1857) ſpricht er dann ausführlicher und gibt zunächſt im allgemeinen ihren Inhalt an.

Der Gott des Geſanges ſelbſt, Wäinämöinen, iſt der Leiter und Träger dieſes Epos; ſein ſegensreiches Walten und Wirken auf Erden, von der myſtiſchen Stunde ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Abtreten vom irdiſchen Schauplatz, iſt der glänzende rothe Faden, der durch die ganze Dichtung läuft.

Er, der Glanz und Ruhm jenes Heldenlandes, der Kalewala, welches im Streit liegt mit dem düstern Nordlande, ergreift die „goldene Kantele", die Harfe des Nordens, und singt, die Welt durchziehend und die Menschen belehrend, veredelnd und erfreuend, seine „ewigen Runen". Ueber das Wort „Rune" erhalten wir den Aufschluß, daß es mit den angelsächsischen und deutschen Runen nichts gemein hat, denn das finnische Runo, in der Mehrheit Runot, bedeutet „Gesang". Funfzig Gesänge oder Runen mit 22793 Versen enthält die Kalewala seit der Lönnroth'schen Ausgabe 1849, während der ursprüngliche Text nach der Sammlung und Sichtung der Gesänge durch die finnische literarische Gesellschaft wenig über 10000 Verse enthielt. Und das Epos ist noch nicht abgeschlossen. Alles, was bisjetzt aus der finnischen Poesie aufgesammelt wurde, stand in genauer Beziehung zur Kalewala, war gewissermaßen ein Theil und Bruchstück von ihr.

Die Kalewala ist der Tempel, den sich die finnische Dichtkunst erbaut hat; wo irgendein Sang im weiten Lande sich vernehmen läßt, da ist dieser Sang nur ein neuer Stein zu diesem Tempel, der allmählich anfängt Wolkenhöhe zu gewinnen.

Das ist sehr lehrreich für diejenigen, welche Lachmann's, Haupt's u. a. Arbeiten über die homerischen Dichtungen und das Nibelungenlied verfolgt haben. In der Iliade und Odyssee ahnte man die allmähliche Entstehung der Dichtungen aus einzelnen Liedern, im Nibelungenliede war diese allmähliche Entstehung noch nachweisbar, in der Kalewala können wir den ganzen Vorgang des Zusammentragens aus einzelnen Liedern, die durch den Stoff verbunden sind und sich deshalb leicht zu einem Ganzen abrunden, als Augenzeugen mit beobachten. Auch von einem Theile der hier mitgetheilten Runot vermuthet der Verfasser, daß sie Trümmer eines Ganzen seien und als Einschiebsel in die noch keineswegs abgeschlossene Kalewala gehören. Damit scheint nun freilich die Meinung ausgesprochen zu sein, daß die Kalewala ursprünglich ein Ganzes, Fertiges gewesen, welches später in Trümmer gegangen sei und jetzt aus den Trümmern wieder aufgebaut werde, während von allen diesen Volksdichtungen ursprünglich gewiß nichts einheitlich war als die Sage, die dennoch hier und da variirte, die jede Zeit, jeder Volksstamm, ja jeder einzelne Sänger in eine neue Form goß, sodaß sie oft und immer wieder umgedichtet wurde und in fortwährendem Werden war, bis ein Sammler sie aus dem Munde des Volks und seiner Sänger fixirte und aus den vielen einzelnen Liedern, welche Stoffe derselben Sage behandelten, zu einem Ganzen zusammensetzte, wobei er von mehreren Darstellungen die wählte, welche ihm die beste schien und sich möglichst zweckmäßig einfügte. In diesem Sinne würden die von Wäinämöinen handelnden kleinen Gedichtchen, die der Verfasser mittheilt, dazu gehören, wenn sie sich irgendwo in das Ganze zweckmäßig einfügen ließen, denn die Zweckmäßigkeit ist dabei das einzig Entscheidende, da alle Volkspoesie echt ist und alles zu dem Ganzen gehört, was dazu paßt.

Indem der Verfasser auf die in dem zu besprechenden kleinen Buche mitgetheilten Runen übergeht, findet er auch in ihnen als Grundtypus der finnischen Poesie,

daß das didaktisch-belehrende Element um ein nicht Unbeträchtliches vorwiegt, das lyrisch-innerliche und episch-erzählende Element aber mehr nach dem Hintergrunde zu gruppirt sind.... Während die nachfolgende Runenlese 63 epische und 109 lyrische Runensprüche enthält, bringt sie 549 didaktische zur Mittheilung.

Dabei erwähnt der Verfasser noch, daß er, dem Wunsche seines Verlegers folgend, vorläufig mehr als das Drittheil der Sammlung beiseite gelassen, und daß seine ganze Sammlung zwischen 2000 und 3000 Runensprüche und mehr als 6000 Runenverse enthält. Ueber die Art und Weise, wie er die Sammlung angelegt, über den rhythmischen und poetischen Werth derselben verspricht der Verfasser in einer gelehrten Zeitschrift — wir wissen nicht, ob dies geschehen — erschöpfend Bericht zu erstatten. Doch theilt er auch hier, nachdem er nochmals auf die lebenskräftige Entwickelung und allgemeine Verbreitung der Poesie in Finnland zurückgekommen, das Nöthige über den Versbau mit. „Der viermal sich wiederholende, nur selten mit Daktylen untermischte Trochäus", oder, wie wir sagen würden, der Vers mit vier Hebungen und nachfolgender meist einsilbiger Senkung, bildet fast das einzige Versmaß der finnischen Dichtkunst. Sämmtliche 22000 Runenverse der Kalewala sind in diesem Versmaße geschrieben. Der Reim ist äußerst selten, dafür tritt die Alliteration ein, welche freilich in der Uebersetzung nur selten hervortritt, und auch, nach den mitgetheilten Proben in finnischer Sprache zu schließen, nicht so kunstreich und regelmäßig angewendet ist, wie in den ältesten deutschen Gedichten. Ferner theilt die finnische Poesie mit der der alten Hebräer, der Perser, Araber und der meisten türkischen Völker der Neuzeit den Sinnreim oder den Parallelismus der Gedanken, wie in den Versen der Kalewala:

Weib nur ist der Waffenlose,
Schwächling nur der Beilberaubte;

und so an vielen Stellen.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit der finnischen Poesie erscheint es dem Verfasser, daß selbst Wiederholungen ganzer Verse in verschiedenen Gedichten zuweilen ohne verschiedener Verfasser vorkommen. Der Verfasser sagt S. XXI:

Dies scheint dafür zu sprechen, daß die Poesie von den Finnen als ein Gemeingut betrachtet wird, und daß aus dem Schatze dieser Poesie ein jeder das ausheben kann, was ihm ansteht. Ein schöner charakteristischer Zug von einer Einfachheit, die jeder Ruhmsucht, jedem Dünkel, jedem Sichgeltendmachen einer subjectiven Virtuosität fern steht, und die von einer fast göttlichen Genügsamkeit und Aufopferungsfähigkeit des eigenen Selbst ein rührendes Zeugniß ablegt!

Hierzu nur die kurze Bemerkung, daß es in der deutschen Volkspoesie unzählig oft vorkommt, daß in verschiedenen Liedern dieselben Verse wiederkehren, weil sich natürlich im Gedächtniß sich das Verwandte mischt, und daß in der finnischen Poesie dieselbe Erscheinung aber deshalb oft eintreten muß, weil nicht nur das Metrum immer dasselbe ist, sondern auch den verschiedenen Gedichten fast ganz ein individuelles Gepräge fehlt, sodaß jede Stelle eines Gedichts, welche dem Gedanken nach paßte, ohne weiteres in ein anderes Lied eintreten kann.

i Schluß der Vorrede steht eine Aufzählung der
n Schriften, welche sich über das Wesen der
i Sprache und Literatur erschöpfend auslassen.
nun zu der Sammlung selbst! Sie zerfällt
Abtheilungen, deren erste „Epische Runen,
nen, welche sich auf die Götter- und Helden-
:hen", enthält. Das Beiwort „epische" könnte
verführen, Lieder zu erwarten, die etwa un-
laden und Romanzen entsprächen. Das ist
t der Fall, sie unterscheiden sich vielmehr zum
Theil von den didaktischen Runen der dritten
g nur dadurch, daß irgendein Name der finni-
thologie darin genannt ist; nur in einigen ist
3 Etwas von Erzählung enthalten, wie gleich
rsten. Deshalb haben die kleinen Gedichtchen
heilung für die, denen die finnische Mythologie
nur wenig Interesse; merkwürdig ist es aber
daß die altfinnische Göttersage, während das
im doch schon im 12. Jahrhundert in Finnland
and, noch so kräftig im Volke fortlebt, wie es
n, die doch aus dem Munde des Volks gesam-
en, bezeugen. Ja, in einem dieser Liedchen
Deutscher verhöhnt, weil er als Schmied den
Schmiede, Ilmarinen, nicht kennt.

Zehn Jahr schmiedete schon Eisen,
Zehn Jahr hämmerte schon Kupfer,
Zehn Jahr schürte schon das Feuer,
Zehn Jahr war bereits ein Schmieder
Er, der Auslandsohn, der Sachse,
Er, der kurzsinnige Sachse:
„Wer ist Ilmarinen?" fragt' er,
„Sagt mir, wer ist Ilmarinen?"

Runen unter den hier mitgetheilten, welche
sten Schöpfungsmythus wurzeln, wie

isser ist der allerält'ste
loff und der allerstärkste;
f ihm schwamm die schöne Göttin,
f ihm schwamm die ew'ge Mutter,
swanger von dem Strahl der Sonne
gebar Held Wäinämöinen.

Wäinömöinen ist, wie in der Kalewala, so
i Sprüchen am meisten gepriesen.
Erhabenheit im Ausdrucke erhebt sich der
Wenn wir nach den hier mitgetheilten Proben
in ihnen aussprechenden Charakter schließen
die Stelle des poetischen Schwungs tritt zu-
ungeheuerer Wortreichthum, der mit andern
r wieder dasselbe sagt.
r diesen „Epischen Runen" solche sind, die
thologischen Namens wegen hier stehen und
ie dritte Abtheilung gehören, mag folgender
Spruch zeigen:

eilig selber ist dem Bösen
Mädchenunschuld, Mädchenehre.
Hiisi selbst geht einer Jungfrau
mit gesenktem Blick vorüber.

für Freier:

m die Jungfrau nicht zum Weibe,
nicht ehret Kankahatar.

Hiisi ist nämlich das böse Princip und Kankahatar die Webegöttin, wie der Uebersetzer in den Noten bemerkt, die über das Mythologische hinreichenden Aufschluß geben.

Reichhaltiger ist die zweite Abtheilung, welche „Lyrische Runen" enthält. Manche von diesen sind sehr schön und zart, wie folgende (S. 29):

Liebender Gedanken reden
Laut, wenn auch die Lippen schweigen.

Liebenden scheint eine Blume
Selbst das Gras, betrübten Augen
Gilt als Gras doch nur die Blume.

S. 41:

Sieht der muntre Bursch das Flachsfeld:
Welche doch der Weberinnen,
Denkt er, wird für mich zur Freude
Sich daraus ein Brauthemd weben?
Sieht der kranke Greis das Flachsfeld:
Welche doch der Weberinnen,
Denkt er, wird daraus zum Jammer
Weben mir ein Leichenhemde?

Aber auch hier waltet das Gnomische, Didaktische vor. So in folgenden Sprüchen (S. 30):

Wenn der Liebe Kern ist Wollust,
Krumm wächst dann der Ehe Tanne.

S. 34:

Ihrer Aeltern leuchtend Beispiel
Ist der Kinder heil'ge Bibel.

S. 48:

Süß ist der Empfängniß Stunde,
Bitter ist die Zeit der Wehen.

S. 49:

Liebe ist ein schöner Garten,
Ehe ist ein Feld voll Nesseln.

Das kommt aber von den Fehlern der Frauen her, denn:

Tücke trägt der Mann im Herzen
Nicht, trägt nicht sie auf den Lippen,
Männer tragen Groll in Armen,
Tragen Rache in den Fäusten;
Weiber haben Lästerzungen,
Weiber böse Leumundseelen,
Weiber arge Lügenherzen,
Weiber gar verborgne Tücken.

Eins fehlt auch bei den Finnen nicht, wie es bei keinem Volk des Alterthums und der Neuzeit fehlt, nämlich die Klage über das Verschwundensein der guten alten Zeit.

Am reichhaltigsten ist, wie schon gesagt, die dritte Abtheilung, welche „Didaktische Runen" enthält, von denen wir einige der schönsten mittheilen. S. 59:

Tadelst du die seichten Bäche,
Dann sei selbst ein Sund, ein tiefer,
Tadelst du die leeren Wasser,
Dann sei selbst ein Meer, ein volles.

S. 68:

Lächle nicht, eh' einer Thräne
Tröpfchen zittert dir im Auge;
Weine nicht, bevor zum Lachen
Sich dein Mund verzieht ein wenig.

S. 74:

Liebe sei ein sanftes Feuer,
Sei ein Blitz nicht, sei ein Nordlicht;
Nordlicht ist ein mildes Leuchten,
Nordlicht senget nicht wie Blitze.

S. 84:

Weisheit ist ein Südenfahrer
Nur solang' der Nordwind bläset.

S. 93:

Zwar der Mann vergeht, doch seiner
Arbeit Spur vergehet nimmer.

S. 127:

Lüftekönigin benennt sich
Stolz die Milb' auf Adlers Haupte.

S. 142:

Zorn schlägt sich mit eigner Ruthe
Selber blutigroth den Rücken,
Liebe färbt mit eigner Schminke
Selber sich schönroth das Antlitz.

Wenn die erste Abtheilung uns zeigte, wie lebendig noch das alte Heidenthum in den Finnen lebt, so begegnen wir in dieser Abtheilung dafür Sprüchen der herzlichsten Frömmigkeit. S. 67:

Gehst du aus mit Gott, o Wandrer,
Wirst mit Gott du wiederkehren.

S. 139:

Steht Gott auf des Zwergen Seite,
Fallen wird der Ries' im Streite.

Viele von diesen Sprüchen erinnern lebhaft an bekannte Sprichwörter. So klingt der Spruch:

Muntrer Anbeginn des Werkes
Ist des Werks vollbrachte Hälfte —

beinahe wie eine Uebersetzung des Horazischen „Dimidiam facti, qui coepit, habet". Aehnlich verhält es sich auch mit den Sentenzen:

Selbst mußt du das Glück dir pflanzen,
Selbst mußt du dir Frieden säen,
Jeder hat sein Los in Händen,
Herr ist jeder seines Schicksals.

und:

Wen'ge schmieden selbst ihr Glück sich,
Seines Unglücks Schmied ist jeder.

Das auch bei uns sprichwörtliche Glück der Dummen wird ganz hübsch in folgenden Versen bezeichnet:

Fällt der Narr vom Mast des Schiffes
In den Sund: mit einer Otter
In der Hand taucht aus dem Sund er.
Fällt der Weise aus dem Kähnlein
In den Bach, trotz hingereichtem
Ruder muß er doch ertrinken.

Dem Spruch endlich:

Lang ist das Gewand der Weiber,
Aber kurz ist ihr Gedächtniß —

begegnen wir fast wörtlich bei Hans Sachs, welcher einmal sagt:

Die Frauen aber tragen leider
Kurzen Muth und lange Kleider,

und an einer andern Stelle:

Die Frauen tragen, das ist wahr,
Kurzen Sinn und langes Haar.

Nicht gerade erfreulich für uns ist die Wahrnehmung, daß die Deutschen bei den Finnen, und, nach einer Anmerkung des Uebersetzers, fast bei allen Anwohnern des Baltischen Meeres in großer Misachtung stehen. Wie eben der Deutsche als dumm dargestellt wurde, so lautet hier ein Spruch:

Deutsche Waaren sind zerbrechlich,
Und betrüglich deutsche Worte.

Und wir Deutschen bilden uns doch auf unsere Ehrlichkeit etwas ein. Täuschen wir uns darin selbst, oder geschieht uns unrecht?

Wir haben eine größere Anzahl von diesen Runen finnischer Volkspoesie mitgetheilt, um ein möglichst vollständiges Bild finnischer Art und Kunst zu geben. Ja dem Enthusiasmus des Verfassers werden wir uns wohl nicht bekehren. Das hier Mitgetheilte gehört zu dem Besten, was das Büchlein enthält; wir finden darin hübsche Gedanken, auch in manchem eine gewisse Zartheit der Empfindung; aber im ganzen machen doch diese Runen in ihrer Schwunglosigkeit und in ihrem ewigen Einerlei derselben Form den Eindruck einer Poesie, die sind auf der Stufe der Kindheit geblieben und als Kind alt geworden ist. Wir möchten sagen, nachdem wir diese Probe der finnischen Poesie kennen gelernt, haben wir begriffen, weshalb aus den Finnen politisch nie etwas geworden ist, und diese Erkenntniß ist auch eine Frucht des gewiß recht verdienstvollen Büchleins.

Einen ganz andern Eindruck macht das zweite Buch desselben Verfassers. Wir thun in ihm einen Sprung aus dem kalten Norden in die heiße Wüste, aus der alten Gegenwart in eine noch immer junge Vorzeit, von Finnland nach Arabien. Auch zu der „Wüstenblume" gibt der Verfasser eine schätzenswerthe Einleitung, in welcher er zunächst sein Buch gewissermaßen als eine Ergänzung und Vervollständigung der unter dem Namen „Hamâsa" von Abu Temmâm veranstalteten, von Rückert übersetzten arabischen Gedichtsammlung und anderer ähnlicher Werke bezeichnet und darauf das Urtheil Sainte-Beuve-Bournot's über die vorliegende Uebersetzung mittheilt, das trotz sehr enthusiastischer Fassung Wahrheit spricht, wenn der Verfasser des Buchs es nur als Freundschaftsurtheil gelten lassen will.

Hierauf wendet sich der Verfasser zu seinen Quellen, welche sämmtlich aus Rußland stammen. Als ihre Fundorte nennt er, nachdem er die den Linguisten schon bekannten und von ihnen ausgebeuteten Bibliotheken in Rußland, welche orientalische Handschriften enthalten, flüchtig erwähnt, die Bibliotheken des Klosters Troizkoi Monastyr bei Moskau, des Iwerskoi Monastyr im Waldaisee, des Klosters des heiligen Jurij am Ilmensee, des Paisiewo Monastyr an der Wolga, des Klosters des heiligen Nikolaus bei Twer, der Klöster Sspaß Jewsimijew und Kyrillowskoi bei Sfusdal und endlich des Klosters des heiligen Dmitrij in Wladimir. Er berichtet genau, welche orientalischen, namentlich arabischen Handschriften und Uebersetzungen theils in die slawische Kirchensprache, theils in das Neurussische und Lateinische er in diesen Bibliotheken vorgefunden und was er aus jeder dieser Sammlungen für seinen Zweck benutzt hat. Auch die Namen der Dichter und Dichterinnen der von ihm übersetzten Stücke führt er hier in der Vorrede an, soweit er sie in seinen Quellen genannt gefunden. Die meisten Stücke der Sammlung

ie sich ergibt, nicht aus dem Arabischen, sondern
Russischen, Altslawischen und Lateinischen übersetzt.
Sammlung nun zerfällt in zehn Bücher von sehr
m Umfange. Das erste und reichhaltigste enthält
der Liebe", die zum bei weitem größten Theile
r russischen Uebersetzung arabischer Dichtungen im
Monastyr herstammen, deren doch wol geistlichen
r überhaupt die blütenreiche Liebesglut der ara-
Dichter besonders angeheimelt zu haben scheint.
auch zum Theil recht verführerische Poesien, die
önche wol das Herz warm machen konnten. Mit
glühenden Farben sind die Reize der im Bade
n Jungfrauen und die Entzückungen des Liebes-
geschildert, welcher Sturm und Drang des Ver-
welch süßes Entzücken der Erinnerung, welche
eit der Verführung, welche Kühnheit der Bilder,
llem dem welcher Reichthum an Formen! Wir
us, daß die russische Quelle der hier gebotenen
Versmaße der Originale nachahmt und daß
e Uebersetzer eine gleiche Gewissenhaftigkeit geübt
ö möge dem sein, wie ihm wolle, die Ueber-
meisterhaft und liest sich ganz wie Original.
uns nichts fremd als die Namen und die Aus-
, namentlich die eigenthümlichen Bilder.
n wir alles, was schön und bezeichnend ist,
ammlung mittheilen, so müßten wir sehr viel
. Es genüge, von den 111 Stücken dieses
s nur dieses kleine wunderzarte Liedchen mit-

Die Ros', als deines Mundes
Anhauch sie kaum gespürt,
Sprach: o wer hat zum Garten
Mich hold zurückgeführt?

veite Buch, „Scherze" überschrieben, enthält
meist von wenigen Zeilen, die zum Theil aber
sten Buche stehen könnten. Das Lieblings-
rsten Buchs, das Bewundern der entschleierten
rt auch hier öfters wieder, nur daß hier in
n zusammengefaßt ist, was dort ausführlich
ird. So z. B.:

re Kleider streift' ich jauchzend nieder,
zustaunen ihre prächt'gen Glieder.
doch beugte schlau sich in sich nieder,
d verhüllend Glieder mir durch Glieder.

, was die Ueberschrift „Scherze" erwarten
man wenig, eher ließen sich mehrere dieser
Epigramme bezeichnen.
beute des Schönen ist hier nur gering. Er-
r in anderm Sinne, ist das dritte Buch:
feinen Sitte." Da tritt uns das bedächtige
n, wie in den ersten Büchern die funken-
gend, und wir hören Worte der Weisheit,
e und Buße. Aus dem ersten, dem läng-
Stücke dieses Buchs, den letzten Worten eines
an seine Söhne, theilen wir nur einzelne

at keinen Werth dem, der das Ziel verkennt,
Werth hat's dem, der es ein Gottsein nennt.

Je Mindres du verhoffst in diesem armen Leben,
Je mehr wird dir vielleicht durch Schicksalshuld gegeben.

Nicht laß ob deinem Groll das Morgenroth sich heben,
Soll Gottes Sonne denn auf einem Sumpfe schweben?

Sind das nicht schöne Sprüche? Und so auch viele andere, namentlich auch dieses mannesstolze Wort:

Brauch' ich selber mich nur nicht zu hassen,
Darf ich kühn ans eigne Herz nur fassen,
Rufen: Herz, dir schwör' ich Brudertreue —
Wer will sagen, daß ich sei verlassen?

Welche Frömmigkeit athmet der Spruch:

Du bist, wenn du Allah's bist, deines Schicksals Herr.
Denn, du weißt ja, Allah ist deines Schicksals Herr.

Auch hier begegnen wir Sentenzen, die auch im Deutschen vorhanden sind. Die Lehre der deutschen Fabel: Wer sich entschuldigt, ehe man ihn verklagt, der gibt sich selbst als Thäter an, lautet z. B. hier:

Wer Schmach abwehret, eh' man ihn verklagt,
Was ist von dessen Unschuld zu verhoffen?

In Gedicht 32 und 33 dieses Buchs sehen wir die Kehrseite der sinnlichen Inbrunst des ersten Buchs, die Reue und Buße. Im erstern, das in dem Reime „innen" durchgeführt ist, besinnt sich der Dichter auf seine frühern Verirrungen:

Dann hob von hier den Blick ich auf des Himmels Zinnen,
Da ward ich erst der Zier und wahren Schönheit innen.

Er gibt dem verbuhlten Leben jähen Abschied, versenkt alle Sinne in Anbetung —

Und Allah's Paradies, hoff' ich, werd' ich gewinnen.

In Gedicht 33 sehen wir einen Pilger:

Im Brunnen der Versöhnung, im gnadenreichen, kühlen,
Ist manche Schuld der Jugend reumüthig abzuspülen.

Aber auch in die fromme Stille der Pilgerfahrt dringt der Gedanke, wie dasselbe „Reitthier" ihn oft durch die Wüste zu stillen Zelten getragen, wie da in Frauenherzen schäumendes Liebesbeben drang:

Wie manch Gazellenauge schlug erst sich schämig nieder,
Bis es sich hob begehrend, wann Blut quoll in die Glieder....
Nun ist die Wüste schweigsam, nur, daß ich wo noch klagen
Ein Stimmchen höre: Kannst du vom Vater mir nichts sagen?

Das vierte Buch enthält auf nur vier Seiten 13 „Gast- und Ehrenlieder", in welchen Gastfreundschaft, Dichtkunst, Gesang und einzelne Personen gepriesen werden; das fünfte Buch „Helden- und Schlachtgesänge" (21); das sechste Buch „Todtenklagen" (23); das siebente „Spott-, Schmäh- und Rügelieder", das achte „Weiberschmähungen". Letztere sind sehr zahlreich; in 28 Epigrammen wird der Charakter verhöhnt, in 49 werden die Reize geschmäht. Es genügt wol, zu bemerken, daß die Frauen, wie im ersten Buche Licht in Licht, so hier Schmuz in Schmuz gemalt sind. Fast bei allen ist der Rath befolgt:

Willst geschickt du malen Ummu Garben,
Dann nimm schwarz' und schwarz' und schwarze Farben.

Manche sind in ihrer Ueberschwenglichkeit der Schilderung des Häßlichen wirklich mehr als abscheulich.

Das neunte Buch, „Beschreibungen", und das zehnte,

„Reiſe und Raſt", umfaſſen zuſammen nur acht Seiten. In dem erſten wird ein Gewitter, unter dem Bilde zweier Kriegskaravanen, deren Pfeile die Blitze, deren Gelächter der Donner und deren Verſöhnungszechgelage der Regen iſt, dann ein Wüſtenſturm und die Oaſe El Hilâl geſchildert, und das letzte enthält nichts, was uns beſonders neue Anſchauungen gäbe.

Zum Schluſſe ſind Erklärungen der arabiſchen Worte, welche in den Gedichten vorkommen, gegeben, leider nicht in alphabetiſcher Ordnung, ſondern, wie es ſcheint, nach der Reihe ihres Vorkommens; deshalb iſt es ſchwer, das betreffende Wort zu finden, und öfters läßt uns das Verzeichniß ganz im Stich.

Das dritte der oben angeführten Bücher: „Däniſche Volkslieder", überſetzt von C. C. Binzer, führt uns nun wieder nach Norden und zwar zu einem germaniſchen Stamme. Eine vollſtändige Parallele zu ziehen läßt es aber ebenſo wenig zu, wie der unten noch zu beſprechende „Deutſche Liederhort" von Erk, da hier nicht ſo umfaſſend das Weſen des Volks in allen ſeinen Richtungen ſich darſtellt, wie in den „Runen" und der „Wüſtenharfe". Auch hat hier der Begriff des „Volksliedes" ein ſehr weites Gewiſſen. Binzer verſteht laut der Vorrede unter Volksliedern „ſolche Lieder, in denen ſich, je nach Maßgabe der behandelten Gegenſtände, die eigenthümliche Denk- und Gefühlsweiſe eines Volks ausſpricht". Er unterſcheidet zwar zwiſchen „volksthümlicher Naturpoeſie" und „volksthümlicher Kunſtpoeſie", doch bilden ihm eben beide zuſammen den Begriff der Volkspoeſie, oder mit andern Worten, für ihn gibt es eigentlich blos Volkspoeſie, denn volksthümlich muß alle Dichtung ſein, und es gibt wol keinen Dichter, in dem ſich nicht, ſo ſubjectiv er auch ſein mag, dennoch die eigenthümliche Denk- und Gefühlsweiſe ſeines Volks, wenn auch unbewußt, ausſpricht. So finden wir denn auch in dieſer kleinen Sammlung neben ſieben altdäniſchen Balladen und zehn Bauernliedern Gedichte von Ambroſius Stub, Johannes Ewald, Weſſel, Baggeſen, Oehlenſchläger, Steen Blicher, With, Poul Möller, Thiele, Chriſtian Winther, Henrik Hertz, H. C. Anderſen, Holſt, C. Ploug und Erik Bögh.

Die altdäniſchen Balladen ſind der werthvollſte Theil der Sammlung, weil in ihnen das normanniſche Reckenthum ſich am bezeichnendſten ausſpricht und ſie auf uralten Sagen beruhen, wie die Ballade von Worm dem Junggeſellen, welcher, um mit dem Vermer Rieſen zu ſtreiten, ſeinen Vater, den König Siegfried, im Grabe weckt und ihn durch die Drohung, den Berg zu zerbrechen, zwingt, ihm ſein Zauberſchwert Birting herauszureichen. Ein kleines Beiſpiel, wie die Gegenwart oft mit einer uralten Vergangenheit in Verbindung ſteht, gibt uns in dieſem Liede der Umſtand, daß die Kämpfer vor dem Kampfe einen Kreis im Sande beſchreiben; das iſt doch wol nichts anderes, als was wir bei Zweikämpfen die Menſur nennen; der Vermer Rieſe beſchwert ſich ſogar über einen illegalen Hieb (vulgo „Sauhieb"), da ihn Worm über dem Knie verwundet, mit den Worten:

Nun hab' ich gekämpft ſo manche
Mit manchem Junggeſellen,
Doch nimmer nicht war es
So niedrig einen zu fällen.

In die mythiſchen Zeiten gehört
„Die Kämpen von Dovrefjeld", wo
dern der Königin Ingeborg berichtet
kunft jeder verſtand:

Der erſte konnt's Wetter wenden mit
Der zweite konnt' ſtillen das Waſſer,

mit dem ſonderbaren Refrain:

Doch wer ſoll führen unſre Runen,

Die vierte und namentlich die
Elfenhügel" und „Herr Oluf", ſind
ſteht auch in deutſchen Volksliederſammlungen
bilden den Stoff zu einer bekannten
Die ſechste behandelt die weitverbreitete
Mutter, die aus dem Grabe wiederkehrt,
gegen eine böſe Stiefmutter zu ſchützen.
Lave und Herr Jon", iſt tragikomiſch
Sie erzählt, wie Herr Lave in das
Braut freit, wie Herr Jon ihn begleitet
von der Braut Beſitz nimmt und den
gebens klopfen läßt, und als der
durch einen Zweikampf austragen heißt,
und die Braut behält, und das alles in
welchen namentlich die lakoniſchen
Ende jeder Strophe hervorbringen: „
Jon"; „Ich liege hier, ſagt Jon";
ſagte Jon" u. ſ. w.

Unter den „Däniſchen Bauernliedern"
das erſte ein Bauernlied, das „
andern gehören meiſt entſchieden der

Unter den auf dieſe ſogenannten
den Gedichten von genannten Verfaſſern
viele, die in weit höherm Grade
lieder" im Sinne des Ueberſetzers
den drei Gedichten des Johannes
Seemannsſang: „König Chriſtian ſtand
oder das Gedicht von „Klein Gunner"
mann zur Liebe bethört und in die
„Agnete" von Oehlenſchläger, die
delt, nur daß Agnete acht Jahre bei
und ihm ſieben Knaben gebiert, bis
zur Kirche zu gehen, wo die Heiligenbilder
umwenden und der Abendmahlskelch
fällt, ſodaß ſie abends bei der
vor Leid ſtirbt. Einen volksthümlichen
auch die Ballade deſſelben Dichters:
thürme", wie Aſſer Ryg, als er
ſeiner ſchwangern Frau ſagt, ſie
Abweſenheit eine Kirche bauen laſſen,
wenn ſie einen Knaben, ohne Thurm
chen zur Welt bringe, und wie er
zwei Thürme auf der Kirche erblickt,
Söhne, Arel und Esbern Snare,
„Der Goldfiſch", nach J. M. Thiele

ſch; der bittet um ſeine Freiheit, und der
ſie ihm, weil er hört, daß der Fiſch ein
, und ſeitdem hängt jedesmal an ſeiner An-
goldener Schilling. Ferner: „Heinrich und
Chriſtian Winther, wie König Wolmer die
:aut ſeines Dieners Heinrich erprobt, die den
:rſuchungen ſiegreich widerſteht. Von Henrik
hierher „Herr Peter", welcher dadurch, daß
den Weg legt, „Klein Helle" zwingt, ihm
:r nachzufolgen.
:er Däne", von dem Anderſen erzählt, iſt
arbaroſſa der Dänen, der in einem unter-
lbe der Kronburg ſitzt, wie jener im Kyff-

bien Kammer, die ſie betreten, drin
Greis ſie ſchauen, die Hand gelehnt ans Kinn.

h feſtgewachſen, der Bart hinab ihm reicht;
enes Königs am hohen Maſte gleicht.

ier Rüſtung, das Schwert zur Hand, ſo dreiſt;
bten Stirne lieſt man des Helden Geiſt.

ſpricht, es hebt ſich die Bruſt, noch lebenswarm:
u in Dän'mark? ſagt, braucht es meinen Arm?

Hand, Geſelle, daß ich's erprobe recht,
ſoll mich's lehren, wie ſtark noch das Geſchlecht!"

: Thür erfaſſend, ihm raſch das Schloß hinreicht;
tarkem Handdruck das Eiſen ſelbſt ſich beugt.

n Traume: „'s iſt doch noch nicht ſo ſchwach!
ine hilft euch, naht der Gefahren Tag."

ien Verfaſſer iſt „Des Rieſen Tochter",
utſchland vielbearbeitete Sage vom Rieſen-
ien Bauer mit Pflug und Pferden als
e Schürze packt und dem Vater bringt.
er Schluß recht lahm tendenziös. Der
ż die Tochter in der Naturgeſchichte zurück
Linné und Blumenbach ſtudiren.
ı Skandinav", von ebendemſelben Ver-
:fähr in demſelben Sinne als Volkslied
t's „Was iſt des Deutſchen Vaterland".
omanzen und Liedern von C. Ploug iſt
ſlung von der ſchönen Königin Mathilde
ı erwähnen, wenn auch nichts Volks-
ın iſt, und „Der Fiſcher", letzterer zur
Goethe's „Das Waſſer rauſcht, das
welches uns das däniſche, genau den-
ıdelnde Gedicht entbehrlich macht.
rigen, theils lyriſchen, theils komiſchen
ıes recht hübſche, auch manches matte,
es in eine Sammlung däniſcher Volks-
nicht gehört, ſelbſt wenn man des
ın vom Volkslied gelten läßt. Denn
nigſtens Lieder ſein; was ſoll aber das
auf Thorwaldſen und Oehlenſchläger,
Betrachtung über die Seele, die Flucht
Winther und vollends gar die Neu-
Grabſchriften von Weſſel, deſſen eigene,
ßte Grabſchrift alſo lautet:

Er aß und trank, war niemals froh,
Die Stiefel ging er ſchief, ſein Streben
War Nichtsthun; nichts auch that er ſo,
Und mocht' zuletzt denn auch nicht leben.

Was die Ueberſetzung betrifft, ſo thut es uns leid, zur Vergleichung nicht die andern Bearbeitungen derſelben Gedichte zur Hand zu haben. Daß Binzer die Ueberſetzungen von Herder, Grimm, Benuet, Gähler u. a. benutzt und einzelne Stellen ganz beibehalten hat, bekennt er ſelbſt in der Vorrede.

Die Verſe leſen ſich im ganzen gut. Ausdrücke, wie: ſich in das Land ausreiten, ſich in den Wald reiten, ſich in das Land hineinreiten, ſind wol Danismen; ſo wol auch der recht bezeichnende Ausdruck „Ohr ſein" für zuhören:

Ich geh' in die Ecke, mit Karen zu plaudern.
Und willſt du mit und Ohr ſein, ſo ſetz' mich auf dein Knie.

Und nun wenden wir uns zu dem letzten und zugleich dem bedeutendſten der uns vorliegenden Werke, zu Ludwig Erk's „Deutſchem Liederhort".

Der erſte Blick ſchon zeigt es uns, daß wir es hier mit einem Werke deutſchen Fleißes und ſorgfältigen Studiums zu thun haben. Und in der That iſt dieſer Liederhort eine Sammlung unſerer einheimiſchen Volkslieder, wie wir ſie in gleicher Vollkommenheit noch nicht beſeſſen haben. Dieſe Aeußerung klingt namentlich dem Werke Ludwig Uhland's gegenüber etwas gewagt, iſt aber dennoch wahr. Uhland's Werk iſt vielleicht in der kritiſchen Behandlung der Texte unübertrefflich; aber darin beſteht auch nicht der eigenthümliche Vorzug dieſer Sammlung. Ein Volkslied ohne ſeine Melodie iſt ein Schmetterling ohne Flügel, eine Nachtigall ohne Stimme, und von allen frühern Sammlungen, ſoweit wir ſie kennen, hat noch keine ſo entſchiedenes Verdienſt um die Melodien ſich erworben. Freilich kennen wir nicht alle Sammlungen, deren der Verfaſſer in der Vorrede ſeit Herder's „Stimmen der Völker in Liedern" nur nebenbei 37 aufzählt; aber die gegenwärtige Sammlung iſt mit ſo vielem Fleiß angelegt, daß in ihr gewiß alles benutzt iſt, was in dieſer Beziehung früher geleiſtet worden iſt. Darüber gibt uns zunächſt die Vorrede Auskunft. Der Verfaſſer, der ſchon früher, in den Jahren 1838—45, anfangs im Verein mit W. Irmer, 13 Hefte deutſcher Volkslieder mit ihren Singweiſen herausgegeben, erkennt mit „Preis und Dank" die Leiſtungen ſeiner Vorgänger auf dieſem Gebiete an, doch, fährt er fort,

ſie alle haben das miteinander gemein, daß ſie mit wenigen Ausnahmen das Muſikaliſche nicht genug zur Geltung kommen laſſen, weil die Mehrzahl der Bearbeiter theils der Muſik überhaupt unkundig geweſen, theils im Volksgeſang nicht die hinreichende Erfahrung gehabt, um Verfehltes vom Richtigen mit Erfolg unterſcheiden zu können.

„Das Volkslied der Tradition herzuſtellen, durch beſondere Ergründung des Melodiſchen herzuſtellen", hat ſich Erk zur Aufgabe gemacht. Es mußte deshalb ſein Beſtreben ſein,

die Melodien möglichſt treu und unverfälſcht zu geben, aber auch gereinigt von jedem Auswuchſe.... Dieſen Auswüchſen auf die

Spur zu kommen, mußte ein Apparat von vielen verschiedenen Lesarten aus sehr vielen und den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammengebracht werden.... So erst konnten Lesarten verglichen, mit eindringendem Urtheil gesichtet und gesondert werden.... So hat die Ueberlieferung der Melodien bei vielen Liedern in mehrfacher Gestalt gegeben werden können.... So auch konnte erreicht werden, daß eine Verwechselung der Originalmelodien mit den sogenannten untergelegten Melodien vermieden würde, von welchen leicht jedes Liederbuch Proben in Fülle bietet.

Der Herausgeber wünscht deshalb, daß die Aufzeichnungen mehr von solchen gemacht werden möchten, die der Musik kundig sind, „wenngleich bei den Fachmusikern das Volkslied nicht in der Gunst steht, daß sie durch seine Förderung ihre Empfänglichkeit erhöhen möchten. Auf diesem Wege der mündlichen Tradition", der der Verfasser seit 30 Jahren, wie er sagt, mit Vorliebe nachgegangen, „ließe sich noch vieles zu Tage fördern, wenn Sachkundige, besonders Lehrer, sich ihrer Erforschung widmen wollten". Daß der Herausgeber auf die Melodie zunächst den größern Werth gelegt, ergibt sich aus seinem überwiegend musikalischen Standpunkt, und er wünscht von Musikern mit eingehendem, nicht oberflächlich absprechendem Urtheil geprüft zu werden. Er glaubt, „daß sich aus dem Volksliede noch manches, was bisher ungewürdigt, für die Theorie der Musik ergeben muß. So, um nur dieses einen Punktes zu erwähnen, die rhythmische Seite, welche durch die leichtere Uebertragung des sprachlichen Rhythmus auf den musikalischen eine große Mannichfaltigkeit der Erscheinungen bietet." Resultate dieser Forschungen auf rhythmischem, melodischem und harmonischem Gebiete hofft er später ausführlicher darzulegen.

Trotz dieser auf die Melodie gewendeten Sorgfalt dürfte doch auch der Text nicht zurückstehen. Auch über die Sorgfalt, mit der er die Lesarten geprüft, sodaß er an manches Lied nicht die Arbeit von Stunden, sondern von Tagen gewendet, gibt der Herausgeber Auskunft. Die meiste Noth haben ihm die sogenannten „Mischlinge" gemacht, d. h. diejenigen Lieder, welche aus Strophen verschiedener Lieder zusammengesetzt sind, sodaß es schwer ist, jedem Liede das Seine zurückzugeben. Durch diese Mühe glaubt der Verfasser, und gewiß mit Recht, die frühern Texte nicht unwesentlich bereichert und ihrem Originale näher geführt zu haben. Er hält aber keineswegs durch seine Recension die Lieder für abgeschlossen; durch die große Menge verschiedener Lesarten, welche er fast unter jedem Liede gegeben, ist Gelegenheit zur Weiterführung des Angebahnten geboten.

Ueber die Reihenfolge, in der die Lieder gegeben sind, sagt der Herausgeber, daß es unmöglich gewesen sei, sie in historischer Folge zu geben oder streng nach ihrem Inhalt zu ordnen; doch ist das dem Sinn und Inhalt nach Verwandte meist zusammengestellt. Ein alphabetisches Register, welches auch die Varianten in den Anmerkungen mit aufführt, erleichtert das Auffinden.

Zum Schlusse der Vorrede spricht der Herausgeber seinen Dank für die Hülfe und Förderung aus, die sein Unternehmen gefunden. An der Spitze der Förderer steht der König von Preußen, „unter dessen huldreichem Schutz und Schirm diese Arbeit begonnen und fortgeführt werden dürfen", und das Unterrichtsministerium, worauf eine lange Reihe von Namen folgt, welche zum Theil in der Literatur einen guten Klang haben.

Abgeschlossen ist aber die Arbeit mit diesem Bande nicht. Erk bezeichnet das vorliegende Werk nur als den ersten Band einer umfassendern Sammlung, welcher es mit solchen Liedern zu thun hat, die durch die lebendige Tradition gewonnen worden sind; die Lieder früherer Jahrhunderte sollen die Arbeit des folgenden Bandes bilden. Die Fortsetzung soll auch weitere Mittheilungen über die Quellen der Texte und der Melodien nebst literarhistorischen Angaben über Boden, Heimat u. s. w. bringen, da in diesem Bande immer nur die nächsten und bedeutendsten Quellen für jedes Lied gegeben sind.

Und nun noch einen Blick auf die Sammlung selbst. Das Werk enthält auf 416 Seiten 205 Volkslieder mit ihren Melodien. Da aber die Lieder meistens in mehreren Fassungen mitgetheilt und zu einem Volksliede oft auch mehrere Melodien gegeben sind, die man alle unter derselben Nummer mit a, b, c u. s. w. verzeichnet findet, so beläuft sich die wirkliche Zahl der Nummern wenigstens auf das doppelte. Diese Zahl ist im Verhältniß zu den Tausenden von Volksliedern, welche es in Deutschland gibt und die bei weitem noch nicht alle aufgezeichnet sind, gering; allein der Herausgeber wollte auch nur eine Auswahl der vorzüglichern geben und faßt zudem den Begriff des Volksliedes so streng, daß alle diejenigen, deren Verfasser bekannt sind, ausgeschlossen sind, trotzdem, daß auch das Volk theilweise seit Jahrhunderten singt und daß sie gerade die vorzüglichsten sind. Simon Dach's „Ännchen von Tharau" ist doch gewiß ein Volkslied, gewiß noch gut als „Prinz Eugenius, der edle Ritter"; sollte nicht der Umstand hinreichen, es zu verwerfen, daß Simon Dach ein namhafter Dichter, der Verfasser des „Prinz Eugenius" ein ungenannter brandenburgischer Soldat? Doch wir wollen nicht mit dem Herausgeber rechten, sondern uns freuen, daß er uns so vieles Schöne geboten hat. Die Auswahl ist auch insofern eine strenge, als alles Lascive oder irgendwie an das Unsittliche Anstreifende verbannt ist, und dadurch geht wenigstens manche Nuance verloren, um die es schade ist. Wir erinnern beispielsweise an die wunderbar frische Weise des Volksliedes: „Es ist ein Wirthshaus an der Lahn", und an die reizende Melodie des: „War einst ein jung, jung Zimmergesell".

Mit Ausnahme dieser beiden Kategorien finden wir in der Sammlung allerdings die schönsten Volkslieder, welche uns erinnerlich sind, mit Vergnügen wieder. Über den Melodien ist immer angegeben, aus welcher Gegend sie stammen, und interessant zur Vergleichung sind namentlich die verschiedenen Melodien desselben Liedes aus verschiedenen Gegenden. Bei weitem die meisten sind aus mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet. Ebenso ist bei jedem Liede bemerkt, aus welcher Quelle es geschöpft ist und in welchen Gegenden es besonders üblich ist. Daß die Varianten sorgfältig angegeben sind, ist schon erwähnt

verdienstlich ist auch bei den aus der Schweiz, , Dithmarschen, Ostfriesland u. s. w. stammen= n die Erklärung der im Hochdeutschen nicht ver= Worte unter dem Texte. Dazu kommen noch gen anderer Art. So ist bei dem Liede aus bornschen Gesangbuch von 1609: „Es sungen ein süßen Gesang", von dem ein Vers lautet:

Marie, Gotts Mutter, reine Magd,
all unser Noth sei dir geklagt,

hohe Alter dieses Gesangs hingedeutet mit der daß in der Schlacht auf dem Marchfelde zwischen n Böhmen und Kaiser Rudolf am 26. August Ottokar von Horneck das deutsche Heer sang:

Sant Mari, muoter unde meit,
al unsriu nôt si dir gekleit.

reikönigslied, wie es in Thüringen gebräuch= mehreren Reihentänzen und zu Spielen be= dern sind Erklärungen über die Art der Aus= geben; zu dem „Springel= edder Langedanz":

Dat geit hir jegen den Samer,
jegen de leve Samertit,

n in Dithmarschen gebräuchlichen zwei Arten Tanzes", dem sogenannten „Trümmekendanz" nz) und dem „Springeltanz" gesprochen und geschildert. Durch alles dies gewinnen diese an Leben. Bei den sogenannten „Mischlingen" Zusammensetzung des Liedes aus verschiedenen en aufmerksam gemacht.

Werk ist gewiß sehr verdienstvoll und den Freun= lksliedes dringend zu empfehlen. Es ist seiner ein Quellenwerk, d. h. ein solches Werk, ern als Quelle dient und durch seine Aus= recht nutzbar wird. Es ist nun einmal ein gehender Uebelstand, daß derartige Werke eines ßleißes von solchen benutzt werden, welche der ige die Ergebnisse der Forschungen anderer zu machen wissen. Und wir bedürfen in der Leute, die das Wasser einer Quelle dadurch en, daß sie es über die Wiesen leiten, selbst dem Eigenthümer der Quelle stehlen. Das örterbuch" der Gebrüder Grimm wird nicht in n Gestalt im Volke Eingang finden; wie n es kaufen, und doch will gewiß wenigstens eister seinen wesentlichen Inhalt kennen und ort wissen, was die Gebrüder Grimm darüber ird denn nach seiner Vollendung irgendein Kopf ein wohlfeiles Wörterbuch ausarbeiten, Resultate gibt, das für die Halbgebildeten gwirft und das vermeidet, was in der jetzigen loß erregt. Mit der „deutschen Mythologie", tschen Grammatik" ist es ja schon so gegangen. heute Tausende ihre Kenntnisse in diesen Wis= Gebrüdern Grimm, die nie ein Buch von haben. So wird auch dieser „Deutsche Lieder= werden. In seiner jetzigen Gestalt ist er n mehr ein Buch für den gelehrten Kenner des Volksliedes. Volksliedersammlungen sollen aber doch wol auch den Zweck erreichen, die alten Volkslieder im Volke lebendig zu erhalten, an die Stelle der vielfach verstümmelten, und oft unsinnig verstümmelten Texte les= bare und vernünftige zu setzen, namentlich auch die echte Melodie wiederherzustellen und vor dem Vergessenwerden zu schützen. Sie gehören also in die Hand des Volks. Dieser Liederhort aber ist für das Volk zu gelehrt, es steht für den Weniggebildeten zu viel Unnützes darin, das Format ist zu groß, der Preis zu hoch. Deshalb wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn der Herausgeber und die Verlagshandlung sich entschlössen, um der Ausbeutung durch andere vorzubeugen, eine kleine, ganz wohlfeile Ausgabe der besten und noch am meisten gebräuchlichen Lieder mit der angemessensten Melodie ohne alle weitere Zuthat zu veröffentlichen. Ein solcher Auszug würde das hier so schön Geleistete auch in weitern Kreisen nutzbar machen. Gethan werden wird es; thun es die Besitzer nicht, so werden sich andere finden.

Proben aus den Volksliedern mitzutheilen, dessen dürfen wir uns wol enthalten. Wir kennen ja unsere Volks= lieder und brauchen wol Fremde nicht im Auge zu haben, denen wir sagen müßten, was das deutsche Volkslied ist. Das Schönste unserer Volkslieder, ihre Melodien, könnten wir hier ohnedies nicht mittheilen. So schließen wir denn unsere Besprechung für diesmal. 29.

Literatur über das jenaische Jubiläum.

Bei der Schreibseligkeit und Druckluſtigkeit der Deutschen kann es nicht wunder nehmen, daß jede öffentliche Festfeier ihre eigene weitverzweigte Literatur gebiert. Auch das Jubiläum der Universität Jena hat einen langen Schweif darauf bezüglicher oder damit im Zusammenhange stehender Gelegenheitsschriften nach sich gezogen. Freilich hat nur ein Theil derselben das Jubiläum selbst oder Momente desselben zum Gegenstande; manche stehen außer allem Zusammenhang mit ihm und sind auf dem Titel nur als Festgaben bezeichnet und als solche der Universität Jena oder einer einzelnen Facultät übersendet oder überreicht worden. Andere beziehen sich zwar auf die Geschichte der jenaer Universität, sind aber von so selbständigem historischen, biographischen oder sittengeschichtlichen Inhalt, daß sie auch zu jeder andern Zeit erscheinen konnten, ohne wesentlich an ihrem Interesse zu verlieren. Wir rechnen dahin namentlich die viel besprochene und viel excerpirte „Geschichte des jenaischen Studentenlebens" von Richard und Robert Keil, die „Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558—1858" von J. Günther und ähnliche.

Zu diesen Publicationen von selbständigem Inhalt und Werth gehört auch die Schrift von Karl Biedermann: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Eine Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum dieser Universität, zugleich ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte" (Jena, Bran), eigentlich ein Specialabdruck aus dem dritten Heft des zweiten Bandes der „Minerva" für 1858. Anknüpfend an die wichtigsten Momente deutscher Culturentwickelung in Wissenschaft und Leben, versucht der Verfasser „die Stellung, welche Jena zu jedem dieser einzelnen Momente eingenommen, die Bedeutung, welche es innerhalb eines jeden gehabt hat, wenn auch kurz, doch möglichst anschaulich und allgemein verständlich zu schildern", was auch dem Verfasser in anerkennenswerthem Grade gelungen ist. Er behandelt zuvörderst unter der Ueberschrift „Jena als

Burg des Lutherthums" die theologischen Streitigkeiten und Wirren, Um- und Rückschläge von der Entstehung der Universität bis gegen 1579. Zwar ließen die ersten öffentlichen Kundgebungen des theologischen Geistes auf der Universität Jena, sagt der Verfasser, „nichts weniger vermuthen, als die gemäßigte, duldsame und freisinnige Richtung, welche dieselbe Universität später auf diesem Gebiete mit so großer Ausdauer und so schönen Erfolgen eingeschlagen und bis auf die neuesten Zeiten eingehalten hat". So wurden, wie der Verfasser erzählt, der Professor Strigel und der Superintendent Hügel, weil sie die in der zweiten Redaction der Confutationsschrift enthaltenen harten Urtheile gegen die Wittenberger zu unterschreiben sich weigerten, „auf Befehl des Herzogs gewaltsam bei nächtlicher Weile aus ihren Betten und Häusern gerissen, unter soldatischer Bedeckung nach Gotha abgeführt und auf dem Grimmenstein gefangen gesetzt. Erst auf die Fürbitte vieler protestantischer Fürsten, ja des römischen Königs Maximilian selbst, welcher Aergerniß an dieser Gewaltthat des Herzogs nahm, sowie der Universität Jena, entließ man nach einiger Zeit die beiden Gefangenen gegen Handgelöbniß, hielt sie jedoch noch lange in strengem Hausarrest." Im zweiten Abschnitt bespricht der Verfasser die stillere Zeit von 1579 bis etwa 1620, in welcher sich die ersten Spuren eines freiern Geistes zeigten; im dritten Jenas Verhalten bei den calixtinischen und synkretistischen Streitigkeiten (1620—80); im vierten das Verhalten Jenas gegenüber dem Spener'schen Pietismus (etwa von 1680 bis ins zweite Jahrzehnd des 18. Jahrhunderts); im fünften die zwei zu Gunsten der Wolf'schen Philosophie abgegebenen Sondergutachten der Professoren Stolle und Wiedeburg (1725); imsechsten Jenas Betheiligung an den Bestrebungen für Hebung der deutschen Sprache und Dichtkunst zu Ausgang des zweiten Jahrzehnds des vorigen Jahrhunderts, die sich jedoch so ziemlich auf die Gründung einer deutschen Gesellschaft nach dem Muster der von Gottsched gestifteten beschränkte. Der siebente Abschnitt trägt die Ueberschrift „Akademische Rührigkeit Jenas in der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts", wozu sich der Verfasser die Mühe gegeben hat, die auf der Universitätsbibliothek aufbewahrten Lectionskataloge, ungefähr von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, durchzugehen. Der achte Abschnitt schildert die Periode von 1740 bis um die Mitte der siebziger Jahre, einer wieder stillern Zeit; der neunte Jenas classische Zeit (1776—1806), wobei auch Jenas Theilnahme am Journalismus („Allgemeine Literaturzeitung", Fichte's und Niethammer's „Philosophisches Journal", Schelling's „Zeitschrift für speculative Philosophie", Schelling's und Hegel's „Kritisches Journal der Philosophie", Schiller's „Thalia" und „Horen", das „Athenäum" der beiden Schlegel) zur Sprache kommt. Die sittliche Richtung und der wissenschaftliche Ernst, welche inzwischen bei den Studirenden die alte Rohheit immer mehr verdrängten, wird von dem Verfasser hauptsächlich dem Einfluß Reinhold's und Fichte's zugeschrieben. Der letzte zehnte Abschnitt endlich behandelt unter dem Titel „Jenas Antheilnahme am politischen Leben" die Zeit während der Befreiungskriege und der burschenschaftlichen Periode, jedoch nur in gedrängt skizzenhaften Zügen und unter Hinweisung auf Robert und Richard Keil's ausführliche Darstellung in deren „Geschichte des jenaischen Studentenlebens". Der Verfasser sagt zum Schluß: „Zwei Dinge gibt es, auf welche diese Universität mit freudigem Dank und stolzer Genugthuung noch heute ebenso hinblicken kann, wie vor einem Menschenalter: das eine, daß ihren erlauchten fürstlichen Erhaltern jener helle ungetrübte Blick für die Segnungen der «Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens» — welcher den «unveräußerlichen Schmuck des Ernestinischen Hauses bildet» —: das andere, daß ihr selbst als einer gelehrten Gesammtheit jener Geist der Mäßigung niemals abhanden gekommen ist, kraft dessen sie, obschon oftmals durch die Zeitumstände zum Hinausschweifen nach rechts oder links versucht, doch den einzig sichern Weg der richtigen besonnenen Mitte jederzeit entweder von vornherein unbeirrt festgehalten oder doch nach kurzem Schwanken immer bald wiedergefunden hat."

Mit unmittelbaren Festvorgängen hat es zu Johannes Günther herausgegebenen und demnächst ter Auflage erschienenen „Erinnerungsblätter jährige Jubelfeier der Universität Jena" (Jena, bei das Festprogramm, eine Reihe poetischer Beiträ über die durch das Jubiläum veranlaßten Ereig nen, ein Verzeichniß der auf die Jubelfeier bezü u. s. w. enthalten. Solcher Schriften haben zeichniß mehr als 80 gezählt und es sind diese lung desselben noch manche Jubiläumsschriften nicht mit aufgezählt werden konnten. Selbst theiligte sich an der Festliteratur; B. Sulze mar bei Kühn einen „Crambambuli-Marsch für und einen „Festmarsch über die Melodie der Jena soll leben!" erscheinen. Die Festgrüß Sprache sind von E. G. Loehn und Schrader, von Dietrich in Leipzig, Müller von der Burg zu Arnstadt, J. Henning in Hamburg, A. A. alten Landmann aus dem Altenburgischen. A wie er auch einmal ein flotter Bursche war:

Hab' auch die Plempe brav geführt
Für Ehr' und Recht, wie sich's gebührt

Hatte hohen Muth, hatte guten Durst
War mir die ganze Welt des Spaßes voll

Und nun — geh' ich sogar am Stock
Ein alter steifer Philisterbock u. s. w.

Eine Broschüre „Zu den Gedenktafeln" [illegible] Plan von Jena das, alphabetische Namensreihe in Jena auf längere oder kürzere Zeit weilende dienstvollen oder berühmten Männer, denen es läums Gedenktafeln an Häusern der Stadt zu In dem Vorwort heißt es unter anderm: „Es unsers Vaterlandes, welche so viele hervorra zeichnen könnte, als es Jena kann. Die Ruh rühmter Jenenser wird gleichsam ein Leitfaden turgeschichte Deutschlands, ein Stammbuch der in dieser Herberge der freien und ernsten Wis Bei Frommann in Jena erschienen ferner Enthüllung des Denkmals für Kurfürst J den Großmüthigen in Jena am 15. Aug von M. Seebeck", worin unter anderm als de eigentlicher Beruf bezeichnet wird: „vor allg meinen und ewigen Güter der Menschheit Sc immer tiefere Begründung sie ihr sicher zu fi haft innerlichen Eigenthum zu machen"; und ten Säcularfeier der Universität Jena am 1 Trinitatis, 15. August, gehalten von J. C. herzoglich sächsischem Geheimen Kirchenrathe die Johann-Friedrichsschule bestimmt ist. D würdige Geistliche gab ferner in demselben Jo Schrift heraus: „Das erste Jahrzehnd der Denkschrift zu ihrer dritten Säcularfeier", de dern Besprechung vorbehalten bleibt.

Als einen „Beitrag zur akademischen C zeichnet sich: „Jenasche Luft. Eine Sammlu Studentenlieder, dargebracht von der Alm Kühn). Diese Alte Latte ist, soviel wir wis Haupt", das seit Decennien als jenenser Pan wol schwerlich je sich eingebildet haben mag ser eines Buchs aufzutreten. Indeß bedarf sammengestellte Sammlung allerdings einen ziemlichen Werth, und mit Recht nennt die A „wildgewachsene". Die darin verkündigte Form und Ausdruck sind meist sehr [illegible] wünschen müssen, daß diese Sammlung zu Kenntniß des Auslandes gelangen möge, da eignet ist, unsern Studirenden, wenigstens

der Achtung des Auslandes zu schaden und unsere als Pflanzstätten barbarischer Roheit in Verruf zu

In dem Liede „Halle und Jena" heißt es z. B.:

Für O....., das arme Luder,
Führt der J.... jetzt das Ruder,
Weil er Burschen nicht gepetzt,
Ist er worden abgesetzt.

in dem „Bierstaatslied":

Wenn einer ein Studente ist,
Und kennt den Schaf- und andern Mist
Und ennuyiret schrecklich sich,
Nä, das ist wahrlich lächerlich.
— — — — — — — —
Wenn einer geht nach Ziegenhain
Und kommt saunüchtern wieder heim,
Und wälzet nicht im Drecke sich:
Nä, das ist wahrlich lächerlich.

m überaus zarten Liede „'s ist nichts mit den alten ihren wir nur folgende Strophe zur Probe an:

Für funfzig alte Weiber
Geb' ich keine Pfeif' Toback;
Denn sie sind ja so zerrunzelt
Wie ein alter Dudelsack.

ßpizlied feiert die Liebe zum weiblichen Geschlecht in r Kernzeilen:

Ich bin meinem Mädchen gut,
Aber auch dem Biere:
Wenn mein Mädchen spröde thut,
Weis' ich ihr die Thüre.

Rundgesang lautet:

t, thu' dir gut, denn du lebst nicht mehr lange;
'samme, sauf dich z'samme, denn es dauert nimmer lange u. s. w.

nachzuschreiben sträubt sich die Feder. Selbst in nständigerm Ton, deren sich hier nur sehr wenige neben Ehre und Freiheit das Bier doch immer die heißt es im „Ziegenhainer Bierstaatsliede":

sind wir durch der Eintracht Band
Verbunden für und für;
ühn für Recht und Vaterland,
Für Freiheit und für Bier.

en Leuten, welchen Recht, Freiheit, Vaterland und gleichbedeutende und gleich schätzenswerthe Dinge cht, Freiheit und Vaterland wol nicht viel zu er- Bier schwemmt zuletzt alle diese hohen Ideen mit ir in diesen „wildgewachsenen Liedern" nur Einen en Witz angetroffen, wir würden ihn gern mit- ir haben keinen gefunden. Von einer Mahnung en Auffassung des Lebens, zur Humanität, zur Bruderliebe und zu wahrhaft ritterlicher Gesin- kaum eine Spur.

hat sich die deutsche Reimlust des Jubiläums als nen Beute bemächtigt und es liegen uns mehrere r Art vor, darunter: „Licht und Finsterniß. Ein und fein anzuhören, in der kunstlosen frommen s Sachs, dem nürnberger Poeten, auf Jena und es Stiftungsfest. Jenas Gönnern und Freun- gewidmet vom Verfasser" (Gotha, Müller). Es diesem Gedicht „die Gegensätze von Licht und sie noch in neuester Zeit da und dort in Deutsch- eten sind", in Hans Sachs'schen Knittelversen ferner anonymen Verfasser gilt die Vernunft mit wige, durch das wir „von göttlichem Geschlecht" seien; leider wird dieser „Schein des Himmelslichts" von nur zu vielen blos dazu gebraucht, „noch thierischer als jedes Thier zu sein". Der Verfasser schildert darin auch die oben schon erwähnte Episode aus der Reformationsgeschichte, betreffend den Professor Strigel und den Superintendenten Hügel wie die daraus hervorgegangenen Studentenunruhen, und erwähnt in einer Anmerkung, daß damals in den Schenken gefragt worden sei: „Bist du ein Subsianzer (Flacianer) oder ein Accidenzer (Strigelianer)?" und daß man sich sofort die Bierkrüge an den Kopf geworfen habe, wenn man nicht gleicher Meinung gewesen. Flacius hatte nämlich erklärt: die Erbsünde sei die Substanz des gefallenen Menschen. Dieser Flacius, 1520 zu Albona in Istrien geboren und daher Illyricus genannt, wurde wegen seines Zelotismus 1562 abgesetzt und starb 1575 ohne Amt in Frankfurt a. M. Die Schrift „Kurfürst Johann Friedrich's Geist. Ein Traum im Burgkeller zu Jena in der Nacht vom 14. zum 15. August 1858. Von Hermann Goerwitz" (Weimar) ist eine Phantasie, worin der Geist des Kurfürsten den philosophischen Seiten gegenüber erklärt:

Der Sinn bleibt zu, das Herz bleibt stumm
Bei all dem Grübeln und Ringen;
Das menschliche Metaphysikum
Kann Heil und Trost nicht bringen.

Drum muß das „Wort" uns bleiben stahn;
Im Geiste des Christianismus u. s. w.

Manche der ältern Herren, die am 14. und 15. August wieder einmal in Jena auf ein paar Stunden das alte Burschenthum durchkosteten, werden nicht durchweg von diesem Gedicht erbaut sein, denn der Verfasser erblickt in vielen derselben, die einst Helden auf der Mensur waren, nur „Pantoffelhelden", „fromme Justitiarii" und „geheime Staatshämorrhoidarii"; er sagt:

Die Herzen und Wangen der alten Herrn
(Der weiland jenaer Studiosen),
Sind aufgewärmt nur vom Rebenblut,
Gefärbt nur, wie künstliche Rosen;

und er fragt ironisch:

Wer weiß, ob der nicht besser gethan,
Der in des Lebens Wettrennen
Geblieben stahn im Thran beim Hahn
Und läßt sich 'ne „Bierlatte" nennen!

Von demselben Verfasser erschien ein „akademischer Jubiläumsschwank" bei Mauke in Jena: „Der Herzog von Lichtenhain." Auf dem Titel ist sogar den Bühnen gegenüber das Eigenthumsrecht wahrgenommen. Ph. H. Welcker in Bonn ließ als Festgabe bei Müller in Gotha „Lateinische und deutsche Lieder" erscheinen. Jene tragen die Titel: „Ad academiam Jenensem", „Incitamentum virtutis" und „Ad amicos", und in ihnen wie in den folgenden deutschen Liedern spricht sich ein tüchtiger und sittlich edler vaterländischer Sinn aus. Möchte nur in recht vielen Studentenliedern derselbe Geist herrschend sein, wie er ja wol auch in den meisten der aus der Blütezeit der Burschenschaft herrührenden Liedern vorherrscht. Eine Art Heldengedicht, nicht übel gereimt, erschien unter dem Titel: „Simson. Jenas alten und jungen Burschen gewidmet von T." (Jena, Doebereiner). Es ist darin die Geschichte von dem Burschen Simson erzählt, der von jenenser Schustergesellen überfallen und erstochen wurde, von welchem Vorfall der Stichname „Philister" („Philister über dir!") herrühren soll. Von lateinischen Weihgedichten erwähnen wir noch das schön in Quart gedruckte „Carmen saeculare" von A. Reisig. Den von frühern und jetzigen jenenser Studenten unter dem Titel „Poetisches Album" herausgegebenen Musenalmanach wollen wir einer besondern Besprechung vorbehalten, da sein Inhalt auf die Festfeier und überhaupt auf studentisches Leben und Treiben keinerlei directen Bezug hat; wir bemerken vorläufig nur, daß der Almanach auch zahlreiche fromme Anklänge enthält und daß die

Dichter mit der weltlichen Richtung des Studententhums wenig oder nichts zu thun haben. Dagegen gehören hierher Fr. Friedrich's „Studentenfahrten" (Jena, Deistung), worin der Verfasser in einem leicht unterhaltenden Tone allerlei Charaktertypen und Vorkommnisse aus dem Studentenleben in Jena und Göttingen schildert, wie schon die Ueberschriften der einzelnen Skizzen zeigen, z. B.: „Der Fuchs", „Eine Fuchsfahrt gen Kamburg", „Ein Duell", „Die Fürstenwahl", „Ein Eingriff in die akademischen Rechte", „Die Bierreise", „Ein Philisterbild", „Die Burschenliebe", „Ein Wichsier", „Der Studentenhund" u. s. w. Der Humor darin beruht freilich nur zu oft auf Foppereien, Mystificationen, Impertinenzen und Prellereien, deren sittliche Berechtigung wir gar sehr, deren höchst nachtheilige Wirkung auf das Gemüth und das Rechts- und Zartgefühl wir aber durchaus nicht bezweifeln. Am meisten sagte uns die Skizze „Ein Philisteraufstand" zu, in welcher ein halbkomischer Conflict zwischen den „Philistern" von Göttingen und den Bauern von Bovende geschildert ist, der sich auch recht gut in einem kleinen komischen Epos hätte behandeln lassen. Der Verfasser hat auch einige Lieder eingeflochten, z. B.:

Was seid ihr geworden?

Was seid ihr geworden, ihr Burschen all,
Die mit mir gestrebt und gelebet?
Die einen gestorben,
Die andern verweht,
Die einen verdorben,
Die andern erhöht.
Was seid ihr geworden?
Philister!

Was seid ihr geworden, ihr Burschen all,
Ihr Recken und heitern Gesellen?
Die beugen den Rücken,
Die scharren den Sand,
Die müssen sich bücken,
So will es ihr Stand.
Was seid ihr geworden?
Philister! u. s. w.

Das also wäre das unausbleibliche trostlose Ende der Burschenzeit, für die doch der Verfasser in der Vorrede und auch sonst in seinem Buche so maßlos schwärmt?

Bedeutungsvoll erscheinen uns besonders zwei Festgaben aus Petersburg: „Gratulationsschrift der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zum Jubiläum der Universität Jena. Die tibetische Uebersetzung des indischen Gedichts Vimalapraçnottaratnamâlâ, herausgegeben von dem Akademiker Anton Schiefner" und „Johann Kaspar Lavater's Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Paul's I. von Rußland: Ueber den Zustand der Seele nach dem Tode. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von der kaiserlich öffentlichen Bibliothek zu St.-Petersburg", eine Druckschrift, die auf einem Sondertitel bezeichnet wird als „Ein Beitrag zur deutschen Literatur aus Rußland. Der Universität Jena bei Gelegenheit ihres dreihundertjährigen Stiftungsfestes überfandt von der St.-petersburger kaiserlichen öffentlichen Bibliothek". In dem von dem Baron von Korff, Director der Bibliothek und Mitglied des Staatsraths unterzeichneten Vorrede heißt es: „Einige Blätter aus dem reichen Schatze der deutschen Literatur, vom Zufall verweht, haben wir gesammelt und bringen sie als Festgeschenk einer der thätigsten Werkstätten des deutschen Geistes dar, des Geistes, dessen Spuren überall sichtbar sind, wo die Wissenschaft gepflegt wird, dessen unvergängliche Denkmale auch in dem literarischen Institute, in dessen Namen ich rede, längst den gebührenden Ehrenplatz einnehmen. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek zu Petersburg wünscht der Universität Jena Glück und Heil und nachfolgende Jahrhunderte, so fruchtbringend für die Wissenschaft wie die drei vergangenen." Es ist sicherlich erfreulich, diese Worte der Anerkennung gerade von dieser Seite zu vernehmen. Was die Lavater'schen Briefe betrifft, die dem Jahre 1796 angehören und seinen Biographen bisher unbekannt geblieben sind, so wurde das Päckchen, das sie enthielt, von einem der Oberbibliothekare, Rudolf Minzloff, bei einer Revision der großfürstlichen Bibliothek in Pawlowsk entdeckt. In der Einleitung wird gesagt, daß sie dazu beitragen würden, Lavater von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Zu ihrer Veröffentlichung ertheilte der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch selbst die Erlaubniß.

Wir sind, offenherzig gestanden, keine allzu großen Verehrer jener Jubiläen, womit wir jetzt bei jedem Anlaß überschüttet werden, weil wir wissen, wie viel Knallpulver eines conventionellen Enthusiasmus in Reden, Toasten, Processionen u. s. w. ohne nachbleibende Wirkung als der einiger Betäubung darin verpufft zu werden pflegt. Aber das jenaer Jubiläum hatte wirklich eine hohe nationale Bedeutung, die durch die Zeitumstände noch wesentlich gesteigert wurde; es war nicht blos ein Jubiläum, es war zugleich eine Demonstration. Auch freuen wir uns, über die von den Studirenden dabei dargelegte anständige und würdige Haltung nur anerkennende Berichte gehört zu haben. Die jenenser Studenten haben dadurch alle Ausschreitungen und Skandalscenen vergessen gemacht, mit die sich vor zwei Jahren ein Theil der heidelberger Studentenschaft compromittirte: Skandalscenen, welche seinerzeit den Herausgeber der „Anregungen", F. Brendel, zu einem scharfen Artikel Anlaß gaben, der mit den Worten schloß: „Es hat mich oft interessirt, Parallelen zu ziehen zwischen den Jüngern der Wissenschaft und der Kunst in der Gegenwart. Aber ich muß gestehen, daß, soviel auch, was diese letztern betrifft, zu wünschen übrig bleibt, der Vergleich doch zum Vortheil der Künstler ausgefallen ist. Im Hinblick auf solche Abgeklärtheit, wie sie so oft unsere jungen Studirenden zeigen, zeichnet die Künstler eine bei weitem größere Frische des Geistes, ein wirkliches Interesse an der Sache aus, der in der Regel weit vorzüglichere gesellschaftlichen Bildung und socialen Reife der letztern gar nicht zu gedenken." Die deutsche studentische Jugend ist sicherlich wie alle deutsche Jugend naiv, phantastisch, enthusiastisch und hingebend, und daher ebenso leicht auf einen richtigen als auf einen falschen Weg zu leiten; aber gerade weil sie sich leicht disciplinirt und organisirt läßt, würden Regierungen eine schwere Verantwortung auf sich laden, die eine aus selbstischen Zwecken sie auf einen falschen und verderblichen Weg hinzudrängen suchen sollten.

Diese anständige Haltung hat auch in auswärtigen Journalen ihre Würdigung gefunden. Wir beziehen uns hier zunächst zugsweise auf eine von A. Legrelle unterzeichnete Correspondenz aus Weimar vom 18. August, die unter der Ueberschrift „Les fêtes d'Iéna" in der zweiten Augustlieferung der „Revue contemporaine" enthalten ist. Zwar nimmt ihr Verfasser einmal Gelegenheit zu der Behauptung, daß kein Volk so „démonstratif" sei als das deutsche bei einer Festfeier, denn niemand bestreite das Recht des Menschen zu lachen und zu schreien in den Gliedern als phlegmatische Naturen. Als ob überhaupt ein Volk phlegmatisch genannt werden dürfe, dessen Vorfahren die einst neue Welt aus den Angeln hoben und erst an der Grenze der Sahara Wüste still standen; ein Volk, das in vielen der höchsten geistigen Fragen die Initiative ergriff und den Kampf gegen den Romanismus, wie es ihn begann, auch jetzt noch führt; ein Volk, das gegen den Osten hin, wie einst durch das Schwert, so jetzt durch Pflug und Buch fortdauernd die beträchtlichsten Eroberungen macht; ein Volk, dessen nächste Stammvettern am Ohio und Mississippi, wie am Ganges und Murray das bevorzugte Geschlecht und zugleich die Apostel der Humanität und der gesetzlichen Freiheit sind! Doch das nebenbei! Sonst erfreute sich der Franzose ganz ungeheuchelt an den neuen Erscheinungen, die sich ihm in Jena darboten, an den Umzügen, dem Gebahren der Chargirten (nur daß er es etwas sonderbar findet, daß auch die der Theologie Beflissenen sich in ein „habit de brigand [...] péra" zu kleiden keinen Anstand nähmen), an dem Singen der

us igitur", das er die „Marseillaise épicurienne ités allemandes" nennt, an dem burschenschaftlichen t Ziegenhain, wobei er jedoch bedauert, die zahlreiiele nicht übersetzen zu können, denn die „jeux de ands" seien nicht leicht wiederzugeben, besonders aber lzuge. Weiter gesteht er zwar, daß er bei dem Betrachudentencompagnien, welche Soldaten spielten und von en wie von Hauptleuten befehligt würden, oft an das er zurückgedacht habe, wo sich der Mensch in dem Alter ren befände; aber „cette part faite aux côtés trop rmaniques de cérémonies encore inconnues pour r er, gesteht Legrelle, nur von Herzen bewundern hrhafte und aufrichtige Theilnahme des Volks an r Gelehrten, diese ehrenhafte und tiefe Ueberzeugung, rlichen enthusiastischen Aeußerungen, die der Franht sich lächerlich zu machen vermeidet, diese Zufrievenigem, die jedoch nicht mit Selbstgenügsamkeit ist, dieses ehrliche und naive Vertrauen, diese unr bereits kräftigen Wurzeln, welche die alte Idee heit in die Geister geworfen hat, endlich alle jene ein wenig auch jene kleinen Wunderlichkeiten, wie Völkern eigen sind". **Hermann Marggraff.**

---

e Aufzeichnungen aus dem Jahre 1807.

Belagerung von Kolberg im Jahre 1807 und r Geschichte des Schill'schen Corps. Nach Handmitthätigen Offizieren. Berlin, Vereinsbuchhand. 12. 10 Ngr.

Hefte vereinigt werden hier zwei Tagebücher als r Geschichte der Belagerung von Kolberg geboten: nscheinlich von einem Bürger der Stadt geschrieGreignisse während der verhängnißvollen Zeit, einem Offizier, speciell über das Schill'sche Corps, b in Kolberg mitwirkte. Man hat dies ältere s von 1807 fast über dem spätern von 1809 ischem Ende vergessen und doch ist es dem Vaterrhaltung Kolbergs von wesentlichem Nutzen ge-

s erzählt der Verfasser des ersten Tagebuchs, bei Kolberg seit dem 1. März 1807 Tag für Juli, wo die Nachricht von dem abgeschlosse- ande eintraf, begeben hat. Er geht ohne lange zur Sache und berichtet nur, wie vorher die ften, welche täglich aus Stettin — wahr oder efen, das Gegentheil des sonst Gewöhnlichen be- e Vaterlandsliebe, den Bürgersinn der Einwoh-, statt ihn zu lähmen. „Die Nachrichten von agdeburgs, Küstrins und Stettins ohne Gegendie Bürger von Kolberg bis zum Zähneknirhränen in ihren Augen, dann reichte einer dem und sagte mit gepreßtem Tone: «So nicht r! Gott wird uns bestehen, daß wir die uns gen, aber so darf es mit uns nicht kommen!»" on Schill hatte ein Freicorps von Cavalerie richtet, um die von Stettin ausgesandten Deunruhigen und ihre Beitreibung von Contribuinz zu stören, auch alles königliche Eigenthum, f. w. nach Kolberg zu befördern. Die Unter- *machten* den Feind aufmerksam und führ- ig seiner Truppen an Kolberg herbei, welche m später stattgefunden hätte. „Am 13. März mal die Kanonen aus der Festung auf die nt und die Treueprüfung, das Elend der Kolder Gouverneur ließ am 14. März die Lauenburnen und zwar so eilig, daß die Bewohner deronnten! Selbst ein Theil des Viehes verbrannte *den weitern* Vorfällen hier nicht. Die helme der Bürger an der Vertheidigung, Nettelbeck's Verdienste dabei sind bekannt. Als Gneisenau am 30. April den bisherigen Commandanten Loucadou ablöste, schworen ihm die Bürger freiwillig, mit ihm und für die Vertheidigung der Festung zu leben und zu sterben! Der Verfasser gibt mit menschlicher Theilnahme die ersten Opfer an, welche durch feindliche Bomben in der Stadt getödtet worden sind, am 12. Juni eine schwangere Frau auf dem Markt, welcher der Unterleib aufgeschlagen — ein furchtbarer Anblick! und ein zehnjähriger Knabe, am 17. ein junges Mädchen, am 20. noch eins. „Viel hatte bisjetzt die Garnison und Bürgerschaft von Kolberg getragen; aber nichts reichte an die Leidensstürme der nun folgenden furchtbaren Stunden. Die Hand zittert beim Niederschreiben dieser Vorfälle." Die Beschreibung des Bombardements am 1. und 2. Juli ist auch ergreifend, sie hat die volle Wahrheit des Selbsterlebten. Gneisenau, seit mehreren Wochen schon in kein Bett gekommen, war überall, wo es noth that; der greise Nettelbeck „lief oder ritt hier und dorthin, als sei er ein Jüngling". „Wie lange werden wir uns noch halten?" fragte ihn Gneisenau. „Sechs Wochen wenigstens noch!" antwortete er. „Wir haben ja noch Munition und Proviant im Ueberfluß." Man erwartete aber nun einen Sturm, und durfte eine Garnison von 4000 Mann hoffen ihn gegen 24000 abzuschlagen? Die Noth war am Nachmittag des 2. Juli aufs höchste gestiegen; es wahr nachmittags 3 Uhr — kein Kolberger wird den Moment jemals vergessen! — als das Belagerungsgeschütz schwieg, und bald darauf der Lieutenant von Holleben (jetzt Generallieutenant a. D.) als Kurier aus dem Hauptquartier des Königs ankam und die Nachricht von dem mit dem französischen Kaiser abgeschlossenen Waffenstillstande überbrachte, der den Bürgern unter Trommelschlag bekannt gemacht wurde. Der Verfasser schildert den Eindruck dieser Himmelsbotschaft mit lebendigem Gefühl und schließt damit seine Schrift, weil der Frieden erfolgte und die letzten Belagerungstruppen, aus Sachsen bestehend, Ausgang Juli die kolberger Gegend verließen.

Rein militärisch gehalten ist das Tagebuch der Geschichte des Schill'schen Corps und darum nicht minder interessant zu lesen. Ueber den großen Schlachten und Treffen, welche die Hauptströmung eines Feldzugs bezeichnen, werden die kleinern Unternehmungen und Gefechte nur zu wenig beachtet und doch machen sie an die Kämpfer dieselben Ansprüche und weisen Heldenthaten, Tapferkeit und Hingebung auf, würdig der Vergessenheit entrissen zu werden. Darum sind uns die Geschichten einzelner Truppentheile, welche solche Beispiele auch von gemeinen Soldaten aufzeichnen, so willkommen, und wir empfehlen auch dies Tagebuch, das nur 60 Seiten füllt, unsern militärischen Lesern. In Greiffenberg wurde die Organisation des Schill'schen Corps begonnen; Schill organisirte die Cavalerie, Lieutenant von Gruben die Infanterie, Kapitän von Arenstorf später ein zweites Bataillon, Lieutenant von Petersdorff führte den Geschäftsgang des Corps. Am 1. Februar 1807 konnte man schon das erste Gefecht bestehen, am 7. ging das Bataillon, etwa 400 Mann, zum ersten male zum Exerciren, das Vorderglied mit Piken, die beiden hintern mit Flinten bewaffnet, alle in der buntesten Bekleidung mit Schlaf-, Pudelmützen, runden Hüten, Jacken u. s. w. Das Corps bestand aus diesem Bataillon, drei Escadrons Cavalerie, einer Compagnie Jäger und hatte drei dreipfündige Kanonen. Die Stärke der Cavalerie und Jäger ist nicht angegeben.

Die ersten Unternehmungen waren gegen Stargard und Greiffenhagen gerichtet; erstere leitete Schill selbst und hatte zur Aufnahme Naugard fortificatorisch einrichten lassen. Der Ueberfall von Stargard am 15. Februar mislang, die Franzosen griffen am 17. Naugard an und zwangen das Corps zum Rückzuge. Die Schwerverwundeten, welche in der Stadt zurückbleiben mußten, wurden vom Feinde erbarmungslos mit dem Bajonnet niedergestoßen, ebenso die Schanzarbeiter, darunter Kinder von 12—14 Jahren, welche sich in das Amthaus geflüchtet hatten. Das Corps, welches sich tapfer geschlagen hatte, wurde nun von Treptow, wohin es sich zurückgezogen hatte, in die Nähe von Kol-

berg beordert, von wo das neuerrichtete Füsilierbataillon zur Aufnahme entgegenrückte. Später wurde dasselbe dem ersten Bataillon, das über 200 Mann verloren hatte, einverleibt. Schill war unterdessen zum Rittmeister avancirt. Der Feind drängte immer mehr auf einzelne Posten und seine Absicht, Kolberg ganz einzuschließen, wurde klar. Schill entwarf daher einen großartigen Plan, die Festung mit Hülfe der Schweden zu entsetzen und reiste Anfang März ab, um die Genehmigung des Königs einzuholen. Das Commando des Corps übergab er an den Hauptmann von Waldenfels, zweiten Commandanten der Festung. Da die Cavalerie desselben hier nicht zu brauchen war, so ließ man die drei Escadrons unter dem Lieutenant von Brünnow abmarschiren, um sich entweder mit dem Krockow'schen Corps zu vereinigen oder nach Danzig durchzukommen; sie bestand bei Stolpe ein glänzendes Gefecht, wobei der Lieutenant von Diezelsky, welcher die Tête-Escadron führte, 13 Feinde mit eigener Hand herunterhieb. Er und Brünnow erhielten für dies Gefecht den Verdienstorden. Nach Danzig zu kommen, war unmöglich, Brünnow erhielt daher von Schill, der mittlerweile zurückgekehrt war, durch einen Kundschafter den Befehl, womöglich wieder nach Kolberg zu gehen, was ihm auch gelang, indem er sich durch die feindlichen Feldwachen des Belagerungscorps durchschlug. Schill war nämlich durch Sturm nach Stralsund verschlagen worden und ließ nun, da er nicht mehr die Genehmigung des Königs einholen konnte, nach Kolberg zurückgekehrt, den Lieutenant von Petersdorff auf eigene Verantwortung nach England abreisen, um dort Waffen zu erbitten. Mit großer Bereitwilligkeit erhielt dieser 10000 Gewehre, 30 Kanonen, 10 Haubitzen, eine bedeutende Munition, 6000 Reitersäbel und Pallasche; auch sollte bald eine Expedition nach Stralsund abgehen. Diese Hoffnung wurde zwar durch einen dort abgeschlossenen Waffenstillstand vereitelt (Stralsund war noch schwedisch); aber mit den Waffen u. s. w. kam Petersdorff glücklich in Stralsund an, von wo sie nach Kolberg geschickt wurden. Die Geschichte des Corps fällt nun mit der von Kolberg zusammen. Es freute uns, eine Rechtfertigung Loucadou's gegen Nettelbeck's Vorwurf, daß er ihn schon um 10 Uhr immer in den Federn gefunden habe, zu lesen. Der Verfasser nennt das eine Unwahrheit, gegen welche viele Zeugen aufzustellen wären: Loucadou und Waldenfels hätten die Nächte fast immer auf dem Walle zugebracht und wenn der erstere doch einmal zu Bett gegangen sein sollte, so wäre es einem alten schwächlichen Manne wol zu verzeihen und verdiente nicht die scharfe Rüge, mit der man ihn in einigen öffentlichen Blättern behandelt hat, da in seiner Abwesenheit der sehr thätige zweite Commandant, Waldenfels, seine Stelle ersetzte.

Wir können die Einzelheiten des Tagebuchs hier nicht verfolgen. Das Schill'sche Corps zeichnete sich in den Außenpositionen, die es besetzt hielt, mehrfach aus, besonders in den Gefechten am 7. und 18. März, erlitt freilich auch empfindliche Verluste; am 21. März gelang einem Detachement desselben ein Ueberfall, wobei 3—4000 Thaler Beute gemacht wurden und der Führer, Lieutenant von Blankenburg, den Verdienstorden erhielt; ganz besonders gewann sich das Corps durch das Gefecht am 12. April, welches die Communication mit der See herstellte, die Achtung der Einwohner Kolbergs. Schill reiste am 13. April auf Befehl des Königs nach Stralsund ab, wohin das ganze Corps übergeschifft werden sollte, doch that dagegen später Gneisenau wegen der Schwäche der Besatzung Einspruch, und der Lieutenant von Gruben erhielt das Commando des Corps. Die Cavalerie jedoch ging am 12. Mai, von Schill selbst abgeholt, nach Stralsund ab und nur eine Escadron beim Corps blieb zurück, welches noch aus einem Bataillon leichter Infanterie, einer Compagnie zum zweiten Bataillon, das formirt werden sollte, einer Compagnie Fußjäger, der genannten und einer unberittenen, mit Infanteriegewehren bewaffneten Escadron und einem Detachement Fußartillerie bestand, im ganzen ungefähr 1250 Mann stark. Von den spätern Ereignissen ist der Kampf um den Wolfsberg, der sich im Mai und Juni oft wiederholte, der wichtigste, wird daher auch ausführlich erzählt. Die Schill'sche Infanterie bezog ein Hüttenlager in der Maikuhle, einem mit Bäumen bestanzten, theilweise durch Morast gedeckten Hügel, der verschanzt war, von wo mehrere glückliche Unternehmungen ausgeführt wurden. So überfiel Gruben in der Nacht vom 17. Juni mit 600 Mann die Verschanzungen bei Schwarzow und brachte dem Feinde einen großen Verlust bei. Ende Juni hatte das Corps hartnäckige Gefechte zu bestehen, bis ihm am 1. Juli die Maikuhle von der feindlichen Uebermacht entrissen wurde, wodurch der Hafen für Kolberg verloren ging. Bei der Bedrängniß, in welcher die Festung war, regte sich deshalb die größte Erbitterung gegen das Corps; man schrie sogar von Verrätherei und beschuldigte Gruben, die Maikuhle verlassen zu haben. Die Rettung am 2. Juli brachte jedoch bald wieder zur ruhigen Ueberlegung, welche den tapfern Kriegern Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die Verdienste des Corps um Kolberg rechnet der Verfasser zum Schluß in fünf Punkten vor: es hatte Hinterpommern von kleinen feindlichen Streifereien rein erhalten und der Festung Zeit gegeben, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, ihr 13—1400 Combattanten zugeführt, ohne welche die Außenwerke und der Hafen nicht zu vertheidigen gewesen wären, den gesunkenen Muth der Besatzung belebt, besonders durch das Einbringen von Gefangenen, es habe ferner nach und nach 39070 Thaler durch seine Detachements gewonnen und an die Festung abgeliefert, endlich derselben von England Munition und Waffen verschafft, an welchen sie den größten Mangel gelitten. Sonderbar für einen Soldaten klingt aber die Bemerkung, daß das seit dem 29. Juni, also durch das Detachement geschehene Unglück einzig und allein dem General Gneisenau zuzuschreiben sei, der sich durch die Eroberung von Kolberg den Herzogstitel erworben hätte! Ist denn der Befehlshaber eines Belagerungscorps nicht verpflichtet, sich einer feindlichen Festung durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu bemächtigen? Hier muß die Menschlichkeit vor dem strengen Gebote der Pflicht schweigen, *seine* Soldaten, die er ohne Bombardement durch einen Sturm an die Schlachtbank liefern würde, stehen ihm am nächsten. Eine Verlustliste der Schill'schen Infanterie, welche in den seit dem 16. Februar bestandenen Gefechten 682 Mann, also fast die Hälfte ihrer Mannschaft an Getödteten und Verwundeten verloren, schließt das Tagebuch und beweist am klarsten, wie sich diese Truppe geschlagen hat.

Karl Gustav von Brinck

Notizen.

Ein Franzose über das deutsche Theater

Die „Revue contemporaine" enthält in der ersten September-lieferung eine Abhandlung von William Reymond über das deutsche Theater unter dem Titel: „L'art dramatique au théâtre en Allemagne", dem vorzugsweise Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", Baldamus' „Das deutsche Theater der Gegenwart" und Th. von Küstner's „Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik" zum Grunde gelegt sind, obschon auch noch verschiedene ältere und neuere das Theater betreffende Arbeiten von Sonnenfels, A. W. Schlegel, Prutz, Julian Schmidt's deutsche Literaturgeschichte mitunter auch Wolzogen's Abhandlungen über deutsche Bühnenzustände in der „Allgemeinen Zeitung" berücksichtigt sind. Zunächst hat der Verfasser wol durch die Besuche, die er auf einer Reise in Deutschland den Theatern machte und namentlich durch das damalige Gesammtgastspiel zu seiner Arbeit angeregt worden. Indessen ist sie recht gründlich und verbreitet sich namentlich über die ältere Periode der deutschen Theatergeschichte, die der Verfasser sehr interessant findet. Doch begegnen wir gleich in der Einleitungsworten einer Behauptung, die nichts als Phrase ist. William Reymond sagt, wenn Deutschland zu schlafen scheine, so dürfe man ihm am wenigsten trauen, es führe dann irgend etwas im Schilde. Zur Zeit führe es einen Kreuzzug weder gegen die Throne noch gegen die Religion, sondern sein Kampf

Traum Lessing's, Schroeder's und Schiller's, der
it Liebe gehegten Idee eines nationalen Theaters.
liam Reymond nichts von den überaus lebhaften Strei-
uf religiösem Gebiete, von den hitzigen Kämpfen zwi-
Materialismus und Spiritualismus, die sicherlich
tender und verhängnißvoller sind? Außer frühern
Schauspielern charakterisirt der Verfasser auch diejeni-
m unter den jetztlebenden die hervorragendsten zu sein
Emil Devrient, Dawison, Doering (den er im Charak-
: plus étonnant et le premier talent de l'Allemagne
raine" nennt), Hendrichs und Fräulein Seebach; meh-
: ihnen rivalisirenden Künstler und Künstlerinnen: Karl
riedrich Hase, Frau Crelinger, Frau Bayer-Bürck, Frau
ulein Janauscheck u. s. w. scheint er nicht gesehen zu ha-
ir finden sie nicht erwähnt. Am interessantesten war es
:r Feder eines Franzosen in einem französischen Blatte
orte zu lesen: „Möge die dramatische Poesie sich er-
deutsch werden, deutsch durch die Wahl der Gegen-
durch den Inhalt der Ideen selbst — das scheint
Hauptziel, dem man nachzustreben hat. Einige in
Geiste aufgefaßte Stücke, seien sie auch nur bürger-
bien wie diejenigen Lessing's und Iffland's, würden
nehr nutzen als alle Congresse der Welt und rasch
:entismus der Directoren ein Ende machen. Wenn
keine politische Nation ist, so hat sie doch einiges
literarische Nation sein zu wollen. In der Malerei
deutschen gelungen, eine Art Schule zu schaffen, in-
Frescomalerei und die großen symbolischen Compo-
er in Aufnahme brachten. In der Musik kann ihnen
e mächtige Originalität abstreiten. Warum sollten
h das Theater zu dem Range erheben, welchen die
te bei ihnen erreicht haben? ... In Oesterreich wie
von den Ufern des Rhein bis zu den baltischen
eutschland nur Eine Sprache, eine kräftige, vibrirende,
nnichfach gefärbte Sprache; hinlänglich ausgebildet,
rgerliche Gutmüthigkeit als heroische Empfindungen
originell in der Conversation wie in den Versen,
s Werkzeug in den Händen der Dichter wie im
Schauspieler. Möge sie Deutschland in dem Dienste
lens brauchen und darauf verzichten, ihr die Zier-
erer Sprache aufzunöthigen! Möge Deutschland
:n, studiren, übersetzen, aber um Himmels willen
enken uns nachzuahmen!" H. M.

Deutscher Stil.

Engländern und Franzosen zuerst gemachte, dann
nserer Landsleute zur Nachachtung uns empfohlene
die Sprachkunst der Deutschen entbehre des Stils,
gemein gültigen, nach anerkannten Mustern sich
reibweise, ist begründet, aber diese leicht erklärliche
uns nicht gerade für ein Unglück, sondern eher
ug zu halten. Denn die jeden gebieterischen Zwang
g, jede Einengung der Gedanken in feste sprach-
abweisende Freiheit der Deutschen verleiht eben
eine Färbung, welche die Eigenthümlichkeit der
llen einzelnen Zügen widerspiegelt und den Reiz
chkeit und der Mannichfaltigkeit hat. Vor 200
unsere Vorfahren sehr nahe daran, mit einer all-
n Schreibweise, welche damals von jungen Beam-
nd wegen ihrer Verschrobenheit sehr mühsam er-
mußte, beglückt zu werden; ich meine den verru-
, dessen Anmuth das jetzt lebende Geschlecht wol
: Hörensagen kennt. Das Auge zu ergötzen war
r berechnet als das Ohr; denn wie lieblich wech-
Schrift, deren Werth und Bedeutsamkeit auf der
den beruhte, die gebrochenen (deutschen) Buchsta-
inden (lateinischen) ab! Sehnsüchtig mag man-
r auf den Glanz und die Herrlichkeit des Curial-
ten. Nun die Hoffnung, diese Herrlichkeit des
17. Jahrhunderts wiederzusehen, kann uns, ehe wir es vielleicht erwarten, erfüllt werden. Folgen wir nur dem mustergültigen Beispiele, mit welchem einige der jetztlebenden Sprachkünstler uns voranleuchten, so werden wir bald die unsagbare Freude haben, daß ein einfacher ehrlicher deutscher Mann deutsche Schriften nur mühsam mit Beihülfe arabischer, hebräischer, griechischer, lateinischer, französischer, spanischer, italischer, englischer, magyarischer, russischer, polnischer und muthmaßlich noch vieler anderer Wörterbücher verstehen kann. Denn räumt man einem Schriftsteller das Recht ein, Fremdwörter, wie ihm zufällig die Laune steht, zu gebrauchen, einzuführen und mit ihnen unglückliche Leser zu martern, so darf man der Billigkeit gemäß keinem andern dasselbe Recht verweigern. Leider erachtet sich jeder Deutsche für vollkommen berechtigt, mit seiner fügsamen geduldigen Muttersprache zu machen, was seiner Willkür und Laune nur immer beliebt. Eigensinnig und starrköpfig behauptet er seine Freiheit, die er leider oft mit Zügellosigkeit verwechselt. Wer darf sich unterfangen ihm zu wehren, daß er griechisch-deutsch, lateinisch-deutsch, italisch-deutsch u. s. w. schreibe? — Ich will es, sagt er, so ist einmal mein Geschmack. 24.

Bibliographie.

Wunderbare Schicksale des Martin Speelhoven, eines Kaufmanns aus dem Clevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst beschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet von F. G. F. Schläger. Hannover, Hahn. Gr. 12. 28 Ngr.

Schmid, L., Der Kampf um das Reich zwischen dem römischen König Adolf von Nassau und Herzog Albrecht von Oestreich. Nach zuverläßigen und neuen Quellen dargestellt. Tübingen, Fues. Gr. 8. 18 Ngr.

Schmidt, L., Geistliche Lieder. Halle, Fricke. 16. 15 Ngr.

Schön, B., Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter. Wien, Hartleben. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Schücking, L., Gesammelte Erzählungen und Novellen. Vier Theile. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schumann, E., Johannes Faust, des Zauberers und Schwarzkünstlers Leben, Thaten und Höllenfahrt. Neu bearbeitet und mit einer Einleitung versehen. Berlin, Reymann. 16. 7½ Ngr.

Schwab, J. B., Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris. Eine Monographie. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Smitt, F. v., Suworow und Polens Untergang. Nach archivalischen Quellen dargestellt. 1ster und 2ter Theil. Mit 4 Plänen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 10ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Teuffel, W. S., Caecilius Statius, Pacuvius, Attius, Afranius. Probe einer Bearbeitung der römischen Litteraturgeschichte. Tübingen. Gr. 4. 15 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1859. Neue Folge, 10ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wilde Veilchen. Von E. J. Mit Vorwort von K. L. Biernatzki. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1859. 16. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Drei Festpredigten, gehalten während der 16. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Leipzig am 24., 25. und 26. August 1858 von F. Mallet, F. A. G. Tholuck, B. B. Brückner. Leipzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zu der Baumgartenschen Angelegenheit. Mit Zusätzen abgedruckt aus dem Mecklenburgischen Kirchenblatt. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mädler (J. H.), Der Fixsternhimmel.

Eine gemeinfassliche Darstellung der neuern auf ihn sich beziehenden Forschungen.

8. Geh. 1 Thlr.

Der berühmte Verfasser, Director der Sternwarte zu Dorpat, bietet in diesem Werke zum ersten male *eine allgemein zugängliche Gesammtanschauung* dessen, was über die *Fixsternkunde*, diesen so wichtigen Theil der Himmelskunde, erforscht worden ist, in übersichtlicher Darstellung. Ein solches *Gesammtbild* zu entwerfen ist bisher noch nicht versucht worden: zum ersten male ist hier der Fixsternhimmel, der bisher in populär-astronomischen Werken meist nur nebenbei berührt wurde, zum Gegenstande eines selbständigen Werks dieser Art gemacht worden. Gewiss aber war zur Abfassung eines solchen niemand geeigneter als der Verfasser, der, von seinen eigenen wichtigen Forschungen abgesehen, sich durch populäre Darstellung der Astronomie so grosse Verdienste erworben hat und wie er in der «Einleitung» sagt, auch die grösstentheils schwierigen Gegenstände, die den Inhalt dieses Werks bilden, dem allgemeinen Verständniss näher geführt zu haben hofft.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Der gestirnte Himmel. 8. 5 Ngr.

Sonne und Mond. 8. 5 Ngr.

Das Planetensystem der Sonne. 8. 5 Ngr.

Diese Schriften bilden drei Bändchen des Sammelwerks «Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung».

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Passavant (J. D.), Rafael von Urbino

und sein Vater Giovanni Santi. Dritter Theil.

Mit fünf Abbildungen.

8. Geh. 3 Thlr. Prachtausgabe 5 Thlr.

Ein Supplementband zu Passavant's trefflichem Werke über Rafael, das in der Kunstliteratur Epoche gemacht und dessen Werth im In- und Auslande allgemeine Anerkennung gefunden hat; derselbe enthält alle vom Verfasser seit 20 Jahren gesammelten Ergänzungen und ist besonders reich im Kataloge der Originalzeichnungen.

Der erste und zweite Theil mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Folio kosten in der gewöhnlichen Ausgabe 18 Thlr., in der Prachtausgabe (auf feinstem Velinpapier mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr. In der gewöhnlichen Ausgabe werden, um mehrfachen Wünschen zu entsprechen, der Text des ersten und zweiten Theils und der Atlas auch einzeln abgelassen, der Text zu 8 Thlr., der Atlas zu 10 Thlr. Die 5 Abbildungen zum dritten Theile befinden sich beim Texte und sind nicht apart zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lieferungs-Ausgaben von Brockhaus'

grossem und kleinerm Conversations-Lexikon.

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von diesen beiden vollständig vorliegenden Werken, die allen ihren directen und indirecten Nachbildungen gegenüber anerkanntermassen den Vorrang behaupten, zur Erleichterung der Anschaffung

neue Ausgaben in 80 Heften,

die vom October 1858 an in monatlich drei Heften erscheinen. Jedes Heft des grossen Conversations-Lexikon kostet 7½ Ngr., des kleinern 2½ Ngr. Uebrigens können beide Werke fortwährend auch in beliebigen andern Terminen oder vollständig (geheftet und gebunden) bezogen werden.

Das **erste Heft** der neuen Ausgaben beider Werke nebst **Prospecten** darüber in allen Buchhandlungen, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geistiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken

In Reime gebracht von

Karl von Holtei.

Minaturformat. In illustr. Umschlag geh. Preis 27 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: I. Don Carlos von Spanien. Von A. Helfferich. — II. Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Genielzeit. Von Düntzer. — III. Zur neuern Geschichte Roms. 1848—50. Von F. Raumer. — IV. Ueber den künstlerischen Bildungsgang und seine vornehmsten Werke. Von G. F. Waagen. — V. Entwickelung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich. Von K. Biedermann. — VI. Das vierte Stück des jüngsten Jahrhunderts und die Zukunft der orientalischen Frage. Von J. W. Zinkeisen.

Die Erste Folge des Historischen Taschenbuch (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im ermäßigten Preise 10 Thlr., die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr., beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammengenommen 18 Thlr.; der Dritten Folge erster bis fünfter Jahrgang (1850—54) 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge sechster bis neunter Jahrgang (1855—58) 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 4. November 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Revue der dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschall. Vierter Artikel. — Zwei protestantische Geistliche des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Thaddäus Lau. — Ein neuer Roman von Fanny Lewald. — Vorträge verschiedener Gattung. — Goethe im Verhältniß zur alten und neuen Zeit. Von Bernhard Rudolf Abeken. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Revue der dramatischen Literatur.

Vierter Artikel. *)

Nach einer Unterbrechung, die länger gedauert, als mir selbst lieb war und manchem Leser d. Bl. lieb gewesen sein mag, setzen wir unsere Rundschau über die neuesten Erzeugnisse auf dramatischem Gebiete in Folgendem fort:

Heinrich von Schwerin. Schauspiel aus dänisch-deutscher Geschichte in fünf Aufzügen von Gustav von Meyern. Berlin, A. Duncker. 1858. 16. 15 Ngr.

Gegenüber den vielen antiken und romantischen Stoffen, die mit Vorliebe gewählt werden, thut es wohl, einem Drama zu begegnen, dessen Stoff frisch aus dem nationalen Leben hergegriffen ist und die Sympathien der Gegenwart wach ruft. Dar werden einige Kunstrichter rasch mit dem Vorwurf der Tendenz bei der Hand sein. Einem geistlosen Formalismus mag es freilich gleichgültig erscheinen, an welchem Stoff er sich versucht; ja ein vorwiegendes Interesse des Stoffs an und für sich gilt ihm bedenklich, indem es die reine Schönheit der idealen Kunstschöpfung durch ethische, politische und anderweitige Tendenzen zu trüben droht. Schon Goethe hat indeß mit Recht auf die Bedeutung des Stoffs aufmerksam gemacht, und die großen Dramatiker aller Zeiten von Aeschylus bis Shakspeare haben Stoffe gewählt, in denen bereits jene Wärme patriotischer Begeisterung latent war, welche der dichterische Genius nur zu entzünden brauchte. Unglaublich ist die Verblendung, welche immer auf das Alte zurückgeht, ohne zu bedenken, wie dies Alte, das jetzt freilich die ehrwürdige Folie der Jahrtausende besitzt, seinerzeit frisch aus dem Leben der Gegenwart herausgegriffen war. Darum sind die wahrhaft modernen Dichter die echt würdigen Nachfolger der großen Genien des Alterthums, während die antikisirenden Schulpoeten sich von Aeschylus, Sophokles und Pindar, Horaz, Virgil und Ovid das Schulgeld nicht zurückzahlen lassen können. Gilt dies von jeder Art der Poesie, so gilt dies am meisten von der dramatischen, welche, ihrer wahren Bestimmung nach, auf der Bühne der Gegenwart die unmittelbarste und lebendigste Beziehung zum Publikum und zur Nation tritt. Wir begrüßen daher Dramen, wie den Meyern'schen „Heinrich von Schwerin" mit Freuden, weil schon die Wahl des Stoffs zeigt, daß der Dichter die Aufgabe der dramatischen Poesie begriffen hat und von Haus aus an die Sympathien der Nation appellirt: eine Berufung, die weder bedeutungs- noch fruchtlos ist, wenn sie von einem dramatischen Autor ausgeht, der durch sein Werk mitarbeiten will an der Begründung einer deutschen Nationalbühne. Wir sehen daher das Meyern'sche Stück mit Vergnügen schon auf den Repertoires aller großen Theater. Denn so schwierig es ist, einen nationalen deutschen Stoff zu wählen, dessen durchgreifender Erfolg nicht an der innern religiösen und politischen Zerklüftung unsers Volks scheiterte, so glücklich ist die Wahl, die unser Dichter gethan, indem das Grundthema seines Werks, der Kampf Schleswig-Holsteins gegen Dänemark, der allgemeinen nationalen Sympathien gewiß sein darf und nach einer Seite hin liegt, nach der sich unser Volk in Wahrheit als eine Einheit fühlt. Freilich ist ein solches Dichtwerk der Ausfluß einer Gesinnung, und zwar jener patriotischen, die am Hofe von Koburg, dem unser Autor angehört, zu allen Zeiten einen ebenso lebendigen wie energischen Ausdruck fand; aber soll ein Dichter denn durchaus gesinnungslos sein? Liegt nicht in der Gesinnung die echte Keimkraft seiner Begeisterung? Und war es nicht eine echt patriotische Gesinnung, aus welcher die „Perser" des Aeschylus und die englischen Königsdramen Shakspeare's hervorgegangen? Freilich diese Gesinnung darf nur das innere, das ganze Werk durchdringende Gedankenfeuer und Pathos hergeben; sie darf nicht übergreifen in die harmonische Gestaltung des echt Menschlichen, nicht die Charaktere je nach ihrem Parteistandpunkte wie Böcke und Schafe zeichnen. Sonst wird das Werk zur Tendenzdichtung, welche der höhern ästhetischen Unparteilichkeit nicht genügt.

Die Uebergriffe der Dänen in die Rechte der Deutschen sind von sehr altem Datum. Unser Stück liegt in der Zeit zurück; es spielt im Jahre 1223. Dennoch gibt es ein tief in die Zeit eingreifendes Bild! Ein deutscher Graf, der resolut genug ist, auf eigene Gefahr einen übermüthigen Dänenkönig gefangen zu nehmen, der ihn in seinen Rechten gekränkt und ihm verrätherisch das Leben zu nehmen beabsichtigt, kann allerdings auf der Bühne als leuchtendes Vorbild einer Nation gelten, die nach glorreich begonnenen, aber nicht durchgeführten Kämpfen gegen die neuen Eingriffe der Dänen in deutsche Sprache, Sitte und Nationalität nur diplomatische Noten in Bereitschaft hält. So ist auch die Schlußanwendung des Dramas eine ganz praktische. Der Held ruft aus:

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 32 d. Bl. f. und in Nr. 2 und 27 f. 1858. D. Red.

Doch hoff' ich eins: wird je mit seinen Ränken
Der Däne wieder deutsches Land umziehn,
Dann findet wol ein Sänger neuer Lieder
In alten Mären meinen Namen wieder,
Und lehrt mein Volk von Heinrich von Schwerin.

Gleich bei dem Beginn des Stücks werden wir an den dänischen Hof geführt. Wir erfahren aus einer Unterredung holsteinischer Edelleute nicht blos ihre dänenfeindliche Gesinnung, sondern auch den Stand der Dinge, die dramatische Situation; wir erfahren, daß bei Hof die Gräfin Halland allmächtig ist, die Geliebte des Königs Waldemar, eine „dän'sche Suchsin, die vom Dienerweibe wol gar zur Kön'gin sich erheben möchte"; wir erfahren, daß die junge Gräfin Margaretha von Schwerin an den dänischen Hof gekommen, um ihr gekränktes Recht geltend zu machen. Die Voraussetzungen des Dramas sind in folgender Rede des Holsteiners Detlev enthalten:

Der Graf — wer kennt ihn nicht, den kühnen Helden! —
War meines sel'gen Vaters Busenfreund.
Das Volk nennt ihn den Schwarzen; aber wißt,
So dunkel sein Gesicht, so helle Flammen
Schlug stets sein Herz für Ehr' und Vaterland!
Doch freilich wild im Zorn und tollkühn ist er
Und wär' er heim, er würd' es furchtbar rächen,
Wie seinem Weibe man die Treue hielt.
Denn während er, der Mann, in Palästina
Zur Ehre Gottes kämpft, ersieht der König
Den günst'gen Augenblick und läßt dem Weibe,
Des Grafen Halland, seines Bastards Recht
Verschützend, plötzlich ihre Grafschaft nehmen!
Die edle Frau, was thut sie drauf? Sie sendet
Die Kinder auf ihr brandenburger Lehn —
Burg Lenzen, nicht gar fern von Dannenberg —
Und wagt es, selbst ihr gutes Recht zu fordern.
Der König aber hielt sie wochenlang
Mit nicht'gem Vorwand fest, that ritterlich,
Versucht's mit Schmeicheln, schneidet ihr geschickt
Das Wort ab, will sie von der Sache sprechen,
Und sucht mit aller Kunst sie zu umgarnen.
O, nicht so leicht wird ihm das Spiel gelingen,
Er findet seinen Mann an dieser Frau!
Schon hat sie ihn gedrängt, ihr öffentlich
Gehör zu geben für ihr gutes Recht.

Hier sehen wir bereits die Fäden angeknüpft, welche sich durch das ganze Stück schlingen. Die holsteinschen Edelleute, welche vom König verlangen, daß seine Beamten nicht nach dänischem, sondern nach Sachsenrecht richten sollen, werden von Waldemar mit Uebermuth behandelt. Margaretha von Schwerin dagegen, welche des Königs Herz gewonnen und die Eifersucht der Gräfin Halland erregt, hätte schon in der ersten öffentlichen Audienz durch Liebenswürdigkeit und Koketterie ihre Forderung durchgesetzt, wenn nicht die dänischen Großen durch das Verlangen, es müsse auch der Beklagte gehört werden, einen Aufschub der königlichen Entschließung bewirkt. Die Begegnung zwischen Margaretha und der Gräfin Halland, eine Scene, reich an beziehungsreichem Spott des Hasses und der Eifersucht, wird durch die Ankunft des Grafen von Schwerin unterbrochen, der von der Gräfin Halland bereits auf das zweideutige Benehmen seiner Gattin aufmerksam gemacht wird:

Euer schönes Weib,
Die um den König buhlt — aus Gattenliebe.

Margaretha besänftigt indeß das erregte Mistrauen Heinrich's durch die Innigkeit ihrer Liebe und das Versprechen, ihm alles zu erklären. Die liebliche Hertha, die Tochter der Gräfin Halland, die dann auftritt, liebt den Holsteiner Detlev und kennt ihren Vater nicht, den sie todt wähnt. So ist die Exposition des ersten Acts nach allen Seiten hin vollständig und weist in den Schlußscenen, in denen Waldemar über die Ankunft Heinrich's erschrickt und gleichzeitig von seinem Vertrauten aufgefordert wird, eine Versammlung der holsteinschen Edelleute zu belauschen, auf die fernere Entwickelung des Dramas hinaus. Hier können wir uns kürzer fassen: der König belauscht die Holsteiner hinter einer verdeckten Leinwandthür, beschließt den an diesen sprechenden Detlev hängen zu lassen, Heinrich von Schwerin aber anscheinend zu begnadigen, doch dann auf der Jagd durch einen Pfeil, wie durch Zufall tödten zu lassen. Daß diese Kunde zu den Ohren des schwarzen Grafen gelangt, dazu bedarf es freilich einer mehrfachen Indiscretion. Heinrich beschließt, dem tückischen Anschlag des Königs, durch den er sich von seiner Lehnstreue entbunden glaubt, zuvorzukommen und nimmt den König nach einem Gelag auf der Insel Lyö, am Vorabend von der verhängnißvollen Jagd gefangen, führt ihn nach Deutschland, schlägt die Dänen in der Schlacht bei Mölln, läßt aber zuletzt den König gegen uneigennützige Bedingungen wieder frei. Hertha, die mit dem Holsteiner Detlev entflohen, wird vom König als Tochter anerkannt und erhält Detlev's Hand. Da auch die Gräfin Halland, von Liebe zu Hertha getrieben und um für ihr Dänenkönig Gnade zu erflehen, nach Deutschland nachgereist kommt und in bußfertiger Gesinnung auftritt, so erhält das ganze Drama einen vollkommen friedlichen und versöhnlichen Abschluß, trotz des bedeutenden und ernsten Conflicts, zu welchem die Handlung fortgegangen.

Ohne Frage ist die Handlung bewegt und lebendig, von den ersten diplomatischen Schachzügen der Gräfin Margaretha am Königshofe bis zur lustigen Trinkscene auf der Insel und dem entschiedenen Vorgehen des Grafen. Und diese Bewegung der Handlung ist nicht blos äußerlich; es ist ein innerlicher Fortgang, eine Entwickelung in den einzelnen Charakteren wahrnehmbar. Das feste loyale Auftreten des Helden am Anfang dient nur dazu, seine kühne hochverrätherische That um so mehr hervorzuheben, während am Schluß die edle Großmuth des Siegers den Charakter wieder vollkommen ins Gleichgewicht setzt. Auch die Zeichnung und Gruppirung der Charaktere ist ansprechend und wohlbedacht. Die naiv kindliche Hertha, die entgegennehmende Margaretha, die sich im Bewußtsein ihres guten Rechts und ihrer Unschuld weit genug vorwagt, um durch Schönheit und Koketterie den Sieg zu erringen, die übermüthige Halland, die zuletzt als Magdalena ihrer zweideutigen Herrlichkeit Lebewohl sagt, sind eine trefflich geordnete Gruppe von Frauengestalten. Dagegen scheint es uns, als ob der Charakter des Waldemar zu sehr aller Uebergänge und Nuancen entbehre, welche ihn uns menschlich näher bringen könnten. Vermissen wir irgendwo die bestechende Liebenswürdigkeit der Shakspeare'schen Schurken, wie sie z. B. im Dänenkönig des „Hamlet" sich zeigt. Seine großen satanischen Charaktere, wie Richard III., imponiren durch die gewaltige Energie und Thatkraft, mit der sie ihre Zwecke durchsetzen gegenüber einem entnervten Geschlecht. In diesem Waldemar fehlt sowol jene gewinnende Liebenswürdigkeit, als auch diese durchgreifende Energie; er ist ein Schurke voll Tücke und Ingrimm, welche beide ohnmächtig ihr Ziel verfehlen und spielt eine klägliche Rolle, welche um so mehr hervortritt, mit je größerer Breite sein Charakter ausgemalt ist.

Ihr andern aber, wolltet ihr mich schrecken.
So geht und zählt die vierzehnhundert Schiffe,
Die meine Flaggen durch die Ostsee tragen;
Auf jedem Schiff zählt hundertzwanzig Krieger
Und einen Reiter und ein Panzerroß!
Den Schatz auch zählt, den „Reichthum Waldemar's",
Den Nord und Süd und Ost nach Seeland zahlten;
Und zählet ihr, dann seht euch um und fragt
Ob in Europens Bann ein größrer König,
Und ob ein deutscher Hungerleiderfürst
Mir einen Brosam nur zu rauben wagt.

So spricht der König zwar zu den holsteinschen Edelleuten, aber diese Macht und Größe bleibt seinem Charakter äußerlich und selbst einzelne erhabene Züge eines stolzen Selbstbewußtseins, wie z. B. die Worte:

Wenn ich begraben,
fragt man nicht mehr: wo? dann wird mein Ruhm
Weit verkünden: dort liegt Waldemar!

s nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Sieger Walde-
serm Drama von Haus aus zur Rolle des Besiegten
ist, von welcher der alte Spruch gilt: vae victis, und
ser Wille, der seine Zwecke nicht durchzusetzen vermag,
iger zu einer wenig erfreulichen Gestalt im Drama
aldemar ist unglücklich in seiner Liebe zu Margare-
mehr Concessionen macht, als ein energischer Regent
n kann. Auf ihre Bitte hin läßt er Detlev frei,
unköniglich genug die holsteinschen Edelleute belauscht;
Bitte hin begnadigt er zum Schein den Grafen von
den er dann meuchlings umbringen lassen will. Doch
ist er unglücklich: sein Vertrauter Ubbo plaudert das
aus: ebenso die Gräfin Halland, dann wieder Hertha:
ihrt er, statt seinen Wink ausgeführt zu sehen, die
ag, nach dem Gelage von Heinrich von Schwerin ge-
ommen und von den deutschen Gewaffneten fortgetra-
den. Trotz dessen, daß er vorher in die Worte aus-

Schmach! Verließ mich Glück und Macht und sie,
fahre hin, erbärmlich Leben! Lieber
König sterben, denn sein Sklave sein! —

:bärmliche Rolle, die er in dieser Situation spielt,
beitragen, dem Charakter dieses Herrschers jene Folie
t, welche den großartig dämonischen Charakteren der
ite eigenthümlich ist. Nun darf man freilich nicht den
id ästhetischen Charakter verwechseln! Jedenfalls hat
wächliche Bösewicht das Recht, consequent sein lez-
x sprechen, und gegen die Consequenz hat der Dichter
Stelle gesündigt. Waldemar ist von Anfang bis zu
vollüstige, tückische, stolze, aber in allen Unternehmun-
liche Bösewicht. Aber wir hätten dem Helden des
ten mehr ebenbürtigen Gegner gewünscht, um so mehr,
die Zeichnung Waldemar's und seines Vertrauten
e in unserm Stücke allein die Dänen vertreten, ein
n Tendenz auf das Ganze fällt, indem nur die Deut-
hr, die Dänen im tiefsten Schatten stehen.
ction des Dramas hat echt dramatische Lebendigkeit,
nisch fein wie schwunghaft getragen, den Charakteren
nen durchweg angemessen, dabei niemals Selbstzweck,
Sogenannten schönen Stellen wuchernd, sondern im-
r Seele des dramatischen Inhalts durchdrungen.
che im ersten Act den Monolog Hertha's und den
Waldemar's, jenen in seiner einfach herzigen, naiv
altung, diesen mit seiner heiß leidenschaftlichen Fär-
man wird anerkennen müssen, daß der Dichter die
gen künstlerischen Intentionen dienstbar zu machen
Erzählung Heinrich's von Schwerin bei dem Gelage
l ist in einfach würdigem Stile gehalten. An ein-
n erhebt sich die Sprache zu Schiller'schem Schwung,
m der Holsteiner Detlev, begeistert über den kühnen
s Grafen, in die Worte ausbricht:

das ist wieder Heinrich von Schwerin,
r schwarze Graf, der Schrecken seiner Feinde!
rzeiht, mein Vater, daß ich euch verkannt!
könnt' ich mit euch ziehn zu dieser That.
ch nein, ein andres bleibt mir vorbehalten,
n Sieg zu nützen, wenn ihr ihn erringt!
bald ich heim und eine theure Schuld
Ehrenmann bezahlt, so steh' ich auf,
wär' der Himmel mit euch in Bjé,
lass' ich in die Kriegstrompete stoßen,
i Nordalbingen davon widerhallt,
hundert Boten durch die Lande jagen,
in die Waffen rufen alles Volk!
ersten Schreck erlahmt der Feinde Kraft,
Die Burgen werden stürmend überrumpelt,
Hamburgs und Lübecks wackre Bürgerschaft
Wird leichten Spieles der Besatzung Meister.
Der Holste ruft den jungen Schauenburg,
Der Sachsenherzog fällt auf Lauenburg,
Auf Pommern rückt der Brandenburger wieder:
Es wird ein Sturmwind auf die Küsten gehn,
Dem Deutschen helfen rings die deutschen Brüder,
Und an der Ostsee wird ihr Banner wehn.

So begrüßen wir in diesem Stück nicht nur ein treffliches dramatisches Talent, sondern auch eine Leistung, die als eine Bereicherung unsers Repertoires angesehen werden darf.

---

2. Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen von S. H. Mosenthal. Stuttgart, Cotta. 1858. 8. 24 Ngr.

Eine „dramatische Phantasie" scheint fast ein Widerspruch. Die präcise Form des Drama duldet keine Phantasien, in deren Wesen das Formlose, weit Hinausschweifende, Symbolische liegt. Dissolving views, Phantasmagorien können opernhaft theatralisch sein, aber dramatisch sind sie nicht. So erweckt bereits der Titel obiger Dichtung ein ungünstiges Vorurtheil, mindestens wenn man sich auf den streng kunstrichterlichen Standpunkt stellt, der scharf die Gattungen sondert. Auch wird dies Vorurtheil durch das Werk selbst nicht widerlegt, da das schätzbare Talent des Dichters sich hier an einem unglücklichen Stoff abarbeitet. Seit dem Honwald'schen „Bild" mit dem schicksalsvollen Malerzeichen waltet über den dramatischen „Malerbildern" ein Unstern. Das Bild, welches der Held unsers Dramas ist, erlebt nun folgende Geschichte. Ein italienischer Fürst sah in deutschen Gauen

Ein Bild in einer kleinen Dorfkapelle
Von fremder deutscher Künstlerhand gemalt.
Er sah es, wie er eben alles sieht,
Doch konnt' er es vor allen nicht vergessen;
Ihm schlich die Sehnsucht nach dem deutschen Bilde
Verstohlen wie ein stilles Heimweh nach.
Dem Drange folgt er endlich, eilt zurück,
Um jeden Preis das Kunstwerk zu erstehen;
Doch Bild und Kirchlein findet er nicht mehr.
Der Krieg war bis in dieses Thal gedrungen,
Der zügellos das Heiligste gefährdet;
Es hatten wilde Horden hier gehaust,
Das Altarbild geraubt, wenn nicht vernichtet.

Der Fürst sendet zwei Maler, Lucas und Johannes aus, dies Bild aufzusuchen. Als Hauptsache muß hierbei natürlich erscheinen, wie sie auf die Spur des Bildes kommen. Das zeigt uns der erste Act. Aus einem alterthümlichen Hause tritt eine anmuthige Jungfrau Maria, welche zwei beim Aveläuten an der Schwelle betende Bettlerkinder segnet. Der eine schwärmerische Maler Johannes sieht diese Scene mit an, erkundigt sich bei dem Bettlerweibe über die Bewohner des Hauses, erfährt, daß darin ein Filz wohnt, ein Meister Barnabas mit einer Frau Sibylle, die böse Tränke braut und Gold macht um St.-Johannis und bricht dann in die Worte aus:

Und wär' dies Haus mit sieben Höllenriegeln
Verschlossen, ich eröffne seine Thür,
Denn eine innre Stimme sagt mir: Hier
Muß auch des Bilds Geheimniß sich entsiegeln.

Eine innere Stimme? Sie muß in der That zu Hülfe kommen; denn weder in den Mittheilungen der Bettlersfrau, noch im Erscheinen der holden Maria selbst lag irgendetwas Rationelles, was den Maler auf die Spur bringen konnte. Wir haben hier also das Wunder und die Legende als dramatisches Motiv. Glücklicherweise hat der wunderthuende Dichter selbst die Mittel zur Hand, uns den nöthigen Glauben beizubringen: das Bild ist wirklich in diesem alten Zauberschlosse. Den Eintritt

dazu erkämpft der andere praktiſche Maler Lucas von dem ſeltſamen Kunſtliebhaber um den Preis eines echten Breughel, den er ihm bei einem Kunſtkenner vorweggekauft — kaum ein ſtichhaltiges Motiv für die Aufnahme zweier fremden Kunſtjünger von zweideutigen Abſichten in einem peinlich abgeſchloſſenen Hauſe.

Daß der alte Barnabas ein Bilderjäger iſt, ſcheint den im „Vorhofe" weilenden Kunſtjüngern zweifellos; nun gilt es, in den Tempel, d. h. in ſeine Bildergalerie zu gelangen. Dazu hilft nun der Bartholomäusſaft, eine Zaubertinctur, welche Maler Lucas beſitzt und deren wunderbare Wirkungen auf die Wiederherſtellung der urſprünglichen Schönheit der Bilder er in einer langen poetiſchen Erzählung auseinanderſetzt. Barnabas ſtiehlt dieſe Tinctur und wird wahrſcheinlich um Mitternacht bei ſeinen Bildern damit die Probe machen! Dann können die Freunde in das Allerheiligſte ſeiner Kunſtſammlung dringen! Wahrſcheinlich! Aus ſolchen Wahrſcheinlichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten iſt die ganze Textur dieſes Dramas zuſammengewebt. Eine glorienhafte, ſchwärmeriſche Liebesſcene zwiſchen Maria und Johannes hilft uns über den zweiten Act hinweg. Im dritten kommt die Kataſtrophe: wir befinden uns im geheimnißvollen Bildersaal! Es iſt Johannisnacht, und die armen Bilder müſſen ſich viel Hexenkram gefallen laſſen. Zuerſt erſcheint die Sibylle, welche mit ihren Zaubermitteln die gemalten Geſtalten ins Leben und Sein zurückruft *); dann Barnabas, der den geſtohlenen Bartholomäusſaft in Anwendung bringen und die Bilder zu ihrer urſprünglichen Schönheit verjüngen will. Endlich erſcheinen die Bilderdiebe, von Maria geleitet, und entdecken das vermuthete Madonnenbild. Da die ſceniſchen Arrangements vom Dichter geſchickt angeordnet ſind, ſo gelingt es ihm auch, einen kleinen Effect anzubringen, eine Art von ſceniſchem Witz. Maria erſcheint gleichſam der beſchwörenden Sibylle, natürlich in der nöthigen „bläulichen Beleuchtung", indem ſie zufällig gerade aus der Niſche tritt, in welcher ſich das Madonnenbild befindet, ſodaß dieſe einen Augenblick glauben darf, ihr Mittel habe gewirkt und die Geſtalt ins Leben gerufen. Als ſie indeß die Räuber und die Räuberei entdeckt, macht ſie nicht etwa der Polizei die Anzeige, ſondern — ſteckt die Gemäldeſammlung des Alten in Brand. Aus den Flammen aber wird das Bild von Johannes gerettet, welcher frohlockend ausruft:

*) Im „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" (Nr. 98) fanden wir in einem Bericht über Moſenthal's Drama bemerkt: „Damit unſere Leſer wiſſen, wie der harmloſe Moſenthal zu ſo gewagten Phantaſien ſich verirrt, ſei hier an eine kleine reizende Novelle F. Kugler's erinnert, in welcher ein nächtlicher Wanderer in das berliner Muſeum kommt und dort einem Geiſtercarneval beiwohnt, den die aus ihren Rahmen herabgeſtiegenen und belebten Geſtalten der größten Meiſter aufführen"; dieſelbe Verſicherung war im Literaturblatt zum „Deutſchen Kunſtblatt" zu leſen. Die betreffende Kugler'ſche Phantaſie findet ſich unter dem Titel: „Tizian's Tochter. Ein Capriccio. (1839)" im ſiebenten Bande ſeiner 1852 erſchienenen „Belletriſtiſchen Schriften". Wir erlauben uns zu bemerken, daß die angeführten Worte im „Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung" buchſtäblich auch auf ein Phantaſieſtück paſſen, welches wir auf Anlaß der berliner Kunſtausſtellung vom Jahre 1834 unter dem Titel „Nächtliche Bilderſchau" in einem berliner Blatte erſcheinen und ſpäter in unſerer Schrift „Bücher und Menſchen" (1837) wieder abdrucken ließen, wo es S. 83—97 zu leſen iſt. Wie wir uns von dem Rembrandt'ſchen Herzog von Geldern, ſo ließ ſich Kugler von Tizian's Tochter Lavinia in den Räumen des Neuen Muſeums herumführen; das iſt, von der Einleitung abgeſehen, in Betreff der Erfindung die Hauptabweichung. Auch die Erwähnung der „Jabach'ſchen Familie" von Lebrun bei Kugler weiſt auf ſpätern Urſprung ſeines Capriccio. Ohne behaupten zu wollen, daß Kugler unſere Phantaſie, die ihm vielleicht nur in dunkler Erinnerung vorſchwebte, mit Abſicht benutzt habe und ohne überhaupt großen Werth auf die Sache zu legen, möchten wir doch unter allen Umſtänden die Priorität der Erfindung hiermit für uns in Anſpruch genommen und bewahrt haben. D. Herausgeber.

Zum Tod läßt ſich das Ew'ge nicht verdammen,
Es bietet irriſchen Gewalten Trutz
Und ſteigt' erlöſt, ein Phönix, aus den Flammen.
Es ſteht die heil'ge Kunſt in Gottes Schutz.
Was ſich auch waffne wider ihre Söhne:
Es ſiegt zuletzt das Edle und das Schöne.

Dieſe Moral mag der Dichter verantworten; ſie paßt zur Handlung ſeiner Legende durchaus nicht, welche nur einen großen Fehler hat: ſie iſt durchweg verrückt. Alle Perſonen handeln vollkommen widerſinnig und in Verzückungen, welche einem geſunden Gefühl widerſprechen. Nichts als verſchrobene Phantaſieſchnörkel auf dem Geldgrunde legendenhafter Romantik! Faſſen wir die Geſchichte einmal vom vernünftigen menſchlichen Standpunkte auf. Ein Fürſt läßt von zwei Malern ein altdeutſches Madonnenbild aufſuchen, das auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hat. Die Maler kommen durch Inſtinct und Inſpiration auf ſeine Spur und beſchließen es zu rauben, was ihnen auch am Schluß gelingt. Mit welchem Rechte rauben ſie es? Weil es dem Fürſten gefällt, weil er es haben will? Ei meine Herren, gibt es keine Gerichte in Deutſchland? Doch erfahren von Lucas, daß dies „Weihgeſchenk" von Tempelrittern dem Altar geſtohlen, von Hehlern in verborgene Hand geſchlagen wurde! Woher iſt der Maler, der im erſten Acte eine vollkommene Unkenntniß über das Geſchick des Bildes ausſpricht, auf einmal von demſelben unterrichtet? Hält der Dichter es nicht für nöthig, uns zur Beruhigung unſers Gewiſſens den Hauptpunkt mitzutheilen? Und wenn dem ſo iſt und der alte Barnabas iſt gutmüthig genug, es am Schluß ſelbſt ohne irgend einen Grund, außer der beliebten Eckſtaſe, welche den ganzen Unſinn im Stücke motiviren muß, zu verrathen, daß er das Bild geſtohlen hat: ſelbſt dann iſt die Gewaltthätigkeit, mit der ſich Fürſt eines Bildes bemächtigen, auf welches ſie nicht das geringſte Recht haben, nicht einmal ein Act der Selbſthülfe, ſondern allenfalls eine der Strafjuſtiz verfallende Handlung. Wir ſehen, wo ſich die Rechtsfrage ſtellt; doch die iſt freilich hier unterzuordneter Art. Die Logik des ſchwärmeriſchen Johannes, die er auch in der Schlußapoſtrophe ausſpricht, iſt eine andere. Er ruft ſchon früher, natürlich „begeiſtert", dem Barnabas zu

Und hätteſt zehnfach du das Bild bezahlt,
Du konnteſt nur ſein ſtofflich Theil erringen;
Doch das Unſterbliche, das in ihm ſtrahlt,
Kann die dein Mammon nicht zu eigen zwingen.
Hier ſchlichtet kein Gericht das Mein und Dein;
Der Geiſt, durch den das Herrliche geworden,
Kann nie der Sklave niederer Willkür ſein;
Weh denen, die ſein göttlich Leben morden!

Und der praktiſche Lucas ſchließt an dieſe ſehr allgemein gehaltenen Betrachtungen einige verſtändliche Schimpfreden über Barbarengeiſt! Leider geht dem alten Barnabas, dieſen genialen Ungereimtheiten gegenüber, ganz die Logik aus. Denn er hätte er den ſcheltenden Herren wol mit vollem Recht erwidern können: „Ich bin ein Kunſtkenner und Kunſtfreund wie ihr und euer Fürſt! Was wollt ihr von mir? Ich bin für meine Sache ſo begeiſtert, wie ihr es nur ſein könnt, ſonſt würde ich meine nicht ſo tief verbergen und bewachen, ſonſt hätte ich euch nicht um eines echten Breughel willen in das Haus aufgenommen. Warum nennt ihr mich einen Barbaren und Vandalen? Weil ich eine andere Geſchmacksrichtung habe als ihr, weil ich ſo für altdeutſche Madonnenbilder ſchwärme; aber das Bild iſt mein Eigenthum! Beweiſt mir, daß ich es unrechtmäßig erworben. Vorläufig werde ich die Wächter des Geſetzes rufen, damit ſie mein Eigenthum ſchützen!" So hätte in dieſer Situation jede dramatis persona ſprechen müſſen, welche nicht ganz den Verſtand verloren. Statt deſſen erzählt der alte Narr, daß er das Bild geſtohlen und freut ſich, als Sibylle das Haus in Brand ſteckt, um am Schluß den beliebten Moſenthal'ſchen „Tableaux" die ebenſo beliebten „Beleuchtungseffecte" zu Theil werden zu laſſen. Bei einer ſo unſinnigen Handlung ſind alle

Schönheiten der Diction nur überflüssiger Plunder, und
ern aufrichtig die etwaige Inspiration, die der Dichter
so verschrobenen Stoff verschwendet!

---

lyrisches Drama in zwei Handlungen mit einem Vor-
Der Tod Simson's. Von F. A. Löwe. Schwerin,
und Schloepke. 1857. 16. 20 Ngr.

Verfasser ist nach seiner eigenen Angabe auf dem Titel
er Theologie und hat daher die reizende biblische Idylle
Gesichtspunkten dramatisirt, welche seine Wissenschaft
e Hand gab. Er beginnt mit einem Vorspiel: „Der
n's", den er selbst den würdigsten tragischen Abschluß
len Heldenzeit nennt. „Als ein Sieg der physisch-sitt-
benskraft eines einzelnen über die vereinte Macht des
s bildet er eine Parallele zu dem rein innerlichen
Wahrheit über den Irrthum im Gemüth der Ruth,
jeder andern Hinsicht ein völliger Contrast zwischen
t, wie zwischen nationaler und allgemein menschlicher
Auch unsere Zeit ringt aus dem national und po-
gten Christenthum nach der allgemeinen, göttlich-
Gestalt der Kirche, welche die Unterschiede nicht zer-
erklärt. Wir meinen dies nicht im Sinne eines land-
manismus, sondern im genauen Sinne der biblischen
göttlicher Offenbarung, im Sinne des Apostels Pau-
her's." Indeß, was wir an dem Drama tadeln, ist
logische Fassung und Haltung; es fehlt alle Selb-
s dichterischen Genius, welche den Stoff aus rein
Gesichtspunkten gestaltet. Deshalb paßt die Behand-
nicht zum Stoff. Die Geschichte der Ruth gibt
sich ein arkadisches Bild, dessen das Gemüth ergrei-
ur in seiner Beschränkung bestehen kann. Die Liebe
Ruth zum reichen Boas auf der sommerlichen Flur,
der landschaftliche Duft der Erntepoesie schwebt,
ber einzelne Hindernisse hinweg zum Ziele geführt,
ge der Stoff für ein anmuthiges idyllisches Drama.
ber eignet sich weniger zu weitgreifenden theologi-
torischen Gesichtepunkten, ohne in seinem innersten
digt zu werden. Wir sprechen hier immer nur von
hen Bedeutung; denn der Dichter kann den Stoff
Seite hin auffassen, nach welcher sein innerer
liegt. So ist ein Vorspiel, welches den Tod
h dazu blos erzählend behandelt, eine keineswegs
vertüre, da sie den ganzen Stoff in eine Sphäre
Gegensätze rückt, wo er nicht zu Hause ist. Mit
der Theolog erdrückt den Dichter, welcher ein ein-
Volkslied mit einer Begleitung von choralartigen
componirt. Die einfache Erzählung der Bibel
nd dramatischer, als dies mit theologischer Weis-
Stück. Nur eine Scene ist wahrhaft poetisch und
s Talent des Autors: die Scene auf der Tenne
s und Ruth. Hier läßt der Dichter nur rein
tive walten; es ist die Bewegung der Leidenschaft
Fortschritt dramatischer Entwickelung. Doch auch
dieser Scene verdirbt der Dichter alsbald wieder
ungsvolle Theologie. Naëmi, Ruth's Mutter,
vor das Paar hin:

Ja, Heil mir Armen,
einen Todten, Königsmutter ich
anzumstrahlt mein Haus. Gesegnet ihr
en Tagen. Denn von euch entsprießt
nigliche Haupt, das Judas Stamm
Völkerfürsten hebt. Vernehmt auch dies:
thlehem, Haus des Brotes, trägst der Welt,
rende, du segensreiche Flur,
cht des Lebens, das den Tod bezwingt.
eit du Magd, du hast geglaubt.

ß dies Naëmi, dürfen wir den Dramatiker fra-
n Offenbarungen sind undramatisch, sonst wäre
auch Bileam's Esel eine dramatische Figur. Ueberhaupt zerstö-
ren sie die Stimmung, die sich am Geschick der Liebenden in ein-
facher Rührung freut. Der Verfasser hat sein Drama, dessen
Diction durchweg edel, würdig und schwunghaft ist, mit Chören
durchwirkt, welche, durch das Band der Strophe und Antistrophe
nach antikem Muster gehalten, nicht in Jean Paul'sche Streckverse
zerfließen. Diese Chöre haben einen psalmenartigen Schwung,
erinnern aber in ihren Wendungen fortwährend an David und
die Propheten. Auch ihre Haltung paßt nicht zu dem idyllischen
Gemälde, welches der im Buche Ruth enthaltene Stoff uns ent-
rollt. So ist z. B. das Hereinziehen der Rahab in den
Schlußgesängen gänzlich ungehörig. Uns kümmert weder die
genealogische noch die symbolische Bedeutung! Doch in mensch-
licher Hinsicht und nach der thatsächlichen Darstellung der Bibel
war sie eine feile Dirne von Jericho und kann mit Ruth nur
von einem Dichter zusammengestellt und gefeiert werden, dem die
Gestalten der Bibel längst ihre menschliche Wahrheit verloren
und sich in leere symbolische Schemen verwandelt haben.

---

4. Die Zerstörung von Jerusalem. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Leonhart Wohlmuth. Nürnberg, v. Ebner. 1857. 8. 16 Ngr.

Der Stoff ist in jüngster Zeit mehrfach behandelt worden. Wollheim's in Hamburg mit Erfolg aufgeführtes Trauerspiel ist uns unbekannt geblieben; dagegen hat das Epos von Adolf Stern glänzendes Colorit und an mehreren Stellen dichterischen Schwung. Jedenfalls ist der Stoff, ein Kampf der Massen und Ideen, mehr episch als dramatisch; es fehlt ihm vor allem ein hervorragender Held. So sehen wir auch in diesem Stück die innere Zerrüttung der Stadt, kämpfende Parteiführer und Prie-ster, grelle Bilder der Hungersnoth, vor den Thoren das Römer-heer mit seinem Imperator Titus, eine aus der Stadt auswan-dernde Christengemeinde, den Ewigen Juden Ahasver; wir sehen das opernhafte Schlußtableau des zerstörten Tempels; aber aus allen diesen vereinzelten Bildern und Gruppen hebt sich keine Gestalt hervor, deren innere Entwickelung und entscheidende That dem Ganzen Einheit und dramatisches Leben gäbe. Die Sprache ist correct und fließend, aber es fehlt ihr gerade bei den grellsten Scenen die erforderliche Energie und Herbheit, wie überhaupt Originalität des Ausdrucks, der Bilder und Gedanken.

---

5. Die beiden Wolsey, oder Licht und Schatten. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Kamil Maria Schlechta. Zweite Auflage. Wien, Wendelin. 1857. 8. 16 Ngr.

Eine Variation über das alte Thema der feindlichen Brü-der! Die Scene spielt in Schottland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; die Parteikämpfe zwischen den Anhängern Jakob's und Oranien's bilden den Hintergrund. William Wol-sey, der Held des Stücks, ist ein Freiheitsmann, ein Gegner der Jakobiten, und predigt gleich am Anfang Rebellion gegen den König; sein Bruder, der Lord, ist ein Königlicher. Das Stück beginnt damit, womit andere Tragödien zu schließen pflegen, mit Hochverrath, Verhaftung, Kerker und Todesurtheil. Der Lord selbst, der als Brutus auftritt, läßt den Bruder verhaften, gibt sich nicht Mühe, sein Leben zu retten, und zieht sich vom Schauplatz zurück. William wird inzwischen vor dem Todesbeil durch die Liebe der Kamilla, der Tochter des Kerkermeisters, er-rettet, die mit ihm flieht. Wir finden beide nicht ohne Ver-wunderung auf dem Schlosse des Lords im Hochlande wieder. Hier beginnt eine neue Intrigue. Lady Beresford, die Braut des Lords, verliebt sich in den schönen Bruder, doch als er ihr nicht zu Willen ist, sinnt diese Potiphar darauf, ihren Joseph zu verderben. Sie erzählt dem Lord, William habe um ihre Liebe geworben. Dieser, erzürnt, verjagt den Bruder aus dem Hause. Nicht genug damit, mischt Lady Beresford, die in der That einen abscheulichen Charakter hat, einen Gifttrank für Wil-liam, den sie im Gemache des Castellans, wo dieser noch ver-weilt, aufstellt. Diese Vergiftungsmanier erinnert an die Rat-

tenvergiftung und ist etwas unsicherer Art. Es kommt darauf an, ob William Durst haben wird. Der Zufall will, daß nicht William, sondern der Lord Durst hat. Er kommt in das Gemach, trinkt und — stirbt. William wird Lord und der Lady Beresford die verdiente Züchtigung in Aussicht gestellt. Es ist viel über den Zufall in der Tragödie geschrieben worden; hier finden wir seine Caricatur. In „Romeo und Julie" vollstreckt der Zufall nur das Strafgericht der eigenen blinden Leidenschaft. Mislich dagegen ist in Otway's „Orphan of Chine", einer Tragödie, welche ebenfalls die Conflicte feindlicher Brüder behandelt, die Herbeiführung der Katastrophe durch den Zufall; denn ein zur rechten Zeit angesteckes Nachtlicht hätte sie, nach den Ansichten eines berühmten englischen Kritikers, vermeiden können. In unserm dramatischen Gedicht ist aber der Zufall vollkommen sinnlos. Der etwas schwache Lord, der aber als der Betrogene bona fide handelt, verdient diese Nemesis nicht. Was ist überhaupt die Idee des ganzen Stücks? Es hat keine; es ist ein zweckloses Hinundher einer durch verbrauchte Motive angezettelten Handlung. Das Nebensächliche ist mit großer Lebendigkeit ausgeführt; Hauptsachen sind dagegen oberflächlich motivirt und nebensächlich behandelt. So z. B. der politische Conflict der Brüder im ersten Act. Die Sprache hat hin und wieder einen markigen Ansatz, ist aber meistens reich an Gemeinplätzen. Einzelnes Originelle, wie z. B. folgendes Bild:

Diese Lichtgestalt
Wär' nicht zu höherm Zweck herabgestiegen,
Als Blume blühend, wo nur Moos sonst klebt —

wäre eher fortzuwünschen.

---

6. Ulrich von Starkenburg. Ein Drama in fünf Acten, von Martin Meyer. Innsbruck. 1858. 8. 1 Thlr.
7. Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach. Historisches Drama in fünf Acten von Karl S. von Merz. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 20 Ngr.

Wir stellen diese beiden Stücke zusammen, weil die Grundidee in ihnen die gleiche ist, nämlich, um uns der Formel des zweiten Dichters zu bedienen: der Kampf des Mittelalters mit der einbrechenden Neuzeit, des feudalen Faustrechtsstaates mit dem monarchischen. Im ersten Stück sind die Vertreter des Faustrechts die Raubritter auf ihren Burgen; im zweiten sehen wir fürstliche Häupter aus dem Hause des Herrschers an der Spitze der aristokratischen Liga. Beide schließen mit dem Triumphe der Staatsweisheit über die feudalen Herrschaftsgelüste. Das erste Stück behandelt den Stoff in der Holzschnittmanier des „Götz von Berlichingen", skizzenhaft, urkräftig, lakonisch derb; das zweite mit weitläufiger Rhetorik im Schiller'schen Stil. Beide Tragödien machen indeß einen ungenügenden Eindruck, weil es weder dem einen noch dem andern Dichter gelang, der Handlung ein spannendes Interesse zu geben und unsere Sympathie für die Gestalten der Helden in nachhaltiger Weise wach zu rufen. Doch steht das zweite in der künstlerischen Anlage der Composition und ihrer Hinausführung zum versöhnenden Schluß, sowie in seiner gebildeten Diction über dem ersten, wo man meistens im Felsgerölle eines von seinem Waldstrom verlassenen Bettes zu wandern glaubt.

„Ulrich von Starkenburg" ist der normale Raubritter und wird uns auch von Haus aus in einer entsprechenden Situation vorgeführt. Er ist der angesehenste unter den Adelsbündnern, die sich wider den Herzog Friedrich in Tirol zur Wahrung ihrer faustrechtlichen Interessen vereinigt. Der Verfasser nimmt in der Vorrede, mit welcher sein Drama, wie die meisten neuern im Druck erscheinenden Dramen, ausgestattet ist, im Gegensatz zu Herrn von Merz, der sich auf Seite der durchgreifenden Einheitsgewalt stellt, Partei für seine Helden, in denen er „nicht sowol die Träger veralteter feudaler Grundsätze, sondern vielmehr die Verfechter edler persönlicher Freiheiten und höherer patriotischer Tendenzen zu erkennen glaubt". Darum fallen auf die Umgebungen des Herzogs ungünstige Streiflichter und besonders Sabina von Hausmann, die Geliebte des Herzogs, ist mit dem Aufgebot aller schwarzen Farben geschildert, die der Dichter auf seiner Palette hatte. In einzelnen Scenen liegt ein gewisser dramatischer Reiz des Ausdrucks und der Handlung; aber das Ganze ist mehr eine aufeinander geschichtet als dramatisch in eins gebildet. Auch für wir über die Zeit, wo diese Lakonismen der Darstellungsweise für Zeichen urwüchsigen Genies galten, hinaus und verlangen auch von der Form künstlerische Haltung.

Im „Letzten Bruderkampf" dagegen fehlt nicht die Gabe eines oft allzu sehr an Bekanntes anklingenden Ausdrucks; die Charaktere der Brüder sind wohl gruppirt und der auf dem liegende Wolfgang bringt ein für die Farbenabstufung günstiges Moment hinzu; auch steigert sich die Handlung durch die Erfindung des Abensberg, in welcher die feudale Partei ihren letzten blutigen Trumpf ausspielt; der Schlußact enthält versöhnende Accorde. Dennoch vermissen wir hier den eigenthümlichen Zauber des Talents; wir hören eine gebildete Sprache, die für uns gedichtet und denkt; wir sehen in der Composition künstlerisches Bewußtsein; aber über den correcten Linien schwebt kein lebensvoller Duft der Phantasie: es sind nur blasse Nachzeichnungen, die uns nicht fesseln.

---

8. Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Acten von Eduard Rüffer. Gotha, Thienemann. 1857. 18. 15 Ngr.

Ein Lieblingsstoff der dramatischen Muse! Wir haben mehrere italienische, deutsche, französische „Sophonisben". Die „Sophonisbe" von Hersch kam in Frankfurt und Wien zur Aufführung; eine andere hat ein talentvoller Dramatiker des Sperthales gedichtet. Eduard Rüffer rechtfertigt in seinem Vorwort die Wahl des antiken Stoffs gegenüber den neuesten principiellen Anklagen, welche in neuester Zeit dagegen erhoben worden. Er sagt unter anderm: „Trotz des ungeheuren Zeitabstandes, der zwischen uns und dem tragischen Geschick der unglücklichen Königin Sophonisbe liegt, sind die Gefühle des menschlichen Herzens doch seitdem keine andern geworden; und ist es, was die in jenen Epochen Lebenden mit uns verbindet. Doch hat das Drama es ausschließlich mit den Gefühlen des menschlichen Herzens zu thun? Bedarf es nicht einer andern Motivirung aus den Kreisen des realen Lebens? Auf sein Drama selbst die Antwort geben. Das Verhältniß der Karthager und Römer, Krieg und Frieden, die Bedingungen des Friedens, die römische Staatsweisheit u. s. w. geben die Triebfedern der dramatischen Action her, bilden das Gerüst der Handlung, an welchem sich die Empfindungen der Sophonisbe emporranken. Sie nehmen die Hälfte des Interesses in Anspruch, das wir der Handlung entgegenbringen. Und diese Gefühle des menschlichen Herzens selbst, werden sie nicht durch die Sitte und die Cultur des Zeitalters bestimmt? War nicht die Kraft mittelalterlicher Herzensempfindungen dem Alterthum fremd? Entstellen wir nicht seine Heldinnen, wenn wir den Zauber für das sinnlich Schöne erglühenden Zeit die Schwermuth moderner Sentimentalität in den Mund legen? Aus Euripides, Herz und Ovid sehen wir, wie Römer und Römerinnen liebten.

Bei einem vielbearbeiteten Stoffe, wie Sophonisbe ist, bietet dem Dichter eine Schablone vor, die er benutzen kann. Es scheint, Rüffer hat den Schwerpunkt der Handlung verlegt; er ruht auf dem Uebergang der Sophonisbe aus den Armen des Syphax in die des Masinissa. Das war mit aller Kraft dramatischer Motivirung und Steigerung hervorzuheben und auf die schärfste Pointe des Dramas, die, wie ich in meiner Kritik gezeigt, in den Schluß des dritten Actes fallen muß. Unser Dichter hat es sich hiermit sehr leicht gemacht! Syphax wird im vierten Act mit einigen Redewendungen beseitigt und schon am Schlusse sehen wir die Heldin den Werbungen des Masinissa bereitwillig Ohr und Herz schenken. Durch diese Verrückung des Schwerpunktes nach dem Anfang hin verläuft die Handlung ins Breite und verliert an spannender Entwickelung, um so mehr als Entschluß und Versprechen Masinissa's, Sophonisbe den Römern auszuliefern, wodurch die tragische Katastrophe bedingt

ird, nicht hinlänglich durch die Denkweise und Sinnesart die-
s Charakters motivirt und nicht scharf genug hervorgehoben ist.
ch Syphax verschwindet aus dem Zusammenhange des Stücks,
e irgendwie als Factor der Handlung einzugreifen. So unge-
gend die Composition des Stücks erscheint, so würdig, edel,
gemessen ist die Diction, wenn ihr auch jene Schärfen fehlen,
lche Ausfluß tiefgreifender Motivirung und genialer Charakte-
ik sind. So ist die Rede des Syphax, als er die Treulosig-
t seiner Sophonisbe erfährt, vortrefflich, kraftvoller und doch
er Ausdruck der Leidenschaft, und es ist um so mehr zu be-
ern, daß sie für den Fortgang der Handlung wirkungslos
klingt:

Habt ihr's vernommen, säulgetragne Hallen
Und ihr stürzt über mich nicht krachend ein,
Und berstet nicht vom Echo dieser Worte?
Als mir die Kron' entrissen ward und ich
Die Königswürde mit der herben Schmach
Des Kriegsgefangnen tauschen mußte, war
Ich nicht beklagenswerth; noch war ich reich:
Reich in Erinn'rung, reich in meiner Liebe,
Reich in der Hoffnung auf ein Wiedersehn! —
Ich fühlte meine Kerkerfesseln nicht,
In ihr vergaß ich mein Verlassensein,
Und wartete auf Charon's Nachen, wie
Man auf ein glückbeladen Fahrzeug harrt,
Des Todes Nacht war mir ja hell durch sie.
O, warum nahm ihr Dunkel sie nicht auf?
Jetzt bin ich arm, wie's nie ein Bettler war,
Unglücklich wie der an den Kaukasus
Geschmiedete Prometheus. Das Vergangne,
Die Gegenwart und Zukunft ist mir todt!
Ich gehe lebend ohne Leben um
Und wünschte mir, ein kalter Stein zu sein,
Der's nicht empfindet, wenn man ihn inmitten
Entzwei schlägt, der nicht schwindelt, wird er jählings
Zu einem unergründlich tiefen Abgrund
Geschleudert, der nicht Rachegedanken hegt
Und seine Ohnmacht fühlend, knirschend flucht.
Doch da kein Stein ich bin, so muß ich fluchen,
Solang' ich athme. Aller Haß der Götter
Fall' wie ein Gisthau auf die Frühlingsflur,
Auf ihr Sirenenhaupt vernichtend nieder!
Das ist die einz'ge Bitte an den Himmel,
Die ich noch thu'; oft flehte ich umsonst,
Doch diesmal will ich nimmer rasten, bis
Ich die Dämonen mir willfährig machte,
Rächt mich an ihr, Bewohner des Olymps,
Die ihr in eurer himmlischen Behausung
Das Weh des Menschenherzens nimmer ahnt;
Rächt mich an ihr und laßt sie meinen Schmerz
Und die trostlose, sternerlöschte Nacht,
In die sie mir die schöne Welt getaucht,
Entgelten, hört mich, ihr Unsterblichen!

haron's Nachen, Prometheus, das Sirenenhaupt und die
ner des Olymps sind die unvermeidlichen Hülfstruppen
ntiken Pathos: ein mythologischer Ballast, der für die
der Gegenwart, für das deutsche Nationaltheater doch
ch nicht zu empfehlen ist! So geben sie auch hier der
en Rede einen fremdartigen Zug. Bei antiken Stoffen
sich diese mythologischen Bilder nicht vermeiden; sie sind
und gehören zum Costüm. Aber auch das sollte uns mit
bedenklich machen. Das menschliche Gefühl, auf das
Dichter beruft, ist überhaupt in abstracto nicht darzu-
sondern nur in seiner concreten Lebensäußerung. Und
heint es stets im Costüm einer bestimmten Zeit; doch
neue Zeit gibt dem Dramatiker Stoffe, deren bewegende
en und Empfindungen unmittelbar den Ausdruck finden,
zum Herzen spricht.

---

9. Petrarca und Laura. Schauspiel in fünf Acten von Theodor Goltdammer. Berlin, Decker. 1858. 16. 24 Ngr.

Der Verfasser gibt in der Vorrede selbst den Gesichtspunkt an, unter welchem die Kritik sein Werk betrachten darf: „Will man das vorliegende Gedicht aus naheliegenden Gründen nicht als ein allen Anforderungen entsprechendes Drama anerkennen, so möge es denn wenigstens in weiterm Sinne als der Versuch einer Dramatisirung des herrlichen Canzoniere gelten, welcher so dessen Geist und den Dichter selbst, der ihn schuf, lebendig dem Auge darzustellen bezweckt.“ In der That ist eine Reihenfolge von Begebenheiten kein dramatischer Stoff. Petrarca's Liebe hat wenig Entwickelung, wenig Geschichte. Die Ehe seiner Laura ist von Anfang an das Hinderniß, das aber keinen Conflict hervorruft, denn Laura bleibt treu am Anfang wie am Schluß und Petrarca stets der gleiche Schwärmer. Da wagt sich Tasso bei Goethe doch weiter vor! Innere Schwankungen des Gemüths genügen nicht zur dramatischen Handlung, am wenigsten die verduftende Lyrik einer platonischen Liebe. So gibt auch die Anlage des Schauspiels eine nur äußerlich aneinander gefettete Scenenfolge. Die ausführlich behandelte Krönung Petrarca's steht fast in gar keinem Zusammenhang mit dem Grundthema des Stücks, mit seiner Liebe. Dagegen kann die Kritik den andern vom Verfasser empfohlenen Standpunkt zur Betrachtung seines Werks einnehmen und dasselbe als eine dramatische Umschreibung und Erklärung von Petrarca's Canzonen und Sonetten ansehen. Dann wird die im ganzen sinnige und geschmackvolle Anordnung, in welcher für die einzelnen Gedichte der Faden eines fortgehenden Entwickelungsganges gefunden ist, Anerkennung verdienen. Der Verfasser ist so gewissenhaft, für alle dichterischen Gedanken Petrarca's genau die Quelle anzugeben. Was er selbst schafft, ist nur ein mit oft geschmackvollen, oft trivialen Arabesken gezierter Rahmen, in welchen er das Bild des Dichters faßt. Landschaftsbilder, Volksscenen, Reflexionen über die Liebe lösen sich ab, ohne ein selbständiges Interesse in Anspruch zu nehmen. Allen Verehrern der Muse Petrarca's mag indeß diese hermeneutisch-kritische Studie empfohlen sein.

---

10. Jadwiga, Königin von Polen. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von M. Dornheim. Stuttgart, Hallberger. 1857. 32. 22½ Ngr.

Dies Drama gehört, wie „Das gefangene Bild“ von Mosenthal zur Schule von Oskar von Redwitz und seiner specifisch christlichen Tragödien. Wir finden die Eigenthümlichkeit dieser Schule nicht etwa in der christlichen Gesinnung, sondern darin, daß sie das Wunder als dramatisches Motiv benutzt. Entsprechend der Göttermaschinerie des alten Epos ist es eine Art von Heiligenmaschinerie, die sie in Anwendung bringt. Und zwar erscheinen die Heiligen immer dann, wenn den Poeten der Athem ausgeht und der Faden der vernünftigen Motivirung abreißt. Der Stoff des vorliegenden Dramas ist der Geschichte entnommen; es liegt ihm ein dramatischer Conflict zu Grunde, der nur durch die legendenhafte Behandlung entstellt ist. Die ungarische Prinzessin Jadwiga (Hedwig) ist mit ihrem Jugendgeliebten, dem Herzog Wilhelm von Oesterreich, verlobt. Als sie Königin von Polen geworden, wirbt Jagello, der Großfürst von Litauen, um ihre Hand, ein Preis, für den er sich und sein ganzes Volk zum Christenthum bekehren will. Die Stimme der Großen und des Volks in Polen ist für den Großfürsten. Jadwiga wird indeß vom stürmischen Oesterreicher besucht, der sich heimlich mit ihr vermählen will. Schon ist alles dazu bereit, als plötzlich äußere und innere Motive dazwischentreten. Ein unerbittlicher Thürwächter wehrt dem Herzog den Zutritt und die verzweifelte Königin wird durch einen Brief des Papstes, noch mehr aber durch eine innere Erleuchtung, eine Vision bewogen, dem Herzog zu entsagen und dem Litauer ihre Hand zu bieten. Jadwiga kniet nämlich am Altar der heiligen Hedwig nieder:

O Heil'ge, neige dich zu mir!
Erleuchte mich, und zeige mir den Weg,
Der Gott gefällt!

(Stummes, inbrünstiges Gebet. Das Auge fest auf das Bild der heiligen Hedwig gerichtet. Leise und fern ertönt eine kirchliche Musik. Allmählich verschwindet das Bild der heiligen Hedwig und hinter einer Gaze wird das Innere einer Kapelle sichtbar, darin ein Kreuz; dieses muß dem Publikum besonders deutlich erscheinen. Man sieht eine, der Königin ganz ähnliche Gestalt kommen, weiß und bräutlich gekleidet, den Myrtenkranz im Haar, mit langem weißen Schleier. Sie naht sich dem Kreuz, kniet davor nieder und bleibt wie im Gebet versunken einige Secunden in dieser Stellung. Plötzlich erhebt die Gestalt den Kopf, umfaßt das Kreuz und blickt in berchender Stellung zu demselben empor, erhebt sich langsam, nimmt ergebungsvoll Kranz und Schleier vom Haupt, legt beides zu Füßen des Kreuzes nieder und umfaßt in stehender Stellung das Kreuz voll Inbrunst, indem sie begeistert emporblickt. Im selben Augenblick nimmt das Bild der heiligen Hedwig seine Stelle wieder ein. Jadwiga stößt einen Schrei aus.)

Ha, das war Gottes Stimme!

Wie ganz anders hätte sich diese innere Umwandlung darstellen lassen, ohne die heilige Hedwig zu incommodiren. Welch ein prächtiges Charakterbild hätte sich aus diesem wilden Natursohn Jagello in seiner kräftigen Herrschergröße schaffen lassen! Er nur, als Vertreter seines nach Bildung und Menschlichkeit dürstenden Volks hätte Jadwiga bekehren müssen, ehe sie ihn bekehrte. Nur durch das Eingreifen Jagello's in die Entwickelung konnte diese selbst dramatisch spannend und effectvoll werden, war der dichterischen Erfindung und der contrastirenden Gestaltung Raum gegeben, indem Jagello mit seiner von einem großen Gehalt erfüllten Seele dem nur verliebten Wilhelm gegenübertrat! So verläuft das Stück in wirkungsloser Scenenfolge; denn der theatralische Spectakel vor der Portierloge ist trotz Schwert und Axt sehr äußerlich und ohne dramatische Kraft. Die gebildete Sprache aber, die für uns dichtet und denkt, rühmen zu wollen, wäre in der heutigen Zeit ein Anachronismus.

11. Künstler und Fürst. Ein dramatisches Gedicht von M. Unger. Berlin, Dümmler. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Wir bewegen uns hier unter Staffeleien, Pinseln und Paletten, wandern aus einem Atelier in das andere und lauschen mit etwas italienischem Freiheitsgeist versetzten Künstlergesprächen, an denen sich auch Deutschlands Kaiser Karl IV. betheiligt. Die Intentionen des Dichters bleiben deshalb unklar, weil ihm die Einsicht in das Wesen des dramatischen Conflicts und der dramatischen Einheit fehlt. Michel Angelo, der freie Künstler und der Kaiser, das sind die nothwendigen Angelpunkte, um welche sich die Handlung drehen mußte. Denn wenn es auch verschiedenartige Beziehungen zwischen Fürst und Künstler darzustellen galt, so mußten sich die übrigen doch um diese Hauptgestalten gruppiren. So unklar aber war sich der Autor über das, was er selbst wollte, daß er die nothwendige Hauptscene des Ganzen, nach welcher hin die Handlung, wenn von einer solchen die Rede sein darf, culminirt, die Scene zwischen dem Kaiser und Michel Angelo, uns nicht einmal vorführt, sondern nur erzählen läßt, während er die gleichgültigsten Situationen und Unterhaltungen des Ateliers auf die Bühne bringt oder gar lange Prosadialoge zwischen verschiedenen Dienern und Reitern mit nichtssagendem Inhalte einschiebt. Der Dialog ist ästhetisch doctrinär und enthält viele in Verse gebrachte Abhandlungen aus den „Dioskuren". Dieser doctrinäre Ton mit seinen ernüchternden Wendungen drängt sich störend auch in Scenen von mehr Mark und Halt, wie z. B. in die Schlußscenen bei Michel Angelo. Um Proben sind wir nicht verlegen; wir schlagen auf, wo wir wollen. S. 72:

Tizian.
Mein kaiserlicher Herr
Hat treffend dies bemerkt. Der Reiz der Kunst
Ist andrer Art als der der Wirklichkeit.
Der Reiz der Kunst ist geist'ger Art, der Reiz
Der Wirklichkeit deckt oft das Wesen zu,
Und somit auch den Geist, der in ihm ruht.
Die Kunst hat drum genau zu unterscheiden,
Daß sie das Wesen sinnvoll so erfaßt,
Damit der Geist zur Schönheit sich gestalte.

Michel Angelo sagt (S. 40):

Warum nennt man mich groß hier unter euch,
Wie anderwärts? Nur weil ich in der dunkeln,
Der tiefen Werkstatt der Natur erkannt,
Wie Gottes Geist sich in das Kleid gehüllt
Der Wirklichkeit, damit sie freies Leben
Für jetzt und alle fernen Zeiten sei,
Solch wirklich Leben aber deckt den Schein
Von Gottes Geist und macht die Absicht trüb,
Die in der Regung der Natur verborgen.
Wie ich in diese Absicht einzudringen
Vermag mit meinem Geist, das fühlt die Welt,
Wenn sie's auch nicht ergründen mag und kann.
Mit sicherm Hammerschlag zersprenge ich
Die Fessel, die den Geist gefangen hält
Im harten Stein, damit ein Leben draus
Aufs neu erblüh' in ursprünglicher Schöne,
Die klar und deutlich, von dem Zufall frei
Den reinen Zweck in ihrer Krone trägt!

Richtige Erkenntniß der malenden und bildenden Kunst dem Dichter, der sich auf diesem Gebiete mit philiströser Bildung in nicht unebenen Versen auszudrücken weiß, nicht zuzusprechen, wol aber die Einsicht in das Wesen der dramatischen Dichtung.

12. Der Kurfürst in Hükeswagen, oder: Das Maisel. Schauspiel in drei Abtheilungen von Montanus. Siegen, Pfeiffer. 1856. 8. 10 Ngr.

Eine undramatisch breit ausgeführte Anekdote, die wieder ein Rattenkönig von Anekdoten ist! Humor im Hanswurststil, breit und derb, mit Curial- und Kanzleistyl, Rekruten- und Gerichtsscenen, die an Shakspeare erinnern, ohne seine Kraft der Charakteristik; der Held der dramatischen Anekdotensammlung ist ein Hofnarr, welcher in die Handlung eingreift, einen unschuldig Verurtheilten durch einen witzigen Einfall vom Tode errettet und in die Arme seiner Geliebten führt. Die Satire geht gegen die veralteten Mängel der Rechtspflege, Feilheit und Bestechlichkeit der Richter, gewaltsame Hülfe der Selbsthülfe von seiten der Vornehmen, welche bürgerliche Subjecte als Rekruten pressen lassen. Den Tiraden gegen den Adel wird dadurch die Spitze abgebrochen, daß der bürgerliche Liebhaber, um seine adeliche Geburtdame zu heirathen, auch selbst geadelt wird. Ueberhaupt scheint uns die Mischung von Ernst und Scherz unglücklich. Der Conflict ist, da es sich um das Leben des jungen Schalten handelt, ernst genug. Deshalb die Behandlung stilles, fast roh zu nennen. Das Lokalkomische, das sehr ernst genommen ist und in Versen behandelt, macht einen komischen Eindruck gegen die Intentionen des Auffassers. Die iambischen Monologe des Kurfürsten, der auch die Prosa der andern mit distinguirten Versen hineinrettet, den pechdrähtigen Reichszopf am Rücken der schönen Sprache mit z. B.:

Ich geh' als letzter Sprosse meines Stammes
Ins ew'ge Dunkel der Vergangenheit,
Und der Verfügung Trost ist mir verwehrt.
Der mit des Stammbaums Grün den Blick erfreut.
Deshalb muß ich's in andrer Weise suchen,
Was meinen Namen auf die Nachwelt bringt.
Im Kriegesruhme such' ich's wahrlich nicht
Denn jede Rohheit war mir stets verhaßt.
Das Metzgerwesen macht mir immer Ekel u. s. w.

trivial ist der Stil in den Strophen des Maifestes. er verwahrt sich in der Vorrede gegen die sonst übliche ie handelnden Personen aus ferner Zeit so gelehrt lassen, als hätten sie die neuern Hochschulen in Glacé- besucht". Doch in der Dichtkunst, die als Kunst erden will, verlangen wir, wenn auch keine Glacé- mindestens die sensible Hand des Geheimrath Carus d keine schwüligen und robusten Fäuste.

April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen, in drei Acten. Blücher in Teterow, dramatischer k in einem Act. Von Fritz Reuter. Greifswald, 1857. Gr. 12. 15 Ngr.

Dialektposſen, die erste größere abwechselnd im märpommerschen Dialekt und im Hochdeutschen, in welSprache die komische Wirkung durch hochtrabende n des Verfassers Willen erreicht wird, z. B.: „Julie: ich kann es nicht glauben, daß all die süßen heiibungen, die unsere Brust durchzitterten, mit dem Entsetzens sterben sollen." Oder: „Mein Vater nnen, die Erinnerung an die goldene Zeit des Erer jungen Seelen wird er mir nicht rauben, und nich zwingen, meine Hand einem Menschen zu reiErscheinung mich beim ersten Anblick mit der Wideres kriechenden Ungeziefers berührte."
sich von selbst die Einheit der Darstellung, welche braucht, wieder her. Die Motive sind verbraucht; Jochen und sein Bedienter Samuel sind Figuren, t an einer gewissen volksthümlichen Komik fehlt. Stück ist ein werthloser Schwank.

---

ibe. Lustspiel in Versen in einem Aufzuge von Freiherrn Vincke. Hamm, Grote. 1856. 16.

n öfters darauf hingewiesen, daß der Vers dem spiel einen künstlerischen Halt zu geben vermag, e des Humors zu beeinträchtigen. Im Gegenrs und besonders der Reim hat seine eigene vis prägt überdies den komischen Einfall mit großer nd dem Gedächtniß ein. Rede und Gegenrede, ste abgebrochene Dialog gewinnen durch den Vers, umoristischen Ergüssen gibt er lustig sprudelnden r Alexandriner, den frühere Lustspieldichter, Steiner u. a. anwendeten, ist zu einförmig. Dagegen ich in der freien Mischung mit fünf- und vierin zu verwenden. In dieser Weise ist der Vers s Lustspiels gehalten, dessen Form uns vollkomvon selbst dem Stückchen die Vorzüge edler Halanz gewährt, ohne die Lebendigkeit des humogo zu beeinträchtigen. Schade, daß die Fabel großen Unwahrscheinlichkeit leidet. Denn die ruht darauf, daß sich drei Freunde nach zehn dezvous an einem bestimmten Orte geben und erkennen. Bei einem zufälligen Zusammentreffen nöglich, aber hier, wo sie sich erwarten, erscheint rscheinlich!

uan wider Willen. Lustspiel in drei Acten. n Roman der Emilie Flygare-Carlén.) Von tmann. Berlin, Lassar. 1856. 8. 15 Ngr.
r. Posse in einem Act von P. F. Trautmann. ar. 1856. 8. 10 Ngr.
der Mode. Posse in einem Act von P. F. n. Berlin, Lassar. 1856. 8. 10 Ngr.
er dieser drei Stücke, der vor kurzem verstorben hne Talent für das Lustspiel. Es geht wenigDauch dramatischer Bewegung durch diese Komödien; der Dialog zeigt einige Ansätze zu echtem Bilderwitz, nur die solide Motivirung fehlt. In dem ersten, größern, nach einem schwedischen Roman gearbeiteten Lustspiele ist der Grundgedanke, den schon der Titel ausdrückt, vortrefflich. Die Ausführung dagegen, durch das Hineinziehen ernster Motive und die häufige Wiederholung derselben Intrigue, ohne echt komische Kraft. „Onkel Quäker" ist ein jovialer Studentenschwank mit wenig stichhaltigen Motiven; „Ein Feind der Mode", etwas taktfester in seiner innern Begründung, aber doch zu leicht und oberflächlich gearbeitet.

---

18. Die Pariserin nach der neuesten Mode. Modernes Sittenbild in einem Act. Nach einer französischen Idee von Luise Mühlbach. Berlin, Artistische Anstalt. 1857. 16. 10 Ngr.

Eine Heldin der Schminktöpfe, der Crinolinen, der übertriebenen Toiletten, die mit ihrem „fashionablen" Gatten in einer Phantasieehe lebt, sucht ihre Freundin, die bisher an häusliches Glück gewöhnt war, zu gleichen Ausschreitungen zu verleiten. Daß sie indeß für eine Dame der demi-monde auf der Straße gehalten und mit einem Blumenbouquet nebst Visitenkarte beschenkt wird — eine Thatsache, von der ihr Gatte rasch die nöthige Nutzanwendung zu machen weiß —, bringt sie bald wieder in das alte Gleis zurück. Die Idee ist nicht übel, Luise Mühlbach hat sie mit ihrer bekannten resoluten Frische behandelt, und schwingt über die eiteln Modedamen mit Eifer ihre satirische und moralische Zuchtruthe.

---

19. Anno 1848. Fastnachtsposse in einem Act. Reutlingen, Palm. 1857. 8. 3½ Ngr.
20. Ein Tag in Stendal oder die Architekten. Lustspiel in einem Act. Tangermünde, Doeger. 1857. 8. 10 Ngr.

Zwei Satiren auf die Kleinstädterei, beide ohne Ahnung dramatischer Composition! Die erste behandelt eine polnwitzer und schöppenstädter Anekdote, den Bürgerwehrwirrwarr einer kleinen Stadt bei dem Heranrücken des Feindes, der am Schluß in Gestalt einer Schafheerde auf die Bühne klingelt; die zweite einen Besuch der berliner Architekten in Stendal, der mit einer Verlobung schließt. Das erste Stück ist in derben Kohlenskizzen ausgeführt; das zweite mit unerträglicher Breite.

---

21. Almanach dramatischer Bühnenspiele von C. A. Görner. Fünfter Jahrgang. Hamburg, Verlagscomptoir. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der praktische Zweck der Aufführung stellt diese Sammlung von Stücken eines bekannten Schauspielers von vornherein in ein günstigeres Licht. Das Streben nach Bühnenmäßigkeit hat stets einige dramatische Vorzüge zur Folge: schnelle, ineinander greifende Handlung und Charaktermalerei, mindestens insoweit als der Charakter sich praktisch als Rolle zu bewähren hat. Das Talent läßt sich hier freilich nur schwer von der Routine unterscheiden, welche eine Masse bunter, fertiger Bilder in neue kaleidoskopische Verschiebungen bringt. Geschieht dies indeß mit Geschick, so ist wenig dagegen einzuwenden; denn auch die Bühne braucht, wie weiland Falstaff, ihr Futter für Pulver. Von den Görner'schen Stücken, die hier mitgetheilt werden, sind gewiß viele durch Aufführungen dem Publikum bekannt. Gegen die beiden ersten: „Zerstören und Aufbauen" und eine „Erzählung oder Namen" müssen wir einwenden, daß die hier in Anwendung gebrachten Ueberraschungen undramatisch sind. Es bleibt ein dramatisches Axiom: das Publikum muß von Anfang an mit im Geheimniß sein! So erfahren wir erst am Schluß des ersten Stücks die Wette der beiden Kaufleute! Wenn wir aber nicht die letzten Zwecke der dramatischen Personen kennen, wie können wir uns für die ganze Handlung interessiren? Sie bleibt uns ja ein wirres Durcheinander; dies Fischen im Trüben ist keineswegs komisch. Löst sich dann am Ende die dramatische Nuß aus der Schale, so bleibt sie welk und hohl;

denn der kunſtgerechte Schluß eines Dramas hat mit der Löſung eines Rebus nicht die geringſte Aehnlichkeit. Wir ſind überzeugt, hätte der Verfaſſer uns im erſten Stücke von Haus aus ſelbſt in die Wette eingeweiht, daſſelbe würde eines ſehr guten Effects nicht verfehlt haben, der zwar nicht als Exploſion am Schluſſe hervorgetreten ſein würde, ſich dagegen auf das ganze Stück vertheilt hätte; denn die Grundidee iſt drollig genug. Ein verheiratheter Eheſeind und ein unverheiratheter Eheſreund wetten miteinander, daß jener in einem Jahre mehr Scheidungen, als dieſer Trauungen zu Stande bringen will. Das Benehmen der beiden Kaufleute während des ganzen Stücks bleibt uns aber unerklärlich, weil wir ihre Abſichten dabei nicht kennen, und läßt uns ſo vollkommen gleichgültig. Aehnlich verhält es ſich mit dem zweiten Stücke, deſſen Enthüllungen überhaupt in ein Gebiet hinüberſchweifen, wo ſich Thalia nicht mehr ganz heimiſch fühlen kann. „Immer ohne Frau" iſt ein luſtiger Schwank; „Keine Feinde" hat eine ganz hübſche Moral. Ein gutmüthiger Menſch iſt zur Einſicht gekommen, daß ſein ganzes Unglück darin beſteht, keine Feinde zu haben. Er bemüht ſich nun um jeden Preis, ſich Feinde zu erwerben, iſt aber darin ſo unglücklich, daß alle ſeine Bemühungen durch den Witz des Zufalls ins Gegentheil umſchlagen. Doch ſcheint uns die Ausführung des Grundgedankens nicht draſtiſch genug. „Jettchen am Fenſter" oder: „Man ſoll von ſeinem Nächſten nur das Beſte reden" iſt ein Soloſcherz in Alexandrinern, dem es keineswegs an treffenden komiſchen Einfällen fehlt. Auch hier hebt der Vers wieder den komiſchen Eindruck und beſtätigt unſer ceterum censeo.

---

22. Die alte Komödie vom Arzt und Tod oder: Schuſter bleib bei deinem Leiſten! Ein ſcherz- und ernſthaftes Spott- und Luſtſpiel in drei Aufzügen, verfaßt von Peter Sch—— Göttingen, Wigand. 1857. 8. 15 Ngr.

Hier bewegen wir uns nicht mehr auf dem Boden des Converſationsluſtſpiels, ſondern im freiern Reiche des Humors, welches für die Bühne zu erobern hoffentlich kein fruchtloſes Beſtreben ſein wird. Zwar werden wir weniger an Ariſtophanes und die claſſiſche Grazie ſeines Humors erinnert, ſondern mehr an Holberg und einen Komödienton, deſſen Form etwas manirirt, altfränkiſch und altväterlich erſcheint. Dennoch geht der Humor hier auf das Große und Ganze des Menſchenlebens und brennt nicht blos, mit dem faſt verkohlten Docht unſerer Luſtſpielſparlampe, am häuslichen Herd, bei Onkeln, Tanten und Nichten, bei Liebeserklärungen und Verlobungen. Das Genre dieſer Poſſen ſteht trotz holzſchnittartiger Derbheit und aller Extravaganzen höher, als das des franzöſiſchen Converſationsluſtſpiels und ſeiner verbrauchten Schablonen. Wir wollen die vorliegende Poſſe gerade für kein Muſter in ihrer Art erklären; es läuft in ihr viel Weitſchweifiges, Triviales und Witzloſes mit unter, es fehlt ihr die Grazie der Ungezogenheit; aber nach einem Dutzend von Luſtſpielen aus dem Gebiete des Familienklatſches übt ſie doch durch die weitern Perſpectiven, die ſie eröffnet, einen wahrhaft erquickenden Einfluß aus und enthält auch in der That in Anlage und Durchführung mehr originelle Einfälle, als eine große Zahl modiſcher Schablonenſtücke. Das Werk iſt eine Satire auf die ärztliche Kunſt und zwar eine recht gründliche, welche die Sache am rechten Ende anfaßt. Der Flickſchuſter Merten, den ſeine Gläubiger aus dem Hauſe geworfen, iſt lebensmüde und will ſterben, aber luſtig ſterben, wie er gelebt hat. Er beginnt das Spottſpiel mit einem Monolog, aus welchem wir unſern Leſern eine Stilprobe nicht vorenthalten wollen, die für den Stil des Ganzen charakteriſtiſch iſt:

„Sein oder Nichtſein — das iſt alſo die Frage, ob es beſſer iſt, dieſen alten, zerlöcherten, ſchiefgegangenen und niedergetretenen Lebensſchuh noch einmal wieder aufzuziehen, zu flicken und weiter zu tragen, ſolange es geht, oder ihn wegzuwerfen wie einen verſchliſſenen Pantoffel ohne Sohle und Oberleder? So hörte ich einmal einen Schauſpieler fragen, der den Prinzen Hamlet tragirte. Was er ſich antwortete, [illegible] aber ſage: Nein! dies ſchafslederne Leben [illegible] werfen gut; denn es hält kein Stich [illegible] lumpige Erde, iſt ſie's denn werth, daß [illegible] Sohlen auf ihr abläuft? Früher, da ſollt' [illegible] gegangen ſein; aber ſeitdem man gefunden [illegible] und ſich dreht, da hat nichts mehr Beſtand [illegible] es gibt nichts mehr als Umwälzungen, [illegible] ſchen ſich auch die Stiefeln nach außen [illegible] der Rundung. Ja, alles geht jetzt ſchief [illegible] gerade zu bringen, man mag flicken [illegible] all unſer Werk iſt jetzt ein Flickwerk [illegible] Flickarbeiter. Denn z. B. unſere [illegible] anders als am Staate herumflicken, [illegible] halte. Und die Kammern, flicken ſie nicht [illegible] Wohl des Volks, und wiſſen doch nicht, [illegible] drückt! Die Diplomaten ſind Friedensflicker [illegible] lich, daß die alten Löcher beim kleinſten Anſtoß [illegible] Die Geiſtlichen ſind Seelenflicker und [illegible] ſich Gott erbarme! Und ſo geht es durch [illegible] und alle ſind Flickarbeiter; aber ſie nennen [illegible] und das Volk iſt dumm genug, ſie für was [illegible] ſonſt wär's bald mit ihnen vorbei, und ſie [illegible] verlaſſen ſein wie ich, weil ich aus [illegible] mich für nichts weiter als für einen Schuh [illegible] habe. Nein, auf dieſer ſchiefen Welt muß [illegible] gemüth zu Grunde gehen. Alſo, Merten, es [illegible] Flickerleben wird jetzt geſchloſſen. Friſch [illegible] Dieſer Brunnen iſt mir gerade recht, in ihm [illegible] ſuchen. So komm denn, lieber Tod, mache [illegible] Ende und bring' mich in eine beſſere, luſtigere [illegible]

Nach dieſer Anrede erſcheint dann der Tod in Perſon. Merten ſingt noch das Liedchen:

Lieber Tod, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden —

und da er beim Anblick des häßlichen Todes [illegible] ihm zu folgen, ſo ſieht er's gern, als der [illegible] nimmt und mit ihm einen Pact ſchließt, [illegible] gegen Ablaß der meiſten Patienten, ein [illegible] ſoll. Der Tod, der ſonſt immer unſichtbar [illegible] ſeinem Patienten mitgeht, verſpricht Merten [illegible] bar zu ſein. „Siehſt du mich am Kopfende [illegible] will ich ihn haben; ſiehſt du mich dagegen [illegible] laſſ' ich ihn dir." In beiden Fällen wird [illegible] die unfehlbarſte Prognoſe; im zweiten [illegible] „Schein", das bunte Waſſer, das er ihm [illegible] er ihn heilt. Das Stück enthält nun die [illegible] dieſes Pacts. In Reineke erhält Merten [illegible] Famulus, der es verſteht, ihm von Anfang [illegible] ſchaffen. Hier ſind wir nun mitten in der [illegible] Lieblingsheld ein gelehrter Charlatan war [illegible] uns der Verfaſſer unter den Kunden des [illegible] Menge Geſtalten vor, deren humoriſtiſcher [illegible] tura temporis iſt und Gelegenheit gibt zu [illegible] dernen Ehen, das extreme Junkerthum, [illegible] rigen Communismus. Eine ſehr poſſirliche [illegible] Drillingsvater, der über das allzu reiche Maß [illegible] die Prognoſe des Doctors hören will, [illegible] köpfe darangibt und nur den Rothkopf, [illegible] halten möchte. Die komiſche Kataſtrophe [illegible] mund, Grimbart, der die Aerzte haßt, [illegible] geſuchter Weiſe lauter pharmaceutiſche Kunſt [illegible] führt, und durch deſſen Mündel Lotte, [illegible] timentalen Werther geliebt wird, herzergreifend [illegible] gibt ſeine Einwilligung nicht, Lotte iſt [illegible] aller Aerzte, wobei alle, Homöopath, [illegible] in allem andern uneinig, nur darin [illegible] Lebenselexir des Apothekers verordnen [illegible] Wunderdoctor erſcheint, verkündet, daß [illegible]

er den Vormund, der schon auf ihren Tod gehofft, rührt. Bei diesem aber erscheint der Tod am Kopfz roß aller Bitten der Lotte, ja trotz dessen, daß sie n einen großen Theil ihres Vermögens verspricht, r Vormund rettet, kann der ehrliche Flickschuster hier . Darüber ist er ungehalten, setzt den Tod zur Rede ßt, sich von ihm zu emancipiren. Der in einem n logirende Werther erfährt, wie ein Sarg für ' bestellt wird, glaubt, daß Lotte todt ist, eilt in nd vergiftet sich mit Fliegenschwämmen. Der große dazu; Lotte und alle beschwören ihn, ihn zu retten; int der Tod am Kopfende. Da faßt Meister Merten Gedanken, den Tod um seine Beute zu prellen; er gisteten umdrehen, sodaß der Tod an das Fußende mmt. Der Kranke wird wieder gesund; aber der m Wunderdoctor mit in den Brunnen hinab, aus ndeß in seiner alten Gestalt als Schuhflicker wieder in kommt.

rage liegt dem Ganzen eine echt humoristische Idee auch sind einzelne Scenen von drastischer Wirkung. l Witzhascherei und unnöthige Derbheit angebracht; Komik ein echt moderner Hauch, trotz aller Anspie- ie Zeit; wir vermissen den geläuterten Aether, der lusschweifungen der Aristophanischen Komödie mit Glorie schwebt.

---

nulus des Sternsehers. Lustspiel in drei Acten von hronik. Leipzig, Hübner. 1857. 8. 18 Ngr.

ıze Stück ist ein possenhafter Dialog below stairs abei eine Fülle komischer Ungeheuerlichkeiten und finns. Der Famulus spricht über Alt- und Jung- ommunisten, Materialisten, Revolutionen in seiten- ; die Handlung ist gleich Null, der geistige Inhalt immer, in jeder Beziehung mit dem Minuszeichen

---

ben eine Reihe von Kindern der modernen Revue passiren lassen. Dabei muß es auffal- ährend unsere Hofbühnen das französische und Lustspiel mit Vorliebe pflegen und die meisten diesem Beispiele folgen, unsere gedruckte Lust- einen ganz entgegengesetzten Ton anschlägt. Eleganz, feiner und frivoler Conversations- hnik, deren Sicherheit auf der häufigen Wie- icher Combinationen beruht; hier Derbheit, nwitz, ein kecker und cynischer Dialog, aus geschüttelte Verwickelungen und Situationen, cht motivirt, aber nicht ohne vis comica. meisten dieser Versuche sind, so conserviren sie komische Kraft der ältern Komödie und bilden oir, aus welchem unserm Lustspiel frische, ebenskräfte zuströmen. Ohne Frage ist seine Wiedergeburt nur dann gesichert, wenn sich ıdten Composition und technischen Meisterschaft ıden Stücke wieder der echte komische, schlag- in Dialog, Charakteristik und Situation er dem ältern englischen und deutschen Lust- r echten Komödie zu allen Zeiten eigen-

Rudolf Gottschall.

Zwei protestantische Geistliche des 16. und 17. Jahrhunderts.

1. Lebensgeschichte des Andreas Musculus. Ein Beitrag zur Reformations- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von Christian Wilhelm Spieker. Frankfurt a. O. Trowitsch u. Sohn. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Das Leben Johann Heermann's von Köben, des Liedersängers der evangelischen Kirche. Dargestellt von Karl Friedrich Lebderhose. Heidelberg, K. Winter. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Vor kurzem ist von uns an dieser Stelle mehrerer Arbeiten Erwähnung gethan, welche in der Form von Biographien dankenswerthe Beiträge zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts enthielten. Die beiden Werke, über welche wir uns heute zu verbreiten gedenken, gehören dem gleichen oder doch einem verwandten Kreise an. Ein Unterschied dürfte, wenn wir uns zunächst lediglich an den materiellen Inhalt halten, nicht an die Verdienste und Vorzüge der Bearbeitung, in dem Umstande zu finden sein, daß, während in den Werken von Strauß über Hutten und Frischlin, von Sixt über Vergerius u. s. w. das Culturgeschichtliche in erster Linie berücksichtigt wurde, sowol in der Lebensgeschichte des Andreas Musculus als in der des Johann Heermann die politischen und socialen Momente gegen die religiösen, die von den Verfassern fast ausschließlich accentuirt worden, gar sehr in den Hintergrund treten. Es soll die Bemerkung nicht etwa ein Vorwurf gegen Spieker oder Lebderhose sein; die angedeutete Methode war für beide eine gegebene; der Wirkungskreis ihrer Helden war ein bestimmt begrenzter, beschränkte sich ausschließlich auf das kirchliche Gebiet. Dazu kommt, daß es nicht übersehen oder vergessen sein will, wie die theologischen Zänkereien und Wirrnisse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geradezu alle andern Erscheinungen des öffentlichen Lebens überflügeln, ja vollständig absorbiren; wir werden in der That die Biographie des Musculus wie die Biographie Heermann's als Beiträge für die Culturgeschichte der genannten Epoche betrachten können.

Mit dem erstern Werke sei die Besprechung begonnen. Langsam soll der Kritiker, soll der Historiker sein, gleich langsam im Bewundern und Anerkennen, wie im Verwerfen und Verdammen. Man thut wohl, des Satzes nach der Lectüre der Arbeit über Musculus eingedenk zu sein. Der Held dieser Biographie macht für den ersten Anblick einen sehr unerquicklichen, einen geradezu widerlichen und abstoßenden Eindruck. Ein Gefühl, das human gebildet, kann Musculus schwer ein Interesse entgegentragen. Der Generalsuperintendent der Kurfürsten Joachim II. und Johann Georg war kein kirchlicher Heros von großer Begabung, ihm fehlte die Tiefe des Gemüths und die Freiheit des Geistes, er ermangelte des Adels der Gesinnung; Streitsucht und Rechthaberei, Gewaltstreiche und Verfolgungssucht sind die charakteristischen Kriterien seines zornmüthigen und unverträglichen Charakters. Die herbe Atrocität seiner Intoleranz, die maß- und schrankenlose Polemik, die oft nicht Streit und Kampf, sondern gemeines Schimpfen und ordinäres Schelten, der stachlichte Ton seiner Rede, das ätzende Gift, in welches er die nicht selten aus Busch und Hinterhalt abgeschossenen Pfeile seines Angriffs taucht, die impudente Nichtachtung vor allem der fremden Persönlichkeit: das alles verletzt und beleidigt tief. Es gibt Beleidigungen, welche das Innerste, ja das Ewige der Persönlichkeit verletzen. Solche Beleidigungen verlieren den Stachel nie. Er stumpft sich niemals ab. Er ist unvertilgbar, wie die Persönlichkeit selbst. Die ganze Bedeutung der geschichtlichen Entwickelung der Neuzeit, wie sie seit und von der Reformation datirt, besteht in nichts anderm, als in der immer tiefern Anerkennung bestimmter, freier Persönlichkeiten, ihres Wollens und Wirkens. Eben weil Musculus dieses Resultat der Reformation völlig verkennt, weil er muthwillig und geflissen da, wo eine milde Anerkennung, die sich nichts zu vergeben brauchte, auf die leichteste Weise tausend

Herzen gewonnen hätte, den Kampf, nicht sowol gegen die Ansichten, als gegen die Persönlichkeit der Gegner aufsucht und provocirt, weil er stets bemüht, durch Hohn und Beleidigung und verächtliche Behandlung die Persönlichkeit des Gegners zu vernichten, weil er, der allmächtige Pontifex von Kurbrandenburg, stolz und eingebildet auf die Gunst des Landesherrn, über seine Brüder hinwegtritt, weil sie ihm untergeordnet sind, wie über die Kiesel am Wege, weil kaum eine seiner Thaten es zeigt, daß er, ein wahrer Diener der christlichen Lehre der Liebe und Mäßigung, des Wohlwollens und der Demuth, jemals eingedenk gewesen, daß man auch ihn auf den Rücken niederlegen, auch ihm die leeren Hände über die Brust falten und auch über ihn den Sargdeckel decken werde, um ihn hinabzutragen in den dunkeln Raum, in dessen Enge wir alle ohne Unterschied und Ausnahme gleich groß und reich und mächtig werden: eben deshalb entsteht bei dem Leser seiner Lebensschicksale nur zu leicht eine Antipathie gegen den Mann, und fügen wir hinzu, eine begründete Antipathie.

Wir haben bei den dunkeln Flecken in dem Charakter von Musculus verweilt. Die Offenheit, mit der wir es gethan, entschlägt uns, wenn wir im Nächsten auf Punkte hinweisen, welche bei einem definitiven Gesammturtheil über Musculus nicht ignorirt werden dürfen, des Verdachtes, als wollten wir mildern und abschwächen, entschuldigen und rechtfertigen, wo und was nicht gemildert und nicht entschuldigt werden sollte. Die historische Gerechtigkeit gebietet es, diese Punkte nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Und zwar erachte ich mich zu den folgenden Bemerkungen um so mehr verpflichtet, als der Gegenstand, der berührt werden soll, von Spieker zwar flüchtig gestreift, keineswegs aber in einem entsprechenden und angemessenen Verhältniß ausgeführt worden. Spieker befindet sich in Opposition mit der streng hierarchischen Richtung, welche sich in den letzten Jahren innerhalb der protestantischen Kirche stark vorgedrängt hat; er benutzt die Acte der Intoleranz, welche Musculus so zahlreich begangen, zu Parallelen und Ausfällen auf Zustände und Verhältnisse der augenblicklichen Gegenwart. Darunter leidet nothwendig der Held seiner Arbeit. Die Schattenseiten geben sich greller, schneidender als erforderlich. Der ungünstige Eindruck, den die Persönlichkeit des Mannes macht, wird leicht begreiflich nur noch gesteigert, wenn man ihm zu der eigenen auch fremde Schuld auf die Schultern ladet, ihn zum Träger und Sündenbock für moderne Antipathien macht.

Es liegt ungleich mehr Inhalt und ein tieferer Sinn, als Theologen insgemein herausinterpretiren, in dem Gleichniß von dem Säemann, der seine Saat theils auf fruchtbaren Acker, theils auf sterilen Boden ausstreute. Die Qualität jeder Leistung wird bedingt durch die Qualität des Leistenden. Wie der Boden, so die Frucht; wie der Arbeiter, so die Arbeit. Aber auf der andern Seite, auch der Arbeiter hängt ab von seiner Arbeit, von dem Handwerkszeug und von der Kundschaft. Genau ist und intim der Zusammenhang zwischen Vordersatz und Schluß, zwischen der bewegenden Ursache und dem erlangten Resultat. Wenn das Leben eines Menschen eine Arbeit, so sind ihm, um die einmal gewählte Metapher beizubehalten, Arbeitszeug und Kundschaft die Bedingungen, welche er während der Arbeit als bestehende und gegebene vorfindet. Jeder Mensch ist und bleibt wesentlich ein Product seiner Umgebung, ist und bleibt wesentlich ein Kind seiner Zeit; selbst bedeutsam angelegte Naturen und hervorragende Geister bilden nur in den seltensten Fällen eine theilweise Ausnahme. Die Interessen, welche dominirend in dem Centrum einer Zeit stehen, diejenigen Interessen, welche Nerv und Pulsschlag einer Epoche, wirken mit dämonischer Allgewalt auf das Fassen und Ergreifen, auf das Meiden und Unterlassen aller zurück, welche der Epoche angehören. Man rufe sich den Charakter der Zeit in das Gedächtniß, in welcher Musculus lebte und wirkte, und man vergleiche den Charakter und die Richtung der Zeit mit dem Charakter und der Richtung des Mannes. Die Zusammenstellung ist ebenso nothwendig als lehrreich. Bei der Zusammenstellung wird uns vieles weniger schroff, vieles weniger fremdartig erscheinen und entfernen. Musculus lebte in der Zeit des Kampfes, wo im socialen Leben der Staat über die Kirche, die weltliche Macht über die geistliche, der Patron über den Klerus die Herrschaft zu erlangen suchte. Die Kirche wurde ihrer Güter beraubt und konnte ihre Existenz nur durch die Reinheit der Lehre, durch die Kraft des Glaubens, durch die Einigkeit im Geiste retten. Eine Krisis war durchzumachen, eine Zeit des Kampfes und Haders; es war die Zeit der Entwickelung und des Uebergangs vom Schwankenden zum Festen, vom Suchen zum Finden, von der Spekulation zum Glauben, vom Werden zum Sein. Zum Glück für die Kirche waren die Streiter für ihre Sache zahlreich vertreten; zum Unglück für die Kirche geriethen die Kämpfer in kürzester Frist auf sehr gefährliche Verirrungen und Abwege. Nicht der Consensus, sondern der Dissensus wurde zum Angelpunkt gemacht, Geistlichkeit und Kirche mit Gott und Religion verwechselt. Lutherthum und nicht Christenthum hieß die Parole. Verdammung und Verketzerung jedes Andersdenkenden stand an der Tagesordnung. Die Dogmatik der neuen Lehre hatte sich zu einem neuen scholastischen Fanatismus verknöchert. Je stärker Druck und Gegendruck, Action und Reaction sich aufeinander reiben, gleichviel auf welchem Lebensgebiete, desto schroffer treten die Gegensätze hervor. Kein Wunder, daß die theologische Polemik jener Tage immer giftiger ward, daß sie immer nicht des Moments des Versöhnlichkeit und der Liebe nicht nur, sondern auch des Anstands und der Haltung ermangelte; kein Wunder, daß allerorten die leidenschaftlichsten Kämpfe und Streitigkeiten, oft um unbegreifliche Nichtigkeiten und Nebendinge, entbrannten, die antinomistischen, adiaphoristischen, synergistischen, sakramentistischen, flacianischen, osiandrischen, synkretischen, christologischen, kryptocalvinistischen Streitigkeiten, sowie die Streitigkeiten über die guten Werke, über den neuen Gehorsam, über die Ewigkeit der Höllenstrafen, über die Gnadenwahl, über die Niederfahrt Christi zur Hölle u. s. w.

Konnte, fragen wir, der Theolog Musculus, in dem wirre Durcheinander des Parteigetriebes hineingeschleudert, etwas anderes werden als ein Streithahn? Seine Jugend sah und hörte, es hörte und sah sein Mannesalter theologischen Hader und Zank von allen Seiten und von allen Orten. Ursprünglich Katholik, studirte er zu Leipzig, um 1532 der Sammelplatz der eifrigsten Gegner der Reformation und deshalb als „ein ketzerisches Stück Land" (Lips barbara tellus) übel verrufen. Hader und Zerwürfnisse unter den Lehrern und Geistlichen der Universität waren das erste, worauf der junge Zögling stieß. Als er nach dreijährigem Aufenthalt die Hochschule verließ, fand er seine Vaterstadt Schneeberg zum neuen Glauben übergetreten. Er setzte hier das schon in Leipzig begonnene Studium der Schriften der Reformatoren fort, und zwar mit dem Erfolge, daß auch er sich fortan zur neuen Lehre bekannte. Um Luther zu hören, wandte er sich nach Wittenberg. Die Zeit, in welcher er hier verweilte, war die Zeit der Convente, Synoden, Religionsgespräche, Reichstage und Unionsversuche, die mit gewaltig viel gestritten, disputirt und verketzert wurde. Die Gemüther waren leidenschaftlich aufgeregt und überall hieß es nach den Grundsatz: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Das gab dem Charakter des Musculus für sein ganzes Leben eine entschieden polemische Richtung. Der nähere Umgang ferner, dessen er von Luther gewürdigt wurde, der ihn in sein Haus und an seinen Tisch zog, erklärt die unbegrenzte Verehrung des Schülers für den großen Reformator, sein starres Festhalten an jeder Lehre, die von Luther herrührte. „Ich sage es für meine Person ohne Scheu", schreibt Musculus in der Schrift von des Teufels Tyrannei, „daß von der Apostel Zeit her kein größerer Mann gelebt oder auf Erden gekommen sei, der mit so viel großen und unübertrefflichen geistigen Gaben von Gott begnadigt sei, als eben Lutherus, und wol zu sagen, daß Gott alle seine Gnaden in diesem einigen Menschen ausgegossen habe. Wer da nicht den Inhalt der alten Lehrer und des Luther Gaben, Licht, Verstand und Erkenntniß in geistlichen Sachen gegeneinander, so mag er

augenscheinlich befinden, daß so großer Unterschied sei zwischen
en lieben alten Lehrern und Luther's, als zwischen der Sonne
nd des Mondes Schein, daß auch ohne allen Zweifel die alten
Väter, auch die besten und vornehmsten unter ihnen, als Hila-
ius und Augustinus, wenn sie zugleich mit Luther gelebet und
gelehrt hätten, sich nicht geschämt haben würden, ihm die Laterne
erzutragen, wie man zu sagen pflegt." Bewunderung und
Hochachtung der geistigen Kraft, die andern innewohnt, ist nach
Carlyle eine der höchsten und darum eine der seltensten Tugen-
en der Menschen. Aus seiner Verehrung Luther's sind wir
weit entfernt Musculus einen Vorwurf zu machen; im Gegen-
heil, auch wir erblicken mit Carlyle in der Bewunderung der
eistigen Kraft eines groß und einzig dastehenden Mannes eine
Tugend. Der Vorwurf, der erhoben werden muß, trifft nicht
e Verehrung an sich, trifft die abgöttische und kritiklose Ver-
rung, welche Musculus für jedes Wort des Reformators hegte,
n um so schwererer Vorwurf, wenn man erwägt, daß, da dem
erehrten Schüler der große Geist und der gediegene Cha-
kter des Meisters fehlte, seine überspannte Verehrung und die
achahmung der Eigenthümlichkeiten seines Lehrers oft gesuchte
d affectirte Manier wurde und ihn zur Ungerechtigkeit, Ein-
itigkeit und Rechthaberei verleitete, zu fortwährenden Streitig-
iten, zu seiner fanatischen Intoleranz und zur maßlosen Grobheit.
: der letztern sehr gründliche Studien zu machen, bot ihm in
ittenberg der freundschaftliche Verkehr mit Agricola reichste
legenheit, den Planck mit Recht den „stößigsten Polemiker"
nannt. Diese Verbindung mit Agricola entschied auch über
äußere Lebensstellung von Musculus. Denn als Agricola
t dem Kurfürsten Joachim II. im Jahre 1540 als Hofprediger
h Berlin berufen war, zog er Musculus nach Frankfurt, wo
selbe neben der Verwaltung eines geistlichen Amtes auch bei
Universität thätig sein sollte.

Kampf und Streit bezeichnete den Einzug von Musculus
den kurbrandenburgischen Staat; Streit und Kampf die letzten
mstage des Mannes, der das volle Vertrauen und jede Gunst
zwei Fürsten sich zu erwerben verstand und in der Stellung
Generalsuperintendent der Mark Brandenburg einen sehr
reichenden Einfluß übte. Die Darstellung seiner amtlichen
tigkeit, auf welche näher einzugehen die Rücksicht auf die
mverhältnisse verbietet, verbreitet in der That nicht weniges
t über die Umgestaltung des kirchlichen Lebens in der Kur-
, über die dogmatischen Kämpfe in der Mitte des 16. Jahr-
erts und über die Uebergriffe der weltlichen Macht hinsichts
Güter und Diener der Kirche, über den religiösen Charakter
den kirchlichen Sinn der beiden Kurfürsten Joachim II. und
ann Georg und über die wichtigsten Werke, die zur Rege
des christlichen Lebens und der kirchlichen Ordnung von
t ausgegangen sind. Die Auseinandersetzung dieser Ver-
isse dürfte einer der wesentlichsten Vorzüge in der Arbeit
Spieker sein. Wir können dem Verfasser die Anerkennung
tüchtigen Sammler- und Forscherfleißes nicht vorenthalten;
zer Beifall zollen wir der Anordnung und Vertheilung des
s. Die Composition könnte geschickter sein. Die offen-
: Unflätereien, die sich in einzelnen Predigten und Schrif-
von Musculus vorfinden (vgl. S. 216 fg.), wären besser
ich weggeblieben. Was soll man dazu sagen, wenn man,
in der citirten Stelle, auf Sätze stößt, in denen fortwäh-
mit dem Worte „bescheißen" um sich geworfen wird? Der
von Spieker ermangelt der Energie und der straffen Con-
ution; er schreibt breit und verwaschen. In dem Anhang
sich unter den Noten, Belegen u. s. w. manches Werth-
und Interessante, so z. B. der Wortlaut der Disputation
13. März 1560 zwischen Prätorius und dem Kurfürsten
im. Ein Porträt von Musculus ist dem Buche beigegeben.

Den bestimmtesten Gegensatz zu dem streitsüchtigen General-
ntendenten der Kurmark bildet der Held der zweitgenann-
iographie, der Pastor und Liederdichter Johann Heermann
öben. Von unbemittelten Aeltern am 11. October 1585
geboren, führte der Knabe ein förmliches Wanderleben; fast
jedes Jahr sieht ihn an einem andern Orte, auf einer andern
Schule. Noth und Mangel traten oft an ihn mit Schärfe
heran. Er hatte sich für das Studium der Theologie bestimmt,
oder vielmehr er war für dasselbe bestimmt worden. Alle seine
Geschwister nämlich hatte der Tod den Aeltern entrissen. Als
nun auch Johannes an einer Kinderkrankheit schwer darnieder-
lag, gelobte die Mutter, „wo ihn Gott gesund werden und leben
lassen würde, wolle sie ihn zum Studiren halten, und wenn sie
das Geld darob entbieten sollte". Die ungünstige äußere
Situation besserte sich, als Heermann auf dem Gymnasium zu
Brieg im Jahre 1604 Privatlehrer mehrerer junger Edelleute
wurde; in der Folge begleitete er einen Herrn von Rothkirch auf
die Universität Strasburg als Ephorus. Die dichterischen Ver-
suche, mit denen er debutirte, erfreuten sich einer sehr beifälli-
gen Aufnahme; er selbst fühlte, daß ihm über Verdienst ge-
lohnt wurde, als ihm am 8. October 1608 durch die Vermitte-
lung des Pfalzgrafen Jakob Chimarrhäus von Leutmeritz der
Lorbeerkranz bewilligt ward. Im Jahre 1611 traf ihn ein Ruf
als Diakonus nach Köben, einem Städtchen in dem Fürsten-
thum Glogau, und da noch in demselben Jahre der alte Pfarr-
herr starb, erhielt er dessen Stelle. Lange Jahre, fast bis zu
seinem Tode, der am 17. Februar 1647 erfolgte, war Heer-
mann Seelsorger dieser Gemeinde. Sowol seine amtliche Thä-
tigkeit, die stets liebenswürdige Dienstfertigkeit, die Leutseligkeit
und Lauterkeit seines Charakters, der unermüdliche Berufseifer,
mit der er jeder Pflicht nachzukommen strebte, als auch seine
schriftstellerische Thätigkeit erwarben ihm zahlreiche Freunde.
Unter seinen prosaischen Schriften ist die erwähnungswertheste
eine große Predigtsammlung: „Laborum sacrorum continuatio." Dem Werke kommt heute wol kaum eine andere als
eine literarhistorische Bedeutung zu; von bleibendem Werth sind
dagegen die Kirchenlieder, welche Heermann in Menge gedichtet.

Wir kehren von der Lectüre des Buchs mit Ungenügen. Was
Ledderhose bietet, hat uns wenig befriedigt. Das abfällige Urtheil
in einer mildern Form vorzutragen, fühlen wir uns um so we-
niger verbunden, als der Verfasser in der Vorrede mit Osten-
tation sich nicht wenig darauf zugute thut, daß jemand ihn als
einen „einfältigen Lebensgeschichtsmeister" gelobt hat. Das
Epitheton soll etwa naiv und ursprünglich bedeuten. Uns will
bedünken, die Naivetät in der Darstellung von Ledderhose ist
gemacht und affectirt; mitunter hat sie mich geradezu abgestoßen.
Gewiß schätzen wir eine Lebensanschauung, die in einem festen,
christlichen Glauben wurzelt, sehr hoch; wir wissen eine solche
Gesinnung nach Verdienst zu würdigen. Uns will aber bedün-
ken, wenn jemand einen historischen Stoff behandelt, wird er
der Wissenschaft wenig dienen, wenn er bei jeder Gelegenheit
mit Sprüchen und biblischen Redensarten um sich wirft, wenn
er die Erzählung der allergewöhnlichsten Dinge mit moralischen
Reflexionen illustrirt. Man kann bei Ledderhose kaum eine Seite
lesen, ohne an dergleichen Bemerkungen, die meistens mit den
Haaren herbeigezogen sind — und ebendeshalb erscheint uns die
Manier als eine gemachte —, Anstoß zu nehmen. Statt vieler
ein paar Beispiele! Ledderhose berichtet die Thatsache, daß der
Knabe Heermann verschiedene Schulen und Anstalten besucht.
Das geschieht mit dem Satze S. 4: „Heermann sollte früh die
Erfahrung machen, daß Christen Pilgrime sind, denn er kam
auf etliche Schulen." Auf S. 10 soll die Thatsache mitgetheilt
werden, daß Heermann die Absicht hatte, mit seinem Zögling
Rothkirch Reisen zu machen, jedoch an der Ausführung des Plans
durch eine Augenkrankheit gehindert wurde. Wir lesen an der
Stelle: „Er hatte nicht blos im Sinne, in solch sorgenfreier
Lage seine Studien weiter fortzusetzen, sondern auch mit dem
Zöglinge Reisen zu machen. Des Herrn Gedanken sind aber
andere, als die der Menschen, und wer muß nicht mit gutem
Gewissen bekennen? bessere Gedanken. Holfeld sagt: der allweise
Gott hat's anders gerichtet, indem er ihn mit steter Augen-
beschwerung heimgesucht." Die ganze Anlage der Arbeit und
ihre Composition bekunden wenig Geschick. Die vier ersten Ka-

pitel: „Die Jugend mit ihrem Joche", „Ehre und Trübsal", „Heermann's Berufung nach Köben", „Arbeiten, Leiden und Freuden in Köben" werden verbraucht, um mit breitſpuriger Weitſchichtigkeit die Momente aus der äußern Lebensgeſchichte Heermann's bis zur bezeichneten Periode zu berichten. In dem fünften Kapitel: „Heermann, der Liederdichter", ſollte man eine Kritik der Kirchenlieder erwarten; Ledderhoſe plaudert geſchwätzig über Opitz, über die Fruchtbringende Geſellſchaft, über die Geſchichte Schleſiens, kurz de omnibus rebus et de quibusdam aliis, nur zur Sache bringt er nichts bei. Komiſch nimmt ſich die in eine Note verwieſene Bemerkung aus: „Wir empfehlen das köſtliche Büchlein, «Johann Heermann's geiſtliche Lieder, herausgegeben von Philipp Wackernagel» (Stuttgart 1856)." Ledderhoſe ſcheint wirklich nicht zu fühlen, daß durch den Hinweis auf die gediegene Arbeit von Wackernagel die ungenügenden Auslaſſungen, mit denen er ſelbſt ſeinen Abſchnitt anfüllt, in ihrer Mangelhaftigkeit mit um ſo größerer Evidenz an den Tag treten. Das ſechste Kapitel: „Heermann, der Prediger und Beter", füllt ſich mit Excerpten aus der erwähnten Predigtſammlung; die beiden folgenden Kapitel: „Herzgedanken" und „Paſſionsblumen", ſetzen ſich wiederum lediglich aus abgeſchriebenen Stellen zuſammen. Motivirt wird die Gabe in dieſer Weiſe: „Damit uns das geiſtreiche Bild Heermann's noch näher gerückt werde, wird es uns gewiß von Intereſſe ſein, aus ſeinen Predigten Sätze mitzutheilen, die wir nicht anders als Herzgedanken nennen können." Neuntes Kapitel: „Die Kreuzſchule in Köben und Liſſa", erzählt die durch die Kriegsunruhen veranlaßte Ueberſiedelung nach Liſſa. Die drei letzten Kapitel beſchäftigen ſich mit Notizen aus Heermann's Familiengeſchichte. Bezeichnend für die affectirte Manier des Verfaſſers ſind die beiden Ueberſchriften: „Samuel nimmt Abſchied" und „Lazarus, unſer Freund, ſchläft". In dem Abſchnitt unter der erſtern Aufſchrift wird der Tod von Heermann's Sohn, Samuel, erzählt, in dem zweiten der Tod von Heermann ſelbſt. Eine Anthologie zur nähern Charakteriſtik des Stils von Stellen wie die auf S. 209: „Einmal ſah ihn ſein kranker alter Vater jammrig an", ſcheint uns überflüſſige Raumvergeudung.

Thaddäus Lau.

Ein neuer Roman von Fanny Lewald.

Die Reiſegefährten. Roman von Fanny Lewald. Zwei Bände. Berlin, Guttentag. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Die Verfaſſerin ſchildert uns in dieſem Buche die Schickſale von Menſchen, welche eine Reiſe nach Italien zu Gefährten gemacht hat; es werden da Leute aus Frankreich, aus Schweden, aus Rußland, aus Deutſchland und Italien vorgeführt, deren Geſchicke die Verfaſſerin nach und nach auf geſchickte Weiſe zu einem Ganzen zu verſchlingen weiß, was das Intereſſe an ihren Perſonen durch das ganze Buch hindurch rege erhält. In Vevay am Genfer See finden wir zuerſt zwei Frauen, die urſprünglich ſich fremd und nur durch das gemeinſame Ziel der Reiſe verbunden ſich nähern. Leontine war die Tochter eines in Deutſchland anſäſſigen ſpaniſchen Bankiers, Witwe und reiſte als Clavierviruoſin, indeß Anna die Tochter eines Beamten einer kleinen deutſchen Reſidenz nach dem Tode ihres Vaters und ohne Verwandte der Oede ihrer kleinen Heimat entfloh, um nicht in kränkelnde Schwermuth zu fallen. Am Poſthauſe zu St.-Maurice geſellten ſich den beiden Damen ein deutſcher Doctor mit ſeiner Tochter Flora, St.-Armand, ein franzöſiſcher Hauptmann als Mentor des jungen Schweden Oskar, als Reiſegefährten zu. Es lag ein gewinnender Zauber in dem kecken Freimuthe der Künſtlerin Leontine, und der Hauptmann fühlte ſich durch denſelben angezogen; noch ehe es Abend war, hatten ſich ſchon zwei Gruppen in der Geſellſchaft gebildet, da der Profeſſor und ſeine Tochter, ſowie der junge Schwede dagegen von Anna ſich angezogen fühlten. Dieſe Gruppen ſchloſſen ſich feſter aneinander, als die Reiſenden längere Zeit an den ſchönen Seen Oberitaliens verweilten, namentlich tritt die Neigung zwiſchen St.-Armand, ſowie die ſchüchtern erröthende Anna immer mehr in den Vordergrund. Nachdem ſo nunmehr die Vorbereitung zur weitern Handlung führt ſie uns nach Rom. Hier treten zu den Kreis der Reiſegefährten ein. Die Gräfin ruſſiſche Polin, welche längere Zeit ihren Aufenthalt genommen, wird in dem Augenblicke aus [illegible] von ihrer Regierung den Wink erhält, nach Hauſe da man ſie als polniſche Patriotin beobachtet; [illegible] in Italien den Prälaten Marcello, einen italieniſchen kennen gelernt; die gleichen Geſinnungen für [illegible] hatten beide genähert und es hatte ſich ein [illegible] hältniß gebildet. Marcello ſuchte daſſelbe zu [illegible] katholiſcher Prieſter daſſelbe für verwerflich hielt; [illegible] der Gräfin, dem Befehl ihrer Regierung zu gehorchen, er ſelbſt eine römiſche Geſandtſchaft als Secretär begleiten wollte. Die Gräfin in voller Leidenſchaft zurückzuhalten; da brach ein Aufſtand in der [illegible] Marcello begab ſich dorthin, um durch ſeine Bei ſein Anſehen zu vermitteln; allein er wurde des Verdächtigt und als Gefangener in die Engelsburg [illegible] Gräfin bot nun alles auf, Nachricht von dem G. halten, ſein Los zu mildern und ihn zu befreien. Bedrängniß näherte ſich ihr der Chevalier Andraja, Cardinalſecretärs, durch deſſen Vermittelung [illegible] Marcello's zu bewirken ſtrebte; aber Andraja Mann, ſich für fremde Zwecke brauchen zu laſſen, auch ſeinem Vortheil dienten. Unter dem Vorwand Marcello's zu mildern, an ſeiner Befreiung zu [illegible] bedeutende Summen von der Gräfin und [illegible] durch Angſt und Sorgen für Marcello ſogar [illegible] ſich mit ihr zu verloben, weil ihre Hand zu Marcello's Rettung wäre. Marcello hatte [illegible] ſchon ſeine Freiheit erlangt; er war infolge [illegible] Engelsburg geſtorben. Andraja wußte dies, [illegible] Gräfin noch hin, bis dieſe endlich durch St.-A. über den wahren Stand erhielt und nun [illegible] in ein Kloſter ging. Andraja und St.-Armand dieſer Verhältniſſe in ein Duell, in welchem [illegible] wurde. Die Verbindung, die zwiſchen St.-A. tine anfänglich ſich geſchloſſen hatte, lockerte ſich der Kapitän ſich entſchieden von dem Ehrgeiz abgeſtoßen fühlte und dieſelbe ihn mit Lauer kehrte im Auftrage Oskar's nach Schweden zu die Verwaltung ſeiner Güter zu übernehmen; [illegible] Verſuch, den Leontine von Neapel aus machte, wieder anzuknüpfen, mißglückte und ſie mit Neapel Fiasco machte, da fuhr ſie hinaus in Kahn trieb leer zurück an die Küſte. Anna hatte Bildhauer Walther wiedergeſehen, der ihre Jugend bald näherten ſich beide wieder und die alte Zuneigung hergeſtellt; aber der Schwede Oskar war entſetzlich unglücklich, bis er endlich in Flora, der Tochter [illegible] ſeinem Alter entſprechendere Lebensgefährtin [illegible] mit ihm nach dem Norden auf ſeine Güter zog.

Man ſieht aus dieſem Inhalte, daß die Verfaſſerin ihre Perſonen zu rangiren; ſie zieht ſpielend die Fäden ihrer handelnden Perſonen zuſammen und [illegible] was nicht gutwillig nachgeben will, das wird mit Leontine beſeitigt. Die größte Spannung [illegible] Moment erreicht, wo Leontine mit dem [illegible] Anna und Oskar, Walther und Flora in [illegible] ſich gegenüber befinden, die Gräfin Daſchkow ſich verlobt hat. Die Charaktere, namentlich [illegible] alle mehr oder weniger ſehr verblaßt; insbeſondere rakter Leontinens ſehr geſucht, zu capricios [illegible] recht wahr; es ſind nur weiche verſchwimmende dem Auge verſchwinden, in denen die [illegible]

raltere zeichnet, und die Debatten über die Stellung des
n der Gesellschaft, über Weiblichkeit u. s. w. sind so oft
den Büchern der Frauen verhandelt, daß es wol an
sein dürfte, die Acten darüber zu schließen. 23.

Vorträge verschiedener Gattung.

iegt uns eine Anzahl von Abhandlungen vor, welche
Vorträge gehalten wurden und später als Druckschrif-
nen sind.

vom Professor H. E. Schmieder auf Veranstal-
evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 22.
58 gehaltener Vortrag erschien unter dem Titel:
erne Bildung" (Berlin, Schlawitz, 1858). Schmie-
Ansicht, daß die Bildung unserer Zeit „ihrem Be-
das Geschäft der Heiligung nicht hat und in ihrer
twickelung zu sinnlich-ästhetisch, zu zerstreut, zu mo-
weltförmig geworden", daß sie ferner „in ihrer neue-
zu sehr mit widerchristlichen Elementen geschwängert
sehr das fleischliche Ich auf den Thron gesetzt hat,
die volle Wahrheit des christlichen Lebens auch nur
und unangefeindet dulden könnte". Im einzelnen be-
gens der Verfasser sehr vieles Richtige und Beachtens-
gedenkt auch der Innern Mission und ihrer Aufgabe,
der allgemeinen Menschenbildung in richtige Bahnen
„aber", fügt er hinzu, „wie wenige erleuchtete und
tarbeiter hat dieses Streben gefunden!"

Verfasser ist der Ansicht, daß, weil es im Familien-
an ausreichenden Bildungsmitteln und an bildenden
le, schon sehr früh die Schule zu Hülfe genommen
, während es doch fraglich ist, ob nicht der Familie
Theil deshalb die Mittel, die Fähigkeit und selbst
Wille für Kindererziehung abhanden gekommen sind,
hule sich immer mehr in den Alleinbesitz der Jugend-
setzen gewußt hat. Je mehr freilich unter den jetzi-
nissen die Sorgen und Mühen um die bloße Exi-
stätigkeit der Familienväter in Anspruch nehmen, um
hat die Familie Aussicht, jemals jene Macht und
ieder zu gewinnen, um so mehr steigert sich aber
rpflichtung, die Verantwortlichkeit und die Aufgabe
eren Mission es ist, eine bessere, charaktervollere Ge-
ßzuziehen. Durch welche Mittel sie dies zu erreichen
freilich ihre Sache; leider aber gehen in diesem
Ansichten gegenwärtig weit auseinander bis zum
iderspruch. Daß in Deutschland zu viel „geschul-
:d, ist leider wahr, weshalb sich auch die „Times"
die Deutschen ein „Volk von Schulmeistern" zu
h Schmieder bemerkt: „Die Schulzucht muß oft
der häuslichen Zucht ersetzen und wirkt dadurch
: die Schule kann auch nicht umhin, weil sie viele
schiedene junge Geister zugleich auszubilden hat,
zu mechanisiren, und sie ist ein ergiebiger Boden
des Ehrgeizes (des falschen, will wol der Verfasser
end aber für das Herz und die heiligen Keime der
Daß die öffentlichen Schulen die Kinder schon so
en, ist kein Gewinn für die Bildung, sondern nur
ges Uebel."

ihnen hierbei folgende ziemlich wunderliche Schrift,
n Ursprung nicht auf einen öffentlichen Vortrag
h aber hier aufs natürlichste anschließt: „Reform
und der Presse im Geiste der Humanität" (Berlin,
r anonyme Verfasser befürwortet eine „christlich-
wissenschaftliche Geistesbildung" und hält diesem
dien fremder, zumeist der classischen Sprachen und
ht nur für nicht förderlich, sondern selbst schädlich,
eine Zeitvergeudung, die höchstens für ein Drittel
Unterricht Heimgesuchten einen wirklichen Nutzen
sie daher aus dem Gymnasialunterricht, ja selbst
stät gänzlich ausgeschlossen wissen. Der anonyme
Verfasser bemerkt keck: „Ein abgehender Tertianer, Secundaner, Primaner, mit welcher Bildung tritt er ein in das Leben: ein verschiedenes Maß von Sprachkenntnissen ist der Hauptsache nach ihm gewährt worden, und gerade von dieser Hauptsache vermag er in der von ihm erwählten Lebensstellung fast keinen Gebrauch zu machen. Einen Classiker mehr oder minder zu misverstehen, wenn überhaupt seine Augen je einem solchen wieder begegnen sollten, die biblische Geschichte über der Mythologie, und die Bibel selbst, dies Buch für Kinder, über Cäsar und Homer zu vergessen, dies ist seine Mitgabe." Wenn der Verfasser die Bibel als solche geradezu ein „Buch für Kinder" nennt, so hat er damit, wie wir glauben, eine stark anzuzweifelnde Ansicht ausgesprochen; sehr vieles in der Bibel ist allerdings für Kinder, aber es findet sich auch sehr vieles darin, was sich für Kinder ganz und gar nicht gehört und was sehr wahrscheinlich die alten Hebräer selbst von ihren Kindern gewissenhaft fern gehalten haben. Von den classischen Studien denkt Schmieder, der doch auch für eine Vertiefung des Unterrichts im christlichen Sinne ist, viel unbefangener und richtiger als unser Anonymus; er sagt z. B.: „Mag sein, daß der einzelne ohne die classische Bildung sich behelfen kann: die Nation würde ohne dieselbe der Barbarei, der Unkenntniß ihrer eigenen geistigen Lebenswurzeln verfallen. Die recht betriebenen classischen Studien sind keineswegs ein bloßes nothwendiges Uebel, sondern auch ein heilsamer Schutz und Damm gegen die Gefahren und Ausartungen unserer modernen Bildung" u. s. w. Wir für unsere Person möchten noch besonders den Betrieb der englischen Sprache und Literatur empfehlen; hier findet man, neben den weitesten Weltblicken, die sich aber niemals in das Transscendentale verlieren, einen Schatz von Grundsätzen, die sich direct aufs praktische Leben, auf den Verkehr der Menschen mit Menschen anwenden lassen, und neben rationeller Behandlung der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten auch die beste Nahrung für das Gemüth. Die französische und selbst trotz ihrer Tiefe die deutsche Literatur wirkt vielfach betäubend, verwirrend und stimulirend; die englische consolidirend. Feind allen unüberlegten Phrasen, die nur unnütze Worte und Zeitverschwendung sind, wie allen renommistischen, auf bloßen Eclat abzweckenden Windbeuteleien kommt sie an Einfachheit den alten Literaturen am nächsten, und übertrifft sie im ganzen an sittlichem und praktischem Gehalt. Sicherlich ist mancher erst durch die Lectüre guter englischer Bücher und selbst nur Journale zur Besinnung über sich und die Welt gekommen. Die Presse will der Verfasser vorliegenden Schriftchens durch folgendes Gesetz reformirt wissen: „Jede politische Zeitschrift ist verpflichtet, an einem bestimmten Tage der Woche den vierundzwanzigsten Theil des wöchentlich von ihr zu versteuernden Raums den Redactionen der ihrer Richtung entgegenstehenden Blätter unentgeltlich zur Disposition zu lassen, und zwar nach Verhältniß des von diesen zu versteuernden Raums." Solche Vorschläge kann man wol ruhig ihrem Schicksal überlassen.

Zwei Vorträge, von dem Regierungsrath G. Lepsius zum Besten der Innern Mission in Königsberg gehalten, erschienen zusammen unter dem Titel: „Die Wartburg als Schauplatz denkwürdiger Ereignisse. Aus Nürnbergs Vorzeit" (Königsberg, Bon, 1857). Der erste Vortrag beschäftigt sich mit den drei historischen Hauptmomenten, die sich an die Wartburg knüpfen: dem Sängerkrieg, dem Aufenthalt Luther's und dem Wartburgfeste von 1817; der zweite will in der Schilderung Nürnbergs zur Anschauung bringen, „wie um jene Zeit die Hegemonie des deutschen Geistes vom Adel und von der Kirche auf die Städte übergegangen war". An historisch und culturhistorisch interessanten Zügen ist dieser Vortrag sehr reich. So wird erzählt, wie im Jahre 1469 Niklas Muffel, der vorderste Losunger (erster Finanzbeamter), hingerichtet wurde, weil seine weiten Aermel beim Verlassen der Amtsstube einige Goldstücke enthielten, er, der kurz zuvor den Markgrafen Albrecht aus der Rathsstube hinausgewiesen hatte, weil es bei Leibes- und Lebensstrafe niemand gestattet sei, dieselbe unaufgefordert zu betreten. Bei einem Turnier

waren einmal 74 Fürsten, 360 Grafen und Freie und 6500 andere Fremde, ohne den Troß, in Nürnberg versammelt. Was wollen die Zusammenkünfte regierender Personen mit ihrem monotonen Gefolge von Adjutanten, Kammerherren u. s. w. in unsern Tagen dagegen sagen!

Als Vorträge im März 1858 im großen ständischen Saale zu Wien gehalten kündigen sich folgende Schriften an: „Schiller's Wallenstein", von Karl Tomaschek und „König Richard III. von England", von Max Büdinger, beide bei Gerold in Wien erschienen. Aus der erstern, die auch mit zahlreichen, von umfassender Kenntniß der betreffenden Literatur zeugenden Anmerkungen versehen ist, führen wir nur die übrigens aus Schiller's Briefwechsel bekannte Angabe an, daß die Ausgabe des „Wallenstein" vom Jahre 1800, obgleich in 4500 Exemplaren abgezogen, bald gänzlich vergriffen war. Bereits 1802 erschien, trotz vielfacher Nachdrücke, von denen einer in Wien ein Privilegium erhielt, eine dritte Auflage. Dennoch klagt Schiller, im Wetteifer mit Goethe, in seinen Briefen an diesen wiederholt über die Kälte und Gleichgültigkeit des deutschen Publikums, das nebenbei der größten Geschmacklosigkeit und anderer noch schlimmerer Dinge von ihm beschuldigt wird. Dem Vortrag Büdinger's folgt ein Anhang unter der Ueberschrift: „Ueber Thomas Morus' Leben Richard's III.", wovon dem Verfasser die lateinische (frankfurter Gesammtausgabe der Morus'schen Schriften von 1689) und die von Singer in London 1821 edirte mit der Grafton'schen Fortsetzung bei seiner Arbeit vorlagen.

Der Vorstand des barmer Gustav-Adolf-Vereins hatte in letzten Winter für die Zwecke dieses Vereins eine Reihe von öffentlichen Vorträgen veranstaltet. Einer derselben, jedoch in erweiterter Form, erschien unter dem Titel: „Savonarola, der Reformator von Florenz. Ein Vortrag von Karl Georg Seibert" (Barmen, Langewiesche, 1858). Der Verfasser hält es gerade in der jetzigen Zeit nicht für unnütz „an die Macht des Verderbens zu erinnern, gegen welche sich die deutschen Reformatoren erhoben haben", und spricht die Hoffnung aus, daß die Verfasser wissenschaftlicher Biographien über Savonarola: Rudelbach, Meier, Hase, Böhringer diesen Vortrag neidlos neben sich dulden werden.

Ein in seiner Art interessantes Schriftchen, ein Vortrag des Professors Leopold Schmidt, am 28. December 1857 in Bonn gehalten, ist folgendes: „Ueber die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier, Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon" (Bonn, Marcus, 1858). Der Verfasser bemerkt in der Einleitung, wie bisjetzt nur zwei Völker des modernen Europa im Besitz eines in seinem Ursprunge und seiner Form eigenthümlichen Dramas von ungestörtem Wachsthum, eines im wahren Sinne nationalen Dramas gewesen: die Engländer und die Spanier. Man bemerke aber auch sofort eine sehr auffällige Verschiedenheit, indem die Kraftfülle der spanischen Bühnenpoesie sich unserm Auge in einer ganz andern Gestalt zeige als die der englischen: „Bei den Engländern tritt aus der Masse der Dramendichter Ein Genius von gigantischer Größe in den Zenith der Entwickelung, der in sich allein die Stufe allseitiger Vollendung darstellt und alle seine Vorgänger und Nebenmänner verdunkelt; bei den Spaniern dagegen gipfelt die dramatische Kunst in einer Reihe von sich ergänzenden Erscheinungen, welche man gemeinsam ins Auge fassen muß, um den Werth ihrer reichen Bühne unverkürzt zu erkennen..... Und zwar sind wesentlich vier Dichter der Blütezeit als solche zu bezeichnen, in deren Verbindung die eigentliche Höhe des spanischen Dramas beschlossen ist und denen sich alle übrigen in dem Verhältniß von Vorbereitern oder Nachahmern unterordnen lassen: dies sind Lope de Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon de la Barca." Von diesen waren bisher in Deutschland am wenigsten bekannt Tirso de Molina (eigentlich Gabriel Tellez), der Verfasser des Stücks „El convidado de piedra", des Vorbildes der Oper „Don Juan", und Alarcon. Von dem letztern der in Mexico geboren und erzogen war, hieß es noch im „Allgemeinen Theaterlexikon", für welches der Novellist Karl von Wachsmann die Biographien der spanischen Bühnendichter bearbeitete, an der betreffenden Stelle einfach: „Alarcon (Andreas de Roxas), spanischer Lustspieldichter aus dem 16. Jahrhundert; vergessen." Von Schack, der auch das Verdienst hat, auf Tirso de Molina's hohe Bedeutung in Deutschland aufmerksam gemacht zu haben, F. Wolf in Nr. 81—89 d. Bl. f. 1842 und Hartzenbusch in seinen „Caractéres distintivos de las obras dramáticas de Don Juan Ruez de Alarcon" haben ihn wieder in Erinnerung und zu verdienten Ehren gebracht. Auch Schmidt stellt Alarcon, namentlich sein Lustspiel „Wahrheit gewinnen" und den „Weber von Segovia", den von Stahl vortrefflich übersetzt hat, sehr hoch; er rühmt die Meisterschaft seiner Charakterzeichnung, die strenge Sauberkeit seiner Composition, den heroischen Flug seiner Seele, die consequente Durchführung des allen seinen Dichtungen zu Grunde liegenden Grundgedankens: „Des Menschen Schicksal ist sein Gemüth." „Aber", führt Schmidt fort, „sein edler Geist verzehrte sich in erfolglosen Ringen gegen den Geschmack des Pöbels, wie er ihn nannte, und mußte jener höchsten Seligkeit des Schaffens entbehren, welche nur dem Dichter zu Theil wird, der eines tausendstimmigen Echos aus den Herzen seiner Volksgenossen gewiß ist." Was uns an diesen spanischen Dichtern besonders auffällt, ist ihre erstaunliche Fruchtbarkeit. Lope verfaßte nach seiner eigenen Aussage neben einer nicht geringen Anzahl von andern Versuchungen nicht weniger als 1500 Schauspiele; Calderon 120 Trauer-, Schau- und Lustspiele, 90 Autos sacramentales, 80 100 Saynetes und gegen 200 kleine Vorspiele oder Loas; ja so de Molina, der trotz dieser Fruchtbarkeit die wohllautendsten Verse schrieb, die man in castilischer Mundart hat, gegen 400 Stücke; Alarcon brachte es freilich nur auf etwa 30; aber auch diese Zahl würde ihm in unserm weniger triebkräftigen Zeitalter den Ruf eines fruchtbaren Dramendichters erwerben helfen.

H. S.

Goethe im Verhältniß zur alten und neuen Zeit

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.

Diese Worte, die im letzten Act des zweiten Theils von Goethe's „Faust" der Thürmer singt, als er Philemon und Baucis' Hütte in Feuer aufgehen, die Alten in diesem zusammen sieht, haben, so scheint es uns, bei den Commentatoren noch nicht die volle Würdigung gefunden, und so möchten folgenden Bemerkungen nicht überflüssig sein.

Carus sagt sehr wahr: „Wenn Goethe hervorging aus einer alten Freien Reichsstadt, mitten in ihrem engen, etwas langweiligen Bürgerleben, so ist gerade dieser Boden mehr als irgendein anderer geeignet, einem seine Wurzelfasern weit umhersendenden Baume die beste und ausdauerndste Nahrung zu geben." *) Liegt die Art des Baums und der Frucht, die er einst tragen soll, im Kern, im Keim desselben, so kommt für seine Entwickelung unendlich viel auf den Boden an, in welchen der Kern gelegt wird, auf die Nahrung, die dieser ihm zuführt. Welche Nahrung fand der Knabe, der Jüngling Goethe aus der Zeit, in der er heranwuchs, aus der Vaterstadt, die der Gegenstand seiner frühesten Wahrnehmungen war, aus dem väterlichen Hause, das den frühzeitig in die Weite, ins Freie strebenden Geist umschränkte?

Es war eben diese Beschränkung, welche die Kraft des jugendlichen Geistes zusammenhielt, daß er sich in unendlichen Weiten nicht verliere. In diese Weite, ins Freie strebte der jugendliche Geist — es war der dichterische, der sich ankündigte — und wenn der Mann in spätern Jahren sang:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung einer Höhe streben;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben —

*) In seiner trefflichen Schrift: „Goethe. Zu dessen näherm Verständniß", S. 50.

t er diese Einsicht und die Uebung für das Thun und
) derselben auch der Zucht des Vaters, der Strenge,
er den Sohn nöthigte, alles, was er begonnen, zum
führen, und lieber selbst an eine Knabenarbeit des
e letzte Hand legte, als daß er sie unvollendet gedul-

, tiefblickende Männer beklagen, bei aller Anerken-
Bewunderung des Fortschritts unserer Zeit, bei leben-
nahme daran, das Hinscheiden einer Tugend, die, wie
Goethe sich ausdrückt, „wenn sie durch ein Wunder
ch in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen
heilen würde, an denen sie gegenwärtig, und viel-
lbar, krank liegt" *), der Pietät, die Cicero gravis-
sanctissimum nomen nennt. Diese Tugend muß
use Wurzel schlagen, von ihm aus auf andere der
würdige Gegenstände sich richten. Das Verhältniß
zu den Aeltern ist in der gegenwärtigen Zeit ein
orden. Wer in den siebziger oder achtziger Jahren
rzigjährigen Vater blickte, der sah ihn gewiß als
, vor dessen Alter schon er Ehrfurcht haben müsse.
ühl kann jetzt nicht mehr stattfinden, wo bei den
Lebensweise, Sitten, Kleidung der Ernst geschwun-
das Du und Du zwischen Aeltern und Kindern die
langordnung erschüttert hat. Goethe würde es un-
esen sein, den Vater mit Du anzureden; es wäre
Unerhörtes gewesen. (Auch sein Sohn redete den
Sie an.)
man die Pedanterie, wie sich dieselbe in der frühern
en, in den täglichen Geschäften, in der Hausverwal-
tadeln und belächeln — ein größerer Ernst waltete
r; und im höhern Alter, da er diesen Ernst mehr
chwinden sah, bekennt Goethe, daß er „des Lebens
ren" dem Vater verdanke. Freilich hatte er daneben
aß die Mutter ihn mit der „Frohnatur" ausstattete,
Dichter nicht dichten kann, und diese Natur in der
Weise pflegte und nährte.
vir dies alles kurz zusammen. Das väterliche Haus
ste Umgebung war recht geeignet, dem Leben des
pfänglichkeit und Sinn und Uebung zu geben für
im Leben, die vor allem dem nicht fehlen darf, der
berufen ist für viele zu wirken, auf viele Einfluß

wir nun einen Blick auf die Stadt, in welcher der
wuchs; sie war recht geeignet, die im Vaterhause
keime zu entwickeln und zu nähren. In dem Worte
adt liegt schon der Begriff des Alterthümlichen,
ckenden; nichts ist, was in der empfänglichen,
d so nachdrücklich, so lebhaft Gefühle weckt, solche,
terische Anlage sich gern ergeht, und diese Gefühle
als das Alterthum, das Alterthümliche; und der
n dieses macht, wirkt in die Zeit des Jünglings
zeigte sich bei unserm Dichter im „Götz von Ber-
Liebe, Ehrfurcht, Anhänglichkeit an ein Würdiges,
alle diese Tugenden, die dem Dichter eigen sein
en mit jenem Gefühl. Dazu kam, daß Frankfurt
ht längst beendigten Siebenjährigen Kriege eines
genoß, in welchem die so glücklich gelegene Stadt
ge geschlagene Wunde bald verschmerzte und heilte,
, welchem Friedrich's durch den so oft die äußerste
den, dennoch glücklich bestandenen Krieg gestärkter,
rtschlands haltender Arm Dauer verhieß.
aus Straeburg zurückkehrend in das väterliche
sich in dem Alter, wo man sich wenig um Fürsten
wenigsten der jugendliche Dichter, dem die Muse
Gebieterin ist. Doch konnte die Zeit, in welcher
Geiste freie Bahn eröffnete, Joseph das Pfaffenthum
Zeit, wo die große Landgräfin Karoline von Darm-

Werke", Ausgabe in 40 Bänden, XXXIII, 60.

stadt Klopstock's Oden sammelte und auserwählten Empfänglichen schenkte, wo Karl Friedrich von Baden den Dichter des „Messias" an seinen Hof lud, damit dieser und sein Land durch des frommen Dichters Geisteskraft belebt und erwärmt würde, wo der Kurfürst Karl Theodor sein Manheim zu einer Akademie der Kunst und Wissenschaft zu machen trachtete: diese Zeit konnte nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre bleiben, in der unser Dichter athmete. Gewiß trug sie bei, ihm das Selbstgefühl, die Freimüthigkeit, das Vertrauen zu geben, mit denen er nicht lange darauf dem Fürsten vor die Augen trat, der mehr als die eben genannten alle für die Erhebung und Herrschaft des Geistes thun, der auf Goethe's Leben den bedeutendsten Einfluß haben sollte.

Und was ferner im allgemeinen die Zeit betrifft, in der Goethe auftrat, wir können sie nicht besser schildern als durch den Contrast, den dieser 1825 in einem Briefe an seinen Freund Zelter uns an die Hand gibt. „Alles", schreibt er, „ist jetzt ultra, alles transscendirt unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Cultur gemein werde. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen." *)

Da lesen wir, und von ihm selbst niedergeschrieben, was Goethe der Zeit seiner Jugend, dem Vaterhause, der alten Freien Reichsstadt verdankte. Und wenn wir den Dichter, den Forscher, den Schriftsteller überhaupt betrachten: hören wir, was er (am 15. Februar 1824) seinem Eckermann vertraut: „Als ich 18 Jahre alt war, war Deutschland auch erst 18; da ließ sich noch etwas machen (vor ihm lag noch eine tabula rasa). Aber jetzt wird unglaublich viel gefordert, und es sind alle Wege verrannt. Deutschland selbst steht in allen Fächern so hoch, daß wir kaum alles übersehen können; und nun sollen wir noch Griechen und Lateiner sein, und Engländer und Franzosen dazu! Ja obendrein hat man noch die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weisen, und da muß denn ein junger Mensch ganz confus werden. Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieser durchaus gemachten Zeit nicht jung bin; ich würde nicht zu bleiben wissen."

Wenn Goethe im fünften Buche von „Dichtung und Wahrheit" deutlich genug darstellt, wie die alte Zeit sich überlebt habe, so müssen wir bedenken, daß er dieses Buch im höhern Alter, nach gewonnener Einsicht in jene Zeit schrieb. Doch eine Ahnung davon hatte er ohne Zweifel schon, und daß in Kunst und Wissenschaft eine andere, eine neue Zeit kommen müsse, das fühlte er lebendig, wie daß er selbst mitberufen sei, dieselbe herbeizuführen. Aber fühlte er das auch, so lebte er doch in jener Zeit und athmete in ihr, wie ja auch jene edeln Fürsten der alten Zeit angehörten und noch nicht ahnten, daß die Französische Revolution sie abschließen und eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen sollte; er war mit vielfältigen Banden an dieselbe geknüpft; das Ehrenfeste, Schlichte, Gute, das in ihr lag, war in sein Herzblut eingedrungen; er konnte sich noch, was die gegenwärtige Jugend nicht mehr vermag, „der Jugendschranke freuen", der holden Zeit, in welcher „der Glaube weit, der Gedanke enge war" **); er konnte als Greis, in seinem „Faust", dessen zweiter Theil so manche Hinweisung auf die neue Zeit enthält, dem Thürmer, der die Hütte des Ehepaars aus der alten Welt, der „guten Leute" aus der alten Zeit, in

*) „Briefwechsel mit Zelter", IV, 43 fg.; vgl. „Goethe's Werke", III, 154 fg.

**) „West-östlicher Divan", Buch des Sängers. Hegira.

Feuer aufgehen sieht, die tief ergreifenden, von ihm selbst in der innersten Seele empfundenen, aber, wie die Theateranweisung genugsam zu erkennen gibt, symbolisch zu deutenden Worte:

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin —

in den Mund legen. Die neue Zeit war, als Goethe auftrat, noch nicht gekommen, mit ihrer reißenden Schnelle, ihren Erfindungen, dem Abstreifen alles dessen, was den Geist, den Verstand, wenn auch auf eine kindliche, unschuldige Weise, hemmte. Er bewahrte wie einen reichen Schatz das Schöne und Gute der alten Zeit, und späterhin, selbst großartig fortschreitend, nahm er theil an dem Fortschritt der neuen, mit Besonnenheit in sie eingreifend, und — um die Worte zu gebrauchen, mit denen Schelling in der Akademie der Wissenschaften zu München Goethe's Tod ankündigte — „mit der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maße" sie zu leiten und zu lenken bemüht.

Ein Blick auf die gegenwärtige Literatur kann uns lehren, wie wahr der Greis Goethe in jenen an Eckermann gerichteten Worten sprach. Er hätte noch hinzusetzen können: „Daß ich Grieche*) und Lateiner bin, daß England und Frankreich auf mich gewirkt, daß ich des Orients Schätze den Deutschen verständlich gemacht habe, das verdankt mein Genius unter anderm auch der Zeit, in der ich geboren und herangewachsen bin, dieser Zeit mit dem doppelten Janusgesichte."

Bernhard Rudolf Abeken.

*) „Jeder sei auf seine Art ein Grieche; aber er sei's!" („Kunst und Alterthum", Bd. 2, 1, S. 156.

Notizen.

Robert Prutz über Gustav Freytag.

Nr. 39 des „Deutschen Museum" brachte aus der Feder seines Herausgebers eine literarhistorische Skizze: „Gustav Freytag", die uns sehr gelungen zu sein scheint und gelesen zu werden verdient. Prutz erblickt in Freytag einen Epigonen desselben Jungen Deutschland, „das er späterhin in seinen journalistisch-kritischen Arbeiten so lebhaft bekämpfte"; ja er findet dieses jungdeutsche Element auch noch in „Soll und Haben" ausgeprägt. Die spielend geistreiche Manier, die Vorliebe für das Elegante, Zierliche und Graziöse, mit einem Worte das „Pikante", eine gewisse stille Neigung zu „nobeln Passionen", wodurch Freytag sich besonders seinem Landsmann Laube verwandt zeige, die überwiegend weibliche Natur, die Liebhaberei, große weltgeschichtliche Conflicte und Ideen genreartig zu verarbeiten: das alles sei jungdeutsch und finde sich auch in „Soll und Haben", namentlich in der Figur des Herrn von Fink, welchen Prutz mit seinem Kennerblick den eigentlichen Helden des Romans nennt. Wir müssen wiederholen — und zwar auf die Gefahr hin, deshalb abermals einen echt Fink'schen journalistischen Ueberfall erleiden zu müssen —, daß namentlich dieser Herr von Fink es war, welcher uns die zierliche Genremalerei des Romans verleidet hat. Ueber diesen Herrn von Fink, zu dem wir in der gesammten ausländischen Romanliteratur keinen Pendant gefunden haben, der mithin leider ganz auf deutsche Rechnung kommt, bemerkt Prutz: „Man hat auch in Hrn. von Fink einen Apostel ich weiß nicht welcher großartigen und humanen Ideen finden wollen. Uns geht das Verständniß für diese Art von Aposteln ab; wir haben keine Sympathie für diese Wohlthäter der Menschheit, die damit anfangen, ihre Umgebung auf die Hühneraugen zu treten und sie auslachen, wenn sie aufschreien. Dieser Hr. von Fink, wie wir ihn ansehen, ist eine kleine malitiöse Personage, die sich ein Gewerbe daraus macht, alle Menschen zu necken und zu plagen, und sich ungeheuer geistreich vorkommt, wenn es ihr gelingt; er ist liebenswürdig, ja, wir räumen es ein, aber doch nur in dem Sinne liebenswürdig, wie man von einer liebenswürdigen Bosheit spricht. Und bei diesem Herrn von Fink ist das Herz des Dichters, bei Anton Wohlfahrt, dem angeblichen Helden der Arbeit und der bürgerlichen Ehrbarkeit, ist nur sein Kopf; Hrn. von Fink hat der Dichter für sich selbst geschrieben, Anton Wohlfahrt nur für sein Publikum." Die Gründe des außerordentlichen Erfolgs, welchen „Soll und Haben" gehabt hat (vor kurzem ist die achte Auflage davon erschienen) und den wir nicht voraussehen konnten, weil wir zur Zeit seines Erscheinens noch nicht wußten, daß die deutsche Bildung schon so tief in der „Verehrung der Kaufmannsstäfe, findet Prutz in folgenden näher von ihm bezeichneten Eigenschaften des Buchs: „Das Buch war geistreich und glänzend geschrieben, es unterhielt ohne zu spannen, es beschäftigte ohne zu echauffiren, man konnte es aus der Hand legen und den Curszettel nachsehen und dann wieder weiter lesen und verrechnen sich bei alledem um kein Viertel Procentchen. O in der That das war ein charmantes, ein liebenswürdiges Buch! Das mieten wir uns kaufen und vorlesen lassen von der lieben Frau und den Fräulein Töchtern mit der schönen hochdeutschen Aussprache. Daß dem Buch bei allen seinen ausgezeichneten und glänzenden Eigenschaften einige andere, kaum minder erhebliche mangelten, daß es ihm namentlich an aller Kraft und Fülle der Leidenschaft gebrach und daß in dem ganzen dreibändigen Werke nur eine Stelle, nicht eine Scene war, die den Leser eigentlich packte und erschütterte, sondern der ganze Eindruck sich immer in dem selben glatten, wohlgefälligen Behagen verlief, das war natürlich in den Augen dieses Publikums kein Fehler, im Gegentheil ein neuer Vorzug war es und half das gute Einverständniß zwischen dem Buch und dem Publikum nur noch befestigen." In anderer Beziehung, namentlich in Beziehung auf gewissenhaften Fleiß, stellt Prutz den Verfasser von „Soll und Haben" der jüngern Generation als Muster auf; nur möge auch ein Gott fall den Talenten die behagliche Lage gönnen, die zur Ausführung so feiner Seidenstickereien nöthig ist. Die Behauptung von Prutz, daß der Erfolg von „Soll und Haben" ein so artiger gewesen, „wie ihn noch nie ein deutscher Roman, ja vielleicht noch nie ein deutsches Buch gehabt hat", scheint mir übertrieben. Um nur bei dem Roman stehen zu bleiben, so nicht die 10 Auflagen der einst vielbewunderten, jetzt aber von den eigentlichen Literaturforschern gekannten Gedichte der Tragödie „Cato", die 8 (sehr starken) Auflagen der „Idyllen", die 45 Auflagen von Geibel's Gedichten, die 25 Auflagen der „Stunden der Andacht" und die noch häufigern manch andern Bücher zu nennen, erinnere ich nur an Goethe's „Werther", der in Deutschland namentlich auch auf dem Wege des Nachdrucks in zahllosen Exemplaren bis in die entferntesten Winkel verbreitet und sofort in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurde. Von J. G. Müller's „Siegfried von Lindenberg" haben wir selbst zu einem literarischen Zweck die dritte und wol nicht die letzte Auflage benutzt (und wir glauben, daß zu jener Zeit die Auflagen meist viel stärker waren als jetzt), von Knigge's „Reise nach Braunschweig" erschien noch jüngst eine siebente mit Illustrationen geschmückte Auflage.

Zur deutschen Lyrik.

Anthologien gehören zwar gemeinhin keineswegs in den Bereich d. Bl., wenn wir jedoch hier und da in dieser Beziehung eine Ausnahme machten, so hatte dies, wie wir glauben, immer seine guten Gründe. Heute nennen wir ein kleines Büchlein, welches unter dem allerdings nicht sehr gewählten Titel „Proben neuerer Lyrik" einen Bestandtheil des bei Dieterich in Göttingen erscheinenden Mischwerks „Was Ihr wollt" bildet. Diese lyrische Anthologie enthält fast nur eigentliche Lieder, die entweder ganz neu, zum Theil ungedruckt oder doch erst in den letzten Jahren veröffentlicht worden. München ist darin besonders bevorzugt; es ist durch nicht weniger als vier Dichter, Wien dagegen nur durch vier, Berlin, Hamburg, Kassel nur durch je drei, Stuttgart, Dresden, Köln, Leipzig durch je zwei u. s. w. vertreten. Was uns an dieser Sammlung besonders auffällt, ist die außerordentliche Gleichmäßigkeit von Empfindung und Ausdruck, sodaß die hier zusammengestellten Gedichte fast von einem und demselben Dichter herzurühren scheinen, zwei oder drei Vaterlandslieder etwa ausgenommen.

das Arndt'sche „Könnt' ich Löwenmähnen schütteln" er That wie ein mähnenschüttelnder Löwe unter sanft- Lämmern ausnimmt. Die Sammlung enthält aller- gemüthlich Ansprechenden, Duftigen und Anmuthigen und wenn wir hier ausdrücklich auf die zarten Lieder Große (z. B. „Die Brunnen rauschen stille", „Nun rauf die Sterne all" u. s. w.) aufmerksam machen, ht dies darum, weil dieser Dichter noch wenig gekannt seiner Begabung kürzlich von einem Blatte unter die " der Lyrik rangirt worden ist. Im ganzen waltet Sammlung das Schwelgen in subjectiven Empfindun- höchstens versteigt man sich zu Landschaftsgemälden ischolischer Stimmung: es ist dies eine Wendung zu zurück, den man doch sonst verachten zu dürfen sich gibt. Vor hundert Jahren besang man noch Gott, keit, Tugend, Freundschaft, Menschenliebe, Pietät, zigkeit, Mildthätigkeit, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. sich bei den weitaus meisten modernen Lyrikern kaum Spur finden und selbst die Vaterlands- und Freiheits- mit einer ganz kleinen Ecke fürliebnehmen. Was nicht mehr besingenswerth findet, das, sollte man mei- auch ein Volk nicht mehr. Die Welt scheint noch echt zu wissen, welch eine ungeheuere Revolution sie und geistiger Hinsicht seit hundert Jahren durchge- und sicherlich stehen wir noch nicht am Ende dieser twickelung. Wir wollten dieser culturhistorisch wich- inung hier einfach nur gedenken, ohne uns über ihre und ihre möglichen guten oder bösen Folgen ein eine Voraussage zu gestatten. **H. M.**

Bibliographie.

, D., Ueber die Kunst zu lesen, oder Was und Wie n? Ein Vortrag. Zugleich als Beitrag zur Hode- ig. C. F. Fleischer. 16. 7½ Ngr.

ardi, W., Shakespeare's Kaufmann von Venedig. Skizze. Altona, Verlags-Bureau. 1859. Gr. 8.

O., Commercielle Zustände Persiens. Aus den einer Reise im Sommer 1857 dargestellt. er. Lex.-8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine Darstellung der natürlichen, socialen und rhältnisse dieses Landes. Mit besonderer Rücksicht delung. Nebst 1 Karte von Canada. Berlin, Ni- 6 Ngr.

C. H., Christian III., König von Dänemark und rzog in Schleswig, Holstein ꝛc., Graf von Olden- biographischer Beitrag zur Geschichte des 16. Jahr- esondere der Kirchenreformation. Zum Säcular- en 1. Januar 1559, den Todestag Christians III. garten u. Comp. 1859. Gr. 8. 20 Ngr.

h, J. C., Bilder aus der Geschichte Sachsens, gsten und merkwürdigsten Momente und Ereignisse chte Sachsens. Zur Unterhaltung und Belehrung Alt erzählt und herausgegeben. 1ste Lieferung. op's Erben. Lex.-8. 3 Ngr.

el des 19. Jahrhunderts. In Biographien be- nossen. 5ter Band. — A. u. d. T.: Das Buch hall Radetzky. Für Heer und Volk. Mit Be- interlassenen Manuscriptes des Hofraths Prof. Dr. eidawind, bearbeitet von W. Wägner. Mit rt gedruckten Illustrationen, 8 Tonbildern nach n H. Leutemann, G. Kühn, Raffet u. A. rträt Radetzky's in Stahlstich von A. Weger, räts von Zeitgenossen und Waffengefährten des z. Spamer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

schen Elegiker. Griechisch mit metrischer Ueber- senden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Elegiker bis auf Alexander's Zeit. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ernesti, Luise, Unterwegs. Reise-Novellen und Reise-Skizzen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 3 Thlr.

Faber, F. W., Ethels Buch oder Engel-Geschichten. Aus dem Englischen. Regensburg, Pustet. Gr. 16. 10 Ngr.

Frohschammer, J., Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik. Zur Reform der Philosophie. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1859. 28ster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gundling, J., Fes und Tschako. Soldatengeschichten. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow, K., Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kehrein, J., Kurze Geschichte des deutschen katholischen Kirchenliedes von seinen ersten Anfängen bis zum Jahre 1631. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 16 Ngr.

Kemmler, G., Hiob oder die Weisheit der Urzeit. Freunden heiliger Poesie gewidmet. Cannstatt, Bosheuyer. Br. 8. 15 Ngr.

Moderne Klassiker. Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben. Mit 58 Porträts in Stahlstich. 1stes Heft. Leipzig, Verlag der modernen Klassiker. 1859. 16. 2½ Ngr.

Kooke, B., Die Micheliade. Ein Freimarktstraum. Gedicht in drei Büchern. Bremen, Geisler. 16. 20 Ngr.

Krigar, W., Der lustige Zecher. Berlin, Behrend. 1859. 16. 6 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album, mit artistischen Beiträgen von A. Achenbach, O. Achenbach, A. Arnz, Hugo Becker ꝛc. unter literarischer Mitwirkung von A. E. Brachvogel, O. Braun, A. Conrad, F. Dahn, G. F. Daumer ꝛc. ꝛc. nebst einer Reliquie von Hölderlin. 9ter Jahrgang. 1859. Redigirt von C. Hoeppl. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Mädler, J. H., Der Fixsternhimmel. Eine gemeinfassliche Darstellung der neuern auf ihn sich beziehenden Forschungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Ostertag, A., Uebersichtliche Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis zur Gegenwart. Gotha, Besser. 8. 10 Ngr.

Reichard, W., Die Schule, die christliche Erzieherin der Familien. Ein Zwiegespräch. Dessau, Baumgarten u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Rohrbacher's Universalgeschichte der katholischen Kirche. Deutsche Ausgabe, nach der 3ten Originalausgabe mit durchgehender Rücksicht auf die Quellen aus dem Französischen übertragen, mit Zusätzen vermehrt und mit Nachweisen versehen. 1ster und 8ter Band. Münster, Theissing. Gr. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Romantische Volks-Bibliothek. 8ter Band. — A. u. d. T.: Der Aufstand in Ostindien. Historisch-romantisches Gemälde aus der Gegenwart. Nach den besten Quellen und mit Benutzung der interessantesten wahren Ereignisse entworfen und ausgeführt. 1ster Band. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Wissenschaftliche Vorträge, gehalten zu München im Winter 1858 von T. Bischoff, J. C. Bluntschli, F. Bodenstedt, M. Carriere, P. Heyse, P. Jolly, F. Knapp, F. v. Kobell, J. v. Liebig, F. Löher, M. Pettenkofer, W. H. Riehl, L. Seidel, H. v. Sybel, O. v. Voelderndorff, B. Windscheid. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Zitz, Kathinka, Magdalene Horix oder vor und während der Klubistenzeit. Ein Zeitbild. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Frorr, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Rosdorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Erste Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Verlagshandlung legt hiermit dem deutschen Publikum ein Unternehmen vor, welches sowol wegen seines Gegenstandes als wegen seiner trefflichen Ausstattung die allgemeinste Theilnahme verdient. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern, wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die soeben erschienene erste Lieferung (Hedwig, Gessler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Millerin) ein Prospect ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **Perthes-Besser u. Mauke** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeitschrift

für populäre Mittheilungen

aus dem Gebiete der Astronomie und verwandter Wissenschaften

herausgegeben von

Professor Dr. C. A. F. Peters.

Erster Band. Erstes Heft.

Preis pro 1. — 4. Heft 1 Thlr. Preuß.

Jährlich wird ein Band, aus vier Heften bestehend erscheinen. Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

In der **Fr. Hurter**'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschien soeben:

Sonette

der

Viktoria Colonna

mit

deutscher Uebersetzung

von

Bertha Arndts.

Zwei Theile. I. Weltliche Sonette. II. Geistliche Sonette.

2 Thlr. 24 Ngr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Eine von Arioste, von Michel Angelo hochgefeierte Dichterin ist es, deren Werke hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung nebst dem italienischen Text geboten werden. Das genügt, um die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums, vor allem die gebildeter deutscher Frauen, für diese literarische Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Das erste Bändchen enthält außer was der Titel angibt, auch eine ausführliche Lebensbeschreibung der Dichterin und am Schlusse deren Gesang vom Tode Christi, welcher den Uebergang bildet zu den im zweiten Bändchen enthaltenen geistlichen Sonetten, die durch Gedanken- und Glaubenswärme ausgezeichnet, unzweifelhaft zu den Sonetten gehören, was die christlich-religiöse Poesie aufzuweisen hat. Der Ertrag der Ausgabe ist zu einem milden Zweck bestimmt.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Emil Rittershaus.

Zweite, stark vermehrte Auflage.

Miniaturformat. 34½ Bogen. Im höchst elegantem Einbande mit Goldschnitt.

Preis 2 Thlr.

Breslau, Verlag von **Eduard Trewendt.**

☞ Brockhaus' grosses und kleineres Conversations-Lexikon

erscheinen gegenwärtig in

neuen Lieferungsausgaben in 80 Heften

ersteres zu 7½, letzteres zu 2½ Ngr. Monatlich drei Hefte vom October 1858 an. Das erste Heft beider Werke und Prospecte sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Beide Werke sind übrigens vollständig erschienen und auch in beliebigen andern Terminen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 11. November 1858.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — Wilhelm Stier's Kunstreisen. — Judenthum und Christenthum. Von David Asher. — Die Gräfin Dora (Helene Ottilie). — Der hannoversche General Sir Julius von Hartmann. Von Karl Gustav von Berneck. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Dichtungen.

Jedes Gedicht muß als ein Kunstwerk für sich beurtheilt werden; eine Sammlung aber muß wieder in gewisser Hinsicht ein Ganzes geben, sie muß den Charakter des Dichters, seine Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, ja sogar seine Schwächen klar ausgeprägt zeigen; sie gleicht einem Museum, in welchem nur die Kunstgebilde eines Künstlers zu finden sind, sodaß man beim Betrachten das Gefühl der Einheit in der Kunstschöpfung nicht verliere. Bei dem anerkannten Meister nimmt man die Vorstudien und die Jugendfrüchte mit in den Kauf, schon aus literarhistorischem Interesse; von dem werdenden Künstler und Dichter aber verlangt man Proben aus der letzten Entwickelungsperiode, um nach diesen die Künstlerschaft beurtheilen zu können. Nur die Ueberschätzung des eigenen Werthes kann ohne Auswahl Altes und Neues für gleich werthvoll halten und doch finden wir fast bei jeder neuen Gedichtsammlung diesen Mangel an Selbstkritik. Entspringt nicht dieser Fehler zunächst aus dem Ueberhandnehmen des Dilettantismus und aus der Emancipation von den Gesetzen der Schönheit, die freilich für die lyrische Poesie zunächst nur aus dem Beispiel der Klassiker entnommen sein dürften? Goethe hat über den Nutzen und Schaden des Dilettantismus in der lyrischen Poesie so treffende Worte geschrieben, die ihre wahre Bedeutung erst in unsere Zeit gefunden haben, weil in ihr „die dilettantische Fähigkeit mit einem echten Kunstberufe" mehr als je verwechselt wird. Die Masse der verkannten Genies erhält mit jedem Tage Zuwachs durch Menschen, die Nachahmungs- oder Schöpfungstrieb und die Fähigkeit zu produciren mit Genie verwechseln. Dieser Dilettantismus hat die Sphäre verlassen, in der er Gutes und Treffliches leistete; er hat nicht mehr die Bewunderung für das fremde Schöne und wird nicht dadurch angetrieben sich auch an dem Schaffen zu betheiligen, er hält mehr die äußern Eindrücke für Inspirationen seines Genies und das Angelernte für Ursprüngliches. So erklärt uns die Abschwächung der Theilnahme und der Empfänglichkeit für das Schöne außer ihm, nicht wie Goethe angibt als eine Folge des Dilettantismus, sondern jene Ueberschätzung eher als Ursache desselben. Auch darin hat sich die Stellung des Dilettantismus geändert, daß er nicht mehr entweder das Mechanische oder Geist und Gefühl vernachlässigt: die Lectüre und die Ausbildung des Technischen bringen viele Erscheinungen zur Welt, die von Form und Gefühl zeigen und dennoch nur dilettantische Versuche sind: der Geist und die Uebereinstimmung desselben mit der Form, die Verschwisterung beider läßt erst das Gedicht zeugen für den Werth des Dichters, der innere Mensch muß durch dasselbe erfreut und erweitert werden.

Durch diese Bedingungen und die geringen positiven Gesetze ist die Kritik der poetischen Werke, namentlich aber der lyrischen Gedichte, ungemein erschwert: der Kritiker hat nicht nur den Gegenstand zu beurtheilen, er hat nicht nur den Geist sich gegenüber, der aus dem Kunstwerke spricht und dessen Ebenbürtigkeit mit dem unserigen nur wohlthuend berührt, sondern er muß bei der Beurtheilung zugleich Kunstkenner und Kunstliebhaber sein, er muß das ästhetische Behagen besitzen, das nicht gelernt werden kann, sondern das angeboren ist und das entwickelt wird durch die Ausbildung des ganzen Menschen; von dem Kritiker poetischer Werke verlangt man nicht allein Reflexionen über den Schönheitsgrund, sondern er muß auch fähig sein mitzuempfinden, er muß — und das ist die Hauptbedingung — selbst Dichter sein und hätte er nie eine gereimte Zeile geschrieben oder nie ein Gedicht veröffentlicht. Ein Kritiker, der zugleich Kunstkenner und Kunstliebhaber ist, wird ohne viel Mühe die Arbeit des Künstlers von der des Dilettanten unterscheiden können. Den Schaden aber, den die letztern anrichten, haben wir bei Beurtheilung der lyrischen Erscheinungen in Nr. 3 d. Bl. nachzuweisen versucht; wir müssen das Verderbliche der Ueberschwemmung unserer Literatur mit dilettantischen Versuchen fortbehaupten, trotz der scheinbar entgegengesetzten Ansicht eines bedeutenden Kritikers in diesem Blatte. „Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original schon in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache

nach und nach mit zuſammengeplünderten Phraſen und Formeln angefüllt, und man kann ganze Bücher leſen, die ſchön ſtiliſirt ſind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft Gute und Schöne der echten Poeſie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeſchleppt und entwürdigt" (Goethe, XXXI, 444). Welche Bedeutung hat aber der Dilettantismus erhalten und welche Fortſchritte hat er gemacht, ſeitdem unſer großer Dichter jene Worte niederſchrieb!

---

1. Liebfraue. Von Hermann Grieben. Dritte Auflage. Stettin, Müller. 1858. 8. 7½ Ngr.

Die hier mitgetheilten Gedichte ſind in ihrer Art ſo vortrefflich, daß wir nur ihre geringe Anzahl beklagen und den Dichter um die Mittheilung anderer Geſchenke ſeiner Muſe erſuchen können; ſie ſind das Product eines tiefen Empfindens und einer männlich tüchtigen Geſinnung, welche der Dichter ohne geſchraubte Reflexionen, aber ſtets mit anſprechenden Gedanken auszuſprechen verſteht. Selbſt das Gelegenheitsgedicht „Dornröschen", zur Feier der Verbindung des preußiſchen mit dem engliſchen Königshauſe, hat Grieben auf eine Weiſe behandelt, daß es weit über ähnliche Feſtgeſänge zu ſtellen iſt. Die Formgewandtheit des Dichters macht, daß ſeine Gedichte wie leicht hingeworfene Lieder erſcheinen, an denen Idee und Technik gleich ausgezeichnet iſt; wir ſehen bei ſolchen Vorzügen gern über einzelne Härten hinweg, die der Dichter nicht überall vermieden hat. Wir laſſen hier eine Probe folgen:

In die Neue Welt.

Der Dampfer ſchäumt und ſchneidet durchs Meer ſchon wie ein Pfeil,
Mit ſtummem Gruße ſchreitet ſo mancher noch in Eil';
Laut rufen mag nur einer: „Ade, du Alte Welt!"
So hart hat ſich doch keiner das Scheiden vorgeſtellt.

Da ſitzt auch ein armer blaſſer Gebirgsſohn neben mir
Und ſchaut ſtumm übers Waſſer zurück nach dem fernen Revier;
Er hat ſein kleines Zimmer verlaſſen und Hof und Haus,
Und wandert nun auf immer in fremde Länder aus.

Wohl hat er unverdroſſen jahraus jahrein gewebt,
Doch niemals recht genoſſen und niemals recht gelebt;
Nun reißt er ſich mit Schmerzen von ſeiner Heimat los;
Die Thräne quillt im Herzen, die Welt iſt doch gar zu groß!

Laß uns zuſammen wandern, du Menſchenbruderherz!
Es fügt ſich einer zum andern in gleichem Glück und Schmerz.
Du haſt die ſtillen Räume, das heimatliche Thal;
Ich habe die roſigen Träume, der Liebe ſüße Qual.

Wir haben alle beide geopfert unſre Luſt,
Dahingegeben im Leide den letzten Wahn der Bruſt;
Wir haben gewoben vergebens! Was thut's? Nun iſt's vorbei,
Der Hauch des neuen Lebens macht unſre Seele frei.

---

2. Gedichte von Karl Stelter. Leipzig, Gnobloch. 1858. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Stelter's lyriſchen Gedichten ſpricht ſich zwar ein durchaus liebenswürdiges Gemüth, aber zum Theil eine etwas breite Art der Empfindung aus; man fühlt, daß der Dichter ſich weder über ſeine eigenen, noch über die fremden Gedanken, die er verarbeitet, immer klar geweſen iſt, ſonſt hätte er ſie zuſammengedrängter gefaßt. Ueber Freiligrath's „O lieb' ſolang du lieben kannſt!" ſchreibt Stelter eine Apologie in fünf achtzeiligen Verſen und verflacht den ſchönen kernigen Gedanken mit einer Moral, wie:

O prägten alle drum das Wort
Sich tief in ihre Herzen ein:
Die Reue hat nicht Zeit noch Ort,
Nichts kann von ihrer Macht befrein.
Leicht wär' der Leidenſchaft Gewalt
Bei Zeit die Feſſel angelegt.
Bedächten alle doch, wie bald
Sie ſolche bittre Früchte trägt.

Am beſten ſind dem Dichter noch die Lieder, die von einer geſunden Auffaſſung der Natur ausgehen; auch faſt immer breit, das Erſchaute breitmalend, zum Schluß noch der Balladen lobend gedenkt, daß es Stelter möglich iſt, da ſeine Balladen ſchränken, wo der gegebene Stoff die raſche Handlung will ihm aber auch bei rung meiſt nicht gelingen.

---

3. Gedichte eines Royaliſten, von Hermann Scharffenſtein. Frankfurt a. M., Heinrich. 17½ Ngr.

Die vorliegenden Gedichte ſind zunächſt zu fürchteten: Streit- und Kampflieder, feindlich einzelnen royaliſtiſchen Perſönlichkeiten und Ideen unbedeutender Form dargebracht wurden. Bei Schätzung des Makrokosmus ſich gewöhnt hat, zu achten, wird in dem Büchlein auch bei mancher Geſinnung mit dem Verfaſſer manches wie denn namentlich die Gedichte zur Feier Patriciergeſchlechter Frankfurts oft hübſche Freilich können wir den Dichter nicht in ken, daß ſeine kühnſten Worte dann verſtummen wenn die Kunſt der Poeſie von jenen Banden hat, die ſie jetzt umringen; vielleicht daß es mal klar geweſen iſt, wenn dies geſchehen Bande beſtehen; jedenfalls aber ſind ſeine Hinderniſſe beſiegt werden ſollten, die der Poeſie entgegenſtehen, längſt verſunken und von der Gegenwart abſorbirt wird, darf nicht lichkeit; er ſoll ſich genügen laſſen, wenn ſein ſten Streite hier und da vernommen wird. ſchwenglichkeit des Dichters iſt ſein Herabchen Ausdruck beſonders tadelnswerth. Wie

Görgen Kreß lebt' noch zwei Jahr
Dann brach er auf ebnem Weg
Sich das G'nick!

oder:

Soll ich den Namen, den theuern, nennen
Er heißt in Frankreich und anderswo:
Heinrich der Fünfte. O, wollt ihr es wissen
Es war der Herzog von Bordeaux! —

finden ſich häufig, während der Dichter — ſeine Freigebigkeit mit ſtolzen Bezeichnungen „Vaterſtadt, du ſtolze, freie", Lichtgeſtalten Helden" nennt. Die Ueberſchwenglichkeiten drücken, die ſich namentlich noch in den „Grabe Karl's X." und an „Kaiſer Nikolaus dem Eindruck des Ganzen; unſere Dichter und links — ſo in hyperboliſchen Phraſen noch ein Ausdruck übrig bleibt, um das feiern. Die Cypreſſenzweige und die Geſinnungen in den vermiſchten Gedichten gemeint als ausgeführt und laſſen nur daß ſie zur Feier ihres Andenkens nicht gefunden haben, während ſeine wohlmeinenden gerühmt zu werden verdient.

---

4. Soldatesken von Max Freiweg. Leipzig, 12. 6 Ngr.

Die oft recht humoriſtiſchen Soldatesken Freiweg würden ſich eines größern Beifalls zu

cht in ihnen das Volksthümliche mit dem Trivialen verechselt wäre. Für ein Publikum, das an Gedichten Geschmack findet, wie „Der Herumgekommene", der in Deutschland alles schön findet, weil er in Sachsen Kaffee und Kuchen, Thüringen Klöße und Bratwürste u. s. w. findet, sind die Soldateesen" doch schwerlich bestimmt. Wir wünschten um so ehr dergleichen überhumoristische Gedichte aus der Sammlung ntfernt, da in vielen andern sich eine hübsche Beobachtungsbe, eine Anwendung des richtigen Tons und Colorits, endlich e tüchtige Gesinnung und treue Anhänglichkeit an das Vaterand ausspricht. Als die gelungensten Gedichte der Sammlung zeichnen wir „Des Soldaten Testament" und „Schießt los", t der Mahnung, die aus dem Soldatenstande an die deutschen egenten geht:

Ihr Herrn, die ihr leitet der Völker Geschick,
Wie lange noch haltet ihr zaudernd zurück
Und legt die Händ' in den Schos?
Wie lang soll noch bleiben ein deutscher Stamm
Der Fremden Spielball, das Opferlamm?
Schießt los!

Gedichte von Albert Galster. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1857. 16. 3 Ngr.

Einige Reimereien, die höchstens einen glücklichen Dilettanmus zeigen, sind hier auf 15 Seiten der Oeffentlichkeit überben. Einen ansprechenden Gedanken, dessen Originalität wir rigens nicht behaupten wollen:

Und jede Thräne, die um mich
Ein liebend Herz geweint,
Wird mich im Himmel flehentlich
Vertheidigen als Freund —

wächt Galster gleich durch die Uebertreibung der folgenden rie:

So bringt mir fremder Kummer Glück;
Der Himmel läßt mich ein.
Die Thränen aber setzet Gott
In seine Krone ein.

Gedichte von Emil Kuh. Braunschweig, Westermann. 1858. 16. 20 Ngr.

Eine Glut, von der man getrieben wird und die man folgnicht beherrscht, kann nie poetisch schön ausgedrückt werden. en Gedichten von Kuh zeigt sich diese Ueberschwenglichkeit, , sie mag nun wahr oder erkünstelt sein, immer eine geringe lur der Einbildungskraft beweist. Wir können nicht genug Rückkehr zum vernünftigen Maße empfehlen, um endlich aus sem Zustande der Verschrobenheit und Unwahrheit herauszuumen, der in Kunstäußerungen wie im praktischen Leben Rebilder für Wahrheit geben will. Höre man doch endlich einmal den Tod jedes Dichters, und wäre er ein Nikolaus Lenau, wie Ereigniß darzustellen, das gleich lebhaft „die lichten Gottesen, die süßen Nachtigallen, den Erdgeist und alle Elemente" aus, seine Freunde und Verehrer, interessiren soll. Schwerfindet sich darin gesunder Menschenverstand, wenn der Verer Hebbel besingt, als habe dieser den Stein der Weisen unden; wenn er von Napoleon I. sagt: „es sei sein Geist, jetzt durchzittert die stürmende Welt, der zersplittert in llionen kreist"; oder wenn er von Gervinus in Bezug auf en Thätigkeit für Holstein singt:

Du hast dem dän'schen Hamlet nicht
In Lieb' allein dich zugewandt,
Auch jenem Hamlet, der da ficht
Dem Deutschen, für das deutsche Land!

Kann man in wenigen Worten mehr Unsinn und Abgemachtheit sagen? Was sollen diese Phrasen, von denen sich hstens Quintaner blenden lassen und die doch unmöglich den Besungenen angenehm sein können? Auch in den erotischen Gedichten, die den größten Theil der Sammlung ausmachen, spricht sich eine maßlose Glut aus, die ihren höchsten, fast bis zur Unverständlichkeit gesteigerten Ausdruck in der „Nacht in Troppau" findet, während einzelne Gedichte, z. B. „Ich sah den Mund stets lachend", oder „Ich möcht' eine Seele finden", Zeugniß von einer Phantasie geben, die mit ihren Wünschen unangenehm berührt.

---

7. Sang Klang und in Gedichten von Robert Urban. Berlin, Springer. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

In „Sang und Klang" ist alles wahre Empfindung und diese in einer Sprache gegeben, die an Klarheit, Harmonie und Tonfall oft mit der der besten Dichter in die Schranken treten kann; es sind herz- und sinnerfreuende Gedichte, durch und durch natürlich in einem einfachen und doch künstlerischen Gewande, entstanden aus dem Bedürfniß zu dichten und vermittelst des Intellectuellen das Mechanische leicht besiegend. Nachrühmen müssen wir besonders noch die Virtuosität in der Behandlung des Reims und ein nicht gewöhnliches Geschick, ohne jede Mühe für den Begriff das rechte Wort zu finden oder ein neues zu bilden, das wiederum nie gesucht erscheint. Einzelne Lieder, wie z. B. „Das Opfer", „Der Spielmann", „Der Tänzer", „Ein Küssel", sind namentlich Componisten zu empfehlen. Der Cyklus „Mahnungen" und ein anderer, „Friedrich Barbarossa", geben Zeugniß von der Stellung, die der Dichter zu der Zeitrichtung einnimmt. Das längere Gedicht: „Der Hausgeist", ist trotz der leichten Behandlung der übrigens vielfach bearbeiteten Sage das unserer Ansicht nach am wenigsten gelungene. Aus der reichen Sammlung geben wir ein kürzeres Gedicht:

Das Verständniß

Wenn die Liebe tief und schwer
In das Herz gedrungen,
Sie verstummt, wonach bieher
Sinn und Geist gerungen.
Liebe hat kein laut Begehr,
Schweigend, engumschlungen
Wiegt sie sich in Träumen mehr
Und Erinnerungen.
Während ihr der Weltverkehr
Wirkungsleer verklungen,
Ist von eines Blicks Gewähr
All ihr Glück bedungen,
Und es sagt ein Blick oft mehr
Als viel tausend Zungen,
Wenn die Liebe tief und schwer
In das Herz gedrungen.

Von der Gesinnung des Dichters zum Schluß eine Probe:

Entweder, oder.

Um was ich werbe, das will ich ganz.
Der Kampf sei noch so heiß.
Ich liebe nicht den halben Glanz
Und nicht getheilten Preis.
Ich habe mir immer wahr, was wahr,
Und falsch, was falsch, gedacht.
Klar lieb' ich den Tag, ganz sonnenklar,
Doch schwarz, ganz schwarz die Nacht.

Entweder Eisen oder Gold,
So laute das Gebot!
Der Mitte war ich niemals hold,
Sieg will ich, oder Tod.
Ich fordre nur, was ich fordern kann,
Doch wird der Kampf zur Pflicht,
So setz' ich Leib und Seele dran —
Was sich nicht beugt, das bricht!

---

8. Aus der Verbannung. Gedichte von Albert Grün. Gotha, Scheube. 1858. 16. 24 Ngr.

Albert Grün ist, wie er uns in einem Gedicht erzählt, von dem Gerichtshofe zu Zweibrücken in contumaciam verurtheilt, sein Name an den Schandpfahl geschlagen worden: alles, wie es scheint, wegen Betheiligung an demokratischen Verbindungen. Ist das der Fall, dann müssen seine Thaten schärfer gewesen sein als seine Worte, um solche Maßregeln zu rechtfertigen; denn selten sind wir einem ungefährlichern Parteimann begegnet, selten haben wir in Gedichten mit Menschlichkeit und Menschenthum, allgemeiner Menschenliebe und dergleichen so freigebig umspringen sehen wie hier. Albert Grün präsentirt sich uns als ein Mensch von durchaus gutmüthigen Lebensansichten, von einer kindlichen Anschauung, wie wir sie bei einem ungefähr dreiunddreißigjährigen Manne kaum mehr für möglich hielten; seine Naivetät bekundet sich in seinen religiösen Ansichten, in dem rührenden Ausdrucke bei dem Tode seines Kindes, in der Vertheidigung Goethe's wegen der sesenheimer Liebe, kurz fast auf jeder Seite des Buchs. Warum einen Menschen mit der Sehnsucht nach seinem Vaterlande in der Verbannung lassen, der „das verirrte Lämmchen am Schöpschen nehmen und als Jäger in den Wald blasen möchte, damit die Hasen sich in Acht nehmen können". Gedanken und Ausdrucksweise stehen dabei in vollkommener Harmonie und man wird nicht erstaunt sein, Aeußerungen zu finden, wie:

Drum kußt dich auch der Schwarzwald dort;
Gott, ist der duftig gewoben;

oder einen Ausruf beim Erblicken des Alpenglühens:

O, Donnerwetter, wär' ich so groß,
So fest und so durchleuchtet!!!

Vortheilhaft zeichnet sich übrigens die Widmung und dann die Uebersetzung von „The dying girl" von Jewsbury aus.

9. Gedichte von Ludwig Ißleib. Laibach, von Kleinmayr und Bamberg. 1858. 8. 1 Thlr.

Die eben nicht neuen Gedanken sind hier immer correct und meistens in wohllautender Form vorgeführt; es fehlt ihnen jedoch die Ursprünglichkeit der Empfindung, sie erscheinen vielmehr, ihrer Ausdrucksweise nach, andern Dichtern nachgebildet, deren Stimmungen der Verfasser sich aneignete, bis er vielleicht selbst glaubte, sie erlebt zu haben. Ein Intermezzo gibt Uebersetzungen aus fremden Sprachen, von denen die aus dem Englischen nach Byron, Th. Moore und Burns wol durch das Streben getreu zu sein, am wenigsten gelungen sind. Die längere poetische Erzählung „Claudia", die Liebe eines jungen Mannes mit einer Fürstin behandelnd, die jener aufgibt, um der Freiheitsbewegung zu folgen, ein Opfer, das er mit Wahnsinn büßen muß, ist nicht ohne Geschick ausgeführt.

10. Gedichte von F. Kamla. Für Verwandte und Freunde zum Andenken an den Verstorbenen. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1858. 8. 24 Ngr.

Die Gedichte sind — zunächst — für Verwandte und Freunde zum Andenken an den Verstorbenen bestimmt, der 1792 in Kiel geboren, 1857 als Besitzer eines Gutes in Laaland starb. Unverkennbar hat sich Kamla nach guten Muster gebildet und sich eine klare und ungesuchte Ausdrucksweise angeeignet, die wir gern den vorliegenden Gedichten nachrühmen. Daß man die dilettantischen Versuche des Dichters auch der weitern Oeffentlichkeit übergab, ist um so mehr zu bedauern, da F. Kamla, als er seine Gedichte zum Druck vorbereitete, sie gewiß nur für den Kreis seiner Freunde und Bekannte bestimmte; jedenfalls hätte er sonst die Gelegenheitsgedichte ausgeschieden, die besonders auf Vorkommnisse in der Reventlow'schen Familie verfaßt waren, in welcher er längere Zeit die Stelle eines Hauslehrers bekleidete. Die Anerkennung, die sie für die besondern Fälle verdienen, können sie nicht mehr vor der öffentlichen Kritik beanspruchen; man nimmt solchen Aeußerungen der Pietät gar leicht den Zeit, wenn man sich durch das Interesse an dem Dichter und durch die persönliche Verehrung für ihn über den Werth der Gedichte nicht täuschen läßt. Den Werth dieser Gedichte aber finden wir namentlich in dem Frieden, der sich in Gedanken und Form ausspricht und der als Hinterlassenschaft auf diejenigen einen segensreichen wohlthätigen Einfluß ausüben muß, die dem Verstorbenen nahestanden.

11. Gedichte von Georg Christian Diefenbach. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1857. 16. 1 Thlr.

Unsere geistlichen Liedersänger haben in neuerer Zeit eine Richtung eingeschlagen, daß man glauben könnte, die rührende Einfalt älterer Dichter sei durch eine süßliche und mystische Art und Weise untergegangen; die Liebe zu Gott hat bei ihnen den geistigen Charakter eingebüßt und einen fast sinnlichen Beigeschmack erhalten, der noch vermehrt wird durch das Hervortreten der subjectiven Stimmung zu dem höchsten Wesen. Es ist die Verehrung Gottes und Jesu Christi bei den Vertretern jener Richtung weit entfernt von der gläubigen Hingebung unserer protestantischen Sänger, sie erinnert uns vielmehr an die Huldigung, welche die Romantiker der Jungfrau Maria darbrachten, die religiösen Gesänge und geistlichen Lieder jener Richtung sind mit einem Worte zu speculativ und — ein Urtheil, das nur Geringschätzung aus einem profanen Munde hören werden — zu wenig gläubig noch demüthig genug. Gegenüber diesen herrschenden und sich breit machenden Aeußerungen der Zeitrichtung begrüßen wir die vorliegenden Gedichte mit Freuden; auch Diefenbach führt alle menschlichen Dinge auf Gott zurück, auch er erkennt die Offenbarung des Schöpfers in der Natur, aber er bekennt sich zu diesem Glauben demüthig und froh, ohne Zelotie und Ostentation, vor allem ohne Selbstüberhebung. Es rechtfertigt sich durch diesen Glauben ein stillzufriedenes Bewußtsein von sein Leben, das sich auch in seinen Gedichten, namentlich in denen, welche die allgemein menschlichen Ideen zu Gott sprechen, wohlthuend ausspricht. Ein längeres Schlußgedicht feiert den Kampf der letzten Zeiten, die Vernichtung der Halben und den endlichen Sieg des Menschen Sohn nach Offenb. Joh. 19, 11 ff.; in der Schilderung des Kampfes selbst zeigt der Dichter ein nicht unbedeutendes episches Talent.

12. Dir. Ein Liedercyklus von Julius Merz und Ludwig Weiss. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Lieder, die oft Dageweseues in ziemlich gewandter Manier wiederholen, sollen

In den schönen deutschen Gaun
Senken in die Brust sich nieder
Aller lieben deutschen Frauen;
Ihnen Trost und Freude bringen,
Lindern jeden herben Schmerz,
Bis sie endlich leis verklingen,
Wie ein glücklich liebend Herz. (?)

Wir bedauern, daß die frommen Wünsche der beiden Dichter weit großartiger sind, als ihr Talent, das allerdings noch zu schwach erscheint zur Ausführung ihrer Plane.

13. Poetische Versuche von Anna Maria Lenngren. Aus dem Schwedischen übersetzt von Gustave Wellin. Bückeburg, Wolper. 1857. 16. 15 Ngr.

Die Verfasserin der uns hier in fließender und correcter Uebersetzung vorliegenden Gedichte ist 1754 geboren und verheirathete sich im Jahre 1780 mit dem Commerzienrath Lenngren, der mit dem Dichter gleichen Namens die Zeitung „Stockholmspost" herausgab; hier erschienen zunächst ihre poetischen Versuche, die, nachdem sie vielfachen Beifall gefunden hatten, auch

er Dichterin 1817 gesammelt wurden. Wir schätzen Freudigkeit und Frische der Lieder, sowie den prak- und die anmuthige Behandlung der Details in den- r die kleinen Schwächen des menschlichen Lebens zeigt n eine gute Beobachtungsgabe, während die Geisel, ingt, immer von weiblicher Hand geführt wird, oder die Weiblichkeit vermissen läßt. So gern wir da- ischen Versuche empfehlen, so kann es doch eben nur ividuelle Ansicht der Uebersetzerin gelten, wenn sie en eine Saite in sich erklingen fühlte, die von kei- annten deutschen Dichter bisher berührt wurde; es r der Dichterin ohne viele Mühe eine Uebereinstim- eutschen Dichtern, namentlich mit Hagedorn und sei- gern nachzuweisen sein. Das besonders Ansprechende rsetzerin und für jede Frauennatur in Betreff die- zen finden wir in der Weiblichkeit, mit der sie em- gegeben werden, wie in der Sphäre, in der sie sich d in der gerade die Frauen mit ihrem richtigen Takt chkeitsgefühl die Sonderbarkeiten und Verirrungen fühlen; die Heiterkeit, die sich in den Versuchen aus- as Resultat einer innern Harmonie, eines einfachen lassen und daher dem Ursprunge, nicht aber den ach verschieden von den Dichtungen deutscher Dich- sich in der ersten Periode des Auftretens der Lenn- ehr wir auch die humoristischen Gaben der Dichte- so müssen wir doch gestehen, daß wir den gemüth- tungen der Sammlung („Die Kleinen auf dem s kleine Bettelmädchen", „Das frohe Fest" u. s. w.) geben. Besonders ansprechend ist uns das Gedicht rte an meine liebe Tochter" erschienen, in welchem llerin, indem sie vor vielem Lesen warnt, sagt:

Doch, ist dir 's Lesen ein Genuß,
ies so, daß man's an deinem Wesen
n leiser Ahnung fühlen muß;
ies gern, nur werde nicht belesen.

Den Blaustrumpf (alt ist's und doch neu)
lekritelt man von allen Seiten;
ei Frauen sei Schöngeisterei
lo rar wie Schmuck und Kostbarkeiten.

igens die Dichterin auch das Erhabene zu besingen aß es ihr hier weder an Ausdruck noch an Stimmung ch in der Hymne, während ihre Epigramme und nicht den Werth derer unserer bessern deutschen der Mitte des 18. Jahrhunderts beanspruchen

3.

Wilhelm Stier's Kunstreisen.

lätter. Nachgelassene Schriften von Wilhelm erlin, Ernst und Korn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr.

n neuerdings wieder lebhaft aufgenommener, ıkens aber ganz müßiger Streit, ob die Kunst rt den Idealismus oder den Realismus zu nkte zu nehmen und welchem von beiden sie chen habe. Denn alles Kunststreben, dies ist zeugung, wird immer im Nebel verlaufen fehl gehen, das nicht die innige Verschmel- eiden Kategorien der Existenz fest ins Auge Idealismus durch die reale Richtung zu ver- n Realismus durch die Idee zu adeln und beide aber in dem Kunstwerk selbst zu ver- is wird zu allen Zeiten die einfache und be der Kunst bilden. Wenige unter den neuern Kunstlehrern haben diesen Satz zugleich prägnan- ter und klarer ausgesprochen, in seiner Bedeutung über- zeugender dargethan und ihm mehr Anhänger gewonnen, als der Autor, aus dessen Nachlaß uns hier so werth- volle Bruchstücke geboten werden.

Es gewährt eine eigenthümliche Befriedigung, von den Leistungen eines Autors Rechenschaft zu geben, mit dem uns die innigste Seelenverwandtschaft verbindet, die- selben Gedanken in begeisterter Rede vor uns entfaltet zu sehen, die auch unsere Brust schwellten und bedrückten, demselben Lebenswege zu folgen, den wir selbst durch- wandelten, unter denselben Umständen und mit denselben Mitteln dem Leben „innere Bildung" abzugewinnen wie er selbst. Von denselben Höhen auf das Leben unter uns herabzuschauen wie er, an den gleichen Klippen zu straucheln, derselben Begeisterung die gleichen Opfer zu bringen, um schließlich bei demselben Ziele anzulangen und alle diese Kämpfe und Segnungen an seiner Hand noch einmal durchzukosten: das ist ein Genuß höchster und reinster Art. In dieser Lage befindet sich der Referent den hinterlassenen Schriften Stier's gegenüber, welche sein Freund, W. Lübke, uns hier in einer kleinen aber werth- vollen Sammlung mittheilt.

Bekanntlich wurde der geniale Künstler und Kunstlehrer Wilhelm Stier im September 1856, in der Vollkraft seines Wirkens durch plötzlichen Tod dem Leben entrissen. Mitarbeiter an den größten Entwürfen der letzten De- cennien, Sieger in der Concurrenz für das Athenäum zu München, durch Bildung und Schärfe des Geistes unter den denkenden Kunstlehrern zu den Koryphäen der Kunst- geschichte erhoben, als Lehrer von Hunderten dankbarer und begeisterter Schüler hoch verehrt, empfangen wir die vorliegende Sammlung nachgelassener Schriften Stier's mit wahrem Danke und hoher Freude. Ja, läge auch die Stimmung bereits hinter uns, in der die ersten dieser Aufsätze im Erguß jugendlicher Begeisterung geschrieben wurden, der Inhalt der spätern unter diesen Aufsätzen trifft doch mitten in den Streit, den die ästhetischen Ar- beiten Springer's soeben wieder lebhaft angeregt haben, und dessen endlicher Abschluß in dem allein richtigen Denk- resultate, das der Verfasser andeutet, jedem Freunde der Kunst erwünscht sein muß. Es gibt keine Kunst als die, deren Ziel die endliche Vermittelung des Geistigen mit dem Sinnlichen im Kunstwerk ist.

Die Sammlung nachgelassener Schriften, in welcher sich die poetisch erregte Natur des begabten Mannes nach allen Richtungen hin ausspricht, beginnt mit den lebens- frischen Bildern einer Fußwanderung von Paris nach Rom, welche Stier mitten im Winter 1822, gleich sei- nem weit prosaischern Vorgänger Seume, blos mit Stock und Landkarte ausgerüstet, begann. Wenige Wochen spä- ter wanderte Referent selbst, der den begeisterten Jünger der Kunst in dem Hause eines berühmten deutschen Lands- manns zu Paris kennen und schätzen gelernt hatte, ebenso ausgerüstet und ebenso einsam, auf dem Wege zur spa- nischen Grenze, einen Kreis junger deutscher Enthusiasten verlassend, die den Winter über in Paris von sich hatten

sprechen machen und dem die jungen französischen Romantiker, V. Hugo, Dumas u. a., sich eng angeschlossen hatten. An die plastischen Bilder dieser erfahrungsreichen „Pilgerfahrt" des Verfassers reihen sich dann zunächst die Aufsätze aus Rom, Ariccia, Genzano, Ostia und Frascati, schon reich an sinnigen Kunstbetrachtungen, die mit jedem Briefe durch Reife des Urtheils und Inhalt bedeutender werden. Diesen endlich folgen in der Form von Kunstnovellen Bildungsgeschichten namhafter Künstler aus der Zeit Rafael's und Tizian's, welche Zeugniß davon geben, wie tief der Verfasser sich in das reichbewegte Kunstleben dieser Zeit, in ihre Anschauungen, Kämpfe und Siege versenkt hat. In diesem Sinne reproducirt der Briefwechsel zwischen Pietro Buonaccorsi und Messer Francesco zu Siena die Bestrebungen und die Kunstansichten ihrer Zeit, bespricht die Arbeit in den Loggien, das Rafael'sche Ornament, gegenüber dem antiken, die Skizzen zu den Tapeten u. s. w., bringt Auszüge aus dem Tagebuche Morto da Feltre's voll glühender Naturbetrachtung und berichtet über die Lebensstellung der Künstler und ihr Verhalten zu den Kunstobjecten auf die lehrreichste Art. Besonders reizend ist hier ein Besuch Tizian's bei Ariosto und die Entstehungsgeschichte des Sabinerraubes und der Griechin. Alle diese Mittheilungen versetzen uns — und das ist ihre Kunst — mitten und leibhaft in das Künstlerleben des Cinquecento, fast in der Weise des Benvenuto Cellini, und beleuchten so belehrend die Epoche der großen Meister Rafael, Michel Angelo und Tizian mit hellstem Lichte, und in so charakteristischer Form, daß sie gerade in ihrer scharfen Bestimmtheit das besondere Wesen des Verfassers rein und vollständig abspiegeln.

Indem wir nunmehr auf den Inhalt des Dargebotenen näher eingehen, kann es nur unsere Absicht sein, an einzelnen Anführungen sichtbar zu machen, worin die besondere Begabung des Verfassers als Geschichtskenner und Kunstlehrer sich kund gibt, einen Einblick in die Tiefen seiner Kunstbetrachtung und in die Feinheit seiner Aesthetik zu gewähren. Die hohe Begeisterung, in der der Bericht über seine römische Pilgerfahrt geschrieben ist, verbunden mit der Bescheidenheit und Opferfähigkeit, die sich in ihm kund geben, und welche unserer heutigen Künstlergeneration leicht fremd und unglaublich erscheinen mag, empfiehlt sich von selbst dem Leser durch den frohen, dreisten Muth, mit dem der junge Enthusiast durch Sturm, Schnee und Unwetter seine Wanderung fröblich fortsetzt, den Geist voll wogender Kunstideen, den müden Leib mit einer wahren Lust an Anstrengungen und Entbehrungen, die heute unerträglich scheinen, abfindend. Er erreicht Lyon und zwischen dieser Stadt und Avignon tritt ihm das erste echte Römerwerk, der Pont-du-Gard, wie ein Zauberschlag entgegen. Den Erguß seiner Gefühle vor diesem ersten großen Werke des Alterthums, sein Entzücken bei dem Anblick, den Nimes in seinen Römerbauten gewährt, muß man selbst lesen, um zu begreifen, wie ein Leben voll härtester Arbeit, wenn Liebe und Kraft von oben ihm mitgegeben sind, doch ein Leben voll Entzücken sein kann. Ja, durch ein Fußleiden selbst zu längerer Gefangenschaft verurtheilt, kommt der Autor sich vor

wie Abälard und Petrarca in ihrer Zelle, wo die edelsten Geister sich vor ihn stellen, einige mild und gütig, andere finster und sinnend, Hüter im Blutengarten der Gedanken, sorgenvolle Mehrer seiner Schätze, ohne Schein und Prunk, angefeindet, einsam, bemitleidet vielleicht, unter allen Entbehrungen, in der Erleuchtung, Bewegung und Erfreuung später Jahrhunderte arbeitend.

Diese Gestirne der Menschheit sind seine Götter! Die Architektur des Amphitheaters zu Nimes wird uns dann in einem Bilde von solcher Klarheit dargelegt, daß wir hier zuerst in dem jungen Wanderer den künftigen großen Architekten herauserkennen. Der höchst einfache Grundgedanke des gewaltigen Bauwerks, die Nothwendigkeit seines Halbsäulenstils, das Zurücktreten der Pilasterdecoration vor diesem wird uns klar hingestellt. Am Maison quarrée, diesem zierlichsten Monumente römischer Kunst macht der Verfasser uns den wesentlichen Unterschied zwischen dem griechischen und dem römischen Ornament deutlich, indem er von der eindringenden Schärfe der Kunstbeobachtung, die an einem Jüngling von 22 Jahren unsere Bewunderung erwecken muß, Zeugniß gibt. Es heißt hier:

Das griechische Ornament ist mehr ein idealer Traum, die Linien einer ausgesuchten Schönheit, der ursprünglich von geometrischen Figuren ausgehend, in der Nachahmung wirklicher Gestalten sein volles Leben entwickelt, sanft, ruhig, aber bestimmt im Charakter und wohlüberlegt in der Zeichnung. Das römische Ornament dagegen ist mehr eine unmittelbare Nachahmung der Naturformen, in der das krause Blattwerk lebendiger Ranken, nicht aber die stille Linie den vorherrschenden Charakter hat; die wirkliche Pflanze mit ihrem freien Wuchs hat hier das Uebergewicht in gefälliger Form und freier Bewegung. Alles schlingt und schmiegt sich in milderer Bewegung und durchdringt sich ohne bestimmten Plan und Gedanken. Und so springt auch der ausführende Meißel des Bildhauers wilder umher, kecker, flüchtiger, nachlässiger, oft über die einschränkende Form des Materials hinaus.

Aus diesem dürftigen Auszug der Ideen des Verfassers über diesen Gegenstand mag der Leser den Maßstab für die Feinheit und Sinnigkeit des Urtheils entlehnen, wie sie dem seltenen Manne beiwohnten, der mit gleichem Auge die Kunst und die Natur durchblickte. Ihm auch, was die letzte ihm bot, spricht mächtig zu seinem Schönheitssinn, und wenn er die Pinien beschreibt, „die rauhen Barbaren des Nordens, den hier die Cultur und die Grazien besiegt haben", mit ihrem leicht gebogenen Gipfel, „in dem bald abgerundete Anschwellung, bald hüpfende Bewegung, bald stille sanfte Ergießung sich aussprechen", so fragen wir uns, wer den Autor diesen Sinn und diese Sprache gelehrt hat, die uns so mächtig berühren. Und so fehlt es endlich auch nicht an graziösen Abenteuern auf dieser fesselnden Pilgerfahrt, die mit einem reizvollem Humor als feinem Gefühl treu berichtet werden. Hinter Toulon betritt der Wanderer dann Italien und hat nun von Paris ab richtig, und eine Krankheit eingeschlossen, 75 Francs auf einer Fußreise von mehr als 130 Meilen verzehrt, indem er das Mittagmahl

Feigen und etwas Brot in irgendeinem Wäld-
en der Landstraße abthat und für Nachtlager und
hlzeit regelmäßig einen ganzen Franc verwendete.
wünscht seinen Lesern, daß auch sie erfahren
ögen, wie ambrosisch ein solches Mahl sei.
) die unvergleichliche Scenerie der Küste von
ch Genua, wie sie damals war, betritt Stier die
seines Heiligthums, Italien, der Wonne werth,
Land und Meer ihn nun umwogen. Mitte März
r Rom nach achtwöchentlicher Wanderung. Er
stert:

: Seele hörte nun auf zu unterscheiden; Bild, Erinne-
klichkeit zerflossen ineinander, liebliche Gestirne über-
aum und Wachen, Gebäude, Bilder, Sculpturen,
ich lange gesonnen hatte. Welch ein Geschlecht der
rgangenheit, das alles dies vollbracht hat; welche Ge-
schiedenen Charakters umher, ernst und fröhlich die
süßer Schönheit voll und himmlischen Friedens die

hlich entwickelt sich nun aus dem liebenswürdigen
en der tiefe Forscher und Kenner der Kunst,
us den bekannten Lokalitäten der Campagna,
li, Frascati, Ariccia, Genzano, Ostia u. s. w.
sten und belebtesten Kunstberichte erstattet. Durch
Farbe, Forschung und Phantasie besonders her-
ist der Bericht aus Ostia, ein Muster von
ngen dieser Art, und der aus Tivoli, der die
: dieses einzigen Ortes mit wahrhaft wunder-
ben malt und in einer überaus anmuthigen
rklärt.

iese des Malers Pietro Buonaccorsi — ob wirk-
ngirt, ist nicht zu erkennen, da kein inneres
ns über ihren Ursprung aufklärt — haben zum
frische, geniale Thätigkeit des jungen Künstler-
schildern, mit welchem der große Meister die
Arbeit in den Loggien ausführt. Wir sehen
Genius Rafael, mit seinen Gehülfen Giulio
dem Briefschreiber, Francesco Penni, Johann
Scipio de Cesena u. a.; wie sie leben und
d; wie der fröhliche Kreis früh Morgens an
zieht, nachdem auf Campo florito allerhand
Bäume zur Nachbildung in den Ornamenten
sind; wie der Meister die Arbeiten vertheilt,
gen Gerüste froh bestiegen werden; wie die
ickt; hohe Besuche kommen, bewundern, gehen;
dick und schwerfällig wie er ist, den Meister
Colonna, sein edler Beschützer, ihn preist oder
e Giulio mit seinem großen milanesischen Hunde
Grillen nachgeht; wie der Abend die ganze
nschaft in Zoppo's Weinkeller versammelt;
eundinnen und Geliebten für Schwänke geübt
man der Lust und der Kunst lebt, da Ein-
m macht; endlich wie alle diese köstlichen Ar-
sam im Spiele entstehen und schließlich mit
ti d'oro, von welchen dem Meister kaum 250
, bezahlt werden, wovon er noch den Cavalier
nd der Fornarina Stecknadeln zu kaufen hatte!
meint Ihr nun, Messer Francesco, was ihm jene

ungeheuere Mühe und Arbeit in dem Zimmer des Heliodor ein-
getragen, mit dem Attila, der Messe von Bolsena und dem
Befreiten Petrus? 1200 Ducati, und dies ist auch keine Zahlung,
von der sich Schätze zurücklegen lassen; ungerechnet die Noth zu
Gelde zu kommen! Denn der Heilige Vater schreibt wol nach
wie vor Anweisungen, daß es eine Lust ist; aber der Kassirer
sagt, daß Ebbe in der Kasse ist und dient auch mit einem oder
zwei Drittel. Da leiden wir denn und nur dem Meister helfen
noch seine 25 Scudi monatlich, als Baumeister von St.
Peter .... u. s. w.

In diesen unvergleichlichen Briefen sind über die Or-
namentik Rafael's, über die Arbeitsweise der großen
Meister, endlich über die Wiederbelebung der antiken Göt-
terwelt die wichtigsten Winke enthalten. Hier heißt es z. B.:

Als wir neulich nach der Arbeit im großen Keller bei Ponte
San-Angelo zusammensaßen, unsere schwachen Seelen zu stärken,
erklärte uns der alte Fabio von Ravenna, der von Rafael wie
ein leiblicher Vater gepflegt wird, auf jener Fährte nach den
alten Göttern sei eigentlich doch Petrarca vorangegangen, der so
viel Redens von dem kleinen Gott Amor gemacht, daß man die-
sem überall nachgefragt habe, dann auch auf seine Mama, die
gefährliche Frau Venus gerathen sei, hierauf ihren Mann und
Cicisbeo und so endlich mit nicht geringer Lust vieler die ganze
saubere Vetterschaft in Entdeckung gebracht habe, wobei man
jedoch immer ein guter Christ bleiben kann..... Der Giulio
nun — heißt es — ist selig, in dem alten Göttergetümmel und
jauchzt vor Lust, wenn er sich so mit Venus und Juno herum-
schlägt, die anmuthige Psyche sich unterthänig macht und mit
Vater Jupiter umgeht, als wär' er sein Gevattersmann, neben-
bei aber die allerliebsten Amorinchen aufs Papier wirft, daß
sie drauf liegen bleiben wie fest gewachsen.....

Haben wir so in diesen anmuthigsten Briefen von
dem Wirken, dem Treiben und dem speciellsten Leben der
Römischen Malerschule ein klares Lebensbild empfangen;
so erweisen sich die „Venetianischen Briefe des Dom. Cam-
pagnola an Felippo Busoni" zu demselben Zweck in Be-
treff der Venetianischen Schule geschrieben. Dieselbe geist-
reiche Form, dieselbe Kunst der Darstellung, derselbe frische
und lebendige Ton weiht uns hier in die Geheimnisse
Tizian's und seiner Schule, namentlich in ihrem Gegensatz
zu Florentinern und Römern ein und zeigt uns ihre
Größe, ihr Verdienst, ihre eigenthümliche Kunst, wie dort
mit Rafael geschah. Diese Form der Belehrung ist be-
wundernswerth, weil sie eben nur dem möglich ist, der
auf das innigste mit diesen Existenzen vertraut, ja mit
ihnen verwachsen war. Campagnola wirft zunächst dem
florentiner Freunde vor, daß er mit seinem Buonarotti,
indem sie wochenlang zu Hause sitzen und sich selbst ihre
Speisen bereiten, das frische Bild des Menschen und des
Lebens verlieren, daß sie Leichen malen und sich um den Ruf
in der Kunst bringen, daß sie nicht wissen, was Bewegung,
Leben und Schönheit sei, und statt blühender Menschen-
bilder, Gerippe, von irgendeinem Sattler in kunstreichen
Nähten mit Leder überzogen, darstellten. „Doch ihr seid nun
einmal verstockt in euerm Eigensinn, zumal der Buonarotti,
der uns dafür gar wohl bekannt ist. Aber erfahre nun,
mein Freund, wie wir zu Venedig, ohne euere mürrische
Mühe, zu Erfindungen kommen." Von diesem Vorwurf
aus wird der Leser nun durch eine Reihe anmuthiger
und lebenvoller Episoden in die Zielpunkte und die Ge-
heimnisse der Venetianischen Schule eingeweiht, wie sie

überall frisch aus dem Born des Lebens schöpft, Grübelei und Studium geringschätzt und Schwierigkeiten wie ein Spiel überwindet: alles dies an der Entstehungsgeschichte einiger großer Bilder erläuternd, ernst, scherzhaft, höhnisch und launig. Von Buonarotti heißt es hier:

Euere Klage über den Mangel an schönen weiblichen Modellen macht uns nur lachen und wenn Buonarotti sich um dieses Mangels willen nur männlicher Modelle bedient, so würden wir ihn für vollkommen närrisch halten, wäre es nicht bekannt, daß er ein Herr und ein König ist, der sich keinem unterwirft und alles anders thut wie andere.

Aus Vasari aber wissen wir, daß Michel Angelo diese Kritik redlich zurückgab, indem er von Tizian sagte, daß ihn zwar die Natur begabt habe, daß er aber von der „Kunst und der Zeichnung" — non ajutato dall' arte e dal diseguo — nichts verstehe. Es ist immer der alte Streit zwischen Idealismus und Realismus. In diesen Briefen kommt auch die Schilderung des Besuchs, den Tizian dem alternden Ariosto in Ferrara machte, vor, und wir lernen den Sohn des Dichters, Virginio, einen milden und geistvollen Jüngling, kennen, der die Schwächen des Vaters anmuthig erläutert. Man sieht daraus, daß der stets strebende Geist des Dichters kein Ding drei Monate lang an seinem Orte läßt, daß er sein Gärtchen wie sein Haus im steten Streben nach Vollkommenheit völlig verwüstet, Hollunder statt Kapern pflanzt und sorgsam pflegt, den Meister Garofalo bittet, ihn ins Paradies zu setzen, weil er doch nicht wisse, ob andere ihn hineinlassen werden u. dgl. m.

Doch wir müssen uns, wenn auch ungern, von diesen anmuthigen und lehrreichen Briefen trennen, um noch von dem Tagebuche des wunderlichen Malers Morto da Feltre ein Wort zu sagen. Dieser seltsame Mann brachte nämlich der Sage nach sein Leben damit hin, jahraus jahrein von einer Ruine in der Campagna zur andern zu ziehen, sein ganzes Hab und Gut auf einen Esel geladen, in den Mausoleen, Badezellen, Katakomben und Wasserleitungen alte Fresken zeichnend, und in Gräbern und unterirdischen Gewölbresten hausend. Aus seinem Tagebuche nun theilt uns der Verfasser eine Reihe von Blättern mit, in welchen eine so glühende Naturbegeisterung und eine so eigenartige Betrachtung ihrer Wunder ausgegossen ist, daß der Leser davon wie berauscht wird. Es ist natürlich der Verfasser, der zu uns spricht, aber er redet eine Sprache, wie sie selten vernommen wird und wie sie auch den Schwerblütigsten zu entflammen vermögend ist. Wir verweisen den Leser nur auf den Brautmorgen und den Sturm, der mit seinen vermummten Reitern hereinbricht. Wie diese Blätter uns den Poeten in dem Verfasser darstellten, die Pilgerfahrt den Menschen und die Briefe Buonaccorsi's und Campagnola's den Künstler, Kenner und Historiker der Kunst vorführten, bleibt uns keine Seite des zu früh verblichenen Mannes verhüllt und wir sehen eine der liebenswürdigsten und begabtesten Naturen vor uns, die wir überhaupt anzutreffen hoffen können. Und hiermit sei denn dem Herausgeber dieser nachgelassenen Schriften Stier's, wie sie vielen zur Freude gereichen werden auch außerhalb seines Schülerkreises, unser bester Dank gewidmet, dieser Nachlaß aber jedem, der sich für die Kunstgeschichte über eine trockene Nomenclatur hinaus interessirt, aufs angelegentlichste empfohlen.

Judenthum und Christenthum.

1. Ueber den Austritt aus dem Judenthum. Ein aufgefundener Briefwechsel. Herausgegeben von Abraham Geiger. Leipzig, Otto Wigand. 1858. 8. 5 Ngr.
2. Zwei Gespräche über den Austritt aus dem Judenthum. Veranlaßt durch den über diese Frage herausgegebenen Briefwechsel des Dr. Abraham Geiger. Von M. Maaß. Leipzig, O. Wigand. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beide hier angezeigten Schriften*) sind zwar nur von sehr geringem Umfang, aber auch das wenige ist noch zu viel. Die Behandlung dieses Themas muß ich für ziemlich überflüssig und wenig zeitgemäß erklären, und kann ich mir keinen Grund denken, der Geiger zur Veröffentlichung dieses Schriftchens bestimmt hat. Um dessen Inhalt so kurz als möglich anzugeben, genüge es, dem Leser mitzutheilen, daß der vorgebliche Verfasser des ersten Briefs bei seinem Freunde einfach anfragt, welches Motiv ihn veranlaßt, aus dem Judenthume austreten zu wollen. Nur Ueberzeugung könne den Schritt entschuldigen. Die Antwort des Freundes, der sich ebenfalls sehr kurz hält, lautet in der Hauptsache dahin, daß er keinen Beruf zum Märtyrerthum in sich fühlt; anderes aber biete ihm und seinen Andern das Judenthum nicht. Uebrigens meint er, es sei besser, er „thue den Schritt auch äußerlich, der doch eigentlich innerlich längst vollzogen ist. Denn das Bekenntniß", fügt er hinzu, „welches ich bei meinem Uebertritte ablegen werde, kann ich mit gutem Gewissen ablegen und wird nichts enthalten, was meiner religiösen Ueberzeugung entgegen ist." In der „Gegenantwort" vertheidigt der Verfasser die Sache des Judenthums mit lobenswerther Wärme und versucht es, die Gründe seines Freundes zu widerlegen. „Sie sind ein Jude", sagt er ihm, „weil Sie an den einzigen, heiligen, lebendigen Gott glauben" (S. 12). „Das Christenthum verlangt nun einmal aufs bestimmteste einen Glauben, der dem als Juden Geborenen schwer entgehen bleibt" (S. 14). Besonders treffend ist die Hervorhebung des Unterschiedes zwischen dem „geborenen Christen" und dem „übertretenden", und die Behauptung des Freundes, das Judenthum böte ihm nichts, wird kurz aber entschieden als eine zurückgewiesen, indem es heißt: „Das Judenthum mit seiner festlichen Weihe, das Judenthum mit seiner reichen, großen Geschichte, das Judenthum mit seiner Innigkeit des Familienlebens, das Judenthum mit seinem mitleidigen Herzen, das Judenthum mit seinem reinen Gottesglauben, das Judenthum mit seiner mächtigen Duldenergie bietet nichts?!"

Die zweite oben angezeigte Schrift ist im Grunde eine Kritik der eben besprochenen. „Zwei Männer unserer Abkunft", so beginnt der Verfasser, „Bernheim und Seeger, der erstere ein praktischer Arzt, der andere ein Kaufmann, sind seit ihren Knabenjahren durch Freundschaftsbande vereinigt. Ihre Freundschaft hat eine der gefährlichsten Prüfungen, der sie ausgesetzt werden konnte, glücklich bestanden, denn Bernheim ist zum Christenthum übergetreten, und sie sind dennoch nach wie vor vereinigt geblieben." An die oben genannte Schrift Geiger's anknüpfend, entspinnen sich nun längere Gespräche zwischen den beiden Freunden. Zuvor läßt zwar Geiger volle Anerkennung als einem der ritter-

*) Weder Geiger's „Offenes Sendschreiben an Herrn S. [illegible] noch die übrigen durch diese Controverse hervorgerufenen Schriften haben mir vorgelegen. Nähere Angaben über dieselben finden sich übrigens in der „Hebräischen Bibliographie" von M. Steinschneider (1858), Nr 2, S. 30.

Kämpfer gegen den mittelalterlichen Talmudismus angedeihen, spricht ihm aber die Fähigkeit ab, das Christenthum richtig beurtheilen zu können. Sein Standpunkt sei ein einseitiger. Das moderne Judenthum, dessen Vorkämpfer eben Geiger ist, sei nicht die Religion des 19. Jahrhunderts und noch weniger die der Zukunft. Die fundamentale Ueberzeugung von der Einheit Gottes, meint er wider Geiger, sei heutzutage nicht mehr etwas dem Judenthum Specifisches. Im fernern Verlaufe des Gesprächs entfaltet Bernheim eine nicht unbedeutende Kenntniß der jüngsten Bewegungen auf beiden kirchlichen Gebieten, dem jüdischen sowol wie dem christlichen, verbreitet sich auch über die politischen Zustände der Juden, namentlich in Preußen, und bekennt sich für seine Person zum rationellen oder aufgeklärten Christenthum. Zum Schluß macht ihm Salinger das Zugeständniß, daß er seinen Uebertritt für einen aus einer tiefen, innern Ueberzeugung hervorgegangenen hält, bedankt sich für die erhaltenen Belehrungen und Winke über das Christenthum, über die Stellung desselben zum Judenthum, sowie über die verschiedenartigen kirchlichen Richtungen der Gegenwart, und erklärt ferner, er sehe ein, daß Geiger seine Sache nicht so triumphirend vertheidigt habe, wie er (Salinger) anfangs gedacht, und sei in seiner Werthschätzung des modernen Judenthums insofern herabgestimmt worden, als er einigermaßen zweifelhaft darüber geworden sei, ob demselben in der That eine große Zukunft gehöre. Ich meinerseits muß gestehen, Bernheim hat seinem äußerst schwachen Freunde gegenüber leichtes Spiel gehabt (oder vielmehr Maaß hat es sich nicht gemacht), indem er dem Gegner nur sehr schwache Gründe in den Mund gelegt. Natürlich durfte er nicht anders verfahren, denn wie hätte Bernheim sonst Sieger bleiben können? Das stete Hervorheben eines „modernen Judenthums" ließe fast glauben, der Verfasser habe im Interesse des orthodoxen Judenthums geschrieben und sich bemüht, die Schwäche des reformirenden hervortreten zu lassen, hätte er sich nicht so offen für das Christenthum erklärt und den Uebertritt zu demselben vertheidigt. Daß es aber angesichts der offenkundigen Thatsachen unrichtig ist, von dem modernen Judenthum in dem Sinne zu reden, wie der Verfasser es thut, habe ich bereits in Nr. 10 d. Bl. angedeutet, wofern ich dort nachgewiesen, daß die Reform im Judenthum, welche der Verfasser als „modernes Judenthum" bezeichnet, eine vereinzelte Erscheinung in demselben geblieben ist und das orthodoxe die Oberhand behalten hat. Statt indessen näher zu untersuchen, welche Tendenzen der Verfasser verfolgt hat, will ich lieber mein Scherflein zur Schlichtung der streitigen Frage beitragen. Ich wage also zu behaupten, daß nur weltliche Rücksichten oder religiöse Schwärmerei zum Uebertritt bestimmen können. Ich habe anderswo einen fingirten streng orthodoxen Juden geschildert und ihn auf der Gralfahrt nach der Wahrheit durch verschiedenen Phasen des Geisteslebens durchwandeln lassen: er wird erst Skeptiker, neigt sich dann fast zum Atheismus, erlangt aber klarere Ansichten über die Offenbarung, wird zurückgeführt zu einem geläuterten Glauben und schwankt schließlich zwischen Judenthum und Christenthum. *) Hier sind es vier Gründe, die entscheidend auf ihn einwirken und am Ende den Ausschlag zu Gunsten des Judenthums geben. Es sind dies: 1) die Macht der Gewohnheit. Das Angeborene und Anerzogene ist nicht so leicht abzuschütteln oder gar auszuwurzeln und — nous revenons toujours à nos premieres amours. 2) Das höhere Alter des Judenthums. Hat ja das Alte Testament sich neben dem Neuen erhalten und noch nichts von seiner Lebenskraft verloren: warum sollte er es nicht nochmals einer genauern Prüfung würdigen und untersuchen, ob nicht doch die Wahrheit in ihm enthalten sei? 3) Die große Mannichfaltigkeit der christlichen Sekten. Welcher von allen sollte er sich zuwenden? Wie groß ist der Abstand zwischen dem Protestantismus und dem Katholicismus, der zahllosen Sekten des erstern nicht zu gedenken! Wie erst, wenn selbst in einer protestantischen Zeitschrift *), in dem streng orthodoxen England, die religiöse Schwäche des Protestantismus bloßgestellt und jede Zukunft ihm abgesprochen wird? Oder gar eine gewisse Schule den Stifter des Christenthums als Mythe erklärt? Muß dies nicht den, welchem es um die Wahrheit zu thun ist, stutzig machen? Endlich 4) widersteht ihm gerade am meisten das Hauptdogma der christlichen Kirche, nach welchem er nur durch einen Mittler die Versöhnung oder das wahre Heil erlangen kann. Seine ihm inwohnenden und innig mit ihm verwachsenen jüdischen Begriffe, ebenso wie seine später erworbene philosophische Bildung, sträuben sich gleich stark gegen diese Lehre und wollen nicht zulassen, daß er ihr huldige. Die Philosophie insbesondere hat die Ueberzeugung bei ihm festgestellt, daß er nur vermittelst seines eigenen Ichs das Heil erlangen, nur in sich selbst die Versöhnung oder Erlösung finden kann. Und er findet sie am Ende mit Beibehaltung des Judenthums.

Einen noch schlagendern Grund jedoch gegen jedweden Austritt aus der einmal angeborenen Religion hat Spinoza vorgebracht. In der That, mit seinem Ausspruch trifft er den Nagel auf den Kopf und macht allen fernern Streit über den Gegenstand überflüssig. Ich rede von dem berühmten vierundsiebzigsten Briefe Spinoza's an seinen jungen Freund Albert Burgh, der ihm seinen Uebertritt zur römischen Kirche gemeldet. „Sie aber" **), so fragt ihn Spinoza, „der Sie endlich die beste Religion oder vielmehr die besten Männer gefunden zu haben präsumiren, denen Sie Ihre Leichtgläubigkeit hingaben: wie wissen Sie, daß dies die besten unter allen sind, die andere Religionen lehrten, jetzt lehren und in Zukunft lehren werden? Haben Sie alle Religionen geprüft, die alten sowol als die neuen, die hier und in Indien und überall auf dem ganzen Erdkreis gelehrt werden? Und wenn Sie sie auch gehörig geprüft, wie wissen Sie, daß Sie die beste gewählt haben?" Spinoza hat bekanntlich nicht nur so richtig gedacht, sondern auch danach gehandelt und ist nie zum Christenthum übergetreten. Was Mendelssohn auf die Zumuthung Lavater's geantwortet, ist ebenfalls zu bekannt, als daß ich es hier anzuführen brauchte. Statt dessen sei hier nur Gibbon erwähnt, der uns die Geschichte seiner Conversion zum Katholicismus und spätern Wiederbekehrung zum Protestantismus in seiner gewohnten pikanten und spöttischen Weise in seinen Memoiren erzählt hat. Dieselben Argumente, die den obengenannten Burgh dem Katholicismus zuführten, hatten auch auf Gibbon eingewirkt. „Meinen jetzigen Gefühlen", so drückt er sich in dem Bericht über seine erste Bekehrung satirisch genug aus, „scheint es unglaublich, daß ich je glauben sollte, daß ich an die Transsubstantiation geglaubt habe." (Die Kenner des Dante werden sich hier einer ähnlichen Stelle in der „Divina Commedia" erinnern — freilich nur die eigenthümliche Wendung anlangend.) Er unterwarf nämlich die Lehren der katholischen

---

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mein Befremden über auszudrücken, daß man, trotz der in neuerer Zeit von gründlichen Forschern ausgehenden vielfachen, richtigen Beleuchtungen des Judenthums christlicherseits, hier und da (wie z. B. in der in Nr. 38 d. Bl. erschienenen Besprechung der Scherr'schen Religionsgeschichte von Holtzmann-Bodmer) noch immer dem Christenthum Vorzüge (dem Judenthum gegenüber) beimessen will, die ihm durchaus nicht als solche einzuräumt werden können. So z. B. die ihm dort zugeschriebene Milderung der Sklaverei, die Heiligung der Ehe und der Familie u. s. w. Lese nur unter anderm Döllinger's lichtvolle und unparteiische Darstellung des Judenthums — und ich zolle ihm hiermit öffentlich meinen Dank dafür — und man wird bald eine andere Ueberzeugung gewinnen. Von allen, die über das Christenthum geschrieben, schien mir stets, als habe Thomas Carlyle die eigentliche Lichtseite, den Vorzug desselben hervorgehoben, wenn er es so treffend als „religion of sorrow" bezeichnet. Indessen darf man dabei doch nicht das Buch Hiob, das herrlichste, köstlichste Vermächtniß, welches die Menschheit besitzt, diese unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Erhebung aus dem tiefsten Elend, das je einem zustoßen kann, aus den Augen lassen.

*) Vgl. „The Westminster Review" vom Januar 1858.

**) Ich citire nach Berthold Auerbach's Uebersetzung, V, 417.

Kirche später einer nochmaligen genauern Prüfung; die verschiedenen Glaubenssätze derselben entschwanden ihm gleich einem Traum, erzählt er, „und", fährt er fort, „nach einer völligen Ueberzeugung, am Weihnachtsfeste 1754, empfing ich die heilige Taufe in der Kirche zu Lausanne. Hier war es", so fügt er hinzu, „wo ich meine religiösen Forschungen einstellte, indem ich blindlings den Sätzen und Mysterien, welche auf allgemeine Zustimmung von Katholiken und Protestanten angenommen werden, Glauben schenkte." *) Wer steht dafür, und will er nicht durch den letzten Zusatz selbst andeuten, daß, wenn er weiter geforscht hätte, er am Ende auch das letzte Bekenntniß wieder verworfen hätte? Mögen also gelehrte Schwärmer und irdisch gesinnte Alltagsmenschen, die nur ihren Vortheil im Auge haben, sich eines andern überreden: ich glaube, der Vernünftige und Ehrliche wird es stets vorziehen, dem Beispiele eines Spinoza oder Mendelssohn zu folgen." **) **David Asher.**

Die Gräfin Dora d'Istria (Helene Ghika).

Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönch von der Gräfin Dora d'Istria. Verbesserte und vermehrte deutsche Originalausgabe. Drei Bände. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Zürich, Meyer. 1858. 8. 4 Thlr.

Die frühere französische Ausgabe dieses Werks ist zwar bereits von einem unserer Mitarbeiter in Nr. 3 d. Bl. für 1857 besprochen und empfohlen worden; aber die mancherlei Vermehrungen, um welche die vorliegende deutsche Ausgabe bereichert ist (unter anderm um ein ganz neues Kapitel: „Napoleon III. in der Schweiz"), die von dem Uebersetzer hinzugefügten Notizen über das Leben und literarische Wirken der Verfasserin, die Huldigungen, welche die Gräfin dem Germanenthum und dem liberalen Geiste unserer Zeit darbringt, die Tendenz, ihre „Brüder", die Rumänen, durch die Hinweisung auf die „bewundernswürdige Standhaftigkeit der schweizerischen Eidgenossenschaft" zu einem beflügelten Fortschreiten und zu kräftigem Zusammenhalten anzufeuern: diese Umstände sind es, welche es uns fast als unumgängliche Pflicht erscheinen lassen, die Aufmerksamkeit auch auf diese deutsche Ausgabe ihres in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Werks hinzuleiten.

Die Gräfin Dora d'Istria bildet unter ihren Geschlechtsgenossinnen eine in ihrer Art wirklich einzige Erscheinung durch die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, womit sie die wichtigsten religiösen und politischen Fragen der Zeit, namentlich die erstern behandelt. Im theologischen Gebiet hat sie sich in der That Kenntnisse erworben, wie sie wol nicht leicht einer andern Frau und auch Männern, die nicht gerade Theologen von Beruf sind, gewiß nur selten zu Gebote stehen. Sie [illegible] der Kirchenväter, besonders die der orientalischen [illegible] die der Reformatoren, der schweizer wie der [illegible] Strauß herab. Dabei offenbart sie eine [illegible] schaft mit der deutschen Literatur, und zwar [illegible] ernsten und soliden, was um so mehr Anerkennung [illegible] sonst die modern gebildeten Frauen meist der [illegible] schimmernden Literatur vor der wissenschaftlichen [illegible] den Vorzug geben und überhaupt in den Kreisen [illegible] Aristokratie der Zuschnitt der Bildung ein [illegible] ein französischer ist. Die von ihr theils in [illegible] Kapitelmottos beigebrachten überaus zahlreichen [illegible] Werken und Dichtungen deutscher Autoren, [illegible] kannter, beweisen, wie gründlich bewandert [illegible] ratur und besonders auch in der aus der Schweiz [illegible] genen oder auf sie bezüglichen ist.

Die Prinzessin Helene Ghika, Gräfin [illegible] die Tochter Michael Ghika's, Vornils (Mai[illegible] der Walachei. Als sie sieben Jahre alt war, [illegible] ersten Unterricht und zwar durch den bekannten [illegible] lehrten G. G. Pappadopulos, welcher gegen[illegible] eine bedeutende Stellung bei dem höhern [illegible] Kein Lehrer war geeigneter, junge Talente zu [illegible] entfalten. „Schon damals", bemerkt der Verfasser der biographischen Notizen, der ohne [illegible] directen Einfluß der Gräfin schrieb, „erhielt sie [illegible] terricht im Alt- und Neugriechischen, im [illegible] Französischen. Später fügte sie das Studium [illegible] Sprache, des Englischen und Italienischen hinzu. [illegible] Erziehung gab ihr eine so entschiedene Neigung [illegible] rische Beschäftigung, daß sie schon in ihrem [illegible] den Einfall gerieth, ein Theaterstück zu schreiben. [illegible] alten Hellenen schlossen sich körperliche Uebung [illegible] Geistes an, die Prinzessin Helene that es [illegible] im Schwimmen zuvor. Auch hatte sie später [illegible] dunkeln Nacht die Hofmeisterin ihrer Schwester [illegible] von Moskau in einen Teich gestürzt war, [illegible] zu entreißen." Ihre Unerschrockenheit und [illegible] heit hat sie dann bei der spätern, berühmt gewordenen [illegible] des bis dahin für unübersteiglich gehaltenen [illegible] der Weise dargethan.

Der Biograph fährt fort: „Der Fürst [illegible] Bukarest im Jahre 1840, ein Jahr vor der [illegible] seinen Bruder vom walachischen Throne stürzte, [illegible] selbst sehr unterrichtet war, wollte seinen Kindern [illegible] theile zukommen lassen, welche die Unterrichtsanstalten [illegible] land bieten. Sachsen schien ihm für die [illegible] Plane vorzüglich geeignet; er ließ sich daher [illegible] in Dresden nieder. Man kann daher sagen, [illegible] jungen Mädchens sich unter dem doppelten [illegible] lands und Deutschlands entwickelt hat. Der [illegible] welchem sie zuerst in die große Welt [illegible] ernstern Beschäftigungen günstig. Der Prinz, [illegible] dem den Thron von Sachsen bestiegen hat, [illegible] damals mit jenen Arbeiten, die ihm einen [illegible] unter denjenigen Gelehrten gesichert haben, [illegible] beschäftigen. Die Prinzessin Amalie war [illegible] thätig. Die Achtung, welche jedermann [illegible] Deutschland vor jedem umfassenden Wissen [illegible] geeignet, der Leidenschaft der Prinzessin [illegible] mit den Wissenschaften einen neuen Schwung [illegible] begann sie auch, die deutsche Sprache [illegible] größten Thätigkeit zu studiren; sie übersetzte [illegible] ins Deutsche, um vollständig in den Geist [illegible] dringen, welche den Völkern lateinischen [illegible] Schwierigkeiten darbietet." Dabei vernachlässigte [illegible] und Malerei keineswegs; besonders der [illegible] mit Vorliebe. Zur petersburger Kunstausstellung [illegible] sogar zwei Gemälde, eine deutsche Landschaft

---

*) Vgl. „The Miscellaneous Works of *Edward Gibbon*, Esq., with Memoirs of his Life and Writings, composed by himself. By *John Lord Sheffield*" (London 1837), S. 29 und 38.

**) Manche der von David Asher oben ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen dürften schwerlich vorübergehen, ohne auf christlicher Seite Anstoß und Widerspruch zu erregen. Nur ist zu bedauern und nicht zu leugnen, daß das Christenthum, zerklüftet und polemisch wie es ist, mit hierarchischen Ansprüchen auf protestantischer, mit Bestrebungen und Handlungen auf katholischer Seite, die, wie der Kinderraub zu Bologna, an die Zeiten des Mittelalters erinnern — daß dieses Christenthum zur Zeit gerade nicht viele Lichtseiten bietet, welche Juden und Heiden zum Uebertritt einladen könnten. Wenn übrigens Asher dem Christenthum die große Mannichfaltigkeit seiner Sekten zum Vorwurf macht, so ist daran zu erinnern, daß mit dem „modernen Judenthum" und seinen verschiedenen Nuancen eine ähnliche Bewegung auch im Judenthum begonnen hat. Wenn einzelne dem starren Talmudismus, der auch seine eisernen Gesetze hat wie der Papismus, zu entkommen suchen und mit Uebergehung des noch nicht consolidirten Reformjudenthums sofort zum Protestantismus übergehen, so wählen sie doch vielleicht unter zwei Uebeln das kleinere. Man vergesse übrigens nicht die Parabel von den drei Ringen. D. Red.

ıposition, worin sie Heine's bekanntes Lied: „Ein
n steht einsam", zur Anschauung brachte. Sie erhielt
Jahre 1854 eine silberne Medaille. Als die Familie
eden verließ, brachte sie einen Winter in Wien zu,
nge Mädchen Gelegenheit erhielt, „die Pracht am
terreichischen Kaiser mit dem verhältnißmäßig bescheis
ı und den Gewohnheiten der Monarchen des nörd-
schland zu vergleichen. Der so scharfe Gegensatz
n südlichen und nördlichen Deutschland mußte auf sie
igen Eindruck machen, und man findet an einigen
r Werke die Spuren der Betrachtungen, welche dieser
ı ihr hervorrief."

sehen wir sie in Venedig, wo sie die junge vene-
publik mit um so größerer Begeisterung begrüßte,
lenetianern gelang, „allerlei Vorwürfe zu vermeiden,
kevolutionen der lateinischen Völker nur zu oft ver-
m Jahre 1849 kehrte die Familie Ghika nach der
ıück, und am 5. Februar vermählte sich die Prin-
inem russischen Fürsten aus einem der ältesten Ge-
s Reichs; doch gewährte ihr die Vorsehung keine
r mehrjährige Aufenthalt unter dem „schrecklichen"
Himmel hatte ihre Gesundheit geschwächt, und zur
lung brauchte sie die Seebäder in Ostende und be-
sche und italienische Schweiz, ließ jedoch, ehe sie aus
ste, im Jahre 1855 ihre Schrift: „La vie mona-
l'église orientale", bei J. Cherbuliez erscheinen.
sie längere Zeit in Lugano und wurde hier in dem
:attolico", einem ultramontanen Blatte, angegriffen
eine „Feindin der Madonna". Die Gräfin erwiderte
:rzeugt, daß, wenn sie sich gegen den heidnischen
erhob, welcher das Christenthum entehrt, sie von
ıßerlichen Recht Gebrauch gemacht hätte". Aber
in der turiner Zeitung „Il diritto" mehrere Artikel
B. „Die Kirche und das Papstthum im 4. Jahr-
Ein fremder Fürst in der Moldau-Walachei",
chisch-römische Propaganda" u. s. w., in welchen
'en suchte, daß die Italiener und Rumänen dieſel-
ıben. Gegenwärtig arbeitet sie an einer Schrift:
der Helden Rumäniens", über die der Verfasser
ie bemerkt: „Da die Verfasserin den großen Künst-
nichts entgegensetzen kann, will sie wenigstens be-
ı einer Zeit, da die Italiener schon Sklaven waren,
der Donau mit einem unermüdlichen Heldenmuth
ltung ihrer Freiheit und der Volksunabhängigkeit
ußerdem wird uns aus der Feder der Verfasserin
nerkung zum dritten Bande des vorliegenden Werks
über die italienische Schweiz in Aussicht gestellt,
diejenigen Cantone der deutschredenden östlichen
in diesen drei Bänden nicht behandelt sind, zur
'ommen sollen; es sind die Cantone Thurgau,
Appenzell und Graubündten. Für die Gesinnung
ist bezeichnend, was sie in Betreff dieser Cantone
ı habe diese Gegenden, deren Annalen mit der
ıropäischen Freiheit in so nahem Zusammenhange
hne Rührung bereist. Ich habe große Reiche durch-
ine einzige Erinnerung zu finden, die fähig gewe-
schönes Gefühl zu erregen. Man findet dort keine
ızeichen, als die, welche die Siege der geistlichen
des weltlichen Despotismus über den gesunden
nd und die Gerechtigkeit auf die Nachwelt bringen
uchtbaren Ebenen von Thurgau, friedlichen Thäler
len, ruhmvollen Berge von Appenzell, wilden
Graubündten, wie ganz andere Erinnerungen habt
Seele hervorgerufen! Das muthige Volk, das euch
eine unabhängige Stirn zum Himmel, während
ıtionen des europäischen Festlandes ihr gedemüthig-
er das Joch beugen" u. s. w.

chnen noch diejenigen Kapitel und Partien, welche
enden Werke für deutsche Leser am anziehendsten
sein möchten: im ersten Bande die Mittheilungen über Johannes von Müller, Zschokke, den die Verfasserin als Volksschriftsteller ungemein hoch und als Charakter über Johannes von Müller stellt, den Literarhistoriker Heinrich Kurz und die Kapitel über das reformatorische Wirken Zwingli's; im zweiten Bande die Kapitel über Bodmer und die literarische Reform; über Lavater, Pestalozzi, Strauß, Bitzius, Fellenberg; im dritten die über Haller, Zimmermann, Erasmus u. s. w. Ein interessantes Kapitel ist sicherlich auch das mit der Ueberschrift: „Napoleon III. in der Schweiz", das sie für diese deutsche Ausgabe, wie schon bemerkt, besonders geschrieben hat. Die Verfasserin ist ersichtlich keine Bonapartistin, in viel höherm Grade neigt sie sich dem Orleanismus zu; sie rühmt z. B. an Ludwig Philipp, daß er wenigstens die religiöse Freiheit kräftig vertheidigt, das Mönchthum in Schranken gehalten, die Intriguen der Jesuiten und des Klerus zu durchkreuzen gewußt und das politische Schaffot niedergerissen habe. Es sei ein beispielloses Ereigniß, daß es ihm gelungen sei, die constitutionellen Grundsätze in einem so überwiegend katholischen Lande 18 Jahre aufrecht zu erhalten. Aber so aufgeklärt er gewesen, habe er nicht gesehen, daß die Zeit gekommen sei, den Bauern und Handwerkern in dem „Lande des Gesetzes" eine Stellung einzuräumen. Dieser Mangel an Scharfblick sei die Ursache seines Sturzes gewesen.

Für die Schweiz sucht die Verfasserin die Initiative der Reformation in Anspruch zu nehmen, und Zwingli gilt ihr deshalb, weil er in einer Landschaft geboren war, bis wohin sich die romanische Sprache erstreckte, als ein Romane: eine Behauptung, die uns gewagt erscheint. In Luther erkennt sie, der klaren Logik und dem praktischen Verstande Zwingli's gegenüber, einen Repräsentanten deutscher Mystik, und namentlich wirft sie ihm vor, sich nicht mit der socialen Reform beschäftigt zu haben, deren Nothwendigkeit nur zu deutlich gewesen. Uebrigens geht sie noch weiter, indem sie die Anfänge der Reformation in der orientalischen Kirche findet, deren Geschichte, wie sie ohne Zweifel mit Recht bemerkt, im Abendlande sehr schlecht gekannt sei. Böhmen z. B. sei nicht wie gewisse Theile Deutschlands durch Prediger, die aus Rom kamen, zum Christenthum bekehrt worden, sondern durch die griechischen Mönche Cyrillus und Methodius, welche zwar die Gewalt des Papstes anerkannten, aber doch die Liturgie der orientalischen Kirche mit ihrem unabhängigen Geiste in Böhmen und den Gebrauch der Volkssprache in den Gottesdienst einführten und deshalb auch vor den Richterstuhl des Papstes Nikolaus I. geladen wurden. Die Auslassungen der Verfasserin über die morgenländische Kirche verdienen überhaupt beachtet und gelesen zu werden. So sehr übrigens sie gegen alles pharisäische Christenthum eifert, sowenig will sie von der jetzt sich breit machenden atheistischen Richtung etwas wissen, vielmehr erblickt sie im Atheismus ein Förderungsmittel des Despotismus. Dabei weiß sie auch die productive Fähigkeit junger Völker, das prosaischste Leben durch Legenden, Märchen und Sagen zu verschönern, sehr wohl zu würdigen. Diese Fähigkeit ist jetzt abgestorben: die Völker dichten jetzt nicht mehr; ihre Phantasie ist gänzlich erschöpft, und wir müssen es uns gefallen lassen, wenn die Gräfin in unserm tendenziösen Zeitalter das Schöne nur als Mittel zur Erreichung des Guten und Wahren betrachtet und hoch schätzt. Indeß brauchten wir uns über diese Unterordnung des Schönen nicht eben zu beklagen, zumal da das Schöne ohnehin sicherlich nicht die scepterführende Macht und das alles durchdringende Lebensprincip in modernen Zeiten ist, wenn durch dieses Opfer nur wirklich immer der angegebene Zweck erreicht würde.

Wir schließen unsern kurzen Bericht mit folgender beherzigenswerthen Bemerkung der Verfasserin: „Die Wissenschaft" (und überhaupt wol alle Schriftstellerei) „erscheint dem gemeinen Haufen als eine Art Schwarzkunst. Es glaubt nie vorsichtig genug gegen deren Repräsentanten sein zu können. Was ist ein Verschwender, ein Lästerer, ein Verleumder im Vergleich mit einem solchen? Das sind gemeine Laster, deren Folgen er täglich zu sehen gewöhnt ist, und deren ganze Tragweite er

kennt. Aber ein Gelehrter, ein Philosoph, ein Mann, der nachdenkt, der schreiben kann, was hat man von einem solchen nicht zu fürchten? Da man in ihm einen besondern Scharfsinn bemerkt, hat man tausend Gründe zu fürchten, daß er im tiefsten Herzen die Leidenschaften lese, die es zernagen. Ist er nicht im Stande, durch unvorhergesehene Combinationen die Berechnungen der Selbstsucht, der Feigheit, der Heuchelei zu vereiteln? So ärgerten sich ja auch die Athener, den Aristides den «Gerechten» nennen zu hören. Wird man nicht ebenso schnell des Ruhms eines Mitbürgers überdrüßig, dessen Name bis zum Ende der Welt fliegt, während man selbst in der Dunkelheit vegetirt? Der gemeine Haufen scheint einen instinctmäßigen Abscheu gegen alles zu haben, was über ihm steht. Das Bild Tarquin's, der die Mohnköpfe abschlägt, erfreut seine Seele." H. M.

Der hannoversche General Sir Julius von Hartmann.

Der königlich hannoversche General Sir Julius von Hartmann. Eine Lebensskizze mit besonderer Berücksichtigung der von ihm nachgelassenen Erinnerungen aus den Feldzügen auf der Pyrenäischen Halbinsel u. s. w. 1808 — 15. Entworfen von von Hartmann. Mit einer Uebersichtskarte. Hannover, Helwing. 1858. Lex.-8. 25 Ngr.

„Die nachfolgenden Gedenkblätter mögen reden, wie der Mann selbst, dessen Bild sie zeichnen, einfach und gerade, offen und wahr." Mit diesen Worten leitet der Herausgeber das Werk ein, führt dann aus, daß sich ihm bei der Arbeit die Nothwendigkeit aufgedrängt habe, in die Lebensgeschichte des Führers auch mehrfach diejenige der Truppe zu verflechten, an deren Spitze er stand, und bezeichnet die Darstellung, die ursprünglich nur dem Andenken des Verstorbenen gewidmet sein sollte, auch als einen Beitrag zur Geschichte der Artillerie der englisch-deutschen Legion, also in Weiterm der hannoverschen Artillerie. Er schließt das Vorwort mit der Hoffnung, daß man dem Sohne verzeihen werde, wenn aus seiner Schilderung die kindlichste Dankbarkeit und innigste Pietät hervorleuchten. Wer wollte das tadeln, wenn dadurch, wie hier, der Wahrheit nicht zu nahe getreten wird?

Georg Julius Hartmann ward am 6. Mai 1774 in Hannover geboren, aus einer bürgerlichen Patricierfamilie, welche in aufsteigender Linie angesehene Aemter im Juristenstande bekleidet, bis dahin aber noch keinen Soldaten erzeugt hatte. Georg Julius, wegen körperlicher Schwäche in seiner geistigen Entwickelung zurückgehalten, wurde nach der Zeitansicht zum Soldaten bestimmt, weil er sonst zu nichts zu gebrauchen sei, und trat, kaum 13 Jahre alt, als Volontärcadet in die kurhannoversche Artillerie ein. „Das drückende Gefühl, wie wenig man von ihm erwartet, und die Genugthuung über das, zu dem er sich selbst herausgearbeitet hatte, begleiteten ihn durchs Leben. Wohl ist es möglich, daß jenes den innern Trieb zur Selbstthätigkeit entwickelte und anspornte." In der Artillerie-Ecole, welche er bald besuchte, trat er in mehrfache Berührung mit Scharnhorst, damals Lieutenant bei derselben Compagnie, welcher Hartmann zugewiesen war, und Lehrer an jener Anstalt, als welcher er auf seine Schüler den größten Einfluß übte. Scharnhorst erkannte früh, daß „etwas in Hartmann stecke" und ward sein entschiedener Gönner, bis er 1800 den hannoverschen Dienst verließ. Beim Ausbruche des Kriegs 1793 war Hartmann Fähnrich und kam in der Schlacht von Famars zum ersten male ins Feuer. Von den Kriegsbegebenheiten, denen er beiwohnte, heben wir die Vertheidigung von Menin 1794 hervor, bekannt durch Scharnhorst's Darstellung der berühmten Waffenthat Hammerstein's, der sich mit dem größten Theile der Besatzung durchschlug. Hartmann mußte als einziger Artillerieoffizier zu seinem höchsten Schmerz bei dem starken Detachement zurückbleiben, welches Hammerstein im Platze ließ, aus Gründen, die er in seinem Originalbericht an Walmoden entwickelt und die wir hier zum ersten mal gedruckt lesen. Bei der bald folgenden Capitulation wurde Hartmann, wie die ganze Garnison, kriegsgefangen und blieb es bis zum Frieden zu Basel. Nach der Auswechselung kam er als Lieutenant zu einer „geschwinden" d. h. reitenden Batterie, welche bei dem Corps aufgestellt wurde, das den Cordon an der festgesetzten Demarcationslinie zog. Ende 1797 wurde er durch Scharnhorst zur Beschäftigung beim General-Quartiermeisterstab nach Hannover gezogen, wo er sich mit großem Eifer den Studien widmete. Erst 1799 kehrte er zu seiner Batterie zurück. Der Friede von Amiens löste den Cordon auf. Dann folgte die Katastrophe von 1803, welche, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, durch eine kräftige Abwehr wol zu vermeiden gewesen wäre: an den ersten entschiedenen Erfolg hätten sich dann andere auf politischem wie kriegerischem Felde knüpfen lassen. Aber es waren in Hannover dieselben Ursachen, welche gleiche Folgen wie anderwärts nach sich zogen! Das Land wurde besetzt, die Armee, wie die hessische später, aufgelöst. Hartmann, wie alle übrigen Offiziere entlassen, ging nach Hannover zu seiner Mutter und wurde hier durch einen frühern Kameraden, der verkappt zu ihm kam, für die deutsche Legion, welche der Herzog von Cambridge errichtete, als Commandeur einer anzuwerbenden Compagnie Artillerie gewonnen. So ging er nach England und begann die neue und auch für den Leser seiner Biographie interessanteste Periode seiner militärischen Laufbahn.

Der Verfasser stellt die große Bedeutung der englisch-deutschen Legion, welche selbst ihr verdienstvoller Geschichtschreiber Beamish als Engländer nicht verstanden, mit klarer Ueberzeugung in ihr volles Recht. „Die Legion bildete zunächst die Fortsetzung der kurhannoverschen Armee. Die Offiziere und ein großer Theil der Unteroffiziere, denen mit Auflösung jenen Bodens genommen war, fanden hier wieder diejenige Gemeinschaft, in der sie im Dienst desselben Königs und Kriegsherrn dem unglücklichen Vaterlande ihre Treue bewahren konnten und in welche sie den Geist und die Bildung hinübertrugen, die sie jenseits des Meeres aneinander gekettet hatte." Wir theilen diese Ansicht über das ausgezeichnete Corps vollkommen. Ebenso treffend ist die Charakteristik des hannoverschen Offiziercorps im allgemeinen und ihrer militärischen Bildung, deren durch Scharnhorst repräsentirte hervorragendste Eigenthümlichkeiten Nüchternheit, Ruhe und Gesundheit genannt werden. Die Legion gewann eine doppelte Bedeutung, einmal für die englische und dann nach dem Umschwung der Dinge für die neu zu schaffende hannoversche Armee. „Viele Verhältnisse erleichterten es ihr, an ihr gestellten Aufgabe zu genügen. Dazu gehörte vor allem ihre Isolirung als deutsche Truppe innerhalb der englischen Umgebung, begünstigt von der königlichen Familie, nicht ohne Eifersucht betrachtet von der englischen Armee, sodaß sich auch der einzelne sagen mußte, daß nur durch bedeutende Leistungen und durch die strengste Festhaltung militärischer Ehre der errungene Rang behauptet werden konnte, welcher dem Ganzen angewiesen war. Die Legion bildete die Freude und den Stolz der Soldaten in der hannoverschen Heimat, sie hielt dem Allgemeinen den Blick offen für die Möglichkeit eines Widerstandes gegen den französischen Eroberer und belebte fortwährend das Interesse dafür." Hartmann hatte zunächst die Aufgabe, eine Batterie zu senden und eine Compagnie „Linien"-Artillerie zu formiren, später sollte er das Commando der erstern übernehmen. Sie erhalten aus seiner Correspondenz interessante Mittheilungen über seine Thätigkeit, über König Georg III. und sein Leben in Weymouth, wo ein Lager von englischen Truppen zusammengezogen war, das auch die Legion aufnahm. „Die ganze Erscheinung des Königs trägt das Gepräge eines guten ehrlichen Mannes. Alles sieht gediegen und dauerhaft aus, was er hat. Modefüßige Menschen kann er nicht um sich dulden, ebenso wenig wie er leichte Truppen liebt. Er trägt hier die Uniform der schweren Dragoner der deutschen Legion, ihre schweren Stiefel und Stulphandschuhe, den großen Pallasch nicht ausgenommen. Er hat dies Regiment, das aus den schwersten und stärksten Subjecten unserer Landsleute und den schönsten jungen Leuten

ls Offizieren zusammengesetzt ist, so in Affection genommen, daß
r die leichten Dragoner und meine Leute darüber vergißt und
lle Engländer neidisch macht."

Die Legion nahm 1805 an der Expedition nach der Nieder-
lbe theil, deren Erfolglosigkeit auf die Truppen den ungünstig-
ten Eindruck machte, dann folgte eine Zeit der Ruhe bis 1808,
ährend welcher Hartmann zum Major befördert wurde. Er
chnete sich aber nach Thätigkeit, denn er hatte das Vollgefühl
er Leistungsfähigkeit gewonnen. „Warum soll ich es nicht sagen",
chreibt er, „daß wenn die Katastrophe des Jahres 1803 mich
icht in die Lage versetzt hätte, der Schöpfer und Bilder einer
inzigen Compagnie zu werden, mir vielleicht auf immer das
alent, einen Haufen Menschen zu leiten, gefehlt haben würde?
etzt wird es mir leichter und ich fühle die volle Kraft, wenn
e Vorsehung es will, mit großen Haufen etwas unternehmen
können." Diese Gelegenheit sollte ihm werden. Zwar war
e nächste Expedition nach Schweden 1808 ein planloser Luft-
eb und ähnliche Unternehmungen nach dem Mittelländischen Meere,
ch Cadiz und in Portugal folgten nach; als aber Wellington,
mals Sir Arthur Wellesley, den Oberbefehl auf der Pyrenäi-
jen Halbinsel übernahm, gewann die Kriegführung einen an-
rn Charakter. Die Darstellung der Feldzüge, an denen in
esem denkwürdigen Kriege die Legion theilnahm, halten wir,
gesehen von dem speciellen Interesse, welches wir an der persön-
hen ausgezeichneten Kriegsthätigkeit Hartmann's in seinem
irkungskreise als Artillerieführer nehmen, für den wichtigsten
heil des Werks. Leser vom Fach werden dem Verfasser sehr
nkbar dafür sein. Es berichtigt viele Irrthümer und ein-
tige Darstellungen, welche besonders über die Leistungen der
gion erschienen sind. In rein militärischen Journalen wird
s Verdienst und die klare Darstellung, welche jenem Typus,
n der Verfasser früher selbst bezeichnete, vollkommen entspricht,
würdigt werden. Wir halten diesen Ton in militärischer Be-
hung für einen Vorzug. Den weitern Leserkreis d. Bl. im
ge, müssen wir uns versagen, in die Operationen des Halb-
elkriegs, wie sie hier, unterstützt durch eine Uebersichtskarte,
rgetragen sind, näher einzugehen, aber neben diesen Beiträgen
: Kriegsgeschichte wird auch manche Lokalschilderung interes-
n, welche wir auch unsern Lesern empfehlen können. Hart-
an erhielt bald eine selbständige Stellung. Bei der Expedi-
n nach Cadiz wurde er als commandirender Offizier der Ar-
erie dem Stabe des Generals Mackenzie attachirt, später com-
ndirte er bei Talavera die Artillerie des linken Flügels, welche
die höchste Anerkennung erwarb. Er und seine beiden Bat-
ichefs erhielten die goldene Medaille, welche das englische
ouvernement den bei Talavera commandirenden Offizieren (bei
Infanterie bis zum Bataillonscommandeur, bei der Cavalerie
bis zum Regimentscommandeur), soweit sie ins Kleingewehr-
er gekommen, verlieh. Auf dem Rückzuge hinter die Gua-
na führte Hartmann auch noch die Reserven. Von 1810
12 war er dann commandirender Offizier der Artillerie
m Hill'schen Corps, wo er mit dem geistvollen und liebens-
rdigen General (später Oberbefehlshaber der englischen Ar-
:) im angenehmsten Verhältniß stand. An allen Operationen
er Periode des Kriegs nahm er den ruhmvollsten Antheil,
n auch seine Energie zuweilen, wie vor Badajoz, gehemmt
rde. In dem entscheidendsten Momente der Schlacht von Al-
ra trug er wesentlich zur glücklichen Wendung durch seine
illerie bei, was sowol Marschall Beresford als auch Napier
seiner Geschichte des Halbinselkriegs anerkannt haben. Im
tuar 1812 wurde er zur Hauptarmee berufen, um das Com-
ndo über die Artillerie der dritten, vierten und fünften Divi-
zu übernehmen. Er hat selbst über diesen Krieg später
werthvolle Beiträge im „Hannoverschen militärischen Journal"
ffentlicht, die der Verfasser vorliegender Biographie seiner be-
ers gelungenen Darstellung der Schlacht von Salamanca zum
nde gelegt hat. Auch in dieser Schlacht zeichnete sich Hart-
n durch seine vortreffliche Leitung der Artillerie aus"; Lord
lington war vielfach Zeuge derselben gewesen und bethätigte
seine Anerkennung dadurch, daß Hartmann zum Oberstlieutenant der englischen Armee befördert wurde. Die Folge des Siegs war bekanntlich die Einnahme von Madrid, wo Hartmann der Auftrag wurde, die bedeutenden Vorräthe des Buen Retiro, damit sie bei einer nöthig werdenden Räumung der Hauptstadt dem Feinde nicht wieder in die Hände fielen, zu zerstören. Nach dem verlustvollen Rückzuge nach Ciudad Rodrigo und einer Reise nach England, welche durch persönliche Rücksichten veranlaßt war, erhielt er im April 1813 das Commando über die jetzt zum ersten male formirte Reserveartillerie, welche unter ihm bei Victoria Ausgezeichnetes leistete. Bei der Belagerung von San-Sebastian war er dann thätig, nicht ohne lebhafte Controversen mit dem Commandirenden Sir Thomas Graham, dem alle Kenntniß vom Belagerungskriege abging und der doch in halsstarrigem Eigensinn besserer Einsicht stets entgegentrat. Nach der Capitulation wurde Hartmann wieder in seine alten Functionen zum Hauptquartier des linken Flügels beordert und nahm an den letzten blutigen Gefechten des Feldzugs theil. Im folgenden von 1814 finden wir ihn bei der Einschließung von Bayonne, wo dann der Friede ihm das verwickelte und verdrießliche Geschäft brachte, die Einschiffung der Artillerievorräthe und des Belagerungparks nach England zu leiten.

Der Verfasser knüpft an die nun folgende Auflösung der englischen Armee, welche keinen Friedensverband zusammengesetzter Truppenkörper hat, treffende Bemerkungen; er hebt hervor, wie sein Vater das Glück gehabt, jene Zeit im kräftigsten Mannesalter zu durchleben und gibt uns, nach Mittheilungen früherer Kameraden, ein Bild desselben, in welchem wir den echten Soldaten erkennen: einen Charakter, wie ihn unsere Tage immer seltener werden lassen. Seine weitern Erlebnisse, die englische Eifersucht, welche ihm die Stellung, die er sich erkämpft, nicht gönnte, die ihn dafür belohnende Anerkennung Wellington's, die Auszeichnung durch den Commandeurgrad des Bathordens, die ihm den Titel eines englischen Baronets verschaffte, seine Theilnahme an dem kurzen Feldzuge von 1815 im Gefolge des Herzogs, endlich sein Uebertritt in hannoversche Dienste, als die Legion aufgelöst wurde, bilden den Schluß des Lebensbildes. Es folgt noch ein Kapitel: „Der hannoversche Dienst von 1816—50", den wir mit ganz eigenen Gefühlen gelesen haben. In den nur allzu wahren kurzen Bemerkungen, mit denen der Verfasser dasselbe einleitet, liegt eine lange, traurige Geschichte von allgemeiner Geltung. Hartmann trat nach den großartigsten Erlebnissen und selbständiger Thätigkeit wieder in ein untergeordnetes und beengendes Verhältniß, in welchem sein Wirken überall Hemmungen und Hindernisse fand, wie vielfach er auch mit seiner Erfahrung in Anspruch genommen wurde. Endlich erhielt er, nachdem er bereits 1818 zum Generalmajor befördert worden (wobei er doch Bataillonscommandeur der Artillerie blieb), das Commando der Artilleriebrigade, wo er nun wieder mit seiner ganzen Persönlichkeit eintreten konnte, um die ihm anvertraute Truppe zu möglichster Vollkommenheit auszubilden. Der Erfolg krönte den Abend seines Lebens. Mit Antheil lesen wir, daß er mit dem Könige Ernst August, als dieser die Krone von Hannover annahm, bei seiner Entschiedenheit in ein fremdes Verhältniß trat und nie ein Wort königlicher Anerkennung von ihm hörte, wie oft der Monarch diese über ihn auch gegen andere äußerte. Erst die Ereignisse von 1848 öffneten ihm des Königs Vertrauen. Auch hier wie in allen Aeußerungen über die damaligen Verhältnisse, die wir lesen, verleugnete sich sein Charakter nicht. Im Jahre 1850 nöthigte ihn endlich seine geschwächte Gesundheit, aus dem Dienst zurückzutreten; 1856 am 27. Mai ereilte ihn der Tod. „Treu und fest!" war sein Wappenspruch, er hat ihn überall bekundet. Dem Sohne unsern Dank für das Ehrengedächtniß, das er ihm gestellt hat!

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Goethe und Friedrich der Große.

Die einzige Gelegenheit, bei welcher es möglich gewesen wäre, daß Goethe Friedrich den Großen gesehen, müßte die Reise des Herzogs von Weimar und Goethe's nach Potsdam und Berlin im Mai 1778 gewesen sein. Den neuesten Biographen des letztern zufolge sah Goethe wirklich auf dieser Reise den König. Denn Lewes erzählt: „Er (Goethe) sah den König zwischen seinen Affen, Papagaien und Hunden und lernte das Treiben dieser Welt verachten." (Uebersetzung von Freese, I, 483). Ebenso berichtet Goedeke: „Als er (Goethe) in Potsdam und Berlin gewesen, den alten Fritz und sein Wesen gesehen, sein Geld, Marmor, Affen .... und von der Bewegung der Puppen auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, FR gezeichnet, ... schließen lernte; da ...." u. s. w. („Grundriß" II, 769). Auch was den Herzog von Weimar betrifft, heißt es z. B. in der „Abendzeitung" vom 14. September 1857 (Jahrgang 41, Nr. 13): „So flog er (1778) voll glühender Liebe für Deutschland nach Berlin, um mit seinem Großoheim persönliche Rücksprache über die deutschen Angelegenheiten zu pflegen." Es ist mithin kein Zweifel, beide Reisende sahen den König. Bei der Lewes'schen Darstellung erregt es zwar Bedenken, daß gerade der Anblick Friedrich's Goethe Weltverachtung gelehrt, und ferner, daß der König, wie ein Menagerieführer, zwischen Affen, Papagaien und Hunden zu sehen gewesen. Von den üblichen Darstellungen Friedrich's weicht diese Schilderung wenigstens erheblich ab. Auch bei Goedeke versteht man nicht recht, weshalb Goethe auf Friedrich's Dasein und Wirken (auf „verborgene Räder") erst habe Schlüsse ziehen müssen, da er doch ihn und sein Wesen gesehen. Bei einer Prüfung der Quellen schwinden jedoch diese Bedenken. Die Quellen sind Goethe's Briefe an Merck (vom 5. August) und an Frau von Stein (de dato Berlin, 17. und 19. Mai und Potsdam 21. Mai 1778). Hierin heißt es: „Und dem alten Fritz bin ich recht nah geworden (NB. geistig), da ich hab' sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papagaien und zerrissne Vorhänge" u. s. w. Goethe sagt also nicht, daß er den König gesehen, noch weniger, daß er ihn zwischen Affen u. s. w. gesehen, sondern seine Affen und Papagaien. Die Hunde hat Lewes hinzugedichtet und sehr unglücklich, denn diese konnte Goethe nicht sehen, weil der König abwesend war und seine Hunde mitgenommen hatte. Weil er abwesend war, blieb Goethe nichts übrig, als auf die „große alte Walze FR" zu schließen. Der Herzog und Goethe konnten den König gar nicht sehen, weil derselbe Potsdam schon am 4., Berlin am 5. April 1778 verlassen hatte und wegen des bevorstehenden Bairischen Erbfolgekriegs seit dem 12. April in Schlesien im Felde stand, nach Berlin auch erst am 27. Mai 1779 zurückkehrte (von Schöning, „Bairischer Erbfolgekrieg", S. 49, 50, 276). Es fallen damit alle obigen Behauptungen in nichts zusammen. Wenn Goethe aus Berlin nachtheilige Eindrücke mit fortnahm, so rührten diese von andern Personen her, die ihm den Ausruf entlockten, es sei nichts so ekelhaft „als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander". Daß ihm Berlins Anblick und Friedrich's Wirksamkeit imponirte, geht aus der Stelle hervor: „Es ist ein schön Gefühl an der Quelle des Kriegs zu sitzen, in dem Augenblicke, da sie überzusprudeln droht"; und „die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem". Ein lebendiges Bild von Berlin vor dem Ausbruch des Kriegs. Es geht mithin aus den Quellen hervor, daß Karl August und Goethe des Königs Abwesenheit zu einer Reise nach Preußen benutzten, daß damit politische Zwecke kaum verbunden gewesen sein können, wenn sie auch von dem in Berlin noch anwesenden Prinzen Heinrich zur Tafel gezogen wurden, und endlich, daß Goethe niemals Friedrich den Großen gesehen hat. Es wäre zu wünschen, daß hiernach die betreffende Stelle in der so verbreiteten Lewes'schen Biographie geändert würde, wie ein ähnliches Versehen in Betreff Humboldt's in der neuern Ausgabe ausgemerzt worden ist.

J.

Deutsche Literatur im Auslande.

Die Nummern 125—127 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" waren besonders reich an Mittheilungen über ausländische Arbeiten, die auf Deutschland oder deutsche Literatur Bezug haben. Zuerst wird eine philosophische Abhandlung über Dante's „Divina commedia" und Goethe's „Faust", welche G. Casella auf Anlaß zweier Gemälde Karl Vogel von Vogelstein's schrieb, daraus mitgetheilt und bei dieser Gelegenheit über den Verfasser bemerkt: „G. Casella, Secretär der Akademie della Crusca, der deutschen Sprache mächtig und gehört in jenen Kreis, der die Rosmini'sche Philosophie gegen die «Civiltà cattolica» vertheidigt." L. v. P. (Luise von Ploennies) zeigt eine neue französische Uebersetzung Heine'scher Gedichte an, die in Berlin unter dem Titel erschien: „Poésies choisies de Henri Heine, suivies de diverses autres poésies allemandes, par C. L. *Nancey.*" Als Probe folge hier die Uebersetzung des bekannten Liedchens vom Fichtenbaum und der Palme:

Un pin se dresse solitaire,
Au nord sur un âpre sommet.
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traine à terre.

Il rêve d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride
Pleure en silence son destin.

Den Schluß des Buchs bilden einige Nachbildungen aus England und Goethe, unter denen die Uebersetzung von Gretchen's Lied „Meine Ruhe ist hin" u. s. w. als besonders gelungen bezeichnet wird. Die Vorrede enthält einige recht treffende Bemerkungen über den Unterschied zwischen deutscher und französischer Poesie. Der Uebersetzer findet, daß die französische Sprache nicht genug naive Grazie bewahrt habe, um die Anmuth der lieblichen Kinder wiedergeben zu können, außerdem sei es ihr ganz unmöglich, „die echt deutschen Klänge der Wehmuth und Sehnsucht, der schwärmerischen Trauer und schmachtenden Melancholie nachzusingen, welche ihnen einen so ergreifenden Reiz ertheilen. .... Das Herz und die Phantasie (fährt derselbe fort) sind bei unsern Nachbarn so beweglich und feurig als uns der Verstand, sie verstehen die Poesie wie wir den Geist; sie kommen ihr entgegen." In derselben Nummer (125) findet auf ein nur zu misgünstiges Urtheil der „Westminster Review" über die deutsche Romanliteratur im allgemeinen hinweisend, Freytag's „Soll und Haben" wird bei dieser Gelegenheit von dem englischen Kritiker zwar im Verhältniß zu andern deutschen Romanen gelobt, aber derselbe behauptet doch weiter, daß das Buch in England „nicht den geringsten Eindruck" hervorgebracht habe, es habe reißenden Absatz gefunden, „weil die zu gleicher Zeit erscheinenden Uebersetzungen und Hrn. von Bunsen's seltsame Vorrede die Neugier erregt hatten; aber wir haben niemals von einem urtheilsfähigen Leser gehört, der den Roman den besten Werken dieser Klasse in England und Frankreich zur Seite gestellt hätte". Der englische Kritiker findet es „kaum glaublich", daß selbst deutsche Kritiker den Verfasser von „Soll und Haben" mit Balzac oder George Sand, Thackeray oder Dickens vergleichen dürften.

H. M.

München.

Die pariser „Illustration" bringt in Nr. 42 eine interessante Abbildung des münchener Septemberfestzugs mit einem erläuternden Correspondenzbericht von Paul Regnier. Der Festzug hat des französischen Touristen ganzen Beifall; er findet aber, daß die Baiern „au point de vue des beaux-

et de la politesse" noch immer keine Athener
ſind, und die neuen Bauwerke erſcheinen ihm im
ourdes, massives". Die neue Pinakothek enthält,
ſichert, „abſolut nichts Bemerkenswerthes", aber eini-
r allgemeinen Ausſtellung befindlichen Gemälden thut
Ehre an, von ihnen zu ſagen, daß ſie „beaucoup
zeigten. Aber außer den paar Gemälden, welche
licken Paul Roger's Gnade finden, iſt alles Uebrige
h: „Le reste ne vaut guère l'honneur d'être
t il est grand nombre de tableaux qui auraient
par une exposition qui se respecte." Aus einer
n Tonart geht ein Artikel über München in der „Re-
mporaine", auf den auch die „Allgemeine Zeitung"
gemacht hat. München wird darin unter anderm
ablement reine parmi les autres villes et digne
rnom d'Athènes allemande" bezeichnet; ſogar das
Bier findet dieſer Berichterſtatter „über alle Kritik
13.

Bibliographie.

ti, E. E. R., Ludwig van Beethoven als drama-
ichter. Eine äſthetiſche Würdigung ſeiner drama-
poſitionen, vornehmlich ſeines „Fidelio", Für Freunde
t. Stettin, Müller. 1859. 8. 20 Ngr.
einer Frau. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8.
Ngr.
jl engliſcher Gedichte ins Deutſche übertragen von
n Gilfa. Mit beigedrucktem Originaltext. Fulda,
24 Ngr.
ud, H., Gedichte. Poſen, Merzbach. Gr. 16.

t, M. G. W., Karoline Perthes geb. Claudius.
Ulrici. Gr. 8. 12 Ngr.
Leben der Luiſe Reichardt. Nach den Quellen dar-
lsruhe, Ulrici. Gr. 8. 12 Ngr.
r, W., Michel Angelo. Ein Schauſpiel. Stettin,
59. Gr. 16. 15 Ngr.
, H., Braunſchweigs Entſtehung und ſtädtiſche Ent-
in den Anfang des 13. Jahrhunderts. Ein Bei-
ntniß der vaterländiſchen Geſchichte. Braunſchweig,
57. Gr. 4. 7½ Ngr.
G., Jephtha und ſeine Tochter. Eine Novelle.
, Füßli u. Comp. Gr. 8. 18 Ngr.
L., Die beiden Brüder. Hiſtoriſche Novelle aus
er Kreuzzüge. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.
Der Fortſchritt durch das Chriſtenthum. Sechs
gehalten in der Notre-Dame-Kirche zu Paris.
nzöſiſchen. Jahrgang 1856. Mainz, Kirchheim.
Ngr.
z, G., Dramatiſche Werke. Leipzig, Hirzel. 8.
gr.
P., Emery Glandon. Roman. Drei Theile.
ann. 1859. 8. 6 Thlr.
er, F., Der erſte Chriſtbaum. Ein Märchen.
irten Bildern. Leipzig, Coſtenoble. 8. 1 Thlr.
A., Bianca Candiano. Eine Erzählung. Han-
r. 1859. 8. 24 Ngr.
ll, R., Poetik. Die Dichtkunſt und ihre Tech-
tandpunkte der Neuzeit. Breslau, E. Trewendt.
r. 15 Ngr.
, H., Dante Alighieri. Ein im Wiſſenſchaftlichen
ettin gehaltenen Vortrag. Stettin, Müller. 16.

W., Die deutſche Dichtung im Befreiungskriege.
ckblick auf verwandte Dichtungen. Ein Vortrag,
rfeld am 2. März 1858. Mainz, Kunze. 1859.

Hoeſer, E., Norien. Erinnerungen einer alten Frau. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 2 Thlr.

Hoeppl, E., Ein weltlich Liederbuch. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 16 Ngr.

Jahrbuch deutſcher Belletriſtik auf 1859. Vier Jahrgang. Mit Beiträgen von F. Bodenſtedt, A. E. Brachvogel, Ida von Düringsfeld, L. Foglar ꝛc. Herausgegeben von S. Kapper. Mit dem Bildniſſe A. E. Brachvogel's in Stahlſtich. Prag, Bellmann. 8. 1 Thlr.

John, R. E., Das Strafrecht in Norddeutſchland zur Zeit der Rechtsbücher. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Strafrechts. 1ſter Theil. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Kapp, F., Leben des Amerikaniſchen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. Mit Steubens Porträt. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lenz, H., Blüthen meiner Muſeſtunden gewidmet dem deutſchen Volke. Jena, Hochhauſen. 1859. 16. 1 Thlr.

Milder, B., Ludwig der Springer. Epiſch-liriſches Gedicht. Braunſchweig, Leibrock. 16. 22½ Ngr.

Mühlbach, L., Napoleon in Deutſchland. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Napoleon und Blücher. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Quellen des deutſchen Bundesrechtes. Mainz, v. Zabern. 12. 7½ Ngr.

Quickborn der Lebensweisheit. Bauſteine zur Diätetik der Seele. Von G. F. v. L. Leipzig, Luppe. 1859. 16. 18 Ngr.

Schott, T., Der Römerbrief ſeinem Endzweck und Gedankengang nach ausgelegt. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schüller, E., Don Quixote und Falſtaff. Novelle. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr.

Schumacher, A., Geſchichte der Thronentſetzung und des Todes Peter III. Herausgegeben von J. Schumacher. Hamburg. Lex.-8. 1 Thlr.

Smitt, F. v., Feldherrn-Stimmen aus und über den Polniſchen Krieg vom Jahre 1831. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Sturm und Gompaß. Ein Roman in zwei Bänden. Berlin, Guttentag. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Trautmann, F., Münchner Geiſter. München, Fleiſchmann. 8. 10 Ngr.

Tſchiſchwitz, B., Die Letzte der Inka oder Franz Pizarro's Tod. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Bremen. 8. 20 Ngr.

Uhlich, Eine Sommerreiſe im Jahre 1858. Gegenden — Menſchen — Reden. Magdeburg, Duednow. 8. 5 Ngr.

Vogel, J., Die franzöſiſche Preſſe während des Jahres 1789. Ein Beitrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Wetter, J., Der Mythus vom Atlas und ſeine neueſten Deutungen. Eine mythologiſche Forſchung. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Leu, J. B., Bericht über den neueren Materialismus. Luzern. Gr. 8. 4 Ngr.

Ripperda, F. Freih. v., Zur Reviſion der Verfaſſung für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten der däniſchen Monarchie. Kopenhagen, Philipſen. Gr. 8. 9 Ngr.

Unſere Verfaſſung, im Sinn der extremen und im Sinn der gemäßigten Parteien. Den preußiſchen Wählern gewidmet. Breslau, Aland. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur däniſch-deutſchen Frage. Von einem deutſchen Geſammtſtaatsmann. Kopenhagen. Gr. 8. 6 Ngr.

Lippeſche Zuſtände. Eine Erwiederung auf die in der Kölniſchen Zeitung enthaltenen „Lippeſchen Briefe". Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Kleineres Brockhaus'sches
Conversations-Lexikon.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf eine

Neue Ausgabe dieses Werks in 80 Heften zu 2½ Ngr.,

wovon seit October 1858 **monatlich 3 Hefte** ausgegeben werden, sodaß das **ganze Werk spätestens bis Ende 1860** vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf die Neue Ausgabe (die zur Erleichterung der Anschaffung des Werks veranstaltet worden ist) seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich **vollständig,**

in allen beliebigen Terminen

beziehen und zwar:

in **4 Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;

vollständig auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr., (**gebunden** in Halbleinwand 7 Thlr. 14 Ngr., in Leinwand 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.).

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgendeine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren. Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Das bereits Erschienene der Neuen Ausgabe ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Lahr. Soeben erscheint:

Homer's Apotheose.

Von

Leopold Schefer.

In 24 Gesängen. Erster Band.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Mit nicht geringer Freude zeigen wir obiges Werk an, das erste neuere deutsche Epos mit der berechtigten Prätension, in unserer Literatur einen Ehrenplatz einzunehmen. Seit fast einem halben Jahrhundert mit dieser Dichtung beschäftigt, übergibt sie der gefeierte Greis jetzt der Welt als seinen Schwanengesang, zugleich als einen Hymnus auf die schöne, menschlich reine Griechenwelt. Besonders uns Deutschen sind die Griechen nicht todt, ihre Kunst und Wissenschaft sind tief in unser Volk gedrungen, ihre Geschichte, Poesie, Religion ist es, aus der unsere Jugend den Samen zu ihren Idealen schöpft. Wir hoffen, daß Homer's Apotheose besonders ein Lieblingsbuch unserer reifern Jugend werden wird.

M. Schauenburg & Comp.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Poetik.

Die Dichtkunst und ihre Technik.

Vom Standpunkte der Neuzeit

von

Rudolph Gottschall.

Gr. 8. 31 Bogen. Eleg. brosch. Preis 2½ Thlr.

Der Verfasser, als epischer, lyrischer und dramatischer Dichter, sowie als Literarhistoriker und Kritiker rühmlichst bekannt, gibt in dieser Poetik ein geistvolles Handbuch, welches nicht nur das Verständniß der ältern und neuern Dichter erschließt und neue maßgebende Gesichtspunkte für die Poesie der Gegenwart aufstellt, sondern auch die allgemeine und besondere Technik der Dichtkunst, z. B. die Lehre von den Bildern, Figuren und Versmaßen, die Technik des Dramas in eingehender und durchgreifender Weise behandelt; daher verdient dies Werk sowol beim Schulen und Bildungsanstalten, als auch dem großen Publikum, das sich für Poesie interessirt und ein begründetes Urtheil über dichterische Leistungen gewinnen will, auf das beste empfohlen zu werden.

Breslau, im October 1858. **Eduard Trewendt**

Verlag von **Julius Springer** in **Berlin.**

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

DEUTSCHE KUNSTBRIEFE

von

ADOLF HELFFERICH.

I.

DAS KUNST-STICHWORT.

Elegant brosch. Preis 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Zehnter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wolfgang v. Berbisdorf. — II. Sächsische Staatsgefangene. — III. Friedrich v. Kördig und seine Vettern. — IV. Joseph Pignata. Seine Gefangenschaft in den Kerkern der römischen Inquisition und seine Flucht aus derselben. Von Dr. Schweizer in Stuttgart. — V. Julius Ernst v. Tettau. — VI. Feldmarschall Münnich. — VII. Lord Gamelford und Lord Dicky. — VIII. Lord Rokeby. — IX. General Winzingerode. — X. General Thielmann. — Miscellen und Nachträge.

Der **erste bis neunte Band** dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 18. November 1858.

Inhalt: Ludwig Rellstab's neuester Roman. Von **August Henneberger.** — Humoristische und satirische Literatur. — Eine Kunstreise nach Italien. — Carlyle über Friedrich den Großen. Von **Gustav Liebert.** — **Notizen.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ludwig Rellstab's neuester Roman.

ei Jahre von Dreißigen. Ein Roman von Ludwig Rellstab. Fünf Bände. Leipzig, Brockhaus. 12. 10 Thlr.

Es ist immer von Vortheil, wenn der Kritiker von it zu Zeit den allgemeinen Standpunkt bezeichnet, von lchem er bei seinen Beurtheilungen ausgeht. So er- rt nicht nur der Beurtheilte, sondern auch das lesende blikum, mit welchem Maßstab es seinerseits wieder e Kritiken zu messen, von welchem Gesichtspunkte aus usehen hat. Ich für meine Person habe schon öfter gesprochen und wiederhole hier das Bekenntniß, daß mir das nationale Interesse eines Werks alle andern mente, die noch in die Wagschale fallen können, bei tem überwiegt. Und zwar nicht blos deshalb, weil die volksthümliche und staatliche Entwickelung unsers ks als das Wichtigste betrachte, gegen welche alle etischen Feinheiten und Raffinements zurückstehen, rn ich bin auch der Ueberzeugung, daß der Literatur t als solcher nur dann eine größere Zukunft, eine rhaft populäre Wirkung im besten Sinne dieses rts zufallen wird, wenn sie von ihren kosmopolitischen ohnten nach der Seine und Themse zurückgekehrt sich hließen wird, deutschen Gedanken und Stoffen zur Dar- ung und zum Ausdruck zu verhelfen. Die Nation ' sich nur für eine wahrhaft nationale Literatur und le interessiren.

So begrüße ich das neue Buch Ludwig Rellstab's, die ht siebenjähriger liebevoller Arbeit, als eine sehr er- iche Erscheinung. Siebenjähriger Arbeit! Wie viele noch so bändereiche schönwissenschaftliche Producte en in ebenso viel Monaten vom Stapel gelassen, nach- das Horazische nonum prematur in annum zu den eten Sprichwörtern eines längst überwundenen Stand- tes gezählt wird? Rellstab hat, wie er selbst er- , die Bibliotheken von Berlin, Prag und Wien zu n Zwecke benutzt und viermal in den letzten Jahren hließlich seinen Weg nach den verschiedenen Gegenden nens gerichtet, um die für sein weit angelegtes Werk gen Lokalstudien zu machen. Denn es ist keines- wegs die Absicht des Verfassers, mit diesem Werk das Ganze als abgeschlossen zu betrachten; vielmehr soll dasselbe nur den ersten Theil einer Reihe bilden, welche den ganzen unheilvollen Dreißigjährigen Krieg umfassen wird. So weist das vorliegende Buch, welches den sogenannten Böhmischen Krieg enthält, in Personen und Zuständen auf die Fortsetzung hin, der wir mit Spannung entgegensehen, obgleich auch die erzählte Geschichte in sich einen gewissen Abschluß hat und ein Ganzes bildet.

Und die Sorgfalt, welche Rellstab auf die vorbereitenden Studien gewandt, hat sich reichlich gelohnt. Das Bild, welches er uns aufrollt, ist ein so lebendiges, so gewissenhaft in den Farben der Zeit gehaltenes, daß wir jene Jahre des gewaltigen Aufschwungs und des daniederschmetternden Unglücks mit zu erleben glauben. Freilich ist das Bild, welches uns vorgeführt wird, ein dunkles, ja großentheils grauenerregendes; ein Aufstreben edelsten Geistes, in Strömen Blutes erstickt, und eine Reihe von Jammerscenen, die auch für die Zukunft nur neues Unheil erwarten lassen. Und das ist es, was man vielleicht dem Verfasser entgegenhalten wird. Warum ein Stück herausgreifen aus der vaterländischen Geschichte, das wie kein anderes voll ist der blutigsten Greuel und dessen letztes Ende uns noch hinausschauen läßt auf ein Jahrhundert des Unsegens, der geistigen, moralischen und physischen Verkommenheit, welche eben jener unselige Dreißigjährige Krieg über das deutsche Volk heraufführte? Ich weiß nicht, was der Verfasser auf diese allerdings nicht unberechtigte Frage antworten wird. Vielleicht wird er sagen, es thut unserer Zeit ein Spiegel noth, in dem sie die unselige Vergangenheit zur Warnung vor eigenem Frevel erblicken könne, das unabsehliche Elend, welches Intoleranz und Einmischung der Fremden über unser armes Vaterland heraufbeschworen. Vielleicht hat er auch einen Weg gefunden, am Schluß des ganzen Werks, wo die erschütternde Wirkung eines daniederschmetterten, mit dem Tode ringenden Volks mit Gewalt auf uns eindringen muß, uns einen Blick zu öffnen auf eine bessere, wenn auch späte Zukunft; vielleicht, daß er uns mit der Hoffnung entläßt, daß das deutsche Volk

trotz aller physischen und geistigen Mishandlung noch zu einem neuen Aufschwung erwachen werde, sobald es die weitwirkenden Folgen dieses Vernichtungskriegs überwunden.

Wie der Verfasser am Ende des ganzen Werks einen versöhnenden Schluß finden wird, weiß ich nicht. Aber ich habe auch vorläufig nur von dem ersten Theil der Reihe zu sprechen. Und es lohnt sich in der That der Mühe, die vorliegenden Bände eingehend zu betrachten. Gewissenhafte Studien, eine höchst wohlthuende vaterländische Gesinnung, geschickte Entfaltung des massenhaften Stoffs und dieser Stoff selbst in seiner reichhaltigen Fülle werden das Buch hoffentlich in allen Kreisen empfehlen. Ja, diese Hoffnung ist schon erfüllt; denn während sich diese Anzeige durch zufällige Umstände verzögerte, war schon eine zweite Auflage nöthig geworden, ehe noch mehr als die drei ersten Bände fertig geworden.

Um die Leser dieser Blätter zur Lectüre des Buchs selbst einzuladen und einen Begriff von der Reichhaltigkeit der factischen Grundlage zu geben, lasse ich in gedrängter Kürze eine Uebersicht des Inhalts folgen.

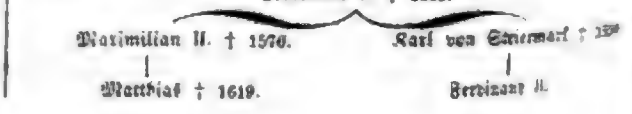
Die Erzählung beginnt mit den unheilvollen Ereignissen in Klostergrab. Schon seit drei Jahren ist die Kirche der Utraquisten in diesem Orte geschlossen, weil der Erzbischof von Prag trotz des Majestätsbriefs ein Ketzergotteshaus auf seinem Territorium nicht dulden will. Gerade sind die Häupter der Gemeinde versammelt, um Schritte zu berathen, welche zur Aufhebung jenes ungerechten Verbots führen könnten, als Schwadronen Liechtenstein-Küraſſiere einrücken und unter dem Zujauchzen und der Beihülfe der fanatisirten Menge, unter Leitung aber des Geheimschreibers der prager Statthalterschaft, Fabricius, die Kirche niedergerissen und dem Erdboden gleichgemacht wird. Dies geschah zu Weihnachten des Jahres 1617.

Um das Osterfest zu feiern, muß sich daher die ihrer Kirche beraubte Utraquistengemeinde in dem Hause ihres ehrwürdigen Priesters Nechodom versammeln. Als der Greis sich anschickt, das Abendmahl auszutheilen, stürmt eine aufgehetzte Rotte das Haus und der Sohn des Priesters, Xaver, kommt zu spät, seinen alten Vater der wüthenden Horde zu entreißen, die die Wehrlosen mit Hunden in die Messe hetzen will. Graf Thurn, der plötzlich erscheint, einer der Glaubensdefensoren, zersprengt die Wüthenden und nimmt Xaver an der Leiche seines Vaters den Schwur der Rache ab. Auch der Förster Wolodna, dessen Tochter Therese dem Xaver verlobt ist, schließt sich diesem Bunde an; hat doch auch er neben der öffentlichen Sache seine eigene zu vertheidigen, da der Statthalter Slawata ihn fälschlich als Leibeigenen reclamirt, um in ihm dem Utraquismus einen Schlag zu versetzen.

Eine Vorstellung der Glaubensdefensoren ist mit einem schnöden Bescheid, den die angeklagten Statthalter Martiniz und Slawata in ihrer eigenen Sache dem Kaiser Matthias vorgeschrieben, von diesem zurückgekommen. Da wird denn eine zweite Versammlung protestantischer Stände nach Prag anberaumt und Thurn ist es, der die glimmende Asche zur hellen Flamme anbläst. Am 23. Mai 1618 drang er an der Spitze einer großen Menge Edler und Bürger in den Sitzungssaal der Statthalter auf dem Hradschin und stellte die Frage, ob sie selbst jenen Bescheid dem Kaiser angegeben. Das Ende der tumultuarischen Scene ist der Sturz der beiden Statthalter und des Geheimschreibers Fabricius aus dem Fenster. Alle drei werden wunderbar gerettet; Xaver aber und Wolodna, die auf Thurn's Einladung mit Therese nach Prag gekommen sind und ihn unterstützt haben, werden nach Sachsen und Schlesien entsendet, um dort der protestantischen Sache Freunde zu werben, während Therese bei der Gräfin zurückbleibt. Die böhmischen Stände beschließen eine Rechtfertigungsschrift an den Kaiser, die zugleich eine Anklage der seitherigen Regierung ist, und mit den Worten Jacta est alea bezeugt Thurn, daß er die Bedeutung dieses Schrittes, dieser „fluchbeladenen Fackel der Zwietracht", die den verderblichen Krieg in Böhmen und Deutschland entzünden sollte, nicht verkennt. Die Revolution ist entschieden: die Jesuiten, Statthalter und ihre Partei sind gestürzt, Thurn und die Seinigen sind Herren der Situation.

Unterdessen bringt Fabricius die Nachricht des Vorgefallenen nach Wien und der Kaiser in humoristischer Laune erhebt ihn unter dem Namen „von Hohenfall" in den Adelstand. Matthias selbst und sein vertrauter Minister Cardinal Clesel glauben durch Milde die Ruhe am schnellsten herzustellen; der Thronfolger Ferdinand*) und sein Beichtvater Lamormain von der Gesellschaft Jesu ergrimmen für Rache. Da sie den Einfluß des Cardinals nicht zu beseitigen wissen, wagen sie es, Hand an ihn selbst zu legen; er wird gefangen genommen, nach Schloß Ambras in Tirol abgeführt und der Kaiser, von Krankheit niedergedrückt, weiß nur durch bittere Worte den treuen Diener zu rächen. Die Politik der kaiserlichen Regierung wird aber nun in dem Sinne des Jesuiten gelenkt: der Niederländer Boucquoi und der Franzose Dampierre treten an die Spitze der kaiserlichen Heere, welche die rebellischen Böhmen zu Paaren treiben sollen. Immer kühner wird den protestantischen Forderungen entgegengetreten, je mehr dem kranken Kaiser die Zügel der Regierung entschlüpfen. Alle Zugeständnisse werden abgelehnt; da gelingt es den Böhmen, Mansfeld als Feldherrn zu gewinnen und die protestantische Union mit dem Kurfürsten von der Pfalz an der Spitze dergestalt für ihre Sache zu interessiren, daß Mansfeld das für jene protestantische Verbindung gesammelte Heer nach Böhmen führen darf. Und mit welchem Erfolg! Unter des großen protestantischen Feldherrn und Thurn's Führung werden die Feldherren Ferdinand's aufs Haupt geschlagen und Böhmen so vollständig von den Kaiserlichen gereinigt, daß

*) Warum der Verfasser den nachherigen Kaiser Ferdinand II. als den Neffen des Kaisers Matthias bezeichnet, weiß ich nicht; sie waren bekanntlich Vettern, genauer Brudersöhne:



Badweis noch in ihren Händen bleibt. Alles dies Ungemach stürmt auf den kranken Kaiser ein; dazu kommt, daß die großentheils protestantischen Stände Oesterreichs, unter denen sich besonders Thurradel von Obergassing eifrig für die böhmische Sache zeigt, natürlich kein Geld bewilligen wollen zu einem Kriege gegen ihre Glaubensgenossen. Da stirbt dem alten niedergebeugten Kaiser sein einziger Trost weg: die Kaiserin Anna, deren Herz durch die Demüthigungen des von ihr heiß geliebten Gemahls gebrochen ist. Damit fällt die letzte Stütze seiner wankenden Kraft und der 20. März 1619 macht auch seinem Dasein ein Ende. Ferdinand besteigt den Thron und von nun an ist jede Hoffnung auf Versöhnung eitel. Die Nachricht von dem Tod des Kaisers überrascht den Grafen Thurn, Mansfeld und seine Freunde bei einem fröhlichen Mahle in Prag und erweckt in allen die Ahnung des nun nicht mehr abzuwendenden Geschicks. Unterdessen ist Xaver mit seiner Therese ehelich verbunden und in das böhmische Heer als Hauptmann aufgenommen worden; Therese selbst aber lebt noch bei der Gräfin Thurn in stiller Zurückgezogenheit, nachdem ein Versuch des in Slawata's Diensten stehenden Schurken Zaloska, die Frauen zu entführen und als Geisel gegen Thurn zu benutzen, durch die Dazwischenkunft Wolodna's vereitelt worden. Doch hat man es für nöthig gefunden, den Aufenthalt der Damen von dem mehr ausgesetzten Sperlingsstein an der sächsischen Grenze nach Karlsstein in die Nähe Prags zu verlegen, da jetzt die Sache Thurn's als gesichert erscheint.

Der zweite Band führt uns zunächst an das Hoflager des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Kanzler Budowa ist nach Heidelberg gekommen, dem Haupte der protestantischen Union die böhmische Königskrone anzubieten. Der Hof des jungen lebensmuthigen Fürsten an der Seite seiner dem königlichen Blut der Stuarts entstammenden Gemahlin Elisabeth wird uns in lebendigen Farben vor die Seele geführt. Wie der als Gast anwesende Herzog Christian von Braunschweig in französischer Galanterie am Hofe excellirt und zu gleicher Zeit das Wirthstöchterlein Margaretha Walter durch Raub und Gewalt in seine Hände zu bringen sucht und wie schwer es hält, sie gegen den vornehmen Räuber zu schützen, das sind trefflich gezeichnete, die Zeit kennzeichnende Bilder. Was den Auftrag des Kanzlers angeht, so hat er den einen der kurfürstlichen Räthe Rippell, der die Gefahren, die aus der Annahme der Krone für seinen Herrn entspringen möchten, ernst erwägt, gegen sich; desto eifriger nehmen sich der Sache der andere Minister Camerarius und der streng calvinistische Hofprediger Scultetus an. Der Kurfürst selbst begnügt sich vor der Hand dem Abgesandten Hoffnung zu machen. Auf dem Rückweg sucht Budowa den kurfürstlichen Statthalter in Amberg Christian von Anhalt auf. Welch anderes Bild an diesem kleinen Hofe! Ein inniges Familienleben, fast bürgerlich, und an Stelle der ehrgeizigen Kurfürstin, welche die königliche Abstammung nicht vergißt, die echt weibliche Gestalt der schwärmerischen Gemahlin Christian's, der Herzogin Anna, welche in ihren Kindern und in dem von ihr gestifteten Orden La noble Académie des Loyales ihr Genüge findet. Auch ein die Zeit bezeichnendes Bild und ein naturwahrer und zugleich künstlerischer Contrast zu jenem. Fürst Christian von Anhalt, den Budowa ebenfalls zu gewinnen hofft, steht auf des besonnenen Rippell Seite.

Von da versetzt uns die Erzählung wieder nach Böhmen. Während Thurn von Mähren aus auf Wien losrückt und endlich bis an die Stadt hinanstreift, steht Mansfeld, schlecht unterstützt mit Geld und Soldaten, Boucquoi gegenüber. Seine Bitten und Vorstellungen haben keinen Erfolg, man ist lau geworden in den leitenden Kreisen Prags. Dessenungeachtet wirft sich der tapfere General dem vielfach stärkern Feind entgegen, um ihn vom Vorrücken gegen Prag abzuhalten. Und vielleicht wäre der Unerschrockenheit der Soldaten und dem Scharfblick des Feldherrn der Schlag gegen die Uebermacht gelungen, wenn Mansfeld nicht von dem Grafen von Hohenlohe im Stich gelassen worden wäre. So aber endigt die Schlacht mit der völligen Niederlage der Böhmen. Nach tapferstem Widerstand, nach verzweiflungsvollen Anstrengungen muß Mansfeld sich selbst an der Spitze eines kleinen Haufens durchschlagen und kommt gerade recht nach Prag, um der auf dem Hradschin über die Königswahl Friedrich's V., der sich unterdeß entschieden hat, deliberirenden Versammlung die Nachricht von der verlorenen Schlacht von Großlasken zu überbringen. Diese Schlacht ist der Wendepunkt des Kriegsglücks.

Mansfeld, verlassen von eigensinnigen, eifersüchtigen und muthlosen Mitführern, konnte Boucquoi's Vordringen nach Prag nicht mehr hemmen; damit brach die Brücke der Sicherheit hinter Thurn ein, dessen schwellender Heeresstrom schon bis an die Mauern Wiens gedrungen war. Er mußte den Sieg lassen, den er dort schon in Händen hielt.

Auch in die persönlichen Schicksale der vom Dichter geschaffenen Gestalten greift diese Schlacht mächtig ein. Xaver, im dichtesten Kampfgedräng dem General folgend, ist vom Pferde gerissen worden und hat lange betäubt gelegen, ist aber endlich von einem Köhler freundlich aufgenommen worden. Therese aber, der seine Rettung natürlich in den ersten Tagen nach der Schlacht unbekannt bleibt, verläßt, da sie das Schlimmste fürchtet, die Gräfin Thurn, um ihren Gatten aufzusuchen und ihm zur Seite zu stehen.

Thurn also mit seiner ganzen Heeresmacht lagerte unter den Mauern Wiens. In der Stadt selbst herrschte die größte Bestürzung. Eine Deputation der katholischen Stände Oesterreichs an Thurn war freundlich empfangen, aber mit der entschiedenen Antwort entlassen worden, daß nur die sichersten Bürgschaften für die Freiheit des protestantischen Glaubens die Belagerung aufheben könnten: für diese Bürgschaften möchten die Herren sich verwenden. Unterdessen erhob die sehr zahlreiche Partei der Evangelischen in der Stadt selbst ihr Haupt und die noch zahlreichere Menge der für ihr Leben, für ihr Hab und Gut Besorgten schlug sich auf die Seite, welche die stärkere zu sein schien. „Weg mit Ferdinand! Weg mit den Jesuiten! Ins Kloster mit dem Mönch!“ tönten die auf-

rührerischen Rufe unter den Fenstern der Burg selbst. Die protestantischen Stände, an ihrer Spitze Tharradel von Ebergassing, traten mit dem Belagerungsheere in Verbindung und jeden Augenblick konnte man fürchten, es werde dem vor den Thoren lagernden Feind von innen der Eingang geöffnet werden. Was war nun zunächst das Verlangen der evangelischen Stände? Sie wollten einen Defensionsvertrag mit ihren Glaubensgenossen in Böhmen, Mähren und Schlesien schließen. Daß dieser Vertrag gegen Ferdinand und seine jesuitischen Gewissensräthe, insbesondere den Pater Lamormain gerichtet sein mußte, war klar und offenkundig; dessenungeachtet sollte der Versuch gemacht werden, den König zur Anerkennung und Bestätigung desselben zu nöthigen. Und nun läßt der Verfasser eine wahrhaft ausgezeichnete Schilderung der bekannten Scene folgen, welche sich bei dieser Gelegenheit in der Hofburg begab. Unter dem Kanonendonner Thurn's, dessen Geschütze die Burg in diesem Augenblick selbst bestrichen, begleitet von einer zu jeder Gewaltthat entschlossenen Volksmasse, erscheint die Deputation der evangelischen Stände, Tharradel an der Spitze, in dem Sitzungszimmer des Geheimraths. Ferdinand, von allen Seiten bedrängt, bleibt fest: „Gib dich, Ferdinand! unterzeichne!" ruft ihm Tharradel aufs äußerste gebracht zu und das mit eingedrungene Volk ist im Begriff Gewalt zu brauchen: — da tönen Trompeten; das Regiment St.-Hilaire ist soeben, nachdem es in der Nacht einen Weg durch die Belagerer aufgefunden, in den Burghof eingeritten. Der Kaiser ist gerettet, der Versuch der Ueberrumpelung vereitelt, die evangelischen Stände müssen froh sein, daß Ferdinand sie unversehrt in das Lager Thurn's entläßt. Denn die große Masse, ohne eigene Gesinnung, nur von Angst und niedriger Furcht geleitet, ist plötzlich mit dem Glückswechsel umgestimmt, und wie vorher gegen die jesuitische Partei, so hört man jetzt gegen die Evangelischen Schmähreden und Drohungen ausstoßen. Auch Tharradel ist unter den Flüchtigen; der sichtbare Schutz, den eine höhere Macht dem Haupt des Gesalbten im entscheidenden Augenblicke zusandte, hat seine Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der von ihm verfochtenen Sache oder wenigstens den Glauben an die Berechtigung seines gewaltthätigen Auftretens erschüttert; er ist gebrochen und verzweifelt. Nicht so Thurn. Zwar begreift auch er, daß der günstigste Moment vorüber, zwar ahnt auch er, daß er den Gipfel seiner Macht erstiegen und schon im Sinken ist; aber er bekämpft die eigene Ueberzeugung und ein allgemeiner Sturm soll ihm die Hauptstadt in die Hände liefern, die ihm die Anstrengung seiner Freunde und Glaubensgenossen nicht auf friedlichem Wege hatte gewinnen können. Da kommt ihm die Nachricht von der Schlacht von Großlasken und Ordre aus Prag sofort umzukehren, um der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, welche Boucquoi auf seiner Siegeslaufbahn mit baldigstem Angriff bedroht. Sein liebster Entwurf ist vernichtet; aber in echt soldatischer Resignation gehorcht er mit blutendem Herzen dem Befehl; die Belagerung von Wien ist aufgehoben.

Unterdessen hat Therese ihre abenteuerliche Wanderung ihren Gemahl aufzusuchen fortgesetzt. In einem einsamen Wirthshause fällt sie jenem Zaloska, der schon den Mord ihres Schwiegervaters angestiftet und später jene Entführung vom Sperlingsstein versucht hat, in die Hände, wird aber von ihrem freilich ziemlich als deus ex machina erscheinenden Gemahl befreit. Ja, das Glück will Xaver so wohl, daß er sogar in den Besitz einer Anzahl sehr wichtiger Depeschen gelangt, die Boucquoi durch Zaloska an Slawata sendet, und die nun unser junger Held, dem seine Gattin sogar ins Lager vor Wien folgt, an Thurn ausliefert.

Der dritte Band führt uns in alle die verschiedenen Oertlichkeiten, in welchen unsere Geschichte sich abspinnt. Der Jesuitenpater Thyßka wird von Lamormain nach München gesandt, um im Verein mit Martiniz zu arbeiten, der seit der prager Katastrophe in der bairischen Hauptstadt sich aufhält und für die österreichische Sache, die zugleich die Sache seiner persönlichen Rache ist, wirkt, es gilt, den Herzog Max, den Oesterreichs Gegner, dazu unter selbst die protestantischen Fürsten, auf den Kaiserthron erheben möchten, dahin zu bewegen, die Krone abzulehnen. Zu diesem Zweck müssen nicht nur die Gefühle des Herzens aufgerufen und der Herzog an die mit Ferdinand gemeinsam in innigster Freundschaft verlebte Jugend erinnert werden, nicht nur die gemeinsamen alten Lehrer, zu deren Füßen sie beide einst als Jesuitenzöglinge in Ingolstadt gesessen, müssen in Bewegung gesetzt werden, auch materiellere Interessen müssen ins Spiel gezogen und ein Kurhut, den Pfalz im Begriff steht zu verwirken, den treuen Bundesgenossen des künftigen Kaisers in Aussicht gestellt werden. Schon hat Pater Thyßka in diesem Sinne zu wirken angefangen, schon hat er den Hebel angesetzt um die Umgebung des Kurfürsten, vor allen den Hofkaplan Dr. Kiesheim zu gewinnen und von der Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit einer österreichischen Haltung zu überzeugen, da erscheinen Ferdinand und Lamormain selbst auf dem Schauplatz und der Herzog Max, gewonnen durch die in Aussicht gestellten Vortheile, ist entschlossen, für Oesterreich zu wirken. So folgt denn die Kaiserwahl von Frankfurt, von dem Verfasser wieder mit reichen culturgeschichtlichen Schilderungen und frischen Lokalfarben ausgestattet. Es ist der 28. August 1619, an welchem Ferdinandus II. in der alten Wahlstadt Frankfurt als erwählter römischer Kaiser deutscher Nation aus dem Conclave hervorgeht. Aber während die Fanfaren ertönen, während das Volk laut aufjubelt, trifft die Nachricht ein, daß die Böhmen, nachdem sie schon vor längerer Zeit Ferdinand, weil er sowol unregelmäßig gewählt sei als die Bedingungen der Wahl nicht gehalten, für abgesetzt und den Thron für erledigt erklärt hatten, nunmehr endlich Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König definitiv erwählt haben.

In dieser Stunde war es, wo Deutschlands guter Genius sich verhüllte, um das Menschenalter des Grausens nicht zu erblicken, das die schwere Hand unabwendbarer Schickung über ihn verhängte! Diesen Strom von Blut und Flammen, der Tausende

on Leichen in seinen Wogen wälzte, die Fluren verheerte, die Städte vertilgte, in seinem Aschenbett allen Segen vergangener Jahrhunderte verschüttete und den Abgrund aufwühlte, der ein neues kommendes verschlang.

Und Friedrich V. nahm an. Gegen die Abmahnungen seiner Mutter Juliane von Oranien und des besonnenen Rippell behielten die feurigen Reden seiner ehrgeizigen Gemahlin, die ihn mahnte, den Muth, den er habt, nach einer Königstochter zu greifen, auch bei der Bewerbung einer Königskrone zu bewähren, das Zureden des Camerarius und die Aufreizungen des fanatischen Scultetus, der die Annahme als eine religiöse Pflicht darstellte, die Oberhand. Vielleicht daß auch der Statthalter Christ von Anhalt ein Gewicht in die Wagschale der Entscheidung warf; er, der früher dem gewagten Unternehmen entgegen gewesen, war jetzt für dasselbe gewonnen. Hatte ihn Camerarius überzeugt oder Scultetus, oder hatte ihm sein Sohn die Lage der Dinge in Böhmen in einem andern Lichte gezeigt? Denn Prinz Christian von Anhalt war im Auftrag seines Vaters in Böhmen gewesen; dabei hatte er mit dem jungen Heinrich von Thurn eine begeisterte Freundschaft geschlossen und für dessen Schwester Thekla eine heilige erste Liebe in seinem Herzen zu hegen gefühlt, eine Liebe, die nicht unerwidert zu sein schien. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn er alles in rosigem Lichte gesehen?

Und in der That stand es nicht so schlecht in Böhmen. Mansfeld, obgleich tief empört über die Art, wie man ihn im Stich gelassen, hatte sich doch von Thurn bereden und auf die bessern Zeiten vertrösten lassen, die mit dem Königthum anbrechen müßten; Thurn selbst war zum zweiten male im Anmarsch auf Wien, nachdem er Bucquoi zurückgewiesen, und der Beherrscher Siebenbürgens, Bethlen Gabor, hatte nach langem Schwanken, durch die berühmten prager Arztes Jessenius Beredsamkeit gewonnen, sich endlich definitiv für die böhmische Sache erklärt. So waren die Aussichten nicht ungünstig, unter denen Friedrich nach Böhmen aufbrach, begleitet unter andern von Rippell, der seine Tochter Agathe und Martha Walter, deren Aeltern gestorben, mit sich führte. Doch wie ein unheilweissagendes Omen tönten dem Kurfürsten die Worte seiner Mutter nach: „Sohn! Sohn! Du jagst die Pfalz nach Böhmen!“

Am 31. October 1619 hielt Friedrich an der Seite seiner Gemahlin, deren eifrigstes Sehnen nun erfüllt war, seinen Einzug in die Hauptstadt Böhmens. Adel, Bürgerschaft und Bauern, alle hatten das Möglichste gethan, diesen Tag zu einem hehren Festtag zu machen, und Jubel, der den neuen Herrscher begrüßte, sprach die reine Ueberzeugung aus, daß nun eine bessere Zeit für Böhmen angebrochen, daß mit der einheitlichen Regierung Einheit, Sieg und Friede über dem hartgeprüften Lande sich niederlassen werde. In dieser Gesinnung wurde auch noch der 4. November gefeiert, an welchem Tage die feierliche Krönung Friedrich's in der Domkirche auf dem Hradschin vor sich ging. Freundliche beiden Tage, denen nur zu bald die Enttäuschung nachfolgen sollte. Denn es währte nicht lange, so regte sich die Unzufriedenheit mit dem neugewählten Herrscherpaar, dem man mit solchem Vertrauen entgegengejauchzt hatte, und die auftauchende Misstimmung war freilich nur zu berechtigt. Statt mit aller Energie der Regierungsgeschäfte sich anzunehmen und dem schwerbedrängten Lande durch Schließung von Allianzen, durch Verhandlungen, ja vielleicht durch persönliches Erscheinen im Feldlager Aussichten auf Erfolge und einen ehrenvollen Frieden, den alle ersehnten, zu verschaffen, vergeudete der junge König, von seiner liebenswürdigen aber das Leben nur zu leicht fassenden Gemahlin geleitet, Zeit und Geld in rauschenden Festen. Während der Soldat unter Thurn und Mansfeld an dem Nothwendigsten Mangel litt, während das ganze Land nach Rettung aus der aufreibenden, verzehrenden Unruhe des Kriegs seufzte, folgte auf dem Hradschin eine Freudenfeier der andern. Wenn Rippell es wagte, auf Ersparungen zu dringen und die auf leichtfertige Feste verschleuderten Gelder für Landeszwecke in Anspruch nahm, wenn Olearius eine ernstere und stetigere Hingabe an die wichtigsten Regierungsgeschäfte empfahl, wurden sie schnöde zurückgewiesen. Die junge Königin war von Engländern umringt, mit denen sie fast ausschließlich verkehrte; so verletzte sie den einheimischen Adel, während die Bürger Prags, die mit rührender Herzlichkeit und mit großen Opfern zu dem glänzenden Empfang des Königs beigetragen hatten, sich tief verletzt fühlten, daß sie nach den strengen Etikettegrundsätzen, die die Königin vom englischen Hofe mitgebracht hatte, von allen Festlichkeiten ausgeschlossen blieben. Und zugleich verletzte man die Feldherren Thurn und Mansfeld, die bisjetzt Böhmens Kriege ruhmvoll wenn auch nicht glücklich geführt hatten, indem man ihnen den Fürsten Christian von Anhalt als Oberbefehlshaber vorsetzte. Und konnten sie sich vielleicht diese Zurücksetzung noch gefallen lassen, da Christian von Anhalt ein alter tüchtiger Feldhauptmann und überdies als Oberfeldherr der protestantischen Union eine gewisse Anwartschaft auf diese Stelle hatte: wie sollten sie es, wie sollte es insbesondere Mansfeld ertragen, wenn man Hohenlohe, den Fürsten Hohenlohe, der den Verlust der Schlacht von Großlasken und also das Fehlschlagen der Unternehmung gegen Wien verschuldet hatte, ebenfalls mit besonderm Vertrauen hervorzog?

Dieses war die Lage der Dinge zu der Zeit, als Thurn zum zweiten male vor Wien rückte. Bethlen Gabor war als Bundesgenosse, wie es schien, gewonnen; er rückte heran zu Thurn's Unterstützung und hatte schon ein Hülfscorps unter dem Obersten Redei-Ferenz vorausgeschickt. Aber dessenungeachtet war die Zuversicht Thurn's diesmal geringer als das erste mal. Auch jetzt hatte Ferdinand, der sich in die belagerte Stadt geworfen, in alter Festigkeit erklärt auszuharren, solange ein Stein auf dem andern stehe. Die böhmischen Truppen waren schlecht genährt, und Hunger, Kälte und schlechte Witterung decimirte täglich die Belagernden. Endlich kommt Bethlen Gabor selbst an, zugleich aber auch die Nachricht, daß sein Oberst Rakoczy in Ungarn von dem Judex curiae

Hammonai, den Lamormain aufgestachelt, aufs Haupt geschlagen. Der Siebenbürge, der als letztes Ziel die böhmische Krone vor Augen gehabt und daher seit Friedrich's Krönung merklich lauer, auch von Lamormain's Abgesandten Piccolomini bearbeitet worden war, benutzt diesen Vorwand, um die Nothwendigkeit seiner Umkehr zu motiviren. So muß auch Thurn sein Lager abbrechen und die Kaiserstadt ist zum zweiten male gerettet. Und unterdessen wüthet der fanatische Calvinist Scultetus als Bilderstürmer in dem Dom zu Prag und wendet auch von dieser Seite die Herzen dem König, der schwach genug den Frevel nicht gehindert, ab.

Merkwürdig und grausenerregend sind die Schicksale, die nach der Schilderung des Dichters in dieser Zeit unsern alten Freund Wolodna betreffen. Von Thurn zu Mansfeld gesandt, um diesem die Nachrichten über ihre gemeinsame Zurücksetzung mitzutheilen, wird er auf dem Rückwege von Zaloska, den der Vater Thyßka ausgesandt, um den mit geringer Begleitung reisenden Mansfeld zu fangen, überfallen und an der Stelle des Feldherrn, der sich nicht hat erwischen lassen, dem Jesuiten ausgeliefert. Dieser glaubt von ihm wichtige Nachrichten erpressen zu können und so steht unserm Freund die Folter bevor, als er von Kaspar Schwarz, einem rohen aber treuen Reitersmann, dem er einst das Leben gerettet, befreit wird. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verfasser eine detaillirte Beschreibung der Folterprocedur, die, obgleich es zur eigentlichen Vollziehung nicht kommt, doch des Lesers ganzes Grausen erregen muß. Unmotivirt indessen ist diese Darstellung nicht und da es der Verfasser verstanden hat künstlerisch zu mildern, so erscheint auch dieses Gemälde in seinem Grausen als ein Charakteristikum der Zeit ganz gerechtfertigt. Um so freier athmet der Leser, wenn er den alten ehrlichen Wolodna außer Gefahr weiß.

Der vierte Band bringt den Beginn der Katastrophe. Von drei Seiten dringen die Feinde auf Friedrich, der sich in dem Taumel der Vergnügungen und sinnloser Pracht herumtreibt, heran. In die Pfalz sollen die Spanier unter Spinola aus den Niederlanden einrücken, nachdem endlich Lamormain's Unterhandlungen mit dem spanischen Hof diesen zu entschiedener Parteinahme für Ferdinand's, des stammverwandten Fürsten, Sache bewogen haben. Zugleich besetzt der Kurfürst von Sachsen im kaiserlichen Auftrag die Lausitz, Bautzen wird genommen und der mächtigste lutherische Fürst schent sich nicht, unter den ärgsten Drängern des mächtigsten reformirten Fürsten zu erscheinen. Unterdessen ist das vereinigte bairisch-kaiserliche Heer in Böhmen eingerückt. Herzog Max von Baiern selbst führt den Oberbefehl und eine ganze Reihe der ruhmreichsten Führer und solcher, deren Stern erst im Aufgeben begriffen in späterer Zeit blutroth leuchten sollte, commandiren unter ihm. Da ist der besonnene Boucquoi, der Held von Wien, der sich verwundet auf einem Feldbett in den Kriegsrath tragen läßt; da ist der finstere Tilly, der verschlossene Graf Albrecht von Wallenstein, da sind die Pappenheim, Maradas, Collalto, Dieffenbach, Montecuculi; da ist der Oberst Balthasar Verdugo, der zwei spanische [illegible] Mailändischen der verbündeten Armee [illegible] aber sind die Chancen des Krieges [illegible] Heere nicht günstig gewesen. [illegible] lagert der Soldat in harter Winterkälte [illegible] rings verwüsteten und von Mangel [illegible] Lebensmittel zu seiner Stärkung [illegible] nen. So kann es nicht weiter gehen, [illegible] losigkeit und Unzufriedenheit an [illegible] droht die Disciplin der Armee und [illegible] stungsfähigkeit zu vernichten. Nur in [illegible] nen Handeln ist Aussicht des Erfolges. [illegible] entgegenstehende böhmische Heer unter [illegible] Anhalt umgehen, sich zwischen beiden [illegible] werfen und dann auf Prag selbst los [illegible] wurde beschlossen; aber die Böhmen kamen [illegible] vor und besetzten den Weißen Berg in [illegible] Nähe Prags. Aber der König, der [illegible] weilt, bald aber zu seiner schönen Gemahlin [illegible] war, hatte wol versprochen, diese [illegible] Heere einzunehmende Stellung zu [illegible] allen ihm von Anhalt angegebenen Befehlen; aber in dem Rausch der Liebesgenüsse hatte er alles vernachlässigt. [illegible] Fürst von Anhalt das Versäumte nachholend die feindliche Armee zum Angriff. Friedrich auf dem Hradschin große Heerschau hat sich gänzlich der fanatische Scultetus den getreuen Rippell zur Seite gesetzt den Verwaltungsgeschäften Friedrich [illegible] so ist er es nicht besser in den Angelegenheiten Blind vertraut er dem Grafen von [illegible] Anhalt das Commando führt; Hochmuth einen Angriff des Feindes [illegible] bestärkt den König in seiner Sorglosigkeit bairischen Heer wird der Muth der [illegible] geisterte Priester entflammt; das Fest [illegible] vember, des Schlachttags, der zugleich [illegible] „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" geschrei. Und so wird die verhängnißvolle [illegible] schlagen, die Böhmens Schicksal [illegible] bringt der junge Anhalt, Prinz [illegible] Reiterregiment wie der Sturmwind [illegible] werfend in die Feinde, aber umringt [illegible] eingeschlossen, stürzt er vom Pferde [illegible] der ihn begleitet, verlieren wir [illegible] der junge Thurn, des Prinzen Schwager [illegible] zende Thekla ist ihm unterdessen [illegible] muthig im dichtesten Kampfgewühl [illegible] schwindet. Aber der Heldenmuth [illegible] Schicksal des Ganzen nicht aufhalten [illegible] dem Heere der Böhmen; ganze [illegible] Gewehre in die Luft und fliehen [illegible] andern blinder Schreck, die Flucht [illegible] Führer vermögen nicht sie aufzuhalten [illegible] Weißen Berge ist verloren.

Unterdessen banketirt der König [illegible]

in und wiegt sich in sorgloser Freude. Da
ote der Schlacht, mit Blut bespritzt, in den
ist das Unglück hinein in den Lärmen der
erbleicht, der König eilt zum Thor, schon
geschlagenen Truppen in wilder Unordnung,
einzeln niedergemetzelt, heran. Und in der
verbreiten sich mit der Nachricht von dem Un-
Furcht, Aufruhr. „Der König hat uns ver-
at geschwelgt, statt zu kämpfen, wir wollen
i uns zu retten" — so tönt der wilde Ruf
aßen. Noch wäre vielleicht zu helfen; wenn
hilinge sammelte und die Bürger bewaffnete,
ot Prag könnte wol dem ermüdeten ausge-
inde widerstehen. Das ist Thurn's Meinung,
ung der edelsten Führer. So stimmen sie
er schnell berufen wird. Aber der König
hmen nicht; sei es Bewußtsein, ihre Anhäng-
ich verdient zu haben, sei es die Erfahrung
Tags, er fürchtet verlassen, ja dem Feinde
t werden. So ist er froh, einige Stunden
ed zu erlangen, um Zeit zu finden, das Nö-
icht vorzubereiten. Damit ist denn auch für
hrer das Bleiben unmöglich geworden. Auch
rau und Tochter verläßt sein Haus, um dem
gen; Therese bleibt in Prag im Hause des
pach, Nachricht von ihres Gatten und ihres
al zu erwarten.

mehr nicht unthätig zu erwarten, sondern
ost hinauszuziehen und ihre Rettung zu
: von ihrem Tode sich zu überzeugen.
sie über ein Schlachtfeld wie einst über
laaken und betrachtet die einzelnen Leichen,
Geliebten etwa darunter auffinde. Da
wei Männer, die im wildesten Ringkampf
rde wälzen. Es ist Kaspar Schwarz, den
Zaloska hinterrücks überfallen hat. Zaloska
n seinem Feind zu rächen, vor allem aber,
indem er Wolodna befreit, ihn selbst, Za-
ur in die Hände gespielt hat. Es ist das
Geschichte, die der Verfasser oben einge-
hat, durch die Kaspar Schwarz sich von
ast mit Zaloska für immer losgesagt hat.
lich, als Zaloska die wehrlose Therese über-
arch die Dazwischenkunft Xaver's zurückge-
war er der Helfershelfer jenes gewesen.
Wolodna in dankbarem Sinn befreit, ist die
ssere nur in Roheit erstarrte Natur des
t; und als nun Zaloska vor der gespensti-
ereses, die ihn in dem nächtlichen Dunkel
eht und er sich von der gerettet sieht, ge-
: mit jenem Elenden im Verein so Arges
bt, da bricht die Eisesdecke, die sich um
sert, er bekehrt sich zu Gott und allem
met sich zunächst dem Dienst der jungen
either schon Wolodna und Xaver treu zur
So setzen sie denn zusammen, die schwache
ke Frau und der riesenkräftige Krieger mit
erweichtem Herzen, bei dem schwachen Schimmer der La-
terne, die Therese mitgebracht, ihre Nachsuchungen fort.
Lange vergebens, und schon scheinen sie das Unternehmen
aufgeben zu müssen, da entdeckt Therese ihren Gatten,
verwundet aber am Leben. Sofort geleitet Schwarz das
edle Paar in eine verlassene Hütte im nahen Wald, wo
sich Xaver von seinen Wunden und der Erstarrung des
Todes, Therese von ihren Anstrengungen einigermaßen er-
holen können. Unterdessen erkundet Kaspar Schwarz, daß
auch Wolodna noch unter den Lebenden und im St.-Mar-
garethen-Spital verpflegt werde. Kaiserliche Uniformstücke
werden vom Schlachtfeld herbeigeschafft, und verhüllt in
diese Verkleidung kommen alle vier, Wolodna mit Sohn
und Tochter und der bekehrte Kaspar Schwarz, der jetzt
durch aufopferndes Helfen frühere Uebelthat zu büßen be-
müht ist, in die Stadt, wo sie das gastliche Haus des
Predigers Lippach, der auch dem reuigen Sünder seinen
Trost spendet, aufnimmt. Ebendahin entkommt Agathe,
Rippell's Tochter. Was nöthigt das Mädchen zur Flucht
und noch dazu allein?

Prag ist gefallen, ohne Widerstand zu leisten. Mit
des Königs Entweichung waren alle Bande der Ord-
nung gelöst und alle Kraft und aller Muth zur Ver-
theidigung erlahmt. Noch einmal hat es der junge Graf
Thurn, der mit genauer Noth nach heldenmüthigem Kampf
aus der Schlacht entkommen und in die Stadt geschlichen ist,
gewagt seine Reiter zu sammeln und die feste Stadt zur
Vertheidigung zu rüsten. Aber vergeblich: der Muth und
das Ehrgefühl des einzelnen scheitert an der allgemeinen
Verzweiflung. Und so hat der Herzog Max seinen Ein-
zug als Sieger gehalten, Tilly und Bouequoi an seiner
Seite. Und dieselben Leute, die nicht mehr den Muth des
Widerstandes in sich fanden, hatten die Kühnheit, dem
Sieger, dem Eroberer, als er schon innerhalb der Mauern
an der Spitze seines Heeres einritt, Bedingungen stellen
zu wollen: die Religionsfreiheit möge geschützt bleiben,
die Stände ihre Privilegien behalten, ein Generalpardon
gegeben, keine Gewaltthat der Soldaten in Prag verübt
noch den Bürgern Einquartierung auferlegt werden. Na-
türlich hatte der Herzog diese Bedingungen, die etwa, wenn
er die Schlacht verloren hätte, an ihrem Platz gewesen
wären, mit Hohn zurückgewiesen; er hatte strenge Manns-
zucht zugesagt, im übrigen aber unbedingte Unterwerfung
verlangt und über alles Weitere Sr. Majestät dem Kaiser,
in dessen Namen er den Krieg geführt habe, Entscheidung
vorbehalten. Wirklich wurde zunächst nichts Entscheiden-
des vorgenommen. Nur der Rath Rippell, von dem man
wußte, daß er wichtige Documente und Kostbarkeiten, die
dem geflüchteten Königspaar gehörten und von diesem dem
oft geschmähten, nun aber in seiner Treue bewährten
Manne anvertraut waren, bei sich verbarg — nur dieser
und seine Tochter sollten verhaftet werden. Die wichtig-
sten Briefschaften hatte Rippell seiner Tochter gegeben, um
sie in ihre Kleider einzunähen, und als nun die Soldaten
in das Haus drangen, ihn zu ergreifen, drängte er Aga-
the zur Flucht; Margaretha aber, deren merkwürdige
Aehnlichkeit mit Agathe früher schon vielfach erwähnt ist,

gibt sich, um die Flucht gelingen zu lassen, trotz des Widerspruchs von seiten Rippell's für dessen Tochter aus und wird zugleich mit ihm zur Haft gebracht. So kam Agathe in das Haus des Pfarrers Lippach. Aber auch mit der angelobten Mannszucht wird es nicht allzu streng genommen. Zwar Tilly hält seine Scharen kräftig zusammen, aber die fanatischen Spanier durchschwärmen die Stadt, dringen in die Häuser und mishandeln Männer und Frauen in der scheußlichsten Weise. Freilich thun sie dies ohne Befehl, auf eigene Hand! aber es dauert sehr lange, ehe sie daran gehindert werden. Auch in des frommen Lippach Haus dringen die Wütheriche ein: ein heftiger Kampf entspinnt sich, Xaver und Wolodna, noch von ihren Wunden entkräftet, wehren sich wie Löwen, aber schon sind sie entwaffnet und mit den Frauen der zügellosen Wuth der Barbaren preisgegeben, da stürzt Kaspar Schwarz herzu, haut in die Marodeure ein, schlägt sie, die in demselben Augenblicke durch Tilly'sche Truppenabtheilungen, die endlich dem Unwesen ein Ende machen sollen, erschreckt werden, in die Flucht und büßt frühere Schuld, indem er die Freunde vertheidigend sein Leben opfert.

Unterdessen ist auf Lamormain's Antrag von dem Kaiser beschlossen worden vor der Hand gar nichts zu thun; der Jesuit hofft so die Furcht einzuschläfern, die Geflohenen zurückkehren zu sehen und dann mit um so wirksamerm Schlage alle Feinde der Kirche vernichten zu können. Boucquoi soll unterdessen nach Mähren und Ungarn vorrücken, um Bethlen Gabor's verwegene Unternehmungen zurückzuweisen.

Und nun bricht allmählich die Katastrophe herein. Graf Thurn hat sich zu König Friedrich begeben, der nach Breslau geflüchtet ist, weil er endlich aus sorgloser Unthätigkeit durch das entsetzliche Unglück, welches über ihn hereingebrochen, aufgeschreckt, noch einmal den Versuch machen will, das Versäumte gut zu machen. Er hofft auf die Unterstützung der schlesischen Stände, und wirklich sind diese bereit, die halbverlorene Sache zu unterstützen, als sie, durch ein Schreiben des Kurfürsten von Sachsen abwendig gemacht, sich diesem in die Arme werfen, um durch seine Vermittelung bessere Bedingungen zu erlangen, als ein mehr als zweifelhafter Kampf sie zu bieten scheint. So erkennt der König seine Sache für verloren und ist froh, von dem verwandten brandenburgischen Hofe in Küstrin eine Zufluchtsstätte angewiesen zu erhalten, wo er mit seiner Gemahlin vor der ihm drohenden Rache sich bergen kann. Thurn aber beschließt, den einzigen noch offenen Ausweg einzuschlagen. Bethlen Gabor hat sich von neuem erhoben, und so sehr es dem Gefühl des ritterlichen Feldherrn widerstreitet, sich dem zuzugesellen, der ihn durch seine Treulosigkeit um die Lorbern einer Eroberung Wiens betrogen und dazu beigetragen hat, Böhmen in das Elend zu stürzen, so ist doch dieses die einzige Seite, auf der er noch seiner seitherigen Fahne treu fechten und, wenn alles verloren ist, ehrenvoll untergehen kann. So bricht er mit seiner ganzen Familie, Frau, Tochter und Sohn nach Ungarn auf, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen. Aber welch eine Reise! Ihr Herz ist gebrochen, seit der Geliebte verschwand, ihre Gesundheit ist zerstört und in irren Fieberträumen wankt sie dem nahen Grabe zu. Und als nun endlich die Nachricht kommt, daß Prinz Christian lebt und in Wien gefangen ist, da ist es zu spät; der gestörte Geist des unglücklichen Mädchens faßt die Freude nicht mehr und in einem einsamen Kloster in den Karpathen endet sie auf der Reise von den Ihrigen umklagt, ihr kurzes, an Freude und Leid so überreiches Leben.

Unterdessen ist in Prag die Stunde der Rache gekommen, die Slawata, Martiniz und Fabricius ersehnt und der Pater Lamormain dem Kaiser abgerungen. Schon haben sich die ersten Vorboten der Gegenreformation gezeigt: die alten Gebräuche sollen in den Kirchen wieder eingeführt, die bisherigen evangelischen Pfarrer für ihr Amt durch den katholischen Erzbischof von Prag neu ordinirt werden und alle Geistlichen von ihren Ehefrauen sich scheiden. Der Karlsstein ist ja erobert worden und der Kaiser hat alle die Freiheitsbriefe und Privilegien, die ihm nach Wien aus der eroberten Feste gebracht worden, zerrissen und in das Feuer geworfen; so glaubt er alle Verbindlichkeiten, die ihm der Majestätsbrief auferlegt, losgeworden zu sein. Von unsern Freunden im Lippach'schen Hause hören wir nur Trauriges: Agathe von ihrem Vater getrennt welkt dahin und auch die Uebrigen erliegen immer mehr der niederdrückenden Sorge. Nur ermannt sich Xaver; er kann die Unthätigkeit, die ihn Kummer und die Angst nur drückender macht, nicht länger ertragen; und er macht sich auf als Pilger verkleidet, der nach Maria-Culm wallfahren wolle, um womöglich bis zu Mansfeld durchzudringen, der noch immer bis an die Zähne verschanzt in Pilsen steht. Denn obgleich dem Feldherrn ein Theil der Schuld an dem hereingebrochenen Unglück trifft, weil er aus Haß gegen Hohenlohe und in Erinnerung der ihm widerfahrenen Zurücksetzungen seine Feinde nicht, wie er wol gekonnt hätte, in den Rücken gefallen ist, so ist er doch auch jetzt wieder die einzige Hoffnung, die den gänzlich Daniedergeschmetterten eine wenn auch sehr unsichere Aussicht bietet. Unterdessen haben, wie gesagt, die Jesuiten die Zeit der Rache gekommen. In der Nacht des 21. Februar 1621 beginnen die Verhaftungen, alle Häupter des Aufstandes werden ergriffen und die Bürgerlichen auf das Rathhaus, der Adel auf den Hradschin in Gewahrsam gebracht. Budowa, Jessenius und eine Menge anderer sind unter den Verhafteten. Aber der größte Triumph steht den Jesuiten noch bevor. Mit 12000 Gulden ist es ihnen gelungen, den Dr. Hoë von Hoënegg, des Kurfürsten von Sachsen geistlichen Rath, zu gewinnen. Dieser, ein lutherischer Eiferer wie Scultetus ein calvinistischer gewesen, der die nichtlutherischen Evangelischen, haßt die Böhmen noch mehr, als er die katholische Lehre haßt; so hat er sich bereit finden lassen, seinen Herrn zu bewegen, den Grafen Anton Schlick, der neben Thurn einer der hauptsächlichsten Führer der Bewegung gewesen und nach Sachsen entkommen war, auszuliefern. So macht der protestantische Kurfürst

Jesuiten gemeinsame Sache. Nachdem es einmal gekommen, werden die noch Geflüchteten vorgei Verlust von allen Gütern, Ehre und Leben echs Wochen in Prag zu erscheinen und sich dem zu gestellen. Und welchem Gericht! Nicht dem en Gericht des Landes, sondern einer Commission, ordentlicherweise aus den fanatischsten Katholiken gsten Freunden der einst vertriebenen Statthalter ten zusammengesetzt worden ist. Und diese Com- nter dem Vorsitz des Fürsten Karl von Liechten- nicht nach den gewöhnlichen Formen des Rechts, anz summarisch verfahren, kaum daß ein Ver- mit beschränkter Befugniß zugelassen wird. Es nicht untersucht, sondern verurtheilt werden. So die Wolke der Angst und des Schreckens immer er das unglückliche Land, welches seinem Geschick ntgegengeht. Und mit blutendem Herzen reißt er von dem Vaterland, das er so sehr geliebt, in der Fremde Sicherheit des Glaubens, wenn eicht um den Preis des leiblichen Elends zu

feld hat unterdessen in dem festen Pilsen still Als aber Tilly herannaht und die Festung berd es klar, daß der Platz auf die Länge nicht werden kann. So verläßt denn Mansfeld die il er mit der Gewißheit des Unterliegens jetzt gegenübertreten möchte. Dazu wird sich eine nstigere Gelegenheit finden; denn keineswegs apfere Feldherr den Krieg aufzugeben, sondern in anderes günstigeres Terrain, in ein Land, nicht von jahrelangen Bedrückungen und Ererschöpft und ausgesogen ist, überzuspielen. bietet sich ihm der Herzog Christian von Braunter Tollkopf, der die schöne böhmische Königin ich einbildet, „Gottes Freund und der Pfaffen Bundesgenosse an. Freudig acceptirt Mansöffnet so, indem er aus dem Gesichtskreis des et, Aussicht auf neue Thaten, Kämpfe und

g neigen sich inzwischen die Dinge ihrem Ende aretha, hart gefangen gehalten, wird, um Gen ihr zu erpressen, mit der Folter bedroht. es dem wackern Arzt Borbonius, dem Fürsten stein, der schwer erkrankt ist, um den Preis die Erlaubniß abzuringen, daß er dem armen n Mädchen noch einmal die Ihrigen zuführen einem rührenden Wiedersehen und in der unverhofften Ereignisses haucht die Dulderin aus. Ueber die Verurtheilten wurde unter- Confiscation ihrer Güter verhängt; da diese n aber nicht nur die Kriegskosten ersetzen, die Jesuiten und andere durch den Aufstand chadlos halten sollen, so wird diese Maßregel Güter der Verbannten und Geflüchteten nicht auch der mittlerweile Verstorbenen ausgerend in Aussicht genommen wird, die Strafbald einmal die Häupter des Aufstandes gefallen und damit die Widerstandskraft des Volks gebrochen sein wird, auch auf die Massen auszudehnen, deren verzweiflungsvolle Gegenwehr wach zu rufen man noch Bedenken trägt, währenddem versuchen die Väter Jesuiten, Pater Thyßka voran, an den schon Verhafteten ihre Bekehrungskünste, um, wenn sie in einem oder dem andern Fall gelingen, der Welt zu zeigen, daß es der Kirche nicht um Rache, sondern nur um das Seelenheil der Verirrten zu thun ist. Aber diese Versuche nehmen durchgängig einen so kläglichen Ausgang, wie die Verhöre, die man der Form wegen mit den Angeklagten anzustellen für nöthig hält. Die Gründe des Aufstandes, der Bruch beschworener Verträge und Verheißungen von seiten des Kaisers, seien immer offen von ihnen dargelegt worden; „sucht ihr aber andere Gründe", rief ihnen Graf Schlick zu, „nun so zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, durchwühlt alle Eingeweide dieser Brust, dieses Herz, ihr werdet andere nicht finden." In gleich fester Weise wies Christoph von Harrant, der Feldzeugmeister des Kriegs, die Anschuldigung des Hochverraths, sowie die zudringlichen Bekehrungsversuche Thyßka's zurück. Der gelehrte Kanzler Budowa, den der Pater ebenfalls zum Abfall zu bewegen sucht, begnügt sich nicht ihn zurückzuweisen, sondern er bedrängt ihn mit theologischen Gründen so heftig, daß der Jesuit verwirrt und beschämt sich zurückzieht. Und wenn er dann den greisen Oberlandschreiber Caplicz von Sulewicz mit der Hindeutung auf eine zu hoffende Begnadigung zum Abfall von dem Glauben, den er sein Leben lang bekannt hat, zu bewegen sucht, so antwortet dieser in antiker Einfalt: „Gnade werde ich suchen bei meinem Herrgott, wider den ich in meinem Leben vielfach gesündigt habe — doch nicht bei Menschen." So von allen Seiten zurückgewiesen, haben die Patres keinen Grund mehr, für Aufschub des Gerichts zu wirken, wie sie gethan, solange sie von diesem Aufschub Glorie für die Kirche erwarten zu können geglaubt hatten.

In schrecklicher Weise wurde die Schreckenszeit eingeleitet. Martin Frühwein von Podoli, der Verfasser der öffentlichen Schriften gegen die Jesuiten, aufs äußerste gemishandelt, eingekerkert, mit schmachvollstem Tode bedroht, stürzte sich zum Fenster seines Gefängnißthurms herab; aber die Rache der Kirche war nicht gestillt. Noch der Leichnam des Unglücklichen wurde vom Henker in entsetzlicher Weise in vier Theile gehauen, die Eingeweide herausgerissen und der Kopf an den Galgen geheftet. Diesem grausen Vorspiel folgte ein desselben würdiges Schauspiel nach. Ferdinand hatte die von der Commission gefällten Urtheile bestätigt und nur im Gnadenwege gemildert. Gemildert! Das Urtheil Schlick's lautete: Graf Schlick ist aller Güter, der Ehre und des Lebens verlustig. Auf der Richtstätte wird ihm die rechte Hand abgehauen, darauf soll er geviertheilt und die Theile seines Leibes nach den vier Weltgegenden auf einem Kreuzweg aufgehangen werden. Die Gnade Sr. Majestät milderte dieses Urtheil auf Enthauptung, doch soll Haupt und Hand des Gerichteten auf dem Thurm der prager Brücke aufgestellt werden. So bei allen Uebrigen, nur daß

manche Urtheile auch nach der „Milderung" das mitgetheilte an raffinirter Grausamkeit weit übertreffen. Die einzige Gnade wurde den Verurtheilten, vor ihrem Ende von Geistlichen ihres Glaubens vorbereitet, von den Ihrigen Abschied nehmen zu dürfen. So starben diese Märtyrer, fromm, gottergeben, glaubensfest, für ihre Feinde betend, und alles, was sie etwa verschuldet, sühnten sie durch einen Heldentod; ihre Mörder aber, Kaiser Ferdinand und die Jesuiten an der Spitze, hat die Geschichte gebrandmarkt.

So starb auch Rippell, der treue Rath. Wolodna, Agathe, Therese ergreifen den Stab um auszuwandern, auch der fromme Pfarrer Lippach folgt. Noch einmal wirft sich Slawata ihnen in den Weg; aber Xaver, von Mansfeld auf Werbung geschickt, kommt in diesem Augenblick herbei und befreit die Seinigen, die er nun in das Nachbarland geleitet. Schon ereilt aber auch einige Urheber des Unheils, wenngleich nicht die obersten, die Nemesis; Thyßka stirbt dahin, ohne die Früchte seiner Thaten, auf die sein Ehrgeiz gehofft, genossen zu haben, und Zaloska wird wahnsinnig und endet sein Leben in der Moldau. Der Verfasser aber schließt sein Buch mit den ernsten Worten: „Das Vergangene schauervoll, schauervoller das Kommende!"

Schon dieser dürftige Ueberblick des Thatsächlichen, in welchen ich bei weitem nicht alle Facta und Personen, welche in dem Romane selbst spielen, habe hineindrängen wollen, kann dem Leser eine Vorstellung von dem stofflichen Reichthum dieses Buchs geben: ein Reichthum, welchem der Verfasser durch episch liebevolle Entfaltung, durch sichere Zeichnung der Charaktere und durch die entschieden vaterländische Gesinnung, die sich überall ausspricht, wie durch die fromme sittliche Weltanschauung, die sich in Beurtheilung und Darstellung der Facta ausprägt, eine entschiedene und bedeutende Wirkung gesichert hat. Gegenüber diesen Eigenschaften und Vorzügen fallen Einzelheiten, an denen man vielleicht Anstoß nehmen könnte, wenig ins Gewicht. Dessenungeachtet ist es einem namhaften und weit geachteten Schriftsteller gegenüber Pflicht der Kritik, auch diese einzelnen Ausstellungen hervorzuheben und ihm selbst zur Erwägung anheimzugeben.

Also erstens. Während der Anfang des Romans an einer etwas zu schwerfälligen Exposition leidet und hier und da den Eindruck macht, als seien die Quellen zu unmittelbar in den Text selbst verwebt, und historische Notizen, Angaben, selbst eine Masse obscurer, wenigstens bis dahin dem Leser noch unbekannter böhmischer Namen den eigentlichen Verlauf aufhalten und verzögern, tritt wieder an andern Stellen der Uebelstand hervor, daß durch die dialogische Form, die der Verfasser vorzugsweise liebt, die Erzählung allzu weitläufig wird. Am gedehntesten aber erscheint der Schluß, wo der Verfasser streng historisch die Bekehrungsversuche und eine Reihe ähnlicher Scenen hintereinander schildert, die in ihrer Gleichartigkeit, obgleich jede an sich interessant, doch in unmittelbarer Aufeinanderfolge ermüden und besonders in der Katastrophe, die einen raschen, ununterbrochenen Verlauf nehmen muß, nicht ganz an ihrer Stelle scheinen. Wenn Rellstab, der dies natürlich selbst empfunden hat, sich mit den Worten rechtfertigt:

Der frei dichtende Romanschreiber würde vielleicht diese längern Gespräche weggelassen haben; allein sie alle beruhen in ihrem Kern auf geschichtlichen Ueberlieferungen und das Recht der Geschichte ist hier so heilig, daß es in nichts verkürzt werden durfte, auch nicht zum größern Vortheil des dichterischen Werks —

so scheint er mir doch die Stellung des Dichters zu verkennen, der zwar die Geschichte mit achtungsvoller Pietät behandeln, aber doch die Wirkung, die er erreichen will, im Auge behalten muß, während dem Historiker das Mittheilen der Facta als solches schon Zweck sein kann. Ferner können manche Nebenpersonen, die frei hinzuerfunden sind, nicht mit der Zeichnung der historischen in Vergleich gestellt werden. Der Verfasser hat sichtlich Mühe, Personen wie Wolodna und ähnliche durch die Handlung durchzuschleppen und jedenfalls leisten sie weniger zur Fortbewegung der Handlung, als sie Mühe und Zeit für sich selbst in Anspruch nehmen. Selbst mit Xaver und Thekla verhält es sich ähnlich, wozu noch kommt, daß die Gestalt der letztern uns ziemlich seltsam erscheint. Dieses ewige Pathos bei passenden und unpassenden Gelegenheiten, diese Sentimentalität und Aufgeregtheit, die sie zu den absonderlichsten Zügen veranlaßt, die sie, alles andere zu geschweigen, es als eine Pflicht ansehen läßt, den Hinrichtungen zuzuschauen und die aufgesteckten Köpfe zu betrachten — solche Verzwicktheit scheint mir mehr einer modernen Zeit anzugehören. Wenn ferner am Ende Zaloska und Thyßka, um der poetischen Gerechtigkeit Raum zu geben, etwas brüsk vom Leben zum Tod gebracht werden; wenn bei der ersten Zusammenkunft Prinz Christian und Thekla in heißer Liebe entbrennen und dann zur Erklärung dieses nie erklärten Wunders gesagt wird:

Wer hat das Räthsel gelöst, wie so oft nur durch ein einziges Begegnen, einen einzigen Blick in zwei Wesen der sich entzündet, der ihr Innerstes in Berührung bringt, ja mit dem Strahl einer heiligen Ahnung durchzittert, daß sie zu untrennlichen Gemeinschaft geweiht sind? u. s. w. —

so erinnert dergleichen mehr an die gewöhnliche Manier der Romanschreiber, als zu wünschen ist.

Aber alle diese Einzelheiten verschwinden wie gering gegen die oben geschilderten Vorzüge des Ganzen, sie verschwinden auch gegen andere Einzelpartien, deren Darstellung vortrefflich ist. Als solche besonders gelungene Züge lassen sich die Charakterisirung Ferdinand's und die Darstellung bezeichnen, wie sowol Friedrich V. als Thekla selbst innerlich stets unklar darüber bleiben, ob sie bei ihren eigenen Unternehmungen mehr der Pflicht oder der Ehrsucht gefolgt sind. Und dann versteht der Verfasser höchst anschaulich und interessant Begebenheiten zu schildern. So ist die Schlacht von Großlaskeu ein Meister der Erzählung und nicht minder befriedigt die am Weißen Berg, und keine Wiederholung, die hier so verzeihlich gewesen wäre, stört den Eindruck. Aehnliche vortreffliche Schilderungen sind die Parade vor Boucquoi, die Scene auf der Burg zu Wien zwischen Tharradel und Lerchenfeld

e Wahl Ferdinand's zum Kaiser und Einzug und
Friedrich's, der Traum Wolodna's im Schloß
u. s. w.

cheiden wir von dem Buche Rellstab's mit voller
ung. Daß so bald eine zweite Auflage von einem
nothwendig wurde, der in ernster Weise mit
schichtlichem Stoffe sich beschäftigt, ist ein erfreu-
ichen von wiederkehrendem Geschmack, der sich
zösischen Seichtigkeiten abwendet. Möge dem
ische Gesundheit die Möglichkeit gewähren, seinen
en Plan ohne Unterbrechung auszuführen und
chen Volk den verhängnißvollen Krieg als Mah-
Warnung im Spiegel der Poesie vor Augen

August Kenneberger.

---

umoristische und satirische Literatur.

hat in neuester Zeit behauptet, daß es unserm mo-
en an originellem Ausdruck und unserer Generation
Naivetät und Unbefangenheit fehle, um bei unsern
e Gabe des Humors zu entwickeln und humoristischen
n beim Publikum entgegenkommende Aufnahme zu
Dies ist bis zu einem gewissen Grade und in ge-
ne richtig. Die Welt ist möglichst uniformirt, ge-
nd gebügelt; es fehlen jene originellen Käuze und
— und sie fangen sogar an, dem sonst daran so
eten England auszugehen —, welche früher für den
und Satiriker um so zu sagen ein rechtes ästheti-
ästhetisches Fressen waren. Das Publikum ist theils
oder blasirt, theils flüchtig und begnügt sich am
kleinen schnurrigen und sarkastischen Einfällen, wie
sich illustrirt, unsere humoristischen Journale wie die
Blätter", der „Kladderadatsch", der „Dorfbarbier",
orfer Monatshefte" enthalten. Aber die Thorheit
rheit sterben in der Welt niemals gänzlich aus; sie
andere Masken vor. Der Hanswurst thut vielleicht
Jacke ab und zieht dafür einen Frack nebst dazuge-
chehandschuhen an; aber dem Kenner erscheint er da-
m so possirlicher. „Ein jeder hat ein Aber vom
menniglich stecken semina stultitiae", sagte schon
hart. Es gibt noch heutzutage genug Exemplare
Geschlecht der Horribilicribrifax und Daradiridatum-
mit bausbackigen Renommistereien und hochtrabenden
sich werfen, welche wir ertragen und über die wir
heln; es gibt noch so manchen Baron Münchhau-
uns Abenteuer „aufschneidet", die er in fernen
erlebt haben will, in die er doch nie den Fuß ge-
chen Candidaten Jobs, der sich besser zum Nacht-
zu einem Wächter des göttlichen Wortes qua-
e; so manchen krähwinklerischen Bürgermeister,
ebenso wichtig thut wie der Bürgermeister in
Kleinstädtern"; so manchen Don Quixote, der
len kämpft und seinen Sancho Pansa immer zur
ir haben noch immer unsere politischen Kannegießer,
wissen, was die Kaiser von Frankreich und Ruß-
ächsten Wochen vorhaben; unsere Neuigkeitskrä-
n Deutschland nie aussterbende Geschlecht der Kaffee-
western, die nicht immer einen Weiberrock tragen
dann die unzähligen Arten und Unterarten von
Gauklern und Charlatanen auf allen Gebieten; die
n, die zwar nicht mehr auf den Märkten ihre Buden
der ihre Waare trotzdem an den Mann zu bringen
ther doch nicht so sehr Narren sind wie ihre Kun-
ettanten in allen Kunstfächern; die Suffisanten,
durch die Miene geistiger Ueberlegenheit zu geben
ie über alles ein absprechendes Urtheil und ein
Achselzucken in Bereitschaft haben; die sogenannten Kunstmäcene, deren Opfer für die Kunst höchstens in den paar Groschen für ein stehendes Logenbillet und für eine gemeinsame „Abfütterung" besteht; die zwecksetzenden Vereinsstiftler; die in Deutschland ebenfalls perennirende Menschengattung der Titel-, Rang- und Ordenssüchtigen; die höchst aufgeklärten Leute, welche an nichts glauben und sich doch einbilden, daß in ihren Händen eine höhere Kraft lebendig sei, die mit der magnetischen Kraft in ausgetrockneten Tischen in Verbindung gebracht, diese gehen und galopiren heiße; die Makrobiotiker, die alle Hufeland'schen Mittel anwenden, um ihr Leben bis zu Methusalem's Alter zu bringen und es sich doch durch Zank und Hader und selbstbereiteten Aerger möglichst abkürzen; die männlichen und weiblichen Gecken, die jede häßliche Mode mitmachen, weil sie das Modejournal vorschreibt, und sich um so mehr darauf zugute thun, je mehr ihr Körper dadurch verunstaltet wird; die zahlreichen Poeten, welche ihre Erzeugnisse auf eigene Kosten drucken lassen, um von der Kritik maltraitirt und vielleicht von niemand als von sich selbst gelesen zu werden; die vornehmen Literaturgönnerinnen, die keine Bücher kaufen, dafür aber in einer Leihbibliothek abonnirt sind und mit Geist kokettiren, den sie aus einem beschmutzten Exemplar der George Sand'schen Werke entlehnt haben; die empfindsamen Seelen, die bei jeder rührenden Scene im Theater ihr Schnupftuch mit Thränen einweichen, während ihr Auge trocken und ihr Herz ungerührt bleibt, wenn das wirkliche Leben so dreist ist, ihnen in den Schicksalen der Nebenmenschen ähnliche Scenen vor Augen zu führen; die vielen Leute, die sich einbilden zu sein, was sie nicht sind, z. B. sehr weise, während sie äußerst beschränkt, sehr geliebt, während sie im äußersten Grade verhaßt, sehr vernünftig, während sie mit den lächerlichsten fixen Ideen behaftet sind — das ist doch schon eine ganz hübsche Galerie von Menschenarten, von denen der Satiriker Gebrauch machen kann und die ins Unendliche zu vermehren nicht schwer fallen würde. In manchen Augenblicken erscheint es uns so, als ob nicht das hohe Pathos, das sich gegen die Thorheit der Welt fortdauernd so wirkungslos zeigt, sondern die Laune und der Humor der geeignetste poetische Ausdruck unserer Zeit seien. Aber freilich, jene höchste Gipfelung der Komik, die sich im Humor darstellt, jene Weltanschauung, die mit den Wunderlichkeiten des Lebens ihr souveränes übermüthiges Spiel treibt und die gestörte Weltordnung durch die Umkehrung aller Verhältnisse wiederherstellt, ist jetzt überaus selten geworden. Tieck, was man auch sonst gegen ihn einwenden mag, kann im Grunde als letzter Repräsentant dieses genialen Humors angesehen werden, und Tieck wird heutzutage kaum noch gelesen. Die Spätern, Heine nicht ausgenommen, sind meistens zu sehr in der gewöhnlichen Jämmerlichkeit oder in den Sonderinteressen und der Selbstbespiegelung ihres Ichs stecken geblieben.

Das eben Bemerkte läßt sich auch namentlich von der Verfasserin von „Heinrich Heine's Himmelfahrt" sagen, die sich ja auch nach Heine, ihrem Abgott, gebildet hat. Von ihrem Reimwerk: „Die neue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satirisch", deren erstes Heft wir in Nr. 47 f. 1857 anzeigten, ist jetzt (Trier, Troschel, 1858) das zweite Heft erschienen, welches die Dichter Freiligrath, Kinkel, Hoffmann von Fallersleben, W. Jordan, Redwitz, Geibel, Strachwitz, Uhland und Kerner behandelt. Am interessantesten war uns auch an diesem Heft die Vorrede, welche beweist, daß diese Dame gerade nicht viel Humor, aber um so mehr Galle und Streitlust besitzt, wie man sie bei dem sogenannten „zarten" Geschlecht, wenigstens in der Literatur, nicht eben häufig antrifft. Gegen die ihr angedichtete Absicht, eine Literaturgeschichte in Versen schreiben zu wollen, protestirt sie mit den Worten: „Ich staune schon die Männer an, welche eine Literaturgeschichte in Prosa geschrieben; ach, wenn sie immer die Wahrheit hätten sagen wollen, sie würden ihr Werk nicht überlebt haben. Und nun noch gar eine Literaturgeschichte in Versen schreiben? Das hieße Mist mit einem goldenen Wa-

gen fahren, oder Dünnbier aus einer Lotosblume trinken." Nun es wird eben darauf ankommen, ob die Verse auch immer Lotosblumen sind, und die der Verfasserin sind es nicht jederzeit, wie sich manche unserer Leser vielleicht noch aus der Anzeige des ersten Heftchens erinnern werden. Die Verfasserin sagt z. B. von Uhland, daß in seinen Werken nicht jene Frömmelei zu finden sei,

Die behaglich auf dem weichen Mist,
Bewachsen mit grünem Grase —
Und gelben Butterblumen — sich streckt
Mit selig schnüffelnder Nase.

Man sieht, daß der wenig aromatische Stoff „Mist" statt anderer Odeurs noch immer ein beliebter Gegenstand auf ihrem Toilettentisch ist, obschon er doch glücklicherweise in diesem zweiten Heft weniger häufig in Anwendung kommt als im ersten. Aber ihre Grobheit und ihr Cynismus lassen ihr immer noch keine Ruhe:

Die tollen Hunde der Literatur,
Die laufen herum bis heute u. s. w.

Oder:

Die geistigen Eselsohren jedoch,
Die können sie nicht verstecken,
Und suchen oft mit dem Doctorhut
Vergebens sie zu bedecken.

Oder:

Mit meuchlerisch lächelnder Zudringlichkeit
Sprach er, wie zuweilen er nasche
Vom Redwitz'schen Honig und zog das Buch
Aus seiner schmutzigen Tasche.

Es stank vor Schmuz u. s. w.

So freut sie sich auch in der Vorrede über Heine's Ausspruch:

Ach das schlimmste auf der Erde
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient —

und sie fährt dann fort: „Noch schlimmer ist der Kampf mit Gassenbuben, die sich nicht scheuen, in den Schmuz zu greifen, um sich für einen wohlverdienten Peitschenhieb zu rächen — der Kampf mit den literarischen Gamins"; wenige Seiten darauf sagt sie: „Noch lächerlicher ist es, wenn diese Herren humoristisch werden wollen, und dann gemahnen sie mich an den armen Bären, den ich in meiner Jugend nebst einem unglücklichen Kameele und einem bejammernswerthen Affen durch die Straßen führen sah und der, gezwungen durch die Peitschenhiebe des Führers, bei den entsetzlichen Tönen einer Trommel und eines Triangels einen traurigen Versuch zum Tanzen machte; das war zum Weinen lächerlich. Im Geleite eines solchen Bären ist zuweilen sogar ein Thier, das eine verdächtige Aehnlichkeit mit einem Esel hat" u. s. w. Sie verheißt auch später einmal „eine Kritik der Kritiker zu schreiben, welche klar und deutlich zeigen soll, an welchem Uebel gewisse Herren laboriren und wie sie vergebens ihren Geistesbankrott zu verbergen suchen." Am schlimmsten kommt freilich der flüchtig gewordene Kunsthändler Arnz fort, der ihr, wie wir schon früher berichtet, durch einen von ihm gewonnenen Proceß eine Geldbuße von 20 Thalern zuzog:

Der Zwanzigthaler-Ehrenmann,
Herr Arnz, der mich verklagte
Beim Zuchtpolizeigericht zu Trier,
Weil ich die Wahrheit sagte:

Herr Arnz hat falsche Wechsel gemacht
Und suchet nun das Weite u. s. w.

Doch es hieße Papier und Zeit verderben, wenn wir weiter Stellen dieser Art abschreiben wollten. Möge sich die Verfasserin durch die Selbstberühmung, daß sie für eine „heilige Sache" streite, und durch die Anerkennung, die ihr Werkchen ihrer Versicherung nach bei vielen andern findet, immerhin für die ihr widerfahrenen wohlverdienten Zurechtweisungen entschädigt fühlen. Wir beneiden ihr Publikum nicht um die Verfasserin und die Verfasserin nicht um ihr Publikum; dem Dichter Platen aber wünschen wir Glück, wenn er nie in geistreicherer Weise bekämpft werden sollte, als dies von der Verfasserin in folgenden trivialen Strophen geschieht:

Nur seine Begeisterung für Platen kann
Uns unbegreiflich erscheinen,
Man muß, ist er gleich Meister der Form,
Seine Geistesarmuth beweinen.

— — — — — — — — —

Was ist eine Schüssel von buntem Porzellan
Für einen gesunden Magen?
Um einen guten Braten läßt
Der Hungernde gern sie zerschlagen.

Die Verfasserin wird uns nicht vorwerfen können, daß wir uns angestrengt hätten, sie mit Witz und Humor zurecht zu weisen; wir haben nur aus der Vorrathskammer ihres eigenen Witzes einige Proben entnommen, um die Qualität ihres Geschmacks und Humors zu kennzeichnen.

Gediegenere Nahrung für Geist und Gemüth bietet das Sammelwerk: „Humoristische Pillen gegen üble Laune, Melancholie und dergleichen Grillen. Von Bruno Schön", wovon bis jetzt zwei Bändchen (Wien, Prandl und Meyer, 1856—57) erschienen sind. Wir wünschen dem Werkchen um so mehr Käufer und Leser, da sein Ertrag zum Besten armer Irren bestimmt ist. Der Verfasser, Seelsorger der Kranken in der wiener Irrenanstalt, bemerkt in der Vorrede, daß die Leichen armer Irren, wenn niemand sich finde, der die Beerdigungskosten bestreite, in einen Sack eingenäht und auf den Gottesacker hinausgeschafft würden. Der Herausgeber wünscht nun, mit seinem Werkchen ein Scherflein dazu beitragen zu können, daß diesem Uebelstande abgeholfen werde. Zugleich spricht er sich in der Vorrede über die Gründe aus, die ihn veranlaßten, in den meisten Fällen die humoristische Form zu wählen. Einmal sage diese Form seiner Natur am meisten zu, sodann werde der Ideenhumor nicht so allgemein gesunden als andere Lectüre, womit das Leserpublikum überschwemmt sei, und das sei deshalb schade, weil das Lachen die Heiterkeit ein heilsamer Lebensbalsam sei; es erfrische die Lunge und das Blut, befördere die Verdauung, stärke die Gesundheit, halte die Krankheiten ab, mache zur Erfüllung seiner Berufspflichten den Geist frisch und munter und sei ein wahrer Talisman für Leib und Seele. Der Herausgeber erzählt dann: „Unlängst habe ich mit einer humoristischen Pièce von Dr. Eisle bei einem tief melancholischen Patienten einen psychiatrischen Versuch gemacht, der überraschend gute Wirkung hervorbrachte; der Patient mußte herzlich lachen, was er schon lange her nicht that. Ich wiederholte fast täglich dasselbe Manöver und machte die Freude, daß er seine Grille aufgab (er bildete sich ein, verdammt zu sein). Er ist bereits geheilt entlassen." Kann es ein glänzenderes Zeugniß für den Werth und Nutzen der komischen und humoristischen Form geben? Man erinnere sich übrigens hierbei, daß die Lectüre eines heitern Gleim'schen Liedes auch den Frühlingsdichter Kleist, als dieser an einer im Zweikampf erhaltenen Wunde daniederlag, vom Tode errettete. Und dennoch behandeln unsere Literarhistoriker fortdauernd die komische und humoristische Literatur so überaus stiefmütterlich, während die Spartaner und Thessalonier sogar einen eigenen Gott des Lachens verehrten und jene ihn immer der Venus zur Seite stellten, im Geleite der Grazien, unzertrennlich von der Vorstellung von Lust und Freude. Der Herausgeber bemerkt weiter: „Wer humoristisch schreiben kann, der thue es, er stiftet damit mehr als er ahnt. Wir in unserer Anstalt können der vielen Reconvalescenten gar keine andere Lectüre gebrauchen als heitere, die, wie das persische Insektenpulver gewisse unleidliche Gäste, die schwarzen Grillen des Trübsinns vertreibt. Und aber in der Welt draußen nicht weit mehr Narren herumlaufen als bei uns, die mit ihren fixen Ideen sich selbst und andere quälen, möge der geneigte Leser entscheiden, immerfort recht

eine Apotheke, wo man humoristische Pillen zu kaufen bekäme, nicht schaden.“ Die hier vereinigten Erzählungen, Betrachtungen und Gedichte sind denn auch vorwiegend humoristischer Art, und rühren von dem Herausgeber (z. B. die humoristisch-psychologische Novelle „Das fliegende Kleeblatt“), von Sebastian Brunner, Isidor Proschko, J. N. Vogl, J. G. Seidl, A. Langer und J. E. Veith her. Die des letztern sind insofern die interessantesten, da sie, meist in seinen jüngern Jahren von 1813—21, als er noch Laie war, geschrieben, hier zum ersten mal veröffentlicht sind. Man findet in dem Buche auch eine Erzählung: „Der Pique-Neuner“, die deshalb von Interesse ist, weil ein Reconvalescent sie geschrieben, außerdem Aufsätze ernsten Inhalts, z. B. „Geschichte des abnormen geistigen Zustandes Karl's IX.“, „Gespräche der Irrsinnigen untereinander und mit Gescheidten“ u. s. w. In letztern stößt man auf so manche in psychologischer Hinsicht höchst interessante Züge, die zugleich beweisen, daß die Irren auch ihre eigene Art Logik und Sophistik, einzelne sogar witzige und sarkastische Einfälle haben. So erzählt der Verfasser: „Ein Patient ging stets mit allem Uebermuthe und aufgeworfenem Kopfe in den Gängen herum. Einmal stieß er sich mit dem Kopfe beim Eingange an den Thürpfosten mit solcher Heftigkeit, daß der Gang widerhallte. Alle stutzten und fürchteten eine große Verletzung des Betheiligten. Ein kleiner Patient, ein Schalk, nahm ganz phlegmatisch einen Stuhl, stellte ihn hin, stieg hinauf, untersuchte den Balken und sprach ganz lakonisch: «Beruhigen wir uns, meine Herren, es ist kein Unglück geschehen, der Balken ist nicht verletzt.» Bald darauf sprach er wieder: «Es ist doch wirklich wahr, daß hohle Gefäße einen großen Lärm machen.»“

Wenn Bruno Schön schon im sanitätischen Interesse wünscht, daß es eine Apotheke geben möchte, wo man humoristische Pillen haben könne, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß es in Leipzig eine solche humoristische Apotheke gibt, wir meinen die Verlagsanstalt von E. Wengler, aus der bisher vorzugsweise humoristische Schriften hervorgegangen sind, wie die „Abenteuer des Barons von Schwindelburg“, „Die illustrirte Mannsperson“, „Das illustrirte Frauenzimmer“, das in vielen „immer neuen“ Auflagen erschienen ist, „Die besten Declamationen und komisch-prosaische Vorträge für frohe Menschenkreise“ (fünfte vermehrte Auflage, 1857), „Was man den Frauen Böses nachgesagt hat“, eine Uebersetzung von Deschanel's „Le mal qu'on dit des femmes“. Die letztere Schrift hat auch ein culturhistorisches Interesse und liefert zugleich den Beweis, daß das weibliche Geschlecht unter keinem Volke so sehr der übeln Nachrede ausgesetzt war und ist, als unter dem französischen, das sich doch sonst auf seine Galanterie so viel zugute thut. Aber auch französische Schriftstellerinnen haben ihre Geschlechtsgenossinnen nicht verschont. So sagt z. B. Frau von Girardin: „Eine edelmüthige Frau ist in Frankreich noch seltener als eine Sylphide“, und ferner: „Man lobt niemals eine Frau zu Danke, wenn man zwei lobt. Die Lobsprüche vernichten sich gegenseitig; es gibt nur ein Mittel, einer Frau große Lobeserhebungen zu machen, und es besteht darin, daß man ihr viel Nachtheiliges von ihrer Nebenbuhlerin sagt.“ Von Schriftstellern und Künstlern, die überhaupt gegenwärtig der Mehrzahl nach viel Weiber haben, könnte namentlich bei uns wol dasselbe behauptet werden, was Frau von Girardin von den Frauen behauptet.

Eine der neuesten Pille aus dieser humoristischen Apotheke betitelt sich: „Das illustrirte Hühnerauge. Ein Lehr-, Trost- und Heilbüchlein für das hinkende Jahrhundert von Dr. Katzenberger“ (mit 18 Holzschnitten). Der Verfasser, dem die ganze Zeit eine „Hühneraugenphysiognomie“ zu haben scheint, nennt den aus „Katzenberger's Badereise“ bekannten Dr. Katzenberger seinen Freund und sagt in diesem Betreff: „Ich weiß nicht, was Wahres daran ist, aber wenn ich irgendetwas Apartes in der gegenwärtigen Zeit der Schmeichelei, Lüge, Scheinheiligkeit, Thorheit, Täuschung, des Nachschwatzens, Nachbetens, Nachtretens, Verrichtens und Nachdruckens an mir habe, so müßte es ein Tröpfchen jener Originalität sein, durch welche mein seliger Onkel seine selbständige Ansicht über Menschen und Dinge charakterisirt hat.“ Der wirkliche Verfasser ist offenbar ein humoristischer Arzt und Physiolog, und wenn man etwa glauben wollte, das Ganze sei nichts als eine scherzhafte Mystification, so würde man sich täuschen; Hühneraugen leidende erfahren wirklich aus dem Buche, was ihnen über die Natur dieses Culturteufels, des Hühnerauges, und über die Mittel zu seiner Abwehr zu wissen nöthig, wozu auch die Holzschnitte dienen, welche Schuhe, Stiefeln und Füße des Zeitgeistes und die verschiedenen Species des Hühnerauges in kolossalen mikroskopischen Vergrößerungen darstellen. Diese wenn man so will ärztliche Abtheilung ist aber mit so vielen launigen Bemerkungen verflochten, daß jeder Hühneraugenkranke darüber die Schmerzen, die ihm der kleine Plagegeist verursachen sollte, auf einige Minuten vergessen wird. Man vergleiche nur die Abbildung eines hübschen normalen Fußes auf S. 38 mit dem Conterfei eines durch enge Modestiefelchen verunstalteten auf S. 39. Jenen hat der Verfasser „einer der schönsten deutschen Schneiderinnen gestohlen, welche eine sitzende Lebensweise führt, die Füße wenig gebraucht und im weichen Hausschuh conservirt, während sie den höllischen Beruf hat, die weiblichen Hüften und Busen übernatürlich auszupolstern und die Taille lebensgefährlich einzuklemmen“; dieser ist der Fuß einer Geheimen Finanzcalculatorin, „welche schon als Mädchen im Rufe eines hübschen Füßchens stand, deshalb in möglichst kurzem Kleide auf allen Promenaden zu finden war, Lieutenants und Auditoren rappelig machte, die engsten Stiefel trug, aber in der Ehe einen auffallend schleppenden Gang zeigte, der sich unter dem Schleppkleide durch ein künstliches Wogen des Oberkörpers auszugleichen suchte“. Leider hat, wie der Verfasser behauptet, das allgemeine Streben, auf einem eleganten Fuße zu leben, das Bedürfniß hervorgerufen, „sich von denjenigen Menschen zu unterscheiden, welche nichts weiter für sich haben, als daß sie naturwüchsig sind; das kann ein jeder sein, das kostet nichts; die Natur kann sogar eine in ihrer Idee schöne Form gebildet haben, womit sie ein armes Mädchen oder einen Bettelknaben ausstattet und welche sie der Hofmarschallstochter, dem Lieutenant oder schon der reichen Kaufmannstochter versagte; man sieht sich genöthigt eine andere Form zu erfinden und für schön zu erklären, welche nicht jeder Lump anschaffen kann“. So entstanden überhaupt die Moden, die in einem fortwährenden Kriege mit der Gesundheit wie mit der natürlichen Schönheit leben. In den einleitenden Kapiteln charakterisirt der Verfasser die moderne Barmherzigkeit, die er sehr mangelhaft findet: „In einem Vereine für Menschenliebe verleumdet der eine den andern, im gewöhnlichen Leben geht man an dem übergefahrenen Manne aus der Arbeiterklasse mit schnellem Gefühle befriedigter Neugier vorüber und würde ihn um keinen Preis in sein Bett legen lassen, während alle Hände sich herbeidrängen, alle Thüren sich öffnen und alle Betten bereit stehen würden, wenn der dicke Herr Bürgermeister auf der Digestionspromenade einen Schwindel, oder die Geheimräthin eine Ohnmacht aus Schreck über die Knallbüchse eines Buben bekommen hätte.“ Aber den größten Mangel christlicher Barmherzigkeit erblickt er in der Mitleidlosigkeit, welche die Welt gegen die Schmerzen der unglücklichen Hühneraugenmenschen zeige, vielleicht in dem dunkeln Instinct, daß dies Uebel ein durch die allgemeine Cultur verschuldetes sei. Mit gutem Humor schildert der Verfasser die mächtigen Einwirkungen, welche dieses unscheinbare und doch oft so peinliche, jeden Tritt unsicher machende Uebel auf die Weltgeschichte gehabt habe: „Ach, wie oft mag, ohne daß es historisch geworden ist, ein Hühnerauge Verfassungen octroyirt, Völker aufeinander gehetzt, Deputirtenwahlen geleitet, Hofintriguen gesponnen und vereitelt haben..... Mancher politische Emporkömmling ist Hühneraugenschneider im stillen gewesen und hat seine Carrière mit den Füßen des Mächtigern gemacht; die Kaiserin K. war über den Mann, der ihr das Hühnerauge stach und den Schmerz nahm, so entzückt, daß sie ihn höher an sich heraufzog“ u. s. w. Der Verfasser hätte

die Einflüsse der Verruca alba auch auf das Gebiet der Kunst und Poesie verfolgen können: jener Poet hat vielleicht ein weltschmerzliches Gedicht gesungen, weil ihm ein neues unbequemes Schuhwerk das Hühnerauge preßte, und jener Maler vielleicht eine Figur verzeichnet, weil ihm ein stechender Schmerz plötzlich von der kleinen Zehe bis in den Zeigefinger und Daumen fuhr. Wir würden über diese kleine Schrift von anscheinend so unansehnlichem Inhalt nicht so viele Worte gemacht haben, wenn sich nicht in der That darin eine Ader jener mit ihrem Gegenstande ironisch spielenden übermüthigen Laune bemerkbar machte, welche eins der Kennzeichen des wahren Humoristen bildet. Schade nur, daß in unserer so sehr auf das Fragmentarische, Kleine und Specielle gerichteten Zeit ein wirklich humoristisches Talent sich einen so kleinen und wenn man will nicht sehr ästhetischen Gegenstand aussuchen mußte, um daran seinen Witz zu üben.

Die eben besprochene Schrift bildet das erste Bändchen einer Reihe von humoristischen Schriften, welche sich auf dem Titel scherzhaft als „Supplemente zu Jean Paul“ bezeichnen. Hierzu haben sie wol das Recht, da sich ja ihr Verfasser rühmen darf, der Neffe des großen Dr. Katzenberger seligen Andenkens zu sein, also im Grunde wol Jean Paul's selbst, dessen Identität mit Dr. Katzenberger kaum in Zweifel gezogen werden kann. Der Verfasser sagt in der Vorrede über diesen Punkt: „Die Leute behaupten, ich sei der leibhaftige Onkel, selbst bis auf den Mangel an Hühneraugen, und mein Verleger behauptet, daß, da in mir der Onkel spuken ginge, auch meine Schriften als Supplemente zu Jean Paul's Werken, wenigstens zu den beiden Bänden der Badereise betrachtet werden dürften; — wenn das ganze Jahrhundert hinkt, wie dieses Buch beweisen wird, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch Vergleiche und Schlußfolgerungen hinken sollen u. s. w. Von diesem Neffen seines Onkels sind soeben zwei neue Bändchen erschienen unter dem Titel: „Dr. Katzenberger's (des Neffen) neue Badereise.“ Es wird wol der Empfehlung dieser Badereise keinen Eintrag thun, wenn wir offen gestehen, für die Lectüre derselben noch keine Zeit gewonnen zu haben; wir haben sie nur durchblättert und sind bei dieser Operation unter anderm auf eine Betrachtung Katzenberger's des Neffen gestoßen, die er über die Zweckmäßigkeit anstellt, ohne Kleider zu gehen. Dies wäre das beste Mittel, meint er, um für immer und radical den Taschendieben das Handwerk zu legen.

Wir möchten hierbei unsern Lesern noch zur Anzeige bringen, daß von dem in demselben Verlage erscheinenden „Hausschatz für deutsche Humoristik“, dessen zweite Lieferung nebst der literarhistorischen Einleitung in Nr. 19 d. Bl. besprochen worden, nun auch die dritte bis fünfte Lieferung erschienen sind. Man findet darin unter anderm Proben von Johann Fischart (mit Benutzung einer auf der leipziger Stadtbibliothek befindlichen alten Ausgabe der „Affentheurlichen, Raupengeheurlichen Geschichtklitterung“), Martin Luther (aus den „Tischreden“), Moscherosch, aus dem alten „Reineke Fuchs“, dem der Herausgeber zur Vergleichung Stellen aus Glaßbrenner's „Neuem Reineke Fuchs“ folgen läßt, von Andreas Gryphius, Abraham a Sancta Clara, Wernicke, Canitz, Liscow, Lichtenberg, Gleim (z. B. das für seine Zeit merkwürdige satirische Gedicht „Die Schäferwelt“), Knigge, Claudius, J. F. Jünger (aus dem Roman „Fritz“), J. G. Müller (aus „Siegfried von Lindenberg“) und vielen Neuern, welche hier sämmtlich zu nennen zu weit führen würde. In diesem „Hausschatz“ sind außerdem Proben von Humoristen enthalten, deren Namen man vergebens in irgendeiner andern Sammlung suchen wird; wir nennen Jobst Sackmann (1643—1718), den scurrilen plattdeutschen Prediger in Limmer bei Hannover, Heinrich Lindenborn (1712—50), von seiner Wochenschrift „Der die Welt beleuchtende kölnische Diogenes“ (zuerst 1742 erschienen) und seiner ganzen cynischen Lebensweise der „Kölnische Diogenes“ genannt; Matthias Joseph de Noël (1782—1849); dessen Bemühungen der kölner Carneval gutentheils seine Glanzperiode verdankt, und andere. Porträts berühmter Humoristen: Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Abraham a Sancta Clara, Hans Sachs, Andreas Gryphius, Matthias Claudius u. s. w. sind beigegeben.

H. M.

Eine Kunstreise nach Italien.

Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin. Von [illegible] Schlüter. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1851. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die vorliegenden Briefe aus und über Italien bilden [illegible] rem hervorstechenden Inhalte nach eine Sammlung von Kunsturtheilen eines unverkennbar höchst gebildeten Kunstkenners über sämmtliche Kunstobjecte Oberitaliens aus den Gebieten der Architektur, der Sculptur und der Malerei. Während von Land und Leuten, von Natur, Gesellschaft, Geschichte und politischen Zuständen Italiens, abweichend von den gewöhnlichen Touristenberichten, nur nebenher Erwähnung geschieht — obgleich auch dies in neuer und ansprechender Weise —, findet sich weil [illegible] ein nennenswerthes Denkmal der Kunst in der Lombardei und Toscana, über das der Verfasser nicht ein tiefer eingehendes und wenigstens vollberechtigtes Kunsturtheil mittheilt. Und sind wir auch nicht gerade geneigt, alle diese Urtheile ohne Rückhalt als richtig zu unterschreiben, ja scheint es uns auch, daß der Verfasser in einigen was der Versuchung unterliegt, Anderes und Geistigeres in dem Kunstwerk zu sehen, als der Meister vielleicht selbst hineingelegt — wobei gar nicht verkannt werden soll, daß das Genie oft unbewußt schafft —, so verdient doch schon die große Selbständigkeit und die entschiedene Unabhängigkeit seines Urtheils die vollste Anerkennung. Hier ist von dem herkömmlichen Nachsprechen fremder Ansichten, von touristenhafter Ekstase und jugendlich-unverstandenem Enthusiasmus nicht die Rede. Die Urtheile des Verfassers verkünden vielmehr durchweg volle Sättigung, tiefe Anschauung, Geschmacksbildung und Kenntniß des Gegenstandes, sie sind stets ausreichend motivirt und auf innere Ueberzeugung gegründet, und sprechen, wenn auch zuweilen mit zu viel poetischem Anstrich, stets eine bedeutende und ins Gewicht fallende Ansicht des Gegenstandes aus. Eine Probe hiervon halten wir gleich auf den ersten Blättern in dem Urtheil über den mailänder Dom, der den Verfasser zwar in Erstaunen setzt, sein Kunstgefühl aber zu befriedigen weit entfernt ist. Auf hierauf kommen wir noch zurück.

Der Reisebericht beginnt mit der Fahrt von Kehlheim nach Venedig, welche rasch und auf kürzestem Wege durch die Schweiz über den Splügen und Chiavenna an den Comersee und Mailand führt, in belebter Färbung Reiseabenteuer, Naturansichten, günstige Urtheile über die unmäßig berufenen englischen Lords, eine hohe Meinung von der Napoleonischen „Gloire“ und dergleichen Eigenthümlichkeiten des ungewöhnlichen Touristen mehr ausspricht und ein offenes Auge für Naturreiz und das Leben der Kunst verkündet. Hier ist nur der Besuch im Schlosse Pollenau bemerkenswerth, wo das Wohnzimmer des Mr. Gibbon, unter welchem Namen König Ludwig Philipp bekanntlich als Lehrer im dortigen Institute acht Monate lang fungirte, besucht wird und wo sich die Handschrift der Exkönigin als „Marie Amélie veuve de Chabot“ im Fremdenbuche findet, welchen Namen sie für den schönsten ihres Gemahls zu erklären pflegte.

In Mailand, wo specielles Welschthum mit universellem Großstadtthume sich mischen, gilt der erste Besuch dem Dome. „Ich ging um das kolossale Bauwerk langsam herum“, sagt der Verfasser, „und der erste Eindruck war lauter Staunen und Bewunderung. Wie ein schöngeformter Berg weißen Marmors hebt sich's aus dem Rund des Platzes empor. Tausende [illegible] Nischen, Spitzen, Thürmchen und Statuen zeichnen die Dachlinien in vielgezackten Windungen wie feine Eisgebilde“ u. s. w. Aber wie bald schwindet dieser erste Eindruck! Jener Einheit des Gedankens, die ein Kunstgebilde allein zu dem macht, was es sein soll, wo zeigt sie sich? Griechische Säulen in römischer Art der Verwendung, übermäßig breite Bogenfenster [illegible]

kten Spitzbogen, byzantinische Rundungen in den Ka-
en dem vollen Spitzbogenstil des Hauptschiffs, massen-
chöne Pfeiler und Glasmalereien, die sie in Dunkel
und so fort in einer Kritik, die uns durch Kennerschaft
Urtheil von vornherein für den Verfasser gewinnt.
unvergleichlichen Abendmahl Leonardo da Vinci's in
e Grazie heißt es am Schluß einer geistvollen Kri-
ein unendlich trauriges Gefühl errege, von dieser
Geistesschöpfung sich sagen zu müssen, daß ihre Jahre
wie die eines Menschen!
mselben Geiste tiefern Eingehens und voller Motivi-
und beurtheilt der Verfasser nun den unendlichen
an Kunstwerken, welche das hierin nur mit Rom ver-
Venedig enthält, in einer Reihe von Briefen, die den
on sieben Monaten erfüllen. Bei so viel Muße und
r ist hier allerdings mehr und Gründlicheres zu er-
s gewöhnliche Reiseberichte liefern und als wir hier
n andeuten können. Die diesen Kunstschätzen ge-
50 Seiten gewähren allerdings eine etwas mühsame
erkennbar aber ist dieselbe allen denen zu empfeh-
über Geist und Technik der Venetianischen Maler-
den Kunstcharakter des Malerkönigs Tizian, über
ese und Tintoretto sich unterrichten wollen und etwa
ehen, ihre herrliche Hinterlassenschaft selbst zu stu-
so mühsam diese Lectüre auch sein mag, so er-
rd sie sich später erweisen. Dabei ist die Vor-
lebt und hinlänglich mit Einblicken in das eigen-
ben der Lagunenstadt, Zeit und Gesellschaftsver-
tur und Sitte dieser ganz speciellen Lokalität ge-
niemals Ermüdung hervorzurufen. Im ganzen ge-
wie viel einzelnes in Tizian's großen Schöpfungen
tik des Verfassers hervorruft, vindicirt er diesem
venetianischen Malerei doch die Palme des Siegs
ne Nebenbuhler, Vorgänger und Nachfolger, vor-
e drei Hauptwerke, die Assunta, den heiligen Pe-
tyrer und die kleinere Grablegung in der Manfrin-
er erkennt an Paul Veronese den immer heitern
Griff aus dem Leben, an Tintoretto die Fülle der
und den kühnen Geist an, der nur von einem oft
nd etwas rohen Geschmack beirrt wird; die Durch-
ältern Gianbellini, die feine Conception des jün-
's Tiefe, Fra Sebastiano's einfache Sinnigkeit
in er findet, wie ein so feiner Kunstkenner nicht
auch viel einzelnes zu tadeln und er motivirt sei-
erzeugend. Es ist unmöglich, seinen einzelnen
Abst über die ersten unter diesen großen und nam-
zu folgen, deren Anzahl uns in Erstaunen setzt;
lgemeinen Bemerkung über das Verdienst dieser
wir, da sie uns schlagend erscheint, doch einen
Sagen. S. 158 heißt es: „Daß gerade das Colorit
ianern mit solcher Meisterschaft behandelt und
en Glanze, dieser milden Glut ausgebildet wurde,
nicht wunder. Die Reinheit der Atmosphäre
ch überall hinbreitende große Wasserfläche erhöhen
nd leblosen Gegenständen den Farbenreiz unglaub-
mmen die bunten Trachten der Griechen und Orien-
n Sinn für warme Farben im Volk entwickelten,
le Farbe scharf und schön abhebt und allenthalben
ner herrliche Goldton erscheint, dem wir in den
ildern so ausschließlich begegnen." Wir nennen
neu und treffend, denn in der That machen
Venetianer nicht selten den Eindruck, als wären
mischt.
der Lebens- und Gesellschaftsbilder gedacht,
r Verfasser seine Kunstbetrachtungen reichlich
ssen ihm auch hier das Lob seiner Beobach-
icher Darstellung zollen. Wie reizend malt
as Gondelleben, die Stille, die tiefsinnige Ruhe
belebten Marcusplatz, diesen großen Volkssaal
ohnegleichen, die stillen Klöster der Inseln, den prachtvollen Meeresspiegel am Lido und so vieles andere? Wie anziehend ist er, wenn er Volksscenen skizzirt, uns den etwas verdächtigen Schleier einer prächtigen Frauengestalt zeichnet, der ein Stutzer „alla gondola" zuraunt, worauf das süße Geheimniß sich in der Gondel verliert und auf der dunkeln Lagune fortschwimmt? Oder wenn er der alten Pracht Venedigs gedenkt und seiner stolzen Familien, deren letzte Namensträger jetzt von dem Municipium eine dürftige Competenz von zwei Zwanzigern täglich empfangen. Denn obgleich es ein Irrthum wäre, Venedig im ganzen als verarmt und elend darzustellen, so ist es doch richtig, daß der Reichthum sich andere Stätten gesucht hat, und daß z. B. die stolzen Pisani nur noch in zwei almosenempfangenden alten Jungfrauen fortleben, daß ein Dandolo Eisverkäufer im Theater ist, und die letzte Erbin der Foscari vor einigen Jahren in ihrem stolzen Palaste am Großen Kanal als Bettlerin, ohne die Mittel in ihren prachtvollen Marmorkaminen ein wärmendes Feuer anzumachen, starb. Oder endlich wenn er den Reiz des venetianischen Carnevals, die bei aller Ausgelassenheit stets so anmuthige und sanfte Sitte jener in dieser Beziehung ganz ausgezeichneten Bevölkerung und andere eigenthümliche Reize Venedigs schildert, das für so viele Dinge unter den Städten der Erde seinesgleichen nicht hat. Doch nach siebenmonatlichem Verweilen müssen wir uns, fast so ungern als er selbst, mit dem Verfasser von der herrlichen Lagunenstadt trennen, die zu ihren übrigen Vorzügen jetzt auch noch den verdienten Ruf als Curort für Brustleidende hinzufügt, um über Padua, Vicenza, Verona und Brescia mit ihm ihrer alten Nebenbuhlerin Genua zuzueilen. Auf dieser Reise sind es besonders die Meisterwerke der Architektur, die seine Aufmerksamkeit fesseln, und in der That verdient es Beachtung, daß wir hier in einem beschränkten Landgebiet das Größte von dem, was die Meister der wiedergeborenen Baukunst, Palladio, Sansovino, San-Michele geschaffen haben, versammelt finden. Den tief eingehenden Urtheilen des Verfassers über den Kunstcharakter dieser Meister ist, da sie überall klar, sicher und vollkommen motivirt auftreten, im allgemeinen ebenso beizustimmen, wie den Aussprüchen über die Vorgänger und die Nachfolger jener großen Venetianer, die uns in der Hauptstadt beschäftigten, Moretto, Bonifacio, Bordone, Padovanino u. s. w. Den Leser aber, der über den tiefen Geist dieser Urtheile sich unterrichten will, können wir beispielsweise auf die Kritik von Paul Veronese's Sta.-Afra und Tizian's Magdalena in Brescia verweisen, als wirkliche Muster echter Kunstbetrachtung. Ueberblicken wir aber noch einmal den unübersehbaren Reichthum an Kunstwerken ersten Ranges, den diese alte Republik Venedig besaß, so drängt sich uns eine für uns Deutsche nicht sehr erhebende Betrachtung auf. Venedig zählt jetzt etwa 160000 Einwohner und besaß selbst in der Zeit seiner höchsten Machtentwickelung nicht viel mehr, es steht darin unserm Hamburg gleich, mit dem es auch sonst in Handels-, Verkehrs- und Vermögensverhältnissen vieles gemein hat. Und nun vergleiche man die Kunstschätze der Hansestadt mit denen der Lagunenstadt! Hier floß der Reichthum des Patriciers in seinen natürlichen Kanal, der der Kunstliebe und der edeln Stiftungen, aus; dort verschwand er in Prasserei, niederm Wohlleben, an üppiger Tafel und im Weinkeller: ein Unterschied, der dem deutschen Geiste, von dem man doch so viel Rühmens macht, wahrlich nur zur geringer Ehre gereicht.

Doch wir gelangen mit dem Verfasser nach Genua, und hier zeigt er uns wieder, wie vorzüglich er sich auf das „Beschreiben" versteht. Hier ist alles Bild und Wahrheit, nichts Phrase und Redensart, wie sie selbst so ausgezeichneten Reisenden, wie z. B. Stahr ist, nur gar zu häufig entschlüpfen. Wir treffen auf eine Probe hiervon, wenn Stahr ausruft: „Wer den Platz Granduca in Florenz betritt und sein Herz nicht vor zitternder Freude schlagen fühlt, ist ein Barbar, wer er auch sei." Oder: „Der Bogen der Loggia ist geschwungen wie die Wölbung des schönsten Frauenbusens, wie die Braue, welche das dunkle Feuerauge der Circassierin überwölbt." Nun, unser Ver-

faſſer iſt ein Kunſtkenner wie einer; aber von jenen Herzſchlägen und dieſen Brauen hat er nichts geſpürt. Dagegen führt er uns die Kunſtſchätze Genuas in beſter Ordnung deutlich vor, zeichnet ſeine köſtliche Lage in treffenden Umriſſen, entwirft uns von der anmuthigen Landreiſe über Spezzia durch das Gebirge, Carrara und Piſtoja ins Arnothal einen reizenden Bericht und geht dann in die Schilderung von Florenz, wo ſeine Ausflucht endet, über. In Carrara beſucht er unter anderm das Atelier Rauch's und ſagt uns, daß er einigermaßen erſtaunt geweſen ſei, zu erfahren, daß der Künſtler nur die Gipsmodelle, ſorgfältig punktirt, hierherſende, wo die Arbeiten nicht blos roh, ſondern vollſtändig und dergeſtalt in Marmor ausgeführt würden, daß er ſelbſt auch nicht die geringſte Nacharbeit daran vornähme. Die Schilderung von Florenz, mit ebenſo vieler Liebe wie die von Venedig geſchrieben, würde uns lange beſchäftigen müſſen, wenn unſer Bericht auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen hätte; wir müſſen ihn jedoch in den allgemeinen Ausdruck unſerer vollſten Anerkennung zuſammendrängen. Unter vielen neuen Bemerkungen über Gemälde, Statuen und Architekturwerke ſei etwa nur erwähnt, daß der Verfaſſer in dem berühmten Tizian'ſchen Blumenmädchen vielmehr eine Flora erkennt, daß er die Perſeusgruppe verfehlt findet und der Architektur von Florenz im allgemeinen vorwirft, daß die Schönheit darin von der Sicherheit beſiegt und verdrängt werde, wogegen dem Ruſticoſtil des Pittipalaſtes das höchſte Lob geſpendet wird. Auf dem Rückwege werden dann noch Piſa und Turin beſucht, worauf der Reiſende über den Lago-Maggiore und Pallanza auf deutſchen Boden zurückkehrt. Hier aber endet ſein Bericht, von dem zu ſagen iſt, daß er nirgend den Enthuſiaſten, überall aber den eingeweihten Kunſtjünger und den liebenswürdigen, glücklichen und empfindungsvollen Reiſenden verkündet. 4.

Carlyle über Friedrich den Großen.

History of Friedrich II of Prussia, called Frederick the Great. By *Thomas Carlyle*. In vier Bänden. Erſter und zweiter Band. London 1858.

Es iſt ein höchſt merkwürdiges Zuſammentreffen, daß gerade in demſelben Augenblicke, wo der preußiſche Staat einen neuen Anlauf nimmt zu großer Entwickelung, ein gefeierter Schriftſteller des Auslandes ſein lange vorbereitetes Werk über den königlichen Helden erſcheinen läßt, der jenem Staate zuerſt eine weltgeſchichtliche Bedeutung gegeben hat. Thomas Carlyle hat in ſeiner „Geſchichte Friedrich's des Großen" mit Fleiß und Liebe gearbeitet zu einer Zeit, wo das preußiſche Volk an ſich ſelbſt zu verzagen ſchien, wo es von den deutſchen Stammgenoſſen und von den Fremden faſt mit nichts Beſſerm als Geringſchätzung angeſehen ward, wo die Mehrzahl der Engländer, gleich ihrem Orakel, der „Times", die bitterſten und gröbſten Schmähungen gegen Preußen im Munde führte. Jetzt hat ſich freilich der politiſche Wind gedreht, und die berühmte londoner Windfahne mit ihm: Carlyle hat die Genugthuung, daß die Stimmung ſeiner Landsleute gegen Preußen ſeiner Arbeit jetzt weniger widerſtrebt. Allein wie er während der allerunglücklichſten Zeitläufe ſich nicht von dem vorſchnellen Urtheil der Schadenfreude beirren ließ, Friedrich und ſein Staat ſeien nichts als flüchtige Meteore, die ſich in Dunſt und Nacht auflöſen, ſo wird er auch jetzt tiefer blicken als die eigennützige Theilnahme, die misgünſtige Freundſchaft ſo vieler, die einen wohlwollenden Ton anſtimmen gegen das kürzlich von ihnen geſchmähte Land. Er wird es wiſſen, daß fürſtliche Heirathen, königliche Beſuche, ja, daß ſelbſt der Perſonenwechſel auf dem Throne nur Anläſſe, Gelegenheiten, äußere Hülfsmittel ſein können in der Geſchichte eines mündigen Volks: Anläſſe, Gelegenheiten, bei denen plötzlich in lauten Forderungen heraustritt, was der nimmer ruhende Geiſt im ſtillen gewirkt hat: äußere Hülfsmittel, die den innern Urſachen und Triebfedern der aufſteigenden, vorwärts dringenden Bewegung dienſtbar ſind.

Thomas Carlyle iſt als Schriftſteller immer ein echter „Heldenverehrer" (Hero-worshipper) geweſen. Es iſt ſein großes Verdienſt, daß er die Aufmerkſamkeit ſeiner Landsleute und aller ſeiner Leſer immer auf bedeutende Stoffe gelenkt hat: bedeutend, weil ſie mit den höchſten Gedanken und Beſtrebungen der Gegenwart im innigſten Zuſammenhange ſtehen; er hat die Meiſterwerke deutſcher Dichter und Denker geiſtreich erläutert und beredt empfohlen, er hat die Franzöſiſche Revolution als einen Sieg der Wahrheit über die Lüge in lebendigen Gemälden gefeiert, er hat die erhabene Geſtalt Cromwell's aus der Schutte hervorgegraben, der ſie ſchmählich bedeckte, und jetzt verherrlicht er den Gründer, oder, wenn man lieber will, den Vollender des proteſtantiſchen und demokratiſchen*) Staates Preußen. Alle dieſe Stoffe haben neben ihrer Wichtigkeit das Eigenthümliche, daß ſie Carlyle's nächſten Leſern, den Engländern, fremd, gleichgültig oder wol gar widerwärtig waren. Carlyle hat ſich nicht wie viele engliſche Schriftſteller (darunter ſehr berühmte) damit begnügt, ſeinen Landsleuten das zu ſagen, was ſie ſchon wußten und infolge deſſen gern hörten. Die deutſchen Claſſiker waren ihnen zu dunkel, oder nicht ungläubig und nicht vornehm genug; die Franzöſiſche Revolution war bei den Tories nicht beliebt — wir brauchen nicht zu ſagen warum —, aber auch bei den engliſchen Liberalen nicht, denn patriotiſche Selbſtliebe ſich durch den welthiſtoriſchen Ruhm des fremden Volks verletzt fühlte; Cromwell und ſeine Genoſſen wurden als ſträfliche Ausnahmen von der engliſchen Regel angeſehen, deren Platz in der Geſchichte man am liebſten mit einem Kreuz bezeichnete, ihre unſterblichen Verdienſte waren entweder vergeſſen, oder durch Verleumdungen entſtellt worden. Noch ungünſtiger ſtand der Fall mit Friedrich dem Großen. Es iſt ganz unglaublich, wie wenig das engliſche Publikum von Friedrich dem Großen weiß oder davon zu wiſſen begehrt. Noch die vergangene Woche durfte der berliner Correſpondent der „Times" die ärgſten Unwahrheiten erzählen (Preußen habe kein ſtehendes Heer; ähnliches); jetzt hilft ſich das größte londoner Blatt ganz einfach einen Berichterſtatter in Berlin. Wo aber ſoll eine lebhafte Theilnahme für den Alten Fritz herkommen, wenn kein Intereſſe für Preußen da iſt? Das gemeine engliſche Urtheil über den großen Mann ſetzt ſich, wie uns Carlyle erklärt, aus drei Elementen zuſammen: 1) Er war ein Räuber und Schurke (robber and villain; Quelle: Parlamentsacten während der beiden Schleſiſchen Kriege); 2) er war einer der größten Feldherren, die jemals gelebt haben (one of the greatest soldiers ever born; Quelle: Parlamentsacten und londoner Zeitungen aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs); 3) er war ein ſittlich laſterhafter Menſch im Privatleben (Quelle: Voltaire's berüchtigte Schmähſchrift). Ueber dieſes engliſche Jedermannsurtheil geht Macaulay in ſeinem bekannten Aufſatz**) um kein Haar breit hinaus.

*) Wem thäte es nicht leid, wenn er der Kürze wegen ſolche gemeine Ausdrücke brauchen muß, die ſo vielerlei und doch wenig bedeuten. Der preußiſche (überhaupt norddeutſche) Proteſtantismus mit ſeiner frühen Duldung gegen Andersdenkende, ſeiner freien Stellung zum Staate, ſeiner bürgerlichen volksthümlichen Frömmigkeit, ſeiner geiſtigen Empfänglichkeit, Beweglichkeit, Entwickelungsfähigkeit, ſeinem freundlichen Verhältniß zum Volksunterrichte, zur Aufklärung, zur Wiſſenſchaft und Philoſophie, iſt gewiß etwas anderes (ich meinen natürlich Beſſeres) als der ſchwediſche oder ſelbſt der engliſche Proteſtantismus. Ein weſentlich demokratiſcher Staat iſt Preußen inſofern, als hier in der That der vernünftige Wille des Staats, d. h. das wahre, gerecht erwogene Bedürfniß aller leitende Princip iſt: ein Princip, das ſich in der Praxis häufig genug hemmende Schranken verſteckt. Aber nicht nur iſt der gleiche Rechtsanſpruch aller Bürger an den Staat hier ſchon ſehr frühe anerkannt, ſondern auch in Preußen die materiellen und die geiſtigen Wohlthaten der Civiliſation gleichmäßiger unter dem Demos vertheilt, als irgendwo (die kleinen deutſchen Staaten unter preußiſcher Hegemonie eingeſchloſſen).

**) In der „Edinburgh Review", 1842; neuerdings beſonders abgedruckt in der „Traveller's Library".

veranlaßte Carlyle, sich diesen Helden zu wählen? um der Französischen Revolution hatte ihn zu einer es 18. Jahrhunderts geführt, die sehr nachtheilig s ausfiel. Er nennt es ein „Schwindlerjahrhundert", ter von vergoldetem Messing". Fast alle seine poli- literarischen Größen verachtet er als „Lügner und "; seine Geschichte ist ihm der Hauptsache nach „eine von Lug und Trug": dem äußerlich glänzenden, mseligen Jahrhundert blieb zuletzt nichts übrig als ltige „Selbstmord, welcher Französische Revolution lein mitten unter dem Tand (sham) jener Zeit er- obachter die Wirklichkeit (reality) eines Heldenlebens: Friedrich erscheint ihm, „nicht ein Halbgott zwar, ter Mann"; „immer meint er, was er spricht, seine gründet er auf das, was er als wahr erkennt, kurz, m nichts vor dem Heuchler oder Phantasten". Diese eit war es, welche Carlyle zuerst anzog und ihn be- ne Geschichte zu schreiben. Er führt ihn ein als den Könige", als den ausgezeichneten und seltenen Mann, mal vor der großen „Zerstörung unechter Majestät" gship) die unverfälschte Würde des Königthums ie Französische Revolution mit ihren außerordentlichen und Folgen hat beinahe in Vergessenheit gebracht, h im Krieg und im Frieden für sein Volk und dadurch lt gethan; sein Bild ist von dem anspruchsvollern leon's verdrängt worden. Letzteres nun vollends eicht: Carlyle stellt den Preußenkönig an wahrer Größe er Bedeutung ganz entschieden über den Franzosen- ist gewiß: eine „neue Aera" ist angebrochen; aber die alte aus dem Gedächtniß der Menschen ver- Nein; und was soll davon erhalten bleiben? „Alles, Werth hat, nicht mehr und nicht weniger."

Carlyle die Zeit Friedrich's des Großen richtig auffaßt, e Französische Revolution zum 18. Jahrhundert lus zu minus verhalten habe, ob der „Letzte der hts als eine (im Grunde unbegreifliche) Ausnahme ge ehrliche Mann unter Schwindlern — gewesen n wir für diesmal auf sich beruhen. Wir dürfen hr, da in den vorliegenden zwei Bänden nur wenig eigentlich von dem eigentlichen Helden des ganzen Rede ist. Am Ende des zweiten Bandes stirbt erst es Großen Vater. Die Unbekanntschaft seiner Lands- reußen und Deutschland hat Carlyle genöthigt, die e Geschichte der brandenburgisch-preußischen Monar- ie des Hauses Hohenzollern, und das was von der ichsgeschichte damit zusammenhängt, ziemlich weit- hlen. Hierauf behandelt er sehr umständlich (andert- ndurch) das Leben und Wirken Friedrich Wilhelm's I., sich ganz deutlich, daß nicht nur der Wunsch, seine fer durch eine Reihe genau und lebhaft ausgeführ- einer fremden Welt heimisch zu machen, den Ge- zu solcher Ausführlichkeit bewogen hat, sondern ie Vorliebe für den ehrenwerthen König, der durch gegen Schein, Hohlheit, Getändel, Ziererei, Betrug t, sowie durch seine schlichte, aufrichtige und tiefe den Puritanern des 17. Jahrhunderts verwandt ist. gar nicht zu verkennen, daß Carlyle's Gemüth zu deutschen, gottesfürchtigen Friedrich Wilhelm (in n Stück Cromwell wiederfand) eine stärkere Zu- , als zu dem französisch gebildeten, in der Schule erzogenen „Philosophen auf dem Throne". Jenen den „großen Volkswirth", der den Wohlstand sei- begründet, als den „großen Exercirmeister der er durch Zucht die Freiheit vorbereitet *), als die „Gerechtigkeit in Person", die von seichten Kannegießern „Willkürherrschaft" gescholten wird. Carlyle schätzt und liebt den Mann, wie er ist; keine Härte, keine Roheit schreckt ihn zurück; dem Sparen und Knausern, dem Schnauben und Poltern, dem Zuschlagen und Hängenlassen gewinnt er eine poetische Seite ab: „Selten kam ein wilderer Sohn der Natur in diese künstliche Welt..... Er war ein nicht zu spaltender knorriger, großer Block von Männlichkeit, Sitteneinfalt und Biederkeit, wie wir nicht häufig unter den Söhnen Adam's erblicken, unter den gekrönten fast nie." Carlyle's Beredsamkeit im Lobe seines ebenso tüchtigen als groben Lieblings nimmt einen kühnen, oft einen gewagten Schwung: er nennt Friedrich Wilhelm I. einen „stummen Dichter", sein nationalökonomisches Wirken vergleicht er mit einer „melodischen Stanze", sein riesiges Grenadierregiment erscheint ihm als eine „geniale Laune" u. s. w. Dergleichen gehört zu den Wunderlichkeiten, die uns fast in allen Schriften Carlyle's begegnen und die sich aus seiner Stellung zum englischen Publikum erklären, beinahe rechtfertigen lassen. Wenn man die Leute locken will, das zu lesen, was sie weder wissen, noch wissen mögen, so wird man kaum auf Erfolg rechnen dürfen, wenn man klar, einfach schreibt, die Sache für sich selbst reden läßt. Der Reiz des Sonderbaren bietet sich als wirksames Mittel dar, Vorurtheile zu brechen, Abneigungen zu versöhnen. Dazu kommt bei Carlyle, daß seine deutschen Studien zwar für den Denker sehr befruchtend, für den Stilisten aber nicht ungefährlich gewesen sind. Am Neuen fesselt zuerst das Eigenthümliche und Schwierige. Deshalb wandte sich Carlyle's Geschmack weniger dem sonnenhellen Lessing oder Schiller zu (obwol er beide kennt und schätzt), als den dunklern Schriften Goethe's („Wanderjahre", zweiter Theil des „Faust"), den Romantikern und vor allen Jean Paul, der in geistreicher und gefühlvoller Abgeschmacktheit oft eine so große Virtuosität an den Tag legte.

Friedrich Wilhelm I. spielt wie gesagt die erste Rolle in diesen ersten zwei Bänden.*) Nur nebenbei werden die „Lehrjahre Friedrich's des Großen" miterlebt. Der Sohn ist der Lehrling, der Alte ist der Meister. Gegen den wackern Vater bekommt der geniale Fritz bei Carlyle stets unrecht, selbst gegen dessen Faust- und Stockschläge; seine höhere geistige Begabung ist weniger bedeutsam als die Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit, die er von seinem Erzeuger erbt (und vielleicht nicht in ihrer ganzen, vollen, naturwüchsigen Reinheit, läßt Carlyle merken). Fast mit Widerstreben wendet sich unser Geschichtschreiber vom Sterbelager Friedrich Wilhelm's nach der „aufgehenden Sonne". Das letzte Stadium seiner Lehrjahre hat Friedrich in Rheinsberg verlebt. Wie kühl, wie kritisch verhält sich Carlyle zu den literarischen Arbeiten des Kronprinzen, zu seinem Briefwechsel mit Voltaire! Es ist etwas in der Bildung der beiden, das er nicht leiden kann; seine Verstimmung gegen das 18. Jahrhundert trägt sich einigermaßen auch auf die beiden größten Männer über, die es hervorgebracht; sie waren in der That die größten ihrer Zeit, aber diese Zeit war so klein! Kopf und Herz zanken sich in ihm, Voltaire und Friedrich gegenüber, aber sein Kopf siegt. Er bekennt, daß die (gallische) Aufklärung „doch auch" ihr weltgeschichtliches Recht habe, wie der (teutonische) Pietismus. Und nachdem er das einmal erkannt, findet seine Darstellung auch ihr Feuer wieder: „Wir merken wohl, was für eine Art von Voltaire es ist, mit welchem der Kronprinz jetzt Briefe tauscht, wie herrlich er von seinem Musensitze in der Champagne dem jungen Fürsten leuchtet, der noch so fähig ist zu bewundern. Sein Musterepos, die «Henriade», seine

---

tion, die nicht zuerst von sogenannten Tyrannen regiert streng im Zaume gehalten worden ist, bis Festigkeit in ihren Schritt kam, bis sie für Regel und Ordnung rd und das Gesetz ebenso sehr achten, als die Gesetz-

lostigkeit verabscheuen lernte: eine solche Nation ist noch nie zu etwas Rechtem in der Welt gekommen."

*) Unter den Zügen aus seinem Leben wirkt keiner mehr wohlthuend, als die Aufnahme der vertriebenen salzburger Protestanten in Preußen, deren Fleiß und Bürgertugend die Großmuth des Königs so reich vergalt. Man wird das betreffende Kapitel in Carlyle's Buch (Bd. 2) nicht ohne Rührung lesen können.

Musterhistorie «Karl XII.», seine großartigen Tragödien «Cäsar», «Alzire» und andere (die wir heutzutage mit weniger Begeisterung lesen) blühten frisch in Friedrich's Gedächtniß und Empfindung, als Werke, derengleichen die Welt zuvor nie gesehen; und im Grunde seines Herzens regte sich die Ahnung, als ob in diesem Manne noch etwas Höheres sei als Schriftstellerei: eine Reform des menschlichen Gedankens selbst, ein neues Evangelium, eine neue frohe göttliche Botschaft, verkündet durch ihn. . . . Erhaben genug ist dieser Voltaire und strahlend genug, ein sichtbarer Phöbus Apollo, der in seinem Köcher die Pfeile himmlischen Lichtes trägt, womit er so manchen großen giftigen Drachen Python erlegen und die arme Welt von Nachteulen **) und Sumpfschlangen reinigen wird." ***)

Gustav Liebert.

Notizen.

Frankreich und das Rheinland.

Einigen dem vaterländischen Gefühl wohlthuenden Bemerkungen begegneten wir in P. Scudo's jüngst in der „Revue des deux mondes" mitgetheilten Reiseskizzen: „La musique sur les bords du Rhin", darunter folgenden: „Victor Hugo hat geäußert: «Dieses ganze Rheinufer liebt uns, ich hätte fast gesagt, wartet auf uns.» Das mag im Jahre 1839 wahr gewesen sein, ist es aber nicht mehr im Jahre 1858. Ich habe die Ehre gehabt, mich zu Mainz, Koblenz, Bonn und Köln mit hervorragenden Männern von allen Parteien zu unterhalten und ich fand sie fast durchaus zufrieden mit der preußischen Regierung, die gemäßigt, sparsam und aufgeklärt ist. (Wenn man in Mainz mit der preußischen Regierung zufrieden ist, so wäre dies gerade kein Compliment für die darmstädtische.) Alle diese Städte sind im Genuß einer großen municipalen Freiheit, die sie keineswegs geneigt sind dem Glück zu opfern, welches darin bestehen soll, einen Bestandtheil des großen französischen Einheitsstaats zu bilden. Sodann hoffen sie auch, die Keime der Repräsentativregierung, die sich allmählich in die Sitten der Nation einlebt, sich fortentwickeln zu sehen." Scudo, der beiläufig gesagt, seinen Goethe gut im Gedächtniß hat, wie die vielen ganz richtig angeführten Citate aus seinen Gedichten beweisen, findet sogar, daß man auch im Elsaß noch sehr treu an den deutschen Gewohnheiten hänge und sowenig französisch als möglich spreche; überhaupt, meint er, sollten seine Landsleute ja nicht wähnen, daß man überall in Europa mit der französischen Sprache auskomme; man brauche selbst nur das benachbarte Baden zu bereisen, und man werde bald erfahren, daß dies eine „illusion de la vanité nationale" sei.

Wir ergreifen diesen Anlaß, um kurz einer an uns gerichteten brieflichen Mittheilung August Becker's zu gedenken, wozu ihn unser sonst sehr zustimmender Bericht über seine Schrift: „Die Pfalz und die Pfälzer", in Nr. 33 d. Bl. veranlaßte. Wir hatten darin gegen die Behauptung Becker's: „Sicherlich würde heute jeder Pfälzer seinen Lokalpatriotismus dem allgemeinen opfern, wenn es zu einem einigen Deutschland käme", unsere gelinden Bedenken ausgesprochen; wir erinnerten uns dabei der taktlosen enthusiastischen Lebehochrufe, welche 1848 bei einer Volksversammlung in den Trümmern des von den Franzosen zerstörten Heidelberger Schlosses diesem Volke ausgebracht wurden, an die sich uns 1848 und 1849 wiederholt gehörten Aussprüche von Pfälzern, namentlich aus den niedern Ständen, wonach es in Deutschland nicht eher besser werden könne, ehe nicht die Franzosen, die „rothen Hosen" wieder Deutschland occupirten. A. Becker leugnet nun nicht, daß in der Pfalz lebhafte Sympathien für Frankreich bestanden hätten, und führt in umfangreicher Darstellung die Gründe dafür an; aber er versichert sodann, daß gegenwärtig kein deutscher Gau deutscher gesinnt sei als die Pfalz und nirgends in Deutschland, einige Veteranen ausgenommen, so geringe Sympathien für, eine so allgemeine Abneigung gegen Frankreich herrsche als gerade in der Pfalz. Auch hebt er in seiner Mittheilung hervor, daß von allen deutschen Auswanderern gerade die Pfälzer ihre deutsche Sprache und Sitte in Amerika am treuesten bewahrt und jenes Stück Deutschland in Pennsylvanien erhalten hätten. Da August Becker selbst ein pfälzer Kind ist, müßte man seinen Versicherungen wol Glauben schenken, und haben wir noch den aufrichtigen Wunsch hinzuzufügen, daß diese Gesinnungswandelung in dem Vaterlande des patriotischen Geschichtschreibers Häusser eine tiefgreifende und bleibende sein möge. H. M.

Eine angebliche Gedichtsammlung von Voß.

In einer Bücherauction, in der ich kürzlich anwesend war, wurden „Vermischte Gedichte oder Knospen meiner Muse, nebst einer Ode Tuisco's Söhnen gewidmet, von Johann Heinrich Voß" ausgerufen. Der Curiosität wegen erstand ich das Buch und derselben Curiosität wegen theile ich zur Probe ein Gedicht mit:

Der blühende Baum.

(Den 8. Mai 1807.)

O Lust zu sehn!
Verjüngt und schön
Erfüllt der Baum
Jetzt seinen Raum.

Wie Eben lacht
Mir seine Pracht;
Weiß, Roth und Grün
Bemalten ihn.

Der Gipfel glänzt
Mit Blüt' umkränzt,
Die schön bemalt
Wie Sterne strahlt.

Wie emsig schafft
Das Bienchen Saft,
Aus buntem Quelle,
In seine Zelle.

Flieht Philomele
Wonn' und Weh
Ins Baumes Grün
Durch Melodien. (!)

Sein Schatten kühl
Weckt Hochgefühl
Und Ehrenlust
In meine Brust.

Halleluja!
Gott ist mir nah,
Ist überall
Im großen All!

Zum Urborn hin
Quillt nun mein Sinn
Und psalmt im Raub (sic)
Voll süßem Raub.

**) Night-mare, eigentlich Alpdrücken; absichtlich falsch übersetzt, da dieser Ausdruck aus dem Bilde herausfällt.

***) Der erste Band des Carlyle'schen Werks ist bereits in einer Uebersetzung von J. Neuberg erschienen; später denken wir auf das Ganze ausführlicher zurückzukommen und bitten Obiges nur als eine vorläufige Anzeige (und zwar aus der Feder eines in England lebenden Deutschen) betrachten und aufnehmen zu wollen. Wir bemerken hierbei, daß der „Spectator" behauptet, Carlyle's Friedrichswerk werde immer zu den unsterblichen Geschichtswerken zählen, die der Genius zu einem ewigen Besitz der Menschheit, einem κτῆμα ἐς ἀεί gemacht habe; wie bei Gibbon möchten wol einzelne Angaben und viele Ansichten der Berichtigung oder Umgestaltung bedürfen, aber das ganze Werk werde dauern. D. Red.

O Welten preiß
Den guten Geiß!
Dem Dur und Moll
Für uns entquoll.

: eine literarische vielleicht ironisch gemeinte Mystifica-
mir unbekannt geblieben, vor oder hat es wirklich noch
iten Poeten Johann Heinrich Voß gegeben, dessen Be-
i mir ebenfalls entgangen wäre? Das Buch ist 1810
r u. Comp. in Siegen erschienen. 31.

Bibliographie.

ıs, F., Das Wort vom Kreuze. Passionspredigten.
, Meinders. Gr. 8. 16 Ngr.
. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von
rs, T. Hofemann, B. v. Lepel. 1859. Bres-
rewendt. 1859. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.
and, Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus mei-
ı in den westlichen Indianergebieten. Mit 24 vom
ach der Natur entworfenen Skizzen. Stuttgart, Cotta.
Thlr. 20 Ngr.
ıiros, A., Das Schloß Issy oder: Memoiren eines
Aus dem Französischen übersetzt. Königsberg. 8.

ß, A., Das kirchliche Amt und der Pastor. Dessau,
n u. Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.
tag, G., Die Valentine. Schauspiel in fünf Acten.
rzel. 16. 1 Thlr.
uropäische Gleichgewicht der Zukunft. Ein historisch-
Versuch. Berlin, Springer. 1859. Lex.-8. 20 Ngr.
nbach, K. R., Ueber die sogenannte Vermittlungs-
Zur Abwehr und Verständigung. Zürich, Meyer u.
. 8. 12 Ngr.
ıch für romanische und englische Literatur.
nderer Mitwirkung von F. Wolf herausgegeben
ert. 1ster Band. October 1858 — September
- Hefte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.
ıati, F. A., Reiseerinnerungen. 1ster Theil. —
: Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabetho-
Schekinschen Provinz und des Kasbek im Cen-
us. Mit 10 Holzschnitten. Dresden, Kuntze.
hlr. 20 Ngr.
nbeck, H., Ueber Atom und Monade. Inau-
ndlung. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld.
gr.
ın, F. A. v., Doctor Melchior von Ossa. Eine
aus dem XVI. Jahrhundert. Leipzig, Hinrichs.
hlr. 10 Ngr.
. L., Zur Geschichte der spanischen Städte-Revo-
ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Eine histo-
Hamburg, Gaßmann. 8. 6 Ngr.
, Sanct-Florian's Rache. Leipzig, Brockhaus. 8.

, G. v., Heinrich von Schwerin. Schauspiel
deutscher Geschichte in fünf Aufzügen. Berlin,
16. 15 Ngr.
r, F., Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten.
aller Stände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

ee, J. J. van, Goethe's Stellung zum Christen-
erarischer Vortrag. Mit einem einleitenden Vor-
P. Lange. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.
r.
und Bride eine Rûne des deutschen Heiden-
lichtet im XII. Jahrhundert zu einem Befreiten
herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich,
er. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Potthast, A., Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei Rauden in Oberschlesien. Festgabe zur sechsten Säcularfeier ihrer Gründung. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte. Leobschütz, Weilshäuser. Gr. 8. 2 Thlr.

Renée, A., Die Nichten Mazarin's. Studien der Sitten und Charactere im 17. Jahrhundert. Nach der 3ten, mit neuen, noch nicht veröffentlichten Documenten bereicherten Auflage übersetzt von F. Szarvady. Autorisirte Ausgabe. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 2 Thlr.

Rougemont, F. v., Christus und seine Zeugen. Oder: Briefe über die Offenbarung und die Inspiration. Mit Zustimmung, Verbesserungen und Abkürzungen des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von E. Fabarius. 1ste Lieferung. Barmen, Langewiesche. 1859. Gr. 8. 12½ Ngr.

Rüstow, W., Militärische Biographien. I. David, Xenophon, Montluc. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. v. Ramberg. In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdorf, Schultheiss, Sichling u. a. Mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schindler, H. B. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scudo, P., Der Chevalier Sarti oder musikalische Zustände Venedigs im 18. Jahrhundert. Ein Roman. Aus dem Französischen übersetzt und mit musikalischen Anmerkungen begleitet von O. Kade. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 2 Thlr.

Sengler, J., Erkenntnißlehre. 1ster Band. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 2 Thlr.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Herausgegeben von K. Biedermann. 1ster Band: Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. 1814—1852. Von A. L. v. Rochau. 1ster Theil. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Stelter, C., Die Braut der Kirche. Lyrisch-epische Dichtung. Breslau, E. Trewendt. 16. 12 Ngr.

Ueberhorst, K., Hans Georg Derfflinger. Ein Reitersang aus alter Zeit. Berlin, Wagner. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Auguste. Ein Lebensbild. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 18 Ngr.

Wyss, G. v., Ueber die Geschichte der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden in den Jahren 1212—1315. Akademischer Vortrag auf dem Rathhause Zürich gehalten. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Brunn, F., Vom Gefühlschriftenthum. Ein Seelenrath zum wahren Frieden. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 3 Ngr.

Jäger, G. F., Christus oder Belial! oder der sogenannte Teufelsstreit zu Darmstadt. Eine Beleuchtung der Brochüre des Deutschkatholiken Hieronymi: „Die Wiederbelebung des Teufels in Darmstadt", so wie der kirchlichen Zustände im Großherzogthum Hessen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 10 Ngr.

Michaelsen, H. F. L., Ein vernünftiges Wort an aufgeklärte Leute. Hamburg, Trupp. Gr. 8. 3 Ngr.

Rasmus, G., Ein Wort an meine Landsleute als Hinweis auf die 100jährige Jubelfeier des Regierungsantritts des Hochseligen Herzogs Leopold Friedrich Franz. Dessau, Baumgarten u. Comp. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Brockhaus' grosses und kleineres

Conversations-Lexikon

erscheinen gegenwärtig in

neuen Lieferungsausgaben in 80 Heften,

ersteres zu 7½, letzteres zu 2½ Ngr. Monatlich drei Hefte vom October 1858 an. Das erste Heft beider Werke und Prospecte sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Beide Werke sind übrigens vollständig erschienen und auch in beliebigen andern Terminen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

In neun Bänden.

Erster und zweiter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der zweite Band von Gutzkow's neuem Roman erschienen und gleich dem ersten sowie einem Prospect über das ganze Werk in allen Buchhandlungen vorräthig.

Dieser Roman ist ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", indem er in gleicher Weise wie dieser das norddeutsche Element der Gegenwart schilderte, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage darbietet. Er spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte. Es ist eine moderne Epopöe, die in plastischer Anschaulichkeit die Bestrebungen und das Wesen unserer Culturepoche für die Nachwelt fixirt.

Die folgenden Bände werden in kurzen, ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Karl Ludwig Beh.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Weller's «Jahrbuch deutscher Dichtung» bezeichnet diese Gedichte als einen Strauß duftiger Geistesblüten, deren Frische, Farbenpracht und Vielfältigkeit wohlthuend anspreche, feine Beobachtungsgabe, Geist und Humor seien darin mit sittlichem Ernst und warmer, poetischer Empfindung vereint. Voll Grazie, Geist und heitern Humor seien namentlich die Lieder der Liebe, die wie ein schöngeschliffener Brillantschmuck funkelnd und farbenspiegelnd ins Auge leuchten. Sehr bemerkenswerth ist auch die Formenreinheit dieses Dichters, welcher, älter als Platen, nicht zu dessen Epigonen zu zählen ist.

Medicinische Neuigkeit.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reich, Med. Dr., Lehrbuch der allgemeinen Aetiologie und Hygieine, 1. Hälfte. 1858. Lex.-8. Geh. 2 Thlr. oder 3 Fl. 24 Kr. (Die zweite Hälfte befindet sich unter der Presse und folgt in kurzer Zeit nach.)

Dieses Werk hat nicht allein für den Mediciner Interesse, sondern auch für jeden Gebildeten.

Bei **Ferdinand Enke** in Erlangen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mohl, Robert von, Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographieen dargestellt. III. Band (Schluss.) 1858. Lex.-8. Geh. 4 Thlr. 20 Sgr., oder 8 Fl. Preis des completen Werkes in drei Bänden 11 Thlr. 18 Sgr., oder 20 Fl.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen

von **Heinrich Gustav Reichenbach** fil.

Zehntes Heft: Tafel XCI—C; Text Bogen 28—31. 4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein für alle Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtiges Werk. Dasselbe wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen; jede Decade bringt auf 10 Tafeln 5 gemalte, 15 schwarze Formen, dazu deutschen und lateinischen Text. Mit dem vorliegenden zehnten Heft ist der erste Band vollständig.

Ein Prospect, der unter andern sehr günstige Besprechungen des Werks aus der Feder Prof. Lindley's, des berühmten englischen Botanikers und Kenners der Orchideen, mittheilt, ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 25. November 1858.

Inhalt: Eine neue Ausgabe von Theodor Körner's Werken. Von Hermann Marggraff. — Zur Witterungs- und Naturkunde. Von Heinrich Bienbaum. — Friedrich, Des Zweiflers Umkehr. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Ausgabe von Theodor Körner's Werken.

Theodor Körner's Werke in vollständigster Sammlung. Nebst Briefen von und an Körner, sowie biographischen und literarhistorischen Beilagen von Adolf Wolff. Vier Theile. Berlin, Wertens. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Vorwort zu der vorliegenden neuesten und „vollständigsten" Ausgabe der Werke Theodor Körner's werden die Verbesserungen und Vervollständigungen namhaft gemacht, durch die sie sich von der frühern und „rechtmäßigen" Streckfuß'schen Gesammtausgabe unterscheidet.*) Karl Streckfuß sei zwar in der Lage gewesen, dem bisher Bekannten mancherlei Ungedrucktes aus dem Nachlasse hinzuzufügen. Aber auch abgesehen von den wol mit Recht vom Herausgeber ausgeschlossenen jugendlichen Versuchen und unbedeutendern Arbeiten des Dichters, entbehre die Streckfuß'sche der Vollständigkeit. Die von dem Vater Theodor's, Christian Gottfried Körner, bald nach dem Tode des Dichters besorgte Auswahl aus dessen Gedichten, welche unter dem Titel „Für Theodor Körner's Freunde" als Manuscript gedruckt wurde, sei fast gar nicht berücksichtigt und anderes, das, wie das Festspiel „Die Blumen" bereits im Einzeldrucke erschienen war, weggelassen worden. Einen andern Mangel bilde der Umstand, daß die vermischten Gedichte der Gesammtausgabe, die bereits in dem „Poetischen Nachlasse" mitgetheilt waren, aus dieser Sammlung, und zwar bisweilen auch die Druckfehler, und nicht nach der ursprünglichen Handschrift abgedruckt erschienen. Zuweilen sei der Text vollständig umgestaltet. Ein wesentlicher Vorzug der Streckfuß'schen Ausgabe vor allen frühern bestehe zwar in der Mittheilung von Briefen, die theils zwischen Vater und Sohn gewechselt, theils von diesem an eine edle Freundin gerichtet worden, aber auch bei dieser schätzbaren Zugabe sei es zu beklagen, daß häufig nur Brieffragmente und Auszüge aus Briefen mitgetheilt seien, besonders aber, daß ein großer Theil in der Urschrift noch vorhandener Briefe von nicht geringerm Interesse als die mitgetheilten vollständig unbenutzt geblieben sei.

Nach dieser Richtung hin wird man besonders die Bereicherungen zu suchen haben, welche die vorliegende Sammlung der Werke Theodor Körner's vor der frühern von Streckfuß besorgten auszeichnet; denn die hier wieder aufgenommenen Poesien, welche in der Streckfuß'schen Ausgabe fehlten, sind entweder nicht sehr bedeutend oder aus frühern Ausgaben und Nachdrucken bereits bekannt; manche derselben schwebten uns noch von unserer Gymnasialzeit her lebhaft im Gedächtniß. Dagegen fällt der Schwerpunkt dieser Ausgabe in den vierten Theil, welcher außer der schon bekannten Biographie Theodor Körner's von der Hand seines Vaters „Ergänzende Beilagen" zu dieser Biographie von dem Herausgeber Adolf Wolff unter den Ueberschriften: „Christian Gottfried Körner", „Die Familie Körner in Dresden", „Körner in Wien", „Körner beim Lützow'schen Corps" u. s. w., endlich noch einen reichen Vorrath von Briefen enthält, welche fast die ganze zweite Hälfte dieses Theils (S. 165—300) einnehmen. Die Mehrzahl dieser Briefe erscheint hier zum ersten male nach den Originalen gedruckt. In viele Hände zerstreut, sind diese Originale dem Herausgeber von ihren Besitzern zur Verfügung gestellt worden; den größern Theil derselben verdankt er dem Körner'schen Erben, Herrn Kunsthändler C. Ullrich in Berlin; neben ihm haben aus ihren Sammlungen die Herren Buchhändler A. Cohn, Director Dielitz, B. Friedländer, Director Grohnert, in Berlin, und Wilhelm Küntzell in Heilbronn reichlich beigesteuert.

Wir wenden uns daher zunächst zu diesem vierten

*) Diese Streckfuß'sche Ausgabe erschien unter dem Titel „Theodor Körner's Werke. Rechtmäßige Gesammtausgabe" zuerst 1834, seitdem in wiederholten Auflagen, deren jetzt die fünfte in zwei verschiedenen Ausgaben (in einem Bande und in vier Bänden) im Vertriebe ist. Auf die Rechtsfrage, ob und inwiefern die Nicolai'sche Buchhandlung ein ausschließliches Privilegium zur Herausgabe der Körner'schen Werke erworben habe, können wir uns begreiflicherweise hier nicht einlassen, da wir es nur mit dem biographischen und literarhistorischen Material, welches von A. Wolff besorgte Ausgabe bietet, zu thun haben. Für die Rechtmäßigkeit auch der letztern scheint jedoch der Umstand hinreichend zu sprechen, daß der Körner'sche Erbe C. Ullrich und die Freunde des Körner'schen Hauses dem Herausgeber die in ihren Händen befindlichen Briefe Theodor Körner's und seines Vaters zur Verfügung gestellt haben. Zu erwähnen ist endlich, daß außer diesen beiden Ausgaben noch eine dritte 1851 in Köln bei M. Becker erschienen ist, gegen welche die Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin klagbar wurde, die uns aber nicht vorgelegen hat.

Digitized by Google

Theile, der, wie im Prospect bemerkt ist, „seinem Hauptinhalte nach ganz neu ist und so viel Unbekanntes über Theodor Körner und die Körner'sche Familie enthält, daß schon seinetwegen allein die Anschaffung dieser Ausgabe auch für den Kenner der deutschen Literatur lohnend wird". Zunächst aber wollen wir auf die Mittheilungen des Herausgebers über den Vater Christian Gottfried Körner und die Körner'sche Familie etwas näher eingehen, um die häuslichen Umgebungen kennen zu lernen, unter deren fördernden Einflüssen der Dichter aufwuchs und sich bildete.

Für die Charakteristik Körner's des Vaters verdient der Herausgeber unsern besondern Dank; denn es vereinigten sich in diesem Manne so viele treffliche Eigenschaften und er nimmt als intimster Freund Schiller's und als Vater und Erzieher des Dichters von „Leier und Schwert" einen so eigenthümlichen Rang in den Annalen der Literatur ein, daß man eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens und Wirkens, wie die hier gebotene, nur willkommen heißen darf. In erster Reihe steht sein Verhältniß mit Schiller, den er in einem kritischen Momente seines Lebens, wo Schiller nahe daran war, mit der Welt und mit sich zu zerfallen, einem sorgenvollen unruhigen Dasein entriß und in freundliche heitere Umgebungen versetzte. Dies ist die materielle Seite des Verhältnisses, die man aber nicht unberücksichtigt lassen darf. Niemand kann sagen, wohin Schiller bei seiner damaligen Stimmung und seinem stürmischen Temperament gerathen wäre, wenn Körner und seine leipziger Freunde ihm die helfende Hand nicht entgegengestreckt hätten. Vielleicht würden wir ihn, ohne diesen Beistand, trotz der unleugbar weit höhern und edlern Anlage seiner Natur zu jenen genialen Geistern rechnen müssen, die, wie Lenz, nach kurzem, Großes verheißendem Anlauf in sich selbst zusammenbrachen. Schiller war ohne Zweifel ein Mann von großer Energie und wie sich aus manchen seiner Handlungen nachweisen läßt, auch von einem praktischen Verstande und einem Savoirfaire, wie man dies bei Dichtern nicht immer findet, aber die Verhältnisse hatten sich damals um ihn so gruppirt, daß er kaum in der Lage gewesen zu sein scheint, sie ohne Beistand zu seinem dauernden Vortheil zu ordnen. Man vergesse nicht, daß auch das Genie nicht ohne eine gebrechliche körperliche Hülle existirt, welche zerstörenden äußern Einflüssen so gut wie jeder andere leibliche Organismus ausgesetzt ist. Nun ist zwar die Mehrzahl der großen, genial schaffenden Männer sicherlich aus niedrigen und beschränkten Verhältnissen hervorgegangen; aber es wäre offenbare Thorheit zu sagen, daß fortgesetzte Nothstände, Entbehrungen, Demüthigungen oft der niederdrückendsten Art, Bedrängnisse durch Gläubiger, Gerichtsboten und Executoren u. s. w. das Genie zu beflügeln und zu großen Hervorbringungen zu begeistern vermöchten. Hervorragende Geister haben allerdings mit der Noth zu kämpfen gehabt und trotzdem Bedeutendes geleistet; dann aber war sie, wie bei Schiller, doch nur vorübergehender Art, oder trat, wie bei Camoens, erst ein, nachdem das Genie sein Größtes bereits geschaffen. Jedes harmonische Kunstwerk von mächtigen Dimensionen erfordert Detailarbeit und ein jahrelangen Fleiß und kann daher nur unter sicher gestellten, möglichst behaglichen Lebensverhältnissen ausgeführt werden. Rauch würde sein Friedrichsdenkmal, Cornelius seine Fresken in der Glyptothek und Ludwigskirche, Kaulbach die seinigen im berliner Neuen Museum nicht haben ausführen können, wenn sie, statt vollkommen sicher gestellt zu sein, um ihre tägliche Leibesnahrung und Nothdurft hätten besorgt sein müssen. Und was von den Werken des Meißels und des Pinsels gilt, das sollte allein nicht von Dichtwerken, von harmonisch gegliederten, umfangreichen Compositionen wie „Don Carlos", „Wallenstein", „Wilhelm Tell", „Maria Stuart" gelten? Wir werden daher dem Freunde und Protector Schiller's, dem wackern Körner, einen bedeutendern, wenn auch indirecten Antheil an diesen Schöpfungen und größern Dank dafür zugestehen müssen, als dies gemeinhin geschieht. Er gewährte dem Dichter die materielle Basis, von der dieser weiter schreiten konnte. Im Gartensaal des Körner'schen Weinberghauses zu Loschwitz und von der feinsten Geselligkeit umgeben, konnte Schiller in aller Behaglichkeit und Ruhe an seinem „Don Carlos" schaffen und bei dieser Arbeit die Grundsätze gewinnen, nach denen er die Werke seiner vollendetern Periode componirte. Bei seinem kränklichen Körper war dieser ländliche Aufenthalt auch auf seine Gesundheit sicherlich von heilsamstem Einfluß, und man darf vielleicht behaupten, daß dieses Domicil bei Körner seinem Leben ein paar kostbare Jahre zugelegt hat. Schon aus diesem Grunde wird von einer dankbaren Nachwelt der Namen Körner's und Schiller's immer wie eines in einander verschlungenen Namenszuges gedacht werden müssen.

Körner war aber auch in anderer Hinsicht für Schiller's Entwickelung von großer Bedeutung, indem er es war, der ihm leitend zur Seite stand, seine stürmischen Leidenschaften zügelte, seine damals noch mit manchen Rohheiten und Auswüchsen gepaarte geniale Natur veredelte, ihm die Augen über sein eigentliches Können und Wollen öffnete und sein Talent vor den Ausschreitungen wie vor den Schwankungen bewahrte, denen ein Dichter von dem Geist und in der Lage Schiller's so leicht ausgesetzt ist. Wie Diamantstaub schliff er den Diamanten. Dies würde ihm nicht gelungen sein, wenn er Schiller irgendwie schroff entgegengetreten wäre und ihm seine Ueberlegenheit, die Körner, weit geringer an Anlage, aber fertiger in sich ausgebildet, dabei in höherer Lebensstellung und mit praktischerm Weltblick ausgerüstet, damals in mancher Hinsicht wol für sich in Anspruch nehmen durfte, irgendwie hätte empfinden lassen. Namentlich ist der ganz so vielen Wohlthätern abgehende Takt, womit er jede auch noch so leise, immer aber für den Empfänger tief drückende Anspielung auf seine Dienstleistungen vermied, nicht genug anzuerkennen.

Körner sprach zu Schiller immer nur wie dessen besserer Genius, wohlwollend, zärtlich, ohne Anmaßung, immer nur rathend und ihm die Wahl freilassend, niemals dictatorisch oder auch nur schulmeisterlich. Das Verhältniß

s zu Schiller erinnert einigermaßen an das spä-
Grafen Fugger zu Platen, nur wußte Körner
e Launen des Dichters im Zaume zu halten, in-
nicht alles ohne weiteres guthieß, was der Eigen-
rsem wol eingeben mochte. Er verdarb seinen
nicht durch unzweckmäßige Schmeicheleien, er stellte
Lehren zu empfangen, und er gab sie. Es wal-
chen beiden das Princip des wechselseitigen Unter-
wie er auch später zwischen Goethe und Schiller
aber man darf behaupten, daß das Verhältniß
den erstern ein unvergleichlich innigeres, wahr-
ndschaftliches war, daß Schiller gegen Körner
: Antipathien und Gegensätze zu überwinden
e gegen Goethe, daß ihr Freundschaftsbund nicht
n gewissen literarischen Egoismus und auf Al-
en zur Unterdrückung anderer beruhte, wovon
das Bündniß zwischen Goethe und Schiller nicht
zusprechen ist, wie namentlich die so herben „Xe-
peisen. Es war der Mensch, der mit dem Menschen,
auch der stille Denker, der mit dem stillen Den-
der große Literator, der mit dem großen Lite-
r Rivalen verkehrte. Darum durfte auch Schil-
lath seines Freundes nicht blos über seine poeti-
ductionen und in wissenschaftlichen Fragen, son-
in ökonomischen und häuslichen Angelegenheiten
und fast immer ist er mit dem Rathe und den
n Körner's einverstanden.

er schrieb im Jahre 1788 an seine Charlotte
ier:

kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und
r auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf
hen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, un-
n und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne
von Feuer und Kälte.

n demselben Jahre an deren Schwester Karoline:

iben sehr recht, wenn Sie sagen, daß nichts über das
gehe, jemand in der Welt zu wissen, auf den man
rlassen kann. Und dies ist Körner für mich. Es
ß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in
g fremder Handlungen oder Menschen mit dem zarte-
chen Gefühl und mit einer instinctartigen Herzens-
t wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philoso-
klärtes Gewissen für die Tugenden anderer, und ein
ir sich selbst. Gerade das Gegentheil dessen, was
ge sieht, wo sich die Menschen alles und den Neben-
ts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand,
ht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen
n diese so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was
m Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu

ar aber der besondere Vortheil, den, von allem
gesehen, Körner von Schiller zog: daß seinem
sen etwas und so viel es eben vertragen
Schiller's Energie und Zuversichtlichkeit mit-
de. In der eben citirten Stelle möchten wir
g noch auf die beherzigenswerthen Worte auf-
chen, die von den Menschen sprechen, welche
d den Nebenmenschen nichts vergeben. Diese
tung bildet leider wol die Mehrzahl und sie
nste, diejenige, die unendlichen Hader anstiftet,

die Mildgesinnten und Versöhnlichen unterdrückt und zu-
letzt verbittert und empört, und jede durchgreifende humane
Durchbildung des menschlichen Geschlechts vereitelt.

So war Körner als Mensch, und da Schiller in der
Beurtheilung der ihm aufstoßenden Menschen einen tiefen
Kennerblick bewährte und im ganzen mehr zu scharfen
als milden Urtheilen aufgelegt war, so dürfen wir wol
glauben, daß Körner so war, wie Schiller ihn schildert,
legte auch nicht sein ganzes Leben und Wirken und außer-
dem sein so inhaltreicher Briefwechsel mit dem Dichter
davon genügendes Zeugniß ab.

Was seine ohnehin nicht sehr zahlreichen literarischen
Arbeiten betrifft, auf die wir doch auch einen Blick wer-
fen müssen, so sind diese achtbar, ohne ihm jedoch in
der Literatur einen hervorragenden Platz zu sichern. Es
fehlte ihm nicht an schriftstellerischem Drang, der wol
mehr aus dem Bedürfniß, sich andern mitzutheilen und
seine Gedankenwelt zu objectiviren, als aus dem Verlan-
gen nach schriftstellerischer Auszeichnung hervorging. Er
selbst äußert in einem merkwürdigen Briefe an Schiller,
worin er eine vollständige Beichte über sich ablegt: „Meine
ersten jugendlichen Plane gingen auf schriftstellerische Thä-
tigkeit.“ Er fährt dann fort:

Es fehlte mir nicht an Gefühl für dichterische und musika-
lische Schönheiten, aber ich erlaubte mir nicht lange, bei ihrem
Genuß zu verweilen. Indessen entstand frühzeitig bei mir ein
Ekel vor aller Mittelmäßigkeit in Werken der Kunst. Daher der
Mangel an Trieb, selbst zu arbeiten. Ich fühlte, wie viel es
mich Anstrengung kosten würde, um mich einigermaßen zu be-
friedigen. Von Natur bin ich zur Trägheit geneigt; es bedarf
einen Sporn, um mich in Thätigkeit zu setzen, und dieser fehlte
hier .... Jetzt fehlt es mir nicht an Lust zu eigener Arbeit von
dieser Gattung, aber an Hoffnung des Erfolgs; nicht an leisen
Ahnungen glücklicher Ideen, aber an Vermögen, sie darzustellen.
Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den
Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, oder wodurch
sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's, er gebeut,
so steht es da. Hätte ich mich frühe der Musik ganz gewidmet,
so würde ich etwas darin geleistet haben. Jetzt fühle ich zu sehr,
was mir noch vom Studium darin fehlt, um das Ideal zu er-
reichen, wonach ich streben würde. Und nachholen läßt sich dies
nicht, wenigstens nicht beiläufig. Wenn ich nur dahin noch
komme, andern einige noch unbetretene Bahnen zu öffnen, wenn
es auch für mich selbst zu spät ist, sie voranzugehen. Ruhig zu
sein, am Ziele seiner Wünsche, Schiller neben sich — wer weiß,
was dies alles noch aus mir machen kann!

Wir brauchen nichts weiter hinzuzufügen, da jeder
aus diesen nobeln Worten erkennen wird, wie sehr ein
Mann von solchen Ansichten und Grundsätzen zu Schiller
und dieser wieder zu jenem paßte. Nur wollen wir noch
an dieser Stelle einige Bemerkungen Adolf Wolff's über
das Verhältniß beider anführen:

Das was man einen gemachten Charakter nennt, das Fer-
tige an dem Freunde, war einer der Vorzüge, den Schiller an-
erkennen mußte, und als er einst (in einem Briefe vom Februar
1788) von Huber, mit dem er in Leipzig aufs freundschaftlichste
verkehrte, und von dem schwankenden Charakter desselben sprach,
theilte er Körner, weil er doch von den dreien „mit sich selbst
am meisten fertig“ gewesen sei, die Rolle des Aufsehers über ihn
und Huber zu, der sozusagen die zwei Uhren nach der seinigen
zu stellen habe, wenn sie variiren sollten. Wie sehr er aber
überzeugt war, daß auch Körner an ihn gefesselt sei, das zeigt

der Ausdruck in einem spätern Briefe (aus der Zeit, wo er bereits Amt und Stellung hatte und Haus- und Ehestand begründet): „Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten als mit mir, und ich ebenso wenig."

Körner, ohnehin durch seine anderweitige amtliche Beschäftigung und seine gesellschaftlichen Beziehungen stark in Anspruch genommen, war, obschon es ihm an großen Planen (z. B. zu einer Geschichte der ausgearteten Cultur) keineswegs fehlte, doch seinem ganzen Wesen nach zur Ausarbeitung umfangreicher Werke wenig geeignet; dagegen fehlte es ihm nicht an Vermögen, in kleinern Abhandlungen einen ihn lebhaft beschäftigenden Gedanken, zumal wenn er ihn schon früher einmal mit seinem Freunde Schiller discutirt hatte, klar, logisch und anschaulich zu verarbeiten. Der Umstand, daß Schiller die „Thalia" gründete, ermunterte ihn zu solchen Aufsätzen, weil ihm so Gelegenheit geboten war, sie rasch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Zu diesen Arbeiten Körner's gehört der Brief Rafael's an Julius, welcher die Reihe der von der „Thalia" mitgetheilten „Philosophischen Briefe" schloß und der, obschon mit einem K. unterzeichnet, dennoch bis in die neueste Zeit — so sehr hatte sich Körner in Schiller's Ansichten eingelebt — den Biographen und Commentatoren Schiller's als dessen Product galt; ferner eine Abhandlung, zu der er sich durch Friedrich von Stolberg's gegen Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands" gerichteten Aufsatz im „Deutschen Museum" angeregt fühlte und die er in acht Tagen vollendete. Schiller gestand, daß dieses neue Product, außer der lichtvollen und durchdachten Auseinandersetzung auch durch das Verdienst eines sehr edeln und angenehmen Stils ihn überrascht habe. Nachdem Schiller auch ein sehr günstig lautendes Urtheil Wieland's seinem Freunde mitgetheilt, schloß Schiller mit den Worten: „Du hast Beruf und Fug, Schriftsteller zu werden." Ueberhaupt ließ es Schiller nicht an ermuthigenden Zurufen fehlen; aber die „Furcht vor Stümperei" saß zu fest in Körner's Herzen, als daß er es über sich vermocht hätte, Selbstvertrauen zu seinem schriftstellerischen Talent zu gewinnen. Er projectirte manches und fing auch manches an, brachte aber weniges fertig, darunter eine Epistel philosophischen Inhalts in Jamben, welche nach Schiller's Ansicht nach allen Seiten hin glücklich gerathen war, eine Biographie Oxenstierna's, die er für den Göschen'schen Taschenkalender bearbeitete, eine Abhandlung über Declamation u. s. w. Doch gerade diese fragmentarischen Arbeiten brachten ihn zur Einsicht, wie viel ihm doch zu einem eigentlichen Schriftsteller mangele, und mit halb komischer Wehmuth ruft er einmal aus: „Wehe mir, wenn dies mein Erwerb sein müßte!"

Schiller ließ freilich nicht in seinen Bemühungen ab, ihn immer wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit anzuregen, und namentlich war es sein sehnlichster Wunsch, seine Mitarbeiterschaft an den „Horen" in größerm Umfange zu gewinnen. Körner wurde zu einem beurtheilenden Mitgliede bestimmt, eine Stellung, die, wie Wolff bemerkt, „von ökonomischer Seite glänzend genug war". Auch wurde später mit Schütz, dem Redacteur der „Jenaischen Literaturzeitung" das eigenthümliche Abkommen getroffen, demzufolge in diesem Blatte vierteljährlich eine Recension der „Horen" von deren Mitarbeitern geliefert und diese Arbeit unter Schütz, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und Körner vertheilt werden sollte. Aber trotz dieser Anfeuerungen wurde Körner nicht fleißiger. Zwar erschien im fünften Stück der „Horen" (1795) ein Aufsatz von ihm: „Ueber das Ideal des Charakters in der musikalischen Darstellung"; von da an bis zum zwölften Stück der „Horen" findet sich aber keine andere Arbeit von ihm als ein Auszug aus einem Briefe, „Wilhelm Meister" betreffend, welchen Schiller nach eingeholter Erlaubniß des Verfassers in die „Horen" einrücken ließ. Um so ehrenvoller, im Verhältniß zu dieser schwachen literarischen Thätigkeit, war das Ansehen, in welchem er bei den größten Geistern stand. Goethe gab viel auf sein Urtheil und Wilhelm von Humboldt schätzte ihn hoch. Wolff bemerkt: „Vielleicht könnte, wenn er veröffentlicht würde, ihr Briefwechsel darthun, wie anregend und, wenn auch nicht äußerlich, fruchtbar der schriftliche Verkehr zwischen ihnen war." Wenn übrigens Wachsmuth in seiner Schrift „Weimar's Musenhof" einmal bemerkt: „Körner übte aus der Ferne Einfluß auf Schiller, stand aber nicht auf so bedeutender geistiger Höhe, daß er mit Humboldt hätte wetteifern können", so darf man nicht vergessen, daß der Schiller-Körner'sche Briefwechsel, „der allein zu einem Urtheil über den besagten Einfluß ein Recht gibt", erst drei Jahre nach dem Erscheinen der Wachsmuth'schen Schrift veröffentlicht wurde. Im Gegentheil neigte sich Schiller, wenn Körner und Humboldt in ihren Urtheilen abwichen, in der Regel mehr dem erstern als dem letztern zu.

Seiner schriftstellerischen Thätigkeit that allerdings auch seine Liebe zur Musik Eintrag; denn es ist eine alte Erfahrung, daß man ungestraft ebenso wenig zwei Künsten als zwei Herren dienen kann. So arbeitete er mehrere lang an einem „Faßlichen Unterricht in den Grundsätzen der Melodie und Harmonie", den er allerdings im Jahre 1797 vollendete, aber nur für seine Gattin bestimmte; außerdem componirte er mehrere Gedichte Schiller's; so „Der Tanz", „Das Mädchen aus der Fremde", das Reiterlied aus „Wallenstein's Lager", das „Wunschlied", „Die vier Weltalter", ein Lied aus „Wilhelm Meister" für zwei Zithern u. s. w. Ein Ehrendenkmal setzte er seinem großen Freunde sieben Jahre nach dessen Tode durch die von ihm verfaßte Biographie, welche seit dem Jahre 1812 jeder Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken beigefügt worden ist. „Es waren", wie Wolff bemerkt, „die ersten authentischen Nachrichten über Schiller's Leben, die durch Körner dem deutschen Volke überliefert wurden, und nichts in ihnen enthalten, was der Verfasser nicht urkundlich hätte belegen können." Den gleichen Werth beanspruchen die von ihm in ebenso einfach anspruchsloser Darstellung verfaßten biographischen Notizen über seinen Sohn Theodor, welche jeder Ausgabe von Theodor Körner's Werken und so auch der vorliegenden beigegeben sind. Auch gab er 1808 die von ihm für die

und „Horen“ verfaßten Aufsätze unter dem
sthetische Ansichten“, 1812 „Versuche über Ge-
der innern Staatsverwaltung und der politischen
ft“, und 1815 in Berlin eine anonym erschie-
ft: „Stimme der Warnung bei dem Gerücht von
politischen Verbindungen im preußischen Staate“,
welcher letztern er durch die berüchtigte Schrift
alz veranlaßt wurde. Seine letzte wenig um-
Schrift erschien, mit seinem Namen versehen,
r dem Titel: „Für deutsche Frauen“, welche in
enehmen Vortrag über einzelne Materien wie
, Schönheit der Seele, Ebenmaß, Freiheit, Ein-
er Friede, Licht und Wärme handelt. Alle
ter seines Geistes müssen in Betracht gezogen
t von seiner vielseitigen Bildung und seiner hu-
m Edelsten zugewandten Gesinnung ein voll-
Bild zu erhalten; doch bilden seine Briefe an
n eigentliches Ehrenmal, die dauernde Urkunde
igen Wirkens und Strebens als Mensch und

wir nun noch einen flüchtigen Blick auf
r'sche Haus, das uns der Herausgeber
esondern Kapitel: „Die Familie Körner in
schildert. Der Appellationsrath Körner war
e, der einen eigentlichen literarischen Salon in
en Hauptstadt hielt und von dem die Sitte
'sellschaftlicher Reunionen, durch die sich Dres-
vor allen andern deutschen Städten auszeich-
verbreitete und forterbte. Musik, Poesie und
ren da vertreten, die letztere namentlich durch
chwägerin, Dorothea Stock, deren Porträts
nach alten Meistern vorzüglich gesucht waren
als eine mit scharfem, oft schonungslosem
le Person geschildert wird. Auch Körner's
ia, die ihrem Bruder Theodor so bald ins
gen sollte, war mit großem Talent für Musik
begabt. Der Herausgeber theilt folgende
mit, die wir Friedrich Laun verdanken:

ner'sche Haus gehörte in kurzem nicht nur zu den
hmen, in denen weder Adel noch Orden, noch ir-
e Auszeichnung, vielmehr blos wahrhafte Bildung
z Zutritt erhielten, sondern es durfte sich sogar
den Ton angegeben zu haben .... Fremde und
nden ihre Rechnung in seinen behaglichen Räu-
er Frugalität seiner Tafel und seines Buffets, zu-
Regel, vermöge der dortigen freien Bewegung der
ichfachste Gesprächsstoff sich recht heiter und an-
estalten pflegte. Wissenschaft und Kunst, denen
ein Freihafen offen stand, mußten zwar beim
bantischen Formen zurücklassen, fühlten sich dann
o wohler in der trauten lieben Umgebung.

äger, durch Goethe an Körner empfohlen
das Körner'sche Haus eingeführt, widmete
r „Selbstbiographie“ folgende Zeilen:

Familie hatte viel Sinn für Poesie. Theodor,
eld und Tyrtäus, war damals ein hübscher vier-
be, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas,
aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma
ne Mamsell Kunze, die bei ihnen wohnte, sang
r schöne genitale Italiener Paer, den Napoleon
nachher als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel ins Körner'sche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen mehreres von seinem „Sargino“ singen. Die Mamsell Stock, eine vorzügliche Pastellmalerin, war munter und witzig u. s. w.

Unter den nächsten Hausfreunden Körner's treten namentlich mehrere gebildete Herren von Adel: Graf Geßler, von Schönberg, von Burgsdorff, von Funck und von Thielmann hervor. Die beiden Brüder Humboldt verkehrten während ihres Aufenthalts zu Dresden 1797 viel im Körner'schen Hause, das auch Nicolai, Zelter, Garve, die beiden Schlegel, Novalis, Johannes Müller, Amalie von Imhoff, Ernst von Pfuel, Rühle von Lilienstern, Heinrich von Kleist u. s. w. als Gäste empfing. Kurz, es war ein ewiges Kommen und Gehen von geistbegabten, kunstsinnigen Männern und Frauen im Körner'schen Hause, und es läßt sich denken, wie anfeuernd und befruchtend diese vielfachen Anregungen und der geistige Einfluß seines Vaters auf das Gemüth des selbst mit reicher Phantasie begabten Theodor, wie stark namentlich die Beziehungen des Vaters zu Schiller auf seinen Ehrgeiz wirken mußten.

Mit Uebergehung der andern „ergänzenden Beilagen“ wenden wir uns nun zu den Briefen, welche die Jahre 1808—13 umfassen und als der werthvollste in diesem Theile enthaltene Beitrag zu der Biographie Theodor Körner's und zur Kenntniß der Verhältnisse, in denen er sich bewegte, zu betrachten sind. Nur freilich enthalten sie auch überaus vieles auf Verhältnisse wie Personen Bezügliche, was für uns kaum noch einiges Interesse, wenn überhaupt eins haben kann. In England oder Frankreich würde man diese Briefe in Verbindung mit den übrigen Materialien benutzt haben, um ein gerundetes Lebensbild des Dichters, eine ausgeführte, leicht lesbare Biographie zu geben, in Deutschland begnügt man sich mit der Aufstapelung bloßer Materialien und muthet dem Publikum zu, neben wirklich Interessantem auch das Allerunbedeutendste mit in den Kauf zu nehmen. Wir müssen in diesem Theile erst die biographischen Notizen des Vaters über Theodor Körner, außerdem die „ergänzenden Beilagen“ des Herausgebers, endlich noch die Briefe lesen, wobei ermüdende Wiederholungen unvermeidlich sind und zuletzt alles vor den Augen schwimmt wie ein Chaos. Wir wollen jedoch nicht weiter mäkeln, sondern dasjenige, was uns in literarhistorischer oder persönlicher Beziehung das Interessanteste dünkt, aus diesen Briefen hier einfach mittheilen und nur noch bemerken, daß Christian Gottfried Körner sich auch seinem Sohne gegenüber als weiser Mentor zeigte, in mildem Tone abwehrend, Rath gebend, in die Natur des Sohnes taktvoll eingehend, nie schroff, verletzend, befehlend; was er für das Richtige hält, deutet er immer nur an, überläßt aber seinem Sohne zu thun, was er will. Die harmonische, alle Seelenthätigkeiten in vollkommenes Gleichgewicht setzende und keinen innern Widerspruch duldende Ausbildung des Menschen war wie Goethe's so auch Körner's oberster Erziehungsgrundsatz. Nur einmal, den studentischen Thorheiten Theodor's gegenüber, geht sein warnender Ton zugleich in einen

strafenden über. Gegen die schwächern Jugendversuche des Sohnes zeigt er sich fast zu nachsichtig, andererseits aber vermeidet er auch allzu überschwengliche Lobeserhebungen, welche hätten geeignet sein können, dem jungen noch in sich selbst schwankenden Dichter eine zu hohe Meinung von seinem Genie beizubringen. Dabei aber steckt er ihm ein hohes Ziel. „Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernst und Liebe, die dem Deutschen so wohl anstehen, werden auch dich zu einem würdigen Ziele führen", schreibt er im Februar 1809 an seinen Sohn, der damals an der freiberger Akademie studirte und unter anderm in einem Briefe vom 30. Januar bemerkt hatte:

Werner liest jetzt Geognosie und Oryktognosie, und jetzt sieht man ihn in seiner Pracht. Er ist ein Heros der Wissenschaft. Alles andere verliert neben der Geognosie und neben der ganzen Naturgeschichte, was bei mir den Plan erweckt hat, den ich dir, liebster Vater, im nächsten Briefe, wo ich mehr detailliren werde, erzähle.

Wie man aus des Vaters biographischen Notizen weiß, hatte Körner anfangs das Praktische des Bergbaues mit größtem Eifer ergriffen; bald aber verlor er daran die Lust, und er wandte sich nun mehr und mehr den bergmännischen Hülfswissenschaften, besonders der Chemie und Mineralogie zu, und hierauf scheint sich sein erwähnter Plan zu beziehen. Doch fehlt hier der Brief, in welchem er seinen Plan zu detailliren verspricht. Er muß aber geschrieben worden sein; denn unterm 11. Februar 1809 schreibt der Vater:

Hat der Bergbau für dich sein Interesse verloren, so getraue ich mir nicht, dir zur Fortsetzung des Bergstudiums zuzureden. In deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, sich vor künftigen Nahrungssorgen zu sichern. Es ziemt mir also, bei deiner jetzigen Wahl dich auch an diesen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengstlichkeit darfst du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuosität, das weiß ich sehr wohl, nährt in der Wissenschaft wie in der Kunst.

Hierauf folgt die oben schon citirte Stelle, in welcher der Vater seinen Sohn vor jeder Mittelmäßigkeit warnt und welcher sich die Worte anschließen:

Dein jetziger Entschluß gibt mir die Aussicht, dich nach deinen akademischen Studien ein paar Jahre bei uns zu sehen. Ich gestehe, daß es mir erwünscht wäre, wenigstens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben.

Dieser Brief vom 11. Februar 1809 ist übrigens schon bekannt; er erschien uns aber für des Vaters Art und Weise und sein Verhältniß zu seinem Sohne zu bedeutsam, als daß wir ihn hier ganz mit Stillschweigen hätten übergehen mögen. Bei den nun folgenden Auszügen werden wir die hier zum ersten male veröffentlichten Briefe, deren wir 96 unter 175 gezählt haben, vorzugsweise berücksichtigen und benutzen. Darunter sind einige, welche sich auf die Conflicte beziehen, in die sich Theodor als Studirender zu Leipzig verwickelte. Schon in einem Briefe vom Herbst 1810 warnt der Vater seinen Sohn wohlmeinend:

Es graut mir nicht wie manchem andern vor jedem Ausbruch des Burschenlebens, und ich verkenne seine poetische Seite nicht. Aber es gibt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und Stumpfheit ist. Man braucht nicht eben ein Philister zu sein, um daran keinen Gefallen zu finden. Du hast dir die Burschenwelt idealisirt, und ich habe nichts dawider. Aber bleibe nur deinem Ideale getreu, falle nicht zu deinen Umgebungen herab, sondern ziehe sie zu dir herauf.... Es wäre doch schade, wenn deine Zeit so manchem unbedeutenden Gesellen zu Gebote stehen müßte, dem es einfiele, sich an dir die Langeweile vertreiben zu lassen.

Ueber die Verhältnisse, welche den jungen Theodor in Leipzig in Untersuchung brachten, enthält namentlich ein Brief des Vaters vom 10. März 1811 einiges Nähere:

Du wirst beschuldigt, das Werkzeug einer Herausforderung gewesen zu sein. Ein Zeuge hat ausgesagt, du hättest dieselbe angetragen, daß einige von beiden Parteien gewählt würden, die die Sache ausmachten. Du selbst sollst eingeräumt haben, daß deine Unterhandlung der letzte gütliche Versuch gewesen sei. Geht die Untersuchung fort, so kann es nicht fehlen, daß darüber der Reinigungseid zuerkannt wird. Du wirst ihn nicht schwören und dadurch dich einer weit strengern Ahndung aussetzen. Jetzt ist die Sache mit einer leidlichen Genugthuung abgethan, und ich bin der Meinung, daß es besser ist, sich dazu zu unterwerfen. Du hast Stadtarrest. Diesen zu brechen und heimlich fortzugehen hat sehr nachtheilige Folgen. Auch wäre es für dich ganz unanständig. Du sollst nicht wie ein Arrestbrecher von Leipzig entweichen. Die Ursache des Carcers ist eine Vergehung gegen die Gesetze, die nicht unbestraft bleiben kann, die aber deiner Ehre nicht nachtheilig ist.... Dein künftiges Benehmen ist zu wichtig für deine künftige Existenz und unsere Ruhe. Vor dem Concilium betrage dich ohne Furcht und Kriecherei, aber auch ohne Uebermuth, und enthalte dich aller unnöthigen Aeußerungen. Laß dich nicht verleiten, an den Denuncianten irgendeine Rache auszuüben. Von einer so verächtlichen Menschenklasse darfst du keine Notiz nehmen.

Dennoch entwich Theodor. Der Brief des Vaters vom 25. März 1811, worin er seine Meinung über dieses Verfahren ausspricht, ist bereits bekannt. Mit Recht immer, fügt er sich in das Geschehene; aber daß es ihn doch in tiefster Seele wehe gethan, erkennt man aus den Schlußworten des Briefs:

Von einem Jüngling von 20 Jahren, dem es noch an Verstand und Stärke der Seele fehlt, kann man in vielen Fällen einige Besonnenheit fordern, man kann erwarten, daß er nicht wie ein Trunkener sich von jeder Leidenschaft fortreißen lasse u. s. w.

Zur Fortsetzung seiner Studien begab sich Theodor nun nach Berlin. Der besorgte Vater schrieb ihm darüber im April 1811 in einem hier zum ersten male veröffentlichten Briefe:

Ein anderer Punkt ist das Eingehen der Verbindung in einer geheimen Gesellschaft, deren in Berlin von mancherlei Art vorhanden sein mögen. Was für den Zweck einer solchen Gesellschaft ausgegeben wird, ist oft begeisternd für eine hochherzige und poetische Natur; aber durch eine glänzende Außenseite muß man sich nicht blenden lassen. Schlaue und herrschsüchtige Köpfe wissen in solchen Gesellschaften bald eine Rolle zu spielen, zu den Eifer eines Mitgliedes, dem es blos um die Sache zu thun ist, zu ihren besondern Zwecken zu misbrauchen u. s. w.

Auch die hier zuerst gedruckten Briefe aus Wien sind namentlich in Betreff der ersten Zeit zahlreich und enthalten auch manche literarische Mittheilungen von Interesse. Unter anderm schreibt Theodor Körner aus Wien vom 2. November 1811:

Die „Jungfrau von Orleans" wird jetzt hier alle Tage gegeben. Das Publikum kann das Stück nicht satt bekommen. Ich war noch nicht drin, denn man muß zwei Stunden vorher hingehen, wozu ich keinen Trieb finde.

So ändert sich der Geschmack. Trotz ihrer großen
oetischen Schönheiten ist gerade „Die Jungfrau von Or-
ans" unter den Schiller'schen Tragödien diejenige, welcher
er Geschmack des jetzigen Publikums am wenigsten zu-
ethan ist. Körner bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß,
ach der von den Schlegels in Paris angestellten Durch-
rschung der Acten, die Jungfrau nie selbst gekämpft
abe, und meint mit Recht, daß Schiller diesen zarten
ug hätte benutzen sollen. Sicherlich würde dadurch der
hu sublime Charakter der Jungfrau uns menschlich
iher gerückt sein.

Alle Umstände vereinigten sich in Wien, um dem
lentvollen und noch so blutjungen Dichter ein glück-
hes Dasein zu bereiten, alles kam ihm fördernd und
ßmunternd entgegen. Aber unter allen ermuthi-
nden Zurufen mußte wol die anerkennende Stimme
oethe's für Theodor den meisten Werth haben. Die
iese, welche dieser über den jungen Theaterdichter an
ßen Vater schrieb, sind bereits von früher her bekannt
d hier wieder abgedruckt; wir können uns aber nicht
sagen, an dieser Stelle wenigstens folgende Worte
oethe's wieder in Erinnerung zu bringen; er schrieb
April 1812 an den Appellationsrath Körner:

Ich billige es sehr, daß Ihr lieber Sohn kleinere Stücke
ht und Gegenstände wählt, die sich in wenigen Personen aus-
chen. Die Breite gibt sich ohnehin nach und nach, und man
ht nicht so unendliche faux-frais, als wenn man aus der
ite in die Enge gehen will. Was hat sich nicht Schiller für
aden gethan, als er so vaste Conceptionen dramatisch und
tralisch behandeln wollte. Seine meisten Stücke, wie sie
mmengeschnitten werden mußten, sehen jetzt rhapsodisch aus,
die kostbaren Einzelheiten, die nun schroff nebeneinander
n, machen uns zwar immer erstaunen, aber sie verfehlen den
n ästhetischen Effect, der nur aus dem Gefühle des Ganzen
ringt.

Bekanntlich sprach Goethe gegen Eckermann in Be-
seiner selbst das Bedauern aus, daß er über großen
positionen so manches Kleine, was ihm viel besser
ngen sein würde, habe liegen lassen. „Was ist da
in den Brunnen gefallen!" ruft er dabei aus.

Etwas Auffallendes hat es, daß Theodor Körner diese
e über in seinen Briefen der gemeinsamen Noth des
rlandes fast gar nicht gedenkt; ja in einem Briefe
Freiberg vom Mai 1809 findet er die Proclamation
ll's „doch etwas starker Complexion"! obgleich
Schill'sche Proclamation sich schwerlich an Kraft
Glut mit dem Aufruf messen kann, welchen Körner
r an das Volk der Sachsen richtete. Man darf je-
nicht vergessen, wie gefährlich unter der französischen
ärherrschaft und dem französischen Spionirsystem es
seine vaterländischen Gefühle Briefen anzuvertrauen,
wenn sie an Nächststehende gerichtet waren. Seine
otischen, der Sammlung „Leier und Schwert" ein-
bten Gedichte aus den Jahren 1809—12, na-
ich „Die Eichen", „Auf dem Schlachtfelde von As-
", „Mein Vaterland" u. s. w. lassen ja keinen Zwei-
ufkommen, daß Patriotismus, Franzosenhaß und
rische Begeisterung auch schon damals das Herz des
n Dichters erfüllten. Aus derselben Stimmung ging
sein Trauerspiel „Zrinn" hervor, und in einem Briefe
an die Seinigen vom 10. Februar 1813 klagt er:
„Meine paar Worte zu Ende des vorletzten Briefs hat
der Vater ganz falsch verstanden. Was du meinst, hat
mir noch keinen unruhigen Augenblick gemacht. Ich hatte
es auf den großen Kampf der Zeit gemünzt", und schon
in einem Briefe vom 27. Januar begegnet man den be-
deutungsvollen Worten: „Es rückt ein großer Augen-
blick des Lebens heran. Seid überzeugt, ihr findet mich
euerer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte!"

Dieser große Augenblick ließ nun nicht mehr lange
auf sich warten, und als er kam, zeigte sich Körner des
erhabenen Moments würdig. Wenige, die in den Kampf
zogen, haben so begründete Hoffnungen auf ein glänzen-
des und ruhmvolles Dasein aufgegeben. Ihm war eine
der angenehmsten Stellungen, deren Ertrag er mit den
Nebenverdiensten auf jährlich 3000 Fl. anschlug, ge-
sichert; ein liebenswürdiges Mädchen nannte er seine Braut;
die freundlichsten persönlichen Beziehungen umgaben ihn,
und seine Stücke wurden mit Beifall, oft mit Enthusias-
mus aufgenommen. Körner producirte ohne Mühe und
ohne Schweiß, und sicherlich gibt es keine Aussicht, die
verführerischer wäre, als die auf eine erfolgreiche dramati-
sche Wirksamkeit, nichts Beseligenderes als den Gedanken,
eine Masse von Zuschauern in Augenblicksschnelle mit sich
fortzureißen und ihre stürmischen Huldigungen in Empfang
zu nehmen. Alles das und zuletzt sich selbst opferte er
auf dem Altar des Vaterlandes.

Meine Meinung ist die — schrieb er an seinen Vater —, zum
Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist
keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir
Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht,
der unter deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo
ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große
Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu
können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem
Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in
feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nach-
leiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater,
wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater
des Ernstes mitzusprechen?

Hochherzigere und schwungvollere Worte als diese,
welche die Worte eines Dichters und Helden zugleich
sind, kann es nicht geben. Doch auch, welche Zeit!
So schreibt Theodor Körner am 26. März 1813 aus
Zobten an die Seinigen:

Ich kann euch gar nicht beschreiben, wie angenehm das
Verhältniß ist, in dem ich lebe, da die gebildetsten und ausge-
suchtesten Köpfe aus ganz Deutschland neben mir in Reih und
Glied stehen. Man könnte einen großen Plan mit lauter
Schriftstellern ausführen, so viel stehen bei den Schwarzen.

Und nach der feierlichen Einsegnung der Freischar
schreibt er:

Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns,
da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter
Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von
denen ich's ganz deutlich vorausweiß, sie sind unter den ersten,
die der Würgengel fordert. Es gleicht wol nichts dem klaren
bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augen-
blick der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild,
wie der unter den Kugeln der Feinde, denn was den Tod sonst

verbittern mag, der Gedanke des Abſchieds von dem, was einem das Liebſte, das Theuerſte auf dieſer Erde war, das verliert ſeinen Wermuth in der ſchönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Unterganges jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.*)

Bright hat jüngſt in Birmingham eine vortreffliche Rede gehalten, wie ſie nur ein Engländer halten kann, und darin ſeine alten Verdammungsurtheile gegen den Krieg geſchleudert. Gewiß, er hat in der Theorie ganz recht. Aber wenn die Menſchheit nicht gänzlich verſchlammen und verſumpfen, nicht gänzlich im kleinlichen Particularegoismus untergehen, nicht gänzlich ſich an die Vorſtellung gewöhnen ſoll, daß der Erwerb und das Wohlleben die höchſten Erdengüter ſeien, ſo wird ſie wol immer ſolcher erhebenden Momente bedürfen, wo einer für alle und alle für einen ſtehen, entſchloſſen, der Freiheit eine Gaſſe zu brechen oder durch gemeinſamen Opfertod dem Spruch des Dichters die Ehre zu geben: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht!“

Unter den im vierten Theil mitgetheilten Briefen aus der Kriegszeit (Nr. 143—175) befinden ſich übrigens nur ſieben die hier zuerſt veröffentlicht ſind, und dazu meiſtens unbedeutende. Ein kurzer Brief an Theodor Körner von ſeiner Braut, Antonie Adamberger (Weidling 14. Auguſt datirt), hat eine etwas ſchlaffe, farbloſe und gleichgültige Haltung und iſt im ganzen nichtsſagend; nur ganz zuletzt fällt es ihr noch ein, bedauernd hinzuzufügen: „Nur bekümmert mich noch ſehr deine Wunde. Gott heile ſie bald und erhalte deine Liebe deiner Toni.“ In einem kleinen Briefe Theodor's an Friedrich Meſſerſchmidt vom April 1813 begegnet man den Worten:

Ich habe die Leier mit dem Schwerte vertauſcht, du wirſt das recht und billig finden. Wenn wir uns nicht wiederſehen, wir bleiben uns treu in jeder liedervollen Stunde, und echte Brüder in dem einen großen Streben: für die Freiheit Muth und Blut, Sang und Lied freudig einzuſetzen. Ich habe ein göttliches Leben geführt.

Körner fiel bekanntlich in einem unbedeutenden Scharmützel, das eigentlich nur durch ſeinen Tod Bedeutung gewann. Aber er brachte ſein Leben nicht umſonſt zum Opfer; denn Tauſende mögen durch ſein Beiſpiel in dem Entſchluſſe beſtärkt worden ſein, ſich wie er der Befreiung des Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Dies iſt der Gewinn auf der einen Seite; der Verluſt auf der andern betrifft die Poeſie. Dieſen Verluſt können wir freilich nicht auf Strophe und Vers berechnen. Möglich, daß Theodor Körner ſich nach dem Kriege zu einem höhern Aufſchwung aufgerafft hätte und vielleicht als einer der populärſten Leiter an die Spitze der Bewegungspartei getreten wäre, möglich, daß auch er, wie ſo viele, an der ſchlaffen Zeit, welche den Befreiungskriegen folgte, erlahmt wäre. Die Gefahr des Vielſchreibens lag namentlich dem leichten Talente Körner's ſehr nahe. Er hat, und dieſe Fruchtbarkeit iſt an ſich [illegible] in ſeinem kurzen Leben drei Trauerſpiele, [illegible] in fünf Acten, drei Dramen, von denen „[illegible] bloße Dramatiſirung einer Novelle Heinrich [illegible] fünf Luſtſpiele und Poſſen, ſechs Singſpiele [illegible] Spiele in Verſen (darunter das in dieſer Ausgabe [illegible] mal veröffentlichte zarte Dramolet „Die Sänger“) [illegible] rere Erzählungen und eine große Menge [illegible] geſchaffen, welche letztern einen ziemlich [illegible] faſſen. Jeder noch ſo kurze Ausflug, jede [illegible] in ihm ein oder mehrere Gedichte hervor. [illegible] er ſelbſt, daß er nicht wiſſe, ob er mehr für [illegible] oder die komiſche Poeſie geboren ſei. In [illegible] Dichtungen ſchloß er ſich, oft bis zur [illegible] Pathos Schiller's an, nur daß er bei weitem [illegible] und bei weitem ärmer an neuen und [illegible] iſt*); in ſeinen komiſchen Stücken und [illegible] tete er meiſt nur Anekdoten, die er [illegible] Vorfälle, die ihm ſelbſt aufgeſtoßen waren. [illegible] Poſſe: „Der Nachtwächter“, deren Stoff [illegible] einem hier zuerſt veröffentlichten Briefe [illegible] Urſprung in einer Geſchichte hat, welche [illegible] Leipzig begegnete); aber es iſt in der [illegible] liche Situationskomik und anekdotiſche [illegible] jede tiefere Bedeutung, jeder lehrreiche [illegible] alles wollen wir nicht tadeln, zumal [illegible] handlung, eine gewiſſe formelle Fertigkeit [illegible] zu verkennen ſind; aber dieſe Experimente [illegible] noch keine Bürgſchaft, daß er bei längerem [illegible] ſen Anfängen aus zu wirklich künſtleriſchen [illegible] zu jenem Gipfelpunkt fortgeſchritten ſein [illegible] chem ſich der Dichter und der Denker die [illegible]

Freilich können wir, auch abgeſehen [illegible] lichen Kriegsliedern, ſelbſt in einigen [illegible] beiten einen tiefern Ernſt nicht verſen[illegible] wird leugnen wollen, daß ſich in manchen [illegible] wirkliche lyriſche Wärme, in andern [illegible] wirkender, ſcherzhafter Ton bemerkbar [illegible] lich im „Zrinn“ eine kriegeriſche Begeiſterung [illegible] uns erhebt, trotz der vielen ſchwachen [illegible] mationen, welche den noch umherraſenden [illegible] rathen. Ganz beſonders müſſen wir [illegible] wenig beachtete, aber in kräftigen Zügen [illegible] „Joſeph Heyderich“ auszeichnen, das [illegible] 1813 nach einer wahren Anekdote in [illegible] bearbeitete. Wie überaus herrlich [illegible] Oberlieutenants:

Hab' es nicht gedacht, als ich in [illegible] überſetzte, daß ich das dulce pro patria [illegible] prüfen könnte. Ja, bei dem Allmächtigen! [illegible] ger hat recht, es iſt ſüß für ſein Vaterland [illegible] könnt' ich jetzt vor allen jungen freien [illegible] ſtehn und es ihnen mit der letzten Kraft [illegible]

*) Auffallend erſcheint es, daß die Gräfin von Ahlefeldt, die nach der Schrift von Luemilla Aſſing das meiſte dazu beigetragen haben ſoll, in der Bruſt der jungen Krieger Kriegsbegeiſterung und Todesmuth zu entzünden, von Körner nirgends erwähnt wird, obſchon man meinen ſollte, daß dieſe Erſcheinung auf ihn als einen Dichter gerade den tiefſten Eindruck hätte machen ſollen und in jener Schrift Körner's auch gedacht wird.

*) In einzelnen Gedichten, wie in dem „[illegible] Fauſt geleſen hatte“ überſchriebenen, [illegible] einen Schwall blos tönender Worte auf, [illegible] klarer und beſtimmter Gedanke ausſcheiden [illegible] das Weſen Goethe's und ſeiner Dichtung [illegible]

eelen donnern: es ist süß für sein Vaterland zu ster-
r Tod hat nichts Schreckliches, wenn er die blutigen
um die Schläfe windet. Wüßten das die kalten Egoi-
sich hinter den Ofen verkriechen, wenn das Vaterland
ne zu seinen Fahnen ruft; wüßten das die feigen nie-
eelen, die sich für klug und besonnen halten, wenn sie
nsarten auskramen, wie es doch auch ohne sie gehen
ei Fäuste mehr oder weniger zögen nicht in der Wag-
Siegs, und was der erbärmlichen Ausflüchte mehr
en sie die Seligkeit, die ein braver Soldat fühlt, wenn
gerechte Sache blutet — sie drängten sich in die Reihen.
ird's auch ohne sie gehen, freilich geben zwei Fäuste
lag nicht; aber hat das Vaterland nicht ein gleiches
alle seine Söhne? Wenn der Bauer bluten muß,
Bürger seine Kinder opfert, wer darf sich ausschließen?
rtode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation
zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! *)
den Fahnen, wenn euch die innere Stimme treibt;
und Mutter, Weib und Kind, Freund und Geliebte
zurück; stoßt sie von euch, wenn sie euch halten wollen;
Platz im Herzen hat das Vaterland!

haben wir, nur in Prosa aufgelöst, die Grund-
die sich durch seine Sammlung vaterländischer
erischer Gedichte ziehen, die unter dem Titel
d Schwert" berühmt sind und ihm unter den
Dichtern Deutschlands einen eigenthümlichen, un-
Kriegsliederdichtern den ersten Platz anweisen,
andere auch in dieser oder jener Beziehung,
eigentlich volksthümlichem Ausdruck übertroffen
zen. Das hohe Pathos waltet auch meist in
ichten, namentlich in den frühern vor; doch
mit ihm oft eine mächtige ergreifende Wir-
in dem ergreifenden Gedicht: „Aufruf", das so
der Stimmung der Zeit herausgedichtet ist:

st kein Krieg, von dem die Kronen wissen:
st ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
t, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
der Tyrann aus deiner Brust gerissen:
te sie mit deiner Freiheit Sieg!
Winseln deiner Greise ruft: Erwache!
Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

ich die Pflugschar, laß den Meisel fallen,
leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
sie deine Höfe, deine Hallen!
essen Antlitz deine Fahnen wallen,
ill sein Volk in Waffenrüstung sehn.

ner:

flagt ihr, Mädchen, warum weint ihr, Weiber,
ie der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wir entzückt die jugendlichen Leiber
rfen in die Scharen eurer Räuber,
uch des Kampfes kühne Wollust fehlt?

ätern, im Feldlager selbst gedichteten und man
von Wind und Wetter gebräunten Kriegs-
Lützow's wilde Jagd", „Männer und Buben",
" u. s. w. streifen zwar mehr und mehr an die
lksweise an; aber obschon sich einzelne vermit-
ceißenden Weber'schen Melodien in das Volk
atenkreise eingesungen haben mögen, würde

*) Jedanke findet sich in seinem oben citirten Briefe an
m 9. Januar 1813.

man doch irren, wenn man in ihnen den Ausdruck der Anschauungs- und Empfindungsweise des gemeinen Mannes erkennen wollte. Wir glauben, daß es für manchen unserer Leser nicht uninteressant sein wird, wenn wir hier zur Vergleichung einige Proben echt soldatischer Poesie aus Hoffmann's von Fallersleben und Ernst Richter's Sammlung „Schlesischer Volkslieder" anführen:

Es kamen die Franzosen
Zu uns nach der Schlesiug,
Hier kauften sie sich Hosen,
Dann ging's nach Moskau hin.

Hier wollten sie regieren,
Da fiel ein großer Schnee:
Ach' schrien sie, wir erfrieren,
Uns juckt die große Zeh'.

O großer Bonaparte,
O hättest du's bedacht,
Und dir in einem Sacke
Warm Wetter mitgebracht!

Da wären nicht erfroren
So viele tausend Mann,
Und hätten ihre Ohren
Und ihre Nasen dran.

In einem preußischen Kriegsliede vom Jahre 1814 begegnet man folgender Stelle:

Bei Namur war die erste Schlacht,
Die Napoleon mit den Preußen gemacht,
Mit Infanteristen.
Auf einmal waren die Felder so roth
Von lauter lauter Franzosenblut,
Die mußten sterben.

Und als Napoleon dies vernahm,
So sprach er gleich: ich armer Mann,
Was soll das werden?
Meine Generale sind alle verlor'n
Und meinen Soldaten ist bange geword'n
Vor so viel Preußen.

Napoleon, du Schusterfohn,
Wirst abgesetzt von deinem Thron,
Du Lumpenkaiser! u. s. w.

In dieser naiv burlesken aber sicherlich wirksamen Weise dichtet der deutsche gemeine Mann in der Kaserne und im Bivouak; das hohe Pathos und so vieles künstlich Gemachte, was wir als volksthümlich ausgeben, ist ihm fremd und unverständlich. Es ist aus manchen Gründen zweckmäßig und nothwendig, sich hierüber vollkommen klar zu werden, da wir, um die unermeßliche Kluft zwischen der höhern und niedern Bildung einigermaßen auszufüllen, erst genau wissen müssen, wie das Volk anschaut, denkt und spricht.

Theodor Körner zeigt sich seinen Vorbildern, Goethe und Schiller, durch einen schönen Idealismus verwandt, aber was ihn von ihnen unterscheidet, ist sein von christlich-religiöser Gesinnung durchdrungener feuriger Patriotismus. Diese religiöse Stimmung, die aber seiner Heiterkeit und sprudelnden Lebenslust durchaus keinen Abbruch that, näherte ihn wieder den Romantikern und stellte ihn in diesem Punkt einigermaßen in Opposition mit seinem rationalistisch gebildeten Vater, der zwar, vermittelnd wie im-

mer, in einem Briefe an seinen Sohn versicherte, den hohen Werth einer göttlichen Offenbarung nicht zu verkennen, ihn aber zugleich auch hat, mit „äußerster Strenge" zu prüfen, „was unter diesem Namen uns dargeboten wird. Das Edelste muß ausarten, wenn es durch mehrere Zeitalter von Menschen bewahrt und fortgepflanzt wird", was sicherlich eine sehr richtige, leider auf alle menschlichen Einrichtungen passende Bemerkung ist. Aber ebenso wenig darf man verkennen, daß die religiöse Stimmung, der innige Gottesglauben gerade bei den teutonischen Stämmen stets ein wesentliches Förderungsmittel der vaterländischen Gesinnung, der Kriegsbegeisterung und des Todesmuthes war. Das beweisen die alten Schweizer, die vor ihren Schlachten auf ihren Knien Gott um Sieg anflehten, weshalb die ungläubigen vornehmen burgundischen Herren im thörichten Irrthum wähnten, daß sie um Gnade flehten; das beweisen die englischen Puritaner; das beweisen die Krieger Gustav Adolf's und die Soldaten Friedrich's des Großen, die gerade mehrere ihrer siegreichen Schlachten unter Anstimmung kirchlicher Gesänge eröffneten. Heine nannte Luther's Hymne „Ein' feste Burg ist unser Gott", welche auch die Lützow'sche Freischar bei ihrer Einweihung in der Kirche von Rogau zum Todesmuth entflammte, treffend die „protestantische Marseillaise". Nachdem alle menschlichen Anstalten gegen die Gewalt und das Genie des Corsen sich unwirksam erwiesen hatten, wandte man sich vertrauungsvoll an eine höhere Macht, die ja, wie man meinte, über Napoleon und seine Legionen im Winter von 1812 zu Gericht gesessen hatte. „Dem Herrn allein die Ehre!" lautet der Refrain des schönen Liedes, das von Theodor Körner zur feierlichen Einsegnung der Schwarzen gedichtet und ebenfalls in der Kirche von Rogau am 28. März 1813 gesungen wurde.

Hermann Marggraff.

Zur Witterungs- und Naturkunde.

Dove. Helmes. Brunn. Schleiß von Löwenfeld.

1. Ueber das Gesetz der Stürme von H. W. Dove. Mit einer Karte. Berlin, D. Reimer. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.

Der allgemein gefeierte scharfsinnige Meister unserer heutigen Wetterkunde nimmt hier das belehrende Wort über einen Gegenstand, wofür sich in diesem Augenblicke ganz vorzugsweise alle seefahrenden Nationen sehr lebhaft interessiren, welcher aber auch für das denkende große Publikum recht viele Anziehungspunkte besitzt. Wer sollte nicht gefesselt werden durch Vorträge, die ihm einen lichtvollen Aufschluß geben über das Wesen, über den Ursprung und die Gesetze der Stürme, zumal wenn dieselben von Dove dargeboten werden, der sich durch seine vielfachen meteorologischen Untersuchungen, ganz besonders aber durch sein Gesetz der Winddrehung einen weltberühmten Namen erworben hat. Der Verfasser durfte daher auf ein sehr großes Publikum rechnen. Lag es nun auch in der Natur der Sache, daß derselbe zunächst nur daran dachte, den Männern von Fach die reifen Früchte seines wissenschaftlichen Forschens zum Prüfen und zum Nachdenken vorzuführen, so war es doch auch zugleich natürlich, daß er den großen Kreis von allgemein gebildeten Zuhörern, welche unmittelbar von der Wichtigkeit des Gegenstandes mit angezogen wurden, nicht unberücksichtigt ließ. Daher wird dies kleine aber sehr inhaltreiche Buch nicht blos den specifischen Fachgelehrten, sondern auch dem gebildeten großen Leserkreise eine willkommene und lehrreiche Gabe sein. Er beweist durch die That, wie es recht gut möglich sei, für Gelehrte und Ungelehrte gleich fesselnd schreiben zu können. Der Verfasser hat diese schöne Kunst, gelehrt und populär zugleich zu sein, schon mehrfach mit dem glücklichsten Erfolg geübt. Er steht auch nicht allein da; die größten Gelehrten aller Wissenschaften haben sich schon auf demselben Standpunkte verfacht; wir erinnern nur an Laplace, Arago, Humboldt, Leopold von Buch, an Karl Ritter und Justus Liebig, und auf dem Felde der Wetterkunde haben Saussure, Dalton, Kämtz u. a. ebenfalls dahin gestrebt, ihr Wissen zu einem Gemeingut aller Menschen zu machen.

Der Verfasser deutet zunächst darauf hin, daß die Vermuthung, die stürmischen Aufregungen unserer Atmosphäre ließen sich auf Grundprincipien zurückführen, welche denen der Passate und Monsoons, welche dem Drehungsgesetze der Winde höherer Breitengrade genau entsprechen, ihre volle Berechtigung gefunden habe. Dabei beklagt er aber auch, daß man gerade jetzt mit der größten Heftigkeit darüber streite, ob alle Stürme Wirbelstürme seien, oder ob sie nie diese kreisende Bewegung im großen Ganzen durchführten; dieser Kampf um die bloße Form der großen Naturerscheinung verspreche keinen segensreichen Sieg für die Wissenschaft und für das praktische Leben. Dann macht er auch auf den ewig wiederkehrenden Irrthum aufmerksam, daß die Windserscheinungen der gemäßigten Zonen nur verkümmerte Modificationen der in der heißen Zone hervortretenden seien; von den allgemein als richtig erkannten Gesetzen der Luftströmungen finde die einfachste Anwendung auf die Tropenwelt, während die zusammengesetzte, viel generellere sich außerhalb derselben verwirklichte. Wir wollen der Ansicht des genialen Gelehrten durchaus nicht entgegentreten, können uns aber dennoch nicht von der Meinung freimachen, daß das Regelfeste der Tropenwinde die Hauptgrundlage aller Windserscheinungen auf Erden ausmache, daß alle andern Wahrnehmungen der Luftbewegungen in das Gebiet fallen, welches Aehnlichkeit mit dem der astronomischen Perturbationen besitzt, während das von Halley, Hadley und Maury aufgestellte und vervollkommnete Princip der allgemeinen Luftströmung mit Newton's Hypothese der allgemeinen Gravitation in Vergleich zu bringen ist.

Als Einleitung der Untersuchung über die Gesetze der Stürme entwickelt der Verfasser nochmals seine Theorie der Winddrehung, wonach in der nördlichen Erdhälfte bei dem Wechselkampfe zwischen den Polar- und Aequatorialströmen sich der Wind nach dem Zeiger der Uhr, also durch Süden, Westen, Norden, Osten, Süden dreht und zwar so, daß er häufiger zwischen Süden und Westen und zwischen Norden und Osten zurückspringt, als zwischen Westen und Norden und zwischen Osten und Süden. Da dagegen auf der südlichen Hemisphäre das Drehungsgesetz gerade umgekehrt gelte, der Wind gehe durch Süden, Osten, Norden, Westen, Süden und springe am häufigsten zwischen Süden und Westen und zwischen Süden und Osten zurück.

Die Ansicht, daß eine bedeutende Verminderung des Luftdrucks nur eine Folge der ungewöhnlichen Störung des atmosphärischen Gleichgewichts sei, unterstützt das Werk mit merkwürdigen Thatsachen. „Otto von Guericke", heißt es darin, „kannte zu dem von ihm erfundenen Wasserbarometer eine Scala besonders, um diese Veränderungen zu messen und führt im einundzwanzigsten Kapitel der «Mirabilia Magdeburgica», in Schotts «Technica Curiosa», eine merkwürdige Beobachtung an. Im Jahre 1660 war die Luft so ungewöhnlich leicht geworden, daß der Finger des Männchens unter den tiefsten Punkt, der an der Glasröhre angegeben war, zeigte. Als ich dies sah, sagte ich den Anwesenden, es sei ohne Zweifel irgendwo ein gewaltiger Sturm entstanden, und kaum waren zwei Stunden vergangen, als jener Orkan, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, als er auf dem Ocean gehabt, auch in unserer Gegend eintraf." Da nur eines neuern Beispiels zu gedenken, will ich an den Sturm vom 17. Januar 1818 erinnern, dessen furchtbare Wirkung noch heute in den Wäldern von Preußisch-Litauen sichtbar ist, obgleich fast ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit vergangen ist.

engliſchen Küſte bis zum Memel auf einer Strecke von
ilen Länge und 41 Meilen Breite ſeine verwüſtende
ßerte. Am 18. Januar fiel in Königsberg das Baro-
Linien in 8 Stunden; vom 3. bis zum 17. Januar im
21 Linien. Auch in Edinburgh, wo die Gewalt des
Wirkungen hervorbrachte, wie man ſie nur von elek-
Explosionen zu ſehen gewohnt iſt, war das »Fallen be-
Ueberhaupt hat ſich die Bemerkung des Otto von
im Laufe der ſeitdem verfloſſenen zwei Jahrhunderte ſo
eſtätigt, daß die Wetterſcalen unſerer Barometer heute
er Regel mit der Bezeichnung »ſehr ſtürmiſch« ſchließen.
Gültigkeit iſt nicht blos auf die gemäßigte Zone be-
Scoresby empfiehlt dringend den Gebrauch des Ba-
den Seeleuten, welche der Walfiſchfang jährlich in die
en Gewäſſer hoher Breiten führt. Durch ein Fallen
Hilfsbarometers von 9‴,29 aufmerkſam gemacht, ent-
am 5. April 1819 in 70° 49′ nördl. Br. und 70°
L. den Gefahren eines zwei Tage lang ununterbrochen
Sturms. Ebenſo ſind aus der Paſſatzone und der
r Monſoons zahlreiche Beiſpiele eines ungewöhnlichen
en Drucks bekannt, wenn die Typhoons und Weſtindia
s einbrechen. So erlebte man es am 26. Juli 1825,
erre und Guadeloupe durch einen Sturm zerſtört wur-
eſſen Gewalt man ſich eine Vorſtellung bilden kann,
aus General Baudrant's Bericht erfährt, daß drei
anzigpfünder durch ihn mit fortgeführt wurden, und
von Tannenholz, 37 Zoll lang, 9 Zoll breit und
dick, durch einen Palmbaum von 16 Zoll Dicke ge-
wurde. Unter ähnlichen atmoſphäriſchen Bedingungen
1. September 1819 auf St.-Thomas das Barometer
Am 2. Auguſt 1837 kündigte der Hafenmeiſter von
co um 4 Uhr nachmittags den Schiffsführern an,
ſich auf einen Sturm gefaßt zu machen, da das Ba-
eutend ſinke; es ſtand abends 8 Uhr ſchon 333‴,28,
r 329‴,9, und fiel bis 315‴,27, alſo ebenſo viel als
homas, wo es während deſſelben Sturms von 337‴
fiel. Aber dieſe Vorſorge war vergeblich. Von
r Anker liegenden Schiffen konnte keins vom Un-
erettet werden, denn ſo groß war die Gewalt des
aß in St.-Bartholome allein 250 Gebäude zerſtört
doch ſchrecklicher war die Verwüſtung auf St.-Tho-
Trümmer von 36 Schiffen ſperrten den Hafen, das
ingange deſſelben war ſo zerſtört, als wenn es durch
e eingeſchoſſen worden wäre; auch hier wurden Vier-
fünder mit fortgeführt. Ein großes ſchon gebautes
von ſeinem Fundamente losgeriſſen und ſtand auf-
in der Straße. Andere Häuſer waren geradezu
. . . .

ieſer Begründung der Thatſache läßt ſich mit großer
chkeit auf einen urſachlichen Zuſammenhang beider
n ſchließen. Es bleibt aber dennoch zweifelhaft,
beiden die bedingende und welche die bedingte ſei,
beide verſchiedene Wirkungen einer noch unbekann-
Urſache ſind. Außer dieſen Bedenken macht der Ver-
noch darauf aufmerkſam, daß der niedrige Barome-
ſt immer einem Sturm vorhergeht, denn am Aus-
er Winter, wenn laue Frühlingslüfte uns in eine
Jahreszeit zu verſetzen ſcheinen, pflegt daſſelbe auch
ſehr niedrigen Stand einzunehmen. „Man hat es
ner Ueberzeugung vereinigen können, daß ſo ſanfte
Gleichgewicht der Atmoſphäre bedeutend zu ſtören
und daher die ſtarke Verminderung des Drucks an-
n zugeſchrieben. Die Anſicht, daß die furchtbaren
der Erdoberfläche bei Erdbeben nicht unabhängig
oſphäre ſein können, iſt ſo natürlich, daß man ſtets
ter verlangt hat, es müſſe ſolche Erſcheinungen
Strecken hin anzeigen. Dieſe Anſicht ſchien ſich
als vier Tage nach der Zerſtörung von Meſſina im
das Barometer in Europa eine ungewöhnliche
Tiefe erreichte. Van Swinden glaubte daher an einen Zuſammenhang beider Erſcheinungen. Aus der vergleichenden Zuſammenſtellung der damals angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen, wie ſie in den »Manheimer Ephemeriden« verzeichnet ſind, fand aber Brandes, daß am 9. Februar das Barometer unter dem Mittel ſtand.“ ... Aus dem hier Folgenden ergibt ſich nun, daß das um die genannte Zeit in England und Holland am tiefſten ſtehende Barometer ſich nach Italien hin immer weniger von ſeinem mittlern Stande unterſchied, wodurch alſo die Unabhängigkeit beider Erſcheinungen voneinander höchſt wahrſcheinlich ward. Auf dieſe Weiſe thut der Verfaſſer nun Schritt vor Schritt weiter vorwärts und bewährt überall eine feine kritiſche Umſicht und Vorſicht, welche er mit einer Beleſenheit unterſtützt, die den Leſer in Staunen ſetzt. Von den praktiſchen Regeln, welche aus der ganzen Unterſuchung folgen, wollen wir einige anführen, welche die nördliche gemäßigte Zone betreffen; ſie überzeugen zugleich von der allgemeinen Richtigkeit der Dove'ſchen Sturm- und Wettertheorie. „Schwere Gewitter, die mit Oſt aufſteigen, kühlen mit fallendem Barometer die Luft nicht ab. Man ſagt dann, es bleibt ſchwül, es wird ein neues Gewitter kommen. Die Abkühlung erfolgt erſt mit einem Weſtgewitter und ſteigendem Barometer. Bei lange anhaltendem ſchlechten Wetter ſchwankt die Windfahne fortwährend zwiſchen Südweſt und Weſt, während das Barometer in kleinen Schwankungen begriffen iſt. Dies iſt der anhaltende Südſtrom. Niedrig ziehende Gewitter im Frühjahr ſind kurz dauernd, aber in der Regel von einem Rückfall der Kälte gefolgt. Sie können von Graupeln und Schnee begleitet ſein, ihre Blitze werden häufig durch Einſchlagen verderblich. Steigt das Barometer ſehr ſchnell in die Höhe, ſo iſt dies ein Zeichen, daß der ſüdliche und nördliche Strom nicht ſeitlich ineinander fallen, ſondern einander gerade entgegenwehend einander ſtauen. Es iſt dann ein ſtarker Sturm im Anzuge; ſteigt das Barometer ebenſo ſchnell als es gefallen iſt, ſo iſt der Sieg des Südſtroms entſchieden und die Gefahr daher nahe. Hier führt die feſte Scala des Barometers, an welcher bei dieſem hohen Stande »trocken und ſchön« ſteht, vollkommen zum Irrthume. Wirbelwinde von kleinem Durchmeſſer als Tromben bekannt, richten bei uns in den Wäldern mitunter ſtarke Windbrüche an, aber in verhältnißmäßig geringer ſeitlicher Ausbreitung, doch können auch hier im Centrum ſtarke Bäume entwurzelt, Häuſer abgedeckt und oft ſchwere Gegenſtände in die Höhe gehoben werden. Bei dem Fortſchreiten ſolcher kleinern Wirbel neigt ſich häufig die Achſe des fortſchreitenden Wirbels ſtark nach vorn, wegen des Widerſtandes, den die Luft in Berührung mit dem Boden erfährt. Zu dieſer Form gehören wahrſcheinlich viele unſerer Gewitter und Hagelwetter. Indem das Graupelkorn, welches ſich in der Höhe gebildet, in dem geneigten Wirbel oft herumgewirbelt wird, erhält es durch abwechſelndes Aufſteigen aus wärmern Schichten wieder in höhere die Eishülle, welche das als Schneekern in der Mitte befindliche Graupelkorn umgibt, bis das Gewicht ſo groß wird, daß es nun herabfällt. Das dem Hagelwetter vorhergehende eigenthümliche Geräuſch entſteht durch die wirbelnde Bewegung der Körner, ehe ſie herabfallen. Solche Hagelwetter und viele ſchwere Gewitter haben daher das eigenthümliche Ausſehen langer, faſt horizontal liegender, ſich heranwälzender Wolkenſäulen, welche auf das Himmelsgewölbe projicirt etwas gekrümmt erſcheinen. ... Das Barometer wird wenig durch Hagelwetter afficirt, es ſind lokale Bildungen, für die es unempfindlich, da es dem Geſammtdrucke des Luftkreiſes meſſend eben für großartig vorbereitete Phänomene ſeine Ausſagen vorbehält.“

2. Das Wetter und die Wetterprophezeiung. Ein Cyklus meteorologiſcher Vorträge für Gebildete von Joſeph Helmes. Hannover, Hahn. 1858. Lex.-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dies Werk iſt gerade das, wofür es ſich ausgibt. Es ſetzt bei ſeinen Leſern nur eine allgemeine Bildung, aber gar kein beſonderes Wiſſen in der Meteorologie oder der Naturkunde überhaupt voraus. Es will auch keine vollſtändige Wetterkunde

begründen, sondern nur einige der interessantesten Kapitel allgemein faßlich durchsprechen. Es ist nun nicht zu leugnen, daß der Verfasser gut ausgewählt hat und das Ausgewählte ganz vortrefflich behandelt hat. Die Darstellung ist fließend, klar und nirgends oberflächlich, ja es besitzt der Vortrag eine feine Färbung, welche das denkende große Publikum liebt, weil sie der ganzen Sache einen edeln Schwung verleiht und den Leser zum Denken veranlaßt. Das Buch erinnert lebhaft an die „Wetterkunde" von Wenzleff, welche vor etwa zehn Jahren erschien und rasch in mehreren Auflagen vergriffen wurde; es ist mit Fleiß und Geschick angefertigt und verdient dasselbe Glück.

Der Inhalt des Buchs besteht außer der Einleitung, welche zeigt, daß das Wetter eine Naturerscheinung im großen ist, noch aus sieben Vorträgen: 1) „Die Wärmeverhältnisse der Erde", 2) „Die Winde", 3) „Die Hydrometeore", 4) „Das Gewitter", 5) „Das Barometer und seine Schwankungen", 6) „Der Mond und die andern himmlischen Körper in ihrem Einflusse auf das Wetter", 7) „Die Vorzeichen eines zukünftigen Wetters".

Der Verfasser besorgt schon seit mehreren Jahren den astronomischen Theil der Kalender für einige Städte Braunschweigs und Hannovers und sah sich dadurch auf das Thema des Wetters geführt. „Ich hätte", sagt er, „diese Kalender gern gleich anfangs von dem Unfug der hergebrachten Wetterprophezeiung befreit und gab ihnen deshalb einige darauf bezügliche Belehrungen bei, die noch weit davon entfernt waren, alle Prophezeiung auf die ebenso trügliche als boshafte Regel zu beschränken, »daß das Wetter morgen so sein werde, wie es übermorgen gewesen sein wird«. Aber man wies mich von seiten der Redaction auf ein hohes Beispiel von Nachgiebigkeit hin und wollte auch mir noch einmal dasselbe, aber auch nicht mehr einräumen, als was einstens die berliner Kalenderhändler in Erfüllung der ärgerlich-nachgiebigen Alternative des Alten Fritz gethan: lieber für ein ganzes Jahr einmal nur schlechtes, als gar kein Wetter in den Kalender zu setzen!" Der Verfasser gab nach, und die Wetterprophezeiung wurde nun ohne sein Zuthun alljährlich mitgetheilt. Dieser Kampf ist übrigens schon ein sehr alter, schon Kepler hat tüchtig gefochten, konnte aber gegen den unbeugsamen Volkswillen nicht durchdringen. In unsern Tagen fehlt es indeß nicht an Beispielen, wo dieser abergläubische Zopf aus den Kalendern wirklich vertilgt worden ist, und gerade Berlin geht darin mit den besten Beispielen voran.

Das Buch gibt nun eine Wetterkunde, welche überall auf den wissenschaftlichen Fortschritten unserer Zeit ruht und kämpft daneben durchgehends gegen die Meinung, als ließe sich das Wetter im Sinne des gemeinen Mannes vorhersagen. „Denn fürwahr", ruft er aus, „es ist nur wenig, in den meisten Fällen nichts, was wir von Belang über ein zukünftiges Wetter im voraus wissen oder nur mit Grund vermuthen können. Wenig, wenn diese Vorausbestimmung oder Vermuthung nicht auf eine fernere Zeit geht, als nach einer gewissen erfahrungsmäßigen Stetigkeit oder Allmählichkeit der Veränderungen auf den Ablauf eines in der Gegenwart einmal ausgeprägten beständigen oder veränderlichen Wetters zu vergehen pflegt. Nichts, wenn diese Voraussicht auf so weit in der Zukunft abliegende Zeiten sich richtet, daß das Wetter dieser Zeiten nicht als der unmittelbar sich anschließende Verlauf des Wetters in der Gegenwart zu betrachten, vielmehr durch manche zwischenliegenden, von der Voraussicht selbst nicht mitbetroffenen Wetterphasen getrennt ist; wie wenn man das Wetter von kommenden Wochen und Monaten, von Jahreszeiten und Jahren, wenn nicht gar mit dem hundertjährigen Kalender von einem ganzen Jahrhundert voraussagen wollte.... Alle Wetterprophezeiungen auf Jahre, auf Monate, ja in den meisten Fällen auch nur auf Wochen und Tage im voraus, sind Verirrungen, sind bewußte oder unbewußte Täuschung." Das ist ein Wort gerechter Entrüstung und der weitere Verfolg gibt dazu die betreffenden Gründe. Der Verfasser ist sehr ungläubig und zieht selbst die allgemein für wahr gehaltenen Wetterzeichen der Spinne in Zweifel. „Ich habe Zeit und Ort des Aufenthalts im Netze der Spinne (namentlich der Kreuzspinne mit ihrem radförmigen verticalen Netze) immer unbedingt gefunden von den Bedürfnissen der Nahrung und der verschiedenen Phasen ihrer Lebensperioden. Bei dem anhaltend schönsten Wetter habe ich tagelang die Kreuzspinne nicht in dem Versteck einer Ecke des Netzes (Weinblatt) hervorkommen sehen, wenn sie zuvor am Blute einer Wespe sich tüchtig gesättigt hatte, während sie selbst bei Regen das Centrum ihres Gewebes lange nicht verließ." Vielleicht ist er hier und da in einigen andern Punkten zu weit gegangen, aber dennoch lieben wir seinen Eifer, gegen den Aberglauben das scharfe Schwert der Wissenschaft zu führen.

3. Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper überhaupt und der organischen insbesondere. Gebildeten Freunden allgemeiner Einblicke in die Schöpfungsplane der Natur gewidmet. Von H. G. Bronn. Mit 449 Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Der Verfasser hat sich schon lange einen sehr geachteten Namen auf dem Gesammtgebiete der Naturgeschichte erworben. Man kennt und schätzt ganz vorzugsweise sein Streben, für die Naturformen die Gesetze und die ihnen zu Grunde liegenden Ursachen aufzufinden. Er hat auch die Freude gehabt, daß sein im Jahre 1856 eingereichte Abhandlung von der Akademie der Wissenschaften zu Paris als Preisschrift gekrönt ward. In dem vorliegenden Werke soll nun das, was zerstreut und flüchtig in seinen andern Schriften vorkommt, als ein in sich abgerundetes selbständiges Ganzes auftreten.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte. In dem ersten bespricht es die Grundformen der vier Naturreiche, indem es zuerst zu den drei Reichen der Erde noch das des ganzen Weltraums kommt. Der zweite Abschnitt weist auf die drei Grundfactoren der organischen Formen im allgemeinen hin, während der dritte die Gesetze progressiver Entwickelung insbesondere zeigt.

Das ganze Werk besitzt eine ungemein stark anregende Kraft und dies vorzugsweise für die Männer von Fach. Bei diesen wird es ohne Zweifel eine Ehrenstelle einnehmen. Den gebildeten größern Publikum wird es auch dienen, aber es mag ihm schwer fallen, sich hier eine zusagende Heimat zu verschaffen: dazu ist es zu specifisch gelehrt und setzt zu viel voraus. Man wird der geistreichen lichtvollen Darstellung alle Anerkennung zu Theil werden lassen, aber doch immer der Meinung bleiben, daß man lieber eingeführt werden mag in die Natur, als über sie selbe philosophische Vorträge hören. Ich weiß, der Verfasser theilt diese Ansicht nicht, und es fehlen ihm auch die Gründe nicht, seinen Plan zu verfolgen, die morphologischen Studien ausführlich zu behandeln; darum wollen wir nicht weiter mit ihm rechten. Indeß glauben wir doch auch Recht zu haben, wenn wir uns Zweifel stellen, daß er viel auf die „gebildeten Freunde allgemeiner Einblicke in die Schöpfungsplane der Natur" rechnen kann. Uebrigens wollen wir wie gesagt nicht streiten, ja wir wollen uns aus Liebe zum Werke selbst darüber freuen, wenn die Erfahrung uns unrecht gibt. Um den Inhalt und seine Behandlung näher kennen zu lernen, greifen wir aus dem ersten Abschnitt das Charakterbild der Thiere heraus: „Wir haben die Unterschiede zwischen unorganischen und organischen Naturkörpern im allgemeinen hervorgehoben; es bleibt uns übrig, nunmehr unter den letztern auch die Thiere den Pflanzen gegenüberzustellen. Ernährung und Fortpflanzung mit den letztern theilend, haben die Thiere die Sensibilität, das Vermögen der Empfindung und Bewegung vor ihnen voraus und sind zu dem Ende auch mit einer Anzahl entsprechender Organe versehen, welche jenen abgeht. Ihre meisten wirklich organischen Bestandtheile sind quaternär, aus Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und verhältnißmäßig wenig Kohlenstoff zusammengesetzt. Nicht nur ihre Säfte, das Flüssige, sondern auch die für sie vermittelnden Zellenwandungen, das Starre, sind beweglich. Sie haben fast ohne Ausnahme einen Mund und geschlossenen Nahrungskanal, in welchen

iſchen Rohſtoffe geführt werden müſſen, aus denen ſie
ungsflüſſigkeit ſchöpfen, während die Pflanzen unor-
Nahrungsflüſſigkeit unmittelbar von außen einſaugen
der einzige ausſchließliche Unterſchied). Ihr Wachs-
t durch Zellenbildung in und zwiſchen den alten Zellen
Innern der Organe ſtatt, nicht an deren Peripherie
Wachsthum»). Eben hierdurch verlieren wir jedoch
Orientirungsmittel, deſſen wir uns bei den Pflanzen
um in allen Lagen das Oben und Unten zu erkennen.
: haben Empfindung: ſie ſind durch ihre Sinnes-
ähigt, Wahrnehmungen in der Außenwelt zu machen.
Bewegung: ſie vermögen infolge ſolcher Wahrneh-
nd zu bewußter Erreichung beſtimmter Zwecke ſich
aus zu krümmen und zu biegen, ſich auszudehnen und
ıziehen, was eben die willkürliche Bewegung der
Zellen und der Zellgewebe, woraus ſie beſtehen, vor-
Die allermeiſten ſind im Stande nach ihrer Willkür
Stelle zu wechſeln, den Ort zu verlaſſen, wenn ſie
nahmsweiſe nicht feſtgewachſen ſind. Dieſe Locomo-
it iſt es, welche das Eigenthümliche, das Unterſchei-
hierform bedingt. Da aber das Vermögen des Orts-
im Syſteme aufwärts nur allmählich und ſtufenweiſe
ſo muß daſſelbe auch in Bezug auf die Thierform
wenn auch nicht immer genau in gleichem Schritte.
ßen Veränderlichkeit ihrer Organiſation bleibt nur ein
t niemals fehlendes Orientirungsmittel übrig, der
her aber freilich abld unten, bald oben, bald vorn

ſche Briefe von Schleiß von Löwenfeld.
, Kaiſer. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

ch läßt im Anfang viel mehr erwarten, als es ſpäter
Stande iſt. Der Leſer wird durch das Vorwort
en Brief erwartungsvoll geſpannt und blickt auf
ie auf eine Quelle voll hohen geiſtigen Genuſſes.
täuſchung kommt gar bald und ſehr unangenehm
Das Ganze iſt eine Summe unreifer Früchte eines
gebildeten Geiſtes; es wird darin für genial und
n, was ganz hausbacken und alltäglich iſt. Wenn
ke etwas hart und für den Verfaſſer ſogar ver-
ellten, ſo muß dies dem Unmuth über die Täu-
hrieben werden, zugleich aber auch den Be-
Menſchenfreundlichkeit für das gebildete große
geben, um daſſelbe vor ähnlicher Erfahrung zu
Verfaſſer will alle Erſcheinungen der Natur aus
Zuſammenziehens und des Ausdehnens der Atome
erklären. Das iſt ein kühner Gedanke; aber in
wo man die Beziehung kennt zwiſchen Wärme,
d Magnetismus, wonach jede dieſer Kräfte ſich
mwandeln oder aus den andern entſpringen kann,
ıthet, daß alle Kräfte aus einer einzigen Urkraft
ormentauſch entſpringen können, da iſt eine ſolche
cht mehr ſo überraſchend. Dagegen hat die Art
ng dieſer Hypotheſe in der That ſehr viel Ueber-
n vierten Briefe, welcher der Belehrung über
idmet iſt, ſagt der Verfaſſer: „Die Anziehungs-
ebenen Körpers iſt aber das, was die Phyſiker
Abſtoßungskraft eines geriebenen Körpers das,
er poſitive Elektricität nennen.“ Schon dieſer
t ſtutzig, er erweckt Zweifel, ob der Verfaſſer
irre rede. Doch wir leſen weiter: „Wenn wir
ichten Papierſchnitzelchen ſehen, daß ſie von ge-
in oder Glas angezogen, oder an dem an einem
t hängenden Korkkügelchen, daß ſie abgeſtoßen
t wir dieſe zweierlei Wirkung en gros wahr-
e kann man Bedenken tragen, zu glauben, daß
n das millionenfache kleinern Atome der Kör-
den geriebenen befinden, auch angezogen oder ab-
Während der Zuſammenziehung der gerie-
benen Harz- und Glasatome machen dieſe Raum frei, während ihrer Ausdehnung haben ſie mehr Raum vonnöthen. Ihre Nachbarſchaftsatome müſſen ſich im erſten Fall entweder ausdehnen, um den leeren Raum auszufüllen, oder wenn ſie durch die Zuſammenhangskraft der Körpermaſſe daran gehindert ſind, müſſen ſie, ſolange die Zuſammenziehung jener dauert, von ihrer Stelle rücken und zwar zu den ſich zuſammenziehenden Atomen hin. Im andern Falle müſſen ſich die Nachbaratome entweder, um den nöthigen Raum zu ſchaffen, zuſammenziehen oder, wenn ſie durch die Cohäſionskraft daran gehindert ſind, von den ſich ausdehnenden Atomen hinwegrücken. Die Nachbaratome eines elektriſch gemachten Körpers werden alſo von dieſem entweder erwärmt oder angezogen, oder erkaltet oder abgeſtoßen.“ Man ſieht, die Sache, welche den Phyſikern ſo viel Kopfbrechen verurſacht, hat der Verfaſſer in der klarſten Gewalt der verworrenſten Confuſion. Er bedarf dazu weder die Richtigkeit der Begriffe von poſitiver und negativer Elektricität, noch ſieht er darin etwas Befremdendes, ſchließlich auch noch Wärme und Kälte mit auftreten zu laſſen, ohne auf ihre Gegenwart aufmerkſam gemacht zu haben. Und wenn man ſich angelegen ſein läßt, dem Verfaſſer Punkt für Punkt zu folgen und ihn zu begreifen, was in der That eine gar ſchwere Aufgabe iſt, ſo begreift man nicht, warum ein tönender Körper nicht auch zugleich ein elektriſcher oder magnetiſcher iſt. Doch was iſt nicht alles unbegreiflich in dieſem Buche! Ja ſelbſt die Möglichkeit zu ſeinem Daſein iſt ſchwer zu begreifen, wenn man bedenkt, daß es in München unter den Augen des großen Liebig, des geiſtvollen Riehl und der ganzen Reihe von europäiſch berühmten Männern ins Leben gerufen iſt.

Heinrich Birnbaum.

Des Zweiflers Umkehr. Roman von F. Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1858. 8. 3 Thlr.

Der deutſche Roman ſoll, ſagt der Verfaſſer in dem Vorwort, das Volk nicht blos bei ſeiner Arbeit aufſuchen, er ſoll nicht in der realiſtiſchen Tendenz ganz aufgehen, denn mag dieſe zu einer Zeit auch noch ſo ſehr vorherrſchen, ſo iſt ſie doch immer nur eine einſeitige und hat als ſolche höchſtens nur für eine kurze Zeit Geltung. Freytag hat in dem Motto zu ſeinem „Soll und Haben“ die Frage, woher der Stoff für den modernen Roman zu entlehnen ſei, mit der bekannten Phraſe Julian Schmidt's beantwortet, der Roman müſſe das Volk bei ſeiner Arbeit aufſuchen. Der Herausgeber d. Bl. hatte ſodann in einer ausführlichen Beſprechung dieſes Romans die Einſeitigkeit dieſer Auffaſſung auseinandergeſetzt und die Sache hatte ſich längere Zeit zu einer Streitfrage entwickelt. Man wird hoffentlich nun allgemein der Ueberzeugung ſein, daß die Kaufmannſchaft die Arbeit nicht allein repräſentirt und daß die Thaten der Geſchichte, die Conflicte des Menſchenlebens, die Entwickelung des Seelenlebens hohe und weſentliche Motive darbieten, die Gegenſtand der Darſtellung im Roman ſein können. In dieſer Beziehung ſind wir mit dem Verfaſſer einverſtanden und es iſt nirgends ein Grund einzuſehen, warum ein ſolcher geiſtiger Kampf, wie er durch den Zweifel an den Objecten des Glaubens in einem tiefen Gemüth auftaucht und ſich durcharbeitet, nicht ebenfalls Gegenſtand einer Behandlung im Roman ſein könnte. Aber dafür verlangt man auch, daß die Aufgabe ihrer pſychologiſchen Seite nach wahrhaft und innerlich gelöſt wird, ſtatt daß man ſie mechaniſch äußerlich abbricht und umbiegt. Aeußere Umſtände, Schickſale können die innere Entwickelung, die geiſtige Umgeſtaltung zwar anregen und fördern, aber ſie können ſie nicht allein machen, und wenn ſie dies gekonnt haben, ſo war die Ueberzeugung keine geſicherte, es war eben nur ein Kartenhaus, das der erſte beſte Luftzug über den Haufen ſtürzt.

Ein Landpaſtor hatte — das iſt kurz der Inhalt des Romans — einen Sohn, der auf der Univerſität Theologie ſtudiren ſollte. Georg hatte aber keine Freude an der Theologie; er wollte Medicin

ſtudiren, weil er eben an der Religion zweifelte, wie ſein Vater ſich ausdrückt, der ihn darüber von ſich ſtieß. Alle Mittel den Sohn mit dem Vater zu verſöhnen, ſchlugen fehl; ein Doctor der Medicin, ein reicher Mann, nahm ſich des Studenten an; gar bald zeichnete ſich dieſer durch wiſſenſchaftliche Werke aus, er wurde Doctor und Docent an der Univerſität: ſein Freund, Dr. Rell, rieth zur Heirath und verſprach auch die Mittel, indem er ihn zu ſeinem Erben einzuſetzen erklärte. Dr. Rell ſtürzte plötzlich vom Pferde und ſtarb, ſein Teſtament wurde eröffnet und ſiehe, es fanden ſich darin ein entfernter Verwandter des Doctors und deſſen Tochter als Erben eingeſetzt. Dies war die erſte Täuſchung. Allmählich zogen aber die freigeiſtigen Vorleſungen des jungen Docenten die Aufmerkſamkeit der Behörden auf ſich, ſie wurden verboten und er wurde wegen mannichfacher Stellen in einer von ihm herausgegebenen Schrift angeklagt und zu einem Jahre Feſtung verurtheilt. Dadurch geſtalteten ſich ſeine Ausſichten für ſeine und ſeiner Familie Erhaltung um ſo trüber, als ſeine Frau ihn bereits mit einem Knaben beſchenkt hatte. Georg hoffte nun durch wiſſenſchaftliche Arbeiten ſich ſein Brot zu verdienen, aber es fand ſich kein Verleger. In dieſer traurigen Lage öffnete ſich eine neue Ausſicht. Das Teſtament des Doctors war untergeſchoben, man fand das richtige, worin Georg zum Haupterben eingeſetzt war; er hatte alſo von materieller Seite keine Noth mehr zu leiden. Da wird ſein Söhnlein krank und ſtirbt: ſeine Gattin ſtirbt zum Theil aus Gram, weil ſie glaubt, daß über der Ehe mit einem Zweifler der Fluch laſte: da iſt die Umkehr vollendet, Georg entſagt ſeinen Anſichten. Jahre waren entſchwunden, ſeitdem ſein Ohr nicht auf den Klang der Glocken gehört hatte, Jahre waren entſchwunden, ſeitdem er nicht in das Gotteshaus getreten war, und nun ergreift auf einmal eine mächtige Sehnſucht ſein Herz, wieder einzutreten in den Tempel des Herrn, um wieder ein Kind zu werden, ſo glücklich und froh. Der Vater ſchließt nun weinend den geretteten Sohn in ſeine Arme, und das iſt des Zweiflers Umkehr! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dem Buche viel über Atheismus, Materialismus hin- und hergeſprochen wird, daß Debatten ſtattfinden über die Perſönlichkeit Gottes, über die Wirkungen des Gebets u. ſ. w. Außerdem, daß wir die ſogenannte Umkehr nicht innerlich motivirt halten, finden ſich noch mancherlei Punkte, an denen ſchon ein einfacher praktiſcher Verſtand Anſtoß nimmt. Dahin gehört die Unterſchiebung des falſchen Teſtaments und die Entdeckung des richtigen: die ganze Sache, wie ſie in dem Romane erzählt wird, iſt ſo unwahrſcheinlich und unglaubhaft, daß jeder Schreiber eines Notars darüber uns belehren könnte, daß ſchon von der römiſchen Geſetzgebung her beſtimmte Formen für Teſtamente vorgeſchrieben ſind, die ſich nicht ſo mir nichts dir nichts erledigen laſſen. Sodann iſt die Schilderung des Charakters Wilhelminens, der Tochter eines Soldaten, übertrieben und das Mädchen ſo lächerlich dargeſtellt, daß ihre Liebeserklärung an Georg faſt albern erſcheint. Die Epiſode in der Gefangenſchaft hätte füglich ganz entbehrt werden können, da ſie nichts für die Entwickelung weder des Charakters noch der Handlung Förderndes bringt. 23.

Notizen.

Herder's „Cid".

Von dem Oberlehrer an der höhern Stadtſchule zu Crefeld, Eduard Niemeyer, erſchien eine nicht gerade umfangreiche, aber dankenswerthe Schrift: „Ueber Herder's Cid. Eine Monographie zur Würdigung und Erläuterung des Gedichts" (Crefeld, Kühler). Je mehr man gegenwärtig geneigt iſt, Herder's unermeßliche Verdienſte um die deutſche Literatur zu unterſchätzen und zu verkleinern, um ſo mehr verdient jeder Verſuch Anerkennung, der dahin zweckt, der jetzigen Generation dieſe Verdienſte wieder in Anregung zu bringen. Auch ſeine Ciddichtung iſt in neuerer Zeit heftig angegriffen worden. Duttenhofer machte Herder zum Vorwurf, um des Publikums willen die Cidromanzen verrenkt und die Einheit des Ganzen beeinträchtigt zu haben, wobei er die Behauptung aufſtellt, daß er Poeſie dieſer Art nun und nimmermehr, ſei es in Haltung des Tons oder in Haltung der Form, etwas verändert werden dürfe. Sein Urtheil von Gervinus in ſeiner berühmten Literaturgeſchichte lautet gleichfalls ziemlich abſprechend. Er findet, daß die Herder'ſchen Romanzen wenig Schwung hätten und von trockener Färbung ſeien, und glaubt dieſe und andere Mängel darin begründet, daß Herder ſelbſt kein Dichter geweſen. Auch der franzöſiſche Literaturgeſchichtſchreiber Villemain, auf den dieſe Urtheile deutſcher Autoren vielleicht nicht ohne Einfluß blieben, bemerkt: „Der jüngſte Schriftſteller, welcher durch ſeine Lobpreiſungen und Ueberſetzungen den meiſten Glanz auf dieſe Romanzen geworfen hat, Herder, zerſtört ihre Einfachheit gänzlich durch ſein falſches deutſches Colorit" u. ſ. w. Auf dieſes Urtheil beruft ſich auch Ludwig Clarus in ſeiner „Darſtellung der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter" (1846), und fügt dann als ſeine eigene Anſicht hinzu, daß die Herder'ſchen Compoſitionen das nationale Gepräge meiſtens ganz verleugnen und ſich in bequemen deutſchen Hauskleidern vor uns zeigen. Dagegen fanden ſich auch Männer, welche ſich auf Herder's Seite ſtellten: Laube, dem ſchon eine zu große Vorliebe für Herder vorgeworfen werden kann, nannte in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur" den „Cid" eine vortreffliche Arbeit Herder's, womit er ſcheidend unſere Literatur ein nicht genug zu ſchätzendes Andenken hinterlaſſen habe; Vilmar meint ſogar, daß ſich in dieſen Herder'ſchen Uebertragungen ein „dichteriſcher Geiſt erſten Ranges" kundgäbe, und fährt dann fort: „Immer wird Herder's «Cid» unter den größten poetiſchen Schöpfungen unſerer Nation genannt werden, und genauere Ueberſetzungen werden uns allerdings das Original näher bringen oder haben es uns ſchon näher gebracht, aber keiner wird die deutſche Dichterkraft an dieſem Stoffe in ſolchem Grade bethätigen, wie es Herder gethan hat"; und 1854 hat Mönnich in ſeinem Programm des evangeliſch-theologiſchen Seminars zu Utrecht: „Herder und die ſpaniſchen Cidromanzen" um uns der Worte des Verfaſſers vorliegender Schrift zu bedienen, „dem anmaßenden Akademiker (Villemain) eine wohlverdiente Abfertigung und in einer muſterhaften Abhandlung dem Dichter eine glänzende Ehrenrettung widerfahren laſſen". Niemeyer nennt die Mönnich'ſche Abhandlung eine „die ganze Streitfrage epochemachende Schrift", und führt unter anderm auch folgende Bemerkung an: „Die proſaiſchen Cidromanzen bilden einen unerträglichen innern und äußern Wirrwarr, ſodaß es nicht allein entſchuldbar, ſondern ſogar verdienſtlich iſt, wenn ein dichteriſcher Mann wie Herder ſich übernimmt, die rudis indigestaque moles zu einem geordneten Ganzen umzugeſtalten." Es iſt auch außer allem Zweifel, daß die Cidromanzen durch die Duttenhofer'ſche Ueberſetzung, die ſie 1837 eine zweite verbeſſerte Auflage erlebte, nicht in Deutſchland die Popularität erlangt haben würden, die ihr vorher durch die Herder'ſche Bearbeitung oder beſſer Umdichtung erlangt hatten. Dieſen erwähnten anerkennenden Stimmen ſchließt ſich auch der Verfaſſer vorliegender Schrift an, der auch auch Franz Horn's Urtheil über Herder citirt: „Er war ein Dichter, und ſollte man ihm je aus Hochmuth oder Unkunde dieſen Namen abſprechen wollen, ſo war er nach Jean Paul's herrlichem Ausſpruche nur mehr, d. h. ein Gedicht ſelbſt." Niemeyer's leſenswerthe und gut ſtiliſirte Schrift zerfällt in die folgenden Abtheilungen: „Geſchichte der Abfaſſung und Aufnahme der Dichtung", „Vergleichung des Herder'ſchen «Cid» mit dem Original", „Charakterbilder" (eine Analyſe oder Schilderung der in den Romanzen auftretenden Perſonen) und „Commentar". Mit Koberſtein erklärt ſich übrigens der Verfaſſer gegen die Aſſonanzverſe, die ihm als „fremdartige Spielerei" erſcheinen, obſchon er zugibt, daß einzelne in der Nachahmung des Herder'ſchen Aſſonanzſyſtems wirklich Erſtaunliches geleiſtet haben.

Charles G. Leland, der amerikaniſche Heine.

In Nr. 46 iſt von uns der neuen franzöſiſchen Bearbeitung Heine'ſcher Lieder von E. M. Nancey gedacht worden.

Demselben Blatte, welchem wir die betreffende Notiz entnahmen, em „Magazin für die Literatur des Auslandes", verdanken wir uch eine recht interessante Mittheilung über Charles G. Leland, en „amerikanischen Heine". Ueber diesen hieß es in Nr. 113 es genannten Blattes: „Vielleicht lacht mancher in Deutschland, enn er diesen originellen und lustigen Kauz und überaus poly-lotten Philologen, den er in frühern Jahren auf deutschen Uni-ersitäten und in deutschen Gasthöfen als anständigen Deutschen annen gelernt haben mag, hier als den Heinrich Heine Amerikas iederfindet. Nun, die Sache ist, daß er sich als Amerikaner ersönlich in Deutschland holte, was andere amerikanische Lite-aten nur unserer Literatur verdanken, und daß Leland außer-m ein ganz besonders volubiles Talent ist, welches sich durch aues Studium sehr vieler Sprachen und Literaturen, beson-rs der deutschen und ganz vorzüglich Heine's, zu einer eige-n literarischen Größe erhob und erweiterte. Wie genau er t deutsche Literatur kennt, geht aus einem Beispiele hervor, s manchen deutschen Literaturkenner beschämen wird. Leland t bestimmt nachgewiesen, daß «Consuelo» von George Sand t Plagiat aus dem Deutschen sei, eines Romans von Her-sfohn, den ich für meinen Theil nicht einmal dem Namen ch kannte und dessen Namen ich auch glücklich wieder vergessen be." Ist das nicht merkwürdig? Und gleicht dieses Plagiat ht gar sehr der That eines Vornehmen und Reichen, der in das us eines armen Plebejers einbrechen wollte, um ihm sein bischen er erworbenes Mehl zu entwenden und daraus für vornehme ste einen Kuchen zu backen? Uebrigens war Herloßsohn auch nicht so arm, er hat durch seinen gemüthlichen Humor sei-zeit so manches Herz erquickt; aber er war armer Leute Kind ein deutscher Literat: das sagt alles. Leland hat auch „Meister Karl's sketch book" geschrieben, Reisebilder in ne'schem Durcheinander, worunter sich auch viele Schilderun-aus Deutschland, namentlich Nürnberg, Frankfurt, Heidel-u. s. w. befinden. Eingeflochten sind Hunderte von Versen Citaten theils im Original, theils in Uebersetzung, die oft den Ort, wo sie stehen, sehr wenig hinpassen und ein Balla-ranz: „Was ein Jüngling sah in Broadway", den der kel des genannten Blattes „ziemlich salope Reimereien in te'scher Manier" nennt; man sähe wohl den guten Willen, ut, liederlich und genial zu sein, aber es fehle stets am en, womit der Original-Heine auch seinen unglücklichsten en noch Curs zu verschaffen wisse. Größern Werth hat falls Leland's englische Uebersetzung der Heine'schen Gedichte, für das Geschick, womit er sich bei der Wiedergabe schwie-Wortspiele zu helfen gewußt hat, mag folgende Umfor-g des bekannten: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine in will'", als Beweis dienen:

But the wicket-gate was faithless
Through which she escaped so still:
Oh, a wicket is always ready
To ope when a wicked one will.

H. M.

Bibliographie.

Asbjörnsen, P. C., und Gräße, J. G. T., Nord Süd. Ein Märchen-Strauß. Mit vielen Holzschnitten Originalzeichnungen von Emil Sachße. Dresden, Mein-r. Söhne. Gr. 8. 24 Ngr.

Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakspeare's. berg, J. C. B. Mohr. 8. 10 Ngr.

Johnstedt, E., Ludwig Poock. Eine Jagdgeschichte aus halen. Nach amtlichen Urkunden mitgetheilt. Altona, gs-Bureau. 12. 5 Ngr.

Kroch, F. K., Kaspar Hauser. Kurze Schilderung seines inens und seines Todes. Zusammenstellung und Prüfung is jetzt vorliegenden Materials über seine Abstammung; eilung seither noch nicht veröffentlichter Thatsachen, und kritische Würdigung der Angaben von Feuerbach, Eschricht und der neuesten von Daumer. Zürich, Meyer u. Zeller. 1859. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Deutschen in Amerika. Mittheilungen des Berliner Vereins für die ausgewanderten Deutschen der evangelischen Kirche im Westen Nordamerika's. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Dyckhoff, Jenny, Meine Lieder. Osnabrück, Meinders. Gr. 16. 12 Ngr.

Hentschel, K., Der Kampf in der Krim. Preisgedicht in drei Gesängen. Grossbodungen. 16. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Drei kurze Geschichten. Berlin, Wagner. Gr. 16. 20 Ngr.

Hillebrand, J. H., Deutsche Rechtssprichwörter. Gesammelt und erläutert. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmeister, P., Deutsche Schwänke. Illustrirt von W. Pfaff. Cassel, Fischer. Gr. 4. 25 Ngr.

Skizzen aus einem vielbewegten Leben. 1793—1851. (Von W. Zirges.) Mit einem Vorwort von F. Gleich. Leipzig. 1859. 8. 15 Ngr.

Stahr, A., G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke. Zwei Theile. Berlin, Guttentag. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Sulaiman des Gesetzgebers (Kanûnî) Tagebuch auf seinem Feldzuge nach Wien im J. 93⅞ d. H. = J. 1529 n. Chr. Zum ersten Male im türkischen Originaltexte herausgegeben, mit einer deutschen Uebersetzung und mit Anmerkungen versehen von W. F. A. Behrnauer. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 18 Ngr.

Thomas von Kempen, Nachfolge Christi in älterem Deutsch. Freiburg im Br., Herder. 1857. 16. 11 Ngr.

Wecker, G., Wendel. Roman. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 28 Ngr.

Widmann, A., Dramatische Werke. Zwei Theile. Leipzig, Voigt u. Günther. 16. à 1 Thlr.

Wietersheim, E. v., Geschichte der Völkerwanderung. 1ster Band. 1ste Hälfte. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zähler, J., Im Walde. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Emil Sachße. Dresden, Meinhold u. Söhne. Qu. 4. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Das hamburgische Dampfschiff „Austria" auf der Reise von Hamburg nach New-York begriffen und sein unglückliches Verhängniß am 13. September 1858. Nach authentischen Berichten der Augenzeugen und Privatbriefen treu mitgetheilt. Mit einem aufs sorgfältigste revidirten Verzeichniß der geretteten Passagiere. Hamburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Reformirte Erklärung über das Abendmahl. Gießen, Heyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Friedrich, F., Jubelerinnerungen. Beschreibung der 300jährigen Jubelfeier in Jena. Jena, Deistung. 8. 7½ Ngr.

Prestien, J. A., Das Ansiedlerleben in der Kolonie Blumenau. Eine Skizze. Leipzig, Wagner. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Tarifreform in Oesterreich. Zur Würdigung der schutzzöllnerischen Bestrebungen. Mit Tabellen über die Ein- und Ausfuhr seit 1851. Wien, Gerold's Sohn. 1859. Gr. Lex.-8. 12 Ngr.

Wechsler, B., Mallet und die Juden. Einige Noten zum Texte einer Predigt. Hamburg, Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Zunz, L., Damaskus, ein Wort zur Abwehr. Nebst einem Verzeichniss der Schriften des Verfassers mit Anmerkungen herausgegeben von M. Steinschneider. Berlin, Springer. 1859 8. 7½ Ngr.

Zur Orientirung in der Justizreform-Frage. Von einem Unbetheiligten. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches

Conversations-Lexikon.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf eine

Neue Ausgabe dieses Werks in 80 Heften zu 2½ Ngr.,

wovon seit October 1858 **monatlich 3 Hefte** ausgegeben werden, sodaß das **ganze Werk spätestens bis Ende 1860** vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf die Neue Ausgabe (die zur Erleichterung der Anschaffung des Werks veranstaltet worden ist) seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich **vollständig,**

in allen beliebigen Terminen

beziehen und zwar:

in **4 Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;

vollständig auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr., (**gebunden** in Halbleinwand 7 Thlr. 14 Ngr., in Leinen 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.).

In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder andern rasch irgendeine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß als ein treues Nachschlagebuch bewähren. Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Das bereits Erschienene der Neuen Ausgabe ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman von Ludwig Rellstab.

Zweite Auflage.

In fünf Bänden oder zehn Halbbänden.

12. Geh. Jeder Halbband 1 Thlr.

Rellstab's neuer Roman scheint denselben Beifall zu finden wie sein allbekannter Roman „1812", der zu den gelesensten deutschen Romanen gehört, schon in vierter Auflage vorliegt und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde. Von der Kritik auf das freundlichste begrüßt, weil er dieselben Vorzüge wie „1812" besitzt: glücklichste Verschmelzung des Historischen (der Roman schildert die ersten Jahre des Dreißigjährigen Kriegs) mit dichterischer Erfindung, ergreifende und spannende Erzählung, ist bereits vor seinem vollständigen Erscheinen eine zweite Auflage nöthig geworden und außer einer Uebersetzung ins Holländische ein Nachdruck desselben in Nordamerika veranstaltet worden.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland.

Dieses Werk bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste bis Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Scenen. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Hunyady.

Ein historischer Roman von Wilhelmine Guischard.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses Erstlingswerk einer jugendlichen Schriftstellerin behandelt das interessante und dem größern Publikum fast nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehnender Weise und verdient die Beachtung aller Freunde des historischen Romans in hohem Maße.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

int wöchentlich. — Nr. 49. — 2. December 1858.

ter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. jährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Arndt über Stein. — Otto Roquette's „Heinrich Fall". — Religiöse Dichtungen. — Die „Westminster Review" über den deutschen realistischen Roman. — Hebbel und Jean Paul. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Arndt über Stein.

nderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Karl Friedrich von Stein von E. M. Arndt. Berlemann. 1858. 8. 2 Thlr.

möchten dieses nach Verlauf weniger Monate in uflage erschienene Buch aus der unermüdlichen greisen Patrioten „Erzählungen eines Großennen. „Vater Arndt" zwar haben ihn seine Zeitgenossen und Mitstreiter im großen vater- Befreiungskampfe genannt und dieser trauliche t sich unverändert von Geschlecht zu Geschlecht nsere Tage herab fortgeerbt. Aber er hat doch allmählich eine andere Bedeutung gewonnen. sich noch hier und da in einzelnen der Stimer Zeit ganz besonders verwandten Gemüthern begriffe väterlicher Autorität und kindlicher Pietät knüpfen wie damals; in der Anschauungsweise Mehrzahl ist er zu einem nationalen Ehrenden, welchen das deutsche Volk mit freiwilliger keit nach eben dem Rechte und in eben dem heilt, wie etwa eine Stadtgemeinde ihre in d ehrenvoller Thätigkeit für das Gemeinwohl Mitbürger zu Ehrenbürgern und Ortsältesten Mit diesem Titel steht sein Name neben dem n auf den goldenen Blättern unserer vaterländalen eingezeichnet und unsere fernsten Nachden ihn als ein wohlerworbenes Recht zu n.

rigen aber hat die Natur der Dinge ihr Recht nd das väterliche Verhältniß Arndt's zu seinen schen hat sich im Laufe der Jahre unvermerkt roßväterlichen umgestaltet. Damit hat es unan seinem ursprünglichen Ernst und an seiner deutsamkeit verloren, aber, wie es uns be, vielleicht nicht weniger an Innigkeit, Trau- Heiterkeit gewonnen. Die Väter können es en Pflichten und Lasten der Erziehung, die Söhne vor eitel Respect oder aber vor eitel Naseweisheit nicht zur rechten gegenseitigen Liebe, zur echten, ungemischten Freude aneinander bringen. Und diese im Familienleben nicht seltene Erscheinung ist im Völkerleben so ziemlich die Regel. So oft wir die Anschauungen und Strebungen zweier unmittelbar aufeinander folgenden Generationen zusammengehalten haben, so haben wir uns nie des Gedankens erwehren können, als betrachteten dieselben einander wie Stiefältern und Stiefkinder. Ganz anders gestaltet sich das Verhältniß, wenn noch eine Generation dazwischenliegt: Vorurtheile, Interessen und Leidenschaften haben keine Veranlassung mehr, sich unmittelbar aneinander zu reiben und das Gemüth tritt nun wieder in seine vollen Rechte ein — so im Familienkreise, so noch viel mehr in der Weltgeschichte. Wir werden uns beim Tode Arndt's nicht verwaist fühlen, wie das deutsche Volk sich verwaist fühlen mußte, als das Schicksal ihm einen Schiller, einen Scharnhorst entriß; aber wehmuthsvoll, schmerzlich vermissen werden wir das selige, innig befriedigende Gefühl, womit wir an Tagen, wie der heutige 18. October (an dem wir dies schreiben) uns sagen können: Gott sei Dank, Vater Arndt hat seinen Ehrentag abermals frisch und fröhlich erlebt, er zählt nun 89 Jahre, wie wir an jedem Neujahrstag uns zurufen: Glück auf, der Humboldt lebt ja noch, und der Schlosser ....! Gott beschere seinen Deutschen noch viel solche Großväter!

Das muß in der That ein gar frisches, grünes Alter sein, in dem man seinen Enkeln nach guter, alter Großvätersitte noch solche Geschichtlein erzählen kann, wie sie Vater Arndt in vorliegendem Buche seinen lieben Deutschen erzählt. Es ist freilich wahr, wie er in der Widmung selbst gesteht, daß wir manches schon anderwärts und namentlich in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben" gelesen haben, was wir hier „neu angeklungen, auch wol wiederholt finden"; mehr, als er selbst zu glauben scheint und ohne allen Zweifel gerade das Bedeutendste. Aber was verschlägt das? Ist es nicht eben

auch erprobte großväterliche Art, das Erzählte immer wieder zu erzählen und zwar so zu erzählen, daß es nicht blos „neu anklingt", sondern sogar in fester Form und Formel wiederkehrt? Vater Arndt, der ja Dichter von Gottes Gnaden ist, weiß sicherlich besser als wir, daß die seiner Erzählung immer aufs neue gespannt lauschenden Enkel wol ebenso viel Freude an dem schon oft Gehörten haben, von dem sie jeden Augenblick zu wissen glauben, „was nun kommt", wie an dem Neuhinzugekommenen, was dem alten trauten Bilde neue Züge, neue Farben einverleibt; er weiß besser als wir, daß gerade in dieser regen Wechselthätigkeit, in diesem ununterbrochenen Herüber- und Hinüberspielen der Productivität und Receptivität des Erzählers und der Zuhörer das eigentlich epische, doch was sagen wir? daß darin das volle ästhetische Behagen überhaupt beruht. Liegt nicht in dem Mangel dieser Wechselthätigkeit der Grund des Umstandes, daß Goethe für seine epischen Velleitäten nicht die Stimmung homerischer Zeitgenossen fand, und daß unsere Dramatiker vergeblich nach einem sophokleischen Publikum ausschauen? und hinwiederum der Grund des Umstandes, daß Goethe es bei bloßen Intentionen bewenden ließ und unsere weniger scharf blickenden Dramatiker sich in wirkungslosen Versuchen zermartern? Da versteht der alte Arndt sein Dichterhandwerk besser; es ist nicht anders, als ob er bei Vater Homer in die Schule gegangen oder im Lande seiner alten Liebe als fahrender Skalde unter den Wikingern umhergewandert wäre — so sicher weiß er den festen Boden nationaler Gesinnungen und Strebungen herauszufinden; wo er seine Zuhörer hinführt, da fühlt jeder sogleich: hier ist reine, verjüngende, sittliche deutsche Lebensluft!

Irgendetwas Neues, ihm bisher Unbekanntes sucht der Hörer oder Leser allerdings, wenn sein Interesse, selbst im Aether eines gemeinsamen nationalen Ethos, nicht allmählich erlahmen soll. Wiewol, nebenbei bemerkt, der Verfasser oder Verleger gar nicht schlecht speculirt haben würde, wenn er lediglich die betreffenden Theile der „Erinnerungen" in etwas umgegossener Form und mit verändertem Titel wieder in die Welt hinausgeschickt hätte. Wie es Bücher gibt, von denen man sagen kann, daß sie sich wie eine ewige Krankheit forterben, so gibt es andere, denen man wünschen möchte, daß sie früher nicht geboren wären, um erst jetzt das Licht der Welt zu erblicken. Zu den letztern haben wir immer Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben" gezählt. Zwar haben dieselben nicht wenig Anklang gefunden und in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt; aber das, was sie hätten werden sollen, ein deutsches Volks- und Familienbuch, das sind sie nicht geworden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier nachweisen wollten, warum das so gekommen ist; die Zeitumstände erklären das Meiste, wenn auch nicht alles, kurz — sua fata habuerunt. Jetzt hat sich manches geändert und die „Erinnerungen" hätten dermalen die beste Aussicht, ihre Bestimmung endlich zu erfüllen, wenn ihnen nicht der unverzeihliche Mangel anhaftete, schon früher existirt zu haben und inzwischen einigermaßen in Vergessenheit gerathen zu sein. Eine neue Ausgabe unter verändertem Titel würde ihnen, auch ohne sonstige Zuthat, jetzt vielleicht einen ausgedehntern Leserkreis gesichert haben, gerade so wie mancher Rhapsode seinem Lieblingsgesange dadurch, daß er ihn lange Zeit ruhen und dann zur rechten Stunde wieder erklingen ließ, die Unsterblichkeit gesichert haben mag.

Doch, wie gesagt, auch das Neue, welches uns der Verfasser im vorliegenden Buche gibt, würde hinreichen, das Erscheinen des letztern vollkommen zu rechtfertigen und ihm, „soweit die deutsche Zunge klingt", eine herzliche und begeisterte Aufnahme zu sichern. Der Fr. Varnhagen von Ense's hat es uns eben erst zur Genüge gelegt, wie wichtig und wie dringend es sei, daß die wenigen noch Ueberlebenden, welche im großen Befreiungskampfe mitgehandelt und mit seinen Helden verkehrt haben, wiederholt ihr Gedächtniß durchfurchen, um nicht unschätzbare Erinnerungen in das schweigsame Grab mit hinabzunehmen. So vor allem, wenn es sich darum handelt, das Lebens- und Charakterbild Stein's zu vervollständigen. Wir möchten im Interesse der vaterländischen wie der Weltgeschichte wünschen, daß Stein in der That seinen Boswell (oder Bothwell, wie Arndt schreibt) gefunden hätte, wenn er nicht dazu etwas von einem Johnson hätte sein müssen. Stein würde die ersten Oeffnungen einer Person von boswellischen Neigungen und Absichten ganz einfach dadurch erwidert haben, daß er sie ohne weiteres die Treppe hinuntergeworfen hätte, und wie wenig gerade Arndt das Zeug zu einem Boswell in sich hatte, das geht sattsam aus der einfachen Thatsache hervor, daß er zwei volle Jahrzehnde hindurch mit dem stolzen und heftigen Reichsfreiherrn im vertrautesten Umgange lebte. Wer daher in dem vorliegenden Buche Aufschluß darüber zu finden hofft, wie er sich räusperte und wie er spuckte, der irrt sich; und nicht minder irrt derjenige, welcher etwa den Verfasser von jener Krankheit angesteckt glaubt, die Macaulay treffend als tabes Boswelliana bezeichnet und von der sich Gott sei Dank die Deutschen im allgemeinen so ziemlich freizuwerden wissen. Arndt's Begeisterung für den „tapfersten und windlichsten deutschen Ritter" ist freilich von einer Kraft und Tiefe, die unter unserer Generation Staunen erregen mag; aber sie bleibt bei aller Stärke maßvoll. Stein ist ihm, wie wol uns allen, ein Heros, aber ein Heros von durchaus menschlichen Dimensionen, den er verehrt, aber nicht anbetet, dessen Tugenden er feiert, dessen Gebrechen er aber nicht verschweigt. „Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern", diese überaus treffenden Worte, in welche der Verfasser am Schlusse seines Werks das Charakterbild seines Helden zusammenfaßt, bezeichnen den Grundton der im ganzen Buche herrschenden Auffassungsweise.

Das Buch gibt genau das, was es auf dem Titel verspricht, nicht mehr, nicht weniger; es will gar keine Biographie sein, es ist nicht einmal eine vollständige

ristik Stein's, es ist eben „ein kleines Schatten-
ver vielmehr eine Reihe von Schattenbildern, die
noch lange kein vollkommenes und treffendes Ge-
ben würden, wohl aber alte Züge vertiefen und
egrenzen, alte Farben wieder auffrischen und feiner
. Die einzelnen Schattenbilder sind rhapsodisch
ander gereiht, ohne den künstlerischen Gesammt-
u beeinträchtigen; seine Wirkung ist eine tiefe,
e, und wenn irgendein Buch geeignet ist
eldenbild endlich in die Herzen der großen Masse
olks einzuprägen, so ist es das vorliegende.
hrtes Werk thut es nicht; die Versuche seiner
Excerptoren ebenso wenig.

ol bei den meisten Lesern d. Bl. eine Be-
mit Arndt's „Erinnerungen" vorauszusetzen
, so sehen wir von einer Inhaltsangabe seines
Werks ab und begnügen uns, einiges Neue her-
, ohne gerade im einzelnen Falle für dessen
Neuheit unbedingt bürgen zu wollen. Wenig
gewährt für diesen Zweck das erste, größte
3 Buchs, welches den Aufenthalt Arndt's bei
Rußland während der Jahre 1811 und 1812
und insbesondere sucht man vergeblich nach neuen
über das so interessante persönliche Verhält-
s zum Kaiser Alexander. Bedeutsam für die
ng von Stein's weltgeschichtlicher Stellung sind
womit der Verfasser die Geltung und Haltung
rn an den verschiedenen Orten seiner Wirk-
ichnet.

ch nun zurückdenke an alle die Orte, wo ich den
habe wirken und wandeln gesehen, an Petersburg,
Breslau, Dresden, Frankfurt u. s. w., so ist er mir
ends als ein Glücklicherer und Muthigerer erschie-
nserer Newaburg: auf seinem Antlitz, in seiner Ge-
de, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer
neu durchschossen und mit einem Glanze des Muthes
ung durchleuchtet und umleuchtet, daß ich alle seine
elenden Zufälligkeiten, sein schon ergrautes Haar,
odagra zuweilen gehemmten und gekürzten Schritte
ß.

ht einen unbeschreiblich traurigen Eindruck,
weiterhin sieht, wie dieser kerndeutsche Mann,
n heimatlichen Boden betreten hat, mit jedem
elchen er auf diesem Boden vorwärts thut,
Lichtblicke abgerechnet, immer mehr von seiner
von seinem Selbstvertrauen und von seiner
en Haltung verliert. Die Macht unbeug-
ltnisse erklärt viel von dieser tragischen Er-
anz erklärt sie nur die vielleicht manchem
ne Wahrheit, daß, so stark und groß auch
zum deutschen Vaterlande war, sein Haß
von doch noch stärker und größer war, und
erstere, sondern der letztere seine welthisto-
g bestimmt. Hierin lag auch sein Verhält-
nit Frau von Staël, die im Herbst 1812
erschien, natürlich in Begleitung August
egel's, der „wie ein blankgeschniegelter fran-
in Schuhen mit goldenen Schnallen und
schneeweißen seidenen Strümpfen" erschien und meist sehr leise flüsterte.

Diese lebendigste und politischste Französin und unsern lebendigsten Stein miteinander zu sehen, das war ein Leben. Sie waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; sie mußte sich schon einige starke Stein'sche Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzosen gefallen lassen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche sie ihm aus ihrem Manuscript „Sur l'Allemagne" vorlas, und ich hatte die Noth, daß er mir die Kapitel zum Abschreiben für Frau und Töchter gab. Ja, eine Lust war es, diese beiden lebhaftesten leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Divanen in ihren lebendigsten Bewegungen gegeneinander stoßen und caramboliren zu sehen.

Arndt fügt noch hinzu:

Diese Frau, in welcher Schönheit nie gewesen und die Jugendblüte verwelkt war, übte durch den treuen, klaren, liebenden Ausdruck ihrer Geberde, ihres Antlitzes doch auch auf mich eine solche Gewalt, daß ich in ihr die Französin ganz vergaß: es war ein Spiegel hellsten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit.

Aus der furchtbaren Winterreise über die russischen, von den Spuren des unheilvollen Rückzugs überäeten Einöden mögen zwei für Stein's Charakter in entgegengesetzter Beziehung bezeichnende Auftritte hier Platz finden. Anfang Januar 1813 machten die beiden Reisenden eines Nachmittags in Pleskow halt, wo sie Chasot besinnungslos am Lazarethfieber niederliegend fanden.

Sein Adjutant von Tidemann, ein geborener Preuße, führte uns an sein Bett, den Minister warnend, seinem Aushauch nicht zu nahe zu treten. Ich drückte dem Tapfern die Hand, Stein aber, ihm auf die Stirn küssend, rief dem warnenden Tidemann zu: „Ei was Lebensgefahr! Wir stehen immer zwischen Leben und Tod, aber auf diesem Felde steht man doppelt dazwischen." Wenige Tage darauf war der edle Chasot eine Leiche.

In Wilna erschien bei Stein ein deutscher Offizier in französischer Kürassieruniform und ersuchte ihn um seine Vermittelung zu Gunsten der gefangenen Deutschen. Der Minister, welcher ihn anfangs als Sohn eines alten Bekannten freundlich aufgenommen hatte, brach, als ihm jener erzählte, daß er beim Beginn des französisch-spanischen Kriegs Dienst genommen und in Spanien einige Feldzüge mitgemacht habe, zornentrüstet in die Worte aus:

Ja, mein Herr, den Deutschen, allen Deutschen möchte ich gern helfen im Unglück, aber ich bin nicht hiehergekommen deutschen Edelleuten zu helfen, die sich freiwillig, aus Langeweile erbieten und erbitten, für einen Tyrannen ein edles freies Volk plündern und unterjochen zu helfen. Gehen Sie! Die Wege der Menschen sind sehr verschieden, unsere Wege aber sind die verschiedensten; der meinige führt jetzt nach Deutschland, der Ihrige nach Sibirien.

Was der Verfasser über Kaiser Alexander, hier wie überall sine ira et studio, beibringt, ist nichts weniger als geeignet unsere Achtung vor dem Manne zu erhöhen. Es stimmt vortrefflich zu Gervinus' Charakteristik. Insbesondere dient das S. 91 Gesagte, was nicht leicht ein anderer als der alte Arndt so hätte sagen können, zum Beweise, daß die bekannte Voraussetzung bei alten Betschwestern auch außerhalb des schönen Geschlechts zutreffen kann und unter Umständen selbst bedeutsame weltgeschichtliche Vorgänge erklären hilft. Auch bei dem von Gervinus gezeichneten Charakterbilde Friedrich Wilhelm's III.

dürfte es nach allem, was Arndt über ihn beizubringen Veranlassung findet, sein Bewenden haben, trotzdem daß der Verfasser hier eher ins Helle malt. Das Benehmen des preußischen Hofs gegen den todkranken Stein in Breslau empört, so oft man es wieder liest; vielleicht nicht so allgemein bekannt ist folgende Anekdote. Friedrich Wilhelm, sagt Arndt, hat dem General York seinen Groll noch viel später empfinden lassen.

Als in Frankreich York nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschirte und die Soldaten zum Theil mit beschmuzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: „Schlecht geputzt und gekleidet", und als York das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der König ein: „Nun, müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt."

Uns wenigstens erscheint dies ebenso kleinlich wie die berüchtigte Aeußerung des Herzogs von Angoulême und im übrigen noch schlimmer.

Arndt ist keineswegs geneigt die Bedenklichkeiten zu unterschätzen, welche sich dem Feuereifer Stein's bei seinem Eintritte in Deutschland und namentlich in Königsberg hemmend entgegenstellten; hier wie überall beurtheilt er die Zustände und Persönlichkeiten nicht blos unbefangen und gerecht, sondern sogar mild, bisweilen allzu mild, wie bei Arnsfelt und Knesebeck. Aber an seinem Franzosenhasse scheint die Zeit kaum etwas gemildert zu haben. Stein und Arndt waren in Gumbinnen bei Schön, welcher ihnen die klägliche Flucht der Trümmer des französischen Heeres schilderte und seine Erzählung mit den Worten schloß:

„Hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: schlagt todt, schlagt todt! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen." Hier fiel ihm Stein ins Wort: „Aber warum haben sie die Kerle denn nicht todtschlagen lassen?" Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht gethan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Nach diesem Wortwechsel belächelten beide sich eine Weile. Arndt meint nun, es sei sehr die Frage, ob das deutsche Milde und Menschlichkeit oder vielmehr deutsche Flauheit und Gleichgültigkeit gewesen sei; Spanier und Franzosen wenigstens würden in gleichem Falle nicht eine Maus nach Deutschland herausgelassen haben.

Man hätte in Preußen und Deutschland dem Napoleon seine besten Feldherrn und Generale und einige tausend tüchtige und erfahrene Offiziere, durch deren Hülfe er bald wieder 400000 Mann unter die Fahnen stellen konnte, fangen oder todtschlagen können.

Das kleine, schwergeprüfte Ostpreußen war damals der Vertreter Deutschlands und vor allem in Königsberg schlugen die Wellen des neuentfesselten Nationalbewußtseins im Sturme der Begeisterung hoch empor.

Jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von 16, 17 Jahren ihre Säbel wie mit vollster Mannskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröthe deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines so neuen, jungen Lebens nimmer vergessen. Ich erzähle ein wenig, ich war damals ja recht mitten darin. Die Erzählung ist aus meinem neunundachtzigsten Jahre.

Und nun erzählt er aus jener Zeit, wo er „unter andern fliegenden Blättern und Blättchen, wie sie der geschwind fliegende Tag und das geschwind fortmarschirende Glück verlangte, in Stein's Sinn und Befehl" sein Büchlein: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" und seinen „Deutschen Soldatenkatechismus" schrieb und wo auch sein „Deutsches Vaterlandslied" entstand, des Erlebenden vieles und darunter auch folgenden herrlichen Auftritt:

Professor Delbrück hatte mich zu einem feierlichen Akt des Gymnasiums geladen, dessen Scholarch er war. Alle Gymnasiasten wollten ins Feld und gingen ins Feld, die meisten nun in ein Reiterregiment, welches Oberst Graf Lehndorf aus den Freiwilligen errichten wollte, die Pferde und Rüstung aus eigenen Mitteln schaffen konnten. Ich litt auch sogleich durch diesen Patriotismus: mein schöner Helfer und Auerichter, der Bediente meines Wirths, des Präsidenten Nicolovius, ward auch von dem kühnsten Muth fürs Vaterland ergriffen, er mußte ich die Mittel zur Anschaffung von Roß und Rüstung bei Einem sammeln, ich trug auch 15 Thaler bei. Ich habe den braven Jungen später in Berlin wiedergesehen als Wachtmeister mit schönsten Ehrenzeichen auf der Brust.

Der von Delbrück geordnete Actus im Gymnasium war der allerfeierlichste; Klopstock'sche Oden, Gleim'sche Lieder, die Hermannsschlacht und anderes dergleichen wurden von den Schülern hergesagt; noch erinnert's mich, wie der Klopstock'sche Vers:

> Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblute,
> Mit dem Staube der Schlacht bedeckt; so schön war
> Hermann niemals, so hat's ihm
> Nimmer vom Auge geflammt —

in der Kehle eines Jünglings halb zerbrochen stecken blieb, wie der bei solchen Gelegenheiten immer und damals ganz deutsch-begeisterte Delbrück den Vers nun selbst über seine Lippen mit solcher erschütternden Bewegung herausspringen ließ, daß alle Zuhörer miterschüttert in laute Jubeltöne ausbrachen.

Der interessanten Gesellschaftskreise und Persönlichkeiten, mit denen Arndt in Königsberg verkehrte, können wir weder hier noch später bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Breslau, Dresden (wo er bei Körner wohnte und aus Goethe's Munde das berüchtigte Wort von dem allzu großen Manne hörte) und Frankfurt im einzelnen gedenken. Nur der alte biedere und geistreiche, aber auch wegen seines beißenden Witzes sehr gefürchtete Geheime Kriegsrath Scheffner sei erwähnt. Dieser hatte eine eigenhändige Lebensbeschreibung und darin namentlich eine höchst ergötzliche Schilderung des allem Anschein nach ziemlich wunderbaren Treibens am preußischen Hofe während seiner unfreiwilligen Verbannung nach Königsberg hinterlassen und seinen Testamentsexecutoren Hüllmann und Delbrück zur Veröffentlichung nach seinem Tode übergeben. Diese besorgten auch wirklich den Abdruck, wurden aber durch die mislichen Zustände zur Zeit der Demagogenriecherei so bedenklich, daß sie das fertige Buch einstampfen ließen und nur ein verstümmeltes und verschnittenes Stück Scheffner's herausgaben, von dem Arndt versichert, es

ſcheſte, ſchärfſte, Scheffner'ſche Salz herausgelaugt
gleich es ſich noch ganz leidlich leſen laſſe.

Mittheilungen über Stein's und Arndt's Thätig-
zum Abſchluß des erſten Pariſer Friedens über-
wir trotz ihrer Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit,
größtentheils ſchon in den „Erinnerungen" zu
d. Die letzte Partie des Werks zeigt uns den
in ſeiner Zurückgezogenheit von der politiſchen
it, welche durch ſeine wahrhaft traurige, vom
nur dunkel angedeutete, aber doch entſchuldigte
auf dem Wiener Congreſſe einen niederſchlagen-
ſchluß fand; wir erblicken ihn im perſönlichen Ver-
berühmten oder ſeitdem berühmt gewordenen Zeit-
mit Kronprinz Ludwig von Baiern, mit Schloſſer,
he, mit Karl Auguſt, und in freundſchaftlichern
gen mit dem trefflichen Hans von Gagern und
Verfaſſer ſelbſt, welcher bis zu Stein's Tode am
1831 faſt jedes Jahr längere Zeit mit ihm
n Gütern Naſſau oder Kappenberg verweilte.
ar, wie Arndt ſchon in den „Erinnerungen"
im Sommer des Jahres 1815 bei Gelegenheit
flugs durch die ſchönen Seitenthäler des Rheins
Naſſau gekommen und Stein hatte ihn aus
hofe in ſein Schloß hinaufgenöthigt, hatte an-
aſſen und war mit ihm zuſammen den Rhein
hinuntergefahren. Arndt ſagt:

nn mir denken, wie die beiden Reiſegefährten jeden
toß vermieden; es war gewiß die äſopiſche Reiſe des
nd irdenen Topfes. So gingen ſie auch in Köln neben-
in mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer
tein's Rede in Geſellſchaft ſtiller tönen gehört.

's Geſicht machte auf Arndt denſelben bezau-
indruck wie auf jedermann; in ſeiner Körper-
r fand er ein Misverhältniß, das eine gewiſſe
nd Unbeholfenheit zur Folge hatte: die Beine
hm um ſechs, ſieben Zoll zu kurz. Dieſem Um-
ibt er auch zum Theil jene faſt bedientenmäßige
ngen adelichen Offizieren gegenüber zu, welche
an Goethe unangenehm auffiel. Dieſe Schilde-
chon beim Erſcheinen der „Erinnerungen" viel-
oß erregt; aber Arndt, dem Goethe unbedingt
Deutſche des 19. Jahrhunderts neben Stein
erade in dieſer Beziehung einen geübten Blick
arfes Urtheil. Zwei Jahre ſpäter kam Stein
luguſt auf vier Tage nach Köln.

war geſund und von der köſtlichſten Laune, der
ſeiner gewöhnlichen alten ſehr ſoldatiſchen Weiſe:
Fürſt über jeden Zwang hinaus und immer der
Mann von Muth und Geiſt. Er blieb Herr in der
nd machte doch jeden frei.

ſten Geſpräch war Stein weitaus der Ueber-
r erſchien der Großherzog

leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der
zweifelnde Noten- und Gleſſenmacher, als ein
s. der vielleicht auch Goethe oft mehr herab-
gehoben hat. Hierbei war auch das wunderlich,
r der Kitzel ſtachelte, Stein zum Zorn zu reizen
iner Heftigkeit gleichſam zu ergötzen; denn er ſelbſt
n geſchwindeſten Einhieben und Gegenhieben des
Freiherrn in fürſtlicher Gleichmüthigkeit trotz einem Gotte
Epikur's.

Aber die Zurechtweiſungen, die er erhielt, waren nicht immer der Art, daß er ſie mit unbefangener Miene in die Taſche hätte ſtecken können. Hinſichtlich der „ſpitzköpfigen Schreiber und Advocaten", wie der Großherzog die würtemberger Stände ſchalt, mochte der geborene Reichsfreiherr ſeine Vorurtheile ſo gut haben wie der geborene Fürſt; in andern Fällen zeigte ſich Stein entſchieden als die edlere, königlichere Natur. Der Großherzog fand es gar nicht übel, daß die Engländer in Deutſchland die Werbetrommel rührten. Stein widerlegte ihn und ſchloß ſeine Erklärung mit den Worten:

Es iſt aber noch ein Ehrenpunkt dabei, und der iſt es, worauf ich Sie hinweiſe und welchen unſere deutſchen Fürſten in dieſen Tagen doch endlich einmal anfangen ſollten von den Fremden zu lernen. Wer in England und Frankreich ſolche Werbetrommel rühren wollte, der würde ſogleich gefaßt und an Leib und Geld geſtraft, auch wol zwei, drei Jahre in ein Loch geſteckt werden.

Der Großherzog kam nach manchen andern leichtfertigen Scherzen auch auf Zacharias Werner zu ſprechen. Arndt ſelbſt hatte dieſen am Tage nach ſeiner Prieſterweihe beim ältern Brentano in Frankfurt geſehen.

Nun hatten die Frauen der Brentano'ſchen Häuſer mit mehreren hübſchen Geſellinnen dem jungen Prieſter ſchönſte Ehrengeſchenke bereitet, Kränze und Bänder und ein koſtbares mittelalterliches Miſſale mit allerliebſten Bilderchen. Da war denn mein Zacharias immer herumgeſprungen mit albernen bunten Schwänzeleien wie ein beweglicher gezwickter abgelebter Kater, der in ſeiner ganzen geſchlungenen und gewundenen Gliederung nichts als eitel Wipperlichkeit iſt.

Der Großherzog erzählte eine Menge anſtößiger Geſchichten von dem Dichter, alles in leichtfertiger lockerer Weiſe, ſodaß dem Freiherrn der Kamm ſchwoll. Der Großherzog ſagte: „Der arme dünnſchälige Kerl hatte ſich eingebildet, er könne und müſſe in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, welche Gott recht eigentlich für ihn geſchaffen habe. Das war ſo ſeine poetiſche Naturlehre." Stein fiel ihn hier ins Wort: „Sie ſollten ſagen, es war eine fürſtliche." Der Großherzog ſchloß mit der Nutzanwendung, daß eigentlich jeder Mann Aehnliches durchgemacht habe, „und Sie" wendete er ſich zu Stein, „haben auch wol nicht immer wie Joſeph gelebt." — „Wenn das wäre", erwiederte Stein, „ſo ginge das niemand etwas an, aber immer habe ich Abſcheu vor ſchmuzigen Geſprächen gehabt, und halte es nicht für paſſend, daß ein deutſcher Fürſt dergleichen vor jungen Offizieren ſo ausführe." Der Großherzog verſtummte und es erfolgte eine Todtenſtille. Nach einigen Minuten fuhr der Großherzog mit der Hand über das Geſicht und ſetzte, als ſei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anweſenden aber war heiß und kalt geworden. Von derartigen Vorgängen zurückzuſchließen, dürfte die „luſtige" Zeit von Weimar etwas mehr als luſtig und der ehrwürdige Klopſtock etwas Beſſeres als ein moraliſirender Pedant geweſen ſein. Ohne das Bewußtſein ſeiner ſittlichen Reinheit und Strenge

würde auch Stein bei allem seinem Muthe und Ritterstolze nicht auf diese Weise mit Fürsten umgesprungen sein. Das erlaubte er sich aber nicht blos dem kleinen Großherzog von Weimar gegenüber, von dem er weder etwas zu hoffen noch zu fürchten hatte; so hatte er auch zu dem mächtigen Alexander gesprochen, von dem die Erreichung seiner welthistorischen Absichten, seiner Lebensaufgabe abhing, und so sprach er auch zu den Prinzen seines Königshauses, wie Arndt durch ein schlagendes Beispiel aus seiner spätern Lebensperiode belegt. Solche Worte sind seitdem nie wieder gehört worden.

Ein wohlthuendes Bild ist Stein als Familienvater, als Gutsherr im Verhältniß zu seinen Untergebenen und Nachbarn, insbesondere den freien westfälischen Bauern, deren Eigenartigkeit er schätzte und liebte, und im Verkehr mit seinen Patronatspfarrern, unter denen namentlich der katholische Pastor Fry viel schöne Stunden in ernstem und launigem Gespräch mit ihm verbrachte. Wol wissen wir aus seiner Correspondenz sowie aus seiner öffentlichen Wirksamkeit auf den westfälischen Provinziallandtagen und anderwärts, daß dieses anmuthige Bild auch seine Kehrseite hat, daß nicht blos Wehmuth, wie Arndt andeutet, und Resignation, sondern Unzufriedenheit mit Freund und Feind, Groll und selbst gewissermaßen Abfall von den Ideen und Strebungen, die ihn einst so stark gemacht hatten, seine spätern Lebensjahre trübten. Allein das darf uns nicht im Genusse jener herrlichen Züge stören, in denen sich sein wahrer, sein edler und großer Charakter im kleinen widerspiegelte. Hier ist zwar nicht die ganze Wahrheit, aber hier ist doch nur die Wahrheit, gezeichnet mit dem Griffel schöner Pietät und heiliger Vaterlandsliebe. Und wer diesen Regungen noch nicht ganz abgestorben ist, der wird das Buch nicht aus den Händen legen, ohne überzeugungs- und begeisterungsvoll einzustimmen in die Schlußworte des Verfassers:

> Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stolzer politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Beigegeben sind dem Buche drei Gedichte: „Das Lied vom Stein", „Die Rheinfahrt", und „Erinnerungsbilder für die hintervommerschen Zurücktreiber": Lieder voll wunderbaren Jugendfeuers, deren einfache Klarheit und leichten Fluß der noch nicht mit Vater Arndt's Weise Vertraute leicht hier und da in der ungebundenen Rede zu vermissen in Versuchung gerathen könnte. Doch wir kennen ja seine Art, die uns traulich anmuthet und von der wir nicht gern irgendetwas vermissen möchten, d. h. jetzt, beim fast neunzigjährigen Großvater Arndt vermissen möchten, weder die hybriden noch die puristischen Wortbildungen, weder die Archaismen noch die Suecismen, noch die gewappnete Schar der Superlative. Wir sagen blos: Gott sei Dank, Vater Arndt hat sich prächtig conservirt! Möge ihn der Himmel noch lange seinen lieben Deutschen erhalten!

Die „Wanderungen" sind auf Anregung Bunsen's geschrieben worden, welcher sich dadurch einen neuen Anspruch zu seinen andern Ansprüchen auf den Dank des deutschen Volks erworben hat. 7

Otto Roquette's „Heinrich Falk".

Heinrich Falk. Roman in drei Bänden von Otto Roquette. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1858. 8. 5 Thlr.

Unter den verschiedenen Arten des Romans ist es derjenigen Gattung der nachhaltigste Ertrag zu erwarten die wir den Erziehungsroman nennen können. Denn während der humoristische Roman meist nur den flüchtigen Reiz des Augenblicks im Auge hat, der historische die poetische Gestaltung der Wirklichkeit, die Erhebung des Individuellen und Realen in die ideale Sphäre bezweckt, der psychologische Roman die Entwickelung von Grundsätzen zur That zur Aufgabe hat, führt der Erziehungsroman aus, wie für den einzelnen ein dauernder und concreter Lebensinhalt, bei so und so gearteter Naturanlage, aus den Vorgängen des Lebens gewonnen werde. Er mit somit für den Leser einen dauernden, ja einen unverlierbaren Gewinn ab. Wir verstehen hier jedoch unter „Erziehung" nicht etwa die pädagogische Doctrin, die Lehrsätze der Erziehungswissenschaft; sondern wir meinen die Erziehung, wie sie das Leben gibt, die Art und Weise wie die Geschicke den besondern Menschen bilden. Der vorliegende Roman, der zu den bedeutendern Arbeiten dieser Gattung im letzten Lustrum gerechnet werden darf, verfolgt nun die Aufgabe, die Erziehung zur Kunst durch das Leben uns darzustellen und an zwei oder drei Individuen zu zeigen, wie das Leben den Künstler formt, vielleicht selbst schafft, ohne eine ursprüngliche Verschiedenheit der geistigen Anlagen — einen Genius — anzunehmen oder vorauszusetzen.

Der Verfasser hat sich ein Ziel gestellt, das er, wol mit einigen Umwegen, vollkommen erreicht hat, indem er uns auf die geistvollste und angenehmste Weise hinleitet. An zwei Naturkindern, ohne stützenden Anhalt oder Aussicht für das Leben, stellt er uns dar, wie der Kunsttrieb entsteht, sich dem Geschicke anscheinend entgegen, aber doch von ihm getragen entwickelt und in zwei Richtungen spalten, hier zur Kunst des Malers, dort zu der des Bildners ausbildet und vollendet, indem er zwei Lebensbahnen durchlaufen läßt, die sich anziehend und abstoßend, in anmuthigster Weise und vom Leben großer Lebenskenntniß beleuchtet, ineinander fließen. Es geschieht dies so, daß wir ihm unsere Theilnahme, unsere Freude an der glücklichen Führung der Geschichte, unsere Anerkennung für die Einheit, die Sicherheit und den hohen Charakter seiner Erzählung nicht versagen können, daß vielmehr mit dem Bewußtsein aus der Hand legen, einer edeln und lehrreichen Lectüre unsere Zeit gewidmet zu haben. Es gibt unsers Wissens keinen Ueberfluß an Romanen, von welchen ein Gleiches zu sagen ist, und wir vindiciren dem „Heinrich Falk" unter denen, von welchen dies Wort gilt, eine hervorragende Stellung, womit wir

is nicht sagen wollen, daß darin alles gleich gelun-
. Dabei ist der Verfasser ein trefflicher Stilist und
eine Prosa, die an schöner Form, Durchsichtigkeit
einheit nicht leicht einer andern nachsteht, ohne
ne künstliche Nachbildung zu verrathen.

wir nun hiernach ein Werk voll Gedanken und
cklicher Kunstgestalt vor uns haben, das werth ist,
ngehenden Kritik unterworfen zu werden, das diese
und mit eigenem Gewinn für uns belohnt, so
gerechtfertigt sein, von dem Inhalt der Erzäh-
e kurze Uebersicht zu geben. Wir erblicken also
ang zwei arme Kinder, beschäftigt Reisigbündel
i Walde in die älterlichen Häuser zu tragen,
einen schönen siebenjährigen Knaben, und ein
:her als häßlich geschildertes Mädchen, Sara, die
chmachtenden Knaben liebreich hilft, soweit ihre
Kraft reicht, und ihn erquickt. Eine schöne junge
anziska, eben aufs glücklichste mit dem Gelieb-
n Maler, verbunden, sieht den schönen Knaben
nt ihn in ihr Haus; Sara, zürnend und betrübt,
ück. Der kleine Heinrich erwächst in der Familie
ers, der, obwol jener die Bilderbogen eines
Kauzes von Gastwirth früh nachahmte, doch
it bei ihm entdeckt. Indeß ist der Maler in
und in das Haus seines Schwiegervaters, eines
ufmanns, Mertens, der auch seinerseits Hein-
:ewinnt, zurückgekehrt, als plötzlich der Maler
ach Jahren tiefster Trauer vermählt sich seine
t dem Präsidenten Wintersbach, einem Mann
:wollen und Besonnenheit. Heinrich geht als
der Familie durch die Schule, schließt mit Edgar,
nten geistvollem aber körperlich gelähmten Sohn,
ndschaftsbund und macht in seinem regellosen
für Malerei, Blumen und Bäume nachbil-
ge rohe Fortschritte. Da bringt ein heuch-
öfewicht, Stillfried, der Erzieher Edgar's,
n den behaglichen Familienkreis. Um Heinrich
zu trennen, weil er seiner Herrschaft gefähr-
:ringt er es dahin, daß jener an einen fernen
m Stubenmaler Weigolt in die Lehre gegeben
Leiden des jungen Heinrich, das Handwerk,
i der Gesellenschaft, der Meister, die brave
:rden uns hier trefflich und erfahrungsreich
Heinrich entflieht endlich dem unerträglichen
fällt hülflos einem betrügerischen Fabrikanten
de, der ihn als Musterzeichner annimmt.
rüger fallirt, erliegt er fast dem Hungertode,
iche Weigolt, nachdem er die Verleumdung
en hat, seine Rückkehr in das Haus seiner
vermittelt, wo er, weil alle etwas zu be-
als ein wiedergefundener Sohn freudig auf-
:ird. Hier am Schluß des ersten Bandes
:tervollen Zeichnung zu gedenken, die der
vielen Nebenpersonen, von Weigolt, Still-
flops, dem Barbier, Daguerreotypisten und
figenie, vom Pachter Dippel, seinem Sohn
Eberlein und andern entwirft und die er so
glücklich dem Ganzen einreiht, daß sie, das mannichfal-
tigste und figurenreichste Bild entrollend, der Einheit des
Ganzen doch nirgends Eintrag thun. Vor allen trefflich
und frisch aus dem Leben gegriffen ist Tante Finette,
die hülfreiche, sich jedem zum Opfer bringende alte Jungfer,
eine Gestalt, die für die Gabe sicherer Charakteristik das
beste Zeugniß gibt. Heinrich hat nun die Akademie be-
sucht und als Porträtmaler Ruf und eine gewisse Selbstän-
digkeit erlangt, als Sara, welche indeß in England hohe
Bildung und den Sinn für vornehmes Leben gewonnen
hat, als Gesellschafterin der Präsidentin in den Familien-
kreis tritt. Heinrich's Jugendneigung entzündet sich zur
Leidenschaft für sie. Auch Sara liebt ihn, versagt sich
aber der Verbindung mit ihm, weil sie ihn hiermit sei-
nem hohen Streben, seinem Künstlerberuf zu entfremden
fürchtet, und großdenkend wie sie ist, ihn zu jugendlich
für sich findet. Hier ist die schwache Seite, die Achilles-
ferse des Romans: Sara denkt groß, wir geben es zu,
aber nicht weiblich. Zwar gibt uns der Verfasser die
beiden Charaktere so, daß sie sich etwa zueinander ver-
halten wie Malerei zur Plastik, und dies ist denn auch
wol die bildliche Bedeutung des ganzen Verhältnisses:
allein genügt dies? Wir sagen nein; ein liebendes Weib,
wie Sara sein soll und wirklich ist, kann im versagen-
den Entschluß nicht erstarren, wie Sara thut. Genug!
Auch Heinrich erstarrt nun im Trotz und obwol Sara
bald bereut, erstickt er seine Liebe und will mit Edgar
nach Italien gehen. Hiermit schließt der zweite Band,
der zwar manche Kleinmalerei und einiges Ueberflüssige
enthält, aber auch über Kunst und Geist derselben, In-
halt und schöne Form manche treffliche Gedanken ent-
hält, z. B.:

Wer mit ganzer Seele der Kunst geweiht ist, dessen Leben gehört der ewigen, unvergänglichen Schönheit, die alles verklärt. Das ist der Segen der Kunst, daß sie auf ihren aufrichtigen und echten Jünger zurückwirkt, ihn veredelt und schön macht. Wie wenn du in einen Tempel trittst und der erhabene Schwung des Baues, die Reinheit der Linien, die heilige Stille des Raums dich ruhig und ernst stimmen, sodaß jeder unedle Gedanke entflieht; so rein und erfüllt von der Gottheit, der er dient, empfindet der Künstler seine Kunst. Sie ist seine Heimat, seine Schule des Lebens, seine Welt. Er hat die äußere darum nicht vergessen: die Stunden der Arbeit sind Stunden seiner Veredlung und was ihm Arbeit war, gibt ihm auch Erholung, denn seine Arbeit ist sein Genuß. Zwar auch die Schönheit ist nicht im Spiel zu erjagen und wie der Mensch nach jedem Ziel ringen und kämpfen muß, so will auch die Kunst, daß der Weg zu ihr unter bittern Kämpfen zurückgelegt werde. Doch selbst der Kampf ist noch schön, wenn hoher Ernst den Ringer beseelt.

Im dritten Bande läßt der Verfasser die bisher fest-
gehaltene bildliche Bedeutung seiner Erzählung zum Theil
fallen: es scheint, und zwar nicht zum Vortheil des Romans,
daß das gewöhnliche Romaninteresse, die thatsächliche, er-
schütternde und rührende Begebenheit ihn doch mehr, als
er ursprünglich gewollt, in Anspruch nimmt, das Psycholo-
gische mehr hervordrängt und die künstlerische Bedeutung
des Werks in den Hintergrund zwängt. Ganz verliert
er die letztere zwar nicht aus den Augen, allein sie tritt
zurück vor den Ereignissen und füllt fortan höchstens den

Mittelgrund des Gemäldes. Sara entflieht vor der Roheit der Generalin Havelſtein, des Präſidenten Schweſter, und Stillfried's Verfolgungen zum engliſchen Geſandten, endlich zu Heinrich ſelbſt, denn die Reiſe nach Italien iſt durch Edgar's Erkranken verſchoben. Daß er dieſe Reiſe aufgegeben, müſſen wir dem Verfaſſer zum ernſten Vorwurf machen: ſie gehörte unleugbar zu ſeinem urſprünglichen Plane, er iſt dieſem untreu geworden. Wir haben nach allem Vorhergehenden einen Anſpruch darauf, zu erfahren, wie Italien, dies letzte Stadium der Künſtlerbildung, auf unſern Helden wirkt, und geſtehen, daß wir dafür gern einen Theil der Verwickelungen, an welchen der dritte Band des Romans überreich iſt, hingegeben hätten. Unter dieſen Verwickelungen erſcheinen Edgar's und Sara's Tod durchaus als unnothwendig und daher willkürlich, es ſei denn, daß die Frage: „Ob der Künſtler heirathen ſoll oder nicht", dahin gelöſt werden ſoll, daß er nur ein Weſen von ſo vollkommener Weiblichkeit ehelichen ſoll, wie Gertrud iſt. An ſchönen und tiefgedachten Stellen fehlt es auch in dieſem Bande nicht. So heißt es von Sara:

Sie iſt eine von denen, die beſtimmt ſind, ihre Beſtimmung zu verfehlen, weil die Erhabenheit ihrer Anſchauung und ihres Strebens in ewiger Colliſion mit den Schranken der weiblichen Natur ſteht. Stolz und ſelbſtbewußt und wie ſie aus jedem Eindruck ſchnell ein Reſultat für ſich zu ziehen weiß, ſo verlangt ſie auch überall ſchnelle Reſultate zu ſehen. Wo ſie dieſe nicht erkennt, blickt ſie mit Ueberhebung auf dich herab. Die innere Künſtlernatur bleibt ihr unverſtändlich, wie ſehr ſie auch die Reſultate der Kunſt zu ſchätzen weiß; ja, bei aller Liebe müßte ſie, mit einem Künſtler verheirathet, ſein böſer Dämon werden. Ihr wäret beide unglücklich.

Ferner:

Ach, wir ſuchen nach jedem höchſten Gut in Sturm und Dunkelheit. Alle Zukunft iſt uns ein Räthſel und wir ſelbſt ſind uns unergründlich. Was uns geſtern als höchſtes Glück erſchien, däucht uns heute entbehrlich und ſteht morgen wieder als Ziel unſerer Wünſche da. So ſuchen wir, ſuchen, hoffen und zweifeln und was wir finden, iſt nur ſelten unſer Glück.

Und endlich:

Wie eine Sappho, eine Niobe ruhte Sara in göttlicher Hoheit vor den Augen der ſchweigenden Freunde. Freilich ſagt der Verſtand, das Unheil hätte vermieden werden können. So kann alle Tragödie vermieden werden. Aber wer bürgt dafür, daß für das hohe tragiſche Geſchick nicht der kleine Jammer, das niedere Lebenselend in die Schranken getreten wäre? Statt des Siegertodes ein langſam aufreibender Kampf, ein Ende in Erſchöpfung und Sklaverei? Jeder Geborene iſt ein Kämpfer im Leben; wer groß empfunden, gewollt und gekämpft hat, geht — beſſer groß unter, als daß er klein und unſcheinbar ſeine Tage zählt. Jetzt war Sara geſühnt und nur das Gute und Schöne an ihr lebte fort.

Dergleichen Reflexionen — und das Buch enthält deren in großer Anzahl — charakteriſiren den Roman als ein Werk des Gedankens, an dem uns daher das Zurückſchreiten von den höchſten Intereſſen der äſthetiſchen Aufgabe, welche die beiden erſten Bände erfüllen, im dritten Bande um ſo empfindlicher berührt. Seine übrigen Vorzüge, die glückliche Führung der Fabel, die tief angelegte Charakteriſtik, der treffliche Humor einiger Geſtalten ſelbſt entſchädigen dafür nicht vollſtändig. Faſt alle Perſonen, auf welche die Handlung vertheilt iſt, erſcheinen im Lichte der Liebenswürdigkeit; da jedoch kein Roman ohne das Princip des Böſen beſtehen kann, ſo hat der Verfaſſer dies in der Geſtalt des Heuchlers Stillfried concentrirt und ihm den Betrüger Winkler, der zuletzt als Engländer Whitſtone mit Stillfried zur Gründung einer Erziehungsanſtalt aſſociirt auftritt, zur Seite geſtellt. Dieſer Charakter iſt nicht gelungen: ſeine Schlechtigkeit hat kein durchſichtiges Motiv und iſt nicht gut entwickelt. Natürlich wird der Böſewicht entlarvt, natürlich ſiegt unſer Held über ihn, wird als Erbe Edgar's reich und als Gemahl Gertrud's glücklich und natürlich gönnen wir ihm ſein Glück, da er ein Künſtler von Rang iſt und in der That jedem in ſeiner Umgebung aus ſeiner Noth und Drangſal geholfen hat; allein wie er ſchließlich den Höhepunkt ſeiner Künſtlerſchaft errungen hat, erfahren wir nicht, da uns von ſeiner Reiſe nach Italien und Griechenland eben nur berichtet wird, daß er ſie gemacht habe, was aber welche Wandelung dort mit ihm vorgegangen ſei. Dies iſt ein Mangel, ſo launig auch die Angſt ſeiner Mutter gezeichnet iſt, die ihn auf den kleinen griechiſchen Inſeln in beſtändiger Lebensgefahr wähnt, weil dieſe Inſeln ſich auf der Landkarte doch als ſo gar kleine Punkte zeichnen!

Wir kommen zu unſerm Schlußurtheil. Die ſichere Führung des Romans, ſeine glückliche Oekonomie, ſeine ſchöne Farbe und bei großer Mannichfaltigkeit ſeine in ſich geſchloſſene Einheit haben wir ſchon als hervorſtechend bezeichnet; er iſt bei faſt gleichem Reichthum an Ideen und Lebensbildern, wie der Roman G. Freytag's wie Gutzkow's, gedrängter und einheitlich geſchloſſener als jener. Der Verfaſſer iſt beſonders lobwürdig, wo er direct oder bildlich ſeine Aufgabe, die „Erziehung zum Künſtler", ins Auge faßt; aber auch als Charakteriſtiker iſt er bedeutend und erfreut uns durch eine Reihe mit ſicherer Hand und feinem Schönheitsgefühl gezeichneter Charaktere. Indem er nur gibt, was er genau kennt und Lebensſphären, die ihm fremd ſind, wie beiſpielsweiſe die politiſche, völlig beiſeite läßt, bringt er meiſt nur Gediegenes. Die Kraft der weiblichen Seele in Sara, die Stärke des Gemüths und die echte Weiblichkeit in Gertrud, die gewöhnliche weibliche Schwäche in Franziska, das leichtfertige Naturell in Eugenie, die liebenswerthe Weiblichkeit in Tante Finette, die weibliche Unliebenswürdigkeit in der Generalin Havelſtein, die Künſtlernatur in Falk, die humoriſtiſche Männernatur in dem ſtets ungeſchickten Eberlein und in Dippel, die unpoetiſche Anlage in dem armen Edgar, den gewöhnlichen aber wohlwollenden praktiſchen Männergeiſt in den Präſidenten und Mertens, das verirrte Künſtlergemüth in dem Muſiker Bertram, die künſtleriſche Liederlichkeit und Verrücktheit in Zadderklops: alle dieſe ſind, um nicht zu gedenken, ausgezeichnete Repräſentationen der mannichfaltigen Charaktere. Was aber bleibt uns als Grundgedanke und Lehre aus dem Ganzen zu entnehmen? denn ein Lehrzweck liegt offen zu Tage? Es ſcheint als daß die Erziehung zur Kunſt bei dem Verfaſſer in

ken wurzele, daß das Genie nicht geboren, son-
urch das Leben erzeugt werde, und daß seine Ge-
unde, wie das Geschick auch mit ihm gewaltet habe,
den Moment einer großen, aber überwundenen
chaft falle. Und dies genüge uns: denn der Ge-
scheint uns richtig zu sein. 4.

Religiöse Dichtungen.

r haben uns bereits in Nr. 31 d. Bl. f. 1857 darüber
ochen, was wir unter religiöser Dichtung ver-
Sie beschränkt sich nicht blos auf Gedichte, wie wir sie
ndachts-, Erbauungs- und Gebetbüchern vorfinden, son-
m jeden poetischen Gegenstand in ihre Sphäre ziehen,
: nur von der lebendigen Gottesidee durchdrungen ist,
leitende Gedanke in ihr vorherrscht, zu dieser hinzuführ-
ir gehen daher ohne weitere Einleitung zur Besprechung
olgenden Werke, welche von dem gedachten Standpunkte
ntlich unter obige Rubrik gehören, über.

blätter von K. G. Stuttgart, Schaber. 1857. 8.
gr.

ge Zeiten. Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt.
g. Brockhaus. 1858. 16. 24 Ngr.

und Fern. Eine Herbstlese. Von J. Thomas. Frank-
. M., Heyder und Zimmer. 1856. Gr. 16. 1 Thlr.
gr.

e, Liebe, Hoffnung. Gewidmet den deutschen Jünglin-
nd Jungfrauen von Seraphine von Fulda. Tü-
Riecker. 1857. Gr. 16. 1 Thlr.

— Tobias — Sulamith. Drei biblische Gesänge von O.
rippe. Berlin, A. Duncker. 1857. 16. 15 Ngr.

am Mutterherzen. Von Friedrich Ludwig. Jena,
1856. 16. 15 Ngr.

Der Armuth von Konrad Meyer. Zürich, Höhr.
16. 7 Ngr.

und Harfe. Geistliche Lieder von Heinrich Alexan-
ädel. Neue Sammlung. Schwerin, Stiller. 1857.
15 Ngr.

und Blüten in Gedichten von Wilhelm Stempfle.
gen, Beck. 1857. 16. 22 Ngr.

leiten in Liedern von F. Wilhelm Kritzinger.
A. Duncker. 1857. 8. 20 Ngr.

klänge von Adolf Krummacher. Berlin, Dümm-
57. 12. 20 Ngr.

nonyme Dichter der „Palmblätter" (Nr. 1) beginnt
Weihestrophen mit den Zeilen:

almblätter sind's, im Morgenland gepflückt,
o gern mein Geist gewandelt unter Palmen.

idet sich nicht nur im vollen Rechte, seine Dichtun-
fern Bilde zu bezeichnen, sondern versetzt uns auch
tlichen Gemälde in den der Schilderung angehörigen
ebhaft und mit so wirksamen Mitteln in den Schau-
gebenheiten hinein, wie es manchem kaum gelungen
der nicht blos im Geiste, sondern in der Wirklich-
en Palmen des Orients umhergewandelt ist. Die
ier fallen in vier Abtheilungen: „Heilige Worte", „Hei-
„Heilige Berge" und „Heilige Wasser", knüpfen an
lten und Neuen Testaments an, entnehmen dem Worte,
d der Begebenheit die schlagendsten Grundgedanken
jedes einzelne Thema zu einem schönen, in sich
n Ganzen. Die Uebergänge von sonst zu jetzt, von
Oertlichen zum allgemein Gültigen, vom Concreten
en sind mit großer Gewandtheit durchgeführt. Eine
h, an der so viele religiöse Dichtungen scheitern,
n und das zu schroffe Fernhalten aller irdischen
er Dichter glücklich vermieden. Die Religion soll
Himmel und Erde nicht trennen, sondern verbinden. Nichts ist so geeignet, diese Aufgabe zu lösen, als die religiöse Dichtung. Und dennoch finden wir dieselbe häufig gerade auf der entgegengesetzten Bahn. Um so freudiger heißen wir sie willkommen, wenn wir ihr auf dem rechten Wege begegnen, d. h. wenn wir sie das Irdische durch das Himmlische verklären sehen. Nur mit einigen Stellen der „Palmblätter" haben wir uns nicht befreunden können, wohin unter anderm die folgende aus dem ersten Gedichte „Sind das die Knaben alle?" gehört:

Und aus den dichten Geisterkreisen
Tritt eine andre Schar hervor:
Mit Roll' und Griffel sind's die Weisen,
Der Philosophen ernster Chor.
Hier Plato mit der Denkerstirne —
— — — — —
Verschlossen für die Geistigarmen
Blieb eure hochgeborne Zunft,
Kein darbend Herze konnt' erwarmen
An euerm Lampenlicht „Vernunft".

Dieser Ausfall auf die Vernunft tönt wie ein Mißklang durch die sonst schönen Harmonien. Vernunft und Offenbarung sind so unzertrennlich miteinander verbunden, daß eins mit dem andern steht und fällt. Es ist ein Misgriff, die eine Gabe auf Kosten der andern erheben zu wollen; das herrlichste Bild verliert bei schlechter Beleuchtung und ist für den Blinden gar nicht da; das Abbild des Göttlichen wäre für uns ohne Vernunft in ewiges Dunkel begraben; es verschwimmt je mehr in Dämmerungen, je schwächer die Vernunft ist. Wer also die Vernunft herabsetzt, setzt die Offenbarung mit herab und den Geber dazu. Und unser Dichter hätte die Philosophen um so weniger auf jene Weise angreifen sollen, je gewisser er es uns wird eingestehen müssen, daß er viele Vorzüge seiner Poesien, namentlich die Logik der Anordnung, die weise Beschränkung in Gemälde und Bild, die aus beherrschter Kraft hervorleuchtende Anmuth in der Hauptsache eben nur dem Studium der befehdeten Weisen verdankt. Wir bedauern kein Gedicht zur Probe mittheilen zu können, da gerade die vorzüglich charakteristischen zu lang sind, und bemerken daher nur, daß uns „Charwoche", „Die Berge Gottes", „Nebo", „Der Predigtberg", „Gottes Brünnlein", „Wasser aus dem Felsen", „Der Sturm im Meer", „Der Berg der Himmelfahrt" und „Paulus im Sturm" am meisten angesprochen haben.

Was wir in Vorstehendem als eine wesentliche Aufgabe der religiösen Dichtung bezeichneten, fanden wir, als wir die Gedichte von Ernst Pfeilschmidt: „Heilige Zeiten" (Nr. 2), aufschlugen, in dem Einführungsgedichte „Die rechte Weihe" gleichsam als Wahlspruch des Dichters an die Spitze gestellt, indem er diese Weihe in den beiden Schlußzeilen zusammenfaßt:

Daß in Herzen, warm und wahr,
Welt und Kirche sich versöhne!

Der Schluß, den man hiernach auf den Geist der dargebotenen Gedichte zu machen berechtigt war, konnte nur ein erfreulicher sein, und der Dichter hat das, was er versprach, auf die befriedigendste Weise erfüllt. Er knüpft überall, oft mit stark ausgeprägter und trefflicher Individualisirung, ans Leben an. Mitunter wird man durch Ueberschrift und Anfang der einzelnen Ausführungen zu den größern Abschnitten überrascht; doch läßt die Lösung nicht auf sich warten. Wer suchte z. B. unter der Rubrik: „Gedächtnißfest der Verstorbenen" neben den Liedern „Frühe Vollendung", „Ein Gang auf den leipziger Kirchhof" und andere auch die: „Das Vöglein" oder „Vom Schmied und seiner Werkstatt"? Von dem letztern mögen ein paar Strophen hier ihren Platz finden:

Ich kenn' ein kleines verborgenes Haus,
Da gehen viel Leute stets ein und aus.
Ein Schmied wohnt drin. Den ganzen Tag
Und die Nacht durch pocht sein Hammerschlag.

Das kleine Haus iſt das Menſchenherz.
Ein geht dort und aus die Freud' und der Schmerz.
Viel Gutes und Böſes verkehren auch dort
Und erſcheinen im Leben als That und als Wort.

Der Schmied iſt der Puls, der ſich raſtlos regt,
Von ſeinem Schlag wird das Haus bewegt.
Wann er nicht mehr hämmert, dann wird's ſtill,
Das geſchieht, wenn Gott, ſein Meiſter, es will.

— — — — — —

Doch was er gehämmert bei Tag und bei Nacht,
Was er Gutes gewirkt und Böſes vollbracht,
Vor der Welt er geweſen, im ſtillen geſchafft,
Das bleibt. Das hat ewige Lebenskraft.

So ſchmiede denn raſtlos in mir fort,
Du wackrer Geſell, nach des Meiſters Wort.
Laß ſprühen die Funken! Zur Arbeit brav!
Nach tüchtigem Thun wirkt ſanft der Schlaf.

Bei dem „Gang auf den leipziger Friedhof" iſt Gellert und der in ſeinen Liedern fortwirkende Segen verherrlicht:

— — — — — —

Hier ſchläft der Sänger, der den Jubelruf:
„Dies iſt der Tag, den Gott gemacht!" uns ſchuf;
Der Sänger auch, der in des Staubes Wurm,
In Blütenpracht, in Sonnenſchein und Sturm,
Im Sternenzelte und im Sand am Meere
Verherrlicht ſah des Weltenſchöpfers Ehre.
Auf Gott allein und nicht auf eignen Rath
Hat er vertraut, wenn betend er genaht
Dem, der, ſoweit des Himmels Wolken gehen,
Barmherzig eilt, dem Beter beizuſtehen;
Und immerdar an jedem Morgen ſang
Als Erſtgefühl dem Herrn er Preis und Dank.
Hier ſchläft der Weiſe, der es nie vergeſſen,
Wie kurz die Bahn dem Sterblichen gemeſſen;
Daß, ob ſein Ruhm auch zu den Sternen reicht,
Das Grab ihm winkt, die Lebenszeit verſtreicht.
Nach einer Prüfung kurzer Tage barg
Auch ihn das letzte Erdenhaus, der Sarg.
Doch nimmer ſtirbt der Fromme, nie der Chriſt;
Der Weiſe lebt, der Gottes nicht vergißt.
Wer Chriſto glaubt und Saat des Guten ſtreute,
Wird, ob auch Staub, dem Tode nicht zur Beute.
Der Sänger ſtirbt: er iſt der Sohn der Zeit;
Des Liedes Mutter iſt die Ewigkeit.
Aus Gott geboren hallen ſeine Lieder
Von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen wider.
Auch Gellert lebt. . . . .

Unter dem Abſchnitte „Himmelfahrt" finden wir als zweites Lied: „Bete und arbeite."

Der Erde ſoll die treue Arbeit gelten,
Zum Himmel trägt dich das Gebet empor.

Unter dem Abſchnitt „Bußtag" werden wir in dem Gedicht „Mutterſorge" an das Lager eines ſterbenden Jünglings geführt, und in ähnlicher Weiſe ſind andere Abſchnitte behandelt, unter denen wir auch „Luther's Todestag", „Kurfürſt Moritz-Tage", „Augsburgiſche Gedächtnißtage", „Zwingli's Todestag" und „Guſtav Adolfs-Tage" antreffen. Daß die Dichtungen durchgehends den Geiſt der Verſöhnlichkeit und Toleranz athmen, darf nach dem bisher Erwähnten kaum erſt beſonders hervorgehoben werden.

Auch der Dichter von „Nah und Fern", J. Thomas (Nr. 3), hat in ſeinen weit angelegten Gemälden eine anſprechende Verſchmelzung des religiöſen mit dem weltlichen Moment durchgeführt. Er charakteriſirt ſich ſelbſt im Eingange der dritten Abtheilung in folgenden Strophen:

So bin ich wirklich denn zum Herbſt geſchritten;
Soll ich es ſagen, wie? ich weiß es nicht.
Ich habe mich ſo recht hindurchgeſtritten;
Wie es geſchehn? . . . . Es war oft harte Pflicht.
Ich hab' mich durchgedrängt, bin niemals durchgeſtrecket;
Doch war ich ſtille ſtets, ich wollt' auf gar nichts rechten.

Ich bin ergraut, doch nicht der Jahre Bürde
Hat mich dem Lebenswinter nah' gebracht;
Der Kampf, das Ringen nach des Friedens Hürde,
Sie drängten ſchnell den Morgen hin zur Nacht,
Wie auch die Welt durch vieles Angſt- und Schmerzensſtöhnen
Iſt alt geworden trotz der Lebensfreude Tönen.

Doch unter manchem ſchon ergrauten Haupte
Schlägt noch ein Herz in friſchem Jugendtakt,
Dem Baume gleich, den früh der Sturm entlaubte,
Und deſſen Krone ſtehet fahl und nackt,
Wenn friſch noch Lebensbäche in die Aeſte gießen (fließen?)
Und Laub und Früchte an den neuen Zweigen ſprießen.

Dieſe Strophen kennzeichnen zugleich die Darſtellungsweiſe des Dichters. Das ſehr lange Gedicht iſt dem äußern Rahmen nach ein Ganzes; das Metrum im Grundton das obige, doch finden Unterbrechungen durch andere Rhythmen ſtatt. Wenn wir ſoeben von einem Ganzen dem äußern Rahmen nach und im Eingange von Gemälden ſprechen, ſo wollen wir damit die Exiſtenz eines innern Zuſammenhangs nicht völlig in Abrede ſtellen. Allein der Auf- und Ausbau iſt ſehr labyrinthiſch, und der logiſche Gedanke, der ſich durch denſelben hindurchzieht, ſcheint oft ganz zu verſchwinden. Es würde den uns zu Gebote ſtehenden Raum weit überſchreiten, wenn wir eine erſchöpfende Analyſe des Inhalts geben wollten; daher genüge es anzudeuten, daß das Gedicht in fünf Hauptabſchnitte: „Frühling", „Sommer", „Herbſt", „Winter" und „Das Neue", zerfällt. Man findet aber unter den Rubriken der Jahreszeiten eine Menge Dinge, die man nicht leicht darunter ſuchen würde. Die Jahreszeiten ſind nämlich zugleich allegoriſch aufgefaßt und namentlich als die vier Stadien des Menſchen- und Völkerlebens angeſehen, während ſie nach einer dritten Richtung hin als Symbole der ſich entwickelnden Kraft, der Arbeit und Mühe, ſowie des Reifens, der Ernte und des Alters, endlich des Abſterbens, zur Behandlung mannichfacher unter dieſe Begriffe fallender Themata Veranlaſſung geben. So enthält beiſpielsweiſe der „Frühling" Schilderungen aus dem Leben der erſten Menſchen bis zu dann kommt der Friedensbund, an den ſich unmittelbar ein Liebesgeſpräch zwiſchen der Braut Sulamith und dem Bräutigam, ſowie die Verkündigung des Heilands anſchließen; und andere gehen Geſänge über Liebe, Lebensmorgen (der aber, wie das Kind am Mutterbuſen beginnend, durch das Jünglingsalter fortſchreitend, bis zu Kind und Kindeskind und zum Grabe führt), Oſtermorgen u. ſ. w.; im „Sommer" finden ſich neben einer Menge anderer Dinge Aphorismen aus der Geſchichte der alten Weltreiche; im „Herbſte" neben Lebens- und Reiſeſkizzen Aphorismen aus der Geſchichte von der Zerſtörung Jeruſalems bis in die neueſte Zeit; im „Winter" unter „Winters Grauen" und „Winters Troſt" dort Gemälde aus Sibirien, hier aus der Südſee und der Weihnachtszeit, ſowie Erdenwinter und Verklärung. Im „Neuen" endlich verſucht der Dichter einen Blick in das Jenſeits zu thun. Hier iſt er am wenigſten glücklich. An dieſer Aufgabe ſind gewaltigere Kräfte geſcheitert. Wir halten es für eine undankbare Mühe, einen Schleier lüften zu wollen, der nicht gelüftet werden kann. Dagegen finden ſich in den übrigen Abtheilungen viele geſunde und kräftige Gedanken, ſchöne Bilder und treffliche Schilderungen, die den Leſer wol mit dem Dichter befreunden mögen, wenn er es mit Liebe unternimmt, ſich durch manchen Ballaſt und durch manche rauhe Schale zum guten Kern hindurchzuarbeiten. Schon die beiden, den Schluß jeder Strophe bildenden, häufig in der Mitte cäſurloſen Alexandriner büßen ab; außerdem iſt der Versbau an vielen Stellen ungelenk

lt es nicht an Incorrectheiten, und, was den Inhalt
, so wird die Ausdauer des Lesers hier und da durch
dann aber auch wieder durch schroffe und unvermittelte
ige stark auf die Probe gestellt; indeß findet sich dieselbe
andern Seite durch die hervorgehobenen Vorzüge reich-
jnt.

Dichterin von „Glaube, Liebe und Hoffnung", Sera-
on Fulda (Nr. 4), bietet uns eine Reihe lyrischer Er-
, welche sich durch warmes Gefühl, eine fast an den
Volksliedes anstreifende Einfachheit und Naturwahrheit
g durch einen echtpoetischen Anhauch auszeichnen, auch
in zusammenhängendes Ganze mit etwas objectivem
bilden, als an ihrem Faden die einfache Geschichte
fentochter und ihres Geliebten verläuft, welcher letztere
r zukünftigen Schwiegervater auf einem Kreuzzuge ge-
rd und zuletzt glücklich mit ihm heimkehrt. Die Dich-
ert ihre Dichtungen in einen ersten, zweiten und drit-
kreis; allein von Sagen ist keine Rede darin, es sind
denen die Liebenden ihrer Liebe und ihren Gefühlen
ung und Wiedersehen und dazwischen in Kampf und
haft Ausdruck geben, Lieder ohne wirkliche epische
Eigenthümlich ist die Art und Weise, in welcher die
das religiöse und das erotische Moment miteinander
nung bringt. Ueber das Princip haben wir uns be-
sprochen. Wir haben die Durchführung desselben als
taufgabe der religiösen Dichtung anerkannt. Allein
isse Klippen dabei, an welche wir bei der Lectüre
tungen erinnert wurden. Man kann einen Gebrauch
en machen, wobei ihm Beziehungen gegeben werden,
e es in eine ihm nicht angemessene Sphäre versetzt
st als ob wir der Dichterin den Vorwurf machen
ß ihr Streben an jenen Klippen gescheitert sei; indeß
uns doch, als ob es mitunter hart angestreift wäre,
erlassen die Entscheidung dem Leser, indem wir ein
n geben; I, 16:

u, wie der Herr am Kreuz ausspannt die Arme,
ganze Menschheit liebend zu umfangen;
off' auch ich in schmerzlich süßem Harme,
einmal dich ans treue Herz zu ziehen.

ollte du auch auf zum Kreuze sehen
ehnend für den fernen Lieben bitten;
or dem Heiland uns vereinigt stehen,
s Kreuz, o Ew'ger, wolle uns vereinen!

olden Ringlein möcht' ich besitzen
ne treue, fromme Hand,
küßte mein Liebchen und mich umschließen,
s auch trennten Meer und Land.

immel, wie ist mein Auge blind,
' die Hand, das Ringlein dazu:
nd gehört dir, mein rosiges Kind,
inglein, das Ringlein bist — Heiland, du.

: im engern und weitern Sinne leidet an manchen
hier und da findet sich eine Silbe zu wenig oder
angelnder oder ganz verunglückter Reim, ein hal-
z. B. auf „borst'nem" Thurme, oder eine ver-
z:

Genüber lauscht
Auf grünem Baum,
Vom Wind umrauscht,
Mein Herz im Traum.
Es will das Herz
Zerbrechen schier;
Und denkt voll Schmerz:
Wär' ich bei ihr!

auf dem grünen Baume, vom Wind umrauscht,

ist doch eine gar zu eigenthümliche Situation. Alles dies hätte die Dichterin, wie sich aus dem übrigen Inhalt ihrer Dichtungen ergibt, bei etwas mehr Feile mit Leichtigkeit vermeiden können.

Vom Mittelalter, in welches dieselben verlegt worden sind, müssen wir unsere Leser mit einem Sprunge noch ein gut Stück weiter zurückführen, nämlich in die alttestamentliche Dichtung. Von den drei biblischen Gesängen, welche O. F. Gruppe (Nr. 5) behandelt hat, sind die ersten beiden, „Ruth" und „Tobias", einfach mit nur wenigen Ausschmückungen und Weglassungen in anmuthig edelm Legendenton der Bibel nacherzählt, doch so, daß die schönen biblischen Gemälde weder abgeschwächt noch verwischt, sondern durch gewandte Darstellung und Abrundung dem Verständnisse des Lesers näher gebracht werden. Im dritten, „Sulamith", nimmt die Lyrik des Dichters, wie nicht anders zu erwarten gewesen, einen höhern Schwung. Das Hohelied ist auf die verschiedenartigste Weise erfaßt und bearbeitet und mehrere dieser Versuche sind bereits früher von anderer Seite her in d. Bl. besprochen worden. Am meisten hat uns die Erklärung Ewald's zugesagt, der in dem Hohelied die Bruchstücke eines Dramas mit Chören findet, in welchem Sulamith die Heldin ist. Für den Harem Salomo's geraubt, bleibt sie ihrem fernen Geliebten treu und tritt zuletzt wieder in der Heimat, mit dem Freunde vereint, im Kreise der Hirten auf. Unter Festhaltung dieser Grundidee findet sich dort das ganze Hohelied in Acte und Scenen eingetheilt, wobei z. B. die Stellen Kap. 2, 8 bis 3, 5 und Kap. 4, 8 bis 5, 8 als Monologe der Sulamith, in denen sie theils wachend, theils im Traume die Ergüsse ihrer Sehnsucht an ihren Geliebten richtet, dargestellt sind, während in Kap. 8, 5 fg. die Scene in die Heimat zurückverlegt ist. In ähnlicher Weise erklärt Dr. Friedrich in einer Dissertation über das Hohelied (Königsberg 1855) dasselbe für ein lyrisch-dramatisches Gedicht; auch nach ihm gilt die Sehnsucht der Sulamith dem fernen Geliebten, zu dem sie im letzten Acte zurückkehrt. Diese Auffassung hat Gruppe zum Theil, nämlich mit Ausnahme der Rückkehr zum Geliebten, adoptirt. Sulamith erkrankt, geht in diesem Zustande wie ein Geist unangefochten durch die Wächter der Königsburg hindurch, wird aber auf der Mauer von den Hütern ergriffen und zurückgebracht. Salomo entsagt:

Herr, ein Opfer will ich bringen, schwer wie Abraham gebracht,
Denn gekämpft hab' ich, gerungen, eine qualenvolle Nacht.
Siehe, ich bin Sieger blieben, hilf du aber, Gott, auch mir!
Denn ich könnt' es nicht ertragen, daß ein andrer triumphir'!

Was Salomo in den letzten anderthalb Zeilen erfleht, bleibt ein Mysterium. Doch nicht den Tod der Sulamith? Denn unmittelbar an das Vorhergehende schließt sich die Strophe:

Eine dunkle Wolk' erfüllte da das hohe Haus des Herrn,
Aber aus der Wolke nieder leuchtete ein milder Stern.
Da ersahn die Priester Gottes Nähe, der im Dunkel wohnt —
König Salomo erkannte, daß er rechtes Opfer lohnt.

Und Sulamith stirbt in dem Augenblicke, wo Salomo zu Gott gebetet hat. Dieser singt darauf „aus schmerzzerissnem Herzen ein räthselvolles Lied", erkennt, daß alles eitel auf Erden ist und hat die Vision der Welterlösung. Unverkennbar war es dem Dichter darum zu thun, durch diese Wendung an die Idee, welche die Ueberlieferung in das Hohelied hineingetragen hat, anzuknüpfen; allein er läßt uns über die Nebengedanken Salomo's bei seinem Gebete so im Unklaren, und der Tod der Sulamith, namentlich in der Verbindung, in welche er mit der Erhörung dieses Gebets gebracht wird, erscheint so unmotivirt, daß wir uns mit diesem Abschlusse des Gedichts nicht befreunden können.

Ein Thema so alt wie der Mensch und so jung wie das jüngstgeborne Erdenkind behandeln die Gedichte von Friedrich Ludwig: „Aus dem Mutterherzen" (Nr. 6). Wie die Ueberschrift,

ſo verſetzt der Inhalt dieſer Dichtungen, in denen faſt durchgehends die Mutter in der erſten Perſon zu ihrem Kinde ſpricht, den Leſer in die Illuſion, als ob er eine Dichterin, nicht einen Dichter vor ſich habe, und man könnte ſich verſucht finden, trotz des Friedrich Ludwig auf dem Titel eine Dame für die Verfaſſerin zu halten, wenn das Muttergefühl einfacher aus dieſen Liedern herausſpräche, als es der Fall iſt. Eine Mutter hätte ſie anders oder ſie hätte ſie gar nicht geſchrieben. Es fehlt nicht an ſchönen Gedanken und warmer Empfindung; aber der Genuß wird durch eine Menge von Bildern und Redefiguren verkümmert, die ſo unglücklich gewählt ſind, daß ſie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was ſie bezwecken. Was ſollen wir z. B. zu einer „der Wimperpflege entrinnenden Thräne" ſagen? Oder könnte jemand das Quidproque: „Es ſtürzt vom Auge nieder wie Preis des Dankes Pflicht", oder das wahrſcheinlich dem carpe diem nachgebildete „Pflücke den Schlummer" ſchön nennen? Ein „Pflücke den Tag" ließen wir uns eher gefallen; aber auf den Schlummer angewendet fallen alle Beziehungen, die das in dem Worte liegende Bild bedeutungsvoll machen, hinweg. Auch im übrigen fehlt es an Beherrſchung der Form. Active Zeitwörter finden ſich ohne Object, Hauptwörter als Beiwörter (das wehe Herz, die herze Luſt, die Welt ſo gold), und manche neue Wörter werden nicht gerade ſehr glücklich gebildet, z. B. das häufig vorkommende „funken" ſtatt funkeln, „ein Wunderhold":

Wie des Thaues Perl' erzittert
In des Morgens Purpurgold,
Wie im Blütenkelch umgittert
Harrt ein ſelig Wunderhold,
So auch funkt im Herzensſchrein
Neuer Lieb' ein ſel'ger Schein —

und andere mehr. Nicht zu gedenken der fehlerhaften Conſtructionen, wie z. B. diejenige iſt, mit der das nachſtehende Gedicht beginnt, das wir vollſtändig geben, um die Licht- und Schattenſeiten des Dichters noch beſſer zu veranſchaulichen.

Gott, hab' es gnädig verhütet.

Daß ich aus meinem Herzen
Ein Geiſtesarg
In die werdende Seele
Meines Kindes barg —
Gott, hab' es gnädig verhütet.
Denn Unheil brütet
Ein einz'ger Gedanke,
Der nicht entſtammt
Aus dem Himmelsgeiſte,
Der liebend lauter flammt;
Der aus unheimlicher Luſt
Auf verborgner Stiege
Hinüberſchleicht
In die goldne Wiege
Eines ſchlummernden Geiſtes.
Daß ich Mord fürchtend
Nimmer tödte
Die Seelenblüte,
Die Lilien gleich
Nur vom Strahle
Der heiligen Sonne lebt —
Entſende von deinem Auge
Mir die Leuchten,
Die ſiebenfalt
In dem Verlangen nach dir ſich brechen,
Geiſtes- und Liebesfunken
In die verſuchungsreiche
Seele mir ſenken.
O, der du es weißt,
Wie ein Gedanke
Ewigkeiten baut,
Und verſchuldet —
Laß der Lippen Laut
Nur wie der Seraph,
Der auf deine Gedanken ſinnt,
In das Eden ſchwingen
Einer Kindesſeele.

Wir haben unter den 122 Gedichten der Sammlung kaum 10 — 15 gefunden, bei denen wir nicht durch einen Mangel in Bild, Wort oder Wortfügung mehr oder weniger geſtört werden wären: ein Uebelſtand, den der Dichter um ſo mehr hätte vermeiden ſollen, als er ein ſo gewinnendes Thema gewählt hat, zu deſſen Behandlung wir ihm im allgemeinen die Weihe nicht abſprechen wollen.

Die „Lieder der Armuth" von K. Meyer (Nr. 7) ſind eine anſpruchsloſe Gabe in 15 Liedern, die den Armen und allen Freunden der freiwilligen Armenpflege gewidmet ſind. Sie ſind einfach und herzlich, und wir müſſen uns auf ein paar Ueberſchriften, als: „Er hilft auch dir", „Aermer war der Herr", „Landmanns Abendlied", „O geh, mein Kind, o geh nicht betteln", „Reichthum in Gott", „Sonntagsfeierlied" beſchränken, um den Inhalt anzudeuten.

„Kreuz und Harfe" von H. A. Seidel (Nr. 8) enthält theils ſpecifiſch geiſtliche Lieder, theils Sonette, Parabeln und Erzählungen nach evangeliſchen Abſchnitten. Das dogmatiſche Moment herrſcht, namentlich in den erſtern, auf überwiegende Weiſe vor; dabei iſt natürlich für die Phantaſie wenig Spielraum übrig, und das ſtete Zurückkommen auf dieſelben Grundgedanken, verbunden mit einer häufig etwas breiten Behandlung des Stoffes, wirkt ermüdend. In den Sonetten, Parabeln und Erzählungen herrſcht eine friſchere Poeſie und mitunter thut der Dichter einen recht glücklichen Griff, wie im „Zachäus" in der Strophe:

Du alter Baum mit dem Zöllner,
In deiner beſten Zeit
Haſt niemals du getragen
So edle Frucht wie heut'.

Am beſten hat uns die Parabel: „Er hört dich", gefallen, obſchon gegen die Form, die ſonſt bei einfach edler Sprache von großer Gewandtheit zeugt, gerade in dieſem Gedichte einige Ausſtellungen gemacht werden könnten. Wir geben es vollſtändig:

Es ſchläft das Haus in ſtiller Nacht,
Die Mutter bei dem Säugling wacht;
Sie tränket ihn, ſie ſingt ihn ein,
Und er entſchläft; ſie wacht allein.

Und ſie befiehlt das theure Pfand
Mitſammt dem Haus in Gottes Hand,
Sinkt müde dann aufs Lager hin,
Der Schlaf bezwingt ihr Leib und Sinn.

Da zuckt durchs Fenſter helles Licht,
Ein Windſtoß durch die Bäume bricht,
Der Donner murret dumpf daher
Und murret lauter mehr und mehr.

Und mächtig flammt es durch die Nacht,
Der Donner rollet, dröhnt und kracht,
Der Regen rauſcht, es heult der Wind,
Es folgen Schlag auf Schlag geſchwind.

Doch wie's auch tobet an ihr Ohr,
Es ruft die Mutter nicht empor;
Was ſich auch löſt vom dunkeln Weſt,
Des Schlafes Banden halten feſt.

Da ſchreit ein wenig auf das Kind,
Da fährt die Mutter auf geſchwind;
Wie feſt auch war des Schlafes Joch,
Die Mutterliebe wachte noch.

Und er, dein Vater, o mein Chriſt,
Der nichts als lauter Lieben iſt,

Der immer wacht: der sollt' beim Schrein
Der Seinen taub und fühllos sein?

An diese Lieder aus dem protestantischen Norden mögen sich Wilhelm Stempfle's „Knospen und Blüten" (Nr. 9) aus dem katholischen Süden anreihen. Der Verfasser hat an die Spitze seiner Gedichte ein Motto von A. Werfer gestellt, in welchem alle zum Singen aufgefordert werden, „denen Gott die schöne Gabe in das Herz gegeben". Wir wollen dem Dichter, welcher sich mit diesem Geleitsbrief legitimirt und in welchem wir einen Gau-, Berufs- und Geistesverwandten Werfer's vor uns sehen, die „schöne Gabe" nicht absprechen und mögen es ihm daher auch nicht verargen, wenn er sich zu derselben bekennt und singt. Wir treffen bei ihm viele von den Vorzügen, die wir einst Werfer nachgerühmt haben, namentlich Gemüth und Natur und eine einfache herzliche Darstellungsweise, aber neben Werthvollem auch viel Mittelmäßiges. Singe, wer singen kann, soviel er Lust hat; mögen die Lieder im Herzen aufsprossen wie die Aehren auf dem Felde; aber wenn die Ernte vorüber und wenn man vom goldenen Segen das sammelt, was zur Aussaat dienen soll, dann handhabe man Wurfschaufel und Sieb unerbittlich, denn dann muß jedes Korn gut, es muß echt, rund und voll sein. Abgesehen von dem Unbedeutenden, was füglich hätte wegbleiben können, nimmt der Dichter oft einen schönen Anlauf, allein er ermattet in der Ausführung, begnügt sich mit Formen, wie sie der erste Wurf bringen mag, und läßt um so unbefriedigter, je mehr man erwartet hatte. So hätte der dankbare Stoff zu den beiden Gedichten „Der Todtengräber" und „Der Sägemüller" weit besser ausgebeutet werden können. Zu den vorzüglichern Stücken der Sammlung zählen wir „Die Priesterbraut", „Frühlings Ankunft" und besonders „Ruh' Christi Bild" und „Des Knaben Leichengeleit". Neben dem allgemein christlichen tritt das specifisch katholische Moment hauptsächlich in den Marienliedern, sonst aber nicht überwiegend und niemals mit Intoleranz, sondern mit jener wohlwollenden Milde im Hinblick auf Andersgläubige hervor, die den echten Christen kennzeichnet. Wir theilen zum Belege das kurze Lied „Das Zügenglöckchen" mit, das auch sonst die Weise des Dichters charakterisirt:

Droben auf des Thurmes Kranze
Blasen sie ein ernstes Lied
Oftmals einem lieben Todten,
Der aus seiner Heimat schied.

Volle fei'rliche Accorde
Hat der traurige Choral,
Mahnet mich an Grabesdunkel,
Tod und Schmerzen allzumal.

Und das singet düstre Wehmuth,
Ja die Angst der Seele ein;
Ach, im allerletzten Stündlein,
Liebes Herz, wie mag dir sein.

Und so viele gehn vorüber,
Denken weiter nicht dabei,
Wie das heimgegangne Leben
Noch der Lieb' erreichbar sei.

Tröstender klingt's Zügenglöcklein
Allwärts im katholischen Land,
Wenn dort eine arme Seele
Sterbend sich der Erd' entwand.

Mütterlich denkt dein die Kirche,
Bruderlieb' vergißt dich nicht,
Mit entblößtem Haupte jedes
Still ein Vaterunser spricht.

Die „Lebensblüten" von F. W. Kritzinger (Nr. 10) gehören ist zur Hälfte dem eigentlichen geistlichen Liede an. Die warme Religiosität, die aus diesen Gesängen spricht, sowie der einfach natürliche Ton, in dem sie gehalten sind, würden von größerer Wirkung sein, wenn der Dichter auf Darstellung und Form mehr Sorgfalt verwendet hätte. Außerdem enthält die Sammlung Lieder vermischten Inhalts, patriotische Lieder und Naturlieder. Die patriotischen sind mit Ausnahme von zweien preußisch-patriotische:

Ich nenne gleich das Preußenland,
Werd' ich gefragt nach bestem Land,
Und bleib' dabei auch feste stehn,
Man mag dazu auch sauer sehn.

Sie bestehen zum größten Theil aus Gelegenheitsgedichten und verstificirten Anekdoten. Die formellen Mängel gehen durch die ganze Sammlung hindurch. Aeußerst störend sind die häufigen Inversionen, wie S. 50:

Was du bittest, das du kriegest.

S. 52:

Mutter- und Vaterlieb' hier wol wanken,
Und auch der Freund oft fern sich kehret.

S. 67:

Die du auf den Weg gestellet,
Bringst du gnädig auch nach Haus,
Nicht ein Haar vom Haupte fället,
Ob es scheint auch oft gar aus.

Oder S. 39:

Ihn Seel' und Leib preis' bis in Tod! —

eine Stelle, die zugleich eine andere Eigenheit, nämlich die sich oft wiederholende, völlig ungerechtfertigte Weglassung des Artikels nachweist. Allein dies sind nicht die einzigen Formmängel. Auch mit der Grammatik und Wortbildung kommt der Dichter in Collision, wenn er z. B. S. 101 singt:

Wie du gnädig heut' gewandelt
Mit der Kinder treu Geschlecht, —

oder S. 211:

O Heil dem Volk, dem er hört an (st. gehört) —

oder wenn er auf „bezeuget" „träuget" (st. träget) reimt, statt „getrunken" „trunken", statt „mittheilt" „theilt" gebraucht und S. 243 von der Nachtigall singt: „Trägt ein Kleid nur grau und lein." Hätte doch der Dichter aus seinen Blüten alle tauben entfernt und dem Reste eine recht liebevolle Pflege durch Ausscheidung alles Störenden gewidmet! Dann durfte er sich einer schönern Frucht versehen. Denn man stößt in der Sammlung, namentlich in den vermischten und Naturliedern auf manche von wirklich poetischem Werthe, von denen wir eins, um dem Dichter nach allen Seiten hin gerecht zu werden, vollständig folgen lassen:

Die wilde Rose.

Rosen hier, und doch kein Garten!
Alles einsam, wüst und wild;
Keine Augen, treu zu warten,
Und doch Rosen — duftig, mild!

O, ich kenne wol euch, Hände,
Welche Rosen hier gesenkt;
Und dich, Liebe ohne Ende,
Die des Pilgrims allweg denkt!

Die „Harfenklänge" von A. Krummacher (Nr. 11) bilden zu den nur besprochenen „Lebensblüten", während beide von gleichem Geiste getragen sind, dadurch den vollsten Gegensatz, daß uns in ihnen eine Form entgegentritt, die sich durch untadelige Reinheit und Schöne auszeichnet. Und der innere Werth entspricht der werthvollen Form. Das Büchlein zeigt recht sichtbar, daß es sich der Dichter zur Aufgabe gestellt hat, nur Vollendetes zu liefern; non multa sed multum: eine weise Beschränkung, die ebenso anerkennens- als empfehlenswerth ist. Nur die an einigen Stellen sich zeigende Polemik hätten wir fern gewünscht. Wir sind der Ansicht, daß durch Anreden wie: „Thoren", „blinde Thoren", „betrogne Thoren", oder „O Israel, du thöricht Volk

des Herrn!“ Atheisten nicht für den Gottesglauben und Juden nicht für das Christenthum empfänglich gemacht werden. Wer Herzen für seinen Glauben gewinnen will, verkündige denselben mit warmer und inniger Begeisterung nur immer so, als ob er lauter Gleichgesinnte vor sich habe. Dies scheint uns der sicherste Weg, auch auf die Andersgesinnten einzuwirken. Will man aber noch mehr thun, so geschehe es in dem Tone, den der Dichter ja sonst so trefflich anzuschlagen weiß, wie in den „Herbstgedanken“:

Doch über einen klag' ich tief im Herzen;
Ich meine den, der nie den Kelch der Schmerzen
Durchkosten wird, weil niemals ihn die Wonne
Durchzuckte gleich dem heißen Strahl der Sonne;
Ich meine den, für den kein Herbst erscheint,
Weil nie ein Frühling war in seinem Leben;
Der über keine welke Blume weint,
Weil es für ihn kein Blühen je gegeben.
Er ging mit kaltem Herzen durch die Welt,
Die Sterne funkelten, die Vögel sangen,
Die Lüfte spielten mild um seine Wangen,
Doch nichts hat sein Gemüth erwärmt, erhellt.
Er spürte nie der Wundermächte Walten,
Die sich dem Ohr in Tönen, in Gestalten
Dem Auge zeigen, und mit leisem Wehen
Freudvoll und leidvoll durch die Seele gehen.
Und wenn ein Lied mit sel'gem sanften Zwang
Die Herzen fortriß aus der Brust, der engen,
Und sie gen Himmel trug mit Jubelklängen, —
Sein Herz blieb unbezwinglich dem Gesang.

18.

Die „Westminster Review“ über den deutschen realistischen Roman.

Wenn eine Nation mit den einheimischen Literaturerzeugnissen zufrieden ist, so scheint es auf den ersten Blick allerdings ziemlich gleichgültig, ob auch andere Nationen an denselben Producten Geschmack finden. Dennoch wird es dem sorgsamen Beobachter immerhin von Interesse und Nutzen sein, von den Urtheilen Kenntniß zu nehmen, welche von stimmfähigen Kritikern und Literaturkennern des Auslandes über die literarischen Erzeugnisse des Volks, dem er angehört, gefällt werden, um sein eigenes Urtheil danach zu berichtigen. Warum sollte man aus bloßem Eigensinn verschmähen, auch vom Auslande zu lernen und an seinen Urtheilen das eigene Urtheil zu bilden, nachdem wir es doch nicht verschmäht haben, seine Erzeugnisse nachzuahmen oder zu übersetzen? Sollten wir blos in unserer Kritik unfehlbar sein, während wir doch gerade durch jene nur zu zahlreichen Nachahmungen und Uebersetzungen die Vorzüglichkeit fremder Nationen in dieser oder jener Gattung hinlänglich anerkannt haben? Wir leben ja bereits inmitten der von Goethe verkündigten Weltliteratur, in der Periode des wechselseitigen Unterrichts der Völker; mithin kann es uns ebenso wenig gleichgültig sein, was andere Nationen über unsere Literatur, als es ihnen gleichgültig sein kann, was wir über die ihrige denken. Hierzu kommt noch, daß unsere deutsche Kritik, wie ihr das Ausland mit Recht vorwirft, nur zu sehr in den Einseitigkeiten der Camaraderien und des Cliquenwesens befangen und schon darum zum Theil wenig verlaßlich ist. Unsere demokratischen, unsere constitutionellen, unsere gothaischen und unsere Kreuzzeitungsblätter loben oft nur, was ihren politischen Tendenzen genau entspricht, und verwerfen von vornherein oder ignoriren, was nicht in ihren Kram paßt, ungerechnet die zahlreichen literarischen Cliquen, die Lokalcoterien, die vielen einseitigen und paradoxen Behauptungen, die uns durch die anmaßende Willkür irgendeines kritischen Usurpators octroyirt werden. Der Standpunkt nationaler Einseitigkeit, den ein ausländischer Kritiker allenfalls einnehmen könnte, ist nicht so schädlich als dieser einheimische Wirrwar, und außerdem noch lehrreich.

Wenn ein Engländer über unsere philosophischen Systeme urtheilt, so wird uns allerdings sein Urtheil verdächtig sein, weil er davon wenig oder nichts versteht. Auch über unsere Lyrik mag er uns mit seinem Urtheil fern bleiben und er wird sich auch über sie nicht leicht zu einem verdammenden Verdict versteigen, weil er weiß, daß wir in dieser Gattung poetischer Production ganz eigenthümlich dastehen; selbst über unsere dramatische Poesie, in der die Engländer, immer von Shakspeare und dem Shakspeare'schen Lustspiel abgesehen, schon längst von den Deutschen überflügelt worden sind, werden sie kaum eine Ansicht aussprechen können, die uns von großem Gewicht sein könnte, zumal da wir über das Drama und seine Gesetze viel gründlicher nachgedacht und nachgeforscht haben als die Engländer. Aber in Betreff einer Gattung sind sie stimmfähiger als die Deutschen oder werden wenigstens ihr Urtheil von uns gehört und beachtet zu werden. Ich meine den Roman. In dieser Gattung sind wir noch zu keiner rechten Selbständigkeit gelangt, oder was wir auf diesem Gebiete Selbständiges geschaffen, hat mit dem epischen Charakter, wie ihn der Roman verlangt, wenig gemein, ist mehr reflectirend als erzählend, mehr subjectiv als objectiv, mehr phantastisch als real. Hier sind wir auch den Fußtapfen der Engländer immer sehr genau gefolgt. Wie im vorigen Jahrhundert Oliver Goldsmith's „Vicar of Wakefield“ und die Romane von Richardson, Sterne, Smollet und Fielding unsere Muster waren, so schlossen sich die bessern deutschen Romanschriftsteller allerdings mit einigen hervorragenden Ausnahmen, in neuerer Zeit an Walter Scott, Dickens, Marryat, die Amerikaner Cooper, Washington Irving u. s. w. mehr oder weniger direct an. Auf diesem Gebiete besitzen die Engländer, besonders in formeller Hinsicht und was Interesse der Erfindung und Verknüpfung, Einfachheit und doch Kraft des Stils, scharfe Charakteristik, humoristische Auffassung und objective Lebenswahrheit betrifft, ein unbestreitbares Uebergewicht über die Deutschen bis auf diesen Tag. Nur in der Novelle, wie sie sich besonders seit Tieck in Deutschland ausgebildet hat, in der phantastischen Erzählung und in einer Gattung des Romans, die es mehr mit ästhetischen, philosophischen und ästhetischen Gegenständen als mit dem wirklichen Leben zu thun hat, sind wir eigenthümlich und ihnen überlegen; aber das phantastische und speculative Element ist es nicht, was der Engländer in Romanen anzutreffen sucht.

Daher kann uns das abfällige Urtheil, welches ein englischer Kritiker im Octoberheft der „Westminster Review“ über den deutschen Roman im allgemeinen ausgesprochen, keineswegs gleichgültig sein, und zwar besonders deshalb, weil er gerade vorzugsweise solche neuere deutsche Romane bespricht, welche der realistischen Richtung angehören; denn in Bezug auf den Realismus im Roman sind die Engländer jedenfalls besonders stimmfähig; hier befindet sich der Brite auf seinem Boden und erbeigenthümlichen Grundstück. Der Artikel, dessen vorläufig nur kurz in einer Notiz (Nr. 46) gedachten, trägt die Ueberschrift: „Realism in Art: recent German fiction“ und beginnt ziemlich pikant: Erasmus erzähle von einem italienischen Edelmann, der, ohne Deutsch zu wissen, plötzlich einen unwiderstehlichen Drang gefühlt habe, eine große Menge Serum auszustoßen, die man als deutsch erkannte. Ein Arzt fand den Sitz des Uebels, es war eine Wurmkrankheit. Der Arzt gab nun die gewöhnlichen Mittel gegen Wurmkrankheiten ein, und die Heilung sei gelungen; der Italiener habe seitdem ganz gutes Italienisch gesprochen. Diese Wurmkur, meint der englische Kritiker, würde auch manchen deutschen Schriftstellern zu empfehlen sein, um sie zu heilen von der „abundant copiousness of weak and watery idiom which flows from the body“. Er fragt dann weiter: „Wie kommt es, daß mit einer so reichen, biegsamen Sprache, die sich jedem Zweck anwachsen zeigt, und trotz Schriftstellern, welche als Meister der Composition neben den größten Namen in der Literatur ihren Rang einnehmen, die Mehrheit der Deutschen sich doch damit, ihre edle Sprache zu dem langweiligsten, schwerfälligsten, unverständlichsten und möglichst wenig ausdrucksvollen Medium für die präcise und geschmackvolle Einkleidung von Ideen und Be-

n zu machen? Wie kommt es, daß sie trotz solcher
nicht die Kunst zu schreiben gelernt haben? An der
kann es nicht liegen, da sich alle Deutschen in der ge-
Rede klar, wenn auch nicht immer glücklich auszudrücken
nd die Prosa guter Autoren, deren es manche gibt,
keit der Sprache für krystallhelle Klarheit, majestätisch
geschmackvollen Ausdruck oder scharfe, hurtige Pointi-
gsam beweist. Aber während deutsches Denken und
Gewerbfleiß Europa in jeder Richtung bereichert haben,
die deutsche Literatur überall in hoher und verdienter
cht, zeigt sich im Stil, und hat sich immer gezeigt,
losigkeit, um nicht zu sagen Zügellosigkeit, welche die
mancher guten Arbeit beeinträchtigt und der Veröffent-
er Masse schlechter Literatur Vorschub leistet, welche
er das Licht erblickt haben würde. Der Leser wird
daß wir alle jene Autoren ausnehmen, welche, mit
Talent begabt oder die Literatur gewissenhaft betrei-
ihren Stil dieselbe Aufmerksamkeit verwenden wie ein
das Colorit. Wir beziehen uns ausschließlich auf
der Schriftsteller, welchen niemals der Gedanke nahe
sein scheint, daß die Kunst zu schreiben eben eine
wie jede andere. Viel mag daran das Publikum
Denn wenn schlecht stilisirte Bücher allgemeiner
denen Tadel stießen, würde die Zahl der schlechten
e von selbst abnehmen." Das ist sehr richtig. Das
blikum verschlingt Gutes und Schlechtes mit gleichem
d verliert darüber die Fähigkeit, zwischen gut und
unterscheiden. Namentlich mögen hierzu auch die
verlichen Uebersetzungen ausländischer Tageserschei-
Ihrige beigetragen haben und fortdauernd beitragen,
e oft so monströse und schwerfällige Schreibart un-
ten; aber, wie unser Reviewer mit Recht bemerkt,
eit ist eine Beleidigung, und Nachlässigkeit ist die
i so viele deutsche Professoren schlecht schreiben".
ite geht hierauf zu den Romanen über, spottet über
Ausdruck „Schöne Literatur", da sie doch so vie-
enthalte, und behauptet, die meisten deutschen
und Romane seien so schlecht geschrieben, daß man
Ien eines Bandes eine Art Schauder bekomme. Die
ane ständen den englischen und französischen außer-
h, und so reizend viele deutsche Sagen und Feen-
seien, scheine die Fiction dem deutschen Genius
n und Romane aus dem wirklichen Leben schienen
Vermögen zu gehen. Das ist ein hartes Urtheil,
härter, als es auch zu Zeiten in deutschen Blät-
war; es ist nur der Pfeil, der sich auf den Schützen
Das „Magazin für die Literatur des Auslandes"
r die Namen Goethe, Jean Paul, Ernst Wagner,
nd aus neuerer Zeit die Namen Berthold Auerbach
gkow geltend. Auerbach sei sogar nicht minder
nd in fremde Sprachen übersetzt als George Sand
Dickens (d. h. doch nur seine kleinen Erzählungen
chten, nicht seine Romane, und von Romanen
Rede) und Karl Gutzkow verdiene hervorgehoben
das das Hereinziehen großer gesellschaftlicher In-
tbewegender geistiger Momente in den Rahmen
betrifft". Außerdem nennt das genannte deutsche
Rellstab's neuesten Roman: „Drei Jahre von
b bemerkt dann: „Wenn die Engländer unsere
weniger goutiren als wir die ihrigen, so liegt
ei dem Object, sondern an der Fähigkeit eng-
ihrer eigenen nationalen Anschauungen zu
ch in fremde hineinzuversetzen." Wollen die
nis wissen, wie reich den Deutschen auch auf
Romans die Erfindungsgabe sprudele, so mögen
Romantiker zurückwenden, und wollen sie einen
schriftsteller haben, von dem ein Roman, nach
Douglas Jerrold Behauptung, an frucht-
alle englischen Humoristen aufwiegt, so mögen
sie zu Jean Paul greifen. Freilich ist damit die Behauptung des Reviewers, daß die deutschen Romanschriftsteller meist schlecht schreiben und Romane aus dem wirklichen Leben gar nicht schreiben können, nicht widerlegt; denn sowol Jean Paul als die Romantiker schrieben ordnungslos und zügellos und die deutschen Romane aus dem wirklichen Leben können sich mit den englischen gleicher Gattung, was Interesse und Lebenswahrheit betrifft, durchaus nicht messen. Doch das liegt weniger an mangelndem Talent, als an unserm ganzen mehr gelehrt abstracten als praktischen Bildungsgange und an dem ziemlich philisterhaften, kleinlichen und gekniffenen Zuschnitt unserer gesellschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse. Was ferner den schlechten Stil in unsern Romanen betrifft, so hängt dieser auch wol mit der so häufigen Maltraitirung der deutschen Sprache in gesellschaftlichen Kreisen zusammen. In feinen Cirkeln wird meist mehr auf einen feinen Rock als auf eine feine Behandlung der Sprache gesehen; Nachlässigkeiten aller Art, Provinzialismen, provinzielle Aussprache u. dgl. finden bereitwillig Nachsicht, ja gelten zuweilen sogar als naiv und reizend, eine Erscheinung, die man wol bei keinem andern gebildeten Volke trifft. Außerdem ist der Ertrag der Romanschriftstellerei in Deutschland, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein so geringer, daß wer davon leben will, eben nicht viel Zeit und Mühe auf Stil und Composition verwenden kann. Sehr viele deutsche Romane sind, so schlecht sie sind, doch gut genug fürs Geld, um vulgär zu sprechen.

Als Beweis für die Inferiorität des deutschen Romans führt der Reviewer Freytag's „Soll und Haben" an, einen Roman, der mehrfach ins Englische übersetzt und auch, weil er so viel Aufsehen in Deutschland gemacht und Bunsen ihn empfohlen habe, in England stark gelesen worden sei, aber nicht den geringsten Eindruck gemacht habe. Es sei ein Roman, den man wol einmal, aber nicht ein zweites mal lesen könne. Der Reviewer behauptet, dem Realismus stehe nicht der Idealismus, sondern der Falsismus gegenüber, der verfälschte Realismus und der verfälschte Idealismus, eine falsche Verschmelzung von beiden. Wolle man Freytag's Roman des Realismus zeihen, so würde dies ein hohes Lob sein, da das Buch den Anspruch mache, das Leben der Bourgeoisie in Deutschland zu schildern. Aber der Verfasser sei kein Teniers: „Er stellt das tägliche Leben dar, aber in unvollkommener Weise; seine Wahrheit ist blos einseitig und mit Unwahrheit gemischt, und weil sie nicht real ist, ist sie auch nicht poetisch." Freilich läßt sich fragen, ob das Leben und Treiben der deutschen Bourgeoisie, wenigstens soweit sie dem Gelderwerb und Handel obliegt, überhaupt ein sehr ergiebiger Stoff für poetische Behandlung sei. Wer z. B. dem Commisleben in unsern Handelsstädten Poesie und Charakter abgewinnen will, wird nothwendig unwahr werden müssen, und was in sich unwahr ist, kann allerdings auch nicht poetisch sein, so sehr man damit auch der betreffenden Menschenklasse schmeicheln mag. Der Reviewer wirft dem Freytag'schen Roman „a tiresome imitation of Dickens" vor, nur daß freilich Dickens' warmklopfendes Herz und sein inniges Mitgefühl für die leidenden Menschenklassen, das schon so manche heilsame sociale Besserung angeregt hat, nicht so leicht nachzuahmen ist als gewisse Eigenthümlichkeiten in der Charakteristik und Schilderung; er tadelt ferner daran den Mangel an künstlerischer Entwickelung; „aber", fährt er fort, „die Hauptursache, weshalb er keinen dauernden Eindruck hervorbringt selbst bei denen, welche sich durch ihn bis zum Schluß hindurcharbeiten, ist gerade der Mangel an jenem Realismus, den man ihm vorgeworfen hat. Wir können an keinen der Charaktere glauben; sie sprechen uns nicht wie wirkliche Wesen an; wir wissen sie nicht in der Galerie idealer Porträts unterzubringen, womit unser Gedächtniß uns bereichert hat. Wer glaubt an Anton oder Fink? Wer hat Verständniß für sie, wer Mitgefühl mit ihnen?" Der Reviewer versichert, daß er, obschon er das Buch erst vor zwei Monaten gelesen, sich nicht einmal mehr an die Namen der weiblichen Charaktere erinnern könne, während doch eine „true creation" unvergeßlich im Gedächtniß hafte.

Schade, daß der englische Kritiker nicht auch den ethischen Gehalt des Romans seiner Prüfung unterzieht. Es handelt sich dabei nicht um diese einzelne Erscheinung, sondern um eine ganze Literaturgattung, von welcher die Erwerbsfrage behandelt und die Arbeit der Bourgeoisie verherrlicht wird. Auch Scribe, welcher die literarische Industrie eigentlich zuerst in Frankreich gründete und sie in ein sehr praktisches System brachte, thut dies in seinem Lustspiel „Feenhände". Aber wie? Zum Schlusse des zweiten Acts sehen wir das Edelfräulein Helene aus dem Schlosse ihrer adelsstolzen Verwandten Abschied nehmen, um, wie sie erklärt, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren, und im dritten Act sehen wir sie bereits im Besitz des ersten pariser Modegeschäfts, eines prächtigen Hotels und einer Equipage. Scharen von jungen Mädchen, von denen schwerlich eins darauf Aussicht hat, in eine ähnliche glänzende Lage zu kommen, rühren für sie die Nadel, um ihren Ruhm und ihren Besitzstand zu vermehren. Wer erklärt uns, wie es die junge Dame angefangen hat, in der kurzen Zeit von zwei oder drei Jahren zu einem so kostspieligen Besitzthum zu gelangen? Und was wird hier gefeiert außer dem bestechenden nach außen glänzenden Resultat der industriellen Speculation, welche die Verkünder des neuen gesellschaftlichen Evangeliums „Arbeit" nennen? Etwas Aehnlichem begegnen wir in Freytag's Roman. Es ist da, soviel wir uns erinnern, ein Aufkäufer, der ein schönes Kapital zusammengescharrt hat. Nun möchten wir doch wissen, wie ein Aufkäufer so viel in seinen Truhen zusammenzuhäufen vermag, ohne jemals von der Linie strengster Rechtlichkeit abgewichen zu sein. Indeß gesetzt auch, daß er das Wort: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden", vielleicht in etwas weitem Sinne genommen und gewisse Vortheile, die man wahrnehmen kann, ohne deshalb eine criminalrechtliche Verfolgung befürchten zu dürfen, sich zu Nutze gemacht haben sollte, so hat er doch erworben, und dies ist genug, um sein vierschröteliges Haupt in einen modernen Heiligenschein zu fassen. Will aber ein Dichter die Erwerbsfrage behandeln, so sollte ihm der Erwerb doch nie als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zu höhern Zwecken gelten. Davon sehen wir bei Freytag nichts, denn was thut die Firma T. O. Schröder für allgemein menschliche Zwecke? Und noch weniger sehen wir davon bei Scribe; denn daß Helene ihren Geliebten Tristan, der, weil er nicht Advocat werden soll, lieber sofort Verschwender wird, mit einer Kleinigkeit von 60000 Francs von seinen Spielschulden befreit, das, wahrlich, wird doch niemand als eine großherzige Handlung von besonderer Tragweite ansehen. Es ist den Anwalten der Bourgeoisie ernstlich zu rathen, der Selbstgenügsamkeit und der Selbstüberhebung, die sich heutzutage mit dem Besitz zu verbinden pflegt, nicht durch Verheimlichung und um so zu sagen Unterschlagung, oder durch Beschönigung und Uebertünchung des Wirklichen das Wort zu reden; denn der Hochmuth hat sich immer bestraft und immer haben spätere Generationen die Sünden ihrer Ahnen gebüßt. Warnende Zeichen stehen genug am Himmel; warum achtet man ihrer nicht?

Noch schlimmer als „Soll und Haben" kommt Otto Ludwig's Roman: „Zwischen Himmel und Erde" weg, der eine „mawkish, ineffective, wearisome story" genannt wird. Es fehle ihm so sehr an allen höhern Eigenschaften, „that it remained a puzzle to us what the critics could discover in it to justify their praise". Auch in diesem Roman findet der Reviewer keinen Realismus, sondern Falsismus. Er gibt einen Auszug und fügt dann hinzu: „Solcher Art sind die zwei hervorragendsten neuen Romane, und sie geben einen Maßstab zur Abschätzung deutscher Romandichtung, wenn sie nicht hervorragend ist." Weiter bemerkt er: „Es überrascht einen Engländer, wenn er über Romanschriftsteller dritten oder vierten Grades (nach deutscher Scala) selbst von gebildeten Männern sprechen hört, als gehörten sie der anerkannten Literatur des Landes an." Dies ist eben der Unterschied zwischen den englischen und deutschen Romanschriftstellern: jene schicken ihre Romane in die Welt und sind damit vollkommen zufrieden, wenn sie gelesen werden, ohne sich einzubilden, daß ihnen die Kritik einen Platz neben Shakspeare, Milton und Byron und die Nation nach ihrem Tode ein Denkmal im „Poetenwinkel" in der Westminsterabtei gewähren müsse; eine anpreisende Kritik ist ihnen namentlich nur deshalb von Werth, weil sie vielleicht dazu beitragen kann, die Zahl der Leser und Käufer zu vermehren; der deutsche Romanschriftsteller, selbst des dritten und vierten Grades, verlangt nicht blos, daß man ihn lese, sondern daß man jede seiner Romane mit einer Wichtigkeit bespreche, wie man in Dichtung Goethe's und Schiller's bespricht, und wehe dem Kritiker, der nicht in jedem eine epochemachende Erscheinung von europäischer Bedeutung erkennen wollte.

Ganz grausam und über Gebühr grausam geht der Kritiker mit Theodor Mügge's Romanen: „Die Decumente" und „Adam und Eva" um. In jenem findet er nicht Eine Betrachtung, welche für einen Augenblick den Geist des Lesers fesseln könne, nicht Einen witzigen Einfall, nicht Einen glücklichen Ausdruck, nicht Eine gute Beschreibung; die Erzählung habe das Verdienst, daß sie in der Entwickelung nicht langsam und langweilig fortschreite, aber, heißt es weiter, „it has the disadvantage of being threadbare in its incidents and as improbable as it is threadbare". Ein Werk eines fecunden Schriftstellers könne wol schlecht, aber es könne niemals mittelmäßig sein. Shakspeare schreibe gelegentlich Sinnloses und verletze zuweilen sowol die Gesetze der Natur als der Kunst in seiner Darstellung, aber er sei niemals mittelmäßig; Goethe sei dann und wann „dull and tiresome"; Dickens sei zu Zeiten langweilig in gewissen Charakteren, die offenbar sehr humoristisch sein sollten und in der Conception allerdings auch einigen Humor hätten, während es ihm doch nicht gelänge, diesen beabsichtigten Humor körperlich zu gestalten; aber Dickens, obschon er zuweilen wunderlich sei und das, was er gewollt, verfehle, sei doch niemals mittelmäßig. Den Schriftsteller aber, der einen ganzen Band hindurch nichts als mittelmäßig sei, müsse man als einen hoffnungslosen aufgeben. „Adam und Eva" erscheint ihm als ein französischer Roman mit deutscher Pikanterie, ein Menuet in Holzpantoffeln. Allerdings habe er das Vermögen die Aufmerksamkeit bis zum Schlusse lebendig zu erhalten, aber da die Charaktere aus den gewöhnlichen psychologischen Gesetzen ganz und gar herausfielen, wisse man niemals voraus, wie es nun kommen werde; der Roman sei eine Aufeinanderfolge von Ueberraschungen, für die der Romanleser gewöhnlichen Schlages dankbar sein werde. Für irgendeine der Personen Interesse zu fühlen sei unmöglich, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Handlungen und Empfindungen unbegreiflich seien. Die ganze Kritik über Mügge schließt: „The writing is poor."

Der bis dahin so unerbittliche Kritiker fährt nun fort: „Nachdem wir an deutschen Romanen solche Erfahrungen gemacht, wie wir im Vorhergehenden dargelegt haben, mag der Leser das überraschende Vergnügen vorstellen, welches uns die Bekanntschaft mit einigen reizenden Erzählungen Auerbach's gewährte; diese seien, fährt er fort, „most genuine works" und „delightful to read". Uebrigens gesteht er, daß die „Neuen Novellen" die früher erschienenen „Novellen" vergessen machen, da letztere jedoch von George Kingsley unter dem nicht sehr anziehenden Titel „Four phases of Love" ins Englische übersetzt seien, so wolle er von diesen nicht ausführlicher sprechen, um aber dem Leser, „by all means" sich von ihnen, sei es im Original, sei es in der englischen Uebersetzung, Kenntniß zu verschaffen wegen der vorzüglichen Erzählung „La Rabbiata", die ein „perfect gem of a few pages" sei und wegen der kleinen Novelle Anekdote „Marion", die verdient hätte, zu einer längern Erzählung ausgesponnen zu werden. Wir bemerken übrigens, daß auch andere englische Blätter, z. B. die „Literary Gazette" bei weitem günstiger über die „Four phases of love" ausgesprochen haben. Von den „Neuen Novellen" erkennt der Kritiker der Erzählung „Der Pfarrer von Treppi" den Preis zu und er theilt sie mit einigen Auszügen in englischer Uebersetzung mit. In den Erzählungen „Der Gevatter" und „Der Kreisrichter" findet er einen Mangel an

zical truth"; im allgemeinen aber bemerkt er, daß, ich auch diese Erzählungen seien, doch keine zu der en Sorte des Lesefutters gehöre; Heyse schreibe eine , weil ihm irgendein psychologisches Problem vorliege, nstlerische Gestaltung verlange; eine scharfsinnige und ht in das Wirken der Leidenschaft und ein sehr anmu- zeichne Heyse's Novellen aus. Er fährt dann fort: rragende Werth dieser Erzählungen gab uns Hoffnung, elleicht in deutschen Novellen (womit unser «story» end ist) die Unterhaltung finden möchten, die wir in lomanen vergebens suchten, eine Vermuthung, welche Erinnerung an Auerbach's «Dorfgeschichten» bestärkt ir wählten daher G. Keller's «Die Leute von Seld- nserer Abendlectüre. Die beiden ersten von den fünf t schienen uns nicht viel zu versprechen, aber die co und Julie auf dem Dorfe» trat uns als ein kleines entgegen.... Sehr verschieden, aber in ihrer Art er originell und bewundernswerth ist die Erzählung: gerechten Kammacher», ein humoristisches unver- emälde. Hier abermals erblicken wir den Realismus ." Der Kritiker schließt seine Betrachtung mit den ur solche Werke, welche sich durch irgendeinen intergrund von Realismus in der Behandlung auszeich- ig dem gebildeten Leser dauerndes Vergnügen zu ver- zwar in genauem Verhältniß zu der Wahrheit der Be- Wenn deutsche Romane zum größten Theile dem Leser rafarbeiten sind, so liegt dies an ihrem Mangel an der so groß ist, daß sie mit nichts auf oder unter hnlichkeit haben."

int in der That so, daß wir Deutsche, allgemein denn seltene Ausnahmen fallen einer allgemeinen egenüber kaum ins Gewicht) mehr für Erzählungen ahmen als für vielbändige Romane Befähigung ha- eutsche hat die besten Einfälle, er nimmt die glück- ufe, in der Politik wie in der Literatur; aber seine rlichkeit, seine theoretische Bildung, seine meist ge- ntniß, sein Stubenleben, seine Lust am Reflectiren, nd Motiviren läßt ihn schwer einen großen Stoff nd beherrschen und das glücklich Begonnene zu hen Ende führen. Es mag wenige deutsche Trauer- die den letzten Act nicht wie einen lahmen Fuß rschleppten, wenige deutsche Romane, die uns am ebenso interessiren könnten wie am Anfang. Selbst nteften Romane sind, trotz aller vortrefflichen Ein- hr oder weniger musivische Arbeit. Um so reicher lich an vortrefflichen, zum Theil in Romanen episo- n Erzählungen und Novellen, obschon der englische iesem reichen Vorrath nur die von Auerbach, Heyse ller zu kennen scheint. **L. M.**

Hebbel und Jean Paul.

strophe in Friedrich Hebbel's „Diamant" ist be- Kleinod, welches auf mystische Weise in den Besitz ses gekommen demselben fortdauerndes Glück ver- es im Besitz der Familie bleibt, ist verloren endlich an einen Juden gekommen. Der Bauer r den Diamant gestohlen, holt den Dieb ein, und r Sicherheit wegen das Kneinod verschlungen hat, Gericht geschleppt. Hier handelt es sich ganz , dem Juden den Bauch aufzuschneiden, um des der habhaft zu werden. Endlich macht sich bei Natur selbst Luft und befreit ihn so aus der r, die königliche Familie aber aus der Angst.

hat mit Recht an der dramatischen Darstellung von dem ich allerdings hier nur einen Theil des en habe, Anstoß genommen. Und wenn Hebbel Excentricitäten tiefsinnig behandelt, wenn er Gott eutende Idee in diesen Possen findet:

Ich seh' an einem Edelstein
Des ird'schen Lebens leeren Schein
Und alle Nichtigkeit der Welt
Phantastisch-lustig dargestellt —

so hört in der That aller Scherz auf und man kann im Ernste recht bedenklich werden.

Wie harmlos und wie realistisch nimmt sich dagegen eine Scene in Jean Paul's „Leben Fibel's" aus, wo eine ähnliche gewaltsam drastische Procedur beschrieben wird. Erstlich ist das „Leben Fibel's" ein Roman und der Leser erträgt im Roman eine gute Portion Derbheit mehr als man im Drama dulden kann: denn die Rubrik „nicht für die Bühne bestimmter Dramen" kann doch selbst einem Talent wie Hebbel nicht zugestanden werden, obgleich er diese Exception zu machen wohl versucht hat. Insofern ist Jean Paul's Schilderung bei weitem unverfänglicher. Aber sie ist auch realistischer, indem sie von allem dem transscendentalen Nebel, womit Hebbel eine so derbe Posse umgibt, keine Spur hat und nichts weiter sein will, als was sie ist: eine derbkomische Episode eines komischen Romans.

Vielleicht bin ich überhaupt der erste, der auf dieses Gegenstück der Hebbel'schen Scene aufmerksam macht. Fibel's Vater, der Vogelsteller Siegwart, wünscht einen kostbaren Ringstein, den ihm ein diebischer Papagei zugeworfen, zu verkaufen. Und nun wird das Folgende so erzählt:

„Nach mehreren Wochen trug — als er nur allein zu Hause war — ein Kleiderjude den Handelsack seiner Trödelbude in sein Haus, um einige Lumpen zu erhandeln. Siegwart führte ihn ins zweite Stockwerk und erschreckte den Handelsmann ordentlich mit dem Frühlingsglanze seines Steins. Da der Jude verhoffte, er habe ihn gestohlen, so wünschte er am Diebstahl theilzunehmen und bot zwei Thaler — dann sogleich das Doppelte, weil Siegwart lachte, — dann das Dreifache, und schwur, er thue es blos, weil er den Stein als Arznei gegen einen eingesessenen Magenkrampf einzunehmen vorhabe. «Noch einen, den letzten Thaler!» rief er und verschluckte vor dem angaffenden Vogler den Stein.

„Siegwart faßte vor der Hand erst des Juden Rechte und Linke und sah ihm mit erloschenem grauen Blick ins spitzeckige Gesicht, dann drückte er ihm die Gurgel zu, und sagte während der Patient schwarz anlief wie eine Trauerschnalle, er werde ihn entweder erdrosseln oder das Genick brechen, sobald er rufe und nicht still halte, bis er den Stein wieder aus ihm herausgeholt. Der stumme Jude bot alles, was er von Professor Engel's Mimik besaß, auf, um ja zu sagen. Darauf nahm Siegwart aus dem Gesangbuch seiner Frau eine schöne Pfauenfeder — wie auch auf großen Tafeln Pfauenfedern mit Silbergriff zu gleichem Gebrauch bereit liegen —, spannte ihm den Mund stark über die natürlichen Schranken auseinander und scheuerte und krauete mit der weichen Feder linde die Zungenwärzchen, den Kehldeckel und Schlundkopf des Schnurrjuden, um dessen Magen zu umgekehrten Bewegungen und zur Edition eines so wichtigen Documents anzuspornen. Der Jude bewegte zwar heftig, doch kam nichts, sein Magen hatte so gut wie ein Ring den Stein gefaßt und der Smaragd wurde ein Ladenhüter, der nicht abgehen wollte. Endlich sagte der Jude, wie wär' es auch anders möglich, da er seit gestern keinen Bissen über die Zunge gebracht, und nichts im Magen habe als das Steinchen. Hierauf reichte der Vogler ihm den nächsten Stettinerapfel, der auf dem Kleiderschrank stand, und einen Schluck reines Wasser, worin sich die schönsten Blumen schon wochenlang erhalten hatten. Sobald der Steinfresser die Henkermahlzeit hinunterhatte, setzte der Vogler seine Feder wieder an, um jene wieder emporzuheben und damit den wichtigsten Impost des Hafens. Endlich gelang es der Feder, wie einer diplomatischen, dem Raubnest des Magens einen Cessionstractat abzupressen. Mit weißen Farben und kühlen Schweißen und Magenkrämpfen zog der Jude von dannen." 31.

Notizen.

Französische und deutsche Schauspieldichter.

Das „Deutsche Museum" veröffentlicht eine Reihe pariser Mittheilungen von Albert Wolff unter der Ueberschrift „Leute und Dinge in Paris". In Nr. 46 des genannten Blattes bespricht der Verfasser die schreckliche Caricatur des Goethe'schen „Faust", welche am 27. September in Paris im Theater St.-Martin zur Aufführung kam, und ersucht dabei den Leser, „dieses Attentat nicht der französischen Literatur zuzuschreiben", was wir auch um so weniger thun wollen, da, wie wir aus einer Correspondenz des „Morgenblatt" erfahren, der wirkliche und leibhafte Goethe'sche „Faust" gegenwärtig auf dem Odeon vorbereitet wird. Wolff fährt dann fort: „Die französische Literatur hat mit diesen Spectakelstücken nichts gemein; ihre Vertreter haben sich gegen diese Verstümmelung von Goethe's Meisterwerk, insofern das Stück der Literatur gehört, einstimmig erhoben; nur die feenhafte Ausstattung vermochte das Publikum der ersten Vorstellung bis 1 Uhr morgens festzuhalten." Namentlich soll die Verschüttung von Herculanum das Großartigste sein, was in Bezug auf Maschinerie auf der Bühne geleistet worden. Der Verfasser, Dumery, werde sich übrigens, meint Wolff, durch diese Verarbeitung des Goethe'schen „Faust" noch etwas mehr verdienen, als die „deutschen Classiker" ihren Autoren einbrugen. Adolf Wolff stellt 200 Aufführungen in Aussicht, die Einnahme einer jeden schlägt er auf 3000 Francs an; mithin ergebe die Tantième des Verfassers (12 Procent) eine Summe von 70000 Francs. Außerdem ständen dem Autor täglich für 100 Francs Billets zur Verfügung, welche dem Billethändler für die Hälfte überlassen würden; dies mache weitere 10000 Francs. Hierzu geselle sich noch das Honorar für das Manuscript, welches einige Tage nach der ersten Vorstellung in einer populären Ausgabe gedruckt erscheine und von der Bevölkerung in so und so viel Exemplaren verschlungen werde; so stelle sich ein Sümmchen heraus, welches dem Honorar der in Deutschland für Originalwerke gezahlten Tantième an sämmtliche deutsche Bühnendichter gleichkomme. Wie sehr bestätigt sich hierdurch die Bemerkung, die wir vor einiger Zeit in einem deutschen Blatte lasen: „Den Vorzug hat Frankreich vor uns voraus: es gibt den Leuten, die für das Amusement des Volks etwas Oeffentliches thun, behäbige Sorglosigkeit, es läßt die mitgenießen, die genießen machen." Sicherlich, der Franzose läßt seine Schriftsteller nicht die „Lastthiere" seiner Nation sein, eher verwöhnt er sie. Woran liegt dies? Wol vorzugsweise an dem einstimmigen Zusammenhaltend er pariser Autoren, wo es ein allen gemeinsames Interesse betrifft. Die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller Frankreichs, dieselbe, die sich jüngst gegen die Erben Mozart's und Weber's so großherzig benahm, hat diese günstige Lage den pariser Theatern durch ihre Einmüthigkeit abgerungen, zuerst — es sind etwa 30 Jahre her — die Tantième, dann die übrigen Vortheile, zu denen auch die Prämien zu rechnen sind, welche im Betrage von je 2—5000 Francs bei der ersten, fünfundzwanzigsten, funfzigsten und hundertsten Vorstellung den bekannten Autoren gezahlt werden. Das Centralbureau in Paris erhebt von der den Autoren zufließenden Summe 10 Procent, welche nach Abzug der Kosten der Vereinskasse überwiesen werden. Für jedes pariser Theater besteht außerdem ein aus den Mitgliedern gewählter Ausschuß, welchem die Ueberwachung der von der Gesellschaft festgestellten Gesetze bei den betreffenden Theatern obliegt. Die Provinzialtheater zahlen verhältnißmäßig auch das Ihrige. Die Gesellschaft hat in jeder Stadt, welche ein Theater besitzt, einen Agenten, welchem für seine Bemühungen zwei Freiplätze als einziges Honorar zustehen. A. Wolff fährt dann fort: „Es ist eine Schmach für die deutsche Literatur, daß die Nachkommen unserer Schriftsteller einen verhältnißmäßig so geringen Ertrag aus den Werken ihrer Aeltern ziehen, daß ein Theaterdichter kaum halb so viel wie ein gutgeformter erster Liebhaber verdient, und daß unser intelligentes Deutschland Zustände billigt, die geradezu entehrend für die deutsche Intelligenz sind. Der Dichter belebt die Bühne. Ganz abgesehen von dem Vergnügen, welches Tausende durch ihn genießen, nährt sein geistiger Funke die Schauspieler, den Director und tausend bei dem Theater beschäftigte Familien. Nur an die eigene Familie des Dichters denkt man nicht. Jeder Gemeinderath beschäftigt sich mit den Theaterangelegenheiten, weil das Wohl vieler Familien in den Provinzialstädten von der Bühne abhängt. Der Gemeinderath oder die Theatercommission vertritt mit rührender Zähigkeit die Familieninteressen eines bei dem Theater beschäftigten Lampenputzers. Wo aber ist es je in Deutschland einer Theatercommission oder einem Gemeinderathe beigekommen, sich um die Triebfeder des Ganzen, um den Dichter zu bekümmern! Ja, Frankreich ist politisch einig und Deutschland ist es nicht; in Frankreich sind, was wenigstens das pecuniäre Interesse betrifft, die dramatischen Autoren einig, und in Deutschland sind sie es nicht. Eigenwille, Neid, Particularegoismus und eine gewisse träumerische Trägheit lassen sie nicht zu einem einmüthigen Zusammenwirken kommen. Statt gemeinsam zu handeln, lebt man lieber selbst in dürftiger Lage, wenn man nur das Vergnügen hat, den Nebenmann in ähnlicher dürftiger, womöglich noch dürftigerer Lage zu erblicken. Es geht wie bei der Katastrophe der Austria. Jeder sorgt nur für sich und die eigene Hand. Dadurch gehen zwei Drittel mehr zu Grunde, als bei einem Aufopfern des Einzelinteresses für das Gesammtinteresse zu Grunde gegangen sein würden. Indeß werden wir nicht umsonst zu predigen, wo nicht blos das Wohlsein des einzelnen, sondern auch die Nationalehre auf dem Spiele steht! Nur unermüdliches Predigen hat zuletzt doch auch die Schiller-Stiftung zu Stande gebracht, die wenigstens ein Anfang zum Bessern ist.

Zur Literatur der Sprichwörter.

Karl Prantl, Professor an der münchener Universität, hat eine in Quart gedruckte Broschüre unter dem Titel „Die Philosophie in den Sprichwörtern" (München, Kaiser, 1858) veröffentlicht zu dem Zweck, „näher darzulegen, daß Philosophie in den Sprichwörtern vorliege, und von welcher bestimmten Art dieselbe sei, ein Versuch, welcher wahrlich nicht auf commentirende Erhärtung eines frappant klingenden Ausspruchs abzielt, sondern lediglich in speculativem Interesse unternommen, sowie demselben sein möchte". Der Verfasser theilt die Sprichwörter in drei Gattungen: 1) unvollkommene Sprichwörter, nämlich die sogenannten „sprichwörtlichen Redensarten", z. B. „Wasser in ein Sieb schöpfen" „läuten hören, ohne zu wissen, wo die Glocken sind", „eine Faust in der Tasche machen" u. s. w.; 2) vollkommene oder eigentliche Sprichwörter, z. B. „Wer im Rohr schneidet sich die Pfeifen", „Wenn es auch nicht regnet, so tröpfelt es doch", „Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe", „Kehrt Reiser machen einen Besen" u. s. w.; 3) übergreifende Sprichwörter, nämlich der Uebergang in die sogenannten Denksprüche oder auch Sittensprüche. So geht z. B. das eigentliche Sprichwort „Das Hemd ist mir näher als der Rock" in die Sentenz „Jeder ist sich selbst der Nächste", oder „Das gebrannte Kind fürchtet das Feuer" in „Erfahrung macht klug" oder „Es ist nicht alles Gold was glänzt" in die Sentenz „Der Schein trügt" über. Diese Nachweisung und die Auffassung des Sprichworts als „unmittelbarer Philosophie" ist ganz interessant; man ist zu bedauern, daß die Schrift durchweg in jenem barbarischen Kauderwelsch geschrieben ist, das die deutschen Philosophen, um tief zu sein und zu sprechen wie andere vernünftige Leute, eigens für sich geschaffen haben. Hier nur ein paar Proben: „Die methodische Function nun, durch welche der philosophische Inhalt von solch unmittelbaren Erzeugnissen hinweg in der Stufe der Mittelbarkeit sich bethätigt, und die Art und Weise, wie derselbe in diesem zweiten Stadium durch die gesonderten Sphären des Syllogismus und der Induction oder des sogenannten Aprioristischen und sogenannten Aposteriorischen sich hindurcharbeitet, oder wie er die systematische Form durch das Verständniß des einzelnen Gegebenen und durch den kritischen Maßstab der Allgemeinheit erringt, um zuletzt in antisynthetischer Stufe den Ideal-

realismus in erreichbarer Vollendung dialektisch durchzuführen, all dies kann hier nicht mehr Gegenstand der Erörterung sein" u. s. w. Oder: „Dennoch liegt hierbei eine anderweitige und höhere Function zu Grunde als in der Entstehung des significanten Wortes; denn allerdings treibt die einheitliche Continuität des Geistes den Menschen dazu, z. B. alle Bäume mit dem nämlichen Worte, nämlich eben als Bäume zu bezeichnen, und selbstverständlicherweise wirkt hierbei die einheitliche Allgemeinheit für die gleichartigen Objecte als begriffbildend, hingegen in der sprichwörtlichen Redensart greift die Continuität des Denkens zugleich auf verschiedenartige Objecte hinaus, indem sie vermittelst eines schlechthin unmittelbaren Taktes oder Instinctes innerhalb des begrifflichen Seins und der nothwendigen Erscheinungsweise disparater Objecte einzelne gleichartige Momente herausfühlt und mit denselben in naiver Auffassung ähnlich verfährt wie die eigentliche Philosophie mit reflexivem Bewußtsein bei Bildung der systematischen Gliederung zu Werke geht", und so geht es fort in einer Schreibweise und einem Sprachgemenge, die mit dem volksthümlichen Gegenstande in schneidendstem Widerspruche stehen und an die Zeit der tiefsten Verderbniß unserer Prosa erinnern. Kein Wunder, wenn die Ausländer über die trotz Lessing, Lichtenberg und Goethe neuerdings in unserer Prosa eingerissene Schwerfälligkeit, Geschmacklosigkeit, Barbarei und ungeheuerliche Sprachmengerei Klage führen. An einer Stelle weist der Verfasser darauf hin, daß es in unserer Zeit nicht wie in den Tagen des alten Griechenland üblich sei, einen Philosophen, z. B. einen Hegel, Schelling oder Herbart zugleich auch einen Weisen zu nennen. Dies muß doch einen besondern Grund haben, der wieder auf ein tieferes Gebrechen moderner Geistesbildung zurückweisen würde. **H. M.**

Bibliographie.

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von B. Wigand. Gießen, Ricker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus Franzensbad. Sechs Episteln von keinem Propheten. Leipzig, Lorck. 16. 20 Ngr.

Bacher, J., Friedrich's des Ersten letzte Lebenstage. Historischer Roman in drei Bänden. (Fortsetzung des Romans: Sophie Charlotte, die philosophische Königin.) Berlin, Wagner. 8. 5 Thlr.

Baltzer, E., Alte und Neue Welt-Anschauung. Vorträge, gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhausen. 4te Sammlung. — A. u. d. T.: Zeugnisse aus und für die freie Religions-Gemeinde. Nordhausen. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Beyschlag, W., Aus dem Leben eines Frühvollendeten. Aus evangelischen Pfarrers Franz Wilhelm Traugott Beyschlag. Ein christliches Lebensbild aus der Gegenwart. 1ster Theil. Berlin, Rauh. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Foß, R., Ludwig der Fromme vor seiner Thronbesteigung. Berlin, Th. Enslin. Gr. 4. 12 Ngr.

Der Frauen Beruf. Nach der 14ten Original-Auflage aus dem Englischen. Potsdam, Schlesier. 1859. 12. 22½ Ngr.

Fraustadt, A., Die Wahlstatt von Keuschberg. Ein Abschnitt aus der Vorgeschichte des Hochstifts Merseburg. Leipzig, O. Weigel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Giltersberg, Freih. G. v., Eines Fürsten einzige Liebe. Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hähl, E., Pädagogische Sprichwörter. Stuttgart. 1857. 4 Ngr.

Harkort, E., Aus Mejicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus (des Verfassers) hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von H. G. Kühne. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 16 Ngr.

Hartmann, M., Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Zeitlosen. Gedichte. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Helfferich, A., Deutsche Kunstbriefe. I. Das Kunst-Stichwort. Berlin, Springer. 1859. Lex.-8. 6 Ngr.

Hendewerk, K. L., Herbart und die Bibel. Mittheilungen und Andeutungen. 1stes Heft. Königsberg, Koch. Gr. 8. 20 Ngr.

Katona, J., Bánk-Bán. Drama in fünf Acten. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von A. Dux. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Kaeuffer, J. E. R., Geschichte von Ost-Asien. Für Freunde der Menschheit dargestellt. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Klüpfel, K., Dritter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — A. u. d. T.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1856 — 1858. Nebst einem Vorworte über Schriftstellerei und Buchhandel. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 24 Ngr.

Knothe, H. F., Carl Friedrich Kretschmann, [Der Barde Rhingulph]. Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens. Zittau, Pahl. Gr. 4. 10 Ngr.

Landmesser, T., Der Pohle auf St. Domingo oder die junge Creolin. Zwei Theile. Bromberg, Levit. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Marahrens, A., Grammatik der plattdeutschen Sprache. Zur Würdigung, zur Kunde des Characters und zum richtigen Verständniß derselben. Altona. 8. 15 Ngr.

Memoiren eines Legitimisten von 1770—1830. Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B..... herausgegeben von J. v. Wickede. Drei Bände. Potsdam, Riegel. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mundt, T., Robespierre. Drei Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pandora oder interessante Mittheilungen über alte und neue Freimaurerei. Aus dem handschriftlichen Nachlasse eines Geweihten. Stuttgart, Fischhaber. 1859. 8. 7½ Ngr.

Pichler, Louise, Aus böser Zeit. Vaterländischer Roman aus dem 30jährigen Kriege. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.

Reichenbach, Mathilde Gräfin v., Ein Zeitspiegel in der Familie. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Matthes. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rosenheyn, M., Reise-Skizzen aus Ost- und West-Preußen. Zwei Bände. Danzig, Kafemann. 8. 24 Ngr.

Schücking, L., Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Alexanders von der Schulenburg, weil. Fürstl. Sächs. und nachher Churfürstl. Brandenburg. Land-Rath im Herzogthum Magdeburg, Erbherr auf Altenhausen, Hohenwarsleben und Betzendorf, [1616 bis 1681] Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben, nebst Beilagen und einem Anhang. Aus dem Gräfl. von der Schulenburgischen Archive zu Altenhausen mitgetheilt durch F. Schwerin. Halle, Fricke. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, W., Still und Bewegt. Berlin, Peters. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Fiedler, J., Die Union der Walachen in Siebenbürgen unter Kaiser Leopold I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Hornay, Die Einheit Preußens und die Parteien. Münster, Wundermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, M., Paßschereien auf geistigem Gebiete. Ein Protest, als Antwort auf einen in Commission bei Ulrici in Karlsruhe erschienenen anonymen „Offenen Brief". Dresden, R. Schäfer. Gr. 8. 4 Ngr.

Regierung und Volksvertretung in Bayern. Leipzig, Hässel. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutschlands Boden,

sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen.

Von **Bernhard Cotta.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln.

Zwei Theile.

Erster Theil: **Geologische Beschreibung Deutschlands.**
Zweiter Theil: **Einfluß des Bodenbaues auf das Leben der Menschen.**

8. Geh. 3 Thlr.

Die vorliegende zweite Auflage dieses allgemein als eine höchst wichtige Erscheinung bezeichneten Werks ist eine vielfach verbesserte und erweiterte Arbeit und bietet in ihrer ganzen Anlage ein wesentlich verändertes Werk. Der erste Theil behandelt die geologische Beschreibung von Deutschland und kann daher zugleich als sehr zweckmäßiger Begleiter auf Reisen dienen. Der zweite Theil ist der Lehre von dem Einflusse des innern Erdbaues auf das Leben der Menschen, also der Wissenschaft der Nationalökonomie gewidmet. Durch diese von anderer Seite noch nicht gegebene Darstellung der geologischen Verhältnisse Deutschlands ist das Werk ein ungemein lehrreiches und interessantes geworden.

Nicht mit Unrecht hat man das Werk eine „Physiologie der Erde, zunächst Deutschlands" genannt, und in einer Kritik heißt es darüber: „Was Ritter durch seine plastische, Humboldt durch seine rationelle physikalische Geographie der Nationalökonomie und der angewandten Naturwissenschaft sind; was später Dove und Zamminer durch ihre Meteorologie, Liebig, Stöckhardt u. a. in der Chemie, Schleiden in der Botanik, Reden in der Statistik: das ist Cotta mit diesem geologischen Werke geworden, und in mancher Hinsicht noch mehr, weil er näher am Bau der Fundamente steht, auf welchem jene Meister wieder weiterbauen können."

Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, ist der Preis desselben in dieser zweiten Auflage trotz der Erweiterung wesentlich billiger gestellt worden als bei der ersten Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Polnische Dichter in eleganten Miniaturausgaben.

Malczeski (A.), Marja powieść Ukraińska. Geh. 10 Ngr. Geb. 15 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

——————, **Ballady i Romanse.** Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

——————, **Farys. Grażyna.** Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des einundzwanzigsten Heftes (Bogen 35—38 des zweiten Bandes):

Das Großherzogthum Luxemburg. — Die Rübenzuckerfabrikation auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte in landwirthschaftlicher, technischer und statistischer Hinsicht. — **Gibraltar. — Die französische Colonie Guyana. — General Espinasse. — Franz Löher. — Alois Negrelli Ritter von Moldelbe,** Ingenieur, k. k. Ministerialrath und Generalinspector der österreichischen Eisenbahnen. — Kleinere Mittheilungen: Beaufort (Sir Francis). — Gembe (Georg). — Keilhau (Balthazar Mathias). — Lawrence (Sir John Laird Mair — Mustoxydis (Andreas). — O'Connell (John). — Portalis (Jean Marie, Graf). — Redfield (William C.). — Reimer (Karl Augu — Sarphir (Moritz Gottlieb). — Seckendorf (Theodor Franz Chris Graf von). — Temminck (Coenraad Jakob). — Wurcs (Jeanne

Inhalt des zweiundzwanzigsten Heftes (Bogen 39—42 des zweiten Bandes):

Die Leibeigenschaft und die Bauernemancipation in Livland. — Lambese, französische Strafcolonie in Algerien. — **Die französischen Marschälle Magnan und Castellane.** — Kleinere Mittheilungen: Amari (Michele). — Aserios (Kristin). — Balling (Karl Joseph Napoleon). — Bonitz (Hermann) — Boué (Ami). — Glocker (Ernst Friedrich). — Kudrämzow (Fe Nikolajewitsch). — Negrelli (Alois). — Pönitz (Karl Ernst) — Reguly (Anton). — Steinla (Moritz). — Varnhagen von Ense (Karl August). — Wellesley (Lord Charles). — Welkonsky.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth,** indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. s. w. die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetischer Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

nl wöchentlich. — Nr. 50. — 9. December 1858.

Möllhausen's transatlantische Reise. — Elisabeth von Stägemann und Henriette Herz. — Schiller's Philosophie. Von August Henneberger. — Lyrischer Naturwuchs. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

öllhausen's transatlantische Reise.

ner Reise vom Mississippi nach den Küsten der Süd-
Balduin Möllhausen. Eingeführt von Aleran-
Humboldt. Mit 13 Illustrationen in Oelfarben-
druck, 10 Holzschnitten und einer Karte. Leipzig,
ohn. 1858. Imp.-4. 18 Thlr.

ijenigen europäischen Pflanzen, welche auf nord-
jem Boden am rettungslosesten verkümmern,
eifelsohne die deutschen Künstler und insonder-
atschen Maler, wenn sie sich nicht schleunigst be-
e mitgebrachten Ideen von der idealen Aufgabe
fs nach den praktischen, d. h. grobrealistischen
jenseit des Oceans umzumodeln. Allein für
ige Verhängniß, welches die Mehrzahl unter
der Kunst zum Handwerk hinabzusteigen nö-
nt das Schicksal einzelne Individuen und in
r Volk und unsern Literaturschatz auf eine
thümliche wie dankenswerthe Art reichlich ent-
t wollen. Was wir im Sinne haben, wird
uf der Stelle einleuchten, wenn wir ihm den
lhelm Heine's nennen, dessen Reisewerke ja
Bl. eine eingehende Besprechung gefunden
ne war einer dieser wenigen Glücklichen, der
es oben angezeigten Werks ist ein zweiter.
eine noch der andere würde vielleicht versucht
über zu beklagen, daß er sein künstlerisches
n Dienst einer Wirklichkeit geben mußte, aus
ganzen poetischen Zauber einer ursprünglichen,
r Natur oder einer geheimnißvollen Vergan-
usfühlte, dessen Reproduction seine volle
Energie kaum in geringerm Grade anspannte
ätigung derselben in originellen Gestaltungen
äre einer allgemein zugänglichen Natur- und
. Aber eben dieser Zauber entband zugleich
neue, vielleicht völlig ungeahnte Gestaltungs-
etische Drang regte sich in ihrem Busen und
vollständigte die Züge eines herrlichen Ge-
n ganzen Reichthum der Pinsel nicht zu er-
ochte. Auch die Feder zwar mußte sich in
er Wirklichkeit geben und die Darstellung jene feingezogene Grenzlinie zwischen dem Gebiet exacter Wissenschaft und freien Waltens schöpferischer Phantasie innehalten, welche allein die ungetrübte Aussicht auf beide Regionen gestattet; wo aber, wie bereits erwähnt, die Realität selbst ein unerschöpflicher Born objectiver Schönheit ist, da wird der Künstler seine Aufgabe schon befriedigend lösen, wenn er nur in diesen Born hinabzusteigen versteht. Der Verfasser des uns vorliegenden Werks nun besitzt ein solches Verständniß für objective Schönheit in ungewöhnlichem Maße.

Balduin Möllhausen trat, 24 Jahre alt, aus dem preußischen Militärdienste, um, einem unwiderstehlichen Drange nach dem Anblicke einer wilden, freien Natur folgend, den Westen der Vereinigten Staaten zu durchwandern. An den Ufern des Mississippi erhielt er Kunde von dem vielversprechenden naturhistorischen Unternehmen nach dem Felsengebirge, welches der Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg eben vorbereitete, und die Erlaubniß, sich demselben anzuschließen. Die Expedition gelangte ohne Unfall bis in die Gegend des Forts Laramie am Plattefluß, als große Unwegsamkeit des Bodens, ein furchtbarer, allgemeines Augenübel erregender Schneefall, wiederholte Raubanfälle der Eingeborenen und das Absterben der Pferde den Herzog für jetzt zum Aufgeben des Unternehmens nöthigten. Die Erlebnisse Möllhausen's auf dem Rückwege sind von einem so spannenden und erschütternden Interesse, daß sie schon um ihrer selbst willen und zur Charakteristik des Mannes eine etwas ausführlichere Darstellung verdienen. Wir sind aber um so mehr berechtigt ihnen eine solche einzuräumen, als wir dadurch einen Theil der uns zunächst gestellten Aufgabe lösen. Es bildet nämlich die Erzählung derselben eine jener vielfachen Episoden, welche der Verfasser mit großer Geschicklichkeit in die vorliegende Reisebeschreibung eingeschlossen hat. Sie dienten dazu, die Langeweile auf dem Ritte durch eintönige, trostlose Steppen und Wüsteneien zu kürzen oder das gesellige Beisammensein an den abendlichen Lagerfeuern zu erheitern.

Es war im Spätherbst 1851, als Möllhausen in Gesellschaft nur noch eines einzigen Begleiters am Nebraska

hinabzog. Sie hatten sich mühsam bis an den Sandy-Hill-Creek fortgeschleppt, als der plötzlich aufspringende eisige Nordsturm sie fast in Schnee begrub und ihr letztes Pferd tödtete. Nachdem sie mehrere Tage in einem kleinen indianischen Zelte zugebracht hatten, kam die Post vom Fort Kearney vorüber, die noch einen von ihnen mitnehmen konnte. Das Los, in der winterlichen Wildniß allein in der schrecklichsten Lage zurückzubleiben und von einer 80—100 Meilen entfernten katholischen Mission Rettung zu erwarten, fiel auf Möllhausen. Er umgab sein Zelt mit einem Wall von festgestampftem Schnee, häufte einen Holzvorrath vom nahen Flusse vor der niedrigen Thür auf, theilte seine wenigen Lebensmittel in 14 Tagesrationen ein und verkroch sich in seine Decken und Pelze. Noch am nächsten Tage kamen drei Delawaren, die auf der Biberjagd gewesen waren, vorüber und redeten ihm eindringlich zu, mit ihnen an den Missouri in ihr Wigwam zu ziehen; aber die thörichte Hoffnung auf die versprochene Hülfe ließ ihm dieses wohlgemeinte Anerbieten ablehnen. Er sollte es bitter bereuen. Die Leiden der nächsten acht Tage waren furchtbar. Zwar gelang es ihm, die heißhungerigen Wölfe durch seine Feuerwaffen zurückzutreiben; aber die grimmige Kälte zerrüttete seine Körper- und Geisteskräfte auf das entsetzlichste. Wunderbarerweise stellte ihn jedoch eine in der Verzweiflung und fast ohne Bewußtsein eingenommene große Dosis Opium ziemlich wieder her. Aber mit dem wieder zunehmenden Appetit nahmen auch die Lebensmittel immer mehr ab, und Möllhausen sah sich endlich auf das Fleisch der von ihm erlegten Wölfe angewiesen. So waren 16 Tage verstrichen, als er bei einem Gange nach dem nahen Hügel zwei menschliche Gestalten entdeckte, die sich nach seinem Lager zu bewegten. Seine Vermuthung, daß dies räuberische Pawnees seien, sollte sich bald bestätigen. Denn kaum hatte er vorsichtig sein Zelt verlassen und mit seinen Waffen eine verborgene Stellung eingenommen, so erschienen die beiden Indianer, recognoscirten die nächste Umgebung des Zeltes in feindseliger Absicht und schickten, als sie sich, durch Möllhausen's Vorsichtsmaßregeln getäuscht, überzeugt zu haben glaubten, daß der Bewohner des Zeltes ruhig auf seinem Lager schlafe, eine Anzahl Pfeile hinein. Jetzt, wo seine beiden Feinde den Vorhang des Zeltes zurückzuziehen im Begriff waren, durfte Möllhausen nicht länger zögern: er streckte sie durch die doppelte Ladung seines Gewehrs zu Boden; der eine war sofort tödlich getroffen, den andern hoffte er zwar noch zu retten, aber die Treulosigkeit desselben zwang ihn, seinem Leben zur Selbstvertheidigung durch mehrere Messerstiche ein Ende zu machen. Hierauf vertilgte er sorgfältig jede Spur, welche zu einer Entdeckung des Vorfalls durch die Stammesangehörigen der beiden Getödteten hätte führen können; aber seine Einsamkeit blieb wieder wochenlang völlig ununterbrochen. Endlich überraschte ihn in den ersten Tagen des Januar die Ankunft mehrerer Indianer von dem befreundeten Stamme der Ottoes, welche ihn aufforderten, sie in ihre Heimat zu begleiten. Diesmal ließ er es sich nicht zweimal sagen. Schon am folgenden Morgen siedelte er in das Lager der Indianer über, die ihn gastfreundlich aufnahmen, mit Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte fünf Tage rasteten und ihn sodann auf einer vierwöchentlichen Fußreise in paralleler Richtung mit dem Nebraska bis zu ihrem Dorfe an der Mündung dieses Flusses in den Missouri geleiteten. Hier verabschiedete sich Möllhausen von seinen Ottoefreunden, um die jenseit des Missouri gelegene Wohnung eines weißen Pelztauschers zu beziehen, der ebenso wie die übrigen Ansiedler in der dortigen Niederlassung Bellevue lebhaften Antheil an seinen Leiden und Freude über seine Rettung bezeugte. Schon nach acht Tagen ging indeß Möllhausen wieder zurück zu den Ottoes und zu diesen weiter nördlich zum Stamme der Omahas (nördlich vom Nebraska bis zum Missouri), mit denen er nun 14 Wochen verlebte. Während dieses Aufenthalts verschaffte er sich eine genaue Kenntniß der dortigen Indianer und ihrer Sitten und Gebräuche, die er bei Gelegenheit dieser und späterer Erzählungen auf das anschaulichste schildert.

Dies die gedrängte Skizze eines vom Verfasser in der dritten Person unter der anspruchslosen Bezeichnung des „deutschen Naturaliensammlers" mitgetheilten Berichts, der sich durch mehrere Kapitel seines Reisewerks hindurchzieht und bei aller augenscheinlichen Wahrheitstreue durch und durch von echt romantischem Gepräge ist. Wir wissen nicht, ob sich bei der spätern, nicht weniger interessanten Fortsetzung desselben, welche wir hier unerwähnt lassen müssen, namentlich bei dem Liebesverhältniß zur „schönen Amalia", der indianischen Halfbreed, nicht möglicherweise doch etwas Dichtung unter die Wahrheit mischt, da der Verfasser auch hier in der dritten Person spricht und so auf hin jede Verantwortlichkeit für die Präsumtion in letztern zurückweisen kann; doch sind wir geneigt zu glauben, daß die Sache sich wirklich so verhält, wie sie berichtet wird. Sei dem indeß wie ihm wolle, jedenfalls steht fest, daß alle bei dieser Veranlassung geschilderten Zustände und Sitten jener Gegend nicht blos der Wahrheit entnommen, sondern überdies vom Verfasser selbst beobachtet worden sind.

Nach diesen Erlebnissen schiffte Möllhausen den Missisippi hinab und traf abermals mit dem Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg zusammen, den er auf mehrfachen Excursionen begleitete und dessen wichtige zoologische Sammlungen er mit vermehren half. Im Jahre 1851 schiffte er sich, vom preußischen Consul in St. Louis mit der Sorge für die glückliche Ueberkunft einer Zahl interessanter, dem berliner zoologischen Garten bestimmter Thiere betraut, nach Europa ein und langte wohlbehalten in Berlin an, wo er von Lichtenstein an Humboldt und von diesem an den König empfohlen ward, welcher sich von ihm seine „sehr ausgezeichneten, physiognomisch wahren «Reiseskizzen aus dem Leben der Indianer»" vorlegen ließ. Einen viermonatlichen Aufenthalt in Berlin widmete Möllhausen seiner weitern künstlerischen Fortkommung, worauf er sich im April 1853 wieder in der Absicht, den fernen Westen abermals zu bereisen, auf

Amerika einschiffte. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ie Regierung der Vereinigten Staaten gerade um jene Zeit drei Expeditionen zur Aufsuchung eines geeigneten isenbahnwegs nach Californien entsandte: die erste unter em Gouverneur Stevens längs der Thäler des Missouri nd Columbia zwischen dem 47 und 49° nördl. Br.; die weite unter Kapitän Gunnison auf dem 38°, d. h. auf er Linie, welche den nächsten Weg zwischen S.-Francisco nd St.-Louis bezeichnet; und die dritte unter Lieutenant Whipple, welche auf dem 35° nördl. Br. ihren Weg suchen llte, um auf dieser Linie, in den wasserarmen Grasmen östlich vom Felsengebirge und den öden Wüsten estlich desselben, aus den Nebenflüssen des Mississippi, s Rio Grande und des großen Colorado des Westens ortheil ziehen zu können. Der Empfehlung Humboldt's nd des preußischen Gesandten von Gerolt hatte es der rfasser hauptsächlich zu danken, daß er bei der letztgenanten, als der einzigen damals noch nicht aufgebrochen Expedition zum Topographen und Zeichner ernannt rde. Außerdem wurde ihm noch von der Smithsonian stitution das Sammeln von Naturalien aufgetragen.

Nachdem das sich auf 12 Mann belaufende eigentliche Personal der Expedition, welches aus wissenschaftlich ähigten Männern jeder Art, namentlich aus Geologen, dmessern, Botanikern, Astronomen und Zeichnern bend, sich zu Fort Smith am Arkansas, an der Westnze des gleichnamigen Staats, eingefunden und mit n für den Zug nothwendigen Erfordernissen, namentmit Maulthieren und Arbeitern versehen hatte, brach Expedition am 15. Juli 1853 auf. Der Raum getet uns nicht, dieselbe von Station zu Station zu beten; wir begnügen uns deshalb mit einer möglichst gen Andeutung ihrer wichtigsten Ergebnisse. Zunächst t die Straße, hier und da einige größere oder kleinere immungen abschneidend, dem Laufe des Canadian, des utendsten südlichen Zuflusses des Arkansas, bis zur ndung des Tucumcari Creek oder Pajarito-Creek und tschreitet sodann, nachdem sie bis hierher fortwährend ählich angestiegen, die Wasserscheide zwischen dem Canan und dem Pecos auf einer Höhe von 5543 Fuß. führt alsdann bei Anton Chico über den Pecos, bis urch Benutzung eines Zuflusses das 7000 Fuß hohe lland östlich des Felsengebirgs erreicht. Hierauf geht urch das hohe Salinasbassin, welches 30 Meilen breit dessen niedrigste Erhebung 6471 Fuß über dem resspiegel ist, und erreicht die Wasserscheide des Rio nde in einer Höhe von 7000 Fuß. Von hier zog eine Theil der Expedition den San-Pedropaß hinüber San-Antonio, der andere dagegen nördlich vom diagebirge durch das Galistrothal und sodann den Grande hinab über Domingo und San-Felipe nach querque und Isleta an eben diesem Flusse. Nunführt die Straße über die Höhe, welche den Rio de von seinem Nebenflusse Puerco trennt und folgt nn dem Thale eines Zuflusses des letztern, des San-, bis zu einer seiner Quellen in dem Camino del vo genannten, 8250 Fuß hohen Passe der Sierra Madre, von wo das Niedersteigen an den Zuñifluß in der Nähe von Pueblo de Zuñi bewerkstelligt wird, und erreicht bald darauf den Rio Puerco des Westens und mit diesem das weite Flußgebiet des Rio Colorado. Auch hier verfolgte eine andere Abtheilung der Expedition eine 20 englische Meilen weiter nördlich gelegene Route bis zur Quelle des Rio San-José und nach Ueberschreitung des 7750 Fuß hohen Campbellpasses den Rio Puerco von dessen Quelle an. Von nun an zog die wiedervereinigte Expedition den Puerco entlang bis zu seiner Mündung in den Colorado Chiquito, sodann durch das Thal des letztern an den Fuß der südöstlichen Abhänge des San-Franciscogebirgs bis zu einer Höhe von 4775 Fuß und weiter hinauf bis zur Wasserscheide des Colorado und des großen südlichen Nebenflusses desselben, des Gila, bis zum 6281 Fuß hohen Aztekenpaß. Der höchste Punkt auf diesem fortlaufenden Rücken, Lerour' Spring, erhebt sich auf 7472 Fuß. Das Hinuntergehen vom Aztekenpaß erfolgte längs des Cañon-Creek bis zu dessen Mündung in den Big Sandy, dann längs des letztern in südlicher Richtung bis zu seiner Mündung in die westlich fließende Bill William's Fork und hinwiederum bis zu der nur 208 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Mündung der letztern in den Colorado. Die Straße führte sodann 34 Meilen am Colorado hinauf und folgte hiernächst dem trockenen Bett eines Flusses, dessen Quellen sich an dem hohen Rücken befinden, welcher wahrscheinlich das große nördliche Bassin von den Wassern des Colorado scheidet. Nachdem man auf der Wasserscheide des Colorado und Mohave wieder eine Höhe von 5262 Fuß erreicht hatte, ging es in einer äußerst schroffen Senkung hinab an den Sodasee, der in gewissen Jahreszeiten das Wasser des Mohave aufnimmt, und von da im Mohavethale aufwärts bis zum 4180 Fuß hohen Cajonpasse in der Sierra Nevada. Von hier aus zog die Expedition allmählich absteigend über die Mission San-Gabriel nach Pueblo de los Angeles, wo sie am 20. März eintraf. Damit war ihre Aufgabe gelöst. Sie hatte in Zeit von 11 Monaten eine Strecke von 24 Breitengraden (in gerader Linie von Fort Smith aus 1360, mit Einschluß der Krümmungen aber 1892 englische Meilen) zurückgelegt, alle für ihren Zweck nöthigen Erörterungen und wissenschaftlichen Untersuchungen angestellt und werthvolle naturhistorische Sammlungen angelegt. Nachdem das untergeordnete Personal, eine buntscheckige Mischung zum Theil abenteuerlicher Gestalten schon mehrere Tage zuvor abgelohnt und die militärische Escorte verabschiedet worden war, trennten sich auch die Hauptmitglieder der Expedition. Der Verfasser begab sich mit der Mehrzahl derselben nach dem 25 englische Meilen von Pueblo de los Angeles entfernten Seehafen San-Pedro und von da nach San-Francisco hinauf, wo er in Stadt und Umgegend noch mannichfache Notizen zu sammeln Gelegenheit fand. Am 2. April ging er von hier wieder unter Segel und kehrte über Panama nach Neuyork zurück, woselbst er am 28. April glücklich landete.

Eine Schilderung dieser Expedition, deren Route wir

im Vorhergehenden in kurzen Strichen andeuten zu müssen glaubten, würde schon um der Wichtigkeit ihres Zwecks willen die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt verdienen. Handelt es sich doch dabei um nichts Geringeres als um die vor wenigen Jahren noch als ein chimärischer Gedanke betrachtete, jetzt aber bereits im Lichte eines in nächster Zukunft zu lösenden Problems erscheinende Verbindung des Mississippi mit der Südsee durch einen Schienenstrang: also um eine Frage von der höchsten politischen und internationalen Bedeutung, deren glückliche Beantwortung das Zukunftsinteresse der Menschheitscultur dringend erheischt! Wir unterlassen es indeß um so mehr, auf diesen selbstverständlichen Punkt näher einzugehen, als der Verfasser selbst in richtiger Würdigung seiner Aufgabe davon abgesehen hat, und bemerken nur noch, daß die Resultate gerade dieser Expedition dem vom Kriegssecretär der Vereinigten Staaten erstatteten Bericht zufolge im ganzen genommen mehr als die der beiden gleichzeitigen Expeditionen befriedigt zu haben scheinen. Allein das uns zur Besprechung vorliegende Werk bedarf auch einer solchen äußerlichen Empfehlung nicht im mindesten; es würde unter allen Umständen die unumwundenste Anerkennung verdienen. Ohne daß der Verfasser ein Mann der strengen Wissenschaft und sein Buch eine fertige Bereicherung unserer wissenschaftlichen Erkenntniß wäre, gibt er uns doch darin eine große Masse interessanter naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Daten, welche theils zur Bestätigung aufgestellter Hypothesen dienen, theils neue und überraschende Gesichtspunkte eröffnen. Um aber dem Verfasser vollkommen gerecht zu werden, muß man bei Beurtheilung des von ihm Geleisteten neben dem wissenschaftlichen auch und ganz vorzüglich den künstlerischen Maßstab anlegen. Die ganze Erzählung trägt durch und durch den Charakter frischer, lebensvoller Anschauung; sie besitzt also jene wesentliche Eigenschaft, ohne welche kein Reisewerk Anspruch auf einen dauernden Platz in der Literatur erheben kann. Die Arbeiten und Genüsse, die Freuden und Leiden, mit einem Worte die Erlebnisse und Erfahrungen der Mitglieder der Expedition bilden den lebendigen Kern, den steten Mittelpunkt des farbenreichen Gemäldes, um das sich alles andere in naturgemäßester und anziehendster Weise gruppirt. Dabei kommt es der objectiven Färbung des Ganzen vortrefflich zu statten, daß der Erzähler seine eigene Person so wenig in den Vordergrund treten läßt, daß man einige Mühe haben würde, sie aus der ganzen Gruppe herauszufinden, wenn nicht die Einleitung und das Vorwort Humboldt's einen Anhaltepunkt gewährte. Die Mitglieder der Expedition sind zum Theil höchst originelle Charaktere; so namentlich der Dr. Bigelow, vor allen aber der in Albuquerque gedungene Führer Leroux, einer von den „drei ältesten Bockwoodmen". Aus seinem Leben sowie aus dem der beiden andern, Fitzpatrick und Kit Carson, von denen insbesondere der letztere als treuer Begleiter Fremont's auf seinen mehrmaligen Zügen über das Felsengebirge in der Geschichte seines Vaterlandes eine ehrenvolle Stelle einnimmt, enthält unser Werk viele der interessantesten und abenteuerlichsten Begebnisse. Trapper und Jäger sowie Eingeborene der verschiedenartigsten Stämme bilden einen nicht unbedeutenden Theil der Expeditionsmannschaft, und da die ganze Reise ununterbrochen durch das Gebiet wilder, halb und ganz civilisirter Indianerstämme hindurchführte, und überdies der Verfasser selbst von seinem frühern Aufenthalte in Amerika her eine ziemlich genaue Kenntniß von dem Leben und Treiben derselben besaß, so gibt der Charakter dieser Stämme dem Reisegemälde an einigen Stellen so recht eigentlich seinen Ton. Jedenfalls verrathet der Verfasser mit ganz entschiedener Vorliebe bei den ethnographischen Partien seines Gegenstandes. Wir müssen es uns nur ungern, an einzelnen Beispielen nachzuweisen, wie vortrefflich der Verfasser, oft durch wenige Züge, die charakteristische Verschiedenheit der zahlreichen einzelnen Stämme hervorzuheben versteht. Nur die kürzeste treffende Bemerkung von ihm finde hier Platz, daß bei keinem Indianerstamme westlich des Felsengebirgs die geringste Spur jenes romantischen, ritterlichen Wesens zu finden ist, welches Cooper, Murray u. a. in ihren Romanen zwar ein wenig zu sehr idealisirt haben und welches infolge der langjährigen Berührung mit der fremdartigen Civilisation und mit den Lastern der Weißen immer mehr zu verschwinden droht, das aber den eigenen Erfahrungen des Verfassers zufolge noch keineswegs gänzlich ausgestorben ist. Bei einzelnen Individuen erhebt sich diese Ritterlichkeit zum reinsten Edelmuthe, und es wird wir unsererseits eine schöne Befriedigung darin finden, die Anlage zur Tugend und Gottähnlichkeit in der menschlichen Natur als solcher in ihrer rohen Ursprünglichkeit zu hoher Vollendung entwickelt zu sehen, so sei es uns gestattet dem Verfasser einmal, wie billig, mit seinen eigenen Worten folgende hochherzige That eines Omahahäuptlings erzählen zu lassen:

Vor einer Reihe von Jahren, als der große Ongpanonga noch lebte, und, zwar schon ein alter Mann, doch immer noch rüstig mit seinen jungen Kriegern auf die Jagd zog, war von Bellevue aus ein Canadier mit Briefen und Depeschen an den Commandeur des Handelspostens der Ponka-Indianer en la qui court abgesendet. Der Läufer, ein junger rüstiger Jäger, zog es vor, die Reise, die an 200 Meilen den Missouri hinauf führte, zu Fuße zurückzulegen und begab sich wohlgemuth auf den Weg. Eine Woche hatte er seine Straße verfolgt, ohne irgend wie auf Hindernisse gestoßen zu sein, als er sich des Morgens beim Erwachen in einem so krankhaften Zustande fühlte, daß es ihm unmöglich war sich von der Stelle zu bewegen. Schon lag er mehrere Tage da, als er inne wurde, daß er von den Blattern, der fürchterlichen Seuche, welche die westlichen Indianer auf so unbarmherzige Weise heimsucht, befallen sei. Ihr sein Geschick ergeben sah der Unglückliche seinem Ende entgegen und dankte in seinem Herzen der Vorsehung, die ihn wenigstens einen sprudelnden Quell hatte erreichen lassen, in welchem er seine fieberhaft glühende Zunge zu kühlen vermochte.

Zu derselben Zeit befand sich der alte Ongpanonga mit sechs seiner Krieger auf der Jagd, und wie der Zufall es oft wunderbar fügt, so geschah es hier, daß der kranke Bote auf den Indianern gefunden wurde. Auf den ersten Blick erkannte der Häuptling die ansteckende Krankheit, hieß seine Leute sich aus der gefährlichen Nähe des Gegners entfernen und faßte nach kurzer Berathung einen Entschluß, der manchem fremden Missionar zur Ehre gereicht haben würde. Es ergab sich nämlich

ti von Ongpa-tonga's Leuten in früherer Zeit einen An-
eser schrecklichen Krankheit glücklich überstanden hatten,
d er selbst sowie die drei Uebrigen von derselben verschont
n waren. Die erstern waren also nach seiner Ansicht
ine neue Ansteckung geschützt und in Verbindung mit die-
ernahm es der Häuptling, den Weißen zu retten und zu-
h Bellevue zu schaffen, während er die andern anwies
inzuschlagen, auf welchen sie dem Kranken nicht würden
n können. Seinen Befehlen wurde Folge geleistet; auf
n Zweigen geflochtene Bahre legten die edelmüthigen In-
en leidenden Jäger und traten dann, die Last auf ihre
rn vertheilend, den Heimweg an. Nach einer unbeschreib-
jevollen Reise von vierzehn Tagen erreichten sie Bellevue,
von ihren Gefährten schon angemeldet waren; für die
nde Mühe fanden sie reichen Lohn, denn der Zustand des
Jägers hatte sich auf der Reise so weit gebessert, daß
zur großen Genugthuung der Indianer nach kurzer Zeit
eder seinen Arbeiten obliegen konnte und nur noch die
chlichen Zeichen der überstandenen Leiden in seinem Ge-
g. Durch solche Handlungen hatte sich der greise Krie-
allgemeine Zuneigung und Achtung der Weißen erwor-
mit ins Grab genommen, und wenn sich jemand an
neil Bluffs nach dem großen Häuptling erkundigt, dann
ihm von allen Seiten entgegen: bei den Leiden seiner
chen war er weichherzig wie ein Kind, doch schrecklich
n wilder Kriegsruf in den Ohren seiner Feinde, von
sich manchen geschmückten Skalp erbeutete, der jetzt mit
einer Seite in Verwesung übergegangen ist.

rmann wird zur vollen Würdigung dieser That
tonga's, der seinen Sänger zu finden verdiente
ger's braver Mann und Seume's Canadier, das
e Naturell in Anschlag bringen; um ihr aber
echt zu werden, muß man wissen, wie furchtbar
ern unter den Indianerstämmen wüthen und wel-
etzen sie bei ihnen erregen. Möllhausen berichtet
seiner Reisebeschreibung, daß die Expedition auf
en Reise durch die Reviere der räuberischen Na-
eshalb völlig unbelästigt geblieben sei, weil diese,
: mit Unrecht, Blatterkranke in ihrem Lager ver-
; an einer andern Stelle erwähnt er die unglaub-
rheerungen, welche sie in Zuñi, einer Stadt der
i Pueblo-Indianer, angerichtet hatten.

ie ethnologischen Forschungen knüpfen sich anti-
und historische von weittragender Bedeutung,
en, die vielleicht das Hauptinteresse des vorlie-
Werks ausmachen und deshalb auch von Hum-
seinem Vorworte ganz besonders betont werden.
d derselben sind die zahlreichen Ruinen und In-
m Thale des Rio Grande del Norte und im
eses Flusses unter den von unserer Expedition
Breitengraden. Zwei solcher Ruinen befinden
anderm auf dem sogenannten Inscription Rock
Zuñi und dem höchsten Punkte des Felsenge-
en vom Verfasser mitgetheilte Inschriften jedoch
anischen Zeit angehören. Die Ruinen bildeten
on 307 Fuß Länge und 206 Fuß Breite, in
Seiten die vier Hauptpunkte waren, indem die
wie die Fundamentmauern auswiesen, einen
um in der Mitte lassend, hauptsächlich an den
den gelegen haben müssen. Doch auch in dem
nen Hofe waren die Spuren von Bauwerken
Die Hauptmauern schienen sorgfältig von kleinen
behauenen Sandsteinen aufgeführt gewesen zu sein, die
man durch Lehm verbunden hatte. Wie bei allen Ruinen
Neumexicos lagen auch hier Unmassen von Topfscherben
(von deren mannichfaltiger Form und Färbung der Ver-
fasser Proben mittheilt) umher, was auf die Vermuthung
leitete, daß in den uralten Städten vielleicht bei Festlich-
keiten, Religionsgebräuchen, Opfern u. dgl. Töpfe zer-
schlagen worden seien, da noch die jetzigen Pueblo-In-
dianer ähnliche thönerne Hausgeräthe brauchen, ohne daß
man bei ihren Städten solche Scherbenanhäufungen findet.
Die zahlreichen Trümmer, auf welche man in fruchtbaren
und wasserreichen Gegenden zwischen dem 34 und 36°
nördl. Br. stößt, berechtigen zu dem Schlusse, daß diese jetzt
nur noch von räuberischen Apache- und Navahoe-India-
nern durchzogenen Landstriche früher reich bevölkert gewe-
sen sein müssen. Und zwar sprechen vielfache Gründe da-
für, daß diese Ruinen von den alten Azteken, Tolteken
und Chichimoken herrühren. Die Forschungen Buschmann's
über die aztekischen Ortsnamen lehren deren Verbreitung
über Sonora und Chihuahua hinaus. Der Umstand, daß
die Trümmer der alten Städte von einer um so größern
Cultur und Kunstfertigkeit ihrer Erbauer zeugen, je weiter
sie nach Süden liegen, scheint sich nicht besser erklären zu
lassen, als durch die Annahme, daß die alten wandernden
Völkerstämme auf einer Jahrhunderte dauernden Reise
auch in der Cultur fortschritten und deshalb, wenn sie
einen Haltepunkt verlassen hatten und an einer neuen
Stelle Wohnsitze gründeten, umsichtig nach den in langen
Zeiträumen gesammelten Erfahrungen ihre Bauart ver-
besserten. Auf diese Weise würden sich die Trümmerhau-
fen am kleinen Colorado, die mehr erhaltenen, weiterhin
nach Bartlett's „Personal Narrative" beschriebenen Casas
Grandes am Gila und die kunstvollen Tempel und Bau-
werke in Mexico auf denselben Ursprung zurückführen
lassen. Eine andere, damit zusammenhängende Frage ist
die nach dem Verhältniß der jetzigen Pueblo-Indianer zu
den Azteken und Tolteken. Der Verfasser spricht sich da-
hin aus, daß die erstern, wenn auch nicht reine Abkömm-
linge der letztern, so doch zweifelsohne nahe mit densel-
ben verwandt seien, daß aber eine starke Vermischung statt-
gefunden haben müsse. Durch letztere Annahme sucht er
die allerdings nicht unerheblichen Bedenken zu beseitigen,
welche in der Verschiedenheit der Sprachen der jetzigen
städtebauenden Indianer von denen der alten Mexicaner
und in dem Nichtvorkommen der zurückgebogenen Stirn
und der großen Habichtsnase liegen, welche die Sculptu-
ren und Malereien der alten Azteken und Tolteken charak-
terisirt. Er macht dagegen zur Begründung seiner An-
sicht auf die Aehnlichkeit in der Bauart der Häuser, in
den Geräthschaften und Sitten beider aufmerksam. Die
erstere zeigt sich insbesondere in den Fundamenten, den
terrassenförmig übereinander liegenden Stockwerken und
in der Anwendung von Leitern, um mittels derselben in
das Innere der Gebäude zu gelangen. Die thönernen,
phantastisch bemalten Hausgeräthe (S. 279 abgebildet)
der jetzigen Bewohner der Pueblos geben, wenn sie zer-
brochen werden, Scherben, welche von denen, die sich bei

den alten Trümmerhaufen finden, gar nicht zu unterscheiden sind. Auch das Zähmen von Vögeln, namentlich von Adlern und wilden Truthühnern, eine aus dem grauen Alterthum überkommene Sitte, herrscht noch bei den Moquis, Zuñis und überhaupt in fast allen Pueblos. Zur weitern Unterstützung dieser Ansicht scheint auch zu dienen, was der Verfasser an einer frühern Stelle bei der Beschreibung der Kirche von Santo-Domingo über Religion und Sagen der Pueblo-Indianer erwähnt:

Eine Vermischung der katholischen und Aztekenreligion trat überhaupt deutlich hervor und vielseitig fand man daselbst die heilige Jungfrau in Verbindung mit einer Indianerfigur, die das unwissende Volk in diesem Norden, wohin nie die mexicanische Macht vom See von Tezcuco aus gedrungen war, Montezuma nennt; unter dem Bilde des Kreuzes waren die erhaltenen Höhlen zu sehen, wo einst das heilige Feuer brannte. In den reichbevölkerten Indianerstädten am Rio Grande und westlich der Rocky Mountains ist das ewige Feuer schon längst erloschen, doch scheint es aus Ueberlieferungen, die natürlich nicht verbürgt werden können, hervorzugehen, daß an den Quellen des Pecos, da wo jetzt noch die alten Ruinen von Pecos die Aufmerksamkeit des Wanderers fesseln, zuletzt die heiligen Flammen geschürt worden sind. Nach denselben Nachrichten soll Montezuma einen jungen Baum an eben diesen Ort verpflanzt und zugleich geäußert haben, daß, solange derselbe stehe, die Abkömmlinge der Azteken, die jetzigen Pueblo-Indianer, eine mächtige, unabhängige Nation bilden würden, nach dem Verschwinden des Baums aber würden weiße Menschen von Sonnenaufgang kommen und das Land überschwemmen. Die Bewohner der Pueblos sollten dann in Frieden mit dieser Nation leben und geduldig der Zeit harren, wo Montezuma zurückkehren würde, um sie wieder in einen großen mächtigen Stamm zu vereinigen.

Man sieht, auch die Indianer haben ihren Friedrich Barbarossa.

Was das Gemälde endlich zu einem vollkommenen Ganzen harmonisch abrundet, das ist die natürliche Staffage, wenn man die künstlerische Gruppirung jener zahlreichen Gestaltenreihe aus allen Gebieten der organischen und unorganischen Natur, welche sich im Fortgange der Schilderung vor unsern Augen entwickelt, mit diesem Namen bezeichnen darf, vorab die großen, eigenthümlichen landschaftlichen Züge und demnächst die sie belebende charakteristische Pflanzen- und Thierwelt. Der Verfasser, obwol weder Geolog, noch Botaniker, noch Zoolog von Beruf, ist doch mit allen diesen Zweigen der Naturwissenschaft hinlänglich vertraut, um das mit dem Auge des Künstlers Angeschaute zugleich in wissenschaftlicher Verständlichkeit und Zuversichtlichkeit wiederzugeben: wie hätte er sonst auch den ihm von der Smithsonian Institution gewordenen Auftrag befriedigend erfüllen können? Uebrigens standen ihm die gediegensten Fachmänner zur Seite und man darf deshalb wol mit Humboldt annehmen, daß vorzugsweise die hierauf bezüglichen Partien seines Werks neben dem Selbstbeobachteten auch manches Entlehnte darbieten. Da nun die charakteristischen Züge des fernen Westens der Mehrzahl der Leser schon aus anderweiten Reisewerken bekannt sein dürften, so begnügen wir uns, trotz der frischen individuellen Anschauung, deren Gepräge alle diese Natureindrücke an sich tragen, durch die Erwähnung von zwei oder drei merkwürdigen Thatsachen auf den Reichthum des vorliegenden Buchs auch an naturgeschichtlichen Daten aufmerksam zu machen.

Edelsteine in Ameisenhaufen pflegt man hier zu Lande in der Regel nicht zu finden, man höre nun, welche Entdeckung die Mitglieder der Expedition am 30. November nach ihrem Aufbruch vom Navahoe Spring machten:

Bei den Zuñi-Indianern war es uns aufgefallen, daß viele derselben edle Steine, besonders schöne, große Granaten als Schmuck in den Ohren trugen; wir hatten nur erfahren können, daß sie sich dieselben aus der Richtung von Sonnenuntergang geholt hatten, und waren sehr gespannt darauf, den Edelstein liefernden Boden genauer kennen zu lernen. An diesem Tage nun endlich gelangten wir in die Regionen, wo dieselben gleich den uns schon in Albuquerque gezeigten gefunden sein mochten. Eine Menge kleiner, von großen Ameisen zusammengetragener Hügel bedeckte nämlich die Niederungen; die Hügel an sich bestanden aus lauter kleinen Steinchen, und ließen sich, da die Ameisen sich vor der Kälte tiefer in die Erde zurückgezogen hatten, auseinander scharren, ohne daß wir durch dieselben belästigt wurden. Der helle Sonnenschein begünstigte uns bei unserm Suchen, denn wo die Sonnenstrahlen einen edeln Stein trafen, da entlockte er ihm einen rothen oder grünen Blitz, und wir brauchten dann nur den Granat, Rubin oder Smaragd aufzuheben. Leider mußten größere Steine die Kräfte der Ameisen überstiegen haben, denn selten fanden wir solche, welche die Größe einer Erbse überschritten. Es läßt sich aber denken, daß bei der Menge der kleinen Edelsteinen, die wir dort zu sammeln Gelegenheit fanden, der Boden auch große und werthvolle Steine von derselben Gattung bergen muß.

Eine noch weit interessantere Erscheinung war aber der versteinerte Urwald in der von den Mexicanern Rio Seco genannten Schlucht, welchen der Verfasser mit folgenden Worten schildert:

Als wir weiter vordrangen, glaubten wir wirkliche angeschwemmte Holzmassen oder auch Waldland vor uns zu haben, auf welchem zum Zwecke der Urbarmachung die Bäume gefällt worden waren. Bäume von jeder Größe lagen unregelmäßig umher und dazwischen sahen wir aufrechtstehende Baumstümpfe, wie stehengebliebene Wurzelenden. Einzelne Bäume hatten mehr als sechzig Fuß Länge bei einer entsprechenden Stärke und waren anscheinend in regelmäßige Blöcke zerschnitten, während rundum davon Späne und zerbrochene Zweige aufgehäuft lagen. Bei näherer Betrachtung erkannten wir bald die fossilen Bäume, die allmählich von reißenden Wassern bloßgewaschen, durch ihre eigene Schwere zerbrochen und durch diese Querſprünge wunderbar in Glieder von nur 1—3 Fuß Länge zertheilt waren. Wir nahmen das Maß von einigen der größten Stämme und fanden, daß der stärkste über fünf Fuß im Durchmesser hatte. Manche Bäume waren hohl, manche wie halb verbrannt und größtentheils von dunkler Farbe, jedoch so, daß sich Rinde, Brandstellen und Risse im Holz sowie die Ringe genau auszeichneten. In einzelnen Blöcken zeigten sich die schönsten Mischungen von Achat und rothen Jaspisfarben, andere waren wieder dem Einfluß des Wetters und der Atmosphäre erlegen und in kleine bunte Stückchen zerfallen, die so schön waren, daß sie geschliffen und gefaßt sich zu Schmucksachen eignen würden; wieder andere hatten die Farbe des Holzes noch nicht verloren und sahen verwitterten Balken von Tannenholz so ähnlich, daß man sich förmlich veranlaßt fühlte, durch Berührung von der wirklichen Versteinerung sich zu überzeugen. Stieß man an diese letztern, so zerfielen sie in lauter kleine Bretchen, die durchaus verwitterten Stämmen ähnlich sahen.

Es ist dies das erste großartige Lager versteinerter Stämme, welches in Amerika entdeckt worden ist. Möllhausen sandte sogleich nach seiner Ankunft in Neuyork die gesammelten Proben nebst einer ausführlichen Beschreibung

an die Geographische Gesellschaft in Berlin. Der Botaniker Göppert in Breslau hat die Fragmente untersucht und dabei gefunden, daß dieselben, während in der Regel die versteinerten Hölzer fast durchweg aus Dikotyledonen bestehen, sämmtlich zu den Coniferen und zwar zu den Abietineen gehören. Das genauer von ihm untersuchte Exemplar nannte er zu Ehren des Entdeckers Araucarites Möllhausianus. Ueber das Alter der Bäume, das sich an Ort und Stelle hätte ausmitteln lassen, finden wir leider nichts erwähnt; dagegen unterstützt der beigefügte Stich die Vorstellung von dieser wunderbaren Thalschlucht mit ihrer versteinerten Vegetation auf das anschaulichste.

Es war zwar unsere Absicht, noch zwei ebenfalls illustrirte großartige Formationen aus dem Reiche der lebendigen Pflanzenwelt (den Cereus giganteus, die bis zu einer Höhe von 60 Fuß aufsteigende Königin der Cacteen, welchen der Verfasser in zahlreichen Exemplaren an der Bill Williams Fork erblickte, und die an einem Zuflusse des Stanislas in Californien, im sogenannten Mammuthbaumthal befindliche Familie der zu den Coniferen gehörenden Wellingtonia gigantea, von deren 90 Mitgliedern das schwächste nicht unter 15 Fuß im Durchmesser hat und deren Kronen meist in der Höhe von 150—200 Fuß beginnen) an der Hand des Verfassers im einzelnen zu beschreiben, müssen aber aus Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum darauf verzichten. Wenn wir uns begnügen aus den charakteristischen Zügen des fernen Westens beispielsweise nur noch die Prairie mit ihren Bränden, den Büffeln und der Büffeljagd, den Prairiehunden und Mustangs, die Steppe und insbesondere den Llano estacado, die Vulkane und Lavaströme in Neumexico, die mannichfach gestalteten Seen und Flüsse mit ihren befiederten Bewohnern, ihren Bibercolonien u. s. w. herauszuheben, so kann der Leser überzeugt sein, daß er in dem Buche Möllhausen's kaum etwas vermissen wird, was dazu dient, den Hintergrund eines Gemäldes zu vervollständigen, dessen hervortretendste Figuren allerdings, wie wir nochmals wiederholen müssen, dem vollen Menschenleben in seinem regen Forschen und Schaffen für einen der höchsten Culturzwecke uns in seinen Berührungen mit den mannichfaltig gearteten Völkerstämmen jener ausgedehnten Landstriche entnommen sind.

Wenn das Interesse während der Lectüre dieses ganzen ziemlich umfangreichen Bandes auch nicht einen einzigen Augenblick ermattet, so ist dies nicht blos dem Stoff selbst, sondern in ebenso hohem Grade der Behandlung desselben durch den Erzähler zu danken. Das ernste und haltvolle Werk ist ebenso unterhaltend wie ein spannender Roman, obwol die darin geschilderten Begebenheiten an sich nicht gerade einen romanhaften Charakter an sich tragen. Wer darin Mühseligkeiten, Entbehrungen, Abenteuer und Gefahren von jener Art suchen wollte, wie sie Fremont mit seiner Heldenschar auf seinem viermaligen Zuge über das Felsengebirge zu erdulden und zu bestehen hatte, der würde sich in seinen Erwartungen getäuscht finden. Die südliche Route, welche der Expedition unter Lieutenant Whipple zugewiesen war, ist ohnehin von den Einflüssen der Civilisation verhältnißmäßig am meisten berührt; außerdem reiste sie unter starker militärischer Escorte und unter strenger Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, welche die feindseligen Indianer fern hielten. Der einzige Unfall, welcher sie traf, war der Verlust eines mexicanischen Packknechtes, welcher infolge eigener Unvorsichtigkeit gegen das Ende der Reise hin von den Pah-Utahs am Mohave-River beraubt und ermordet ward. Der Tags darauf veranstaltete Rachezug gegen die Räuber, an dem sich auch unser Landsmann betheiligte, endigte mit einer Zerstörung des feindlichen Lagers, dessen Bewohner noch rechtzeitig die Flucht ergriffen hatten. Tragischer war der Ausgang der mittlern Expedition unter Kapitän Gunnison, der während einer Recognoscirung von einer Bande Utah-Indianer überfallen und mit sieben seiner Begleiter grausam ermordet ward. Jagdabenteuer darf man auch nicht erwarten: fand doch unser Landsmann auf der ganzen Reise nicht einmal den bescheidenen Wunsch befriedigt, einen Bären zu Gesicht zu bekommen.

Humboldt bemerkt in seinem Vorworte, daß er trotz seiner Abneigung gegen einleitende Vorreden von fremder Hand, deren er in der langen Dauer seines bewegten Lebens nur vier (für Leopold von Buch, Robert Schomburgk, Arago und Prinz Waldemar von Preußen) geschrieben, dennoch unaufgefordert die vorliegende Schrift aus Achtung für die ausdauernde Thätigkeit des Verfassers, für die bescheidene Einfachheit seines kräftigen, überaus ehrenwerthen Charakters und für ein ausgezeichnetes Kunsttalent empfehlend einzuführen sich veranlaßt gefunden habe. Dieses Ehrenzeugniß fällt schwerer ins Gewicht als alles, was wir selbst zur weitern Empfehlung des Werks sagen könnten. Auch wüßten wir den edeln, einfachen und doch so ausdrucksvollen Stil des Verfassers nicht besser zu charakterisiren als mit den Worten, womit Humboldt sein Vorwort schließt: „Seine lebensfrischen Schilderungen der wilden Natur in der Mannichfaltigkeit ihrer Gestaltungen, des Zustandes der Uncultur eingeborener Stämme und der Sitten der Thierarten erinnern daran, wie in empfänglichen Gemüthern tiefe Gefühle die Sprache veredeln.“ In der That ist es aber nicht blos ein Gefühl der Achtung, es ist ein Gefühl der innigsten Zuneigung und Theilnahme, mit dem man von dem liebenswürdigen Verfasser scheidet. Der freie, vorurtheilslose, sonnenklare Blick seiner heitern Weltanschauung, welchen wir noch bei jedem ἀνὴρ πολύτροπος gefunden haben, der ein offenes Auge und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, läßt es uns fast bedauern, daß Möllhausen so wenig Veranlassung fand, sein Urtheil über uns näher liegende sociale Verhältnisse auszusprechen. Eine Aeußerung desselben sei uns jedoch noch zum Schlusse um ihrer selbst willen anzuführen gestattet, weil sie mit dem Urtheile aller Reisenden von vorurtheilslosem Sinn, scharfer Beobachtungsgabe und wahrhaft humaner Lebensansicht harmonirt. Er sagt bei Gelegenheit seines Aufenthalts unter den Mohaves:

Wenn man dieses Volk in seinem Urzustande so glücklich und zufrieden sah, dann hätte man ihm wol wünschen mögen,

daß die Civilisation mit ihren vielen Gebrechen und Leiden im Gefolge nie ihren Weg in das Thal des Colorado finde, wenn nicht auch zugleich Mitleiden darüber erwacht wäre, daß eine Nation, wohlausgerüstet mit körperlichen und geistigen Kräften, in deren Brust gute und edle Gefühle schlummerten, zugleich auch den Segnungen der Civilisation fremd sei. Wie verdient könnten Missionare sich um diese rohen Völkerstämme machen, wenn sie von ihren alten Lehrweisen einmal abgingen und anstatt mit Strenge das Christenthum aufzudringen und dadurch gehässig zu machen, dem Beispiele der Inkas von Peru folgten, die bei ihren weiten Eroberungen nie den Sonnendienst mit Zwang einführten. Würden heidnische Gebräuche und Abbildungen anfangs in der Nähe des Kreuzes geduldet, so würden allmählich bei milder, liebevoller Behandlung die neue Religion und ihre Verkündiger Vertrauen einflößen, der Aberglaube würde gemindert werden und mit frommem, hingebendem Gemüth würde selbst der rohe Mensch emporblicken zu dem Sitz der alles umfassenden Kraft, welche Millionen von Welten auf ihre Bahnen lenkt und zugleich über das Leben jener kleinsten, fast unsichtbaren Geschöpfe wacht, die, in der Atmosphäre spielend, der Raub des leisesten Athems werden.

So hätten wir denn unsere Aufgabe nach Maßgabe des uns zugemessenen Raums gelöst, wenn wir nicht der äußern Ausstattung des Werks noch mit einigen Worten gedenken müßten. Man kann von demselben sagen, daß es nicht nur nach seiner Veranlassung und nach seinem Inhalte, sondern auch nach seiner Façon amerikanisch sei. Nordamerika ist das eigentliche Heimatland der Prachtausgaben. Daß freilich die officiellen Beschreibungen der von der Regierung veranstalteten Erforschungsreisen und Expeditionen so luxuriös ausgestattet werden, ist nicht zu verwundern, weil die Herren Staatssecretäre, Senatoren und Repräsentanten es natürlich vorziehen, ihre Bibliotheken auf Staatsunkosten mit einem eleganten statt mit einem schlicht aussehenden Bande zu bereichern. Entschiedene Anerkennung verdient es dagegen, daß auch sonst kostspielige wissenschaftliche Prachtwerke, wie die von Morton, Agassiz, Audubon, die weiteste Verbreitung finden und wiederholte Auflagen erleben. Hierin thut es den Nordamerikanern kein europäisches Volk nach, nicht einmal die Engländer trotz ihrer obligaten Libraries. Für uns Deutsche zumal werden Prachtausgaben wol stets eine exotische Pflanze bleiben. Und in der That sollten derartige Werke, falls der Text nicht geradezu unter den Illustrationen verschwindet, allemal zugleich in einer einfachen, billigen Handausgabe erscheinen, wenn nicht der Hauptzweck jedes Buchs von wissenschaftlichem oder überhaupt literarischem Werthe, die Verbreitung seines Inhalts unter möglichst weite Kreise des Volks, geradeswegs vereitelt werden soll. Verdient irgendein Werk sich in glänzendem Gewande zu zeigen, so ist es das vorliegende; aber noch weit mehr verdient es allgemein gekannt und allgemein gelesen zu werden, und wir zweifeln sehr, ob es außer den in der Subscribentenliste genannten vornehmen Herren noch sonderlich viel Käufer finden wird, ja wir bezweifeln sogar, ob viele dieser vornehmen Herren nicht die Muskelanstrengung scheuen werden, womit die ununterbrochene Lectüre dieses voluminösen Quartbandes verbunden ist, wenn sie dieselbe nicht etwa ihren Vorlesern aufbürden können. Da indeß das Werk einmal ein Prachtwerk zu sein prätendirt, so ist es lediglich unsers Amtes anzuerkennen, daß es dieser Prätension auch vollkommen gerecht geworden ist. Die Feinheit des Papiers, die Deutlichkeit, Eleganz und Correctheit des Drucks, die Schönheit und der künstlerische Werth der Illustrationen in Farben und Tondruck und der Holzschnitte lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Uebrigens haben, nebenbei bemerkt, solche Prachtausgaben möglicherweise die gute Wirkung, unsere sogenannten deutschen Lettern allmählich ganz verdrängen zu helfen; denn allerdings passen die allen Schönheitssinn verletzenden Formen der letztern gerade in ein Prachtwerk am allerwenigsten.

Keineswegs eine blos luxuriöse, sondern vielmehr eine unter allen Umständen unentbehrliche Zugabe ist die von Henry Lange entworfene und gezeichnete und in der Geographisch-artistischen Anstalt von F. A. Brockhaus gedruckte Karte, ohne welche namentlich an einigen Punkten westlich des Felsengebirgs die Orientirung schwer fallen würde. Trotzdem daß Möllhausen selbst wohlbestallter Topograph der Expedition war, scheint es nicht, als ob bei derselben viele und sorgfältige astronomische Beobachtungen behufs genauer Längen- und Breitenbestimmungen angestellt worden wären. In dem Werke selbst finden wir nichts darauf Bezügliches erwähnt und eine flüchtige Routenskizze war alles, was der Zeichner der Karte vom Verfasser erhalten hatte, mit dem er aus dem sogleich anzuführenden Grunde nicht einmal weitere Rücksprache nehmen konnte. Dafür erhielt er aus Washington selbst ein sehr brauchbares Material, das ihm als Hauptunterlage bei Herstellung der Karte diente, und neben welchem zugleich die sonstigen neuen Erscheinungen auf dem betreffenden geographischen und kartographischen Gebiete sorgfältig berücksichtigt wurden. Die einzelnen Nachweise findet man selbst in den der Karte beigefügten Erläuterungen. Die Karte selbst ist mit großer Gewissenhaftigkeit und Eleganz ausgeführt: sie gibt deshalb auch keineswegs alle in der Reisebeschreibung erwähnten Punkte an, sondern beschränkt sich auf diejenigen, deren Lage unzweifelhaft feststeht, und erreicht durch diese weise Beschränkung zugleich eine Uebersichtlichkeit, welche durch die große Masse der Ortsnamen bei dem verhältnißmäßig geringen Raume sehr gelitten worden sein würde. Das unten beigegebene Profil der ganzen Route beruht auf den im Werke selbst enthaltenen Höhenangaben und ist bei der muthmaßlichen Bestimmung derselben von doppelter Wichtigkeit. Die kleine Nebenkarte endlich dient zur Orientirung über die Hin- und Herzüge des Verfassers während seiner Reise mit dem Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg und seines Aufenthalts unter den Indianern und Ansiedlern am Missouri.

Nach einer Abwesenheit von nicht mehr als 17 Monaten kam Möllhausen mit seinen naturhistorischen Sammlungen und Skizzen nach Berlin zurück. Der König von Preußen ernannte ihn zum Custos der Bibliotheken in den Schlössern von Potsdam und in der Umgegend; allein kaum war er mit der Aufzeichnung seiner Reiseerlebnisse zu Stande, als er von dem Lieutenant Joseph, dem stellvertretenden Befehlshaber der frühern Expedition, in

Mittheilung erhielt, daß er zum Assistenten einer unter dessen Commando auszuführenden Expedition zur Vermessung und Erforschung des Coloradoflusses ernannt worden sei. „Ich werde also", schließt der Verfasser, „wenn dieses Buch der Oeffentlichkeit übergeben wird, wieder an den Küsten der Südsee weilen und neuen Stoff zu fernern Arbeiten sammeln." Sie sollen willkommen sein!

7.

Elisabeth von Stägemann und Henriette Herz.

Es ist unleugbar, daß die Frauen mit immer größerm Glück und Erfolg ihre geistige und gesellschaftliche Emancipation anstreben und, nicht mehr mit der stillen aber wichtigen und heiligen Wirksamkeit am häuslichen Herde und in der Kinderstube zufrieden, sich immer lebhafter an der Debatte über gesellschaftliche und literarische Fragen betheiligen. Man wird dies Factum nicht in Abrede stellen können, wenn auch der eine oder der andere mit dem allerdings auch zu bestreitenden Ausspruch einverstanden sein sollte, welchen Gegumil Goltz in seinem jüngst erschienenen und noch näher zu besprechenden Buche „Zur Charakteristik und Geschichte der Frauen" gethan hat: „Wir erleben heute die Widernatürlichkeit, daß die Frau in diesen übertriebenen Culturzeiten den Männern noch einen Wettkampf in der Literatur anbietet, wo sie allein noch den veredelten Naturalismus vertreten soll." Was namentlich unsere productive Literatur betrifft, so nimmt diese immer mehr, auch in den Erzeugnissen der Männer, eine weibliche Färbung an, sodaß man mit Recht sagen kann, daß Gedichtsammlungen und Romane nur dann ein bedeutenderes Glück machen, wenn sie den Frauen schmeicheln und überhaupt Eigenschaften besitzen, durch welche diese sich angesprochen fühlen. Zum Theil liegt dies daran, daß die Männer sich immer mehr von den Angelegenheiten der Poesie zurückziehen, sich praktischen Interessen, der Politik, dem Erwerbe und der strengen Wissenschaft widmen und ihr häufig die Poesie als eine Bagatelle, als einen überwundenen Standpunkt, als ein Hinderniß für ihre praktischen und wissenschaftlichen Zwecke betrachten. Der befruchtende und kräftigende Einfluß des männlichen Geistes auf das eigentlich schöpferische Vermögen der gebildeten Nationen geht darüber immer mehr verloren, um dem Einfluß des weiblichen Geistes, oft auch nur der weiblichen Caprice das Feld zu räumen. Die Karschin war im vorigen Jahrhundert eine von allen angestaunte Erscheinung, weil sie die einzige in ihrer Art war; gegenwärtig zählen wir Dichterinnen, darunter manche, die in der That viel bedeutender sind als die Karschin, zu Dutzenden, und die Zahl der Romanschriftstellerinnen, der Verfasserinnen von Erzählungen, Novellen, Jugendschriften u. s. w. ist Legion. Auch ist nicht zu leugnen, daß den Frauen bei der Auffassung und Schilderung moderner Gesellschafts- und Lebensverhältnisse ein oft schonungsloser Scharfsinn, eine gewisse autodidaktische Naivetät und Natürlichkeit, ein radicaler Sinn in der Bekämpfung mancher lächerlichen und veralteten Einrichtungen und doch wieder viel conservativer Sinn für das Schickliche und Traditionelle zu Hülfe kommen. Auf streng wissenschaftliches Gebiet wagen sie sich freilich nicht, wenn man nicht etwa die Fürstin Dora d'Istria, welche in ihrem Werke über die deutsche Schweiz eine große Bekanntschaft mit der ältern und neuern Elegischen Literatur, an den Tag legt, als Ausnahme gelten lassen will. Auch im Gebiete der bildenden Künste zeigt sich die Productivität nur schwach. Conversation, Herzensergüsse, Idyllisches Geplauder und gesellschaftliche Emancipationsideen, welchem allen die Frauen besonders stark sind, lassen sich nicht stehlen oder aus dem Marmor hauen oder in Erz gießen. Auch fehlt ihnen die Ausdauer, welche dazu gehört, sich der technischen Ausbildung in ausreichendem Grade zu bemächtigen. Wir haben nicht einmal im Porträtfache eine Angelika Kaufmann, höchstens weiß sich die eine oder die andere Künstlerin in geschmackvoller Miniaturmalerei hervorthut. Ebenso wenig gibt es eine bedeutende Tonkünstlerin, nicht einmal in der so einfachen Gattung des Liedes. Um so hervortretender ist der Einfluß der Frauen auf die Gestaltung der dramatischen Poesie, theils dadurch, daß der dramatische Dichter auf die zahlreichen Theaterbesucherinnen Rücksicht zu nehmen hat, theils dadurch, daß in keinem Stück, wenn es gefallen soll, eine erste Heldin und Liebhaberin fehlen dürfen. Dadurch sind dem dramatischen Dichter Rücksichten auferlegt, welche Shakspeare und die alten griechischen Tragiker nicht kannten. Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuosinnen nehmen überhaupt eine so hervorragende Stellung im modernen Leben ein, daß sich selbst hochgestellte Personen, man möchte fast sagen geschmeichelt fühlen, unter ihnen ihre Gemahlinnen suchen zu dürfen, und daß adeliche Damen sich mehr und mehr einer Kunst widmen, deren Jünger noch im vorigen Jahrhundert als Vagabunden verachtet und gemieden wurden. Das alles deutet auf die fortschreitende Emancipation des weiblichen Geschlechts wie auf das infolge davon gleichmäßig fortschreitende Nivellement der gesellschaftlichen, geschlechtlichen und ständischen Unterschiede, wie der Einfluß, welchen geistbegabte jüdische Frauen auf das Gesellschaftsleben gewonnen haben, auf das zunehmende Nivellement auch der confessionellen und religiösen Unterschiede deutet. Auch ist hier noch des wachsenden politischen Einflusses der Frauen zu gedenken, nicht des verborgenen auf ihre in hoher Stellung befindlichen Gatten, der vielleicht immer vorhanden war, sondern des mehr offen in solchen politischen Salons betriebenen, deren Seele eingestandenerweise irgendein intriguantes energisches Weib war oder ist. Man kann diese Suprematie des weiblichen Elements bis in unsere Romane verfolgen, wo wir uns häufig für eine trotzige und schnippische Bauerdirne oder eine kecke geistreiche Abenteurerin mehr als für irgendeinen der männlichen Charaktere interessiren sollen, und in unsere Dichterbiographien, in denen oft weniger von dem Dichter selbst, als von dessen Frau, Bekanntinnen und Geliebten die Rede ist.

Als Hauptsitze des weiblichen Einflusses in Deutschland haben wir wol Weimar zur Zeit unserer classischen Literaturperiode und Berlin und Dresden zu Ende des vorigen und in den beiden ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts zu betrachten. Heutzutage gibt es einen solchen Mittelpunkt weiblichen Einflusses allerdings nicht mehr, selbst in Norddeutschland nicht, weil die Art Geselligkeit, welche diese Concentration möglich machte, überhaupt aufgehört hat; dafür ist er wahrscheinlich um so ausgedehnter und überallhin zerstreut. Es gibt wol Vereine zu bestimmten Zwecken, welche nicht einmal immer einen lokalen Sitz haben, sondern bald hier bald da ihr Zelt aufschlagen, aber es gibt keine eigentlichen Salons mehr, welche auf die gesellschaftliche und literarische Bildung von wirklichem Einfluß wären; höchstens sind sie eine Art Karavanserai, die keine ständige Bevölkerung hat. Alles strebt nach einer gewissen Ungebundenheit, und der Geist der Unruhe, hervorgegangen aus dem Charakter einer vielfach zerklüfteten und in sich unbefriedigten Zeit und gefördert durch die bis zur möglichst höchsten Potenz gesteigerte Beschleunigung des Reiseverkehrs, scheint sich auch des weiblichen Geschlechts bemächtigt zu haben. Wer denkt noch an ein tieferes gemüthliches Sicheinleben in die Seele und die Verhältnisse eines andern? Bekanntschaften schließt man wol noch, aber keine Freundschaften; jene entsprechen dem Geiste unserer Zeit, denn sie sind flüchtiger Natur, gewissermaßen bloße Reisemomente des Lebens; Freundschaften erfordern Zeit, Selbstentsagung und vielleicht sogar Opfer.

Zu diesen aphoristischen Vorbemerkungen veranlaßten uns die beiden in neuen Auflagen erschienenen Schriften: „Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung von F. Gustav Kühne" (Leipzig, Hinrichs, 1858) und „Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage" (Berlin, Hertz, 1858). Nun haben zwar blos neue Auflagen in der Regel keinen Anspruch auf Beurtheilung oder Anzeige in d. Bl., es gibt aber

auch Fälle, in denen eine Ausnahme von dieser Regel zu machen ebenso wol zulässig als angemessen erscheint. Zu einer solchen Ausnahme glauben wir uns in vorliegendem Falle berechtigt, obschon wir uns in Betreff der erstern Schrift auf nur wenige Worte beschränken wollen, da die „Erinnerungen" der in ihrer ersten Ehe mit Graun, dem Sohn des gefeierten Componisten, schwergeprüften Gattin Stägemann's bereits in Nr. 272 und 273 d. Bl. f. 1846 eine eingehende und ausführliche Besprechung gefunden haben, mit Zugrundelegung der ersten noch von Dorow besorgten Auflage. Wir bezeichnen hier zuvörderst die Aenderungen, durch die sich diese zweite von der ersten Auflage unterscheidet. Letztere enthielt, außer Lebensnachrichten über die Verfasserin, noch einen Anhang von Briefen nebst Porträt und Facsimile. Diese Zuthaten sind bei der neuen Auflage weggefallen; dagegen hat Gustav Kühne, der schon in seiner Galerie von Charakteren: „Deutsche Männer und Frauen" (Leipzig, Brockhaus, 1851), Elisabeth von Stägemann schilderte und „als eine regelrechte und naturgemäße Weiblichkeit gewissen genialen Ausnahmen gegenüber" beleuchtete, eine Einleitung dazu verfaßt, die neuerdings beweist, mit welcher liebevollen Sinnigkeit und Delicatesse dieser Autor in das Seelenleben der von ihm geschilderten Individuen einzugehen und unterzutauchen und sich namentlich hervorragenden weiblichen Naturen anzuschmiegen weiß. Er liefert dann keine blos photographirten Porträts, welche Antlitz und Gestalt in ihrer starren geistlosen Naturwahrheit wiedergeben, sondern er scheidet die Seele daraus ab, indem er über sie reflectirt, d. h. sie widerspiegelt. Der Verfasser verbreitet sich darin auch über die Mission und die Bildung des weiblichen Geschlechts, wie über die Stellung des Weibes zum Manne. Kühne will, daß die deutsche Jungfrau nicht ihr bestes, ihr deutsches Theil an ausländische Bildungsstoffe hingebe; bei der jetzt üblichen Aneignung fremder Empfindungsweise sei deutsche Nahrung des Gemüths, deutsche Reife des Geistes und Herzens nicht zu gewärtigen. Und doch könne nur deutsches Denken und Fühlen zu unsern besten Aufgaben befähigen; was die übliche Gesellschaftsbildung biete, sei für die Uebergangsepoche junger Mädchenseelen nur eine Nothbrücke, um aus der Schule ins Leben zu treten, nur ausreichend zur Einführung in den Ballsaal und in die Kreise der sogenannten großen oder feinen Welt, und je mehr sich deutsche Bildung des fremden Sprachidioms bemächtige, desto mehr thue zum Verständniß der tiefern Lebensbeziehungen ein Aufschluß noth, und dieser sei deutschen Gemüthern nur deutsch zu geben. Es müsse beim Uebergang der Jungfrau von der Schule zum Leben und zur Vorbereitung für den künftigen selbständigen Beruf der Frau, der Gattin und Mutter vorsichtig eine sichere Brücke aufgefunden werden. Vielfach laute die Klage, daß die gesammte deutsche Literatur noch immer kein Buch aufzuweisen habe, das die Stelle einer vertraulich lehrenden, rathenden und warnenden Mutter, Schwester oder Freundin vertrüte, ja diesen Müttern und ältern Freundinnen selbst, werde geklagt, fehle ein gedruckter Leitfaden, um jungen weiblichen Gemüthern den Uebergang von der Schule zur Welt und zur Gesellschaft zu erleichtern. „Aber die Klage ist ungerecht", fährt Kühne fort, „dies Buch ist da, wir geben es hier von neuem in den Bekenntnissen und Schilderungen der Frau Elisabeth von Stägemann." Bekanntlich folgen diesen „Erinnerungen", in welchen Elisabeth zum großen Theil Momente ihres eigenen Lebens oder vielmehr deren geistige und moralische Erträgnisse verarbeitet, noch „Fragmente" und „Phantasien", von denen Kühne sagt, sie seien eine „kleine Moralphilosophie" für deutsche Frauen, „ein Leitfaden zur Einführung deutscher Jungfrauen in die Welt". Auch könnten diese Bekenntnisse und Tagebuchblätter als eine „ästhetische Vorschule" für Frauen angesehen werden, indem Elisabeth darin auch über weibliche Beschäftigungen in Nebenstunden, über Studien in Musik und Malerei und selbst über Angelegenheiten der Toilette ihre Ansichten und Rathschläge ertheile. Daß Kühne in seine Charakteristik auch einige der schönsten Sonette Stägemann's an seine Gattin und das so interessante Schreiben von Fr. Gentz an Elisabeth aus dem Jahre 1793 mit dem zu höchstem Zartgefühl zeugenden Antwortschreiben einzuflechten hat, kann nur dankend anerkannt und aufgenommen werden.

Henriette Herz ist eine ganz andere Natur. Die Elisabeth von Stägemann vom Familienleben, so ging Henriette Herz vom Gesellschaftsleben aus. Die Seligkeiten des Kindeslebens kennen zu lernen blieb ihr versagt: sie mußte dafür sich im Treiben der großen Welt suchen. Wir wollen nicht sagen, daß ihr Gemüth nicht deutsch gewesen; sie war sogar eine preußische Patriotin (und wir glauben, daß die gebildeten preußischen Juden sich durch ihren Patriotismus vor den Juden in allen übrigen deutschen Staaten auszeichnen, was unter anderm auch die nicht unbeträchtliche Zahl der von ihnen 1813 ins Feld gestellten Freiwilligen beweist); doch meinen wir in ihrem Charakter auf Bestandtheile zu stoßen, die sich mehr auf ihre portugiesisch jüdische Abstammung, als auf ihre deutsche Heimath zurückführen lassen. Aber abgesehen von ihrer seltenen Schönheit, ihren erstaunlichen linguistischen Kenntnissen und ihren geselligen Talenten, scheint gerade diese pikante Mischung von deutscher und christlicher Bildung und fremdländischer Art ungemein viel Anziehendes für die christlichen Männer gehabt zu haben, die den Gesellschaftsthron dieser myrrhenduftenden und wie Königin von Saba huldigend umstanden.

Der Herausgeber, J. Fürst, bemerkt zu der vorliegenden zweiten Auflage des Buchs „Henriette Herz", daß nicht nur der letzte Abschnitt (also das Kapitel mit der Ueberschrift „Geschichtliches") hinzugefügt sei, sondern daß auch meistens die frühern „Erinnerungen" Zusätze erhalten hätten, wozu ihr dankbares Material dazu vorfand, auch einzelne Ungenauigkeiten die sich in die erste Auflage eingeschlichen, berichtigt worden. Wir werden mithin besonders auf das letzte Kapitel unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, aber zugleich einen kurzen Rückblick auf das schon in der ersten Auflage Mitgetheilte werfen, da der Berichterstatter über die erste Auflage in Nr. 272 d. Bl. f. 1852 mehr über Henriette Herz selbst, als über die Mittheilungen, welche andere Personen betreffen, sich ausgelassen hatte.

Henriette Herz weiß über die Personen, mit denen sie persönliche Berührung gerieth, ohne Zweifel in sehr ungemein unterhaltender und äußerst drastischer Weise zu plaudern, wie ein gewisses Publikum heutzutage gern hat, aber daß sie überall in die Tiefe eindringe, kann man eben nicht sagen. Nach Frauenart beschäftigt sie sich vorzugsweise mit der Aeußerlichkeit der geschilderten Personen, mit dem, was an ihnen auffällig, nicht bleibend war, und mit allerlei zuweilen selbst skandalösem Anekdotenkrame. Die meisten Personen erhalten in ihrer Schilderung etwas Scurriles, und in der That scheint sie ein besonderes Geschick gehabt zu haben, die lächerlichen Seiten an Personen und Zuständen herauszufinden. Johannes von Müller, von dem sie sagt, daß sein Mund immer wie „mit Honig bestrichen" ausgesehen habe, und Friedrich von Gentz sind namentlich die Zielscheiben ihrer Sarkasmen und Ausfälle. Bezügliche oder unbeglaubigte Anekdoten, wie sie über berühmte Personen in den Salons umzulaufen pflegen, werden herbeigezogen, um diejenigen, die ihre Abneigung erregt haben, in Mißcredit zu setzen. Ja, von Gentz erzählt sie, daß er einmal, um sich aus einer pecuniären Verlegenheit zu befreien, einer Frau von Bekanntschaft einen kostbaren Diamantring vom Finger gezogen habe, und daß es ihr nur nach langem Flehen, „vielleicht auch durch pecuniäre Opfer" gelungen sei, wieder zu dem Besitz des ihr in so gröblicher Weise entwandten Ringes zu gelangen. Für das, was an beiden Männern tief und bedeutend war, hat sie kein Auge. Auch von Friedrich und August Wilhelm von Schlegel, Karl Philipp Moritz, den Frauen von Genlis und Staël, Gleim, der Recke und Tiedge, Rückert, dessen Uneigennützigkeit sie allgemein anerkennt, Thorwaldsen und Oehlenschläger werden die lächerlichsten Dinge erzählt. Zu den Männern, denen sie nichts Nachtheiliges nachzureden weiß, gehören Schleiermacher, dessen

hältniß zu ihr bekannt ist, Wilhelm von Humboldt und g Ludwig von Baiern, den sie in Rom kennen lernte. ressant ist, was sie von der Aufmerksamkeit erzählt, e vornehmen berliner Damen ihrem damaligen Liebling ul widmeten, womit ihm übrigens wenig geholfen n alle diese wohlfeilen Huldigungen hinderten nicht, Berlin eine höchst ärmliche Stube in einer „Kneipe" und später in einer bairischen Provinzialstadt ver- Auch waren es diese Damen nicht, welche das Denk- Stande brachten, womit man nach seinem Tode das dieses seltenen Mannes ehrte oder sich doch mit ihm Henriette Herz sagt: „Hauptsächlich dankten es ihm öherer Bildung und die vornehmen Damen, daß er sie eutender und idealer darstellte, als sie in der That .. Die Kenntniß der Eigenschaften, welche eben ihre ilichkeit ausmachten, erlangte er am wenigsten, weil sich ihm gab wie sie war, sondern meist alle ihm nur ndsten Seiten zuwendeten, welche selten ihre bezeich- ren." Auch die Königin Luise schwärmte für ihn in e, daß sie ihn persönlich in Sanssouci herumführte, elbst deshalb ein Sanssouci zu bereiten. Dem König, nriette, sei die Begeisterung für Jean Paul zuletzt zu den; vielleicht war er auf Jean Paul einigermaßen . Er soll in seiner abrupten Weise geäußert haben: n doch zu viel diesen Jean Paul herausstreichen. gute Romane geschrieben haben — für den Liebhaber; war das, was mir davon zu Händen gekommen ist, s kraus — aber dies ist doch ein Verdienst, das sich läßt. Wie will man erst von einem großen Staats- chen? oder von einem Helden, der das Vaterland ? Die Damen verstehen immer das Maßhalten nicht." 329, sah sie ihn in Stuttgart bei Cotta wieder, wohl- Meine Voraussetzung, daß er einiges von dem Spieß- der kleinen Stadt angenommen habe, war nicht un- ennoch war genug von dem frühern Richter geblie- ir freuten uns sehr miteinander."

Schiller und Goethe lernte sie kennen; erstern bei enthalt in Berlin 1804, letztern 1810 bei einem Dresden. Von Schiller bemerkt sie, er sei im Ge- hender gewesen als Goethe, aber in ihrer Erwar- er etwa wie sein Posa sprechen werde, sei sie doch rden: „Zu meinem Erstaunen stellte er sich als ein luger Mann heraus, der namentlich höchst vorsichtig ußerungen über Personen war, wenn er irgend glau- Anstoß durch sie zu erregen." Sein Aeußeres schil- „jedenfalls bedeutend", obschon die bleiche Gesichts- weiß, wie leidend Schiller damals war) und das ir den Eindruck einigermaßen gestört hätten. Goethe t auf der dresdener Galerie. „Hatte ich ihn gleich sagt sie, „dennoch erkannte ich ihn auf der Stelle, ihn erkannt, wäre mir auch nie ein Bildniß von cht gekommen." Das heißt der Divinationsgabe, iblichen, doch etwas viel zugemuthet! Abends sah körners wieder, wo ihn ein Kreis von Leuten um- ichts von ihm zu hören bekommen hatten". Goethe ne Gründe gehabt haben, diese Leute mit seinem So?" oder „Hm!" abzufertigen. Er trat sodann unterhielt sich mit ihr über Malerei, und zwar orische in einem Sinne, welcher der damals der Richtung zuneigenden Dame nicht immer behagte. haftsmalerei jedoch", fährt sie fort, „sagte er das Hier war er ganz zu Hause. Der Dichter, der Naturbeobachter und der ausübende Künstler gin- hm Hand in Hand." Zum Schluß hat sie jedoch the einen Charakterzug zu erzählen, der ihm, wenn ch so verhielte, wie Henriette erzählt, nicht durch- gereichen würde. Auch des greisen Arndt finden Henriette befand sich gerade in Bonn 1819, als viere in Beschlag nahm und in eine Anzahl gro- ßer Säcke, „mindestens von der Höhe von Mehlsäcken" gepackt, in eine vor seiner Wohnung haltende Chaise brachte, die dann mit ihnen abfuhr. Es ist nur gut, daß sich solche traurige Maßregeln so oft durch das Komische, das ihnen beigemischt ist, selbst bestrafen. Uebrigens gesteht Henriette, daß sie sich Arndt nicht so zu erschließen vermocht, wie sie öfter den Drang in sich gefühlt. Sie glaubt den Grund darin zu finden, daß Arndt „nur ein Organ für kräftige, fast heroische weibliche Naturen besitzt. Die übrigen Frauen stehen in seiner Meinung zu tief unter den Männern. Sie sind ihm alle Blumen und Kinder."

Der letzte Abschnitt „Zeitgeschichtliches" ist ein werthvoller, an pikanten Charakterzügen und anekdotischen Mittheilungen sehr reicher Beitrag zur Kenntniß der berliner Zustände, welche die Katastrophe von 1806, und derjenigen, welche wieder die glorreiche Erhebung von 1813 vorbereiteten. In diesem Abschnitt zeigt sich Henriette Herz als eine treffliche Patriotin, die zugleich aber auch einen überaus scharfen Blick für alles Lächerliche und Sinnlose hat. Eine Hauptursache des niederschmetternden Schlages von 1806 erblickt auch Henriette in der Rohheit der damaligen Soldateska und in dem beleidigenden Uebermuth so vieler oft noch blutjungen adelichen Offiziere, die noch keine Gelegenheit gehabt hatten, vor dem Feinde Proben ihres Heldenmuths abzulegen. Dieser Riß zwischen dem Militär und dem Bürgerstande machte natürlich auch einen Riß in den Patriotismus, und da von oben herab die französische Sprache zur Modesprache gestempelt worden war, hatte sich die Vorliebe für alles Französische bei vielen Berlinern und Berlinerinnen so tief eingenistet, daß man die einziehenden Franzosen kaum als Fremde betrachtete. Eine Frau aus dem Bürgerstande antwortete auf die Frage, warum sie denn für die Franzosen so eingenommen sei, sehr naiv: „Weil sie alle so hübsch geläufig französisch sprechen", und eine andere tröstete sich über die Kosten der Einquartierung damit, daß sie wenigstens die französische Conversationsstunde für ihre Kinder jetzt gratis habe. Franzosen selbst machten sich über diese Wuth französisch zu parliren lustig; was gewinne die vornehme berliner Gesellschaft dabei, daß sie nur französisch spreche und es hin und wieder sogar zu einem französischen Bonmot oder Calembourg bringe? Eine deutsche Gesellschaft könne dadurch nur eine flachere werden. Ein Vortheil erwuchs übrigens aus diesen Bekanntschaften; es wurde dadurch ein innigerer geistiger und literarischer Verkehr zwischen beiden Völkern vorbereitet. Die gebildetern französischen Offiziere besuchten die Theater, die feinern Gesellschaften; sie waren erstaunt, die deutsche Intelligenz auf einer so hohen Stufe und in vieler Hinsicht entwickelter zu finden als die Intelligenz daheim, und manche von ihnen begannen nun ernstlicher, sich mit deutscher Sprache, Literatur und Philosophie zu beschäftigen. Diese Achtung vor dem deutschen Geiste, von welchem seitdem die meisten Männer, welche Frankreichs Geschicke in neuerer Zeit leiteten, erfüllt waren, hat vielleicht mehr als irgendein anderes Motiv dazu beigetragen, die Gefahren eines gewaltsamen Conflicts bisher fern zu halten. Mit einem barbarischen Volke macht man nicht viel Umstände; aber man scheut sich, einem gebildeten Volke gegenüber in den Ruf zu kommen, ein nur zu roher militärischer Gewaltthätigkeit aufgelegtes Volk zu sein. Von der Erhebung Preußens im Jahre 1813 sagt Henriette: „Die Geschichte weniger Völker dürfte von einer Epoche zu berichten haben, in welcher sich so schwungvolle Begeisterung mit so viel Besonnenheit, so heldenmüthige Aufopferung mit so bescheidener Anspruchslosigkeit gepaart hätte." Dieser Erhebung gingen übrigens die Bestrebungen der Romantiker, für die man jetzt meist nur Spott und Hohn hat, als ein nicht unwichtiges vorbereitendes Moment voraus. „Die gebildetern Klassen", bemerkt Henriette, „legten ohne alle Ostentation, still, vorsichtig, die französische Literatur beiseite und griffen zur deutschen. Aber zu welcher? Darin steckt wieder eine Feinheit. Zur altdeutschen als der, welche man (damals) von allen romanischen Einflüssen frei glauben durfte." Man verdankte diese Wendung namentlich den Bestrebungen Tieck's, Hagen's und Büsching's.

Beachtenswerth ist auch die Parallele, welche Henriette zwischen der frühern und der spätern Geselligkeit zieht. Seit das Wort „Salon" statt des guten deutschen Wortes „Gesellschaftszimmer" sich eingebürgert, habe das letztere aufgehört, ein neutraler Boden zu sein. Der tiefe Riß, welcher sich in den politischen und socialen Ansichten gebildet habe, störe die Unterhaltung. Es würde wol öfter zu heftigern Ausbrüchen kommen, stemmte sich nicht der Theil der guten Sitte dagegen, welcher den gebildeten Kreisen denn doch noch geblieben sei, der guten Sitte, denn die feine Sitte der frühern Zeit sei dahin. „Die Frauen herrschen nicht mehr in der Gesellschaft, die Interessen der Männer drehen sich in derselben nicht mehr um sie, da steckt der Fehler. Denn für die feine Geselligkeit sind die Frauen eigentlich bildend. Wir sind überhaupt in der Geltung gesunken." Letztere Behauptung kann ich nicht unterschreiben, wenn es auch allerdings wahr sein mag, daß die Frauen auf die Geselligkeit nicht mehr den frühern Einfluß üben. Doch das liegt an ihnen selbst. Sie führen das Scepter vielleicht nicht mit derselben Macht, weil sie es nicht mehr mit derselben Grazie führen. Auch sie sind egoistischer, reservirter und anspruchsvoller geworden, und grollen mit den Männern und mit der Zeit. Henriette Herz bemerkt, man habe in den Tagen, wo sie jung gewesen, mehr über sich und die andern reflectirt, und dieses Reflectiren habe fast drei Jahrzehnde hindurch einen Grundzug wie einen Hauptgegenstand in dem brieflichen Verkehr der damaligen gebildeten Welt bis hinauf zu den Koryphäen der Literatur gebildet. Die Menschen seien sich damals mehr als jetzt gegenseitige Objecte der Betrachtung gewesen, und zwar weil mehr Liebe zu den Mitmenschen in ihnen gewohnt als heute, wo sich der Egoismus tief in die meisten hineingefressen habe. Von vornherein habe damals ein liebevolles Eingehen in die Individualität anderer stattgefunden, selbst bevor man diese ihrem Wesen nach genau erkannt; diesem sei aber das ernste und redliche Streben sie genau zu erfassen gefolgt, und in vielen Fällen auch die werkthätige Hülfsbereitschaft. Ohne diese Eigenschaften wird auch wahre und innige Geselligkeit nie gedeihen können. Jeder hat stille Herzensangelegenheiten, innere und äußere Bedrängnisse, für die er Rath, Trost, vielleicht auch Beistand bedarf. Fühlt er, daß er in einem geselligen Cirkel, wenn er nicht Anstoß und Ueberdruß erregen will, gegen jedermann damit aufs allervorsichtigste zurückhalten muß, so wird man es ihm nicht verdenken können, wenn er die Kreise des sogenannten guten Tons mit den Kreisen vielleicht weniger feiner aber mittheilsamerer Geselligkeit vertauscht. Freilich war an den Formen des frühern Gesellschaftslebens auch viel unhaltbarer Schein und Selbsttäuschung, viel äußerer Firniß bei innerer Fäulniß. Das beweisen genugsam die vielen schmählichen Nachreden, welche im geheimen über Personen in Umlauf gesetzt wurden, denen man doch in der Gesellschaft mit heuchlerischster Freundlichkeit begegnete. **H. M.**

Schiller's Philosophie.

Schiller als Philosoph. Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena am 10. März 1858. Von Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Hermann. 1858. 8. 20 Ngr.

Man hat hier und da die Zeit, welche Schiller auf philosophische Studien verwendet und also seinem dichterischen Schaffen entzogen hat, als eine verlorene bedauern wollen. Wie verkehrt diese Ansicht sei, ergibt sich leicht bei näherm Eingehen in die Entwickelung unsers großen Dichters. Wenn sich nun Kuno Fischer in dem vorliegenden Buche die Aufgabe stellt, die philosophischen Arbeiten Schiller's nach ihrer Zeitfolge und ihrem innern Zusammenhang darzustellen und dabei einerseits Schiller's höchst bedeutende Stellung in der allgemeinen Entwickelung der Philosophie nachzuweisen, andererseits auf den Einfluß, welchen diese Studien auf des Dichters eigene Bildung geäußert haben, hinzudeuten, so ist das gewiß eine Aufgabe, für deren Lösung wir ihm nur dankbar sein können. Und der Verfasser hat dieses Thema in höchst gelungener Weise behandelt. Seine Darstellung ist klar, durchsichtig und überzeugend, sodaß sein Buch, welches aus einem in Jena gehaltenen Vortrag entstanden ist, als ein sehr werthvoller Beitrag zur Schiller-Literatur betrachtet werden muß.

Wenn ich im Folgenden ein Résumé des Inhalts der Fischer'schen Schrift zu geben versuche, so denke ich damit dem Buche manchen Leser zuzuführen, der sonst wol vor einer philosophischen Schrift zurückschreckt, sie aber doch wol durchzumachen sich entschließt, wenn er sieht, wie klar und lichtvoll der Verfasser seinen Gegenstand darzustellen verstanden hat.

Die philosophische Periode Schiller's liegt zwischen den Jahren 1792 und 1796 und fällt in seinen Aufenthalt in Jena. Zu Anfang wird dieser Abschnitt seines Lebens begrenzt durch „Don Carlos" und das Gedicht „Die Künstler", am Anfang von „Ideal und Leben" und „Wallenstein". Nach dieser vorläufigen Grenzbestimmung wenden wir uns zu dem innern Entwickelungsgang von Schiller's philosophischer Ueberzeugung.

Schiller geht von Kant zu Goethe, von der moralischen zur ästhetischen Weltanschauung. Kant kennt drei Vermögen der menschlichen Seele: 1) theoretische Vernunft (Erkenntniß), 2) praktische Vernunft (Wille, Sittlichkeit) und zwischen beiden 3) Gefühl der Lust und Unlust (ästhetisches Vermögen). Schiller theilt mit Rousseau und Kant den Zug nach dem moralischen Ideal. Aber während Rousseau dieses in dem natürlichen Menschen fand (tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses), begründete Kant die Sittlichkeit auf den kategorischen Imperativ, auf das absolute Gebot der Pflicht. Schiller seinerseits (in den „Philosophischen Briefen zwischen Julius und Raphael 1786—89") findet das Ideal der Menschlichkeit in Freundschaft und Liebe, in der Tugend, die jeden Egoismus ausschließt, aber immerhin beruht diese Tugend auf Neigung. Nach Schiller beruht unsere Tugend auf Liebe, Kant begründet sie auf die Pflicht. Zwei Forderungen sind es, die Schiller stellt: 1) wir sollen verzichten auf das egoistische Glück und statt dessen uns das moralische Ideal uns richten; 2) wir sollen verzichten auf das Begreifen der Schöpfung und statt dessen selbst schaffen. Jene beiden Aufgaben vollziehen sich in Sittlichkeit und Kunst.

Um beide Aufgaben zu lösen, muß der sinnliche Mensch vom Genuß des Stoffs zur Anschauung der Form gebracht werden, d. h. die Erziehung zur Sittlichkeit geschieht durch Kunst. Auf diesem Standpunkt war also für Schiller Sittlichkeit Zweck, Kunst nur Mittel. Dagegen regte sich sein künstlerisches Bewußtsein; sollte die Kunst nur untergeordnet, nicht in sich abgeschlossen, nicht Selbstzweck sein? Wie Schiller zwischen diesen Vorstellungen geschwankt, wie ihm die Kunst bald als bloße Vorstufe, bald als Vollenderin des Lebens erschien, dieser Zustand philosophischer Unentschiedenheit hat seinen Ausdruck in dem Gedicht „Der Künstler" gefunden. Ist die Kunst blos Mittel, so ist ihre Aufgabe moralisch; ist sie sich Selbstzweck, ästhetisch. Um diese Frage zu entscheiden, wandte sich Schiller zu Kant.

Er fragt zunächst: Was ist die Kunst unter dem moralischen Gesichtspunkt? Sie muß das sittliche Handeln darstellen, d. h. das Opfern der Neigung gegenüber der Pflicht; wenn dieses Opfer, nicht nur wenn es uns selbst in der Wirklichkeit auferlegt wird, unsern sinnlichen Menschen schmerzt, sondern auch in der Anschauung, so erhebt dasselbe zugleich unser sittliches Bewußtsein. Und das ist der „Grund unsers Vergnügens an tragischen Gegenständen" (1792). Die Tragödie muß also unser ganzes Mitgefühl erregen, indem sie uns eine Handlung und infolge davon ein Leiden vollständig und so vorführt, daß es menschliche und poetische Wahrheit habe. In der Schrift „Ueber tragische Kunst" (1792) definirt Schiller selbst so: „Die Tragödie ist die dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten, welche uns den Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen."

Wenn also das höchste menschliche Ideal, das sittliche, darzustellen Aufgabe der Kunst ist, so wird diese Aufgabe in der

selbst „oder die Kunst unter dem moralischen Gesichts-
die tragische". Nachdem Wirkung des Tragischen und
ser Wirkung aufgezeigt worden, wendet sich Schiller
chen Object selbst. Das Leiden muß 1) pathetisch sein,
Opfer erscheinen für einen sittlichen Zweck, und die
des Geistes über dieses Leiden gibt 2) das Erhabene,
r tragische Gegenstand haben muß. So ist z. B.
der, um seine Söhne zu retten, selbst stirbt, ebenso
Bildhauer als beim Dichter tragisch („Ueber das
", 1793; jetzt umgearbeitet in „Ueber das Erhabene").
as moralische Ideal als Gegenstand der Kunst ist die
röße, das Tragische muß pathetisch, das Pathetische
n." *)
rhebung des moralischen Menschen über den sinnlichen
rhabene: die Harmonie beider ist die Schönheit. Bei
nen dominirt demnach der moralische, bei der Schön-
hetische Gesichtspunkt. Im Verfolg seiner dialektischen
g war Schiller zu dem Resultat gelangt, dem mora-
ichtspunkt den Vorrang einzuräumen; sobald dieser
icht war, trieb Schiller seine Dichtereigenschaft an,
der Zeit erst Gleichberechtigung für den ästhetischen
st zu suchen und später ihm entschieden den Vorzug
. Auf welchem Wege gelangt er aber dahin? Und
er zunächst den moralischen und ästhetischen Stand-

r Anmuth **), welche zugleich schöne Natur und
durchleuchtet ist, welche beweist, daß moralische und
enschennatur keine absoluten Gegensätze sind. Aus
erweist sich die Möglichkeit der sittlichen Grazie,
hen Handelns, d. h. der zur Neigung gewordenen
i dem moralischen Handeln kommt nur das erstrebte
racht, und bestimmt den Werth der Handlung, bei
hen die Größe der Kraft. Die Handlungsweise des
V. billigen wir in moralischer Beziehung, weil er
ndsliebe sich aufopferte, in ästhetischer, weil er die
es zu wollen. Mit dem Begriff der sittlichen Grazie
: Kant entgegen, von dem er ausgegangen; denn
icht die Neigung zur Triebfeder der Tugend haben,
g die Pflicht. So stellt sich Schiller schon jetzt zwi-
der nur moralisch, und Goethe, der nur ästhe-

it seiner jetzigen Ansicht neigt er schon mehr Goethe
st ist nicht mehr blos Erzieherin, sondern Vollen-
bens („Briefe über die ästhetische Erziehung des
1795). Diese Briefe sind nicht ganz übereinstim-
Schiller's Ansicht selbst während der Arbeit sich än-
oralische Gesichtspunkt beherrscht noch den Anfang,
er ästhetische.
limmung des Menschen verlangt den Vernunftstaat
aft des Sittengesetzes; dazu müssen die Menschen
he Erziehung herangebildet werden. Das heißt mit
n: die Menschen müssen erst ästhetisch werden, ehe
werden können. So lautet Schiller's Glaubens-
Anfang; am Ende der Schrift gelangt er zu dem
der ästhetisch gebildete Mensch nicht erst moralisch
rucht, es vielmehr eo ipso schon ist. Wie wird
etisch? Der sinnliche wie der geistige Mensch ist
cten captivirt: wenn wir die Objecte blos betrach-
ir in das ästhetische Verhältniß; wir fühlen uns

im eigentlichen Sinn ist nur die Geistesgröße und wenn
den Eindruck des Erhabenen macht, so geschieht dies
uns im Geist über diese scheinbar erhabenen Objecte,
u. s. w., die unsere Sinnlichkeit überragen, erhoben
streute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Ge-
„Neue Thalia", 1795).
uth tritt die Würde zur Seite. In beiden regiert der
chkeit, dort mit Liberalität, hier als Herrscher. („An-
e", 1793.)

frei und die Phantasie spielt mit dem Schein der Dinge. Die erste Befriedigung des ästhetischen Triebes ist das Spiel, die höchste die Schönheit. In diesem Zustand ist der Mensch weder geistig noch sinnlich, sondern beides. „Die ästhetische Stimmung, weil sie keine einzelne Function der Menschheit in Schutz nimmt, ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, sie ist der Grund der Möglichkeit von allen."

Der empirische Mensch ist entweder angespannt oder abgespannt. Um jenen zu beruhigen bedarf es der schmelzenden, um den abgespannten zu heben der energischen Schönheit, wenn aus dem empirischen Menschen der ästhetische hervorgehen soll. Die schöne Empfindung begehrt nichts als die Betrachtung der Dinge: rein von gemeiner Begierde bedarf sie nicht des moralischen Zwangs. Folglich (und so sind wir zu der geänderten Ansicht Schiller's gelangt) ist in dem ästhetischen Menschen der moralische, der sich nach der frühern Ansicht aus jenem herausbilden sollte, schon enthalten. „Der Mensch muß edel begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen." Ja, Schiller stellt die schöne Sittlichkeit offenbar über die lediglich moralische in dem bekannten Distichon:

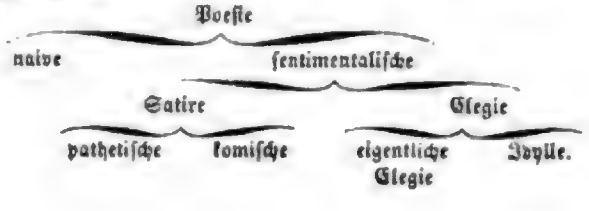
Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

Während nun Kant den Geschmack von der theoretischen Vernunft sorgfältig scheidet, ist für Schiller die ästhetische Bildung die allgemein menschliche, von der also auch Wissenschaft und Sittlichkeit durchdrungen sein müssen. Die ästhetische Bildung in Wissenschaft und Sittlichkeit manifestirt sich in Stil und Betragen. Bei beiden ist zu verhüten, daß nicht der Inhalt in geselligen Formen aufgehe. Das sind die „Nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" („Horen", 1795).

Endlich wendet sich Schiller von der allgemeinen Aesthetik zu der Theorie seiner eigenen Kunst in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtkunst" (1795—96). Das ästhetische Ideal im Gegensatz zu der künstlichen Bildung gibt das Naive, im Gegensatz zu der gemeinen Wirklichkeit erscheint es als das Ideal. Die Aufgabe der Dichtkunst ist es, das ästhetische Ideal darzustellen. Dieses lebt in uns entweder als wirklich oder ersehnt. Die erste Empfindungsweise gibt die naive, die andere die sentimentalische Dichtung. Die naive Poesie ist Darstellung der Wirklichkeit, die sentimentalische Darstellung des Ideals. Die natürliche Bildung des Alterthums begünstigte die erstere, der christliche Spiritualismus die zweite; doch ist dieser Unterschied keineswegs exclusiv, auch Shakspeare gilt Schiller als naiver Dichter. Die naive Dichtung gibt uns die Natur aus erster Hand: die sentimentalische beruht auf dem Contrast von Wirklichkeit und Ideal. Tritt in der sentimentalischen Poesie mehr die Abneigung gegen die Wirklichkeit hervor, so wird sie satirisch; überwiegt die Sehnsucht nach dem Ideal, elegisch. Faßt die Satire ihren Gegner, die Wirklichkeit als mächtig, so wird sie pathetisch (Tragik); faßt sie denselben als leicht zu überwinden, so wird sie scherzhaft (Komik). Die elegische Dichtung ist ebenfalls von zweierlei Art; stellt sie das Ideal als blos ideal dar, d. h. als unwirklich, so wird sie elegisch im engern Sinne; zeichnet sie aber die ideale Welt als eine wirkliche, so wird sie Idylle. *)

Da nun in dem Idyll die sentimentalische Poesie ihre Grenzen insofern überschreitet, als dasselbe das ersehnte Ideal als wirklich darstellt, so erscheint das Idyll als Vereinigung beider

*) Diese ganze Eintheilung stellt sich dem Auge am faßlichsten in folgender Tabelle dar:



großer Gattungen der Poeſie, der naiven und der ſentimentaliſchen, und wird in dieſem Sinne von Schiller als das höchſte Ziel der Poeſie bezeichnet. (Dieſe ganze Theorie in poetiſcher Form in dem Gedicht „Ideal und Leben".)

Hiermit ſcheiden wir von Schiller's Philoſophie in Fiſcher's Darſtellung nicht ohne wiederholten Dank gegen den Verfaſſer, von dem wir dieſe lichtvolle Darſtellung und Entwickelung erhalten haben. Aber ich kann noch eine andere Bemerkung ſchließlich nicht unterdrücken. Wie ſauer hat es ſich doch Schiller werden laſſen, wie ernſt hat er es mit ſeiner Kunſt genommen! Er hat nicht die Mühe geſcheut, in mühſamer Speculation den Begriff, das Weſen, die Wirkung der Kunſt ſich ſelbſt dialektiſch zu entwickeln. Und wie leicht macht es ſich eine große Anzahl unſerer heutigen Poeten. Das Studium erſetzen ſie durch das angebliche Genie und die Philoſophie, von der ſie nichts verſtehen, iſt ihnen Gegenſtand eines Spottes, der nur ihre wahrhaft rührende Unwiſſenheit bloßlegt. Wenn ſie nur erſt zu dem erſten Grade ſokratiſcher Weisheit gebracht werden könnten, zu der Erkenntniß, daß ſie nichts wiſſen: vielleicht entſchlöſſen ſie ſich noch etwas zu lernen. Das Beiſpiel Schiller's, der, obwol doch auch, wie ſie vielleicht zugeben werden, nicht ganz ohne Genie, es nicht verſchmähte durch philoſophiſche Studien ſeinen Gang zu regeln, könnte ihnen ein leuchtendes Vorbild ſein: aber ich glaube, dieſe Herren ſind ſelbſt von einem Schiller zu lernen zu hochmüthig. **Auguſt Henneberger.**

Lyriſcher Naturwuchs.

Blüten meiner Mußeſtunden gewidmet dem deutſchen Volke von Heinrich Lenz. Jena, Hochhauſen. 1859. 16. 1 Thlr.

Es gibt Individuen, welche innerlich alles Zeug zu einem Dichter haben: Wärme der Empfindung, große Reizbarkeit und Erregbarkeit, Einbildungskraft, Humor, Eifer für alles Edle und Gute und Zorn gegen alles Unedle und Schlechte, die aber zu ſehr mit dem Ausdruck und der Technik zu ringen haben, um was fleckenlos in ihrer Seele lebt, auch immer fleckenlos zu geſtalten. Sie ſind etwa einem Menſchen zu vergleichen, in deſſen Geiſte das Urbild der Schönheit lebt, der aber, ohne die Schule eines Bildhauers durchgemacht zu haben, ſofort daran gehen wollte, dies Urbild der Schönheit aus einem Marmorblock herauszuſchlagen.

Zu dieſen Dichtern gehört auch wol Heinrich Lenz. Er glüht warm für Natur und Kunſt, für Humanität und Gottesglauben, für Menſchenwohl und Menſchenliebe, er zürnt den „Kraft- und Stoffleuten", welche den Leidenden den oft letzten Troſt, ihren „lieben Gott", rauben wollen, den Finſterlingen, Unterdrückern und Hochmüthigen, den Gelehrten, die, weil ſie ihr Lateiniſch gelernt haben, ſich etwas Beſſeres zu ſein dünken als ihre ungelehrten Mitbrüder, den geizigen Bauern (in dem ſatiriſchen Gedicht: „Die Tugend auf dem Lande"), den hartherzigen Reichen, die ja ihre Schätze, um die ſie ſich ſo viel Sorge machen, doch nicht ins Grab mitnehmen könnten. Er ſchildert einen ſolchen Reichen auf dem Todtenlager:

Der harte Reiche.

Strack hingeſtreckt mit Purpur überhangen,
So liegt die Leiche in dem Marmorſaal.
'S iſt überall ein gar zu kaltes Prangen,
Der Leiche Angeſicht iſt öd' und fahl.
Und hohe Kerzen duften an dem Bette,
'S iſt aufgeputzt recht hoch und blütenweiß,
Selbſt Mücken ſummen düſter um die Wette,
Als fürchten ſie des Todes ſtrengen Fleiß.

So eh'rne Stille! horch! ein Flügelſchlag!
Mein Gott! ein Engel rauſchet zu dem Reichen;
Im düſtern Saale wird es ſtrahlend Tag.
Er blickt ihn an mit einem großen Schweigen.
Der Engel legt die Götterſtirn gefaltet. —
Ein ſchmerzlich Lächeln bis zum Nacken blitzt: —
Haſt du geglaubt?! — ſolang' du nicht erkaltet!
Ich frag es dich! — den noch die Liebe ſchützt!

Er hat geglaubt! — doch nur an Gold und Zahlen,
Das Mitleid war ihm fremd, dem böſen Mann,
Ging kalt vorüber an des Bruders Qualen,
Da ſieht er nun, was Mammon nützen kann.
Ach, Herzen macht' der Harte nicht entzücken!
Sein Gold verſchloß er in den Eiſenſchrein,
Und er ertrug's mit ſeinen kalten Blicken,
Des armen Bruders namenloſe Pein! —

Was willſt du Leiche mit dem Fluch im Herzen!? —
Was willſt du harter kalter Marmelſtein? —
Haſt du gefühlt des Armen rauhe Schmerzen?
O nein! du trankſt dabei — Burgunderwein!
Iſt dir's geglückt? — warum warſt du nicht milde!
Wenn Gold, wie du, kein Nächſter nicht gewann.
Wenn Unguſt ihm den Drang nach Gold nicht ſtillte,
So war's an dir, der helfend lindern kann!

O Leiche! ſchwind mir zauberno aus den Augen!
Ich heb die Fauſt nach deinem Wachsgeſicht!
Du magſt die Gnad' von Götterbrüſten ſaugen,
Ich bin nur Menſch, dem Zorn aus Auge bricht!
Doch plötzlich liebend ſich den Engel wanken,
Sein leuchtend Aug' erlöſchend niederbricht.
„Warſt du nicht hart! Du magſt dem Schöpfer danken".
Der Engel haucht: „Er ſitzt nun zu Gericht!!"

Dieſes Gedicht mag den Leſern ein Beiſpiel ſein von der Kraft, Wahrheit und Wärme in Empfindung und Ausdruck, die dem Dichter zu Gebote ſtehen, zugleich aber auch von den Incorrectheiten, an denen Vers und Sprache leiden. Möge der Dichter es ſich nicht verdrießen laſſen, die deutſche Grammatik und die Geſetze der Metrik recht gründlich zu ſtudiren (das wir hoffen, er wird es thun), um die Technik und das Handwerk, die zu jeder Kunſt nöthig ſind, ſich ſo anzueignen, daß was klar in ſeiner Vorſtellung lebt, auch für andere immer klar kommen klar und ohne Härten auszudrücken vermag.

Im übrigen geſtattet er ſich dieſe Licenzen mehr in ſeinen verſificirten Stücken; denn in den proſaiſchen Aufſätzen, welche der Nachtrag enthält, drängen ſie ſich in weit weniger ſtörender Weiſe hervor. Der Verfaſſer hat eine beſondere, weiteren Erbaus werthe Anlage zum Humor, wie namentlich die humoriſtiſche Erzählung: „Der Liebe Leidenſchaft und ihre Folgen" beweiſt. Gretchen iſt dem heidelberger Studenten Lyſer untreu geworden und davongelaufen; der Verfaſſer erzählt nun

„Ich durchzog das halbe Deutſchland, um meine Maid zu ſuchen, meine ſüße Maid! Ich ſtand in Italien, ſeine Glutluft träufelten Balſam ins wunde Herz. Ich kam nach Rom: Roma nimm mich auf, ſo ſprach ich und — lächelte. Ha! da konnte ich noch lächeln, rief ich und weinte! — Ich ſtand im Hotel! Ein elegantes Hotel, ſehr elegantes Hotel! «Kellner!» rief ich, «gib mir eine Flaſche Rheinwein! Kellner, haſt du gute Speiſen?» — Speiſ' und Trank mundeten köſtlich — aber das Gemach war feſt — eiſenfeſt! — Ich durchmaß das Zimmer und fragte: «Kellner, kennſt du der Liebe Schmerz?» — «Nein!» antwortete er! — «Fleuch», ſprach ich — «du haſt nie geliebt.» Er fluchte — aber er brachte eine Flaſche Rheinwein, der teufle Junge! — Ich durchraſte Rom! Gretchen! Gretchen! hallte es durch die Gewölbe der alten Kaiſer! Ich durchzog die Schweiz! Ihre Gletſcher kühlten den Körper, ihre Gletſcher kühlten nicht! Ganze Fetzen Eiſes riß ich vom Gebirge und legte ſie auf die nackte Bruſt — aber mein Inneres blieb heiß! glühend heiß! Käſe und Kuhmilch verſchlang ich in Menge, mich zu ſtärken, und auf den Rigi lief ich und brüllte — während die Alpen jauchzten und der Natur ſich freuten. — Gretchen! Gretchen! heulte es durch die Natur."

so „rasten Lyssen's Gebeine fort" bis nach Aegypten, ch in den Nil stürzte, aber von gemüthvollen Arabern rausgezogen wurde. Man wird nicht leugnen wollen, h diese humoristische Rhapsodie ein Strahl von natür- der, drastischer und wirklich ergötzlicher Komik hindurch- Kurz, hat der autodidaktisch gebildete, aber durch ebenserfahrungen gegangene Dichter in seiner Naivetät schen Volke auch nicht immer classische Verse, so hat doch einen Vorrath tiefer Gefühle und manche Probe Humors gewidmet. 13.

Notiz.

Guizot und die deutsche Literatur.

ar im allgemeinen schon bekannt, daß Guizot, der r deutschen Zunftgenossen, den Professoren, ehemals feindete Staatsmann, ein Anhänger der deutschen Phi- und unter andern mit Barante, Victor Cousin u. s. w. Sinne am „Globe" mitarbeitete. Seiner deutschen denkt er nun selbst im ersten Bande seiner so interessan- noires" (Paris und Leipzig 1858) mit folgenden Ich war in Genf erzogen, zwar in sehr freisinnigen An- , aber in strengen Gewohnheiten und frommgläubiger mehr im Widerstreit gegen die Philosophie des 18. Jahr- ls in der Bewunderung ihrer Werke und ihres Ein- itdem ich in Paris lebte, waren die deutsche Philo- Literatur mein Lieblingsstudium; ich las Kant und Herder und Schiller viel mehr als Condillac und Vol- ard, der Abbé Morellet, der Marquis von Boufflers, r der Salons der Frau von Haudetot und der Frau rd, welche mich mit äußerstem Wohlwollen aufgenom- , lachten und beunruhigten sich manchmal über meine eit an das Christenthum und meine Begeisterung für en Geist; aber im Grunde machte mich diese Ver- unserer Ideen und Gewohnheiten in ihrer Gesell- zu einem Gegenstande des Interesses und der Gunst, swollens und der Gleichgültigkeit." Größern Wider- r mit seinen Sympathien für die deutsche Literatur anes, bei dem er einmal auf dessen Landsitz Cour- e. Sehr bald wandte sich die Unterhaltung auf die ichter und ihre Erklärer. „Lobend gedachte ich", er- t, „der großen Ausgabe des Virgil von Heyne, ten Professor in Göttingen, und des Verdienstes rtationen. Hr. de Fontanes griff die deutschen ftig an; ihm zufolge hatten sie nichts neues ent- den alten Commentaren hinzugefügt und Heyne nach von Virgil und dem Alterthum nichts mehr r La Rue. Er zeigte sich voll Bitterkeit gegen die atur im allgemeinen, gegen Philosophen, Dichter, iber oder Philologen, und war darüber mit sich iner Aufmerksamkeit für nicht würdig zu halten. gte sie mit der Zuversicht meiner Ueberzeugung und nd, und Hr. de Fontanes äußerte, indem er sich dern Tischnachbar wandte: «Ces protestants, on mais céder.»" Sicherlich hatten die Verehrer der ratur viele Antipathien zu überwinden, ehe es dahin te, daß, wie der „Allgemeinen Zeitung" berichtet r Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte mehr als ein Franzose seine Vorträge in deutscher nd daß der jetzige Präsident des französischen In- n allgemeinen Festessen eine Gesundheit in deut- auf die Pfleger deutscher Wissenschaft ausbrachte, ch nie geschehen ist, seit es Präsidenten der pariser einen Verein deutscher Naturforscher und Aerzte

H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von Kober. 13ter Jahrgang. 20ster bis 23ter Band: Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Von J. Scherr. Vier Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 16. à 10 Ngr.

Avé Lallemant, F. C. B., Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das unbewußte Geistesleben und die göttliche Offenbarung. Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Golevine, I., Histoire d'Alexandre I. empereur de Russie. Avec le portrait de l'empereur. Leipzig, Gerhard. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, H., Essays. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Großmann, Julie v., Was eine Schwalbe der andern erzählt. Ein Mährchen. Mit zwei Bildern. Leipzig, H. Fritzsche. 1859. 16. 8 Ngr.

Groth, K., Voer de Goern. Kinderreime alt und neu. Mit 52 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, geschnitten von August Gaber. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maaße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Guischard, Wilhelmine, Die Hunyady. Ein historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.

Harting, P., Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. In Gemälden skizzirt. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorwort von M. J. Schleiden. Mit 19 Holzschnitten und 4 lithographirten Tafeln, wovon 3 in Farbendruck. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Morell, C., Die Schweizerregimenter in Frankreich. 1789—1792. Episoden aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und der Schweiz. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 24 Ngr.

Nagarah, R. J., Hymnen. Nach einer äußerst seltenen Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien zum erstenmal herausgegeben von M. H. Friedländer. Wien. 16. 20 Ngr.

Oelbermann, H., Herzbilderbuch. Dichtungen. Leipzig, Luppe. 1859. 16. 1 Thlr.

Oldenberg, F., Ein Streifzug in die Bilderwelt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1859. 16. 6 Ngr.

Polack, C., Wachsenburg, Mühlberg und Gleichen, die thüringischen Drei Gleichen in ihren Beziehungen zu einander. Mit einer Ansicht der Wachsenburg. Gotha, Müller. 1859. 8. 15 Ngr.

Ritter, H., Die christliche Philosophie nach ihrem Begriff, ihren äußern Verhältnissen und in ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Sachs, H., Vier Dialoge. Herausgegeben von R. Köhler. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 20 Ngr.

Schauer, J. K., Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. Sprachwissenschaftlich entwickelt und dargestellt. Nebst geistlichen Liedern und Gedichten zur 300jährigen Jubelfeier der Einweihung der Universität Jena. Weimar Böhlau. 12. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das

Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von **Dr. Ludwig von Rönne**, Kammergerichtsrath.

Dritte Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Die erste und zweite Lieferung, welche den ersten Band bilden, kosten 3 Thlr.)

Dieses in zwei Bänden zu je zwei Lieferungen erscheinende Werk ist **die erste Darstellung des preußischen Staatsrechts, welche auf den Namen einer wissenschaftlichen Behandlung Anspruch macht.** Es umfaßt in systematischer Entwickelung und Erörterung die gesammten öffentlichen Rechtsverhältnisse Preußens, nicht nur wie sie in den Verfassungsgesetzen vorliegen, sondern auch wie sie im Laufe der Zeit durch die übrigen Gesetze, Verordnungen, durch Herkommen und Ueberlieferung gestaltet worden sind. Die vorliegende **dritte Lieferung**, welche den **zweiten Band** beginnt, beschäftigt sich speciell mit dem Verwaltungsrecht, indem sie die politischen Eintheilungen des Landes, den Organismus der Verwaltungsbehörden, die Rechtsverhältnisse der Staatsbeamten und schließlich die Gemeindeverfassungen des Landes behandelt. Nicht nur preußische Staatsmänner und Patrioten, sondern jedermann, der sich für den als Muster betrachteten preußischen Verwaltungsstaat interessirt, wird aus dieser Darstellung die reichste Belehrung schöpfen.

Die beiden frühern Lieferungen, welche den **ersten Band** des Werks bilden, sind von den geachtetsten Organen des In- und Auslandes mit seltener Anerkennung besprochen worden. Die **vierte Lieferung**, welche den zweiten Band und somit das vollständige Werk abschließt, steht in naher Aussicht. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk und die drei ersten Lieferungen, sowie der **erste Band** in besonderer Ausgabe sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Neuntes Heft: Wiesbaden—Zwickau. Nachträge: **Alexandrien—Zürich**, nebst **Münztabellen**, sowie **Titel** und **Vorwort.** (**Schluss des Werks.**) 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das jetzt vollständig vorliegende Werk kostet geheftet 4 Thlr. 21 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Mit diesem Schlussheft tritt das Noback'sche «Münz-, Maass- und Gewichtsbuch», dessen Vollendung leider lange durch unabweisbare Hindernisse verzögert worden ist, endlich vollständig vor das Publikum. Wie dasselbe, wegen seiner Brauchbarkeit namentlich für den praktischen Geschäftsmann, den Reisenden und die jüngere Kaufmannswelt, schon in seinem ersten Hefte als willkommene Gabe in der kaufmännischen Welt begrüsst worden ist, so wird es sich sicherlich auch in seiner Vollendung als solche bewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Suezkanal.

Von

Friedrich Szarvady.

Mit zwei Karten.

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift des bekannten Publicisten bietet dem deutschen Publikum zum ersten male eine alle Verhältnisse genau berücksichtigende ausführliche Darstellung der Suezkanalfrage und wird deshalb gewiß besonders in diesem Augenblicke willkommen sein, wo das welthistorische Unternehmen aus dem Kreise langjähriger Vorbereitungen in das Gebiet der Verwirklichung tritt. Die Mittheilung aller Actenstücke sowie die Beigabe zweier Karten erhöhen den Werth der Schrift.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **sechsundzwanzigsten Heftes:**

Braunschweig. (Verfassungsgeschichte seit 1846.) Von A. Feilandt. (Schluß.) — **Bremen.** — **Brevier.** Von H. Amand-Briefadel, s. Adel. — Briefgeheimniß, s. Beschlagnahme. — Broglie (Victor, Herzog von). Von Welcker. — **Brougham** (Henry). Von J. Weitzel und Welcker. — **Brüderlichkeit** s. Welcker. — **Buchdruckerkunst.** Von Rotteck und Welcker. — Büchercensur und Bücherverbot, s. Censur. — Büchernachdruck, s. Nachdruck. — **Buchhandel.** Von Rotteck und Welcker. **Buddhismus.** Von W. Wachsmuth. — **Budget.** Von Rau. — **Buenos-Ayres.** Von K. F. Neumann.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich mit der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

nt wöchentlich. — Nr. 51. — 16. December 1858.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom". Von **Rudolf Gottschall.** — Jean Paul in Versen. — Münchener wissenschaftliche Ver- Von **Heinrich Birnbaum.** — Dialektdichtungen. Von **Emanuel Rauls.** — Notizen. — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

l Gutzkow's „Zauberer von Rom".

erer von Rom. Roman in neun Büchern von utzkow. Erster und zweiter Band. Leipzig, Brock- 1858. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

ein französischer Autor von Ruf, wie Eugène Alexandre Dumas, einen neun- oder mehrbän- nan ankündigt, so ist man gespannt auf eine teuerlicher Verwickelungen, die schon in den ersten ingeleitet sind; man weiß, daß von Band zu Knoten sich spannender schürzt, die Beleuchtung rd, mit einem Worte, der Autor seinen Leser Stich läßt und ebenso wenig der Leser seinen urch fortwährende Ueberraschungen angeregt, auf e Lösungen hoffend folgt das Publikum seinem ollen Führer durch mehrere Ries und Ballen r, ohne zu ermüden und nur über die neuen es Erscheinens, nicht über die neuen Bände

Diese Reihenfolge bunter Abenteuer gehört Rechte des Romans und der alte Antonius nd Heliodorus, die Amadis-Romane, die Wiege oesie haben dieselbe ebenso ausgebeutet, wie e und Alexandre Dumas. Auch kein deutscher er Roman wird bestehen können ohne diese Spannung, welche aus der Verkettung unge- Erlebnisse hervorgeht. Dennoch erwarten wir, amhafter deutscher Schriftsteller einen umfang- an ankündigt, mehr als Befriedigung für den Reiz der Neugier, für jene eigenthümliche des Gemüths, welche sich so gern aus dem Gange des Lebens durch glänzende Spiele des rch die Räthsel des Menschengeschicks, durch itzigen Combinationen herausreißen läßt; wir ne künstlerische Fassung, welche dem Grund- ischen Stils gerecht wird und einen Inhalt, der nälde der Zeit ausbreitet, ihre tiefsten Probleme immt und in Fleisch und Blut verwandelt. echtigtsten sind diese Erwartungen einem Au- utzkow gegenüber, welcher schon durch seine Geiste" bewiesen, daß es ihm nicht um müßige ele zu thun ist, sondern daß er nach Art und Weise der alten Epiker ein Culturbild der ganzen Epoche zu entrollen sich bestrebt. Sein Talent hat sich groß und bedeutend genug gezeigt, die Klippe dogmatischer Abhand- lungen und Excurse und den Schein doctrinärer Selbst- gefälligkeit zu vermeiden, die geistigen Richtungen und Strömungen der Zeit an lebensvolle Persönlichkeiten zu knüpfen und einem farbenreichen Panorama des ganzen, unter den Fahnen des Vorwärts dienenden Geisterreichs zugleich den Reiz romanhafter Spannung zu verleihen. Alle diese Bestrebungen, denen der Bund der „Ritter vom Geiste" einen innern Zusammenhalt gab, waren indeß nur auf dem Boden des Protestantismus möglich. Hier nur konnte diese höhere Freimaurerei, dies Templerthum des Geistes, welches auf freier Selbstbestimmung ruht und dabei das zarteste Recht der einzelnen Persönlichkeit und ihrer innern Entwickelung respectirt, Wurzel schlagen. Es war die Poesie der Zukunft und die Freudigkeit des Ringens nach einem Ziel, das sich nicht in eine bestimmte Formel bannen, aber doch im allgemeinen als das Ideal der Humanität charakterisiren ließ, welches bereits unserer classischen Tafelrunde präsidirte! So singt Goethe von Schiller:

> Nun glühte seine Wange roth und röther
> Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
> Von jenem Muth, der früher oder später
> Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
> Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edeln endlich komme!

Dem großartigen Gemälde des Protestantismus will Gutzkow nun ein Gemälde des Katholicismus gegenüber- stellen, der Poesie der Zukunft die Poesie der Vergangen- heit, dem Streben nach Gestaltung eines innern, aus freier Bildung herausgeborenen Ideals das Festhalten an einer großen geschichtlichen Institution und das Bestreben, ihre Macht zu erhöhen, ihre Geltung zu erweitern. Eine wichtige Aufgabe, würdig eines großen Talents! Aber der Dichter der „Ritter vom Geiste" kann sie, ohne sei- ner Fahne untreu zu werden, nur lösen, indem er diese Poesie der Vergangenheit als der Vergangenheit angehörig

behandelt und ihre Eingriffe in die Rechte des fortschreitenden Geistes zurückweist: eine Tendenz, die nicht in äußerlicher Phrase seinem Werke aufgeklebt sein, sondern seine innere Seele bilden wird. Mit solchen Klängen beginnt Gutzkow bereits die volle Ouvertüre des ganzen Werks, indem er uns auf den weltgeschichtlichen Schauplatz des großen Kampfes zwischen „Welfen" und „Ghibellinen" versetzt, der noch immer unbeendet ist. „Unausgefüllt ist die Kluft der deutschen Einheit und der lateinischen und germanischen Welt überhaupt"; und Gutzkow bemerkt ferner:

Die nachfolgende Dichtung will, soweit dem Worte eine Wirkung zukommen kann, beitragen helfen, die vaterländische Einheit zu fördern. Sie will warnen, will ermuntern. Sie will die Gefahren aufdecken einer trügerischen Lockung. Sie will den „lieblichen Ton der Pfeife des Vogelstellers" nachweisen selbst in dem Busch, wo Tannenzapfen, nicht Orangen reifen. Sie will einem großen sehnsüchtigen, auch von ihr heilig gehaltenen Hang und Drang der christlichen Völker würdigere Ziele zeigen, als sie sich bisher in der fernen Fata-Morgana spiegelten. Sie will für jene heraufziehende Entscheidung den germanischen Kampfesmuth schüren, tausendjährigen Siegerstolz nähren helfen, will den Verräthern unsers eigenen Heerlagers auf ihren geheimsten und nächtlichsten Pfaden folgen. Sie will — doch spreche die Absicht des Buchs aus ihm selbst!

Der Verfasser widmet es seinem Volke und seiner Zeit. Er stellt diese Widmung mit ruhiger Ergebung in die Aufnahme, die von einer Seite aus nur die feindseligste werden kann. *Häufe sie Schimpf und Schmach — ein Theil der angestrebten Wirkung wird dann erreicht sein!*

Der Verfasser spricht also in der Vorrede seine Tendenz klar und bestimmt aus, und der weitere Verlauf des Romans wird zeigen, inwieweit er sie in die Idee verwandelte, welche den ganzen Organismus seines Werks mit lebensvollen Schlägen durchpulst.

Wie aber kann sich die Kritik zu den ersten Bänden eines so umfangreichen Romans verhalten? Diejenige Kritik, der es darauf ankommt, liebvoll in eine größere Dichtung einzugehen, zu verfolgen, wie die Intentionen des Verfassers allmählich warmes Leben gewinnen, wie die Fäden geknüpft sind, die in die Zukunft hinausweisen, sich an schönen und glänzenden Einzelheiten zu erfreuen, ebenso auf Verfehltes hinzuweisen, soweit es einem abgeschlossenen Theile des Werks angehört, wird auch an den Anfängen desselben bereits einen festen Anhalt für ihre Thätigkeit finden. Diejenige Kritik dagegen, die in Pausch und Bogen, in allgemein gehaltenen Orakelsprüchen abzusprechen liebt, welche nur den Werken der Vergangenheit ein zusammengelesenes Verständniß entgegenbringt, an die Poesie der Gegenwart in ihrer Phantasielosigkeit und ihrem Mangel an ästhetischem Sinn nur philiströse Maßstäbe anlegt, kann über einen ersten Band eines neunbändigen Romans kein Urtheil haben und wird sich daher damit begnügen müssen, zu ihrem eigenen Vergnügen einige Caricaturen an die Wand zu malen und dann, voll Bewunderung für ihr kritisches Zeichentalent, in die Hände zu klatschen!

Als Gutzkow von der „feindseligsten Aufnahme" seines Romans sprach, dachte er gewiß nicht an die „Grenzboten", sondern vielleicht an das wiener Kirchenblatt, welchem das Organ der leipziger Aufklärung den Vorrang abgewonnen hat. Die Kritik, welche die „Grenzboten" über den „Zauberer von Rom" brachten, hat in den meisten Kreisen gerechtes Befremden hervorgerufen! Denn man mußte sich natürlich wundern, wenn die Todfeinde der liederlichen Genies, diese ernsten und gesetzten Männer des gesunden Menschenverstandes und der sittlichen Solidität, sich mit den Federn Heinrich Heine's zu schmücken begannen! Auch stieg bei allen Billigdenkenden die Frage auf, wohin es mit der deutschen Literatur kommen solle, wenn diejenigen, die sich als ihre kritischen Autoritäten geberden, die einer, wenn auch vorübergehenden und schon vorübergegangenen Epoche den Glauben an ihre Unfehlbarkeit aufzudrängen wußten, die vornehme Würde und wissenschaftliche Haltung ihrer Kritik auf einmal so vergaßen, daß sie, dem bedeutenden Werk eines namhaften Schriftstellers gegenüber, in den Ton burlesker Vorstadttheater-Parodien verfielen? Sind das Reminiscenzen an die absolute charlottenburger Kritik, deren Geister noch bisweilen im Tegel der „Grenzboten" spuken, die auch immer sehr vornehm, sehr wissenschaftlich, sehr feierlich war und dann plötzlich in einen recht derben und flotten Cynismus verfiel, wenn Edgar Bauer, an dessen Kritiken sich Julian Schmidt herangebildet, des trocknen Tones satt wurde und nun einmal den „lustigen Teufel" spielte? Oder ist dieser flotte Ton nur die Consequenz der Ueberzeugung, daß die deutsche Poesie, nachdem sie in vier Auflagen einer Literaturgeschichte todtgeschlagen worden, unmöglich noch ein Recht haben könne, wieder aufzuleben und alles, was mit dieser lächerlichen Prätension auftrete, nur als belachenswerthes Gespenst zu behandeln sei?

Dies burleske Referat über Gutzkow's neuen Roman in den „Grenzboten" hat um so mehr befremdet, als man darin eine Rücksichtslosigkeit erblicken mußte, deren sich die beiden Herausgeber gegen den andern schuldig machten. Julian Schmidt durfte nicht vergessen, daß Gustav Freytag, der Verfasser von „Soll und Haben", Mitherausgeber der „Grenzboten" ist. Das Publikum, gewöhnt genau hinter die Brille der „Grenzboten" in unserer Literatur nichts als Coterien und Reclamen zu sehen, konnte ja in einem schwachen Augenblicke auf den Gedanken kommen, diese vernichtende Kritik über den „Zauberer von Rom" sei in Wahrheit nur eine Reclame zu Gunsten von „Soll und Haben"; und wenn man die Ueberschwenglichkeit des Lobes, das Julian Schmidt unsern Classikern abgespart hat, um es auf diesen Roman zu häufen, mit der gänzlich verwerfenden Art und Weise vergleicht, mit welcher er Gutzkow's Schriften behandelt, so wird wol niemand mehr an die Unparteilichkeit und Billigkeit dieses Kritikers glauben, oder ihm mindestens die für einen Kritiker sehr bedenkliche Hinneigung zu Monomanien zuschreiben müssen. Es ist kein Zweifel, Julian Schmidt leidet an einer Monomanie gegen Gutzkow, wie Pustkuchen, Menzel und einige andere an einer Monomanie gegen Goethe litten. Daß wenn Julian Schmidt Gutzkow mit Kotzebue zusammenstellt, so ist auch dies nichts Neues und Unerhörtes. Der ist

kritikern ist Goethe seinerzeit mit Kotzebue zu-
estellt worden. Man war aber stets der Ansicht,
urch jene Kritiker nur sich selbst und nicht diese
harakterisirt haben.

„Grenzboten" haben offenbar in der Literatur ihre
verfehlt. Ein so liebenswürdiges Talent wie
ein so scharfsinniger Kopf wie Schmidt konnten
ïsches Zusammenwirken und gegenseitige Ergän-
wahrhaft förderndes Organ für unsere literarische
ung gründen, um so mehr, als sie gerade durch
ïsche Richtung der liberalen Schule, welcher auch
angehört, innerlich verwandt waren und sich
en trefflich redigirten politischen Theil stets ein
arteipublikum sicherten. Statt dessen überließ
er als producirender Autor empfänglichen Sinn,
und Phantasie besaß, die literarische Kritik fast
n Julian Schmidt, der von Haus aus mit Ger-
der charlottenburger Kritik auf alle neue Poesie
htung herabsah. Geübt in scharfsinniger Ana-
hte er dies zersetzende Element in seine Kritik:
nt, das vielen Verirrungen, mancher krankhaften
ja dichterischen Incorrectheiten und Ueberschweng-
gegenüber nur vortheilhaft wirken konnte, aber
bei dem Mangel an phantasievoller Auffassung,
sten Einseitigkeiten verfiel. Noch weniger besaß
rfsinn den Maßstab für die Größe und Be-
nes Talents; denn auf dem Secirtische liegt
ein Cadaver, ohne Glanz und Blüte des
d wo das zergliedernde Messer sein Werk be-
immer der Reiz der Individualität schon erlo-
kritisirte Julian Schmidt stets mit derselben
härfe; aber er charakterisirte nicht; er konnte
ollen Bild der Dichter schaffen. Anders auf
e der Wissenschaft, besonders der historischen
gischen. Hier genügten Studium, Verstand,
Bildung, Sinn für die Auffassung von Rich-
Tendenzen, um die literarischen Porträts der
fend zu zeichnen: und in der That sind es diese
iner Literaturgeschichte, welche verdiente Anerken-
und dem Werk in kurzer Zeit eine große Verbrei-
en. Der Poesie gegenüber blieb die Stellung der
" nicht immer dieselbe. Die Lyrik wurde mit
gemessen, deren Ungehörigkeit klar an den Tag
man sie an die großen Dichter alter Zeiten an-
a und Roman wurden in ihren Hauptvertretern,
Gutzkow, heftig angegriffen, dagegen manche
eit protegirt und mit einer lobenden Schul-
digt. Nach dieser ersten Epoche der Grenz-
n die zweite. In ihr erwärmte sich Julian
die realistische Richtung und modificirte sein
urtheil der neuern Poesie zu Gunsten von
erbach, Otto Ludwig, Jeremias Gotthelf.
oche datirt von den neuen Auflagen der Li-
te, in denen theils angedeutet wird, daß es
chen Poesie wirklich zu Ende sei, theils in
des totalen Verfalls die mirakulöse Erschei-
Soll und Haben" mit kritischer Korybanten-
musik begrüßt wird. In dieser Epoche schweigen die „Grenzboten" die neue Poesie zu Tode. Man findet in ihnen Artikel über Handelskrisen, Festungsbaukunst u. s. f., aber nicht mehr über moderne Literatur. Sie haben aufgehört, ein kritisches Organ zu sein. Diese Kritik könnte ja nur noch „die Todten begraben". Höchstens wird eine Hand voll kritischer Erde, deren chemische Beschaffenheit oft sehr zweifelhaft ist, ihnen in die Grube nachgeworfen. Große Werke werden in drei Zeilen recensirt; Versicherungen wie: „Dies Werk ist kein Fortschritt des Dichters" und andere derartige Behauptungen gelten für Kritik. Um so auffallender war die Ausführlichkeit, mit welcher sich dies Blatt auf den ersten Band von Gutzkow's neuem Roman einließ. Ein neuer Roman nach „Soll und Haben" — eine „Ilias post Homerum"! Und gar Gutzkow noch immer am Leben, so oft er mit kritischer Keule todt geschlagen, mit der Zähigkeit eines Reptils wieder zusammenwachsend! „Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" rief Friedrich der Große seinen Grenadieren zu! Unsere deutsche Poesie ist dieser Kritik nur Futter für Pulver! Aus solcher Stimmung ging die im Blumauer'schen Stil abgefaßte Travestie des ersten Bandes des „Zauberers von Rom" hervor, welche die „Grenzboten" brachten. Ebendeshalb aber ist sie von doppeltem Gewicht; denn sie scheint anzudeuten, daß die Grenzbotenkritik an jenem vorgerückten Stadium ihrer Entwickelung angekommen ist, wo ihr Verwesungsproceß beginnt. Die Reife des Urtheils, mit welcher sie kokettirt, geht jetzt in Fäulniß über!

Der Schaden, den die „Grenzboten" unserer literarischen Entwickelung zugefügt, ist bedeutender als der Nutzen, den sie durch die Bekämpfung verderblicher Richtungen geschaffen. Es gibt eine Oekonomie der Literatur, wie der Natur, und auch der Haushalt der ersten ist so organisirt, daß dieselben kritischen Geschöpfe, die unsern dichterischen Pflanzungen auf der einen Seite Schaden thun, indem sie dieselben abfressen, auf der andern Seite wiederum durch die Vertilgung schädlichen Gethiers ihnen Nutzen schaffen. Indeß wenn auch die Sperlinge noch so viel Raupen fortfressen, es kommt die Zeit, wo man unsere Weinberge und Kornfelder durch Vogelscheuchen gegen sie sichern muß. Es ist unglaublich, welch ein „Laich" von Schülern oft hinter den unproductivsten Köpfen herschwimmt! So hat auch Julian Schmidt eine Schule, eine Coterie oder wie man's nennen will, hinter sich: seichte Köpfe, ohne die Bildung und den Scharfsinn ihres Meisters, aber ihre Orakel mit unfehlbarer Sicherheit verkündend! Gestützt auf eine dem idealen Streben abgewendete Zeitrichtung, ohne alle poetische Begabung, vielleicht durch einige literarische Fiascos davon belehrt, voll Haß gegen die Production und den Erfolg und mit giftigen Stichen über alles herfallend, was das Niveau ihrer eigenen Mittelmäßigkeit überragt, bildet dieser kritische Schwarm eine Geisel für unsere Literatur. Man kann dreist sagen, es gibt in ganz Deutschland nur noch eine Coterie: die Coterie der „Grenzboten"! Sie hat alle andern vertilgt und sich an ihre Stelle gesetzt; aber auch ihre Stunde dürfte geschlagen haben.

Wenn wir, angeregt durch ihre jüngste Kritik des obigen Romans, die Anklage gegen die kritische Wirksamkeit der „Grenzboten" formuliren sollten, so würden wir folgende Punkte hervorheben müssen:

Sie haben durch eine einseitige, oft sogar erbitterte und parteiische Kritik die Production der Gegenwart zu entmuthigen und im Publikum, welches sich stets durch Sicherheit der Behauptungen imponiren läßt, den Glauben an ihre Berechtigung, ihren Werth und ihre Triebkraft zu untergraben versucht.

Sie haben, im Gegensatz zu einer Entwickelung und Richtung, der wir Schiller's und Goethe's classische Meisterwerke verdanken, einer einseitigen realistischen Richtung mit vollkommener Ueberschätzung einzelner Leistungen das Wort geredet.

Sie haben, wie auch ihr neuester kritischer Versuch beweist, stets den moralischen und ästhetischen Maßstab verwechselt und einem engherzigen Philisterthum die Stätte bereitet, die nur der Genius einzunehmen berechtigt ist.

Diese Anklagen zu beweisen, ist hier nicht der Ort. Es wird uns vergönnt sein, dies an einer andern Stelle zu thun. Hier müssen wir von einem keineswegs überflüssigen Excurse zu unserm Roman zurückkehren.

Die beiden vorliegenden Bände unterscheiden sich in der Darstellungsweise und dem Grade des epischen Behagens, mit welchem die Ereignisse ausgemalt sind. Der erste ist ein Cyklus von Novellen und Abenteuern in raschem Wechsel, in bunter bewegter Schilderung, mit jener Spannung, welche sich an die Märchenwelt des Orients, an die altitalienische und neufranzösische Novellistik knüpft. Wie in einer Camera-obscura fliehen Bilder und Gestalten an uns vorüber, aber nicht, um auf immer von uns Abschied zu nehmen, sondern indem sie auf ein künftiges bedeutungsvolles Wiedererscheinen hinweisen. Ein flüchtiges biographisches Skizzenbuch einer bestimmten Lebensepoche voll kecker Randzeichnungen, deren Bedeutung für das Bild erst aus dem Fortgange des Romans erhellt!

Das erste der neun Bücher ist nur ein Vorspiel, der erste schwere Jugendtraum eines in solcher Art (aus Licht und Schatten) „gemischten" Charakters. Der Roman selbst, sowol in Form wie Bedeutung nach den Anforderungen an einen Roman des 19. Jahrhunderts, wie ihn der Verfasser in seinen „Rittern vom Geiste" zu definiren wagte, beginnt erst mit dem zweiten Buche. Die kleinen Funken, die dort erst zu zünden bestimmt sind und die in den Vorgängen des ersten Bandes, dem jungen Dämmerleben einer weiblichen Seele, nur spielend auf- und niederhüpfen konnten, wird des Kenners Auge leicht herausfinden.

In der That erläutert der zweite Band diese Worte der Vorrede. Hier ist die Darstellungsweise echt episch, ohne Sprünge in Raum und Zeit, behaglich verweilend und ausmalend, ähnlich wie in den „Rittern vom Geiste". Das Interesse knüpft sich an die allmähliche Entfaltung der Charaktere und der Handlung, mit welcher sich gleichzeitig ein Culturbild des katholischen Lebens abrollt. Der erste Band ist, wir möchten sagen, im Stile des subjectiven Romans geschrieben, die Heldin ist der Mittelpunkt; alle Ereignisse erhalten nur Werth durch ihre Beziehung auf sie. Der zweite Band hat die echt objective Haltung, welche für das ganze übrige Werk in Aussicht gestellt ist. Die Erlebnisse der Heldin bilden nur den Faden, der uns in und durch jene großartige Welt führt, welche darzustellen die Aufgabe des Dichters ist. Nun könnte man fragen, warum der Dichter eine solche Vorgeschichte der Heldin in glänzenden Skizzen für nöthig gehalten und sie dem Publikum gegenüber gewissermaßen den Standpunkt seines Werks verrückt habe? Warum er es nicht vorgezogen, in echt epischer Weise durch spätere Einschaltungen diese Jugenderlebnisse nachzuholen? Doch gewiß hätte dies den geistigen Schwerpunkt des Romans verlegt und ihm einen zu großen Ballast von persönlichen Antecedentien aufgebürdet, während er bereits zu den größten Dimensionen eines Weltbildes sich erweiterte. So mag es der Autor vor, diese Jugendgeschichte als eine Art biographischer Ouvertüre dem Werke vorauszuschicken, auf die Gefahr hin, die Phantasie des Publikums durch den raschen Wechsel spannender Ereignisse zu verwöhnen und übelwollenden Kritikern Gelegenheit zu voreiligen Angriffen zu bieten.

Lucinde Schwarz ist die Tochter eines norddeutschen Schulmeisters, dessen aschgraue Lebensidylle uns ohne allen Glanz vorgeführt wird, mit welchem Jean Paul die arkadischen Schulhäuser seiner Fibel und Wutz auszustatten pflegt. Der Vater ist froh, als seine älteste Tochter Lucinde bei einer vornehmen Frau in der Stadt eine Versorgung findet. In dieser Frau von Buschbeck schildert uns Gutzkow eine bizarre Geizige, welche die neu Angekommene mit altem trockenen Brot bewirthet, die später als Tauben- und Mäuseschlächterin offenbart und Lucinde wie alles frühere Gesinde in einer Weise mißhandelt, welche zuletzt polizeiliche und gerichtliche Ahnung findet. Diese Märtyrerstation des dreizehnjährigen Mädchens kann natürlich nur dazu dienen, sie starrer in sich selbst und die Außenwelt abzuschließen. Erlöst von diesem Drucke kommt Lucinde in die Obhut des Stadtamtmanns, der sich ihrer wohlwollend annimmt und sie confirmiren läßt. Hier thut sie manchen Einblick in das polizeiliche und gerichtliche Treiben, und der „Compromiß", den ein befreundeter Kaufmann mit einer hübschen und vornehmen Dame schließt und dessen unfreiwillige Zeugin sie ist, läßt sie einen Blick in sociale Abgründe thun, der für ihr ganzes Leben nicht verloren ist. Indeß tritt die Fäulniß und Verderbniß vieler gesellschaftlicher Zustände näher an sie selbst heran. Ein junger Commis, Oskar Binder, sucht ihre Liebe oder was einem sechzehnjährigen Mädchen dafür gelten mag, zu erringen. Sie entschließt sich ihm nach Amerika zu folgen. Mit großer Lebendigkeit, mit einer Fülle feiner psychologischer Züge, welche auf das eigenthümliche Naturell des Mädchens und den noch unreifen Stand ihrer Bildung ein treffendes Licht werfen, ist die Extrapostour des liebenden Paars geschildert. Zu spät erfährt sie, daß Oskar Binder ein verfolgter Dieb ist. Vor den nahenden Gensdarmen springt er aus dem Wagen; sie folgt seinem Beispiele; beide flüchten nach verschiedenen Seiten. Wir befinden uns hier in der Welt einer abenteuerlichen Romantik, wie sie durch eine

schwebende Existenz auch in unserm modernen begründet ist. Mit reizender Poesie ist diese Weltenheit der Heldin im Walde geschildert, die Contraste Menschen- und Naturlebens. In dieser Stimmung en wir nur Abenteuerliches, wie es stets abenteuernaturen begegnet! So überrascht uns nicht die Bezug mit dem Kammerherrn, der in seinem gestörten he das vor Ermüdung entschlummerte Waldmädchen e Heilige anbetet. Lucinde wird in das Pfarrhaus t, in welchem der irrsinnige Kammerherr der Pflege istlichen Herrn anvertraut ist. Lucindens Erscheibt eine so wunderbare Heilkraft auf den Geistesaus, daß sie bald im Pfarrhause für unentbehr. Unentbehrlich erschien sie auch dem Vater des rherrn, dem Kronsyndikus des ehemaligen König-Westfalen, dem Freiherrn von Wittekind-Neuhof, ünenhafte Gestalt plötzlich im Pfarrhause sichtbar Er entschließt sich, seinen Sohn und dessen magheilkräftige Heilige Lucinde mit nach Schloß Neunehmen, wo sie ja einen Pavillon im Park bekönnte, ein Entschluß, zu dem sein eigenes Wohlan dem hübschen Mädchen, das er in seinem und ungenirten Humor ausdrückt, nicht wenig

Schloß Neuhof erweitert sich der Kreis, in welder Dichter einführt. Wir erfahren von einem Grafen Zeesen und seiner Verlobten Therese von , einem von Gewissensscrupeln beunruhigten ar. Der Graf hat nämlich von einem alten Fatut Kenntniß genommen, nach welchem, wenn ein Sohn der Nachkommenschaft sich entschließen sollte, heirathen, die reichen Güter der Zeesen zur Bei eines großen Landirrenhauses angewendet ollten. Seitdem kämpft er mit dem heroischen der Entsagung. Wir erfahren von einem geeichgrafen Klingsohr und seinem Sohne, einem ris, einem frühern Freunde des Kammerherrn. Kronsyndikus zeigt einen erbitterten Haß gegen rgerlichen Deichgrafen, der früher sein Pachter ihm befreundet, ein alter patriotischer Volks- und ann aus der Zeit der Befreiungskriege, von der zum Theilungscommissar zur Regulirung der lichen und bäuerlichen Verhältnisse ernannt, von cht einen dem Kronsyndikus nach seiner Ansicht und feindlichen Gebrauch gemacht. Wir erfahäßten auf dem Schlosse: einer anmuthigen Coma von Dorste-Camphausen, einer kleinen schwarzrmgart von Hülleshoven, von jener Portiun-Tüngel, welche die bestimmte Braut des irrsinnierherrn ist. Lucinde macht inzwischen selbst die aft des Dr. Klingsohr, ihre erste Begegnung geistig bedeutenden Erscheinung. Aus der Bewird Liebe: Klingsohr will sie heirathen. Ereignisse treten ein. Der Kronsyndikus erhöchster befremdender Aufregung; er bittet Lu- den Dr. Klingsohr gastlich zu empfangen, r mit dem Kammerherrn abreist. Er flüstert ihr ins Ohr, daß Klingsohr sein eigener Sohn sei und daß sie es ihm mittheilen solle. Sie thut es an einem Gewitterabend, wo Klingsohr's wüste Genialität eine wenn auch schüchterne Orgie improvisirt. Am nächsten Morgen wird Lucinde durch die Nachricht überrascht, daß der alte Deichgraf im „Düsternbrook", dem Orte der Grenzstreitigkeiten, ermordet worden sei. Der Mörder bleibt vorläufig unentdeckt, Klingsohr, der Sohn, befreundet mit dem alten Kronsyndikus, reist in seinen Geschäften nach Hamburg. Auch Lucinde folgt ihm und gibt sich in den Gartenvorstädten der alten Hansestadt in Pension. Klingsohr wird in Hamburg von seinem alten Jugendfreunde, dem irrsinnigen Kammerherrn, welcher der Pflege des Grafen Zeesen entlaufen, tödlich beleidigt; er schießt sich mit ihm und erschießt ihn: ein Beweis für Lucinde, daß er nicht sein Bruder sei. Ueber die rasch folgenden Schlußereignisse, Klingsohr's Haft in Kiel, Lucinden's Erkaltung und Trennung von ihm, ihre Neigung zu dem schwindsüchtigen Schauspieler Serlo, ihr Betreten der Bühne, ihr Fiasco als Jungfrau von Orleans, während Serlo stirbt, ihr Staunen über den jugendlich schönen Bonaventura von Asselyn, als er in der Kirche die Weihen erhält, den Priester, der ihr wie der in frischer Kraft wieder auferstandene Serlo erscheint, ihre Anstellung in einem orthopädischen Institut, wo die somnambule Paula von Dorste-Camphausen ihrer Pflege anheimfällt, ihren Uebergang zum Katholicismus, um eine fehlende Bedingung ihrer neuen Stellung zu ergänzen: über dies alles können wir rascher hinweggehen, da auch der Dichter nur traumhaft geniale Skizzen des seltsamen Lebensganges entworfen.

Dieser Lebensgang ist in der That reich an auffallenden und befremdenden Dissonanzen; selten hat wol ein groß angelegtes Werk eine so kecke Ouvertüre gefunden. Es ist unschwer, das Publikum über diese Keckheit in gerechtes Staunen zu versetzen und nachzuweisen, daß das Buch an allen Ecken und Enden über die moralische Schablone hinausrage, die eben bei soliden Firmen im Schwang ist. In der That hätte Gutzkow besser gethan, die Häufung des Bizarren in dem ersten Buche zu meiden, obwol der Kern seines Werks nicht dadurch berührt wird. Dies erste Buch hat eine vollkommene künstlerische Einheit, und erweckt die dichterische Stimmung, die der Tendenz des Verfassers entspricht: die Stimmung eines wildbewegten wüsten Jugendtraums, der an seiner passiven Heldin vorüberrauscht! In ein Leben voll Sturm und Drang verstrickt, an allen seinen Abgründen vorübergeführt, bringt sie diesem noch kein vollentwickeltes Bewußtsein entgegen. Ihre Seele ist zwar kein unbeschriebenes Blatt, aber ihr fehlt noch für die Chiffren, die das Schicksal daraufgeschrieben, das volle Verständniß. So bilden die Ereignisse dieses Buchs in der That eine wunderliche Chiffreschrift, deren vollständige Lösung auch für die Seele der Heldin erst der Fortgang des Romans bringen kann. Aber der Eindruck, den sie machen, ist traumhaft; traumhaft die ganze Darstellungsweise, dies Rasche, Skizzenhafte, Blitzartige der Begebenheiten; diese Naivetät,

womit der Traum das Ungewöhnliche aneinander reiht, dieſe ſeltſamen Menſchenbilder, die auftauchen und verſchwinden, dieſe grellen Schlagſchatten, die auf das Leben fallen! Und mitten in dieſem Traum die Träumende, mit den wechſelnden Gaukelbildern, die des Herzens wachſendes Bedürfniß ihr vorführt und unter all den Beängſtigungen, die auf ſie einſtürmen, angewieſen auf den Kampf um die Exiſtenz, ein Kampf, der das einzig Bleibende iſt in allem Wechſel und in den Täuſchungen des Herzens, den angeborenen Inſtinkt des Verſtandes ſchärft und zuſpitzt. Der Dichter hat das Recht, auf ein Verſtändniß ſeiner Intentionen zu rechnen. Den Dichtern der Vergangenheit wird dies Recht willig zugeſtanden von all den Kärrnern, welche den Schutt von ihren Königsbauten zuſammenkarren; da hat ſogar die Apotheoſe ihr Recht, und für die augenſcheinlichſten Fehler weiß der altkluge Commentar eine wohlweiſe Erklärung und die Gründe ſind ſo wohlfeil wie Brombeeren! Aber den Dichtern der Gegenwart gegenüber iſt von einer Vertiefung in ihre Intentionen nicht die Rede. Der Kritiker ſpricht über ihr Werk, wie ihm der eigene Schnabel gewachſen iſt und wie es ihm gerade in die Schubläden paßt, in die er ſeine Phraſen und Kategorien hereingethan. Er prägt auf die kritiſche Münze nur ſein eigenes Bildniß und ſchickt es dann umher zur Anbetung für ſeine bequemern Trabanten. Wer die Bilder einer Laterna-magica mit grell hereinfallendem Sonnenlichte zerſtört, der verfährt ungefähr wie der Kritiker, der mit ſeinem aufdringlichen Verſtande eine dichteriſche Traumwelt beleuchtet, deren Dämmerungsbilder und dissolving views der Dichter mit ſeinem Verſtändniß und ahnungsvoll hingezaubert, damit ſie ſich in den Jugenddämmerungen einer eigenthümlich gearteten Mädchenſeele ſpiegeln.

Was die Heldin ſelbſt betrifft, ſo kann es dem Aeſthetiker nur darauf ankommen, ob ihre pſychologiſche Entwickelung folgerichtig und intereſſant iſt. Lucinde iſt kein Backfiſchideal, kein wohlerzogenes Töchterchen alter Familien oder Firmen. Es iſt ein Proletarierkind, hinausgeſtoßen in das Leben, fortwährend genöthigt, ſein Recht der Exiſtenz durch die That zu beweiſen. Ein Proletarierkind muß aber viel erleben, was ſeinem Kopfe, auf Koſten ſeines Herzens, zur Selbſtändigkeit verhilft, muß viel mit anſehen und mit anhören, was die feinern Nerven der Töchter höherer Stände nicht zu ertragen brauchen. Lucindens Vater ſtirbt an den Folgen des Trunkes; ſelbſt arm muß ſie noch für die Geſchwiſter ſorgen. Ihr Märtyrerthum bei Frau von Buſchbeck macht ſie zur Lauſcherin, ſie ſucht den Schlüſſel für das Unerklärliche; die Scene bei dem Kaufmann macht ſie ſtolz auf die Mitwiſſenſchaft ſo unerhörter Dinge. Als ſie ſich klug dünkt und von ihrer frühern Dummheit ſpricht, iſt ſie ſelbſt noch ſo urtheilslos, dem betrügeriſchen Kaufmann nach Amerika zu folgen. Später weihen ſie die Verhältniſſe ſelbſt in die Verdorbenheit der höhern Kreiſe ein. Der Verfaſſer bemerkt hierbei:

„Alles, was Lucinden bisher hoch und unerreichbar erſchienen, zeigte ſich ihr hier ganz menſchlich und von den allgemeinen Verhältniſſen aller beherrſcht. Für ihre Bildung und Lebensauffaſſung mußte daraus, wie durch die Erfahrungen im Hauſe des Stadtamtmanns, ſich mancherlei ergeben. Wer den ersten Blendzauber, den die Großen der Erde verbreiten, auszudauern oder ihn allmählich in nächſter Nähe erblinden zu ſehen Gelegenheit gehabt hat, wird leicht für alle Lebensverhältniſſe eine Entſchloſſenheit und Thatkraft bekommen, die vor keinem Ziele des Ehrgeizes mehr zurückſchreckt.

Die Liebe Lucindens zu krankhaften Naturen, dem genial überreizten Opiumeſſer Klingsohr oder dem elegiſchen ſchwindſüchtigen Serlo kann nicht von Dauer ſein. Bedeutſamer kündigt ſich am Schluſſe ihr Intereſſe für Bonaventura an.

Wir wiederholen, Lucinde iſt kein Muſter für Confirmandinnen, ſie hat nicht einmal einen empfehlenswerthen Charakter. Sie iſt durch ihr Geſchick in eine beobachtende, lauſchende, kritiſche Stellung gedrängt; ſie wühlt, wie der Autor ſagt, mit dem Verſtande; durch die Fülle des Ungewöhnlichen, das ihr begegnet, hat ſie ſich mit einem ſtarken Panzer von Indifferenz und ſelbſtändigem Sinne gewaffnet. Sie ſpielt mit dem Leben, ſie hat etwas von einem Alp, einem Gnom und gefällt ſich, bisweilen Verwirrung und Verwüſtung anzurichten. Es iſt der Stolz des Proletarierkindes, daß ſie es vermag. Ihr Aeußeres hat etwas Elfenhaftes, Lucretenartiges, den Reiz einer aparten Natur. Die ſieben Offiziere ſagen: ſie hat Raſſe. Von einem dichteriſchen Offizier wurde ſie als eine „künftige Sibylle" bezeichnet. Klingsohr ſelbſt nannte ſie oft in ſeinen Zornausbrüchen ein Weib ohne menſchliches Blut, ein Halbgeſchöpf von Feuer und von Waſſer, eine Fiſchnatur, eine Meerkatze. Sie kennt keine Uebereilung der Sinne, doch hat ſie Luſt an Spuk und Schadenfreude. In der That, ſie iſt eine weibliche Dutzend- und Schocknatur, und beſtimmt genug die Haube zu kommen und dadurch bei fühlenden Herzen die unvermeidliche Rührung hervorzurufen. Der Autor ſelbſt warnt vor ihr.

Ihr Kinderſeelen ringsum! Mögen lichtgeborene gute Geiſter über euch wachen, Hüter und Schirmer vor dem nachtwärts Gefieder, das an Lucindens Haupte, wie einer Tochter Lucifer's, dämoniſch aufzurauſchen ſcheint.

Aber dieſe Tochter Lucifer's iſt ja auch nicht die Heldin eines gewöhnlichen Heirathsromans; ſie iſt die Heldin einer großen Epopöe des Katholicismus. Und wie fein hat ſie der Dichter bereits mit dem Inſtinct des Jeſuitismus ausgeſtattet; wie iſt ihr ganzer Charakter darauf hin angelegt, ſie zu einer bedeutenden Rolle in der ultramontanen Welt zu befähigen! Wie geeignet zeigt ſie ſich zur Trägerin der tiefern Intentionen des Verfaſſers, wie die ſchlaue Ariadne, deren Faden uns durch die geheimſten Labyrinthe jenes koloſſalen Wunderbaues führen wird, deſſen innere und äußere Architektonik und verſchloſſenſte Myſterien der Dichter darlegen will.

Was nun die Sittlichkeit betrifft, ſo haben die wackern Mouchards der Moral in den „Grenzboten" bereits den nöthigen Lärm geſchlagen und den erſten Band als anſtößig, ſchmuzig u. ſ. w. denuncirt. In der That ſollte man an eine Seelenwanderung in Bezug auf litterariſche

und kritische Geister glauben. So feiert der kritische Urphilister immer wieder eine neue Auferstehung und heißt bald Gottsched, bald Nicolai, bald Wolfgang Menzel, bald Julian Schmidt. Es ist immer derselbe, in der Retorte erzeugte Homunculus, der aus einer zugepfropften Flasche hinaus in die Welt das imposante Licht seines abstracten Vaters Wagner ergießt! Es muß einmal in der Literatur derartige Gensdarmen geben, welche hinausrufen: „Die Polizeistunde hat geschlagen; ihr poetischen Geister, Marsch nach Hause!" Die Verwechselung des moralischen und ästhetischen Maßstabes ist so alt, wie die Geschichte der Literatur und Kritik! Und doch ist es ein einleuchtendes Axiom der Aesthetik, „daß die Sittlichkeit eines Dichtwerks erst aus der Stellung beurtheilt werden kann, die das Ganze zur sittlichen Idee einnimmt". Wenn man dagegen anführt, daß schon Einzelheiten, daß schon das wohlgefällige, breite Ausmalen frivoler Situationen gegen die Moral verstößt, so wird sich das immer nur bei Autoren finden, denen diese Frivolität letzter Zweck ist, und daher auch das ganze Werk in diese schiefe Stellung zur Sittlichkeit rücken. Ueber den ganzen Roman Gutzkow's abzuurtheilen, wäre voreilig; doch zeigt bereits die ausgesprochene Tendenz des Verfassers, wie sie hindurchgehenden moralischen Dissonanzen zu deuten sind. Im einzelnen bewegt sich die Heldin — und dies gilt auch vom zweiten Bande — zwar fortwährend in Lebensstellungen, die man zweideutig nennen muß, gegenüber allen Verhältnissen, die auf dem geflickerten Boden des Familienlebens ruhen, aber nirgends greift die Muse Gutzkow's zur Feder eines Crébillon und Louvet oder nur eines Wieland, Friedrich Schlegel und Heinse, um durch wollüstige Bilder die Phantasie zu erregen und Nuditäten zu malen für das Bedürfniß feinschmeckender Weltmänner. Will man aber auch aus den Werken der Poesie letztere Bewegung des Lebens verbannen, will man auch sie zurückführen auf jene scrupulöse Solidität, welche mit den nöthigen Trau- und Taufscheinen und sonstigen Legitimationspapieren durch das Leben wandert und die zu allem, was sie thun will, erst den Consens der Aeltern und des Vormundes einholt; nun, so schlage man alle großen Romanpoeten von Boccaccio bis Goethe todt und bekenne mindestens, daß Goethe's „Wilhelm Meister" mit seinen Philinen und Mariannen — ein Roman, der sich mit einer polizeiwidrigen Schwangerschaft beginnt — ebenso gut wie der „Zauberer von Rom" die travestirende Kritik der „Grenzboten" herausfordert.

Gutzkow hat sich selbst, die Schulcensuren ahnend, mit denen er von gewisser Seite begnadigt werden würde, in Vorwort ebenso scharf wie glänzend über die Aufgabe der Poesie, das Leben zu schildern und über ihr Verhältniß zur Moral ausgesprochen:

Was ist hier Gutes, was Böses? rufen wol schon im Beginn die, die gewohnt sind, sich selbst zu hören. Ihr — die Wohlwollenden, Uebereinstimmenden — ermüdet nicht, die Anklage oder Vertheidigung der Charaktere allmählich erst sich auframmen zu sehen. Nur schwarze oder weiße Menschen haben Ihr Engverbundenen in unserm Erfahrungsbuche nie finden können und .... stelle doch, du gefallenes Titanengeschlecht, Menschheit genannt, dem Weltenrichter einst große Aufgaben. Sprüche urtiefer Weisheit fallen am Jüngsten Tage, nicht Schulcensuren.

Er sagt von sich, daß er nichts „um der nächsten Deutung willen" schrieb und „mit grober Absichtlichkeit dem freien Schwebegang der Muse" nicht „Zwang anthun wollte".

Wie sonst wird auch hier das freie Gesetz des Lebens walten und jede freie Lust am Dasein, jede Regung der natürlichen Empfindung den Keim ihrer höhern Deutung in sich selbst oft völlig unbewußt tragen, denn in solchem Humor leben wir. All unser Denken und Handeln ahnt die Schatten nicht, die es im Licht der Wahrheit wirft.

Das sind Worte, deren classischer Lapidarstil ihnen eine schöne Unvergeßlichkeit verbürgt, wenn längst der Lethe über die seichte Weisheit seiner Tadler dahinrauschen wird!

Der zweite Band führt uns an den Rhein. Lucinde Schwarz soll Gesellschaftsdame des Dechanten von Kocher am Fall werden. Hier bewegen wir uns langsam in Raum und Zeit mit dem echten Behagen des Epikers, der mit offenem Auge das Größte und Kleinste der Welt, alles, was Gestalt und Seele hat, betrachtet und in den Kreis der Dichtung zu ziehen weiß. Den größten Theil des Bandes nimmt die Wanderung Lucindens über Sanct-Wolfgang, wo Serlo-Bonaventura weilt, nach Kocher am Fall zum Fräulein von Gülpen und dem Dechanten, und die Schilderung des ersten Abends nach ihrer Ankunft ein. Auf dieser Wanderschaft macht sie die Bekanntschaft des jungen Advocaten Benno von Asselyn, der in Musketieruniform zu einer Landwehrübung in Kocher wandert; sie besucht Bonaventura und erlebt dort das Abenteuer des erbrochenen Sargs des alten Mevissen; sie kommt in Kocher an, wird von Fräulein von Gülpen als Nichte empfangen, macht jenen verhängnißvollen Abendspaziergang zu dem literarischen Vater Henricus, begleitet ungesehen den milden Priester Bonaventura, als er einem Sterbenden die letzte Oelung bringt, erkennt in einem fanatischen Mönch ihren alten Freund Klingsohr wieder, kann aber auch hier in der Dechanei keine bleibende Stätte finden. Wir sehen sie wieder in Köln, in der Hauptstadt des Kirchenfürsten, den einflußreichsten katholischen Kreisen nahe gerückt, als Gesellschafterin in einer Kaufmannsfamilie. Die Abenteuer, die Charaktere, die Fäden des persönlichen Geschicks weisen hier noch zu sehr in die Zukunft hinaus, um zu einer abgeschlossenen Reproduction Veranlassung zu geben. Desto klarer treten die geistvollen Intentionen des Verfassers hervor und rücken uns dem geistigen Centrum seines Werks näher. Die Ausführung ist so künstlerisch durchdacht, daß nichts ohne Beziehung auf die leitenden Ideen des Ganzen dasteht. Auf der einen Seite die Landwehrübung, welche die gebildete und ungebildete Jugend der Provinz zu den Fahnen ruft, unterschiedlos zu dem gleichen militärischen Dienst; auf der andern die Geistlichenconferenz, vom fanatischen Beda Hunnius geleitet, vom jesuitischen Pater Sebastus-Klingsohr elektrisirt — läßt sich der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, in räumlicher Nähe, zusammengedrängter darstellen? Auf den Kampf zwischen beiden werden wir vorbereitet: die

Frage der gemiſchten Ehen kündigt ſich, ebenſo wie das Cölibat als ein Angelpunkt des Romans an. Es würde einen größern Raum erfordern, als der uns hier zu Gebote ſteht, um auf die Fülle geiſtvoller Bezüge im einzelnen einzugehen. Nun aber die Geſtalten auf dieſem Boden des Katholicismus, die kirchlichen Würdenträger! Nur ein Dichter, der im geiſtigen Mittelpunkte des Lebens ſteht, kann über ſeine Charaktere dieſen Reiz, dieſe Fülle von Contraſten ausgießen, während die ſogenannte realiſtiſche, das heißt meiſtens flache, äußerliche Darſtellungskunſt raſch mit ihren Mitteln zu Ende iſt. Da iſt zuerſt die ideale, wie von einem Altarbild losgelöſte Erſcheinung des Bonaventura, um welche der Dichter einen feſſelnden milden Zauber gebreitet. Wie groß iſt ſeine Kunſt, den edeln Prieſter uns nur in Situationen vorzuführen, um welche die echt menſchliche Poeſie des Katholicismus ſchwebt! So an der Leiche des alten Meviſſen, ſo wie er, vom magiſchen Lichtglanz umfloſſen, aus der Sakriſteithüre mit dem Hochheiligſten tritt, wie er der Sterbenden die letzte Oelung ertheilt. Ihm gegenüber im grellen Gegenſatze der fanatiſche Klopffechter Beda Hunnius, der Dichter der „Jerichoroſen" und der „Lacrymae Chriſti", der mit pfundſchweren Stiefeln durch die Straßen ſchreitet, mit gewaltiger Hand auf das Kanzelpult ſchlägt und als Redacteur des Kirchenblattes ſeine Kämpfe mit der Cenſur wacker und in beſtändiger Aufregung durchficht. Dann wieder der Pater Sebaſtus, der Proſelyt Klingsohr, der Jeſuit, der ſich die Dialektik norddeutſcher Philoſophie angeeignet, mit ſeinem logiſchen und doctrinären Fanatismus, und ihm gegenüber der Dechant, mit dem äſthetiſchen Anflug des franzöſiſchen Abbé aus dem vorigen Jahrhundert, mit dieſer wohlwollenden, echt humanen Geſinnung und dem feinen Lächeln des Epikuräismus! In der That, wer Charaktere ſo aus dem Geiſt heraus zu ſchaffen und zu gruppiren verſteht, der erweiſt ſich als echt deutſcher Romandichter, der nicht jenſeit des Kanals in die Schule gegangen. Auch Gutzkow hat Humor, doch es iſt nicht der Humor Cruikſhank'ſcher Geſtalten, nicht der realiſtiſche Humor von Dickens und Thackeray; es iſt ein deutſcher Humor, der aus geiſtigen Tiefen kommt und nicht in einer Tonart aufgeht, ſondern die verſchiedenſten Töne anzuſchlagen weiß, von der feinen Ironie und dem ätzenden Sarkasmus bis zur überſprudelnden Lebendigkeit des heiterſten Sinnes. Sein Gensdarmenwachtmeiſter Grützmacher, der Lebküchler, Wachslichterfabrikant und Meßgewandſticker Schnuphaſe, der Figaro des Domſtifts und andere volksthümliche Epiſoden ſind mit einer Fülle realiſtiſcher Züge ausgeſtattet und brauchen Herrn Pir nicht um ſeinen ſtereotypen Pinſel zu beneiden. Vortrefflich iſt die Schilderung des Gelags der jungen kölniſchen Kaufleute: hier iſt echte Lebenswahrheit und feinſte Ironie, allerdings eine andere Auffaſſung der Sphäre von „Soll und Haben", als die Freytag'ſche, aber mindeſtens ebenſo berechtigt. Ueberhaupt zeigt hier Gutzkow eine Seite ſeines Talents, die für einen Culturmaler der Gegenwart unentbehrlich iſt: den Sinn für das feinſte Arom der provinziellen Unterſchiede, der eigenthümlichen geiſtigen Lebensatmoſphäre, die über den einzelnen Städten ruht. Wer fühlt nicht gleich am Anfange ſeines Romans das Aermliche, Gedrückte des kurheſſiſchen Lebens in Land und Stadt heraus! Wie meiſterhaft iſt die Schilderung der hamburger Zuſtände, eine ſo treffende Genre- und ſaftige Stillebenmalerei, daß jeder, der das Leben und Treiben der Hanſtadt kennt, ſich wie angeweht fühlt von ſeinem Hauch. Solche Wirkungen laſſen ſich nur durch eine realiſtiſche Darſtellungsgabe erreichen, die, von geiſtiger Feinfühligkeit und Feinſpürigkeit getragen, nicht in den Aeußerlichkeiten aufgeht, die ſie ſchildert, ſondern in ihnen das Siegel geiſtiger Bedeutung ahnen läßt. Vergleicht man mit dieſer Schilderung des hamburger Lebens die des rheinländiſchen, welches ſich in denſelben kaufmänniſchen Kreiſen bewegt, ſo wird man die Kraft genialer Individualiſirung anerkennen müſſen, die ſich nicht blos auf einzelne Geſtalten erſtreckt, ſondern auch die verſchiedenen Schattirungen unſers nationalen Lebens mit großer Treue wiedergibt.

Ueber die eigentlich romantiſchen Verwickelungen, deren Fäden jedenfalls mit wachhaltender Spannung geſchlungen ſind, wäre es voreilig, vor ihrer endlichen Löſung ein Urtheil fällen zu wollen. Doch daß auch ſie alle in enger Beziehung zur Grundidee des Ganzen ſtehen, zu jener geiſtigen Centralſonne, dafür bürgt uns das künſtleriſche Verſtändniß, das der Autor in den bereits überſehbaren Partien ſeines Werks an den Tag legt. Wir leugnen nicht, daß einzelne grelle Stellen des erſten Bandes ſich in ihrer Nothwendigkeit noch ſpäter rechtfertigen müſſen, daß hier und dort eine vielleicht überflüſſige Bizarrerie und herausfordernde Keckheit die große Maſſe der Leſer befremdet; aber dieſe Einzelheiten verſchwinden in dem vollen Guſſe eines großartigen Ganzen.

Was den Stil betrifft, ſo iſt er fortwährend von dem gewürzhaften Duft eines ſcharfen und feinen Geiſtes durchzogen und trägt überall den Stempel einer dichteriſchen Originalität, die zwar weniger für das Gewaltige und Hochaufrauſchende des Gedankenwogenſchlags, als für die feine ausgeſponnene Dialektik der Empfindungen und Gedanken organiſirt, dennoch an geeigneter Stelle über ein verſchiedenes Pathos gebietet. Die Darſtellungsweiſe iſt von einer Lebendigkeit, welche mit allen Stilmitteln den Zauber und die Bewegung des realen Lebens zu erreichen ſucht. In dieſen geiſtreichen Verknüpfungen der Redeteufäden, in dieſem Wiederaufnehmen von Gedankenmaſchen die der Dichter anſcheinend fallen ließ, in dieſen kurzhaftigen, abgebrochenen Sätzen bei der Schilderung haſtiger innerer oder äußerer Vorgänge, welche die Phantaſie unwillkürlich gefangen nehmen, in dieſen behaglich ausgedehnten Perioden bei humoriſtiſchen Excurſen und in den wohlgeordneten, logiſch ſchlagkräftigen Sätzen der tiefer gehenden Entwickelungen liegt mehr ſtiliſtiſche Kunſt als die Sorgloſigkeit des Leſepublikums ahnt und die Bereitwilligkeit parteiiſcher Kritiker einzuräumen für gut findet. Was man dieſem Stil — der offenbar bewegter und lebendiger iſt, als der Stil der „Ritter vom Geiſte", aber auch unruhiger, arbeitender und gährender — allenfalls zum

rf machen könnte: dies Ineinanderwinden geiſtiger
ken, die oft verwirrende Fülle von Beziehungen,
in die Perioden hineinreflectirt; das ſind Fehler des
ums, von denen frei zu ſein der Armuth nicht zu
chem Lobe gereicht.

Deutſchland muß jeder Autor mit jedem Werke
von vorn anfangen, er bedarf immer wieder einer
Legitimation. Wohlerworbener Ruhm gilt gar
und wird von der tonangebenden Kritik ignorirt
die Pfanne gehauen. Doch die ſterilſte Periode
Kritik wird bald vorübergegangen ſein. Noch
che Kritik, wie die über den „Zauberer von Rom",
s ganze Publikum wird mit Indignation das
ium paupertatis acceptiren, das ſich eine einſei-
äſſige, allen poetiſchen Verſtändniſſes bare Kritik
Die Zote im Munde des Pedanten — das
ritiſche Bankrott! *)

Rudolf Gottſchall.

haben gelegentlich wol ſelbſt behauptet und Klage darüber
aß aus der modernen Poeſie das ethiſche Element immer
Verſchwinden ſei, ja daß vielen eine poetiſche Schöpfung um
und des höchſten Preiſes würdig erſcheine, je entſchiedener
er Ethik gebrochen habe, daß überhaupt dem Genie einge-
ſich in ſeiner Selbſtherrlichkeit von den ethiſchen Geſetzen,
ganze Menſchheit unterworfen iſt, als eximirt betrachten zu
Wir müſſen auf dieſer Behauptung beſtehen bleiben, möchten
mißverſtanden werden. Der Dichter des Buches Hiob, der
ie Propheten, Homer, Pindar, Sophokles, Aeſchylus, Dante,
, Milton, Klopſtock, Schiller, Goethe (ſo oft dieſer auch
lität beſchuldigt wurde, indem man liſtig nur dieſe oder jene
herausgriff): ſie alle haben in ihren Schöpfungen mit
Poeſie auch die höchſte Ethik zu verbinden gewußt, was
en Nachweiſes nicht erſt bedarf. Aber ſie haben keine
ral" gepredigt; dieſe in ihrer Engherzigkeit und Selbſtſucht
ein Greuel geweſen. Möge der gütige Himmel fortan
unſere Poeſie vor der vulgären Ethik des Bourgeois, des
großen Gewürzkrämers in Gnaden bewahren! In dieſem
men auch wir mit Rudolf Gottſchall vollkommen überein.
es übrigens dieſen oder jenen Leſer d. Bl. vielleicht befrem-
aß wir auch der in dem Gottſchall'ſchen Aufſatz enthaltenen
leuchtung der in den „Grenzboten" geübten Kritik die
nicht verweigerten und ſomit von unſerm langjährigen
er durch einen einzelnen Vorfall hervorgerufenen journa-
emik möglichſt aus dem Wege zu gehen, abgewichen ſeien,
ir bemerken, daß es ſich hierbei nicht ſowol um den ein-
als um eine Principienfrage handelt, deren ausführlichere
ſchließlich nur zur nöthigen literariſchen Luftklärung und
beitragen kann. Unſern Mitarbeitern waren d. Bl.
ner Sprechſaal, um ihre Anſichten zur Veröffentlichung
zur Geltung zu bringen, nie aber war ein Aufſatz ein
action ſo gänzlich unbeeinflußter als der gegenwärtige
, und gerade deshalb hätten wir es für ungerechtfertigt
n wir ihn nicht aufgenommen oder irgendeinen Ausdruck
rn oder abzuſchwächen geſucht hätten. Solche literariſch
muß man entweder ganz ſo, wie der Verfaſſer ſie ſchrieb.
geben. D. Red.

Jean Paul in Verſen.

Es gibt Bücher, an denen für den Kritiker, ich will nicht ſagen für das Publikum gerade die Vorrede das Intereſſanteſte iſt. Zu dieſen Büchern gehört nachſtehendes:

Geiſtiges und Gemüthliches aus Jean Paul's Werken. In Reime gebracht von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt. 1858. 16. 27 Ngr.

Was das Vorwort betrifft, ſo möchten wir die gemüthvollen Worte, mit denen Jean Paul's darin gedacht iſt, am liebſten ganz abſchreiben, wenn wir nicht darauf Bedacht nehmen müßten, auch im Kleinen Raum zu ſparen. Es tritt in Form eines offenen Sendſchreibens an Friedrich Rückert auf und beginnt mit den Worten: „Hochverehrter, vielgeliebter Meiſter! Das bei mir chroniſch, Ihnen bisweilen ſchon läſtig gewordene Bedürfniß, Sie von Zeit zu Zeit gereimt oder ungereimt, mit geſprochenen, geſchriebenen oder gedruckten Worten meine Anhänglichkeit zu verſichern, zieht Ihnen auch dieſe Zueignung zu. Ich weiß nicht, wie Sie über Jean Paul Friedrich Richter und deſſen Schriften denken? Aber ich finde zwiſchen Ihnen und ihm eine innere Verwandtſchaft, welche mich namentlich, während ich meine Reime ins Reine ſchrieb, von einer Schilderung zur andern, einer Sentenz zur andern vernehmlich anſprach." Zwar bekennt Holtei, ſelbſt nicht recht zu wiſſen, worin dieſe Verwandtſchaft eigentlich liege. Eine äußerlich ins Auge fallende könne es nicht ſein; wer würde auch durch den formloſeſten aller ungebundenen Dichter wol an den unerreichten, unvergleichlichſten Beherrſcher von Form und Stoff in innigſter Verſchmelzung — wer würde durch Jean Paul an Rückert erinnert? Ja, dieſem ſeinem theuern Jean Paul fehlten, bemerkt Holtei weiter, nicht blos Form und Geſchmack, ſondern auch die eigentliche Erfindungsgabe, die für den Roman unerläßlich ſei. Deshalb ſei er denn jetzt ſo ziemlich beſeitigt, faſt vergeſſen, obſchon ſeine jugendlichen Tadler von heute ſehr verlegen werden dürften, „wenn man ihnen in einem tiefer gehenden Examen genügende Gründe ihrer zur Schau getragenen Geringſchätzung abfrüge". Man höre ſo häufig Klagen über Jean Paul's „Unverdaulichkeit, Unverſtändlichkeit, Sentimentalität, Cynismus, Langweiligkeit" u. ſ. w. aus dem Munde von Leuten, welche auf Beleſenheit Anſpruch machten, ohne von dem Getadelten viel mehr zu kennen, als etwa einige Kapitel aus „Titan" oder „Hesperus", und auch dieſe nur ſo ſo. Den hauptſächlichſten Grund dieſer Erſcheinung erblicken wir in dem Umſtande, daß die Lectüre Jean Paul's größere Mühe erfordert, als unſerer ebenſo flüchtig leſenden als lebenden Generation lieb iſt; man greift daher mit Vergnügen ſolche in der geſellſchaftlichen Atmoſphäre ſich raſch fortpflanzende Stichworte wie „Unverdaulichkeit", „Langweiligkeit" u. ſ. w. auf, um ſich der unbequemen Verpflichtung, Jean Paul leſen zu müſſen, unter dieſem Vorwande zu entziehen. Dann berührt auch Jean Paul gewiſſe Saiten im menſchlichen Gemüth, die jetzt keinen Ton mehr wiedergeben, oder nur einen ſchrillenden Mißton. Sehr ſchön fährt Holtei in ſeiner Charakteriſtik Jean Paul's fort:

„Ich leſe ihn fortwährend ſeit dem Jahre 1817, alljährlich wieder von Anfang bis zu Ende, ſämmtliche 40 Bände durch. Je länger ich ihn kenne, je vertrauter ich mit ihm werde, deſto mehr befeſtige ich mich in der Ueberzeugung: er iſt unter den berühmten Männern unſerer Nation einer der mit ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten am wenigſten Ausgeſtatteten — und daneben einer der größten, erhabenſten, reichſten, edelſten Geiſter aller Nationen. Nein, er iſt kein Talent, er hat keine Talente. Er iſt blos ein zu großes Genie. Er iſt wie der Fabel-Phönix, der ſich nicht zu Boden ſetzt, weil ihm die Füße fehlen. Manchmal kommt er mir vor wie Leſſing's »Rafael zufällig ohne Arme geboren«. Er iſt kein Verfaſſer, den die Leſer brauchen und wünſchen. Er iſt kein Poet als Schöpfer und Erfinder von feſſelnden Begebenheiten. Er iſt auch kein Autor wie der Gelehrte ihn ſucht, obgleich er ſelbſt ein ſehr gelehrter Autor

iſt. Er iſt ein Prophet Gottes und der Ewigkeit, der im langen Faltenkleide aufrafft und mit auf den Weg nimmt, was von Staub, von irdiſchen Lächerlichkeiten am Saume hängen blieb; und er wirft alles durcheinander: Heiliges, Naives, Schuldloſes, Widriges, Ekelhaftes. Ihm, dem Reinſten, iſt alles rein! Er ward in Länder geſendet, deren Sprachen er vorher nicht geläufig erlernte, deren Sitten und Unſitten ihm fremd blieben. Ueberall ſtößt er an. Nur mit Kindern vermag er zu ſcherzen wie ein Kind; nur mit Armen und Niedrigen weiß er zu verkehren; nur dem ſchlichten Menſchen theilt er ſeine Gefühle mit. Leuten von Welt hat er nicht viel Schmeichelhaftes zu ſagen."

Holtei ſagt dann weiter, mit einem nur zu begründeten Klageruf über den literariſchen Induſtrialismus unſerer Tage ſchließend:

„Kärrner Holtei hat aus König Richter's ewigen Ruinen, aus dieſen von Marmorblöcken und Baſaltmaſſen und Feldſteinen wunderbarlich aufgeſchichteten Rieſenbauten, deren Labyrinthe, Kellergewölbe, Grotten, klaffende Ritze und Spalten mit Schlinggewächſen, fabelhaften Mooſen, Dornen, Neſſeln durchwachſen ſind, auf und in denen auch milde Blumen weichen Boden gewannen, — aus dieſen hat er einzelne Inſchriften abgeleſen, hat ſie zu ſelbſtändigen Ausſprüchen geformt, hat ſie mit Immergrün und andern Blätterknospen durchwunden.

„. . . . Weshalb er's gethan?

„Weil es ihn dazu trieb! Weil er Beruf und Fähigkeit dafür fühlte! Auch wol, weil er dachte: auf dieſe Weiſe erweckſt du vielleicht bei manchen, denen dieſe Blätter in die Hand fallen, Neubegier, aus welchem von Jean Paul's Büchern dies und jenes Sprüchlein, dieſer derbe Scherz, jener rührende Ernſt entlehnt ſei? Deshalb hab' ich alle bunt durcheinander geworfen.

„— Laßt ſie ſuchen!

„Und wenn von Hunderten nur Einer dadurch gewonnen wird, die heiligen Trümmer zu durchwandeln, und ſich Troſt, Freude, Belehrung, Heiterkeit, Muth, Demuth, edeln Stolz, Hoffnung, Liebe, Glauben dort zu holen, ſo iſt ja ſchon viel gewonnen.

„Ich habe nie ein Buch Jean Paul's weggelegt, ohne daraus gelernt zu haben, ohne erfreut geweſen zu ſein, ohne beſſere, edlere Regungen in mir zu empfinden, ohne mich meiner ſchlechtern vor mir ſelbſt zu ſchämen. Dieſes Kränzchen von Reimen ſchlingt ſich um ein Denkmal der Dankbarkeit.

„Meine Freunde verheißen ihm ein günſtiges Geſchick! — Wer weiß das! In der Literatur geht es jetzt zu, wie in der Landwirthſchaft. Ein tüchtiger Landwirth hieß ehedem der Mann, der ſeine Felder fleißig beſtellte, ſeine Wälder ſchonte, und erträgliche Ernten machte, auch wenn es ein magerer Boden war, dem er ſie fleißig abgewann. Jetzt gilt weniger, was er baut und erntet, als vielmehr, wie er den Ertrag zu verwerthen weiß. Er muß zugleich ein Commerciant ſein; muß verſtehen «Geſchäfte zu machen».

„Leider begehrt man, «wo ein geiſtiges Fauſtrecht zu Gericht ſitzt», vom Dichter und Schriftſteller dergleichen, will er ſeine Waare in Gang bringen. Es genügt nicht, daß er aus ſtiller Klauſe, was er beſcheiden ſchuf, in die Welt ſende. Er ſoll ſich auf den Markt ſtellen, die Ausrufer gewinnen. Verſteht er das nicht, will er es nicht verſtehen, hat er die Hand nicht ſelbſt in verſchiedenen Marktbuden, die Stimme nicht unter Marktſchreiern, die Feder nicht in Marktberichten . . . . O, Verzeihung!"

Was nun Holtei's Verſificirung Jean Paul'ſcher Sentenzen betrifft, ſo hat dieſe ganze Operation allerdings etwas Bedenkliches, indem hier der Reim oft vielleicht ebenſo entſtellend oder doch abſchwächend wirkt, als die Proſa wirken würde, in die man etwa die gereimten Sentenzen des Goethe'ſchen „Fauſt" auflöſen wollte. Es iſt jedoch möglich, daß das große Publikum anders empfindet und dieſem deſtillirten und verholteiten Jean Paul wirklich die Gunſt zuwendet, die es dem urſprünglichen leider entzogen zu haben ſcheint. Wir würden uns über dieſen Erfolg der Holtei'ſchen Arbeit aufrichtig freuen, denn ob eine Arznei in ſtärkerer oder ſchwächerer Potenz wirkt, iſt gleichgültig, wenn ſie überhaupt nur wirkt, und die Schlaggedanken Jean Paul's ſind unverwüſtlich, ſelbſt wenn ſie in die Hände eines minder geſchickten und minder für ſeine Aufgabe begeiſterten Dichters gekommen wären. Das Beſte wird ſein, ohne weitere Kritik, zu der ſich auch eine ſolche Arbeit nicht ſehr eignet, eine Reihe von Proben anzuführen und dadurch unſern Leſern Gelegenheit zu geben, ſich ihr eigenes Urtheil zu bilden. Wir wählen zu dieſem Zwecke aus den 600 Sentenzen des Buchs folgende kürzere, die ſich beſonders für epigrammatiſche Einkleidung eigneten und daher der Verſificirung am wenigſten widerſtrebten.

Es taucht der Perlenfiſcher hinab
In die Tiefe der Fluten,
Die Beute zu haſchen im feuchten Grab,
Doch muß er ſich ſputen.

Kaum längere Friſt der Schöpfer gab
Uns Menſchen zum Guten.
Etwa zwei Minuten.

Der Menſch iſt ſchöner niemals anzuſehn,
Als wenn er kommt, Verzeihung zu erflehn.
Eins nehm' ich aus, was ihn noch ſchöner weiht:
Wenn er verzeiht.

Drittehalb Minuten ſind gegeben
Hier dem Menſchen flüchtig zu durchleben:
Zwei zu lächeln und — zu ſeufzen. Blieb
Noch die dritte übrig für die Liebe?
'S iſt nur eine halbe; denn er ſtirbt inmitten
Dieſer dritten.

Ohne Lächeln kommt der Menſch. Und ſo
Ohne Lächeln geht er ſeinen Gang.
Nur drei fliegende Minuten lang
War er froh.

Mit einer Charaktermaske quält
Die ſchöne Braut ſich unvermählt;
Doch hat ſie erſt den lieben Mann,
Legt ſie kaum eine Spitzenmaske an.

Wär' ich ein Stern — ich leuchtete dir!
Wär' ich eine Roſe — ich blühte dir!
Wär' ich ein Ton — ich dräng' in dein Herz!
Wär' ich die Liebe, die glücklichſte — ich
Bliebe drin, heilt' es von jedem Schmerz!
Wär' ich der Traum nur — ich wiegte dich
Lächelnd in Wonne; du ſollteſt durch mich
Stern und Roſe und Liebe finden —
Wenn du erwachteſt, wollt' ich verſchwinden.

Des Menſchen Herz,
Wenn ein großer Schmerz
Es daniederſtreckt,
Wird durch ihn gedeckt,
Kleinerer Wühlen
Nicht mehr zu fühlen.
So iſt's überall —
Mächtiger Waſſerfall
Deckt er nicht gegen
Tropfenden Regen?

Von allen Weſen das amüſabelſte
Iſt ſicher ein deutſches Publikum;
Ihm gefällt oft das Miſerabelſte,
Mag es nun ſchlecht ſein oder dumm.

Das Gegentheil tritt selten ein;
Es müßt' ein Buch schon gut vor allen,
Es müßte das außerordentlichste sein,
Sollt' es ihm ganz und gar nicht gefallen.

Meines Wissens executirt
Niemand sonst verlarvt und maskirt,
Als Scharfrichter in Engeland
Und Recensenten im Vaterland.

Leichter ist's zu schmeicheln, und geläufiger,
Als zu loben. Drum geschieht's auch häufiger.

Um einem guten Menschen zu verzeihn,
Ihm wieder herzlich gut zu sein,
Schau' ihm nur fest ins Angesicht
Recht lange — und mehr braucht es nicht.

Wir altjüngferlichen Deutschen treiben
Immer unser altes Wesen, bleiben
Seltsamste Verschmelzung nebenbei,
Wie von Schwäche und geheimer Kraft,
So von peinlicher Kleinstädterei
Mit großherziger Weltbürgerschaft.

Wodurch stehn Shakspeare denn und der Vesuv so groß,
So hochgewaltig da? Durch ihre Größe blos?
Durch diese nicht allein; Auswürfe innerer Gluten
Sind's, die als Feuerstrom uns siegreich überfluten.

Läg's nur an der Kritik, bezielt' kein Genius,
Was Großes in ihm wirkt. Sie gleichet Roms Beschluß,
Der nach dem Pun'schen Krieg Karthago die bekannten
Mitkämpfer auszuliefern zwang, die Elefanten.

Nein, doch nicht Roms Beschluß: sie gleichet dem Beschluß,
Den Zürich einst gefaßt: „Jeder Gelehrte muß
Bei einer Handwerkszunft sich lassen erst einschreiben,
Als Schneider, Schuster, Schmied" .... Sonst durft' er dort nicht bleiben.

Vollkommen einen Menschen zu verstehn,
Müßt' man sein Doppelgänger werden,
Sein Leben mit ihm leben hier auf Erden.
Das kannst du deutlich an dir selber sehn;
Denn dich, dein eignes Buch, wirst du nicht fassen,
Hast du vom Widerspruch der Zwischenzeit,
Seitdem du's schriebst, dich umarbeiten lassen.
Erst wenn du in den Zustand dich gedacht
Zurück, in welchem du es einst gemacht,
Wird dir dein Werk, das dir entfremdet war,
Du wirst dir selbst in diesem wieder klar.

Bitter ist's und wahrlich zum Erbarmen,
Soll der Mensch verarmen
Unter den gemeinen Herzen hier auf Erden,
Und am Ende durch ein edles dann,
Wenn er es auf immer nicht gewann,
Noch zum letzten mal unglücklich werden.

Die Ueberreste von dem Thiergeschlechte,
Das nur gedeiht im grünenden Geflechte
Ueppig-verschlungner heißer Pflanzenwelt,
Hat man, dem ew'gen Eise beigesellt,
Nun aufgefunden in Sibiriens Fluren.

So stehn bei uns poetische Naturen
(Denn ew'ger Norden ist die „große Welt").
Im Norden heimatlos. Es mag sie treiben
Nach andern Ländern und nach wärmern Zonen,
Doch immer wird es unbegreiflich bleiben,
Wie sie im Norden dauernd konnten wohnen?

Grundsätze wachsen gern
Den Menschen und ihrem Treiben fern.
Handlungen hingegen gedeihn
Unter Menschen allein.
Mag sich jeder geberden,
Wie's ihm paßt und frommt;
Unter Menschen wird er nicht besser werden,
Wenn er nicht gut schon unter sie kommt.

Du Menschengerippe, du altes, gedrücktes,
Geh sanft auseinander, du oft geknicktes!
Kein Scherge, kein Kettenhund wird dich mehr schrecken,
Kein wüthiger Hunger mehr dich erwecken,
Dich stacheln und jagen zu hastigem Lauf.
Lieg' ruhig! Und richtest du einst dich auf,
Wird ein anderer Mond am Himmel stehen,
Als den du hienieden hast gesehen.
Dann erhebt deine ewige Seele, die freie,
Sich zur Größe, zum Reichthum in gleicher Reihe
Mit allen andern! Hast ausgelitten,
Brauchst keinen Menschen um etwas zu bitten.

Holtei ist von Haus aus eine grundgemüthliche Natur und hat im Wesen wie selbst im Namen etwas Verwandtes mit Hölty und der Hölty'schen Zeit. Wie manchem von uns, der sich als Mitlebender Hölty's viel besser befunden haben würde, wie jetzt als Mitlebender der hochberühmten Autoren so und so, ist ihm der Staub des Modernen nur angeflogen und er sucht ihn in seinen höhern Lebenstagen immer mehr von sich zu schütteln. Wohl hat er Goethe's „Faust" auf seinen declamatorischen Rundreisen mit Verständniß und Erfolg vorgelesen, und wenn er dabei als Mephistopheles die beiden vor ihm stehenden Armleuchter ergrimmt mit den Händen packte, so machte dies immerhin seinen Effect. Aber innerlich hat niemand so wenig von dem alles verneinenden Geiste des Mephistopheles als Holtei, und sicherlich las er die Posse „Drei Tage in Grünedorf" mit viel größerer Liebe und größerer Vollendung als den Goethe'schen „Faust". Goethe und Schiller waren auch allerdings nach allem, was man über sie gehört und gelesen hat, durchaus nicht das, was man „gemüthlich" nennt; aber wohl waren Gellert und Gleim Leute von jenem wahren Gemüth, das jetzt fast überall ausgestorben ist, Leute von jener Seelenbeschaffenheit, mit der ein Holtei sympathisiren kann, wie dies auch seine literarhistorischen Vorträge beweisen, welche er im vorigen Winter in Graz vor einem gemischt-gebildeten Publikum gehalten und von denen er die über Gellert und Gleim in Nr. 45 und 46 der gegenwärtig von Ernst Heiter, A. Brennglas (Adolf Glaßbrenner) redigirten Zeitschrift „Berlin" veröffentlicht hat. In der vorgedruckten Zuschrift an Glaßbrenner bemerkt Holtei: „Wenn auch aus diesen Vorträgen zwischen jeder Zeile hervorgeht, was uns beide (politisch) trennt, so dürfte doch manches darin enthalten sein, was uns wieder vereint. Vielleicht sogar gewinnt dieser kleine Aufsatz gerade dadurch einige Theilnahme, daß er einen entschiedenen Contrast bildet zu allem, was Ihr «Berlin» sonst enthält." Dieses loyale Bekenntniß ist sicherlich ehrenwerth, und was Holtei dann z. B. über Gellert sagt, ist so liebenswürdig, daß wir es gern hier sammt den von ihm zuerst veröffentlichten, in seiner Autographenmappe befindlichen zwei Briefen Gellert's an eine deutsche Gräfin abdrucken lassen würden, wenn dies alles hierher gehörte. Dagegen wollen wir eine Stelle aus seiner Vorlesung über Gleim, in der auf Jean Paul Bezug genommen ist, hier einschalten. Holtei preist darin Gleim, „der seine Einnahmen verwendete, seltene Bücher zu kaufen, neue werthvolle drucken zu lassen, berühmte Maler zu beschäftigen, arme Schriftsteller zu unterstützen. Der als Dichter hohe Ver-

dienste erwarb. Der mit den Besten in stetem Verkehr blieb, nach allen Seiten hin ermunterte, förderte, sich ohne Neid an allem Gelungenen freute, alles Mislungene schonend beurtheilte, für alles Große sich und andere begeisterte; endlich für sein Vaterland, für seinen König so Hohes that, als irgendeiner der feurigsten Patrioten. Wenn ich in Jean Paul lesend an jene Stelle komme, die von seiner kümmerlichsten Zeit handelt, wie er in bitterer Noth, fast hungernd, auf einmal durch die Post ein bedeutendes Geschenk an Golde empfangen, ohne auch nur im entferntesten auf den Spender rathen zu können, — und daß er lange Jahre nachher erst zufällig erfahren habe, diese Hülfe, die ihn sich selbst und der Arbeit wiedergegeben, sei aus Gleim's («dieses Urdeutschen») Händen ergangen, — da schlägt mir das Herz schon vorher, ehe ich die unzähligemal gelesenen Zeilen wiederlese." Gleim bewies, daß man auch im Wohlthun Genialität und Poesie entfalten könne, und dem Himmel sei Dank, daß es noch Männer gibt, denen, wie Holtei, das Herz dabei höher schlägt, die das stille aber gerechte Verdienst, wenn auch spät, zu Ehren zu bringen wissen. Und in diesem Sinne möge man auch seine gemüthvolle Paraphrasirung Jean Paul'scher Kernsprüche willkommen heißen und würdigen. **H. M.**

Münchener wissenschaftliche Vorträge.

Seit einigen Jahren zieht München auch vom Standpunkte der Wissenschaften die Aufmerksamkeit auf sich. Es haben sich hier mehrere der gediegensten Träger der deutschen Gelehrsamkeit zusammengefunden, um mit begeisterter Einmüthigkeit den Geist des Fortschritts zu wecken und fürs Leben fruchtbar zu machen. Sie streben dahin, daß dieser schon lange berühmte Sitz der schönen Künste nun auch für die Wissenschaften eine gleich hohe Stellung erreiche. Und wenn die Zeichen nicht trügen, so sind sie nahe daran, ihr Ziel errungen zu haben. Man blickt von allen Seiten mit anerkennender Freude auf das kräftige Wirken dieser vaterländischen Gelehrtenverbindung. Man sieht wie alle beseelt sind von der ihnen unbedingt zugestandenen wissenschaftlichen Freiheit, wie alle einen tiefbegründeten Abscheu haben vor dem leichtfertigen Misbrauch derselben. Ohne Freiheit des Forschens und Lehrens, sagen sie, ist jede Wissenschaft verkrüppelt und verkümmert und ohne Werth fürs Leben. Diesen Grundsatz scheint auch ihr königlicher Protector zu haben, denn es gedeihen und reifen die schönsten Früchte des freien Denkens in seiner Nähe. Hiervon liefert folgende soeben erschienene Schrift den erfreulichsten Beweis:

Wissenschaftliche Vorträge gehalten zu München im Winter 1858 von Th. Bischoff, J. C. Bluntschli, F. Bodenstedt, M. Carriere, P. Heyse, Ph. Jolly, F. Knapp, F. von Kobell, J. von Liebig, F. Löher, M. Pettenkofer, W. H. Riehl, L. Seidel, H. von Sybel, O. von Boelderndorff, B. Windscheid. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.

Diese Vorträge sind in dem chemischen Hörsaale zu München vor einem gebildeten Publikum aller Stände gehalten worden. Ohne Zweifel war auch der König mit seinem Gefolge dabei gegenwärtig, da das Werk diesem „erhabenen Beschützer und thätigen Freunde jedes geistigen Lebens, dem Schöpfer und Lenker einer neuen wissenschaftlichen Aera in Baiern in tiefster Ehrfurcht" gewidmet ist. Es war dies das vierte mal, daß hier ein Cyklus solcher wissenschaftlicher Besprechungen durchgeführt wurde. Das Interesse dafür war schon immer groß gewesen, dies Jahr hatte es aber eine ungewöhnliche Höhe erreicht, und aus der Mitte der Zuhörer wurde der Wunsch laut, die Vorlesungen gedruckt und der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen. Die Verfasser trugen Bedenken, diesen Wunsch zu erfüllen, da sie wußten, wie an das geschriebene Wort ein ganz anderer Maßstab gelegt werde, als an das gehörte; das persönliche Wohlwollen, welches mit so erfrischender und anregender Wärme die Zuhörer erfreut habe, dürfte auch der großen Lesewelt gegenüber nicht allgemein vorausgesetzt werden. Wenn sie nun ungeachtet dieser und anderer Bedenken dennoch den Wunsch gewährten, so sei dies ihrer Verpflichtung des Dankes für das Wohlwollen ihrer Zuhörer hauptsächlich zuzuschreiben. Uebrigens sind sie zufrieden, wenn das Buch das von der Wissenschaft geknüpfte Band zwischen ihnen und ihren dortigen Freunden öffentlich an den Tag lege und innerlich befestige. Zugleich machen sie noch darauf aufmerksam, daß ihr gemeinschaftlicher Freund E. von Geibel durch die metrische Uebersetzung einiger Liederfragmente über die Kreuzzüge seine Theilnahme an ihrem Unternehmen habe bethätigen wollen.

Das gebildete große Publikum wird diese Vorträge mit lebhaftem Interesse lesen und sich darüber freuen, daß sie an die Oeffentlichkeit gebracht sind. Ohne Ausnahme führen sie alle in die anziehendsten Punkte der Wissenschaft ein und wissen ihre Leser hier heimisch zu machen und denkend zu unterhalten. Es herrscht viel Geist, Geschmack und Takt im Buche; darum wird es ihm an Beifall gewiß nicht fehlen. Die Darstellung ist ganz populär und dabei wissenschaftlich gründlich, die Sprache überall leicht verständlich und dabei doch meistens tief oder schön abgerundet. Einige Vorträge sind wahre Meisterstücke und das ebenso gut durch ihre anmuthige Form, wie durch ihren gediegenen Inhalt. Das Ganze deutet darauf hin, daß in München ein hoher wissenschaftlicher Sinn rege gemacht worden ist. Vor etwa 30 Jahren war Berlin in einer ganz ähnlichen Lage. So wie damals Humboldt und Leopold von Buch die deutschen Männer der Wissenschaften um sich scharten und begeistert mit ihnen forschten und wirkten, so scheinen jetzt in München Liebig und Riehl die beseelenden Triebfedern des Gelehrtenbundes zu sein. Daß aus dem Zusammenwirken gleichgesinnter begabter Geister Großes zu Tage gefördert werden kann, hat uns ganz vorzugsweise unsere deutsche Bildungsgeschichte der neuern Zeit gelehrt; wir erinnern in dieser Hinsicht nur an Göttingen und Weimar am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, oder an den von Bremen ausgehenden Astronomenkreis dieses Jahrhunderts. Das Herz ist voll patriotischer Freude bei dem Hinblick auf diese Glanzpunkte der Geschichte deutscher Dichtkunst und Wissenschaft. Und in diesem Augenblick scheint es fast, als ob München dazu berufen sei, den Impuls zu einer neuen Bildungsepoche zu geben.

Der erste der 16 Vorträge, welche das Werk in sich schließt, ist von Heinrich von Sybel und trägt die Ueberschrift: „Ueber der Geschichte der Kreuzzüge." Der Verfasser entwirft hier ein lebensfrisches, klares Bild jener wunderbar bewegten Zeit Europas. Er bespricht meistens nur allgemein Bekanntes, weiß ihm aber überall eine Seite abzugewinnen, von der es ganz neu zum Denken anregt. Und dabei redet der Verfasser ein Deutsch, wie wir es nur bei unsern gefeierten Meistern der Dichtkunst antreffen. Wer diesen Vortrag liest, weiß in der That nicht, ob er mehr die poetisch schöne Sprache oder das Plastische der vorgeführten Geschichtsbilder, oder die inhaltreichen Betrachtungen über die Ursachen und Folgen jener Zeitereignisse für das Gelungenste halten soll. Ein Historiker mit einer so gediegenen Beredsamkeit muß seine Zuhörer mit Leichtigkeit in die geistige Anschauung der Zeit versetzen können, welche zur Entfaltung seines historischen Gemäldes die sichere Grundlage abzugeben hat. Der Verfasser beginnt damit, nachzuweisen, daß die wahre Bedeutung der Kreuzzüge eine ganz andere sei, als eine Fortsetzung und Erweiterung der Wallfahrten nach Jerusalem; nach ihm sind die Kreuzzüge ein großer Abschnitt in dem Kampfe der beiden Weltreligionen, des Christenthums und des Islam. Dieser Kampf begann schon im 7. Jahrhundert an den Grenzen Arabiens und Syriens und überflutete dann rasch alle Grenzlande des Mittelmeers. „Es gibt in der menschlichen Geschichte", sagt der Verfasser, „keinen heftigern, längern, umfassendern Krieg. Es gibt keinen, der einen größern Schauplatz erfüllt, keinen, der die Leidenschaften

der Völker tiefer aufgeregt und ihre Fähigkeiten stärker in Anspruch genommen hätte. Als der Prophet Mohammed in Mekka auftrat, war Arabien der übrigen Welt so gut wie unbekannt. Funfzig Jahre nach seinem Tode herrschten bereits seine Nachkommen über die Lande bis zum Indus im Osten, dem Kaukasus im Norden, den Küsten des Atlantischen Meeres im Westen. Niemals hat die Welt eine raschere und reißendere Eroberung gesehen. Es war Mohammed gelungen, die erregbare Phantasie seiner Landsleute vollständig mit dem einen Gedanken des heiligen Kriegs zu erfüllen. In kurzen einschneidenden Sätzen predigte er ihnen die Macht des einen, allherrschenden Gottes. Er erörterte nicht und bewies nicht, aber er riß mit sich fort." So mit scharf treffenden Charakterzügen schildert der Verfasser zuerst alle vorbereitenden Grundlagen der Kreuzzüge, zeigt wie die Gewalt der Päpste in Gregor VII. den Culminationspunkt erreichte und kommt dann auf Urban II., welcher im November des Jahres 1095 zu Clermont den ersten Kreuzzug verkündete. Das dann Folgende ist eine ausführliche Entfaltung der historischen Hauptmomente jener gewaltig bewegten Zeit. Hier ist der Verfasser in seinem Elemente. Mit Kraft und Eleganz reiht er Thatsache an Thatsache, bis das ganze Gemälde zu einem imponirenden Meisterwerke voller Wahrheit und Wirklichkeit geworden ist. Aber auch kritische Blitze durchzucken das Ganze und geben den Beweis, wie gründlich der Verfasser dem Quellenstudium obgelegen hat. Mit wenigen Schwertstreichen ist der unwahre Ruhm Gottfried's und Peter's aus dem Felde historischer Wahrheit geschlagen, mit wenigen Fingerzeigen werden die unwahren Phantasieereignisse der damaligen Zeit entfernt. Dadurch gewinnt aber alles an Lebensfrische, an innerer Nothwendigkeit. Die Thaten des Geistes und die Schöpfungen der Phantasie jener großen Epoche sind ihm sehr wichtige Haltpunkte zum Erforschen des geschichtlichen Lebens, und bei dem Kreuzzuge nimmt er keinen Anstand, die daran sich anknüpfende Sagendichtung beinahe für ein größeres Ereigniß zu halten, als die Erstürmung von Jerusalem. „Denn", sagt er, „der äußere Besitz wurde nach wenigen Jahrzehnden wieder eingebüßt, und war im Grunde von Anfang an hoffnungslos; in jenen Sagen aber sehen wir die erste Regung einer frohen innern Wiedergeburt, das erste Pulsiren eines frischen geistigen Lebens nach einem Jahrhundert bellommener und dumpfer Schwärmerei: eine Wendung, welche einmal ergriffen, für Europa nicht mehr verloren ging, sondern Schritt auf Schritt den Welttheil mit ihren Schwingungen erfüllte." Der Verfasser scheint sein Thema mit sehr großer Begeisterung erfaßt zu haben, er wird so leicht nicht wieder davon ablassen können und wir geben uns daher gewiß nicht unbegründet der Hoffnung hin, daß er dasselbe zu einem ausführlichen Werk über die Geschichte der Kreuzzüge verarbeiten werde.

An diesen Vortrag schließt sich der von Otto Freiherr von Boelderndorff: „Ueber die Assisen des Königreichs Jerusalem." Er führt auch in die soeben entwickelte Zeitepoche ein, aber mit einem ganz andern geschichtlichen Maßstabe, von einem ganz andern Gesichtspunkte. War vorhin der ernste Geist großer Welteregnisse der Grundton der ganzen Darstellung, so herrscht hier der Scherz über die wunderlichen Rechtswege jener Zeit vor. Das Ganze ist ein humoristisches Genrebild der Rechtsgeschichte, welches man mit vielem Vergnügen lesen wird. Zur Grundlage des Vortrags diente ein altes Manuscript, welches im Gimelienſaale der münchener Bibliothek aufbewahrt wird. Es ist in altfranzösischer Sprache verfaßt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und trägt den Titel: „Livres des assises et bon usages dou réaume de Jérusalem." Der Ausdruck „Assise" bedeutet nach einem alten normannischen Rechtsbuche „une assemblée de plusieurs sages hommes en la court del Prince, en laquelle ceu qui y sera jugié doit avenir perdurable fermeité"; dann heißt es auch soviel als „gesetzliches Recht", sodaß es mit loi identisch ist. Der Verfasser beklagt es, daß die münchener Handschrift nicht genau diesem Titel entspricht; sie sei kein vollständiges Gesetzbuch, sondern nur eine Aufzeichnung über das Recht der Könige von einem oder mehreren Verfassern, die unbekannt sind. Er vermuthet, daß dieselbe von 1170—80 gesammelt sei, also vor dem Verlust von Jerusalem. Manches muß noch durch das venetianer Manuscript ergänzt werden. „Immerhin aber", bemerkt der Verfasser, „bleibt uns in Bezug auf die Vollständigkeit der Quellen, aus denen wir den Inhalt jener livres des assises kennen lernen, nichts zu wünschen übrig." Der Verfasser theilt dann mit, was die Handschrift über die Assisen des Königreichs Jerusalem selbst in sich schließt. „Die Assisen", heißt es im vierten Kapitel, „waren geschrieben, jede für sich mit großen gothischen Buchstaben (lettres tornées), und der erste Buchstabe des Anfangs war illuminirt mit Gold, und alle Rubriken waren geschrieben, jede für sich, mit Roth, und waren so ebenso wol die einen wie die andern Assisen, die des Oberhofs und des Bürgerhofs. Und auf jedem Blatte war das Siegel und die Unterschrift des Königs und des Patriarchen und auch des Vicomte von Jerusalem, und man hieß sie Lettres du Sépulcre, weil sie im Heiligen Grabe aufbewahrt wurden, in einem großen Kasten. Und wenn es sich jemals zutrug, daß ein Streit war über eine Assise oder eine Gewohnheit im Gerichtshofe, weshalb es nöthig wurde, die Schriften nachzusehen, so öffnete man diesen Kasten von neun Personen. Um sie zu sehen, war es nöthig, daß der König dabei war oder einer seiner Kronbeamten an seiner Stelle, zwei Vasallen des Königs, der Patriarch von Jerusalem oder statt seiner der Prior des Heiligen Grabes und zwei Stiftsherren, der Vicomte von Jerusalem und zwei Geschworene der Bürger. Und so waren die genannten Assisen gemacht und aufbewahrt." Die Zeit des abendländischen Reichs zu Jerusalem dauerte nur kurze Zeit. Saladin eroberte die Heilige Stadt schon am 2. October 1187 wieder. Die Schätze des Heiligen Grabes fielen in die Hände der Ungläubigen. Von dem Schicksale der lettres du Sépulcre weiß man nichts Bestimmtes; behauptet wird allerdings, daß sie gerettet und nach Cypern gebracht worden sind, indeß weiß man doch gewiß, daß die Originalien des Gesetzbuchs nirgends mehr vorhanden. Die Geltung der Assisen hörte aber mit jener Katastrophe nicht auf, sondern sie verbreitete sich über die damalige ganze fränkische Herrschaft. So führt der Verfasser allmählich die äußere Rechtsgeschichte der Assisen durch und geht dann über zu der innern. „Der Proceß nach den Assisen", sagt der Verfasser, „ist unstreitig die schwächste Seite des Gesetzbuchs, und wenn man die einzelnen Bestimmungen durchliest und miteinander combinirt, so wird es unsereinem geradezu unbegreiflich, daß jemand auf diese Weise zu seinem Rechte gelangen konnte. Als letztes Hülfsmittel zur Ergründung der Wahrheit steht überall der Zweikampf da. Ausnahmsweise kommt in den Assisen des Bürgerhofs in einzelnen Fällen das Gottesgericht der Feuerprobe vor, wobei der Angeklagte sich dadurch von der gegen ihn erhobenen Beschuldigung reinigen konnte, daß er eine bestimmte Zeit lang ein rothglühendes Eisen (ohne Schaden) in der Hand hielt. Auch die Tortur ist mitunter vorgeschrieben, und man bediente sich hierzu des sogenannten abevrement, wobei die Assise 265 ganz naiv sagt: «Wenn der Beschuldigte bekennt, soll er gehängt werden, bekennt er nicht, so soll man ihn zur Marter schleppen, so lange tränken bis er bekennt, und sobald er bekannt hat, soll er gehängt werden.»" Dabei wird noch bemerkt, daß der Angeklagte diese Probe des Gottesgerichts durch die Tortur drei Tage lang aushalten müsse, ehe ihm eine Aussicht auf wirkliche Freisprechung kommen konnte.

In der dritten Vorlesung entwickelt Bluntschli den „Rechtsbegriff". Bisher machten die Rechtsgelehrten immer noch eine Ausnahme, wenn der jetzt allgemein geltende Grundsatz, jedes Wissen dem gebildeten großen Publikum zugänglich zu machen, in Ausführung gebracht wurde. Man ließ sich wol herab, interessante Criminalgeschichten zu erzählen, von ihrer Wissenschaft selbst machten die betreffenden Gelehrten aber nur sehr selten eine Mittheilung. München scheint auch in dieser Hinsicht mit einem guten Beispiele vorangehen zu wollen, und es steht gewiß zu erwarten, daß ihm bald recht viele nachfolgen werden.

Der Vortrag Bluntschli's ist eine populäre Rechtsphilosophie, ein philosophisches Denken über den Begriff des Rechts. Früher nahmen dies die Philosophen von Fach in die Hand und begründeten eine ideale Rechtsphilosophie daraus, welche nach und nach in einen gar übeln Ruf kam. Bluntschli ist dagegen ein Rechtsgelehrter von Fach, der allgemein verständlich über seine Wissenschaft denkt. Seine Untersuchung führt ihn dahin, unter Recht die sittliche Ordnung aller lebenden Wesen, ja Gott selbst zu verstehen, denn das göttliche Recht ist für den Menschen sittliches Gesetz; Gott sei die Gerechtigkeit, indem er sein göttliches Recht handhabt; das wahre menschliche Recht liege in dem Menschen selbst, als eine gemeinsame sittlich-leibliche Ordnung: das formulirte menschliche Recht sei die Aussprache und Ausprägung des Rechts durch den Staat und die Rechtswissenschaft; der Staat, oder die menschliche Rechtsgemeinschaft in Person, sei die menschliche Gerechtigkeit, welche das menschliche Recht und nur das menschliche, nicht alles göttliche Recht schützt und bewahrt.

„Das Römische Recht in Deutschland" ist eine spätere, aber mit der eben besprochenen sehr nahe verwandte Vorlesung von Bernhard Windscheid. Der Verfasser gehört zu den begeisterten Anhängern des Römischen Rechts für Deutschland und er sucht mit scharfen Gründen alle Einreden und Bedenken aus dem Felde zu schlagen. „Auf dem Gebiete des Rechts hat das römische Volk die Palme errungen; wie die griechische Kunst allen künftigen Völkern Muster und Lehrerin geworden ist, so das Römische Recht. Alles vereinigt sich bei den Römern dazu, um sie zur Cultur des Rechts in einem eminenten Grade zu befähigen. Und zuerst jener große Sinn, welcher den Römern auch die politische Herrschaft über die Welt in die Hand gegeben hat, an dem sich die weichern Volksmassen, die ihnen entgegentraten, zerbrachen, wie Meereswellen an Felsen zerspritzen; — jener Sinn, der allein im Stande ist, mit allen Ecken und Rauheiten und Roheiten und dem ganzen crassen Egoismus des römischen Wesens zu versöhnen, — seine einzige Poesie, aber auch welch mächtige Poesie; jener Sinn, kraft dessen der einzelne nichts war, und das Ganze alles, kraft dessen jeder Bürger zu jeder Zeit bereit war, sein Hab und sein Gut, sein Leben und sein Sein hinzugeben, und sich klein zu machen, damit eins groß sei: der Name des römischen Volks! Ich sage dieser Sinn war es, der die Römer auch in eminentem Grade zur Cultur des Rechts befähigte." Das ist ein lobendes Wort, welches ganz dazu geeignet ist, die Zuhörer für seinen Standpunkt zu gewinnen. Der Verfasser zeigt, daß das Römische Recht dem neuern Europa nicht aufgedrängt worden ist, sondern daß sein innerer Werth ihm überall die Bahn gebrochen habe. Wer in unsern Tagen zur Pflege des Römischen Rechts berufen ist, hat ein schweres Amt zu verantworten; er muß zugleich Freund und Feind dieses Rechts sein können. „Ja", ruft der Verfasser aus, „die deutschen Juristen haben gesündigt, als sie das Römische Recht in der Weise, wie es geschehen, in Deutschland zur Herrschaft gebracht haben! Aber freilich, sie haben nicht ihre Sünde gesündigt, sondern die Sünde ihrer Zeit; oder noch besser: nicht sie haben gesündigt, sondern in ihnen hat die Geschichte gesündigt."

Der Vortrag von Franz von Kobell: „Jagdhistorisches über Raubwild", ist eine gemüthliche Weidmannsphilosophie, der jeder gern sein Ohr leiht. Aus diesem Grunde führen wir unsere Leser ohne Verzug gleich mitten in die Unterhaltung hinein. „Der Bär stand seit den ältesten Zeiten seiner Gewalt und Größe wegen in Deutschland in einem gewissen Ansehen, und wie der Löwe in seiner Heimat, so galt er bei uns als der König der Thiere. Man getraute sich seinen Namen nicht geradezu auszusprechen, ebenso wenig wie beim Wolf, sondern nannte ihn, gleichsam freundlich schmeichelnd, wenn er es etwa höre, den alten Großvater, Schwarzzahn, Süßfuß u. s. w.; die von ihm hergenommenen Eigennamen Bernhart, Bernwin, Adalbern, Arnbern u. a. und der Gebrauch seines Bildes in Wappen bezeugen ebenfalls, daß er sich Achtung erworben. Er galt als ein zwar grober, aber sonst ehrlicher und tapfern Gesell, der dem Feind mit breiter Brust entgegengeht und ihn mehr durch Umarmung erdrückt, als durch seine Zähne zerfleischt. Der Bär ist einfach in seinen Sitten und vernünftig in der Wahl seiner Nahrungsstoffe. Er ist zufrieden mit Fleisch und Gemüse, wenn nicht mehr zu haben ist, sonst aber auch ein Freund der Fische, namentlich der Forellen, und ein Liebhaber von Obst und Honig. Bekanntlich hält er einen Winterschlaf, aus welchem er durch den ihm geltenden Jagdlärm oft unangenehm aufgerüttelt wird." Kobell redet dann von der Geschichte der Bärenjagd und vergißt dabei auch die Thaten der großen Vorfahren nicht, ganz besonders gern verweilt er bei des Kaisers Maximilian Fahrt zur Bärenjagd. Allmählich kommt er dann auch zu unserm Jahrhundert. „Im bairischen Walde", sagt er, „schoß der Jagdschütz Andreas Röck von Bodenmais 1812 im Waldviertel am Seewand am Arber zwei Bären, einen alten und einen jungen, in einer Höhle, welche zwei Ausgänge hatte. Er verrammelte den mit großen Steinen und schickte um Schützen nach Bodenmais. Der darauf angekommene Förster Xaver Fink stellte sich an den obern Ausgang, während Röck durch den untern in die Höhle kroch und gegen die Bären schoß, die er auch verwundete. Die Bären brachen nun bei Fink hervor, der junge zuerst, welchen Fink durch einen Schuß ins rechte Licht niederschoß, und dann der alte, dem er auf wenige Schritte Entfernung den Schuß in den aufgesperrten Rachen gab." Von dem Bären kommt der Verfasser dann noch zu dem Wolf und Fuchs. Er gibt von jenem ein getreues Sittengemälde und geht dann über zu der Beschreibung ihrer Jagd. „Als im Jahre 1685 ein Wolf in der Gegend von Ansbach mehrere Leute zerriß, verbreitete sich die Sage im Volke, dieser Wolf sei der kurz vorher gestorbene wucherische und sonst verhaßte Bürgermeister von Ansbach, Michael Leicht, in dem es auch hieß, er habe von seinem Dachfenster aus seinem eigenen Leichenbegängniß zugeschaut. Diesen Wolf erschlug man nach vieler Mühe zu Neuses bei Windsbach, wo er in einen mit Reisig bedeckten alten Brunnen gefallen war, und an dem er gehängt, «in einer Kleidung», heißt es, «von gemahlter Leinwand, an Farbe fleischfarb röthlich, in einer lauterischen Perrüke und mit einem langen weißlichgrauen Bart». Auch bekam er eine Maske, die ihn dem Bürgermeister einigermaßen ähnlich machte". Von dem Fuchs redet der Verfasser nur kurz, aber voll Witz und kerniger Laune. Er schließt sich der allgemeinen Jägeransicht an, daß der Fuchs schlau und lästig wie kein ander Thier, und daß er keine Maus frißt, wenn er ein Rebhuhn speisen kann, auch selten still hält, wenn der allerbeste Juchtenstiefler ihn todtschießen will. „Ich ging einmal mit einem Jäger auf die Birsch", erzählt der Verfasser, „da wir passirten zwei nahegelegene Bauerhöfe. Vor den einen rief uns ein Weib zu: «So schießt's do' amal den verdammten Fuchs, der ma' meini Hendln (Hühner) beim hellichten Tag holt, den Teufli d'erschießt's amal, i' bitt' enk gar schön!» Beim zweiten Hofe stand der Bauer, der uns anredete: «Ös habt's ma' jez' mein Fuchs d'erschoffn, hätt's aa' wos Bessers thon kinne. Hat so fleißi' gemauft auf mein' Feld, bei mei' Freud dra' g'habt ho'....» So geht's auf der Jagd. Der Fuchs soll sich mit Mäusen begnügen und der Mensch mit Kartoffeln, dafür sollen sie sich tüchtig plagen und erdenken, nicht nach Besserm verlangen. Der Fuchs kümmert sich aber um solches Ansinnen nicht viel und frißt einen guten Schuß, wo er ihn haben kann. Nebst allen Vögeln hat er es besonders auf die Hasen gepackt. Es ist, als reize ihre Furchtsamkeit und Feigheit seinen Zorn und gar oft gereicht ihm diese zum Verderben, da ihn der Jäger durch Nachahmen des Angstkindergeschreis eines verzweifelten Hasen herbeilockt und dann erschießt."

Die Vorlesung: „Marlowe und Green als Vorläufer Shakspeare's", von Friedrich Bodenstedt, ist ein ausgezeichnetes Product dieses tüchtigen Mannes. So wie fast alles, was wir von diesem beliebten Dichter besitzen, einen ganz eigenthümlichen poetischen Reiz, eine anmuthige, Herz und Geist erfreuende

he in sich trägt, so läßt auch dieser Vortrag überall
ſunken durchblitzen, welche reichen Stoff zum Denken
Der Verfaſſer ſpricht ſich zunächſt über Shakſpeare aus,
er durch und durch in Begeiſterung glüht; er nennt ihn
ter unſerer deutſchen claſſiſchen Literatur, weil ſie von
durch ihn die fruchtbarſten Anregungen empfing. Er
ich daher den Anſichten unſers Leſſing, Goethe, Herder,
, Tieck, Gervinus zu, wie es wol nicht gut anders zu
war. Hoffentlich wird dieſe neue begeiſterte Hinweiſung
großen Briten nicht ohne weitere Folgen ſein. Die vorlie-
rbeit hat den Zweck, der hiſtoriſchen Grundlage zu Shak-
einſamer Größe nachzuforſchen, wobei Bodenſtedt ſich
eiſe auf die Leiſtungen Ulrici's ſtützt und ihnen die ge-
Anerkennung zollt. „Was der ſogenannten Shakſpeare-
hren eigenthümlichen Charakter gab: der epiſche Reich-
Geſtalten, die ſcharfe Charakteriſtik, das Herleiten des
s aus der Bruſt des Menſchen ſelbſt, der breit ange-
elfach verſchlungene Bau der Stücke, der Grundſatz,
Geſchichte des Helden mit allem Wechſel von Zeit
zu geben und nicht blos die Kataſtrophe der Handlung
bei der griechiſchen Tragödie üblich war —; endlich
atiſche Dialog in ungereimten fünffüßigen Jamben,
ſein ſollten als eine veredelte, erhöhte Proſa in rhyth-
Bewegung: das alles war ſchon vorgezeichnet durch
Marlowe, dem ſich der weniger geniale, aber in der
ngsgeſchichte des engliſchen Dramas ein wichtiges Mit-
lende Robert Green zunächſt anſchloß." Damit iſt
uf dem Boden ſeines Hauptthemas angekommen. Hier
r die wichtigſten Charakterzüge und Lebensmomente
größten Theaterdichter vor Shakſpeare und beurtheilt
ngen mit einem ſcharfen aber wohlwollenden und ge-
ßſtabe. Man lieſt das Ganze mit großem Intereſſe
nt die Ueberzeugung, daß Bodenſtedt ein ſehr voll-
rtheil über die ſchöne dramatiſche Dichtkunſt beſitzt.
wir das bereits Beſprochene mit dem noch zu Be-
des Buchs in Vergleich bringen, und zugleich Rück-
n auf den uns zugemeſſenen Raum, ſo kommen
unangenehmen Erinnerung des Maßhaltens. Aus
nde ſehen wir uns genöthigt, den bisher inne-
Faden der im Buche befolgten Reihenfolge zu ver-
zunächſt noch die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf
e von Riehl und Liebig zu lenken, und dies nicht
eil ſie vor den übrigen am meiſten ins Auge fallen,
ſie von Riehl und Liebig, alſo von Männern ge-
die in unſerm deutſchen Vaterlande ſchon lange als
betrachtet werden.
edet über „Die Volkskunde als Wiſſenſchaft". Er
iſſenſchaft erſt als eine halbvollendete Schöpfung
undert Jahre an. Die Anläufe und Beiträge zu
ich werdenden ſelbſtändigen Volkskunde ſind dagegen
die Grundlagen zur Geſchichte der Literatur. Er
f aufmerkſam, daß wir in den älteſten Helden-
Religionsbüchern, wie im Homer und den fünf
s' ſchon ethnographiſche Quellen beſitzen, aus denen
ck der Volksbeobachtung und eine naive Sicherheit
iſtik zurückſtrahlt. Doch nicht früher als erſt in
liegenden hundert Jahren ſei der Anfang zu einer
en Abgeſchloſſenheit und Selbſtändigkeit gemacht
Volkskunde war der Geſchichte und Erdkunde
iſt jetzt frei geworden. Der Knecht aber, der
nn wird, zeigt ſich auch zugleich als ein neuer
Leiſtungen mit einem ganz andern Maße zu be-
Dann macht Riehl darauf aufmerkſam, daß für
Volkskunde die „Germania" des Tacitus ein
Grundſtein ſei, von dem unſere Volkskunde als
n eigentlichen Halt hernehmen müßte. Auch habe
Rotterdam bei der Beſchreibung ſeines Vaterlan-
e Kraft patriotiſch-ſittlicher Erhebung in folgen-
enſo ſinnig als treuherzig ausgeſprochen: „Dies
Land iſt mir zum Vaterland geworden, und wollte Gott, daß ich ihm ſo wohl zur Freud' wäre, als es mir iſt." Indeß ſei der erſte Begründer der Volkskunde doch Juſtus Möſer im 18. Jahrhundert geweſen, indem er den Zuſammenhang der Sitte des Volks mit der Sittlichkeit nachgewieſen habe. Dieſer große Volkskenner hat das denkwürdige Wort geſprochen: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Das ſolle hinfort auch das Motto für die neuere Volkskunde ſein, denn durch die Wahrheit der Selbſterkenntniß des Volkslebens gelange man mit Sicherheit auf den rechten Weg der Staatskunſt. Bei der hiſtoriſchen Entwickelung der Volkskunde als Wiſſenſchaft wird dann gezeigt, wie die Beachtung ſcheinbarer Kleinigkeiten zur wichtigſten Grundlage der Aufklärung in der Volkscultur geworden iſt. Das Studium über Haus und Hof, Rock und Kamiſol, Küche und Keller ſei in der That für ſich allein eitler Plunder, ſie erhielten erſt ihre wiſſenſchaftliche und poetiſche Weihe durch die klar erkannte Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit, wodurch man dann zu dem wichtigen Satze geleitet werde, daß unter allen Dingen dieſer Welt der Menſch des Menſchen würdigſtes Studium ſei. „Je klarer ein Volk ſich ſeiner ſelbſt als Nation bewußt wird", ſagt der Verfaſſer, „um ſo höher wird es nicht nur in ſeiner allgemeinen Geſittung, ſondern namentlich auch in aller hiſtoriſchen Erkenntniß ſteigen. Jedem Volke geht eine neue Welt auf mit dem bewußten Erfaſſen ſeiner eigenen Nationalität; es tritt mit dieſer Thatſache in ein neues Lebensalter. So hat das Wiedererwachen des im Elend des 17. Jahrhunderts eingeſchlummerten deutſchen Nationalbewußtſeins in der neuern Zeit auch eine ganz neue Epoche der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft, des deutſchen politiſchen und ſocialen Lebens hervorgerufen. Die Rechtswiſſenſchaft hat ſich verjüngt in der Erforſchung des Rechtslebens unſers alten Volksthums; die Volkswirthſchaftslehre gewann einen neuen Boden und unabſehbare Erweiterung in der Erkenntniß, daß die Geſetze aller Wirthſchaft Hand in Hand gehen mit den Naturgeſetzen der hiſtoriſchen Volksentwickelung, und auf Grund der Culturgeſchichte und der Volkskunde verſucht man jetzt neue Syſteme der Nationalökonomie aufzubauen. Die Staatswiſſenſchaft erblickt gegenwärtig einen Theil ihrer Wurzeln in der Lehre vom Volke, ſie verjüngt ſich durch dieſe Thatſache. Der todte abſtracte Rechtsſtaat wird erſt beſeelt, indem er ſich zum ſocialen und nationalen Rechtsſtaate erweitert. Die Volkskunde ſelbſt aber iſt gar nicht als Wiſſenſchaft denkbar, ſolange ſie nicht den Mittelpunkt ihrer zerſtreuten Unterſuchungen in der Idee der Nation gefunden hat. Darum nannte ich ſie im Eingange geradezu eine neue Wiſſenſchaft, eine Schöpfung der letzten hundert Jahre; denn ſeit dieſer Zeit hat ſie allmählich erſt jenen Mittelpunkt wiedergefunden, und damit zugleich eine Fülle der Ideen und des Stoffs, eine Selbſtändigkeit und Schöpfungskraft gewonnen, wie ſie bei den allerdings auch ſchon von der Idee der Nationalität getragenen Ethnographen der antiken Welt nicht entfernt vorhanden war. So gewaltiger Fortſchritt in aller Geiſtescultur wächſt hervor aus der Selbſterkenntniß des Volksthums. Der einzelne Geiſt, indem er ſein eigenes Denken denkt, erhebt ſich zur höchſten, zur philoſophiſchen Bildungsſtufe. Die gleiche Bildungshöhe wird aber bei den Völkern bezeichnet durch die Selbſterkenntniß der eigenen Nationalität." Das ſind gewaltig feſſelnde Fingerzeige für unſer nationales Nachdenken. Man erſtaunt faſt über jedes Wort in dieſer Rede und begreift nicht, wie man durch eigenes Nachdenken nicht ſchon längſt zu dieſen Wahrheiten gekommen ſei. Darin prägt ſich aber gerade das Geniale eines Geiſtes aus, daß er da mit klarem Bewußtſein ſieht, wo der große Haufe nur oberflächlich hinwegblickt. An Riehl konnte man übrigens ſchon bei ſeinem früheſten Auftreten die ſchöpferiſche Tiefe erkennen, als er ähnlich über deutſche Volkszuſtände ſprach, wie einſt Weber in ſeinen „Briefen eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen".

Juſtus von Liebig hielt einen Vortrag „Ueber die Verwandlung der Kräfte". Wer da weiß, welche Umwandlung die geſammte Naturkunde in unſern Tagen durch den Gedanken erfahren hat,

daß die Kräfte in der Natur ebenso unendlich sind wie die Materien, welche sie tragen, daß dort ebenso wie hier nur ein beständiger Umtausch der Art und Form vorkomme, der wird mit ganz besonderer Spannung auf ein Wort von Liebig über diese große Idee hören. Wie immer so ist er auch hier klar und jedermann zugänglich, wo andere noch unsicher umhertappen und eine schwer verständliche Sprache reden. Die ganze Angelegenheit entsprang aus dem Nachweis, daß Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus keine Materien, sondern Kräfte der Materien seien. Man erkannte, wie aus jeder dieser Kräfte alle übrigen entstehen konnten, daß sie also keine grundverschiedenen Dinge seien, sondern einen gemeinschaftlichen Ursprung haben müßten, oder daß sie verschiedene Aeußerungen einer Grundursache wären. Es kam nun darauf an, diese hypothetische Wahrheit durch Thatsachen zur Gewißheit zu machen. Man ist damit noch lange nicht fertig, indeß hat man alle Ursache, den guten Anfang als einen wichtigen Schritt vorwärts hoch zu achten. Es ist jetzt unumstößlich gewiß, daß unsere Maschinen keine Kraft erzeugen, sondern nur ausgeben, was sie an Kraft empfangen haben. Die Uhr, mag sie von einem fallenden Gewichte, oder von einer gespannten Feder getrieben werden, gibt gerade nur die Kraft wieder her, welche sie durch unsern aufziehenden Arm empfangen hat, sowie der Arm dabei nur etwas von der Kraft abgegeben hat, welche ihm die Speisen verliehen haben. Die Kraft der Dampfmaschine ist die Wärme, welche durch einen chemischen Proceß, das Brennen, unter dem Dampfkessel erzeugt und vom Wasser aufgenommen wird; durch diese Wärme wird das Wasser zu Dampf, welcher durch sie die zur Bewegung nöthige Spannkraft erhält, womit die mechanische Arbeit der Maschine verrichtet wird. Man weiß nun, daß nicht alle Kraft, welche einer Maschine eingeflößt ist zur Arbeit kommt, daß meistens ein sehr namhafter Theil derselben zur Ueberwindung der Reibung und anderer Hindernisse verloren geht. Früher wurde in der Mechanik die Reibung stets als eine Ursache betrachtet, welche der vorhandenen Bewegung entgegenwirke; man glaubte, daß die Arbeitskraft einer Maschine absolut dadurch vernichtet werde. „Als der nächste Grund der Zerstörung von Bewegung", sagt Liebig, „war Reibung eine handgreifliche Thatsache und konnte als solche in Rechnung genommen werden, aber insofern man eine theoretische Vorstellung damit verknüpfte, beging man einen verhängnißvollen Irrthum. Denn wenn eine Kraft völlig vernichtet werden oder ein Nichts zur Wirkung haben konnte, so war es kein Widerspruch zu glauben, daß unter Umständen aus nichts eine Kraft erzeugbar sei. Die Möglichkeit der Erfindung einer Maschine, welche immer im Gange bliebe, ohne einer äußern Triebkraft zu bedürfen, die in sich selbst die verbrauchte Kraft stets neu wieder erzeugte, an welche die scharfsinnigsten Köpfe jahrhundertelang glaubten, beruhte zum Theil auf dieser irrigen Idee. Ein solches Perpetuum-mobile zu bauen, war wol aller Anstrengung schon werth, denn es war wie ein Vogel, der goldene Eier legte, man konnte Arbeit damit verrichten, und ohne Geld auszugeben, konnte man Geld in Fülle damit erwerben." Das Verdienst der neuern richtigen Ansicht über die bewegenden Kräfte der Mechanik hat sich eigentlich schon Carnot in seinem 1824 neu veröffentlichten „Principes fondamenteaux de l'équilibre et du mouvement" errungen, indeß wird es gewöhnlich dem heilbronner Arzte Dr. Mayer zugeschrieben, der 1842 auf einem viel elementarern, ganz selbständigen Wege dazu gelangte. Auch geht aus den Bestrebungen von James Watt, seine Dampfmaschine auf den höchsten Grad der arbeiterzeugenden Kraft zu bringen, klar hervor, daß er der Sache schon ganz nahe auf der Spur war. Doch erscheint es ziemlich gleichgültig, wer diese fruchtbare Idee zuerst angeregt hat, es reicht aus, daß wir jetzt wissen, daß keine Kraft eigentlich stirbt; ihre scheinbare Vernichtung ist nur eine Wandelung. „Wir wissen jetzt", sagt Liebig, „woher die Wärme und das Licht stammen, welche unsere Wohnräume erwärmen und erhellen, woher die Wärme und die Kraft kommen, die unser Körper im Lebensprocesse erzeugt. Alle Brenn- und Leuchtstoffe stammen aus derselben Quelle wie die Nahrung, welche zur Erhaltung der Lebenserscheinungen täglich genossen werden muß, sie sind in dem Organismus der Pflanzen erzeugt. In der Pflanze werden gewisse unorganische Verbindungen, die Kohlensäure, das Wasser und das Ammoniak zersetzt, der Kohlenstoff der Kohlensäure, der Wasserstoff des Wassers, der Stickstoff des Ammoniaks lagern sich in der Pflanze als Bestandtheil ihrer Organe ab, der Sauerstoff der Kohlensäure und des Wassers geht als Gas in die Atmosphäre zurück. Aehnlich wie ein elektrischer Strom, der die natürliche Anziehung der Elemente des Wassers aufhebt und sie auseinander fliehen macht, wirkt in dem Pflanzenleben das Sonnenlicht. .... Die kraft- und wärmeerzeugenden Bestandtheile der Nahrung der Menschen und Thiere erzeugen sich in der lebenden Pflanze nur unter dem Einflusse und der Mitwirkung des Sonnenlichtes; in ihnen sind die Strahlen der Sonne latent geworden, ähnlich wie die strömende Elektricität in dem durch die Wasserzersetzung erzeugten Wasserstoff. In diesen Nahrungsstoffen empfängt der Mensch seinen Leib und in seiner Speise eine Summe von aufgespeicherter Kraft und Wärme, welche wieder wirksam werden, wenn sie durch Verbrennung oder in dem Lebensprocesse in ihre ursprünglichen Formen, in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, aus denen sie entstanden sind, wieder zurückkehren."

Die noch nicht besprochenen Vorträge sind: „Die Pflanze" von M. Carriere; „Ueber Lichtverhältnisse am Sternenhimmel", von Ludwig Seidel; „Ueber den Unterschied zwischen Race und Thier", von Th. Bischoff; „Vincenzo Monti", von Hey; „Hrotsvitha und ihre Zeit", von F. Löher; „Ueber die Wärmequellen der Erde", von Ph. Jolly; „Die atmosphärische Luft in Wohngebäuden", von Max Pettenkofer; „Ueber Kaffee, Thee und ähnliche Genußmittel", von Fr. Knapp." Sie sind mit Ausnahme alle von demselben Geist der neuesten kerngesunden Wissenschaftlichkeit erfüllt, wie die vorher näher betrachteten. Wenn wir es hier unterlassen, uns speciell mit ihnen bekannt zu machen, so liegt der Grund einzig nur in der Rücksicht auf den allzu großen Umfang unserer heutigen Besprechung. Wir haben nur aufmerksam machen wollen auf die Gediegenheit des ganzen Buchs, und das hoffen wir mit dem Gesagten zur Genüge gethan zu haben. Wir haben bei den Lesern d. Bl. nur den Wunsch hinwirken wollen, das Buch selbst zur Hand zu nehmen und aufführlich zu studiren und wir würden uns freuen, wenn wir diesen Zweck erreicht hätten. **Heinrich Birnbaum.**

Dialektdichtungen.

1. De Herr Professer. Idyll aus dem Züribiet von Lozi Corrodi. Winterthur, Steiner. 1858. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser scheint sehr eingenommen zu sein für den rauh klingenden Schweizerdeutsch, denn er spricht in dem Vorworte zu dem beigegebenen Wörterbüchlein von „vornehmen Achselzucken der Dame Hoch- oder besser Hofdeutsch". Was er mit diesem letzten Ausdrucke eigentlich meint, darüber wissen wir uns nicht gehörig Rechenschaft zu geben; wer jedoch nur einigermaßen den Bildungsgang kennt, den die deutsche Sprache nicht blos seit Luther's Zeiten genommen, wer weiß — und wer sollte es nicht wissen? — daß die Sprache der Höfe und Diplomaten französisch ist, dem wird dieses „oder besser Hofdeutsch" einigermaßen befremdend klingen, weil es das in unserer schönen, reichen, mächtigen Muttersprache liegende nationale Element mit fremdartigem Firniß übertüncht und somit zu bemänteln sucht. Einer Schriftsprache den Vorwurf zu machen, daß sie jene gerade Naturlaute nicht wiederzugeben wisse, deren sich schäkernde Kammerdirnen und sonntagslustige Bauerbursche bedienen, ist lächerlich, ebenso lächerlich, als wenn wir an den Verfasser die Forderung stellten, er möge uns die „Kritik der reinen Vernunft" in's Bäuerisch übersetzen. Wenn er dem Hochdeutschen seine andern Vorwürfe zu machen weiß, so möchten wir ihm rathen, in der Zukunft über dieses Thema zu schweigen. Was sein Gedicht anbelangt, so wollen wir ihm gern zugestehen, daß er die Mutter

ener Eigenschaften besitze, die dazu gehören, ein gutes
zu liefern. Er gebietet nicht nur über die poetische Dar-
gabe der reinen unverfälschten Natur, wie sie noch un-
gt von den hohlen Zähnen der alten Jungfer Cultur
keuscher Naivetät und sinniger Einfalt wiegt, son-
versteht es auch, jene sanfte Rührung, die gleichsam wie
Schleier das ganze Idyll umschweben muß, sehr wohl her-
fen. Trotz dieser seiner glücklichen Anlage hat er in der
ion seines Stoffs einen Fehlschuß gethan. Der „Pro-
der offenbar nicht die Hauptfigur des Gedichts ist, wenn
ch gleich vorneweg die Ehre erwiesen wird, auf dem
tte zu figuriren, spielt in der ersten, 49 Seiten langen
ung eine Rolle, die den Leser zu einer andern Erwar-
rechtigt als zu der, daß ihn der Verfasser von nun an
ländliche Staffage benutzt, bis er es endlich am Schlusse
lls wieder der Mühe werth findet, ihn grell in den Vor-
zu stellen. Dagegen zählen wir zu den Vorzügen des
einige gelungene Naturschilderungen, bei deren Lectüre
der That schweizerische Alpenluft einzuathmen wähnten.
llen zur Empfehlung des Buchs hier ein Bruchstück
n. S. 16:

....mer wend gegen Urirothstock
d zum Titlis — luegmer au da, es wird alliwill schöner!
steraarhorn chunnt — bim Hammer, en spanische Grande
nid so stolz i d'Welt wie dä Mordsgwaltsrepublikaner
te Fründe, dem Wetterhorn, dem Mönch und dem Eiger —
nd groſsi Herre! Die händ na öppis z'bidüüte! —
nd anderi Kerli as dusse die thronede Höfi,
b es Herrscherhuus, da chamme na sin Respekt ha,
e Brauch isch, sunderli au vorem stolziste Meitli
m ganze Planet: vor der Jungfrau — gfehscht, ihri Brüeder
iez vorere zue mit ihre gwaltige Püggle;
id die emal a gegen Brüüß, das wur di Gott chrache! u. s. w.

und da wirft der Verfasser äußerst glücklich einen
gedrängt und abgerundet in einer Verszeile hin, daß
ich davon überrascht wird; wir wollen beispielsweise
einzigen anführen (S. 61):

as isch d'Liebi anders, as eben es Sunntigvergnüege!

Wäldler. Gedichte in der Mundart des bairischen
von Joseph Max Schuegraf. Würzburg, Kell-
1858. 8. 15 Ngr.

Ehen jedem, der dies nette Büchlein zur Hand nimmt,
e nicht zu überblättern; denn der Dialekt dieser bai-
äl Dler zeichnet sich durch manche Eigenheiten aus,
rfasser darin zum bessern Verständniß analysirt. Un-
Dürften daher ebenfalls einige Stellen des genann-
es nicht unwillkommen sein.

e der Dialektdichter ist es", sagt Ignaz Hub, „die
n darten zerstreuten, unverstandenen, schier verloren
Schätze der Sprache zu sammeln, literarisch zu hin-
n Ohr und Auge wieder auf angenehme Weise zu-
machen, und so den gewissen Zusammenhang zwi-
prache der Vergangenheit und der Zukunft, den un-
ge hochdeutsche Schriftsprache nicht vermitteln kann,
tellen." Hierzu bemerkt der Verfasser: „Dies läßt
erischer Weise bei der Wäldlersprache, die etwas un-
ch und einförmig ist, dazu der weiblichen Ausgangs-
y bar, nicht wohl ausführen; dessenungeachtet machte
ersuch mit Liedern, Bildern und Sagen in dieser
wenn auch nicht als Dichter, doch als für mein
begeisterter Wäldler."

enheit an Autoren ist heutzutage etwas so Seltenes,
rklich angenehm berührt wird, wenn sie sich uner-
in der letzten, flüchtig hingeworfenen Bemerkung
rs zeigt. Wer sich erniedrigt, der wird erhöht;
er Verfasser sich schüchtern selbst nicht einen Dichter
agt, so glauben wir mit folgendem schönen, tief-
gefühlten Nachtliede den schlagenden Beweis zu liefern, daß er doch ein Dichter ist:

S' Kammafenſta.

Z' Omnd, wenn d' Darbat gſcheng,
Schleich i aus 'm Haus,
Laouß mi lang ned ſeng,
Koſt's aa oft an Strauß,

Laf in d' Nochbaſchaft,
Wos i laffa koo,
Wiad ins Fenſta gafft,
Ruaf mei Diänd'l oo.

Ho mi huit betrong,
S' Diänd'l rühat ſe ned,
Deaf's koan Menſch'n kleng,
Daß i mi voſpät.

Bhüt di Fenſterl mei!
Sei huit af da Haout!
Laouß koan Fremd'n ei,
Wenn a klopfa thaout!

Kimm i moarng zo dia,
Laouß ma 's Diänd'l ſeng,
Daß dafreg von iah,
Waou iah Hearz huit gleng.

S' Diänd'l ſchloft bei Gott!
Höat ned, laoußt me ſteeh;
Weaß koan beſſan Roth,
Dls aa ſchloffa geeh.

Zu den besten Producten des Buchs zählen wir ferner: „S' Feuia-Hupfa z'Johanne"; „Hintumegredt"; „Da Hansgürg'l als Soldot 's eaſchtmol am Poſt'n"; „D' Schlosseren als Schraufſtock, oda da prellt Duif'l" mit origineller Schlußpointe, und endlich „Da Duif'l voan Bieakella", dessen zwei erste Strophen besonders Studenten ergötzlich vorkommen dürften. Auffallend erschienen uns die siebenzeiligen „Schnadahüf'ln", da wir doch durch die ganze norische Alpenkette das Schnadahüpfl von den Gebirgsbauern stets vierzeilig singen hörten. Möge der Verfasser in seinem Bestreben, die originellen Seiten der bairischen Wäldler aufzudecken, emsig fortfahren! **Emanuel Raulf.**

Notizen.

Die Zeitungen der alten Römer.

Von Karl Zell's „Ferienschriften" ist der erste Band einer neuen Folge erschienen (Heidelberg, Winter, 1857), welcher unter anderm eine höchst interessante Abhandlung „Ueber die Zeitungen der alten Römer" enthält. Es sind damit die Acta urbana oder Acta populi romani (mit dem häufigen Zusatz „diurna") gemeint. Der Laie wird nun zunächst fragen, aus welchem Material diese Acta bestanden und auf welchem Wege sie in die Oeffentlichkeit kamen? Dies erfährt er aber erst auf S. 53. Sie waren ohne Zweifel wie alle öffentlichen Bekanntmachungen auf ein Album geschrieben, d. h. mit schwarzer oder rother Farbe auf weiß (mit Gips) angestrichene Holztafeln, und wurden wahrscheinlich entweder in der Dienstwohnung des Pontifex Maximus wie die frühern Annales maximi oder von dem Stadtpräfecten an demselben Orte ausgestellt, wo überhaupt die von ihm ausgehenden Publicationen geschahen. Später wurden sie wahrscheinlich in archivalischer Form zusammengestellt und auf Bronzetafeln im Archiv aufbewahrt. „Als noch gewisser kann man annehmen", fährt der Verfasser fort, „daß die Acta diurna nicht blos auf dem öffentlich ausgestellten Album täglich gelesen, sondern von sehr vielen Personen abgeschrieben wurden. Solche Abschriften wurden gewiß viele genommen von solchen, die sie auf ihre mit Wachs überzogenen Schreibtafeln mit ihrem Stylus eintrugen, um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu

kommen, oder um die Neuigkeiten zu Hause oder andern Bekannten authentisch mitzutheilen; oder auch um sie auswärtigen Angehörigen und Freunden in Briefen mitzutheilen; ferner von Leuten, welche dieses Geschäft gewerbemäßig für Geld betrieben und die officiellen Acta noch mit andern überallher aufgetriebenen Stadtneuigkeiten vermehrten; dies waren jene Operarii, wie sie Cicero in seinen Briefen nennt." In der Kaiserzeit wurde denn auch von Staats wegen dafür Sorge getragen, daß die römische Zeitung überallhin in die römischen Provinzen und zu den Heeren gelangte; daß sie in den Provinzen und bei dem Heere mit Begierde gelesen wurde, geht wenigstens aus einer von dem Verfasser angeführten Stelle des Tacitus hervor. Adolf Schmidt hat für diese Acta die Benennung „Staatszeitung" aufgebracht; Zell ist aber der Meinung, daß, wenn man einmal eine moderne Benennung wählen wolle, die Bezeichnung „Verkündigungsblatt", „Regierungs- und Intelligenzblatt" ihrem Inhalt entsprechender sein würde. Die Acta enthielten keinerlei raisonnirende Artikel, sondern Actenstücke und Protokollauszüge der berathenden Versammlungen (der Comitien und des Senats), der Gerichte und Magistrate, außerdem kurze Anzeigen von Tagesneuigkeiten aus dem öffentlichen und Privatleben, auch mitunter aus der Chronique scandaleuse; über Ehescheidungen, über den Vogel Phönix, der etwa für die Acta war, was die große Seeschlange für die heutigen Zeitungen ist. Interessant ist ein Scherz bei Petronius, worin er den Inhalt und Ton dieser Acta parodirt und persifflirt: „Den 26. Julius. Auf dem Cumanischen Landgut, welches dem Trimulchio gehört, sind geboren worden 30 Knaben und 40 Mädchen; in den Speicher wurden von der Tenne gebracht 500000 Scheffel Weizen; gezähmt wurden 500 Ochsen" u. s. w. Der Abhandlung, die den Leser in unterhaltender Weise ein großes und interessantes Stück des römischen Lebens kennen lehrt, läßt der Verfasser die bekannten Dodwell'schen Fragmente der Acta diurna nebst Untersuchungen über ihre Echtheit folgen. Der Verfasser bedient sich zum Schluß der Formel der römischen Schwurgerichte, wenn diese weder von der Schuld noch der Unschuld des Angeklagten so vollständig überzeugt waren, daß sie ihn bei der Abstimmung mit gutem Gewissen entweder verurtheilen oder freisprechen konnten: „Non liquet", d. i.: die Sache ist noch nicht ganz klar. Außerdem enthält der vorliegende Band die Abhandlungen: „Ansichten der Alten über die gemischte Verfassung" und „Aristoteles im Verhältniß zur griechischen Volksreligion betrachtet". Karl Zell, vormals Professor zu Freiburg im Breisgau hat schon früher „Ferienschriften" in drei Bänden (Freiburg 1826—33) erscheinen lassen zu dem so lobenswerthen Zweck, Lesern von allgemeiner Bildung aus den Quellen geschöpfte, anschauliche Darstellungen aus dem Leben des classischen Alterthums und aus der classischen Literatur zu geben, zugleich aber auch einen Beitrag zu der wissenschaftlichen Bearbeitung der darin behandelten Gegenstände zu liefern. Jetzt, nachdem für ihn „nach 40 im öffentlichen Dienst zugebrachten Jahren die sonst nur periodisch wiederkehrenden Ferien in den behaglichen Zustand einer dauernden Muße übergegangen sind", erklärt er, Lust, Zeit und hinreichenden Vorrath an Stoff zur Fortsetzung jener Sammlung gefunden zu haben.

E. Montégut über die neufranzösische Romantik.

Unter den neuern französischen Kritikern verdient Emile Montégut, Mitarbeiter der „Revue des deux mondes", besondere Beachtung, indem sich in ihm deutscher kühler Scharfsinn und englischer common sense mit französischem Esprit vereinigen. Dies beweist neuerdings im ersten Novemberheft der genannten Revue seine Abhandlung „Le roman intime de la littérature réaliste", welcher der so viel Aufsehen machende Roman von Ernest Feydeau „Fanny" zum Grunde gelegt ist. Ueber diesen Roman äußerte sich ein Frauenzimmer, dessen Gewerbe darin besteht „à mettre en circulation le poison des romans modernes", in folgenden charakteristischen Ausdrücken gegen Montégut: „Man hat großen Lärm über «Madame Bovary» erhoben. Sicherlich enthält «Madame Bovary» Schilderungen, die ein wenig roh und cynisch sind; aber ist dies doch kein unmoralisches Buch; «Fanny, mein Herr, «Fanny» ist ein indecentes Buch." E. M. nun die Ausländer, diesen Roman nicht für ein französischen Lebens, sondern nur eines gewissen kreises zu halten. Diese neufranzösischen Aristokraten nichts weiter zu schildern als ihre nächsten darunter sich selbst. Erzählten sie dem Publikum, Tags zufällig nicht hätten dejeuniren können, eine Grisette getäuscht worden seien, oder daß sie eine Schauspielerin zu heirathen, so hätte was sie wüßten und jemals wissen würden. keine andere Welt als die zwischen der Börse Montmartre, der andere wisse nur, was sanen vorgehe, ein dritter habe die Bälle seine besondere Obhut genommen. Bald seine eigenen Schriftsteller haben und jeder sellschaft sich selbst schildern. Diese Bewegung Börsenmännern ausgegangen. Sei nicht gegend die „Fiammina" hergekommen? daher auch jetzt die „Fanny"? In diesen seien alle Essenzen enthalten, womit sämmtliche beifällig aufgenommenen Romane vergiftet seien: à la morale et la crudité lascive, les peintures ses, l'idolâtrie de la matière." Die von Feydeau auf die Schilderung von peten u. s. w. verwendet; jede Seite duftete patchouli". Das alles begehre freilich habe seine Laster im wirklichen Leben ganz nicht, daß sie ihm in ihrer cynischen Roheit wie Heinrich Heine's Negerkönig wünsche es, zu sehen; wenn es keine Leidenschaften gern, daß es deren habe und es mache ihm voir poétiser ses vulgaires passions de vulgaires projets du lendemain". „public des classes moyennes". Der „Unsere Zeit beklagt sich oft, daß man sie die Gebrechen, die man ihr vorwirft, nur gewisser unzufriedener Mysanthropen ersinnen; ten diese Mysanthropen ihrerseits fragen, ob gute Meinung, die sie von sich selbst hat, chung einer ganz kleinen Fähigkeit verdankt, liche Gefühl nennt. Ja, es ist das moralische nur zu sehr unserer Zeit fehlt"; aber: „Le quo le sens moral appliqué aux choses Montégut schließt: „Einen Spötter, wenn liche Vorsehung, einen Spötter, wer es auch werden wir ihn willkommen heißen! Mögen und laute Lachen Rabelais' und Molière's wollen wir uns mit dem guten ironischen gnügen; was sage ich? wir sind schon so ralischen Macht des Lachens beraubt, daß schenhassende Grimasse des bittern Swift Fröhlichkeit des cynischen Fielding willkommen Wenn er nur käme, dieser Spötter, und sich selbst lachen machte!" Wie viel paßt auf uns, auf unser Publikum, unsere schaftlichen Zustände und namentlich unsern Dabei versteht Montégut, wie man sieht, offenbar weit davon entfernt, unter dem Philistermoral der „classes moyennes" ziemlich grundsatzlosen Menschenklasse, die und soliden alten Bürgerthum sicherlich

Bibliographie.

ltmüller, C., Die Ironischen. Erzählung. Göttingen, b. 1859. 8. 22½ Ngr.

aer, W., Die Industrie der Schweiz. Ein Spiegel utschlands Staatsmänner und Philister. Leipzig, O. . 1859. 8. 20 Ngr.

arack, K. A., Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem 1490 von dem Meister-Sänger Kuntz Haß. Ein Bei- deutschen Kulturgeschichte. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 6 Ngr.

graphien berühmter Erfinder und Entdecker der Neuzeit. nd: Georg Stephenson geschildert in seinem Leben ken als Mensch und Erfinder. Nebst einer Geschichte nbahnen, der Locomotive und der Sicherheitslampe. beitet nach der 5ten Auflage des englischen Originals. , Franckh. 1859. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

drück, K., Quellenstücke und Studien über den Feld- Reichsarmee von 1757. Ein Beitrag zur deutschen im 18. Jahrhundert. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

garin's, T. v., Memoiren. Abrisse von Geschehenem, und Erlebtem. Aus dem Russischen übersetzt von E. nthal und H. Clemenz. 1ste Lieferung. Jena, 1859. Gr. 8. 10 Ngr.

ber, A. F., Pabst Gregorius VII. und sein Zeital- Band. Schaffhausen, Hurter. 1859. Lex.-8. 2 Thlr.

Hildebrandslied nach der Handschrift von Neuem geben, kritisch bearbeitet und erläutert nebst Be- n über die ehemaligen Fulder Codices der Cas- othek von C. W. M. Grein. Mit 1 lithographirten ttingen, Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

serling, M., Sephardim. Romanische Poesien in Spanien. Ein Beitrag zur Literatur und Ge- der spanisch-portugiesischen Juden. Leipzig, hn. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

eute der Amtsstube. Socialer Roman vom Verfas- tter der Industrie." Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

he Liebeslieder seit Joh. Chrn. Günther. Eine Codifica- Storm. Berlin, Schindler. 1859. 16. 1 Thlr.

er, G. W. K., Die Stadt Nürnberg im Ausgang sfreiheit. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8.

ıor, J., Das Konzil zu Konstanz in den Jahren 8. Nach Ulrich von Richentals handschriftlicher rbeitet. Mit 3 lithographirten Bildern aus Richen- sführung des Johannes Huß und Hieronymus von Scheiterhaufen. so wie der Festumzug Papsts Mar- ellend. Konstanz. Br. 8. 18 Ngr.

r, F. A., Characterzüge aus dem Leben des Grafen Neuhaus. Hamburg. 12. 15 Ngr.

J., Herzog Konrad. Ein deutsches Trauerspiel. , Hurter. 1859. 16. 15 Ngr.

r, F., Läuschen und Riemels. Neue Folge. Platt- ichte heitern Inhalts in mecklenburgisch-vorpommer- rt. Neubrandenburg. 1859. 8. 1 Thlr.

, P., Lieder-, Sonetten- und Romanzen-Kranz. nsterlin. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

un, G. E., Die Lehre der heiligen Schrift vom en Reiche oder vom zukünftigen Reiche Israel. nung auf die Schrift: „Wider den Chiliasmus rich, evangelisch-lutherischer Pastor." Schönebeck, 8. 18 Ngr.

ınn, J. J., Socialistische Träume. St. Gallen, ny. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

cher, A., Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, H., Immanuel Kants Leben. Ein Vortrag. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Friedrich Gentz. Eine Biographie. Mit zwei Porträts und einem authographischen Briefe Gentzens. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 1859. 8. 3 Thlr.

Sonnenfeld, F., v., Volksgeschichten aus dem Schwarzbuben-Land. Basel, Schweighauser. 8. 27 Ngr.

Spiller, P., Gemeinschaftliche Prinzipien für die Erscheinungen des Schalles, des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus und der Elektrizität. Posen. 1855. Gr. 8. 6 Ngr.

Stoll, H. W., Die Götter und Heroen des classischen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Zwei Bände. Mit 41 Abbildungen. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Theos, nicht Kosmos! Denkschrift als Zeugniß für die Wahrheit. Berlin, Evangelische Buchhandlung. 1859. Gr. 8. 20 Ngr.

Weisser, A., Der Tanz um das goldene Kalb. Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Franckh. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wild, F. K., Theodor Morunger. Eine geschichtliche Erzählung. Mit 1 Titelbilde. Leipzig und Dresden, Naumann. 8. 8 Ngr.

Willkomm, E., Dichter und Apostel. Roman in vier Büchern. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Austria in Flammen auf der Reise von Hamburg nach New-York am 13. September 1858, dargestellt in einem Stahlstich in Royal-Quart nach der Skizze eines Augenzeugen. Nebst einer Zusammenstellung der Berichte über ihr entsetzliches Verhängniß und ein Verzeichniß der geretteten Passagiere. Darmstadt, Lange. Lex.-8. 8 Ngr.

Baumgartner, A. Freih. v., Ueber den Geist der Naturforschung unserer Zeit und ihre Resultate. Ein Vortrag, gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 31. Mai 1858. Wien. 8. 4 Ngr.

„Christus oder Belial?" Die unnütze Frage und Teufels-Vision eines armen Candidaten oder der Krebsgang im Fortschritt. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 2 Ngr.

Ausführliche und authentische Darstellung des schrecklichen Schiffbruchs des Hamburger Dampfschiffes „Austria", welches am Montag, den 13. September 1858, auf der Reise nach New-York in Brand gerieth und total vernichtet wurde, wobei 452 Menschen ihr Leben verloren, nebst namentlicher Angabe der Geretteten und der Verunglückten. Altona, Heilbutt. 8. 7½ Ngr.

Das St. Gallische Staatskirchenrecht, zur Beleuchtung der Denkschrift: „Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft desselben im Kanton St. Gallen." St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 6 Ngr.

Romberg, Die Aufgabe der Predigt in dieser unserer Zeit. Ein Vortrag. Posen. 1857. Gr. 8. 2½ Ngr.

Werels, W. A., Verhandlungen mit dem Post-Räuber und Mörder M. Petersen. Aus dem Dänischen übersetzt. Verden, Steinhöfel. 12. 3 Ngr.

Wieder ein „Liedlein" nach Hans Sachs, fein lustig anzuhören. Wie das Jenafest von einem seiner feindlichen Gegner in der Nähe incognito mit angesehen ward und welche Folgen es für ihn hatte. Als Nachfeier für die lieben Festgäste vom Verfasser des „Licht und Finsterniß". Jena, Deckereiner. Gr. 8. 2 Ngr.

Wyß, K., Etwas vom Kern und Stern der Seelsorge. Der Schweizerischen Predigergesellschaft gewidmet. Basel, Schneider. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihres an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überaus reichen Lebens während ihrer letzten Lebenstage und schon vollkommen erblindet, einer Nichte in die Feder. Der Leser erhält daraus zuvörderst ganz neue, auch literarhistorisch interessante Aufschlüsse über die Dichterin Karschin und deren Tochter, die Freifrau von Klencke, ebenso über Frau von Genlis, die mütterliche Freundin der Verfasserin. Die berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und dem Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, die oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Oesterreich und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — dies alles verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung eine Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit, wie sie gewiß nur wenige Memoiren bieten.

An der unlängst in Frage gestellten Echtheit dieser Memoiren kann nach deren Lectüre und namentlich nach den Mittheilungen des Vorworts niemand mehr zweifeln.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beethoven,

seine Kritiker und seine Ausleger.

Von

Alexander Ulibischeff.

Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Bischoff.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Eine von dem bekannten Herausgeber der „Niederrheinischen Musikleitung", Professor Ludwig Bischoff in Köln, verfaßte Uebersetzung der französisch geschriebenen Schrift des Russen Ulibischeff über Beethoven, die eben solches Aufsehen erregte wie dessen früheres allgemein geschätztes Werk über Mozart, aber namentlich wegen ihrer Polemik gegen die „Musik der Zukunft" auch ebenso viel Widerspruch als Beistimmung erfuhr. Gewiß wird es allen Freunden der Musik willkommen sein, daß die Schrift durch die vorliegende deutsche Bearbeitung, die außerdem durch eine interessante Vorrede des Uebersetzers bereichert ist, allgemein zugänglich geworden ist.

Die französische Originalausgabe des Werks erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Oulibichell (A.), Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. 8. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Chemie der Gegenwart

in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von

Friedrich Schoedler.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.

Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

8. Geheftet 2 Thlr. Cartonnirt 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch sein weitverbreitetes **„Buch der Natur"** in vortheilhaft bekannt gewordene Verfasser bietet hier dem deutschen Publikum eine **populäre Darstellung des neuesten Zustandes der Chemie,** und damit dem gebildeten Laien ein vortreffliches Mittel, sich über diese in unserer Zeit so einflußreich gewordene Wissenschaft zu unterrichten. Allgemein ist dieses Werk als ein treffliches, der weitesten Verbreitung unter den Gebildeten aller Stände würdiges bezeichnet worden, und hat sich auch bereits einer solchen zu erfreuen. Die vorliegende dritte Auflage zeichnet sich durch wichtige Vermehrungen aus und namentlich auch durch höchst geschmackvolle artistische und typographische Ausstattung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Mensch und seine physische Erhaltung.

Hygieinische Briefe für weitere Leserkreise

Von **Friedrich Oesterlen.**

8. Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 25 Ngr.

Die vorliegenden „Hygieinischen Briefe" des bekannten Verfassers, der auf diesem Gebiete eine Autorität ist, haben den Zweck, die Resultate der neuern Forschungen über die Gesundheit des einzelnen Menschen wie ganzer Völker und die besten Mittel zu ihrer Erhaltung dem größern Publikum darzustellen. Hauptsächlich sind es die Einflüsse der Natur auf den Menschen und seine Gesundheit: Atmosphäre, Witterung, Klima, Nahrungsmittel, Wohnungen, Städte, Beschäftigungsarten ꝛc., sowie die wichtigsten Gesetze der Volkskrankheiten selbst, welche darin in belehrender und zugleich unterhaltender Weise besprochen werden. Die Wichtigkeit des Werks für jeden, dem seine Gesundheit lieb ist, wie insbesondere auch in sozialer und nationalökonomischer Beziehung, bedarf keiner weitern Begründung. Es reiht sich in würdigster Weise Huseland's „Krebsbüchlein" an, und bildet eine wichtige Ergänzung der populären naturwissenschaftlichen Literatur der Gegenwart, z. B. der ebenfalls in Briefform verfaßten Schriften eines Gotta, Erdmann, Liebig, Moleschott u. a.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

terarische Unterhaltung.

eint wöchentlich. — Nr. 52. — 23. December 1858.

Zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte. (1767—1833.) Von Hermann Marggraff. — Zur Reiseliteratur. — Schriftsteller- und Künstlerverhältnisse. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

eutschen Cultur- und Literaturgeschichte. (1767—1833.)

hen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus s Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. ändchen. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. 8.

er ist bei seinen unermüdlichen Arbeiten in den der literarischen Archive auf eine Silberader ge- ie unerschöpflich zu sein scheint, auf den Brief- nebel's. Schon das von dem verstorbenen Varn- n Ense und Theodor Mundt herausgegebene e Werk „Karl Ludwig von Knebel's literari- laß und Briefwechsel" enthielt eine große Zahl en Knebel's an Boie, Gilbert, den Kanzler von H. Meyer und Böttiger und von Briefen des nd seiner Mutter, der Herzogin Luise, Einsie- lai, der Karschin, Gleim, Ramler, Wieland, d dessen Gattin an Knebel; 1851 erschien der Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" und e die Veröffentlichung der Briefe Lottchen's von Knebel unter dem Titel „Briefe von Schil- n an einen vertrauten Freund", von Düntzer en. Bald hintereinander folgten im Jahre falls von Düntzer edirt, der Briefwechsel Kne- einer Schwester Henriette und das oben ange- ändige Werk.*) Wenn man diesen gewaltigen iberblickt, so erstaunt man über diese ungeheuere keit eines Mannes, der, ohne unter den Schrift- Dichtern in erster Reihe zu glänzen, doch höchsten Grade segensreich wirkte und eine ümliche Stellung einnimmt, daß er einer so l von Männern wie Frauen, Dichtern wie Literatur- und Kunstbeflissenen wie Vertretern r Wissenschaft ein uneigennütziger Freund, Helfer war und dadurch der Mittelpunkt der ersönlichen und literarischen Beziehungen wurde. Briefwechsel mit seiner Schwester müssen wir rn Besprechung vorbehalten, da sein Haupt- werth nicht in den literarischen Mittheilungen beruht, ob- schon deren manche gelegentlich eingestreut sind, die auch zum Theil von uns gleich hier, soweit sie in den Kreis gegenwärtigen Aufsatzes fallen, berücksichtigt werden sollen. Der oben angezeigte Briefwechsel, welchen der Herausge- ber mit dankenswerthen biographischen Notizen über die hervorragendern Briefverfasser eingeleitet hat, wird uns vollauf beschäftigen und enthält Material genug zu einem selbständigen in sich geschlossenen Artikel. Der Briefwech- sel erscheint uns besonders deshalb von Interesse, weil er, eine ansehnliche Zahl der verschiedenartigsten Persönlich- keiten vorführend, einen Zeitraum von nahe sieben Decennien umspannt, noch in die Vorjahre unserer classischen Lite- raturperiode hinüberreicht und erst mit Goethe's und Zel- ter's Tode schließt. Man möchte sagen, daß wir in die- ser Briefsammlung, so viel Unbedeutendes sie auch ent- hält, die Art, wie die geistige Entwickelung Deutschlands Schritt für Schritt wuchs und sich auf den Gipfelpunkt hob, abgespiegelt sehen, freilich nicht ohne wesentliche Lücken, deren Ergänzung man zum Theil in den andern aus dem Knebel'schen Nachlaß herrührenden Briefsamm- lungen finden wird. Die Schreibart ist in den frühesten Briefen noch ziemlich unbehülflich, die Anschauungsweise beschränkt, fast kindlich, der Geist weniger entwickelt als das Gemüth. Im Verlaufe sehen wir den Stil sich im- mer mehr vervollkommnen, den Geschmack verfeinern; die geistigen Pulse fangen an lebhafter zu schlagen, bei die- sem und jenem nur zu lebhaft; das Gemüth tritt hinter den Geist zurück, der, in Gährung gerathen, sich meist unruhig, unzufrieden zeigt. Sympathien und Antipa- thien nehmen einen immer persönlichern Charakter an; das Band der literarischen Einheit ist zerrissen; man be- neidet einander den Ruhm, ja die äußere Lage; der Klatsch wird boshafter und raffinirter, und gerade ist er dies nie mehr als in den glänzendsten Tagen Weimars. Sie, die Götter des weimarischen Parnasses, waren auch Menschen, ja zu Zeiten recht schwache Menschen, jedenfalls waren sie nicht glücklich.

Den die Sammlung eröffnenden Brief des Candidaten M. Rose aus Ansbach vom 15. Februar 1767 erwäh- nen wir nur kurz. Der Verfasser gehörte zu den auch

*) iese Knebel's an Heinrich Doering hat letzterer in seine an Knebel", die in Nr. 95—99 d. Bl. f. 1834 erschie- ter Stelle eingeflochten.

damals schon häufigen Dilettanten, deren Productionsfähigkeit ihrem guten Willen bei weitem nicht gleichkommt, die aber doch eine unschätzbare und unentbehrliche Menschengattung bilden, indem sie es sind, welche in kleinern und größern Städten, engern und weitern Kreisen Interesse an der Literatur und Geschmack und Bildung verbreiten helfen. Wir führen gleich hier folgende Worte aus einem Briefe Riemer's an Knebel aus dem Jahre 1806 an, die eine ähnliche Ansicht verfechten:

Die Dilettanten sind meist der Poesie und Wissenschaft förderlicher, als man insgemein glaubt. Denn wie vieles bliebe ohne sie unversucht, unangeregt, ja unerschaffen! Weniger trefflich als die Gelehrten von Profession, leisten sie darum auch mehr: denn wenn man gar zu sehr die Schwierigkeiten eines Unternehmens vorher bedenkt, so bleibt man auch nur zu leicht davor stehen; und es kommt ja in der Welt nur überhaupt darauf an, daß etwas geleistet werde.

Man muß freilich zwischen Dilettanten und Dilettanten unterscheiden, zwischen den flachen, arroganten und den stillthätigen, bescheiden empfänglichen, welche die durch selbstschöpferische Geister gewonnenen Denkresultate in geschmackvoller Weise verarbeiten und so weitern Kreisen mittheilen. Laut einer Düntzer'schen Note hat Rose noch im Laufe des Jahres 1767 einige dramatische Stücke erscheinen lassen, die eine dem Dichter selbst nicht unverdient erscheinende strenge Beurtheilung erfuhren, was ihn jedoch nicht abhielt, 17 Jahre später mit einem Trauerspiel „Pocahontas", auch in verschiedenen Musenalmanachen als lyrischer Dichter aufzutreten.

Von größerm literarischen Interesse ist ein Schreiben H. Chr. Boie's aus Göttingen vom 19. März 1770, der ebenfalls zu jenen geistvollen Dilettanten und Literaturfreunden gehörte, welche sich dadurch die unschätzbarsten Verdienste erwarben, daß sie bedeutendere Talente zu poetischen Schöpfungen anzuregen und durch unermüdliche Thätigkeit im Publikum Empfänglichkeit dafür zu verbreiten wußten. Boie theilt seinem Freunde Knebel, der damals noch in Potsdam Militär war, darin mit, wie Gleim sich darüber gefreut, daß er, Boie, zu Potsdam in Knebel den einzigen Offizier habe kennen lernen, den er gleich nach seinem Kleist setze, spricht ferner von einem Gleim'schen an Knebel gerichteten Liedchen, das ihm Gleim selbst abgeschrieben, und das er nun als ein „doppeltes Heiligthum" verwahre, und schließt dann mit folgender interessanten Bemerkung über göttinger Zustände:

Hier bin ich seit einigen Tagen erst wieder. Nachdem die erste Zerstreuung vorüber ist, fang' ich recht sehr an zu fühlen, was ich verloren habe. Gewöhnt an die Gesellschaft der bessern Menschen, denen mich mein gutes Glück die ganze Reise über zugeführt hat, fällt es mir sehr schwer, unter so vielen Ungebildeten zu leben. Die wenigen Gelehrten, die den Menschen nicht ausgezogen haben, kann ich nur sehen, wenn Studiren oder das ekle Wiederkäuen der bekanntesten Dinge ihnen Munterkeit und Fähigkeit zur Gesellschaft genommen hat. Göttingen hat eben den Fehler als Potsdam. Wo nur ein Stand bemerkt wird, verliert man diejenige Abwechselung der Stände, die den Aufenthalt in größern Städten angenehm und die eigentliche Gesellschaft macht. Der Vorzug bei Ihnen ist die göttliche Gegend.

Aus einem Briefe des Kapellmeisters Wolf in Weimar vom 7. März 1774 citiren wir folgende charakteristische Bemerkung über den Hrn. von Einsiedel, damaligen Regierungsassessor:

Seit geraumer Zeit kommt mir der Hr. von Einsiedel gar nicht mehr zu Gesicht. Wie ich höre, wird brav gezecht, die Nacht nicht geschlafen, früh Morgens Champagner getrunken, dann auf die Regierung gegangen und mit dem Kopfe gerade Vortrefflich! Man muß sein Leben genießen; davor sind wir ja da!

Einen nicht geringen Verstand beweisen die Briefe Gilbert's, Advocaten und Hoffiscals am Kammergericht zu Berlin, mit welchem Knebel bis zu dessen bereits am 7. October 1775 erfolgten Tode eine innige Freundschaft unterhielt. In einem Briefe vom 9. December 1774 erwähnt Gilbert eines Gerüchts, wonach „Herr Hofrath Wieland des Atheismus beschuldigt und aus einer in Absehung der Prinzen nothwendigen Vorsicht aus Weimar verbannt sei", und er bemerkt dann:

Du kannst leicht denken, wie ich bei meinem warmen Enthusiasmus für diesen vortrefflichen Mann wider diese eben dumme als boshafte Ausstreuung protestirt habe.

Interessant in Bezug auf die Eindrücke, welche damals Goethe's „Werther" in verschiedenem Sinne auf die jüngere Generation machte, ist folgende Stelle:

„Werther's Leiden"! Hätte ich sie doch nie gelesen, ich, der die Natur einen so mächtigen Hang zur Melancholie gab, in der in Werther's Charakter so viele Züge aus dem seinigen sind! Moralischen Nutzen hätte das Werk stiften können, wenn in der Schluß mehr Schauer über die That, mehr Abschreckendes in jeden Nachfolger gelegt wäre, und dies wäre vielleicht mit wenigen Pinselstrichen gethan gewesen. Goethe hätte seinem Charakter einen gerechten Vorwurf ersparen können, wenn er nicht durch Werther's Briefe an Albert den Verdacht erregt hätte, daß Werther von seiner Lotte alles genossen hätte. Dies stumpft das Interesse bei jedem Leser und wirft, da Lotte noch eine liebende Person ist, auf Goethe die Schande eines Pasquillanten. Die Schreibart ist (einige Provinzialworte und Sprachfehler kommen nicht in census) ganz bezaubernd. Die Geschichte der Kinder, der ganze Schluß des ersten Theils, die ganze Reihe des Ganges der Leidenschaft sind meisterhaft, und welche große Züge, die ihm nur als Brosamen von des Reichen Tische, daß er darauf Acht gegeben, entfallen zu sein scheinen! Ueberdem herrscht allenthalben, bis auf wenige Stellen, eine Wahrheit, und was das Größte ist, geht dies so weit, daß vielleicht jeder Leser, wenn er nahe ans Ziel kommt, fühlt, es schwerlich konnte Werther anders thun, als er that. Ueberhaupt ist es das Werk eines großen Genies, aber ein gefährliches Werk, das ich leider schon zu oft gelesen. Ich mag nicht mehr daran denken!

Auf „Werther" bezieht sich auch folgende Stelle aus einem Schreiben des Actuars Salzmann, des bekannten strasburger Tischnachbars und Protectors des jungen Goethe, vom 12. April 1775:

Hier haben Sie „Werther". Die schönere Ausgabe ist da nicht mehr zu haben. Soviel ich weiß, arbeitet Hr. Dr. Lenzenring zu Paris an einer Uebersetzung; ich fürchte aber, er möchte die beste Uebersetzung dem Buche schaden, da sich das Ganze auf deutsche Sitten und Denkungsart gründet, und der Stil selbst so viele Eigenheiten und Energie hat, die sich im französischen nothwendig verlieren muß.

Mit Bezug auf Goethe's „Götter, Helden und Wieland" bemerkt Salzmann:

ist, wie Sie wissen, jung und muthwillig, und vielleicht
n dieses (Knebel's und des Herzogs von Weimar Urtheil)
ger machen. Doch kann ich nicht umhin, ihn in etwas
fertigen. Hr. Wieland verdient allerdings einen Herzog
chsen zum Gönner und Sie, bester Mann, zum Freunde
n, allein können Sie nicht auch ein wenig parteiisch sein?
jehende Goethe ist ein unbestechlicher Richter: Autorkolet-
d Eitelkeit haben Hrn. Wieland nie verlassen, ungeach-
r großen Talente, welche er zum Vergnügen seines Va-
schon so reichlich gezeigt hat u. s. w.

er den Personen, mit denen uns diese Briefsamm-
kannt macht, war für uns der gelehrte Franzose
de Villoison, Mitglied der pariser Akademie der
en, der sich selbst den „Ami des Allemands" nennt
t dem sich hier eine ansehnliche Anzahl Briefe im
chen Originaltext mitgetheilt finden, eine der in-
sten. Villoison bewarb sich in aller Weise um
st des weimarischen Hofes, an dem er sich auch
ii 1782 bis zum folgenden März aufhielt, weil
rechnete, zum Bevollmächtigten desselben an irgend-
fe, am liebsten in Florenz, ernannt zu werden. Als
Hoffnung aufgeben mußte, beschränkte er, echt
h, seinen Ehrgeiz auf den Wunsch nach Verlei-
es herzoglichen Ordens, um den er unermüdlich
. Er schreibt aus Paris unterm 8. October 1775:

me comblez de la plus vive joye en m'annon-
vous voudrez bien me rendre ce service impor-
emander au Duc la croix pour moi;

rm 17. November:

quoi ce silence de toute part? D'autre fois aussi,
à se flatter, des idées plus riantes venoient me
m'imaginois, mais je n'ose le croire, que c'étoit
i même qui vous avoit défendu de m'écrire, et
t me menager la surprise de m'annoncer la grâce
rner sa croix. Seroit-il possible que je fusse
reux pour l'avoir? Je vous en prie en grâce,
la toujours. Vous ne risquez rien! Cela ne peut
mettre ni vous ni moi.

ndermal schreibt er:

mon ambition seroit de pouvoir mériter un jour
le et mon devouement, et à la faveur de votre
ation la croix de son ordre, et alors je me croi-
heureux de tous les hommes de pouvoir por-
une marque éclatante publique des bontés dont
igne m'honorer. Je préférerois cet avantage in-
tous les thrésors de l'univers, et je vous avouerai
it là le comble de me désirs.

renzenlose Schwärmerei für einen so unbedeu-
genstand, wie doch ein Orden gerade in den
s Verehrers der Alten sein sollte, hat doch
rlich Rührendes! Nach allen Seiten hin ver-
zu diesem Zwecke seine Complimente und für
en Personen hat er die überschwenglichsten
en. Die Herzogin Mutter ist ihm „encore
au dessous des grands éloges que vous
faits. Rien n'égale son génie et ses lumiè-
s.

n Grafen Goertz, einen Mann von ehrenhaf-
ter, fürchtet und haßt er; er nennt ihn ge-
n „vilain". Ueber die großen Autoren am
ofe ist er entzückt, namentlich über den „im-
mortel Monsieur Wieland" (oder ein andermal „l'immor-
tel roué"), von dem er unter anderm einmal sagt:

Monsieur Wieland est un grand homme qui fait l'hon-
neur de sa patrie et de sa langue. Je vous remercie in-
finiment de m'avoir procuré l'honneur de sa connoissance
et de lui avoir parlé de moi .... Plusieurs sçavants Al-
lemands me parloient dernièrement de ce grand homme,
et me disoient qu'il sçavoit son Lucien et son Platon par
coeur, et qu'il possède le Grec comme sa langue mater-
nelle. C'est que j'ai reconnu moi-même quoique j'aye le
malheur de ne le pouvoir lire que dans de mauvaises
traductions. Ce sçavant poëte devroit se traduire lui-même
en Français, lui qui sçait si bien cette langue.

In einem andern Briefe schreibt er über ihn:

Je regarde l'amitié de ce grand homme comme le thré-
sor le plus précieux, et je vous aurai toute ma vie une
obligation infinie de m'avoir procuré la connoissance de
ce poëte célèbre qui réunit l'érudition la plus profonde
aux charmes du style et de la poésie. Quelle difference
avec Voltaire qui est le plus ignorant et le plus superficiel
des hommes, quoiqu'il soit incontestablement un des plus
beaux esprits. Les poëtes Allemands, qui sont très sça-
vants, sont bien supérieurs aux nôtres.

Einer solchen Hochstellung der deutschen Dichter bei einem Franzosen der damaligen Zeit zu begegnen, hat sicherlich etwas Ueberraschendes. Villoison gedenkt auch einmal bei Erwähnung der von der Herzogin Mutter gegebenen „soupers délicieux" Herder's mit den Worten:

Quelquefois il s'y trouve le sublime Monsieur Herder,
dont la physiognomie porte l'empreinte du génie qui l'a-
nime et le dévore.

Und von Goethe schreibt er in einem Briefe an die Herzogin Mutter, dessen der Herausgeber gelegentlich in einer Note gedenkt:

J'ai passé hier une soirée delicieuse avec Monsieur
Goethe. Une seule de ses paroles et de ses réflexions
suffit pour confirmer la grande réputation dont il jouit à
si juste titre.

Einige eingefügte Briefe Villoison's an die Herzogin-Mutter und an den Obersten Hendrich enthalten lateinische Distichen dieses Germanophilen auf Goethe, Wieland, Herder, den Abbé Raynal, die Herzoge von Weimar und Meiningen, die Frau von Stein, den Prinzen Konstantin, „Mlle. Goechaus" und Knebel selbst.

Ein anderer deutschfreundlicher Franzose, dessen nähere Bekanntschaft wir hier machen, ist Franz Cacault, geboren zu Clisson bei Nantes 1742, der bereits 1764 eine Professur der Mathematik erhalten, diese aber 1769 infolge eines Zweikampfes niedergelegt und darauf eine größere Reise unternommen hatte, die ihn 1773 auch nach Deutschland führte, wo er die meisten hervorragenden Schriftsteller und Dichter persönlich kennen lernte. Im Jahre 1785 wurde er zum Gesandtschaftssecretär in Neapel und 1801 zum bevollmächtigten Minister in Rom ernannt, von wo er jedoch 1804 abberufen wurde. Er starb am 10. October 1805. Von ihm ist in dieser Sammlung ein Brief aus Neapel vom 12. November 1789 abgedruckt, in welchem er über Goethe klagt:

Dès que j'ai sçu que Monsieur Goeth étoit içi, j'allai
le trouver pour sçavoir de vos nouvelles et de celles de nos
amis d'Allemagne. Je l'avois beaucoup prié de vous as-

surer tous de mes sentimens. J'ai trouvé le grand homme si froid avec moi, si peu parlant, que je n'ai pas eu avec lui le plaisir que je me promettois etc.

Er versichert dann, daß er die „grands hommes dans les lettres", die ihn in Deutschland so wohlwollend aufgenommen, stets im besten Gedächtniß behalten werde; beklagt den inzwischen erfolgten Tod Sulzer's, Moses Mendelssohn's, Jerusalem's, Zollikofer's (Sollikoffer) und Geßner's, die schwer zu ersetzen sein würden, und fährt dann fort:

Je vous prie en grâce quand vous en trouverez l'occasion de me rappeler au souvenir de ceux qui nous restent de le beau siècle de la langue Allemande, à Gleim, Visland (Wieland), Nicolai, Engeln, Ramler, Herder, Busching, Weiss, à l'auteur de la traduction des nuits de Young et du poème Anglois de Leonidas. Surtout à Zimmermann, médecin d'Hannovre que j'aime extrêmement.

Er gedenkt weiter der Uebersetzung, die er zu Wolfenbüttel unter den Augen des Verfassers von der Dramaturgie gemacht habe und die dann vor fünf Jahren zu Paris gedruckt worden sei, und seiner mit Beihülfe des Dichters verfaßten Uebertragung der Ramler'schen Oden, fragt, ob von der erstern in Deutschland gesprochen worden sei, und wünscht von der andern ein Exemplar zu erhalten, um seine „traduction oubliée" einmal wieder zu lesen, und bemerkt zum Schluß:

L'impulsion générale de notre nation pour la liberté que les oppositions et les obstacles fait dégénerer en fanatisme, fait naître un nouveau genre d'ouvrages et d'écrits où le génie François se développe sous un nouveau jour! Que pensez vous de nos affaires en Allemagne? dans quel état jugez vous que soient les vôtres? Le fanatisme des François si continue, ne s'entendra-t-il pas au loin? L'Allemagne se trouve elle même à une époque très intéressante.

Schließlich versichert Cacault: „J'ai grande confiance au jugement des Allemands."

Ein Ausspruch des Lieutenants Warnsdorff in Potsdam über Goethe's „Stella" ist als eine Stimme aus dem genießenden Publikum nicht ohne Interesse; er schreibt am 26. Februar 1776:

Wenn er (Goethe) noch in loco ist, so bitte ich ihm meine Empfehlung zu machen und ihm nebst meiner Ergebenheit zu versichern, daß sein zärtliches Drama „Stella" unaufhörlich in Berlin gespielt und bewundert wird, was auch der hamburger Mann ohne Kopf darüber schreiben mag. Der Orang-Utang in Berlin hat nicht wieder gemuckst, seitdem er in der Thiergesellschaft parabirt hat.

Unter dem „Mann ohne Kopf" ist der „Altonaer Postreuter", unter dem „Orang-Utang" Nicolai mit Bezug auf die Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" gemeint. Doch hat die Nachwelt dem „Mann ohne Kopf" und dem „Orang-Utang" in Bezug auf „Stella" recht gegeben. Leisewitz, den Verfasser des „Julius von Tarent", der im Sommer 1776 Potsdam besuchte, nennt derselbe Warnsdorff einen „guten jungen Menschen, der nicht schien sich was darauf zugute zu thun, daß sein Licht so schön hell leuchtet". Das sieht dem nur zu bescheidenen und gegen sein Talent nur zu mistrauischen Verfasser von „Julius von Tarent" ganz ähnlich.

Einige Briefe Oeser's fallen durch ihren devoten Stil auf, dem sich jedoch die deutschen Autoren heutiger Zeit in den Dedicationen ihrer Werke an fürstliche und nicht fürstliche Personen wieder immer mehr zu nähern scheinen, wie ja auch die Lust an Titeln wieder immer mächtiger um sich greift; denn der Charakter einer Nation verleugnet sich niemals auf die Dauer („naturam furca expellas, tamen usque recurret"). „Legen Sie mich denen beiden durchlauchtigen Herzoginnen und der ganzen durchlauchtigen Herrschaft zu Füßen", schreibt Oeser. Man sollte dergleichen bei einem Künstler fast für berechnete Freiheit halten. Doch treffen wir in seinen Briefen, namentlich in dem vom 9. Februar 1780, auf einige gute Bemerkungen z. B.:

Nicht nur der tiefe Denker oder Alterthumsforscher muß bei einem öffentlichen Denkmal befriedigt werden, der Unwissende muß auch dabei empfinden können, und aus dieser Ursache thun die simpelsten Ideen die meiste und die gekünstelten die wenigste Wirkung. Wir müssen auch nicht mit unsern Empfindungen hin- und herwanken und das Volk irre machen, sondern eine gleichförmige Sprache führen, damit es uns versteht und an unsern Vorstellungen so bekannt wird, daß es endlich weiß, was wir wollen u. s. w.

Was die devote Gesinnung betrifft, so wetteifert mit Oeser der wunderliche Professor Büttner, der noch im Jahre 1788 seine pflichtschuldige Freude darüber ausspricht, daß das ihm „von Ihro Durchlauchten gnädigst zugetheilte Holz" ihm den strengen Decemberfrost erträglich mache.

Auch der unglückliche Dichter Lenz legt sich in einem strasburger Briefe vom 6. März 1776 wie Oeser „höchstdenenselben (dem Herzog) unterthänigst zu Füßen" und fügt diesem etwas pudelhaften Anerbieten eine Bemerkung über den Eindruck hinzu, den er gemacht haben müsse, als er „in einem damals gewiß seltsamen Aufzuge und noch seltsamern Lage .... in einer sehr unphilosophischen Verlegenheit dastand, als ihm die zuvorkommende Entlassung eines solchen Prinzen alle seine weit ausgesponnenen Ideen von Verleugnung der Welt mit einem male zerschnitt". Uebrigens spricht er mit einem gewissen divinatorischen Blicke seine Bewunderung vor dem weimarischen Hofe aus, „der Deutschland das erste Muster zur Beschützung der deutschen Musen aufstellt, das in der bekannten Wanderung der Wissenschaften gewiß Epoche machen wird". Strasburg nennt Lenz eine Stadt, „deren Bürger nur die Ausgelassenheit der Sitten denen Franzosen scheinen abgelernt zu haben und mit den wahren Vorzügen dieser Nation unbekannter als Deutschland und Moskau sind"; er klagt über den Mangel an Geschmack

Ich habe einen „Petrarch" geschrieben, für den mich die hiesigen Damen steinigen, weil sie alles das für geistliche Lieder halten. In Goethe's „Werther" ist ihnen nur die Stelle verdächtig, als er losdrückt und danach im Blute gefunden und in einem Kirchhofe begraben wird. Wenn er nur ehrlich begraben wäre, hätt' alles nichts zu sagen.

Ueber dieses so traurig untergegangene Talent erinnern wir uns, beiläufig bemerkt, jüngst im „Morgenblatt" einen Aufsatz gelesen zu haben, der mit der schnödesten lieblosen Kälte geschrieben war, wie sie jetzt so gemein

lich ist. Ein mitleidiger Seelenarzt würde aus Lenz' Briefen an Herder etwas anderes herausgelesen haben, als „unbefriedigte Ruhmsucht", „gemachtes Wesen" u. s. w. Doch es bedarf keiner langen seelenärztlichen Praxis, um aus folgender Briefstelle: „Ich, mein Bruder — ach, eine Thräne aus deinem Männerauge! — ich werde untergehen in Rauch und Dampf", oder aus dem Geständniß: „Ich habe einen großen alten Drachen in mir, mit dem ich noch viel zu ringen haben werde", die Symptome seiner beginnenden Geisteskrankheit herauszufühlen. Allerdings gewährten die seltsamen Einfälle dieses „zappelnden Genies" dem weimarischen Hofe „manche Unterhaltung", allerdings mußte sich das „kleine wunderliche Wesen", wie Goethe ihn nennt, „dafür auch manches gefallen lassen", aber nicht der nur noch halb seines Verstandes mächtige Lenz verdient hierfür herben Tadel, sondern Goethe und der weimarische Hof, die mit sträflicher Frivolität einen Halbkranken zum Gegenstande ihrer leichtfertigen Spottsucht und Lustigmacherei statt richtiger psychiatrischer Behandlung machten. Es ist im hohen Grade traurig, daß unsere Literaturgeschichtschreiber und Literaturforscher weder den richtigen psychologischen Blick noch das menschliche Gefühl besitzen, wie jeder nicht ganz und gar verhärtete Arzt oder Seelenarzt sie besitzt. Schade, daß noch kein Irrenarzt auf den Einfall gekommen ist, eine deutsche Literaturgeschichte, d. h. eine Krankengeschichte der deutschen Literatur zu schreiben! Selbst mancher, der an der fixen Idee des „gesunden Menschenverstandes" leidet, wie schon Nicolai daran litt, würde von einem solchen rationell gebildeten Arzte die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalten, die ihm über seinen Krankheitszustand und den Sitz dieser Krankheit, falls diese nicht schon ins letzte Stadium getreten wäre, sicherlich die Augen öffnen würden.

Wie Lenz über Strasburg, so zieht Christian Tobler in einem Briefe vom Februar 1782 über Zürich her:

Daß ich auf meine Stadt komme, so ist die Philisterei hier sehr zu Hause und hat, wie überall, den eigentlichen Segen zur Gesellschaft, so oft man auf sie flucht.

Ueber Lavater schreibt er am 3. April:

Lavater fährt mit seiner Cäsarsmanier fort, überall zu elektrisiren, zu geben und nicht zu empfangen, überall der erste zu sein und es zu verdienen. Es ist herrlich und schlimm, neben einen solchen Menschen gestellt zu sein.

Und am 6. August: „Lavater hat eine Reise gemacht und ist der Alte und fast nie zum Genießen."

In einem Augenblicke, wo es sich in Leipzig um das Project einer auf Actien zu errichtenden Gelehrtenbuchhandlung handelt, erschien uns folgende Stelle aus einem Briefe Bertuch's vom 17. Mai 1782 nicht ohne Interesse:

Ich war letzte Woche in Leipzig, um den Gang der merkantilischen Ebbe und Flut zu beobachten. Elend war sie für die meisten Waarenartikel wegen des stockenden Pulses in Holland, gut allein war sie für den Buchhandel. Die Buchhandlung der Gelehrten und die Verlagskasse zu Dessau hat eine gute Messe gehalten, und die Buchhändler, selbst die wichtigsten und starrköpfigsten, haben mit ihr ohne Zucken gehandelt und sie in ihre confrérie aufgenommen.

Hofrath Loder anticipirt die Lehre vom Stoffwechsel in einem Briefe vom 3. October 1786:

Die schönen Rebhühner, für die Eichhorn und ich gar sehr danken, haben uns lüstern gemacht, den ganzen Rest von solchem Federwild, den Sie noch haben mögen, in unsern Mägen in unsere Verwahrung zu nehmen und daraus succus gastricus und Stoff zu neuen gelehrten Arbeiten und Geisteswerken, die doch ohne Nutrition des Körpers nicht zur Existenz kommen können, zu bereiten.

Dabei zeigt er sich, echt materialistisch, auch über den aristokratischen Stoffwechsel auf der Universität Jena höchlichst erfreut, indem er am 28. Februar 1791 schreibt:

In unserm Jena steht noch alles fast in statu quo. Wir haben 804 Studenten, nämlich 390 Theologen, 278 Juristen und 136 Mediciner. Es sind sehr viele und feine Leute darunter. Wir haben zwei Grafen Schulenburg und Dürkheim. Beide sind fleißig und brav. Beide habe ich in der Anthropologie zu Zuhörern. Auf Ostern soll ein Graf Castell mit einer starken Suite herkommen, für den schon eine Reihe von Zimmern gemiethet ist.

Ein so rechtes Gaudium für einen damaligen Universitätsprofessor!

Eine der interessantesten Bekanntschaften machen wir an Batsch, Professor in Jena und 1793 Gründer und bis zu seinem nur zu frühen Tode Leiter der naturforschenden Gesellschaft, nicht ohne eigene Opfer. Goethe nennt ihn den „trefflichen, immerfort thätigen, selbst die kleinsten Nachhülfen seines Bestrebens nicht verschmähenden Batsch" und ein andermal einen „edeln, reinen, aus sich selbst arbeitenden Mann". Düntzer bemerkt über ihn in der Vorrede bitter:

Leider waren die äußern Verhältnisse seiner Stellung so wenig ausreichend, daß er sich kümmerlich abarbeiten und den Buchhändlern verdingen mußte, ein im Lande der Wissenschaft nur zu häufiges Unheil, wo selbst ein Lessing kaum eine Stelle finden konnte, und wo wir heute, Dreivierteljahrhundert nach Lessing's Tode, noch nicht auf die Mittel sinnen sehen, den Vertretern der Wissenschaft eine sorglose Stellung zu verschaffen, im guten Vertrauen daß sie „aus der Atmosphäre sich die besten Nahrungsstoffe saugen". (Die Epaulettes u. s. w. kosten zu viel!) Während die äußerlich geschäftige Welt den Ihrigen Reichthümer zu beschaffen sich beeilt, müssen so viele Männer des Wissens im Leben selbst mit den drückendsten Sorgen kämpfen, und am meisten gerade die edelsten, gemüth- und charaktervollsten Naturen, wie unser [illegible] die Wissenschaften begeisterter Batsch, dessen Seele rein wie Gold sich unter den beengendsten Verhältnissen bewährte. Von Arbeiten erschöpft erlag der edle Mann einem Nervenfieber am 29. September 1802. Knebel nahm sich der Hinterlassenen in herzlichster Weise an. Die hier mitgetheilten Briefe von Batsch gewähren uns einen anziehenden Blick in eine tief edle Seele.

Wir können diesem Ausspruch Düntzer's nur vollkommen beistimmen; denn die Briefe von Batsch sind allerdings die wenn auch keineswegs an pikanten, klatschhaften Mittheilungen und Anekdoten, doch an Gedanken reichsten und bestgeschriebenen Briefe der Sammlung, voll jener schönen Melancholie, wie sie edeln Geistern in dieser Welt so wohl steht. Als Probe der letztern geben wir hier nur folgende zwei von eigenthümlichem Geistesleben zeugende Briefstellen:

Weiterhin ist meine Erfahrung immer schlimmer und bitterer geworden. Ich habe die Menschen und einzelne gehaßt. Das

thu' ich nicht mehr. Aber ihre Verirrungen und die meinigen dazu sind mir doch zuweilen zu schwer geworden und ich wurde meines Spieles überdrüßig, bei dem so leicht, ich will nicht sagen die gute Handlung, sondern der gute Wille sogar scheitert. Die Unmöglichkeit, der Wahrheit und Güte auf den Grund zu kommen, die augenblicklichen Gefahren des Verlustes, der Verkennung, der Ungerechtigkeit haben mir endlich nichts weiter übrig gelassen, als eine entschiedene Weltverachtung, die von alledem, was glänzt und gerühmt wird, nichts mag, nichts davon zu erringen sucht, und da sie nichts erwerben will, auch in jedem Augenblick aufzuopfern bereit ist. Glauben Sie aber ja nicht, daß diese Resignation, diese Entfremdung einen mönchischen Charakter habe. Davon bin ich weit entfernt. Noch lebt in mir bei aller offenbaren Unvollkommenheit Gefühl der Würde meines menschlichen Daseins, Antrieb zur Pflicht, Ueberzeugung von ihr und hohes Gefühl der Natur, aus welcher, der ewigen, ich mich nie verlieren werde. Das alles kann nur mit mir vergehen. Aber dankbar nehme ich alles andere an, worauf ich nicht einen Augenblick bauen darf, Gesundheit, Wohlstand, Fortgang meiner Bemühungen, Freundschaft, Liebe, häusliches Glück. Es freut mich, ich danke mit inniger Wärme, ich vergesse sie ewig nicht, solange es in meiner Gewalt steht, aber es sind Güter, die frei kommen, wie freundliche Gäste, halten kann ich sie nicht, ich muß gefaßt sein, wenn auch mit sauerm Gesicht. Ich befinde mich so übel bei diesen Gesinnungen nicht, ich bin gleichgültig gegen Verhältnisse, die nichts mehr verdienen, aber empfänglich für alles Bessere, wenn es mir zu Theil wird, und ohne Gram, wenn es mir fehlt oder mich verläßt.

Ich verachte diese Menschen und den Kampf mit ihnen. Das Schicksal mag mir Genugthuung geben, nicht ich. Sie sehen, daß mich der Lauf der Dinge nicht milde gestimmt hat, und ich habe des Salzes und der Galle noch so viel im Hinterhalt, daß ich Fenien schreiben könnte, wenn es honnet wäre, einem theuern Freunde den widrigen Anblick eines solchen Ballspiels zum besten zu geben; und wenn ich nicht gelernt hätte, zu den tüchtigsten Schlechtheiten endlich ein so ruhiges Gesicht zu machen, wie der treueste Unterthan Sr. marokkanischen Majestät zu ganzen Dutzenden von seinesgleichen, die mit den Beinen gehängt sind. Bei so bewandten Umständen, und da sich mit den Jahren der große Vorrath des Zutrauens immer mehr aufzehrt, thut es wohl, in diesem trüben Meere der Indignation noch Anker zu haben, die erprobt und wahrhaft sind, Freunde der echten Art, auf daß die ewige nur unterdrückte Wahrheit, der Glaube an die Menschheit, nicht ganz in Wrackstücken zerscheitere!

In einem Briefe vom 19. Juni 1791 klagt Batsch über seine Lage:

Es kamen Zeiten, wo ich, um meine Familie zu erhalten, Schulden machen mußte, weil ich als ehrlicher Mann von meinem schweren Verdienste vorher Hunderte wieder bezahlt hatte. Der Schriftstellererwerb ist so schwankend, als er für einen Kopf, der nach wahren Zwecken strebt, demüthigend wird. (Auch Böttiger klagt in einem Briefe vom März 1803, daß die Buchhändler, wenn sie ein Manuscript annähmen, sich stellten, als ob sie ein Almosen reichten.)

Ueber die Unhaltbarkeit der damaligen Zustände schreibt er am 4. November 1792:

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß es anders werden wird, ob ich gleich nicht einsehe, wie es anfangen und wie es enden kann. Ich glaube, daß die Decke fallen muß; denn sie ist zu altmodisch, zu staubig, löcherig und widrig geworden. .... Des Staubes wird's viel geben, und manches Porzellangefäß mit der saubersten Malerei wird zu Trümmern gehen. Ich werde es nicht halten; denn ich stehe zu weit ab und bin zu schwach; aber ich werde mich freuen, wenn das wahre Gute triumphiren sollte, wenn ich gewiß werden könnte, daß Menschenverstand in voller That nicht blos das Eigenthum einer kleinen, höchst selten zur Wirkung kommenden Anzahl sei. Auch ich kann Ihnen mehr sagen als schreiben. Ich sehe nicht, wie die Tage der Vergeltung sollten aufgehalten werden.

Die Hoffnungen der so sanguinisch gläubigen Humanitätsapostel in Deutschland wurden zwar arg genug getäuscht. Batsch schreibt am 30. November 1799:

Die Elegie, ich weiß den Titel nicht, worin Sie den entgearteten, freiheitlügenden Franzosen den Fehdehandschuh zuwerfen und unsere arme, zertretene Nation beklagen, brach uns allen das Herz. Es war eine feierliche Stunde der Weihe. Das Land war außerordentlich gerührt und ergriffen.

Und in einem Briefe vom 15. Mai 1802 liest man:

Die Deutschen, hoff' ich, werden zu sich kommen, und es wird ihnen, wenn sie die Krise überstanden haben, ebenso wenig mehr nach philosophischen Revolutionen, Alarmkanonen, Kantheosirungen gelüsten, als den Franzosen nach politischen. Es scheint doch überall der Geist des Sturms und Drangs, auch in der Zeit der höchsten Noth, nicht der bessere und menschenbildende zu sein.

An die Nachricht von Batsch's noch in demselben Jahre erfolgtem Tode knüpft Karoline Herder die Bemerkung: „Ach, was sagen Sie zu Batschen's Tode? Man sagt in Jena, die Herren Loder, Himli und .... hätten ihn geliefert." Allerdings spricht Batsch, der überhaupt kein Schoskind der einflußreichsten Coterie in Weimar und Jena gewesen zu sein scheint, einmal in einem Briefe von einem seiner Collegen, „der sich in einem sehr schlimmen Licht gezeigt".

Eine Reihe von Briefen der Gattin Herder's ist von großem und vielfachem Interesse. Der männlich scharf auffassende Geist dieser jedenfalls merkwürdigen Frau zeigt sich darin in einem sehr prickelnden, wenn auch nicht immer wohlthuenden Lichte. Ihren Animosität gegen Goethe und Schiller, namentlich gegen Letzteren, werden vielfach Worte geliehen. Wenn sie letzteren mit Vorliebe den „großen" Schiller nennt, so weiß man, was sie damit sagen will. Zahlreich sind die Stellen, in denen sie auf beide Männer stichelt. Sie hat im Anfang des Winters 1801 einige Stücke des Aeschylus gelesen und bezieht sich darauf in einem Briefe vom 28. Nov. mit den Worten:

O, wie weit sind wir von ihnen (den griechischen Tragikern) entfernt! Welche Langmuth gehört dazu, die zwei großen Dichter zu sehen, wie sie ihre ausstaffirten falschen Götzenbilder als den alleinigen dramatischen Gott aufgestellt haben! Das neueste Stück von Schiller, „Das Mädchen von Orleans", soll so schön sein, daß es jetzt vor der Hand wegen zu großer Sublimität nicht aufgeführt werden kann. Auch spielt es nicht weniger als sieben Stunden.

Ein andermal klagt sie, daß auf dem weimarischen Theater die Sittlichkeit „so frech und gegen alle Regeln der Kunst selbst beleidigt würde", und fordert Wieland auf, dagegen seine Stimme zu erheben, da es sein „Metier sei, „über Sittlichkeit und Moralität zu halten". Ueberhaupt glaube man ja nicht, daß in den weimarischen Kreisen alles, was Goethe und Schiller schrieben, so ohne weiteres voller Bewunderung aufgenommen worden sei. So schreibt Böttiger am 25. März 1803:

Schiller's „Braut von Messina" ist hier ohne alle Barmherzigkeit verurtheilt worden. Wenigstens als Versuch, wie ein

lsfabel mit den reichen Tableaux, wie wir sie fordern, die alte Simplicität nicht mehr vertragen, auszustatten erste Probe mit den Chören, verdient es schonende Ach= Ich halte dafür, daß damit ein großer Schritt vorwärts sei. Das Unglück ist bei Schiller, daß er seine Misgriffe gerecht motivirt und sich seiner Grundsätze so scharf be=, daß, wo er einmal fehl gegriffen, kaum eine Besserung n ist.

ch die Urtheile, welche Knebel's Schwester gelegent= r die Schiller'schen Stücke fällt, sind meist äußerst ig; namentlich klagt sie über die ermüdende Länge ı; auch Goethe habe sie versichert, daß er es „bei 's Stücken niemals über den vierten Act habe aus= können". Am 25. September 1801 klagt Hen= nebel über den „Jammer", den sie am vorigen in „Maria Stuart" habe ausstehen müssen, das i unmäßig lang. Sie wiederholt ihre Klage in Schreiben vom 3. October: „Man sieht, daß Schil= das Tragische geboren ist, da er die Menschen so kann." Ueber „Turandot" schreibt sie am 3. Fe= 1802: „Auch Schiller hat über die «Turandot» ge Brühe gegossen, die uns nicht schmecken will Märchen ganz unverdaulich macht." Als die von Messina" bei der Herzogin Mutter vorgelesen schreibt sie: „Es hat schöne Stellen, ist aber doch, nem Glauben, etwas trocken." Darauf am 19. Fe= „Schiller's neues Trauerspiel wird auch bald ge= rden, doch freue ich mich keineswegs. Man sieht er für sich schreibt und wenig an das Publikum her seinen langen Stücken doch immer die Grazie Auch über „Wilhelm Tell" gibt sie am 22. März e ziemlich scharfe Kritik, die sie mit den Worten „Da ich den großen, man könnte ihn auch den ell nennen, glücklich ausgehalten habe" u. s. w. meine nicht, daß dies vereinzelte Stimmen aus n weimarischen Gesellschaft gewesen; beruft sich iette von Knebel unter anderm ausdrücklich auf eil der Prinzessin über „Wilhelm Tell". Im wollen ihr auch Goethe's Stücke bei der Auf= nicht recht gefallen, so die „Eugenia", obschon gt war, „es gut zu finden, weil mir, im Ver= sagt, die Schiller'sche Schwere fast unerträglich d „Götz", den Goethe durch seine neuen Zusätze emacht habe. Wieland sei über ihn ergrimmt gemeint, Goethe wüßte seinen eigenen Werth mehr zu schätzen. Noch schlimmer springt frei= ne Herder, um auf diese wieder zurückzukommen, e um. Schon 1799 schreibt sie:

es schmerzt mich fast, daß Goethe sich den Jargon n Modesprache angewöhnt; er verleidet mir ordentlich Sachen. O, wie ist Ihre Vorrede (zur Uebersetzung s) dagegen ein Geniusblatt, das uns den Gewinn, Reichthum unserer Sprache rettet. Läse doch Goethe de zehnmal! Ach, daß er so gern auf dem breiten Zeit schwimmt, um die Ewigkeit in der Zeit nicht !

5. September schreibt sie:

ätte er seiner Nation werden können! Trauern muß sen seltenen Genius! Nie weiß man, wie man in seinen Stücken daran ist, ob er das Rechte, ob er das Falsche meint, ob er diesem oder jenem das Wort redet. O, Sopho= kles, welch einen sichern Maßstab hast du!

Wer will aber auch in unserer „zweideutigen" Zeit von einem dramatischen Dichter den sichern Maßstab eines Sophokles verlangen? Ferner schreibt sie am 17. Mai 1808:

Uebrigens glaube ich, so brav und gut Goethe im Innern ist, so hat er doch seinen großen Beruf als Dichter sehr verfehlt. Er hat einen zu zweideutigen Weg eingeschlagen; das darf der Dichter nicht.

Dagegen schreibt sie über die Aufführung des Lessing'= schen „Nathan" vom 19. December 1801:

Liebster Freund, „Nathan der Weise" ist gegeben worden! Das himmlischste Stück, was wir Deutsche besitzen! Man muß es sehen und hören den Verstand!! Es beschäftigt unsern Geist und unser Gemüth! Von Anfang bis Ende mit der allerhöchsten Zufriedenheit — es hat allgemein den größten Eindruck gemacht. Seit 22 Jahren besitzen wir das Stück, das ein Muster ist — und die Deutschen kennen es noch nicht. O, wir Gänse!

Ganz entzückt ist sie von Jean Paul, den sie in einem Briefe aus Freiberg vom 30. Mai 1807 einen „Genius und Heiland seiner Zeit", wie seine „Flegeljahre" ein „Lebensbuch für Himmel und Erde" nennt.

O welch eine Lebensquelle ist in diesem Menschen! Diese Liebe für die Menschen, für die Natur, für Gott, zu denen er uns überall hinführt und unser eigenes Herz damit erfrischt. Dieser Geist und glückliche Blick, diese Wahrheit, dieser Humor, diese einzige Satire, komisch, gutmüthig und doch bis aufs Mark schneidend, ohne Gift. .... O, lieber Freund, ich möchte ein Geständniß machen über die hochgepriesenen poetischen Abgötter unserer Zeit! Wie steif und leer und herz= und geistlos sind sie in ihren Formen, mit denen sie uns jetzt eine kunstvolle Menuet vortanzen, arme zusammengelesene Gegenstände, die nicht leben, kurz, meist ausgedrückte Citronen gegen unsern einzig lebendigen Jean Paul.

Auch über Zacharias Werner, A. W. Schlegel, Böttiger, den sie geradezu einen „Schuft" nennt, und andere findet man in ihren Briefen interessante Urtheile.

Ueber die Verstimmung, in welcher sich Herder während seiner letzten Lebensjahre befand, enthalten ihre Briefe manche merkwürdige Mittheilungen. So schreibt sie am 23. Juli 1803:

Ach, Sie haben meinen innersten Wunsch ausgesprochen, daß er sein Amt niederlege. Ich habe es ihm schon diesen Winter so dringend ans Herz gelegt, ich habe aber das Unglück, daß er gerade das Gegentheil von dem thut, was ich wünsche. Gott weiß, es geht nicht mehr so. Er ist in den malhonnetesten Händen; sein Geist und Herz ist darüber zernichtet. Ach, Sie wissen es nicht, wie sehr er verstimmt ist.

Man kann dies Unglück des in vieler Hinsicht so großen Herder sicherlich nur beklagen; auch sind wir fern davon, die Schuld seiner Vereinsamung, wie Düntzer thut, auf ihn allein zu werfen. Man that eben nichts, um ihn versöhnlicher zu stimmen, und am meisten schmerzte es ihn, daß der Freund seiner Jugend, daß Goethe, den er zum Theil als sein Geschöpf betrachten durfte, sich von ihm abgewandt hatte. Hierzu kam freilich die leidenschaftliche Natur seiner Gattin, die immer neue Stacheln in sein Gemüth geworfen zu haben scheint. War aber Herder wirklich eine so unverträgliche Natur, wie Neuere ihn darzustellen lieben? Wir glauben es nicht; denn den

Zeugniſſen, auf die ſie ſich ſtützen, laſſen ſich Dutzende von Zeugniſſen anderer entgegenſtellen, die Zeugniſſe Knebel's, Gleim's, Jean Paul's, G. H. von Schubert's und anderer. Knebel ſchreibt an ſeine Schweſter 1787: „Ich beſuche ihn recht oft und finde ihn immer den großen, ſtillen, reifen Mann, den alles Gute unaufhörlich intereſſirt"; am 7. September 1788: „Mit welcher Vorſicht, Achtſamkeit und Delicateſſe trägt er nicht das im Herzen, was er ſeiner Freundſchaft werth hält"; am 30. September: „Herder hat außerordentlich viel Gefühl für das Individuelle eines Menſchen", und in ſeiner Elegie auf Herder's Tod ſang er ihm nach:

Ernſte Beſcheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Freundſchaft und Tugend,
Trauernd über den Freund, eilen verlaſſen davon.

Jean Paul ſagte von ihm, er ſei mehr geweſen als alles, was man dichten könne, er ſei „ſelbſt ein Gedicht geweſen", und Gleim ſchreibt über ihn: „Sein Umgang iſt der angenehmſte; freieſter Freundesumgang, die höchſte Humanität. Kein Stolz auf Wiſſenſchaft, keine Gravität, geſprächig, munter, natürlich." Was muß nicht alles zuſammengekommen ſein, um einen ſolchen Mann finſter und menſchen-, nicht menſchheitsfeindlich zu machen!

Nicht ohne Intereſſe ſind folgende etwas ſchadenfrohe Mittheilungen der Herder über Wieland's und Goethe's pecuniäre Lage, welche in einem Briefe vom 15. April 1801 enthalten ſind:

Mit Gutskaufen geben Sie ſich ja nicht ab. Ich muß Ihnen den Schleier über Wieland's und Goethe's Lage, in Abſicht ihrer Güter, aufdecken. Für Wieland hat mein Mann beim Herzog von Gotha durch Thümmel ein Kapital von 14000 Thlr. à 3 Procent negociirt (ſo viel iſt er noch auf das Gut ſchuldig); hat aber nur 10000 Thlr. à 3½ Procent erhalten. Wieland kaufte das Gut für 22000 Thlr. worauf er nur 8000 Thlr. baar bezahlte und für 4000 Thlr. an Ställen und Scheunen baute, ſodaß alſo ein Kapital von 28000 Thlr. in dem Gut ſteckt, das ihm vielleicht kaum 3 Procent abwirft und wovon er 14000 Thlr. weiters und höher verintereſſiren muß. An eine große Verbeſſerung des Guts iſt auch nicht viel zu denken; es muß viel hineingeſteckt und muß von einem Sachkundigen verwaltet werden, wozu ſich der Sohn erſt nach und nach bilden muß. Die Wieland'ſche Lage iſt alſo gar nicht wünſchenswerth. Goethe hat das Roßla übertheuer mit 14000 Thlr. gekauft, mit ſchlechtem Haus und Stallung, alles baufällig und ſchlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Thlr. bezahlt. Jetzt ſoll er abermals 4000 Thlr. abzahlen und ſucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zuſammen!! Mit ſeinem Pachter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pachter herausgeworfen hat, indeſſen aber Unkoſten und Verdruß davongetragen. Jetzt, heißt es, will er das Gut ſelbſt adminiſtriren — durch die Mademoiſelle Vulpius. Die Nachbarſchaft prophezeit aber kein Gelingen, da er und ſie die Landwirthſchaft nicht verſtehen. Das Gerede über ihn thut uns oft ſehr leid; er wird meiſt in zweideutigem Lichte beurtheilt und wir haben zu thun, die Menſchen eines andern zu überzeugen.

Von allgemeinerer Bedeutung ſind ihre Mittheilungen über die Franzoſenwirthſchaft am linken Rheinufer vom 27. October 1802:

Aus Aachen konnte ich Ihnen nicht ſchreiben. Die Hitze und der beſtändige Schwefeldunſt der heißen Quelle, die in unſerm Hauſe war, hatten mich unbeſchreiblich angegriffen. Vom linken Rheinufer konnte und wollte ich Ihnen nichts ſagen. Wir waren verwundert, uns ſo getäuſcht zu ſehen. Das Rechnungsweſen, worin die Franzoſen wie die Juden Meiſter ſind, haben ſie allein organiſirt. Um andere Einrichtungen der Juſtiz und des Erziehungs- und Bildungsweſens bekümmert ſich niemand, vielmehr iſt alles nur organiſirt für malhonnete Menſchen. Alle Penſionen ſind gering, ſodaß zwei Drittel des Gehalts geſtohlen werden muß. Der Präfect hat 20000 Livres jährlich, dazu muß er ſich noch 40000 erſtehlen, um mit Ehren leben zu können. Der Erzbiſchof von Aachen, ein Mann mit geſcheidter Phyſiognomie, muß nun den alten Aberglauben des alten Katholicismus erwecken, damit ihm an frommem Geld ſo viel zufließe, um ſeine Exiſtenz zu ſichern, denn der Staat gibt ihm ſo gut als gar nichts. ... Die Franzoſen haben nur eine Tendenz: zu ſtehlen, ſinnlich zu genießen und die Deutſchen zu verachten. Dies iſt das Große der Nation. Ausnahmen gibt es wol, wie überall; die ſind aber wol im Verborgenen und im Stillen. Das Militär hat eine äußere Würde, die wir bisher nicht geſehen haben. In Jülich iſt uns dies am meiſten aufgefallen. Eine fürchterliche Macht liegt in dieſem ſtolzen und reichlichen Militär verborgen, das weiß Bonaparte wohl. Uebrigens iſt der Luxus überall ſo hoch getrieben, und in Paris am höchſten, wie Menſchen, die dies mit eigenen Augen in Paris geſehen haben, einen Krieg in den nächſten Jahren prophezeien, damit die Franzoſen aufs neue rauben, um ſich erhalten zu können. Liebſter Freund, wir haben in ein Chaos der Dinge dort geſehen, das unſere Theilnahme auf ewig abgewandt hat. Alles iſt Schein, Blendwerk, Eitelkeit. Uebrigens mögen ſie uns Deutſchen in ihrem wiſſenſchaftlichen Beſtreben (!) und in ihrem Sammeln zum Muſter ſein.

Von Bonaparte erzählt ſie gelegentlich, im Jahre 1802, folgende Anekdote:

Er war bei ſeiner Frau im Zimmer, als ihr eben ein Kleid gebracht wurde. „Für wen ſoll dies Kleid?" fragte er. „Für Madame Bonaparte", antwortete man. Er wandte ſich zu ſeiner Frau und ſagte: „Dies iſt ein Kleid für eine Königin; Ihr ſeid keine und werdet keine werden", und nahm das Kleid und warf es ins Kamin. Da noch die Mode des tiefen nackenden Halſes war, kam er zu ſeiner Frau in die Ankleidezimmer, wo ſie Beſuche erwartete und angekleidet war. Er ſagte zu ihr: „Da Sie Beſuche erwarten, ſo bitte ich, gehen Sie in Ihr Zimmer und kleiden ſich an." Sie meinte, ſie ſei angekleidet; er blieb aber auf ſeiner Bitte und ſie gehorchte und ging. Da fand ſie ein ſchönes Kleid, das er ihr hatte machen laſſen, woran das Halstuch bis an den Hals heraufging und mit einer Krauſe beſetzt war.

Sie bemerkt dazu:

Dieſer Genius könnte wol auch ein Genius des Krieges werden und uns in unſere wahre Sphäre wiederum bringen. Doch wir wollen ihm Glück wünſchen.

Charlotte von Kalb ſpricht ſich in einem Schreiben vom 26. December 1791 über die Revolution und ihre Folgen aus. Sie geſteht zwar, daß die Lehrer und Führer der Revolution zwar „ſo böſe Weſen" ſeien, „die ſie jetzo immer mehr fürchte und weniger hoffe", aber ſie fügt hinzu:

In mir hat die Revolution wenig geändert, aber ich genieße mit Vergnügen ihre geheimen Wohlthaten, die ſie in die Sittlichkeit verbreitet hat. Manches Uebel, Macht und Gewalt, die man in unſerer täuſchenden, vorurtheilsvollen Einbildung erträumt, hat ſie erſtickt! Einen innern Widerwillen gegen die Franzoſen fühle ich dennoch und ein ſchmerzliches Mitleid mit dem König. Aber wie kann des einzelnen Leidenden bei den vielen Leidenden noch gedacht werden?

Frau von Stein macht in einem Billet vom 25. März 1778 auf Anlaß einer Aufführung von Gozzi's „Glücklichen Bettlern", worin Knebel den König spielte, einen sehr kindlichen und ungrammatikalischen Versuch, spaßhaft zu sein, und zwar in Versen:

In Demuth muß ich Usbeck fragen,
Was sich wird mit die Frösche (sic!) zutragen,
Und ob übers assembleeische Wesen
Man einen andern Tag muß erlesen.
Heut' können Ihro Majestät sie mit Angela speisen,
Möcht' gleich mancher sich drüber die Haare ausreißen u. s. w.

Aus ihren letzten Lebenstagen, den Jahren 1819, 1820 und 1825, finden sich mehrere Briefe, deren Ton und Inhalt in trübseliger Weise an die Vergänglichkeit alles Schönen und Bewunderten mahnt. Sie schreibt am 16. Juli 1825:

Es geht jetzt halbweg mit mir, nur zittert die Hand und das Augenlicht verbirgt sich, und alle meine Federn sperren die Schnäbels auf, sodaß ich sie verkehrt nehmen muß, dabei niemand, der mir meine 82 Jahre erleichtert;

und am 24. September 1825:

Leider wird mir das Reden so schwer und der Athem versagt mir ganz; dabei gänzlich taub, sitz' ich wie ein Monument.

Erwähnenswerth sind einige Briefe von Fr. Ast aus Landshut. In den frühern vom 12. Juli 1805 schwärmt er für die dortigen Zustände; das Verhältniß der Professoren untereinander sei ein höchst freundschaftliches, wenn man einige wenige, die einst Illuminaten waren, ausnehme. Letztere seien, „weil sie in der Aufklärung, durch den Kant'schen Zweifelgeist verirrt, zu weit gegangen", den Protestanten, „welche die Philosophie noch gegen den Unglauben gerettet hat", feind gesinnt; die übrigen Katholiken aber, selbst die theologischen Professoren, seien alle zugleich einem philosophischen, meist dem Schelling'schen System zugethan; ihre Ideen über Religion seien also keine Dogmen mehr, sondern philosophische Ueberzeugungen. Er fährt dann fort:

Wenn der Geist der bairischen Regierung so fortdauert, woran nicht gezweifelt wird, so ist kein Land in Deutschland, wo die Künste und Wissenschaften kräftiger, gehaltvoller und schöner blühen könnten. Freilich ist das Leben und manche Verhältnisse des Studirens, des Schulunterrichts u. s. w. noch sehr zurück, aber überall zeigt sich ein noch unverdorbenes, kräftiges Wesen, aus welchem, wenn mehr Bildung hinzutritt, etwas Vorzügliches werden kann, da hingegen im Norden von Deutschland alles schon verbraucht und gleichsam kein zu bebauender Boden, ein Fonds mehr vorhanden ist, aus dem sich was schaffen ließe. Denn wo gibt es in Sachsen z. B. noch ein Eckchen Feld, wo nicht wenigstens Kartoffeln und andere Subsidien des täglichen Brotes gebaut würden? Wo ist eine Kunst und Wissenschaft, die nicht ebendaselbst schon beinahe verbraucht, bis zum Mißbrauch getrieben wäre, eben weil die Betriebsamkeit im Norden von dem Interesse des einzelnen ausgeht, dieses aber unersättlich ist. Dagegen gibt es in Baiern noch ganze urbar zu machende Districte im Physischen sowol, wie im Scientifischen; und daß im Vergleich mit Sachsen in Baiern so wenig Cultur herrscht, ist nicht die Schuld der Trägheit oder Unwissenheit, sondern es hat seinen Grund darin, daß die Menschen einmal von der Natur so viel empfangen haben, daß sie sorgenlos leben können, ohne zu künstlichen Erwerbszweigen ihre Zuflucht nehmen zu müssen, und dann, daß sie auch in Rücksicht auf Wissenschaft und Kunst nicht den modischen Heißhunger haben, immer etwas Neues, neue Ideen, neue Romane u. s. w. zu verschlingen; denn die Religion, der sie mit altem treuherzigen Glauben anhängen, läßt sie das Bedürfniß nach einem so modischen Genusse nicht einmal ahnen. So sind die Menschen in der größern Zahl aus dem gebildeten Stande; die niedere Klasse kenne ich zu wenig, um über sie urtheilen zu können, aber im allgemeinen scheinen mir die Baiern ein sehr gehaltvolles, biederes und freundliches Volk zu sein, weit vorzüglicher als die Sachsen, die den Mangel an Herz und Gemüth durch ihre äußere Eleganz überschmücken; und die blos in der egoistischen Strenge lebenden Preußen, die mir in Halle einen Abscheu erregt haben, möchte ich vollends gar nicht mit den noch unverderbten Baiern vergleichen.

Freilich kam nur zu bald die Zeit, wo Ast ganz andere Erfahrungen machte. Er war nicht der Einzige, der sich anfangs durch die biderbe Außenseite des Baiern und die Bequemlichkeit des bairischen Lebens bestechen ließ. Schon am 20. September desselben Jahres klagt er, daß es doch „drückend" sei, „in einem Lande zu leben, unter Menschen, die kein natürliches Band mit ihm vereinigt." Er fährt dann fort:

So genießt der treffliche Feuerbach, ein Mann, dem die landshuter Universität viel Dank schuldig ist, nur wenig Vortheil von seinen edeln Bestrebungen, denn durch Misverhältnisse ist sein Leben verbittert. Seit er nämlich die letzte Vocation nach Jena abgelehnt und noch beträchtliche Zulage erhalten, ist in gehässigen Menschen der Neid gegen ihn erwacht, und diese wissen nun nicht, wie sie ihn auf das niederträchtigste quälen wollen. Dazu kommt die mislige Lage von Baiern, die ihn am meisten besorgt machen muß, da er eine zahlreiche Familie hat. Deshalb sehnt er sich jetzt von Landshut weg, und bereut es, wie er einst in einer Gesellschaft offen bekannte, daß er nicht die Vocation nach Jena angenommen hat.

Thibaut drückt in einem Schreiben vom 2. November 1805 seine Freude über die Verhältnisse in Heidelberg aus, unter anderm darüber, daß auch unter den Studirenden die früher beklagten Roheiten immer mehr verschwänden. Noch im Sommer vorher solle ein Student einen Sturmhut bestellt haben, „zwei Zoll höher als möglich", jetzt sähe man diese „berüchtigten Ungeheuer" fast nirgends mehr. Ueber die Siege der Franzosen tröstet er sich damit, daß Bonaparte Baden mit der größten Schonung behandele und daß kein Artikel durch den Krieg im Preise gestiegen sei. Aber im März 1812 klagt er, daß die „Hinsicht auf die Welt" ihn oft „trübe, starr und finster" mache, wie er schon früher darüber geklagt hatte, es sei doch fürchterlich, „daß man, um bei Verstande zu bleiben, alle Nationalgefühle ersticken muß". Ein andermal ruft er aus: „Wenn nur nicht unser Pöbel so kröche. Nichts schmerzt und empört mich so als diese Accommodation von allen Seiten!" Besonders ist ihm der Code Napoleon ein Dorn im Auge, „den nur die Kriecherei der Literaturzeitung so heben konnte". Die Verwirrung, welche aus dessen Einführung entstehen müsse, sei nicht zu berechnen. Indeß werde gerade die Einführung dieser „verkrüppelten Uebersetzung des misverstandenen Römischen Rechts das Studium des letztern heben, wie man auch schon jetzt (1807) in Frankreich allgemein anerkennt". Ueber Voß klatscht er: „Voß lebt in niederdeutscher Eingeschränktheit wie immer, und hat sich hier alle bedeutenden Leute fast durchaus abgeneigt gemacht. Jetzt tape-

zirt er mit seinem Sohne sein neues Haus, und verklebt alle reichlich darin angebrachten Wandschränke. Seit sechs Monaten ist von nichts anders bei ihm geredet worden." Gegen ihn, Thibaut, sei er sehr bitter gestimmt, weil er sein mit Impertinenz angebrachtes Verlangen, daß er von Dr. Gall hier nichts Gutes sagen solle, rund abgeschlagen habe. Seinen Sohn halte Voß in starker geistiger Zucht; daher werde wol der Apfel nicht weit vom Stamme fallen. Goethe's Ableben preßt Thibaut (am 5. October 1832) folgenden Ausruf aus: „Mir ist, als ob die letzte Ceder auf dem Libanon gefallen wäre. Keiner seiner Neider und Feinde wird ihn ersetzen, und schwerlich wird er jemals ersetzt werden."

Merkwürdig als ein Ausdruck der Zeitstimmung ist ein Brief des wackern nürnberger Kaufmanns Paul Wolfgang Merkel, der 1818 Abgeordneter beim münchener Landtage war, vom 19. December 1817, worin es heißt:

Für die übersandten Reden und Gedichte, die bei Gelegenheit des Festes auf der Wartburg erschienen sind, danke ich Ihnen verbindlich. Der Enthusiasmus dieser jungen Leute muß jedermann freuen, auch wenn zuweilen das Feuer etwas wild lodert; denn er beruht auf einem Wahrheits- und Rechtsgefühl. Die Diplomaten schneiden arge Gesichter darüber und möchten die begangenen Frevel streng ahnden; ich hoffe aber, sie werden es bleiben lassen, und sich nicht selbst prostituiren. Mir ist der Vorfall lieb, denn er spricht die allgemeine Stimme aus, und das hätte durch niemand besser geschehen können als durch junge Leute, die noch die akademische Freiheit genießen, und bei denen man so etwas nicht genau nehmen darf. In Erlangen haben sich auch die guten Folgen des Burschenvereins gezeigt; die Landsmannschaften sind abgeschafft und die Ruhe ist wiederhergestellt. Es wird, gottlob, ein guter Geist unter unsern jungen Leuten rege. Die Noth wirkt auf die Bessern wohlthätig, indem sie sie zwingt, sich mehr anzustrengen und ihre Kräfte besser zu gebrauchen. Die andern müssen nach, weil der Nepotismus und Patronanz nicht mehr wie ehehin ihr Wesen treiben können. Es ist ein großer Gewinn, wenn die Nachwelt wohlunterrichtet und gutgesinnt an unsere Stelle rückt, denn es werden noch manche Stürme auszuhalten sein, bis ein ruhiger und bleibender Zustand hergestellt sein wird. In Europa können die Sachen nicht so bleiben, wie sie jetzt sind; der gegenwärtige Zustand ist unnatürlich, das Verhältniß zwischen Fürst und Volk erzwungen, das gegenseitige Mistrauen und die Unzufriedenheit wird immer größer, die obern Stände werden immer ärmer, die untern nicht reicher, aber doch luxuriöser; auch ohne besondere Unfälle herrscht also überall eine Noth, der niemand abhelfen kann, als eine durchgängige Umgestaltung aller Verhältnisse, die wol gewünscht, allein mit gutem Willen von niemand ertragen wird. Nur große Erschütterungen können sie bewirken.

Ein längeres Schreiben des spätern preußischen Ministers Heinrich von Bülow enthält eine Art Tagebuch über die Feldzüge von 1813 und 1814, soweit er persönlich daran theilnahm, und Bemerkungen über die Stimmung unter den alliirten Truppen: es habe 1814 keinen im Heere gegeben, der mit Ueberzeugung geglaubt, man werde je nach Paris kommen; der Russe habe der Siege und Orden genug gehabt und nur an Frieden gedacht; der Preuße allein habe ein Vorbild von Ausdauer und Standhaftigkeit gegeben, von Vertrauen zu seinen Obern, das ewig unvergeßlich sein werde. Das Verhalten der Pariser, nachdem die Verbündeten eingerückt, gibt ihm zu der Bemerkung Anlaß:

Der Charakter der Franzosen schien höchst verächtlich; denn mit einer Unverschämtheit sondergleichen spotteten sie ihrer Verhältnisse, deren leiseste Berührung vor wenigen Tagen noch höchst gefährlich hätte werden können. Eine Mittelstraße scheint der Franzose nicht zu kennen: die niedrigste Schmeicheln und die größte Insolenz folgen sich bei ihm wie Schlag und Stoß.

Der Obermedicinalrath Langemann in Berlin macht sich in einem Schreiben aus Berlin vom 12. April 1827 über dies und jenes lustig, namentlich über Hegel und Gans:

Wie Hegel noch in seinen alten Tagen sich öffentlich an der Spitze seiner Clique ausstellt, während sein vormaliger Meister Schelling viel klüger sich in Ruhe und Stille zurückzieht, das ist zu sehen und zu lesen in den berliner Blättern. Nicht eine einzige Wehmuth höre ich, daß diese Gesellschaft auch Goethe's Namen ihm abgelockt und zu den ihrigen gefügt hat. Der Hauptfactor ist ein katholisch getaufter Jude Gans, daher die Leute hier auch Ganseniten heißen. Wenn nicht bald Männer von Gewicht sich des Werks bemächtigen, so wird es schnell zu Grunde gehen.

Noch wäre manches Interessante mitzutheilen aus den Briefen Riemer's, W. von Blomberg's, A. von Reibel, der sich über literarische und politische Zustände in sehr pessimistischem Sinne äußert; Vulpius', des, wie Düntzer bemerkt, „oft sehr ungerecht beurtheilten Mannes", der sich über seine Krankheitszustände im Jahre 1824 mit einem gewissen rührenden Humor ausspricht; Gerning's, des zudringlich eiteln literarischen Pfuschers, der unter anderm einmal in einem Schreiben aus Frankfurt vom Jahre 1820 prahlt, daß seine Natur-, Kunst- und Alterthumsschätze wenigstens 100000 Thaler werth seien, übrigens hier und da doch auch einzelne glückliche Bemerkungen macht, z. B. wenn er mit Bezug auf die „Wahlverwandtschaften" den Grundcharakter unserer Zeit in ihr „Zweideutigkeit" findet; aus den Briefen der Frau Schopenhauer, die sich durch ihren liebenswürdig bescheidenen Ton auszeichnen, und der Frau von Ahlefeldt. Aus dem letzten der Briefe dieser Frau, dem letzten des Buchs überhaupt, möge hier nur noch folgende Stelle mitgetheilt sein, welche den Eindruck schildert, den die Nachricht von Goethe's Tod auf Zelter gemacht:

Er war dabei sehr ergriffen, doch ruhig und gefaßt. Man ließ ihn allein, weil er dies bei ähnlichen Gelegenheiten liebte. Doch kam er zu Mittag wie gewöhnlich zu Tische, sprach nicht von seinem Verlust und war scheinbar ganz unverändert. Daß er öfter wie sonst die Einsamkeit suchte, war das einzige Kennzeichen, daß ein Kummer an seinem Innern nagte; im Kreise der Seinen war er freundlich und heiter; doch schien seine Thätigkeit gelähmt, er brachte ganze Stunden, in Gedanken vor sich hinstarrend, ohne alle Beschäftigung zu.

Zelter folgte bald seinem großen Freunde, beide 1834 der 90 Jahre alte Knebel. Mit ihnen gingen die eigentlich letzten Häupter der großen weimarer Literatur- und Culturepoche zu Grabe. Eine neue tendenziöse Zeit begann. Wer sind ihre Repräsentanten, von denen man wie von jenen wird sagen können, daß mit ihnen eine große geistige Epoche ins Grab gelegt worden sei!

Hermann Marggraff.

Zur Reiseliteratur.

1. Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge von Karl Witte. Mit einer Abbildung von San-Marino. Berlin, Hertz. 1858. 16. 2 Thlr.
2. Skizzen und Erzählungen aus Irland. Von A. Helfferich. Berlin, Springer. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ein Mann wie Witte, dem wir auf vielen Gebieten des Wissens — wir erinnern nur an seine Verdienste um die Dante-Literatur — Wesentliches verdanken, die Feder ergreift, um uns von Alpengipfeln und Alpenpässen, von der Natur und der Geschichte der Gletscher, von der Republik San-Marino, von den Apenninen und den Klippen Calabriens oder den Gärten von Palermo zu unterhalten; so können wir mit Recht etwas Gediegenes und etwas ganz anderes, als eine gewöhnliche Touristenarbeit erwarten. Und in der That sind die hier vorliegenden Aufzeichnungen, Früchte wiederholter Reisen in der Schweiz und in Italien, so bedeutender und neuer Erörterungen voll, sind Proben so mannichfacher Kenntnisse und so reicher und gründlicher Beobachtung, daß wir sie nach allem, was über eben diese Gegenstände uns schon mitgetheilt ist, noch als eine wirkliche und materielle Bereicherung der Wissenschaft hinnehmen dürfen. Hiervon abgesehen ist aber die überaus gefällige Form, in der diese Mittheilungen aus Vorlesungen und Briefen für uns zusammengestellt wurden, dankbarst anzuerkennen.

Vor allen andern sind es die „Gletscherwelt" und die hohen „Alpenpässe", für welche der Verfasser aus der Fülle gründlichster Studien und treuer Beobachtung die anziehendsten Resultate beibringt. Ueber die allgemeine Bildung und Gestaltung der Gletscher, ihre oscillirende Bewegung und die Art von Mit erganischem Leben, welche in beiden wahrzunehmen sind, die Gründe des Vorrückens der Gletscher, die Moränen, Felsenfassungen derselben und ihre Rückwirkung auf die einschließenden Gebirgswände, über Gletscherübergänge (Pässe), die Natur der Thore und Spalten, über vorweltliche Gletscher und Findlingsblöcke — der Verfasser nimmt einen Urgletscher zwischen Schweden und Deutschland, einen andern durch das gesammte Rhonethal an —, über Lavinen, Bergschlipfe, Bergpässe im Winter, wie über die historisch gewordenen Alpenübergänge, fördert der Verfasser so viel Neues und Anziehendes in unsern Gesichtskreis, daß wir vergeblich versuchen würden, auch nur das Wesentlichste davon anzuführen. Er überläßt sich hierbei im allgemeinen dem poetischen Schwunge des Vortrags und schreckt hin und wieder vor einer gewagten Hypothese nicht zurück; im ganzen aber wahrt er durchaus den wissenschaftlichen Ton, nur daß seine Naturanschauung überall groß und phantasievoll ist. „Wie in dem weiten Gebiet der Schöpfung nichts völlig todt ist", sagt er z. B., „und wie jedes Ding, ob an Schnelle den Vogel überflügelnd oder hinter dem kriechenden Wurm zurückbleibend, sich auf dem vorgeschriebenen Pfade nach dem ihm von Gott bestimmten Ziele hinbewegt, so regt sich, so lebt auch der Gletscher und spendet auf weite Strecken hin Leben und Segen. Er bewegt sich, fast hören wir den Pulsschlag in seinen Eisadern; er verzehrt sich, ergänzt durch neue Nahrung, was er verlor, kurz, er erfährt in sich einen Lebensproceß, ähnlich dem des Thieres oder der Pflanze." Indem der Verfasser so spricht, bittet freilich hinzuzudenken, daß alles dies doch auf mechanischem, nicht aber auf organischem Wege geschieht. Mehr als 400 Gletscher speisen allein in der Schweiz die Flüsse, welche zu drei verschiedenen Meeren nie versiegend abfließen und im wesentlichen das Flußsystem Mitteleuropas reguliren; 370 von ihnen senden ihren Abfluß nach dem Rhein, und vermitteln die Reise des ewigen Schnees mit dem tiefer als die See liegenden Binnenland. Die Bewegung der Gletscher ist von dem Wechsel der Jahreszeiten direct nicht abhängig; am schnellsten pflegt das Vorrücken vielmehr im Vorfrühling, täglich 6—8, nach Forbes 10 Zoll, im Jahr 2—300 Fuß, zu erfolgen. Zu unserm Bedauern müssen wir eine Reihe der anziehendsten Beobachtungen über Entstehung, Geschichte und Natur der Gletscher, sowie die Erörterungen über die hierbei in Betracht kommenden Theorien der Dilatation (Charpentier und Agassiz) und der Plasticität (Rendu und Forbes) übergehen, um noch der am Schluß erwähnten geheimnißvollen Findlingsblöcke zu gedenken, welche der Verfasser als die erratischen Reste aus der Eiszeit unsers Vaterlandes betrachtet. Solche Gletscherablagerungen reichen im Norden Deutschlands von Schweden herüber bis in das Elster- und Saalethal und es kann als eine bemerkenswerthe Wahrnehmung gelten, daß der große Granitblock, an dessen Fuß der große Schwedenkönig bei Lützen fiel, der südlichste jener erratischen Felsblöcke ist: ein schwedischer Gedenkstein für den Schwedenkönig, der selbst einem erratischen Felsblock des Nordens gleicht.

Die folgenden Vorträge über die Alpenpässe, ihre Geschichte, Hospize u. s. w. und die Wanderung in das Engadin und die Berninagruppe bieten weiter eine Fülle anziehenden Stoffs dar. Namentlich ist die natürliche und sittliche Eigenthümlichkeit des Engadin uns monographisch mit einer für solche Darstellungen ganz besonders begabten Feder dargestellt, die fast unbekannte Großheit der Berninakette aber, deren Gipfel erst 1850 zum ersten mal erstiegen wurde (13506 Fuß hoch), in ein wunderbares Licht gestellt. Die großartigste Rundsicht über eine Welt von Spitzen, Pics und Gletschern gewährt hier Piz Languard, 10000 Fuß hoch und von Pontresina in vier Stunden zu ersteigen, dessen jedoch kaum erst die neuesten Reisehandbücher gedenken. In dieser herrlichen Berggruppe zeigt sich der neidenswerthe Verfasser, dessen Lebensalter mit dem Jahrhundert geht, als ein ebenso rüstiger Bergwanderer, wie enthusiastischer Freund der Natur. Indem wir ihn hiermit als solchen entlassen müssen, haben wir fortan dem „Gelehrten" in ihm unsere Anerkennung zu zollen. Schon in dem Besuch des „Rosengartens und Grödnerthals" findet die deutsche Sage von König Laurin und den Amelungen, weiterhin aber der letzte der Aventurendichter Oswald von Wolkenstein, der 1367 auf der Trostburg im Grödnerthal geboren wurde, einen Exegeten und Biographen von Bedeutung. Oswald's abenteuervolle und seltsame Lebensgeschichte unterhält den Leser aufs angenehmste, wie die Erörterungen über das Ladin und die romanischen Dialekte ihn von der Annahme etruskischer Sprachreste in ihnen wol befreien werden. Der Stadt und Republik San-Marino, deren Ehrenbürger und Ordensritter der Verfasser beiläufig bemerkt ist, widmet er ein reiches Kapitel. Das Fortbestehen dieser kleinen und hülflosen Republik in Italien, nach dem Untergang aller andern freistaatlichen Verfassungen in diesem Lande, bildet allerdings ein geschichtliches Curiosum, und es verdient somit nachgelesen zu werden, was der Verfasser über den Hergang bei Bildung und Erhaltung dieser Erscheinung vorträgt, wie es bemerkt zu werden verdient, daß wir hier, sowie wir in Pompeji das Bild eines römischen Municipiums im Aeußern erhalten sehen, in San-Marino ein reines Abbild, eine Reliquie römischer Städteverfassung, 1500 Jahre nach dem Untergang des Urbildes in Rom, für uns aufbewahrt erblicken. Es ist von einem Ehrenbürger San-Marinos natürlich nicht anders zu erwarten, als daß er nur Ehrenhaftes von diesem kleinen Freistaat sagt, indeß geschieht dies in Uebereinstimmung mit der fünfzehnhundertjährigen Geschichte dieses eine Quadratmeile großen Ländchens, das seinen Anbau vom heiligen Marinus zu Diocletian's Zeit herschreibt und das jetzt in wenigen Ortschaften etwa 7000 Bewohner auf einem dürren, fast unzugänglichen Felsenrand von 2400 Fuß Höhe, mit einer prächtigen Fernsicht und zwar rauhem aber gesundem Klima beherbergt. Die Darstellung der innern und äußern Verhältnisse dieses kleinsten Freistaats müssen wir dem Liebhaber überlassen bei dem Verfasser selbst nachzulesen. Die Verleihung seines Bürgerrechts aber ist in Italien noch heute unter Staatsmännern und Männern der Wissenschaft ein Gegenstand ernster Bestrebung, dergestalt, daß viele berühmte Namen, selbst in Frankreich und England, mit diesem Lande dem kleinen Staate im Titanischen Gebirge angehören, wie denn auch von Canova berichtet wird, daß er, mit Orden und

Titeln überladen, angelegentlich nach dem Bürgerdiplom von San-Marino verlangte und über seine Erwerbung hoch erfreut war. Bekannt aber ist, welche Art von diplomatischer Komödie Napoleon I., dieser große Komödiant, mit dem Staate von San-Marino zu treiben liebte, mit dem er feierlich Verträge schloß, dem er vier Kanonen schenkte und dessen Gesandte er wie die von Kaisern und Königen zu behandeln pflegte. Doch einmal, als er der Republik ein Geschenk von 1000 Centner Weizen machte, erhob sich die antike Tugend der Bürger erzürnt und sie bezahlten das Geschenk bei Heller und Pfennig!

Bei dem folgenden Aufsatz: „Ravenna", befindet sich der Verfasser auf einer der bevorzugten Stellen, wo, wie er sagt, eine Epoche der Weltgeschichte nach der andern in unentstellten Zügen sich uns verfinnlicht, und wo der von ihm so hochverehrte Dichter, dessen Ausdeutung er einen Theil seines Lebens gewidmet hat, wo Dante schwere Tage der Verbannung durchlebte. Wie diese Küste zu der Zeit des Honorius und der Galla Placidia aussah, ihren berühmten, sechs Meilen langen Pinienwald, den Dante als Garten Eden so lieblich malt; dies Asyl des oströmischen Kaiserthums im letzten Jahrhundert, wo die valentinianische Zeit wunderbare Prachtbauten schuf, die mit denen des Theodrich den Keim zu der Architektur des Mittelalters entwickelten, und wo endlich der flüchtige Ghibelline, der größte Dichter des tausendjährigen Mittelalters bei Guido V. von Polenta Obdach fand und am 14. September 1321, wenige Tage nachdem er das tiefsinnigste Gedicht aller Zeiten vollendet, starb und wo seine 1780 vom Cardinal Gonzaga errichtete Grabkapelle uns fesselt: hier ist der Verfasser ganz an seinem Platz. Purpur und Seide, mit denen angethan die römische Placidia bestattet ward, sind in Flammen aufgegangen, die Asche des großen Gothenkönigs ist, wie sein Staatsbau, in die Winde zerstreut, an dem Grabe des christlichen Dichters aber, der keinen Fuß breit Erde sein eigen nannte, legt eine Generation nach der andern neue Kränze nieder; immer glorreicher und heller erhebt sich über Länder und Meere die Gewalt seines Gesanges und immer prachtvoller wölbt sich das geistige Gebäude, dem sein Lied gegolten, jener unsichtbare Dom des über Tod und Sünde siegenden Glaubens.

Der folgende Abschnitt berichtet von einer Wanderung durch den Golf von Policastro bis Sapri hinab und macht uns mit dem Theil Großgriechenlands bekannt, wo die Schule der Eleaten groß wuchs, Parmenides und Zeno lehrten, die Normannen raubten und siegten und nun die politischen Banditi ihren Hauptsitz haben. Dante, der die Kunst besitzt, in den wenigsten Worten die vollste Charakteristik zu geben, sagt von dieser Bevölkerung:

Ostinati nell' odio e nell' amore
Osservanti gli ospizi e la vendetta —

und nichts fehlt an der Charakteristik des Calabresen! Von der übrigen Welt weiß Hirt und Fischer hier wenig. Russi und Prussiani sind ihm dieselben Barbaren, nur daß er die letzten, weil sie ihm näher sind, doch für gebildeter hält. Wollen wir indeß gerecht sein, so werden wir einräumen müssen, daß unser oberschlesischer Bauer von der Geographie und der Geschichte Calabriens allen Volksschulen zum Trotz auch nicht viel mehr Rechenschaft zu geben weiß und noch weniger Verlangen hat, davon zu erfahren, als jener Calabrese.

Die Conso d'oro, die Gärten um Palermo, in der Fülle und Schönheit ihrer Vegetation zu schildern, ist die Aufgabe des folgenden Aufsatzes. Nebenher fallen architektonische, kunstkritische und politische Bemerkungen ab, die dem Aufsatz etwas Buntes und Unruhiges mittheilen, wie es sonst nicht in des Verfassers Art ist. Er gedenkt der Sicilianischen Vesper und der Revolution von 1849, welche 14000 Galeerensklaven in Freiheit setzte, rühmt aber die jetzige Verwaltung Siciliens. „Industrie und Production werden nachdrücklichst ermuntert", sagt er, „und der Adel behauptet seinen alten Ruhm der Bildung und der Gastlichkeit."

Der letzte und jüngste Aufsatz (1858) ist einer trefflichen Schilderung des Klosters Alvernia im Casentinothal des Apennin gewidmet, das von dem Bräutigam der Armuth, wie St. Franciscus sich nannte, gestiftet, das erste Heiligthum des Franciscanerordens wurde, sodaß kein Berg der ganzen Welt für heiliger gilt, als Alvernias Klippe, und schon 17 Jahre nach den ersten Anfängen des Ordens 5000 Brüder in Assisi versammelt waren! Dante's feierliche Verse im elften Gesang des „Paradieses" mögen unsere Auszüge beschließen:

Allein nicht mehr in Räthseln red' ich fort:
Franciscus und die Armuth sieh in ihnen,
Die dir geschildert mein umschreibend Wort.
Der Gatten Eintracht, ihre frohe Mienen,
Und Lieb' und Wunder und der süße Blick
Erweckten heil'gen Sinn, wo sie erschienen.

Hiermit nehmen wir von dieser trefflichen Sammlung der Vorträgen Abschied, die durch reiches Wissen, talentvolle Darstellung und reinsten Geschmack vielen zur Freude und noch mehreren zur Belehrung gereichen werden.

Diesem gegenüber lassen wir einige Worte über einen andern Reisebericht folgen (Nr. 2), der uns kaum weniger Interesse abgewonnen hat, als die vorhergehende Arbeit Bunsen's. Aus dem mehr als zwanzigjährigen Zeitraum, welcher seit dem Erscheinen des Reisewerks von Kohl über Irland verflossen, ist uns nur der einzige von Clement über die Grüne Insel als eine irgend nennenswerthe, den Kreis unserer Kenntniß wirklich erweiternde Schrift über dies Land erinnerlich. Und doch hat vielleicht kein Land Europas seit zwei Jahrzehnden seine äußere Erscheinung, kein Volk seine natürliche Physiognomie so wesentlich verändert, als dies gerade von Irland zu sagen ist. In der That sind „Land und Leute" seit einem Menschenalter anders geworden, als Kohl sie uns schildert, und Sitte wie Unsitte des Landes hat sich verwandelt tiefer und gründlicher als irgendwo sonst. Der Geist der englischen „Improvements", bis zu Kohl's Zeit gänzlich wirkungslos, hat endlich seinen thätigen Effect in Irland begonnen. Nüchternheit, Ordnungssinn, praktischer Verstand und gute Wirthschaft sind keine fremden Begriffe mehr in Irland. Eisenbahnen, Straßen, Kanäle haben die Physiognomie des Landes verändert und, was das Wichtigste ist, durch die massenhafte Auswanderung ist Platz für die Zurückgebliebenen gewonnen worden. So ist nach allen Richtungen hin der Geist und der Einfluß der englischen Regierung sich Bahn gebrochen und einen ungleich besseren Zustand der Dinge hergestellt, als der vor 25 Jahren war. Dem gegenüber hat denn freilich die vielgerühmte geistige und poetische „Lumpenhaftigkeit" der Iren, wie sie uns als Charaktere der Narciß und Friedemann Bach erinnert, in den Hintergrund treten müssen und in der That muß der heutige Tourist nur auf vergangene Geschichten zurückkommen, um sie noch in ihrer alten Glorie zu erblicken. Der heutige Irländer, mit einem Wort, ist auf dem besten Wege, ein ganz gemeinlicher und ordentlicher Mensch zu werden und dem nach Excentricitäten suchenden Touristen eine arge Täuschung zu bereiten. Es erschien uns nothwendig, diesen Wechsel im Zustande der Grünen Insel, über den uns sehr lehrreiche Berichte vorliegen, welche bekunden, wie ein Volk bei gutem Willen und tüchtiger Leitung in 25 Jahren sich emporarbeiten kann, zu constatiren, bevor wir auf das hier vorliegende Reisewerk näher eingingen.

Der Verfasser desselben ist zuvörderst darin mit uns zu verstanden, daß das alte Celtenthum Irlands im Absterben begriffen ist. Bodencultur, Musterwirthschaften, Landbanken, Manufacturen und Gymnasien haben nicht blos die Repeal- und die Temperenzfrage, Agitation und Bandmänner verdrängt, sondern drohen auch die köstlichen Reste der eminenten celtischen Phantasie, welcher der poetische Volksgeist des Iren entstammt, der Vergessenheit zu begraben. Die Celten, deren Herkunft und Sprache den Geschichtsforschern so viel zu schaffen macht, und die der Volksglaube in Irland so eng mit den alten Aegyptern

zu verknüpfen liebt, verschwinden sichtbar vor dem Sachsenthum und wer sich für jene seltsamen phantastischen Legenden und Märchen der Iren interessirt, wird bald genug auf die Sammlungen angewiesen sein, welche Mr. und Mrs. Hall, Crofton Croker („Munster Legends"), S. Lover („Legends of Ireland") und W. Carleton („Traits and Stories of Ireland"), davon noch zu rechter Zeit veranstaltet haben, denn im Leben verlöschen diese köstlichen Genrebilder mehr und mehr. Eben dies rechtfertigt denn auch, daß der Verfasser fast die Hälfte seines Buchs solchen Erzählungen und Zügen aus dem irischen Volksleben widmet und in dem „Sackpfeifer", „dem armen Studenten", „dem Schiffskapitän" und der „Mitternachtsmesse" uns vier treffliche Reliquien irischen Volkslebens und celtischer Phantastik hinterläßt. Neben diesen echt volksthümlichen Erzählungen sind die Reiseberichte, welche er von seinen Zügen zwischen Glasgow und Belfast, Londonderry und Sligo, Westport und Galway, Limerick und Killarney, Glendalough und Dublin liefert, so unterrichtend und lehrreich, daß wir ihm dafür zu Dank verpflichtet sind. Zwar zeigt sich in ihnen überall mehr der Mann von praktischer Auffassung und nüchternem Blick, als der Tourist von Profession, der auf Kunst oder Natur reist; aber an dem Reize beider geht er doch keineswegs stumm vorüber. Auffallend indeß bleibt es immer, daß er das namhafteste Naturbild Irlands, den Giants Causaway gar nicht aufsucht, was doch kaum die eiligste Reise entschuldigen kann. Neben den zum Theil aufblühenden Städten schildert uns der Verfasser die bekannten Lumpen- und Hungerscenen der „Bogs" (wüste Torfmoore) noch immer ergreifend genug. Nachdem Irland drei Millionen Menschen durch Auswanderung verloren und nur noch von 6½ Millionen bewohnt wird, ist, da die Auswanderer fast ausschließlich Katholiken waren, der protestantische Geist auf der Insel zur Herrschaft gelangt und dieser Geist ist es unstreitig, von dem Irland seine Wiedergeburt erwartet. Nichtsdestoweniger sieht man in den Städten um Sligo noch ganze Häuserreihen in Trümmern liegen. Haufen schreckhaft zerlumpter Einwohner, in schmierige Lappen gewickelt, die ebenso gut Hose als Rock sein können, lungern in der Provinz umher, wo ein ganzer Anzug für 2—3 Shilling zu haben ist u. s. w. Was aber das Schlimmste ist, diese bettelhafte Blöße ist nicht Folge absoluter Noth oder mangelnden Erwerbes, sondern einer unbezwinglichen Trägheit und Neigung für Schmutz und Verfall zuzuschreiben. Zum Beleg hierfür erzählt der Verfasser die Geschichte einer reichen Engländerin, die auf ihrer Besitzung in Irland ein Dutzend allerliebster „Cottages" für ihre Pächter bauen und vollständig mit allem englischen Hausgeräthe ausstatten ließ und die, als sie ein halbes Jahr später ihr kleines Paradies besuchte, die Kochkessel mit schmuziger Wäsche gefüllt, die Schweine in den Bettstellen lagernd, die Butten von der Sonnenhitze zersprengt und die Schornsteine verstopft fand, um den kostbaren Rauch noch nicht unnütz entweichen zu lassen! Solcher Art war bis vor kurzem das Schicksal aller englischen Improvements. Der Naturreiz Irlands besteht, wie bekannt, in den wundervollen Seebuchten, von kühnen, kahlen Klippen eingefaßt und im Grün der Wiesen; dagegen gibt es in Irland wie in Sicilien nirgends Wälder. Nicht Einen namhaften Wald hat die sinnlose Holzverwüstung der Iren und eine verschrobene Gesetzgebung bestehen lassen, wiewol noch im 16. Jahrhundert große Wälder vorhanden waren. Unter solchen Umständen sind einige Parks zu unverhältnißmäßigem Ruhme gelangt. Nur der von Harlewood, Sir John Wynne gehörig, verdient seinen Ruf, durch seine herrliche Lage am See und den Verein der Vegetation fast aller Zonen. Unter der Breite von Mitau und Riga wuchern hier 36 Gattungen immergrüner Bäume, Arbutus, Taxus, Cypresse, Ceder, Rose und Jasmin, Eiche, Cytisus und Lorber im lustigen Gemisch in diesem Zaubergarten. Außer an den Küsten entfaltet die Natur ihren größten Reiz an den lachenden Ufern der Seen von Killarney, das in dem Ruf steht, der schönste Fleck Irlands zu sein. Die Insel Innisfallen im untern See, wo jene irischen Annalen verfaßt wurden, die eine Zierde der Bodleyana sind, ist allerdings überaus reizend und zeigt sogar ein Bruchstück einer Waldlandschaft. Der Verfasser besucht auch die sieben heiligen Kirchen von Glendalough und gibt bei diesem Anlaß seine Meinung über die so räthselhafte Entstehung der irischen Rundthürme dahin ab, daß sie vom 6. bis zum 10. Jahrhundert erbaute „Campanili" (Glockenthürme) seien. Dem braven Kohl hat der Ursprung dieser wunderlichen Bauwerke allerdings mehr Kopfzerbrechens gemacht, als unserm Verfasser. Besondere Aufmerksamkeit widmet Helferich dagegen der Reform der irischen Unterrichtsanstalten, deren Schöpfer Lord Stanley geworden ist. Die von ihm gegründeten Nationalgymnasien blühen trotz aller Anfeindung der Synoden und des Klerus im einzelnen, mächtig und erfreulich empor und bedeutender noch ist der sittliche Einfluß der von Lord Stanley gegründeten 4321 Volksschulen, während im Jahre 1834 deren nur 789 bestanden. Stanley's System der Nationalerziehung hat sich nunmehr vollständig Bahn gebrochen zum großen Segen des Landes. In ähnlicher Art sind andere öffentliche Anstalten: Gefängnisse, Irrenhäuser und Arbeitshäuser, in den letzten zehn Jahren zu Musteranstalten ihrer Art emporgehoben. Zuletzt entwirft der Verfasser uns ein reizendes Bild von Dublin, einer der schönsten und schönstgelegenen Hauptstädte Europas. Vor London hat Dublin die reizvollen Umgebungen, die heitern Vorstädte, die reine frische Seeluft voraus, ohne ihm in der Pracht seiner public buildings irgend nachzustehen. Sackville-street findet der Verfasser prachtvoller als Trafalgar Square. Das Parlamentshaus — jetzt die Bank — ist eins der prächtigsten Gebäude der Neuzeit. Hier meinte der Agitator O'Connell den Sieg des „Repeal" zu erkämpfen; er vergaß dabei, sagt unser Autor, daß gerade gegenüber Trinity College, das Bollwerk des irischen Protestantismus liegt, an dessen „Unionstreue" sich die Repealwoge brechen mußte! Auf der Britanniabrücke, welche hundert Fuß über dem Meere die Insel Anglesey mit Wales verbindet, verläßt der Reisende die Grüne Insel und ihr weiches und gutmüthiges Volk, wehmüthig bewegt, und singt ihm ein schönes Lied Jungirlands: „Oh, she is — fresh and fair land" nach, in dem alle Töne heißer Vaterlandsliebe zum Ausdruck kommen. Unser Dank folgt ihm. 4.

Schriftsteller- und Künstlerverhältnisse.

Robert Giseke sprach jüngst in seiner „Novellenzeitung" von einem Blatte, in welchem „alle möglichen mehr oder minder wichtigen Persönlichkeiten der Diplomatie, der Staatsverwaltung, der Industrie, des Theaters, der Börse, oft in den entgegengesetztesten Richtungen, mit stets gleichmäßiger unerschöpflicher Begeisterung" überschüttet würden, „während (fährt Giseke fort) die deutschen Dichter und Publicisten, oft dieselben Publicisten, die zu jenen Begeisterungsergüssen eben erst ihre eigenen, tiefsten Athemzüge hergegeben haben, aus Dank dafür dicht daneben mit einer Unerbittlichkeit und Strenge des Urtheils gerichtet werden, als sei auf literarischem Gebiete die Sichtung der guten und bösen Seelen keinen Augenblick mehr aufzuschieben, die auf allen andern Gebieten als ein Vorurtheil zu gelten scheint". Dies ist allerdings ein Punkt, der einmal hervorgehoben zu werden verdiente. An einen Maler, Bildhauer, Tonkünstler erhebt niemand, auch nicht die gesinnungstüchtigste Kritik, den Anspruch, daß er immer nur Gegenstände wähle, an denen er seine Gesinnungstüchtigkeit darlegen kann; man findet es meist ganz in der Ordnung, wenn er im Auftrage und für möglichst hohe Bezahlung die reactionärsten Themata von der Welt behandelt. Ueberschüttung mit Reichthümern, Ehren, Auszeichnungen macht die Kritik nicht an der Gesinnung eines Künstlers irre. Wir setzen einen andern Fall, den Fall eines Diplomaten, von dem man ganz genau weiß, daß er für die Dienste, die er mehr einer auswärtigen Monarchie als der eigenen geleistet, durch Auszeichnungen und Schenkungen in verschwenderischster Weise belohnt worden; sicherlich wird über ihn kein so lautes Geschrei erhoben werden, als über einen armen

Theaterrecensenten, der irgendeinmal von einer in derselben Zeit 100 und 200 Procent mehr als er verdienenden Gastspielerin vielleicht ein Souvenir, eine angeblich „eigenhändige" Arbeit angenommen, die er doch, ohne unhöflich zu sein, nicht wol ausschlagen konnte. In einer Zeit, wo jeder, in welcher Weise es auch sei, sein Profitchen zu machen sucht, sollen allein solche schlecht bezahlte „Operarii" das hochherzige Beispiel vollkommener Uneigennützigkeit geben. Rechne man doch nach, wie viel ein wohlwollender Referent im Laufe der Jahre Verlegern, Künstlern, Kunsthändlern, Musikern, Virtuosen, Schauspielern, Schauspieldirectoren und ganzen Vereinen zu nutzen vermag, und vergleiche damit seinen Lohn: es ist ein himmelschreiendes Misverhältniß, denn wol keine literarische Arbeit wird im Verhältniß zu der Aufwendung von Zeit und Mühe so schlecht bezahlt als die eines sogenannten Referenten. Ueberhaupt hat man in Deutschland für diese Gattung geistiger Arbeit gar kein Verständniß und keinen Respect; Respect zollt man bei uns nur dem Renommée und der von oben gekommenen Auszeichnung, und dergleichen erwirbt man nicht durch Tagesreferate und selbst nicht durch kritische Arbeiten, und zwar leider um so weniger, je solider und gewissenhafter sie sind. Ein gewissenhafter kritischer Arbeiter muß sich mit der übrigens ziemlich lautlosen Zustimmung einer Selecta von Kennern begnügen; aber was hat er davon für sein bürgerliches Leben? Je größer seine Gewissenhaftigkeit, desto geringer sein Lohn, könnte man in den meisten Fällen sagen. Vor kurzem fielen mir wieder einmal einige vergilbte Blätter in die Hände, auf welchen der in Mainz verstorbene Maler Wilhelm Lindenschmidt eine Reihe von Bemerkungen über die Lage der Schriftsteller aufgesetzt hatte, die mir zu Anhaltepunkten dienen möchten, falls ich gewissen Anfechtungen begegnen wollte, welche ich wegen meiner ersten in der „Allgemeinen Zeitung" (1845) veröffentlichten Aufsätze über die Nothwendigkeit, einen literarischen Unterstützungsfonds nach Art des englischen Literary fund in Deutschland zu gründen, von einigen Seiten her zu erdulden gehabt hatte. Da heißt es unter anderm: „Das Eifern gegen schwache oder schlechte Schriftsteller erscheint uns in seiner ganzen Unaufrichtigkeit, wenn wir es zusammenhalten mit der großen Nachsicht für schlechte Militärs, unfähige Beamte, langweilige oder verderbliche Predigten u. s. w., was alles doch viel gefährlicher ist als ein mittelmäßig geschriebener Aufsatz; denn wirklich Schlechtes wird jetzt nichts geschrieben im Vergleich mit dem, was man vor 20 oder gar vor 50 Jahren noch lesen mußte, ja was man noch heute hier und da in amtlichen Erlassen lesen muß." Er erinnert an einer andern Stelle an solche Generale, welche selbst nachdem sie große Schlachten verloren und das Vaterland dadurch an den Rand des Abgrundes gebracht hätten, oft noch die ansehnlichsten Gehalte zu beziehen fortführen. Lindenschmidt hatte freilich, wie wir nebenbei bemerken, die traurigen Folgen systematischer Zurücksetzung an sich selbst erfahren; er war zu stolz und zugleich zu bescheiden, um für sich eine Clique in der vornehmen Gesellschaft und in den Journalen zu organisiren. Und doch hat er in seinen historischen Fresken unter den Arkaden, an der unterfeldlinger Kirche, in Hohenschwangau u. s. w. ein feuriges und eminentes, nur nicht ganz zur künstlerischen Durchbildung gelangtes Talent bewiesen. Der Franzose Paul Roger rechnet seine Compositionen zu den wenigen Bildern der allgemeinen münchener Kunstausstellung (vgl. Nr. 42 der „Illustration"), die Auszeichnung verdienten, und das „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" (Nr. 230) sagt in Betreff seiner Idistavisusschlacht: „Es ist schade, daß dieses kühne Genie, das soviel wir wissen auch poetisch excellirte, so frühzeitig dahinging." H. M.

Notiz.

Die blondhaarigen Menschen und Völker.

Es kann nicht wunder nehmen, daß in unserer so sehr auf das Aeußerliche und Stoffliche gerichteten Zeit die Neigung, die geistigen Eigenschaften eines Individuums und eines Volks ausschließlich aus seinen körperlichen abzuleiten, immer mehr überhandnimmt. Bei dieser Betrachtungsweise würden wir Deutsche allerdings ziemlich übel wegkommen. So lasen wir jüngst in einem Blatte, das sich dabei auf Carus berief: „Die blonden und weißen Haare enthalten von Eisen und Schwefel am wenigsten und deuten auf eine gewisse Passivität, doch auch auf Freundlichkeit und Güte, nicht minder indeß auf Unbedeutendheit." Hiernach hätten wir blonde Deutsche, obschon die Weltgeschichte doch eine ziemliche Rührigkeit und Streitlust an uns nachweist, die zweifelhafte Ehre, zwar freundliche und gute, aber auch passive und unbedeutende Leute zu sein, falls wir nicht auf die Ansicht der Alten zurückgehen, wonach unsere Vorfahren wie der feurige Friedrich Barbarossa vielmehr rothe oder ins Röthliche hinüberschimmernde Haare gehabt hätten, was dann Modefarbe der römischen Stutzerinnen wurde. Sehen wir uns danach um, was über die Symbolik der rothen Haare gesagt wird: „Rothes oder röthliches Haar läßt im guten Sinne auf Genie und große Begabung, im schlechten Sinne auf mehr diabolische und böse Eigenschaften schließen." Hiernach wären also die alten Deutschen lauter Männer von genialer Begabung oder von diabolischen und bösen Leidenschaften gewesen, vielleicht auch beides, denn das Geniale und Diabolische scheint oft beieinander zu sein. Da man übrigens bemerkt haben will, daß die blonden Haare unter uns Deutschen immer seltener werden, entweder wegen der immer häufigern Mischung mit Abkömmlingen anderer Racen oder weil die Haare bei Völkern wie bei Individuen im Laufe der Zeit und im höhern Alter nachdunkeln, so werden wir nun nun auch immer mehr die Eigenschaften der dunkelhaarigen Racen annehmen, falls wir uns über diesen Gedanken nicht rasch graue Haare wachsen lassen. Man erinnere sich übrigens, daß der nordamerikanische Philosoph Alcott, über welchen kürzlich Frederike Bremer Anziehendes mitgetheilt hat, das menschliche Geschlecht in Tag- und Nachtvölker eintheilt. Als jene bezeichnet er die blondhaarigen Völker im Gegensatz zu den dunkelhaarigen und ihnen, behauptet er, sei es vorbehalten, die Welt zu beherrschen und zu humanisiren.

Bibliographie.

Aberholdt, A., Ueber Goethe's Farbenlehre. Ein Vortrag gehalten in der mathematischen Gesellschaft zu Jena. Mit einem Anhang: Grävell's Bemühungen zur Rechtfertigung Goethe's. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Andreae, F. W., Chronik der Residenzstadt Hannover von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste Lieferung. Hildesheim, Lax. 1859. Gr. 8. 7½ Ngr.

Appell, J. W., Die Ritter-, Räuber- und Seeromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Eduard Johann Aßmuth, Pastor zu Torma-Lettgallen in Livland. Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche und ein Beitrag zu der Geschichte dieser Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut. Von einem Freunde Aßmuth's. Gotha, F. A. Perthes. 1859. Gr. 12. 24 Ngr.

Berghaus, H., Deutschland und seine Bewohner. Ein Lehrbuch zur Selbstbelehrung für die Gebildeten aller Stände. 1ste Lieferung. Berlin, Hasselberg. Lex.-8. 7½ Ngr.

Berghaus von Groessen, H., Deutschland vor hundert Jahren. Geschichte der Gebiets-Eintheilung und der politischen Verfassung des Vaterlandes. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Deutschland vor hundert Jahren. 1ster Band. Leipzig, Voigt und Günther. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von A. Henninger. 44ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Katzenberger's [des Neffen] Neue Badereise. Zwei Bände. Leipzig, Wengler. 16. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

unde der Erdkunde u. zum Gebrauch beim Unterricht.

Im Verein mit

renfried Leeder und Heinrich Leutemann

herausgegeben von **Theodor Schade.**

olio. 25 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.
stem Kupferdruckpapier. In sechs Lieferungen.
Erste Lieferung 1 Thlr. 18 Ngr.

er Illustrirte Handatlas empfiehlt sich allen Freun-
r Geographie, den Erwachsenen wie der
als ein ebenso schönes und unterhaltendes als
s und belehrendes Kunst- und Prachtwerk. Die
sind in einer von der üblichen theilweise abwei-
Art behandelt und von Randzeichnungen um-
die künstlerischen Werth haben; jedes Blatt ist
n von einem Text begleitet, der ein anziehendes
isches Charakterbild des betreffenden Landes

Werk wird aus 25 Blättern nebst Text bestehen,
Lieferungen zu 4—5 Blatt ausgegeben wer-
des Blatt nebst Text kostet im Subscrip-
eise nur 12 Ngr.; für später behält sich die
ndlung eine Preiserhöhung vor. Die Blätter
Stahlstich ausgeführt, mit Zuhülfenahme von
und lithographischem Farbendruck.

rste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem
ber das Werk in allen Buch-, Kunst- und Landkarten-
vorräthig. Sie enthält folgende vier Blätter nebst
lamerika, Grossbritannien und Ireland, Russland,

sonders eignet sich dieses Werk auch
n trefflichen Geschenk für die Jugend
1 Prämien in Schulanstalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Galerie von F. Pecht und A. von Ramberg.

veite Lieferung dieses Werks ist soeben er-
Es ist ein echt nationales, ebenso werthvolles
usgestattetes Prachtwerk, das die bedeutend-
tere aus Schiller's Werken in 50 trefflichen
nach Originalzeichnungen der berühmten mün-
r Friedrich Pecht und Arthur von Ram-
hrt, mit Text von Pecht. Das Werk erscheint
atlichen Lieferungen zu 1 Thlr. 6 Ngr. (Sub-
eis).
ste und zweite Lieferung sind nebst einem
en Prospect in allen Buchhandlungen vor-

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Dr. Gustav Leopold Stoedler.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in 8 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

In diesem jetzt vollständig vorliegenden Werke wird das gesammte geographische Wissen in drei Theilen (1. mathematische oder astronomische, 2. physische oder eigentliche und 3. politische oder Staatengeographie) behandelt. Das Ganze, in klarer, leicht verständlicher Sprache geschrieben, eignet sich sowol für die Schule als für den Handgebrauch jedes Gebildeten, indem der erste Theil ungewöhnlich eingehend sein Thema ausführt, dazu auch eine Uebersicht der Zeitrechnungen enthält, der zweite Theil zugleich Atmosphärographie und Geologie in anschaulicher Kürze darstellt, der dritte endlich vorzugsweise die historische Entwickelung der Staaten, sowol der gegenwärtigen wie der alten und ehemaligen, mit Hinzufügung der nöthigen statistischen Angaben beschreibt. Das Werk zeichnet sich somit namentlich durch große Vollständigkeit und Umfassung des gesammten Gebietes der geographischen Wissenschaften, sowie durch besonders übersichtliche Behandlung des reichen Materials vor allen ähnlichen Werken aus, wie dies auch bereits vielfach öffentlich anerkannt worden ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von **Christian Carl Josias Bunsen.**

In sechs Büchern. Zweiter Theil. Drittes und viertes Buch.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

(Der Ende 1856 erschienene erste Theil kostet 3 Thlr.)

Dieses hochbedeutsame Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung" wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées" und Humboldt's „Kosmos" verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des sittlichen Kosmos), in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande" genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größere Publikum, keineswegs blos für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthielt (die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt) und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schilderte, behandelt der soeben erschienene zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens" sowie „der Arier in Kleinasien und Europa", und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragendsten Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterwerken erläuterte Culturgeschichte der Aegypter, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der das Werk abschließende dritte Theil (das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen enthaltend) befindet sich bereits unter der Presse und wird binnen kurzem nachfolgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung von Eduard von Bülow.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Cart. mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Ngr.

Die vorliegende, bereits in zweiter Auflage erscheinende Legendensammlung zeigt aufs neue, welch ein wundersamer Schatz von Tiefsinn und Schönheit in Gedanken und Gebilden der alten kirchlichen Sagengeschichte liegt. Der in dem Buche herrschende Ton ist dem Stoffe entsprechend einfach und schlicht. Jede der Erzählungen ist ein Beleg zu irgendeiner christlichen Glaubens- oder Sittenlehre. Die Sammlung ist gleichmäßig für die verschiedensten Klassen und Bildungszustände geeignet und zwar ebenso für Katholiken wie für Protestanten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Marino, Sanct-Florian's Rache.

8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine reizende kleine Novelle, durch Frische und poetische Schilderung ausgezeichnet, deren Schauplatz Berlin, das Schlesische Gebirge, Oberitalien und München bildet. Sie ist pseudonym erschienen, um durch einen auf andern Gebieten bekannten Namen nicht auf das Urtheil des Publikums einzuwirken.

In demselben Verlage erschien:

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings.
8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Diese liebliche Erzählung hat sich rasch zahlreiche Freunde erworben und ist selbst ins Englische übersetzt worden. Es ist, wie es in einer Besprechung heißt „die zarteste duftigste Poesie in gebundener Rede"; der Werth und das Interesse des Buchs liegt weniger in der Erzählung selbst als in den poetischen, tief empfundenen Schilderungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch' u. Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon erschien 1858 der 67. Theil der I. Section (A — G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), der unter anderm nachstehende wichtige Artikel enthält:

Giebichenstein, Gilde von *Hasemann*; Gieseke (Nic. Dietr.) von *Döring*; Gieseler, Gilbert (Porretanus), Gildas von *Lipsius*; Giesserei von *Reinwarth*; Gifanius von *Bähr*; Gift von *Theile*: Giftgewächse von *Garcke*; Giganten von *Wieseler*; Gil-Polo, Gil-Vicente von *F. Wolf*; Gioberti von *Seydel*; Giotto von *Unger*.

☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Zwölfter Band, die von 1852—56 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend.

Herausgegeben von Albert Schiller.

4. Auf Druckpapier 12 Thlr. 5 Ngr., auf Schreibpapier 17 Thlr. 12 Ngr.

Der **achte** bis **zwölfte Band** dieses Werks — die Erscheinungen der Jahre 1828 — 56 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk. Der achte bis elfte Band werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen. Einzelne Bände 5 Thlr. Die Bände 1—11 (1700—1851) zusammengenommen kosten im ermässigten Preise 36 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Heftes (Bogen 43—46 des zweiten Bandes):

Der deutsch-dänische Streit, seit dem Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 bis September 1858. — **Der Protestantismus im Gelobten Lande.** — **Franz Theodor Kugler.** — **Richard Rothe.** — Kleinere Mittheilungen: Alois Josef (souveräner Fürst von Liechtenstein). — Meyer von Knonau (Gerold Ludwig von). — Reid (Sir William). — Schleinitz (Freiherren von). — Zschinsky (Ferdinand von).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der jüngsten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. s. w. die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln in alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit beispielloser Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen das **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an, und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Brockhaus' Weihnachts-Katalog

ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

806. Geschichtlicher Roman. 405.
lderholdt, A., Feldblumen. 506.
lbert, K., Drei Dichtungen. 509.
lbum der neuern deutschen Lyrik.
— für Deutschlands Töchter. 42.
— des literarischen Vereins in Bern. 222.
— des literarischen Vereins in Nürnberg für 1858. 797.
dersen, H. C., Sein oder nicht sein. 89.
derson, Ch. J., Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—54. Aus dem Schwedischen von H. Lotze. 361.
griff, ein, auf Lessing's „Nathan". 799.
ro 1848. Fastnachtspoſſe. 825.
l, T., Gesammelte dramatische Werke. 87.
— Lieder und Gedichte. 510.
dt, E. M., Meine Wanderungen und Handelungen mit dem Reichsfreiherrn einrich Karl Friedrich von Stein. 889.
England. 114. 390.
den Neujahrsbetrachtungen deutscher urnale. 112.
zewählte Schriften, s. Macaulay.
and und Inland in literarischen Unterhaltungssachen. 94.
K. A. M., Gedichte. 48.

ier, J. Sophie Charlotte, die philosophische Königin. 20.
Die Brautschau Friedrich's des Gro. 353.
nann, W., Schloß Krakau und das te Turnier. 108.
no, J., Mimosen. 620.
in, E. M., Weiße Camellien. 506.
r, J., Aus den Bergen. 147.
ſius, Volksgedichte aus Schwaben.
8.

Banck, O., Gedichte. 225.
Barthel, K., Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter. Herausgegeben von J. G. Findel. 172.
Baumblatt, L., Judith, oder die Franzosen in Worms. 121.
Beck, F. A., Arnold. 489.
Becker, A., Die Pfalz und die Pfälzer. 600.
Beecher-Stowe, Harriet, Dred. Eine Erzählung aus dem großen Wüstenmoore. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. 89.
Beer, B., Jüdische Literaturbriefe. 179.
Benkard, J. P., Die Reichspaläſte zu Tribur, Ingelheim und Gelnhausen und das Schloß Trifels. 776.
Berlyn, G. Gedichte. 506.
Bertram, Baltische Skizzen oder funfzig Jahre zurück. 701.
Beyschlag, F., Heideröschen. 51.
Bianchi, F. Freih. von, Duca di Casalanza, k. k. österreichischer Feldmarschallieutenant. 144.
Bianco, F. J. von, Die alte Universität Köln und die frühern Gelehrtenschulen dieser Stadt. 561.
Bibliothek für die deutsche Frauenwelt, s. Stolz.
Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. Erster Band und zweiten Bandes erster Theil. 357.
— Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens. 809.
Binder, W., Lichtfunken und Pfefferkörner oder nichtofficielle Gedanken eines Deutschen über Recht, Staat, Kirche, Wissenschaft und Menschenleben. 554.
Binnewerk, F., Narren-Album. 121.
— Christine. 662.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Die Waise von Lowood.
— Marguerite oder die Macht des Zufalls.
— Rose und Röschen. } 32.
Bischof, H., Sebastian Frank und deutsche Geschichtschreibung. 196.
Bitter, A., Geschichten aus dem Emmenthal. 620.
Bittkow, T., Harmlose Lieder. 53.
Blaze, Castil. 151.
Blondhaarige Menschen und Völker. 958.
Blume und Weißblume. Eine Dichtung des 13. Jahrhunderts. Uebersetzt und erklärt von J. Wehrle. 731.
Bodenstedt, F., Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte. 291.
Böhmer, W., Die Lehrunterschiede der katholischen und evangelischen Kirchen. 409.
Bolanden, K. von, Eine Brautfahrt. 57. 296.
Böttger, A., Buch der Sachsen. 184.
— M. G., Briefwechsel mit den Irvingianern. 610.
Brachvogel, A. E., Narciß. 25.
Brandrupp, F., Der räthselhafte Gast. 150.
Branth, Octavie, Traum und Wirklichkeit. 326.
Brehm, A. E., Reisen in Nordostafrika. 73.
Brialmont, M. de, History of the life of Arthur Duke of Wellington. From the French. 762.
Briefe, offene, über den heutigen Zustand der Philosophie und Theologie. Erster bis dritter Brief. 541.
Bronn, H. G., Morphologische Studien über die Gestaltungsgesetze der Naturkörper. 884.
Bruhin, C. A., Paracelsus. 53.

Brühl, J. A. M., Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 176.
Buchholz, E., Meisterwerke hellenischer Dichtung in moderner Uebertragung. 700.
Büchner, L., Natur und Geist. Erster Band: Makrokosmus. 209.
Büdinger, M., König Richard III. von England. 832.
Bülau, F., Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Achter Band. 368.
Bund, L., Nachtschatten. 640.
Bungener, F., König und Prediger. Deutsche Uebersetzung des Werks: „Un sermon sous Louis XIV." 36.
Burow, Julie, Gedichte. 637.
—— Der Glücksstern. 676.

Carion, F., Maria Thereſia und ihre Zeit. 387.
—— Ein getheiltes Herz, oder Karl Theodor und seine Zeit. 387.
Carlyle, T., History of Friedrich II of Prussia. Erster und zweiter Band. 868.
Carriere, M., Erbauungsbuch für Denkende in alten und neuen Dichterworten. 42.
Catull's Gedichte übersetzt von T. Stromberg. 698.
Chronik, J. L., Der Famulus des Sternsehers. 827.
Classiker des In- und Auslandes, s. Groth.
Clemens, A., Schiller im Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtet. 301.
Combe, G., Die Wissenschaft in ihrer Beziehung zur Religion. Unter Mitwirkung des Verfassers nach der vierten Auflage des englischen Originals bearbeitet von J. v. B. 541.
Constant, W., Von einer verschollenen Königsstadt. Zweite Auflage. 45.
Corrodi, A., Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand. 127.
—— De Herr Professer. 940.
Cotta, K., Aurelie. 121.
Crescentia, ein niederrheinisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert. Herausgegeben von O. Schade. 729.
Cunz, F. A., Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. 178.
Czilely, C. J. St., Haus und Herz. 50.

Daffis, A., Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide. 192.
Dähnhardt, L., Katharine. Gruß an Schleswig-Holstein. 520.
Davesies de Pontès, Madame L., Poets and Poetry of Germany. 643.
Deinhardstein, J. L., Gesammelte Werke. Siebenter Band. 486.
—— Classisches Theater des Auslandes. 486.
Deutsche oder lateinische Lettern? 426.
Deutsche Literatur im Auslande. 421. 850.
Deutsche Literatur in England. 798.
Deutsche Literatur in Frankreich. 22.
Deutsche Literaturgeschichten in England. 643.
Deutsche Sprachformen, die Abschwächung derselben betreffend. 763.
Deutschen, die, in Nordamerika. 773.
Deutscher Stil. 815.
Deutsches und bürgerliches Drama und Lustspiel. 425.
Dieffenbach, G. C., Gedichte. 840.
Diepenbrock, C. J., Rosen und Dornen. 52.
Diezmann, A., Goethe-Schiller-Museum. 301.
Dingelstedt, F., Studien und Copien nach Shakspeare. 38.
Dolch, O., Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen. 581.
Döllinger, J. J. J., Heidenthum und Judenthum. Vorhalle zur Geschichte des Christenthums. 163.
Domenech, E., Erinnerungen aus Amerika, insbesondere aus Texas. 253.
Don Carlos, neue Enthüllungen über ihn. 665.
Dora d'Istria, Gräfin, Die deutsche Schweiz. 846.
Doering, H., Goethe und Schiller. 301.
Dornheim, M., Jadwiga, Königin von Polen. 823.
Dörr, F., Christabend. 568.
Dove, H. W., Ueber das Gesetz der Stürme. 882.
Droßbach, M., Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüths ꝛc. 541.
Dudumi, D., Athenienſische Nächte. Zweite Auflage. 48.
Duller, E., Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Fortgesetzt von K. Hagen. Vierter und fünfter Band. 685.
Dunker, W., Der Prinz von Tarent. 489.
Düntzer über Lewes. 610.
—— H., Zur deutschen Literatur und Geschichte. 945.
Düringsfeld, Ida von, Aus Dalmatien, nebst einem Prolog: Aus Kärnten. Mit Anmerkungen von O. Freih. von Reinsberg-Düringsfeld. 127.

Ebersberg, J., Vater Radetzky. 649.
Ebersberger, K., Feldblumen. 50.
Eckardt, L., Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zur pantheistischen. 418.
—— Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen. 418.
Ecken ausfart, nach dem alten straszburger Drucke von MDLIX herausgegeben von O. Schade. 734.
Eichhorn, F., Charlotte Corday. 488.
—— Der Damascenerschmied von Solingen. 488.
Eilers, G., Meine Wanderung durchs Leben. Zweiter und dritter Theil. 745.
Eine galizische Geschichte 1846. 424.
Emerson und Shakspeare. 522.
Endrulat, B., Von einem verlorenen Posten. 281.
Engelbach, G., Philipp der Großmüthige. 53
Englien, A., und Henning, F., Geschichte der Stadt Landsberg an der Warthe. 262.
Englische Uebersetzungen aus dem Deutschen. 166.
Englische Urtheile über Gustav Freytag's „Soll und Haben". 77.
Ennen, L., Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt Köln. 536.
—— Frankreich und der Niederrhein. 581.
Enslin, K., Frankfurter Sagenbuch. 81
Erdmann, J. E., Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. 581.
Erinnerungen von O. v. S. 51.
Erk, L., Deutscher Liederhort. 801.
Ernst, Konrad, Der Pfarrer von Bachdorf. 476.
Erzählungen, harmlose, aus dem letzten russischen Feldzuge in der Krim. Mitgetheilt von einem Augenzeugen. 40.
Euler, L. H., Des Kanonikus Baldemar von Peterweil Beschreibung der löblichen Stadt Frankfurt a. M. aus dem 14. Jahrhundert. 776.

Familienabende. Erster Band: Erzählungen, s. Koenig.
Familienleben, ein. Ein Roman nach Ursachen von Isidor von M. 661.
Feuchtersleben, E. Freih. von, Geist der deutscher Classiker. 301. 390.
Fiammina, die. 93.
Fillié, H., Feldblumen. 50.
Findel, J. G., Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert. 153.
Fischer, K., Die Selbstbekenntnisse Schiller's. 434.
—— Schiller als Philosoph. 920
Flemming, Paul. 239. 594.
Förster, Marie, Gedichte. 51.
Fouqué, F. de la Motte, Gedichte. Gedichte. 187.
Frankreich, das junge. 778.
Frankreich und das Rheinland. 85
Frauenstädt, J., Briefe über natürliche Religion. 541.
Freiweg, M., Soldateska. 838.
Fremdwörter, über den Gebrauch derselben. 682.
Friedrich, F., Die Orthodoxen. 19
—— Studentenfahrten. 812.
—— Des Zweiflers Umkehr. 885
—— J. M., Erste Liebe. 506.
Fröbel, J., Aus Amerika. 658.
Fulda, Seraphine von, Die Glorie des Christenthums. 326.
—— Glaube, Liebe, Hoffnung. 897.
Fülleborn, F. L., Was ist der Zweck unſers sogenannten irdischen Daseins? 50
Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz in Steiermark. 129.
Fürst, J., Henriette Herz. 917.

Gagern, H. von, Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Zweiter Band. 54.
Galen, P., Andreas Burns und seine Familie. 17.
—— Gesammelte Schriften. 718.
Galster, A., Gedichte. 839.

Garay, J., Dichtungen. Aus dem Ungarischen übersetzt von Kertbeny. Zweite Auflage. 461.
Gebhard, A., Roland und Hildegunde. 538.
Gedichte von Emily G.... 637.
Geibel, E., Brunhild. 481.
Geiger, A., Ueber den Austritt aus dem Judenthum. 844.
Gerlinger, B., Die griechischen Elemente in Schiller's „Braut von Messina". Eingeleitet durch F. Dingelstedt. Neue umgearbeitete und bereicherte Auflage. 679.
Gerstäcker, F., Eine Gemsjagd in Tirol. 216.
Geyder, A., Walther von Aquitanien. 728.
Giebel, C. G., Tagesfragen aus der Naturgeschichte. 316.
Gieseke, R., Die beiden Cagliostro. 484.
Glaubrecht, O., Die Heimatlosen. 620.
Gleim, zur Charakteristik desselben. 702.
Goedeke, K., Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung. 169. 301.
Goethe, zwei Briefe von ihm. 21.
— Das Weimarer Sonntagsblatt über ihn. 301.
— ein ungedruckter Brief von ihm. 223.
— Acht Lieder. Zum ersten male mit Erläuterungen herausgegeben von Th. Vergl. 301.
— Die neueste Literatur über ihn. I. Art. 301. II. Art. 373.
— und Joseph Stieler. 558.
— und die Mittwochsgesellschaft. 630.
— zur Lebensgeschichte desselben. 703.
— im Verhältniß zur alten und neuen Zeit. 832.
— und Friedrich der Große. 850.
Goethe's Briefe, worunter viele ungedruckte. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erörterungen. 594.
Goldammer, L., Litauen. 620.
Goldammer, T., Petrarca und Laura. 823.
Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. Fünfter Jahrgang. 825.
Gotwitz, H., Kurfürst Johann Friedrich's Geist. 811.
— Der Herzog von Lichtenhain. 811.
Gott und seine Schöpfung. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten". 380.
Gotthelf's, Jeremias, gesammelte Schriften. Ausgabe letzter Hand. 718.
Gottschall, R., Neue Gedichte. 225.
Grange, Marquis de la, Voyaige d'Oultremer en Jhérusalem par le Seigneur de Caumont. 592.
Gratulationsschrift der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zum Jubiläum der Universität Jena. 812.
Grady, F. W., Ueber die Kaiserchronik, ein Gedicht des 12. Jahrhunderts. Einige Theile derselben mit neuhochdeutscher Uebertragung und Anmerkungen. 193.
Gregorovius, F., Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie. 159.
— Euphorien. Eine Dichtung aus Pomerji. 289.
Grieben, H., Liebfrauen. 838.
Grimm, F., Gedichte. 147.
Großmann, Julie von, Freud und Leid. 604.
Groth, K., Quickborn. } 97.
— Dasselbe. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser.
— Dasselbe. Ins Hochdeutsche übertragen von F. A. Hoffmann.
— Dasselbe. Aus dem Plattdeutschen übertragen von S. Z.
— Dasselbe. Aus ditmarscher Mundart übertragen von A. von Winterfeld.
— Vertelln.
— Dasselbe. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Otto.
— Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn.
Grübel's sämmtliche Werke. Neu herausgegeben von G. K. Frommann. 531.
Gruenz, K., Der Weltpriester und „Försters Lieschen". 595.
Grün, A., Aus der Verbannung. 840.
Gruppe, O. F., Ruth — Tobias — Sulamith. 897.
Gubitz, F. W., Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Fünfunddreißigster bis siebenunddreißigster Jahrgang für 1856—58. 490.
Guhl, E., Die Frauen der Kunstgeschichte. 477.
Guizot und die deutsche Literatur. 923.
Gundling, J., Verworfen. 717.
— Deutsche Hiebe. 741.
Günther, J., Erinnerungsblätter an die dreihundertjährige Jubelfeier der Universität Jena. 810.
Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. 89.
Gutzkow, K., Lorber und Myrte. 29.
— Der Zauberer von Rom. Erster und zweiter Band. 925.

Haas, E., Gedichte. 506.
Hackländer, F. W., Zur Ruhe setzen. 31.
— Der Augenblick des Glücks. 121.
Hägele, J. M., Gedanken in einsamer und gemeinsamer Haft nebst unmaßgeblichen Gedanken über das Gefängnißwesen. 754.
Hagen, A., Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert. 81.
Haller's Mariane. 609.
Haltrich, J., Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 248.
Hamberger, J., Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie. 163.
Hamerling, R., Ein Sangesgruß vom Strande der Adria. 640.
Hammer, G., Hubertuslieder. 216.
Hansen, C. P., Friesische Sagen und Erzählungen. 266.
— Chronik der Friesischen Uthlande. 511.
— D. A., Der moderne Materialismus und die evangelische Volksschule. 209.
Harting's, P., Skizzen aus der Natur. II. Aus dem Hollandischen übersetzt von J. A. E. Martin. 314.
Hartmann, M., Erzählungen eines Unsteten. 156.
Hartmann, von, Der königlich hannoversche General Sir Julius von Hartmann. 848.
Hartwig, G., Das Leben des Meeres. 15.
Hausschatz der deutschen Humoristik. 351. 866.
Häusser, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Vierter Theil. 685.
Haym, R., Hegel und seine Zeit. 337.
Hebbel, F., Gedichte. 285.
— und Jean Paul. 905.
Hegener, T., Gunhilde. 509.
Heide, G. von der, Gedichte. 326.
Heim, Adele, Wahnsinn kein Scheidungsgrund. 605.
Heinzen, K., Gedichte. 774.
Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder meist aus einzigen Handschriften durch F. H. von der Hagen. 733.
Helfferich, A., Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten. 315.
— Skizzen und Erzählungen aus Irland. 955.
Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock. 721.
— Sächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert übertragen von G. Rapp. 721.
— oder das Lied vom Leben Jesu, sonst auch die altsächsische Evangelienharmonie. In der Urschrift mit nebenstehender Uebersetzung von J. R. Köne. 721.
Heller, R., Der Reichspostreiter in Ludwigsburg. 554.
Helmer, Eduard, Prinz Rosa-Stramin. Zweite Auflage. 121.
Helmes, J., Das Wetter und die Wetterprophezeiung. 883.
Herman, Eugen, Ein Sohn Alexander's von Humboldt oder der Indianer von Mayppures. Adel und Gesellschaft. 503.
Hermann, E., Der große Kurfürst. 49.
Hesekiel, G., Graf d'Auethan d'Entragues. 121.
Heusinger, E., Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. 270.
Heyse, P., Neue Novellen. 369.
Hildebrandt, Wilhelmine, Dies Buch gehört der Frauenwelt! oder Wer hat Recht? 604.
Hintze, E., Schauplatz der Natur. Erster Band. 500.
Hirt, F., Der Hausfrieden, dessen Störung und das Hausrecht. 59.
Historisch-politische Blätter, eine Erklärung derselben. 407.
Hocker, R., Vom deutschen Geiste. 42.
Hoefer, E., Bewegtes Leben. 121.
— Zur Feier des Polterabends. 222.
Hofmann's, F., Keborgher Quäckbrünnlä. 531.
Holtei, K. von, Bilder aus dem häuslichen Leben. 573.
— Geistiges und Gemüthliches in Jean Paul's Werken. 933.
Hölty, L. H. C., Gedichte. Erste vollständige Ausgabe mit biographischen Nachrichten eingeleitet von F. Voigts. 1.

Holtzmann, A., Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. 33.
Horazens Episteln. Lateinisch und deutsch mit Erläuterungen von L. Döderlein. 696.
Horn, F. W., Bausteine für Zion. 568.
—— M., Die Dorfgroßmutter. 46.
Horwitz, F., Die Wenden. 489.
Humboldt, A. von, Kosmos. Vierter Band. 385.
Humboldt, Wilhelm von, zwei Briefe an ihn von Goethe und Pius VII. 644.
Hutterus, J. M., Gedichte. 508.

Jacob, Th., Die entscheidende Frage im Streit über Leib und Seele. 209.
Jägerbrevier, Jagdalterthümer, Weidsprüche und Jägerschreie ꝛc. 216.
Jahrbücher von Koburg. 78.
Jahrhundert, das, der Umkehr. Von einem Geistlichen. 108.
Jean Paul's Briefe an eine Jugendfreundin. Herausgegeben von J. F. Täglichsbeck. 705.
Immermann's „Münchhausen" und die Romantiker. 406.
In der Fremde. Lieder eines Verschollenen von Adolf K. Mit einem Vorwort von P. Galen. 508.
Johannes. 52.
Johannsen, Wilhelmine, Die Traubencur. 121.
Journalistik, zur englischen. 371.
—— zur österreichischen. 262.
Irrlichter, die. Ein Märchen. 121.
Ißleib, L., Gedichte. 840.
Jügel, K., Das Puppenhaus. 301.
Julie Burow. Versuch einer Selbstbiographie. 257.
Jung, G., Gedichte in plattdeutscher Mundart. 104.

Kamla, F., Gedichte. 840.
Kane, E. K., Zwei Nordpolarreisen zur Aufsuchung Sir John Franklin's. Deutsch bearbeitet von J. Seybt. 613.
Kant von einem seiner Jugendfreunde geschildert. 297.
Kapper, S., Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858. 198.
Karajan, Th. G. von, Ueber Heinrich den Teichner. 194.
Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen pariser Drucke herausgegeben von Merzdorf. 731.
Karl August's erstes Anknüpfen mit Schiller. 434.
Katzenberger, Das illustrirte Hühnerauge. 865.
—— (des Neffen) Neue Badereise. 866.
Keil, Rich. und Rob., Geschichte des jenaischen Studententhums von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart. (1548—1858.) 597.
Kelten und Germanen, s. Holtzmann.
Kessel, K. von, Die Seelenverkäufer. 121.
Kessel und Tscheutsch, A. Freih. von, 1813. Memoirenroman mit eigenmächtigen Interlocuten des Verfassers. 18.
Kinkel, G., Nimrod. 30.
Kleidermacher's melirte Gedichte. 639.
Klein, T., Gedichte. 508.
Kleine Dinge. Aus dem Englischen. 298.
Kleinigkeiten. Aus dem Englischen. 298.
Klüpfel, K., Gustav Schwab. 781.
Knapp, L., System der Rechtsphilosophie. 282.
Kneschke, J. E., Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. 301.
Knothe, H. F., Karl Friedrich Kretschmann (der Barde Ringulph). 646.
Kobell, F. von, Die Urzeit der Erde. 317.
Koberstein, A., Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik. 633.
Köhler, L., Jürgen Wullenweber. 17.
Komödie, die alte, vom Arzt und Tod. Lustspiel, verfaßt von Peter Sch——. 826.
Koenig, H., Georg Forster's Leben in Haus und Welt. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 642.
—— Täuschungen. 678.
König, T., Ein Bild der Zeit. 796.
Konstantinopel und Athen. Ein Roman. Erster bis dritter Band. 662.
Köppen, F. von, Kolberg 1807. 509.
Körner's, Th., Werke in vollständigster Sammlung. Nebst Briefen, biographischen und literarhistorischen Beilagen von A. Wolff. 873.
Kosack, K. R., Die Auslegung der Gesichtsempfindungen gegenüber dem modernen Sensualismus. 765.
Kotzebue. 463.
Krause, G., Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein. 173.
Krauß, T., Geschichte der bairischen Heeresabtheilung im Feldzuge gegen Rußland 1812. 92.
Kritik, zur. 630.
Kritzinger, F. W., Lebensblüten in Liedern. 897.
Krohn, J., Neendörp. Plattdüütsche Rymels. 104.
Krug, F. W., Zehn Jahre aus meinem Leben. Erster Theil. 663.
Krummacher, A., Harfenklänge. 897.
Kuh, E., Gedichte. 839.
Kunstartikel, ein, von H. F. Waagen. 426.
Kürnberger, F., Ausgewählte Novellen. 121.
Kutzen, J., Vor hundert Jahren. Zwei Gedenktage deutscher Geschichte. 275.

Laboulaye, E., Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Deutsch bearbeitet von L. A. Warnkönig. 409.
Langenstein, Hugen von, Ein schoen und anmuetig Gedicht, wie ein heidnischer Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward. Aus Liecht gestelt durch Meister Seppen von Eppishusen. 734.
L'argent, par un homme de lettres, devenu homme de bourse. 165.
Laris, Paula, Weiße Rosen. 637.
Lasaulx, E. von, Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte. 163.
Lavater's, J. K., Briefe an die Kaiserin Maria Feodorowna, Gemahlin Kaiser Paul's I. von Rußland. 812.
Lazarus, M., Das Leben der Seele in seine Erscheinungen und Gesetze. Zweiter Band. 234.
Lebensabriß, kurzer, des k. k. österreichischen Feldmarschalls Joseph Grafen Radetzky. 649.
Ledderhose, K. F., Das Leben Johann Heermann's von Köben. 827.
Lehmann, A., Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1857. 198.
Leitner, K. G. Ritter von, Gedichte. Zweite sehr vermehrte Auflage. 225.
Leland, Ch. G. 886.
Lenngren, Anna Maria, Poetische Versuche. Aus dem Schwedischen. 849.
Lenz, H., Blüten meiner Mußestunden. 922.
Leoprechting, K. Freih. von, Aus dem Lechrain. 249.
Lepsius, G., Die Wartburg als Schauplatz denkwürdiger Ereignisse. Aus Kirchbergs Vorzeit. 831.
Lewald, Fanny, Die Reisegefährten. 830.
Lewes, G. H., The life and works of Goethe. 301.
—— Goethe's Leben und Schriften. Uebersetzt von J. Frese. Zweiter Band. 301.
—— und Schopenhauer über den Charakter. 591.
Licht und Finsterniß. Ein Liederkranz, hübsch und fein anzuhören ꝛc., auf Jena und sein bevorstehendes Stiftungsfest. 811.
Lichtenberg in Frankreich. 114.
Liederschatz, griechischer. In deutscher Nachdichtung von F. Dörr. 699.
Literarisches aus Frankreich. 742.
Literaturgeschichte, zur culturhistorischen Begründung derselben. 571.
Little things. 298.
Löhr, J., Drei Blumen aus Frankreich. 531.
Lorenz, Wilhelmine, Aus Nürnbergs Vorzeit. 620.
Lorm, Hieronymus, Erzählungen eines Heimgekehrten. 702.
Löwe, F. A., Ruth. 821.
Löwenthal, E., Wahrheit und Dichtung. 6
—— Gedichte. 506.
Ludwig, F., Aus dem Mutterherzen. 85.
—— O., Die Heiterethei und ihr Widerspiel. 133.
Ludwig's des Frommen, des Landgrafen, Kreuzfahrt. Aus der einzigen Handschrift durch F. H. von der Hagen. 73.
Luft, jenasche. Eine Sammlung neuerwachsener Studentenlieder von der Alten Latte. 810.
Lühdorf, F. A., Acht Monate in Japan nach Abschluß des Vertrags von Kanagawa. 736.
Luther, G. A., Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. 218.
Lynker, K., Geschichte der Insurrection wider das westfälische Gouvernement. 606.
Lyser, J., De dree Jungfern un de dree Rathsherrn, oder dat grote Karfunkel Knopp-Schüürn to Altona. Ein plattdüütsches Märchen. 104.

Maaß, M., Zwei Gespräche über den Austritt aus dem Judenthum. 844.
Macaulay, T. B., Friedrich der Große, Johann Bunyan, Oliver Goldsmith, Samuel Johnson, Bertrand Barère. Deutsch von F. Steger und A. Schmidt. 110.
Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. C. Schneider. 23.
Mädchensohn, der. Eine Volksgeschichte vom Verfasser des „Schulzen von Ettingrode".
Mädler, Minna von, Anna. 760.
Maehly, J., Rhigmurmel. 531.
Mai, B., Karl Bauer. 738.
Maibaum, W., Mensch und Schicksal. 661.
Major von Schill. Scenen aus der vaterländischen Geschichte. Von einem Zeitgenossen. 490.
Malczeski, A., Maria. Ukrainische Erzählungen in zwei Gesängen. Aus dem Polnischen ins Deutsche metrisch übertragen von E. Schroll. 461.
Maltitz, A. von, Noch ein Blatt in Lethe. 508.
Marx, J., Geschichte des Erzstifts Trier ꝛc. 561.
Märzroth, Liederbuch ohne Goldschnitt. 52.
Maßmann, H. F., Die hohe Schule. 682.
Massow, Clara von, Das Stiftsfräulein. 604.
Materialismus oder Spiritualismus? (Von Karl Fortlage.) Vierter Artikel. 205.
Mäurer, German. 282.
Maurer, K., Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum. 162.
Mäuß, J., Vaterländische Gedichte. 641.
Mayer, C., Natur und Geist. 317.
—— E., Graf und Priester. 662.
Meerheim, R. von, Soldatenwelt. 508.
Meißner, A., Der Prätendent von York. 28.
Meister Nasr-eddin's Schwänke und Räuber und Richter. Aus dem türkischen Urtext wortgetreu übersetzt von W. von Camerloher und W. Prelog. 41.
Mendelssohn, M., Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. 299.
Menzel, A., Forscherleben eines Gehörlosen. 680.
—— W., Geschichte der letzten vierzig Jahre (1816—56). 685.
Merleker, K. F., Musologie. 71.
Merz, J., und Weiss, K., Dir. 840.
—— K. S. von, Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach. 822.
Meßner, J., Handwerksburschen. 620.
Metcalfe, F., History of German Literature. Based on the German work of Vilmar. 643.
Meyer, F. H., Studentica. 581.
—— K., Lieder der Armuth. 897.
—— L., Camellien. 121.
—— M., Ulrich von Starkenburg. 822.
Meyern, G. v., Heinrich von Schwerin. 817.
Michelis, E., Lieder aus Westfalen. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen und mit einer Biographie desselben eingeleitet von F. Michelis. 50.
Minnelieder eines Klosterbruders. 568.
Mökern, P. van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. 105.
Möllhausen, B., Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. 909.
Monod's, A., letzte Worte an seine Freunde und die Kirche. 478.
—— Abschiedsworte an seine Freunde und die Kirche. 478.
Montanus, Der Kurfürst in Hükeswagen. 824.
Montez, Lola, Lectures, including her autobiography. 717.
Mosenthal, S. H., Der Sonnwendhof. 27.
—— Das gefangene Bild. 819.
Müller, A., Die Schlacht bei Roßbach. 521.
—— Die Schlacht bei Leuthen. 521.
—— F., Siebenbürgische Sagen. 511.
—— Johannes-Album. 129.
—— F. H., Döntjes un Vertellsel in Brookmerlander Taal, de verbreedste Ostfreeske Mundart. 101.
—— M., Betrachtungen und Gedanken über verschiedene wichtige Gegenstände, vom religiös-politischen Standpunkte. 209.
—— The German classics from the fourth to the nineteenth century. 799.
—— O., Der Stadtschultheiß von Frankfurt. 18.
—— Otto. 575.
Munch, A., Salomon de Caus. Aus dem Norwegischen. Mit einer Vorrede von J. W. Loebell. 485.
München. 850.
Mundt, T., Graf Mirabeau. 133.
—— Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. 492.
Mühlbach, Luise, Die Pariserin nach der neuesten Mode. 825.
Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. ***. 248.

Nachlese in und außer mir. Aus den Papieren des Verfassers der „Selbstbekenntnisse, oder vierzig Jahre aus dem Leben eines ostgenannten Arztes". 404.
Nationalhymne, eine neue englische. 762.
Nationalliteratur, die neue deutsche. Zweites Heft. 863.
Nebelleben. Dichtungen und Erfahrungen von einem Bürger Weimars. 641.
Neue Auflagen und Ausgaben. 406.
Neumann, K. F., Geschichte des englischen Reichs in Asien. 465.
—— L. G., Trinklieder eines wiener Poeten. 639.
Neumann's, H., gesammelte Dichtungen. 508.
Niemeyer, E., Ueber Herder's Cid. 886.
Novalis, Gedichte. 187.

Oehlenschläger, A., Aladdin; or the wonderful Lamp. Translated by T. Martin. 131.
Oldenberg, A., Grundlinien zur Pädagogik Goethe's. 301.
Opel, W., Gedichte. 49.
Oser, F., Album lyrischer Originalien. 130.
Otfried's von Weissenburg Evangelienbuch. Text, Einleitung, Grammatik, Metrik, Glossar von J. Kelle. Erster Band. 725.
Oetker, F., Helgoland. 508.
Otto, Luise, Eine Grafenkrone. 606.

Palmblätter von K. G. 897.
Parteikritik, zur Kennzeichnung derselben. 354.
Passarge, L., Aus dem Weichseldelta. 126.
Passavant, J. K., Sammlung vermischter Aufsätze. Herausgegeben von F. Hoffmann. 541.
Pausch, C., und Brugger, J. J., Ein Liederstrauß. 641.
Petőfi, A., Dichtungen. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von K. M. Kertbeny. Mit einem Vorwort von F. Bodenstedt. 438.
Pfeiffer, F., Untersuchungen über die Revegowische Chronik. 193.
—— G. W., Frankfurter Novellen. 677.
Pfeilschmidt, E., Heilige Zeiten. 897.
Phrenologie, die, und die calvinistische Prädestinationslehre. 777.
Pichler, A., Hymnen. 147.
Pisling, T., Il n'y a personne. 675.
Pisterius, A., Jacopo Foscari. 639.
Pitaval, der neue. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Zweite Auflage. Erster bis dritter Theil. 516.
—— Fünfundzwanzigster Theil. Dritte Folge. Erster Theil. 516.
Planche, Gustav. 667.
Plattdeutsche, das. 160.
Pocci, F. Graf, Todtentänze. 53.
Politische Irrgänge des Aloisius Schnapp von H. K. E. 108.
Polko, Elise, Aus der Künstlerwelt. 220.
—— Sabbatfeier. 457.
Prager, W., Die Geschichte der Lehre vom geistlichen Amte auf Grund der Rechtfertigungslehre. 164.
Prantl, K., Die Philosophie in den Sprichwörtern. 906.
Presse de Londres. 478
Prinz Louis Ferdinand von Preußen. 479.
Privatprotectoren von Dichtern und Schriftstellern. 666.
Proben neuerer Lyrik. 834.
Pröhle, H., Gottfried August Bürger. 1.
—— Unterharzische Sagen. 246.
—— Gleim auf der Schule. 703.
—— Kriegsdichter des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskriege. 778.
—— Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westfalen. 778.
Prutz, R., Aus der Heimat. 669.
—— über Gustav Freitag. 834.

Purificationsvorschläge, neue sprachliche. 442.

Quintana, Don M. J., Lebensbeschreibungen berühmter Spanier, übersetzt durch W. Grafen von Baudissin. 539.

Radetzky, der k. k. österreichische Feldmarschall Graf. Eine biographische Skizze u. s. w. von einem österreichischen Veteranen. 649.
Raimund, G., Novellen. 121.
Raßmann, A., Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. 190.
Rau, H., Mozart. Ein Künstlerleben. 770.
Raumer, F. von, Historisches Taschenbuch. Dritte Folge. Neunter Jahrgang. 260.
Reck, Christiane von der, Golgatha. 568.
Reckendorf, H., Die Geheimnisse der Juden. 179.
Ré, A., Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik. 209.
Rees, L. E. R., Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow. 791.
Reform des Unterrichts und der Presse im Geiste der Humanität. 831.
Regis, Johann Gottlob, Lebens- und Charakterskizze. (Von Karl Eitner.). 61.
Reh, K. L., Gedichte. 53.
Reifferscheid, S. A., Das Reich der Ideale. 738.
Reimann, E. J., Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler. 14.
Reinöhl, F. von, Frauenweihe. 326.
Reise Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien. Nach dem Tagebuche Sr. königlichen Hoheit auszüglich bearbeitet und herausgegeben von H. Kletke. 658.
Reisig, A., Carmen saeculare. 811.
Reliquien, literarische. 238.
Rellstab, L., Drei Jahre von Dreißigen. 853.
Remling, Der Retscher in Speier. 742.
Reuter, F., Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts. Dritte vermehrte Auflage. 101.
—— Dei Reis' nach Belligen. Poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart. 101.
—— Der 1. April 1856. — Blücher in Teterow. 825.
Revue germanique. 292. 538.
Riehl, H. W., Die Pfälzer. 600.
Ring, M., John Milton und seine Zeit. 20.
Ritter, J. H., Geschichte der jüdischen Reformation. Erster Theil. 759.
Rochat, A., Drei Schweizerdichter aus dem 13. Jahrhundert. 731.
Rodenberg, J., Ein Herbst in Wales. 128. 203.
Rogge's, F. W., sämmtliche Werke. 487.
Römer-Büchner, B. J., Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. 776.
Roncesvalles. 77.
Roquette, O., Heinrich Falk. 894.
Röse, Ferdinand. 502.
Rosen, L., Der Buchenhof. 237.
Rosenkranz, K., Apologie Hegel's gegen Dr. R. Haym. 347.
Roßmäßler, E. A., Das Wasser. 501.
—— Die Geschichte der Erde. Zweite Hälfte. 502.
Rougemont, F. von, Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie. Aus dem Französischen von E. Fabarius. 14.
Rückert, L. J., Ein Büchlein von der Kirche. 409.
Rüffer, E., Sophonisbe. 822.
Runen finnischer Volkspoesie. Gesammelt und übersetzt von J. Altmann. 801.

Satiren, ältere, gegen die Geistlichkeit. 76.
Schacht, H., Bilder aus Hamburgs Volksleben. 104.
Schad, Chr., Deutscher Musenalmanach. Achter Jahrgang. 198.
Schaefer, J. W., Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. 174.
Schäfer, W., Deutsche Städtewahrzeichen. 798.
Scharff-Scharffenstein, H. von, Gedichte eines Royalisten. 838.
Schaub's, J. C. F., weiland königlich preußischen Provinzialschulraths gesammelte Schriften. Herausgegeben von F. A. Eckstein. 681.
Schauspieldichter, französische und deutsche. 906.
Schenkel, D., Die Reformatoren und die Reformation im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben geschichtlich beleuchtet. 409.
Scherl, B., Lyrische Blätter. Zweite Auflage. 47.
Scherr, J., Geschichte der Religion. Dritter Band. 685.
Schiff, H., Zwei Novellen. 19.
Schiller, ein jüngst veröffentlichter Brief desselben. 354.
—— Karl von. 554.
Schiller's Briefe. Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 594.
Schirmer, A., Dichtungen. 510.
Schlechta, K. M., Die beiden Wolfey. 821.
Schleiß von Löwenfeld, Physikalische Briefe. 885.
Schlüter, R., Aus und über Italien. 866.
Schmidt, K., Briefe aus und über die Vereinigten Staaten von Nordamerika an Freunde in der Heimat ꝛc. 253.
—— L., Ueber die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier. 832.
Schmieder, H. E., Die moderne Bildung. 831.
Schmitz, J. H., Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des eifler Volks, nebst einem Idiotikon. Mit einer Nachrede von K. Simrock. Erster Band. 265.
Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Erster Winter. 511.
Schneidawind, F. J. A., Franz Eugen, Herzog von Leuchtenberg ꝛc. 400.
Schön, B., Humoristische Pillen. 864.
Schönwerth, F., Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Erster Theil. 511.
Schott, S., Gedichte. 294.
Schreiber, H., Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau. 561.
Schriftstellerische Angelegenheiten betreffend. 166. 331. 574. 957.
Schubert, G. H. von, Die Landpartien des alten Weichgemuth. } 164.
—— Vermischte Schriften. }
Schücking, L., Die Sphinx. 17.
Schuegraf, J. M., Der Wälder. 941.
Schule, die junggermanische. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst. 773.
Schulte, A., Runen. 641.
Schultz, A., Der Harfner am Herd. 640.
Schulze's, E., „Bezauberte Rose" italienisch. 443.
Schuster, R., Richard. Ein Seelengemälde. 638.
Schütt, A., Balder's Tod. 49.
Schütze, K., Assad der Hirt. 50.
Schwarz, H., Gott, Natur und Mensch. 541.
—— J. C. E., Predigt zur dritten Säcularfeier der Universität Jena. 810.
Schweizersagen aus dem Aargau. 242.
Schwerin, Franziska Gräfin, Sonntagsblätter. 567.
Seebeck, M., Rede bei der Enthüllung des Denkmals für Kurfürst Johann Friedrich den Großmüthigen in Jena. 810.
Seemann, B., Die Palmen. Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch bearbeitet von K. Bolle. 498.
Seibert, K. G., Savonarola, der Reformator von Florenz. 832.
Seidel, H. A., Kreuz und Harfe. 80.
Seling, J. M., Vernunftwissenschaft, besonders eine vernunftwissenschaftliche Menschen- und Gotteslehre. 541.
Siegfried, H., An G. H. Lewes eine Epistel. 301.
Sigenot, nach dem alten nürnberger Druck von F. Gutknecht. Herausgegeben von O. Schade. 734.
Sigismund, B., Asclepias. 640.
Simrock, K., Deutsche Sionsharfe. 38.
Simson. Jonas alten und jungen Versen gewidmet von T. 811.
Sivers, J. von, Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart. 203.
Sirt, C. H., Petrus Paulus Vergerius. Eine reformationsgeschichtliche Monographie. 321.
Snell, K., Die Streitfrage des Materialismus. 765.
Sobolewski, E., Oper, nicht Drama. 221.
Solitaire, M., Das braune Buch. } 589.
—— Erzählungen bei Nacht. }
„Soll und Haben", eine englische Stimme darüber. 335.

Sophokles' Philoktetes. — Aias. — Elektra. — Oidipus in Kolonos. — Trachinerinnen. } Uebersetzt u erklärt von O. Marbach. 700.
Spieker, C. W., Lebensgeschichte des Andreas Musculus. 827.
Springer, A., Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert. 81.
Stägemann, Elisabeth von, Erinnerungen für edle Frauen. 917.
Stein, P., Aus dem schwäbischen Volksleben. 620.
Stelter, K., Gedichte. 838.
Stelzig, J. A., Stadt- und Dorfgeschichten. 620.
Stempfle, W., Knospen und Blüten. 897.
Stern, A., Jerusalem. 568.
— S., Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart. 179.
Sternberg, A. von, Die dresdener Galerie. Geschichten und Bilder. Zweites Bändchen. 220.
Steub, L., Deutsche Träume. 624.
Stickelbrucks, G., Gedichte. 506.
Stier, s. Volksmärchen.
— W., Hesperische Blätter. 841.
Stierling, G. S., Gedichte. 506.
Stifter, A., Der Nachsommer. 577.
Stille, Elisabeth, Klippen. 604.
Stintzing, R., Ulrich Zasius. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtswissenschaft im Zeitalter der Reformation. 85.
Stöber, A., Neue Reisebilder aus der Schweiz. 510.
Stolz, F. von, Meine Feierstunden. 605.
Strauß, David Friedrich, als Biograph. 117.
— Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin. 429.
— Ulrich von Hutten. 525.
Strehlke, F., Martin Opitz. Eine Monographie. 197.
St.-René Taillandier über das deutsche Drama der Gegenwart. 279.
Strodtmann, A., Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß. 291.
— Ein Hohelied der Liebe. 291.
Sturm, J., Neue fromme Lieder und Gedichte. 326.
Stuttmann, F., Fata Morgana. 506.

Tag, ein, in Stendal oder die Architekten. 825.
Tagebuch der Belagerung von Kolberg im Jahre 1807. Nach Handschriften von mitthätigen Offizieren. 813.
Taschenbuch, literarisches, der Deutschen in Rußland. 645.
Taura, Elfried von, Friedrich der Freudige. 52.
Tempeltey, E., Klytämnestra. 483.
Theater, das deutsche, ein Franzose über dasselbe. 814.
Theokrit's Idyllen und Epigramme. Deutsch von A. Eberz. 700.
Thomas, J., Nah und Fern. 897.
Tomaschek, K., Schiller's Wallenstein. 832.
Trautmann, P. F., Ein Don Juan wider Willen. 825.
— Onkel Quäker. 825.
— Ein Feind der Mode. 825.
Treitschke, H. von, Studien. 294.
Tupper, M. F., Sprüche der Lebensweisheit. Nach der dreiundzwanzigsten Auflage des englischen Originals frei bearbeitet. 58.
Türheim, U. von, Rennewart. Zum ersten male herausgegeben und erläutert von K. Roth. 732.

Ueber die „Möglichkeit einer Wiedergeburt der deutschen Literatur". 334.
Uhland's „Der Wirthin Töchterlein", englisch. 523.
Unger, M., Künstler und Fürst. 824.
Urban, R., Sang und Klang in Gedichten. 839.
Ussing, F. L., Griechische Reisen und Studien. 318.

Vernaleken, T., Alpensagen. 511.
Vilmar, A. F. Ch., Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik. 409.
Vincke, G. Freih., Zeitvertreibe. 825.
Vischer, eine Bemerkung desselben über den Roman. 558.
— F., Kritische Bemerkungen über den ersten Theil von Goethe's Faust, namentlich den Prolog im Himmel. 149.
Vogel, A., Der Kaiser Diocletian. 462.
Vogl, J. N., Neue Gedichte. — Passiflore. } 147.
— Die Poesie beim Weine. 510.
Voigt, J., Geschichte des Deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. Erster Band. 295.
Volger, G. H. O., Erde und Ewigkeit ꝛc. 313.
Volk, das deutsche, in Vergangenheit ꝛc. s. Schaefer.
Volkslieder, dänische, ins Deutsche übertragen von C. C. Binzer. 801.
Volkmar, R., Die Rose von Seeland. 49.
Volksmärchen, ungarische. Nach der aus Georg Gaals Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt von G. Stier. 620.
Vörösmarty, M., Gedichte. Aus dem Ungarischen in eigenen und fremden metrischen Uebersetzungen herausgegeben durch K. M. Kertbeny. 460.
Vorschlag zu einer französischen „Académie de littérature étrangère". 389.
Vorträge, wissenschaftliche, gehalten zu München im Winter 1858. 936.
Voß, eine angebliche Gedichtsammlung von ihm. 870.

Wachenhusen, H., Rom und Sahara. 757.
Wachler. 443.
Wackernagel, P., Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert. 189.
Wagner, R., Der Kampf um die Seele vom Standpunkte der Wissenschaft. 205.
Waldmüller, R., Lascia passare! — Gedichte. } 47.
Walther, P. A. F., Der Darmstädter Antiquarius. 561.
Wasielewski, J. W. von, Robert Schumann. 402.
Watterich, J. M., Die Gründung des Deutschen Ordensstaates in Preußen. 295.
Weber, E., Norddeutscher Musenalmanach. Zweiter Jahrgang. 198.
— O., Blätter vom Stamm Napoleon. 48.
Weg, der natürliche, des Menschen zu Gott. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" und von „Gott und seine Schöpfung". 626.
Weikert's, J. W., ausgewählte Gedichte in nürnberger Mundart. Herausgegeben von G. K. Fommann. 531.
Weisser, A., Volksgeschichten aus der Schweiz. Erstes und zweites Bändchen. 273.
— Die züricher Mordnacht. 273.
Weiter, G., Bühnenspiele. 489.
Welcker, P. H., Lateinische und deutsche Lieder. 811.
Weller, K., Jahrbuch deutscher Dichtung. 1857. 471.
Weltzien, L. von, Militärische Studien aus Oldenburgs Vorzeit und Geschichte des oldenburgischen Contingents. 349.
Werlisch, Julie, Harzer Waldblumen. 637.
Wessenberg, J. H., Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zueinander und zu Gott. 409.
Westminster Review, die, über den deutschen Roman. 902.
Widerlegung, kurze populäre, der neuern materialistischen Behauptungen über Gott, Welt ꝛc. Von einem Freunde der Menschen und der Religion. 209.
Wilkens, C. A., Petrus der Ehrwürdige, Abt von Clugny. 474.
Willkomm, E., Novellen und Erzählungen. 19.
— Rheder und Matrose. 20.
— Banco. 796.
Winckell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. 216.
Wißmayr, J., Sammlung von Lesefrüchten. 554.
Witte, K., Alpinisches und Transalpinisches. 955.
Wittmaack, T., Ueber das Bewußtwerden der Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die moderne Richtung in den Naturwissenschaften. 13.
— Die Reise nach Juliusthal. 127.
Wohlmuth, L., Mozart. 490.
— Die Zerstörung von Jerusalem. 821.

Woyſch, O., Der Materialismus und die chriſtliche Weltanſchauung. 209.
Wüſtenharfe, die. Ins Deutſche übertragen von J. Altmann. 801.
Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte. 78.
Zielinski, G. von, Die Steppen. Der Kirgiſe. Aus dem Polniſchen metriſch übertragen von A. Weiß. 461.
Zum Zilljes gale Erbe zu [illegible] geſchmälzt. 531.
Zu den Gedenktafeln. 810.
Zur Schlichtung des Streits [illegible] Wort Schriftſteller. 693.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google